



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1836.

z w e i t e r B a n d.

B l ä t t e r

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1836.

Z w e i t e r B a n d .

J u l i b i s D e c e m b e r .

(Enthaltend: Nr. 183—366, Beilagen Nr. 13—18, literarische Anzeiger Nr. XX—XXXXIX.)

P e i p z i g :

J. A. B r o d h a u s .

1 8 3 6 .

literarische Unterhaltung.

Freitag,

Nr. 183.

1. Juli 1836.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungs-Expedition in Leipzig oder das königl. preussische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Die kaiserlich-russische Kriegsmacht im Jahr 1835, oder meine Reise nach St.-Petersburg. Von dem Generalleutnant Grafen von Bismark. Mit drei Stahlstichen. Carlshöhe, Kreuzbauer. 1836. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Diese kleine Schrift verdient in mehrfacher Beziehung ausgezeichnet zu werden; sie tritt den gewöhnlichen Begriffen, Meinungen und Vorurtheilen vieler deutschen Leser geradezu entgegen; sieh eine Art Despotismus in dem Drängen des repräsentativen Systems und entdeckt eine gewisse Freiheit in den Sitten und in der Entwicklung eines, durch absolute Gewalt regierten Staats; sie lobt, wie es auf der Oberfläche scheinen mag, unbedingt die Einrichtungen eines Reiches, über dessen Barbarei und Despotismus zu jammern oder zu schelten vorzüglich unter Leuten Mode geworden, welche jenes Land nicht kennen und gleichwol dasselbe mit den Wohlthaten ihrer von Freiheit träumenden Unkunde beglücken möchten; die Schrift ist endlich in einer eigenthümlichen Schreibart abgefaßt, welche manchem Professor, vielleicht auch manchem Kriegsminister, falls er ein Lesender ist, wunderbarlich scheinen mag, indem hier geistreiche Auffassung und poetischer Schmuck in der Darstellung von Gegenständen sich finden, die man sonst nur mit materiellen Händen anzufassen gewohnt ist, ohne dem Geiste und der schöpferischen Einbildungskraft dabei eine Stimme zu geben. Unter diesen Umständen würde es von einem anonymen Ref. eine unverzeihliche Kühnheit sein, wollte er eine Dispositionschrift, in dem ange deuteten Sinne, zu loben sich unterfangen und Theil an dem Kampfe nehmen, den sie selbst nach der Voraussicht ihres Verfassers hervorrufen muß. Am Ende der Schrift heist es:

„Wich beschlich leise die Ahnung, daß der Mißgunst böse Töne mit weitaußgemachtem Munde den Antrag stellen werde: „Kreuzige, kreuzige ihn!“

Ref. hält nicht für nöthig, solcher Mißgunst ihre Thor-

heit nachzuweisen, und ebenso wenig mag er sich an, durch Belobung der Schrift dem Verf. seinen Kampf erleichtern zu wollen. Den Parteien tritt er nicht in den Weg.

Es gibt aber Männer, welche das Unglück haben, keiner Partei anzugehören, weil ihnen die Natur das Talent versagte, in der Einseitigkeit ihr Glück und ihre Würde zu finden, und welche eben deshalb die Nothwendigkeit anerkennen, sich mit dem Geiste einer jeden Partei bekanntzumachen. Solchen Männern glaubt Ref. versichern zu können, daß sie die Schrift des Herrn Grafen Bismark mit Interesse lesen und darin Urtheile und Schilderungen finden werden, die einen Ausweg aus der gewöhnlichen, nachgrade etwas langweiligen Tagespolitik eröffnen. Die große Rolle, welche Rußland in der nächsten Zukunft zu spielen durch die Natur seiner Macht und durch die Gewalt der Dinge berufen ist, wird ihre denkende Aufmerksamkeit beschäftigen; sie werden ohne Reid und ohne Schrecken sehen, wie das jüngste Familienglied unsers Welttheils alle Keime europäischer Civilisation in sich aufgenommen, gepflegt und beschützt hat; wie riesenhaft in dem jugendlichen, von Feudaltrümmern und von der Stidluft des religiösen Fanatismus freien Boden seit einem Jahrhundert die Saat aufgegangen ist, und es wird ihnen klar werden, daß Rußland nur gegen sich selbst und sein Lebensprincip wüthen würde, wollte es die glücklich gewonnenen Kräfte zur Unterdrückung Europas und dessen Civilisation anwenden; daß sein erhabener Beruf vielmehr dahin sich richtet, im Dienste der europäischen Civilisation für diese in Asien Provinzen zu erobern, die einst herrlich blühen, ehe sie eine Deute-unverderblicher tatarischer Barbarei wurden, und die in geordneter Verbindung mit Europa zu bringen von allgemein wohlthätigen Folgen sein muß. Mit solchen Ahnungen und Ideen sich gegenwärtig in den Stagnationen des öffentlichen Lebens zu trösten und zu stärken, thut Noth für jeden, der in dem Kaßensammer der Revolutions- wie

der Befreiungskriege nicht allen Glauben an die Zukunft verloren hat; solchen Ahnungen und Ideen sich hinzugeben, war die angezeigte Schrift wenigstens für den Ref. ein wohlthuerender Anlaß; er kann nicht glauben, daß er in dieser Beziehung einsam und allein stehen sollte mit seiner Erwartung eines neuen großartigen Wends auf dem Schauplatz der politischen Welt.

Wie dem auch sei, und wenn der bedeutete Gesichtspunkt keine Anerkennung fände, sollte nicht selbst den Lesern der liberalen Partei zu rathen sein, mit den Ansichten ihrer Gegner sich bekanntzumachen? Sollte eine Gelegenheit zu solcher Bekanntheit ihnen nicht erwünscht sein? Nun, sie finden in der Schrift des Grafen Bismarck die Äußerungen eines Mannes, der den höhern Ständen angehört und den Muth hat, in unsern constitutionellen Tagen seine Meinung unverhohlen auszusprechen, ohne Dem, was man öffentliche Meinung nennt, im Geringsten zu schmeicheln, der vielmehr im Widerspruch mit derselben zu einer selbständigen Ueberzeugung und selbst zu Vorurtheilen edel und freimüthig sich bekennt, von denen er sich nicht frei wähnt. Einem solchen Mann zu hören und seine Aussagen zu wiegen, wird wichtiger sein als in den Tag hinein zu glauben, es vertrage sich nicht mit der liberalen Civilisation, in den Fortschritten der russischen Macht etwas Anderes als die drohende Annäherung der Barbarei und des Despotismus, es sei nicht erlaubt, in ihr die Bürgschaft für größere Ausdehnung und Erweiterung der europäischen Civilisation zu sehen. Der fürchten die Antirussen, den wahren Gründen der tiefen Fortschritte jener Macht nachzuforschen? Wollen sie sich durch Phrasen sichern, die solche Fortschritte für Wendweel erklären? Die Geschichte lehrt, daß kein Staat groß wurde, ohne einen tiefen Fonds geistig-moralischer Größe in sich zu tragen. Es muß auch in der russischen Macht ein solcher Fonds ihre Fortschritte begünstigen, weil in der politischen Welt so wenig als in der materiellen eine Wirkung ohne Ursache anzunehmen, und weil ohne geistiges Element überall keine politische Größe möglich ist. Das Räthsel der russischen Macht erklärt sich auch leicht aus dem Umstande, daß die russische Regierung die Civilisation als ihr Lebensprincip anerkennt, mit dessen Hülfe allein sie ihre andringenden grenzenden Fortschritte möglich gemacht hat. Und a priori ließe sich behaupten, daß ein Staat, der bei der heutigen Civilisation sich im Zustande des Sinkens und der Abnahme befindet, dieses nur seiner, der Civilisation abhainen Regierung zu danken haben würde. Biele leicht finden sich in den südlichen Halbinseln Europas bekräftigende Beispiele dieser Wahrheit. Sonach wäre die Furcht vor Russlands Uebermacht ein Geständniß der eigenen Verheertheit; denn offenbar sind die westlichen Völker civilisierter als die russischen, und diese könnten jenen nur überlegen werden, wenn die civilisirten Völker nicht zugleich einer civilisierteren Regierung unterworfen wären. Jede Schrift, welche auf diese Verhältnisse aufmerksam zu machen geeignet ist, verdient Achtung und Aufmerksamkeit. Dies werden die Liberalen nicht ablenken wol-

len. Sollten Sie aber in der „Reise“ des Grafen Bismarck Anstoß daran nehmen, daß der Verf. geradezu behauptet, die Freiheit in Rußland gefunden zu haben, so wird es dem Ref. erlaubt sein, an den relativen Begriff der Freiheit zu erinnern. Ein Volk, das seinen Sturz, Niedrig und der Stufe seiner Ausbildung gemäß, nicht nur ungehindert, sondern von einer Regierung darin begünstigt sich civilisiren kann, wird uns freier zu sein scheinen als ein anderes, bei welchem die Volksbildung mit der Barbarei seiner Regierung im Widerspruche stände, und wo das Volk seine besten Kräfte zum Vortheil barbarischer Institutionen opfern müßte.

Ein großer Theil der Schrift des Grafen Bismarck bezieht sich auf rein militärische Gegenstände, über welche Ref. kein Urtheil zu haben eingesteht. Nur so viel sei ihm zu sagen erlaubt, daß überall, wo der Verf. von den gewöhnlichen Begriffen der Militärs abweicht, er durch eine Idee geleitet wird, welche vielleicht der hinreichende Grund des Widerspruchs ist, den er hier oder dort gefunden zu haben scheint; denn die Continuumen schenken sichreden vor jeder Idee. Diese Vermuthung wird durch eine Anmerkung S. 103 bestätigt, wo es heißt:

Dem Verf. wurde von einem Dienste erzählt, welcher Chef der Kriegsadministration immer sein Verwaltungssystem gerühmt und das bestmögliche aller constitutionellen Staaten genannt habe. Mit diesem Selbstlob habe er jede Erörterung umgangen und alle Klagen der Militärs überoffiziere paciert, wie weiland Voltaire's Candide, der des Hassenlaufens, ihm er ausgesetzt war, und des eingeübten Platterbuckens ungeachtet dabei blieb: seine Welt sei doch die bestmögliche aller Welten!!!

Ach, es gibt solche weise Leute, die es dem bösen Willen zuschreiben, wenn „sachverständige Männer“ Mängel sehen und nachweisen; eine vorgeschlagene Verbesserung ist ihnen der Beweis einer revolutionären Gesinnung, und ihre Constitutionalität ist so viel als der Bestand ideenloser Mittelmäßigkeit. Diese weisen Leute werden denn auch gewaltig viel gegen die Schrift des Grafen von Bismarck anzubringen haben. Wer weiß, daß „kreuzige ihn!“ ist vielleicht eine Prophezeiung ihres geneigten Wohlwollens. — Indem Ref. einer einseitigen Opposition gegen jede Verbesserung widerspricht, muß er auf den Einwurf gefaßt sein, daß in der Bismarckschen Schrift das allgemeine Lob aller russischen Einrichtungen eben auch als eine Einseitigkeit erscheine. Ein solcher Tadel aber sollte durch Thatsachen gerechtfertigt werden. Ref., der in der Lage war, Rußland näher kennen zu lernen, hat bei der Lecture dieser Schrift keine auffallende Unrichtigkeit in derselben bemerkt. Wenn ihm nun auch die Anpreisung Bismarcks partiell schien, so durfte er nicht vergessen, daß ein Mann in der Stellung des Grafen Bismarck nicht wie ein kühner weltverbessernder Recensent schreiben durfte. Die Sprache der feinen Welt, um welche popularisirende Schriftsteller sich wenig bekümmern, befolgt andere Gesetze und weiß Bismarck den Tadel oder die Bezeichnung in das Gewand des Lobes zu kleiden, ohne darum für wahrhaft gebildete Geister weniger verständlich zu sein. Ueberall aber es Nach, daß der

Es ist ein gleich hohes Geschick wie der Schriftsteller des Augenblicks bewirkt.

Nach diesen Andeutungen gegen mögliche Einreden der Engherzigkeit erwartet man vielleicht einen Auszug aus der in Frage stehenden Schrift. Da aber ein so weitverbreitetes Blatt als die „Allgemeine Zeitung“ bereits einen zur Erwerbung der Aufmerksamkeit genügenden Auszug geliefert hat, so würde ein ähnlicher hier um so überflüssiger sein, als mit Recht zu erwarten ist, daß die Schrift bereits in den Händen solcher Leser ist, welche die hohe Wichtigkeit des in derselben behandelten Gegenstandes anerkennen und Beruf haben. 91.

Correspondenznachrichten.

Paris, Ende Mai 1838.

Herr Fulkiron ist Deputirter, Spasmacher oder Loustic, wie die Franzosen sagen, und tragischer Dichter; das Théâtre français hat Unrecht, seine Tragödien in den Cartons gefangen zu halten: es könnte goldene Berge damit verdienen. Und schritten sie so düster und schwermüthig über die Bühne wie Hamlet über den Kirchhof, man würde sich zu Tode darüber lachen mögen. Der „Charivari“ hat den Mann so zugerichtet, daß man seinen Namen kaum ohne Lachen aussprechen kann. Seine erste Tragödie hat Dr. Fulkiron vor 37 Jahren geschrieben: seitdem ist er unbeweglich in Théâtre français geblieben, er hat das Consulat erlebt, die kaiserliche Regierung, die Restauration, die hundert Tage, die zweite Restauration und die zweite Revolution: Städte stürzten ein und Berge, aber sie stand, Reiche vergingen, Napoleon fiel, aber sie stand starr und unbeweglich. Wie sie heißt, weiß kein Mensch zu sagen, das Kunstwort ist unter mythischen Wölfen verschwunden, es ist irgendwo vorhanden, aber wie ein Götterbild, das im Staube begraben liegt und über welches die Panbaken in knipfler Gleichgültigkeit weghreiten. Nur durch die Tradition eines Campenoyers weiß man, daß das Subject die Befreiung der Schweiz ist oder war. Im Jahre Gils der Republik wurde das zweite dramatische Werk des Hrn. Fulkiron von dem Lesecomité angenommen, es führt den Titel: „Vigilante“, das dritte heißt „Bormond“. Mit diesem ist das dichterische Schicksal des Hrn. Fulkiron in Stöcken gerathen, seitdem trauert er um seine Trauerspiele; wie sie in Schmerzen erzeugt worden, so erzeugen sie ihm unvergängliche Schmerzen, denen er täglich in der Kammer der Deputirten auf eine höchst originelle Art Lust gemacht.

Es werden jährlich zur Aufmunterung der dramatischen Kunst in Frankreich 1,300,000 Francs bewilligt. Diese Veranlassung ergreift der unglückliche Dichter, um die glücklichen anzugreifen. Nach drei Versuchen in der tragischen Gattung, wagte sich Hr. Fulkiron ins Gebiet der Farce, und diesmal mit allem Glücke: es ist wahr, daß er selbst als Schauspieler auftrat, und doch ist es wieder ein Glück für ihn, daß er 57 Jahre lang vergebens auf Schauspieler für seine Tragödien gewartet hat; wer würde sonst noch davon reden?

Die Discussion über die 1,300,000 Francs, welche jährlich von der Kammer zur Aufmunterung der dramatischen Kunst in Frankreich bewilligt werden, hatte aber auch ihre ernsthaften Seiten. Die Beschlüsse der Kammer werden oft mit der leichtfertigen Indifferenz gefaßt, nicht die Relation steigt, welche die besten Schände, die bedürftigsten Thatfachen anführen, sondern die, welche sich am besten productirt, sich blüht und blüht macht, und drunter und drüber Facta und Zahlen aufeinander wirft, daß den Bedrückten angst und bange wird. Am anderen Morgen findet sich, daß man auf eine falsche Angabe hin verurtheilt hat, aber es ist zu spät. Das Gesetz ist da und niemand hat die Macht, es zu zerhacken. So behauptete Dr. Fulkiron, der den Secrétaire des Théâtre français jähr-

lich zehrende Gehalt bezieht nur 1200 Francs, nach dem August dagegen 3 bis 4000 Francs, welches in Folge der mehren Jahren sich einem jedem Secrétaire des Théâtre français 10,000 Francs zugesichert, die ihnen pünktlich ausgezahlt werden. Ferner führte Dr. August, die Garbetheiligkeit der Theater von Seiten der Kammer erweisend, die ländlichen Theater an; allerdings werden diese von der Regierung nicht unterstützt; aber dafür sind sie auch in der Sommeraison geschlossen und befinden sich fortwährend im Zustande des Bankrotts, und dann gibt es in London keine einzige Bühne mehr, auf welcher die Dramen von Shakspeare gegeben werden. Um die Oper ist es daselbst sehr schlecht bestellt; die pariser oder vielmehr italienischen Virtuosen müssen sich gefallen lassen auf der londoner Bühne neben den erbärmlichsten Stümpern zu singen. Ausser Fulkiron und August, trat noch ein Dritter auf, Amilhou, Präsident an einem königlichen Gerichtshof; ein Magistrat braucht nicht zu wissen, was hinter den Coulissen vorgeht, er soll es gar nicht wissen, soll aber auch nicht darüber vor einer gesetzgebenden Versammlung sprechen. Dr. Amilhou behauptete mit einer unglaublichen Dreistigkeit, die königliche Oper brauche mehr für Beleuchtung, Decorationen und Costume als die Académie royale de musique. Es fand sich Niemand, diese absurde Behauptung zu widerlegen. Ohne hier die Summen, welche beide Theater zu diesen Zwecken verwenden, einander gegenüberzustellen, bemerken wir bloß, daß die Beleuchtungskosten der großen Oper, welche dreimal die Woche spielt, jährlich 90,000 Francs betragen, und daß das in Scene Setzen der „Jüdin“ und der „Hugenotten“ zusammen auf 250,000 Francs kostet.

Dr. Amilhou fragte unter Anderm auch, was von der Opéra-comique in 50 Jahren übrigbleiben würde? Das ist in der That eine wunderliche Frage; was wird in 30 Jahren vom Appellationsgericht des Hrn. Amilhou übrigbleiben? Vielleicht noch weniger als von dem erwähnten Theater. Von diesem werden wenigstens einige Reste noch genannt werden. Die „Dame blanche“ und der „Père aux clercs“ sind dabei vielleicht vergessen, nicht aber Vogelstein und Perod. Die heutigen königlichen Opern sind Werke von ganz anderem musikalischen Gehalte als Alles, was Méhul und Grétry hervorgebracht; wer versagt aber diesen Knapen die schuldige Achtung? So sind aber die Pariser, unsrer in Allem, leidenschaftlich in Allem, besonders wenn die Citelkeit im Spiele ist, wenn es sich um Ruhm und Ruf in Kunst und Krieg handelt. Die Redner in der Kammer sagen: Frankreich hat keinen einzigen großen Schauspieler mehr; morgen liest man in einem Feuilleton, die Dorval hat die Zuschauer durch ihr meisterhaftes Spiel entzückt, oder Bouffé ist der erste Komiker seiner Zeit. Das ist er aber auch, in Frankreich wenigstens; leider befindet er sich in sehr bedenklichen Gesundheitsumständen, man gibt ihm nur noch einige Jahre zu leben, das mag seine Reider und Rivale trösten; seine Kollegen sind ihm daher alle gur; nach der ersten Vorstellung des „Gamin de Paris“ trugen sie ihn im Triumph über die Bühne.

Aber wo bleibt Dr. Fulkiron und seine Komödie? Doch der Mann mag es gut meinen, und eine gewissenhafte Überzeugung verdient Rücksicht und Schonung. Mögen die pariser Feuilletons sich über ihn lustig machen, wir wollen die Sache ernsthaft nehmen, wie es sich ziemt, wenn die literarischen Interessen einer geistreichen Nation im Spiele sind, die von ihrer Europa so mächtig anregt. „Diese Bizarre des Théâtre français“, sagt Dr. Fulkiron, „wird man Französisch daselbst spricht, das ist die Bedingung, und qua non.“ Seitdem Französisch geschrieben wird, hat diese Sprache vielfache Umgestaltung erlitten; vor z. B. an das Französisch von Rabelais gewöhnt war, mochte große Augen machen, als Montaigne anfing zu schreiben, zwischen diesem und Rabelais ist ebenso wenig Analogie, wie zwischen den Ideenbüchern aus der Kaiserzeit und dem marth. Wir können uns das Vergnügen nicht versagen, einige Worte von Dumas in der Uebersetzung auf Hrn. Ful-

Chiron's Ausfälle hier anzuführen, nicht sowohl weil sie als eine kritische Antwort gelten sollen, als weil sie dem Dichter, der seinen Rivalen so vollkommene Gerechtigkeit widerfahren läßt, zur Ehre gereichen. „Der erste Vorwurf, den Hr. Fülchiron dem Théâtre français macht, ist, daß man daselbst nicht mehr Französisch spreche; dieses ist besonders auf B. Hugo abgesehen. Unter den Schülern Chateaubriand's, dessen Sprache alle Besucher gebührend bewert hat, ist keiner, der sie mit so viel Geschick zu handhaben weiß als Hugo. Hätte Hr. Fülchiron die „Walladen“ und „Orientales“ gelesen, so würde ihm eingeleuchtet haben, daß Hugo nicht allein ein großer Dichter, sondern auch ein großer Sprachkennner ist; wenn Hr. Fülchiron „Noire Dame de Paris“ gelesen, so würde ihm klar geworden sein, daß Hugo auch als Prosaist groß ist. Es ist dieses nicht meine Ansicht allein, es ist auch die der Herren Guizot, Lamartine, Robier, Chateaubriand, die Hr. Fülchiron mit Erlaubnis wird in dieser Sache als gültige Richter aufzustellen.“ Fahren wir nun in Beleuchtung des Plaidoyers des Hrn. Fülchiron gegen die Romantiker weiter fort: „Man spielt auf dieser Bühne Stücke, welche alle Regeln des Anstandes über den Haufen werfen. So hat man da ein Stück gesehen, in welchem eine Diktäre (femme impudique) den Sieg über die rechtmäßige Gattin erringt („Angelo“); ein anderes, in welchem ein junger Mann erscheint, der, von einem grimmigen Dichterstolz getrieben, der Gesellschaft flucht und sich erdolcht; er hätte Geschlechter gethan zu arbeiten („Chatterton“).“ Vielleicht ist letztere Behauptung, so phyliströs sie auch klingt, sehr richtig; wenn aber Alle thäten, was sie sollten, wie wären die Menschen auf die Idee gekommen, Trauerspiele zu schreiben? Wenn alle Weiber nach der Schnur gezogen wären, wenn Jeder seine Gefühle und Leidenschaften in Reize und Glied in sich herumtrüge und sie aufs Commando traben, galoppiren oder Halt machen ließe wie ein Kürassieroberst sein Regiment, wo kämen dann die Schlächten her, die großen Verbrechen und der Kampf des Menschen gegen das Schicksal? Und wer zum Herten möchte in einer so correcten Welt leben? Und haben denn die französischen Romantiker den Ehebruch... die Nothjucht erfunden? In welcher Zeit hat man Tragödien mit Rosen und Turmeläuben und Schäferinnen am klaren Bache und Nachtigallen geschrieben? Die Pelopiden verstehen sich so gut aufs Schlachten wie nur irgend ein Held der neuern französischen Dramen; und gibt es eins darunter, in welchem ein Wütherich seinen Revue zu Beefsteaks zerhackt und seinen Bruder damit tractirt? Hernant stirbt, um ein gegebenes Wort zu halten, die Herzogin von Guise gesteht ihrem Geliebten erst im Augenblicke des Todes, daß sie ihn liebt, Drestes tödtet seine Mutter absichtlich mit vollem Bewußtsein; erst nachdem Lucrecia Borgia von ihres Sohnes Dolch getroffen ist, ruft sie aus: „Je suis ta mère.“

„Ich verlange nicht“, sagt Hr. Fülchiron, „daß man nur Theaterstücke schreibe wie Corneille, Molière und Racine; in dem da die Regierung die Oberaufsicht hat und Geld zuschießt, so sollte sie die Darstellung von Theaterstücken untersagen, welche dem guten Geschmack und der Moral zuwider sind; das Théâtre français sollte die guten Traditionen aufrechterhalten, dann würde man auch bald alle literarischen Rekerien los.“

Auf diesen Theil seiner Diatribe antwortete Hr. Thiers. Als er zum Ministerium gelangte, stand das Théâtre français auf dem Punkte, Bankrott zu machen; er hoffte es mit Hülfe des alten Repertoires zu retten, daher gab er Befehl, Corneille, Racine und Molière so oft als möglich und mit Ausschluß der modernen Dramen aufzuführen. Hr. Thiers hat sich regelmäßig die Register des Theaters vorlegen lassen und daraus gesehen, daß die Einnahmen, Glas ins Andere gerechnet, sich nicht über 7—800 Francs belaufen, also ungefähr 7—800 Francs weniger als die Kosten. Somit hätte die Selbstbewilligung auf 600,000 Francs müssen gesteuert werden, um das Théâtre français in dieser Richtung fortzuführen. Hierauf entschloß sich der Minister, die Reiterdramen, die Produkte der

Barbaren, die dem Deutschen und Engländer noch gebilligter angesehen zu Hülfe zu rufen, ohne welche es plattrechtlich unmöglich würde gewesen sein, die großen Muster aufrechtzuerhalten. „Henri III.“ und „Hernani“ trugen dem Theater in einem Jahre 420,000 Francs ein, also 200,000 Francs mehr, als der Zuschuß der Regierung beträgt. Gegen solche Gründe ließ sich nichts einwenden, die Romantiker beklagten auch diesmal Macht und ihren Dramen steht das Théâtre français offen, nach wie vor.

Der „Charivari“ ließ nicht lange auf sich warten, schon am andern Tage war die Rede des Hrn. Fülchiron in Versen parodirt; Tags darauf, nämlich vorgestern, erschien eine „Tragédie parlementaire“. Man hat viel von den sieben Tragödien des Hrn. Fülchiron gesprochen, heißt es in der Einleitung, und namentlich von „Le cataplasme“, die, obgleich nicht die längste, doch gegenwärtig die berühmteste ist; wahrscheinlich wünschte Hr. Fülchiron, daß die dramatische Literatur auf diesem Wege, mittels Gendarmen und Subventionen weiter geführt werde. Der vollständige Titel lautet: „Le cataplasme, tragédie en trois actes et en vers, par M. Fülchiron, mise à l'étude le 22 Février 1799, et non représentée au théâtre français.“ Erster Aufzug. Das Theater stellt das Schlafzimmer der Königin Pläme vor, Frau des Königs Ganut. Der junge Zard, Stallmeister des Ganut, küßt der Königin die Hand.

Zard. Pourquoi donc te plonger dans ce sombre marasme.

Pläme. Ah! peux-tu demander, cruel, ce qu'a ta pläme.

Pläme ist eifersüchtig, Zard beruhigt sie; sie fürchtet die Rache ihres Mannes; Zard macht die scherzhaften Bemerkung:

Dieu n'a pas permis, dans son calcul profond,

Que les yeux d'un mari puissent voir sur son front.

Ganut erscheint, Zard versteckt sich in den Uhrkasten; Ganut sagt der Königin, er wolle um 11 Uhr im Staatsrath präsidiren, Zard läßt kurz darauf eif schlagen; Ganut entfernt sich, hierauf springt Zard zum Fenster hinaus. Der König erscheint, tritt kurz darauf wieder ab und wird im Gange verwundet; hiermit schließt der erste Act. Im zweiten Acte liegt der König Ganut zu Bette; Zard wird als Königmörder angeklagt; „El, que c'est laid, Zard“ (lézard), spricht der König zu ihm und verbannt ihn zum Tode. Im dritten Acte bringt das Volk einen tollen Hund herein; von diesem ist Ganut gebissen worden und es zeigt sich, daß der Hund am Schwanz verwundet ist; der König hatte früher erzählt, er habe nach seinem Mörder gestochen, Ganut stirbt an der Wundfäule; der Hofnar macht die Bemerkung, es sei eine gerechte Bückung des Himmels: „Il a fait enragé son peuple si souvent.“ Wir haben vergessen zu berichten, daß Zard beim Springen aus dem Fenster sich am Arme verwundet; Pläme, Ganut's Witwe, will ihre Verbindung mit Zard verschieben, bis dessen Wunde geheilt ist; Non, entgegnet Zard,

Non! je veux au plutôt être l'époux de Pläme

L'hymen sera pour moi le meilleur cataplasme.

Ganut ist in Lyon ein Epigame der Seidenfabrikanten; Fülchiron besitzt Seidenfabriken zu Lyon. Zard bedeutet nichts und dient nur, das Wortspiel laid Zard (lézard) herbeizuführen.

41.

Notiz.

Der ausgezeichnete englische Maler W. Einton hat ein höchst großartiges Bild aufgestellt: das alte Jerusalem während der hereinbrechenden Finsterniß, welche die Kreuzigung begleitete, das wol das schönste Stück der neuerlichen londoner Kunstausstellung gewesen sein möchte. Das Sujet ist genial; man muß es als das größte Nachstück bezeichnen, das es geben kann; auch hat der Maler sein ganzes Talent aufgeboden, um das Ganze, Dunkel, Mächtliche jener großen, aber finsternen Stunde recht energisch darzustellen.

11.

Faust, ein Gedicht von Nikolaus Lenau. Stuttgart, Cotta. 1836. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Von allen mythischen Geschichten und Sagen, welche die christlichen Völker und Jahrhunderte durchwühlten, ist die Faustsage die reichste, allgemeinste und innerlich gewaltigste. Denn obschon die Sage vom ewigen Judentum unmittelbar auf die Religion der Welt und des Geistes selbst, mithin auf das Höchste und Heiligste bezieht, was gedacht werden kann, so ist doch dieser Bezug, gegen die Art und Weise, wie die Faustsage von ihrem Inhalt durchdrungen wird, nur ein äußerlicher zu nennen. Denn in dieser liegt die allgemeine Geschichte des Gedankens selbst, hier zwar in der besondern Form dargestellt, daß er als Zwiesfält zur Hölle führt, jedoch so, daß alles Denken überhaupt und alle Objecte des Denkens, mithin das ganze menschliche Dasein in diesem hinabwärtsführenden Streben mitenthalten ist. Welt aber das menschliche Sein zugleich das Göttliche ist und Gottes Macht und Existenz nicht außerhalb der Welt und hinter der Welt zu suchen ist, so ist auch in der Faustsage das Wirken und Sich-Manifestiren der Gottheit mitenthalten, dieser erhöhte Inhalt aber nicht als ein ruhiges Abhangeln des Göttlichen im Menschlichen zu begreifen, sondern wie zuerst das Menschliche als Subjectives und Einzelnes der Gottheit gegenübertritt und in diesem Hohn führen des bösen Willens offenbart, so stellt sich nun im Verlauf des Ganzen das Böse dem Guten, Mephistopheles dem Herrn, der Teufel der Gottheit feindselig gegenüber und das Verhalten beider Mächte zueinander wird zum wahren Kampf. Erscheint also gleich in dem „Prolog im Himmel“ Mephisto als ein bevollmächtigter Abgesandter des Herrn, der ihm frei gibt, auf Erden und gegen Faustum seine böse Macht und Willen zu manifestiren, so ist doch dieser Act der Freilassung andererseits ebenso sehr als der Abfall des Bösen vom Guten und als die Selbstankündigung des Bösen in sich zu fassen, welche freilich, weil das Gute die absolute Wahrheit ist, nur ein Schein ist, deren Wirklichkeit jedoch besteht und nicht geleugnet werden kann, so lange der Kampf währt. In diesem, der nicht als allgemeines Weltmach, aber in dem Einzelnen, in dem Subject, in dem Faust, der Jahrhunderte ein ewiger ist, nachempfunden und bewahrt das Böse fortwährend seine Existenz, sowie in dem Ende des Kampfes, wo sich das Böse stets

als überwunden zeigt, das Gute und Göttliche immerdar sein Gericht hält. Welt aber nicht der Kampf selbst, der als solcher nur Einzelnes und Besonderes zeigt, sondern erst des Kampfes Ende das Allgemeine ist, so erscheint als unabänderliches Schlussergebnis der Faustsage immer der Gedanke, daß nur das Göttliche das Allgemeine ist. Mithin beschließt sich die Sage im Absoluten selbst, und die Allmacht Gottes erscheint als leuchtende Schlusstophe in der rein biblischen und religiösen Frage: Lob, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg?

Es ergibt sich hieraus, daß, im Vergleich beider Sagen, der Gegenstand der Ahasverussage: der Glaube, der Gegenstand aber der Faustsage: das Denken, oder richtiger der Gedanke ist. Denn Ahasverus wird verflucht und verdammt, weil er nicht glaubt, weil es in der Schrift heißt: der Glaube macht selig, darum ist er unselig, seine Unseligkeit aber wird alsobald von ihm genommen werden, wenn er zum Glauben sich wendet; in dieser letzten Aufgabe, deren rechten Sinn Ahasverus selbst nicht kennt, beruht seine Identität mit dem jüdischen Volk, dessen Messias nicht kommt, so lange Israel währt, aber erscheinen wird in dem Augenblick, wo Israel sich von sich selbst scheidet, d. i.: an Christum glaubt. Hingegen Faust's Fluch ist nicht der Unglaube, sondern das Wissen und Essen vom Baum der Erkenntnis. Durch das Denken führt sich Faust zur Sünde, mithin ist es die Wahrheit selbst, die seinen Abfall bewirkt. Auf diesem ewigen Bewußtsein Faust's, daß es die Wahrheit ist, von der er ausgegangen, beruht sein Trost, in welchem er den freiwilligen Abfall von Gott nicht als ein Vergehen, vielmehr als Nothwendigkeit betrachtet und sich deshalb mit Selbstbewußtsein und klarer Einsicht in sein Thun dem Teufel übergibt.

Es liegt in dem Wesen der Faustsage selbst, daß sich die Poesie ihrer als Objectes fort und fort, von Jahrhunderten zu Jahrhunderten, von Volk zu Volk bemächtigt und dies unerschöpfliche und ewige Thema, weil es ein ganz unendliches ist, hierhin und dorthin variiren wird. Welt also das ewige Faustgedicht beinahe noch nicht abgeschlossen ist und folgende Zeiten und Epochen noch manchen Faust bringen werden; weil hier eben wieder ein neu Gedicht aus diesem geschlossenen Kreise vorliegt, so ist es erforderlich und nothwendig, genau und fest den

ursprünglichen Sinn und Begriff dieser Sage sich aufzustellen und festzuhalten, um zu sehen, ob das Neue, was hier geschieht, entsprechend sei und einen Progreß des poetischen Gedankens enthalte. Zu diesem Ende soll hier in wenigstens zwei Puncten der wahre und rechte Begriff der Faustsage entwickelt werden. Es ist nicht allzuleicht, ihn herauszuarbeiten, denn manche stürmische, wol gar unsäugliche Geister haben das reine Object sehr getrübt.

Eine Nebenbetrachtung wird uns auf das Centrum führen: Ein deutscher Dichter hat die Faustsage mit der Don Juansage verbunden. Ist die Ausführung dieses Gedankens gleich nicht entsprechend gewesen, so ist doch der Gedanke selbst tief, großartig und berechtigt und zeigt einen wesentlichen Fortschritt des Gedankens der Sage selbst. Denn in der Faustsage selbst schon liegt der ganze Don Juan als secundäres Element, oder besser als ein zweites Moment, das aber in der Faustsage wiederaufgehoben wird. Jener Dichter nun hat in seinem höchsttönen Gedicht eigentlich nichts gethan, als beide Momente, das Haupt- und das Nebenmoment, geschieden, nebeneinandergestellt, jedes für sich in seiner Besonderheit entwickelt und endlich beide wieder zusammenfallen lassen. Unser Begreifen der Sache wird einen Schritt weiter thun, sobald wir uns fragen: Was fehlt dem Don Juan, um Faust zu sein? Hierauf wird geantwortet: der Gedanke. Was Faust in sich darstellt, nachdem er ein Strebender nach Wissenschaft, ein Zweifelnder und Verzweifelter, ein Abgefallener vom Guten, ein Eigenthum des Teufels und somit ein um seine selbständige Selbstsuche Betrogenener geworden ist, nachdem er mithin diese ganze Vergangenheit, so unendlich inhaltreich, zurückgelegt hat, — das ist Don Juan von Haus aus. Faust ist nämlich nun der wüste Gessell, der das Leben und die Lebenslust im Genuß ohne Rücksicht und Rückhalt hinabschlingt. In dieser Epoche von Faust's Geschichte ist der Gedanke gemordet. Der Wüstling ist gedankenlos. Er ist der leibhafte Don Juan, aber geistig hat er eine Potenz mehr, weil Don Juan keine Vergangenheit hat. Darum kündigt sich in Faust jene wüste, Alles in Lust verschlingende Periode sogleich als eine Durchgangsepoche an, denn im Genuß hat er ja nur die Begierde, während Don Juan in der Begierde schon den Genuß und in dem Genuß die Freude an der Sünde hat. Don Juan hat die freie Lust, Faust die Lust der Verzweiflung; darum wird Faust wieder der Mörder seiner Lust, Don Juan aber wird in der Lust von den Rachegöttern gemordet. Hier deckt das Grab den Bösewicht und die Geschichte ist aus; dort heßt, nachdem der Teufel ihn hingenommen, erst der allgemeine Bezug des Verdammten auf die Menschheit an.

Wir stehen auf demjenigen Punct der Faustsage, wo so manches Talent gescheitert ist, wo auch Lenau in diesem seinem Gedicht, das viel Schönes im Einzelnen enthält, die Wahrheit verloren hat. Die Einen nämlich lassen Faust in der Lust untergehen; die Andern lassen ihn nicht einmal die Lust voll genießen. Unter den Letztern Lenau. Ergreifen wir sogleich das Centrum, welches ist dies? Dies

ist der tief sinnige, denkende Mensch im Gegen-
satz zur objectiven Wahrheit, und der Anfang der Geschichte ist da, wo in dem Denker, in Faust, das Einzige zum Grabe hin wird. Der Einzige, der diesen Anfangsmoment richtig ergreift, das ist Göthe. Seitens dieses Begriffs zeigt Faust im Studienzimmer. Dieser Anfang im Studierzimmer ist ein so wesentlicher Punct, daß in jedem andern die wahre Genesis des Faustischen Abfalls verloren geht. So bei Lenau, der uns Faust zuerst auf einem Morgengang, zweifelnd an der Natur, hiernächst aber im anatomischen Saal, verzweifeln an der Wissenschaft vorstellt; vielmehr aber ist die Verzweiflung an der Wissenschaft bei ihm schon vollbracht, denn die Wissenschaft liegt, symbolisch, als Leiche daam vor ihm. Der Gedanke, wie die ganze Scene, die Mephistopheles unterbricht, ist schon, allein als Anfangspunkt zu verwerfen.

Verlieren wir aber bei diesem Hinblick auf die Dichter nicht das Centrum der Sage, woraus sich deren eigentlicher Begriff ergeben muß: des grübelnden Denkers erster Schritt nämlich ist das Aufgeben der abstracten Wissenschaft und die Hinwendung auf die Natur und deren Inneres, an welcher in dem vorliegenden Gedicht der Dichter schon im Voraus Faustum verzweifeln läßt. Worin also, dies eingesehen, der tief sinnige Progreß des Verfalls und Abfalls besteht, ist, daß Faust nicht den Teufel (wie bei Lenau u. A.), sondern den Erdgeist beschwört, den Geist der Natur, für welchen aber Mephistopheles erscheint. Faust hat nun zwar den Satan selbst, aber noch ist er nicht schuldig, denn er hat ihn nicht gewollt; dennoch aber war dessen Kommen eine Nothwendigkeit, denn Faust gab sich unwillkürlich, im dunkeln Drange dem Bösen hin, indem er den Irrthum beging, Erkenntnis von den Mächten der Natur und nicht vom Geist Gottes zu begehren. Dieses wichtige und tiefe Moment hat abermals Göthe festgehalten, unser Verf. aber gänzlich fallen lassen. In dem fernern Progreß nun hält Faust immer noch die Erkenntnis und das Streben darnach fest, und zwar mit solcher Gewalt (denn der Gedanke läßt sich nicht mit einem Streich todtschlagen), daß Mephistopheles die Einsicht gewinnt, er müsse, um jenen ganz zu besigen, ihm zu Leibe gehen. Der Leib nämlich hatte zeither in Faust gänzlich geschwiegen, weil ihn der grübelnde Gedanke ganz beherrschte; nun aber erweckt Mephisto diesen Leib aus seinem Schlummer, indem er ihm seine volle Gewalt einräumt und die unbändige Lust in ihm erregt. Sein Ziel verklerend, verschreibt sich also Faust. Weil jedoch von ihm, da er sein Denken und Streben und in diesem die Wahrheit selbst aufgibt, nur das Göttliche selbst verschmährt wird, das ja der Inhalt aller Erkenntnis ist, so lehrt dies verschmähnte Göttliche ihm auf seiner nun beginnenden Lasterbahn, in anderer Form, als rein religiöses Mysterium, als Heiliges, Verglaubtes, als Orgelson und Osterfeier, als wehmüthige Erinnerung an gläubige Kinderzeit wieder. Aus diesen Klängen spricht der Himmel, aus diesem aber Gott und die Wahrheit. Mephi-

kapitel aber hat das heilige Ideal und potenzirt fort und fort durch Erregung der Macht des Leibes. Auch diesen bedeutungsreichen Inhalt hat unser Verf. und darin eben das Wesen Satans ganz verkannt; denn bei ihm vergißt, so fortwährend der Teufel dem Faust seine Lust, weshalb dieser endlich durch Selbstmord untergeht, ohne je die Lust genossen zu haben. Ein ungeheurer poetischer Irrthum! So springt denn endlich, und ganz natürlich, Faust aus Wismuth und Ekel in das Nichts, nachdem ihn der Teufel abscheulich geprellt, was er jedoch nicht gemerkt hat. Dieses Ende Faust's ist die schwächste Partie in Lenau's Gedicht. Der Faust, der sich umbeiragt, ist nicht mehr Faust, sondern in dem Begriff der Faustsage liegt es notwendig, daß ihn der Teufel hole. Denn sein Abfall von der Wahrheit und dem Gottesinhalte der Welt rächt sich eben dadurch, daß Faust nicht zu Gott hinüber begehren, und eben weil er alle Mächte des Himmels in seinem Bewußtsein verloren, von der Erde nicht lassen kann. Ja, das Heilige selbst, dessen Glauben und Wissen zwar er verloren, das aber dennoch seine negative Macht an ihm nicht verloren hat, fesselt ihn an die Erde und manifestirt diese Macht in der irdisch-reinen Liebe Gretchen's, welche Faust mit seiner letzten Willenskraft und Teufelsgewalt befreien will. Auch dieses Hauptmoment, dieses heilige Band, das am Schluß der Faustsage den Himmel mit der Hölle verbindet, hat der moderne Dichter ganz übersehen. Sein „Faust“ hat kein Gretchen. In diesem Mangel liegt ein abermaliges großes Versehen. Denn was, dem Inhalt und Sinn der Sage nach, Faustens von der Erdenlust, die er in ungeheuern Lüsten genossen, die ihn aber nicht befriedigt hat, so wenig, daß dadurch nicht einmal der Pact mit dem Satan ganz erfüllt worden, was ihm zuletzt von dieser Lust, die Faust selbst im Genuß verzachtet, übrig bleibt, ist eben Gretchen, die Trägerin der reinen Erdenliebe, die in der Verführung und im Verbrechen sich rein erhaltende und in Todesnoth dem Himmel sich übergebende Seele. Weil Gretchen ist und gefangen ist, kann Faust nicht von der Erde lassen. Aber der Teufel übt seine Teufelstunst und entrafft ihn. Wohin? Das ist nicht darzustellen; denn die Faustsage ist ihrem Wesen nach ein Fragment. Aber in das Nichts auf keinen Fall, denn Satan kann nicht vernichten. Fassen wir nun das Einzelne, was hier über den wahren Sinn der Sage in Bezug auf Lenau's Gedicht gesagt worden, in eine geistige Summa zusammen, so ergäben wir als Schlüßgedanken die Frage: Wird es für Faust, den der Teufel geholt, ein Dürben geben womit wir auf den Anfang der Sage zurückgewiesen werden. Weil dieser Anfang das Subelnde, Erkenntniß, Wahrheit suchende Denken des Subjects war, so wird es nun so lauten müssen: Hat Mephistopheles Faust's Denken zu Grunde gerichtet? Die Antwort lautet: Nein. Die Offenbarung aber und wahre Deutung der Sage möchte diese sein: Ganz gleichgültig nämlich ist es, was, nachdem Weibe, Faust und Mephisto, auf schwarzen, feuerstammenden Rossen in den Lüften geritten sind, nunmehr aus Faust's Dasein

und seinem Denken geworden, sei oder werden könne; denn die fragmentarische Geschichte ist jetzt in der That aus und die allgemeine Betrachtung tritt ein. Faust hat sich durch seinen Pact mit dem Bösen, auf dessen mehr oder minderm Erfülltsein es eben wieder nicht wesentlich ankommt, alles Heiligen und Göttlichen begeben, sowie allen Segnungen desselben. Er hat die Wahrheit da gesucht, wo nur die Lüge haust. Sein Irren ist seine Sünde. Aber dennoch ist, weil er nun nicht mehr in Gott und in der Wahrheit ist, sein ganzes Dasein zur Lüge geworden, nach dessen Bedeutung, Wesenheit, Fortsetzung und Folge man eben deshalb nicht ferner fragen muß. Aber weil sein Irrthum der reine des Menschseins und des Denkens ist, so ist der Inhalt seines Daseins und seiner Schuld als ein rein geistiger und allgemeiner menschlicher der Menschheit unverloren, und seine Geschichte erscheint mithin für diese als die allgemeine Geschichte des im Denken und der Erkenntniß sich verirrenden Subjects überhaupt. Wer kann noch zweifeln, daß diese Geschichte nun ein allgemeines Eigenthum der Menschheit wird? Wie Christus, der Herr, der den Himmel Befahren und seines Daseins freiwillig sich Entgebende, in dem Bewußtsein und durch das Bewußtsein der christlichen Gemeinde lebt und ewig lebt, so lebt Faust, der am Denken und an der Macht des Bösen Gescheiterte, ewig in dem Selbstbewußtsein aller nach Erkenntniß strebenden Subjects, deren mögliches Schicksal er in seinem Schicksal vorausverlündigt, die er aber darin vor dem verfluchten Wälten des Bösen, vor der Nacht und Hölleseite aller Wissenschaft gewarnt, denen er den Punkt aufgezeigt hat, wo in der Weiterkenntniß die Verdammniß haust. Er ist verdammt, damit wir selig werden. Wer fragt noch nach Faustum, seinem Fleisch und Blut und seiner armen Seele? Aber sein Denken, seine Gedanken sind gerettet, sie sind unser, unsers Wesens, und sie zeugen sich fort von Geschlecht zu Geschlecht in unserer Wissenschaft und Poesie und ganzen weiterergreifenden Erkenntniß.

Einer solchen Ewigkeit in der denkenden Gemeinde würde jedoch die Faustsage entbehren, wenn sie Das wäre, als welches sie hier in dem Gedicht Lenau's erscheint. Hören wir seinen Faust in folgenden kraftvoll-deftinigen, aber unwahren Strophen verzweiflungsvoll, düster nach dem Nichts, sich also äußern:

Ein unermessliches Verlangen
Ist meinem Innern aufgegangen;
Eist war's ein glühendes Entbrennen,
Die Welt zu fassen im Erkennen,
Nun würde mir, gestöpft in vollen Sägen,
Erkenntniß nimmermehr genügen.
Wenn ich die Welt auch denken lernte,
So bleibt sie fern und doch meinm Arme;
In Einzelwesen kalt zertrümmert,
Wo Keines sich des Andern kümmert.
So lang' ein Raß auf Eiden glüht,
Der nicht durch meine Seele sprüht,
So lang' ein Schmerz auf Erden liegt,
Der nicht an meinem Herzen nagt,
So lang' ich nicht allwärtig bin,

Literarische Unterhaltung.

Sonntag,

Nr. 185.

3. Juli 1836.

Geschichte des deutschen Volkes und des deutschen Landes. Für Schule und Haus und für Gebildete überhaupt. Von Karl Wilhelm Böttiger. Erster Band. Mit acht Stahlstichen. Stuttgart, Scheible. 1835. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Die Phasen der deutschen Reichsgeschichtsschreibung seit 150 Jahren lehren uns im Stufengange des Bedürfnisses der Lesewelt den Gang der äußern und innern Schicksale unsers Vaterlandes. Als der westfälische Friede einem künstlich zusammengefügt, gesellschaftlichen Zustande die Dauer zu verbürgen schien, mußte die praktisch-gründliche Selbsterkenntnis unserer Geschichte sich annehmen, weil ohne ihre Kenntniß das öffentliche Leben nicht verstanden werden konnte; es trat das Alter der lateinischen und deutschen Compendien ein, wie sie reihenweis in statlichem Quart vor uns stehen: die „Vollständigen Einleitungen in die deutsche Reichs-, Staats- und Kaiserhistorie“ u. s. w. bis auf das „Corpus historiae Germanicae“ von B. G. Struve. Die Nothwendigkeit gelehrter Geschichtserkenntnis für den Rechtsgelahrten und jeden höhern Beamten wurde allmählig erlebte, als unser Friedrich einen heftigen Griff gegen die morischen Stützen des heiligen römischen Reichs deutscher Nation gethan und der Geist des Jahrhunderts sie vollends zusammenbrach; die neuere Philosophie bemächtigte sich zersetzend des Gegenstandes und verlangte eine andere Bearbeitung als vom staatsrechtlichen, politischen, kirchlichen oder fürstlich-genealogischen Standpunkte aus. So drängte sich denn eine zweite Reihe deutscher Geschichtsbücher aneinander, mehr zur Unterhaltung und müßigen Belehrung als der wissenschaftlichen Strenge beflissen; Ignaz Schmidt, Heinrich, Gallotti u. A. hoben eine, von der pedantischen Nüchternheit der Reichshistoriker verschmähte Seite hervor, Cultur- und Sitten-geschichte, inneres Leben; dazwischen verfolgte der ehrenwerthe Dom. Häberlin die alte Weise aus seiner Jugend, hatte aber gewiß das grausamste Geschick zu erleben, welches je einen Gelehrten ereilte: nämlich, daß seine Wissenschaft, der er mit einer nur unsern Vätern bekannten Mühseligkeit geblent, die sein Mannsalter zu Ehren brachte und die er seinen Jüngern als den Weg zu Adel, Würden und Reichthümern empfahl, daß die deutsche Staats-, Reichs- und Rechtsgeschichte als unnützer Pflaster in den Winkel geworfen wurde. Pütter, dessen Wirksam-

keit größtenteils in dieselbe Zeit fällt, durfte diesen Schmerz nicht theilen, weil er, ein philosophisches Element festhaltend, die deutsche Reichsverfassung in ihrer Entwicklung verfolgte, und an das Ende des Verderblichen gewöhnt war. Mit Nieboer hatte ein skeptisches, rasonnirendes, der Ältern Bißge aufdeckendes „junges Deutschland“ begonnen; der Drang und die Schmach der Gegenwart machte auch das Interesse am Vergangenen erkalten; konnte, so dachte man, Das je Besseres gehabt haben, was so kläglich auseinanderfiel? Nur Wenige, etwa patricische Liebhaber oder patriotische Einsiedler, beschäftigten sich noch mit der allgemeinen deutschen Geschichte; die Vermittelung der Gegenwart mit der Vergangenheit war zerrissen; was kurz vorher noch als Leben gegolten, war Archäologie geworden. Jetzt mußte ein Gleichhorn kommen, um, man möchte sagen, den großen Todten noch einmal lege artis zu seciren und die Präparate in einem reichen Museum wissenschaftlich geordnet aufzustellen. Aber die Unlust am Gewordenen, Unsichern durfte bald tiefere Gemüther in die Vergangenheit, in die Wissenschaft überhaupt zurückweisen, und ehe noch ein neuer Werdetag für das zertretene Nationalgefühl andruch, regte sich die Liebe für die untergegangene deutsche Welt mächtig und vielgestaltend. Zu den Vorzeichen des Bessern rechnen wir Fr. Willen's „Handbuch der deutschen Historie“, im Glauben an das Unvergängliche des deutschen Wesens, verfaßt zu einer Zeit (1810), als dieser Glaube unser einziges Gut war. Wie nun seit 1814 in Tausenden (man rechne auch die arbeitenden Glieder der zahlreichen Vereine für provinziale Geschichte und Alterthumskunde) eine gemüthliche Hest erwachte, die Geschichte des Vaterlandes in allen ihren Theilen, in allen ihren Arten neu zu begründen, zu durchforschen, wie man Alles revidirte und am Alten wie an einem Neuen Maßstab sich freute, wie ein prächtiges Pompeji zu Tage gefördert wurde unter dem Schutte: ist hier nur anzudeuten nöthig. Wir behaupten, daß die neugekräftigte Liebe zu unserer Geschichte, die Erfindung des eignen Werthes aus der Vergangenheit als eine der schönsten Früchte des Nationalkampfes zu betrachten sei. Nachdem nun 20 Jahre mit Geistes-hunger an dem Particularen sich gewendet und befriedigt hatten, war es Zeit geworden, das monographische Aufgedeckte, Ausgeschälte, als löbliche Einzelheit

Ausgestellte unter einem reichen Blick zu vereinen und entweder, wie in Luden's riesigen Werke, Alles, auch die geringern Momente der Forschung in ihrer Bedeutung zusammenzufassen, oder für die gebildete Lesewelt, für Haus und Schule, die *Resumés* des Neugeschaffenen in archaischer Form zur Anschauung zu bringen. So erhielten wir eine neue Reihe von Arbeiten; zu ihnen, Pfister, Wolfgang Menzel, R. A. Menzel (dessen größeres, noch nicht beendetes Werk eine eigenthümliche polemische Tendenz verfolgt), tritt neuerdings auch Hr. Prof. Böttiger, Verf. des „Versuchs über Heinrich den Löwen“, mehrer verdienten Schulbücher, einer „Geschichte Baierns“ und einer anerkannt tüchtigen „Geschichte des Kurstaates und Königreichs Sachsen“, und berechtigt zu ungewöhnlichen Erwartungen.

Die eben gegebene flüchtige Skizze der allgemeinen Historiographie Deutschlands war nöthig, um unserm Buche die Stellung anzuweisen, welche es sich vindicirt, nämlich (Vorrede S. vi) „was in unsern neuern, zum Theil sehr umfassenden, zum Theil nur für Gelehrte berechneten Werken an allgemeingültigem Stoffe gewonnen worden ist, in einem Werke von geringerem Umfange und Preise und allgemeinfasslich, dem gebildeten deutschen Landsmanne darzubieten, damit er wisse, was seine Gelehrten, welche er durch den Staat bezahlt, in diesem Fache gewirkt und geschaffen haben“. Unser Collega Professor übernimmt demnach das *Compte rendu* an den deutschen, für vaterländische Geschichte sich interessirenden Demos; ein *Commissorium*, zu welchem den Verf. eine in fast „18,000“ Exemplaren verbreitete „Deutsche Geschichte für Gymnasien und Schulen“ wohl empfiehlt. Da nun Hr. W. Menzel mit seinem neuesten Geschichtswerke, welches Ref. in Nr. 278—81 d. Bl. f. 1835 zur Sprache brachte, ungefähr dasselbe bezweckt hat, so ist es anziehend, die Leistungen Beider hier und da zusammenzustellen.

Im Ganzen hat auch Hr. Böttiger sich seines Unternehmens, so weit aus dem vorliegenden ersten Bande erschen werden kann, löblich und auf eigenthümliche Weise entledigt. Der recirpte Thatbestand der deutschen Geschichte, wie ihn die Mühen so vieler fleißigen Gelehrten gesichtet und festgestellt haben, ist in faßlicher Kürze, in einer kräftigen Sprache erzählt. Die Ansichten räthselhafter Charaktere oder vieldeutiger Ereignisse und historischer Complice sind überall nach Forschungen, über welche die Öffentlichkeit zu Gericht geseßen hat, gegeben. So weit sind wir nämlich mit der ältern deutschen Geschichte gekommen, daß alle hervorragenden Erscheinungen, alle Hauptmomente ihr bestimmtes Verständniß gewonnen haben und Niemand von der Vulgata abweichen darf, ohne seine Keckheit mit einem ganz neuen apologetischen Apparate wappnen zu müssen. Über die Würdigung der alten Helden, Dietrich, Adalwig ist kein Zwiespalt mehr; wie sind einzig über Karl den Großen, Heinrich I., Heinrich IV. und Gregor VII., über die Kreuzzüge und die Hohenstaufen, über Karl IV., Sigismund u. s. w. Für die drei letzten Jahrhunderte ist freilich die Controverse noch offen, keine Allgemeingültigkeit erzielt; Karl V. möchte nach Raumer und Ranke dem Sterbe so jämlich entrückt sein; aber

Philipp der Großmüthige, Maximilian von Baiern, Baltenstein, vor Allen Gustav Adolf sind noch nicht gerichtet, und manche Feder wird noch stumpf geschrieben werden, ehe die Lehrer in den Schulen das ausgelebteste, gebeutelte Resultat, wie Lucian vor die Königsschlösser, so sie in ihren Heften niederlegen können.

Also hat auch unser Verf., wie Hr. Menzel, die olympischen Siegesmühen in seine Arbeit verständig aufgenommen. Für die ältere deutsche Geschichte bis auf die Ausbildung des Frankenreiches hat nun freilich unsere Zeitgenossenschaft nicht mehr erbeutet, als schon vor 100 Jahren da war; wir sind nämlich im Allgemeinen noch bei dem vortrefflichen Johann Jakob Mascov, dem Rußer eines gründlichen und bescheidenen Gelehrten, stehen geblieben, was nicht getadelt werden darf, da es sich ergibt, daß wir mit menschlichen Kräften nicht weiter gelangen konnten; nur die nähere Kenntniß des Slawenthums, die Reciprocität des Germanischen und Scandinavischen, die wissenschaftliche Kunde der *leges barbarorum* und die neuesten Localforschungen am Rhein und an der Donau sind zu dem von Mascov beherrschten Gebiete hinzugekommen; ein Gebiet von so unerschöpflichem Reichthum, daß selbst der selige Prälat Pfister schweigend sich Mannichfaltiges daraus aneignen konnte. So weit wir demnach Anschauliches und Gewisses über die älteste Geschichte unsers Volkes haben können, ist es hier gegeben; doch wundert uns, wie der Verf., welcher überall gut unterrichtet ist (man lese z. B. S. 45 die interessanten Details über den Pfahlgraben), den Leser häufig durch in Fragezeichen angedeutete Ungewißheit ohne Noth irrt und peinigt. Dies Schwanken, aus sonst löblicher Bescheidenheit hervorgegangen, begegnet uns mißfällig fast überall, wo dem Leser mit Positivem oder gradezu Verneinendem geboten ist. Warum wird bei Hertha die oft bespöttelte Grille Luden's Nahrung in Parenthese erwähnt? Hertha als Isis nur bezweifelt? der heilige Hain der Göttin von Rügen, an welchen der Hr. Prof. B. so wenig als Ref. Glauben hat, nicht mit Sicherheit fortverlegt, sei es nach Seeland oder sonst wohin? Solche kette auftretende Halbheit ist in unserm Geschichtsbuche nicht angewandt; von ihr hat Hr. Menzel in preiswürdiger Entfernung sich verhalten, bei ganz desperaten Conjecturen immer die Miene der Selbstüberzeugtheit behauptet. Vermiffen wir nun diese Festigkeit in Dingen, wo Hrn. B. gewiß ein verwerfendes oder bekräftigendes Urtheil zusteht, so hat jedoch diese schriftstellerische Behutsamkeit ihn vor einem Vorwurfe bewahrt, welchem das Menzel'sche Werk in vielen Stücken unterliegt. Alles erzählte Factische ist wahr und richtig, richtig an und für sich und im Zusammenhange; Ref. hat keinen Irrthum in einem so weiten Gebiete wahrnehmen können, eine schiefe Auffassung höchstens da, wo er aus besonderer Liebhaberei und wissenschaftlichem Interesse einem historischen Gegenstande über die gewöhnliche historische Projectionlinie nahe getreten ist. So trägt denn vorliegendes Werk den Stempel des Quellenstudiums in Hauptpartien, wie über Sachsen, Baiern, Heinrich den Löwen u. s. w.,

an sich; wo die ersten Quellen zu entlegen waren, leuchtet die Benutzung zur Quelle erhobener Monographien hervor. An der Anordnung im ersten Buche (bis zum J. 843) möchten wir nur etwa das Zurückbleiben der fränkischen Geschichte, bis der Verlauf der übrigen germanischen Wanderzüge beseitigt ist, als die Übersicht störend tadeln. Gleichwie Hr. Menzel oft ausruht von der immer unerquicklichen, kurzen Hinzelnennung politischer Wechsel und gern bei der Schilderung des innern Lebens verweilt, sind auch hier dieselben einladenden Ruheplätzchen bereitet. Beide Schilderungen haben dieselben Objecte, aber die Behandlung ist auffallend verschieden. Menzel erleuchtet von dem Lichtern der innersten Auffassung aus die Particularitäten, und wo das Licht von innen nicht hinreicht, da versteht sein sähiger Geist das Einzelne in ergötzlich bunter Färbung herauszustrichen, ist freilich Zeichnung und Colorit nicht immer correct. Hr. B. dagegen tritt bedächtig mit der historischen Fackel in das nächtliche Amphitheater und zeigt uns, sich selbst orientirend, Architektur, Bildnisse und Gerüste, den Prunk und die Scenerie des gewöhnlichen Lebens, Einzelnes verständig erhebend. Er hat beinahe mehr in die Breite studirt; ihm steht Gesezeskunde, der Reichthum der Sachen zu Gebote; man sieht, ein so erfreulich ins Detail gezeichnetes Bild habe ihm Mühe gekostet. So bleibt dem Leser nach seiner Schilderung ein gründliches und nützliches Wissen des Partiiellen, nach Menzel die Idee zum angenehmen Spiele des Geistes zurück, wie dem geschlossenen Auge der Eindruck des Kergenschimmers.

Welchen so beide wackere Männer ihrer innern Natur nach voneinander ab, ist des Einen Blick mehr auf das Verständniß geheimer Gemüthskräfte, wie sie das Mittelalter wunderbar, offenbart, auf scholastische Philosophie, Mystik, Gottesminne u. s. w. gerichtet, während dem Andern die drängenden Interessen des Lebens, das Reale, nicht hinter dem Geistespulk zurücktreten, so begegnen sich wiederum Beide in deutscher Gesinnung und in deutscher Freude über Großes und Edles, wie in gleichem Schmerze. Friedrich Rothbart gilt Weiden als die vollkommenste Personification eines wahrhaft römisch-deutschen Kaisers. Fast mit denselben Worten, wie Menzel, schließt Böttiger über Friedrich S. 307:

Darum hat auch sein Bild, als das eines wirklich großen Fürsten, dem Deutschen noch lange vorgezeichnet; Lieb und Sage haben sich seiner, als eines künftigen Retters Deutschlands aus großer Noth, bemächtigt und ihn in die Gewölbe des Schlosses Kiffhäuser in der goldenen Aue Thuringens hingezaubert, wo er halb schlafend am großen, feineren Tisch, durch den sein langer, blonder Bart hindurchgewachsen, saß und das Ende aller Dinge und sein Gerichte erwartete.

Aber häßlich stört uns auch hier im Genuß eine fatale nüchterne Parenthese und leitet, noch ehe die poetisch gestimmte Seele die Schwingung vollendet hat, auf etymologische Erdmmerien. Hinter Kiffhäuser steht (castrum confusionis?)!

(Der Beschlus folgt.)

Correspondenznachrichten.

Schloß Wendelsheim a. d. Unstrut, 12. Mai 1831.

Weiter gehe ich heute nicht, und auch diese halbe Stunde Wegs von Kloster Kosteleben bis auf diesen Abasterfelsen ist mir fast zu viel geworden. Ein übervolles Herz will ruhen. Den Zweck meiner Reise habe ich vollkommen erreicht und mir ist zu Muthe, als könnte ich ruhig hier enden und hätte selbst den Zweck meines Lebens erfüllt.

Ist die Stimmung meiner Seele lyrisch oder episch? ich weiß es nicht; es ist ein gewisser poetischer Mysticismus in mir, den ich unbeschreiblich lieb habe, nicht lassen möchte und darüber nicht zur Klarheit komme.

Lächeln Sie nicht über mich alten Kahlkopf. Die Aeten haben meinen Jugendmuth frühzeitig gesehrt, aber mein Herz ist frisch geblieben, und oft schon habe ich gefühlt, daß, wenn meine Kleider vom Aetenstaube reingebläutet waren und ich den Wanderstab zur Hand genommen hätte, die schöne Gotteswelt wieder frei vor mir lag und alle Sorgen hinter mir.

Mit diesem Gefühl betrat ich vorgestern früh präcis sieben Uhr den westlichen Hang des Orlasberges, die Sonne stand hinter mir und vor mir lag das überreiche Thal der Unstrut. Leichte Wolken schwammen darüber hinweg, und der rauhe Nordwind, welcher an den Tagen vorher mich auf den Ebenen von Leipzig und Merseburg bis nach Kirchseibungen, dem Geburtsorte des hochverehrten Hierich, und von da bis in die Schauer der memleber Klosterwaldung verfolgt hatte, verlor hier seine Macht. Ich stieg herab in die heilige Stiftung der großen Sachsen, in das Sterbebette des Ungarnzwingers und seines gewaltigen Sohnes^{*)}. Links von mir lagen Bucha, Wolmirstedt, Allerstedt, Wiehe, Donndorf u. s. w., rechts Wendelsheim, Kosteleben, Boddendorf, Schönwerda u. a. an dem Fuße des, mit Laubwald sich zu beiden Seiten der Unstrut breiten Gebirgs. Mitten durch das Thal wandelte die Unstrut ruhig und tief. Kleine Schiffelein mit vollen Segeln glichen wie Schwäne von Artern herab. Aus der Ferne schaut der graue Kiffhäuser gerade in das Thal nach Osten nieder. Stundenweit erquickt ein breiter grüner Wiesenteppich das Auge, welches sich nicht satt sehen kann.

„Wie wol es mit alldie die Stett min Leben!“ soll Kaiser Heinrich der Finkler einst gerufen und dieses Wort den Drischastern Wiehe, Wolmirstedt, Allerstedt und Memleben Dasein und Namen gegeben haben. Wahr oder nicht, diese Sage ist des großen Kaisers würdig. Ich weiß in Deutschland kein Thal, wo das Herz ruhiger würde und das Gemüth heitriger als in der goldenen Aue. Die sanft sich aus dem Thal erhebenden grünen Berge zu beiden Seiten, die reichen Felder, die frischen Wiesen, der wasserreiche Fluß mit seinen feartigen Spiegeln, wenn er zur Herbstzeit das Riech, wie man hier den Wiesensgrund nennt, befruchtend überschwemmt; die großen geschichtlichen Erinnerungen hier an die ersten großen Sachsen, dort an den gewaltigen und trotzigen Friedrich Barbarossa^{**)}, welche alle von den Mühen des Lebens in diesem Thale ihre Herzen beschwichtigten, wenn die Stürme der Welt große Leidenschaften darin aufgeregt hatten — dies Alles führt einen gewissen heitern Frieden unübersehlich in bürgerliche wie in hochadelige Seelen.

Dieser Eindruck mußte ich Ihnen schildern, um Ihnen den Schlüssel zu den folgenden Mittheilungen zu geben. Sie werden begreifen, daß der reiche Heinrich von Wieheleben^{***}) auf

*) Heinrich der Finkler stiftete das Kloster Memleben und starb hier, sowie sein Sohn Otto I. Die trefflichen byzantinischen Bögen der Kirche sehen noch; die Krypta wird eben wieder hergestellt.

**) Die Sage läßt seinen Rothbart durch einen feineren Tisch auf dem Kiffhäuser gewachsen sein und ihn selbst noch dort putzen.

***) Die Herren von Wieheleben besaßen vor Zeiten eine Reihe schöner Lehen am Orlas: Kauerdt, Bucha, Wendelsheim.

Wendelsheim, als er im Jahre 1664 das Nonnenkloster zu Rosleben in eine Knabenschule umwandelte, von dem Gefühl geleitet worden sein möge: nirgends schöner als in diesem Thale kann die Rosenzeit des Lebens zugebracht werden. Kustelweis, Rüsseleben, wo der Mensch zur Rüste oder Ruhe geht, oder Rosleben, wo die Rosentage der Jugend aufgehen, es kam auf den Namen nichts an, aber die Sache ist da, und die Nonnen führten einst schon Schlinge und Rose in ihren Bappen.

Vor etwa 120 Jahren brannte das Kloster Rosleben ab und es wurde nicht ein altgothischer, finsterner Jungfernzwingler, sondern ein helteres, palastartiges Gebäude an die Stelle gesetzt. Die Herren von Willeben boten alle Kräfte auf, die herrliche Stiftung*) zu erhalten; es gelang ihnen, und nur der siebenjährige Krieg und die pebanische Streifheit der Zeit verhin- derten das völlige Wiederaufstehen der Anstalt. 40 Jahre lang hatte das Kloster in Ruhe gelegen.

Endlich ward im Jahre 1786 ein Jüngling an Kraft und ein Mann an Weisheit an diese Anstalt berufen. Es war der damalige Student, Benedict Wilhelm aus Augsburg**), welcher von Leipzig aus zufällig die Anstalt besucht hatte und deren Lehrern werth geworden war. Ihm war bereits das Licht aufgegangen, welches Pestalozzi den Erziehern der Jugend angezündet hatte. Der Geist des griechischen und römischen Alterthums war auf ihn ausgegossen und das Christenthum hatte seine erwärmenden Strahlen in sein Herz geworfen. Mit diesen Eigenschaften ging er damals als Erzieher und Lehrer seiner Zeit voraus und brachte die Anstalt bald in großen Auf.

Seit dem Anfange dieses Jahrhunderts kenne ich diesen Mann. Es wohnt in ihm jene reichstädtische, oder vielleicht besser urdeutsche Kernigkeit und Kraft, die wir an ausgezeichneten Männern unseres Vaterlandes so hoch zu schätzen wissen. Sein Sinn für die Natur, sein praktischer Verstand, sein psychologischer Scharfsinn, Anlagen, welche er sorglich in sich ausgebildet hat, haben ihn zum Erzieher, Lehrer und Erker einer so großen Anstalt, wie diese Schule, gestempelt. Hier einmal heimisch, hat sein Ruhm und sein Gewinn ihn verlocken können, eine andere Stelle anzunehmen. So ist ihm hier ein halbes Jahrhundert hingeflossen und gegen 800 Schüler hat er dem Vaterlande zugeführt, wovon die Mehrzahl außer tüchtigen Kenntnissen jenen praktischen Sinn sich zu eigen gemacht hat, womit im Leben bekanntlich mehr ausgerüstet wird als mit griechischen und lateinischen Broden.

Sie wissen, daß ich selbst, ein Schüler dieses Mannes zu sein, dessen 50jähriges Jubiläum am 17. Mai in Rosleben gefeiert worden ist. Am Vormittag des 16. begann bereits der Zusammenfluß von Schülern und Freunden des Ehrenmannes; der Spielplatz vor Rosleben mit seinen hohen Linden war gedrängt voll Menschen, die mit der brüderlichsten Liebe sich begrüßten. Ein Geist besetzte alte und junge Schüler; alle begegneten sich wie Zeitgenossen. Der Jubelschall des Jubilar, fast ebenso alt wie er, trat in seinen alten Dienst. Ein Abendgebet unter dem Dome des Himmels, gesprochen mit fer-

ner Stimme von dem Jubilar, vor mehr als 1000 Mit-
gliedern, schloß diesen ersten Tag.

Raum klammerte das Licht des 17. Mai, als neue Klassen von Schülern und Freunden sich einfanden. Man beglückwünschte den Kreis von allen Seiten; reiche Geschenke und Ehrenauszeichnungen folgten rasch aufeinander; die ersten Staatsmänner Preussens und Sachsens begrüßten den Jubilar schriftlich. Gegen 10 Uhr ward in der Klosterkirche eine feierliche Versammlung gehalten; es wurde deutsch und lateinisch vortreflich gesprochen und mit gerechter, tiefgefühlter Anerkennung von dem würdigen Erbadminister, Herrn Geheimenrath von Willeben, und von dem Redner der ehemaligen Schüler des Jubilars der Dank ausgedrückt, der in ihren Tagen lebte. Der geistliche Erzbischof der Schule sprach nach einer gehaltreichen Rede seinen Segen über den Kreis und ein besonders zu diesem Actus gedichteter Choral beschloß diese Stunde höherer Freude.

Um 2 Uhr ward ein Mittagmahl eingenommen und dabei treffliche Koasts ausgedrückt. Die Halle, worin gespeist ward, war eigens zu dem Feste gebaut und durch Fürsorge ganzer Frauen, an deren Spitze die ausgezeichnete Gemahlin des Herrn Geheimenrath von Willeben gestanden hatte, festlich geschmückt. Überhaupt hatte dieses edle Paar mit einer solchen Aufmerksamkeit alle Anstalten zum Feste vorbereitet, daß es wahrlich nicht ihre Schuld war, wenn die Befriedigung ihrer nicht gelungen ist. Die Details der Ausführung der großen Gastmähler gehören natürlich Wirthen und Köchen, und diese verstehen oft ihren Vortheil weit schlechter als das wohlmeinende, aber nicht durchgängig reiche Publicum. Nachdem hier 300 Gaste für vieles Geld mit der Bewirthung behandelt worden waren, löste sich die Gesellschaft die zur Dämmung in freien Verkehr auf und nun begann in der Halle ein Ball, während der Platz vor derselben mit Lampen beleuchtet ward.

Sobald die Sonne von Neuem heller und mild das Thal bescheitete, trat die Gesellschaft eine Walkade nach der Knabenschule im nahen Walde an, und endlich bewirthete der Jubilar Mittags die noch gegenwärtigen Gäste in der erdhöchsten Halle.

Dieses ganze dreitägige Fest ward mit solcher Verknüpfung bezogen, daß man entweder dabei, oder Schiller in Rosleben gewesen sein muß, um den brüderlichen Sinn zu begreifen, welcher durchaus waltete. Es schienen die zahlreichen Söhne und Ankel eines gemeinsamen Stammvaters sich um diesen versammelt zu haben; reife Männer und hoffnungsvolle Jünglinge waren sich einander gleich nahe gerückt. Ich habe gegen 150 Schüler des Jubilars allein an der Tafel gezählt, schätze aber die Zahl der Anwesenden nahe an 300; denn die Lebhaftigkeit der Versammlung, das häufige Begrüßen vom Schulfreunden, die sich jetzt erst entdeckten, und das Gedränge von Zuschauern an den Eingängen des Saals hinderte an einer vollständigen Zählung.

Das Beste an dem Mahle waren beiderseits nicht die Speisen, sondern die Koasts und die allgemeine Freude. Es wurde mit Wit und Witz gewechselt und man vergaß darüber der Bernachlässigung des Magens.

(Der Bericht folgt.)

N o t i z.

Wir erinnern uns des vortreflichen Panorama's, das Herr Burford in London von dem Kirchhof des Pater Lachaise aufgestellt und das in seiner Hauptstadt so außerordentlichen Beifall fand. Hr. Burford schenkt wirklich der wahre Panoramamaler dieser Zeit zu sein, denn sein neues Bild dieser Art: Rundgemälde von Lima, erregt wieder allgemeines Aufsehen. Außerordentlich malerisch ist der Hintergrund der vorgestellten Stadt mit seinen herrlichen Bergen, und die Beleuchtung sowie das lebendige Colorit des Ganzen soll kaum etwas zu wünschen übrig lassen.

11.

Dottendorf, Schönwerbe, Wolmirstedt, Alstedt u. a. Ein großer Theil dieses Reichthums ist in Stiftung und Erhaltung des Klosters und der Schule zu Rosleben aus dem Fanden dieser hochachtbaren Familie gekommen. Noch jetzt lebt im Munde des Volkes der Aue über die abeligen Geschehnisse, welche darin saßen, der Spruch:

Von Wangenheim die ältsten,
Von Wismar die ältsten,
Von Sedendorf die weissen,
Von Willeben die reichsten.

*) Schon in der Grabkiste auf Heinrich von Willeben heist es:
„Eine solche Schul er richtet an,
Wohl's ihm dan wenig nachgehan.“

**) Geb. 1708, bis 1800 Director, seitdem Rector und Professor, Dr. der Philosophie und Pädagogie, Ritter des rothen Adlerordens dritter Classe mit der Schleife.

Blätter

für

Literarische Unterhaltung.

Montag,

Nr. 186.

4. Juli 1836.

Geschichte des deutschen Volkes und des deutschen Landes. Für Schule und Haus und für Gebildete überhaupt. Von Karl Wilhelm Böttiger. Erster Band.

(Schluß aus Nr. 185.)

Mit dem großen Interregnum schließt das deutsche Mittelalter und beginnt (zweites Buch, zweite Hauptabtheilung) geistiges und politisches Fortschreiten zur neuern Zeit. Die Schilderung des Reichshaushalts Rudolfs von Habsburg und seiner Persönlichkeit hat uns hier beizumessen mehr befriedigt als bei Menzel; Ludwigs des Baiern Bild gewinnt anderseits an heroischem Relief; man möchte darin die Vorliebe eines Untertanen Wittenbach's wahrnehmen. Über Karl IV., den „böhmischen Reichskönig“, stimmen beide Geschichtsschreiber fast auch in Worten überein; neben der Kaisergeschichte, welcher der Charakter des Heidenmäßigen allmählig abgeht, finden die gewichtigen Partien des Volkslebens, Hanse, Städtewesen, Eidgenossenschaften, ihre verdiente Stelle, auch die Geschichte des deutschen Ordens ihren ehrenmäßigen Platz. Aber in der Geschichte des 15. Jahrhunderts, wo die Würde des Reichs vom Haupte sich trennt und die sieghafte Bedeutung der Volksgeschichte, des Bürgerthums, beginnt, eilt unser Verf. mit derselben unerschrockenen Hast vorwärts wie Menzel im gleichen Stadium. Der deutschen Fürsten verkehrtes, haltungsloses Treiben erfüllt das Vaterland mit vielfachem Jammer, den Leser darum mit Mißbehagen; aber wollen wir nicht einseitig ungerecht sein gegen ein Leben, das auch in den zerschnittenen Polypengliedern ein Uebermaß von Kraft offenbart, so bedarf das 16. Jahrhundert einer ganz andern Behandlung, als Ref. sie in allen bisherigen Bearbeitungen gefunden hat. Wie die auf gefalteter Pergament gemalten Gesichter, die mit den Kindern zum Spielwerk geben, in der Perspektive von der einen Seite einen rundköpfigen, grünläufigen, verzackten Pantalon, von der andern Seite einen blühenden Helmentopf zeigen, so sehen wir in Deutschland, von obenher als Reich betrachtet, eine köstliche Abgelebtheit; betrachten wir es aber im horizontalen Aufschnitt, so erschauen wir über das Gewimmel von einzelnen, durcheinander bedingten Kräften. Soll nun das Abbild des Lebens nicht eine Lüge sein, wie wenn wir das starre Knochengestalt der Reichs- und Kai-

serhistorie allein hinstellen, so müssen diese Partien der deutschen Lebensthätigkeit vor jenem Tode hervorgehoben, die Bürgerkämpfe in den Städten, das unbestimmte Schwanken des Regiments zwischen Aristokratie und Demokratie, die Selbsthülfe der von der höchsten Reichsobrigkeit drohendem Gesichte preisgegebenen Gemeinden, die Bündnisse der Adelsgeschlechter, ihre Fehden und Tagesfahrten, Einigungen, wie z. B. der schwäbischen Ritterschaft, um das alte Recht des Vorstreits zu verfechten, nicht so unbestimmt und allgemein als vorhandene Objecte angegeben, sondern in ihrer concreten Erscheinung, wie es unter den Hanfen, in Pommern, in Preußen, in der heiligen Stadt zu Köln, wie es in Elsaß und dem Alpenthälern herging, in nie ermüdendem Wechsel nachgewiesen werden. So entsteht eine ganz andere Geschichte des 15. Jahrhunderts; wie wir in der Scheibe des Mondes mit blödem Auge nur die uns längst bekannten dunkeln Flecken und Lichter, den trübseligen Mann im Mondsehn, dem geschärften Auge dagegen die Wunderpracht der Mondkugel mit ihren tiefschattigen Thälern, den glänzenden krausen Gipfeln, den Kratern, Rinnen und Ringen, den stillen Seen und Wüsten zu schauerlicher Lust entgegentreten. Ref. bildet sich nicht ein, der Erste zu sein, der Kunde hat von solcher zauberlicher Welt; die Herren Menzel und Böttiger wissen es ebenso gut, aber sie haben den schwierig zu schülernden Mikrokosmos nicht in ihr Buch aufgenommen und dennoch ihren Verdruß über Das, was fehlt, ausgesprochen. Menzel, Fürsten und Kaiser verhöhnend, beleidigt weniger, weil er nach einer zurückgelegten Jammerperiode des Reichs mit glühender Liebe die Innerlichkeit, das Geistesleben erfasst und sich zur Befriedigung verhilft; Hrn. Böttiger's ruhigerer Weise dagegen deckt uns die Uebelstände, das große Verderben, die politische Todtenhaftigkeit auf und gewährt uns anderseits keine Entschädigung, indem jene innere Welt nicht in Willen des Gedankens erhebt, sondern partiellweise nacheinander vorgeführt wird. Ubrigens bietet die Schilderung jenes städtischen und adeligen Krimstrams nicht ein Aggregat von unvernünftigen Einzelheiten und schwelt einen Abschnitt nicht unverhältnismäßig mit Wiederholungen an; Eine unterirdische Erschütterung, oder besser Ein Sturz des Selgenhogens an der Glascheibe läßt die hüpfenden Rädchen in ihren wechselvollen Figuren

tanz; Ein Princip liegt den Bewegungen zum Grunde, und mit wenigen Strichen entwirft eine verständige Hand die anziehendsten Bilder der oft toll sich schwingenden Kräfte. So haben beide Verfasser gleich zu Anfang der Regierung des trügen Friedrich III. einen hervorstechenden Zug rüftiger Bürgernothwehr bei der Schlaffheit, dem schändlichen Verrathe kaiserlichen Regiments und landesfürstlicher Macht übergegangen: den Armen Seiden Krieg, welcher in des Ref. Beurtheilung des Menzel'schen Werkes in einen Armen Broten Krieg sich verwandelt hat; wie nämlich Strassburg und die elsassischen Städte, nach der Abweisung der Armagnacs bei St.-Jakob, sich ihrer von den „Schindern“ geplagten Nachbarn und Hinterlassen annehmen, zu Haufen auszogen gegen den Dauphin, dem damals zuerst die Rheingrenze in die Augen stach; selbst Peter, der Orgeler des Münsters, blieb nicht daheim; man schlug das Schandgesindel todt, erkaufte es im Strom und zwang es zum Abzug, als Niemand half, Kaiser und Fürsten vielmehr auf leidliche Winterquartiere mit den Seiden theiligten. Was da Alles geschah, lehrt im reichsten Detail eine zeitgenössische Schilderung hinter Schiller's Ausgabe der Chronik Jakob Zwinger's von Königsbaven.

Bei diesen Mängeln konnten uns dann am allerwenigsten der weitere Verlauf der Geschichte unter Friedrich III. und Maximilian I. zusagen. Boguslav X. von Pommern ist fast ganz übergegangen und hätte allein schon ein erfreuliches Leben über eine düstere Partie verbreitet. Zur Charakteristik der eigenthümlichen Stellung des Reichsadels mußte Franz von Sickingen, seine Fehden gegen Worms u. s. w., sowie das Walten des schwäbischen Bundes hervortreten. Die politischen Entwicklungen Europas, der Antheil der Deutschen an den Kämpfen um Italien entbehren der Anschaulichkeit, und für das hastige Hineilen zum Ende entschuldigt kaum das lange 19. Hauptstück, obgleich es, an und für sich ein wohlgeordnetes Gemälde voll pikanter Züge, die gründliche Belesenheit des Verf. glänzend bezeugt.

Indem wir in der Fortsetzung des Werkes einen ähnlichen Uebersand nicht erwarten, weil die Interessen der neuern Geschichte nicht in ein Gewirre zerrennen, sondern in weltgeschichtlichen Gipfeln sich zusammendrängen, schließen wir mit zwei Bemerkungen, von denen die eine gewiß berücksichtigt werden wird. Bei dem Gedankenreichtum des Verf., seiner Herrschaft über die Sprache, seiner Vertrautheit mit allen Prosaiskern und Dichtern hat uns bestrebt, wie er, auf seine Kunst freiwillig verzichtend, unnötig und unschön, wo es auf sogenannte glänzende Ausgänge ankam, Fremdes, Abgebrauchtes borgt und mit wohlfeilen Citraden den für Besseres berechtigten Leser speist. Daß einmal eine Stelle aus Johannes Müller und dann aus einem Neuern in den Text eingerückt ist, wollen wir noch hingehen lassen; unerblicklicher war es, zweimal die Phrase: „besser ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende“, lesen zu müssen; am widerwärtigsten aber, als beim Schlusse des Abschnitts über Rudolf von Habsburg der Verf., statt, wollte und mußte er

ein Verklein hinzufügen, eins aus Frauenlob oder einem der letzten Minnesänger zu wählen, und Schiller's Gedichte in die Hand schiebt S. 183, und der Dichter singt mit Recht:

Dem gerndigt nach langem verberblichen Stoet
War die kaiserlose, die schreckliche Zeit,
Und ein Richter wieder auf Erden.

Ein angehängtes u. s. w. macht es dem Leser zur angenehmen Pflicht, wenn sein Gedächtniß ihm nicht tren ist, mit der Lecture der Schiller'schen Romanze von Rudolf Abschied zu nehmen.

Ein Buch, welches für Schule und Haus, also für ein wissenschaftlich mittelloses Publicum verfaßt ist, muß nothwendig correct gedruckt sein. In den 24 ersten Bogen sind fast alle nicht ganz gewöhnlichen Eigennamen durch Druckfehler entstellt. Es scheint, als habe der Setzer den Scharfsinn der Leser prüfen und üben wollen und deshalb absichtlich die Namen verhungt. Denn daß der schallhafte Mann nicht so unwissend ist, als man nach den Verunstaltungen des Textes glauben sollte, lehrt die weise „Anmerkung des Setzers“ S. 150. Es ist vom Handel mit Sklaven nach Spanien die Rede, „die man sogar entmannte, um sie angenehmer zu machen“. Das ganz unnötige Fragezeichen in Parenthese veranlaßt den Herrn zu der Anmerkung: „Natürlich als Sänger und Haremsherr!“

Möge der geehrte Hr. Verf. die kleinen Mängel des Ref., welcher gründliche Wiederholung und angenehmes neues Detail als Frucht der Lecture erntete, z. B. die historisch-physiologische Belehrung, woher die hervorstechende habsburgische Unterlippe stamme (wer es mit dem Ref. nicht gewußt hat, dem will er es in parenthesi mittheilen: von der masovischen Limburgis, Friedrich III. Mutter)? nicht unwillig auf-, dagegen die ehrsüchtige Verflüchtigung hinnehmen: daß sein Geschichtswerk unzählige Häuser und Schulen geöffnet finden wird, vor deren Thüren Engel mit flammenden Confistorialgeschlechtern, den Nebenbuhler Wolfgang Menzel zurückzuweisen, ausgestellt sind.

F. W. Barthold.

Correspondenznachrichten aus Schloß Wendelstein a. d. Unstrut.

(Beschluß aus Nr. 186.)

Das schönste, wärmste Wetter war seit Montag eingetreten und begünstigte das ganze Fest, insonderheit auch den Zug in den Wald, an welchen alle anwesende Damen sich freundlich angeschlossen. Ein Festkleid an die Knabenleiche von dem Stadtgerichtsactuar Vater in Dresden*) hatte tausend schöne Erinuerungen angeregt:

Du trausther aller Bäume
Im weiten Weltgebiet,
Weißt meine Jugendträume,
Stimmst mir das Herz zum Lieb!
In deiner Zweige Rauschen
Weint' ich der Wäns Schmerz,
Dort ist die Freundschaft tauschen,
Schwell' Freude mir das Herz!

*) In die Knabenleiche. Ein Gruß zum 17. Mai 1834, dem Geburtstage des geliebten Lehrers.

Man muß als Schüler von Klostern den vortheilhaften Eifer und Buchenwald geliebt und durchdrungen haben, um diese Eingangsverse mitzufühlen. Hier ruhte gewiß Jeder einmaß am Besen der Mutter Natur und lernte die Welt und das Leben an sein Herz drücken.

Ich möchte diesen Brief nicht schließen, und doch bin ich erschöpft; mein Herz ist zu voll. Ich habe Hunderte von diesen Menschen wiedergesehen und durch ein Album der Schüler des Jubilars *) von andern Hunderten Kunde empfangen. Das Fest wird von treuen Händen beschrieben und den Feiern und Entfernungen ein Andenken mit der Beschreibung gestiftet werden.

Eines Dichters muß ich noch erwähnen, welcher die heilige Barbenharte zum Jubelhymnos gestimmt hat. Schon als vor 25 Jahren des Rectors Wilhelm Silbernes Jubiläum begangen ward, griff August Friedrich Koch aus Peggendorf, der Sohn eines wohlhabenden Landmanns, in die Saiten und sang einen Jubelhymnos mit dem Feuer der Jugend. Schon damals bewunderte man an ihm den Obenschwung und die Pindarische Dichterweise. Jene Ode schloß er mit den Strophen:

Ein Ring von Irdenen Schweb' um das Ihe'n'se Haupt.
Des Urns Silber krän' es, wie dieser Kranz **),
Und nach dem Beschlag der Jahre
Köme die jubelnde Harf' ihm wieder.

Was kelt die Thräne? Fernme die Thräne nicht!
Wo Mancher schläft dann müd' in der Urne Nacht;
Doch dieser Baum der Blüte steht da,
Mächtig wie Bäume der Götter stehen!

Koch war damals kaum von der Schule abgegangen. Bescheiden hat dieser Mann seine trefflichen Kenntnisse in alten und neuen Sprachen zur Fortbildung seines Herzens verwendet und ist drei Stunden von Weimar auf einer mittelmäßigen Dorfpfarrkirche ein treuer Seelsorger und stiller Pfleger der Kusen. Er sandte dem Festauschuß dasjenige Gedicht ein, welches auch diesmal würdig befunden wurde, als Jubelhymnos überreicht zu werden. ***). Ich theile Ihnen nur einen Theil dieser in Sprache und Gedanken meisterhaften Ode mit, um zugleich den Mann, dem sie galt, zu zeichnen.

O schöne Zeit voll sel'ger Erinnerung,
Dennmal beglückte, nie zu vergessende,
Da wir zu Deinen Füßen saßen,
Vater, und lauschend Dein Wort vernahmen!

Wie hoch der Geist steh', wenn Du den hohen Geist
Des Beaufwärt, Deines Erbreuens,

Woll Geist und Leben und erschloßest
Und uns auf Hellton's Oden fährtest!

Wie hehr umstrahl' und in Sophronides Sohn,
Dem Sohn der Weisheit, trat er an Deiner Hand
Einder, der ersten Weisheit Sonne,

Sing sie auch unter im Scherlingsbecher!

Wie freud' aus Deinem Munde mit Reue
Des Arpinaten dennerader Redestrom!

Wir hochten auf, wie die Auliken,
Wenn sie des Mächtigen Zauber fest hielt.

Und alle Götter Hellas und Latiums
Erstahren, wenn Du winkst, in Glanz und Nacht,
Und gessen in des Jünglings Seele
Hohe, begeisterte Phantasien.

*) Album der Schüler zu Kloster Klostern seit dem 17. Mai 1806, dem Hrn. Rector und Prof. Dr. Benedict Wilhelm, Rector des rothen Klosterbergs dritter Classe u. s. funfzig Jahre Lehrer der Anstalt, überreicht den 17. Mai 1836.

**) Es wurde ein Lorbeerkranz mit dem Gedicht überreicht.

***). Dem Herrn Rector und Professor Ritter Benedict Wilhelm zu Kloster Klostern zu seinem goldenen Ehrentage, den 17. Mai 1836 von seinen vormaligen Schülern dargebracht.

Doch alle Götter Hellas und Latiums
Erreichten nicht den Glanz und Herrlichen,
Denn aus Dein Bild, Dein Wort, Dein Beispiel
Huldigen lehrete, den Gott der Götter.

Wenn aus ein Funke heiliger Thymonen
Im Busen fortglüht, und in des Lebens Nacht
Ein Stern von oben hell und leuchtet,

Dank Dir, Du unserer Jugend Leitster!

Wenn auf der Jugend schlaftrigen Pfad noch
Das Herz uns fest stand, ober der Männer Fuß
Nun wandelt, wo die Guten wandeln,

Ehre Dir, Vater, und dreimal Dank Dir!

Und welchem Herzen stammen nicht Wünsche' empoe
Für Dich zu jenem Glanz und Herrlichen.

Der Mühe kält und Thränen abwischt
Und bei Verlassenen freundlich einkehrt!

Du starker Eichbaum, welcher Orkan zertrüß
Dir Deine Krone? Ach, wie so einsam streckst

Du fest die Arm' aus, wie so leise
Küßeln die Lüste Dir um die Schäfte!

Ich bemerke hierzu, daß der verehrte Jubilar in den letzten 25 Jahren seine treffliche Gattin und seine beiden hoffnungsvollen Söhne verloren hat.

Doch nein, nicht einsam, nein, nicht verdolet steh'st

Du da, o Vater: nennen nicht Hunderte

Dich Vater und gedenken Deiner,

Ob auch geschieden durch Berg' und Meer?

Strömt nicht in Deinem Innern ein Lebensstrom?

Erheitert nicht der Stern der Erinnerung

Dir Nacht und Ob? Und die Waise,

Epricht sie mit Dir nicht vertraute Worte?

Und jene Liebe, der Du in Sturmestnacht

Dein Schiff vertrautest, die Dir den Retterarm

Stets trübend bot und Dich erquickte,

Hat sie ihr Auge für Dich geschlossen?

Nein, hohe Liebe, weiche du nicht von Ihm!

Sei Ihm ein Licht, wenn dunkelst der Abend nacht;

Sei Ihm ein Stab, wenn matt sein Fuß wankt;

Sei Ihm ein Balsam, wenn Wunden bluten!

Mit Kraft umgürtet steh' Er noch lange da

Und freue sich des Wirkens im Sonnenstrahl,

Und geht der Tage Stern Ihm unter,

Brucht' Ihm, o Sonne, die nicht in's Meer sinkt!

Es hat mich diese Ode, in welcher eine unnachahmliche Zartheit der Gedanken vorherrscht, wunderbar ergriffen. Unwillkürlich stelen mir die Dichter unserer Tage ohne Pietät, ohne Religion, ohne eine sittliche Haltung, ohne eine andere Liebe als die grob sinnliche dabei ein. Ein Mann, welcher in dieser Sprache zu dichten versteht, würde, wenn er wollte, unserer Literatur, die sich aus tausend Wunden verblutet, Balsam sein. Derselbe Koch hat das Fest auch durch ein lateinisches Gedicht *), nach der Weise: God save the king, gefeiert, welches bei Basel gesungen wurde und den lauten Beifall aller Kenner erntete.

Nächst ihm hat der Professor Weber in Weimar durch ein ihm übertragenes Festprogramm über einen Liebesgespräch des Jubilars: Non scholae sed vitae! geübene Gelehrsamkeit, gründliches Urtheil und eine elegante Latinität entwickelt **).

*) Cantilena quae D. XVII. Maj. A. MDCCXCVI Rhodociae inter gaudia convivalia decantabitur ad modum cantil. Angl. God save the king.

**) Viro summo venerabili Benedicto Wilhelmo, Rectori et Professori et Equiti faustum diem XVII. Maii, quo ante, hoc quinquaginta annos munus scholasticum Rhodociae rito consuep- consuep- omnes discipuli pio gratulatore interprete Er

Blätter

für

Literarische Unterhaltung.

Dienstag,

Nr. 187.

5. Juli 1836.

Wanderungen durch Sicilien und die Levante. Erster Theil. Sicilien, Malta. Mit einer Musikbeilage. Berlin, Nicolai. 1834. Gr. 12. 2 Thlr. *)

Wenn man das diesem Buche angehängte, 39 enggedruckte Seiten umfassende Verzeichniß von Schriften über Sicilien ansieht und darunter eine bedeutende Menge historischer Werke findet („fast jede Stadt in Sicilien“, heißt es auf S. 411, „hat ihre Specialgeschichte, welche, von irgend einem gelehrten Einwohner zusammengetragen, in den öffentlichen oder Privatbibliotheken handschriftlich aufbewahrt wird“); wenn man Domenico Scindè's, des gelehrten Naturforschers, treffliche Literaturgeschichte der Insel vergleicht und auf die bedeutende Masse eigentlich localer Literatur stößt, so möchte man beinahe glauben, daß die Schriftsteller dieses Landes sich mit einer Art patriotischer Verzweiflung auf die Erforschung der Vergangenheit geworfen haben, um in ihrem Glanz und ihrer Größe die Kleinlichkeit und das Elend der Gegenwart zu vergessen. An Patriotismus fehlt es gewiß dem Sicilianer nicht; jemeher er im Durchschnitte auf seine nähere Umgebung beschränkt ist, desto fester scheint die Liebe zum heimatlichen Boden ihn an diesen zu binden, desto mehr läßt sie ihm Alles von Werth erscheinen, was mit diesem in Berührung oder Beziehung steht. Nicht bloß der eigentliche Gelehrtenstand — unter dem man namentlich früher gewöhnlich die mittlere Classe der Gesellschaft verstand — zeichnet sich durch eine solche Gefinnung aus, auch in die höchsten Stände ist sie gedrungen; dem noch immer im besten Andenken stehenden Fürsten Mäcarl, dessen „Viaggio per tutte le antichità della Sicilia“ noch immer brauchbar ist, ist in unserer Zeit der Herzog von Serbelloni gefolgt, welchen die Liebe zum Vaterlande und zu den Alterthümern, in deren Erforschung er seine Landeskunde von Fremden weit übertroffen sah, zu großartigen Bemühungen und einem ruhmvollen Unternehmen anspornte. So viel nun aber auch schon von Nordländern über Sicilien geschrieben worden (unter denen Fr. Münter so gar die Ehre einer italienischen Uebersetzung zu Theil ward), so bleibt doch noch Raum genug für neue Beobachtungen auf einem Felde, welches dem Historiker wie dem

Antiquar, dem Geologen wie dem Künstler, dem Landbaukundigen wie dem Leben und Sitte studirenden Reisenden so reiche Ausbeute darbietet. So heißen wir denn auch die vor uns liegende Schrift willkommen (welcher sich der poetischen Epistel am Eingange zufolge eine Reise durch Aegypten und einen Theil Arabiens, durch Palästina und Syrien, und aufwärts bis Konstantinopel anschließt wird), deren Verfasser keinen speciellen Zweck verfolgt, Heutiges und Vergangenes, Land und Menschen, Kunst und Alterthum in seinen Plan aufnimmt. Ohne seinem Buche das Ansehen eines gelehrten zu geben, ohne durch viele Nachweisungen den Leser zu schrecken und zu ermüden, hat er neben dem bloß Erzählenden oder Beschreibenden Vieles einfließen lassen, welches ein tieferes Eingehen, namentlich in historische und topographische Gegenstände, zeigt und, gut und faßlich vorgetragen, wirklich belehrend ist. Seinen Schilderungen mangelt es keineswegs an Lebendigkeit, wenn sie auch nicht in der jetzt so beliebten effectreichen Manier geschrieben sind, welche an die, wol auf den ersten Anblick blendende, einer eindringlicheren Kritik aber nicht Stand haltende Ausführung mancher englischen und französischen Aquarellbilder erinnert; seine Darstellungweise ist ungezwungen und natürlich. Fände man irgend etwas an dem Werke auszusetzen, so wäre es der Umstand, daß es etwas ungleich geschrieben ist; daß über Einiges von Bedeutung zu rasch hinweggegangen wird, während bei Anderm längeres Verweilen stattfindet. Dies mag indeß in den Umständen einer Reise liegen, wobei Zeit und Gelegenheit nicht immer von dem Willen des Einzelnen abhängig sind. Die Zeit, wo diese Briefe geschrieben, oder wenigstens die Wanderung gemacht wurde, sind die Monate Mai bis August des Jahres 1822. In manchen Ländern würde seitdem die Physiognomie der Dinge sich sehr geändert haben; weniger in dem abgelschiedenen Sicilien, wo so Manches statismat ist, wenn auch freilich selbst hier in diesen oder jenen Verhältnissen ein Wechsel eingetreten ist.

Die Palermo und Monreale beginnt die Reise, und nachdem wir eine Schilderung der Hauptstadt und ihren reizenden Umgebungen erhalten, nebenbei Details über die palermitaner Lohgerberrevolution vom Juli 1820 (welche vom General Toletta, der später im Exil die Geschichte seines Vaterlandes schrieb, nur halb, erst von den Pa-

*) Der Bericht über diesen interessante Werk ist ohne Schuld der Redaction und des Red. so sehr verzögert worden.

D. Red.

reichern 1821 nach der Einnahme der beiden Hauptstädte gänzlich unterdrückt ward) und die sonderbaren Schicksale des noch lebenden Fürsten Butera gelesen haben (dessen äußere Erscheinung, wie Ref. vor ein paar Jahren zu beobachten Gelegenheit hatte, nicht den handsüchtigen Souveränleutenant vermuthen lassen sollte), begeben wir uns auf den Weg nach dem westlichen Ende der Insel. Doch wollen wir erst die Ansichten eines seit lange ansässigen Deutschen über den sittlichen und bürgerlichen Zustand des Landes vernehmen.

Von der frühesten Jugend an — heißt es — sind sie in den Händen der Geistlichen, welche ganz allein die Erziehung besorgen, die fast nur im Religionsunterricht besteht; wer sich nun später von diesem Einflusse losmacht, der wirft auch gewöhnlich mit der Religion die Moral zum Fenster hinaus und hält Alles für erlaubt, was er durchsetzen kann. Daß die Ehen hier nicht viel besser beschaffen sind als in Italien, erklärt sich schon aus dem noch heißern Himmel. Der Rechtszustand ist kläglich; alle Gerichtshöfe sind käuflich, und Prozesse kann man nur dann führen, wenn man Geld genug hat, die Richter nach der Reihe zu bestechen. Ein falscher Schwur gehört unter die kläglichsten, nicht unter die Todsünden; er wird daher zur Gewinnung eines Processes erkaufte, ja, was noch ärger ist, es gibt anerkannte Mäkler für falsche Eide. Ebenso traurig ist der Zustand der Finanzen. Da die Geistlichen von Abgaben frei sind, so werden die andern Classen desto stärker besteuert. Die wohlgemeinten Maßregeln der Regierung zur Verhütung einer Hungersnoth, welche durch zu starke Ausfuhr des Getreides eintreten könnte, werden auf das ärgste gemißbraucht. Dieser Mißbrauch ist jetzt auf eine solche Höhe getrieben, daß die ärmere Classe nicht im Stande ist, sich ihr Brod zu verschaffen, und den ganzen Sommer hindurch lebt ein großer Theil der Bevölkerung von den Früchten des großblättrigen Cactus (*C. ficus indica*), der an allen Wegen im größten Uebersusse wild wächst*) und den man den Brodfruchtbaum von Sicilien nennen kann. Dies Unkraut läßt sich freilich nicht besteuern, sonst würde es längst geschwunden sein. — Schon lange hat man das Bedürfnis von fahrbaren Straßen zur Belebung des innern Verkehrs gefühlt, es wird auch schon seit vielen, vielen Jahren eine bedeutende Abgabe dafür erhoben, aber noch ist weiter nichts fertig als die Strecke von Palermo nach Meamo. Es traten vor Kurzem mehre Städte der Insel zusammen und erbaten sich, auf ihre Kosten die Chaussees bauen zu lassen; diese Erlaubniß wurde von Neapel aus verweigert, die Abgaben aber fortgehoben. Nimmt man nun dazu, daß alle diese Uebelstände in der neuesten Zeit noch durch das Elend politischer Verfolgungen, Eingekerkungen und Verbannungen vermehrt worden sind, so könnte Einem wol durch solche Betrachtungen der Aufenthalt in der schönsten Natur verleidet werden.

Die erste Wanderung führt uns nach Meamo und den Trümmern des alten Segesta (Egesta). Der dorische Tempel ist weltberühmt**); das Theater war zur Zeit,

als der Verf. den Ort besuchte, und auch dann, als Hittorff und Zanth es für ihre „*Architectura antiqua de la Sicile*“ vermaßen und zeichneten, größtentheils von Schutt und Gesträup bedeckt; um so erfreulicher ist es uns, jetzt, nachdem es durch die Bemühungen der Antiquitätencommission so viel als möglich gereinigt worden ist, eine genaue Beschreibung und Darstellung desselben durch den Herzog von Serradifalco zu erhalten, welcher den ganz vor Kurzem erschienenen ersten Band seines Werkes (der zweite, über Sellinus, war vorausgegangen) Segesta gewidmet hat.*) Der Durchmesser des Theaters, welches an dem nördlichen Ende der Stadt auf der höchsten Stelle des Berges liegt, beträgt 244 Palmen, wovon 64 auf die Breite des Orchesters, 90 auf jede Seite des Zuschauerraumes kommen. Die Cavae wird durch sechs Treppentreihen in sieben Abtheilungen (cunei) getheilt, sowie durch eine Prædilection in zwei Hälften, wovon die untere 20 ganz erhaltene Sitzreihen, in den Felsen gehauen, zählt; die obere, auf Mauern sich stützend, ist mehr zerstört; hier waren die Bänke von Kalkstein, die Stufen von einer härtern, dem römischen Travertin ähnelnden Steinart. An der äußern obern Umschließung (wo keine Spur von einem Porticus und kein Raum dazu vorhanden) waren zwei Eingänge, der eine dem Centrum näher als der andere. Die Mauer, welche die eigentliche Bühne (*scenae frons*) einschloß, bestand aus großen behauenen Steinen von ungleicher Länge, mit Kalk aneinandergefügt. Die ganze Breite der Bühne betrug 107 Palmen; ihre Fundamente sind vorhanden sowie ein Theil des Posseniums, der Prospect aber ist völlig verloren. Einzelne Reste zeigen, daß die Arbeiten an der Bühne zum Theil aus den römischen Zeiten stammen, so daß man zur Annahme berechtigt ist, daß dies griechische Theater nach dem Falle der Stadt wahrscheinlich verrothet, in spätern, ruhigern Zeiten wiedererneuert wurde.***) Sonst hat man in dem Umkreise der Ruinen wenig Reste gefunden; drei griechische Inschriften von hier sieht man an der Wohnung des Arconte in dem nahen Calatafimi.

(Die Fortsetzung folgt.)

Besten. Er ist ein Peripteron-Hexastylon, mit 14 Säulen auf jeder langen Seite. Die Säulen sind ohne Canaliculationen und stehen auf einer Grundplatte, zu der vier Stufen führen, die aber nur auf der Nordseite ganz vollendet sind. Die Basis bildet ein Parallelogramm von 237 Palmen Länge, 102 $\frac{1}{2}$ p. Breite. Die Gesamthöhe des Prospekt bildet fast $\frac{1}{10}$ der Länge. Die Steinart des ganz erhaltenen Peristols ist Sandstein. Der Tempel ward nie ganz vollendet, wie zuerst Denon bemerkte; die Zeit der Erbauung setzt Serradifalco von 413—409 v. Chr. (Bgl. auch des Obersten Leake „*Travels in the Morea*“, London 1830, 3. Bd., S. 280. Hittorff u. Zanth's „*Architectura antiqua de la Sicile*“, Heft I, Blatt 1—6.)

*) „*Antichità della Sicilia, esposte ed illustrate per Domenico lo Fiso Pietramanta Duca di Serra di Falco*“, Bd. I. Palermo 1834 (erst Ende 1835 erschienen), 144 S. Fol. mit 16 Kupfersteinen, wovon Nr. 1 die Karte des alten Siciliens, 2 die Chorographie von Segesta, 3—8 den Tempel, 9—16 das Theater enthalten.

**) Bgl. Hittorff und Zanth, I, 7, 11, 8—9.

Anmerkungen des Recensenten.

*) Der knotige Stamm dieser indischen Feige, wie man sie auch auf Malta, auf den Küsten von Albanien, auf den ionischen Inseln u. in großer Menge sieht, erreicht oft eine außerordentliche Dicke, und über ihm erhebt sich das Gestrüpp der fleischigen Blätter. Die röhrlöcher Frucht ist saß-süßlich.

**) Segesta lag auf dem Rücken einer Anhöhe, jetzt Barabara oder Barabara genannt, drei Meilen nördlich von Calatafimi. Am Fuße strömt der Fluß San Bartolommeo, an seiner Quelle Salemita genannt, in welchem der Geschichtschreiber Fazello den Crimifus erkannte. In der Nähe findet man die bei Diobor erwähnten Aquae Egeatanae oder Pinciae, sechs verschiedene Quellen. Der Tempel liegt auf einem unbedeutenden Hügel, ganz nahe der Stadt im

Alexander Dumas über Casimir Delavigne.

Alexander Dumas, der Verf. von „Henry III.“, hat die Ehre gehabt, den Cassimier das erste Gesicht auf der Bühne zu liefern, nachdem man sich lange genug in den Journalen herumgeschritten. „Henry III.“ war damals schon geschrieben, allein, ich weiß nicht aus welchem Grunde, nicht aufgeführt worden. Geht es Dumas an Tiefe des Gedankens, an besonnenen, mit logischer Consequenz durchgeführter Charakteristik, so ist ihm Energie des Gefühls, rascher Dialog, die Macht, das Gemüth zu erschüttern, sowie umsichtige Berechnung der Bühneneffekte nicht abzustreiten. Die Hugo'schen Dramen, die von überlegener Kraft zeugen, können sich in Hinsicht der theatraleschen Wirkung mit „Antony“, „Christine“ und „La tour de Nesle“ nicht messen. Dumas steht jedenfalls als dramatischer Dichter nicht weit von Hugo ab, wo nicht mit ihm auf einer Stufe. Es ist demnach nicht ohne Interesse, zu hören, was dieser ausgezeichnete junge Mann von den Cassimiers überhaupt, und insbesondere von Delavigne denkt. Um so mehr, da dieses Glaubensbekenntniß, welches Dumas in einer Reihe Feuilletons im Journal „L'impartial“ niedergelegt, aus den vollständigen Aufschüssen über die kritischen Ansichten der neuern literarischen Schule in Frankreich gewährt.

Drei Hauptfiguren sind es vor Allem, die Dumas am französischen dramatischen Horizonte erblickt. Drei gigantische Figuren, wie er sich ausdrückt: Corneille, Molière und Racine; jedoch, aber durch einen unermesslichen Zwischenraum von diesen getrennt, kommen Voltaire und Beaumarchais. Wir finden nicht, daß Voltaire so weit hinter Racine stehen müßte, noch Beaumarchais so nahe bei Voltaire.

Corneille, gedrängt durch Richelieu von der einen, durch die Academie française von der anderen Seite, wirft zwischen Beide den „Cid“, der wie eine Haubtze unter sie fährt und zugleich den Minister und Chapelain verwundet. Er ringt mit der Macht und der Intrigue wie Laocöon mit den Schlangen; allein die Schlangen werden diesmal besiegt. Nach diesem Kampfe erhebt er sich in solcher Größe, daß er ersticht in der Poetie des Aristoteles. Dann kommt Molière, milder ernst, aber nicht minder verbindlich. Er entzieht sich dem beengenden Einflusse Ludwig XIV. und Boileau's, indem er in die Provinz flüchtet. Auf Beide folgt Racine, „enfant sublime“, um mich des Ausdrucks Dumas' zu bedienen. Ludwig XIV. und Boileau führen ihn am Gängelbunde. Stets schön und rein, ist er ebendeshalb wenig dramatisch; seine Poesie ist wie ein Milchstrom, wie deren in dem Paradiese der Dichter fließen. Die Homerischen Kolosse schmelen ihm unter den Händen zusammen und werden so klein, daß sie durch die engsten Thüren von Versailles eingehen können.

Voltaire schrieb Tragödien; allein er konnte kein Lustspiel zuwegebringen. Beaumarchais machte Komödien; aber das Trauerspiel wollte ihm nicht gelingen. Keiner von Beiden schafft das Drama. Voltaire ist der sociale Refler Ludwig XV., das Haupt der Philosophie. Seine Philosophie ist bitter, trocken; sie tröstet nicht, sie entmuthigt; sein Scherz thut weh, denn er vernichtet stets einen Gott oder einen Menschen. Wie der Zerkel blickt er auf die Welt von unten nach oben, halb versunken in den höllischen Feuerpfuhl Virgil's oder in Dante's gefrorenen Flußsee. Zu einem Selbstengedichte bedarf er einer buchstäblichen Heldin; welche erwählt er? Frankreich's Ketterin! Die reine, kindliche Jungfrau von Domremy. In ihr ist eine himmlische Poesie, die er nicht versteht: deswegen befiehlt er sie durch die Feinde; er vergiftet, daß, um zu ihr zu gelangen, seine freundschaftlichen Carlismen durch die Flammen des Scheiterhaufens bringen müssen, auf welchem sie stirbt, weil sie Frankreich gereinigt: das war ihr Verbrechen! dieses Urtheil!

Im Theater besonders verfolgt Voltaire den großen Zweck seines Lebens, den Glauben zu zerstören. Hier entsagt er absichtlich der Wahrheit; sein Ton ist sententiös und pebanisch belehrend. Die Absicht einer jeden Scene wird in einer Maxime resumirt, die jede als Aufschluß auf die Fühne einer Par-

tel passen. Sein Theater ist ein System, dessen letztes Argument B. H. Beaumarchais fest Voltaire's Werk fort: dieser hat die Religion vernichtet, Beaumarchais besetzt den Adel.

Auf die Borgenannten folgen La Harpe, Caspar de Goët, der Alles in Reife und Gild zurückdrückt, was nicht mit den drei Einheiten im Schritte geht; Ducis, welcher Schatzkammer bearbeitet, ohne ihn zu verstehen, wie die Perucare Goldstaub auslassen, ohne in das Innere der Minen hinabzusteigen; Epienier, der eifrigste und beste Schüler Voltaire's, der originell hätte sein können und sich aufs Copiren beschränkte.

Somit wären wir in der neuesten Zeit angelangt. In dieser hebt besonders Dumas den entschiedensten Gegner der Romantiker, Duval, aus, über dessen polemische Schrift gegen B. Hugo wir zu seiner Zeit berichten haben. Die Maßigung, die schärende Unparteilichkeit, mit welcher Dumas sich über diesen Veteranen ausspricht, der selbst so wenig Maßigung und einen so groben Fanatismus gezeigt, müssen um so mehr erfreuen, da Dumas im Leben ist wie im Dichten, ein leicht aufbrausender Kopf, der im Schritte rasch nach dem Degen greift. Der Kritiker erkennt A. Duval für einen geschickten dramatischen Architekten an. In dem Gerüste seiner Stücke findet man stets die Hand des Meisters; seine Pläne sind lange und tief durchdacht; die Scenen entwickeln sich mit vieler Gewandtheit; auch ist Duval Maler, doch hat sein Pinsel mindere Fertigkeit als sein Cirkel; er versteht weder die Sprache der untern Volksschichten noch der Großen, nur die Leute aus dem Bürgerstande versteht er zu schildern. In eigentlicher Poesie fehlt es noch mehr als an Malerei. Auf die kritische Beurtheilung der einzelnen Stücke und namentlich des letzten: „Le testament“, welches vor einigen Tagen aufgeführt worden, können wir uns um so weniger einlassen, da es Zeit ist, uns nach Delavigne umzusehen.

Die Ansicht Dumas' über den Verfasser des „Paria“ und „Marino Fallero“ spricht sich sehr bündig und treffend in Folgendem aus: Delavigne ist die Brücke, die von der classischen Schule zu der neuern führt und die sich einerseits auf das Kaiserreich, andererseits auf die Restauration stützt. Sein erstes Product war ein Dithyramb auf die Geburt des Königs von Rom; 1816 und 1817 erschienen die „Messenianer“. Zwischen beiden Epochen war ein Abgrund, in welchem der Ruhm Frankreichs untergegangen, aus dem aber Frankreich's zukünftige Freiheit aufgestiegen ist.

Dumas ist ein Republikaner, ihm ist demnach Frankreich nicht frei genug, oder eigentlich gar nicht frei; daher die seltsame Wendung, daß die Schlacht von Waterloo den Franzosen die zukünftige Freiheit gebracht hat.

Delavigne's erste Gesänge hallten in ganz Frankreich wider; es war ein Widerschein der früheren Siege, ein Trauerspiel, den ein frommer Sohn um den zerbrochenen Degen seiner Mutter (d. i. des Vaterlands) schlang. Die Sieger hatten Lamartine, die Besiegten Delavigne. Damals war die Opposition populär, heutzutage ist sie aristokratisch. Die „Väpres siciliennes“ verdankten ihren Erfolg zunächst der Stellung, die der Dichter genommen. Von dieser Zeit an wurde zwischen dem liberalen Dichter und der liberalen Partei ein stillschweigender Contract geschlossen, durch welchen jener sich verband, Frankreich's Ruhm zu vertheidigen, diese, dem Dichter zu applaudiren. „Les comédiens“ sind das originellste seiner Werke: es war eine Satire gegen die Schauspieler, welche ungerecht und unartig gegen den Dichter gewesen. „Le paria“ ist eine dramatische Elegie, Bernadin de St. Pierre's „Chaumière indienne“ nachgebildet. Die „Roole des vieillards“ enthält unter allen Dramen unsers Dichters die meisten Schönheiten und die wenigsten Mängel. Bonnard ist eine der ergötlichsten und komischsten Schöpfungen, die seit Molière auf die Bühne gebracht worden. In der Rolle der Hortense zeigt sich mehrmals Unternehmniß des weiblichen Verzens. Danville ist mit vieler Würde gehalten. Der Herzog ist ein erbärmlicher Nichts. Die Rolle der Mutter verleiht den Anstand. Ungerecht ist diese

keinen Mangel gelte, *L'école des châtillards* zu dem schönsten Erguss unserer Zeit, und ich glaube nicht, sagt Hr. Dumas hinzu, daß der aller Eigenliebe der lebenden Dichter ein Eingeständnis unter ihnen ist, der nicht gekenne, daß er glücklich und stolz sein würde, seinen Namen auf dem Titel dieses herrlichen Lustspiels zu sehen.

Um diese Zeit fing der Einfluß des Auslandes auf die französische Literatur zu wirken an. Der Friede, welcher durch ganz Europa herrschte, die Handelsverbindungen, welche die Nationen unter sich angelüpelt hatten, der Verneustausch, welcher eine notwendige Folge davon war, fingen an einigen Widerschein auf Frankreichs soziales Leben zu werfen. Der Rationalismus war erloschen, die jüngere Generation, ernst und fleißig, hatte fremde Sprachen gelernt; fast unbekannte Namen begannen am literarischen Horizonte aufzuflehen und zeigten sich plötzlich wie jene den Römern unbekannten Völkerstämme, welche zugleich von Norden, Süden und Westen herüberbrachen, das römische Reich zu stürzen. Shakespeare, W. Scott, Byron, Goethe und Schiller waren die Attilas, die Marics und Seneschs dieser neuen Invasion, welche die französische Literatur von Grund aus umstürzen sollte.

Wir folgen hier dem französischen Kunstschritter Schritt vor Schritt, und es ist sehr interessant, einen Franzosen zu vernahmen über ein Ereignis, das trotz des heftigsten Widerstandes seiner Landleute vor sich ging, das die französische Censur anfangs so tief verletzte, und auf welches sie später fast den Fuß gesetzt, um sich in eine höhere Kunstregion zu schwingen.

Es waren, man muß es gestehen, sagt Hr. Dumas am Schluß seiner „*Kludes dramatiques*“, es waren in der That sehr fremdartige und wilde Wesen für ein Volk, das wie wir an Demouffier's fabel-Mythologie gewöhnt war, an die Helden von Pagan's-Eden, an die aristokratischen Heldeninnen der Frau von Duras, an die galanten Tärken der Madame Cottin und an die Conspiratoren Arnauld's, es waren fremdartige und barbarische Wesen dieser Richard III., Othello, Hamlet, der Oberst Claverhouse, Faust, Wd. mit der eisernen Hand, der Glaur, Glide Harold, Karl Moor, Ballenrein und Wilhelm Tell; und als sie erschienen, in ihre rauhe, wahr, tiefe Poesie geküllt, wirkten sie auf uns wie jene langhaarigen Tataren mit ihren langen Tangen, die ihre Pferde in der Seine gebadet hatten. Die *positas-matras* schrien laut auf, die starken Männer gingen ihnen entgegen und beugten sich bald vor ihnen, wie man sich vor überlegenen Wesen beugt. Die Männer stellten sie ihren Frauen, die Brüder ihren Schwestern vor, und diese Fremdlinge, die uns zuerst so sehr erschreckt, werden zuletzt eingeladen und bleiben bei uns als Freunde, die uns unentbehrlich geworden. Bald fand man nicht mehr schön in der Literatur, als was aus Deutschland oder England kam. So sind wir Franzosen, in Allem übertrieben, in der Liebe wie im Haß, aber zum Glück in beiden andächtig.

Auf die Übersetzungen und Nachahmungen folgten Originalwerke, *Mérimée* schrieb „*Le théâtre de Clara Gazul*“, *Stret* seine „*Barricades*“, *Caye* und *Dittmer* ihre „*Solrènes de Nemilly*“, *Delavigne* selbst wurde mit fortgerissen: „*Mario Faller*“, „*Les enfants d'Edouard*“ und „*Don Juan d'Autriche*“ sind unter dem Einfluß der romantischen Lehrer geschrieben. Der dem Forum der theoretischen Kunstkritik mögen ebenfalls diese Werke keine große Bedeutung haben; allein sie gefallen, sie spannen, sie zeigen sich durch mannichfaltige Borzüge aus und stehen den besten Geistesprodukten unserer Zeit an der Seite.

41.

Abdruck der Ankündigung von theologischem Aufzug, des angeblich nach dem Allgemeinen Angelegen 1838, Nr. 78 auch in d. Bl. sich finden soll.

Diese Blätter sind nicht bloß zum Beplaudern in eleganten *Spécialités* bestimmt, sondern sie stehen höher für alle

denkende und gebildete Leser, die das Homo sum e.c. zum Maßsprache haben. Collettsfreunde haben ihre eignen Zeitschriften, sie sind auch hier nicht von aller Beschäftigung ausgeschlossen, aber ihre Hauptbesten, Theater- und Concerttransmissionen u. s. w. nicht vorhanden. Dagegen freuen sich Gelehrte aus allen Ländern, Gebildete aus allen Ständen über die Berichte von Erscheinungen auf dem großen Gebiete der Wissenschaft, Kunst und Betriebsamkeit, wenn diese Erscheinungen nur nicht bloß ganz speziell für ein Fach sind, sondern ein rein menschliches Interesse haben. Man fragt daher z. B.: Wie steht es bei den Juristen mit der neuesten Strafrechtstheorie? bei den Ärzten mit dem Kampfe der Homöopathie gegen die Allopathie? wie bei den Philosophen mit ihren streitigen Punkten? u. s. w. Sucht man auch nicht mathematische Auffösungen und philologische Varianten, so haben doch d. Bl. auch wol hier manche einschlagende neue Entdeckung und Bereicherung zum Vergnügen vieler Leser mitgeteilt. Sollte aber die Theologie nicht auch ihre Wissenschaftswürdigkeiten haben, wo dem Denkenden, der in der Regel die theologischen Journale nicht liest und in Literaturzeitschriften erst nach Jahren eine Kritik erhält, daran liegt, eine Nachricht über eine vielbesprochene literarische Erscheinung zu erhalten, und wo es sich auch der Mühe verdienst, richtige Ansichten darüber in diesem literarischen Sprechsaal fördern zu helfen? Von Kritikern über eine Besprechungs- oder Dogmatik, Apologetische ergetische Commentare, hebräische und griechische Wörterbücher und dgl. haben sich ja wol diese Blätter immer frei gehalten. Aber ein Werk wie das Straußsche, wovon in den ersten Stücken des Märzmonats die Rede ist, das solches Aufsehen erregt hat, von politischen und vielen nicht theologischen Blättern erwähnt, von den freisinnigsten Männern, die seine Ansicht und Absicht nicht billigen, doch ein Werk der Wissenschaft und des Scharfsinns genannt wird, dem ein Journalist wie Reander in seinem kurzen, aber vortrefflichen Gutachten nur wissenschaftliche Entgegnung wünscht; ein Werk, das Lobere freilich als eine teuflische Gotteslästerung ansehen, verdient auch in d. Bl. eine tüchtige Würdigung. Ob sie nicht länger für Laien in der Theologie noch saßlicher sein könnte, mag dahin gestellt sein. Aber hierin müssen wir miteinander einverstanden haben. Wir bekommen in allen Bl. eine Menge Dinge zu lesen, die man kaum flüchtig ansieht, und auch der so schätzbare wörtliche „Allgem. Anzeiger“ hat zu viele theologische Aufsätze, die weder kalt noch warm sind, wie neulich eine Predigt, angeblich eines Amerikaners, über die Vergebung der Sünden, ganz unklare und verwirrte Ideen vortrug, und die doch nicht der Herr Redacteur lobte; flüchtig, oft einander widersprechender Aufsätze über Mysticismus nicht zu gedenken. Das tadelt der Verfasser im „Allgemeinen Anzeiger“ mit Recht, daß (sammeltlich der ehemalige Leipziger Dr. Hahn) die Theologen ihre Kämpfe vor das nicht theologische Publicum gezogen haben, und dieser sonst ehrenwerthe Gottesgelehrte sieht nun selbst, wogegen sein Princip führt und wie schwer ein Irrgeführtes Bekenntnis aus seinem Labyrinth zurückzubringen ist. Aber darin hat unser Tadler unrecht, daß er die schließlichen kirchlichen Urtheile den auch Theologien mit vorbringenden Zeitschriften beizumessen. In Schlesien ist bei den eifrigen Lutheranern, die aber doch auch ein Recht, ihre alte Agende beizubehalten, hatten, Neben den Hehlgriffen der Behörden zuzuschreiben, die, wie Götze, erst die preussische Agende ein heiliges Beförderungsmittel der Union nannten und in Schlesien sagten, daß sie davon ganz verschieden sei, Früchte abschütteln wollten, ehe die Zeit sie gereift hatte. Was der Tadler Paß noch für strenge Urtheile gegen den uns unbekannten Rezensenten ausspricht, mag diese selbst verantworten; nur soll man nicht gleich mit theologischem Aufzug um sich werfen, zumal wenn ein so Aufsehen erregendes Werk wie das Straußsche mit Gründlichkeit in einem Blatte gewürdigt wird, durch welches auch Leser von Einfluss zu einer richtigen Ansicht über dasselbe gelangen.

Ein friedlicher Theolog.

Mittwoch,

Nr. 188.

6. Juli 1836.

Wanderungen durch Sicilien und die Levante. Erster Theil.

(Fortsetzung aus Nr. 187.)

Die Geschichte Segestas, dieser Pflanzstadt von Ilion, vermag nur traurige Rückerinnerungen zu wecken. Die Feindschaft mit dem benachbarten Selinus (die Grenze bildete der Mazaro) rief erst die Athener (unter Alcibiades, Nicias, Lamachus) nach Sicilien, und nach dem unglücklichen Ausgange dieser Expedition die Karthager, deren frühere Unternehmungen (in der 60. und 75. Olympiade) misglückt waren, die nun aber, 100,000 Mann unter Hannibal, Giscon's Sohn, stark, im vierten Jahr der 92. Olymp. (407 v. Chr.) Selinus eroberten und zerstörten und 16,000 seiner Einwohner niedermegelten, aber auch Bundesgenossen mit punischer Treue, Segesta unterstützten, sodaß Blüte und Wohlstand schnell schwanden. Die spätere Geschichte, welche uns die Stadt bald frei, bald unterworfen zeigt, ist nur eine trübe Erzählung von Unglück, Misshandlung, Verwüstung. Unter den Römern hob sich Segesta wieder in etwas. Die Zeit der völligen Zerstörung ist nicht gut zu bestimmen, wahrscheinlich ward sie durch die Sarazenen herbeigeführt. Im 4. Jahrhundert nach Christus wird die Stadt noch erwähnt, im 11. war sie gänzlich verschwunden.

Der Weg von Alcamo nach Trapani führt über eine wüste Hochebene, wo man auf einer Strecke von 21 Meilen weder Haus noch Baum sieht. Trapani, 6 Meilen vom Monte San Giuliano (Mons Eryx) entlegen, hat 24,000 Einwohner; auf dem Berge liegt das gleichnamige Städtchen. Hier erhielt der Verf. einige Auskunft über die Ursachen der Verödung der Gegend.

Das Grundeigenthum in Sicilien ist größtentheils in den Händen der Geistlichkeit und des Adels, von denen es in kleinen Theilen verpachtet wird. Diese Einrichtung hindert nothwendigerweise ebensoviel den Zuwachs der Bevölkerung, als auch die Verbesserung der Ländereien; denn der Pächter nimmt nie einen solchen Antheil an der von ihm bearbeiteten Scholle als der Eigenthümer. Außerdem besitzen auch die Städte sehr weitläufige Ländereien, Communi genannt, welche niemals urbar gemacht werden, da jeder Bürger das Recht hat, darauf Holz zu sammeln und zu hüten. Einiges von diesen Communi wird wol verpachtet, aber immer auf ganz kurze Zeit, ein oder ein paar Jahre; denn diese städtischen Angelegenheiten werden von einem Ausschuss geleitet, der nur dem Namen nach iurati, die Geschworenen, heißt. Um den geringen Vortheil der Päch-

recht oft unter sich wechseln zu lassen, setzen sie die Zeit derselben so kurz als möglich an und hemmen alle Verbesserung des Grundeigenthums. Der Landstrich zwischen Alcamo und Trapani besteht größtentheils aus solchen Communi und ist überdies eine wasserlose Hochebene, die von den stürmischen Nordwestwinden unmittelbar bestrichen wird. Hier könnte nur durch den beharrlichen Fleiß einer großen Volksmenge dem Boden etwas abgewonnen werden. Die Regierung hat den ersten Schritt zu einer Verbesserung gethan, indem sie angeordnet, daß sowohl die wüsten Communi an arme Bürger überlassen werden sollen, als auch, daß ein höchst lästiges Herrenrecht aufgehoben werde, wonach es dem Edelmann erlaubt war, zu gewissen Zeiten des Jahres auf den Feldern seiner Bauern zu hüten. Witten im Sommer konnte es ihm also einfallen, seine Heerden über das reisende Kornfeld zu treiben, und wenn auch solche äußersten Fälle selten oder nie vorgekommen sein, so war doch diese veraltete Einrichtung Schuld daran, daß viele Felder, auf denen das Recht haftete, ganz unbebaut liegen blieben. Der Vortheil dieser theilweisen Ablösung des Grundeigenthums ist in die Augen fallend, und hat bei manchen Orten alle Erwartung überfliegen. Das Städtchen S. Giuliano auf dem Eryx besaß 5000 Salmen Communi (ungefähr fünf geographische Meilen) von dem wüsten Landstrich nach dem Innern zu, und zog darselbst für die Pachtungen jährlich 1000 Unzen (3333 Pfl.-G. S.); jetzt hat sich dieser Ertrag schon auf 2400 Unzen gesteigert und wird noch immer zunehmen, je weiter die Parzellirung der Ländereien fortschreitet.

Über Marsala (Elyphäum), dessen Wein jetzt mit dem Madeira wetteifert und in großen Quantitäten nach dem Auslande geht (sowol nach der Levante als nach Oberitalien, England u. s. w.), und Mazzara führt der Weg zu den Trümmern von Selinus (Torre de li pulci). Dieser wichtige Punkt des alten Siciliens wird von dem Verf. ziemlich flüchtig behandelt; er redet nur von drei Tempeln (wahrscheinlich die auf der Ostseite) und versucht keine genauere Schilderung der Bittlichkeit. Wie balden es daher für angemessen, hier etwas länger zu verweilen, da die schönen, neuern Arbeiten über Selinus so reichen Stoff darbieten *); in eigentliches Detail einzugehen, ver-

*) Der größte Theil von Pittors und Zanths Werke (Heft II, Bl. 10—13, Heft III—VII, Bl. 14—43) ist den Tempeln von Selinus gewidmet; noch fehlt aber der am nördlichsten gelegene große hypäthrische, welcher auf der beseitigten mitgetheilten Karte mit T, bei Terradifaleo mit G bezeichnet ist. Im zweiten Bande des Werkes dieses Verfassers (Palermo 1834, 110 S. Fol. mit 35 Kupfern und Steindruckern) ist Selinus vollständig enthalten. Wir werden mehrmals darauf zurückkommen. In der fleißigen Monographie des Dr. F. Steingarnum „Selinus und sein Gebiet“ (Leipzig

bietet uns indes ebensowol der Raum, als es dem Zwecke dieser Bemerkungen unangemessen sein würde. Die Ruinen nehmen nach Westen die Spitze eines niedern Hügel, nach Osten einen Theil einer weiten Ebene ein. Eine Einsenkung scheidet sie *); in einiger Entfernung westlich steht der Selinus, der Mäpium im vierten Theile des Hügel hatten wahrscheinlich die ersten Colonisten, von Megara kommend, ihre Wohnsitze **), die spätere Stadt ihre Akropolis; nach der grausigen Verheerung durch die Karthager (s. oben) ließ sich dort der aus seiner Vaterstadt vertriebene Syrakuser Hermokrates nieder, welcher einen Theil der Stadt wiederaufbaute. Die Mauerreste rühren wahrscheinlich aus seiner Zeit her. In dieser Akropolis finden sich die Reste von vier Tempeln. Drei derselben sind peripterische Hexastyle dorischer Bauart, 13—17 Säulen an den langen Seiten, zum Theil mit ungewöhnlichen Verhältnissen. Im Schutt des einen derselben (B) entdeckten 1823 die englischen Architekten, Harris und Angell die drei merkwürdigen Metopen (an der Fassade die 3.—5., von der linken Seite an gerechnet; auch die Hinterseite scheint verzierte Metopen gehabt zu haben), welche sie in ihrer Schrift: „Sculptured metopes discovered at Selinus“ (London 1826), bekannt machten und welche sich bei Pittorff, Bl. 24 u. 25, bei Serradifalco, Bl. 25—27, dargestellt finden. Die Gegenstände derselben sind: Herkules, den Ganeides und Atlas gefesselt tragend; Perseus, die Medusa tödtend; ein zum Wettrennen bereitstehendes Viergespann mit dem Lenker und zwei andern Figuren. Die Vereinigung ägyptischer Darstellungsweise mit den Anfängen griechischer Naturdarstellung ist unverkennbar. Diese Bildwerke müssen noch um ein Bedeutendes älter sein als die Agineten. ***). Nach findet man in der Akropolis die Reste eines kleinen Tempels, der, in antis, auf leichtgebohrten Grundfarbe roth, blau, weiß und schwarz gemalt war (Serradifalco, Bl. 7), und in dessen Construction Pittorff, der ihm ionische Säulen gibt und zu einem Tetrastylon als Tempel des Empedokles restaurirt, von seinem Nachfolger be-

deutend abweicht. *) Im östlichen Theile der Stadt sieht man die Ruinen dreier Tempel. Die beiden kleineren sind wieder peripterische Hexastyle. An dem ersten, dem Meere zunächstgelegenen, hatten Pronaos und Postikon Metopen mit Hautreliefs, fünf von diesen wurden im Mai 1823 gefunden (Serradifalco, Bl. 30—31). Es stellen dar: Athos und Daphne (der beschützt), Athos mit dem Giganten Pallas kämpfend, Artemis und Aktion, Jupiter und Semele (nach Göttling Here **), Herkules und Hippolyta. Die nackten Theile der weiblichen Figuren sind von weißem Marmor, der Rest, wie auch die früher genannten Metopen von weißlichem Kalkstein aus der Gegend. ***). Im Schutte des mittlern Tempels waren schon 1823 zwei Metopen entdeckt worden, an denen der obere Theil fehlte, und die man als den Kampf der Athene mit Pallas, der Artemis mit Graton (nach Göttling der Athene mit Enkeladus) erklärt. Sie erinnern an den Styl der Agineten, die vorerwähnten an die Zeit des Phidias, am meisten aber an die Bildwerke zu Olympia; auch die Verhältnisse des zweiten Tempels sehen ihn zu eine frühere Zeit, als man bei dem ersten annehmen muß. An beiden zeigen sich starke Spuren von Farben. Der dritte, hypäthrische Tempel, von dem man glaubt, daß er dem olympischen Jupiter gewidmet gewesen, war einer der größten des Alterthums. Die Fronte hatte einen doppelten Portikus, die Seiten 17 Säulen, deren Höhe 68 Fuß betrug. Gleich dem großen zu Agrigent war er wahrscheinlich zu derselben Zeit mit den Tempeln zu Olympia, Argos, Phigalia u. s. w. errichtet worden, der Epoche, wo Gelon bei Himera die Karthager aus der Hauptstadt (480 v. Chr.). Er ist nie ganz vollendet worden, wie die Säulenreste zeigen. Die übrigen Reste von Gebäuden, die man in Selinus findet, sind unbedeutend; von Bildwerken sind einzelne Bruchstücke, Köpfe, Füße u. s. w. entdeckt worden, von denen die schon mehrgenannten Werke Abbildungen geben.

(Der Beschluß folgt.)

*) 1827 ist der geschichtliche und topographische Theil mit großer Sorgfalt ausgearbeitet, die Beschreibungen der Ruinen, wobei er vorzüglich Poulet folgte, sind wenig bedeutend.

**) Göttling („Kunstblatt“ 1836, Nr. 7) bemerkt, er sei von dem auf den Karten angegebenen Flüsschen nichts gewahr geworden.

*) Pittorff, Müller und Serradifalco sehen die Erbauung der Stadt in das Jahr 629 oder 628 v. Chr., derselben Meinung ist Reinganum (S. 101); Göttling hält dies für zu früh. Nach des Hermokrates Zeit kommt Selinus noch einige Male in der Geschichte der karthagischen Kriege vor, scheint aber keine eigentliche Bedeutung mehr erlangt zu haben. Das Ende des ersten punischen Krieges brachte der Stadt den Untergang. Die Karthager zerstörten sie ganzlich 249 v. Chr. und führten die noch übrigen Einwohner nach Sizilien. Serradifalco, erklärt sich gegen die Meinung, daß Selinus unter den Römern wiederaufgebaut und endlich durch die Sarazenen zum dritten Male zerstört worden sei.

**) Strabo (a. a. O. S. 182) setzt die Erbauung des Tempels ungefähr in das Jahr 600 v. Chr.

*) Es hat sich darüber zwischen Pittorff und Masul-Rohrer, welcher Serradifalco's Werk im „Journal des savans“ (Jan. 1835) angezeigt hatte, ein Streit erhoben („Journal des savans“, Mai 1835).

**) Panofka („Preuss. Staatszeitung“, 1836, Nr. 24) spricht die Vermuthung aus, diese Metope stelle den Heilgott Asklepios und seine Gattin Epione (die Entbindende) dar, wie sie zu Chidauras verehrt wurde, und der ganze Tempel sei vielleicht diesem Gotte geweiht gewesen. Diese Annahme ist allerdings wahrscheinlich, da es bekannt ist, daß Asklepios zu Selinus einen Tempel hatte. Er nimmt dabei als Zeit der Erbauung ungefähr die 85. Olympiade an (der Jupiterstempel zu Olympia ward gegen die 86. Olympiade vollendet) und deutet die Nymphen der ersten Metope nicht als Daphne, sondern als Koronis, Asklepios' Mutter, und den Giganten auf der zweiten als Enkeladus.

***) Drei Stunden von Selinus entfernt liegen die Stadenbrücke, welche man jetzt die von Empedokles nennt, wo man noch eine Menge von Steinblöcken findet, welche für die Tempel und andere Gebäude der Stadt bestimmt waren.

Romanenliteratur.

1. **Böhmen in den Jahren 1600—21. Historischer Roman in zwei Bänden nach Schloßbau.** Bearbeitet von der Baronin von Montenglant. Götze, Frankfurt und Hoff. 1836. 8. 3 Thlr.

Qui dit trop, ne dit rien, welches wir in diesem Falle durch: Wer zu vielerlei sagen will, sagt nicht Meines, veranschaulichen wollen. Wirklich befinden sich in dem besprochenen Roman von zwei mäßigen Bänden folgende Geschichtsdarstellungen: die letzten Regierungsjahre Rudolfs II., die Unruhen und Zustände in Böhmen und Oesterreich, die Bündnisse der Kaiserin, die Schwärze des Kaisers mit seinem Bruder Matthias, Ritter Despot, der Anfang des 30jährigen Kriegs, mit allen den dabei vorkommenden Hauptpersonen und Haupt- und Nebenhandlungen, als dem Grafen von Thurn, Ballenstein, dem Winterkönig Friedrich von der Pfalz, dem Kurfürsten Maximilian von Baiern, dem Generalfürsten der böhmischen Herren, des Schicksals am weißen Berge u. s. w. Das ewige Hin- und Herlaufen blante allenfalls einem Arzt gefallen, der Bewegung als erstes Heilmittel vorschreibt, dem Betrachter zerfahren die Bilder bei der steten Berücksichtigung des Augenpunktes, bei der unaufhörlichen Unterbrechung der Handlung, bei den fortwährenden Einschießeln. Man gelangt weder im Allgemeinen zu einer klaren Übersicht der Zustände, noch im Einzelnen zu einer bestimmten Anschauung der Personen. Kaiser Rudolph II. würde als ausgeführtes Bild verdienen, wenn es nicht in seinem Conterfei von Meister Spinler im „Bastard“ eine gefährliche Vergleichung zu bestehen hätte und der Gedanke sich aufzuheben blante, das Bildniß des Franzosen verhielte sich zu dem von dem deutschen Meister wie ein Portrait von Rigaud oder der Plaque zu einem Bildniß von Albrecht Dürer und Beheim. Können die geschichtlichen Personen geringes Interesse ein, so lassen die des Romans vollends kalt, mit Ausnahme des Hofmanns Panitz, der wie die meisten seiner Kollegen klug, wohl thätig und die anzusehenswürdigste Gestalt im Buche ist. Panitz, der natürliche Sohn Kaiser Rudolfs verbindet sich mit der Königin spanischen Frau von Kärnten, die für eine geschickte Frau nicht weniger unbedarfen handelt. Bengel will er. Die verlassene Mutter rächen, gibt es dann auf, hat Trau- geschichte, liebt, verschandelt sich hin und her und beschließt sein planloses Herumirren noch recht würdig auf dem Schlachtfelde. Der Beschauer der Überfesselten, daß sie zu Ruhen der Geschlechter sich Abweichungen von der Urchrift erlaubt, ist Claus dem beizumessen. Warum behauptet sie solche nicht weiter auf, warum benutzte sie nicht die ihr gewiß bekannte Örtlichkeit des großen wunderlichen Baues des Schlosses Friedland, das außer dem besten Porträt Ballenstein's, auch eine Reihe Familiendile- bis die Geschichte endet.

2. **Die Schwägerinnen. Roman von Henriette Panke. Zwei Theile. Hannover, Hahn. 1836. Gr. 12. 2 Thlr. 20 Gr.**

Ein wackerer Mann, von dessen Porträtlichkeit wir uns mehr durch den Glanz als durch Schauen überzeugen, wird von zwei Schwägerinnen bald gehätselt, bald in Verlegenheit gesetzt, und ihm das Amt eines Friedensrichters nicht wenig erschwert. Die Eine, zu den Stillen im Lande gehörend, steht ab demnach Geduld und Unbedarfenheit; man wird sie achten, kann sie aber nicht lieben. Das Gegenstück findet bei der zweiten statt, die, eine veredeltere Psyche, so gesonnen ist, daß man der lustigen Schmetterlingsnatur nicht geben kann. Dem Schwä- ger wird ein schöner Sohn durch die Hand des Pflegerknechts Lene- hansen gezeugt, die die beste Frau werden wird, denn es läßt sich gar nicht von ihr sagen. Die sonderbaren Schicksale dem Ältern und Großältern des Mädchens füllen einen großen Raum aus; der Charakter des mütterlichen Großvaters ist originell und mit Geist und Einsicht motiviert. Nachher im besten Sinn wird aber nur die einfache Geschichte eines alten Mannes, offenbar der Verfasser, dargestellt in der Erzählung, dessen Einsicht nie läppisch oder dümmlich ist. Hat man auch an der

Erzählung Manches aussetzen, vermißt man hier und da feste Begründung, so wird man desto zufriedener mit den dargelegten Grundrissen und der Form, in der sie ausgesprochen sind, sein.

3. **Der Jude Kalk. Eine Novelle von Hofmeister. Götze, Meißner. 1836. 8. 1 Thlr. 4 Gr.**

Das Ganze ist der Irrthum, den nur die leichte Scherz- art unmerklicher macht, Erzählungen für Ergebnisse einer schwungvollen Phantasie zu halten, weil sie der innern und äußern Wahrheit, so der Wahrscheinlichkeit entbehren, und weil die Personen, auf die sie basiert sind, nur ein Scheinleben haben und darum meinen, auf Idealität Anspruch machen zu dürfen.

4. **Elie und Beruffstreue. Doppelnovelle aus den Papieren eines jungen Arztes von H. C. R. Belant. Zwei Bändchen. Breslau, Leuckart. 1836. 8. 1 Thlr. 12 Gr.**

Im ersten Bändchen: „Albert“ tritt die Cholera als Vermittlerin bei einem päpstlichen Pöbel ein, das ein widerspen- stiger Papa nicht vereinen wollte; im zweiten: „Eysinda“, ist sie abermals hilfreich, indem sie die Braut des jungen Arztes zur Witwe eines Lebendhähners und endlich zu seiner Frau macht. Ist der Stoff des ersten Theils mager zu nennen, so ist der des zweiten fast allzuüppig: die ganze polnische Revolution fin- det darin Platz, es häufen sich mögliche und unmögliche Begebenheiten; das Finale preßt den Stoffeuser an, daß doch alle Polen, die für ihr Vaterland stritten, der Verbannung, der Eingekerkelung ihrer Säler erledigt und so bestrafte werden müßten als die heroische Eysinda und ihr nicht minder bei- demüthiger Doktor.

5. **Glück und Weib. Novelle von H. Schiff. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1836. Gr. 12. 1 Thlr.**

Wie gewonnen so zerronnen; Glück und Glas wie leicht bricht das; Frauenlieb und Rosenblätter verwelken bald, diese und ähnliche Sprüche sind mit Geist in der Novelle, oder vielmehr in den dreien, die erzählt werden, paraphrasirt; Satire und Humor ist, genau untersucht, nicht darin, obgleich man öfter meint, beiden zu begegnen. „Der Häßliche“, eine Zugabe, ist ein so weit vollendetes Bruchstück, daß man ein- sieht, der Spötter und Tadler mache sich Handlungen schuldig, die er soeben gerügt und für deren Begehen ihm jede Rech- fertigung fehlt.

Die Insel Ascension.

Merkwürdig ist es, daß Napoleon, der die Schicksale so vieler Reiche bestimmte, sogar noch in der Verbannung unwill- kürlich die Colonisation einer Insel veranlaßte, die man so lange Zeit für eine wahre Wüste gehalten hatte. Bevor St. Helena durch Napoleon's Aufenthalt weltgeschichtlich wurde, hatte kein Mensch von dem benachbarten Land Ascension die ge- ringste Notiz genommen. Man vermuthete von demselben nur so viel, daß es von vulkanischer Formation sei, und ließ sich durch das sparsame Grün, womit seine Felsen und der verhöhlte Lavaboden seiner Ebenen besetzt waren, nicht eben zu näheren Untersuchungen einladen. Wilde Ziegen, Störche und Auklet- tauben blieben inmitten die einzigen Bewohner dieser Insel. Es schien eine Unmöglichkeit, sie auf irgend einen Standpunkt der Civilisation zu erheben und dort eine Colonie zu gründen. Allein die Politik ist schon öfters der Colonisation zu Hilfe ge- kommen, und so besaß es sich auch hier. Kaum war der große Kaiser auf Helena eingekehrt, so richtete sich der diplomatische Blick seiner Thron auf Ascension. Dem Volke schien es un- glaublich, daß jener dürftige Felsen im Ocean das Weid des Weltbeherrschers sein sollte, daß der Sieger in hundert Schlach- ten hier verkommen und wie eine „Ratze im Kellerloch“ abgah- ten sollte, während ihn doch nur das Blüthen von seiner Ge- trennen trennte. Dorthin waren mehr als genug in Frankreich und Amerika, und so ward der Glaube des Volkes auch zur ang- nehmen Wirklichkeit für seine Obermänner. Da lag denn für diese freiwillig der Gedanke nicht fern, daß man den Unwiderstehlichen,

der sich schon einmal gezeigt, als man ihn am wenigsten erwartete, unter sichere Obacht von allen Seiten nehmen müsse. Ascension, nur 90 deutsche Meilen von Helena entlegen, bot sich natürlicherweise als gelegentlicher Punkt für einen politisch-telegraphischen Wachtposten dar, und die Engländer, eine Alles berechnende Nation, konnten diesen wol am allerwenigsten ihrer Aufmerksamkeit entschlafen lassen. So wurde denn gleich im J. 1815 die kleine Insel von einer britischen Colonie kriegsrunder Seeleute besetzt. Diese waren natürlich zuerst nur darauf bedacht, sich ihre nicht zu glänzende Existenz so comfortable als möglich zu machen. Es wurden auf der felsigen Küste einige wenige Hütten angelegt und das zunächst um diese liegende Land zu bebauen angefangen. Nur dürftig reichte dies aus für die Bedürfnisse der kleinen Garnison, deren Beschäftigung blos darin bestand, ein wachsamcs Auge auf die Umgegend zu richten. Erst seit dem Tode Napoleon's fing man an, die Insel als eine regelmäßige Niederlassung zu betrachten, und es erfolgten von England aus neue Colonisationsendungen. Die Regierung hatte nun beschlossen, die Insel zu einem Gefängnis und Depot für die zu Unterdrückung der Sklaverei verurtheilten bestimmten afrikanischen Kreuzer zu machen. Es wurden deshalb größere Strecken des Gebirgslandes urbar gemacht und, nicht ohne Beschwernis, Straßen angelegt. Allein jetzt begann es an dem nöthigsten Bedürfnis, am Wasser, zu fehlen. Es war davon kein Vorrath vorhanden, als den einige Brunnen oder Quellen darboten, die ihren Ursprung dem durch den Boden tropfenden Regenwasser verdankten. Nach und nach gelangte man auf die Spur, daß diese Wasserquellen, durch mehr Thonschichten hindurchstreichend, sich auf einem entfernteren Punkte versämelten, wo man es sich nun angelegen sein ließ, Gitternen anzulegen. Von hier aus schaffte man den Wasservorrath täglich auf Maulstein in kleinen Gefäßen nach der Niederlassung auf der Küste, eine Strecke von sechs Meilen, wodurch jedoch bei trockener Jahreszeit dem Wassermangel noch immer nicht abgeholfen war, so daß, um die kleine Garnison nicht verschmachten zu lassen, man häufig aus den Schiffen Wasser ans Land nehmen mußte. In den nächstfolgenden Jahren entdeckte man zum Glück immer neue Quellen, so daß die Insel von Jahr zu Jahr in der Civilisation erhebliche Fortschritte machte. Regen und Gedeihlich vermehrten sich unglaublich schnell; es wurde auch von Guinea aus Geflügel hieher versandt, welches sich auf der Insel ohne Schwierigkeit akklimatisirte. Seit dem J. 1829 interessirte sich die englische Regierung für den Fortschritt derselben noch lebhafter. Um diese Zeit sandte man einen sachkundigen Ingenieursoffizier nach der Insel, um dort den Plan einer künstlichen Wasserleitung zu realisiren. Das Wasser sollte von den Bergen aus mittels einer zusammenhängenden Reihe von Röhren durch einen Tunnel von 935 Fuß Länge in möglichst gerader Richtung nach einem großen in der Niederlassung selbst befindlichen Behälter geleitet werden. So schnell, als es das Material der Umgegend erlaubte, wurde dieser Bau vollendet, und das Resultat ist nun vollkommen befriedigend; denn die Niederlassung bezieht jetzt blos aus dieser Quelle so viel Wasser täglich, daß die Insel den sämtlichen landwirthschaftlichen Fahrzeugen mit ihrem Vorrath ausheilen kann und außerdem einen Ueberschuß von etwa 1500 Tonnen behält. Nachdem so dem wesentlichsten Bedürfnis abgeholfen war, herrschte man den Küstenstreifen mit den zur Bequemlichkeit nöthigen Gebäuden: ein Hospital, mehrere Vorrathshäuser und Magazine für Lebensmittel, Baracken und Wohnungen für die Offiziere, wurden aufgeführt und die Niederlassung selbst durch passende Befestigungen zu einem Fort gemacht. Es fehlt demselben mithin jetzt nicht mehr an dem Wesentlichen, obgleich nicht alle von der Regierung beabsichtigten Einrichtungen vollendet sind. Dem Bergdistrikt fehlt es nicht an für die Schiffe nutzbarcn Vegetabilien; die afrikanischen Kreuzer, welche in der Bai einlaufen, um Lebensmittel einzukaufen, oder Ausbesserungen vorzunehmen, erhalten auf Befehl

ihrer bestimmten Stationen an Birgen, Schafen, Ochsen und Ziegen; von den letztern, welche im Ueberflusse vorhanden sind, so viel als ihnen beliebt. Auch Kauffartschiffe können gegen eine mäßige Abgabe an die Regierung dieselben Vorräthe genießen. Die Cultur auf den Bergen hat allerdings wegen der Unbestimmtheit der regnigen Jahreszeit auf der Insel mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen. Man kann hier nicht mit solcher Sicherheit auf den Eintritt der periodischen Regen zählen wie auf der afrikanischen Küste, so daß durch dies Ausbleiben öfters ganze Ernten zu Grunde gehen. Da jedoch ein großer Theil des Landes dem Anbau der Palaten gewidmet ist, welche fast nie eine Missernte geben, auch der Kürbis auf der Insel im Ueberflusse wächst, so kann man allenfalls den Mangel der anderen Vegetabilien einmal verschmerzen.

Als ein ersaunenswürdiges Beispiel der Vegetation, ein Ereignis, das in der Geschichte der Botanik sich nicht oft wiederholen mag, muß hier schließlich bemerkt werden, was man innerhalb der 20 Jahre, daß diese kleine Insel bewohnt ist, gethan und errichtet hat, um sie aus einem fast wüsten Lavagebiet zu einem durch Gewächse aller Art, die alle vortreflich gedeihen, ausgezeichneten Landstrich zu machen. Man hat seit dieser Zeit auf Ascension gegen 170 fremde Gewächse eingeführt und akklimatisirt, und hier, wo es sonst nur wenige dürftige Kräuter gab, sieht man jetzt die englische Eiche, die schottische Fichte, den schwarzen Hollunderbaum, die Cyperse, den Citronen- und Orangenbaum, den Maulbeerbaum (vom Cap), den Pflaumen- und Melonenbaum u. a.; Magnen, Rosen, Oleander, Myrten, gediegen vortreflich. An Küchenkräutern, Sträuchern und Kräutern: Kohl, Spinat, Kartoffeln, Rüben, Möhren, Salat, Kresse, Endivien, Rabieschen, Zwiebeln, Bohnen, rothe Rüben, Fench, Gurken, Blumenkohl, Johannis- und Stachelbeeren; ferner Majoran, Thymian, Beifug, Pfeffer und andere Gewürzkräuter. Rechnet man hierzu noch die mannichfachen schönen Blumen: Geranium, Iris, Rosenpappel, Eichen, Convulvulus, Passionsblume und die besonders schönen Aelce, so muß man in der That ersaunen über die Schnelligkeit, mit welcher menschliche Betriebsamkeit ein wüdes, unwohnliches Eiland in ein fruchtbares und reizendes Paradies umgewandelt hat.

Literarische Anzeige.

Die kürzlich erschienene neunte Lieferung des

Bilder- Conversations-Lexikon

für
das deutsche Volk.

wird aufs Neue den Beweis liefern, daß die Redaction und Verlagsbuchhandlung fortwährend mit günstigem Erfolge bemüht sind, ein nützliches, unterhaltendes und belehrendes Werk bei einem sehr billigen Preise zu liefern. Die neuerdings möglichen Verbesserungen zeigen die Verlagsbuchhandlung zugleich in Stand, ein schnelleres Fortschreiten des Werkes zu versprechen, als die Umstände bisher erlaubten.

Die ersten neun Lieferungen umfassen die Artikel Aachen bis Deutschland, 67 Bogen in gr. 4., mit 223 Holzschnitten und 15 in Kupfer gestochenen Karten, zu dem Preise von nur 2 Thlr. 6 Gr.

Die bisher erschienenen Lieferungen sind in jeder Buchhandlung zur Ansicht vorräthig.

Leipzig, im Juli 1836.

F. A. Brockhaus.

Literarische Unterhaltung.

Donnerstag,

Nr. 189.

7. Juli 1836.

Wanderungen durch Sicilien und die Levante. Erster Theil.

(Beilage aus Nr. 189.)

Es ist nun Zeit, daß wir uns nach dem nicht fernem Sirgenti (Agragas, Agrigentum) wenden, und von jetzt an können wir uns um so länger fassen, je mehr der Verf. in die Details eingeht. Die gegenwärtige Stadt liegt auf dem Hügel, auf welchem wahrscheinlich die Burg der alten Stadt, welche sich in die Ebene hinunter nach dem Meere hinzog, wie die gewaltigen Tempelruinen zeigen. Eine halbverfallene Mauer umschließt die schlecht gebaute und schmutzige Stadt, zu welcher man durch ein mittelalterliches Spitzbogenthor gelangt — welche Veränderung, wenn man an das Agrigent denkt, das 800,000 Einwohner gehabt haben soll, und das von 411—211 v. Chr. fünfmal vom Feinde genommen und dabei zweimal von den Karthagern, die sich auf Sicilien als die schonungslossten, gegen die Menschen wie gegen die Steine wüthenden Barbaren zeigten, geplündert und verwüstet ward. Die Ordnung, in welcher die Tempel beschrieben werden, ist folgende: Tempel der Concordia (von den Römern so genannt), der Juno Lucina (beide stammen, ihren Verhältnissen nach zu urtheilen, aus derselben Epoche; die Säulen haben als Höhe das 4-fache ihres Durchmesser), des Hercules, wo der Scandal mit den Knechten des Verres vorfiel, welchen Cicero in der vierten Rede erzählt; endlich jener pseudoperipterische des olympischen Zeus, ein Riesenbau, dessen schon oben gedacht ward und dessen letzte Reste 1401 zusammenstürzten. Wir wissen aus Diodor, daß die karthagischen Kriege die Vollendung hinderten, und daß das Gebäude 340 Fuß lang, 60 (164) breit, 120 hoch war. Die Erbauung fällt in die Regierungszeit Theron's, welcher 472 v. Chr. starb; die zu Himera 480 gefangengenommenen Karthager mußten bei der Arbeit Dienste leisten. (Vgl. Beake a. a. D. S. 283.) Die übrigen Ruinen sind von geringerer Bedeutung*), doch läßt sich nicht leugnen, daß hier noch

Manches zu thun und zu untersuchen wäre, und man kann nur wünschen, daß die mehrerwähnten Werke, die jetzt im Erscheinen sind, sich bald auch über Agragas verbreiten mögen, da die vereinzelten Kräfte des Hrn. Kaspar Polliti nicht ausreichen.

Nach einem Besuche des benachbarten Schlammvulcans, Roccaluba, verlassen wir nun die Küste und gelangen durch getreidereiche Gegenden erst nach Calatanissetta, dann nach Castrogiovanni, im hohen Gebirge des Innern.

Der Ort selbst liegt, weit höher als Sirgenti, auf einem der steilsten Felsabhänge, an dem unsere Thiere zu klettern kamen. Als wir den Gipfel mit Mühe errreicht, zeigte sich die wunderbare Lage des Ortes. Der Berg nämlich, welcher bis dahin gleichmäßig ansteigt, hat auf der Spitze eine Menge unregelmäßiger Einsenkungen, tiefe senkrechte Klüften, in denen die Häuser neben- und übereinander liegen; dazu sind alle freien Stellen des Felsen mit den breitblättrigen, indianischen Feigen bewachsen, die theils wie schwere Fruchtgewinde von einer obern Straße auf die untern Dächer hinabhängen, theils die einzelnen Häuser auf die fremdeste Weise verbinden. Viele Einwohner haufen sogar in den natürlichen alten Felshöhlen, die, von Rauch und Dampf geschwärzt, ein vollkommenes Bild vom Eingange in die Unterwelt geben. Ich schaute oben vom steilen Rande mit Bewunderung auf den sonderbaren Bau und die Nachtmügen der herumwandelnden Troglodyten, welche mit nicht weniger Bewunderung zu dem am jähen Abhang stehenden Fremdling hinaussahen. Dies ist aber nur der geringere Theil der Stadt; weiter oben, auf dem schmalen Rücken des Gebirges und gegen Norden sich hinabsenkend, liegt die bessere Hälfte mit etwas breiteren Straßen, dazu Klöster, Kirchen und selbst einige Paläste. Von dem alten Enna, dem Rabel Siciliens, welches an dieser Stelle lag, finden sich wenig Überbleibsel aus der griechischen Zeit. Es scheint, daß die Zerstörung durch die Römer im Sclavenkriege den spätern Barbaren nichts übrig ließ.

War schon auf der Küste für Reisebequemlichkeiten schlechte gesorgt, so nahm das Übel noch zu im Innern des Landes, wo elende Klöster häufig die Stelle elender Kneipen vertreten müssen, wenn es letztere überhaupt gibt (in Modica, einer Stadt mit 19,000 Einwohnern, fand sich nur ein Stall als Absteigequartier). Darin stimm-

sagt, es gehöre dem guten Zeitalter der hellenischen Architektur nicht mehr an.) Die Säulen haben ein ionisches Capital mit attischer Basis und dorischem Gesimse. (Vgl. auch Quatremere de Quincy in „Dictionnaire historique d'architecture“, I, 14.) Abbildungen und Details der Ruinen zu Agrigent findet man in Bonni's „Voyage pittoresque“, Bd. 4, Tafel 215—236.

*) Man sieht noch vier, die man dem Asklepios, Vulcan, der Gesundheit, dem Kaiser und Pollux gewidmet glaubt, einige Reste im Kloster St. Nicolas und das sogenannte Convent des Theron (auch des Galatis genannt), über dessen Erbauer und Epoche man ungewiß ist. (Vgl. jetzt auch in die 30. Olympiade, Quatremere de Quincy)

men alle Reisenden überein. Am Lago Pergusa vorbei, wo Proserpina geraubt ward, gelangen wir nach Piazza, nach Salatagirone, nach Palazzuolo, wo das Antiquitätenkabinet des Baron Jubica, nach Modica und dem Val d'Isipica, dessen merkwürdige Troglodytenwohnungen an die Felsenkammern von Petra (Selah) im Lande Edom erinnern müssen. Über Spaccasurro erreichen wir sodann die Südspitze der Insel, Cap Passaro, und ziehen nun nördlich über Noto nach Syrakus. Der Topographie und Geschichte dieser berühmten Stadt hat der Verf. beträchtlichen Raum gegönnt (S. 162—221), und wir glauben diesen Theil als den interessantesten und am sorgfältigsten ausgearbeiteten des Buches bezeichnen zu können. Nun folgt die Reise nach Catania und die Besteigung des Atna, wobei wir nicht unterlassen wollen, eine lebendige Schilderung einer solchen Expedition vom Grafen Ulls, der sie im Mai 1834 unternahm (vgl. „Morgenblatt“ 1835, Nr. 185 fg.), in Erinnerung zu bringen. Neuere geologische Bemerkungen über die Region des Atna und die Gegend von Taormina enthält ein im Febr. 1831 zu Catania geschriebener Brief des kürzlich zu Berlin verstorbenen Prof. Fr. Hoffmann (in der florentiner Zeitschrift „Ant. logia“, 42. Bd., S. 30 fg.), welcher die Höhe des Monte Zoccolaro über dem Niveau des Meeres auf 5486 Fuß, der Montagnuola auf 8225, der Grenze der Vegetation im Val di Bove auf 8628, und endlich den höchsten Punkt dieses Thals auf 8808 Fuß angibt. Endlich gelangen wir nach dem oft beschriebenen und gezeichneten Taormina, dann nach Messina, der durch ihre Lage begünstigten, durch Handel blühenden alten Hauptstadt unter den normannischen und hohenstaufischen Herrschern. Lesenswerth sind auch die Auszüge nach der calabrischen Küste und nach Stromboli, wobei es am Ende heißt, der Verf. seue sich zwar die Ehre gemacht zu haben, möchte sie aber so um keinen Preis wiederholen: ein Geständniß, das mancher Reisende nach einer überstandenen Expedition sich selbst im Stillen ablegt, aber selten laut werden zu lassen sich erlaubt.

Die große Ausdehnung des ersten Theils dieser Bemerkungen, wo die Ergebnisse der neuern Forschungen und Erlaubten, einige Nachrichten zu dem vor uns liegenden Buche mitzutheilen, hat uns genöthigt, das Ubrige desto kürzer zu fassen. So können wir auch fast nur hinweisen auf die, wenn auch keineswegs erschöpfenden, doch dankenswerthen Angaben über Naturerzeugnisse, Verwaltung, Sprache, Poesie, Volkscharakter, Handel — über die Glänzer, welche den Aufschwung des letztern lähmen, namentlich die an den Küsten gehandhabte Quarantaine, welche freilich nothwendig ist, aber vernünftiger eingerichtet sein könnte. Nur über den wichtigen Kornhandel mögen hier noch einige Worte stehen:

Das Korn hat von jeher den Reichtum der Insel ausgemacht, abgesehen davon, daß nach einer mehr als 2000jährigen Bearbeitung der Boden etwas von seiner Ertragsfähigkeit verloren habe; wenigstens scheuen viele Schiffe den weiten und gefährlichen Weg nach Otranto nicht, um von dorther die Erzeugnisse einer fruchtigern Scholle zu holen. Doch würde dies dem sicilischen Kornhandel nicht schaden, wenn die Ausfuhr nach

billigern Gegenden eingerichtet wäre. Früher herrschte eine größere Freiheit des Verkehrs; als aber 1782 der bedenkliche Fall eintrat, daß nach einer dürftigen Ernte nicht genug Korn für den eignen Bedarf vorhanden und eine Hungersnoth zu befürchten war, da wurde der Handel unter Aufsicht der Regierung gestellt. Es durfte nur an fünf bestimmten Plätzen der Insel, nur bei einem gewissen Preise das Korn verladen werden; eine Einrichtung, gegen die sich gar nichts sagen ließe, wenn sie nicht zu den entsetzlichsten Mißbräuchen Veranlassung gegeben und endlich den ganzen Handel so gut wie vernichtet hätte. Der edle Vicerönig Garaciolo, dem Sicilien in anderer Hinsicht so viel verdankt, unter dem 1785 die Inquisition aufgehoben und eine bessere Schulordnung eingeführt wurde, ist wegen der Kornsperrre (so nennen sie es) auf das Äußerste verhasst; ja, einige sicilische Schriftsteller gehen in ihrem blinden Eifer so weit, daß sie behaupten, jene Hungersnoth sei gar nicht vorhanden, sondern künstlich von Garaciolo angelegt gewesen, um die neuen drückenden Korngesetze einzuführen.

Wir sind jetzt zum zweiten kürzern Theile des Buches gelangt, welcher sich mit Malta beschäftigt. Der Contrast zwischen dem, mit Ausnahme von etwa drei Städten, halbverwilderten Sicilien und dieser, beinahe mehr Afrika als Europa angehörenden, aber in ihrer schönen Hauptstadt alle englischen Comforts darbietenden Insel kann nicht stärker sein. Selbst auf den vom italienischen Festlande Kommenden macht das britannisirte Lavallette, diese, die eigenthümlichste, vielleicht einzige Lage, und die solide Pracht der Zeiten der Religionen mit den modernen Zuthaten ihrer überseelischen Beherrscher vereinende Tempel- und Bastionenstadt, den eigenthümlichsten Eindruck. Alles ist reinlich, wohnlich, freundlich, unsern Bedürfnissen entgegenkommend, und doch hat die Stadt ihren Charakter nicht verloren. An schroffe Übergänge gewöhnt man sich hier vielleicht mehr denn anderswo; man stelle nur den schlanken Nordbrüten mit weißem Teint und röthlichem Haar neben den untersehten, dunkelbraunen, halbmaurischen Malteser. Die Schilderung der Stadt und ihrer Umgebungen und der ganzen nackten, fast baumlosen Insel, in deren Mitte der ehemalige, jetzt nur von Wenigen bewohnte Hauptort, Citta notabile genannt, liegt, ist treu und gewährt ein gutes Bild dortiger Zustände, während das Historische in leichten Skizzen nebenbei mitgetheilt wird. Was der Verf. über die Pige eines maltesischen Augustmonats sagt, glauben wir gern; hat doch selbst im November die Sonne hier ihre Kraft nicht verloren! Ein reichhaltiges Verzeichniß der von dieser Insel handelnden Schriften ist eine dankenswerthe Zugabe, sowie auch die beigelegten sicilischen und maltesischen Volkslieder mit Musikbegleitung Manchen erfreuen werden.

Indem wir nun den Reisenden am Bord der nach Alexandria bestimmten venetianischen Brigantine „Il velleggiatore“ verabschieden, sprechen wir die Hoffnung aus, ihn bald am Ufer des Nil wiederzufinden und Lufte und Fülle mit ihm zu besuchen.

6.

Jahrbuch schwäbischer Dichter und Novellisten. Herausgegeben von E. Morike und W. Zimmermann. Stuttgart, Balz. 1836. 8. 1 Theil. 8 Gr.

Ein Gemenge von Novellen, Liedern, Märchen, Epigrammen, Zeichnungen, Anekdoten, von fabelhaften und nicht selten trüben Dingen. Man thut das Inter-

nennen im Ganzen einen Schwabenkreis nennen, wenn nicht im Einzelnen Schwaben und Kältenproben sich bemerkbar machen. Auf keinen Fall dürfte es räthlich sein, zwischen diesem schwäbischen „Jahrbuch“ und den römischen Jahrbüchern, welche Tacitus schrieb, eine Parallele zu ziehen! Wir werden noch viel Geschichte erleben und durchmachen müssen, ehe wir von diesem literarischen Detailhandel der Taschenbücher und Loszungen und aus Krämerseelen zu Großhändlern und literarischen Großmächten uns heraufbilden! Diese Jährlinge von Taschenkalendern und Taschenbüchern, die so mächtig wuchern wie eine äppige Schonung, die kaum noch Schonung verdient, stellen sich bis auf wenige außerhalb der Literaturgeschichte; sie werden meist gelesen, um vergessen zu werden, und bieten nichts weiter als eine Flickecture, eine Augenblicksliteratur, zur Füllang müßiger Stunden, deren wir modernen Traummenschen mehr haben, als üblich und gut ist. Was Form, Vers, Sprache und Darstellung betrifft, so ist an diesem schwäbischen „Jahrbuch“ nichts weiter auszusagen, als eine fast zu bedeutende Gewandtheit, ein Übergewicht der Form — fast das einzige Resultat, was uns nach so vielen und ungemeinen literarischen Kraftanstrengungen übrig geblieben ist. Es ist leider kein Verdienst mehr, gewandt zu schreiben, die Sprache zu handhaben, den Meisel zu führen, zu ründen und zu glätten — das Alles macht sich wie von selbst! Wir haben Moses und die Propheten, von denen wir lernen können! Wir lesen so unsäglich viel, und es wird unserer Lesesucht so vorzüglich in die Hände gearbeitet, daß es eine Schande wäre, wenn wir mit der Originalität zugleich die Fertigkeit, gewandt und für das große Lesepublicum genießbar zu schreiben, verloren hätten. Ja, wir lesen, um zu schreiben zu lernen; es wäre besser, wir schreiben, um lesen zu lernen; wir schreiben in der Ursprünglichkeit unserer Empfindung und Anschauung, nicht in einer aus unserer Lectur abgeleiteten Schreibart — und das Bessere, nach eigener wohlthätiger Wahl, und nachdem unser Styl sich eigenthümlich abgerundet, käme nach! Der Mehrzahl der in dieser Sammlung enthaltenen prosaischen und poetischen Stücke kann eine gewisse Reife nicht abgesprochen werden; und wir müssen abermals bedauern, daß gerade das bedeutendste Talent, welches in diesem „Jahrbuch“ auftritt, K. Kreutzburg, zu gleicher Zeit seinen Mustern und Vorgängern am meisten abgelernt und sich accommodirt hat, in der Novelle seinem Vorbilde nach, im Eide seinem Meister Göthe. Wir bedauern dieses Nachahmungstalent um so mehr, da in seinen Novellen „Freuden und Leiden des Scribenten Felix Bognar“ und „Gordella“ viele eigenthümliche und aus seiner inneren Natur sich hervorhebende Klänge bemerkbar sind — Partien, welche gerade den anziehendsten Theil in diesen Novellen abgeben. Die erste besonders zeichnet sich durch Freiheit der Charaktere und Situationen aus; sie ist wacker gearbeitet und mit einer hinlänglichen Fülle von Humor und Ironie versehen und verflochten, erinnert aber in ihren Details zu sehr an die Manier Tieck's, ins Kleinere zu arbeiten, eine Manier, die eben als eine gelernter, abgeleiteter, ihren vorzüglichsten Reiz verliert. Auch in der zweiten: „Gordella“, treten die Charaktere scharf und markirt heraus; aber die Breite, die eingeflochtenen Raisonnements ermüden, und der abgespannte Leser wird durch den tragischen Ausgang, den er aufs deutlichste vorausahnt und der ihn nicht mehr überrascht, keineswegs befriedigt. Und was sollen diese eingeflochtenen Aphorismen Goethe's, die der Verfasser philosophisch nennt, und die augenscheinlich nichts Anders sind als Abzettel aus des Verfassers Tage- und Notizenbuch, müßige Ergüsse einer überaus müßigen Stunde? Da finden wir Originalitäten wie diese: „Der einem Menschen auf der Straße begegnet, der eine Last trägt, und denselben nicht ausweicht, der gibt einem unverschämten Beweis von Robeit.“ Oder: „Die Fliegen habe ich vielfach beobachtet. Sie leiden an partiellem Wahnsinn und haben viel Humor.“ Oder: „Man kann den Wahnsinn doch niemals ganz begreifen. Hätte man ihn begreifen, so wäre es kein Wahnsinn mehr.“ Oder: „Wenn ich mir die Krugzüge

gegenwärtige, so habe ich eine sonderbare Empfindung, die ich nicht gut bezeichnen kann.“ Ich meine, die Krugzüge hätten sich geniren sollen u. s. w.“ Solche Aphorismen gibt der Verf. als philosophische aus! Es ist in der That mit uns Deutschen weit gekommen, wenn wir solches triviales Zeugzeug nicht bloß denken und aufschreiben, sondern auch drucken lassen! Und noch trauriger, wenn sich Leser finden — und sie finden sich — welche dergleichen ungemeine Symeiplage für etwas ungemein Ungemeines, für etwas unsäglich Geistreiches zu halten im Stande sind! Eine dritte Erzählung, „Der Schatz“, Märchen von Eduard Mörike, legt ebenfalls von einem bedeutenden Erzählungstalent Zeugniß ab und erfreut sich eines zarten Anhauchs von Poesie. Neben einer sehr gefälligen natürlichen Naivetät entwickelt sie jedoch in andern Partien auch eine forcirte, gemachte. Die Ereignisse liegen außerdem zu gepackt übereinander, und das Märchen- und Nichtmärchenhafte ist so innig verschmolzen, daß man sich gar nicht mehr zurechtfinden kann. Wenn man auf dem Boden der Realität festen Fuß zu fassen glaubt, was alle Augenblicke geschieht, so wackelt und wankt es unter einem, der Abgrund thut sich auf, der Abgrund der Fabel, der den hin- und herstreichenden Leser verschlingt. Der Schluß dieses Pseudomärchens leistet noch weniger als der interessante Anfang verspricht. Außerdem trifft man hier eine bedeutende Anzahl von Gedichten, worunter es, außer wenigem Erquicklichen, des Unerquicklichen viel gibt. Julius Kreis läßt den Marius auf den Trümmern Karthagos sitzen und von hieraus über eignes und fremdes Glück und Unglück hinlänglich breit und mehre Seiten hindurch raisonniren; die Form ist bei ihm wie bei Bauer und Mörike ausgebildet, der Vers immerdar im Fluß und voll Wohlklang. Das letzte Gedicht „Erstes Liebeslied eines Mädchens“ ist eine Nachahmung Goethe'scher Dichtweise, wie sie nur je stattgefunden und stattfinden kann. Es ist wahrlich schön von einem deutschen Jüngling, der sich in die Seele eines 15 — 16jährigen Mädchens versetzt und sie aus diesem angenehmen Berst ein erstes Liebeslied singen läßt, worin die Liebe mit einem Thal oder einer Schlange verglichen wird, die ihr ins Herz schläft und dort wonniglich grabt und sie umbringen will — sodaß die Bequidte nach Gift ruft! Von Karl Mayer finden wir Lieder, welche zu seinen besten gehören und sich als sehr anmuthige Minnerturmbilder darstellen. Nach Kern und Inhalt wird man auch hier, wie in allen übrigen Erzeugnissen der Mayer'schen Muse, vergebens suchen. Die Epigramme von Wagner hätten ein Verdienst haben können, nämlich das, ungedruckt zu bleiben — wenn sie es hätten. Kreutzburg's Gedichte göttlichen zum Theil, haben jedoch schöne poetische Anklänge. Vortrefflich ist W. Zimmermann's Zuignung, ansprechend seine beiden Lieder, was mit das „Jahrbuch“ schließt. Die äußere Ausstattung ist so freundlich, wie der Inhalt — wenn und wenn mit der bloßen Freundlichkeit gebiert ist.

45.

Das germanische Europa. Zur geschichtlichen Erdkunde. Von G. B. Meißelsohn. Berlin, Duncker und Humblot. 1836. Gr. 8. 2 The. 1. Bc.

Ritter hat für die Erdkunde ein ganz neues wissenschaftliches Gewand zugleich damit geschaffen, daß er dieser Disciplin eine neue und weit beziehungsreichere Stellung zu andern Wissenschaften, namentlich zur Naturkunde und zur Geschichte, gegeben hat. Die legendärsten Früchte dieser Ansicht sind tausendfältig jetzt auf den verschiedensten Orten zu erbliden. Indem er die Erdkunde aber zu einer Bedeutung erhob, die sie früher nie gehabt, brühte er ihrer Behandlung auch vielfach den Stempel seiner Individualität auf, und namentlich prägte er für geographische Aufstellungen eine ganz neue Ausdruckweise aus. Diese ist uns an Ritter überall gerecht, denn sie erscheint an ihm eigenthümlich und natürlich; aber wir trauern nicht; daß sie, und mehr noch die auf sie gestopfte weitere Form

bastische Ausbildung derselben, und an Andern, wo sie als Kiebungsfeld umgeschlagen ist, recht anwidert. Unser Schriftsteller z. B. will sagen, es liege sich von dem Punkte, wo die Alpen sich zum mittelländischen Meere herabsenken, bis zu den nördlich gegen die Niederlande hindringenden niederrheinischen Höhen ein Gebirgszusammenhang der Alpen, des Jura, der rheinischen Gebirge. Wie drückt er die einfache Sache aus; man höre:

„Der Westflügel der Alpen, vom Genfersee bis da, wo das mittelländische Meer seine letzten Felsenriffe bespült, scheidet die Ebenen der Lombardei von den Küstenlandschaften des südlichen Frankreichs. Auf derselben Streichungslinie erhebt sich weiter gegen Mitternacht das rheinische Gebirgsland. Beide verbindet die hohe Mauer des schweizer Jura, die sich am Ostrande des Genfersees von den Alpen abbläst. Auf solche Weise bildet sich ein aus verschiedenartigen Elementen zusammengesetzter, aber kaum unterbrochener Gebirgswall, von den Felsgebirgen Liguriens bis zu den Niederungen des deutschen Meeres.“

Begegnen wir dieser von Ritter allerdings zuerst für die Geographie in Gang gebrachten Anwendung von Bildern und poetischen Auffassungen, die wir uns aber an ihm gern gefallen lassen, weil wir einsehen, wir hätten ohne dieselbe auch seine Werk nicht, — begegnen wir dieser Ausdrucksweise nun in den geographischen Partien des vorliegenden Buches, zuweilen überdies ansehnlich mit romanischen Wörtern gespickt, so daß wir uns gefallen lassen müssen, von der „maritimen Infanterie der Frankreichs“, von atmosphärischen und „marinen Strömungen“ u. dergl. fast auf allen Seiten zu lesen, so tritt uns dagegen in den mehr geschichtlichen Abschnitten ein anderes Muster nicht minder pikant copirt entgegen, ein Muster, dem wir in seiner Ursprünglichkeit ebenso sehr als Ritter alle die Achtung und Anerkennung zugethen, welche uns eine ausgezeichnete wissenschaftliche Eigentümlichkeit abnötigt, dessen Ausdrucksweise aber von einem Andern verwendet zu sehen, und auch dieselbe Empfindung verursacht, wie bei der Ritter's, weil sie ebenfalls ganz individuell ist; wir meinen Ranke. Man lese z. B. S. 71 über Großbritanniens oceanische Größe Folgendes, was in der ganzen Silberung und Anlage des Stoffes ganz entschieden an Ranke erinnert: „In den Zeiten, welche auf Elfsaßer folgen, entwickelt sich die oceanische Macht Großbritanniens zusehends und geht der Reife entgegen. Zweierlei Functionen, welche sie ausübt. Zuerst Vermittlung und Beherrschung des Weltverkehrs, nicht bloß Europas mit den neu entdeckten Welttheilen, sondern auch des Verkehrs der verschiedenen Länder Europas untereinander, der in dieser Zeit immer umfassender, in die innern Verhältnisse der Völker eingreifender und dabei von der Seefahrt abhängiger wird. Gewinnt England hierdurch eine großartige Stellung gegen Europa, einen gewichtigen Einfluß auf dessen inneres Leben, so zeigt es sich zweitens berufen, die Zukunft europäischer Art und Bildung zu sichern, indem es ihr einen neuen Boden, jenseits des Ozeans, gewinnt. Um den Vorrang in der ersten, seebeherrschenden Thätigkeit hat es vorzüglich mit Holland zu kämpfen, das ihm sogar den Vorrang abgewonnen hatte; in der zweiten, colonisirenden, streben ihm Spanien und Portugal zur Seite. Kennt man Britannien früher als deutsches Vorland, deutsche Mark gegen die Sitten betrachten, so wird es nun germanisches Weltorgan. Spanien und England lassen die Elemente europäisch-mediterraneanischen Lebens zusammen, um sie nach der neuen Welt zu verpflanzen.“ u. s. w.

Wir glauben allerdings nicht, daß der Verf. geistlos genug sein könnte, nachahmen zu wollen, aber solches Entstelleln von Begegnungen aus Silberungen wie hier hat etwas Anreizendes in sich, gerade wie jene Verwendung überreicher Wortfügungen für die trocknen Angaben der Geographie, und wie sich solche Menschen einzelner ausgezeichneten Männer in der Ge-

schichte ansehend weiter verbreiten, so findet etwas Analoges in der Literatur statt. Immer freilich gelingen diese Verwäzungen von Vergleichen und Auseinanderhaltungen nicht, wie denn der Vergleich des britannischen Landes mit dem griechischen in seinem ersten Theil vollkommen klingt wie: „Pflanzen malt man wie Kirschen“, und im zweiten wie: „nur ganz anders“.

Rechnen wir nun dieses Störende in der Einschätzung des Stoffes ab, und dies, daß wir es mit einem Werke des Dilettantismus zu thun haben, was die Dürre, freilich verzeihlich genug, im Grunde selbst ausspricht, so können wir hinzufügen, es sei hier übrigens ein recht geistreicher Dilettantismus, der uns begegnet; wenigstens immer noch weit geistreicher, als Herr Edgar Quinet und dergl. bei unsen Nachbarn bei geographisch-historischen Gegenständen auszukamen weiß, und auch der auf eigentlich wissenschaftliche Zwecke Ausgehende dürfte in dieser bald geographischer bald historischer Seite einen großen Theil Europas abhandelnden Schrift manche Anregung, auf jeden Fall leidliche Unterhaltung finden.

49.

Notiz.

Werkwürdig ist die Annonce oder Betrachtung, welche die „Literary Gazette“ ihrer 1000ten Nummer (19. März 1856) vorausschickt. Die gute Alte meint, es bringe selten ein Journal es zu solcher Dilettantigkeit; 1000 Wochen seien ein häßliches Feld und 20 Quartbände ein artiges Volumen, auf das man gern zurückblähe. „What a picture do they furnish of English literature!“ ruft die „Literary Gazette“ aus. Je nun, die Größe dieses Gemäldes möchte sich wol moderiren lassen, und sicherlich wäre es weit zeitgemäßer, wenn ein Journal dieser Kategorie nicht bloß seiner Vergangenheit, sondern auch seiner Zukunft gedächte und die literarischen Interessen der Gegenwart etwas fester im Auge behalten und energischer vertreten wollte. Die „Literary Gazette“ kommt mir nicht viel anders vor, als die Royal society, beinahe ebenso ergötzt, beinahe ebenso verholzt und im Schlandrian eingetrostet, immer rückwärts schauend nach den 20 mächtigen Quartanten, aber selten vorwärts nach dem Felde der jungen grünen Saat. Die „Literary Gazette“ thut sich zwar etwas darauf zugute, daß sie fast alles Große im Felde der englischen Literatur eingestrichelt habe, daß die Leute, auf welche sie kritisch aufmerksam gemacht, auch wirklich in der Folge tüchtige Leute geworden seien; allein diese Neben enthalten weiter kein Verdienst. Wenn man ein vollständiges Repertorium, einen kritischen Katalog aller nationalen Literaturerscheinungen gibt, so kann es freilich nichts geben, was diesem Kriterium entgegen könnte, und es wird sich in Folge dessen auch zufällig treffen, daß das wackere Gute gerühmt, von dem Besten das Rechte und von dem Vorzüglichsten gerade nichts Einfältiges gesagt wird. Allein solcher Ruhm ist denn doch für ein nationales Institut, wie es die „Literary Gazette“ sein will, immer sehr wehthell. Folgendermaßen lautet der Schluß jener in Nr. 1000 enthaltenen Apostrophe an das Publicum: „In lesser things we have had our amusements too. Many anxieties have we had it in our power to relieve — of many first efforts of the muse have we impeded the wing — even first sights of love have been successfully breathed in our poets' corner — and there are, therefore, we hope, thousands of our fellow-creatures who will join in congratulating and being happy with us at the end of our thousand weeks — and wishing well to all that may follow Nr. 1000. Dies ist allerdings ein christlicher Wunsch, und wir stellen ihn aufrichtig; aber nebenbei wäre der Wunsch nicht zu übersehen, daß eine kleine Metamorphose im 20ten Lebensjahr der guten allseitigen Jungfrauen uns noch begieriger machen möchte, dergleichen die Jubiläum zu feiern.

12.

literarische Unterhaltung.

Freitag,

Nr. 190.

8. Juli 1836.

Über Begriff und Möglichkeit der Philosophie. Andeutungen zu einer Kritik des Erkennens und Denkens. Von Eduard Schmidt. Parchim, Hinstorff. 1835. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Eine der Hauptfragen, um die sich im gegenwärtigen Augenblicke der philosophische Parteilampf dreht, ist die Frage nach der Bedeutung des Wissens und nach seinem Verhältnisse zum Sein. Die Schule Hegel's behauptet, zuerst und allein unter allen philosophischen Systemen auf der Höhe des Wissens angekommen zu sein, und gründet diesen Anspruch ausdrücklich darauf, daß sie zuerst die absolute Erhabenheit des Wissens über das Sein vollständig nachgewiesen, zuerst das Sein dem Wissen zur absoluten Immanenz gebracht, vollkommen in das Wissen habe aufgehen lassen. Es soll nach ihr für den Philosophen fortan im eigentlichsten und strengsten Sinne nichts, als Gedanken und Wissenschaft geben, alles Sein soll in dem Wissen, dem reinen Denken, verklärt und aufgehoben sein. Gegen diese Behauptung einer absoluten Immanenz des Seins in dem Wissen hat sich eine doppelte Opposition erhoben. Die eine von Seiten jener ältern Systeme, welche Sein und Wissen voneinander getrennt halten, das Sein dem Wissen unerrreichbar oder unüberbringlich, das Wissen dem Sein gegenüber unzureichend und ohnmächtig glauben. Diese Lehre wird von den Anhängern Hegel's als Dualismus bezeichnet: mit Recht, denn es ist wirklich die Annahme einer ursprünglichen Zweifelt, eines schlechthin untüglbaren und unversöhnlichen Gegensatzes, von dem sie ausgeht. Aber neben dieser Opposition gibt es noch eine andere, eine solche, die, nicht weniger als die Lehre Hegel's selbst, einen absoluten Monismus, oder besser, wie ein großer Denker es neuerdings ausgedrückt hat, Monothetismus, eine absolute Immanenz annimmt; nur daß sie für das Princip dieses Monismus eine andere Stelle, als in dem reinen Denken, dem reinen Wissen sucht, nur daß sie nicht sowohl das Sein dem Wissen, als vielmehr umgekehrt das Wissen dem Sein immanent erklärt. Kein wahres Sein, dem nicht das Wissen, das Denken, immanent wäre, welches nicht von dem Principe des Begriffs, des Gedankens, besetzt und durchdrungen wäre. Durch diesen Satz unterscheidet sich diese antihegel'sche Lehre von allem

und jedem Dualismus, und es ist nur Misverstand, ja hin und wieder bloßer Unverstand, wenn auch sie von den Anhängern Hegel's als Dualismus bezeichnet wird. Solche Beschuldigung des Dualismus und der Nichtimmanenz, welche noch immer gegen Schelling und seine Schüler, gegen den jüngern Fichte und gegen den Schreiber dieses erhoben wird, ist um so rüchlicher und gebärdiger, als nicht wenige Glieder der Hegel'schen Anhängerschaft, und grade diejenigen, welche in jenem Besche die lautesten sind, am meisten sich schon längst derselben Sünde, wie die von ihnen Angegriffenen, schuldig gemacht haben. Auch bei ihnen nämlich ist jene Umkehrung des Verhältnisses vom Sein zum Wissen innerhalb der Identität beider, der That und Wirklichkeit nach, wiewol unbewußter, also unwissender und unwissenschaftlicher Weise, bereits erfolgt, welche die Gegner mit wissenschaftlichem Bewußtsein und Methode zu vollziehen trachten. Oder will man uns überreden, daß jene Behauptungen von Persönlichkeit Gottes und persönlicher Unsterblichkeit u. s. w., mit denen jene Pseudo-Hegelianer so eck um sich werfen, wirklich nichts Anderes, als unmittelbare Folgerungen aus dem Principe des „absoluten Wissens“ und des „Monismus des Gedankens“ sind?

Das vorliegende Werk behandelt seinerseits jene Grundfrage der Speculation nicht von dem Standpunkte aus, auf welchen die höhere philosophische Entwicklung der neuesten Zeit dieselbe gestellt hat, sondern von einem untergeordneten, einem solchen, den man mit mehrern Rechte, als den Standpunkt der zuletzt erwähnten Forschungen, einen dualistischen nennen kann. Sein, wie es scheint, noch jugendlicher Verf. hat sich schon durch eine Reihe früherer Schriften auf dem Gebiete der Philosophie bekanntgemacht, besonders durch seine Abhandlung „Über das Absolute und das Bedingte“, die durch die Eigenthümlichkeit ihrer Ansicht und durch ihre klare und entschiedene Darstellung auch solchen, die auf einem andern philosophischen Standpunkte stehen, wenn sie nämlich nicht, was leider allzuoft der Fall ist, gegen alles fremde Verdienst sich verblendet haben, ein nicht geringes Interesse gewährt. Dasselbe ist, vielleicht in noch höherm Grade, auch von der gegenwärtigen Schrift zu sagen. Die völlige Unabhängigkeit der philosophischen Forschung, das selbständige Zurückgehen auf die speculativen Grund-

probleme und die gebiegene Durchführung einer Ansicht, welche Dem, der von jenen Problemen ausgeht, unentzehrbar auf dem Wege liegt, wird stets ein Verdienst bleiben, besonders wo es mit so umfassender Kenntniß und verständiger Berücksichtigung der philosophischen Literatur in allen oder den meisten ihrer Hauptrichtungen vorgefesselt ist, wie bei unserm Verf. Die höhere philosophische Wissenschaft unserer Tage hat Unrecht, wenn sie Gegner solcher Art geringschätzt und ignoriert; denn nur im Kampfe mit Solchen kann jene Philosophie die höhere formale Vollendung, die größere Deutlichkeit ihrer Gedanken und Eindringlichkeit ihrer Darstellung erreichen, welche ihr, wenn sie ihre Wirkung über die weitem Kreise erstrecken will, die für sich zu gewinnen sie keineswegs aufgeben darf, unerlässliches Bedürfnis ist.

Der Verf. bezeichnet seine philosophische Lehre als Skepticismus, wiewol er zugleich bemerkt, daß sie von Demjenigen, was man sonst Skepticismus nannte, in mehreren Hauptpunkten wesentlich verschieden ist. Was ihn zu dieser Namenbezeichnung veranlaßt, ist die von ihm aufgestellte und durchgeführte Grundansicht, daß Denken durchaus und radical verschieden von Erkennen sei und beides schlechterdings nicht zusammenfalle. Vom sonstigen Skepticismus aber (insbesondere, müssen wir hinzusetzen, von dem strengphilosophischen oder eigentlich speculativen Skepticismus, dem Skepticismus der Alten, des Pyrrho und der Akademiker, — in neuerer Zeit sind manche Lehren schon unter diesem Namen aufgetreten, die sich der Ansicht des Verf. mehr oder weniger annähern; aber keine unter diesen war bisher noch so wissenschaftlich durchgeführt, wie die Lehre unsers Verf.) unterscheidet sich diese Lehre dadurch, daß sie ein Erkennen, eine Erkenntniß darum nicht überhaupt für unmöglich oder für den Menschen un erreichbar erklärt. Sie gibt eine Erkenntniß zu, aber nur in Gestalt der das Denken ausschließenden Unmittelbarkeit, in Gestalt der sinnlichen, sei es äußerlichen oder innerlichen Wahrnehmung, der Erfahrung. Sie behauptet, daß es ein Gefühl, ein Bewußtsein gebe, welches uns von der Wahrheit, von dem objectiven Dasein des in der sinnlichen Wahrnehmung Gegenwärtigen versichere, aber sie beharrt zugleich darauf, daß dieses Gefühl mit dem Denken als solchem nichts zu schaffen habe, diese Wahrheit eine von der Wahrheit des Denkens völlig verschiedene, mit der letztem gar nichts gemein habende sei. Dasjenige, was für das Denken als solches Wahrheit heißt, ist nach dem Verf. etwas lediglich Formales, die bloße Übereinstimmung des Gedachten mit sich selbst, die Abwesenheit des Widerspruchs. Nun kann zwar auch Das, was Inhalt des Erkennens ist, Object des Denkens werden, aber es gewinnt dadurch nichts an derjenigen Wahrheit, die es als Object des Erkennens hat, und was nicht auf unmittelbare Weise, durch Gefühl und Erfahrung, dem Erkennen gegeben ist, kann durch Denken nie und nimmer für die Erkenntniß gewonnen werden. Dagegen hat das Denken seinen eigenthümlichen Werth und Würde darin, daß es den gesammten Inhalt unserer Vorstellungen, den mög-

lichen sowol als auch den wirklichen, den, der zugleich Inhalt eines Erkennens ist, und den, der es nicht ist, in eine Begriffseinheit, in ein Denksystem verarbeitet. Von dieser Einheit darf man sich zwar nicht einbilden, daß sie eine objective, außer uns und unabhängig von uns wirkliche sei, sie ist Das, was sie ist, nur in unserm Denken und für unser Denken, und steht zu den Dingen, wie sie an sich selbst sind, schlechterdings in keiner Beziehung. Aber auf gleiche Weise mit andern Kunsttrieben ist dem Menschen auch der Kunsttrieb des Denkens oder der verständigen Begriffsbildung gegeben, und die Befriedigung dieses Triebes, d. h. die Philosophie, hat ganz dieselbe Berechtigung und Würde für sich anzusprechen wie die Befriedigung anderer Kunsttriebe, auch wenn sie für das eigentliche, objective Erkennen völlig nutzlos sich erweisen sollte.

So unser Verf. Sein gegenwärtiges Werk gibt sich nicht für die Wissenschaft der Philosophie selbst; diese nämlich würde nach ihm allerdings das ganze Gebiet unserer Vorstellungen und Gedanken umfassen, sie würde, von dem Gedanken des Allgemeinen anhebend, an dem Faden contradictorischer Gegensätze und Unterscheidungen durch alle denkbaren Besonderheiten zu dem Einzigen herabsteigen; sondern nur für eine der eigentlichen Philosophie vorangehende Kritik des Denkens und Erkennens, für eine den Begriff der Philosophie und ihr Verhältnis zu andern Geistesgebieten feststellende Propädeutik zur Philosophie. So betrachtet, kann zwar seine große Ausführlichkeit (es enthält 411 enggedruckte Seiten) einigermaßen Wunder nehmen, wenn man sie an die Einfachheit des Grundgedankens hält, um dessen Durchführung es dem Verf. einzig zu thun scheint. Indessen müssen wir diesem das Zeugniß geben, daß die Ausführlichkeit seiner Darstellung keineswegs in eine müßige und gehaltlose Breite ausartet. Er hat es verstanden, das Thema, welches er behandelt, zum Behuf einer umfassenden Betrachtung der menschlichen Geistesthätigkeiten zu machen, auf eine Weise, die durchaus als ungezwungen und kunstlos erscheint. Dennoch ist zugleich Gang und Fortschritt der Untersuchung ein kunstvoll gegliederter, so daß der Verf. durch sein eignes Beispiel Das, was er von der Kunst würde des philosophischen Denkens gesagt hat, zu betheiligen scheint. So stehen wir denn nicht an, sein Buch den bestgeschriebenen, lesbarsten und namentlich für Anfänger in der Philosophie lehrreichsten beizuzählen, welche die neuere Zeit geliefert hat. Freilich hatte der Verf. auf seinem Standpunkte leichtere Arbeit, ein solches Buch zu liefern, als Andere auf dem ihrigen; indessen ist darum die Treue und Gewissenhaftigkeit der Ausarbeitung, ebenso wie die Leichtigkeit und Gewandtheit seines Talentes der Darstellung nicht minder anzuerkennen. Nur wer an Werken solcher Art sich die Aufgabe einer wirklich belehrenden und ihren Gegenstand erschöpfenden Darstellung zum Hauptbewußtsein gebracht hat, wird, wenn er Etwas von tieferm Anlage und reicherem Inbegriff zu geben unternimmt, wenigstens annäherungsweise sich der Erfüllung jener an die Philosophie so dringend zu stellenden Forderungen befleißigen

Nun die Sache selbst betrifft, so findet Ref. die Bedeutung des vorliegenden Werkes wesentlich darin, daß es sich einseitig unter die Reactionen gegen jenen Monismus, der alles Sein in dem Erkennen und alles Erkennen in dem reinen Denken aufgehen läßt. Zwar macht sich der Verf. keineswegs ausschließlich oder auch nur vorzugsweise mit der Philosophie Hegel's zu thun; er berücksichtigt dieselbe überall nur gelegentlich und in gleicher Reihe mit andern philosophischen Lehren. Dennoch können wir nicht anders als dasüchalten, daß auf die Gestaltung der Probleme und den Gang der Untersuchung in seinem Werke jene Philosopheme, welche in unserer Zeit alle Speculation auf ihren höchsten Gipfel, auf ihre letzte Spitze herangebracht zu haben pretendiren, von durchgreifendem Einflusse gewesen sind. Ihnen gegenüber fällt nun allerdings die gegenwärtige Untersuchung noch entgegengesetzter Seite in ein Extrem. Wie dort das Denken, das reine, allen Inhalt in sich aufnehmende Denken Alles in Allem sein soll: so wird hier dem Denken für sich selbst aller und jeder Inhalt abgesprochen. Wie dort alle Unmittelbarkeit des Seins und die in dem Geiste des Menschen dieser Unmittelbarkeit entsprechende Unmittelbarkeit des Gefühls, der äußern und innern Erfahrung, als das Unwahre und Schlechte unter das Denken herabgestellt ward, durch dessen absolute Vermittelung das Element jener Unmittelbarkeit, der gegebene Stoff, erst zu seiner Wahrheit kommen soll, so erhält hier dieses Element eine von dem Denken losgetrennte, völlig von ihm unabhängige Wahrheit. Es ist klar, daß hiermit die Lehre des Verf. wirklich zu dem wird, wozu die Schüler Hegel's gern Alles, was von irgend einer Seite her ihnen entgegentritt, stempeln möchten, zum Dualismus. Denn indem sie dem Denken die Gemeinschaft mit der realen Wahrheit, welche Inhalt des Erkennens sein soll, abspriecht, so ist sie wider ihren Willen genöthigt, ihm eine eigenthümliche Wahrheit zuzusprechen, die mit jener Wahrheit sonst nichts als nur den Namen gemein hat. Sodas wir also, statt Einer Wahrheit, zwei Wahrheiten haben, eine Wahrheit des Denkens und eine Wahrheit des Erkennens; worin eben der Dualismus besteht.

Auf Rechnung dieses Dualismus ist es zu schreiben, wenn der Lehre des Verf., wie er selbst richtig bemerkt, die entgegengesetzten Prädicate zukommen: die des Skepticismus und des Idealismus einerseits, die des Realismus und des Empirismus anderseits. Sie kommen ihr zu, nicht als wäre in ihr, wie es in einer wahrhaft vollendeten Philosophie der Fall sein müßte, die höhere Einheit für alle diese Gegensätze gegeben, als wären die Gegensätze in ihr aufgehoben; sondern gerade umgekehrt, weil in ihr die Gegensätze nebeneinander, als gleich nahe und gleich berechtigt, und dennoch einander ausschließend gesetzt sind. Da übrigens Das, was der Verf. Philosophie nennt, durchaus auf die eine Seite fällt, die Philosophie als Wissenschaft des Denkens nach ihm durch aus idealistisch und skeptisch ist, so fällt sein Empirismus und Realismus aus der Philosophie heraus; er erkennt, nicht als

Philosoph, sondern vor der Philosophie, eine andere Wahrheit neben der philosophischen an. Diese Wahrheit trifft im Wesentlichen mit derjenigen zusammen, welche schon die alten Skeptiker, und unter den Neuern besonders Jacobi, auf den sich auch der Verf. ausdrücklich bezieht, als Glaubenswahrheit neben die Wahrheit des Wissens stellten. Von einer philosophischen Begründung dieses Realismus kann bei unserm Verf. ebenso wenig wie bei Jenen die Rede sein. Das Denken würde, wenn es solche Begründung unternehmen wollte, eben dadurch factisch über dasjenige Gebiet hinausgehen, welches der Verf. ihm angewiesen hat; es würde sich selbst ein Vermögen der Erkenntniß des Objectiven anmaßen. Freilich liegt es nahe genug, dem Verf. die Frage vorzulegen: wodurch denn Er seinerseits anders, wenn nicht durch Denken, auf diesen verneinenden Satz gekommen sei: daß das Denken die objectivie Realität zu erfassen nicht vermöge; sowie, damit im unmittelbaren Zusammenhange, auf den bejahenden: daß es eine andere Geisteskraft in uns gebe, welche diese Realität zu erfassen allerdings vermöge? Indem aber solcher Gestalt das Denken den Gedanken solcher Realität nicht nur überhaupt denkt, sondern sich ausdrücklich seiner Wahrheit als einer nicht in ihm, sondern außer ihm selbsten bewußt wird: so zeigt es durch die That, daß ihm diese Wahrheit nicht verschlossen oder unzugänglich ist, es sagt also, dem Verf. unbewußt, das grade Gegentheil dessen, was der Verf. es sagen läßt.

Und hier nun ist der Ort, wo wir uns nicht enthalten können, den Wunsch auszusprechen, daß es dem Verf. in seinem fernern philosophischen Streben gelingen möge, über die Einseitigkeit, die ihn jetzt noch in dem Gegensatz zwischen Denken und Erkennen befangen hält, hinauszubringen und, ohne die Wahrheit aufzugeben, die in diesem Gegensatz liegt, welche geltend gemacht zu haben sein unleugbares Verdienst bleibt, sich zu der höhern Einheit beider zu erheben. Wir können nicht glauben, daß es sich ihm auf die Länge verbergen sollte, wie das Denken, obgleich es sich, wie er richtig gesehen hat, zu dem Erkennen wie Form zum Inhalt verhält, doch an sich selbst schon einen Inhalt hat, der es erst fähig macht, Form für einen anderweiten Inhalt zu werden, ja, der es zur nothwendigen Form für die Erkenntniß der realen Wahrheit macht, darum weil er selbst, der reine Denkinhalt, an sich die Form jener realen Wahrheit ist. Fast scheint es, als sei der Verf. in seiner frühern Abhandlung: „Über das Absolute und das Bedingte“, der Einsicht in die Natur dieses reinen Denkinhaltes näher noch gewesen, als er es in der gegenwärtigen ist. Dort nämlich kennt und behandelt er ausdrücklich einen reinen Denkgegriff des Absoluten, an den sich mittelst einer keineswegs (nach den Prämissen, welche die Philosophie unserer Zeit dafür gegeben hat) schwierig aufzufindenden Wendung die Gesamtheit der reinen Denkgegriffe oder Kategorien als nothwendiger und ewiger Formen des Seins und Wesen würde haben knüpfen lassen. Jener Begriff des Absoluten, den dort der Verf. richtig dem Denken als

solchem einbildet und von allem und jedem Erfahrungsinhalte ein für allemal unterschieden wissen will, hätte ihm ein Beispiel dafür sein können, wie das reine Denken an sich selbst betrachtet keineswegs leer, oder von allem Inhalte entblößt ist. Es hat seinen Inhalt, einen Inhalt, der, obwohl er in dem Denken des gemeinen Lebens nur unbewußt und unerkannt, nur als Potenz, nicht als Actus, gegenwärtig ist, doch seinerseits Gegenstand eines Erkennens werden kann und in der wahrhaftigen Philosophie wirklich wird; so daß es in der That ein Denken gibt, welches, ohne irgend einen Erfahrungsinhalt hinzunehmen, als reines Denken schon Erkennen ist. Wird nun solchergestalt das Denken an sich schon zur Natur des Erkennens erhoben, so ist damit der Weg gebahnt, das Denken auch als Dasjenige zu erkennen, dessen Immanenz in dem empirischen Erkennen das Moment der Wahrheit ausmacht. Eine aufmerksame Reflexion auf die Natur der Erfahrung müßte den Verf. überzeugen, daß, wenn auch, was wir ihm keineswegs bestreiten, in der Erfahrung mehr, als in dem bloßen Denken ist, ja wenn auch nur in der Erfahrung, aber nicht in dem bloßen Denken, eine eigentliche, objective Realität gegenwärtig ist, doch Das, was die Erfahrung zur Erkenntnis macht, überall nur das Denken ist. Oder will der Verf. auch den Thieren Erkenntnis zuschreiben? die sich von den Menschen doch offenbar nicht durch den Mangel des Gefühls und der sinnlichen Wahrnehmung, durch den Mangel jener unmittelbaren Gewissheit unterscheiden, in welche unser Verf. die Erkenntnis setzt, sondern durch den Mangel des Denkvermögens und der Begriffsgallgemeinheit. Dies möge der Verf. bedenken, und er wird alsdann den Weg finden, seinen Dualismus zum Monismus zu verklären; nicht zu jenem Monismus, der alle Realität im reinen Gedanken aufgehen läßt, sondern zu dem wahrhafteren, der wahre Realität nur da erkennt, wo er die Gesamtheit Dessen, was er als reinen und nothwendigen Denkinhalt zum Bewußtsein gebracht hat, dem erscheinenden Dasein eingeblendet findet.

E. F. Weiße.

Briefe geschrieben auf einer Reise längs dem Rheine, durch Belgien nach Paris. Von D. F. W. Wolff. Leipzig, Kollmann. 1836. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

„Dies Buch ist ein Stück Leben und so wünschte ich es auch betrachten zu wissen; ich habe in diesen Briefen gleichsam den inneren Menschen herausgeholt u. s. f.“, sagt der Verf. in dem Vorworte. Wir waren in der That neugierig, das Innere des Hrn. Verf., seine Meinung über sich und Andere schnell und eckig seiner Werke kennen zu lernen, nachdem er uns schon auf so vielseitige Art mit seinem äußern Wirken und Thun bekanntgemacht, möchten aber doch bezweifeln, ob er sich einen Dienst geleistet, den Leser selbst dazu aufzufordern, diese „Briefe“ als die wahre, unumwundene Ansprache der Gedanken und Gefühle des Schreibenden zu betrachten. Wir möchten, wie er selbst ganz richtig bemerkt, keinen Anspruch auf künstlerischen Werth, sondern geben die bunt

durcheinander gewürfelten Ansichten eines Mannes, dem man allerdings große Reife, gutes Gedächtniß und eine leichte und gewandte, wenn auch nicht tief gehende Auffassungsgabe nicht absprechen kann. Das, was er uns in diesen Briefen als sein Innerstes herauskehrt, sieht einer bunten Sache nicht unähnlich, an welcher keine Grundfarbe zu erkennen ist; wir wollen daher gern annehmen, daß er sich in der Kenntniß seiner selbst getäuscht und die wechselnde Außenseite für den bleibenden Kern seines Innern genommen habe. Wir finden in diesen Briefen eine Reihe von Anekdoten, Citaten und oberflächlichen Ansichten über Leben und Kunst, Literatur und Wissenschaft, auf einer höchst flüchtigen Reise gesammelt, auf welcher er kaum Zeit hatte, zu sich selbst zu kommen, und mit großer Selbstgefälligkeit vorgetragen. Bergeblüth suchten wir in dem Buch nach neuen und großen Gedanken, nach Streichen, die als der Gefühlsausdruck eines tiefen Gemüthes oder als die Entfaltung eines reichen Geistes gelten könnten; stießen wir auf Etwas, was uns beim ersten Anblicke überrascht, so finden wir bald, daß es Diefem oder Jenem abgelauscht, oder daß wir selbst schon etwas Ähnliches gelesen. Wir führen z. B. die weitläufige Abhandlung über die französischen Maler an, die der Verf., wie er selbst sagt, größtentheils aus einem französischen Buche geschöpft hat. Wie gewöhnlich und aller Orten schon ausgesprochen ist Das, was er über die neuere französische Dichterschule sagt, wie leicht, was er mit selbstgefälliger Miene über seinen Freund Heine, wie er ihn nennt, wie tabelnswürdig, was er gegen Börne vorbringt! Welche Poesie in den in Heine'scher Manier gemachten Gedichten! z. B. französische Höflichkeitsregeln. Bei der Flüchtigkeit seiner Reise konnte er natürlich das Volksleben nur oberflächlich kennen lernen; dafür erfahren wir aber Mancherlei über Gasthöfe, Miethwohnungen u. dgl. Wer ein buntes Mischel von Gedanken und Gesäßen und leichte Beschreibungen der verschiedenartigsten Dinge liebt, dem empfehlen wir dieses Buch, das sich bei seinem fliegenden Style rasch liest, als eine unterhaltende Lecture.

Notizen.

Die Societät für französische Geschichte hat soeben den ersten Band der Geschichte des Gregor von Tours im Original mit gegenüberstehender französischer Uebersetzung herausgegeben. Guadet, dessen Fleiß man diese Arbeit verdankt, hat durch Vergleichung bisher unbenutzter Handschriften einen vollständigen Text geliefert. Ravenel veranstaltete u. d. X.: „Lettres de Mazarin, écrites en 1651 et 1652“, nach den in der königlichen Bibliothek zu Paris befindlichen Originalen eine interessante Sammlung ungedruckter Briefe des mächtigen Cardinalministers aus der Periode seiner Entfernung vom Hofe. Der Verleger hat einen Schlüssel zu den Chiffren beigegeben, worunter Mazarin die Eigennamen verbarg.

Eine bereits angestellte Hebamme trug, zu Vollenbung ihrer medicinischen Studien, bei den Facultäten von Paris und Montpellier auf Inscription und Zulassung zu dem regelmäßigen medicinischen Curfus an, um sich dann, nach unserer Art zu reden, den Baccalaureats- und Doctoratsprüfungen zu unterwerfen. Die Neuheit des Falls bewog die genannten beiden Facultäten, dem Gesuch nicht zu willfahren, und nöthigte durch diese zweifache Abweisung die Bittstellerin, sich, unter Aufbietung, daß ihrem Begehren keine Bestimmung der Universitätsgesetz entgegenstehe, an den Minister des Unterrichts zu wenden, dessen Entscheidung in dieser etwas pöbellichen Angelegenheit zu erwarten steht.

Die französische Geistlichkeit zählte am Ende des J. 1836 14 Erzbischöfe, 66 Bischöfe, 174 Generalvicare, 660 Canoniker, 36,361 wirkliche Priester und Mönche.

Alma. Ein Roman von L. Starklof. Zwei Theile. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1834. Kl. 8. 3 Thlr.

Bevor wir zu einer Beurtheilung dieses Romans übergehen, sei es uns erlaubt, den Faden der Erzählung unsern Lesern mitzutheilen. Dieser ist folgender.

Als die Franzosen 1830 Algier erobert haben, finden sich im Hago unter andern Christenklaven zwei junge Männer vor, mit denen die Natur ein so wunderbares Spiel getrieben hat, daß sie sich in Gesicht, Gestalt, Haltung und Benehmen, ja sogar in ihrer Stimme auf eine Weise gleichen, die es selbst dem schärfsten Sinne gradezu unmöglich macht, sie voneinander zu unterscheiden. Der eine dieser jungen Männer ist ein deutscher Edelmann, Namens Otto Soltar, der andere sein natürlicher Halbbruder von väterlicher Seite, mit umgekehrtem Namen, Otto Ratiot. Beide haben, ersterer als Offizier, letzterer als gemeiner Husar, unter Napoleon in Rußland gedient und sind nach dessen Katastrophe gefangen genommen worden. Nach dem Frieden bei der allgemeinen Auswechslung vergessen werdend, gelangen sie zu den donischen Kosaken, wo sie es sich müssen viele Jahre lang gefallen lassen, und entkommen zwar endlich nach Konstantinopel, werden aber mit dem Schiffe, welches sie in ihre Heimath führen soll, nach Algier aufgebracht. Wir werden nun alsbald nach dem ersten Auftreten Beider durch ein Gespräch zwischen ihnen davon in Kenntniß gesetzt, daß sie in einem feindlichen Verhältnisse zueinander stehen. Der Baron ist ein gewöhnlicher junger Edelmann, der gegen den Andern den großen Herrn und Beschützer spielen will, weil er glaubt, daß derselbe ganz von ihm abhängt, der Herrin der Erde eines großen väterlichen Vermögens wird. Dieser dagegen ist voller Bitterkeit darüber, daß sein brüderlicher Doppelgänger, der sich ihres Verwandtschaftsbandes schämt, von dem Schicksale gegen ihn so bevorzugt und zum reichen Manne geschaffen sei, während er sich als der Sohn desselben Vaters, der ihn freilich jederzeit vernachlässigt zu haben scheint, und als sein Ebenbild, doch ebenso viel wie er zu sein bedünkt, und pocht nun grade auf ihre beiderseitige, ihm um so gleicher vorkommende Geburt, als ihre 18jährige gemeinsame Gefangenschaft allerdings jeden Unterschied zwischen ihnen in der Wirklichkeit aufgehoben, und er selbst seinem

echten Bruder derweil dreimal das Leben gerettet hat. Dieser Bastard ist nun freilich eine ebenso unerfreuliche Natur als sein Bruder; wir sind aber geneigt, ihn um der Ungerechtigkeit seines Schicksals willen nachsichtiger als diesen aufzunehmen, und in seinem Charakter ist grade das Bastardartige, nämlich das Gemisch von adeligem Sinn und Streben des Vaters und einer gewissen Wilden, aber edlern Kraft mütterlicher Gemeinheit, wie es häufig vorkommt und bei sorgfältiger Erziehung zur schönsten Blüte ausgebildet wird, trefflich gezeichnet.

Die beiden Befreiten entschließen sich, auf dem kürzesten Wege in ihr Vaterland zurückzukehren, weil sie für den Augenblick natürlich aller Hülfsmittel beraubt sind, werden von einem englischen Fahrzeuge mit nach London genommen, wo sie in Erfahrung bringen, daß ihr Vater, der alte Baron, unterdeß gestorben ist und seinem einzigen ihn überlebenden echten Sohne sein ganzes Vermögen hinterlassen hat, und wir finden sie auf einer einsamen Klippe auf den Höhen von Dover wieder, wo sie das Dampfschiff erwarten, welches sie nach Calais überführen soll. Hier nun kommt die peinliche Spannung zwischen ihnen zum Ausbruche. Erbittert über des Barons Hochmuth und Stolz und neidisch über dessen glänzendes Schicksal, will ihm der Bastard für sich die bestimmte Zusicherung einer unabhängigen Lage in der Zukunft abtrotzen, erlangt aber nichts weiter als leere Versprechungen und wird am Ende, als ihm der Baron sogar seine uneheliche Geburt vorwirft, dermaßen von ihm gereizt, daß er einen Stein nach ihm wirft. Der Baron will ihm dagegen einen Dolch, der abgleitet, in die Brust stoßen, sie kommen zum Handgemenge und Einer ermordet, ohne es zu wollen, den Andern.

Wir sollen nun zwar in Ungewißheit bleiben, welcher von Beiden der Überlebende ist; indessen geht doch aus dem Verlauf der Geschichte hervor, daß es nur der Bastard sein kann. Dieser nämlich, ohne daß Jemand seinen Bruder vermessen kann oder dessen Mord ahnet, setzt seine Reise nach der Heimath als Baron Soltar fort, macht sich dort als der längst Verschollene geltend, dessen Güter ein Vetter von ihm soeben hat in Besitz nehmen wollen, entrißt diesem auf gerichtlichem Wege die Güter, und wird also von Jedermann unbedingt als sein Bruder anerkannt. Die Geschichte des Lebens, welches er nunmehr an dem

kleinen Hofe des Fürsten führt, in dessen Ländchen er ansässig ist, macht den Hauptinhalt des Buches aus. Es ist ein Gewebe von kleinen Ereignissen und Intriguen, die wir bei Abwicklung des Fadens der Erzählung hier flüchtig übergehen dürfen und auf, die wir späterhin in andern Betrachtungen zurückkommen werden. Das Endergebnis ist, daß zunächst seine finstere, durch Gewissensbisse getriebene Laune, seine verwilderte hochfahrende Natur und dann auch sein politisches Betragen als Landstand in der damaligen, durch die unmittelbar vorangegangene Revolution hochaufgeregten Zeit, die ihn seinen Grundfäden gemäß zu der Opposition reißt, ihm die mächtige Hofpartei zu Feinden machen, die sich denn, an ihrer Spitze jener verschuldete Better, den er durch sein unverhofftes Erscheinen um die reiche Erbschaft gepöbelt hat und der ihn in seinem Hass eheharrlich für einen Abenteurer hält, zu seinem Untergange verschwört.

Mittlerweile hat sich zwischen dem falschen Baron und einer jungen Dame, Namens Alma, nach der der Roman mit Unrecht benannt ward, da der Betrüger der eigentliche Held ist, ein ernstes Liebesverhältnis gebildet. Alma gilt für die verwailte Enkelin des Ministers, in dessen Hause sie freilich darum noch nicht recht anerkannt lebt, weil ihr angeblicher Vater, ein französischer General, von ihrer Mutter vor ihrer beabsichtigten Trauung durch Dienstpflicht getrennt worden war. Sie ist aber in der That, ohne daß es außer ihrer Mutter Jemand weiß, die uneheliche Tochter des wirklichen jungen Barons Soltar und einer ehemaligen Kammerfrau, die jetzt halb wahnsinnig in der Gegend umherirrt und bereinst das Kind der Ministerstochter, mit der sie fast zu einer Zeit niedergekommen und das gleich nach der Geburt gestorben war, mit dem ihrigen vertauscht hatte, um diesem ein besseres Loos im Leben zu bereiten. Dieses Weib hört mit Entsetzen, daß Baron Soltar, ohne es zu wissen, in Alma seine eigne Tochter heirathen wolle. Sie entdeckt ihm ihr Geheimniß, da er aber recht gut weiß, daß sie nicht seine Tochter ist und also keine Rücksicht auf das ihn mit seinem Doppelgänger verwechselnde Weib nimmt, so droht sie das Geheimniß in der ganzen Stadt auszusprechen und versetzt ihn dadurch in solche Wuth, weil er auf seine Weise bedenkt, wie sie ihm also fast jede Möglichkeit rauben würde, sich Alma vermählen zu können, daß er sich an ihr vergreift, und als ihn die Wahnsinnige ihrerseits zu erwürgen droht, ohne es gleichfalls zu wollen, sie ermordet. Er verbirgt zwar auch dies Verbrechen, indem er ihren Leichnam in den nahen See versenkt; kurze Zeit darauf erreicht ihn aber dennoch sein Verhängniß, denn sein, wie er fälschlich glaubte, von ihm ermordeter Bruder, der von den empfangenen Wunden in England langsam wiederhergestellt worden ist, kommt plötzlich an und erweist seine Echtheit als Baron Soltar durch Mittheilung eines wichtigen Geheimnisses der fälschlichen Familie. Vergewissend und endlich stürzt nunmehr Otto Rattos, der bereits den Entschluß gefaßt hatte, den ihm allmählig unerträglich gewordenen heimathlichen Verhältnissen mit seiner Geliebten nach Amerika zu

entfliehen, zu Alma, der er seine Verbrechen und ihre Geburt entdeckt, und die er, da sie dessenungeachtet fortsetzt ihn zu lieben, bereut, ihm den Dolch in das Herz zu stoßen. Alma selbst, der nach solchen Ereignissen das Leben nur eine Last ist, stürzt sich in den See, mondt die Sache eine Erde hat.

Durch diese getreue Darlegung des Grundrisses des Romans glauben wir uns hinlänglich gerechtfertigt zu haben, wenn wir denselben als Ganzes verwerfen. Wie sehr sich auch der Verf. bestrebt, ihn zu entschuldigen, so ist und bleibt doch der Held ein Verbrecher, für den wir uns unmöglich zwei Theile hindurch interessiren können; der ganze Roman erregt das peinliche Gefühl einer Criminalgeschichte, oder einer Novelle aus der neuesten französischen Dichterschule, die offenbar einen bedeutenden Einfluß auf unsern Autor ausgeübt hat, und macht durchaus einen unpoetischen Eindruck. Es wäre wol eine Aufgabe für den Dichter, zu schildern, wie ein ähnliches Mißverhältnis, wie das in diesem Romane vorkommende, demgemäß von zweien Söhnen eines Vaters der unehelich geborene, der dagegen vielleicht grade die edlern Eigenschaften des väterlichen Geistes und Herzens geerbt hätte, durch seine von ihm unverschuldete Geburt zum Dämon seines verächtlichen Bruders herabgewürdigt und aller Rechte beraubt würde, diesen allmählig dahin brächte, zu verzweifeln und unterzugehen. Dann müßte aber eben die lebendige Darstellung dieses Mißverhältnisses der Hauptvorwurf des Autors werden, und es müßte ihm gelungen, den verbrecherischen Helden so viel als möglich zu entschuldigen. Beides ist hier nicht der Fall. Von dem gerechten Verhältnisse selbst wird nur angedeutet, was es bestanden habe, und aus dem kurzen Wortwechsel der Brüder miteinander geht nichts Anderes hervor, als daß Beide rohe und unedle Menschen sind. Wie sollen wir nun an der sentimentalen Liebe des Mörders und Betrügers, oder etwa an dem Schicksale des scheinbar gemordeten Antheil nehmen, den ein 18jähriges Kind und ein gemeinsames Erdboden desselben mit seinem Bruder nicht gebessert hat? Und wie kann der Verf., der in seinem Doppeltitel Otto Rattos zum Helden des ersten, Alma zur Heldin des zweiten Theiles gemacht hat, von uns verlangen, daß wir es mit der ausgesprochenen Unbewußtheit des jungen Mädchens vereinbarlich finden sollen, wenn er von ihr ausagt, sie könne wol fähig gewesen sein, ihren Großvater zu ermorden, der unter den genannten Umständen aus Charakterchwäche angefaßt habe, sie als seine Enkelin förmlich anzuheirathen, oder sie gar gegen den Schluß hin es ihrem Geliebten zum Vorwurfe machen läßt, seinen Bruder nicht völlig ermordet zu haben? Alma's Charakter, an dem allerdings auch das Vaskobartige wie in dem des unedlen Bruders gelungen ist, wird in dieser Erbitterung als ein weibliches dennoch caricaturhaft. Wie möchten fast sagen Schade daran, daß außer ihr und dem Verhältnisse der beiden Brüder zueinander und dem Charakteren derselben ist eigentlich nichts Caricatures im ganzen Roman, der einem andern Roman

Unvergleichliche Stille zu Vergewaltigungen, geboten haben. Nur sind aber Stille eben diese Dinge die wir ganz beschließen, nach deren Verwerfung Alles wiederhergestellt. An einem seltsamen Gebräuche laßt sich übrigens, Verlaßhaft gesagt, das Buch vom Anfange bis zu Ende in dem Umstande, daß das besagte Naturspiel der unbegrenzten Ähnlichkeit zwischen beiden Brüdern, auch davon abgesehen, daß es schon, weil sie verschiedene Charakter hatten, eine halbe Unmöglichkeit war, bei ihrer angeborenen Charakterverschiedenheit nicht fähig bestehen konnte; und es würde sich diese Unmöglichkeit noch entscheidender geltend machen, wenn der Verf. wirklich dazu gekommen wäre, Charaktere anstatt Caricaturen zu zeichnen, und etwa den echten Baron aus dem Nebel zu ziehen, in den er ihn vor unsern Augen hält.

Die Klage eben dieses Übermaßes führt uns auch noch zu dem andern über, daß das Äußere des falschen Barons gewissermaßen als verkleinert hingestellt wird. Derselbe hat nämlich als blutjunger Mensch seine Heimat verlassen, sich 18 Jahre lang in den außerordentlichsten Verhältnissen im Oriente herumgetrieben, also während einer Lebensperiode, in der das Innere wie das Äußere eines Menschen gewöhnlich erst seine Bildung zu erlangen pflegt. Er kehrt zurück, und Jedermann erkennt ihn augenblicklich wieder; ja findet nicht allein, daß sein Gesicht noch Jüngling für Jüngling das alte ist, sondern daß auch die allgeringfügigsten Dinge in seinem Wesen und Betragen dieselben geblieben sind, ohne daß Hunger und Kummer, Mühe und Bestimmung in Einem wie dem Andern das Gesicht verändert hätten. Das ist im höchsten Grade verwunderlich und fabelhaft und hebt den Roman auch hinsichtlich der Wahrscheinlichkeit auf, gesetzt, daß er in dem positiven Hauptbetrachte sich ebenfalls nicht schon selbst verunmöglicht hätte.

Unverkennbar, daß der Autor in der Ermordung der alten Frau so unbedingterweise noch ein zweites Verbrechen seinem Helden aufbürdet. Wollte er nur dadurch seine Worte auf tragischen Hergangen desselben verstärken? oder geschah es, um der Bewahrheitung der angeführten Worte Schiller's willen: „Das eben ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend immer Böses muß gebären.“ In dem letztern Falle müßten wir es tadeln, daß der Verf. diesen bedeutenden Gedanken bei der Ausarbeitung nur secundär behandelt habe. Wir hätten die- ses Fehler überhaupt für eine der größten Autorenünden. Man muß sich wohl hüten, einem Kunstwerke auf solche Weise zwei Hauptgedanken zum Grunde zu legen. Denn die Natur der Sache nach muß dann der eine, der an sich in sich die volle Aufmerksamkeit des Künstlers ebenso wie der andere anzieht, dem andern aufgeopfert und um seiner willen vernachlässigt werden, was er doch wieder nicht vermeiden kann, und es hat also dieser scheltbare Reichthum sich in sich selbst zur Armut auf. Ebenso darf ja auch der Dichter sich nicht erlauben, wie Mac einmal gerügt hat, große historische Namen ohne Noth und etwa als Nebenpersonen aus der Vergangenheit heraufzubeschwören.

Ein anderer Punkt, der unsern Romanen schadet, ist,

daß der Held seine beiden Mordthaten, die wirkliche und vermeinte, aus Zufall verschuldet haben soll. Dies macht nun einen gar übeln Eindruck auf das Gemüth des Lesers, denn erstens entschuldigt es den Helden nicht, und dann, wofür dies ja der Fall wäre, fielen der Theil der Schuld, der dem Helden genommen würde, doch nur auf den Autor zurück, der sich hätte anders dabei benehmen müssen, wenn er Spiele des Zufalls hätte zum Gegenstande seiner Darstellungen machen wollen. Endlich müssen wir, um die Summe unsers Tadel's zu erschöpfen, uns ganz entschieden gegen den Schluß und die Entwicklung ausprechen. Die Art und Weise nämlich, wie der Autor auf einmal den wirklichen Baron Soltar wieder zum Vorschein bringt und, ohne daß es der Leser vorher merkt, dem falschen unterschiebt, macht zwar seiner Gewandtheit alle Ehre, ist aber doch nur, mit seiner Erlaubniß, ein Theatertralleffect, der nicht über- rascht, sondern erschreckt. Eines Dichters ist es aber stets unwürdig, solche Mittel zu Hülfe zu nehmen, um zu interessiren. Er muß Alles, was er geschehen läßt, wenn auch noch so unmerklich vorbereiten, gleichwie der Maler eine Farbe in die andere harmonisch überfließen läßt. Unser Dichter schadet sich durch dies Versehen ungemein, denn der Leser muß darauf Goethe's Worte anwenden:

Man fühlt die Absicht, und man ist verstimmt!

Wir hatten dabei die nämliche Empfindung, wie häufig beim Durchlesen des Manuscriptes. Aber sonst gutgeschriebenen Novelle, in der sich der Autor den Leser mit seinem Lesers macht, nachdem er eine Reihe romantischer Begebenheiten vorgeführt und ihn dafür interessirt hat, läßt beinahe erst auf dem letzten Blatte zu erklären, daß Alles nur eine ausdrücklich angelegte Maske sei, um einen vornehmen Mann abzuhalten, eine gewisse Sache zu thun!

Hiergegen können wir nun aber auch nicht umhin, dem großen Talente des Verf. zur Darstellung Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Seine Schreibart ist immer gewandt und kann vielen Autoren, die die große Nachsicht des Publicums gelten läßt, als musterhaft gegenübergestellt werden; ja, wenn die frühern Bücher des Hrn. Starklos, die wir nicht kennen, ebenso unterhaltend geschrieben sind als dieses, so ist es unbegreiflich, warum er in der Gunst des großen Publicums nicht höher steht und den ihm gebührenden Rang vor andern Lieblingen desselben einnimmt? Der Dichter kennt die Verhältnisse, die er schildert, genau, er ist immer treu und wahr, er hat die Menschen, die er handelnd auftreten läßt, nach der Wirklichkeit charakterisirt und wir begegnen in ihnen einem Bekannten nach dem andern. So stellt er auch die gesellschaftlichen Schwächen kleiner Residenzen, die Mißstände der vornehmen Welt überhaupt, in der sich die Gesellschaft natürlicherweise ebenso wie anderwärts in gute und schlechte Theile, welche letztere er denn wol aus eigener Erfahrung also kennen lernen, grade dadurch in das hellste Licht; daß er sie nicht anders schildert, als sie ist, und sich all der Übertreibung enthält, der sich vor ihm so viele

Romanciers in diesem Falle aus Unkenntniß der Sache befißen haben. Wir glauben für gewiß, die Bälle, Gesellschaften, Dinsten, Landpartien, Jagden, Duell, Festmahl, Te-te-a-Te-te u. s. w., die in dem Romane vorkommen, mitzuerleben, die dabei theilhaftigen Personen sprechen zu hören und vor uns stehen zu sehen, so gar nirgends verlißt der Autor gegen die Wirklichkeit. Denn die hier und da vorkommenden, in dem Munde vornehmer Leute allzu kräftig und vulgär erklingenden Ausdrücke wollen wir damit entschuldigen, daß der Roman in Süd-Deutschland zu spielen scheint, wo man auf die äußere Poetik des gesellschaftlichen Betragens nicht durchweg einen so übermäßigen Werth als bei uns im Norden legt. Der Hofmarschall Sternau ist ganz der verdrießliche, ängstliche, Inconsequente, bornirte, unruhige, kleinliche Mann, wie er Einem wol schon hier und da unter den nämlichen Verhältnissen vorgekommen ist und wie sie sich das Leben an Höfen am Ende auch aus edlern Naturen bildet, wenn sie nicht von Hause aus recht taktfest waren. Der dirigierende Minister Sternau ist ein wie nach der Natur gezeichnetes Bild gutwilliger ministerieller Unfähigkeit. Der Hofprediger Blag, der Bankier Melat, der Rittmeister Soltar, Legationsrath Stahl, Frau v. Runold und ihre Tochter, so auch der Schulze Staring und die Domestiken leiden und leben, sowie sie hier sind. Sehr gelungen und komisch ist der ultraliberale junge Edelmann, den der Kammerherrnküßel im Ru servil macht. Am feinsten sind aber fast die drei Prinzen Ferdinand, Arnold und Hugo in ihren verschiedenen Stellungen charakterisirt. Aus den wenigen Worten, die der Erbprinz Ferdinand spricht, erkennt man gewissermaßen die neuesten Ereignisse in mehr als einem kleinen Staate. Als wahrhaft gemüthliche Charaktere reihe der Verf. neben diese unheimlichen die der Generalin Kamps, und vorzüglich die des Jägermeisters Herborn und seiner Frau. Die Häuslichkeit dieser ehrenwerthen Familie ist ebenfalls nach der Natur gezeichnet, aber wie poetisch! Wir kommen dabei unumgänglichermassen noch einmal auf unsern Tadel zurück. Dieses letzterwähnte Verhältniß ist nämlich nicht bloß um seiner Gemüthlichkeit, sondern auch um deswillen poetisch, weil es als ein beruhigender Gegensatz zu den wilden Verstimmungen des Feldes am rechten Plage steht, wogegen jene andern Gestalten trotz der trefflichen Auffassung doch stören, weil ihr Thun und Wesen zu viel Raum in dem Ganzen einnimmt und als Nebensache zu sehr hervortritt, weswegen also diese umständlichen Schilderungen am unrechten Orte stehen. Es ist überhaupt, wie wir behaupten möchten, an und für sich nichts unpoetisch und also für den Dichter undarstellbar, wenn es nur am rechten Orte steht, wie ja auch in einer musikalischen Composition Dissonanzen harmonisch erklingen, sobald sie der Künstler mit Einsicht anwendet. Wären nun jene lebendigen Wesen, wie sie unser Autor geschaffen hat, als Ausgeworfene um ein haltbares Innere gestellt, so würden sie sich zu einem schönen Ganzen gruppiren; so aber, da es uns an einem höhern Interesse in dem Buche gebricht,

wenden wir uns auch von dieser, mit Affect zu reden, „sogenannten Wirklichkeit“ am Ende mit dem Bedauern ab, daß die Kunst des Autors nicht im Stande war, diese anmuthigen einzelnen Theile zum Ganzen zusammenzufügen und damit mehr als eine flüchtige Unterhaltung und einzelne poetische Momente zu gewähren. 56.

Notiz.

Napoleonische Polizei.

Graf Addeker, dessen Name auch in der neuern Zeit wieder auf dem politischen Schauplatz erschienen ist, war bekanntlich während der sogenannten hundert Tage als außerordentlicher Commissar in Function gesetzt. Unter den zahlreichen Instructionen, welche er damals nach allen Richtungen auszuheilen hatte, ist folgende an Frochet, Präfecten der Rhonemündungen, zur Öffentlichkeit gekommen. „Sie schreiben mir, Sie verständen sich nicht darauf, Polizei zu machen. Ich kann mir das wol denken, insofern man unter Polizei die Kunst versteht, verbrecherische Handlungen zu entdecken und die als Urheber Verdächtigen in Haft zu bringen; aber insofern unter allgemeiner Polizei die Kunst zu verstehen ist, die herrschende Stimmung im Ganzen und die in Opposition befindliche im Einzelnen zu erforschen, die Ursachen aufzusuchen, welche diesen verschiedenen Arten von Stimmung zu Grunde liegen, die Personen kennen zu lernen, welche sie geltend machen, die Kräfte der von abweichendem Geiste besessenen Parteien zu bemessen und zur Vergleichung zu bringen, dem schwächeren Theile, wenn er der gutgeleitete ist, die Mittel an die Hand zu geben, um die zahlreichere und stärkere Partei zu überwiegen oder ihr das Gleichgewicht zu halten: damit werden Sie besser umzugehen wissen als ein mechanisch eingeschlossener Quertopf von Polizeileutnant. Um in Marseille eine solche höhere Polizei zu führen, muß man sich Agenten anschaffen, welche sich gar nicht einsaufen lassen, daß sie das sind, und diese Agenten nimmt man sich aus den Ständen, welche in täglichen und vertraulichen Berührungen mit allen übrigen stehen. Man hat für Krankheitsumstände, die man hat oder nicht hat, seinen Arzt und seinen Chirurgen, die man glänzend honorirt und die es nicht besser verlangen, als dem eingebildeten Kranken häufige Besuche abzukriegen: sie schmeicheln sich, man bezahle den Bestand ihrer Wissenschaft und man laßt bloß ihre Reizigkeiten. Man hat einen Advocaten oder noch besser zwei, und sodann einen Geschäftsführer für besondere Angelegenheiten und Administrationen, auf die man Gewicht zu legen scheint: das sind wieder Plauderer, die man zu Tisch hat. Man hat einen Notar für Geschäfte, die einem stets im Kopfe herumgehen und die man niemals ausführt; — man hat den Hrn. Pfarrer des Kirchspiels, um den Hausarmen Geld zukommen zu lassen, das er für sich behält (wie!) und wofür er ebenfalls mit Reizigkeiten quittirt; — endlich, möchte ich zu sagen wagen, hat man eine Geliebte oder zwei aus der guten Gesellschaft, und wenn Sie nur nicht gerade die Schönste haben wollen und auf die in die Jahre kommenden reflectiren, so wird sie die blanzfärbigste und geschwächteste unter Ihren Reizgeisteskrümern sein. Ich würde so weit gehen, mich alle Tage von einem Damenschneeräumen zu lassen; diese brolligen Jungen sind die bewundernswürdigsten aller Geschichtsträger und wissen am besten, was in den Köpfen vorgeht, die sie unter die Hände bekommen. Mit Hrn. solchen Maschine wollte ich Alles wissen, was gethan und gedacht wird, und würde wissen oder glauben, hoffen oder fluchtern, was nur irgend nützlich schien mir beizulegen. Ich hätte ich vergessen, noch einen Bankier und zwei Wechselagenten dazu zu thun; wenn man sich alle Morgen erklären läßt, warum die Papiere hinauf- oder heruntergehen, wie wenn es Speculationen oder Handelsinteresse dabei im Spiele wäre: so werden Sie hundertetel Dinge von politischem Interesse herausbekommen.“

Literarische Unterhaltung.

Sonntag,

Nr. 192.

10. Juli 1836.

Der Schlaf in allen seinen Gestalten. Aus dem Englischen des Robert Macnisch, von *r. Leipzig, Bof. 1835. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Wie der Sinn des Engländers vorzüglich auf praktische hingewendet ist, so pflegt er es auch mit der Philosophie und alle Dem zu halten, was einer philosophischen Betrachtung unterworfen werden muß. Er sucht sich vor Allem der vorhandenen Thatfachen zu versichern, stellt das dem Gegenstände Zugehörige und mit ihm Verwandte zusammen, wägt Wahres und Falsches gehörig ab, reflectirt auf seine eigne, nützliche Weise darüber, indem er sich allenfalls noch der Induction und Analogie als Mittel zur weiteren Forschung bedient, und schließt dann am Ende mit der Nuganwendung. Uns Deutschen will denn freilich eine solche Art zu philosophiren nicht immer genügen, wir fühlen uns dabei oft beengt und Perz, und da wo der Engländer mit seinen Geistesoperationen am Ende zu sein scheint, fangen die unserigen erst an. Indessen wie jede geistige Behandlungsweise irgend eines Stoffes, wenn sie mit Fleiß und Consequenz durchgeführt wird, wol auch ihre anziehende Seite hat und, sei es auch nur als Material, zu weiteren Forschungen benützt werden kann, so ist es auch mit dieser Art des Philosophirens der Fall. Versetzen wir uns dabei unter das Volk, von dem sie ausgeht, und legen wie nur nicht dem Maßstab einer Philosophie daran, wie wir sie in Deutschland unter diesem Worte begreifen, so können wir uns schon damit befriedigen.

Obiges findet nun auch seine Anwendung auf das am Eingang genannte Buch über den Schlaf von Macnisch. Der Verf. hat es „The philosophy of sleep“ betitelt, obwohl von einer eigentlichen philosophischen Behandlung des Gegenstandes nicht die Rede sein kann. Es sind vielmehr Gedanken oder Betrachtungen über den Schlaf und ihm verwandte Zustände. So würde vielleicht auch der Übersetzer den Inhalt des Buches treffender haben bezeichnen können als mit dem Titel: „Der Schlaf in allen seinen Gestalten“, denn die Schlaflosigkeit, der Scheintod, die Täuschungen der Sinne, die Zerkümmung und die Geistesabwesenheit, Zustände, die hies gleichfalls mit abgehandelt werden, gehören ja nicht zu den verschiedenen Formen oder Gestalten des Schlafes. Der Inhalt des Buches selbst hat übrigens viel Angie-

hendes, zeugt von Beobachtung und Nachdenken, und die Darstellung ist so klar und faßlich, daß es schon als unterhaltende Lecture jedem gebildeten Leser empfohlen werden kann. Eine übersichtliche Skizze des Ganzen wird dieses Urtheil am besten zu bestätigen vermögen.

I. Einleitung. II. Der Schlaf im Allgemeinen. Jedes Thier bringt dem Verf. zufolge einen Theil seiner Zeit schlafend zu, was indessen doch wol nur von den höhern gilt, denn namentlich die niedern unter ihnen, welche keine beweglichen Augenlider haben, genießen auch keinen vollkommenen Schlaf. Die Art (auch die Zeit) des Schlafens und der Grad der Festigkeit ist bei den einzelnen Arten wesentlich verschieden. Mit Recht hält der Verf. die Behauptung mancher Naturforscher, daß das Bedürfnis des Schlafes mit der Größe des Gehirns im Verhältnisse stehe, für unbegründet. Bei dem Menschen gehen die Erscheinungen des Schlafes in viel größerer Ordnung und Vollkommenheit von Statten, als bei allen andern Thieren. Der Schlaf scheint ihm unumgänglich notwendiger als jedem andern Wesen, ein jeder Eingriff in das eine regelmäßige Wiederkehr der Ruhe bedingende Gesetz ist ihm ungleich weniger gleichgültig; es steht weniger in seiner Macht, ein fortgehendes Wachen zu bestehen, oder in einem fortdauernden Schlafe zu beharren; es ist ausgemacht, daß ihn die Ruhe mehr erquickt und der Mangel an Schlaf in höherem Grade erschöpft. Im Ganzen stellt sich der Schlaf, als ein Proceß der Natur, ohne sehr auffallende Veranlassung ein. Er wird gleichsam eine Gewohnheit, der wir uns zu bestimmten Stunden, ohne es zu bemerken, überlassen, wie wir es bei andern angeborenen oder angeeigneten Gewohnheiten auch thun. Allein von den letztern unterscheidet er sich dadurch, daß man seiner in keinem Falle völlig entbehren kann, wenn wir es auch durch Gewohnheit dahin bringen, mit einer geringeren Menge vorlieb zu nehmen. Es gibt manche Verhältnisse, welche den Schlaf herbeiführen oder verstärken, so namentlich die Wärme des Sommers. Die Wärme in einer Kirche und eine langweilige Predigt bringen hinwiederum den Schlaf hervor. Es gibt nicht, wie Menschen, deren Kraft ausreichte, der vereteten Wirkung dieser zwei mächtigen Einflüsse zu widerstehen; denn sie sind dann den bedauernden Mitteln gleich; der Mensch scheint in eine Woll-

von Aconit oder Belladonna gehüllt. Der Wärme in der Kirche ließe sich noch allenfalls Widerstand leisten, aber die Predigt ist unüberwindlich. Auch die Kälte bringt wie die Wärme Schlaf hervor, doch gehört eine sehr niedrige Temperatur dazu, besonders bei den Menschen, denn ist die Kälte nicht sehr bedeutend, so verhindert sie mehr den Schlaf, als ihn zu erregen. Ferner wird der Schlaf befördert durch Befriedigung eines jeden heftigen Triebes, durch Aufregung und daher erfolgende Erschöpfung, ferner durch jede Art von Einsamkeit, durch Alles, was mechanisch das Blut nach dem Gehirn leitet, durch eine starke Nachtzeit u. s. w. Der Schlaf bringt verschiedene Veränderungen im Körper hervor, namentlich wird der Puls und das Athmen langsamer, und alle Aussonderungen vermindern sich. Irrig ist die Annahme des Verf., daß die Hautausdünstung davon eine Ausnahme mache; sie ist ebenso gut wie jede andere Ausscheidung vermindert, nur gegen Morgen nimmt sie zu. Der Schlaf wird sehr durch Gewohnheit bestimmt. So genießt oft ein alter Kanoniker einen ruhigen Schlaf, während das Geschütz um ihn donnert; ein Ingenieur war in einem Kessel eingeschlafen, während seine Kameraden mit ihren mächtigen Hämmern darauf arbeiteten. Ebenso stört das Geräusch der Mühle keinesweges den Schlaf ihres Müllers. Dem Pöbel ist es etwas Gewöhnliches, auf dem Pferde zu schlafen; bei Kutschern ist es das Rämische auf ihrem Bock. Während der Schlacht bei Abukir waren einige junge Matrosen so erschöpft, daß sie unter dem hochhohen Donner der Schläge mitten auf dem Decke einschliefen. Ja, die Stille selbst kann ein Aufregungsmittel werden, während der Lauf aufhört es zu sein. So sollte man einmüde, als ein Mädel sehr krank war, seine Mähle; daß er ihm Klappen nicht gestört werden sollte; allein statt daß dies Schlaf herbeigeführt hätte, hinderte es ihn nur, und es kam dieser nicht eher, als die Mähle wieder im Gange war. Matrosen und Soldaten im Dienste können schlafen, wenn sie wollen, und wachen, wenn sie wollen. Der Kaiser Napoleon war ein auffallendes Beispiel von dieser Thatsache. Als Capitain Barclay seine außerordentliche Bette unternahm, tausend Stunden hintereinander eine enghäutige Decke in der Stunde zuzuschlagen, machte er sich so sehr zum Meister seines Selbst, daß er im Augenblicke einschlief, wie er sich niederlegte. Einige Menschen verheben die Kunst, eine lange Zeit zu schlafen. Dies war der Fall bei dem berühmten Schauspieler Quin, welcher 24 Stunden hintereinander schlief; mit Elizabeth Devlin, welche drei Viertel ihres Lebens im Schlafe hindurchbrachte; mit Elizabeth Perkins, welche manchmal eine Woche bis 14 Tage lang schlief; mit Maria Pail, die dasselbe sechs Wochen hintereinander that. Beattie erzählt, einem in Edinburghen Mann von einem Dr. Reid, der gleich hinter einander so viel schlafen anzuweisen konnte, als für zwei Tage hinreichte war. Dagegen gibt es auch Menschen, die bei einer allmählich geringen Menge Schlaf Leben führen. Der berühmte General Elliot schlief nie mehr als vier von den 24 Stunden des Tages. In jedem andern Verhältnisse war er auch auffallend nachhaltig; seine

Speise bestand nur aus Brot, Wasser und Pflanzenspeisen. In einem Briefe von John Gordon an John Sinclair wird eines Jakob Mackay's gedacht, der 1797 im 91. Jahre starb und im Durchschnitt täglich nur vier Stunden schlief, aber doch ein ausgezeichnet kräftiger und gesunder Mann war. Friedrich der Große und der berühmte Wundarzt John Hunter schliefen in der nämlichen Zeit nur fünf Stunden. Der berühmte Pöbel versicherte dem Engländer Gilbert Blane, daß er während eines ganzen Feldzuges nicht über eine Stunde von 24 geschlafen habe. Der Verf. kennt eine Dame, welche nie länger als eine halbe Stunde schläft und deren ganzer Schlaf kaum drei oder vier Stunden von 24 beträgt.

II. Der Traum. Die Beobachtungen und Reflexionen des Verf. über diesen Gegenstand sind zum Theil recht interessant, obgleich wir nicht allenthalben damit einverstanden sein können. So ist er offenbar im Irrthume, wenn er das Träumen aus einem Nachbleiben eines oder mehrerer Organe des Gehirns in Folge eines tanern Reizes erklärt, denn im Traumzustande sind alle Sensitive thätig, wenn auch in beschränkter Weise, und auch im Wachen gebrauchten wir zuweilen eine oder die andere dieser Kräfte isolirt, so daß also zwischen wachen und träumenden Zustande kein Unterschied stattfindet. Ob es wirklich Menschen gibt, die nie träumen, ist noch sehr die Frage, wenigstens muß man annehmen, daß in solchen seltenen Fällen wol nur keine Rückerrinnerungen aus dem Träumen geblieben sind. Die Träume im höchsten Alter sollen mehr schrecklicher Art sein, als in früheren Lebensjahren, was wol noch sehr der Bestätigung bedarf. Da sich heftige Einbrüche dem Gedächtnisse der Kinder so tief einprägen, so müssen die Erinnerungen an vergessenen Träume nicht so selten sein, als wohl es in der That sind. Wichtig und der fernern Prüfung werth scheint uns die Annahme des Verf., daß Träume allemal das Wiedererwachen, die Wiedererhellung von Gedanken sind, welche bereits in einer oder der andern Gestalt den Geist (wol durch einen Druckfehler steht: „des Körpers“) beschäftigt. Er beweist deshalb, ob ein Mensch im Traume einen Gedanken haben könne, dessen Elemente ihn nicht in irgend einer Gestalt schon in früherer Zeit beschäftigt haben. Das hingegen diejenigen Gegenstände, die uns am Tage beschäftigen, besonders geeignet sein sollen, sich in einem Traum auszudehnen, widerspricht der täglichen Erfahrung. Grade solche Dinge, an die wir am Tage gar nicht denken, machen am gewöhnlichsten das Gewebe des Träumens aus. Der Schlaf ist per se, wie besonders Hypochondrist ist, wol von Träumen den Schreckschreien nicht gleich. Die berühmten Schlafwandler haben ihre Träume mit solchen phantastischen Schattenbildern zu füllen, denen die unverdaulichen Speisen genossen haben, während Danden und so wieder bekannter Schlafwandler aus grade entgegengegesetzten Absichten, um glänzende Träume zu haben, rohes Fleisch genossen. Wie Träume oft aus Affecten entstehen, welche während des Schlafes auf die Sinne wirken, davon führt der Verf. mehrere sprechende Beispiele an. Traume

edel, einfach und ohne Anprüche, fast erhabend. Mit wenigen Ausnahmen (des „Odyssens“ und „Iphigen“) concentrirt der Verf. seine Mittel für ein Hauptmotiv und gewinnt somit eine abgerundete Darstellung.

Einige Sprach- und metrische Unrichtigkeiten wären leicht zu vermeiden gewesen: Proserpina kommt öfter mit langer Penultima vor; ebenso Eriape (S. 28); Passphat wird als Passphat ausgeführt (S. 35). „Ein armlos Hemb“ (S. 63) statt ein armeloses ist nicht zu rechtfertigen und „heller's Klängen“ (S. 7) statt helleres oder hellres Klängen wenigstens eine Härte. Daß überall „Pferde“ statt „Rosse“ gesagt ist, läuft etwas wider den dichterischen Sprachgebrauch. Wol nur ein lapsus calami ist es, wenn Troja (S. 59) in die Hände des Peliden fiel.

36.

Sierra Leone.

Sierra Leone galt und gilt noch für eine Gegend, die allem Menschlichen, wenigstens allem europäischen Menschlichen tödtlich ist. In England ist der Name Sierra Leone fast gleichbedeutend mit Pest und Tod, und man könnte es sonach das Giftland par excellence nennen, sowie es auf Java ein Giftthal gibt, in welchem Alles, was athmet, umkommen soll. Um diesem Vorurtheil gegen jenen Landstrich zu begegnen, tritt nun in dem Verf. der Schrift: „The white man's grave; a visit to Sierra Leone in 1834, by F. Harrison Rankin“ (2 Bände. London 1836) für dasselbe ein Vertheidiger auf. Der Verf. dieser Schrift reiste nämlich nach dem „Grabe des weißen Mannes“, wie man die Sierra Leone zu nennen pflegt, von Indien aus, um seine Gesundheit zu befestigen, was ihm, wenn man seinen Versicherungen Glauben schenken darf, auch gelungen ist. „Melancholische Betrachtungen“, äußert er, „drängen sich dem Fremden auf, wenn er einen Schauplatz der Natur voll Liebeshörigkeit, Schönheit und Friedlichkeit betrachtet, wo es sich vortheilhafter leben lassen muß als an irgend einem andern Orte der Welt, wo Alles in äppiger Fruchtbarkeit gedeiht, Alles, und nur der Mensch in Kurzem seinem gewissen Untergang entgegensteht. Dennoch reicht eine kurze Bekanntschaft mit den in jenen Gegenden sich aufhaltenden Europäern hin, um diese Betrachtungen sehr zu modifiziren. Der Zustand und die Verfassung der Bevölkerung bietet wenig, was man Anzeichen des Todes nennen könnte. Thätige Adreute, betriebsame Kaufleute, heitere Beamte regen sich überall mit der Milde der Gesundheit, welche mit Schrecknissen des Fürken der Unterwelt nicht zusammenstimmt. Die Kirche, sollte man denken, müßte mit Leuten gefüllt sein, die stündlich ihrer Kälte entgegenstehen. Wer sie aber besucht, der findet sie fast leer. Es sind einige schwarze Soldaten, einige schwarze Sklaven und eine tüchtige Herde von Sonntagschültern darin, aber nur sehr wenige von jenen überbesessenen Weibern, von denen man glauben sollte, daß sie sich auf ihr prädestinirtes Ende vorbereiten müßten. Wo aber sind diese? Sie befinden sich in ihren lustigen Häusern, wo sie sich von den Arbeiten der Woche erholen. Sie eilen spazieren, machen eine angenehme Wasserpartie nach der Piraten- oder Gottes-Bai, oder schwärmen dabein. Was thut nun der noch immer vorurtheilshafte Reisende? Er wirft sein Auge nach den Kirchenwänden, um die Inschriften zu entziffern, die ohne Zweifel das Andenken von unzähligen europäischen Opfern erneuern werden. Allein auch hierin täuscht er sich. Er bemerkt bloß zwei Namensteine, einen auf jeder Seite des Eingangs. Er liest die Aufschriften auf denselben, welche besagen, daß beide zu Ehren eines und desselben Individuums errichtet worden, und noch dazu ist auch dies eine Individuum nicht einmal ein weißer Märtyrer des Klimas, sondern ein junger Farbiger, der in der Schlacht am Gambia getödtet worden“ u. s. w. Auf diese neue Autorität hin, wird man geneigt zu glauben,

daß trotz Allem, was über die Ungesundheit von Sierra Leone gekündet worden, trotz allen Berichten von tausend häßlichen Burken, die von bannen nicht widerkehrten, beklagenswerthen Andenkens, Sierra Leone das Montpelier von Afrika ist. Nichtsdestoweniger liefert der Verf. selbst auch für Fremdlinge, der dies anzunehmen geneigt sein möchte, einige Details, die unmöglich anspornen können, einen so trübenden Aufenthalt zu besuchen. Von seiner Ankunft sagt er: „Von dem ersten Augenblick war der Schlaf lange Zeit dem weißen Mannes verweigert, der auf seiner harten Matratze, nur mit einem leichten Stuch Zeug bedeckt (und auch dies war noch lästig genug), schlummerlos sich umherwarf; schlummerlos schon darum, weil die Sorge, es möchte sich ein tödtlicher Skorpion, oder ein giftiger, lauerner Hundstich in der Nähe seines Hauptes verstreut haben, ihm keine Ruhe gönnte. Die Nacht, sonst die Freundin der Mühen, wird in diesem Klima zu seiner Feindin und erweckt ihm eine Arme von Gegnern, die ihm nicht ein Auge zuthun lassen. Da kriecht die gigantische Broctonia (diatra orientalis) über seinen Leib und nagt ihm, wenn sie dazu kommen kann, die Fingerspitzen; ganze Schwärme von Mantiden, ein fettes, ekelhaftes, grünliches Insekt, vor welchem die Schwarzen in großer Furcht schweben, weil sie glauben, daß es sich in die Augen kneift und Blindheit verursacht, umgeben den Schlafenden. Muskitos sind allerdings nicht häufig, denn das Klima von Sierra Leone ist diesen Grabschneidern der Menschen und des Schlafes nicht günstig, ja tödtlich; allein es reicht auch schon ein einziger Muskit, der sich im Schlafgemach befindet, hin, um alle Hoffnungen auf Nachtruhe zu rauben. Eine Art von kleinen Ameisen findet sich zu Haufen in den Häusern, zernagt das Holzwerk und überzieht das Ruhebett; große Taranteln fallen von den Planken herab auf den Schlafenden, und riesenhafte schwarze Heuschrecken kriechen ihm in die Höhlung des Ohres und erheben dort ihr Gewirthe. Alles das Alles aber kommt die ungeheure Hitze, welche ihm am meisten beschweren verursacht und auf sein ruheloses Lager die Hauptzweifelung bannet.“ Nach diesen Drangsalen zu vertheilen, möchte denn doch wol das Urtheil über Sierra Leone so ziemlich beim Alten bleiben, obwohl viel Übertreibung in dem Bericht des Landes und seines Klimas zeitlich stattgefunden haben mag. Gewiß gehört von Seiten des Europäers eine Verhütung, und ausdauernde Natur dazu, wenn jener verrufene Landstrich nicht, besonders bei einem längern Aufenthalt daselbst, wieder das Grab des weißen Mannes werden soll.

11.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Die Probleme und Grundlehren der allgemeinen Metaphysik,

bargestellt von

G. Hartenstein,

ausord. Prof. der Phil. an der Universität zu Leipzig.

Gr. 8. 2 Thlr.

Der Verf. bekennt sich zu derjenigen Richtung philosophischer Untersuchungen, welche in neuerer Zeit Herbart eingeschlagen hat. In dem vorliegenden Werke ist die Darstellung der metaphysischen Probleme in einer solchen Weise mit der Entwicklung der aus ihnen hervorgehenden Lehrsätze verbunden, daß der ganze Zusammenhang der theoretischen Wissenschaften zu dem Punkte, wo die allgemeinen Untersuchungen in die Specialitäten der Naturphilosophie und Psychologie abgehen, mit vollkommener Klarheit vor Augen liegt.

Leipzig, im Juli 1836.

F. A. Brodhans.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag,

Nr. 193.

11. Juli 1836.

Der Schlaf in allen seinen Gestalten. Aus dem Englischen des Robert Macnisch, von *r.

(Fortsetzung aus Nr. 192.)

Wie Recht bezeichnet es der Verf. als eine Eigenheit des Traumes, daß eine Fülle der mannichfaltigsten Bilder in der kürzesten Zeitfrist vor unserer inneren Anschauung vorüberzieht. Ein Pochen an die Thüre, das Erscheinen eines Lichtes im Schlafzimmer vermag eine Reihe von Vorstellungen zu erregen, von denen wir kaum begreifen, wie sie in den wenigen Momenten von da bis zum Erwachen haben Platz greifen können. Bei dieser Gelegenheit gedenkt der Verf. noch eines andern ähnlichen Umstandes, der zwar im Wachen vorkommt, aber Folge einer besondern Einwirkung des Schlafes auf den Geist ist.

Wenn wir in einer düstern Stimmung erwachen, welche wahrscheinlich Ergebnis irgend eines peinigenden Traumes sein mag, so wandelt uns oft der Gedanke an alle unsere früheren Handlungen, besonders die von schlimmer Art an, wie wenn er aus dunklerer kühlerer See aufsteige. Es ist etwas der Art im Haupte auch wahrzunehmen. Ernte, die aus ihm wieder zu sich kommen, behaupten, daß während einer einzelnen Minute fast ein jedes Ereignis ihres Lebens ihrer Erinnerung vergegenwärtigt worden sei. Sie alle kommen dann nicht einzeln, eines nach dem andern, sondern gleich einem geschlossenen Heerzuge vereint, als wollten sie das Bewußtsein mit Sturm einnehmen und unter ihrer Einbrunst machenden Fronte zermalmen. Der ganze Raum unseres Daseins von der Kindheit an sendet sie herauf; die Vergessenheit öffnet ihren Schlund und treibt sie vorwärts; der Geist ist von einer Unglückswolke eingehüllt, ohne daß ein Strahl der Hoffnung im Klüsterne derselben erhellte. Im gewöhnlichen Leben besigen wir nicht die Fähigkeit, die entferntesten und nächsten Ereignisse des Lebens so augenblicklich zusammenzustellen; wir müssen den Zauber des Gedächtnisses beschwören, sie aus der Vergangenheit allmählig heraufzurufen. Dann gleiten sie wie Schatten vor uns hin, mehr oder minder deutlich, je nachdem sie uns fern liegen oder weniger Einbrunst auf unsern Geist gemacht haben. Dagegen im dem hier in Rede stehenden Falle stürzen sie auf einmal aus dem Busen der Zeit hervor und überwältigen den Geist mit einem Heere der trübsten wie der furchterregendsten Erinnerungen. Im Schmelzigen unserer verdrehten Einbildungskraft wird fast jedes Ding vergeßert und mit schwarzen Farben bekleidet, als ihm gebührt. Wir sehen mit einem Blicke die ganze Laufbahn des Lebens hinab, und jedes Ereignis desselben ist hier mit schwarzen unheilvollenden Buchstaben ausgezeichnet. Daher nun jene Muthlosigkeit des Geistes, die unter solchen Umständen eintritt, ja selbst die Sten, welche wie ein bitterer, anhaltender Thau aufs Herz fällt.

Hierwahr ein sonderbarer Seelenzustand, von dem Ref. glücklicherweise weder selbst je etwas an sich verspürt hat, noch an Andern wahrgenommen zu haben sich erinnert! Sollte er vielleicht nur ein dem Spleen verwandtes Erzeugniß des trüben englischen Himmels sein? Doch wir brechen hier ab, um dem Verf. zu III., den prophetischen Träumen, zu folgen. Es läßt sich im Voraus erwarten, in dem Verf. hier keinen Gläubigen zu finden. Der kalte, reflectirende Verstand des Engländer verhorrescirt Alles, was an das Gebiet des Wunderglaubens grenzt. Und doch ist der prophetische Traum grade nicht wunderbarer, als wenn der Zugvogel bei herannahendem Frühling von seiner Wanderschaft zurückkehrt und sein altes Nest wiederaufsucht, oder wenn der Storch sein altes Nest verläßt, weil dem Hause, auf dem es steht, eine Feuersbrunst bevorsteht. Der Glaube an prophetische Träume ist so alt als die Welt und findet sich sowohl bei den Israeliten, Griechen und Römern der alten, als bei uncultivirten Völkern der neuen Welt. Wenn der Verf. meint, dergleichen Träume gehörten, wenn sie vorkämen, zu den Wundern, und Wunder werde Gott solcher geringfügigen Ursachen wegen wol nicht zugeben, so versperrt er sich den Weg zur weiteren Untersuchung gleich von vorn herein, denn eine Sache, die man nicht auf bekannte Naturgesetze zurückzuführen vermag, ist deshalb noch kein Wunder. Voraussetzende Träume a priori für Fabeln zu erklären, sagen wir mit Brandis, ist zwar der leichteste, aber nicht der sicherste und billigste Weg. Es wäre daher sehr zu wünschen, daß sich dieser Sache mehr die Psychologen und Naturforscher annähmen, als es bisher geschehen; nur aber nicht die Mystiker und Schwärmer!

Obgleich nun der Verf. den Glauben an dergleichen Träume gradezu verwirft und sie dem Aberglauben oder dem Zufall preisgibt, so theilt er uns doch selbst deren mehrere mit, die so merkwürdig sind, daß wir sie unsern Lesern unmöglich vorenthalten können.

Eine junge Dame liebte in hohem Grade einen Officier, der dem General Moore in den Pyrenäen folgte. Die feste Gefähr, welcher er sich preisgeben mußte, hatte auf ihre Gemüthsstimmung offenbaren Einfluß. Sie wurde bleich und stessinnig, indem sie stets über sein Geschick brütete. Was auch immer die Vernunft dagegen sagte, so blieb sie doch fest überzeugt, daß sie, als sie sich von dem Schicksal trennte, von

„Hörst du nicht, wie er sagt: „Ich habe mich nicht““
 „Ich habe mich nicht“ und wieder ihr zu, sich ruhig zu ver-
 halten, da sie in so schmerzlichen Zustande sei. Einige Stunden
 nachher sah sie, daß sein Vater und der Dr. Hamilton mit
 ihr allein geblieben waren, und theilte ihnen mit: „Ich will
 Ihnen nur eröffnen, daß ich während meiner Ohnmacht ganz
 ruhig, oder an einem Orte war, den ich weder beschreiben,
 noch angeben kann; nur der Gedanke, mein Mädchen zurück-
 gelassen, das mir lieber als alle meine andern Kinder ist, er-
 hielt meine Sinne in Unruhe. Plötzlich sah ich zwei Wesen in
 langen weißen Gewändern zu meiner Seite und mich dankt,
 daß ich auf mein Angesicht in den Staub fiel, und sie fragten,
 warum ich in solcher Seligkeit doch so beunruhigt sei? Ich
 antwortete: O gebt mir das Pfand, das Hegehal erbielt, in
 15 Jahren meine Tochter als ein Weib zu sehen. Darauf an-
 worteten sie: Es sei also! und in dem Augenblicke kam ich
 aus der Ohnmacht zu mir.“ Sowoloworth versichert noch, daß
 sie gerade an dem nämlichen Tage 15 Jahre nachher starb.

Einen der merkwürdigsten vorhergesagenden Träume aber
 erzählt B. Scott in seinen Anmerkungen zur neuesten
 Ausgabe des „Alterthümlers“.

Ein Gutsherr im Galatz war wegen einer ansehnli-
 chen Summe verlagert, die auf rücksichtigen Zehntgefällen be-
 ruhte. Er sollte dieselben einer angesehenen Familie schulden,
 welche darauf ein Recht hatte. Der Mann war fest des Glaus-
 bens, daß sein Vater nach einer in schottischen Gegenden gültigen
 Form die Bestätigungen vom frühern Eigenthümer gekauft habe
 und die jetzige Forderung grundlos sei. Allein ein genannter Rach-
 schlag in des Vaters Papieren, ein Nachschlagen in den Acten,
 ein sorgfältiges Nachfragen bei Allen, die für seinen Vater
 Rechtssachen verhandelt hatten, ließ doch keinen Beweis zu Gun-
 sten seiner Bestätigung finden. Der Klerikus war vor der
 Forderung, wo er seinen Proceß unvermeidlich verloren gehen sah,
 und er hatte sich schon vorgenommen, am nächsten Tage nach
 Odensburg zu reiten, um die Sache im Wege des Vergleiches
 abzumachen. Mit diesem Entschlusse legte er sich zu Bette, und
 im Traum mit allen Umständen des Proceßes angefüllt, hatte
 er einen Traum folgenden Inhalts. Sein Vater, der schon
 viele Jahre todt war, erschien ihm, wie er malte, und fragte,
 warum er denn so bekümmert sei? Im Traume wunderte man
 sich nicht über solche Erscheinungen, und so kam es ihm vor,
 als hätte er dem Vater die Ursache des Kummer mit, wobei
 er noch hinzufügte, daß ihn die Zahlung einer ansehnlichen Summe
 um so mehr schmerze, als er überzeugt sei, wie er sie nicht
 schulde, nur vermöge er nicht einen Beweis zu Gunsten seiner
 Forderung beizubringen. „Du hast recht, mein Sohn!“ gab
 der Schatten des Vaters zur Antwort; „Ich habe diese Behan-
 dung, wegen deren du jetzt verlagert wirst, rechtmäßig an mich
 gebracht. Die Papiere über den Kauf befanden sich in den Hän-
 den eines Herrn R. R., eines Sachwalters, der sich jetzt von
 der Proceß zurückgezogen hat und in Inverness bei Odensburg
 lebt. Aus einer besondern Ursache trug ich ihm jene Sache
 auf, denn sonst hat er mir bei keiner andern Gelegenheit ge-
 dient. Es ist leicht möglich, daß auch er sie vergessen hat,
 weil er nun sehr lange her ist; aber du kannst seiner Erinnerung
 durch den Umstand zu Hülfe zu kommen, daß, als ich seine
 Wohnung bezog, er mich wachte, ein portugiesisches
 Gewand zu wechseln, und wie den Überwurf verdrängen muß-
 te.“ Der Gutsherr wachte früh mit allen Worten des
 Traumes im Gedächtnisse auf, und dachte, daß es sich doch der
 Mühe lohnte, über Inverness den Weg zu nehmen, statt ge-
 rade nach Odensburg zu gehen. Als er hinkam, besuchte er
 den Herrn R. R., genannten Sachwalter, einen sehr alten Mann.
 Als ihm ein Wort vom Traum zu sagen, fragte er ihn, ob
 er sich nicht entsinne, ihn seinen Vater eine Sache abgemacht zu
 haben. „Ich konnte sich der Umstände nicht recht ins Ge-
 dächtniß rufen, aber wie er an die portugiesische Wollmante
 erinnert wurde, war ihm das Ganze klar; er suchte auf der

Stelle nach den Papieren und fand sie, so daß der Gutsherr
 die Documente mit nach Odensburg brachte, welche ihn
 den Proceß, der ihn verloren gehen sollte, gewonnen ließen.

Def. könnte leicht die Zahl solcher Träume aus seiner
 eignen Erfahrung noch ergänzen, wenn hier Raum dazu
 wäre; wenn nicht der klügelnde Verstand die ganze Lehre
 von dem vorhergesagenden Träumen vornehm aus dem
 Wege geräumt hätte und man nicht fürchten dürfte,
 mit dem Glauben daran für abergläubisch verschrien zu
 werden, so würden ohne Zweifel noch merkwürdigere, für
 die Erforschung des innern Seelenlebens noch erspriessliche
 Facta zu Tage kommen.

(Der Beschlus folgt.)

Champollion's des Jüngern Briefe aus Aegypten und
 Nubien, geschrieben in den Jahren 1828 u. 29. Voll-
 ständige, mit drei Abhandlungen und mit sieben Ta-
 feln Abbildungen versehene Ausgabe. Aus dem Fran-
 zösischen übersezt von E. von Gutschmid. Dued-
 lings, Baste. 1835. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Das gute Buch war der guten Uebersetzung werth. Eine
 Reise nach Aegypten war für Ch. das Hauptangewandte schon im
 15. Jahre, mit ihr hat er seine rühmliche Laufbahn selber schon
 im 41. beschloffen. Im Juni 1828 gelang es ihm, durch Be-
 mittelung des wissenschaftlichen Herzogs von Blacas, die Un-
 terschätzung der Regierung und die Uebersicht auf einem Staats-
 schiffe zu erlangen. Die Minister Ferronais, Martignac, Ope-
 de Reuille und die beteiligten Behörden weitestens das
 Unternehmen zu befördern. Ch.'s Vorträge waren wohl
 überlegt und wurden glücklich angefaßt. Er hatte sich einen
 Schriftsteller und fünf Zeichner ausgewählt, zu denen sich eine
 gelehrte Commission unter Rosellini gesellte, um die Mitthei-
 lungen schickten sich für einander. Die Comen schon am
 31. Juli auf der Corvette Egle von Neulan unter Segel
 gehen. In Alexandria wartete Ch. zwei Alibarten mit der
 nötigen Mannschaft, und der Wirklich von Aegypten gab
 ihm zwei Janitscharen als Schutzwache mit. Den Anfang des
 Buchs macht Ch.'s Plan zu seiner Reise, welchen der Herzog
 von Blacas Karl X. vorlegte und der dessen Begünstigung er-
 hielt. Einige Auszüge aus Briefen, theils noch in Frankreich,
 theils zur See, bis zur Landung in Alexandria geschrieben,
 haben wissenschaftliches Interesse und machen die Reise anschau-
 lich. Von 31 mitgetheilten Briefen sind die ersten 19 bereits
 nach und nach, theils ganz, theils in Bruchstücken im „Moni-
 teur“ und andern Zeitschriften abgedruckt; aber es ist an-
 nehmen und wichtig, sie hier unverkürzt und im ununterbro-
 chenen Zusammenhang zu übersehen. Ch. erreichte Alexandria
 am 18. August 1828, ward mit seinen Gefährten von dem
 französischen Generalconsul Drovetti freundlich aufgenommen
 und bezog eine Wohnung im französischen Hotel, dem alten
 Hauptquartier der französischen Armee. Wichtige Aufträge beim
 Wirklich erhielt er am 24. August am acht Uhr Morgens.
 Die Reisenden verließen Alexandria am 14. September auf
 Alibarten, besichtigten am 16. die Ruinen von Gize wie alle
 Merkwürdigkeiten der Gegend und erreichten am 20. Kairo.
 Ch. schloß sich mit Blacas in die Suite des Landes, Reisten, wie
 die Moslems, und sang an goldne Kränze zu sprechen.
 Die wissenschaftliche Gesellschaft verließ Kairo am 20. September
 und erreichte die Ruinen von Memphis am 3. October. Am
 gab es viel zu sehen und in kurzen, aber ansehnlichen Anwen-
 dungen zu begründen. Am 8. October besahen sie sich am
 Fuß der großen Pyramide von Gize, die sie am 11. verlassen,
 und erreichten am 12. Benihassa, dessen mit Gize in
 Ruinen von benahbeter Stadt, Schloß und
 Tempel, die zerstört werden mußten, angefüllt. Erstmalig

10 Tage lang festhielten. Die Ausbeute dieses Kunstschatts waren mehr als 300 Zeichnungen. Im 9. November waren sie zu Kairo, Sykopolis, am 16. zu Denderah, dessen Tempel Reststücke der Baukunst, dessen Bildhauerarbeiten abschließend sind, da sie aus einer Zeit des Verfalls der Kunst herrühren, unter dem Kaiser Augustus und sogar unter Nero. Erst am Morgen des 20. Novembers landeten sie, durch Gegenwinde aufgehalten, in Theben. Dieser Name fand schon bedeutend groß vor der Seele Ch.'s und ward kolossal, seitdem er die Ruinen der alten Hauptstadt durchforscht hatte, die er für die älteste aller Städte der Welt erklärte. Er elirte vier Tage lang von einem Wunder zum andern und spricht mit Begeisterung von ihnen. Das angebliche Grabmal des Osimandias und dessen Kolos gehören nicht ihm, sondern, wie die Inschriften unwiderleglich beweisen, Rhamses dem Großen, Sesostris. Der Palast von Karnak ist der prächtigste, der jemals aufgeführt worden. Vor seiner Riesengröße sinkt die Einbildungskraft der Europäer zu Boden. Ein Saal wird von 140 Säulen getragen. Die Bildnisse der Pharaonen sind wirkliche Portraits, die sich auf allen Basreliefs gleich bleiben und nie mit andern verwechselt werden können. Am 26. November verließ er Theben vorläufig und besuchte zu Vermuthung den Tempel, welchen Kleopatra, Cäsar's und Antonius Geliebte, errichtete. Am 30. Cusu, Apollonopolis magna; am 31. December die Steinbrüche von Sifsis, reich an pharaonischen Bildnissen und Inschriften der 18. Dynastie. Am 4. Januar erreichte er Syene, die letzte ägyptische Stadt nach Saba zu. Die beiden Tempel der Insel Elephantine sind selber zerstört. Im Tempel zu Syene fand er zum ersten Mal die Kammerinschrift des Neros. Am 6. erreichte er Philä, die heilige Insel des Ostris, und besand sich mitten unter den schwarzen Nubien. Hier endlich erhielt er die ersten Briefe aus Europa, vom August und December. Am 1. Januar 1829 fand er im Duat am zweiten Wasserfall, dem Endpunkte seiner Reise, weil jenseits nur unerhebliche Denkmäler anzutreffen sind. Schon hatte er mehr als 600 Zeichnungen in seiner Mappe, und doch glaubte er seine eigentliche Arbeit erst zu beginnen, denn er wollte Rubien im Januar durchsuchen, von der Mitte Februars bis in die Mitte August sich in Theben einquartieren, dann den Nil schnell überschiffen und auf seiner Fahrt nach Kairo und Alexandrien nur in Denderah und Abydos anhalten. In Wismuth befinden sich die schönsten Denkmäler Rubiens. Der große Tempel ist ein unvergleichliches Wunderwerk der Kunst; aber ohne die Schranken dieser Blätter zu überschreiten, können wir uns nicht darauf einlassen, die reiche Ernte von Entdeckungen und Beobachtungen auch nur anzudeuten, welche das Buch jedem empfänglichen Leser darbietet, und müssen ihn auf eigne Ansicht verweisen. Die religiöse sowohl als die politische und Kunstgeschichte Ägyptens wird wesentlich dadurch gefördert, und die Ergebnisse einer historischen Kritik, die so anschauliche und handgreifliche Zeugnisse für sich aufstellen kann, dürfen im Ganzen und Besonderen schwerlich zu erschüttern sein. Ch. landete zu Theben am 8. März und durchforschte den Palast von Luxor bis zum 23. Darauf besuchte er Bitan al Molud, wo sich die Gräber der Könige aus der 18. u. 19. Dynastie befinden, und bewunderte des Rhamses Sesostris prachtvolles Denkmal. Die Schakals und Hyänen seiner Nachbarschaft verzehrten den Gel seines Bedienten. Hier sammelte er Ruinen aller Art, von denen er doch nur die griechisch-ägyptischen aufnahm, weil sie zugleich griechische und auch in der Volks- und Priesterchrift abgesetzte Inschriften hatten. Der berühmte Tempel zu Esneh, Denderah, den man für einen der ältesten halten wollte, ergibt sich aus seinen Inschriften grade als der allerneueste. Seine Mauern wurden unter Kaiser Claudius errichtet, die erste Säulenhalle unter Vespasian und Titus benützt, die hintere Theile unter Antonin, Marc Aurel und Commodus, Bildhauerarbeit unter Trajan, Hadrian und Antonin, Septimius Severus und Galba. Der Tempel des Sarapis gehört der vielbesprochene Apertend. In den palastähnlichen Gebäuden von Luxor sam-

mete Ch. bedeutende Kunstschätze über die Monarchie in Ägypten, die mit Ärologie und Religion unzertrennlich verbunden war. Der eigentliche, echtägyptische Name des sogenannten Memnoniums, des vorgetriebenen Grabmals des Osimandias, ist Rhamsesian, weil ihn Theben der Freigebigkeit des Sohnes Rhamses des Großen, Sesostris, verdankt. Ch.'s Beschreibung desselben ist ausführlich und klar. Seine Untersuchungen ergeben, daß die ägyptische Kunst sich selbst Alles verdankt, was sie Großes, Neues und Schönes hervorbrachte, und durch die Herrschaft der Griechen in Ägypten nicht an Vollendung gewonnen, sondern verloren hat. Er ist der festen Überzeugung, die Künste in Griechenland hätten mit einer Nachahmung der Künste Ägyptens begonnen. Er schrieb dieses Glaubensbekenntnis Angesichts der Basreliefs, welche die Ägypter mit der geschmackvollsten Feinheit der Arbeit 17 Jahrhunderte vor der christlichen Zeitrechnung vollendeten. Wie stand es damals mit den Griechen? Die sogenannte Memnonsäule ist, wie deren Inschrift angibt, das kolossale Bildnis des Pharaos Amantoph. Ch. hat mehrmals im ersten Schimmer der Morgenröthe auf dessen ungeheuern Rücken gesessen, aber seinen thronenden Rant aus seinem Munde vernommen. Die schlechtesten unter allen in und um Theben zum Theil erhaltenen Denkmäler gehören der Zeit der römischen Kaiser Otto, Domitian, Hadrian und Antonin Pius an, und tragen den Stempel der bis zum Aufsteigen gesteigerten Barbarei. Bis zum 2. Juli erstreckten sich die theilweise früher bekannt gewordenen Briefe. Zunächst beschrieb Ch. das Denkmal von Kurna aus den Pharaonischen Zeiten, und vom 1. August an die von Karnak und Luxor. Der Bischof von Jerusalem sandte Diplome nach Alexandrien, um Ch. und seine Gefährten zu Kittern des heiligen Grabes zu erklären; da aber jedes Diplom 100 Louisdor kosten sollte, so blieben sie uneingelöst. Am 4. September verließen die Reisenden Theben, besanden sich am 5. unter dem Porticus von Denderah und trafen am 12. zu Kairo ein, wo Ch. einen Carlshof von grünem Basalt für das königliche Museum erkand, den und dessen Basreliefs er für das schönste Werkwerk erklärt, das jemals aus Ägypten nach Europa geschafft worden. Am 20. traf die Gesellschaft in Alexandrien ein, wo sie bis zum 3. December harrten mußte, weil die zu ihrer Abreise bestimmte Corvete Ärolobe ihre Ankunft die dahin verzögerte. Am 25. befanden sie sich in der Quarantäne von Loulon, von wo die Ärolobe mit den kostbaren großen Kunstwerken nach Havre segelte, die von dort nach Paris verschifft wurden. Ch. traf über Aix, Loulou und Beauvais am 5. März 1830 in Paris ein, von dem er grade 20 Monate und 20 Tage abwesend gewesen war. Zwei Jahre später, Tag für Tag, ist er gestorben. Der Anhang enthält einen kurzen, aber inhaltreichen und anschaulichen Abriss der ägyptischen Geschichte für den Klerikus Mehmed Ali, auf dessen Befehl und neuem Dolchini geschrieben; eine Eingabe an den Klerikus wegen Erhaltung der Denkmäler Ägyptens, die in unsern Tagen nachgewirkt hat, und zwei sehr originelle und fremdsprachliche Briefe Mohammed's, Vorkämpfers von Santa, an Ch., dessen Antwort beweist, wie erkenntlich er gegen die Gesellschaft des christlichen Moslem war, wie fest sein Entschluß, ihn von Krum zu besuchen, und wie wohl er sich darauf verließ, sich mit Fremden auf ihre Weise zu unterhalten. Die wichtigsten gerathenen Steininschriften enthalten eine Inschrift von Saba, die Ruinen, wie sie jetzt sind und wie Perodot sie beschrieb, das Bild des Sesostris zu Memphis, Säulen vorbortlicher Denkmäler, das personifizierte Königreich Juda, die Widmung des Königs zu Amaba und das Dreieck. Noch haben wir das Buch Ch.'s zu erwarten; aber schon aus dieser Briefsammlung können wir schon früherer Schriften geht hervor, daß kein europäisches Buch so viel zuverlässige Aufklärungen über geographische, ethnologische und politische Verhältnisse der oberägyptischen Welt verbreitet habe als er. Wir setzen Allem mit Verlangen entgegen, was sich etwa unter seinem literarischen Nachlass befinden mag.

literarische Unterhaltung.

Dienstag,

Nr. 194.

12. Juli 1836.

Der Schlaf in allen seinen Gestalten. Aus dem Englischen des Robert Macnisch, von *r.

(Beilage aus Nr. 182.)

V. Das Alpdrücken. VI. Der Alp am Tage.

VII. Das Nachwandeln. Merkwürdig ist es, daß in diesem Zustande zuweilen die Sehkraft aufgehoben ist, bei fortwährender Thätigkeit des Gehirns, in andern Fällen dagegen grade das umgekehrte Verhältnis stattfindet, wozu der Verf. mehrere Beispiele anführt. Ein außerordentlicher Fall eines Nachwandlers kam aber vor, welcher sehr in einer Stadt an der Küste von Island vor. Um zwei Uhr früh erlauchten die Uferwächter nicht wenig, als sie einen Menschen wol 100 Ellen weit von der Küste im Wasser spielen sahen. Sie benachrichtigten sogleich die Boatsleute, und diese riefen ab, worauf sie sofort gehorcht wurden, ohne daß er von seiner gefährlichen Lage nur eine Ahnung gehabt hatte. Sie konnten ihn nur mit der größten Mühe überreden, daß er nicht noch im Wette sei. Das Merkwürdigste bei diesem Abenteuer aber war, daß der Mensch, wie sich nachher ergab, um Mitternacht sein Haus verlassen und einen beschwerlichen, für ihn gefährlichen, wol eine halbe Stunde langen Weg gewandert, hierauf aber mehr als eine Viertelstunde weit geschwommen war, bevor er glücklich entdeckt und aufgegriffen wurde. Auch bei Wess sah man vor nicht langer Zeit einen Menschen bis an die Brust im Wasser sitzen und angeln. Als man zu ihm kam, sah man, daß er fest schlief. VIII. Das Reden im Schlafe. Mehrere der hier erzählten Fälle gehören ohne Zweifel in die Kategorie des Somnambulismus. IX. Schlaflosigkeit. Die Mittel, welche der Verf. gegen diesen lästigen Zufall empfiehlt, dürften wol nur in seltenen Fällen genügen. X. Schlafsucht. XI. Langer Schlaf. XII. Der Schlaf als Wirkung der Kälte. XIII. Der Scheintod. XIV. Träume im wachen Zustande; Wüder einer hysterischen Phantasie, wie sie besonders bei jungen Leuten und Dichtern vorkommen, gehören gewiß nur aneigentlich in eine Philosophie des Schlafes. XV. Täuschungen der Sinne. Der Verf. zeigt sich hier als strenger Anhänger des Galileischen Systems, indem er die Täuschungen der Sinne aus einer Aufregung einzelner Perceptionsorgane, namentlich des Organs der Individualität, des Tastfühls, des Gehörs, der Größe, des Gewichtes, des Farben-, Orts-, Zeit- und Zahlensinns u. s. w. erklärt. Selbst ein Wanderorgan spielt dabei eine Rolle. XVI. Zerstreuung. Das in seiner Art merkwürdige Beispiel, welches hier von unserm Spadling erzählt wird, scheint Ref. nicht hierher zu gehören, sondern einer Art Lähmung einzelner Geistesvermögen seine Entstehung gebort zu haben. Die Aufmerksamkeit, welche Spadling diesem seltsamen Seelenzustande zuwendete, die Gewalt, die er sich anthat, sich davon loszureißen, sowie die geistige Anspannung, durch die er herbeigeführt wurde, lassen darüber kaum einen Zweifel übrig. XVII. Geistesabwesenheit. Unter diesem Worte versteht der Verf. Das, was wir unter dem Worte: Zerstreuung, begreifen. Man findet dergleichen Zerstreuung am häufigsten unter den Gelehrten, und ihre seltsamen Streiche dienen bekanntlich ausschalten der lustigen Welt zur Unterhaltung und Belustigung. Auch der Verf. gibt uns einige solcher Geschichten zum Besten.

Der berühmte und geistreiche Hogarth hatte einen neuen Wagen bekommen und fuhr darin nach dem Rathhause, um dem Vorbmayer einen Besuch abzustatten. Indem er wieder fortging, kam er zu einer andern Thüre heraus, wie die war, durch welche er eintrat, und sah, daß es tüchtig regnete. Dessenungeachtet ging er nach Hause und erreichte seine Wohnung bis auf die Haut durchnäßt. Seine Gattin sah ihn kaum in solchem Zustande, als sie ihn fragte, wie denn dies zugeht? was denn mit dem Wagen geworden sei, da er nicht in diesem zurückkomme? Kurz, er hatte es vergessen, daß er einen solchen besitze oder darin hingefahren war.

Robert Hamilton, Verf. eines berühmten Werkes über die Nationalschuld Englands, ist so ausgezeichnet durch seine Schriften, daß man nicht weiß, was man darin am meisten bewundern soll, die tiefe, genaue Kenntniß, oder die schöne Ordnung, oder den klaren Ausdruck. Allein im gewöhnlichen Leben ist der Mann ein Schatten seiner selbst. Er zieht vor der eignen Gattin den Hut auf dem Markte ab und entschuldigt sich, daß er nicht das Vergnügen habe, sie zu kennen; er geht in die Wohnung, wenn es früh ganz finster ist, an dem einen Bein durchsichtig, am andern einen schwarzen Strumpf; oft bringt er die ganze Stunde des Collegiums damit zu, daß er die Hüte der Studenten nach der Nase wagt, die immer wieder hingelagt werden. Manchmal blüht er sie, ihn zu besuchen, und dann beschuldigt er sie, ihn insultirt zu haben. Er konnte an eine Kuh auf dem Wege stoßen, sich umdrehen und sie um Verzeihung bitten: „Ich habe Ihnen doch nicht Schaden gethan, Madame!“ Ein andermal kößt er sich gegen einen Pfahl und schimpft, „daß er nicht aus dem Wege geht.“ Der Fischmarkt ist vielleicht noch jetzt zu Aberdeen nahe an der See, und mittendurch fließt ein Wasser in den letzten Strom. Die Fischweiber hielten hier ihre Boote in großen Mannen fest.

Unser Freund kam eines Tages auf diesen Platz, und seine Aufmerksamkeit wurde durch einen wunderbar gebildeten Stein in einer Reihe von Schornsteinen erregt gemacht. Er schritt darauf zu, bis ihn eine Bank abhielt; von dieser aber warf er nun eine Wanne in das Wasser, welches die Fische ihrem natürlichen Elemente zuführte. Das Gesicht der Fischerin glühte im Augenblick und ihre Stimme donnerte laut. Allein der Gegenstand ihres Zornes war für den ärgsten Lärm taub und für die schrecklichste Farbe blind. Sie stampfte, arbeitete mit den Händen, schlampfte, zog eine Menschenmenge zusammen, welche den Platz füllte; aber der Philosoph ließ nicht ab den Stein zu betrachten und seine Gedanken darüber zu ordnen. So lange bei dem Weide der Aethen zulangte, achtete sie darauf nicht, allein endlich ging ihr dieser aus, und weil ihre Wuth auch nicht einen Muskel im Gesichte ihres Feindes in Bewegung setzte, kannte ihre Festigkeit keine Grenzen mehr. Sie packte ihn bei der Brust und schrie in verzweiflungsvollem Tone: „Rebe doch, ich verthe sonst“, und hiermit stürzte sie völlig erschöpft unter ihre Fische in den See. Bevor sie sich wiedererholt hatte, war auch der Gelehrte aus seinem Traume erwacht und seiner Wege gegangen.

XVIII. Der Schlaf der Pflanzen. Das Wenige, was hier über diesen Gegenstand gesagt wird, ist zwar gut, hätte aber aus deutschen Schriften noch reichlich ergänzt werden können. **XIX. Die Berücksichtigung des Schlafes im Allgemeinen.** Der Verf. spricht hier von den Bedingungen, unter denen der Schlaf zum Wohlfühlen und zur Gesundheit des Menschen beitragen kann, und ertheilt mehrere darauf Bezug habende Regeln, denen wir unsern vollen Beifall schenken müssen. Neu war uns die Bemerkung, daß man in einigen Spitälern, um das Durchliegen zu verhüten, Betten eingeführt hat, welche mit Wasser gefüllt sind. Die Rustkissen verweist der Verf., weil sie sich sehr schnell bis zu einem so unangenehmen Grade erhizen, daß es ganz unmöglich werde, mit Behaglichkeit darauf zu liegen. Zum Beweis, wie nachtheilig es sei, selbst in der heißesten Jahreszeit in der Nacht zu reisen, wird folgende Thatsache angeführt:

Zwei Obersten in der französischen Armee stritten sich mit einander, ob es besser sei, in der Hitze des Tages oder des Abends zu marschiren. Um die Sache auszumitteln, verschafften sie sich vom Commandanten die Erlaubniß, ihren Wunsch ins Werk zu setzen. Der eine marschirte demnach mit seiner Truppenabtheilung am Tage, ob es schon im heißen Sommer war, und machte alle Nächte Halt. Der andere ließ am Tage schlafen, und Abends sowie einen Theil der Nacht marschirte er. Das Ergebnis war, daß jener weit über 100 deutsche Meilen marschirte, ohne einen Mann oder ein Pferd zu verlieren, während der letztere viele Pferde und mehrere Mann einbüßte.

Durchdrungen von dem großen Nutzen des frühen Aufstehens, setzte James, Sergeant im Städtchen Leicester, folgende Klausel in sein Testament:

Da meine Kneffen gerne lange früh Morgens im Bette bleiben, und ich wünsche, daß sie, so lange sie jung sind, ihre Zeit gut anwenden, so verordne ich, daß sie dem Volkstheater meines Testaments gehörig dachten, wie sie des Morgens aufgestanden sind und sich entweder beschäftigten oder im Freien spazieren gingen. Früh von 5 Uhr an alle Tage vom 5. April bis zum 10. October, und von 7 Uhr an vom 10. October bis 5. April zwei Stunden an jedem Morgen, zwei ganze Jahre hindurch. Und soll dies zwei Jahre lang von den ersten sieben Jahren zur Aufrechterhaltung meines Testamentvollstreckers geschehen, welcher, wenn sie unwohl sind, Rücksicht oben mag; doch muß die

Sache stattfinden, sobald sie gesund sind, und wollen sie das nicht thun, so sollen sie an meinem Vermögen keinen Antheil haben.

So natürlich der Einfall an sich ist, so liegt doch das so weise und gutmüthige Fürsorge für das Wohl der künftigen Erben darin, daß wir ihr unsere Achtung nicht versagen können.

Francesca Carrara. Aus dem Englischen von C. B. Geisler. Drei Bände. Bremen, Geisler. 1835. Gr. 16. 3 Thlr. 12 Gr.

Der Internamen fehlt, aber das es ein Roman von Frauenhänden ist, läßt sich nicht verkennen. Englische Damen zu betten, anders als deutsche, gewisse charakteristische Eigenschaften führen insofern bei beiden zurecht. Bei den Engländerinnen ist das Thema nicht so unbedingt Liebe und Entfagung; sie fühlen sich noch mehr nach guter alter Art gebrängt die treue Liebe zuletzt durch das Krigen zu belohnen. Verfasserin des Gegenwärtigen scheint ein justo-milieu zu wählen. Sie läßt die Geliebte den Geliebten zwar erhalten, aber bald darauf, um zum Schluß des Romans gehen beide miteinander bei einem Schiffbruch unter. Es heißt: „Wägen die Wellen über sie hinwegrollen! Besser sind die dunkeln, stillen Wogen des Ozeans als die unruhigen Lebenswogen. Es gibt Mächte, deren Dolan hienieden so kurz, als traurig ist. Für solche bewahrt die Erde verschwendete Herzlichkeit, gestörte Hoffnung, Energie, die sich selbst vergehrt, theilnehmende Gefühle, die unwirklich werden, und Liebe, die blind sucht und Verzweiflung oder Tod findet. Die Leosse in diesem Leben sind ungleich vertheilt. Manche sind auf ihrem Lebenswege zu Traurigkeit und Thränen bestimmt. Das nicht für die Edelsten, die Liebendwürdigsten und Beste das Leben aus seiner dunkelsten Schale geschöpft? Warum nicht ein gebrochenes Herz und ein frühes Grab kennen, lassen solche gehören nicht unserm Boden, sie gehören einer andern Welt an u. s. w.“ Den Lesern will ich nicht vorzureden, sie entscheiden, ob die Heldin und der Held von Andeutungen so wenig nützt wurden, daß ihr Tod in Wind und Wetter beinahe umher jene Anführung genügt, um zu beweisen, was die Dichtung ist.

Um deshalb erwartete man jedoch keinen durchaus thematischen Roman. Im Gegentheil ist er reich an Begebenheiten, lebendigen und interessanten Situationen. Zwar scheint der Anfang in Italien einen ästhetischen Künstlerroman zu versprechen, etwa wie die „Bildhauer“ der Frau von Wolkmann; dies ist aber den Engländerinnen zu fremd, und aus der italienischen Künstlerfamilie, wo das innere Leben kaum erst anfing hat sich zu entwickeln, werden wir sehr bald in die contrainte Welt des englischen Bürgerkriegs versetzt. Hier sind Engländer und Engländerinnen zu Hause, schade nur, daß das Beste schon abgeschöpft hat und die Redensarten der Knechte, den Interpendenten, dann von der fünften Monarchie, sowie die frivolsten Witze der Cavallere uns so bekannt sind, daß es mehr Geschick und Inthut vom Eignen bedarf, sie uns zu machen, als die Mühselt der Verfasserin ist. Daß sie uns aber auch in buntem Wechsel hies und dorthin, in Leben, Ehen und an die Höfe der Stuarts und Bourbons. Neben englischer Frivolität und Pruderie wird uns die Feinheit der Italiener und Franzosen vorgeführt, Alles jedoch mit der Manier, welche in der Romanchreibung leider nur den Frauen allein zur Last fällt, sondern auch manchen gelehrten Gerichten, daß sie die historischen Facta und Momente wie hübsche Steine und Aleraten, die sie zufällig aufgefunden, einsetzen und aufbauen, wo sich grade Gelegenheit findet, wo überall ein hübscher historischer Puh sichtbar wird, aber das solche Fundament im Organismus des Romanes. In solchen Aleraten der besten Art erkennen wir zum Beispiel folgende

Alchamir's Charakter: wackel, leicht sehr ungeschickelt im Aussehen, und in der Sprache; er hat den körperlichen Muth, welcher im Kampfe gegen den geistigen, der im Rath das Übergewicht hat. Stolz von jener herrschenden Schwärmerei erfüllt, ist ihm ein Ansehen, was Anderen ein Hinderniß sein würde. Er wird durch ihren Ansehen nicht abgelenkt, denn er bemerkt ihn nicht; er wird durch ihr Ansehen nicht beleidigt, denn es sind seine eignen. Auch ohne großen Ruhm bei politischen Umwälzungen hat er sich mit aller Kraft seines mächtigen Talents in die Interessen der Wissenschaften und die Barmherzigkeit seiner Zeit gegeben. Wie auch seine Macht erlangen sein mag, muß doch ein Fehler gestehen, daß sie höchst würdig geführt worden.

In seinen Bemerkungen über den wackeligen Charakter gerät er auch nicht, hier ist die Verfasserin unverkennbar. Mehr derselben könnte ein Mann unmöglich machen. „Denn, glaube ich fast, vergiftete sich Alchamir, während Zenobia im Umgang mit dem schmeicheln Grobherz einherzog. Die eine weise, sie würde nicht gut, die andere, sie würde gut aussehen.“ Auch freut es uns, daß dem Munde einer englischen Dame die Beschreibung zu hören, daß die guten englischen Wirthschafter von ihnen, von denen Chaucer spricht, sehr verschieden sind, und die kleine Schweißsamkeit und ungeschickte Absonderung der Jahrhunderte in den heutigen der große Vortheil von den größten des alten England sind.

31.

Notizen.

Der Verfasser des „Spain revisited“ theilt in seinen interessanten Nachrichten folgende lustige Anekdoten mit: „Es gibt in Spanien ein sehr übliches Sprüchwort, das lautet: „Mas caro el pez de Alagon“, d. h. „theurer als der Fisch zu Alagon“, wenn man einen Mann bezeichnen will, der seine Wasser über den Span bezahlet hat. Dies Sprüchwort verdankt seine Entstehung folgenden Begebenheiten. In früheren Zeiten war der Schatzkammer zu Aragonien, der ein ausgemachter Gourmand und in Folge dessen ganz besonders fetter war nach Lachs, weil der Lachsfische er sich allwöchentlich von der Bal von Biscaja zu beziehen pflegte. Der Mantillierreider, dem diese Speise oblag, hatte auf seinem Rückweg nach dem viceregalen Palaste zu Saragossa den Fischen Alagon zu passieren, und der wichtige Alcalde des Fisches hatte nichts Besseres zu thun, als sich dann und wann in ein Gespräch mit dem Mantillierreider einzulassen und sich nach dessen Geschäften zu erkundigen. In Folge der Zeit sagte er sich, daß der besagte Fische, der dem Munde eines Viceregalen so werth gehalten würde, sich auch nicht unschmackhaft in dem eines Alcalde ausnehmen würde. So suchte er denn eines Tages, als der Mantillierreider wieder durch den Ort kam, denselben dahin zu verlocken, daß er ihm einen Theil der für den Viceregalen bestimmten Fische abliehe. Der Speculant widersetzte sich freilich anfangs diesem Antrage sehr, indem er den Jura des Viceregalen, der empfindlich sein würde, vorsah; allein der Alcalde wußte doch endlich dadurch seinen Zweck zu erreichen, daß er jenem erklärte, er werde für die ihm abgelassenen Fische so viel bezahlen wie der Viceregalen für den ganzen Vorrath. Als nun der Mantillierreider nach Saragossa kam, entstand ein ungeheurer Lärm unter dem Küchenpersonal des Viceregalen wegen der fehlenden Anekdoten-Fische, bis St. Ex. selbst von dieser Missethat in Kenntniß gesetzt wurde. Der Mantillierreider ward vorgeladen. „Wie kommt es, Freund“, rebete ihn der Viceregalen an, „daß Ihr Euch diesmal so dumm mit Fischen verfahren haben?“ „Gelten Sie, Ex. zu Gnaden“, entgegnete jener, „wenn ich lediglich der Alcalde Schuld, dessen Willen ich sicher nicht erfüllt haben würde, hätte er nicht erklärt, daß er für sein Theil so viel zahlen wolle, als St. Ex. höchst für den ganzen Vorrath.“ „Bohlan“, sprach der Viceregalen, „so sage ihm das entgegen, daß er die für jedes Pfund Lachs zu

zahlen soll, und sich in Fischen.“ Er war glücklich als der Mantillierreider, als er war ungeschickter als der arme Alcalde, als er ganz arglos fragte, wie viel der Viceregalen für seinen Theil bezahlt habe. So theilte als dieser arme Mann hatte noch kein Mensch seit der Windsturm Lachs gegessen. Er war vollkommen geschlagen; hatte seine ganze Habe, Haus, Land, Leute, Schafe, Ochsen und Mantillier auf eine Nothigkeit verpfändet. Den trugstich-lustigen Viceregalen aber merkten sich die Leute in und um Alagon; daher es in dortiger Gegend noch heututage heißt: „Mas caro que el pez de Alagon“, obgleich theurer als dieser wol kaum etwas in der Welt sein kann.

In gedruckten Büchern wurden im Laufe der Monate März, April und Mai 1823 von den Lesern des britischen Museums folgende eingesehen: theologische 1190; exacte Wissenschaften 2718; Kunst 624; Geschichte 2167; Alterthümer 481; juristische 915; biographische 707; genealogische, mit Einschluß der heraldischen und andern Hülfswissenschaften 135; topographische 1286; Reisebeschreibungen 797; Encyclopädien, Dictionnaire und Grammatiken 421; Poesie und Drama 1187; Romane, Novellen und Taschenbücher 495; Reviews, Magazine und moderne poetische Literatur 870; Miscellen 1725; zusammen 15,761. In alten Classikern wurden ungefähr 763 Bände gebraucht und nachgeschlagen.

11.

Bibliographie.

Balgat, Buch der Mytil oder Scaphita und die Bekannten. Aus dem Französischen von F. v. R. 8. Stuttgart, Hallberger. 1 Thlr. 8 Gr.

Bayrhammer, F. Th., Die Idee des Christenthums im Verhältnisse zu den Zeitgegensätzen der Theologie. Eine speculative Kritik. Gr. 8. Marburg, Bartle. 16 Gr.

Bibliothek, Skandinavische. Eine Zeitschrift, enthaltend: eine fortlaufende Auswahl des Angehendsten und des Neuesten aus der dänischen, norwegischen und schwedischen Literatur in sorgfältig bearbeiteten Uebersetzungen. Redigirt von J. B. v. Schepeler und A. v. Schöler. 1ster Jahrg. (4 Hefte.) 1stes Heft. Gr. 8. Kopenhagen. 1 Thlr. 4 Gr.

Bilder und Zustände, Nordamerikanische, nach Santos v. Beaumont und Alexis v. Toqueville. Deutsch von Otto Späzier. 2 Bändchen 8. Weimar, Voigt. 2 Thlr. 4 Gr.

Blätter aus dem Hain. Gr. 12. Straßburg, Treutzel und Würth. 15 Gr.

Braunthal, Braun von, Phantasie und Thierstücke. Gr. 12. Wien, Zedler. 1 Thlr.

Bulwer's, E. L., sämtliche Werke. 20ter bis 22ter Bd. Der Verkopfer. Aus dem Englischen überfetzt von E. Richard. — Auch u. d. T.: Der Verkopfer. Vom Verfasser des Pelham. 3 Theile. Gr. 12. Kaden, Mayer. 3 Thlr.

Cervaria's Reise durch den Microcosmus oder humoristische Ausflug in das Gebiet der Anatomie, Physiologie und Medizin. Herausgegeben von Menapius. Gr. 8. Grefsch, Schüller. 18 Gr.

Conkant, B., Betrachtungen über die Verfassungen und Garantien, herausgegeben am 24. Mai 1814 mit einem Entwurf einer Verfassungsurkunde. Überfetzt von Dr. F. Z. Busch. Gr. 8. Freiburg im Breisgau, Fr. Wagner. 1 Thlr. 6 Gr.

Darlegung des religiösen und religionsgeschichtlichen Charakters und Verhältnisses der Herren Engelow und Wenzel nebst Bemerkungen über den Ausgang und das Ziel der religiösen in Beziehung auf Wenzel's Ansicht darüber. 8. Nürnberg, Schneider u. Meigel. 8 Gr.

Döring, G., Gallerie deutscher Dichter. Dies Bandchen. August Ludwig von Schöler. — Auch u. d. T.: Leben A. L. v. Schöler's. Nach seinen Briefen und andern Mittheilungen dargestellt. 19. Jena, Mebel. 16 Gr.

Offenberger, E. F., Erbschaft in fünfzig Jahren.
Bödingen. 2. Aufl., Königsberg u. Berlin. 3 Bde.
Erinnerungen an Ulrich Oskar. Herausgegeben von
seinem Freunde des Verstorbenen. Gr. 8. Leipzig, vom Ver-
lag. 8 Gr.

Facsimile von Handschriften: berühmter Männer und
Frauen aus der Sammlung des Herzogs von Coburg. Bekannt ge-
macht und mit historischen Erläuterungen begleitet von W.
Dorow. Gr. 4. Berlin, Sauer u. Comp. 1 Thlr. 12 Gr.

Haller, G. 2. von, Geschichte der höchsten Revolution
oder protestantischen Reform des Kantons Bern und umliegenden
der Gegenden. Gr. 8. Zugern, Gebr. Käber. 1 Thlr.

Heller, J., Praktisches Handbuch für Kupferstech-
meister, oder Lexicon der vorzüglichsten und beliebtesten
Kupferstecher, Formschneider und Lithographen, nebst An-
gabe ihrer besten und gewachsten Blätter, des Masses
und der Preise derselben in den bedeutendsten Auctionen
des In- und Auslandes. Dies und letztes Bändchen. 8.
Bamberg, Sackmüller. 1 Thlr.

Jaspis, E. C., Der Schussgeißel der Weiblichkeit. Ein
Versuch für erwachsene Männer. 8. Reichen, Goebische. 18 Gr.
Kaufmann, Dr., Das dringendste Bedürfnis der Rhein-
provinz, oder, Beantwortung der Frage: wie können mittelst
Anwendung der Dyer von Seiten der Regierung dem Preussischen
Rheinlande mehrere Millionen gewonnen und erhalten werden?
von K. Gr. 8. Bonn, Dabicht. 8 Gr.

Kühn's Komara. Trauerspiel. 8. Reichen, Goebische. 20 Gr.
Krause, G. C., Fußwanderung in das Salzburger
Gebirge. Ein Apolog für alle, welche das Salzburger
Gebirge besuchen wollen. Gr. 12. Göttingen, Verlags-Comptoir.
1 Thlr.

Landner, D., Die Dampfmaschine, sächlich beschrieben
und erklärt, insbesondere in ihrer praktischen Anwendung auf
Eisenbahnen und Dampfmaschinen nebst Hinweisen über Eisenbahn-
Anlagen und deren Bedingungen. Nach der fünften umgearbei-
teten Ausgabe aus dem Englischen übersetzt. Mit veranschau-
lichenden Abbildungen. Gr. 8. Leipzig, Reichen. 2 Thlr.

Lep. 2., Der Abfall der belgischen Provinzen von Na-
poleon. 8. Reichen, Goebische. 1 Thlr. 12 Gr.
Miksch, D. von, Römische Briefe aus den letzten
Jahren der Republik. 2 Theile. 8. Wien, Meyher. 1835.
3 Thlr. 6 Gr.

Müller, A., Staatswissenschaftliche Studien für Ge-
meinschaft, geistige Entwicklung, staatsbürgerliche Wohl-
fahrt und persönliche Freiheit. Gr. 8. Stuttgart, Rieger
u. Comp. 1 Thlr. 18 Gr.

Müller, G., Das Lied von Gott. Ein lyrisch-didacti-
sches Gedicht in vier Gesängen für deutsche Religionsfreunde.
8. Leipzig, G. Wigand. 16 Gr.

Nachwandler, Dr. August. 8. Reichen, Goebische. 16 Gr.
Nünninger, H., Kurzer Bericht über die Eisenbahn
von Braunschweig nach Verden, nebst allgemeinen Bemerkungen über
Eisenbahn-Anlagen überhaupt, und eine gedrängte Zusammen-
fassung der bisherigen Literatur über Eisenbahnen, Dampf-
wagen und Dampfmaschinen. Mit 1 Steinbild. Gr. 8.
Stuttgart, Gotta. 6 Gr.

Prenker, A., Fördermittel der Volkswirtschaft in
Bezug auf Wissenschaft, Kunst und Leben. Hand-
buch für Jedem, welcher für sein und Anderes Wohl zu wirken
wünscht. Staats- und Gesellschaftslehren, Bildungsanstalten,
Moralen, Kunst, Gewerbe, Wohlthätigkeit und Lebensver-
hältnisse, wie allen Beziehungen und Berührungspunkten insbesondere
genau und in. Hinsichtlich der Fortsetzung der Bedürfnisse; Lebensver-
hältnisse über Sonntags- und Schulwesen, Volksbildung u. s. w.;
2te Auflage. 1ster Band. 1ste Abtheilung. Gr. 8. Leipzig,
D. Wigand. 1 Thlr. 12 Gr.

... G. C. Wigand's goldene Jubiläum, von dem Herausgeber,
mit Vorwort und eingetragenen Beiträgen zur Geschichte der von

dem Herausgeber mitgetheilten Quellen, mit Vorwort
des Verlegers und einer in Leipzig erschienenen Handlung.
Von G. C. Wigand. Gr. 12. Leipzig, Wigand. 1 Thlr. 12 Gr.

Seeb, G., Allgemeine Geschichte. Aus dem Englischen.
1ster Theil. 1ste Aufl. 1835. 1 Thlr. 12 Gr.
und Geschichte der Schopenhauer'schen und Kant'schen
Ideen vom Ursprung der Dinge. Dr. Robert Keller. 16. Stutt-
gart, A. G. Wigand. 1 Thlr. 8 Gr.

Schäfer (Krause), J., Beschreibung der Besten-
haltung: Elfenbein, Stoffe von Schweden. Eine Erklärung
aus der schwedischen Sprache. 8. Leipzig, Reichen. 1 Thlr. 8 Gr.
Schäfer, E., Humanistische Missionen. Gr. 12. 1835.
16 Gr.

Schiller, Friedrich, prisoners of China; A Tragi-
Comic Drama, in five Acts. From the German of Schiller,
with considerable alterations and the introduction of new
characters; with the view of its adaptation to the English
Stage. by Archer Thompson Carey. Gr. 8. Frankfurt
o. M. 18 Gr.

Schlosser, J. C., Geschichte des achtzehnten Jahrhun-
derts und des neunzehnten bis zum Tode des Kaisers
Napoleon. Mit besonderer Rücksicht auf politische Ereignisse.
1ster Band. Das achtzehnte Jahrhundert bis zum Tode
Napoleon. Gr. 8. Halle, Meyer. 5 Thlr. 8 Gr.

Serret, Das schnurige, oder: Nach der ersten Ausgabe
nationaler Witzfanten, Aus- und Einfälle, Anekdoten, Reize-
fanten, Epöden, Boianotti und allerlei, das Herzogtum reichhaltig
der Pöden und Schnaken Wapenlei des Böhmens, Leinwand
des Ungarn, Häsel's des Schwaben, Stachel's des Österreichs,
Nante des Berliner, und Hal Fleckles des Jähres, hat
nicht gefehlt durch Semper Lustig Dr. der politischen Wissen-
schaft, Register der Frölichkeit und Accoucheur der
pödenbrühen und Wapenanthropen. 8. Leipzig, Reichen u. Re-
ich. 18 Gr.

Sieckmann, Das unsere jetzigen Jugend und ihre
Herden neugeborner Kinder. Ursachen derselben und Mittel zu
gegen. Eine Preischrift für Ärzte und Lehrer. Gr. 12. Göttingen,
Verlags-Comptoir. 9 Gr.

Simons, P., Johann de Witt und seine Zeit. Ein
dem Holländischen überetzt, und mit eigenen Anmerkungen
und Erläuterungen versehen von Ferd. Neumann. 8. Stutt-
gart, Erfurt, Otto. 1 Thlr. 8 Gr.

Stegmayer, E., Klänge aus der Kunst. Pöden-
nische Gedichte und Aphorismen. Mit dem Bildnisse des Ver-
fassers. 8. Wien, Tendler. 12 Gr.

Tieg, G. F., Der Herr mein Gott. Christliche Hym-
nen für häusliche Andacht. Eine Preisgabe. 8. Berlin, Jach-
12 Gr. Leipzig, 15 Gr.

Über die Nothwendigkeit der Trennung von Gymnasien
und Realschulen und einer Reform des Gymnasialwesens.
Eine Abhandlung veranlaßt durch Forster's Aufsatz: „
Ueber die Befähigung auf Schulen“ von G. C. Wigand. 8.
Berlin, Holz. 6 Gr.

Sigau, Graf A. de, Erinnerungen aus dem Leben
Kriegers. Frei nach dem Französischen von J. Sigau.
Braunschweig, G. C. Wigand. 1 Thlr. 8 Gr.

Wangenstein, J. H., Dr. Francia. Anekdoten-
reicher Roman. 8. Hamburg, Verlags-Comptoir. 12 Gr.

Wiese, J. K., Indien oder die Hindus, nach den
alten und neuen, vorzüglich englischen Quellen bearbeitet.
Mit vielen Abbildungen. 1. Band. (1ste Abth.) Gr. 12. Stutt-
gart, Reichen. 18 Gr.

Wittmann, D. B., Die Erfahrungsetheorie in der
Phantasie dargestellt. Gr. 8. Wien, Wigand. 1 Thlr.
Summa: Einleitung über die Art der Schrift. Heraus-
gegeben in fünf Hefen von G. C. Wigand. 8. Stuttgart,
u. Comp. 1 Thlr.

Literarische Unterhaltung.

Mittwoch,

Nr. 195.

13. Juli 1836.

Erste Reise nach dem nördlichen Amerika in den Jahren 1822—24 von Paul Wilhelm, Herzog von Württemberg. Stuttgart, Cotta. 1835. Periton = 8. 2 Thle.

Ob schon in d. Bl. ein gedrängter Auszug aus dem vorliegenden Reisewerke mitgetheilt war *), so glaubt sich Ref. doch durch den darin enthaltenen Reichthum an ethnographischen und naturhistorischen Bemerkungen sowie durch das hohe Interesse, welches sich an jene noch so wenig gekannten Gegenden knüpft, berechtigt, die Aufmerksamkeit des Publicums bei dem nunmehrigen Erscheinen des Buches von Neuem auf dasselbe zu lenken und jenem Reiche, der mehr historisch den Reisepian des Herzogs verfolgt, aus dem Werke selbst einiges Interessante hinzuzufügen. Seit geraumer Zeit ist auf dem fruchtbaren Gebiete der Reisebeschreibung keine so durchaus erfreuliche und von einem gesunden, vorurtheilslosen Beobachtungsgesiste zeugende Erscheinung hervorgetreten als die hier besprochene, und die liebenswürdige, höchst anspruchslose Beschaffenheit, womit der hochgestellte Verf. seine schätzbaren Beobachtungen mittheilt, müßte, wenn dies überhaupt hier nöthig wäre, selbst die tabelsfüchtigste Kritik zum Schweigen bringen. Wenn wir auch einräumen müssen, daß nicht leicht einem gewöhnlichen Reisenden so ausgedehnte Mittel zur Realisirung seiner Pläne zu Gebote stehen als einer fürstlichen Person, so können wir doch auf der andern Seite nicht umhin, der ausdauernden, keine Beschwerden und Mühsale scheuenden Beharrlichkeit sowie dem vor keiner Gefahr zurückbelebenden Muth — Eigenschaften, die dem Herzoge in seltenem Maße eigen sind — unsere vollste Anerkennung zu zollen. Der kräftige, für alles Schöne in der Natur wie im Menschenleben empfängliche und zur Auffassung fremder Eigenthümlichkeit ganz geschaffene Geist des Verf. bewahrte ihn vor jenen miltschüssigen und in ihrer eignen Uebertreibung sich aufhebenden Declamationen gegen nordamerikanisches Leben und Aesthetik, wie wir sie in letzterer Zeit bis zum Überdruß anhören mußten, und ließ ihn die in jenen Urwäldern sich entziehende Civilisation vom Standpunkte der Fortpflanzung europäischer Gesittung nach dem fernen Westen

nur mit freudigem Stolze betrachten. Seine Schilderung der großartigen Naturscenen der amerikanischen Urwälder entspricht durch schmucklose und ungetünzte Einfachheit dem Wüde, das sich die Phantasie von jenen Wandern der organischen wie der unorganischen Natur geschaffen hat, vollkommen, und erinnert an jene unübertroffenen Gemälde der Tropenländer, mit denen A. von Humboldt die Naturwissenschaft bereichert hat. Indem wir den Leser, was den äußern Verlauf der Reise betrifft, auf jene frühere Anzeige verweisen, wollen wir hier versuchen, die ethnographischen, historischen und in das weite Feld der Industrie und des Handels einschlagenden Resultate des trefflichen Werkes hervorzuheben, und müssen die reiche Ausbeute, welche die verschiedenen Zweige der Naturwissenschaft in vollem Maße hier finden, den speciellen Journalen überlassen.

Nach einer von Stürmen zwar beunruhigten, im Ganzen doch glücklichen Überfahrt finden wir den Herzog am 21. Oct. 1822 auf der Rhede von Neuorleans, einem „zweiten Calcutta, welches das Gemisch von Menschen und Gebräuchen vermengt, die ebenso durch ihre Farbe als Sprache verschieden und nur durch das große und allgemeine Interesse des Weltverkehrs verbunden sind“. Ein betrübendes Gemälde stellt der Verf. von den Überbleibseln der einzelnen Chacta- und Creek-Indianer auf, die, von Schmutz und Ungeziefer starrend, halb nackt und zerlumpt die Stadt durchziehen und außer ihrer Hautfarbe wenig Zeichen ihrer Nationalität mehr an sich tragen. Die ungemein günstige Lage von Neuorleans an dem riesenhaften Mississippi würde dem Handel und der Bevölkerung eine außerordentliche Ausdehnung geben, wenn nicht vom Juni bis November alle Fremden den tödtlichen Wirkungen des gelben Fiebers zu entfliehen suchten. Der Verf. kann die mit französischer Höflichkeit gepaarte naive Gutherzigkeit im Charakter des Creolen nicht genug rühmend und findet nur Eins tadelnswerth, nämlich die Abgeschiedenheit der Farben, welche ungünstig auf die Stetigkeit der Farbigen, die immer mehr abnimmt, wirken muß.

Der Herzog benutzte die kurz nach der Einführung der Verfassung in Spanien den Reisenden gestattete Freiheit, das Innere der Insel Cuba zu betreten, und beschränkte uns mit einer sehr genügenden und sorgfältigen Schilderung des physischen wie des socialen Zustandes dieses reichen

*) Bgl. Nr. 274—277 d. Bl. f. 1833, sowie einen zweiten Artikel über die zweite Reise des Herzogs in den Jahren 1829—31 in Nr. 333—360 f. 1835. D. Red.

Ulandes. In der Kathedrale der Hauptstadt Havana (nicht Havannah), der Pfarrkirche des Bischofs, dem einzigen im besten Geschmack erbauten Tempel, befinden sich die Asche und die Ketten des Columbus, „mit welchen dieser Erzheld durch die größte der Undankbarkeiten zum Lohn seiner außerordentlichen Thaten belastet wurde“. Die Inschrift des Mausoleums ist kurz und einfach:

O restos e ymagen del grande Colon
Mil siglos durad unidos en la urna;
Al codigo santo de nuestra nacion.
Z. locit Habana MDCCCXXII.

In der ärgsten Unreinlichkeit der Straßen und dem schlechten Trinkwasser sucht der Verf. die Ursache der unsäglichen Fiebermiasmen, die das ganze Jahr hindurch, vorzüglich aber in den heißen Monaten, die Havana heimsuchen; auch rügt er die schlechte Aufsicht der Polizei, die sich in der großen Unordnung, den Verkauf der verschiedenen rohen Nahrungsmittel betreffend, äußert, und wodurch häufig mephitische Ausdünstungen veranlaßt werden. Besondere muß die große Unsicherheit erregen, welche in den Vorstädten und der umliegenden Gegend damals herrschten, sodaß keine Nacht verging, ohne daß nicht mehrere Mordthaten und gewaltsame Diebstähle stattgefunden hätten. — Die schifflichen Notizen, welche der Verf. die treffliche „Reise in die Äquatorialgegenden der neuen Welt“ von A. von Humboldt benutzend, mittheilt, sind für den Geographen von besonderem Interesse, und wir wollen hier Einiges herausheben. Die Einwohner der Havana sowie die von Cuba überhaupt bestehen aus Creolen oder Eingeborenen von weißer Hautfarbe, Spaniern, Fremden von allen Nationen, hier Transjuncten genannt; den freien Farbigen (Pardos), darunter alle Mischlinge zwischen Weißen und Negern verstanden sind; freien Schwarzen (Mocos oder Negros) und Sklaven, sowohl farbigen als schwarzen. Eine andere Menschenrace, die Jambos, von Javanern und Negern erzeugt, vermischt man jetzt allgemein. Die Mehrzahl der Einwohner bilden durchaus die Farbigen. Im J. 1810 betrug die ganze Bevölkerung der Stadt ohne Vorstädte 43,000 Seelen, von welchen 18,300 Weiße, 10,290 freie Farbige und Schwarze und 14,500 Sklaven, mit Inbegriff der Vorstädte aber, wohnen nun auch in Regla gerechnet wird, im Ganzen 96,000 Seelen, wovon Weiße 41,000, freie Pardos und Schwarze 26,350 und Sklaven überhaupt 28,700. Im J. 1825, behauptet Hr. v. Humboldt, habe die Bevölkerung mit Einschluß des etwa 6000 Mann betragenden Militärs, der vielen Ausländer, der Neger und Ordensleute, wol 130,000 Seelen ausgemacht. — Das Gesetz für die Schwarzen (code de los negros), zählt der Verf. zu den trefflichsten und philanthropischen Instituten, welche die Geschichte des Colonialwesens bezeichnen, und fügt hinzu, daß die Spanier durch ihr mildes Betragen gegen die Schwarzen den Himmel mit den Wohlthaten ausgesäet haben, durch welche wilder Kriegszug und Raubzüge der Conquistadores sich am rothen Uchire Amerikas verminderten. Die Betrachtungen, welche der Freyge, über die Politik Spaniens seinen Colonien gegenüber, hier mittheilt, sind durchaus

treffend und in das innerste Wesen dieser so wenig gekannten Verhältnisse eingehend und widerlegen die schändlich begründeten Vorwürfe, welche aus Unkenntniß der Sache dem spanischen Cabinete gemacht wurden. Für den Physiologen werden jene Beobachtungen einen besondern Reiz haben, welche der Verf. an Individuen roher Regierbarkeit anstellte, die sich durchaus von den Creolen negern unterscheiden.

Das Interesse, welches neuerdings, namentlich in der französischen Kammer, die Erörterungen über die Sklavenemanzipation in Anspruch genommen haben, berechtigt uns, das besonnene Urtheil des Verf. über diesen hochwichtigen Gegenstand, der noch lange nicht seine Entscheidung finden wird, ausführlicher mitzutheilen.

Die Sklaverei ist gewiß nicht das traurigste Loos des Menschen, wol aber die alle menschliche Gefühle empörende. Der Transport und die Gefahr, welche diese Unglücklichen bedroht, istan aus verkehrter Menschlichkeit die bewaffneten Flotten der europäischen Nationen auf ihren Kreuzzügen die Sklaverei verfolgen. Die gruslichen Scenen, welche zur See bei solchen Zügen vorfallen, mögen allein schon alle Barmherzigkeit, die von den Unterdrückten des Negerhandels ertrotzt wurden. Die Sklaverei wird man leider in Afrika selbst nie abschaffen, und Alles, was durch die menschenfreundliche Theorie erreicht werden konnte, beschränkt sich darauf, daß dem Sklavenhandel eine andere Richtung gegeben wurde und das Loos der Schwarzen in Afrika jetzt trauriger ist als zuvor. Wenngleich die Sklaverei der Menschlichkeit und ein wahrhaft edles Bestreben jenseitigste leitet, welche sich in England und den Vereinigten Staaten bildeten, um die Lage der Schwarzen durch Befreiung des Negerhandels zu erleichtern, so wird dem über die durch das Verbot der Ausfuhr der Schwarzen aus Afrika und der Einfuhr derselben in den Sklavenländern nicht abgeholfen. Durch viele Jahrhunderte ist der Gebrauch der Schwarzen Sklaven unter dem heißen Erdgürtel so zur gebietenden Nothwendigkeit geworden, daß durch das plötzliche Emanzipiren der Sklaven die wichtigsten, ich möchte sagen die wichtigsten Folgen für die Besitzer der Sklaven sowie für die Sklaven selbst entstehen würden, indem bei dem völligen Ruin der einen Beschäftigung die andere nicht bestehen würde und der Handel mit den wichtigsten Producten der Tropenzone völlig gelähmt werden müßte. So sehr ich den Sklavenhandel selbst verabscheue und unter die empörendsten Handlungen, welche die Menschheit befehlen, zählen muß, so muß ich befürchten, daß übereilte Maßregeln, die Emanzipation der Schwarzen betreffend, die traurigsten Folgen selbst für Letztere nach sich ziehen könnten. Das wehre Mittel aber, nach und nach der Sklaverei untern Schwarzen Widerstand zu machen, besteht in Befreiung, welche diese Unglücklichen vor jeder willkürlichen Behandlung beschützen und außerst harte Strafen gegen solche Herren setzen, welche sie mißhandeln; ferner, daß man den Schwarzen, sowie sie sich fähig fühlen, ihren Unterhalt selbst zu gewinnen, alle möglichen Mittel an die Hand gebe, ihren Fortschritt zu erkaufen. Was aber den Menschenhandel mit der Sklaverei betrifft, so kann ich diesen, als das fittliche Gefühl empörend, niemals billigen, glaube jedoch zugleich, daß alle Mittel angewendet werden müßten, um ihren Zweck zu erreichen, indem in Afrika die Eingeborenen von ihrem Bedrückten mit der größten Grausamkeit unterdrückt und in den tiefsten Elend gehalten werden. Es wäre auch sehr wünschenswerth, daß ein Gesetz erlassen, bis aller solcher Verkehr mit der Küste Afrikas und Mosambique aufgehoben würde, welcher die Sklaverei und die Sklaverei selbst.

Zu den belebtesten und farbenreichsten Gemälden gehört die Schilderung eines Marktes auf Guantabaco, wo sich alle Eltern, Lehrer und Schüler der Insel dar-

halten und die Gewohnheiten und Beschäftigungen der spanischen Bevölkerung mit denen der gesammtenuropäer und der schwarzen Neger durchkreuzen.

Nachdem der Herzog von seinem Ausfluge nach der Spania wieder glücklich in New Orleans angekommen war, traf er die Bemerkungen zu seiner beschwerlichen und langwierigen Reise nach dem innern nordwestlichen Theile Amerikas, welche er am 19. März 1823 am Bord des vorzüglichen Dampfbootes „die Feliciana“ antrat. Vor Allen nimmt hier das Flußgebiet des Mississippi die Aufmerksamkeit des Ethnographen in Anspruch, und mit Recht bemerkt der Verf., sein Strom in der Welt habe wohl so viele Ausflüsse und Wasserverbindungen unsern seiner Richtung aufzuweisen als der Mississippi; das ganze Gebiet zwischen ihm und dem Aeffalaga bis zu den Ausflüssen beider Ströme, die Gesteine mit eingerechnet, wird durch eine Menge Seen und diese verbindende Lande durchzogen, welche alle, dem Inundationssystem des Mississippi gehörend, von dem höhern oder niedigern Wasserstande des Stromes abhängen, dennoch aber nur für kleine Fahrzeuge und Boote schiffbar sind. Interessant für den Beobachter der Menschennatur unter den verschiedenen Zonen sind die Mittheilungen des Verf. über die Aufmerksamkeit, welche der Crapole den unendlich zahlreichen Reptilien jeder Art zollt, so daß er die Geschichte des Krokodils und der Giftschlangen mit allen jenen Eigenschaften, welche ihren Lebenslauf auszeichnen, zur Gänze kennt, während er die Benennung der gewöhnlichen Vögel und Pflanzen kaum ahnt. Noch jetzt blieben sich hier ganz analoge Erscheinungen wie im alten Aegypten dar, welche allerdings in der Bemerkung ihre Erklärung finden, daß die Aufmerksamkeit des Menschen bei Betrachtung des ihn umgebenden Thier- und Pflanzenreichs hauptsächlich bei solchen Individuen stehen bleibt, welche durch Nutzen und Schaden, durch auffallende Gefährlichkeit oder als Anlaß zu abergläubischen Muthmaßungen besondere Aufmerksamkeit erregen. In der Fauna Riviere in der Gegend der Tunica wohnte der Fürst in einem nachlässigen Urtwilde einer Jagd auf Lannhische bei, welche, ebenso original als gefährlich, ihm einen hohen Genuß gewährte und den Stoff zu einem gelungenen Jagdgemälde lieferte.

(Als Fortsetzung vgl.)

Neue französische Literatur nebst Proben.

1. Histoire monarchique et constitutionnelle de la révolution française, par Labrousse. Drei Bände.

Diesem Werke schreibt das öffentliche Urtheil in Frankreich die größte Unparteilichkeit und Genauigkeit zu. Was die erstere anlangt, so hat sich der Verf. ebenso wol gegen die Hypothese altmonarchischer Erinnerungen als gegen revolutionnaire Wendungen verwahrt. Dieser Werk war ein Angriff gegen das Gedächtnis der Restauration; der Gehn's Arbeit läßt im Hintergrunde das Dogma der Legitimität verblinden. Labrousse hat sich an die Geschichte halten wollen; er hat daher auch mit der kalten Sachlichkeit die ungeschönten Thatsachen nicht gegenstandslos gemacht, die verschiedensten Meinungen mittheilt, aber verglichen, sich zur Aufstellung mancher Zweifel mit Personen, welche in verschiedenen Epochen der französischen Revolution eine Rolle gespielt haben, in Verbindung gesetzt, dessen

nach verschiedenen Punkten hin befragt zu werden und sich durch die Antworten abgrenzen lassen, um zu einem Resultat zu gelangen. Hierdurch ist es ihm gelungen selbst die noch unbekannte oder nicht hinreichend erklärte Thatsachen zu gewinnnen und die vollständigste und sorgfältigste Arbeit aufzustellen. Sein Lob ist ohne Uebertreibung, seine Anlagen sind ohne Maß, sein Talent ist ohne Leidenschaftlichkeit; er weiß, daß in Zeiten der Revolutionen viele Menschen nur Beirrte und Veräußerte sind, und spart seinen Unwillen nur für die vertehrten und böswilligen Naturen auf, welche stets bereit sind, von den Ereignissen für sich Vortheil zu ziehen und die größten Verbrechen unter dem Schirme der Nothwendigkeit zu begehen.

Das Werk enthält nebst einer Einleitung ein Gemälde der Regierung Ludwig XVI. bis zur Eröffnung der Generalstaaten in den zwei ersten Bänden, der dritte die Ereignisse seit Eröffnung der Generalstaaten bis zum 6. October einschließt.

Wir geben hier aus dem Werke das Portrait des Abbe Maury.

Dieser berühmte Mann, aber von unreinen Sitten, war zugleich Akademiker und Dopsprecher. Unter diesem doppelten Titel hatte er sich Recht auf Ruf und Gunst bei Hofe erworben. Eine seltene Einbildungskraft, angewendet auf die Kanzeldarstellung, unterstützte bei ihm jene verbürstlichen Bemerkungen, jene starken Bilder, jene glänzenden und starkausgetragenen Declamationen, zu denen die gebieterische Sprache eines geoffenbarten Religion herrschte. Ein starker Körper, ein gesundes Urtheil, ein schneller, eindringender Verstand setzten ihn in den Stand, über Alles, was zum Bereiche der Geschichte, der Theologie, der Finanzen und der Politik gehörte, auf der Stelle mit Bestimmtheit zu sprechen. Seine Aussprache war wohlklingend und angenehm, sein Vortrag hinreichend, seine Reden voll Kraft und Harmonie.

Bei den ersten Staatsbeamten eingeführt, fand er sich in politischen Diskussionen hineingeworfen; darauf zum Deputirten der Nationalversammlung erwählt, trat er in die legislative Laufbahn ein mit einem unmaßigen Ehrgeiz und einem Charakter, dessen Festigkeit er unter der Form einer großen Selbstständigkeit verbarg. Da er in niedrigen Verhältnissen der Gesellschaft geboren war, so hätte man glauben sollen, er würde sich über die Verbesserungen, welche die Bedürfnisse der Zeit forderten, aussprechen; aber er genoß reiche Pfanden, und daher ward er der beredteste Vertheidiger der Aristokratie, welche sich in Kirche und Staat eingeschlichen hatten.

In seine Ansichten drang kein Gedanke über die Zukunft Frankreichs ein; seine Aufmerksamkeit war nur mit der Verwaltung beschäftigt, welche seine Reden in Rom hervorbringen würden; das Schicksal, was er davon erwartete, mußte sein Verlangen regeln und bestimmen. Er zeigte sich abwechselnd als gewandter, geübter, unerschöpflicher Redner, mit kriegerischem Muth und apostolischer Kalkulation ausgerüstet, die er aber aus seinem Charakter, nicht aus dem Geiste der Religion schöpfte. Niemand verstand häufiger und länger zu widersprechen als er, Niemand tüchtige Gründe durch künstlich verflochtene oratorische Formen zu erregen. Aber seinem Talent mangelte die innere Überzeugung, die Alles befeuert und belebt. Er verstand, dem Aufruhr die Stimm zu leihen, aber widersprechend auch dem klaren Augenschein und bot oft selbst mit Nothwehr den Waffen der Vernunft Trost.

Wenn er auf seinem Plage sprach, so hatte er alles Feuer und alles Wissende von Beaumarchais; befeuert er die Fehde, so besaß er die Häßlichkeit eines Barnabe und oft sogar die Beredsamkeit und Kraft eines Mirabeau. Mit der Kunst des Redners verband er die Leidenschaft des Parteimenschen und die Unverzagtheit des Kriegers. Ein wahrer Soldat der ersten Reihe, verstand er den Feind wenig kluge, wenn er zu Grunde zog. Sein Angriff war schnell und schmerzhaft. Er besaß besonders das Talent, sein Gebiet gegen zu kennen und seine Kräfte nach Belieben in Waffen über gesetzt zu können.

und wenn ihn das parlamentarische Kriegsglück zum Rückzug aufforderte, so referirte ihm dieser verständig ausgebaute Rückzug immer geschickte Feindseligkeiten. Endlich als würdiger Gegner Mirabeau's sprudelte er von witzigen Einfällen und erhob sich durch seine glücklichen Repliken jedesmal mit Ruhm, so oft der Reize der Revolution ihn durch die Größe seiner Gedanken und die Heftigkeit seiner Apoptrophen niederbrückte.

2. Souvenirs de l'Italie, par Aubert de Lasnol.

Hier von sind mehre Hefte mit Lithographien (ebensfalls von dem Verf.) erschienen. Die Reise geht zuerst von Aix nach Nizza. „Zu Ferjus, wo ich anhielt“, schreibt der Verf., „findet man noch einige Trümmer, welche den alten Glanz des Forum Julii bezeugen, einen Tempel von ungewissem Datum und zwei Thore von römischer Construction, von welchen das eine, wie man sagt, den Eingang zum alten Hafen bildete. Seht man aus dieser traurigen und ungesunden Stadt heraus, die man ohne Bedauern verläßt, so fängt man an, die Berge von Esterel zu bestiegen, wo man die schönsten Gegenden überblickt; zur Linken beim Aufsteigen erheben sich die Pfeiler einer alten Wasserleitung, die in ihrem gelblichen Ton mit dem tiefen Grün der Fichten und Korkfichen angenehm contrastiren. Ein steiler Abhang, bezeichnet mit Gebüsch von Myrten, Rastix und Andrachnen führt auf das Schloß, welches einige hundertjährige Kastanienbäume beschatten. Dieses Gebäude, welches einem bescheidenen Pachtshofe gleicht, stößt traurige Empfindungen ein. Das Auge wird schmerzhaft afficirt durch die Eichtungen des Gebäudes, welche die Art eher vielmehr die Fackel hervorgebracht hat, denn die halb verkalkten Fichtenstämme scheinen dies zu bezeugen. Die Zerstörungen des Menschen streiten hier mit den Werken Gottes.“

„Am Fuße der Berge rollt sich das reizende Gefilde von Grasse auf, beschattet von Drangen- und Sitronenbäumen und wohlgeruchduftendem Gebüsch. Auf einem Hügel, welcher den kleinen Bach der Sagne überfließt, erhebt sich die Einsiedelei von St.-Gassen, ein stiller, angenehmer Zufluchtsort, den man nicht besuchen kann, ohne das Loos des Einsiedlers zu beneiden, der ihn bewohnt. Doch wagte ich nicht zu sagen; hier ist das Glück zu Hause; ich besorgte, er würde antworten: ja für Die, welche vorüberziehen.“

„In der Nähe von Cannes wird die Natur größer, die Vegetation kräftiger. Wenn man sich der Stadt zuwendet, so begegnet man mit Vergnügen ungeheuren Fichtenwaldungen, welche das Ufer des Meeres begrenzen. In gewissen Entfernungen sind Ausschnitte, welche dem Auge Fernsichten verschaffen; man erblickt die Fahrzeuge, welche über die Kluten gleiten und deren weiße Segel sich schimmernd von dem Grün der Fichten absondern.“

„Cannes, obgleich eines Hafens beraubt, besitzt einen festen und wohlgebauten Quai. Indem ich seine Mauern verließ, nahm ich an einem schönen Sommerabend den Weg von Antibes, welcher sich bald dem Meere annähert, bald sich davon entfernt. Gesehelt durch den Anblick der ungeheuren Wasserfläche, welche der sanftere Glanz des Mondes versilberte, entzückt durch das Gemurmel der Wellen, welche zu meinen Füßen erklangen, überließ ich mich einer süßen Träumerei. Plötzlich veränderte die Stimme des Conbateurs mein Entzücken, der mir rief: „Hier landete Napoleon 1815“, und ich dachte nun an das Drama der hundert Tage, an dessen schreckliche Entwicklung, Waterloo, hinter welcher sich drohend die unfruchtbaren Felsen von St.-Helena vor meinem Blick erhoben.“

„Berühmte und regelmäßige Thürme geben der Stadt Antibes von der Seite, auf welcher ich hereinkam, das Ansehen einer hübschen Citadelle; ihr Hafen ist durch einen wohlgebauten Damm geschlossen; rings herum erheben sich kreisförmige Arcaden, welche nach der Bemerkung des gelehrten Müller dem Rassin das Ansehen einer Räumnachie gewähren; übrigens bemerkte ich, von dem Wasserwerke der Römer, Antinopolis genannt, nur zwei alte, ziemlich gut erhaltene Thürme.“

„Die Umgebungen von Nizza entwickeln sich auf eine höchst

malerische Weise; besonders nachdem man den Berge passiert hat. In einiger Entfernung gesehen, macht die Stadt auf den Blickenden einen eigenthümlichen Eindruck, welcher noch vermehrt wird durch die Wirkung der Vorstadt des marmornen Strang, deren mit Fresken bemalte und von dem dichten Gehölz von Drangendbäumen sich abblende Häuser ein orientalisches Ansehen haben. In dem Ufer des Paglione erblickt man die ganze Stadt mit ihren zahlreichen Gebäuden, die auf dem hintergrunde tieferer Hügel, bedeckt mit Drangen- und Johannisbrodbäumen, aufgetragen sind.“

„Eine reine Luft, ein freundliches Klima, eine Temperatur, die allem ungestümen Wechsel entzogen ist, machen aus Nizza ein Gewächshaus für reizbare Constitutionen, wie der Präsident Dupaty sich treffend ausgedrückt hat. Wie viele Menschen von schwacher Körperbeschaffenheit kommen hierher, um Heilung für ihre Übel zu suchen; besonders streben die Engländer hierher; ihre trauriger Spleen weicht oft dem Einflusse dieses günstigen Himmelsstrichs.“

(Der Beschrift folgt.)

Notizen.

Paganini wird, wie englische Blätter berichten, durch den ausgezeichneten norwegischen Violinisten Die Bull, der vor Kurzem in London auftrat, verbunkelt. Im Adagio sentimentale soll er jenen weit zurücklassen und überhaupt in Dem, was man den Gesang des Instruments nennt, ganz einzig bestehen.

Auf einer der neuesten londoner Kunstausstellungen beehrte sehr ein schönes Gemälde, darstellend die Scene aus Anstoth zwischen Foster, Barney und der Gräfin Leicester. Das Gemälde ist von F. Stone.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

1812.

Ein historischer Roman

von

L. Hellstab.

Zweite Auflage.

Vier Bände. 8. Geh. 8 Thlr.

Es bleibt immer eine seltene Erscheinung in der Literatur, wenn ein so bänderreicher Roman nach zwei Jahren schon eine neue Auflage erlebt; sie ist der beste Beweis der dauernden und wohlverordneten Gunst des Publicums.

Empfindsame Reisen.

Nebst einem Anhang

von Reiseberichten, = Skizzen, = Episteln, = Satiren, = Elegien, = Jeremiaden u. f. w.

aus den Jahren 1832 und 1835.

Von

L. Hellstab.

Zwei Bändchen. Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 8 Gr.

In einer andern, herrlicheren Form, als in dem Roman „1812“, zeigt sich in diesen geistvollen Reiseberichten das Talent des gewandten Verfassers, aber auch sie wird den zahlreichen Freunden seiner Schriften wohl bezeugen.

Leipzig, im Juli 1836.

F. A. Brodhaut.

Literarische Unterhaltung.

Donnerstag,

Nr. 196.

14. Juli 1836.

Erste Reise nach dem nördlichen Amerika in den Jahren 1822—24 von Paul Wilhelm, Herzog von Württemberg.

(Fortsetzung aus Nr. 186.)

Der Zustand der farbigen Leute afrikanischen Ursprungs, wie ihn der Verf. schildert, muß, wenn nicht heilsame Änderungen eintreten, die nachtheiligsten Wirkungen auf die Gesamtmasse der Bevölkerung haben, da die Unsitlichkeit, zu welcher sie das Verbot ehelicher Verbindungen mit den andern Racen nöthigt, sich auch jener mittheilt, und die gänzliche Trennung der Farbigen von den Weißen, die sich soweit erstreckt, daß sie selbst nicht in der Gesellschaft der ordinärsten Leute erscheinen und nie mit einem Weißen an einem Tische essen dürfen, kann für die Existenz des Staates selbst die gefährlichsten Folgen haben, wenn sie, wie der Verf. bemerkt, in denjenigen Staaten, wo sie die Majorität bilden, falls ihr Interesse sie bewegen sollte, die bürgerlichen Menschenrechte, welche ihnen von ihren Mitbürgern im Guten verweigert werden, mit Nachdruck oder Gewalt zu fordern.

Die Chacta-Indianer, deren zahlreiche Stämme sich in den an Mississippi angrenzenden Staaten herumtreiben, ohne durch Diebstahl oder andere mit der gesellschaftlichen Ordnung unverträgliche Handlungen gerade gefährlich zu werden, vergleicht der Verf. ihrer herumstreifenden Lebensart und Uneinlichkeit halber mit unsern Aigeunern, obgleich er sie, den Trunk ausgenommen, für weit besser hält als diese. Von den Chiklaw-Indianern dagegen sagt er, daß sie sich durch ihre häufigen Kriege mit den Weißen und die vielen politischen Verhältnisse, in welche sie durch die Feindseligkeiten zwischen Engländern, Franzosen und Amerikanern, sowie durch die unaufhörlichen Fehden mit benachbarten indianischen Stämmen verwickelt worden sind, als Nachbarn nicht empfehlenswerth gemacht, und daß sie eine eigenthümliche Neigung zur Habgucht, Grausamkeit und zum Trunk haben. In dem nachtheiligen Einflusse des Klimas auf den europäischen Ansiedler liegt dem Verf. zufolge die Ursache, daß, ungeachtet in dem Mississippistaate alle Producte der Vereinigten Staaten gedeihen, selbst die europäischen Obstarten mitgerechnet, gleichwol die Bevölkerung nicht sehr bedeutend zunimmt. Die Sommer sind durchgehend in eben dem Verhältnisse heiß, wie die Winter im Vergleich mit der Breite kalt,

feucht und neblig sind. Während in den späten Sommer- und Herbstmonaten entzündliche Gassen- und Fautieber grassiren, herrschen den ganzen Winter und das Frühjahr hindurch rheumatisch-katarrhalische Uebel. Hierzu tritt noch zuweilen das gelbe Fieber, welches in den bevölkerten Ortschaften wüthet und die Einwohner hinwegrafft. Die ganze Bevölkerung des Mississippistaates betrug 1822 auf Ausdehnung von 45,350 englischen □Meilen nur 75,450 Einwohner, also im Ganzen etwa 40 Einwohner auf eine geographische □Meile. In Betreff der Einwohner selbst findet die nämliche Farbenmischung wie in dem Louisianastaate statt, doch mit dem Unterschied, daß die Weißen die Majorität bilden und es hier überhaupt viel mehr freie Leute gibt. Die Indianer, welche zur Zeit des ersten Anbaues des Landes gefährlich waren, haben entweder ihren Untergang gefunden, oder sind durch Abtretung von Ländereien zum Auswandern genöthigt worden. Die große Anzahl der weißen Einwohner ist englischen Ursprungs und besteht aus Individuen, welche die östlichen Staaten mit dem Westen vertauscht haben. Der Verf. entwirft eine flüchtige historische Skizze von der Entdeckung dieses Länderstriches an bis zu dem furchtbaren Blutbade in den J. 1725—30, in welchem die Natchez, welche zu den gebildeteren und bessern Volksstämmen des nordamerikanischen Festlandes gehörten und nur durch die unerhörtesten Grausamkeiten zum Kriege gegen ihre Unterdrücker gezwungen werden konnten, völlig vernichtet wurden. Durch die Unmenschlichkeit der Europäer nahmen daher die Natchez ein ähnliches Ende wie die ebenso unschuldigen Guanen der canarischen Eilande.

Am 18. April hatte der Herzog die sehnlich erwartete Freude, die Mündung des Ohio in den Mississippi, jener zwei herrlichen Stromgebiete zu erblicken, welche mit Recht ein Stolz der Schöpfung genannt werden können; der Verf. wurde von einem Gefühl der innigsten Rührung und des Dankes zum allmächtigen Schöpfer hingezogen, welcher den Menschen mit der schönen Gabe der Empfänglichkeit für das Große und Erhabene beglückt hat. Die hohe commerciale Bedeutung dieser Stromverbindungen würdigt der Herzog auf folgende Weise:

Bei der großen Zunahme des Handels, als Folge der immer wachsenden Bevölkerung jener Staaten, welche durch ihre natürliche Lage mit den großen Wasserverbindungen des nördlichen Amerika in genauer Berührung stehen, der immer mehr

zunehmenden Lebens eines Kaufmanns durch die südlichen Häfen der Vereinigten Staaten, von denen New Orleans der bedeutendste Stapelplatz ist; bei dem hohen Grade zunehmender Kultur, welche, mit Riesenschritten sich ausbreitend, die vor 30 Jahren noch wilde Einöden darbietenden Ufer des Ohio in volkreiche Staaten umzugestalten vermochte, welche heute in ihrer Civilisation vielen Ländern der alten Welt als Muster dienen; bei jedem nach Nordwest hinreichenden Drange der Bevölkerung, welche auch nach Verlauf weniger Decennien ein nur noch von wilden Stämmen durchstreiftes Land einnehmen wird, welches durch den Missouri und Mississippi mit dem hohen Norden und den endlosen Grassteppen in genauer Verbindung steht, läßt sich mit Zuversicht erwarten, daß nach und nach dieser fruchtbare, von der Natur so reichlich ausgestattete und dem Klima des gemäßigten Europa so analoge Theil der neuen Welt einst der Schauplatz werden wird, welcher den durch moralische Kraft ausgezeichneten Staaten der alten Welt in Betreff innerer Stärke nichts nachgeben wird. Dem fortschreitenden Geiste müssen diese nur noch in ihrer Entwicklung begriffenen Länder der neuen Welt, in welchen wir immer mehr ein Ziel erblicken, dem die Kräfte des ältern Europa zufließen, zu einer reichen Quelle des Nachdenkens werden, in welcher genug Stoff zu speculativen Ausflügen in die Zukunft, die Geschichte der Menschheit in ihrer fortschreitenden Bildung, verborgen liegt. Wer könnte zweifeln, daß in Amerika, wo im Reich der fortschreitenden Civilisation in den letzten 50 Jahren schon so Vieles geschehen ist, in fernen Zeiten, welche vielleicht erst unsern spätern Enkeln vorbehalten sind, nicht eine noch weit erhabnere Epoche des Menschengeschlechtes sich vorbereiten dürfte, die unsrer nun veralteten Europa weit hinter sich lassen wird.

Ref. hat zur Bestätigung seiner im Eingange dieser Anzeige über den Standpunkt des Verf. bei Beurtheilung amerikanischer Verhältnisse aufgestellten Behauptung um so lieber diese ganze Stelle mittheilen wollen, als sie den besonnenen, alle Umstände unparteiisch würdigenden Charakter dieser Reisebeschreibung in ein helles Licht setzt und zugleich jenes leichte Modegeschwätz von Engländern wie von Deutschen Schlagend widerlegt, welche in der amerikanischen Civilisation nur Dampfwagen und Eisenbahnen, nicht aber das edlere und wahrhaft geistige Element, die Besiegung der rohen Naturgewalt durch Erfindungskraft und Ausdauer erblicken wollen. Während seines Aufenthalts in Louisville, der Hauptstadt von Kentucky, hatte der Herzog Gelegenheit, sich den großen Unterschied der südlichen und nördlichen Staaten der Union zu veranschaulichen; dort wird die Hauptbevölkerung nur aus Pflanzern gebildet, deren Reichthum in leibeigenen Farbigen besteht. Das ungesunde Klima erschwert das Zusammenleben in großen Orten, und den Handarbeitern ist es unmöglich, in einem heißen Himmelsstrich für denselben Preis zu arbeiten, für welchen die ebenso brauchbaren Fabrikwaaren entfernter Städte geliefert werden können. Ganz anders aber verhält sich dieses in den nördlichen und östlichen Staaten, wo der billigere Lebensunterhalt Handwerker und Fabriken unterstützt, und diese im Vereine mit dem Handelsstande größere gesellschaftliche Vereine in Gestalt bedeutender Ortschaften bilden konnten. Den Charakter der Kentucker, als Abkömmlinge der alten Virginer, bezeichnet der Verf. als stolz, kühn und kriegerisch; in allen männlichen Übungen ausgebildet, zeichnen sie sich durch Thätigkeit und eine ganz besondere Ausdauer in langwierigen Arbeiten, besonders auf Reisen aus; sie sind

als vortreffliche Postleute auf allen Gewässern der Vereinigten Staaten bekannt, und als Bächsenschnäuzer (Riskenen) waren sie von jeher der Schrecken der Feinde und der wilden Thiere. Zur besondern Ehre gereicht den Kentuckern, daß sie, obgleich die Sklaverei bei ihnen noch nicht aufgehoben ist, öfters den Negern der benachbarten Staaten zur Flucht verhelfen. Der Hauptreichtum des Landmanns besteht hier wie beinahe in allen nördlichen Staaten in einem bedeutenden Viehstande; die Pferdezahl jedoch ist noch nicht so weit vorgerückt, als es die Lage des Bodens und des Klimas gestatten möchte. Das Leben in Louisville schildert der Herzog als ungemein munter; Gesundheit und Frohsinn der Einwohner leuchten überall hervor, sodaß sich an deren Wohlhabenheit und Zufriedenheit nicht zweifeln läßt. Bei dem Anblicke des Großen Thurmes (the grand Tower, la Tour du rocher), einer über 150 Fuß aus dem Mississippi hervorragenden Felsmasse, die sich der Mündung des kleinen Flusses Obargo beinahe gegenüber befindet und wahrscheinlich durch eine große Erdrevolution von dem Ufer losgerissen wurde, nimmt der Verf. Veranlassung, einige Worte über die religiösen Ansichten und die Gottesverehrung der Indianer zu sprechen, welche eine auffallende Uebereinstimmung mit denen der Völker des Alterthums zeigen, und mit Recht sagt er hinzu:

Hätten die Sagen und Überlieferungen der Urvölker mit mehr Vollständigkeit gesammelt werden können, so würde man bestimmt auf sichere Spuren einer frühern und größern Bildung jener ehemaligen Beherrscher des nordamerikanischen Continents zurückzukommen Gelegenheit gefunden haben. Als Krablatonen der rothen Völker deuten auf längst verschwundene, aber glühendere Epochen dieser Rasse, die, in der Nacht der Zeiten sich verliert, nur noch mangelhaft ausgegriffene Vorstellungen und mythische Hindeutungen bei ihren viel rohern Nachfolgern zurückgelassen hat. Der große Unterschied, welcher noch heute zwischen Stämmen in Betreff der Bekleidung und moralischen Ausbildung vor andern deutlich bezeichnet, die Apathen, welche in den Grundzügen des Charakters aber in religiösen Begriffen einzelne Nationen mit solchen Völkern haben, die in hohem Art zur Zeit der Entdeckung und Eroberung der neuen Welt einen kräftigern Staatskörper bildeten, lassen wenigstens nicht eine Gemeinschaft mit diesen bezweifeln, wenn dieselbe auch viele Jahrhunderte zurückreicht, als dieselben sind, über welche wir uns durch wirkliche historische Notizen auszuweisen vermögen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neue französische Literatur nebst Proben.

(Beschluß aus Nr. 126.)

In Nyon erscheinen von und bei dem Redacteur des „Echo de Vacluse“, Hippolyte Kastoul:

3. Chroniques de Vacluse.

Diese Chronik erzählt ein historisches Roman: „Petrarque“. Aus dem zweiten Capitel, der die Jugend Petrarcas betrifft, entlehnen wir folgende Schilderung:

„Von Avignon, wohin er sich geflüchtet hatte, empfing Dante bald die beklagenswerthen Umstände, welche das Concilium geküßert und die Cardinale gespreut hatten. Der Dichter schwand vor dem Mäher; er unterbrach die große Arbeit, welche seinem Herzen die Gluth der Götter verflüßte; er schrieb an die Mitglieder des heiligen Collegiums und bat sie inständig, sich wieder zu vereinigen und dem Feinde der Kirche ein Ende zu machen.“

„Diesen Brief, in welchem er sich zur höchsten Verehrung stellt, erhielt, überreichte er dem Vater des Petrarcas, seinem alten

Grund. Dem zweiten Male erwarbte der große Mann durch die Seine die verdammte Familie; zum zweiten Male verschaffte er ihr die Befreiung der Hoffnung und den Glauben an die Zukunft."

"Die Biegungen, von welchen Petrarca bezeugt worden war, erwachten in ihm lebendiger und stürmischer. In diesem Sinne drangen sich nämlich einige Fragmente aus dem Gedichte des unverwundlichen Mannes, dem die Leichtgläubigkeit des Volks eine Verbindung mit den himmlischen Mächten und mit den unterirdischen Schritten zuschrieb."

"Indem Dante diese Bruchstücke sendete, hatte er an den jungen Bewunderer des Virgil gedacht, an den Knaben, in welchem er einen Nachfolger erblickte, einen Dichter, der das Wort, die Volkssprache zu regeln, vollenden sollte."

"Das Bruchstück enthielt Blätter aus der „Hölle“ und einige Verse aus Beatrice, die Vision aus einer besseren Welt, die Erinnerung eines verlorenen Glücker, welche die Blätter des erhabenen Verbannten aus dem Himmel gerichtet hielt und ihm am Schluß seiner rauhen Pilgerschaft die Palme zeigte. Der Knabe grub sie bald in sein Gedächtnis ein; er sagte sie sich vor, wenn er am Ufer des Arno lustwandeln ging, er murmelte sie mit halber Stimme, und das Entzücken seiner Mutter Gitta ließ ihn die Wirklichkeit eines Ruhms begreifen, dem auch die Klippe huldigt, einer Poesie, welche nicht in den Mauern einer Universität oder eines Klosters eingeschlossen ist, sondern von Mund zu Mund fliehet und alle Herzen bewegt, ohne des schmerzlichen Gedächtnisses der Selbsterkenntnis zu bedürfen. Soll es mir nicht auch gegeben sein, rief er aus, indem er mit großen Schritten einherging, dieselbe Bestimmung um den Preis des letzten Glücker zu haben? zu hören, wie die Menge auf meinem Wege mir zuströmt: das ist er! den trübenden Balsam lebenden Herzen zu bringen, die Mächtigen und Glücklichen der Erde zum Mitleid zu rühren und dem Unglücke meiner Eltern Segen zu setzen. O! wenn jemals Florenz meinen Vater gerückte; wenn es ihm sagte: die Verse deines Kindes gehen die dem vaterländischen Boden wieder! — Er häupte vor Freude und legte die Hände seiner Mutter an seine glühende Stirn. Gitta, schloß sie bewegt, fröhlich die langen schwarzen Locken ihres Sohnes aus seiner Stirn, blickte ihn mit Thränen in den Augen an, legte dann den Finger auf seinen Mund, um ihm Schweigen zu empfehlen und sagte ganz leise: Muth und Hoffnung! denn sie wußte wohl, daß des Vaters Vorsatz die Kämpfungen der Poesie fürchte; sie wußte, daß diese Vorsätze dem Knaben eine ernstere, an Erfolgen reichere Laufbahn genöthigt hatte. Aber eine Mutter ist so sinnreich in den Plänen, welche die Zukunft ihrer Kinder betreffen; diese Zukunft schwante sie so gern nach ihren Wünschen, daß sie ihr unumgänglich schien, daß nicht Gott selbst Petrarca's Beruf bestimmt habe."

"Es gab einen Gegenstand, über welchen Mutter und Sohn mit einer Zurückhaltung hinwegglitten, die nur reinen Seelen angehört, deren Reinheit noch von keinem Hauch, keinem Schanden getrübt ist. Beatrice, Francesca da Rimini, Namen, welche in den Gesängen jenes Dichters verklangen, jene Hingebung ganz verschiedener Art, die einer ein, die andere verbindet; und doch beide mit süßen Farben und eindringenden Bildern ausgekleidet, dieser Contrast — Gitta und ihr Sohn wußten sich nicht darüber zu erklären. Gattin und Mutter, flüsterte Gitta bei dem Schanden an die Leidenschaft, welche einst das Vertrauen, dem kein Geheimniß entzogen war, diese trauersüßigen Unterhaltungen, bei welchen ihr Sohn seine Träume, Pläne und Hoffnungen in den mütterlichen Busen ausschüttete, ihrem Munde. Sie ging und warf sich vor ihm Bildniß der Madonna hin, welches ihr bescheidenes Betham schmückte, hier setzte sie zu dem Kusse der Mutter, zu wachen über ihren Bräutigam. Dasselbe Mutter, sprach sie, ich habe dir den Knaben geweiht, den ich unter Thränen und Schmerzen geboren habe. Du hast ihn vor tausend Gefahren bewahrt, dein mächtiges Schutze errettete ihn aus den Klauen des Arno. Wie ihn beschützen wollen, als des Mordes, dem ich dies kostbare Pfand anvertraut hatte, ihn in den Fluß fallen ließ. Errettete ihn auch aus den stürmischen Fluten der Welt!"

"Nicht nach dieser Erhebung zu der Mutter des Vaters kam sie zu ihrem Sohne zurück und erzählte ihm aus die Klänge, welche seit Jahren auf ihrer Familie lästeten. Sie erzählte ihm von den Tugenden seiner Vorfahren, von den Diensten, welche sie der Sache von Florenz geleistet hatten, von den hohen Würden, welche man ihrer Kecklichkeit anvertraut hatte. Sie zeigte in ihrer Familie mehr Konfessionen, und ihre Verbindung mit Petrarca schien beiden Seiten nur glückliche Tage zu versprechen. Aber ihre Ruhe wurde sehr bald durch die Stürme der Parteien gestört. Von Florenz verbannt, erzählte sie, einige Tage nach unserer Hochzeitfeier, wählte dein Vater Arizzo zu seinem Aufenthalt. Zum wenigsten verließ er Toscana nicht. Ich folgte ihm, und wir lebten einige Zeit ruhig, fern von der Welt, uns selbst genug. Aber die Talente und Tugenden deines Vaters lenkten die Blicke auf ihn. Seine Unglücksgefährten wählten ihn zu ihrem Repräsentanten; ihm wurde es übertragen, mit der siegenden Partei wegen der Rückkehr der Verbannten zu unterhandeln."

"Böse Leidenschaften zerstörten unsere Hoffnungen, brachen die Verhandlungen ab und machten die Dazwischenkunft der Gewalt nöthig. Der Bürgerkrieg brach von Neuem aus. O, meine Kinder, möchtet ihr nie Zeugen von ähnlichem Munde sein. Mein Gott! Florenz müßte sehr schuldig sein, um eine so schreckliche Bückigung auf sich zu ziehen."

"Und mein Vater war also mit dem Vertrauen seiner Gefährten in der Verbannung bekleidet? und ihr Schicksal hing von seiner Klugheit ab?"

"Ja, mein Francesco, dein Vater empfing den wichtigen Auftrag. Aber was vermag ein redlicher und reiner Wille gegen den Haß und die Rache, welche der Bürgerkrieg aufrührt? Seine Pläne zur Ausöhnung wurden vereitelt. Darauf griffen die Verbannten wieder zum Schwerte. Ich sah deinen Vater abreisen; er umarmte mich mit Thränen. Ein Schauder des Schreckens ergriff mich. Ich glaubte sein letztes Lebenswohl zu empfangen. Von Bologna, von Arizzo her vereinigten sich alle ungerechterweise Unterdrückten und richteten ihren Marsch auf Florenz. Es war eine schöne Sommernacht, wo sie die Wälle erstiegen und in die Stadt eindrangen, indem sie sich der durch verschiedene Belagerungen in die Mauern gemachten Brechen bedienten; aber ihre Segner erwarteten sie — ohne Zweifel war das Geheimniß dieser Unternehmung verrathen worden."

"Verrathen, meine Mutter! und mit dem Ausbruche der Verachtung zog sich die Oberlippe des Knaben zusammen."

"Selbst, mein Francesco, verrathen. Anstatt der Helfenden, trafen sie auf grimmige Feinde, welche Anzahl und Stellung voraus hatten. Doch hindert das nicht; der Kampf beginnt; dein Vater fand sich im stärksten Handgemenge an der Seite des Dante Alighieri. Von dieser Zeit her stammt ihre Freundschaft."

"Edle und heilige Freundschaft — und dann, meine Mutter, ende diese Geschichte, die mich ängstigt, entzückt; vollende!"

"Welche Nacht, mein Sohn! denkwürdige, welche Angst ich hatte, als so der Tod über dem Haupte deines Vaters schwebte. Run! — In dieser Stunde des Schreckens und des Glücker ward ich Mutter. Mein Francesco ward zu Arizzo geboren. Ein schwacher Schrei entfuhr deinen Lippen — ich weckte über meinen Erstgeborenen, ich erwiderte dich mit meinen Küssen, ich stellte dich unter den Schutz Gottes und rief: Großer Gott, erhalte ihm seinen Vater, daß er nicht in der Geburt zur Waise werde!"

"O, meine Mutter! wie bin ich stolz auf die Stunde meiner Geburt. — Er warf sich in die Arme seiner Mutter und ihre Thränen flossen zusammen."

In demselben Orte und in demselben Verlage erschien ein kleines Schriftchen von Pietro Giarati:

4. Una notizia su Petrarque, mit einer Lithographie, welche die Quelle von Bausilise darstellt. Wir geben daraus ein Bruchstück, welches von der Erinnerung Petrarca's handelt:

"Es war Petrarca vorbehalten, einen Gebrauch zu erfinden, der seit den Jahrhunderten der christlichen Literatur

abgekommen war; es war ihm vorbehalten, der Erste zu sein, der die herrliche Ausbildung genießen sollte, welche die Bewunderung des Volkes einem Manne zugehen kann. Er hatte zu wählen zwischen den Ehrenbezeugungen in Rom und Paris; aber die, welche sein Vaterland erweisen wollte, hatten in seinen Augen den größten Werth; er entschied sich unmittelbar für die Krönung auf dem Capitol. Doch wollte er noch Italien durchlaufen und wendete sich 1341 nach Neapel.

Als er in dieser Hauptstadt angekommen war, unterzog er sich freiwillig einer öffentlichen Prüfung über die wichtigsten Fragen in der Theologie und Geschichte und zwar in Gegenwart des Hofes. Der König von Neapel, Robert, bekannt wegen seiner tiefen Gelehrsamkeit, war über den Umfang seiner Kenntnisse und die Kühnheit seiner Einsätze so verwundert, daß er, nachdem er ihn der Dichterkrone für würdig erklärt hatte, sich selbst in einer Aufregung der Begeisterung seines königlichen Mantels entleibte und unter großem Beifallgeräusch der Menge Petrarca damit schmückte.

Hierauf begab sich Petrarca nach Rom, wo ihn die glänzende Feierlichkeit erwartete. Vor der Krönungszeremonie wurde eine Messe gehalten, welcher alle berühmte Männer Roms beiwohnten. Es wurde darauf mit Kleidern angethan, die für dieses Fest besonders geweiht waren und von welchen die Geschichtsschreiber der damaligen Zeit eine glänzende Schilderung machen. Seine Fußbekleidung bestand aus violetten Halbkiefern mit blauem Band umwunden; Violet sollte die Liebe bedeuten und Blau die davon unzertrennliche Eifersucht. Sein ganzes Geßum bestand aus poetischen Emblemen. Ein langer Gewand von grüner Seide stellte die Frische seiner Jhren dar; ein anderes von weißem Atlas, ähnlich dem Gewande, was einst die triumphirenden Feldherren trugen, sollte an die Reinheit seiner Tugenden erinnern; zu diesem Schmucke kam eine Lyra, die ihn als Dichter darstellte. Ein junges Mädchen mit verworrenem Haar ging mit nackten Füßen hinter ihm her und trug ihm die Schleppe; in der andern Hand hielt sie eine Fackel und stellte so die Thorheit vor, die oft heller steht als die strenge Vernunft. In einem Wagen, von Goldstoss überzogen, auf welchem die poetischen Gottheiten dargestellt waren, führte man ihn auf das Capitol mitten unter dem fröhlichen Zurufe der Menge. Franken begleiteten seinen Zug. Der Rame Laura schwebte auf jedem Munde, und noch nie ward der Ruhm eines Weibes so beneidet.

Angelangt auf dem Capitol, hielt Petrarca eine Rede und verlangte für sich die Krone. Ein Mitglied des Senats erklärte im Namen der Bevölkerung Roms, daß die für Petrarca beschlossene Ehre nur die Belohnung seiner Verdienste sei und nicht einmal zureiche, sein Genie zu ehren. Hierauf befränzte man seine Stirn mit Lorber, Myrte und Ephen — mit Ephen, weil mit diesem Bacchus den ersten Dichter befränzte. Petrarca bestieg hierauf wieder seinen Wagen und ließ sich in die Kirche zu St. Peter fahren, wo er seine dreifache Krone ablegte, wie einst die Triumphtore, indem sie den Göttern Dank sagten, die Zeichen ihres Sieges auf den Altären der Götter niederlegten.

Nach diesen Ehrenbezeugungen glaubte Petrarca seinen Aufenthalt in Rom nicht weiter verlängern zu müssen. Sein Rame erlöste in der ganzen Welt wieder. Nach einem kurzen Aufenthalt in Parma ging er nach Avignon zurück, um seine Laura wiederzusehen u. s. w.

Man sieht schon hieraus, daß es in diesem Schriftchen nur auf eine elegante Schilderung abgesehen ist.

Von einem ganz andern Interesse ist der an demselben Orte erscheinende

5. Code de la presse, welcher alle diesen wichtigen Gegenstand betreffenden Gesetze gesammelt enthalten soll. Die Arbeit ist von einem ausgezeichneten Advocaten. Ihr geht eine historische Analyse der Geschichte vorher, welche die Presse bis auf das neueste Gesetz in Frankreich erfahren hat. Aus dieser Analyse gehen wir folgendes Bruchstück über die Presse unter der alten Monarchie.

„Wenn man die Documente, welche uns die alte Monarchie

überliefert hat, befragt, so findet man, daß die Presse seit in Sklaverei gehalten worden ist; man weiß, daß keine Schrift ohne Autorität des Königs gedruckt oder wiedergedruckt werden konnte bei harten Strafen gegen die Verleger und Drucker, und daß die Erlaubniß nur unter unendlichen Vorbehaltswegeln bewilligt wurde. Man findet in einem Befehl des Königs vom 10. April 1725, daß sein Privilegium zum Druck neuer Bücher bewilligt werden solle, wenn nicht vorläufig der Stempelwahrer Schrift und Papier der Ausgabe genehmigt habe. Eine andere Verordnung des Conscils vom 10. Juli 1725 will, daß die Blätter des Manuscripts oder des Exemplars beim Abdrucke mit den handschriftlichen Lettern, welche das Werk genehmigt hatten, versehen sein sollten. Die Censur wachte stets mit Aufmerksamkeit; sie ward im Namen der Urberechtigkeit ausgeübt und war argwöhnisch und rauh. Der Abt Fleury mußte seine „Reben über die Freiheiten der gallicanischen Kirche“ durch offene Briefe unterbrechen lassen; die Herausgeber der „Encyclopédie“ sahen das Privilegium, welches ihnen bewilligt worden war, durch einen Befehl des Conscils widerrufen und Montesquieu war genöthigt, sein bewundernswürdiges Werk „über den Geist der Gesetze“ in Genf drucken zu lassen. „Man muß eingestehen, daß die auf diese Weise beschränkte Freiheit zu schreiben, weit entfernt, besetzt zu sein, mehr als einmal den Charakter der Ungebundenheit annahm. Die Hülfe kam der gescheiterten Presse zu Hilfe; der Betrug wurde selbst durch die Mittel ersetzt, welche die Autorität anwendete, sie zu unterdrücken. Je strenger die Gesetze waren, desto mehr suchte man, sie zu verletzen, und man kannte kein Bedenken gegen Gesetze ohne Maß. Die Civilisation machte ungeheure Fortschritte; sie kämpfte mit den Hindernissen, die man ihrer Entwicklung entgegenstellen wollte; die präventiven Maßregeln, die schreckenden Strafen boten nicht mehr hinreichenden Schutz dar und, was bemerkbar ist, die Parlements, welche bisher im Staate eine Macht gewest waren, die gar oft durch ihre Gewalt die Rechte des Volks gegen die Unternehmungen des Königthums unterdrückten, waren dennoch die häufigsten Gegner der Freiheit der Presse.“

„Man begreift wol, daß die periodische Presse nicht mit größerer Gunst behandelt wurde. Die Erscheinung eines Journalists war ein Ärgerniß, welches man kaum duldet. Das Parlament zu Paris hatte durch eine Verordnung vom 18. Mai 1745 Jedermann verboten, Schriften irgend einer Art, welche den Charakter einer Zeitung oder geschriebener Neuigkeiten trügen, unter welchem Titel es auch sei, zu verassen oder anzugeben, bei Strafe des Staupefens und der Landesverweisung für das erste Mal, und der Galleren beim zweiten Male. Man konnte übrigens die Journale für ein Interesse darbringen? Ein unbedingtes Stillschweigen über Alles, was den Staat, die Kirche, die Finanzen, die Corporationen, die Agenten der Gewalt oder der Autorität betrafte, war anbefohlen; es war nicht einmal erlaubt, die Entscheidungen der Gerichte ohne ihre ausdrückliche Genehmigung zu veröffentlichen.“

„Eine neue Ordnung der Dinge entstand mit den neuen Institutionen. Die gesetzgebende Versammlung erkannte in ihrer Erklärung der Rechte des Menschen und Bürgers vom 14. Sept. 1791, daß die freie Mittheilung der Gedanken und Meinungen eines der wichtigsten Rechte des Menschen sei, und daß jeder Bürger frei sprechen, schreiben und drucken dürfe, jedoch für den Mißbrauch dieser Freiheit verantwortlich bleibe, und so war die Censur oder eine Aufsicht über die Schriften vor ihrer Bekanntmachung ausgeschlossen.“

Ein anderes, die Gesetzgebung Frankreichs betreffendes Werk fand die bei Courault in Paris erschienenen

6. Etudes scientifiques sur les gouvernements de la France depuis 1789 jusqu'à nos jours par Mr. Gustave Albige.

Der Verf. hat in diesem Buche ein lebendiges Gemälde aufgestellt, welches die Geschichten über die Revolution ergreift und durch seine Resultate von selbst auf eine Regierungswissenschaft hinführt.

Literarische Unterhaltung.

Freitag,

Nr. 197.

15. Juli 1836.

Erste Reise nach dem nördlichen Amerika in den Jahren 1822—24 von Paul Wilhelm, Herzog von Württemberg.

(Fortsetzung aus Nr. 196.)

Bei Beurtheilung des Charakters und der Sitten der Indianer, über welche Reisende so oft die ungünstigsten Berichte mittheilten, kommt es vor allen Dingen darauf an, daß man genau zwischen denjenigen unterscheidet, die entfernt von den Weißen in ihren mitteln in Wäldern und Einsiden gelegenen Dörfern wohnen, und jenen, welche sich tranken in Handelsfactorien oder in Gesellschaft ebenso entwürdiger Menschen europäischer Abkunft herumtreiben. Unter Erstem, versichert der Herzog, die Bekanntheit von Männern gemacht zu haben, die nicht allein Ansprüche auf die Ehrfurcht ihrer indianischen Stammesgenossen machen können, sondern deren hochherziger und edler Charakter auch seine Achtung und die aller Regierungenagenten, welche mit ihnen in Verhältnisse gerathen, in vollem Maße verdiene. Die Hauptelbenschaft, welche den Indianer beherrscht, ist der Hang zum Genuße des Bihokys, und die nordamerikanische Regierung verdient alles Lob, daß sie durch strenges Verbot, berauschende Getränke unter die Wilden einzuführen, diesem Laster mehr und mehr gesteuert hat.

Der Indianer, der ein wahrvolles ernsthaftes Wesen mit ruhiger und kalter Überlegungskraft als Symbol männlicher Stärke betrachtet, ist betrunken ganz das Gegentheil. Die wilde Leidenschaft verleitet ihn leicht zu jeder Handlung, und sein ohnehin kriegerisches Gemüth läßt ihn in roher Tapferkeit die Waffen gegen den Freund führen, dessen Leben er nüchtern mit dem letzten Blutstropfen vertheidigt hätte. Der Wilde büßt auf das strengste jede selbst im Trunke geschehene Störung der Ruhe in der Mitte von Blutsverwandten, und ein unvermeidlicher Tod ist das freiwillige und gewisse Sühnopfer Dessen, der im Kampfe den Freund getödtet hat. Dieser Zug im Charakter der Indianer beweist deutlich, wie sehr sie die Folgen der Ausschweifung verabscheuen, und nur Verführung und dargebotene Gelegenheit konnte die nun schon gesunkenen Sitten dahin führen, einem Glase Branntwein Alles aufzuopfern.

Der General Clarke, einer der ausgezeichnetsten Militärbeamten der Vereinigten Staaten, verschaffte dem Herzoge die angenehme Gelegenheit, einer Verhandlung mit den Häuptlingen und angesehensten Kriegern der Poutatomi beizuwohnen, und der Leser wird mit hohem Interesse der Schilderung folgen, welche der geistvolle Verf.

von dieser in jeder Beziehung originellen Versammlung gegeben hat. Zu gleicher Zeit hatte sich auch ein Haufen Osagen (von den Creolen les grands Os genannt, da dieselben die meisten indianischen Stämme nur mit der Anfangssylbe ihres Namens benennen) in der Nähe von St. Louis eingefunden, welchen der Herzog seine besondere Aufmerksamkeit widmete. Alle Individuen dieser den großen Strich Steppenlandes westlich vom Mississippi und Mississippi zwischen dem 32—41° nördlicher Breite bewohnenden Nation, welche der Verf. zu sehr Gelegenheit gefunden hatte, zeichneten sich durch einen sehr starken und muskulösen Bau aus und schienen durch Ähnlichkeit ihrer Sprache, durch Analogie der Gesicht- und Körperbildung sowie durch ihre Lebensart und Sitte einem Hauptstamme anzugehören, zu dem man die Comagen, Arkansas, großen und kleinen Osagen, Kanjas, Omahas, Pontaras und wahrscheinlich noch einige andere kleinere Völkerschaften zählen kann, über welche aber, weil sie in den entfernten westlichen Steppen leben, es noch völlig an bestimmten Nachrichten mangelt. Der Herzog fand unter diesen Nationen vielen Biederfinn und wählte sich manchmal unter einem Haufen Beduinennaraber; ungeachtet aller seiner Bemühungen war es ihm nicht möglich, genauere und zuverlässigere Notizen über die Abstammung der einzelnen Völker sich zu verschaffen, und das Einzige, worin sie übereinkommen, ist, daß unter ihnen durch Überlieferung die Sage fortlebe, daß vor langen Zeiten alle jene Stämme friedlich zusammenlebend ein großes Volk gebildet hätten. Mit den Pahnis und Docata oder Stour, benachbarten Urstämmen, leben sie in beständiger Feinde. Die Pahnis, die aus Südwesten eingewandert sein mögen, sind weit gebildeter als die Völker der Osagenstämme, und viele, besonders religiöse Gebräuche, namentlich ihre Menschenopfer, beweisen in früheren Zeiten eine Bekanntheit der Letztern mit den Völkern des südlichen Theils von Mexico, ja selbst vielleicht mit den Azteken.

Dieses scheint auch der merkwürdige Umstand zu bestätigen, daß sie auf ihren Raub- und Kriegszügen sich immer nach Südwesten wenden, während die Völker des Osagenstammes ihre Züge nach Westen und Norden zu richten pflegen. Nach einem kurzen Aufenthalt in St. Louis, dem Hauptorte des Missouristaates, von dessen weißen wie farbigen Bewohnern er ausführliche Nachrichten

gibt, wendete sich der Herzog zu jenen merkwürdigen Hügel, deren Entstehung längsverflossenen Jahrhunderten und einem mächtigen Volke angehört, welches, längst von Schauplätze verschwunden, auch nicht die leiseste historische Spur zurückgelassen hat. Über ihre eigenthümliche Bestimmung, ob sie Begräbnisstätten der Indianer, oder ob der Namen einzelner Häuptlinge, oder vieler in der Schlacht gefallener Krieger gewidmet waren, läßt sich nichts mit Gewißheit entscheiden; sie bilden eine Art Kegel mit ovaler Grundfläche und bestehen aus einer festen thonigen Masse, die sich nach und nach mit Schichten von Dammerde bedeckte und nun mit einzelnen Bäumen und Sträuchern bewachsen ist. Wer nähere Details über dieselben zu lesen wünscht, findet sie in Major Long's „Account of an expedition from Pittsburgh to the Rocky Mountains, in the years 1819 and 1820“ (Philadelphia) Bd. I, S. 59. — Am 12. Mai verließ der Herzog St. Louis, um den Missouri stromaufwärts zu verfolgen. Der Verf. berichtet nun tagesbuchartig den weiteren Verlauf seiner Wanderung in jene unwirthbaren Gegenden, die nur selten von wissenschaftlich gebildeten Reisenden besucht werden, und theilt einen reichen Schatz naturhistorischer Beobachtungen, besonders in botanischer Hinsicht mit, welche zur Erweiterung unserer Kenntnisse vom entschiedensten Werthe sind. Der Herzog berichtet hier zuvörderst einen geographischen Irrthum, daß nämlich die Länder zwischen den nördlichen Bergen und dem Meere des Mac-Kenzie, welche der englischen Nordwestcompagnie angehören, unfruchtbar, und daß vom 48° der Breite nördlich die Fluren Nordamerikas mit ewigem Eis bedeckt seien. Nach den sehr sichern Beobachtungen, welche Lewis und Clarke mit großer Pünktlichkeit angestellt haben, ist das Klima der westlichen Küste Amerikas sehr gemäßigt und nicht kälter als Europa unter gleichen Grad; wol aber ist das östliche Amerika vom 30° nördlicher Breite aufwärts kälter als Europa und Nordafrika unter gleichen Breiten. Daß aber wegen der dichten Wälder und in Folge der feuchten Atmosphäre das östliche Amerika vom 30° nördlicher Breite aufwärts kälter als Europa und Nordafrika unter gleicher Breite ist, erleidet keinen Zweifel. In dem weiteren Verlauf seiner Expedition hatte der Verf. Gelegenheit, die gänzliche Unkunde der Amerikaner in Betreff alles Dessen, was Europa, das sie als ein wahres Fabelland betrachten, betrifft, kennen zu lernen.

Ich glaube mit Recht — fährt er fort — die Behauptung aufstellen zu können, daß in Betreff meines Vaterlandes mit von indianischen Häuptlingen rationellere Urtheile zu Ohren kamen als von den weißen Ansehleren im Innern des Landes. Hieran ist der gänzliche Mangel an Schulen unter den zerstreuten Indianen und ihre große Sorglosigkeit in Hinsicht alles Dessen Schuld, was sie nicht zunächst umgibt.

Auf einem großen Felsen, Caverne à Montbrun genannt, der zur Zeit eines Krieges zwischen den Weißen und den Urvölkern eines indianischen Stammes Festern als Schlupfwinkel diente, gewahrte der Herzog in einer beträchtlichen Höhe Spuren indianischer Malerei, worunter einige, welche Männer in kriegerischer Stellung vorstellen sollten, noch ganz erhalten waren. Der Gebrauch, im-

völlige Figuren von Menschen, Thieren oder Götzen auf solche Felsen, welche die Küsten der Flüsse bilden, einzugraben, scheint den Urvölkern aller Theile Amerikas eigen gewesen zu sein. Über die verschiedenen Gattungen der Schlangen theilt der Verf. sehr interessante Bemerkungen mit, sowie er auch das allgemein gebräuchliche Rauschen der Zauberer und Gaukler, welche Schlangen und Umwandlung von abergläubischen Ceremonien unschädlich machen sollen, aus eigener Erfahrung widerlegt, indem es sich bei näherer Untersuchung herausstellte, daß der Schlangenschwörer den Schlangen die Giftzähne ausgebrochen hatte. Übrigens räumt er gern ein, daß der Gebrauch vieler Gegenstände, namentlich des geräucherten Feders und der Decocte vieler Blätter und Wurzeln, den Schlangen zuwider ist, daß sie dadurch gleichsam betäubt und unvermögend werden zu beißen. — An den Folgen, der Sitten und Lebensweise der Herzog zu wiederholten Malen zu beobachten Gelegenheit fand, mußte er besonders die Achtung rühmen, womit sie die Autorität der Häuptlinge und den Rath des Alters anerkennen; keinem indianischen Volke sind die Bande der gesellschaftlichen Verbindung so theuer wie ihnen; außer den Delinquenten kein indianischer Stamm das höchste Wesen, den Herrn des Lebens, so streng wie sie, und ihre Priester haben daher in hohem Ansehen; ohne ihren Rath zu befragen und sich durch Fasten, harte Weisen und Opfer vorzubereiten, unternehmen sie keine wichtige Handlung.

Einige englische Meilen hinter der Feste, Les au rocher percé genannt, wurde die Reisegesellschaft des Herzogs durch eine mit Indianern des Apowastammes zahlreich bemannete Progreß überrascht, was anfanglich dieselbe in Angst setzte, bis sich durch nähere Verständigung ergab, daß die Apowas in der Absicht, Erkundigungen einzuziehen, gekommen waren. Wegen ihres wilden, blutigen und grausamen Charakters leben diese Wilden in beständige Feindseligkeit mit Eingeborenen wie mit den Colonisten, und durch die häufigen Kriege sind dieselben nunmehr auf eine Anzahl von etwa 200 Köpfen zusammengeschmolzen, und der Stamm wird wol am Ende völlig ausgerottet werden. Der Herzog brachte auf seiner Fußwanderung nach dem Flusse Kanzas einige Tage in der Hütte eines Jägers zu, der unter dem Namen Grand Louis in der ganzen Gegend bekannt ist und in seinem Charakter die Spuren des Überganges von dem Culturstande zu jener der rohen Natur trägt. Wir müssen dem Verf., der die richtige Ansicht hat, daß es „Pflicht des beobachtenden Reisenden ist, treffende Bilder sowohl von Menschen als aus der Natur aufzustellen“, für das gelungene Bild dieses originellen Natursohnes aufrichtig unsern Dank sagen. Dem Orte, wo die Jägerwohnung stand, gegenüber, jenseits des Flusses, entdeckte der Herzog indianische Spuren einer Horde der Kanzanation; er schickte sich sofort, das Lager derselben zu besuchen, und wurde von den Häuptlingen Wakanzere auf das ehrenvollste aufgenommen. Diese Horde ist wie die meisten amerikanischen Völker in mehrere Bänder getheilt, die sich nur selten vereinigen, wenn sie auf der Jagd sind, auch in ihrem geselligen Leben.

vermuthet, dass sich natürlich seinen ganz strengen Bohnen-
 essen nicht, was ihm die Lust, ein Caput Nihil, zu
 an der besten Mahnung erfordert. Man muss war, das den
 Indianer befriedigt, weil er einer der ersten In-
 dianer dieses Stammes war, welches die Kanjas, ein Feind
 der guten Ansiedler und Pelzhändler feindselig gesinn-
 tet, gewöhnlich Ursoöl zu mildern Verfahren und zum
 Verkehr mit den Europäern stimmte. Der Herzog schil-
 det ihn als einen Mann über 40 Jahre, von großer,
 eines belebter Gestalt und einem ernsten, gebietenden
 Gesicht, dem die sich so vorthellhaft im Charakter der
 Wilder Amerikas ausdrückte. In seinem Benehmen zeigt
 er, daß er die Vorteile europäischer Gesittung wohl er-
 kannt, aber dennoch die Gesetze der Europäer als unpass-
 end für die Völker betrachtet, die dem Naturzustande noch
 so nahe stehen und daher den plötzlichen Übergang zur
 Gesittung nicht ertragen können. Der Verf. entwirft in
 lebendigen Farben ein Gemälde von dem Aussehen des
 Lagers und seiner Bewohner, welches durch die Neuheit
 der Gegenstände unsere Aufmerksamkeit in hohem Grade
 in Anspruch nimmt. — Unterhalb des Flusses Missis-
 sippi erreichte der Herzog die Savane, auf welcher sich
 Steden von Apowas und Saks herumtreiben; das rechte
 Ufer des Mississippi vom flachen Fluß (Rive plate) bis Na-
 mas, blies den friedlichen Dros zum Jagdrevier. Die
 Apowas lebten in ansehnlichen Kriegen mit den westlichen In-
 dianern zwischen dem Missouri und dem Rio bravo del
 Norte, wozu vornehmlich, zu einem Urstamme sich rech-
 nend, die großen und kleinen Ojagen, die Arkanzas (Apo-
 was), die Kanjas und andere Indianer, von den Spa-
 niolen Komanches mit dem Namen: Indios de los
 bravos benannt, gehören. Die Apowas gehören zum
 D-Akka-gra-Mingebagostamm, mit ihnen die Fische,
 Saks, Dros und andere zwischen dem Missouri und Mi-
 ssippi wohnen, aber friedlichen Indianer. Zu dem Na-
 mas-Dalea über dem Stourstamme gehören alle Stämme,
 welche von den Franzosen im Allgemeinen Stour genannt
 wurden. Dieses sind noch die vollreichsten Stämme. Die
 Comanch und Ara Ricara scheinen Stämme zu sein, die
 von den westlichen Gegenden, Neuspaniens Grenzen, ver-
 trieben worden sind und vielleicht einst die Gebirge von
 Sierra de las grullas bewohnt haben, da die dort hän-
 genden Indianer vieles Eigenthümliche mit ihnen gemein
 haben sollen. Die Akaras (Kis), obgleich von Stämmen
 anderer Racen, sie bestehender Urvölker umringt, scheinen
 mit den nördlichen Indianern nicht verwandt zu sein und
 sprechen eine der Peruviansprache mehr verwandte Spra-
 che. Die Charakterzüge, welche der Herzog an den Apo-
 was wahrnahm, sind unter die er vorzüglich ihr strenges
 Verhalten auf die Kinder, ihre Wachsamkeit auf die Keusch-
 heit ihrer Töchter und die Habsucht der Eltern zu den Kin-
 dern und der Verwandten untereinander rechnet, zeichnen
 diesen Stamm vorthellhaft vor allen übrigen aus und
 bekräftigen ihn in der Ansicht, daß es nur zweckmäßiger
 Nahrungsmittel bedürfte, um diese noch so wild scheinenden
 Völker für eine bessere Gesittung empfänglich zu machen.

Die Beobachtungen, welche der Verf. durch einen längern
 Aufenthalt unter diesen Völkern anstellen konnte, sind für
 reisenderen Zweck zur Geschichte der Urvölker, um so
 schätzbare, als sich hier lebendige Auffassung mit einem
 scharfen Blicke vereinigt zeigt.

(Der Beschlus folgt.)

Russisches Conversations-Lexikon.

Unter obigem Titel können wir mit Fug und Recht das
 „Encyclopädische Lexikon“, welches in Petersburg von einem
 Vereine Gelehrter in russischer Sprache herausgegeben wird,
 unsern deutschen Lesern vorsehren. Denn auch dieses kann als
 ein Kind des weit verbreiteten deutschen Mutterwortes an-
 gesehen werden. Der erste im Juni 1835 erschienene Theil liegt
 vor uns. Wir haben begreiflicherweise nicht die Absicht, uns
 auf eine ins Specielle gehende Beurtheilung des Unternehmens
 und der vorliegenden Probe der Ausführung einzulassen. Ei-
 nige Notizen darüber werden aber gewiß nicht unwillkommen
 sein.

Das Bedürfnis eines Werkes, in welchem man sich über
 die Gegenstände des geselligen Verkehrs unter Gebildeten ohne
 langes und beschwerliches Suchen unterrichten könne, war viel-
 leicht in Russland noch fühlbarer als andernwärts. Die Art
 der Bildung der höhern Stände, die Abneigung derselben gegen
 Zeit und Anstrengung fordernde Nachforschungen, die Höhe der
 Bücherpreise und mehres Andere mußten einem Werke Beifall
 und weite Verbreitung versprechen, welches Vielen eine kleine
 Bibliothek ersetzen konnte. Und in der That wurde namentlich
 die Brockhaus'sche „Real-Encyclopädie“ in vielen Exemplaren
 auch über Russland verbreitet. Die Censur nahm zwar an et-
 nigen Artikeln in derselben Anstoß und erlaubte nur den Ver-
 kauf solcher Exemplare, in denen jene Abschnitte gestrichen waren;
 aber selbst so verkrüppelt war das Werk willkommen, und
 überdies fand man Mittel genug, zum Besiz vollständiger
 Exemplare zu gelangen, die dann gewöhnlich um hohe Preise
 verkauft wurden. In neuern Zeiten wurde jedoch größere
 Strenge von Seiten der Censur und der Behörden geübt,
 und die Behörde, grade die Artikel zu lesen, welche verpönt
 waren, konnte immer weniger befriedigt werden. Dazu kam,
 daß in den ausländischen Werken dieser Art natürlich nicht
 vollständig das Bedürfnis des Russen befriedigt war. Es fehlte
 an vielen geschichtlichen, biographischen, geographischen, statisti-
 schen, literarischen und andern Artikeln, über welche dieser vorzüg-
 lich belehrt sein wollte. Die Schwierigkeit, zuverlässige Nachrichten
 zu erhalten, hatte in andern vorhandenen, Russland näher an-
 gehenden Artikeln manche Unrichtigkeiten sich einschleichen lassen.
 Diese Umstände waren es, welche im Allgemeinen die einzi-
 gliche Unternehmung eines solchen Werkes veranlaßten. Wie
 überhaupt von Seiten der Staatsbehörde in neuern Zeiten die
 Berücksichtigung des Nationalen ein Übergewicht erhielt über
 die Vorliebe zu hiesiger Nachahmung des Ausländischen, so
 sollte auch diese literarische Unternehmung ein nationales Ge-
 präge erhalten. Im Folgenden mußte die Anzahl der Arti-
 kel, welche für den Russen ein besonderes Interesse hatten, be-
 deutend vermehrt und die Verbreitung der meisten in andern
 ähnlichen Werken vorhandenen Artikel aus einem andern Be-
 sichtspunkte und in einem andern Geiste vorgenommen werden.
 Es wurden daher auch die meisten (in des Vorrede zum ersten
 Bande zum April genannten) ausländischen Werke dieser Art
 zu Rathe gezogen, so bekannt man sich doch fast bei jedem
 Artikel auf bloße Uebersetzung. In Rußland, das Unternehmern
 nach diesem Plane zu Grunde zu bringen, fehlte es nicht. Es
 wurden alle literarischen Notabilitäten, kleine und große, des
 Interesses gezogen, berühmte Namen anzuhängen, unter denen
 der Ruhm der Wissenschaften glänzen sollte. Es sollen sogar et-
 lige derselben, wie behauptet wurde, sich bloß als Namen über-
 schrieben, um einen Namen zu haben, ohne ihre Mittheilung

tung zuzufügen. Dieses Gerächt, mag es wohl oder ungegründet sein, kann indes nicht hindern, daß manche tüchtige Arbeit zu erwarten steht, da uns unter den wirklichen Mitarbeiterinnen bekannt sind, die auch in Deutschland einem solchen Werke zur Beredsamkeit und Empfehlung gereichen würden.

Der auch im Auslande bekannte und um die russische Literatur verdiente Staatsrath Gressly übernahm die allgemeine Redaction. Außerdem erhielten die einzelnen Fächer ihre besondern Redactoren (gegen 74). Wir nennen aus ihrer Mitte Staatsrath Arseniew, die Akademiker Ostrogradsky und Schmidt, die Professoren Besser und Stodhardt. In gemeinschaftlichen Konferenzen derselben wird über die wichtigsten Redactionsangelegenheiten Berathung gepflogen und entschieden. In der Vorrede zum ersten Bande werden über 180 Mitarbeiter genannt, darunter die wirklichen Staatsräthe Adlung und Baron Schilling von Kanstatt, die Akademiker Bongard, Brandt, Fuß, Joffe, Permann, Kupfer, Leng, Parrot, Struve, Trinius, Admiral Greig, Viceadmiral Ricord, der Flottenkapitän erster Classe Lütke (jetzt Contreadmiral und Erzieher des Großfürsten Konstantin), der Vicepräsident der Akademie der Künste Graf Koltsoi, der Vicepräsident der moskauer Abtheilung der medicinisch-chirurgischen Akademie Fischer (von Waldheim), der Director des botanischen Gartens Fischer, die Professoren Lorenz und Schumy, der Collegienrath Köppen, Bulgarin, deren Namen auch im Auslande nicht unbekannt sind. Das Ganze ist auf 24 Theile berechnet, für welche der Preis von 240 Rubel Papier festgesetzt ist. Jährlich sollen 4 Theile erscheinen, so daß das ganze Werk binnen 6 Jahren vollendet sein würde. Der erste Theil, im Format dem Brockhaus'schen Firsten ziemlich gleich, hat gegen 1140 Artikel auf 557 in zwei Spalten getheilten Seiten. Er reicht von A—ALM. Das Kupfer ist sehr empfehlend: schönes weißes Papier, scharfe und geschmackvolle Lettern, hier und da eingedruckte Abbildungen. Die Zahl der längeren Artikel ist nicht groß. Nur 12 umschließen mehr als 4 Seiten. Es ist also offenbar den Herausgebern mehr am Vollständigkeit der Artikel, als um Ausführlichkeit einzelner wichtigerer zu thun. Doch ist es uns vorgekommen, als ob es hier und da an Gleichmäßigkeit in der Ausführung, an strenger Befolgung eines bestimmten Principes fehle. Die Länge einiger unwichtigen Artikel scheint uns in keinem rechten Verhältnisse zur Bearbeitung der wichtigeren zu stehen. Doch geben wir gern zu, daß in der Bestimmung des Verhältnisses der einzelnen Artikel zueinander eben die Hauptschwierigkeit eines solchen Unternehmens liegt. Übrigens sind am Ende der meisten Artikel in diesem ersten Bande die Verf. genannt. Wir bemerken schließlich noch, daß demselben die Abbildung eines Kriegsschiffes von 84 Kanonen beigegeben ist. Der Verleger Pluchart wurde bei Überreichung desselben von der Kaiserin mit einem kostbaren Brillantring beschenkt.

Briefe eines Liebenden von Leopold Bornik. Eingeleitet von Friedr. Schielermacher. Köln, Köhnen. 1836. 8. 20 Gr.

Das ganze Buch klingt in seiner blumigen Fassung und Sprachweise nach einer Portion Mystik; schon die ominante Schielermacher'sche Einleitung steht nach einer kleinen Mystification aus. Zwei abgerissene Stellen, jede aus einem Briefe, von Schielermacher an den Verf. über die Frage geschrieben, ob das in Manuscript eingereichte Buch der Empfehlung und des Druckes werth sei, sollen für eine Einleitung gelten. Schielermacher erkrant das darin vorwaltende christliche Gemüth sowie die Kindlichkeit der im biblischen Tone gehaltenen Sprache, nicht minder die im Buche vorkommende kosmopolitische Satire und Ironie an, was sich aber mit dem in vollkommenen Mystik ausgetauschten überauswundersamen Gefühle des Verf. nicht bestreuen und wozu diesen schließlich von jeder Anwendung von Christenthum. Erider machen sich hin und wieder Spuren davon bemerkbar. Schielermacher's Redaction war dem Aufschwunge

kann dem als ein trister Laich des bereits vorhandenen Lebens werden. Es ist in der That eine Studie in dem Sinne, ein Stillstehen der Empfindung, eine kosmopolitische Überfluthung des religiösen Gefühls; das die Bewegung, die auch, wenn beständig, nur innerhalb der Grenzen, welche die Subjectivität des Verf. in den engsten Raum zwängen, abläuft, wie einem innern Erben, einem Bilden der Herkommenen, als einer der ganzen Organismus des Verf. in Bewegung setzenden Thätigkeit. Bei alledem ist es ein fruchtbares gemüthliches Buch, das jedoch, wie auch Schielermacher voransieht, nur einen kleinen Kreis von Lesern finden wird. Es ist, jart und religiös gebaute Gemüther, wie dies Buch, wenn es recht genossen werden soll, verlangt, gibt es zur Zeit nur wenige. Für die Pfaffen und Mystiker ist es eigentlich auch nicht, weil sich noch allerlei Weltliches einmengt und die Briefe eines Liebenden schon an sich etwas Verdächtiges in sich haben. Daß man sich erst eingeleitet und mit des Verf. Sinn und Gemüth befreundet, so wird man von dieser süßlichen, quellenden Sprache von selbst fortgetragen. Man frage, ob der Verf. seine Studien durchgemacht hat. Er entwickelt keine philosophische und Naturkenntnis und gibt manche, brandige Sentenzen und Andeutungen, die leider in dieser blumigen, biblischen und nicht eben zusammengehaltenen Sprache wenig hervortreten. Im Ganzen verschwimmt der Verf. in seinen Gefühlen, statt obenauf zu schwimmen. Er vergriff sich in Ton und nahm ihn zu weich. Was hilft die reiche Fülle der Poesie, die hier magt, wenn Form und Erhaltung fehlerhaft? Göthe äußerte zu Eckermann: „Unsere Zeit ist eine subjektive, also eine rückwärtende.“ Freilich! wenn Jeder so in seiner Subjectivität verharren und nicht aus sich selbst herauswachsen will wie Bornik, so ist an einen Gesamtstand auf der Welt der Literatur gar nicht mehr zu denken; so kriecht man mit dem Händchen seiner Individualität herum wie die Schnecke und vertritt sich wie diese in sich selbst; so bangt Jeder, auf seiner kleinen Scholle Talent ein Blümchen, ein Pflänzchen oder Kräutchen an, und es ist Keiner, welcher deren Duft zu niesen mag als eben der Verf. selbst, der nichts weiter als sich selbst versteht und ebeneshalb von Keinem sonst verstanden wird.

Notizen.

Unter dem Titel „l'italiano“ hat in Paris eine in italienischer Sprache verfaßte literarische Zeitschrift begonnen, welche mehrere der bedeutendsten italienischen Schriftsteller mit Beiträgen unterstützen. Im Schlusse jeden Monats wird ein Heft dieser neuen Zeitschrift ausgegeben; das bereits erschienene enthält nach dem Urtheil französischer Blätter geistvolle und schon stoffreiche Aufsätze. In Marseille wird jetzt ein französisches Blatt anderer Art: „il veloce“, gegründet; das wöchentlich zweimal herauskommen und sich mit Gegenständen des Handels und Gewerbfleißes beschäftigen soll.

Der polnische General, Graf Roman Soltys hat ein interessantes Buch: „Napoléon en 1812“, herausgegeben. Es liefert eine sorgfältige und treue Schilderung der Thaten und thaten des merkwürdigen Feldzugs von dem Übergange über den Rhein bis zur Abreise Napoleon's nach Paris. Diese bekannte Thatfache erscheint hier unter einem neuen Gesichtspunkte. Der Verf., der oft Gelegenheit hatte, sich Napoleon zu nähern, bringt eine Menge noch nicht bekannter Thaten und merkwürdiger Anekdöten, welche zur Ergänzung der Mittheilungen über jene Ereignisse dienen können.

Madame Raillien erhält nach einer Angabe der neuen Zeitschrift: „Globe und Traveller“, für jede ihrer Redaktionen auf dem Dramentheater das angenehme Gehalt von 125 Fr. 60.

Von Balzac ist eben ein neuer Roman in zwei Bänden, „Le bon plaisir“, erschienen.

literarische Unterhaltung.

Connabend,

Nr. 198.

10. Juli 1836.

Erste Reise nach dem nördlichen Amerika in den Jahren 1822—24 von Paul Wilhelm, Herzog von Württemberg.

(Schluß aus Nr. 197.)

Die Wanderungen, welche der Herzog von der Factorlei der Pelzhändlergesellschaft aus nach den Council-Bluffs, den Dörfern der Omahas, der Ponkaras, der Stour, der Daks und Pawnee unternahm, bilden ungewisselhaft den für die Beschreibung der Länder- und Völkerkunde wichtigsten Theil des Reiseberichtes, und Ref. gesteht mit Bedauern, daß ihm die reiche Fülle von überraschenden Aufschlüssen über die im Ganzen noch so wenig gekannten Sitten und Lebensweise dieser indianischen Völker nicht gestattet, in das Einzelne derselben näher einzugehen; doch kann er es sich nicht verkagen, wenigstens die wichtigsten derselben zu berühren.

Bei dem Besuche der Hütten des Omahastammes erwähnt der Herzog eines sowohl diesem als den übrigen Urvölkern Indiens eigenthümlichen religiösen Gebrauches, demzufolge alle in den Hütten zurückgelassene Gegenstände Uakole sind, wodurch ihnen das Gepräge der Unverletzbarkeit mitgetheilt wird; so sind die Felder, die Gräber und manche symbolische Zeichen der sehr abergläubischen und für Prädestination eingenommenen Indianer Uakan oder verzaubert. Dieses geschieht durch ihre Priester oder Gaukler, welche die Vorurtheile oder den Aberglauben der Indianer sehr wohl zu benutzen wissen und durch den mystischen Schreier, den sie über ganz natürliche Gegenstände setzen, und durch wenige oberflächliche Kenntnisse in der Heilkunde oder Voraussagung wahrscheinlich zutreffender Ereignisse das Gemüth der Indianer so zu umspannen wissen, daß diese nichts ohne den Rath dieser Jungen zu unternehmen wagen. Auch bilden sie eine eigne Rasse, deren Lebensart sich völlig von der der übrigen Indianer unterscheidet. Sie führen ein faules, sorgenloses Leben, nehmen nicht wohl an der Jagd noch am Kriege, lassen sich mit den besten Wissen stützen und rauchen den ganzen Tag ihren Kiesel-Rohr oder indianischen Tabak, der das wichtigste Ingredienz für ihre Zaubertränke und Beschwörungen gegen die bösen Geister sein soll. Wer erkennt nicht in dieser Schilderung den charakteristischen Gemüths- und Lebenszustand bei allen Nationen, die auf einer gleichen Bildungsstufe stehen, wie diese Indianer,

ner, eigenthümlich ist? So lange nicht der schädliche Einfluß, den diese Rasse auf Verbreitung der Sitten und Einführung besserer Begriffe unter den Wilden ausübt, beseitigt ist, dürfen die Bemühungen der Missionaire größtentheils vergeblich sein.

Auf dem Gipfel der indianischen Hütten ist gewöhnlich auf einer Stange ein Zauberbeutchen befestigt, welches symbolische Gegenstände enthält, deren sich die Indianer zu ihren mystischen Gebräuchen bedienen. Der Herzog, der ein Hauptaugenmerk auf die religiösen Gebräuche dieser Urvölker richtete, kam zuletzt zu dem Resultate, daß die meisten Indianer reine Deisten seien und ihre symbolischen Formen bloß dazu dienen sollen, böse Geister zu beschwören, an welche sie glauben.

Überhaupt — sagt er hinzu — führt die unsinnige Furcht vor dem Einflusse solcher Hirnge spinne leider zu einer Art Gultus, der den Verstand der in der Kindheit begriffenen Völker umnebelt und von unverständigen Reissenden mit einer widerlichen Gottesverehrung verwechselt wurde. Der Indianer in seinem Naturzustande gibt dem Psychologen in Betreff seiner geistigen Fähigkeiten eine schwere Aufgabe zu lösen. Überlegt, entschlossen, fest, verschwiegen und viele moralische Kraft entwickelnd, erscheint er in manchen wichtigen Momenten des Lebens, während er schwach und unentschlossen vor Gegenständen zurückbleibt, die ihm unverständlich dünken und in welchen er den Einfluß böser Geister und eines Zaubers zu erspähen wähnt. Dieses benutzend, werden die Indianer von ihren Gauklern, die auch zugleich ihre Priester sind, gemißbraucht, welche Krankheiten und andere Ereignisse schau zu ihrem Vortheile zu deuten wissen. Lange Zeiten werden verlaufen, ehe bei diesen Völkern des Materialismus, in welchem ihre Seelenfunctionen gefangen liegen, erleuchtet wird, und diese Periode wird vielleicht nie für sie dämmern. Ihre Stämme werden wahrscheinlich spurlos verschwinden, ehe ein höherer Grad der Civilisation sie ersetzen kann.

In einem der größern Dörfer der Daks wohnte der Herzog Kampfspielen bei, die zur Verherrlichung einer Totenkrieger-Rast fanden und wobei Priester an die Wagen pertheilt wurden. Obwohl sich hier ebenfalls Analogie mit den Gebräuchen bei den Völkern des Alterthums zeigen, so scheint doch das Volk die Ansicht mit Grund geltend zu machen, daß in der fortwährenden Beschäftigung der Menschheit und in dem Toppunkt des Menschengeistes ähnliche Gebräuche und Sitten herrschen können; aber es ist kein Beweis für die verwandtschaftliche Abstammung der Nationen selbst zu geben. Als einen Hauptgrund gegen die Meinung scharsinniger Gelehrten, daß die physische

Bildung dieser Völker aus Asien herkommen solle, führt er an, daß sich bei genauer und strenger Forschung immer etwas echt Amerikanisches äußert. So z. B. tragen selbst bei den ältesten und unvollkommensten Zeichnungen der Urvölker Amerikas die Gesichtszüge menschlicher Figuren einen Typus rein amerikanischer Urrace an sich, deren Gesichtsbildung auffallend von der asiatischen unterschieden ist. Sollte auch eine Völkerwanderung aus Asien stattgefunden haben, so scheint es doch dem Verf. unwahrscheinlich, daß die Spuren von Gesittung, welche bei den Peruanern, Mexicanern und dem Volke der Natchez sich zeigen, aus Asien übergetragen worden seien. Der Verf. glaubt vielmehr, daß die Keime der moralischen Ausbildung dieser Völker eher in dem größern geselligen Zusammenleben derselben zu suchen seien, da mildere Sitten und deren Dauer und Vervollkommenung durch weltliche und religiöse Geseze eine Folge der größern Bevölkerung sind, die das Bedürfnis der innern Erhaltung in einem viel höhern Maße fühlen muß als kleinere Menschenvereine, die ihren Unterhalt auf eine weniger erschwerte Weise gewinnen können. Mit Vergnügen erfahren wir durch den Herzog, daß die gräßliche Sitte, Menschenfleisch, besonders das Herz und andere Eingeweide zu verzehren, selbst bei den wildesten und ungeschlachtesten Völkern, den schwarzfärbigen Indianern und den entferntern Siouristämmen, aufgehört zu haben scheint. Dieses erfreuliche Resultat verdankt man hauptsächlich dem Betragen der Regierung der Vereinigten Staaten, die durch strenge Aufsicht auf den moralischen Lebenswandel der bei den Pelzhändlerexpeditionen angeworbenen Leute und durch das strenge Handhaben des Verbots der Branntweineinfuhr in die von den Indianern bewohnten Länder die Gesittung unter denselben ungemein befördert hat. Bei diesem Anlasse spricht der Verf. den heftigsten Tadel gegen die Missionen aus, welche, von indianischen Squaws (indianischen Dirnen, die sich als Concubinen den Weißen anschließen) geboren, die Laster der Europäer mit dem Charakter der Indianer verbinden; da sie gewöhnlich als Dolmetscher dienen, so haben sie reichlich Gelegenheit, alle Vorthelle zu benutzen, die ihnen die Gewandtheit der doppelten Zunge gewährt. Zum Schlusse wollen wir noch der interessanten Schilderung des Besuchs eines Tempels bei den Wapnis-Papnis erwähnen, weil dieses eine für einen Europäer ungewöhnliche Auszeichnung war, die dem Herzoge erst nach einer Berathung der ältesten Greise und Zauberer gewährt wurde.

Der Tempel unterschied sich von Außen bloß durch seine Größe von den runden Hütten des Dorfes; auf der Spitze war eine hohe Stange mit einigen wahrscheinlich der Vortheil zum Opfer gebrachten Bündeln von türkischem Weizen befestigt. Am Eingange erwartete die Ankommenden ein ganz schwarz bemalter Priester, der, nachdem er einige Worte gemurmelt hatte, den Herzog, den Dolmetscher und die Oberhäupter durch die niedrige Öffnung treten ließ. In der Mitte des innern Raumes, der etwas über 100 Menschen fassen konnte, befand sich eine große Feuerstelle, auf welcher ein paar Epäure, Sumach und Sassafras

glühten; im Hintergrunde, dem Eingange gegenüber, war ein Altar angebracht, auf welchem ein Bisonkopf und ein menschlicher Schädel zu bemerken waren. Über diesem war ein roth bemaltes und mit Tuchlappchen verziertes Hirschgeweih angebracht; neben dem Altar standen zwei Bündel von türkischem Weizen mit geknüpften Ähren. Nachdem der Herzog einige Minuten in stummer Erwartung zugebracht hatte, erhob sich plötzlich unter dem Altare ein hochbejahrter Mann, der statt aller Bekleidung eine mit den Haaren nach Außen geklebte Bisondecke auf dem nackten Leibe trug, trat langsam und bedeutsam auf ihn zu, warf eine Handvoll stinkender Kräuter ins Feuer und hielt dann mit kräftiger Stimme eine feierliche Anrede, deren Inhalt Achtung gegen den Herzog und Haß gegen die härtigen Leute gen Westen an den Bergen ausdrückte; der Schluß derselben lautete:

Wir lieben den Herrn des Lebens (Oua-kan-da). Er schuf die Erde und Luft, Regen und Wolken. Er ist der Herr des Blüthes und Donners. Siehe da den Kopf des Bisons; er schuf ihn für uns, und wenn wir ihm opfern, gibt er uns Glück zur Jagd; wenn wir die Ähren opfern, geräth die Ernte. Siehe da den Schädel des Feindes; wir brachten ihn zum Opfer; er war ein mächtiger Krieger der Oua-aa-sché (Osagen). Seitdem sind unsere Feinde geschlagen und der Name Papai ist noch ein Schreck für sie.

Nach Beendigung der Anrede warf er wieder Kränze ins Feuer, zeigte dem Herzoge die Friedensspeise und gab ihm zuletzt als ein Geschenk von großem Werthe einen Wampun, der aus den Früchten einer Palmenart und eines den Tropenländern angehörigen Leguminosen zusammengefeßt war; dann zeigte ihm noch der Priester alte spanische Waffen aus dem 16. Jahrhunderte, welche vor langer Zeit in den Kriegen, welche die Papnis in den Gebirgen gen Westen mit den Spaniern bestanden hatten, erobert worden sein sollten. Nachdem der Herzog über die bei den Papnis herrschenden religiösen Gebräuche an den Priester verschiedene Fragen gethan hatte, die er zum Theil ausweichend beantwortete, verließ er den Tempel, um seine Rückreise nach den Council-Bluffs und von da nach St. Louis anzutreten.

48.

Lichtblicke und Erlebnisse aus der Welt und dem Privatleben; gesammelt in den Jahren 1815 — 1833. Von Alexander Fürst von Hohenlohe-Schillingensfürst. Von dem Herrn Verfasser genehmigte Originalübersetzung aus dem Französischen. Mit dem Bildnisse des Verfassers. Regensburg, Manz. 1836. Gr. 8. 1 Theil. 12 Gr.

Wir wissen keine Kunst zu geben, welche beweisen würde, daß es hat mit dem französischen Original dieser Schrift, deren Übersetzung sich nach vorstehendem Titel als Originalübersetzung darstellt, im Gegensatz des bisherigen Sprachgebrauchs, welcher Original und Übersetzung einander entgegenzustellen pflegt. Immer bleibt Fürst Alexander von Hohenlohe eine würdige Erscheinung des Zeitalters, welches, für kirchliche und weltliche Empfänglichkeit, einen fürstlichen Jüngling seine persönliche Celebrität damit beginnen sah, womit andere Standespersonen sich beschließen, nämlich mit Wunderwerken. Es ist aber im Wesentlichen, Naturgesetze und Wissenschaften übersehen.

den Erfahrungen, daß sie Vorkommnisse zu befehlen haben, um zu conquiren: ob sie denn auch wirklich die wunderbaren Ereignisse, welche ihnen nachgerühmt werden, hatten? Auf diesem Wege geht geschwindlich der schnell erlangte Glorietitel wieder verloren, und die Felsen derselben fallen es gerathen, sich von dem Wunderthäter zurückzuziehen. Auch der Fürst von Hohenzollern folgte diesem Wege, nachdem weder die Begebenheiten zu Bamberg noch die päpstliche Curie seine Tugenden durch Gebetskraft als Wunder im höchsten Sinne konnten gelten lassen. War ein Jahrbuch seitdem verfloßen; aber der Fürst suchte nicht die Berborgenheit, sondern, seiner guten Sache gewiß, „den Stab des Glaubens ergreifen“, tritt er hervor, mit dem Bekenntniß: „Oft wähnt man sich selbst ein Räthsel unter den Zeitgenossen, von welchen man erkannt und verkannt wird, mit Recht aber mit Unrecht. Dem Weltworte preisgegeben, wird man bald bei vollen Segeln hin und her gesteuert, wosfern nicht eine Windmühle eintritt. Selb der Erdenpilger, welcher mit dem Ipfel sprechen kann: Es ist mir ein Verlangen, daß ich von Menschen gerichtet werde; der Herr ist's, der mich richtet! Nur mein schwaches, doch rebellisches Streben, besser zu werden, haunte mich zu dem Anschlusse bestimmen, mein Leben und so manche meiner damit verwebten Erfahrungen aufzuschreiben, die dessen mich würdig bekräftigen, weil sich daraus ergibt, was und wie mit den Verhältnissen meiner Zeit und dem Bisherigen meines Schicksals etwas aus mir geworden ist, oder vielmehr etwas hätte werden können. Was getreulich hier aufbewahrt wurde, bleibe ein freundlicher Nachlaß für meine Freunde; meine Widersacher aber können daraus den Menschen erkennen, der ich war, blieb und sein werde, bis meine Seele ihre püßigsten Staubgewand ablegt und dann der Geist geistlich die Wahrheit erkennen wird, die leider ein Fremdling auf Erden ist.“

Der Verf. gibt zunächst eine kurze Selbstbiographie in mildem Charaktere, ohne polemische Schroffheit. Die Hauptmomente dieses Lebens sind bekannt (Siehe das „Conversationslexikon“, 3. Aufl., Bd. 5, S. 359). Die Ansichten, nach welchen er seinem Priesterberufe nachzukommen sucht, sind schwer unter einem Gesichtspunkte zu verlieren. So liest man hier auf einer Seite (xxxix) Gamboga's Ausspruch gerissen: „Professant ist der Priester ist keine Eucht, sondern ein heiliger Eifer; keine Schande, sondern Ehre; kein Tadel, sondern Wohlthat.“ und die Worte: „In unserer so bewegten Zeit, bei dem Wechselbunde, in dem Kirche und Staat stehen und wirken müssen, um Herrscherrechte zu befestigen und Völkerglück zu bewahren, Eintracht und Toleranz, der Religion schärfstes Ziel zu erhalten, ist es Pflicht eines jeden Priesters, in Wort und That das Seine beizubringen. (Doch wol nicht durch den heiligen Eifer, durch die Ehre und Wohlthat der Proselyten sucht!) Ich bekenne frei, so sehr ich wahre Aufklärung schätze, so bin und werde ich in den einmal bestehenden Formen des Katholicismus nie anders denken, handeln und reden, als es nach dem strengen Glauben der Kirche gebietet, gesprochen und gehandelt werden soll.“ Die Erzählung des Fürsten von seiner Bekanntschaft mit dem frommen Landmanne Martin Michel aus Natronmühlhausen, von der Art, wie der Verf. durch ihn von bester Paltschmerzen geliebt wurde, und wie die bekannte Wundergeschichte mit der jungen Fürstin Mathilde von Schwarzenberg sich zugetragen, wiederholen wie nicht, da keine neuen Begebenheiten beigebracht, sondern nur die in dem bald veröffentlichten Nachforschungschriften erzählten Wundererfolge des Heilighen wiederholt werden. Unmittelbar nachdem Fürst Hohenzollern in Bamberg durch seine Gebetteten viel Aufsehen erregt, geht er nach Wien, wo ihm der umsichtige Weihbischof Oswald von Prof. der Dogmatik Ziegler zum Begleiter und Beobachter gibt und die weltliche Begebenheit, „in Ansehung der Stellung weder etwas dafür, noch dagegen sich erlaubend, ihren ruhigen, unparteiischen Gang ging, schonend gegen Denjenigen, den zu beobachten sie alles Recht hatte.“ Kaiser und Kaiserin empfingen ihn gnädig, und Kaiser Alexander, der ihm

1822 eine Audienz verleiht, läßt sich von ihm segnen. Bis zum Jahre 1825 wird ihm Gelegenheit, den hohen Adel Deutschlands, vorzüglich weltlichen Geschlechtes, genau kennen zu lernen und von dessen religiösem Sinne und moralischem Wandel erstehen zu werden. Die Besetzung nach Großwarden als Domherr entsprach, wie es scheint, seinen Erwartungen nicht, wenigstens waren die Jahre seines dortigen Aufenthalts „grabe nicht die erfreulichsten seines Lebens.“ Doch wurde ihm dort Zeit und Ruhe, die Resultate seiner Erfahrungen, Erlebnisse und Lebensmaximen zu Papier zu bringen. Was davon hier mitgetheilt wird, ist in elf Abschnitten zusammengereicht, mit folgenden Überschriften: „Unsere Zeit“, „Die Religion“, „Nothwendigkeit der Selbstbildung“, „Der Priester im Sinne der Kirche“, „Vom Umgange mit der Welt“, „Von Krankenbesuchen“, „Die Welt und ihr Erleben“, „Über gewisse Charaktere“, „Der Jesuitenorden und die Jesuiten“, „Freie Aufsätze“ und „Bemerkungen über den Einfluß der Bibeldienstleistungen in Rußland“. Die Behandlung der meisten Aufsätze weist unmittelbar auf den Priesterberuf und gibt für denselben Rathschläge und Musterbilder, mit herabgewinnender Einsicht vorgetragen, ohne die seine Vorsicht des Priesters und den sittlichen Anstand höherer Stände vernachlässigen zu lassen. Auch Ref. könnte, wenn er hier ausführlich die einzelnen Abschnitte besprechen dürfte, des Verf. Ausspruch sich zur Norm machen, wo er in Bezug auf den Beichtstuhl sagt: „Beim Adel halte ich mich gewöhnlich bei den Unterlassungssünden auf, weil hierin die Meisten sich verführen.“ (S. 218.) Diese Worte sind aus dem fünften Abschnitte entlehnt, „Vom Umgange mit der Welt“, welcher in sechs Unterabtheilungen zerfällt: „Regeln des Umganges mit Standespersonen“, „Verhaltensregeln im Umgange mit Damen“, „Rein Betragen gegen den Priesterstand“, „Gegen meinen Monarchen, seine Minister und Beamten“, „Von der Wahl der Freunde“, „Von Freunden überhaupt und dem vertrauten Freunde insbesondere“. Mit Recht empfiehlt der Verf. beim Umgange mit Damen Klugheit und Vorsicht, wenigstens „der Umgang mit den Töchtern des zweiten Geschlechtes nicht wenig dazu beiträgt, die Männer auf den rechten Weg des Heiles zu leiten“ (S. 219); aber „der alte Adam schläft nie; er legt sich mit uns nieder, und steht mit uns auf. Man traue auch der Gnade nicht, die man von Gott empfangen hat; denn man muß in der Demuth sehr fest begründet sein, um nicht sogar von der glänzendsten Höhe in eine furchtbare Tiefe zu fallen. Kein Ort gewährt Sicherheit; Adam fiel im Paradiese, David auf dem Throne, Luther sogar im Himmel selbst.“ „Ich selbst machte in dieser Hinsicht manche traurige Erfahrungen, die mich bittere Thränen kosteten, mir böse Nachreden zuzogen und meinem Herzen tiefe Wunden schlugen. Hat man indeß das Bewußtsein eines guten Gewissens, dann gehe man ruhig seiner Wege und lasse die Hunde bellen und die Wölfe heulen.“ Auch der Umgang mit dem Priesterstande hat sein Aergerniß. Traurige Erfahrungen von 20 Jahren, die der Verf. im geistlichen Stande verlebte, haben ihn gelehrt, daß ein Mann von Geburt nicht sonderlich von seinem Amtsgenossen geliebt wird, eine Schwäche, von der sich kaum die Besten loswinden können. „Was hatte ich nicht Alles in dieser Hinsicht zu dulden“, ruft der Verf. aus. „Dies ist Gott allein bewußt und lieber will ich diese Unzulänglichkeiten mit dem Mantel der Liebe bedecken als weiter davon sprechen; denn es wäre Vieles darüber zu sagen.“ (S. 226.) Die Maximen über den Umgang mit Monarchen, mit Personen in der Thronnähe und mit Begünstigten zeigen von seiner Vorsicht und Weltklugheit, ohne das Gefühl priesterlicher Würde, und eignen Rathes hinzuzusetzen durch niedrige Schmeichelei, welche in den Beträgen der evangelischen Prälaten des neuesten Zuschnittes leider oft so unwürdig hervortritt. Die unter der Überschrift: „Von Krankenbesuchen“, mitgetheilten Vorträge und Gebete bei der Erhaltung der heiligen Begehrung bekunden ein ausgezeichnetes Talent, priesterliche Amtsverrichtungen schnell zu machen. In dem Abschnitte: „Über gewisse Charaktere“, ist uns beim Chebrechre

folgende Bemerkung des Verf. auffallend gewirkt: „Wirden von dem Unficken und der trostlosen Frömmigkeit, die das eheliche Leben des Ehebrechers zur Hölle machen, muß er auch fürchten, keine Nachkommenschaft zu hinterlassen. Und gewiß ist dies die Ursache, warum so manche große Familien gänzlich erloschen; denn nicht umsonst sagt die Schrift: Die Kinder des Ehebrecher gedeihen nicht; und ohnehin! Ihre Kinder werden nicht wurzeln und ihre Zweige werden keine Frucht bringen.“ In dem ganzen Buche spricht der Verf. frei und offen aus, welcher Sphäre er angehört; nirgend verläugnet er die Schule, deren Vertbeidigung er dankbar übernimmt in dem Abschnitt: „Der Jesuitenorden und die Jesuiten.“ Ein erdärmliches Geistesprodukt: „Unsere Zeiten“, so erzählt der Verf., gab ihm Stoff zu ernstlichen Betrachtungen über die Riesenschritte des Unglaubens. „Weinen möchte man über die Sonnensohn so mancher Monarchen, die unter ihren Augen, in ihren Residenzstädten Libellen den Druck nicht verweigern, in ihren Reichthümern die Zerstörung der Altäre und Throne hingehen, mit lauter Stimme den Umsturz des katholischen Priesterthums und die Zerstörung des Jesuitismus predigen.“ Die Verbanung der Jesuiten unter Ludwig XIV. war das Beispiel der Revolution und die Ouverture zu der Tragödie Ludwig XVI. Man kann wirklich sagen, die Geschichte der Jesuiten in Frankreich ist die Geschichte der vorbereiteten französischen Revolution; nicht in dem Sinne, als hätten die Jesuiten selbst die Revolution vorbereitet und bewirkt, wie es unter Andern auch der dänische Dichter zu Göttingen in der Uebersetzung seines Selbstes meinte; sondern die Revolution ward dadurch vorbereitet, daß man die Jesuiten verbannte; sie kam darnach zu Stande, weil keine Jesuiten mehr da waren, welche dieselbe hätten verhindern können.“ Man braucht die hier ausgesprochenen Voraussetzungen nur anzunehmen, um den Schlüssel der Staatswelt zu heben, welcher jetzt gesucht wird, in der Wiederherstellung der Jesuiten und hiermit in der Sicherstellung der Revolutionen zu finden. Der dänische Dichter zu Göttingen, dessen Uebersetzung der Verf. rügt, ist wol der Berliner Dichter (er war ein geborner Lübecker); Göttingen, wo er in der Jugend studirte, wird vielleicht jesuitisch darum sein Bohnstopp genannt, um auf die demagogischen, staatsgefährlichen Umtriebe der deutschen Hochschulen hinzuweisen. Mit den Namen wird es so genau nicht genommen, mit den Thatsachen noch weniger. Seite 321 soll Scholseuil wol Scholseul, Kanani Kanucci heißen. In den auf Verlangen dem Kaiser Alexander 1822 überreichten „Bemerkungen über die Bibelgesellschaften in Rußland“ trifft der Verf. gleich die rechte Stelle, um das Bibelwesen des Volkes zu verdammen, indem er dasselbe als politisch gefährlich schildert.

Nel vielen der hier besprochenen religiösen und kirchlichen Gegenstände werden die mit dem Prinzen von Hessenlohe nicht übereinstimmenden Anhänger des Christenthums Gelegenheit finden, ihm das Motto zurückzugeben, welches er den Sängern der Jesuiten zuruft: Calumnias audacter, semper aliquid haeret.

Schließlich vermehrt sich Verf. herzlich, daß er nicht zu Denjenigen gehört, welche nach E. 248 das sechste Gebot: „Du sollst nicht ehebrechen“, auf dem Taback bezeichnen, wie hier von einer mit uns verfassendbrüderlichen russischen Kirchenpartei erzählt wird. *Se non è vero, è ben trovato.* 25.

Notizen.

Die Stadt Christiania in Norwegen zählt gegenwärtig 6 Buchhändler und 11 Buchdrucker, welche fast ausschließlich von Schwedern, Deutschen und periodischen Christen in Anspruch genommen werden. Unter den letzteren haben die mehr Bewandlung bei beiden „Pflanzmagazin“, welche wöchentlich ausgegeben werden und in der Regel nur Uebersetzungen aus

den ausländischen deutschen Büchern enthalten. Uebrigens hat sich die Anzahl der Buchhändler in Norwegen innerhalb der letzten drei Jahre nicht vermehrt. Das „Norwegische Morgenblatt“ (Norsk Tidning) hat ein wirklich bedeutendes Journal zu sein. Es war neuerdings wegen eines eben darin erschienenen Artikels über die dänischen Universitätsstudien in Odense verboten, weil nach dem Absche des Blattes seinen Eintrag that. Auch erhielt nach Beendigung des bei dem dänischen Gesandten in Stockholm anhängig gewesenen Prozesses eine nöthige Freisprechung. Die „Sammlungen für die Geschichte des norwegischen Volks und seiner Sprache“, ein Werk, das in vierzehnjährigen Räumern erscheint, und dessen Zweck ist, die archaischen Studien zu befördern, schreiben seit Eifer und Euphorie vorwärts. Der fiktive Bergapokalypse Dantze und Professor Lund sind die vorzüglichsten Mitarbeiter an diesem gelehrten Unternehmen. Die Auszeichnung verdient auch die in diesem Jahre begonnene Zeitschrift: „Den Konstitutionelle. Et Dagblad. Redigert af Carl Fougstad, H. A. Mogfeld og A. Schweigaard“, politischer und literarischer Inhalt, genannt zu werden. Ein merkwürdiger Umstand ist, daß zu Ende des Jahres 1894 die erste in Norwegen gedruckte Bibel mit vorzüglichem typographischen Glanz bei Gründung in Christiania erschienen ist.

Unter dem Titel: „The vale of Loocherna and other poems“, von Henry Sewell Stokes, ist in London eine Sammlung von ländlichen beschreibenden Gedichten erschienen, welche nach Maßgabe der englischen Kritik die Aufmerksamkeit des Lesers, besonders wegen ihrer meisterlichen Schilderungen, verdienen sollen. Es möge eine Strophe aus dem einen Gedichte hier als Probe stehen:

The abundant grove in all its leaves how fair!
Waving in light and shadow to the breeze
Of ocean, soft'nd to a summer air;
While 'neath the shelter of these graceful trees,
Myriads of blue-bells woo the honey-bee,
And with their perfumes hush the gentle gale;
And round each out the admiring stranger sees
Geraniums clustering as in southern vale,
And scarce believes he roams a sea-girt coastland dale.

Wie wollen es dem Urtheile unserer Leser anheimstellen, ob ihnen dergleichen Proben der englischen pittoresken Poesie, die Erquickendes, Gebiendes und wirklich Poetisches darbieten, ob die Excurtionen unserer deutsch-modernen Landschaftsdichter, in deren poetischem Leben wol auch selten eine Stunde der Ruhe vorkommt, die etwas mit dem seligen Matthiäsen Vergleichbares darbietet.

Sorben ist ein für die Geschichte der Literatur des Mittelalters merkwürdiges und seltenes Werk in Paris herausgegeben, nämlich eine Ausgabe des Katalogs der Manuscripten des Louvre, im Jahr 1775 gefertigt, mit historischen und kritischen Noten. Was dabei merkwürdig ist, ist, daß bereits zwei Abschriften des Romans von Gustave, dem König, enthält, die beide von der bisher einzigen Abschrift abweichen, nach welcher Francisque Michel seine Ausgabe veranstaltet hat. Dies beweist, wie vollständig einst das Gedicht gewesen sein muß.

Englische Blätter enthalten eine Subscription zu Gunsten der nachgelassenen Familie des Dichters: „Der geheile Mann“, sagt die „Literary gazette“, die sich auf die Blätter der ausgezeichnetsten Zeitgenossen aus dem übrigen Stande und ganz aus eignen Mitteln erhob, hat den Schicksal nicht hinterlassen. Er hat das Weib seines Herzens und die Mutter seiner zärtlichen Liebe hilflos zurückgelassen. Wie es noch mehr kühnen, um der Nation vorzuführen, was sie dem Leben und seinen Lebenden schuldig ist.“

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag,

— Nr. 199. —

17. Juli 1834.

Memoirs of Lord Bolingbroke. By Geo. Wingrove Cooke, Esq. Zwei Bände. London 1835.

Mit Recht verwundert und beklagt sich der Verf. darüber, daß bis jetzt keine erträgliche Lebensbeschreibung seines Helden vorhanden war. Ein Charakter, der so viele interessante Seiten darbietet, der der politischen und der Geschichte der Literatur in gleichem Maße angehört, könnte bei der Vorliebe unserer Zeit für historisch-biographische Werke nicht leicht übersehen werden. Wenn sein Leben vernachlässigt ward wie seine Schriften, so mag der Grund wol in seinen philosophischen und theologischen Ansichten liegen. Wie sich in der Schweiz am längsten das ärgste aller gemeinen Schimpfwörter: du Keger! erhalten hat, so gibt es noch immer für die gute Gesellschaft in England kein ärgeres Wort des Mannes, keins, bei dem mehr Wangen roth und bleich, mehr Bächer verpönt oder verlegt werden als „infidelity“. Widerlich! wird diese Kezermacherei, wenn man sieht, wie engherzig und lieblos die Sache betrieben wird, und wie eng sie mit der Selbstgefälligkeit der Engländer, die sich das einzig moralische und religiöse Volk der Erde dünken, zusammenhängt. Die Unverständigen sind ängstlich, um nicht Schaden zu nehmen; die Denkenden sind es nicht minder, um nicht Anstoß zu geben. Glücklich, wenn es bei der löblichen Vorsicht bliebe! Aber es hat sich daraus eine Gewohnheit der Unwahrheit und Heuchelei erzeugt, die an Verderblichkeit dem leichtsinnigen Unglauben nichts nachgibt. In allen Verhältnissen, in der geselligen Unterhaltung wie in der literarischen und der politischen Discussion werden Phrasen gebraucht, deren einziger Zweck ist, dem Verdacht der entferntesten Berührung mit Allem, was ungläubig heißt, vorzubeugen. Wer in England gelebt hat, kann bezeugen, wie sehr solche Phrasen zur bloßen äußern Form gehören, wie streng sie gefordert, wie sie nur mit Kopfschütteln oder einem Verdammungsurtheil vermist werden. Die habituelle Unwahrheit ist unstreitig der größte Nachtheil jener übertriebenen Ehen. Eine weitere Folge ist, daß die wissenschaftliche Untersuchung auf solchen Gebieten nur selten sich frei zu bewegen wagt, und daß gewöhnlich nur Diejenigen unvorblüht reden, die jeder Rücksicht entsagt haben und deren crasse Manier des Vortrags dem Inhalt ihrer extremen Behauptungen entspricht, sodaß zwischen Angstlichkeit und Frechheit kein

Mittleres sich kundgibt. Wenn dennoch einige Schriftsteller, die das Hergebrachte eben nicht schonten, sich zu großer Popularität durchgearbeitet haben, so war es, wie der Verf. an den Beispielen von Hume, Gibbon, Byron nachweist, nicht durch die Macht ihres Geistes allein, sondern auch durch die Gunst der Verhältnisse, indem der Gegenstand, den Jeder auf seine Weise behandelte, dem Geschmack und der Richtung der Zeit an und für sich zusagte. Mit Bolingbroke's Speculationen war dies und ist es nicht der Fall. Sein Name ist ein Wahrzeichen und ein Wort des ungemilderten Schreckens geblieben, so sehr, daß der Herausgeber der „Marchmont papers“ sich eigends glaubte entschuldigen zu müssen, wenn er etwas aus der Feder eines so gefährlichen Autors (ungedruckte Briefe von Bolingbroke) der Öffentlichkeit übergab. Und diese Briefe, die noch dazu ganz harmlos sind, gehören zu den werthvollsten Theilen der Sammlung, die Herr Rose aus seinem Familienarchiv hervorgezogen hat. Unser Verf. hat sich nicht abschrecken lassen. Er hat sogar der Kritik von Bolingbroke's philosophischen Schriften mehrere Capitel gewidmet, in welchen er nicht nur das ursprüngliche Verlehrte in dessen Ansichten, sondern auch die Art ihrer Entstehung und die innere Consequenz derselben von B.'s Standpunkt aus darzulegen sich bemüht. Diese Kritik hat nichts Kleinliches, und im Bewußtsein einer wohlbegründeten Überzeugung vermeidet sie nicht, einem Gegner von so überlegenem Talent ins Auge zu sehen. Wenn von dieser Seite die Arbeit des Verf. billige Erwartungen erfüllt, so ist die Darstellung von B.'s politischem Wirken noch besser gelungen. Ungedruckte Materialien, wie sie neuerdings reichlich genug für die Geschichte jenes Zeitraums ans Licht gestellt worden, standen dem Verf. nicht zu Gebot, wol aber solche, die erst seit Kurzem vorliegen und zum Theil (wie namentlich die „Marchmont papers“) noch von keinem Historiker benutzt sind.

Bolingbroke's politische Laufbahn bietet vielleicht ohne Ausnahme das warnendste Beispiel für den Ehrgeiz, der auf eine Partei sich stützt und mit deren Interessen sich identificirt, der keine Mittel spart, um Macht und Ansehen für diese Partei ausschließlich zu erlangen, und der rastlos gesüßte, dem Gemeinwohl wirklich ersprießliche Maßregeln eben auch nur als Mittel betrachtet. Ruhm

und Einfluß seiner Partei zu erhöhen. Es hat schwer gekostet, weit schwerer, als wenn sein Haupt, wie die Feinde ernstlich genug drohten, unter dem Beile gefallen wäre. Denn als das Opfer der einen, wäre er zugleich der Märtyrer der andern Faction geworden; die Zeitgenossen hätten seinem Andenken ihre Sympathie nicht verweigert, und die Geschichte würde die gesetzliche Geltung eines Richterspruchs, wenn er blutig vollzogen wäre, schärfer geprüft haben. Aber er lebte, um in der äußersten Verblendung durch den Geblüthe eines Augenblicks zugleich den Ruf der wohlberedelten Politik seines Benehmens und das Vertrauen seiner Partei unwiederbringlich zu verschmerzen, um dann enttäuscht in der Verbannung und später als gedrückter Fremdling in der Heimat, verlassen von den Seinigen, Lehren der Weisheit zu predigen, die er selbst so wenig geübt, die im Getümmel der Factionen nicht gehört und erst von der späten Nachwelt erkannt und gewürdigt wurden.

Bolingbroke hat sein erstes Votum im Parlament als einen politischen Mißgriff bezeichnet. Es betraf den Antrag gegen das Whigministerium, das unter Wilhelm III. den Namen zu den Verträgen über die projectirte Theilung der spanischen Monarchie hergegeben hatte. In seinen „Briefen über die Geschichte“ (London 1752, 8. Brief, S. 268) sagt er von dem frühern Parlament, das nach dem trübseligen Frieden eine stehende Armee mehr zu fürchten schien als die Vergrößerung Frankreichs:

Ich habe manchmal gedacht, was ich wol gethan haben würde, wäre ich Mitglied jenes Parlaments gewesen. Ich konnte nicht umhin, mir zu gestehen, daß ich für die Auflösung der Krone gestimmt haben würde, wie ich im nächsten Parlament für die Mißbilligung der Theilungstractaten stimmte. Ich weiß noch zu gut, wie mangelhaft meine Ansicht über die Lage Europas in jener außerordentlichen Krise war, und wie sehr ich die Interessen meines Vaterlandes in einem halben Licht ansah. Aber, trotzdem, ich schäme mich noch jetzt, dies zu gestehen; denn in Wahrheit, nichts konnte absurder sein als unser damaliges Benehmen.

„Unser Benehmen“ — das der Tories, denen er von Anfang, ohne ihre Grundsätze zu theilen (wie er denn auch in ganz andern auferzogen war), sich angeschlossen hatte, weil er von dem Siege einer Opposition, die seine Talente zu schätzen verstand, sich mehr Ehre versprach als von der Vertheidigung des Bestehenden. Die Schrift, die der Verf. anführt, um zu beweisen, daß W. dem Glauben der Tories an das göttliche Recht der Könige nicht zugethan war, gehört zwar einer spätern Periode an; aber man wird nicht nachweisen können, daß W. jemals zu jenem Glauben sich bekannt. Wenn er harte Maßregeln gegen die Dissenters vorschlug, so werden wir sehen, aus welchen politischen Motiven es geschah, und offenkundig ist, was er von der englischen Kirche hielt, sodas auch dies für seinen Vor glauben nichts beweist. Endlich würde er, der seiner politischen Feindschaft sich so oft anklagt, auch diesen, wenn er ihn so gehegt hätte, nicht verschweigen haben. Bessers war es auch mehr das gemeinsame Ziel der Ambition als die Überzeugung, was die Partei zusammenhielt.

Bolingbroke aber, wie er damals noch hieß, St.

John, ward Secretaire im ersten Ministerium unter der Königin Anna. Er trat mit Robert Harley ein, vielleicht durch dessen Einfluß. Aber St. John war für jedes Ministerium eine treffliche Acquisition, und Harley hatte, nach Dem, was weiterhin zwischen den Beiden vorgefallen, um so weniger Recht, von „schändlichem Unbath“ zu reden, da seine eigige Handlungsweise den vollständigen Egoismus an der Stille trägt.

Die Geschichte von Harley's Intriguen, wie er die Königin, ein schwaches, eitles, eigensinniges Weib, gegen die Marlboroughs einzunehmen wußte und, als er sich nicht im Ministerium halten konnte, durch die Hintertür sich wieder einschlich, während St. John nach seinem Austritte sich vom Hofe fern und in den Reihen der Opposition als ein geachteter Sprecher hielt — dies Alles gehört nicht hierher. St. John's glänzende Thätigkeit, sein Verdienst und seine Schuld fällt in die vier letzten Regierungsjahre der Königin.

(Die Fortsetzung folgt.)

Harmonia. Ein Roman in drei Bänden. Berlin, Finke, 1835. 8. 3 Thlr. 16 Gr.

Es gibt Menschen, welche der Kunst, ihr Dasein zu vergrößern, das Talent, das umgebende Leben in die Breite zu drücken, in so hohem Grade mächtig sind, daß man ihre ganze Existenz als eine fortwährende Paraphrase ihrer selbst ansehen kann. Läßt man in dem menschlichen Dasein das quantitative Verhältnis vormallen, so kann man behaupten, daß solche umschreibende Naturen doppelt und dreifach jene von den Schicksalen vorherbestimmte Lebensfrist, welche, „wenn es hoch kommt, achtzig währet“, durchzessenen haben.

Von hoher Eigenthümlichkeit in der That ist der Mensch, das *savoir vivre* eines solchen Lebensumständlichen, daselbst annehmenden Mannes. Jeder Fußtritt Landes, den er weiter mißt, jeder Zoll Weges, den er erobert, jede Ansicht, die er, sei es auch nur in der Vogelperspective, betrachtet, jedes point de vue, zu dem er gelangt, kurz jeder schmalliche und zeitliche Schritt, der als ein Fortschritt seiner Existenz angesehen werden kann, Alles ist vorher bedacht, vorher bestimmt, vorher beaugenscheinigt, vorher präparirt, sei es, distinguirt, analysirt, rectificirt und insoweit amplificirt, daß man sicher annehmen kann, es sei nun kein *plus ultra* mehr denkbar. Auf dem Standpunkte, welchen der lebensumständliche Mann oben einnimmt, gibt es kein Sandhorn, keinen Grassalm, kein Allgäu der Schöpfung, worin er sich nicht dreimal und dreifachmal hinein- und hinausreflectirt hätte. Dieses In-sich-selbst-abspiegeln, der Stoffe und hiernächst Wiederklärend-herausdominiren der Substanzen ist für den Lebensumständlichen die wahre *poiesis*, die Arbeit und Befriedigung des Lebens. In diesem besteht die *diplomatie* des Menschseins, das ist die philosophische Kunst, in der Herrschaft der Lebenslangenweile sein Vergnügen zu finden, oder, negativ ausgedrückt, sich über nichts zu langweilen, was langweilig ist. Dieses sein *phlegmatische Gleich-Breite* suchen in dem Leben, das an sich schon breit genug ist, liegt tief in der Natur des philosophischen Charakters des Egoisten, weil ihm ihm die absolute Unmöglichkeit liegt, über Etwas in der Welt zu verzweifeln.

Dem lebensbreiten Manne muß man eine Weile zuschauen, um ihn recht zu verstehen und zu beschreiben. Es ist der Mensch, der nur einen Tag in seiner Existenz lebt — und das ganze Welt ist sein *Sein* — zu beschreiben. Wenn man sich auf ihn stellt, so geschieht es mit Vergnügen, wenn er sein Leben zu sich nimmt, so hat es Ratt mit *Sein*; wenn er es als *Sein* betrachtet, so thut er es, indem er den *Sein*.

er bestanden, den „großen Schanden ihrer Schöpfung“ noch etwas mehr, wenn er sich im Spiegel besah, um Toilette zu machen, so wundert er es unter feilenrühiger Bewunderung der Natur, welche das Leben zu großen Versuchen schickt. Ihm ist die Natur eine rothe Auensteinmasse entgegen, welche seit der Welt Schöpfung, so wohl er mit gehörigem Anstand die Natur bewundern kann, so wohl er sich auf den Boden, so bald er mit gehöriger Lust, daß ihm sein Gewand bedeckt werde; nicht er irgendwo zur Tafel geladen, so geniest er mit der Freiheit des vollkommensten Selbstbewußtseins Lauben, Hühner, Enten, Gans, Compots und Schellfische, Alles durcheinander, und wieviel alles dies Heterogene und specifisch Verschiedene in sich und denselben Magen kommt, so weiß es sein selbstbestimmender Geist, sein umfichtig-berechnendes Sinnesorgan doch aufzufassen; daß es innerlich der prästabilit-harmonischen Ordnung niemals zu einem subalternen Bauchgrimmigen kommen kann. Gestaltig erhebt sich der Lebenskünstler von der Tafel; er hat schonmal so viel gegessen als alle Andere, aber dennoch ist ihm der Appetit nicht vergangen und er wischt sich den Mund nach gewohnter Manier ganz mit derselben Wohlust wie ein Lasterer, wenn er zur Mahlzeit schreitet. Wie groß, wie schön ist dies und wie bewundernswürdig!

König jedoch erscheint der Lebensumständliche und lebenswichtige Mann in schönem Lichte, als wenn er nach wohlgeordneten vorbereitenden Einrichtungen sich anzuschicken begibt zum Schriftstellern. Das Schriftstellertum ist der Culminationspunkt des Lebensdiplomaten. Denn durch seine, gewöhnliche Selbstbestimmung, sich hierzu, als zu seinem nicht zu verlassenden Beruf, desanlastet fühlend, sehen wir ihn sogleich in höchst bequemer Weise, wieviel mit vollkommener geistiger Unabhängigkeit vor seinem Kabinett; oder respectiven Warmwasserbad. Seine consistente und comfortable Gestalt ruht in einem Stuhl, dessen Modell von dem dasinischlarfenden: Händwerker als ein glänzendes Merkmal langer Erfahrungen, dem Kaiserlichen und Kaiserlichen vorgebracht wurde. Sein Stuhl ruht auf seinem Damm bequemer als auf dem besten: Händwerker des dachaus-idealische Schöpfer. Die ihm liegen Schriftsteller, goldene, stahlblaue, braune, hundertjährige und angelegene; vor ihm stehen Schellfische, eine, zwei, drei, vier, fünf, antile, moderne und mittelaltliche, romantische. Gleiches Baden von überaus natürlichen Formen enthalten kalte, kalte, kalte, um den beschäftigten Gedanken, wenn sie noch im Zustande fruchtbarer Thätigkeit befinden, feinstenwillen Arodenheit und zugleich den besten Klang, welcher ihrem Innern entsprechend sei, in amüßigen Lebensbeschäftigung mitzutheilen. Und so ergreift ihn der aquilare Schlafrock, die purpurrothe Nachtmütze, empfängt die mercurische Pantalons und die feinsten, feinsten Klappstühle, welche zusammengenommen den vom innersten Leben weisenden Lebenskünstler bilden — so ergreifen sie nach langem und stundenlangem Bedenken die schärfsichtige Feder, und sie ist, langsam und amüßig, glänzend schwarze Spuren zurücklassend, aber den Alpenische des Königs, und dann wieder steht sie still, und schaut sich gedankvoll um, ob auch nicht ein kleines Ministerhauptstückchen des Inhalts vergessen sei, ob auch der Blick Alles erschöpft habe, ob auch die Farn in seiner, schmeiglicher Geduldheit und süßer Wohlwollenheit sich als Barte und Inniges dem Barten und Innigen anzuheben und sichergehakt entsprechend sei. Einmal hat der Bediente die Spiccate gebracht, und beim Schreiben, Bedenken, Trinken und Wiedersprechen hat sie der Lebenskünstler ausgetrunken. Jetzt ist es die rechte Stunde, den Damm von dem guten Morgen zu machen. Bald ist das geistliche und der Schriftsteller im höchsten Maß so wie der Kaiser der archaischen Erdenscheitler zu werden, überaus so wie die Bediente seiner Morgenbeschäftigung. Bis finden sie in den nachstehenden Perioden, wenn der Bediente, in einer Stunde der ersten Reihe und sich vertheilenden Paraphrasen, einer neuen Ordnung in drei Bänden durchaus bequellig eröff-

net: „Die Vorzimmer des kaiserlichen Hofes zu Sibirien waren um die gewöhnliche Morgenstunde von Beamten, Bedienten und Bedienten gefüllt, wie es die Etikette gebot, welche von einer Seite ein festes und leeres Germentel mit großer Strenge vorstreckte, während sie von der andern den Ton einer feinen, griffrichen Umgangssprache, welche der höhern gesellschaftlichen, Epheer heutigen Tages eigen ist, zuließ, sobald an diesem Hofe nicht bloß der Charakter eines großen und kleinen sonderbar schroff zusammengestellt war, sondern auch noch ein drittes, an beiden seines Element, das eines ausgehenden Familienlebens, sich vorzüglich bemerkbar machte. Diese Erscheinungen hatten nicht bloß in den Grundfäden, Gewohnheiten und Kerkungen des Fürsten ihren Grund, sondern waren nichts als das äußere Abbild seines Charakters, wie überall so war auch hier der Hof wie der Fürst. Die erste Hälfte eines jeden Tages widmete dieser den Geschäften und ertheilte in seinem Cabinet allen Denen Audienz, welche vermöge ihrer Stellung und ihres Amtes oder eines besondern Vorzugs, dessen sie gewürdigt wurden, darauf Ansprüche hatten, oder welche irgend ein Geschäft persönlich vorzutragen wünschten. Außerdem mußten aber Alle, welche zur Classe der höhern Beamten und zum Hofe selbst gehörten, täglich sich in den Vorzimmern versammeln, ihre Gegenwart mochte nun nöthig sein oder nicht; und der Fürst hielt mit desto größerer Strenge auf die Erfüllung dieser Pflicht, als er wußte, daß die Mehrzahl von denen, welchen dieser Dienst oblag, in dem Umfange, daß sie fast täglich nach mehrstündigen Warten, ohne irgendwie in Anspruch genommen worden zu sein, entlassen worden, einen Vorwand, sich dieser Form zu entziehen, finden würden, wenn auch dagegen Andere aus wahrhaft höchstem Ehrgeiz niemals dem Vorrecht und der Aufzeichnung, sich in den Vorzimmern einzufinden zu dürfen (denn als solche galt es besonders in den Augen der Fürsten), entsagt haben würden u. s. w.“

Ref. ist der Meinung, daß es nur der Aufzeichnung dieser einzigen, den Anfang des Romans bildenden Stelle bedarf, um das, was über die lebensumständlichen Lebenskünstler vorher gesagt wurde, in den Augen der Leser gerechtfertigt zu sein. Denn aus dieser kurzen Stelle; die jedoch bei glühender Inhabt unsfraglich um drei Theile länger sein könnte, wird Alles und Jedes hervor, was unsere das menschliche Leben betreffenden, quetschenden Schriftstellerkernstabilitäten bezeugen. Mit aquilaren Augen lauscht hinter dem Strauch der aquilaren Schlafrock hervor, bequellig blinzelte die purpurrothe Nachtmütze, es glänzte das dunklere Wergrün der Pantoffeln, so hinter Händwerkern und Wäldern der unverkündeten schlichten Natur mozt und nebelt in ihren abenteuerlich-umständlichen Umfassen die ganze weisungenschwangere Gestalt eines unerforschlichen, aber sehr unerforschlichen, modernsten Baki. Sie spielt mit dem Leser Bediente, ein liebes unschuldiges Spiel, wozu nur nicht die Hauptpunkte desselben das Immerwiederholungsgeheim kommen.

Aber der Geist der deutschen Kritik spielt kein Bediente mit dem deutschen Autor, stelle sich dieser nun gerade; oder: ungebildet, vornehm oder sandenlotisch, behäbig oder täpelt haft: Bäre die deutsche Kritik erst ab in gekommen, daß sie mit den Personen und Personen Dore, die sie hat angereben berufen ist, spielend tänzelt und tänzelt spielt; dann hätte sie ihre Würde, sowie ihren Platz in der Welt eingegeben. Niemand kann fürchten, daß es je dahin kommen werde, daß wollen jedem Autor, der sich berufen fühlen möchte, in einem durchaus bequelligen, Gestaltstücken einen Roman wie diesen vorzulegen, „Dionysius“, zu schreiben, die Frage aufzuwerfen: Was ist und abermals so: die besten Umständen? Diese laute, feinsten, bekannten Klugheit von oben abhängen. Diese vorzulegen, gleich: Göttern ausgegebenen und ungeschickten: Gesellschaften, Hof und deren Gemüthsstimmung. Was soll und die kleinen abgemessenen Bedienten, die: der gleichen: und: der: in: der: deutschen Literatur: gemeinsam: Schiller und die: Bediente, die: Bediente, die: Bediente: und: die: Bediente: große: Bediente: und: erhabener: Bediente:

welche die Welt, wo nicht zu verbessern, doch zu bewegen vermochten. Schildert uns die Ereignisse, welche, vom Throne und von dessen Stufen ausgehend, das Reich in Kampf und Blut und lebensvollen Wellenschlag versetzen, welche wie edler Jchor in ihrem unaufhaltsamen Fortströmen in Städte, Häuser und Familien bringen und auch diesen beschränkten Verhältnissen das Gepräge des Bedeutsamen aufdrücken; schildert uns dies, so gut ihr es vermag, so weit eure Kraft reicht; vielleicht wächst sie, wie jede Gewalt im Anringen wächst, in dem Fortschritt des Unternehmens; aber verschont uns, das bitten wir, mit solchen armseligen Binkeler Ereignissen, von denen kein Mensch, der nicht gelegentlich dazu kommt, Notiz nimmt, mit solchen abgetragenen und abgeirrteten Empfindungen, welche in ihrer angeborenen Mattigkeit und, wiewol des Spotts ganz unfähig, doch wie ein Hohn auf die so thatenbedürftige Gegenwart klingen. Verschont uns mit lamentablen Selbsten, welche es nicht höher bringen, als zu einer Lieutenantsstelle bei der Garde, und deren höchstes Glück es ist, wenn sie aus der „Glocke“ von Friedrich Schiller, mit sentimentalem Tone einer sentimentalen Dame die sentimentale Stelle vorlesen können:

Das Schicksal sucht er auf den Fluren,
Womit er seine Liebe schmückt!

Verschont uns mit solchen in der siebenandstiebzigsten Auflage erscheinenden Zeichenbittergedanken; sucht, was ihr wollt, auf den Fluren, denn es ist naturgemäß im Frühling oder Herbst, die Blüthe zu besuchen, wenn die ersten Schneeglöckchen kommen oder den gemacht wird; aber um Gotteswillen beschreibt uns nicht jedes Halmchen und Gräschen und zählt uns nicht die Blätter vor an jeder Pflanzelle oder Zeitlose, und was man sich etwa „bei durchaus vorherrschender Selbstgenügsamkeit“ Alles dabei denken kann. Zählt dafür die Jahre, Wochen, Stunden und Minuten bis zur Zeit, wo das Literaturpassier dieses Geschlechts sich zu Wein wandelt und mit einer neuen Sehnsucht zu Canaan eine neue Zeitrechnung der deutschen Poesie beginnt! Verschont uns mit solchen Selbsten, auf deren Kräfte die „Begauberte Rose“ stets aufgeschlagen liegt. Es ist noch aus keinem Kampfsieber des seligen Ernst Schulze etwas Ordentliches geworden. In der Limburger Chronik wohnt mehr Poesie als in dieser ganzen verdrehten Rosen- und Pelslammalogie.

O, diese empfindsame Selbstgenügsamkeit, diese nimmerermüdete, jäh Klüßigkeit im Ausempfinden aller indifferenter Zustände, diese ungeheurer, unbegreifliche Ausdauer in dem Stumpfe der poetischen Langeweile, diese vermaledeite, voraktete Unerblichkeit im Reden und Salbadern über nichts und, wobei nichts, dieses schönste Talent der geistigen Beschränktheit ist uns am verderblichsten gewesen und hat die deutsche Poesie wahrhaft ausgemergelt. Immer und immer wieder begnügen uns Menschen in den Reichen der deutschen Verleumdungen, welche aus ihren Lebensansichten, aus ihren Herbst- und Wintergefühlen, aus ihren heiläufigen Vor- und Nachmittags-, Cuppen- und Chocolatengeanken einen Haden zu ziehen vermögen, dessen Ende undenkbar ist; einen Haden, um dessen willen man, wenn er in die Ewigkeit reichen sollte, auf die Anferlichkeit verzichten müßte. Der pariser „Figaro“ kündigt ein: Tod der Frau von Genlis mit folgender Pyraie an: „Madame de Genlis a cessé d'écrire; c'est annoncer sa mort.“ O, wie schön ist dies gesagt, noch schöner, als es wichtig ist; denn welche Fälle von Stoff nimmt die Borntheit mit ins Grab! Nur dem Sentis ist sein geistiges Ziel gesetzt, und darum muß der Leib oft frühe sterben.

Nur eine einzige Stelle noch aus unserm Roman, damit er das letzte Wort behält. Ottolar und Ottilie sind Heil und Selb. „Man kam in das Ende des Parks, wo ein abgetheiltes Auen nahe an dem überhöhten Thore, das ins Deutsche führt, von Ottilien zu einem nützlichen Blumenbeete, das mit einer schönen Reihe von Eichen und Betuliden umgeben war. Klein, aber zierlich und in der That reizend

war der Ort. „D ein Lampe“, rief Ottolar aus, „Papa's Heiligthum.“ „Sont hier es der Kohlgarten“, sagte die Tante, „denn normals werde hier Kohl gepflanzt, jetzt nenn ich's immer Ottiliens Binkelbeet.“ — Ottilie wandte lachend das Köpfchen, und Ottolar sah überrascht aus durch diese poetische Bemerkung. „So kann auch das Schönste überflüssig“, sagte er ernst. „Dies Binkelbeet ist doch hier nicht das Schönste?“ sagte die Tante etwas empfindlich; „wenn Ottilie erst verheirathet ist, laß ich wieder umgeben, denn es liegt hier ganz verloren.“ Ottilie erröthete über und über bei dieser Bemerkung; Ottolar zog die Stirn in Falten und sagte: „Man kann die Blumen zu Heu schlagen; es geschieht oft.“

Auf diese letzte Mittheilung erlöst uns hoffentlich der Leser ein ferneres Detail. Es ist zu trostlos, zu unersprechlich, zu wehmüthig und nervenangreifend, in einem Lampe zu wohnen, welches eigentlich ein Kohlgarten ist, und in welchem der einzige gute Gedanke ist, daß es dereinst wieder ein Kohlgarten werden solle. O, es wäre sehr gut, wenn die Kohlgärten nie über sich und ihre Bestimmung hinausgegangen wären! —

Ref. hofft schließlich, daß dieser Roman von einer Dame herrührt; zugleich aber fürchtet er es, denn der abgegebene Geist der Frau von Genlis ist ein ewiger Revenant in der Literaturgeschichte der Nationen.

Notiz.

In Landor's unlängst erschienenem Buch: „Pericles und Aspasia“ (London 1836) schreibt Erstarr, bei Gelegenheit von dem Tode des Zeniades, an letztere folgenden Brief: „Ach, Zenon, o Aspasia, können unmöglich lange auf der Wange der Jugend haften. Der Regen tropft bald wieder ab von der Knospe; nur in dem Reich der reifen Blume sammelt er sich und nützt die Blüthenblätter, die bald von selbst gebrochen und gefallen sein würden. Keine, Aspasia, und erfülle die Pflichten der Freundschaft. Wisse aber, daß, wenn du auf dem Grabe des Freundes hingestreckt verschmachten willst, dich der Geist des jugendlichen Lebens bei der Hand ergreift und es nicht duldet; wisse auch, daß, als deine erste Aethne um ihn ist, Zeniades schon in der Zahl der Gethen sich befinde.“ Das Alles recht schön und poetisch; allein ich glaube kaum, daß Pericles jemals dergleichen an Aspasia geschrieben hat.

Literarische Anzeige.

Von der
**Allgemeinen Encyclopädie
der Wissenschaften und Künste**

in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern
bearbeitet und herausgegeben von

J. E. Ersch und J. G. Gruber.

Mit Kupfern und Karten.

sind wieder erschienen und an alle Buchhandlungen und Subskribenten versandt:

Erste Section (A—G). Herausg. von J. E. Gruber.
27ter Theil.

Dritte Section (O—Z). Herausg. von R. F. E. Meier und E. F. Kämp. 7ter Theil.

Auch diese Theile sind wieder reich an bedeutenden, them Gegenstand erschöpfenden Artikeln.

Der Pränumerationspreis eines Theils in der Ausgabe auf Druckpapier ist 3 Thlr. 20 Gr., in des gewöhnliche ist gedruckt für den ersten Anlauf des ganzen Werks sowohl, als auch einer Partie Hände die billigsten Bedingungen; um die Aufschaffung zu erleichtern.

Leipzig, im Juli 1836.

J. M. Brockhaus.

Montag,

Nr. 200.

18. Juli 1836.

Memoirs of Lord Bolingbroke. By Geo. Wingrove Cooke, Esq. Zwei Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 199.)

Der rechte Augenblick, den spanischen Erbfolgekrieg zu Ende zu bringen, war versäumt worden. Eine bis dahin beispiellose Schuldenlast drückte das Volk und mehrte sich fortwährend. Dazu war die Rechenschaft über die Verwendung der öffentlichen Gelder unvollständig und ungenügend. Wessen Interesse es war, diesen Zustand der Dinge fortauern zu lassen, darüber konnte kein Zweifel sein. Zunächst das Interesse Decer, die im Kriege Ruhm und Gewinn ernteten. Daß Marlborough neben der Gelegenheit, sich auszuzeichnen, auch die, sich zu bereichern, wahrnahm, ist ausgemacht. W. konnte mit Fug und Recht ihm drohen lassen: sobald er die Gunst des Hofes verliere, werden Dinge zu Tage kommen, die kein Siegesglanz mit tausendern Blendwerk überkleiden könne. Wie sehr Marlborough's Geldliebe sprichwörtlich geworden, ersieht man am besten aus der famösen kleinen Rede, durch die der Graf von Peterborough sich rettete, als der Pöbel ihn einmal für Marlborough nahm und insulirten wollte: „Ihr Herren, daß ich nicht der Herzog von Marlborough bin, will ich Euch allsoogleich bündig beweisen: erstlich hab' ich nicht mehr als fünf Guineen in der Tasche, und zweitens stehen Euch die fünf Guineen zu Dienste von ganzem Herzen.“ Damit warf er das Geld unter den jubelnden Haufen. Aber Geldliebe war nicht der unwürdigste Zug in Marlborough's Charakter. Durch die neuern Forschungen hat kein Feld mehr als er von der Bewunderung eingeblüßt, die man ihm lange gezollt. Die Beschuldigung seiner bittern Feinde, daß er selbst nach der Krone getrachtet, ist albern und kommt wenig in Betracht gegen Dasjenige, was jetzt erwiesen ist. Die Intriguen sind ans Licht gebracht, die er beständig mit den verbannten Stuarts unterhalten, denen er auf eine Weise verwandt war, die seinem Hause wenig Ehre bringen konnte (der Herzog von Berwick war ein natürlicher Sohn Jakob II., seine Mutter war eine Schwester von Marlborough) und zu deren Sturz er wesentlich beigetragen, indem er den Oberbefehl übernahm, während er schon der Verschwörung gegen Jakob II. sich angeschlossen hatte. An den vertriebenen König schrieb er später reuige Briefe, voll eckhafter Demuth und eifriger Versprechungen.

Wir wissen jetzt, daß ihm der Lohn des Verräthers geworden. Wilhelm III. behandelte ihn auf eine Weise, daß schwer zu sagen ist, ob mehr Widerwillen oder Verachtung darin liegt, und Jakob II., dessen Vertrauen er nie wiedergewonnen, spricht in seinen Memoiren von ihm mit verdienter Geringschätzung. Diese Intriguen aber ahnten damals die Wenigsten. Durch seine Gemahlin beherrschte er, bis die Frauen sich entzweiten, die Königin Anna, und sein Feldherrnruhm schmeichelte dem Stolz der Nation. Indessen war' es ihm doch schwerlich gelungen, sich so lange zu halten, hätte er nicht mit Geduld die Whigs sich immer mehr angenähert, die ihre Hoffnungen als Partei daran knüpften, daß sie durch parlamentarische Beschlüsse dem Feldherrn die Mittel zu stets neuen Feldzügen verschafften. Außerdem gab es eine Classe von Menschen, die ein ganz entschiedenes, materielles Interesse an der Fortdauer des Krieges hatten: die Capitalisten, die bei dem neuen Systeme der Staatsschuld ihre Rechnung fanden und, je größer die Noth, desto vorthellhaftere Bedingungen machen konnten.

Wenn unter diesen Umständen eine Anzahl von energischen, erblichen Männern ins Cabinet kam, die nur die Interessen des gemeinen Wesens im Auge hatten, so konnte durch den Ministerwechsel der Staat gerettet werden.

Hören wir Bolingbroke's eignes Geständniß (in dem Sendschreiben an Sir William Windham, S. 19 fg.), mit welchen Absichten die Tories ins Ministerium traten:

Ich fürchte, es läßt sich nicht leugnen, daß wir mit denselben Gesinnungen an den Hof kamen, wie noch jede andere Partei; die Haupttriebfeder unserer Handlungen war der Wunsch, die Staatsregierung in unsern Händen zu haben; unser hauptsächlichstes Ziel war, diese Gewalt zu behaupten, bedeutende Stellen für uns selbst und bedeutende Gelegenheiten zu erhalten, die, die zu unserer Erhebung mitgewirkt, zu belohnen, und denen, die uns entgegengetreten, zu schaden. Doch ist es wahr, daß zu diesen Beweggründen des Privat- und Parteiinteresses noch andere sich gesellten, deren Ziel das Wohl des gemeinen Wesens war, wenigstens was uns als solches erschien.

Weiterhin sagt er:

Unsere Absicht war, uns der Gunst der Königin zu bedienen, um die geschlossenen Reihen der Whigs zu brechen, ihnen die Stützen zu entziehen, welche die Verhältnisse ihrem Einflusse darbieten, und alle Stellen im Königreiche bis herab zu den geringsten mit Tories zu besetzen. Wir suchten, solche Maßregeln, im Verein mit dem Einfluß unserer Anzahl und unsers Besitzthums, maßten uns, gegen jeden feindlichen Versuch,

so lange die Königin regierte, sicherstellen, und wir hätten bald mächtig genug werden, um für jeden Fall, der sich nachher guttragen möchte, unsere Bedingungen machen zu können; wie es aber nachher werden sollte, darüber waren in der That, wie ich glaube, Wenige von uns oder Keiner zu einem ganz festen Entschlusse gekommen.

Jetzt hier von der Thronfolge die Rede, die zwar durch Parlamentsacten festgesetzt, aber doch, so lange es in England Mißvergnügte und draußen einen Predicanten gab, noch zweifelhaft war. Es ist der stärkste Ausdruck für das Selbstgefühl und das dicatorische Auftreten einer Partei, wenn sie die Entscheidung über Verhältnisse, die das Gesetz bereits geordnet hat, als von ihrer Entscheidung abhängig darstellt und sich mächtig genug erachtet, um selbst den gesetzlichen Herrscher, wenn sie diesen nicht ausschließen kann oder will, zu zwingen, daß er vor allen Dingen mit ihren Häuptern capituliert.

Die Zweckmäßigkeit, die Nothwendigkeit, die Wohlthat des Friedens wird nun entwickelt, und es heißt: „Aus diesen Gründen waren wir entschlossen, die erste günstige Gelegenheit zu ergreifen, um Frieden zu machen; wir glaubten, es sei dies im Interesse des Vaterlandes, und alle Welt glaubte, wie wir selbst, es sei im Interesse unserer Partei.“ Noch einmal: „Das Gelingen des Friedens war gleich wichtig für Europa, für das Vaterland, für unsere Partei, für unsere Personen, für die Welt und für kommende Geschlechter.“ Die Hauptsache war doch immer, daß die Tories, und nur die Tories, Europa, dem Vaterlande, der Welt und Nachwelt den Frieden geben sollten. „Der Friede galt mit Recht für die einzig sichere Grundlage, auf welcher wir ein Regierungssystem errichten konnten.“ Daran, der jeder Partei den Sieg versprach, wenn sie nur ihn unterstügen wollte, mußte auch dies geltend zu machen: „vom Frieden sollte eine neue Administration, sollte der Beginn des aufsteigenden Reiches des Corporismus datiren“.

Diese Gesandnisse sind ganz hinreichend, um die Art zu erklären, wie die Unterhandlung betrieben, der Frieden abgeschlossen ward. Wenn Parteirücksichten auf diese Weise sich vorfinden, so konnte andern wesentlichen Rücksichten nur so viel Geltung eingeräumt werden, als geschehen mußte, um nicht das eigne Werk zu zerstören und die Partei ganz unheilbar zu compromittiren. Es konnte nicht sein, der Friede von Utrecht, sowie er vorbereitet worden, sowie er ausfiel, mußte vom Standpunkte der Tories ausgehen oder doch entschuldigt, von jedem andern vollständig getadelt, vom Standpunkte der Whigs aus verdammt werden. Nichts ist bekannter, als daß dies wirklich geschah, und daß die Minister vom ersten Parlament Georg I. darüber des Hochraths angeklagt wurden. Der Hof hat die Artikel des impeachment gegen Bolingbroke und Orford (Harley) sammt Orford's Vertheidigung im Anhang abgedruckt und im Werke selbst ausführlich beleuchtet. Was ein unbefangenes Urtheil noch über einen untergeordneten Frieden insbesondere nachtheilhaft findet, wird sich schwerlich handiger zusammenfassen, als Parker („Geschichte von England“, Cap. 15, 11, 371. der Ausgabe.) gethan hat:

Daß ein englischer Minister sich bei der ersten Erklärung der Unterhandlungen diesem noch immer gefährlichen Feinde (Lobwig XIV.) in die Arme warf; daß er Eile herausgab und sich belasse bemühte, auch Doornik zu überliefern; daß er im Laufe der ganzen Correspondenz und in allen Unterredungen mit König die triumphirende Königin von Großbritannien ungenügend im Frieden nachließ, als ihr befehlender Rath war; daß er die den Hof der Königin zum Hauptgeschäft seines ganzen Verbandes, ohne die wir uns verpflichtet hatten auf dem Vertrag einzugehen; daß wir mitten im Feldzuge unsere Kräfte zurückzogen und selbst der Städte unserer Allirten und mächtigsten, während wir diese so bloßgestellt dem ungleichen Kampf mit der Übermacht preisgaben; daß wir zuerst die Allirten hintergingen, indem wir durch die Versicherung der Wahrheit unsern geheimen Vertrag ablenkerten und nachher von dessen Annahme verhielten: dies sind die Umstände, die für Bolingbroke so schwachvoll erscheinen und in etwas geringem Maße auch für Orford, daß sie kaum zu beschreiben sind, wenn man auch den Vertrag selbst für nützlich unter den Umständen erklärt.

Bolingbroke legt die ganze Arbeit und das Verdienst der Unterhandlungen sich selbst bei; blüht, daß er auch den Haupttadel tragen muß, zumal, da sein und seine Freunde Bericht über seine Thätigkeit nicht überliefert scheint. Er war der Einzige am Hofe, der geduldig Französisch sprach und schrieb. Pape erzählt, er habe in drei Wochen der spanischen Sprache sich so bemüht, daß die Correspondenz mit den spanischen Ministern in dieser Sprache geführt werden konnte. Dies ist wol so zu nehmen, daß er spanische Depeschen ohne Dolmetscher stand und etwa die Treue eines Übersetzers controliren konnte; und dann ist es eben kein so großes Wunder, da er vorher Italienisch wußte, und da für sein Sprachtalent auch Voltaire ein vollständiges Zeugniß ablegt. Er selbst sagt:

Die Instruktionen, die Befehle, die Denkschriften von mir entworfen, die Correspondenz in Frankreich und überall von mir geführt worden; von den Papieren, die im Laufe der ganzen Unterhandlung aufgesetzt worden, war fast keines, das nicht meine Unterschrift trug.

(Die Fortsetzung folgt.)

Peter der Große in seinem Leben und Wirken. Beitrag zur Geschichte des Nachsethums und der Abstellung des russischen Reiches und Volkes. Dargestellt von Ael. Große. Zwei Bände. Moskau. Moskau. 1836. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Schon der mäßige Umfang dieser kleinen Bände ist ein Beweis der vorliegenden Schrift keine ausführliche Geschichte Peters des Großen und seiner Zeit, aber wenigstens des russischen Reiches unter ihm erwarten, obgleich wir nicht in Abrede setzen wollen, daß sich auch in zwei Bänden viel Gutes sagen lassen. Schönes über einen großen Herrscher hätte sagen lassen. Die vorliegende Schrift gehört vielmehr in die Classe derjenigen literarischen Traktate, welche darauf Anspruch machen, historische Kenntnisse in einer gefälligen Eintheilung und ohne mühsame Forschungen, die viele Leser gern für pedantisch oder unheimlich, unter die Leute zu bringen und ein historisches Werk zu sein, dem in einem höhern oder geringern Grade die politischen Axiome und Axiome zum Vorhinein gebietet werden müssen, wir zur Ehre des Herrn. Große gesehen, daß sich von jenen Axiomen doch möglichst fern zu halten und nicht ohne eigentliche Kenntniß der Geschichte Peters des Großen und ohne Vorliebe für seinen Charakter geurtheilt hat, zwei Eigenschaften, die sich weder von dem Herrn. Große

kommt Alles auf Eins heraus. Letztere finden sich häufig hier ein; an schönen Tagen sieht man die vornehmste Welt in der Allee des orangens. Bei den pariser Schönen sind ungezählte Tausen ebenso selten als ganz regelmäßige Jäger und Physiognomien voll Geist und Anmuth. Man findet oft sehr große schwarze, aber nichtglänzende Augen, wenigstens für das Gemüth, und fast immer einen sehr feinen feinen Mund, der aber sehr viel sagt, denn er steht nie still. Ein häßlicher Zug entstellt die Französinnen: die Liebesverhältnisse laufen meist auf eine Geldsacke hinaus; ihre Ayrtenstaube ist eigentlich das Laufendbaldenbraut. Da sah ich vor einigen Tagen ein Baubeville: „Les deux maitresses.“ Ein junger Mann unterhält eine Grissette; sie kostet ihm jährlich 100 Thaler; daneben macht er einer vornehmen Dame den Hof; diese läßt sich gratis anbeten und ist die Ahrerste. Bald verbrannt sie einen Chawl, den der arme Junge ersetzen muß, bald wünscht sie Pferde, bald eine Loge in der großen Oper. Die Verlegenheiten des jungen Mannes werden von der Grissette in der zweiten Galerie und von der Dame in der Loge bekräftigt; beide erkennen die Wahrheit des Tableau. Nur ist das Baubeville noch glimpflich: in diesem bietet die Grissette ihrem ruinirten Liebhaber Hand und Ferkel an; in der Wirklichkeit wird ihm die Thüre gewiesen. Sonst sind die Pariserinnen harmlose Geschöpfe, so lange man ihnen nichts in den Weg legt. Sie haben eine Besessentaille und allerliebste Füßchen. Sie sehen Einem drist ins Gesicht, aber mit einem so lieblichen Lächeln, daß man sich gern gefallen läßt. Sie schminken sich roth, blau und weiß, wol aus Patriotismus: es sind die Nationalfarben. Im häuslichen Kreise bleibt die Schöne bis zum Kinn in einen weiten Pudermantel gehüllt; in größerer Gesellschaft wird die Robe schon länger; auf Böllen schrumpt sie dergestalt zusammen, daß dem Körper die Übermacht über die Hülle bleibt; das ist zugleich sehr ökonomisch und sehr logisch: je mehr Zuschauer, je mehr wird zum Besten gegeben.

Im Sommer ist der Kaiserengarten gleichsam ein großer Salon. Die Spiegel sind die marmornen Bassins, in welchen Schwäne freisen; als Plafond haben sie die bunten frischen Laubgewölbe oder den blauen Himmel; statt der Plafonds hauchen die Blumenkelche Wohlgerüche. Unzählbare Statuen zeigen die schönsten Formen; manche, vor allen der Spartacus, sind von imposantem Effect. Ich kenne keine Statue von solcher Energie; lang verhaltene Entrüstung bricht in dem edeln Antlitz los; auf den verächtlich aufgezogenen Lippen schweben nachdrückliche Bemerkungen; jede Muskel des kalten Marmors glüht vom schwellenden Jorne; im gewaltigen Sturme der Leidenschaft, der durch dies Kunstwerk draußt, bleibt die Harmonie der Linien, das Gleichgewicht der großartigsten Verhältnisse unversehrt. Spartacus ist mit dem Gesichte gegen die königlichen Gemächer gewendet; in der Rechten hält er das Schwert, am linken Arme schwebt eine gebrochene Kette: man glaubt den personificirten Volksthum der Julitage zu sehen.

Dieser Salon von 72 Arpents hat stets große Gesellschaft. Der Reiche besucht ihn nur auf kurze Zeit; des Abends erholt er sich unter den härter duftenden Orangebäumen von den Genüssen des Tages. Der Unbemittelte bleibt vom Morgen bis in die Nacht. Manchmal wandert die ganze Familie dahin; die Kinder springen übers Gell, worin sie eine große Gewandtheit besitzen, die erwachsene Tochter sitzt oder näht und schließt über ihre Arbeit weg nach einem Liebhaber und spielt einen Roman, während die Mama neben ihr einen liest. Die Siege entsprechen dem übrigen Amusement nicht. Selbst Fürstinnen und Herzoginnen müssen mit den Kleinen unbehaglichen Strophstühlen vorliebnehmen, die für zwei Sous vermittelt werden; sonst hat man nur kalte steinerne Platten und schlechte hölzerne Bänke. Alle diese Siege sind besetzt. Die mannichfaltigsten Gruppen bilden sich dar. Wir haben einige der charakteristischsten aus. Sehen Sie den alten Herrn in alles da pique, Schach und Strampfen und kurzen Beinkleidern: es ist ein

Rockist, er trägt eine gelbe Gewand, die Farbe des Herzogs von Angoulême; in die Seiten seines Rockentuchs sind Ellen eingekleidet, die jungfräulichen Ellen Heinrich IV., vor dem jedes Weib schlafen mußte, das ehlich bleiben wollte, wie Lakemant des Meers berichtet; die Ellen, welche an Ludwig XIV. ehebrevierischem Kissen prangten und in den Gemächern des Parc aux cerfs, wo dessen Kaiserin nachher Mädchen im Katholizismus unterrichtete. Unser Legitimist liest die „Quotidiennes“; sie erzählt ihm vom Complotte der Brüder Chauveau, die beinahe glücklicher gewesen wären als Fieschi. Von Zeit zu Zeit zieht er eine Tabakdose mit dem Portrait des Herzogs von Bordeaux aus der Tasche; gerührt beschauf er die Zähne des onkel du miracle, das mit Wasser aus dem Jordan getauft wurde, und blüht dann zum Himmel auf, als wolle er sagen, es gebe dort oben keine Religion mehr und Gott Vater sei ein Liberaler geworden! Dieser graue Alte, mit dem bleichen Oberrock, der bis zum Kinn zugeknöpft ist, ist ein grognard aus der Kaiserzeit. Das rothe Bändchen und ein lahmer Fuß, das ist Alles, was er von seinem Ruhme erkräftigt hat; er liest in einem Bande der „Victoires et conquêtes“ und dreht den Tabak in den Röhren. Die grognards sind Ludwig Philipp nicht gut; ihnen gährt noch der Kopf von den Kaiserhieben. Es sind verlegene Heiden, die mit der Sicht in Hand und Fuß Europa aufs Neue durchziehen und zusammenhauen wollen.

Nicht weit davon sehen Sie ein großes junges Französin, eine Glorinde an Wuchs und Sägen; sie liest den „National“. Schade um das süße Gesicht, daß politischer Jut es verbittert. Das schwarze Kleid deutet auf Trauer; es ist eine Republikanerin; wahrscheinlich ist ihr der Bruder oder der Geliebte in den Junatagen geblieben. Die Junatage sind die schrecklichsten Katastrophen seit der Schreckenszeit; edles Blut ist fürwahr im Giotre St. Mary geflossen. Die Dreihundert in den Thermopylen waren nicht größer. Nur fielen die Heiden der Junatage als Opfer eines unglücklichen Wahns. Die Republik wurde 1793 von Robespierre guillotiniert. Die heutigen Jakobiner meinen, sie wieder ins Leben gerufen zu haben, weil die Kräfte unter der galvanischen Mydriasis der „Tribune“ geknallt hatte.

Sehen wir uns nach freundlichen Bildern um. Das kommt eine fein gekleidete Bonne mit ihrer Demoselle. Die Bonne ist vom Lande; das sieht man an deren Fuß und an Busche; sie hat knappe Schuhe, ein knappes Kleider, ein schwarzes Schürchen, Ringe und eine goldene Uhr, Alles was ihr die Hauptstadt geben konnte; dafür hat sie ihr das Unerseglische genommen: die frischen Augen und die glatten Wangen. Neben der verwelkten Gestalt blüht die Kleine munter und heiter. Das ungeschminkte Gesicht hat die Rancore weise, welche man an den Frauengimmern höhern Standes hier bemerkt; die feinen Lippen brennen wie die Purpurrosen durch die aufbrechende Rosenknope. Durch die kindliche Anmuth leuchtet zuweilen das anglimmende Feuer eines schärferen Temperaments; dann läßt sich nichts Lieblicheres denken; es ist die Unschuld mit dem Lächeln der Bolla. Das Costume ist, wie überhaupt bei den pariser Kindern, allerliebste: lange weisse Pantalons, Stiefelchen, ein himmelblaues Kleidchen, ein braunes Mäntelchen; unter dem weissen Hüßhute weg fließt das Haar in großen schwarzen Ringen. Die Bonne hat dem Kinde einen gâteau de nantoro gekauft; sie füttert damit die Sperlinge, die in zahlreichen Scharen durch den ganzen Garten flattern und einen großen Lärm verursachen. Die Kleine lacht mit süßer Stimme, daß die Spagen, bähnt mich, herbeistiegen wollten, auch wenn sie der Kuchen nicht reizt. Nur gewöhnlich stampft Rampe mit dem Fuße und wird ungeduldig; da blickt öfter Spaz beist die übrigen weg; sie ruft ihm schau zu: „Allons, monsieur!“ So reden hier die Damen ihre Händchen mit Mamselle oder Monsieur an, um zu schmeicheln, damit andeutend, daß die Bestien und Menschen am nächsten kommen, wenn sie unartig sind.

Literarische Unterhaltung.

Dienstag,

Nr. 201.

19. Juli 1836.

Memoirs of Lord Bolingbroke. By Geo. Wingrove Cooke, Esq. Zwei Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 200.)

Orford's Unthätigkeit, Orford's Unentschlossenheit bildet ein Hauptthema des Schreibens an Sir William Windham. Die Schwierigkeiten, die von den Ministern auf dem Continent und von den Whigs zu Hause bei jedem Schritt gemacht wurden, hätten wol Manchen entmuthigt, und der Friede, der unter solchen Hemmnissen zu Stande kam, war der größte Dienst, den ein Individuum der Partei leisten konnte, und bleibt, von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, ein Meisterwerk.

Die periodische Presse war eins der Organe, deren St. John sich bediente, um die „Schwierigkeiten im Innern zu überwinden und die Stimmung der Nation zu gewinnern. Sir Walter Scott bemerkt, in seiner Ausgabe der von Lord Somers gesammelten Flugschriften, der Einfluss dieser Art von Literatur müsse schon sehr bedeutend gewesen sein, da St. John als Staatssecretair es der Mühe werth fand, einen Aufsatz in den „Examiner“ einzurücken und der Erklärung, Lord Cooper, ihn auf demselben Wege zu beantworten. Die Presse ward in ihren Angriffen auf das Ministerium so heftig und unbequem, daß St. John sich zu dem Versuche hinreißte, auf indirectem Wege die Presse zu beschränken. Er brachte eine Stempelacte durchs Parlament, die Flugschriften und Zeitschriften zwar nur mit einem halben Penny belegte, aber doch das Aufheben mehrerer solcher Journale zur augenblicklichen Folge hatte. Natürlich ward dadurch die Heftigkeit derer, die sich hielten, nur vermehrt, und der Minister verfiel auf die wohlbedachte, wenigstens unausführbare Idee, die Anonymität verbieten lassen zu wollen. Selbst Swift, der bereit und sonst stets bereit Bespottung aller Maßregeln, sperrte sich und schrieb gegen diese. Sein Widerspruch war erklärlich; er selbst ließ nie etwas mit seinem Namen drucken. Das Parlament verwurte die Bill, und die Königin drückte vergebens mit ihrem damals schon abgenutzten und immer verdächtigen Ausdruck in einer Rede auf die „heißame Beschränkung der Pressen“ hin. Später, als Oppositionsschriftsteller, mußte Bolingbroke die freie Rede wohl zu würdigen, sie bis zur äußersten Grenze des Anstandes zu gebrauchen und jeden Angriff auf sie mit bitterem Trost als

Zeichen bösen Gewissens zurückzuweisen. So geht auch aus diesem Theil seiner ministeriellen Wirksamkeit hervor, wie die Partei, die für „Europas Frieden und Englands Wohl“ regieren wollte, vor allen Dingen doch daran dachte, als Partei obzuseigen und durch jedes Mittel ihrer Gegner sich zu entledigen.

Einen Gegner und, noch schlimmer, einen persönlichen Feind hatte St. John jetzt auch im Cabinet gefunden. Robert Harley war zum Lohn für seine Dienste zum Pair ernannt worden als Graf von Orford und Mortimer. St. John war es erst zufriden, im Unterhause zu bleiben, so lange seine Gegenwart daselbst erforderlich schien. Bei dieser Gelegenheit macht er dem „britischen Senat“ ein großes Compliment.

Im Unterhause fand Harley's Credit sehr niedrig und seine Reputation sehr hoch. Ihr kennt die Art dieser Besprechung: sie attackirt sich, wie Jagdhunde thun, an dem Mann, der ihnen Widersteht und dessen Jagdruuf sie ermuntert.

Endlich ward auch er ins Oberhaus versetzt, „aber auf eine Weise, die einer Strafe ähnlicher sah als einer Belohnung“, und dort mußte er die Vertreibung der Tractaten fast allein übernehmen. Die gräfliche Würde, die früher seiner Familie angehört hatte, aber erloschen war, wurde nicht, wie er erwartet, zu seinen Gunsten erneuert; er ward nur zum Viscount Bolingbroke und Baron St. John ernannt, und dieser Titel sollte im Fall seines Ablebens ohne männliche Erben nur auf seinem alten Vater oder dessen männliche Erben übergehen. In einem Briefe an den Grafen Strafford geht es, wie habe er in seinem Leben größern Unwillen empfunden, und er machte sich ein Verdienst daraus, daß er nach solcher Behandlung nicht zurückgetreten, sondern den Interessen der Partei und dem gemeinen Besten zu Liebe im Ministerium verblieben sei.

Dabei darf nicht verschwiegen werden, daß er gegen den Nebenbuhler nun mit dessen eignen Waffen agirte. Hofintriguen, die er früher verschmähte, verstand er nun einzuleiten und zu benutzen. Bei der bigotten Königin, die ihn früher nicht leiden mochte, setzte er sich in Gunst, indem er die Fahne der Verfolgung wider die Dissenters anstieß. Wenn er selbst in seinen Schriften zu widerstehen Malen erklärt, im Cabinet habe man nicht ernstlich an Verfolgung gedacht, so erscheint es dadurch nur

um so vollständiger im Licht einer Parteimaßregel, einer Hofcabale, daß er eine Bill zu harten Maßregeln wider die Dissenters einbrachte. Wohlverdient war der bittere Hohn, mit welchem der Graf von Wharton — Bollingbroke nannte ihn nur den Drecksieger (the scavenger) — seine Verwunderung ausdrückte, daß Minister, die selbst in einer Dissenterschule aufgezogen seien (dies war sowohl bei Bollingbroke als Orford der Fall), jetzt den Dissenters verbieten wollen, Schulen zu halten; es müsse wol der Grund darin liegen, daß man fürchte, diese Schulen möchten inklästliche noch größere Senies zu Tage fördern, die das Verdienst der jetzigen Minister verbunkeln könnten.

Endlich schien Bollingbroke gewonnen zu haben; endlich hatte Orford, dessen Benehmen nicht zu vertheidigen ist, das Maß seiner Übertretungen vollgemacht, die königliche Majestät durch einen heftigen Wortwechsel mit seinen Kollegen in ihrer Gegenwart schwer beleidigt und seine Stelle verwirkt. Was war für Bollingbroke der Preis so vieler Anstrengungen, der Lohn der Parteikämpfe? Am 3. August 1714 schrieb er an Swifte: „Der Graf von Orford ward entlassen am Dienstag; die Königin starb am Sonntag. Welch eine Welt ist dies, wie spielt mit uns das Glück!“

Georg I. glaubte sehr natürlicherweise bei den Whigs seine Interessen besser geborgen als bei den Tories. Kaum war das Parlament aufgelöst, so ward Bollingbroke entlassen. Man hätte ihm wenigstens die Demüthigung ersparen können, daß er eine Weile mit seinem Portefeuille an der verschlossenen Thür des Bureau's warten mußte. Orford ward vom Könige mit ausgezeichneter Ungnade empfangen, Bollingbroke gar nicht zum Handluf vorge lassen. Er schrieb an den Bischof von Rochester:

Meine Entlassung überraschte mich nicht und kummerte mich nicht; nur die Art, wie man mich entfernte, ärgerte mich mindestens für zwei Minuten. . . . Nicht im Geringsten schreckt mich die Betrachtung, wie erboht und mächtig die Whigs sind. Aber meine Seele ist tief bekümmert über das Eine, daß die Torgpartei dahin ist. Die uns früher offenkundig verließen, reden und handeln noch mit denselben Principien, denselben Leidenschaften; Viele sind noch mit uns und ihre Zahl wird durch diejenigen vermehrt werden, deren Erwartungen getäuscht sind; aber wo sind die Geschäftsmänner, die jetzt zusammenstehen und zusammenhalten würden? Sie kennen, Mylord, meine Gedanken wie ich die Ihrigen. Nichts soll mich verlocken und nichts zurückschrecken von der Verfolgung Dessen, was ich als recht erkenne für die Kirche und die Nation; aber ich fürchte, die Maßregeln müssen verändert werden.

Seine erste Maßregel war, daß er nach Frankreich entflo, sobald an der Hochverrathsklage nicht mehr zu zweifeln war. Die Flucht kann man billigerweise nicht als Bekenntniß seiner Schuld auslegen; die Partei, die er unverhältniß beileidigt, war jetzt übermächtig und schien entschlossen, an ihm Rache zu nehmen.

In der neuen Administration und dem neugewählten Parlament war kein Mann von größerem Einfluß als Robert Walpole. Dieser war, nicht ohne kräftiges Mitwirken von Bollingbroke, aus dem frühern Parlament ausgestoßen und nach dem Tower gebracht worden „wegen notorischer Bestechung“. Wenn man die für Walpole günstigste und

in der That seine eigne Erklärung der wider ihn angeführten Thatfache annimmt, so hatte er sich eine Unvorsichtigkeit zu Schulden kommen lassen, die ein Vordrängen selbst beim besten Gewissen vermeiden, oder die schlimmste Deutung gewärtigen mußte. Walpole war es jetzt, der die Hochverrathsklage wider Bollingbroke zuvorschlug.

Nur zwei Stimmen erhoben sich für den Angeklagten in der Versammlung, deren Vorgänger seinem „Jagdruf“ so oft und freudig gefolgt waren. Hungerford wagte nicht, sein Verfahren zu vertheidigen; nur die Beschuldigung des Hochverraths saßen ihm zu hart und unverbient. General Ross, ein genauer Freund Bollingbroke's und diesem für manche Gunst verpflichtet, stand auf, um zu reden; aber die Neuheit des Falls und innere Bewegung ließ ihn keine Worte finden. Als er, ohne gesprochen zu haben, sich niederlegte, ermunterte ihn lauter Zuruf von allen Seiten — „selbst die Parteithut konnte der Freundschaft ihren Tribut nicht verweigern“. Der General faßte sich einen Augenblick und drückte seine Verwunderung aus, daß nicht hundert Stimmen sich Dessen annahmen, dem so Viele zur Freundschaft und zum Dank verbunden seien; aber weiter zu reden war ihm nicht möglich, er sagte, er habe noch Vieles für seinen Freund anzuführen und wolle es für eine andere Gelegenheit sich vorbehalten. Wieder setzte er sich nieder unter allgemeinem Zuruf. Zu seinem Nachbar sagte er: „Es ist doch sonderbar, daß ich nicht für ihn sprechen kann; wie gern wolle ich mich nicht für ihn schlagen!“

Der Verf. unterwirft die verschiedenen Punkte der Anlageacte einer sorgfältigen Prüfung. Am eifrigsten er bemüht, den Argwohn zu widerlegen, der gegen Bollingbroke die Meisten von der gemäßigtern Partei bewegt hatte: daß nämlich das vorige Cabinet und namentlich Bollingbroke den Plan gehabt habe, die Thronfolge zu ändern und den Prätendenten zum Könige zu machen.

(Der Beschlus folgt.)

Bibliophilen und Bibliotheken in Polen.

Man kann von keiner Seite her einen Blick nach Polen hineinwerfen, ohne von Begeisterung ergriffen zu werden. Wenn auch bei der jetzigen politischen Stellung Polens noch eine Beruhigung in dem Gedanken liegt, daß die Unterjochung ohne Selbstverschulden geschehen und die Knechtschaft durch den Übergreifen in der Freiheit von den Polen selbst bereitet ist, so trifft es doch das innerste Herz, wenn die edelsten glühenden Bestrebungen für die Wissenschaft in den Strudel mit hineingezogen werden und in den Abgrund versinken. So ist die Schicksale der Bibliotheken in Polen äußerst betrübend. Unermüdlich war der Sammler Fleiß, unendlich die Sparing; aber fast jedes Mal, sobald wieder ein mit unsäglicher Wuth geführtes Gebäude da stand und nun anfangen sollte durch feindlichen Willen das Volk zu verheeren und zu belehren, so wurde es entweder von der Gewalt auseinandergerissen und die einzelnen Werkstücke wurden zerstreut und vernichtet, oder dem Landmann geweiht war, wurde in fremdes Land gebracht und in eine unzugängliche Ferne auf immer entführt.

Die ältesten Bibliotheken in Polen entstanden noch vor der Einführung des Christenthums in den Ländern, sie enthielten nur von den Gelehrten mitgebrachte lateinische Manuscripte.

gütlichen Inhalts. Zu den ältesten und berühmtesten gehört die Bibliothek der Benediktiner des heiligen Kreuzes auf der Höhe (dem kalten Berge) in der Abtei Sieciechow; sie ist aber unter den Verwüstungen der Zeit fast ganz untergegangen. Einiges wurde in späterer Zeit von Jaluſki gerettet.

In Folge der Stiftung der kaiserlichen Akademie durch Kaiser den Czar und Mikhael Jagiello (1400) ward zu der kaiserlichen Bibliothek der Grund gelegt; sie wuchs bald durch Erbschaften und Schenkungen, unter denen sich die des Bischofs von Krakau, Peter Komicki (gest. 1535), besonders auszeichnete, so an, daß sie am Ende des 16. Jahrh. schon gegen 20,000 Bände und 2000 Manuscripte zählte.

Nach entstandenen schon früh bedeutende Privatbibliotheken in Polen, wie die der Fürsten Radziwiłł in Niezwiez in Litauen, die gleichfalls unter den Stürmen des Krieges größtentheils zerstört ging; ihre Reste wanderten am Ende des vorigen Jahrhunderts nach Petersburg. Ferner war die Bibliothek der litauischen Fürsten Sapieha in Rodno äußerst schätzbar; nur 5000 Bände sind von dieser erhalten worden, welche der Fürst Alex. Sapieha, der 1812 starb und als sammlischer Geschichtsforscher und als Chemiker in Polen wohlbekannt ist, 1808 der Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften in Warschau geschenkt hat. Zwar nicht sehr zahlreich, doch viele prächtige und seltene Werke enthält die Privatbibliothek des Königs Sigismund August (1542—72); sie kam nach dem Tode des Königs an das Jesuitencollegium zu Wilna und ward später der willkürlichen Universitätsbibliothek einverleibt. Witten unter dem Kriege getrennt und hienübergerzogen in die kaiserlichen Verwaltungen der Reichstage gründete der Krongrafseckherr Johann Zamowski (1543—1605) zu Zamoſc eine hohe Schule, zu der er Gelehrte aus allen Gegenden herbeifog, und legte dabeist eine Bücherammlung an, die bald die erste im Lande wurde und besonders viele seltene Handschriften polnischer Chroniken sowie sehr wichtige Werke zum polnischen und römischen Rechte enthält.

Das 17. Jahrhundert machte sich nicht sowohl durch Sammel als durch Zerstören der Bibliotheken Polens bemerkbar. Vieles vernichteten die Kriege Polens mit den schwedischen Königen. Unter Gustav Adolf wurden die bedeutenden Bibliotheken der Jesuiten in Wiga und Braunsberg und die reichen Sammlungen des Cardinals Poskus, Bischofs von Ermland, genommen und nach Schweden gebracht. Karl Gustav nahm fast die ganze wäner Bibliothek, beraubte die der polnischen Jesuiten und ließ auch die kaiserliche nicht unberührt. So sind viele sehr seltene polnische Werke und Manuscripte nach Schweden, insbesondere nach Upsala gekommen, und daher haben schon viele polnische Gelehrte Reisen nach Schweden zur Erforschung der dort verborgenen und unbenuzten Schätze unternommen, wie der gelehrte Bischof Johann Albertandz (gest. 1808), der auf Befehl des Königs Stanislaus August reiste und reichte, ja, wie es scheint, verloren gegangene Materialien zur polnischen Geschichte mitbrachte. Diesem folgten in neuerer Zeit Franz Niemcewicz, der seine Reise auf Kosten des Fürsten Gzartorpski unternahm, und der Bibliothekar Graf Altes Dzialynski. Mehrere als die Kriege vernichtete die religiöse Intoleranz, welche nach der Einführung der Jesuiten in Polen bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts herrschte. Tausende der seltensten Werke, die theuersten Überreste früherer Zeit, wurden, weil man in ihnen Ketereien zu finden glaubte, den Flammen übergeben, und nur selten begnügte man sich mit der Vernichtung einzelner Blätter oder schwerer Versammlung. Daher kommt es, daß heut die wichtigsten polnischen Werke aus dem 16. u. 17. Jahrh. verloren, die zum Theil in dem schönsten und reichsten Polnisch gedruckten sind, so selten geworden sind. Eing doch der Eifer der katholischen Gläubigen soweit, daß der Fürst Christ. Mikolaj Radziwiłł (gest. 1616), ein Sohn des berühmten reformirten Fürsten Mikolaj Radziwiłł, der 1563 in Bres in Litauen die unter dem Namen „Radziwiłł'scher Bibel“ berühmte und jetzt seltene polnische Übersetzung der ganzen heiligen Schrift

verdrucken ließ, nachdem er zur katholischen Kirche bekehrt worden war, 5000 Dukaten, die vom Vater auf den Druck der Bibel verwandte Summe, aussetzte, um Exemplare derselben aufzukaufen und verbrennen zu lassen.

Erst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts gelang es einem Manne wie Jaluſki, zu neuem Aufbau anzuregen. Joseph Andreas Jaluſki, aus vornehmer Familie, eines Besenwobens Sohn, war 1701 geboren, durch Reisen im Auslande ausgebildet und besonders in der vaterländischen Geschichte und Bibliographie mit gründlichen Kenntnissen ausgerüstet. Nach Verwaltung mehrerer geistlicher Stellen ward er 1758 Bischof von Kiew und Czernichow. Von Jugend auf hatte Jaluſki eine ungemeine Begierde, Bücher zu sammeln; bald hing er mit ganzer Seele an diesem Vorhaben, sein ganzes bedeutendes Vermögen und später seine ansehnlichen Einkünfte verwandte er zu diesem Zwecke, jedes kostspielige Vergnügen versagte er sich, und oft begnügte sich der vornehme und reiche Prälat zum Abendessen mit einem Stückchen Brot und Käse, um nur zu seinen Büchern zu sparen. Aber für diese Scheute er keine Kosten und keine Mühe, alle Klosterbibliotheken Polens durchstöberte er; wo er nur verborgene Schätze witterte, da reiste er hin, bald durch Bitten, bald durch Umtausch, vielleicht auch zuweilen durch Uerrumpelung unfähiger Besitzer vermehrte er seine Sammlung. Überall hatte er seine Commissionnaire, und so strömten aus Deutschland, Holland, Frankreich und Italien die kostbaren Bücher nach Polen. In solcher Weise sammelte Jaluſki in einem Zeitraume von 30 Jahren eine Bibliothek, wie sie wol nie ein Einzelner zusammengebracht hat. Sie enthielt nach den authentischen deutschen Schriften des Bibliothekars Janocki über 200,000 Bände und mehrere Tausend Manuscripte, und besonders in der polnischen Literatur die allerseinsten und theuersten Werke, konnte also den größten Bibliotheken Europas an die Seite gesetzt werden. Die eignen Sammlungen vermehrte Jaluſki noch durch die seines Bruders, des Bischofs von Krakau, Andreas Stanislaus Jaluſki, der unter Anderem in den Besitz der wichtigen Bibliotheken des Königs Johann III. Sobieski und des Primas Długoski gelangt war, und nun gab er 1746 Alles, was er hatte, seinen Landknechten zum öffentlichen Gebrauche hin. Er ließ zur vollständigen Aufstellung seiner Bibliothek in Warschau in der Senatorenstraße ein geräumiges Gebäude auführen; es war oben mit einer Galerie versehen und hatte die Inschrift: „Civium usui perpetuo Zaluſcorum fratrum par illastre dedicavit MDCCXLV.“ Mehrere Jahre hatte Jaluſki nun die Freude, zu bemerken, daß seine Bibliothek in gurgeltem Gange fleißig benutzt wurde und, daß seine Bestrebungen je länger je mehr Anerkennung fanden. Da ward er 1768 wegen seiner patriotischen Gesinnungen auf Befehl des russischen Gesandten Repnin mit Andern aus Warschau nach Kaluga verwiesen. Wenn er nun gleich auch im Exil um Vermehrung seiner Schätze besorgt war, wie er denn in dieser Zeit mit Erlaubnis der russischen Regierung gegen 5000 Bände in Holland aufkaufen und nach Warschau bringen ließ, so erlitt doch die Bibliothek unersehbare Verluste. Denn während der Bibliothekar Janocki an einem langwierigen Augenleiden litt, verkaufte ein Unterbibliothekar die seltensten Werke und ließ außerdem durch Verleihen und Unachtsamkeit Vieles verloren gehen. Jaluſki war daher von tiefstem Schmerze ergriffen, als er, nachdem er endlich 1773 in Freiheit gesetzt worden war, in die Bibliotheksthele wiederrintrat, namentlich war seine reichhaltige und kostbare Kupferstichsammlung völlig geplündert worden. Bald darauf, am 9. Jan. 1774, starb Jaluſki, und nun ging laut Testament seine Bibliothek als ein Staatseigenthum an das polnische Volk über.

Nur zu bald aber sollte die Hoffnung Jaluſkis, die er durch die Inschrift seines Bibliotheksgebäudes: „Civium usui perpetuo“, bezeichnet hatte und die das polnische Volk theilte, auf bitterste getrübt werden. Als 1795 die Russen Warschau eroberten, als der polnische Staat selbst genommen ward, da lag es gar zu nahe, auch das Eigenthum dieses Staates, eine

so angesehene Bibliothek, für eine gute Preise zu erhalten. Da-
her erfolgte bald die Bestimmung, die Bibliothek sei nach Pe-
tersburg zu schaffen. Sie zählte damals 262,460 Bände und
24,574 Kupferstücke. Nun wird erzählt, daß es in den Tagen,
als die Fortführung geschah und die Bücher ohne weitere Um-
packung auf Wagen geworfen wurden, überaus kostig in den
Straßen von Warschau gewesen sei, und daß die Kosaken so-
wol bei dem Aufladen als auch bei dem Fortführen sich gewöhn-
lich von der Nähe, ein in den Koth gefallenes Buch aufzu-
heben, durch einen Fußtritt auf dasselbe befreit hätten (habeat
vna fata libellum!), daß so manches Buch in dem Koth verfun-
ken, manches aber auch noch in den Straßen von Warschau
für wenige Groschen verkauft worden sei. Wieviel auf solche
Weise bis nach Petersburg gekommen sein mag, läßt sich ver-
muthen. Das Gebäude ward zum Kuchhütten von Getreide
benutzt, bis es 1807 abbrannte. Noch lange zeigte man die
Ruinen; auch diese sind jetzt verschwunden. Wenn aber so glän-
sender Eifer, wenn solche Umgebung solchen Ausgang hat, wel-
ches für die Wissenschaft empfängliche Gemüth kann da unge-
rührt bleiben?

Bald hat noch das große Verbleib, daß er zuerst wieder
zum Sammeln der so lange vergessenen literarischen Schätze
Polens angeregt hat. Insbesondere folgte der König Stanis-
laus August Poniatowski selbst dem gegebenen Beispiele und
beschaffte eine aus lauter angesehnen und seltenen Werken be-
stehende Bibliothek von 20,000 Bänden zusammen, welche sein
Bibliothekar, der obengenannte Bischof Albertand, wohl zu
benutzen verstand, und aus welcher auch Karussiewicz die Ma-
terialien zu seiner großen polnischen Geschichte geschöpft hat.
In diese Bibliothek kamen dann die sehr bedeutenden von Al-
bertand in Schwaben gesammelten Collectaneen zur polnischen
Geschichte, sowie die handschriftlichen historischen Arbeiten
Karussiewicz's, und auch dessen authentische, nach den Acten ab-
gefaßte Darstellungen der ersten Verhandlungen über die Thei-
lung Polens. Diese und andere handschriftliche Sammlungen
füllten mehrere Hundert Kollanten an.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

In dem von einem Engländer neuerdings herausgegebenen
Ehrenbuche über Deutschland und die Deutschen („Sketches
of Germany and the Germans, with a glance at Poland,
Hungary and Switzerland, in 1834, 1835 und 1836, by
an Englishman, resident in Germany“, 2 Bände) lesen wir
folgende Bemerkungen über den Nationalcharakter der Schlesier.
„Die Schlesier“, heißt es darin, „sind in Vergleich zu den Preu-
ßen, Pommern und andern Völkern des nördlichen Deutschlands
ein sehr lebhaftes Volk, eine Eigenschaft, welche sie wahrschein-
lich dem Umstande verdanken, daß das Land, welches sie be-
wohnen, weit malerischer und von milderem Klima und der
Boden viel fruchtbarer ist. Die Schlesier sind der Russen
und dem ganz leidenschaftlich ergeben, und da sie römisch-katholischer
Religion sind, so findet ihre Neigung zum Vergnügen mehr
Ermutigung, als dies bei den abengenannten Völkern, die
christentums strenge gläubige Lutheraner und Calvinisten sind,
der Fall ist. (Es scheint fast, als wüßte der Verf. nicht,
daß mehr als die Hälfte der Einwohner Schlesiens Protes-
tanten sind, und als wollte er die deutschen Protestanten zu
englischen Puritanern machen.) Außerdem ist das schlesische
Volk ausgezeichnet durch eine große Keuschheit, Höflichkeit
und Freundlichkeit der Manieren, welche sie besonders gegen
den Fremden an den Tag legen. Wahrscheinlich hat hierin
die österreichische Regierung heilsam auf sie gewirkt, der-
ren Unterthanen unstreitig die Höflichkeit und verbindliche
Feindschaft in ganz Deutschland sind. Sie kann ihre aus-
gezeichnete Erfahrung sprechen, denn ich empfinde in allen schles-
ischen Städten die freundlichsten Grüße von Boute, die ich in

meinem Leben nicht gesehen hatte, und niemals trat ich in die
Saal meines Gasthauses, ohne von mehreren Seiten mit dem
„Guten Morgen“ oder gar mit einem „Gute Nacht“ begrüßt zu
werden, und das nicht allein von den in
das Haus gehörenden Leuten, sondern von allen umher-
stehenden Gästen. So erwidert ich mich nicht, bei meiner Rück-
kehr aus dem Land in irgend ein Gasthaus gekommen zu sein, in
man mich nicht „gar schön willkommen“ geheißen hätte, ja
überhaupt das Wort: schön, dort ganz national zu sein. Bei
der geringsten Sache, die ich verlangte, und wenn es eine
Tasse Kaffee oder ein Glas Wasser war, erhielt ich immer die
Antwort: „schön“, anstatt des englischen yes Sir, das viel höf-
licher und abgemessener klingt. Was man aber in diesem so
würdigen Lande wirklich schön nennen kann, das sind die Blumen,
die ich in keinem andern Gegenden mit solcher Reichthum ge-
stattet fand. Die Deutschen, die durchgängig Blumenfreunde
sind, haben diese zu Symbolen der Zuneigung für ihre ab-
geschiedenen Freunde gemacht, und jedes Grab findet man be-
pflanzt mit ganzen Haufen von Lilien, Schiffsblumen, Nelken
und Bergkleeblüthen, durchflochten mit Immerweiden.
Diese Art, das Andenken der Geliebten zu ehren, ist
einfach als freundlich und rührend. Die Hand des Aemters
pflegt diese hübschen Embleme des menschlichen Lebens,
vermischt seine Thränen mit dem Thau des Himmels, der in
ihren Blättern perlt, und wenn ihre Blüten hinfallen und
verdorren, so gedenkt er der Auferstehung, von welcher die
ganze Natur ein Appos ist, und ist getröstet.“

Die königliche Bibliothek zu Madrid enthält jetzt
150,000 Bände und ist durch die Thätigkeit und einsichtsvolle
Waltung des jetzigen Bibliothekars Patino, durch sorgfältige
Einrichtungen und durch Vervielfältigung eines vollständigen
Catalogs in neueren Zeiten dem Publicum weit zugänglicher
gemacht worden. Auch hat man von auswärts neue Bücher
geschafft, nachdem früherhin binnen einem Zeitraum von
Jahren fast gar keine literarische Verbindung mit dem Ausland
in dieser Hinsicht stattgefunden hatte. Auf Antrag des Bi-
bliothekars sind die Archive des Don E. Calazar de Castro
früherhin in dem aufgehobenen Kloster vom Monasterio
Madrid aufbewahrt wurden, neuerlich in einem der
niedergelegt worden, welche die Manuscripte der
Bibliothek enthalten. Die sehr schöne Sammlung von Münzen
obgleich sie nicht 146,000 Stück umfaßt, wie der Bibliothekar
Gonzalez den vorigen König Ferdinand VII. in einer an
den Monarchen gerichteten Adresse versichert hatte, bemerkt
er der umfassendsten und vollständigen in Europa. Es
aber in der letzten Zeit eine ungemessene Vermehrung in der
überhandgenommen, welche jedoch durch die eifrigen Bemü-
gen von de Querebo innerhalb des letzten Jahres be-
wunden ist. Die Sammlung besteht aus 90,227 Münzen,
runter 2672 goldene, 30,672 silberne, 51,186 kupferne,
bleierne und 50 hölzerne Münzen; dazu kommen noch
Abdrücke in Wachs und 4386 in Gips.

James Mich in seinem Werke über Kyrillan er-
zählt: „Die Mohammedaner glauben, daß Allah noch
weges gestorben sei, sondern bis heute auf der Erde le-
be, er so lange bleiben werde, bis Jesus Christus kommt.
geben ihm den Namen: Abder, welches „Immerwährender“ heißt,
als Aufsehung auf das ewige Leben, dessen er sich erfreut,
weil er den Vorzug einer immerwährenden Jugend genießt, in
einem Paradiese, welches, wie sie sagen, man für den Pland
selbst nehmen kann. In Bezug hierauf äußert sich ein tür-
kischer Dichter: „Düster auch wohl, zu glauben, daß diese Welt
euer Heimat sei! Diese ist nicht mehr allein der Himmel, der
sich euch beschallt, so tugendhaft als möglich zu sein, damit
ihre den Ort erreicht, wo Allah sich aufhält und wo dann
ein Platz für euch beruht sein wird.“

Literarische Unterhaltung.

Wittmoach,

Nr. 202.

20. Juli 1826.

Memoirs of Lord Bolingbroke. By Geo. Wingrove Cooke, Esq. Zwei Bände.

(Beiglatz aus Nr. 201.)

Bolingbroke selbst behauptet aufs bestimmteste und in mehreren der Zeitfolge nach weit voneinander abstehenden Schriften, die Exerpartei habe vor dem Tode der Königin keinen ausgebildeten Plan gegen die Thronfolge Georg I. gehabt. Wenn Einzelne mit dem Prästendenten sich eingelassen, so haben sie es eben nur als Individuen, nicht als Tories, nicht als Minister der Königin gethan; daß es geschehen, habe er zur Zeit nicht gewußt, wenigstens nicht mit der Sicherheit und den Details, wie er sie nachmals erfahren.

Nachher früher behauptet, die Königin Anna selbst sei der Thronbesteigung des Prästendenten, ihres Bruders (denn das Mädchen von einem untergeschobenen Prinzen ist durch die historische Kritik befeitigt), nicht abgeneigt gewesen. Daß sie die Hanoveraner nicht liebte, ist ausgemacht. Daß sie als Prinzessin unter ihres Schwagers Regierung sich mehrmals wenig an ihren vertriebenen Vater gewandt, wissen wir aus dem „Leben Jakob II.“, das 1816 zum ersten Mal (von Clarke in zwei Quartbänden) herausgegeben ist. Dort findet sich auch, freilich durch Lücken im Text und Andeutungen verhüllt, aber nicht unkenntlich gemacht (II, 569), die Notiz, daß Anna ihren Vater um Erlaubniß gebeten, die Krone anzunehmen, wenn sie ihr angeboten werde, mit dem Versprechen, ihr, ihrem Vater bei der ersten schicklichen Gelegenheit, anzutreten. Jakob II. ging nicht auf diese Ansicht ein: „er mußte, daß seine Restitution schwieriger von Staaten geht als die einer Krone“. So hat er auch verweigert, zu Gunsten seines Sohnes seinem eignen Rechte zu entsagen (II, 575), als Wilhelm III. vielleicht nicht abgemelt war, diesem die Thronfolge im Fall seines Todes zu überlassen; und selbst das Auerbieten der polnischen Krone, ob es nun Ludwig XIV. Ernst damit war oder nicht, wies er, um nicht seinem Rechte auf England etwas zu vergeben, un-
 (II, 581). Es scheint, daß Stuart war diese
 gegeben, damit recht klar werde, wie ettel die
 der Herrscher auf ein absolutes und ein anderes
 Recht zu berufen ist als das, welches sich auf gegen-
 beschworene und Angehörte Verpflichtungen gründet.
 Aus den Papieren in Macpherson's Sammlung („Ori-

ginal papers“, II, 327 fg.) geht hervor, daß Anna als Königin noch in ihren letzten Jahren (1712) am meisten Anstoß nahm an ihres Bruders Katholicismus, und daß sie gegen seinen Agenten, den Herzog von Buckingham, sich beklagte, er wolle ihr durchaus den Gefallen nicht thun (Protestant zu werden, wie es scheint). Der Prästendent wird insgemein und besonders von Bolingbroke als ein nicht minder bigotter Katholik geschildert, als seine Schwester bigott für ihre anglicanische Kirche war. Ein Brief des Prästendenten an seine Freunde in England (bei Macpherson, II, 225) spricht in einem stolzen und würdigen Tone:

„Offenheit ist das Beste, besonders in Religionsachen; ich bin entschlossen, niemals eine Überzeugung zu heucheln, und werde niemals Andere in Versuchung führen, es zu thun; so sehr ich von der Wahrheit meines Glaubens überzeugt bin, so wenig will ich Niemanden ungünstiger deshalb ansehen, weil er sich nicht, wie er darin mit mir nicht übereinstimmt; auch werde ich zu jeder Zeit, am rechten Orte nicht verweigern, anzuhören, was man mir darüber zu sagen hat. Aber man muß mir nicht übel nehmen, wenn ich mich der Freiheit bediene, die ich Andern zugesiehe, bei der Religion zu bleiben, wie ich in meinem Gewissen für die beste halte, und ich kann billigerweise erwarten, daß man mir die Gewissensfreiheit einräumt, die ich Keinem verweigere.“

Aber der Königin Anna war mit solchen Versicherungen nicht gebient, so lange sie mit solcher Festigkeit verbunden waren; ihre Kirche wollte und will nicht Gewissensfreiheit, sondern ausschließliche Herrschaft.

Von Orford behauptet Bolingbroke, daß durch ihn beim Friedensschluß dem Prästendenten Anstehen auf die Thronfolge eröffnet worden seien. Damit gibt er nur die Beschuldigung zurück, die Orford's Freunde gegen ihn selbst, B., erhoben hatten in einer Flugschrift über die Unterhandlungen mit Mesnager, deren Ehegatt Pallam (II, 576) aus innern Gründen in Zweifel steht, und von welcher der Verf. nachweist, daß sie gleich anfangs für eine bloße Fabrication galt.

Was nun die Beschuldigung gegen Bolingbroke betrifft, so ist immer der Hauptgrund darüber derjenige, den B. selbst anführt; daß die geheime Committee des Parlaments, die die Anklageacte entwarf, keine Beweisegründe dafür aufgefunden. Dieser Committee standen nicht nur die gesammten Papiere des Ministeriums zu Gebote, sondern sie hatte auch solche Privatpapiere der Königin vor sich, die Anna selbst versiegelt und bestimmt hatte

nach ihrem Tode verbrannt zu werden. Dassel geschieht es Bollingbroke zur Ehre, daß er Brieffschaften, die sein Untersecretair erst bei Seite gebracht, weil er sie für bedeutlich hielt, aus freiem Antriebe wieder herausgab.

Core selbst, der von Bollingbroke sehr ungünstig urtheilt, hat (in seinem „oben Wapole“, S. 49) die Aemlichkeit abgejagt, daß die Committee nur „basse Vermuthungen und indirecte Indicien“ vor sich hatte. Wenn aber Core von fernern Verdachtsgründen und später bekanntgewordenen Zeugnissen spricht, so sucht der Verf. diese einzeln zu entkräften, und es ist ihm ziemlich so wohl gelungen, als ihm einer negativen Beweisführung zu erwarten ist. Vielleicht könnte Ref. noch bestimmter sich ausdrücken, wenn die Memoiren des Herzogs von Berwick, auf die Core sich bezieht, ihm im Augenblick zur Hand wären.

Als directer Gegenbeweis aber ist nicht zu betrachten, was der Verf. aus den „Marchmont papers“ entlehnt: daß Bollingbroke einen Brief des Prätendenten dem Abbé Gaultier unersöffnet zurückgab und diesen bedräute, wenn er je wieder dergleichen versuche, so solle er keine 24 Stunden in England bleiben. Der Verf. hat gegen seine Gewohnheit die Stelle der „Marchmont papers“ nicht citirt. Ref. hat sie leicht aufgefunden, sie steht daselbst II, 241. Es ist nicht läßlich, daß der Verfasser verschwiegen hat, auf welcher Autorität die Notiz beruht, nämlich auf Bollingbroke's eigenem Zeugniß, der sie dem Grafen von Marchmont erzählt, der sie wieder Hrn. Rose (dem Vater) erzählt, welcher sie auf den Rand seines Exemplars von Core's „Wapole“, geschrieben, woraus denn endlich der Herausgeber der „M. papers“, Sir Geo. Henry Rose, sie abdrucken lassen. Wollte der Verf. diese Anekdote anführen, so hätte er auch eine andere nicht zurückhalten müssen, die ganz aus derselben Quelle geflossen ist („M. papers“, II, 192) und den ganz dasselbe (wenn irgend einiges) Gewicht zukommt.

Ford Bollingbroke erzählte dem Grafen von Marchmont, kurze Zeit vor dem Tode der Königin seien die Minister unentschieden gewesen, ob sie die Thronfolge des Hauses Hannover, oder die des Prätendenten befördern sollten; sie haben über diesen Punkt Lord Orford zu seiner Entscheidung bringen können. Nachdem man mehrmals ihn privatim sondirt, ward der Herzog von Devonshire von Andern abgeschickt, ihn um einen Entschluß zu ersuchen, an welchen Hof man sich wenden solle, und man zu versuchen, was sein Entschluß den übrigen bestimmen werde; der Herzog that dies in einer Cabinetssitzung mit großem Ernst und mit Thränen in den Augen; aber er war nicht im Stande, den Lord Orford zur Entscheidung zu bewegen; von der Zeit an beschloß man, sich seiner zu entledigen.

Dies stimmt nicht übel zu Bollingbroke's eigener Ausrufung (s. oben), die Tories hätten keinen festen Plan gehabt, wie es in Zukunft werden sollte. Und das war ohne Zweifel Bollingbroke's Haupterschulbung in dieser Hinsicht; daß er glaubte, es müsse von dem Wunsch und Willen der Tories abhängen, ob die parlamentarisch gewählte Thronfolge gelten sollte oder nicht.

Aber was nicht war, das konnte noch werden, und Bollingbroke sollte noch schwerer läßen. Verbannt und lächerlich, ließ er in Frankreich mit dem Prätendenten sich vertheilen. Man kann die Unternehmung nicht als un-

verständiger und albernere darstellen, als B. selbst gethan. Jeder Umstand zeigt, daß der Prätendent war, was Sir Wm. Winbham (bei Macpherson, II, 530) von ihm sagte: ein Mensch, mit dem nichts aufzustellen war („impracticable man“). B. hat nur zwei Entschuldigungsgründe dafür, daß er einen Ungeheuer sich hatte lassen: es war persönlich gerechzt, „der schneidende Tod der Ackerklärung zerriß noch sein Ohr“, und er glaubte seiner Partei zu dienen, glaubte, indem er die Fahne der Rebellion erhob, das Panier aller Tories zu tragen.

Nach wenig Monaten ward B. vom Prätendenten in Ungnade entlassen und von den Tories beschuldigt, er habe ihre Sache, er habe seine Partei verrathen.

Den traurigen Rest von B.'s politischer Laufbahn hat Ref. an einem andern Orte aus den Quellen erzählt. Um sich nicht im Einzelnen zu wiederholen und um diesen langen Bericht zu Ende zu führen, faßt er das Wesentliche in wenigen Worten zusammen.

Bollingbroke bemühte sich, den Tories seine Geschäftigkeit und das Unverständige Jakobitischer Unternehmungen darzuthun. Er suchte der Regierung Gutes zu nähern und ward nicht allein begnadigt, sondern hielt auch durch Bestechung der Herzogin von Kent (11,000 Pf. war der Preis) eine königliche Befehlswiedererstattung in seinen vorigen Stand; eine Befehl, die ihm durch den Grafen v. Winchelsea überbracht, nicht erfüllt ward. So blieb ihm jede politische Freiheit abgeschnitten bis auf die der Oppositionsthätigkeit. Diese beschäftigte ihn denn auch vorzugsweise, wobei seine philosophischen und historischen Untersuchungen Früchten einer unwillkommenen Muse. Mit den Tories entzweite er sich aufs Neue, als ihre Festigkeit ihm Bemerkung abdrängte, eine solche Opposition dem die Regierung zu verstärken; denn alle Freunde der festlichen Ordnung müßten zusammenwirken, die Verfassung mit ungewöhnlicher Huth auszurufen, um so verderbliches Theilern niederzuhalten. Seine politischen Grundsätze waren, während er sich noch immer eben nennen ließ, dem Wesen nach die der Whigs. Doch er dahin gelangt, von Verfassungsformen wenig zu erwarten, so lange die Menschen nicht anders, nicht eigennütziger, leidenschaftlicher, besser würden. Ein solches Vermächtniß war die Lehre, die er in seinen in einem ausgearbeiteten Werke mit seltenem Reichthum entwickelt: daß durch Parteyen der Staat zu Grunde geht, weil Parteyen nur ihren eignen Triumph, die Häupter nur ihren persönlichen Einfluß und Ruhm zu Auge haben.

E. F. W. B.

Bischoffen und Bischöflichen in Polen
(Beilage aus Nr. 21.)

Der berühmteste Richter in Galizien war Johann von 1755 in Poryck in Galizien aus edlem Geschlechte. Er erhielt seine Erziehung unter den Augen seines Vaters, dieser aber auf einige Jahre nach Rußland fortgeschickt, fand er bei einem Onkel in Danzig eine Zuflucht und Gelegenheit zu weiterer Ausbildung. Nach seiner Rückkehr aus Rußland ertheilte ihm der König Stanislaus August eine Or-

in Warschau. Czacki zeichnete sich bald durch seine wissenschaftlichen Leistungen in die Zunft der Vaterlandsliebenden aus, daß er 1788 zum Mitglied der Commission des Schatzes ernannt wurde. In der Conspiration vom 3. Mai 1791 nahm er theilnehmend Theil. In Folge der zweiten Theilung von Polen wurde auch seine Güter confiscirt, und erst von Paul I., der neuen Schenkung Czacki als Deputirter des Souveränitäts Reichstages zugegen war, erhielt er sie zurück. Während dieser Zeit hatte Czacki ganz Polen mehrmals durchzogen, um die noch verborgenen, literarischen Schätze, besonders die der Klöster vor dem Verderben zu retten und von Neuem zu sammeln. Er entdeckte auf diese Weise noch manche Perle und brachte die beschätzte, auf seinem väterlichen Landgute Porzyc eingesamelte Bibliothek zusammen, welche eine fast ganz vollständige Sammlung der Werke zur polnischen Geschichte und zum polnischen Rechte bildete. Sie enthielt, nachdem Czacki die erwähnte Privatbibliothek des Königs Stanislaus August mit allen Manuscripten für 7500 Dukaten gekauft hatte, 30,000 polnische oder auf Polen bezügliche Werke und an 80,000 handschriftliche Originalactenstücke zur polnischen Literatur. 1801 war Czacki einer der ersten Stifter der Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften. Am dieselbe Zeit überreichte er dem Kaiser Alexander I. einen Plan zur Verbesserung des Schulwesens in Polynen, derselbe erhielt die allerhöchste Befestigung, zugleich bekam Czacki die Vollmacht in der Stadt Krzemieniec ein Gymnasium zu stiften. Er verstand den Adel für die neue Anstalt zu gewinnen und bedeutende Summen zu sammeln, außerdem werden ihm alle den Jesuiten einst zugehörige und bisher untrennbare oder vergessene Capitalien überwiesen. Mit dem Gymnasium, an dem treffliche Lehrer, unter Andern Lelewel angeführt werden, ward eine bedeutende Bibliothek, die meist durch die Freigebigkeit einzelner Magnaten, z. B. einer Fürstin Sapieha, entstand, verbunden. Czacki schlug selbst seinen Wohnsitz in Krzemieniec auf und wußte trotz der vielfachen Verfolgungen und der fortwährenden Verdrängung von Seiten des Generalgouvernements, der einmal sogar die Verweisung Czacki's nach Opatow, doch nur auf kurze Zeit bewirkte, dem Gymnasium bis zum 1. 1812 Giffen und Fortgang zu sichern. Als nun aber der mächtige Bestand des mit dem Kriege beschäftigten Kaiser's fehlte, da mußte er nicht nur die Anstalt auflösen, sondern selbst nach Posen entweichen. Die beschädigten Sachen aus des Königs Loos und das des Gymnasiums, um sein ganzes Vaterland gepreßtes und zu Grunde gerichtetes Volk zu retten, gingen an Czacki's Verzen. Häufige Reisen bei andauernden Krankheiten brachten den schon vorhandenen Krankheitsstoff zum Ausbruch, und Czacki starb zu Dubno am 8. Febr. 1813. Das Gymnasium zu Krzemieniec ward wiedereröffnet und bestand bis zur Errichtung der Wahlkreisuniversität zu Kiew in neuerer Zeit; da ward es aufgehoben und mit dieser Universität vereinigt; der ganze Lehrapparat, auch die Bibliothek wurden dieser Universität überwiesen.

Die polnischen Werke und Manuscripte aus Czacki's Privatbibliothek kaufte der Fürst Adam Czartoryski für 12,000 Dukaten und vereinigte sie 1821 mit seiner ausgesuchten Bibliothek zu Pulawy, welche etwa 60,000 Bände in sich faßte und eine der reichsten Schätze für slawische Literatur und Geschichte war. Das Schicksal dieser Bibliothek ist bekannt. In Folge der Abnahme Czartoryski's an der polnischen Revolution von 1830 wurden dessen in Polen gelegene Güter eingezogen; die Bibliothek aber wurde nach Petersburg gebracht, und so ist und unerschöpfte Fundgrube für die neuer polnische Geschichte, nämlich jene Manuscriptensammlung aus der Bibliothek des Königs Stanislaus August, aus auch den Polen entzogen.

Als Czacki noch am den Fürst Joseph Maximilian Czartoryski, Graf von Tenczyn, geb. 1748 in der Polowode'schen Academie, er lebte eine Zeitlang am Hofe des Königs Stanislaus August in Warschau und ward 1789, als das Unglück der Theilung von Kriem brach, als Mitglied der Deputation der polnischen Schatz an den Kaiser Leopold nach

Wien gesandt. Er war so glücklich, manche milde Bedingung für Galizien zu erlangen. Der Aufenthalt in der Kaiserstadt hatte ihm dieselbe so lieb gemacht, daß er, vom Jahre 1793 an, in derselben zurückblieb. 1808 ward er zum kaiserlich wirklichen Staatsrathe und 1809 zum Vortrager der wien'schen Hofbibliothek ernannt, 1817 mit dem St. Stephan'sorden und endlich 1825 mit der Würde eines Großmarschalls von Galizien geschmückt. Er starb zu Wien am 17. März 1826. Seine gründliche Gelehrsamkeit befanderte Ossolowski durch mehrere ausgezeichnete Werke über die polnische Literatur und Geschichte. Schon früh trat er in die Fußstapfen Balust's. Er hatte bereits eine wichtige und bedeutende Bibliothek gesammelt, als sich ihm zur Bereicherung derselben eine gewünschte Gelegenheit darbot. Nach Aufhebung der Klöster Österreichs wurden aus den in denselben vorgefundenen großen Büchersammlungen nur die für ausgezeichnet erklärten Werke in die öffentlichen Bibliotheken aufgenommen, die übrigen auf Befehl der Regierung öffentlich versteigert. Dadurch kam Ossolowski bei seiner genauen Kenntniß der slawischen Literatur leicht zu einer sehr großen Sammlung der allerseinsten und ältesten slawischen Werke. Lange Zeit stand diese Bibliothek in Wien allen Freunden und Forschern des Slawenthums offen, bis Ossolowski dieselbe auch nach seinem Tode zu erhalten beabsichtigte. Er hatte anfangs die Absicht, sie der Akademie zu Samosch zu schenken; er hatte bereits einen Vertrag deshalb mit dem Grafen Stanislaus Samoski abgeschlossen, als 1809 die Veränderung der Landesgrenzen das Vorhaben vereitelte und Ossolowski seine Sammlungen den Einwohnern von Galizien schenkte. Er erkaufte ein weitläufiges Gebäude in Lemberg, ließ die Bibliothek dort aufstellen und setzte einen bedeutenden Theil des Ertrages seiner Güter zu ihrer Erhaltung aus. 1817 erhielt die Fundation die kaiserliche Bestätigung und ist seitdem durch die Freigebigkeit der österreichischen Regierung und einzelner Großen noch ansehnlich bereichert worden. Sie enthält jetzt nahe an 40,000 Bände.

Die kaiserliche Universitätsbibliothek entging nach der Verwüstung durch die Schweden mit genauer Noth der gänzlichen Vernichtung. Große Verdienste hat sich um sie Georg Samuel Bandtke (gest. 1835) erworben, der, 1811 von Berlin aus als Bibliothekar an dieselbe versetzt, durch seinen Eifer es dahin gebracht hat, daß diese Bibliothek heute an 85,000 Bände, unter andern schöne Incunabeln und 4000 Manuscripte, außerdem eine große Masse zum Theil seltener Flugschriften enthält.

Was Bandtke für die kaiserliche, that für die wien'sche Universitätsbibliothek der verdorbene, durch mehrere gute philologische Werke auch den Deutschen bekannte Professor Grobel. Diese Bibliothek erkaufte sich übrigens der glänzendsten Unterstützung von Seiten des Kaisers Alexander, der zu ihrer außerordentlichen Vermehrung 20 und einige Tausend Rubel anwies. Grobel mußte dies kaiserliche Geschenk auf die Werke anwenden und brachte es bald dahin, daß diese alte Sammlung, die 1812 kaum 18,000 Bände enthielt, bald 40,000 Bände zählte. Die vorzüglichste Bereicherung erlangte sie aus der Jesuitenbibliothek in Czack. Bei Aufhebung der Universität nach der Revolution von 1830 enthielt sie 65,500 Bände, von diesen blieben der jetzt in Warschau bestehenden medicinischen Akademie gegen 16,000, der theologischen gegen 20,000 Bände, die übrigen wurden theils nach Kiew, theils nach Petersburg gebracht.

Als 1819 eine Reduction der Klöster im Königreiche Polen angedacht ward, wurden die Bibliotheken derselben dem Kaiserthum des österreichischen Reiches zur Bestimmung überlassen. Obgleich nun schon Balust und Czacki an diesen Bibliotheken sehr Vieles gerettet hatten, so fand man doch bei näherer Untersuchung, die meisten Klöster und deren Bänke der Klöster noch vollgefüllt mit Tausenden unter dem Stempel mörderischer theologischer, scholastischer und geschichtlicher Werke in allen Sprachen. Der Quast stieß so reichlich, daß man auf demselben für die damals neuerrichtete Alexanderuniversität in Warschau, die durchaus eines solchen Hülfsmittels bedurfte, indem man noch einige andere Sammlungen, z. B. die von

dem Minister Eudawski bei dem Exekutionsgericht angestellt, bezugslos, eine Bibliothek von 150,000 Bänden aus 1500 Manuskripten zusammenbringen konnte. Sie wurde in einem schönen Locale in dem Razimow'schen Palais aufgestellt. Als nach der neuesten Revolution die Universität aufgelöst ward, wurde auch diese Bibliothek nach Petersburg geschafft. Ebenso die Bibliothek der nach der Revolution aufgehobenen Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften, sie zählte 45,000 Bände. Unbekannt ist uns, ob die von dem Doctor Linde 1804 gegründete und aus sehr seltenen und kostbaren Werken bestehende Bibliothek des frühern warschauer Lyceums (über 15,000 Bände) an die dort neugegründeten Gymnasien übergegangen oder auch fortgeschafft worden ist.

So sind nach und nach aus Polen folgende Bibliotheken: die von Kiewitz, die Salustische, die von Pulawy zugleich mit der Czackischen und der des Königs Stanislaus August, ferner die der warschauer Universität und die der Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften, welche zusammen über 500,000 Bände betragen, nach Petersburg gewandert!

Wir geben zum Schlusse noch eine Übersicht der im ehemaligen Polen jetzt bestehenden Bibliotheken. Außer der bereits erwähnten Ossolinski'schen und der Universitätsbibliothek zu Lemberg, der Krakauer Universitätsbibliothek und der Wilnaer sind zu nennen: die kaiserliche Stadtbibliothek, besonders reich an Materialien zur Geschichte der Reformation in Polen; die vom Grafen Eward Razymowski der Stadt Posen geschenkte öffentliche Bibliothek von 21,000 Bänden, mit der im Polenschen die an Seltenheiten reiche Privatbibliothek des Grafen Titus Dzialynski um den Vorrang streitet; ferner die des Grafen Johann Karawinski in Poroschow und die früher der Familie Wlaskowicz, jetzt dem Grafen Ruzicki gehörige von 16,000 Bänden, welche in Bolyhnen, endlich die des Grafen Rzymowski in Zemberg (20,000 Bände) und die des Bischofs von Przemyśl in Salzig von 50,000 Bänden. Außerdem mögen einige Privatsammlungen im Königsreiche Polen aus den Stürmen des Krieges gerettet worden sein, öffentliche Bibliotheken gibt es jetzt dort nicht.

Bibliographie.

- Arnaud, H., Der Renegat oder Abenteuer, Reisen und Besichtigungen politischer Mischlinge in Spanien und Afrika. Zwei nach dem Französischen von Carlo Albano. 2 Theile. 8. Leipzig, Richter u. Koch. 2 Theile. 12 Gr.
- Bemerkungen eines Lebenden zu Fanti franti, vom Verfasser der Briefe eines Verstorbenen. Gr. 12. Berlin, Schöner. 9 Gr.
- Benedix, H., Johanna Selus. Drama in 1 Akt. Aufgeführt in Gleve. 8. Gleve, Char. 4 Gr.
- Bekämpfung, Apparat, der neuen herrschaftlichen Entdeckungen im Waabe. Fragmente aus dem größten Werke desselben. Nach einer kurzen Kritik über das Oxyd-Drucken-Gewerbe. Gr. 12. Hamburg, Ode. 4 Gr.
- Biographie, Ritz, des Reichsgrafen Wilhelm Gustav Friedrich Bentinck Graf und Landesherren der freien Herrschaft Halbesand, Edlen Herrn zu Bittel, Herrn zu Doornick, Baron und Vizegraf etc., Königl. Großbritannischen Generals Majors. 8. Odeburg, Ode. 6 Gr.
- Dinglinger, J., Die Societät der Wissenschaft der Deutschen. Gr. 8. Hamburg, Bachmüller. 20 Gr.
- Gesellschaft, Carl Franz. Ein Leben aus dem Leben. Amerikanische Geschichte. Leipzig. 1. Heft. 8. Leipzig, Ode. 21 Gr.
- Gesellschaft, Carl, Portofino. 11. 8. Hamburg, Ode. 1 Theil. 18 Gr.
- Graf, G. W., Geschichte und Geographie, oder Einiges über Leben und Tugenden der verschiedenen Völker und Nationen. Leipzig. 1. Heft. 8. Leipzig, Ode. 21 Gr.

Englow, J., Beiträge zur Geschichte der Literatur. 1. Heft. 8. Leipzig, Ode. 21 Gr.

Fandgraf, H., Der Dom zu Hamburg. Denkmäler, Inschriften, Wappen und Embleme. Reihenfolge der Fürstbischöfe von 1067-1803. 1. Heft. 8. Hamburg, Bachmüller. 18 Gr.

Maurer, Die Inseln, in 3 Gesängen. Die ungarische und vermehrte Auflage. Gr. 8. Gleve, Char. 10 Gr.

Reyer, J. D., Der Staat aus zwei Elementen. Politischen und religiösen Begriffen dargestellt. Gr. 8. Hamburg, Ode. 12 Gr.

Krumann, P., Des Dichters Herz. Gr. 8. Hamburg, Ode. 8 Gr.

Rückelungenaath und Klage nach ältester Gestalt in gebundener Rede überfetzt von August Seune. 2. Auflage. Mit Karte und geschichtlichen und etymologischen Erläuterungen. Gr. 12. Berlin, Nicolai. 1 Theil. 12 Gr.

Riesert, J., Versuch eines archäologischen Vortrags über die bei Rom entdeckten alten Gräber die älteste römische Begräbnisse nicht darstellend. Dem Herrn für Alterthumskunde Westfalens zur Prüfung vorgelegt. 8. Gleve, Riese. 8 Gr.

Pacca, D., Nachrichten über Portugal, mit eigenen Berichten über die Runtatur zu Lissabon vom Jahre 1802 bis 1802, verfasst u. Nach dem italienischen Original. Auch m. d. Umschl. Titel: D. Pacca's Memoiren. 2. Aufl. Gr. 8. Augsburg, Kollmann. 12 Gr.

Roques, Raumont, Briefe, geschrieben an einen Freund während des Aufenthalts der französischen Kruppen in den Jahren 1757 und 1758. Aus dem Französischen. Bremen, Kaiser. 1 Theil.

Schaden, A. v., Geographisch-statistisch-comparativ. Original-Tableau der gesammten europäischen Staaten, einem eigenthümlichen Plane, den neuesten Veränderungen zuverläßigsten Quellen, insbesondere für Lehrer, Reisende u. s. w. Nach einer besonders sorgfältigen Verbindung Europas und Erläuterung der Verhältnisse des Bundes u. d. d. München, Linbauer. 5. Aufl. 1 Theil. 16 Gr.

—, Taschenbuch für Reisende durch Europa und das Hochland, dann durch Berchtesgaden und Garmisch, nebst Beschreibungen der Gegend, der Salzammergutes und Bodensees. Herausgegeben von der umgearbeiteten Auflage. Mit 2 Karten, 2 neuen Zeichnungen und 27 malerischen Ansichten. Gr. 8. München, Linbauer. 1 Theil. 16 Gr.

Schmidt, J., Untersuchungen über Bevölkerung, Lohn und Pauperismus in ihrem gegenseitigen Zusammenhang. Gr. 8. Leipzig, Ode. 2 Theile. 12 Gr.

See-Anemonen. Romane eines Unbekannten. Gegeben vom Verfasser des Don Enrique u. s. w. 8. Leipzig, Ode. 12 Gr.

Über die militärische Benützung der Eisenbahnen. Berlin, Mittler. 4 Gr.

Weinlich, J., Die Geschichte der Städte der Hanse im Jahr 1636, und der Anfall der Stadt Hamburg an das Haus Sachsen-Altenburg im Jahr 1726; zur Feier der zweihundertjährigen Jubelfeier der Stadt Hamburg. 1. Heft. 8. Hamburg, Ode. 21 Gr.

Wetter, J., Die Geschichte der Städte der Hanse und der Städte der Hanse, zusammengestellt in einem Buchen unter dem Titel: Die Geschichte der Städte der Hanse und der Städte der Hanse. 1. Heft. 8. Hamburg, Ode. 21 Gr.

Literarische Unterhaltung.

Donnerstag,

Nr. 203.

21. Juli 1836.

Geschichte der hellenischen Dichtkunst, von Hermann Müller. Erster Theil. Epod. Zweiter Theil. 2te Aufl. Berlin: Duncker und Humblot. 1835. Gr. 8. 2. 241r. 12 Gr.

Der Verf. dieses schätzbaren Werks hat vielleicht nicht viel über die Hälfte der von ihm angekündigten Laufbahn zurückgelegt, aber wir fühlen uns ihm verbunden für eine Durchsicht; welche die Reichhaltigkeit des Gegenstandes rechtfertigt und sein Vorfat unvermeidlich macht, den Organismus hellenischer Dichtkunst klar zu entfalten, den Gang ihrer leitenden, schaffenden und bildenden Ideen überall nachzuweisen und das Wesen, die Entwicklung und Fortbildung jener geistigen Kraft in ihren Hauptmomenten und in ihren Hauptthätigkeiten zu offenbaren. Das Kriterium der Wahrheit ist hier die Harmonie der Einsicht; je höher die Kunstbildung einer Nation, um so höher auch der Organismus ihrer Entwicklung und Geschichte. Diese Ansicht ist eines philosophisch-kritischen Jahrhunderts vollkommen würdig, der Verf. hat sie fest ins Auge gefaßt und sichern, gebären, doch bestimmten Geistes durchgeführt. Daß er nie zu wenig gesehen habe, bezeugen wir ihm mit Zuversicht; es nicht deutlich hier und da etwas zu viel, mögen die Leser selbst, wenn die Kritik zukommt, das wir uns nicht anmaßend. Wir vertrauen jedoch dem Gegenstande, da wir sehen, daß er die Forschungen seiner würdigen Vorgänger kennt, benützt und überall angeführt hat, daß er dem Alter wie den Ältern treu geblieben, wo er gekonnt, ohne von der ihm erwiesenen Wahrheit abzuweichen, und der Natur nirgends nachgegeben hat, neu und ursprünglich zu sein. Es ist überhaupt unglaublich angenehmer, den Herausgeber der würdigen Verdienste mit der Haltung der Erklärung wie hier lesen zu hören, die vom Vaterland des Verfassers eingegeben ist, als auf jedem seiner Schritte einen Schritt zu begreifen, der in Kritik andauernd, und von dem Menschen, dem Kunde seiner Zeit, seines Volkes und seiner Verhältnisse begehrt, was von ganz Anderem gefordert werden darf.

Das Werk zerfällt in Vorlesungen, deren beide erste der ersten Theil die alphabetische Einleitung gebühren, welche uns sehr beglücken, als der Verf. wolle nur die ersten und wichtigsten Punkte der Dichtkunst in diesem Rahmen belassen und Alles von uns ausfüllen, was das

Leben von seiner heitern, fröhlichen und scherzhaften Seite geltend macht und wir nie über uns gewinnen werden, für Nichtkunst zu erklären. Da uns aber seine geschichtliche Darstellung selbst gleichmäßig vom Gegenstand überführt, so danken wir ihm für diese Hervorhebung und finden uns nicht berufen, mit seiner uns nicht ganz einleuchtenden Philosophie und ihren Definitionen zu rechten.

(S. 10) Die Kunst ist ein unmittlbares, unendliches Verhältnis zwischen Gott und dem Menschen, aber eine unendliche Beziehung des menschlichen Wesens auf Gott. Die absolute Natur, oder das Weltall selbst in seiner absoluten Unveränderlichkeit, ist nicht wesentlich identisch mit Gott und nur formell verschieden, sondern es ist wesentlich und formell zugleich. Eine und dieselbe mit Gott, d. h. es ist ein Gedanke Gottes, eine unendliche, ewige, absolute Beziehung Gottes auf sich selbst, in der Anschauung seiner selbst. — (S. 16) Die Kunst ist Phantasie des Unendlichen, Verwirklichung des Unendlichen und Göttlichen in der einzelnen Erscheinung.

Auf diese Vorlesung folgt eine Entwicklung der verschiedenen Kunstzweige in ihrer Nothwendigkeit. Mit S. 37 beginnt die historische Einleitung über den Charakter des hellenischen Volks, seine Geschichte und die ersten Anfänge der letztern. Der erste Anfang der Kunst in der Zeit kann nie mit Sicherheit angegeben werden, denn schon das kindische Spiel mit nassem Sande oder ein Kreisangeben im Strauße mag dafür gelten. Daß sie aber nur allmählig fortgeschritten, liegt in der Natur. Von der bei den Ägyptern, Indiern und Mongolen überhaupst scheint Hr. U. eine geringere Meinung zu hegen, als ihnen nach den neuesten Entdeckungen schon jetzt gebührt und von der Zukunft nicht ohne Wahrscheinlichkeit noch erhöhet werden wird. Champollion hat durch Denkmal der Ägypten nicht bloß für das Ungewöhnliche, Mächtige und Gewaltige, sondern auch für das Schöne Sinn hatte, und daß die Werke der griechischen und römischen Herrscher Ägyptens, die sich den Namen des Gefastes und seiner Beigefassen zur Geltung brachten, auch in Rücksicht der Vollendung und Angemessenheit tief unter ihnen stehen. Mit Recht setzt Hr. U. die Eigenthümlichkeit der aus verschiedenen Völkern stammenden Völker in eine große Beweglichkeit und Lebenskraft, ihres Natur und Zeit begünstigt. Daß griechische Geist bildete sich seine eigene menschliche, sondern sich nicht in menschlicher Bildung, ohne der Natur

sch, das Hellenische gab dem Homerischen Epos seine eigenthümliche Form. Von dem eigentlichen Hellenischen ist nur das Homerische erhalten. Unverfälschte Schöpfung desselben. Es hat nichts erfunden, Alles der wörtlichen Uebersetzung angelehnt, ist Volksbelehrung im epischen Wortkunn. Jeder Reiz der spätern hellenischen Epik liegt in ihm als Keim und dadurch ward es zur hellenischen Bibel. In der Meinung des Alterthums stand die Ilias so hoch über der Odyssee als Achill über Odysseus (und es ist ein Triumph des menschlichen Geistes, daß selbst Griechen Achill mehr galte als das ewige Vorbild ihres Nationalcharakters, Odysseus).

Video melhora preboque, deteriora seguir.)

(Die Gertrudung folgt.)

Economie politique chrétienne, ou Recherches sur la nature et les causes du paupérisme, en France et en Europe, et sur les moyens de le soulager et de le prévenir; par M. le vicomte *Alban de Villeneuve-Bargemont*. Drei Bände. Paris, 1835.

Man begreift auf den ersten Blick nicht wohl, welche Bewand-
niß es mit einer christlichen Staatswirthschaft haben möge, des-
sen systematische Entwickelung der Titel des Werks verdankt.
Zwar haben wir den Kirchenbesuch und andere religiöse Übungen
des Christenthums keinesweges unvereinbar mit den Be-
dürfnissen der Industrie; ja, wir geben sogar zu, daß einem
Manufacturisten oder sonstigen Gewerbdmännle, selbst in mate-
rieller und bloß äußerlicher Hinsicht, ein sehr wesentlicher Vortheil
ganz abgesehen von jenen Übungen erwachsen kann. Denn
hat er denselben nicht wahrer Anbacht theilhaftig, so wird er,
aus der Kirche nach Hause zurückgekommen, sich in seinem Ge-
müthe nur um fa-berglückselig-fühlen, er wird dadurch zum Ar-
beitsfaher noch mehr ermannt, in seiner gewissenhaften Be-
stätigung befähigt und, wenn man will, den Ideen der Ord-
nung und einer rechten Sparsamkeit beständig zugänglich werden.
Aber alle diese Eigenschaften können auch seinen Concurrenten
zugeschrieben und aus einer minder reinen, keinesweges göttlichen,
Quelle geschöpft sein, die indessen ebenfalls gesetzmäßig, nicht
minder reich an Wundern der Arbeit, nicht minder anerschöpf-
lich und dabei Allen zugänglich ist: wir meinen das wohl-
verstandene persönliche Interesse. Indem knüpft sich
der Erfolg jeder Arbeit, wie groß auch die Frömmigkeit des
Producenten sein, oder welchem religiösen Glauben er angehört
mag, an die unerlässlichen Bedingungen der Geschäftlichkeit, der
Industrie, der speculativen und praktischen Thätigkeit. Die
Religion gewährt in dem Maße keinen ethischen Beistand
mehr; der Mensch, um emporzukommen, muß in seinen eignen
Kräften Hülf suchen. Und stehen nicht die Lehren des Chris-
tenthums insbesondere gewissermaßen im Widerspruch mit der
guten, natürlichen Eigenschaft des Reichtums? In der That
wäre aus jenen Lehren zur Selbstverleugnung, zur Aufopferung
der Welt und der irdischen Güter an Welt entsteht, und zu
folgen, wie Reichtümer entstehen, sich vertheilen und verbrauchen
werden, steht uns das Christenthum bloßmehr, dieselben zu ver-
eiteln, oder wenigstens sie zu erwarren, ohne ängstlich bestim-
met zu sein, sie den kargen Händen der Natur zu entreißen;
es verfährt, uns in formlichen Worten, das mit dem Reiche
Gottes und seiner Gerechtigkeit alles Heil dem Menschen im
überreiche zu Theil werden sollte. Dagegen strebt die vorer-
wähnte Wissenschaft, S. 1. die Staatswirthschaft, dahin, die
Bedürfnisse des Menschen herbeizuführen und auszugeben, um
ihm zum Produciern aufzuhelfen! Jetzt Danksagung ist bei
ihm geboten, um seiner Gütigkeit und seiner Facultäten, den
Menschen selbst mit allen andern, ja jedem möglichst noch

wehr, die größtmögliche Entwicklung zu geben; und diese Be-
nennung nach erreicht er diesen Zweck um so vollständiger, je
mehr er producirt und consumirt. Sie erklärt sogar, daß der
Mensch durch Beschränkung seiner Begierden sich unwillkür-
lich dem vernünftigen Thiere nähert, das nur der Güter genießt,
die ihm Gott sendet, und ohne Kuren diejenigen entbehrt, die
ihm der Himmel versagt, während der Schöpfer ja Gunsten
des Menschen weit mehr gethan, indem er ihn mit den kräf-
tigen und dem Willen begabte, diejenigen Dinge zu vervollstän-
digen, die seine Bedürfnisse befriedigen oder ihm auch nur Be-
gnügen gewähren können. Vermögen wir nun zwischen einer
solchen Doctrin und den Vorschriften des Christenthums nichts
Gemeinsames zu gewahren, und erachten wir die Vereinbarung
dieser beiden Extreme in einem Buche, in einer Theorie, in ei-
nem System, dessen Hauptzweck eine gewisse Einheit ist,
für unmöglich, wennschon wir gern zugeben, daß jene beiden
Doctrinen nebeneinander bestehen können, so wollen wir nach
diesen Voraussetzungen jetzt in Kürze zeigen, was der Verf.
unter seiner christlichen Staatswirtschaft versteht und
wie er die ganz unermuthete Verbindung zweier Worte, die
man sonst selten beisammen findet, zu rechtfertigen versucht.

Um desto freiere Hand zu haben, eröffnet der Verf. sein Werk mit Beleuchtung aller seither bekannten staatswirthschaftlichen Systeme, von deren Hauptlehren wir soden eine flüchtige Skizze entwerfen. Die Wissenschaft aber, welche so lange Jahre hindurch Gegenstand der sorgfältigsten Forschungen eines Adam Smith, J. B. Say, Malthus und anderer ausgezeichneten Köpfe unter den civilisirten Nationen der neuesten Zeit war, diese freilich ganz materielle Wissenschaft, weil sie die Nothwendigkeit zertheilt, die Mittel zur unaufhörlichen Beförderung der allgemeinen Weltproduction aufzusuchen, um die Consumption und die positiven Genüsse der Welt möglichst zu vermehren: eben diese Wissenschaft nennt derselbe die englische Staatswirthschaft, nicht blos weil sie in diesem Lande ihren Ursprung genommen, sondern auch, weil sie dort, wie einseitig die größten Wunder verrichtet, so andererseits auch zugleich das größte Elend verbreitet habe. In der That hat solche daselbst eine unermessliche Productionsbewegung hervorgerufen und eine Überfluthung von Reichthümern, vornehmlich mittels der beiden Quellen des Handels und der Fabrikindustrie erzeugt. Allein in Vergleichung mit diesem Überflusse, der dem Verf. nur erkünstelt und verberlich erscheint, stellt derselbe eine Überfluth des Armenwesens (*pauperismo*) in England, wie auch in allen übrigen Staaten Europas auf. Hierdurch gelangt er dann, man weiß nicht recht auf welchen Wegen und Kraft welcher Gewährungsschaften, zu dem, seiner Behauptung nach, unzweifelhaftesten Resultate, daß Großbritannien die Last von 3,900,000 Armen zu ertragen habe, sohin etwa des sechsten Theils der ganzen Bevölkerung, die auf etwa 24 Millionen geschätzt wird. Bei Zugrundelegung dieser Berechnung nun wären Italien und Spanien, die von der Plage des Pauperismus nur hinsichtlich $\frac{1}{2}$ und respective $\frac{1}{3}$ ihrer Gesamtbevölkerung betroffen werden, beimeltem blühender, mächtiger und glücklicher als England. Alle übrigen europäischen Völker aber, nimmt man den Pauperismus als oberstes Kriterium an, befänden sich ebenfalls in einer ungleich günstigeren Lage, ohne davon selbst die europäischen Völker auszunehmen, wo man auf je 40 Menschen nur einen Dürftigen zählt. Ohne uns jedoch auf die nähere Erörterung oder Widerlegung aller dieser Behauptungen einzulassen, wollen wir sofort zur Darstellung jener Theorie übergehen, mittels deren Ausföhrung unser Verf. allen Leiden der Menschheit abzuhelfen gedenkt.

Die beiden Hauptbasen, worauf der Beruf seine christliche Staatsmoralität gründet, sind Arbeit und Barmherzigkeit (charité). Arbeit ist nun freilich nichts Neues; Adam Smith und die Anhänger seiner Schule gewahren in ihr gleichfalls die Quelle aller Wohlthuns. Allein zwischen Arbeit und Arbeit ist ein Unterschied, wie uns sofort gezeigt wird. Im Rancien irgend einer und nicht recht bekannten Menschenwürde

liche Naturbedeutung völlig aufzugeben, und verwandelte diese vergötterten Naturgewalten in Wesen menschlicher Natur.

Verlagter waren von Norden eingewanderte, nicht ganz ungebildete Horden. Hellenen, nach Hellen's Sohn Dichter genannt, ursprünglich in Thessalien angelassen, ließen sich zuletzt nieder im Peloponnes. Deukalion, aus Lykaonien am Parnass geflüchtet, setzte sich in Attika, wo sein zweiter Sohn, Amphiktyon, die Herrschaft gewann. Deukalion's Geschlecht ward das älteste Königthum. Hr. U. erblickt in der griechischen Religion den fortwährenden Kampf des menschlichen Willens und seiner Freiheit gegen die Naturgewalt, woraus die Idee der Nemesis und ihrer Versöhnung entstand. Das hellenische Volk theilte sich in vier große Hauptstämme: Aeker, Dorier, Jonier und Achäer. Die Jonier bildeten an der gegenüberliegenden kleinasiatischen Küste in zwölf blühenden Städten ein neues Jonien. Die einzelnen Stämme sondernten sich mehr und mehr voneinander ab, in ihrem Wesen wie in Sprache und Dialekt. So entstanden der äolische, der ionische und der dorische Dialekt. Homer ist Dichter und trug aus der Heldenzeit viel Wahres vor, aber unstreitig auch viel Erhöhtes und Ausgeschmücktes. Der historisch-kritische Sinn muß Vieles erkennen, und Hr. U. erkennt es nach seinen Grundsätzen, die aller Achtung werth sind. Schon in den ersten Keimen hellenischer Cultur waren Kunst und Religion aufs innigste verbunden. (Das waren sie mehr oder weniger überall; denn auch der Fetischglaube, auch der Schamanenrausch stützt sich auf religiöses Gefühl. Der Mensch bedarf des Übermenschlichen und wähnt sich zu ihm zu erheben, indem er es zu sich herabzieht.)

Sterblich sein Loos, Unsterbliches sein Ziel!)

Die zweite Richtung hellenischer Poesie und Kunst war ihre historische, politische Bedeutung. (Auch die findet sich überall, nur nicht mit hellenischer Wissenschaft.) Verschiedenheit der dorischen und ionischen Selbstbeziehung, jene in Sparta, diese in Athen vortretend und in ihren Kunstzeugnissen nachgewiesen. Aus einer reichen mythischen Vorzeit erblühte die epische Poesie, aus einer lebendigen Entwicklung der Gegenwart die lyrische, in der dramatischen waren beide verbunden und vollendet. Alle drei erreichten ihre volle Blüte im Anfang des vierten vorchristlichen Jahrhunderts, dem großen Wendepunkt im Leben des griechischen Volks, den der peloponnesische Krieg und dessen Ausgang bezeichnet. Von ihm an allmählicher Verfall und Untergang. Bis dahin will Hr. U. die Geschichte jeder dieser Gattungen besonders durchzuführen. Der Reichhaltigkeit des Stoffes wegen können wir wenig mehr als dessen Hauptmomente andeuten. Dichtkunst ist Kunst des Gemüths und wird nur dadurch dichterisch, daß sie Gemüthsbewegungen bezeichnet. Epos ist Darstellung dieser Bewegungen nach Außen, wodurch sie That und Handlung werden. Daher besteht sie von Anfang an neben der Lyrik, der Bezeichnung des Inneren, und beide fließen nothwendig oft ineinander. Sie trennen sich nach und nach mehr und mehr und werden mit

freier Besonnenheit und Bewußtsein wieder vereinigt, was die eigentliche Kunstpoesie bildet. Repräsentant der mythischen Vorzeit der hellenischen Poesie ist Orpheus. Wir besitzen nichts mehr von ihm; aber die Bruchstücke, welche die Nachwelt nach seinem Namen benennt, beweisen, daß Staat und Religion schon in der thatkräftigsten Zeit die Hauptrichtungen der Dichtkunst gewesen. Staat und Religion, Heldenleben und Priesterthum gingen Hand in Hand und durchdrangen sich gegenseitig. (Wo thun sie das nicht? Wo können sie vermeiden, das zu thun? Obgleich überall mit verschiedenen Modificationen und nur in Griechenland mit so entschiedenem Glücke.) Homer und Hesiod haben nicht geschaffen, sondern nur auszubilden. Doch erklärt Hr. U. mit allem Rechte, was aus unter dem Namen Orphische Erzählungen erhalten worden, für Nachahmungen der alexandrinischen Dichterschule der spätern Metriker. Homer und Hesiod erheben mit keinem Worte des Orpheus oder eines Priesterpoesie; aber das homerische Epos setzt eine lange Vergangenheit epischer Dichtungen und das hesiodische ältere religiöse Dichtungen voraus. Den Beweis hat der Verf. scharf geführt, sowie den, daß die Dichtkunst von Thracien aus, zu welchem Macebonian und Achaen gehörten, sich in Hellas verbreitet habe. Auch Orpheus galt wie Amphyrus und Linos für einen Achaen. Sie fallen in die mythologische Zeit, gegen den Anfang des 12. vorchristlichen Jahrhunderts. Hymnisch hat überall die ersten Anfänge in Gesang und Dichtung. Der Hymn, der geregelte Hymnus auf Apollon, war schon bei Homer von dem Heere aller Achaen gesungen. Das Hymnlied war schon Volksgefang, Poesie und Musik waren verschwistert, die Gesänge und ihre Melodien hatten Namen, Gesänge. Epen hießen alle Gedichte in gleichmäßigen Versmaße, vorzüglich des Hexameters, die mehr als jedes andere Abwechselung der Erzählung begünstigt und, einmal gefunden, schwerlich wiederzufinden wird. Der Dionysische, am spätesten in Hellas eingeführte Gottesdienst ward Haupt- und Mittelpunkt religiöser Geheimlehren, von denen Homer noch nichts weiß und Hesiod nicht viel mehr. Nur in der christlichen Vergötterung der Menschennatur, nicht im morgenländischen Naturdienst und in der mystischen Weisheit der ägyptischen und ägyptischen Priester, erblickt Hr. U. den geschichtlichen Übergangspunkt vom Heidenthume zur christlichen Lehre. Das künstlerische Epos der Griechen entspringt aus dem Heidenthume und fand in dessen Sagen einen fruchtbaren Boden. Sein Stempel und Merkmal war der trojanische Krieg, dessen Helden es in naher Beziehung zur Gottheit stellte. Der eigentliche Zeitpunkt seiner Entstehung läßt sich nicht bestimmen. Wahrscheinlich war es früher als der erwähnte Krieg und seine Vollendung erst nach dem Untergange des Heidenthums. Ganz Hellas war seine Wiege, Achaen, Jonen, Dorier, Achäer und mit dem Nachkommen der berühmten Fürstengeschlechter wanderten sie nach der kleinasiatischen Küste. Die bewußte Beschreibung der lyrischen und epischen Elemente in der Urpoesie

sch, das Hellenismus gab dem Homerischen Epos seine eigenthümliche Form. Von dem eigentlichen Hellenismus ist nur das Homerische erhalten. Treffliche Schilderung desselben. Es hat nichts erfunden, Alles der wörtlichen Uebersetzung angelehnt, ist Volksbelehrung im eigentlichen Wortsinne. Jeder Reiz, der späteren hellenischen Cultur liegt in ihm als Keim und dadurch ward es zur hellenischen Bibel. In der Meinung des Alterthums stand die Ilias so hoch über der Odyssee als Achill über Odysseus (und es ist ein Triumph des menschlichen Gefühls, daß selbst Griechen Achill mehr galt als das ewige Reich ihres Nationalcharakters, Odysseus).

Vides meliora proboque, deteriora sequor.
(Die Fortsetzung folgt.)

Economie politique chretienne, ou Recherches sur la nature et les causes du pauperisme, en France et en Europe, et sur les moyens de le soulager et de le prevenir; par M. le vicomte Alban de Villeneuve-Bargemon. Drei Bände. Paris, 1835.

Man begreift auf den ersten Blick nicht wohl, welche Bewandnis es mit einer christlichen Staatswirtschaft haben möge, deren systematische Entwicklung der Titel des Werks verkündigt. Zwar haben wir den Kirchenschatz und andere religiöse Übungen des Christenthums keinesweges unentbehrlich mit den Beschäftigungen der Industrie; ja, wir geben sogar zu, daß einem Manufacturisten oder sonstigen Gewerbsmanne, selbst in materieller und bloß nützlicher Hinsicht, ein sehr wesentlicher Vortheil ganz absichtlich aus jenen Übungen erwachsen kann. Denn hat er denselben mit wahrer Inacht beigemohnt, so wird er, aus der Kirche nach Hause zurückgekommen, sich in seinem Gemüthe nur um so beherzelter fühlen; er wird dadurch zum Arbeitsfleisse noch mehr emporsteigen, in seiner geselligen Lebensweise nicht zurückbleiben, wenn man will, den Uebern der Ordnung und einer weisen Sparsamkeit desto zugänglicher werden. Allein alle diese Eigenschaften können auch seinen Concurrenten zugesessen und aus einer minder reinen, keinesweges göttlichen, Quelle geschöpft sein, die indessen ebenfalls gesetzmäßig, nicht minder reich an Wandern der Arbeit, nicht minder unerschöpflich und dabei Allen zugänglich ist: wir meinen das wohlverdienende persönliche Interesse. Indem knüpft sich der Erfolg jeder Arbeit, wie groß auch die Frömmigkeit des Producenten sein, oder welchem religiösen Glauben er angehört, an die unentlasslichen Bedingungen der Geselligkeit, der Lebensarbeit, der speculativen und praktischen Thätigkeit. Die Religion gewährt in dem Falle keinen entscheidenden Beistand mehr; der Mensch, um emporzukommen, muß in seinen eignen Kräften Hilfe suchen. Und stehen nicht die Lehren des Christenthums insbesondere gewissermaßen im Widerspruch mit der ganzen eigentlichen Wissenschaft des Reichthums? In der That stehen sie. Ihre Lehren zur Selbstverleugung, zur Entsagung der Welt und der irdischen Güter an: Welt entsteht, und zu zeigen, wie Reichthümer entstehen, sich vertheilen und verbraucht werden, läßt uns das Christenthum gleichgültig, dieselben zu vermeiden, oder wenigstens sie zu erwarten, ohne ängstlich bestimmend zu sein, sie den kargen Händen der Natur zu entziehen, es beschränkt uns in sprachlichen Worten, daß mit dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit alles Heil dem Menschen im Verhältnisse zu Welt werden solle. Dagegen erhebt die vorerwähnte Wissenschaft, d. i. die Staatswirtschaft, dahin, die Gesetze des Menschen hervorzuheben und auszuheben, um ihn zum Producenten aufzufahren; ihres Darfartums ist ihnen kein Bedenken, um seines Entstehens und seines Fortschritts, den Menschen selbst mit allen andern, ja, erstens nicht

mehr, die größtmögliche Entwicklung zu geben; und ihrer Meinung nach erreicht er diesen Zweck um so vollständiger, je mehr er producirt und consumirt. Sie erklärt sogar, daß der Mensch durch Beschränkung seiner Begierden sich unwillkürlich dem unvernünftigen Thiere nähert, daß nur der Güter geniest, die ihm Gott sendet, und ohne Murren diejenigen entbehrt, die ihm der Himmel versagt, während der Schöpfer zu Gunsten des Menschen weit mehr gethan, indem er ihn mit den Kräften und dem Willen begabte, diejenigen Dinge zu vervielfältigen, die seine Bedürfnisse befriedigen oder ihm auch nur Begnügen gewähren können. Vermögen wir nun zwischen einer solchen Doctrin und den Vorschriften des Christenthums nichts Gemeinsames zu gewahren, und erachten wir die Vereinbarung dieser beiden Extreme in einem Bunde, in einer Theorie, in einem System, dessen Hauptoberbauf eine gewisse Einheit ist, für unmöglich, wennschon wir gern zugeben, daß jene beiden Doctrinen nebeneinander bestehen können, so wollen wir nach diesen Voraussetzungen jetzt in Kürze zeigen, was der Verf. unter seiner christlichen Staatswirtschaft versteht und wie er die ganz unvermuthete Verbindung zweier Worte, die man sonst selten beieinander findet, zu rechtfertigen versucht.

Um desto freiere Hand zu haben, eröffnet der Verf. sein Werk mit Beleuchtung aller seither bekannten staatswirtschaftlichen Systeme, von deren Hauptlehren wir sieben eine flüchtige Skizze entwerfen. Die Wissenschaft aber, welche so lange Jahre hindurch Gegenstand der sorgfältigsten Forschungen eines Adam Smith, J. B. Say, Malthus und anderer ausgezeichneten Köpfe unter den civilisirten Nationen der neuesten Zeit war, diese freilich ganz materielle Wissenschaft, weil sie die Nothwendigkeit zu kleinert, die Mittel zur unaufsöthlichen Beförderung der allgemeinen Weltproduction aufzusuchen, um die Consumption und die positiven Genüsse der Welt möglichst zu vermehren: eben diese Wissenschaft nennt derselbe die englische Staatswirtschaft, nicht bloß weil sie in diesem Lande ihren Ursprung genommen, sondern auch, weil sie dort, wie einzeln die größten Wunder verrichtet, so andererseits auch zugleich das größte Elend verbreitet habe. In der That hat solche daselbst eine unermessliche Produktionsbewegung hervorgerufen und eine Überfluthung von Reichthümern, vornehmlich mittels der beiden Quellen des Handels und der Fabrikindustrie erzeugt. Allein in Vergleichung mit diesem Überflusse, der dem Verf. nur erkennbar und verderblich erscheint, stellt derselbe eine Uebersicht des Armenwesens (pauperisme) in England, wie auch in allen übrigen Staaten Europas auf. Hierdurch gelangt er dann, man weiß nicht recht auf welchen Wegen und Kraft welcher Gewährschaften, zu dem, seiner Behauptung nach, ungewissten Resultate, daß Großbritannien die Last von 3,000,000 Armen zu ertragen habe, sohin etwa des sechsten Theils der ganzen Bevölkerung, die auf etwa 24 Millionen geschätzt wird. Bei Zugrundelegung dieser Berechnung nun wären Italien und Spanien, die von der Plage des Pauperismus nur hinsichtlich $\frac{1}{2}$ und respective $\frac{1}{3}$ ihrer Gesamtbevölkerung betroffen werden, beinahe dem blühender, mächtiger und glücklicher als England. Alle übrigen europäischen Völker aber, nimmt man den Pauperismus als oberstes Kriterium an, befänden sich ebenfalls in einer ungleich günstigeren Lage, ohne davon selbst die europäischen Mächte auszunehmen, wo man auf je 40 Menschen nur einen Dürftigen zählt. Ohne uns jedoch auf die nähere Erörterung oder Widerlegung aller dieser Behauptungen einzulassen, wollen wir sofort zur Darstellung jener Theorie übergehen, mittelst deren Ausführung unser Verf. allen Leiden der Menschheit abzuhelfen gedenkt.

Die beiden Hauptbasen, worauf der Verf. seine christliche Staatswirtschaft gründet, sind Arbeit und Barmherzigkeit (charite). Arbeit ist nun freilich nichts Neues; Adam Smith und die Anhänger seiner Schule gewahren in ihr gleichfalls die Quelle allen Reichthums. Allein zwischen Arbeit und Arbeit ist ein Unterschied, wie uns sofort gezeigt wird. Im Rameu irgend einer und nicht recht bekannten Menschenwürde

und nicht ganz gerechtfertigt die Behauptung der Unmöglichkeit der Beseitigung der Armut, die lediglich durch eine fortschreitende Aufhebung der stets wachsenden Bedürfnisse, deren Brennpunkt das menschliche Herz ist, einmündet werden dürfte. Er will vielmehr aus einer, der Erhabenheit des christlichen Sozialismus mehr angemessenen Absicht unsere Begierden, unsere Bedürfnisse und unsere Lebensansprüche beschränkt wissen; er will uns um alles Das bereichern, auf dessen Besitz wir verzichtet, und uns soweit als möglich zur Entfugung des Wunsches vermindern, unsere materiellen Genüsse in diesem Leben bis ins Unendliche zu vermehren, zu welchem Behufe er uns auffodert, dessen Kürze und eitle Verheißungen, sowie dagesgen den belohnenden Reichtum Lohn in Erwidung zu ziehen, der in einer andern Welt unser wartet. Das unerlässliche Corollarium dieses Arbeitssystems ist die Barmherzigkeit. Und somit wäre denn vorliegendes Werk ganz eigentlich eine Abhandlung über diese dritte Cardinaltugend, welche die Kirche ahempfeht, und über deren Anwendung auf die zahlreichen Anstalten, welche die aus Religiosität, Ruhmsucht oder natürlichem Mitleidenschaft entspringende Wohlthätigkeit an allen Orten und unter tausend verschiedenen Formen dem menschlichen Elende eröffnet hat. Der Verf. hat aber Recht gehabt, seinem Systeme diese Ergänzung beizufügen; denn eine nach seinen Vorlesungen organisierte Produktionswerkstätte kann eines Sozialismus als Successor nicht entbehren. Wahrhaft bedauern sogar wir man, daß er seine Studien nicht diesem so interessanten Gegenstande ausschließend zumwandte, bei dessen Behandlung er nicht nur sehr umfassende Geschichtskenntnisse entfaltet, sondern auch durch seine christliche Moralphilosophie große Achtung abstrahiert. In der That ist sein Werk, unter diesem Gesichtspunkte betrachtet, das vollständigste und bekannteste Handbuch, das allen hienigen Personen zu empfehlen ist, die bei Spendung ihrer Wohlthaten eines verständigen Führers bedürfen. Man findet darin Nachweisungen über alle nur irgend denkbare Anstalten, die dem menschlichen Elende eine Zuflucht bieten, und die Leiden unserer Mitbrüder zu erleichtern bestreben, wie Hospitalkassen über Blinden- und Taubstummenanstalten, über Jansen-, Handel- und Waisenhäuser, über Hospitäler zur Pflege kranken Kranken und Greise. Geht man das Verzeichniß aller dieser Anstalten durch, so wird man von Staunen über die Menge von Gebrechlichkeiten und Leiden ergriffen, die zu erleichtern oder denen ein Ayl zu eröffnen, unzuganglich ward. Noch mehr, man findet in dem Werke nicht bloß historische Nachweisungen, um eine eitle und unfruchtbare Neubegier zu befriedigen, sondern auch neue und mit Scharfsinn entwickelte Ansichten über die jene Anstalten betreffende Vorsehung und über die Verbesserungen, die dabei einzuführen möglich und menschlichwerth wären. Dies Alles gereicht nicht minder den Gefühlen wie den gelehrten Forschungen des Verf. zur Ehre und beweist, daß er selber bei Übung der Barmherzigkeit eine langjährige Erfahrung machte, die durch Beobachtung, Reisen und eine unermessliche Beseitigung zur Reife gedieh. Man kann in letzterer Beziehung wohl sagen, daß er alle seine Autoren in dieser göttlichen Wissenschaft kennt.

Eine letzte Frage bleibt noch freilich noch, ob das System, welches unser Verf. die administrative Wissenschaft der Barmherzigkeit nennt, auch praktisch ausführbar, ja ob es damit auch nur zu versuchen tauglich wäre. Die von ihm sogenannte englische Staatswirtschaft wird ihm wenigstens den Vorwurf machen, es lasse dieses System der Barmherzigkeit, der Arbeitethen zu großen Vortheil, weil es auf allzubreite Basen sich gründe. Denn eben diese Staatswirtschaft läßt gar kein absolutes Princip zu und lebt, wie Waltus sagt, nur von richtigen Verhältnissen. Und wohl versteht sich auch gar wohl, daß bei dem unaussprechlichen Kampfe des Menschen gegen die materielle Natur, ihre blinden Kräfte und Stürme stets Verwundete auf dem Schlachtfelde bleiben, daß es stets Opfer einer verunglückten „Arbeitsanordnung“ geben wird, so

daß es nicht einmal auf ein bestimmtes Ziel hin berechnet, das sich nicht ausmachen ließe. So wie Barmherzigkeit, so wie Arbeitethen, läßt sich nicht auf ein bestimmtes Ziel hin berechnen, sondern dem verhängnisvollen Unglück eine Prämie erheben und falsche Vermuthungen, falsche Gebrechlichkeit hervorrufen, die nur erborgte Leben zur Ewigkeit führen, um ein Almosen zu bekommen. Eine solche Gefahr aber genügt die Staatswirtschaft, man mag sie, wie der Verf., die englische nennen, oder ihr irgend ein anderes Epithet beilegen, in allen den Fällen, wo sich die Wohlthätigkeit als eine besonders Noth im Staate zu konfigurieren gebricht und sich mit bestimmten und systematischen Formen bekleidet. Nun aber läuft die ganze Tendenz dieses Werks und der Schopenhauer'schen Vorlesungen darauf hinaus, nach solle man Besatz der öffentlichen Wohlthätigkeiten eine spezielle Verwaltung errichten, die, von jeder andern Staatsbehörde oder Gewalt unabhängig und abgetrennt, in den Händen eines einzigen Mannes, eines Großherzogs, des Königs, centralisirt würde: mit einem Worte, es verlangt die Errichtung eines Großalmosenpflanzens, mit einem Großalmosenpflanz und der ganzen dazu gehörigen Hierarchie. Es mag diese Conception immerhin der Irrthum eines wohlwollenden Mannes, der Traum einer schönen Seele sein. Nichts was darf deswegen noch keineswegs der Gefälligkeit oder Barmherzigkeit Diejenigen beschuldigen, welche, vergeblichen Suchen unzuganglich, auf andern Wegen die Mittel suchen, um mit größerer Sicherheit und milderer Gefahr den Leiden der Menschheit abzuhelfen.

Literarische Anzeige.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Zeitgenossen.

Ein biographisches Magazin

für die

Geschichte unserer Zeit.

Dritte Reihe.

Fünften Bandes siebentes und achttes Heft.

(Nr. XXXIX—XL.)

Gr. 8. 1 Thlr.

Inhalt:

Biographien und Charakteristiken.

Friedrich von Schumann. (Von Freiherrn von Lüttich.)

Adamantios Koraïs. Von Theodor Rind.

Biographische Andeutungen.

Dr. August Hermann Niemeyer.

Sir Thomas Lawrence, Präsident der Königl. Akademie zu London.

Johann Federowitsch, Graf Paskewitsch, General, Fürst von Warschau, russischer Generalfeldmarschall und Statthalter des Königreichs Polen.

So wie die erste als neue Reihe der Zeitgenossen, jede in 6 Bänden oder 24 Heften, kostet im veranschlagten Preise auf Druckpapier anstatt 24 Thlr. nur sechszehn Thlr., und auf Schreibpapier anstatt 36 Thlr. nur vierundzwanzig Thlr. Werden beide Folgen zusammengekommen, so erlaßt ich sie auf Druckpapier zu vierundzwanzig Thlr. und auf Schreibpapier zu sechsunddreißig Thlr. Einzelne Hefte, sowohl von der ersten als neuen Reihe, kosten auf Druckpapier 1 Thlr., auf Schreibpapier 1 Thlr. 12 Gr.

Verlag im Juli 1856.

H. A. Brockhaus.

Literarische Unterhaltung.

Freitag,

Nr. 204.

22. Juli 1836.

Geschichte der hellenischen Dichtkunst, von Herm. Ulrich. Erster und zweiter Theil.

(Fortsetzung aus Nr. 201.)

Hr. U. bietet scharfsinnige Gründe auf, um das alte Gerücht zu unterstützen, daß Homer der einzige Verfasser der nach ihm genannten beiden Epopöen und aller ihrer Theile gewesen sei. Ohne uns grammatische Beobachtungen anzumäßen, scheinen uns Verschiedenheit der Religionsbegriffe und besonders die auffallende Zunahme des Wunderglaubens den Dichter der „Odyssee“ nicht nur als einen andern, sondern auch als einen späteren zu bezeichnen als den der „Ilias“. Darin stimmen wir jedoch dem Verf. völlig bei, daß beide Epopöen schon früh im Wesentlichen dieselbe Gestaltung und denselben Umfang gehabt haben, in welchem wir sie, obwohl im Einzelnen mannichfaltig verändert und wahrscheinlich erweitert, noch jetzt besitzen. Homer lebte wenigstens einige Menschenalter vor Hesiod. Der Wettstreit zwischen ihnen, von dem eine alte Sage berichtet und in welchem der Letztere obgesiegt haben soll, kann sich daher, insofern er wahr sein sollte, nur auf einen Wettstreit unter ihren Kunstschulen beziehen. Über die Art und Weise ihres Vortrags, über deren Vorzüge und Mängel, über Pissistratus' Verdienste im Sicherstellen gegen die Letztern, viel Schönes und Einleuchtendes. Hr. U. belegt mit trefflichen kritischen Gründen, daß Homer's Blüthenzeit gegen das 9. vorchristliche Jahrhundert, 280 Jahre nach dem trojanischen Kriege, 140 Jahre nach Gründung der ionischen Colonien in Kleinasien, und Chios, der Sitz des Sängergeschlechts der Homeriden, als sein Geburtsland anzunehmen sei. In den dorischen Staaten des Peloponnes entwickelte sich die ethisch-religiöse Richtung der Dichtkunst, besonders durch den Cultus des Apollo. In Mittelgriechenland, namentlich in Boeotien, galt zwar diese epische Richtung auch, doch ohne die Naturanschauung der ältesten heiligen Priesterpoesie zu verdrängen. Als Vertreter dieser Bildung erscheint der böotische Sänger Hesiod. Homer und er sind die beiden Pole der hellenischen epischen Dichtkunst. Hesiod war in Asta am Fuße des Helikon geboren, sein Vater ein wohlhabender Ackerbauer. Ihn, wo das ist der Winter und schlecht der Sommer, und nichts gut, hielt ihn nicht lange; er kam zu reichem Vermögen in

Dechomenos, wo man sein Grabmal zeigte. Seine Dichterschule verdient den Namen der thracisch-aeolischen, im Gegensatz der aelisch-ionischen des Homer. Seine Zeit bestimmt Hr. U., mit Herodot, um die erste Hälfte des 9. vorchristlichen Jahrhunderts, und die „Theogonie“ wie die „Ergasterien“ hält er im Ganzen für das Werk eines Meisters. Seine ästhetisch-kritische Würdigung derselben ist vortrefflich. Alle Hesiodischen Gedichte sind mannichfaltig interpolirt, besonders der „Schilf des Herakles“, dessen Ton und Haltung ein jüngeres Zeitalter verrathen. Das epische Element seiner Schule hatte eine priesterlich-didaktische Färbung und näherte sich allmählig dem aufsteigenden Mysticismus des Dionysiusdienstes. Wahrscheinlich war auch ihr Vortrag nicht musikalisch, gleich dem der homerischen Gesänge, sondern rhetorisch. Jener Begleitinstrument war die Kithara, dieser das Eklytron, der Stab. Dactylischen Dichter vereinigten und vermischten beide Arten der epischen Declamation. Wir konnten nicht über uns gewinnen, weniger von einem Gegenstande anzudeuten, der keinem Gebildeten fremd ist. Die folgenden Vorlesungen beschäftigten sich mit Dichtern und Dichtungen, von denen keine Denkmale, oder nur sehr verstümmelt, auf uns gekommen sind. Hr. U. hat daher nur die zuverlässigsten Nachrichten, die Urtheile und Vermuthungen der bewährtesten alten und neuen Kunstrichter über sie sammeln und sein eignes Sagens hinzusetzen können. Das ist aberaus belehrend und anziehend in seiner gedrängten und faßlichen Darstellung, aber keines Ausganges fähig, sodaß wir uns fast nur auf dürre Inhaltsanzeigen beschränken. Homeriden und Epiker. Ihnen gebührt die Einführung der lyrischen Vorträge zu homerischen Gesängen und die Entstehung der homerischen Hymnen. Den auf Aphrodite erklärt der Verf. für den ältesten und schönsten, den auf Demeter für Hesiodisch, wiewohl ihm Pausanias Zeugnis entgegensteht, daß Lysias Bettlerlied „Eleusione“ für ein archaisches Volkslied. Sehr zu beklagen ist der Verlust des komisch-parodischen Gedichts „Margites“. Die epischen epischen Dichter waren Nachahmer homerischer oder hesiodischer Formen und verarbeiteten den Stoff, welchen jene Meister nur angedeutet hatten. Später geschah das auch in Tragödien Epiker historisch genannt wurden. Sie sind, bis auf einige Bruchstücke, sämmtlich untergegangen. Das

spätere ethisch und mythisch-religiöse Epos: Kypria und Abaris, Epimenides, Dnomastritos. Lyrische Abarten der epischen Kunst: Strophos, Dnomastritos, Xenokrates, Salabas, Erinna. In diese Periode des Wunderglaubens fallen besonders die Aufführungen und Ausbildung der Dichtungsgattung. Das heilige Kunstepos ist Pindar von Kinos: Panyassis, Alkaios, Antimachos. Es unterscheidet sich durch größere Abweichung von den früher überlieferten Göttersagen und eigne Erfindungen mancher Art. Kritisch bestimmt erreicht Pindar kaum die Hälfte des 6. vorchristlichen Jahrhunderts. Die lyrisch-dramatische Kunst verdrängte das Übergewicht des Epos. Dieses fing an, historische Sagen der Gegenwart zu behandeln und die mythischen der Vergangenheit zu verlassen. Sie dichtete nicht mehr für das Volk, sondern für Gelehrte. Daher galt sie auch viel bei den Alexandrinern, und Hadrian schätzte Antimachos höher als Homer. Chäremón's „Gentaur“ scheint ein episch-lyrisch-dramatisches Allerlei gewesen zu sein. Die parodische, didaktische und lyrisch-religiöse Dichtgattung in äußerlich epischer Form. Die parodische war wesentlich satirischen Gehalts, nicht gegen den Dichter, dessen Form sie nachahmte, sondern gegen das wirkliche Leben.

Den zweiten Theil eröffnet die Entwicklung der lyrischen Kunst der Griechen im Ganzen und in ihren Hauptmassen. Das Wesen derselben im Allgemeinen setzt der Verf. in die dichterische Darstellung des innern menschlichen Lebens, in seine Beziehung auf das Unendliche. Unglücklicherweise sind von dem überschwenglichen Reichthum lyrischer hellenischer Dichtkunst, trotz der Masse einzelner großer Stücke, nur wenige Reste von Bedeutung für das Ganze auf uns gekommen. Ihr Keim lag in den alten heiligen Dichtungen Daphnischen Priesterfänger. Als sich das epische Wesen von ihr trennte, trat sie minder gehet in den Hintergrund; auch ward der Sitz ihrer Bildung nicht die hellenische Küste Kleasiens, sondern das eigentliche Griechenland mit den Inseln, und die Träger derselben weniger die Völker ionischen Stammes als die dorischen und äolischen. Um die Zeit Pythagoras' fingen auch Lyriker an, nicht mehr unmittelbar den Priestern anzugehören; auch verdankten sie ihr Dasein dem erwachten Volksleben junger Freistaaten; denn nun trat die Individualität, die Seele der Lyrik, und die Bewegung der Parteien, ihr Stoff, bedeutend hervor. Durch den Apollonienst ward die geistig-ethische Richtung der Religion in der Dichtkunst gefördert und um Vieles menschenliebender und reiner. Gesang, Musik und Tanz waren von jeher in der ältesten Priesterpoesie verbunden, Rhythmus, abgemessener Sylbenfall kam hinzu. Klanggeschlechter gab es drei, das diatonische, chromatische und enharmonische. Die ältesten Tonarten waren die dorische, phrygische und lydische. Später entstanden die ionische, äolische und mehrere andere. Was wir Melodie und Harmonie nennen, war bei den Griechen dem Sylbenmaß untergeordnet und bestand nicht in seiner Freiheit. Keine Instrumentalmusik verwarfen sie. Tanz war Musik. Form und formelle Schönheit scheinen eine

gewisse Ubergewalt über den Gedanken und geistigen Gehalt behauptet zu haben. Bedeutung des Apollonischen, Bacchischen und Musendienstes für die griechische Lyrik. Neben dem geregelten und ernstlichen Apollon- und Musendienst-geizig, der Enthusiasmus des jüngsten der griechischen Götter, des Bacchus, die maßlose, begeisterte Verbindung aller morgenländischen Naturbegeisterungen, und trat dem des Apollon feindlich entgegen. Die gelende Flöte verdrängte die besänftigende Kithara. Beide Götter wohnten endlich in einem Tempel; doch nicht ohne Verlust für die Priester Apollon's. Aus beiden erwachsen die Kunstformen der Komödie und Tragödie. Musen waren Seelenkräfte, die den Naturgewalten vergöttert entgegenzutreten. Aus drei ursprünglichen, Mese, Parame und Koide, Erfindung, Erinnerung und Gesang, wurden zuletzt acht und neun. Zweitens entwickelte sich die griechische Lyrik aus dem besondern Leben und Wesen ihrer verschiedenen Volksstämme. Die drei Hauptstämme waren die dorische, äolische und ionische und bildeten ihre chorische, melische (musikalische) und elegische Dichtkunst. Vor allen waren ihnen die Musen, Dionysos und Apollon geheiligt. Die Elegie ist der Grenzpunkt zwischen der epischen und lyrischen Poesie, der an das epische Reich am weitesten vorgeworfenen Punkt des lyrischen Gebietes und bezeichnet die epische Auffassung des äußern Gegenstandes mit der innern Stimmung des Dichters. Die Bedeutung des Schmerzes und der Trauer später und fällt wahrscheinlich erst in das 6. Jahrhundert v. Chr., durch Minnereus. Der Pentameter unterscheidet dieses Versmaß vom Epos. Dichtgattungen und Epochen der lyrischen Kunst. Höchst belehrend und anziehend, aber, um es zu bleiben, keines Auszugs fähig. Die elegische Gattung gehörig und ihrer Form sich nähert, Satire, die den Jambus annahm, gnomische Poesie, Epigramm, Apolog, politisch-didaktische Dichtung. Zur ionischen (gesungenen) Lyrik, die chorische, das Lied der Freude, der Feste, des Scherzes und der Liebe, der Minne, die Ode, der Páan. Diastaltischer, beschachtelter, systaltischer, erhabener, anmuthiger, äppig-reicher Stil. Der jüngste Styl der hellenischen Lyrik, von Neuern iambische oder dithyrambische genannt, ist in seinem Ursprunge ebenso alt als der Dionysosdienst, der ihn förderte. Über ihm schwebt Pindar mit meisterhafter Freiheit, die bald nachher in eigentliche Willkür ausartet, doch, wie nichts Neues unter der Sonne geschah, dem Volksfinne grade recht war. Dieser Feststillschritt konnte natürlicherweise nichts folgen als Untergang. Ionische Dichter bis auf Terpander und Alkaios. Erstes Aufblühen fällt in die mythisch-vorhomerische Periode der Priesterpoesie. Nach ihr entstanden Wettkämpfe, heranreisenden Kunst, welche in das Zeitalter des ionischen Kriegs fällt, und denen wahrscheinlich der iambische Vortrag gehört, der die Flötenmusik später befehlte, welche viel jünger als die Kithara und erst durch den Dionysosdienst aus Phrygien eingeführt ward. Ihnen waren Anfänge der klagenden Elegie. Elegie bezeichnet ursprünglich das Versmaß des Pentameters, und

schichte, welche die Geschichte der Kunst im Allgemeinen ge-
lungen. Die Kunst der Gegenwart, welche gegen Aufgang
des 19. Jahrhunderts den höchsten Gipfel er-
reichte, nach Alexander, der Künstler, welche auf die
Entwicklung des boscischen Geistes und veredelten die
Kunstwerke.

(Der Brief ist folgt.)

**Krombich. Von Francis Trollope. Aus dem
Englischen von D. v. Gjakowski. Drei Bände.
Leipzig, Mayer, 1836. 8. 4 Thlr.**

Es so tief angelegte Seelengemälde, wie dies, darf noch
immer und trotz der zu Sinnlichkeit und naturwidrigem Schwere-
nig habenden Richtung unserer Romanperiode auf Leser und
auf denkbare Leser rechnen. Die aristokratischen Tendenzen
der Verfasser dieser sehr eigenthümlichen und sehr werthvollen
Romane sind bekannt; sie hat sie als Repräsentanten aus Nord-
amerika und Westdeutschland genugsam ausgeprägt, um jetzt in
ganze Europa für eine der vorzüglichsten Stimmen und eine der
schärfsten Stützen des in der Natur begründeten aristokrati-
schen Princips zu gelten. Mit diesem Roman drückt sie ihrem
System von Gedanken gewissermaßen das Siegel auf, zeigt, wo
sie mit Götterbrand zusammenstößt und wo sie über diesen
Herd des Legitimus hinausfliehet und wie sich ihr Glaube
durch Naturerleuchtungen und die Geschichte des innern und
äußern Menschen lösen läßt. So wenig es auch den Anschein
haben hat, so ist die Tendenz des Romans doch eine ganz poli-
tisch-psychologische. Dabei ist die Anlage tief, gedankenreich,
und die künstlerische Behandlung von großer Feinheit, in allen
Theilen schön, harmonisch und durchgängig edel. So viel wir wis-
sen ist dies einer der ersten Versuche der Mrs Trollope im ro-
manistischen Gebiet; aber ein Versuch, der viel erwarten läßt
und ungewöhnliches verspricht. Wer eine Seele wie die der
Lady Augusta Delaporte so tief zu ergründen, so klar anzu-
schauen, mit so energischen und so feinen Zügen darzustellen
weil, der wandelt auf dem Wege Richardson's und verbringt
in der That, was wir sagen, in sich einigen und gehobenen
Darstellung noch mehr, als der etwas abgeschwächte, aber sehr
gute Eliza Jane Austen zu leisten vermochte.

Mrs Trollope wählt sich eine ungemein schwierige Aufgabe.
Ein Mädchen, in hohen aristokratischen Verhältnissen geboren,
durch und durch Selbstsucht und Herrschsucht, ganz unfähig,
einen fremden Willen über sich zu erkennen, ist die Heldin, die
uns durch drei Bände anziehen und fesseln soll. Der ganze
Plan des Werks ist von äußerster Einfachheit und großartig in
seiner Verschiedenheit alles Epische, hat stets das Ziel nahe
im Auge und strebt demselben unablässig zu. Ein solches Un-
heimliches fordert schon einen starken Kopf, und Mrs Trollope
zeigt, daß sie dieser zu Theil geworden. Nichts von jenen un-
geheuren, schwachen Geistes, erschöpften Phantasien eigener
Art, nichts von jener Heranziehung des Fremdartigen, Ent-
fremdung, findet sich in diesem Werk; jedes Wort gehört vielmehr
sorgfältig zur Sache und einer sich zum Zweck und Ziel des Gan-
zen. Dies ist kein geringes Lob, es ist um so größer, als es
sicher gehört wird, und namentlich immer seltener wird in der
englischen Romanliteratur. Lady Augusta Delaporte ist die ein-
zigste Figur des auf der Geschichte der englischen Aristokratie
stehenden Grafsen Tremorby, aus herzoglichem, ja aus könig-
lichem Geschlecht. Das in der Familie geltende Erbrecht weiß ihr
Namen und Titel ihres Vaters zu, wenn dieser ohne männliche
Erben stirbt. In dem Borgen dieser Privilegien ergehen,
ist sie 14 Jahre alt geworden, als ihr ein Bruder geboren
wird. Wollen wir auch zugeben, daß es ein wenig unnatür-
lich scheint, daß ein 14jähriges Mädchen eine solche Katastrophe
des Geschickes so empfindet, wie die Verf. schildert, so müssen
wir doch andererseits gestehen, daß sie nichts verkannt hat, was

das Unheimliche wirklich zu machen und durch die schreck-
liche Erscheinung Lady Augustas und den letzten Verlust des höchsten,
herzoglichen Aristokraten zu bewirken zu zeigen.

Genug, Lady Augusta, von Kindheit an geblüht und als
einen weiblichen Empfindungen ganz unzugänglich, findet den Ge-
danken, alle ihre Hoffnungen an einen schwachlich gebornen
Knaben übergehen zu sehen, unerträglich; ob er ihr Bruder ist
oder nicht, das sagt einem Herzen, wie dem Lady Augustas,
verschlossen und stumm, eben nichts. Von nun an beginnt ein
wunderthum gestaltet, höchst anziehend dargestellter Kampf al-
lender und doch stumm verborgener Leidenschaften in Augustas
Seele, ihr Tagebuch zeigt uns diesen Kampf in einzelnen Mo-
menten. Bald ist ihr Entschluß fest. Mit geringer Mühe erlangt
sie über die Seele des Knaben die unbedingteste Herrschaft.
Sie gibt ihm den Lehrer ihrer Wahl, einen strengen Götter-
knecht, den sie ebenso unangenehm beherrscht wie Bruder, Va-
ter und Mutter. Diese werden, als Theodor, der Erste, 17
Jahre zählt, und Lady Augusta ist die Vormünderin des sechsen
Jünglings. Sie geht mit ihm nach Italien; der in Rom künstlich
entworfene junge Mann verlangt nach der Schweiz. Augusta
fügt sich abnehmend zum ersten Mal wider Willen. Hier in der
Schweiz kühlt sich Theodor's Gesundheit und seine Seele ent-
flammt sich an dem Prometheusfanten der Liebe, er ist nun
20 Jahre alt. Dies Verhältniß erfüllt uns mit Spannung auf
den Ausgang in weit höherem Maße, als geduldet Abenteuer, als
Schrecknisse, und hätte sie Hugo oder Sue erfunden, es ver-
mochten. Avis aux Romantiques! und deutlicher Beweis, wie
sehr jene Herren irren, wenn sie glauben, diese Spannung, das
Hauptziel des Romandichters, sei nur durch grelle Erfindungen,
Schrecken und Überraschungen zu erreichen. Vorbereitung
ist Alles, und das allereinfachste Verhältniß kann, wie hier,
diese Wirkung hervorrufen; ja, es wird dies um so kräftiger,
je einfacher, naturgemäßer es eben ist. Augusta entwirft nun,
daß ihres Bruders ganze Gesundheit durch nichts besser ger-
kört werden könne als durch die Seelenstärke, welche die Liebe be-
gleitet. Hiernach regelt sie ihr Verhalten, willigt nach kurzem
Widerspruch in seine heimliche Verheirathung mit Katharina
Marwell und verläßt den dankbaren, glücklichen Gatten im
Augenblick seines höchsten Glücks, beladen mit allen Documenten
über seine heimliche Verbindung. Die wohlberathene Ver-
kennung hiervon ist sein Tod, sobald der trübselige Verrath seiner
geliebten Schwester wie eine Thunung in der Seele des Leiden-
den aufsteht. Einem erschütternden Grunde für seine Gattin
und ihre Mutter folgen hierauf, während Lady Augusta den
Rang und die Titel der Gräfin von Tremorby annimmt und
die Briefe der Verrätherinnen durch Mißhandlung brantwortet.
Irene müßten erliegen, bräute die eide und thatkräftige Cousine
Elizabeth nicht plötzlich Trost und Hilfe. Nun beginnt die
Verfolgung der Verrätherin; doch so fein ist das Netz des Ver-
truges gewebt, daß selbst der rabulistische Advocat Willenrue
keine Hülfe mehr findet; das Certificat ist verschwunden und
da Lady Augusta unter Namen und Gestalt von Lady Marwell
aufgetreten ist, so scheint jede Spur ihrer Dazwischenkunft als
Theodor's Vormünderin verwischt. Den zweiten Band öffnet
nun eine ungemein prägnante Schilderung der kleinbäuerlichen
ländlichen Gesellschaft in Bruton. So wie sich der Kreis erwei-
tert, erblicken wir darin, außer Lady Marwell und dem Nomi-
nal, Lady Augusta's Witvormünderin, diese selbst, als Gräfin
Watcomb und Tremorby, bewunden, schön und nun, da die
herrschende Leidenschaft ihrer Seele zum Schweigen gebracht ist,
auch der Liebe zu dem schönen Kronel zugänglich. Ihre gegen-
über aber zwei erfahrene, einen stillen Aufsteig suchende Frauen,
in denen wir bald die schöne unglückliche, Katharina Marwell,
ihre Mutter, Elizabeth Marwell, die eide thatkräftige Cousine und
den kleinen namenlosen Sohn des armen Theodor erkennen.
Die Fäden verschlingen sich nun auf das Gerüst der zu dem
lebhaftesten, anziehendsten Gesellschaftsleben. Die letzten in
Erwartung vor dem Zusammenstoßen der hohen, bewundern
Verführerin und ihres lieblichen stillen Opfers, für das Alles

Geschichte der hellenischen Dichtkunst, von Herm. Ulrich. Erster und zweiter Theil.

(Beschluss aus Nr. 204.)

Eine Nebenlinie der alten dorisohen Lyrik war die spätere priesterlich-religiöse Poesie der Reinigungs- und Sühnungefänge, Weihelieder und Schauspiele. Der Anfang ihrer Blüte fällt in das 8. und 9. Jahrhundert vor Ch., das Zeitalter des Wunderglaubens. Das Haupt dieser Richtung war gegen das Ende des 7. Jahrh. Epimenides von Kreta, dessen Zeitgenosse Dnomaletros die musikalischen Orgeln ordnete. Als vollendeter philosophisch-poetischer Dichter tritt Empedokles von Agrigent hervor, um die Mitte des 5. Jahrhunderts v. Ch. Die ionische Lyrik unterscheidet sich durch Eigenthümlichkeit des Tones; die Religion hatte weniger Einfluss auf sie als das Volkstheben; die Aulodia, die Flötenmusik, eine Tochter des Morgenlandes, war bei ihr vorwaltend wie die hellenische Elegie. Kallinos aus Ephesus, der um die erste Hälfte des 8. vorchristlichen Jahrhunderts lebte, wird als ihr Erfinder genannt. Bald auf ihn folgte Anilochos, der Parier, als Dichter und Konfunktler so ausgezeichnet, daß ihm Keiner zu vergleichen ist. Unter den Jambendichtern war er belweitem der vorzüglichste und erfand die schöne metrische Form der Epode, welche die ganze Mannichfaltigkeit und Beweglichkeit der lyrischen Kunst entfaltet. Kaiser Hadrian setzte ihn noch über Homer. Tyrtaüs, der Arkiter, ist durch seine Verherrlichung um die Siege der Spartaner über die Messenier bekannt und seine Kriegsgefänge glücklicherweise nicht ganz verloren, aber von den anapästischen Marschliedern und von den belehrenden Gesängen ist leider nichts Bekannendes erhalten. Klonas, der arabische Dichter, war ein Flötenspieler ausgezeichnet und vervollkommnete die elegisch-elegischen Formen. Nebenbäume der elegischen dorisohen Lyrik wurden das Epigramm, die Satire und die Parodie. Die längsten auf uns gekommenen Bruchstücke der attischen Satire gehören dem Simonides von Amorgos. Erisch-politisch waren die Jamben des Dichters Solon. Etwa 50 Jahre nach ihm trat der berühmte Satiriker Hipponas von Ephesus hervor. Simon von Philos bildete im 3. Jahrhundert vor Ch. die dorisohen Eilen aus. Anaktreon von Rhodos, Themistokles Zeitgenosse und Anseher, war als Achter und

Satiriker gleich gefürchtet. Im 5. vorchristlichen Jahrhundert bemächtigte sich die Komödie des ganzen Reichthums poetischen Wises und Spottes, der epische Effect der elegischen Lyrik wich dem dramatischen, und auch in diesem fand die Parodie eine fruchtbare Ernte. Der lesbisch-dollische Styl hielt die Mitte zwischen dem dorisohen und ionischen und huldigte dem aus dem Innern strömenden Gefühl. Terpander aus Antissa blühte gegen Ende des 7. vorchristlichen Jahrhunderts. Sparta berief und ehrte ihn. Er erfand die Leier mit sieben Saiten, nach Pindar auch das Barbiton und war ein Zögling der asiatischen Musikschule. Er soll zuerst den Gedichten Melodien untergelegt haben und vielleicht gehört ihm die Bildung der einfachen Strophe. Arion von Methymna stammte aus seiner Schule. Alkaios von Mitylene lebte im 6. Jahrhundert vor Ch. Seine Zeitgenossin, Landmannin und Geliebte, Sappho, hat viel verleumderische Nachreden attischer Komiker über sich ergehen lassen, die Aristoteles und Lucian mit Verachtung übergehen. Platon zählt sie zu den weisen Frauen der Vorzeit. Selbst Solon äußerte, als er eines ihrer Lieder singen hörte, er möchte nicht sterben, ohne dieses Lied gelernt zu haben. Wie erkennen uns Hrn. U. sehr verbunden, daß er lange, liebevoll und gerecht bei ihrem Gedächtnisse verweilt, an dem sich Bosheit, Schulbefangenheit und Nachbetelei zu oft verfühndigt. Erinna von Teos war ihre Freundin und, obgleich schon im 19. Jahre gestorben, die nächste nach ihr. Ihr Gedicht, die Spindef, war alüberhmt. Entstehung der Skolien, Tischgefänge, und ihrer verschiedenen Arten, in denen der Rhythmus häufig wechselte. Der lokrische Dorier Alkman, aus dem 7. Jahrhundert v. Ch., steht an der Spitze aller ausgezeichneten Lyriker. Er zuerst gab dem Chorgesange die antistrophische Bildung, das von der Strophe verschiedene Spibenmaß; doch besteht er noch den kurzen lesbischen Bau. Die größte Zahl seiner Lieder waren erotisch und hießen Parthenien, weil sie von Jungfrauen gesungen und getanzt wurden. Großgriechenland erhielt seinen Glanz durch den Himeräer Stesichoros. Er fügte der vorchristlichen Strophe, der rückschreitenden Antistrophe die stehend gesungene Epode hinzu. Seine Dichtungen waren von veränderten und umgestalteten Sagen des Heldenlebens durchzogen und er erscheint als Vorgänger Pindar's. Auch

in Apologen versuchte er sich mit vielem Glücke. Pindar war zu Rhegion in Großgriechenland geboren und seine ersten Gesänge vorzüglich bezieht. 'Mimnermus', der Kolophonier, erstlich: threnetische Gesänge wurden sehr geschätzt. Von den philosophischen und politischen Elegien des Gesetzgebers Solon haben sich Bruchstücke erhalten. Auch der berühmte Stifter der eleatischen Philosophenschule, Xenophanes von Kolophon, war ein didaktisch-gnomischer Dichter, und den vollendeten Gipfelpunkt dieser Dichtart erreichte Theognis von Megara im 6. Jahrhundert vor Ch. Dessen berühmter Zeitgenosse, Phokylides von Milet, trägt mehr sanftes ionisches Gepräge. Die Hesiodische Fabel oder der Apolog bildete sich zu einer eigenen Dichtgattung, deren Tendenz sich zur Satire neigte. Hesiod blühte um die erste Hälfte des 6. Jahrhunderts v. Ch. Er war ein Sklave, wahrscheinlich aus Ligyen oder Phrygien stammend, mit den Fabeln des Morgenlandes vertraut, die er der hellenischen Sinnesweise anpaßte, eigne Erfindungen hinzufügte und ethische Belehrung zu ihrer Hauptrichtung erhob. Dichterische Form gab er ihnen nicht, sie ist das Werk Späterer, wie sich denn selbst Sokrates in seinem Kerker damit beschäftigte, und im elegischen Verstande. Babrios, im ersten Jahrhundert v. Ch., erwähnte den der Satire verwandten Jambus. Die großgriechischen Epiker erlaubten sich aus der Thierwelt in die Menschenwelt überzugehen. Der iakrische Styl war der dionysischen Lyrik verknüpft, ionisch weich und sinnlich, wie dithyrambisch oder dramatisch beweglich. Eunomos war dessen ältester bekannter Lyriker; der berühmteste nach ihm, Krasippos, gehört ins 6. Aëano und Mnaseas ins 5. Jahrhundert v. Ch. Der Dithyrambus ward dem Dionysos geweiht, gehörte anfangs nur der Freude, nahm erst im 6. Jahrhundert v. Ch. aus morgenländischen Religionsansichten auch tragische Richtung an und trug durch beides zur Entwicklung der Komödie und der Tragödie bei. Arion, der Methymner, im 6. Jahrhundert v. Ch., verband beide Richtungen zuerst, und Thespis aus Ikaria, Pististratus' Zeitgenosse, fügte dem Gesange des Chores dialogische Unterhaltung hinzu und verwandelte das Ganze in mimische Darstellung. Damit schied sich nun die dithyrambische Darstellung von der dramatisch-tragischen Kunst. Die höchste Blüte erreichte der dionysisch-dorische Styl mit Simonides und Pindar. Der peloponnesische Krieg vernichtete Athens weltbewahrende Hohen, ohne Spartas Größe wiederherzustellen. Simonides aus Keos, im 6. Jahrhundert v. Ch. geboren, war Meister in allen Sattungen der Lyrik. In der threnetischen soll er sogar seinen großen Nebenbuhler Pindar übertroffen haben, der auch in ihr das Erhabene über das Pathetische vorwalten ließ. Pindar's, des Boioters, unübertroffene Eigenthümlichkeit ist nicht mit Worten zu erschöpfen, wiewol der Verf. das möglichst Verdienstliche erreicht hat. Uns sind leider nur seine Siegeshymnen erhalten, die eigentlich religiösen, heiligen Gesänge untergegangen. Anacreon aus Teos blühte um die Mitte des 6. Jahrhunderts v. Ch. Ein anderer Dichter trug etwas sogar im musischen Wesen

lange über den jugendlichen Pindar den Sieg davon. Telephila aus Argos war Dichterin und Pedas, Praxilla aus Sikyon, die vierte Muse des alexandrinischen Kanons, was ihre Gesänge nicht vor den Flammen der byzantinischen Kirchenpöster retten konnte. Von aus Chios gehört zu den fünf klassischen Anführern des alexandrinischen Kanons und Antiphanes selbst lebte als Zeitgenosse mit Achtung. Dithyrambus und Elegie scheinen bei ihm sehr nahe gerückt. Er war der glückliche Nebenbuhler des Perikles bei Ehrpfeilen. Viel gekünstelter und geschraubter Dionysios von Athen, ein besserer Staatsmann als Dichter. Die elegischen Dichter fingen an, sich der erkünstelten alexandrinischen Poesie zu nähern. Auch Euripides schweiften in das lyrische Gebiet hinüber, besonders in threnetischen Elegien. In ihm dauern ist der Verlust der Gedichte des Sokratischen Kritias, der im Kampf gegen Thrasipulos endete. Vielleicht war er der letzte gnomische politische Elegiker. Immer mehr gewann die Herrschaft des attisch-dithyrambischen Stils. Kallias, der Periklinder, Hipparch's Zeitgenosse, that sich vornehmlich dadurch hervor. Er war in der rhythmischen wie in der musikalischen Diogenes von Melos, der Gottesleugner, glänzend kritisch-satirischer Dichter dithyrambischer Dramen. Iambos, sein Landsmann, gab der Poesie mehr und schrieb ein theoretisches Werk über Musik. Pindar aus Korinth, im 5. Jahrhundert v. Ch., lebte und gedachte. Einer der gewaltthätigsten Dichter war sein Zeitgenosse Alkaios, der Mäleser, hochbetagter, noch die Zeiten Euripides' und Pindar von Makedonien berührte. Er scheint zuerst der dionysischen Alkaios sich bedient zu haben und ein unfruchtbarer Dichter gewesen zu sein. Polyphos und Iakchos von Selinos stellten sich ihm gleich und waren die letzten ausgezeichneten Dithyrambendichter. Mit Pindar von Makedonien verflocht auch die letzte Blüte der dionysischen Dichtkunst. Es kam, wie es kommen mußte, die Kunst ward Kunst, Kunst ward Kunstfeld, die Poesie merkt, die Kunst Herrin, das Ohr geküßelt, das Gewebe, der Geist gelähmt. Seit der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts hört die Geschichte der griechischen Dichtkunst auf Kunstgeschichte zu sein und wird mehr Literaturgeschichte.

Das unverkennbare Talent des Verf., den Stoff so wol als den gebildeten Angehörigen zu unterhalten, kritische Untersuchungen anziehend vorzutragen, ist nicht nur der Beendigung des begonnenen Werkes Verlangen entgegengekommen, sondern erweckt auch den Wunsch, er werde seine Darstellung bis dahin ausdehnen, der griechischen Literatur nichts Bedeutsames mehr genügt. Die alexandrinische Kunstschule hat einen mächtigen Einfluß auf ihre und jede Folgezeit gehabt, um mit Schwärzen überzugehen zu werden. Es grade später Epochen, Iamben und Lebergedichte, die dem Volke, von dem sie ausgingen, zur Freude reichten, und die ersten Anfänge des Romans, ohne Zweifel zur Kunstgeschichte. Die Kunst der

und sind in jeder Hinsicht und jeder Beziehung an demselben Theile theilnehmend, daß auch die Prosa nicht ausgenommen werden kann, deren Ausbildung und Reife durch die Fortschritte der Dichtkunst erklärlich ist. Die begeisterte, erstgeborene Tochter hellenischer Kunst und Kunst, die römische, verleugnet ihre Mutter so wenig, daß wir, da die Unzeit der Zeit der Mutter nicht anwendet, zu Plautus und Terenz, Virgil und Horaz, dem Tragiker Seneca, dem Epiker Statius und andern Nachahmern, wie Nachahmer nicht sind, unsere Rücksicht schenken müssen, um einigermaßen zu errathen, was die nicht hoffen können, mit eigenem Auge zu erblicken. Wer wäre zur glücklichen Bearbeitung eines erhabenen Gedichtes noch berufener als Der, welcher einen Theil desselben mit so viel Fleiß und Geschick befeuert?

8.

Exzer aus den Hanse-Städten, von Eduard Weurmann. Hanau, König. 1836. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Der Verfasser liefert eine Charakteristik, wenn man seine geist und mittheilungsfähigen Aporien so nennen kann, von Hamburg, Lübeck und seiner Vaterstadt Bremen, in heinsten der Natur; er hält sich demnach in der belletristisch-modernen Sprache, über welche seit den „Reisebildern“ kein Hamburger, Bremer oder Lübecker hinauskommt. Wir bekommen von da her lauter kleine Feinseligkeiten, die auf gut Glück und im Vertrauen auf die Parole ihres Herrn und Meisters die Elbe oder Weser hinaufschwimmen, und sich in dem Herzen des guten Deutschlands anzufesteln. Herr Weurmann, der Kosmismus seiner Ankömmlinge, schildert unter andern die Lübeckerinnen in folgender Weise: „Die Lübeckerinnen harmoniren mit der Natur rings um sie. Sie sind eben und grade wie der grüne Thalgrund der Umgegend, süß und milde wie die Ufer der Warnitz und Trave, lieblich wie die pittoresken Höhenpunkte des Meines etc. Die Lübeckerinnen sind bürgerlich, einfach, und social vielseitig; sie sind ein Kranz aus Bergmeinnicht, Myrten und Immergrün; sie sind der sammtne Teppich der Conversation, die keineswegs nicht so holprig ist wie das Stelapflaster von Lübeck und die conversationelle Pferdehaartrage der Bremer Thuggesellschaften etc. Ich liebe sie, diese milden Gestalten, mit blonden Haaren und blauen Augen, diese anmuthigen Frauen, die für eine Schauspielerin (vielleicht auch für einen Schauspieler?) begeistert werden können, die für „Werther's Tiden“ und „Elisa Walberg's Thänen haben u. s. w.“ So etwas nennen nun die Heine'schen Spätlinge, deren letzte Seufzer wir noch lange nicht vernahmen werden, eine Darstellung. Es heißt aber in der That weiter nichts als, im vollsten Verstande, das Blaue vom Himmel herunterreden. „Steinplaster“, „Lübeckerinnen“, „Pferdehaartragen“, „Berg und Thal“, „Schauspieler“, „Höhenpunkte“, „Bergmeinnicht“, „Werther's Tiden“ etc., wahre Macaroni's Elemente, die eine Handschiffade des Stils bilden, den man nach 20 Jahren auf keinen Fall mehr geistreich nennen wird. Wir können nur in aller Kürze auf einzelne Einzelheiten der Schrift eingehen. Bei Gelegenheit des Umstandes, daß in der Stadt Lübeck selbst kein Israelit wohnen darf, spricht der Verfasser viel und viel über eine völlige Emancipation der Kinder Abraham's. Auch diese ewige Judenemancipationsgerede hängt an 12 manieren; denn die Sache selbst ist gar nicht so verwickelt, als unser Vertreter der Menschenrechte glauben. Eine völlige Emancipation der Kinder Israel kann sich nur im allmählichen Verlauf der Zeit und nicht ohne vorhergegangenen Zwang des Gesetzes gestalten. Dieser Zwang aber würde und müßte aus der Gesellschaft darin bestehen, daß von zehn Juden wenigstens neun

sich der christlichen Botschaft, d. i. den Lehren Jesu, nachahmen könnten, daß der Judentum und Emancipation im Judentum und engsten Sinne widerstehen müßten. So lange der Jude ausschließlich handelt, handelt, handelt, wechselt und handelt, so lange ist der Same Abraham's einer unbedingten Emancipation nicht bloß unfähig, sondern auch unmöglich. Und es leidet gar keinen Zweifel: so lange der Jude noch mit dem Waarenpack auf den Schultern auf Deutschlands Weiden und Märkten herumzieht und den Handel und Wandel verdirbt, ebenso lange wird auch der equivoque, Charakterlose, halbe gebildete, halbgeistreiche, berlinische, hamburgische, frankfurter, getaufte und ungetaufte Judengeist die deutsche Literatur und die deutsche Wissenschaft verderben. Nichts ist ansehnlicher und schmerzlicher als jener unmotivirte Enthusiasmus für die sogenannten Menschenrechte. „Au nom de l'humanité“, diese Formel war einst von Bedeutung; wie man sich jetzt ihrer bedient, wird sie zur Hanswursthade. Man muß, wenn man vernünftig ist, der Menschheit auch nicht Dinge zuschreiben, die ihr in ihrem innersten Kern und Leben fremd und gefählich sein müssen. Und wahrlich nur eine so unchristliche Zeit wie die gegenwärtige, die zur Hälfte im unterirdischen Pessimismus, zur Hälfte in die extreme Lächerlichkeit des Weltschmerz verfallen ist, kann das Christenthum, als die Kollisions aller Glaubens und Wissens, so gering anschlagen, um an seiner Stelle dem Positivismus, an der Stelle der Freiheit und Liebe dem Gesetz und dem alten Diktator gleiches Recht verschaffen zu wollen. Das wollen wir nicht einmal fragen: ob nicht eben unser modernes Judentum eine große Schuld trägt an den lächerlichen Gefinnungen und trivialen Gedanken, an dem dürftigen Materialismus unserer gegenwärtigen Literaturperiode. Von seiner Vaterstadt Bremen spricht der Verf. nicht allzu sehr theilhaft. „Poesie und Kunst, heißt es, finden hier keinen Raum, und es wird wenig dafür gethan. X. Doves und Heidewig Halle, die den Homer übersteigt hat, sind die einzigen poetischen Notabilitäten (du lieber Gott!). Es herrscht in Bremen kein Sinn für Kunst und Poesie, und die Wissenschaft ist eingekerkert. Im Theater wird der „Thurm von Babel“ mehr Glück machen als irgend eine Dichtung Göthe's und Schiller's. Die Bremer haben starke, ich möchte sagen, durchaus materielle Nerven, die ungewöhnlicher Aufregung bedürfen, die sinnlich beruhigt sein wollen. Es findet sich in Bremen keine Kunststadt von Bedeutung u. s. w.“ Seite 96 steht man, was gar nicht zu erwarten stand, auf eine Reformation der bereits auch durch den Druck bekannt gemachten Vorlesungen des Herrn Professor Dr. Weber. Herr Weurmann läßt sich aus hoc titulo folgergestalt vernehmen: „Zeit soll Professor Weber daselbst (in Bremen) über Aethiopi und Literatur lesen, blühend, lebenskräftig, frühlingshaftig. Die Bremer Juristen und Kaufleute werden sich die Sache mit anhören, und jene werden an die Prozesse, diese an Taback und Zucker denken, und an Wein. Wein, Taback, Zucker, Kaffee, Getreide sind die hauptsächlichsten Handelsartikel des Bremer, und die Aethiopi des Bremer Kaufmanns besetzt in einer guten Tabacksnase und in einem feinen Weinglas schmatzt zur Weinprobe; Literatur aber und Poesie gehören nicht zu den Colonialwaaren.“

In der Rubrik „Hamburg“ verbreitet sich der Verf. sehr ausführlich über Heine, Börne, Wienburg etc. Ob es nur wirklich in der deutschen Literatur nichts Wichtiges zu reden gibt? Dagegen kann es uns, die wir den Kern der Literatur und nicht ihre chronique scandaleuse festhalten, ganz gleichgültig sein, ob Herr Campe, der Buchhändler in Hamburg, sein Haar geschneit trägt, oder nicht, ob er wie ein Jesuit ausfiehet, die Hände salzet, und nichtsdestoweniger Lutherscher Rufus gepfeifen läßt. Erst es aber Herr Eduard Weurmann darauf an, und in dem Campe'schen Buchladen ein gymnastisches Quid pro quo, eine kleine Seilsängerperformance zu präsentieren, in welcher es sich um Schriftstellerehre und Buchhändlerrotheit handelt (vgl. S. 213 u. fg.), so wollen wir ihm mit Folgendem zu

Rede und Belchrung Finen: Der Eigenthumsvorrechtlichkeit und Durchführbarkeit zu schreiben, ist freilich ganz an der Zeit, und es wird dagegen (gegen das Eine wie gegen das Andere) gewiß gereizt werden, ehe sich's Hr. B. vernehmen. Aber diese Election und anatomische Zerlegung des künftigen Theils unserer Literatur muß mit anderm Apparat geschehen, als welchen Hr. Bernmann dazu mitbringt. Das ist nicht die Rede, ein großes Unheil zu enthalten, dazu muß man reinsten Willens und Fast von Gedanken sein, und es noch weit trauer, als mit dem eignen Wohlergehen, mit der Wissenschaft und dem heiligen Geiste der Literatur meinen. Auf diese Emancipation kommt es an. Hier handelt es sich um etwas Höheres, als der Stamm Juda ist. 71.

Eyon und seine Fabriken.

Die blutigen Ereignisse in Eyon waren viel bedeutender, als man im Allgemeinen wol geglaubt hat. In den Mauern von Eyon wurde für Frankreich eine sehr wichtige politische Frage entschieden. Blieben die Duvriers Meister vom Schlachtfelde, so würden sich dieselben Scenen an vielen andern Orten erneuert und eine wahre politische Feuerbrunst alle Classen der Gesellschaft ergriffen haben. Es ist daher nicht ohne Interesse, diese Leute, die damals eine so große Rolle an sich gerissen, näher kennen zu lernen, und dann haben auch in commercieller Hinsicht die Eyoner Seidenfabriken eine solche Wichtigkeit, daß einige Details darüber jedem Gebildeten eine höchst belehrende Unterhaltung gewähren.

Vor ungefähr 300 Jahren ließen sich zwei Genuesen, sie hießen Turquet und Kariz, in Eyon nieder, und erhielten von der Ortsobrigkeit die Befugniß, Gold-, Silber- und Seidenstofffabriken zu errichten. Der damalige Consul Mattheu de Baugeles hatte ihr Gesuch unterstützt; seiner Fürsprache verdankten sie eine nicht unbeträchtliche Beibehaltung, welche ihnen zur Bekräftigung der ersten Einrichtungen bewilligt wurde. Sie hatten im Anfang nur zwei Meisters (Stühle); das Consulat hob ihnen 500 Thaler vor und setzte sie in den Stand, ihre Industrie zu erweitern. Franz I. bewilligte den Arbeitern so bedeutende Privilegien und Immunitäten, daß bald darauf aus Genes, Avignon, Tours und andern Städten, wo bereits die Seidenfabriken in Thätigkeit waren, die Duvriers scharenweise nach Eyon wanderten. Die beträchtlichen Summen, welche Turquet und Kariz in kurzer Zeit erwarben, spornten andere Kaufleute an, sich gleichfalls mit diesem Industriezweig zu befassen, und nach Verlauf von wenig Monaten waren 200 Stühle im Gange. Nun ging es rasch vorwärts, nach wenigen Jahren stand Eyon an der Spitze der französischen Fabrikstädte. Gegenwärtig bilden die Duvriers die Mehrzahl der Bevölkerung, haben aber ihre frühern Privilegien verloren.

Eyon zählt 180,000 Einwohner, darunter 60,000 Duvriers, von denen die Hälfte ungefähr sich zunächst mit Weben beschäftigt, die andern 20,000 haspeln die Seide, winden die Stränge u. s. w. Ein Drittel von den Duvriers, Frauen und Kinder mitgerechnet, frißt beinahe vor Hunger, ein Drittel entschädigt sich kaum für die Unkosten und ein Drittel lebt in einigem Wohlstande. Diese Duvriers führen den besondern Namen Ganut, der sich auf keine Weise erklären läßt. Der Ganut ist ein Appas: er hat seine Art zu sein und zu leben, ein Affect, eine Sprache und Sitten, die ihm ein ganz eigenes Gepräge aufdrücken. Reißt er hager und bleich, durch die fortwährende Bewegung der Arme werden die Schultern allmählich nach vorn gedrängt; da er gleichzeitig mit Hand und Fuß arbeiten muß, so ist er in der Regel schlecht auf den Beinen. In seinem ganzen Wesen liegt etwas Kränkliches; er spricht gewöhnlich langsam und näselnd. Die Ganuts, welche eben d'ailleurs (Berkmeister) sind, haben nur ein ein-

ziges Handwerk; sie müssen zwei Stühle der Weberei besitzen. Sie weben, wie gewöhnlich die Juden, in bestimmten Abständen gewandt und bewahren ganz Duvrier vom Charakter. Die in der Stadt, so daß man oft 20 Haushaltungen unter einem Dach antrifft. Ein Ganut, der zwei Meisters besitzt, zählt 150 Francs Hausmiete, für vier Meisters zählt er 200 Francs. Der Vater, die Mutter, die Kinder, Lehrlinge und Gesellen wohnen alle in einer Stube. Beschläge oben an der Decke des Zimmers bilden das Halbrund (coupeaux), welches fast im Schlafkutte dient. Die Fenster haben keine Scheiben, sie sind mit Papier beklebt. Wer sich diesem Gewerbe zu widmen vermag, muß drei Jahre Lehrgeld bezahlen. Nach Ende des ersten Jahres weiß er Alles, was er lernen kann; ob der Meister entschädigt sich in den beiden andern Jahren für seine Vorhänge, indem der Lehrling freie Kost, Wohnung und Bekleidung hat. Nach zurückgelegten Lehrjahre wird der Duvrier bezahlt: er bekommt die Hälfte des vom Fabrikanten bewilligten Preises, auch hat er freies Quartier und freie Fracht. Es herrscht zwischen dem Berkmeister und seinen Duvriers eine gleiche Gleichheit.

In einem Atelier, wo zwei Meisters sind, ist gewöhnlich ein einfaches, und ein matter à la Jaquard, welcher kunstvoller und auch weit schwerer zu handhaben ist, daher die Arbeiter nicht daran arbeiten. Eins der letztern Art kostet neu 200—250 Francs, ein gewöhnliches nicht über 80—100 Francs, mit den Geräthschaften und übrigen Zubehörs das letztere auf 100—125, das andere auf 250—275 Francs.

Von den 365 Tagen des Jahres müssen 52 Montags, die Sonntage, abgezogen werden, bleiben 313 Arbeitstage. Wenn ein Duvrier unausgesetzt 15 Stunden täglich arbeitet, so verdient er 300—400 Francs, wenn er für sich eines Berkmeisters arbeitet; das Doppelte, wenn er sein Eigenthum ist. Dies gilt von dem schlechtesten Seiden. Die Ganuts, welche sogenannte façonnirte Stoffe fertigen, verdienen 3, ja sogar 5 Francs des Tags gewinnen.

Der Montag wird gewissenhaft gefeiert; dann begibt sich sämtliche Ganuts in die Vorstadt St. Just, wo der Meister der ganzen Woche draußgeht. Kommen mehrere Meister untereinander, so werden sie alle pünktlich eingehalten. Gibt es unter ihnen wenige Haushaltungen, die nicht Theil ihrer Fabelligkeiten versehen. Tritt ein Stocken ein, sogenannte morte-saison, so ziehen die Ganuts in den Straßen herum und singen fürs Geld.

Die Berkmeister und Fabrikherren stehen selbstständig der gegenüber. Die Berkmeister beklagen sich mit Unrecht über den Duvriers Schaden. Wenn die Fabrikherren diese beklagen, so würde der Gewinn der Berkmeister Duvriers zugutekommen.

Die französischen Seidenzeuge waren lange sehr geschätzt in England; jetzt liefern die Engländer Fabrikate von der Qualität, obgleich in der Appretur haben die Franzosen immer überlegen sind. Allein die Eingangsölle sind so theuer, daß nur wenige schlechte Seidenzeuge nach England eingeführt werden. Auch concurren die Schweiz und Deutschland in dieser Hinsicht mit Frankreich, sogar Norwegen, wofin sonst die Eyoner Fabriken ihre Producte in Massen führten.

Im Jahr 1814 veranlaßten die politischen und religiösen Reactionen zu Rimes die Auswanderung von 25,000 Duvriers. Der Stand wird früh oder spät eine ähnliche Emigration Eyon herbeiführen. Es war nicht der Parteilichkeit, welche Ganuts zum bewaffneten Widerstande, zur Empörung gegen es war ihre bedrängte, verzweifelte Lage. Wer Nichts zu verlieren hat, wagt Alles, und die Ganuts haben nichts zu verlieren gehabt.

Hierzu Beilage Nr. 18.

Geschichte der europäisch-abendländischen oder unserer heutigen Kunst; Darstellung ihres Ursprunges, ihres Wachstumes und ihrer stufenweisen Entwicklung; von dem 1. Jahrhundert des Christenthumes bis auf unsere Zeit. Für jeden Freund der Tonkunst von R. S. Kiesewetter. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1834. Gr. 4. 2 Thlr.

Der durch die Herausgabe der gekrönten Preisschrift: „Über die Verdienste der Niederländer um die Tonkunst“ (Amsterdam 1829) und durch mehrere höchst interessante Abhandlungen in den verschiedenen musikalischen Zeitschriften um die Geschichte der Tonkunst so verdienstvolle und gelehrte Verf. beschäftigt durch die vorliegende Schrift „der achtungswürdigen zahlreichen Classe der Musiker und Musikfreunde ein Werk zu liefern, welches — ohne sie erst durch das Rebelland der (toten) Kunst der alten Völker, oder wenigstens jener der alten Griechen zu führen (von welcher letztern sie jedoch das Nothwendigste zu des höchsten Bors: oder Nachlesen in einem Inbange mittheilten) — in einem mäßigen Bände beendigt, ihnen von der Geschichte ihrer Kunst eine klare Ansicht gewähre, die sie in Burney's großem, überall seltenem und schon in der fremden Sprache Wenigen zugänglichen Werke entweder nicht suchen oder vor Menge des Stoffes kaum erlangen und in Forster's „Geschichte“, welche, mit dem zweiten Bände noch unvollendet, nicht über das Jahr 1500 reicht, schon aus diesem Grunde vermissen würden.“ Hiermit hat der Verf. selbst den Standpunkt angedeutet, den seine Schrift in der musikalischen Literatur einnehmen soll, und sein in der literarisch-musikalischen Welt gefeierter Name bürgt hinlänglich dafür, daß sie vollkommen das ist, was sie sein soll. Es kann daher hier nur die Aufgabe sein, Einiges über den Plan anzuführen, der, in seiner Art neu, dem Werke zum Grunde liegt, und wie meinen dürfen nicht anspannen geben zu können als durch des Verf. eigene Worte: „Gewöhnlich ist die Geschichte der Kunst nach weltgeschichtlichen Perioden oder nach den Regierungsperioden des Primatlandes, auch nach Ländern und Provinzen und zum Theil nach sogenannten Schulen abgetheilt.“ Wegen diese herkömmlichen Einteilungen bemerkt Herr K.: „daß die Kunst in ihren Schicksalen sich selbst ihre eignen Geschichtsperioden bildet, welche in der Regel mit jenen der allgemeinen Welt: und der besondern Staatsgeschichte nicht zusammenstreffen, auch mit diesen nichts gemein haben.“ — „daß die Einteilung nach Kunstschulen (in jenen Perioden nämlich, wo von solchen nur überhaupt eine Rede sein kann) in der Geschichte der Kunst die unbrauchbarste und trügerischste von allen ist, weil die Strömungen der (wirklichen oder vorgeschlichen) Schulen nach Zeit und Art, ja zum Theil deren Existenz als solcher, schwer oder gar nicht zu erweisen sein möchte.“ — „auch die Einteilung in eigentliche große Kunstperioden (z. B. in B. G. Müller's „Versuch einer Ästhetik der Tonkunst“. Zwei Bände. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1830. 8.) schien für die Kunstgeschichte nicht die am glücklichsten gewählte zu sein, sie erschwert die Übersicht der gleichzeitigen Begebenheiten, führt den minder kritischen Leser leicht irre.“ u. s. w. In Erwägung dieser Irrthümer und von dem Fernbegriffe längst gefühlten Mängel wählt nun der Verf.: „als die einfachste, daher natürlichste und die zuverlässigste Übersicht gewöhnliche Einteilung der Geschichte der Kunst, die nach Epochen, welche von einem der berühmtesten Männer der Zeit ihren Namen erhalten und zwar von demjenigen, welcher auf die Kunstbildung und den Schmuck einer Zeitgenossen am kräftigsten eingewirkt und entweder durch neue Entdeckungen, durch Einführung neuer Gat-

tungen oder eines neuen Styles, oder durch bedeutende Verbesserungen der vorgefundenen Gattungen, durch Beispiel oder Lehre, die Kunst erweislich auf eine höhere Stufe der Vollkommenheit gefördert hat.“ Auf diese Weise löst auf das Befriedigendste der Verf. die sich gestellte Aufgabe „die allmähliche stufenweise Entwicklung der Tonkunst bis auf unsere Zeit gleichsam in einem Cyclus von Signaturen, mit wenigen aber kräftigen Strichen anschaulich zu machen.“ Der nöthigen Vollkommenheit wegen, insofern eine Geschichte unserer heutigen Kunst diese auf einem Raume von 116 Druckseiten bei der überraschenden Menge des angeführten Stoffes zuläßt, wird von der Biographie der „Epochen-Männer“ das Nöthige angesetzt, und die gleichzeitig berühmten jeden Faches werden wenigstens nach Gebühr erwähnt.

Benachtheiligt ein schätzenswerther Kunstgelehrter unserer Zeit, Prof. Fétis in Brüssel, in seiner Recension des vorliegenden Werkes, Manches gegen die Einteilung in die erwähnten Epochen eingewendet, was, von einem besondern Gesichtspunkte aus betrachtet, nicht ganz ohne Grund sein dürfte und worauf wir bei der Erwähnung der Epoche: Leo und Dante, zurückkommen werden, so finden wir uns doch einwillen, Dank sei es dem so kritischen und gelehrten Herrn Hofrath Kiesewetter! endlich in den Stand gesetzt, die Geschichte unserer Kunst in aller Klarheit und ohne eine wesentliche Lücke übersehen und durch sein Werk eine feste Grundlage zum weiteren Selbststudium legen zu können. Möge uns die Borttreue seines Werkes und der ganz natürliche Wunsch, es so allgemein als möglich zu machen, entschuldigen, wenn wir nun noch auf den nähern Inhalt desselben hinweisen und die Epochen anführen.

Eine kurze Einleitung, welche den Ursprung des christlichen Kirchengesangs enthält und einen Zeitraum von dem 1. Jahrhunderte christlicher Zeitrechnung bis gegen Ende des 9. Jahrhunderts umfaßt, geht den Epochen voraus; die Verdienste Gregor's des Großen und die Einführung der Kirchenorgane oder sogenannten Tonarten machen einen wesentlichen Theil der Einleitung aus, welche in ihrer Klarheit und Bestimmtheit manchen modernen Alterthumskrämern in ihrer Sucht, alles Kirchliche aus einem Griechen- und Indentum herleiten zu wollen, endlich den richtigen Fingerzeig geben wird. Die Epochen folgen nun in dieser Ordnung: I. Epoche, 901—1000, Hucbald, beschreibt zuerst das Verfahren, einen gegebenen Gesang mit einer zweiten oder mit mehreren Stimmen zu begleiten — Tonchrift: aufgeschriebene Cyklen des Textes zwischen Linien oder eine von ihm erfundene Notenschrift nach altgriechischer Art. II. Epoche, Guido von Arezzo, 1001—1100, erneuert die Lehre von dem Organo. Tonchrift: die Cramen oder nota romana der frühern Periode, mit Hülfe von Linien verbessert, auch die sieben Gregorianischen Buchstaben des lateinischen Alphabets. III. unbekannte Epoche, 1101—1200, Erfindung der Note und glücklicher Versuch bis zu einer Art gemischten Contrapunktes, zu dessen Behufe Erfindung der Mensuralnoten — daher Ursprung der Mensural- und Figuralmusik — Urheber, Lehrer und erste Verbesserer sind bis jetzt noch unbekannt, Monumente mangeln. In dieser Epoche verfaßt Herr Fétis am ang. D. mehrere wichtige Beiträge zu dessen, da er im Besitze mancher Schriftsteller sei, die aus jener Zeit herkommen, bis jetzt aber noch gänzlich unbekannt sind; vielleicht erhalten wir durch ihn auch Monumente, die uns mit dem Stand der damaligen Praxis bekannt machen. IV. Epoche, Franco von Köln, 1201—1300. Fortgesetzte Versuche im Gesange mit mehreren Stimmen. Verbesserung der Mensuralweise.

*) Revue musicale t. 128, S. 243 ff.

Dissonanz. Dieser Zeitraum ist von dem Verf. in Bezug auf die Lebenszeit des Franco von Köln, den er mit Franco von Lüttich zu verwechseln warnt, bereits ausführlich in der „Allgemeinen musikalischen Zeitung“ f. 1823, Nr. 48 — 50 besprochen worden, und es ist in der That zu bewundern, wie neuerdings noch manche musikalische Schriftsteller gar keine Rücksicht darauf nehmen, sondern den Franco viel früher datiren, ohne aber eine gewichtige Quelle für ihre Annahme und gegen den Verf. anzuführen. V. Epoche, Marchettus und de Muris, 1300 — 80. Allmähliche Ausbreitung der Kenntnis von dem Dissonanz und der Mensur. Noch tiefer Stand der Practik. Auch über verschiedene Werke des de Muris verspricht Fétis ein Näheres. VI. Epoche, Dufay, 1380 — 1450. Ältere niederländische Schule. Ausgebildeter regelmäßiger Contrapunkt. Die nunmehrige Feststellung dieses bisher immer noch sehr dunkeln Zeitraums ergänzt des Verf. oben erwähnte Preiskräft, in welcher nun noch zwei Bor-Dechenheim'sche Perioden statuiert werden müssen, eine Bor-Dufay'sche und die Dufay'sche selbst, deren Bedeutung in artistischer Hinsicht man aus dem vom Verf. angeführten Beispiele „von denen bisher noch niegen etwas vorgewiesen worden“, mit wahrer Bewunderung zu erkennen genötigt wird. VII. Epoche, Dödenheim, 1450 — 80. Neuer oder zweite niederländische Schule. Artistischer Contrapunkt. Beginnender Ruhm der Niederländer. Einzelne Niederländer als Lehrer in Italien. VIII. Epoche, Josquin, 1480 — 1520. Beginnender Glor der Niederländer über ganz Europa. Contrapunktisten erscheinen in Deutschland; vortreffliche Lehrer in Italien. Einige Franzosen thun sich im Auslande hervor. Einführung des Notendrucks mit beweglichen Typen durch Ottavio Petrucci aus Venedig. Ein neuerer Aufsatz des Verf. in der „Allgem. musikal. Zeitg.“ f. 1835, Nr. 24 führt endlich gegen alle bisherigen Annahmen den Beweis „daß Josquin ein Picard, im engern Sinne ein Bernandais, höchst wahrscheinlich aus der Stadt St. Quentin, — ein burgundischer Niederländer war“, und ist hier also als ein wesentlicher Nachtrag zu berücksichtigen. IX. Epoche, Billart, 1520 — 60. Niederländer lehren in Italien, ihre Kunst fast dort Wurzel und wird mit Erfolg gepflegt. Madrigal aus der venetianischen Schule. Zum letzten Studium dieser und der nächstfolgenden Perioden bieten die Werke von Baini über Palestrina, dessen deutsche Bearbeitung durch Kandler leicht zur Hand sein kann und das, öffentlich noch nicht nach Verdienst gewürdigte, Werk des Herrn v. Winterfeld: „Johann Gabrieli und sein Zeitalter“, die reichsten Hülfsmittel. X. Epoche, Palestrina, 1560 — 1600. Beginnender Glor der italienischen Schule; Orlando Lasso beschließt die große Periode der Niederländer. Leider besitzen wir immer noch kein ausführliches Werk über diesen erstaunenswürdigen Meister und sein Wirken; möchte er doch auch bald einen Baini oder einen von Winterfeld finden! XI. Epoche, Monteverde, 1600 — 40. Erste Versuche eines recitirenden Stils, Ursprung der Oper, der Monodie und des concertirenden Stils (Kirchen-Concerte). XII. Epoche, Carissimi, 1640 — 80. Erste Verbesserung des Recitatives und der dramatischen Melodie. Cantate. Einführung mit den Stimmen concertirender Instrumente. XIII. Epoche, Scarlatti, 1680 — 1720. Wesentliche Verbesserung des Recitatives und der dramatischen Melodie. Erste Ausbildung einer selbständigen Instrumentalmusik. XIV. Epoche, Leo und Durante, 1720 — 60. Neapolitanische Schule, Reform der Melodie, vermehrte Instrumente in den Orchestern. Wenn der Verf. hier vorzugsweise einer neapolitanischen Schule erwähnt, so hätte eine deutsche Schule durch Seb. Bach, deren Einfluß wenigstens in Norddeutschland noch sehr sichtbar ist, ebenfalls angeführt werden können; wenn ferner Leo und Durante als Practiker an die Spitze gestellt werden, so hätte Rameau als Theoretiker eben den Anspruch auf das Verdienst wie auch S. Bach und Händel wieder in ihrer Art. Es soll hiermit jedoch auch nicht im Entferntesten ein Tadel gegen Hrn. R. ausgesprochen sein, sondern wir führen es nur an, um die Schwierigkeit zu zeigen, welche der Eintheilung in Epochen nach einzelnen Künst-

lern dann entgegentritt, wenn die Kunst gleichzeitig durch verschiedene Perioden, die wie Systeme nur Klang und Klang, andere Extreme annehmen, nach verschiedener Richtung hin der höhern Vollkommenheit entgegengeführt wird. Der Verf. hat indessen, diese Schwierigkeit wohl beachtend, hier eine Art der Ausführung gewählt, die bei dem trefflichen Geist seiner gründlichen als gewissenhaften Kritik die Benennung der Epochen nach Leo und Durante vollkommen rechtfertigt und möglich die von Fétis erhobenen Zweifel gegen die Eintheilung in Epochen zurückdrängt. XV. Epoche, Gluck, 1760 — 80. Reform des Opernstils, Einführung der Ensemblestücke und der großen Finales. Streigende Ausbildung der Instrumentalmusik. XVI. Epoche, Haydn und Mozart, 1780 — 1800. Wiener Schule. Vervollkommnete Instrumentalmusik. XVII. Epoche, Beethoven und Rossini, 1800 — 32. Über diese Epoche gibt der Verf. nur einzelne allgemeine, aber darum nicht minder wichtige Bemerkungen, indem er die eigentliche Kritik derselben einer späteren Zeit anheimstellt und den Einfluss von Signorini auf Darstellung der Geschehnisse unserer Zeitpunkt festsetzt.

Im Allgemeinen betrachtet, fällt das Werk des Hrn. Dr. Rath Kiewerter eine bisherige bedeutende Lücke in der Musikliteratur aufs vollkommenste aus, und sollte daher in den Händen aller Derjenigen sein, die sich mit der Kunst beschäftigen. Betrachtet man den Fleiß der Ausführung und die Gründlichkeit der Kritik, die in dem ganzen Werke vorherrscht und die weitere Lob überflüssig macht, so bringt sich dem ruhigen Beobachter der Kunst, der ebenfalls von den andern wissenschaftlichen Werken in der Literatur der Musik nicht genommen, die Bemerkung auf, wie unendlich viel in neuerer Zeit für Ausbildung der Wissenschaft der Musik geleistet wird, wenn man vielleicht zu wenig daran denkt, den Musiker selbst bilden, der, sobald man mehr als eine bloße technische Fertigkeit in der Behandlung irgend eines erdachteten Instruments verlangt, häufig noch ebenso wenig sich von Vorurtheilen und Mißbräuchen losagen kann, als ein unmündiges Kind von seinen Bindeln und Ammen.

Allgemeine Geschichte und Statistik der europäischen Civilisation von Johann Schön. Leipzig, Junt 1833. Gr. 8. 1 Theil. 12 Gr.

Daher bereits einige Jahre seit der Erscheinung dieses Buches verfloßen sind, so hält Ref. es doch aus zwei Gründen nicht für unnütz, auch jetzt noch über dasselbe in diesen Blättern zu berichten, einmal weil dasselbe im gegenwärtigen Augenblick noch ebenso sehr einem Bedürfnisse der Zeit entspricht als seiner Herausgabe, und sohan, weil er hofft, durch diese spätere Mittheilung manchen Leser dieser Blätter, welchem Buch bisher unbekannt geblieben ist, auf dasselbe aufmerksam zu machen. In einer Zeit, welche so zahlreiche Widersprüche so mannichfache Gegensätze enthält, in welcher die Einnahme der freudigsten Hoffnung, die Andern mit der größten, blauen selbst an Verzweiflung grenzenden Sorge der Zukunft entgegen, und in welcher dunkelster Vorwurf nur zu oft was sich erröget, zu deuten sich anmaßt, in einer solchen ist es im höchsten Grade verberntlich, wenn ein Mann, der Kenntniß der Gegenwart und Vergangenheit mit einem unfangenen, durch kein Vorurtheil und kein Parteiinteresse geten Blide verbindet, es unternimmt, den Zustand der Gegenwart in Thatfachen, nicht in oberflächlichen Raisonnements, erfassen und darzustellen und auf diese Weise zu zeigen, die Mängel und Vorzüge, das Erschreckliche und das Bessere der Gegenwart besitze, und anzudeuten, auf welchem Wege Verbesserung und Befestigung zu suchen sei. Zur Verberntner klaren und richtigen Anschauung des Zustandes der Gegenwart und der Weise, in welcher das demselben fehlende erreicht den könne, beizutragen, ist der Zweck des Verf., eine solche Anschauung ist fortwährend ein sehr sähbares Bedürfnis, und

nach auch der Gang der europäischen Entwicklung in der neuesten Zeit ist, so ist Das, was vor einigen Jahren von demselben galt, noch jetzt nicht minder wahr. Jede der beiden Aufgaben, deren Bearbeitung der Verf. unternommen hat, gehört zu den schwierigsten Gegenständen wissenschaftlicher Thätigkeit, und es bedarf zu einer vollständigen Lösung derselben vielfähriger Studien. Deswegen möchte kaum man die Herausgabe dieses Buches flüchtig eine zu sehr beschleunigte nennen, da das Bedenken einer sicherern Orientirung über den Zustand der Gegenwart zu groß war, als daß nicht dem Verf. eine baldige Befriedigung desselben hätte wünschenswerth und nothwendig erscheinen sollen; und da er ein Material gesammelt hatte, welches reichhaltig genug war, um die Skizze, auf deren Entwurf sich sein Vorhaben beschränkte, mit sehr bestimmten Strichen zu zeichnen, und woran er auch seinen Gegenstand nicht erschöpft hat und nicht hat erschöpfen wollen, so stellt er doch dem Leser auf den Standpunkt, von welchem aus allein eine richtige Auffassung stattfinden kann, und zugleich regt er auch durch seine geistreiche Behandlung an, den von ihm vertretenen und gegebenen Weg weiter zu verfolgen. Wie wenden uns zunächst zu dem zweiten und wichtigsten der beiden Theile, in welche das Buch zerfällt, um die Eigentümlichkeit der Behandlung des Gegenstandes und den ungeachtet der Gebrängtheit der Darstellung vorhandenen Reichthum des Inhalts anzuzeigen. Man der Verf. nicht in eine genauere Erörterung des Begriffes der Civilisation eingeht, sondern sich auf die Erklärung beschränkt, daß er unter diesem Namen sowohl die, die geistigen Künste und das Leben zugleich umfassende Erziehung der Menschen in der Gesellschaft und durch die Gesellschaft als auch das vorhandene Product dieser Erziehung begreift, so können wir insofern darin keinen Mangel finden, als die ausführliche Entwicklung jenes Begriffes in der Statistik der Civilisation selbst enthalten ist. Die Darstellung dieser ist in sechs Bücher getheilt, von welchen die beiden ersten als Einleitung zu den übrigen betrachtet werden können. Das erste Buch gibt Andeutungen über den gegenwärtigen Zustand der europäischen Nationen und Menschheit, der Grundlagen der Civilisation, so wie über den wohlthätigen, verbindenden Einfluß dieser auf die Nation und den Menschen. Ausführlicher, obwohl nur eine Skizze, ist in dem Großen und Ganzen enthaltend, ist das zweite Buch, welches die vier Functionen derjenigen Thätigkeit, die der Verf. nicht nur als die erste Stufe der Civilisation, sondern auch als die Unterlage derselben bezeichnet, der Ökonomie, behandelt. Bei der Stoffgewinnung (dem Pflanzenbau, der Viehzucht und dem Bergbau) wird besonders theils die Vermehrung des Ertrages derselben, theils das Verhältniß dieses Ertrages zur Bevölkerung berücksichtigt und so durch Thatfachen die Meinung von einer Ueberfüllung Europas bekräftigt; der Abschnitt von der Stoffverarbeitung hebt hauptsächlich die Vergrößerung der Masse der allgemein nützlichen Producte durch Manufactur und Fabrication und die Einwirkung der Maschinen hervor; das Capitel über den Umlauf der Güter deutet den Umfang des Handels an und stellt merkwürdige Thatfachen zusammen, aus welchen die rasche Erweiterung desselben durch Verbesserung und Vermehrung der Communication während der neuesten Zeit sich ergibt; das letzte Capitel dieses Buches enthält einige, wegen Beschränktheit des vorhandenen Materials jedoch einseitige Angaben über die Verteilung der Einkünfte und eine nähere, jedoch den Gegenstand noch nicht ganz erschöpfende, Erörterung der Ursachen der jetzt so weit verbreiteten Armut. Nach dieser zweifachen Einleitung geht der Verf. zu dem eigentlichen Gegenstande seiner Darstellung über, indem er im dritten Buche den Umfang und die Beschaffenheit der Selbstbildung unserer Zeit untersucht. Diese Untersuchung stellt eine vergleichende, insofern die über den Zustand der Selbstbildung der verschiedenen europäischen Staaten sprechenden Angaben nebeneinander gestellt werden, theils weist sie auf dasjenige hin, was in dieser Beziehung noch zu wünschen und zu thun übrig bleibt. Sie beginnt zunächst mit der

Grundlage der Bildung, mit dem Unterrichte, sie wendet sich dann zu der, den Unterricht des den der Physik-Entwickelungen fortsetzenden, Lectüre und schließt mit der Darstellung des Ausmaßes der Kunstbildung und des Einflusses der Künste, welche den gegenwärtigen geringen Einfluß der Kunst veranlassen. Das vierte Buch faßt unter dem bürgerlichen Wesen, ein Dreifaches zusammen: die Einrichtung der Staaten, die Regierung des Innern und die äußeren Beziehungen der Staaten aufeinander; es enthält einen Abriss der praktischen Politik, der Politik, wie sie sich in den Zuständen der Gegenwart ausdrückt. Wegen der großen Zahl der europäischen Staaten und wegen der Mannichfaltigkeit und Verschiedenheit in der innern Gestaltung derselben mußte sich der Verf. bei den seinen Arbeit gesteckten Grenzen auf eine Beleuchtung der Hauptpunkte beschränken, und er konnte das Einzelne nur als Beispiel und Beleg aufnehmen und auch hierbei nur die größeren Staaten berücksichtigen; zugleich weist aber auch durchgehend die Beurtheilung auf die Mängel in den vorhandenen Zuständen und auf den Weg hin, auf welchem die Abstellung derselben zu suchen sei. Das fünfte Buch erörtert einen Gegenstand, bei welchem besonders die Unbefangenheit des Urtheils des Verf. als verdienstlich hervorzuheben ist, nämlich das christliche Kirchenwesen in seinen drei Hauptformen, der griechischen, katholischen und evangelischen, und in Beziehung auf jede derselben wird zuerst der Zustand des Dogma und des Cultus, sodann der Zustand der Geistlichkeit und dreitens der Einfluß des Kirchenthums auf die Lebensart charakterisirt. Das sechste Buch flügelt den gegenwärtigen Zustand der Moralität, welche der Verf. mit Recht die Frucht aller Civilisation und den Prüfstein derselben nennt, und er faßt dieselbe in drei Richtungen auf: Erstens in Beziehung auf die Lebensart wird nachgewiesen, wie sich die Consumption des Fleisches und des Biers vermindert und die der Vegetabilien, besonders der Zuckersüchte, und des Branntweins vermehrt, wie die Zahl der Ehen abgenommen und die der unehelichen Kinder, sowie auch der Selbstmörder zugenommen habe; zweitens in Rücksicht auf die Criminalität wird gezeigt, daß in der neuesten Zeit die Zahl der Verbrechen gesunken sei, und es wird die verschiedene Natur derselben in den verschiedenen europäischen Ländern beachtet; dreitens in Beziehung auf die Wohlthätigkeit wird daran erinnert, daß dieselbe jetzt nicht wie früher in persönlicher, selbstverleugnender Hingebung, sondern vielmehr in milden Gaben bestehe, und daß der Zweck solcher Gaben nicht sowohl wie früher Linderung körperlicher Noth, sondern meist sittliche Bildung sei, und daran schließen sich viertens Andeutungen über die Einwirkungen der Ökonomie, der Geistesbildung, des bürgerlichen Wesens und des Kirchenthums der neuern Zeit auf die Moralität. Mit einem Endurtheil über die Gegenwart, welches besonders daran erinnert, daß die jetzige Zeit nur als eine Übergangszeit aufzufassen sei, und mit einer Ansicht über die nächste Zukunft, welche in der Erkenntniß der Mängel der Zeit und in dem Bestreben, denselben abzuheben, die Bürgschaft für eine kommende bessere Zeit stellt, schließt diese Statistik der europäischen Civilisation. In der, derselben vorangehenden, allgemeinen Einschätzung dieser Civilisation wollte der Verf. weder eine ausführliche, noch eine aus Quellen geschöpfte Darstellung liefern, sondern nur eine gedrängte Übersicht, jedoch mit eigner, weder kleinlicher noch partieller Anschauung der Begebenheiten, Personen und Weltzustände. Indem wir es bebauern, daß der Verf. diesem Gegenstande nicht ein genaueres Studium und eine ausführlichere, die bei der Statistik der Civilisation aufgestellten Gesichtspunkte verfolgende, Darstellung gewidmet hat, so müssen wir doch auch zugleich anerkennen, daß er das Bedenken geleistet und eine geistreiche, überall die Hauptsache mit richtiger Auswahl und bestimmtem und unbefangenen Urtheile heraushebende Skizze des wesentlichen Inhalts der Weltgeschichte, des Entwicklungsanges des menschlichen Geistes, entworfen hat.

Jacob Balde's medicinische Satiren, unschriftlich, übersetzt und erläutert von Johannes Reubig. Zwei Theile. München, Hel. 1833. Gr. 8. 2 Theile. 6 Gr.

Mancher unserer Leser wird sich noch wol der frühigen Aberration erinnern, die sich der ganzen deutschen gebildeten Welt bemächtigte, als Herder in seiner „Kritische“ mit der Übersetzung einiger Oden von Jakob Balde, eines in den Jahren 1603—68 lebenden Jesuiten und Hospredigers des Kurfürsten von Baiern, hervortrat. Man war hingekommen von dem tiefen Gefühl, von der lebendigen Einbildungskraft, dem treffenden Bild und der jugendlichen Darstellungsgabe des unbekannten Dichters, hinter dem man nicht den Mann mit der Lanze, sondern den gewandten und gebildeten Weltmann suchen zu müssen glaubte, dessen dichterische Blüten eine so frische Farbe an sich trugen, als wären sie der jüngsten Zeit entsprossen. Freilich war auch Herder der Geist, der die in diesen mittelalterlichen Dichtungen verborgenen Schönheitsquellen aufzuschließen und mit seinen eignen Blüten zu bepflanzen mußte wie Keiner. Nach ihm hat sich, einzelne hier und da zerstreute Oden abgerechnet, unser Wissen Niemand wieder an eine Übersetzung dieses Dichters gewagt, obwohl sein Werth und sein ausgezeichnetes Talent von K. W. Schlegel u. A. hinreichend erkannt und gewürdigt worden war. Balde hat übrigens außer jenen von Herder ausgewählten Oden noch Vieles geschrieben, und seine sämtlichen Werke bieten unsern deutschen Dichtern reichen Stoff, ihren Scharfsinn und ihr poetisches Talent daran zu versuchen. Möge sich aber Keiner diesem schwierigen Unternehmen ohne die dazu erforderliche dichterische Reife, ohne hinreichende Kenntniß der Sprache und Gewandtheit in der Nachbildung der dichterischen Formen unterziehen. Um Balde in seiner ganzen Eigentümlichkeit und Schönheit wiederzugeben, muß er durchaus metrisch übersetzt werden, wie sich Jeder leicht überzeugen wird, der nur einige seiner Gedichte gelesen hat. Es ist daher ein unglückseliger Gedanke, wenn Hr. Reubig in dem vor uns liegenden Buche einen Theil der Satiren dieses herrlichen Dichters in Prosa wiedergegeben versucht hat. Und in welcher Prosa! In der That, man glaubt sich in die Zeiten Gottsched's zurückversetzt, so plump, ungerathen, undeutlich und schwerfällig liegt sich Alles, und wenn Hr. Reubig der Verständlichkeit zu Liebe sich erlaubt hat, Manches zuzusetzen oder zu umschreiben, Lasterer in dialogische Form zu verwandeln, lateinische Namen in deutsche, als: Star, Schurzfur, Sotterbaras, Kundbauch u. s. w. umzusetzen, so hat er, weit entfernt, dadurch den Zauber dieser Gedichte zu erhöhen, sie nur ihres Schmuckes beraubt. Zwar hat derselbe in der Übersetzung des ersten, ursprünglich in Hexametern geschriebenen Gedichtes: „Solatium podagricorum“, hier und da gerühmte Verse in allerlei abwechselnden Versarten der Prosa eingemengt; allein, auch ohne das Ganze mit dem Original vergleichen zu können, da es unbegreiflicherweise nicht mitabgedruckt worden ist, bedarf es doch nur einiger Blitze, um einzusehen, daß ein geistreiches Gedicht so nicht wiedergegeben werden darf.

Der zweite Theil enthält Balde's „Medicinae gloria“ in 22 Satiren, sammt dem Original. Bei der Seitenheit der Balde'schen Schriften muß man es dem Übersetzer Dank wissen, daß er das letztere hat mitabdrucken lassen. Freilich sieht man denn auch neben den Schönheiten derselben, wie übel der Übersetzer seinem Dichter mißgibt hat. Wir geben unsern Lesern nur eine Stelle zur Probe. Der Dichter führt uns hier in seiner witzigen Weise einen jungen ruhmredigen Arzt vor, wie er seinen dem Tode nahen Kranken von seinen vielen Reisen vorzählt.

Prolede cave jactas aliquem curare regatus:
Tunc Pyrenaeos et saxa occurrunt alim
Invis, bracteae noti Galliae comitum.
Burdigalae exortum spatium Latetia parit.
Perinartus iter nobis, Hispalia tota.

Hispalia alleit, nunc tota Pyrenae, quoniam
Ante alias urbes illaeta Conchabris, motor
Alma virum Murch operantur. Murchi deinde
Granaetoeque rivus placuit nomen et generosus
Germine. Castellan peragrantes moenia quidem, sed
Nil mirabile suspexitur Ranzell.
Lade datis palaga valis neque ad Baleorum,
Denique agrantes ladeis levis abstatit aura.
Flurima detinere notari digna. Velare
Et phoece possunt. Arber facit valis sylvam.
Unus in ramis ibi centum oereophthos
Et corvus albos vidi. Ocos, improbo, ocos
Clamator! Jam dissident praecoxia mures.
Jamque negri locum crepat. Jam rupta mactata est.
Interos morbos emittit manifeste gradatim
Incrumenta, tunc dum narras histerio curam,
Et corvus albos et centum oereophthos.
Plena oculi jam morte natant. Deocent et alget.
Non hoc credideram, diis post fata, futurum.
O Sapient, Sapient orepone, nobilis Ole,
Posterior neque prior! Non ergo putarem etc.

Das übersetzt nun Hr. Reubig folgendermaßen: „Ich hätte dich nicht zu helfen, dem Kranken nur vorzuputeln! Unser Hauslicht ist einst über die Pyrenäen und unwegsames Gebirge geklapp mit Lebensgefahr gelaufen. Mich kennen alle langen haarten Franzosen mit weiten Hüberhosen. In Bordeaux schien ich wie die aufgehende Sonne. Dann beriet ich mit großer Paris mit einem Besuch, wo es mir recht wohl schmeckte, verfolgte forschend alle Provinzen und Klüfte von Spanien. Besonders zog mich das alte Hispalia, jetzt Cordoba genannt, mit seinen Reizen an, und Coimbra (man will es auch vor allen andern Städten für lebenswürdig angesehen), wo das ist nur ein katholisches Museum für Gelehrte. Denn ich laubte ich, daß mir Murcia und ihre grüne Heide von Cordoba mit seinen hübschen Gewächsen gefiel. Auf meiner Reise durch Castilien hab' ich zwar viel des Schönen gesehen. Doch Cordoba war mir das erste Wunderwerk. Drauf ließ ich den Geflügel spannen bis nach den Balearen; endlich trieb mich der gänstige Wind zu den schwarzen Indern hin. Sehr viel dast würdiges fesselte da meinen beobachtenden Blick. Wie muß ich staunen, daß auch die Fische fliegen können! Ein einziger Baum macht schon einen ganzen Wald, und auf einem Aste eines einzigen Baumes sah ich hundert Affen, jeden mit hundert Schwänzen, und daneben ganz weiße Raben.“ Dast, ungehöriger Schmeichelei! Schon zersprengt dein unterschätztes Prahlreden Reizen und Räube. Schon zertrümmert des Kranken herrliche Verstand. Schon ist gar zerbrochen der Rachttopf. Unterdeß ist gar deutlich von Stufe zu Stufe gestiegen die Krankheit, während du als ruhmrediger Handwurst von deinen Perumreichthümern läufst. Sieh, die Augen schwimmen schon in vollem Tod. Du flohst das Leben; es flaret der Leichnam. Du sagst nach geschiedenem Todfall: „Ich hätte freilich nicht geglaubt, daß es so gehen könnte.“ O vor trefflicher Tropf, o Klägelmann der Unwissenheit, du Einschleibsel hinter dem siebenten Weltweisen, du dem neunten! Das hätte ich nicht geglaubt! u. s. w.“

Welche lange, wässerige Brühe im Vergleich mit Balde's geistiger Essenz! Wie weit überfliegt dieser auf seinem höchsten geflügelten Hesse unsern schweren Reiter auf seinem hartnäckigen Fuhrmannspferde!

Wenn wir nun gleich Hrn. Reubig's Übersetzung allen poetischen Werth durchaus absprechen müssen, so können wir ihm doch nicht genug Dank wissen, daß er diese herrlichen Satiren aus der Dunkelheit, in der sie bis daher verborgen lagen, wieder hervorgezogen hat. Auch wird seine Übersetzung (samt den beigelegten Noten) einem künftigen Übersetzer zum Besten des Dichters erspriessliche Dienste leisten können.

literarische Unterhaltung.

Sonntag,

Nr. 206.

24. Juli 1836.

Jugendleben und Aräume eines italienischen Dichters.
Nach H. E. Andersen's dänischem Original: Im-
provisatoren. Ins Deutsche übertragen von E. Kruse.
Zwei Theile. Hamburg, Campe. 1836. Gr. 16.
2. Abk. 8. Gr.

Im deutschen Publikum ist der junge dänische Dichter Andersen vielleicht durch die Übertragung einiger seiner lyrischen Producte, welche Herr v. Chamisso übersetzt, bekannt. Sein Talent galt als ein nur lyrisches; und war ihn, wie Schiller dieser Zeiten, vor einigen Jahren bei seiner Reise durch Deutschland persönlich kennen lernte, mochte in ihm einen gemüthlichen Liebesdichter erwarten, aber nicht mehr. Der junge Mann besaß aber die eigenthümlichen Eigenschaften, welche einem vorzüglichen Dichter charakterisiren; einen guten Theil und noch etwas darüber: die räthselhafte Alsbegier, gestützt auf rasche Beobachtung, das unerschöpfliche Erfinden, seine Werke ohne jedes Zwischwischen und durch Besuche, Gespräche, eingesammelte Handschriften und Stammbuchblätter die Bekanntschaft namhafter Personen des Auslandes zu pflegen, welche alles Studium ihrer Werke des Jünglings verschafften kann. Diese treffliche Blumeneigenschaft mag, wie dies wol bei einigen späterer Dandeleute der Fall ist, mit manchem Unbequemen gepaart sein und, im Bedacht zu reden, die angeborene dänische Engherzigkeit auch zu Dingen, von denen gesammelt wird, lange nicht nöthig; bei jenem Andersen war dies nicht der Fall. Man sah in ihm die aufmerksame Zügelhaft, welche dem wahren Dichter, sondern die sanfte Wärme und das wahre Bedürfnis, sich mit dem Auslande zu verknüpfen und denselben zu lassen in seinen geistigen Fortschritt. Er hauchte in sich auf; wenn er irgendwo in einer Gesellschaft auf einen namhaften Gast stieß, so war das nur ein subjectiv, von aller Fremdheit entpau. Diese Gesellschafter ursprünglicher Zügelhaftigkeit von der man überall Kunde, und sie gingen ihm nicht verloren, als er nach nachherigem Aufenthalt in Italien, Frankreich und Schwaben, eines Königs geistig, wie der Dichter und dem dänischen Gesangsweisen im Norden nachschleichen, wieder bei uns ankam. Mehrere Bekanntschaft mit Herrn Andersen, was damals noch länger als die erste, jedoch war in den ersten Jahren der Jugendzeit, gemüthlich, welcher Seite seine Ge-

nauer, die Erregbarkeit, und das leichte Auffachen für das Empfundene auch da so hervor, daß ich von ihm recht schöne lyrische Entwürfe über Hesperien erwartet hätte, aber keinen Roman, den sich das gegenwärtige Eincleben der Römer zur Aufgabe stellt. Einen solchen nun finde ich mit Bewunderung in dem vorliegenden „Improvisator“, und meiner Kritik sei das subjective Urtheil vorangeschickt, daß ich ihn mit steigendem Interesse von Anfang bis Ende durchgesehen und vieles Neue darin, das nicht Neue aber auf eine Art vorgebracht fand, daß es mir wieder neu wurde. Unter den hundert Werken über Italien, die uns, selbst im Leben, aber durchschraben als anzusehn, denn das Thema schien zum Überdruß erschöpft, hat dieses den Vorzug, daß es die Theilnahme immer noch erhält, und einen wohlthätigen Eindruck hervorbringt. Es ist kein gewöhnliches Werk, weder durch besondere Eigenthümlichkeit der Auffassung, noch durch Gedankenfülle und Tiefe, die es in die Adern des vielfach durchgesehenen Gegenstandes hinstreift, aber die gemüthliche Empfindlichkeit, die frische Phantasie des Verf. wirkt auch dem Abgeschwundenen, dem trockenen, tausendfältig wiederholten Stoffen einen Hauch an Leben. Er schildert lebendig, er erschließt artig, er reflectirt mit einer Kraft, die ich eben in dem Herrn Andersen, den ich kennen gelernt, nicht erwartet, und alles das steht, auf seinem Platz, ohne Ansprüche, nicht zu viel und nicht zu wenig. Das Buch wird ihm nicht unter die Herzen der Romantiker und Reisebeschreiber stehen, aber ihm einen Ehrenplatz im Vaterlande und im Auslande einräumen; und jedenfalls hat der junge Dichter seinen Könige und seiner Regierung dadurch bewiesen, daß die zu seiner Ausbildung verordneten Kosten nicht fortgeworfen sind, und es sich für einen gebildeten Staat wohl lohnt, wenn der seine nicht allein für Maler, Bildhauer, Architekten, und Musiker, sondern auch für Dichter, Musikanten, aufstellt. Die Zeit hat nun dem Dichter den Ruhm dieser Leistungen sich erworben; was andernorts nachschauen für den, und wenn gekannt sein mag, gehört nun dem Buche an, und wir freuen uns, daß der Anspruch der Leistungen ist. Refer. dieser gelehrten Anzeige können fragen, nach welcher Beziehung in diesem Werke, da es dem Kaiser des Verfassers und seinem Werke gleichgültig sei, ob hier eine neue, wohlthätige Wirkung, die einen neuen nach dem

den reiste, oder ob es in Auftrag und unter Begünstigung und Unterstützung Anderer geschah. Dies Verhältniß hat aber allerdings hier Bedeutung, wie denn jedes Verhältniß, unter dem Jemand reist und nachher ein Buch darüber schreibt. Hätte einem bekannten Reisenden seine Flucht durch Italien weniger gekostet, oder hätte er sie auf königliche Kosten unternommen, so würde seine Reisebeschreibung auch vermuthlich anders ausgefallen sein, als es der Fall ist. Herr Andersen gehört zu den Entzückten, und für seine Entzückung hat er überall den blindesten Grund; wir fühlen mit ihm, daß er zufrieden sein mußte. Doch dies ist es nicht, was uns hier auf jenes Verhältniß anspielen läßt. Wir trauen seinem Gemüthe zu, daß, auch wenn er sich durchbetteln mußten, der poetische Dufte dem Dichter nicht entwichen wäre. Aber wir finden ihn selbst und dieses Verhältniß in dem Buche wieder, und dasselbe leidet demselben, abgesehen von dem italienischen, ein ganz besonders psychologisch dichterisches Interesse. Das Buch läßt sich chemisch in zwei Theile sondern: in die italienische Reise, und Den, die sie macht. Das Geschick, mit dem beide Theile so verschmolzen sind, daß der Leser die Theilung nicht merkt, macht das Kunstwerk aus, und dies ist nicht das geringste Verdienst des Buches.

Der Held des Romans ist eigentlich ein römisches Kind, welches, väter- und mütterlos, von einer reichen Familie aufgenommen und erzogen wird, darauf den wohlwollenden Plänen seiner Erzieher nicht entspricht, indem es, statt als Abbate die geistliche Carriere zu verfolgen, abspringt, der Poesie sich ergibt und in der Art, wie sie in Italien gehbt wird, sein Glück als Improvisator sucht. Natürlich spielt bei dieser Übersprungsepoche die Liebe, und zwar zu einer Schauspielerin, eine bedeutende Rolle. Wie geschieht nun auch in dieser Lebensgeschichte ebnische und italienische Verhältnisse einverwebt sind, und man der Meinung sich hingeben darf, so sei der Lebenslauf eines römischen väterlosen Jungen, der von römischen Großen erzogen wird, so entgeht es doch Dem, der etwas in die Nachwerke unserer Novellenliteratur geblitzt hat, nicht, daß der Dichter Andersen mit diesem väterlosen, von Fremden erzogenen und geleiteten Improvisator Niemand anders als sich selbst geschildert hat. Einiges blinde Mitterwert vom Anzuge abgestreift, und wir läugnen in dem Improvisator im Aem, was ihm begegnet, den Lebenslauf eines norddeutschen Knaben erkennen, der um seines sich zeigenden Talents willen Gönner gefunden hat und die bornenvolle Bahn durchmachen muß, die einem jungen Menschen vorliegt, welcher von der Gnade Anderer abhängt. Ich weiß von Herrn Andersen nicht seinen vorurtheillichen Verhältnissen näher, als ich oben davon anführte, aber ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich in den Personen, die ihn umgeben lassen und umgeben, seine Gönner und Erzieher im Augenblick erkenne, oder was es ist, erblicke. Denn obwohl er jenseits bestimmt in die Borghese'sche Familie versetzt, so wurde sie mit so leichten und massenden Charakterzügen hingestrichen, daß man auch die Portraitschattungen

möchte. Das gilt auch von seinem pedantischen Lehrer Habbes Dahbes, hinter dessen arabischem Namen und arabischer Abkunft sich irgend eine andere orientalische borgen mag, sowie sein Haß gegen Dante sich recht gut auf Klopstock oder Milton übertragen ließe. Wie dem auch sei, diese Romanen- oder psychologische Partie des Buches ist trefflich gehalten. Die beiden des-ausstrebenden Jünglings, der noch fortdauernd von seinen Schwestern weiblichen wie männlichen, erzogen werden soll, was schon die Kraft und den Verus frei zu handeln in sich fähig, sind bis ins kleinste Detail wahr und gemächlich geschildert. Dieser Kampf zwischen Dankbarkeit und natürlichem Stolz mag für Die, welche ihn mitern müssen, so hochtragischer sein wie einer auf der Welt. Aber wir sind gewohnt in psychologischen Gemälden der Art den Stolz endlich obliegen und das Höchste, oder Zerissenheit und Verklümmung als Folge zu sehen. Hier steigt die gutmüthige Natur des Dichters; überwältigt von den Eindrücken der Dankbarkeit, lehrt der junge Mensch, nachdem er schon selbständig vor der Welt gegläntzt, geschont in das frühere Joch zurück. Eine äußere Vermittelung tritt ein, ein scheinbares Glück zum Schluss, damit der Roman einen befriedigenden habe, aber doch ist in diesen Übergang der Lebensstamm, den er selbst geschmeckt, und ein schmerzliches Ereignis mitter, das der Verf. selbst zu wenig Gewicht zu legen scheint.

Während nämlich alle Personen, mit denen sein Lebenslauf uns zusammenführt, dichterisch wohlgezeichnet sind, ist es ihm doch gelungen, derjenigen, welche die erste Liebe ist, ein besonderes Lustre zu ertheilen. So die Spanierin Annunziata, die, als Ditho in der Auftretend, das alte und das junge Rom zu ihrem Sitz sieht. Einige ideale Tinctur ist wol schon in die Bildung dieser Gestalt eingebrungen; der Grundton ist wahr, warme, glühende, echte Farben. Sie ist mit dem ganzen Zauber der Lebenswürdigkeit umflossen, und der Dichter ließ ihr Bitter, Bildung und Würde in dem Grade, daß ihr Untergang ohne Motive zur moralischen und ästhetischen Verurtheilung wird. Diese läßt sie zu Schanden kommen. Lediglich durch Mißverständnisse der Held von der Geliebten getrennt. Im Augenblicke wo sie sich wiederfinden könnten, verhindert es der glückselige Schorsam gegen seine Erzieher, und er sich als Kind leiten, wo er als Mann hätte handeln sollen. Den Helden freilich trifft der Vorwurf nicht, weiß es nicht, aber den Dichter. Annunziata's Schweigt jenem in leuchtender Ferne vor der Seele, es gleitet ihm flüchtig auch während anderer Liebespläne nach Jahren. findet er die Geliebte zufällig auf dem Mincktheater. Bedenkt, als, glücklich, im Augenblicke, „Herr!“ des Publikums. Sie wird ausgetragene Scene ist ergreifend, dichterisch wahr, und schön, wie ästhetisch oder moralisch gerechtfertigt? Durch die Wirkungsvollere sie ist, um so mehr wird sie zur Verhöhnung gegen Schönheit, Gefühl, Anschauung, den romantischen Dichter der Franzosen standhaft anzunehmen, dem man sich nicht

ihnen Einsehen sich fortwährenden Dänen, der seiner Annunziata den Garg verbleiben läßt, daß alle Kunst nichts ist, wenn sie nicht das sittlich Reine und Edle bezweckt. Annunziata hat sich durch nichts verständigt; sie hat den Helden geliebt, nur ein Mißverständnis hat ihn von ihr getrennt. Sie hat ihn unter der Hand auf der Flucht wegen einer Ehrensache unterstützt, sie hat ihm zu wissen gethan, daß es damals ein Irrthum war, als er meinte, sie liebe seinen Gegner. Als er den Brief nicht erhielt — er konnte annehmen, er wolle nicht kommen — ward sie krank, die Krankheit verzehrte ihr Vermögen, ihre Jugend, Schönheit, Stimme. Die Noth zwang sie das Blaudtheater zu betreten und unter dem Gelächter und Spott des Publicums ihr Leben zu fristen. Sie ist, als Antonio sie wiedererkennt und ihr in dem Dachkammerchen, wo er sie in Lumpen trifft, zu Füßen stürzt, dieselbe edle, großdenkende Annunziata aus den Tagen ihrer Ruhmes. Sie stirbt, noch einmal für ihn sich aufopfernd, im Hospital, und stirbt, ohne einmal zu erfahren, daß Antonio sie damals nicht verließ, daß er so unglücklich wie sie selbst war und ihre Botschaft für die ewige Eirene liebt, die er floh. Wodurch hat dieses edelste Geschöpf des weichen Dichters ein solches Schicksal verdient, eines, wo nicht einmal ein Trost im Jenseits zu hoffen ist, denn er liebt darauf eine Andere — ein Wod! Ist ihre Schuld etwa die, daß sie eine Schauspielerin war, daß sie als Weib ihren Ruhm vor der Öffentlichkeit suchte? Wir sind von der beschränkten Forderung entsetzt, daß der Dichter eine strenge poetische Verantwortlichkeit handhaben und die Tugend allemal glücklich werden lassen müsse; diese Grausamkeit der Entzückung überbietet aber die Wirklichkeit, wo jedes Unglück doch die traurige Rechtfertigung hat, daß wenigstens im Schatten von Schuld da ist. Denn welcher Mensch hat so schuldlos da, daß er bei sich sprechen kann, ich habe kein Unglück verdient? Dies kann aber des Dichters Annunziata sagen. Um deshalb war er hier unwahr oder grausam; und es ist bei ihm, dem ästhetischen und moralischen Dichter, ein arger Fehler, was bei einem Victor Hugo und Eugene Sue eine Schönheit wäre, insofern sie überhäupt von Schönheit gesprochen werden darf.

(Der Revisor 1844.)

Die Hindu. Lebensbilder aus Ostindien. Aus dem Englischen überseht von Karl Andree. Zwei Theile. Leipzig, Schumann. 8. 1835. 2 Theile 12 Gr.

Ein Afghanenmädchen von vornehmer Abstammung wird bei der Erfüllung der väterlichen Burg in einen der höchsten Würdigen der alt-indischen Eingeborenen durch einen britischen Officier gerettet, nachdem ihr Vater das Leben eingebüßt. Forster, so heißt der Jüngling, und Dillafroy, die Perserin, sind eine feste Keilung zueinander: sie bleibt bei dem Hindu Eign des Lebens. Nach einem glücklichen Jahre wird sie krank; als einziges Rettungsmittel empfiehlt man ihm eine Reise nach der Heimat, aber er will sich von Dillafroy nicht trennen. Der Vorwand ist plöglig, und ein zurückgelassener Brief läßt ihn glauben, sie habe in den Mitten des Schicksals den Tod gesucht. Fortwährend folgt sie ihm; im Sa-

ralande gewinnt er allmählig Rechte und Grundbesitz wieder. Ein schmerzhaftes und tugendhaftes Mädchen fesselt ihn; sie soll ihn als Gattin nach Indien begleiten, aber Krankheit des Vaters hält sie in Europa zurück. Forster rüstet allein ab und erhält sein früheres Commando nach dreijähriger Abwesenheit wieder — da findet er Dillafroy, die Lobgesandte, mit einem Knaben, dem sie bald nach ihrer Trennung das Leben gegeben. Seine Gefühle für die Afghanin erwachen in ihrer vorigen Stärke, aber der Gedanke an seine in England zurückgelassene Braut bewegt und ängstigt ihn. In diesem Conflict der Empfindungen geht sein Eriensriede verloren, aber von zwei Abeln glaubt er das geringste zu wählen, indem er Eva Elbridge durch eine falsche Nachricht täuscht, indem er selbst ihr unter erborgtem Namen seinen Tod meldet. — Eine eigenthümliche Verwicklung von Umständen führt dieselbe Eva, deren Vater unterdessen gestorben ist, nach Calcutta, in das Haus einer Freundin ihrer Mutter. Ein Theil ihrer Geschichte wird wenigstens einem engern Kreise bekannt, und auch in Betreff des Dillafroy kommt nach und nach die Wahrheit an den Tag. Diesen läßt, sobald er von Eva's Anwesenheit in Indien vernommen, die Kugellosigkeit seines Innern nicht in seiner Genußkonstanz — er macht sich selbst die bittersten Vorwürfe, er glaubt sich entehrt in den Augen seiner Landsleute. Verkleidet kommt er nach Calcutta, wo er Eva sieht und selbst in Gesellschaft mit ihr zusammentrifft, und sich über die Lage der Dinge und die Meinung, die man von seinem eignen Betragen hegt, zu unterrichten sucht. Aber neue Verhältnisse treten unterdessen ein: die Afghanin ist mit ihrem Knaben der Spur ihres Geliebten gefolgt und auch in Calcutta angekommen, wo ein Eingeborener, der Wadu oder Verwalter in dem Hause, wo Wif Elbridge lebt, und zugleich einer der Unterbeamten im Schatzamt, das Mittel findet, sie durch List zu entführen und nach seinem, mit einem Tempel verbundenen Landhause zu bringen. Dies ist der Wendepunkt der Erzählung, deren letzter Theil durch Dillafroy's Versuche zu entfliehen und die Entscheidung großer Beträgereien und Substanz ihres Entführers gefüllt wird, dessen Loos Deportirung ist. Vorher aber hat er die Afghanin auf ein nach Afrika bestimmtes Schiff bringen lassen; während dieser Reise wird ihr Gemüth durch einen mohammedanischen Mollai ganz umgestimmt, und freiwillig entsagt sie dem Manne ihrer Liebe, indem sie ihn seiner europäischen Braut wiedergibt.

Dies ist eine, wenn auch nur kurze Skizze des Hauptinhalts dieses Buches, das als Roman freilich viele Mängel hat. Man kann sich mit dem Charakter Forster's unmöglich befassen und die schwankende Haltung der Zeichnung derselben man unangenehm auffallen. Die Afghanin ist interessant, es ist etwas Frisches und Kräftiges in dieser Natur, aber der unerwartete Übergang ist zu plöglig und zu wenig motivirt. Die meisten übrigen Personen sind wenig bedeutend, ob es gleich nicht an einer Menge einzelner charakteristischer Züge fehlt. Der Schluss ist zwar, wenn man so nennen will, glücklich, aber ziemlich unbefriedigend. Was nun diesem Roman seinen Hauptwerth verleiht, ist die lebendige Schilderung des Lebens in Hindostan, unter den Europäern wie unter dem Volke, in das wir uns versetzt finden. Die vornehme Beamtenwelt, ihre geselligen Vergnügungen, Diners, Bälle, Wettrennen, die öffentlichen Auftritte und Gerichte, das häusliche Leben der Hindostaner — Alles wird uns vorgeführt. Und aus Allem ergibt sich die Befriedigung der schon oft gemachten Erfahrung, wie tief die Moral in diesem Lande gesunken ist und wie sehr die veränderten Verhältnisse der Eingeborenen dazu beitragen, sie zu verschlechtern. Die Erscheinung, welche man hier bei dem Hindu bemerkt, kriechen vor den gefürchteten Herren, unersittliche Geldgier, zu deren Befriedigung alle Mittel eben gut sind, Unpäßlichkeit, wo sie keine Beobachtung fürchten — wie sehr holt sich in allen Ländern, wo die eine Hälfte des Volkes unter der Vormachtigkeit der andern steht; man braucht nicht nach dem fernem Indien zu gehen, man kann sie bei den Kaysers

der ottomanischen Monarchie ebenfalls beschaffen. Die Beziehungen und gegenseitigen Interessen der Briten und der Eingeborenen kommen in diesem Buche wiederholt zur Sprache, und es fehlt nicht an ernstlichen und eindringlichen Bemerkungen über das von England beobachtete politische System und die Behandlung und Stimmung der einzelnen Classen. Unter Andern handelt es sich von der Maßregel, wodurch ein großer Theil des Grundbesitzes den bisherigen Eigentümern oder Oberleuten weggewonnen und unter den Adambauern vertheilt wurde, wobei einer der die genannte Maßregel aufreißenden folgende Schilderung von den öffentlichen Zuständen entwirft — eine Schilderung, welche nicht grade auf glückliche und des Bestandes halber Verhältnisse schließen läßt. „Grundges. Sie“, heißt es, „unser Herrscher von einem rein politischen Standpunkte aus. Unsere Herrschaft in Hindustan ist meiner Meinung nach jedenfalls auf die Grundlage unserer Rayonnets begründet; allein, wenn wir uns auf die bloße physische Gewalt allein stützen, so wird das Gebäude jedesmal wanken und zusammenfallen bis in seine tiefsten Grundestein, sobald unsere Soldaten entweder anderswo beschäftigt sind oder uns auf irgend eine Weise entfremdet werden. Die große Masse unserer Untertanen muß uns als ihre natürlichen Beschützer betrachten und die von uns erwiesenen Wohlthaten schätzen lernen; sie muß mit einem Worte dahin gebracht werden, daß sie unsere Herrschaft nicht bloß duldet, sondern schätzt und bewundert. Es walteten gegenwärtig noch der Schwierigkeiten eine große Menge ob, auch mit dem vorliegenden Plane (der Gütervertheilung) sind deren verbunden, allein er muß durchgeführt werden, damit ihm ein großer Zweck erstrebt wird. Die Mehrzahl unserer Untertanen besteht aus Hindu, dem Urvolk des Landes, und hauptsächlich aus jenem arbeitssamen Theile, dessen Kräfte an Grund und Boden bereits seit den unendlichen Zeiten gebunden war. Diese Classe, mit ihrem nationalen Charakter, bildet den Hauptkörper des Volkes; sie verschafft uns Reichthum und Macht; aus ihr rekrutieren sich unsere Heere; es kommt deshalb Alles darauf an, sie zu unsern treuen Freunden zu machen, auf die im Nothfalle Verlaß ist; und wie könnte das zweckmäßiger geschehen als durch eine Maßregel, wodurch ihre ursprüngliche Unabhängigkeit wiederhergestellt wird? Berechtigt ist die Masse im Volke günstig für uns gestimmt, weil sie mehr als einmal erlebt hat, daß auf unsere Siege nicht Raub und Plünderung, sondern Ruhe und Ordnung folgt. Die Weisen aber, welche Ihnen für die Grundherren dieser Classe gelten, und in der That seither Rechte und Rang verstanden besitzen, — was sind sie uns, ich meine der britischen Regierung? Sie sind Abkömmlinge der alten Familien, welche so lange Zeit hindurch uns mit den Waffen in der Hand feindselig entgegenstanden, die in Folge unserer Siege all ihren Ruhm und ihre Wichtigkeit verloren haben, die endlich, weil die Erinnerung an ehemalige Macht und früheren Glanz in ihrer Seele immer lebendig bleiben wird, auch jetzt nur ungern und mit dem herzlichsten Widerstreben unsere Gewalt anerkennen. Ich glaube nicht, daß zwischen uns und den Anführern der mohammedanischen sowie der Hindu-Kristen, jemals ein gutes Vernehmen, eine aufrichtige Versöhnung möglich sein kann. Da wir nun leider sie nicht ganz aus dem Lande jagen und für immer entfernen können, so halte ich für das Beste, sie soviel als möglich zu erniedrigen, ihren das Land ausmachenden Reichthum für die Zukunft unwirksam, ihre Ehre von uns ganz abhängig, oder besser, ganz dienstbar zu machen. Dann ist auch all ihr Einfluß, den sie gegenwärtig hier und da noch haben, verloren und wir brauchen fortan keine Feinde ihrer mehr zu fürchten.“ Alles dies mag wahr und in der That der Dinge, wie in der Volksmeinung begründet sein — ist es aber nicht eine traurige Politik, die nur durch so harte Mittel den Zweck der Beherrschung und Sicherung einer Colonie erreichen kann?

Der „*Northwestern Courier*“ vom 21. August enthält eine Notiz über einen in den geographischen Gesellschaft zu London gehaltenen Vortrag: über das Klima von Australien, von Dr. Dempster, der diese Gegenstand von sich aus besuchte, um seine schwächende Gesundheit durch den Aufenthalt daselbst zu verbessern. Aus dieser lassen sich folgende für das Land bezeichnende Notizen entnehmen. Das Klima Australiens hat die eigenthümliche und ungewöhnliche Eigenschaft, die menschliche Race sogar in der ersten Generation zu verwandeln und zu mobilisieren. Alle Kinder ohne Ausnahme haben schöne blaue Augen, sie sind von schlankem Bau und von langen, geistig zur Vorträt. Der Charakter ist energisch, die Fähigkeiten ausgerüstet und muthvoll, und es ist nicht schwer, eine junge Generation zu finden, welche für das Land selbst zu so günstigen Erwartungen berechtigt. Dies besonders von der Jugend in Sidney. Was die aufwachsende Generation von Bondsmenland betrifft, so verleiht sie dem Reichthum hinsichtlich des Charakters sehr ähnlich zu sein, doch ist sie von ungleich härteren und ungeschickteren Sitten. Rheumatismus, sowohl heftiger als chronischer, findet sich bei den Eingeborenen häufig und greift oft mit großer Heftigkeit. Acute Inflammation der Lungen kommt gleich oft vor und führt in der Regel bei nicht sorgfältiger Behandlung zu baldiger Auflösung; die Anzahl der mit dieser Krankheit, sowie an fehlerhafter Organisation des Organs und großen Eingeweide leidenden Personen ist sehr beträchtlich; sind der größte Theil davon inhaftirte Verbrecher. Die Temperatur der Bitterung ist insofern sogar im Sommer gemäßigt; wegen des häufigen Regens, welchen das Land in der Atmosphäre nicht leicht missgünstige Classe, weshalb das Land auch fast gar nicht von Seuchen heimgesucht wird. Im Allgemeinen fällt das Jahr hindurch für Regen als in England. Das Land liegt hoch und der Überfluß wird leicht durch die Ströme abgeleitet. Starke Regen herrschen zu allen Jahreszeiten, und die hohen, aus kahlen Waldkuppen verstandenen auch in den tiefen Gegenden eine freie Circulation des Luftzugs. Der Wind bläst und andere erstorbene Pflanzenmassen werden die Weiden vergeht, die während des Sommers häufige Waldungen kassieren. Es verdient bemerkt zu werden, man in diesen selten einen Baum findet, welcher nicht Spuren eines solchen Brandes trägt.

Literarische Anzeige.

Bei mir ist erschienen und durch alle Buchhandlungen erhalten:

Horae Belgicae. Studio aequo
Henrici Hoffmann Fallersleben
Pars tertia. — Auch u. d. T.: **Floris Rancefloer** dorp **Diederic van Assenede**
Einleitung, Anmerkungen und Glossar
gegeben von **Hoffmann** von Fallersleben
Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

— Pars quarta. — A. u. d. T.: **Floris Rancefloer** dorp **Diederic van Assenede**
ende **Elogast.** Edidit et illustravit **Hoffmann** Fallersleben
Gr. 8. Geh. 1 Thlr.
Die beiden ersten Theile der „*Horae Belgicae*“
sind 1. Theil, 26 Gr.
1836, im April 1836.

H. C. Hoffmann

Verlag des H. C. Hoffmann in Leipzig.

L i t e r a r i s c h e U n t e r h a l t u n g .

Freitag,

Nr. 207.

25. Juli 1836.

Lebensbilder und Träume eines italienischen Dichters.
nach H. G. Andersen's dänischem Original:
aus dem Italienischen übertragen von L.
Kreuz. Zwei Theile.

(Breslau aus Nr. 204.)

Die andern weiblichen Gestalten sind eben wie die Männer mit gebieter Hand und richtigem Blick so gehalten, daß wir von ihrer Wirklichkeit überzeugt werden. Die gutmüthige, aber in ihrer Pietät beschränkte Mutter Antonio, welche bald von der Schauhühner abtritt, die Ceneria der Campagna, Domenica, die vornehme Adelsfrau, welche nun seine Beschützerin wird. Eine Person, von der uns der Dichter ahnen läßt, daß sie etwas Gutes hat und ohne die Apathie der großen Welt, in die sie ihr Stand versetzt, bedeutender geworden wäre. Ihre mütterliche Zuneigung zu Antonio ist edel, seine natürliche ist die Geringachtung, welche sie ihm sein Leben an den Tag legt, und der immer gottähnliche Konig; denn für sie ist der Knabe ein Gegenstand ihrer Erziehung, und sie kann nicht in die Veränderung der Fremden einklinken; wie kann für sie das außerordentlich sein, was sie unter ihrer Hand und unter aufwachen sah. Diese Partie des Romans ist sehr schön. Auch die lebenswürdige und frivole Neapolitanin Santa scheint Portrait zu sein, aber gewiss aus dem Leben. Das unschuldige Kind, die im Kloster erzogene Flaminia, greift auch an das Ideale; in dieser Partie ist aber eine innere Wahrheit und ihre Erleuchtung ein Lichtpunkt in dem Romane. Dagegen hat uns der Dichter in edeln Frauen erschöpft; er braucht noch eine, welche seinen Antonio beglücken soll, und der Fabelwelt citirt er ein Ideal heraus. Wenn gegen uns dem kesschen Improvisator, ein so durchaus unheimliches, kühnes und verständiges, vollendet schönes Werk, welches Wesen, als seine Lora aus Pastum hervorgeht, ist; schade nur, daß alle Improvisatoren und Dichter auf der Welt, wenn sie darauf hoffen, sich auszuzeichnen müssen. In Deutschland sind aber die Periode längst hinweg, wo den Dichtern aus der Wirklichkeit nicht genügt, um ihre Werke zu beglücken, und sie Wesen aus Mondenschein in diesen bilden, in Danemark mag diese Epoche noch in der Mode sein. Auch mag diese Lora, deren

anfängliche Blühzeit in den Ruinen von Pastum an Jean Paul'sche Studien erinnert, nicht von Anfang an dem Helden bestimmt gewesen sein. Wahrscheinlich sollte Annunziata dazu ausreichen, was gescheiter gewesen wäre, wie es denn den Anschein hat, daß sich ihr Geschick anders entwickeln sollte, als hernach der Fall ist. Mehrere Gaden, die darauf hindeuten, laufen bedeutungslos aus, oder werden kurz abgeschnitten. Auch die romanhafte Art, wie Lora in die Geschichte eingreift, und die Katastrophe in der blauen Grotte gehören nicht zu den Partien, um deren wegen wir diesem Roman einen Vorzug vor vielen zugestanden haben. Diese Behandlung des Wunderbaren erinnert an die verschlossene Bentowski'sche Manier. Uebrigens heißt der deutsche Maler, welcher Entwerfer dieser blauen Grotte von Capri, jetzt einer der größten Wirklichkeitsmalers Italiens, wurde, nicht Kuhl, wie hier durch Versehen des Autors, Übersetzers oder Setzers unrichtig steht, sondern Kopisch; aus Breslau, gegenwärtig in Berlin, ein Maler, der die seltsame Eigenschaft hat, daß er eine treffliche deutsche Novelle geschrieben hat, die in ihrer Art ebenso bekannt zu sein verdient, als die durch sein Schwelmußigkeits entdeckte blaue Meerestgrotte. Ob ich den Titel buchstäblich richtig angebe, wenn ich sie: „Die Kahlköpfe auf Capri“ nenne, weiß ich zwar nicht, da sie mir nicht zur Hand ist, aber Herr Andersen könnte Herrn Kopisch's Revanche für die ihm zur Katastrophe seiner Novelle benötigte Entdeckung geben, wenn er seine Landkarte durch eine getreue Uebersetzung mit dieser humoristischen Novelle bekanntmache. Sie schlägt in sein Thema ein, ein lachendes Seitenbild des italienischen Lebens zu liefern.

Was nun neben dem Romane die Kesselschreibung anlangt, so ist sie eine der interessantesten unter den neuern, die aber Italien erschienen und, so weit diese sie kontrolliren kann, eine durchaus getreue. Der Verfasser schreibt keinen Wegweiser für die, welche Italien sehen wollen, und braucht nicht wegzulassen, was schon bekannt wäre; er liefert Skizzen von dem ganzen Italien, so weit er es kennt, und scheut sich dabei nicht, auch das aufzunehmen, was längst bekannt ist. So sind denn viele charakteristische Dinge, und Anekdoten mit aufgenommen, die allerdings schon in die Kinderbücher über Italien übergegangen; aber man sieht, sie schildert, stellt man sie

mit Vergnügen wieder, und sie sind immer am rechten Orte angebracht; wie denn im Ganzen der Charakter des Willkürlichen aus dem Werke entfernt ist. Wenn wir den Aufenthalt bei den Klauern, die Theaterfeste, den Possen und den weltlichen Ränken, der wüthend das Grusliche schlingt, und der Menge zumuthet: Das ist Querschnitt, u. d. zu dem vielfach verbrauchten Stoffe zählen, so athmen andere Scenen dagegen auch die Frische des Bodens, z. B. die Schilderung des Lebens der Bauern der Campagna in einem alten römischen Stadtwort, das Bild des Jünglings, die Schreckensscene in den Felsenlöchern, der Todesstreich unter der Wasserhose u. d. Als Probe der Wahrnehmung und Auffassung des Verf. steht hier seine Schilderung der pontinischen Sümpfe.

Hier denken sich die pontinischen Sümpfe nur als einen moorigen Grund; eine öde Ebene mit stillstehendem, schlammigem Wasser, einen zur Durchwanderung traurigen Weg. Im Gegentheil, die Sümpfe haben viele Verwandtschaft mit der reichen lombardischen Ebene, ja sie sind sogar reicher an Güssen. Gras und Kräuter wachsen hier mit einer Uppigkeit und Esstigkeit, welche das Norden (Nur blieb der Ackerbau) Stellen nicht aufzuweisen kann. Auch kann kein Weg trefflicher sein als der, welcher durch die Sümpfe führt. Wie auf einer Spiegelbahn rollen die Wagen durch die lange Lindenallee hin, deren bichte Zweige glänzen die verjüngenden Strahlen beschatten. In beiden Seiten streckt sich die unendliche Ebene mit ihrem hohen Grasse und ihrem grünen, frischen Sumpfschwamm hin. Kanäle durchkreuzen sich und nehmen das Wasser auf, das stogt ihm wie Leiche und Seen mit Stöße und der breitschlätrigen Wasserläufe dastet. Zur Linken Hand, wenn man von Rom kommt, strecken sich die hohen Abzugen mit mehreren kleinen Städten hin, die wie Gebirgsklöster mit ihren weißen Mauern von den grauen Felsen herabgängen. Rechts die grünen Hügel gegen das Meer hin, wo das Vorgebirge Circeio, jetzt langstreckt, ehemals Circe's Insel, wo die Götter wohnen, sich erhebt. Somit ich fortging, löste sich der Nebel auf, der über der grünen Fläche schwebte, wo die Kanäle, wie einwand auf einer Fläche, glänzten. Die Sonne brante mit dem Meerwasser, abgleich es in den letzten Tagen des Februar war. Eroben von Wasser gingen in dem hohen Gras. Ein Paar Pferde lief wild unruhig und schlug mit den Hinterfüßen aus, sobald das Wasser hoch um sie spritzte. Ihre kühnen Stellungen, aufgelaufenen Sprünge und Umherstummeln konnten ein solches Studium für einen Zerstörer sein. Nicht gewöhnlich ich eine schwarze, ungeheure Mauthaus, die von dem großen Scheiterhaufen herrührte, den die Hirten angezündet hatten, um die Erde um ihre Hüften zu zerlegen. Wie begegnete ein Bauer, dessen bleichgelbes, tränkliches Antlitz den künftigen Fruchtbarkeit, welche die Sümpfe darboten; mir sprach: als ich dem Ode satzogenes Lohrer ritt er auf seinem schwarzen Pferde und hielt eine Art Lanze in der Hand, mit welcher er die Büffel aufzureißen, die in dem moorigen Schlamm waten. Einige letzten sich ganz dorthin nieder, und starrten auf die schwarzen, häßlichen Kopf mit den bösen Augen nieder. Die ringeligen, zwei bis drei Stockwerk hohen, nicht an der Grundfläche errichteten Posthäuser waren mit einem feinen, orangefarbenen Schimmel ganz bedeckt. Beduine jenseits des Meeres, das Gepräge des Anhauchs der Bevölkerung; die mit der reichen Uppigkeit ringeligen, dem feinen Wein und dem warmen Sonnenlichte in seltsamen Contrast sich zeigt.

Der Dichter steht nur vor den neuen Madonnaen Bildern von Gut und Böse oder den alten, verbleibenden singend vorüber. Ist dies eine allgemeine Beobachtung? Dann wäre es ein neues Zeichen der Zeit. Die alten unheimlichen Bilder gäßen sonst in katholischen Ländern

vor den neuem. Auch der Zug ist charakteristisch, daß der gute Reichtiger der besorgten Römern auch die Protestanten wären in der Regel rechtschaffene Leute, weil es der Teufel nicht der Nähe werth halte, sie zu versuchen, indem er ihre Seelen ohnedies sicher sei.

Der „Impressario“ des Herrn Anderssen ist eine einzelne Dichtung, aber eine eigenthümliche Schöpfung. So viel uns bekannt, ist es die erste Romanarbeit des Genres in seinem Vaterlande. Rom, Italien ist das Sujet, dennoch ist der milde nordische Geist nicht zu erkennen; in dem es aufgefacht ist, und der Held ist stotz der Begeisterung und Erlebnisse ein größter Dichter, wieviel die glühenden Gefalten und Bildungen, aber er begegnet, treue Abbildung des Südens sind. Ganzlichen Dank und Gruß dem Autor für den Besuch, sein Werk dem Ref. und wahrscheinlich auch vielen andern gewidmet. Fehret er fort. Warum anders Kräfte den einfach bezeichnenden Titel: Der Impressario in den umschreibenden, der viel mehr Klingt und mehr sagt?

Die Royal society in London.

Zweiter und letzter Artikel.

Den in dem ersten Artikel mitgetheilten Äußerungen über die Royal society müssen wir nun einige Bemerkungen über die Zustände dieser bejahrten und legitimen Corporation beifügen, wie sich diese aus der angeführten eindrucksvollen Granville's darboten. Mit Rücksichtnahme auf die Zeit von 1830, auf das, was Babbage vorbrachte über den Zustand der Wissenschaft in England, geschickt, sowie auf die Intervention des Sir James South gegen die Society, die seitdem, ferner der 1830 geschickten Wahl des Dr. Goussier zum Präsidenten, nahm Dr. Granville an, kommen ein, daß die heutige Royal society einen sehr guten Standpunkt unter den ähnlichen gelehrten Gesellschaften einnimmt; allein er sieht die Hauptgründe dieses guten und literarischen Verschlechts 1) in den mannigfachen im Innern der Gesellschaft selbst, 2) in der, um zu sagen, Reformträgheit der Mitglieder, und 3) in der Verhinderung längerer gelehrter Werke, welche sich auf die Wissenschaften, die früher die Society ausschließlich befaßt und welche in sehr kurzer Zeit an Interesse und Bedeutung die „Old Royal“ weit übersteigt haben. Alles zugegeben, bleibt doch das Centrum, auf das die Gesellschaft zurückgeführt werden müssen, der Mangel an Thätigkeit und wissenschaftlichen Eifer, aber die geistliche Selbstheit der Societät im Allgemeinen.

Nur das will Dr. Granville dem besten eifrigen nicht zugestehen, daß die Wissenschaft in England überflutet sei, und allerdings wäre es ein trübseliger Zustand, wenn aus der Uebersättigung eines gelehrten Volks ein solcher Zustand der ganzen nationalen Wissenschaft würde. Dr. Granville erzählt darüber sehr viel, was er „gem“, sagt er, „daß im Vergleich mit Frankreich und Italien die Repräsentanten unserer Wissenschaft — was die Societät wenigstens seit 1830 — abgenommen ist; allein diesen Umstand aus dem wissenschaftlichen Eifer, aus dem Mangel an Talenten abzuheben, ist zu verzagen. Die wahre Ursache ist vielmehr ganz offenbar in den Kapocures gelehrender Literaten (world-be-havens), die ihren

Literarische Unterhaltung.

Dienstag,

Nr. 208.

26. Juli 1836.

Die Urwelt und das Alterthum, erläutert durch die Naturkunde von H. F. Link. Zweite, ganz umgearbeitete Ausgabe. Erster Theil. Berlin, Dümmler 1834. Gr. 8. 2 Thlr.

Wollen wir von der Geburt und der Kindheit der Erde Kenntniß gewinnen, so schlagen wir umsonst die Annalen der Geschichte auf; denn wir fragen nach den Ergebnissen einer Zeit, in welcher die Geschichte noch nicht Griffel und Pergament hatte. Doch in jener Urzeit, da die Erde sich noch keinen Geschichtschreiber gesammelt hatte, hat sie selbst ihre eigne Geschichte geschrieben.

Die älteste Geschichte der Erde nicht allein, sondern auch die älteste Geschichte der organischen Schöpfung müssen wir der Erde selbst suchen. Vielleicht antworten die Tiefen der Erde auf Fragen, die wir an den Himmel richten möchten.

Es ist nur Schade, daß keine Sprache so schwierig zu entziffern ist als diejenige, welche wir auf und in dem Grunde der Erde mit den großen Charakteren von Alpenhöhlen und Riesentknochen geschrieben finden. Die ägyptischen Hieroglyphen haben unter der Entzifferungsmethode des Sädler und Seyffarth keine verschiedenere Deutung erfahren als die Sprache der Erde unter der Interpretation ihrer geognostischen Ausleger.

Herr Link gehört zu den besonnensten Auslegern der elementarischen Geburts- und Kindheitsgeschichte der Erde, er ist dabei mit einem ungewöhnlich reichen Apparat von Kenntnissen ausgerüstet, die zu einer solchen historischen Auslegung der ältesten Offenbarungsschrift nöthig sind. Sein Bestreben geht aber nicht bloß auf hinaus, aus der Erde die Geschichte der Erde zu entziffern, sondern er nöthigt die Erde, ihm auch Auskunft zu geben über die Geschichte der organischen Welt einer Zeit, von welcher weder mündliche noch schriftliche Mittheilung uns genügende Kunde zu geben vermag.

Herr Link mustert zuerst die untergegangenen organischen Körper, wie dieselben von den Zeiten des Xenophon von Kolophon, welcher Fischabdrücke bei Syracus und auf Paros gefunden haben soll, bis zu den Elefantengraben, die gegen Ende des 17. Jahrhunderts bei Buxton gefunden und von dem Collegium medicum zu London von Amtswegen für ein bloßes Naturspiel erklärt wurden, und weiter herab bis auf die neueste Zeit, wo man ganz Sibirien mit Elefantenknochen überfüllt fand,

aufgezeichnet worden sind. Der Verf. ist mit Savier der Meinung, daß die meisten fossilen Körper, welche man findet, Thieren angehören, deren Arten längst von der Erde verschwunden sind, und daß in den weit ausgedehnten ältern Gebirgen nicht ein fossiler Körper gefunden werde, dessen Art man noch irgendwo lebend nachweisen könnte. Selbst in dem jüngsten aufgeschwemmten Lande finden sich die Überreste von vielen Thieren, wovon keine Spur unter den noch lebenden vorkommt. Bei der großen Zahl von untergegangenen Thieren, größtentheils Landthieren, ist es nicht zu denken, daß man sie noch einmal in dem Innern von Afrika oder Australien wiederfinden werde. Obgleich der Verf. annimmt, daß ganze Thiergeschlechter untergegangen sind, so ist er doch der Theorie von ungeheuern Erdrevolutionen und von allgemeinen, die ganze Erde bedeckenden Überschwemmungen entschieden abgeneigt. Er sucht namentlich nachzuweisen, daß das sogenannte Diluvium, in welchem sich die Überreste von Säugethieren finden, nicht (wie z. B. Buckland annimmt) von größern und allgemeineren Zerstörungen der Erdoberfläche herrühre, sondern seinen Ursprung in verschiedenen localen Überschwemmungen habe, welche in Verbindung mit vulkanischen Eruptionen, und zum Theil erst durch diese selbst herbeigeführt, partielle Veränderungen der Erdoberfläche bewirkten. In Italien, das entschieden die Zeichen von einer Bildung durch Meeresschwemmung trägt, konnten die Erhebungen von Corsica und Elba das Meer über die Ufer des festen Landes plötzlich in die Höhe treiben. So gingen also die Geschlechter der Elefanten, Nashorne und anderer Thiere nach und nach unter, zuerst vielleicht in Europa, zuletzt in Sibirien, wo sie noch einen Zufluchtsort fanden, nachdem ihre Wohnplätze in Europa zerstört waren, und wo jetzt die Überreste derselben so gemein sind, daß die Einwohner glauben, sie kämen von einem Thier, welches unter der Erde wie der Maulwurf lebe und das Tageslicht nicht ertrage. Die letzten auferstehenden Thiere waren der Riesenhirsch in Europa, dessen Überreste man in den Torfmooren von Lancashire gesehen hat, und der Mastodon in Amerika, bei dessen Knochen man auch noch einen Wagensack mit zerriebenen Futterkräutern gefunden haben will. Diese Thiere waren vielleicht noch Zeitgenossen des Menschengeschlechts.

Hr. Lint verteidigt, indem er als Gegner von allgemeinen Revolutionen der Erdoberfläche auftritt, eine Meinung, die schon Eyll, ohne daß ihn der Verf. erwähnt, und nach diesem v. Hoff, von dessen Werke der Verf. nur die zwei ersten Bände kennt, aufstellten und mit treffenden Gründen unterstützten; und wir sind überzeugt, daß diese Theorie von einzelnen partiellen, bald vulkanischen, bald neptunischen Veränderungen der Erdoberfläche unter den besonnenen Geologen immer mehr zum Durchbruch kommen wird. Schwieriger wird es sein, alle naturgeschichtlichen Erscheinungen zu erklären, ohne eine Veränderung der Temperatur der Erde, welche Hr. Lint ebenfalls nicht zugestehen will, anzunehmen. Es ist zwar wahr, daß die Elefanten in Sibirien keine indischen gewesen sein mögen, sondern Elefanten im Pelz, welche ein sibirisches Klima ertragen konnten; aber ist es wahrscheinlich, daß, wie Hr. Lint annimmt, die Elefanten, welche im südlichen Frankreich, in Deutschland u. s. w. lebten und von denen es sich sogar nicht nachweisen läßt, ob sie wirklich hier einheimisch sein konnten, auch noch unter den weit höhern Breitengraden Sibiriens, wohin sie nach Herrn L. vertrieben wurden, leben konnten, wenn nicht eine höhere Temperatur als die jegliche ihren Aufenthalt in jenen Gegenden möglich machte? Oder wie kamen die Löwen und Tiger nach Italien, wo man noch Überreste derselben findet? Wie konnten die Hyänen haufenweise in der Höhle von Kirkdale in England haufen, wo man noch die Zähne von 200—300 Hyänen gefunden hat? Ist es nicht zu gewagt, immer nur andere Arten desselben Thiergeschlechts anzunehmen, wenn der Breitengrad, unter welchem die Überreste gefunden werden, nicht den klimatischen Verhältnissen entspricht, unter welchen die jetzt lebenden Thiere sich finden? Wir müssen übrigens bemerken, daß der Verf. die Ausrottung ganzer Thierarten nicht blos der Gewalt von Naturrevolutionen, sondern auch dem mit- und nachwirkenden Vertilgungskrieg von Seiten der Menschen zuschreibt. In Beziehung auf die zahlreichen Höhlen, in welchen sich, wie besonders in den muggendorfer Höhlen und in der von Kirkdale, eine große Menge von Thierknochen finden, gibt der Verf. im Allgemeinen der Meinung, daß die Thiere in solchen Höhlen lebten, den Vorzug vor der Meinung, welche die Knochen hineinschwimmen läßt. Dabei muß man mit Bedacht annehmen, daß ganze Geschlechtsfolgen von Raubthieren in den Höhlen lebten, denn viele zugleich würden nicht zusammengelebt haben, ohne sich einander zu tödten. Einzelne Ausnahmen, wo die Knochen eingeschwemmt wurden, gesteht der Verf. zu. Die oft besprochene Frage, ob sich Überreste von Menschen unter jenen Denkmälern der Urwelt finden, und ob sie gleichzeitig mit jenen untergegangenen Thieren lebten, verneint der Verf. Die Menschenknochen, die man an verschiedenen Orten gegraben und für urweltlich gehalten hat, will Hr. L. sämmtlich aus einer spätern Zeit datirt wissen. Selbst diejenigen Menschenknochen, welche sich, wie die bei Rößitz, mit Knochen von Hyänen, Panther und andern Thieren vermischt finden, gelten dem Verf. durch-

aus nicht als Beweis, daß die Menschen mit den untergegangenen Thieren zugleich gelebt hätten; sondern er nimmt an, daß zufällige Ereignisse, plötzliche Überschwemmungen, welche Spalten durchbrachen und Höhlen auspülten, neue Knochen zu den alten, in den Höhlen schon früher vorhandenen brachten und so die Denkmäler sehr verschiedener Jahrhunderte vermengten.

Nun stellt sich die Frage ganz anders als früher. Wir haben keinen großen Abschnitt mehr, welcher die Urwelt von der jetzigen Welt unterscheidet, wir haben Übergänge aus einer in die andere, und wir können wol fragen, ob nicht einer der das andere untergegangene Thier bis zu den Zeiten gelebt hat, als der Mensch anfing, seine Herrschaft auszuüben, und zwar an den Orten, wo das Thier lebte.

Der Verf. stellt nun eine Vergleichung der Urwelt mit der jetzigen Welt an. Ein stufenweises Fortschreiten ein Streben nach höherer Entwicklung erscheint als erster Zweck der Natur. Die Urwelt liebte Übertreibung aller Art an Größe, Masse, Wiederholung derselben Thiere, Übertreibungen, welche mehr oder weniger als Zwecklichkeit erscheinen.

In den ältern Schichten erscheinen nur unvollkommene Thiere und Pflanzen; je mehr wir uns der jetzigen Zeit nähern, desto mehr entwickeln sich die Gestalten. Die am meisten entwickelten gehören der jetzigen Zeit an. — Mannichfaltigkeit ist zweiter Zweck der Natur. Immer zahlreicher werden die Arten der untergegangenen Schöpfung, je mehr wir der lebenden nähern. — Der dritte Zweck der Natur in der Entwicklung war die Harmonie der Gestaltung. Die Urwelt ließ sie mehr und mehr weg in ihrer Entwicklung, sie verwarf das Ungeheuer, die spielende Übertreibung der Thiere. Das ferne Urbild ewiger Schönheit schwand ihr vor.

(Der Beschluß folgt.)

Die Royal society in London.

Zweiter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 207.)

Dr. Granville prüft nun ferner die Einnahmen, Ausgaben und Rechnungsablegungen der Societät, deren Finanzen seinem Urtheil so übel verwaltet werden, wie ihre politischen Verhandlungen. So unvollkommen, sagt er, ist die Societät durch ihre Schatzmeister, die unter der Leitung der eingerichteten Statuten verfahren, bei der Jahresrechnung ihren Einnahmen und Ausgaben unterrichtet, daß kaum Mitglied eine oberflächliche, geschweige denn gründliche Kenntniss von den finanziellen Beständen hat. Noch viel weniger fahren die einzelnen Mitglieder etwas von der speciellen Verwendung der Summen oder den einzelnen Ressourcen der Societät. Des Schatzmeisters und Rendanten Selbstbuch sind hermetisch verschlossen und verriegelt, Abbis's Höhle, für jedes Mitglied, das nicht zum Ausschuß gehört, und hier richtet man mit der Offenheit, etwas aus. Durch mühsame Vergleichungen — der Verf. ferner — der verschiedenen sogenannten Rechnungsablegungen der Schatzmeister, wie sie in den Berichten Generalversammlungen der Societät sich ausnehmen und einzelnen Zahlen dieser Berichte, die aber hier fast nur Summarien erscheinen, sei es ihm gelungen, eine vergleichende Columnne der Einnahmen und Ausgaben der Societät innerhalb der letzten 30 Jahre von 1800 an herzustellen, ein Zeugniss, welches für erstere (die Einnahmen) die Summe von 20 Pf. St. 15 Sch., für letztere (die Ausgaben) die Summe von 64,799 Pf. St. 7 Sch. ergibt. Das Guthaben der Soc-

aus diesem Zeitraum ihres finanziellen Bestehens be-
trug 17,138 Pf. St. 7 Sch., einen Überschuss, den
man beträchtlich nennen könnte, wenn nicht die verausgabten
55,000 Pf. St. eine noch weit beträchtlichere Summe gewähr-
ten. Und zu welchen Zwecken, fragt sich, hat die Societät
diese großen Summen verausgabt? Welche Controle hat sie
über eine solche Ausgabe innerhalb dieser Zeit geführt? Auf die
letzte Frage ist die Antwort leicht: Keine. Die erste Frage
ist etwas verwickelter. Wenn nämlich die Herausgabe mehrerer
mit Dampf gedruckter Seiten und vieler kostbarer Platten, die
aber ganz unentbehrlich sind, ein Zweck zu nennen sind, so haben
wir in dem Angeführten schon eine Antwort. Wenn die weit-
läufigen Abdrücke der weitläufigen Reden des Präsidenten und
die Copien derselben für die einzelnen Mitglieder, die diese
nicht brauchen, die aber Geld kosten, ein Zweck zu nennen sind,
so haben wir schon die zweite. Die dritte liegt auf der
Hand, wenn man das neue Vergolden alter Rahmen, das
Umschreiben alter Portraits, das Aufpolieren alter Reables,
das Überziehen abgenutzter Sammettissen und den Einkauf eines
neuen vorzüglichen Puts für den Präsidenten Endzwecke nennt.
Nicht wird auch der vierte Beschuld nicht fehlen, wenn
man so gefällig ist, die Besoldungen von drei Secretairen (à
600 Pf. St. jährlich), von welchen Stellen mindestens eine
schon seit 15 Jahren eine vollkommene Sinecure ist, und nächst
diesen die Gehälter eines Stillssecretaires, eines Commis,
eines Portiers und eines Hausmanns, das freilich alles unent-
behrliche Subjecte sind, zu berücksichtigen. Nichtsdestoweniger
kann man sich zu sagen erlauben, daß die Verwaltung der Fi-
nanzen bei den ähnlichen Instituten in Frankreich und das hier-
für die Wissenschaft dort Resultierende jene großen Aus-
gaben der Royal society durchaus überflüssig macht. In Be-
zug auf diese steht zu erwarten, daß die Paragraphen 20, 23,
24 und 54 der Anlagebill von Sir James South gegen den
Präsidenten und die Beamten der Royal society ihre segens-
reiche Wirkung nicht verfehlen werden. Aus dem ersten der
angeführten Paragraphen erfahren wir nämlich, daß die Socie-
tät mehr als 100 Pf. für „Erfrischungen, Rosenwasser und
Sant-Emment“ verwendet; Rr. 2, 3 und 4 aber besagen,
daß allezeit annähe Experimente für Glasfabrikation zu opti-
chem Gebrauch mehrere Tausende gekostet, und endlich daß ein
Umsatz von 2600 Pf. aus den Kassen der Societät für
Bekannte Zwecke verwendet wurden.

Dr. Granville bemerkt ferner, daß seit der Wahl des Her-
rington zum Präsidenten der Societät, also seit fünf
Jahren 158 neue Mitglieder gewählt worden sind, die jedoch
nur 19 Schriften innerhalb dieser Zeit geliefert
haben, welche von 10 Gelehrten, nämlich: vom Obrist Sykes
(zwei), von Dr. Marshall Hall (drei), von F. Kiernan Esq.
(zwei), von Mr. Barry Esq. (eine), von L. S. Davies (eine),
von J. G. Gray (zwei), von W. Snow Harris Esq. (vier),
von J. J. Eister Esq. (eine), von R. Owen Esq. (drei) und
von J. A. Palmer Esq. (zwei) herrühren. Die übrigen 148
gewählten Mitglieder waren also innerhalb dieser Zeit völlig
inoperanter anzusehen. Dr. Granville versichert,
daß die Beschaffenheit der Wahlen sich seitdem zwar etwas ver-
ändert habe, aber doch noch lange nicht in der wünschens-
werthen Weise geschehe. Die Versammlungen selbst übrigens
sind nicht eben interessanter geworden, mit Ausnahme etwa
der Vorträge und mündlichen Berichterstattungen über die Be-
sonderheit und respective Wichtigkeit der der Societät präsentirten
Schriften, in Rücksicht dessen Dr. Granville im Jahre 1830
Schläge gemacht hatte. Diese mündlichen Diskussionen nach
den Vorträgen scheinen bei ihm in Gunst zu stehen; es ist aber
wohl wahrscheinlich, daß sich die Wissenschaft große Fö-
derung davon versprechen dürfe. Sie können vielmehr das
Gefühl der Societät werden, weil durch sie eine leere
Redensart und Selbstbetrachtung, ein Sichselbstbeweisen und
das Bedenken des Augenblicks, nicht der wissenschaftlichen
Folgen überhandnehmen kann. Der englische Kritiker

spricht sich hierüber sehr stark aus: „The fatal gift of the gab,
the noise of shallows, the blustering of fruitless winds, the
echo imperfect of original sense, the „clamor strident“
of emptiness, the wordiness of no or the tritest meaning,
the fanfaronade of oratory, the no-mind mouthing, the
ci-devantism and pseudism of philosophy (ja, da eben liegt
in England der Hund begraben), the little conjectural attempts
and the wonderfully polite immundities of nothings (vortreflich!) —
what an opening for them all in such a field as the Royal
society“. In der That ist das die wahre Schwäche aller
gelehrten Gesellschaften; diese Diskussionen sind eben die Polster-
reden, Gascognaden und Renommistereien der Versammlungen,
über die sich Niemand mehr wird zu ärgern haben als der
ruhig forschende, schweigende und verdienstvolle Gelehrte, der
daneben sitzt und dem Gewäch der Glückseligkeit der Wissenschaft,
die dadurch zu Ehren kommen wollen, zuhört. Die Wissen-
schaft selbst anlangend, so kann es nur leicht sein, zu beweisen,
daß diese durch jene Diskussionen weit eher retardirt als geför-
dert wird. Denn diejenige Anregung von Kufen, die auch der
tiefinnige Gelehrte für seine Forschung nöthig hat, dieser allge-
meine Geist, der von dem Einen zum Andern bestrichend hin-
überweht, dieser schwimmt nicht auf der trüben Woge unruh-
iger mündlicher Verhandlung einer ganzen wunderbar gemischten
Corporation, sondern: wo zwei und drei versammelt sind
in meinem Namen, sagt Christus, da bin ich mitten unter
ihnen. Cartesius pflegte sich nach der Börse zu begeben, wenn
er denken wollte, weil er dort gewiß war, lauter meilen-
weit entlegene und ganz heterogene Interessen zu finden.
Einigen Haufen von Philosophen sich zu denken, wäre die
absurdeste aller Vorstellungen, wenn man nämlich unter Phi-
losophen nicht diejenigen versteht, die neben ihrer Wissen-
schaft sich noch mit ganz heterogenen Dingen befassen und
darüber schreiben.

In Rücksicht auf die in den Verhandlungen stattfindenden
Aufnahmen oder Verwerfungen der eingereichten Papiere be-
merkt Dr. Granville, daß hier die Entscheidungen häufig ganz
unbefriedigend ausfallen, weil die Materien sehr oft ungenü-
gend und incompetenten Individuen überwiesen werden.
Auch rügt er mit Recht als unsatthafte die Einrichtung, daß
die Verf. der ungedruckten Schriften diese nicht zurückhalten
können (ein wahrer Unfuss!), und sogar wenn ihnen Zeichnun-
gen u. beigegeben sind, sie solche nur auf eigene Kosten aus
den der Vergessenheit geweihten Archiven der Societät copiren
dürfen. In Betreff der Zuertheilung der Honorare hat, nach
Dr. Granville, eine bedeutend verbesserte Einrichtung Platz ge-
funden; die Verwaltung der Finanzen, inclusive der Rechnungs-
ablegung, soll aber selbst in neuesten Zeiten noch im Argen
liegen. In Folge der obigen Bilanz von Einnahme und Aus-
gabe der Societät seit 1800 ergibt sich für die ersten 29 Jahre
ein jährlicher Durchschnittsbetrag von 2224 Pf., der in neuester
Zeit sogar bis auf 3734 Pf. gestiegen ist, ein Überschuss also
von 1510 Pf. Und was ist nun, so fragt der Verf., mit der
Verausgabung so beträchtlicher Summen von Seiten der Societät
in dem 19. Jahrhundert für die Wissenschaft geleistet
und gefördert worden? Sie hat herausgegeben 35. Quartbände
von Verhandlungen. Nehmt diese hinweg, was bleibt an Er-
heblichem übrig, womit die Societät sich in England und in
der gebildeten Welt ein bleibendes Verdienst erworben? Wo
sind die glänzenden Entdeckungen, wo ist die Reihenfolge wich-
tiger Experimente, die angestellt worden, wo sind die neuen
Principien, die man etwa daraus gezogen? Mit einem Wort,
wo ist die Totalsumme des erworbenen geistigen Gewinns,
der sich mit der Geldsumme von 35,000 Pf. St. aufwägt?
Die Antwort auf dies Alles ist, daß die Societät ihre wissen-
schaftlichen Resultate ungeheurer theurer bezahlt hat und noto-
riß gepreßt worden ist. Denn hoffentlich wird Niemand sich
einfallen lassen, zu dem Ende die Sammlung schöner Instru-
mente zu erwähnen, die sich im Besitz der Societät befindet.
Hierin läge unstreitig keine Rechtfertigung, sondern ein Vor-

warf. Diese schöne Sammlung ist ja weiter nichts als ein unbenutztes Arsenal, das gleichsam zum Hohn auf die Trägheit der Societät existirt, deren Bestes, was sie mit diesen Instrumenten angestellt hat, noch der davon seit 1830 angefertigte Katalog ist, aus welchem doch nun die Mitglieder und das Publicum ersähen können, was mit diesen Mitteln Vorzügliches hätte geleistet werden können. Es bleiben mithin nur die angeführten 85 Quartanten übrig, als die reale Frucht einer incorporirten Societät von 600 Gentlemen, deren Obhut es ist, die Wissenschaft weiter zu führen. Repartirt man diese 85 Quartantennotabilitäten auf die Ausgaben der 85,464 Pf. 4 Sh., so ergibt sich, daß jeder dieser Bände 2440 Pf. gekostet hat. Es gibt in der Literatur der ganzen Welt von Moses an nicht sechs Bücher, die ebenso viel gekostet haben; wie sehr müssen sich also diese Quartanten schämen!

Schließlich kommen wir auf ein Capitel, wo wir die Meinung des Dr. Granville nicht theilen können. Derselbe denkt nämlich die Gelegenheit der Alterschwäche der Old Royal, der neuauflühenden britischen Association und sagt von dieser, daß sie in Kurzem die Stelle jener, sie ganz verdrängend, würde behaupten können, wenn sie zu Ergänzung ihrer nomadenhaften Jahresversammlungen hier und dort, zu Dublin, Oxford, Edinburgh, Cambridge u. s. w., es vorzöge, beständig in London zahlreichere Versammlungen, etwa je zwei in den Monaten von Januar bis Mai, zu halten, und bei diesen genau die Methode befolgte, durch welche sich ihre bisherigen Sitzungen auszeichnen. Schwerlich würde alsdann das Schicksal der Royal society im Unklaren sein. Denn wer sollte denn die trüben, monotonen und unprofitablen Abendstunden der Old Royal noch beachten, wo man weder die wissenschaftlichen Objecte, noch die wissenschaftlichen Subjecte mehr zu unterscheiden versteht, wo man fast unaussprechlich nur die Lebensart vernimmt: Is it your pleasure to do so and so, wo die Wimmerlei eines unaussprechlichen Ballotirens die Aufmerksamkeit der Versammlung in Anspruch nimmt und wo man sich auch gar keine Mühe gibt, die Zuhörer ausserweitig zu fesseln, wenn man dafür die interessantesten Sectionalversammlungen der British association genießen könne, welche mit Eifer und rascher Lebendigkeit jede Wissenschaft in ihrer Besonderheit erschöpfe und aus den Details neue Ansichten und frappante Bilder entwickle u. s. w.

Völlig uneluardenstand mit dieser Ansicht, müssen wir grade das Entgegengesetzte behaupten: daß nämlich die so trefflich eingeleitete britische Association grade ihren eignen Werth und ihre eigne Griftenz untergraben würde, wenn sie sich zu einer solchen regulären Societät nach älterm Styl, wie der Verf. will, umwandeln wollte. Denn zahlreichere Versammlungen würden dem wissenschaftlichen Geist und dem Streben selbst Eintrag thun. Man muß, wie gesagt, von diesem absichtlichen Cooperiren einer Corporation von Gelehrten nicht zu viel erwarten. Es enthält allerdings für den Einzelnen eine Förderung, eine Unterstützung seines Strebens, sowie einen Impuls für das Allgemeine; allein diese Anregungen sind doch sämtlich nur äußerliche, den Geist selbst zu wecken vermag keine Association, am allerwenigsten eine gelehrte Gesellschaft, die in vier Wochen zwei Zusammenkünfte hält. Wo ein ganzes Jahr hinwegwinkt, da kann der Einzelne weit eher im Stillen sein Werk fördern, und alle Einzelnen gewinnen dann volle Zeit, ein bedeutenderes Gedankenmaterial zusammenzubringen, für welches die spätere, persönliche Versammlung selbst ein *compte rendu* im ausführlichen und wahren Sinn sein und gewesen sein kann; eine Rechnungsablegung des innern Fortschritts, welche alsdann auch interessant und umfassend genug sein wird, um dem Publicum auf nachdrückliche Weise zu gute zu kommen. Liegt nun der britischen Association ein solcher Plan zu Grunde, so kann man auch nur den Wunsch hegen, daß sie ihren Statuten und einmal abgesteckten Grenzen treu

und in ihrem Streben sich consequent bleibe, nicht daß sie sich umgestalte und ihre Kräfte versplittere. Den ältern Instituten aber, welche im Laufe der Zeit zurückgekommen sind, muß man nur das Eine wünschen, daß sie die Augen aufschlagen, sich umblicken und dann in sich gehen, an der fruchtbarsten Jugend sich ein Beispiel nehmen und endlich zu der Überzeugung kommen, daß ihnen nichts als der Geist wahrer Wissenschaftlichkeit mangelt, um in ihrer Art ebenfalls vollständig und befriedigend zu sein.

Aus Italien.

Über den Maler Andrea Appiani, dem die neueste mailändische Kunstschule ihren Aufschwung verdankt, gab Prof. Inzaghi am 10. Sept. 1835 in einer feierlichen Sitzung der Kunstakademie zu Mailand einige Nachrichten, die, wie man bisher wußte, berichtigen und vervollständigen. Er war am 23. März 1754 nicht in Boffio, einem Dorfe des Brianza-Paradieses, sondern in Mailand geboren. Der verbreitete Irrthum in Hinsicht des ersten Ortes stammte von Appiani selber, der den Stammort seines Geschlechtes dem durch seine zeugnisse erwiesenen Geburtsorte vorzog. Von seinem Vater, einem Arzt, für die Wissenschaften erzogen, fand er auch in der Kunst sein Element, obgleich sie schlecht genug damals in Mailand gelehrt ward. Bald machte er sich von allen Lehrern frei und studirte nach eigenem Plane. Von seinen zahlreichen Werken, z. B. dem Roman von Amerigo und dem im Königl. Palaste zu Monza, der heiligen Margarethe, der Marthe Litta, der Venus im Hause Ruffini, der Madonna dem Bilde von Jakob und Rachel in der Kirche zu Mailand, war das bedeutendste die Kuppelmalerei in San Gese zu Mailand 1795. In den folgenden Kriegsjahren wandte er sich der Bildhauerei, die er mit großer Leichtigkeit ausübte, zu. In der französischen ruhigen Herrschaft in der Lombardie ließ sich die Ehre und die Aufträge für Appiani. In die Jahre 1811 fielen seine Arbeiten in den Sälen des Königl. Palastes zu Mailand, die auch jetzt noch seinem Talente die volle Anerkennung sichern. Mit großartigem Stolz hat die kaiserliche Herrscherfamilie in Mailand diese Kunstwerke unerschüttert lassen. Nur ein großes rundes Deckenstück blieb leer. Das Letzte, was er leistete, war eine Darstellung des Pompe in der Königl. Villa zu Mailand. Von häuslichen Bedenken befreit, hat er sie vollendet. Bald folgte ihr (am 23. April) ein Schlagfluß, der die geistigen Kräfte dieses bewährten Mannes der Art lähmte, daß er seitdem nichts weiter mehr that. Vier Jahre lang kämpfte dieser edle Geist mit dem feindlichen Körper. Nur Thyänen blieben ihm, um sich zu dem Er verschied am 8. November 1817. Die bereits erwähnte Darstellung dieser Angaben entlehnt sind, findet sich im November der „Bibl. Ital.“ von 1835.

Die in der Lombardie heimischer werdende Schule der romantiker lehrt alle Begriffe um. Sonst rechnete man die provisorischen zu den Auszeichnungen unsers plötzlichen Mannes wie seine Marmorpaläste, seine Drangen, seine Cornicen, Sängerinnen, und jetzt legt man so wenig Werth darauf, man laut ausspricht, ein Dichter sei mehr zu beachten, wenn er hundert solche Verfemacher, denn sie thäten durch ihre Kunst nur dar, daß sie fast unmöglich sei, aus dem Steigergut zu machen, was mit voller Sammlung so schwer Doppelt hart wird dieser Ausspruch der lombardischen Schule, weil sie ihn bei Gelegenheit der Werke einer Dichterin, wie *estemporaneo di Ammiraglio Etrusco* (Luca 1834, Bände 8.), vorbringen, und es ist zu hoffen, daß die des patriarchischen Busches, als treue Anhänger der alten Schule, gegen solche Regereien noch lange improvisiren werden.

Literarische Unterhaltung.

Mittwoch,

Nr. 209.

27. Juli 1856.

Die Umwelt und das Alterthum, erläutert durch die Naturkunde von H. F. Linn. Zweite, ganz umgearbeitete Ausgabe. Erster Theil.

(Schluß aus Nr. 208.)

Der dritte Abschnitt des Buches sucht die Verbreitung organischer Körper aus den naturgeschichtlichen Denkmalen der Vorwelt und Jetztwelt zu entziffern.

Die Flora einer Gegend enthält in den Zusammenstellungen der Pflanzen die Geschichte der Gegend in Rücksicht auf Pflanzenreich, und es ist nur unsere Schuld, wenn wir die Geschichte nicht lesen können.

Die Verbreitung der Pflanzen durch das Fortkriechen der Samen, das Ausbreiten der Wurzeln, durch den Wind, die Ströme, durch Vögel und Menschen wird allgemein nachgewiesen und auf die Verbreitung einzelner Pflanzengattungen angewendet. Doch will der Verf. keineswegs behaupten, daß jede Art oder jede Gattung nur an einem Orte ursprünglich sei und von dort sich verbreitet habe. Immer erscheint aber die jetzige Welt als eine Fortsetzung der vorigen, aus den Trümmern vielleicht der vorigen entstanden. Das Thierreich ist die Reihenfolge in dem Verhalten der Natur fort, welche das Pflanzenreich angefangen hat. Es wird nachgewiesen, wie in dem tropischen Klima höhere Ausbildung und Entwicklung ist als in dem gemäßigten, daß aber weniger entwickelten Thiere weiter verbreitet sind als mehr entwickelten. Die Verbreitung der Thierarten von dem ursprünglichen Standort, die Veränderungen, welche fortschreitenden Geschlechtern erlitten, bieten Aufgaben, welche nie vollständig zu lösen sind. Neuholland, „das der Umwelt“, das die sonderbarsten Übergänge im Thierreich und der Echidna und die außerordentlichsten Ueberwindungen in den verlängerten Hinterfüßen des Kängarü und verwandter Thiere zeigt, gibt manche Aufklärung, aber auch neue Schwierigkeiten. Es wird noch die Werthbarkeit aufmerksam gemacht, daß manche Thiere in manchen Ländern eigenthümlich sind, ohne daß eine Beziehung auf Zweck und Ausbildung zwischen ihnen und dem Lande wahrnimmt. So leben fast alle Thiere mit Wülfeschwänzen nur in Amerika, und die Thiere mit Wülfeschwänzen sind allein diesem Lande eigen, indem Afrika und Indien voll von andern Affen thieren sind, auch die Wälder dieser beiden Welttheile

den Affen mit Wülfeschwänzen bequeme Wohnstättchen bieten würden. Der Verf. ist der Meinung, daß Pflanzen, z. B. die *Oryza sativa*, die allein auf einem ins Freie hingeworfenen Pferdehaare keimen, ebenso wie Thiere, z. B. die Infusorien, auch ohne vorhergehende Zeugung und ohne ihres Gleichen entstehen können.

Aus der Zerstörung organischer Körper gehen die neuen Organismen hervor; wir sehen nirgend das Organische entstehen, wo nicht überreste organischer Körper vorhanden waren. Eine Krankheit, eine verfehlte Zeugung (von der wir auch andere Beispiele haben), möchte man sagen, bringt die Eingeweidewürmer im Thiere und die Eingeweidestippen (den Brand, den Rost) in den Pflanzen hervor. Die Luft schadet das Lebende für andere Organismen; ohne Wärme ist alles Organische todt, aber sie vorgeht auch den Organismus in eigentlicher Bedeutung des Wortes, sie löst ihn auf. Nur in der Nähe des Lichts ist Leben; fern von ihm herrscht der Tod. Aber immer fehlt noch Eines, welches hinzukommen muß, um das Organische hervorzurufen aus dem Ungebildeten und Leben: die bildende Idee. Es ist ein schwacher, schwachleuchtender Pfad, der aus der Vorwelt in die jetzige Welt führt. Daraus wir uns an den Garten haben halten, der von einem Ufer zum andern ganz gesponnen ist, so würden wir sagen: die Vorwelt sei die Mutter der jetzigen Welt, der Himmel ihr Vater.

Der vierte Abschnitt gibt höchst interessante und eigenthümliche Untersuchungen über „Die Verbreitung des Menschen“. Hr. Linn streicht den Menschen aus der Liste der Aneketiere; findet man doch selbst den nächsten Thierverwandten des Menschen, den Affen, nirgend fossil, nirgend unter den Knochen von Elefanten und Nashörnern, mit welchen er jetzt vereint in den tropischen Wäldern lebt. Der Mensch gehört nicht der Vorwelt an, sondern ist ein Produkt der jetzigen Welt. Doch kann der Mensch nicht sein eigener Geburtsort sein; deshalb haben wir keine andern Nachrichten über die Entstehung des Menschen als die, welche uns religiöse und poetische Kalamitäten zu gebirg suchen. Eine Frage aber, an deren Beantwortung noch eifrig gearbeitet wird, ist die: „ob die verschiedenen Gestalten, welche man unter den Menschen trifft, verschiedenen Arten angehören, oder nur Abarten oder Abänderungen, die durch äußere Umstände hervorgerufen sind“. Die verschiedenartigsten und mitunter höchst wunderlichen Hypothesen haben auf diese Frage geantwortet. Die englische Dogge und der Dackelhund, der gemeinste Feser und der Negersind Narenntreue, die den Naturforschern, welche sie von denselben Stammkreisen

abzuleiten suchten, viel Pein gemacht haben. Hr. L. erklärt sich ein- für allemal gegen eine ursprüngliche Verschiedenheit der Menschenarten, besonders aus dem Grunde, weil man, einmal zugegeben, daß die gegenwärtig verschiedenen Arten gleich ursprünglich von verschiedenen Menschenarten herrühren, nicht drei oder fünf, sondern eine große Menge Arten unterscheiden müßte. Hr. Lenz vertheilt also die Abstammung aller Menschenarten von einer Menschenart; ob auch von einem Menschenpaar, läßt er unentschieden. Nach den oben angeführten Nachweisungen, daß sich überall in der Geschichte der Natur ein Fortschreiten vom Rohen und Niedern zum Schönen und Höhern zeige, nimmt er an, daß auch die Menschen von derjenigen Menschenart herzuleiten wären, die wir noch jetzt auf der niedrigsten Stufe der Menschheit sehen. Dies sind die Neger. Man hat nachgewiesen, daß die Körperbildung der Neger, das rohe Gesicht, die schmalen Hüften, der thierischen Bildung am nächsten steht. Auch in Rücksicht der Geistesfähigkeiten hat Somering den Neger unter allen Menschenarten auf die niedrigste Stufe gestellt, und man hat diesen Satz sowohl physiologisch aus den groben Negermerven, als empirisch aus der Stumpfheit und Dummheit des Negers nachweisen wollen, obgleich der Neger Eliza Capitein in Guinea gelehrte Schriften in lateinischer und holländischer Sprache schrieb. Aus der fürchterlichen Rohheit und Wildheit, aus der thierischen Grausamkeit, aus dem rohen Fettsdienst, der ungebildeten Sprache der Neger wird nachzuweisen gesucht, daß sie denjenigen Menschenstamm bilden, welcher auf der niedrigsten Stufe der Menschheit, noch zunächst der Thierheit stehe.

Da nun die organischen Bildungen überhaupt von den unvollkommensten anfangen, so könnte man sagen, daß die Menschenbildung auch von der unvollkommensten angefangen habe, und das ist ohne Zweifel diejenige, welche der thierischen am nächsten steht, die Negerbildung. Aber auch von einer andern Seite gelangt man zu derselben Folgerung. In jeder Thierart ist die schwarze Abänderung die ursprüngliche, die weiße hingegen die spätere, ausgeartete. Weiße Pferde, weiße Döfeln, weiße Kaninchen, weiße Mäuse sind ohne Zweifel Ausartungen von der ersten ursprünglichen Bildung, und es gibt vielleicht kein Säugethier, dessen ursprünglicher Stamm eine weiße Farbe hat. Das wilde Schwein ist schwarz, das zahme braun oder gelblich. Diesen beiden bedeutenden Gründen mögen wir noch einen dritten hinzufügen. Nur innerhalb der Wendekreise konnte der Mensch ohne künstliche Mittel gegen die Witterung sich schützen, also der erste ursprüngliche, der nicht mit seinem Hause wie die Schnecke an das Licht trat, mußte zwischen den Wendekreisen sein Oben finden, in Afrika oder auf den indischen Inseln, und das Stammvolk an beiden Orten sind Neger. Wie mögen demnach mit einiger Wahrscheinlichkeit behaupten, daß der Negerstamm, das Urvolk zwischen den Wendekreisen, der ursprüngliche Menschenstamm ist, und daß wir Europäer ausgeartete, abgeblaste, schwächere, aber eben darum schönere und klügere Menschen sind.

Von dieser Negerwurzel her verschiedenen Menschenstämme, meint der Verf., sei die natürliche Verzweigung durch die Mongolen einerseits zu den Amerikanern, andererseits zu den Malaien gegangen. Die Entdeckung blaudügeliger Völker im Innern von Asien scheint dem Verf., die Abstammung der europäischen oder kaukasischen

Race von den Völkern des innern Asiens anzudeuten, und er stellt darüber sehr gelehrte Untersuchungen, auch in Rücksicht der Sprachverwandtschaften, an. Es ist achtungswerth, daß Herr Lenz, selbst unter dem großen Scharfsinn und ausgezeichneten Gelehrtsinn, ihm zur Vertheidigung seiner Meinung dienen, diese noch ohne alle Prätension nur als eine Hypothese stellt. Es ist ja bekannt, wie aus einer und derselben Erscheinung die verschiedensten und oft grade einander entgegengesetzten Meinungen über die Verbreitung der Menschen gefolgert werden können. So scheint es von Hoff, welcher sich zu der Theorie von einer allmähigen Abkühlung der Erde von den Polen nach dem Äquator zu hinneigt, wahrscheinlich, daß die Bewohner der Polarländer verkümmerte Ueberbleibsel des Menschen schlechts sind, das sich von den immer kälter werdenden Polen allmählig nach den tropischen Gegenden hinzieht, früher wegen ihrer sengenden Hitze noch unbewohnbar war.

Der letzte Abschnitt des Buches: „Die ersten Kenntnisse des Menschen“, enthält eigentlich eine Culturgeschichte der vorgeschichtlichen Zeit. Die Erfindung der Weberei, des Ackerbaus und der Metallbereitung setzt der Verf. diese vorgeschichtliche Zeit; er leugnet sogar, daß die Geschichte irgend eines Volkes erwähne, welches das noch nicht gekannt habe. Sogner's Erzählung, die Bewohner der Marianen 1521 das Ferkel für Thier angesehen hätten, welches heisse und art: Ferkel wird als ein Märchen dargestellt. Sehr gelehrte Untersuchungen über die Entstehung und Verbreitung der Kenntnisse, aber sie geben zwar sehr interessante, jedoch ebenso wenig genaue und bestimmte Resultate. Die Untersuchung über die Entstehung der verschiedenen Gattungen von Pflanzen und Thieren und ihre Verbreitung oder als die über die Entstehung der Menschenarten und ihre Verbreitung.

Auf zwei Länder werden wir gedrungen, wenn wir uns Eande fragen, woher diese Künste und Kenntnisse aus Ägypten und Indien. Soll ein Volk aus dem rothen Meer herausgehen, so muß es Ruhe haben, gute Nahrung, was die Erde von selbst darbietet, Schutz vor der Hitze und vor wilden Thieren. Das Rechte gedachte zu setzen. Es holte den wilden, offenerartigen Baumdewohn die Erde herab. Vor der Witterung brauchte der Mensch nicht zwischen den Wendekreisen zu schützen, und daher er nur unter dem indischen Brotbaume, dem Pfingst- oder afrikanischen Dattelbaume. Dadurch geschah die Borden um die Künste des bessern Lebens nicht allein zu sondern auch aufzunehmen und zu verbessern. Erst nach in Indien gebaut, nachahmend folgte der Mensch nach, und Gerste in einem unbekannten Lande, vielleicht in Mauritien und Rumbliden, dem Lande des Atlas Atlantiden, dem Fabellande des Alterthums. Dann geschäht, vielleicht zuerst der indische, gelehrte, schwächere Indische. Dann nachahmend, der afrikanische Indische, welches auch das nassige ist bekannt, wo zuerst: Hunde von allen Gattungen zusammen; das Schaf und die Ziege der nordafrikanischen bis zu den weniger nützlichen Thieren. Es ist die das zuerst aus Indien ausging, und man könnte annehmen, daß die Indier sich über Ägypten, und die jenden Länder verbreitet und so Künste und Kenntnisse

nicht hätten. Aber die Sprache verbietet es. Die Sanskritsprache erstreckte sich weit genug, aber nicht über Ägypten und über die Länder, wo die semitischen Sprachen herrschen u. s. w.

Man wird aus diesen kurzen Andeutungen hinreichend auf den reichen Inhalt dieses Werkes schließen können, in welchem der Verf., wie er selbst sagt, Bruchstücke zu Gesetzen versuchte zu einer Geschichte der Natur und der Menschheit in der vorgeschichtlichen Zeit, aus der wir kein Andenken mehr haben als die Erzeugnisse der Natur selbst. Der zweite Theil, welcher nicht in einer neuen Auflage erscheint, sondern zu welchem in diesem ersten Theile nur einige Zusätze und Bemerkungen gegeben werden, liefert Bruchstücke zur Geschichte der Natur in der geschichtlichen Zeit. Wir müssen an der Schrift des Verf. noch besonders rühmen, daß sie bei der tiefen Belehrsamkeit und den schärfsten Untersuchungen doch nie die Leichtigkeit und Anmuth des Vortrags verliert, daß sie eine reiche Goldgrube für die Habsucht der Gelehrten und zugleich ein anziehendes Theater für das wißbegierige Auge des Laien ist.

Doch ein Leben müssen wir noch retten. Hr. Link ist dem kenntnißreichen R. E. A. von Hoff sterben; aber Hoff hat in demselben Jahre, in welchem Hr. Link's Buch erschien, auch seinen dritten Theil der „Geschichte der durch Überlieferung nachgewiesenen natürlichen Veränderungen der Erdoberfläche“ herausgegeben und lebt noch in diesem Augenblicke. Leider hat Hr. Link diesen dritten Theil noch nicht gekannt und nimmt nur auf den ersten und zweiten Rücksicht. 26.

Neueste französische Literatur.

Johanne Thielemant ou le massacre de Vassy von einem Herrn B. Moreau, der, wie er sagt, früher die „Conjuration d'Amboise“ geschrieben; diese Ehre wird ihm Niemand streitig machen. In dem angekündigten Werke schildert er die Tugenden im Jahre 1562. Der Verf. will den Ansehens nachweisen, den das Volk an den damaligen politischen und religiösen Bewegungen gehabt; er gehört zu den Demokraten der „Gazette de France“; das sind solche, welche auf die Republik, auf le vote universel dringen, weil sie wohl wissen, daß das der kürzeste Weg zum Despotismus ist.

Les Reistres, von demselben Verfasser und ebenfalls die Tugenden und religiösen Streitigkeiten und Schlägereien im Jahre 1567.

Oeuvres complètes de Châteaubriand.

Die Buchhändler Gosselin und Furne geben die „Oeuvres complètes“ von Châteaubriand heraus; schon vor mehreren Jahren erschienen solche vollständige Ausgaben, die Verleger glaubten, der Verf. würde ausruhen und die Feder niederlegen. Aber der berühmte Dichtergeist ist unermüdet; die Haare ergrauen und die Kräfte sinken ab, und die Jüge erbleichen und sinken zusammen; aber unter dem nackten Scheitel lobert der Geist fort. Seine spätern Schriften sind sogar die besten, sie haben die lebendige Farbe der Jugend und das Maß und die Besonnenheit der reifen Jahre. Die Hrn. Gosselin und Furne haben sich vorgenommen, daß vor Ablauf von vier Jahren seine Memoiren nicht im Auszuge erscheinen dürfen. Diese Ausgabe erscheint in wöchentlichen Lieferungen und ist mit typographischer Eleganz ausgestattet. Zwei neue Werke geben ihr besondern Reiz, eine Geschichte der englischen Literatur und die Übersetzung des „Verlorenen Paradieses“.

Correspondance inédite de Voltaire, von G. Lefèvre.

Eine Sammlung Briefe an Friedrich II., den Kaiserin von Preußen und einige andere ausgezeichnete Personen. Voltaire, so meint der Herausgeber, habe diese Correspondenz nicht dem Drucke bestimmt, oder nicht veranlaßt, daß sie je veröffentlicht würde; er lasse sich mit großer Offenherzigkeit über viele Menschen und Dinge aus. Wir glauben, daß Voltaire auch seinen intimsten Freunden gegenüber nie das Publicum aus den Augen ließ, und daß er viel zu lebhaft von seiner literarischen Bedeutung überzeugt war, um nicht einzusehen, daß jedes Blatt Papier, über welches er seine geistreiche Feder hatte laufen lassen, früh oder spät bekannt werden möchte. Auf Voltaire's Freimüthigkeit halten wir überhaupt nicht viel. Die Originalbriefe befinden sich in den Händen mehrerer in der Vorrede von dem Herausgeber bezeichneten Personen; eine große Anzahl derselben sind bei dem Buchhändler Ervassieur niedergelegt, wo Jedermann sich von deren Authenticität überzeugen kann.

Le panorama historique, von Celsio Marin.

Das „Panorama historique“ ist eine neue Erfindung, eine neue Gattung in der französischen Literatur: der wissenschaftliche Roman. Hr. C. Marin schildert die Welt, oder vielmehr die Erde, wie sie war vor der Sündflut; seine Beschreibungen stützen sich auf die Schriften Guvier's, Werner's, Blumenbach's u. s. w. Der Roman ist in Perioden abgetheilt. In der ersten, die er „Solitudes“ überschreibt, war die Luft zu schwer, zu sehr mit Kohlenstoff gesättigt, um das thierische Leben aufkommen zu lassen; dagegen war sie der Entwicklung des Schlangentums sehr günstig. Das Schweben des Wassers wurde durch nichts unterbrochen als durch die kramphastigen Bewegungen der Natur. Ein feuriger Kataklysmus reinigt die Luft; das Thierreich entsteht. Die zweite Periode, die Periode der hydres saurionnes beginnt, es erscheinen der Plesiosaurus, der Mosasaurus; allmählig treten die Perioden der Paläotherien und Mastobonten ein, endlich bringt die Natur den Menschen hervor. Die Geschichte fängt an. Der Verf. mästert die merkwürdigsten alten Völker, erklärt die Eigennamen. In dem Pharao A. Meneph benutzt er die archäologischen Entdeckungen Champollion's; in David und Bathseba wird das jüdische Volk geschildert; in Robega der Rhodysander der Araber in der Wüste; in Djassar der Narmekide der civilisirte Araber; in Nero Menobarbus erscheint die römische Gesellschaft. Aus den Sagas hat Hr. Marin die charakteristischsten Jüge der nordischen Völker gesammelt, die er in „Harold aux longs chev-uux“ resumirt. Dieses originelle Buch ist bereits in einer englischen Übersetzung erschienen.

Etudes historiques et politiques par Mr. J. Herbigny.

Herr d'Herbigny schrieb unter der Restauration politische Broschüren. Die Broschüre findet aber keinen Absatz mehr, und die Tagespresse hat sie getödtet. Der Verfasser hat daher seine Studien concentrirt und ein vollständiges auf Geschichte gegründetes Werk über politische Wissenschaften geschrieben.

Oeuvres complètes de sen M. Saint-Aubin.

Ein lebendiger Todter, ein Schriftsteller, dessen Name vielen Lesern b. Bl. noch nicht vorgelommen, den sie doch recht gut kennen, von dem sie nichts gelesen und der sie manchmal trefflich unterhält. Der berühmteste unter den französischen Romanschreibern, Hr. von Balzac, hat jahrelang in tiefer Obscurität vegetirt; damals nannte er sich Horace de St. Aubin. Die zahlreichen Romane, die er unter diesem Namen in die Welt geschickt, sucht er jetzt wieder hervor und läßt sie neu auflegen. Der erste, nur erschienene, führt den Titel: „Jane la pale“, in 14 Tagen kommt die zweite Lieferung zum Vorschein, sie enthält: „La dernière lée“.

Sous le roc, von Mariz Alhoy.

Die Handlung geht in der Graube: Chartreuse vor.

L'athée, von Mad. Sophie Pannier.

Der Herausgeber sagt, die Madame Pannier gehöre zu den

literarischen Notabilitäten unserer Epoche; sie habe „Le premier“, „L'estrain public“ und eine große Anzahl anderer Werke verfaßt. Und war diese Notabilität bisher unbekannt; wir wissen auch von L'athée weiter nichts zu sagen, als daß er auf die frommen Specimen berechnet zu sein scheint, indem Journaler, der Verleger, seine Aufkündigungen während der Schwärze an alle Kirchthüren kleben ließ.

Mais on le borgne et le boiteux, von Roland-Bancherz. Die Heldin ist eine Schauspielerin und der Verleger Hr. Roux, der ein Werk anderer Art und von ganz anderer Bedeutung ankündigt: „Bagnes, prisons et criminels“, von dem bekannten Philanthropen Appert, über das wir hoffen nächstens umständlicher zu berichten.

Le cri de l'ame, von Imberbia.

Republikanische Poesien, unter den Auspicien des Abbé de Camennais erschienen. Der Vortrag ist für die verhafteten Republikaner und deren Familien bestimmt. 41.

Notiz.

Hasse und Rabener als Schicksalsgenossen.

König Friedrich II. war ein außerordentlicher Verehrer der Hassen'schen Compositionen. Ihm genügte im Fach der Oper durchaus nur, was in Hasse's und seines Nachfolgers Graun's Styl gesetzt war. Selbst Kaymann's und Schwanberg's verwandte Compositionen ließen ihn unbestiebt, und über Gluck und die gleichzeitigen Italiener wußte er sich kaum hart genug auszudrücken. Der bekannte Schriftsteller und Componist Reichardt erhielt, wie er selbst in den Bruchstücken seiner Autobiographie erzählt, noch sehr jung die Stelle eines königlichen Kapellmeisters, weil er dem Könige eine ganz in Hasse's Styl geschriebene Oper überreicht hatte, mit der er sonst, als einer allzu auffallenden Nachahmung, gar nicht hervortreten wagte.

Als der Buchdrucker Breitkopf zu Leipzig kurz vor dem siebenjährigen Kriege den Rotendruck mit beweglichen Typen erfunden hatte, wollte Hasse diese Erfindung zu einer vollständigen Ausgabe seiner Werke benutzen. Der König von Polen, Kurfürst von Sachsen, in dessen Dienst er stand, hatte ihm die Kosten des Druckes und des Papiers zugesagt. Seine Manuscripte waren geordnet, als die Preußen im Jahre 1760 Dresden bombardirten und Hasse's Papiere und Effecten durch die Kurfürstlichen Besatzungen verbrannt wurden, der seine Werke so sehr achtete. Hasse selbst hatte von der Kunstliebe des Königs eine so hohe Vorstellung, daß er sich überzeugt hielt, der König würde ihm Zeit zur Rettung seiner Compositionen gelassen haben, wenn er die Umstände gekannt hätte.

Durch dasselbe Bombardement wurden auch mehrere ungedruckte Werke des Sächsischen Rabener zerstört. Archendolz erwollte diesen Zustand in seiner „Geschichte des siebenjährigen Krieges“, aber der Hassen'schen Opern gedenkt er nicht. Die Alles erlösende Zeit hat ihre Gewalt auch an diesen beiden Männern geübt; Weiber Verluft kann in unsern Tagen nur noch eine schwache Theilnahme erwecken. 83.

Bibliographie.

Thiersch, C. F. S., über das angebliche Verderben auf den deutschen Universitäten. Gr. 8. Berlin; Pöhlische Buchh. 10 Gr.

Bass, F., Besuche moralischen, ökonomischen und politischen Inhalts. Aus dem Englischen übersetzt von L. G. Brunschw. 16. Leipzig, Strömmer. 1 Thlr.

Baggesen's, J., poetische Werke in deutscher Sprache. Herausgegeben von den Söhnen des Verfassers, Karl und August Baggesen. 5 Theile. Gr. 12. Leipzig, Brockhaus. 5 Thlr. 12 Gr.

Beiträge zur Philosophie des Rechts. Gr. 8. Heidelberg, Olshaus. 1 Thlr. 4 Gr.

Beland, P. G. R., Der Gekochte. Gesellschaftlicher Ro-

man aus dem Anfange des sechszehnten Jahrhunderts. 3 Bde. 8. Frankfurt a. M., Bauerländer. 4 Thlr.

Bentham, Der Moralist, Jr., und die Selbstschmerzlichkeit. 1 Bde. 8. Darmstadt, J. B. Heyer's Buchh. 14 Gr.

Gotthold, F. A., Herrn J. G. Hoffmann's, Reichs-Schreiner Obergerichtsrathes u. s. w. Bemerkungen zu Schöge der Bescheidenheit auf Schulen, beleuchtet. Gr. 8. Königsberg, Kugel. 6 Gr.

Feldmann, Br. Fr., Mittheilungen über die Primären. Frankfurt a. M., Bauerländer. 1 Thlr. 18 Gr.

Fering, G. R., Geschichte der kirchlichen Unionen seit der Reformation bis auf unsere Zeit. 1ster Band. Gr. 8. Leipzig, F. Fleischer. 2 Thlr. 12 Gr.

(Feynig). — Das Heil der Welt aus Norden. Gr. 8. Zu haben bei dem Verfasser (J. G. Feynig) zu Pönn. 6 Gr. Hirsch, R., Galerie lebender Tonbichter. Biographischer Beitrag. 16. Güns, Reichard. 18 Gr.

Jacoby, Der Streit der Pädagogen und Ärzte. Bedeutung auf die Schrift des Herrn Director Gotthold: über Beschulung der Schulen. Gr. 8. Königsberg, Bon. 6 Gr.

Jungfern Köchinnen, Die. Festalposse in einem Act. Der Verfasser des Bürgercapitains und der Humpelmannchen. 1 Abbildung. Frankfurt a. M., Varrentrapp. 10 Gr.

Krebs, J., Neueste Romane und Erzählungen. Band. — 1ter Band. Mit d. T.: Der Rhythmus. 8. Leipzig, Focke. Preis für 3 Bde. 4 Thlr. 12 Gr.

Meyer, F., Die evangelische Gemeinde in Locarno. Auswanderung nach Zürich und ihre weiteren Schicksale. Beitrag zur Geschichte der Schweiz im sechszehnten Jahrhundert. Nach bisher meist unbenutzten handschriftlichen Quellen. 1ster Band. Gr. 8. Zürich, Höpfer. 2 Thlr. 6 Gr.

Rosen, F. G., Die Kaiserlichen zu Schwetzingen im 1549. 2 Bände. Gr. 8. Straßburg, Treutzel und Sohn. 2 Thlr. 8 Gr.

Schmidt, R., über die Nothwendigkeit eines Gymnasialunterrichts, mit Rücksicht auf die Abhandlung Herrn Dr. Bornier „Zum Schutz der Gesundheit auf Schulen“. Gr. 8. Halle, Buchh. des Waisenhauses. 10 Gr.

Schoppe, L., geb. Weise, Die Colonisten. Ein 2 Bände. Leipzig, Focke. 3 Thlr.

Siona, Taschenbuch für Gebildete. 5ter Jahrg. (enthaltend: Religiöse Gedichte. Herausgegeben von J. Baldow. Mit 6 Kupfer- und Stahlstichen. 15 Gr. Pfautsch. 2 Thlr.

Sternberg, L., Der Malthefer, Trauerspiel in 5 Aufzügen, nebst einem Vorspiel. Gr. 12. Braunschweig, P. Meyer. 16 Gr.

—, Das Zauberschwert (ein Gewebe von 1000 Epochen in dreizehn Gesängen. Gr. 12. Braunschweig, Meyer. 16 Gr.

Wachsmann, C. v., Erzählungen und Romane. Folge. 1ster Band. 8. Leipzig, Focke. 1 Thlr. 18 Gr.

Weller, S., Anweisung zum Schachspielen. Ein Englischer übersezt und mit Anmerkungen begleitet von Schieler. 1ter Theil. Die Spielregeln und die Grundzüge, das Gambit des Königs, Endspiele, eigenständige Aufgaben und ausgewählte Aufgaben mit ihren Lösungen. 11. 8. Frankfurt a. M., Bauerländer. 14 Gr.

Wetter, J., Antike Geschichte der Philosophie. Buchdruckerkunst durch Johann Antonberg zu Nürnberg mit einer, vorher noch nie angeführten, genauen vollständigen Beschreibung der von Schöpfung und Kunst hervorgehenden Ansprüche der Stadt Straßburg, mit neuen Untersuchungen der Ansprüche der Stadt Paderborn, hinsichtlich der Ansprüche der Stadt Jülich, Paderborn, Osnabrück, Osnabrück und Osnabrück. Mit 13 großen Kupferstichen genähter Facsimiles. Gr. 8. Mainz, Beyer. 7 Thlr.

Literarische Unterhaltung.

Donnerstag,

Nr. 210.

28. Juli 1836.

Uebersicht der neuesten Erzeugnisse der deutschen poetischen Literatur.

Zweiter Artikel.)

23. Niedertranz. Seinen Freunden gewidmet von J. B. K. Gengenbach. Petersburg, Brief. 1834. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Ein richer, etwas sehr dicker Kranz (360 Groschtafseiten!) ist es, den der Verf. seinen Freunden in der Primat, der Schwelz, der auch die Mehrzahl der Gedichte gehört, in Liebe schenkt. Doch hofft er, daß auch diejenigen sein Werkchen nachsichtig aufnehmen werden, die ihm, dem Fremdling im hohen Norden, mit Wohlwollen und Freundschaft entgegenkamen und zur Herausgabe der Sammlung ermunterten. Das Erscheinen der vor dem J. 1829 geschriebenen Gedichte wird hier entsetzt, indem sie vor des Verf. 18. Lebensjahre geschrieben sind; mithin zählt er jetzt, 1836, erst 25 Jahre: in der That ist er einem an Jahren reifern Manne anzugehören; denn er haben wenig Burschthum, nichts Überschwengliches, und der geistliche Säkungsproceß im Gemüthe scheint schon vorüber zu sein. Das gereiche ihnen zum Lobe. Aber in der Reihenfolge, Classification und Anordnung der Lieder, oder, um im Bilde zu bleiben, in dem Arrangement der Kranzblumen, hat der Verf. ein durchaus unkundiges, ungehörtes Verfahren gezeigt, indem er Alles bunt durcheinanderwirft und die Kose neben das Reifste, die Lilia neben das Heberblümchen, die Kalla neben den Schilchensfrauch stellt, so daß man nicht selten beim Lesen eingeladen wird, cross-readings nach britischer Methode zu machen. So beginnt das Buch mit der Überschrift: „Schneider's Liebeswerbung“; ihr folgt ein Sehnsuchtslied: „Der Schweiger in der Ferne“; weiterhin steht ein kleines Ofterlied neben dem Schwank: „Auf den Tod einer Ahrte“; auf einen „Garten der Phantasie“ folgt ein ganz empfindsames „Schilfied“ und diesem wieder — ein „Burschenlied“. Ist das nicht ein wunderliches, tactloses Gemengsel? Eben so wenig scheint ihm die Theorie der Dichtungsarten recht klar zu sein. Unter die Lieder mischt sich Epigrammatisches und Gnomisches. Ein Mischel in Glossen, Trioleiten und Sonetten geht „Liedchen“ (wunderliches Wort!) und Kabela voran. Die Gnomischen Gedichte, die immer mehr oder weniger die Art des Gedankenspiels behandeln, scheinen wir jedem Dichtergemüthe gern hätten, wie sie auch hier vermischt. Unter den Gnomischen Gedichten der Lyra zu machen und sie in die Sphäre der Lyra zu erheben. Erwähnungswürdig sind einige von den Gnomischen, die das Vaterland besingen und wo der Verf. die patriotischen Empfindungen mit der Geißel seines Mundes schüttet. Man hört das „Mälein“ (S. 254).

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 131 — 24 S. 131. D. Red.

Auf Herrn Richter'stuhle — vor langer, langer Zeit — Die erste Woge prärsab, daß die Gerechtigkeit, Doch bleich und zitternd stand der Verbrecher um sie her; Tief sank die eine Schale, von bösen Thaten schwer.

Schon sahen sie es brochen, daß ewig schiere Schwert, Das stieß, die Guten schirmend, der Frevler Brut verzehrt; Da kam ein Weib gegangen, von grauem Anblick schier, Bedrückt die lahmen Glieder mit eiterndem Geschwür.

Doch alle die Gebrechen küßt es gar sorglich ein In seinen weiten Mantel. „Dalt“, rief das Weib, „dalt ein! Wo sinkt des Unrechts Schale von Sünden schwer hinab, Doch wisse, daß zu schonen, ich höh're Rücksicht hab.“

Drauf warf sie eine Bähse fest in die ander Schäl, Und in die Höhe fliegen die Sünden ohne Zahl.

— „Was mag denn wol so Schweres in deiner Bähse sein?“ — „Das ist die höh're Rücksicht. Doch sieh du nicht hinein!“

War's wol Pandora's Bähse? Ich will es nicht ergründen. Strug: hoch oben schwebten die Laster und die Sünden. Kärdä frag mit Thränen: „Was schaffst du, Weib, alhie?“ — Doch Jene sprach gar trostlich: „Ich bin die Amnestie!“

„Nicht schied aus weißer Wille Frau Kagatzung daher: Dieweil du die Verbrecher bekräftest allzuschwer, Soll ich das Schwert dir nehmen. Dies Rädlein da nimm hin; Denn kleine Schelme schlägt man, und große läßt man ziehn!“

Drauf barg sie in dem Mantel die Lieb' und Mörder all, Zertrümmert Schwert und Woge, das gab wol lauten Schall. Darob in edelm Grimme stieß die Gerechtigkeit, Ein Weheruf ergellte im Lande weit und breit.

Jetzt sprangen alle Bande der Ordnung und der Ehre; Es wallten alle Laster im Lande frack und frei; Sucht, Ehr' und gute Sitte, und Larm und Wohlthat, Die waren all' entflohen sammt der Gerechtigkeit.

Wie's dann im Land' ergangen? — mein Mälein sagt es nicht, Sowie ihm auch zum Schluß die Ehre noch gedrückt. Du magst sie selber suchen, du, einst voll Selbstkraft; — Sie lautet nicht erkennlich — o Eidgenossenschaft.

Dramatische Skizzen — Räthsel — Anhang: Transcend. caeteris etc. Schließlich nur noch die Bemerkung, daß der Verf. Upland brant und schäkt.

24. Gedichte von Theodor vom See. Bremen, Schünemann. 1835. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Gr.

Theodor vom See ließ uns anfänglich ziemlich gleichgültig und seine Lieder schienen viele feuchte, ungenüßliche Trübsal zu athmen. Die Hand wollte ihnen schon den farblosen Gemüth der Unfähigkeit nachentzücken, als wir bei fortgesetztem Lesen doch Besseres, edlere Poesie, lustige Bilder, und dann Gande gewaltigen Goldschmuck und einige reine Typologie entdeckten. Die „Ständlied“ zwar und die „Lieder im Lichte und Dunkel“ sind vom feuchten Elemente herkommen und schmecken

men auf dem Strome der Allgütigkeit; aber schon in den Balladen und Romanzen sind glückliche Würfe und Originalgedanken, z. B. „Des Knaben Feingang“ (S. 157) und „Der Rutter Traum“ (S. 179). Kerner sind in den 16 Sonetten (Der Ariost letzte Gedanken wir dacht) einige als höchst gelungen auszuzeichnen, und ebenso viel Talent bekundet „Der Abend“, eine Phantastie, und ein Idyll: „Der Schiffer am Strande“. Auch unter den anhängenden vernünftigen Gedichten sind zwei: „Lied des gefangenen Kriegers“ (S. 297) und „Wehmuth“ (S. 304), die wir als Perlen bezeichnen müssen, welche glücklich aus der Grotte tiefes und Tageslicht gefördert sind. Bei all dieser Anerkennung seines Talents laborirt dennoch der Verf. an einem Uebel, welches uns schon in manchen Individualitäten aufgestoßen ist; es ist dies die Unzulänglichkeit der Kraft, Empfindungen, Bilder und Gedanken in ihrer ursprünglichen Reinheit zu Tage zu fördern. Er kämpft einen, dem Leser Bangigkeit erregenden Kampf, dem Stoffe die rechte Gestalt, dem Gedanken das passende Kleid, der Empfindung das ihr zugehörige Colorit zu geben. Die Empfindung überwindet ihn und die Begeisterung wird zu überschwänglich, um das Vermögen, ruhig und besonnen zu bilden, behalten zu können. Dieses Ringen blüht hier überall durch und erzeugt barocke Wortbildungen, Bombast, Schwulst und wirbige Klänge. Es war uns oft, als sähen wir vielerstehende Knospen, die aber der wohlthätige Strahl der Geistessonne nicht zwanglos öffnen kann, die nun mit roher ungeschlichter Hand entblättert werden und an denen man die gewaltsame Operation merkt. Merkwürdig ist es, daß der Bildner dies auch selbst fühlt, wie wir dies aus einigen Stellen seines Buchs zeigen wollen. So heißt es S. 27 in „Dichters Bangen“:

Wie der Bach dem eidgeheime
In der dunkeln Nacht entwehlet
Und zum Thale niederschwellt,
Sprudelnd in dem Morgenscheine:
So auch fließen meine Sänge
In der Seele tiefen nieder,
So auch ihnen meine Lieder
Aus der Nacht nur schwache Klänge.

Noch deutlicher spricht er sich aus S. 32:

Ich setze stumm und finstern nach
Des Schöpfers ew'ger That, —
Da brach auf mich der Dämon'stuch,
Erkauft des Denkens Saat.
Und wie im mächtigen Wirbelstrom
Das Schiff, sein Spielzeug, treibt,
So taumelt bald zum Himmelsdom,
Zum Abgrund bald mein Geist.

In den beiden Quaternarien des vierten Sonetts (S. 200) klagt er:

Der Geist wird nimmer an das Wort gekannt.
Bergebau, ach, ist all mein kühnes Ringen.
Ob Zeichen auch in Zeichen sich verschlingen,
Die Form, sie hebet — doch das Leben schwand.
Wie oft ich strebend auch mich unterwand,
Des Rufens Hülfeempfindungen zu fangen,
Dem Wort entflohen sie auf Witterschwingen
Der Himmelskugel, zu ihrem Heimatland.

25. Gedichte von H. E. Berthold. Berlin, Stuhr. 1835. Gr. 12. 1 Idyl.

Der reinste Wille und die beste Gesinnung treten in der Persönlichkeit dieses Dichters um den Lorbeer in freundlichen Worten; aber die hier durchgängig vorherrschende Reflexion verhindert sich über Allgütiges und macht sich in Gemeinplätzen Luft. Mit blühender Befähigung fühlt er selbst die Unzulänglichkeit seiner Kraft, Vorzügliches zu geben, klagt in einer langen apologetischen Vorrede über die großen Ansprüche, die das Publikum an den Dichter unserer Tage macht, aber den verdammenden Bescheid der Zeit, die nur Heiligkeit wolle, des Lebens Kraft zurückzuweisen, und muthig zulast dem Leser zu, das

Bessere in seinen Leistungen von dem Gewöhnlichen sondern zu wollen. Damit wird er aber nicht durchkommen und sein Apologie wird ihm wenig frommen. Publikum und Leser verlangen in unserer Zeit viel und müssen viel verlangen. Er wird von seinen Gedichten keinen andern Lohn haben als den Vergnügen, welches ihm das Bilden derselben in der erhebnenden Stunde gewährte. Er genüge ihm.

26. Jungfer Emerentia Lorenz von Tangermünde. Legende von B. Ribbeck. Magdeburg, Greub. Breit 16. 4 Gr.

Vor Zeiten lebte in Tangermünde eine reiche Jungfrau, Emerentia Lorenz, die wollte ihr Eigenthum einstmalig beschauen und gerieth in einen ihr zugehörigen großen Bach, den sie aber nicht kannte. Sie verirrte sich im Dickicht, und da es eben Pfingstfest war und Alle daheim der Ruhe pflegten, kam von nirgend ein Wanderer, ihr zu helfen, so daß sie lag vor Ermattung niedersank und in einen Schlaf versank, aus dem sie wie der Vorboten des Todes. Da erschien ein Hirt mit gar stattlichem Geweihe, und gleichsam als erkannte er die Herrin und die Roth, in der sie sei, legte er mit seinem Geweihe sie sich als Bürde auf und trug sie bis an das Thor von Tangermünde. Und als man ihm allort die Wiederrinderherde abnahm, glug er doch nicht von dannen, sondern begleitete die Herrin in ihr Haus, wo er fortan gepflegt wurde, zuweilen nur vom Balde nicht lassen konnte, aber immer weiterberührte. Er trug ein Halsband, auf dem die Worte zu lesen: Emerentia's Hirsch, und er wurde überall geschont, und auch unter jenem Namen in der ganzen Gegend bekannt. Die Jungfrau aber war von ihrer Rettung des Dankes voll und gestiftete der Nikolaikirche viel Eigenthum von ihrer Habe. Dieses sich auch durch einen Bildner in Holz schnitzen und ein Bildniß, von einem Hirschgeweihe getragen, ward in der Nikolaikirche aufgestellt und sollte nach Emerentia's Willen für immer dort aufbewahrt werden, erinnere an Gottes Hülfe der Roth. Dies die hier gut bearbeitete Sage. Doch ist die neueste Schicksal der Jungfer Lorenz noch anzusehen. Der Hirsch, nach dem von ihm ausgeführten Modell hat formen lassen, auch ein Abguss in Bronze vollendet und das Eigenthum der Kronprinzessin von Preußen geworden. Ref. kennt die Güsse und freut sich noch immer der garten, künftigen Wirkung des Wertes. Die Jungfrau sitzt, aus ihrer Ohnmacht wach, anmuthig, obwohl noch schüchtern auf dem bühnen Form des Kopfes und der Fäße ausgezeichneten Relief, sie leichten Schrittes sicher trägt, während sie ihm bühnen beruhigt den Hals streichelt. Ihre Tracht ist die frühesten mittelalterliche der Vornehmen des Bürgerstandes und ist aufgelöst.

27. Friedrich Stapp. Geschichtliche Erzählung aus den Zeiten Napoleon's. In fünf Gesängen von Karl August Hamburg, Hoffmann und Campe. 1835. 8. 12 Gr.

Hr. Stapp, Sohn eines Predigers an der Domschule zu Rumburg an der Saale, war dem Kaufmannssohn, kam, ging aber, ein 18jähriger Jüngling, im October heimlich aus Erfurt, wo er conditionirte, nach Schöten. Napoleon grabe Österreich den Frieden bedroht, drängte diesen in der Absicht, ihn mit einem Küdenmesser zu tödnen, ward aber von Stapp ergriffen und in Schötenbrunn erschossen. Dieses Attentat ist hier in Erzählung erzählt, in welcher keine Reime, unpassende Bilder und unehle Ausdrücke mit unruhigen. Indessen könnte man dies übersehen, wenn nur das Werk Kunst des Idealismus verstände und diese psychologisch effante Criminalgeschichte zu einem poetischen Stoffe zu machen verstanden hätte.

31. Die Welt: Mähle zu Anfange des Jahres 1835. Eine Fäberr
nise von L. R. Fouquet. Halle, Kaden. 1835. 8. 8 Br.

Der werthe Dichter hiebt, von ehrenwerthen Männern auf-
gefordert, im Winterhalbjahre von 1834—35 zu Halle an der
Saale Lesungsvolesungen oder Vorträge über die Geschichte der
Zeit, denen er überall Wahrheit unterlegte; Wahrheit in rück-
sichtlicher Theilung aller Ereignisse, Wahrheit in der Feststel-
lung des Gesichtspunkts, aus welchem er die Weltgeschichte im
Ganzen und Großen betrachtet, und endlich auch Wahrheit in
treuer Darstellung der ausgesprochenen Grundansichten auf die
vorherrschenden Ereignisse. Dabei geschah es, daß die ihm be-
stimmte Dichtergabe aus einem so geistlichen Stamme des Ins-
mens Lebens ihre eigenthümlichen Blüten trieb. Wir haben diese
Blüten hier vor uns. Wer kennt ihre Eigenthümlichkeit nicht
aus jener Zeit, wo man den ritterlichen Sängern so gern hörte
und sich am Dufte seiner Blumen ergötzte? Sie haben hier
ganz den Kathen, als wären sie an den Schluß jeder Vor-
lesung über ein Volk oder Land als ein Kranz mit angehängt
worden. Stehen wir mit der kritischen Fange Einiges und wo
möglich Pünktchen und Charakteristisches heraus. Von Spanien
heißt's noch einem historischen Blick auf die Vorseit:

Wach, du spanische Heldenschar,
Was beginnst du jetzt? —

Mit Nord-Brand
Rast durch deine blühenden Wälder
Geld, Opfer heischend, zahllos,
Kein's Opfer, gegen Brüder
Brüder nachschab! —

Portugal wird also apostrophirt:

O Portugal, du schönste,
Kehst du's das Land voll Sanggetades,
Des Raders auch mit Waffen
Sich wußten Ruhm und Ehrenpreis zu schaffen,
Eingest durch Lande schreitend,
Durch stürmische Meere stolze die Segel breitend,
Fast kühnlich laßt die Sänge,
Und doch von Siegen hall'nd im Heldenschwunge,
Froh geh' ich deine Kisten.
Früh? Ich! Nicht gräß' ich hier nur äpp'ge Wästen.
Wo sich Natur noch bilbert,
Doch dort von Menschenpflege, schier verwildert ist.

Den französischen Revolution heißt es S. 22:

Der Stern: Revolution, in grimmig-balkanischer Hitze
Kendens ungekühlt die Lande weit und breit.
Als Regel heub'nd nur der Regellostigkeit.
Ja, die ward zum System im systematischen Wette,
Behnhaug Blut auf Blut blaspöndend formloser Wette (?).
Im Götze, ein Mann, Joke ist gehalten ist.
Es wucherte sich nicht und viel Reich fürchterlich.

„Großbritannien“ beginnt in der Melodie: „God save the king“:

Widow, in Marschschritt.
Alles Gütliche fort.
Durch manch ein Jahr.
Als zu der Kreise Sohn
Dämon Revolution,
Erstehst ihr Gott und Thron,
Wach offenbar!

Über Irland ergießt der poetische Mund eine etwas schwell-
lige Rede in gesuchter Wortform und voll höherer Declamation.
Von Island heißt es etwas prächtig:

Du schickst nicht eben viel Alarn,
Dunkel, kalt zu trümmeln, Sand und Arm
Nicht lieber gleich zu rüstiger Mat.
Doch freis noch wohlervogarn Mat.
Nicht fragst du: Schwach man von uns viel?
Du sprichst, sei im Aug' das Ziel.
Denn die bewogene Lebenszeit:
Dein Herr dir deinem Herrn du gut.

Den Schweizern ruft er kühnend zu:

Schweizervolk besinn dich doch;
Zeit ist's ja wahrhaftig noch.
Dank der Thurn früh und spät,
Treu von Rath und Rath von That.
Wo's galt eh' dem treuen Wehr,
Sieg ist: Schaff mir Schweizer her!
Jetzt schon, wo man treu will sein.
Heißt's für Schweizergasse: Nein!
Schweizer, liebe Schweizer, hört.
Ob der Feind auch ganz verhört!
Kehrt zur alten Niederkeit!
Zeit noch ist's, doch hohe Zeit!

Der Rhein wird recht artig also angeredet:

Alter,
Unsterblicher Sängling,
Erblos blühender,
Derrlicher Weis,
Säglend Neben und Blüten
In deinem Wandergefab,
Spielend gewaltig du ein Siegespiel
Mit Klappen und Helmen,
Wo sie sich stellen deinem fürstlichen Lauf, —
Swingst du sie einst nach Jahrhunderten doch; —
Sinnig laß uns geleiten
Deinen bedeutsamen Lauf,
Derrlicher Wanderer,
Du alter, nimmermehr alternder
Pilgrim, o Rhein! —

In „Wand“ ist der Nordlandsänger à son aise, und die Ex-
pectoration ist ein Silberbild der Poesie. „Dänemark“ — uns
bedeutend. „Schweben“ über das Thema:

Wer las in altnordischer Wanderwelt
In Runen so festlich gestellt,
Daß ein tapftrer Gaskogner herrsch' über Schweden und Norweg?

„Preußen“ scheint uns aus dem Grunde gänzlich verunglückt,
weil der Dichter sein überschwenglich-patriotisches Vorgesicht in
die — Wette des besser Marsches gießt! — „Der deutsche Bund“
wendet sich gegen den Schluß zu einem frommen Gebet. „Ita-
lien“ bietet ein schimmerndes Cantomium und eine Ranie um
Franz. In die „siebenbürgelte Stadt, Weissiegerin, Romul-
Entsprossene, Roma: Geregelt, dann in consularischer Kraft weis-
ausbreitende, zuletzt mit Cäsar's äppigstem Lorber prangende“
Roma ergeht die Frage:

Roma, legst nun auch du den zornig beherrschenden Troß ab?
Reuchst nun auch bräuerlich du Grifflischen Kräubern die Hand?

und den darauf folgenden Worten nach:

„Aufbau“ neiget dein Ort und segnend, scheint es, den Strom das.
Wie seinem eignen Rott, trübslicher Befehl, auch uns —

scheint der Verf. die Erfüllung des fragenden Wunsches zu ho-
fen, was uns freilich noch zweifelhaft dünkt. „Reapel und Si-
cilien“ bietet wenig Reelles. Das ersandene Pallas hat zwei
Nummern. In „Ägypten“ heißt's wunderbarlich:

Rufe, nicht so Rousend!
Rufe, nicht so schen!
Nagt sich branten rousend,
Kühnlich rousend (ja wohl!).
Nagt martirt's rousend
Sich modern und neu.
Da herrscht Grecleren
Nagt europ'ischer Art,
Dreht Gyper-mantien
Nagt den halb, halb Thieren.
Gilt's auch kahl rousen
Der Ägyptern Post.

Wuse, mach' dich fort!
Ja, dein Mähnwort,
Wird hier Schlimm vergäut die.
Kauf, auf Kauf befestigt hier,
Wird breffert als Weltthier, —
Wuse, mach' dich fort!

In „Tartel“ ringt Ähnliches, doch zusaunt es nicht so. „Volen“ hat das Thema: Wer steht, bewahrt sich kluglich vor dem Falle, und damit ist des Dichters ganzes politisches Glaubensbekenntnis abgelegt. „Rufst“ gibt viel Worte und wenig Gedanken. „Amerika“ ist poetischer, und den Beschluß macht ein Blick auf das einsame Grab auf St. Helena. Zum Schluß nur die Bemerkung: Es gehört viel Scharfsinn und Takt dazu, um den garten Faden der Poesie, der sich zwischen Politik und Geschichte oft kaum sichtbar hindurchzieht, stets zu bemerken und also festzuhalten, daß er sich nicht in ein Gewebe fremdartiger Stoffe eindrehe; überdies nehmen sich geschichtliche und politische Betrachtungen in Prosa immer besser aus.

(Die Fortsetzung folgt.)

N o t i z e n.

Nirgend hat sich der abgeschwächte Spiritualismus der französischen Romantiker auf eine schöner und schlagendere Weise selbst ironisiert als in folgender Stelle aus der „Lelia“ der Madame Dubouant: „Eh bien“, sagt Pulchérie, die verwegenere Messalina unter den beiden Schwestern, zur Lelia, „pensez-vous ne pouvez pas vous faire religieuse, faites-vous courtesane.“ „Avec quoi?“ dit Lelia d'un air égaré. „Je n'ai pas de sens.“ „Il t'en viendra“, dit Pulchérie en souriant. Versteht man diese vier Worte: „Il t'en viendra“, recht, und setzt man sie in die richtige Lebensverbindung, von welcher freilich der spiritualistische Glanzlosigkeit der Madame Dubouant nichts weiß, so machen sie ihren ganzen Roman zu nichts. Mit diesen Worten ist der ganze Roman wirklich ausgegraben. Denn wenn es gewiß ist, wie es denn gewiß ist, daß allen, auch den verblädesten Menschen und Menscheninnen die Sinne kommen werden, warum existirt denn diese Lelia, die nichts sein soll als das Präkariatum der Sinne? — Noch auffallender in einem Bezugs, den wir gleich angeben wollen, ist folgende Stelle aus derselben „Lelia“: „Don'to gardail“, heißt es, „ame inviolable: et sainte!“ Nulle argie, nulle femme amoureuse — nulle amitié n'a possédée, tu es restée vierge dans un corps prostitué à toutes les débauches.“ Dies ist grade auch der Inhalt von C. Scavola's in mancher Hinsicht gut angelegtem Roman: „Carosa“. Auch diese ist eine solche „ame inviolable, sainte vierge dans un corps prostitué“. Aber wer heißt es denn — so fragt man billig — dem Dichter, den Körper seiner Heldin so sehr zu prostituiren, wenn er durchaus ihre spirituelle Jungfräulichkeit salbiren will? Der Geist der wahreren Poesie weiß es ihm gewiß nicht, sondern vielmehr die Verblädestheit und Abgeschmacktheit der sozialen Verhältnisse. Überhaupt steht C. Scavola unter allen modernen Romantikern der französischen Romanwelt am nächsten. Wie Balzac greift er aus der Societät des Lebens die abgeschmackten Bälle, die durch höchsten Interessen und die ausgemessenen, schabhaften Zustände des Etiquettenwesens u. s. w. mit Vorliebe heraus, um sich unter der Arbeit seiner eignen Hände zu ergötzen; und wie George Sand schraubt er zuweilen seine Individuen zu einer solchen spiritualistischen Lustigkeit und Gähre hinaus, daß sie, genau genommen, alle Ansprüche individueller Wesen verlieren. Er befestigt dieselbe hyperpoetische Dialektik wie die feinern unter den französischen Romantikern, die ihren Gegenstand, ihre Kunstgestalt so lange mit der Idiosynkrasie eines Anatomen unter den Fingern formt, reibt und tractirt, bis sie aufgegeben sind und nur das caput mortuum davon zurückgeblieben ist. Und darum ist Scavola eine der wichtigsten poetischen Erscheinungen der Ge-

genwart, über die man nicht im Unklaren bleiben darf und die man ihren Platz anzuweisen verstehen muß.

Getragene Bellagel sich in einem seiner vertrauten Kreise an des Dichters über die zu seiner Zeit täglich mehr überhand nehmende Dichtkunst. „Es regnet Verse auf mich“, schreit er, „von allen Seiten der Welt. Wenn ich sie schon nicht so leicht man sich einen überwältigenden Strömung; wenn ich nur gefallen laße, oder gar lebe, heißt man mich einen gewaltigen Schmeichler. Dies möchte jedoch noch hingehen, wenn nicht auch schon die allgemeine Ausrufung des römischen Reichthums erreicht wäre. Was soll man von unsen beiden Zweifelsfragen und Neugierigen sagen? Sie fragen nicht um ihren Insinuar oder Mahler um Rath, sie bestimmen sie nicht im mindesten um ihre Kranken und Klienten, sondern sie und sprechen nur von Homer und Virgil. Sogar die heidnischen, die Maiores und Minorensen werfen ihren Haupt und Kelle in den Winkel und legen sich auf Apollon und die Muse. So wie ich einen Fuß über die Schwelle meines Hauses setze, sehe ich mich von verschmeichelnden Narren umringt, die mich um Rath fragen, wie Probleme und Räthsel zum Dichtern stellen. Eines Tages begegnete mir ein weinender Bauer vor Schmerz ganz außer sich war: „Ihr seid an meiner Unglücke schuld“, sprach er zu mir, „Ihr habt mir meinen einzigen Sohn verführt.“ Wie soll dies zugehen, antwortete ich ihm, da ich weder Euch noch Euren Sohn kenne? „Denn kommt auch gar nichts an“, entgegnete mir der alte Mann, „es ist genug, daß er Euch sehr gut kennt. Ich hatte es um mein Hab und Gut kosten lassen, um ihn die Rechte zu lassen, und nun auf einmal erklärt er mir, daß er nichts mehr zu schaffen haben und nur Euren Namen für wolle. So sehe ich mich um alle meine schönen Tugenden betrogen, denn ich muß nun fürchten, daß weder ein anderer Rechtsgelehrter noch ein ordentlicher Poet jemals angefordert werden wird.“ O Freund! was soll man auf solche eine Frage erwidern? Ist es nicht ein großes Leiden, in diesem Zeitalter ein Dichter zu sein?“

Die Töchter sind so scrupulös in ihren Familienangelegenheiten, daß sie auch gegen Bekannte das Wort: Familie, nicht in den Mund nehmen, sondern immer sagen: Ich sende dem beiläufig seinen Gruß.

Literarische Anzeige.

Erleben ist in meinem Verlage erschienen und in Buchhandlungen zu erhalten:

Herr Dr. Diesterweg
und die
deutschen Universitäten

Eine Streitschrift

von
Dr. Heinrich Ras.

Man sagt: alles Eigene findet sich sein. Was aber fremder und ungewohnt für einen Versuch habe, das ist das meine Nase.

Dr. H. Ras. 16. St.
Leipzig, im Juli 1836.

J. A. Brodhaus

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brodhaus. — Verlag von J. A. Brodhaus in Leipzig.

literarische Unterhaltung.

Freitag,

Nr. 211.

29. Juli 1836.

Übersicht der neuesten Erzeugnisse der deutschen poetischen Literatur.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 210.)

29. Xant: moderne Dichtungen von G. W. Winterling. Berlin, Bode. 1836. 16. 21 Gr.

Wir haben hier eine metrische Bearbeitung der Mythe von Amor und Psyche, wie sie Apulejus erzählt, und eine zweite des Hirtens Romans: „Daphnis und Chloë“, von Longus, der hier in ein idyllisches Epos umgestaltet ist. Beide Stücke werden bezeichnend antik-moderne Dichtungen genannt, weil der Dichter antike Stoffe in ein modernes Gewand kleidet, um auch dem des Alterthums unkundigen Leser genießbar zu machen. Das des Apulejus fleischliche allegorisirende Dichtung anknüpft, so hat sich Hr. Winterling erlaubt, die episodische Darstellungsweise des Originals, nach welcher der Erzähler die Handlung bis zu einem gewissen Punkte führt und sich dann allmählich von ihr ab zu gleichzeitigen Personen und Umständen wendet, durch leichtere Übergänge zu ebenen und durch kleine Erweiterungen zu füllen. Dem rhetorischen Schmucke hat er dagegen eher etwas genommen als hinzugefügt, und hin und wieder läßt er die Allegorie deutlicher hervorspringen, als es im Original geschieht. Als Form hat er die achtzeilige Strophe gewählt, die sich nicht übel hier ausnimmt und ganz gut bewirkt ist. Im Hirtens Roman des Longus, den er in fünfzigsten reimlosen Versen wiedergibt, hat er sich einige Änderungen erlaubt, und namentlich ist dies da geschehen, wo unsere Dichter und unser Geschmack solche zu heischen scheinen. Doch ist manches gar zu sehr modernisirt, was selbst Dem, welcher die griechischen Dichter nur oberflächlich kennt, auffallend sein mag. Die Scenerie und Maschinerie des Gedichts läßt er unangetastet, und daran hat er sehr wohl gethan. Tadel verdient dagegen, daß er den Parasiten Gnatho in seiner Bearbeitung nicht auftreten läßt, indem er in seiner Erscheinung gar zu viel des Lustigen findet und sich demnach nicht entblödet, die ganze indecente Situation zwischen der mannlosen Ephebe und dem jungen Daphnis in seine Erzählung mitzunehmen. Das griechische Natürlichkeitsprincip und die dithyrambische Anschauung entschuldigen hier nichts.

30. Manfred. Die Fingerringe. Der Traum. Aus dem Englischen des Lord Byron übersetzt von Ernst Köpke. Berlin, Schöbner. 1835. 8. 12 Gr.

Wenn die Kritik bei dieser Uebersetzung, was ihr wol möglich war, Ausstellungen macht, so erscheint sie wie ein eigenfinniges Wesen, als zu beschränkendes Wesen, das mit einem Fliegenwedel nur eine reine Spiegelglasse führt, weil es sie verdrückt, daß die Gläser auf denselben sichtbar sind. Der gemeinliche Vergleich der deutschen und englischen Sprache macht dem Uebersetzer leichtes Spiel; bei einigem Talent kann er sich an Wort und Geist des Originals mit überraschender Art angeschlossen;

und das ist hier zum größten Theil geschehen. Ein Anderes ist es freilich, einige Stücke und Stellen aus einem classischen Ausländer sich auszuwählen und herauszufokken; ein Anderes, das ganze Werk, ohne zu ermüden und con amore von A bis Z zu übertragen.

31. Vaterländische Dichtungen von Karl Ad. Kaltenbrunner. Tübingen, Haslinger. 1835. 1 Thlr. 8 Gr.

Die an Naturschönheiten überaus reiche Provinz Schwaben ob der Enns ist des Dichters Geburtsland, und ihrem Schooße ist die größte Zahl seiner Dichtungen entsprungen. Den Kranz seiner Sangesblüthen, gewunden unter dem wärmern Strahle seiner Jugendsonne, weicht er dem geliebten Mutterlande, an dessen Altar er denselben, wir würden sagen, bescheiden niederlegt, wenn er nicht ein Wort des Dichters Albius: „Phoebel fave! Novus ingreditur tua templa sacerdos“, als erste Blüte seinem Kranze eingeflochten hätte. In dem einleitenden Wort: „An Oberösterreich“, sagt er:

Ein Raube noch, — da ich am Ufer saß
Der Aaren Enns gespielt manch gold'nen Tag,
Mir Festungen gebaut vom Wellensaude,
Nur froh gehüpft, wie meines Herzens Schlag, —
Erfreut' ich mich am schönen Heimathlande,
Das hell und weit vor meinen Blicken lag.
Schon glänzte mir des Vaterlandes Sonne,
Ich sah nach ihr und suchte neue Wonne.

Strophe 4:

So stand an meiner Wiege Trübsal's Bette
Die große, heilige Mutter, die Natur,
Die zierte mir die ewig theure Stätte
Hier durch der Ehren Saub- und Blumen-
Dort durch der grünen Alpen schöne Kette,
Gejogen bis zur Kuppel von Am-
Oft blickt' ich hin; schon sah ich das Entzückte,
Als ich noch nicht vermochte, es auszudrücken.

Und Strophe 8:

Ein Funke zündete, — die Massen kamen,
Geschütt in heiles, rosiges Gewand;
Sie nahen mir, zu fern'n der Lieber Camen,
Die Tyra legend in die Jünglingshand;
Da fanden die Gefühle laut und Namen,
Da sang mein Herz zuerst für's Vaterland!
Begeisterung entfaltete die Schwünge
Und ließ mich kühn wol manchen Flug gelingen.

Wir haben auch nichts einzuwenden gegen den Beruf, das Talent und Streben des begeisterten patriotischen Verfassers, der nicht bloß in mannichfacher Form ansprechende Naturschilderungen, sondern auch Sagen und Geschichten nach historischen Urkunden zum Besten gibt und selbst einige prosaische Aufsätze mit einwirft. Bei alledem können wir die Gedichte als Kunstwerke den Lesern aller deutschen Jungen nicht empfehlen, was freilich in unserm gesanglustigen Deutschland viel sagen würde; sie aber

des Verf. Landeuten empfehlen zu wollen, wäre überflüssig; denn das bedeutend lange, hier nicht vor, sondern nachgedruckte Subscribentenverzeichnis ist uns ja schon Bärge, wie viel Ausklang seine vaterländischen Hände gefunden haben. Unter den brüderlichen Sagen möchten wir „Weidmann's Tod“ als in Form und Stoff gelungen auszeichnen, sowie den größten Theil des Ganzen, „Das Salzammergut“, überschrieben, dessen Reize aus Anderer Schilderungen hinlänglich bekannt sind; wäre das Wort: Salzammergut, nur nicht ein so höchst prosaisches.

32. Gedichte von Eilesius Minor. Leipzig, D. Wigand. 1835. Gr. 12. 1 Thlr.

Hier wohlklingende und wohlgelungene Stenzen, die das Ringen und Streben der die Fesseln sprengenden Dichterkraft lebendig malen, rufen dem Leser am Schluß ein „Anch'io son pittore“ zu. Das letztere Wort erweckt eben nicht das günstigste Vorurtheil für die Beschidenheit des Verfassers, der hier seinen beschiedenen Beinamen minor zu einem major zu machen scheint; überdies ist man gewohnt, in den einleitenden Versen junger Dichter eine schüchterne Anfrage, ob es erlaubt sei einzutreten, eine herzlich gekleidete apologetische Phrase, eine freundliche Bitte um Nachsicht u. zu lesen; indessen spricht der Minor jenes Wort mit so viel Selbstbewußtsein und Sicherheit aus, daß wir gegen seinen Dichterberuf und gegen sein Talent kaum etwas einzumenden wagen; nur folgende Bemerkungen seien uns über Einzelnes gestattet. Ein „Concurrenzcyklus an neuere Dichter und Heliden des Alterthums“ behandelt, wie sehr der Verf. den Lorbeer liebt und wie gern er ihn erringen möchte. Schade, daß die Sonette die besungenen Dichter zu wenig charakterisiren und sich in vage Huldigungen gleich den Rauchwirbeln aus einem Verbrauchsasse auflösen. Er thut nichts, als daß er diese Bilder der unsichtlichen „großmächtigen Freunde“ zeigt. In gleicher Form folgen erottische Gaben, deren Janigkeit hin und wieder durch ein frostiges und wichtiges Ländeln erklärt wird. Die Sätzchen nach Anakreon wollen um so weniger gefallen, da das moderne Reich sich nicht fähig über die klassische Lancia des Lejergreises werfen läßt. Mehr Werth haben die Lieder, welche die politische Gegenwart berühren. Des Verf. Rufes athmet da die gesunde reine Lust der Freisinnigkeit, von welcher die mephistische Atmosphäre des Ultraliberalismus sich stets fern hält. Sie schenkt den Polen eine tiefgefühlte Ränke und wirft einen wehmüthigen Blick auf St.-Helena's einsames Felsengrab; sie gleicht einer edeln Tochter Iovis, aber nie der wilden, aus der Bastille entsprungenen Jungfrau. So z. B. „Volkstheiler“, (S. 98) u. a. Den Romanzen und Balladen gebührt der effectreiche Etonismus, den dieser Dichtart beisteht. Wie viel besser haben wir z. B. „Die Spielente auf der Burg Kyffhans“ bei Anders gelesen! Dagegen „Teer“ (S. 120) ist gelungen; als das Gelungenste aber bezeichnen wir den Concurrenzcyklus „Kitter Bayard“ (S. 129—163). Die „Liebesprüche“ sprechen nicht able Gedanken aus; aber das unaufhörliche Aufwimmern darin erklärt am Ende das Gefühl und die Liebe rationirt sich klüglich zu Liebe, d. h. sie löst sich in einer gewissen Ironie auf, auf welche der Dichter freilich nicht gekommen wäre, hätte er nicht d. Heine's Gedichte gelesen. Carlstädtische Witze wie (S. 191):

Da bist so leicht und doch so schwer.

Begreife selber nicht, was der.

Sag' ich's zuletzt nur immerhin.

Wie, ach, so elend schwach bist du: —

In deinem feierlichsten Einn

Ob' ich all meines Lebend Lagen

Die eberfchwerste Last zu tragen;

Wilt nicht Erinnerung mich requiriren.

Sie wärte, traun — zu Tod mich drücken —

haben sich häufig, und das erianert untermüthig an jene gescheiterte poetisch-erotische Bergweisung, die an Heine's Nachfolger, aber auch an den Jüngling in Heine's Fabeln und Erzählungen mehrt, der den Regen aus der Wolke zieht, um

Spitze und Schneide zu befehen und ihn langsam wiederherstellen. In der Brust des Verf. ist in der That zu viel Feuer, als daß er dies Beste machen sollte, damit sie bachehen, wie (S. 196) dem Leser sagt:

Ihr braucht mich nicht zu befehen

Um meine Seligkeit.

Ihr braucht nicht mitzulieben

Bei meinem Gesehaleib.

Ich bin so fern dem Eide.

So fern wie der Luf;

Ich dennte alle treibe

Schon längst auf meiner Brust.

Doch weil auch Menschenherzen

Amplaffen, was ich geacht.

Hab' ich ihre Luf, ihre Schmerzen

In herrliche Verse gebracht.

33. Gedichte von Richard Roos. Drittes Bändchen. Unter dem Titel: Ausgewählte neuere Gedichte. Leipzig, Richter. 1834. 8. 21 Gr.

Lebte, harmlose Gemüthlichkeit, die das Wort mit Eleganz und Anmut gestaltet und oft an Castelli's Talent emulirt, ist der Charakter dieser Gedichte, die sich schon früher bei uns einer Menge von Lesern erfreuten, wenn sie in Journalen und Flugschriften erschienen. Zwei Bände sind vor gewärtigem dritten Theile schon erschienen, den der Dichter durch den Tod gehindert, nicht selbst herausgeben konnte. Freund des Berenwigen hat sich diesem Geschäft unterzogen, und durch er sich unbezweifelt den Dank der Freunde und Leser des Dichters erworben hat.

34. Meine poetische Jugend. Gedichte von Hermann R. Hamburg, Bormer (Schubert und Rimeyer). 1834. 12. 8 Gr.

In der letzten Rubrik („Den Lieben“) dieser richtig correct gedruckten Gedichtsammlung findet sich in einem Brief an einen Freund folgende Strophe:

Wie ist die schöne Kunst gegeben,

Daß wir im Liede wiederfinden!

Was mir das vielbewegte Leben

Im Traum und Schmerzen wechsellad heinet.

Diese schöne Kunst ist dem Verf. in der That nicht fremd. Ein Blick in die Kreise des bewegten Lebens, menschliche Verhältnisse und Situationen und in die Natur, ihm Bilder, Gedanken und Anschauungen, die er in seinen poetischen Stoffen zu erheben und zu führen weiß; und wie uns einige als Einleitung dienende Stenzen sagen, ist ein vielbewegtes, heimatloses Leben in die Welt gekommen, früh mit dem Schmerze vertraut wurde, so mußte es bald der weise auf den Grund, wodurch sie einen so tiefen Eindruck auf das Auge machen. Dies gilt natürlich von den Gedichten, die er unter den vier Rubriken: „Jugend“, „Schreibstube“, „Aus der Ferne“ und „Bemerkungen zur Zusammenstellung“ hat. Dabei hat ihn das Leben nicht nur ein mild und fromm gemacht, und er selbst weiß, daß nur den Munden hallenden Engel herbeizubekommen, auch dem Lebenden, der in den Bereich seiner Wirklichkeit eine Blume milderer Erlebung zu streuen. Wie er selbst er einer frommen Jugend, Liebe und Religion, deren freundliche Führer, wie innig ist das, „Wieder“ wie elegisch, sanft und voll Resignation: „Mein Gedicht“ (S. 10) aus „Jugendliche“ ist sehr schön. Jedoch dem frommen Glauben, der eben begonnen hat, zu sterben des Kieff. volle Gewandtheit widerstehen, so mit nicht gesagt sein, daß er ein Dichter konnte, wozu denn freilich viel gehört in einem Lande, wo man den Jüngling sagt; nein, auch hier gibt's Fieber, ja, Mattigkeit und Schwäche. Es sind unter den, ja, und Balladen mehr, die diesen Namen nicht annehmen

„Die Epigone“ (S. 184), eine moralische, und „Der Kreis“ (S. 185), eine allegorische Erzählung, zu zählen sind; ein halb Duzend Nummern etwas mögen dieser Dichtart mit Recht beigemessen werden. Als wir an den Abschnitt: „Gebirge launigen Gestalten“, kamen, konnten wir uns der Beforgnis nicht erwehren, der Dichter möge seiner ihm eigenthümlichen, oben bezeichneten Weise: und Gerichteberückung nach schwerlich geeignet sein, auf dieser Arena zu glänzen, und diese Beforgnis bewahrheitete sich in vieler Hinsicht. Der Scherz ist zu weich, zu mild, und nur einige Nummern athmen gefälligen Scherz ohne stehende Caricaturen und Spasmacherei. Von letzteren sind zwei Nummern aber nicht frei, die wir als triviale Schwanke bezeichnen müssen, so ungern wir es thun. Wir meinen „Die letzte Execution“ (S. 210) und die folgende „Gute Nacht“. Die Sonette bieten Apathisches, zu geschweigen, daß die Form in den Terzinen verlegt ist; ja, sie wirken, in einem Athem gelesen, wie des Perpendikels Monotonie in einer Banduhr. Holste? Nun, man kennt sie ja! Die Doppelstangen kommen uns vor wie die Hohlspäne von des Schreiners Werkstätte, die der rathliche Mann ausliest, weil er meint, sie könnten uns noch benutzt werden. Das leidige Glossewesen treibt auch hier sein Spiel, aber der Verf. läßt sich vielmehr von ihm zum Scherz machen. In den Elegien, wo man den Dichter ganz in seinem Element wähnen sollte, fehlt es zwar nicht an Farcikeln der Gedanken und Innigkeit des Gefühls, wol aber an dem europäischen Geist der antiken Classicität. Ueberdies will es uns bedünken, als gelänge ihm Gebichte in trochäische und jambische Form besser als die im Gewande des Hexameters und Pentameters einerschreitenden. Wir vermuthen, der Dichter habe das selbst.

(Die Fortsetzung folgt.)

Sterngruppen und Nebelmassen des Himmels. Gemeinlich dargestellt von Littrow. Wien, Dec. 1835. Gr. 8. 16 Gr.

„Die meisten Menschen glauben, daß das Universum, außer den ihnen bekannten Gestirnen der Sonne, des Mondes, der Planeten und Kometen nur von den sogenannten Fixsternen erfüllt sei, Weltkörpern, unter denen man sich immer nur wieder Sonnen mit einem Planetenfolge vorstellt, und von denen es also genügen würde, Einen zu kennen, um wenigstens einen allgemeinen Begriff von allen übrigen zu haben.“ Das zutragende Bedenken ist bestimmt, das Gegentheil hiervon zu beweisen; dasselbe soll eine neue Bestätigung des alten Satzes liefern, daß die Natur ebenso einfach in ihren Mitteln als in ihren Zwecken ist, und daß die Mannichfaltigkeit des innern Baues, der die äußere Gestalt der Gebilde in jenen Höhen nicht mindert, und bewundernswürdig als bei den Schöpfungen ist, auch hier zunächst auf der Erde begreift.

In der That haben die neuesten Beobachtungen bereits die Vermuthung gewährt, daß die an und für sich so erhabene Idee, das Universum nur als Wiederholung des Typus unserer Milchstraße in seinem Glanze, seiner Ferne und Mannichfaltigkeit zu betrachten, doch keineswegs unzweifelhaft, um die Natur des Unendlichen zu erschöpfen, und daß das Firmament noch Gebilde viel höherer Ordnung aufzuweisen habe. Hieselbst hat der Verf. hat das früher nur geahnte Vorhandensein von Sonnen, wo Sonnen eine Centralsonne höherer Ordnung umgeben, außer allen Zweifel gesetzt; und die immer höher gestiegene leuchtbringende Kraft unserer Refractoren und Mikroskopen zeigt uns noch unzählige andere Formationen in den Tiefen des Himmels, deren eigentlicher Bau vielleicht noch nie vollständig aufgeklärt ist, welche aber wenigstens die Umstände der Fortentwicklung des Schöpfungsplanes, mehr und mehr offenbaren.

Die vorliegende Schrift hat ganz eigentlich den Zweck, die Mannichfaltigkeit des Himmelsgebilde in ihr volles Licht zu setzen. „Der gekürzte Himmel“, sagt der würdevolle Verf.

(S. 9), „ist keinesweges, wie es wol auf den ersten Blick scheint, nur mit einer einzigen Art von Körpern erfüllt. Diese sind, runden, weiß oder weißgelb gefärbten Sterne sind nicht die einzigen Gebilde jener fernern Höhen, und die Natur, deren Mannichfaltigkeit in ihren Wirkungen und Erzeugnissen wir schon auf der Erde so oft Gelegenheit zu bewundern haben, hat dieselben Eigenschaften im grenzenlosen Weltall noch viel bedeutender entwickelt.“ Schon unter den Fixsternen selbst, welche wir mit dem allgemeinen Namen Fixsterne belegen, zeigen sich dem bewaffneten Auge bei näherer Betrachtung die auffallendsten Verschiedenheiten. Mehrere derselben erscheinen so groß und lichtstark, daß man sie selbst mit den mächtigsten Fernrohren sogar im Augenblicke des Mittags sehen kann, während gegenwärtig eine ungleich größere Anzahl derselben zu klein ist, um auch durch die größten Teleskope anders als mit Mühe erblickt werden zu können. Auch in Rücksicht auf die angegebene Farbe sind sie weder untereinander, noch sich selbst dauernd gleich: das gewöhnliche Weißgelb ändert sich stufenweise durch alle Nuancen vom blendendsten Weiß bis zum tiefsten Gelb, ja bis zum eigentlichen Blau und Purpurroth; und was ihre eigne Veränderlichkeit an Farbe sowohl als Größe anbelangt, so zeichnet sich z. B. Sirius, der schönste aller Fixsterne, jetzt durch sein glänzendes Weiß aus, während ihn die griechischen und römischen Dichter durchgängig als roth bezeichnen; und Rastor, früher der sichtbar größere von den beiden Sternen, welche unter dem Namen der Zwillinge so bekannt sind, ist jetzt scheinbar der kleinere.

Außer diesen Einzelsternen aber, von denen der Nachthimmel auf den ersten Blick überall erfüllt scheint, enthält derselbe vorzüglich noch zwei andere Formationen, welche nur durch Fernrohren sichtbar werden und die eben den Gegenstand unserer Schrift ausmachen: die Sterngruppen und Nebelmassen. Die Doppelsterne, unter welchem Ausdruck man bekanntlich Combinationen zweier oder auch mehrer Sterne versteht, welche sich auf einen von ihnen als Centralkörper beziehen, dürfen ihrer Natur nach vielleicht zu jenen Gruppen gerechnet werden; und da der Verf. darüber in einer eignen, von uns in Nr. 94 d. Bl. angezeigten Schrift: „Die Doppelsterne“ (Wien, 1835), bereits ausführlich gehandelt hat, so thun wir derselben hier weiter keiner besondern Erwähnung.

Unter Sterngruppen versteht man diejenigen isolirten leuchten Stellen des Himmels, die sich, wenigstens mittelst besserer Fernrohre, durchaus in einzelne Sterne auflösen, während sie uns mit unbewaffnetem Auge oder minder guten Instrumenten nur als Lichtnebel erscheinen, deren matter Schimmer also, etwa wie der Lichtschimmer der Milchstraße; von welcher wir diesen Umstand schon als bekannt voraussetzen dürfen, nichts anderes als die Gesamtwirkung aller der kleinen, gedrängt beieinander erscheinenden Sterne ist, aus welchen diese Gruppen bestehen.

Mit dem Namen der Nebelmassen des Himmels dagegen belegt der Verf. der Art, dessen unausgesprochenen Bemerkungen wir die ersten näheren Kenntnisse dieser wunderbaren Himmelsgebilde verdanken, diejenigen der angegebenen isolirten Stellen, welche sich auch durch die allerfeinsten in unserer Gewalt stehenden Vergrößerungen noch nicht in einzelne Sterne auflösen lassen, sondern den Charakter des Schimmels in einen allgeräucherten Lichtschimmer immerfort behaupten, entweder wohl ihrer Entfernung zu außerordentlich groß ausfällt, als daß sie von unsern Instrumenten noch unterworfen werden könnten, oder, was mehr Grund zu haben scheint, weil die Sternformation an diesen Himmelsstellen noch nicht vollendet ist, sondern der Schöpfungsstoff sich dort nur überhaupt in einem gebräuntem Zustande vorfindet.

Erstere Vermuthung wird durch einen gleich anzuführenden Umstand sehr wahrscheinlich gemacht. Es ist nämlich höchst merkwürdig, daß sich diese Gruppen und Nebel selten allein und isolirt am Himmel zeigen, sondern daß sie gewöhnlich in

großen Lagern aneinander gerichtet stehen. Ein Hauptgürtel derselben scheint sogar, wie der Zodiacus der alten Planeten, den ganzen Himmel in Gestalt eines größten Kreises ganz gleich zu umgeben. Diese Zone schneidet die Milchstraße nahe unter einem rechten Winkel und geht durch die beiden Punkte des Äquators, welche den Frühlings- und Herbstpunkt bezeichnen (also durch 0 und 12^h der Rectascension). Die nächsten Umgebungen solcher Rebel und Gruppen sind dagegen oft auf mehrere Grade ganz leer. Dies ereignete sich bei Herschel's Beobachtungen so oft, daß er endlich als Regel annahm, jenseits Himmelsgebilde zu erwarten, wenn eben solche sternarme Gegenden durch das Feld seines Instrumentes gezogen waren. Diese Abwesenheit aller eigentlichen Sterne wird besonders oft in den Zwischenräumen bemerkt, welche zwei benachbarte Rebel trennen, so daß es, wie sich unser Verf. auf diese Veranlassung im oben angeführten Sinne ausdrückt, scheint, „als wäre durch diese Rebel und Gruppen die benachbarte Sternmaterie angezogen und absorbiert worden“, und bestände sich in den Gruppen bereits zu Sternen ausgebildet, in den Rebeln dagegen nur erst in dem mutmaßlichen verdichteten Zustande, welcher eine noch zu erwartende, endliche, wirkliche Sternformation erwarten läßt. Der Schöpfungsact erscheint hiernach nicht als geschlossen, sondern es muß vielmehr angenommen werden, daß sich die Kräfte der Natur in einer fortwährenden Thätigkeit befinden, um aus dem, das Universum erfüllenden Weltenschöpfungsstoff auch wirkliche Weltkörper zu bilden, und daß der Unendlichkeit von Zeit und Raum auch eine Unendlichkeit solcher Thätigkeiten entspreche. In der That eine der erhabensten Ideen, deren sich der menschliche Verstand zu bemächtigen fähig ist.

Unter diesen Sterngruppen zeichnen sich viele durch ihre vollkommen runde Form aus. Dergleichen Sterngruppen, deren Zusammensetzung aber nur durch schärfere Instrumente erkannt wird und welche man deshalb teleskopische genannt hat, haben ganz das Ansehen von kugelförmigen, mit Sternen dicht angefüllten Massen, die isolirt, gleich Kometen, am Himmel zu schwimmen und große, von allen übrigen abgesonderte Sonnenfamilien zu bilden scheinen. Gewöhnlich ist ihre Form scharf begrenzt und die nächste Gegend rings um sie her wird, wie gesagt, von allen andern Himmelsgebilden ganz frei gelassen. Höchst wahrscheinlich sind diese Sterngruppen Systeme von Sonnen, welche sich ebenso auf eine Centralsonne beziehen *) wie die Planeten unseres Systems auf ihre Sonne als Centralkörper. Bieht man indes in Betracht, daß die Anzahl der Gestirne in diesen Gruppen gradehin unzahlbar ist, so erlegt der menschliche Geist einer so kolossalen Vorstellung und die ermüdete Reflexion löst sich in Aebtung des Schöpfers auf! Wenn wir von diesen Sterngruppen zur näheren Betrachtung der eigentlichen Rebel über, so bemerken wir sogleich, daß schon ihr bloßer Anblick für ein geübtes Auge hinreicht, um zu zeigen, daß sie nicht von der Zusammenhäufung sehr entfernter Sterne in einem verhältnißmäßig geringen Raume herrühren können, sondern daß sie Wesen eigener Art sind, welche für sich bestehen und keineswegs als bloße optische Illusionen betrachtet werden dürfen. Wenn man eine teleskopische Sterngruppe, wie wir sie eben beschrieben haben, durch ein schwächeres Instrument betrachtet, so erscheint sie auch wie ein Rebel; mit einem Stärkeren wie eine Mischung von Rebel und Sternen; und eine sehr starke Vergrößerung läßt das ganze Aggregat in Sterne auf. Bei den hier in Rede stehenden eigentlichen Rebeln ist dem aber nicht so, und die Anwendung der allerstärksten Instrumente dient nur dazu, die allgemeine Deutlichkeit zu vermehren, ohne daß hier je eine bereits erfolgte wirkliche Sternformation bemerkt würde. Mehrere dieser Rebel zeichnen sich durch ihre wahrhaft erschauende Größe aus, indem sie, selbst in den ungeheuren Entfernungen,

um welche sie von uns abstehen, doch noch sehr beträchtliche Räume des Himmels, oft von mehreren Quadratgraden, bedecken. Ein solches Rebeiseld z. B. (Rectascens. 0^h 36; Declinanz 47° 8' für 1800) fast 8 Quadratgrade. „Es ist Feld von kreisförmiger (oder doch nahe kreisförmiger) Gestalt, so weit uns der Durchmesser desselben unter dem Winkel von 2½ Grad erscheint. Nun ist aber bekannt, daß der nächste Fixstern wenigstens 200,000 Mal weiter als die Sonne von uns entfernt ist, und daß seine Entfernung von der Erde mindestens 4 Billionen Meilen beträgt. Nehmen wir daher an, was gewiß noch viel zu wenig ist, daß jenes Rebeiseld ebenso weit als dieser nächste Fixstern von der Erde absthe, so muß der wahre Durchmesser desselben gegen 200,000 Billionen Meilen betragen, also an 250 Mal größer sein, als der Durchmesser der Uranusbahn, welcher etwa 840 Millionen Meilen beträgt. Dies mag einen Begriff von den Ausdehnungen jener Weltkörper, oder vielmehr, es mag eine Probe von der Unbegreiflichkeit der wahrhaft entsetzlichen Räume geben, welche im geheimnißvollen Himmelsweesen einnehmen.“

Auf diese, ebenso erhabene als anmuthige Reise bezieht der Verf. seinen hehren Gegenstand, und kein Leser, in dessen Brust nur ein Funke von Gefühl für die Größe der Natur und ihres Schöpfers wohnt, wird das Schriftchen ungenutzt und unbedrückt aus der Hand legen.

Notiz.

Das Königreich Lahore, nach Mittheilungen des Generals Allard.

Die Territorialbesitzungen von Randschit-Sing umfassen gewöhnlich das Thal des Pendschab zwischen dem Indus und Sublisch; er besitzt außerdem das Thal Kaschmir und ganze Gebirgsland bis zum Schneergebirge (Chalno) selbst. Randschit-Sing besitzt das Himalaya. Sodann besitzt Randschit-Sing noch 45 Talout oder Distrikte auf der englischen Seite des Sublisch, entweder allein oder in Verbindung mit anderen Fürsten; im Westen des Indus stehen Khyrabat, Antona, Jemmer, Durro-Schahi-Khan und Durro-Schahi-Khan unter Randschit-Sing's Herrschaft. Auch sind die Belutsch-Oberhäupter unter Randschit-Sing's Befehl.

Einkünfte, gewöhnliche Steuern	12,405,000 Rupees
Douanen des Pendschab	1,900,000
Das Mohurane, Stempelsteuer	577,000

Totalsumme für die Länder, die unmittelbar

unter R. S. Herrschaft stehen 14,882,000 Rupees

Das übrige Gebiet wirft jährlich noch 10,928,000 Rupees, so daß sich die gesammten Einkünfte des Randschit-Sing 25,808,000 Rupees belaufen. Dies sind die Angaben des Pittam Murray. General Allard behauptet, der König von Lahore bezöge jährlich eine weit beträchtlichere Summe, von 600 Lacs, zu 100,000 Rupees, die Rupee 2½ Pence demnach hätte dieser Fürst jährlich beiläufig 12½ Lacs einzunehmen. Seit einigen Jahren hat er jedoch keine gesammelt. Eine seiner Hauptbeschäftigungen ist die Fortification; mit Inbegriff der Kleinodien, Schmucke u. s. w. sollen seine Schätze einen Werth von 14 Millionen Pfund Sterling haben.

Seine Militärmacht besteht aus folgenden Corps:
Reiter, unter dem Commando des Generals Khan
(Dragoner und Kavallerie) 14,000
Infanterie 14,000

Garnison in Kaschmir:

Reiter	1,000
Infanterie	2,000
Contingent der Girkars	1,000

Zusammen: 4,000
Nebst dem Gehalt der König von Lahore 570 Rupees, aber nur 100 Rupees.

*) Wir haben oben bemerkt auch die Doppel- und überhaupt mehrfachen Sterne in der weitesten Bedeutung dieser Namen zu müssen glauben.

Übersicht der neuesten Erzeugnisse der deutschen poetischen Literatur.

3. weiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 211.)

35. Gedichte von Wilhelm Reinhold. Erstes Bändchen. Religiöses. Zweites Bändchen. Vermischtes. Zweite durchaus verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, Brockhaus. 1835. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Wenn Ref. eine nicht kleine Zahl der in diesem Artikel angezeigten Schriften mit einem Gut, Mittelmäßig oder Schlecht gekennzeichnelt in d. Bl. den Lesern vor Augen gestellt hat, so wünschte er bei gegenwärtigen, auch in typographischer Hinsicht wohl ausgekatteten Gedichten, es möchte ihm so viel Raum in d. Bl. gegeben sein, um aus dem Gebiete der Relation in das der Recension übergehen und sein oft lakonisches Urtheil nachtheiliger motiviren und belegen zu können; denn sie verdienen in der That mehr Beachtung und Würdigung. Abgesehen von dem Umstande, daß ihr Verf. sich wirklich eines Talents erfreut, durch welches er sich über drei Vierteltheile der hier besprochenen Verfasserschaft erhebt, so erscheint das Ganze als ein im Laufe der Erfahrungen und Studien gereiftes Werk, an welchem sich die Wirksamkeit der in unsern Tagen von den Dichtern so sehr vernachlässigten Felle klar bekundet. Dem größten Theile nach sind sie auf der einsamen Insel Usebon an der äußersten Grenze deutscher Junge, aber auch unter den lebendigen Einflüssen einer zu seinem Herzen lebenden Natur entstanden. Sie hat ihm dort einen Tempel und in dem Tempel einen Detailer errichtet, und die trauere Einsamkeit, in der er beobachtet und gebildet, mag alle Strahlen religiösen Gefühls in dem Brennpunkte stummer Begeisterung concentrirt haben. Dies gilt namentlich von dem ersten Bändchen, welches nur Religiöses enthält und vortheilhafter vor dem zweiten ausgezeichnet, in welchem Vertheilung — bona mixta malis? — geboten wird. In jenes religiöse Gefühl mischt sich kein Wortgeklänge, kein hohles Phrasen, keine Bilderstürze, noch ein Schiboleth aus einer theosophischen Schule; es offenbart sich in demselben Gedankenreichtum der Prosa, Einfall ohne Mattigkeit und Monotonie, Glaubenskraft mit heiterem Ernst gepaart, und Bilder, die überall des Lebenswunders würdig sind, so daß hier sich gelungene Proben aus der Dichtkunst darlegen — wir meinen das Kirchenlied —, die in den Dichtern unserer Tage höchst selten angebaut wird, weil wir meissen an dem Bestreben, den ästhetischen Forderungen und höchsten Selbstbedürfnissen zu genügen, nämlich Heiteren. Mit Ausnahme des Chorals: „Am Hochzeitstisch“ (S. 75), der nicht nur will, sondern alle in unsere kirchlichen Liebesammlungen übergehen. Der Berth der frommen Gabe wird noch dadurch erhöht, daß der Verf. nicht aus dem lastlichen Quell, sondern aus dem heiligen Brunnquell des Bibelschops schöpft, und da, nach Luther's Rath und Ansicht, nicht aus den Worten, die aus ihm abgeleitet sind, sondern aus dem Brunnquell selbst trinkt. Er eifert mitunter wie ein Paulus, aber

entäußert sich dabei des Gewandes pharisäischer Casuistik, welches jener Apostel nicht abzulegen vermochte, und man stößt auf Stellen, die eines Jesajas würdig wären. Nichten wir den Blick auf das Einzelne, so zeichnen wir aus: „An eine Schwärze, die sich in der Kirche während des Gottesdienstes gefangen hatte“ (S. 37). Man lese:

Der arme Vogel, ach wie ängstlich schwebet
Er hin und her! — Der Orgel dumpfes Brausen.
Und der Gemeinde hundertfältige Stimme
Sagt ihn von Ort zu Ort; nun flattert er
Ermattet zu dem hohen Altarsfenster,
Und hängt sich dran und wispert mit den Flügeln.
Und nickt mit dem Köpfchen, ach, und schaut
So sehnsüchtig in den verschloss'nen Himmel! —
Ostrop, du Armer, mein gefährtes Herz
Wird bald das weite Tempelthor dir öffnen,
Denn so wie du ist meine arme Seele
Ja auch verschlossen in dem Tempel Gottes.
Ja dem sie nimmer ruht, die kummervolle. —
Ach, wie viel Stimmen werden in mir wach,
Sehnsüchtige, schmerzreiche, wehe Stimmen,
Und, o, wie drängt die Orgel meines Herzens!
Die arme Seele klagt vor dem Fenster
Der trägen Augen, härmst sich und schaut
Sehnend hinaus in den verschloss'nen Himmel.
Und regt unzufrieden ihr englisches Gefieder! —
Ach, öffne mir das weite Tempelthor,
Du Hohenpfeiler, wie der Erbauer,
Der harten, ach es erbarmend öffne! —

Würdig daran schließen sich zwei Parabeln: „Die Bette des Sathan“, und „Die Schwäne und die Gänse“; die „Grabchrift auf den Oberpräsidenten Sack“ (S. 47); „Der treue Todtengräber“ (S. 78); die „Christuslegenden“, schon deshalb anziehend, weil sie aus den apokryphischen Büchern des Neuen Testaments genommen sind, einem Legendenschätze, der von den Dichtern noch nicht genügend ausgebeutet ist; darunter die Legende vom heiligen Christoph, die nach neuern Quellen bearbeitet erscheint. Am beachtenswerthesten ist jedoch der erste Bändchens Schlußstein (S. 138), „Das Herrenhaus“ betitelt. Weisig mit Schiller's „Glocke“ verwandt, verweist sich die Ähnlichkeit durch die abweichende, hier glücklich gewählte Form. Der Zimmermann, der das Gebäude am Uferstrand vollendet hat, fordert einen Preis auf, an seiner Statt vor dem wartenden Volke den Sermon zu halten. Der Alte zeigt sich willfährig:

Hat achtzig Jahre bin als Diener ich bestet
In Gottes Herrenhaus, in dieser großen Welt,
Hab' manche Freud' erlebt und manche Kährlichkeiten,
Und willt ihr, willt ich euch dies Haus nach jenem
beuten!

Nun beginnt er mit Betrachtung des Grundes des eben erbauten und geht mit leichter Wendung auf den Bau des großen Wunderhauses der Welt und dessen Baumeister über. Bei je-

dem Übergange der Rede tritt passend ein Chor ein, der entweder eine Pointe auf das eben Dargestellte setzt, oder zur folgenden Betrachtung überleitet. Jetzt betrachtet der allegorisierte Bedner die Gäste, die im Herrenhause und im Hause der Welt einprägen und bewirtet werden. So kommen in künstlicher Parallelsierung der Herb, der Arbeitsaal, der Büchersaal, der Liebesaal, der Kinder Spielzimmer und das Schlafgemach an die Reihe, bis er die Hörer in das obere Geschloß, in den Freuden-saal führt, in welchen er himmlische Strahlen aus dem ewigen Freuden-saale fallen läßt. — Findet sich in den Gedichten des zweiten Bändchens nun gleich ein Pathos und ein Ernst, der an den Adler erinnert, welcher aus einer Thalebene unwillkürlich zur Sonne emporsteigt, so ist der Verf. doch nicht so in seiner Sphäre wie im Reilgischen, und wir möchten ihm rathen, seinen Beruf für Lichteres nicht zu verkennen und darin zu bleiben. In den Versen an den nun auch geschiedenen Grafen von Platen-Haller münde spielt ihm, so scheint's, eine Unglücksstunde einen argen Streich, die ihm eine gar wunderliche Form — sie läßt sich nicht beschreiben — unterschiebt, eine Form, die hier um so auffallender wird, da die Worte an einen Dichter gerichtet sind, dessen Schöpfungen sich sämmtlich durch eine Formgelegenheit auszeichnen, wie sie fast keiner seiner Zeitgenossen erreicht hat. Vergleicht man, die hier sich widrig blühende Wort- und Gedanken-schwulst mit den gelungenen Arbeiten, so kann man nur sagen: bonus dormitat Homerus. Das Frühlingslied (S. 82) hat zwar auch eine eigne Form; aber wie angemessen ist sie hier dem Stoff, und wie bekundet sie den richtigen Takt des Verf., der ihn dort ganz verlassen hat. Ebenso verdienen lobend genannt zu werden „Die Inseln“ (S. 21); außer manchem gemüthlichen Scherz „Die treue Danb“, eine schottische Sage (S. 42), und „Die Parze“, eine Romanze (S. 45). Wie anziehend sind die Bilder in: „Sonnenanfang“ (S. 39). Wie anwendbar sind auf des Dichters Persönlichkeit die beiden letzten Strophen aus dem Liede „An einen Urwald“ (S. 95):

O Dichterherz, wie bist du doch so reich,
Welch Glück ist deinem stillen Glück gleich?
Du ruhest, wie die sel'gen Uraniden,
Auf grünen Matten, von der Welt geschieden,
Haßt keinen Feind, der deine Ruh bedroht,
Haßt keinen Gram und kenneft keine Noth!
Auf blauen Fluten, wie ein goldenes Band,
Schwimmst einsam dein verklärtes Inselband,
Dein Dörchen ruht, umtobt von Liebeschwänen.
In stiller Nacht wach birgt all dein Sehnen!
O Dichterherz, wie bist du doch so reich,
Welch Glück ist deinem stillen Glück gleich?

Unter den 89 Distichen auf unsere Zeit treten einige in scharfer Deutlichkeit auf, die jeder Grazie baar ist; manche haben einen bitteren Kennercharakter und manche künden eine traurige Wahrheit. — Einer dritten Abtheilung, welche die Vorrede verheißt, und welche Ergemäße enthalten soll, sehen wir mit Vergnügen entgegen, weil sich in den vor uns liegenden Bändchen Stellen genug finden, die ein glückliches Omen hinsichtlich der Befähigung des Dichters für diese Gattung der Poesie geben.

36. Der Schmied von Haterberg. Schönschensage in Romanzen von Friedr. Krag von Ribba. Leipzig, Hartmann. 1855. 8. 18 Gr.

Mancher frühern Leistung des wackern, unermüdeten Sängers im pathetischen Genre, der wir auch wol in d. Bl. gedacht haben, folgt hier ein Versuch im Nativen, den wir keineswegs verunglückt nennen mögen. Man muß ihn lieb gewinnen, den grundguten, hiderben Waffenschmied Peter Poltermann, dessen Leben, Abenteuer und Begegnisse nach einem alten Volks-sagen in 45 Romanzen hier dargestellt sind. Ein lebensfrischer Degen weht durch alle Nummern, die in den mannichfaltigsten Formen auftreten und sich in leichter Versifikation, jeder Dämonie wie jedem Liebesknoten abhold, fortbewegen. Wo der Dich-

ter die poetische Ekzese in Anspruch nimmt, von der Sage zuweilen, weiß er die neue Gestaltung durch ästhetische Schwächen hinlänglich zu motiviren. Die technischen Ausdrücke, die sich auf Peter's Gewert beziehen, die discreten Wahl mittelalterlicher Worte und Bezeichnungen und die Anspielungen auf frühe Volks- und Landes-sitten lassen dem ganzen Romanzen-genre passende Local- und Zeitsfarben. Das Romanzenartige kommt indessen in das Epische hinüber, indem der Apostel Petrus den Hosen- fährten fährten Heiden als Schutzheiliger in Roth und Fahr bei- und zugesellt wird, und diese himmlische Protection erscheint doch nur als ein Act der Dankbarkeit von Seiten Peter's, welchem der Gutmüthige den apostolischen Saul unangenehm beschlagen hat. Überdies hat der Held manche Fährlichkeit im Kampfe gegen Schelme und Schnapphähne zu bestehen, ist im Streite mit Fleisch und Blut bei den Eodungen einer Sternchen-Bienerei vollkommen fleghaft und triumphirt sogar gegen den allgemeinen Feind des Menschengeschlechts. Als höchster Triumph läßt sich aber sein glorreicher Strauß gegen den Teufel bezeichnen, den er listig in die Zweige seines Apfelbaums zu bannen weiß. (Romanze XXXIX). Das Klapperstein muß das schon gefallen lassen, weil es dem Peter das Schwerter- und Weib und die lieben Kleinen mit boshafter Freude in die Hand gestürzt hat. Diese Verluste bestimmen denn auch den Lebens-müden, seine Wohnung und Waffenwerkstatt zu einem Zufluchts-orte für Arme und Kranke seiner Vaterstadt umzuschaffen und nach dem Kyffhäuser zu pilgern, wo er sich in seiner ehmaligen Gönners, des Kaisers Rothbart, unterirdischer Hofburg als Waffenschmied anstellen lassen will. Die Erscheinung Friedrich's des Rothbarts, dem Peter früher als Waffenschmied und als als Soldner in Italien wichtige Dienste geleistet, ist anziehend, aber von noch großartigerem Effect ist es, daß der Dichter Ordenspur seines Schmieds in den schauerlichen Höhlen des vertriebenen Kaiserpalastes verschwinden und ihn nicht auf- wöhnliche Weise den Zoll der Natur entrichten läßt. Die reimten Überschriften der Romanzen sind bekannten Volks- tern entlehnt.

37. Epische Gedichte von Johann Lutz in Hering. Darmstadt, Lange. 1855. 8. 21 Gr.

„Wenn nur“, sagt die Vorrede, „mitfühlende Freunde seinen (Hrn. Lutz's) Tönen lauschen und liebliche Augen ihm zu- fall lächeln, so sieht er dem ungebildigen Treiben und Dingen kleiner Gernegroß ziemlich gelassen zu.“

Beschneidet die Nadel im Ruh und Frieß
Und singt sein Klumpen- und Perlelied.“

Hätten wir nicht pflichtmäßig dabeistehen müssen, wie die Nadel im Ruh und Frieß uns ins Gesicht flogen, und hätten nicht dem Geklumpen lauschen müssen, wie wären wohl die Minuten geblieben.

38. Reime von Dr. Gustav Kretschmer. Guben, Debes. 8. 8 Gr.

Die Sentimentalität eines jungen Akademikers tritt in seinen Reimen mit dem hin und wieder auftauchenden Bitteren in einen seltsamen Conflict. Er bietet zunächst in 12 Sonetten, aus denen ein für Naturreize höchst empfindliche Gemüth und wohlthuend anspricht, „Erinnerungen an den doch bleibt hier der Ausdruck weit hinter dem subjectiven, warmen Gefühl zurück. In einer zweiten Abtheilung: „Lust und mein Schmerz“, nimmt die Sentimentalität einen neuen Charakter an, den wir nicht anders als das englische Wort whimsical zu bezeichnen wissen, und die sich (S. 44) zur Selbstermuthigung für sociales und ge- meines Leben zurecht:

Gustav, sei Mann! nimm muthig dich zusammen.

Was soll dies Schwanken zwischen Lust und Schmerz, so möchten wir ihm auch in Bezug auf sein poetisches und Streben zurecht, sich zu ermannen und den Ernst, den ihn weinerlich stört, was sich allenfalls in seinen Poesien ganz gut ausnimmt, mit der Energie man-

Gedichtensammlung zu machen. „Die bunten!“ (S. 44) ist gar nicht bunt, und „Die Windebraut“ (S. 46) verräth Anlage für Blumenmangel.

23. Gedichte eines weinmännlichen Bürgers aus dem Pandorverste. Jense. Weinat. Lang und Comp. 1834. 8. 18 Gr.

Derselben Gedichte werden heutzutage in einem weitem Maße viel weniger gelesen als vor 30 oder 40 Jahren, als Jense Wein- und Weinmännchen fischte. Aber hatte der Verf. ihnen wohlwollenden Grund, der ihm die tollm. Gedichtblätter (S. 121) ein wenig änderte?

20. Der einundbreißigste Julius, oder die Nacht des Gerichts. Heilige Gefänge. Berlin, Legier. 1835. 8. 4 Gr.

Diese frommen Selbstanklagen, Nothschreie des zerknirschten Herzens, Bittgebeten und brünstigen Gebete um Gnade möchten viel Anklang finden bei einer gewissen religiösen Classe und haben selbst objectiv manches Schöne. Eine Note am Schlusse des neunten und zehnten Bogen langen Werkleins gibt Auskunft über den Titel. In der Nacht des 31. Juli 1829 stellte sich nämlich dem Dichter in einem Gefächte sein zerrütteter Seelenzustand dar, und des reuigen Herzes Strömte in diesen Gesängen aus.

21. Das Lied von der Pfarrerin. Von Andreas Brecht. Hermannstadt, auf Kosten des Verfassers gedruckt. 1835. 8.

Der ganze Titel lautet: „Das Lied von der Pfarrerin, Parodie auf Schiller's „Lied von der Glode“, und Seitenstück zu Schiller's „Lied vom Pfarrer“, und zugleich ein didaktisches Gedicht; und Ernstklein für erwachsene Pfarrerskinder und ihre Gleichgenossen.“ Bei manchem leicht hingehauchten Witzworte doch mancher Spas, der sich schwerfällig und unbeholfen bewegt; auch zeigt der Richtung des Komischen durch den unausgemessenen Umfang des Werkleins (1200 Verse) bedeutend Eintrag.

22. Poetische Gelblumen. Für Frauen in einen Strauß gebunden. Von G. Thiele. Alße, Post. (Erlang, Hermann und Langbein.) 1835. 8. 16 Gr.

Statt einer Vorrede beginnt der Blumenkammer:

Ich wandelte frühling im Sonnenschein
Gemeinlich in Auen und Wäldern,
Ich sammelte wulstende Blümchen ein
Von leuchtenden Wiesen und Feldern:
Bei Wäldchenblümchen, den Löwenmäulern;
Bei Rosenkätzchen, den Thymian;
Und Gelblilien —

Doch wir übergehen die übrigen hier gefundenen Blümchen und ihre Namen, und fügen in Prosa hinzu, daß der Blumenkammer in diesen gethan und täglich mit frischem Raß gepflegt wurde, und

Es fanden Lustig. Allein, allein,
Wie ich doch des Menschen Gemüths!
Ich mochte nicht der Einzige sein.
Für den der Rosenkätzchen blüht.

geht's denn freilich unserm Gelblilienkammer wie den meisten seiner Lyriker in Apoll, Götze selbst nicht ausgenommen. Wollen, alle Welt soll ihre Blumen besetzen und bewundern, und dem Kritiker mühen sie zu, daß er nicht allein jedes einzelnen eigenthümlichen Duft mit scharfer Nase herausrieche, sondern daß er auch dem poetisch-botanisirenden Publicum ihre Annehmlichkeit anpreist. Man wollen wir auch nicht in Abrede sein, daß wir einige recht wohlriechende Blümchen, selbst ein paar Ehrenpreis unter ihnen gefunden, und es ist nicht abzuwehnen, daß sie sich nicht erotische Pflanzungen oder dgl. sind; so erwartet man von Duft und Farbe nicht zu viel, und hat der Verf. ganz Recht, wenn er es sonderbar nennt, daß er den Einsatz gehabt, den Frauen sie als Strauß zu geben:

Da stiehst mit sonderbar in den Sinn:
Ob sie als Straußchen den — Frauen bin!

Und denn eben den Frauen? Denn obwohl gar viele Gedichte hier die mythische Borgzeit der Frauenwelt besingen und die mythenhafte Gedächtnis der heutigen Welt Wunder zu Tag und

Zeichnerei gewandelt wird, so wird dadurch nicht ganz der Titel des Buchleins motiviert; ja, wie meinen, Jünglinge und Männer riechen wol auch gern an diese Gelblilien. Eine Bemerkung über die Wälder, in denen sie aufgestellt sind (wir meinen über die Form), erlaube uns Dr. Thiele: die Wahl etwas harter trockener oder jamberger Erde ist nicht glücklich, weil sie den Besen häufig den Anschein einer Keimleiste gibt.

26. Sagen aus dem Morgenlande, von Ludwig August Frankl. Leipzig, Leo. 1834. 8. 18 Gr.

Der Verf. versteht nicht nur des Morgenlandes köstliche Perlenquellen aufzufinden, sondern weiß uns auch in Wort, Bild, Leben und Scenerie den Osten zu erschließen. Der erste Abschnitt: „Alexander der Große“, hat vier Nummern, die den besten Quellen entnommen und sämtlich anziehend sind. Der Stoff der „Brautwerbung“ ist nämlich im „Rosenbl.“ (S. 121) enthalten; „Der Todtentopf“ ist nach einer salmanischen Sage bearbeitet; „Thir's Quell“, entnommen der „Geschichte der schönen Rebekunke Persiens“ von Joseph von Hammer, und der „Dratelspruch“ wiederum aus dem „Rosenbl.“ entlehnt. Die zwei Stücke des zweiten Abschnitts: „Salomo“, „Der Leichenzug“, mit der Anspielung auf die Liebschaft zwischen Rose und Rachtigall und „Der Ostwind“, sind nicht minder recht poetisch. „Die Kämpen“, erzählt von Ibn Keffir, angeführt „Rosenbl.“ (S. 112), und „Das Grab“, mitgetheilt von Al-Habari bilden unter der Überschrift: „Rosen“, den dritten Abschnitt. Der vierte heißt „Anahid“ oder „Sohre“, die Venus Urania der Perser. Der Stoff dieser Gedichte ist Hammer's „Geschichte der schönen Rebekunke Persiens“ abermals entnommen. Kinder wollen in diesem Abschnitte gefallen: „Drei Sprüche des Koran“ und „Beduinengastfreundschaft“; doch „Richard Löwenherg“ und „Der Hohepriester“ (nach dem Talmud) können wieder aus. Die ersten fünf Zeilen des Gedichts: „Die Erschaffung des Menschen“, sind wörtlich aus dem Koran übersetzt und der Stoff ist nach Habari enthalten im „Rosenbl.“ (S. 19, Th. 1). Den Schluß macht eine ansprechende Bearbeitung des Moore'schen oft übertragenen und allbekannten Gedichts: „Das Paradies und die Perle“. Schade, daß das im Äußern übrigens sündig aufstrebende Buchlein einige hässliche, sinnentstellende Druckfehler zählt.

27. Die drei Fürstentöchter, Napoleon II., Heinrich V., Otto I. Eyrische Trilogie von G. Fr. Blaul. Speier, Reithard. 1835. 8. 12. 8 Gr.

Poetisch ist das Schicksal jedes der drei Prinzen; folglich ist es auch kein unglücklicher Gedanke, dasselbe in den Rahmen einer lyrischen Trilogie zu fassen. Der Erste ist ja kein Anderer als le fils de l'homme, der das von vergeblichen Wünschen und Hoffnung ermattete jugendliche Herz in die Hand des Schicksals versagend zurückgibt. Der Andere ist das Kind der Schmerzen, der Erinnerungen und der Bekehrung, das Kind von Europa, von seiner Höhe gleichfalls herabgestürzt, dessen heldenmüthiger Mutter der alte literarische Bismarck zujubelt: „Madame, votre fils est mon roi.“ Der Dritte ist der junge Sproß aus dem alten Geschlechte der Wittelsbacher, der es gewagt hat, den aus Trümmern neugebauten Thron von Hellas zu bestiegen. Die tragischen Jüde aus dem Leben des Ersten und Zweiten ziehen allerdings mehr an als die heiter blühende, jugendliche Hoffnung athmende Gestalt des Dritten, den der Dichter vom Vaterland und Altersanfechtung scheiden läßt und ihn unter Volksjubiläum zu den Propyläen führt, über denen der Geist des Fortschritts in der Welt schwebt. Auszeichnen möchten wir das Gedicht, in welchem der Schicksal von St. Helena aus seinem Felsengrab beschworen wird. Da steht er in mitternächtlicher Stunde, mit gekrümmten Armen, über das weite Meer hinweg schauend nach dem Abendempfang, mit seiner Säule geschmückt, nach seinen Genossen, nach der großen Mutter, und —

Welter nicht er mit Güssen,
Wart ich zu St. Helena's Thron;
Sicht ich das Meer und die Nacht,
Doch am meisten die Dämmerung.

Siebt, es hebt sich die Decke.
Ein's Sargel, und der dicke
Jüngling, der darinnen ruhet, —
Woh! es ist des Sohnes Leiche.

Von nicht minder tragischer Wirkung ist die hier geschilderte Scene auf Frage Hrabshin, wo der Dichter den fünften Heinrich, mit dem Ellenmantel bekleidet, auf einen Thron setzt, vor welchem die Ludwigsritter sich beugen — da tritt aus Blayes Ritter die Mutter ein und ruft:

O folg nur immer wieder
Von dem erträumten Thron,
An seine Stufen nieder
Wirt die erborgte Kron!

— — — — —
Beg sind die Hoffnungssträume ganz.
Die uns so schön gewiegt.
Erloschen unsers Hauses Glanz, —
Der Räuber hat gestogt!

Da löschten alle Kerzen
Im ganzen weiten Haus,
Und auch in ihren Herzen
Sind alle Lichter aus.

Der alte König neigt das Haupt
In tiefem, stummem Schmerz.
Sein letzter Trost ist ihm geraubt.
Nun brich du armes Herz.

Ein erläuternder Anhang commentirt historisch-biographisch das Epische.

(Der Beschluß folgt.)

Sommersprossen auf dem Teint der Novellen-Literatur.

Eine Weihnachts-Gabe für schlechte Lesezirkel und Leihbibliotheken durchs Brennglas erkannt von Heinrich v. Seelen. Breslau, Richter. 1836. 8. 1 Thlr.

Man muß anerkennen, daß es der Verfasser in der Littelfabrication weit gebracht hat; man kann sagen: hier ist Schwung, Poesie, Allegorie und vor Allem Wahrheit. In der That, das müssen wackerere, handfeste Sommersprossen sein, die noch zur Weihnachtszeit durchs Brennglas zu erkennen sind — durchs Brennglas! — Wer sah je durch ein Brennglas? Wer thut dem Verfasser ein so gewagtes Kunststück nach? — Die arme Novellenliteratur, deren Teint schon soviel gelitten hat und noch leiden muß! Jetzt impft ihr ein seelenloser Herr von Seelen sogar Sommersprossen ein und präsentiert diese sammt dem Teint als Weihnachtsgabe — wir dürfen nicht zweifeln, zum Wohl und Heil der deutschen Kinderstuben, wenn man deren Insassen bei der Lecture recht zu leiten und sie für die Tendenzen des Verfassers empfänglich zu machen weiß. Man weiß nicht, ob man mehr über die Vermögenheit und Unbescheidenheit des Verfassers sich verwundern soll oder über seine Bescheidenheit, womit er das Buch den schlechten Lesezirkeln und den schlechten Leihbibliotheken widmet. Der Titel ist offenbar das Marktwürdigste an diesem Buche, und es ließe sich daran noch manche treffende Bemerkung über die Erbärmlichkeit gewisser deutscher Autoren, welche nur für den Tag und ihre jämliche Griffling schreiben, aufs genaueste anknüpfen. Der Inhalt selbst besteht aus dreizehn Novellen, welche im Allgemeinen einen noblen Charakter an sich tragen, als der Titel zu versprechen scheint, die aber sammt und sonders der Signatur: Novelle, nicht entsprechen und mit dieser edeln Bezeichnung offenbar Mißbrauch treiben. Unter den Verfassern hat sich bisher nur Einer bewährt, v. Sauty, von dem wir hier eine kleine an sich unbedeutende Anekdote: „Aus dem Tagebuch eines heftigen Jägers“, zu lesen bekommen; wie wir gehört haben, keine dem Herausgeber zu dem speciellen Zweck der Sammlung gelie-

ferre, sondern dem Verfasser ohne dessen Einwilligung nachgedruckte Arbeit. Die Anekdote läuft auf einen erschossenen Hirsch hinaus, den der heftige Jäger höchstens für einen Fasan hielt; diese splitternachte Anekdote soll nun eine Novelle sein. „Der Barbier zu Frankenstein“, Novelle von Otto Panitzsch, ist wenigstens nicht ohne Phantasie erzählt und sprachlich wohl äbel eingekleidet, während die Novelle: „Armer und reicher heiliger Christabend“, von demselben Verf., mit Gemüthskeit vorgetragen ist und zu dem Ansprechendsten gehört, was uns in diesem Anekdotenalbum geboten wird. Der Luff von dem Verfasser selbst, der den stolzen Titel „Ich und Napoleon“, wo die conventionnelle Höflichkeit durch das Beweisen des Ichs offenbar verliert ist, an der eisernen Säule trägt und bis jetzt das einzige Junge sein soll, was die schriftstellerische Eide, Heinrich von Seelen genannt, zur Welt gebracht hat, ist so fertig und in so anziehender Weise geschrieben, daß wir beinahe versucht sein möchten, den Verfasser des Titels und den Verf. des Aufsatzes nicht für eine und dieselbe Person, nicht für identisch zu halten. Der Verf. scheint hier mit fremden Fingern gearbeitet zu haben; eine Aufregung, von der wir selbst wünschen, daß sie eine unbegründete, eine falsche sein möge. Die übrigen Novellen sind fast sämtlich keinen Schuß Pulver werth, obgleich hin und wieder das geschossene und Pulver verbraucht wird. Es ist bemerkenswert, welche moderne Sentimenten ein gewisser Karl Barbarianus in dem Novellenhelden, einem Erythräer Jäger, in den wir gelegt; bemerkenswerth aus dem einfachen Grunde, weil hier abermals einen Beweis haben, wie sich aus den romantischen Ausdrücken unserer Romantik und Novellistik in aller Schlichtheit eine Erzählung zurechtsetzen läßt, die, ohne irgend was sein, dennoch noch etwas aussieht. Wir haben hier ein solches Fabrikat vor uns, welches dem Geschmack nach an falschen Sandwein und dem Aussehen nach an schlechtem Linnenzeug erinnert.

Notizen.

Nächtlicher Entenfang auf Korea.

In den Thermopylen wird alljährlich gegen den Winter ein Theil überschwemmt, jedoch steigt das Wasser nur auf Fuß hoch, so daß es leicht zu durchwaten ist. Auf diesem Wasser sammeln sich die wilden Enten in großer Anzahl, so daß diese eine eigenthümliche Jagd gemacht wird. In der Nacht begeben sich die Jäger zu zwei und zwei zusammen in das Wasser. Der Eine trägt einen großen ledernen Sad, der eine brennende Pfeffertüte und eine Glode. In dem Sad angekommen, wird mit den Gloden ein großer Lärm gemacht, wovon die schlafenden Enten erwachen. Durch brennenden Fackeln geblendet, fahren sie in die Höhe, und durch das Lärmen mit den Gloden werden sie betäubt und fallen mitten unter die Jäger herab, so daß diejenigen, welche Sacke haben, sie zu Dugenden hineinsteden können. Der Entenfang sehr reichlich ausfallen muß, geht daraus hervor, daß das Stück durchgängig für 2½ Paras, das sind ungefähr 9 Pfennige, verkauft wird.

Ein sehr peinlicher Statistiker berechnet, daß sich in Europa theils in fürstlichen Menagerien, theils bei herumschweifenden Speculanten nicht weniger als 225 Löwen, 230 Leoparden, 370 Panther, 80 wilde Katzen, 73 wilde Elefanten, 10 Rhinoceros, 1400 Bären, 2700 Wölfe, 78 persegelten, 1040 Hyänen und 96 Krokodile befinden, daß, wenn man diese in einem Walde loslässe, 60,000 Menschen nur mit Mühe sich zu retten dieser wilden Thiere würden. Das muß in sehr frühen Zeiten stattgefunden haben, als noch die Bärgraben und Bärenzwinger existirten; heute gibt es in Europa so viele wilde Bestien nicht mehr.

Sonntag,

Nr. 213.

31. Juli 1836.

Übersicht der neuesten Erzeugnisse der deutschen poetischen Literatur.

Dritter Artikel.

(Schluß aus Nr. 212.)

45. Der Fels der Liebenden, eine Romanze vom Obersten von Schepeler. Nebst einigen Seguidillas, aus dem Spanischen frei übersetzt von demselben Verfasser. Aachen, Kaaber. 1834. Gr. 12. 14 Gr.

Der Stoff dieser Romanze (Ein christlicher Ritter, aus berühmter Familie in Castilien, wird von den Mauren in einer Schlacht gefangen und nach Granada gebracht. Die schöne Tochter des edeln Mauren, in dessen Hause er lebt, entzündet das Feuer der Leidenschaft in ihm. Er findet Gegenliebe; da aber der Vater nur dann die Einwilligung zum Bunde der Liebenden geben will, wenn der Ritter den christlichen Glauben annehmen will, so entfliehen die Liebenden. Der erzürnte Vater und die der Entflohenen bestimmte Brautjungfer verfolgen und holen die Flüchtlinge unweit Martos ein, wo sie sich verzweifelt von dem hohen Felsen in die Tiefe stürzen, der noch jetzt la pena de los enamorados heißt und von welchem Jedermann in jenen Gauen zu erzählen weiß) ist hier weit ausgekostet und es sich bequem auf die Hälfte der Strophen reduciren. Die Beschreibung der Katastrophe ist wol am besten gelungen; sonst ist noch Manches zu wünschen übrig. Die der Romanze beiliegenden Seguidillas sind aus einer Sammlung, welche 1805 Madrid in zwei Bänden herausgegeben, entlehnt. Solche Seguidillas sind in Spanien nicht selten. Kinder des Augenblicks, indem der Dichter sie oft auf der Stelle dichtet. Gefallen sie, so nehmen sie bald ihren Weg unter das Volk. Die Volkslieder aber, nach welcher Man sie singt, heißt Bolero, wie der deutsche Volkstanz. Bei jedem Bolero werden auch Seguidillas gesungen. Sie bestehen aus sieben- und fünfzeiligen Versen, ein Maß wird jedoch selten beobachtet, und der Reim ist eine Monotonie. Der Liebe Schmerz und Lust, Eifersucht, ja selbst auch Devotion, fromme Reue und Bußreue kommen aus diesen garten Südländchen, die hier nicht selten so schwerfällig wiedergegeben sind. Man höre das erste, was zufällig das Auge geleitet wird:

Drine Augen, zwei Wahren
Mit Hül und Bogen,
Noch im Schlafe durchbohrend
Die Brust und treffen.
Sag du es, mein Herz!
Sie zu sehen war eines
Und fühlten den Schmerz.

Das ist ein Notenblatt, die Melodie einer Seguidilla gebend. Neben und Dinge. Ein Gedicht. Erlangen, Heyder. 1835. 8. 10 Gr.

Ende in dem langen ebenfalls versificirten Vorworte auch die Strophe:

Was sollen diese Blätter vor euch bringen?
Kann wohl ich selbst, was ihre Flügel regte —

so war es uns doch beim Weiterlesen wie dem Manne zu Muth, der das Brausen des Sturms zwar hört, aber nicht weiß, von wannen er kommt und wohin er fährt, bis uns durch ein Vorwörtlein von dem Gedichte selbst ein Licht im mystischen Stanzennebel ausging, indem wir lasen:

Wenn sie dich fragen, stille Morgenröthe,
Was deiner Brust geheime Stimme flöte,
So sprich: Ich singe euch aus heil'ger Fröde
Die erste Wonne und die erste Noth.

Und will man Weistres noch von dir ergründen,
So darfst du ungeschert es ihnen künden:
Ich weibe euch den Ursprung aller Dinge,
Der großen Weltentkreislauf erste Ringe.

Doch wiederholt ein Recensent die Frage
Mit Ungehör: Was bringst du uns? so sage:
Den lieben Gott, die sieben Schöpfungstage,
Den Sündenfall und alle weltliche Plage.

Fehlte diese kurze und bündige Erklärung und Weisung, so möchte es in der That schwer werden, aus den Nebeln und Dämmerungen des Textes (der freilich nur den ersten Gesang gibt) zu errathen, was der Dichter denn eigentlich wollte und birte. Es scheint, sein klarer Blick werde durch die überschwengliche chaotische Gefühlswelt und das zu gewaltsame Herandrängen von Bildermaffen geblendet oder getrübt; und doch sind diese trüben Massen in höchst melodisch fallende Stenzen gegossen, die dem Inhalte vollkommen angemessen sind. Ein religiös-didaktisches Werk ist es also, was die künftige Welt zu erwarten hat; die künftige Welt, sagen wir mit Vorbedacht; denn wenn der Verf. den Stoff mit ähnlicher innerer Ökonomie ausspinnt wie im ersten Gesange, wo wahrlich wenig geschaffen ist, so wird es ein opus desperatissimum, d. i. ein Werk, dessen Schluß zu sehen, die Welt fast verzweifeln muß. In welchem Maße indessen die Lösung des Ganzen erfolgen werde, läßt sich leicht aus der mit reiner Verehrung an Schelling geschriebenen Vorrede prognosticiren.

47. Seraphine oder die Wasserbraut, ein Gedicht in drei Gesängen, von Friedrich Bresemann. Kopenhagen (Leipzig, Vogel). 1835. 8. 12 Gr.

Es ist nicht leicht, zu bestimmen, welcher Dichtungsart dieses Hamäleonische Werklein zugeschrieben werden müsse. Es hat dessen Verf. auch nicht gefallen, durch ein erläuterndes Vorwort dem Leser Haltungspunkte über seinen Plan, seinen Zweck, seinen Beruf u. s. w. aufzustellen und sich über manches Widersprechende zu erklären. Will sich nun der Leser selbst deutlich machen, was er erhält, so wird er anfänglich glauben, er lese ein komisches Epos; denn es entfalten sich aus Charakteren und Situationen einige Jäger, die auf diesen Gedanken führen. Aber bald gewahrt er, es streife das Ganze an das Nöthliche an, und auch dieses verwandelt sich wieder in Romantisches. Regt sich aber die Vermuthung, der Dichter biete Didaktisches aus der Märchenwelt, so wird dieselbe durch den Umstand widerlegt, daß nirgend eine moralische Tendenz, weder in den Begeben-

heiten selbst, noch in dem unerwarteten unmotivierten Schluss den zweifelnden und unbefriedigten innern Sinn beruhige und versöhne. Kurz, es fehlt dem Werke poetische Faltung, Plan und berechnete Oekonomie, und wir müssen bezweifeln, daß es seinem Verf. ein Lorbeerblatt aus Apollo's Kranz erringen werde.

48. Vermischte Dichtungen von F. B. von Kawasjinskiy. Suhl, Müller. 1835. 8. 20 Gr.

In Stoffen, die tausendmal von tausend Dichtern bearbeitet sind, und in Sangweisen und Formen, wie sie tausendmal dagewesen, arbeitet die stille, gesunde Phantasie dieses Sängers; aber das Resultat ihres Strebens und Mühens ist doch nur Alltägliches. Wie so ganz anders würde das Urtheil ausfallen, wenn diese Verse vor 30 oder 40 Jahren geschrieben wären.

49. Romane von August Kahlert. Breslau, Korn. 1834. 8. 1 Thlr.

Hervorgegangen aus dem mittelalterlichen Rittergedicht, frühe Bildung findend bei Englands Volksdichtern und selbständiger geworden durch die Deutschen: Bürger, Stolberg, Götze, Schiller, Uhland und Schwab, schlingt sich die moderne Romanze (und die ihr verwandte Ballade) ein vermittelndes Band zwischen dem Eposchen und Lyrischen und stellt sich in beider Mitte. Soll sie den Anforderungen der Kunst genügen, so muß sie mehrere Handlungen geschildert in eine zusammenzuziehen wissen, mit wenigen Worten viel sagen und ihre Katastrophe muß überraschen und erschüttern. Der Sängers vorliegender Romane genügt im Durchschnitt diesen Anforderungen. Er weiß die Sprache zu beherrschen, hat ein für lyrischen Wohlklang empfängliches Ohr, vermeidet Zerfahrenheit und Reflexion, die Feinde dieser Dichtart, hat sich mit der Natur des Volksliedes und der Sage bekanntgemacht und weiß, was seine Vorgänger geleistet haben, weshalb wir ihm einen ehrenvollen Platz neben denselben nicht streitig machen mögen. Nur möchten wir rügen, daß in seinen Romanen oft nur eine Gestalt, ein Bild, eine Situation an die Stelle der Handlung tritt und somit das Unreine, aus welchem diese Dichtart hervorgegangen ist, verwischt oder in Schatten gedrängt wird. Oft gibt er uns nur ein überraschendes Anekdoten, wie in „Der Eide“ (S. 147), „Der Indianerin“ (S. 150), und „Dem Gefangenen“ (S. 153), und will es uns für eine Romanze verkaufen. Auffallend ist es, daß hier die Romane, in welchen historische Personen auftreten, im Ganzen weniger Effect machen als diejenigen, die vom Verf. selbst erfunden sind, sowie auch jene, die dem Gebiete der Volksage und des Märchens entnommen sind. Dagegen gereicht es der Behandlung der meisten Stücke zum Lobe, daß er das Grausige oder den Schmerz nicht eben in den Katastrophen und anderswo malt, sondern den Leser mehr ertrathen läßt. „Der Tischlergesell“ (S. 146) erinnert in Form und Geist an englische Originale. „Der Trommelschläger“ (S. 50) ist schwach und effectlos. „Der Spiegel“ (S. 52) ist ein artiger lyrischer Hauch, aber mit der Romanze nur entfernt verwandt, und in „Menschenlos“ (S. 27) geht das romanzartige Element in der Reflexion unter. Wie der Verf. singt, bekunde das erste Blatt: „Der flüsternde König.“

Sie saßen auf hohen Stühlen,
Der König und sein Gemahl,
Der Edelknecht zu Füßen
Sang Lieder hinab in das Thal.
Sie lächelt mild und lieblich
Die junge Königin.
Ihr großer Herr, so sanfter,
Blickt schweigend ins Thal dahin.
Sie freut an des Knaben Liebe
Und Saitenspieler sich sehr.
Sie lächelt dem blonden Säger
Wel hold in Sucht und Ehr.
Zur Ruhe ging sie frühlich
Und frühlich wurde sie wach, —
Da lag im Blute der Knabe
Der ihrem Schlafgemach.

„O Gott, mein Herr und König,
Wer schuf ihm das frühe Grab?“ —
Der König blicket so sanfter
Ins weite Thal hinab.
Sie ging betrübt zur Ruhe,
Betrübt dann wurde sie wach,
Sie wurde bleich und bleicher,
Weint viel im Schlafgemach.
Die Sonne verging in den Bergen,
Die Nebel sanken herab, —
Da saß der König alleine,
Sah sanfter ins Thal hinab.

50. Lyrische Versuche von Guido von Meyer. Frankfurt a. M., Schmerber. 1835. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Seht — wer denket denn Gedichte!
Sind sie euch nicht Traumgeächte?
Sind sie euch nicht Melodien,
Die mit Hall vorüberziehen?
Sind sie nicht ein Bad von Wellen,
Die erquickend euch umschwellen?
Sind sie nicht der Schwalbe Rippen,
Ätherstürzen, Wogenwippen?
Sind sie nicht ein jauchzend Äthron
Himmelhoch in Luftballonen?
Sind sie nicht die goldne Schale,
Und gereicht vom Göttermahle,
Und geböhnt zu ew'ger Jugend?
Nie erkant' ich da, was Jugend,
Und in ungetrübten Lieben
Muß ich weinen, jauchzen, lieben!

heißt es S. 168 in diesen „Lyrischen Versuchen“, und bei ausgesprochenen Ansichten über poetisches Schaffen und durchgängig treu, läßt der geniale Verfasser seine Melodien Hall vorüberziehen; aber der Hall ist so täuschend und woerren, daß sich oft gar nicht unterscheiden läßt, von wo er kommt und wohin er fährt. Das Bad seiner poetischen len umwallt und erquickend; oft aber schlagen sie über die Haupt zusammen, daß uns Hören und Sehen vermagt sind der Schwalbe Rippen — so jart ist Vieles; aber wir sen mit dem Äther oft auch dicke Nebel und arla weiter. Sie sind ein jauchzend Äthron himmelhoch; aber sie sich oft den Blicken des ruhigen Beobachters und verliert in grauen Wolkenhüllen. Sie sind die goldene Schale uns der Verf. von seinem Göttermahle. Ich nicht, daß er selbst des göttlichen Nektars zu viel getrunken, daß er oft lallt, ohne zu sprechen, daß er oft tanzt, sich fest und gerichtlich bewegen sollte. Was Jugend ist, in der hebenden Stunde nicht anerkennen; aber solche werden sich durch sein trogig jedes Wort nicht abweisen, ihn zu rümpeln, daß es auch in der Poesie lyrischen Dagegatto gibt. Mit einem Worte, der Verf. poetische Begeisterung für ein *dalium breve* zu haben, wenn ihn einmal die Flammen emporgehoben haben, ihrer nicht Herr werden und sie spielen mit ihm. Wie ihm mitunter zutrafen, was der profaische, unsinnige Festus dem eifernden, glühenden Jünger Camille's „Paula, du rasest! Die große Kunst macht dich rasend!“ unklar ist J. B. Rousseau's „Erichordium“ (S. 10). In „Verständigung“ (S. 6) spricht das Kind wahrlich nicht. Er hat einen Fonds von frommem Gefühl im Vorrat. Ich ist er in „Glauben“ (S. 36), und wie auch „Schlangenkönigin“, aber welche Uppigkeit will er freibt auch dieses Gefühl! Er gibt einige treffliche und cultivirt diese Genre mit Glück; aber wie liebend, unwürdig christlichen Ernstes, ja aberwärtig besapfel“ und „Die Wundernadel“, wo in der That des Evangeliums entweicht und das schöne Bild verliert, das der fromme Sinn von ihm in der Seele tiefen dringt.

erz ist in den geistlichen Sonetten (S. 76) „Die Lobeskunde“, wo es heißt von Jesu:

Der Schöpfer gibt sich selbst die Lobeswunde.

Das heißt doch wahrlich das göttliche Geschenk, die Barmherzigkeit. Wie oft versenkt er sich in seinen „angestillten Tränen, weinend, lauschend, liebend“ in ein mystisches Dunkel, wo Jeder, der mit dem Hühnerstern der Empfindung sich fortzusetzen nicht gewohnt ist, nicht steht und ängstlich nach Licht späht oder nach Luft schnappt. „Die Wundererscheinung“ (S. 151) dagegen ist so schön, daß wir das ganze Gedicht gern ganz mittheilen. Ebenso zeichnen sich aus die „Sonette auf Tasso“, „Die drei Aufgehenden“ (auf den Tod der Königin Louise von Preußen) und das liebliche „Frühlingslied“ (S. 161). Also, lieber Sänger, stimme die Lyra ein; dein Instrument ist ja so gut gebaut; du kümst nur mit zu jedem Finger in die Saiten!

51. Gedichte von A. J. Baasch. Hamburg, Schubert und Kiemper. 1835. 8. 1 Thlr.

Wir können uns bei Anzeige dieser Gedichte kurz fassen, da wir des Verf. Persönlichkeit und Leistungen schon Nr. 156 d. Bl. f. 1832 im Ganzen beifällig gedacht haben; überdies aber scheint die ganze Sammlung, die nur für Freunde bestimmt ist, durch ein Zusammenrücken seines im Pulse liegenden poetischen Papierwunders entstanden zu sein. Auf graues Papier gedruckt finden wir hier „Wilder aus meinem Jugendleben“, wo auf der ersten Seite der Schnitzer vorkommt:

Nich' recht zu amusem.

Grysch ich von dies und das —!!

Gelegenheitsgedichte für Hamburg, Reime im hamburgischen Plattdeutsch, die sich nach genug ausnehmen, vermischte Gedichte, die weder hinreißend noch abstoßend, eine Erzählung in Prosa: „Die anheimliche Schenke“, und endlich gar „Xpioriden über — das Bauwesen“. Den lieben hamburgischen Freunden werden die Sachen viel Vergnügen machen. Dr. Baasch liebt seine Vaterstadt gar sehr.

52. Die Marmorbraut oder des Zaubers schwere Lösung. Ein orientalisches-humoristisches Gedicht in sechs Gesängen von Friedrich Braunschwieg. Zweiter Theil. Zerbst, Kummer. 1835. 16. Reide Theile 16 Gr.

In Nr. 271 d. Bl. für 1835 erklärten wir über dieses Gedicht, es lasse sich, da der Schluß fehle, über Entstehung und Vertheilung nicht urtheilen. Da der Schluß hier im vierten bis fünften Gesange gegeben ist, so läßt sich auch über des Verfassers Natur und Tendenz ein Urtheil fällen, welches wir mit den Worten des Verf., nur abgekürzt, selbst niederschreiben. Es ist das Gedicht nämlich eine von Hrn. Braunschwieg inventirte allegorische Fiktion und hat den Zweck, den Kampf des freien Willens über die Reize der Sinnlichkeit und den endlichen Sieg derselben darzustellen. Um diese Aufgabe zu lösen, tritt der Held in eine Wunderwelt ein, worin feindliche Mächte walteten, die seinen edeln Bestrebungen auf Blumenpfaden der Lust um ungewissere Höhen zu legen bemüht sind, als sie auf den Kalten und Triebe der menschlichen Natur beruhen. Das ganze Gemälde hält sich auf seiner Grenzlinie, auf welcher die physische Natur des Menschen mit der moralischen kollidirt, am der Sattler freien Spielraum über bigarre Abweichungen her oder der andern Art von derselben zu gestatten. In Bezug auf diese Bedeutung wird man auch den Genius nicht fehlen lassen, im Gegensatz der feindlichen Mächte, das Ideal des Geistes, Adams zu denken, sowie die Gaben des Genius, den Ring, der als Warner zugleich Bedingung des erhabenen Lebens von Adamen ist, wie auch den Reiter aller Zeiten zu wahren wissen und erkennen, wie alle gegebenen Gaben in die Reihe der Begebenheiten des Helden nicht etwa eingebunden sind, sondern absichtlich eingewebt und zu vollständigem Ganzen verbunden sind. Und über die Art und Weise zu erklären, wie der Verf. die Fiktion darstellt, können wir nicht unternehmen, da wir hier nur Relationen und nicht Recensionen geben.

53. Kleine epische Dichtungen und Jählen. Von Ludwig Reuffer. Stuttgart, Scheible. 1835. Gr. 8. 2 Thlr. 6 Gr. Schon in Nr. 285 d. Bl. für 1827 war von Reuffer's „Gesängen der Liebe und Treue, aus den schönen Tagen der Jugend“ und von seinen lyrischen Leistungen die Rede. Dergleichen zeigten wir Nr. 72 d. Bl. f. 1829 zwei Jählen desselben Verfassers: „Die Herbstfeier“ und „Der Tag auf dem Lande“, an. Wir brauchen folglich der Eiferkeit hier nur zu sagen: Ludwig Reuffer, der freundliche Sänger, ist wieder da mit kleinen epischen Dichtungen, um die Freunde einer gesunden gemüthlichen poetischen Lectüre zu erfreuen. Eine größere Dichtung in Hexametern, „Pilar“, eröffnet das Buch, genügend allen Ansprüchen, die eine billige Kritik und der Erholung suchende Leser machen können. „Albert und Helena“, eine Darstellung aus dem Leben Heinrich des Voglers, in gereimten jambischen Strophen, schließt sich würdig an dieselbe. Romanzenartig gehalten ist „Der Waldblinder“ (S. 129) und in höchst ansprechender Form. Winder genügt „Der goldene Harnisch“, „Rudolf und Ottolar“ gibt in reimslosen fünffüßigen Jamben den bekannten, von Kindern oft bearbeiteten Stoff aus dem Leben dieser beiden Helden. Am gelungensten haben wir die Zeitdichtung: „Die Landesflüchtigen“, gefunden. Ein feindliches Geschick zwingt einige Männer Europas nach dem ungewissen Glück in einem andern Welttheil zu wandern. Im Reich Hollanda finden sie einen Wirth, einen Sohn der großen Nation und Napoleon'schen ehemaligen Garbisten, der ihnen seine Gata erzählt und sie auffodert, ein Gleiches zu thun. Da tritt im ersten Erzähler ein Demagog und Augenbündler auf, die Mias seines Lebens erzählend. Ihm schließt sich ein Pole an, den des Vaterlandes Sturz zur Flucht zwang. Im dritten erscheint ein junger Engländer, dem ein geiziger Vater eine hässliche Lady als Frau aufbringen wollte und welcher der verhassten Verbindung entflohen ist. Im vierten offenbart sich ein Maler aus Rom, dessen Kunstleistungen man im Vaterlande ihrem Werthe nach nicht gewürdigt hat. Der fünfte ist ein Arzt aus Krabien, der in diesem glücklichen, gesunden Himmelstriche keine Veranlassung und Gelegenheit fand, seine Kunst zu üben. Der sechste ist ein Philosoph, welchen Wissensdurst nach dem Bande der Weisheiten gezogen, und der letzte ein landloser Prinz, dem ein Eroberer die Krone entriß. Der Wirth tröstet: In Arbeit und an Brot, meine Herren, kann's Euch in dieser Stadt nicht fehlen, und siehe (S. 251):

Nach kurzer Frist war tüchtig frohes Treiben
Bei unsren Wandern, die mit Lust und Ernst
Nun Tag für Tag durch ehesten Erwerb
Sich ihren Hausbedarf zu sichern wußten.
Der Britte setzte seine Brillanten
Und Bankpapiere gegen Waaren um.
Die er mit wunderbarem Gewinn verkaufte.
Der Arzt erwarb an Krankenbetten sich
Durch heilsame Benützung seiner Kräfte
Vertrauen, Geld und Ehre bei dem Volk.
Der Maler zauberte mit Schöpfershand
Auf todt's Weinwand Geist und Leben hin
Und fand Bewunderung und reichen Lohn.
Der Pole zog mit Jünglingen zum Turnen
Und abte sie im Kampf und Waffenspiel.
Sich großen Ruhm und manche Gab' erworben.
Der Demagog begab sich als Berwalter
In eines reichen Gutsherr's Dienste
Und hatte volles Unterhalt und Brod.
Nur für den Philosophen gab es nichts,
Denn Niemand mochte seiner Wissenschaft
Ein offnes Ohr und offne Worte schenken.
Dagegen weilt er seine ganze Zeit
Dem Unterricht der jungen Prinzen, der
Begierig seinen hohen Lehren lauschte.

Dem Prinzen aber fällt das glücklichste Loos. Nach des Königs Tode bestiegt seine schöne Tochter den Thron. Sie ge-

winnt den Pringen lieb und erhebt ihn zu sich als Gemahl auf den Thron. Die andern Flüchtlinge finden nun unter dem Schutze ihres ehemaligen Eidensgefährten den Schutz und das Glück, welches ihnen das undankbare Europa versagte. Die nachfolgenden, das Werk beschließenden Idyllen: „Die Tageszeiten“ und „Die Stufenalter des Weibes“, athmen die Gemüthlichkeit, Klarheit und Einfalt, die des würdigen Verf. frühere Leistungen in diesem Genre charakterisiren.

54. Gräbel's sämtliche Werke. Nebst Witschel's kurzer Lebensgeschichte Gräbel's, Göthe's Beurtheilung der Gräbel'schen Gedichte und Burm's Glossar dazu. In drei Bänden. Nürnberg, Campe. 1835. 8. 3 Thlr.

Obwol Gräbel, der wackere Klempnermeister und Dichter im nürnberg'schen Dialekt, minder bekannt ist als sein Geistesverwandter Hebel, so läßt sich doch voraussetzen, daß er in der literarischen Welt, wäre es auch nur durch Göthe's wohlwollendes Wort über seine Leistungen, gekannt wird. Daher hier bloß die Anzeige, daß, nachdem Witschel und Osterhausen schon 1812 das vierte Bändchen der Gräbel'schen Gedichte herausgegeben, die hier genannte Buch- und Kunsthandlung von Fr. Campe zu Nürnberg den Verlag derselben übernommen, und daß sie hier neu aufgelegt, in zierlicher Ausstattung in drei Bänden erscheinen. In einem Schlussworte erklärt der Verleger, die Herausgabe der Werke Gräbel's sei keine Buchhändler-speculation, sondern ein feiner Tribut, der Vaterstadt G.'s und seinen (des Verlegers) eignen Gefühlen dargebracht. Dem ersten Band zielt des Dichters Bild, von Fleischmann gestochen. Voran geht eine kurze Biographie desselben von Witschel und Göthe's Beurtheilung seiner poetischen Leistungen. Ein Glossar über den Dialekt, worin Gräbel seine Verse geschrieben, von Chr. Burm, ist dem dritten Bande als nützliche Zugabe beigegeben.

55. Bielliebchen. Poetische Erzählung in zwei Gesängen. Eine Freundschaftsgabe. Erlr., Troschel. 1835. 16.

Eine artige Kleinigkeit, die in wohlklingenden Versen die Entstehung des unter dem Namen Bielliebchen bekannten Scherzspiels in zwei Erzählungen sinnreich darstellt. So häufig die Erfindung ist, sind doch die Verse noch besser. Jungen Freunden einer ansprechenden poetischen Lectüre sei das Büchlein bestens empfohlen.

56. Räthsel von J. G. M. Stuttgart, Köhler. 1836. 8. 1 Thlr.

Die Mehrzahl dieser Räthsel erschien in den Jahrgängen 1828—35 des „Morgenblattes“ mit der Chiffre J. G. M. Seitdem sind viele derselben vom Verfasser (Oberstudienrath Moser in Stuttgart) neu bearbeitet und verbessert worden und erscheinen jetzt, mit einigen bisher ungedruckten vermehrt, zum ersten Male in einer Sammlung vereinigt. Es sind dreihundert. Wir empfehlen das Buch angelegentlich dem Schatzkamm der Jugend, die in heitern Mußestunden Beschäftigung und Unterhaltung finden wird. *)

Notiz.

Ein englisches Journal macht die Bemerkung, daß wir in dem Talente, Städten, Dörfern, Flüssen, Bergen, Kreisen und allen Arten von Localitäten überhaupt Namen zu geben, weit hinter unsern Vorfahren zurückstünden, indem das Geschick, Ortschaften zu benennen, mit der angelsächsischen Dynastie in England ausgestorben zu sein, oder wenigstens nicht die frühesten normannischen Herrscher überlebt zu haben scheint.

Die celtische Sprache, fährt das „Review“ fort, war besonders reich an Bezeichnungen des eigenthümlichen natürlichen Lage eines Ortes. Ein Hügel sei hoch und pitzig oder niedrig und rund, steil oder sanft, dunkel oder hell, länglich oder kurz,

so gibt es ein Wort, ihn genau und treffend zu beschreiben. Denselben ist es auch mit Thälern, Flüssen, Bergen und so fort. Jedes in seiner Art hat seine Benennung und daraus ist der Name gebildet. Man übersehe den Namen irgend einer Stadt in Schottland, und man wird die Natur ihrer Lage, oder irgend ein auf ihre Entstehung Bezug habendes Ereigniß dadurch bezeichnen finden; als z. B. Dalsyth, das eingeschlossene Thal, Bishingow, der Pfahl der sich ausdehnenden Höhlung, was besonders bezeichnend ist; Inverzell, ein an der Mündung eines Flusses gelegener Ort; Gramond, das Schloß am Flusse Amond u. Die Wörter, Glasgow, Greenock, Perth, Aberdeen, Dumfries, und hundert andere sind alle celtischen Ursprungs und gewissermaßen die Lage der Orte oder ihre Entstehung bezeichnend. Doch ist dies nicht allein der Fall in England, Schottland und Irland; viele Namen von Städten, Flüssen und Ortschaften des Continents sind celtisch. Galatz kommt aus dem Cälischen her und bedeutet eine Meerenge. Dagegen ist der Name des Flusses Garonne derselben Abstammung wie Girou, Yarrow und Garry, alles bedeutende Flüsse ungestümen Charakters.

Die Namen der Flüsse sind in England fast ohne Ausnahme celtisch, und was für mannichfaltige Eigenschaften bezeichnen ihre Namen: sanft, reißend, unruhig, sich windend, schäumend, über Felsen stürzend, Wirbel bildend, Ebnen durchfließend, schwellend, flutend, strömend. So sind sie auch schwarz, weiß, braun, roth, blau, molkenfarbig, schön, glänzend, schlammig, schmutzig, grundlos, warm, frisch, eiskalt; würde endlos sein, sie noch weiter zu bezeichnen. Die Namen der Orte angelsächsischen Ursprungs sind leicht von denen celtischer Abstammung zu unterscheiden. Sie beschreiben nur selten deren Lage oder Eigenschaften und sind sehr häufig aus dem Namen des ursprünglichen Gründers in einer verdorbenen Form gebildet, mit Anhängung noch einer Sylbe, als: wick, burgh, thwalle, tam, ton oder tun. So war Haddington ursprünglich die Residenz oder Hauptstadt von Haden, Edinburgh die Burg oder besetzte Ansiedlung Edwin's, beide angelsächsischer Hauptlinge.

Das einzige Anhangswort, das die Neuern haben aufbehalten können, scheint ville. Wie viele Tausend villen muß geben! Marlborough, Southampton, Salisbury, Salisbury, Salisbury und dgl.

Dürftigkeit der Erfindung in Rücksicht auf die Benennung der Orte ist besonders in den nordamerikanischen Staaten und den Colonien auffällig. In den ersten scheint eine besondere Neigung zu den alt-europäischen Namen, als Rom, Athen, Utica, Richmond, Boston, Calisar, vorzuherrschen; ja, die Namen der meisten in Europa namhaften Städte findet man dort nicht nur einmal, sondern zuweilen sogar mehrmals wieder, während neuer Benennungen, als Washington, Columbia, Franklin, Lexington u. s. w., so häufig vorkommen, die die Karte der Vereinigten Staaten als in allen Richtungen mit bedeckt erscheint. Das vor einem alten Namen gewöhnliche Wort: Neu, bessert die Sache nicht und beweist eine Schwäche des Urtheils und der Erfindung. Daß New York eine der größten Städte in der Welt, den Namen von einem Orte wie York in England hat, scheint besonders unglücklich, insofern es den bedeutendsten Ort in gewisser Art in einer untergeordneten Beziehung zu dem geringern bringt. Die angelsächsischen Ansiedler in Amerika begingen einen großen Fehler, indem sie so allgemein die Namen der indischen Localitäten annahm. Diese indischen Benennungen in modifizirter Form hätten den Ansiedlern sein sollen, was die celtischen und angelsächsischen Ursprungs sind. Die Worte: Huron, Mississippi, Ohio, Michigan, Arkansas, Shawnee und dgl., sowie andere, die man beibehalten, sind nach Meinung den Namen: Gooseford, Sandywine, Red Bank, Jefferson, Radintown oder Jacksonboro vorzuziehen.

*) Der dritte Artikel folgt im September.

D. Red.

Literarische Unterhaltung.

Montag,

— Nr. 214. —

1. August 1836.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungs-Expedition in Leipzig oder das königl. preussische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Die Ästhetik aus dem Gesichtspunkt gebildeter Freunde des Schönen. Vorlesungen, gehalten zu Bremen von Dr. B. C. Weber. Erste und zweite Abtheilung. Darmstadt, Leske. 1834 u. 35. 8. 4 Thlr.

Wir können unsere Bemerkungen über die beiden vorliegenden Bände sogleich an Das anknüpfen, was der Verf. in der Vorrede zur zweiten Abtheilung als Erwiderung auf eine negirende Beurtheilung der ersten beibringt. Der Verf. weist seinerseits wieder jenes negirende Urtheil, welches in den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik“, Mai 1835, Nr. 100, sich vorfand, ab und beschließt seine Abfertigung mit folgenden etwas pikanten und starken Worten:

„Der seine Lebenskraft und die musterhafte Selbstbildung dieses Herrn Rezensenten gibt sich in der schönsten Abfertigung zu erkennen, mit welcher er auf die ästhetische Theilnahme solcher Sittler herabsehen, vor welchen der Verf. seine Vorträge zu halten die Ehre hatte, und so möge er denn mit den Anachoreten des scholastischen Wüstenlandes in seiner Einsamkeit bleiben, bis wir verlorenen Wäldchen endlich durch den hellen Gewissheit werden, sein Evangelium der wahren Ästhetik zu verkünden.“

Um aus der bekannten Formel des Paläphatus zu schließen: die Wahrheit hiervon verhält sich also: Der Verf. in den berliner „Jahrbüchern“, von den Resultaten der neuesten Philosophie, welcher Hr. Dr. Weber den Vorwurf macht, daß sie „mit Allem schwolle, was nach Erkenntnis strebt, ohne sich den Capuzinerstrick ihres abstrakten Begriffs um den Leib gedreht zu haben“ ausgehend, wie gegen das vorliegende Buch, die Klüge der Unwissenheit erhoben und dem Verf. desselben zu verlesen gegeben, daß es in Summa weder mit seinem speculativem Streben noch mit dem Scheine eines daraus hervorgehenden folgenden speculativen Erfolgs ein Ernst sei. Er hatte besagtes Buch als eine in Tiraden, Halbbeiten, unklaren Begriffen und undeutlichen Vorstellungen verlaufene Erscheinung angesehen, welcher er mithin die

wissenschaftliche Würdigkeit und competente Bedeutsamkeit abgesprochen. Es ist aber der Kreis wiederkehrende Fall, daß solche Beschuldigung am meisten Diejenigen empört, welche ohne zu der hohenpriesterlichen Weihe speculativer Forschung durchgedrungen zu sein, vielmehr die Bekanntschaft mit dem Wahren, Guten und Schönen, in Summa mit der Wissenschaft, in dem bequemen Hausmannsleide des Dilettantismus zu machen suchen. Es ist eben darum nichts natürlicher und erklärbarer als die Aufgebrachttheit des Verf. gegen seinen vorzigen Beurtheiler.

Wir wollen, um die hier sich darbietenden Externe zu vermitteln, zusehen, wie es mit der Wissenschaftlichkeit des Verf. beschaffen sei.

Ein System — sagt er sogleich in seiner ersten Vorlesung —, ein abgeschlossener, in sich vollendeter Gesamtbegriff des folgerichtig Denkbaren in irgend einem der geistigen Gebiete, ist etwas Unmögliches für den Menschen; nur in Gott bilden sie ein System, weil in ihm Ke Alles und Eins sind. Das menschliche Denken fängt stets von irgend einem abgerissenen Punkt des Unendlichen an und hört auf an einem solchen; es ist kein Kreis, es ist ein Bogen, ein Ausschnitt des Kreises, welchen wir mit unserm inneren Vermögen umspannen können, und auch so verlieren sich, wie am Bogen der Iris, seine Enden in Nebel. Unser Wissen ist Stückwerk, muß dem Apostel nach auch der stolze Philosoph bekennen, denn ein Wissen ist gerade nur insofern möglich, als wir Stücke gewinnen, nicht indem wir das Ganze zerfüllen, denn wir sind gar des Ganzen nicht Herr, sondern weil wir, wie an einem harten Körper, einzelne Späne herunterzuseilen vermögen. Das Ganze zu wissen wäre völlig undenkbar, man müßte es schauen; der aber die Welt anschaut und durchschaut bis in ihre innersten Fugen, ist Gott allein. Sein Wissen ist Sein u. s. w.

Diese Stelle erspart uns eine große und unersproßliche Mühe, insofern sie in aller Kürze unsern Verf. philosophisches Glaubensbekenntniß enthält. Daß darin nicht viel Tröstliches sei, muß man dem Kritiker in den berliner „Jahrbüchern“ zugeben. Wir wollen es in aller Kürze durchnehmen. Nach den angeführten Worten, ist ein phi-

losophisches System: „ein abgeschlossener, in sich vollendet-ter Gesamtbegriff des folgerecht Denkbaren innerhalb der geistigen Gebiete.“ Diese Definition sagt aber so gut wie nichts und ist fast schlimmer als gar keine. Denn einmal kann es doch, beim Zeug, wenn man unter Begriff dasjenige caput mortuum versteht, was der Verf. im Sinne hat, nichts Dürftigeres in der Gedankenwelt geben als einen Gesamtbegriff des (nur) Denkbaren; sodann aber weiß ja Jeder, der ein einziges collegium logicum mit Aufmerksamkeit gehört hat, daß jedes System eben in der gedankenvollen Gliederung und dem Progreß der Methode besteht, eine immanente Form alles philosophischen Denkens, welche vielmehr den abstract logischen Begriff als das von Haus aus Definible, wie es unser Verf. nimmt, gradezu ausschließt. Von dem „folgerecht Denkbaren“ vollends ganz zu schweigen, welches den Irrthum auf die Spitze treibt, weil das Denkbare nur insofern folgerecht ist, insofern es gedacht wird, die *divinus* nur insofern vernünftig ist, als sie sich zur *εργεία* macht. Nach unserm Verf. fängt ferner „das menschliche Denken stets von irgend einem abgerissenen Punkte des Unendlichen an und hört auf bei einem solchen.“ Solche unreife Vorstellungen vom menschlichen Denken sind Demjenigen zu verzeihen, der für dasselbe kein würdigeres Gleichniß als etwa einen Regenbogen vorzubringen weiß; allein dieser Umstand kann nicht hindern ihre Unreifeheit darzuthun. Denn, weit entfernt, von einem abgerissenen Punkte anzufangen, hebt alles menschliche Denken (insoweit es, wohl gemerkt, ein vernünftiges ist!) vielmehr von dem Unendlichen selbst an. Oder was ist denn der *νοῦς* des Anaxagoras, was ist die unvergängliche Sattung des Plato, was ist die noch viel geistigere *entelechia* des Aristoteles Anderes als das Unendliche selber? Wo ist denn hier ein abgerissener Punkt, von dem der Philosoph ausginge? Wo in aller Welt, muß man mit vollem Recht fragen, gibt es etwas Unendlicheres und in sich Vollendetes als den göttlichen Gedanken? In der Epoche der neuern Philosophie haben wir die Wissenschaft ausgehen sehen zuerst vom Zweifel und dem durch diesen vermittelten Selbstbewußtsein, hierauf von der göttlichen Substanz als solcher und der *species aeterni*, als Träger aller Dinge, sodann von der Monas, als innerstem Centrum der Substanz, endlich in den neuesten Systemen vom allgemeinen Ich, vom Absoluten und zuletzt von der Einheit Beider, nämlich dem Denken, welches Sein, und dem Sein, welches Denken ist. Sind denn, in aller Welt, diese Mächte, von denen die Wissenschaft ausgeht, und in welche sie zurückgeht, abgerissene Punkte des Unendlichen? Oder was läßt sich Füglicheres von Demjenigen behaupten, der sie dafür hält, als daß er den Wald vor den Bäumen nicht sieht?

Der Schluß besagten Glaubensbekenntnisses ist nichts Anderes als ein Gerede Derer, welche ihr freiwilliges Verzehren auf alles, die Welt und was sie zusammenhält ergreifende Wissen wissenschaftliche Bescheidenheit nennen.

Aber die Wissenschaft will nicht dergleichen Bescheidenheit mit gebieterischer Strenge dagegen begehrt sie „das, welche sich der That erfreuen“. Unser Wissen Stückwerk, hat allerdings der Apostel gesagt; derselbe Apostel, welcher zugleich an einer andern Stelle sich ausdrückt: „Der Geist erforscht die Tiefe auch die Tiefen der Gottheit“. Niemals aber hat ein Apostel des göttlichen Geistes gesagt: ein Wissen nur insofern möglich, als man Stücke dadurch gewinnet. Dergleichen schwächliche Bescheidenheiten sind vielmehr directer Verrath am Geiste und ein Zeugniß wider denselben.

Aber wer den Geist verräth, den wird er wieder rathen, und so hat es sich erwiesen an den in den stehenden Vorlesungen über Ästhetik. Demnach ist der Verf. die Schiefeit einer Phrase wie diese: das Ge zu wissen sei völlig undenkbar, man müsse es schat nicht sehr zugurechnen, wiewol sie jeden der Wissen austreibenden Geist empören muß. Wenn dem Hr. Weber etwas zu wissen undenkbarer ist, als etwas schauen, was soll man von seinem Denken halten? Ist denn die Errungenschaft des Denkens, wenn es das Wissen ist als Gewusstes? Auf dieses Resultat, diesen Inhalt zu verzichten, ist keineswegs die Bescheidenheit des endlichen Subjects, es ist nur eine Armut der Forschung und eine Zweideutigkeit der Absicht.

Hiermit ist der Punkt gefunden, auf welchem fußen ist, wenn man die vorliegende Schrift über wie der Geist gebietet, negiren soll. Diesen Punkt hatte bereits Hr. Prof. Weiße in seiner Kritik der Abtheilung getroffen, und ebendeshalb ist es nicht sprechende Vornehmigkeit, welche den Verf. dort theilte, sondern ein gerecht Gericht, welches durch Mängel der Sache bedingt ist. Denn der Verf. sich bei Ausarbeitung dieser Vorlesungen wegen seiner wissenschaftlichkeit keineswegs mit der auf dem gehaltenen Limitation entschuldigen, daß seine Ästhetik dem Gesichtspunkt gebildeter Freunde des Schönen geschrieben sei. Denn einmal, wenn diese Leser des Schönen in dem Sinne sind, wie es der gemeinen scheint, so muß man für sie keine Ästhetik den, sondern Alles, was alsdann für sie paßt, wie eine Anekdotenlese aus der Poesie, Malerei, Musik. Sind es aber Leute, die eben, weil sie Bildung auf ein recht Verständniß ausgehen, so kann man ihnen dies nicht auf anderm Wege als auf dem und allein ausreichenden der Wissenschaft mitgetheilen. Weit entfernt also, daß, weil der Verf. im Titelblatt seines Buchs gut zu limitiren vermocht, Kritik sich dadurch befähigen fühlen sollte, eben so Fühlhörner einzuziehen, oder den limitirenden Faden zu streichen und sich auf allerlei Gesichtspunkte lassen, womit man seinen guten Freunden aus der Legenheit hüfe, ist und bleibt vielmehr, weil unser Verf. Buch als eine Ästhetik existirt, der einzig competente Gesichtspunkt der Kritik: die Wissenschaft.

Von diesem aus muß uns nun kehren, wo

„Die Unmöglichkeit des Werks des Erkennens; ebenso die Unmöglichkeit im Bekennen zur Mäße bestimmend. Es ist seltsam, wenn ein Professor der Aesthetik in seinem Profaß äußert, wie der Verf. Bd. 1, S. 9 that:

„Es würde von mir so unschicklich als verwegen sein, wenn ich Ihnen Aesthetik zu lehren mich unterfinge. Ich muß sogar meiner Beschränkung das Gefühl thun, daß ich das einzige Mittel, wie man zum Lehren einer Wissenschaft gelangen kann, nämlich sie selbst von Andern zu lernen, gerade bei diesem Punkte, theils aus Mangel an Gelegenheit, theils aus Laune vernachlässigt habe.

Man könnte beim Hervorheben solcher Stellen in dem Verdacht der Kleinlichkeit oder gehässiger Gesinnung kommen, wenn nicht gerade solche ein so entschiedenes Zeugniß gäbe, der Sache gegen die Sache lieferten, daß man sich wundern muß, wie ein Gelehrter vor der eignen Klugheit solche Bekenntnisse verantworten kann. Es schreibt ein Jemand eine Aesthetik, nachdem er in der Einleitung erkannt hat, daß es unschicklich sei, so zu thun. Wohl, aber Jemand sagt, um sich zu entschuldigen: Ich schreibe meine Aesthetik für gebildete Freunde des Schönen. Allein wie steht es mit der Bildung dieser Gebildeten, wenn sie nicht eben diese Erklärung unschicklich finden? Doppelte und dreifache heißt es aber seine Leser verblüffen, wenn man fortfährt: Allerdings hätte ich die Wissenschaft, die ich Ihnen zu lehren mich unterfange, billigerweise selbst erst lernen sollen, allein es hat mir dazu sowohl an Gelegenheit als an Lust gefehlt. Lieber Gott, was soll man über solche unschuldigen Confessionen antworten? Sie erinnern lebhaft an die Phrase des Meister Kriemhild in Neidharts Nibelungen von den „unverschuldeten Unglücksfällen“. Es ist freilich negativer Thatbestand genug, wenn Gelegenheit und Lust zu gleicher Zeit fehlten, denn alsdann kann man eben den Mangel an Lust mit dem Mangel an Gelegenheit entschuldigen; allein es ist ja eben nicht der negative Thatbestand, den die Kritik in diesem Fall zu negiren hat, vielmehr das aus dieser Prämisse hervorgegangene positive Unternehmen.

Womit wir aber jedes Unternehmen dieser Art, auch wenn es ein so offenes Bekenntniß der eignen Unzulänglichkeit nicht an der Stürze führt, für immer abweisen müssen, ist die Bemerkung, daß der Begriff einer Aesthetik überhaupt, wie derselbe innerhalb einer Reihe früherer Decennien unter uns cursiv geworden, bereits antiquirt ist, und dies deshalb, weil er an und für sich mit der Idee der Wissenschaft streitet. Denn der wahre Begriff der Aesthetik als Wissenschaft ist nichts anders im Himmel und auf Erden, wie sehr sich auch die sogenannten Freunde des Schönen dagegen sperren mögen, als daß sie eine Philosophie der Kunst sei. Wer etwas Anderes, nämlich Angenehmes-Bequemes aus ihr machen will, indem er die Form sammt dem Inhalt zu popularisiren versucht, und bei diesen Versuchen seine Tendenz etwa in solchen Floskeln ausdrückt, daß er kraft seiner Aesthetik: „die Idee des Schönen, die Fähigkeit, sie in sich aufzunehmen und im Empfinden, Urtheilen und Leben wirken zu lassen, ferner die Anschauung derselben in dem

Werden schöpferischer Geistes u. s. w.“ bewirken wolle, der offenbart schon ohne alles Bekenntniß durch sein einfaches Herum- und Vorbeigehen an der Sache seine Unzulänglichkeit in speculativer Forschung. Als eine Philosophie der Kunst kann demnach die Aesthetik durchaus keinen andern Anfang haben als ihr eignes Object, die Kunst, deren Subject sie ist. Die Kunst jedoch in ihrer wahrhaften, concreten Objectivität verbleibt nicht der abstrakte Begriff ihrer selbst, sondern wird zum lebendigen Kunstwerk. Wie sich nun in dem Kunstwerke die schaffende und ursprüngliche Kraft des Genius in reiner Gestaltung kundgegeben hat, so daß also das Product dieser Geistigkeit als ein Unmittelbar-Geistiges und für sich Selbstständiges im Kunstwerk zurückbleibt, so ist es nun die unverrückbare Aufgabe einer Wissenschaft der Kunst, diese geistige Unmittelbarkeit des Kunstwerks durch die Form des hinzutretenden Gedankens zu vermitteln. Nicht, als ob nicht schon der Gedanke selbsthaftig in dem Kunstwerk vorhanden wäre; aber auf nur unmittelbare Weise ist er da, als des Kunstwerks Einwohner, als der gefesselte Gedanke, der noch seiner wahren Subjectivität und mithin des Selbstdenkens ermangelt. Der einfache Proceß der Wissenschaft in dieser Sphäre ist nun, daß sie dem Kunstwerk zu diesem Selbstdenken verhilft, alle Kunst und jedes Kunstwerk zum Selbstbewußtsein bringt. Die Philosophie der Kunst ist mithin der Kunst selbst durchaus nichts Außersiches, sondern es ist ein und derselbe Geist, welcher zuvor (in letzterer) unmittelbar gestaltend und gestaltet auftrat, hierauf aber, als zweiter Proceß (in ersterer) sein eignes Schaffen sich nachdenkt, ein Nachdenken, welches jedoch nicht minder ein Vordenken der Kunst genannt werden kann, weil sein Inhalt die absoluten Gedankenbestimmungen sind, welche in aller künstlerischen Gestaltung wiederkehren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanenliteratur.

1. Der Weismantel. Ein geschichtlich romantisches Gemälde des 17. Jahrhunderts von Edward Mauerer. Zwei Hefen. Eignitz, Rahmeyer. 1836. Gr. 12. 1 Thlr. 12 Gr.

Der erste Liebhaber dieses sogenannten romantischen Gemäldes muß mit der Geliebten die Feuer- und Wasserprobe bestehen, nebenbei einen wilthen Stier überwältigen und, wohl zu merken, ohne den Besitz einer Zauberflöte. Weisheit zu erlernen wird ihm nicht auferlegt, die steht man schon bei ihm voraus, aber das Haus Braganza muß er mit auf den portugiesischen Thron erheben und deshalb auf dem Wasser und zu Lande sich mannlich halten, auch mit boshaften Spaniern sich herumtummeln, die so tödtlich und roh sind, wie sie nur ein Melodramatiker wünschen mag. Statt Genius begleitet ihn ein Weismantel, ein Meister in der weißen Magie, denn er erstreckt nicht allein selbst vom Tode, sondern errettet Andere davon, versteht es, unterirdische Gänge aufzufahren und geheime Pforten, an Stellen, wo Niemand dergleichen vermuthen könnte; nebst andern Ränken und Kunststücken verwandelt er den schwarzen Mantel der Kaltheseritter in einen weißen und bewirkt sogar, daß Jedermann sich über die Verwandlung nicht verwundert, sondern sie als bekannt anzunehmen scheint. Es gibt Leute, die da meinen viel zu vollbringen, wenn sie nur mit der Rede und den Weibern sich recht geschäftig erweisen

wann nicht es nicht auch sehr gut, die an Gedanken und
stärkter Handlung stehen, wenn sie nicht, doch nicht und
große Beweglichkeit wahrnehmen und nicht unangenehm,
nicht Bemerkens fe abfällt. Solchen Etern ist das Buch als
eine angenehme Unterhaltung zu empfehlen.

2. Die Räuber im Harzgebirge. Deutsche Originalerzählung
von Heinrich Heine. Hamburg, Perle. 1836. 8.
1 Zhr. 3 Gr.

Angenehme Macht führt einen nicht böartigen Mann
auf Abwege, treibt ihn zu dem Räuberhandwerk, das er nicht
blutentzückend, d. h. nicht mit dem Berdrehen kokettirend
ausübt. Da er weder eine großartige Natur ist, noch zu sein
affektet, nicht in fester Bewunderung seiner selbst ist, nicht be-
gehrt, das mündlich sich in gereimten und ungerimten Klagen
ergiebt, wach ein Genius in ihm umherlag, so darf er auch
sein Unrecht bereuen und gesühnt nach fruchtbringender Ruhe
vom Leben scheiden.

3. Schweres Mitwissen. Der Dieb. Zwei Erzählungen von
E. Kruse. Leipzig, Kolmann. 1836. 8. 1 Zhr. 6 Gr.

4. Der Geisterbann. Eine Erzählung von Demselben. Eben-
dasselbe. 1836. 8. 1 Zhr. 6 Gr.

Alle drei Erzählungen haben, wie mehr von diesem Ver-
fasser, das Bezeichnende, bizarr und abenteuerlich Erscheinendes
ins Mögliche, Begründete herüberzuziehen, ohne den Dukt des
Ungewöhnlichen abzustreifen und ohne durch eine fabe Enttuschung
Bedeutung zu erzeugen. „Schweres Mitwissen“ ist eine Kriminalge-
schichte, deren milder Ausgang gerechtfertigt ist, nicht allein
durch das Halten der poetischen Gerechtigkeit. Der Charakter
des seelenvollen Mädchens, die durch Zufall zur Mitwisserin ei-
ner Schuld wird, ist sehr gut gezeichnet und gehalten. „Der
Dieb“ muß vor allen schon von dato beurtheilt werden; die
enthusiastische Verehrung für einen König kann nicht bestan-
den, sobald man sie vergißt, daß dieser König Ludwig XIV.
hieß. „Der Geisterbann“ führt auf eine neue Art die Duna-
keit auf, die über die Person des zu seiner Zeit berühmten
und berühmtesten Johann Schöpfer in Leipzig schwebte. Bei
Büchern und Dingen, die nie hell werden, ist jede Hypo-
these erlaubt, insofern sie den innern Zusammenhang behält,
die sittliche und poetische Wahrheit nicht verlegt, nicht ins Blaue
hineinphantasirt. Jede dieser positiven und negativen Bedin-
gungen erfüllt die Rücksicht für Schöpfer, weshalb
man recht wohl mit der Erzählung zufrieden sein kann, die
auch Costume und Scenerie der Handlung im Auge behält.

5. Das Bagno von Loulon. Nach Le bonnet vert par J.
Méry, frei übersetzt von Karl von Lützow. Schwerin,
Kühner. 1836. 8. 1 Zhr. 3 Gr.

Der Übersetzer entschuldigt sich, ein Desperationsprodukt
auf den Büchermarkt gebracht zu haben, mit der guten Ab-
sicht, die ihn geleitet, den Vorzug der deutschen Aufzählung
vor der französischen durch diese geschichtliche Erzählung dar-
zulegen, indem in Deutschland die Gräuelt eines Bagno un-
bekannt seien. Einen kräftigen Grund gegen seine Kommen-
schaft mit „den literarischen Enragierten“ hat er verschwiegen:
den, daß dieser Bagno nicht das Letzte in seiner ganzen Ket-
ten und physischen Schmutzlichkeit zeigt, nicht den Menschen
in seiner ärgsten Entwürdigung, tief unter dem Thiere; nichts
was Holz erzeugen kann, wird vorgeführt, die Malesherbes,
denen man begegnet, die man näher kennen lernt, sind kein
Abkömmling des menschlichen Geschlechts, aber auch keine verurtheil-
ten Thiere, als Probestücke vorgelegt, wie weit angestrichene Ge-
müthslosigkeit es treiben, Ausbügen vom bestrittenen Pfade bestraft
werden kann. Unwissende Bekannten sollten und empfinden ihre
Strolche, wenn auch eine zu harte. Das gilt vor Allen dem
Korrespondenten, der einen Vorbericht an seiner Velleiden sich
erschufte und als Selbstmörder endete, nachdem er mäh-
lich und schrittweise wogte und vernünftigte, nicht immer mit
Freiheit, was jedoch in der Ketten, in der Einsperung, die den

schon nicht mehr, eine höchst interessante Erzählung, die
nur die nicht, die Erzählung von dem, was man
glaubt hat, was das, was Erfahrung zu machen.

6. Hinterbliebenen von Lukas von Herringen. Die
der der Witwe. Kleine Reiterbilder. Zwan. Götze, 1836.
8. 1 Zhr. 4 Gr.

„Die Kinder der Witwe“ enthalten eine Geschichte
des XIV. Jahrhunderts, wo eine reiche Dame einen armen
Offizier seine Compagnie zum Tode führt. In der Zeit der
Kriege gezogen und die Dame mit Jugend und Schönheit
schonend worden. Die „Reiterbilder“ sind allerdings klein,
nicht kleinlich und gefüllt durch eine gewisse Frische und
Sittlichkeit. „Zwan“, in dramatischer Form, bringt die
eigene Geschichte eines magischen Helden in einer
schönen Form abhandelt zur Erzählung. Das Gedicht
narrt, nicht zu seinem Vortheil, an Schiller und ist viel
Eindrücke zu, denn das poetische Leben und die
Erzählung sind nur als flüchtig Begriffe da, was man
müssen.

Notiz.

Leipzig.

In einer Reise durch Columbia wird es
freuigste Ort in Südamerika geschildert. Es ist
Hafenstadt von Caracas an der Nordküste von
sein Anblick ist abschreckend, denn man glaubt eine
liche Ruine zu betreten. Diese abschreckende
Ort erst durch das 1812 daselbst stattgehabte
leben bekommen. So sonst hübsche Gärten
sieht man jetzt nichts als wildes Gesträuch. Selbst die
Orts ist unfreundlich, da er in einem tiefen Kessel
nur einen Ausgang nach der See hat, wodurch
unerträgliche Hitze, welche die bösartigen
herorgebracht wird. Für neuangekommene
führer in der Regel tödtlich. Der Hafen ist
fährlich durch Wirbelstürme, die sich dort in Menge
sind die vielen dort einheimischen
Plage. Auf einer erträglich gepflasterten
Straße gelangt man nach der freundlichen Stadt
ungefähr sechs Meilen von der Küste.

Literarische Anzeige.

Denkwürdigkeiten

der Gräfin

Maria Aurora Königin

und der Königinmutter

Nach bisher unbekannten Quellen

von Friedrich Cramer.

Erster Band. Mit einer Beilage: Biographische
des Königs des Starke. Zweiter Band. Mit einer
Queblburgische Geschichte.

Gr. 8. 3 Zhr.

Diese Denkwürdigkeiten, Studien zur Geschichte
sich bewegten Zeit, geben die interessantesten
über das Leben jener berühmten Frau und
damen sie in Berührung kam; sie werden nicht in
tügen Lichte erscheinen lassen, als man es zu sehen
mocht war.

Leipzig, im Juli 1836.

Literarische Unterhaltung.

Dienstag,

Nr. 215.

2. August 1836.

Die Ästhetik aus dem Gesichtspunkt gebildeter Freunde des Schönen. Vorlesungen, gehalten zu Bremen von Dr. W. E. Weber. Erste und zweite Abtheilung.

(Fortsetzung aus Nr. 214.)

Die Ästhetik als eine Wissenschaft der Kunst (in welcher jedoch nicht Kunst und Welten, je nachdem sie geistig gut oder schlecht beschlagen sind, sondern die Kunst selbst von sich weiß) hat also unverweigerlich ihren Ausgang von dem Begriffe der Kunst zu nehmen; eine Nothwendigkeit, woraus wiederum folgt, daß, weil der Inhalt die Kunst als solche ist, jede Voraussetzung eines andern Inhaltes, etwa des abstracten Schönen u. s. w., thöricht, weil die Form des Ausgangs der Begriff ist, jede Annahme einer andern Erkenntnisform, als dieser ist (etwa der Empfindung u.), an und für sich unlogisch und fehlerhaft ist. Was demnach schon in den Einleitungen solcher Bücher wie das vorliegende als durchaus nicht zur Sache gehörig abzuweisen ist, das sind einmal die Bemerkungen über das sogenannte Schöne, welche als Prolegomena einer solchen Ästhetik dienen sollen. Dieses Schöne, welches der Ästhetiker auf diese Weise als etwas Reales einschmuggeln will, ist vielmehr das ärmlichste, abstrakteste Ding der Einbildung, das gedacht werden kann. Denn mit der Prätension auftretend, daß es das Bedingende der Kunst, mithin etwas Früheres und Höheres als diese sei, ist es doch in Wahrheit nur das Kunstschöne, welches, aus der Kunst herausgezerrt, nur ein caput mortuum bleibt. In dieser Unwahrheit und Herausgerissenheit aber wird das Schöne selbst zum Betrug, insofern es als ärmliches Surrogat eines wahren Begriffs erscheint, der allerdings aller Kunst immanentes Wesen ist, des Begriffs nämlich vom Geiste. Denn freilich ist das Kunstwerk schön und das Schöne notwendiges Prädikat des Kunstwerks; aber schön wird es nur durch den Gedanken, der ihm einwohnt, und ist es vielmehr der Gedanke selbst das Schöne. Wie die gemachte Inhalt ist aber ferner die gemachte Erkenntnisform, als welche der Ästhetiker die Empfindung hinstellt, abzusetzen, denn das Schöne will nicht empfunden, sondern erkannt sein. Ein nur empfindbares Schöne ist ebendeshalb kein Schönes, weil es das Begreifen ausschließt. Hiernach können solche Erklärun-

gen und Rubricirungen der Kunst und des Kunstschönen, wie hier S. 19 der ersten Abtheilung stehen, für nichts Anderes, als für ein ganz äußerliches Zusammenraffen der Stoffe gelten, welche keine Basis haben als den schiefen und schielenden Probiirstein der Empfindung. Es heiße hier:

Die Gesamtheit der Empfindungen also, welche einzeln oder verbunden das höhere Leben der Menschheit beurkunden, bilden den Stoff ästhetischer Darstellung, der insofern unbegrenzt ist und keiner Art bestimmte Farbe oder beschränkte Natur, wie der Thier sie begehren könnte, an sich trägt. Die Äußerung dieser Empfindungen findet durch die Kunst einen dreifachen Weg gebahnt, indem sie entweder sich einer Töne, Zeichen- oder Formensprache bedienen kann. Sie spricht in Tönen: entweder nach den Verhältnissen des reinen Klanges, durch die Konzerte, oder nach gegliebter Rede, 1) in gebundener Bewegung, durch Dichtkunst oder Poesie, 2) in freier Bewegung durch die Kunst der prosaischen Rede. Sie spricht in Zeichen, entweder nach wiederkehrend auf einander folgenden geregelten (rhythmischen) Bewegungen des Körpers zu einfacher Darlegung anmuthiger Haltungen (Attituden) durch die Tanzkunst oder Orchestik, oder nach frei auf einander folgenden geregelten Bewegungen desselben zu sinnbildlicher Darstellung einer Handlung (dramatisch) durch das Gebirdeuspiel oder die Mimik, oder endlich nach einer Vereinzigung des Mimischen und der Töne zu gleichem Zweck (symbolischer Darstellung einer Handlung), durch die Schauspielkunst oder Hypokritik. Sie spricht endlich in Formen: entweder nach Verhältnissen der reinen räumlichen Anschauung, durch die Architectonik, oder nach Verhältnissen figurlicher Anschauung durch die Zeichenkunst, 1) in offenen Linien (Zeichnung im engeren Sinne), 2) in farbiger gebeder Zeichnung (Malerei); oder schließlich nach Verhältnissen körperlicher Anschauung, durch die Bildkunst oder Plastik, 1) in harten Stoffen (Bildhauerei oder Sculptur), 2) in flüssig gemachten Stoffen (Bildgießkunst oder Sponenik).

Diese Darlegung der Sache muß für ebenso unwissenschaftlich als irrthümlich erklärt werden. Zu-vörderst thut sich der Verf. etwas darauf zu gute, daß Dasjenige, was er den „Stoff ästhetischer Darstellung“ nennt, etwas Unbegrenztes und Unbestimmtes sei. In dieser Maßlosigkeit findet er die Größe dieses Stoffes. Man sieht daraus, wie sehr er Rechte hatte, wenn er behauptete, sich Dessen, was er zu lehren beabsichtigte, nicht lernend vorher bemächtigt zu haben. Was ist denn das Kunstschöne (das erscheinende Schöne, nicht der todte Begriff, den der Verf. als Einleitendes vorausgeschickt) anders als ein solches, dem sein Maß und Ziel durch Wahrheit und gedankengemäße Ge-

Mittwoch,

— Nr. 216. —

3. August 1836.

Die *Ästhetik* aus dem Gesichtspunkt gebildeter Freunde des Schönen. Vorlesungen, gehalten zu Bremen von Dr. R. E. Weber. Erste und zweite Abtheilung.

(Beschluss aus Nr. 215.)

Der Verf. Definitionen von den Künsten lassen sich im Voraus erwarten, daß es dem Verlauf sehr an Reichtum an allem innern Zusammenhang, an jeder Methode gebrechen wird. So geht denn in dem Werke selbst capitelweise Alles wißt durcheinander. Zuerst wird das Ideal abgethan, dann kommt man auf das Schöne, zusammen der Empfindung; jetzt erst folgt der Begriff der Kunst; gleich darauf ist wieder von dem „Urtheil in der Seele des Künstlers“ die Rede, wie denn der Verf. durch das ganze Buch hindurch das leidige Ideal nicht loswerden kann, gleichsam, als ob sich die Idee der Kunst durch diesen Popanz an ihm rächen wollte. Es folgen sodann Diatriben über Genie, Originalität und Manier, Classicität und Phantasie, welchen sich wieder der „Begriff der Kritik und Übersicht ihrer Geschichte in der deutschen Literatur“ anschließt. Hiernächst wird die Wahrheit in den Kunstwerken vorgeschrieben; es findet eine scharfe Entgegensetzung von idealer Wahrheit und Wirklichkeit statt, die griechische Kunst wird zur Ausgleichung herbeigeholt, und so gelangt man über die Brücke der „Überlegenheit“ — wohin? zu dem Begriff der Caricatur. Weil den Stoffen der innere Nexus fehlt, so stoßen wir den Augenblick auf „Allgemeines“ und auf „gelegentliche Bemerkungen“, welche in einem Umsehen wieder zu systematischen Sätzen einer längstverschollenen Ästhetik führen, dann Wiederkehr in unserer Zeit gespenstig erscheint. Bei der völlig planlosen Zusammenhäufung der Materien vermischt man natürlicherweise einmal die richtige Würdigung der historischen Elemente der Kunst, auf der andern Seite werden die innerlich-geistigen Momente, in welche sich die Kunst theilt und durch welche sie sich entwickelt und steigert, als in einer der Einheit zuschreibenden Mannichfaltigkeit einzelner Gestaltungen, nur auf schillernde und oberflächliche Weise eingesehen. So z. B. sagt sich der Verf. aus „den Empfindungen des heiligen Glaubens, des ritterlichen Hagemuths und der bis zur Anbetung des verheiratheten Gegenstandes sich steigenden Liebe“ sein Mittelalter und den Begriff der

romantischen Poesie zusammen; er verkennet die volkstümliche Wirklichkeit dieser Kunstperiode ganz, indem er ihr als unterscheidendes Merkmal den „Charakter des ins Ideale und Unerreichbare Emporstrebenden“ beilegt, indem er den gläubigen Sinn jener Poesie, womit sie sich dem Himmel nähert, für eine matte Flucht aus der Welt ausgibt, bei welcher das irdische Dasein mit seinen Reizen im Preise gesunken sei. So macht er aus dem Bewußtsein des Mittelalters, eben weil er es ewig nur mit Empfindungen zu thun hat, die Empfinderei einer schönen Seele, ohne die reiche Fülle des Lebens und der Lebensfreude zu bedenken, welche sich gerade in jener Zeit, einer Zeit der Vollkraft und Innigkeit, um das Dasein des Einzelnen beruhigend und zu jeder That und Kühnheit Widerstreit aufmunternd legte.

Am leichtesten erscheinen die Reflexionen des Verf. da, wo ein geistiges (nothwendiges) Moment der Kunst sich in dem Entwicklungsgange derselben zugleich zum historischen Element macht, welches unmittelbar ins allgemeine Leben bringt, oder, um es noch näher zu bezeichnen, wo die historischen Mächte selbst zu Kunstgestalten werden. So z. B. die Sage. Hören wir, wie sie der Verf. aufstellt:

Unter Volksage verstehen wir die mehrtheils mündliche Überlieferung einer poetischen, d. h. auf Phantasie entwerfenden ganz beruhenden, oder doch durch sie ausgeschmückten Thatsache, die irgend einem Orte oder einer Gegend das Interesse einer mythischen, d. h. in die kritisch und geschichtlich unaufgeklärten Urzustände des Volks zurückgehenden Bedeutung verleiht. Insofern die Volksagen sich an Personen knüpfen, können sie für epische Darstellungen äußerst fruchtbar werden, und diese sind mehrtheils nichts als glückliche Ausübung des fragmentarisch Sagenhaften und Überlieferten zu einem allgemein Bedeutsamen und Zusammenhängenden. In absichtlicher Gestaltung, d. h. losgelöst von der örtlichen Beziehung, und als abgesondertes literarisches Ganze nach einer organischen Gliederung, mit Hinblick auf innere Einheit und Selbstständigkeit, ohne geschichtlich oder didaktische Nebenworte behandelt, wird die Sage zum Märchen. Aber der Horizont des Märchens ist weiter als der der Sage u. s. w.

Abgesehen von der grandiosen Seltsamkeit, womit hier an dem tiefen Wesen der poetischen Sage vorbeigeht, wollen wir nur die Schleifheiten und Falschheiten dieser pretiosen Stelle entthüllen. Zuvörderst ist „eine auf Phantasie ganz beruhende Thatsache“ eine wahrhaft legitime Ungereimtheit. Denn was der Verf.

unter Phantasie versteht, ist ja grade das Gegentheil aller Thatsachen; es ist das leibhaftige Unwirkliche, sowie etwa der Phyllister von einer Idee spricht, wenn er sich einen Ruhstall zu erbauen, oder seine Wiese zu verpacken gedenkt. Ferner ist ja eben dies das Unterscheidende aller Sage, daß sie auf keiner Thatsache, d. i. auf keinem historisch nachzuweisenden Ereigniß beruht, sondern als ein im Innern des Bewußtseins der Völker sich fortbildender Gedanke erscheint, der aber eben um seiner idealen Natur willen vollkommen wirklich ist. In diesem Sinne ist es z. B. eine alte Sage, daß die Seelen der Verstorbenen wiederkehren, daß in Nacht und Wind Geister leben, daß dem Frevler an Vater und Mutter die Hand zum Grabe herauswächst, Gedanken, deren factisches Dagewesen aber Niemand nachzuweisen vermag. Ferner ist es allerdings dem Wesen der Sage angemessen, daß sie localer Natur ist und sich an bestimmte Drlichkeiten knüpft; aber ebenso sehr liegt in ihrer Natur das Hinübergelien über diese Drlichkeit. Zu Beleg dessen citiren wir dem Verf. nur die Sage vom ewigen Juden, der auch im äußerlichen Wandern von Ort zu Ort ohne Rast und Ruh diese unruhige Fortbewegung der Sage ausdrückt. Das Mythische aber, was der Verf. in diesen Kreis zieht, bildet einen weit andern und wäre eine wahre Armseligkeit, wenn es sich in der Definition des Verf. erschöpfen sollte. Es ist wahrlich so nüchtern als möglich, die reiche Welt der Mythen zu einem bloßen „kritisch und geschichtlich unaufgeklärten Urzustand“ zu machen. Auf diese Weise wäre des Verf. Buch am Ende auch ein Mythos zu nennen. Das Märchen anlangend, so kann es allerdings eine verflüchtigte Sage genannt werden, allein was soll der Wortschwall vom „dichterischen Sangen nach organischer Gliederung, mit Hinblick auf innere Einheit u. s. w.“, das paßt ja zu guter Letzt auf Dieses und Jenes, Alles und Jedes in der Poesie; es paßt ebenso gut auf ein Trauerspiel als auf einen Kirchengefang. Was aber den Hinblick auf innere Einheit betrifft, so ist es eben mit solchen bloßen Hinblicken nicht abgethan, sondern man muß die Idee der Einheit durchgeblüht haben, wenn man etwas Ganzes, Volles und Schönes leisten will; es scheint, unser Verf. habe sich zu häufig mit bergleichen bloßen Hinblicken beruhigen lassen. Didaktische Nebenzwecke endlich haben sehr viele Märchen, ja die allermeisten, und dies ist wieder eine sehr natürliche und bedeutungsvolle Thatsache, welche den Gedanken ausdrückt, daß die losgelassene Phantasie in ihrer höchsten Zerstreuung auch der Sammlung und einer Wiederanschließung an die Gewöhnlichkeit des Lebens bedarf. Hiervon mag ein sehr großer Theil der orientalischen Märchen den Verf. überzeugen.

Schließlich ein paar Worte über dessen Darstellung. Der Verf. ist ungehalten, daß sein Kritiker in den berliner „Jahrbüchern“ ihn einer Nachahmung des Sötherschen Stils geziehen hat. Wir sind der Meinung, daß diese Beschuldigung wohl begründet ist. Des Verf. Stils ist allerdings, wie man sehr bald beim Lesen bemerkt, außerordentlich prettios, indem er fortwährend dar-

auf ausgeht, den Schein der Diction hervorzubringen, weshalb er von Perioden zu Perioden eine Menge schallender Worte häuft, die, anstatt zur Sache zu führen, vielmehr diese verwirren; allein zugleich trägt die Darstellung des Verf. so sichtlich das Gepräge einer genthümlichen Unselbständigkeit im Denken, das selbst vielleicht aus Mangel an Freiheit sich aufzubilden nicht einlassen konnte, weil er fortwährend in der leidlichen Herausstaffirung der eignen, noch unfusen Gedanken zu thun hatte, die ihm selbst eigens durch dieses Herausputzen und in demselben erst klar werden sollten.

Zu guter Letzt sei von uns die gute Absicht des Verf. nicht verkannt. Es kann Jemand, wenn er auch nicht zu den Berufenen gehört, seinen guten Freunden, einem Kreise Gebildeter, die sich aber zum Scherz weiter bilden wollen, allerlei Erntliches aus Kunst, Wissenschaft, Leben und Geschichte mittheilen, auch seine Gedanken darüber niederschreiben und vorlesen. Wenn man ein Buch von der Ästhetik schreiben will, muß man seine Aufgabe genauer nehmen. Denn bleibt die an den Verf. zu stellende Frage: Warum du deine *Apereus* druckst? Alsdann hat man nicht mehr eine „hochgeehrte Versammlung“, sondern die Lesenden unter dem deutschen Volke vor Augen, und man nicht durch hochtönende Apostrophen, sondern ein wahrhaftiges Zeugniß vom wahrhaftigen Geiste und Billigung auferlegt.

Die lebendige Natur, von Karl Georg Neumann Berlin, Herbig. 1835. Gr. 8. 1 Theil. 20 S.

Die Ansicht, daß die Natur ein großes Ganze, ein Ganismus sei und alles Leben nur aus einer gemischten Quelle entspringe, wie sich schon die alte Weisheit in den Worten: *ὅλητα μία, συμπνοια μία, συμπάσις* ausgedrückt, und wie sie wieder durch Schelling's Schöpfungen ins Leben gerufen worden ist, hat eine so bedeutende Stellung auf alle Zweige der Naturwissenschaften zur Folge, daß ihre Richtigkeit wol schwerlich von einem wahren Kundigen noch in Zweifel gezogen werden dürfte. Man sich nicht leugnen, daß eben diese Ansicht auch Veranlassung einer Menge eitler und nutzloser Spielereien mit Analogieen und Parallellirungen gegeben hat und sich schon der Schilb geworden ist, hinter dem er seine eigenen Mängel an realem Wissen verbarg; allein desto mehr selbst hoch wahr, und es steht wol nicht zu starkem das gemeinschaftliche Band, das sich durch sie um alle die Zweige der Naturwissenschaften geschlungen hat, sich zu lösen werde.

Ebenso ungerecht würde es indessen sein, wollte man alle Naturforschung den Stab brechen, die nicht von dieser Ansicht ausgeht, und diejenigen gering achten, die vermuthlich Individualität auf die Betrachtung und Begründung der Gesetze in der Natur und auf das Sammeln des neuen Materials zum großen Bau hingewiesen sind. Denn zum Ziele sind mancherlei, und wenn es auch nicht zu klären ist, daß die Idee des Einen in der Natur der Erkenntnis Begründung des Einzelnen förderlich ist, so läßt sich doch so wenig verkennen, daß eine Menge naturwissenschaftlicher Verbindungen gemacht und manche Probleme gelöst worden, ohne daß dabei jene Idee vorgeleuchtet hätte. Wer hätte

Literarische Unterhaltung.

Donnerstag,

Nr. 217.

4. August 1836.

England und Friedrich von Raumer.

Unter diesem Titel befindet sich in der „Allgemeinen Zeitung“ ein Aufsatz, welcher wider Raumer gerichtet ist. Wenn die Redaction, welche auf preiswürdige Weise jeder Schmeichelei Raum gibt, ausnahmsweise eine Art von Rechtsgutachten für die Annahme desselben beifügt, so möchten wir dies aus einem Gefühle herleiten, welches gewiß viele Theile ergriffen hat, sie mögen die Ansichten des Kritikers theilen, oder nicht. Jedenfalls wünschen wir mit Bezug auf das jener Rechtfertigung beigesetzte Versprechen, daß die Redaction wenigstens einige unserer Bemerkungen in dem nächstgelesenen Blatt aufnehmen.

Der Kritiker versichert mehrere Male: Raumer sei ein hochwürdiger Mann, von großen und bedeutenden Verdiensten, den er niegehts kränken, dem er nicht zu nahe treten, von dem er nur messen wolle, was nicht unbemerkt bleiben könne, ohne ihn wie durch einen Kalkerschnitt aus dem Leben zum Tode zu bringen. — Wir müssen der unwiderstehlichen Meisterschaft bewundern, mit welcher der Kritiker, Shakespeare vergleichbar, seinen Zweck vertritt; „doch Deutlich“, sagt Antonius, „ist ein ehrenwerther Mann!“ Und mitten aus diesem Lobe heraus erwächst der bitterste Angriff. So verwandelt der Kritiker auch einen ehrenwerthen Mann: Raumer wird im Umschreiben der Umblätter ein Mann ohne Verstand, ohne Sitten, ohne Religion, und wenn die alten, vielgelobten Zeiten so ganz conservirt hätten, so würde Raumer auf dies *conservatum morum et diligentiae* gesteinigt oder verbannt; ja, wäre jener Recensent nur an Herrn von Arnim's Stelle Minister des öffentlichen Unterrichtes, so würde er sich wahrscheinlich für verpflichtet halten, bei der Majestät dem Könige von Preußen auf die Absetzung des so einfältigen und irrelehrenden Professors anzusuchen.

Zuvörderst wird die Einnahme Raumer's verdächtigt, daß er in England den Damen ins Gesicht sieht, ihre Schönheit bewundert und seine Worte nicht auf der vom Hofe mit Richterkolonne dargebotenen Goldwage abwägt. — Wir glauben, es müßte Raumer gar nicht anfallen, sein 54-jähriges Angesicht in venerable Falten zu legen, seine ohnehin schwachen Augen niederzuschlagen und, statt seine Meinung rund auszusprechen, die Lippen zusammenzukneipen und gar nichts zu sagen. Liegt

den aber nicht hinter dieser schändlichen Mäßigung und Bescheidenheit gar oft Hochmuth und Verachtung aller Andern verborgen? Werden nicht die Krallen oft in diesem Augenblicke nur eingezogen, um nachher desto unerwarteter und heftiger zu krallen? — Raumer hat vom Jüngling auf nichts mehr verschmäht als Heuchelei und Biererei; er hat sich weder eine Löwenhaut noch einen Schafpelz umgehängt, sondern sich gegeben, wie er ist. Wir wundern uns nicht, daß er dem Rec. so mißfällt; wir meinen nur, es würde Raumer gewiß nicht vorwärts helfen, wenn er sich von jenem Feigenblätter leihen wollte, um seine angebliche Wölfe zu bedecken.

Wir wollen Raumer, der bekanntlich ein kleiner Mann ist, nicht mit Hercules vergleichen oder ihm dessen Arbeiten aufbürden. Stünde er aber am Scheidewege und sähe auf einer Seite eine schöne Engländerin und auf der andern den Redacteur und sämtliche Mitarbeiter des „Berliner Wochenblatts“ — wir halten Raumer noch jetzt für so frivol, daß er diese verschmähen und jener huldigen würde. Doch ernsthaft gesprochen: Diejenigen, welche Kunst und Schönheit nur bewundern, so lange sie selbst noch jung sind, haben in der Regel ihre Bewunderung nicht von Eigennutz und Begier abgelöst. Wer hingegen Schönheit und Kunst, wie Kant verlangt, ohne persönliches Interesse zu betrachten versteht, oder in ihnen wie Platon die Offenbarung des Göttlichen erblickt, dem wird das Alter diese Freuden nicht rauben, sondern verkären.

Ein zweiter Vorwurf, welcher Raumer auf den Grund einer Stelle seines Buches gemacht wird, ist der Mangel an Selbstbetrachtung und Selbsterkenntniß. Jedem unbefangenen Leser ist dagegen offenbar, daß er sich dort nur wider Diejenigen erklärt, welche sich immerdar im Spiegel besehen und dadurch fast nothwendig in tabelstreichende Selbstquälerei oder Selbstgefälligkeit hineingerathen. Raumer glaubt: die beste Erziehung der eignen Natur sei die anhaltende, liebevolle und begeisterte Beschäftigung mit fremden, höhergestellten Naturen, sowie das Bestreben, sie zu verstehen und sich in dieselben hineinzubetten und hineinzufühlen. Der Schauspieler, der Geschichtsschreiber muß darnach trachten, sich in den darzustellenden Helden zu verwandeln; wobei indeß Keinem einfallt, dies sei anders als bildlich zu verstehen. Jeder weiß, daß er

durch dies Bestreben jenen erhabenen Naturen nicht gleich wird, daß er nicht, wie der Rec. fordert, ganz dieselben geistigen und sittlichen Dimensionen erreiche.

Rammer hat in seinen historischen Werken eine ganze Reihe von merkwürdigen Männern in einer Weise dargestellt, welche von der gewöhnlichen wesentlich abweicht, z. B. Perikles, Alexander, Innocenz III., Kaiser Friedrich II., Manfred, Karl V., Franz I., Elisabeth, Maria Stuart, Don Carlos, Richelieu; er hat das 16. u. 17. Jahrhundert in mancher Beziehung anders geschildert, als es bis dahin geschehen war. Nach dem Urtheile des Rec. ist dies Bemühen völlig misslungen, weil Rammer über das mannherzige Geschick des letzten Tages und einen höchst dürftigen Kreis von Begriffen nicht hinauslankt, weil er sich in keine fremde Zeit oder Persönlichkeit hineinzuversetzen versteht, weil ihm sittlicher Ernst fehlt, weil er sich aller wahren Grundsätze entschlägen und dem nüchternsten Skepticismus hingeeben hat. Diese historische, moralische und philosophische Unfähigkeit Rammer's den fremden Völkern im Namen des ganzen Deutschlands zu verklären, hält der Rec. für sein Recht und seine Pflicht. Wer ertheilte ihm denn aber diesen Auftrag, und wie erweist er seine Fähigkeit, ihn zu erfüllen? Wohnt ihm denn die Kraft bei, sich in alle Helden zu verwandeln und alle Zeiten zu verstehen? Was hat er denn auf historischem Boden geleistet, daß er wie ein höher gestellter Richter alle Geschichtsschreiber selig sprechen oder verdammen darf?

Ob Rammer's Ansichten und Darstellungen, wie der Rec. meint, als irrig und nichtig wieder verschwanden, oder nach wenigen Jahren so anerkannt sein werden, daß man des ersten Urhebers vergißt, darüber wollen wir nicht streiten, sondern hier nur bemerken, daß Rammer das Verzeichniß der ihm vorangestellten Geschichtsforscher und Geschichtsschreiber für sehr unvollständig halten und fragen würde: warum hat der Rec. unter diesen nicht Heeren, Luben, Ranke, Menzel, Varnhagen, unter jenen nicht Hornum, Schloffer und Stenzel aufgeführt? Die beiden letzten urtheilten eben nicht sanft über Rammer; doch hat dies, wie wir wissen, seine Achtung vor ihren großen Verdiensten in keiner Weise gemindert.

Es ist Rammer nie eingefallen, sich den ersten Geschichtsschreibern beizuzählen; darauf aber darf er rechnen, daß alle die von uns und die vom Rec. genannten Männer ihn nach wie vor gern in ihre Gesellschaft aufnehmen werden. Seiner Natur nach zieht Rammer überhaupt vor, als der Letzte unter höher stehenden Naturen zu leben, denn anmaßlich und eitel irgendwo und wie einen Reigen anzuführen.

Nachdem die Sittlichkeit und historische Fähigkeit Rammer's bestritten worden, kommt der Rec. auf seine religiöse Überzeugung und betrachtet und behandelt zwei Bemerkungen, welche derselbe bei Gelegenheit einer langweiligen Predigt macht und von denen er selbst sagt: sie erschauern ihm so nicht ireligiös, doch verkehrt und unrichtig; er betrachtet sie als dessen vollständiges Glaubensbekenntniß und reißt daran die abgünstigsten Folgerungen! Zogt denn nicht die Bände der „Hohenstaufen“ und der

„Geschichte Europas“ vor Augen, um daraus abzuschmecken, ob Rammer nicht im Christenthume die beseligende Religion der Liebe erkannte; ob ihm die großen, religiösen Kämpfe der Jahrhunderte und Völker (wie der Rec. behauptet) nur als ein Streif der Narren zum Scherz erscheinen? Wahrlich eine kuriose Lebensweise! Ein ganzes Leben mit eisknem Fleiße an Naturreisendungen zu setzen und es damit anzufüllen!

Was enthalten denn aber jene Bemerkungen, ob nicht das „Kreuzige ihn“ ausgesprochen oder höchst insinuiert wird? Sie verwerfen, und wir meinen mit Recht, die mehr als jüdische Auffassung der Veröhnung und stellen die christliche Lehre vom lebenden Gott, die von dem bloß nachsichtigen hinauf. Sie berühren die Frage: wie das Werk der Erschöpfung und Heiligung sich auf die Unendlichkeit der Welten ausdehnt, wofür der Rec. gewiß nicht mehr weiß als Rammer oder irgend ein anderer Christ.

Während Rammer, laut einer Stelle jener Kritik, dem nüchternsten Skepticismus hingeeben hat, wird er einer zweiten für einen Doctrinair und an einer dritten für einen Vertheidiger der bloßen Möglichkeitslehre gegeben. Selbst ein größerer Taschenspieler als Pythagoras würde dies dem Publicum nicht weismachen können! Rammer erklärte sich z. B. so bestimmt gegen die Möglichkeitslehre Bentham's und seiner Schüler, daß er ihn deshalb heftig angegriffen, obgleich jene Erklärungen der englischen Ausgabe seines Buches durch Mrs. Kebley gemildert und abgeändert waren. Rammer hat sich überall gegen die sogenannte richtige Mitte ausgesprochen, wenn diese nichts ist als das Leere, Negative, Bunte, Schwankende, Willenslose; er hat sie nur in Eingenommen, wenn sie, wie schon Aristoteles verlangte, Energie des Geistes und Charakters und der Würde alles Lebens und Wirkens ist. Rammer ward das (wie sagen mit Bedacht: das Glück) zu Theil, daß in England und Deutschland die Ultras der Absoluten und Radicalen wider ihn erklärten; diese Ultras, welche im Mittelpunkt unzähliger Irthümer, immerdar in Gesellschaft mit Begeisterung verwechseln und Alles betreiben ohne selbst etwas Dauerhaftes zu erzeugen.

Doch genug und schon zuviel mit Bezug auf Rammer selbst. Gewiß würde der Rec. sich nicht so vollständig über ihn verbreitet haben, wenn dies nicht wichtigen Absichten in Verbindung stände. Er vertritt nach dem bekannten Sprichworte: Den Saft schlägt aber den Herrn meine ich. Sobald Rammer's Nichterwiesen war, folgte auch die Verleumdung und Missethätigkeit aller seiner Berichte und Urtheile über England. In England, welches Rammer bei aller Anerkennung mancher Mängel in ganz andern und glänzenderm Lichte geschildert als das „Berliner Wochenblatt“, wiederum als ein Land von Verleumdung, Ketzerei, Armut und Elend darstellen, es aus dem Kreise europäischer Politik ausschließen und die Errettung der Welt von einer so bekannten Schule abhängig zu machen, das war der Zweck des ganzen Angriffs.

„*Man hat kaum gemerkt, daß der Demagogismus dem Raumer abgeht, daß er über Kirche und Religion nicht zu sprechen wagt, und ihm vorgeworfen, daß er z. B. über die Behandlung der unehelichen Kinder noch nicht ein- und so vollständig und gewandt verhandelt, als ein Mitglied des Nationalconvents gethan haben würde.*“ „Dr. Raumer“, sagt der Rec., „verläßt diesmal seinen sonst gewöhnlichen Mittelweg und gibt folgende categorische Antwort u. s. w.“ Bei seinem, wie wir wissen nicht ob mehr ästhetischen oder leidenschaftlichen, Lesen des Buchs hat der Rec. bemerkt, daß Raumer selbst weder einen Einspruch macht, noch irgend eine eigne Antwort gibt, sondern lediglich die Gründe und Gegengründe zusammenstellt, welche im britischen Parlamente für und wider gewisse Beschlüsse ausgesprochen wurden. Mit gleicher Genauigkeit und Wahrheitsliebe führt der Kritiker eine andere Stelle aus Raumer's Buche an, um zu beweisen, daß er, obgleich von altem Reichthum, ein Erbfeind der Demokratie und außer Stande sei, ihr Wesen zu begreifen. Jener unbefangene Berichterstatter verschweigt nämlich hier nicht allein, daß Raumer offenbar nur von einer Hand, falschen Aristokratie spricht, sondern auch, daß er sich auf derselben Seite mit gleichem Nachdrucke wider die Verthamer der falschen Demokratie erklärt — also alles Das nicht gedacht hat, was der Recensent ihm vorschreibt.

Hieraus ergibt sich auch, was von der Consequenzlosigkeit zu halten ist, mit welcher derselbe in Bezug auf die nicht von Raumer herrührende Ansicht über die Behandlung der unehelichen Kinder fortfährt und sagt: „Bei solcher Gesinnung darf dann auch die Art und Weise nicht befremden, wie Raumer den Kronungs Eid des Königs von England auslegt. — Und wie legt er ihn aus? nicht anders als so, wie er seit Jahrhunderten ausgelegt ward, daß nämlich dem Könige und dem Parlamente das formale Recht der Gesetzgebung zusteht. Daß die Anwendung dieses formalen Rechts niemals die Möglichkeit materiellen Irrthums ganz ausschließt, wußte der Kritiker jenes hinwegzusehnen und ergeht sich in großen Worten über das germanische Staatsleben und die Ideen von Freiheit und Recht.“

Seit langer Zeit führen die verschiedenen Ultras diese Worte überall vornehm im Munde und bezeichnen Jeden, der nicht unbesehen auf ihre Deutung schwören will, als einen Vertheidiger der Sklaverei oder des Unrechts. Doch gibt es nur noch wenige so furchtsame, oder so hochbegabte Leute, daß sie sich durch dies bekannte, abgewogene Kunstmittel schecken oder bethören lassen.

Es ist hier keinswegs der Ort, das untrennbare Verhältniß der wahren Freiheit und des echten Rechtes, oder des Gewichts und zugleich Beweglichkeit dieser Ideen, oder des wechselseitigen Einflusses des Staatsrechtes und Privatrechtes nachzuweisen, oder die gleich irrigen Theorien Haller's und Sieyès zu widerlegen. Dies Alles ist von mehreren verschiedener Art bereits hinreichend gesehen, und Raumer hat nach seinen Kräften dazu beigetragen; aber lange nicht so viel, als ihm der Kritiker

beimist, wenn er sagt: „Raumer bemerkt, es gebe eine übertriebene Verehrung des Privatigenthums“; — dieser classische Ausdruck verdient der Vergessenheit anvertraut zu werden.

Hätte Raumer diesen Gedanken zuerst gehabt und ausgesprochen, würden wir ihn den größten Wohltätern des menschlichen Geschlechtes beizählen. So aber ist der Gedanke bereits uralte und längst in Theorie und Praxis aufgenommen, wie ein vorgebildeter Kenner der Geschichte und insbesondere des germanischen Staatslebens wohl wissen sollte. Freilich, was sich als persönlicher Egoismus nicht mehr hervorwagen darf, versteckt sich jetzt hinter das Object, bringt auf unabdingtes Privatrecht, treibt Söldendienst mit todtten Abstractionen und einer den Staat auflösenden Atomistik, vermüthet, wie Ancillon mit Recht sagt, die unechte Barre des großen Vertrags in unechte Silberlinge unzähliger kleiner Verträge, und möchte uns einreden, vom Privatbesitz aus erzeuge sich ein geheiligtes *liberum veto*, was jede allgemeine Gesetzgebung und alle Fortschritte völlig lahm lege und paralysire. Nur aus Liebe und Klugheit, sagt der Rec., aus freiem Willen und ungezwungen werde Dieser oder Jener von seinem strengen Rechte etwas nachlassen. Wenn nun aber Liebe und Klugheit, wie leider so oft, fehlen und das sogenannte strenge Recht sich in baarcs Unrecht verwandelt? Dann laßt man freilich, laut jener Rechtstheorie, keine krumme Strafe gerade legen, kein Zwangsobier abschaffen, keinen Jagd- und Widschaden vergüten, keinen Zehnten verwandeln, keine Armensteuer auflegen, keine Städteordnung ertheilen, keine gleichartige Besteuerung einführen, keine allgemeine Landesvertheidigung anordnen, keine Leibeigenschaft und Sklaverei vernichten, — sondern Alles bleibt und verharrt um des *liberum veto* willen in einem Zustande, welchen man das freie, germanische Staatsleben zu nennen beliebt!

So wie der Rec. von deutscher Geschichte, Mittelalter, Kirche, Kaisern und Päpsten weit mehr weiß als der Verf. der „Hohenstaufen“, so auch von England. Wir müssen also voraussetzen, daß jener die frühere Geschichte und die neuern Zustände dieses Reiches genauer erforscht, das Land länger gesehen und mehr interessante Personen verschiedener Art daselbst kennen gelernt habe als Raumer. Wir müssen voraussetzen, daß er das Publicum bald mit erschöpfenden Werken über alle jene Gegenstände erfreuen und erweisen werde, daß die Vorwürfe, welche er Raumer macht, nicht vielmehr ihn selbst treffen. Er sagt nämlich: Raumer mache sich einer unverantwortlich oberflächlichen Behandlungsweise schuldig und zerze und drehe so lange an jeder großen Wahrheit, bis er sie wirklich in Unsinn und Abergwitz verkehrt habe.

Nach diesen und andern, von uns zum Theil bereits erwähnten Äußerungen schließt der Rec. seinen Aufsatz mit den für Raumer tröstlichen Worten: er wolle intricate Punkte gegen ihn nicht orbitern und fünfe gerade sein lassen! — Welche Mäßigung und Milde, — gegen „Brutus“, den ehrenwerthen Mann!“ 93.

Aus Italien.

Herr Adrian Balbi, der so berühmte Statistiker, hat bei Boite in Wien im J. 1835 einen „*Essai statistique sur les bibl. de Vienne*“ herausgegeben, der wegen der mancherlei Angaben, die diese Schrift in Bezug auf Venedig und auf Das, was Kaiser Franz I. dafür gethan hat, den Sammlern für Italien von Wichtigkeit sein kann. Doch muß man hoffen, daß diese etwas begründeter sein werden als einige, die er in eine statistische Zusammenstellung aufnahm, wo die alexandrinische vielbesprochene und die der Khalifen zu Cordova auch mit zur Vergleichung aufgenommen sind. Für einen Statistiker zuviel Poesie.

Eine sonderbare Liebhaberei unserer Ärzte ist es, sich mit Mitteln abzugeben, welche die Fortschritte der Beroefung an menschlichen Leiden aufhalten sollen. Es scheinen Eingriffe in die Ordnung der Natur, die sich daher auf mancherlei Art richtet. Ständlicher als Andere war ein Arzt beim Kriegsspital zu Palermo, D. Tranchina, der in Alkohol oder Regenwasser aufgeschütteten Kränzen in die Arterien einspritzte. Aber selbst zu anatomischen Untersuchungen sind so vorbereitete Leichen nach kurzer Zeit nicht ohne die mannichfaltigste Gefahr zu verwenden, indem sie die Messer zerfließen und die Einathmung gefährlich machen. Wozu also, wenn sie diesen einzigen Zweck nicht erreichen?

Die Geschichte der Kalle, ob sie Eier legen, oder ob sie lebendige Junge gebären, gehört zu den Räthseln der Physiologie, die in Italien lebhaft die Naturforscher beschäftigen. Es ist beschämend, daß man über die Natur der Kalle jetzt nicht mehr mit Gewißheit weiß, als Aristoteles vor 2000 Jahren gemuthet hat; aber wenn die Natur nicht allzubald den Schleier darüber gezogen hat, so dürfte das Geheimniß Beobachtern wie dem Dr. Mauro Rusconi, der das Laichen der Fische kürzlich so genau beobachtete („*Biblioteca italiana*“, 1836, Januarheft, S. 182 fg.), nicht lange verborgen bleiben. 40.

Bibliographie.

Biographie, Allgemeine deutsche, oder Lebensbeschreibungen der berühmtesten und verdienstlichsten Deutschen aller Zeiten. Ein National-Werk für alle Stände. Herausgegeben unter Mitwirkung mehrerer Gelehrten, von Dr. Heinrich Döring. 1ster Band (1ste Lief.). S. Feilberg, Engelmann. 4 1/2 Gr.

Burdach, K. Fr., Der Mensch nach den verschiedenen Seiten seiner Natur, oder Anthropologie für das gebildete Publikum. In 5 Abtheilungen. Mit 3 Kupfertafeln. I. das leibliche Leben, II. das animale Leben, III. das Geistesleben, IV. der Verlauf des Lebens, V. das Menschengeschlecht. 1ste Abtheilung. Das leibliche Leben. (1ste Lief.) Gr. 8. Stuttgart, Balg. 16 Gr. Burkart, J., Aufenthalt und Reisen in Mexico in den Jahren 1825 bis 1834. Bemerkungen über Land, Produkte, Leben und Sitten der Einwohner und Beobachtungen aus dem Gebiete der Mineralogie, Geognosie, Bergbaukunde, Meteorologie, Geographie etc. Mit einem Vorworte von J. Nöggerath. 2 Bände. Mit 11 Kupfertafeln. Gr. 8. Stuttgart, Schwabersbart. 6 Thlr. 16 Gr.

Corisande von Mailand oder Bearn im XV. Jahrhundert. Aus dem Französischen übersetzt von F. Nebel. 2 Theile. 8. Potsdam, Neigel. 2 Thlr.

Deibüch, F., Der akademische Zweikampf. Eine Rede. Gr. 8. Bonn, Weber. 4 Gr.

Erinnerungen, Historische, oder Denkwürdigkeiten aus der neuern Geschichte des Bayerischen Staates, nämlich vom Ausgange der Regierung des Churfürsten Karl Theodor, bis zum Tode des Königs Maximilian Joseph. 2 Bände. 8. Stuttgart, Schöle. 1 Thlr. 15 Gr.

Föhlisch, J. G. C., Ansichten über Erziehung und Un-

terricht in gelehrten Schulen. Eine Nachacht der Schulpflege. 1ste Sammlung. Gr. 8. Berlin, Neumann. 1 Thlr. 16 Gr. Förster, F., Die Hefe und Gährung Europas im achtzehnten Jahrhundert. — 2 Bände. Mit einem Urkundenbuche. Gr. 8. Potsdam, Neigel. 3 Thlr. 8 Gr.

Fouquet, L. M., Die Welt: Reise zu Anfange des Jahres 1836. Eine Bilder-Reise. 8. Halle, Anton. 6 Gr. Götz, C. G. X. Baron v., über den Eid in religiöser und politischer Hinsicht, so wie über den jetzt herrschenden Mißbrauch desselben in den Gerichten. Für Gebildete und Angestellte aller Stände verfaßt. 8. Quedlinburg, Bass. 8 Gr.

Hoffmann, F., Die Bergen und Bergfeste des Harzes und der nächsten Umgegend. Mit 12 Abbildungen. Für Harzwanderer. Breit. 8. Quedlinburg, Bass. 1 Thlr. 12 Gr.

Hoven, H. v., Frühblüthen. Novellen und Erzählungen. 8. Glogau, Flemming. 1 Thlr. 8 Gr.

Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. Herausgegeben von F. M. Subig. 16ter Jahrgang, für 1837. 8. Berlin, Vereinsbuchh. 1 Thlr. 16 Gr.

Koch, C. P. de, Der Literat. Aus dem Französischen von Dr. C. Brinckmeier. 2 Bände. 8. Braunschweig, C. G. C. Meyer sen. 2 Thlr. 16 Gr.

Kossak, L., Friedrich Barbarossa. Drama. 8. Berlin, Martinus u. Comp. 18 Gr.

Lebrun, G., Der Mann mit der eisernen Maske. Ein Rechtsstreit aus der neuern Zeit mit Actenbelegen. Herausgegeben von K. (dem Kläger.) Gr. 8. Hamburg, Richter und Meke. 6 Gr.

Leo, D., Herr Dr. Diestermeyer und die deutschen Unbesessenen. Eine Streitschrift. Gr. 8. Leipzig, Brockhaus. 16 Gr.

Lödemann, B. v., Monatsrosen. Zwölf Erzählungen und Novellen. 5 Bände. Gr. 12. Glogau, Flemming. 4 Thlr.

Mägge, Th., Novellen und Erzählungen. 3 Bände. 8. Braunschweig, C. G. C. Meyer sen. 4 Thlr.

Pons, G. G., Ist es vortheilhaft, sein Geld in Aktien anzulegen? Für Diejenigen, welche Geld oder Aktien haben, beantwortet. 8. Berlin, Plahn. 10 Gr.

Raumer, Fr. v., Beiträge zur neuern Geschichte aus dem britischen Museum und Reichsarchiv von K. 1ster Theil. Die Königinnen Elisabeth und Maria Stuart. — Auch u. d. T. Die Königinnen Elisabeth und Maria Stuart nach den Quellen im britischen Museum und Reichsarchiv. Mit dem Bildniß der Maria Stuart. Gr. 12. Leipzig, Brockhaus. 2 Thlr. 12 Gr.

—, 2ter Theil. König Friedrich II. und seine Zeit. (1700—1769). — Auch u. d. T. König Friedrich II. und seine Zeit. (1740—1769.) Nach den gesandtschaftlichen Berichten im britischen Museum und Reichsarchiv. Gr. 12. Ebenfalls. 2 Thlr. 12 Gr.

Sach, K. D., Bemerkungen über den Standpunkt der Schrift: Das Leben Jesu, kritisch bearbeitet von Dr. D. F. Strauß. Gr. 8. Bonn, Weber. 6 Gr.

Silbert, J. P., Ferdinand der Zweite, Königlich Katalan und seine Zeit. 8. Wien, Reichthum-Gesellschaft. Buchh. 1 Thlr.

Thürnagel, C., Theorie der Schauspielkunst. Gr. 8. Feilberg, Schwab. 1 Thlr. 10 Gr.

Über den Werth und Unwerth der Mathematik als Mittel der höhern geistigen Ausbildung. Aus dem Englischen. 8. Göttingen, Böhl. 10 Gr.

Wagner, J. J., System der Privatökonomie. Das Ganze des Familienhaushalts für das gebildete Publicum dargestellt. 8. Karau, Bauerländer. 1 Thlr.

Weise, K. H., Das alte Griechenland. Geographische, historische und politische dargestellt. Ein Handbuch für die studierende Jugend. Mit 1 Karte und 2 Plänen. Gr. 8. Quedlinburg, Bass. 1 Thlr. 12 Gr.

Wenzel, F., Gebichte. 8. Glogau, Flemming. 1 Thlr.

Zuccagni-Orlandini, A., Die toscanische Insel Piombina und deren Colonisation. Nebst dem Plane eines Ackerbaues. Herausgegeben von Dr. Alfred Rœmmer. Mit 1 Karte der Insel Piombina. Gr. 8. Leipzig, Brockhaus. 3 Gr.

Freitag,

— Nr. 218. —

5. August 1836.

Der Chevalier. Ein Roman von Theodor Mögge.
Drei Theile. Leipzig, G. Wigand. 1835. Gr. 12.
4 Thlr. 12 Gr.

Wenn es darauf ankommt, über ein so bedeutendes Werk der Erfindung, wie das vorliegende ist, ein gewissenhaftes Urtheil abzugeben, so wird zunächst von uns gefordert, daß wir uns möglichst genau auf den Standpunkt des Erfinders stellen. Gegen jede politische Meinung gerecht zu sein und sie als naturgemäß, als in den Verhältnissen des Meinenden begründet anzusehen, ist in unsern Zeiten des Widerstreits zu einer schweren Aufgabe geworden. Wir müssen diese Aufgabe in unserm Innern lösen, bevor wir über dies Werk, als dessen Hauptaugenpunkt wir jene Gerechtigkeit gegen jede Meinung erblicken, zum Urtheil berufen sein können. Über die Wichtigkeit des Romans noch etwas zu sagen, nachdem sich fast unsere ganze Literatur in diese Form aufgelöst hat, nachdem unsere praktischgewordene Philosophie, unsere fleischgewordene Poesie sich in dies Gewand verhüllt hat, ist Überfluß. Was in der schönen redenden Kunst Bedeutung haben soll, ist zu dieser Form genöthigt. Selbst wenn dies ein Rückschritt wäre, so ist es ein unvermeidlicher, und über das Unvermeidliche soll man nicht viel Worte machen. Der Verf. wählt nach einem kurzen Vorspiel in Europa das Land der glühendsten Leidenschaften, St.-Domingo, jene Insel, welche gleich einem furchtbaren Vulcan die Elemente der französischen Revolution in sich aufnahm, sie vulcanisch verarbeitete und in glühenden Lavaströmen wieder ausfließ zu dem Gebiete, auf welchem seine Ideen sich in Gestalten reproduziren sollten. Was der Dichter braucht, fand er hier beisammen; hier, wo die Natur, wo der Mensch, wo selbst das Thier in Haß und Liebe glüht, wo alle Absonderungen der Civilisation, wo das Menschenthum von seinem höchsten Gipfel gottähnlicher Tugend bis zu der Grenzschleife, da es in das Thier übergeht, sich repräsentirt finden; hier, wo die schaffende Naturgewalt sich in allen Extremen der Günst und der Ungünst gefallen zu haben scheint. Es ist nicht möglich ein der Poesie günstigeres Terrain zu entdecken, und nur das ist wunderbar, daß außer B. Hugo, der in seinem „Bug-Jargal“ zuerst diese Entdeckung machte, bis auf den Verf. des „Chevaliers“ Niemand weiter den Fuß auf dies poetische

Gebiet setzte. Den Stoff zu seinen Bildern entlehnte der Verf. jener schrecklichsten Episode der französischen Revolution, jener Umwälzung von einem Vol zum andern, von dem äußersten Gipfel der Sklaverei zu der zügellosesten Anarchie, wie sie nur St. Domingo hervorgebracht hat; einen Stoff, dem weder Größe noch Reichtum fehlt, weder Das, was Erstaunen, noch Das, was Mitleid erweckt, jene zwei Thore, durch welche die Empfindung des Schönen in unsere Brust einzuziehen pflegt. Wir werden weiterhin sehen, ob der Verf. diese beiden Pforten zur rechten Zeit und auf die rechte Art zu öffnen verstanden hat. Zuvor noch ein Wort über seine Zielpunkte. Wenn es auch fruchtlos ist, von der Geschichte, oder von ihrer Halbschwester, der Dichtung, zu erwarten, daß sie das Menschengeschlecht von den Wegen ablenke, die der Zeitgeist, oder wie Göthe sagt, der „eigne“ Geist, sie führt, und zum Verderben führt, so kann der Dichter wie der Historiker doch hoffen, unter der Menge Einen auf den Abgrund aufmerksam zu machen, dem er entgegenkommt, und ihn, wenn auch nicht zur Umkehr, doch zum bedächtigen Vorschreiten zu bewegen. Und dieser leichten und leisen Hoffnungsspur folgt der Verf. dieses Romans. Indem er das Verderben schildert, das am Ende jede Partei ergreift, die sich unter dem Gewähl der Leidenschaften zu Dem Bahn bricht, was sie Freiheit nennt, indem er zeigt, wie nicht bloß die Zeit, der Kronos der alten Mythologie, sondern auch die Zeitidee sich selbst verzehren müsse, um den höchsten Weltplanen zu dienen, stellt er ein warnendes Bild von den Folgen des politischen Fanatismus, seine Grundlage sei, welche sie wolle, auf, ermahnt zur Mäßigung auch bei den edelsten Bestrebungen und lehrt selbst das Unvermeidliche durch Weisheit mildern. Unvermeidlich aber erscheint von vorn herein der Ausbruch eines Kampfes auf Tod und Leben zwischen den großen Rassen der Weißen, Gelben und Schwarzen; denn die Leidenschaft hat schon lang jeden Biegel abgeworfen, der Haß einerseits, die Verachtung andererseits sind zu sehr zu Lebenselementen geworden, zu sehr in Blut und Saft übergegangen, als daß selbst der wohlthätendste, der weiseste Vermittler, daß der edle Manduit den Zusammenstoß dieser blutbegierigen Leidenschaften hemmen könnte.

Hier sehen wir den Kampf und das Widerspiel poli-

tischer Ideen in seiner höchsten Energie, gepaart mit ungeheuerstem Vorurtheil und grossem Eigennutz. Wir sehen die Weisselasse der Weissen, von giftigem Haß geschwellt gegen die forden zur Selbstständigkeit erwachende Rasse der Gelben (Mulatten), die ihrerseits die pacifische Freiheitsidee begierig ergriffen hat, um sich an ihren alten Bedrückern, den Weissen, zu rächen. Sie bilden die Provinzialassembléen und behaupten in ihnen das Übergewicht. Im Recht gegen die Bedrückung der Weissen sind sie, ebenso wie jene im Unrecht gegen die Schwarzen, deren Ketten sie auch nicht um ein einziges Glied erleichtern wollen; ihre Wuth entzündet sich, wenn nur die Rede davon ist, diese in die ersten Menschenrechte einzusetzen. Die Schwarzen endlich kennen ihre nächsten Feinde, die Gelben, und hassen diese, von denen sie kein Erbarmen zu erwarten haben, viel glühender als die Weissen, in welchen sie Wesen höherer Art erblicken, und denen sie sich mit einer gewissen Freiwilligkeit zu Sklaven hingeben, während sie die Tyrannei der Gelben empört. In der That sind die Weissen auch ihr einziger Schutz. So, nachdem nun einmal durch die Revolution in Frankreich an der alten Ordnung der Dinge gerüttelt ist, stürzen die Weissen durch die Uebersahl ihrer gelben Feinde und Feinde, und diese nach kurzer Herrschaft stürzen unter der thierischen Wuth ihrer zur Verzweiflung getriebenen Schwarzen. In diesem furchtbaren Umsturz vermag der Wohlbedenkende nichts. Auf der ganzen unglücklichen Insel ist unser Held, Maubuit, der einzige von glühendster Leidenschaft nicht verblendete Kopf. Der Chevalier sieht das Rasen des Verderbens; aber seine Warnung, sein Bemühen, dies dadurch zu beschwören, daß er den Mulatten Freiheit, den Schwarzen menschliche Dienstbarkeit erringt, ist vergebens. Die Weissen wollen von der ersten, die Mulatten von der letztern nichts hören; seine Ermahnungen sind an Taube gerichtet, und so rückt das Verderben Schritt für Schritt heran. Dabei ist es wahr, daß die Kinder Afrikas kindisch, oft thierisch erscheinen, und daß die Mulatten eine alte Bedrückung lange und langmüthig ertragen haben. Nirgend ein rettender Anker, nirgend ein Licht der Hoffnung vor dem allgemeinen Umsturz einer unnatürlichen Ordnung, die in Gewohnheit und Leidenschaft wurzelt. Gräßlich ist der menschliche Sinn in den Weissen ausgeartet; das Rad, der glühende Zuckerofen und die Peitsche auf den Tod straft das geringste Vergehen der kindischen Schwarzen; einen Menschen braten lassen ist nichts; man spricht nicht einmal davon, und die Lebenswürdigsten Frauen haben solche kleine Sünden begangen, ohne an ihrer Lebenswürdigkeit das Geringste eingebüßt zu haben.

Dies ist im Allgemeinen der Zustand der Dinge, in dem wir die unselige Insel erblicken. Wir können hier nach auf die Ereignisse des Romans, auf die Zeichnung der vorzüglichsten unter den handelnden Personen näher eingehen.

Der Held des Dichters ist Ritter Maubuit, den wir zuerst als Freund des Grafen Artois (Karl X.) am Hofe zu Turin kennen lernen. Jung, aber schon lebensklug,

beruht den Prinzen zur Energie zu stimmen, der selbst, in Weltgenuss verloren, gegen die Demagogen in seinem Vaterlande wüthet, ohne zu einer That fähig zu sein, in der Umgebung des gleichgesinnten und gleich heissen Herzogs von Aosta und des klugen aber schwachen Königs, steckt der Chevalier sich ganze Nächte in Intrigue, unter Lüge und Lärmen als die einzige schlafende Brust dar. Er macht den Freiwerber des Prinzen bei der Gräfin Gexl, von der er hofft, daß sie denselben zu Thaten entflammen soll. Er entzündet nur sich, wird Nebenbuhler des Prinzen, mit dem er schon Abenteuer bestreift, tödtet im Duell den geheimnißvollen St. Agnan, und wird, tiefgebeugt hierdurch, von dem Prinzen als Commandant der Militärmacht nach St. Domingo gesendet, nachdem eine alte Sibille in Folge ihm und dem Prinzen ihre doppelte Zukunft gewissagt hat in einer Kunstreichen und gut — jedoch nach Aristischen Vorbildern — studierten Scene. Kaum in Domingo angekommen, ergreift ihn die Verwirrung und leider auch die Leidenschaft dieses Vulkans. Der alte Genaragon verneuert der Insel legt factisch seine Gewalt in Maubuits Hand. Hier zeigt der Verf., daß er das Leben versteht. Die Noth, die Ansprüche, die Sorgen einer solchen Stellung, die der Drang der Umstände anzunehmen bietet, die Anfeindung, die sie umgibt, alles dies ist naturgetreuen Farben gemalt. Sitte und Land sind in glühenden Gemälden und Charakteren nach tiefen, ernstlichen Studien hingestellt. Im Kampfe der Leidenschaften hauptet Maubuit sich selbst und seine Überzeugung, Rettung nur in der Verbindung der Regierung mit Assembléen (Mulatten) möglich sei; eine Ansicht, die alle Weissen zu Feinden macht. Doch sich selbst verheiratet er an eine Frau, die ganz Blut und Liebe ist, wozu ganz Domingo weiß, daß sie ihren alten Gatten ermordet und ihren Helfershelfer, einen alten Negern, den Glühofen gestürzt hat. Uner schöpft ist der Verf. in Argumenten für die Freiheit und wider die Feinde, die er, je nach Verschiedenheit der Redenden, hin- und her verschiebt. Wir sehen — und dies zu zeigen ist wol sein Ziel — daß zuletzt sich Alles in Ideen und Individuen auflöst, daß die Freiheit zu definiren, sie zu heissen, daß von der zergliedernden nichts übrigbleibt, daß sie in nichts Einzelnem besteht, daß sie ein unannahmliches, ein stoffloses Etwas ist, geschickt, alle Köpfe zu verwirren und Keinem Befriedigung zu geben. Die Lehre ist schön, denn sie ist wahr. In demselben Individuum sogar ist die Freiheit in der Idee etwas Anderes, sobald wir die Lage des Individuums nur im geringsten verändert; die kleinste Verletzung seiner Interessen sofort und ändert seinen Begriff von Freiheit; was geschieht dies also in den Massen, die wir das Volk nennen? oder in der Zeit? Was heute Freiheit heißt, dies morgen nicht mehr, und der Schwarze nennt Freiheit, was dem Mulatten Sklaverei ist. Erhalten das große Wort in diesem Widerspiel der Begriffe.

Im ersten Theil, welcher der Vorbereitung der politischen Umstände gewidmet ist, malt der Verf. das

„das und Gefolge der folgenden: Josef. Ein schmerzhaftes, tiefgreifendes Bild, das, einmal aufgefaßt, lange in unserer Seele haftet. In dieser Zeichnung des Dialekts, und in der That herrscht dieser in merkwürdiger Weise im dem ganzen Werke vor. Der Verf. hat sich nach dem Verdienst eines Dialektikers in ihm auch nur in dem klaren Auseinanderhalten der verschiedenen im Widerspiel gesetzten Ansichten, nicht aber in der Mannichfaltigkeit derselben und in ihrem energiegelben Kampfe untereinander nach. Fast alle die großen Fragen, welche unsere Zeit bewegen, von der Religion über die politischen Fragen der Freiheit und Gleichheit bis hinunter zum nahen Vorbild, Vorzug der Frauen, Freiheit des Willens, Bedürfnis verschiedener Rangabstufungen in der Gesellschaft, Fortschritte der Aufgabe des Menschengeschlechts, Antheil des Einzelnen an diesen Fortschritten, kurz fast alle Aufgaben des Lebens und alle Zweifel der heutigen Philosophie werden an verschiedenen Stellen des Romans dialektisch in Kampf gebracht. Oft geschieht dies zeitgemäß und künstlerisch, bisweilen jedoch auf störende, Absicht verrathende und zur Aengstlichkeit hemmend eingreifende Weise. Nicht an jeder Stelle, wo eine Idee hervortritt, fähig und werth, uns näher zu beschäftigen, ist es auch an der Zeit, sich dieser Beschäftigung hinzugeben, und häufig begegnet es dem Verf., daß er über dem Streben nach Gedankenfülle die Gesehe der Kunst vernachlässigt und auf Kosten des künstlerischen dem Ruhm eines denkenden Autors allzulebhaft nachjagt. So stehen denn treffliche Dialogen über Ehre, Pflicht, Treue und Liebe an Stellen, wo das Kunstgeseh einen raschen Fortschritt der Handlung verlangt hätte, und es gewinnt oft den Anschein, als wenn der Verf. in einem Gefühl überwiegenden Reflexionsvermögens, mühsam und ungern an die Erfindung ginge, ja, als wenn ihm schwer würde, was als der freiwillige Erguß der Phantasie herauszutreten soll. In der That glauben wir auch nicht zu irren, wenn wir annehmen, daß er, durch Naturanlage zur Kritik, zur Reflexion, zur Dialektik hingezogen, dem Wirken der Phantasie nur die halbe Seele schenkt, und daß ihm zum ausgezeichneten Romandichter einerseits ein Zweifel, andererseits ein Zuwenig zu Theil geworden ist.

(Der Beschluß folgt.)

Englisches über Deutschland.

Wir geben noch einige Details aus dem bereits mehrmals erwähnten Werke: „Sketches of Germany“. Der Verf., der hauptsächlich an den Schlesiern viele liebenswürdige und ansperrigende Seiten entdeckte, ersparte sich unter Anderem auch an der That, das Wetter zu prophezeien, die er unter den Bewohnern Schlesiens nicht selten antraf. „Der Wirth eines Gasthauses, wo ich mich einige Zeit aufhielt“, erzählt er, „schien mir mit seinem Talent auf besonders untrügliche Weise ausgestattet, denn er irrte sich in keiner Wolke und in keinem Lüftchen, und gar oft, wenn ich, um eine Excursion vorzunehmen, nicht im geringsten dem Wetter mißtraute, schätzte er bedenklich den

Wetter. Ich mich wirklich zu überzeugen, wozuf sich die Unmöglichkeit seiner Wissenschaft gewöhnt, obere er mich die seinem Prophezeien, wie man das betreffende Wetter richtig hätte nennen können. Hier fand ich Thiere aller Gattungen: Hirsche, Schlangen, Eidechsen, Laubschnecken und andere Amphibien der Reihe nach aufgestellt, in Gläsern und andern Gefäßnissen, damit sie ihre Bewegungen hinsichtlich des Wetters abgeben sollten. Und in der That begann nach und nach mein Vertrauen in die Eigenschaften dieser Thiere unerschütterlich zu werden, denn so oft ich ihnen nicht glaubte, belehrten mich bittere Erfahrungen, wie Unrecht ich daran gethan.“ Über das Schloß und den Park des Fürsten Pöckler spricht sich der Verf. ausführlich aus: „Das Schloß ist wirklich ein herrliches Gebäude, und man steht daraus, mit welchem Erfolg der Verf. der „Briefe eines Bekannten“ England bereiste; man findet hier alle Bequemlichkeit und allen comfort des United Kingdom wieder. Der Park ist mit vorzüglichem Geschmack angelegt und ganz dazu geeignet, den einigermassen in Mitleid gerathenen Auswand: englische Anlagen, wieder zu Ehren zu bringen. Hier findet man nicht die ewige Monotonie der Anlagen, die einformigen Schneidengänge, welchen, kein anderer Zweck und Vortheil anzumerken ist, als eben, daß sie krumm sein sollen. Diese sind alle mit großer Einsicht so geleitet, daß sie die schönsten und malerischsten Prospekte gewähren. Allein in keiner Sache ist der Fürst so glücklich gewesen als in der Auswahl der guten Baumgruppen, welche, in einen allgemeinen coup d'oeil gefaßt, ihrer Schatten mit vollendeter Harmonie vermischen und ein so anmuthiges Gemälde bilden, daß sich kaum das Auge davon losreißen kann. Was im vorzüglichsten Grade meine Aufmerksamkeit erregte, war die vollkommene Art, wie der Fluß Reife durch den Park geleitet ist. Diesen geschmackvoll angelegten Kanal schmücken künstliche Inseln, deren mit Blumen und üppigen Wasserpflanzen gezierter Ufer mit Tempeln, Pavillons, Fischerhäuschen, ländlichen Brücken, ja sogar mit kleinen Seen prangen, welches Alles mit soviel Kunst und einflüchtvoller Baumverwendung angebracht ist, daß nirgend eine Überladung herrscht, sodaß sich schwerlich ein Park in ganz Deutschland findet, der sich mit diesem messen könnte. Ich bemerkte in dem Park einige schöne Specimina von Eichen, Fichten, Linden und andern Bäumen, die von so herrlichem, starkem und kräftigem Wuchs, und so voll, köstlichem Laubwerk waren, daß man glauben sollte, sie seien in diesem Boden einheimisch. Dagegen zeigt sich das Klima hier den jätlichen Pflanzen und mehr blühenden Gewächsen sehr feindlich. Auch die Wiesen boten keinen so frischen Anblick dar als bei uns in England, wenigstens thut ihnen, so düstig sie auch im Frühling sein mögen, die Sommerwärme großen Eintrag. Man kann sagen, daß Niemand anders als ein eingefleischter Patriot oder absoluter Enthusiast auf einen so ungunstigen Boden so beträchtliche Summen verwendet haben würde, und das noch dazu in einer Gegend, die von der intellectuellen Societät so verlassen erscheint. Der Gärtner erzählte uns manche Anekdoten von seinem Herrn leidenschaftlicher Vorliebe für Landschaftsgärtnerei, besonders von dem Hammer, dessen er sich nicht bemessern könne, wenn er plötzlich ein Ueberschuss von Frost oder Brand gerührt fände. Sehr zu beklagen ist es, daß ein Mann, der auf so löbliche Weise und auf seinen eignen Grund und Boden so viel Geld verwendet, nicht überhaupt mehr zu verwenden hat; aber es geht dem Fürsten wie fast dem ganzen preussischen Adel: er ist arm.“ Über Steiermark äußert sich der Verf. wie folgt: „Die Potenta, eine Art von dicker Suppe, aus indischem Korn gemacht, bildet die Hauptnahrung der Landknechte. Der Geschmack derselben ist nicht unangenehm, da, wo man nicht die seltsame Gewohnheit hat, sie mit Sand zu vermischen, den ich oft in diesen heißen Brei habe hineinmischen sehen. In Grätz befragte ich darüber einen Arzt, der mich versicherte, dies geschehe, um die Verdauung zu befördern. Aus denselben Grunde verzehren die Steiermärker Kirscherne (noch wol nicht ohne die Kirschen), welche in der Zeit, wo dies Obst sich findet, von früh bis Abend

von Alt und Jung genossen werden. Ich bemerkte diese Grotte auch in mancher andern Gegend von Deutschland, und wenn diese Nahrung wirklich die Verdaunung befördert, so müssen die Leute dort eine sehr vortheilhafte haben. Die Mehrheit der Bienenwäcker ist römisch-katholisch, und der Fremde, wenn er die ungeheure Menge von Crucifixen, Madonnenbildern und Heiligen auf den Dächern, in den Dörfern und vor den Häusern erblickt, muß glauben, daß sie dies mit vollster Überzeugung sind. Nach solchen Aspeceten muß es Einen Wunder nehmen, daß es hier noch Protestanten gibt. Als wir nach Pottau kamen, einige Meilen von Grätz, machte mich mein Begleiter, der Müller, aufmerksam auf eine pittoreske Ruine und erzählte mir die alte, mit derselben in Verbindung stehende Sage, nämlich das Schicksal des Ritters von Sarau und der schönen Königin von Dürrenstein. Diese edle Frau war gezwungen worden, einem mächtigen weltlichen Grafen, der ihr aber in der Seele verhaßt war, ihre Hand zu geben. Sie fand Seligkeit, mit dem Ritter, ihrem Geliebten, zu entfliehen, Beide als Missethäter verurtheilt; so wanderten sie die Ufer der romantischen Mur entlang. Allein der gornige Gemahl säumte nicht mit seiner Rache. Nachdem er den Flüchtigen kurze Zeit nachgefolgt, fand er sie an dem bezeichneten Orte, wo er auf der Stelle die grausamste Strafe für Beide verhängte. Er ließ nämlich ein Fäß erbaun, launend ganz mit Stacheln ausgestattet. Dabinen zwang er Beide zu kriechen und ließ es alsdann sammt seinem Inhalt von der Höhe der Burg herab in den Strom rollen.“ Von Laibach sagt der Verf.: „Indem ich durch diese Stadt wanderte, bemerkte ich auf dem Marktplatz einen Pfeiler, zu Ehren der heiligen Jungfrau errichtet, welcher die Inschrift hatte: „Zu Ehr der Mondbegwingerin“. Gewiß war dies unter allen ansehnlichen Wunderthäten, die der Mutter Maria zugeschrieben werden, die wunderbarste. Als ich in meinen Gasthof zurückgekehrt war, erfuhr ich von der geschicklichen Bittin die Bewandis der Wundergeschichte von der Mondbegwingerin. Vor mehreren Jahrhunderten, als die kaiserlichen Kustodien den Schrecken von ganz Europa ausmachten und sich auch eines großen Theils von Ungarn bemächtigt hatten, rückten sie auch mit den feindseligsten Absichten auf die Stadt Laibach los. Die Einwohner waren in der größten Verwirrung, einige flüchteten auf die Berge, andere, die frommer waren, stellten zur Jungfrau und allen Heiligen um Rettung. Da, o Wunder, begann auf einmal ein Madonnenbild in dem Kloster der Capuziner, das wegen seiner Wunderthätigkeit schon sehr berühmt war, laut zu sprechen und verlangte, hinaus auf das Feld getragen zu werden. Auf diese Mahnung bewaffneten sich plötzlich die Bürger und Bauern, und die ganz entmuthigt gewesen Soldaten verspürten plötzlich in ihrem Herzen eine himmlische Courage; die Jungfrau Maria wurde laut zum Generalissimus ausgerufen und ihre Statue ex grando toilette, bedeckt mit einer diamantnen Krone, mit dem Marschallstab in ihrer Hand, im Triumph nach dem Schlachtfeld getragen, in Begleitung einer Anzahl kräftiger Capuziner, die in ihren Händen leuchtende Wackelkerzen trugen, welche die kriegerischen Ungläubigen nicht sobald erschaueten, als der größte Theil derselben sich zur schnelligsten Flucht wendete, die übrigen aber vor der Mutter Gottes niederfielen und den christlichen Glauben annahmen. Es geht dieser Wundergeschichte so vielen andern katholischen Sagen: der Katholicismus hat plumpe Fäße hineingemischt, welche der Sage selbst zwar nicht ihre Heiligkeit und schöne Bedeutung rauben, aber die Einbildung doch unersprechlich, viellecht gar lächerlich machen.“

Hier in der Umgegend findet sich auch die zoologische Merkwürdigkeit: der Proteus anguinus, über welchen der Verf. ausführlich berichtet. „Es gibt hier in der Nachbarschaft zwei Grotten, beide gleich ausgezeichnet wegen der Schönheit ihrer Stalaktiten; die eine, Johanneum genannt, zu Ehren des Erz-

herzogs Johann, ist erst vor wenigen Jahren entdeckt worden; die andere, die Magdalengrotte, mehr bekannt als erste, ist nur eine Stunde von Weissberg entfernt. In den unterirdischen Gewässern dieser Höhlen findet man (wie man glaubt) außerdem in keinem andern Thiere der Welt) den seltsamen Hai, der den Namen Proteus anguinus führt und den Einwohner von Slovianka riba oder Slawenisch heißt, wahrscheinlich wegen seiner Menschenfarbe und seiner vier Extremitäten, die wie die Menschenhände mit Fingern versehen sind. Mittels dieser Beine oder Arme, welche ihm anstatt der Flossen dienen, segelt sich das Thier mit unglaublicher Geschwindigkeit durch das Wasser. Auch bedient es sich ihnen anstatt der Flossen zum Gehen auf dem Festlande, was jedoch so passabel ein weit gefährlicheres Element ist, denn da es den ganzen Erdboden mit einem klebrigen Schleime überzogen ist, so kriecht es sich an dem Boden fest und muß mühen. Denn es vollkommen ausgewachsen ist, erreicht es die Größe von ungefähr 15 Zoll. Die erste Kette über die Länge dieses Thiers findet sich in einem Werke: „Synopsis reptilium“, herausgegeben im J. 1768 von Dr. Laurenti. Der Naturforscher erklärte es für ein Säugethier und gab ihm den Namen Proteus anguinus, den es noch bis jetzt führt. Das Thier verräth die entsetzliche Antipathie gegen das Licht, wenn sie zur warmen Sonnenzeit plötzlich dem Strahl der Sonne ausgesetzt werden, der augenblickliche Tod oder sogar der matteste Strahl des Tageslichtes verursacht Krämpfe, und sie bemühen sich alsdann auf alle mögliche Weise in ihre Finsternis zurückzuschließen. Und dennoch behauptete man, daß ihnen der Sinn des Gesichts abgehe. Diese Annahme ist aber unferneitig ein Irrthum, denn es befindet sich an dem Kopfe des Thiers, mit Hilfe eines guten Mikroskops zwei kleine Tuberkeln an der Stelle der Augen entdecken. In dem Zustande der Freiheit ist das Thier gefräßig und nährt sich kleinen Fischen und Insekten, besonders der Heuschrecke; einmal in Gefangenschaft, verschmäht es alle Nahrung, es erreicht ein ziemliches Alter, wenn man es an einem finsternen Orte und in klarem Wasser von etwa 8 Grad nur aufbewahrt. Das Wasser muß aller fünf bis sechs Wochen gewechselt werden. Es ist nicht minder empfänglich für Kälte als für die Hitze, denn wenn man ein Stück Eis in Wasser thut, oder das Thier einer großen Kälte aussetzt, trocknet es fast sichtlich zusammen und stirbt in wenigen Tagen. Sehr merkwürdig ist die gärtliche Sympathie, welche kleinen Geschöpfe untereinander verbindet; sie kennen den neuen Aufschwung wie einen alten Freund und theilen ihre Freude durch ein leises Schreien aus. Sie sind außerordentlich reizbar und leicht in Furcht zu setzen, welche man daran wahrnimmt, wenn ihre Haut, besonders auch die Ohren zu, eine schöne Scharlachfarbe annimmt. Da durchsichtig ist, so kann man mittels eines Vergrößerungsglases die Circulation ihres Blutes durch die verschiedenen Theile nach dem Herzen, das sich regelmäßig ausdehnt und zusammenklappt, deutlich wahrnehmen. Ich zählte solcher Blüthen in einer Minute 50, und man möchte fast sagen, daß kleine Geschöpfe Harvey zuerst auf die Idee von der Circulation des Blutes gebracht habe. Ich besuchte einen Bürger in Laibach, der mehrere solche Thiere in einem großen steinernen Becken in seinem Keller verwahrt; diese befanden sich dort schon bis fünf Jahre und schienen bei gutem Wohlsein, nur daß sie kleiner waren als im Zustande der Freiheit. Nach den nach diesen Thieren keine weitere Reise unternehmen zu können, können ihrer viele in der Grotte zu Schönbrunn leben, welche der verstorbene Kaiser Franz zu seiner Unterhaltung erbaun ließ. Auch nach England sind mehr von diesen Thieren gebracht worden, welche aber dort sämmtlich gestorben sind.“

Der Chevalier. Ein Roman von Theodor Mügge. Drei Theile.

(Beschluß aus Nr. 218.)

Die Erfindung zeigt sich nach dem ersten Anlaufe der Phantasie in der sehr erfindungsreichen Einleitung sofort die schwächere Seite des Romans, und dieser steht in dieser Beziehung nicht bloß dem „Scipio Sicula“, „Berriffenen“, sondern auch dem „Cabanis“ und „B12“ beizeiten nach. So sind denn auch viele Handlungen weit entfernt schön, oder auch nur natürlich zu sein, und die gewaltsamen und naturwidrigen Überwiegen in der Zahl. Es läßt sich kaum etwas ungewöhnlicheres und Unnatürlicheres denken, als z. B. Chavannes' Racheplan gegen Mauduit im zweiten Bande sich stellt. Der Chevalier fällt endlich wirklich in die Hände seines wilden Todfeindes. Was geschieht nun? Statt ihn zu tödten, befestigt er ihn in einer Höhle, mit Pulver um ihn hin, zündet eine Lunte an, die in einiger Zeit erreichen muß, und geht nun befreit von dannen. Natürlich wird Mauduit durch Giftatome getödtet; aber ist es auch natürlich, daß ein Mann so seine Rache nimmt? Will er sich an den Lohn seines Opfers nicht erfreuen? Geht er davon, daß er seinen letzten Seufzer hörte? Oder will der Verf., weil oft seine Absicht hat, etwa damit sagen, daß die Menschen, die unmenschlichste Rache erstreben, sie meistens verfehlen heißt? Gut, wenn er das will; aber dann ist die Erfindung wenigstens mehr Naturwahrheit tragen. Chavannes mußte von seinem Opfer vertrieben werden, nicht aber es freiwillig verlassen. Mit ähnlicher Kritik ein gutes Theil der Erfindungen des Verf. sich prüfen, vielleicht vernichten; doch veniam damus, namque vicissim! In allen Romanerfindungen gehört etwas bloß, sondern viel dem guten, dem berechtigten Glauben des Lesers an. Der Schreiber glaubt, es könne nicht anders hergehen; doch der Leser — der Augen hat der für hundert andere Wege! Es geht sich nur darum, einen anzutreffen, der ihn einsehen, schmiegelt, seine Phantasie fesselt und blendet. Doch ist Zeit, daß wir des Vorganges und der vorzüglichsten Motive in diesem Roman in einigen Zeilen gedenken zum Schluß von Styl und Behandlung des reflectiven Elements in ihm einige Andeutungen folgen lassen.

Dieser Bemühung aber lohnt es sich, weil der Roman eben ein ausgezeichnetes Werk des Gedankens und die Gabe eines achtbaren kritischen Geistes ist. Über die vorzüglich anziehende Exposition, welche uns Graf Artois und seine Umgebung am Hofe zu Turin darstellt und dem Roman nur durch die historischen Einblicke in die ersten convulsivischen Bewegungen Frankreichs angehört, haben wir schon ein Urtheil gegeben. Dieser Theil der Erzählung ist vorzüglich phantastisch. Mauduit erscheint hier als ein jugendlicher Enthusiast für Königthum und Vaterland. Der Zweikampf mit St.-Agnan, den er wider Willen tödtet, enttäuscht, ernüchtert ihn einigermaßen, und er tritt seine Sendung nach Domingo als ein besonnener, von vielen Täuschungen des Lebens schon befreiter Mann, doch noch epikureisch genug gestimmt, und treu dem alten Geseß des Vaterlandes, an. In Domingo werden diese beiden Richtungen seines Gemüths sofort auf harte Proben gestellt. Das Liebesnetz der schönen, aber in tropischer Glut entzündeten Nonbars, die durch ihre eifersüchtige Verfolgung des Ungetreuen eigentlich das Schicksal St.-Domingos entscheidet, einerseits, der wilde Zwiespalt der Kasten andererseits umstricken den Ritter nun. Er kommt mit den unbesonnenen Weißen, mit den wüthenden Mulatten Vincent Dgè, Augustin, Chavannes u. A., und mit den Negern, Toussaint Breda, dem Kutscher, und seinem heimlichen Anhang in die seltsamsten Conflicte, liebt Chavannes' Braut, die Mulattin Marie, und wird sowol dieser Liebe als seiner, den Negern günstigen Meinungen wegen von der Pflanzensammlung zu St.-Marc wie von Chavannes und seinen Mulatten auf den Tod verfolgt. Zwei treue Gestalten, der alte Diener François, welcher zuletzt auch für ihn und in seinen Kleidern stirbt, und der durch ihn getretete Neger Pierre begleiten ihn durch alle diese Irresal, und wie ein Deus ex machina rettet ihn der edle, gebildete, aber häßliche und verachtete Toussaint. Unter allen Abstufungen leidenschaftlicher Parteilichkeit dieser als der einzige klare Kopf auf der ganzen glühenden, vulcanisch zuckenden Insel. Das Bild, welches der Verf. uns von diesem seltenen Manne entwirft, der als Sklav des Baron Bapon de Libertas unter den niedrigsten Beschäftigungen sich wahre Bildung und den ungemessensten Einfluß zu erwerben wußte, gehört zu den

vollendetsten Charaktergemälden seines Romans. Toussaint ist geschichtlich wahr und doch im hohen Grade dichterisch; menschlich, schwach sogar und doch ein Held und Genius. Lange jagert Maubuit, in dessen Hand bei der Unbedeutendheit des Grafen Peynier alle Regierungsgewalt liegt, mit seiner Überzeugung, daß die Regierung nur durch Toussaint und seinen Anhang gerettet werden könne, hervortreten; die Rohheit und der Blutdurst Blassou's, des sichtbaren Hauptes der Regierpartei, schreckt ihn. Endlich, von der Verfolgung gebrängt, schließt er mit Gewalt die Assemblée, proclamiert die Gesetze Frankreichs und treibt mit den Waffen die Versammlung von St.-Marc auseinander. Die Pflanzler fliehen auf dem empörten Schiff Salissonière's, der als ein wahrer Gascogner erscheint, nach Frankreich, wo Hohn und Spott sie empfangen. Maubuit bleibt als Sieger zurück, und die wüthenden Mörder Dgè, Augustin und ihr Anhang leiden den verdienten Tod. Da wiegelt die Rache der Monbars die treuen Truppen auf, und Maubuit sinkt unter der Hand des Übels, furchterlich verstümmet, an des treuen Pierre's und Marie's Seite in das Grab, über dem der Bürgerkrieg sich zu neuer Wuth entflammt. Hier schließt der Roman, und der Verf. läßt uns als seine künftige Fortsetzung Toussaint's Triumphe sehen.

Unter allen diesen mannichfach bewegten, mit künstlerischem Maß gezeichneten Gestalten hat der Verf. Toussaint und den Kettler Samil mit vorzüglicher Sorgfalt ausgestattet. Erschiene der Letztere nicht allzuoft, so würde er die volle Wirkung einer jener kräftigen und nachhaltigen Zeichnungen W. Scott's geltendmachen, die Jung und Alt für immer im Gedächtniß aufbewahrt. Vorzüglich gelungen ist auch Marie; die Mulattin, der Herr der Berge, Ramiro und die wilde Monbars, in welcher der Verf. ein Extrem der Frauenliebe vorbildet.

Wir haben der dialektischen Kunst des Verf. gedacht. Diese ist die hervorstechendste Seite dieses Romans. Jede Meinung findet hier ihren Repräsentanten. Das blinde Adelsthum stellt Salissonière, das verständige Königsthum Maubuit, das Kastenvorurtheil Blanchelande, der Major und die ganze Reihe der weißen Pflanzler, den Widersinn der Freiheitsideen von 1789 die Schar der Dgè, Chavannes, Augustin in ihren verschiedenen Abstufungen; die Treue, den Gehorsam Toussaint, Blassou, Pierre dar, die egoistische Liebe die Monbars, die echte Marie, die in Leidenschaft verlorene Victoire; kurz, durchhin versinnbildet jede Gestalt, bis zum Indifferentismus Samil's herab, eine der bedeutenden Ideen der Zeit. Bei diesem Bestreben ist denn manches Angeedeutete späterhin verloren gegangen und der so bedeutend angekündigte Dheim St.-Agnan's z. B. verschwindet weiterhin ganz und zu unserm Bedauern.

Von Behandlung und Styl bleibt uns nur Raum zu einer einzigen Probe.

„Könige“, sagte sie lächelnd, „sind keine Könige mehr, wenn zwischen sie und die Welt die klirrende Fessel des Gesetzes tritt. Die Könige sind die klüglen Simsonne (!), das Gesetz ist die hinterlistige Delsa, die ihnen den zauberischen Paarschmuck

abschneidet und sie schwach wie andere Menschen macht. Der König im Gesetz ist ein Kar im Kerker . . . Alles, nur das beschränkte Königsthum! Ich habe recht lange darüber nachgedacht, aber nichts herausbringen können, als daß es nur Staatsformen gibt, geben kann: Monarchie oder Republik. Es herrscht Oker oder es herrschen Viele; die weitere Kastelei ist ein Geflecht, wo, wenn ein Faden gezogen wird, zehn hundert nachstürzen und Alles zusammenfällt.“ — „Der Despotismus muß zusammenstürzen“, rief der alte Mann (Rigaud) trocken; „nur die Vernunft ist es.“ „Die Vernunft“, versetzte sie; „lieber Himmel, was ist alles vernünftig? Die Ströme von Blut, die Berge von Leichen, der Jammer der Völker und Alles, was kommen muß, das ist vernünftig; Friede und bürgerliches Glück aber, das ist Unvernunft, die den Despotismus erzeugt.“ In dem Augenblicke froh eine große Kaiserkrone vom Pfeiler auf den Arm der Dame zc.

Der Verf. kennt und handhabt die schöne Form Dialogs, er ist Meister derjenigen Rhetorik, die auch die Falsche für einen Augenblick mit dem Schein der Wahrheit bekleidet, und er läßt diese Kunst an den bestkannst Materialien, Ehre, Ehe, Ausschließlichkeit des Besitzes, der Liebe, Glaube u. s. w., mit Wirkung und Geschmack Wir müssen enden. Es geschehe dies mit dem Wunsch, daß der Verf. dieses ausgezeichneten Romans sich durch unsere Bedenken gegen die Freiwilligkeit und Reichthum seiner Phantasie in der einmal betretenen Bahn aufhalten oder irre machen lasse. Aus eigener Erfahrung wissen wir, daß die Phantasie oft Drang, Noth, Schmerz und Antrieb bedarf, um recht lebendig zu wirken, daß, so paradox es auch erscheinen will, auch die Übung dem Schein der Leichtigkeit und Freiwilligkeit geben vermag. So möge er denn eingen und sein productives Talent ist in ihm ja unverkennbar; daß es ihm nicht Schaden bringen werde, wenn er bemüht — trotz aller unserer Achtung vor seinem reichen und dialektischen Vermögen —, dies etwas in Hintergrund zurückzubringen und mehr durch Handlung und Erfindung als durch Dialog und Entzweiung sagen — dafür stehen wir ihm ein. Daß er aber könne, wenn das Phantasiegemälde sein nächstes Ziel das beweisen zur Gnüge seine schönen, oft eingetragenen wahren und kräftigen Naturgemälde, deren tropische und drangvolle Fülle uns mehr als einmal wahrhaft innig erfreut hat.

Geschichte Karl XII. Königs von Schweden. Von L. af Lundblad. Nach dem schwedischen Original überfetzt von G. F. von Jansson. Erster Theil. Dem Bildnisse des Königs. Hamburg, Perthes. Gr. 8. 2 Thlr.

Wiewol der tollkühne König Karl XII. von Schweden mehr Soldat als Regent gewesen war, so hat er sich seinem Volke ein schwärmerisches, überschätztes Andenken erworben und zwar eher durch mündliche Überlieferungen über seine Persönlichkeit und seine hervorstechendsten Kriegsthaten, durch ein für das große Publicum geeignetes Geschichtswerk, wofür weder Nordberg's bekannte, doch äußerst partiell gefälschte, noch Voltair's auch ins Schwedische treffliche Darstellung angesehen wird, da sie in Schweden weitern nicht das Ansehen und die Beliebtheit hat, als

Original in Deutschland gesucht, sondern viele Heccehelle gegen
an haben scheint. Ich bin aber zu nähren und zu
nach dem Ref. stark solchen, bis jetzt noch fehlenden
Arbeit, übernahm der bescheidene Stützemeister von
in vorstehendem Werke und sorgte zugleich bei Ge-
sines Originals für eine deutsche und französische
damit andere Gebildete, die seiner Landessprache
und, seiner Zeit auch mitzulesen können. Der
in das Deutsche unterzog sich der kenntnisreiche
Hauptmann Dr. von Janssen, der bereits durch seine Ge-
des biographischen Schrift von: Kragg-Höft „Leben
des Reichsgrafen Kurfürst-Welf und der Gräfin
von Schlegel-Holstein bekannt ist. Bis jetzt
der vorliegende erste Theil erschienen, welcher als freie
des Originals Schätzbareit dadurch bedeutend erhöht
ist, daß Dr. von Janssen eine Menge berichtighender, erläuternder
und anerkennender Bemerkungen hinzugefügt, welche dem Ge-
schick und Forscher willkommen sein müssen. Nur hält
sich nicht schon aus dieser ersten Abtheilung schätzen,
immer frage Auswahl, sondern verliert sich auch in be-
Dinge, wozu Ref. die Erklärung des wohlvertrauten
„des Bede“ rechnet. Bedauerlich dagegen ist, daß der
Übersetzer, vielleicht erst durch Dr. von Lunblad's
verführt, gegen Voltaire's berühmte „Histoire de
XII.“ zu Hede zieht und ohne tiefe Prüfung den
über Hede drückt, wenn er sie geradezu einen Roman
ist. Eine verdauliche Übersetzung ist in der Geschichte allerdings
wenn er aber dieses Voltaire'sche Werk verweist,
ist er eine gute Quelle zu Karl's Geschichte von sich, die
aus dem Zeugnisse eines Zeitgenossen, welcher in
Bekanntheit mit Personen von Karl XII. um-
Freunden und Gegnern lebte, folglich Thatsachen und
aus dem Munde und den Papieren von Augenzeugen
Nichtstand empfang und sonach ein zum Studium
Schaltendes durchaus notwendiges Werk lieferte, die
schöne Kombination und Darstellung des Stoffes abgerechnet,
man so gern in demselben wiederliest. Das Einzelne,
diesem Werke beigegeben werden kann, besteht nach des
Ansicht in dem Umfange, daß sein Ref. in jener Zeit
und nicht immer über ihr stand und bei der Abfassung
die Hilfsmittel besaß, welche allseitige Beleuchtung ver-
lassen konnten; im übrigen aber kann man Voltaire bei
seinem Quellenstudium so wenig Einseitigkeit in Auffassung
der Charaktere und Begebenheiten vorwerfen als Schiller
in seinen historischen Schriften, in welchen ebenfalls Ma-
schon die Quellenstudiums hervorleuchtet. Da Ref. noch nicht
Gabe dieser vorliegenden historischen Leistung kennt, will
kann er auch noch nicht vollständig urtheilen, inwiefern
das Werk das Voltaire'sche in allseitiger Auffassung des Be-
stimmten übertrifft; er ahnt vorläufig bloß soviel,
daß Dr. von Janssen dem behandelten Helden viel unbesange-
ner und ruhiger ansieht als der Schwede Dr. von Lunblad.
Aber ist das Werk eine sehr schätzbare Gabe, reich an
Benutzung der seinem Ref. zugänglichen Quellen des
und Auslandes (doch vermißt Ref. unter den angegebenen
Hauptstränge „Geschichte Schwedens“) und berichtigt
anweilt Vieles, was bei Voltaire theils flüchtig berührt,
als anders aufgefaßt war, nimmt hinwieder Manches aus
auf, was in heimischen und fremden Nachrichten ver-
sucht wird, oder bestätigt Das, was uns Voltaire
erzählt hat, läßt jedoch endlich auch Manches im Dunkel,
das Voltaire schon thun mußte, so z. B. die plötzliche Chron-
ung Karl XII. nach des Vaters Tode gegen dessen letzten
Wille, ungeachtet er erst 15 Jahr alt war. Der Stoff des
Bandes, der von Karl's Geburt bis zum Antritte des
wichtigen Zuges in die Ukraine sich erstreckt, ist in 27
und kleinere Capitel eingetheilt und gewährt eine recht
Unterhaltung, wosüber vorläufig zu berichten die
dieser Blätter nicht Raum geben möchten, daher es Ref.

vergessen sein mag, nur einiges Hede hervorzuheben, um die
Kien- und Kitzlerigen auf das geschichtliche Werk auf-
merksam zu machen. Zuerst bemerkt er, daß die Schilderung
des glänzenden Sieges durch Karl über die Russen bei Narva
in mehrfacher Hinsicht an eine ähnliche Begebenheit im Mittel-
alter erinnert, nämlich an die Schlacht bei Poitiers, wo der
schwarze Prinz Edward seinen Sieg über die Franzosen nicht
benutzte und Vieles unberücksichtigt ließ, was ihm, in die Schade
gefallen war; ebenso verfolgte Karl seinen Vortheil nicht, beschränkt
nur die angesehenen Offiziere und Generale in der Gefangen-
schaft, während er den großen Haufen Gefangener entlassen
nach Hause schickte. Die Ueberraschung und Eroberung Krakaus
durch Karl und die jägellose Wirthschaft seines daselbst besetzten
Commandanten Stenbock versetzt uns lebhaft in die Zeiten des
30jährigen Krieges zurück; selbst die briefliche Äußerung des
Letzteren über seinen neuen Kriegszug lautet wie die eines
Commandanten von Wallenstein's, Demtjerna's oder Bernhard's
von Weimar Hede, wenn er an seine Frau schreibt: „Ich bin
nun Kriegsgemeinshafte, Gouverneur des Schlosses und der Kom-
mandant der Stadt. Für den König nehme ich innerhalb zwei Wo-
chen außer freiem Unterhalt 60,000 Thaler.“ Eine wol wenig
erkannte Thatsache wird S. 295 erzählt: als nämlich die Sach-
sen 1704 Warschau überraschten, entliefen noch glücklicherweise
des neugewählten Königs Stanislaus I. Mutter, Gemahlin
und Kinder, bis auf die jüngste Tochter Marie, nachmalige Ge-
mahlin Königs Ludwig XV. von Frankreich, welche in der Eile
vergessen und in der Krippe eines Pferdehalses gefunden wurde.
Des berühmten Taktikers und Reichsgrafen von der Schulen-
burg Ehre rettet auch unser Ref. in der Niederlage bei Frau-
stadt durch gründliche Angabe des Herganges. König August
von Polen und Kurfürst von Sachsen kommt bei Dr. von
Lunblad ebenso schlecht weg wie bei so manchem andern Histo-
riker. König Karl von Schweden betrat am 5. Sept. 1706
dessen Kurstaat mit 20,000 Mann Kerntuppen, fand geringen
Widerstand und zehrte ein volles Jahr in diesem fruchtbaren
Land. Dieser schwedische Besuch kostete dem Kurstaate 20,
(wenn nicht 25) Millionen Thaler, 800 Kanonen und 86,000
Menschen. Übrigens verweilte hier das kriegsgewohnte Heer
durch Aufschweifungen und durch einjähriges „flottes Leben“. Über die Verhandlungen, den Abschluß, die Ratification und
Publication des für König August schimpflichen Friedens zu
Altranstädt vom 22. Sept. 1706 findet sich in Dr. Prof. Böt-
tigers „Geschichte des schaffischen Kurstaates“ weit mehr Be-
riebrigung als hier bei Dr. von Lunblad. Nur der Umstand,
der weder Dr. Böttiger noch Voltaire bekannt war, findet
bei Lunblad vorzügliche Beherzigung, daß der kurfürstliche Res-
ferendar Pfingsten bei seiner Abfertigung im schwedischen Lager
zum Könige August ein Schreiben Karl XII. an dessen General
Marderfeld mit der bestimmten Befehl auf den Weg mitbe-
kam, selbiges nicht eher, bis August den Frieden unterzeichnet
hätte, abzugeben. Nun habe zwar Letzterer, heißt es weiter,
obwohl im vollen Anmarsche mit den Russen gegen den schwe-
dischen General Marderfeld, die Friedensurkunde unterzeichnet,
Pfingsten aber keine Zeit gefunden, das königlich schwedische
Schreiben an den General abzuliefern, sondern es an den
schwedischen Agenten Boppe in Breslau abzugeben, wodurch die
Zeit verstrichen sei und August mit den Russen noch einen voll-
ständigen Sieg über die Schweden bei Kalisch am 29. Oct.
1706 errungen habe. Der Hr. Übersetzer ist aber anderer Mei-
nung und behauptet in einer Note, Pfingsten habe den ver-
hängnisvollen Brief an Marderfeld absichtlich zurückgehalten,
denn es habe ihm nicht an Zeit zur Abfertigung gemangelt,
weil er schon neun Tage vor dem Treffen bei Kalisch vom
König August zu Frankfurt wieder abgefertigt worden sei, was
ein Dr. von Janssen jedoch gewaltig irrt, während Lunblad's
Erzählung hierüber die genauere Prüfung abgeht. Denn Ref.
bemerkt dagegen, daß August schon am 22. Sept. Nachrichten
vom Altranstädter Frieden hatte, aber das Mandat zur Rati-
fication desselben selbst erst den 29. Oct. in Pettau, also einen

Samstag,

Nr. 220.

7. August 1836.

Heinrich August Wolf über Erziehung, Schule, Universitäts (Consilia scholastica). Aus Wolf's literarischem Nachlasse zusammengestellt von Wilhelm Körte. Quedlinburg, Becker. 1835. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Neben Dampfzügen und Eisenbahnen, unter allerlei politischen und kirchlichen Umtrieben hat unsere Zeit doch nicht das Interesse an Gegenständen der Erziehung und des Unterrichts verloren, ja dasselbe hat sich sogar in und außerhalb Deutschland um so mehr gesteigert, als man in der Erziehung und in dem Unterrichte des heranwachsenden Geschlechtes eine Bürgschaft für das Wohl oder Böse der Staaten wahrgenommen hat. Freilich hat dies auch zu sehr verschiedenartigen Ansichten Veranlassung gegeben, und wenn sich gleich die politischen Gegner über die Gegenstände des Elementarunterrichts und der Volkserziehung fast überall geeinigt haben, so findet dies weit weniger in Beziehung auf die Gegenstände des Gymnasialunterrichts statt, aus welchem manche der jetzigen Stimmführer, namentlich die der Bewegungspartei und die Schreier des jungen Deutschlands, die alten Sprachen verworfen zu sehen wünschen, während ältere Leute dies probte Bildungsmittel nach Kräften festhalten und mit Gründen der Erfahrung verteidigen. Bei einem solchen Zwiespalt der Meinungen muß es für beide Parteien ersehnlich sein, die Stimme eines Mannes zu vernehmen, der wie Hr. Aug. Wolf niemals mit dem Namen eines Schulgelehrten oder grämlichen Alten bezeichnet ist, dem dennoch Alle zugestehen, daß er ein Lebemann gewesen ist, zu dessen Besitz sich eine jede Gesellschaft, sie mochte sein, wie sie wollte, Glück gewünscht hat, und der seine ausgezeichnete Kenntniß des griechischen und römischen Alterthums auf das glänzendste mit den Erscheinungen und Anforderungen der Gegenwart in Einklang zu bringen verstand. Hr. Körte hat sich daher einen neuen und wohlbedachten Anspruch auf den Dank aller Leser erworben, die den geistreichen Philologen verehrt haben und sich verehren, indem er zum zweiten Male Wolf'sche Reden zur öffentlichen Kenntniß gebracht hat.

Hr. Aug. Wolf war bekanntlich in den ersten vier Jahren seines amtlichen Lebens als praktischer Schulmann in Uffda und Osterode thätig gewesen. Mit welchem Eifer er diese Ämter verwaltet hatte, ist aus Körte's

„Leben u. Wolf's“ und aus andern Nachrichten bekannt. Dafür spricht aber auch die ihm gebliebene Neigung, für Erziehung und Unterricht zu wirken, die sich sowohl in den pädagogischen Vorlesungen, welche er zu Halle 1799 und 1801 gehalten, als in der Theilnahme an der Organisation der preussischen Schulen während seines Aufenthalts in Berlin (namentlich 1811) beurkundet hat. Einen Abdruck jener Vorlesungen, die von ihm selbst „Consilia scholastica“ genannt wurden, hatte der verdienstvolle Director Föhlisch zu Wertheim, einer der dankbarsten Schüler Wolf's, bereits in zwei Schulprogrammen von 1829 u. 1830 veranstaltet und mit zweckdienlichen Anmerkungen ausgestattet. Jetzt hat Hr. Körte in der vorliegenden Schrift (S. 1—71) die genannten Vorlesungen neu abdrucken lassen, einzelne Stellen aus Vergleichung mehrerer Manuscripte berichtigt und vervollständigt und einen Anhang: „De paedagogica in universum“, auf den letzten fünf Seiten hinzugefügt. Man kann diese Vorlesungen, deren Paraphrase Wolf in lateinischer Sprache zu dictiren pflegte, die Ausführung aber in deutscher Sprache gab, nicht ohne großes Interesse lesen und begreifen sehr wohl, wie diese lebendige Art des Vortrags, die von der damaligen Erziehungs- und Studierweise so abweichenden Ansichten und diese Freimüthigkeit des Urtheils über Bücher und Menschen die Zuhörer in einem hohen Grade ergreifen mußten, sodaß gewiß ein jedes Wort Wolf's begierig aufgefaßt worden ist und viele derselben nicht ohne gute Früchte geblieben sind. Hr. Föhlisch hat in seinen Anmerkungen sich bemüht, zu zeigen, wie Vieles jetzt besser sei als zu Wolf's Zeit, Hr. Körte aber bloß die Wolf'schen Worte wiedergegeben, um den Eindruck des Gesamtbildes nicht zu stören, obschon auch ihm nicht unbekannt sein konnte, daß sich die Zeiten zum Bessern geändert haben. Die Vorlesungen selbst verbreiten sich im Allgemeinen über die ersten Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts, über geistige und körperliche Erziehung, dann über einzelne Gegenstände, als die Unterweisung im Lesen, in der Muttersprache, in der Religion, Geschichte, Geographie und Naturgeschichte, zuletzt über die alten Sprachen.

Wer nicht Gelehrter werden will — sagt Wolf (S. 64) —, darf nicht mit den alten Sprachen beschäftigt werden, denn eine oberflächliche Kenntniß taugt gar nichts. Es gehört schon viel Zeit dazu, sich mit dem Geiste der Alten bekannt zu machen,

weshalb die Menge sich mit neuen Sprachen und mit Sachkenntnis so viel als möglich beschäftigen muß. „Aber man will doch einen Terminus setzen lernen.“ Dies ist nicht nöthig, der Geschäftsmann bedarf der alten Sprachen nicht; sie sind, so zu sagen, zu gut für ihn, denn sie setzen sehr viel voraus. Ausnahmen finden statt; hier ist aber nur vom öffentlichen Unterrichte die Rede. Hiermit sind also die alten Sprachen von dem Volke ausgeschlossen. Aber es geht auch bis auf diese sogenannten studierte Leute, die aequo animo sich hierin unter die Angelehrten zählen lassen können. Nicht vor dem 10. und nicht nach dem 15. Jahre muß man mit den alten Sprachen den Anfang machen. Diese Zeit trennt die künftigen Gelehrten und Ungelehrten; Beide erlernen aber zugleich die deutsche Sprache und die Grammatik durch Beispiele, wo der grammatische Sinn schon geschärft wurde. Der künftige Gelehrte bedarf nur einer Repetition derselben, und in Absicht der Methode gilt der Weg, der bisher in der Muttersprache gewählt wurde.

Wir heben noch eine Stelle über die körperliche Erziehung (S. 36) ohne langes Suchen heraus, um zu zeigen, wie populär sich der Lehrer der Philologie auch hierüber geäußert hat.

Bei der Muttermilch schon wird zuweilen der Grund zur Fresserei gelegt; allzugroße Anglichkeit ist hier schädlich, der jedesmalige Zustand des Körpers muß die Regel bestimmen. Bei einfachen Nahrungsmitteln kann man lange bleiben; ist aber das erste Alter vorüber, so müssen die Nahrungsmittel wechseln, doch ohne zu große Mischung, während sie jedoch mannichfaltig sein müssen; denn in der Folge ist es nicht gut, sich an Eine Speise zu sehr gewöhnt zu haben. Die Mütter müssen aber selbst dazu beitragen und also weder zu gierig, noch zu langsam essen. Auch die Domestiken können viel durch hingeworfene Urtheile schaden, denn die Kinder richten sich nach den Blicken und Worten aller sie umgebenden. Einfachheit der Getränke muß immer beobachtet werden; Wasser und Milch sollten fast das einzige sein. Kaffee und Tabak gehören nicht hierher. Derbentliche bestimmte Zeiten zum Essen, Schlafen, Ausruhen bis gegen das 8.—10. Jahr. Späterhin aber nicht stets u. s. w.

(Der Beschluß folgt.)

K. Güglaffs, Missionars der evangelischen Kirche, dreijähriger Aufenthalt im Königreich Siam, nebst einer kurzen Beschreibung seiner drei Reisen in den Seeprovinzen Chinas, in den Jahren 1831—33. Mit einer Übersichtskarte der Siamischen Halbinsel. Basel, Schönb. 1835. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Diese gutgedruckte Reisebeschreibung war der Bekanntmachung würdig und wird der Theilnahme aller Freunde der Sündverbunden und der Menschheit nicht verfehlen. Der vormalige Missionar Ellis gab sie 1834 zu London englisch heraus, und die Übersetzung ist wohlgerathen. Güglaff lebte von 1823—31 in Siam, ehe er seine Reisen in die Seeprovinzen Chinas unternahm. Seine ärztlichen Kenntnisse und seine Kunde der Landessprache begünstigten ihn als Missionar und Nachrichtengeber. Das gegenwärtige Reich Siam besteht außer dem eigentlichen Siam aus einem großen Theil des Reichs Laos, einem ansehnlichen Gebiete des benachbarten Cambodja und einigen inselartigen Staaten der malaisischen Halbinsel. Das Ländergebiet des Siamen dehnt sich aus vom 5.—21. Grad nördlicher Breite, seine äußerste westliche Grenze bis zum 97. Grad 50 Minuten östlicher Länge von Greenwich, und seine östliche Grenze bis zum 105. Grad. Der Flächeninhalt des Reichs beträgt 190,000 (engl.) Quadratmeilen. Es ist größtentheils bergig und wasserreich. Die Hauptstadt Bangkok, an der Ausmündung des Hauptflusses Menam gelegen, enthält eine Stunde im Umfange, hat eine römisch-katholische Kirche, von schimmernden Pagoden umgeben, 401,300 Bewohner, worunter 310,000 fruchtbarliche Chinesen, 50,000 Abkömmlinge

derselben, 8000 Siamesen, 800 römisch-katholische Chinesen. Die Bevölkerung des ganzen Reichs beträgt 2,790,500 Einwohner, worunter sich 1,260,000 Siamesen, 840,000 Abkömmlinge Laos, 440,000 Chinesen und 2000 Portugiesen befinden. Siamesen sind schlanker als die Malaien, kleiner als Chinesen (Ihre Größe beträgt im Durchschnitt 5 Fuß 6 Zoll). Allgemeine Haut, hellbrauner Haarfarbe, an Gesichtsgestalt geblieben, finstern Aberglaubens von Seiten der Priester des Volks, roher Gewalttherrschaft von Seiten der Könige. Sternkunde, Erdbeschreibung, Schifffahrts- und Arzneikunde sind gänzlich unbekannt. Nur für Zukunft scheinen sie zu besitzen. Ihre Melodien sind zuweilen sanft und weiches, häufiger munter und lebhaft, immer gefällig für das Ohr. Güglaff erwähnt einer aus Schilfrohr verfertigten Orgel, die Siamesen als des harmonischsten asiatischen Instruments, überhaupt, es würde, unter der Hand eines europäischeren Meisters vielleicht das vollkommenste auf Erden sein. Inbetracht der Trägheit und Schmutzigkeit. Die Pantomime, Gewerbe des täglichen Lebens werden nur von den eifrigsten fleißigen Chinesischen Eingewanderten betrieben. Die unbeschränkte Regierungsgewalt ist ebenso räuberisch und als ungewiss. Der König heißt der heilige Herr der Erde, der göttliche Gebieter des Lebens, der Eigenthümer aller Dingen, der Herr des weißen Elefanten, den er in einem goldenen Felde im Wappen führt. Buchstabenschrift ist in Siam eingeführt, Kenntniß des Lesens und Schreibens ist im Volke verbreitet. Aber seine Bücher enthalten als Buddhisimus, der Volksreligion ist. Zahllos ist die der Malayosinen, in der Hauptstadt wenigstens 5000, umher über 50,000, sodas ein Sögenpriester auf 14 kommt. Wollust, Spiel und Opium vermehren das Elend. „Es schmerzt mich“, schreibt der ehrliche Güglaff, „wie ich den ehrlichen Mann in Siam angetroffen zu haben.“ Londoner Missionsgesellschaft beschloß im Jahre 1823, den Güglaff in Siam zu entsenden, um die dortigen Chinesen in die christliche Religion zu bringen. Seit 1819 hatte sich der Missionar Milston auf Siam, einem siamesischen Abtrübnen beschäftigt, welches 13,000 ter enthält, und einen kleinen Versuch mit Bibelübersetzung gemacht. — Karl Güglaff ward 1803 zu Pritz in Pommern von armen aber frommen Eltern geboren. Er lernte 1821 Gärtnereihandwerk zu Stettin, wandte sich, als sein Vater hin kam, mit einem Gedichte an diesen; das seinen Vater sprach, sich dem Dienste der Kirche widmen zu dürfen, und die Missionschule des Predigers Janitz in Berlin zu besuchen. Von diesem Ostern 1823 der holländischen Missionsgesellschaft zu Rotterdam. Hier blieb er, sich vorbereitend, bis im 1826 und erhielt sodann die Bestimmung, den wilden Inseln auf der nordwestlichen Küste von Sumatra das Evangelium zu verkündigen. Am 6. Januar 1827 landete er in Batavia und ward der Hausgenosse des Ueberrichen Missionars Hurst, der ihn mit freundlichen Chinesen bekannt machte. Sprache er erlernte. Ein vernünftiger Krieg auf der Insel vertrieb seine Reise dorthin, und er zog sich auf die Insel zurück, in der Nachbarschaft von Singapur, seine chinesische Sprachkunde erweiterte. Der englische Kommissar auf Malakka, an der westlichen Küste der malaisischen Halbinsel, nahm sich seiner thätig an, und er reiste diesen am 4. August 1823 auf einem chinesischen Schiffe bei dessen Reise nach Bangkok. Dort landeten sie am 1. August, wurden dem Stadtpräsidenten als Ärzte vorgestellt, bewillkommnet. Der Vorsteher der dortigen Chinesen, Stehensbeamter, der eine Art Portugiesisch-Siamisch sprachte, führte sie als seine Hausgäste dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten vor, der sie artig behandelte. Es kam an Verleumdungen gegen sie; aber weder der Minister noch der König achteten darauf. Der letzte ließ sich ihre Bücher vorlesen und fand nichts Anstößiges darin; nur er ihnen, sie sparsam auszugeben, doch das arme Volk sie begierig auf. Zwei Chinesen halfen ihnen bei der

Die Bibelübersetzung. Der gesungene König von Laos, sein Sohn, sein Bruder und Großvater wurden auf grausame Weise zu Tode gebracht. Ohne auf ihre Widersacher zu hören, schickte sie viele Bisbegierige zu ihnen, aus hohen und niedrigen Stellen, sogar Fürsten, und rissen sich um ihre Bücher. Die französische Bibelübersetzung ward auch gestört; schon in der Mitte des März 1829 war mehr als die Hälfte des Neuen Testaments übertragen und Komlin's Wörterbuch bis zum Ende vollendet. Erst im Tempel wagte Gützlaff gegen den Widerstand des Hofes zu treten und dieses auf Jesum zu verweisen, ohne daß ihm etwas geschah. Wie es scheint, ist man in Siam in Hintrindien als in Europa. Die Bibelvergifteter sind es, mit wenigen Ausnahmen, von sehr gewissen, und nur die Bibelvergifteter weichen von der Regel ab. Am 14. Mai 1831 starb Komlin seiner Gesundheit wegen nach Singapur zurückgekehrt und Gützlaff blieb allein zurück. Dieser verweilte dort bis im Mai 1831 und glaubte viele Vorurtheile der Eingeborenen verdrängt zu haben. Eine alte Prophezeiung ihrer heiligen Väter hatte verkündet, eine Religion von Westen her werde der Buddhismus verdrängen. Das kam ihm sehr zu Herzen, aber ungenügendes, herzlichtes Religionsgefühl vermochte er nicht einzuspähen. Der König selbst ersuchte ihn, in Siam zu bleiben und Heilbrut zu werden. Viel Beliebenes über die Verschiedenheit der Volkscharaktere im siamesischen Reich. Das Christenthum ist dort seit 1622 durch die Portugiesen eingebracht. Einige Zeit hernach kamen auch französische Missionare ins Land. Erst der römische Stuhl die Thätigkeit der Jesuiten in Siam unterdrückte, hat das Christenthum auch in Siam abgenommen. Die Arbeiten der Protestanten sind bis jetzt nur unbedeutend. Der englische Missionar Morrison landete im September 1807 auf Makao und von dort in Kanton, wo er mit seiner Klugheit benahm und 1808 als Dolmetscher der britischen Compagnie angestellt ward. Drei Jahre später nahm er einen Theil der Bibel chinesisch drucken zu lassen. Es ward ihm der Missionar Milner zugegeben, der sich aus seinen thatig bewies, ungeachtet ihn die Portugiesen von Makao effriger als die Sinesen verfolgten und endlich aus Kanton vertrieben. 1815 ließ er sich in der Stadt Malakka nieder, um der Officiere der malakischen Festung, und wirkte dort ungeachtet. 1816 ward Thomson sein würdiger Mitarbeiter. Thomson hat sich ihr würdiger Schüler Langester, ein Eingeborener des Landes, zugefügt. 1817 kam der Missionar Medhurst dort hin. 1818 ward ein englisch-chinesisches Collegium in Kanton errichtet, zu welchem dessen Vorrat 12,000 Gulden beitrug. Jetzt hat es 30 chinesische Schüler. Medhurst hat von Makao aus mehr als 100,000 christliche Schriften in verschiedenen Sprachen dieser östlichen Völker verbreitet und eine spanische-englische, wie ein siamesisch-englische Wörterbuch ausgearbeitet. Zu Anfang des Jahres 1831 ward auch Gützlaff vom Klima Batols bedröht, dem seine vortreffliche Natur schon früher erlegen war, und eine lebensgefährliche Krankheit, für deren Heilung eine große Seereise das letzte gesunde Mittel schien, bewog ihn, auf einem chinesischen Handels-Schiff die Seereise nach China zu besuchen, um dort Bibeln und christliche Volkschriften zu verbreiten, ungeachtet ein Verbot des Kaisers einen solchen Versuch mit augenblicklicher Todesstrafe bedrohte. Seine Nachfolger in Batol waren ein von Amerika gesandter Niederländer und ein englischer Missionar. Er ging anfangs Junius 1831 am Bord einer chinesischen Fregatte von 250 Tonnen und 50 Matrosen, die mit allerhand Waaren beladen war. Sein Quartier war ein Loch, kaum groß genug, um eine kleine Kiste zu bergen, seine sechs Reisegegenstände ausgemachte Langenichte, der Schiffspatron und des Schiffes Schiffsen freundliche Opiumraucher. Ein Chineser-Fremd hatte Gützlaff in seinem Gend aufgenommen, der sich gab er sich den Namen Will, trug von Zeit zu Zeit chinesische Kleidung und galt für einen Untergeordneten des himmlischen Reichs. Sein liebes Kind, das er in Batol zurückgelassen, hat einige Tage nach seiner Waise. Große Beschwerden

der Verfaßet, Städte und Inseln, die so unterwangs desjenigen Christenthum auf Fokan, dessen Einwohner sehr liebend und gl. sind. Landung im Hafen Kameh in der Provinz Kanton. Theilnehmung christlicher Bücher an die Einwohner. Amoy, Hauptstadt des Provinzialstades der Provinz Fuchien. Mehr als eine Verhinderung unter dem Schiffsvolk gegen den Missionar, die er durch sein sanftes, väterliches und ernstes Betragen unterdrückt. Die Stadt Schanghai, für den inländischen Handel wol die bedeutendste des Reichs. Bedenklich ist, daß in der Provinz der Confucius die sittlichen Vorschriften des Wesens grade am meisten übertreten werden. In Amoyssa ward G. von vielen Einwohnern freundlich bewillkommt, die sich seiner aus Bakol mit Dankbarkeit und Liebe erinnerten. Als Arzt ward er dort sehr beschäftigt und fand die Heilmischen sehr unwissend, besonders in der Physiologie und Pharmaceutik. Seinem Schiffspatron wurden 27,000 spanische Thaler für ihn geboten, wenn er ihn verkaufen wolle, um sein Geschicklichkeit denjenigen zu können. Amoyssa liegt nur eine Tagereise von Peking; aber G. konnte nicht daran denken, hinzureisen, ehe er den Dialect der Provinz Deutsch erlernt hätte. Auch war sein Arzneivorath erschöpft. Für ihren Kaiser schenken die Einwohner ebenso wenig Vorliebe zu bekümmern, als für ihre Religion. Nach einer Volkszählung von 1813 enthält das chinesische Reich 369,826,423 Seelen. In der Mitte Octobers mußte die Fante aufbrechen, um nicht einzufrieren, und nahm ihre Richtung längs der Mandchutarserr. Im Hafen Kichien ward G. als Arzt sehr in Anspruch genommen. Am 13. December landete er auf Makao, wo er von Morrison und seiner Gattin gütlich aufgenommen ward. In Bord eines englischen Schiffes, das die Bestimmung hatte, die Küsten von China, Corea, Japan und den Butschinseln zu besuchen, ging G. Ende Februars 1832 als Dolmetscher und Arzt. Am 5. März ging es in Wancel im District Schuang vor Anker. G. theilte Arzneien und christliche Bücher aus. Desgleichen zu Kige, zu Kanlung und Kameh. Das Schiff verließ die Küste der Provinz Kanton und keuerte weiter an der von Fuchien. Mithaloben ward es von den Einwohnern befreundet, von der Obrigkeit zurückgewiesen. Die Stadt Amoy enthält 200,000 Einwohner. Allgemein herrscht hier die Sitte, neugeborene Mädchen zu erkaufen. Am 9. April landeten sie auf den Fischerinseln, am 11. auf Formosa. Beschreibung dieses fruchtbaren Insel. So lange sie ein Eigentum der Holländer war, ward das Christenthum dort verbreitet, die Eroberung der Chinesen hat jede Spur desselben vertilgt. Am 21. April keuerte das Schiff wieder dem Festlande Chinas zu. Die Stadt Fuchien. Viele einzelne Christen in dieser Gegend, aber wenig unterrichtet und durch schwedische Missionare. Nicoya. Überall Bereitwilligkeit aller Stände, Verkehr mit den Fremden zu treiben, überall Widerstand der Mandarinen. In der Mitte des Julius erreicht das Schiff die Küste der Halbinsel Corea, dessen König seit 1363 dem Kaiser von China tributpflichtig ist. Das Land wird von verschiedenartigen Völkern bewohnt, die an Erziehung den Chinesen und Japanesen bedeutend nachstehen, ist fruchtbar, aber dünne bevölkert und schlecht bebaut. Ausschließung alles Verkehrs mit Fremden wird nirgend strenger betrieben. Dies erfuhren auch unsere Reisenden, die überall abgewiesen wurden. Ehemals hat ein katholisches Christenthum dort bestanden, jetzt ist jede Spur desselben, sogar der Name verschwunden. Confucius' Lehren bilden den Volksglauben, Buddhismus ist verpöht. Vor der Mitte Augusts Ankunft auf den Butschinseln, und am Ende desselben Rückkehr nach Makao. Schilderung der chinesischen Religionssecten. Der Jude, die 200 Jahre v. Chr. eingewandert sein sollen, hat nur noch wenige, welche eine einzige Synagoge in der Provinz Fokan besaßen; Molesmin, besonders in den westlichen Grenzprovinzen überaus zahlreich. In den frühesten Jahrhunderten des Christenthums, schon im Mittelalter, gährten ungestört die Nestorianer. Zwischen dem Khan der Mongolen und dem heiligen Ludwig fanden Beziehungen statt, welche die Sendung des Capuziner Sudaquis zur Folge hatten, deren Wirksamkeit der glückliche

Die Portugiesen waren 1296 bezogen. Als die Portugiesen Malaka erobert hatten, sandten sie im Jahre 1517 Schiffe nach China und eroberten 1537 Malao. Die Verdienste jesuitischer Missionare sind bekannt. Sie benahmen sich ebenso aktiv als King, besaßen 30 schöne Kirchen in der Provinz Kiangsi, 90 Kirchen in der Provinz Kiangsi, 45 Oratorien und mehrere Arten von Verbindungen. Auch verbreiteten sie 180 christliche Erbauungsschriften in chinesischer Sprache, viele Lehrbücher, viele Legenden, keine Bibel. Die Buddha- und Tao-Priester vermochten nichts gegen sie, aber Dominikaner führten sie von Rom aus. Die Vorsteher der Jesuiten, Ricci, Schall, Bouvet und mehrere Andere erhielten sich in der Gnade des Kaisers Kanghi bis 1722; aber dessen Nachfolger Chongshin ließ eine heftige Verfolgung gegen alle Christen ergehen, verbannte die Missionare und zerstörte ihre Kirchen. Seine Nachfolger wetteiferten mit ihm an Strenge, und erst seit der Thronbesteigung des jetzigen Kaisers, im Jahre 1821, ward das Schicksal der Christen etwas gemildert. G. hofft gesegneten Erfolg von den Bemühungen der protestantischen Missionsgesellschaften zu London und Boston. Am 20. October 1832 schiffte er sich zum dritten Male auf einem gutbewaffneten und bemanneten englischen Schnellsegler ein, um Taotsin und die Küste der Mandchutartarei zu besuchen, und nahm diesmal mehr Erbauungsbücher mit, als auf seinen beiden früheren Reisen, denen es nicht an willigen Abnehmern fehlte. Nach wüthendem Sturme gingen sie in der Rischtehbucht an der Mündung der Provinz Kanton vor Anker. Am 28. November lagen sie vor Rischton an der großen Mauer, wo sie vom Gise festgehalten wurden, und mit Mähe zurücksegelten. Am 11. December im Hafen von Schahu. Am 6. Januar 1833 im Hafen Schazu, von welchem aus die Regierung ihren Kleinhandel mit Japan treibt. Hier nahmen alle christlichen Bücher ein Ende, so daß keine weiter zu vertheilen blieben. Einige chinesische Jesuiten. Am 20. April 1833 kehrte das Schiff nach Malao zurück. Eine Schlussbemerkung rettet den redlichen, verständigen, aufrichtigen und frommen Missionar G. gegen den unbilligen Tadel der „Evangelischen Kirchenzeitung“. Was er andot und brachte, war unlegbar besser, als was er vorand. Der ehrliebe Mann wirkte, so viel er konnte, mit großer Aufopferung und reinem Herzen und fährt noch in seinen schriftstellerischen Bemühungen fort. Er hat den Entwurf einer alten und neuen chinesischen Geschichte in englischer Sprache verfaßt, der aus einheimischen Quellen geschöpft und 1834 zu London in zwei Bänden gedruckt ist. Auch dieser Reisebeschreibung fehlt es nicht an anziehenden und neuen Belehrungen, von denen diese dürftige Anzeige nur einen schwachen Vorgeschmack gibt. Die beigelegte schön lithographirte Karte gereicht dem Buche zur Zierde und willkommener Erläuterung. Zwei Missionarlieder von Th. Barth: „Chinas Nacht“ und „Chinas Morgenroth“, entsprechen dem Sinn des Ganzen. 8.

Notiz.

Ackerbau in England.

Seit Georg III. haben Handel und Manufacturen in England einen beispiellosen Aufschwung genommen; viele Schriftsteller haben sich mit diesen beiden Hauptquellen des britischen Wohlstandes beschäftigt, ohne den Ackerbau eines Blicks zu würdigen, und dieser steht doch damit im engsten Zusammenhange. Zur Zeit der sächsischen Könige befand sich der Ackerbau noch in der Kindheit. Nicht Dörfer wurden vor einen Pflug gespannt, womit man kaum einen halben Morgen in einem Tage pflügte. Die Oberfläche des Landes bestand meist nur aus Wiesen. Wie wenig Fortschritte in dieser Hinsicht zur Zeit Wilhelm's des Eroberers gemacht waren, erhellt daraus, daß damals die Bevölkerung von Großbritannien sich nur auf 1,504,000 Seelen belief. Noch lange nach dem Einfälle der Normänner führten die Bauern ein höchst elendes Leben: Stroh, welches auf der Erde ausgebreitet wurde, diente ihnen zum Lager; ein

Kloß war ihr Kopfkissen. Sogar die Fenster an dem Ende des Gutsherrn waren bloß mit Drahtgittern geschlossen, der Boden mit Stroh und dürrem Schilf bedeckt. Im 15. Jahrhundert saßen die reichsten Familien auf hölzernen Kellern; man kannte man noch nicht. Der lange Frieden, der nach Heinrich VII. Thronbesteigung folgte, war dem Fortgang der Kultur günstig. England und Wales zählten 1377 kaum 2½ Millionen Einwohner und hatten 1575 bereits 4½ Millionen. Man fing an Hopfen zu bauen. Erst unter Heinrich VIII. wurden Salat und Rüben eingeführt. Wenn die Königin Katharina die Lust anwandte, einen Salat zu speisen, so mußte sie ihn über's Meer kommen lassen. Nach der Regierung der Königin Elisabeth findet man nichts Erhebliches mehr über den Ackerbau bis gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts; um diese Zeit begann der Bau des Klee und etwas später der der Rüben. Die größten Fortschritte machte der Ackerbau seit 1760, schon aus folgender Übersicht der Bevölkerung Englands zu verschiedenen Zeiten erhellt.

Jahr	Einwohner	Jahr	Einwohner
1700	5,134,516	1770	7,227,686
1710	5,066,337	1780	7,814,327
1720	5,346,351	1790	8,540,738
1730	5,687,993	1800	9,187,176
1740	5,829,705	1810	10,407,556
1750	6,039,684	1820	11,957,565
1760	6,479,730	1830	13,840,751

Die vereinigten Bevölkerung von England und Schottland trug 1755 nicht mehr als 7,525,180 Seelen, 1831 war bereits auf 16,539,318 Seelen gestiegen. Dieser Zuwachs von 9,014,134 Einwohnern in so kurzer Zeit läßt sich bei andern Nationen nachweisen. Der Ertrag des Ackerbaues, hingereicht, diese 9 Millionen Einwohner reichlich zu ernähren und da man füglich annehmen kann, daß sie, Eins ins Andere gerechnet, jährlich für 8 Pf. St. brutto an Werth consumiren, so folgt daraus, daß der Ackerbau den disponiblen Einkommen des Landes einen Zuwachs von 72 Mill. Pf. St. jährlich zugethat, das Doppelte des Totalwerthes der Baumwollensfabrik und ungefähr das Dreifache der Zinsen der Staatsschuld. 41.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Das Novellenbuch;

oder

Hundert Novellen,

nach alten italienischen, spanischen, französischen, lateinischen, englischen und deutschen bearbeitet

von

Ednard von Bülow.

Mit einem Vorworte

von

Ludwig Tieck.

Erster bis dritter Theil. 1834 — 36. 8. 7 Bde. 120

Die allgemein günstige Aufnahme, welche diese Sammlung im Publicum gefunden hat, bestätigt am besten die vortheilhafte Urtheile, die darüber einstimmig gefällt sind. Es ist dem Herausgeber gelungen, in seinen Bearbeitungen das eigenthümliche, zehende Colorit jenen Novellen zu bewahren, obgleich die Sprache und Form manche Änderungen erforderten, wenn das Ganze Anspruch eines feineren Geschmacks genügen sollte. Tieck's halbsatirische Vorrede, namentlich über das Geschichtliche der Novellen, verleiht dem Buche eigenthümlichen Werth.

Leipzig, im Juli 1836.

F. A. Brockhaus.

Blätter

für

Literarische Unterhaltung.

Montag,

Nr. 221.

8. August 1836.

Friedrich August Wolf über Erziehung, Schule, Universität (*Consilia Scholastica*). Aus Wolf's literarischem Nachlasse zusammengestellt von Wilhelm Körte.

(Beilage aus Nr. 120.)

Die zweite Abtheilung der Körte'schen Schrift (S. 71—251) bezieht sich auf Wolf's Äußerungen über das gelehrte Schulwesen. Der Herausgeber hat sie mit rühmlichem Fleiße aus den Briefen Wolf's an einige Freunde, aus den von ihm zu verschiedenen Zeiten geforderten Gutachten und aus den flüchtigen Bemerkungen, die Jener auf Bogen, Blättern und Schnitzeln niedergeschrieben hatte, zusammengestellt. Es findet sich darin sehr viel Gutes, Neues und Treffendes, aber freilich auch mancher Beleidigung über Laune und gekränkter oder fehlgeschlagener Hoffnungen. Wir wollen versuchen, einen Überblick dieser Erörterungen zu geben, denen es an Anerkennung bei allen Schulmännern nicht fehlen wird. In dem Schreiben an einen gelehrten Schulmann, welches wol auch in die halbschöne Zeit gehört, finden sich löbliche Bemerkungen über die Pflichten der Aeltern gegen die Schule, die ihnen höchst schuldig sein muß, sodaß sie glauben müssen, sich am Gemeinwesen zu versündigen, wenn sie nicht Alles thun, um die Zwecke der Schule zu fördern, ebenso über Amt und Stellung der Lehrer, die „auf keine Achtung der Menschen und auf keine Dankbarkeit Anspruch machen, aber auch wieder den Beifall aller Dorer verachten sollen, die sie verkommen“ (S. 86). Probelectionen werden, wenn sie auf die rechte Art gehalten sind, für nützlich erklärt (womit sich indessen Ref. für nicht ganz einverstanden erklären muß). Zwischen Schule und Universität muß eine strenge Grenzbestimmung stattfinden: auf Universitäten muß der Unterricht wissenschaftlich, auf den Schulen vorbereitend, im Allgemeinen bildend und elementarisch sein (S. 93—109). Dazu sind die alten Sprachen die angemessenste Übung, aber auch in der deutschen Grammatik, im deutschen Styl, in der Prosodie, in der Kunst zu schreiben, in der Geschichte und Geographie und in den Anwendungsgründen der Mathematik darf der Unterricht nicht fehlen. Ebenso gehört auf die Schule ein Universalgrundriß der Geschichte der Menschheit und in die oberste Classe eine allgemeine Encyclopädie. Der Unterricht in der Religion soll hauptsächlich auf natürliche und christliche Mo-

rat gehen, von Glaubenssätzen aber höchstens einiges Reinbiblische mitgenommen werden (S. 107), dagegen soll fast aller Unterricht in der Philosophie von den Schulen ausgeschlossen sein, selbst die Geschichte dieser Wissenschaft (S. 106). Diese Vorschläge, meint Wolf, sind so wenig ideal, daß sie vielmehr, wo die Lehrer nicht allzu unwissend sind, auf der Stelle realisiert werden können. Nun, man strebt auch jetzt auf den gelehrten Schulen nach der frühern Einfachheit des Unterrichts, wenn man gleich auch nicht in allen Stücken mit Wolf's Vorschlägen übereinstimmt.

Hierauf folgen eine Reihe aphoristischer Bemerkungen über griechischen, lateinischen und französischen Sprachunterricht, über die Folge und Wahl der zu lesenden Schriftsteller, über Methode und Metrik, über technische Fertigkeiten, über Behandlung der Wissenschaften auf der Schule, die wol exact, aber nicht streng systematisch sein soll, über Lehrmittel und Schulbücher, über Schulgesetze und Schulordnungen, über Lektionspläne (denen einige nach Wolf's Ideen auf S. 169—172 beigelegt sind), dann über Schul- und Entlassungsprüfungen. Die Erörterungen über die zuletzt genannten Abiturientenprüfungen gehören zu den wichtigsten Theilen des Körte'schen Werkes, wie denn Wolf selbst an mehreren Stellen versichert, daß er sich länger als 20 Jahre mit denselben herumgetragen habe. Es sind drei Wolf'sche Aufsätze, die alle von ihm auf äußere Veranlassung (unstreitig durch den Minister v. Humboldt) in den J. 1810 und 1811 verfaßt worden sind, und (wenigstens die beiden ersten) nicht grade in einem sehr milden Tone, der sich namentlich in Verwerfung aller andern Vorschläge und in geringschätziger Behandlung der von der wissenschaftlichen Deputation in Berlin aufgestellten Ansichten zeigt. Duldsamkeit gehörte überhaupt nicht zu Wolf's Tugenden, und in collegialische Verhältnisse, zur Besprechung und Abwägung vorgeschlagener Maßregeln paßte er ganz und gar nicht. In dem ersten Gutachten (S. 175—189) meint Wolf, daß es freilich das Erwünschteste wäre, wenn die Lehrer der Gymnasien die Bildung ihrer Schüler so vollkommen vollenden könnten und wollten, daß es am Ende der Schulzeit keiner weitläufigen Controle bedürfte; indessen lassen sich doch Prüfungen anordnen, seien auch bei einer klugen Einrichtung für Lehrer und Schüler gleich nützlich; nur dürfte

es aus mehreren Gründen ganz unmöglich sein, daß denselben Prüfungen von Abiturienten und damit verbundene Zeugnisse ganz allgemein seien, vielmehr müsse eine gewisse Freiheit stattfinden. Um aber bald zu Dem zu kommen, was er für das Rechte hält, so findet er drei *Prädicate* in den Zeugnissen: reif, mangelhaft oder nicht ganz reif, unreif, besser als die in den eingereichten Vorschlägen gewählten Stempel, tadelt Einzelnes in den Vorschlägen und in dem Aufsatze der Deputation, namentlich daß die Forderungen im Griechischen zu hoch, und hält es für gut, wenn das Collegium der Lehrer ein oder anderthalb Jahre vor dem Abgange des Schülers den Ältern desselben ein Gutachten über seine Fähigkeit zum Studiren und den muthmaßlichen Ausfall der Prüfung zuschickte. Auf dieselbe Einrichtung kommt Wolf noch einmal (S. 213) zurück, und wenngleich nicht zu leugnen ist, daß dieselbe sehr human ist, so ist es doch auch in allen Fällen (einzelne Ausnahmen finden allerdings statt) sehr schwer, den Ältern und Angehörigen ein definitives Urtheil über den Schüler und seine Studirfähigkeit mitzutheilen. Bei der Versetzung aus der zweiten in die erste Classe kann allerdings das Maß seiner Kenntnisse und die daraus hervorgehende Aussicht auf Reise oder Unreise den Ältern mitgetheilt werden; aber bei der Verschiedenheit der Köpfe, wie sie sich unter den Schülern finden, wird schwerlich ein Lehrer eher als ein halbes Jahr vor dem Abgange des Schülers den Ältern mit Bestimmtheit sagen können, ob ihr Sohn sich zum Studiren eigne oder nicht. Das zweite Gutachten (S. 189—203) enthält eine nähere und nicht wenig scharfe Beurtheilung der im Juni 1811 erlassenen, abändernden Verordnung in Betreff der zu den Universitäten abgehenden Schüler. In dem ganzen Entwurfe, sagt Wolf, finde ich das molliter in modo und fortiter in re nicht beobachtet, er ist überhaupt ohne echt liberale Gesinnung. Die Forderungen sind (und darin hatte Wolf ganz Recht) zu hoch gespannt.

Ich bin wie von eigener Erfahrung überzeugt, daß in einer Corporation der gelehrtesten Leute äußerst wenige sind, die nach jenem Maßstabe das prächtige „Unbedingt tüchtig“ noch im 40. Jahre verdienen würden, wenn ich nur so viel Griechisch und Latein, so viel Geschichte (gar der mittlern Zeit!), so viel Mathematik und Physik, und das Alles nebeneinander, überdenke. Ich meines Orts schreibe für die Mathematik, wie sie weiter unten gefordert wird, zuerst davon aus. Solche aber, die alle jene Forderungen zugleich erfüllen dürften, traue ich mir in dem ziemlich vollreichen Berlin doch nicht ein völliges Duzend aufzufinden (S. 196).

Von der Fertigkeit im Lateinreden, wie sie im Entwurfe gefordert ist, bemerkt Wolf in seiner satirischen Marziner, daß dies ja auf den berühmtesten Universitäten nicht drei Gelehrte können, oft nicht der Professor eloquentiae, von Lehrern an Schulen kaum sechs unter hundert. Am ärgerlichsten ist er über die gewöhnlichen Censuren, die er ein „hin- und herfunkelndes Wischwausch von Modewörtern, wahre Stylexercitien der Lehrer, eine Placerei“ nennt, und über die viele Schreibarbeit. Das dritte Gutachten, gleichfalls durch ein scharfes Wortwort eingeleitet, enthält den Entwurf zu einer Verordnung über den Fortgang der Jugend zu dem Gelehrtenstande, zunächst vermittels

der Studien auf Universitäten (S. 208—251). Es ist dies eine sehr gesunde, thätige Arbeit, die keine zu hohen Forderungen aufstellt, aber auch eine gründliche Bildung in den Schulwissenschaften verlangt; die nicht neralistiren will, sondern vorherrschenden Neigungen und Talenten die nöthige Berücksichtigung angedenkt. Inwiefern dieselbe auf das neue, unter dem 25. Juni 1835 erlassene Reglement für die zu den Universitäten übergehenden Schüler in den preussischen Staaten Eingehabt hat, vermag Ref. nicht zu bestimmen, da zu neuem Reglement auch seit 1831 die Vorschläge und Gutachten sämtlicher preussischen Gymnasialdirectoren vorhanden waren. Aber es stimmen allerdings mit diesem sehr gemäßigten Reglement viele der Wolf'schen Sätze überein. Im Allgemeinen ist namentlich §. 11 desselben, in welchem alle Disputation bei den Prüfungen verboten ist und nur Das zum Maßstabe der Prüfung genommen wird, was sich der Schüler zum wahren Eigenthume gemacht hat, ganz den durch Wolf's Entwurf sich hingiehenden Hauptideen gemäß. Ebenso ist §. des Reglements über die Immatriculation der gar nicht auf einem Gymnasium Geprüften, indem solche die Wissenschaften nur zu ihrer eignen Ausbildung und Rücksicht auf ein Staatsamt betreiben wollen, ganz mit Wolf's §. 1 übereinstimmend, sowie auch die in §. vorgeschriebene Form des Zeugnisses der Reise zum großen Theile dem Wolf'schen Schema auf S. 240 entspricht. Dagegen ist die von ihm in §. 9 vorgeschlagene Prüfung in den edeln Künsten, die übersichtliche Kenntniß in der Literaturgeschichte in dem Reglement nicht vorhanden, aber sind die Forderungen in der Mathematik (§. 28) mehr gesteigert als in dem Wolf'schen Entwurfe, es ist nach §. 4 des Reglements ein für die Einrichtung von Gymnasien weit zweckmäßigerer Termin zur Abhaltung der Prüfungen bestimmt als der, welchen Wolf in §. 4 vorschreibt; endlich ist (§. 3) das Prüfungssamt der wissenschaftlichen Prüfungscommissionen auf den Universitäten Freude aller Lehrer aufgehoben, wogegen Wolf (§. 5) eine Prüfung auf den Universitäten durch den Dean oder einen dazu gezogenen Professor angestellt wissen wollte. Er hat indeß manche Unbequemlichkeiten, denen durch neuern Bestimmungen im Reglement vorgebeugt ist. Das Schema zu den Zeugnissen in deutscher und lateinischer Sprache hat Wolf mit vieler Präcision im Auge gefaßt.

Die dritte Abtheilung enthält eine nicht unbedeutende Anzahl zerstreuter Bemerkungen (S. 252—329) über die deutschen Universitäten, als allgemeine Grundzüge das Wesentliche einer Universität und die Geschäfte der Professoren, einzelne hingeworfene Vorschläge über die Anstellung eines Studiendirectors, den Fall der Disziplin auf Universitäten, Excerpte aus einschlagenden Büchern, Ideen über die Einrichtung philologischen Seminars aus den Jahren 1788 u. d. akademische Nota u. dgl., von denen Vieles bereits Körte's Biographie bekannt war. Das Wichtigste ist der Abdruck von 14 Worten Wolf's zu hallen.

Wolff's Programm vom 1833 stehen, wo noch einige, die dem Inhalt, hinzugefügt sind, die Dr. Rörte hat, weil sie sich nicht auf das Universitäts-Verhältnis beziehen.

Die zweite Zugabe theilt der Herausgeber unter der Aufschrift: „Akademie“, auf drei Seiten einige Bemerkungen von Wolff über Akademien der Wissenschaften mit. Wer sich mit der Berliner Akademie aus der Rörte'schen Biographie oder aus andern Nachrichten kennt, wird nicht zweifelhaft sein, daß Wolff bei den hier gedruckten Bemerkungen dieselbe vor Augen gehabt hat. Er ist — so heißt es — nicht vielleicht ein Mittel für die Akademie der Wissenschaften, dem Ansehen fürs Publikum, stehen zu lassen und doch alle unnütze und zu der Zeit unbrauchbare Glieder völlig zu lähmen, ohne ihnen die Personen zu nehmen? So könnten dann einige Jahre lang, bis man akademiefähige Männer genug beisammen hat, mit denen die Akademie ein neues Leben anfangen könnte, nach Art der göttinger Societät als der ausländischen Akademien, besonders einer solchen, die sich durchaus nicht fürcht schreiben mag.

Wir hätten es lieber gesehen, wenn der Herausgeber die ganze Zugabe weggelassen hätte. In seiner Biographie Wolff's hat er bereits über die ganze Akademienfrage ausführlich gesprochen, ohne jedoch Wolff entscheidenden zu können; denn urtheilsfähige Zeitgenossen wissen sehr wohl, mit welcher Geringschätzung von der Akademie sprach, und wie er sogar mit der Verachtung prahlte, die er ihr gebe. Wer da wol der Akademie zu verdanken, wenn sie der Welt, die Wolff verachtete und für die er nichts that, zu thun wollte, einen Gehalt zuwenden wollte, den Wolff angenommen hatte, um der Akademie Ehre zu machen und Nutzen zu bringen, wovon er nur eben das Gegentheil sagt. Man könnte sogar glauben, daß der Antrag zur Absetzung des Gehalts zum Besten der Akademie in der damaligen finanziellen Lage des preussischen Staats pflichtig war. Aber es zeugte auch von hoher Liberalität, daß der König diesen Antrag nicht genehmigte. 7.

Die Hallig oder die Schiffbrüchigen auf dem Elande in der Nordsee. Wanderungen auf dem Gebiete der Theologie im Nothleid der Novelle von J. C. Wier. Nagli. Altona, Hammerich. 1836. Gr. 12. 2 Thle. Es ließe sich bei Gelegenheit vorliegenden Buchs Das interessante, was bereits bei der früheren Schrift desselben Verfassers: „Reise zum Glauben“ etc., bemerkt wurde; nur müßte man ihm soviel zugestehen, daß sein zweites Werk das gewöhnliche Dessenungeachtet die bei dem Standpunkt des Verf. sich befindet und untergeordnet, und das um so mehr, da er doch freiwillig über denselben hinausgeht. Denn wozu, wenn fragen, stellt denn just der Verf. seine Wanderungen auf dem Gebiete der Theologie im Nothleid der Novelle an? Hierin Verfahren kann er wenigstens den doppelten Nutzen nicht umgehen, einmal, daß er den ihm über Alles geliebten Gegenstand seiner Betrachtung den Seinigen doch nur schmeigelt; sodann, daß er der Poesie selbst zu nahe kommt, wenn er eine ihrer vollendetsten Gestaltungen für nichts als für ein Nothleid ansieht, das sich dem trivialsten Volk mit dem wichtigsten Inhalt anpassen und umhängen

läßt. Wir wissen wohl gut, wie es der Verf., der selbst gewiß ein würdiger Verkündiger des christlichen Wortes ist, meint, und wie wir wissen auch seine Meinung völlig zu ehren. Aber es bleibt kein Zweifel, daß sein Weg, den er mit Absicht einschlägt, doch dahin führt, daß er schlechthin Vieles aus der Gottvergnügte, frommen Seelenausbildung, in Summa: dem christlichen Wesen bei hinderlich und fälschlich negiren und ausschließen muß, was doch an sich gut und trefflich und, von allgemeineren Gesichtspunkten betrachtet, ebenso notwendig ist als die religiöse Bildung selbst. So sahen wir schon, wie der Verf. in der früheren Schrift gegen die Poesie eiferte, weil sie nicht schlechthin moralisch und kirchlich ist, ganz unbefähigt darum, was denn aus eigentlich aus der Poesie werden würde, wenn es wirklich ihren Vertretern einfallen könnte, sie auf diesem beschränkten Standpunkt festzuhalten. Indem hier der Verf. auf der einen Seite seinen rechtlichen Willen zeigte, die Menschen theologisch zu bessern, offenbarte er ganz consequent auf der andern Seite seine absolute poetische und kritische Ungültigkeit und somit einen wesentlichen Mangel in seiner eignen Bildung. Es ist ganz gut und schön, daß die Menschen als Glieder der christlichen Gemeinde sich an den kräftigen Kirchenthümern unserer Reformatoren und an den moralischen Geschichtern früherer Decennien erbauen, und es ist sogar die Pflicht eines Predigers, seine Gemeinde vor den nachtheiligen Einflüssen einer zweideutigen Lectüre zu warnen und zu bewahren; es ist ganz gut und sogar ein Gebot des Apostels selbst, daß wer da schwach ist, Kraut esse. Allein man kann und soll doch deshalb nicht verlangen, daß Alles, was in unsern Dichtern nicht nach Kohl und Kraut schmeckt, niedergeschlagen und prostruirt werde. Mit solchen unschuldigen Raiverdägen sangen jene verabscheuungswürdigen Berkegerungen an, die sich endlich in Densignenbergschen Denunciationen endigten.

Seinem Principe treu, läßt sich mithin der Verf. auch hier wieder auf ähnliche Weise vernehmen:

„Wo ist aber die wahre Wissenschaft zu finden?“ fragte Wander, „auf die wir Alles zurückführen und an der wir Alles prüfen sollen?“

„Sie ist nicht da, und kann nicht da sein“, entgegnete Gold, „wo Irrthum und Täuschung wenigstens möglich sind, in keinem System der Philosophie. Sie kann nur aus dem Quell der Wahrheit selbst geschöpft werden.“

(Mein Gott wofür halten die Pustkuchen unseres Jahrhunderts noch immer die Philosophie? Für einen Popanz, der die kleinen Kinder schreckt, wenn sie an den Bräusen der Offenbarung sich satt trinken wollen, und ihnen Krämpfe verursacht.)

„Ich möchte mit der Frage des Pilatus“, sagte Wander, nicht ohne eine schmerzliche Bewegung zu verrathen, „Ihnen antworten: Was ist Wahrheit?“

„Das Wort Gottes!“ sprach Gold fest und ernst.

Dies ist ganz wahr und unumstößlich; aber die Einseitigkeit ist, das Wort Gottes nur in der Bibel zu suchen und dasselbe aus Allem, was nicht kanonisch ist, herauszubispittieren.

Zu Erklärung des Titels der vorliegenden Schrift müssen wir mit den Worten des Verf. bemerken, daß die Hallig keine Inseln in der Nordsee sind, welche nicht durch Deiche und Dämmen vor Überschwemmungen gesichert sind. „Eine solche Hallig ist ein flaches Grasfeld, das kaum zwei bis drei Fuß höher liegt als der Stand der gewöhnlichen Flut des Meeres, und daher, weder durch Kunst noch durch Natur beschützt, in den Wintermonaten häufig von der wogenden See überschwemmt wird.“ Die größten dieser Inselchen sind etwa eine halbe Quadratmeile groß, auf einigen wohnt nur eine Familie; die Ainseln sind unbewohnt und dienen nur dazu, etwas von darauf zu erbauen. Der Verf. selbst war früher auf einer Hallig Prediger und benutzte nun zu Einrahmung seines neuesten Gemäldes die auf einer solchen Insel im J. 1825 stattgefundene große Überschwemmung. Als Hauptcharakter figurirt hier wieder der Pastor Gold mit seiner Gattin, und neben diesen erscheint in dem Kaufmannssohn Dewald der personifizierte Ehrgeiz der

Welt. In einer fromen Maria und an einem wackelmüthigen Kitterjohn, der nicht das rechte Theil erwählt, fehlt es nicht. Die Darstellungsweise ist lebendig und ansprechend, entfaltet sich aber selten von der Form einer erbaulichen Predigt. 71.

Notizen.

Der Bärenfang in Californien.

Berchey in seiner „Reise nach dem stillen Meer“ gibt von diesem Gange, der einer Hauptthätigkeit der Californier, nämlich dem Stier- und Bärkampfe, den sie so oft als möglich veranstalten, vorangehen muß, nachstehende Beschreibung. So sehr die Californier für jenes Vergnügen begeistert sind, so selten können sie es veranstalten, da die Herbeischaffung eines Bären mit Mühe, Gefahr und Kosten verbunden ist. Man fängt den Bär, wenn sich zur Freude der Eingeborenen irgendwo ein neuer spärlich läßt, gewöhnlich auf folgende Weise. Drei bis vier Reiter, mit Rossen bewaffnet, werden in den Wald geschickt; diese tödten ein Pferd oder Kalb zur Lockpfeile und stellen sich hierauf in den Hinterhalt. Sie müssen oft einen ganzen Tag und länger warten, ehe ein Bär sich zeigt. Sobald sich aber einige über die ausgeworfene Beute hermachen, zielen die Männer geschickt mit ihren Schlingen, bis sie einen zu Boden reißen. Diesen suchen sie dann zwischen zwei Pferden in der Schwebe zu halten, ein Dritter sitzt ab und bindet dem Thier die Füße zusammen, dann legen sie es auf eine Haut und schleifen es nach Hause. Während dieser Zeit müssen die Jäger den Bär unaufhörlich mit Wasser benetzen, um seinen Durst zu stillen, der ihn bis zur äußersten Wuth treiben soll. Wenn beim Einfangen des Thiers die Schlinge nicht trifft, so kann der Reiter sich und sein Pferd nur durch die schnellste Flucht retten. Wehe aber Dem, der sich in der Nähe des Thiers befindet, wenn es losbricht! Ist der Bär gefangen, so werden zwei bis drei Mann ausgesandt, um auf ähnliche Weise einen Stier zu fangen. Sobald dies geschehen, muß man sich beeilen, die Thiere zum Kampfe zu führen, weil der Bär sich in fortwährenden Anstrengungen zu seiner Befreiung erschöpft. Man bindet nun beide Thiere an ein langes Seil und der Kampf beginnt in der Regel anfänglich zum Nachtheile des Bären, der vor Ermattung halb todt ist. Der Ausgang ist aber gewöhnlich, daß der Stier unterliegt. Immer suchen die Bären den Bulen bei der Zunge zu packen; sie springen ihm zu dem Ende auf den Rücken und fassen zuerst seine Nase. Deutlich dann der Stier vor Schmerz, so packt der Bär seine Zunge und ist dann seines Sieges gewiß. Solche Kämpfe machen den Hauptgegenstand der Unterhaltung in Californien aus.

James Mich berichtet folgenden Zug aus der Glaubenslehre der Muhammedaner: „Dieselben nehmen an, daß Nian Ben Nian, oder der Fürst der Geister, vor der Schöpfung des Menschen der Herr der Welt gewesen sei und die Pyramiden von Aegypten erbaut habe. Er herrschte über ein Geschlecht, das, nach dem Koran, aus Feuer erschaffen war und sich deshalb weigerte, dem Menschen sich zu unterwerfen, der seinen Ursprung nur aus Erde hatte. Diese Feuergeschöpfe sollen die Welt bewohnt haben 2000 Jahre vor der Schöpfung Adams und wurden, weil sie ihm nicht unterwürfig sein wollten, in einen ganz entlegenen Winkel der Erde verbannt, der das Gebirge Kaf hieß. Dies Gebirge war das Bändelmenland der Feuergeschöpfe, von wo aus sie an keine Revolution denken konnten.“ 11.

Bibliographie.

Angelstern, B., Thales. Ein Roman. 2 Theile. 8. Mielstedt, Böhmen u. Nassau. 2 Thle. 18 Gr.
Bengel's, J. K., Literarischer Briefwechsel. Eine Zugabe

zu dessen Leben und Wirken. Hitzelthall von M. J. A. B. Gr. 8. Stuttgart, Bredow. 16 Gr.

Bobrif, A. B. J., Gedichte. 1tes Bändchen, enthaltend kleine Gedichte. — 2tes Bändchen, enthaltend: Komödie, Trauerspiel in drei Acten. 2. Königsberg, G. Langer. 1 Thle.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Erzherzogin Antoinette von Oesterreich, Königin von Frankreich. 4 Bände. 8. Leipzig, Lit. Museum. 4 Thle.

Goldke, F. A., Abrecht Dörers Tod. Drama in 3 Aufzügen. 8. Leipzig, Dörfling. 12 Gr.

Hallensleben, F., Die Abfelleide. Ein komisches Gedicht in Antiklaven. Seitenstück zur Jobfelleide. 8. Nordhausen, Fürst. 21 Gr.

Hammer-Purgstall, Geschichte der Demantischen Kunst bis auf unsere Zeit. Mit einer Bläthenlese aus zweihundert, zweihundert Dichtern von 10. 1ster Band von der Regierung Sultan Demant's I. bis zu der Sultan Selim's 1300—1521. Gr. 8. Pesth, Hartleben. 2 Thle. 18 Gr.

Geist des Judenthums. Aus dem Englischen des J. J. raeli, Vater. 8. Stuttgart, Neßling. 20 Gr.

Mortonval, M., Mein Freund Norbert. Eine Erzählung. Aus dem Französischen überf. von L. Kr. 2 Theile. 8. Leipzig, Kollmann. 2 Thle.

Ruffinan, über den seit 1824 bestehenden Kunst- und des Königreichs Bayern mit besonderm Rückblick auf die schon in den Jahren 1788 und 1789 stattgehabten Kunstausstellungen in München. Gr. 12. München, Finkbein. 6 Gr.

Richte, Pariser. Eine Galerie galanter Abenteuer, heimer Liebes- und anderer Geschichten der pariser 7ter, 8ter Band. — Auch u. d. A.: Fünfzig Jahre der heimer Geschichte Frankreichs und des Hofes von Paris. Maria Antoinette von Oesterreich. Louis XVI. Napoleon Bonaparte. Louis XVIII. Charles X. 1ster, 2ter Band. Leipzig, Lit. Museum. 2 Thle.

Otto, G., Maritima, die Räuberbraut, oder Korats seine gefürchtete Bande. Räuber: Gemälde. 2 Bände. Nordhausen, Fürst. 2 Thle.

—, Mourreaux, Frankreichs Schrecken, oder: Leben und Ende des größten Bösewichts. Schauer: Gemälde der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. 8. Nordhausen, Fürst. 1 Thle.

Risuma, W., Wilhelm und Amalie, oder: Das Leben der Irene im Gräfl. U. schen Schlossgarten. 2 Romane, sondern eine wahre Geschichte aus der neuern Zeit. Nordhausen, Fürst. 1 Thle.

Rosenkranz, C., Zur Geschichte der deutschen Literatur. Gr. 8. Königsberg, Gebr. Bornträger. 1 Thle. 12 Gr.

Sand, G., Renée und Schauspielerin oder Betrüger der Liebe. Deutsch von L. von Kivensleben. 2 Bände. 8. Leipzig, Lit. Museum. 2 Thle.

—, Indiana. Überf. von Franz Lark. 2 Theile. 8. Leipzig, Kollmann. 2 Thle. 18 Gr.

Sedgwicks, W., Erzählungen und Romane aus dem Englischen mit Einleitung von L. Kellfab. 11ter, 12ter Band. — Auch u. d. A.: Die Familie Hamwood oder „60 Jahre in Amerika von W. Sedgwicks. Aus dem Englischen. Mit Vorwort von L. Kellfab. 2 Theile. Leipzig, Köhler. 2 Thle.

Sergeant, Der alte. Leben des Schöpfers Johann Friedrich Schiller. Ein Beitrag zur Geschichte der Zeitgenossen. Erste Abtheilung: von 1768—1795. Zweite Abtheilung: 1795—1836. Mit Schiller's Bildnis. Gr. 8. Berlin, G. Barth u. Comp. 1 Thle. 12 Gr.

Wullen, B. L., Jakob Böhm's Leben und Lehr. Stuttgart, Neßling. 14 Gr.

Dienstag,

— Nr. 222. —

9. August 1836.

Geschichte der Zechkunst.

Von G. G. Servinus.

Entwurf und Probe.

Der Entwurf zu einer Geschichte der Zechkunst kann dem Gegenstand anzukündigen scheinen, der Manche dem Manne wenig würdig dünken wird, welcher sich die Mühe gibt, auf ernste Bestrebungen gerichtet zu sein und ehrenhaften Dingen seinen Fleiß zu widmen. Es ist allerdings die Meinung nicht, weder in dem Entwurf zu diesem Werke die Aussicht auf ein bloßes Schattelslein von allerhand Curiositäten zu öffnen, noch das Werk selbst auf die müßige Neugier gelangweilt zu berechnen und darin etwa ein Seitenstück zum Almanach der Weintrinker oder der Gastronomen zu liefern. So laßern Zwecken könnten nur lose Blätter zu Grunde liegen, die in der That einem wissenschaftlichen Manne wenig anstünden. Man würde es dem Andern, der auf die Unterhaltung der Masse ausgeht, nicht so sehr verargen, wenn er über Wein und Sake etwa aus eignem Wohlgefallen an der Sache schreibe, falls er nur nüchtern ausführte, was er immer nach alter deutscher Art im Hause beschlossen haben sollte; sobald aber der Gegenstand von einer wissenschaftlichen Seite aufgefaßt werden sollte, so müßte auch die Feder der Wissenschaft jede frivole Behandlung, wie zum leichtern Zweck und jedes leichte Motiv entfernen. Sollte man auch die leichtfertige Materie mit den ernstesten Geberden maskiren, es würde sie in meinen Augen nicht entschuldigen. Wie Vielen würde ein geringes Werk über diesen oder einen ähnlichen Stoff gerechtfertigt scheinen, wenn man ihm einen pathetischen Spruch, wie den folgenden des Seneca, als Motto vorsetzte: *An aliquando debemus relaxare et quibusdam oblectamentis recedere; sed ipsa oblectamenta opera sint.* Oder würde diese Rechtfertigung, wie den ganzen vorläufigen und kleinmeisterlichen Ausdruck überhaupt schmählich: denn ich meine, Erholung müsse Erholung sein und keine Arbeit, und sei es um so besser, je weniger selbst eine Spur von Arbeit an sich trägt; und jedem Falle würde ich in Anwendung auf unser Thema darauf bestehen, daß es weit besser wäre, wenn der danksagende Opera Ergötzlichkeiten wären, als daß jene Ergötzlichkeiten Opera sind.

Ich beuge mich also selbst mancher Mittel, die bei Manchem ein Werk dieser Art entschuldigen würden, wenn man nur seines geringfügigern Werthes geständig wäre. Dem Vorwurf der Geringfügigkeit aber sollte grade dieser Entwurf begegnen, er sollte den Werth und die ernste Bedeutung einer Arbeit retten, welche so ausgeführt wäre, wie sie hier angelegt wird. Zwei Dinge lägen mir daher vor Allem zu erweisen ob: daß der augenscheinlich etwas scherzhafte Gegenstand seine ernste Seite hat, und daß seiner heitern Seite eine ernste Ansicht abgewonnen werden kann.

Wenn es mir gelingt, den Leser gleich anfangs auf den historischen Standpunkt zu stellen, von dem ich ausgehe und meiner Natur nach ausgehen muß, so werde ich für meine Etwaise sogleich bedeutend geringerer Aufwände bedürfen. Ich würde ihm dann sogleich alle Eingenommenheit und alles Vorurtheil benehmen, und dies würde mich nicht anders als fördern können. Dem echten Historiker muß Alles, was man Vorurtheil oder Eingenommenheit nennen kann, durchaus fremd sein; er kann an keinem Gegenstande als solchem für sich, an keinem einzelnen abgetrennten Dinge hängen, sondern Alles festsetzt ihn nur in einer Reihe, in einem Zusammenhange, in einer Umgebung; er kann keinen Stoff, den er etwa schriftstellerisch behandeln will, aus persönlicher Neigung und Liebhaberei, sondern er muß ihn nach den Forderungen und Bedürfnissen seiner Zeit und seiner menschlichen Gesellschaft wählen; er darf die gewählte Materie nicht mit jenem pathologischen Antheile und Interesse behandeln, ohne welches die Schriftsteller der neuen Welt sehr selten schreiben oder urtheilen. Nicht einmal seine eigne Wissenschaft (so rigoros muß seine Entfernung von aller Vorliebe sein) kann er als die vorzüglichste an sich preisen, oder einseitig als den Einen Weg ansehen, auf dem allein das Heil für den forschenden Geist läge, und wenn er sich auch noch so sehr durch seine Beschäftigung oder den Stern seiner Geburt, durch Gewohnung oder Natur genöthigt sähe, jeden Gegenstand, der ihm bemerkbar entgegentritt, jedes Ereigniß, das in seinen Gesichtskreis fällt, der historischen Betrachtung instinctmäßig zu unterwerfen. Er kann also selbst seinem Verufe nur aus Wahl und Überzeugung anhängen: er muß einsehen, er muß es aus geschichtlichen Erfahrungen wissen, daß in Bettern

wie die unsern, welche der Thätigkeit der Einbildungskraft, also der Kunst, so gut wie entwachsen, und auf der andern Seite der Speculation, also der Philosophie, noch nicht zugereift sind, sondern zwischen beiden schwanken, die allgemeinste Beobachtung, die von fester Erfahrung aus in alle Gesehete greift, welche der menschliche Geist zu bebauen fähig ist, allein Dasjenige sein kann, worin grade für diese Zeiten, für diese Generationen die sicherste Belehrung, der gewisseste Gewinn zu erlangen ist. Der eckteste Historiker würde die personifizierte Gleichgültigkeit sein, wenn es nicht glücklicherweise sein Beruf mit sich brächte, daß er sich für Alles, und für Alles gleichmäßig interessiren müßte, da ja der geschichtliche Stoff den ganzen Umfang der Dinge begreift. So ist er also nur das Abbild der Unparteilichkeit und der Vorurtheilslosigkeit. Wer aber in dieser Weise uneingenommen forscht und die Gegenstände ohne alle Prädissection beobachtend an sich vorübergehen läßt, den wird natürlich jeder einzelne anziehen können, er sei groß oder klein, wenn er nur von einer Bedeutung grade für diesen Historiker, in diesem Geschlechte, mit diesen Bedürfnissen ist. In sich ist einem solchem Beobachter ohnehin Alles von Bedeutung und nichts gleichgültig, nichts geringfügig, sobald er nur dahin gekommen ist, Resultate aus seinen Beobachtungen zu ziehen, Gesetze, gleichmäßige Gesetze in der physischen wie in der moralischen Welt zu entdecken, denn in der vernünftigen Welt und für den vernünftigen Betrachter gibt es weder Zufälliges, noch Kleines und Bedeutungsloses. Wenn dasselbe Gesetz chemischer Mischung die ungeheuerste Körpermasse wie das kleinste Atom durchdringt, wenn der Gang der Entwicklung der Menschheit der nämliche ist wie der des unwichtigsten Individuums, so ist an sich die Beobachtung des Kleinsten und des Größten von gleichem Belang, und jene kann mehr als diese dem gebrechlichen Menschen den Trost geben, daß die Haare auf seinem Haupte alle gezählt sind. Dies nun, glaub' ich, würde schon jedem ernstlichsten Vorwurfe gegen mein Thema ernstlich begegnen. Eine Geschichte der Dinologie oder Potologie würde es zeigen können, daß der Mensch in der unbewußtesten Pflege eines halb physischen, halb geistigen Genusses an dieselben Gesetze gebunden ist, wie in der Befriedigung der höchsten Bedürfnisse seines strebenden Geistes. Und ist dies so, so wäre wol diese Materie auch für den strengsten scientificen Moralisten wohlenswerth genug, und man übersteht dergleichen nur, weil uns relativ meist wichtigere Dinge näher stehen, und weil wir überall sparsam in unserer geistigen Ökonomie sein müssen. Denn man empfindet es nie schmerzlicher, wie armfellig des Menschen Kräfte sind, als wenn man unter hundert gleich fesselnden Gegenständen der Beschäftigung wählen soll, weil nicht hundert Hände zugleich dem ungebüßig entwerfenden Kopfe dienen können.

Es gibt eine Geschichte des Weins und des Weintrinkens (denn von diesem allein rede ich, von diesem allein gebraucht man auch wol nur den Ausdruck des Begehrens), es gibt davon eine Geschichte, weil es mit

unserer geistigen Bildung zusammenhängt. Schon der Wein selbst zeigt in sich das Element innerlicher Ausbildung und Veredelung, in dem Proceß der Gährung Gemeinschaft mit dem organischen Leben, und in seiner Bewegung zur Zeit der Weinblüte eine Art von Gefühlsgefühl; er zeigt nach seiner Entwicklung an, daß eine eigne innere. Das Weintrinken aber nannte man einen halb körperlichen, halb geistigen Genuß, da es von dem Begriffe des geselligen Zusammenseins so getrennt wird, wie der Begriff geselligen Zusammenseins von dem des Trinkens; die Geschichte der geselligen Unterhaltung und aller Clubs und Corporationen wird sich daher so mächtig in die der Zechkunst einmischen, daß man hier alle Vorsicht nöthig hätte, die Grenzen zu wahren. Da nun von dem Wesen der Geselligkeit den Formen der Gesellschaft alle menschliche Cultur ausgeht, so wird sich in dieser Geschichte ausführlich zeigen, was man lange geahnt, oft angedeutet, häufig auch lächelnd hat, in wie großer und enger Beziehung der Mensch mit der Cultur der Staaten, mit dem Ausflusse menschlicher Bildung steht, wie die Trunkkunst mit Bildung und Cultur allezeit Schritt hält, sinkt und steigt. Denn nicht zu jeder Zeit verstanden die Menschen die weise und gut diese Kunst zu üben; nicht zu jeder Zeit sind sogar die Formen, unter denen diese Kunst wird, gleich oder willkürlich, und es ist ein innerer Gang von den blutigeren Weingelagen der Ägäer, denen der Philosophen beim Plato, von dem Sokrates zu Sanymed und Hebe, von dem dämpften Metallbecher zu dem durchsichtigen und klaren Kristallglase in Lucian's oder unserer Zeit, in Farbe zeigt, die Blume hält und den Klang. Wie der Weinbau überhaupt nur den District um auf dem sich die höhere Cultur der Menschheit aufblüht und entfaltet, so taucht er auch gleich überall auf, wo sich eine neue Cultur eröffnet, und sei es in den Gegenden, die ihm widerstreben und in denen der Mensch gleichsam nur so lange gezogen wird, bis er zu einem Bedürfnis geworden ist, das man auch trotz dem Mangel einheimischer Production nicht mehr entbehren kann. Die ersten Pfleger des Weinstocks preist die Geschichte unter den Wohltätern der Menschheit und den Helden der Bildung: der fromme Noach war Gottes erkorener, trotz den Unschicklichkeiten, die sein Wein brachte; und der alte Dionysos ein freundlicher Götter, allen Rasereien seines Dienstes, und der Ueban des Alterthums ein Heiliger, obwohl ihn der Wein zu den ersten Greueln dahintrifft. Und wo umgekehrt in der Geschichte sich ein Mann um die Erweckung menschlicher Cultur verdient machte, that er's instinctmäßig auch die des Weins: sei es nun ein Herakles, Spottwein den Erythräern, oder ein Alexander, der mit seiner christlichen Bildung den Weinstock wieder mit in das Babylonien brachte; oder ein Karl IV., der ihn in seiner itallischen Aufklärung in das kalte Böhmen zu wolle. Wir werden sehen, daß, wo hierarchische Fassungen die Völker um die Vortheile der Bildung

... die Natur der Poesie ist genug, dass sie, um
... zu werden, und in dem Gang der
... Hierarchie lässt sich am bequemsten be-
... wie mit der Zeitkunst könne reformatorische
... von dem Gesehe und mit diesen jene ein-
... werden selbst in der christlich-hierarchischen
... des Weins bemessen, wie in gewissen Stämmen,
... der Genuss des Weins auf die heilige Feier des
... beschrankt blieb, auch die Cultur stehen ge-
... ist. Wir können dann eine umständliche patriarchal-
... und heroische Epoche der Zeitkunst nachweisen,
... den Wein wie einst die Gallier, und wie sogar
... furchigen Verfahren thäten, verschmäh, und spä-
... wischen künstlichen Mitteln substantieller mache-
... von Natur ist, und ihr dem Reche und Bierre
... nähern sucht; das auf solchen Zeitstufen der Völker
... naturgemäße Getränke ist. In einer aristokratischen
... ritterlichen Periode, welche die Gesellschaft unnatur-
... sublimirt, steigert man auch den Wein noch mit ge-
... Kräutern und sucht ihn noch mehr zu ver-
... Die erste bürgerliche Entwicklung der Nation
... geht auf die einfache Natur zurück; eine Fülle von
... und Bruderschaften nehmen sich mit Wach-
... auf die Materie, mit Geschnitztheit in der Form
... Reinheit des Weins und der Zeitkunst an: vom
... bis auf den Bettler pflegt Jeder nach Kräften die
... Kunst, wie sich auch Jeder zu geistiger Aufklärung
... Wir erleben dann in den letzten Jahrhun-
... den den spießbürgerlichen Rückfall zu Thee und Kaffee,
... in den Völkern, die an den neuen geistigen Regungen
... Europa wenig oder falschen Antheil nehmen, hielten
... Kaffeehäuser, ein Institut, das kaum anderthalb Jahr-
... anderte alt ist, die Apotheken und Weinschenken zurück-
... drängt. Wie nun die Verbreitung des Weins und
... Konsumtion im Gegensatz zu jedem übrigen Ge-
... wohlthätig auf die geistige Disposition der Völker
... wirkt, dies wird sich aus dieser Geschichte nebenbei von
... selbst lernen, und somit auch für Staatsverwaltung und
... Sorge für die Wohlfahrt der Völker sehr wichtige Be-
... rathung daraus ziehen lassen. Was überhaupt accessori-
... auf diesem Gebiete ausgemittelt werden kann, lässt
... kaum überblicken. Den Kameralisten würden die
... meisten Winke gegeben werden können für ein Studium
... geschichtlichen chemischen Veränderungen des Bodens,
... zur Aufklärung des nicht hinlänglich erörterten Pro-
... blem von der Möglichkeit einer Weincultur in den un-
... fruchtigsten Gegenden, wie von einem Aufhören derselben
... den günstigsten. Über den Dionysoscultus wären ganz
... mythologische Erläuterungen vom Standpunkte der Zeit-
... kunst aus mitzutheilen, und auf die nüchternste Weise
... man den bacchantischen Schwung mancher Mytho-
... len dämpfen, die in ihren Untersuchungen diese ein-
... fache Grundlage vergaßen. Und so schiene es also, als
... wenn in der Ausführung eines solchen Werkes nur
... kleinen Theile erreicht würde, was dem Gegenstande
... erreicht werden könnte, in der ansehnend so unde-
... benden Materie Stoff genug sei für Den, der vernunft-

näßig in der Welt überall Zusammenhang und ein Ganz-
... jedes Fache aus Willkür und Zufall zu verbannen strebt,
... wie für Den, der verstandesmäßig die Dinge vergleicht
... und prüft, und benutzt oder verwerft. Es ist aber auch
... Stoff darin für Den, der seiner Phantasie wirkungsvolle
... Bilder und gemüthliche Eindrücke verschaffen will, und
... dies wäre die heitere und unstreitig die lohnendste Seite
... meines Gemäldes, falls es gelingen würde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Esajas Tegner's poetische Werke. Aus dem Schwedischen von Ernst Theodor Weyerhoff. Berlin, Plahn. 1835. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Diese neue Übersetzung enthält: „Die Nachtmahlskinder“, „Die Predigerweiber“, „Krel“, „Der Morgensalm eines Dichters“, und die „Frithjofsage“. Die ersten beiden Gedichte, so wie „Der Morgensalm“, erscheinen, so viel Ref. bekannt, hier zum ersten Male deutsch. Als einen Gewinn für unsere Literatur können wir nur „Die Nachtmahlskinder“ hinnehmen. Ein reiner Odem der Dichtung weht über dies Gedicht, welches, wenn es auch keinesweges in die reichsten Fundgruben der Poesie hinabsteigt, doch in ihren gelduterten Regionen sich bewegt. Es schildert eine Conformation in einer schwedischen Kirche und ist als Sittengemälde wie als religiöse Dithyrambe von Werth. Wenn der Durchleser nicht der Vorstellung wird wehren können, daß diese „Nachtmahlskinder“ schwerlich entstanden wären, wenn nicht Bosh vorher seinen 70. Geburtstag in seiner „Kiste“ gedichtet hätte, so fällt der Vergleich doch sehr bald hinweg, indem sie von dem deutschen Landpfarrerrecht, auf dem das schwedische Essen eine zwar appetitliche, aber doch sehr bedeutende Rolle spielt, sich zu einem höhern geistigen Mahle erheben. In Schweden sind sie ein beliebtes Confirmationsgeheim; ob sie dies auch in Deutschland werden dürfen, steht dahin. Als Probe des Genres stehe hier der Anfang, der uns, eben in den ersten Worten, auch an ein deutsches Gedicht mahnt, mit welchem das vorliegende freilich, außer jenen Worten, nichts gemein hat:

Pflanzten, der Tag der Entzückung, ergaut. Die ländliche Kirche stand im dämmernden Licht; und oben die Spitze des Thurnes stierte ein Hahn von Metall. Des Frühlings freundliche Strahlen blühten wie feurige Bongen. Die einst die Apotheke besegnet. Klar war der Himmel und blau, und der Mai mit Rosen im Grunde

Prangte im ländlichen Festgewand; und Bäche und Winde pfeiften Friede und Freude von Gott; mit rothen Lippen flüsternde Blumengewölbe, und munter auf wogenden Zweigen sangen die Vögel ihr Lied und jubelten Hymnen dem Hockern. Kein war der Kirchhof gesegnet und glänzend, wie grüne Lauben. Prangte die alternde Pfort; und drin auf den eisernen Kreuzen hingende kranke Kränze, von liebenden Händen gewunden. Selber mit Blumen gezieret, auf grabumgebenem Hügel lagte die Sonnenruhe vor, die hundert der Jahre erlebt. Gleich dem besetzten Vater, im Dache und Dach ein Orakel, schau auf Fels der Geburt von Kindern und Enkeln bezeuget. Stehet da ein alter Prophet, und kramt mit dem Zeiger Blies sie auf kleinerne Blatt und maß die wechselläufigen Seiten. Während am Fuße unter die Zweiglein schlummert in Frieden.

Gewiss ein schönes Bild, ein Stillleben, wie es nur die lyrische Poesie erschaffen kann. Auch dem Übersetzer ist in der Übertragung dieses Gedichtes seine sehr schwere Arbeit am besten gelungen.

Tegner ist ein Dichter, der zu europäischem Namen durchgedrungen ist. Seine „Frithjofsage“ ist ein Gedicht, welches dem ganzen edlern Charakter der nordischen Poesie abspiegelt: das helle Silberblech des Himmels, die sanfte Melancholie, welche die Erinnerung an die in ganz anderm Geiste ausgeführ-

den Nation der schwedischen Sprache blüht und gedeiht, die schwedische Literatur, überkommen aus einer vergangenen Periode der schwedischen Literatur, welche mit dem neuen Leben nicht ganz stimmt, das Ceremoniel und der Pathos, welche im schwedischen Wesen liegen, endlich bei aller Begeisterung ein gewisser Grad von Befangenheit, den die alte Sprache nicht kennt. Vom Humor ist in Schweden keine Spur, sie fehlt auch durch das ganze Schicksal. Der Peripatetik erhebt in der reinen Erklärung, aber es ist nicht jenes thatkräftige Redenshagen der heidnischen Vorwelt, gekleidet durch das volle Bewusstsein des Kosmos; er erscheint geschliffen, er blickt verflochten umher, wie er aufgenommen wird, und seine ursprüngliche Kraft ist um etwas gelähmt. Indem Legner die alte Kritikförmigkeit zu einem modernen Gedankengebilde umgestaltete, bewußt er vollkommen die Aufgabe der Dichtung in der Zeit, in das Einzelne das Allgemeine zu verweben, aus dem Factum die Idee zu entwickeln. Die mythische Vorwelt Scandinaviens ist repräsentiert in dem Gedichte, es ist eine Fiktion seines nordischen Vaterlandes, an die der christliche Gedanke die Ideen angeknüpft hat, die seinem Verstande zunächst lagen. Aber bei dieser nationalen Bearbeitung ist angenommen, wie er nicht gleich einem andern großen Nationaldichter seine Fiktion und Fiktion in die Staatsidee und hinter die Epinnweben der scandinavischen Vorwelt führt, sondern aus den rohen Geistesfiguren der Mythe Wesen von allgemeinerer Bedeutung zu constructum weiß. Aus den dunklen Runensprachen entwickeln sich nicht Fabeln für die und jene heimische Familie, sondern Weisheitsorakel, die in jedem Theile der gebildeten Welt ihre Geltung haben mögen. Es fehlt freilich nicht an scandinavischer Geistesfreiheit, und die nordische Mythologie ist noch immer im Vergleich zur griechischen gar edel und will für unsern Sinn sich so wenig commode machen als zu weiland Klopstock's Zeiten; aber Legner überhäuft uns nicht mit einer erdrückenden Romanelatur und überall ist das lobenswerthe Bestreben, reine Lusthöden zu gewinnen, zu erkennen.

Dieses Gedicht eines solchen Dichters verdient die Aufmerksamkeit, daß sich viele der verschiedenartigsten Kräfte, es zu überlegen, Mühe gaben. Der ganze Schmelz desselben wird indessen nie wiedergegeben werden können. Die schwedische Poesie hat eine Kunst, welche unsere deutsche Sprache, der so Vieles möglich ist, nicht ganz zu reproduzieren vermag. Außerdem tritt die gedrückte Kraftfalle der Sprache hindernd dem gewiegtesten Übersetzer entgegen. Auch der gegenwärtige hat die Aufgabe nicht ganz gelöst. Man sieht den Fleiß, die Mühe, die er verwandt, der Arbeit an, hier und da hat der Genius ihm auch gelächelt, im Ganzen ist jedoch mehr die Treue als der Wohlklang der Ausführung zu loben. Annote von Helwig's Übersetzung liegt sich unkräftig am besten, und wenn sie auch hier und da über Gebühr frei verfahren ist, wird sie doch im Publicum ihr Recht behalten. Die Mahnkne'sche hat sich treuer an das Original gehalten, aber erst in der zweiten Auflage scheint dem treuen Buchstaben auch die Schönheit des Wortes gefolgt zu sein; die Schlegel'sche (die in Schweden selbst erschien) ist kaum genießbar; der Verfasser mochte aber seinen schwedischen Studien die Muttersprache zum Theil verlernt haben. In der vorliegenden ist das Metrum jeder einzelnen Ballade getreu wiedergegeben. Wo dies im Original aus kurzen Versen bestand, die in der Metrikation oder andern Knittelversspiel ihren Werth suchen, bringt uns die Treue des Übersetzers selten über das Verhältniß hinaus zum Ganzen. Kräftiger und wohlklingender ist er in den langauslaufenden Versen, und auch hier in den Hexametern am glücklichsten. Die ersten Verse der ersten Ballade:

Es wuchs in eines Pflanzers Gut
Ein Pfingstapfel aus Götting's Gut

erzwangeln der beständigen unbestimmten Hinweisung der „einf“, „einmal“, „dort“, „da“ des Originals, welche so ganz im Balladengedankel liegt und hier durch das ungewiß bestimmende

„eine“ ersetzt wird. Diese Mängel eines Gedichtes, das so schön ist, ist nicht zu verzeihen. Legner hat zwar im Verfolg seine eigene Fiktion geübt, durch den einen Anfang: der vor uns ist ein Gedicht (ich schreibe auch der Gedächtnis), aber im Zusammenhang seines Gedichtes mit der Idee der alten Welt, die in der Regel auftreten: „Da sitzt der Dichter“, „Das war“, „Da sah ich“, andern wollen.

Man kann bei aller Anerkennung des Wertes des Legner'schen „Kritik“ der Charakter des schwedischen Gedichtes nicht abstrahieren. Er hat viel damit gewollt. Das ist sein Nationalgedanke, „Kritik“ nicht der Fall. Dies ist los aus einem Guss hingeworfen, er hat nichts beabsichtigt, was in ihm lebte, eine glänzende Erinnerung, ein wichtiges Ereignis dichterisch auszusprechen. So ist aus der einfachsten Erzählung einer einfachen Begebenheit ein schwedischer Nationalgedicht geworden, was Leben anzeigt. Dem Dichter sind die kurzen, vielschichtigen gewählten Worte wichtiger als die langgezogenen. Wer versteht dies beim Fortlesen.

Da alte Zeit, wie werth es ist.
Die Carolinen sah hienieden,
So better, gleich dem Götterfriden,
So muthwillig, wie der Sieg es ist.

Caroline ist weder eine Schöne, noch ein Gedicht, sondern sind die puritanischen Bekehrer Karl XII. darzustellen.

Bei manchen Stellen der schwedischen Dichter wird deutscher Leser sich des Lächelns kaum enthalten, nicht der Übersetzer, auch nicht über die Dichter selbst, sondern der conventionelle Sitte, welche dem Dichter erlaubt, mit Schwünge der Begierde ertönte Complimenten seinen Hosen auszusprechen. Das stammt aus einer Zeit, die in Deutschland längst vorüber ist. Ob die dafür an die Stelle getreten Ausfälle poetischer sind, lasse ich dahingestellt; aber gerade Verse in „Kritik“, wo der Schlag der Balladen geschüttelt und von ihnen gesagt wird, sie hätten gesungen:

So hier, so ungeschicklich und klein,
Wie die Gefänge von Fremde

(einem beliebigen lyrischen Dichter und jeglichem Prediger in Stockholm), müssen für unser Gefühl durchaus komisch wirken.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Tiberius, der dritte Cäsar

Eine Tragödie
in fünf Handlungen.

Von

J. C. Hauch,

Professor an der Akademie zu Cöpen.

8. Geh. 20 Gr.

Der Verfasser, einer der vorzüglichsten jetzt lebenden deutschen Dichter, verdient es auch dem deutschen Publicum bekannt zu werden. Im J. 1834 erschien bereits von ihm ein Drama in fünf Aufzügen: „Die Belagerung Maasrichts“ (20 Gr.) Leipzig, im August 1836.

J. M. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von H. M. Brockhaus in Leipzig.

Mittwoch,

Nr. 223.

10. August 1836.

Geschichte der Zechkunst.

Von G. G. Servinus.

(Fortsetzung aus Nr. 221.)

Es wäre die heiterste Seite, aber darum keineswegs die leichtfertigste. Ich zeigte bisher, was mein Gegenstand dem Stoffe nach an sich bietet, hier würde ich besonders zeigen müssen, welche Behandlungsart sich, grade der Lage der Zeit, unserer Bildung, Thätigkeit und Wissenschaft gegenüber, vor andern aufdrängt. Meine Geschichte der Zechkunst würde hier, ohne daß ich es suchte, eine solche Geschichte, eine historische Satire werden. Schon der Gegenstand dieses Werkes würde dasselbe in einen andern Gegensatz stellen gegen die ganze Büchermasse, wie heutzutage produciren sehen. Unsere gelehrten Werke haben sich ja in eine solche Gravität und einsönige Thätigkeit gewöhnt, daß man darin durch Nichts an den Wechsel des Ernstes und der Heiterkeit erinnert wird, so daß das Leben in allen Momenten theilt und mischt, und daß die Mischung würzt und erhält. Wenn sich daher die strengen Rigoristen über die bloße Wahl eines solchen Stoffes ungehörig anstellen, so mögen sie sich fragen, ob nicht diese bloße Wahl schon aus satirischer Absicht ist, und ob sie sich nicht eher defensiv als offensiv gegen ein solches Werk werden zu verhalten haben. Sie haben die vereinten Waffen des Geschichtschreibers und des Satirikers zu fürchten, und der Bund zwischen Beiden ist enger, als man glauben sollte. Die Wahrheitsliebe, die Unparteilichkeit, die Rücksichtslosigkeit, und vor Allem die gerade Beurtheilung und den gesunden Verstand, den die Geschichte an den vergangenen Dingen äußert, übt eine Satire an den gegenwärtigen Dingen, und sie kann hier in keine bessere Schule gehen, als eben in die der Geschichte. Beide wägen mit gleicher Wage wie die Gerechtigkeit, und die Satire ist blind wie diese, und führt, es Noth ist, ein schonungsloses Schwert wie diese. In der Sprache fallen gegen alles Anschließende, gegen das Extrem; daher auch auf den Ernst, der nicht den Scherz, und auf den Scherz, der nicht den Ernst verachten will. Nie hat vielleicht die Satire ein breiteres Feld gehabt als eben jetzt; denn nie trieb man sich leicht so schroffen Extremen herum, als es jetzt unter uns geschieht. Und dies hat vielfach seine Quelle in Dem, was wir uns in Deutschland so Vieles einbilden, in

unserm sogenannten geistigen Leben. Das Leben hat sich bei uns gleichsam in die Bücher zurückgezogen, und unsere Bücher wissen vom wirklichen Leben wenig aber nichts. Seit Jahrhunderten haben wir das Handeln vergessen, und leben in einem Reiche der Ideen. Alles verflüchtigt sich in einer sublimen Allgemeinheit: durch nichts wollen wir an unsere materielle Existenz erinnert werden. Wir leben lieber in dem Alterthum und in der Vergangenheit als in unserer Gegenwart, beschäftigen uns lieber mit dem Fernsten als mit dem Nächsten; wir gehören lieber der Welt an als einem Vaterland. Wir vergraben uns in ein süßes Spiel mit Empfindungen, in ein selbstgefälliges Spiel mit Gedanken, in ein genialgestendendes Spiel mit Leidenschaften, um nur nichts mit der Thätigkeit und mit dem handelnden Leben zu thun haben zu müssen. Universalität, Genialität, Idealität sind die Lösungswörter des Tages. Man bekämpft den politischen und moralischen Eigensinn und die Beschränkung zu Gunsten jener Universalität und Vielseitigkeit, und vergißt, daß man damit jeden Charakter vertilgt, denn jeder Charakter ist etwas der Vielseitigkeit Widersprechendes; man bekämpft den gesunden Menschenverstand zu Gunsten jener Genialität, und achtet es nicht, daß man damit jedes Talent untergräbt, denn auch jedes Talent ist etwas Einseitiges, aber in seiner Einseitigkeit Wohlthätiges; man bekämpft jedes Materielle zu Gunsten jener Idealität, und bemerkt nicht, daß man damit alles Gesunde zugleich zerstört, denn wir sind einmal, wie wir Menschen sind, auf die materiellen Bedürfnisse dringender angewiesen als auf die geistigen.

Gegen diese vornehme Idealität stellt sich der Gegenstand dieses Werkes von selbst. Es ist ein materialistischer Gegenstand, allein er liegt nicht in dem entgegen gesetzten Extreme des Gemeinen und Niedrigen, welches aller verschönernden Würde unfähig wäre, und grade dies befähigt ihn so sehr zu einer satirischen Behandlung. Ich nannte das Gesagte oben einen halb geistigen halb physischen Genuß; es ist unter den materiellen Genüssen einer der geistigsten, unter den geistigen einer der materiellsten; es hält an sich eine richtige Mitte. Die Geschichte der Zechkunst wird dies ausweisen. Wir werden überall in der Geschichte der Völker auf Perioden treffen, wo bei einer Fülle von physischer Kraft das Bedürfnis

einer Verebelung des äußern Lebens zugleich mit dem Ringen nach höherer innerer Bervollkommnung eintritt. Eine solche Zeit war in Deutschland die Reformation. Solche Zeiten aber, die mit einer beneidenswerthen Energie die äußern und innern Kräfte üben und regen, die zwischen alter Verbotheit und neuer Humanität, zwischen einer gewöhnlichen Hausmannskost für Phantasie und Geist, und neuer Ahnung einer feinern Nahrung schwanken, solche Zeiten kennen den frohen Genuß des Weins und die Gemüthlichkeit der regelmäßigen geselligen Freude am Trinken und Innigsten. Auf solchen Zuständen würde diese Geschichte am liebsten verweilen; ein Bild solcher Zustände vorzuführen, würde gewiß nichts Überflüssiges und Verkehrtes in unserer Zeit sein, die jeden Tag bestimmter eben diese Zustände ablegt, in der die Geselligkeit selten mehr ihren Zweck in die bloße Freude und Erholung setzt. Der geistliche Luxus, jene falsche Sublimität, jene lächerliche Genialität führen dahin, daß man auf jene speißbürgerlicheren Sitten wie auf ein jammervolles Misere zurücksieht, daß man jene Sitten und jene Zustände mit ihrem beschränkten Glücke belächelt, da doch das beschränktere Glück das echtere zu sein scheint, weil jedes hinzukommende Bedürfnis zwar, wenn es befriedigt wird, unsere Genüsse erhöht, aber auch immer mehr die Befriedigung erschwert und darum immer mehr alle Zufriedenheit und alles Glück untergräbt und zerstört. Was wird uns doch die Zukunft bieten für die große Einfalt jener Sitten, für die Gelage der Jugend, die nichts wollten als schrankenlose Lust, für die Abendunterhaltungen der Bürger, die der nächsten Umgebung in Haus und Gemeinde gewohnt waren, für ihre gemüthlichen, von keinen politischen Factionen gestörten Kreise, für ihre gemäßigten, gegründeten, auf reife Erfahrungen gestützte und darum oft triviale Opposition gegen Maßregeln der Regierungen, denen ihre Beurtheilung gewachsen war, was für die Gradheit und tüchtige Ehrbarkeit jenes Geschlechtes, unter dem wahrlich Wahrheit und Trübe im Weine war und dem keine Sonntagsoper und keine Whistpartie ersetzen kann, was ihm sonst im Weingarten der Mittag nach der Kirche im Kreise von Weib und Kind, von Verwandten und Freunden gewährte. Alle öffentliche Lust geht aus unsern Kreisen hinweg, und wir geben Feste und Gesellschaften, um uns und Andere zu langweilen. Das Ceremoniel gibt uns Mühe und Arbeit, wo wir uns erholen wollen; die Rücksicht und Etikette spannt unsern Kopf, wo wir die Phantasie walten lassen. Nur wo es sich die Männer hier und da gestatten, nach guter deutscher Sitte bei der Weinflasche das Ceremoniel mit den Weibern zu entfernen, und wo kein Ausschuß die Trinksprüche erst zu genehmigen braucht, nur da taucht wol noch einmal die laute echte Freude mit der lautern, echten Bechtheit hervor.

Denn es gibt ja auch kein geistiges Vermögen, das durch körperliche Genüsse eine so unmittelbare, stärkende und belebende Nahrung erhielt als die Phantasie durch den Wein; und während der Thee das Gespräch im Geiste chinesischen Anstandes hält, oder das Bier die

rasche Combination abstumpft, so schließt der Wein Stachel des Wiges, belebt die geistreiche Unterhaltung, wärmt und erhöht die gesellige Stimmung. Dem Dichter in der Phantasie, lebt und der wirklichen Welt Rücken kehrt, war daher der Wein immer lieb, der die Wirklichkeit hebt, der die Wirklichkeit steigert; es ist Weinlieb von Anakreon an bis auf die Anacreontiker. Deutschland ein heiterer, ein vielcultivirter Zweig der Literatur geblieben; dem Weine sind die ersten Ergüsse der tragischen Kunst geweiht, und die Dichtung hat ihm die eigne Gattung des Dithyrambus ein, zu dem Dichter, der, wie Wieland, das Wasser vor dem Meerespreise, niemals den lähnen und gefährlichen Ausfluge würde. Und wer auch sonst Ursache hat, von der wahren Welt sich abzuwenden, oder die Freiheit, seiner Phantasie zu leben, der hängt dem Weine an. Wenn mir mein idyllisches Bild durch satirische Züge verdorrt, so würde ich hier die Klöster und Klöster anrufen, allein ich will lieber den wandernden Bettler nennen, dem Sorge und Noth die Welt verleidet. Der Wein hat den Schlaf als den Freund der Armuth gegeben, es gab aber Zeiten, wo man auch den Wein als den Freund rühmte, der im wachen Zustande die Kummer die den Kummer des dardungsvollen Daseins hinwegjagt. Denn der Wein verlockt selbst den Bettler zur Berausung, dem Laster, das man dem Weine mit Recht oft vorgeworfen hat, obwohl es, wenn es anders der Laster gibt, eines der edleren heißen darf. Und frohe Vergewandlung sucht schafft dann dem Armen für seinen Jammer, Trost für seine Besorgnisse, seine Heimatlosigkeit einen Ort, an dem ihm wohl und sie lehrt ihn vergessen, was ihn drückt und niederbrückt würde, wenn Jeder, der ihm einen Rath geben kann, ihn weigerte wegen des Mißbrauchs, der mit getrieben werden möchte. Der Wein macht Menschen freigebig und liberal; der dargereichte Wein ist ehemals ein Symbol gewählter Gastfreundschaft gewesen; und nichts von seinen Gütern theilt selbst der arme so gern mit, als die die Geselligkeit fördern, Taback und den Wein. Denn auch mittheilend im Leben macht er und vertraulich, er knüpft Freundschaft und ist noch jetzt ein Symbol der Verbrüderung. Er zuweilen zu Eifer und Zwiespalt, so stimmt er wieder zur Eintracht, und ehemals konnte auch eine Schöpfung geschlossen werden, ohne daß ein gemeinsamer Trunk sie besiegelt hätte. Beim Weine ist der frohe und aufgeklärteste Platz der Welt, wo du nicht nur den darfst, was du willst, und sagen darfst, was du meinst, wo auch die Gedanken den höchsten Schwung nehmen, dessen der Mensch fähig ist. Ich weiß nicht, es neidische Götter in den Wein gelegt haben, seinen übermäßigen Genuß selbst straft; denn ohne die verderbende Feuer im Weine selbst wäre, schenke der Himmel und seine Geheimnisse weit mehr durch Geistesflug des Trägers gefährdet als durch die wahren Berge des Titanen. Wo Despoten und Tyrannen die Völker in Schlaf und Dummheit halten

so sehr der Wein verachtet. Nur in Zeiten, wo Feind und Aufstörung Allgemeingut waren, wo keine Kassen, kein Geld oder Recht und Macht voraus hatten, konnte die politische Berathung beim Wein einführen; denn in solchen Zeiten des nationalen Gemeinwesens und Nationalgeistes durfte man auch die Einbildungskraft unter dem Rath in Staatsdingen und praktischen Gesetzen fügen und auf Resultate der Berathung hoffen, die der nächsten Probe am Tage nach dem vorerwähnten Jahabend bestehen konnten. Denn nur solche Zustände, wie sie uns von den Deutschen und den Persern der Urzeiten dargestellt werden, haben die Tugend der Wahrheit und Treue voraus und konnten der öffentlichen Angelegenheit ihre Stimme hören, immer aus dem Weine spricht, und damals brauchte man sich zu fürchten, daß ihn der Wein antreiben könne, Neben der Wahrheit zu viel zu thun. Nur solche Männer, die des Menschen handelnde Natur nicht scheuten, die der Männlichkeit und Kriegeskraft vorzugsweise im Namen der Tugend gaben, konnten dem Weine seine Tugend thun, und es mußte ein Hellene sein, der wie Aristoteles fragen konnte:

Den Wein zu tabeln für die Besinnung wagst du frech?
Vor dem Weine was doch wäre thatbefördernd?
Sich an, sobald Weintrinker sind die Menschen, dann
Reich sind sie all, ausführend, fleißigst im Gericht,
Da hochbesetzt und den Freunden freudlich.

Bei uns Deutschen war es ja so lange herkömmlich, ein Trunk jedes Geschäft abzuschloß, und es gab keine Verlobung, keinen Handel und kein Pactum; das nicht Weinlaß begleitete. Unsere ganze Geschichte durchzieht unsere Weinliebe. Bei der ersten Abscheidung unserer deutschen Grenze sahen wir darauf, daß uns die Rheinländer wegen der Weinfälle blieben; wie schrieen Dichter über die deutsche Nationalneigung zum Trunke; wir gliederten unsere Geschichte nach den Perioden der Zechkunst; und alte Spruchwörter nennen unsere Trunksucht als das deutsche Nationallaster, wie die Dieberei als das spanische, den Trug als das italienische, die Eitelkeit als das französische. Sowie man nirgend Weine hat, so sehr der Reinheit fähig sind als die deutschen, und die deren echtem Weincharakter kein guter Deutscher die heilige Natur der Südwine vergleichen wird, so hat man auch nirgend so sehr für Ungemischtheit Sorge getragen, nirgend so sehr die Reinheit der Zechkunst, nirgend die Trinkkönigreiche und die alten Zechsitzen so fest gehalten. Nur in Deutschland konnte in neuerer Zeit über zu einer Geschichte der Zechkunst gefaßt werden. Wir haben es vielleicht die Parzen in das etymologische Spinnst meines Namens (ger-win) gewoben, der Geschichtreiber des Weins zu werden. Und vielleicht findet diese Geschichte in Deutschland auch noch einen bewußten Leser, der von des Menschen natürlichem Begehren zu reden und zu lesen nicht für zu indelicat hält. Er soll sich der Mensch mit thörichtem Dunkel über seine natürlichen Genüsse und Wünsche erheben, ihre vernünftige Pflege allein hält ihn menschlich und der Natur nahe,

und blässliche Berathung zum größten Theile der Schwärze; und das Verständige und Einfache geistete Sinn unserer Nation auf dieser Eigenheit; daß ihr diese Dinge nicht gleichgültig sind; so lange sich das Volk nicht vom Zeitungslesen und vom Gassen am Markte zu nähren versteht wie Franzosen und Italiener, hat es die Hände geschäftig, die Kräfte eifrig, die Augen offen, und wir nur lebendige Regung der Kraft ist, da steht es mit einem Volke unter keiner Bedingung so äbel. Gelingt es mir, dem Lächlichen und Männlichgefinnten ein besseres Bild dieser männlichen Freunde des Menschengeschlechts vorzuführen und ihn zu verführen, neben den sublimen Berichten unserer sonstigen Literatur einer verbernen Weiskost sich genügend zu erfreuen, so ist, daß ich mit unserm alten Walther rede, „mein Wein gelesen und lauset wohl mir ein Pfanne“.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berichtigung über Swedenborg und die Neue Kirche.

Über die Grundlage und den Standpunkt Swedenborg's und der Neuen Kirche und die Organe der letztern sind in Nr. 57 d. Bl. f. 1835 Notizen mitgetheilt worden, welche um so mehr eine Berichtigung verdienen, als dabei sehr viele Männer persönlich theilhaftig sind, sofern, wenn der Referent Recht hätte, ihre ganze Richtung in völlig falschem Licht erschiene. Nach diesem sind nämlich (was freilich ein sehr verbreiteter, aber völlig grundloser Vorurtheil ist) Visionen und Reden mit Verstorbenen Grundlage und Quelle der Lehre Swedenborg's; Swedenborg hätte bei der Neuen Kirche und ihren Freunden eine Lehrautorität, und die 1834 erschienene Zeitschrift: „Die Fröhe“, wäre ihr Organ. Daß dem aber nicht so ist, läßt sich sehr leicht beweisen. Swedenborg selbst nämlich hat das Princip und den Standpunkt des Protestantismus, wonach nur das Wort Gottes oder die heilige Schrift Grundlage und Erkenntnisquelle der kirchlichen Lehre sein soll, nie verlassen, vielmehr sich wiederholt sehr bestimmt dafür erklärt, dagegen den Visionen und Reden mit Verstorbenen ausdrücklich allen dogmatischen Werth abgesprochen und sogar unter Berufung auf Dan. 9, 24 und Euk. 16, 27—31 als Gesetz der göttlichen Vorlesung nachgewiesen, daß, seitdem das Wort Gottes gegeben und dessen Canon geschlossen worden, diese äußerliche Offenbarungswelt weder innerhalb noch außerhalb der christlichen Kirche mehr statfinde, sondern alle Belehrung über Dinge, welche sich auf das ewige Leben und die Seligkeit beziehen, seitdem bloß noch auf dem innern Wege der Erleuchtung, welcher jeder Christ theilhaftig werden könne, erfolge und bei den Christen schlechthin an das Wort Gottes gebunden sei. Die Originalstellen hierfür kann man nachlesen in meiner kürzlich erschienenen Schrift: „Vergleichende Darstellung und Beurtheilung der Lehrgesetze der Katholiken und Protestanten, mit besonderer Rücksicht auf Dr. Möhter und seine protestantischen Gegner. Zugleich die erste Darstellung und Begründung der Unterscheidungslehren Swedenborg's gegenüber den Entstellungen und Gegensätzen in Dr. Möhter's „Symbolik“, in Dr. Guericke's „Kirchengeschichte“, im „Christenboten“ und in der „Evangelischen Kirchenzeitung“ (Xäbingen, Güttenberg, 1835, S. VII fg., I fg., LXII fg.), welche Stellen man deutsch finden kann in meiner Uebersetzung des Swedenborg'schen Werkes „Von der heil. Schrift“ (Xäbingen 1824, S. 64, S. 67, S. 68), in dem „Neuen Buch“, „Von Glauben“ (Ebendas. S. 213, S. 4); denselben können aus meiner Uebersetzung des Werkes „Von der Vorlesung“ (Ebendas. 1836) noch beigelegt werden S. 134, 11, 134, 135, S. 147—151), und aus den „Arcana coelestia“ (welche ich ihrer höchsten Seltenheit wegen wiederabdrucken lasse und

wann die alte Kirche schon verlassen (Kath.) S. 322. Wie nun Swedeborg selbst ausdrücklich erklärt hatte, die ganze Kirchenlehre solle einzig aus dem Worte Gottes, und zwar nicht aus dessen geistigem, sondern aus dem buchstäblichen Sinne abgeleitet und bewiesen werden, so haben auch die 50 Gemein den der Neuen Kirche in England, und welcher die in Amerika fast einseitig waren, durch ihr Organ, die jährlich zusammen tretende Synode, bestehend aus ihren gewählten Repräsentanten und den von der Synode ordinierten Geistlichen (I. meine „Lehr gegensätze“, S. LXXV fg.), erklärt, daß sie das Wort Gottes als die Quelle (fountain), Swedeborg's Lehre aber als ihren Strom (his stream) oder als etwas Abgeleitetes (derived) betrachten (Ebendas. S. LXX). Bist aber so die Neue Kirche, sofern sie an der alten christlichen Grundlage und Quelle fest hält und Swedeborg's Lehre nur annimmt, nachdem und weil sie dieselbe als die allein mit der heil. Schrift ganz übereinstimmende erkannt hat, keine von der Christenheit abgetrennte Sekte, so ist nicht zu verwundern, daß selbst in England und Amerika, wo viele Überzeugte, besonders solche, welche vorher verschiedenen Sekten angehört hatten, sich einen mit ihrer neuen Lehre übereinstimmenden Cultus gegeben haben, — sehr viele Andere, welche dieselbe Überzeugung haben, in ihrer früheren Kirchengemeinschaft geblieben sind, und in Schweden und England viele Geistliche der herrschenden Kirche ihnen angehören, wie denn in England der Doctor der St. Johannis-Kirche in Manchester, J. Glover, Derjenige war, der am meisten für die Verbreitung der Lehre gethan hatte, indem er von 1773 — 1831 nicht nur die meisten Schriften Swedeborg's ins Englische übersetzte, sondern auch außerdem grade 60 verschiedene Schriften zur Verbreitung, Erklärung und ethischen Anwendung der Lehre schrieb, und zwar ohne von seinen Obern in seinem Bistum gehindert zu werden. Zwar war auch er, wie früher zwei Doctoren der Theologie in Schweden, der Kræmer und Prof. Istenmarcher, angeklagt worden; sowie aber jene durch ihre Berufung bewiesen, daß sie freigesprochen wurden und einige Reichthümer sogar zu ihnen übertraten, von welchen nachher einer Swedeborg's letztes Werk ins Schwedische übersezte (I. mein „Magazin für die Neue Kirche“, Heft 2), so wurde auch Glover, nachdem er seine Lehre aus der Schrift bewiesen und sich über sein Benehmen gerechtfertigt hatte, von seinem Bischof in sehr ehrenvoller Weise freigesprochen und von seiner Gemeinde durch drei Denkmale also ausgezeichnet, wie vielleicht noch nie ein Geisteserzeuger ausgezeichnet worden ist. Was mich betrifft, so glaube ich die Übereinstimmung der Lehre Swedeborg's mit der Schrift und das Unbillige und Berauschende der entgegengesetzten Lehren in den oben erwähnten „Lehrgegensätzen“ umständlich nachgewiesen zu haben, und es haben mir auch seitdem Andere, von welchen ich es nicht erwartet hätte, offen gestanden, sie hätten sich unter Swedeborg's Lehre etwas ganz Anders vorgestellte, sie wissen mir nichts einzuwenden, diese Lehre sei die vernünftigste und christlichste. Das hier Gegebene war aber, wie meine seit 1821 ausgegebenen Schriften beweisen, schon seit 25 Jahren mein Standpunkt und, im Wesentlichen, meine Ansicht, weshalb auch schon im Januar 1822 ein hochgeachteter Geistlicher, von dem meine Anstellung größtentheils abhing, der gewöhnlichen Tradition über Swedeborg folgend, mir sagte: „Sie sind kein Swedeborgianer; wollen Sie seine Anstellung bei der Kirche?“ Ich konnte ihm mit allen Grund erwidern, Swedeborg selbst sei kein Swedeborgianer in seinem Sinne, sondern ein guter Protestant. Unter solchen Umständen konnte mir auch nie einfallen, Swedeborg als Autorität oder Richter für Dogmen oder gar für Philosophie anzuführen, und der Recensent meiner Schrift: „Geschichte und Kritik des Evidentialismus und Irrationalismus, mit besonderer Rücksicht auf Hegel“ (München 1834), hat mir völlig Unrecht, wenn er (in Nr. 358 d. Bl. f. 1835) sagt, ich habe Swedeborg als „Gewährsmann, Autorität und Richter“

angeführt. Dies ist, wie jeder Leser leicht sehen kann, gar nicht geschehen; nur Parallelen aus Swedeborg zu mir aus Herkunftsgründen nachgewiesen habe ich gesehen, dies war bei dem philosophischen Gehalt seiner Schriften der einen, und der allgemeinen Unwissenheit über denselben der andern Seite gar nicht überflüssig; ja, selbst bei der Seltenheit der Originale, die wol Niemand so leicht findet wie ich. Dies ist auch wirklich von einem andern (denkenden) Recensenten anerkannt worden, nämlich in den „logischen Annalen“ von 1835, wo es S. 124 heißt: „Wir bezogen wir Hrn. Tafel unsern Dank; besonders für die theilung vieler Stellen aus Swedeborg, die geeignet sind, diesen philosophischen Blick dieses großen Geistes gründlicher zu lehren; wir setzen nur Folgendes von ihm her.“ Es folgt eine lateinische Stelle aus Swedeborg, welche so lautet: „Es wird verworfen das Dogma, daß der Mensch aus sich genommen werden müsse unter den Gesetzen lebend, und anstatt desselben angenommen, daß man bei der Wahrnehmung (eigenen) um es zu glauben. Das Rechte kann nicht anders gesehen werden als in rationaler Weise. Ich aus Religion verschlossener Verstand, was ist er anders als Irrsinn, und zwar eine solche Irrsinn, welche das Licht nicht von sich stößt?“ Bei der allgemeinen Bekanntheit Standpunktes, der Lehre und der Person Swedeborg's, hätte es mir wol einfallen können, ihn als Autorität in Philosophie anzuführen? Da ich aber sah, daß man sich in Deutschland noch sehr von Autoritäten am Gängelbande hängen so habe ich in den „Lehrgegensätzen“ (S. 272 fg.) nicht lassen, bei Gelegenheit eine der anerkannten Autoritäten Swedeborg anzuführen, nämlich den Hrn. Dr. Peter von der Loh, welcher in seinem „Sophranon“ von 1830 unter anderem sagt (S. 112): „Swedeborg, überhaupt ein sehr tüchtiger Forscher und consequenter Denker als so mancher Theoretiker unsers Secularzeitalters... hat unter Anderem große negative Verdienste, das nach Bernunft und Ethik in den bedeutendsten scholastischen Lehrmeinungen bewiesen und nachgewiesen zu haben“; ferner (S. 113 fg.) Swedeborg's Bisthümer und Neben mit Geistern. „Es mag viel Gründliches und Gedachtes, daß es dem je berühmten Professor Gschmayer nicht zu vergehen gewesen sei, einmal die Mühe gegeben zu haben, den Irrthümern aus seinen eignen Schriften kennen zu lernen.“ (Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Eines der besten Pamphlete Paul Louis Courrier's dieses klassischen Pamphletisten, (ist das am 18. October d. J. „Constitutionnel“ eingelegt); — ein Flugblatt im strengsten Sinn, denn es enthält nur wenige Zeilen. Der „Gertsmann“ von Tours, wie er sich so gern nennt, damals in Paris, und hatte bereits die Bekanntheit der Popularität als des Hasses und der Verfolgungen. Da las man eines Tages im „Constitutionnel“: „Nennen Sie in Tours werden ersucht, folgenden Artikel der Courrier, Frau des Gertsmannes Paul Louis, zu lesen zu wollen:

„Liebe Frau!

Sei so gut und schick mir sechs Hemden und sechs Strümpfe. Ihre aber keinen Brief in das Postfach, mir richtig zukommen zu lassen. Ich weiß, daß Du mich nicht erkalten hast und Dir nun Sorgen machst. Sei mir bittig: es ist mehr Lustig auf dieser Welt, als Du bist. Ich bin weder gestorben noch krank, auch davor nicht. Geh' wohl! — Dein treuer Gatte, Paul Courrier. (cf. Pamphlets politiques et littéraires de Paul Louis Courrier, Paris II, 65.)

Donnerstag,

Nr. 224.

11. August 1836.

Geschichte der Rebkunst.

Von G. G. Servinus.

(Fortsetzung aus Nr. 223.)

I. Vaterland des Weines.

Ich berühre die botanische und die industrielle Cultur des Weines nur gelegentlich, weil hierüber so viele schätzbare Werke existiren, vor nicht lange erst auch Henderson's Geschichte des Weines *) ins Deutsche übersetzt und Andern für eine vollständige Literatur des Weines benutzt worden ist. Ich bezeichne also auch die Heimat der Rebe nur, um den natürlichen Gang der Erzählung zu erhalten, und verschlebe vorerst noch von dem mythischen Ursprung des Weines oder der Weinbereitung zu sprechen. Forschen wir nach dem Urlande des Weinstocks, werden wir, wie bei jeder Frage nach dem ursprünglichen Sitze der Sprache oder jedes andern Zweiges der Natur, nach dem westlichen Hochlande von Asien gewiesen, mögen wir nun der Sage von dem Aitvater Noah oder dem mythischen Bacchus folgen, oder den Untersuchungen der Naturforscher. Diese letztern lehren uns, daß schon auf den canarischen Inseln und auch in Amerika die Rebe nicht sowol wild, als vielmehr verwildert, dagegen im südwestlichen Europa hier und da, z. B. in den waldreichen Gebirgen, eigentlich wildwachsend gefunden wird, daß dies aber im Südosten viel häufiger ist und Asien immer zunimmt. Eigen ist es, daß eben am Ort, wohin uns auch die jüdische Sage weist, Tournefort in seiner „Reise in die Levante“ eine wahre Werkstätte der europäischen Pflanzen entdeckte, und an den Bergen von Georgien sah er das Land von wildwachsenden Weinstöcken und Fruchtäbäumen bedeckt. Im Kaukasus traf Marshall die Rebe von selbst gedeihend im Wald und Gebüsch und ganze Bäume überrankend, noch jetzt sieht man an der rohen und gleichgültigen Rebe, mit der die Bewohner jener Gegenden Wein lesen und behandeln, wie sie ihn als ein gewöhnliches Product ansehen; die Art der Aufbewahrung, die die Quantität, die der Gewisser täglich zu sich zu nehmen pflegt, beweist das Nämliche und paßt vollkommen zu Dem, was schon Xenophon von dem in Eisternen

aufbewahrten Weine der Karbuchen erzählt. So erhielt Ctesiphaston, seinem Berichte über Kabul zufolge, vom dem Sultan der Suckers Trauben zum Geschenke, die in dessen Lande von selbst fortkamen. Nicht allein die Masse dieser wilden Reben in jenen Gegenden nöthigt, dieselben als die Heimat des Weines anzusehen, auch die bekannte Trefflichkeit der gepflegten Trauben in Persien zwingt dazu. Die Fülle und Güte des persischen Weines konnte bewirken, daß in diesem Theile des an Ceremonie und Religion so streng haftenden Orients das Gesez des Korans, welches vom Genuß dieses Getränkes abmahnt, nie durchbringen konnte. Dabier zog die Trauben um Isfahan allen, die er in Griechenland, den Inseln des Mittelmeers und in Syrien versucht, vor; keine, meinte er, könne dem Kismisch gleich, der eine kernlose Beere trägt von mittlerer Größe, mit dünner Schale. Das dichterreiche Schiras ist gefeiert wegen der Trefflichkeit und des Reichthums an Wein und guter Luft; und Morier in seiner „Reise durch Persien“ sezt den Wein von Razwin noch über den von Schiras; auch ist diese Stadt ihrer milden und schönen Lage wegen mit dem Weinamen des Paradieses von den Persern besetzt worden. Was aber die Fülle angeht, so sagt schon Strabo, daß in Hyrcanien ein Weinstock einen Metretes (circa 33 Quart berliner Maß) Wein zu geben pflege; im Margiana fanden sich Stöcke gefunden haben, deren unterster Stamm zwei Klaftern im Umfang gehabt und deren Trauben an zwei Ellen lang gewesen wären. Noch größer sei die Fruchtbarkeit in Aria; dort halte sich auch der Wein in ungepicheten Gefäßen durch drei Geschlechter.

II. Unter den Negern ist der Wein nicht einheimisch.

Den Strich, den die höhere Cultur des Menschengeschlechtes in ihrem Laufe von Ost nach West bezeichnet hat, welche die gemäßigten Zone nicht leicht verließ, hat auch die Cultur des Weines genau innegehalten. *) Haben auch andere Gegenden, nördlicher und südlicher von der bezeichneten Grenze an jener Civilisation einen gewissen Antheil gehabt, so scheint es doch jetzt ausgemacht, daß die Negerstämme, die Ureinwohner von Afrika, außer aller nachweislichen Verbindung damit stehen. In dem Gebiete von Afrika aber, wo diese Stämme von jeher

*) Henderson, The history of ancient and modern wines. Deutsch, Weimar 1833.

*) E. Schouw's Pflanzengeographie, S. 204 fg.

sagen, ist auch bis auf den heutigen Tag kein Weinbau zu finden und die Rebe ist in ganz Afrika in alten und neuen Zeiten ein Fremdling gewesen, und ein Fremdling, den man kaum irgendwo einen eingebürgerten nennen kann. Jenem Könige der langlebenden Äthiopier bei Herodotus, dem Karabys, seine Geschenke schickte, dankte, darunter den Wein das einzig Neldendwerthe, was sie hätten, und ihm schrieb er das bischen Alter zu, zu dem die Perser im besten Fall ihr Leben zu fristen vermöchten. *) Seine Neger kannten also den Wein nicht, so wenig als ihr irgend ein Volk, wie wir mehrfach sehen werden, im Zustande der Uncultur kennt; sie nahmen ihn aber auch nie auf, so wenig als sie überhaupt eine Civilisation aufnahmen; sie blieben vielmehr zu allen Zeiten bei ihrem Local, dem aus den Damentolben gewonnenen Palmwein, stehen; selbst der Lotuswein, von dessen Bereitung Herodotus wußte, scheint nur den Libyern zu gehören. **) Nur die Einwanderer ältester und neuester Zeiten haben den Weinstock in Afrika zu verschiedenen Zeiten eingeführt, und dies wollen wir im Fluge übersehen. Am Ersten sind hier die Ägypter zu nennen, kaukasische Stämme, die nicht autochthonisch in Libyen zu Hause sind. Von dem alten Weinbau in Ägypten geben außer den schriftlichen Urkunden selbst die Ruinen alter Gebäude Zeugnis, und ich werde unten von den Gemälden in den Todengräbern bei El Kab reden, auf welchen unter mancherlei Darstellungen auch das Verfahren bei der Weinlese, beim Aufbewahren und Kühlen des Weines abgebildet ist. Mehre Gegenden werden ausdrücklich genannt als weinberühmt; Cricthya hatte Weinbau; der maritische See und Tanis, wo jetzt Alles öde und wüste liegt, waren ihres Weines wegen gepriesen***); Alexandrien führte Wein nach Rom aus und Horaz kennt den Maritischen; dem Luxus aber schien der Falerner in ägyptischer Behandlung besser †), sowie auch schon der Wein von Tanis für gewürzhafter und stärker galt als der alexandrinische. Doch schon zu Athenaus' Zeit ††) war diese Cultur meist dahin, und nur der von Antylla hatte damals noch einen Namen. Auch scheint doch selbst in den bessern Zeiten der einheimische Wein nicht für die Consumtion hingereicht zu haben, denn Herodotus spricht weitläufig über Weineinfuhr aus Pellas und Phönizien. †††) Ob Libyer oder Berbern jemals eine eigne Weincultur gekannt haben, ohne fremdes Zuthun, lasse ich dahingestellt. Gewiß ist, daß in alter Zeit die Pflanzländer der Griechen und Karthager im Norden von Afrika voll von Wein waren, und wir werden unten hören, daß der Bacchusdienst in Cyrenäica ausgebreitet war und noch jetzt Spuren in Ruinen davon übrig sind. Plinius redet von

Weingärten als Spuren alter Cultur im Gebirge ris *) (Atlas); noch jetzt sind wenn nicht des Reichthums wegen Weinberge bei Tunis, im Gebiete von Derna wie in dem ähnlichen von Fezzan; in Mastritanien soll man noch auch Trauben von einer Elle im Umfang gefunden haben. In den Oasen sah Belzoni Reben und in der vorwäh sind sie wie mehrere andere Südsüchte vortrefflich. In neuerer Zeit brachten Portugiesen, wie nach Madagaskar und den canarischen Inseln, von denen ich hier nicht rede, auch den Wein mit andern Früchten nach Afrika; dort zeigt sich in der Dürftigkeit und eigenthümlichen Art des Gebrauchs am meisten, wie wenig die Pflanze hier ist; und so ist sie auch unter dem Namen nur von Missionairen gebaut, die, wie sie jeder Civilisation, welche sie darzubringen pflegen, nur auf die ethisch religiöse beschränken, so auch hier der Wein eine bloß christliche Bedeutung geben, indem sie ihn zum Gebrauch beim Abendmahl bauen. Anders ist dem berühmten Capwein, welchen aufgestaute französische Emigrirte, Protestanten, welche das Exil von Frankreich aus trieb, zuerst bauten, ungewiß ob mit Reben aus Frankreich und vom Rhein, oder bloß mit solchen von Cap. Allein so sehr das Klima hier die Cultur des Weines begünstigt, so scheint dagegen der Boden desto ungünstiger und Golebrooke **) in seinem Werke über den Wein des Vorgebirgs der guten Hoffnung schiebt den Geschmack, den die Capweine unangenehm an sich haben, auf den Untergrund des sonst nicht übeln Bodens, an vielen Orten aus thonigem und sandigem angesehten Boden besteht. Was aber das Local nicht vermag, scheint die Indolenz der Holländer gar verborben zu haben oder liegt sonst ein Unsegen auf dem afrikanischen Boden; man erzählt sich von dem verkehrten Verfahren bei der ersten Anlage der Weinberge am Cap eine Art Märchen; und noch hat selbst das Beispiel der Constantiaweine nicht dahin führen können, die Weinberge an felsigern Stellen anzulegen.

III. Verkümmerte Pflege des Weins und Bekämpfung in China.

Wenn man den chinesischen Gelehrten trauen will, so hätte man den Weinstock in China schon mehr als tausend Jahre vor Christi Geburt gekannt. Sie berufen sich auf alte Bücher dabei, auf den Tschu-king; allein was den letztern angeht, so scheint überall von dem Fruchtwein die Rede zu sein, China fast einzig im Gebrauch ist. ***). In jedem scheint nach den spätesten Zeugnissen der Kultur China älter zu sein als der Traubenwein, denn man für das höchste Alter des Weins nur das Zeugniß des muthmaßlichen Verfassers des Tschu-king.

*) Herod. III, 22.
**) Cf. Polyb. bei Athen. lib. 14. Plla. 13, 17. Theophrast. Hist. plant. VII, 14.
***) Strabo p. 1134. ed. Falcon.
†) Lucan. Pharsal. X, 161. Bei Henderson, Cap. 5, ist in Bezug auf diese Stelle ein Irrthum.
††) Athenaeus I, 25.
†††) Herod. III, 5, 6.

*) Plla. Hist. nat. V, 1.
**) Bei Henderson S. 283 der deutschen Uebersetzung.
***) Schilling, deutsch von Mödert. S. 236: Weither geht man Wasser holen, Garkneipe beim Dampf der Kisten zu bereiten aus dem Cap.

1122 v. Chr. auf den Thron stieg, an-
 tern kann, so wird die Erfindung des Reiskweins in
 die Zeit der Dynastie Hia (2207 — 1766 v. Chr.) ge-
 führt^{*)}. Dies nun ist auch aller anderweitigen Erfah-
 rung gemäß, denn Vöter (und weiter sind die Getreide-
 vöter der Chinesen nichts, nur daß sie sie mit mancherlei
 Früchten von Pflanzen und Früchten, auch mit Trauben,
 verfeinern) sind überall früher Volksgetränk als Wein;
 wie alles Brauntwein- und Liqueurartige erst auf den
 Wein folgt^{**)}, und auch in China erst seit dem sieben-
 ten Jahrhundert unserer Zeitrechnung Traubenbrauntwein
 bekannt zu werden scheint, der übrigens ein Lieblingsge-
 tränk der gemeinen Chinesen ist, und, von ihnen warm
 und fast wie Weingeist, auch mit Anangenehm er-
 trunden soll, in großer Quantität getrunken wird. Nur
 in einer verhältnißmäßig kleinen Zeit scheint die Weincul-
 tur eine eigentliche Blüte in China gehabt zu haben, ihr
 Reichtum und Brauntwein scheint ihnen jederzeit mehr am
 Herzen gelegen zu haben. Der Erfinder des Reiskweins
 wird zwar vom dem Kaiser Yute verbannt, weil dieser
 traurigen Folgen vorausgesehen hätte, doch aber er-
 hielt sich dies Getränk gegen alle unendliche Male ver-
 schiedenen Verbote bis auf den heutigen Tag als eine
 Begehrte der chinesischen Tafel. Es paßt zu dem Volke,
 das von nichts fast als Reis, dieser Wasserpflanze, und
 Thee lebt, auch an diesem zwischen Wasser und
 Brauntwein schwebenden, nicht kalt und nicht heiß ein-
 genommenen Getränk mit derselben Hartnäckigkeit zu han-
 deln, wie an jeder alten Sägung und Ordnung. Diese
 Getränke sollen leicht eine sehr üble Wirkung haben, anfangs
 den Menschen feist machen, dann aber Schwindelsucht,
 Verlust alles Appetits und zuletzt völlige Aushagerung
 und Tod nach sich ziehen^{***)}; es war daher natürlich, daß
 die natürlichen Kaiser, die sich ihrer Unterthanen wie leib-
 eigeener Kinder annahmen und in der Reichsgesetzgebung
 die Diktatur immer eine große Rolle spielen ließen^{†)},
 diese schädlichen Getränke verboten, und verschiedene Kai-
 ser gingen mit Rath und That voran. Der dritte Kai-
 ser der Dynastie der Mantchu, Yong-Tscheng, widmete
 unter seinen zehn Geboten eines diesem Gegenstande, und
 der große Kanghi sagt in seinen Vorschriften, er habe
 trotz seines Gefallens daran nicht an Wein und
 Brauntwein gewöhnt; bei Gelagen und Festen brächte er
 nur blos an seine Lippen, und er könne daher wol von
 ihnen nehmen, daß er gar keinen tränke. Weil ferner die-
 ses Wein eine große Menge Getreide aufreibt, was in einem
 kultivierten Reiche, dessen Existenz von seinem Kornbau
 abhängt, nicht gleichgültig sein konnte, so hatten auch
 andererseits von diesem höhern Gesichtspunkte aus die
 Kaiser Verbote ihren guten Grund. Allein der wich-
 tigste Grund lag noch viel tiefer, war noch viel reiflicher

erwogen, und da dieser hauptsächlich auf den Trauben-
 wein geht, so müssen wir erst noch einen Augenblick auf
 die Nebencultur zurückkommen.

(Der Beschluß folgt.)

Berichtigung über Swedenborg und die Neue Kirche.

(Beschluß aus Nr. 122.)

Da Swedenborg mit solchen Erfahrungen und Unterredun-
 gen, wie auch Dr. Paulus andeutet, nicht seine Lehre beweisen,
 sondern nur das aus dem Worte und der Natur der Sache
 schon Erweisene noch mehr verstärken und veranschaulichen wollte,
 wie ja eine Erfahrung als solche nie Offenbarung ist, sofern
 man bei dieser nicht selbst erkennt, sondern eine schon fertige
 Erkenntniß mitgetheilt erhält, von jenen Unterredungen aber er
 selber (in seinem Werke „Von der Vorsehung“, §. 135) sagt,
 „es habe kein Geist sich unterfangen und kein Engel gewünscht,
 ihm Belehrungen zu geben über das Wort oder über eine Lehre
 aus dem Wort, sondern es habe ihn allein der Herr belehrt,
 und zwar mittelbar durch das Wort in der Erleuchtung“; so
 war kein Grund da, „Die Kirche“ für ein Organ der Neuen
 Kirche zu halten, da sie einen Standpunkt einnimmt, der mit
 dieser und den oben berührten sehr bestimmten Erklärungen
 Swedenborg's gradezu im Widerspruch steht. Zwar gibt sie sich
 selbst als „Sammelblatt der wichtigsten Schriften und Begeh-
 nisse in der Neuen Kirche“ und spricht sich unbedingt für Swe-
 denborg aus, allein sie theilt dann S. XII als „eine neuere
 Entdeckung“ gewisse „Aussagen“ mit, die der Herr einzel-
 nen Heiligen der frühern Jahrhunderte „durch seine Engel, und
 wieder (wie bei der heil. Schrift) in den Entsprechungsbildern
 des geistigen Wortsinnes“ gemacht haben soll. Die ihnen gege-
 benen Belehrungen werden dann auch ausdrücklich als Worte
 des Herrn mitgetheilt, indem es z. B. (S. 122) heißt: „Man
 läßt mich, spricht der Herr zu Brigitta“; S. 123: „Wieder
 sprach Er zu Brigitta: Ich schuf“ u. s. w. „Dieses ward mir
 im Gesichte gezeigt“, sagt Iuliane von Norwich. S. 124:
 „Der Herr sprach zu Katharina“. Eies. 3, S. 171: „Der Herr
 sprach einst zu Brigit“; S. 172: „Wieder sagte der Herr“;
 S. 173: „Der Sohn Gottes redete zu Brigit und sprach.“
 Diesen äußerlichen Belehrungen des Herrn wird dann (S. 170)
 auch dieselbe Entstehungsweise zugeschrieben, welche Swedenborg
 dem Worte Gottes oder der heil. Schrift zuschreibt, um sie von
 innerlicher Belehrung oder Erleuchtung, die er als die einzige
 noch vorkommende Offenbarungsweise bezeichnet, zu unterscheiden
 (Vom Himmel, §. 234). Zwar wird sich dabei auf drei Stel-
 len Swedenborg's berufen, allein diese sprechen blos von Er-
 scheinungen des Herrn, und zwar von solchen, welche im
 Himmel und unterhalb der Himmel, d. h. im Hades
 statthaben können, ohne daß er daselbst persönlich gegenwär-
 tig ist; sie sagen aber nicht, daß der Herr auf diesem äußern
 Wege Belehrungen gebe, und zwar auf Orden; im Gegentheil,
 wir lesen sogar in derselben „Kirche“ (Eies. 2, S. 106)
 folgende aus Swedenborg wörtlich übersehte Stelle: „Der Herr
 lehrt nicht unmittelbar den Menschen Wahrheit, weder aus
 sich, noch durch Engel, sondern er lehrt es mittelbar
 durch das Wort, durch geistliche Vorträge, durch Lesen, durch
 Unterredungen und durch Werke mit Andern, und so durch eigen-
 tes Nachdenken aus diesem Allen... daß er nicht durch Wunder
 oder durch Gesichte vermocht werden soll, etwas zu glauben
 oder etwas zu thun. Diese Gesetze sind unwandelbar, weil sie Gesetze
 der göttlichen Weisheit und zugleich der göttlichen Liebe sind:
 während sie hingegen Ebrung erlitten, wenn der Mensch un-
 mittelbar gelehrt würde, sei es durch Einsprechen oder durch
 Rede...“ S. 112: „Der Herr lehrt Niemand unmittelbar,
 sondern mittelbar durch Das, was bei dem Menschen sich findet
 aus Gehör und Gesicht...; welchem noch beizufügen ist, daß
 es keine unmittelbare Offenbarung gibt, als die im Worte ge-
 geben ist, und wie sie in den Propheten und Evangelisten und
 in den historischen Büchern enthalten ist. Diese ist so beschaffen,

*) Mémoires sur les Chinois, T. V. p. 48.

**) Es ist bekannt, daß der Brauntwein zuerst aus Wein,
 dann erst aus Beishefen und später aus Getreide u. s. w.
 verfertigt ward. Beckmann, Beitr. I. S. 34.

*) Mémoires sur les Chinois, T. VII. p. 35.

†) Ibid. T. II. p. 424.

Reingarten als
ris *) (Atlas).
hoch der
chem

auch noch und nach und nach
 dem endlichen Reich verli-
 chend. Das Göttliche zurück ver-
 *) (Aldas). sagt, sich über alle Himmel erhe-
 b der und von da aus Alles
 2. 4, 10), weshalb man mit ihm
 in Christo wohne die ganze Fülle der Ge-
 (Aldas. 2, 9). Er sei Gott über Alles ge-
 2, 9); der große Gott und Heiland (Tit. 2, 15);
 im Reich (1. Timoth. 3, 16), oder mit Johanne
 mit Vater und den symbolischen Vätern. In
 mit Gott Reich und der Mensch Gott, und mit den weis-
 Lehrsätzen: „In Christo seien Gott und Mensch nicht
 sondern Eine ungetrennte Person; Selbst eine Substanz.“ Bei
 besteht das Gebete an Christum betrifft, so ist zu be-
 dass die Apostel selbst Gebete an ihn richteten und
 nicht wissen wollten, gemäß dem Vergleich Apostels. 2, 2
 14, 10, 12; Gap. 9, 14, 21; Gap. 22, 16; Röm. 10, 9, 12-14
 Phil. 2, 9, 10. Ja, Paulus schien sogar nur Dingen
 Christen anzuerkennen, die dies thaten; denn sein erstes
 an die Korinther ist gerichtet an „Alle, die den Namen un-
 Herrn Jesu Christi anrufen an jedem Ort.“ (1. Kor. 1, 2)
 Die Apostel hatten Auftrag erhalten, zu taufen auf den Na-
 des Vaters, des Sohnes und des heil. Geistes (Matth. 28, 19;
 oder wie erfüllen sie diesen Auftrag? Sie taufen auf den Na-
 men Jesu Christi oder des Herrn (Apostels. 2, 38; Gap. 8, 12;
 Gap. 10, 48; Gap. 19, 5. Röm. 6, 3). Sie hätten demnach
 Auftrag Christi schlicht erfüllt, wenn nicht in der verkörp-
 son Jesu Christi Vater, Sohn und Geist nach Jesu Lehr
 wird bezeugt durch Berücksichtigung der beiden Institute Je-
 Neuere Theologen haben zwar jene Ausdrücke der Apostel
 fällig finden wollen; allein die Verehrung der zum Göttlichen
 verkörperten Menschheit Jesu, was ist sie im Wesentlichen an-
 ders als die Verehrung des Einen Gottes mit dem von der
 theologie als notwendig erkanntem Denkbild eines göttlichen
 schen, das schon Cicero als notwendig erkannt und durch
 allein Gott unsern Gedanken und Herzen zugänglich wird? Es
 hierüber zu sagen, erlaubt der Raum d. Bl. nicht; ich er-
 daher auf meine umständliche Abhandlung darüber in den
 gegenwärtigen“ (S. 175—211) verweisen, wo ich diese Idee
 dem Bewusstsein unserer Zeit anknüpfen versucht habe, wo
 wo man, wie ich hoffe, auch sehen wird, dass die in den
 ben Jesu“ von Dr. Strauß enthaltenen Angriffe auf die
 herige Christologie die der Neuen Kirche und von der heil. Sch-
 mythische Ansicht von dem Standpunkte der Auen Kirche
 überhaupt nur von dem Standpunkte der Auen Kirche
 gründlich widerlegt werden kann, durch ihre Christen aber
 selbst vollkommen bezeugt wird. Dass man, ohne die No-
 zu gerathen, das Weltall nicht als unendlich und die Na-
 terie nicht als substantiell sehen kann, glaube ich in jedem
 Skepticismus gezeigt zu haben. J. G. S. Zsch.

Notizen.

Friedrich der Dritte, Kurfürst von Sachsen, sticht in
Lieblingssprüche in seinem Munde: Einem, der sein
Leute wach, steht es nicht zu, die ganze Nacht zu
Ein Regent soll sich vor nichts mehr hüten, als das
den Antworten. Suerst der Rätze pflegen, drin
Stillen sein eigen Herz um Rath fragen. Ich mag mich
anfangen; muß ich es aber thun, so soll man sehen, daß
Aufhören bei mir stehen wird.. Bei uns Fahren kann ich
zu mal mären, aber auch verbrennen.

Im Laufe des vorigen Jahres
eiser Bühnen einen Ertrag von sieben Millionen

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von H.

Blätter

für

rarische Unterhaltung.

188,

Nr. 225.

12. August 1836.

Geschichte der Rebkunst.

Von G. G. Servinus.

(Bechluss aus Nr. 224.)

Wir haben oben gehört, daß die Trauben in China; der ebengenannte gelehrte, philosophische, menschliche Kanghi selbst bezeugt in seinen Bemerkungen über Naturlehre und Geschichte *), die Trauben seien Westen nach China gekommen, und er rühmt selbst, daß, da sonst nur wenige Gattungen in China hätten, so habe er aus Ha-mi drei neue Sorten lassen, indem er lieber eine neue Frucht in seine Gärten einführen, als hundert Porzellanthürne bauen. Er bemerkt dabei, daß diese Reben im Süden entzogen, allein im Norden in steinigem und trockenem Lande fortblühen. Die Erfahrungen jedoch, welche Missionnaire in Peking machten, waren nicht günstig; denn ist der Boden entgegen und das Klima sehr unverbältnismäßig rauh, sie mögen sich auch nicht dazu anstellen haben. Gerade von den Provinzen aber soll es gewiß sein, daß sie einst Weinstöcke gehabt haben, und der Wein, den man in Schan-si, Schen-si, Pe-tsché-ly, Schan-tong, Ho-nan und Tsung-jog, hatte die Eigenschaft, sich lange in wohlverschlossenen Gefäßen eingegraben, zu halten. Dies zeigt uns aus einer fernern Beobachtung, daß später vielfach wiederholt finden werden, daß sich der beste Terrain mit der Zeit unverträglich mit der Rebe zeigt, daß diese, ähnlich wie ihr Product unter Menschen, eine jugendliche Kraft des Bodens verliert, auf dem sie schon gedeihen soll. In den ältern mittlern Zeiten von China also wird der Traubenbaum in allen Liedern genannt, der vom Flusse Kiang besonders gepriesen; man weiß, daß in verschiedenen Provinzen Schillinge aus Samarland, Persien, Libet, Persien, Turkei und Ha-mi eingeführt wurden, die Anbau desselben ihn deutlich unter der Regierung Kaiser Wang, Dynastie Han, 140 J. v. Chr. zu sehen an läßt sich der Gebrauch desselben fast von der Regierung verfolgen, und die letzte Dynastie hat seit dem schon genannten Kanghi noch mehrere

Regenten aufzuweisen, die neue Reben aus fernern Provinzen eingeführt haben, so daß die Sübprovinzen ihre alte Weincultur wiederherzustellen anfangen. Allein meistens scheinen die Trauben in Ha-mi und Schan-si zu Rosinen verbraucht zu werden, und was wir gelegentlich von der Beschaffenheit derselben in Hoat-lai-hien hören, daß ihre Beeren riesenmäßig groß, wie Pflaumen seien, mit dicker Schale, und daß diese Größe nicht sowohl vom Klima, als davon herrühre, daß die Reben auf Brustbeerbäume gepfropft sind, daß sie ferner schon im April, Mai und Juni reif wären *), dies Alles scheint uns höchst charakteristisch für eine ausgeartete Cultur und gibt uns möglichst schlechte Begriffe von dem Weine, der dort zu gewinnen sein möchte. So sehr also die Jesuiten uns auch den heutigen Weinbau in China ins Licht zu stellen suchen, so glauben wir daran wenig; im Mittelalter aber muß er desto glänzender gewesen sein. Es wird aber hierüber nur in einem gewissen Dunkel berichtet, aus welchem wenigstens kein bestimmtes Factum zu erbeuten ist. Der Wein, heißt es **), sei nur allzugut in China fortgekommen; er habe mancherlei Revolutionen veranlaßt. So oft die Regierung Befehl gegeben habe, die Bäume, welche den Saatsfeldern hinderlich waren, auszurotten, sei das unnütze Gewächs der Rebe nicht ausgenommen worden, und wenn das Gedächtniß die Berichterstatter nicht trüge, so sei es sogar einige Male ausdrücklich genannt worden. Gewiß ist, daß die Ausrottung des Weinstocks in den meisten Provinzen unter verschiedenen Regierungen so weit getrieben wurde, daß man selbst die Erinnerung daran verloren habe, und dies veranlaßte dann, daß man nachher oft geglaubt hat, die Rebe sei sehr spät erst nach China aus dem Occident gebracht worden. Man hat also immer geschickt den Vorwand vorgeschoben, der Weinstock ziehe vom Getreidebau ab, obgleich doch mit guter Pflege vielleicht auf demselben Raume dieselbe Quantität eines edlern Getränkes hätte erzielt werden können als durch den Reis oder die Gerste, die man da zog, wo man die Rebe vertilgt hatte. Allein man fürchtete augenscheinlich die geistige Wirkung vor jeder andern. In einem so regelrechten Räuberwerk, wie der chineesische Staat ist, was konnte da gefährlicher sein,

*) Mém. sur les Chin. IV, 471.

**) Ibid. T. V. p. 481.

*) Mém. sur les Chin. III. p. 498.

**) Ibid. V. p. 482.

das Scher unterrichtet werden kann nach den Zeichen seines Heils und nach den Gedanken seines Verstandes aus ihnen; sehr dörftig die, welche nicht in Gutem sind hinsichtlich ihres Glaubens; in welchem Maße dagegen die, so in diesem Gutem sind; letztere werden unterrichtet mittels Erleuchtung vom Herrn.“ E. 118: „Diesenigen aber, die außerhalb der Christenwelt sind und also das Wort nicht haben, werden wieder nicht anders unterrichtet; es geschieht nämlich mittels ihres Bekenntnisses, welches bei ihnen die Stelle des Wortes vertritt und theilweise aus dem Worte rührt.“ E. 119: „Manche... glauben, der Mensch könnte wol auch vom Herrn durch die Geister unterrichtet werden, welche mit ihm sprechen; die aber so glauben und wünschen, wissen nicht, daß dieses mit Gefahr ihrer Seele verbunden ist.“

Es ist zu verwundern, daß der Herr Herausgeber kein Bewußtsein darüber hatte, daß diese in seiner „Frühe“ mitgetheilten Äußerungen aus Swedenborg die vollständige Widerlegung seiner in derselben „Frühe“ gegebenen Theorie über ein neues, in Entsprechungsbildern gegebenes Wort Gottes enthalten. Und was soll denn das Kriterium sein, durch das man das echte Wort vom dem unechten soll unterscheiden können? Der Hr. Ref. wird bios die Entsprechungsbilder nennen können. Nun sagt zwar auch Swedenborg, daß Alles, was Gott gesprochen, sich in Entsprechungsbilder oder geschichtliche Vorbildungen (Typen) gekleidet hat; allein es folgt nicht, daß Alles, was in Entsprechungsbildern gekleidet erscheint, von Gott gesprochen ist. Swedenborg selbst, auf den er sich beruft, sagt vielmehr („Arc. coel.“, P. III, 1. Abt. 1836, §. 3342): „Alles Reden der Engel und Geister geschieht durch Vorbildungen, sowie auch ganz allgemein, daß Alles, was in der geistigen Welt ist, in der natürlichen sich in Vorbildliches kleidet.“ („De Nova Hieron.“, §. 261, E. 132 und in des Hrn. Ref. Auszug E. 175.) Der Ref. hatte also keinen Grund, die „Frühe“ für ein Organ der Neuen Kirche und ihrer Freunde auszugeben. Die Mitglieder derselben haben zwar in ihren Briefen an mich der guten Absicht des Hrn. Herausgebers volle Gerechtigkeit widerfahren lassen; er konnte es ihnen aber nicht verübeln, daß sie, nachdem seine Schriften einmal öffentlich vorlagen, auch öffentlich erklärten, sie haben keinen Theil daran, sondern mißbilligen sämmtliche Schriften wie die seinigen und die des Hrn. D. (Man sehe meine „Gegengänge“, E. 555 und die „Allgem. Kirchenzeitung“, 1836, E. 419.)

Der Ref. theilt E. 152 als Unterscheidendes mit: „Die Athanasische Dreieinigkeitslehre wird, da sie schlechthin auf drei Götter führt, verworfen, als verunft- und schriftwiderlig.“ Allein die Athanasische Lehre, welche in der ganzen Christenheit angenommen ist, wird von Swedenborg und der Neuen Kirche nirgend verworfen, sondern vielmehr alles Größte festgehalten; die Verwerfung bezieht sich bios auf einen davon trennbaren Ausdruck (die drei Personen von Ewigkeit), und diese Verwerfung ist heutzutage nichts Unterscheidendes mehr. Swedenborg hat sie in seine „Lehre vom Herrn“, §. 55—59, wörtlich eingerückt, analysirt und, jenen Ausdruck abgerechnet, ausdrücklich bekräftigt. (Man sehe meine Übersetzung von 1823, E. 118—128.) Der Ref. führt fort: „Wenn wir von einem denkenden Bauer, der von seinem mystischen Pfarrer nur von Christo predigen und nur Gebete an ihn gerichtet hörte, die Frage vernahmen: Ist denn Gott der Vater in dem Ruhestand versetzt? so möchte Ref. auch hier fragen, was denn einswelten aus dem unendlichen Weltall geworden, oder wenn das Regiment übertragen gewesen, als Gott in der Person Jesu in dem kleinen Judda herumwandelte?“ Auch dieser Ausfall trifft die Lehre der Neuen Kirche nicht; denn nach ihr erfüllt der Unepbliche alle Räume der ewigen Welt, ohne selbst in einen Raum eingeengt oder auf ihn beschränkt zu sein; das ewige Weltall war also, indem er Jesum erfüllte, unter seiner Leitung wie vorher; nicht der Unendliche als solcher also war es, welcher in dem kleinen Judda herumwandelte und litt, sondern das Menschliche Jesu, das er von seiner Mutter hatte, mit dem an dasselbe geknüpften, aber der Verkörperung fähigen Be-

wußtsein, das aber selbst jenem nur nach und nach und nach kommen erst mit seinem Austritt aus dem ewigen Weltall zum völlig entsprechenden Organ des Ewigen jenseitig wurde und, wie Paulus sagt, sich über alle Himmel ausstreckte, in das Innerste des Hades und von da aus Alles erfüllte (Ephes. 1, 20—22, 4, 10), weshalb man mit ihm rechnen kann, in Jesu Christo wohne die ganze Fülle der Gottheit leiblich (Koloss. 2, 9). Er sei Gott aber Alles (Röm. 9, 5); der große Gott und Heiland (Lit. 2, 15); der großartig im Fleisch (1. Timoth. 3, 16), oder mit Johanne Er sei der wahre Gott und das ewige Leben (1. Joh. 5, 20), und mit Luther und den symbolischen Vätern. In Christo sei Gott Mensch und der Mensch Gott, und mit den meisten Katholiken: „In Christo seien Gott und Mensch nicht getrennt, sondern Eine unzertrennte Person; wobei das Athanasische Bekenntnis hinzukommt: wie Seele und Leib eins sind.“ Was die Richter der Gebete an Christum betrifft, so ist zu bemerken, daß die Apostel selbst Gebete an ihn richteten und gerichtet wissen wollten, gemäß dem Ausspruch Jesu selbst, Joh. 14, 14. Cap. 16, 24—26. Man vergleiche Apokal. 2, 1, 4, 10, 12; Cap. 9, 14, 21; Cap. 22, 16; Röm. 10, 9, 13—14; Phil. 2, 9, 10. Ja, Paulus schien sogar nur diejenigen Christen anzuerkennen, die dies thaten; denn sein Brief an die Korinther ist gerichtet an „Alle, die den Namen des Herrn Jesu Christi anrufen an jedem Ort“ (1. Kor. 1, 2). Die Apostel hatten Auftrag erhalten, zu taufen auf den Namen des Vaters, des Sohnes und des heil. Geistes (Matth. 28, 19); aber wie erfüllten sie diesen Auftrag? Sie taufte auf den Namen Jesu Christi oder des Herrn (Apokal. 2, 23; Cap. 3, 13; Cap. 10, 48; Cap. 19, 5. Röm. 6, 3). Sie hätten demnach den Auftrag Christi schlecht erfüllt, wenn nicht in der verkörperten Person Jesu Christi Vater, Sohn und Geist nach Jesu schon enthalten war. Alles, was man hiergegen sagen will, wird beseitigt durch Berücksichtigung der beiden Zustände der Neuere Theologen haben zwar jene Ausdrücke der Apostel nicht finden wollen; allein die Verehrung der zum Gottlichen verkörperten Menschheit Jesu, was ist sie im Wesentlichen anderes als die Verehrung des Einen Gottes mit dem von der Christologie als nothwendig erkannten Denkbild eines göttlichen Menschen, das schon Ciceron als nothwendig erkannte und durch das allein Gott unserm Gedanken und Herzen zugänglich wird? Darüüber zu fragen, erlaubt der Raum d. Bl. nicht; ich verweise daher auf meine umständliche Abhandlung darüber in den „Gegengängen“ (E. 175—211) verweisen, wo ich diese Lehre in dem Bewußtsein unserer Zeit anzuknüpfen versucht habe, und wo man, wie ich hoffe, auch sehen wird, daß die in dem „Bekenntnis“ von Dr. Strauss enthaltenen Angriffe auf die bisherige Christologie die der Neuen Kirche nicht treffen, und die mythische Ansicht von dem Evangelien und von der heil. Schrift überhaupt nur von dem Standpunkt der Neuen Kirche abgethan werden kann, durch ihre Schriften aber selbst vollkommen beseitigt wird. Daß man, ohne es abzuweisen zu gerathen, das Weltall nicht als unendlich und die Materie nicht als substantiell setzen kann, glaube ich in meiner „Eklekticismus“ gezeigt zu haben. J. G. I. Zerk.

Notizen.

Friedrich der Weise, Kurfürst von Sachsen, führte folgende Lieblingsprüche in seinem Munde: Einem, der für Land und Leute wacht, steht es nicht zu, die ganze Nacht zu schlafen. Ein Regent soll sich vor nichts mehr hüten, als vor gehörsamen Antworten. Zuerst der Rätthe pfeifen, demnach erst an seinen eigenen Herz um Rath fragen. Ich mag nicht anfangen; muß ich es aber thun, so soll man sehen, daß ich hörsamen bei mir stehen wird. Bei uns Fürsten kann es nicht wol wärmen, aber auch verbrennen.

Im Laufe des vorigen Jahres gaben die sämmtlichen vier Bühnen einen Ertrag von sieben Millionen Francs. 11

Freitag,

Nr. 225.

12. August 1836.

Geschichte der Sechskunst.

Von G. G. Servinus.

(Schluß aus Nr. 224.)

Wie haben oben gehört, daß die Trauben in China seien; der eben genannte gelehrte, philosophische, menschenfreundliche Kanghi selbst bezeugt in seinen Bemerkungen über Naturlehre und Geschichte *), die Trauben seien nach China gekommen, und er rühmt selbst sich, daß, da sonst nur wenige Gattungen in China zu haben, so habe er aus Ha-mi drei neue Sorten lassen, indem er lieber eine neue Frucht in sein Land einführen, als hundert Porzellanthürne bauen; er bemerkt dabei, daß diese Reben im Süden entstanen, allein im Norden in steinigem und trockenem Boden gut fortblühen. Die Erfahrungen jedoch, welche Missionnaire in Peking machten, waren nicht günstig; allein ist der Boden entgegen und das Klima demnach unvortheilhaftig, so mögen sich auch die Trauben nicht dazu anstellen haben. Gerade von den Provinzen aber soll es gewiß sein, daß sie einst Weinstöcke gehabt haben, und der Wein, den man Schan-si, Schen-si, Pestschei, Schan-tong, Ho-nan und Hu-tung zog, hatte die Eigenschaft, sich länger, in wohlverschlossenen Gefäßen eingegraben, zu halten. **) Dies zeigt uns aus einer fernern Beobachtung, wie später vielfach wiederholt finden werden, daß sich die fruchtigste Terrain mit der Zeit unverträglich mit Rebe zeigt, daß diese, ähnlich wie ihr Product unter Menschen, eine jugendliche Kraft des Bodens verliert, auf dem sie schön gedeihen soll. In dem ältern mittlern Zeitalter von China also wird der Traubenbaum in allen Liedern genannt, der vom Flusse Kiang besonders gepriesen; man weiß, daß in verschiedenen Ländern Schößlinge aus Samarkand, Persien, Tibet, Arabien, Arafis und Ha-mi eingeführt wurden; die Annahme ist, daß er damals in China unter der Regierung Kaisers Wang, Dynastie Han, 140 J. v. Chr. da an sich der Gebrauch desselben fast von der Regierung verfolgt, und die letzte Dynastie hat seit dem schon genannten Kanghi noch mehrere

Regenten aufzuweisen, die neue Reben aus ferneren Provinzen eingeführt haben, sodaß die Schöpfungen ihre alte Weincultur wiederherzustellen anfangen. Allein meistens scheinen die Trauben in Ha-mi und Schan-si zu Rosinen verbraucht zu werden, und was wir gelegentlich von der Beschaffenheit derselben in Hoai-lai-hien hören, daß ihre Beeren riesenmäßig groß, wie Pflaumen seien, mit dicker Schale, und daß diese Größe nicht sowohl vom Klima, als davon herrühre, daß die Reben auf Brustbeerbäume gepfropft sind, daß sie ferner schon im April, Mai und Juni reif wären *), dies Alles scheint uns höchst charakteristisch für eine ausgeartete Cultur und gibt uns möglichst schlechte Begriffe von dem Weine, der dort zu gewinnen sein möchte. So sehr also die Jesuiten uns auch den heutigen Weinbau in China ins Licht zu stellen suchen, so glauben wir daran wenig; im Mittelalter aber muß er desto glänzender gewesen sein. Es wird aber hierüber nur in einem gewissen Dunkel berichtet, aus welchem wenigstens kein bestimmtes Factum zu erbeuten ist. Der Wein, heißt es **), sei nur allzugut in China fortgekommen; er habe mancherlei Revolutionen veranlaßt. So oft die Regierung Befehl gegeben habe, die Bäume, welche den Saatefeldern hinderlich waren, auszurotten, sei das unnütze Gewächs der Rebe nicht ausgenommen worden, und wenn das Gedächtniß die Berichterstatter nicht trüge, so sei es sogar einige Male ausdrücklich genannt worden. Gewiß ist, daß die Ausrottung des Weinstocks in den meisten Provinzen unter verschiedenen Regierungen so weit getrieben wurde, daß man selbst die Erinnerung daran verloren habe, und dies veranlaßte dann, daß man nachher oft geglaubt hat, die Rebe sei sehr spät erst nach China aus dem Occident gebracht worden. Man hat also immer geschickt den Vorwand vorgeschoben, der Weinstock ziehe vom Getreidebau ab, obgleich doch mit guter Pflege vielleicht auf demselben Räume dieselbe Quantität eines edlern Getränkes hätte erzielt werden können als durch den Reis oder die Gerste, die man da zog, wo man die Rebe vertilgt hatte. Allein man fürchtete augenscheinlich die geistige Wirkung vor jeder andern. In einem so regelrechten Räderwerk, wie der chinesische Staat ist, was konnte da gefährlicher sein,

*) Mém. sur les Chin. IV, 471.

**) Ibid. T. V. p. 481.

*) Mém. sur les Chin. III. p. 498.

**) Ibid. V. p. 482.

als eine unregelmäßige Bewegung in den Köpfen, die durch den Wein so gar zu leicht hervorgebracht wird! Selbst den Kornwein hat man daher so oft zu machen verboten; als es nichts half, hat man seinen Gebrauch auf Feste, Mahle, Opfer, oder für Gäste und kraftlose Greise eingeschränkt; nicht genug, man hatte bei solchen Gastmahlen selbst den königlichen Prinzen einen eignen Mandarin bestellt, der ihnen auf die Finger sah, daß sie nicht mehr als drei Gläser tranken; noch mehr, man hatte bestimmte Ceremonien vorgeschrieben, weitläufige Gesundheits- und Reverenzen, die vor jedem Glase, das Einer trinkt, hergehen müssen, Weitläufigkeiten, über die nur ein Freigeist, wie die Jesuiten sagen^{*)}, lachen kann, in denen aber ein Philosoph bewundert, mit welcher Weisheit der Gesetzgeber, und mit welcher Geschicklichkeit er die Unmäßigkeit und die verderbliche Freiheit der Rede sammt aller Unordnung, welche die unzertrennliche Begleiterin derselben ist, aus seinem Volke verbannt habe! Wir haben schon gesehen, welcherlei die Wirkungen des Kornweins in China sind; der weise Kaiser Kanghi klagt, daß der Wein Stumpf und dumm mache und die Gedanken verwirre. Wie viel furchtbarer mußten die Wirkungen des Traubenweins sein! Von ihm ist daher wol die Rede, wenn ein gewisses Buch^{**)} aus der Dynastie Tschu den warnungsvollen Aufschluß über die nur allzugesündete Besorgniß der chinesischen Regierungen gibt, daß, wenn unter den Völkern in China damals ein Geist der Rebellion und des Aufruhrs herrschte, wenn sie von ihren alten Tugenden und Grundsätzen ungeheuer verloren hätten, die Ursache davon einzig die Wirkung des Weines sei. Hinweg also mit jener verruchten Keckheit, welche die vom Wein gelöste Zunge verräth, jenem lauten Wesen und dem lästerlichen Vertrauen auf die eigne Kraft, dem Erhöhen der Geister, das dem gelehrten Kaiser einerlei mit Verwirrung scheinen mußte, dem frechen Verlegen der guten alten Anstandsregel, dem muthwilligen Heraustreten aus dem alten guten Gleise! Wie sollte dies Alles, das mit dem Weine unzertrennlich zusammenhing, dem philosophischen Staatshaupt in seiner unbeweglichen Ruhe und Besonnenheit und dem Rath seiner ministeriellen Bedanten nicht höchst staatsgefährlich dünken und bis auf die letzte Spur vertilgungswürdig? Man wundere sich also über die Tüge der Enthaltbarkeit, die von den Kaisern erzählt werden! Ihnen lag es ja ob, dem Volke mit gutem Beispiele voranzutreten! Hatte ja ihr Prophet Confucius die Worte der Mäßigkeit hinterlassen: daß grober Reis zur Speise und Wasser zum Trank, und der gekrümmte Arm zum Polster genug sei zum Glück.^{***)}

So haben es denn auch die Regierungen in China schon in den frühesten Zeiten dahin gebracht, daß der Anstand und die Sittsamkeit überall herrsche. Sie haben den Wein auf festliche Gelegenheiten beschränkt; im „Schling“ hört man also besonders, daß dem Gast die Ehre des

Bechers, aber auch ihm mit der beschriebenen Sparsamkeit, wie sie dem schmutzigen Geiz des gemeinen Mannes ist, der schon darum keine Feinartigkeit verstehen will ihm die Liberalität, was der Orient die Hand nennt, abgeht. Es heißt in einem Ostliche:

Ein edler Gast ist bei uns eingekehrt,
gerührt ward das Saitenspiel,
so lang es unserm Gast gefiel,
und mit dem Becher hab' ich ihn geehret. —

Der Saitenklang beständig quoll,
und immer war der Becher voll,
und uns zu Ehren hat er ihn geleert;
der Wein war leicht und rein und hat ihn nicht bespottet.

Und anderswo:

Am Spieße brät ein Häschen,
das Blatt vom Kirbis pflücken wir,
dem Gast ein Gastmahl schmücken wir,
und schenken ein vom guten Wein ein Glaschen.

Wir haben oben aus andern Quellen gehört, daß Greisen hauptsächlich der Wein reservirt blieb; hier es bestätigt: ^{*)})

Tragt, ihr Geschürzten, Becher im Kreis,
Wein den gewürzten trinken die Greise,
daß sich erneuere ihnen die Frische,
aber die Cuere braucht kein Gemische.

Bei den Festen selbst, wo der Wein gestattet war, kam man die Vorsicht, weitere Einschränkungen zu machen. Alle Mahle und Gelage sind einer so strengen Unterwerfung, fast wie die, welche der Hof den Beamten zu geben pflegt; bis auf die Art der Zubereitung Auftragung der Speisen erstreckt sich das sorgsame und beschneidet der Koch- und der Zechkunst die Hand. Wenn ein Kaiser U-tse seinen Kriegern ein Fest gab, so suchte sie sich zu gewinnen, so durfte doch die strengste Mäßigkeit in Ess- und Trank nicht fehlen; und Kaiser Tse-tse-hoang wird unter Andern die Beschaffenheit der alten Einladungen und Feste gerühmt, und wie die einzelnen Ceremonie ihren gehörigen Gang, Anfang und Ende hatte, daß eine beschreibene und ausländische Feste in allen Augen strahlte. Daß dem häuslichen Fest Muster gegeben werde, sind öffentliche Feiertage in den Städten angeordnet^{***)}; Mandarine präsidiren bei dem Geseß labet die Gelehrten und die Bürger von ihnen dazu ein; auch hier ist bis ins Kleinste das Ceremonielle vorgeschrieben. Der Hauptzweck dieser Feste ist, den Dienst hervorzuheben, die Sittsamkeit, den freundlichen, conventionellen Anstand zu wahren, und der Präsident liegt in diesem Sinne gewisse Gesetzkriterien im Namen des Kaisers vor, in deren Eingang ausdrücklich daran innert wird, daß man sich nicht eigentlich um den Genuß an Speise und Trank versammelt habe, sondern um die Kreuze gegen den Fürsten aufzufrischen und den Frieden mehr, und darauf haben alle Gesänge und Tänze ihren Bezug. Ein einziges Trinklied von freierer Bewegung ist mir im „Schling“ aufgefallen, wo ich nicht weiß, wie viel Antheil der Übersetzer, namentlich

*) Mém. sur les Chin. T. IX. p. 366.

**) Ibid. T. IX. p. 114 sq.

***) Werke des Confucius, deutsch von Schott, S. 67.

*) Schling, S. 164.

**) Ebend. S. 147.

***) Mémoires etc. T. IV. p. 143.

hat; sonst ist der Inhalt charakteristisch für die Chinesische Poesie überhaupt, die ihrer planen Thatsächlichkeit einen merkwürdigen Contrast gegen alles Orientalische (Vgl. 1.)

Das Wasser das frische,
das trinken die Fische,
die Karpfen, die Hechte;
wir wadern Anrechte
bei Fische,
wir trinken das Wasser das echte.

Das Wasser das frische,
das trinken die Fische,
die Kalle, die Lachse;
ihr traurigen Dache
bei Fische,
so trinkt, daß Lust euch erwache.

Das Wasser das frische,
das trinken die Fische,
die Welse, die Störche;
wir frühlichen Ohre
bei Fische,
wir trinken, als ob sich gehöre.

Das Wasser das frische,
das trinken die Fische,
die Barben, die Schmerle;
ihr ruhigen Querte
bei Fische,
nun schlürft vom Weine die Perle.

Das Wasser das frische,
das trinken die Fische,
die Schleien, Forellen;
wir freien Gefellen
bei Fische,
verschlingen vom Weine die Wellen.

selbst in der höchsten Ekstase behalten die wackern eine Art von Besinnung, und wenn man etwas nüchternen Rausch nennen kann, so scheint dies in dem höchst beziehungsvollen Liede **) vortrefflich ausgedrückt zu sein:

Anstre Gäste werden trunken
und der Anstand höret auf;
ihre Augen sprühen Funken,
und die Jung hat freien Lauf.

Die verschobnen Rüden schwancken,
hängen nur an einem Paar,
steife Bein' im Tanze wanken,
alte Stimmen singen klar.

Da du mir nur Becher leertest,
bist du schon wie angetaucht,
wenn du nun noch einen lehrtest,
wärest du wol gar berauscht.

Zwar ich muß mich deiner schämen,
weil ich völlig nüchtern bin,
doch willst du mit heim mich nehmen,
föhre sacht mich immerhin.

Zwar du führst mich in Pfäßen,
doch mir selber schwankt der Kopf,
laß auf deinen Arm mich stützen,
und ich halte dich beim Schopf.

Meinem äußersten Punkte des Trunkens will ich schließen.
Diese stumpfe Trunkenheit ist so, wie sie ein warmer

Kornwein wird hervorbringen können, und paßt zu dem häßlichen Charakter des Chinesen so gut, wie der Zug, der in einem andern Liede vorkommt, indem sich Einer, dessen geladene Gasse nicht zu rechter Zeit kommen, ordentlich froh darauf tröstet, seinen Wein allein zu trinken. Den Werth des Weins zur Geselligkeit kann man ja wol auch da nicht kennen, wo die Conventienz die Zunge bindet und ein Ceremonientribunal existirt, und wo der Theekessel nicht vom Feuer kommt, der ja auch bei uns nichts fördert als die Strickeret, die üble Nachrede und die Nervenschwäche; und dann ist überall die süßerne Begierde nach dem physischen Genuß. Das, was dem Chinesen seinen Wein wie seine gewürzten Brühen lieb macht, was ihn sogar hier zur nie erhörten Widerseßlichkeit gegen seine Regierung gebracht hat. Wie schrecklich aber ist, diese kindischen und eßigen Reste uralter Gewohnheiten mit den raffiniertesten Bedürfnissen und den vornehmsten Lebensrichtungen auf eine ängstliche Weise verschränkt, die giftigsten und heimlichstesten Laster bei diesem Volke im Schwang zu sehen, ohne daß eine Stimme dagegen laut werden könnte, da man mit der ausgesuchtesten Schlaubelt, bis an die Grenze des physischen Bedürfnisses hin, den Ausbruch jedes Unmuths und jeder Freude — von Gesezes wegen verboten hat.

Lebensbilder aus beiden Hemisphären. Vom Verfasser des „Legitimen“, der „Transatlantischen Reiseskizzen“, des „Wieg“ u. s. w. Dritter Theil. Auch unter dem Titel: Ralph Doughby's Esq. Brautfahrt, oder der transatlantischen Reiseskizzen dritter Theil. Zürich, Drell, Füssli und Comp. 1835. 8. 2 Theil. *)

Was der Verf. durch seine Anonymität hinsichtlich seines literarischen Rufes verfehlt, das sucht der Verleger dadurch wieder gut zu machen, daß er jedem neuen Roman die günstigen Recensionen, welche den frühern zu Theil wurden, vorandruckt. Hierbei wird mit einer umsichtigen Schlaubelt verfahren. Nur die recht prägnant lobenden Kritiken werden abgedruckt, und zwar auch diese nur bis dahin, wo das Lob endigt und der Tadel anfängt. Der Verf. schadet seiner literarischen Stellung durch seine Anonymität offenbar. Bei welchem Namen soll man ihn nennen? Wie soll man ihn in der Literaturgeschichte aufführen? Ein Schriftsteller, der, wie dieser, seiner Werke sich nicht schämen darf, soll sich auch seines Namens nicht schämen.

Den vorliegenden Roman ziehe ich den beiden vorausgehenden Theilen der „Transatlantischen Reiseskizzen“, welche ein abgesondertes Ganze bilden und doch zu keinem befriedigenden Abschluß kommen, belweitem vor. Ubrigens ist größtentheils dem dritten und den beiden ersten Theilen nicht der geringste Zusammenhang, nicht die mindeste Beziehung von jenem auf diese. Der Verfasser ist in Amerika zu Hause; er kennt nicht nur die allgemeinen Zustände der Vereinigten Staaten, nicht nur den allgemeinen Charakter des Landes, seiner Einwohner und seiner Natur; er kennt auch die provinziellen Eigentümlichkeiten, worin sich der allgemeine Landescharakter bricht, die Modifikationen, welche Sitten und Sprache in den verschiedenen Gebietsstellen erleiden, er kennt Art und Natur jedes Landstrichs, seinen Dialekt, seine Stände, er ist ebenso vertraut mit den Sitten der Wilden und Keger als mit denen der Weisen, und er unterscheidet unter Erkhern wohl den Landeseingeborenen

*) Schi. Sing. S. 181.

*) Abendst. S. 249.

*) Über den ersten und zweiten Band berichteten wir in Nr. 26 d. Bl. f. 1835.

D. Red.

von den frischen Lebenskräften. Die Jähren und niederen Stände, vom Pflanze und Kaufmann bis zum ärmlichsten Colonisten und Arbeiter hinab, weiß er auf gleich lebendige Weise zu schildern. Er ist ein Verehrer der nordamerikanischen Zustände, ein fruchtbarer Republikaner mit Haut und Haar, der aber unser romanisches und fruchtbares Europa bedauernd die Köpfe zuckt. Er ist eingeweiht in die Wunder dieser kypriatischen Wüstenpflanzung, welche in ihrer ungebundenen Kraft sich gehen läßt, und weiß sie mit Leichtigkeit und künstlerischer Anschaulichkeit darzustellen. Diese Anschmiegsamkeit an die Natur bekundet den Deutschen; er schildert mit deutschem Enthusiasmus, aber er hat etwas von britischer Praxis und weiß seine Reflexionskraft überall und zur rechten Zeit zu mäßen. In der Schilderung der Wüsten ist er Engländer, aber voll deutscher Energie, gepreßter, minder breit, als die englischen Schilderungen zu sein pflegen. Diese Eigenschaften verleihen schon dem ersten Theile der „Transatlantischen Reise“ ihren bedeutendsten Vorzug; aber sie fanden in dem zweiten, welcher in der abgeklärten, charakterlosen europäischen Welt spielt, nicht die ihnen zukommende Nahrung. Hier wurde der Verf. oft breit; nicht selten flach, entweder, weil unsere Zustände nicht genau kennt, oder weil diese für sein blühendes Daseinslangstalent überhaupt nicht das rechte Material liefern. Wir setzen zu weit abwärts von der Natur, um diesen vollkommenen Amerikanern zu genügen. Sei es nun, daß die Anlage in den beiden ersten Theilen verfehlt war, oder sei es, daß er überdruß an den europäischen Verhältnissen und deren Abschilderung empfand, kurz, er brach den Roman an der Spitze ab, sobald er als Ganzes durchaus nicht befriedigen kann. Ein solches vollkommen befriedigendes Ganze stellt sich dar in diesem dritten Theile. Hier ist der Verf. auf dem Grund und Boden, woraus sein schönes Talent die ihm zugehörige Nahrung in unerschöpflicher Fülle ziehen kann. Und in der That! die Kunst, mit welcher der Verfasser das Interesse der Leser auf die Hauptfigur zu concentriren weiß, ist bewundernswürdig. Nur einen einzigen Charakter, den eines kentuckischen Landwirths, führt er bis zur Erschöpfung, bis zum letzten Pfeilschlag durch, und doch wird man nicht müde, diesem Charakter Zug für Zug und somit dem Romane selbst Schritt für Schritt nachzugehen. Ralph Doughby ist ein knorriger, aber kerngesunder Mensch, ein Provinzialer, wie man es in einem Lande sein kann, welches, wie das freie Nordamerika, keine eigentliche Hauptstadt und Centralstadt aufzuweisen hat, ein wilder Mensch, voll Gemüths und Aushergigkeit, welcher die tollsten Streiche und Extravaganzen begeht, weil die übersprudelnde innere Lebenskraft ihm zu mächtig wird und weil er, von dem glättenden Hebel der Cultur nicht erreicht, neben seiner angeborenen Gutmüthigkeit die Ecken und Spigen seiner unangebauten, aber für Anbau empfänglichen Natur behalten hat. Doughby liebt zweimal im Verlaufe des Romans: das eine Mal ein im Gegensatz zu seiner schroffen Natur ganz organisirtes Mädchen, das sich in Folge eines tollen und lebensgefährlichen Streichs von dem unbändigen Menschen abwendet; das zweite Mal eine Pflanzers Tochter, die ihm vielleicht grade seines urkräftigen elastischen Gemüthes wegen heimlich Herz und Hand schenkt. Wenn man in diesem Buche von romanhafter Verwickelung sprechen darf, so beruht diese einzig und allein auf der Collision, in welche das Mädchen zu ihrem Vater, der sie einem Kreolen zugesagt hat, und der, in welche Doughby zu seinem erzwungenen Schwiegervater und seinem Nebenbuhler tritt. Die Verwirrung löst sich bald und glücklich. Doughby kehrt die gutmüthige Seele seiner Natur heraus und beknüpft den todbaren Menou, der seinen sonderbaren Schwiegersohn lieben und achten lernt. Der ausbrausende Junggesell Doughby verliebt sich in einem zahmen Eheherrn. Auch seine frühere Geliebte verheirathet sich glücklich, so daß der Roman unter einem Kreuzfeuer von Vermählungen zur Veruhigung und Lust

der Leser führt. Nicht dem Hauptthemen zieht der letzte Hintergrund vorzüglich an; nicht minder die Beschreibungen, wie sie hier und da auf der Reise sich zusammenfinden. Die Beschreibungen sind mit einem lebendigen und farbigen Pinsel gemalt. Der Roman ist bei aller Einfachheit voll Leben und Feuer, voll Begeisterung, wo der Verfasser auf die Borträgheit der nordamerikanischen Zustände zu sprechen kommt. „Der Primatland“, sagt der Verf., „ist unsere Brant, mit der wir in Wüstenwochen leben; ein heftiges Geschick, das die Drifter schneidet, ist im Stande, unsern Pflanzsaft auf einen Eade zu machen. Der Amerikaner kann dieses Geschick lieben, und es ist es wirklich, nicht begreifen. Er nennt Affenlebe. — Die Liebe zu dieser unserer Brant, wie wir in Wüstenwochen leben, ist ganz verschieden von der Liebe, die er zu dem Lande hat, das, wie er glaubt, doch ein ganz anderes Land. Das wollen wir ihm auch gerne zugeben, denn Uncle Sam ist noch eine neue Befugung, hat nicht die besten und besten Schlichter, die weiten Hallen, die wunderlichen Parks, Grotten, die gothischen Dome des alten Englands, hat nicht die 2000jährigen ephemerischen Säulen, Obelisken, Pantheon und Colosseum des alten Oesterreichs, künstlichen Nebengelände des schönen Frankreichs; es ist, wie sagt, eine neue Befugung mit neuen Gebäuden, neuen Parks, die vor noch nicht langer Zeit der Waldesnacht abgetrieben wurden — aber es ist diese Befugung schlicht und bauerntig — es ist noch mehr, es ist unsere eigne Befugung, unsere eigne Pflanzung — wo wir zu Hause sind, woran Frohen, keine Abgaben lassen; ein Freigut in jeder Ecke, das nicht großen Herren, Herzogen, Grafen gehört; wo nicht bloße Jagdschnecken, Ritzereien sind, die im Dachstuhl oder im Bedientenzimmer wohnen — es ist unsere Befugung, und deshalb lieben wir sie grade. So eigenartig wie ein wackerer Hausvater, der auf sein schlechtes Land Hof, die er selbst gebaut, stolzt, ist als der reiche Mann auf seinen prächtigen Landhof, in welchem er bloß zur Lust wohnt.“ Wer wollte dem Verf. diese schöne Begeisterung argen, und wer wollte es ihm verargen, wenn er an einer Stelle enthusiastisch ausruft: „Allen Respekt für das Eigenthum — aber in der Waggchale des amerikanischen Eigenthums — pah! wiegt es federleicht. Ein geheimer, amerikanischer Mann ist das schönste Attribut.“ Und weiter: „Die Verweisung uns, das Pathos — vom Centralen ist gar nicht die Rede.“ In der That! das macht, die Decorationsmalerei der übercult, ja! das Centralische überhaupt in unserer ganzen Erscheinung, in den Sprachen und Thun, das ist die weite Luft, die uns, zu unserm Vortheil, von den natürlichen Zuständen dieses der Bildung aufwachsenden Landes trennt.

Berlin und Hamburg, oder Briefe aus dem Leben
J. C. Loebell. Erster Theil. Breslau, Juli
der. 1836. 8. 16 Gr.

Literatur für Tabagien und —, ein eckelstehendes Buch von Gemeinheiten und Unanständigkeit, aus der Feder von Hamburg weggeworfen und unglücklicherweise nach in gerathenen Journalisten. In Frankreich und England viel schlechtes Zeug gedruckt, aber unsern lieben Deutschen müssen beide dennoch den Preis lassen. Es ist eine Schande für uns, aber es ist einmal so. Könnte man den Schaden bei diesem Buche überwinden, so würde man vielleicht den hohen Standpunkt lachen, von welchem herab Herr Dr. der Redacteur der weltberühmten Zeitschrift „Pandora“, der linier Schriftsteller die Revue passiren läßt, in der Welt gethüllt, oder Hellhans, 1812“ recensirt, worauf er dann bitteren Haß geworfen zu haben scheint, wie der geistreiche Dittinger.

Sonntagabend,

— Nr. 226. —

13. August 1836.

Wahl des Civil-Staatsdienstes. Von Dr. Behr. Potsdam, Kiegel. 1836. Gr. 8. 12 Gr.

Die kleine Schrift nach Inhalt und Sprache! Jeder erst die Hälfte des Ganzen; denn über die Bildung, Prüfung und Wahl der Staatsdiener, über die Beförderung, über die Besoldungs- und Pensionsverhältnisse, über die Gedanken noch in einem Heft erst mittheilen. In dem vorliegenden hat der Verf. den Stand und Beruf der Staatsdiener, ihre Ausbildung, Controle und Disciplin, über das Staatsdiensteinkommen und den Aufwand für den Staatsdienst aus-

führt. Was ist keine in einer wissenschaftlichen Form geordnete Ausführung oder Beweisführung über diese Gegenstände, woraus die Theorie eine Wissenschaftslehre schöpft, sondern ein freier Vortrag und eine Charakteristik des Staatsdienstes aus dem Munde derer, in wahrhaft parlamentarischer Rede, welche den Leser ganz vergessen läßt, oder vielmehr den Verf. selbst, daß auch Der, der vielfach in Acten lesen und schreiben muß, darum schon zu reden und zu schreiben zu vergessen braucht.

Die Schrift keine Ableitung systematischer Sätze, so schadet es ihr im Ganzen nicht, daß sich hin und wieder Spuren ihrer flüchtigen Abfassung in einiger Unschärfe des Ausdrucks und einiger Schiefheit äußerlicher Sätze offenbaren. Denn diese Fehler haften immer an der Stelle, bei welcher sie vorkommen, und haben keine Folgen weiter in der Abhandlung. Der Verf. macht das Ganze so mächtig, und man erkennt, daß er es so überdacht hat und seine Vorstellungen klar hat, um mit Leichtigkeit und Anmuth und die Wichtigkeit der Grundzüge für die Einrichtung eines Staatsdienstes haben liefern zu können.

Im §. 2 z. B. sagt: „Die Beamtenwelt bildet den organischen Organismus im Staate; sie verleiht die Staatsgewalt in der Ausübung der inneren Verwaltung; in ihren Händen befindet sich das administrative Leben, die Handhabung aller staatlichen Wirkungen, so würde dies nur dann richtig sein, wenn man das Staatsoberhaupt ebenfalls mit zu den Staatsdienern zählte. Eben dies würde aber ein großer Fehler sein. Das Staatsoberhaupt, der Regent, ist der Inhaber

aller Staatsgewalt, der Repräsentant der Staatshoheit; aber die Staatsdienerschaft ist weder sein Repräsentant, sondern die Beamten sind nur seine Beauftragte und Bevollmächtigte zur Ausführung der Geschäfte, die er selbst nicht ausführen kann und darf, noch umfaßt sie das Ganze der Regierungsgewalt, indem die eigentlichen Hoheitsrechte davon ausgeschlossen sind. Zwischen einem Stellvertreter und einem Beauftragten ist ein großer Unterschied, indem der Letztere jenen nur insoweit vorstellt, als sein Auftrag geht.

Sehr wahr hingegen ist Alles, was der Verf. von der Wichtigkeit der vollkommenen Ausbildung der Hierarchie des Staatsdienstes sagt. Eine gute Verwaltung ist ausgemacht unendlich mehr werth als eine gute Verfassung, und eine treffliche Staatsdienerschaft wichtiger für das Volkswohl als eine Nationalrepräsentation. Unstreitig muß man mit Condorcet bekennen: daß das Glück der Völker weit mehr von den Einsichten und guten Willen derer, die sie regieren, als von der Form der politischen Constitutionen abhängt. Nur möchte am Ende doch wol die Frage entstehen, ob nicht eine gute Organisation des Staatsdienstes selbst einen wesentlichen Bestandtheil der Landesverfassung ausmache, und ob ihre Erhaltung und Fortbildung auch ohne Volksvertretung zu gewährleisten sei. Wenn „die Einführung der Idee in das Leben, die Herrschaft der Intelligenz, der Geist, der überall das Rechte zu finden und das Wesentliche zu ergreifen weiß“, nun auch wirklich dasjenige einfache Princip wäre, welches die ganze Ausbildung des Staatsdienstes leiten soll, so sieht man doch leicht ein, daß dieser Satz noch vielerlei näherer Bestimmungen bedarf, um das Zusammenstoßen und den Haß der Ideen und Intelligenzen zu verhüten und zu bewirken, daß nur weise Entschlüsse gefaßt werden, und daß die Gewalt nicht für weise ausgebe, was es keineswegs ist.

Das Volk erblickt die Staatsregierung personifizirt in dem ihm näher stehenden Beamten, weil diese den unmittelbaren Einfluß auf sein Wohl haben. Mit Recht wird dasselbe daher immer geneigt sein, den Charakter der Regierungen nach der Denk- und Handlungsweise der angestellten Beamten zu beurtheilen. Wie an den Früchten der Baum, ist aus dem in der Staatsdienerschaft herrschenden Geiste der Charakter des Staatsregiments zu erkennen.

Ein Staatsdiener darf kein Parteipolitiker sein, und er kann sein Amt nicht nach den Forderungen des Gemeinwohls

verwalten, wenn er nicht dem Regierungssysteme des Staats ergeben ist.

Das ist indessen leichter gesagt als ausgeführt. Denn wenn Principien gangbar sind, die einander entgegenstehen, kann ein Jeder nicht umhin, in der Anerkennung der Wahrheit des einen die andern zu verwerfen. Überall aber, wo diese Ansichten ohne Einfluß sind auf die Handlungen, also bei der Ausführung gegebener Vorschriften, braucht nach den erstern gar nicht gefragt zu werden, woraus denn folgt, daß nur auf den höchsten Stufen des Staatsdienstes, wo es sich um die Aufstellung der geltenden Anordnungen selbst handelt, ein politisches Glaubensbekenntniß erforderlich und zu berücksichtigen ist, und daß im Ubrigen die Staatsdiener glauben mögen, was sie wollen, wenn sie nur ihren Dienst versehen, wie sie sollen, was schon in sich schließt, daß sie sich nicht zu Werkzeugen irgend einer ihrem Vorgesetzten entgegenwirkenden Partei hergeben dürfen. Nur allein, daß sie durch ihre amtliche Handlungsweise nicht zu Heuchlern und Sündern an ihrer Überzeugung werden, ist ein Gebot der Rechtfertigung, dem sie sich nicht versagen dürfen. So betrachtet auch der Verf. selbst die Sache weiterhin.

Alles, was auf politische Heuchelei ausgeht, vergiftet die Quelle und den Einfluß einer aufgeklärten öffentlichen Meinung; Freimüthigkeit ehrt den Staat wie den Diener; es liegt im wohlverstandenen Interesse des monarchischen Regierungssystems besonders, Talent und Redlichkeit im Amte mit Unabhängigkeit der Gesinnung bestehen zu lassen, sich mit den besten Einsichten und Erfahrungen zu umgeben, ohne demoralisirende Befürchtungen zu erregen. Für die glückliche Wirksamkeit und für die Rechte der Staatsregierung wird die Beamtenchar um so kräftigern Beistand leisten, je fester und gesicherter ihre Stellung ist, und je mehr ihr Eifer durch das Gefühl belebt wird, daß sie ihre innere Überzeugung nicht verleugnen darf. Man erkennt die erhabene Stellung der höhern Gehäusen der Staatsgewalt, die, von Privatrücksichten und Egoismus unberührt, nur das Wohl des Ganzen vor Augen haben, wenn man besorgt, daß ein Beamter ihnen darum unangenehm sein könne, weil er in seinen Ansichten von den übrigen über einzelne Gegenstände der Verwaltung abweicht und seine Überzeugung vertrauensvoll ausdrückt. Nur die pflichtgetreue Verwaltung des Amtes, die Handhabung des Gesetzes, der redliche Eifer und das Maß der Kenntnisse werden die Motive sein, welche bei dem Urtheile über einen Beamten in Betracht kommen, die persönliche Zu- oder Abneigung gegen ihn bedingen. Wer die Gründe, aus denen er die Zweck- oder Rechtmäßigkeit einer Maßregel bezweifelt, aufrichtig vorträgt, ist darum kein Gegner der anordnenden Gewalt. In dem Circulare des Ministers des Innern an die Präfecten von Frankreich vom 10. Mai 1806 kommt schon die merkwürdige Stelle vor: „Die Unterordnung im Civildienste ist von der militärischen und jeder andern zu unterscheiden, und die Widerrede eines untergeordneten Beamten muß nicht durch Befehl und Nachspruch, sondern durch Gründe überwunden werden. Denn jene Unterordnung soll keineswegs blind und absolut sein, sondern im Gegentheile Raisonnement zulassen, wie groß auch das Ansehen der Unterordnung im Dienste sein mag.“

Es liegt in der Natur und dem Zwecke der Gesetze und aller Regierungshandlungen, daß, da sie auf der einen Seite den Willen des Regenten zu erkennen geben, auf der andern Seite immer zum Wohle des Volkes abzielen sollen, der Beamtenstand vermöge seines Berufes zur Ausführung derselben von selbst das Band zwischen

Regenten und Volk wird, mithin auch darin be-
rufen zur Vertretung des Einen wie des Andern im-
und sich dessen um so eifriger annimmt, je mehr
einer andern Vertretung des Volkes gebricht. Es
daraus vom selbst, daß der Beamtenstand nicht an-
sen letztern Beruf im Staate um so mehr aufgeben
je mehr dessen Verfassung eine selbständige Vertretung
ins Leben ruft, und daß die Regierung sich an
ihre Vollziehungswerkzeuge in den Beamten um so
bemächtigen und um so abhängiger von sich
muß, je mehr die Verfassung die im Volke vorhan-
denen Kenntnisse und Talente in die Volksvertretung
zwischen dieser und der Regierung die Oberhoheit im
Theile und sie einander gegenüberstellt. Insofern
Verf. ganz Recht, daß der Staatsdienst in den con-
stitutionellen Staaten weit mehr in Abhängigkeit,
Nüchternheit und Formlichkeit gehalten werden müsse
als in monarchischen; daß folglich jene vermöge der
gänglich weniger vollkommenen Verwaltung beizubringen
eindringen, als sie durch die Verfassung gewinnen.
sen ist dies dennoch nur unter zwei Voraussetzungen
möglich, einmal, daß man den monarchischen Staat
von der despotischen Regierung scheidet, was ohne
Verfassung nicht möglich ist; und zweitens, daß man
constitutionellen Staaten lediglich solche versteht,
in der Erfahrung bisher bestanden haben. Eine
Folge hingegen, durch welche keine Theilung der
rechte, kein Gegensatz zwischen der Regierung und
vertretung, kein Kampf des unerlaubten Verlangens
Anmaßung und der Leidenschaften, keine Beugung
und Unterdrückung der Autoritäten hervorgerufen
wird, müßte, sowie zwischen Regenten und
vertretung, so auch zwischen dieser und dem Volke
stände, Eintracht und Zusammenwirken erzeugen.

(Der Beschluß folgt.)

Seeliteratur.

1. Capitain Marryat's Romane.

Der Seeoffizier. Roman von Capitain Marryat.
Englischen von G. Richard. Drei Theile. Nach,
1835. 8. 4 Thlr.

Capitain Marryat's Romane sind unserm Wissen über
und ihrer Eigenthümlichkeit nach noch so wenig beurtheilt
Bibliothek der Welterscheinen classifirt worden, wir
wagen, uns hier erst einmal über die Gattung im
auszusprechen, bevor wir zu den einzelnen übergehen,
denen eine immer so sehr die Physiognomie des Einzelnen
daß das Individuum weniger merkwürdig wird als die
tug, welche für den Augenblick in der Romanwelt
dem so ganz verschriebenen Balzat, der höchsten Populär-
genießen scheint.

Es ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen in
und Sittengeschichte, daß jede Richtung des menschlichen
welche in der Zeit vorhanden ist, auch gleich auf eine
andere Weise ihre Organe findet, welche dieselbe in die
benartigsten Zweige von Kunst und Wissenschaft überführt
sie darin aussprechen, auch in denjenigen, in welchen
fließ nach gemeiner Berechnung gar nicht sichtbar
können scheint. Von diesem Gesichtspunkte aus erscheint
ganze Menschenmasse wie ein geistiges Collectivbild
wie wir von jeder vor dem Gedanken eines Unterthanen

igen Substanzhaft in Gott durchzuerleben, weil wir wissen, daß der Mensch sich selbst nie aufgeben solle, sogar vor Gott, denn „Gott will Götter“, und daß nur in dem Streben die Würdigkeit seiner Unsterblichkeit liegt, das seiner Bestimmung — denn warum, wenn der Geist der Welt allen Geist wieder in sich verschmelzen, ihn gewissermaßen wieder conficieren wollte, hätte er ihn ausgesandt? —, wenn wir auch vor dieser unserer eignen Ansicht, welche doch gewiß auf billige, mit der menschlichen Freiheit und Unsterblichkeit vereinbare Grundzüge zurückführen läßt; denn die menschliche Erscheinung eine Nothwendigkeit, einen unangenehmen Entwicklungsproceß stellt, etwas für sich, so wie wir doch auch der Freiheit, der Glückseligkeit und dem, was wir Zufall nennen, etwas einräumen, und sowie wir die Welt des Individuums verstehen, muß auch eine Freiheit der ganzen Menschheit vorhanden sein und alle Erscheinung zwar innerhalb der Bahn gegebener Gesetze bewegen, aber außerhalb der Bahn, welche diese Gesetze vorschreiben, muß der Geist der Wahl immer noch ein breiter Raum gelassen sein, wenn hier die Kraft der Nothwendigkeit so wirkt, wie Ursache und Folge wirken, so kann sie doch keine ganz ausschließliche Gewalt haben; denn der ganze Begriff der Menschheit ruht auf der Freiheit des Willens in der Wahl des Guten und Bösen, des Bessern oder des Andern, und dieser Freiheit steht eine Nemesis als Nothwendigkeit nach, geht ihr aber vorausweisend voran, weil der Mensch und die Menschheit Maschinen sein sollten, selbst im höchsten, edelsten, geistigen Sinne nicht, weil der große Unterschied zwischen der geistigen und der Körperwelt eben in der starren Nothwendigkeit einer und in der Freiheit der andern liegt.

Es ist also nur ein Resultat dieser Freiheit und Willkür, daß ein Geist unter der Zahl der Geister eine jener Richtungen der Zeit plötzlich als die ihm analogste ergreift und sie dirigirt in das Fach, was ihm eben zugewiesen ist; es ist nicht die durchaus notwendige Action einer großen Maschine, sondern eine geistige genannt, wie so Viele wollen, deren Geist auf diesem Wege selbst in den Tod des Materialismus geräth; denn die Freiheit nicht ist, da ist Tod, Körper ohne Seele, Aufhebung dessen, was wir Leben nennen, Aufhebung der Ehe zwischen Körper und Geist, Hinwegfallen des Begriffes: Mensch, mit dem der Begriff der Freiheit so innig verwachsen ist, daß er nicht ein Zukünftiges für ihn ist, ein Erreichbares, sondern die lausliche Bedingung seines Daseins.

Es prägt sich also jede dieser Richtungen des Zeitgeistes in Poesie und Philosophie aus; und ist nicht alle geistige Ausprägung Poesie oder Philosophie, oder beides zugleich? Sie bringt ein in alle Wissenschaft, in die Philosophie der Wissenschaft, in die Poesie, nicht bloß von ihrer philosophischen, sondern auch von ihrer poetischen Seite, denn es kommt hier nicht erst bemerkt zu werden, daß die Philosophie nicht ohne ihre Poesie, die Poesie nicht ohne ihre Philosophie sein kann. Unsere Zeit nun ist vorherrschend politisch in ihrer Tendenz, ihre Richtungen werden sich daher zuerst in der Politik ausdrücken. Lange hat man hier in Theorien geschwärmelt, welche sehr häufig nur die Spitze der gestellten Forderung berührten und von allen breiteren Basen der menschlichen Gesellschaft keine Notiz nahmen. Auf dem Gipfel befreiten man die Völker, ihrem Kopfe nahm man die Gefangenentappe, ihrem Munde den Maulkorb, die Beine und die Arme blieben gefesselt, und so blieb der ganze Mensch, das Individuum, doch unthätig. Nachdem man lange in dem Romane dieser Theorien geschwärmelt, fingen einige praktische Köpfe plötzlich an, anzusehen, die ganze Theorie für den Kopf helfe den Völkern nichts, wenn der Magen leer bleibe und die Beine und Arme gefesselt wären. Sie sprangen daher plötzlich zum entgegengesetzten Extrem über, ihre Theorie war unpraktisch gewesen, und sie meinten nun, es gäbe keine praktische Theorie, es existire keine Freiheit und Geistesentfesselung für die Völker im politi-

schen Sinne. Damit aber doch noch etwas für die Massen geschehe, müsse für ihr physisches Wohl gesorgt werden, soweit möglich, und um das Ubrige brauche man sich eben nicht zu bekümmern. Der Ruf: materielle Interessen der Völker! hallte alsbald in der Politik wider, Jenen gewissermaßen entgegenzusetzen, welche romantischerweise die Hauptleitung der geistigen Interessen der Welt in die Hände des Volks gegeben haben wollten, indem sie in ihm einen Instinct des Genies voraussetzten, wo sie ihm Bildung und Erkenntniß nicht zusprechen konnten. Dieser Ruf: materielle Interessen der Völker! wich, fürchten wir, sich noch eine Zeit lang steigern, bis er an seiner eignen Einseitigkeit brechen wird, denn die Tendenz der Zeit ist nun einmal vorherrschend materiell. Gewinnt die Mittelmäßigkeit nicht immer durch dieses Ausweichen in das Extrem einer Meinung, so gewinnt doch die Welt im Großen dadurch; denn sie legt ein jedes Zurückkommen von einer Täuschung, einer Leidenschaft in dem großen philosophischen Archive ihrer Geschichte nieder, und jede Aufzeichnung gibt ihr einen Fingerzeig für die Zukunft.

Wie seltsam bricht sich diese Tendenz in Captain Marryat's Romanen in der Poesie! Noch hatte diese eigentlich unpoetische Tendenz — denn aller Materialismus ist unpoetisch — in der Kunst kein Organ gefunden, weil er ihrem Wesen völlig zuwider ist, und doch sollte sich auch hier das neue Licht in Farbe brechen.

Wir hatten Scott's historische Romantik gehabt, Byron's tiefe poetische Verwerflichkeit, die Romantik der neuern französischen Schule mit ihren Caricaturen des Fürchterlichen und Seltsamen, oder mit ihren tiefen psychologischen Gemälden von furchtbarer Wahrheit, denen zuletzt doch alle poetische und tragische Versöhnung mangelte, der Schrei einer zerrissenen Wirklichkeit, der Nachhall von Byron's Verwerflichkeit aus seiner Subjectivität in tausendfache objective Erscheinung gebrochen — und nun kam Bulwer mit seiner Wahrheit, seinem Alles und Nichts, ein trauriges und doch wahrer Bild der Ohnmacht der Zeit, der Entnertheit der Gefühle, der Ausgemeißeltheit der höhern Weltkreise, der Nichtigkeit des Charakters, und auch er hatte seine Zeit, ein treuer Spiegel der jetzigen gebildeten Welt — leider hatte er sie! —, und da kommt Captain Marryat, ein einfacher Seemann, und sagt: Was quält Ihr Euch, was zerreißt Ihr Euch nach allen Richtungen des Lebens hin? Das Leben ist nicht so, wie Ihr's macht, da wirken viel mehr materielle Kräfte, da geht's viel einfacher zu; halt im Raume stoßen sich die Sachen wie die Schiffe im untern Schiffsraume; da hat die Freiheit des menschlichen Willens, all jene geistigen Kräfte haben da weit weniger Spielraum, als Ihr Euch einbildet, das Leben ist viel einfacher, viel positiver, viel materieller. Was helfen Euch all jene Altsängerien? Was soll der Roman sein, als die Ausprägung der wirklichen Erscheinung des Lebens? Ich lasse all eure Träumereien, eure Theorien, eure philosophischen Systeme, eure geistigsten Charaktere fahren, ich gebe Euch Wirklichkeit, und Ihr werdet sehen, das Publicum mit seinem gesunden Sinn wird mehr Geschmack an mir finden als an Euren philosophischen Abstractionen, und meine Popularität wird länger dauern als die Eure, weil sie auf Wahrheit gegründet ist, die Eure aber auf Schwindeln.

Und wirklich scheint diese Popularität jetzt den höchsten Gipfel erreicht zu haben und wird sich vielleicht nie ganz verlieren, denn wir glauben ein Stück Leben vor unsern Augen vorübergehen zu sehen, wenn wir Marryat lesen; aber ein triviales, wenig sagendes Stück, eins, was nicht zum Kunstwerk verarbeitet worden, ein Stück ohne Einheit, ohne Strahlkraft, ohne Tragödie, ohne Ganzheit, ohne wahre, innere, neue poetische Gerechtigkeit, ohne schaffende, erzeugende Idee. Nicht jede wahre Seite des Lebens ist darum eine poetische, oder eine solche, welche sich durch die Ansicht des Künstlers zur Hauptseite erheben läßt und den Mittelpunkt eines Bildes zu geben vermag, weil nicht jede so bedeutend ist, daß sie ihre Natur nach eine herrschende werden könnte, welche die andern

Kräfte um sich ordnen, so sich für den Augenblick unterordnen darf ohne Rücksichtsverbrechen an ihrer Wichtigkeit. Die bloß materielle und äußere Seite der menschlichen Erscheinungen, die Marryat ergreift, kann nie so herrschend über die andern werden, daß sie einer Erfindung, die von ihrer Höhe aufgenommen ward, den Standpunkt anweise, welcher derselben poetische Unsterblichkeit zutheilt. Man wird in späterer Zeit Captain Marryat's Romane noch mit Interesse lesen, wie Bilder des Seelebens jener Zeit, wie Altarbilder der Seeleute, wie man Memoiren liest: aber auf den Titel: Kunstwerke, werden sie keinen Anspruch haben, denn die Idee, die ihnen ihren Mittelpunkt gibt, ist durchaus unfähig, den Mittelpunkt eines Kunstwerks zu bilden, indem sie dazu viel zu untergeordneter Art ist. Diese Werke sind eben Sammlungen von Insinuationen, ein Wiederlegen des mit gewandtem Sinne Aufgefaßten, Gesehenen, Erlebten in Form eines Romans; des Autors Phantasie ist die Phantasie der Wirklichkeit — wenn wir uns so ausdrücken dürfen —, sein Genie das Genie der Wirklichkeit, das ist — kein Genie; ein geschickter, ein vorurtheilsfreier, heitler, lebensiger Copist steht er da und theilt uns das Stück Leben mit, was ihm zugefallen ist; sein Sinn ist gerad und praktisch, aber sein ethisches und ästhetisches Gefühl wenig ausgebildet. Der Verbilligung und Ausgewiehltheit des Zeitalters tritt diese Erfindungsart, welche die profanste ist, die wir kennen und für die man dennoch den Namen Erfindung nicht ganz abweisen kann, auf das kräftigste entgegen; aber sie vermag keine neue, selbständige und hochgeistige Ansicht zu geben, welche sie an die Stelle dieser Entwertung setzt. Dennoch mußte diese Rückkehr zu der, wenn auch niedrigsten Wahrheit des Lebens einen erfreulichen Eindruck machen, und Viele ruhen in diesen materiellen Interessen der Poesie aus wie in einem Hafen, und meinen den Stein der Weisen nun gefunden zu haben, beklamen von hieraus gegen das Wohl und das Wehe, was ihren Geist früher in unerreichbare Höhen tragen wollte, ihn mit leidenschaftlichen Ausschweifungen näherte, um ihn dann wieder trostlos mit gebrochenem Flügel auf die Erde herabzuwerfen. Indessen wird man doch wol bald erkennen, daß Abwesenheit einer höhern Idee noch eher Überfüllung hervorbringt als Einseitigkeit oder gewaltsame Steigerung der Idee; daß eine Erfindung, der fast alles Das abgeht, was die Erfindung poetisch macht, zwar eine Kraft der Erregung, aber keine der Belebung hat, daß diese Kraft die Bedürfnisse der menschlichen Natur nicht befriedigen kann, daß es ein Höheres jenseits ihrer Grenzen gibt, nach dem die Poesie streben soll, will sie sich nicht selbst aufgeben. Inzwischen mag man sich immerhin an der unschuldigen Keuschheit erfreuen und sich eine Welle mit der Puppe dieser materiellen Poesie tragen wie mit der Puppe der materiellen Interessen. Den Geist der Menschheit fördert das Ausbrauchen, das Erschöpfen jedes Extremes. Aber der Mensch ist ein Höheres, der Geist belebt die Scholle, und materielle Interessen allein können ihm nicht genügen, den Durst seiner Seele nicht löschen, sein Herz nicht beseligen und erfüllen.

„Der Ceroffizier“ hat vielleicht die meiste Ähnlichkeit mit seinem beliebtesten ältern Bruder „Peter Simpel“, und diese Bemerkung wird hinreichend sein, ihn vielen Lesern zu empfehlen, wiewol der Charakter des Felden dem des Peter Simpel fast entgegengesetzt ist. Doch der Charakter spielt keine so bedeutende Rolle in des Verf. Romanen, daß dieses eine sehr wesentliche Verschiedenheit seiner Werke begründete; die Ereignisse überwältigen ihn, und das ist denn eben auch einer der Hauptvorwürfe, welche sich wider das Kunstwerk aus diesem bloß realistischen Spiegel der Welt erheben lassen. Dieser Mangel an Beherrschung seines Stoffes durch den Autor tritt besonders in dem „Ceroffizier“ hervor. Der Charakter des Felden, wiewol an sich nicht schwach, ist falsch und schwach gezeichnet, und eben so wenig Gerechtigkeit widerfährt den übrigen Figuren; der Verf. hat keine poetische Gerechtigkeit für sie und weiß sie

nicht zu finden; so muß die jeweilige Gestalt Eigenes nach der plattesten Mechanik der unbedeutenden Embleme weichen, was uns wieder darauf hinweist, daß Marryat hier nicht erschaffen und wiedergeboren, sondern nur copirt hat. Er sagt so wahr als schön: „Der Dichter ist angewiesen auf Danksagung. Das Höchste derselben ist, wenn sie mit der Wirklichkeit weitersteht, d. h. wenn ihre Schilderungen durch den übergehalt lebendig sind, daß sie als gegenwärtig für Jedermann gelten können. Auf ihrem höchsten Gipfel erhebt die Poesie ganz äußerlich; je mehr sie sich ins Innere zieht, ist sie auf dem Wege zu sinken. Derjenige, der nur das Innere darstellt, ohne es durch ein Äußeres zu veranschaulichen, ohne das Äußere durch das Innere durchzuführen zu lassen, steht auf den letzten Stufen, von welchen aus sie ins gemeine Leben hineintritt.“ In diesem Sinne weitersehend, müßten wir sagen, das Kunstwerk sei eine in einem individuellen Geist aufgefangene und als Ansicht wiedergeborene Weltanschauung, das Erscheinen das Product der Ehe zwischen Objectivität und Subjectivität. Bei Marryat aber ist die äußere Erscheinung immer nur reflectirt; sie sei auf eine glatte Fläche, in keinen persönlichen Schatz.

Dem Übersetzer müssen Marryat's genügte Leser noch bezauberten Dank wissen. Es ist keine Kleinigkeit, sich auf das fremden Element der See zwischen zwei Sprachen zu bewegen, deren eine die See so schaut, daß ihr sogar oft der Luftmangel für die Dinge ihres Reichs mangelt, während die andere zum Seethier geworden ist. Es wird in solchen Fällen schon die Übersetzung vor dem Fischblut einer Amphibiennatur zu wahren. Mehr Leichtigkeit, Einfachheit und Freiheit der Darstellung wäre in dem Dialog oft zu wünschen; so ist bei „I suppose“ und „I presume“, welches im englischen Dialog häufig vorkommt, immer mit dem besten, im Deutschen ungebräuchlichen: „muthmaß“ ich, wiedergegeben, statt dessen: ich vermute, glaube, denke, meine, weit besser angenommen haben würden.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Vergleichende Übersicht der vornehmsten öffentlichen

den Kupferstichsammlungen in Europa:

Paris	mehr als 1,400,000	Kupferstiche
München	300,000	„
Wien	300,000	„
Dresden	250,000	„
Britisches Museum	100,000	„
Kopenhagen	90,000	„
Amsterdam	70,000	„
Frankfurt	30,000	„

11.

Literarische Anzeige.

Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig sind folgende erschienen:

Jens Baggesen's
poetische Werke
in deutscher Sprache.
Herausgegeben von den Söhnen des Verfassers
Karl und August Baggesen.

Fünf Theile. Gr. 12. Geh. 5 Thlr. 12 Gr.

Diese Sammlung der deutschen Werke des in der Literatur Dänemarks, seines Vaterlandes, wie in der deutschen, eine ausgezeichnete Stelle einnehmenden Dichters verdient der Beachtung aller Freunde der Poesie angelegentlich empfohlen zu werden.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

literarische Unterhaltung.

Donnerstag,

Nr. 227.

14. August 1836.

Politik des Civil-Staatsdienfers. Von Dr. Behrert.

(Schluß aus Nr. 224.)

Je mehr man zu der Erkenntniß kommt, daß der Mensch keine Maschine sein könne, sondern ein lebendiger Organismus sein müsse, desto mehr wird sich die Nothwendigkeit der Selbstbestimmung und Selbstthätigkeit der Person in ihrem Wirkungskreise herausstellen.

Die innere lebende Kraft zu ihrem allgemeinen Selbstzweck und zur harmonischen Fortbildung zu bringen, ist der Gesamtzweck dieses Organismus und die Aufgabe der Behörden im Staatsdienste, deren eigene höhere Intelligenz und Kraft den Mangel derselben in den einzelnen Theilen des großen Körpers nicht ersetzen kann. Daß Jemand das nöthige thue, kann erzwungen werden; aber Arbeiten des Geistes haben einen andern Maßstab als körperliche Verrichtungen; das Fortleben der denkenden Vollziehungsorgane im Staate ist nicht bloßes Räderwerk, sondern lebendig und vernunftmäßig. Der Geist will vom Geiste geleitet sein. Mit einem der mechanischen entgegenstrebenden Mechanismus kann der Geist nicht befreundet, denn die Wissenschaft gilt, was ihm gelte soll. Ehedem mochten geringe Sachkenntnisse, Klugheiten der Empirie und Routine und einige Gewandtheiten nach hergebrachten Formen hinreichen, einen brauchbaren Beamten abzugeben; aber das 19. Jahrhundert verlangt frühzeitig versuchten, von der Civilisation durchdrungenen, Klarheit der Begriffe zur erfolgreichen Handhabung neuer, ein neues, durch die Ideale der Gerechtigkeit und des geistigen Fortschritts. Es wird eine gründliche Bekanntschaft mit den großen Fortschritten nützlicher Künste und der Wissenschaften, mit der geistig-körperlichen Ausbildung der Völker, mit den daraus erwachsenden Bedürfnissen von denen getrieben, welche in einem organisch belebten Staate zu wirken bestrebt sind. Von dieser innern Reife hängt es ab, ob der Gang und das wunderbare Spiel des öffentlichen Lebens leicht geistige Ideen aufgefassen und behandelt werden. In dem Maße, wo der Gemeingeist sich schon kräftig entfaltet hat, der Staatsbürger seine Interessen und Rechte zu wahren, wird nur bei einer solchen Entwicklung des Staatsdienfers die Verantwortlichkeit der Verwaltung in sich selbst aufrecht und die öffentliche Meinung im Einklange erhalten, die bei der Entwicklung eine allen Gliedern der Gesellschaft gebührende Macht bildet. — Man möge Controllen und Controllen so viel man will, sie weichen nicht das Zurückhalten der Kraft, nicht die edlere Denkungsart auf, die in bestimmten Geschäften Beziehungen auf das größere Ganze. Die Empfindungen für diese wahre Ehre und den Anspruch des höhern Berufes, das Selbstgefühl, welches in dem Bewußtsein einer eben Bestimmung seine Befriedigung findet, sind es, von denen das gemeine Wesen eine wirk-

lich gemeinnützige Verwaltung seiner Angelegenheiten erwarten kann. Auf diesem Charakter der Staatsdienerschaft beruht die Vollkommenheit einer Verwaltung viel mehr als auf allen Anordnungen und Formen, die der Einsicht und dem guten Willen wol zu Fülle kommen, sie aber nie ersetzen, noch weniger hervorbringen.

Den Grundsatz, daß die Verwaltung im Staate bloß in der Anwendung der vorhandenen Gesetze auf einzelne Fälle bestehen solle, will der Verf. nur für die Justizverwaltung gelten lassen, für alle übrigen Verwaltungszweige hingegen sehr einschränken.

Gesetzmäßigkeit soll zwar auch in diesen eine heilige Pflicht sein, die Normen aber nur sehr allgemein gefaßt werden, in deren Grenzen die Bewegung der Beamten nach freien Einschätzungen frei bleiben soll, um überall dem Grundsatz der Zweckmäßigkeit für das Gemeinwohl folgen zu können.

Wenn aber Freiheit und Willkür einander gradezu ausschließen, und wenn nicht nur über die Rechtmäßigkeit, sondern noch weit mehr über die Zweckmäßigkeit der Maßregeln die Ansichten oft sehr verschieden sind, so ist klar, daß bürgerliche Freiheit mit diesem ungeheuern Spielraume der Beamtenwillkür ganz unvereinbar ist, und daß ein solches Regiment ein türkisches sein würde, d. h. ein solches, wo die Entscheidung über die Recht- und Zweckmäßigkeit vor Allem in dem Ermessen und dem Willkür über alle Einwendungen erhebenden Amtsansehen eines jeden Beamten beruht. Darin eben besteht der Beamten-despotismus, der viel unerträglicher ist als die Selbstherrschaft eines Fürsten; darin der Gegensatz mit einer rechtmäßigen Verwaltung und bürgerlicher Freiheit und Sicherheit. Denn auch die Ansichten der Unterthanen erheischen dieselbe Beachtung als die Ansichten der Obrigkeit, und nicht das Belieben einer höhern Obrigkeit, nicht das bloße Amtsansehen in allen Instanzen, sondern die unumgängbare Unterordnung eines jeden Falles unter die gesetzlichen Vorschriften darf allein die Entscheidung an die Hand geben. Eben darum sind Instanzen, um dies möglichst außer Zweifel zu stellen.

Wenn es der Zeitgeist mit sich bringt, Ausfälle gegen die Beamtenwelt zu machen, wie der Verf. klagt, so verdient es wol noch einer Untersuchung, ob jener oder diese die Veranlassung dazu geworden sind? Daß, einmal aufgeregt, der Strom der Klage sich ergießt und Manches mit aufreißt, was nicht dazu gehört, liegt im Gange der Affecten. Daß aber mit den Fortschritten der Civilisation

sich das Feld des Staatsdienstes und seiner Unentbehrlichkeit immer mehr erweitern muß, ist ebenso natürlich.

Es ist ein eitles Bemühen, den Verbrauch vermindern zu wollen, ohne den Bedarf beschränken zu können. Eine Verminderung der Staatsdienstangelegenheiten steht so wenig in der Macht der Regierungen als eine Verminderung der Prozesse in der Willkür des Richters.

Aber von der Geschäftsverwaltung des Richters hängt es ab, ob die Prozesse auf dem einfachsten Wege, oder durch viele Wirren hindurchgeführt, ob die Streitigkeiten damit zu Ende gebracht, oder neue vorbereitet werden? So hängt es auch von der Art der Verwaltung in andern Staatszweigen ab, ob die Geschäfte auf einfachem und dem nächsten Wege klar abgemacht, oder verwickelt und vervielfältigt werden? Ein unumstößlicher Satz ist es aber,

daß in jedem Staate diejenigen Behörden und Anstalten vorhanden sein, folglich so viele Staatsdiener angestellt werden müssen, als die gebotene Verwirklichung des Staatszweckes und die Erledigung der dadurch hervorgerufenen Geschäfte unabwendbar erfordert. Die Kargheit widerstrebt vergebens der Nothwendigkeit; man darf nicht vergessen, daß der Staatsdienst das erste Staatsbedürfnis und eine Einschränkung beim ersten Bedürfnisse überall eine verwerfliche Maxime ist.

Es ist nicht andern, daß der Besitz die Welt regiert; der Verstand regiert sie. Die Herrschaft der Verstandesaristokratie stimmt allein zu den Interessen des monarchischen Regierungssystems, da sie die Kennzeichen der Haltbarkeit insichträgt; in einem solchen Stützpunkte ist die Bürgschaft dafür gegeben, daß der Adel des Geistes, das Talent und das Verdienst den Vortritt gewinnen.

Die Politik muß es sich also zur Aufgabe machen, dies unter allen Umständen zu beschaffen, alle Kenntnisse, Talente und Verdienste dem Staatsdienste zuzuwenden, und nichts davon demselben abwendig machen oder daraus verdrängen zu lassen, weshalb im Staatsdienste nirgend Standesunterschiede noch Nepoten berücksichtigt werden dürfen.

Ebenfalls wichtig ist es für die Förderung der Geistesarbeiten und für den innern Zusammenhang des Geschäftszuges, daß der höhere Staatsdienst nicht einer Menge von Einzelheiten und Kleinigkeiten zugewendet, sondern diese den untern Instanzen überlassen werden, weil durch solche Geschäftsjorgen nicht bloß die Zeit für schwerere Arbeiten verloren, sondern auch der Detailgeist nur zu leicht übertragen wird auf die großartigen Gegenstände des Staatsregiments.

Großer Bedacht ist endlich darauf zu nehmen, daß in der Routine nicht der sich selbst bewußte und sich immer Rechenschaft gebende Geschäftsg Geist ersterbe. In der Routine steckt ein Pedantismus, der eine kleinliche Ansicht der Dinge erzeugt, zur Verengung der Begriffe führt und in ein festes Kleben an leeren Formen ausartet. Nur durch fortgesetztes ernstes Studium der Lehren, die mit dem Staatsamte in Verbindung stehen, durch ununterbrochene Kultur des Verstandes und thätiges Streben nach höherer Vollkommenheit erhebt sich der Staatsdiener über den engen Kreis der Geschäftsroutine zu den Bedingungen des höhern Staatslebens, erlangt die Totalbegriffe, die nach Würder die Bürgschaft der wahren praktischen Geschäftlichkeit sind, sichert sich gegen das Abnehmen an Fähigkeiten und führt die Wissenschaft fruchtbringend ins Leben ein, welche dasselbe mit neuen Hülfsmitteln verschönert und verbessert. Der freie, heitere, für die Wissenschaft empfängliche Geist treibt die Geschäfte anders als der Sinn, der nichts weiter kennt als die aufgegebenen Arbeit, der sich außer Verantwortung achtet, wenn nur das Geschäft abgethan wird, und sich wenig um den Zweck des

Dienstes und die Folgen seines Thuns bekümmert. Nur fortgesetzte Übung und Stärkung der Denkkraft, nur zu den ersten Vergnügungen des Geistes arbeitet sich der über den eingeschränkten Kreis der Berufswelt empor, in charakteristischem Zug in der Schätzung des vorzüglichen Geschäftsmannes abgibt.

Wenn nun der Verf. (S. 53) uns sagt, daß die Grundzüge seien, durch deren Einführung in die Thätigkeit der preussische Staat als Muster einer glücklichen innern Staatsbildung hervorleuchte, so verdienen wir als preussische Beamten, keineswegs diese Erhebung, die uns derselbe aber zum Beweise dessen bloß vorgeführt, Stellen aus Verordnungen anführt, welche allerdings den Grundzügen entsprechen, so haben wir uns dagegen nicht erwehren können:

1) Sind diese Verordnungen bleibend in Ausführung gesetzt worden, oder verhält es sich damit zum Theil bekanntlich mit dem Gendarmerieedict? 2) Sind auch praktische Galtigkeit erlangt haben, ist es bestanden geblieben, oder haben sie den Geist der Welt ganz und gar durchdrungen? 3) Da diese Verordnungen nur von 1807—20 gehen, wie sieht es aus mit ihrer Beobachtung? Es soll dies keinen Anstoß an der Wahrheit der gegebenen Versicherung, sondern an der Sicherheit des Beweisführungs enthalten.

Geleitet.

(Beilage zu Nr. 12.)

2. Das Leben eines Seemanns. Von Capitain Chamier. Nach der zweiten Auflage aus dem Französischen übersetzt von R. P. Jürgens. Drei Theile. Bonn, Bieweg. 1835. Gr. 16. 3 Thlr. 12 Gr.

Der gute Eindruck, den Capitain Marryat's England gemacht, die Popularität, deren sie sich erfreuen, schnelle Abgang, den sie fanden, erweckten bald eine Nachahmer in dieser Gattung, von denen die meisten noch vortheilhafter nicht in das Fach der Erzählungen, sondern sich darauf beschränkten, Seemannsleben, die Anekdoten und Ergebnisse ihres Lebens zu sammeln, chronologischer Folge darzustellen, indem sie sich auf die Erzählung zum Muster nahmen. Es ist ein, daß diese Nachahmer nur Seeleute sein konnten; charakteristische an Marryat's Romanen ist die Schilderung des Seemanns, und ein solches können nur Leute vom Fiedel schreiben. Das Charakteristische des Seemanns ist ein unzusammenhängendes, raschveränderliches, seines raschen Wechsels der Personen und Gegenden, welcher dem viel einräumt, daß dergleichen Schilderungen immer Einheit des Inhalts haben werden, als das Leben selbst am Lande bietet, wo man stiller beisammenwohnt. Alles sich fester verschlingt, wo die Ursache nicht der Welle verweht wird sammt der Folge. Denn das Schiff, eine neue Welt, andere Küsten, andere Menschen an Farbe, Sprache und Gestalt; ein Schiff, das es durch Dürstheit ermüdet; eine solche Dürstheit sei Wahrheit oder Fabel, fragmentarisch, folgerichtig werden und dadurch den Geist, der die Fäden der Zusammenhang und Folge will, endlich ermüdet, ein Soldatenleben in anderer Gestalt.

So auch diese Memoiren des Capitain Chamier. Verf. betheuert, nur Wahrheit zu geben, und seine Dichtung ist äußerst unterhaltend, er erzählt angenehm und launig, vergebens suchen wir in diesen Memoiren den festen

den Lebenslauf des Indiv. d. eine Selbstbiographie, aus der Charakter des Verf. in seiner Eigenthümlichkeit, seinen Tugenden und Tugenden mit ihren Folgen hervortritt. Darüber hinaus die Willen weg und ebenen mehr oder minder Alles, was die Wirkungen der Individualität. Dagegen sehen wir die Ereignisse in dunter Menge an uns vorüberziehen; wir speisen mit dem Verf. bei dem Großvezier in der Ars, begleiten Lord Byron auf seiner berühmten Reise durch den Peloponnes, wandern mit ihm nach Athen, lernen ihn kennen in seinem täglichen Leben, gerathen auf der Arethusa nach der furchtbaren Station von Syon, halten ein paar Orkane mit dem berühmten Verf. aus und schwelgen so die Krug und Quers über die Erde; aber auf die bequemste Art. Es begleitet uns der angenehme Seegeruch nicht, der Verf. verspricht gleich, sich so amphotisch wie möglich zu gestalten, und er bleibt in dem geringern Begleitungen, denn im Ganzen der Seefahrt konnte er jenen Hauptnachtheil des Seelens nicht vermeiden, das Apophorische, Fragmentarische seiner Natur; wir sehen nicht ganze Seiten, von deren Terminologie wir nichts wissen, wir fühlen uns Mensch unter Menschen, nicht unter Seefahrern, und ein vortheilhafter Übersetzer schneidet uns nicht, angenehme Kost noch auf das freieste und geistigste zu, öffnet uns die Kustern und enthüllt die Seetiefe, wir fast glauben, auf dem Lande unter unsern Gleichen zu sein. Aber die See ist See; eine Welle geht hoch, die andere tief, und wir sehen keinen Grund.

Nach müssen wir auf die interessante Schilderung eines Aufenthalts des Verf. in Mexico im dritten Theile, als auf das solidste und gebaltreichste Ergebnis des Buches in wissenschaftlicher Hinsicht, aufmerksam machen; ebenso auf einige Details über Columbian, Paz und Bolivar.

Capitain Basil Hall's See- und Landreisen, nach dem Englischen bearbeitet von G. W. Winterling. Erster Theil. Berlin, Bode, 1836. 8. 12 Gr.

Das Werk des Verf. ist bereits so bekannt und beliebt, daß es einer Empfehlung nicht mehr bedarf. Auch die Bearbeitung scheint gelungen und ein treuerer Abdruck des Originals als das, was uns gewöhnlich unter diesem Namen geboten wird. Ungleich den früher genannten Autoren, sucht der Verf., ein Mann von erstem und solidem Sinne, dem verübten Schmach der Gegenwart nicht durch das Anekdotische, Seltsame, Phantastische, Wunderliche in seiner Arbeit zu schmeicheln. Man betrachte dieses nicht als einen Widerspruch des früher von Marryat Gesagten. Marryat sucht das Wunderbare in Zufall und Ereignis, in der Naturerscheinung allerdings auf, nur nicht er dem Wunderbaren in psychologischer Hinsicht, in dem Gemüthe des Menschen, aus, sucht hier nur das Gewöhnliche darzustellen und wird dadurch unendlich ermüdend, denn das ganze Kunstwerk wurzelt grade in dem umgekehrten Verhältnis. Basil Hall aber theilt das Ungewöhnliche und Wunderbare im Erlebten nur ungern mit, aus Furcht, Zweifel an seiner Wahrhaftigkeit zu erregen und dem Eindruck seines Werkes zu schaden; sein Zweck ist nicht, eine Sammlung Anekdoten und Einzelheiten, sondern eine treue Schilderung von dem gewöhnlichen Zustande des Seelens zu geben, einen Begriff der Charaktere seiner verschiedenen Stände, der Begrenzung ihres Dienstes, ihres Wirkungskreises, ihrer Pflichten, ihrer Stellung zueinander, kurz, und alle bürgerlichen Verhältnisse dieser kleinen eigenthümlichen Welt darzulegen. Wir erkennen in diesem ersten, gründlichen Streben das deutsche Element in der Charakteristik des Schotten wieder, welches auch in Walter Scott's Natur einen so bedeutenden Raum einnimmt; mit dem der Verf. überhaupt durch die vorwaltende Mäßigkeit und Bescheidenheit seiner Ansicht und Gefinnung viel Ähnlichkeit hat, wie auch in der Darstellungsart, wo er gleich jenem den Kleinlichen, schäblichen trivialsten Zug zur Vervollständigung des Bildes nicht verschmäht und nichts ihm zu gering ist, er Allem eine Beziehung auf das Ganze, einen würdigen Platz anzuweisen

versieht. Ganz das Gegenbild von Capitain Chandler und oft auch Marryat, die uns mit außerordentlichen Ereignissen erdrücken und uns den alltäglichen Zustand kaum vorführen, versucht Capitain Hall den Reiz einer Anekdoten durch lange Vorbereitung oder psychologische Entwicklung derselben zu erheben; wir hören ihn selbst sagen, daß er zuweilen ein lange weisses Capittel einräde, um die andern zu heben, eine für den Autor gefährliche Maxime, bei welcher Basil Hall jedoch, wie fast überall, das verständige Maß zu halten weiß, welches die glückliche Mitte seiner Natur zu sein scheint. Zugleich versteht sich der Verf. nicht hinter den mannichfaltigsten Ereignissen, sondern er tritt mit seiner verständigen und wohlthuenden Ansicht der Dinge und Zustände hervor; wir fühlen uns in derselben wie in einer heitern, stillen, reinen Atmosphäre, in einer Atmosphäre, die überall von Wahrheit und verständiger Anschauung durchdrungen ist. Jedermann wird, wenn er dieses Buch aus der Hand legt, den stillen kräftigen Eindruck empfinden, den ihm Walter Scott's bessere Romanne hinterlassen, und vorzüglich mögen junge Seelen vielfache Belehrung und Erbauung daraus schöpfen, wie denn dieser erste Theil besonders der Darstellung der Zustände und Verhältnisse der Seecadetten und dem Eintritt in das Seelische gewidmet ist.

4. Die Seefahrer, oder seltsame Schicksale und interessante Abenteuer der Zwillingbrüder Bienholz auf ihren Reisen durch Europa, Afrika und Amerika. Herausgegeben von A. F. Adler. Leipzig, Seebach, 1836. 8. 1 Theil. 8 Gr.

Ein ganz geistloses, fast kindisches Buch, welches der Anzeige in diesen Blättern eigentlich vollkommen unwürdig ist; als Roman ohne allen Gehalt, als Sammlung von Reiseberichten eine Compilation Dessen, was man in geographischen Compendien und in Kinderbüchern findet. Wir können es höchstens mit Gutmann's „Reisen für Kinder“ auf eine Stufe stellen, und auch da noch müssen wir diesen den Vorzug geben, als mit viel mehr Phantasie und Geist geschrieben. Somit wäre es nur solchen Personen zu empfehlen, denen die darin behandelten Gegenstände neu sind, und das könnten nur ganz ungebildete sein. Denn was sollen wir zu Gemeinplätzen wie folgende sagen, die wir auf das Ungefähr herausgreifen: „Die größte Beschwerde, welche eine Reise durch die weite Sandwüste Afrikas mit sich bringt, ist der häufige Wassermangel. Dann ist aber auch an keine andere Nahrung zu denken als an die Früchte der Dattelpalme.“ — „Das eigentliche Schiff der Wüste ist das Kamel“ u. Daß es bei dieser selbigen Manier an Ungenauigkeiten nicht fehlt, läßt sich denken. So ist z. B. um gleich bei dem Vorigen stehen zu bleiben, die Wüch der Kamelle dem Verf. ungemein fett und kräftig, während es ziemlich bekannt, daß sie dünn, salzig und blau ist wie keine andere.

5. Seegemälde. Nach ausländischen Originalen von Bernd von Gusele. Dresden, Arnob. 1835. 8. 1 Theil. 8 Gr.

Wann wird dem deutschen Lande die Stunde der Erlösung von der Speculationswuth der Büchermacherei schlagen? Und muß die Erlösung nicht, wie vielleicht jede Erlösung, ein sympathisirendes Element in dem zu erlösenden Gegenstande finden, bevor sie sich aus den Wolken zu uns herablassen kann? Wäre demnach nicht das Publicum zuerst verglichen Werke satt und müde werden und sie nicht mehr lesen wollen? Hier haben wir ein Ding, einer Revue nicht unähnlich, aber einer Revue welcher Art! Der Verf. überseht, denn er bearbeitet nach ausländischen Originalen. Wenn er nur ein Ganzes überseht, so hätten wir doch wol, wäre es auch mittelmäßiger Art gewesen, mehr und etwas Besseres erhalten als hier, wo einzelne Scenen, Episoden, die man kaum so nennen kann, aus französischen Romanen oder Revuen zusammengetrommelt sind, die nichts verbindet als die Wäpne, auf welcher sie vorgehen, die See. Als Composition kann keine dieser Einzelheiten für sich bestehen; als historische Schilderungen — denn mehrere derselben liegen sich auf in der Geschichte der Kautil bekannte Facta —

und so ungenau und ohne von des Romanhelden Phantasie befreit, als Unterhaltung unbedeutend und läßt durch das Abgerissene, aus allem Zusammenhang Gesezte derselben. Das einzige Empfehlenswerthe in dem Werke ist die Geschichte aus Ruyter's Jugend, betitelt: „Die beiden Horoskope, historische Szenen nach Schvaller“, und auch diese leidet an großen Mängeln und Unbehäuflichkeiten in dem mehr als hastigen Schluß. Der Himmel bewahre uns vor der Glanzthat ähnlicher Productionen!

6. Das Gesehene. Malerische Schilderungen von Eduard Corbière. Deutsch von E. v. Ivensleben. Leipzig, Neugut für Industrie und Literatur. 1856. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Eine jener leichtfertigen französischen Compositionen, welche ohne allen Anspruch auf Tiefe, weder des sittlichen Gefühls noch des Geistes, die gemeinste Oberfläche des Lebens mit Geschick und Raffinesse hinwegschöpfen. Ihre Erfinder sind die Nachahmer Paul de Kock's, doch ohne seine tiefe Empfindung der Wahrheit des Charakters.

In der ersten Erzählung, welche die größere Hälfte des Buches füllt, sehen wir zwei französische Eee- und Handelsleute nach einem Mittagssmahle mit dem Gouverneur von Sierra Leone einen Contract schließen, ihm, der sich auf der unangenehmen Station, in dem entmenschten Klima mit einem Dutzend unwissender Negerinnen langweilt, eine angenehme Frau zu verschaffen. Dem Gouverneur ist es halb Scherz, halb Ernst, den unternehmenden Franzosen aber vollkommen Ernst; sie hoffen einen guten Handel zu machen. Nach manchen vergeblichen Versuchen fliehen sie denn auch wirklich ein armes, unschuldiges Mädchen auf, welches, in der Meinung, die Haushälterin des Gouverneurs zu werden, ihre kranken Eltern mit ihrem reichen Gehalte unterstützen will, denen sie, um ihnen den Schmerz der Trennung zu ersparen, glauben macht, sie verlasse Frankreich nicht. In Verd entgeht die arme Susanne dem einen der beiden Mten durch eine Unschuld, die ihn zu rühren weiß, dem andern durch eine kluge Schlaubeit, die mit der unerfahrenen Unschuld, mit welcher sie auf den ganzen Handel einging, etwas zu grell contrastirt. In Sierra Leone angekommen, rührt die Reinheit ihres Gemüths den Gouverneur an und flößt ihm später eine tiefe Leidenschaft für sie ein. Er entschließt sich, sie zu heirathen, muß aber erst um die Erlaubniß der englischen Regierung nachsuchen, weil die Heirath unter seinem Stande ist — uns scheint, das könne in dem freien England höchstens wegen einer Witwenpension nöthig gewesen sein —. Aber als die Erlaubniß entommt, liegt der jetzt so edle Mann, der uns anfangs jedoch ziemlich versunken geschildert ward, auf dem Krankenlager, von dem er sich nicht wiedererhebt. Josephine pflegt ihn mit der wärmsten Liebe, und auf dem Tobenbette läßt er sich die Gattin antrauen.

Als die beiden Mten dem überraschten Gouverneur die Französin brachten, hatten sie die Rechnung für Expeditionskosten ic. etwas hoch angesetzt; der Gouverneur hatte nicht so viel baar Geld, oder nicht Lust, so viel zu bezahlen, und schwachte ihnen dafür zwei große Edwen auf, die sie in Brüssel verkaufte. Da sie aber nun weißlich vor der Abfahrt ausgemacht, daß sie, wenn die Bestien unterwegs stürben, das restirnde Geld statt ihrer in Anspruch nehmen dürften, so lassen sie die verkauften lieber gestorben sein, und fordern ihr Geld, als Geschäfte sie wieder nach Sierra Leone führen. Hier finden sie Alles in Trauer über den Tod des Gouverneurs, die Witwe begabte ihnen die Edwen, ohne auf die Ursache der Schuldforderung weiter einzugehen, und so heißt die Geschichte, welche einen sehr unbehäufenden Eindruck hinterläßt: „Zwei Edwen für eine Frau“. Das sittliche Gefühl muß man zu Hause lassen, wenn man dergleichen Bücher in die Hand nimmt; es hieß ihm zu nahe treten, wenn man es in diese Gesellschaft bringen wollte, bedauern hätten wir aber auch lieber gesehen,

den Verf. diese seine Werke zu Hause und seine Tugend und Jugend nicht in eine wechselläufige Vertheilung mit Grundfiguren seiner Darstellung. Daß am Ende noch gut abläuft und die Tugend sich zu Tische setzt, verhilft nicht damit; im Gegentheil, es erscheint uns als eine tiefte Wahrheit, daß es ihr in solcher Umgebung so leicht werde, sich dazuzukommen; denn das gute Kind braucht den Anreiz aufzuehen, um alle Dörren zu rühren, und gewiß mit der Rührung der Leidenschaft, sondern mit der der Kunst. Auch die Apotheose des Charakters des Gouverneurs macht einen schmerzlichen Eindruck, da der Verf. ihn sterben ließ, nachdem sein Edelmut das Herz des jungen Mädchens gewonnen. Kurz, wir sehen in der Absicht der Geschichte mehr als den Spas: „Deux lions pour une femme“, und sie ist fast zu rühre Motive aufgerufen. Doch ist die Schilderung beiden Seelen, wenn man manche launere Unwahrscheinlichkeit überhört, äußerlich recht gut gelungen, die ganze Erzählung rasch und launig.

Recht besser hat uns die zweite Erzählung gegeben, „Toussaint-nations, oder der kleine General“, welche ein spielsüchtiges Ehepaar mit Humor und größter Wahrheit schildert, ohne edle Gemüther hinein zu versprechen. Hier sieht der Verf. in seinem Elemente, und wie bitten ihn, künftig nur nicht mit der Tugend befaßt zu wollen, da er, wie es, und die Gesellschaft, in der er sie auftritt, den besten Eindruck seiner Darstellung nur können kann, sie unser sittliches Gefühl vertreiben muß.

Notizen.

Achille Miller, der einen so gewaltigen Impuls in geistigen Decentralisation der französischen Provinzen durch die Zeitschrift: „L'art en province“, gegeben hat, hoffentlich fortbestehen wird, ist vor einigen Monaten gestorben und hat sein als Muster einer Provinzialgeschichte gewähltes „Ancien Bourbonnais“ nicht vollenden können. Man wird jedoch erwarten, daß dieses auch äußerlich trefflich ausgestattete Werk, das der Stadt Moulins die größte Ehre macht, in der Bearbeitung des Verstorbenen auf eine würdige Weise Hr. Michel wird beendigt werden.

Einem englischen Blatte zufolge steht der thätige Baron nachdem er oft bis Mitternacht im Parlament verweilt, um 4 Uhr Morgens wieder auf. Der Doctor Cotton hat den Werth der Zeit höher als Alles anschlag, wollte keine Minute unnütz verlieren und hatte mit großer Hast über die Thür seines Cabinets gesetzt: „Geld kurz!“ Der Professor zu Heidelberg, um von Laffen und Wässern nicht im Arbeiten gestört zu werden, hatte an dem Eingange seiner Bibliothek die Ermahnung angebracht: „Freund, hier eintrittst, spate dich, oder geh!“ In der Thür des Speisestimmers des gelehrten Scaliger las man: „Tempus est ager meus.“ Eine Lieblingsmaxime Shakespears soll gewesen sein: „Betrachtet die Zeit als zu kostbar, um sie zu verplöndern.“ Freunde nannte Lord Byron wahrhafte Feindliche. Ein Procurator vom Schatzamt pflegte lästige Klienten mit den Worten vom Halse zu schaffen: „Liebe Freunde, verlorren läßt sich nicht liquidiren.“

Die von Alex. Dumas eingeleiteten „Podées“ von boult's, eines Mäders zu Nîmes, erfreuen sich der höchsten französischen Kritiker und werden zum Theil den besten des Schuhmachers Dezoture im Pas-de-Calais und des Lermiers Adam zu Revers, zweier bekannten Pantheons, nach vorgezogen.

Montag,

Nr. 228.

15. August 1836.

Mensch und die Sterne. Fragmente zur Geschichte der Weltseele von W. Pfaff. Nürnberg, Campe. 1834. 8. 1 Thlr.

Der Verf. ist nunmehr selbst zu den Sternen eingedrungen¹⁾, deren Geheimnisse er dem irdischen Auge aufzudecken suchte, und klarer wird ihm vielleicht der große Punkt geworden sein, zu welchem er im vorliegenden Buch nur Fragmente gab. Diese Fragmente zur Geschichte der Weltseele bestehen in einzelnen Abhandlungen über verschiedene Gegenstände der Astronomie und der höheren Physik. Das ganze Buch gleicht einem astronomischen Salon, in welchem die Conversation ohne fortlaufende Faden, aber interessant und belehrend geführt wird, so daß man ihr wol eine leichtere und gefälligere Sprache wünschen möchte. Die metaphysischen Reflexionen über das Verhältniß des Menschen zu den Sternen und über die Weltseele, welche man nach dem Titel in dem Buche erwartet, werden übrigens nur auf mittelbare Weise gewandt und dem Leser zum weiteren Ausspinnen anheimgegeben.

Das Buch wird eröffnet mit Herschel's letzter Abhandlung. Was das Auge des großen Sehers mit dem bloßen Blicke erforschte, den er von dieser Erde aus in die befreundete Sternenvelt sandte, gleichsam das letzte Verhältniß Deffens, der in seinem langen Leben die Höhe des von ihm erschlossenen Himmels für zahlreiche Genossen sammelte, wird hier vorangestellt, wie ein Lebenscapital, auf welches der Verf. selbst seine folgenden Speculationen basirt hat. Den Bau des Himmels zu erforschen, war in den letzten Lebensjahren Herschel's Ziel seiner Untersuchungen gewesen. Um die ungenutzten Räume, die sich in diesem Baue darbieten, nur angemessen zu bewältigen, maß er nach Sternenweiten, d. h. nach der Entfernung des nächsten Fixsterns (des Sirius z. B.) von der Erde, eine Entfernung, welche sich selbst bis jetzt unmeßbar geblieben ist, und das große Maß, nach welchem er nun die noch weit unergreiflichen Tiefen der fernern Sonnensysteme maß, suchte er zu bestimmen, wie des Lichtes Weg und Maßstab sein mußte, eine große Zeit, so des Lichtes Klarheit und Maß

sein müsse für ungeheuerere Entfernungen. Oder: die raumburchdringende Kraft des Teleskops verhält sich zu der des bloßen Auges, wie die Entfernung des mit dem Teleskop erreichbaren Sternes zu dem mit dem bloßen Auge erreichbaren. Die Kraft des menschlichen Auges dringt unbewaffnet zwölf Sternweiten in den Himmelsraum. Das Verhältniß ist nun kurz folgendes: Wenn, um einen Stern eben noch zu erblicken, die Kraft eines Teleskops erforderlich ist oder hinreicht, die zwölfmal größer ist als die Kraft des menschlichen Auges, so ist anzunehmen, daß dieser Stern — da er an Lichtstärke sich ebenso verhält, wie Sirius, Löwenherz u. s. w., wenn dieser in zwölfmal zwölfmal, d. h. in 144fache Weite gerückt wäre — wirklich auch in 144facher Sternweite sich befindet. Herschel drang mit seinen Instrumenten auf ungefähr 35,000 Sternweiten in den Himmel ein. Die schwächsten Lichter, welche das bloße Auge nur mit Mühe erreicht, lösen sich durch seine Teleskope in Sterne und Sternhaufen auf. Und diese Sternhaufen waren es, auf welche Herschel seine neue Messungsmethode mit besonderm Fleiße anwandte und woran er die erhabensten Folgerungen für den Bau des Weltgebäudes knüpfte. Wollte er doch „die Zeit der großen unendlichen Weltenuhr“ nach der allmählichen Erscheinung solcher Sternhaufen in der Milchstraße messen. Sie würden, ahnete er, wie Fremdlinge, welche ein Zug höherer Art zu uns führte, immer häufiger erscheinen und immer deutlicher und durchsichtiger werden. In der angeführten Abhandlung Herschel's sind die Messungen von 48 Sternhaufen bestimmt, und durch diese annäherungsweise Lösung eines Räthfels neue und größere Räthfel vorgelegt. Eines der größten besteht darin, daß alle diese Sternhaufen, mit Ausnahme von zweien, dieser Messung zufolge einen Raum füllen, der weit kleiner, zum Theil 8000mal kleiner ist als der Raum, der in der Gegend des Himmels, in welcher wir uns befinden, die Leere bis zum nächsten Fixstern einnimmt. Welche anormale Gedrängtheit dort, wo vielleicht 50,000 Sterne oder Lichtpunkte in einem Raume ausgebreitet sind, den bei uns bloß das Sonnensystem einnimmt; ungerechnet die Nebel, die selbst im Teleskop nicht sich in Sterne auflösen. Nahe liegt hier der Gedanke an einen „ewigen Sonnenschein“, der in den Regionen eines solchen Sternhaufens herrschen möchte. Um diesen Gedanken deut-

¹⁾ Der Hr. Professor und kais. russische Postarzt Dr. Pfaff in Erlangen starb im Sommer 1835.

licher zu machen, führt Hr. Pfaff den Leser in den Mittelpunkt eines solchen Sternhaufens. Viele Hunderte, vielleicht Tausende von Sternen, strahlend wie Sterne erster Größe, umgeben diesen Mittelpunkt.

Nirgends ein dunkler Himmel; Alles ist Licht, nirgends Schatten, Tag oder Nacht; es ist, wie wenn das Licht für sich selbst da wäre und sich an sich selbst ergäbe. Unser leibliches Auge sieht nichts mehr, denn hier sehen wir bloß den Streit zwischen Finsterniß und Licht, dort ist keine Zeit und Ewigkeit nach unserer Weise, denn Tag und Nacht macht unsere Zeit und Bewegung des Lichtes am dunkeln Himmel.

Das ungeheuerere Feld von neuen Rathseln, das Herschel durch die Entdeckung und Beobachtung von Doppelsternen eröffnet hat, gibt auch Hrn. Pfaff Stoff zu wahrhaft schwindelnden Hypothesen. Er knüpft sie an den merkwürdigsten Stern sechster Größe im Schwan, der neben der Eigenschaft eines Doppelsterns noch eine höchst merkwürdige eigenthümliche Bewegung hat. Er nennt ihn den fliegenden Stern im Schwan, und man hat berechnet, daß, wenn sich seine Bewegung gleichbliebe, er etwa in 50,000 Jahren an der Himmelskugel dahin gelangen würde, wo das Sternbild des Orion steht. Er hat ein sehr kleines düsteres Sternchen bei sich, das mit ihm die große Reise macht, während es zugleich um ihn wie ein Mond oder Trabant sich dreht. Dieses Sternchen wird in ungefähr 360 Jahren seinen Centralstern umkreisen. Ist dieser Centralstern ein Planet, der auch um eine Sonne kreift? Dann müßte diese Sonne Millionen-Mal mehr sein als dieser Stern. In 216,000 Jahren ungefähr würde er sie umkreisen. Eine Menge von Schwierigkeiten entstehen. Der Verf. wählt daher eine andere Ansicht, die er kurz also ausspricht:

Diese Sterne, von Sternen als Trabanten begleitet, sind als freie Kometen anzusehen. Eben dadurch, daß sie selbst eine Sonne sich zu ihrem Begleiter gewählt haben, sind sie kleiner andern Sonne unterthan und an sie als ein Planet gefesselt. Sie sind die freien Wanderer am Himmel. Wir wissen nicht, welches Gesetz ihnen ihre Bahn durch den Himmel vorgezeichnet; aber wir sind geneigt, zu behaupten, daß es ein höheres (und anderes) ist, als was in unserer Nähe waldet. Diese Sterne sind zwar nicht frei von der Leiblichkeit; aber sie sind erhaben über die Unersättlichkeit der Materie, alle andere an sich zu reißen und sich mit ihr zu vereinigen. Auf ihre begleitende Sonne ist ihre Kraft verwenbet, und die zerstörende Kraft der Attraction gegen andere Weltkörper ist gelöst und verschwunden; und da solche befreundete Sonnen auch in weit gestreckten Bahnen statt in Kreisen umeinander wandeln mögen, so möchten sie einst das Schauspiel haben, daß eine solche Sonne in unser Planetensystem herabsiege, nicht feindlich, um in ihrem Drange Materie an sich zu reißen, sondern friedlich, in sich selbst schon gesättigt, nur wie ein leuchtender Gedanke. Ein neues Gesetz wird sich dann kund geben. Nicht jeder Weltkörper fühlt für den andern und will, wie man sagt, sich mit ihm vereinigen. Keine Gefahr ist mehr da, daß einst das Weltall in einen formlosen Klumpen gesammelterthe. Frei von aller äußern Verbindung haben sich unzählige Sonnen in Sternhaufen und Sternschwärme vereinigt, zu Ruhe und ewigem Sonnenschein.

Kast nur auf archaischem Felde bewegt sich die Untersuchung über den Vogel Phönix, die zu dem Resultate kommt, daß die 500jährige Periode des Phönix die Woche des großen Fixsternjahres bedeute, welches bekanntlich c. 25,000 Jahre, also ungefähr 50 Phönixwochen

zählt. — Bekannt ist der merkwürdige Stern der Lychen, der in dem Jahre der Bartholomäusnacht (1572 im November) plötzlich am Himmel erschien und den fernen Lychen de Waage, der den strahlenden Himmel plötzlich unter den wohlbekannten Sternen erblühte, namenlos im Himmel verlor. Er ist erst durch die Bauern herbeigefunden worden, und erst durch die Astronomen überzeugen, daß er kein Trugbild sei. Der Stern strahlte bald den Sirius und Jupiter und verschwand wieder im März 1574. Hr. Pfaff betrachtet den „Lychen“, nach einer fast zu ausführlichen Rechenweise verschiedenen Meinungen über denselben, als eine, welche das damalige astronomische Dunkel, welches das Copernicanische System die Bahn geöffnet, die Welt der Sternensphäre gezeigt und überhaupt die Welt mehr nach dem Sternhimmel gewandt. Zu verwundern ist, daß Hr. Pfaff unter den mathematischen Gedanken über diesen Wunderstern nicht die Meinung begutachtet hat, wonach die stella Cassiopeae für den Stern gehalten wird, der aus dem Morgenlande die Geburt des Heilands bedete. Seit Müller's gelehrten Untersuchungen ist nämlich fast erwiesen, daß der Stern der Waage eine solche Conjunction des Jupiter und Saturnus, auch noch Mars beitrug, und zwar in dem, das Volk bezeichnenden Sternbild der Fische gewesen. Auch den Stern Kepler's, der im Oct. 1604 im Fuß des Schlangenträgers erschien und verschwand, betrachtet der Verf. nach seiner Bedeutung für die der Astronomie.

(Der Beschluß folgt.)

Reiseflüge aus den Vogesen.

Von Bergzabern aus führt ein Fußsteig aufwärts von der bahner Straße ab, nach dem Kolmerberg, ein Kitzlein oben, zu dem man wackelt, und wo wohnt ein sogenannter Eremit, eine Art von Einsiedler, die Obhut führt und in der Umgegend herumirrt. Aus der Aussicht, wenn man die Höhe gewonnen hat, ist ein aufmunterndes Borschnack. Köstern wir schon des Ansehens. Unser Weg führte durch Wald und über hin und wieder öffnete sich eine Lichtung und muthig die sonnige Ferne, von dem nahen Balbach, fast wie von einem dunkeln Rahmen. Ist man auf der Höhe angelangt, so hat man die Rheinebene vor sich, ein benegtes Band unter sich und als Hintergrund die verschwindenden Berge des Schwarzwaldes. Von hierwärts streckt sich der ansehnliche Bienenwald auf der Seite bilden die Thäler von Bergzabern, in dem Grunde ruht das Dörfchen Dörrenbach mauerlich in den Armen eines Balbachs. Die Gesellschaft zertheilt sich in Gruppen, um nach Sechsmach den ober jenen Stein zu suchen. Der Eremit war nicht herausgekommen, die Hand offen, wir schiederten hinein. Man sprach von neuen Kirchen, von Wallfahrten, von der Zeit, wo die Kirche die öffentliche Meinung hand hatte, von den Flugbüchern des 16. Jahrhunderts, die ersten Gesetze, von der neuesten Verfassung. In dem man damals ein Stück davon, und einer der Freunde unterhielt und von den Hoffnungen der Zeit, von den Freizügigen, welche man schon gegen die Gesetze unter den Heiligen und Unheiligen, welche dieses nun

...den Schritt für Schritt, wie sie sich fortbildet und weiter kommt. Und das ist ein wahres Compliment für den Verstand einer Nation. Für ein dummes Volk braucht man keine Mauthen, keine Zölle und Grenzschranken, denn wo sollte der Schmuggel herkommen? Aber nun laßt Bollwerk und Bastion und dreifache Mauthlinien, und ihr werdet sehen, wie der Markt aufblüht und Schläusshäfen entstehen und der Wettkampf des Verstandes gar nicht mehr ansteht. Allerliebste Geschichten von List und Gegenlist kommen zum Vorschein, der Geist lebt sich und erstarkt, und das Publicum theilt das Vergnügen mit den Mauthhären, wenn sie die Schwärzer, und mit den Schwärzern, wenn sie die Mauthner an die Hand überbieten. Und das befördert dann die allgemeine Heiterkeit, und wo zu Lande man heiter ist, da ist man glücklich. In den Mauthanstalten präsentiert sich kein anderes Gesicht als die pure, lauterer liebe Unschuld, und will beaugenscheinigt sein und passiren: und wie lächeln dann die Schutzbuden, wenn sie durch sind und haben den Schall nunmehr officiell in Sicherheit! Die Censur allein hat unsere Terratur so fein, so attisch, so schälfest, so humoristisch gemacht. Börsen selbst, jener Erzwater der politischen Regier, hat es oft eingestanden, daß die Censur den Styl bildet. Und nun müßt ihr die Pressefreiheit den Stiel antreiben und nur so blindweg darschlagen! So nehmt doch auch eine Section an von der Censur und betrachtet auch die Schmuggler: es sind nur die Kammeln, welche täplich neben der Barriere durchzucken wollen; der höhere Schmuggel geht sicher durch die Pforte selber und macht ein anmuthiges Schnippchen dazu. Da haben die Schreihäße behaupten wollen, die Zeitungen würden auf diese Weise langweilig. Dummes Zeug! Nur der ewige Friede wäre langweilig für die Zeitungsleser; aber was kann unterhaltender sein als der ewige Krieg, welchen die Presse mit der Censur führt? Es ist so ein munterer kleiner Krieg, eine wahre Schule der militairischen Rücksichten, der ritterlichen Courtoisie, der garten Aufmerksamkeit auch für den Gegner. Da verkleidet der eine Theil seine Mannschafft, um dem Feind eine Ueberraschung zu bereiten, und der andere läßt die feindlichen Todten begraben, damit man seinem Gegner keinen Verlust nachrechnen. Und nach jedem Treffen läßt man unmittelbar wieder Gras wachsen über Schlachtfeld und Feindseligkeit, und der Zuschauer sieht keine Leiche, keine Lücke in den Reichen, keine abfließende Verblümmung. Und die Kriegskisten! So ein Zeitungsschreiber muß ein wahrer Tausendkünstler sein. Er ist ein Lachenspieler, der nach einer Seite weint und nach der andern lacht, und der Censur stets das entgegengesetzte Gesicht zuwendet als dem Publicum. Und wie Raschel's Pinzel aus einem weinenden Gesichte mit wenigen Strichen ein Lachendes machte, so ist der Censor im Stande, grade die tiefste Ironie in die höchste Unschuld zu verwandeln, und der Zeitungsschreiber mag die Miene der Einfalt annehmen, um einen französischen Bescheibung unterzuschleichen. Kampf um Kampf, List um List: es ist ein ewiges Lustspiel, von trefflicher Moral und großem Nutzen für die Bildung. Ich will beispielsweise nur von dem Witz reden, andächtige Zuhörer. Der Witz ist zu vergleichen einem Rädschen, das gar gerne seine Perizähne sehen läßt, und steht immerdar in Versuchung, des Guten zu viel zu thun und den Mund weiter aufzureißen, als es anständig wäre und pädagogisch. Und dafür ist nun geschmackvoller Weise die Censur da, welche dem Witz, sobald er die Zähne weißt, stiel etliche auszubringen besch, und so läßt er denn das anmuthig, wie die griechische Liebesgöttin, und blinkt dazu mit dem Augen und schert auf den Stockzähnen, so daß das eigentliche Verhältniß des Spasphaften hergestellt wird und nicht der Berpacher eine Sache ausschlägt, sondern der Leser, wie es Rechtens und billig ist. Ridendo verum dicere: es ist eine alte Geschichte. Et so wißt doch zu lächeln dazu, wenn auch die Wahrheit über die Junge läßt, ins Jenseits kommen, und ihr habt's. Wenn ihr euch von der Censur platt schlagen laßt, wer ist die platte Partei? Die Censur oder ihr? Ich frage. Wie oft haben eure

... .. Schritt für Schritt, wie sie sich fortbildet und weiter kommt. Und das ist ein wahres Compliment für den Verstand einer Nation. Für ein dummes Volk braucht man keine Mauthen, keine Zölle und Grenzschranken, denn wo sollte der Schmuggel herkommen? Aber nun laßt Bollwerk und Bastion und dreifache Mauthlinien, und ihr werdet sehen, wie der Markt aufblüht und Schläusshäfen entstehen und der Wettkampf des Verstandes gar nicht mehr ansteht. Allerliebste Geschichten von List und Gegenlist kommen zum Vorschein, der Geist lebt sich und erstarkt, und das Publicum theilt das Vergnügen mit den Mauthhären, wenn sie die Schwärzer, und mit den Schwärzern, wenn sie die Mauthner an die Hand überbieten. Und das befördert dann die allgemeine Heiterkeit, und wo zu Lande man heiter ist, da ist man glücklich. In den Mauthanstalten präsentiert sich kein anderes Gesicht als die pure, lauterer liebe Unschuld, und will beaugenscheinigt sein und passiren: und wie lächeln dann die Schutzbuden, wenn sie durch sind und haben den Schall nunmehr officiell in Sicherheit! Die Censur allein hat unsere Terratur so fein, so attisch, so schälfest, so humoristisch gemacht. Börsen selbst, jener Erzwater der politischen Regier, hat es oft eingestanden, daß die Censur den Styl bildet. Und nun müßt ihr die Pressefreiheit den Stiel antreiben und nur so blindweg darschlagen! So nehmt doch auch eine Section an von der Censur und betrachtet auch die Schmuggler: es sind nur die Kammeln, welche täplich neben der Barriere durchzucken wollen; der höhere Schmuggel geht sicher durch die Pforte selber und macht ein anmuthiges Schnippchen dazu. Da haben die Schreihäße behaupten wollen, die Zeitungen würden auf diese Weise langweilig. Dummes Zeug! Nur der ewige Friede wäre langweilig für die Zeitungsleser; aber was kann unterhaltender sein als der ewige Krieg, welchen die Presse mit der Censur führt? Es ist so ein munterer kleiner Krieg, eine wahre Schule der militairischen Rücksichten, der ritterlichen Courtoisie, der garten Aufmerksamkeit auch für den Gegner. Da verkleidet der eine Theil seine Mannschafft, um dem Feind eine Ueberraschung zu bereiten, und der andere läßt die feindlichen Todten begraben, damit man seinem Gegner keinen Verlust nachrechnen. Und nach jedem Treffen läßt man unmittelbar wieder Gras wachsen über Schlachtfeld und Feindseligkeit, und der Zuschauer sieht keine Leiche, keine Lücke in den Reichen, keine abfließende Verblümmung. Und die Kriegskisten! So ein Zeitungsschreiber muß ein wahrer Tausendkünstler sein. Er ist ein Lachenspieler, der nach einer Seite weint und nach der andern lacht, und der Censur stets das entgegengesetzte Gesicht zuwendet als dem Publicum. Und wie Raschel's Pinzel aus einem weinenden Gesichte mit wenigen Strichen ein Lachendes machte, so ist der Censor im Stande, grade die tiefste Ironie in die höchste Unschuld zu verwandeln, und der Zeitungsschreiber mag die Miene der Einfalt annehmen, um einen französischen Bescheibung unterzuschleichen. Kampf um Kampf, List um List: es ist ein ewiges Lustspiel, von trefflicher Moral und großem Nutzen für die Bildung. Ich will beispielsweise nur von dem Witz reden, andächtige Zuhörer. Der Witz ist zu vergleichen einem Rädschen, das gar gerne seine Perizähne sehen läßt, und steht immerdar in Versuchung, des Guten zu viel zu thun und den Mund weiter aufzureißen, als es anständig wäre und pädagogisch. Und dafür ist nun geschmackvoller Weise die Censur da, welche dem Witz, sobald er die Zähne weißt, stiel etliche auszubringen besch, und so läßt er denn das anmuthig, wie die griechische Liebesgöttin, und blinkt dazu mit dem Augen und schert auf den Stockzähnen, so daß das eigentliche Verhältniß des Spasphaften hergestellt wird und nicht der Berpacher eine Sache ausschlägt, sondern der Leser, wie es Rechtens und billig ist. Ridendo verum dicere: es ist eine alte Geschichte. Et so wißt doch zu lächeln dazu, wenn auch die Wahrheit über die Junge läßt, ins Jenseits kommen, und ihr habt's. Wenn ihr euch von der Censur platt schlagen laßt, wer ist die platte Partei? Die Censur oder ihr? Ich frage. Wie oft haben eure

eigenen Ehemänner und Postenmacher gesagt und wieder gesagt, die Censur sei nur unnützlich, sie heisse doch Nichts, und deshalb könne man unbedenklich die Pressfreiheit loslassen. Nun meine ich aber, wenn es der schlimmste Fehler einer Staatsregierung ist, unnützlich zu sein, so hat es gute Wege damit. Wenn sie Nichts thut, so legt sie auch Nichts in den Weg, und wenn sie, wie ihr spottet, die Spillröhre der öffentlichen Meinung auszieht, wie die Ballen streifen läßt: Gottes Donner, ei so geht auf den Ballen! Einen Dem Quatre kann man sie nicht nennen, ohne auf der andern Seite Bindmühlen voranzusetzen, und den Versuch hat sie auch noch Niemanden entfreundet, weder einem Buch noch einer Zeitung. Paßt einmal auf, verehrte Anbänger! Sehester Falle, es hätte einer von euch seinen Nachbar ein Pferd entwendet, oder ein Lastertruch, oder ein Butterbrot, so ginge die Sache offenbar nicht darauf hinaus, daß das entwendete Object sofort in die Luft verschwände oder des Teufels wäre, sondern euer, und ihr wärdet es zu verwenden wissen in euren Rügen. Genau so verhält es sich nun auch mit der Censur. Wenn sie euch den Versuch entwendet, wie ihr sagt, so hat sie ja dann das Ding selber, und was thut ihr euch Besseres wünschen als eine Censur, welche Versuch hat? Man kann in corpore sano, schreiben anempfehlend die Kirchenräthe. Den Versuch haben wir bereits abgehandelt, und ich kann euch versichern, daß es auch mit der Körperschaft wohlthun bestellt ist. Ich selbst, ohne Raum zu machen, kenne einen Legationsrath und Censor, welcher sich in die durchsichtesten Diners einarbeitet, und ich bin nur der geringste einer. Die sogenannte öffentliche Meinung aber ist leider geschmacklos. Da schreit das Gelehrtenvolk jetzt schon ein halbes Menschenalter oder darüber in ihrem Namen über Präventivmaßregeln. Die Leutchen hätten gerne Repressivmaßregeln gehabt, Gefängnisstrafen, Geldbußen, Verbote. Überzeugt wurde man von dem Lärme nicht, aber um ihm ein Ende zu machen, versuchte man es auch mit diesem System, und siehe da, so wie man Elfen bestrafte oder ihm eine Exoriste mit Verbot belegte, so schrie er noch zehnmal ärger als vorher. Zeugnet es, wenn ihr könnt! Gesah ihnen Solches neben der Censur, welche doch das Anstößigste bereits vorweg ausgemergelt hatte, wie würde es den armen Teufeln erst neben der Pressfreiheit ergehen? Ihr selbst Gelehrte, meine anbdächtigen Zuhörer, aber ich sehe euch, so gukt doch einmal in das frische Leben hinein, anstatt ewig bloß in eurer todtten Bücher. Da bräben in Dörrbach wohnt ein Müller, der hat einen bösen Hund. So oft nun des Müllers Gsel mit den Wehlsäden zu Markte traben sollten, so sprang der Hund um sie herum, bellte sie an von vorne und von hinten, und verführte des Teufels Lärm, sodas die armen Thiere zuletzt sichtlich vom Fleisch fielen. Oftmals redete der Müller, welches ein liberaler Mann ist, dem Hunde gütlich und beweglich zu, er solle ihm doch seine Gsel ungeschoren lassen. Als Alles vergeblich blieb, probirte er es auch mit den sogenannten Repressivbestimmungen und prügelte den Hund, so oft er den Gsel mitspielte, aus dem ff. Es wurde manche Prügelsuppe verschwendet, welche der Hund heulend über sich ergehen ließ; aber wenn der Markttag kam und die Stallthüre aufging, da hatte er alle Repressivbestimmungen vergessen und fuhr aus wie ein wüthender Drache. Nun bitte ich euch, liebe Freunde, was würdet ihr gethan haben? Mein Freund Müller griff zu Präventivmaßregeln und legte den Hund an die Kette, und ist ein liberaler Mann noch wie vorher. Daß auch die Censur meist liberal ist, davon kann sich Jedermann täglich überzeugen, denn man liest es mit Raum in den öffentlichen Blättern, und sie würde es gewißlich streichen, wenn es nicht wahr wäre. Denn die Censur hat Religion und ein Gewissen, sogar zwei zuweilen. Sie hat nämlich nicht bloß ein Gewissen für sich, sondern für Jedermann, so zu sagen. Breitet ihr unchristliche Anspielungen auf diese oder jene Schwäche eines Nebenmenschen unter, und sie wird das Gewissen für ihn haben, in seinem Namen den Kerf zu fällen:

kann wie thut sie sonst die möglichste Zurückhaltung üben, Anspielungen erröthen und streichen? Admetas thut es auch Ehrerbietung, weil wegen dieses schönen Tages thut es und beugt sich dabei, daß sie durch eine solche thut thut der Functionen des Gewissens sich selbst als genant stellen. Ja, meine Freunde, die Censur hat Gewissen, als manche Schriftsteller oder Redactoren, die um ihrem Gewissen handeln, welches ein Zinsganzmeister ist, Ihr nicht mir zu, anbdchtige Zuhörer; ich will lesen, nicht im Schlummer geschicht, denn es ist mir nicht mehr wie unser Freund Pahn dort hinten schon sechsmal in fünf Minuten gegähnt hat. Aber ich sage euch, es ist ganz dem besten Mal gähnt, soll die Predigt zu Ende sein. Demselben möge dem jungen Volke predigen, welches so leichtfertig ist, und ich glaube, er thut auch ja mehr. Nun thut mir schließlich den Gefallen, und laßt Schwachheit ein: wenn ihr Censoren wärd, ihr könnt leichtlich die halbe Predigt gestrichen, nur um sie länger zu machen. Und ihr wöllet den Stein aufheben gegen die Menschen und Wittkinder? Ihr, die ihr gegen eine Rede, verstandige und gewissenhafte Censur einen so heftigen und gewissenlosen Lärm anschlägt, und das ist in euren Jahren? Ich aber sage euch, unser Censor, welcher die Höfische Feinheit noch die Klischee und den Humor dazu so hübsch ausgebildet haben, wenn die Censoren hätten. Ja, nicht einmal die Häftgelehrten ihr ordentlich conjugieren gelernt, die Bartholomäus und Adolphe euch angereizt, die diplomatische Feinheit, die philosophische Tiefe in den Sprachschach gebracht, was euch nicht mit mildem Ernst und ergerer Milde untergegriffen hätte. Die Censur war gleichsam euer bester Feind und Wanderschäfer, der einmal einem Bauer auf der Feld, welcher einen großen Thaler verschluckt hatte, seinen Aufbruch die große Kutsche in 27 Minuten, daß Alles unschädlich abging. So hat die Censur die Grob- und Wahrheiten, welche ihr den Leuten mit euren Hirnschädeln an den Kopf werfen wöllet, mit euer Anstand in gangbare Münzsorten verwandelt, und mit dem Vortheil davon, als ihr und die Wahrheit selber! Ihr könnt beharren wöllet auf eurer thörichtigen Meinung Censur helfe Nichts, so sage ich euch ernstlich: so wird euer tolles Geschrei helfen. Habt ihr nicht gar zu faul gehabt, der Censur gegenüber den Satz mit einem Rum oansen gegen Carthago spielen zu wollen, ihr müßt Nein, meiner Ehren, der wahre Caro oansen der mehr die Censur selber, und wenn ihr sie noch so anstellt, sie wird stets in ruhigem Selbstbewußtsein antworten: Ceterum censen, übrigenfalls nicht ich, Amen!

Literarische Notizen.

Adhelm Bernier hat seinen „Mémoires secrets de la cour de France sur la fin du règne de Louis par le marquis de Souvres, grand-prévôt de France mit Actenstücken, die sich auf den Absterben des Königs beziehen, einer Einleitung und Anmerkungen gegeben. Diese Memoiren des Marquis von Souvres, Handschrift in den Händen seiner Tochter geblieben, enthalten eine Menge bisher unbekannter ansehnlicher Ereignisse über Ludwig XIV. und seinen Hof, wie sie nur in der Stellung des Verf. geben konnte.

Von dem Polen Gynski, der sich bereits, vor Kurzem, durch einen Roman über den Gossfürsten bekannt gemacht hat, ist jetzt ein neuer Roman in Bänden: „Le kosak“ erschienen. Der Held desselben, der Kosak Bogdan, die Handlung geht also in der Abfalls der Kosaken von Polen vor.

Dienstag,

Nr. 229.

16. August 1836.

Der Mensch und die Sterne. Fragmente zur Geschichte der Weltseele von W. Pfaff.

(Beschluß aus Nr. 228.)

Nämlich abgerissen sind die Gedanken über die Einheit des Weltmechanismus und die Vielheit der Welten, über die Mondbewohner und die „Verdrängtheit der Welten“. Der Verf. ist noch Verehrer einer Centralsonne; den Planeten verkündigt er ihren Tod; sie sollen, wie Schlangen um das Licht, so unbeständig in immer engeren Kreisen um die Sonne fliegen, bis sie in derselben ihr Grab finden.

Auswärts wandelt also alle Zustände der niederen Planeten. Die Erde kommt auf die Stufe der Venus, des Merkur, ehe die Sonne sie aufnimmt. Und so die andern Planeten. Wir haben die Einheit der Welt bewundert; aber die Einheit des Grabes für jedes Planetensystem ist jetzt ein um so mehr erregender Gedanke. Ohne es zu ahnen, hat Newton, anstatt die einfachsten Gesetze für das Leben der Natur zu geben, zugleich die Geschichte ihres Todes geschrieben. Doch wir wollen es heiterer ausdrücken: die Geschichte der allmählichen Verwüstung und Umbildung der Planeten und ihrer Bewohner, bis zur Vereinigung mit der Sonne.

Das stimmt also schlecht zu den neuesten astronomischen Revolutionsplänen der Herren Schmitt u. s. w. und zu den Berechnungen des Sonnendurchmessers, welche seit Copernicus zu verschiedenen Zeiten angestellt worden sind und die Sonne progressiv immer kleiner angeben. — Eine besondere Abhandlung: „Der Himmel und die modernen Philosophen“, gilt den Naturphilosophen von Eschenmayer und Hegel. An dem „gelehrten, innigen, wohlwollenden“ Winger tadelt der Verf. doch, daß er die Mathematik in die philosophische Tasse stecken wolle, aber den Speculativen in seiner „philosophischen berliner Hauswurst“ und mit seiner buntstübenortischen „Phrasologie“ ist er mit wirklicher Erbitterung an. Daneben wird auch der große Aristoteles noch unbarmherzig mitgenommen, weil er noch unten an der Leiter steht, auf welcher die Astronomie 2000 Jahre hindurch langsam bis zu der Spitze emporgeklimmt ist, welche die großen Astronomen der neuen Zeit, und also auch Hr. Pfaff, einnehmen. „Aber“, meint er, stehe an Albernheiten dem Ptolemäus nicht nach.

Wohl interessanter wird der Verf., indem er seine Leser in die Geburtsregier unseres Planetensystems setzen

lassen will. Nämlich es geht der Sonne bekanntlich wie einer blühenden Mutter mit alten Töchtern; man streitet sich darüber, wer Mutter oder Tochter sei? Buffon hält, und kein vernünftiger Mensch mag ihm verdenken, die Sonne für die Mutter der Planeten; Hr. Pfaff dagegen spricht: „Ich will's nur kurz sagen: die Sonne ist jünger als die Erde.“ Das Edelste, sagt er, sei in allen Erscheinungen und Bildungen immer das Letzte; und wenn im Sonnensystem eine Entwicklung zu regelmäßigem Dasein in der Zeit stattgefunden habe, so müsse sie von den äußersten Grenzen angefangen und im goldenen Kern der Sonne aufgehört haben. Der Verf. apostrophirt dabei an die Meinung des großen Laplace, welche ganz dieselbe gewesen sei. Wir fürchten aber, daß er von dieser Instanz eine schlechte Replique erhalten werde; denn Laplace meint nur, daß die Sonnenatmosphäre sich anfangs über die Bahnen aller Planeten ausgedehnt und allmählich bis in ihre jetzigen Grenzen sich zurückgezogen habe, während die Planeten nach und nach an den Grenzen der Atmosphäre sich gebildet hätten. Das heißt aber doch wahrhaftig nichts Anderes, als die Sonne für die Mutter der Planeten ausgeben. Die Sonne nach dieser Ansicht für jünger halten als die Planeten, hieße ungefähr ebenso viel, als wenn ich die Mutter, die nach der Geburt zahlreicher Kinder zum kleinen Mütterchen eingeschrumpft ist, für jünger halten wollte als die Kinder, weil sie durch deren Absehung selbst erst zum eingetrockneten Mütterchen geworden ist. — Mit mehr Recht hätte sich Hr. Pfaff auf De Maillet (1755) berufen können, der wirklich die Erde für älter hielt als die Sonne.

Fast zu weit ausgesponnen ist der Gedanke, daß wol einmal alle Planeten einen „gemeinschaftlichen Frühling“ haben könnten, wenn alle miteinander in Conjunction träten. Interessant dagegen sind die „Neuesten Beobachtungen“, die auch in Richter's „Populärer Astronomie“ schön dargestellt und namentlich in d. Bl. schon besprochen worden sind. Den Schneepol des Mars hält der Verf. deswegen, weil er nach Herschel nicht in der Mitte des mechanischen oder wirklichen Pols ist, für entsprechend dem magnetischen Erdpol. Die Entscheidung der Frage, ob der Marstag nach Herschel's Beobachtung 24 Stunden 39 Minuten, oder nach der Berechnung der Berliner 24 Stunden 37 Minuten lang sei, überläßt der

Berf. der Nachwelt und stellt nur im Allgemeinen fest: Mars ist der Zwillingbruder der Erde; Umdrehung, Klima, Atmosphäre ist bei beiden ähnlich; aber Mars ist gegen uns verkehrt gestellt; sein Südpol gleicht, was Verteilung des Landes betrifft, unserm Nordpol, dort bei ihm am meisten Land, hier bei uns. Beide Hemisphären sind auch bei ihm verschieden gebildet. Sein Magnetismus scheint entschieden. — Recht glücklich ausgeführt ist die Schilderung der „Saturnringe“. Der Leser wird auf einen der Saturnringe selbst geführt und erblickt, wenn er auf der innern Fläche des Ringes wandelt, die Saturnkugel 140mal größer als wir den Mond, und dazu noch die sieben Saturnstrahlen und den übrigen Sternhimmel. Die Spalte zwischen beiden Ringen ist ungefähr so weit, als der Weg von Petersburg nach Konstantinopel. Tag und Nacht auf dem Ring dauern 15 Erdjahre. Der Ring ist ein vulkanisches Kind seines Planeten. Saturn ist nicht ganz in der Mitte seiner Ringe.

Die Abhandlung über Noah's Regenbogen führt eine Hypothese aus zur physischen Bestätigung des Glaubens der biblischen Mythe, welche Noah's Regenbogen als den ersten, der auf Erden gesehen worden sei, darzustellen scheint. Vor der Sündflut, d. h. vor der letzten Entwicklungsperiode unserer Erde, soll die Atmosphäre der Erde von der des Mondes noch nicht geschieden und in diesem Zustand chaotischer Vermischung zur Bildung eines Regenbogens unfähig gewesen sein. Der erste Regenbogen war also ein Zeichen vom Ende dieses stürmischen Entwicklungsprocesses, ein Bundeszeichen für den Bestand der Naturgesetze; denn so lange der Regenbogen Zeichen ist, werden die unveränderlichen Gesetze und Verhältnisse zwischen Luft und Wasser, Licht und Farbe, Wärme und Dunst und Schwere fortbestehen.

Große Hoffnungen für die Berechnung der Sternweiten knüpft der Verf. an die „nahen Kometen“, wie er die zwei Kometen nennt, welche aus der Zahl der wild herumgeschweifenden in unsern Thierkreis gleichsam eingefangen und der Hausordnung der Astronomen unterworfen worden sind. — Die Abhandlung über den Schalttag beginnt mit einem wunderlichen Plan zu einer Allgemeinen Schaltungszeitung, und schließt mit einer ziemlich klaren Darstellung der von Julius Cäsar und Papst Gregor XIII. vorgenommenen Kalenderverbesserungen. Ubrigens hat Cäsar den Schalttag nicht nach dem 28. Febr., wie der Verf. sagt, sondern zwischen den 23. und 24. Febr. eingeschoben lassen, und so gilt er noch im römischen Recht. — „Regenbogen und Kreuz im Krystall von Island“ ist eine Untersuchung über „die Ehe des Lichts mit den leblos lebenden Formen der Natur“. — Die „letzte Verklärung des Salvanismus“ bezieht sich auf Faraday's berühmte Entdeckung.

Es ist aus dieser kurzen Übersicht des Inhalts leicht zu sehen, daß Hr. Pfaff's Buch viel Interessantes bringt. Augenscheinlich sucht er seine goldenen Früchte auch in silbernen Schalen zu bringen und die mathematischen Schwierigkeiten mit leichter, gefälliger Rede abzuthun. Aber die Popularität, der Humor und die ganze Sprache, die

er führt, werden ihm sauer, und er thut nicht wohl, daß selbst aus Fontenelle's meisterhaften „Unterhaltungen über die pluralité des mondes“ Mehreres anführt und an blühende, belebte und galante Conversation des Fräuleins erinnert. — Der Verf. hat eine Vorliebe für das Geheimnißvolle und hat damit den Geschmack der meisten Leser getroffen. Auf welchem Planeten wird er jetzt die Lösung dieser Geheimnisse entgegenharren? Von wem die Recension seiner trefflichen Werke, auch dieses Buches erhalten? Dort wird Fontenelle ihm Unterricht geben in der Hofsprache der Mathematik; die Philosophen werden ihm seine Irrthümer von der Weisheit beistimmen; die Theologen werden ihn zurechtweisen darüber, daß er die Pasha der Juden ihr Erntefest nennt, das doch zu Pfingsten war; der Schatten des letzten Römers wird ihn anknurrend antreten, daß er dem Julius Cäsar schlechtere Kaisertritte gibt; aber der große Aristoteles, dem er so viel Albernheiten schuld gibt, wird vielleicht dem Astronomen von Erlangen freundlich die Hand zum Empfange strecken.

Torquato Tasso's befreites Jerusalem, überf. von L. Streckfuß. Zwei Bände. Zweite verbesserte Auflage. Leipzig, Brockhaus. 1835. Gr. 12. 2 Hfr.

Streckfuß's treffliche Übersetzung des Tasso ist nicht minder lohnwürdige Arbeit von Gries nach und nach viele Hände gelangt. Es fällt schwer, zwischen den beiden genannten Übersetzern des Tasso einen kritischen Unterschied im Werth zu finden; die Entscheidung wird mehr oder minder von individueller Gefühlswelt, vom Eindruck, kurz, von subjectiven Entscheidungsmoden abhängen, da die Wage des wirklichen Verdienstes zwischen beiden schwer zu stellen, oder mit kaum bemerkbarer Schwanke für den einen, bald für den andern Theil sich neigt. Es ist jedoch gewiß, daß keine andere europäische Sprache so inner, geschweige denn zweiter so trefflicher Übertragungen des klassischen Gedichts zu rühmen hat. Alles zusammengefaßt, für uns wenigstens, Gries' Übersetzung mehr als Hochlaut, die von Streckfuß mehr ernstes Bemühen, als zu vergeben, und mehr Heiterkeit in Ton und Färbung. Sie befriedigt sich mit dem Gefälligen, mit unserm Ideal, bei der Empfindung abfließt; Streckfuß ringt nach der Vollendung, die aus der Überzeugung vom erreichten Ziel, der Befriedigung entspringt, die die Frucht des Urtheils der Prüfung ist. Beide haben bedingt: Vollendetes gegeben; die Vollendung hat bei dem Ersten Geschmacksbefriedigung, dem Zweiten das Urtheil zur Grundlage.

Durch die Nothwendigkeit, eine zweite Ausgabe der ersten Übersetzung zu veranstalten, hat sich der Herausgeber gefunden, mit einer Uebersetzung bedacht. Die zweite Auflage hat nicht unerhebliche Verbesserungen erfahren, von Ausbesserungen wir den Leser hier nicht aufhalten mögen; der Dittaverim: Form ist oft eine veränderte Wortstellung, vollerer Reim schon eine wesentliche Verbesserung. Die Bedeutung des Sprachlichen ist durchweg wirksam zu erkennen. Wesentlichen, in der Vollständigkeit der Übertragung mit bei der ersten Ausgabe wenig zu wünschen, oder zu thun. Streckfuß macht mehr Gebrauch von den mannlichen Worten als Gries, und läßt sich den Wechsel zwischen solchen und Reimen und den flüßigsten weiblichen stets angeden. Sie gibt dem Ganzen seiner Übertragung eine Farbe von Frische, von Sicherheit und Macht, die wir bei Gries weniger vermessen; dagegen ist Gries unüberbittelt und leicht unüberbittelt in Natürlichkeit der Wortstellung,

und Hingewandtheit des Volkes, und im Ausdruck des Volkes. Man kann hier wie die religiösen Pantheen lieber bei den, der feineren das innige religiöse Gefühl des Volkes, und nicht minder glücklich zurückgelegt als sein Witterwerber. Die Unabwiesbarkeit zweier eben, geschmackvollen und begabten, in eine That des poetischen Werdens ist in der That, einfindend und lehrreiches Schauspiel.

Das Original gehalten, läßt Strochfuß mit größtem Wohlwollen selbst den geringsten Bestandtheil des Gedankens gegen als Gries, der sich hierin freies bewegt. Nichts weniger können wir doch auch bei ihm auf solche Auslassungen, die die Nothwendigkeit gebot. 3. B.:

O Mals, die zu schmerzhaften Reizen
Nicht können auf dem Hüften sich phänt
Du, aber, jenseits dieser Erde Grenzen
Mit einem Sterne gahnen Raum geschmückt u. f. w.

Insich dieser Erde Grenzen" gibt den Gedanken in „hast du denn nicht“ nicht vollständig und beinahe zu unbestimmt.

Wahrscheinlich, wenn ich Schmutz durchs Wahre wehe
Und außer Lust, als Deiner, mich ergebe.

In diesen beiden Versen wäre Jovierlet zu bessern: „durchs Wahre“ besser: „durch Wahrheit“.

Fadeno d'altri che de' tuoi diletta le carte —
Aber führt einen andern reinern Sinn mit sich, als die „andere Karte“ des Übersetzers auskommen läßt. In der folgenden Stroche II der künftige Einsatz: „So bezeichnen wir des Reines Rand“, in ein bloßes Bild:

Womit man hiers wohl dem kranken Rande
Des Reines Rand mit süßem Raß bestricht,
Haben gegangen. In Stroche IV ist „Sturmgeschmetter“ ein ungeschicktes Wort.

Was die zu sagen.
Bovon prophetisch legt die Seiten Klängen —
Aber, und streng genommen narichtig.

Des Heilands gutes Volk —
In Stroche V wäre besser durch „des Heilands frommes Volk“
In Stroche VI machen die Schlussverse:

Dann gab man, als erkämpft Lotosa war,
Dem Winter Raum und hart' auf's neue Jahr —
In ihrem männlichen Ausgange einen abeln Eindruck. „Man
dem Winter Raum“, anstatt: „man wies ihm“, ist auch
günstig.

So viel als Probe, wie eine italienische und englische Kritikerin konnte, wenn es aufs Adeln abgesehen wäre, und in der italienische Adeln etwas besser machte. Apoll's Hüfte
Aber solcher kritischen Untugend; er gönne uns vielmehr die
die, die wie an dieser tüchtigen, geschmackvollen, treuen und
hohen Übersetzung haben und so oft haben werden, als wir
wieder zur Hand nehmen. Die stets doch nur relative Voll-
kommenheit, zu der Menschenwerke überhaupt, also auch Übersetzungen
kommen sind, ist hier erreicht, und was daran fehlt, beweist
nur, wie viel hier schon erreicht ist. Eine dritte Auflage
ist allerdings noch selten und bessern. Doch, wenigstens wir
wünschten, so sind wir doch schon mit dieser zweif-
elhaftig zufrieden, als man mit einer Übersetzung nur immer sein
kann, wenn man das Original, wie wir, liebt. 21.

Mythosmus in den Vereinigten Staaten.

Ein französischer Gelehrter, welcher mit den Sitten, mit
Anschauung und dem Charakter der Nordamerikaner genau
ist, gibt von dem unter dieser Nation herrschenden My-
thos folgende Details. „Man führt“, sagt er, „überall
in den Vereinigten Staaten, wo die Sklaverei nicht üblich ist,
die unbeschäftigten Leute eine sehr strenge Aufsicht, und
solche Personen, die sich, ohne sich herunterzubringen, der

Unthätigkeit ergeben könnten. Man ist verwundert bis zu dem
Alter, wo es dem Menschen überlassen ist, sich in Ruhestand
zu versetzen, zur Arbeit angehalten. Die öffentliche Meinung
ist mit Absicht darauf gerichtet, Alles zu entfernen, was dem
Wohlstand, die Zerstreuung und Vergnügungsmittel beschneidet,
und namentlich in diejenigen Volksschichten, die von Natur zur
Arbeit bestimmt sind, eine gewisse Freude am Nichtstun ein-
führen könnte. In Unterstützung dieser Absicht der öffentlichen
Meinung haben sich unter verschiedenen Namen und Verhüllungen
neue religiöse und philanthropische Vereine gebildet. Diese haben,
gleich einer gewissenhaften Polizei oder Landwirthschaft, ein scharfes
Auge auf die Sonntagsbeschäftigungen besonders der arbeit-
thätigen Volksschichten und wirken rastlos auf Anstörung der Laster der
Spielucht und Arunkenheit hin. Mit einer unglaublichen Be-
harrlichkeit sieht man diese Societäten ihre Zwecke verfolgen,
und ihr Werk tritt nicht selten in einen wahrhaft puritanischen
Fanatismus aus.“ Folgendes Beispiel des Rigorismus dieses
Anstalts vieler:

Als John Quincy Adams Präsident war, ließ er in sei-
ner Wohnung ein Billard aufstellen. Dieses Vergnügungsmittel
bliebte sogleich seinen politischen Gegnern zu einer Waffe gegen
ihn; in solchem Verurtheil steht in diesem Lande Alles, was Spiel
heißt, wenigstens diese Karte oftmals mehr Strenge als Über-
zeugung sein mag. Man sprach von dem Billard des Präsi-
denten wie von einem Verbrechen und war so kleinlich, was
ter den gegen die Wiederwahlung desselben geltendgemachten
Punkten auch jenes Billard mit aufzuführen. Die damaligen
Oppositionsblätter stellten Adams, einen Mann von großer Einsicht
und nicht minder trefflichen Sitten, als einen Lehrer und
Verbreiter der Unthätigkeit dar, und das Alles bloß deswegen,
weil er ein Billard in seiner Wohnung hatte, und es war eine
der ersten Obliegenheiten des General Jackson, als er White-
house, die Amtswohnung seines Vorgängers, bezog, das unange-
nehme, das so allgemeine Mißbilligung erregt hatte, daraus
entfernen zu lassen. In jedem andern Staate würde man dies
seine Rigorismus als wahres Puritanerwesen, ja als Kleinlich-
keit und Heuchelei verachten; in Nordamerika aber ist man
gewohnt, in solchen Fällen unbedingt sich der öffentlichen Mei-
nung zu unterwerfen.“ Der Amerikaner ist, was die Arbeit
und die Ausdauer zur Arbeit betrifft, überaus jäher Natur; er
kann Jahre lang existiren, ohne nur ein einziges Mal das Be-
dürfniß nach Zerstreuung oder Erholung zu empfinden. Auch
an den Sonntagen, welche jedes andere Volk als Fest- und Ver-
gnügungstage betrachtet, liebt er mehr eine stille Sammlung.
Man kann mit Rechte von dem Nordamerikaner sagen, daß, in-
dem ihm die Natur eine ungeheure Fähigkeit zur Arbeit gab,
sie ihm den Sinn für den Lebensgenuss fast ganz entzog. Seine
ganzen Kräfte richten sich auf den Erwerb. Sein Genuss ist
ohne Freude; denn ihm mangelt alle diejenigen Eigenschaften,
welche den Genuss erst angenehm machen. Ein Tag angestreng-
ter Arbeit greift ihn physisch und geistig nicht so sehr an, als
eine Stunde von Dem, was er Vergnügen nennt. Wie bedeu-
tend, wie höchst schätzbar gerade für den Amerikaner diese Ein-
genüthigkeit des Charakters ist, liegt offen; allein ebenso ge-
wis ist es, daß eine solche nicht die vernünftige Stimmung einer
ganzen und ausgebreiteten Nation sein kann. Amerika wird
auch seine Lage des Genusses erleben. „Ohne dieses Arbeits-
fever“, sagt Chervaller, „ohne diese ewig spreizende Geistes-
richtung, ohne vor Zerstreuung und Gleichgültigkeit gegen das
selbe wären natürlich die Amerikaner auf dem ersten Schritt
des ungeheuren Weges der Civilisation, den sie zurückgelegt,
stehen geblieben. Ohne diese Betriebsamkeit wären sie vielleicht
noch nicht über die Appalachen gebirge vorgebrungen, anstatt die
unermesslichen, äppigen Regionen des Westens erschlossen, ausge-
trocknet, mit Straßen durchschnitten, mit Städten und Dörfern
bedeckt zu haben, wären sie wahrscheinlich noch immer auf den
sanftigen Sandstrich längs den Küsten des atlantischen Meeres
beschränkt.“

Bibliographie.

- Bähr, J. Ch. F., Geschichte der Römischen Literatur. Supplement-Band. Die christlich-römische Literatur. I. Abtheilung. Die christlichen Dichter und Geschichtsschreiber. — Auch u. d. T.: Die christlichen Dichter und Geschichtsschreiber Roms. Eine literarhistorische Uebersicht. Gr. 8. Karlsruhe, Müller. 21 Gr.
- Buchstein, L., Der Sagenhaas und die Sagenreise des Thüringerlandes. 2ter Theil. — Auch u. d. T.: Die Sagen aus Thüringens Frühzeit, von Ohrdruf und dem Inselberg. 8. Jülichhausen, Kesselring. 1 Thlr.
- Briefe von Deutschen aus Nord-Amerika, mit besonderer Beziehung auf die gelehrten Auswanderer-Gesellschaft vom Jahre 1834. Eine Schrift zur Belehrung über die wahren Verhältnisse der deutschen Einwanderer in den Vereinigten Staaten; nebst Berücksichtigung und auf Erfahrung gegründete Rathschläge. 8. Altenburg, Expedition des Ermiten. 1 Thlr. 6 Gr.
- Cooper, J. G., Streifereien durch die Schweiz. Nach dem Englischen von G. R. Hermann. In zwei Theilen. 1ter Theil. Gr. 12. Berlin, Dunder u. Humblot. Preis für beide Theile 8 Thlr.
- Disskuren. Für Wissenschaft und Kunst. Schriften in bunter Reihe, herausgegeben von Theodor Mundt. 1ter Band. Gr. 8. Berlin, Zeit u. Comp. 1 Thlr. 16 Gr.
- Erdmann, J. K., Versuch einer wissenschaftlichen Darstellung der Geschichte der neuern Philosophie. Isten Bandes 2te Abtheilung. — Auch u. d. T.: Malebranche, Spinoza und die Skeptiker und Mystiker des siebzehnten Jahrhunderts. Darstellung und Kritik ihrer Systeme. Gr. 8. Riga, Franzen. 1 Thlr. 18 Gr.
- Follet, A. v., Deutsche Nider. 2te vermehrte Auflage. 16. Schleusen, Gieser. 12 Gr.
- Jacobi, Historisch-pädagogische Reise u. s. w. II. Theil. Gr. 12. Nürnberg, Kiegel u. Wiefner. 1 Thlr. 12 Gr.
- Klee, F., Das Weltsystem, oder die Entstehung und Bewegung der Sonne, der Planeten, Monde und Kometen. Gr. 8. Mainz, Kirchheim, Schott u. Thielmann. 20 Gr.
- Krause's, K. Ch. F., handschriftlicher Nachlass. Herausgegeben von Freunden und Schülern Dasselben. 1ste Abtheilung, 1ste Reihe: Analytische Philosophie. I. Vorlesungen über die analytische Logik und die Encyclopädie der Philosophie. In einem Bande. — Auch u. d. T.: Die Lehre vom Erkennen und von der Erkenntnis, als erste Einleitung in die Wissenschaft. Vorlesungen für Gebildete aus allen Ständen. Verfasst von Karl Christian Friedrich Krause, herausgegeben von Hermann Karl von Leonhardi. Gr. 8. Göttingen, Dieterich. 3 Thlr.
- Kries, J., Vorlesungen über die Naturlehre für Frauenzimmer. 1ter Band. Mit 5 lithographirten Tafeln. Gr. 8. Leipzig, Dyl. 2 Thlr. 12 Gr.
- Laima, Taschenbuch auf das Jahr 1836. Herausgegeben von G. Neose junior. Gr. 12. Lissa. (Rohrungen, Rautenberg.) 1 Thlr. 12 Gr.
- Lennig, J., Die Weinproben. Komische mairger Vorkassenen. Mit 1 Abbildung. 8. Mainz, Kirchheim, Schott u. Thielmann. 6 Gr.
- Lewald, A., Drillinge gefunden im Nachlasse eines Trappisten. Gr. 12. Freiburg im Breisgau, Bohneneger. 12 Gr.
- Elchnowky, Kurfürst C. W., Geschichte des Hauses Habsburg. 1ter Theil, von den frühesten Nachrichten bis zu dem Tode König Rudolf des Ersten. Mit 4 Kupfertafeln. — Auch u. d. T.: Geschichte König Rudolfs des Ersten und seiner Thronen. Ersten 8. Wien, Schramburg u. Comp. Preis für den 1ten Band mit Prädication auf den letzten 6 Thlr. 16 Gr.
- Marc, G. G. F., Neue Untersuchungen über die Hüfte bei Scheintodten. Deutsch bearbeitet von G. Wegland. Mit 3 Kupfertafeln. Gr. 8. Leipzig, Müller. 1 Thlr. 12 Gr.
- Moore, Th., Das Paradies und die Peri. Aus dem Englischen überf. von L. Gerlach. Gr. 12. Dessau, Richter u. Sohn. 1835. 2 Gr.
- Ros, J., Zweite Entdeckungstreife nach den Gegenden des Nordpols 1829—1833. Aus dem Englischen von J. Graf v. der Erben. 1ter Theil. — Auch u. d. T.: Wissenschaftliche Entdeckungen und Ergebnisse von Captain Sir J. Ross unter Polar-Expedition. Aus dem Englischen. Mit Abbildungen und Tabellen. Gr. 8. Berlin, Reimer. 5 Thlr.
- Sagen, Märchen, u. s. w. aus Spanien. Herausgegeben von J. Frey. von Viebenfeld. 2ter Theil. — Auch u. d. T.: Scenen aus dem Leben Cassilens und Andalusens nach Lord Geeling von J. Frey. von Viebenfeld. 1tes Bändchen. — 4tes Bändchen. Auch u. d. T.: Scenen aus dem Leben Cassilens und Andalusens nach Lord Geeling, von J. Frey. von Viebenfeld. 2ter Theil. 8 Gr.
- Schönbach, D. J. F., Chronik des ehemaligen Klosters Reichenan, der ersten Pflanzschule süddeutscher Bildung, Wissenschaft und Kunst. Ein Beitrag zur schwäbischen Geschichte aus handschriftlichen Quellen. Mit 1 Ansicht der Insel Reichenau. 8. Freiburg im Breisgau, Bohneneger. 1 Thlr. 8 Gr.
- , Geschichte Hohentwiel's, der unbeweglichen im dreißigjährigen Kriege. Ein Beitrag zur Geschichte des aus urkundlichen Quellen. Mit 1 Ansicht. Gr. 12. Freiburg im Breisgau, Bohneneger. 1 Thlr.
- Schopenhauer, A., über den Willen in der Natur. Eine Erörterung der Befähigungen, welche die Philosophie des Verfassers, seit ihrem Auftreten, durch die empirischen Wissenschaften erhalten hat. Gr. 8. Frankfurt a. M., Schönbach. 12 Gr.
- von Strombeck, Darstellungen aus meinem Leben u. aus meiner Zeit. 1ter, 4ter Theil. — Auch u. d. T.: Darstellungen aus einer Reise durch Deutschland und Italien. Jahre 1835. 1ter, 2ter Theil. Gr. 8. Braunschweig, Vieweg. 3 Thlr. 18 Gr.
- Taschen-Bibliothek der Lustreisen in Deutschland, als Hand- und Land-Reisen von der Gründung der Buchdruckerei bis auf unsere Zeiten. Verfasst von mehreren Gelehrten und herausgegeben von J. F. Jäde. — Auch u. d. T.: Taschen-Bibliothek der Lustreisen in Deutschland. 1stes Bändchen, enthaltend die Reise von Berlin über Halberstadt und Quedlinburg durch die interessantesten Gegenden des Ober- und Unterharzes über Göttingen, Wünnen, Kassel, Marburg und Siegen zu Frankfurt a. M. Herausgegeben von Wolff. 16. Baden-Bade. 6 Gr.
- Taschenbuch für Theatriner, oder der Thee in naturlicher, culturlicher, mercantiler, medicinisch-blätrischer, luxuriöser Hinsicht. Nach Gerard. Herausgegeben von Marquis und für den deutschen Geschmack zugerichtet mit einer Abhandlung über den Paragay. oder Verba. ingleichen einem Auszuge von Siebold's Beschreibung des in Japan vermehrt und durch Abbildungen erläutert von W. Westphal. Mit 2 illum. u. 4 schwarzen Kupfern. Weimar, Voigt. 20 Gr.
- Ulenberg, G., Geschichte der lutherischen Reformation. Dr. Martin Luther's, Philipp Melancthon's, Matthias Musculus, Georg Major's und Andreas Osiander's dem Lateinischen von dem Übersetzer der Ulenberg'schen zwanzig Beweggründe. 1ter Band. — Auch u. d. T.: Martin Luther's Leben und Wirken von seiner Geburt bis seinem Tode. Gr. 8. Mainz, Kirchheim, Schott u. Thielmann. 2 Thlr.
- Wendt, A., über den gegenwärtigen Zustand der Wissenschaften in Deutschland und wie er geworden. Eine deutsche Schilderung. Gr. 12. Göttingen, Dieterich. 12 Gr.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch,

Nr. 230.

17. August 1836.

Hebel's sämtliche Werke. Mit dem Bild-
Hebel's. Acht Bände. Karlsruhe, Müller.
1832—1834. 8. 7 Thlr.

Johann Peter Hebel wird stets eine ausgezeichnete
in der deutschen Literatur einnehmen; er verdient
seiner poetischen Individualität willen, die nicht
kommen wird; er verdient sie besonders auch als
Sänger und Bildner einer neuen Gattung. Was
in der Dialektpoesie hier und da geleistet
ist, blieb entweder als kleiner Versuch vereinzelt und
sich in der Provinz, wo es entstanden war: so
treffliches Gedicht in niederschwäbischer Volkssprache
Alexandrinern auf den Tod des zu Stuttgart im J.
gehenkten Juden Süß Oppenheimer, das zur sel-
btschrift geworden ist; so gleichfalls niederschwä-
bische Gedichte des würtembergischen Pastors
er, die unsers Wissens auch nur als fliegende Blät-
ter und auch so nur theilweise, das Licht erblickt haben,
Hebel's „Gedichte in nürnbergischer Mundart“; oder es
ohne das nöthige innere, poetische Leben, sodaß es
wirkfam und in die Nationalliteratur eingreifend
ist; dahin rechnen wir die plattdeutschen Gedichte von
die, so merkwürdig sie in sprachlicher Hinsicht sein
doch im Ganzen das Publicum kalt gelassen ha-
ben für sich allein schwerlich ihrem berühmten Ver-
fasser großen Ruf begründet hätten. Die nieder-
schwäbischen Gedichte des Alterthums können nicht hier-
zu werden; ihre Sprache war, als sie entstanden,
das Dialekt, es war die Landessprache in der einen
des Vaterlandes und somit das Organ einer all-
gemeinen Denk- und Empfindungsweise so gut als seit
das Hochdeutsche, nicht der eigenthümliche
eines in einzelne Winkel vor der
gemeinerten Civilisation, welche die un-
vollständige Prosa mit in ihrem Gefolge hat,
betreten, dichterschen Stammesindivi-
dualität. Diese in den Dialekten schlummernde Poe-
sie, die Hebel in seinen herrlichen „Allemann-
sagen“ erweckt und sogleich zum vollendeten
ausgerufen hat, und dafür hauptsächlich ge-
währt die Ehre, die jedem Originaldichter erweisen
soll, der der Poesie ein neues Stück Boden ur-
macht hat. Auch sind neben vielen unglücklichen

Nachahmern glückliche Dichter in seine Fußstapfen getre-
ten; wir dürfen nur an Martin Usteri's vortreffliche
Dichtungen im neuen und besonders im ältern schwäbischen
Dialekt und Styl erinnern, welche von dem Verfasser
dieser Anzeige in diesen Blättern vor einigen Jahren aus-
führlich beurtheilt worden sind. Schwerlich ist der Kreis
dieser Gattung ganz abgeschlossen und wartet vielleicht
nur auf Talente, die innerhalb desselben noch ungehauene
Reime zu befruchten bestimmt sind. Hebel's Verdienst
als moderner Erzähler im Volkstone hängt mit seiner
Haupteigenschaft als Dialektdichter aufs genaueste zu-
sammen, und die „Erzählungen des rheinischen Haus-
freundes“ sind, wenn auch eine Stufe tiefer stehend, doch
nicht weniger Erzeugnisse der echten Kunst als seine
Gedichte. Auch was er sonst geschrieben hat, ist, wenn
es gleich mit der Zeit der Zeit verfallen wird, nicht un-
berührt von seiner poetischen Individualität geblieben; und so
sehen wir gern alle seine Werke hier zum ersten Male
vereinigt und versuchen es, sie, eines um das andere
näher zu beleuchten und einigermaßen zu charakterisiren.
Zuvor aber schenken wir dem „Leben Hebel's“, das schlicht,
aber ausführlich, wir wissen nicht von wem, jedenfalls
von einem vertrauten, in die Verhältnisse des Dichters
bis aufs Einzelne eingeweihten Freunde verfaßt und auf
83 Seiten erzählt ist, unsere Aufmerksamkeit und thei-
len den Lesern daraus kurz das Wesentlichste mit, da
man bisher über seine Lebensumstände öffentlich nur
Weniges erfahren hatte.

Der Vater des Dichters war Johann Jakob Hebel,
Schutzbürger und Webermeister zu Hausen, einem baden-
schen Dorfe, welches im Wiesenthale eine Stunde hinter
Schopfheim liegt und von Basel sechs Stunden entfernt
ist. Seine Mutter war Ursula, eine geborene Dittlin, die
Tochter eines Bürgers von Hausen. Der alte Hebel,
aus Simmern in der jenseitigen Pfalz gebürtig, war als
Bedienter mit einem schweizerischen Major Iselin in Flan-
dern, am Niederrhein, in Corsica gewesen und hatte sich
endlich zu Hausen am Herde seines Weibes gesetzt, die
bei einer baseler Familie in Diensten gestanden hatte,
bei welcher sie auch noch als Frau mit ihrem Gatten
den Sommer über um Tageslohn arbeitete, um durch
den Erwerb zu einem kleinen Grundbesitz zu gelangen.
Während eines solchen Aufenthaltes geschah es, daß Jo-

Hann Peter Hebel am 10. Mai 1760 zu Basel geboren und den 13. desselben Monats in der Kirche zu St.-Peter baselstb. getauft wurde. Als Hebel's Vater, ein rechtschaffener, frommer und gemüthvoller Mann, im 41. Lebensjahre zu Hausen starb, war Johann Peter erst ein Jahr und drei Monate alt; ein Schwesterchen von fünf Wochen folgte dem Vater noch in demselben Jahre. Hebel wurde nun von der Mutter, einer Frau von vorzüglichem Verstande und edelm Gemüthe, erzogen und ihm eine gewissenhafte und christliche Erziehung gegeben. Auch in Hebel erwachte frühzeitig ein frommer Geist. Als Knabe verfertigte er sich ein Kistchen, um die Puppen gesammelter Raupen darein zu legen; er füllte es mit Erde, machte jeder Puppe ein kleines Grab und setzte darüber ein Kreuz. Mit Milde und Ernst arbeitete an dem Knaben der brave Schulmeister von Hausen, Andreas Grether, über den sich Hebel oft mit Rührung und Achtung äußerte. Neben der Schule in Hausen besuchte dieser auch noch die lateinische Schule zu Schopfheim, wohin er Nachmittags wanderte; einige Sommer ward er auch in Basel unterrichtet, wohin die Mutter fortwährend zur Arbeit einkehrte. So lernte er das menschliche Leben bald im armen Dorfe, bald in der reichen Stadt kennen. Dort arbeitete er als Handlanger für das Eisenwerk, hier saß er bei einer vornehmen Familie zu Tische. Seine Wohlthäterin in Basel war die Gattin Iselin's. Von seiner Mutter schrieb Hebel noch im 60. Jahre: „Sie hat mich beten gelehrt, sie hat mich gelehrt an Gott glauben, auf Gott vertrauen, an seine Allgegenwart denken.“ Nach ihrem Tode wurden ihr Haus und ihre Grundstücke verkauft und Hebel erbt 2500 Reichsgulden. Schon vor ihrem Hinscheiden bei seinem Lehrer Obermüller in der Kost, blieb Hebel dort, bis er, der Theologie bestimmt, im Mai 1774 bald nach seiner Confirmation das Gymnasium illustre zu Karlsruhe bezog, wo Menschenfreunde den wenig Vermöglichen unterstützten. Im März 1778 wurde er mit einem ehrenvollen Zeugnisse nach der Universität Erlangen entlassen, wo er am 8. Mai inscribirt wurde, sich jedoch nicht durch angestrengten Fleiß auszeichnete. Doch bestand er die karlsruher Prüfung (1780) wohl und wurde als Candidat bei einem Pfarrer unweit Basel Hauslehrer. Von da kam er als Hülflehrer an das Pädagogium zu Lörrach (1783), wo er neuntheils Jahre mit reichem Segen wirkte, auch in der Stadt und Umgegend predigte. Unter die vertrauten Freunde, die er dort fand, gehörte der nachmalige Kirchenrath Hügig, mit dem Hebel bis an seinen Tod im vertrautesten Verhältnisse stand. Inzwischen blieb er lange von der Oberkirchenbehörde vernachlässigt.

Bis ins 31. Jahr meines Lebens wartete ich — schreibt er — vergeblich auf Amt und Versorgung. Alle meine Jugendgenossen waren versorgt, nur ich nicht. Ich stand noch da, wie der Prophet Jesajas sagt, „gleich einem Baume oben auf einem Berge, und einem Panier oben auf einem Hügel“.

Endlich wurde er an das Gymnasium nach Karlsruhe berufen (1791) und an der obersten und zweitobersten Classe mit dem Titel als Subdiakonus angestellt, und

hatte in den alten Sprachen und Mealen Unterricht erhalten. Bald war er als ein vortrefflicher Lehrer erkannt und fand auch auf der Kanzel großen Erfolg. Der Consistorialpräsident Friedrich Brauer war sein Freund und beförderte ihn 1798 zur Professur der Dogmatik und hebräischen Sprache. Sein Unterricht war erweckend, und in dem Religionsunterrichte arbeitete er der Zweifelsucht und dem Unglauben entgegen. Neben diesen und andern Geschäften widmete Hebel mit Erfolg dem Studium der Naturgeschichte, das ihn die mineralogische Gesellschaft zu Jena zum Ehrenmitgliede und die der Ägide und Schweizer Schwabens 1802 zum correspondirenden Mitgliede ernannten.

Um diese Zeit aber fing sein Ruhm an von andern Seiten zu leuchten. Hebel, so glücklich in Karlsruhe war, vermied doch immer die Jugend jene herrliche Gegend, die sich oben von den hohen Fluren bei Basel zwischen dem Rhein und Schopfheim bis zu den lieblichen und segensreichen Thälern bei Mühldorf und Badentwiler erstreckt, er dem Volk, unter dem er geboren war. Die Gegend, ausgezeichnet durch einen aufgeweckten Geist, ein tiefführendes und frommes Gemüth, durch ihren Berufe, Sitteneinfalt und heitern Sinn, seinem Herzen sehr werth. Wiederholte Ferienreisen hin belebten die alten Gefühle immer neu; Er näherte die Bilder der vergangenen Zeit. Alle seine Erinnerungen wurden zur Poesie. So entstanden seine allemanischen Gedichte (1801, 1802) hatte, wie Hebel selbst äußerte, das Heimathliche Schüchtern trat er 1803 mit 32 solcher Gedichte (Heimath, bei Macklot) auf Subscription hervor. Der Druck, den sie machten, war außerordentlich. In der Gegend, wo ihre Scene war, wurden sie mit Aufsehen aufgenommen und ihr Reiz alterte nicht. Die Liebe des Volkes bestätigte bald das Urtheil der Richter, zuerst J. G. Jacobi's, dann Jean Paul's gründlichsten Goethe's („Genaische L. 3.“). Im Jahre 1806 erschien bereits die dritte Auflage, 1808 beide unvermehrt, aber verbessert. Jacobi übertrug ganz mit Hebel's Billigung, einige der alten Gedichte ins Hochdeutsche, und zu Bremen erschienen 1808 eine Uebersetzung sämmtlicher Gedichte ungenannt. Der berühmte Naturforscher L. Smolin gab einem neuentdeckten Pflanzengattung Namen Hebellia und einer Untergattung den Namen lemannica. Die Natur, deren Freund und Beschützer er war, sollte noch über seinem Grabe einen Denkmal seines Namens neu hervorbringen. Es wurde auch die Anerkennung seiner Verdienste von Staats. Karl Friedrich ertheilte ihm (12. Dec.) den Titel Kirchenrath, und 1808 (1. Febr.) zum Director des Lycæums (vorher Gymnasium) wodurch sich sein Unterricht jetzt hauptsächlich auf die oberste Classe erstreckte und auch über Naturgeschichte verbreitete, dagegen die Dogmatik

ist wegfel. Mit 1809 wurde er auch Mitglied der kaiserlichen Kirchen- und Prüfungscommission.

Bei so vielen Berufsgeschäften verließ ihn jedoch sein Gerechtigkeit nicht; in der „Zeit“ und andern Zeitschriften kamen von Zeit zu Zeit allernachste Bedichte, die er als „Nachtrich“ bezeichnet. Seinen „Abendstern“ legte er selbst (schon 1804) frei ins Hochdeutsche, dichtete in dieser Schriftsprache Mehreres, namentlich Räthsel, Charaden und Logogryphe. Aus einem prosaischen Geschäfte entwickelte sich bei ihm neue Poesie. Dem J. 1807 übernahm nämlich Hebel die ganze Herausgabe des badischen Landkalenders, der seit 1808, und vermehrt und mit Holzschnitten versehen, unter ansehnlich gewordenen Titel des „Rheinländischen Freundes“ erschien. Göthe bestellte diesen Kalender, und jährlich wurden davon 30 bis 40,000 Exemplare abgesetzt, wovon einige sogar bis nach Amerika gingen. Sammtliche Aufsätze dieses Kalenders erschienen bei Hebel gesammelt im „Schatzkästlein“ 1811. Die in dem „Freund“ scherzweise erwähnten „Adjunkt“ und „Wiegerrutter“ sind jenes der nachmalige württembergische Legationsrath v. Kölle und die berühmte Händlerin. Was Hebel sonst 1803—1811 ausarbeitete, ist in einzelne Aufsätze theologischen Inhalts. Sein durchs Oberland bereiste er von Zeit zu Zeit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Französische Journalistik.

„Revue britannique.“ Aprilheft. „Don Carlos en Espagne“, ein sehr zeitgemäßer Aufsatz, berichtet manches Interessante über den Präbidenten, über Zumalacarrregui, die beiden Mars, Merino, El Pastor, den Baron de los Rios, über Gebirgskrieg und den Geist, der in beiden Armeen herrscht. Die kräftigste Stütze findet Don Carlos in den Fanblenden, in Klerus und dem niederen Adel; er besitzt persönlichen Muth und ist ein rechtlicher Mann, allein seine Geistesfähigkeiten sind schwach. Außer Santos-Adron und Armentia befanden sich spanische Generale in seinem Heere, als Zumalacarrregui die alte verfallene Wohnung mit 200 Pfd. Sterl. in der Hauptstadt verließ; damit brachte er Biscaya und Navarra in Aufstand. Zumalacarrregui ist der einzige wahrhaft große Charakter, welchen Spanien in der neuern Zeit hervorgebracht, in concentrirten sich alle Tugenden, Fehler und Leidenschaften spanischen Rationalität mit einer furchtbaren Stärke. Mit Kühnheit, welche an die Heldenthaten des Sid und der römischen Helden erinnert, verband er jene Überlegenheit moralischer Kraft, welcher sich alle, die ihm nahe kamen, beugten. Er ist ein Guerillasführer, klein von Gestalt, gewandt in militärischen Übungen; er war Pfarrer in einem Dorfe. Ein Göttergott erinnert an seinen frühern Stand: ein langer Bart hängt an seinem schwarzen Priesterrock herab. Im Feld führt er eine ungeheure Donnerbüchse, welche stets mit Pulver und Schrot geladen ist; der Durchmesser der Mündung ist gewöhnlich größer als die Schwanzgabel. Diese tragbare Waffe würde den Arm des Schützen zerschmettern, wenn er zur Beseitigung den Kolben unter den Arm nähme. Eines Tages schickten die Christinos den Obristen Moros, einen als Guerillero von aristokratischer Stärke, gegen Merino aus; kaum waren sich beide Gegner mit dem Blicke gemessen, so streckte Merino die Donnerbüchse den Obersten todt zur Erde nieder. Merino ist ein sehr nachträgliches Leben, aber er hat ein festeres, graudunkel, unersöhnliches Gemüth; alle Gefangene werden ohne

Marmbergigkeit niedergeschossen. Jaurguil ist der gefürchtetste Anführer in dem Heere der Christinos, er ist unter dem Namen El Pastor hinlänglich bekannt. Gordova, der Obergeneral des kaiserlichen Heeres, flößt wenig Vertrauen ein. Unter Jaurguil und organisirte er auf Veranlassung des Königs einen militärischen Aufstand gegen die Constitution; da er mißlang, rief Jaurguil vom Balcon seines Palastes herab: „Auf sie, auf sie, stößt die Rebellen nieder“, und Gordova ließ die Truppen zusammenhauen, die er selbst zur Reuterei ausgewiegt hatte. Die Generale Bedoya und Triarte sind der Dreyes und Pylades des kaiserlichen Heeres. Don Ramon Gomez Bedoya ist jetzt 88 Jahre alt, er gilt für den schärfsten Mann der Armee. — „Les chemins de fer en Angleterre et aux Etats-Unis.“ Erst seit dem Ende des 18. Jahrhunderts hat man in England den Straßen- und Kanalbau mit Thätigkeit betrieben; seit 1810 werden locomotive Dampfmaschinen angewendet. Die Länge sämmtlicher Eisenbahnen in den drei Reichen beträgt 340 engl. Meilen oder 113 Meilen; in den Vereinigten Staaten beläuft sie sich auf 352 Meilen, und außerdem sind noch 228 Meilen in der Arbeit, so daß die Eisenbahnen in Nordamerika zusammen genommen in kurzer Zeit eine Strecke von beinahe 600 Meilen ausmachen werden. Eine äußerst wichtige Unternehmung ist von einer Gesellschaft Capitalisten vorgeschlagen worden, es soll nämlich eine Eisenbahn von Cincinnati nach Charlestown gebaut werden, diese kolossale Eisenbahn würde über 600 engl. Meilen lang werden; die Baukosten sind auf 7,000,000 Dollars veranschlagt worden. Es werden gegenwärtig zum Transport der Waaren von Cincinnati nach Charlestown acht Tage erforderlich; wenn das erwähnte Project durchgeht, so würden dazu nicht mehr als 60 Stunden nöthig sein. — Periodische Presse in Schottland. Im J. 1831 zählten die drei vereinigten Reiche nicht über 274 Journale; 1835 zählten sie 354, 1831 kamen in England 179 Journale heraus (jetzt 212), in Irland 54 (jetzt 75), und Schottland, welches nicht viel über zwei Millionen Einwohner zählt, besitzt 48 Journale. Unter den 170 Journalen, welche in den Grafschaften herauskommen, sind 66 torystische, 104 liberale; in Irland 88 torystische, 37 liberale; in Schottland 21 torystische, 27 liberale. Die Journale der Hauptstadt sind: „The Edinburgh evening courier“, „Caledonian Mercury“, „Edinb. advertiser“, „Edinb. observer“, „Edinb. weekly journal“, „The constitution“, „The scotsman“, „Edinb. weekly chronicle“, „Edinb. evening post“, „Edinb. patriot“. Der „Courier“ und „Mercury“ reden den aristokratischen Interessen das Wort. Der „Advertiser“ ist das fanatischste aller schottischen Torystblätter. Der liberale „Observer“ hat weniger Abonnenten, aber dennoch mehr Leser. Das „Weekly journal“ gehört zur sogenannten Conservativpartei und spricht zu den Pächtern und Kleinrenten Gutsbesitzern. Der „Scotsman“ ist das Lieblingsblatt der Mittelklassen und ist whig-radical, oder vielmehr radical-whig. Das älteste Sonntagsblatt ist das „Edinb. weekly chronicle“, jetzt ziemlich gesunken. Glasgow ist bekanntlich die bevölkerteste Stadt in Schottland, sie zählt 150,000 Einwohner (Edinburg 120,000). Die Bevölkerung zeichnet sich durch Thätigkeit, Berstand und Unternehmungsgestalt aus. Alles klebt, Kaufleute, Bedienten, Fabrikherren und Arbeiter, es kommen dabelst zehn Journale heraus. Außerdem hat Edinburg neun, und Glasgow drei literarische Zeitschriften. In Glasgow liest man jährlich 875 aristokratische Reviews (nämlich Exemplare), 744 liberale und 725 wissenschaftliche und theologische Zeitschriften.

„Revue retrospective.“ „Rapport sur les femmes galantes de Paris 1759—62.“ Wir haben in einem spätern Berichte den ersten Theil dieses Aufsatzes besprochen, können also ohne vorläufige Einleitung fortfahren. Es erscheint zuerst eine Namfell Dubois, für deren Erziehung, wie es heißt, die Eltern nichts vernachlässigt haben; mit welchem Erfolge, wird sich zeigen. Der Herzog von Grosnef, um die Eltern zu untergehen, besucht sie alle Morgen, als garçon limonadier vor

Arbeits, und bringt ihr Schokolade. Als er dies Metier müde war, geht sie in die Arme des Marquis de Biskren über, denn haben wir sie beim Grafen Carfalle, der mit ihr in fünf Monaten nicht weniger als 1200 Louis'or durchbringt. Da sie merkt, daß er seine Ausgaben einschränken will, wird das Herz nach Fr. De Bougny, mousquetaire gris, angesprochen, von dem sie bedeutende Summen bezieht; nun wird der Graf Carfalle wieder der gemessener und nun hat sie alle Weiber. Welch ein Leben! welche Eliten! Ist es denn ein Wunder, wenn das Volk in der Revolution so strenge Rechnung mit den Sybariten gehalten hat? Der ganze Kuffag ist eine Serie ähnlicher Portraits; da ist eine Tänzerin, Ramsell Roze, deren Mutter hat, wie es heißt, „l'inspection des menus-plaisirs de sa fille“; ein rävrend-père Fabre, Abt am Kloster des Grand-Angustins, welcher als Supplier des Marquis Vertais öffentlich anerkannt ist u. s. w.

„Chronique de Paris.“ Dies Journal war unter der Leitung B. Daudet's eines der schlechtesten, und gegenwärtig ist es die beste kritische französische Zeitschrift. Es hat Planché und einige andere minder bekannte literarische Rezensionen; wir haben unterhaltende Romane von Volzge und Raimond Bruder gefunden. Das Blatt erscheint wöchentlich gewöhnlich in Lieferungen von zwei starken Bogen. Die vor uns liegende vom 19. Mai gibt uns Gelegenheit, einige politische und literarische Angelegenheiten zu besprechen. Hr. Thiers ist wegen der öffentlichen Bauten im Ministerium kürzlich in der Kammer aufs heftigste angegriffen worden: „M. Thiers n'est libéré des travaux publics, et c'est un succès“, soll sich ein gewisser Diplomat geäußert haben; es war sogar die Rede von einer Auflösung des Ministeriums; da aber Montalivet bleibt, selbst nach Dem, was in der Kammer vorgefallen ist, so bleiben die Sachen, wie sie sind. Talleyrand besucht häufig den König, seitdem sein Schilling, Hr. Thiers, bedroht ist. Um diesen zu trösten, soll der Fürst zu ihm gesagt haben: „Savez-vous bien que j'ai été l'homme le plus moralement discrédité qui existait depuis quarante ans, et j'ai été toujours tout puissant dans le pouvoir ou à la veille d'y entrer.“ Ein anderer Protector des Hrn. Thiers ist Hr. Deçages. Außer dem Kampfe zwischen Thiers und Guizot ist völliger Stillstand in der Politik. Die literarischen Neugierigen gehören dem Theater an: „Une Saint-Barthélemy“ ist eine Parodie auf die „Huguenots“ von Meyerbeer im Théâtre des variétés, und „L'homme des recherches“ ein Melodrama im Théâtre de la Gaîté, in welchem ein Bär die Hauptrolle spielt.

„Revue du midi.“ Aprilheft. Diese Zeitschrift erscheint zu Toulouse. Was die Provinzialjournale besonders auszeichnet, ist eine gewisse Unschuld. Da wird die Literatur noch recht aus voller Herzenslust getrieben. Da weinen die Dichter noch wahre Thränen; der Dichter soll aber nicht weinen, ebenso wenig wie der Komödiant. Toulouse ist eine der französischen Städte, wo man den lebendigsten Sinn für poetische Interessen hat, welcher besonders durch die Académie des Jeux Floraux gewahrt wird. Die „Revue du midi“ räumt noch nach altem Provinzialgebrauch den Besen die erste Stelle ein; das angezeigte Heft beginnt mit Stangen, die die Überschrift: „Le bonheur“, führen. „Où donc est le bonheur?“ fragt der Dichter, Fr. Gabaret; er antwortet nach langen Umschweifen:

Le bonheur pour tous est un profond mystère,
Une énigme, qu'un jour Dieu jeta sur la terre
Et dont nul homme encore n'a deviné le sens.

Das erinnert an den Schulmeister Beck in Frankfurt, der seine Schülinder fragt: wie hoch ist der Berg Sinai? und sie nach der Reihe abträgt, bis ein Junge antwortet: das weiß man nicht, und Beck lobend wiederholt: das weiß man nicht. — „Considérations sur l'histoire politique et financière de l'ancienne province de Languedoc“, ein gehaltvoller Kuffag, der die finanziellen und administrativen Verhältnisse der Provinz unter der römischen Herrschaft beleuchtet; wir bedauern, daß der beschränkte Raum uns nicht gestattet, ihn vollständig zu analysieren.

Ebenso müssen wir uns auf die bloße Angabe wunderbaren Artfells, überschreiben: „Jacob Boehme, philosophe toulousain“, einschränken, dessen Tendenz sich zur Zeit kundgibt. Die Bes. beider Kuffäge berufen sich auf deutsche Quellen.

„Revue de Lyon.“ „Le verre d'eau, chronique nationale“, eigentlich eine historische Incubator. Sebastian Mercati, Mundschneid des Dauphin, Sohn Franz I., dem jungen Prinzen, der sehr erkrankt vom Beispiel war, was frisches Wasser. Der Prinz zog sich durch die Unachtsamkeit eine Fungentzündung zu, an welcher er bald nachher starb. Montcauill wurde gefoltert und gezwungen, er war beschuldigt, dem Dauphin vergiftet zu haben. Die Biertei seines Zeichens wurden an die vier Thore von Lyon geschlagen und sein Kopf auf einer Lanze auf der Rhodaner Brücke gestellt. Cobann kommen ein paar Schiffe, in Samaritaner's Weise: Adama, Engelstörche, Kinnhöcker; das Nachharnervolk kann einem den Himmel zeigen. Cobann werden hundert Schriften angezeigt, unter denen „Daria“, von der Baronin du Saulx. Daria ist eine interessante junge Person, welche ihrem Bräutigam den Streich spielt, in der Brautnacht in seinen Armen zu scheiden, und zwar schon wieder an einer Fungentzündung. Auch finden wir ein Gedicht auf die Kirche von Lyon beige. Diese wunderschöne Kirche wurde im J. 1511 angefaßt; sie ist das schönste Denkmal gotischer Baukunst in Frankreich. Auch die Homopathen haben sich in Lyon einzeln eingeschlagen sich dazwischen, nämlich sturisch gesprochen, mit den Homopathen herum.

Neue politische pariser Blätter sind: „La paix“, „Le Moniteur du commerce“, und „Le journal général de France“. Letzteres Blatt ist in einem ziemlich gelinden satirischen Sinne geschrieben; es ist um ein Bedeutendes kleiner, die übrigen politischen Tagesblätter, der Druck weit größer, das Geuilleton weit kleiner; die meisten literarischen werden aus andern Blättern entlehnt, und da auch die Redactoren nicht bezahlt werden, so läßt sich erklären, weshalb das Blatt jährlich nur 48 Francs kostet, während die politischen Blätter 80 Francs jährlich kosten.

N o t i z.

Der berühmte englische Gelehrte Sir Francis wurde von seinen Zeitgenossen für ein Stück von Zauberkünsten, und noch leben Überlieferungen seiner übernatürlichen Kräfte im Volk. Als die Armada im August war, lag ganz gewöhnlich in einem Biergarten in Plymouth das Gespöhl, erschreckt auch nicht, als man ihm hinterbrachte, feindliche Flotte stehe im Begriff, in den Hafen einzuliegen. Er erbot seine Partie, ließ sich einen tüchtigen Dolmetscher und ein Beil geben, spaltete jenen damit in dünne Scheiben, schwebte diese ins Meer, murmelte Zaubersprüche drüber, und veranlaßte dadurch die Späne zu Feuerzischen, welche die Armada vernichten halfen. Dem Mangel an trübem Wasser in Plymouth half er auf eine einfache Weise ab: er ritz gut Gluck ins Beile hinein, bis er an eine Quelle kam, ergießig floss, sprach seinen Zaubersprüche, spornete sein Beil, dessen raschem Geloop die Quelle ebenso rasch folgte, und sie in der Stadt still hielten.

Als der alte Krieger sieben Jahre auswärts und verloren war, hielt seine Frau ihn für todt und wollte sich neu verheirathen. Ihre Wahl war getroffen, der Hochzeitsgast herangekommen, so das Brautpaar stand schon in der Kirche, als Sir Francis, der sich jetzt bei den Antipoden befand, seinen dienstbaren Geistern das Geschehene und zu Weisung ersuchte. Er lud eine Donnerbüchse, feuerte eine Scherbe ab, wobei die Zaubersprüche nicht gespart wurden, und in die Kirche dicht vor dem Brautpaar niederfielen. Braut merkte auch gleich, daß ihr Mann sein Leben bei sich brachte und gab die zweite Heirath auf.

Donnerstag,

Nr. 231.

18. August 1836.

J. V. Hebel's sämtliche Werke. Acht Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 228.)

Unter Karl Friedrich's Enkel Karl (seit 1814) wurde Hebel ein Theil seiner Geschäfte abgenommen. Es war Zeit.

Den ganzen Tag auf dem Kaffeeberg sitzen — schrieb er einmal an seinen Freund Dittig. — sei jetzt noch ein Feiertagsleben für ihn, ein Ostermontagsfestklein; aber auf der Kanakstube hat er nichts schreiben, Arzen durchgehen, examinieren, castigieren, das heißt so viel als: ich sterbe täglich. Fast alle Freuden seien ihm aus den Geschäften entflohen, viele sogar aus dem Leben.

Hebel trat nun von seinem Schulamt allmählig ab und wurde als Ministerialrath Mitglied der obersten Kirchen- und Schulbehörde, wodurch freilich der in dem angeführten Schreiben erwähnte Uebelstand nicht gehoben und sein Dichtergeist nicht ermuntert wurde. Eine Verdrüsslichkeit bestimmte ihn mit dem J. 1816 sich von dem „Rheinländischen Hausfreunde“ zurückzuziehen; er wandte seine Thätigkeit Arbeiten zu, die mit seinem Berufe in Verbindung standen, übernahm eine neue Bearbeitung der „biblischen Geschichten“ für Badens evangelische Schulen (1818). Inzwischen verbreitete sich sein Dichterruhm im großen Vaterlande immer weiter. Scheffner in Königsberg unternahm, begeistert von den allemannischen Liedern, als 75jähriger Greis, eine hochdeutsche Übersetzung derselben; die berliner Gesellschaft für deutsche Sprache ernannte ihn zu ihrem ordentlichen Mitgliede (3. Febr. 1818). Ja, einige seiner Gedichte wurden sogar in die russische Sprache übersetzt.

Unter der Regierung des Großherzogs Ludwig von Baden wurde Hebel (1819) als Prälat an die Spitze der evangelischen Geistlichkeit gestellt und erschien in dieser Eigenschaft auch auf den Landtagen 1819 und 1820, 1822 und 1825. Seine poetische Thätigkeit schrumpfte in dieser Zeit in Charaden und Räthsel zusammen, während seine „Allemannischen Gedichte“ in Hochdeutschland in zwei Übersetzungen (von Fr. Starbke, Leipzig 1821, und Adrian, Stuttgart 1824) fortwucherten. Hebel war in den letzten Jahren seines Lebens ganz mit Arbeiten für die Kirche beschäftigt. Merkwürdig ist es, daß Hebel's Weibgang für eine Landpfarre wie in seiner Brust erstarb. 1829 noch schrieb er, eine solche Ansicht im Auge, eine Antrittsrede vor einer Landge-

meinde, worin mehr in dieser Beziehung merkwürdige Äußerungen vorkommen.*) Er sagt unter Anderm:

An einem friedlichen Landorte unter redlichen Menschen als Pfarrer zu leben und zu sterben, war Alles, was ich wünschte, was ich bis auf diese Stunde in den heitersten und in den trübsten Augenblicken meines Lebens gewünscht habe.

In solcher Gemüthsstimmung trat Hebel in das Jahr 1826. Mit erschütterter Gesundheit trat er seine Amtsfahrt zur Prüfung des manheimer Lyceums im September dieses Jahres an und kündigte sich bei einem Manne, den er sehr schätzte, dem alternirenden Director des manheimer Lyceums, Hofrath Müllin, als Patient zu Besuche an. Nach vollbrachter Prüfung wurde eine Rheinfahrt zu seiner Ehre veranstaltet; unter den Begleitern befand sich ein Mann, der seit Hebel's letztem Besuche Wittwer geworden war.

Wenn wir alt werden — mit diesen Worten begleitete Hebel seine Theilnahmebezeugung — wandeln wir auf einem großen Kirchhof. Glauben Sie mir, ich fühle das.

Auf der Rückfahrt in der Nacht bemerkte er:

Es kommt mir vor, als ob wir auf dem Styr führen, und jene Fußgänger dort Schatten wären, die zu uns einklinken möchten, aber vom Charon nicht zugelassen würden.

Die Erfüllung folgte diesen Ahnungen auf dem Fuße; denn auf dem Wege nach Heidelberg nahm sein Leiden in Schwelgingen überhand: es stellten sich Schmerzen im Unterleibe ein, nicht die Freundlichkeit, aber die Feindschaft verließ ihn, und er einschlummerte am 22. Sept. Morgens 4 Uhr im genannten Orte. Eine unheilbare Mißbildung der Eingeweide war im 66. Lebensjahre die Ursache seines Todes geworden. Seinen Sarg schmückte der Lorbeerkrantz und das Commandeurekreuz des sächsischen Löwen. Er liegt auf dem Kirchhofe zu Schwelgingen begraben. Hebel war nie verheirathet.

Wir wenden uns nun von Hebel's Leben zu seinen Gedichten. Die beiden ersten Bände enthalten sein dankschuldigstes Werk: die „Allemannischen Gedichte.“ Der laute Ruf der Verwunderung, mit welchem diese Lieder von den ersten Dichtern Deutschlands bei ihrer Erscheinung begrüßt wurden, ist längst verklungen; aber die Gedichte selbst bleiben eine Lieblingslectura des deutschen Volkes, und jene Urtheile, in der Überraschung

*) Sie findet sich abgedruckt im 6. Bd., S. 236 fg.

des ersten Eindruckes niedergeschrieben, hatten noch immer die Probe aus. Johann George Jacobi (im „Freiburger Intelligenzblatt“ vom 23. Febr. 1803) sagte, daß jedes dieser Gedichte etwas Eigenthümliches habe, daß in jedem der wohlthätige Geist des Verfassers wehe. Er bekannte, daß er kaum den Eindruck wiedergeben vermöge, den sie auf ihn gemacht hätten, und pries sie als eine ausgezeichnete Erscheinung, besonders in einer Zeit, in der sonst so viel Alltägliches und Erkünsteltes zum Vorschein komme; er machte darauf aufmerksam, wie Hebel mit eignen Augen gesehen, mit eigner Herzen empfunden, wie er das Gesehene und Empfundene treu dargestellt, sich ganz in den Bürger und Landmann hineingedacht, seine süßesten Jugenderinnerungen ausgesprochen, keine geschaffene, sondern ungerufenen Bilder gibt, mit seiner Phantasie jeden Baum und Felsen belebt, den Zeiten Gestalt und Rede verleiht und am Himmel und auf Erden überall seines Gleichen findet. Und Jean Paul schrieb im Nov. 1803 in der „Zeitung für die elegante Welt“: „Unser allemannischer Dichter hat für alles Leben und alles Sein das offene Herz, die offenen Arme der Liebe, und jeder Stern und jede Blume wohnt ihm ein Mensch. Durch alle seine Gedichte greift dieses schöne Zeugniss der Natur, deren allegorischende Personification er oft bis zur Kühnheit der Raute steigert. Er ist naiv, er ist von alter Kunst und neuer Zeit gebildet; er ist meistens christlich-elegisch, zuweilen romantisch-schauerlich. Das Abendroth einer schönen friedlichen Seele liegt auf allen Höhen, die er aufsteigen läßt; poetische Blumen ersezt er durch die Blumengöttin selber, durch die Poesie. Das Schweizeralpenhorn der jugendlichen Sehnsucht und Freude hat er am Munde, in dem er mit der andern Hand auf das Abendblühen der hohen Gletscher zeigt und zu beten anfängt, wenn auf den Bergen die Berglocken schon herabrufen.“ (S. Lebensbeschreibung, S. xxx fg.)

Ausführlicher und klarer, wiewol vielleicht einseitiger, sprach sich zwei Jahre später Goethe in der „Jenaischen Literaturzeitung“ in einer vor uns liegenden Recension der „Allemannischen Gedichte“ über ihren Sänger aus. Nachdem er anerkannt, daß der Verf. im Begriffe sei, sich einen eignen Platz auf dem deutschen Parnass zu erwerben, macht er darauf aufmerksam, daß sein Talent sich gegen zwei entgegengesetzte Seiten neigt. „An der einen beobachtet er mit feilschem frohem Blicke die Gegenstände der Natur, die in einem festen Dasein, Wachsthum und Bewegung ihr Leben aussprechen, und die wir gewöhnlich leblos zu nennen pflegen; und nähert sich der beschreibenden Poesie; doch weiß er durch glückliche Personificationen seine Darstellungen auf eine höhere Stufe der Kunst herauszuheben. An der andern Seite neigt er sich zum Stillschwebenden und zum Allegorischen; aber auch hier kommt ihm seine Personification zu Hülfe, und wie er dort für seine Körper einen Geist fand, so findet er hier für seine Geister einen Körper.“ „Wenn antike Dichter das sogenannte Leblose durch ideale Figuren beleben, und höhere, göttergleiche Naturen, als Nymphen, Dryaden und Pama-

dryaden, an die Stelle der Felsen, Ansen, Bäume setzen, so verwandelt der Verf. diese Naturgegenstände zu Leblosen und verbessert auf die naivste, anmutigste Weise, durchaus das Universum.“ Wenden wir von der Erde unser Auge an den Himmel, so finden wir die glühenden leuchtenden Körper auch als gute, wohlthätige, lebendige Landfrucht. Die Sonne ruht hinter ihren Jenseitsberg, der Mond, ihr Mann, kommt forschend herauf, ob es wol schon zur Ruhe sei, daß er noch eins trinken könne. Ihr Sohn, der Morgenstern, steht früher auf als die Mutter, um sein Liebchen aufzusuchen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Universal-Lexikon der Tonkunst. Unter Mitwirkung der Herren Zint, Großheim, Heinroth, Marx, Naue, G. Nauenburg, Ludwig Reiskind, Ritter von Seyfried, Waber u. v. A., redigirt von G. Schilling. Erster bis dritter Band. Erst bis vierte Lieferung. Stuttgart, Klopfer. Gr. 8. Jeder Band im Subscriptionspreis 2 Rthl. 12 Gr.

Da die Leser eines Kunstlexikons im Ganzen genommen sich in zwei verschiedene Classen theilen, in Dilettanten und Kunstfreunde und eigentliche Kunstgelehrte, und jede derselben von dem ihr eigenthümlichen Standpunkte mit dem Gebrauch eines solchen Werkes eine besondere Absicht verbindet, so soll jedes Lexikon einer Kunst oder Wissenschaft auch mit besonderer Rücksicht auf eine dieser beiden Classen bearbeitet sein. Kunstfreund nämlich will und kann sich selten in tiefe Forschungen einlassen, das Lexikon soll ihn dieser Mühe überheben, er will inbessenen eine kurze Erklärung der für ihn interessanten Gegenstände und eben solche historische oder biographische Notizen haben; dagegen soll es dem Kunstgelehrten eine ergiebige Quelle sein sowohl in historischer, kritischer, bibliographischer als auch in philologischer Beziehung, es soll ihm überhaupt sein Studium erleichtern und in sehr wenigen Bänden das enthalten, wonach er erst in vielen umherblättern mußte. Eine Menge von Gegenständen, worüber jener Belehrung sucht, soll bei diesem als bekannt vorausgesetzt, und umgekehrten Falls dürfte für jenen Manches ganz überflüssig sein, was für diesen von Bedeutung ist. Hiernach meinen wir nun jene angegebenen Verschiedenheit des Planes der Bearbeitung eines solchen Werkes nach der generellen Verschiedenheit der Leser als durchgängige Bedingung annehmen zu müssen, und ferner, daß das vorliegende Werk, welches Allen Alles geben will, der Natur der Sache nach zu weit umfassend, zu unbegrenzt angelegt sei. Nach dem gegebenen Prospectus, der zugleich dem wichtigsten Standpunkt für seine Beurtheilung zeigt, soll es enthalten:

a) Biographien aller ausgezeichneten Componisten, Musikanten, Sänger, musikalischen Schriftsteller und Kritiker, fertiger musikalischer Instrumente, Musikverleger, sowie überhaupt aller merkwürdigen Personen, die auf Entwicklung und Verbesserung irgend eines Gebietes der Tonkunst eingewirkt haben, von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten, nebst Beschreibung und kurzer, aber partelloser Beurtheilung ihrer vorzüglichsten Werke und Leistungen.

b) Die vollständigste Erklärung aller sowohl in der Theorie als Praxis, der Ästhetik und Geschichte der Kunst vorkommenden Gegenstände, Begriffe und Ausdrücke (incl. der Fremdwörter).

c) Die Geschichte der Kunst aller Völker und Schulen von den frühesten bis auf die neuesten Zeiten.

d) Beschreibung aller musikalischen Instrumente, deren

Leitung, Construction, Gebrauchart, Bestimmung, etc. d. Oper.

„Mit einem Worte, die Welt der Tonkunst soll in allen ihren Bestandtheilen gegliedert und in diesem Werke zu einem Ganzen vereinigt werden, so daß es ein unentbehrliches Hülfsmittel sein wird für Alle, sowohl eigentliche Gelehrte, Künstler und Musiker als Dilettanten und Instrumentenbauer, denen neben der praktischen Ausübung der Kunst auch die positive Wissenschaft der Musik nicht gleichgültig ist; es wird ein sicherer Leitfaden sein, sich über Alles gründlich zu belehren, seine Kenntnisse und seinen Geschmack zu bilden und sich vor schiefen Richtungen und falschen Urtheilen zu bewahren.“

Man bringt sich hier nicht die Ueberzeugung auf von der Unmöglichkeit einer gelungenen Ausführung, zumal, wenn alles nach dem Plan in sechs Bänden zusammengefaßt ist, so? Um wie mehr sich der Herausgeber nicht, ein solches „Universal-Lexikon der Tonkunst“ werden, wenn auch nur ein Theil von dem, was darin behandelt würde? Nehmen wir zum Beispiel den Artikel: *Religion*. Für den Musikgelehrten, für den Geschichtsforscher im Gebiete der Musik, als eine ausreichende Quelle betrachtet, sei es fürs Studium der Geschichte der Theologie, oder bloß zur Vereinfachung des Übertragens älterer Compositionen aus ihrer nicht mehr gangbaren Handschrift in unsere heutige Pentime, alle geschichtlich vorkommend und mit den nöthigen Beispielen versehen, würde dieser Artikel allein einen so manchen Anfangs nach starken Band einnehmen. Welchen Raum frage ich für den Musikgelehrten, so nöthige Bibliographie zu erfüllen würde, wenn sie auch nur sparsam mit kritischen Bemerkungen versehen wäre, zu denen aus noch jene biographischen Notizen kommen müssen, die wiederum für den Dilettanten ein besonderes Interesse haben, davon kann man sich einen Begriff machen durch einen einzigen Blick auf das neueste Werk des am die Geschichte und Literatur der Musik so verdienstvollen und unermüdeten Prof. Director Fétis, von dessen Werk: „Biographie universelle des Musiciens et Bibliographie générale de la Musique“, der erste Theil (Paris 1835) außer einer kurzen zusammenfassenden Übersicht der Geschichte der Musik nur die Artikel unter dem Buchstaben A enthält und für den Umfang des ganzen Werkes auf mindestens 12 Bände in 8. hinweist. In dem vorliegenden Werke indeffen soll nun noch dreizehnmal mehr gegeben werden, als Fétis gibt, denn es soll die Geschichte aller Völker und Schulen von den frühesten, bis auf die neuesten Zeiten enthalten. Vorgelegt, was durchaus notwendig ist, daß alle Artikel in einem ihrer Wichtigkeit nach gleichen Verhältnis der Ausführung stehen. So würde ja schon die Geschichte der italienischen Schule des Contrapunktes, wie sie sich nämlich aus der alten niederländischen herausgebildet und endlich selbständig geworden, ferner ihre bedeutende Wendung gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts einen besonderen Band einnehmen, und die Geschichte des Contrapunktes überhaupt würde, wenigstens nur in Umrissen angedeutet mit den nöthigen Beispielen, eine ansehnliche Reihe von Bänden anfüllen. Wir dürfen wol nichts mehr anführen um darzutun, wie unmöglich es sei, das Versprochene in so wenigen Bänden zu liefern. Indessen einmal ganz abgesehen von dem äußeren Umfange des Werkes und der daraus zu folgender Unmöglichkeit des Gelingens, so geht aus der innern Anlage desselben eine Schwierigkeit der Ausführung hervor, die wir nicht unbedeutend lassen dürfen. Es entsteht nämlich die Frage, ob einzelnen Mitarbeitern, denen vorgeworfen ein eben das andere Fach zur Bearbeitung übergeben ist (z. B. die drei Contrapunkte voneinander abgeleiteten Artikel, oder diejenigen, welche in die Kunst des Gesanges eingreifen u. s. w., Vorbericht S. x), auch das nöthige Material zur Hand sei, welches, um hier aus von einem solchen Hauptgegenstande zu reden, für den Contrapunkt in theoretischen und praktischen Quellen bestehen muß, welche die geschichtlichen mit in sich schließen. Bekanntlich sind ausserordentlich und umfassende Sammlungen nur sehr selten und die meisten, welche mit großen Kosten angelegt sind, theils wegen

der Entfernung von Ort zu Ort, theils aus andern Ursachen nicht für Jeden zugänglich, ja nicht einmal die Inhabersloge sind allgemein bekannt geworden, so daß es für manchen „Hauptbearbeiter“ eines umfassenden Werkes (a. a. O.) unmöglich sein muß, auch nur eine ausführliche Literatur oder vollständige Nomenclatur zu liefern, die in den vorhandenen Büchern von Fétis, Lichtenthal u. A. man nicht findet. Es ist also viel zu viel von einem einzigen solchen Hauptbearbeiter verlangt, wenn er vorzugsweise für einen so weitläufigen Artikel, als der angeführte, verbindlich gemacht wird. Die glänzenden Resultate, in neuerer Zeit durch Forschungen entstanden, die an eine Person, deren Bedeutung für die Kunst und an ihre Periode geknüpft waren, wie jene an Palestrina durch Baini, an Gabrieli durch den Winterfeld, an Franco von Köln durch Kupper, hätten die Richtung angeben müssen für die Bearbeitung des bedeutenden Zeitraumes und der Menge des Stoffes, den die verschiedenen Schulen des Contrapunktes in theoretischer und historischer Beziehung bieten; es hätten also für diesen in verschiedene Zeitperioden zu theilenden Artikel mehrere Bearbeiter gewonnen werden müssen und jedem derselben wäre nur derjenige Zeitraum aufgegeben gewesen, zu dessen kritischer Untersuchung ihm die nöthigen Quellen vorliegen. Mangel an Material, nicht Unvollständigkeit und Einseitigkeit im Urtheil, nach sich, die um so nachtheiliger wirkt, wenn sie von Männern ausgeht, welche durch ihre gleichviel ob ihnen verteilte oder von ihnen usurpirte, Stellung einen allgemeinen Einfluß auf Kunstansichten ausüben wollen. Wir dürfen hier einmal mit dem eben Gesagten zusammenhängenden Gegenstande, um einen Beleg für unsere Ansicht aufzuführen. Kritiker und sogar betitelter Musikgelehrte neuerer Zeit sprechen sich nicht selten dahin aus, daß von Italien nur leichte Kunstpunkte zu uns herüberkomme, und nehmen den Maßstab, nach dem sie urtheilen, nur von den italienischen Opern, die ihnen der Zufall häufig nur in einer sehr dürftigen, entstellten und verunstalteten Gestalt bietet. Sie brechen aber mit ihrem Urtheil den Stab über sich selbst, sich eine Blöße gebend, die durch die blendendsten Contraze nicht gedeckt wird, womit sie ihre Brüste zu würgen suchen. Wer heißt sie denn in Unbekanntheit mit der neueren und neuesten italienischen Musik eigenmächtig fortleben? Warum verschaffen sie sich keine Einsicht in die Arbeiten eines Pugnani, Bassini, Raimondi, Zingarelli und anderer Meister, deren contrapunktliche Arbeiten z. B. den besten deutschen Werken dieser Art nicht nur gleichzusetzen, sondern wegen ihrer Ungezwungenheit und melodischer Geschlossenheit häufig vorzuziehen sind? Ausschließlich nach jenen Opern über Alles, was in Italien in der Kunst geschieht, aburtheilen und Alles unter dem stereotypen Ausdruck: Beichthigkeit der Kunst, begreifen zu wollen, zeugt von einem ganz verkehrten Standpunkte, von dem aus auch nur ganz verkehrte Ansichten hervorgehen können. — Kehren wir von dieser kleinen Digression zu unserem eigentlichen Vorhaben zurück. Der Plan des vorliegenden Werkes ist also der Natur der Sache nach zu weit umfassend, zu unbegrenzt. Es würde indeffen dem Herrn Redacteur Dr. Schilling zu nahe getreten werden, wenn man, bei seinem eigenen Anspruch über die Schwierigkeit des Gelingens und bei seinem ebenso beachtungswürdigen als bescheidenen Anspruch auf Nachsicht, dennoch das Werk von dem Standpunkte aus beurtheilen wollte, der im Prospectus angegeben ist; man sieht sich vielmehr genöthigt, theils in Anerkennung des guten Willens, einem Mangel in der Musikliteratur abzuheilen, theils um einige Blätter für die Bearbeitung der kommenden Lieferung zu geben, das bereits Geleistete als den ersten Versuch eines möglichst viel umfassenden Verzeichnisses der Tonkunst anzusehen, welches vielleicht dereinst zu einem Riesenwerke heranwachsen kann, falls zur vollständigen Bearbeitung auf die Theilnahme der vorzüglichsten Musikgelehrten aller Nationen und Länder zu rechnen ist, wo die Tonkunst bedeutende Richtung genommen hat. Aber die Menge kann nur für öffentliche Bibliotheken.

zu den Grenzen der Wissenschaften sich mehr ziehen, als für die Wissenschaften, denen selbst durch ihren praktischen Auspruch geholfen werden könnte. So viel im Allgemeinen über die Welt. Unter ganz ins Specielle eingehenden Beschreibung können wir uns aus nachstehenden Gründen nicht unterziehen, theils ist der Raum dieser Blätter nicht dazu bestimmt, theils ist es für einen Eingangs unmöglich, über Alles ein Urtheil zu fällen, was in einem Buche vorkommt; das auch ihm Beilegen gewissermaßen soll. Wir beschränken uns daher auf einzelne Bemerkungen, wie sich aus diese beim Lesen des Werkes aufgedrungen haben. Unter den biographischen Artikeln, welche zusammen genommen den vorzüglichsten Theil des Werkes ausmachen, findet sich ein unangenehmes Misverhältniß; so manchen ihrer künstlerischen Bedeutung nach weniger wichtigen Personen ist nämlich ein großer Raum gewidmet, während wirklich anerkannte Künstler und wichtiger Schriftsteller mit wenigen Zeilen abgefertigt worden sind, z. B. aber Knader (dem wir jedoch noch gar nichts von seinem Künstlerwerthe zu entziehen genommen sind) sind zwei volle Seiten gewidmet, ebenso viele aber Guffow; hingegen ist P. Baillet, der europäischen Ruf hat, von Hrn. Prof. Dr. A. H. Marx in kaum 16 Zeilen abgehandelt, die ebenfalls noch von Irrthümern wimmeln, in soweit man dies aus einer Notiz der „Revue musicale“ von Fétis und nach dem „Dictionnaire des musiciens par Oubon et Fayolle“ entnehmen kann, Quellen, von denen die letztgenannte dem Verf. der erwähnten Artikel hätte gar wohl sein müssen, um sich entweder daraus zu unterrichten oder um die darin enthaltenen Angaben, welche mit den seinigen im Widerspruch stehen, zu verbessern; so wird auch Berardi (Angelo) von einem ungenannten Verf. nur mit 25 Zeilen beehrt, da doch dessen theoretische Schriften, wenn auch nicht seine Lebensverhältnisse, eine bedeutende Aufmerksamkeit verdient hätten; so sind in ihrer Vollständigkeit nur selten zu erlangen, deswegen mußte wenigstens eine ausführliche Anzeige ihres Inhalts und eine gründliche Kritik gegeben werden; allein statt dessen wird auf ein Inhaltsverzeichnis derselben in Fortels „Allg. Lit. der Mus.“ hingewiesen, wo sich aber von drei Werken dieses Schriftstellers nur der ausführliche Titel findet, von zwei die Überschriften der einzeln abgehandelten Materien und im Ganzen eine vierzeilige Kritik. Bei solchen und ähnlichen Gelegenheiten hätte der Redacteur, dem so manche andere Artikel lobenswerthe Zusätze verdanken, gründliche Nachbemerkungen geben müssen, denen wir jetzt im versprochenen Nachtrage entgegensehen. Im übrigen gibt uns der Aufschnitt der biographischen Artikel noch zu einer andern Bemerkung Anlaß; sie unterscheiden sich in drei Arten; die erste, welche den größten Theil ausmacht, ist lobenswerth wegen der in möglichster Kürze gegebenen Facta, die zweite bietet mit Uebergang gründlich kritischer Urtheile häufig nur Persönlichkeiten, und die dritte endlich zeichnet sich durch subjective Gefühlsäußerungen aus, die sich in absonderlichen Bildern, Sentenzen und Akraden fund geben. Ein einziges Beispiel mag hier hinreichend sein. Von Beethoven heißt es: „Eins blieb dem neuen Meister unerreichbar, die Hindernisse, wie blauer Himmel reine Klarheit und harte Instrumentation; es sagte ihm mehr zu, uns in Fabel oder Sturm oder den Wogen einer indischen Nacht zu führen.“ Und weiterhin: „In alle Zauberergänge seiner Instrumentenwelt, in die lautlose Einsamkeit begleitete ihn sein liebebedürftiges, von Liebe überfließendes Herz.“ In seinen letzten Werken, schon in den Sonaten Op. 101, 110, 111, im Adagio seiner großen Sonate Op. 106, in seinen letzten Quartetten und Gesängen, in seiner D. Messe, überall ist liebebedürftige, doch nicht tiefe Sehnsucht der Grundton, der menschliche Inhalt des rein formstarken, hinführenden Bezugs“ u. s. w. Wozu der seine Rede, wahrlich es wäre besser gewesen, Beethovens Kunst seinen Reden gegenüber von der rein technischen Seite aufzufassen, für einen Leser einen feinen Kern zu bieten, statt der die Leblose durch ten Schale.

vergleiche Naturalhistorischer Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Beschränkung der deutschen Gelehrten. In den älteren deutschen Zeitungen, welche den jetzt üblichen Literaturzeitungen vorangingen, findet man nicht selten ganz wichtige Einsätze. So ist z. B. in den „Jenaischen Zeitungen von gelehrten Sachen“, Jahrg. 1766, Nr. 25, von einer Überzeugung der bekannten Gelehrten der Beschränkungen, Literatur u. s. f. des Dupont de la Motte die Rede. Es werden Beschränkungen in England und Frankreich erwähnt. Dann, um den Beschränkungen, möge man doch auch einmal eine deutsche Beschränkung abhandeln. Welche aber? Die Beschränkung der deutschen Gelehrten, sein hauptsächlichste Buch und seine Folgen zu lassen. Solche nicht von dieser Beschränkung sich einige Bemerkungen bis auf unsere Tage erhalten haben?

Notiz.

Die Beschränkung der deutschen Gelehrten.

In den älteren deutschen Zeitungen, welche den jetzt üblichen Literaturzeitungen vorangingen, findet man nicht selten ganz wichtige Einsätze. So ist z. B. in den „Jenaischen Zeitungen von gelehrten Sachen“, Jahrg. 1766, Nr. 25, von einer Überzeugung der bekannten Gelehrten der Beschränkungen, Literatur u. s. f. des Dupont de la Motte die Rede. Es werden Beschränkungen in England und Frankreich erwähnt. Dann, um den Beschränkungen, möge man doch auch einmal eine deutsche Beschränkung abhandeln. Welche aber? Die Beschränkung der deutschen Gelehrten, sein hauptsächlichste Buch und seine Folgen zu lassen.

Solche nicht von dieser Beschränkung sich einige Bemerkungen bis auf unsere Tage erhalten haben?

Literarische Unterhaltung.

Freitag,

Nr. 232.

19. August 1836.

A. V. Hebel's sämtliche Werke. Acht Bände.

(Einschlag auf No. 231.)

Wir haben dieses gründliche Urtheil Göthe's mit Interesse einseitig genant, weil dasselbe doch nur in der Zeit der Hebel'schen Poesie ins Licht tritt, welche sich allein als im Stande gewesen wäre, ihm die Sprache der Deutschen in dem Grade zuzuführen, in dem sie wirklich gesprochen ist. Wenn er nämlich Nichts gewußt hätte, als die Natur verbauern und den Himmel mit Sonne, Mond und Sternen zum badiſchen Oberlande herabziehen, so würde er wol immerhin ergötzt und unterhalten, aber nimmermehr gerührt und erhoben haben. Vielmehr ist er zugleich in einem entgegengesetzten Stande begriffen, er läßt den hohen Beruf, den Menschen im Landmann, nachdem er diesem Natur mit Kunst gleichsam heruntergebracht hat, auch mit der Natur zu verständigen und ihn zum Himmel emporzuheben. Und diese eigenthümliche Wechselwirkung und wunderbare Durchdringung, in welcher Genrepoeſie und Idealbildung in Hebel's allernachbarlichen Liedern erscheinen, sie ist es, die den Grundcharakter seiner Dichtung bildet und diesen einen so seltenen Reiz verleiht. Es ist dies eine ähnliche Mischung, wie wir sie in dem Genius Sterne's und anderer älteren englischen Romandichter bewundern und lieben. Es ist nicht bloß ein Hindeuten auf Sittlichkeit, ein ernster, melancholischer Ausdruck der höhern Gefühle, der irdischen Vergänglichkeit und der Dauer des Himmlischen, was die Göthe'sche Recension allerdings auch in Hebel's Poesie anerkennt, aber mehr als parallel neben jener himmlischen Vollständigkeit herlaufend bezeichnet: sondern es ist das lebendige Ineinandergreifen jener beiden Elemente, was die Eigenthümlichkeit seiner Dichtungen bildet und einen ganz besondern Eindruck auf das Gemüth der Leser macht. Nicht als ob nicht in dem einen Liede die Natur, in dem andern das Ideal, wieder in einem andern das sentimentale Gefühl vorherrschend wäre, aber, einige leichte Scherze oder dergleichen Späße abgesehen, fühlen wir doch bei den meisten Hebel'schen Liedern ein gedoppeltes Heimweh, eines nach der Bergnatur und dem Bergvolke, in welchem der Dichter lebt und singt, das andere nach dem Vaterlande im Allgemeinen. Und selbst wo Hebel nicht geradezu mit dem

Jenseits verkehrt, idealisirt, er doch mitten unter seinen Anthropomorphismen auch die Natur auf eine Weise, die uns plötzlich wie mit Fittigen aus der anmuthigsten Begrenzung in die Erhabenheit des Unendlichen hinstreift. Beispiele bieten sich in Fülle dar, und die Wahl wird uns schwer.

Nehmen wir gleich das erste Gedicht: „Die Wiese“. Es enthält, sagt uns Göthe, einen „sehr artigen“ Anthropomorphismen. Ein kleiner Fluß, die Wiese genannt, auf dem Feldberg im Breisgau entspringend, ist als ein immer fortschreitendes und wachsendes Bauernmädchen vorgestellt, das, nachdem es eine sehr bedeutende Berggegend durchlaufen hat, endlich in die Ebene kommt und sich zuletzt mit dem Rhein vermählt. Das Detail dieser Wanderung ist außerordentlich „artig“, geistreich und mannichfaltig und mit vollkommener, sich selbst immer erhöhender Stetigkeit ausgeführt. Diese Charakterisirung des Gedichts läßt offenbar von dem sentimentalen und idealen Elemente, die doch auch diese Idylle durchströmen, nichts ahnen. Und doch sind gewiß Stellen, wie die folgenden, mehr als artig und geistreich:

Im verschwiegene Schoos der Fels' heimlich g'bohrt,
An de Quelle g'saugt, mit Duft und himmlischem Rege,
Schloß e' Büschel-Kind*) in d'm verborgene Stübl
Heimlich wohlverwahrt. No nie han menschliche Auge
G'guckelt dörfen und seh, wie schön mi Weibdett do lit
Im christallene G'halt und in der silberne Wagle**),
Und 's hat no kein menschlich Ohr si Dymen verlustert,
Doch si Stimmli g'hört, si heimlich Lächeln und Bringe.
Stumme stille Geister, sie göhn uf verborgene Pfade
Us und i, si ziehn bi uf, und lehre bi laufe,
Se'n der freudige Sinn, und zeige der nützlich' Sach',
Und f'uch an sei Weert verlore, was se der sage.
Denn so bald de handst uf eigene Füßle furtcho,
Schließ'***) mit stillem Tritt us d'm christallene Stübl
Barts usen, und lugsch mit stillem Lächeln an Himmel.

Auch im Verlaufe des Gedichtes beschäftigt sich die Muse des Dichters oft ganz unerwartet und sein Mißverlaßt die niederländische Schilderung, wobei das Wunderlichste ist, daß dem Leser zu Muthe ist, als müßte das nun eben so sein. Wie z. B. in der Schilderung des Röttler Schloßes:

*) Büschelkind.

**) Wagle.

***) Schließ' — lugsch, schlüpfst — lugst.

Stich dort vorne 's Röttler Schloß — verfallene Ruine?
In verfallene Stube mit goldene Kiste verbündet,
Den süß Fürste gewohnt, und schön fürstlich Fraue
Heren und Herrschin, und d' Kreud' isch 's Röttle beheimat.
Aber jez isch Alles still. Undentliche Alte
Brenne krini Richter in sine verrissene Stube,
Glaciere lei Für uf sner verfunken Fährstet;
Wilt lei Schrug in Speller, lei Züber aber an Brunne;
Bildt Lube niste dort uf moßige Bäume.

Sehen wir das nächste Gedicht an, was in der Sammlung folgt: „Freude in Ehren“. Hier war scheinbar weit weniger Veranlassung zu jener Parallele des Idealen in der Natur, wie des Uebernatürlichen, mit dem Jüdisch-Geselligen und Conventiionellen. Und doch war es dem Dichter Bedürfnis, sie auch hier anzubringen, und er singt:

An Gfang in Ehre,
Wer wils verwehre?
Singt's Thierli nit in Hurst und Raft,
Der Engel nit im Sterne-Glast?

Und wieder:

Trinkt's Blümli nit si Morgenthau?
Trinkt nit der Vogt si Schöppli au?

In gleicher vortrefflicher Mischung zeigt sich das Reelle mit dem Idealen, das Naive mit dem Sentimentalen in den Gedichten „Sonntagsfrühe“ (I, 159), das auch Götche seiner Anzeige als ein Musterstück beigelegt und angelegentlich allen Freunden des Guten und Schönen empfohlen hat; „Des neuen Jahres Morgengruß“ (II, 15); „Kiedliger's Tochter“ (II, 46); „Das Gewitter“ (II, 65); „Der Abendstern“ (II, 78). In dem letztern Gedicht überwiegt die Anthropomorphose; doch nicht so, daß nicht auch hier ein Durchklang des Unendlichen hörbar würde, wie in den Worten:

Jez sinkt er freudig niederwärts —
Jez isch em wohl am Ruetterherg.
Schloß wohl, du schöner Obestern!
's isch wohl, mer hen bi all gern.
Er luegt in d' Welt so lieb und guet,
Und b'schauet en eis mit schweren Rueth,
Und isch me müed, und het e Schmerz,
Mit stillem Frieden füllt er's Herz.

Hier gewiß ist die Empfindung nicht verbauert, obgleich im Ubrigen der Dichter den Stern wie ein Bauernkublein an der Hand der Mutter trippeln oder zotteln und an ihrem Fürtuch gehen läßt. Nur selten wird der alemannische Sänger im Naiven süßlich, im Sentimentalen weinerlich. Jenes in dem Gedicht: „Eine Frage“ (I, 95), wo es von dem Weihnachtskinde heißt:

D', 's isch en Engel ussem Paradies,
Mit sanften Augen und mit zartem Herz.
Bom reine Himmel abe het en Gott
De Schlabene zum Trost und Sege g'schickt.

Und stohet im Schnee und Rege d' Wienecht do,
Se hent er still im Wienechtinbl's Baum
E schöne Krätzli in der Stube uf,
Und lächlet still, und hat si süßst Freud,
Und Ruettererlebi heist si schöne Name.

Dieser gar zu butterige Engel der Mutterlebe ist nicht aus demselben dauerhaft-bleibenden Stoffe, aus welchem sonst die geistigen Naturen des Dichters gebildet sind. In

Weinerliche aber fällt das Gefühl in dem an fastigen Stellen übrigens nicht armen Liebe: „An einem Saal“ (I, 163):

Es isch der wohl, o T isch der wohl!
Und Alles, was be-glütet heist,
Dort Tob und Dank, im glückel Saal
Thut's nümme wohl!
Drum, wenni nümme bi der war,
Se war so Alles recht und guet.
Jez sigt do und weiß kein Trost,
Weim tiefe Schmerz!

Kräftige Idealität und ungeschwächtes Gefühl beherrscht dagegen die Gedichte: „Der Wächter in der Mitternacht“ (I, 167), „Vergänglichkeit“ (I, 177), „Selbstbesuch auf dem Feldberg“ (II, 21) und mehrere jener größeren langgeprossenen Dichtungen, wie der „Karfunkel“ (I, 54), gegen welche Lieber, wie „Der Schweinergesell“ (I, 132), „Der Schmeltzofen“ (I, 43), „Der zufriedene Landmann“ (I, 173) nicht unangenehm abstechen, wie sich denn schon Götche der derben Wirklichkeit, welche diese Gedichte zu heiterer Laune darstellen, erfreut hat. Aber auch in dieser Art von Genremalerei, wo der idealische Hintergrund absichtlich weggelassen ist, wußte Hebel mehr Maß zu halten als z. B. Martin Usteri in seinen neuerschienenen Idyllen, wo hier und da die Derbheit aus Unkenntnis streift. Dies findet sich bei Hebel nur in zwei Gedichten, deren Ursprung sie auch als flüchtiger hingeworfener Gelegenheitsgedichte bezeichnet.

Das eine Mal zeigt sich eine solche Spur von profaner Grobheit in der „Epistel“ an den Rechnungsrath Cypher von Mühlheim (II, 97), der 1802, als Hebel seine Gedichte auf Subscription angekündigt und schon Proben davon dem Publicum bereits mitgetheilt worden waren, den Dichter mit einem allemannischen Schimpf überrascht hatte. Da heißt es denn in jener Antwort gleich von vorne herein:

Dunderschieß! wer rennt mer in mei Sin?
Ich's der Cypher? — 's isch bi miiner Bru
Guer Glück, as Ihrs sind, Meister Cypher!
Kime her! — Pos Fürro, und Misser-
ere Domine! 's hätt schier verseit,
Hätt mi mit d' Verzwiflung use treit.

Der unglückliche Reimwisch, zu dem ihn der Rechnungsrath Cypher verführt hat, scheint den Dichter wohl genugsam zu haben, und es folgt nun mehr als Eine Klage, die er wilst dem Rechnungsrathe spassend vor, daß er seine Poesie zu Mühen in der Post in langen Zügen zerschneidet und sagt dann von sich selbst:

Swor i wils biKenne, so i ha
Xu no Oberländer Poesie
Kime Käst, und hent 'b Sauge dri, (21)
Bems nit ge will. —

und der Schluß wird dieser Stimmung, die durch die ganze geht, nicht ungetreu:

Jez, Herr Cypher, b'schick Gott der Herr!
Haltet mer mi Grobheit für en Ehr!
Und Sanft Michael mit langem Säbel
Sollich schäme! — — Johann Peter Hebel.

In demselben Tone, fast noch trivialer, ist eine andere

Epistel „An Herrn Martin Bucer zu Basel“ gehalten, wie schon der Anfang zeigt:

Heiter Vogel! der Bammert *) (I muß ich's klage) wird
tögl

Liebeslicher, süßer, versoffener: 's ich nimm' a' lebe,
's ich nimm' a' g'schire mit em; 's hilst weder frose no
Zuspruch.

Da ist die Rede von armsdicken Worten, wie sie
kränem Marrer von den Lippen schießen; von einer La-
batspfeife, von der es heißt:

— Wenn so e Piffli versaut (!) ist,
Lugst so cha mer's buge, und wenns so ruffig und schwarz isch,
Wie der Nidel — — — — —
— — — — — se werds so glatt und so glänzig
's Cusli's **) Wäde schonne nit glänziger, schonne nit glätter
el. —

Das ganze Gedicht drückt die Wahrheit getreu ab,
aber die ganz gemeine Wahrheit, jene Wahrheit, die
noch nach etwas Schlimmern riecht, als bloß nach der
Staubluft einer Bauernstube.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Italien.

Man hat in deutschen Blättern den Grafen Pompeo Litta
tollgepöht. Auf die erfreulichste Weise gibt er seinen Freunden
und Herrschern den Beweis, daß er noch lebe, durch die Fort-
setzung seines berühmten Werkes: „Famiglio celebri italiane“,
das durch seinen Fortgang für die endlich lebhaftere Theilnahme
des lesenden Publicums zeugt. Vielleicht ging es damit wie
mit den spätkünftigen Büchern. Jetzt kostet das 55 Familien
umfassende Werk 786 Eiren 45 Cent. mit den Kupfern, ohne
Kupfer 186 Eir. 80 Cent. und leicht möchte es jetzt mehr Käufer
haben als damals, da es noch zu niedrigerem Preise zu erwer-
ben war. Für die Erwerber ist es eine Begünstigung, daß
einzelne Familiengeschichten einzeln abgelaufen werden. Die
letzte, die der Verf. bekannt machte, war die des Geschlechtes
Gonzaga, die in vier Abtheilungen erschien, mit zwar nicht
zahlreichen, aber sehr sorgfältigen Kupfern begleitet. Der Verf.
ist mit besonderem Fleiße und mit der prüfenden Wahrheitsliebe
gearbeitet, welche allen den früheren Schriften des Verf. die
Anerkennung der Geschichtsfreunde erworben hat. Graf Litta
führt die Bedeutendheit des Gonzagischen Geschlechtes nur bis
auf Antonio zurück, der nach 1283 starb. Auch dieser Antonio
war wahrscheinlich aus der Mitte des Volkes und nur sein
Beistand, den er den Bonacossi gegen die Grafen von Casaloldo
leistete, machte ihn begütert und mächtig. Das Geschlecht
selbst, dessen Stammbaum die ferocste Schmeichelei bis an
Innos und Tarnus hinauftrankte, ging nach Graf Litta's Unter-
suchungen sicher aus dem Volke hervor, und wenn es dort auch
in Ansehen gestanden haben mag, so gehörte es doch gewiß nicht
zu den alten, die durch Besitz von Burgen oder von Ehrenäm-
tern ausgezeichnet waren. 1328 wurde Euzig Gonzaga, ein
Enkel jenes Antonio, kaiserlicher Burggraf von Mantua, auf
Kosten derselben Bonacossi, durch deren Wohlthaten er groß
geworden war. Der Aufstand, bei dem Passerino Bonacossi
Wärde und Leben verlor, war ausgetroffen, weil man ihm
die Absicht unterstob, seine Vaterstadt zu unterjochen. Als
Gonzaga im Besitz seiner Macht war, führte er aus, was Jemem
vielleicht mit Ungrund war zugetraut worden. Durch die will-
kürlichen Anstalten fliegen Euzig's Nachkommen, die jedoch der
Päpste Eifersucht gegen die um sich greifende Übermacht anderer
Geschlechter kräftigst unterstüßte. So war Euzig II. (1369 —

1377) durch einen Mordmord beseitigt, aber doch erhielt er
päpstliche Absolution, weil Urban V. und Kaiser Karl IV. in
den Gonzaga die natürlichen Feinde und Nebenbuhler der noch
mehr gefürchteten Visconti sahen. Euzig war klug genug, sich
von den Fesseln der Zeit entfernen zu halten, als er im Besitz
der väterlichen Erbschaft war, besonders da er genug zu thun
sah, um sich gegen die Anfechtungen seiner Vettern, der aus
Berggio vertriebenen Feltrini, zu halten, die ihre Verbannung
seiner Einwirkung zuschrieben. Euzig wird als geistig geschult,
doch war er den Wissenschaften nicht abhold. Mit Petrarca
befreundet, begründete er eine Bibliothek zum öffentlichen Nut-
zen, um die Handschriften zu ehren, welche der Dichter ihm
geschenkt hatte. Am Ende seines Lebens hatte er den Schmerz,
den eignen Sohn mit den gehäßten Visconti in Verbindung
treten und stolz auf dieselbe zu sehen: dieser Kummer soll der
Anlaß seines Todes gewesen sein. Um nur noch einiger Sätze
aus der Heiligkeit dieses Geschlechtes zu gedenken, sei von
Euzig's Sohne, Gianfrancesco (1382 — 1407), erwähnt, daß er
Agnese Visconti, seine Gemahlin, die des Vaters Gonzaga
Kammer war, 1391 hinrichtete (die Gründe werden ver-
schieden angegeben), daß darüber eine Fehde mit Gian Galeazzo
Visconti ausbrach, die fünf Jahre lang dauerte, deren Ausgang
aber so günstig für Gianfrancesco war, daß Visconti gerade
ihn, seinen früheren Feind, den blutigen Richter seiner Schwä-
gerin Inge, zum Vormunde seiner Kinder (1402) ernannte,
denen Gianfrancesco den Besitz von Verona und Padua ver-
schaffte. 1432 erhob Kaiser Sigismund die Stadt und das
Gebiet von Mantua zu kaiserlichem Lehen, und von da ab führten
die Gonzaga den Titel Markgrafen von Mantua. Ihre
ferner Geschichte ist das Bild aller jener durch Schwert und
Lanze reich und mächtig gewordenen italienischen Condottierge-
schlechter, bis ein äußerer Zufall sie auf andere Richtungen
hinvies. Durch Karl V. hatte Markgraf Friedrich, der Er-
bauer des Palastes I, 1530 die herzogliche Würde, 1536 seine
Gemahlin Margaretha, aus Paläologischem Stamme, das
Monterrat erhalten; sein Erstgeborener, Franz, starb nach kurzer
Regierung; der nächste Bruder war Guglielmo, den aber
die Mutter und die Vettern von der Regierung zurückzuhalten
wünschten, weil er verwaist war. Doch er, wenn auch nur
23 Jahre alt, widersezte sich entschlossen diesem Ansehen. Er
wurde Herzog von Mantua und Monterrat (1550 — 1587)
und die lustige Laune der Italiener schenkte mit dem spössi-
schen Fürsten. „Jeder seiner Hofleute machte sich einen Bus-
del und glaubte seine Anhänglichkeit dadurch zu beweisen, daß
er ihn recht groß machte.“ Doch gegen die Erwartung war
Guglielmo ein nicht gewöhnlicher Fürst. Er beschützte Bernarbo
Lasso; Carpi war als geistlicher Rath an seinem Hofe; Posse-
vin war sein Beichtvater. Er liebte die Künstler, und die
Schlacht am Laro und andere geschichtliche Thaten ließ er durch
Tintoretto in seinem Palaste malen. Mantua erlangte durch
ihn eine vorher nicht gekannte Blüte. Mehr noch that für
die Kunst und die Künstler Guglielmo's Sohn und Nachfolger,
Vincenzo, der durch seine Fürsprache den armen Torquato
Tasso aus dem Annospitale zu Ferrara befreite und ihn mit
sich nach Mantua nahm, und seinen Hof mit einem Glanze
umgab, der freilich seine Kräfte überstieg und nur dann ganz
zu entschuldigen gewesen wäre, wenn er bloß bleibenden und
edeln Zwecken, nicht auch dem üppigen Gaus vorübergehend
und eifriger Lustbarkeiten wäre zugewandt worden. Doch lebte
ihn darum das Volk, das mit ihm sich vergnügt hatte. Der
Sparrer, der diesem Berzöhrer folgte, hieß Franz, mit dem das
Aussterben dieses Hauses begann. Selbst ein Cardinal, der
den Purpur niederlegte, konnte es nicht aushalten. Man
berief den nach Frankreich ausgewanderten Zweig (die Herzöge
von Nevers und Rhetel). Aber der junge zur Nachfolge be-
stimmte Prinz Carlo II. starb 1631 vor seinem Vater, der nur
mit Mühe die kaiserliche Insignien erhielt, weil an seinem
Stamme der Adel vererbt Felonie haßte. Als dieser Karl I.
1657 starb, trat ein gleichnamiger Enkel ein, Karl III. (1657 —

*) Der Bannwart, der Felsbater.
**) Cospicinas.

Literarische Unterhaltung.

Sonnabend,

Nr. 233.

20. August 1894.

J. P. Hebel's sämtliche Werke. Acht Bände.
(Fortsetzung aus Nr. 232.)

Keinen wir jedoch von diesen seltenen Ausnahmen lieber zu den Vorzügen der Hebel'schen Poesie zurück. Auf die behagliche, naive Sprache, welche den innern guten Eigenschaften derselben sehr zu statten kommt, hat schon Göthe in seiner Recension besonders aufmerksam gemacht. Man findet, sagt er, mehrere sinnlich bedeutende und wohlklingende Worte, theils jenen Gegenden selbst angehörig, theils aus dem Französischen und Italienischen herübergenommen, Worte von einem, zwei Buchstaben, Abbreviationen, Contractionen, viele kurze, leichte Sylben, neue Reime, welches mehr als man glaubt ein Vortheil für den Dichter ist. Diese Elemente werden durch glückliche Constructionen und lebhaftes Formen zu einem Styl zusammengebrängt, der zu diesem Zwecke vor unserer Dichtersprache große Vorzüge hat.

Da sich Ref. in seiner Anzeige der mit Hebel's Poesie so verwandten Ulster'schen Dichtungen (besonders gilt dies von den altschweizerischen Erzählungen, worunter „Der Engel im Steinhaus“ obenansieht) ausführlich über die Vorzüge und Vortheile der Dialektpoesie ausgesprochen, so unterläßt er, sich hier noch einmal darüber zu verbreiten.

Dem alemannischen Dichter gab Göthe zu bedenken, ob er nicht auch dem äußern technischen Theile, besonders seinem reimsfreien Versen noch einige Aufmerksamkeit schenken sollte, damit sie immer vollkommener und der Nation angenehmer werden möchten. Die jetzige Ausgabe dieser Gedichte, in welcher die Proben der ersten Auflage unter dem Texte aufgeführt werden, beweist, wie gehorsam Hebel für den Tadel seines berühmten Recensenten gewesen ist. Der kurze Gebrauch der langen Stammwörter für sich und in Zusammensetzungen ist von ihm fast durchgängig ausgemerzt und besonders sind seine Hexameter und Distichen dadurch weit kürzer geworden. Ein paar auffallende Beispiele mögen dies beweisen.

In der „Wiese“ hieß es ursprünglich (I, 23):

Am Zellerthal ins Wiesethal gegen em Bergwerch.

In diesem Verse war der Daktylus „Wiesethal“ sehr verwerflich, zumal da die gleiche Zusammensetzung Zellerthal unmittelbar zuvor nach der wahren Quantität be-

handelt war, so daß der Hexameter, sobald man richtig las, zerstört war und die Messung so herauskam:

Dies ist nun in der spätern Recension verschwunden und die Stelle heißt so:

Furt ins Wiesethal, furt gegenem Insener Bergwerch.

Ebenso ist der fatale Ausgang (I, 25):

— mit einer murggröfser Schappe (---) statt (---) verändert in

— mit einer goldige Schappe.

Und so sind die bösen Daktylen: „Marktgröfser Lumpfer“ und „Mailänder Halstuch“, und viele ähnliche verschwunden.

Auch ganze Stellen sind, nicht bloß in Beziehung auf Metrik, umgearbeitet worden. Doch hat der Dichter Göthe'n nicht in Allem nachgegeben. Dieser hatte „Die Marktwelber in der Stadt“ als am wenigsten glücklich herausgehoben. Er meinte, daß sie beim Ausgebot ihrer ländlichen Waare den Städtern gar zu ernstlich den Lert läsen, und ersuchte den Verf., diesen Gegenstand nochmals vorzunehmen und einer wahrhaft naiven Poesie zu vindiciren. Allein „Die Marktwelber“ sind im Wesentlichen geblieben, wie sie waren, und die nicht unzählreichen Verbesserungen beschäftigen sich meist nur mit der Sprache, und wenn sie etwas ändern, so wünschen sie eher am Scherz als am Ernste ab. Auch einer andern Mahnung glaubte Hebel keine Folge leisten zu müssen. Sein Beurtheiler wollte dem Verf. sogar zu bedenken geben, daß, wie es für eine Nation ein Hauptschritt zur Cultur ist, wenn sie fremde Werke in ihre Sprache übersezt, es ebenso ein Schritt zur Cultur der einzelnen Provinz sein muß, wenn man ihr Werke derselben Nation in ihrem eignen Dialekte zu lesen gibt. Göthe war der Meinung, der alemannische Dichter sollte aus dem sogenannten Hochdeutschen schlichte Gedichte in seinen oberdeutschen Dialekt übersezen. Haben doch die Italiener ihren Tasso in mehrer Dialekte übersezt. Hebel aber glaubte, wie wir aus der Vorrede erfahren (S. xxviii), nicht an den glücklichen Erfolg einer solchen „Hinübersezung“; er war der Überzeugung, daß die alemannische Sprache durchaus nichts vertrage, was nicht in ihr selbst erzeugt und geboren sei, weil es sonst aussähe wie eine fremde Seele in einem fremden Körper, oder wie wenn ein bekannter

Mann von seinem Gesichte und seinen Sitten auf einmal im Zwischstücke erscheinen würde. Diese Einmündung Hebel's beweist übrigens zu viel, denn er selbst war doch wol auch ein Mann von feinem Geschmack und feinen Sitten, der den allemannischen Zwischstückel weder auf dem Ratheder des Speises, noch im Gesellschaftsraume des Consistoriums zu tragen pflegte, und dennoch stand er ihm in seinen Dichtungen wie angegossen. Auch hat Göthe noch Briefe erhalten, welche seine Idee nachzuahmen suchten; im „Morgenblatte“ sind vor drei oder vier Jahren glückliche und besonders für den richtigen Accent der Volkssprache kunstvoll arrangierte Übersetzungen einiger komischen Scenen aus Göthe's eigenem „Faust“ im niederhessischen Dialecte erschienen. Die Wahrheit zu sagen, kleidet den wackrigen Oberländer Hebel sein Zwischstückel besser als der Frack, den er in einigen hochdeutschen Gedichten angezogen hat, welche dem zweiten Bande dieser Gesammtausgabe seiner Werke einverleibt sind. Hier gebietet er sich gerade wie ein ehrlicher Deutscher, der französisch oder englisch dichten soll und in seiner Verlegenheit zu den abgedroschensten Phrasen greift. Sollte man es glauben, daß der Wöhenblattsträger von 1812 mit seinem trivialen Glückwunsch der naive, ideale, sentimentale Volksdichter Hebel war. Und doch ist es so, und er singt hochdeutsch hier ganz ungenutzt:

Als wenn's nie da gewesen wär,

Ich wieder eins hinunter,
Begraben in das tiefe Meer
Bei Fufel und Burgunder.

Bei Saitenspiel, Piffelenschau
Und trachenden Petarden,
Bei Händedruck und Liebeskuß
In Säten und Manfarden.

Es hat wohl verdient das gute Jahr,
Für viele schöne Gaben,
Daß wir an seiner Todtenbahre
Ballet getrunken haben.

Was will ich lange Seiten voll
Sie alle recitiren,
Ich hoff, das liebe neue soll
Sie selber repetiren &c. &c.

Wo wir nachschlagen, kommt uns im hochdeutschen Abschnitt solche flüssige Prosa entgegen (II, 142):

Niedlich thut zum Becherklang
Saitenspiel und Festgesang,
Und in schönem Wechsel ziehn
Gnust und Schertz durchs Leben hin.

(S. 145):

Aber, ach! ihr Blick umher,
Welche Biedre sind nicht mehr;
Ihr Ahr hat der Gomb,
Und den Geist sein Vaterland &c.

Wir haben genau dieselbe Erscheinung bei Martin Wibel angetroffen und glauben sie in unserer Anzeige seiner sämtlichen Werke hinreichend erläutert zu haben. Anders als mit dem hochdeutschen Dichter verhält es sich mit Hebel dem hochdeutschen Prosaisten, um von dem letzten Abschied zu nehmen und auf den dritten Band der Hebel'schen Werke überzugehen, welcher in einem starken Volumen (über 500 Seiten) die „Erzählungen des

rheinischen Hausfreundes“ umfaßt. Es ist kein Zweifel, daß diese gänzlich im oberländischen Geiste und in derselben Mundart, wie die allemannischen Lieder, gedacht und gleichsam erst unter dem Fasse mit hochdeutscher Phrasologie gekaut worden sind. Sie haben von ihrem Original behoben, was eine gute und genaue Übersetzung aus einer fremden Sprache in unser deutsches Schriftdeutsch nur irgend beibehalten kann. Ich stoßen mir sogleich wieder auf den poetischen Strich unseres Verf., wie wir ihn oben angegeben haben, auf jene Vermengung und Parallelisirung des Irdischen und Himmlischen. Nur bei diesen launigen Volkserzählungen ihrer Natur nach Realität gegenüber die Poesie und das Ideale zum Reizgeschmack und das Zugemüße bietet. Namentlich dies bei den unvergleichlichen Geschichten vom „Bachschmid“, und noch mehr vom „Fandelschneider“, die eine ganz allemannische Figur, wo die mittelalters Sage doch nichts Anderes ist, als ein recht abgemessenes Diebgenie (Man vergleiche schon die erste Erzählung ihm S. 76), aber die nobleren Gefinnung, die sich in und da in seine Streiche mischt, und die ungenutzten Späße, an welchen er nebenbei seine Freude hat, als ideale Seite das ästhetische Genüß, durch uns diese Schlüssel aus dem Buchhause genießbar wird. Wie könnten es nicht anhalten, ihn so zu Weiteres die Fühnerschälle visittiren, in Köchen, und Speichern einführen, zuweilen selbst in den Gassen wühlen und auf den Märkten Alles zum Wohlfellsten einkaufen zu sehen, wenn er nicht auch einmal einem Episkuben und Kollegen in die dienten Streich spielte, oder „im von Buchenau so spät zu wecken“, den Weg allein aus dem Buchhause findend, ohne sonst weiter Anrecht zu thun, sich in der bunten Schildwache eines Grenzstädtchens überbet, und, für einen Polacken genommen, gefesselt wird. Überhaupt ist es fühlbar und gewissnehmbar, daß diese Geschichten, im Gegensatz gegen seine ruhrenden Gedichte, nicht auf die Moral, das das fabula docet, angelegt sind, ohne doch auch, in großen Naturnat der Darstellung, jemals einen wirklichen Eindruck zu hinterlassen. Nur ganz natürlich weist von Zeit zu Zeit der schalkhafte Erzähler unter den leichtfertigen Scherzen mit dem Zögern nach oben. Aber ebenso häufig glaubt sich auch Trönte mit einem satzungsvollen Spruche, oder ruhrenden Situation die Erzählung zu beenden, mit einer kleinen Poellerei zu endigen. Die Belege lassen sich hier aus dem gangbaren Volksbuchungen entnehmen, wie schon oben angegeben anzuziehen. Hier daher eine kurze, kinder gemachte, die aber den Verf. in dieser Beziehung vollkommen charakterisirt (S. 146):

Das schlaue Mädchen.

In einer großen Stadt hatten viele viele und in einem einen lustigen Tag. Einer von ihnen dachte: ihr heute dem Wirt und den Kräutern waschen

haben zu erlangen geben, so thut ihr auch etwas für die Armen. Also kam, als die Herren am nächsten Morgen, ein hübsches und nett gekleidetes Mädchen herbei mit süßen Worten und liebreichem Wort um eine kleine für die Armen. Jeder gab, der Eine weniger, der Andere mehr, je nachdem der Geldbeutel beschaffen war. Das Herz hatte derjenige, zu welchem das Mädchen kam, ging ihm das Herz fast in Liebe auf. Des Morgens ging er zwei Louisdor auf den Keller, und sagte dem Kellner in der Küche: „Für deine zwei schönen blauen Augen!“ Das war nämlich so gemeint: „Weil du schöne Fürbitlerin der Armen bist, so geb ich den Armen zwei so schöne Louisdor, sonst hätte ich eine auch.“ Das Mädchen aber schüttelte sich, als wenn es die Sache ganz unangenehm fände. Denn weil er sagte: „Für deine zwei schönen Augen!“ — nahm es ganz gütig die zwei Louisdor vom Keller weg, steckte sie in den eignen Sack und sagte mit schmeichelnden Geberden: „Schönen, herrlichen Dank! aber seid so gut und gebt mir jetzt auch noch etwas für die Armen.“ Da sagte der Herr noch einmal zwei Louisdor auf den Keller, wieder das Mädchen freundlich in die Backen, und sagte: „Du kleine Schell!“ Von den Kindern aber wurde er entsetzt ausgesetzt, und sie tranken auf des Mädchens Gesundheit und die Musikanten machten Lärm.

In dieser kleinen Erzählung hat uns die Lanne des Dichters gewöhnlich zum Beseren. Erst macht sie uns mit der Gasse verkehrt in ein blauesäugiges Mädchen, das in der Demuth für die Armen sammelt. Dann verherrlicht sie einen Gast von tiefem Beutel und großem Herzen und ehrt uns durch einen moralischen Drakelspruch. Aber, aber — im zweiten Theil der Geschichte erscheint der großmächtige Seher als ein verkleideter Seck, der aus Nebenabsichten gibt, und das fromme Kind als ein Kottchen, das aus noch augenscheinlicheren Nebenabsichten nimmt, und die Poesie, statt ein Verdammungsurtheil über beide auszusprechen, bläst zu dem gröbsten Betrug. Und doch enthält das Schelmstückchen nichts Weniger als Unmoral. Denn der letzte Eindruck, den es hinterläßt, ist ein sehr moralischer, wir verlassen mit der Gesellschaft den Secken; mit der Liebe für das holde Geschöpf ist es bei uns aus, trotz der Falschheit, mit welcher die poetische Ironie sie begrüßt; und über uns selbst haben wir uns.

Durch die kleine Mischung von Ironie und Ernst hat der Verf. auch eine Menge alter und zehnmal zu oder schlecht erzählter Anekdoten aufs Anmuthigste aufzuheben und seine heisse Wüste blagelt dem abgenutzten Flugs so aus, daß er wie neu erscheint.

Einige dieser Erzählungen werden aber, theils als Nachahmung jenes thesenbläselnden Humors, theils als Vorläufer eines strengeren Darstellung stiller Motive in der Literatur unvergänglich und unerschöpflich stehen. Unter diese gehören vor allen andern die ruhige Geschichte vom Kannibalen (S. 50), vom Scherker (S. 396), und die, die in das Herz dringt: „Wie eine geknüchte Geschichte durch den gemeinen Meßgerhund und die Lustigkeit gebracht wird“ (S. 138). In der letzten Erzählung reißt der Maler

seinen niederländischen Pinsel weg und malt mit ganz andern Farben:

Aber inwendig im Haus, und inwendig in der verengten Brust des Malers und der Malerschülerin ging und drang vor, was man dem Papier nicht ansehen und mit keiner Nadel auf den Leinwand malen kann. Denn als sie draußen das Blau des Himmels und das Rufen des Meeres hörten, riefen sie ihre Augen wie lauter Hochgerichte und in ihre Herzen wie heilige Hölle. Der Mann wollte zum hintern Fenster hinaus entspringen, die Frau hielt ihn am Arm und sagte: „Bleib da!“ Der Mann sagte: „Komm mit!“ Die Frau antwortete: „Ich kann nicht, ich habe viel an den Fäden. Stehst du nicht die erschreckliche Gestalt vor dem Fenster mit blühenden Augen und glühendem Obern?“ Unterdrücken wurde die Thüre eingebrochen. Man fand bald die Leichname der Ermordeten. Die Malerschüler wurden handfest gemacht und dem Richter übergeben. Die Wochen darauf wurden sie gerichtet und ihre verurtheilten Leichname auf das Rad gestochen.

Die letzten Worte sind wieder mit ironischer Ironie und die Raben sagen jetzt: „Das Fleisch schmeckt gut.“ Wie hätten sie dem Erzähler an dieser Stelle entfallen.

Mit der Politik wollte es dem Dichter weder in den „Allmannschen Gedichten“, noch in diesen „Erzählungen“ glücken und es ist ihm dieses von der Kritik unumwunden genug zum Vorwurfe gemacht worden. In jenem hat er das ehrbare Kleid seiner ländlichen Muse zu einer Hofmüsterade hergesehen (II, 734):

An das Gefolge.

Sei stiller! — du dochst hast geseht!
Und du hörst mit dem große Dreifisch Kats!
Und reißt si jedes und betet listi no!

An die Großherzogin.

Do bringt, Lieb! gnädig! Fürst-Gräfin,
Ne ganze Hochzeit unsern Hauser
So Herrschwand —

Diese „Hauensheimer Bauernhochzeit“ wurde, in Gegenwart Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Großherzogin Stephanie, von einer Gesellschaft auf einem Drahtenball im December 1814 aufgeführt.

(Der Beschluß folgt.)

Über den zweiten Theil des „Faust“ von Goethe.

(Weiterer Brief an einen Freund.)

Briefe über Goethe's Faust von C. G. Carus. Erstes Heft. Ein Vorwort und drei Briefe enthaltend. Leipzig, G. Fleischer. 1835. 8. S. 6.

Es sind viele Wochen und Monate vergangen, seit ich Dir zuletzt über den Gegenstand geschrieben, der uns eine geraume Zeit so innig, so lebhaft beschäftigt hat. Dennoch ist das Interesse am „Faust“ bei mir schwächer geworden, das es gar nicht verloren habe. Nein, je weiltiger ich Anklänge von außen vernahm, desto mehr verankert ich in stillen Nachdenken, dessen Resultate ich Dir, wenn auch heute nicht, doch bald mitzutheilen denke. Wenn Freunde, die dem Gegenstand innigste Rücksicht auf die Spur kamen, mich darüber ebeln wollten, dann beruhigte ich mich durch den Gedanken, daß ein Werk, welches sich durch ein so reiches, langes Leben wie das unsers Dichters hindurchzieht, ein Werk, dem ein solcher Geist, wie der seiner selbst sich bewusst worden, sich mit vorzüglicher Kraft und

Liebe zugewandt, dem er den letzten Sommer seiner irdischen Existenz gewidmet, daß ein solches Werk wol einer ersten und dauernden Betrachtung würdig sei. Göthe, auf den Bogen eines bewegten Lebens fahrend und schwimmend, in mannichfaltigen, großentheils vornehmen Verhältnissen und in großer Geselligkeit lebend, erscheint uns manchmal in seinen Mittheilungen, deren uns nun schon so viele zu Theil geworden, bewußt, leichtsinnig, zuweilen gar im Widerspruch mit sich selbst. Aber wenige Menschen mögen das Geseh, das er selbst ausdrückt: „das Geschäft verlangt Ernst und Strenge, das Leben Mühe“; das Geschäft die reinste Folge, dem Leben thut eine Inconsequenz oft noth, ja sie ist lebenswürdig und erheiternd“, so streng befolgt haben als er, wovon die Briefe an Schiller und Beller die lebendigsten Zeugnisse sind. Wie würde er auch sonst im höchsten Alter haben ausrufen können: „Mein Leben ist Mühe und Arbeit gewesen!“ (S. C. Hermann's „Gespräche mit Göthe“, Th. 1 S. 106.) Und gewiß war nicht die kleinste Mühe und Arbeit dieses Lebens der „Kauf“, gewiß erfuhr, wenn eins von Göthe, grade dieses ihn Ernst und die Strenge des Geschäfts. Will man uns tadeln, wenn wir dem Gehalten eines Wertes, der Frucht eines so reifen, großartigen und langen Lebens, solcher Mühe und Arbeit nachspüren.

Aber zu einer erneuerten Mittheilung gegen Dich bedurfte ich eines Anstoßes, und dieser ist mir durch Carus' „Briefe“ geworden. Sie haben mich ungemein angezogen, und abermals habe ich erfahren, daß man, wenn irgend eine große Erscheinung nicht gleich die gehörige Aufmerksamkeit erweckt, Geduld haben muß; manche lasse das Publicum kalt, bis zu irgend einer Anerkennung gehe eine geraume Zeit hin, aber am Ende habe der große Geist „unter der unbekannten Menge noch viele jener seiner gestimmten Seelen, welche nicht bloß Augen haben zu sehen, was im gewöhnlichen klaren Tageslichte um sie her sich begibt, sondern auch achtsam mitempfinden das,

was, von Menschen nicht gewußt
oder nicht beachtet,
durch das Labrynth der Lust
wandelt in der Nacht.“

So äußert sich Carus in seinem Einleitungsschreiben in Bezug auf die Briefe, die er für seine „Briefe“ erwartet; ich brauche seine Worte gern, um das Verhältniß zu bezeichnen, in welchem er mir zu Göthe zu stehen scheint; nur daß er in Bezug auf dieses kleines Werk zu der unbekannten Menge gehört.

Das Fest von Carus — ich muß Dir etwas Näheres darüber schreiben, da es Dir wol nicht so bald zu Gesicht kommen wird und Du gern über eine neuerschlossene interessante Schrift einige Worte von mir vor der eignen Lecture hörst — enthält drei Briefe, deren Inhalt indeß nur die Grundlage einer in das Einzelne gehenden Beurtheilung macht. Und gleich hier muß ich Dich auf einen Hauptvorzug dieser kleinen Schrift aufmerksam machen: Der Verf. ist Naturforscher und ein geistvoller, der Geseh und Folge in der Natur aufsucht und ihren Zusammenhang mit den geistigen Regionen zu erforschen strebt. Daß dieser Umstand für die Kritik der Göthe'schen Werke von der höchsten Bedeutung, ward uns ja vor nicht langer Zeit recht klar, da wir über den Zwischenknochen sprachen. Du erinnerst Dich wol noch, was Anlaß zu diesem Gespräche gab und welches Gesicht der arme, von Dir in die Enge getriebene R. machte, als Du ihm das Paradoron hinarbeitest: Wer die Bedeutung des Zwischenknochens nicht zu fassen vermöge, der könne auch die „Blutverwandtschaften“ nicht verstehen.

Nachdem nun Hr. Carus im ersten Briefe gezeigt, wie Göthe ganz natürlich der Sohn einer Zeit sei, „die Alles, was der Erfahrung, Betrachtung und Erforschung vorliegt, seiner Entfaltung, seiner Geschichte, seiner Entwicklung nach zu untersuchen und zu begreifen strebe“, gegen das überlesene aber, gegen Autorität sich sträube, wie man ihn „die Blüte und Spitze seiner Zeit“ nennen könne, thut er weiter dar, daß die

Metamorphose, die in Göthe's Naturforschung eine Hauptrolle spielt, sich auch in seinen blickerrischen Werken abspiegelt, in der Geist ihn trieb, „von seiner eignen innern Entwicklung mit allen Schmerzen und aller Lust ihrer Verwandlungen ein lebendiges Bild zu hinterlassen“, und daß er, nachdem ihm der Begriff von organischer Entwicklung überhaupt, zugleich mit seiner eignen aufgegangen, zu der Überzeugung gelangen muß, „die Menschheit könne überhaupt nur als in einem und mit sich fortziehenden rastlosen Entwicklungs gange begriffen verstanden werden.“ Den Übergang auf „Kauf“ kann Du hiernach leicht denken; denn offenbar sich nicht auch in ihm ein Leich, ein Ringen nach dem Höhern, wie die Pflanz nach dem Lichte strebt? Muß nicht auch in ihm sich nicht Irdische, Gemeine abheben und eine Metamorphose zum Höhern eintreten? So heißt es denn auch am Ende des ersten Buches: „Auf dieses hohe Geheimniß, in dessen Kerne die ganze Nothwendigkeit des Ständhaften zur Erluterung jenseits der Natur eingeborenen Sittlichen der Menschheit beruht, können, scheint mir die gesammte Sage von „Kauf“ zu beruhen zu sein.“

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Französische Blätter theilen folgendes merkwürdiges Zeugniß von Karikaturen mit, die in neuen Zeiten um das Verfaßt wurden:

Der kostbare Lehnstuhl von Eisenstein, welchen Kaiser Basa die Stadt Läden zum Geschenk machte, ward 1822 58,000 Gulden, wie man sagt, dem schwedischen Kammerling Schinkel zugeschlagen.

Das Gebetbuch, worin Karl I. auf dem Schafot ward 1825 in London um 100 Guineen erstanden.

Das Kleid, welches Karl XII. in der Schlacht von Poltawa anhatte und das durch die Sorgfalt des Obersten Kohn dem König nach Bender folgte, erhalten wurde, ward in Edinburgh für 22,000 Pfd. St. (560,000 Francs) ein Stück der Kleidung Ludwig XVI., in welcher er auf dem Schafot befiel, und das bereits in dem Katalog von 1821, unter Nr. 721 aufgeführt war, würde gleichfalls zu einem sehr hohen Preis weggegangen sein, wenn nicht der Schicklichkeit geboten hätten, dasselbe der Befehlshaber entgegen.

Der Abbe de Larzac bezahlte sehr theuer seine Schutz von Ludwig XIV.

Einen Zahn Newton's kaufte 1816 ein Lord für 730 Pfd. St. (16,595 Francs) und ließ denselben in das Kaiserliche Ringes fassen, den er gewöhnlich zu tragen pflegte. Der Annoter erzählt, daß ein Engländer, als die Leichnam des Dantes und Petros nach ihrem jetzigen Begräbnisplatze geschickt wurden, für einen Zahn der Leichen 100,000 Francs geboten hätten.

Descartes' Schädel ward 1820 in Stockholm für 100 Pfd. verkauft.

Hr. Dr. D. kaufte Voltaire's Stock in Paris für 500 Pfd. Eine Wache Rousseau's ward mit 959 und seine schmerzliche Uhr mit 500 Francs bezahlt.

Eine alte Perrücke Kant's soll nach seinem Tode um 20 nach Andern um 200 Francs verkauft worden sein. Eine Perücke Cernus' ging 1822 in einer londoner Auction gegen 200 Gulden (6000 Francs) weg.

Burnett, Walter Scott's Schwiegersohn, zahlte 1825 für die zwei Hebern, mit denen der Tractat von Amiens (27. May 1801) unterzeichnet worden war, 500 Pfd. St. (12,000 Francs).

Der Hut endlich, den Napoleon in der Schlacht von Waterloo aufhatte, ward in Paris am 1. Dec. 1855 dem Hrn. de la Roche für 1920 Francs zugeschlagen.

Literarische Unterhaltung.

Sonntag,

Nr. 234.

21. August 1836.

F. D. Hebel's sämtliche Werke. Acht Bände.

(Zerstück aus Nr. 22.)

In den „Erzählungen des rheinischen Hausfreundes“ aber hat Hebel auch die Zeitgeschichte behandeln zu müssen geglaubt — als ein Advocat des Bestehenden, mit- hin der damaligen Gewaltherrschaft Napoleon's. Er hat sich selbst dadurch kein Denkmal gesetzt, und der Herausgeber hat mit großer Unparteilichkeit gehandelt, daß er die Aufsätze von der Gesamtausgabe der Hebel'schen Werke nicht ausgeschlossen hat. In diesen Abschnitten zeigt der Verf. mit derselben treuherzigen Miene, mit welcher er in die Tiefen der menschlichen Brust hinauf, oder in die Höhen des Himmels hinaufblickt, Alles gut, was eben geschehen ist, schilt einen Andr. Hofer einen „Kollap“, der lieber ein wenig erschossen oder gehenkt sein will“ (S. 195), und weiß Ereignissen, die jedes deutsche Herz damals mit Ingrimme oder mit Thränen begleitete, immer eine heitere, ja eine volkstümliche Seite abzugewinnen. Und so schreibt er denn von dem demüthigenden Frieden von Tilsit an seine oberländer Bauern und an die deutsche Nation (dann diese las damals so gut als jene den „Rheinischen Hausfreund“):

Das freut den rheinischen Hausfreund, und wenn nicht im ganzen Jahr 1808 der Himmel voll Vögelchen hängt, und nicht ein anderer Krieg ausbricht, in welchem an allen Orten und Orten, besonders aber am Rheinstrom (!), mit langer Kugeln geschossen wird, und viele Hunderttausend Menschen wie Kraut und Rüben zusammengehauen, und alle ihre Kriegsgefangene, nämlich Kronenthaler und Dublonen in Eisen und Ketten eingebracht werden, so kann der rheinländische Hausfreund nichts dafür (S. 68).

Im J. 1813 aber steht er sich mit einem kleinen Heer aus der Dordrecht (S. 370):

Die letzte Schlacht ist anzusehen wie ein Abweiser, der den Bestenbehalten auf einmal einen ganz andern Strom und Lauf gibt, ja wie ein Register in einer Orgel, welches, wenn es gezogen wird, ist auf einmal ein anderes Stücklein und ein andere Melodie los. Viele schliefen jetzt, denen vor- her das nicht schien. Das muß man nie thun. Anders daß man in der Eile, darauf, immer lang fröhlich zu sein und sich mit Glanz aus der Sache ziehen wollten. Der Mensch nicht. Auf einen Kalendermacher schauen viele. Deswegen muß er sich immer gleich bleiben, er bleibt, er muß es immer mit der siegenden Partei halten. Es ist immer ein gutes Zeichen für eine kriegerische Macht, wenn die Kalendermacher auf ihrer Seite sind.

Mit diesem dritten Bande scheinen die poetischen Werke Hebel's geschlossen. Die vier nächsten Bände enthalten Arbeiten, welche theils Früchte seines amtlichen Berufes, theils freie Erzeugnisse seines theologischen Studiums sind. Voran stehen im vierten Bande die „Biblischen Geschichten“, über deren Entstehung oben berichtet worden ist. Die Vorrede selbst geht von diesem Buche (S. LXII), daß dasselbe bekanntlich geringern Beifall erlangt habe, als man erwartet hatte. Sie findet verschiedene Gründe dafür: manche Behauptungen darin seien unrichtig, manche Auslegungen nicht hinlänglich begründet oder auf bloße Vermuthungen gestützt, einzelne Charaktere nicht in das rechte Licht gestellt, einige Sätze zu kurz oder nicht deutlich genug hingegeben, manche Stellen nicht würdig genug und oft zu sehr im Tone des „Rheinländischen Hausfreundes“ behandelt; beim neuen Testament sei die Reihenfolge der Erzählungen zu flüchtig behandelt. Das Alles mag wahr sein; aber die Hauptklippe, an welcher das Unternehmen scheitern mußte, ist die Einfachheit des göttlichen Wortes selbst, gegenüber von welcher jedes menschliche Streben nach Einfachheit, selbst die Naturität des alemannischen Sängers, gekünstelt erscheinen mußte. Wer nicht geradezu die Worte der Bibel wiedergibt und streng in ihrem Sinne und selbst nach ihrem Buchstaben verfaßte Erklärung beifügt, der stößt nur neue Lappen auf ein altes Kleid. Dazu kommen noch Deutungen und Auslassungen aller Art, bald durch Rücksichten gegen die Kinder (er hatte ein Alter von 8 — 12 Jahren im Auge), bald durch philosophische Zweifel gegen gewisse Dogmen veranlaßt. Zweifel, die doch wieder den Blicken der Leser entzogen werden sollten, so daß nur eitel Schmeißer- und anstößige Lücken. Bei minder positiven Stoffen, wo jene Hemmnisse sich der Bezeichnung weniger entgegenstellen, ist auch hier viel von dem Verf. geleistet worden, und sein Biograph darf wol mit Recht sagen, daß manche Erzählungen, im alten Testamente namentlich, Meisterstücke seien. Doch hören auch in solchen Abschnitten manche abkürzende und die Erzählung verhübelnde Formen gewaltig, wie z. B. in der im Großen trefflich behandelten Geschichte von Moses, bei den ägyptischen Plagen die Worte: „Item, es kam Gelezer aus dem Staube“ (IV, 57); ebenso aufeinander gehäufte aber — aber; als — als; da — da u. s. w. und andere

Nachlässigkeiten und Übereilungen des Styls. Die diesem vierten Bande angehängten „Biblische Aufsätze“ sind apologetische und exegetische Studien über einzelne Erzählungen und Stellen der Schrift, auch Charakteristiken und historische Skizzen. In der Abhandlung über den Ausdruck in der heiligen Schrift: Dieb in der Nacht, ist aus der Eingang sehr aufgefallen. Hier heißt es (IV, 317):

Bekanntlich war bei den Sacerdoten das Stehlen erlaubt, und bei den Siliten etwas dergleichen sogar adelig, und könnte nicht das siebente Gebot so klar im Decalogus, so wollte ich geradezu behaupten, es habe sich bei den Juden auch so verhalten, theils weil sie Betrüger und Diebe von jeher waren und noch sind, theils weil u. s. w.

Hier glaubt man die Sprache Zundelfriedens zu hören, nicht aber den theologischen Auffatz eines Prälaten und Confessoratsraths. Die Sache wird übrigens begreiflich und entschuldigbar, wenn man bedenkt, daß dieser und ähnliche Aufsätze durch eine Privatgesellschaft, den Lörracher theologischen Verein, dessen correspondirendes Mitglied Hebel in jüngern Jahren war, entstanden sind und gewiß nie für den Druck bestimmt waren. Hier sprach also Hebel, wie ihm der Schnabel gewachsen war, und daß er probatur den Juden nicht nachmalte, erhellt zur Genüge aus den beliebtesten Erzählungen des „Hausfreundes“: „Schimpf geht über Schimpf“ (III, 261); „Wie einmal ein schönes Ross um fünf Prügel feil gewesen ist“ (S. 289); „Der gläserne Jude“ (S. 310) und andern, in welchen so ziemlich Jud, Jüd, Judenmauschel der Refrain ist und es für die Hebräer Prügel über Prügel regnet.

Der fünfte und sechste Band enthält Hebel's Predigten von 1788 — 1804. „Als Redner“, sagt sein Biograph, „verdient er gerechtes Lob, und die Vorträge seiner Predigten werden immer Anerkennung finden.“ Bei diesem allgemeinen Urtheil wollen auch wir uns beruhigen und nur bemerken, daß Hebel in diesen Predigten die Originalität seiner Dichternatur nicht entfaltet hat, daß sie zwar den guten Kopf, den redlichen Menschen, den vom hohen Werthe des Christenthums durchdrungenen Theologen nicht verlaugnen, aber mehr Proben hoher Kanzelberedsamkeit, noch Denkmale einer streng biblischen, Alles durchdringenden Ueberzeugung sind, was an ihrem Werth auch natürlich erscheint, wenn wir mit ihnen den florenten Band vergleichen, welcher einen für die Schulen von ihm bestimmten Katechismus enthält, in dem noch auffallender als in den „Biblischen Erzählungen“, der Zweck ist, dem Dogma sich abzufinden sucht, und die Leser damit in klaren Capitulationen mit dem Glauben begriffen ist. Nur zwei Belege hierfür aus dem „Christlichen Katechismus“. Dort heißt es (XVII, 156):

Mit dem Menschen Jesus hat sich die göttliche Natur aufs Innigste vereinigt. Gott war in ihm und durch ihn, und mit ihm auf eine geheimnißvolle Weise wirksam zur Erlösung der Menschen. Gott ist gegenwärtig in ihm.

Das „Gott war in ihm“ würde dem kirchlichen Dogma entsprechen; da aber kein Komma folgt, so muß es nothwendig mit wirksam zusammen construirt werden, wodurch der orthodexe Begriff von der communio naturarum so ziemlich wiederaufgehoben wird. — S. 161

wird die Frage: „Was war das Geschäft Jesu Christi u. s. w.“ so beantwortet:

Erstens, daß er eine wahre und lebendige Erkenntniß Gottes, des barmherzigen und verfühnlichen Vaters aller Menschen, zuerst unter dem jüdischen Volke bekannt machte und sich dann zu Gott aufschob und zu wüthigen Verurtheilungen, Dankbarkeit und Liebe, im Beten und Gebeten brachte. Drittens, daß er Allen, welche zu Gott zurückkehren wollten, Gottes Gnade und die Vergebung ihrer Sünden sicherte. Diese Lehre heißt das Evangelium im Jesu Christi.

Somit weiß dieser „Christliche Katechismus“ nicht von einem Verfühnungstode Christi, während doch S. 161 die Erbünde anerkannt wird, keineswegs auch das, wie alles Positive, mit aller ungewissenhaften Sprache behandelt ist. Daß aber Hebel, wenn er nicht berufen war, die christliche Glaubensnorm für den Landestheil zu entwerfen, in welchem die Lehren des evangelischen Kirche gilt, doch ein redlicher, unermüdeter Kämpfer um positiv religiöse Ueberzeugung war, geht aus den schönen „Beiträgen zur Religionsphilosophie“ hervor, welche dem siebensten Bande angehängt sind und in welchen er unter Anderm auch mehr Dogmen sich zu machen und ihre Vernunftmäßigkeit zu erstrebt. So versucht er sich S. 233 fg. für die von Engeln und Teufeln, fügt jedoch hinzu:

Daß aber jene uns beschützen und auf den Händen diese zum Bösen verführen und fällen können, das ist zu glauben und zu fürchten, wäre vorläufig (?) so sicher, als die Kraftiger Argwohn, die im fernsten Norden die Welt zu verlassen; so hypochondrisch, als vor einem Reich im fern kessenden Saturn sich bang werden zu lassen. Wir Erdensinder sind einer des andern Engst (der nicht wollest du sein, ehrlicher Worte Winkelmann?).

In einem andern Aufsatz entschuldigt er sich gegen den Gespensterglauben des Volkes (hier ist er der allemannische Dichter der Hutschele), indem einem andern nimmt er sich der Feste von der Ueberzeugung des Leibes als einer solchen an, die sie nun in der Bibel gegründet, oder nicht, das recht erträglicher Sinn geben läßt (VII, 257 fg.). Den wenigen Sätzen über Glauben und Zweifel (S. 251 fg.) verleiht er es nicht, daß ihm die an einen lässenden Götter (oben) schwer zu tröstet sich, daß es Etwas aber: den Band des Glaubens wol wenig schaden könnte, das nicht gelassen haben, was man nicht Glauben konnte.

Angenehm sind wir endlich durch den achten dieser Gesamtausgabe von Hebel's Werken worden, welcher vermischte Aufsätze enthält, wieder ganz den Stempel seines eigenwilligen Geistes tragen und mit den drei ersten Bänden die d'oeuvre des Verf. bilden. Hier findet der Leser des „Rheinischen Hausfreundes“, neben einigen

*) Ist wol hier S. P. L. Winkelmann gemeint, 1799 Pastor zu Reuenburg in Ostland, was und was ein christliches Handbuch herausgegeben hat, das unvergänglichen Werth hat?

haben wieder, die ich dem letzten Bande unter dem Titel „Erzählungen“ nicht einreihen lassen und die jetzt 20 bis 25 Jahren erliegt oder erliegt haben, drucken die „Betrachtungen über ein Vogelnest“ und „Der Komet von 1811“. Wir schließen diese Anzeige wol am Besten mit einigen Worten aus dem letztgenannten Auflage, in welchen sich Hebel's ganze Dichternatur in vollem Glanze spiegelt, und welche in dem Gedächtnisse des Lesers Das überdauern möge, was wir bei later Beurtheilung seiner sämmtlichen Werke hier und da gegen ihn sagen zu müssen geglaubt haben.

„Der Komet“ — sagt Hebel (VIII, 61) — nicht alle Lichte ausgehen wie ein heiliger Abendstern, oder wie ein Stern, wenn er in der Kirche umhergeht und das Weihwasser ausstreut; oder, zu sagen, wie ein vornehmer guter Freund der Erde, der eine Sehnsucht nach ihr hat, als wenn er hätte sein wollen, ich bin auch einmal eine Erde gewesen, wie du, od Schmetterling und Gewitterwolke voll Spitzer und umföhrlicher Suppenanstalten und Kirchhöfe. Aber mein langer Tag ist vorüber und hat mich verklärt in himmlischer Klarheit, und ich käme gern zu dir herunter, aber ich darf nicht, daß ich nicht unrein werde an dem Blut deiner Schlachtopfer. Er hat nicht so gesagt, aber es schien so, wenn er am immer schöner und heller, je näher, immer freundlicher und fröhlicher, und als er sich entfernte, ward er wieder bläulich und trübsinnig, als ob es ihm selber zu Herzen ginge. Trägt er nun, was hat der Komet bedeutet, und was hat er aufgeworfen gehabt? Antwort: Nichts, als Gottes Allmacht, des menschlichen Will, einen reichen Herbst und einen langen schönen Nachsommer.

Über den zweiten Theil des „Faust“ von Göthe.

Weiter Brief an einen Freund.

(Beschluß aus Nr. 22.)

Du wirst Dich dessen erinnern, was ich in meinem letzten Briefe über Dantes' sonst so treffliche und reiche Schrift sagte, so sehr es mir vorkam, daß dieser in „Faust“ wiederholt wiederkehrt; und so wirst Du dich mit mir freuen, wenn Du hörst, daß Dr. Carus über diesen Punkt gang mit mir einverstanden ist. Ich wünschte nur, er hätte auch Das noch berichtet, was der Mann Göthe's charakterisirt, daß er in der aufgeregten, allen Beschwerden des Untergang drohenden Zeit immer fest an dem Dauernden, daß in ihm, dem Menschen, dem Leben, bei allen Metamorphosen seines Innern, bei allem Wechsel und Wandel des Äußern, der Wille immer fest blieb, daß die Welt immer dasselbe, daß er zu den echten Metaphysikern zu zählen sei, die, „was in schwankender Meinung schwebt, mit dauernden Gedanken befestigen“.

Über die Parallele, die Dr. Carus zwischen der „Örtlichen Einheit“ Dantes' und dem „Faust“ zieht, schreibe ich ein anermal. Sie liegt sich gar wohl ziehen; aber wunderbar, so ihm, scheint es mir doch aus nicht, daß Göthe jenem schon Dichter nie recht nahe gekommen ist (S. 8). Des Mannes ganzes Streben von früher Zeit an war auf die heftigsten Ausbeuten der Kunst gerichtet; wenn er den „Werther“ und „Die Leiden des jungen Werthers“ geschrieben, so war es eben so sehr ein Streben nach dem in jenen Werken geschilderten verwendet waren; und in den Boden Italiens hinein, schon er sich neugestaltet. Wie sehr ihn ein Dichter immer diesen Fabeln und Fabeln hinein? wie ein Stoff, der den großen Meister zu den schönsten Leistungen zu großen absetzte, damit nur die Poesie an ihm sich offenbare?

In zweiten Briefe wird die Verwandtschaft des „Faust“ so angedeutet: „Es ist menschlicher und poetischer Natur, daß man

den Faust, dieser Gottinnigkeit und Seligkeit zugerechnet noch mehr ist, nachdem er dem Bösen sich verbunden und als in bösem Alter, vom Auge innerer Leidenschaftlichkeit getrieben, unter manchem Tüchtigen auch das Unrechte, ja das unbedingt Verwerfliche auf sich geladen?“ Du weißt, daß diese Frage die Leser vor Allen beschäftigt, wie denn das Moralische immer das Beste ist, woran das liebe Publicum sich hält. Du weißt, wie Priester und Leviten und Moralphilosophen dieselbe beantwortet haben. Über die Antwort, die Du in unserm Hefte findest, von einem Manne, der sich frommer darthut als Priester und Levit, wirst Du dich freuen: „Die Seele wird durch alle Metamorphosen und durch die wunderlichsten Ablenkungen hindurch zur höhern Befähigung gelangen, sobald sie nur Thätigkeit, Elasticität und ein lebendiges rastloses Streben sich erhält, um von nichts ihrer innerlich Unwürdigen sich befreit zu lassen, daß sie im Tragen, dabei verharrend und gleichsam darauf ruhend, ihre höhere Bedeutung vergrößert und dem Auge jenes ihr eingeborenen Magnets entzagt, welcher gegen ihren Urquell, durch alle Lebensstürme und Ablenkungen hindurch, sie fortwährend zu leiten, so zu treiben bestimmt ist.“ Dies ist die Antwort, die Dr. Carus gibt, und ich bin überzeugt, Göthe würde dieselbe gegeben haben. Laß mich Dir weiter noch sagen: ich glaube, jener wird mit Dem zufrieden sein, was ich in meinem zweiten Briefe über die Weise gedankt, wie Faust zu der Verbindung mit dem bösen Geiste kommt. Es ist etwas sehr Erfreuliches, einen geistvollen, vielseitig gebildeten Mann mit sich in Einstimmung zu finden; diese Freude empfand ich auch, als ich las, wie Dr. Carus die Nilgorken abweist (S. 30—32), die für Faust eine weltliche Hölle, wenigstens eine dem dogmatischen Systeme gemäße Hölle forderten. Du wirst Dich meiner Ansicht von diesem Punkte aus meinem ersten Briefe erinnern; wie Du auch meiner gedanken wirst, wenn Du das liest, was Dr. Carus über den Gehalt der Thätigkeit sagt, die Fausten rettet (S. 63, 64).

Über die Worte der heiligen Schrift: „So erbarmte sich Gott, welches er will“, die wiederholt in unserm Hefte, zum Schluß noch S. 75, angeführt werden, habe ich meine eignen Gedanken, die ich aber hier, ohne in das Gebiet der Ereignisse zu gerathen, nicht mittheilen kann. Diesmal erinnerten sie mich an eine Stelle in den „Wahlverwandtschaften“, die mir gleich anfangs, da ich so kennen lernte, den Triumph der Freiheit über alle andern den Menschen bedrängenden Mächte darzustellen schienen. Da erschreute mich das Wort Quard's, das er über Ottilie spricht: „Es gehört Genie zu Allem, auch zum Märtyrertum;“ und dieses Wort quälte mich, bis mir die Augen aufgingen über die großartige Weise, mit der der Dichter Charlotten neben Ottilien stellt. Ich werde Dir wol kein Räthsel vorgelegt haben, indem ich diese Zusammenstellung mit jenen Worten in Verbindung bringe.

Der dritte Brief führt und endlich in das Element ein, ohne das Faust, trotz aller seiner Thätigkeit und seinem Streben, doch nicht gerettet sein würde, die Liebe; und sehr glücklich wendet hier der Verf. die schönen Worte aus Göthe's bekannter, so schmerzlich geborener Elegie an:

In unserm Busen Reine wohnt ein Streben,
Sich einem Höhern, Keinem, Unbekannten;
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
Gedächtniß sich dem ewig Ungekannten;
Wir heißen Frommsein.

Ich sage, der Brief führt uns in dieses Element ein; denn in der That hat Dr. Carus hier gegeben, was von dem Kritiker gewünscht, aber selten geleistet wird. In diesem Briefe steht uns ein Hauch jener Liebe an und durch Erläuterung, Entfaltung, Beispiel werden wir in diesem für das Verständnis des „Faust“ so unentbehrlichen Elements eingeheimet. Hier war die Erinnerung an Dantes' Beatrice gang am Platz und aus dem alten Geiste des Christenthums ist das Citat der unvergleichlichen Worte des Apostels: „Wenn ich mit Menschen: und mit Engelnungen rede“ u. s. w. hervorgerufen.

Zweiter, so argumentirt Dr. Carus, mußte in Faust's Werk aufgenommen werden, Schönheit und Güte; der Begriff der ersteren ward ihm durch die Verlegung in die antike Welt, durch Helena; durch sie wird er auch zu großer That gewandt, und in seinem Sterben die ins höchste Alter hinein kommt er wenigstens zur Klärung der Güte. So ist er der höhern Gnade empfänglich, und nun begegnet ihm die Selige, vornehmlich Gretchen genannt, und zieht ihn empor dahin, wo die Wahrheit sich ihm offenbart. Gewiß ist Dr. Carus in der Lösung der Schlussworte glücklicher gewesen als Dr. Dreyer.

Du siehst, ein schöner, gebiegender Grund ist in diesem Feste zu einer weiteren Beurtheilung des „Faust“ gelegt worden. Laß uns nun abwarten, was der Verf. über diesem weiter erbauen wird. Denn gar Vieles ist noch, damit eine einigermaßen vollständige Beurtheilung entstehe, nachzubringen. Selbst die Beantwortung der Frage: warum Faust gerade in dem Augenblicke, wo er das Thun und Balten der Güte ahnet, sterben muß? ist auf ein folgendes Fest hinausgeschoben. Und was müssen wir nicht noch Alles über die Walpurgisnacht, über Helena und den räthselhaften Homunculus erwarten? Auf Erläuterungen zu der Walpurgisnacht (über die schon S. 78 ein glückliches Wort enthält), von einem Manne, der sich so ernstlich und erfolgreich mit den Naturwissenschaften beschäftigt, bin ich vor Allem gespannt; und ich werde nicht verschmähen, die zu seiner Zeit Bericht darüber abzufassen. 87.

Notizen.

Die zu Ehren der beiden Brüder Lander, der verdienstvollen Reisenden in Afrika, errichtete Denksäule ist unlängst umgestürzt; auf welche Veranlassung, weiß man nicht; doch ist durch diesen Einsurz kein Mensch beschädigt worden. Hoffentlich wird man sich dadurch nicht abhalten lassen, jenen trefflichen Männern ein neues Denkmal zu errichten.

In den größten Merkwürdigkeiten des zoologischen Gartens in London gehören jetzt die beiden Straffenpaare, welche neuerdings hier angekommen, sich des besten Wohlseins erfreuen und dem schaulustigen Publicum täglich vorgestellt werden. 11.

Bibliographie.

Ansichten aus der Cavalierperspective im Jahre 1835. Aus den Papieren eines Verstorbenen. Gr. 12. Leipzig, Frobergers. 2 Thlr.

Kuffnauer, B., Der verhängnißvolle Geburtstag, oder Ruben Löwe. Schauspiel in 2 Aufzügen nach einer Erzählung dramatisch bearbeitet. Gr. 8. Mainz, Voll. 3 Gr.

Bakewell, F. C., Evidenter Beweis eines zukünftigen Lebens, aus Gräben der Naturforschung, entwickelt aus den Eigenschaften und der Thätigkeit der organischen und unorganischen Materie. Gr. 8. Weimar, Landes-Industrie-Comptoir. 1 Thlr. 6 Gr.

Boas, C., Reiseblätter aus der Sternwelt und Monats-Rosette. Gr. 12. Altona, Exp. des Ermiten. 1 Thlr. 16 Gr.

—, Reiseblätter aus der Unterwelt. 2 Bände. Gr. 12. Altona, Exp. des Ermiten. 2 Thlr.

Carus, C. G., Paris und die Rheingegenden. Tagebuch einer Reise im Jahre 1835. 2 Theile. 8. Leipzig, G. Neißner. 3 Thlr.

Schäfer, F., Den Bräce, der Bege von Nelson's Haimmonen. Dem Englischen nachgelehrt von G. R. Hartmann. In 3 Theilen. Gr. 12. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 3 Thlr. 18 Gr.

Godeffroy, C., Theorie der Armut oder der Kinderbegüterung. Ein Beitrag zur Lehre von der Altersvertheilung. 2te Auflage. Gr. 8. Hamburg, Perthes u. Besser. 8 Gr.

Gudwin, W., Die Wäfen von Unvalden oder die Götterverpflanzung. Roman aus dem Englischen. 2 Theile. Gr. 12. Altona, Expedition des Ermiten. 3 Thlr.

Guizot, Adolphe, Geschichte der neuesten Geschichte. 2te Aufl. 8. Stuttgart, Metz. 1 Thlr. 18 Gr.

Hall, R., Schloss-Palais, oder: Ein Winter in Spennmar. Unter den Augen des Bergfessers aus dem Englischen übersetzt von Minna Perthum. 8. Berlin, Fischer. 1 Thlr. 12 Gr.

Heering, G. v., Der Courier von Stambul. 1835. 8. Göttingen, G. v. Göttingen. 3 Thlr.

John, J. F., Die Malerei der Alten, von ihrem Anfange bis auf die christliche Zeitrechnung; nach Plinius, mit Berücksichtigung Vitruv's und anderer alten Classiker, bearbeitet und erläutert. Nebst theoretiſcher und praktischer Untersuchung der antiken Tafel-, Wand- und Vasenmalerei, der Mosaik und Mosaic Mosaic. Gr. 8. Berlin, Steffen u. Comp. 1 Thlr. 8 Gr.

Keller, F., Riblans, Herzog zu Dypda. Erzählung. 1835. 2te Bände. Gr. 12. Leipzig, Kopp. 2 Thlr.

Laurance, J., Geologie im Jahr 1835. Eine fast vollständige Skizze der Fortschritte, Hauptzüge und neuesten Entdeckungen in dieser, im Fortschreiten begriffenen Wissenschaft. Aus dem Englischen. Mit 19 eingedrungenen Holzschnitten. Gr. 12. Weimar, Landes-Industrie-Comptoir. 9 Gr.

Lehner, F., gesammelte Schriften. Nach dessen Tode herausgegeben von Ph. F. Kallb. 1te Lieferung. Die stehenden Altkämpfer der Gauen des Donnerbergs. 1835. 8. Gr. 8. Mainz, Borch. 7 Gr.

(Merlin.) — Der Pastor Oberlin. Erzählung. Nach dem Französischen des P. Merlin von M. G. W. 1835. Gr. 16. Blankenau, Anhalt. 1 Thlr.

Müller, F. L., Das Portrait. Gedichtes Gedichte in 12 Gesängen. 12. Bismarck, Schind. 12 Gr.

Paulding, Die Kenturder. Amerikanischer Roman. In das Deutsche übertragen von A. Andree. 2 Theile. 1. Leipzig, Schumann. 2 Thlr.

Rau, M., Worin ist die unnatürliche Sterblichkeit der Kinder in ihrem ersten Lebensjahre begründet, und wodurch kann dieselbe verhütet werden? Eine von der Kaiserlich Russischen freien ökonomischen Gesellschaft zu St. Petersburg gekrönte Preisschrift. Mit Königl. würt. Privilegium. Gr. 8. Bern, Fischer u. Comp. 18 Gr.

Russel, M., Gemälde von Ägypten in alter und neuer Zeit. Aus dem Englischen. Mit 11 Abbildungen der ägyptischen Ausgabe und einer Karte von Ägypten. 1ster Theil. Das alte Ägypten. 2ter Theil. Das neue Ägypten. — Auch mit dem Umschlagtitel: Edinburgher Cabinet's-Bibliothek u. s. w. 1835 u. 1836. 8. Leipzig, Barthold's Verlags-Exp. 18 Gr.

Scavola, Die Kardinäle und der Regent. Galerien von russischen Bildwerke. — Zweite Galerie. (Aber bis 6ter Theil) Die Blutsfreunde. — Die Kaperdeute. — Papst. 8. Frankfurt a. M., Göttingen. 4 Thlr. 12 Gr.

Schäfer, B., Anton der Gütige, erster constitutioneller König der Sachsen, und Seine Zeit; eine historische Skizze einer Biographie und Zeitgeschichte dieses trefflichen Königs. 1 Bildniß: König Anton auf dem Todtenbette. 8. Altona, u. Leipzig, Knod. 6 Gr.

Schwend, R., Mythologische Skizzen. 18. 8. Frankfurt a. M., Göttingen. 21 Gr.

Schäfer-Almanach. Herausgegeben von G. Regitz. Berlin, Zeit u. Comp. 1 Thlr. 12 Gr.

Ward, Anti-Hopha oder Apologie der hohen Ägyptischen Kunst der Freimaurerei. Als Manuscript des Verfassers. Gr. 8. Leipzig, Kunkel'sche Verlags-Exp. 1835.

Wirth, J. H., Theorie des Communismus oder der christlichen Regenerations. Ein Versuch, die Mythen des magischen Lebens, den Rapport der Communisten mit der Magie, ihre Fiktionen und Äußerungen, und deren Verhältnisse mit der Wirklichkeit, von dem Standpunkte vornehmlich der Kritik aus zu erklären und zu erklären für Gebildeten, aber auch für Meditanten und Theologen insbesondere. Gr. 8. Göttingen, Schöbels Verlags-Exp. 1 Thlr. 16 Gr.

Literarische Unterhaltung.

Montag,

Nr. 235.

22. August 1836.

Cartesius und seine Gegner, ein Beitrag zur Charakteristik der philosophischen Bestrebungen unserer Zeit, von H. C. Hoß. Wien, Beck. 1835. Gr. 8. 18 Gr.

Die Lebensbedingungen der Philosophie lagen niemals allein darin, daß die dieser Wissenschaft eigenthümlichen Begriffe von einzelnen Individuen ihrer Natur gemäß bekannt, geschmackmäßig entwickelt und geordnet und zu Resultaten fortgeführt wurden, die für Inneres und Äußeres brauchbar sein konnten, sondern sie hängen immer wesentlich davon ab, in welchen Zuständen sich vor Allem die übrigen Wissenschaften, dann der Staat und die Kirche befinden, und wie diese Zustände sich mit der Philosophie in Verbindung setzen. Es stützt sich dieser Anspruch zwar auf eine Ansicht, welche von dem Standpunkte der vorerwähnten Wissenschaft nur als eine untergeordnete oder gar unerlaubte erscheint, insofern nämlich, als damit jetzt übrigen nicht philosophisch heißenden Theilen des Cultursystems eine Selbstständigkeit eingeräumt wird, die ihnen an sich und in der Idee des Wissens nicht zukommt; allein die Auffassung des Wissens und des Lebens als einzelne Wissenschaften und einzelne Lebensformen hat einmal eine solche praktische Autorität erlangt, daß sie auch von der Philosophie respectirt und als zur Erleichterung des Verständnisses für brauchbar belassen werden muß. Dennoch liegt in diesem Umstande, daß nämlich Dasjenige, was theoretisch aus der Wahrheit nach zueinander gehört und nur ein Eins bildet, praktisch und aus außerwesentlichen Gründen getrennt ist oder auch wol getrennt werden mußte, eine unanhaltendsten Veranlassungen, weshalb die nicht philosophischen Wissenschaften wie die verschiedenen Formen des Lebens oft ihr richtiges Verhältniß zur Philosophie verfehlten, indem man entweder die Verbindung falsch einträte, oder auch nicht erkannte, daß unter den obwaltenden Umständen in gewissen Angelegenheiten gar keine Verbindung möglich war.

Wir wollen bei der Anzeige der obengenannten Schrift Gelegenheit nehmen, über einen von solchen Punkten, die ebenfalls mit zu dem verschobenen gehört, einige Bemerkungen zu machen, über die falsche Verbindung nämlich, worin die Philosophie in unsern Tagen zur Theologie und zur Kirche gesetzt wird, und wie es sich damit bei der Wahrheit nach verhalten möchte. Warum dies aber grade bei der Anzeige jener kleinen Schrift geschieht,

möchte zwar Demjenigen, der dieselbe selbst liest, auf den ersten Blick nicht gerechtfertigt erscheinen, denn ihr Inhalt ist eigentlich mehr bloß historisch; allein die Rechtfertigung liegt theils in dem Aufsatze des Titels, daß der Verf. nämlich einen Beitrag zur Charakteristik der philosophischen Bestrebungen unserer Zeit will gegeben haben, theils in gewissen über jenen Gegenstand gemachten Äußerungen, womit der Leser sogleich bekannt werden soll, endlich auch darin, daß wir überhaupt damit zur literarischen Unterhaltung einen nicht ungeringsten Beitrag glauben geben zu können.

Zunächst aber möge ein Wort über die Absicht des Verf. vorangestellt werden, die man vielleicht am Besten daraus erkennt, daß er, in der Meinung, die pantheistischen Formen seien mit Hegel erschöpft, das neuere Denken wieder auf Descartes, als zu seinem Anfange, zurückführen will, um diejenigen Mängel und Lücken, die in dessen Dualismus geblieben wären, zu verbessern und auszufüllen. Er scheint also dem Pantheismus abhold zu sein, wenigstens wenn man die Ausdrücke streng nehmen darf, worin es heißt: „der Dualismus sei unabwendlich, er habe die Erfahrung für sich, denn das Leben des Geistes in der Idee sei factisch ein anderes, als das der Natur im Begriffsschematismus (!), und es stehe wissenschaftlich höher, denn er biete für die Thatfachen des geselligen Bestandes das Recht der Vergangenheit, die Zeugnisse der Evangelien, die Lehren der Kirche, welche andere Systeme ganz leugneten oder willkürlich deuten müßten, die rechte, wahre Erklärung und umfassende, durchgreifende Beziehung“; dennoch aber sagen wir nur, er „scheint“ ihm abhold zu sein, weil der Gebrauch des Namens Dualismus noch keine Bürgschaft ist, daß dahinter beim Verf. nicht ebenfalls nur ein modificirter (d. i. jedes Mal inconsequenter) Pantheismus steckt, zu welcher Vermuthung allerdings schon die wörtlichen Andeutungen führen, die der Verf. über seine positive Ansicht mittheilt. Doch dies ist hier ja völlig gleichgültig, und wir wenden uns daher sogleich an zwei Allen verständliche Aussprüche, die der Divinationsgabe des Lesers schon den rechten Schluß eingeben werden.

§. 70 nämlich lesen wir:

Da sich der Mensch als Glied eines gefallenen Geschlechtes erkennen muß, das nur durch Jesum Bestand und Kraft, Leben,

Hoffnung, einen Zweck und ein Ziel hat, so muß er ihn und insofern auch Das, was von ihm ausgeht, die Kirche, ihr Gesetz und ihre Lehre, als Wurzel alles Geistes und daher alles Erkennens, als unverbrüchliches Gesetz seines Lebens, als Auctorität aller Auctoritäten, und zwar ausschließlich in dem Sinne aufzunehmen und anerkennen, wie es Der will, der unser Vater, Erheber, Bürge, Priester, Gewächsmann (auctor) ist. Ihre Ursprung ist der Kirche Quelle der Auctorität, die größere oder geringere Allgemeinheit der Anerkennung ist gleichgültig, und selbst auch vom Urtheil des Geistes hängt ihr Recht nicht ab.

Und S. 75 heißt es:

Das Wissen von Gott ist dem Wesen nach identisch mit dem Glauben an Gott. Aus der gemeinschaftlichen Aufgabe und Grundlage des Wissens und Glaubens erhellt, daß, wenn der Glaube wirklich auf dem unverfälschten, echten, wohlverstandenen Ansprüche der Kirche beruht und die Wissenschaft auf den Thatfachen des Bewußtseins, ohne Auslassung, fremdbartigen Zusatz, Verwirrung oder Verwechslung gebaut ist, zwischen beiden kein Widerspruch ohnwalten kann. Tritt dennoch ein solcher ein, so fehlt hier eine der nothwendigsten Voraussetzungen, und der Glaube oder die Wissenschaft ist nicht der wahre zu nennen. Da aber das Object des Glaubens klar ausgesprochen daliegt in dem Dogma, und in Fällen des Zweifels die Auctorität des Primats sich darbietet, ihn zu entfernen, so gibt in der Controverse der Glaube den Ausschlag und die Wissenschaft muß ihre Ergebnisse nach seinen Aussprüchen beurtheilen lassen. Letzteres ist um so nothwendiger, als nicht nur seit dem Falle des Menschen die Natur aus dem Verhältnisse der Unterordnung zum Geiste getreten ist und jene im Bewußtsein sich ankündigende bunte Reihe von Erscheinungen, in denen ihre Gedankenreihe, ihr Begriffs- und Traumleben zu Tage bricht, sich gar zu gerne als Lebensäußerungen des Geistes geltend macht; sondern auch die Quelle des Wissens, unser Sein, seinen Bestand und seine Fortdauer lebendig Dem verdankt, den die Kirche in der Menschheit fortsetzt und in dem daher auch die Würde und der Werth, kurz die Bedeutung des Geistes, bestimmt und ausgesprochen ist.

Es ist eine sonderbare Sache, daß viele Leute es gar nicht bemerken, weder, daß sie sich oft in ein und derselben Gedankenreihe widersprechen, noch daß mitunter ihre Behauptungen grade zu den entgegengesetzten Resultaten führen, als welche sie selbst bezwecken wollten. Dies ist auch hier augenscheinlich der Fall, denn es ist klar, einmal, daß, wenn die Dogmen als Artikel des Glaubens wirklich auch schon Artikel des Wissens wären, wie es nach der hier behaupteten Identität des Wissens und Glaubens sein soll, weder von einer Controverse noch von einem Primat unter beiden die Rede sein könnte, und alsdann, daß aus demselben Grunde, aus welchem dem Glauben das Primat eingeräumt wird, d. h. eigentlich aus gar keinem, es auch dem Wissen hätte eingeräumt werden können. Aber nicht einmal der gemeine protestantische Verstand würde darta fehlen, eine so schwach unterstützte Behauptung triftig von sich abzulehnen, ebensowenig als er nicht die klägliche Sophisterei bemerken sollte, die hier von dem südbestischen Philosophen mit den Begriffen Wissen, Glaube und Dogma getrieben ist. Wenn es heißt, das Wissen von Gott ist identisch mit dem Glauben an Gott, so kann dies, wenn überhaupt, nur von einem Denker gesagt werden, der es als Resultat seiner philosophischen Reflexionen so gefunden hat, und das Wort Glaube kann alsdann nicht dieselbe Bedeutung

haben, die es hat, wenn es in Bezug auf ein Dogma einer Kirche gebraucht wird, weil es dort nicht als ein allgemeiner Gemüthszustand, gleichwie das Wissen, sondern als ein bestimmtes Object ausdrückt. Wollte man aber sagen, der Glaube im ersten Sinne, als Gemüthszustand, könne den Glauben im zweiten Sinne zu seinen Inhalten haben, und dies könne in der vorher angezeigten Stelle gemeint sein, so läßt sich sogleich zeigen, daß alsdann statt einer Sophisterei der klarste Unsinn begangen ist. Denn der Glaube als ein Dogma fragt nach gar keiner Übereinstimmung mit dem philosophischen Wissen; ein solches ist ihm durchaus gleichgültig, oder vielmehr, er lehnt ein solches schlechterdings von sich ab und verbietet es sogar, wenn er sich auf ein solches einlassen wollte, dadurch unmittelbar seine Natur zerstört würde, insofern er nämlich damit er ein Gewusstes werden könne, nothwendig durch den Verstand oder durch das Denken überhaupt, wenn man es so nennen will, als Dogma suspendirt werden muß: ein Resultat, das der Ansicht des Verstandes entgegengegesetzt ist.

Allein, von diesen Kleinigkeiten absehend, müssen wir von dem Standpunkte der Philosophie aus über diesen berührten Gegenstand noch ganz anders urtheilen: es muß zunächst auf die von den bessern Denkern schon längst anerkannte Trennung der Theologie, als ein Theil der Philosophie, von der Theologie als Lehre von Allem, was zur Kirche gehört, gedrungen, und alsdann im Namen der Kirche, wie in dem der Philosophie gegen jede Vermischung der einen mit der andern, als gegen etwas der Begriffen beider Widersprechendes protestirt werden. Es mag das Folgende über dieses Beides in möglichster Kürze die nöthige Erklärung geben.

Die Theologie, als nicht philosophische Wissenschaft, ist, wie gesagt, Lehre von Allem, was zur Kirche gehört, also Lehre von deren Geschichte, von deren Dogmen, von deren Gebräuchen u. s. w. Sie ist also in diesem Sinne eine rein historische Wissenschaft und hat zur Aufgabe, die Organe des kirchlichen Lebens zu erhalten, die Existenz der Kirche in der Zeitreihe zu sichern, dadurch, daß sie die Kenntniß von deren Natur von einem Geschlecht auf das nachkommende überträgt. Man sieht hieraus, daß der Name Theologie nicht den ganzen Umfang dieses Begriffs ausdrückt, indem derselbe nicht bloß auf die Lehre vom Göttlichen beschränkt ist; dennoch hat ihn der Gebrauch gerechtfertigt, und man wird, ohne Sophisterei auch jedesmal verstehen, was damit gemeint sei.

Obgleich es aber ein wesentliches Merkmal der Theologie in dem angegebenen Sinne ist, daß sie Alles, was zur Kirche gehört, nur so, wie sie es vorfindet, erhalten soll, so weiß man doch, daß sie zugleich in dem einen ihrer Theile wider ihren Willen den Keim enthält, wodurch sie sich unter gewissen Umständen sehr leicht zur Theologie in dem zweiten Sinne des Wortes umändert; dieser Keim liegt in dem Theile, der es mit der Erklärung der Glaubensartikel zu thun hat. So lange diese zwar wirklich nur Erklärung, d. h. aufhellende Entwicklung des Sinnes und der Bedeutung, nicht,

von der Kirche ihre Glaubensartikel und Lehren überhaupt angenommen wissen, so lange ist hier auch keine Theologie vorhanden; allein mit welchen Schwierigkeiten, ja mit welchen Gefahren diese scheinbar so einfache Sache begleitet ist, braucht nicht erwähnt zu werden, da es die Geschichte zeigt, daß fast jede der Zersplitterungen, die die Kirche erfahren hat, ihren Grund nur darin hatte, daß man über die bloße Erklärung oder Interpretation irgend eines Kirchensatzes sich nicht vereinigen konnte.

Ist aber schon dieser Begriff der bloßen Erklärung so schwer in der Wirklichkeit aufrecht zu erhalten — und daß dies auch die Kirche wohl weiß und namentlich am Besten in ihrem früheren, noch reinern Zustande wußte, zeigt insbesondere die Aufstellung der Kirchenväter und des Papstes als sichtbarer Autoritäten und entscheidender Instanzen — wie natürlich ist es alsdann, daß, wenn der menschliche Verstand nur einigermaßen zum Bewußtsein seiner Selbstständigkeit gelangt, der Standpunkt der bloßen Erklärung in den der Deduction, und dieser, wenn die Deduction dazu Gelegenheit gibt, in den Standpunkt des Zweifels, und dieser endlich, wenn der Zweifel gewinner wird, in den Standpunkt der freien philosophischen Forschung übergeht! Auch diesen Verlauf, weil er ein natürlicher ist, bewährt die Geschichte, am deutlichsten an der christlichen Theologie, weil diese unter denjenigen andern historischen Bedingungen fortgepflanzt wurde, die allerdings als hinzukommend dabei vorausgesetzt werden müssen. Der Standpunkt der bloßen Erklärung war der ihres Anfangs, und galt so lange, als das Christenthum noch an seiner Festsetzung arbeitete, wie dies sogleich einem Jüden, der sich an die ganze Art und Weise erinnert, wie sowohl Christus selbst, als auch seine Jünger zu lehren pflegten, unmittelbar einleuchten muß, und weil dies in der Natur der Sache so sehr begründet ist, daß man das Gleiche an allen andern Religionslehren nachweisen kann. Der Standpunkt der Deduction trat ein, als die christliche Theologie von solchen Köpfen aufgenommen wurde, die zugleich unter dem Einflusse eines andern Denkens, insbesondere der griechischen Philosophie, standen; er ist der bei den gelehrten Kirchenvätern und erstreckt sich durch den ganzen Scholasticismus hindurch, dessen Merkmal es ist, die christlichen Lehren aus Begriffen als solchen herzuleiten und zu begründen, d. h. sie zu deduciren, obgleich sie insgesamt als Artikel des Glaubens schon ebenso fest standen, wenn sie auch nicht wären deducirt worden. Der Standpunkt des Zweifels ferner kam, wie man sagen darf, grade mit Descartes wenigstens erst zum Ausdruck*), wiewol die Möglichkeit seines

Auftretens schon längst durch ausgezeichnete Männer vorbereitet war, und was endlich den Standpunkt der freien philosophischen Forschung betrifft, so können wir Gott danken, daß wir diesen als den der neuern und unsrer eignen Zeit, wenigstens theilweise, bezeichnen dürfen, sodas sich jetzt der Name einer rein philosophischen, von der kirchlichen absehbenden Theologie gebrauchen läßt.

Doch von dieser Bemerkung zurückkehrend, haben wir nur das Gesagte zu benutzen, um die Grenzseide zwischen den zweierlei Bedeutungen der Theologie nicht verfehlen zu können. Die Theologie, in der erstern der genannten Bedeutungen genommen, ist in der That Dienerin der Kirche, und wer Theologe in diesem Sinne sein will, von dem wird mit Recht verlangt, daß er sich hüten solle, durch irgend ein Verfahren jenes Merkmal der Festhaltung an dem in der Kirche Gegebenen, sowie er es vorfindet, aufzuheben; ihr kommt, mit Einem Wort, nur der Standpunkt der Erklärung, im höchsten Falle der der Deduction zu. Die Theologie aber, in der andern Bedeutung genommen, hat, streng gesagt, mit der Kirche gar nichts zu thun, denn diese lehrt, wie sogleich aus ihrem Begriffe soll noch näher gezeigt werden, sowol den Zweifel wie die freie philosophische Forschung von sich ab; und man nennt daher auch die Theologie im philosophischen Sinne am besten „philosophische Religionslehre“, um schon durch den Namen ihre völlig unkirchliche Stellung auszudrücken, was dagegen durch die andern, für sie ebenfalls wol gebrauchten Benennungen, wie „speculative“ oder „natürliche Theologie“ nicht geschieht. Wer also in diesem Sinne Theologe ist, kann nicht ein solcher im kirchlichen Sinne sein, und man muß sich nur wundern, daß, wenn einmal der kirchliche und mit gutem Recht von der Kirche postulierte Standpunkt überschritten ist, man es mitunter noch unternehmen will, beide Standpunkte zu vereinigen, während man einsehen sollte, daß dies bei so entgegengesetzten Dingen schlechtthin unmöglich ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die vorgebliche Lante. Nachgelassene Studenten-Novelle von Cervantes. Stuttgart, Hallberger. 1836. Gr. 12. 6 Gr.

Diese Novelle hatte sich bis auf unsere Zeit handschriftlich erhalten, wo sie 1818 Friedrich August Wolf als Beilage zum dritten Hefte der „Analekten“ zum ersten Male getrennt abgedruckt ließ, nachdem sie einige Jahre früher mit Entstellungen in Madrid durch den Druck bekannt gemacht worden war. Die nähern, diese Novelle betreffenden historischen Umstände kann man in Wolf's Vorwort dazu nachlesen. Daß sie von Cervantes wirklich ist, unterliegt, von allem andern abgesehen, was dies beweist, schon nach den Gesetzen der höhern Kritik

keinem Zweifel. Ich weiß wohl, daß ein Decret der Inquisition noch kein Glaubensartikel ist, allein ich bin nicht so sehr in meine Gedanken verlost, um sie durch solche Einwürfe zu verteidigen. Die Inquisitoren haben nicht weniger Recht auf meine Handlungen, als die Vernunft auf meine Gedanken;“ und erst nach 10 Jahren entschloß er sich, dieses Buch — es waren seine „Principien“ — bekannt zu machen.“ Aber war nun, trotz dieses Gehorsams, die Vernunft des Descartes die der Kirche?

*) Von Descartes freilich erzählt uns der Verf. S. 31 noch Folgendes: „Wie weit ging nicht seine Unterwürfigkeit gegen die Entschreibungen der Kirche! Er vernimmt, daß die Lehre von der Bewegung der Erde in der Person Galilei's zu Rom verdammt worden. Diese Behauptung war in alle Theile seines Weltsystems verwebt, sie bildete gleichsam die Grundlage seiner Physik; doch augenblicklich läßt er den Druck des Buches unterbrechen, das eben erscheinen sollte. „Ich wollte um Alles in der Welt nicht“, sagte er, „daß von mir irgend etwas ausgehe, das von der Kirche

nicht dem mindesten Zweifel. Sie ist höchst geistreich und sehr wegsam geschrieben, und wenn sie hier und da einige kleine Nachlässigkeiten verzeiht, so dürfte das wol nur ebenwohl andeuten, daß der Dichter, wenn er in der That dazu gekommen wäre, sie kränken zu lassen, vorerst noch die letzte Hand daran gelegt haben würde. Unserm Übersetzer sind die vorerwähnten Angaben über „Die vorgebliche Lante“ unbekannt und er hat sie nach einer 1821 in Madrid besorgten Ausgabe der Novellen des Cervantes übersezt, wozumehr man sie ebenso wie auch seitdem in mehrer pariser Ausgaben hat. Daß Cervantes diese verzeigte Novelle seinen übrigen prosaischen nicht beigefügt, entgegen wie dem Herrn Übersetzer, beweist keineswegs, daß er sie später geschrieben, sondern läßt vielmehr vermuthen, daß er wegen ihres Inhalts und der strengen Censur Bedenken tragen mochte, sie drucken zu lassen.

Wir verdenken es dem Übersetzer, die allerdings starke Stelle am Schlusse der Unterredung der vorgeblichen Lante mit dem Mädchen weggelassen zu haben, denn, da er ohnedies seinen Namen nicht nennt, so sehen wir nicht ein, warum der geübte Scherz, mit Feinheit wiedergegeben, deutsch nicht ebenso wol wie spanisch gebräut werden dürfte. Dieser, die daran Anstoß nehmen und ihn nicht so aufzufassen im Stande sind, wie er gegeben wird, müssen ja ohnedies die ganze Novelle unlesbar finden.

Die Übersetzung ist an sich recht gut, nur finden wir die nachstehenden Schnitzer darin vor, die ein Übersetzer des Cervantes sich nicht zu Schulden kommen lassen dürfte. S. 15 war tinto der Zweideutigkeit wegen nicht Schminke, sondern Waare, und trabajadoras etwas feiner zu übersezen. S. 16 bezieht sich que a la cintura la llegaba nicht auf Santeusello, sondern auf rosario. Martingala eben da ist, so viel wir wissen, nicht Strumpf, sondern Lag. S. 22 ist bellacon nicht vierstörtiger Bengel, sondern Schalk. S. 24 war por la posta deutsch nicht wohl auf der Extrapost, sondern schleunigst widerzugeben. S. 38 findet sich mugre (Abgänge) mit mugros (Weibern) verwechselt.

Wir wollen nicht auszuheir mit Kleinigkeiten mädeln, denn wir erkennen überdies an, daß die Novellen des Cervantes würdig zu übersezen keine Kleinigkeit ist. So viel müssen wir aber allerdings hinzufügen, daß wir dem Übersetzer der „Lia sin-gida“ dennoch nicht der Aufgabe, die er sich vorsezt, für gewachsen halten, auch die übrigen, als ausgearbeiteter natürlich viel schwierigeren Novellen des großen Dichters genügend zu übersezen. Eine leidlich gute Übersetzung für das größere Publicum ist schon von Soltau da. Wozu also deren noch eine? Größere Kenner des Cervantes machen an seinen deutschen Übersetzer Ansprüche, wie sie der sonst tüchtige Soltau sich wol nicht träumen ließ. Nur ein wahrer Dichter vermag also vielleicht alle die Feinheiten der Sprache, des Ausdrucks und der Gedanken des großen Cervantes in seinen Novellen zu erzählen und zu verdeutschen. Mit dem „Don Quixote“ hat uns ein solcher bereits beschenkt, und vielleicht dürfen wir uns für berechtigt halten, auch von ihm zu verlangen, daß er uns die „Novellen“ desgleichen zuführe. 75.

Notiz.

Dr. R. A. Richard, Arzt in Kolmar, kündigt eine Geschichte des Elastes an, für welche er auch handschriftliche Quellen benutzt zu haben erklärt. Nach dem Prospectus soll dieses Werk, auf vier Bände in groß Octav und etwa 150 Druckbogen berechnet, vor Allem dazu dienen, die elassische Geschichte im Gesicht populär zu machen, was bisher nicht der Fall gewesen, die in Denkmälen, Sprache, Sitten, bürgerlichen und kirchlichen Einrichtungen, Traditionen und Volksagen bewahrten Erinnerungen der Vorzeit wiederzuleben zu lassen und den Lesern ein frisches, lebendiges Bild aller jener Zustände zu geben, ja, sie gewissermaßen zu Zeitgenossen derselben zu machen, damit sie ihre Vorurtheile mit den Augen des Zeitalters selbst, nicht mit

denen des 19. Jahrhunderts, aufheben und beseitigen können. Ein besonders empfehlendes Merkmal soll die große Genauigkeit der verschiedenen Kritiken zur Aufklärung bringen, mit in methodischer Ordnung Karten und Pläne, Städte- und Wappensteinen, Trachten, Waffen und Kriegswerkzeuge, Münzen, architektonische Abbildungen u. s. w. liefern. Denn, wie Dr. Richard sagt, man hat ja heutzutage gar keinen Begriff mehr davon, was im 14. oder 15. Jahrhundert eine freie Reichthümer und die Worte Landgraf, Schutzherr, Stadtmayor, Landvogt, Untervogt, Pfahldörfer, Ausbürger u. s. w. sind, aus der Sprache des jetzigen Geschlechtes verschwunden. Diese Welt wollen wir dann zu schildern versuchen, wie sie war und lebte, mit ihren Vorzügen und ihren Fehlern, mit ihren Wirren, Verwirrungen und Missständen sowohl der Gemüths als der Intelligenz; aber auch mit ihrer Aufrichtigkeit, ihrer Kraft, ihrer Glaubenswärme und der unendlichen Mannichkeit ihres Geistes, — eine rauhe, wilde, in Eisen gehende Welt, die weit entfernt war, die besten der Welten zu sein, aber uns zu Dem gemacht hat, was wir sind, welche für Millionen und Gelitten hat Jahrhunderte lang, und welche wenigstens ihrer Großartigkeit wegen hochachten müssen, die Schaffer, denen sie 300 Schloßer in unsern Gebirgen, am Ufer des Rheines das Münster von Straßburg zum Beispiel hinsehte.“ So Dr. Richard in seinem vor mir liegenden Prospectus. Es ist eine Wärme darin, die Einem wohlthut, aber nur um so peinlichere Empfindungen erweckt, daß dieses Alles in französischer Sprache gesagt und in deutscher Sprache soll auch das Werk erscheinen. Es ist ein schneidender Eindruck, im Contrast damit das aus Christian Münsters „Kosmographie“ gewählte Motto zu lesen: „das ich es mit kurzen Worten sag, es ist in dem ganzen Teutschenland kein Gegenstand, die diesem Elaste verglichen werden. Aus Schwaben, Bayern, Burgund, Lothringen laufen sie darein und kommen selten daraus.“ Und so kann der Prospectus, so wird auch Wert selbst — und zwar je besser es geschrieben wird, desto sicherer — nur die tragische Jerrissenheit eines ererbten Stammes zur Schau stellen, der sich selbst fremd geworden, Boden seiner Geschichte unter sich weichen sieht und dessen stiges Dasein, aus den Wurzeln seiner Vergangenheit gerissen und des kostbarsten Erbtheils seiner Väter beraubt, weder Zeit noch Heimat mehr hat.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Homerische Vorschule.

Eine
Einleitung in das Studium der Ilias
und Odyssee.

Von
Wilhelm Müller.

Zweite Auflage,

mit
Einleitungen und Anmerkungen

von
Dr. Karl Wilh. Baumgarten-Strohm.

Gr. 8. 20 Gr.

Leipzig, im August 1856.

J. A. Brodhans.

Blätter

für

Literarische Unterhaltung.

Dienstag,

Nr. 236.

23. August 1836.

und seine Gegner, ein Beitrag zur Charakteristik der philosophischen Bestrebungen unserer Zeit, von J. C. Hod.

(Fortsetzung aus Nr. 22.)

Es wurde nämlich oben jagweise behauptet, daß sowohl Namen der Kirche wie in dem der Philosophie gegen die Vermischung der einen mit der andern als gegen die des Begriffs beider Widersprechendes protestirt werden müsse; dies wird sich am deutlichsten ergeben, wenn wir im Bezug auf einige innere Hauptmerkmale der Kirche eine Parallele ziehen.

Die Kirche zunächst beruht auf Übereinstimmung in gewissen moralischen und religiösen Lehren, auf einer Gemeinschaft des Glaubens; dies ist ihre notwendige Bedingung, aber noch kein Merkmal von ihr, sondern die Kirche selbst entsteht aus jener Bedingung erst, wenn die Theilnehmer an jenem gemeinsamen Glauben sich öffentlich dazu bekennen: also der Ausdruck des öffentlichen Bekenntnisses eines Mehreren gemeinsamen Glaubens zu sein, ist ein Merkmal der Kirche. Aus diesem Bekenntnisse entwickeln sich, wie aus der Natur der Sache, gewisse Formen, theils wegen des Bedürfnisses einer allen Gliedern erkennlichen Zusammenhaltung, theils wegen des natürlichen Wunsches, die kirchlichen Lehren gleichsam zu fixiren, sie den Gemüthern anzubequemen, sie überhaupt vor dem Einflusse der Zeit zu schützen; es bildet sich, mit einem Wort, eine Organisation, und erst mit dieser steht die Kirche in ihrem vollendeten Leben.

Es thut Noth, schon dieses erste Kennzeichen festzuhalten, indem sich daraus ergibt, daß eine Kirche stets sichtbar, und wie unerlaube es ist, von einer unsichtbaren Kirche zu reden, in welchem Ausdrücke der offenbare Fehler liegt, daß darin das Bezogene (das öffentliche in seinen Formen ausgeprägte Bekenntniß) mit, seinem Zusammenhangspunkte (der vorauszusetzenden Übereinstimmung des Glaubens) verwechselt, jenes für identisch mit diesem erachtet wird; und dies ist um so mehr unerlaubt, da gerade dieser Ausdruck am leichtesten als Deckmantel solcher Verfahrungsweisen, durch die man eigentlich aus der Kirche verbannt, gebraucht werden kann. Die Sichtbarkeit der Kirche darf vielmehr unter keiner Bedingung als unwesentlich erklärt werden; denn sie liegt unmittelbar in dem Merkmale des öffentlichen Bekenntnisses mit eingeschlossen;

sen; die Aufhebung des Einen wird die des Andern nach sich ziehen und, damit der Begriff der Kirche selbst aufgehoben sein.

Wir können hieraus sogleich noch einen Schluß machen, der zur Ergänzung des ersten Merkmals dient. Das öffentliche Bekenntniß nämlich setzt, wie gesagt, eine Übereinstimmung, diese nothwendig aber ein Object voraus, welches als solches ein fertiges, ein nicht mehr bestrittenes ist; denn wäre dies nicht der Fall, so würde an keine Übereinstimmung, an kein Bekenntniß und also auch an keine Kirche zu denken gewesen sein. Daraus erklärt es sich, weshalb die Kirche stets mit absoluter Gewissheit, selbst in ihren negativen Sätzen, spricht und sprechen darf, denn sie erneuert hiermit nur jenes Factum, das ihr von Anfang an und ursprünglich zum Grunde liegt, nämlich die allgemeine Übereinstimmung der sich zu ihr Bekennenden. Es läßt sich deshalb auch behaupten, daß wesentlich in der Natur der Kirche die Stabilität liegt, weil sie nicht, wie manche andere Gesellschaften, ihre Begründung in dem Gedanken eines noch nicht Wirklichen, sondern in der Aufnahme eines — wenn auch nur für sie — schon positiv Vorhandenen und Gewissen hat. Die Richtigkeit dieses Gedankens kann man sowohl a priori, d. h. in einer theoretischen Erörterung über die Möglichkeit der Entstehung einer Kirche, als auch a posteriori oder durch die wirkliche Geschichte der Kirchen bestätigen.

Was dagegen die Philosophie betrifft, so weiß man, daß es sich mit ihr in Bezug auf die angegebenen Punkte grade conträr verhält. Während die allgemeine Übereinstimmung bei der Kirche schon factisch gegeben ist, wenn sie entsteht, kann die Philosophie dieselbe nur zu ihrem Ziele als eine Aufgabe setzen, die sie vereinst einmal zu verwirklichen hofft, welche Verwirklichung aber die Verständigen sogar für unmöglich erklären. Die Philosophie ferner hat weder ein unbestrittenes noch ein fertiges Object, man mag von ihr im Allgemeinen oder in Bezug auf die einzelnen Systeme sprechen: beiderseits theilt sie sich in ebenso viele Verschiedenheiten, als es, um nicht zu sagen Individuen, wenigstens Schulen gibt. Aus diesem Grunde endlich ist bei der Philosophie nicht die Stabilität, sondern der den Streit vollende Fortschritt Princip.

Sehen wir in der Parallele weiter, so treffen wir auf das zweite Hauptmerkmal der Kirche, welches darin be-

sieht, daß sie in ihrer Beschränktheit — Unversalität, oder Allgemeinheit in ihrer Particularität hat. Was hiermit gesagt sein soll, wird klar werden, wenn man sich an das Object der Kirche und an die Beschaffenheit desselben erinnert. Das Object der Kirche ist Religion; auf diese ist sie eigentlich allein beschränkt, oder bezieht wenigstens auf sie auch alles Ubrige, womit sie sich noch verbinden mag; nicht einmal die Moral hat in ihr einen unabhängigen Charakter, sondern auch diese bekommt, so wie Alles, ihre Heiligung durch die Beziehung auf Gott. Aber gerade in dieser Beschränktheit ist der Kirche die Möglichkeit gegeben, universell zu sein, denn nur wegen dieser Beschaffenheit ihres Objects kann sie bei den Gläubigen nicht allein auf allgemeine Anerkennung desselben, sondern auch auf Dauer dieser Anerkennung rechnen. Dieses Merkmal verräth sich auch dadurch, wie die Kirche ihr Object behandelt, was immer so geschieht, daß sie jeden Gegenstand, der zu diesem Objecte unmittelbar selbst gehört, entweder in den höchsten Allgemeinbegriffen oder in verhältnißvollen Bildern und Metaphern ausdrückt, bei allem Ubrigen aber, das zu ihrem Objecte nicht unmittelbar gehört, die Betrachtung dessen eigner selbständiger Natur, so schnell wie möglich, verläßt, oder sie wenigstens mit ihrem Objecte in Verbindung bringt. Man kann daher auch sagen, es sei ein Merkmal der Kirche, daß sie das Besondere vermeidet, von diesem nach dem Allgemeinen strebt und dennoch in dem Allgemeinen beschränkt ist.

Auch die Wichtigkeit dieses Merkmals läßt sich leicht sowohl empirisch wie theoretisch nachweisen: empirisch nämlich an der Verfahrensweise der Kirche mit den übrigen Theilen der Erkenntniß, theoretisch aber dadurch, weil es einen psychologischen Grund hat, daß eine gemeinsame Uebereinstimmung — und eine solche ist Bedingung der Kirche — unter den Menschen überhaupt nur in dem Allgemeinen möglich ist, da, je besonderer ein Gegenstand ist, desto mehr spezifische Differenzen beachtet sein wollen, für welche Beachtung aber man von den Wenigsten weder Vollständigkeit noch Genauigkeit erwarten darf, und in der deshalb nichts natürlicher als Verschiedenheit der Ansichten ist.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenznachrichten.

Paris, August 1832.

Die Champs Elysées liegen am westlichen Ende von Paris zwischen dem Revolutionsplatze und der Barrière de l'Étoile, zwischen der Straße, wo Ludwig XVI. hingerichtet wurde, und dem Triumphbogen, durch welchen die Kaiserin 1814 in Paris einzog. Der ungeheure Raum selbst nördlich an den Gärten des Elysées Bourbon; gegenüber, nach der Seine zu wird er durch die Allée Cours la Reine begrenzt. Von hier erstreckten sich die ersten Baumplantagen, in deren Schatten die Königin Katharine von Medici zu wandeln pflegte. Auf den beiden kolossalen Rufen von Stein unter der nervigen Faust ihrer Führer; die Mägen flattern im Winde, die Kraft gespannten Muskeln zeigen die schönsten Verhältnisse; es ist die wilde spie-

rische Wuth in ihrer edelsten Erscheinung von der linken Hand des Menschen gebändigt; aber es wird nicht nur in sich, was diese Pferdehändler da zu schaffen haben; es ist eigentlich am Eingange des Théâtre Français, im Bon dieser Barriere bis an den Triumphbogen führt der Hauptallee, durch Gräben von den Nebengängen getrennt, die für die Fußgänger vorbehalten sind. In der Mitte steht man das ganze Jahr hindurch, nach dem großen Marktstücken, als Cabriolets, Fiakers, Omnibus, bei den besondern Titel Orleansais führen, Postwagen die elegantesten Equipagen, die niedrigsten Kutschen, welchen die niedrigsten Frauen von einem nicht minder lichen Pferdehändler gezogen dahinrollen, sobald Landam, sieht es schon weit weniger lustig aus; statt der Pferde, die bei den Artigkeiten ihres jungen Freundes lächeln, betagte Mama neben ihrer Tochter, gegenüber dem freud mit ailes de pigeon und einem Jocke, und man so einen jungen Herrn neben der jungen Tochter, es der ihr bestimmte Bräutigam, und man kann dann sehen, daß sich beide junge Leute nicht ausfinden können, der König in Neuilly ist, so fahren häufig die schönen Kutschen vorüber; von Retenben wird der Raum in beiden Seiten der Hauptallee, welche eine starke Halle in der Länge hat, liegen zwischen den Säulen des Kammeretts zerstreut. Für Bequemlichkeit und Schönheit schlecht gefügt, die Erde sind geglättet, die Säulen sind Lehm, und was man zu sich nimmt, ist weder schön noch gesund. Der Kaffee wird mit Senf gebrüht und der Pfeffer. Auch sind Vorrichtungen zu mancherlei zu sehen, bei denen es meist auf Übung der körperlichen Kräfte hinausläuft und der Gewinnende keine deren Vortheil erlangt, als daß er seine Stärke und Gesundheit zeigt. Vor dem Café des Ambassadeurs war in diesen Jahren ein Concert im Freien, welchem aber der Marsch und der Jardin d'Or so vielen Abbruch that, daß es sich nicht halten konnte. Vom Rond point aus, ungefähr halbwegs bis zur Barrière de l'Étoile liegt, die Nebenallee auf der einen Seite auf eine lange Reihe Häuser, unter denen einige sehr schöne Hotels sind. Vor der Hauptallee, ehe man zum Rond point gelangt, ist ein ermesslicher Raum frei gelassen, le grand Cairé de Paris genannt; auf diesem werden die Hauptausstellungen bei den Festen zum Besten gegeben. In der Mitte erhebt sich ein Baum, le mât de Cocagne genannt; er ist glatt, rund, und ist geglättet; oben sind an einem Kranze Ähren und Früchte von Werth für die Sieger befestigt; Sieger ist wer ein paar derbe Faustgelenke und Heberkraft im Arm hat, zwei Eigenschaften, die weit öfter den Sieg in der Hand verschaffen, als man wol glaubt. In beiden Enden des dem Mastbaume gegenüber, sind zwei Theater aufgestellt, auf welchen wechselweise gespielt wird; somit der Sieg des einen fällt, rollt der des andern wieder in die Hand der Zuschauer braucht sich nur herumzubringen, und geht von vorne wieder an; ein Franzose bringt bei Sonnenchein unter dem schäubenden Schutze eines Nachmittags vor diesen Schaubuden zu und verliert keinen Schuß und keinen Entschut. Geschick und Heiligkeit hat das französische Volk seine besondere Lust, weiß nichts auf dem Theater der Champs Elysées aufgeführt werden meist die Beduinen in diesen Geschichten, die weißen Mäntel, die braunen Gewänder und die weißen Hüte, die Geschickten, welche oft genug die Köpfe der Soldaten ergötzen, welche die Köpfe der Soldaten ergötzen und ihnen den Kopf aberschneiden, und man die heiligen Siege ihrer Kruppen auf dem Mât de Cocagne gab den Beduinen ein eigenes Interesse, welches ihnen mächtig aufregte. Die Nacht aber, nämlich am 1. August der Julijage, war, wie üblich, Kapellen der Stadt. Mit der Jahresfeier der Julijage von 1830 hat

Kampfund und eine große Rache; mit dem Keller des Schicksals.

Dieses Jahr wurde das Julfest mit etwas widerwärtiger Stimmung gefeiert: man war unwillig darüber, das keine Me-
ren; die Inauguration des Triumphbogens ging ohne große
Belustigung vorüber; das Diktum der Gruppen unter dem
Denkmale der Größtaten der Kaiserzeit hätte allerdings einen
erhebenden Anblick dargeboten. Die Staatskassen und Simon-
biers sahen ihre Einnahmen geschnitten und dann, und vor
Allem zogen sich flackernde Thronungen um die Gemäther. Aber
die Besorgnis ist doch am Ende nicht so schlimm als das Unheil
selbst. Man erzählt, der König habe sich beschwert, er sei ein
Gefangener in seinem eignen Schlosse; die Minister wollten
ihn von seinem Posten trennen. Wer die Charakterstärke und
die Selbständigkeit des Königs kennt, weiß, was von solchen
Ansprüchen zu halten sei. Derselbe Opposition, die den Mon-
archen jetzt als den Gefangenen seiner Räte verhöhnt, hat
sie ihn nicht als den Despoten dieser Kerkermeister aus-
gesprochen? Der Ministerrath war hinlänglich befugt, zu dieser
Maßregel zu raten; auf die angegebenen Polizeiberichte ist
nicht viel zu geben. Eine Gewissheit war hier gar nicht
vonnöthen; ein Voranschlag auf des Königs Leben war zu
vermuthen, und dies reichte hin. Voriges Jahr schrie Alles
über die Unvorsichtigkeit der Polizei, als Fieschi's Mordma-
schine losbrach. Das ganze Fest wurde diesmal gekrönt; am
29., wo die Illumination stattfinden sollte, regnete es. Die
Veranstaltungen dazu waren wahrhaft kolossal; längs der Haupt-
allee der Champs elysees waren Säulen von ungefahr zehn
Schuh hoch aufgeschlagen worden, in sehr geringer Entfernung
voneinander und durch hölzerne Quirlen verbunden; jede
Säule trug ungefahr 72 Lampen, die Quirlen die Halste.
In der Nähe des Triumphbogens traten gefärbte Bläser an
die Stelle der Lampen. Man stelle man sich dies Alles vor
in Feuer, in einer Strecke von einer guten halben Stunde,
diese langen Flammenketten durch das Dunkel der Räume ge-
hoben, und am Ende der blühenden Alee den Triumphbogen
mit seinen riesenhaften Gandelabern und seinen unzähligen Gas-
lichtern. Der Triumphbogen allein brannte, weil er mit Gas-
lampen beleuchtet war, während des Regens fort. Man konnte
aber kaum Zeit finden, ihn zu betrachten. Der Regen fuhr un-
aufhaltsam in die flutende Menge, die Alles unerbittlich mit
sich forttrieb. Beim Feuerwerk gieng noch schlimmer. Die Re-
genschirme hinderten die Dahinterstehenden am Schauen; bald
hieß es: à bas les parapluies! und wer sich nicht fügen wollte,
dem wurde der Regenschirm aus der Hand gerissen und zerbro-
chen. Dies war am Freitag; den Sonntag darauf war es
heißeres Wetter, und man berückte sich, die klare warme Sonne
zu benutzen, um den Triumphbogen bei guter Beleuchtung zu
sehen. Fürwahr es ist ein imponantes Monument, das ein-
zige beinahe in Paris, dessen Anblick erhebt und begeistert.
Rund herum hatte man Spielereien angebracht; Medaillen von
Pappe an hohen Stangen befestigt, mit Inschriften wie in den
oben besprochenen Buden; an jeder Stange eine lange dreifar-
bige Bismarck. Dann vier große Säulen von Holz mit Helm,
Küras und Lanzen; wie diese Massen von Pappe, dieser Luxus
von Lächerlichkeit, diese vier Schützerhäuschen, die wie Bou-
doirs aufstehen, abkackern gegen die einfache Größe des Mo-
numents! Bekanntlich wurde die Errichtung desselben am
18. Febr. 1806 von Napoleon decretirt. Der Architekt Chal-
grin wurde mit der Ausführung beauftragt. Das Fundament,
welches sich bis auf 30 Fuß Tiefe in den Boden senkt, hat
160 Fuß in der Länge und 80 Fuß in der Breite. Der erste
Stein dazu wurde am 15. Aug. 1806 gelegt. Beim Einzuge
der Kaiserin Marie Louise wurde der Triumphbogen aus Holz
aufgebaut und mit Leinwand überzogen. Merkwürdig ist, daß
der blühende Zustand des Reichs gerade ein Hinderniß zur Be-
lebung des Denkmals wurde. Der Kassen der Zimmerleute

war bis auf 12 Francs gesunken, und nicht damit geklärt,
verlangten sie 24 Francs, wobei der Polizeipräsident sich das Recht
erlaubte, die Zimmerleute wurden eingekerkert und
festgehalten, bis die Arbeit wieder fortgesetzt wurde.
des Festzuges 1814 durch den Triumphbogen als Bezeichnung
von dem Gipfel aus drohendete man den Feinden der fran-
zösischen Truppen. Die Feinde hatten sich geändert! Die Feinde
zogen durch den Triumphbogen der Sieger! Erst nach dem
spanischen Feldzuge 1823 beschloß die Restauration, das Mo-
nument zu vollenden und sich desselben zur Verherrlichung ihrer
Kriegsthaten zu bedienen. Der Baumeister Dupont wurde be-
auftragt, ein neues Project einzurichten; nach diesem Project
würde das Monument mit kolossalen Säulen eingefaßt werden
und würde weit prächtiger, aber auch weit kostspieliger ge-
wesen sein. Man befolgte Chalgrin's Pläne, bis auf wenige
Änderungen bei. Eine Menge Bildhauer haben die Entwürfe
des Kaiserreichs dargestellt, besonders aber sprechen vier
Gruppen an, an den beiden Hauptfacaden, die eine nach der
Rechten, die andere nach der Linken zu. Auf jeder, rechts, schwebt
der Genius des Kriegs und deutet mit dem Schwerte in die Hand.
In der Mitte der Gruppe schwingt ein Krieger in voller
Rüstung den Helm, um die übrigen herbeizurufen; ein Jüngling
drängt sich an ihn heran; ein Greis, welcher nicht mehr
kann, scheint dem Führer gute Rathschläge mit auf den Weg
zu geben. Ferner sieht man noch zwei Krieger, der eine führt
den Bogen, der andere kößt in die Trompete. Im Mittel-
punkte bündigt ein junger Mann ein Ross. Es ist viel Leben
in diesen Figuren; wahrhaft kriegerische Energie fließt durch
die festen, kräftigen Massen; das Einzelne habe ich nicht ge-
nau betrachten können, mir scheint im Durchschnitt der Kör-
per gegen die untern Glieder zu lang und zu stark; das
kann das auch eine Folge der Perspective sein, denn ich sah
bei den drei andern Gruppen dieselbe Bemerkung gemacht.
Warum aber Allegorie? Warum keine historischen Scenen, so
grade an der am meisten in die Augen fallenden Stelle? Die
Schlachten sind höher hinauf verwiesen. Was soll der Krieger
mit dem Bogen, der andere mit nackten Beinen und Küras und
Helm? Warum steht nicht wenigstens ein Grenadier von der
Garde als Standbild der Kriegsmacht da? Warum nicht ein
dreieckiger Hut statt des römischen Helms, und eine Fahne
statt des Bogens? Die sonst nicht genug zu lobende Gruppe
würde ebenso gut auf jedes andere Siegesmonument passen;
es ist von Hühn. Auf derselben Facade zur Linken des Hauptaltars
hat Cortot den Triumph dargestellt, nicht etwa einen römischen,
sondern gleichfalls einen abstracten, symbolischen: Napo-
leon, bloß mit einem Mantel bekleidet, wird von der Sieges-
göttin gekrönt. Die besiegten Städte haben Mauerkränze
auf und leisten ihre Huldigungen; die Waffen des besiegten
Feindes sind an einem Palmbaum aufgehängt; ein Gefangener
in Ketten. Napoleon's Körper scheint mir nicht edel genug, die
Contouren fallen ins Massiv; das kolossale schließt das Ganze
nicht aus. Auf der gegenüber sich befindenden Seite stehen die
die Résistance von Göttern; groß, schaurig, ergreifend, aber auch
und mild, wie Alles, was der junge geniale Künstler schuf.
Ein junger Mann vertheidigt den vom Feinde überschwemmten
Boden; auf der einen Seite umfaßt der verwundete Vater sein
Kind, auf der andern führt ihm seine Frau, das Kind auf dem
Arme, entgegen, hinter ihnen fällt ein verwundeter Soldat
vom Pferde; der Genius der Zukunft schwebt über der Gruppe
und scheint dem jungen Mann zur Mahnung und zum Trost zu
stehen. Diese Scene hat ein eigenes Interesse, denn das Unglück und der Schmerz leichter herzustellen, als
so macht die Gruppe des Herrn. Wer am meisten Effect
fehle uns für heute an Zeit, über die Gruppe, welche den Feind
den vorstellt, gleichfalls von Göttern, zu berichten. Die Gruppe
auf dem Monument, welches gegenwärtig der Gegenstand der
allgemeinsten Aufmerksamkeit ist, noch zurück.

(Der Briefsteller sagt.)

Mittwoch,

Nr. 237.

24. August 1836.

Kantismus und seine Gegner, ein Beitrag zur Charakteristik der philosophischen Bestrebungen unserer Zeit, von F. E. Hod.

(Beschluss aus Nr. 224.)

Wenden wir uns dagegen wieder zur Philosophie über, so finden wir auch von diesem zweiten Merkmale bei ihr grade das entgegengesetzte. Die Philosophie kennt zunächst keine Beschränktheit auf ein einzelnes Object, sondern ihr liegt die Gesamtheit sowol alles Möglichen wie alles Wirklichen, jedes mit der Anforderung vor, seiner Natur nach erkannt zu werden: diese Anforderung zu erfüllen, ist ihr unbedingtes Gesetz. Aus diesem Grunde scheint die Philosophie zwar auf einen Augenblick mit der Kirche das Gemeinsame zu haben, daß auch sie anfangs von dem Besondern zu dem Allgemeinen aufsteigt, aber dies geschieht bei ihr, nicht, wie es die Kirche macht, um bei dem Allgemeinen als dem Ende zu bleiben, sondern um bei dem Allgemeinen vielmehr erst denjenigen Anfang zu finden, von dem sie zu dem Besondern am tiefsten kann wieder heruntersteigen. Bei der Philosophie ist das Allgemeine Princip, bei der Kirche ist es Resultat; jene ergreift das Allgemeine, um das Besondere zu finden, diese das Besondere, um zu dem Allgemeinen fortzugehen. Ferner, da der Philosophie Alles an der Erkenntniß des Besondern liegt, so ist es ihr unerläßlich, sowol dessen eigene Natur, wie speciell es nur immer möglich ist, als auch diejenigen innern Beziehungen zu verfolgen, in denen dasselbe zu andern Besondern steht, und damit dies geschehen könne, muß sie nothwendig, statt zu vermeiden, die Hülfen aller Wissenschaften concentriren und in dieser Concentration benutzen.

Endlich, was sich hiernach von selbst versteht, die Philosophie gebraucht nicht zu Allem den Gottesbegriff, da sie, wo die Erkenntniß des Besondern ihr gelingt, sie auch an dieser genug hat und durch die Natur grade dieses Besondern selbst gezwungen ist, die Lösung ihrer Aufgaben, mit wenigen Ausnahmen, innerhalb dessen eignen Gebietes zu suchen.

Es möchte nun zwar dieses Wenige schon genügen können, um das richtige Resultat daraus zu finden; allein es ist noch ein Punkt übrig, den wir besonders seiner praktischen Beziehung wegen nicht übergehen dürfen und der also als drittes Glied in der Opposition der Begriffe von

Kirche und Philosophie mit einigen Worten genannt werden mag.

Fragen wir nämlich, was will die Kirche, und dann, ob sie dies Gewollte kann, so wird das Erstere dadurch beantwortet, daß die Kirche Bedürfnisse des menschlichen Geistes, welche, wie sie sagt, weder durch das Leben noch durch das Wissen gestillt werden können, befriedigen will. Sowol die Natur wie die Quelle dieser Bedürfnisse kommt hier nicht in Betracht, sondern nur der Gedanke, daß also dergleichen Bedürfnisse von der Kirche vorausgesetzt werden und auf dieser Voraussetzung ihre Existenz wesentlich mit beruht. Die andere Frage aber, ob die Kirche diese Bedürfnisse auch befriedigen kann, wird gewiß ein Jeder bejahend beantworten, da sie theils in der Religion überhaupt ein allgemeines, in den Formen ihres Bekenntnisses aber eine so außerordentliche Fülle von besondern Mitteln besitzt, daß man mit Sicherheit behaupten kann, sie werde aus diesen auch für jedes einzelne Bedürfnis schon die entsprechende Befriedigung zu finden wissen.

Fragen wir dagegen, was will die Philosophie, und dann, ob sie dies Gewollte kann, so läßt sich das Erstere dadurch beantworten, daß die Philosophie alle Bedürfnisse des menschlichen Geistes durch das Wissen befriedigen will und demnach durch Etwas charakterisirt wird, wovon die Kirche schon im Voraus die Unmöglichkeit annimmt. Da sich nun aber die Philosophie hieran nicht kehrt, so können wir sogleich noch hinzufügen, daß, wie weit die Philosophie also wirklich ihre Aufgabe erreicht, sie ebensoweit nothwendig auch die Bedürfnisse auslöscht und mithin unmittelbar einen ebenso großen Theil derjenigen Voraussetzung vernichtet, auf der die Existenz der Kirche beruht. Nun ist zwar die andere Frage, ob die Philosophie auch wirklich jenes Gewollte kann, und diese Frage läßt sich in der That allgemein nicht entscheiden; doch ist so viel gewiß, daß, wer wirklich eine Philosophie zu besitzen meint, sie bei diesem auch bejahet werden und demnach das vorige Resultat vorhanden sein muß. Endlich kommt es hier theils noch auf ein Mehr oder Weniger an, theils muß berücksichtigt werden, daß, wenn auch die Philosophie ihre Absicht immerhin nicht ganz erreichen könnte und also auch noch Bedürfnisse übrig ließe, die sie durch das Wissen nicht befriedigt, sie für diesen Überrest doch

nach keineswegs in die Kirche zu treten brauchte, da sie auch eine philosophische Religionslehre hat und in dieser das Denken eigenmächtig sich dieselbe Hilfe aneignen kann, welche die Kirche darbietet.*)

Aus dem Gefagten wird nun, soweit das überhaupt hier möglich ist, so viel klar geworden sein, daß, wenn wir die Frage nach einer Verbindung der Theologie, der Kirche und der Philosophie erneuern, die Antwort dahin ausfallen muß, daß die Theologie sich mit der Kirche sowie mit der Philosophie entweder nur ganz, oder gar nicht, je nachdem sie nämlich im kirchlichen oder im philosophischen Sinne genommen wird, die Kirche aber mit der Philosophie, sowie diese mit der Kirche, sich unter keiner Bedingung verbinden kann. Diese Antwort ist aus der Natur der drei Gegenstände hergeleitet und man darf deshalb mit Gewißheit vermuthen, sowohl, daß sie allen Anforderungen, welche dieselben einzeln an einen vorurtheilsfreien Beurtheiler zu machen berechtigt sind, genügen, als auch, daß sie uns ein richtiges Urtheil wird fällen lassen in Betreff aller derjenigen Erscheinungen, in denen das wahre Verhältniß der Sache entweder verkannt, oder auf irgend eine Weise verletzt ist. Und so zeigt es sich in der That! Die Theologie im kirchlichen Sinne ist nie mehr gewesen als der gelehrte Ausdruck von Dem, was die Kirche auf eine populäre Weise und für den Glauben schon an sich verständlich genug enthält; selbst wo sie begreifen wollte, war sie mit der Kirche in Übereinstimmung, und der einzige Unterschied lag nur in dem Formellen, daß die theologische Vernunft nämlich für sich aber Manches eine Art von Begriffsklärung suchte, das die Kirche ihren andern Gläubigen nur als ein Geheimniß übergab. Wo dagegen die Theologie diesen Weg verließ und sich durch Zweifel und freie Forschung auf die philosophische Straße begab, da war es mit ihrer Verbindung mit der Kirche aus, da entstanden philosophische Theorien, die der Kirche stets fremd gewesen waren und stets fremd bleiben werden, ja die, consequent und offenerherzig ausgesprochen, selbst den Untergang der kirchlichen Lehren zur Folge haben mußten. Warum man sie freilich nicht immer consequent durchführte und aussprach, geht uns hier nichts an, ebenso wenig, weshalb man dies auch in unserer Zeit nicht thut; aber dem Begriffe nach ist es zu behaupten, daß, wo die Theologie irgend eine Theorie schafft, die nicht gleich von Anfang an die kirchlichen Hauptsätze in sich aufgenommen hat, sondern dieselben erst durch eine jedesmal leicht zu erkennende künstliche Anbequemmung wiederhervorbringt, eine

solche Theologie auch nicht mehr in der Kirche steht. Und wie sollte ferner die Kirche sich auch mit solchen Theorien und dadurch mit der Philosophie verbinden können und wollen? Sie würde dadurch ihre ganze Natur verleugnen, die Bedingungen ihres Lebens zerstören, ihre Zwecke verfehlen; sie würde statt des Friedes im Streit in sich aufnehmen, statt die Bedürfnisse der Gläubigen zu befriedigen, sie nur durch Zweifel noch vermehren; ihr Fundament des Glaubens würde durch das vermeintliche Wissen erschüttert, die wenigsten ihrer Glieder zufrieden, sie selbst von keinem Bestande sein. Auch durch die ganze Erfahrung wird dies wieder sichtbar bestätigt, denn alle dergleichen philosophische Theorien sind der Kirche stets gleichgültig gewesen und sie hat sich nur um sie bekümmert, um eine mögliche Gefahr abzuwehren; sie ist in den Köpfen Derer, die sie machten, und der Wenigen, die ihnen anhängen, die Kirche selbst aber stand außer ihnen, sie außer dieser; kein Volk hat je etwas davon gehört und würde es auch nicht gewußt haben, hätte man ihm davon gerächt; sie waren mit Einem Wort der Kirche unnütz, weil sie ihrer Natur fremdartig waren. Wie sehr deshalb endlich — und dies gilt namentlich der neuern Philosophie — alle dergleichen Versuche zu tadeln sind, die grade darin, daß sie die Kirche wollen philosophisch begründen, deren Lehren und Dogmen aus der speculativen oder dialektischen Vernunft freischätzig erzeugt haben, einen ausschließlichen Vorzug und einen Beweis ihrer Wahrheit, allgemeinen Gültigkeit und Brauchbarkeit geltend zu machen suchen: dies muß einem Jeden einleuchten, der nur theils die historischen Facta, theils die Natur der Begriffe berücksichtigen will. Möchten solche Versuche immerhin mit aller möglichen Präension jedes Andere behaupten, nur nicht, daß sie der Kirche einen Dienst, der Philosophie eine Erweiterung gewährt haben, denn beides ist undenkbar, da die Kirche solche Versuche schlechterdings verneint, die Philosophie auf erlaubte Weise nie auf sie geführt werden kann.*)

Es läßt sich voraussetzen, daß man gegen unsere Auffassung Mancherlei einzuwenden hat; deshalb wird es nöthig sein, zum Schluß noch folgende Bemerkung zu machen. Man wolle also bedenken, sowohl unter welchem Gesichtspunkte, als auch zu welchem Zwecke das Folgende gesagt ist. Wenn wir von der Kirche sprechen, so hatten wir dabei nur deren Begriff im Auge, somit dieser theils an sich, theils in Bezug auf die christliche Religion zu bilden ist, und dachten eigentlich weder an die protestantische noch an die katholische Kirche. Man könnte hierin der Anschein liegen, als ob wir entweder die eine mehr als die andere, oder als ob wir keine

*) Aber aber die menschliche Natur kennt, wird annehmen wollen, daß, wenn sie auch eine exacte Philosophie sich angeeignet hat, dennoch immerhin Bedürfnisse genug übrig bleiben, um bereuen zu können, daß sie sich nicht für sie Brauchbare einer Kirche angeschlossen. Auch kommt ihr die Duldbarkeit der Kirchen hierin zu Statten, welche selbst einer graduellen Überestimmung ihre Theilnahme nicht versagt, und schon auf diese Weise mithin sünde, wie man einsehen wird, zwischen der Philosophie und der Kirche nicht der mindeste Streit herrscht, was deshalb, weil jedem von beiden Das, was ihm zukommt, gelassen wird.

*) Es gibt nur Eine sogenannte Philosophie, in der man auf Dogmen der Kirche kommen kann, das ist der Pantheismus, denn aus diesem läßt sich machen, was man will, und dennoch ist man beständig weiter von dem christlichen Pantheismus nach, wie weit die Philosophie von der Theologie darin mit der Kirche zusammenläuft: denn wirklich die Dogmen dieses Systems die der christlichen Kirche? oder muß nicht vielmehr gesagt werden, es gar keine Kirche gibt, die solche Dogmen kennt?

... die weltliche Kirche nicht beschweren, auf dem einfachsten Grunde, weil sie nicht, wie denn jener Begriff der Kirche von dem Protestantismus oder dem Protestantismus wirklich dargestellt werden, völlig abschneiden. Ebenso wenig wird man vermuthen dürfen, weder ob durch das Gesagte auf die Kirche ein großes, noch ob auf sie ein kleines Gewicht gelegt, ob ihren Sitten Recht, noch ob ihnen Unrecht gegeben werden solle; denn zu keinem von Beiden liegt in unsrer Erklärung ein Grund. Die einzige Absicht vielmehr, die uns vor Augen schwebte, war die, zu zeigen, daß Dreyfuss, welcher aus der eigentlichen, d. i. kirchlichen Theologie eine Religionsphilosophie macht, nothwendig den Sinn der Kirche, Derselbe, welcher aus der Philosophie eine kirchliche Theologie macht, nothwendig den Sinn der Philosophie verkennt und deshalb in beiden Beziehungen eine Inconsequenz begangen werden muß, wodurch das Verhältniß zwischen Kirche, Theologie und Philosophie unausbleiblich verdorben, keiner also etwas Billiges erwiesen wird.

Der Verfall des Advocaten (erzählend) ist nicht, wie auf dem Theater und das Leben der Band in literarischer Hinsicht Bezug hat. Im J. 1825 nach einer dreißigjährigen Ehe erkrankte, wie es scheint, der poetische Genius in ihr; sie empfand, sagt der Advocat ihres Mannes, ein unbegreifliches Genuß, wie nehmen das französische Wort, weil wir im Deutschen keine so bezeichnendes wissen; sie sagte sich unglücklich. Die Rechte (es ist der Advocat, welcher spricht) leidenschaftlich die Werke, die philosophischen und literarischen Unterhaltungen; ihr Mann hingegen beschäftigte sich mehr mit dem Ackerbau als mit literarischen Beschreibungen.

Am das schmerzliche Gähnen und Aufschauen des Genies in diesem unglücklichen Weibe zu beschreiben, hatte der Mann ein gar wunderliches Mittel: er gab ihr Dreyfuss und wählte sie „Julie“, „Valentine“ und „Lélie“.

Die Scandal gehofft hatten, wurden nicht geküßt. Eine arge Beschuldigung wird gegen die geniale Dichterin vorgebracht. Madame Dubouant machte eine Reise nach Bordeaux; durch eine Reizung hingerissen, die sie nicht dämpfen wollte, schickte der Advocat, unterlag sie; bald erfuhr Hr. Dubouant, daß er betrogen werde von Der, die er anbetete (wir haben oben angedeutet, welcher Formeln er sich bei dieser Adoration bediente). Hr. Dubouant verzick; seine Frau schrieb ihm einen langen Brief, in welchem sie eine Generalbeichte ablegte und ihren Fehler gestand. Man scheint freilich die Sache unserer Einkünfte verloren; „Indiana“, „Lélie“ etc. werden zwar immer klarer vor unsern Augen, nicht so ihre Verfasserin. Doch nur Geduld.

Wir müssen gar Vieles in diesem langen Plaidoyer übergehen und thun es um so lieber, da wir dadurch die Dichterin schonen. Das Ende einer Rede ist bei den Franzosen immer das Beste, es ist die Peroration, wie sie es nennen. Für diese hatte der Advocat ihres Gekochten einen Hauptcoup aufgespart; er las eine Stelle aus einem ihrer Artikel in der „Revue de deux mondes“ vor und schloß also: „Ihre Werke sind mit Bitterkeit, mit Reue erfüllt, wie Ihre Seele; sie verrathen ein für Alles abgestorbenes Herz. Innere Qualen verfolgen Sie inmitten Ihres Ruhms und vergiften Ihre Triumphe. Sie haben das Bild überall gesucht und nirgend gefunden. Kehren Sie zu Ihrem Gatten zurück u. s. w.“

Der Advocat der Mad. Sand war Hr. Michel, der während der politischen Prozesse in der letzten Zeit zu Paris so großes Aufsehen erregt hat. In seinem höchst eleganten Vortrage finden wir manches Biographische, das völlig neu ist. Mad. Dubouant heißt Aurora, und sie hat in der That Unrecht, den schönen Namen gegen George umzutauschen; ihr Großvater, Dupin, war fermier-général; ihr Vater starb auf dem Schloßfeld. Als Betrachter brachte sie dem Hrn. Cassin mit François Dubouant 500,000 Fr. zu, und diese sind es eben, die Hr. Dubouant, der nicht sehr auf poetische Schimären hält, desto mehr aber auf die klangenden Realitäten des Lebens, nicht fahren lassen will. Man kann in der That von Selten eines Ehemannes nichts Empfindlicher denken: er geht seine Frau vor Gericht des Ehebruchs und fordert dasselbe auf, ihm seine ehebrecherische Frau wieder ins Haus zu führen! Aber diese Beschuldigung des Ehebruchs fällt eben vor jener Generalbeichte der Madame Dubouant in Nichts zurück. Dieser Brief hat nicht weniger als 20 Seiten; sie gesteht ihrem Mann, daß sie geliebt, daß sie aber dem edeln Manne, der ihrer würdig ist, im Angesichte der erhabenen Natur der Pyrenäen stummlich entsagt, und daß diese Abigung rein geblieben. Diese Worte, welche Mad. Dubouant in ihrem 20. Jahre geschrieben, atme mit dieselbe poetische Wärme, dasselbe kräftige Talent, das man in ihren Romanen bewundert; sie machte den günstigsten Eindruck auf die Anwesenden. Unter andern Papieren, welche vorgelesen wurden, befand sich ein Brief, worin Mad. Dubouant ihrem Sohne Maurice schreibt: „Prie pour ton père et pour moi.“ Maurice nennt sein Väterchen in der That „Ma vieille.“ Dies Plaidoyer des Hrn. Michel machte den

Correspondenznachrichten aus Paris.

(Befolg aus Nr. 226.)

Von dem Triumphbogen und Napoleon zu einer Dame, zu einer Romanbildnerin dürfte der Übergang etwas grell scheinen; allein diese Dame ist die geistreichste unter den jetzt lebenden, ihre Romane sind die originellsten Producte der gleichzeitigen französischen Literatur. Was sie schreibt, spricht und thut, laßt sich die gebildete Welt; wie brauchen nicht hinzuzufügen, daß die Sand damit gemeint ist. Ihr Proceß mit oder vielmehr gegen ihren Mann ist ein literarisches Ereigniß, er gibt uns Aufschlüsse über ihre geistige Entwicklung, über ihre geistige Tendenz, über ihr ganzes inneres Sein und vorzüglich über ihre Lebensverhältnisse, wovon bisher wenig bekannt geworden. Die Leser werden uns demnach gern nach Bourges in das Oberdepartement folgen und zwar in den Sitzungssaal des dortigen Appellationsgerichts, oder der cour royale, wie es im Französischen heißt. Der Saal ist gedrängt voll, besonders mit Damen angefüllt, welche vielleicht die Hoffnung auf etwas Scandal lockt, vielleicht auch die Hoffnung, die reich begabte, gefeierte Dichterin gebemüthigt zu sehen, jedenfalls aber und größtentheils die Neugierde hieherzieht. Aller Augen sind auf eine Gestalt gerichtet, welche hinter einem Advocaten in einiger Entfernung vom Gericht an einem Tische sitzt; sie hat ein einfaches weißes Kleid an, einen weißen Hut, von denen, die man Capote nennt, und eine feine weiße Colletette, welche auf einen beschriebenen Shawl fällt; in Paris geht sie anders und nicht so modest gekleidet; da ist sie, wie in ihren Schriften, George Sand; da knüpft sie einen Oberrock von feinem schwarzem Sammet über ihre Taille und läßt über den umgeschlagenen Hemdkragen die allerliebsten blonden Locken walzen. Es zeigt sie sich im Theater und auf der Promenade und scheint es nicht ungern zu sehen, wenn sie erkannt wird und man mit Fingern auf sie deutet; monstrari dignus et dicere hio est ober haec aut, wie man will. Kaum haben die Advocaten oder nur der Advocat ihres Mannes den Raum aufgethan, so legt sich plötzlich die poetische Aufregung, deren man sich in der Nähe dieses außerordentlichen Wesens nicht erwehren kann. Schon der Name ihres Mannes ist fatal prosaisch: Cassimir François Dubouant. Ein früherer Spruch des Gerichts von la Cour hatte die Scheidung ausgesprochen; von diesem Urtheile appellirte Hr. Cassimir François Dubouant; wenn sein Name prosaisch-gemein klingt, so war es sein Betragen noch mehr. Aus

besten Gländ; der Generaladvocat trug auf Aufhebung des früheren Urtheils an. Nach einstündiger Berathschlagung erklärte der Präsident, das Tribunal habe sich zu keiner Majorität der Stimmen vereinigen können (qu'il y avait partage); die Sache solle einige Tage später plaidirt und der Gerichtshof durch drei neue Räte verhärtet werden. Indessen haben aber beide Parteien einen Vertrag geschlossen: Dr. Dubreant bezieht eine jährliche Rente von 5000 Fr.; das Vermögen, sowie die Kinder und die Aufsicht über ihre Erziehung bleiben der Mutter.

Aus den öffentlichen Blättern haben Sie den Tod Arn. Garrel's erfahren; das war ohne Übertreibung ein schreckenvolles Ereignis; Freunde und Feinde, die Parteien und das Volk, Jedermann wurde dadurch erschüttert. Garrel war erst 35 Jahre alt, man hielt ihn allgemein für jünger. Fröhlich hatten ihn die Arbeiter und Buben überlächelt; auch trug sein etwas finstres Aussehen, die dunkle Gesichtsfarbe dazu bei, ihn älter erscheinen zu lassen, als er war. Durch sein originelles Talent sowohl als durch sein kräftiges, obgleich zu Zeiten gar strenges und widerhaariges Wesen hatte sich Garrel eine ganz eigene Stellung geschaffen. Obgleich er weiter nichts als Journalist war, so hatte er sich zu einer wirklichen politischen Macht gesteigert und selbst angesehenen Staatsmänner behandelte er, der ohne officiellen Charakter war, auf dem Fuße der völligen Gleichheit. Man wußte übrigens, daß er 1830 eine Präfectur ausgeschlagen und es nur von ihm abgehängt, eine brillante Karriere in dem Fache der Verwaltung zu machen. Bei vielen großen und schönen Eigenschaften besaß Garrel ein leicht aufbrausendes Gemüth und einen allzu verwundbaren Stolz. Kam ihm in seiner täglichen Polemik ein Gegner vor, der ihm die Wage hielt, so wurden seine Worte bitter und jernig; wenn es ihm zu lange dauerte, so brach die übermüthige Ungebuld des jungen Journalisten in herausfordernde Interpellationen aus. Viele Artikel im „National“ aus Garrel's Feder schloßen mit den Worten: „Übrigens sind wir bereit, unsere Meinung auf alle mögliche Weise zu versetzen.“ Als Journalist, nämlich als politischer, steht Garrel unübertroffen in Frankreich da; sein kräftiger, reiner, behender Styl erinnert an die heftige Eloquenz J. J. Rousseau's. Besonders einflußreich waren seine Arbeiten, so oft von auswärtiger Politik die Rede war.

Gegen Ende dieses Monats haben wir eine neue dramatische Arbeit von B. Hugo zu erwarten; „L'éméralda“ ist die erste Oper, welche B. Hugo geschrieben. Mlle. Bertin, die Tochter des Directeur-Gerant des „Journal des débats“, hat die Musik dazu gesetzt. Die Oper hat vier Aufzüge. Die Éméralda wird von Mlle. Falcon gegeben, die nach dem Abgange der Mlle. Damorau sich zur Primadonna qualificirt hat. Mourrit singt den Capitain Phobus. Massol hat den nicht sehr schmeichehaften Auftrag, den Quasimodo, diesen Ausbund von Häßlichkeit, den man bisher nur aus den Beschreibungen des Dichters und einigen Lithographien kannte, lebend und anschaulich dem Publicum vor Augen zu bringen.

Sodann werden die Bewunderer der Taglioni mit großem Vergnügen die willkommene Herstellung der Tänzerin erfahren. Mittwoch den 3. August: „La danse descendra ou ci!“, wie die hiesigen Journale sagen. Im „Diablo boiteux“ hat die Künstlerin sich zu einer, wenn auch nicht zu fürchtenden, doch nicht zu verschmähenden Rivalin emporgeschwungen, und das mag viel zur Genierung der Dame des Taglioni beigetragen haben. „Poussi Kleles“, sagen die französischen Blätter, c'est la danseuse séduisante, vive, coquette, énergique; mais c'est la danseuse! Mlle. Taglioni c'est la danse.

General Murat hat auf hiesigen Münze eine Sammlung von Medaillen bestellt, die sich auf die Regierung Napoleon's beziehen, 10,000 Francs an Werth. Wenn ich nun noch hinzufüge, daß neulich auf der Tafel des Hrn. Thiers eine Medaille von 50 Pf. parodirte, daß der Hofstaat des Herzogs von Orleans eingerichtet ist, daß nicht weniger als 800 Individuen sich um die Stelle eines Ceupar bewerben, daß ein hiesiger Wagenfabrikant, M. u. u. du roi, für seinen Herrn eine schußfeste Kutze ge-

braut; daß eine ungeheure Menge Bücher des Emancipator der Bibliothéque du roi überschwenmt, sobald sie den Arbeitern im Hofe das Brot weggerissen und daß man für die Bibliothek besorgt ist, daß ferner der Drang-Entzug wohlauflist, aber schon unter vergessenem Dinge gehet: so ist das so ziemlich das Allernachste, was bis auf heute, den 2. August, hier vorgegangen. 41.

Literarische Notiz.

R i t z e s H e m a n s.

Bei Blackwood in Edinburgh (1836) ist der Nachlaß der verstorbenen Dichterin Mrs. Hemans: „Poetical remains of the late Mrs. Hemans“ erschienen, eine sehr dankenswerthe, reichhaltige und im Geiste echter Poesie, wie er sich heutiges Tages in allen Ländern selten zeigt, empfangene Gedichtsammlung. Die Gesänge dieser zu früh verstorbenen Dichterin erinnern lebhaft an jene deutsche Gesangszeit, wo ein lyrisches Licht dem Dichter noch ganz aus der Seele floss; wo die Wahrheit der Empfindung war, was er ausdrückte, eine Wahrheit, die als solche immer poetisch und ebenso frei von geschweltem Schmerz als von schmutziger Libertinage war. Das war die gute alte Zeit, wo des neuern Deutschlands früherer Frühlingdichter, Höpff sang. Die Gedichte der Mrs. Hemans sind den Höpff'schen sehr verwandt, wozu bei der vorliegenden Sammlung wol noch der Umstand beiträgt, daß sämmtlich, man kann sagen, schon Angesichts des Todes geschrieben wurden. Wie wollen eins der schönsten (bessern Übersetzung jedoch eben aus diesem Grunde schwierig sein möchte), der contemplativen Tiefinn und erfrischer Selbstsammlung, unsern Lesern nicht vorenthalten:

No more.

No more! a harp-string's deep and breathing tone
A last low summer breeze, a far of swell,
A dying echo of rich music gone,
Breathe through those words — those murmurs of farewell —
No more!

To dwell in peace, with home-affections bound,
To know the sweetness of a mother's voice,
To feel the spirit of her love around,
And in the blessing of her eye rejoice —
No more!

A dirge-line sound! to greet the early friend
Unto the hearth, his place of many days;
Is the glad song with kindred lips to blend,
Or join the household laughter by the blaze —
No more!

Through woods, that shadowed our first years to rove
With all our native music in the air:
To watch the sunset with the eyes we love,
And turn, and read our own hearts answer there —
No more!

Wir wollen nur noch einen und den schönen Schlußvers hinzufügen, da der eigenthümliche lyrische Ton des Ganzen durch sattnam bezeichnet wird:

Words of despair! yet earth's, all earth's — the we
Their passion breathes — the desolately deep!
That sound in heaven — oh! image then the flow
Of gladness in its tones — to part — to weep —
No more!

Words of triumphant mirth — bear me on
The weight of life, the chills, the unequal air;
Their deathless meaning, when our tasks are done
To learn in joy; — to struggle, to despair —
No more!

11.

Hierzu Beilage Nr. 14.

Geschichte der deutschen Reformation. Von Philipp Marchewitz. Viertes Theil. Berlin, Dunder und Humblot. 1834. 8. 2 Thlr.

Mit diesem vierten Theile, welcher die Geschichte der Reformation vom Convente zu Haguenau bis zum Augsburger Religionsfrieden umfaßt, liegt ein Werk vollendet vor uns, über dessen drei erste Theile dem Ref. bisher nur günstige Urtheile bekannt geworden sind. *) Die Grundzüge, welche den Hrn. Verf. leiteten, hat er in der Vorrede zum ersten Theile (S. XXV fg. L. I.) folgendermaßen ausgesprochen: „Den Kern der deutschen Geschichte, die Blüthenzeit des christlichen Glaubens deutscher Nation stellt die Reformation aus dar. Eine neue Darstellung dieser Begebenheit in diesem Lichte schien mir sowohl des wichtigsten Zeitpunktes nicht unwürdig, an welchem wir in ein neues Jahrhundert der Reformation eintreten, als auch überhaupt nicht überflüssig zu unserer Zeit, wo Gelehrte meistens nur wieder für Gelehrte zu sorgen pflegen, ohne die größere Zahl von Gebildeten überhaupt in den Kreis ihrer Leser mit einzuschließen. Mir war, daß ich es kurz und aufrichtig sage, sehr an gelegenlich darum zu thun, sowohl Dasjenige am meisten hervorzuheben, was auf die Kirchenverbesserung als allgemeine Angelegenheit aller christlich gekannten Gemüther und des deutschen Volkes insbesondere eine lebendige Beziehung hatte, ohne doch deswegen irgend etwas von Bedeutung zu übergehen, als auch in der Darstellung den Ton zu treffen, der Allen verständlich ist, ohne doch dabei die nöthige Gründlichkeit und Zuverlässigkeit vermissen zu lassen. Diese Geschichte ist daher auch fast ganz allein, größtentheils wörtlich, aus alten bewährten meist gleichzeitigen, sonderlich deutschen Schriften geschöpft. Fast alle zur Reformation gehörigen Actenstücke, besonders die dahin einschlagenden Schriften Luther's habe ich entweder vollständig eingewoben, oder doch den Kern derselben hervorgehoben. Bloße Auszüge aus Luther's Schriften, selbst, nach der Zeitfolge oder sonst einem Begriffe aneinander gereiht, ohne die innere historische Verknüpfung, entbehren ganz des nöthigen Lichtes. Des edeln Herrn von Seidenstorf ehrenwürdiges Werk kann Niemand entbehren, der die Geschichte der Kirchenverbesserung gründlich erforschen und darstellen will: doch habe ich mich vorzugsweise an den von Elias Fried bearbeiteten deutschen Seidenstorf gehalten. Um in den Styl keine zu große Ungleichheit zu bringen, habe ich, soweit es sich thun ließ, ohne den alterthümlichen Geist und Charakter zu verwischen, die den alten deutschen Schriften eigenthümlichen, und nicht immer ganz mehr verständlichen Ausdrücke den unserigen in etwas genähert und andererseits auch meine Schreibart der einfachen ungeschmückten Weise der Alten näher zu bringen gesucht. Zwar die Gelehrten werden dieses vornehmlich als eine große Unvollkommenheit dieses Werkes betrachten, daß ich mich selbst in Aufhebung der lateinischen Schriften, zumal der lateinischen Briefe Luther's fast immer an die in der Walch'schen Ausgabe gelieferten Übersetzungen gehalten habe: allein zu meinem Hauptzweck war dieses doch unumgänglich nöthig, und außerdem werden sie hoffentlich auch auf Stellen in Menge kommen, wo ich das Lateinische nicht außer Acht und nicht untergelassen gelassen habe. — Ich habe mich mit einem sehr untergeordneten und beschränkten Verbleib begnügt, mich selber so wenig als möglich mit meinem Urtheile einzumischen, vielmehr fast durchgängig meine Urkunden und Actenstücke reden lassen. Dieses ist wirklich das beste und einzige Mittel, die Wahrheit und Lauterkeit der Geschichte zu testen

und wiederherzustellen, wenn sie genugsam getrübt ist durch Meinungen und Muthmaßungen, die sich sonst zuletzt gar als Thatfachen erheben.“

Es kann sonderbar scheinen, bei der Beurtheilung des vierten Theils eines Werkes, dessen zwei erste Theile schon eine zweite Auflage erlebt haben, noch einmal die Grundzüge prüfen zu wollen und nachzusehen, wie diese Grundzüge besetzt worden sind; allein zu Rechtfertigung des besondern Urtheiles ist dies doch unerlässlich. Die Geschichte der Reformation ist in so zahlreichen Werken und zum Theil mit so großer Gelehrsamkeit und Sachkenntnis, mit so viel Liebe im Ganzen und Einzelnen behandelt worden, daß man sich billig wundern muß, daß wir noch kein Werk haben, von dem man sagen könnte: es erschöpfe den Gegenstand, es sei ein Meisterwerk. Freilich ist der Umfang und der Quellenreichtum so groß, ja fast unendlich, daß in Archiven noch verborgene gar nicht gerechnet, daß ein ganzes Menschenleben voll Kraft und Ausdauer dazu gehört, um nichts zu übersehen. Die Reformation ist unseres Jahrhunderts die wichtigste und einflussreichste Begebenheit der ganzen Weltgeschichte: sie war die erste, welche alle Interessen der Menschheit: Staat, Religion, Wissenschaft, häusliches Leben mächtig und unmittelbar ergriff und ganz Europa in Bewegung setzte. Wenn man eine Zeit ein so eigenthümliches, so stark ausgeprägtes Gepräge hat, so war es ein glücklicher Gedanke, sie durch sich selbst, d. h. durch die Worte der Zeitgenossen, darzustellen; aber die Ausführung ist, trotz dem, daß man das Ganze geringfügig als eine bloße Compilation zu betrachten pflegt, eine schwere Aufgabe, da der Stoff so überaus reich ist. Ref. weiß das aus ähnlichen Arbeiten weit geringern Umfangs: man sammelt, man zeichnet die wichtigsten Stellen an, man trägt immer mehr nach, die ebenso wichtig scheinen, und findet endlich, wenn man anfängt zu ordnen, die Masse unter den Händen so angewachsen, daß man notwendig ganze Stellen weglassen, andere theilweise streichen und zusammenziehen oder in die Erzählung mit verflechten muß. Allein da findet es sich freilich auch, daß man eine wichtigere Stelle weggelassen, eine minderwichtige hat stehen lassen, daß man den Zusammenhang verlegt, bisweilen auch, durch das Bestreben, recht viel zusammenzubringen, nicht nur gegen die Schönheit der Form, sondern gar gegen die Bestimmtheit und Richtigkeit des Ausdrucks verstoßen hat. Wenn sich nun die Richtigkeit der Methode überhaupt, sowie das Schwierige und Verdienstliche der Ausführung nicht leugnen läßt, so ist nur die Frage, inwiefern Hr. M. darin glücklich gewesen ist. Die Verdienste des Hrn. Verf. sind zu bekannt, sein Name zu geehrt, als daß Ref. befürchten dürfte, man könne ihm bei seinen Ausstellungen die Absicht unterstellen, als wolle er den wohlverdienten Ruhm des Hrn. M. schmälern; vielmehr glaubt er seine Hochachtung gegen denselben weit besser durch unverhohlene Darlegung seiner Bemerkungen auszusprechen, als durch unbedingtes, alle Schwächen verhüllendes Lob. Und so will er denn nicht verhehlen, daß ihm grade dieser vierte Theil, welcher freilich den am wenigsten ergreifenden und anziehenden Theil der Reformationsgeschichte behandelt, am meisten die Mängel seiner ersten Entfaltung zur Schau zu tragen scheint, welche die angeführten Gründe in der Vorrede keineswegs beschönigen können. Man sehe statt der zwölf Abschnitte dieses Bandes: „Zwölf Vorlesungen vor Studenten gehalten“ und man wird diese für den bestimmten Hörkreis höchst zweckmäßig finden. Der junge Theologe hat in ihnen eine treffliche Einleitung in die Reformationsgeschichte, brauchbare Nachweisungen auf die Quellen und Anregung vielfacher Art, aber für den Gebildeten ist das Ganze nicht verarbeitet genug. Am zunächst bei Auferlichkeiten stehen zu bleiben, scheint in dem Buche

*) Über den 1 — 2. Band hat ein anderer Ref. in Beil. Nr. 2 S. M. f. 1836 berichtet. D. Red.

eine wesentliche Mangel, daß so wenig für eine leichte Übersicht und ein leichtes Durchfinden gesorgt ist. Nur die kurzen, höchst unzureichenden Inhaltsanzeigen der einzelnen Abschnitte geben dem Leser einigermaßen einen Faden in die Hand. Da aber das Buch zugleich eine Blumenlese aus den Schriften der Reformatoren sein soll und wirklich ist, so dürfte es sehr zweckmäßig gewesen sein, die einzelnen, wenigstens die größeren Stellen durch Absätze und die gewöhnlichen Auführungszeichen zu unterscheiden, ferner durch Hinzufügung von Columnentiteln nicht der Jahrzahl (denn bei Angabe des Datums muß man oft erst das Jahr nachschlagen) nach alter üblicher Sitte, durch gesperrte Schrift bei den im Texte angeführten Quellen für die leichtere Übersicht zu sorgen. Der Raum würde sich durch Weglassung der stehenden Anreden in den Briefen, die ja ohne Bedeutung und manchmal (z. B. S. 5) sogar störend sind, sowie durch andere Ersparungen leicht gefunden haben. Bei dem eben angeführten Umfange vermüßte man um so schmerzlicher ein Register, in welchem wenigstens die Stellen, wo Nebenpersonen und Nebenumstände, wo die Erzählung, wann die Reformation in einzelnen Ländern und Städten eingeführt worden ist, aufzufinden wären.

Nur für Studenten ferner mag es hinreichen, daß Hr. R. sich bloß an Friede's deutschen Seitenbrief gehalten hat, aber sich sonderbar Klingt es, wenn er sagt, es sei zu seinem Hauptzweck unumgänglich notwendig gewesen, sich fast immer an die wälsche Übersetzung der lateinischen Schriften Luther's zu halten. Niemand kann hier bei der offenkundigen Fehlerhaftigkeit jener Übersetzung eine Nothwendigkeit, geschweige eine unumgängliche einsehen. Es bietet sich allerdings eine doppelte Schwierigkeit dar, einmal die alte deutsche Sprache in die heutige umzuwandeln und zwar nicht bloß durch Abänderung der Rechtschreibung, dann die lateinischen Schriften derselben in ein ähnliches Deutsch zu übertragen: diese letzte Aufgabe hat Wälsch und seine Gehälfen eben nicht glücklich gelöst. Bekanntlich hat man von mehreren lateinischen Schriften Luther's gleichzeitige Übersetzungen, die zwar gewöhnlich sehr frei, aber im Tone Luther's und des Jahrhunderts abgefaßt sind, sodaß man nicht selten über die eigentliche Urschrift in Zweifel ist. Bei den andern hat es Ref. sehr zweckmäßig gefunden, solche Übersetzungen von reifen Schülern machen zu lassen, nachdem er sie auf die Eigentümlichkeiten der Sprache jener Zeit, die ihnen wenigstens aus der Bibel bekannt war, aufmerksam gemacht, er ließ dann die Übersetzung nochmals gänzlich Umarbeiten und befehlt sich nur die letzte Durchsicht vor, und kann nicht umhin diese Methode zu empfehlen. Hätte Hr. R. dasselbe gethan, so würden aus unserm Buche so arge Scholier wie: „eine Duldung derselben könne aber ganz keine (plano nullo?) stattfinden“ (S. 119), oder „ein Mann der gesehen sein will ein Förderer des Friedens“ (S. 128) u. a. weggefallen sein. Ähnliches findet sich auch in der Umänderung des alten Ausdrucks, wo freilich manche Druckfehler im Spiele sein mögen, z. B. schlüpfrig und hinabschlüpfen (für schlüpfrig u. f. w.), was weder alt noch neu ist, heut für heint (hinte), Etude und doch Härten, jechlich, er vernahm für vernahm (vernähme), gab für gab (gabte) und dergl. mehr. Manche Bersehn. und Nachlässigkeiten scheinen auch daher gekommen zu sein, daß Hr. R. die exemplarischen Stellen nicht selbst abgeschrieben und die abgeschriebenemacht sorgfältig verglichen hat.

Überhaupt aber scheint er selber in den Fehler verfallen zu sein, den er an andern Gelehrten tabelt, wenigstens hätte er zunächst eine Erklärung geben sollen, was er unter einem Gebildeten versteht. Aber wenn wir auch gebildet in dem gewöhnlichen Sinne von Nichtgelehrten oder Nichtstudierten nehmen, so dürfen diese doch gewiß verlangen, das Buch ohne Hilfe eines Fremdwörterbuchs und des Conversations-Lexikons zu verstehen, und das ist ihnen kaum möglich; der Hr. Verf. setzt gewisse Kenntnisse voraus, die der Gebildete, wozu doch auch Frauen gehören, nicht haben kann, was einem Gelehrten freilich um so leichter begreifen kann, je

genauer er selbst seinen Stoff kennt. So hätte er bei Erklärung der neuen Bibelausgabe unter d. J. 1539 (III, S. 20) wol Hinzufügen mögen, daß diese erst 1541 erschien (wie S. 234 ist eine Ausgabe von 1542 erwähnt), er hätte den Leser fragen mögen, wer die hochförmige Schrift zu Dresden gewesen sei (S. 34), er hätte, wo nach Sitte jener Zeit ein Kanakel Mann bloß mit seinem Namen angeführt ist (wie z. B. Dr. Martinus, Philippus etc.) bei nichtdeutschen wie z. B. bei Eprius (S. 127), den Namen hinzufügen mögen, er hätte sich in Acht nehmen sollen, den Sprachgebrauch jener Zeit, nach welchem der Kurfürst und Herzog zu Sachsen auch bloß Herzog genannt wird, beizubehalten, weil dies dem heutigen Leser Mißverständnisse verursacht (S. 168, 169, 171 etc.), da es auch einen Herzog zu Coburg gab. Eine Ungenauigkeit ist es, wenn der Verf. (S. 127) „Der Kaiser eilte von Eger 10 Tage, ohne Kasten zu der Elbe zu.“ Das kurfürstliche Heer war dieselbe bei aufgestellt (wo?), oder „Buer folgte der Einladung mer's, an dem Reformationstisch daselbst (wo?) zu sitzen.“ Was ist ferner der deutlinger Friede? (S. 506), soll der Leser aus der Angabe machen: „Der am 16. 2. August) 31. Juli 1552 abgeschlossene passauer Vertrag“ (S. 504) u. f. w. Durch einen doppelten Druckfehler (S. 16 und 329) Jülsdorf und Jülsdorf für Jülsdorf Jülsdorf unweit Torgau, aber unrichtig heißt es an drei Orten: wo er ein kleines Gut hatte, für wo sie, nämlich Tharina, welcher Umstand aus vielen Briefen Luther's geht und schon aus den Überschriften derselben, wo er Frau (vgl. z. B. die Br. v. 16. und v. 26. Juli 1540) heiße bald: „Katherin Lutherin, D. Jülsdorferin zu tenberg“, bald „Katherin Lutherin von Bora und Jülsdorf“, bald „die reiche Frau zu Jülsdorf — zu Wittenberg wohnhaft und zu Jülsdorf geistlich wandelnd“ und auch heißt es in zwei kürzlich bekannt gemachten Briefen: „meine Kathe will sich ein Schunklein bauen“, und „Kathe hat sich müssen schämen lassen“ etc.

Ein zweiter wesentlicher Fehler, der wie gesagt ein Wörterbuch nöthig macht, ist der übermäßige Gebrauch solcher Wörter, welche nicht immer bloß aus den Umständen zu halten sind. Ref. weiß recht gut, daß in den spätern Zeiten Fremdwörter vorkommen, die sich schwer wiedergeben, wie Praktiken, erpraktizieren, Finanzen (für Finzen), doch hätte der Verf. S. 215 nicht Finanzen sollen brauchen, was den Ausdruck doppelt unverständlich macht, der Wortspiel Christus und Christus (S. 515), aber nicht von neutralermin, Custodie, Expectationen, Confess und Dissolution, Collocutoren und gar Mitcollocutoren, die zwischen Unterredner genannt werden, productum, Relation, requirere; absolute, Difficultäten, Union, Principale der Gesandten und viele andere sind völlig unklar und störend, aber ganz verwerflich ist es, wenn man wird, der Kaiser tractire die Deutschen nicht dazu (S. 313), oder der Gesandte erzählte, wie hoch die kaiserliche Prinzessin tractire (S. 362), oder wie die Protestanten in Ungarn crepiren lassen (S. 12). Ähnliches. Es ist ferner eine Eigentümlichkeit dieser vergangenen Zeit, zum genaueren Verständniß neben das deutsche noch das lateinische zu setzen, aber wenn es z. B. Würde und Dignität deutscher Nation ist ganz gleichbedeutend und Libertät ist in Kirchlichkeit und verwandelt“ etc., was sagt das mehr, als wenn die Wörter allein künden? Ebenso ist es mit dem antworten und erröthen (S. 501). Nicht weniger ist das Beibehalten veralteter und laienfremder Theil unedler Ausdrücke, welche oft unverständlich als die fremden, z. B. „worans ihm geschwacht, Ernst vorfahren, Geld war bei Gelle geliegt, Schwebe, in die Hare, die schärfften Kaden, Befehl des Kaisers, sich die Hand absetzen, sich un-

schon, die Deklaration unfaßlichen, der Art und Riefer
 10), die Pfaffen sangen an zu humben, in Entsehung der
 schickte, sich gedrauchen, sich mit Jemand bezeichnen (für be-
 schen), aufzählige Antworten, anzählige Schreidafeln
 (für Schreden), Jemand nicht grün sein, und viele andere.
 Aber die eigentlichen Ausdrücke nicht gerechnet, möchten vielleicht
 aus weichen Seiten im ganzen Buche sein, wo nicht, wenn Dr.
 M. selbst spricht, Verträge gegen die Sprachlehre, höfliche
 Redensarten, verkehrte Constructions, unangenehme Über-
 setzungen aus der indirecten Rede in die directe und umgekehrt
 (z. B. S. 46, 106, 466, 460 u.), kurz Nachlässigkeiten jeder Art
 zu finden sind. Der Verf. sagt durchgehend: der Kaiser und
 Papst, der Kurfürst und Landgraf u., ja sogar der Kaiser und
 Papst, der Kurfürst und Herzog, welche letztere doch nicht bloß
 falsch, sondern auch zweideutig sind; dagegen setzt er den Artikel
 nach viel zu oft vor Eigennamen (ja, es kommt vor „die Spi-
 gel an den Almothaus und Almus“), er verstellt die Wörter,
 besonders die Verneinung nicht oft sehr sonderbar u. a. m.,
 z. B. „Der Landgraf zu Regensburg hatte“ u. „Nicht zwar auch
 diese Nebenvertrag wurde vom Kaiser ratifiziert“, „Der Kaiser
 ging so weit den Kurfürsten sogar im September nach
 Reich zu citiren“, „Es zeugen davon beiderseitige viele
 Schreiben“, „das Jahr verging baldig bis“, und „Es dauerte
 nicht lange bis“, Seine länger als fünfjährige Gefangen-
 schaft“, „Es wird sich auf die päpstlichen Befehle berufen“ u.
 Nicht der Art scheint aus dem zu großen Streben nach
 Kürze entstanden zu sein, z. B. „trotz aller Drohung
 des Bischofs mit Landesverweisung — der Kurfürst konnte
 bei dem wiederholten Dringen des Landgrafen in ihn be-
 wegen werden; — aber wo und was war Johann Grie-
 dich am Ende dieses Gefanges gewesen? — Graf Phil-
 ipp sollte acht Reittage zu dem Bundesheere, welches jedoch
 dem Lande gar schwer fiel (für was) — unter dem Fadel-
 feile der Kasse“ u. a. Wie seltsam klingt es (S. 221): „Sie
 wurden überfallen, zum Theil todtgeschlagen, das Weiber-
 volk geschändet, zum Theil auch in den Fluß gesprengt,
 theils an Bäume gehängt, die übrigen flohen ins Schloß“,
 oder (S. 299 fg.), „Gerbinand beruhigte die Protestanten zuerst
 wegen ihrer Gedanken, daß der Anfang des Gong(elliums
 nichts des Friedens Ende sein. So nahe war freilich der
 Krieg noch nicht, da der Kaiser noch nicht genugsam dazu
 geküht war. Gerbinand machte aufmerksam darauf, daß das
 Gongellium schon zur Zeit des Reichstages zu Speier ausgeschrieben
 war, Es war also wohl nicht als des Friedens Ende gemeint
 sein (?). Dem entgegensetzte sie (wer?): es habe aber der Papst
 das Gongellium so eingerichtet, daß er sich offenbar das Richter-
 amt anmaßte, auch Niemand zur Stimme kommen lassen
 wollte, der ihm nicht mit Eidenspflicht verpflichtet sei“ u., oder
 (S. 303): „Die Gesandten (welche?) waren ihrerseits so fest,
 daß sie auf Befehl des Kurfürsten sogar Luther's Buch von
 den Concilien und Kirchen, ja sogar Luther's letztere Schrift
 vom Papstthum zu Rom vom Teufel gestiftet, öffentlich an
 dem Reichstage aufheulen ließen. Aus dem letztern (Reichs-
 tage) erregte besonders ein Bild in der Schrift viel An-
 schau, welches den Papst“ u. Noch schlimmer ist es freilich,
 wenn das Streben nach Kürze nicht bloß auf die Worte, son-
 dern auch auf die erzählten Sachen Einfluß hat. Aus vielen
 wichtigsten Einzelheiten kann man nicht wieder Einzelheiten
 herausheben, sondern man muß diese durch die Darstellung zu
 einem Ganzen zusammenfassen, jedenfalls aber das Wichtigste
 vollständig wiedergeben. So gibt z. B. Kommel in seinen An-
 zeigungen zur Geschichte des Landgrafen Philipp (S. 515—50)
 eine Menge höchst schätzbare Nachrichten und Anekdoten von die-
 sem Fürsten während seiner Gefangenschaft, diese Einzelheiten hat
 Dr. M. (S. 481 fg.) auf wenige Seiten zusammenzudrängen wollen,
 was an sich eine Unmöglichkeit war, statt einer Schilderung er-
 halten wir also nur Einzelheiten aus einer Menge von Einzel-
 heiten. Klein das Streben nach Kürze hat wirkliche Fehler her-
 vorgebracht: Kommel erzählt (S. 529), „Kürschvogel war auch des

Kaisers Schwiegersohn, Maria, Statthalterin der Niederlande, wof-
 che mit der Landgräfin zugleich und vielen Hofdamen einen Auf-
 satz that, aber vom Kaiser nur die gewöhnliche Antwort erhielt,
 er wolle sich seiner Zeit gnädiglich erweisen. Christina, die
 ihren Gemahl krank antrat; wurde von ihm er-
 sucht noch einmal den Kaiser in Speier angus-
 sen, wofür er von Heildronk und Schwäbisch-Hall
 geführt wurde und wo sie Ende Augusts nichts An-
 deres als die Erlaubnis, acht Tage bei ihrem Ge-
 mahle zu bleiben, erlangte.“ Dr. M. erzählt (S. 492),
 mit Weglassung der bezeichneten Worte bloß „gnädiglich er-
 weisen“. Sie erhielt die Erlaubnis u. und doch spricht er,
 wie Kommel (S. 535) von einer zweimaligen Demüthigung
 der Landgräfin! Kommel erzählt (S. 536): „Philipp schrieb oft,
 wie man seine Gemahlin behandeln müsse, unter andern der
 Phäris wegen („laßt sie heimlich saufen“).“ Dr. M. dagegen
 (S. 493): „Ph. schrieb aus genaueste vor, wie man
 sie zu behandeln habe (l. f. u. f.) u.“, was doch keineswegs
 dasselbe ist.

Ein anderer Mangel, der mit diesem gewissermaßen zu-
 sammenhängt, der sich aber leicht hätte vermeiden lassen, ist
 der, daß der Verf. dem Urtheile seiner Leser zu wenig zu Hülfe
 kommt, dadurch, daß er den Charakter der handelnden Personen
 entweder bei ihrem Auftreten, oder noch besser bei ihrem Ab-
 treten in eine kurze, aber bestimmte Schilderung zusammenfaßt.
 Sie sollen sich freilich selber schildern, aber ist es nicht par-
 teiisch, dem Ankläger z. B. zwei Stunden zu seiner Anklage zu
 gönnen, dem Angeklagten aber nur eine Viertelstunde zur Ver-
 theidigung? und das um so mehr, wenn dieser Angeklagte durch
 ein hergebrachtes Vorurtheil schon im Nachtheil steht? So muß
 freilich der beim ersten größte Theil der Geschichte aus den
 Werken der Reformatoren gezogen, aber die Katholischen müssen
 dagegen durch das ruhigere Urtheil der Nachwelt gegen die lei-
 denschaftliche Ansicht der Zeitwelt in Schutz genommen werden.
 Der Dr. Verf. ist hierin von einer kleinen Parteilichkeit nicht
 freizusprechen: er mißversteht selbst bei Neben Umständen die Aus-
 drücke zum Vortheil der Protestanten; den Katholischen mußte
 z. B. die Vernichtung der Bilder als der größte Frevel erschei-
 nen: Dr. M. erzählt (S. 246): „Allerdings war zu Bingen
 am Rhein der gemeine Mann mit Zerschlagung der Bilder et-
 was unbescheiden verfahren.“ Die Erzählung von dem
 fälschlichen Kriege (S. 215—18) ist sehr ungenügend: Dr. M.
 erzählt weitläufig von den Kanonen, Fahnen und Standarten,
 welche der Herzog bei Eitard gewonnen, und statt den Aus-
 gang der Sache darzustellen, spricht er nur von dem „Ruin“
 des Herzogs, über den der Leser dann nichts weiter erfährt.
 Zeit wäre es, daß endlich die katholischen Fürsten Deutschlands
 jener Zeit in das Licht der Geschichte träten; nicht alle dürfen
 mit Herzog Heinrich dem Jüngern von Braunschweig in eine
 Classe geworfen werden; wenn aber selbst der Kaiser Karl V.,
 offenbar der größte Fürst seiner Zeit und seines Geschlechtes,
 hier so verkannt wird, so konnte es den andern nicht
 besser gehen. Kurfürst Albrecht wird (S. 317) noch ein
 gefährlicher Feind der evangelischen Kirche genannt, da doch
 das Urtheil des Papstes ganz anders lautet. So ist es inner-
 lich, wie der wackerer Herzog Georg von Sachsen immer noch
 in dem trüben Lichte der Zeitwelt erscheint.“ Er sprach und
 handelte mit Treue und Gerechtigkeit, Luther hat das auch; Beide
 kämpften für ihre innerste Überzeugung, für Das, was sie für
 allein richtig und wahr, für allein seligmachend, kurz für das
 wahre Christenthum hielten; warum will man dem Einen gar
 das legen, was man dem Andern zum Ruhm und Verdienst
 anrechnet? Man darf nur den Briefwechsel des Fürsten Georg
 von Anhalt mit seinem Oheim und Normande dem Herzoge in

*) Ich theile mit Schulte's Schrift: „Georg und Luther u.“
 in die Hände gekommen. Nichts als dem Dr. Verf. gefallen.
 Ist dieses ungenügende Nachschauen eines nach den Quellen her-
 arbeitete Lebensbeschreibung Georg's zu geben!

literarische Unterhaltung.

Donnerstag,

— Nr. 238. —

25. August 1836.

Dramatische Bibliothek für das Jahr 1835.

Deutscher Kritiker.)

1. Theater von Wernersfeld. Mannheim, Löwenthal. 1835.
2. 1 Hft. 12 Gr.

Der Verf. gilt uns — und schon öfter haben wir dies geäußert — für einen der wenigen Dramatiker, die das echte Conversationsstück begreifen und darzustellen vermögen. Wir haben Proben von ihm, die in dieser Gattung für classisch gelten dürfen. Auch seine „Bekenntnisse“, Lustspiel in drei Acten, welches wir dahin; sie haben uns in guter Darstellung mehr Bewunderung gewährt als irgend ein anderes Lustspiel der jüngsten Zeit. Bei der Lectüre zeigen sich in Erfindung und Führung der Fabel einige Unwahrscheinlichkeiten, über welche die Darstellung hinwegseht. Aber der echte Reiz in den Charakteren, die gute Charakteristik Bitters, Krolls von Plötz und Tausens Weiben und machen das Stück zu einem der wichtigsten Lustspiele, die wir kennen. Es ist in Sprache und Dialog musterhaft und die via comica einiger Scenen ist von solcher Art, daß sie von Eitel und Zeit unabh. bleibt, auf den festen Boden der Charakterzeichnung beruhend, von welcher Wirkung erscheint. Das treffliche Stück hat unsere Achtung für den Verf. erhöht. Das zweite Drama dieses Bandes: „Franz Walter“, ein Charaktergemälde in vier Aufzügen, gehört einer andern, etwas obsoleten Gattung an und erinnert, trotz mancher Eigentümlichkeiten, an Weisse und Knecht. Die Fabel des Stückchens ohne Prospekt und die nebensächliche Lage des Protagonisten ohne Reiz, diese bilden die Grundzüge dieses schon bildlichen Gemäldes. Es ist nicht schlecht, allein es hat auch nichts zu besonderer Empfehlung Berechtigendes in sich. Immerhin aber zeigt schon der Entwurf eines solchen Stücks den größern Geist in den Bestrebungen und an der Beherrschung im poetischen Plane, als wir bei unsern jetzt geltenden Dramatikern antreffen und gewöhnen müssen.

3. Der Schneider und sein Sohn, oder Mittel gegen Dergew. Lustspiel in fünf Aufzügen. Aus dem Englischen des Moritz von Wien, Wollschlaeger. 1835. 8. 10 Gr.

Der sogenannte Bearbeiter dieses Dramas hat am lehrreichsten Beispiel offenbar mehr Verräthen als unsere Zeit, und bei Schillertheater, für welches er dies Stück schrieb, stellt sich kaum besser und mit mehr Erfolg dar als irgend ein andrer. Beide haben die Abtheil von Ehre. Inzwischen ist nicht zu leugnen, daß der Dichter wenig Vortheil damit gewonnen hat. Alles hängt daher von der Frage ab, was wir eigentlich im Theater zu sehen wünschen sollen, welche Gefühle wir auszuweisen dürfen. Schluß und Bühne wirken mehr, als man glaubt, zu einem Ziele zusammen; indes suchen sie bei der auf verschiedenen Wegen. Der Pfad der Bühne geht durch das Gebiet der Kunst, durch den Heil der Poesie; die Schluß nicht durch directe Lehre. Laßt Niemand dies vergessen!

*) Vgl. den ersten und zweiten Artikel in Nr. 234 — 235 und 236 D. Red.

Es ist einige Jahre in diesem Stück, doch eine splendorhafte, grämliche Laune, wie sie in England heimisch ist; denn der System ist der Vater des englischen Humors, wie die Philosophie seine Mutter ist. Das einzige wirklich Komische stellt sich durch die immer hervorbrechende Schneidernatur des reichgewordenen Kapth und seines Sohnes Edward in aller Gentility heraus; die Situation, wo Beide an dem zerrissenen Kleide des jungen Dandy sitzen und dabei von dem Rabob und seiner Gesellschaft betroffen werden, ist von launiger Kraft. Im übrigen interessiert uns dies Stück nur noch durch die Zeichnung eben jenes Rabob, dessen Selbstverwöhnung oft spasshaft wirkt; die Lehre von der Ehrlichkeit als Mittel gegen Dergew ist gut, aber nicht hier an ihrer Stelle. Die Diction ist untadelhaft.

40. Vier Schauspiele von Shakespeare. Übersetzt von Ludwig Aird. Stuttgart, Gotta. 1836. 8. 2 Hft.

Hier neue Schauspiele von Shakespeare — welches Ohr sollte da nicht aufhorchen? welches Auge sich nicht schärfen? welcher Mund sich nicht spizen? Schade nur, daß wir nichts über die Berechtigung lesen, mit welcher diese zweifelhaften Arbeiten dem größten aller dramatischen Dichter vindicirt werden, und doppelt Schade für uns, die wir uns subjectiv von diesem Rechte nicht überzeugen können. Es ist bekannt, daß Kied, der seinen Shakespeare unstreitig kennt, „Edward III.“, „Leben und Tod des Thomas Cromwell“, „Sir John Oldcastle“, den „Verlorenen Sohn“ für Jugendarbeiten des großen Briten hält. Die Sache ist, unserer Ansicht nach, noch sub judice; und in dem Proceß selbst kommen so viel Indicien für eine negative Entscheidung vor, daß wir uns mit achtbaren englischen Kritikern den Anspruch noch vorbehalten müssen, wenigstens was die drei ersten genannten Stücke betrifft. Den „Verlorenen Sohn“ erkennen auch wir, aus innern Motiven, aber ihn allein, für Shakespeare's Arbeit an. Sehen wir diese Stücke näher an, so zeigt sich in „Edward III.“ und in „Cromwell“ eine Rohheit des Stoffes, der sich kaum jemals mit einem so zum Schaffen aufgeregten Geist, wie der Sh.'s war, vereinbaren läßt. Die Geschichte springt hier roßfahrig von Punkt zu Punkt, ohne die mindeste Hülfe der poetischen Erfindung; das Material erscheint selbst roher als in manchem deutschen historichen Roman, und das will viel sagen! Beide Stücke sind Geschichte in dramatischer Form und nichts weiter, von der Art, wie zu Shakespeare's Zeit jeder Lump sie machen konnte, ehe die Kunst ihre Anforderungen geltend machte. Es gehört Enthusiasmus dazu, außer dem energischen Ausdruck, der der Zeit und der Sprache, nicht dem Dichter angehört, noch etwas Edliches an diesen Dramen zu entdecken. Sie sind literarische Curiositäten, höchst geriatet, und auf die rechte Fährte zu führen, zu erkennen, wie Shakespeare zu dem wurde, was er geworden ist; einzusehen, wie viel von seiner Größe der Zeit und der damaligen englischen Sprache, die gar keine Schranke kannte, die Alles verbrauchbar fand, in der Alles Leusch und poetisch war, zukommt. Aber es fehlt viel daran, daß sie am beschuld schon von Shakespeare selbst herrührten. Er kann

wol daran mitgewirkt haben; die totale Erfindungslosigkeit des Planes aber hindert uns zu glauben, er sei ihr Werk im engeren Wortsinne. Im „Dilettante“ ist etwas mehr Plan und poetischer Zweck zu entdecken, und dies Stück möchten wir daher schon eher auf Shakspeare's Rechnung bringen, wenn diese auch nicht eben viel dabei gewinnen sollte. Der londoner „Berlone's Sohn“ ist höchst wahrscheinlich eine Arbeit dieses Genies, aber erkannt doch in wesentlichen Zügen an anerkannte Arbeiten des Meisters. Dies ist der ganze Umschwung der Fabel, hier ist der ganze Humor, die sittliche Tendenz, die Sprache, der Dialog durchaus Shakspearisch; mit einem Wort, wir nehmen das Stück für das an, als welches es uns geboten wird.

Es liegt außerhalb der Grenzen einer bloßen Übersicht, auf weitere Entwicklung des Planes und Charakters dieser Dramen einzugehen; es wird sich hierzu ein größerer Rahmen finden müssen; wir können nur noch der Art der Übertragung mit einigen Worten gedenken. Man kennt Tieck's Weise, selbst offenbaren Nachlässigkeiten eine poetische Farbe mitzutheilen und Wendungen und Ausdrücke uns eingängig zu machen, die bei jedem Andern für fehlerhaft gelten würden. Aus dem Schatz der Sprache ist überhaupt nichts an und für sich verwerflich, es kommt nur darauf an, daß es an rechter Stelle, im rechten Zusammenhange gebraucht werde. Nur die Nachahmung fehlerhafter Dialekte, wie sie sich hier findet, misfällt uns; es war genug, diese Fehler hin und wieder anzudeuten; das Ganze in unverständlicher Sprache zu schreiben, dünkt uns unstatthaft. Nicht minder tadelnswerth dünken uns Verse wie folgende aus „Edward III.“:

Doch seht, welch' grimme Entmutigung kommt hier?

Wie viele Tausend Franken, schwer bewaffnet,

Schrieben die Todesnot in Kibley's Zügen?

in welchen der Sinn nicht weniger als der Rhythmus verloren geht und das Ohr verwundet wird. Aus „Cromwell“ sind folgende Verse über Spanien noch heute wahr:

Und jene hungrigen schwarzgelben Spanier.

Die Reichen dort ersparen's ihrem Bruch,

Um nur dem Rücken weichen Sammt zu gönnen

Und Selb' von Grollen der ärmste Schlucker,

Gott von Gittern und Stockfisch, der sich nie

Den Gaum' am Fleisch erlabt, trägt ein Kleid,

Biel reicher, als der Wange Magerkeit.

Inquisition und Stolz und jene Fastenwessel

Sind, glaubt mir's, Spaniens dreigesöpfter Teufel.

Wicht Shakspearisch ist Flowerdale's Ausspruch über seinen Sohn im letzten Stück, auf die Frage, wie dieser ihm gefalle:

Nun, wie ein tolles ungerathenes Füllen,

Ober ein Falk, der nicht der Lokung folgt;

Das eine zwingt ein eisernes Gebiß,

Den andern macht man zähm.

So auch mein Sohn: ich laß ihn noch gewähren;

Unvorsicht empört sich nur den guten Lehren;

Hält auch der Jugend; Jugend währt nicht immer;

Dämmet ihr sie ein, so tobt sie zehnfach schlimmer.

Trog wild und Wildheit sich der Zeit begnügen,

Sie kann allein den tollen Wüßling zähmen.

Ähnlich wird durch diese väterliche Nachsicht der heitere Schluss des Ganzen an recht künstlerische Weise vorbereitet, da sie die Schuld des Sohnes mildert, der im andern Fall nothwendig für diese Schuld würde büßen müssen.

41. Die Campaner. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von Rub. Will. Gumpmann. Raumburg, Classenbach. 1835. Gr. 8. 1 Zhr.

Der Verf. ist tief in den gelehrten Schacht hinabgestiegen, um einen seiner Rufe würdigen Stoff daraus hervorzuholen. Wenige seiner Leser — wofür sich deren finden — werden von vorn herein wissen, was „der Meditator von Capua“ für eine Person ist. Auch Feld Hannibal auf unsern Bretern, etwa auf einem Gefanten sitzend zu sehen, möchte ein angeles-

ter beschaupiel sein, wofür dies Stück überhaupt nicht dar wäre; dagegen nimmt der Verf. es mit den classischen Dichtern nicht sehr genau, wenn er unter sein Personennamen setzt: Der Schauplag: wechset. Antike Stoffe wollen wir von Hause aus jedoch in antiken Formen darstellen. Das Stück ist natürlich eine Volks- und Personendichtung, doch welche Reiztheit der Verf. in Dingen, die er nicht hat, wolle der gütigste Leser aus folgenden Worten erspähen:

P a c u i u s.

Ich wälzte bald die schwere Krone

Von euren Schultern, daß das Volk sich schnell

Als freien Herrn des freien Eigenthums

Als Meister seines Willens, als Volksthrone

Der eigenen Befehle fähig sollte.

R e s u s.

Wie es sich ziemt. Denn Alle sind wir gleich

Im goldenen Alter, das vom Hades jagt

Wie legenden, war es so ganz anders nicht anders.

Vergleichen sollte in unsern Tagen kein vernünftiger Mensch, geschweige denn ein Dichter, schreiben. Denn, eben, weil das Volk sich niemals als Meister seines Willens zeigt, weil es unterscheidet unsere Zeit von der goldenen, wenn diese ein Märchen wäre. Das Beste in dieser gutgemeinten, aber sehr verfehlten Arbeit ist, was Decius Magius über die ordnende Gewalt der Götter sagt, ob es gleich das poetische Ausdruckswort des Verf. eine üble Vorstellung gibt, wie er zum Schluss von ihnen sagt:

„Sie machen Alles anders, als wir meinen.“

Dies macht lächerlich von diesem Stück nicht reden, weil nach gewohnter Weise, sittlich und herkömmlich dann Decius stirbt den Orestes fürs Vaterland, wie in der That ohne Tragödie gestorben ist. Wir sehen nicht, warum, einen so nahe liegenden Stoff zu finden, 2000 Jahre Schatten aus Campawien herausbeschworen werden muß, gleichsam als wenn in unserer Zeit kein Mensch fürs Vaterland gestorben wäre. Eine eigentliche tragische Handlung abzuwickeln, wie in diesem Allen nicht und die Charaktere in der Chaotik zu bieten: ist: eben besondern Antheil eben ihnen entgegenstand dar. Der Vers ist matt und der Ausdruck nicht besonders poetisch. Das Ganze trägt den trostlosen Stempel der Gewöhnlichkeit an sich.

42. Heinrich der Finkler, König der Deutschen. Ein Schauspiel in fünf Acten. Von Julius Rosen. Leipzig. Lit. Museum. 1835. 8. 1 Zhr. 12 Gr.

Eine ausgezeichnetere Erwähnung, als das vorerwähnte Stück, verdient dies Drama eines Dichters, der sich dem zum Lyrischen und Epischen schon mehrfach bewährt hat, dem wir sein Epos auf den Tod, welches so große Erwartungen erregte, nicht vergessen können. In der That war es eine von den poetischen Erscheinungen, die den besten Eindruck bei uns zurückgelassen haben.

Wer in einem Gebiete des Musenreichs einen solchen Erfolg erlangt hat, der kann in einem andern nicht ganz so irren. In dieser „Heinrich“ daher auch kein Wunder, daß es ist er doch ein Drama voll Kraft und künstlerischer Schönheit. Es ist in vielen Dingen abnorm, aber es grenzt hart an das Gewöhnliche, und nichts ist dem entgegengefeht als der Begriff der Gewöhnlichkeit. Man sieht auch fest: das Ungewöhnliche muß schön sein, muß solcher Art sein, daß es sofort und ohne als schön erkannt wird. Wir lassen die Leser selbst bei Staudenbein's Rede S. 18:

„St. zum Kaiserthum“

„Ich noch noch,“ und sagte mir, mich, mich, mich

Ein ruher Mann, er hat so, so, so, so, so, so

„Geh du zum Hing zu.“

und bei Herzog Heinrich's Antworten:

und der Herr von dem, dem er die große Ehre
 und die große Ehre (1) und die große Ehre
 und die große Ehre (1) und die große Ehre
 und die große Ehre (1) und die große Ehre

Der Hanenburger Graf!

Der Graf!

Gott verdamme ihn, Kopf ihn Gott!
 Das ist die große Ehre — die du suchst!
 Das ist die große Ehre und die große Ehre!
 Das ist die große Ehre und die große Ehre!
 Das ist die große Ehre und die große Ehre!
 Das ist die große Ehre und die große Ehre!
 Das ist die große Ehre und die große Ehre!
 Das ist die große Ehre und die große Ehre!
 Das ist die große Ehre und die große Ehre!
 Das ist die große Ehre und die große Ehre!
 Das ist die große Ehre und die große Ehre!

Demokratie, die Freiheit, die Freiheit!
 Demokratie, die Freiheit, die Freiheit!

nehmen wir mit offenem Ohr auf; doch hat das Ganze uns
 viel confusirende Eindrücke gegeben, als daß wir uns ihrer
 freien Banten. Der Dichter ist ein Dichter aus dem Geiste,
 ein Mann von Talent, stark, energiegelad, und schaffend;
 aber ihm mangelt Abwechslung, Raum und Liebe zu ihr. Er
 würde, wenn er wollte, hätte er dies.

43. Kitzeln und Wiederehen. Dramatische Kleinigkeit in ei-
 nem Act von W. M. M. München, Jaquet. 1835.
 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7.

Recht gut. Die Wiederkehr aus Griechenland und der
 verhängnisvolle Preis dieses Landes ist mit einer ganz köstlich erfun-
 denen Lustspielintrigue in Verbindung gebracht und das Ganze
 in lebhaften, flüssigen Allegorien geschrieben, für die wir an
 solchen Stellen eine gewisse Vorliebe nicht leugnen wollen.
 Das Stück ist in jeder Hinsicht ein Talent, dem Schöpfer ge-
 lingen möchte, unterhält und liest sich angenehm.

(Die Fortsetzung folgt.)

Barrow's Beschäftigung auf Island.

Die Beschreibung, welche Barrow von seiner im Sommer
 1834 gemachten isländischen Reise gibt (V. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50. 51. 52. 53. 54. 55. 56. 57. 58. 59. 60. 61. 62. 63. 64. 65. 66. 67. 68. 69. 70. 71. 72. 73. 74. 75. 76. 77. 78. 79. 80. 81. 82. 83. 84. 85. 86. 87. 88. 89. 90. 91. 92. 93. 94. 95. 96. 97. 98. 99. 100. 101. 102. 103. 104. 105. 106. 107. 108. 109. 110. 111. 112. 113. 114. 115. 116. 117. 118. 119. 120. 121. 122. 123. 124. 125. 126. 127. 128. 129. 130. 131. 132. 133. 134. 135. 136. 137. 138. 139. 140. 141. 142. 143. 144. 145. 146. 147. 148. 149. 150. 151. 152. 153. 154. 155. 156. 157. 158. 159. 160. 161. 162. 163. 164. 165. 166. 167. 168. 169. 170. 171. 172. 173. 174. 175. 176. 177. 178. 179. 180. 181. 182. 183. 184. 185. 186. 187. 188. 189. 190. 191. 192. 193. 194. 195. 196. 197. 198. 199. 200. 201. 202. 203. 204. 205. 206. 207. 208. 209. 210. 211. 212. 213. 214. 215. 216. 217. 218. 219. 220. 221. 222. 223. 224. 225. 226. 227. 228. 229. 230. 231. 232. 233. 234. 235. 236. 237. 238. 239. 240. 241. 242. 243. 244. 245. 246. 247. 248. 249. 250. 251. 252. 253. 254. 255. 256. 257. 258. 259. 260. 261. 262. 263. 264. 265. 266. 267. 268. 269. 270. 271. 272. 273. 274. 275. 276. 277. 278. 279. 280. 281. 282. 283. 284. 285. 286. 287. 288. 289. 290. 291. 292. 293. 294. 295. 296. 297. 298. 299. 300. 301. 302. 303. 304. 305. 306. 307. 308. 309. 310. 311. 312. 313. 314. 315. 316. 317. 318. 319. 320. 321. 322. 323. 324. 325. 326. 327. 328. 329. 330. 331. 332. 333. 334. 335. 336. 337. 338. 339. 340. 341. 342. 343. 344. 345. 346. 347. 348. 349. 350. 351. 352. 353. 354. 355. 356. 357. 358. 359. 360. 361. 362. 363. 364. 365. 366. 367. 368. 369. 370. 371. 372. 373. 374. 375. 376. 377. 378. 379. 380. 381. 382. 383. 384. 385. 386. 387. 388. 389. 390. 391. 392. 393. 394. 395. 396. 397. 398. 399. 400. 401. 402. 403. 404. 405. 406. 407. 408. 409. 410. 411. 412. 413. 414. 415. 416. 417. 418. 419. 420. 421. 422. 423. 424. 425. 426. 427. 428. 429. 430. 431. 432. 433. 434. 435. 436. 437. 438. 439. 440. 441. 442. 443. 444. 445. 446. 447. 448. 449. 450. 451. 452. 453. 454. 455. 456. 457. 458. 459. 460. 461. 462. 463. 464. 465. 466. 467. 468. 469. 470. 471. 472. 473. 474. 475. 476. 477. 478. 479. 480. 481. 482. 483. 484. 485. 486. 487. 488. 489. 490. 491. 492. 493. 494. 495. 496. 497. 498. 499. 500. 501. 502. 503. 504. 505. 506. 507. 508. 509. 510. 511. 512. 513. 514. 515. 516. 517. 518. 519. 520. 521. 522. 523. 524. 525. 526. 527. 528. 529. 530. 531. 532. 533. 534. 535. 536. 537. 538. 539. 540. 541. 542. 543. 544. 545. 546. 547. 548. 549. 550. 551. 552. 553. 554. 555. 556. 557. 558. 559. 560. 561. 562. 563. 564. 565. 566. 567. 568. 569. 570. 571. 572. 573. 574. 575. 576. 577. 578. 579. 580. 581. 582. 583. 584. 585. 586. 587. 588. 589. 590. 591. 592. 593. 594. 595. 596. 597. 598. 599. 600. 601. 602. 603. 604. 605. 606. 607. 608. 609. 610. 611. 612. 613. 614. 615. 616. 617. 618. 619. 620. 621. 622. 623. 624. 625. 626. 627. 628. 629. 630. 631. 632. 633. 634. 635. 636. 637. 638. 639. 640. 641. 642. 643. 644. 645. 646. 647. 648. 649. 650. 651. 652. 653. 654. 655. 656. 657. 658. 659. 660. 661. 662. 663. 664. 665. 666. 667. 668. 669. 670. 671. 672. 673. 674. 675. 676. 677. 678. 679. 680. 681. 682. 683. 684. 685. 686. 687. 688. 689. 690. 691. 692. 693. 694. 695. 696. 697. 698. 699. 700. 701. 702. 703. 704. 705. 706. 707. 708. 709. 710. 711. 712. 713. 714. 715. 716. 717. 718. 719. 720. 721. 722. 723. 724. 725. 726. 727. 728. 729. 730. 731. 732. 733. 734. 735. 736. 737. 738. 739. 740. 741. 742. 743. 744. 745. 746. 747. 748. 749. 750. 751. 752. 753. 754. 755. 756. 757. 758. 759. 760. 761. 762. 763. 764. 765. 766. 767. 768. 769. 770. 771. 772. 773. 774. 775. 776. 777. 778. 779. 780. 781. 782. 783. 784. 785. 786. 787. 788. 789. 790. 791. 792. 793. 794. 795. 796. 797. 798. 799. 800. 801. 802. 803. 804. 805. 806. 807. 808. 809. 810. 811. 812. 813. 814. 815. 816. 817. 818. 819. 820. 821. 822. 823. 824. 825. 826. 827. 828. 829. 830. 831. 832. 833. 834. 835. 836. 837. 838. 839. 840. 841. 842. 843. 844. 845. 846. 847. 848. 849. 850. 851. 852. 853. 854. 855. 856. 857. 858. 859. 860. 861. 862. 863. 864. 865. 866. 867. 868. 869. 870. 871. 872. 873. 874. 875. 876. 877. 878. 879. 880. 881. 882. 883. 884. 885. 886. 887. 888. 889. 890. 891. 892. 893. 894. 895. 896. 897. 898. 899. 900. 901. 902. 903. 904. 905. 906. 907. 908. 909. 910. 911. 912. 913. 914. 915. 916. 917. 918. 919. 920. 921. 922. 923. 924. 925. 926. 927. 928. 929. 930. 931. 932. 933. 934. 935. 936. 937. 938. 939. 940. 941. 942. 943. 944. 945. 946. 947. 948. 949. 950. 951. 952. 953. 954. 955. 956. 957. 958. 959. 960. 961. 962. 963. 964. 965. 966. 967. 968. 969. 970. 971. 972. 973. 974. 975. 976. 977. 978. 979. 980. 981. 982. 983. 984. 985. 986. 987. 988. 989. 990. 991. 992. 993. 994. 995. 996. 997. 998. 999. 1000. 1001. 1002. 1003. 1004. 1005. 1006. 1007. 1008. 1009. 1010. 1011. 1012. 1013. 1014. 1015. 1016. 1017. 1018. 1019. 1020. 1021. 1022. 1023. 1024. 1025. 1026. 1027. 1028. 1029. 1030. 1031. 1032. 1033. 1034. 1035. 1036. 1037. 1038. 1039. 1040. 1041. 1042. 1043. 1044. 1045. 1046. 1047. 1048. 1049. 1050. 1051. 1052. 1053. 1054. 1055. 1056. 1057. 1058. 1059. 1060. 1061. 1062. 1063. 1064. 1065. 1066. 1067. 1068. 1069. 1070. 1071. 1072. 1073. 1074. 1075. 1076. 1077. 1078. 1079. 1080. 1081. 1082. 1083. 1084. 1085. 1086. 1087. 1088. 1089. 1090. 1091. 1092. 1093. 1094. 1095. 1096. 1097. 1098. 1099. 1100. 1101. 1102. 1103. 1104. 1105. 1106. 1107. 1108. 1109. 1110. 1111. 1112. 1113. 1114. 1115. 1116. 1117. 1118. 1119. 1120. 1121. 1122. 1123. 1124. 1125. 1126. 1127. 1128. 1129. 1130. 1131. 1132. 1133. 1134. 1135. 1136. 1137. 1138. 1139. 1140. 1141. 1142. 1143. 1144. 1145. 1146. 1147. 1148. 1149. 1150. 1151. 1152. 1153. 1154. 1155. 1156. 1157. 1158. 1159. 1160. 1161. 1162. 1163. 1164. 1165. 1166. 1167. 1168. 1169. 1170. 1171. 1172. 1173. 1174. 1175. 1176. 1177. 1178. 1179. 1180. 1181. 1182. 1183. 1184. 1185. 1186. 1187. 1188. 1189. 1190. 1191. 1192. 1193. 1194. 1195. 1196. 1197. 1198. 1199. 1200. 1201. 1202. 1203. 1204. 1205. 1206. 1207. 1208. 1209. 1210. 1211. 1212. 1213. 1214. 1215. 1216. 1217. 1218. 1219. 1220. 1221. 1222. 1223. 1224. 1225. 1226. 1227. 1228. 1229. 1230. 1231. 1232. 1233. 1234. 1235. 1236. 1237. 1238. 1239. 1240. 1241. 1242. 1243. 1244. 1245. 1246. 1247. 1248. 1249. 1250. 1251. 1252. 1253. 1254. 1255. 1256. 1257. 1258. 1259. 1260. 1261. 1262. 1263. 1264. 1265. 1266. 1267. 1268. 1269. 1270. 1271. 1272. 1273. 1274. 1275. 1276. 1277. 1278. 1279. 1280. 1281. 1282. 1283. 1284. 1285. 1286. 1287. 1288. 1289. 1290. 1291. 1292. 1293. 1294. 1295. 1296. 1297. 1298. 1299. 1300. 1301. 1302. 1303. 1304. 1305. 1306. 1307. 1308. 1309. 1310. 1311. 1312. 1313. 1314. 1315. 1316. 1317. 1318. 1319. 1320. 1321. 1322. 1323. 1324. 1325. 1326. 1327. 1328. 1329. 1330. 1331. 1332. 1333. 1334. 1335. 1336. 1337. 1338. 1339. 1340. 1341. 1342. 1343. 1344. 1345. 1346. 1347. 1348. 1349. 1350. 1351. 1352. 1353. 1354. 1355. 1356. 1357. 1358. 1359. 1360. 1361. 1362. 1363. 1364. 1365. 1366. 1367. 1368. 1369. 1370. 1371. 1372. 1373. 1374. 1375. 1376. 1377. 1378. 1379. 1380. 1381. 1382. 1383. 1384. 1385. 1386. 1387. 1388. 1389. 1390. 1391. 1392. 1393. 1394. 1395. 1396. 1397. 1398. 1399. 1400. 1401. 1402. 1403. 1404. 1405. 1406. 1407. 1408. 1409. 1410. 1411. 1412. 1413. 1414. 1415. 1416. 1417. 1418. 1419. 1420. 1421. 1422. 1423. 1424. 1425. 1426. 1427. 1428. 1429. 1430. 1431. 1432. 1433. 1434. 1435. 1436. 1437. 1438. 1439. 1440. 1441. 1442. 1443. 1444. 1445. 1446. 1447. 1448. 1449. 1450. 1451. 1452. 1453. 1454. 1455. 1456. 1457. 1458. 1459. 1460. 1461. 1462. 1463. 1464. 1465. 1466. 1467. 1468. 1469. 1470. 1471. 1472. 1473. 1474. 1475. 1476. 1477. 1478. 1479. 1480. 1481. 1482. 1483. 1484. 1485. 1486. 1487. 1488. 1489. 1490. 1491. 1492. 1493. 1494. 1495. 1496. 1497. 1498. 1499. 1500. 1501. 1502. 1503. 1504. 1505. 1506. 1507. 1508. 1509. 1510. 1511. 1512. 1513. 1514. 1515. 1516. 1517. 1518. 1519. 1520. 1521. 1522. 1523. 1524. 1525. 1526. 1527. 1528. 1529. 1530. 1531. 1532. 1533. 1534. 1535. 1536. 1537. 1538. 1539. 1540. 1541. 1542. 1543. 1544. 1545. 1546. 1547. 1548. 1549. 1550. 1551. 1552. 1553. 1554. 1555. 1556. 1557. 1558. 1559. 1560. 1561. 1562. 1563. 1564. 1565. 1566. 1567. 1568. 1569. 1570. 1571. 1572. 1573. 1574. 1575. 1576. 1577. 1578. 1579. 1580. 1581. 1582. 1583. 1584. 1585. 1586. 1587. 1588. 1589. 1590. 1591. 1592. 1593. 1594. 1595. 1596. 1597. 1598. 1599. 1600. 1601. 1602. 1603. 1604. 1605. 1606. 1607. 1608. 1609. 1610. 1611. 1612. 1613. 1614. 1615. 1616. 1617. 1618. 1619. 1620. 1621. 1622. 1623. 1624. 1625. 1626. 1627. 1628. 1629. 1630. 1631. 1632. 1633. 1634. 1635. 1636. 1637. 1638. 1639. 1640. 1641. 1642. 1643. 1644. 1645. 1646. 1647. 1648. 1649. 1650. 1651. 1652. 1653. 1654. 1655. 1656. 1657. 1658. 1659. 1660. 1661. 1662. 1663. 1664. 1665. 1666. 1667. 1668. 1669. 1670. 1671. 1672. 1673. 1674. 1675. 1676. 1677. 1678. 1679. 1680. 1681. 1682. 1683. 1684. 1685. 1686. 1687. 1688. 1689. 1690. 1691. 1692. 1693. 1694. 1695. 1696. 1697. 1698. 1699. 1700. 1701. 1702. 1703. 1704. 1705. 1706. 1707. 1708. 1709. 1710. 1711. 1712. 1713. 1714. 1715. 1716. 1717. 1718. 1719. 1720. 1721. 1722. 1723. 1724. 1725. 1726. 1727. 1728. 1729. 1730. 1731. 1732. 1733. 1734. 1735. 1736. 1737. 1738. 1739. 1740. 1741. 1742. 1743. 1744. 1745. 1746. 1747. 1748. 1749. 1750. 1751. 1752. 1753. 1754. 1755. 1756. 1757. 1758. 1759. 1760. 1761. 1762. 1763. 1764. 1765. 1766. 1767. 1768. 1769. 1770. 1771. 1772. 1773. 1774. 1775. 1776. 1777. 1778. 1779. 1780. 1781. 1782. 1783. 1784. 1785. 1786. 1787. 1788. 1789. 1790. 1791. 1792. 1793. 1794. 1795. 1796. 1797. 1798. 1799. 1800. 1801. 1802. 1803. 1804. 1805. 1806. 1807. 1808. 1809. 1810. 1811. 1812. 1813. 1814. 1815. 1816. 1817. 1818. 1819. 1820. 1821. 1822. 1823. 1824. 1825. 1826. 1827. 1828. 1829. 1830. 1831. 1832. 1833. 1834. 1835. 1836. 1837. 1838. 1839. 1840. 1841. 1842. 1843. 1844. 1845. 1846. 1847. 1848. 1849. 1850. 1851. 1852. 1853. 1854. 1855. 1856. 1857. 1858. 1859. 1860. 1861. 1862. 1863. 1864. 1865. 1866. 1867. 1868. 1869. 1870. 1871. 1872. 1873. 1874. 1875. 1876. 1877. 1878. 1879. 1880. 1881. 1882. 1883. 1884. 1885. 1886. 1887. 1888. 1889. 1890. 1891. 1892. 1893. 1894. 1895. 1896. 1897. 1898. 1899. 1900. 1901. 1902. 1903. 1904. 1905. 1906. 1907. 1908. 1909. 1910. 1911. 1912. 1913. 1914. 1915. 1916. 1917. 1918. 1919. 1920. 1921. 1922. 1923. 1924. 1925. 1926. 1927. 1928. 1929. 1930. 1931. 1932. 1933. 1934. 1935. 1936. 1937. 1938. 1939. 1940. 1941. 1942. 1943. 1944. 1945. 1946. 1947. 1948. 1949. 1950. 1951. 1952. 1953. 1954. 1955. 1956. 1957. 1958. 1959. 1960. 1961. 1962. 1963. 1964. 1965. 1966. 1967. 1968. 1969. 1970. 1971. 1972. 1973. 1974. 1975. 1976. 1977. 1978. 1979. 1980. 1981. 1982. 1983. 1984. 1985. 1986. 1987. 1988. 1989. 1990. 1991. 1992. 1993. 1994. 1995. 1996. 1997. 1998. 1999. 2000. 2001. 2002. 2003. 2004. 2005. 2006. 2007. 2008. 2009. 2010. 2011. 2012. 2013. 2014. 2015. 2016. 2017. 2018. 2019. 2020. 2021. 2022. 2023. 2024. 2025. 2026. 2027. 2028. 2029. 2030. 2031. 2032. 2033. 2034. 2035. 2036. 2037. 2038. 2039. 2040. 2041. 2042. 2043. 2044. 2045. 2046. 2047. 2048. 2049. 2050. 2051. 2052. 2053. 2054. 2055. 2056. 2057. 2058. 2059. 2060. 2061. 2062. 2063. 2064. 2065. 2066. 2067. 2068. 2069. 2070. 2071. 2072. 2073. 2074. 2075. 2076. 2077. 2078.

ander, wo alle Bäume, sogar ein Göttingerbaum zu stehen, schätzbar waren. Auch in dem besten Jahre kommt man hier Gewächse nie zu einem Grad der Vollkommenheit. Pfeffer, Koriander, Cichorien und Kresse scheinen noch am besten zu gedeihen, und werden nirgend so gut anzutreffen als in dem Garten des Gouverneurs, der mir auch mit vielen Berggütern einige Exemplare der Bergpflanze zeigte, die, obgleich sie eine glänzende Reihe von Jahren in dem Garten standen, doch nicht über vier Fuß hoch waren. Auf den Rinde dieser Bäume lagte der Wirthschafter, ein Gartenfreund, großen Werth, und sagte, daß dies die schönsten Bäume wären, welche in der Gegend von mehrern Meilen um die Hauptstadt anzutreffen seien." Wir übergehen die weitere Schilderung dieser fruchtbarsten und ansehnlichsten Stadt, der dort angelegten Bebauung, sowie des in der Umgegend stattfindenden Gahmungs, und geben dafür einige von den Details, die der Verfasser über die bekannten heißen Springquellen mittheilt, im Auszug. „Das unterirdische Feuer, welches die Veranlassung derselben ist, scheint den Kern der ganzen Insel zu durchwühlen, von welcher vielleicht eher als von irgend einem andern Lande behauptet werden kann, daß sie durch die Feuer vergehen wird. Überall in der Umgegend waren die Abflüsse dieser Geyser sichtbar, in den zahlreichen, erloschenen vulkanischen Kratern, in den ausgebreiteten, mit Lava bedeckten Ebenen, und den gewaltigen Spalten und Klüften, zu den Felsen und an den Seiten der Klüften. In einem dieser Schlünde, der den Namen Mannanagana führt, ergießt sich der Fluß Orre-a-a, einen schönen Katarakt bildend, der auf einer dem Werke beigegebenen Abbildung vorgeführt ist. Von dieser ungeheuren Kraft wird die Seite eines beträchtlichen Felsens bis auf eine Entfernung von drei englischen Meilen auseinandergeprengt. Die kleine Reifgeschwindigkeit, bei welcher sich Herr Barrow befand, schlug auf die Nacht über Wohnung in der kleinen und sehr niedrigen Kirche von Thingwalla auf, von welcher ebenfalls eine Abbildung beigegeben ist. In dieser Gegend trägt die ganze Erdoberfläche Spuren der heftigsten, hier stattgefundenen Erschütterungen. Viele große Klüfte bieten sich hier dem Auge dar, und die scharfen Spitzen und Gipfel der zahllosen Bergketten sehen aus wie vom Feuer verglüht. Die Ebene, auf welcher die heißen Quellen, deren einige Wasser, andere Schlamm austreten, entspringen, hat eine Ausdehnung von 12 Morgen Landes. Der große Geyser liegt auf einem Balle, der sich beträchtlich über die Oberfläche der Ebene erhebt und auf seinem Gipfel ein beträchtliches Becken bildet. In dem Centrum dieses Beckens, von trichterförmiger Gestalt, ist eine schmale Röhre, aus welcher die Eruptionen erfolgen. Dieses trichterförmige Becken hat 4—5 Fuß in der Höhe, und ist ein wenig ausgebogen, wie eine Unterlaffe. Das darin angesammelte Wasser fand bei unserer Anwesenheit 1½ Fuß hoch und war im fortwährenden Steigen begriffen; wir blieben auf der Stelle so lange, bis es überlief, was wir für das sicherste Zeichen einer nahe bevorstehenden Eruption hielten, besonders da das Wasser auf der Wandung des Trichters heftig zu brausen und zu tochen anfing. Wir hatten einen Thermometer bei uns, und dieser zeigte die ungefähre Hitze des Wassers auf 180 bis 190 Grad Fahrenheit. Trotz unseres schützenden Geräths erfolgte jedoch kein Ausbruch, sondern das Wasser fing zu neuen Wellen wieder an zu fallen, bis das Becken ganz ausgetrocknet war. Diese Seltsamkeit nahmen wir wahr, um das Becken genau zu messen; sein weitester Durchmesser beträgt 55 Fuß, und der engste 35 Fuß; die größte Tiefe ist etwas über 4 Fuß. Der Durchmesser der Röhre beträgt oben an der Mündung 18½ Fuß; es verengt sich jedoch weiter hinab bis auf 10 oder 12 Fuß. Man kann also aus dieser bei trichterförmigen Röhre auf die Heftigkeit und gewaltigen Gewalt eines vollständigen Eruptionen schließen. Wir waren bei dieser Röhre auf zwei Seiten, und der eine der Seiten betrug 67, auf der andern 70 Fuß. Die Seiten der Röhre sind ganz geglättet und glänzend, wahrscheinlich in Folge der ununter-

brochenen Action des Wassers, was auch mit dem Grad der Heftigkeit des Fall ist, dessen Oberfläche vollkommen eben und abgeglättet, an manchen Stellen das Kratzen der Hände ist und so hart ist, daß man nur mit Mühe Strichen mit der Daumen heranzuführen kann. Was bei Ungelegenheit ist, daß das Wasser des Geyser ganz klar und durchsichtig ist und ohne chemische Destillation niemals einen Bodensatz absetzt und auch dann nur in sehr geringer Quantität. Man hat es Jochlang in Flaschen aufbewahren, ohne das geringste Oibiment darin zu finden. Der Wasserstrom, der von dem Gipfel abfließt, ändert seinen Weg an dem Abhang des Balis der Damm herab, und theilt sich am Fuße desselben in zwei, die sich wieder in den Luft an oder weichen Luft erheben. Auf dem Rande dieser kleinen Ströme findet man im Ueberflusse ansehnliche und schönsten Incrustationen, die, wenn man auf dem Rand des Beckens, eher durch den das Wasser hervorstühenden Dampf und Eisen als durch das Wasser selbst gebildet zu sein scheinen. Längs der Röhre dieser gewaltigen gebildeten Strömen haben die Geyser und versteinerten Wasserpfannen alle mit Incrustationen bedeckt, von denen einige ausgezeichnet schön, aber zugleich so hart geformt sind, daß es mir, trotz aller angewandten Vorsicht, unmöglich war, in Exemplare davon unversehrt bis Keilsaville zu bringen.“ (Der Bericht folgt.)

Literarische Notizen.

In Prag ist der erste Theil eines für vortreflich angelegenen „Geschichte des Mittelalters“ (Obras starého sveta) von Dr. Smetanow in böhmischer Sprache erschienen; auch ist das 2te „Geographie“ in böhmische überetzt worden.

Prof. Jungmann, Präfect des prager Gymnasiums, ist für sein großes böhmisches Wörterbuch, von dem schon die zweite Band beendet wird, von der kais. Akademie zu Prag eine goldene Medaille erhalten.

Literarische Anzeige.

In allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Die toscanische Insel Pianosa und deren Colonisirung.

Nebst dem Plane eines Action-Vertrages.

Von A. Muccagni-Gerardini.

Herausgegeben von Dr. Alfred Reumont.

Mit einer Karte der Insel Pianosa. Gr. 8. Geh. 8 Gr.

Der prom. Consul, G. Schilling, in Livorno, hat in Laufe des vorigen Jahres die Insel Pianosa von der großherzoglichen Regierung in Erbrente übernommen, und schon bei der Aufstellung des wichtigen Unternehmens der Colonisirung Alles vorbereitet. Der Anhang des Schriftchens enthält das Plan und einen Abdruck, wie die Colonisten die Insel zu bebauen werden; die Kosten aller Einzelnen und übersteigende Werk zu einem großen Umfange zu begeben. Leipzig den August 1856.

H. A. Brockhaus.

Literarische Unterhaltung.

Freitag,

Nr. 239.

26. August 1836.

Dramatische Bühnenschauspiel für das Jahr 1835.

Dritter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 238.)

44. Das Märchen im Traum. Ein dramatisches Gedicht in drei Abtheilungen: Der Abend, die Nacht und der Morgen. Von Ernst Raupach. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1836. 8. 16 Gr.

Es ist bewundernswürdig, welcher Reichthum an Form und Gedankensgehalt in Raupach lebt und wie ihm stets neue Gestaltung zukommt. In dem Laufe eines einzigen Jahres stellt er uns nicht allein sechs, sieben, acht neue Dramen hin, nein er producirt auch zwei neue Gattungen. Wie das Schauspiel: „Vormund und Mündel“ als ein neuer Zweig aus Lessing'scher Pflanze erschien, so zeigt sich „Das Märchen im Traum“ als eine neue Blüte aus Gozzi'schem Stamm. Beide sind voll solcher Eigenthümlichkeiten, daß sie für ganz neue Gestaltungen und Manifestationen der dramatischen Idee gelten können.

Der Stoff dieses dramatischen Märchens oder märchenartigen Dramas ist einfach, die Idee, daß des Weibes Jugend im Gehorsam beruhe und an ihm anlehne, dieser Stoff ist nicht neu, aber er gibt einem Mann, wie Raupach ist, Gelegenheit, schöne Maximen zu verkörpern und diese mit mannichfachen poetischen Blumen zu bestreuen. Das Stück ist aus einem Satz angefaßt, tiefengrund, gedankenvoll und so leicht hingeschrieben, daß wir es für das Erzeugniß einer einzigen schönen Frühlingsmorgenstunde halten möchten, wenn die physische Möglichkeit dafür da wäre. Der Gang ist folgender. Laura, Herzog Alberto's Gattin, verlangt von ihrem Gemahl, nach Rom zum Carnevalsfest begleitet zu werden. Alberto muß dies versagen; sein Freund Leonardo bittet für den Wunsch der Gattin. Grollend dem Gatten, zum ersten Mal hingezogen zu Leonardo, geht Laura zu Bett. Nun kommen die Geister des Abends und weben ihr wunderbar Gespinnst um Laura, die schlummernde. Der Vorhang fällt. Es war „Der Abend“. In der zweiten Abtheilung: „Die Nacht“, stellen dieselben Personen nun das Gewebe des Traumes dar: Wir sehen Alberto, Laura und Leonardo auf der Reise nach Rom, in einer wilden Schlucht, die sie zu Fuß durchwandern, um in ihrer Kühle sich zu erquicken. Laura ist dankbar gegen Leonardo, denn sie die höchste Freude. Ihr Abtheiler, Moza, pflichtet eine Geste, und Moza erscheint ein Ungewöhnliches, das sie verschlingen. Laura ist schrecklich entsetzt. Auf ihren Hilfsruf erscheint erst Alberto, der von dem Angeführten in die Klüfte gezogen wird, dann Leonardo, der es befragt. Der Abend ist Leonardo's Will. Nichts, da selbst die Laura mit dem Gedanken ihrer Liebe, Alberto überfällt Beide; Leonardo's Art zu lieben und soll dem Tod, Laura die geistliche Maria. Ich nun erscheint ein Geist, bezieht den Herzweifelnden. Moza ist eine Phantazie, die sie an den geistlichen. Dabei in Laura's Art zu Laura's Erwachen ist gerichtet, aber ganz anders er sich von der Realität ab, die die Realität selbst

Freundes ist; Laura, dem Himmel stehend, versinkt in den feurigen Abgrund. Chor. Der Vorhang fällt. Die dritte Abtheilung: „Der Morgen“, beginnt. Laura erwacht, erschreckt, durchdringt von dem Traum, mühsam erringt sie ihr Bewusstsein wieder. Ganz Liebe zu dem ehelichen Alberto, weigert sie sich jetzt der Gewährung ihrer Bitte und folgt dem Gemahl vielmehr auf seiner Reise, die eben das Hinderniß für ihren Wunsch beseitigt.

Hier ist Poesie, Natur und edler Zweck der Läuterung. Dies kleine Stück wird uns stets als eine der schönsten Erfindungen Raupach's, als eine seiner vollendetsten Formen gelten. Es durchdringt uns mit Freude an der Poesie, mit edler Argung, mit Entzücken an der Jugend. Fast Alles darin ist unter ästhetischem Gesichtspunkte schön; Laura's Erwachen, die Zurückführung ihres Geistes in dem kindlichen Begehren Moza's nach der Blume, Leonardo's tugendhafter Abscheu, Constanza's Warnungen haben hohen Anspruch auf poetische Geltung. Der Wechsel von Vers und Form ist überaus reizend, kurz, im Kleinsten wie im Ganzen wird der Dichter, der Geist von seinem Geschmac erkannt. Man könnte die Ausstellung machen, warum der Dichter nicht Das, was im Traume geschieht, sich in der Wirklichkeit begeben läßt: doch einmal ginge dann die Lehre verloren, daß der Jugend Geist uns als Ahnung wachend, als Traum im Schlafe umschwebt; zweitens aber verschwände dann auch das Bild der Reinheit, das Laura uns nun darbietet. Endlich ist die Form des Dichters ferre Wahl. Einzelne in dieser schönen Dichtung ist voll Weisheit und Tiefe. Wir können nur ein paar Proben darbieten: Raupach, der ehelich blieb, ist, wenn er es sein will, ein so tiefer Kenner der Ehe wie Dippel, Jean Paul und Schiller. Leonardo sagt der stehenden Laura:

Entschuldigt meinen Freund, verehrte Frau:
Wir Männer sind der Sinnenwelt verfallen:
Bald seßeln und des Alltagslebens Pflichten
Und zwingen uns ein rohes Bandwort auf:
Bald neigt sich Leid und die gemeine Lust
Und reißt uns fort zu ihrem wilden Rausch.
Denn keine mitgeborne Heiligkeit
Bleibt, wie um Euch, den Bekehrten um und,
Den keine Sünde wagt zu überschreiten.
Nimm's Euch nun wunder, wenn hingezogen
In dieses Erbens Sumpf und rauch's Mäulch,
Wir unempfindlich werden für das Licht
Und für die Himmelstiefe, worin Ihr wohnt?
Und, hat uns auch der ersten Liebe Flug
So Euch erheben, doch von irdigen Schwere
Bewegungen, daß aus Eurer Höhe Rufen
Und dann vergehen, was wir dort geliebt?

Und, wie zum Schluß Alberto das Geheimniß, von Laura's Willensänderung zu erfahren strebt:

O lehrte mich, Alberto! Was das Geheimniß ist:
Der dunkeln, inneren Welt, wo keiner will

So rein ist, daß er nicht des Richters Bild
zu schauen hätte. Nur, o mein Ueber,
Seid gut mit mir, habt Nachsicht mit der Schwelge.
Sagt nicht den Maßstab eurer härteren Wesens
In die gedrückte Natur des Weibes;
Gerechtigkeit wird gegen Frauen Härte,
Die Milde nur ist gegen sie gerecht, —

Und endlich die schönen Schlussworte:

O glaubt mir, theurer Freund, des Lebens Straße
Seht überall auf wildem Feuerstrom,
Der unten glühend wogend noch, nur oben
Mit einer leichten Rinde sich bezog.
Dramm löst und leisen Schritts darüber wachen,
Und nicht verschulden des Gewüßes Bruch;
Daß wir dem Flammeneode nicht verfallen,
Ach! Selbstverschuldung ist der schwerste Fluch!

Wir setzen diesem nichts hinzu als das Bekenntniß, daß und des Gedichtes erschütternd und erfreut hat, beides tief und beides unter Dank und Beifall für Raupach's wunderbares Talent.

45. Contradin. Trauerspiel in fünf Acten von Fr. von Wall-
:gahn. Göttingen, Dips. 1835. Gr. 8. 9 Gr.

Ein wohlcomponirtes Gemälde vom Untergang der letzten
Hohenstaufen, lebendvoll, von guter Zeichnung und poetischer
Färbung. Der Contrast der Charaktere in Contradin und Fried-
rich von Hirsch ist minder grell und gesucht, als er gemein-
hin angetroffen wird; die Frauen, Beatrix, Contradin's Schwe-
ster, und Camilla, die Tochter des Verräthers Frangipani, sind
mit vorzüglicher Sorgfalt gezeichnet; die Handlung, mit der
Einnahme Roms beginnend und am Schloß der jungen Für-
sten endend, bewegt sich lebhaft durch die dazwischenliegenden
Ereignisse, deren Mittelpunkt die Schlacht von Tagliacozzo,
Anjou's Flucht und Contradin's Gefangenschaft bilden. Die
vorzüglichste Gruppe, der Erfindung angehörig, ist die Scene,
wo Karl von Anjou auf den schlummernden Gegner trifft und
mehr von seiner Schönheit, die ihn an die Pflanzzeit seines
eigenen Sohnes erinnert, als von Motiven des Ehrgeizes ange-
trieben, den Mordstoß gegen ihn zückt, während Beatrice's Er-
scheinung ihn rettet. Diese Scene ist dramatisch, aber mit ge-
ringer Naturbeobachtung erfunden. Die Katastrophe ist ergrei-
fend, des jungen Königs resignirter Tod mit Empfindung ge-
schildert und der poetischen Gerechtigkeit durch Anjou's Reue
und Frangipani's Verbannung genügt. Nur der Bischof von
Sofenza bleibt hart und fest, selbst nach Clemens' versöhnlichem
Tode, denn er hat der Kirche gebietet. Die Sprache des Verf.
ist edel und gebildet. Er weiß Motive und den Ausdruck für
sie zu finden; an mehreren Stellen wird dichterisch ausgesprochen,
was den Deutschen über die Alpen drängt, in das ihm ver-
derbliche Despoten.

Noch wie in Träumen hinter blauen Bergen
Das Schöne blüht, so auch für Deutschland jenseits
Der Alpen. Nicht zu Tage liegt das Gold,
Nur mühsam erringt der Mühsige —

Und: Camilla.

O jene Franken, immer jählich, glatt,
Und Alles doch mit frechem Spott verhöhnend,
Hab' mir verhaßt, wie Euch. Doch anders war der Deutsche.
Auf dem jähzornigen (1) Acker
Des alten Roms entzündet er auf's Neue
Der Freiheit und des Waffens heile Flamme.
Nicht blüht er Syger, wir bejähnen ihn
Mit sanfter Gütte, leichten göttlichen Nägel.
Denn ihn trieb: Sehnsucht nur aus kalten Wäldern,
Daß seiner reichen Erde Kraft erhalte
Im mildern Sonnenlicht: an jeder Kunst.

46. Dylensdörfer's dramatische Dichtungen. Zwei Theile.
Hamburg, Campe. 1835. Gr. 12. 1 Theil. 16 Gr.

Der Verf. zeigt sich hier nur noch als eine Ruine seiner
selbst. Dylensdörfer, entweder durch die Kritik verurtheilt, oder

ohne die Geisteskräfte, die dazu gehört, ihre mahnen-
den Stimme zu folgen, bietet das unerschrockene Schauspiel des
fortwährenden Zurückgehens dar, von „Correggio“ und „Lil-
und Wallburg“ ab; nur im Stagniren behauptete er endlich
noch seinen alten Rang; der Anblick des Abwärtens ist aber
bei geistigen Büchern noch schmerzhafter als in der Natur.
Kraft und Geschmack werden dem Verf. in gleichem
Maße entzogen.

Das tragische Drama „Lordenstioth“ ist durch und durch
Verfälschung, ein häßliches, geschmackloses Gemälde. Die sehr be-
sonnen sich alles Adels dabei entkleidet hat, wie sein Bild, von den
sen abgewendet, nur das Kleinliche fixirt, zeigt z. B. seine An-
weisung für den Zweikampf Stahl's und Lordenstioth's (S. 14),
die fast noch lächerlicher ist als Wallner's „Reint betäubt“.
Hier heißt es: „Stahl fällt in einer Lerg herab, die Lorden-
stioth parirt; wie dieser aber gar zu schnell seinem Gegner
den einen Stoß geben will, hält Stahl den Arm fest und
durchbohrt Lordenstioth mit einer Quert unterm rechten Arm;
er zieht den Degen in einer Lerg zurück.“ Rheul — Das ist
Stück: „Der falsche König Olaf“, Tragödie, ist nicht anders als
Lügen, die unser unwillkürliches Lächeln erregen. Was muß
uns die nähere Analyse des Trauerspiels, die ein trauriges und
schmerzliches Geschäft sein würde. Ingeborg's Abtheilung.

Und laßt die kleine Klosterglocke
In dem Begräbniß klingen,
Dann fallet er zur Himmelfahrt
Hinaus die weißen Schwingen...

Margareth.
Ach Seelenmessen ist ich ihm.

Ingeborg.
Wenn klingt des Frühlings Flöte?
O Gott sei Lob! So lächelt ihm
Dämlich die Morgenröthe!

geben eine Vorstellung von dem in diesem Trauerspiel her-
schenden kindlichen Geist. Gegen die ersten Bedingungen des
Tragödie verstoßt das tragische Drama, „Die italienischen Die-
ber“, im zweiten Theil. Die Person des Helten, Massani,
für die wir doch ein Interesse ergreifen sollen, wird und ist
ein blutgeriges Thier gemalt, denn dann doch wieder läßt von
Adel und Sanftmuth angedichtet werden, die das eben erst
Bild wieder gänzlich ausheben und verwischen. Das Ende
der bekannte Überfall des Seminars in Terracina durch die
ber vor etwa 15 Jahren. Der Verf. setzt nun diesem Ge-
nau einen Deutschen, Treumann, als Director vor und läßt
nen geraubten Sohn, Fernando, durch einen andern Deutschen,
Nichter, wieder befreien. Feld Massani stirbt von der Deu-
eines Wahnsinnigen. Das Ganze ist nicht bloß schlecht,
denn widerwärtig durch die ohnmächtigen Versuche, aus Ma-
roni eine bedeutende Gestalt zu machen. Die Geschmacks-
der Erfindung aber kann kaum weiter gehen, als sie hier
Marcella's Leichenrede über den todtten Massani gibt
Probe hiervon:

Marcella.

... Ist er schon todt,
Nach' ich mir nichts daraus — es ist mir sehr
Gleichgültig — wie die ganze fide Welt!
Ich hoffe doch, er hab' den Dolchstoß grab'
In's Herz bekommen? — Ja, es scheint...

In andern Stellen ist der Sprache häßliche Gewalt an-
und selbst an grammatischen Schattungen fehlt es nicht;
fern diese nicht Druckfehler sind. In Dylensdörfer's
können wir nur wünschen, diese Sammlung spät nach dem ge-
gen Tode des Dichters geborne Kinder wäre nicht erschienen.

47. Juvenale. Dramatisches Lustspiel für 1836 von Karl
Blum. Mit dem Bildnisse des Fräuleins Charlotte
Pagu. Berlin, Groll. Gr. 12. 1 Theil. 16 Gr.
Fr. Karl Blum hat unter vielen sehr mangelhaften
men ein gutes gegeben: „Capitula“, und das eine ist in

in Anwendung enthalten. Dies vortheilhafte Stüdt ist bekanntlich von Federici entworfen, und wieviel Hr. R. Blum sagt, daß es nicht nur die Grundriss, die ihm gefiel, verdankt, sondern wie doch versichern, daß er ihm noch etwas mehr verleiht; seine Beschreibungen aber nicht anerkennen, heißt nicht nur ihn, sondern auch die ganze Charakteristik abweisen: ein sehr großer Theil des Dialogs dem italienischen Dilettanten: „Non contate gli anni ad una donna“ an, und selbst der alte Oberst ist darin vorgebildet. Das Stück gehört, wie es jetzt ist, zu den effectreichsten Lustspielen, die wir kennen; es ist Witz und Vorbild, und gewinnt und verdient unsern vollen Beifall. Das Schauspiel: „Der Dirsch“, in zwei Akten, mag, es dagegen nur zu den gewöhnlichen neuen Lustspielen zu zählen, die auf die reine Komödie einer hübschen Schauspielerin berechnet sind. Guglielmus ist hier, was an unsern Orten des Goldschmieds Lächeln u. s. w. ist; die Komödie ist aber gewöhnlich. „Pietro Metastasio“, historisches Lustspiel in vier Aufzügen, nach Federici, hat nichts Ausgezeichnetes als den verwunderlichen Titel eines historischen Lustspiels, der, mit Erlaubnis des Hrn. Bearbeiters, etwas sinnlos ist. Wir begreifen allenfalls die Bezeichnung „historisches Schauspiel“, aber ein historisches Lustspiel ist und ein kritisches Lustspiel. Auch hat die Sache nichts Lustiges in sich; es geht vielmehr ganz ernsthaft darin zu. P. Metastasio (Metastasio) wird vom Dichterberuf dem Advocatenhandwerk entzogen und geht nach Wien, als kaiserl. Königl. Hofpoet. Eine närrische Liebe kann ihn selbst daran nicht hindern und wird natürlich mit Besatz. Das Lustspiel: „Erfette, oder Borgen macht glücklich“, in einem Act, ist aus den gewöhnlichsten Lustspiel-Elementen zusammengesetzt, ohne selbst in dieser Zusammensetzung das Verdienst der Originalität zu haben; denn es wiederholt den Plan des „Amant protégé“. Der Dorfschulz Bastian und seinetwegen von Eichen sind jedoch gut gezeichnete Gestalten und das Ganze macht ein mäßiges Interesse geltend; der Verf. aber zeigt keine praktischen Bühnenkenntnis an, die, ohne hervorzuheben Gaben für ihr Fach, das Schicksal und Gefällige nicht auffinden und wiedergeben.

M. Die Geopfert. Trauerspiel in vier Aufzügen. Von Braun von Brauntal. Wien, Rohmann und Schweißger. 1835. 8. 16 Gr.

Müller's Sprache und seine Trochäen, etwas aus „Romeo und Julie“ und italienische Räuberscenen, nebst einem verkappten Räubershauptmann, welcher ebel von den Schüssen seiner Banditen fällt, das sind die Ingerbiengen dieses Trauerspiels. Jedem Leser ist bekannt, worauf er hiernach zu rechnen hat; wir wollen der Rücksicht nichts nachsagen, als eben, daß es eine Rücksicht ist und kein Schwachs aus einem Stiel. Wenigstens genug begibt sich darin. Federigo, um Bettinelli's willen Räuber, rettet sie aus Grabesnacht, gibt sie ihm von Satten wieder und stirbt, von den Kugeln seiner Leute schwer getroffen. Die Diction ist die bei gereinigten Trochäen gewöhnliche. Es ist, als wenn dies unglückselige Metrum einen Zauber hätte, der alle Die, welche es gebrauchen, in Müller'sche Schranken hineinzwängt. Der Ausdruck in der That nimmt eine Monotonie an, die einem echten Dichters Ohr niemals befriedigend klingen kann; abgesehen selbst davon, daß das Metrum, Schwersilber, Maßlose und der poetischen Sprachweise widersprechend in diesem Rhythmus ihn für das Drama gänzlich unbrauchbar macht. Selbst stehend geschrieben Verse, wie hier, haben in dieser Gattung etwas Melancholisches und Unheimliches, das sie auf die Länge hin widerwärtig macht. S. P.

Stierlitz. — Ein Räuberswunder —

Das ein Räub. Stüdt ist schön.
Es erstet; so ist der Mensch! (1)
Das Räuberswunder ist schön
Küßt sich das Stüdt nicht.
Es umfasse sie — o Stüdt!
Das ist aus, der Traum ist hin.

Der Entfugung Stüdt will ich
Schwingen auf der Ränke Stüdt.
Bis sie blutend mich verlassen u. s. w.

Diese Metapher ist gut. Unschuldig aber ist gleich das Folgende:

Geht
Bis ich deinem Unschuldstritt,
Meines, engelgleichen Wesens.

Was ist ein „Unschuldstritt“? In so falschen Wortbildungen verliert ganz besonders dieses Vermaß, das alle Klagen aus dem Drama verbannt mögen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Barrow's Besuch auf Island.

(Schluß aus Nr. 200.)

Auf einem andern Theil dieses phlegmatischen Gefühls befindet sich ein kleinerer Geyser, den die Isländer Strokr (Schüttler, Zitterer) nennen und welchen Barrow für den neuen Geyser des Sir John Stanley hält. Er war vollkommen ruhig gewesen die Zeit daher bis zu unserer Ankunft, unsere Führer bohrten jedoch, um eine Eruption zu veranlassen, heftig darin herum und warfen tüchtige Steine Dorf in seine Öffnung. Und wirklich erfolgte in kurzer Zeit, so als ob der heisse Quell eine solche rohe Behandlung übel vermerkt hätte, ein Ausbruch; es flog eine gewaltige Schlamm- und Wassersäule auf, mit den Vorfröhenzen vermischt, so schwarz wie Dinte, welche die kolossale Höhe von 60—70 Fuß erreichte und in dem Zustande des Aufsteigens 8—10 Minuten begriffen blieb, worauf sie sich senkte und die Wasseroberfläche wieder ganz ruhig wurde. Die Vorfröhenzen waren in große Schnelligkeit ganz in ihre Atome aufgelöst und mit dem Wasser vermischt worden, so daß dieses nicht sogleich wieder seine durchsichtige Klarheit erlangte.

Nach einem dreitägigen Warten hatten B. und seine Gefährten endlich doch noch die Freude, einer Eruption des großen Geyfers aus der Entfernung beizumohnen. Die ungeheure Wasser- und Dampfsäule erreichte die Höhe von einigen 80 Fuß, und zu derselben Zeit spien auch die kleineren umliegenden Bergkegel Wasser und Dampf aus, als ob das in dem größern Vorgehende auch sie mitterregt hätte. Herr B. bemerkte auch, daß die kleineren Kegele den Ausbruch des großen Geyfers durch eine gesteigerte Bewegung gleichsam vorbereiteten und daß die Auswürfe des einen sich verschwächten, wenn die der umgebenden schwächer wurden. Zunächst besuchte B. den kleinen Hafen Havnafjord, zu welchem man durch eine mit rauhen Lavabänken ganz angefüllte Ebene gelangt; diese, bis zu 10, 15 und 20 Fuß hoch, bilden ein vollkommenes Labyrinth. Man bemerkt an ihnen die deutlichsten Spuren ihrer ehemaligen Flüssigkeit, sie sind wellenförmig, blätterig und gebrochelt und augenscheinlich aus dem Grunde zu ihrer gegenwärtigen Stelle aufgestiegen. Kein Hügel war in der ganzen Umgegend zu bemerken, aber die ganze Ebene bestand aus wellenförmig aneinandergereihten Felsenhöckern. Barrow sagt aus dem Reisetagebuche des Dr. Hollan, der die Insel früher besuchte und unsern Reisenden sein Manuscript freundlich mittheilte, folgende Stelle bei: „Augen, die an einen ähnlichen Anblick nicht gewöhnt sind, können nichts seltsamer finden als den Anblick dieses ausgedehnten Lavabettes. Ein ausgebreiteter verwirrter Haufen felsiger Massen, merkwürdig höher als der Grund und Boden der Umgegend, bietet sich dem Blick dar und zerlegt sich in die mannichfaltigsten Gestalten und abentheuerlichsten Bildungen. Ein enger und rauher Pfad führt durch die Lave, auf welchem der Wanderer fortwährend zahllose Spalten, Räder und Höhlen bemerkt, deren einige von eingestürzten Felsenmassen hergeleitet scheinen, andere wie Treppen aussehen, aus denen die flüchtige Wasse einst geflossen. Die Wanderung an den Havnafjord ist schwierig, denn überall

versperten die Lavablöße den Weg; endlich erreicht man eine kleine zurückgeogene Bucht, an deren jenseitigem Ende 15 bis 20 Wohnungen erbaut sind, gleich denen der Hauptstadt aus Holz, aber den Gebäuden von Reikjavik nach vorzuziehen."

Nächstbem begab sich der Verf. nach Bessafest, das von dem Hafnort nicht weit entfernt liegt. Dasselbst ist ein Seminar für junge Geistliche; es war jedoch eben Ferienzeit und die Studierenden hatten sich im Lande zerstreut. Die Art und Weise, wie diese zusammenlogiert sind, ist freilich dürftig genug. Sie müssen je zwei und zwei in einem Bett liegen. B. beschreibt ihre Schlafzimmer als eine Art von Menagerie, mit Beilen auf beiden Seiten, die man vielleicht eher Ställe nennen könnte. Auch alles Andere, was zu ihrer Häuslichkeit gehört, befand sich in höchst dürftigem Zustande. Die Zahl der Schüler beläuft sich auf 40. Es sind drei Lehrer angestellt: der erste, der den Titel Professor der Theologie führt, lehrt das Griechische und Hebräische; der zweite, der Rector genannt wird, befragt den Unterricht im Lateinischen, in der Geschichte, Rhetorik und Kirchengesetz. Ein dritter unterrichtet im Deutschen, Englischen und in der Landessprache. Die der Anstalt überwiesenen Fonds sollen eben ausreichen für den Gehalt der Lehrer und um den Schülern freie Kost, Kleider und Bücher zu gewähren. Es mag, um in wissenschaftlicher Hinsicht einen höhern Begriff von der Anstalt zu gewinnen, als die äußere Einrichtung verschaffen kann, hier bemerkt werden, daß einige der besten und gelehrtesten isländischen Werke im Bessafest-Collegium entstanden sind. So hat die königliche Societät der nordischen Alterthümer in Kopenhagen unlängst fünf in dänischer und lateinischer Sprache geschriebene Bände, unter dem Titel: „Scripta historica Islandorum de rebus gestis veterum borealium“ herausgegeben, welche das Werk des Hrn. Gullsen, Rectors an der Collegiatenschule zu Bessafest, sind. Dasselbe enthält, wie schon der Titel gibt, historische Sagen, die sich auf frühe Thaten und Begebnisse der Isländer beziehen, besonders auf die Thaten der Dänen in England, von der Mitte des 10. bis zu Anfang des 14. Jahrhunderts, eine in der englischen Geschichte ziemlich dunkle Periode, weshalb es wahrscheinlich ist, daß spätere Geschichtsschreiber des anglosächsischen Zeitalters das Werk des gelehrten Isländers nicht unbenutzt lassen werden.

Nicht bedeutender als die öffentlichen Unterrichtsanstalten ist in Island die häusliche Erziehung. Der ärmste Landmann, bei dem wir kaum das Mindeste finden, was wir häusliche Bequemlichkeit und Begegnlichkeit nennen, ist dort besser unterrichtet als in unsern Ländern die begüterten Bürger in den Städten, und ebenbehalben auch zufriedener und glücklicher. Dr. Polak, einer der unterrichtesten, gebildetsten und empfänglichsten englischen Reisenden, bemerkt von den isländischen Landleuten: „Die Sonne des Sommers findet sie eifrig beschäftigt mit Erwerbung ihres Unterhaltes auf kühnem Meer oder anfruchtbarstem Boden. Aber die lange Zurückgezogenheit des Winters gibt ihnen sowohl die Muße als die Lust, ihre angeborenen Geistesfähigkeiten auf angemessene Weise auszubilden. Während dieser unruhigen Jahreszeit, wo es fast immer Nacht am Himmel ist, sammeln sie daheim die Glieder der Familie um sich und ergründen ihnen die Thaten und Ereignisse ihrer Vorfahren, von denen sie den theuern Besitz jener Freiheit ererbt, die sie in ihrem wüsten Eiland so trefflich zu bewahren wissen.“ Diesen schönen Worten, die im altenglischen Geist des Fabricius und Gieseler geschrieben sind, fügt Barrow noch folgende Bemerkung bei: „Die Autorität, welche der dortige Geistliche durch Kraft des Gesetzes verleiht, ist nicht früher ein Frauenzimmer zu verheirathen, als bis sie zu lesen und zu schreiben vermag, ist eine vortreffliche, zu nennende Einrichtung, und heraus schon allein kann man sich erklären, warum die Landleute auf Island jedem andern europäischen Volke an Bildung so weit überlegen sind. Von der Mutter lernt dort das Kind die ersten Elemente des Unterrichts, und was unsere neuere Gesetzgebung so dringend als heilsam empfehlen, findet dort von selbst

statt, daß die Mütter die Kinder lesen lehren. Auch die Sitten der Religion und Sittlichkeit vermag eine isländische Mutter ihren Kindern einzuprägen. Wie wenige der unsrigen vermöchten dies! Auch die norwegische Geistlichkeit hat wenigstens das Recht, jedem Kinde die Conformation zu verweigern, das nicht lesen und schreiben und auf die Hauptfragen der christlichen Glaubens- und Sittlichkeit genügende Antworten enthalten kann. Die Geistlichen auf Island sind, wie es sich wol erwarten läßt, in ökonomischer Beziehung sehr schlecht gestellt. Ihr Einkommen ist zu schmal, als daß sie immer Arbeitsleute füttern und bezahlen können, und es ist deshalb nichts gewöhnlicher, als den Pfarrer eines Kirchspiels in einer groben wollenen Jacke, Pumphosen und Polstiefeln beim Grabschneiden, Kirchstreichen und Humachen zu finden. Die Pfarrer sind auch alle Schmiede aus Nothwendigkeit: der Fuß eines isländischen Pferdes würde vielfach verletzt werden durch die scharfen Holzspläthe und Laasfelder, wenn es nicht immer auf scharfen Eichen ginge; der große Versammlungsort der Landleute ist die Kirche, und hat auf dem Wege dahin ein Pferd ein Bein verloren, was nicht selten geschieht, so sieht man den Pfarrer sein Schurzfell anlegen, das kleine Kohlenfeuer in der Schmelze, deren eine mit jeder Pfarre verbunden ist, ankünnen und als ein rüstiger, geübter Schmied das verletzte Unentgeltliche in kurzer Zeit wiederherstellen. Sogar die Knechte, welche zu diesem seinem Nebenhandwerk gehören, muß er sich im nächsten Gehlitz von Zwergbüchsen selbst brennen und auf dem Rücken seines Pferdes mit nach Hause nehmen.“

Dieser harten Arbeiten ungeachtet treibt der isländische Pfarrer in den Mußestunden, die ihm übrig bleiben, mit Eifer und Lust das Studium der Literatur. Henderson, der vor 30 Jahren Island besuchte, fand dort einen würdigen Pfarrer Thorlakson, der damit beschäftigt war, das „Verlorne Paradies“ in seine Muttersprache zu übersetzen. Pope's „Versuch über den Menschen“ hatte er bereits vollendet. Von dem „Verlorenen Paradies“ hat die isländische literarische Gesellschaft auch die drei ersten Gesänge herausgegeben; das übrige mußte, als zu kostspielig, liegen bleiben. Diesen Pfarrer fand H. beim Humachen auf der Bieste. Er lud die Besuchenden mit ganz archaischer Herzlichkeit in seine ärmliche Wohnung. Sein Esszimmer, nicht über acht Fuß in der Länge und sechs in der Breite, war auch sein Schlafzimmer. Die Thür desselben war kaum vier Fuß hoch. Ein eingebautes kleines Fenster warf das Tageslicht auf den rohgeputzten Tisch, wo der friedliche Mann sein geistiges Tagewerk förderte. Es ist bekannt, daß die Literary-Fund-Society in London diesem um die englische Literatur verdienten Manne eine angemessene Gratifikation zukommen ließ. Er schrieb dafür ein Dankbegrüßungsschreiben, dessen elegantes Latein sehr gerühmt wird.

Literarische Notizen.

Joseph Mitelli, der bekannte Verf. der „Storia degli antichi popoli d'Italia“, eines Werks, welches bei seinem Erscheinen so große Anerkennung fand, daß es dem Verf. in kurzer Zeit nicht weniger als sieben Ordern der vorzüglichsten europäischen Staaten, z. B. Frankreichs, Oesterreichs, Preussens, Sardiniens u. s. w., eintrug, ist kürzlich von einer großen Reise in Italien, Frankreich und England zurückgekehrt und schreibt jetzt an einer Geschichte der Handelsstaaten vom Mittelalter, wozu er auf seiner Reise viele nicht unerhebliche Material gesammelt hat.

In Rußland wird nächstens eine Uebersetzung von Gaspard d'Arville's „Reise um die Welt“, mit Anmerkungen vom Admiral Krusenstern, erscheinen.

Kugendas' „Vittorische Reise nach Brasilien“, mit französischem und deutschem Text ist nun complet in 20 Hefen erschienen, welche 100 Abbildungen enthalten, erschienen. 11.

Sonnabend,

Nr. 240.

27. August 1836.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1836.

Dritter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 239.)

2. Dramatischer Bilderaal. Almanach für 1836. Von J. H. Wille. Erster Jahrgang. Braunschweig, J. G. Nepper. 1835. 8. 1 Thlr.

Wieder eine neue Sammlung und wieder ein schlecht gewählter Titel; und die alten und gutbetitelten Sammlungen vermögen sich doch kaum zu halten. Was ist ein „Dramatischer Bilderaal“? Höchstens eine Sammlung von Scenen und Gruppen aus Dramen, und eine solche will der Verf. doch nicht geben. Nein, er liefert vielmehr drei ganz ausführliche Stücke. Was nun ein Bilderaal? Hat das nur die entfernteste Ähnlichkeit mit einem solchen? — Doch seien wir dem jungen Talent, das sich hier zeigt, freundlicher; es ist etwas in diesen Darstellungen, das uns zum Wohlwollen stimmt; etwas Beschriebenes, Schätternes und doch Sicheres, seines Wertes sich Bewusstes. Das Trauerspiel: „Uncas, oder der letzte Mohikan“, nach der bekannten Cooper'schen Erzählung, würde in seiner Föhrung einem geübten Bühnendichter nicht zur Unehre gereichen; in seiner frischen, jugendathmenden, blühenden Diction ist es hervorkehrend. Es macht uns warm, selbst im Lesen; es haucht uns sympathetisch an und thut uns wohl; es fesselt und erfreut durch einen großen Reichthum poetischer Bilder und Blumen. Das, was man gemeinhin „schöne Sprache“ nennt, beherrscht der Verf. ganz, und nicht minder rein und wohlklingend tritt sein Vers auf. Gefühl für seine Bedeutung zeigt sich darin, daß der Dichter ihn für die heroischen Charaktere ansetzt, die untergeordneten Gestalten aber in Prosa sprechen läßt. „Die Wahl des Herzens“, romantisches Schauspiel in zwei Acten, nach einer poetischen Erzählung Prager's, ist ein sehr gefälliges Drama. Zwei Liebende haben beide idyllische Gestalten angenommen, Hirtin und Jäger, und beschuldigen sich gegenseitig des Truges, als ihr größlicher Stand entdeckt wird. Natürlich endet Alles im schönsten Einverständnis. Auch hier hat Vers und Sprache fein und geschmackvoll. Das letzte Drama: „Ballhaide“, Drama in einem Act — sehr bearbeitet, wenig? ergibt sich nicht — vertritt sich etwas ins Gedächtniß. Palma, des Paschas Favorite, welcher Wien belagert, trifft hier mit Mar Szalatinsky zusammen, in dem sie ihren verlorenen Geliebten, Vater ihres Elganten, erkennt. Dieser soll den unbekannten Erzeuger mit Gift oder Dolch ermorden. Doch er nimmt selbst das Gift, warum ist nicht klar, Palma zeigt sich als Ballhaide, vergißt sich mit dem zernichteten Ansehen und erdolcht sich selbst, während jener sich den Tod suchend in das Schlachtfeld stürzt. Die Gattung, der dies Stück angehört, ist seit lange schon verrufen genug: wir haben nicht abgesehen, ihr einen späteren Krieg zu erklären. Der Verf. aber zeigt auch hier Kräfte und Anlagen, und muß uns daher überhaupt für einen solchen gelten, dessen Ermunterung die Pflicht einer umsichtigen Kritik ist. Er fährt nur fort!

50. Dramatische Desserts für das Jahr 1836. Herausgegeben von C. W. Dtinger. Hamburg, Magazin für Buchhandl. u. 8. 2 Thlr.

Noch ist kein Jahr mit dramatischen Sammlungen so gesegnet, mit dramatischen Leckerbissen so fettet worden, wie das Jahr des Heils 1836. Komödien im Einzelnen sind nicht mehr zu verkaufen, man sammelt sie daher und lockt mit solcher vollen Schüssel wenigstens die Bühnendirectionen. Ah! dann — so!; wenn die Schüsseln nur Genießbares enthalten. Die vorliegende liefert zunächst ein recht schmackhaftes Lustspiel: „Wie ist das zugegangen?“ Fast möchten wir diese Frage an die Verfasserin, Madame Birch-Pfeiffer, richten, die uns bisher nur ziemlich geschmackloses, ungeschmackvolles oder überpfeffertes Gemischel dargeboten hat. Dies Lustspiel in einem Act ist wirklich recht hübsch und der überraschende Kern überwindet hier selbst die Phylisteri der Form und die Schwerefälligkeit der Darstellung. Poesie erwartete man nicht, aber eine gutdramatisirte Anekdote wird der Leser finden. „Die Witwe und ihr Mann“, von Angely, ist ein lebhaftes, gefälliges einactiges Stück, in der Idee zwar nicht neu, aber mit der Faune, die man an Angely kennt, dialogisirt. „Der Spiegel des Tausendschön“, Burleske von Blum, in einem Act, gehört zu des Verf. besten Leistungen. Die Lehre: „Bleib arm und ehrlich“, ist zwar nicht neu, aber das Ganze, an die volener Allegorienspiele erinnernd, hat ein Recht zu gefallen. Das Stück ist in Berlin sehr beliebt. „Die Ehrenbäume“, nach Dupin, von Gosmar, klingt zu ernste Saiten an, um ein gutes Lustspiel zu sein. Der fadenlose Ruf eines Mädchens kann so nackt wie hier nie Gegenstand eines Lustspiels sein. „Der Regenschirm“, Schwank in einem Act von Dtinger, ist breit und ohne Laune geschrieben, wiewol der Schluß gefällig ist. Das Bonmot: „Karnikel hat angefangen“, gibt einen guten Maßstab für des Verf. Geschmack ab, der offenbar nicht weit, b. h. vom Neumarkt in Berlin, her ist. „Das Königreich der Weiber, oder die verkehrte Welt“, Burleske in zwei Acten mit Gesang, von Fr. Senke, ist die Krone der ganzen Sammlung. Mehr zwar für die Darstellung als für einsame Lectüre berechnet, enthält dies breitt und originell erfundene Stück doch Witz und Laune für zwei, unterhält mit geistreichem Spott und gewährt den Eindruck des Sinnreichen durch seine Erfindung. Ist es nicht bedeutend, so ist es doch wenigstens lustig, und das ist mehr, als man von vielen heutigen Lustspielen sagen kann. Gleich das folgende Originalstück: „Der Journalist“ von Dtinger, hat beileidig weniger Anspruch auf Originalität und auf Lust, als „Die verkehrte Welt“. Es hinkt unter verbrauchten Elementen umher und weiß sich keinem recht zu assimiliren. Der Hauptplot besteht wieder in einer Verkleidung der Braut als Husar und als Gerichtsdiener. Man kennt das. In Summa, diese Dessertschüssel mag gelten und wird zum Kosten empfohlen.

51. **Lafflo.** Ein historisches Trauerspiel in fünf Acten und einem Vorspiele. Von C. Reichelshausen. München, lit. artistische Anstalt. 1835. 8. 1 Thlr.

Mit diesem schönen Trauerspiel schwingt sich der Verf. in die Reihe der dramaturgischen Notabilitäten empor und nimmt Sitz und Rang zwischen Immermann, Schenk und Grillparzer ein. Wir können die Arbeit dem Stadium junger Literatoren in „*Wahr*“ als einem Betrachter empfehlen. Derselbe zeigt sie das Gewicht vaterländischer Stoffe, dann Ziel, Sicherheit und Mäßigung, nachstehend tragisches Verständnis und feste, aber keine Fähigkeit, endlich Reinheit der Sprache, Mannichfaltigkeit des Verses und Reichthum im poetischen Ausdruck. Unter allen diesen zusammengefaßten Gesichtspunkten ist „*Lafflo*“ eine der tüchtigsten und abgewogensten Tragödien der letzten Jahre. Ihr einziger Fehler ist die Abgerissenheit der Handlung, die zwei ganze Lebensläufe umfaßt, und der ruheloße Wechsel der Scene. Doch dafür heißt es ein „historisches Trauerspiel“, und die Satzung selbst einmal zugegeben, erfüllt es den Begriff und Charakter eines solchen. Ausgezeichnet durch die Charakterzeichnung der durch Gemüthsneigung verbundenen, durch Rücksichten der Herrschaft getrennten Helden der deutschen Vorzeit, der beiden edeln Gegner, Karl des Großen und Lafflo, verläßt der Dichter nicht, was die Fabel seines Stücks anziehend, was seinen Ausdruck geschmückt und erhaben erscheinen lassen kann. Der Begegnung der beiden edeln Nebenbuhler im Vorspiel, zu Worms, zu Ingelheim und im Kloster bei Rouen wohnt stets ein hohes Interesse bei und Niemand kann dem erhaben aufgefaßten Streite seine innige Theilnahme versagen, wenngleich das Unterliegen des reinern und höhergestimmten Baiernherzogs kaum je zweifelhaft ist. An schönen und lieblichen Zügen ist in diesem poetischen Gemälde durchaus überflüssig; man fühlt den reichen Dichter durch, der beinahe nicht alle seine Schätze auf einmal offenbart. Ein paar Proben seiner Gedanken und seines Ausdrucks seien uns gestattet. Im Vorspiel deuten sich die Charaktere des jungen Karl und des jungen Lafflo an.

Karl.

Dies Reich gebet' ich zu gestalten.

Lafflo.

Das ist ein kühner Traum, mein lieber Better.

Karl.

Traum? — Ja — die Kleinen kommen an auf Erden,
Und träumen Glück und Sorge, Lust und Schmerz,
Und schlummern wieder ein, als Staub im Staube.
Alein das Große lebt, um nie zu sterben,
Und sah' der Zeiten reicht der Heiden Schimmer,
Und ging' auch die ganze Welt in Trümmern,
So eilt' der Himmel ihren Ruhm zu erben.
Gleichgültig ist des Kleinen Bestehn.

Jeboch das wahrhaft Große — muß geschehn.

Schon sind auch die warnenden Worte Desibers:

Bereite keine Unthat auf die Deinen.

Damit auch dein Reich bleibe deinen Erben.

Woran sich eine vorzreifende Prophezeiung natürlich anknüpft.

Karl selbst fählt:

... Es ist ein unankbares Amt,

Der Schöpfer einer neuen Zeit zu sein.

Gleich einem Riesen, einem Ungeheuer,

Steht er umringt von tausend Schauern da.

Gefürchtet von den Frommen, Reinen, Guten.

Versorget durch der Bösen muth'gern Haß ...

Aber dennoch muß er die einmal beschrittene Bahn durchwachen, Desibers erdrücken und Lafflo, den Arglosen, verrathen, besiegen. Erst an dem Sterbelager des edeln Feindes wird sein Unrecht ihm klar, als der sterbende Gegner im prophetischen Munde den Fall von Karl's Stamm und die Glorie des eignen vor ihm entfällt:

Doch untergehn wird Caros Ruhmes Sonnen,

Und keines edeln Willens Sternenglanz

Die Schatten Caros Unrechts müß' erheben ...

Stets aber, wunderbar erhalten, wie ...

In prächtiger Fülle die Zeit durchschreiten.

Die Königstrone seh' ich's herrlich tragen

Und fernem Völkern Könige verleiha ...

So steht Lafflo, besiegt, weil er für die Raubbelt seiner Zeit zu faßt und müß' wart. In den Frauen Gerberga, Jemogad und Eulderga spiegeln sich die beiden herrlichen Charaktere so häufig wieder und gehen dem Wille, Recht und Gerechtigkeit. Die Treue hat zwei Repräsentanten sehr verschiedener Art in Gerwin und Robert, Träger der Wirkungen von den Tugenden ihrer Herren. Dies echt bichterische Charakter-Trauerspiel kann durchaus als ein klassisches Vorbild für diese Gattung von Dramen gelten.

52. **Lebensspiele**, oder dramatischer Almanach für das Jahr 1836. Von F. A. von Kurländer. 25. Jahrgang. Mit 10 Kupfern. Leipzig, Baumgärtner. 12. 1 Thlr. 12 Gr.

Diese Sammlung haben wir oft zu tabeln, oft zu loben Beruf gehabt, wie dies bei einer 25jährigen Laufbahn natürlich ist. Diesmal wiegt die Schale des Guten schwerer und wir freuen uns des, da wir in den letzten Jahrgängen gar vielerlei Vernachlässigungen zu rügen fanden. Die Stücke sind gut gewählt und sorgsam überarbeitet. „Die Tochter des Geizigen“, Schauspiel in drei Aufzügen, nach „La fille de l'avare“ von Balzac's Roman: „Fugente Grandet“, hat manchen Anspruch auf unsern Beifall. Der Dialog ist frisch und gut, die Intrigue gefällig und in ihren Reizen durch den Bearbeiter gemildert, so daß sie nunmehr an Goldoni's „Avaro“ erinnert, und die Zeichnung des Geizigen ist neu, fein und reich an wohlbedachter Natur. Das Stück ist durchaus löblich. Anders ist es mit dem zweiactigen Schauspiel: „Die ist wahnsinnig“, nach Moliere's: „Kilo est folle“, wo es weder Gutes, noch Unterhaltendes gibt, und wo der Witz der ersten Scene in ihrer jetzigen Verkürzung schlagend ist. Selbst der Bearbeiter scheint ein dunkles Gefühl davon gehabt zu haben, wie schon aus seinen vielen und willkürlichen Auslassungen erhell. Das dritte Stück: „Eine Hütte und sein Berg“, Lustspiel in drei Aufzügen nach Schiller, ist eine ganz hübsche Parodie der sentimentalen Gattung und lehrt, überaus zweckmäßig, die Zeichnung und Bildung in der Hütte wie im Palast den Menschen erst zum wahren Menschen mache. Auch dies Stück ist gut gewählt, wenn auch die deutsche Bearbeitung einige Verbesserungen wünschenswerth gemacht hätte.

53. **Pandurwitz Verbannung.** Dramatische Bagatelle von E. Kleins. Wien, Collinger. 1836. 8. 8 Gr.

Gutbefundene Satire gegen den bekannten Feldzug Gottschew's und seiner Frau wider den deutschen Pandurwitz, geistlich und poetisch durchgeführt. Hierbei ist nur zu bemerken, daß Gottschew's wohlgemeinter Eifer allerdings jetzt ziemlich lächerlich erscheint. Allein die Sache hat auch ihre ernste und wichtige Seite. Erinnern wir uns nur, wie Gottschew, der erste deutsche Kritiker von Namen, die Bühne fand. Sollte dem Besten Platz geschafft werden, so mußte das Boshafte, Schlechtere zuerst weichen, den Platz räumen. Das dies geschah, war zum Theil Gottschew's Wert, wenn er selbst auch nicht die Bessere an die Stelle zu setzen wußte. Wer kann empfinden, ob Bessung Raum gefunden hätte, wenn dieser nicht zuerst geworden wäre?

Die Arbeit selbst zeugt von Talent; Platen's „Bosheit nistvolle Gabel“ hat zum Vorbild dabei gedient und seine nicht verächtlichen Rhythmen sind gar nicht übel nachgeahmt. *L. A. S.*

Gottschew.

Karl — Christian! Beschneidet mit der hochgeheiligten Schere, ob Dichtkunst hier zu sprechen, auf den Boden deutscher Kunst.

Karl ist, Gottschew, so Professor, Kritiker, wie auch Genie. Kraft der höchsten Richterwürde, die mir Gott und Reich verleiht. Nach wohl reiflicher Beratung mit der Frau Professorin, Gottschew, wohlgebornes Rühm, und nunmehr Professorin.

Wir ist also, und so fällt, und wir fallen im Dasein
Die Götter: Verdammt auf ewig soll Handwerk aus Deutsch-
land sein!

Nach darauf erscheint Apollon als „ansehnlicher Herr“, weiß
Gottisch gerecht und verkündet einen Morgen, wie noch keiner
war. Befang's Name erglänzt im Brillantfeuer;

Oben ist der Mann im deutschen Musengarten,
Dem keiner gleicht an Geistesheil und Kraft,
Kalliope bemüht mit Sätzen und mit Metzen —

Befang's Name verwandelt sich in Klopstock's

Er that des Ritters Tod mit Ephemerklang!

Klopstock's verwandelt sich in Wieland's — seine Romantik
— nebst die Welt der Thoren, die gemeine.

Wieland verwandelt sich in Herber, dieser in Göthe, Göthe in
Schiller, dieser in Klopstock, Klopstock in Wieland, Wieland in Jean
Paul, der in eine Epica übergeht. Nach Befangung dieser Reue,
eine Gleichheit, in ganz hübschen und angemessenen Versen, seg-
net Apollon den Handwurf und sendet ihn — zu den Bauern.

Im Saal führt ihn auf die rechte Bahn.

Es hat hier Alles seine Zeit. Eine ganz gefällige Kleinigkeit!

4. Das Kaffeehaus, oder das neue Schauspiel, ein Lustspiel in
zwei Acten von Don Leandro Fernandez de Moras-
ta; aus der spanischen Sprache frei übersezt und zur ge-
meinen Unterhaltung am Kamin, ingleichen für kleinere Privat-
bühnen auf dem Lande, bestimmt von Anton von Palem.
Köln, Schönmann. 1835. 8. 12 Gr.

Moratin hat einige hübsche Stücke geschrieben, z. B. „El
ca de las niñas“ (das Ja der Mädchen); in den meisten übrigen
zeigt er sich als ein breiter, lehrreicher und poetischer Peda-
gog. Dies ist besonders im „Kaffeehaus“ der Fall; indessen entschul-
dige die literarische Lage Spaniens gar viel. Für uns Deut-
sche kann dies Stück nur den Werth einer Curiosität haben,
aus der wir lernen, wie tief der Standpunkt der Kritik jens-
seits der Pyrenäen ist, und wie das Barometer jener Zeit (1808)
hier auf „enloßen Regen“ deutete. Die Erfindung im Stück
ist Null; die Diction, der Dialog roh, lehrend, ohne Geist;
die Übersetzung ist schlecht. Insofern haben die Gespräche Don Pe-
dro's über die Literatur Spaniens und das Ganze als Denk-
mal der Kritik, wie sie hier im 19. Jahrhundert stand, ihren
literar-historischen Werth.

5. Die Socialisten. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen von
Günther Brause. Dresden und Leipzig, Arnold. 1835.
8. 21 Gr.

Wieder ein Versuch, Kirchengeschichtliches zum Gegenstand
einer Tragödie zu machen, und nicht eben glücklicher als so viele
früher. Das Martyrium verlagert sich der dramatischen Be-
handlung durchaus; es ist nur im Epos allenfalls und in der
Epik gedenkbar. Die Geschichte der armen verfolgten Socialis-
ten, auch Unitarier und selbst Arianer genannt, ihre Vertrei-
bung aus Polen, wo sie bis 1658 eine stille und achtbare Ge-
meinde bildeten, ihre Verdrängung an der ungarischen Grenze,
und endlich die Aufnahme der übriggebliebenen Reste in Sla-
benbürgen, das Alles würde einen empfehlenswerthen Roman-
stoff abgeben, vermöge aber kein Trauerspiel zu bilden, selbst
wenn man Labienitz's, des Auführers, Erwachen unter den
Leichen seiner erschlagenen Brüder und sein Antreffen der ge-
heimen Maria unter diesen Leichen auch für eine effectvolle Scene
will gelten lassen. Die Diction des Verf. hält die Mitte zwi-
schen Kraftigkeit, Überschwengung, und Apathie, nach dem be-
kannten Vorbild der politischen Mittelalter, sich bald der einen,
bald der andern Extremität. Einige Charaktere sind nicht ohne
Geschick aufgestellt, ein paar Situationen bieten wirklich drama-
tisches Interesse dar, indessen gibt das Ganze doch kein rich-
tiges Verständnis des Tragischen zu erkennen und bewegt sich zu
wenig im Innerlichen.

6. Almonach dramatischer Spiele für das Jahr 1836. Von
Lembert. Zweiter Jahrgang. Wien, Tendler. 16. 1 Thlr. 8 Gr.
Eine sehr complicirte Geschichte, der Novelle „Leonardo da
Vinci“ entlehnt, gibt den Stoff zu dem stehenden Schauspiel:

„Der Freund und die Krone“, in vier Aufzügen her; eine Re-
ise, wie es viele gibt, nicht gut, nicht schlecht und eben-
falls wieder nicht gut. Die Situation ist nicht ohne Anziehung;
auch ist die dramatische Führung nicht ungeschickt; das Ganze
begibt sich jedoch zu breit, zu matt und wieder zu kunstvoll.
Fernando's Entfugung hat wenig Natur in sich, und wie er,
so sind die meisten Personen fischbütig. Statt zu handeln, spre-
chen sie oder sterben gar auf der Bühne an Altersschwäche wie
der gute Herzog Manuel Riba. Warum in aller Welt muß
dieser Ehrenmann wol sterben? Nichts bedingt diese Nothwen-
digkeit, und glaubt denn der Verf., daß der Tod eines alten
Mannes ohne dramatische Nothwendigkeit für den Zuschauer ein
angenehmer Anblick sei? Es liegt eine gradehin unbegreifliche
Verirrung in solchen Scenen, da der Verf. gewiß selbst in sei-
nem langen oder kurzen Leben schon in dem Fall gewesen ist,
sich an solchen unnötigen Sterbeszenen zu langweilen. Warum
gabnte er nun Don Manuel nicht lieber ein langes, glückli-
ches Leben? Wahrscheinlich, damit Manonita während ausru-
hen konnte:

So ist der Tod nicht fürchterlich, sondern Lust; (?)

Er (der Tod?) ruht, ein müdes Kind, am Mutterbrust!

Das zweite Stück: „Bahn und Bahnsinn“, Schauspiel in
drei Aufzügen, ist wiederum jenes unglückliche Schauspiel: „Elle-
est folle“, das ebenso verbienslos, wie vor einigen Jahren das
Lustspiel: „Ewig“, die Kunde durch alle deutsche Bühnen. Ma-
manache machen zu sollen scheint. Es ist eine der allerersten
Erfindungen, die uns jemals vorgekommen sind. Besser als
dies Monens ist die Posse in einem Aufzuge: „Der Mentor“,
welche einen jungen Pedanten in Liebesnetzen versangen darstellt,
und nachdem er tüchtig gefoppt worden, ihn finaliter beglückt.
Ganz gut erfunden, doch auch nicht Original, sondern Nachbil-
dung des Baubouilles: „Theophile“. Dieser dramatische Almas
nach ist, kaum geboren, zum Absterben rief.

(Der Beschluß folgt.)

Romane und Novellen.

1. Bilder ohne Rahmen. Von Heinrich Heffner. Zwei
Theile. Marburg, Elwert. 1836. 8. 12. 8 Thlr.

Inwiefern die Angabe, daß das vorliegende Buch Übersetzung eines italienischen Manuscripts sei, ihre volle Richtigkeit
habe, kann sogleich unangemessen bleiben; so viel ist jedenfalls
unwiderleglich, daß wir es hier mit einer, von deutscher Feder
gezeichneten Nachbildung des bekannten „Jacopo Ortis“ zu thun
haben. Ref. sagt ausdrücklich: „Von deutscher Feder gezeichnet“,
denn das Buch geht ganz außerordentlich ins Breite, und die
Ausfälle des Verfassers oder Herausgebers auf deutsche Schwermü-
digkeit und Weitläufigkeit nehmen sich daher sehr nat. aus.
Es ist übrigens wirklich zu bedauern, daß die in den Schick-
salen der Hauptperson dieses Buches, Rodrigo Cornaro, liegenden
den trefflichen Motive nicht künstlerisch zu Darstellung eines an
sich höchst interessanten Lebens benutzt worden sind, vielmehr in
einen Ozean von Reflexionen und weitläufigen Reden hinaus-
geschlendert werden sollten, so daß der unglückliche Rodrigo fast
durchgängig darin ersäuft wird. Immer ist es ergreifend und
oft großartig, ein Einzelwesen mit unermesslicher Ausdauer,
mit nie zu lähmender Kraft und mit dem ganzen Fonds über-
peitscher und geistiger Mittel für eine Idee thätig zu erbleiben,
welcher das Bekleidende, wie die Gewohnheit der Masse überall
feindlich entgegensteht. So sehen wir auch jenen Rodrigo in
der welterschütternden Zeit von 1815—20 nach politischer Frei-
heit ringen und weder der Besitz der Geliebten, noch der
Fluch des Vaters, noch alle Bedrohungen des Glückes ihn abzu-
mühen, ihn aus seiner Bahn zu lenken. Allein die Darstel-
lung seiner inneren und äußeren Schicksale ist, da sie der An-
schauung entbehrt, kaum erträglich, und, sofern unter noch nicht
eingetragenen Bildern gewöhnlich solche verstanden werden, die,
noch auf der Stoffe, mancher Nachhilfe und der Ausführung

Einzelner Theile bedürfen, die vielleicht gar eben erst angelegt sind, ist der Titel des Buches durchaus passend gewählt, denn selbst Grammatik und Orthographie sind noch nicht klar und fest. 2. **Haktem Ben Haschem**. Historischer Roman aus der Jugendzeit des Hailfien Sarun Al Raschid, von F. Th. Bangensheim. Drei Theile. Leipzig, Hartleben. 1836. Gr. 12. 3 Thlr. 12 Gr.

Der Orient übt auf die meisten Europäer noch immer eine ganz eigne magische Gewalt aus und ist daher von vielen Dichtern und Schriftstellern als Schauplatz ihrer Gesichte und Ansichten gewählt. Noch im vorigen Jahrhundert führten die Franzosen uns äußerst sehenswerthe Orientalen in Perücken und Seilschößen vor, und selbst ihre Frey und Jamberrers waren geschminkt und gepudert. Eine so strenge Toilette wird nun freilich in diesem Romane nicht gehandhabt, im Gegentheil bemüht sich der Verf., das Costume zu beobachten; gleichwol schlägt ihn doch stets der Deutsche in den Nacken mit den allermodernsten Ideen, Gefühlen, Ansichten und Redensarten. Was nun den **Haktem Ben Haschem** selbst anbetrifft, so sehen wir in ihm einen umgekehrten Adalino, den unheilvollen Feind einer Haupt- und Staatsaction, und beiläufig einen Menschen, der sich von seinen Nebenmenschen als Gott will anbeten lassen. Die Geschichte dieses Abenteurers, von der Hand eines Befähigten dargestellt, würde sicher eine schöne poetische und psychologische Ausbeute gewähren; allein oberflächliche Kenntniss des Orientes, apophoristisch-schwankende Philosophie, unvollendetes Studium der darstellenden Kunst können höchstens den guten Willen des Verfassers, sein Publicum angenehm und nützlich zu unterhalten, betheiligen.

3. **Christoph Walter**. Novelle. Zwei Bändchen. Stuttgart, Hallberger. 1835. 8. 2 Thlr. 6 Gr.

Man kann von den redlichsten Gesinnungen befreit sein, ohne damit zugleich das Vermögen zu besitzen, eine Novelle zu schreiben. Diese unumstößliche Wahrheit drängt sich uns beim Durchlesen des vorliegenden Büchleins auf jeder Seite entgegen. Eine Novelle hat der ungenannte Verfasser nicht geschaffen! Höchstens kann dem Buche das Prädicat „Erzählung“ zugeflanden werden, und wir wollen sie uns gern gefallen lassen, da sie überall dem Rechten, Wahren und Guten so warm das Wort redet. „Fest und treu wie Gold“ ist der Wahlspruch der Hauptperson, Walter, und er hat ihn fest und treu gehalten in seiner Stellung als Landkassendirektor dem Finanzminister gegenüber. Die Begebenheiten sind schlicht, zum Theil unbeholfen erzählt, indeffen mag das Buch bei Lesern mit bescheidenen Ansprüchen immer Anklang finden.

4. **Romantische Erzählungen** von Charlotte Birch-Pfeiffer. Berlin, Verlagsbuchhandlung. 1836. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Unter den sechs, der Erstwelt hier dargebotenen Erzählungen, denen es übrigens nicht an guten, zum Theil bedeutenden Motiven fehlt, kann Ref. nur den beiden vorliegenden, und unter diesen wiederum dem „Kirchhof von San Giovanni“ einen ausgezeichneten Werth zugesprechen. In den übrigen Erzählungen sind die ausstehenden Personen nur als Maschinen benützt, um dem beabsichtigten Zwecke zu dienen und irgend einen Effect hervorzubringen, deshalb ist auch nur ihre Außenseite beschrieben und ihr Alter angegeben. Dagegen läßt uns „Der Kirchhof“ einen tiefen Blick in die menschliche Brust thun; wir sehen Menschen vor uns mit ihren Gesinnungen, Tugenden, Schwächen und Leidenschaften, und selbst die erschütternde Scene im Grabe zeigt uns Leben. Es scheint, als haben der Verfasser, in welche diese Erzählung in Form eines Tagebuches mittheilt, Originalpapiere vorgelegen, und in diesem Falle müßten wir dankbar erkennen, daß sie denselben treu geblieben ist. 46.

Aus Italien.

Neben der Thätigkeit des Istituto di corrispondenza archeologica verschwindet die Wirklichkeit der päpstlichen Aka-

demie der Archäologie, die schwerlich ohne die Unterstützung der Staatsmittel ihre im Auslande so wenig gekannten Acten zum Drucke bringen könnte. Daher scheint es uns so sehr Pflicht, Literaturfreunden zu erzählen, daß die Mitglieder dieser Akademie ununterbrochen in ihren Arbeiten fortfahren. Der fünfte Band der „Dissertazioni della Pontificia Accad. rom. di archeologia“ (Rom 1835. 4.) bringt 13 verschiedene Mittheilungen, meistens von dem seitdem verstorbenen Monsignore Nicolai über Orte des römischen Gebiets (agro Romano), die in alter Zeit bewohnt waren und jetzt verlassen sind; unter denen die bekanntlich Abbate Gatti im Sinne der Kritik der römischen Prälaten weiter fortsetzt. Die 2., 3. und 8.—14. Abhandlung beschäftigen sich mit solchen topographischen Erörterungen. Monsignore Bellenghi sucht das Schlachtfeld der Gallier und ihrer unter dem Consulate des L. Fabius und P. Decius im jenseitigen Gebiete in der vierten zu bestimmen, in der fünften derselbe das Schlachtfeld des Marcellus gegen Lollia. Ritz (Abb. 6) wagt sich an die schwierige Frage über die Ausbildung der Römer in den ersten Jahrhunderten ihrer Geschichte und über ihre Kenntniss von den etruskischen Gefäßen; die 7. Abhandlung bespricht die heidnischen Inschriften in den Katakomben. Der seitdem verstorbene Abbeccatini, der in diesen Acten sonst seine stets scharfsinnigen Hypothesen und Untersuchungen niederzulegen gewohnt war, hat dem uns interessierenden Bande nur einen Auszug seiner Bemerkungen über einen Kopf von Rosso antico beigegeben, der, bei Genua gefunden, der Gesellschaft durch Canova 1816 geschenkt worden war. Die Gedächtnisreden auf Gr. Cicognara, Dom. Edili und Cerasino Gatti machen einen wesentlichen Theil des Inhaltes dieses Bandes aus.

In den vielen Erörterungen über den Gegenstand der berühmten pompejanischen Mosaik, das eine Perserschlacht darstellt, ist jetzt durch einen Hrn. Sanchez eine neue Hypothese, die wahrscheinlich bei künftigen Kunsthistorikern das Schicksal der bisher vorgebrachten theilen wird, nicht ganz zu geringe. Manchen wird sie vielleicht gar nicht einleuchten, und es ist zu befürchten, daß sehr bedeutende Archäologen darunter sein werden. Dr. Sanchez, die Deutungen von Abellino, Quercus, Riccio, Bonucci u. A. verwerfend, meint, das Bild müsse sich auf ein Ereigniß aus den iltischen Sagen beziehen, und will beide das Zusammentreffen des Hector und Achilles am stürzenden Thore nicht sowohl nach Homer als nach dem Dichter von Antiochia erkennen, dessen späte und unbedeutende Schrift indeß schonlich einen Künstler begeistert haben möchte. Die vollständige Auseinandersetzung gibt die Schrift: „Il gran Mosaico Pompeiano spiegato, critiche osserv. su quanto intorno a quello si è finora scritto, descr. di altri capo lavori d'arte, di Gius. Sanchez“ (Neapel 1835), und wert auf eine genaue Aufzählung der dort angeführten Hypothesen Werth legt, hat die Liste durch eine des Hr. von Palli vermehren, der den Kampf des Ventidius mit dem Sohne des partischen Königs Drobes mit Pacorus darin erkennen wollte.

Ob die Alten lyrische Tragödien gehabt haben, ist eine von den Fragen, die erst in neuerer Zeit in Anregung gekommen sind. Schiller hat sie den Deutschen geben wollen und Racine scheint in seiner „Esther“ einen Versuch dieser Art beabsichtigt zu haben. Bei den Italienern war seit Metastasio diese lyrische Form, die in Sprüngen und ohne Motive zu einem Ende führt, beinahe die beliebteste, da Alles, was Kunst und die neuern Tragiker gegeben, mehr ein Genus der Schickung blieb, als daß es dem Volke zugesagt hätte. Ein als lyrische Tragödie angekündigtes Stück: „Clarice Visconti“, hat jetzt ein unbekannter Dichter, Luigi Barbareschi, gebracht (Neapel 1835), das jedoch weder in der einen Beziehung noch in der andern zu genügen scheint.

Sonntag,

Nr. 241.

28. August 1836.

Dramatische Bühnenschauspiele für das Jahr 1835.

Dritter Artikel.

(Bechluss aus Nr. 238.)

57. Die Ruffahrt. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von F. R. B. Leipzig, Brockhaus, 1836. 8. 16 Gr.

Dieses Gede eines schönen, frischen Talents gehört ohne Zweifel zu den ausgezeichnetsten Hervorbringungen des dramatischen Jahres, dessen Früchte wir hier überblickt haben. Der Titel ist ein Fehler, die Tragödie sollte sich dreist „Kaiser Otto III.“ nennen. Sie harmonisiert mit dem Klang dieses Namens und macht ihm Ehre — der Leser aber wüsste sogleich, woran er wäre, indes ihm „Die Ruffahrt“ gar nichts sagt. Auch geht es bei weitem nicht Alles in diesem Stück der Ruffahrt Kaiser Otto III. an; das Meiste steht vielmehr gerade mit seiner Liebe und seinen Triumpfen in Verbindung. Der Hühner und originelle Wurf im Charakter Kaiser Otto III. ist jedes Lobes werth, und nicht minder schön und groß ist Stephania, Witwe des enthaupteten Cincio, von dem man nicht weiß, ob er als Opfer der kaiserlichen Rache, oder der kaiserlichen Liebe fiel, Stephania, die Geliebte und die Mörderin des edeln Fürsten, gezeichnet. Der Prahlhans, Graf Ferno, ist weiter eine Gestalt, die dem Dichter Ehre bringt, und Bischof Bernward, der unheimliche Wahn, erscheint wie das personifizierte Gewissen des edeln, von Jugend, von Sieg, von neuem gewonnenen Freiheitskämpfers Kaisers. Der Gang der Handlung gibt in wenigen Tagen Otto's Noth, in Rom belagert, seine Befreiung, sein Triumph, Wiedersehen mit Stephania, Warnung und Ueberdreh, Stephania's Racheplan, Demüthigung der Römer, Otto's Noth und Rufe für Cincio's Tod und den seinen, am Ende Stephania's, während sein Heer siegreich die heilige Lanze wiedererobert. In den schönsten Situationen rechnen wir den Schluss des ersten Actes, Bischof Bernward, mit Donnerworten den Kaiser abmahnen:

Halt ein! Nicht schreist nicht deines Auges Blüth!

Mit dieser Lanze stand ich vor der Pfalz,

Worin der edelste Pöbel dich belumpfte.

Nun stehst mit Bangenworten mich der Herr

Von deiner Ehre Pfalz und vor die Stadt

Des deutschen Reichs und vor die Burg der Arme.

Die Würde deines Volkes ist entehrt

Doch bist, da du die Arme hast verlegt.

Das Stummelkind, zu dessen Kanne Deutschland,

So herrg und hägetreich, erhoben ward.

Da bist das Pfand für deines Volkes Ehre...

Rehe die —

Wenn du den Vorhang nicht zurückziehst.

Und Gant und Bettel über dich herinbricht! —

Nicht dieser Scene ist jene, wo der stolze Otto die edelsten Geandten bis zum... fall demüthigt, von größter Wirkung, und in ar... art sind die Auftritte zwischen ihm und Stephania voll künstlerischer Effecte. Stark in Wort und stark in

Gefinnung, zeugt jede Seite dieses Dramas von einem nicht gewöhnlichen Talent, dem wir Glück wünschen, und von dem wir des Schönen noch viel erwarten dürfen. Der Verf. ist frei von der Sucht nach aufgeblasenen Worten; Gefinnung und Gedanke sind es, die er sucht.

D i t t o.

Mit Stöhnen hör' ich, Römer seien hier.

Wo sind sie denn? Die Fingervorzeichen da?

Seit wann kniet denn ein Römer!

Sprecht, wer seid ihr, Römer?

G e r r e r.

Gesandte Rom's...

D i t t o.

... Wahrhaftig? — Wunderbar! —

D sagt, seit wann ihr so gekniet geworden?

Hochfahrende, was sucht ihr nur am Boden?

I w e i t e r.

Wir sehen um Gnade...

Ein Haufe niedern Volkes hat sich vergangen...

D i t t o.

Versuchte Brut! Ein Häuflein niedern Volkes?

Das Gott mich strafe, sah ich nicht Euch Alle

In diesem Haufen schlechten Volkes? u. s. f.

Und dieser Kraft gegenüber, in wie süßen Tönen weiß Stephania zu girren? Doch wir dürfen den Leser mit Auszügen nicht ermüden und empfehlen ihm viel lieber die Lectüre dieses schönen Dramas, welches für die Mittelmäßigkeit so vieler andern glänzenden Ersatz leistet.

58. Dramatisches Sträußchen für das Jahr 1835. Von J. F. Gastei. Zwanzigster Jahrgang. Wien, Wallishausner. 16. 1 Thlr. 12 Gr.

Diese alte und sehr bekannte Sammlung bringt diesmal vier sehr mittelmäßige Arbeiten. „Das Lustspiel auf der Stiege“, in einem Act, bietet nichts als einen wienerischen Titel und gerabrechtetes Deutsch-Französisch, dessen wir schon vor 20 Jahren müde waren. Das historische Gemälde in Versen und zwei Aufzügen: „Ein Tag Karl V.“ — nota bene des franz. Karl V. — unterhält mit einer Anekdote Froissart's und einem guten König, der zu verzeihen weiß. Gut! Den meisten Spaß macht die Posse: „Ein Freund statt einer ganzen Familie“, worin ein Dichterling, Reichig, der vom „Rehelein“ und „Rägelwein“ anmuthig Feinsich singt, und eine moderne Gortiana einige gute Laune bei uns hervorrufen. Die „Folgen einer Mißheirath“, nach dem Französischen, in vier Acten, sind lang und nicht sehr erbaulich. Die Sache endet damit, daß die Tochter des Invaliden dem Sohn der Gräfin den Heirathsbrief zurückgibt und dieser, durch eigne Schuld unglücklich, den Kopf hängen läßt. Ob damit alle Folgen der Mißalliance vorüber sind, erfahren wir nicht; Charlottens Herz aber, hören wir, soll gebrochen sein. Wie haben Mähe, dies zu glauben. Französische Waare!

59. Die Eifer, oder: des Großvaters Geburtstag. Komantisches (Militärisches) Schauspiel in fünf Aufzügen. Nordhausen. 1835. 8. 1 Thlr.

Bis heute haben wir geglaubt, ein militärisches Schauspiel sei eine Nachparade, eine Revue; der unbekannte Verf. weiß dies jedoch besser und belehrt uns, daß es auch gedruckte militärische Schauspiele gibt. „Daß er nach: auf: seine: eigene: oder kritische Würdigung, sondern nur auf eine militärische Anspruch macht, versteht sich hierdurch von selbst.“ Und so sagen wir ihm denn auf gut militärisch, daß er die Feder weglegen und wieder zu dem Feldwebelsfädel greifen soll. Sein Buch ist übrigens auch unter dem Titel: „Des Großvaters Geburtstag“, in Sonderhausen bei Cappel eodem anno erschienen. Die Sache ist wirklich zweifach lächerlich.

60. Shakspeare's dramatische Werke, übersetzt von Philipp Kaufmann. Dritter Theil. Berlin, Nicolai. 1835. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Der Verf. fährt langsam fort, des edeln Briten kostbare Hinterlassenschaft so lässlich wie bisher zu verdeutschen. Er nimmt sich Zeit, und das können wir nur loben. So gewant er Raum für dies gewagte Unternehmen und bürgerl seine Übersetzung allmählig bei den bessern Bühnen ein, wie dies in Berlin schon geschehen ist. Über sein Verdienst bei dieser Arbeit haben wir schon Nachenschaft gegeben; Alles zusammengekommen, ist seine Übersetzung die beste, die uns noch geboten ist, wenn sie an Fluß auch der Schlegel'schen, an Treue der Wendt'schen nachsteht. Von Boffens lehrhaftiger Dolmetschung kann hier die Rede nicht sein. Dieser dritte Theil enthält „Die beiden Veroneser“, eines der lieblichsten Stücke Shakspeare's, das mit wenigen Abänderungen bei uns so gut ein Bühnenstück werden könnte, wie es in London noch ist; „Die lustigen Weiber von Windsor“, das wir schon in mehreren guten Übersetzungen besitzen, und das unvergleichliche Intriguenlustspiel: „Viel Lärmen um Nichts“. Vers und Sprache sind mit gleicher Sorgfalt, wie in den früheren Theilen gearbeitet, und es geschieht selten, daß das Ohr auf leichte Anstöße trifft, wie:

Al diese Räthsel kann ich lösen Euch,
Wenn, nach Vollzug der heiligen Gebräuche,
Ich mehr erzhle von schön Hero's Tod.

61. Bühnen-Repertoire des Auslandes: Frankreichs, Englands, Italiens, Spaniens. In Übertragungen herausgegeben von E. W. Bock. Siebenter Band. Berlin, Pagn. 1835. Schmal gr. 4. 1 Thlr. 12 Gr.

Diese Sammlung wird durch Mannichfaltigkeit, gute Wahl und tüchtige, lesbare Übertragungen mehr und mehr empfohlen und macht gewiß, wenn irgend eine, bei den Bühnendirectionen Glück. In vorliegendem Bande finden wir durchweg französische, aber fast nur gute Beiträge. Das Lustspiel: „Warum?“ in einem Act, nach Boctrop und Ancelet, von G. Pitt, ist lebhaft vorgetragen und gibt einem hübschen Gedanken Form und Körper. Launiger noch ist „Der Mordelöhrer“, nach dem Räuberfille: „L'assassin“, von Cosmar frei und gut überarbeitet. „Nach Sonnenuntergang“, Lustspiel nach Melesville von Angeli, verdient seine Stelle weniger. „Der Onkel als Nebenbuhler“, gleichfalls nach Melesville, von Schneider, ist gut gedacht, fällt jedoch etwas aus dem Ton des Lustspiels. „Das Abenteuer“, Lustspiel in zwei Aufzügen nach Scirbe und Berner von C. Ernst, bewegt sich in sehr verbrauchten Elementen, die jedoch ein frischer Dialog und rascher Gang der Begebenheit erträglich macht. „Der Bekehrte“, nach dem Französischen von Cosmar, ist eine andere Bearbeitung des „Theophile ou la vocation“, nicht eben glücklicher als die, welche Lambert unter dem Titel: „Der Mentor“ gegeben hat. „Ein Festtritt“, Drama in zwei Aufzügen, nach Scirbe, von H. Smith, gehört zu den Stücken, die uns in der neuen französischen Dramaturgie ebenso widerwärtig als unbegreiflich sind. Diese sentimental-moralisch-seinfolgenden Dramen, denen man in jeder Zeile abmerkt, wie wenig feiner moralische Empfindung in ihren Verfassern lebend

big ist; diese überlasteten Copien Kober's tragen alle Längst erkannte Fehler dieses Dramaturgen an sich und entbehren, bei des Anspruchs, sich namentlich in Deutschland noch einmal geltend zu machen. Sie sind wahre Schanden, so gut wider die Kunst, wie gegen die Natur. Diese Wahl ist daher durchaus verwerflich. „Michel Perrin, der Spion wider Willen“, Lustspiel in zwei Aufzügen, nach Melesville und Desnoes, von Schneider, eine Geschichte aus der Republik, etwas frisch gehalten, aber als Lustspiel nicht besonders, hat zu seiner Empfehlung die Mystification, welche Dr. Fouquet und Desnoes hier erfahren. Sein Kunstwerth ist gering. Im Allgemeinen müssen wir den Herausgeber des „Bühnen-Repertoires“ durch seine Titelworte: „Frankreichs, Englands, Italiens und Spaniens“ erregten Erwartungen erinnern und ihn auf sich nicht auf den schlechten Communalwegen des erstgenannten Landes festzufahren.

62. Lustspiele von Johannes Milisch. Der Ehestifter. Die Wittigst. Die Nebenbuhler. Dresden und Leipzig. 1835. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Wir Deutsche sind nicht so glücklich, den Bedarf unserer komischen Bühne aus eignen Mitteln bestreiten zu können; wir mehr zwingt uns die Noth, bei prunkenden Nachbarn zu Hilfe zu flüchten und dort unsern Kunstsin an allerhand Wundern zu laben, die wenigstens nicht alle für seine Gaumen bestimmt sind. Mit diesem sehr richtigen Gedanken fährt der Verf. fremdwüchsigen Dramen bei dem Leser ein, und wir brauchen nur das Eine, wie ein Mann, der klar genug ist, um die Zimmer dieser Bettel an fremden Köpfen zu erkennen, selbst keinen Überfluß an guten Gerichten darzubieten, sich damit zu einer so entwürdigenden Handlung herablassen konnte. Inzwischen mögen wir ihm Eins zu seinem Troste sagen: auch die Franzosen, jene relativen Praester, entliehen namentlich Seignen Menge aus Deutschland, nur mit dem Unterschiede, daß sie ehrlich genug sind, ihre Quellen anzugeben und das Schmeicheln ihrer eignen Dürftigkeit laut abzulegen. Wie dem auch sei: das Gastgebot des Verf. ist nicht übel, und was er anbietet, ist schmackhafte Kost, wenn man seinen Gaumen nicht an poetisch-nüchterne Speise gewöhnt hat. Es ist dramatisches Leben, was er bietet, poetische Wirklichkeit, aber in der Gattung, die nun einmal die herrschende und geltende geworden ist, nicht das Schlechteste oder Schlechtere. „Der Ehestifter“, Lustspiel in zwei Acten, ist dem „Accidents curieuses“ von Goldoni entlehnt, der sich nicht einmal unter Goldoni's Stücken findet, und doch ein kleines, treffliches Lustspiel zum Beweise, wie viel noch von diesem lang geringgeschätzten Reichen zu entlehnen ist, der uns ein wahrer Praester in komischen Erfindungen zu sein scheint. Es zeugt schon von dem Geschmac, daß der Verf. sich, beim Mangel eigener an diesen Kräfte lieber als an Scirbe und alle die über Rheinischen Ribas und Poliphrates gewendet hat, welche eigentlich nur geschickte Gaukler sind, die ihre Armuth für Ruhm geltend zu machen wissen und aus jedem Lumpen etwas machen. Unter den italienischen Lustspielbüchern ist keines so wahres Gold verbreitet, als man wähnt, und vor allem dieses ist auf eigenem Grund und Boden gewonnen. Es ist nicht und schärft selten oder nie bei den Franzosen. Das französische Sujet nun hat der Verf. völlig germanisirt, und dies rechnen wir ihm zum Lobe an. Das Stück hat gewonnen und ist allerliebste geworden. Man sieht leicht, es das Vorbild zu dem bekannten: „Er mengt sich in's und dem „Butmacher“ geworden ist. „Die Wittigst“, in einem Act, nach Goldoni's „Araro“, ist dem Original fremd geworden und erinnert kaum noch an dasselbe. Der Verf. die Verhältnisse erhöht, besetzt er sich alles Detail, mit denen Goldoni eigentlich den Spas bewirkt, und ganzlich die vis comica des Stücks verliert. Die Scene mit dem Behenten, der vom Einkaufen zurückkehrt, dem Ring für die Eier und alles Thulische hat weggelassen, und aus dem „Seigebals“ des Goldoni ist nun ein

den gewunden, der das Meer nicht. Der Kaiser will, dass die Kunst der Dichtung auf das Ende der Welt verfallen. Die Redenburger, Lustspiel, das den englischen Typus treu wieder. Die meisten, welche Sheridan's Fabel sah, macht sich, dass der Ort, der Handlung ist sehr glücklich und die Personen sind Engländer. Sir Lucius O'Rourke, der, wie eine bedeutende, eine Porzellan, und das Ganze, welches einen erhabenen Zweck nicht. Im modernen Lustspiel, der Engländer, Reichtigkeit und Schmeichelei; sie lieben, um Charakter fest, an reifer Gesellschaft, und etwas Angenehmes, und Pessimismus macht ihnen den Spas zu einer angenehmen Arbeit. Seitdem sie, durch Addison's und Johnson's, dass die Bahn des Shakespeare'schen poetischen Lustspiels verlässt, um in dem, gesellschaftlichen mit Dichtung zu reizen, haben die englischen Lustspielichter sich um alle Reaktionen bemüht. Sie sind wie acclimatirte Pflanzen, um einen freien Raum gekommen, und es ist uns schwer, an einem modernen englischen Lustspiel Gefallen zu finden. Keisens verurtheilt wir den Boden darin, und wissen nicht, aus welchem Gesichtsstand wir die Sache recht ansehen sollen, ob ernst, ob komisch. Der plumpe und steife Spas macht auch hier den Charakteristischer des Stück. Wenn wir lesen:

Actus 1.

Im ersten Act, erlaube Sie mir, Sie zu umarmen.

Actus 2.

Herr Sir Lucius — es freut mich, Sie wieder zu sehen u. s. w.

Es geht uns die Lust zum Scherz aus. Nichtsdestoweniger kann das Stück durch seine scharfe und seine Charakteristik Beifall gewinnen, da der Verf. geiziges sprachliches Vermögen und Geschmack zeigt.

Dr. Richard Darlington. Schauspiel in drei Aufzügen. Vorher: Das Haus des Doctors. Nach dem Französischen von Carl Ritz. Ritzsch. Mainz, Kupperberg. 1835. 8. 16 Gr.

Unter den französischen Geschmacksigkeiten, die niemals den Rhein überschreiten sollten, nimmt dies seltsame Stück, dessen Verf. wir nicht einmal kennen lernen, gewiss eine der ersten Stellen ein; ja, es ist nicht zu erklären, wie man eine solche Lust treffen und der Literatur mit der Bearbeitung einer solchen Fabel einen Dienst zu erweisen glauben kann. Wer in der menschlichen Schwachheit des Stückes, das gradezu zur besten Stellung angehört, zweifeln möchte, dürfte blos das Inhaltsverzeichnis ansehen, um sich davon zu überzeugen. Hier über es das ganze königliche Comité: den ersten Lord der Schatzkammer, den Staatssecretär des Innern, den Staatssecretär des Kriegsdepartement, den Magistrat; es fehlt blos das Oberhaus und das Unterhaus. Neben diesen gibt es ferner eine Rathsherrin mit blauem Band und eine Rathsherrin mit rotem Band, ein Wahlcomité, Volk und Committirte des Volkes, eine ganze Reihe Noth um nichts und wieder nichts zu erreichen! Kann man die Noth weiter treiben? Und sind wir denn Cäsar, Hannibal und Scyllus hiergegen nicht seine, oder seine? Wir überlassen dies jedem Unbefangenen zur Entscheidung und fragen blos, wie es erklärbar sei, dass, nach allem, was über Kritik, über Theorie des Dramas, was Dramatisches geschrieben worden ist, Jemand, und noch dazu ein Doctor — eine solche dramatische Mißgeburt zu Markte bringen kann! Das einzige Unterhaltende an diesem Nachwerk ist die entsetzte Bewunderung auf dem Markt zu Darlington, die wir noch in keiner englischen Zeitung so lebendig dargestellt gesehen haben. Es ist, als wählten wir diesem greulichen Schicksal in Person bei und müssen mitleiden: „Bravo! Ober: das kommt uns! oder wir müssen wie dem schwachen Regent unserer Kunst leihen, um darunter zu schlagen. Kurz, das ist höchst dramatisches Vergnügen!“

72.

Der vierte und letzte Actus folgt im October. D. Red.

Abhandlung über die physikalischen Wissenschaften in ihrem Zusammenhang von Maria Somerville. Uebersetzt nach der zweiten Auflage des englischen Originals. Mit einer Vorrede von R. G. Klöden. Berlin, Lüderich. 1835. Gr. 8. 2 The. 12 Gr.

Herr Director Klöden hat in seiner Vorrede zu dem vorliegenden Werke ein ebenso unparteiisches als treffendes Urtheil über dasselbe ausgesprochen. „Es ist“, sagt er von demselben, „an sich eine Werthwürdigkeit als geistiges Product einer Frau, die, von dem lebendigen Interesse für die Naturwissenschaften getrieben, es nicht gescheut hat, sich selbst mit dem, dem weiblichen Geiste sonst völlig verschlossenen Detail des mathematischen Calculs und der Analysis zu befremden, und an der Hand dieses sichern Führers in die Tiefen der Wissenschaft hinabzusteigen. Aber es ist auch, abgesehen von diesem Umstande, ein Werk von Werth, weil es eine kurzgefaßte, geistvolle Übersicht aller Resultate der Naturwissenschaften nicht in bloßen Bruchstücken, sondern in ihren Beziehungen zueinander und in einer Verbindung gibt, wie sie außerdem noch nicht vorhanden ist. Für Anfänger möchte das Werk nicht ohne Schwierigkeiten sein, so einfach es auch aussieht. Dies einfache Aussehen verbannt es mehr seiner Verzichtleistung auf mathematische Formeln als der Klarheit (oberflächlichen Auffassung) des Inhalts. Die Verfasserin stellt das Gebäude hin, so weit es bis jetzt fertig ist; aber sie hat das Gerüst und das Handwerkszeug entfernt, hinter und mit welchem es erbaut wurde. So gewinnt es denn freilich ein elegantes und wohlthätiges Ansehen; aber es ist zugleich nicht Jedem leicht, ihr nachzuströmen und alle Theile dieses Gebäudes zu untersuchen. Ihr Gedankengang ist wie ihre Schlussfolgerung unverkennbar durch Mathematik geübt und erhält dadurch eine wohlthuende Klarheit und Durchsichtigkeit. Höchst anziehend und nicht selten überraschend treten oft Beziehungen hervor, die mit jener dem weiblichen Geiste eigenthümlichen feinen Combinationsgabe ausgesunden und zart und sinnig ausgesprochen sind. Durch diese feinen Blicke in entlegene oder übersehene Räume der Wissenschaft erhält das Werk auch für Denjenigen Reiz, dem die Thatfachen derselben vollständig bekannt sind.“ Mit Recht rügt Hr. Klöden auch noch in der angeführten Vorrede, daß die Verfasserin zu sehr Engländerin sei, als daß sie sich mit den Verdiensten anderer Nationen, insbesondere der Deutschen, um die Wissenschaft genauer bekannt gemacht hätte, und daß sie daher nicht selten die Entdeckung oder Feststellung wichtiger Thatfachen ihren Landsleuten zuschreibe, um welche grade deutsche Entdeckungen und Forschungsgebiete das entscheidendste Verdienst haben, was sie jedoch verschweigt.

In dieser Beziehung mag besonders eines Beispiels Erwähnung geschehen, welches zugleich beweist, wie in dem Werke durch das (übrigens sehr verzeihliche) Übersetzen deutschen Verdienstes in einzelnen Fällen nicht nur der deutschen Ehre, sondern auch dem wissenschaftlichen Gehalte Schaden geschieht. Lady Somerville spricht von der unendlichen Kleinheit der letzten Theilchen der Materie, und führt die bestimmten Verhältnisse der chemischen Verbindungen als einen der besten Beweise an, daß die Theilbarkeit der Materie eine Grenze habe. Solche Widersprüche wie: „Grenze der Theilbarkeit“ und „unendliche Kleinheit der letzten Theilchen der Materie“ werden Demen nicht auffallen, welche mit den geistreichen Speculationen, welche in der Physik leider noch in großem Maße stehen, bekannt sind. Lady Somerville kennt den Namen Richter nicht, den Namen des deutschen Mannes, der durch die tiefinnigsten Speculationen zu der großartigen Entdeckung des Gesetzes geführt wurde, nach welchem die Körper chemische Verbindungen untereinander eingehe. Dafür ist der gelehrte Engländerin der Name Dalton sehr wohl bekannt. „Das Gesetz“, sagt sie, „der bestimmten Proportion, von Dalton nach dem Grundsatze, daß jeder zusammengesetzte Körper aus einer Verbindung der Atome seiner zusammensetzenden Theile bestehe, aufgestellt, findet

allgemeine Anwendung, und ist in der That eine der wichtigsten Entdeckungen in der Physik etc." So muß man an dem Beispiele einer ebenso gelehrten als geistreichen Dame erleben, wie der Verstand geheimer Kräfte oft gleichsam sich selbst überschlägt und vor dem einfachsten Kopfe zu lauter Abgeschmacktheit, ja fast wirklichem Wahnsinn wird. Wenn ein Kind erfahren hätte, daß es zwei Lustarten gebe, Sauerstoffgas und Wasserstoffgas, und diese beiden zusammengebracht verwandelten sich unter gewissen Umständen in Wasser, d. h. verschwänden ganz und gar und an ihrer Stelle fände man etwas weniger Wasser — und das Kind fragte dann den Lehrer, wie dies zugehe, und der Lehrer sagte dem Kinde: Mein Sohn, weil sich ein kleiner, ja ein ganz kleiner, gar nicht mehr sehbarer, fühlbarer, überhaupt auf seine Weise wahrnehmbarer Theil Sauerstoffgas mit einem ebenso unmerklich kleinen Theil Wasserstoffgas zu Wasser verbindet, darum verbindet sich auch ein großer Theil Sauerstoffgas mit einem großen Theil Wasserstoffgas zu Wasser, — so würde der Knabe seinen Lehrer auslachen, wenn er nicht gewaltig dumm wäre. Bedenke aber der Lehrer gar noch von dem Gewichte und der Gestalt jener unsichtbaren und unsichtbaren Theilchen, so würde dem armen Jungen um seinen oder seines Lehrers Kopf bang werden. Dennoch reden die gelehrtesten Kräfte und Lady Somerville auch solchen und ähnlichen Unsinn tagtäglich und meinen damit Weisheit zu sagen. Der Engländer Dalton, übrigens ein sehr großer Gelehrter und tüchtiger Experimentator, ist ein rechter Mustermeister mit derartigen Absurditäten, welche Kühn, geistreiche, scharfsinnige Hypothesen genannt werden. Zu bewundern ist es, wie derartige bühne Abstractionen der lebhaften Phantasie einer geistreichen Dame Genüge zu leisten vermögen. Augenscheinlich hat die gelehrte Herrscherin eine Popularität erstrebt, die sie allerdings nicht erreicht hat. Um das in der That wegen des vollständigen Überbildes, den die Werk selbst über alle einzelnen Theile der physikalischen Wissenschaften an den Tag legt, höchst anziehende Werk würdigen und genießbar finden zu können, muß der Leser selbst eine in das Einzelne gehende Kenntniß sowohl der Physik als der Mathematik besitzen, und dennoch hat es Lady S. nöthig erachtet, Anmerkungen beizufügen, welche erklären, was ein Durchmesser, was Mathematik, Mechanik u. s. w. sei. Diese Anmerkungen hätte der Übersetzer füglich hinweglassen können, obgleich andere, in denen auch dem Gedächtniß willkommenen Erinnerungen enthalten sind, aufgenommen worden wären. Der Leser, welcher sich selbst mit dem Studium der Physik beschäftigt hat, wird sich freuen, fast alle geistreichen Entdeckungen und Beobachtungen, welche bis in die neueste, daran so reiche Zeit gemacht worden, mit einer Leichtigkeit berührt zu sehen, welche immer das eigentlich Bedeutsame an ihrem Gegenstand zu fassen und an der richtigsten Stelle anzubringen versteht. 53.

Bibliographie.

Adels-Lexikon, Neues preussisches, oder genealogische und diplomatische Nachrichten von den in der preussischen Monarchie ansässigen oder zu derselben in Beziehung stehenden fürstlichen, gräflichen, freiherrlichen und adelichen Häusern, mit der Angabe ihrer Abstammung, ihres Besitzthums, ihres Wappens und der aus ihnen hervorgegangenen Civil- und Militärpersonen, Helden, Gelehrten und Künstler; bearbeitet von einem Vereine von Gelehrten und Freunden der vaterländischen Geschichte unter dem Vorstande des Freiherrn L. v. Kottbus-Neudorf. 1ster Band. A — D. Lexikon-8. Leipzig, Gebr. Reichenbach. Geh. Prän.-Pr. für 4 Bände, ord. Ausg. 5 Thlr. 12 Gr., gute Ausg. 7 Thlr. 12 Gr.

Abriss eines auf dem Felde der Kunst. Eine ausführliche Beschreibung von Originalhandzeichnungen und Nadalarbeiten der Maler Kupferstecher und in Holz geschnittenen Werken. 1ste Abtheilung. Originalhandzeichnungen. Gr. 8. Leipzig, J. A. G. Weigel. Cart. 1 Thlr.

Athenbach, L., Die christliche Predigt in kurzen Zugedichten auf alle Sonn- und Festtage des Kirchenjahres, im Taschenbuch für Kanzel, Schule und häusliche Andacht. Gr. 8. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 1 Thlr.

Ben Jonson und seine Schule, dargestellt in einer Auswahl von Lustspielen und Tragödien, überfetzt und erläutert durch Wolf Grafen von Baudissin. 2 Theile. Mit 2 Kupfertafeln. Gr. 8. Leipzig, Brockhaus. 5 Thlr. 12 Gr.

Blumenhagen's, M., gesammelte Werke. 1ster Band. (1ste Lief.) 18. Stuttgart, Cotta. 6 Gr.

Darenberger, C., Mythische Geschichte. Gr. 12. München. (Literarisch-artistische Anstalt.) 1835. 12 Gr.

Freiberg, M. F. v., Die Löwen-Ritter, ein historischer Roman, geschöpft aus den Quellen. Hoffmann's Ausgabe. Gr. 12. München, Lindauer. 12 Gr.

Gehe, C., Demetrius und Iris Götzen, oder Katakomben in den Jahren 1591 — 1606. Historisch-romantisches Gemälde. 2 Bände. 8. Dresden und Leipzig, Arnold. 2 Thlr. 12 Gr.

Herfchel, J. F. M., über das Studium der Naturwissenschaft. Aus dem Englischen überfetzt von F. C. Henrich. Gr. 8. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 1 Thlr.

Hölzer, G. C., Dramatische Hochschule. 1stes Bändchen, enthaltend Liebe und Großmuth; der Berthut; Diebstahl. 2te Auflage. 8. Stuttgart, Beck und Fränkel. 1 Thlr.

Kobbe, P. v., Geschichte und Landesbeschreibung des Herzogthums Lauenburg. 5 Theile. 8. Altona, Hammerich. 4 Thlr.

Kreuzhage, A., über die Erkenntniß der Wahrheit. Gr. 8. Münster, Heffling. 1 Thlr. 12 Gr.

Kuno von Kyburg. Eine Rittergeschichte aus den Tagen der heiligen Röm. Reichs. Neu bearbeitet von F. W. v. A. 2 Theile. 8. Glogau, Flemming. 1 Thlr. 22 Gr.

Krausstein, P. F., Marquise Desforosa, Novelle, und die Leiden einer großen Seele, Erzählung. 8. Dresden und Leipzig, Arnold. 1 Thlr. 4 Gr.

Kant, L., Fürsten und Völker von Süd-Europa im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert. Vornehmlich aus gedruckten Gesandtschafts-Berichten. 1ter, 4ter Band. — Auf u. d. A.: Die römischen Päpste, ihre Kirche und ihr Staat im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert. 1ter, 2ter, 3ter, 4ter Band. Gr. 8. Berlin, Dunder und Humblot. 5 Thlr. 20 Gr.

Kellner, L., Genere- und Fresco-Stichen aus Rom und Athen. In Wappen mit fliegenden Blättern. Nr. 1. Die Johannismappe. Inhalt: Rede statt der Vorrede. — Die Olympischen Spiele, eine europäische Nothwendigkeit. — Bollwerk und Wetterschutz in Athen. — Theater. — Atheniensischer Staat. Gr. 12. Leipzig, Köhler. 8 Gr.

—, Blumen- und Thierwelt aus meinem jüngsten Reise-Tagebuch. Gesammelte Schriften. 2 Theile. Gr. 12. Leipzig, Brockhaus. 4 Thlr. 12 Gr.

Schmittgenner, J., Lehrbuch der deutschen Geschichte. 2te, vermehrte Auflage. Gr. 8. Kassel, Krüger. 1 Thlr. 16 Gr.

Stäube, H., Die Handelszüge der Araber unter den Herrschern durch Afrika, Asien und Ost-Europa. Eine von der königlichen Societät der Wissenschaften zu Göttingen im Januar 1836 mit Auszeichnung gekrönte Preisschrift. Mit 1 Kupfertafel. Gr. 8. Berlin, Dunder und Humblot. 2 Thlr. 8 Gr.

Tegner, C., Die Frithjof's Sage. Aus dem Schwedischen von Gottlieb Mohr. 1te verbesserte Auflage. Gr. 8. Leipzig, Cnobloch. 1 Thlr.

Tiedge, C. L., Wanderungen durch den Markt des Lebens. 2 Bändchen. 2te vermehrte und verbesserte Auflage. 4. Halle, Krüger. 1 Thlr.

Urfunden aus der Reformationszeit. Herausgegeben von Dr. G. G. Gottlieb Reubener. Gr. 8. Jena, Krüger. 3 Thlr. 12 Gr.

Vogel, J. R., Lyrische Blätter. Wien, Hofmann und Schwärzler. 18 Gr.

Wiese, G., Friedrich. Ein Roman. 8. Leipzig, Brockhaus. 1 Thlr. 12 Gr.

Montag,

Nr. 242.

29. August 1836.

Der Geschichtschreibung und über F. C. Schlosser.

Jene harten Himmels- und Erdbärmer, vor deren Siegeswagen vorher eine Wagenburg voll Wunden und Leichen aufährt, nämlich die Väter des Krieges, nur diese können ruhig alle Bullen der Erde anjähnen und alle ihre Lavaströme kommen lassen, bloß um — Ausfichten zu haben. Sie hängen eisige Fäden zum Schlachtfeld, um darin einen Kosmos für eine Geliebte höher zu ziehen.

Jean Paul F. Richter.

Es ist zum Erschrecken, wenn man in die Geschichte der Vergangenheit und Zukunft blickt, was geschehen ist, was etwa geschehen wird, und wie das Alles sich fortsetzt mit mehr oder weniger Geschick, Klugheit, Zuversicht, Erfolg, und wie unsere Geschichtschreiber dies verkünden. Das Geschlecht zu Geschlecht, fast erdrückt von der Masse, was nicht selten in Verlegenheit, was sie als reine Wahrheit geben und was sie davon denken sollen.

Zum Erschrecken ist's, wie gesagt; denn der Mensch will Anfang und Ende, Unendliches gebiert Furcht, und er sich in Gedanken unsere Völkergeschichte nach Christo noch um 2000 Jahr verlängert, und daß wie bisher eine Generation die andere begräbt, vergängliche Zwecke und Werke sucht und hervorbringt, der weiß dies Gebären und Verschlingen der Zeit, welche Nichts ist und doch Alles, wie der Menschen, die weder Nichts sind, noch Alles, kaum vernünftig vorzustellen oder zu begreifen. Wäre nur ein entschiedener Zustand aus der Vergangenheit hervorgewachsen, irgend ein reiner Gewinn für die Menschheit un widersprechlich gewiß — es ließe sich darauf bauen, nämlich eine feste Architektur der Gegenwart und darüber künftige Hoffnung für die Zukunft. Aber die Welt unserer bewegten Zeiten — die übrigens um Nichts bewegter sind als andere — sprechen von einer Übergangsperiode, d. h. von einem Zeitabschnitt, in welchem man weder weiß, was geworden ist, noch was werden wird; so können also nicht belehren und befehlen.

Dennoch halten Viele an dem Gedanken, Schiller's: „Die Geschichte ist das Weltgericht“, vermöge dessen, wie in jedem Nichtspruch, etwas entschieden werden müßte und die Geschichtschreiber als Kenner und Untersuchungsrichter der Thatfachen Entscheidung zu geben hätten. Sie wägen dies wirklich zu thun, sie wägen den Werth der Dinge und Thaten, verdammten oder preisen Zeitalter

und Menschen, sie rühmen sich voller Unparteilichkeit wegen des Raums zwischen ihnen und den beurtheilten Gegenständen, in welchem Räume alle Leidenschaften der Zeitgenossen schlafen gegangen und die Wahrheit stehend aus dem Nebeln ihrer jedesmaligen Zeitumhüllung hervorgetreten; ja, ermahnen zum Erstreben eines Lebens bei der Nachwelt, dessen Ausspäher sie selbst sind, als des höchsten Menschenguts, dessen eifrige Liebe, laut Helvetius, einen zur Größe berufenen Geist offenbart und für Kummer und Bedrängniß der Gegenwart dem Gemüth tröstende Beruhigung gewährt.

Bedenklich leider ist der Trost und der Gerichtshof. Jener kommt zu spät, nämlich im Grabe; und dieser urtheilt zu früh, gleich der Mitwelt; denn er läßt Berufung offen auf eine noch spätere Zeit und kann irren wie jeder. Ich will nicht erwähnen, daß ein Historiker das Vergangene durch Augengläser von berichterstattenden, oft parteiischen Zeitgenossen sehen muß, da er Kritik besitzt, mehr als einen Zeugen anhören, die Aussagen vergleichen kann — vorausgesetzt sie seien alle beisammen und nicht zum Theil versteckt in unbenutzten Archiven —; ja, ein gelehrter Professor auf seinem Schreib- und Lesestuhl entscheidet fern vom Getümmel der Welt und ihrem parteiischen Treiben, ist kalt und leidenschaftlos über Dinge und Menschen, die ihn nichts angehen, die ihm weder nutzen noch schaden. Allein das Weltgericht wäre doch schwerlich in Verstand oder Vernunft des Einzelnen anzutreffen, man dürfte noch eher, wie bei bürgerlichen Gerichtshöfen, der Gesamtvernunft von Geschwornen trauen, deren Einstimmigkeit den Zweifel möglicher Uebersetzung schwächt; hier also einer Jury von Historikern, denen alle Zeugnisse vorliegen, die ihr Schuldig oder Unschuldig mit größerem Nachdruck aussprechen. Ihrem Urtheil würde dann die Welt zu folgen bereit sein.

Aber wie wenig kommen Gelehrte und ihre Schwurgerichte zur Einstimmigkeit! Wir sehen sie sitzen auf ihren Stühlen seit Jahrhunderten, sie streiten unter sich, und nicht einmal Jahrzehnte wie unsere letzten werden miteinander fertig. Die römische Geschichte, deren Verhandlung und Beurtheilung schon in alle Gymnasien gedrungen, erfährt durch Niebuhr neues Gericht, nach demselben Livius, der immer gegolten; die deutsche Geschichte, einst als erbärmlich herabgesetzt, wird neuerdings mit Herr-

lichkeit angethan; das gesammte Mittelalter, welches dem 18. Jahrhundert verächtlich und wütht geschienen, erscheint dem 19. groß und sinnvoll. Über Papst und Papstthum, welche durch christliche Zeiten ziehen, wovon tausend Zeugen berichten und wiederberichten, sind christliche Geschichtschreiber uneins, nicht bloß Protestanten und Katholiken, sondern Philosophen und Weltmänner; was sonst an dem ewigen Rom getadelt und verdammt worden, wird neuerdings gelobt und gepriesen; ja, nicht über die kleinsten Dinge der geistlichen und weltlichen Herrschaft, über Recht und Unrecht in den einzelnen Zerwürfissen, über Größe und Kleinheit geschichtlicher Charaktere ist geschworenes Einverständnis vorhanden, und die richterlichen Aussprüche der Historiker sind in gleicher Wirkung, in gleichem Steigen und Sinken des Verschleiffens wie die Geschichte selber.

Blieben nur noch die Urtheile der Einzelnen mit sich in Übereinstimmung, wechselten nur sie nicht nach Verhältnissen und Umständen, wie die Urtheile so vieler vor und nach dem Fall Preußens, wie Johannes Müller vor und nach seinem Gespräche mit Napoleon! Jeder Mensch ist freilich einer Verbesserung seiner Meinungen und Grundsätze ausgesetzt und bedürftig, mithin auch der Historiker; allein die Veranlassungen dazu geben dem Wechsel sehr verschiedene Gehalt. Nimmt Jemand eine Ueberzeugung zurück, der Tadel trifft das Ueberellthaben, Weisfall etwird das Geständniß; berichtigt man Irrthümer wegen späterer Belehrung, so ist dies historische Pflicht; ändert sich aber Gesinnung und Meinung aus Furcht, Schmeichelei, Eigennutz oder Eitelkeit, so wird die Sünde des Geschichtschreibers offenbar. Er ist ihr am meisten ausgesetzt bei Darstellung gleichzeitiger Begebenheiten, wiewol auch für längst Vergangenes nicht selten das Gegenwärtige einwirkt. So unter Anderm kennen wir eine akademische Rede des Jahres 1830 vom Einflusse der Geistlichkeit unter den Merowingern, über deren Parteilichkeit d. Bl. f. 1830, Nr. 335, 36, Auskunft geben. Minder entschiedene Beispiele ließen auch sonst sich auffinden bei unsern ehrenwerthen Deutschen, die doch vielleicht in solcher Beziehung weniger schwach sind als ihre Nachbarn jenseit des Rheins.

Im „Archiv für Geschichte und Literatur“ von Schloffer und Bercht (Bd. 2, S. 353) wird von Heeren's „Geschichte des europäischen Staatensystems“ gezeigt, wie deren Ausgaben vor und nach dem J. 1812 über Napoleon verschieden lauten. Dergleichen Ausgabenabweichung sei gegen die Würde des Geschichtschreibers, sagt das „Archiv“, und allerdings liefert sie einen Beweis jener erwähnten Sündlichkeit; nur gereichen doch dem göttlingischen Gelehrten, der in Spittler's Weise die Begebenheiten aufzufassen strebt, zwei Umstände zu bedeutender Entschuldigung. Paragraphen eines Handbuchs oder Lehrbuchs nämlich lassen immer etwas offen für Zusätze und Änderungen, sie leben fort mit dem jährlichen Gebrauch oder sterben mit demselben; philosophische Paragraphen müssen offen bleiben für eine neue Philosophie, juristische für aufgefundenen Fragmente von Gajus oder Novellen der Gesetzgebung, theolo-

gische für unversuchte exegetische oder dogmatische Kunst, historische für ein freies Geschehen, was Niemand voraussagen kann; und so ist in solchen Büchern nie das Feste und Weibende des Wissens und Urtheilens, sondern eben das Wechselnde der Zeit enthalten. Dagegen aber ist Napoleon die allgemeine Klippe des menschlichen Urtheils und den Sirenen der Fabelwelt zu vergleichen, daher es zu keinem besondern Vorwurfe gerichtet, ein Historiker sei an ihm gescheitert. Selbst des „Archiv“ Herausgeber, Schloffer, nimmt bei seiner Beurtheilung des Mannes (im 3. Bande) eine bedeutliche Richtung, welche ihn im Voraus rechtfertigen soll gegen die durch Umstände und Äußerungen von Manchen gefasste Vermuthung, er werde bei Fortsetzung seiner „Geschichte des 18. Jahrhunderts“ andern Grundsätzen folgen als denen der ersten Auflage des Werks.

Napoleon ist eine starke Menschennatur, keine erhabene; eine gewaltige, keine große; welches leicht verwechselt wird und dessen Unterschiede sich nahe begrenzen. Zu den ungeheuern, von Mitwelt und Nachwelt angestaunten Erfolgen ward seine Naturstärke und Gewalt unterstützt durch eine vollständige Kenntniß des neuen Kriegswesens, besonders der Artillerie, und durch die eigenthümlichen beispiellosen Kräfte der französischen Revolution. Weder in jener noch in diesen — man möchte denn nicht Todesverachtung dazu zählen — liegt Erhabenheit der Größe. Auch glaubte Bonaparte an keine von beiden, und aber an sich, und daß der Ruhm gewaltigen und großen Thaten folge. Um andere Menschen zu unterwerfen, für seine Zwecke zu gebrauchen, dient nebst dem Zwang der Kanonen und Revolutionen eine geschickte Benutzung der Umstände, Verhüllung des eignen Willens, Umrüstung schwächerer Naturen, Befriedigung ihres Eigennutzes, pomphafte Rede. Dies alles verstand der Mann mit Meisterschaft und ward dabei nicht gehemmt von Zweifeln über Recht und Unrecht, von weichem Mitleid, zarter Schonung oder frommer Scheu. Wer mit solchen Eigenschaften zugleich als wogender Spieler Alles gegen Alles setzt und die ersten Male gewinnt, gegen den spielt Keiner mehr, oder nur mit kleinen Summen und voll Angst und Zittern. So hat Napoleon gespielt, gewirkt, gedacht; vom Beginn seiner Laufbahn bis zum Ende.

Unsern trefflichen quellkundigen, vielbeliebenen Schloffer habe ich immer hochgeschätzt wegen seines geraden, ungeschlossenen Urtheils über Personen und Sachen, seiner Verlehnung alles höfischen Bemannens, Hin- und Herwinkens seiner Nichtwürdigkeiten, wegen seiner scharfen Abgrenzung unheimlichen Franzosenthums, welches selbst seit 1814 zwischen die Deutschen anfrist; daß er sich nicht schert einen Helebrand im gedruckten Buche mit Namen zu nennen, wovon man nur Anfangsbuchstaben schreibt, daß er auch, soweit mir bekannt, nie dem Koboldern Napoleon's beipflichtet und von dessen erhabenen Menschenheitsplanen einen Charaktergeiß bewundernd gesprochen, sondern vielmehr gegen das ganze Revolutions- und Napoleon'sche System die Abneigung fortwährend kundgegeben, wodurch er den Freunden anderer ansehnlicher Geschichtsschreiber

in weissen Aemern und Schöpfen der Calmet'schen
Bibliothek und ihrer dem Nachgebrauch folgenden, selbstän-
digen Grundzüge verleugnenden Weisheit gewiß anstößig
gemacht. Gerade die Schärfe, Strenge und Härte des
historischen Gerichts über das Eigenthum unserer Zeit
hätten mir Freude gemacht.

Nun gerath er in Verbindung mit vielen merkwür-
digen Personen des Kaiserreichs, „hat das Glück, aus
dem Munde der Herzogin von St. Len die Geschichte
des J. 1797 — 1815, welche sie zu ihrem eignen Ver-
gnügen niedergeschrieben, zu vernehmen“: — und siehe —
die lebenswürdige Frau macht ihn lebenswürdig, sanft
auf seinem Ruchstuhl; er „gibt sich Mühe, die bessere Seite
des Zeiten Napoleon's kennen zu lernen und die Ansich-
ten und Empfindungen seiner wahren Freunde, die weder
in der Armee gebieten, noch Instrumente der Gewaltherr-
schaft oder Creaturen der Republik und des Kaiserreichs
gewesen sind“. Er hat dabei ganz Recht, zu behaupten:
„Der einzige Vorzug der Behandlung der Zeitgeschichte
vor der Darstellung längst vergangener Begebenheiten sei,
daß wir nicht aus Büchern, sondern aus dem Leben selbst
schöpfen können und sollen.“ Nur dürften die Berichte
schöner und geistvoller Frauen am wenigsten dafür em-
pfehlungswerth sein. Weiber besetzen sich durch ihre
Tugend, sie schätzen ausnehmend schon um des bloßen
Daseins willen alles Gewaltige, Starke, Kriegerische; sie
empfinden oder verdecken mit angeborener Güte der Ein-
bildungskraft — gleichwie auch in der Liebe — alle Män-
gel und Fehler ihres erforenen Helden, und ich habe unter
französischen gebildeten Frauen kaum einige gefunden, die nicht
mit Genuß, Bewunderung und halber Vergötterung von
Napoleon sprachen. Wie viel entscheidender muß dies wir-
ken bei einer Französin, die zu seinen Umgebungen ge-
hörte, die durch ihn auf einen Thron gehoben worden
und ein Gegenstand seiner persönlichen Neigung gewesen!
Genuß, unser deutscher Geschichtsschreiber nimmt jetzt wahr:

Die Beurtheilung Napoleon's muß nothwendig nach den
Erfahrungen der neuesten Zeit etwas anders ausfallen als frü-
her..... es lohnt sich der Mühe, in einer charakterlosen Zeit
einen Mann von entschiedenem Charakter gegen Vorwürfe zu
vertheidigen, welche nicht ihm, sondern den Leuten, welche er
gebrauchen mußte, gelten.

Wirklich? Die Diener sind zu tadeln, der Herrscher
nicht! Alle Regenten gelangen in solcher Art zu wohl-
thun. Welche Erfahrungen hat denn unsere neueste
Zeit gemacht? Daß es lauer hergeht und ruhiger; daß
man tausendmal überlegt, bevor das Schwert aus der
Sheide fährt; daß man Rothschild fragt; daß die Völker
Frieden genießen und wegen Mangel an Kriegsgeld und
erschütternden Kriegsberichten sich Verdruß gönnen und
sich einigen anstiften; daß die Schriftsteller wenig Stoff
zum Schreiben finden und über Mangel an Charakter
in ihren Büchergimmern klagen, den doch Napoleon ge-
braucht, der einige von ihnen todteschossen und die Presse
andere brennt! — Werdet vernünftig, Schriftsteller,
hört die Lausheit und Flauheit der Dromen, die Eitelkeit
und Langweiligkeit des bürgerlichen Lebens, die schleppenden
Conversationshandlungen mit Noten und Silbernen;

preist die großen Mittelpunkte der Bölkertheilnahme, des
Scharfsinns und der Gerechtsamkeit — Dampfswagen und
Längzeilen! Napoleon muß heute gerichtet werden wie
gestern, und euer neueste Erfahrungen wiegen nichts
auf der Waage des Urtheils.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ost und West. Reisen in Polen und Frankreich. Von
Richard Otto Spazier. Stuttgart, Brodhag.
1835. Gr. 8. 2 Thle. 6 Gr.

Es thut dem Ref. aufrichtig leid, über das vorliegende
Buch nicht so ausführlich sein zu können, als er wol wün-
schen möchte. Denn es findet sich darin ungemein viel An-
regendes, maßvoll Beschränkendes, ernsthaft Durchdachtes, viel-
reiche, frische und tiefe Beobachtung und besonders eine so
große Fülle von Material in Gedanken, Anschauungen und den
Zuständen selbst innerst entnommenen Folgerungen, daß, wie
manches ärmere Talent sich hieran bereichern, so die Kritik
nicht ohne mannichfachen Gewinn die vorzüglichsten Momente
deutend und vermittelnd hervorheben könnte. Dahingegen wird
die unsrige, wiewol nur an dem Hauptgeschäftlichen haltend,
sehr gedrängt sein müssen.

Das Buch des Verf. gibt auf 468 enggedruckten Groß-
octavseiten folgende Sectionen: 1) Drei Briefe von Paris an
Eugen Grafen Breza. 2) Der General Lafayette und sein
Landstöß La Fayette (in vier Capiteln). 3) Das Großherzog-
thum Posen im Späthommer 1833. 4) Frankreich. 5) Wies-
gehen Tage im Departement de la Moselle. 6) Die französi-
schen Frauen und ihre Stellung zur Gesellschaft. Von diesen
sechs Abschnitten sind die „Drei Briefe“ am ungenießbarsten. Zu-
erst wegen der ihnen einwohnenden Koketterie der Freundschaft,
sobald wegen der unmittelbar in diese verschlungenen Koketterie
mit dem eignen Ich. Stellen wie diese, welche vorkommen,
sind widerlich: „Sehen Sie“, schreibt der Verf. seinem Eugen,
„solche Freunde hatten unsere großen Schriftsteller alle, und
daraus machten sie so vieles Schöne. Da hatte Klopstock seinen
Gramer, Goethe seinen Knebel, Schiller seinen Körner,
Jean Paul seinen Otto, Fichte gar seine Frau und Börne
seine Freundin. Hat nicht selbst Heine, dem doch das Leben
in jeder Weise sauer wird, von Zeit zu Zeit auch um Ihre
Freundschaft gebuhlt? Hat er nicht sogar schon ein Gedicht
an Sie drucken lassen und verheissen, des Wehrens von Ihnen
zu reden?“ Und jene Stelle, wo der Verf. von früheren glück-
lichen Zuständen seines Lebens redet: „Damals gab es keinen
Lorbeerkrantz in einem Blatte (W. Menzel, der Bielefeldbesu-
chende, hatte nämlich im „Literaturblatt“ Hr. Sp. den Kranz
aufs Haupt gedrückt); die Kritik schmolte, oder sah vornehm
herab; da nannte keine Zeitung meinen Namen, da wollte
Niemand mir einen Leppich faden, kein Minister schrieb an
mich, kein fremder Graf, Fürst und General kam zu mir, kein
Student vollirte mir Dreßde und Pfaffenkopf. Keine jener Hei-
lichleiten ward mir wie neuerdings zu Theil; aber ich war
so selig. Sehen Sie mir die Zeit wieder, Eugenius, u. s. w.“
Ich müßte mich sehr täuschen, wenn Hr. Sp. diese Zeit im
Ernst zurückgekehrte! Aber so ist es doch wahrhaftig traurig,
daß, wer irgend jetzt mehr Geist besitzt als die Andern, fast gleich die
Welt, sein Vaterland, seine Freunde und die Literatur zu me-
disiniren strebt. Dennoch aber gibt es repräsentative Menschen
unter uns, welche diesen Schein, womit Ihr uns blenden wollt,
nicht ehren, sondern unverzagt den strengen Ernst der Forschung
in seiner unablässigen Radikalität ihrem Dünkel entgegenstellen.

Immer noch bleiben diese Zustände beklagenswerth. Es ist
schmerzhaft, wenn uns die, so im Innersten wohl that, durch
Hilflosigkeit und Muth des Verfalls wollen; aber rathselhaft, un-
heimlich und schmerzhaft ist es, wenn auch die vom eignen Geist
Besessenen ihre Kraft an einen Nimmermensch wanden und ih-
ren eignen Dämonen eine Faser verzagenlassen wegen.

Die „Drei Briefe an Eugen Berge“ werden erst interessant, wo sie aufhören; bei der Stelle: „Eben könnte es an meiner Klingel! Lafayette ist todt! — Ich eilte in die Kammer, zu sehen, was dies dort für einen Eindruck hervorbrachte.... Da erhebt sich Dupin und liest die offizielle Nachricht von Georg Lafayette über den Tod des Vaters. Eine zwei Secunden dauernde Anstandstodtenstille der Kammer war die Antwort. Stillschweigend, als wäre dies dem Präsidenten zuviel Ehre, erbat er sich die Erlaubnis, dem Condolenzbrief im Namen der Kammer zu lesen.“ Diesem publizierten Zeitungscondolenzartikel fehlte es nicht an heimlichen „Zusätzen“, die unter dem „heuchlerischen Lobe“ gesendet wurden. So hieß es unter Anderm „die Kammer habe den General Lafayette mit Vergnügen in den Julitagen an der Spitze jener Nationalgarde von Paris gesehen, die nicht aufgehört habe, sich mit Aufopferung als die eifrigste Vertheidigerin der Ordnung zu beweißen.“

„Ich ging an Lafayette's Haus; Alles still und todt. Nur an der Pforte hing ein kleiner Zettel: „Maison à vendre!“ Ja wohl!“

Lafayette, der zweite unter den öffentlichen Charakteren der neuern Geschichte — denn Napoleon war der erste —, ist von seiner Zeit häufig und tief, am meisten vielleicht in Deutschland verkannt worden. Was in den folgenden Blättern des vorliegenden Buchs über ihn, über sein Privatleben, über seine letzten Augenblicke u. s. w. gesagt wird, kann und wird viel beitragen, sein Andenken unter den Deutschen zu heben. Deutschland war nur zu geneigt, Lafayette sich als Das zu denken, worauf seine in den „Französischen Zuständen“ seine politische Bedeutung reducirt hatte: als „eine Gottheit der Bier und Stube liebenden Bürger, eine Chronik der französischen Revolution, einen bürgerlich-freundlichen Marquis, einen wohlwollend-lächelnden Redner und einen, am Stode nach der Tribune sich schleppenden, fragilen Greis“. Aber Lafayette war noch in seinen letzten Stunden; da er, ein Vierteljahr vor seinem Ende, seine letzte Rede in der Deputirtenkammer hielt, stärkte als seine in seinen blühendsten Jünglingsjahren. Dieses Schwachenlich des Redners der Revolution ehebt Hr. Sp. in getreuer und gelungener Übersetzung mit. Erst der Julirevolution mögen wenige Reden von größerer Kraft in der Kammer gehalten worden sein. Lafayette fehlte gewisslich nicht die Weisheit, nur das Genie fehlte ihm. Diesen Mangel haben ihm die Franzosen zum Verbrechen angerechnet und wir dazu, und in diesem mißwollenden Irrthum liegt für uns und für seine Landsleute ein weit größeres Verbrechen.

Schloß Lagrange, Lafayette's Landhaus, war ein seiner würdiger Wohnsitz; es war auf ihn gekommen durch seine Frau, eine geborene Herzogin von Noailles. Hier lebte der Greis bis ans Ende seiner Tage mit der Gräfin Casteyrie, einer Dame in den Vierzigern, seiner Tochter, und den beiden Enkelinnen, einer jungen Casteyrie und einer jungen Herzogin von Noailles. Hier lebte auch der Sohn der Gräfin L., in leidenvollem Zustande, aber unter zartester Verwandtenpflege, der bei dem misgünstigsten Sturme auf Oporto durch das Vorüberstreifen einer Kanonenkugel fast erblindet war. Das Schloß selbst beschrieb Hr. Sp. so: „Es besteht aus drei Haupttheilen, einer Fronte und zwei Seitenflügeln, die erste von zwei Thürmen und jeder andere ebenfalls von einem Thurme flankirt; auf der Rückseite des Frontgebäudes ist ein fünfter Thurm, in der Mitte eine neue Ecke bildend, von wo aus ein neuer Winkel in das Gebäude zurücktritt, sodas die zweite Hälfte weniger breit als die erste fortläuft. Den einen Flügel und die Rückseite der Fronte umzieht ein breiter Graben, an den die Mauer anstößt, die andere Hälfte stößt unmittelbar an den Park; das Ganze ist von dem gewöhnlichen französischen weißgrauen Sandsteine erbaut, die Haus- und Thurmdächer mit Schiefer gedeckt; auf den fünf Thürmen wehen kleine dreifarbige Fahnen u. s. w.“ Lafayette war hier von lauter bedeutenden

historischen Erinnerungen umgeben. Schon in dem Parterre-raum der Vorhalle bemerkte man zwei kleine einspännige, sauber gehaltene Kanonen mit der Inschrift: „Offert au général Lafayette par la peuple parisien.“ In der obern Vorhalle zeigte sich eine Tropäe von bunten Fahnen verschiedener artiger Farben. Große Specialkarten von Amerika hingen an den Wänden. Der dicke Epheu, der dem Eingange des Schlosses ein so anmuthiges Colorit verleiht, rührt von dem berühmten englischen Oppositionsredner Fox her, der ihn selbst pflanzte, als er nach dem Frieden von Amiens in Gesellschaft des Generals Fitz Patric seinen alten Freund in Lagrange besuchte. Hinter einem Holzdach am andern Ende des Schlosses zeigte sich ferner ein roth und blau angestrichenes Schifferboot, das die Inschrift führt: „American Star, victorious of the etc. 1824.“ Das Boot stammt aus Newport und segelte in einem Wettlauf, welchen der Capitain der englischen Fregatte „The Lame“ veranstaltete; die Bootleute machten damit Lafayette ein Geschenk, der damals in Amerika war. Lafayette's Bibliothek war voll solcher Erinnerungszeichen: viele Geschenke der Vereinigten Staaten und Reliquien von Washington; ein Stück von dessen Sarg und, als merkwürdigstes Cabinetstück, ein Degen, dessen goldener und mit Emblemen verzierter Griff ihm 1779 vom amerikanischen Congreß geschenkt wurde und in dem er die Klinge hatte einziehen lassen, die, aus den Schüssen und Kiegeln der Bastille geschmiedet, 1791 die pariser Nationalgarde ihm überreicht hatte; ferner Paare von Frankfurt, mit die Hälfte der Gravatte Riego's, die vor dem Augenblick seines Todes er seiner Gattin gesandt, welche das kostbare Andenken mit Lafayette theilte, der es in einem kristallinen Kästchen aufbewahrt u. s. w.

Der Verf. wurde von Lafayette und seinen Angehörigen überaus gütig aufgenommen und hatte Gelegenheit, in sein ganzes häusliches Leben zu blicken. 2. äußerte sich über politische Personen und Interessen ganz unvoreingenommen; namentlich über Ludwig Philipp erlaubte er sich das starke Wort: „Lorsque nous l'avons fait roi, nous avons cru, qu'il était mérité, mais un honnête homme; mais il était justement le contraire.“ Daß Lafayette sich damals so stark geirrt, hat ihm die französische Nation bis auf die letzte Stunde zugerechnet. Als ob einem Mann in Frankreich gäbe, der damals klüger war! Er war ein starrer Chardatterzug Lafayette's, daß er eine ungeheure Anzahl Menschen für nichts als für bons vassans nahm. Dies kann einem weisen Mann bezeugen, wenn er sich ein Herz setzt wie Lafayette. Aber der Genius ist mißtrauisch.

Die interessante Skizze über Lagrange und seine Bewohner schließt mit den furchtbaren Worten des „National“, welche sich die Pariser bei Lafayette's Zeichnung aber doch gefallen ließen: „Cachez vous, Parisiens, le corps d'un honnête homme et d'un vrai ami de la liberté va passer.“

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

Im J. 1835 wurden auf dem russischen Theater zu Petersburg 304 Vorstellungen gegeben; unter den 48 in diesem Jahre neu auf die russische Bühne gebrachten Stücken befanden sich 10 Originalwerke, nämlich 1 Tragödie („Tasso“), 1 Drama, 1 Oper, 1 Divertissement und 6 Vaudevilles. Die russischen waren sämmtlich Übersetzungen aus dem Französischen.

Zu Alt-Rusthof bei Dorpat ist eine landwirthschaftliche Versuchsanstalt errichtet worden, die sich in den letzten Monaten sehr gehoben hat. Mehre der Zöglinge werden auf Staatskosten ausgebildet, andere gebören dem niedern Stande an und beschäftigen sich zu Schäfern zc. auszubilden.

Nach einem von dem Kaiser genehmigten Reglement wird jetzt auf dem Gymnasium zu Kasan auch in der arabischen, persischen, türkisch-tatarischen und mongolischen Sprache Unterricht erteilt.

Dienstag,

Nr. 243.

30. August 1836.

Zur Geschichtsschreibung und über F. C. Schloffer.

(Fortsetzung aus Nr. 242.)

Sang besonders Eindrücke macht auf das Gemüth Schloffer's die von allen Umgebungen bezeugte Thatsache, der Kaiser sei im Schooße seiner Familie theilnehmend, mitführend, unwillkürlich anziehend gewesen; er habe bei einem Besuche in Vico seine Arme sogleich erkannt und mit den Worten: „cara madre“ angeredet. Daraus erwächst die Bemerkung: „eine sonderbare Vereinigung garter Gefühle und unerbittlicher Strenge und Härte fand sich im Charakter des Helden. Leider ward dies Partere durch das Kaiserthum und den vom Herrschen unzertrennlichen Egoismus zurückgedrängt, es ist aber natürlich, daß es im Unglück wiedererwachte“, wovon Las Cases manchelei berichtet. Der arme Napoleon! Ihn hat das Kaiserthum verhärtet, das Schicksal des Herrschers geformt, und die Welt müßte ihn verstehen! Gewisslich, ein Mulei Ismael war er nicht, kein Ali Pascha von Janina, die ihre Weiber in Stücke hieben; auch mit Nero nicht zu vergleichen, der Mutter und Gemahlin tödtete; das Abendland und die Bildung des 18. Jahrhunderts töbten an ihm ihre Rache, er zerriß nicht wüthig alle Bande des Muths und der Häuslichkeit, befestigte sie sogar in seinem Repetitorium. Aber ändert dies die Beurtheilung seines Charakters? Selbst-Danten — die furchtbare Gestalt der Revolutionsgeschichte — liebte zärtlich seine Frau: als diese vor Kummer starb, daß er an den Septembermorden theilgenommen, wollte er sich aus Begrenzung winden. Schwer zu glauben ist, was unser Historiker berichtet, Bonaparte habe eifrig „für Josephine eine Leidenschaft gefaßt, die so wenig mit politischen Zwecken zusammenhing, daß sie selbst ihm eine jüngere Verwandtin empfahl“ — sie lebte mit Barras in auferstehender Verbindung, ihre Reize alterten; ihr eignes Vertrauen ist daher so erklärlich wie sein Zutrauen, nämlich das Zutrauen des Steigens durch den Oberbefehl der italienischen Herrschaft; er verließ sie, sobald das Zutrauen nicht noch höhern Steigens ihm vor die Seele trat. Und dieser unwillkürliche Kaiser für seine Umgebungen bedarf überall keiner Erklärung, ihn hob jeder Mächtige und Gefürchtete, sobald er sich herabließ, dem abhängigen, durch Reichthum und Pracht besessenen Reize mit schlangenförmigen kleinen Händen — die an Napo-

leon bewundert wurden — scherzhafte Ohreisen auszurollen.

Wenn nun der von solchen Eindrücken befangene Geschichtsschreiber unternimmt einen „großen Mann“ zu zeichnen — gedenkend freilich des Benehmens gegen Venedig, welches als eine traurige Episode für seinen Ruhm erkannt wird —, wenn er das klare Thatenbild durch künstliche Seitenlichter und Vorhänge verschwommener zu machen strebt, Gutes zurechnet, Böses auf Andere wälzt, so kenne ich nicht mehr meinen alten geradsinnigen, von keiner Schönfärberei irgeleiteteten Schloffer. Erwägen wir folgende Äußerungen.

Bonaparten belebte der Gedanke, der Nachwelt Großes und Unerhörtes zu hinterlassen. Ihm, wie den Helden des Alterthums, war das Leben in der Nachwelt das einzige wahre Leben.

Ganz recht, Ehrgeiz ist die weltliche Triebfeder rastloser Thätigkeit; wer ihn über die Gegenwart hinaus erweitert und etwa für den Ruhm der Nachwelt sich selbst aufopfert, ertheilt ihm eine höhere, dem Überweltlichen näher tretende Bedeutung. Daß Bonaparte solche Opfer gebracht, läßt sich schwer nachweisen; weit leichter, daß er seinem Ruf bei Mitwelt und Nachwelt für Vortheile der Gegenwart hingegeben, wenigstens hatte er die letzten wol mehr vor Augen als jene beiden und lebte einzig in keiner von ihnen.

Noch weniger würde Napoleon, wenn er noch lebte, liberal sein als die unterrichteten Classen der europäischen Gesellschaft. Er war zum Herrschen geboren, nicht zum Philosophiren.

Hüß Himmel! Ist Einer nicht anders als die Andern, so ist er auch nicht größer. Der Philosophie — man sagt nicht welcher — wird zugetraut, über die Gesellschaftsmenge hinauszuhoben; aber ein zum Herrschen Geborener soll sich damit nicht befassen, er muß im Gedankenkreise der Vielen bleiben. Das mag zur Herrschaft führen, ertheilt ihr aber weder Werth noch Würde.

Napoleon bediente sich der Personen als Mittel, ohne auf ihre Neigungen zu achten, nahm keine Rücksicht auf politische Grundsätze oder den Charakter der Leute, wenn sie nur energisch waren und vorwärts wollten; war daher mit Robespierre und Ricord in genaue Verbindung getreten, hatte ihnen Plane angegeben.

Kann den feinen Ruhm solcher Verbindungen und Plane die Bemerkung des Vorwärtsschreitens veredeln?

Wohin vorwärts, wo zu? Nach Gewalt, zur Alleinherrschaft. Dahn wollte auch Robespierre.

Leider hatte die Politik Antheil daran, daß Unordnungen, welche Bonaparte verabscheute, gleichwohl gebuldet wurden. Durch Umstände, durch Menschen, die ihn umgaben, durch Mißbrauch, den er von liberalen Ideen machen sah, mußte er fast nothwendig zum Despotismus geleitet werden. Es war unglücklich für Bonaparte, daß er in seiner Art geniale Talente fand, die später seiner ganz bemächtigten. Davoust war es, der gleich anfangs durch seine Parteilichkeit die Wirkung der Weichheit und menschlichen Empfindung, die man bei Bonaparte nicht verkennen wird; überall, wo er ihm nahe kam, vermittelte. Das Gouche im Ministerium blieb, daß Bonaparte, der ihn verabscheute, ihn für unentbehrlich hielt, gehörte zu dem unseligen System der neuern Zeit, daß sittliche Grundsätze durchaus nicht in Betrachtung kommen, wenn von Staatsangelegenheiten die Rede ist.

Die Politik lehrt bekanntlich artige Dinge; sie buhlet nicht bloß Unordnungen, sondern auch Verbrechen. Ohne Menschen und Umstände lehrt Niemand, die Schwachen lassen sich davon hinreißen, die Starken bleiben, was sie sind, oder geben ihnen Gesetze, und zum Herrschen war ja Napoleon geboren, wie wir vernommen. Wer vom Despotismus ausgeht, braucht zu keinem geleitet zu werden; wer alle Ideologie verwirft und als eine Kopfnartheit anseht, lernt daß den Gebrauch liberaler Ideen, weiß nichts von ihrem Mißbrauch. Talleyrand's Einfluß beruhte nicht auf einem Unglück, sondern auf einem glücklichen gegenseitigen Verständnis, welches Schloffer treffend bezeichnet: „Bonaparte und Talleyrand glaubten, der Letzte gar nicht, der Erste schwer und selten an Freiheitsinn, Tugend, Uneigennützigkeit der Beweggründe und des Handelns“; zum stärksten Unglauben wendet sich instinktmäßig der Schwächere. Davoust war ein Hund blinden Dienstes, er verriet nichts, sondern vollführte; sein Name war so brauchbar als seine Hand. Gouche ward nicht verabscheut, sondern achtungsvoll geschaut, nützlich und gefährlich, wie kaum ein Anderer; darum weder verbannt noch geliebt, sondern angestellt und geschont. Soll das System der neuern Zeit den Gewalthaber entschuldigen, der in der Zeit lebt, so ist zu fragen, ob er dasselbe in solcher Ausbildung vorgefunden, als es von ihm befolgt worden, und ob er nicht grade in der Unseligkeit desselben seine Seligkeit gesucht.

Oft wiederholt unser Historiker:

Von Eitelkeit und Grundsätzen des Rechts dürfe nicht die Rede sein, nur vom Gebrauch der Mittel zu einem bestimmten Zwecke; die frühere französische Regierung habe nicht einmal Grundsätze der Rechtlichkeit und Menschlichkeit gehandelt; bei Napoleon finde sich nur so viel Immoralität, als die Zeit grade fordert, und nicht mehr; seine Verteidiger in der Geschichte dürften von Moral ebenso wenig reden als die Hölle und ihre Diplomaten u. s. w.

Nach diesem Maßstabe ist der Lähmste, ältigste, weisloseste, schamloseste Verbrecher ein großer Mann; was Anders bald vollbringen, thut er ganz, seine verdorbene Zeit verlangt es, er ist vom Schicksal berufen, sich an die Spitze ihrer Schlechtigkeit zu stellen, Macht und Glück sprechen ihn frei von Schuld. Nur sollte doch bedacht werden, das Weltgericht der Geschichte habe über Würdigen und Großen aller Zeiten zu urtheilen; wer in die

Schlechtigkeit seines Zeitalters ganz eintauche, sei es selber gerichtet; es hätten Männer gelebt, deren Charakter über ihr Zeitalter erhaben gewesen. Zudem ist die Beschönigung des Napoleonischen Verwerflichen durch die Beschaffenheit unserer Zeit ungerecht gegen diese, welche zwar nicht die sittlich beste, aber ebenbürtig die schlechteste helfen kann. Gleichzeitig mit Napoleon hatten auf europäischen Thronen edle, von ihren Vätern geliebte Regenten, welche an Tugend nicht bloß glänzten, sondern sie selber zeigten; welche nach dem Sturz der monarchischen Gewalthabers Mäßigung, friedlichen Grundsätze des Gemeinwohls und der Ertlichkeit brachten. Sind diese auch nicht durchweg in allen Verhältnissen herrschend geworden, sie sind doch keineswegs verschwunden. Dagegen war der Politismus der napoleonischen Kaiserreiche durchdrungen von willkürlichem, selbstigem Gewaltsgebrauch, lauernder, thätiger Verstellung, für Unrechtheit erfundenen Formen, von dem des Geistes und der Betriebsamkeit, deren himmlische Spuren und theilweise Nachahmung vielleicht zum Schanden gehören, worüber unsere Tage, mit ihrer Besinnung führen. Im Katechismus der Diplomaten steht strengste Moral; inzwischen sind die Hinterlistigen noch weit von jenem vollständigen System der Ehrlichkeit, schamlosen Habgier, verrätherischen Treulosigkeit, welche der übermächtige französische Hof zur Schau gestellt. In gewissem Sinne ist es mit den Stoikern sagen: „es gibt nur Eine Tugend und eine Tugend“; denn was nicht entstehen der letzten gehört, verfällt dem ersten; aber zum Glück für die Welt gibt es zwischen beiden mannichfaltige Übergänge, so man darf auch umgekehrt sprechen: was nicht entstehen dem Laster angehört, verdient schon den Namen einiger Tugend. Wir rufen daher als Vorwurf für den Menschen unimmoralische Größe Schloffer. Jetzt durch Platonvergleichung hervorheben will, mit den Worten von Fran von Staël: „Nur Eine Tugend, nur eine einzige Tugend“; ja noch weniger, nur einige Tugenden.“

Sonach klingt wunderbar und schwachlich:

Wenn Bonaparte während seiner Zustörungen in seinen Kriegen durch Reden und Nachreden über die Schichten so heftig erschüttert ward, als Bourrienne machen will, so steht man, daß das Herz an den napoleonischen Maßregeln, die der Verstand billigte, keinen Anstoß nahm. Das war allerdings eine Abweichung von der Moral, die ganze Erscheinung Bonaparte's war nicht anders als eine

Welch ein Schluß, worin Bourrienne und andere die Vorleser bilden! Herz haben, d. h. menschlich sein, denken und wollen in allen humanen Beziehungen wird hier gleichgesetzt mit bloßer Familienanhanglichkeit und die Verbindung der letztern mit Grausamkeit. Etwas Außerordentliches gelten, da sie fast immer selbst bei den wildesten Menschen und

Dagegen steht man mit Entsetzen vor der pariser Sectionen im J. 1795:

Die Commissarien des Convents oder den Nationalen Wohlfahrtsauschuß gewannen Bonaparte für sich, nicht über ihre Ehen, Bürgerrecht zu vertheilen, sondern die Sinne der fanatischen Energie, welche der Convent

„Seine Majestät zu meinem Verstand...“ Unter
 der Veränderung können wir hier Monarchen besonders dann
 bewundern, wenn wir an Narmont und die pariser Revo-
 lution vom Jahr 1830 denken und wissen, daß der Convent
 nicht war als Karl X.

„Guter Gott, was wird uns zugemuthet von Histori-
 kern! Ich bewundere ihn, der aber Dargestellte des
 Lebens lacht! Er hat auch an der Deregina gelacht,
 als sie in seiner Krieger im Strom ertranken, als sie
 vergebens abmühten, das Ufer zu ersinnen! Ma-
 rmont und Karl X. haben unser Wissen nicht gelacht,
 und wenn ist gleichfalls nichts zu bewundern; daß aber
 die ängstlicher, unsicherer Gebrauch der Kanonen weniger
 Wirkung hervorbringt als der entschiedene rasche, ist ein
 höchst interessantes Ereigniß, worüber nicht einmal Verwan-
 dung stattfindet. Man erzählt ein Wort des General
 Bonaparte: er würde die Partei der Sectionen genom-
 men haben, wenn sie ihm den Befehl ihrer Bataillone
 abgetragen hätten. Das ist wieder zu bewundern noch
 zu verwundern, gesprochen im Charakter des Mannes,
 der sich fortwährend gezeigt. Überhaupt sollte für Be-
 wunderung und Bewunderung in Bezug auf französische
 Revolution und deren Folgen unvergessen bleiben, daß
 — wenn der Ausdruck erlaubt ist — durch die „Tugend
 des Kastes“ in Bewegung gesetzt wurden, der sich an-
 fangs mit einer halben Vortheil bringenden Verwandtschaft
 die „Tugend der Sache“ angeschlossen, welche bald gänzlich
 verloren ging.“

(Der Beschluß folgt.)

Ost und West. Reisen in Polen und Frankreich. Von
 Richard Otto Spazier.

(Beschluß aus Nr. 342.)

In der dritten Section gibt der Verf. interessante Notizen
 über polnische Zustände und Gewohnheiten im Großherzogthum
 Posen, auf die wir des Raumes wegen nicht näher eingehen
 können. Vorher geht eine treffliche Skizze des berliner Lebens,
 in welcher das Mangelhafte ein Zuviel ist, nämlich der aprio-
 rische Widerspruch des Verf. gegen alles Preussische. Aber die
 Charakteristik der berliner Volks oder Pöbels — denn diese
 Stadt besitzt leider die Kategorie Pöbel am vollständigsten — ist
 durchaus vortrefflich; desgleichen die Parallele mit dem Kunst-
 leben und der Kunstempfindlichkeit in Wien. Auf der einen
 Seite als Typus Raimund mit seiner Weltkomik, auf der an-
 deren „Der vernünftige Schneidergeselle“ und „Kante“. Worin
 wir aber in dem Buche des Verf. die feine, spirituelle, anerkennende
 und bedeutungsvolle Beobachtung bewundern müssen, das ist in
 der Skizze über Frankreich, über das conventionnelle Leben in
 Paris und ganz besonders über die Stellung der dortigen
 Frauen zur Gesellschaft. Unstreitig gehören diese Schilderungen
 zu dem Unvergleichlichsten und Seltsamsten, was über das sociale
 Paris gesagt worden. Eider geben uns ja so manche, sehr
 monomane Skizzen über denselben Gegenstand nichts als
 unserer Anschauungen, fast Aberglauben und oberflächliche Be-
 merkungen. In Frankreich und über dasselbe ist der Blick des
 Verf. ganz frei und nicht, wie bei den polnischen Angelegenhei-
 ten, durch einseitiges Vorurtheil prädestinirt und gefesselt.

Folgende Stelle, die viel zu denken gibt, wollen wir aus-
 heben. Der Verf. redet von der centralen Bedeutung von Pa-
 ris, von den Umständen, welche diese Stadt, sowie keine andere,
 zum Mittelpunkt der Concurrenz für ganz Frankreich und das
 zum Lebensnerv des ganzen französischen Wesens machen.

„Betrachten wir hier noch einen Umstand, der uns
 nach Paris zieht, und welcher noch mehr wirkt als der Ort.
 Die Zerstörung, die ewige Erweckung und Befestigung der
 Kräfte, die Paris gewährt, und vor Allem das für den Fran-
 zosen so wohlthätige Gefühl, hier sich, wenn er will und es
 ihm seine äußere Mittel erlauben, an die Seite des vornehm-
 sten und reichsten Mannes, der glänzendsten und höchsten Dame
 stellen zu können. Egalité, nicht liberté ist der Hauptbela-
 aller französischen Dandies und Dandys; sie ist seine Haus-
 und Altargötze. Jede Regierung wird lange be-
 stehen, die diese Egalité dem Franzosen läßt; sei sie
 noch so tyrannisch und brüskend unter andern Be-
 ziehungen.“

Diesem Gleichheitsgefühl und Streben ist es denn auch zu-
 zuschreiben, daß es in Paris keinen Pöbel gibt — wie viel der
 Verf. sehr gut darstellt —, wenigstens keinen in dem guten
 deutlichen oder berlinischen Sinne. Weil eben der Abstand vom
 Ritter der Ehrenlegion, vom Professor oder Depu-
 tation zum Dubrier nicht mehr unendlich ist und bei besondern Gelegen-
 heiten sich beide Extreme wol die Hand und den Arm reichen,
 so kann auch der Dubrier nicht leicht den guten Ton vergessen,
 mittels dessen er seinerseits sich dem Gebildeten und Vornehmen
 fort und fort anschließt. Daher kommt es, daß man in der
 Galerie d'Orléans plötzlich einen Mann mit einer weißen Jacke,
 Schärpe, Nachtmüze auf das gerlichste eine Frau mit einer
 Corsette und einem wollenen Rocke am Arm einherführen sieht;
 daß der Commissionsack, welcher dasselbe ist, was zu Drang ein
 Markthändler oder Aufwärter, von den „Damen unten“ spricht,
 wenn er die Thürherren und die Pfaffen meint. Will man in
 seinem Hotel seines Wartes ledig sein, so bestellt man sich als-
 dings als Fremder den Barbier; aber es erscheint in der Thür
 ein wohlgekleideter Mann mit anständigen Socken und spricht
 sehr artig: „Monsieur, vous avez demandé l'artiste“, in wel-
 chen Worten ein solcher Tailisman liegt, daß der Mann von
 uns nun gar nicht anders denn als Künstler behandelt werden
 kann.

Als Beleg nun für die Courtoisie des pariser Volks, das
 man eben nicht Pöbel zu nennen wagt, erzählt der Verf. aus
 eigener Erfahrung folgenden Zug. „Da ich mir auf alle Weise
 Mühe gab, den französischen Volkscharakter zu studiren, so legte
 ich eines Tages meinen linken Arm in eine schwarze seidene
 Binde, als sei er verwundet, und schritt auf dem Trottoir in
 mehren der gedrängtesten Straßen umher. Ich kann die Auf-
 samkeit, die Sorgfalt nicht beschreiben, mit der mir Alles, beide
 Geschlechter, Leute von allen Alters und Ständen auswichen,
 das Auge besorgt auf ihren eignen Arm gerichtet, ob sie ja sich
 weit genug entfernt hätten, um mich nicht zu berühren. Last-
 träger gingen, schwerbepackt, mehrere Schritte vorher vom dem
 Trottoir herunter, sobald ich mich bald herzlich schämte, so ohne
 Noth die Gutmüthigkeit eines Volks auf die Probe zu stellen,
 und in eine Seitenstraße eilte, die Binde abzureißen.“

Wir müssen nun noch in aller Kürze das Nöthige über
 den schönsten Abschnitt des vorliegenden Buchs sagen, der aus-
 schließlich von den französischen Frauen und ihrer Stellung zur
 Gesellschaft handelt. Nächst Auszügen aus einem ältern, zum
 Theil wenig gekannten, zum Theil auch sehr verkannten Buche,
 nämlich aus Balzac's „Physiologie du mariage“, von welchem
 der Verf. richtig bemerkt, daß es eine ernste Lektüre, einen
 philanthropischen Zweck unter einer Schalksmaske verbarg und
 oft schlüssig, scharf und leichtfertig sich darstellte, um in die
 hohe Gesellschaft zu bringen — nächst Fragmenten aus diesem
 Buche finden wir hier eine kleine Novelle, von der wir uns
 ohne große Anerkennung nicht abwenden können. Die Novelle
 heißt das „Vis à vis“ und ist wirklich weiter nichts als die
 simple Darstellung einer ganz kleinen Garbinnenkasson, einer
 Fensterbekanntschaft, die als solche aber sehr traurig endet. In
 der kleinen Novelle wohnt eine große Grausamkeit, eine tiefe
 psychologische Beobachtung und ein herrlicher Dorn edler,
 ursprünglicher Poesie. Sie hat mich deshalb auf das höchste

überhaupt und ich habe es für meine Pflicht gehalten, sie zweimal mit gespannter Aufmerksamkeit zu lesen. Die Grausamkeit aber der kleinen Dichtung, die zugleich von einer trefflichen Darstellungsgabe zeugt, besteht darin, daß der Dichter schonungslos die zarte, kränliche, tief-innere dem Geliebten zugewandte Blume am Fenster knickt und verschleiden läßt; doch wird dieser Act der Grausamkeit künstlerisch vollkommen gerechtfertigt dadurch, daß es eben die Wahrheit und Widerwärtigkeit der geschlechtlichen Verhältnisse in jener sogenannten frivolen Weltstadt selbst ist, woran das liebende Mädchen, deren Namen nicht einmal der Geliebte erfährt, zu Grunde geht. Wer nie in Paris war und sich unter den pariser Frauen lauter dames de comptoir, de salon oder de la halle denkt, der lese diese Novelle und erschreke vor der furchtbaren Macht der Eitelkeit, womit die edle Weiblichkeit wie die eignen Gefühle so den geliebten Gegenstand dort zu Lode quält. Wer ferner in Paris zu kurze Zeit verweilt, um in das häusliche Leben der anständigen Familien zu blicken, der lese ebenfalls die Novelle und erkenne über die Schwierigkeiten, ja über die Unmöglichkeit, einer solchen die ins Herz und Lebensmark zu bringen, wenn nicht besondere Umstände den Eintritt und die Annäherung begünstigen. Auf diese Weise mag Mancher, der die pariser Frauen zu kennen meint, hier sein Urtheil berichtigen. Wer aber seinen ersten und innigsten Jugendgefühlen noch nicht entfremdet ist, der erfreue sich, wiewol in Trauer, an einer Reizung, deren Seele und Pathos eben das Geschiedensein, deren Wunschk und Wille aber sonnenrein und nur durch die schreckliche Widerwärtigkeit des unabänderlichen Weltlaufs getrübt und gebrochen ist.

Man könnte über diese kleine Novelle — ist sie Original oder nicht, ich weiß es nicht — viel Einbringliches schreiben, denn sie gehört unstreitig zu den bedeutungsvollsten und schönsten, welche die neuere Zeit hervorgebracht. Dies Lob ist nur eine aufrichtige Anerkennung derselben. Nur so viel noch, damit der Verf. spüre, daß wir seinem Dichten emsig und mit Liebe nachgespürt: mögen diejenigen Männer, deren Liebe zuerst als ein systematisches Vernichten der weiblichen Persönlichkeit, als ein absichtliches Brechen der Knospe zur eignen Freude erscheint, deren Neigung trotz aller Leidenschaft doch nur ein Aufschrei des grausamsten Egoismus ist, mögen diese an der kleinen Dichtung lernen, daß man auf ganz keusche Weise und im treuesten Liebesleid sogar ein Mörder an der Unschuld werden und im wahren Liebespiel das schönste Mädchenherz kalt würgen kann.

Hiermit schließen wir die Anzeige von diesem „Ost und West“, und von den folgenden Abtheilungen gleiches Gutes versprechend.

71.

Notizen.

Wahrscheinlich wird nun bald die feierliche Enthüllung der von Thormawlsen gearbeiteten Guttentberg-Bildsäule in Mainz stattfinden. Die an Beiträgen aus verschiedenen Ländern eingegangene Summe zur Bestreitung der Kosten dieses Bildwerkes belief sich vor zwei Monaten auf ungefähr 16,000 Fl. Dazu hatte die Stadt Mainz selbst beigetragen: 8684 Fl., das übrige Großherzogthum Hessen 1196 Fl.; das übrige Deutschland 4800 Fl., Frankreich 330 Fl., England 50 Fl. (ein wirklich bemerkenswerther Zug englisch-nationaler Misgunst!), Rußland 17 Fl., Belgien 14 Fl., Ungarn 10 Fl., die Schweiz 8 Fl. (o Jammer!). Daß schon Napoleon um das J. 1804 sehr damit umging dem alten Guttentberg ein Denkmal zu setzen, ist vielleicht Manchem unbekannt. Der Kaiser hatte bereits zwei Millionen Francs anweisen lassen, um durch Niederreißung öffentlicher nationaler Gebäude einen Guttentbergplatz herzustellen; an den vier Ecken dieses Platzes sollten vier Pavillons stehen, und in der Mitte das kolossale Standbild selbst. Allein der neue Ausbruch des Kriegs verschob und verzerrte

besten schönen Plan wie so manchen andern; der in großen Kopfe sich gekollert hatte.

Der Abbe La Marre, geb. zu Dinper 1708, der Dyer „Bade“ und einer der Schüßlinge Voltaires, ihn „den kleinen La Marre“ nannte, besaß sich nicht minder in der drückendsten Armuth. Er hatte kein Geld, um zu leben und kaum so viel armselige Kleidungsstücke, um Blöße zu bedecken. Dennoch war er immer lustig und voll; des Nachts, wenn Alles schlief, setzte er sich mit einer Pfiste vor irgend eine Hausthür und athmete, ruhig seinen Kopf schmachend, das köstliche Gesehrei eines aufgewachten Menschen nach. Wenn der Tag graute, so krächte er wie ein Hahn und machte dadurch alle Föhne der Nachbarschaft rebellisch. Im Tob war ebenso traurig wie sein Leben. Während des Aufzuges von 1741 hatte er eine Anstellung beim Provisorium der Armee erhalten. Auf diesem Zuge besaß ihn ein hartnäckiges Fieber, in dessen Phantasien er sich eines Tages in Umrüstung des Wärters zum Fenster hinauswürzte. Man erzählt, er sei auf den Tod verlegt, zu den Leuten, welche ihn aufheben, gesagt: „Ich hätte nicht gedacht, daß die weißen Leichen in diesem Lande so hoch wären.“

Der berühmte Maestro Paganini lebt meist in Villa bei Parma, um seine zerstörte Gesundheit wieder zu stellen. Er hat in italienischen Bettbüchern oft geschrieben, daß alle in auswärtigen Ländern unter seinem Namen bekannten Compositionen durchaus unecht sind, und daß er im Ganzen nur 24 Capricci für die Violine, 6 Sonaten für Violine und Guitare, und 6 Quartette für 2 Violinen, Vielle und Violoncell componirt hat. Diese seine Werke werden er in Kurzem gesammelt herauszugeben.

Literarische Anzeige.

In allen Buchhandlungen des In- und Auslandes und den Bestellungen angenommen auf ein

Vollständiges

Real-Lexikon

der

medizinisch - pharmaceutischen Naturgeschichte und Rohwaarenkunde.

Enthalten:

Erklärungen und Nachweisungen über alle Gegenstände der Naturreiche, welche bis auf die neuesten Zeiten in medicinisch-pharmaceutischer, toxiologischer und diätetischer Hinsicht bemerkenswerth geworden sind. Naturgeschichtlicher und pharmakologischer Commentar jeder Pharmakopoe für Ärzte, Studierende, Apotheker und Droguisten.

Von

EDUARD WINKLER.

Zwei Bände, die in Heften von 12 Bogen erscheinen. Gr. 8. Jeder Band gegen 60 Bogen.

Subscriptionspreis jedes Hefts auf weißem Druckpapier.

Das erste Heft wird etwa zu Michaelis d. J. erscheinen. Ein ausführlicher Prospect wird in allen Buchhandlungen gratis ausgegeben. Leipzig, im August 1836.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Friedrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Geschichtsschreiber und über F. C. Schloffer. (Schluß aus Nr. 242.)

Wiewol Schloffer über die Salons der Frau von Staël richtig anmerkt: „Bonaparte hatte seinen eignen Plan, und die gute Gesellschaft fand sich, wie alle Parteien, getuschelt, als er nachher seinen eignen Weg ging“; wiewol Talleyrand und seine Freunde zu dieser guten Gesellschaft gehörten; wiewol die Tochter Metter's eine bittere Feindin des Mächtigen wurde, als er sie aus Paris, ihrem Lebensparadiese, verbannte; so möchten wir doch unsern deutschen Historiker zur sichern Auffassung der Napoleonischen Natur auf die Schilderungen dieser geistreichen Frau verweisen, und folgen dabei einem schon vor 20 Jahren geäußerten Grundsatz:

Der Haß, wenn sein Ungeflüm durch sittliche Verachtung gekündigt und gelüht wird, zeichnet wahrer als die Liebe, durch Berührung heftig und warm; die Liebe verweicht im Gemälde, der Haß gibt ihm bedeutende und kräftige Schatten; Verachtung ist gleichmüthiger als Achtung, und durch sie gewissermaßen der Haß unparteiischer als Liebe; selbst jener Römer, welcher ohne Haß und Reizung zu schreiben versichert und dadurch den spätern Geschichtschreibern ihren Wahlspruch vorhielt, dankt dem Haß die Wahrheit seiner Darstellungen, ja keinen ansgesprochenen, ergreifenden Styl. Nicht wollen wir sagen, die Liebe sei falsch; sie sieht das Wahre, aber in Gesichten; sie ist die Fata Morgana, welche ihre Schatten und Umrisse in den Himmel wirft; der Haß läßt beide unverrückt auf der Erde, wenngleich oft seine Färbung zu sehr in das Kalte Grau dringt.

Wie nun das strenge Weltgericht der Geschichte von selbst grau ist, so schaffe sich ein milderer, schonendes Gericht des häuslichen Lebens und der Familie den Spleiß der Fata Morgana und helle Wolkensarben.

Doch wir vergessen, daß Schloffer gleich anfangs einen moralischen und politischen Standpunkt der Betrachtung unterschied und diesmal die Zeit Napoleon's von der politischen Seite betrachten wollte. „Welche Seiten zusammengekommen“, sagt er, „oder beiderlei Beurtheilungen bilden die eigentliche Geschichte.“ Verstehen wir diese Worte recht, so bezeichnet das Politische ein Außerliches des Geschehens, Umfang und Erfolg der Thaten; das Moralische deren Würdigung nach dem Maß des Guten und Bösen für die Handlungen der Menschen; und Je-mand kann moralisch groß sein, der mit seinem Bestreben nichts ausrichtet und auf dem Scheiterhaufen stirbt,

gleichwie ein Anderer politisch bedeutsam als Schöpfer und Zerstörer von Königreichen geringen sittlichen Werth haben kann. Nur lassen sich beiderlei Beurtheilungen, weil sie zusammengehören, schwer voneinander trennen, ohne daß sie unwillkürlich ineinander übergehen, und dies scheint Schloffern begegnet. Sehen wir nämlich auf die Sachen, auf die Veränderung, welche Napoleon in Europa bewirkt, so ist ihm kein Sterblicher neuerer Zeiten gleich, sowohl in Demjenigen, was ihm gelungen, als was ihm mißlungen, und es bedarf für dessen Auffassung nur der einfachsten Darlegung des Geschehenen. Ein politisches Urtheil darüber bezöge sich dann auf den Zweck und die Mittel, ob jener außerordentlich gewesen und was für Mittel dafür gefunden und gebraucht worden, ob Kluges oder Verkehrtes sich in den Maßregeln offenbare, ob thätige Betriesamkeit und verständige Haltung oder schlaffe Nachlässigkeit und wechselnde Leidenschaft. Auch in dieser Hinsicht wird Napoleon hervortragen, die Eroberer müssen seine Kriegsplane und deren Ausführung anstaunen, die haushaltenden Staatsmänner müssen preisen, daß er bei den starken Zahlungen unterworfenen Länder systematisch verfuhr, auch in Italien das Eigenthum der Armen, der Wittwen und Waisen, welches in den sogenannten Monti niedergelegt war, einzog — was Schloffer S. 109 „empörend“ nennt, aber „der Raub sei nur Mittel gewesen“ — daß er sich selber dabei bedacht, sei es mit Millionen oder einigen Hunderttausenden; daß er, wie auch später in Deutschland, tüchtige Verräther gebraucht, um Malta zu nehmen; Politiker überhaupt werden billigen, wenn er lägherisch gesprochen und verrätherisch gehandelt, wie gegen Venedig; — den Zwecken dienten die Mittel, und dies will die Politik.

Aber zur vollständigen politischen Beurtheilung Napoleon's fehlt bei diesem stark hervorstrahlenden Licht noch Manches, nämlich der Schatten. Er hat außerordentliche Zwecke verfolgt, sie durch angemessene Mittel erreicht, und — alles Gewonnene verloren; hat seine Laufbahn begonnen als Meister und geendigt als ein Thor. Solches wird nur denkbar durch Fehler und Mißgriffe; denn wollte man das Schicksal anklagen, so hieße dies die ganze politische Auszeichnung verringern und Alles dem bloßen Glück bekmessen, welches auch Unverständige begünstigt. Durchweg nun ist der Zug nach Rußland

getadelt worden als übermäßig im Zweck, unzureichend in den Mitteln, und der Erfolg, welcher in politischen Dingen das Meiste gilt, spricht wider ihn. Inzwischen wäre wol zu fragen, ob nicht ähnliche politische Fehler, außer diesem letzten, in Napoleon's Herrscherzeit zu finden wären, die zwar keinen unmittelbar sichtbaren Schaden gebracht, aber doch den Sturz des Ganzen vorbereitet, oder wenigstens dessen Bestehen nicht gefestigt. Wir meinen damit Fragen wie folgende: ob der Übergang vom lebenslänglichen Consulat zum Kaiserthum oder die Hinzurichtung des Herzogs von Enghien Nutzen verschaffte; ob es besser gewesen, Frankreich mit verbündeten republikanischen Staaten, wie anfangs, zu umgeben, oder mit Königreichen, wie hernach, oder wie zuletzt seine Grenzen immer weiter auszubehnen und fremde Staaten demselben einzuverleiben? Ob Erniedrigung Englands und Zernichtung seines Handels als möglich habe aufgefasset werden können, und nicht in den gewählten Mitteln, z. B. Baarenverbrennung, eine unzureichende Feindseligkeit und Härte gegen den Continent gelegen? Ob nicht das willkürliche Andern vertragsmäßiger Staatenverhältnisse, namentlich der schlaue Verrath an Spanien und Portugal und die daraus nothwendig entspringenden Kriege, dem politischen Bestande Frankreichs nachtheilig geworden, sowie überhaupt die bleibende Form einer Militärrregierung statt einer Civilverfassung? Ob nicht die Heirath mit einer Kaisertochter und das Verlangen, ebenbürtig einzutreten unter alte Herrscherfamilien, die Stellung des eingedrungenen Siegers unvortheilhaft verändert, sowie das Thronschaffen und Wechseln für Brüder und Schwestern? Natürlich wäre auf dem bloß politischen Standpunkte von der Moralität des Kriegführens, Hinrichtens, Baarenverbrennens, Fortschickens der Könige und Josephinens gar nicht die Rede; sondern bloß von Sicherungsklugheit, mit welcher ein launenhaftes Schwanken, eine plötzliche Sinnesänderung über Nacht oder bloße Befriedigung der Eitelkeit nicht vereinbar scheinen.

Vielleicht würde sich durch Betrachtungen solcher Art ergeben, daß Napoleon's Politik eine asiatische Regellosgigkeit und Unruhe gehabt, die leicht sich überstürzt und in Europa selbstverderblich gewirkt; daß ihm neben der Wissenschaft des Kriegswesens und vollem Verstandniß eigenmüthiger gemeiner Naturen, die Kenntniß einer Angel europäischer Staatenverhältnisse, des Handels und gewisser ständlicher Vorurtheile, denen christliche Erziehung bei Völkern einige Stärke gibt, gemangelt; daß er dadurch zwar die Phantasie von Tausenden fortgerissen, aber auch das Gefühl von Tausenden nutzlos gekränkt; daß dadurch sein politischer Ruhm von Tugenden der Unbesonnenheit verdunkelt worden, deren Vorhandensein dem Politiker zur Sünde gereicht. Man könnte in dieser Beziehung zwei Perioden der Napoleonischen Zeit (1800 — 1813) unterscheiden, deren erste noch Gebrauch macht von gewissen europäischen, zum Ausbruch der französischen Revolution führenden Vorstellungen, von einem gewissen Maß der Gedanken und Worte, denen die zweite entsagt, deren Bedeutung und Hülfe jedoch eine wahre politische Weis-

heit hätte erkennen und sich befreundend müssen, während Napoleon sie nicht kannte oder nicht anerkennen wollte. Gewiß würde die vollständige Darstellung und Erwägung dieser Dinge von der Hand Schloffer's und ein Zeugniss des Zeitheiden geben, welches ohne Vergrößerung und Verkleinerung die politische Seite desselben hervorhebt, trennt von der moralischen, lebendig gestellt in das reine Licht und den eignen Schatten.

Statt dessen hat unser Historiker seine Standpunkte ineinander geschoben, hat auf moralische Schatten politische Lichter fallen lassen und aus Familienverhältnissen und darin vorkommender zarter Sorge das Dasein von Herzensgefühlen zu bewahren gesucht, die nachträglich wiederum den moralisch politischen Schatten erhellen sollen. Aber der reine politische Charakter — *quo visum* — bleibt, was er ist, wenn er auch gar kein *quid* hat. Sage die Geschichte, sobald sie Moralisches und Politisches einmal trennt, zuvörderst unvermischt, und Jeder in diesem und jenem gewesen, und stelle dann auf diesem Doppelbilde, dessen Züge vergleichend und ausgleichend, das Gesamtbild vor Augen.

Der ganze Mensch ist es, den wir sehen wollen, jedoch zur historischen Darstellung desselben gehört als vorbereitender Bedarf — wie in aller Kunst — ein reiches Unterscheiden. Leidenschaft ist dazu unfähig, als auch leidenschaftliche Liebe und leidenschaftlicher Haß gewisser Zeiten, gewisser Völker, gewisser Helden. Ist unparteiliche scharf unterscheidende Ruhe vorhanden — sie das Ferne wie für das Nahe — dann bleibe sie sich selber treu, wankt und schwankt nicht wie Lagerbücher oder Handbücher. Nur mit solcher Sicherheit und Geschlossenheit des Urtheils steht der Einzelne oder sehen die Vielen erhoben über dem Strome des Geschehens, geben ihren Sprüchen den Werth der Unwandelbarkeit und machen an ihrem Theil die Geschichte zum Gericht.

Anna Schlatter-Bernet aus St. Gallen.

Wer war sie? Was wollte sie? Welcher Mittel bediente sie sich zur Realisirung ihres Willens? Bauen wir auf das Wort des Herausgebers ihres schriftlichen Nachlasses, der in zwei Bänden vor uns liegt:

Anna Schlatter's schriftlicher Nachlass, für ihre Angehörigen und Freunde herausgegeben von Franz Eudwig Zaja. Basel: Schul-Buchhandlung. 1835. 8. 1 Theil.

so war sie eine reichsgesegnete, vielgeprüfte, im Glauben feste Mutter, eine Mitgenossin an der Arbsal, an dem Reichthum an der Geduld Christi, ja eine zweite Monika, die aber nicht wie diese, einen Sohn hatte und erzog, sondern ihrem Gatten dreizehn Kinder gebär. Fikt diese — und das wollte sie — lies sie in der Angst ihres Mutterherzens, gleich ihrem kranken Weibe, Christo nach, am ihn Tag und Nacht unter ihren Thränen anzusehen, er solle sie Alle zu Genossen des Reichs machen. Das Mittel, dessen sie sich zur Realisirung ihrer Mutterwünsche bediente, war: Schreiben, Büchermachen. Der Leser wird schon errathen haben, daß ihres Gemüthes die Richtung die pietistische war; aber so oft sie auch das geistliche Pfaffenhaus frommer Phrasen und Bilder plündern so oft sie Arnd's „Schatzkästlein“ öffnete, um sich selbst und ihres Herzens Lieblinge mit dem darin gefundenen süßen

sein zu schmücken, so trinkt sie doch immer dabei ein Glas kelterer Milch, vom sanften Spener ihr dargereicht, d. h. sie verläßt sich nicht, nach Art vieler ihrer Brüder und Schwestern in dem Herrn, einer mönchisch-saulen Contemplation, oder einem dicken, richtenden und verdamnenden Fanatismus, der gern Schlagschiffen öffnet und Scheiterhaufen baut, oder einer großen Phantasie, welche die Ewigkeit der Höllenstrafen predigt und schildert und alle Augenblicke den Fürsten der Hölle bedrückt, sondern sie sieht mit fränkischer Milde und freundlicher Heftigkeit ihre frommen Gedanken, Ansichten und Gefühle der Blüten und Früchte in die grünen Zweige des irdischen Lebensbaumes.

In ihren Gedichten, die den ersten Theil ihres Nachlasses bilden und an welche die Kritik schon aus dem Grunde den gewöhnlichen Maßstab nicht legen darf, weil sie nur für Angewandte und Freunde bestimmt und geschrieben wurden, kann der unbedeutende Mangel der Form und der Eigenthümlichkeit der Dichtergewandtheit gar nicht Erwähnung gefunden; was dagegen den Geist derselben betrifft, so hat er, so unbekanntes fast bis sonst die Reizlein der Erweckten und Wiebergeborenen aus ihrer Gemeinde sind, doch manches Eigenthümliche. Wie wenig sie im Stande sind, sich von schreienden Anthropomorphismen loszusagen, zeigen schon die Stellen aus: „Mein Verlangen“ (S. 6):

In Gott hinein!

Er selbst trug dies Gewand
Der Sterblichkeit; im finstern Land
Des Todes walt' auch Er umher,
Und fühlte jählich, fühlte schwer
Den harten Sinn der Menschenschar,
Mit der auch Er umgeben war. —

In Gott hinein!

O Herz, du dürstest sehr!
Du trinkst und dürstest immer mehr.
Was ist's, das deinen Durst dir stilt?
Nur, was aus Gottes Herzen quillt;
Denn wie ich in den Quell hinein,
So wird dein Durst gestillt sein. —
Weil ich nichts hab', nichts bin, nichts kann,
Bist du mir Vater, Freund und Mann!

Die süßen Worte, die sie an den Heliand richtet, sind zwar von einem überwallenden Gefühl dictirt, aber doch nicht anwiderlich und noch Heuchelei reichend. Sie nennt ihn „Schönster“, und sich selbst eine arme Laube, die halbsterbend ihre Flügel schwingt; sie muthet ihm zu, sie in weiße Seide zu kleiden und von der Befleckung rein zu waschen. S. 24 sagt sie ihm: Es können Stunden noch vergehn, glaubst du es wol, Herr Jesus Christus, daß ich dich nicht ansehe!

Bei dem Gebet zu ihm ist ihr wie einem Vogel an der Kette zu Wuth, und S. 44 gibt ihr der liebe Gott, nachdem er angekaut, wie schlecht ihre bisherige Wohnung war, die Thaler zum Bau eines neuen Hauses. S. 94 läßt sie sich in Jesu Hirtensarman wie ein krankes Schäflein pflegen. Einmal nennt sie ihn sogar „Logos“, und wir möchten wol wissen, was sie sich bei dem Worte gedacht hat. Ihre fromme Muse, die jede Gelegenheit, sich zu expectoriren, benützt, gibt ihr, auf Bitte eines katapolischen Freundes, ein Kreuzlieb ein, welches also beginnt:

Das +, an welchem Jesus hing,
Nacht die dein +, o Christ, gering;
Des Heliands + bahnt die zugleich
Den Weg zu Seinem Reich.

So geht durch elf Strophen und +++ fort. Auffallend sind im Grunde einer Pietistin die Worte (S. 104): Drogen lebt er in dem Reich der Götter. S. 150 will sie der Tochter ihr Bild nicht geben, weil es so runzlich und alt ist; doch warte, sagt sie, bis der Meister das Bild im Vaterhause erneuert, dann sollst du mich sehen und haben. Gleichwol zerbricht sie diesen ansprechenden Gedanken wieder, indem sie versetzt:

— Christ reines, helles Blut
Nacht jede Kugel schön und gut.

Im Liebe am Buß- und Bettage ist ihr Glaubensbekenntnis enthalten; charakteristisch schließt sich daran S. 160: Am Vorabend ihres Geburtstages:

Krum und Klein, wie nie in meinem Leben,
Muß ich, Heiland, dir mich übergeben;
Müde, hungrig, bettelarm und bloß
Steh ich ganz in deinem Mütterthooß.

Ebenso reißt (S. 184) der Herr sie los und legt sie nachend in seinen Schoos, wo sie still liegt. Zu den wenigen Liedern, wo sie nicht tänzelt und anthropomorphisirt, gehört S. 178: „Liebe überall“. In dem langen Gruß bei der Ordination ihres Sohnes sagt sie (S. 199) von sich:

Bergst, mein liebster Jesus Christ,
Wenn es an mir ein Unrecht ist,
Daß ich der Schulgelehrten Ton
Nicht lieben kann an meinem Sohn;
Denn Kinderfinn und Kinderzorn
Ist, wie du weißt, ja meine Sach'.

So wird Frau Anna durch Mutterliebe bei all ihrer maglichen Demuth zur Dichterin, zur Prophetin und Gesalbten des Herrn.

Im zweiten Theile, welcher ihre größtentheils für ihre Kinder geschriebenen prosaischen Aufsätze enthält, finden wir neben mancher nach ihrer Schule und Gemeinde schmeckenden Speise auch treffliche Stellen. In dem ersten Aufsatz: „Einige schwache Gedanken über das hochpriesterliche Gebet Johannes 17“, ergreift sie nach frommer Frauenweise freischweg, spricht über Kennen und Erkennen recht gut, läßt von Jesus die Handschrift, welche Vater Adam wider uns Alle schrieb, am Kreuze zerreißen und spricht, nachdem sie Vers für Vers glossirt, über das: Bei dem Herrn sein — mit der ganzen Überschwenglichkeit der durch Hoffnung erleuchteten Seelen. In den einfältigen Mutterworten aus Erfahrung und Überzeugung ohne Kunst, die sie ihrem zur Hochschule gehenden Sohn in die Fremde mitgibt, sagt sie, nachdem sie sich über das Einsammeln irdischer Gelehrsamkeit tabelnd expectorirt hat, über diesen Gegenstand noch (S. 55): „Ich gestehe dir, mein Sohn, daß ich froh bin, nur eine Magdalena, nur ein solches Kindlein, das Jesus auf den Schoos nahm, sein zu dürfen, ohne viel wissen zu müssen, außer daß er auch mir gut, auch mein lieber Heliand ist. Ich würde mich sehr fürchten, ihn so zergliedern zu müssen wie du; das Herz würde mir bluten, wenn ich Alles sehen und hören sollte, was der Unglaube gegen meinen lieben Heliand erachtet und an ihm auszuüben und zu verkleinern hat. Du mußt dies zum Theil thun; aber ich bitte dich, ja hierin nicht weiter zu gehen, als du mußt. Der Teufel ist geschäftig, ein Korn des Unglaubens von einem fremden Ader in unser Herz zu werfen, und tausend-tausendmal lieber wollte ich dich gläubig und verachtet in einer Werkstätte wissen, als ungläubig und hochgeehrt auf dem berühmtesten Ratheder der Welt u. s. w.“ Nachher bildert und allegorisirt sie mit einem Scharffinn, den man ihr kaum zutrauen sollte, über die Worte: Einen andern Grund kann Niemand legen, außer Christum, zeigt dem Sohne, nichts Gutes und kein Verdienst sei an uns; Alles sei Gnade von Ihm, und ruft am Schluß ihm zu, wenn er die Kugel befreie: „Ein Hochzeitsbitter sollst du werden, der die Bettler an Zäunen und Straßen zur Hochzeit ladet, wenn die Ehrenden und Reichen nicht kommen wollen; aber, damit deine Einladung Salz und Kraft bekomme, mußt du selbst erst wissen, wie gut man's an des Königs Hochzeit hat. Nur erfahrene Prediger können dem Heliande viele Seelen gewinnen; das bloße Wort thut nicht; das Wort muß gesalbt sein durch den Geist Gottes, der im Herzen wohnt. Die Kohle des Gebets muß im Herzen glänzen, wenn sie außer sich zünden soll.“ Gegen den Schluß der Worte mütterlicher Liebe am Confirmationstage ihrer Tochter sagt sie (S. 94) warm und sanft:

„Diese Blätter gehen zu Ende, meine Liebe! Und so viel ich geschrieben habe, habe ich doch nur das Wenigste sagen können, was ich dir eigentlich sagen möchte; denn für die Sprache der Mutterliebe und den großen Inhalt der heiligsten Dinge ist Dinte, Feder und Papier nicht hinlänglich; der heilige Geist kann aber diese wenigen todtten Buchstaben beleben und dich schmecken lassen den Frieden Gottes, welcher höher ist als alle Vernunft. Zu ihm will ich für dich beten.“ Bei gleicher Gelegenheit sagt sie zu einer andern Tochter wol allzu populär und zweideutig: „Denke dir's, wenn ein reicher, guter Herr ein ganz armes Mädchen heirathete, würde sie nicht durch ihn, durch seinen Reichtum eine reiche Frau? So kannst du durch Christum reich an himmlischer Augen, Weisheit, Kraft, Ruhe und Seligkeit werden; du darfst ihn nur lieben, nur seine Verbindung mit dir annehmen, nur ihn zu deinem Vertrauten machen u. s. w.“ Manches ihrer Bilder reizt zu einem Lächeln und zur Nährung zugleich. Man höre: „Alle irdischen Freuden der Liebe, der Natur, der Freundschaft, des Umgangs, der Ruhe und Erholung werden dem Christen doppelt gewürzt; ich besetzte schon einmal eine Birne, welche ich aß, mit einer Geruchsträne, wenn ich mir lebendig dachte, der große Schöpfer aller Dinge habe diese Birne gerade für mich so schön und gut gemacht.“ Hier bricht der mystische Grundsaß, „zu genießen“, gleichwohl, der Genuß sei irdisch oder himmlisch, hervor, und sie bekräftigt auch dies, wenn es (S. 144) heißt: „Anbeten, glauben und genießen sei unsere Seligkeit schon hier!“ Aus den Blättern, die sie in ihres Gottfried's Kiste fascht, zieht sie aus Gerathewohl das erste Beste heraus und lesen folgende treffliche Stelle: „Darfst du wol blühen daheim, mein Lieber? Sind wir nicht Alle in der Fremde? Unser Vaterland ist im Himmel, sagt uns die heilige liebe Bibel, und Christus selbst verspricht uns, im Vaterhause uns die Stätte zu bereiten. Wir fühlen es ja tief in unserer Brust, daß diese Erde nicht unser wahres Vaterland ist, und es treibt uns immer von hinnen, erinnert uns etwas zu suchen, was nicht vergehen kann, wenn all dies, was um uns ist, vergangen sein wird.“ Odst aut und sanft sagt sie einer Braut oder jungen Frau, erregt stehend über den Ausspruch: Die Weiber seien unterthan ihren Männern (S. 194): „Unser, aus lauter Kleinigkeiten zusammengefügtes Thun und Leben wird ein pures Nichts, wenn wir es nur uns, unserer Lust und unserm Willen, oder unserer Nothwendigkeit, unserm Bedürfnisse thun. Aber sobald wir in Liebe zu unserm Heilande, der uns mit diesem Manne verbunden, mit diesen Kindern gesegnet hat, thun, so wird das Glatte eines Hemdes, das Kochen eines Suppens ein Gottesdienst.“ Sie wünscht ihr nachher den Herrn Isum selbst ins Haus. Solcher Dinge kommen mehre in dem Heftandsbüchlein, für ihre Kinder G. und F. geschrieben, vor.

Wir können uns nicht entdrehen, endlich noch einige Stellen aus den „Fragmenten“ mitzutheilen, wo Mutter Anna gar artig bildert und tief fühlt (S. 227): „Eine Sehnsucht nach dem Bessern, Vollkommenern bleibt uns Allen, bis wir einmal dort sind, wo das Stückwerk aufhört. Wer wollte auch dort lieb nehmen mit dieser Erde? Und doch gern so lange Gott will; denn was ist das längste Erdenleben gegen unsere ganze Dauer gerechnet? Und brüben freuen wir uns dann der Leiden und Abungen, die nicht werth waren der nachfolgenden Herrlichkeit. Es geht so ein Tag um den andern, bis einst bald der letzte kommt. Das Sterben und Werden, wenn man's zum ersten Male sieht, macht einen großen Eindruck auf das menschliche Gemüth; so wird man an Erfahrung reicher. Einst tragen wir dann jede Farbe und jede Ähre, die wir unterwegs sammelten, in unserm Vaters Scheuer zusammen, und er säubert das gute Korn von der Spreu. Dort bringen die verdorrten Äder mit Freuden edeln Samen.“ Den bloßen Nothpredigern gibt sie (S. 232) folgenden Wink: „Ach, unsere Prediger fürchten sich, den Menschen so tief herabzuführen, daß sie ihm ins Gesicht sagen: „Den Fürsten des Lebens hast du getödtet!“ Darum erleben sie auch kein Pfingstfest, und wenn

sie 50 Jahre lang von der Schönheit der Jugend verblüht.“ So sieht der Leser aus dem Ganzen, Mutter Anna war im gemäßigten, geistreiche, leiser in die engen Grenzen enger Leben gebannte Frau. Sie war hienieden glücklich und reich bei ihrer geistlichen Armut. Sie war ruhig; denn ihr Schicksal brühten sie nicht, weil Christus sie ihr abnahm. Sie war so schenken; denn sie erwartete nicht Preis und Ehr von Ihm; sie bat nur, daß sie aus Gnaden da sein dürfe, wo Er ist. Sie war dankbar für all die Güter, die sie empfangen hatte. So legte sie sich unbedingt für alle Ewigkeit in Gottes Arme. Sie wollte ihr ein Have verweigern!

Notizen.

Das „Book of table-talk“ theilt unter andern Einträgen verschiedener Gattung auch folgende zwei mit, welche Originalität halber hier setzen mögen: Nr. 1 ist eine menschlicher Natur, nämlich eine Grabchrift auf dem Kirchhof zu Kington; in: Kington, welche also lautet:

Here lie the bones of Richard Lawton,
Whose death, alas! was strangely brought on;
Trying one day his cat to mew off,
The razor slipped, and cut his toe off:
His toe, or rather what it grew to:
An inflammation quickly flew to;
Which took alas! to mortifying,
And was the cause of Richard's dying.

Curiose Grabchriften! Aber doch bessere Zeiten, wo man sich auch noch ihrem Tode um Dick's und Wits Witwen bekümmerte, als die heutigen, wo so viele weltliche Menschen keine ungenannt, ja fast unbekannt in der Erde liegen!

Nr. 2 ist ein altenglischer Stofsenfuser oder auch Bekleidungsformel aus dem Runde der guten Agnes Sampson, die im J. 1590 als Hexe verbrannt wurde. Er lautet so:

All kinds of ill that ever may be,
In Christ's name I conjure ye,
I conjure ye, both maid and man,
By all the vertues of the mass;
And ryght so, by the nailles so,
That naillel Jew, and an ma
And ryght so, by the samyn blode,
That reikil owre the rathful rood,
Furth of the heek and of the hane,
And in the orte and in the stane,
I conjure ye in Godd's name.

Die neueste Nummer des „Foreign quarterly R.“ enthält eine Anzeige von „Semilasso's Weltgang“, worin die deutsche Standesperson in ihrer neuesten Schöpfung beinahe noch mehr weglommt als im deutschen Vaterlande. Unter dem Namen sagt der englische Kritiker: wie sich der Verf. der „Weltgang's Bestorbenen“ in seinen neuesten Schriften präsentiert, so ist seine er als eine seltsame Mischung von englischem und deutschem „Burschen“, und man wisse kaum, was man dieser mädchenhaften Sentimentalität, aus diesen Träumereien, zwischen welchen hindurch wieder die unglaublichsten Scherze fließen, eigentlich machen solle. Ferner wird die hohe Standesperson Schuld gegeben, daß sie die Goldstickel des Charakters und jenen männlichen Etwas verloren habe, welcher ein Mann von hoher Geburt nie aus dem Tage verlieren darf. Er jedoch gleiche es vor, mit den berben, schwärzlichen und den abendlichen sich herumzutreiben, als in seinem Hause und in entsprechender Stellung etwas Nützliches zu leisten.

In Petersburg starb im 47. Jahre einer der berühmtesten russischen Buchhändler, Iwan Siemin. Er verlagte auch andern bedeutenden Werken auch die zweite Ausgabe von Samson's „Geschichte von Rußland“ und die schönste Ausgabe von Krilow's „Fabeln“.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag,

Nr. 245.

1. September 1836.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das Königl. preussische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Reise nach Paraguay in den Jahren 1818—26 von J. R. Kengger. Aus des Verfassers handschriftlichem Nachlaß herausgegeben von A. Kengger. Mit einer Landkarte und vier Blättern Abbildungen. Arau, Sauerländer. 1835. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Paraguay hat von jeher die Aufmerksamkeit Europas in ungewöhnlichem Grade in Anspruch genommen. Anfangs für das wahre Dorado gehalten, veranlaßte es noch merkwürdige Versuche der Eroberung, als in andern Gegenden Südamerikas der Eifer goldgieriger Abenteurer, durch das Mißlingen der Entdeckungszüge und durch die empfindlichsten Täuschungen abgekühlt, schon lange der entschiedenen Gleichgültigkeit Platz gemacht hatte. Seine gewaltigen Flüsse, die ungewöhnliche Beschaffenheit des Bodens, die unabsehbaren Überschwemmungen fesselten die Aufmerksamkeit der Geographen schon im 16. Jahrhundert, indem die Kenntniß des innern Südamerika noch viel zu gering war, als daß man der Meinung, dergleichen Erscheinungen wären auf Paraguay allein beschränkt, hätte entsagen können. Daß ein Land zunächst oder nördlich vom Äquator sich ausbreite, welches nicht nur in seinem allgemeinen Verhalten, sondern sogar in vielen Eigenschaften dem Becken des Paraná gleichkomme, erfuhr man mit größerer Gewißheit nur erst dann, als Missionaire über den Drenok und den Amazonenstrom weitläufigere Berichte gegeben hatten, eine Vermehrung des geographischen Wissens, die in verhältnißmäßig neuerer Zeit stattfand und welche lange unvollkommen blieb, da bis dahin ein halbes Jahrhundert verstrich, ehe irgend ein Reisender von Neuem auftrat. Fesselte die Wanderbarkeit der Naturscenen die Aufmerksamkeit der Naturkundigen, so bot die politische Geschichte Paraguays dem Geschichtsforscher zeitig schon sehr hervortretende Momente, und die eigenthümliche Erscheinung des sogenannten Jesuitenreichs gab mit den über dasselbe umlaufenden Fabeln in einer Epoche die Veranlassung zu Untersuchungen aller

Art, wo die gelehrte Welt Europas im Allgemeinen noch wenig Antheil an den Verhältnissen im Innern der amerikanischen Colonien nahm. Der Besitz der Ufergegenden des Paraná und des Paraguay verursachte manche Streitigkeit zwischen den Nachbarstaaten der Spanier und Portugiesen, und aus den langen diplomatischen Unterhandlungen wurden bei mehreren Gelegenheiten ernstliche Kriege, die ihrerseits die Kunde von jenen Gegenden beträchtlich mehrten. So ist es denn geschehen, daß in diesen Beziehungen die Literatur weit bessere und häufigere Quellen für den Schriftsteller über Paraguay aufzuweisen hat, als über die meisten Provinzen des innern Südamerika, und unverhältnißmäßig reich erscheint, wenn man sie mit Dem vergleicht, was bis vor etwa 80 Jahren die Hülfsmittel für das geographische und naturgeschichtliche Studium des großen äquatorialen Flußnetzes ausmachte. Wollte man selbst die Schriftsteller des 16. u. 17. Jahrhunderts mit Stillschweigen übergehen, weil mancher damals unvermeidliche Irrthum aus ihren Beschreibungen hervorleuchtet und manche vorgefaßte Ansicht ihrer, in der Naturkunde unerfahrenen Epoche zu wunderlichen Folgerungen aller Art, zur Erfindung von nicht vorhandenen, oder zur falschen Deutung von wirklichen Erscheinungen führte, so würde doch Azara's Werk allein beweisen, daß über Paraguay zu einer Zeit ein Jeder sich richtige Begriffe schaffen konnte, als noch die südamerikanischen Colonien der tiefsten Forschung verschlossen waren. Doch finden sich schon in weit früheren Werken Nachrichten von bedeutendem Interesse; des Lezco, der geschmähte Lozano und manche andere Quellschriftsteller, die von Charlevoix nicht immer mit sicherem Tact compilirt worden sind, sowie die Geschichtschreiber der Platastaaten überhaupt, verdienen mehr oder minder der ehrenden Nennung.

Die überraschenden Fortschritte der Naturwissenschaften in unserer Zeit, die ganz veränderten Gesichtspunkte, unter denen die Forschungen gegenwärtig vorgenommen

und Resultate erhalten werden, die bald die alten Jerrthümer aufklären, bald die scharfe Beobachtung der frühesten Reisenden in ein glänzendes Licht stellen, machten es auf jeden Fall sehr wünschenswerth, daß ein mit der Richtung der Zeit vertrauter Mann sich Paraguay zum Gegenstande seiner Untersuchungen erwählen möchte. Zur Fassung eines solchen Entschlusses gehörte Kühnheit, und zu seiner Ausführung Ausdauer und Muth, die letztern eine Art von Eigenschaften, die man weit seltener als die erstere in Reisenden findet, welche sich nach fernem Weltgegenden begeben. Das Feuer des Bürgerkrieges, des unvermeidlichen Ergebnisses der Revolutionen unter Wüthern, die sich auf einer niedern Stufe von Bildung befinden und nie durch ein gemeinsames Band des Bürgerthums vereinigt waren, hatte schon die Plastaatur ergriffen, als Kengger, der würdige, aber vielfach unglücklichere Nachfolger Azara's, sich entschloß, sie zu besuchen. Abgeschreckt durch die armselige Natur der ungeheuern Steppen von Buenos Ayres, drang er, obwohl ihn Alles abzumahnern schien, nach Paraguay vor, dem Lande, wohin ihn lange schon die Liebe zur Erforschung der Natur und ihrer noch ungekannten Wunder gezogen hatte. Er betrat es mit Muth, wenngleich ein Mann, vor dem das ganze Volk erzitterte, mit Eigenmächtigkeit regierte und gleichsam ein böser Zauber, den Niemand besiegen konnte, sich um die Grenzen gelagert hatte und jeden Rückschritt zu verbieten schien. Der Tyrannei gleich allen Andern unterworfen, beschränkt in seinen Bewegungen, mit Mißtrauen bewacht, aber dennoch nicht ermattend und seinem Zwecke treu, verlebte Kengger sieben Jahre in Paraguay, ehe ihm die Laune des Beherrschers oder der Zufall das Entkommen möglich machte. Nach seinem Vaterlande zurückgekehrt und im Begriff, die Masse seiner Erfahrungen in geordneter Form niederzuzeichnen und die vielen Materialien der Welt vorzulegen, die ihm die einzige Belohnung langer Leiden, die Anerkennung seiner Zeitgenossen mit Sicherheit verließen, rief ihn ein vorzeitiger Tod nach einer schönen Welt. Nur Bruchstücke der Arbeiten wurden gefunden, als man seinen Nachlaß untersuchte, denn ein Theil der Tagebücher war verloren worden, und manches Wissenswerthe mochte wol der kühne Reisende nur in seinem Gedächtniß zur künftigen Mittheilung bewahrt haben, was mit ihm in das Grab sank. Besteht nun auch das vorliegende Werk allein aus unverbundenen Aufsätzen, von denen nur einige vollendet sind, so bietet es doch so viel glänzende und überraschende Züge der tiefsten Beobachtung, so manche Verrückung unsers Wissens selbst in seinem fragmentarischen Zustande, daß nicht leicht irgend Jemand, der warmen Antheil an solchen Werken nimmt und über dem Schicksal nicht den Mann und seine Kämpfe mit dem Verhängnisse vergißt, es von sich legen wird, ohne den Verlust bedauernd zu erwägen, den durch Jenes Tod die Wissenschaft erlitt, und ohne gerührt des Schicksals zu gedenken, das ihn ergriff.

Ein solches Werk erlaubt keinen Auszug, indem besonders die Vielseitigkeit der Gegenstände, die meistens kurz, aber mit großer Tiefe behandelt sind, das noch grö-

ßere Zusammenbringen verbietet. Vollendet hat es ein Capitel, die eine allgemeine Ansicht Paraguays geben, und einige naturgeschichtliche Abhandlungen. Aus den einsamen und aus einer Menge von zerstreuten Bemerkungen ergibt sich, daß Kengger kein Fach des Wissens unversucht gelassen; wo er die Kenntniß des Landes nicht zu können glaubte. Er führt uns kurz in Paraguay ein, theils einer Abhandlung über Bodenbildung, Gestein, Wassers, Klima u. s. w. ein, und hier drängt sich, wie an vielen andern Orten, eine Menge der überraschendsten Ähnlichkeiten zwischen dem freilich vielfach ganz andern Becken des Amazonasstromes und demjenigen des Paraguay und Paraguay dem Leser auf, die vielleicht nur hervorgehoben haben würde, hätte zu seiner Zeit in Paraguay die Wunder des größten Stromes der Welt beschrieben, ein Humboldt die Natur an den Schönen Drenolo untersucht gehabt. Wol dürfte es kaum zu viel unterliegen, daß Kengger bei längerem Leben diesen Gegenstand ergriffen und die Vergleichung der verschiedenen Ebenen und ihrer zum Netze verbundenen Canäle im Norden und im Süden des Äquators gegeben hätte, die nun in manchen Hinsichten unvollkommen bleiben wird, bis irgend ein anderer tüchtiger Reisender Hauptstämme des Platastromes in dem umfassenden unter sucht und beschreibt, wie jene großen Männer in Bezug der Flüsse thaten, die sie besuchten.

Der größte Theil des eigentlichen Paraguay ist von flachen Hügelu wellenförmig zerschnitten und bietet dar, das auf drei Seiten von den bedeutendsten Strömen, dem Paraná und Paraguay, umgeben, da, wo diese sich nähern, in weite, kaum merklich erhöhte Ebenen abfließt. Entlang dieser Flüsse dehnt sich, an den meisten Orten nur wenig über den höchsten Wasserstand erhaben, ein niedriges Geländ, rechtwinklig durchschnitten von den kleinern Gewässern, die, auf der Höhe springend, bald dem einen, bald dem andern der Hauptströme sich zuwenden. Kaum erheben sich die Hügel an ihren höchsten und entferntesten Punkten 1000 Fuß über die niedrigsten Ebenen, und jene Massen von Gesteinsbrocken, die von dem Fuße der Anden bis zu den äußersten Landspitzen zunächst der Mündung des Amazonasstromes das einzige, meist aber mit blasser Erde angeschwemmtem Sand und später gebildeten Felsboden überzogene Gestein bilden, treten auch in Paraguay vorherrschend auf. Sie deuten durch ihre regelmäßigen Schnitten der Hügelketten auf eine wahrscheinlich noch größere Gewaltthatigkeit der Natur, durch das Wasser, denen der größte Theil der Hügel an jenen Strömen ihre heutige Gestalt verdankt, und die wol ihre Entstehung zu danken hat. Doch gibt die Annäherung an das Bild des Amazonas noch deutlicher, wenn man die langen Reihen der Hügel des Paraguay vorläßt, die jenen ähnlich, aber gegen das Ende eines Fohet vom mehren Theile der Reisenden erfreuen, wenn er, nach dem Einfließen des majestätischen aber unheimlichen der urthe, zum ersten Male wieder die Natur

Das alte benachbarte Tafelland von Montevideo bis zum ersten Fels aufsteigen sieht. Im Norden des Besten Paraguays erstreckt sich das Land gleich dem Namen des Äquators, die so horizontal sind, daß die Sonne entweder kaum eine hemisphärische Schattigkeit besitzen, oder gar in weiten Flächen sich verlaufen, welche, je der Zeit des Jahres, bald Seen von vielen Lagereisen, bald Längs, bald Sumpfe darstellen, wo Schwärme von Vögeln friedlich zwischen den hämischen, aber zu solchen ungeheuren Krebskriechen leben, und der Sumpfe und der Manati dieselben Ufergräser abweiden. Das Epos, obgleich politisch abgetrennt und nie von Europa oder ihren entarteten Nachkommen, den Mischlingen Amerikas, dauernd besessen, fällt innerhalb der physischen Grenzen von Paraguay. Es trägt den beschriebenen Charakter, der auch im Norden, da wo der Strom der Berge der brasiliischen Provinz Matagrosso herabfließt, in den unermeßlichen Niederungen sich wiederholt, das periodische Binnenmeer der Laguna von Zaira, welche die einst den Eroberern für ein Dorado galt, lange ein geographisches Problem geblieben ist. Die Anschwellung des Flusses setzt dort sogleich 800 Stunden Landes unter Wasser, und auf 5000 Stunden berechnet man die Fläche entlang dem Paraguaystrom allein, die mit dem Eintritte des Naturjahres der periodischen Überschwemmungen unter den 20 Fuß hohen Fluten verschwindet. Das Wasser herrscht im ganzen Lande mit unbeschränkter Macht; es zwingt den Bewohner in allen Plänen der Ansiedelung zur reiflichen Ermüdung der Frölichkeit, verhindert die dauernde Bewegung von weiten Ländereien; allein ihm dankt der Boden seine Fruchtbarkeit. Sowie der Bewohner gegenwärtig aus jenen großen Flüssen die eine Hälfte seiner Nahrung erhält, so wird in einer bessern Zukunft die Bevölkerung in diesen herrlichen Wassermögen die Mittel finden, um an den Handelssegnungen Theil zu nehmen und sich in Besitz der Civilisation, die ihr noch fehlt, auf diese Weise zu versetzen. Der Boden Paraguays besteht aus dieser Befruchtung, denn neuer als derjenige des atlantischen Beckens, besteht er mehr aus den unverhüllten vulkanischen Bestandtheilen, Sand und Geröll, die Schutt der ehemaligen Umhüllungen. Er bietet eine Bede von schwarzer Pflanzenerde in geringem Maße, aber als das Erzeugniß einer immer schaffenden und neuen Welt wieder zerstörenden, unerschöpflichen Naturkraft seit vielen Jahrhunderten sich anhäufte und solche Boden bildet, daß selbst eine länger dauernde Trockenheit nicht vermögen würde, ihr alle Feuchtigkeit zu entziehen und den Tod der Millionen von Riesenhäusern zu beschleunigen, die, zum Urwalde verbunden, mit kaum zu zählenden Anzuchtungen eine Fläche, der Hälfte Europa gleich, bedecken. Sandige Ströme, deren Ufer durch unterirdische Steinsalzlagern geschwunden, wo sich mit dem Vertrocknen des Wassers ein krySTALLINER Anstieg bildet, erinnern in Paraguay schon an die Nähe der Pampas, jener Steppe, die in mehr als einer Hinsicht dem trockengelegten

Ufer eines Meeres gleichen und durch ihre natürliche Beschaffenheit selbst zu allen Zeiten das Bestehen einer zahlreichen Bevölkerung und ihr Erheben zur menschlich-sänsen Sitte und höhern Bildung hindern werden. In dessen bedeckt der Urwald den größern Theil der nördlichen Districte und alle Ufergegenden des Paraná; nur der Süden, wo die Vereinigung der großen Flüsse stattfindet, trägt den erwähnten ungünstigen Charakter im höhern Grade. Die Fruchtbarkeit ist groß und wird vom Klima sehr befördert. Das letztere weicht aber von dem der äquatorialen Niederungen bedeutend ab und mag durch seine Eigenthümlichkeiten es leicht veranlassen, daß sich vereinst fleißigere Menschen als die heutigen Paraguayer Quellen des Wohlstandes und des Fortschritts eröffnen, die keines der Nachbarländer mit ihnen theilen kann. Das Klima bildet nämlich den Übergang von den reinen Verhältnissen, wie sie in wahren Tropenländern beobachtet werden, zu benjeminigen der fast noch beglücktem Zonen jenseits, aber noch zunächst der Wendekreise. Der gleichmäßige und majestätische Verlauf der atmosphärischen Erscheinungen, der unter dem Äquator nur scheinbar das Jahr in zwei Hälften theilt, indem kein Unterschied von größerer Erheblichkeit die entgegengesetzten Monate bezeichnet als eine beträchtlichere Menge von fallendem Regen, unterliegt in Paraguay manchen Abänderungen, unter denen namentlich die weit größere Abwechselung im thermometrischen Verhalten, die größere Hitze des Sommers, die auffallendere Kälte der entgegengesetzten Jahreszeit, überhaupt die im Allgemeinen etwas niedrigeren Jahrestemperaturen bemerklich sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Blick auf die Bildung unserer Zeit und auf Wissenschaft und Kunst der Bildung, von Friedr. Willh. Littmann. Leipzig, Reimer. 1835. Gr. 8. 1 Thlr.

Der Verf. ist ein unterrichteter, scharfblickender Beobachter; unbefangen und billig ist er nicht. Er weiß sehr gut, was er will; aber er fordert, was in diesem Umfange, in dieser Allgemeinheit und Unabhängigkeit von keiner Zeit geleistet ist und schwerlich von einer geleistet werden kann. Er beginnt mit der Behauptung, Alles, was wir besitzen, werde von der Geistesbildung der Griechen weit überwogen, und folgert daraus, die Kenntnisse, welche wir vor ihnen voraushaben, könnten nicht das Wesen der Bildung ausmachen: nur das gehöre zu ihr, wodurch die Persönlichkeit vervollkommen, bereichert und verfeinert, das Vermögen des Menschen erhöht werde. Streben nach dem Höhern, nach dem Charakter des höhern Lebens, sei des Menschen Bestimmung, Ernst und Strenge die Grundlage aller Bildung. Der Geist der Zeit und ihr Verdienst liege nur in Dem, was sie schafft; was sie aus früherer Zeit aufnimmt, sei ihr bloß insofern anzurechnen, als Empfanglichkeit Thätigkeit ist. Ohne Zweifel, so lange bloß von Erfindung die Rede ist. Aber rechtmäßig erworbener und wohl angewandter Besitz erhöht und vermehrt doch ihre Bildung; oder man müßte einem reifen Mann für nicht reich erklären wollen, wenn sich ihm nachweisen ließe, er habe seinen Reichtum erworben. Was der Verf. gegen Nationalbildung sagt, ist einseitig aufgestellt und wird ihm von keinem Menschenkenner eingeräumt werden. Es ist nicht die Rede davon, Nationalfehler zu verzeihen oder Verurteilung gegen die Tugenden des Auslandes zu begünstigen. Dagegen haben Natur und vergangene und gegen-

wichtige Verhältnisse jedem Volke, auch dem geringstgeachteten, gewisse Eigenthümlichkeiten und Fähigkeiten mitgetheilt, die nur ihm in diesem Grade und in dieser Allgemeinheit bewohnen, und bloß gepflegt und gekultiviert werden dürfen, um Billigung und Bewunderung zu verdienen. Es ist ebenso sehr Pflicht, diese aufrecht zu erhalten und zu stärken, als die nicht minder große Reihe anerkannter Rationalfehler allmählig zu verringern und womöglich nach und nach verschwinden zu lassen. Eitliche Kleinheit ist feillich bei jedem Menschen zu befördern, aber nicht bei Jedem auf gleiche Weise. „Bildung ist Richtung auf das Höhere. Willen und Roth zieht unsere Zeit von dieser Richtung ab. Roth zwingt die Menschen in die Claverei der Arbeit zur Befriedigung der Bedürfnisse des Lebens, unterdrückt unter diesem Joch den freien Schwung des Geistes und richtet ihn vorzugsweise auf Gewinn für das äußere Leben. Nichts Anderes will das Princip der Nützlichkeit, in der Lehre von der Erziehung und dem Unterrichte. In die Stelle gelehrter Bildung wird bloße Geschäftsbildung gesetzt. Gemeine Arbeit verunehelt. Sehen wir einen Tagelöhner eine schwere Last tragen oder einen beladenen Karren fahren, so ist in seinen Mienen deutlich zu erkennen, wie wenig unter solcher Arbeit Raum für ein freies Denken bleibt u. s. w.“ Ist es möglich, solchen unheilbaren, unanwendbaren Behauptungen Widerspruch entgegenzusetzen? Eitlichkeit und ihre sicherste Verbündung, Göttergötzenheit, sind jedem Stande unerlässlich, jedem zugänglich und unter den nöthigsten und beschäftigtesten wenigstens ebenso häufig, als unter den vornehmsten und mächtigsten, frommen Gesinnungen und Gestaltungen unter den Lastträgern und Tagelöhnern nicht seltener, als unter denen, die sich ihrer bedienen. Es ist sehr zu wünschen, daß Jeder mit Lust und Liebe treibe, was ihn ernährt, und ein fröhliches Herz wird auch seine Geschäftigkeit befördern. Nützlichkeit ist ehrenwerth. Wer Samen mit Sorgfalt und Reinlichkeit in die Erde streut, ist ebenso groß des Ertrags, als wer zehntausend Gebete an ihn richtet. Gerade das durch tägliche Wiederholung mechanisch gewordene Geschäft erlaubt am leichtesten, andern Gedanken dabei nachzuhängen, ohne es deswegen minder tauglich zu betreiben; und oft mag dem Bauer hinter seinem Pfluge, dem Fuhrmann auf seiner Fahrt eine Wahrheit des Trostes und der Warnung lebhaft vorweben, die ihm sein Pfarrer und Lehrer ans Herz zu legen wußte. Gründlich gelehrte Bildung ist hoch zu ehren, wenn sich seltene Fähigkeiten und günstige Verhältnisse dazu vereinigen, oder nicht Jeder ist dazu berufen; und geistige Anlagen, allgemeine encyclopädische Kenntnisse, die vielleicht zu keiner Zeit so allgemein verbreitet waren, erleichtern jede Geschäftsführung, und bleiben nie unbelohnt, wären sie es auch nur durch inneres Bewußtsein. Daß sich bei den Griechen so Berwerfliches nie gefunden habe, als unsere Zeit darbietet, widerlegt die Geschichte ihrer Literatur. Neben einem ausgezeichneten Manne standen unzählige, die ihn nicht erreichten und dennoch nicht ohne Erfolg mit ihm wettlieferten, ihn eine Zeitlang sogar verdunkelten; und ehe der Verfall griechischer Staaten merklich ward, war die Ausartung ihrer Wissenschaft und Kunst sichtbar eingetreten. Nicht begünstigte sie die durch den Druck erleichterte Bervielfältigung und das minder Gelungene ging schneller verloren. Aber die Eucht, das Gute überleben zu wollen, erzeugte ebensowol geistige Ungeheuer wie bei uns. Die übrigen hat die Zeit verschlungen, wie sie der unsrigen nicht verschont. Wir treten dem strengen Adel jeder Berührung willig bei, aber dem eitlem jedes Zeitalters. Sehr überraschend höft man bei einem Bewunderer des klassischen Alterthums, der für einen Kenner gelten mag, so lange er nur Tadel neuerer Erzeugnisse ausspricht, auf Lobeserhebungen solcher, gegen welche die unbesangene Kritik Vieles einzuwenden hat. Wohlgegründet sind seine Bemerkungen gegen die hochgepriesene neuromantische Schule und gegen die begünstigte Virtuosität in der Kunst, die ihrem tiefen Sinn so viel Abbruch thut. Mit Recht empfiehlt er das unbillig angefochtene Studium der Glaffiker. Sie haben in ihrer Ursprache Reize, die durch nichts ersetzt wer-

den können; aber er hätte doch auch nicht unbedacht sagen sollen, daß seine Zeit so reich als die unsrige an Übersetzungen ist, die für gelangen gelten können und deren Zahl und die Wiederholung beweiset, daß sie nicht wenig erntbar zu finden. Der modernen Philosophie ist der Verf. nicht ganz und wir wagen nicht, sie gegen ihn zu vertreten. Eitlichkeit erklärt auch er für die Grundlage aller Bildung; aber auch mit der Schönheit und der Kunst ungetrennlich verbunden und darum die ästhetische Bildung seinem Stande nöthig. Das vermag unsere Zeit feillich nicht, und welche hätte sie vermocht? Bon unserm öffentlichen Leben ist er wenig eint. In Ansehung der religiösen Bildung geht seine Meinung dahin, daß vielmehr bessere Erziehung zum Christenthum bewirkt und strengere Geistesbildung zu erstreben sei, als das eitelliche Erziehung Berirdelung der Bildung hervorzuheben. Der Erziehung zum Christenthume müßte vornehmlich die Richtung auf das Höhere des Lebens, Anwendung des Geistes vom gemeinen Trachten, Gewöhnung an Schärfe des Denkens und Bildung zum Ernst, Strenge, Gewissenhaftigkeit. Die viel Fragen drängen sich hier auf! Getraut sich der Verf. Das bewirken zu können ohne Einfluß der Religion, wenn noch die Erziehung zur christlichen? Der Proceß ist zu tausenden verloren. Der Verf. fragt unsere Zeit an, sie für das Bessere und die Grundlage aller Bildung, namentlich auch der religiösen und sittlichen, strebe nicht auf dem Höhern des Lebens, nach höherer Thätigkeit bei ausschließlicher nur nach Dem, wodurch sie Thätigkeit in Anspruch erlange, welche dem gemeinen äußern Leben Nutzen gewähre und vernachlässige und vernachte die großen Bedürfnisse der Borzeit. Selbst die Sehnsucht nach Bildung, nach einem vollkommenen Zustande des menschlichen Geistes, wird in der Verf. unserer Zeit nicht abzusprechen wagt, gilt ihm ja als Zeugniß ihrer Versunkenheit. Wir sind weit entfernt, in ihm Lobrednern zu gehören; auch wir erkennen hier und da Spuren Überbildung, welche der wahre Anfang der Berbildung ist; wir bilden mit dankbarer Bewunderung auf die guten Dienste unserer Lehrerin und Führerin, der Borzeit. Der gesunde Menschenverstand, das Talent, die Gabe der Einsicht und Berichtigung, ohne welche das Menschengeschlecht nur Rückschritten und endlich ganz verwildern müßte, sind uns treu geblieben als unsere fernsten und nächsten Befehle, während wir Alles besitzen, was sie auf uns vererben wollen. Wir vermeiden vergebliche Bemühungen, gelungene vermeiden und ihnen eine Anwendung ertheilen, von der wir keine Gewißheit, nur Ahnung hatten. Das geschieht nicht und wird fortwähren zu geschehen, so lange das Geschick der Erdenbürger sich erhält. Allgemein bekannt und verstanden ist was sonst nur das Eigenthum der Weisesten im Volk war. Ubrigens ist der hochbegabte, vollendete Geist, das stete Streben der Natur, an sich selbst unvergleichlich. Er mag mancher einzelnen Tugend erreichen, vielleicht überlegen; aber diese Berreinarung der verschiedensten Borzüge, ihre Verschmelzung, ihre harmonische Zusammenfassung ausschließlich ihm. Er war nur einmal in der Welt.

Notiz.

Das Théâtre français wird nächstens zwei neue Aufführungen, die durch ihre Sujets und das eine derselben durch den Namen des Verf. die Neugierde des Publikums erregen. Von Eugène Sue nämlich, dessen Strömung wir erwarten, daß er sein Talent auch der Bühne zuwenden wird, ist das eine dieser Stücke, dessen Titel noch ein Geheimniß wächet aber durch die Plauderhaftigkeit der Coupletten so viel verrathen ist, daß Nachklavere darin figurirt. Das Stück ist von Adolphe Dumas, von dem man bereits einige ähnliche Versuche kennt, und hat den Titel: „La fin du monde“. Die beiden Hauptrollen desselben sind unsern bekannten Faust und Don Juan.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag,

— Nr. 246. —

2. September 1836.

Reise nach Paraguay in den Jahren 1818—26 von
F. R. Kengger. Aus des Verfassers handschrift-
lichem Nachlaß herausgegeben von A. Kengger.

(Fortsetzung aus Nr. 245.)

Waidläufiger als hier der Raum durch Zusammenstel-
lung zu wiederholen erlaubt, haben Azara und Kengger
über das Klima Paraguays verbreitet. Es erscheint
der Übergang der einen Zone in die andere, und verspricht
der Zukunft neue Quellen des Nationalreichthums zu
öffnen, wenn die Eingeborenen dahin gekommen sein wer-
den, solche Eigenthümlichkeiten zu ihrem Nutzen zu ver-
wenden. Namentlich würde aber der wohlthätige Einfluß
dieses Klimas darin bestehen, daß er eine Agricultur und
überhaupt eine Betriebsamkeit gestattet, welche zwischen den
heißigen der äquatorialen Länder und der milderen Zonen
mittelmäßig steht. Der Norden Paraguays eignet sich in
allen Hinsichten zur Cultur der tropischen Pflanzen, der
Felder und die natürlich waldfreien Ebenen zum Anbau
europäischer Cerealien. Kein Land, es wären denn die
steilen Abhängen der Anden, rühmt sich im
gleichen Maße der Eigenschaften, von denen die Möglich-
keit, fremdartige Culturpflanzen einzuführen, abhängt. In
keinem der übrigen, unter gleicher Breite und auf ebenso
geringer Erhöhung über dem Meere gelegenen Länder von
Südamerika ist man in der Einführung und Acclima-
tisation fremder Nutzpflanzen so glücklich gewesen als in
Paraguay. Es gilt dieses namentlich von europäischen
Gewächsen, die, wie wol ziemlich bekannt sein dürfte, mit
wenigen Ausnahmen im Tropenklima nicht gedeihen. Un-
ser Gemüsearten entweder zur Unbrauchbarkeit aus, oder
sterben ganz, indem keine Kunst sie aus Samen erziehen
kann. In den meisten heißen Gegenden Amerikas ist die
beste spanische oder portugiesische Rebe so entartet, daß
sie nur kleine, oft ungenießbar saure Beeren trägt, und
in der Provinz Pará bringt sie überhaupt nur dann
Früchte, wenn man sie sorgfältigst gegen die Mittagssonne
schützt. Eher ist Verfeinerung der Pflanzen im umgekehr-
ten Sinne möglich, denn man findet mehre Beispiele
von Gewächsen, welche aus ihrem heißen Vaterlande nach
kühleren gradweiser Acclimatization in ziemlich kühle
Regionen verpflanzt worden sind. Die Moriche und die
Chontapalme, denen die wilden Ureinwohner des Amazo-
nienlandes ungemein viel verdanken, sind nach und nach

von den wandernden Völkern verbreitet worden und fin-
den sich, obwohl eigentlich der heißesten Zone angehörig,
jetzt sogar in den Vorbergen der Anden unter einem ziem-
lich kühlen Himmel einheimisch. Immer mislungen aber
die Versuche, von diesen Bergen den Weizen und die
europäischen Fruchtbäume tauschweise in die heißen Niede-
rungen zu verpflanzen. In Paraguay entwickelt die Na-
tur den ganzen Reichthum einer tropischen Vegetation,
und dennoch wechseln Meierhöfe, wo man allein Zucker,
Kaffee und Cacao cultivirt, mit Feldern voll Weizen, der,
zufolge einigen ältern Schriftstellern, in der Vorzeit in
großer Menge gewonnen wurde. Diese seltene Eigenthüm-
lichkeit des Klimas eröffnet den Paraguayanern ein weites
Feld künftiger Bestrebungen; sie ist gleichsam eine zu je-
der Zeit zahlbare Anweisung auf Reichthum und Macht,
deren Benützung die Blindheit der Regierenden verbot,
die stumpfe Idiotie unterließ. Welche natürlichen, der
Einsammlung allein bedürftige Producte jenes Land außer-
dem enthalten möge, ist wenig bekannt. Der berühmte
Mate oder das Kraut von Paraguay, mit welchem man
vor der Revolution ein um so gewinnbringenderes Mo-
nopol trieb, je weniger noch der jetzt sehr verbreitete chi-
nesische Thee in Südamerika Eingang gefunden hatte, ist
so ziemlich das einzige im Handel erscheinende Product
gewesen. Darf man von Dem schließen, was wir ge-
genwärtig über benachbarte Provinzen von Brasilien wis-
sen, so muß auch in Paraguay noch eine große Menge
wichtiger Erzeugnisse ungekannt oder doch ungenutzt vor-
handen sein. Die großen Forste der Stromufer sind in
keiner Beziehung hinreichend untersucht; denn um die
Aussuchung neuer Hölzquellen bekümmert sich nicht leicht
ein Ercole, indem einem Jeden, zumal im entlegenen In-
nern, die Befolgung der alten und betretenen Bahn als
ein mit Bequemlichkeit verträglich erscheint und Entbe-
hrungen lieber ertragen als Arbeiten zu ihrer Beseitigung
vorgenommen werden.

Sowie das Pflanzenreich durch seine Fülle und, so
weit unsere botanische Kenntniß geht, durch den Charakter
zweier ineinanderlaufenden Zonen sich auszeichnet, so er-
scheint auch die Thierwelt Paraguays unter sehr besondern
Formen, gewissermaßen der zusammengebrängten Wieder-
holung des über den ganzen Continent verstreuten. Ne-
ben den Geschöpfen, welche auch die Niederungen unter

dem Äquator bevölkern, kommen die Bewohner der Grasebenen der außertropischen Landstriche vor. Die geflügelten Heerden von Brüllaffen sehen von den Waldrändern auf die Rudel von Affen herab, die bald nur die Sümpfe, bald aber auch allein die halbsandigen Flächen bewohnen; amerikanische Strauße eilen, vom berittenen Indianer gejagt, über die Ebenen, die von manchem unterirdischen Säugethier verrätherisch unterhöhlt werden; zahllose Fische bewohnen die großen Flüsse und die kleinsten Lachen; aber auch das Krokodill, die Dnse und die Riesenschildkröte leben auf denselben Gefilden. Sie bilden einen Theil der Plagen, von denen kein wärmeres Land befreit ist, einen Theil jener Hindernisse, die, aus der Uppigkeit der thierischen und pflanzlichen Schöpfungen entspringend, der Verbreitung physischer und sittlicher Cultur allerdings mit Mächtigkeit entgegenstehen. Auch in Paraguay kämpft der Mensch mit einer Vegetation, die ihn von Haus und Hofe zu verdrängen sucht, mit den Millionen von Thieren, die, an sich unbedeutend und kraftlos, durch Menge und Zusammenwirken so zerstörend oder hindernd auf Betriebbarkeit einwirken wie der Orkan, der den Fruchtbaum entwurzelt, und der Erdstoß, vor dem der Menschenbau in Trümmer sinkt. Mehr als 20 Arten von Ameisen bewohnen das Land und ihre eine Hälfte verfocht, beraubt, bekriegt den Menschen. Vermitten nehmen Wesen von den Feldern, die sich mit jener fremdartigen, auf unbegreifliche Weise entstehenden Vegetation überziehen, welche in Amerika unmittelbar auf die Cultur eines Landstriches folgt. Republiken von räuberischen Ameisen untergraben die Häuser, zerstören die Bäume und verwüsten die Vorräthe, Thiere, die in einer weit entlegenen Gegend, am Ufer des Solimoens, z. B. in Ega, es vermochten, die Einwohner zum Verlassen ihrer Pflanzungen zu zwingen. Greifen doch gewisse Arten selbst den Menschen an, der ohnehin an andern Insekten genug furchtbare Feinde erkennt. Stachelnadeln und was sonst an blutsaugenden Geschöpfen derselben Familie ein waldbedecktes, häufig überschwemmtes Land erzeugen kann, bilden wie in den meisten ähnlichen Gegenden der neuen Welt eine Plage von hinreichender Stärke, um dem Ungewohnten jeden Lebensgenuss zu verblüthen. Die Dnse zeigt dort eine ungewöhnliche Wildheit und Stärke; denn während der Indianer am Amazonasstrome zu keiner Zeit den Kampf mit jenem Thiere fürchtet, sobald ihm nur eine sichere Lanze zur Hand ist, wagt in Paraguay ein mit Schießgewehr versehen, aber unbegleiteter Jäger den Angriff nicht. Schlangen von großer Gefährlichkeit bewohnen die Wälder und bringen wol gelegentlich selbst in das Innere der Häuser; allein auch Kengger wiederholt die Bemerkung, daß die durch ihren Biß verursachten Unglücksfälle weit seltener sind, als man gemeinlich denkt, daß diese in keinem Verhältnisse zu dem Vorkommen der Reptilien stehen, und daß die meisten von ihnen durch Sorglosigkeit oder Unvorsichtigkeit herbeigeführt werden. Solche minder erfreuliche Bäge im Gemälde der tropischen Natur vermögen indessen noch nicht seine allgemeine Herrlichkeit zu zerstören, stellt der Beschauende sich in den richtigen Gesichts-

punkt. Die Menge der plagenden oder wol auch das Leben bedrohenden Thiere, die Zahl der giftigen Pflanzen und was sonst in warmen Ländern dem Menschen hindernd oder feindlich entgegenzutreten möge, sind das Ergebnis einer nach allen Richtungen wirkenden, in den mannichfachen Schöpfungen sich aussprechenden Kraft; sind die unvollkommenen Gegengewichte der Freuden und Genüsse, zu denen die Natur dort überall einladet, in der Wohlthaten, die sie mit freigebiger Hand dort mehr als andernwärts spendet hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Collier's neueste und ergänzende Nachrichten über Shakespears.

Eine höchst würdige, unendlich reiche und vollkommene Gabe gibt es in der Geschichte der Poesie aller Zeiten, wo jeder jede Aesthetik, sei sie noch so gespreizt, jede Kritik, Unreinheit, mit einem Worte jede literarische Aesthetik, ist noch so grob und anmaßend, freiwillig zurücksetzt und die kleinste Segel streicht — diese Gabe ist Shakespeare. Shakespeare ist derjenige Dichter, den die moderne Kritik noch nicht zu verunglimpfen gewagt hat. Und warum? Ist er der größte, der wahrhaft größte Dichter aller Zeiten, ist er ein Genius, ist, vor dessen Hauptstühlen, vor dessen ungemeinem Blick und tief in alle Herzen eindringendem Blick das lustige Gefindel fürchtet. Die Verehrung Shakespeares mag bei manchem flauen Literaten nur eine Maske sein, sie ist eine notwendige Maske, denn wer es mit Shakespeare verdirbt, der verdirbt es mit dem Genius überhaupt, der Markt dem leidhaftigen Geist den Krieg und hat zum Lohn, daß ihn selbst die einsichtsvolle Welt für einen Dummkopf hält. Für einen Dummkopf gehalten zu werden, ist das Bitterste, was begegnen kann.

Das Einzige, was thörichte Menschen in deutschen Ländern etwa Antishakespeare'sches thaten, war, daß sie diejenigen Schichten anschuldigten, welche sich ganz und innig, vollständig zu einseitiger seiner Verehrung gewidmet hatten. So haben z. B. Lieck sein „Altenglisches Theater“ und seine „Borke“, auch wol sein „Dichterleben“ vorgeworfen; und Franz Horn hat mannschaftliche Unbill zu befehlen und zu erheben, daß wegen seiner ausgeprägten Charaktere in den „Erläuterungen“. Es war vielleicht nur eine stille Bait der literarischen Freibeuter, die sie nicht an dem „Shakespeare“ auszulassen wagten und deshalb an dem unheimlichen Romantiker und an dem berliner Kritiker ausließen. Es wahr, Franz Horn ist in seinen erläuterten Charakteren unter zu sehr zerfloßen und seine Argumente etwa über „Shakespeare“, Malvolio u. A. haben etwas Ermüdendes; es ist falls wahr, daß den Forschungen Ludwig Lieck's über Shakespeare sich sehr Vieles und Mannichsches entgegenstellt, daß er niemals ein unbefangener Ausleger mit dem überkommen kann, was die „Dramaturgischen Blätter“ über Shakespeare enthalten. Aber wahr ist auch im Gegentheil, daß man die ausgezeichneten Männern nicht genug für ihre Forschungen, ernstlichen Bemühungen danken kann. Es ist ausgemacht, daß nie einen deutschen Commentator Shakespeares geben wird, Lieck's Vorreden und Anmerkungen und Franz Horn's Erläuterungen undenkbar. Denn hier findet sich unter dem Superfeinen, was man allerdings als extravagant preisen muß, auch jene wahrhaftige Feinheit kritischer Ermittlung, die unsere ordinären Tageskritiker rasch verachten und die sich den wahren Weg zu universeller Competenz und Samkeit für immer versperrt.

Und so müssen wir es denn als eine besonders lobenswerthe Seite auch der neueren englischen Literatur anerkennen, daß sie sich so emsig mit Shakespeare beschäftigt, und so sehr

unermüdet Kram nachspüren, was zu Klärungen und richtigen Deutungen über ihn und seine Werke verhelfen kann. So ist neuerdings wieder ein hierher gehöriges, sehr wertvolles Schriftchen erschienen, unter dem Titel: „New particulars regarding the works of Shakespeare; in a letter to the Rev. A. Dyce, by I. Payne-Collier“ (London). Dasselbe enthält neue historische und andere Data zu „Richard II.“, dem „Wintermärchen“, dem „Kaufmann von Venedig“, „Bel Lärmen um Nichts“, „Othello“ u. s. w. und enthält Nachrichten von bisher unentdeckten und ungedruckten Schriften Shakespeares. Dazwischen sind interessante Notizen gegeben über damalige Notabilitäten, als Burbage, Part, De Witt, Jordan, Dettler und andere künstlerische und poetische Persönlichkeiten. Die Materialien zu seiner Schrift hat Collier zusammen im britischen Museum in dem sogenannten Ashmolean volume, Nr. 208 und sie führen, wie er berichtet, folgenden Titel: „The books of Plaies and notes thereof etc. for common policie“, und weiter heißt es, sie seien geschrieben von Dr. Simon Forman, dem berühmten Arzt und Chronologen, der zu Lambeth lebte, in demselben Kirchspiel, wo später Elias Ashmole wohnte. Forman war in die Nordkirche des Sir Thomas Overbury mitverwickelt, allein er war vor Beginn der Untersuchung im J. 1611. Das Lob der Kirche zu Lambeth besagt, daß seine Beerdigung am 12. September obigen Jahres erfolgte. Das letzte Datum in seinem „Book of plays“ ist der 15. Mai 1611, sodaß er also ein fleißiger Theaterbesucher war bis kurz vor seinem Tode. Hinzu tritt, der ganz unermutet in einem Boot auf der Themse erfolgte. Er war schon ein renommierter Mann lange vor seiner Verbindung mit Lady Essex, und erregte die Aufmerksamkeit eines großen Theils der londoner Ärzte und Praktiker dadurch, daß er den Kranken oft unentgeltlich und unangesehen seinen Beistand leistete, wie auch den Leuten die Krankheiten heilte. Die Worte „for common policy“ auf dem Titel von Forman's Buch muß man nicht so verstehen, als ob sie ein polizeiliches bedeuteten. Es besagen nur, daß diese Bemerkungen über Theatervorstellungen, denen Forman beizugibt (also eine Art Dramaturgie), zu einer Klugheits-Kenntnis führen (a lesson of prudence or policy) für das gewöhnliche Leben dienen sollen.

Forman's erste Bemerkungen beziehen sich auf das Stück „Richard II.“, das er im Globe am 30. April 1611 vorstellten sah. Er erwähnt aber Charaktere und Ereignisse, die in dem Shakespeare'schen Stück dieses Namens gar nicht vorkommen, z. B. Tod Straw, den Herzog von Irland u. a. Er spricht auch von einer verrätherischen Hinrichtung, die Richard II. bei Gelegenheit eines Banketts an einigen Edeln verübte, auf ähnliche Weise, wie der Mord des Hastings und seiner Freunde in „Richard III.“ Hieraus läßt sich leicht schließen, daß dies anders als Shakespeare's Stück war, obgleich es von seiner Gesellschaft aufgeführt wurde. Die nächste Note betrifft das „Wintermärchen“, welches Forman am 15. Mai ebenfalls im Globe spielen sah, in demselben Jahr, wo dies Stück nach Forman's Meinung als eine Novität auf dem Theaterrepertoire kam. Es finden sich bei ihm darüber sehr treffende Bemerkungen, sowohl über den Gang des Stückes selbst, als die darstellenden Personen. Auf dieselbe exacte Weise sind „Cymbeline“ und „Macbeth“ beurtheilt. Auf Grund der dramaturgischen Bemerkungen Forman's über diese Stücke vermuthet Goldsmith, daß nicht blos „Cymbeline“, „Macbeth“ und das „Wintermärchen“ unabweisbare Producte aus Shakespeare's reifem Geiste, sondern auch das weit früher datirte „Richard II.“ erst nach seinem Tode wurde, nachdem er bereits in gar keiner Verbindung mit der Bühne stand. Gewiß ist es, daß Burbage, unter den damaligen Darstellern ohne Zweifel der größte, in jenen Jahren allen die Hauptrollen spielte. Collier erwähnt zum Beweis eines Gedächtnisses auf den Tod jenes ausgezeichneten Schauspielers, worin zwölf Shakespeare'sche und acht Charaktere aus seinen Dramen aufgezählt werden, welche man nach dem Ableben

desen, der sie am würdevollsten darzustellen vermochte, als verwaist betrachten könnte. Darin heißt es unter Anderem:

No more young Hamlet, though but scant of breath,
Shall cry revenge for his dear father's death;
Poor Romeo never more shall tears begot
For Juliet's love and cruel Capulet;
Harry shall not be seen as king or prince,
They died with thee, dear Dick —
Not to revive again. Jeronimo
Shall cease to mourn his son Horatio.
They cannot call thee from thy naked bed
By horrid outcry; and Antonio's dead
Edward shall lack a representative,
And Crook-Back, as befits, shall cease to live;
Tyrant Macbeth, with unwashed bloody hand,
We vainly now may hope to understand etc.

In Hinsicht auf die Charaktere, welche Burbage vorstellte, ist gleich die erste Zeile merkwürdig und beweist, daß die Worte der Königin während des Gesichts mit Laertes: „er ist fett und kurzathmig“, eine persönliche Beziehung auf Burbage's Corpulenz hatten. Von dem Verf. jener Elegie erfahren wir ferner, daß Burbage von kleiner Gestalt war:

Thy stature small, but every thought and mood
Right thoroughly from thy face be understood.

und es finden sich einige Strophen in dem alten Stück: „The first part of Jeronimo“, in welchem Burbage ebenso wie in der „Spanish tragedy“, die eigentlich den zweiten Theil des „Jeronimo“ bildete, welche besagen, daß die Rolle des Heilen für einen Mann von kleiner Statur geschrieben war. Die Stelle in dem Gedicht:

They cannot call thee from thy naked bed
By horrid outcry

ist einer wohlbekannten und oft citirten Stelle aus der „Spanischen Tragödie“ entlehnt, wo Jeronimo von dem Gescheh der Desolamperia aus dem Schlaf erwacht und in die Worte ausbricht:

What outcry calls me from my naked bed,
And chills my throbbing heart with trembling fear.

Der Vers: „Tyrant Macbeth, with unwashed bloody hand“, verdient Beachtung im Vergleich zu dem, was Forman über die Vorstellung dieses Stückes sagt, daß, „als Macbeth den König Duncan ermordet hatte, das Blut von seinen Händen durch kein Mittel abgewaschen werden konnte“. Dies könnte vielleicht Veranlassung geben, in den Exclamationen Macbeth's nach der That einige besetzte Stellen zu vermuthen; denn sowie wir jetzt das Stück haben, bezieht sich auf jene Bemerkung Forman's nur der Ausruf der wahnsinnigen Lady, welche klagt, daß von ihrer kleinen weißen Hand das Blut nimmer abtiefen will. Die den Othello betreffende Stelle der Lobredelegie:

The griev'd moor, made jealous by a slave,
Who send his wife to fill a timeless grave,
Then slew himself upon the bloody bed,

gibt ferner Aufschluß, wie Burbage diese Scene im „Othello“ zu geben pflegte. Er warf sich nämlich, nachdem er die That an sich selbst verübt hatte, auf das Bett der Desdemona, und sank nicht (wie spätere Darsteller noch heute, wahrscheinlich aus einem gewissen Euphemismus, der aber hierher nicht paßt, zu thun pflegen) an der Seite des Lagers nieder. Burbage that Recht, daß er sich ganz streng nach den Worten des Dichters richtete, die er dem Othello in den Mund legt:

I kill'd thee, ere I kill'd thee: — no way but this,
Killing myself to die upon a kiss.

Das Deutsche: „Im Ruch zu sterben“, brüht die unnachahmliche natürliche Echtheit des „upon a kiss“ beileben nicht aus. In Bezug auf eine andere Stelle der Elegie, wo es heißt:

And his whole action he could change with ease,
From ancient Lear to youthful Pericles

bemerkt Collier, daß schon diese Zusammenstellung von Lear

und Veritas diejenigen, welche an der Echtheit des letztern Stücks zweifeln, eines Andern belehren könnte. Er seinerseits habe nie daran gezweifelt. (Das kann auch Niemand mehr, der mit Shakespeare's poetischer Eigenthümlichkeit irgend vertraut ist.)

Da wo in dem mehrerwähnten Gedicht von Burbage als Epylos die Rede ist, wird dieser der „redhaired Jew“ genannt. Dies bezieht sich darauf, daß zu jener Zeit die Rolle des Epylos nie anders als in rothem Bart und dergleichen Verkleidung gespielt wurde, und das in der Absicht, um den Zuschauern gleich von Haus aus gegen den verhassten Juden mehr Absehen einzuschießen. Wie viel Gewicht man übrigens damals auf die Beschaffenheit des Bartes und Haars beim Schauspieler legte, zeigt ja schon der Auftritt der Käpel im „Sommertraum“, wo der eifernde Bettler sich einigermaßen in Verlegenheit befindet, ob er des „Perkessens Natur, eines Tyrannen Natur“ im rothen oder im blauen oder im strohgelben Bart darstellen soll. Nach Burbage's Tod (in den J. 1619 oder 1620) findet sich von einer Vorstellung des „Kaufmanns von Venedig“ keine Spur, bis Lord Landdowne das Stück im J. 1701 mit Veränderungen wiederauslegte. Und so sehr scheint damals (1664) Shakespeare's herrliches Product in Vergessenheit gerathen zu sein, daß Thomas Jordan aus demselben eine Ballade machte und diese ohne Weiteres als eine Originalgeschichte in demselben Jahre in seinem „Royal arbor of loyal poesie“ (es war damals eine sehr lokale Zeit) abdrucken ließ. In derselben Sammlung bediente er sich auch der Entwürfe von „Biel Lärmen um Nichts“ und dem „Wintermärchen“, welche Stücke beide wahrscheinlich ebenfalls eine Reihe von Jahren brach gelegen hatten, vielleicht wegen des gänzlichen Verfalls der englischen Bühne um das J. 1642, wo alle Repertoires in Ruhestand versetzt waren. Dieser Umstand entging bisher fast gänzlich der Aufmerksamkeit der Kritiker, und Jordan durfte sich deshalb mit der Geschichte des „Kaufmanns von Venedig“ so große Freiheiten herausnehmen, daß er unter Andern die Rolle der Portia, wie sie als „weiser Richter“ über den harten Juden erscheint, gar nicht dieser, sondern der Tochter des Juden zuertheilte. Diese ist es in dieser verballhornten Bearbeitung, welche den Antonio liebt. Jordan redet ausführlich von dem rothen Bart und sonstigem Kostume des Epylos und dies wahrscheinlich mit um so größerem Interesse, da er vor der bühnenlosen Periode der Puritaner selbst Schauspieler gewesen war, obgleich er wol kaum Burbage hatte spielen sehen. Dergleichen Balladen, wie Jordan's, wurden in jener Zeit, wo alles Schauspiel verboten war, wahrscheinlich häufig und auf großen Bogen gedruckt und sie mußten dem Volk ein ärmliches Surrogat für die verschlossene Bühne sein. Der „Royal arbor“ von Thomas Jordan enthält übrigens unter mehreren Puppenpielen und Bruchstücken davon, Balladen und Dialogen für Stadtfeste, auch einige Reden an General Monk bei seiner Ankunft in London gerichtet. Es findet sich darin auch ein Prolog und Epilog zu Jordan's verlorenem Drama: „Love had found his eyes or distractions“. Ferner ein Prolog zu einem unbekannten Lustspiel: „The Florentine Ladies“, ein gleicher zu Daborn's „Poor man's comfort“ und verschiedene dramatische Fragmente, welche beweisen, daß in Red-Ball und andern Theatern kurz vor der Restauration gespielt wurde. Von Jordan's Leben ist wenig oder nichts bekannt. Er hat aber eine „Grabsschrift auf sich selbst“ hinterlassen, woraus wir wenigstens so viel erfahren, daß er ein böses Weib gehabt hat. Die Grabsschrift lautet:

May read and spare not, Passenger,
My sense is now past feeling,
Who to my grave a wound did bear
Within, past physic's healing.
But do not, if thou mean to wed,
To read my story tarry,
Lest thou envy me this cold bed,
Rather than live to marry.

For a strong wife with a low will
(Worst of all the devils)
Made me grow weary of my life,
So I fell sick and died.

Von den 30 bisher größtentheils ungedruckten und bekannten Balladen, deren Collier erwähnt, bezeichnen wir einige: „The fight of Flodden“, von J. Deloney, eben in dessen „Jack of Newbury“, aber mit Zusätzen in Manuscript. — „Robinhood and the pedlar“ (Daufer), eine sehr gute Ballade, ungedruckt. — „Fair woman overthrow“, von Deloney, durch alle Berse verständig mit den bisherigen Abdrücken verschieden. — „The fair maid from Scotland“, von Shawe. Die Scene spielt zur Zeit Edward I. Ungedruckt. — „The cruel uncle“, anonym. Es ist die Ballade von „dem Rindlein im Walde“, mit wesentlichen Veränderungen. — „Robinhood and the tanner's daughter“, von J. Fleming. Ungedruckt. — Endlich erwähnt der Herausgeber noch das Manuscript eines Gedichtes von Deller, welches die eigenhändigen Bemerkungen des Verf. über dessen Leben oder vielmehr Verwerfung beigefügt sind. Er hatte es einem reichen Patron zugewidmet, der nichts davon wollte. Er besagt sich über die „frontispicious epigrams“ (ein Paar gute Wörter), womit dergleichen aufgehoben hat auf den Dichter herabschauen, tröstet sich jedoch, wie man in solchen Fällen freilich thun muß, mit seinem Gedächtniß. Das Gedicht führt den seltsamen Titel: „Paul, his Triumph, or a new Walk there up the steps, where better musicke is heard then in the Middle lane, and the Confusion of Languages.“

Notizen.

Nach amtlichen Berichten betrug der Gesamtwert im J. 1835 nach Rußland eingeführten Waaren: 244,857,944 bei Dec.-Ass., mithin 5,012,217 Rubel weniger als der Werth der ausgeführten Waaren war: 287,640,246 Rubel, also 4,777,827 Rubel weniger als 1834. Die Zollämter beliefen sich 1835 auf 79 Millionen Rubel, mithin auf 2 Millionen weniger als 1834. Das Deficit entsprang hauptsächlich aus dem Mangel an Getreide und rohen Erzeugnissen im innern Rußlands und aus der verminderten Einfuhr von Wein. Auch sind die Zollabgaben für mehr Waaren, z. B. russische und ungarische Weine, die finnländischen Erzeugnisse vermindert worden. Der Ausfall in der Zollinnahme betrug nur bei dem petersburger Zollamt statt, wogegen die übrigen Zollämter eine geringe Mehreinnahme hatten.

Das Journal des kais. Ministeriums des Innern bringt die Notiz, daß die Duna 1000 Werst lang und von der Quelle bis an die Mündung in die Ostsee 10 Flüsse auf, die mit dem Dnjepr künstlich verbunden und jetzt durch ihre Verbindung mit den großen Seen, der Wolga und dem Caspischen Meer vorzubereiten. Die Schifffahrt auf der Duna und ihren Nebenflüssen beschäftigt jährlich 4354 Boote und Flüsse, und 12,250 Menschen, und transportirt Waaren für 27,400,000 Rubel Werth.

Die Zahl der Unterrichtsanstalten Rußlands, die unter Leitung des Ministeriums für den öffentlichen Unterricht stehen, betrug Anfang April 1835 1663. Davon sind gegen 400 von dem Kaiser Nikolaus seit seiner Thronbesteigung gegründet. In den Jahren 1833, 1834 und 1835 entstanden 213 neue Anstalten, darunter die Blabimsk-Universität zu Kiew. Die Anzahl der Schüler vermehrt sich in den öffentlichen Schulen jährlich um 6000.

Nach den von der Direction des Schatzkammeramts in Dorpat bekanntgemachten vollständigen Listen waren im J. 1836 in Estland: 69 edle Schäfereien mit 40,104 Schafen, in Estland 100 dergleichen mit 44,768 Schafen.

literarische Unterhaltung.

Sonnabend,

Nr. 247.

3. September 1836.

Wie nach Paraguay in den Jahren 1818—26 von
J. A. Kengger. Aus des Verfassers handschrift-
lichem Nachlaß herausgegeben von A. Kengger.

(Fortsetzung aus Nr. 244.)

Wie in andern Colonien Amerikas zerfallen die Be-
wohner Paraguays in die Classen der Ureinwohner, der
Indianer und der Kasten. Dieselben traurigen Erscheinun-
gen, welche der kupferfarbene Menschenstamm in Bezug
auf physische Organisation und seine rasch fortschreitende
Entwicklung den meisten neuern Reisenden geboten hat,
sind auch in Paraguay sich klar zu Tage. Auf die ver-
schiedenste Weise aufgefaßt, von Vielen versuchsweise, doch
nie genügend erklärt, werden sie noch Gegenstand
der Vermuthung und Untersuchung bleiben, wenn lange
noch die Urvölker Amerikas, aus der Wirklichkeit verschwun-
den, einem fremden Stamme den unbeschränkten Besitz ih-
rer Ländereien überlassen haben werden. Dem unerbitlich
ist ihm während der Verhängnisse unterliegt der Indianer
stamm, der einem sehr verschiedenen Zweige angehört, und
der Guarani, dessen bis unter dem Aequator herrschende,
hat im Idiome der peruanischen Cocamas angeordnete
Sprache von frühern weiten Wanderungen zeugt und
Paraguay als Wiege der größten Hälfte der Bevölkerung
seinen läßt, die über das tropische Südamerika ver-
breitet ist. Wo irgend der Weiße festen Fuß gefaßt hat,
ist vor ihm der Indianer der neuen Welt. Auch in
Paraguay ist dieses in schreckendem Grade erfolgt; denn
die Geschichtschreiber dieses Landes zählen eine Menge
Indianervölker auf, die heutzutage selbst dem Namen
unbekannt sind. Daß Tausende in kurzer Zeit zu
Tode gelangt sein müssen, tritt auch dann noch als
einstimmige Wahrheit hervor, wenn man dem Zeugnisse der
Europäer nur im beschränkten Sinne Einfluß auf
die Bevölkerung gestattet, indem man sich erinnert, daß
Angaben selten in den frühesten auf Amerika bezüg-
lichen Werken zuverlässig sind, daß Leichtgläubigkeit und
Vorurtheil mit den Sprachen und Sitten der Urein-
wohner mancher große Mißverständnis veranlaßt, bisweilen
die Erödtung von ganzen Völkern geführt haben.
Auch selbst seit Azara's Zeiten die Abnahme der In-
dianer in Zahlen nachweisbar. Nachdem schon damals,
um 20 Jahre nach Vertreibung der Jesuiten, die Lan-
de aus den einstigen Missionen um mehr als ein Drit-

theil vermindert gefunden wurden, scheint jetzt etwa die
kleinere Hälfte übrig zu sein. Der Flächenraum der Or-
densbesitzungen war bekanntlich größer als der Theil von
Paraguay, dem die weltliche Regierung besaß, und nur
mit Indianern erfüllt. Gegenwärtig liegt dieser Landstrich
verödet, denn die schwachen und demoralisirten Reste der
kupferfarbenen Bevölkerung, welche dem Drucke der bür-
gerlichen Regierung, den Kämpfen der Revolution und den
Streifzügen des berüchtigten Artigas entkamen, vermögen
kaum noch einige ärmliche Flecken zu erfüllen. Stumpf,
wie überall anders, wenn das Unglück auf ihm lastet,
unfähig eines jeden kräftigern Versuches zur Rettung oder
zur Verbesserung seiner Lage, ergibt der Indianer am Pa-
raná sich dem unabwendbaren Schicksale. Nur die wilden
Stämme versuchen hin und wieder dem Verhängnisse zu
widerstehen, meistens aber auf eine Art, die dasselbe nur
beschleunigt. Paraguay ist arm an civilisirten Indianern,
nur das nie eroberte Chaco, von jeher mit vielen Völfer-
schaften erfüllt, besitzt noch jetzt bedeutende Zahlen von
Eingeborenen, die zum Theil mit den weißen Paraguayern
im ununterbrochenen Kriege, bisweilen auf den Flüssen
ebenso die Piratenrolle spielen, wie die Mucos auf dem
Madera und Amazonas, und in den Brasilien der
Nordgrenze, die zu allen Zeiten nur schlechte Nachbarn
der spanischen Colonisten waren, willfährige Helfer finden.
Der spanische Creole trägt mit geringen örtlichen Verän-
derungen überall denselben Charakter, und zeigen sich Ab-
weichungen in seinem Wesen, so ist dies nur in großen
Städten möglich. Der Colonist des Innern, der Wald-
bewohner, der aber nicht wie in den Vereinigten Staaten
der nützliche Vorläufer der Civilisation, sondern vielmehr
der eifrige Bewahrer alter Barbarei ist, gleicht sich in Be-
zug auf Religion und überhaupt moralischen Charakter
im Innern von Peru, Paraguay, Colombia und Cuba.
Überall treten gewisse nationale Fehler, wenn auch manche
der ästhetischen Umstände ihrer Entwicklung ungünstig schei-
nen, gleich stark hervor. Das hartklingende Urtheil eines
ehemaligen spanischen Gouverneurs, „Paraguay scheint das
einzige bei der Sündflut vergessene Land zu sein“, möchte
auf die Masse der Bevölkerung so gut im Norden als
im Süden des Aequators passen. Was man von der
Verpflanzbarkeit des Menschen als einem, seiner schönsten
Charaktere sagen mag, scheint in Amerika Beschränkung

zu erleiden; denn daß der weiße Menschenstamm, nach den Tropengegenden dieses Welttheils verlegt, physisch und moralisch stets zurückgegangen sei und bei jedem neuen Versuche noch heutzutage denselben Einflüssen unterliege, dieselbe Veränderung erleide, ist eine gegründete, freilich aber wenig tröstliche Bemerkung. Auch Rengger sammelte in dieser Beziehung, durch Zufall keineswegs mehr begünstigt als andere Reisende, sehr unersreuliche Erfahrungen. Spielen, Trinken, Wollüste und Müßiggang und die Verwendung der zufällig erworbenen, aber nur selten vorkommenden besseren Kenntnisse zur Erreichung verbrecherischer Zwecke bilden die Beschäftigung der sogenannten höhern Classen von Paraguay. Der gemeinere Mann ist in Roheit versunken, und leicht ist es, in ihm, „dessen ganze Ambition es ist, ein wohlgeädumtes Pferd zu besitzen, dessen höchstes Glück auf Erden darin besteht, die auf eine kirchliche Feier folgenden Tage in Spiel und Trunkenheit zu verbringen“, den Landmann Südamerikas zu erkennen. Vielleicht befand sich die Bildung der Masse in keinem der übrigen Staaten Amerikas, es wäre denn auf den Pampas von Buenos Ayres, als die Revolution ausbrach, auf einer so niedrigen Stufe wie in dem vernachlässigten Paraguay. Dennoch haben aber auch diese ganz kenntnißlosen Menschen geglaubt, eine Republik gründen zu können, sie, die der Mehrzahl nach nur in der Guaraniensprache sich fließender auszudrücken im Stande sind und deren Repräsentanten, bei der Errichtung des schnellvergänglichen Schattenspiels der neuen Staatsform, genöthigt, den fremden Begriff des Wortes Freiheit zu definiren, nach mancher Verlegenheit denselben endlich für gleichbedeutend mit „Glaube, Liebe, Hoffnung“ erklärten. Vergleichene Dinge sind jedoch in Südamerika nicht selten; denn noch vor wenig Jahren hat es sich begeben, daß im Congresse von Peru ein Mitglied in größtem Zorn geriet und gegen einen Redner sich die größten Äußerungen erlaubte, weil dieser in einer schwülstigen Gedächtnisrede einen der verstorbenen Staatsmänner mit dem Namen eines peruanischen Brutus belegte, der unglücklicherweise für ein gleichklingendes, pöbelhaftes Schimpfwort der spanischen Sprache genommen worden war. Dies sind die Menschen, in deren Hand das Schicksal eines großen Welttheils liegt, dem an Herrlichkeit kein anderer gleichkommt! Im Ubrigen hat die Ähnlichkeit des Klimas und die Entwicklung derselben localen Ursachen die Bewohner des weit entlegenen und isolirten Paraguay auf dieselben Erfindungen, kleinen Künste und die häusliche Einrichtung gebracht, die der Creole im Norden des Äquators übte. Der Ackerbau und die ländlichen Beschäftigungen gleichen sich bis in ihre Einzelheiten, und die sichtbar treue Zeichnung, welche Rengger von einem paraguayischen Landhause gibt, könnte, unbeschadet der Wahrheit, ebenso gut die Unterschrift Pato in Cuba, oder Rancho in Mexico tragen.

Paraguay ist sehr begünstigt durch seine geographische Lage und seinen Reichthum an den mannichfachsten Producten; deren Zahl ohne große Mühe bedeutend vermehrt werden könnte, hinderte nicht den Eingeborenen ein hart-

ndiges Halbar am Herkömmlichen und die Überzeugung von der eignen Vortrefflichkeit an der Annahme des Bessern. Als natürlicher Handelsweg steht die doppelte Straße des Paraguay und Paraná in den südlichen Gegenden Südamerikas unübertroffen da. Nicht zu vermöchten, die Producte der reichen Ufergegenden schnell und bequem auf jenen großen Strömen des atlantischen Meer zu erreichen, sondern auch Bolivia könnte in der Reg der wunderbaren Verbindungen gezogen werden, zu denen sich fast überall die herrlichste Gelegenheit bietet. Der Pilcomayo, den seit dem 17. Jahrhundert Rengger in seiner ganzen Länge sah, verspricht einen Weg in die Nähe des allbekannten Potosi, und wahrscheinlich die Zukunft Verbindungen zwischen ihm und den andern Confluenten des Paraguay, vielleicht selbst den mit den Armen des Madeira durch jenes System von periodischen Seen und Flüssen finden lehren, deren ganz widerstehende Beschreibungen beweisen, wie ungelannt die Länder der Chiquitos und Chaco noch immer sind. Später mündet sich der Rio vermejo ein, der Tacuma, Salta und Tarija mit dem Ocean vereinen könnte, dessen fruchtbare Gestebe einst die Erbauer eines wieder verschwundenen Fleckens (Guabacazar, angelegt im Jahre 1628 — 35) für die herrlichsten Gesandten erklärten, die ihnen, den Wiegewandern, vorgekommen waren. Im Norden steht Paraguay seine zwei großen Ströme mit den innern Provinzen in Verbindung, die aber durch politische Beschädigung und Mangel des Unternehmungsgelstes, der die Nordamerikas auf ihren Flüssen in die Einsiedeln fernem Westens führte, gehindert wird. Leicht könnte der Brasilier von Cupaba und Goyaz auf den Flüssen von Buenos Ayres zu erscheinen, und selbst die weit entfernten Provinzen am Amazonas, Rio negro und Orinoco könnten sich mit Paraguay in Berührung setzen, indem nur Trageplätze von unbedeutender Breite die Schiffahrt Quellenflüsse des mächtigen Tapajos, den man in neuen Zeiten viel besuchte, und des Paraguaystromes trennen. Im Osten bietet der Paraná ein gleiches Mittel, um die entferntesten Völker zu nähern, und jenseits der Grenze Paraguays strömt der Uruguay durch einen der mildsten, von der Natur mit unbeschreiblicher Vortiefe gesegneten Landstrich. Selbst die hülfbedürftigen, durch eigene Mittel nie civilisierbaren südlichen Provinzen der argentinischen Republik entbehren nicht ganz diese ungenutzten, aber vielversprechenden Wasserstraßen, denn kurz vor Derbrihoffer's Zeltten wurde mit Erfolg, indeß nur einmal versucht, auf dem Steppenflusse Rio tercero bis in die Provinz Cordova vorzubringen. Von allen diesen Segnungen hat der Bewohner jener Gegenden nur selten und geringen Gebrauch gemacht, und trägt nicht so, so ist die Zeit noch sehr entfernt, in welcher Vertriebsmittel, bessere Sitte und Bürgerthum auch sie beglücken und jene düstern Wolken der Barbarei verjagen werden, die undurchsichtig auf den schönsten Theilen der neuen Welt gelagert sind.

(Der Beschluß folgt.)

Geschichte der Kämpfe Frankreichs in Italien unter Ludwig XII. von Blois. Havemann. Auch unter dem Titel: Geschichte der italienisch-französischen Kriege von 1494—1515. Zweiter Theil. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 1835. Gr. 8. 2 Theile.

Was wir in unserer frühen Anzeige lobend von dem Band gesagt haben, können wir mit gutem Gewissen auch auf diesen Band ausdehnen; und was wir anmerken möchten, wird durch die größern Schwierigkeiten mit der Darstellung der Begebenheiten seit 1493 vermehrt, aufgewogen. Denn diese häufen sich nicht allein mannichfaltig, sondern auch auf die verwirrendste Weise die Politik wird so launenhaft wechselnd, so künstlich verwickelt, daß der Leser mit diesen Mischgrissen der Fiktion ein Gefühl empfindet etwa dem gleich, mit welchem wir einen großen Porcellanbeschlag zerbrechen oder Ball spielen würden. Wenn irgend, so hieß es damals mit dem Ausdruck des römischen Volkes, *plebs tantum reges, plebs tantum Achivi*.

Da der erste Theil ein selbstständiges Werk anzeigt, weniger es dafür zu nehmen berechtigt, so wäre es vielleicht gewisser, den Leser mit dem Zustand Italiens, der Vertheilung der Staaten unter einzelne regierende Familien, mit den Partisanen, mit den wichtigsten der handelnden Personen, wenigstens oberflächlich etwas bekannt zu machen; denn ohne diesen Band zur Hand ist dies nicht leicht. Wir empfehlen diesem Zweck als sehr passend die wenigen hierher gehörigen Auszüge aus Herrens „Handbuch der Geschichte des europäischen Mittelalters“. Besonders würden die Verhältnisse der italienischen Staaten, wie Florenz, Venedig, Pisa u. s. w., und gegen sich vorauszuschieben gewesen sein, da einzelne Vorgänge sich nur daraus erklären lassen. Es hat dem Verf. viel Mühe gekostet, sich durch den Wirrwarr jener Politik, ihrer Verbindungen und Gegenverbindungen, jener Kriege, Künste, jener Beträge und Zerbrüche hindurchzuarbeiten, und manchmal sieht man diese Mühe wol durchschimmern, wenn es auch kein Lob ist, hier auch kein Tadel sein soll. Der Verf. ringt mit dem nicht spröden, sondern ganz zerbrochenen Stoff; er kämpft zwischen Vollständigkeit und leichter Verständlichkeit; aber er neigt sich zu sehr auf die Seite der Vollständigkeit, als daß ein nicht sehr geübter und aufmerksamer Leser nicht manchmal den Faden verlieren sollte.

Die Ausnahme Karl VIII. von Frankreich spielen alle Vorfälle des vorigen Theils mit in diesen herüber. Zum Grunde der Geschichte Papst Alexander VI. mit seinem schändlichen Sohn César Borgia, der durch eine Flasche Gift, welche der Cardinal Adrian bestimmt ist und aus Verwechslung der Papst und ihm selbst eingeschenkt wird, Erbkern vererbt (1503), sich selbst aber dem Tode sehr nahe bringt. Bei den damals so häufigen Vergiftungen wird man an die berühmte Giftschicht Decusa zu Claudius und Nero's Zeit erinnert, von der Tacitus (Ann. XII, 239) so trefflich sagt: *inter instrumenta regni habita*. César starb 1507 als König in Spanien. Man unterschied beide, Vater und Sohn, in dem Sprichworte: Alexander that nicht, was er spricht, César spricht nicht, was er that. Als César seinen Bruder ermordet und in die Aiber geworfen hatte (ein Holzhaufen, der, bei seinem Hange am Fluße wachend, die Sache bedeckte, daß er bereits mehr als 100 Leichen während der Nacht habe in den Strom werfen sehen), bot der Papst ihm auf, nach der Erde zu fischen, worauf die Römer sich lustig setzten, er sei Petri würdiger Nachfolger, nur daß er die Fische fische. Der unglückliche Hebräer, König von Neapel, tritt von der Bühne, indem er abermals um Land und Reichthum kommt; aber die beiden Eroberer des Landes, der Letzte der Gerechtigkeit handelnde Ferdinand der Katholische von Ara-

gon und der großartige Ludwig XII. von Frankreich, spielen sich über die Beute und der Erbkern, dessen Fortfall durch den großen Capitain Gonzalvo besser wahrgenommen wird, will seinen Mitbesitzer. Den Urheber der Kriege in Italien, Lodovico Moro, sehen wir jetzt in seine eignen Schlingen fallen, sein Herzogthum Mailand verlieren, zwar noch einmal wiedergewinnen, aber dann für immer mit dem Kellergesängnisse zu Tode in Frankreich vertauschen. Nach 10 Jahren (1513), als Ludwig XII. durch Spanien und England im eignen Lande des Kampfs wurde, als Maximilian und sein Enkel Karl sich rüsteten, ihm mit Hilfe der Schweizer Burgund wegzunehmen, dachte Ludwig daran, den Noth wieder nach Mailand zu schicken, um sich mit diesem einzigen Manne seiner Feinde zu wehren. Er ließ ihn aus seinem lichtlosen Gefängnisse hervorholen; aber dies Übermaß des Glücks konnte Jener nicht mehr ertragen und starb wenige Tage darauf (S. 444), und sein Sohn Maximilian konnte sich in Mailand nicht erhalten.

Es that weh, den ritterlichen Kaiser Maximilian I. eine so klägliche Rolle in diesem Schauspiele spielen zu sehen. Er kommt bei Allen zu spät, bricht Alles in der Mitte wieder ab, hat niemals Geld, wo er es am nöthigsten braucht, weil seine Gutmüthigkeit es immer verschleubert, wenn er dessen hat. Der Verf. hätte die satirische Medaille der Venetianer auf ihn noch anführen können, die ihn in Anspielung auf seinen vergeblichen Zug zur Kaiserkrone auf einem Krebse reitend mit der Unterschrift: *Tandimus in Latium* vorstellt. Nur durch die bekannte Spornschlacht bei Guinegate (1513) bringt er sich bei dem Leser wieder etwas in Credit. Wieviel von Maximilian's Mißgeschicken eigne, wieviel fremde Schuld war, dürfte ein mit den neuern Hilfsmitteln ausgestatteter Biograph dieses Kaisers zu untersuchen haben; und es ist wahrhaft zu verwundern, daß sich in den 50 Jahren, seit Begreifung seiner für jene Zeit recht brauchbare Biographie dieses Kaisers schrieb, noch kein deutscher Historiker wieder an eine umfassende Lebensbeschreibung dieses unendlich interessanten Mannes, der so recht eigentlich in sich den Übergang vom Mittelalter zu einer neuern Zeit repräsentirt, gewagt hat. Der berühmte Freiherr von Hornay hatte lange dazu gesammelt, ist aber jetzt von den Archiven, aus denen Niemand vorbereiteter und nützlicher als er hatte schöpfen können, zu entfernt, als daß jetzt noch eine Hoffnung zur Bewirkung früherer Zusagen wäre.

Eine kräftige Erscheinung war Alexander VI. zweiter Nachfolger, Papst Julius II. (Rover). Übereinstimmend mit Leo und Rante wird seiner äußern, scheinbar sehr zweideutigen Politik der großartige und wahrhaft nationale Gehalt als Feste untergelegt: Italien von den Fremden zu befreien. „Julius II.“, heißt es S. 323, „hatte nur einen Wunsch seines Lebens; er war auf die Freiheit Italiens gerichtet. Das schöne, reiche Land, die Schule der Künste und Wissenschaften, die Wiege großer Staatsmänner und Feldherren, der Sitz der geistlichen Macht, es sollte nicht, wie die verkaufte Waag, dem Willen der Fremdlinge dienen. War Mailand gestürzt, das unabhängige Herrscherhaus in Neapel vernichtet, war Venedig zu lausmanisch in seinen Interessen, um, statt nach Erweiterung der eignen Macht, nach der Selbstständigkeit des Vaterlandes zu streben: so fühlte der heilige Vater in sich den Beruf, für die Freiheit seiner Heimat zu werben und zu ringen.“ In diesem Sinne leitet er selbst trotz seiner Würde, trotz seiner Kränklichkeit, des fünf Fuß hohen Schnees und des Abnehmens der um seinen Ruf besorgten Cardinale die Belagerung des von Trivulcio vertheidigten Mirandola (1511), das sich endlich auch ergeben muß. „Sonderbarer Kauf der handelnden Personen!“ ruft der Verf. aus; „während der junge, kräftige, von früh auf in den Waffen geübte Ludwig XII. friedlichen Beschäftigungen in Frankreich nachhing und die Führung des Krieges seinen Hauptleuten überließ, während der sonst immer kampfbereite Maximilian sich mit seiner Geistlichkeit über die Zusammenberufung eines Concils beriet, sah man den stattlicher Christ, einen vom Alter gedungenen, kranken, weislich

*) Über den ersten Theil berichteten wir in Nr. 175 d. Bl. f. 1294. D. Red.

ergriffenen Muth, gegen eine schreckliche Stadt im Feste liegen“ (S. 281). Er schloß einmal die Schürze des heiligen Petrus in die Ähre geworfen haben, um desto rührender das Schwert des Kerkers führen zu können.

Gemeiner berührt diese Geschichte Markskind's Sohn, Herzog Philipp, der 1506 als König von Castilien starb, als Gemahl der spanischen Johanna, als Schwiegersohn des katholischen Ferdinand von Aragon. Aber die Art seines Todes und einen Verdacht, der auf seine Gemahlin selbst fiel, schweigt der Verf. als nicht hierher gehörig. Aber während ist es, wie Johanna um den Tod trauert. S. 294 heißt es:

„Es war am 25. Sept. 1506, daß der schöne, 25jährige Herzog der Liebenden Juana, die ungeachtet der Unruhe, mit welcher er ihr lohnte, nicht von ihm lassen konnte, durch den Tod entzissen wurde. Die Unglückliche konnte sich von der Leiche Dessen, der sie im Leben durch sanften Übermuth tief getränkt hatte, nicht trennen. Jahrelang trug (?) sie auf allen Reisen den Sarg mit sich, betete und weinte über ihn. (Es ging die Prophezeiung einer alten Gallicerin in Erfüllung, daß der Erzherrzog in seinem Königreiche Castilien länger todt als lebendig umherreisen werde.) Erst spät konnte sie bewegen werden, die kalten Überreste ihres Gemahls in der Gruft von Granada beisetzen zu lassen. Aber auch so fand ihre trauernde Seele keine Ruhe. Als auf ihr Gebeth der Bischof von Burgos den Sarg wieder ausgraben und öffnen ließ, kniete sie vor ihm nieder, beschaute und betastete die Leiche mit Emsigkeit und Fleiß, um sich zu überzeugen, daß wirklich die geliebte Hülle vor ihr liege und nicht abermals der Arculose ihren Armen sich listig entzogen habe. Unbeweglich und starr lag sie da, kein Gefüß sprach von ihrem Schmerze, keine Thräne, deren Quell vom langen Weinen verlegt sein mochte, drang aus ihren Augen. Als sie die Pekt von Burgos nach Vorbestell vertrieß, nahm sie den Gemahl mit sich; von hier nach Granada, immer voll Sorge, daß der Gegenstand ihrer Schmerzen heimlich nach den Niederlanden entweichen möge. So schmachtete die Arme nach fast 50jähriger Trauer im steten Wahnsinn und wurde erst im 76. Lebensjahre von ihren Qualen erlöst.“

Unter den Männern zweiten Ranges sehen wir den großen Gonzalo von Cordova, mit Reich und Unruhm von Ferdinand belohnt, vom Schauplatz abtreten; den herrlichen Gaston von Foix, den französischen Feldherrn, den ihm geweihten Tod in der Schlacht von Ravenna finden; Bayard, den Ritter ohne Furcht und Tadel, manches ritterliche Thatenwerk vollbringen. Die Beschreibung der Schlachten von Novara, Carignola, am Garigliano, bei Agnadello, Ravenna, müssen dem Verf. viele Mühe gemacht haben, weil sie oft sehr speciell und die Schilderungen der Ereignisse der damaligen Zeit in fremden Sprachen wahrscheinlich ebenso unzusammenhängend, widersprechend und unverständlich sind als unsere modernen Schlachtenberichte. Der Leser wird manchen schönen Zug von edler Heldenthat in ihnen finden. Gegen die bekannte Anekdote des Ariostus, daß den Schweizer für die Aufhebung der Belagerung von Dijon für die Geldzahlungen Bauern in vornehmen Kleibern als Geiseln gestellt worden wären, erklärt sich der Verf. S. 483. Daß in der Schlacht von Guinegate schon fliegende Artillerie (s. volante) vorkommt, sagt wenigstens Flaranges. Unter den vielen deutschen Landknechtsführern, dem Burchard, Georg Elrich, Jakob vom Embs, kommen auch als Sachsen bezeichnet der Kiese Rabian von Schladerndorf und Gotthard von Ende vor. Alle fanden ihren Tod in der blutigen Schlacht von Ravenna. Viele Einzelheiten und ritterliche Jäger, wie sie der Verf. einmüthig, entschuldigend etwas für die Anregung, mit welcher man den Hauptfaden zu behalten trachten muß; sie rühren zum Theil mit aus der ersten Veranlassung des Buches her, welches aus Vorträgen, vor händischen Offizieren gehalten, entstand. Wie sehr aber Eigennutz auch den Ruhm der Tapferkeit schwächen kann, davon geben die Schweizer in diesem Werke vielfache Beweise. Kaum daß

sich noch ein und wieder einmal ein Ereigniß der Thaten sagt und sie sich gegen ihre Landknechte im gegenwärtigen Feldlichen Dasein zu setzen wüßten. Point d'argent, point de gloire! Wie hätten ihnen die kleine Prallerei von Armentières bei Dijon recht gern gegolten!

Literarische Notizen.

Die Königl. Societät der nordischen Alterthümer in Kopenhagen bereitet jetzt die Erscheinerung eines unter dem Titel: „Antiquitates Americanae“ angekündigten Werks vor, das eine Sammlung aller der Nachrichten enthalten soll, die sich in den alten isländischen oder scandinavischen Manuscripten in Betreff der von den Scandinaviern im 10. Jahrhundert unternommenen Reisen nach Nordamerika vorfinden. Dies angekündigte Werk wird in lateinischer und dänischer Sprache erscheinen und mit Karten, Eintrachtungen und erläuternden Anmerkungen begleitet sein. In dem Prospectus zu demselben wird unter anderm gesagt: „Diese alten Schriften sind von uns so geschätzt, daß wir die Gewißheit hervorheben, daß jene westlichen Nationen der Scandinavien die Entdeckung der neuen Welt durch Columbus veranlaßt und vorbereitet haben. Denn man kann es wohl als ein außerordentliches Factum annehmen, daß Columbus 1477 in Island beschloß, wo er einstweilen officiell (Schiffskapitän) wirkte, sich auszeichnete, daß er vermöge seiner Umsicht die ganz großartigen Pläne zu benutzen verstand.“

Die Gesamtzahl der gegenwärtig in Italien erscheinenden politischen, wissenschaftlichen und literarischen Zeitschriften beträgt 188. Von diesen erscheinen 26 in Mailand, 11 in Venedig, 8 in Triest, 13 in Vercelli, 5 in Genua, 4 in Neapel, 7 in Florenz, 9 in Rom, 27 in Neapel, 20 in Venedig und nur 2 in Cardinien. Man sieht hieraus, daß in Neapel und Mailand das literarische Interesse am eifrigsten forschet.

11.

Literarische Anzeige.

Bei mir ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Allgemeines Bücher-Lexikon,

oder

alphabetisches Verzeichniß aller von 1700 bis zu Ende 1834 erschienenen Bücher u. s. w. Nebst Angabe der Druckorte, der Verleger, der Preise u. von

Wilhelm Meissner.

Achter Band, welcher die von 1828 bis Ende 1833 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält.

Herausgegeben von

Otto August Schulz.

Erste bis sechste Lieferung, Bogen 1—60
Abaelard—Levy.

Gr. 4. Geh. Jede Lieferung 20 Gr.

Die ersten sieben Bände des Allgemeinen Bücher-Lexikons von Wilhelm Meissner, 1812—29, kosten jeder 57 Schilling, sind aber jetzt zu dem ermäßigten Preise von zwanzig Thalern zu beziehen.

Leipzig, im September 1836.

F. A. Brockhaus.

Sonntag,

Nr. 248.

4. September 1836.

Reise nach Paraguay in den Jahren 1818—26 von J. R. Kengger. Aus des Verfassers handschriftlichem Nachlaß herausgegeben von A. Kengger.

(Beschluss aus Nr. 247.)

Es ist nicht schwer, das Schicksal Paraguays voranzufagen, wenn man die Geschichte seiner Entwicklung zu Rathe zieht; denn nirgend mögen die Begebenheiten der nächsten Zukunft so leicht erkennbar in der Vergangenheit vorbereitet liegen als in den Colonien Südamerikas. Wie in allen andern, auf Wasserwegen leicht erreichbaren Gegenden des tiefen Innern jenes Welttheils, hatte ursprünglich die Sage eines reichen Goldlandes die Spanier in Wildnisse, die von den Indianerstämmen um so erfolgreicher verteidigt wurden, als das häufig überschwemmte Sumpfland den Schutz einer natürlichen Fesslung verlieh. Schwand der Traum abenteuerlich großen Reichthums, so nahm die Einwanderung darum nicht ab, denn die Kenntniß von der Zahl der Ureinwohner, die man in Sklaven umzuwandeln wußte, zog stets die Arbeitsheeren herbei, und die Entlegenheit verhielt so Manchem Schutz, der endlich doch die Nähe der Küstenstädte, ungeachtet der Schlafheit spanischer Gerechtigkeit, zu meiden sich gezwungen sah. Der Adel und die höhern Classen des Vaterlandes vereinten sich nicht wieder zu einer Expedition, wie jene des Don Pedro de Mendoza (1535) es gewesen war, auf deren Glanz gleichzeitige Geschichtsschreiber mit sichtbarem Wohlgefallen verweilen. Verderblich wirkte auf den rohen, regierungslosen Haufen der Colonisten die Nähe der Brasilier von S. Paulo, den farbigen Abkömmlingen der Flibustiers und anderer Auswürfe europäischer Völker, die man mit einem portugiesischen Worte, dem spanischen Mestizo gleichbedeutend, Malucos nannte. Die Kämpfe mit diesem Räubervolk, dessen gesetzmäßiger lebende Nachkommen, die Paulistas, noch heututage einen ungewöhnlichen Grad von Energie und Unternehmungsgelbst besitzen, erfüllen fast ununterbrochen das erste Jahrhundert der Geschichte Paraguays. Sie führten den Untergang der Indianer, den Ruin aller östlichen Niederlassungen und die Verschlechterung des Volkscharakters herbei. Der spanischen Regierung war das Land nur in politischer Beziehung von Wichtigkeit, indem seine Flüsse ebenso viele Zugänge zum Innern zu bilden schienen, denn es trug weit weniger ein, als seine Regierung

und Bewachung kostete. Ohne Verbindung mit der Außenwelt betrieben die Bewohner nur die Cultur der bekannten Matépfanze und die Viehzucht, und würden, wenn auch weit hinter andern fortschreitenden Völkern zurückbleibend, verhältnismäßige Ruhe genossen haben, hätte nicht in ihrer Zusammensetzung der Grund bürgerlicher Unruhen sich schon überaus zeitig ergeben. Das dunkle Treiben einer meistens mit Geiz verschmolzenen, durch Geschäftlosigkeit und Mangel an Kenntniß beförderten Ehrsucht läuft wie ein nirgend völlig verschwindender Faden durch die Geschichte der tropischen Colonien Amerikas. Der Geist des Aufstands und der Ordnungslosigkeit, der sich aus der Weise der Eroberung und den auf diese bezüglichen Gesetzen entwickeln mußte, tritt da besonders hervor, wo festes Eigenthum zur Erhaltung des Lebens minder nothwendig war, wo den mehr als halbnomadischen Einwohner kaum ein starker Grund veranlassen konnte, das Bestehende zu achten und zu schützen, und wo der Ertrag des Besigthums nie sich gleichblieb oder allein vom guten Glück abhing. Darum zeigt uns die Geschichte des ackerbauenden Chiles von ihrem Anbeginn bis zum Ausbruche der großen Revolution nicht ein Beispiel von versuchter Umstürzung der Regierungsform, aber ebendaher sind die Aufstände in den mit Bergbau beschäftigten Provinzen Perus und in den nur der Viehzucht ergebenen Gegenden der Platastaaten und Paraguays von jeher die gewöhnlichsten Ereignisse gewesen. Das Landleben in tropischen und dünnbevölkerten Colonien ist zur Hervorbringung von Bürgertugenden nicht geeignet; denn unbekümmert um den Andern und egoistisch, nicht selten bis zur Feindlichkeit, lebt der vereinzelte Ansiedler, dem die Natur für geringe Anstrengung alles Nöthige gibt, der den Nachbar nicht nur recht wohl entbehren kann, sondern in ihm sogar ein Hinderniß der eignen Freiheit zu erkennen glaubt, und endlich über die umgebende Vöde der Wälder als unumschränkter Herr allein zu herrschen wünscht. Die Enge des Gesichtskreises bringt solche rohe Menschen zur Formung der größten Vorurtheile und einer einseitigen Geschäftigkeit, die nur des äußern Anstoßes bedarf, um offen auszubrechen. Das wilde Landvölk der Pampas, die oft beschriebenen Gauchos, sind darum nur zu allen Zeiten die bereitwilligen Helfer der Häuptlinge gewesen, welche wie pilzhähnliche Schöpfungen aus dem

unreinen Material südamerikanischer Revolutionen emporwachsen, weil es galt, eine Nachbarprovinz zu plündern, gegen die sie einen alten Groll hegten, oder weil man sich vorgenommen hatte, die gehasste Hauptstadt zu bestrafen, weil sie, auf eine gewisse oberflächliche Bildung gestützt, zum Regieren über das fanatische und rohe Volk des Innern berufen zu sein gemeint hatte. Am ungünstigsten entwickelte in Südamerika der Volkscharakter sich überall da, wo Indianer, als Sklaven an die Eroberer vertheilt, das vorzüglichste Besitztum ausmachten. Streiftigkeiten, von denen die Annalen von Peru und Colombien zeitig sehr viele Beispiele erzählen, entstanden, sie führten Parteilungen herbei und arteten in blutige Kriege aus, durch welche die Obergewalt des Mutterlandes mehr als einmal zum Schwanken gebracht wurde. Ohne Zweifel liegt in diesem unglücklichen Verhältnisse nicht nur der leicht erkennbare Grund des Ruins des rothen Stammes, sondern auch die Veranlassung manches sehr unvorthellhaften, auf Ausartung hindeutenden Charakterzuges des Creolen im Innern von Südamerika. Es ergab sich bei näherer Betrachtung noch ein zweiter Umstand, der in Paraguay, im geringern Maße auch am Amazonas, das Aufblühen des Landes verhinderte, die Moralität des Volkes untergrub. Eben jener Streit über das Besitzrecht der Indianer erneuerte sich und wurde mit steigender Bitterkeit geführt, als die Kirche gleichfalls mit Ansprüchen auftrat, die Sklaven ihren Gebietern zu entführen suchte, oder doch ihre Erziehung mittels anderer, eben auch mit Menschenraub verbundener Streifzüge verhinderte. In Paraguay stürzten solche Reibungen mehrmals das Land in offene Anarchie und nahmen eine um so entschiedene Richtung, je mehr das bewaffnete Entgegentreten disciplinirter Indianer den Haß der Weißen anregte und das Streben ihrer jesuitischen Führer nach Bildung eines unabhängigen Staates immer klarer hervortrat. Durch mehr als zwei Jahrhunderte mit wechselndem Glück geführt, verbarb dieser Streit den Volkscharakter; allein er stellte auch die Ohnmacht der spanischen Regierung in das hellste Licht. Diese ließ nicht selten die Männer fallen, die mit mehr Eifer als Überlegung die Sache der Krone zu der ihrigen gemacht und dem Orben sich entgegengestellt hatten, dessen Rache sie später nicht entgingen. Antequera, ein Mann von hoher Geburt und im ganzen Südamerika vom Volk geliebt, hatte einst in Paraguay mit ziemlichem Erfolg den Orben bekämpft und zahlte dieses (1731) mit seinem Leben auf dem Schaffotte zu Lima, nachdem er schon lange Zeit in Peru als Privatmann gelebt hatte. Die an Verzweiflung grenzende Maßregel der Vertreibung der Jesuiten kam zu spät, um diese Uebel gut zu machen, zu zeitig für die Indianer, die seit dieser Periode mit unaufhaltbarer Schnelligkeit ihrem Untergange entgegenstiegen. Während der häufigen bürgerlichen Unruhen jener Zeit, zu denen sich wiederholte Kriege mit den Portugiesen gesellten, hatten die Paraguayer meistens sich auf die Seite der Königl. Regierung geschlagen. Die Spanier hatten dort, wie überhaupt in dem entlegenen Innern ihrer Colonien, mit weit

mehr Mißthe geherrscht als in den Küstenstädten, und ihre beschränkende System nicht dem Begriffe einer freien, das öffentliche Wohl ernstlich wollenden Regierung entsprach, so konnte dieses den aller Vergleichung beraubten Bewohnern schwerlich ein Grund des Aufstandes werden. Als die Küstenstädte aus wichtigen Ursachen das Beispiel des Abfalls gegeben, folgten die Paragayer bedeutend nach. Sie vertrieben die Spanier und griffen sogleich in die Revolutionen, deren erster Beweggrund gewöhnlich allein im südamerikanischen Volkscharakter seinen Verlauf auf das Sichtbarste vom Culturstande, der Zusammensetzung der Gesellschaft und der Bildungskraft in den einzelnen Provinzen abhängt. In den spanischen Colonien der Spanier und Portugiesen ist oberflächliches, schales Wesen der Stempel aller Regierungen. Die Ehrsucht und Herrschbegierde der etwas mehr gebildeten, aber außerordentlich verdorbenen höhern Stände steht im genauen Verhältnisse mit der Rohheit und Unbegehrlichkeit des fanatischen und unsketen Pöbels, kein Band des Bürgerthums fesselt; den aus solchen Elementen entspringenden Unruhen öffnet der anarchische Zustand der Gesellschaft selbst das weiteste Feld. Es ist sehr unrichtig, jene mit zwecklosem Mord und unheilvoller Veränderung verbundenen Unruhen, jene Kämpfe von Stadt zu Stadt und einem Dorfe gegen das andere, welche auf die Vertreibung der Spanier gefolgt sind, etwas Besseres zu nehmen als für Bestreben der politischen Ehrsucht und der Raubgier. Sie sind auf keinen Fall mit dem aus edlern Motiven hervorgegangenen, auch ungesetzlischen und häufig verderblichen Kämpfen missverstandenen Verbesserungen zu verwechseln, wie auch unter den besten Völkern periodisch die öffentlichen Ruhe unterbrechen kann und gemeinhin die nachgehende große Umänderungen der Staatsverfassung oder die greifenden politischen Begebenheiten darstellt. Als jener, der sich bald der höchsten Gewalt bemächtigte, mit seiner Ruhe regierte, ist wohlbekannt; allein dennoch nennen noch immer Einige, daß er der Retter seines Landes sei, der mit starker Hand die Ereignisse ordnete und, demselben tiefgedachten Plane zu allen Zeiten die Zukunft Paraguays sicherte. Ein solcher Mann unter den Herrschern Amerikas eine merkwürdige Ausnahme bilden und verdient in der Geschichte einen glänzenden Platz. Der Dictator Paraguays, der in Europa mehr Aufsehen gemacht hat als je in den Nachbarkontinenten und sogar zu den sonderbarsten Vermuthungen Veranlassung gab, steht in Wahrheit wenig höher als der trotz der Regiererei, unter welchen das übrige Land leidet. In den Staaten, welche den lockern Bund der argentinischen Republik zusammensetzen, haben auch dieselbe Bahn versucht, auf welcher Francia allein darum mit größerem Glück fortwandert, weil ihm die Eigenschaft des Volkscharakters und allgemeine Beschaffenheit zur Hülfe kommen, die geographische Lage des Landes die Abschließung und Entfernung eines jeden fremden Einflusses gestatten läßt. Inzwischen bleibt das Volk seiner Stufe stehen, ebenso unfähig als zur Zeit der

Es ist zu erklären, ebenso sehr der Gefahr des
in zahllose Parteien ausgesetzt. Das Zwischen-
der Diktatur hat die Periode der Revolutionen und
unabhängigen Anfassung, die bis jetzt nur in einem
monarchischen Staate, Chile, ihr Ende erreichte, um
hinabgeschoben. Wie Francia's Tode,
nach gewöhnlicher Rechnung nahe bevorstehendem
Lage, veranlaßt auch Paraguay in den Strudel der bür-
gerlichen Unruhen. Wann diesem Lande eine bessere Zu-
kunft bevorstehen, wann überhaupt im tropischen Amerika
Ordnung an die Stelle der Zerrüttung treten, Noth in
Chilien sich verwandeln, Indolenz dem Fleiße weichen
wird, ist schwer zu sagen. Indessen wird sich diese schöne
Prognose, auf die schon lange mancher Freund der
Vaterland umsonst gehofft hat, nur auf den Gräbern
Kaisers erheben, denn immer deutlicher scheint es
zu sein, als historische Wahrheit herauszustellen, daß Amerika
nur durch Befriedung allein gedeihen könne.

Zu diesen dem Ref. angehörenden Ansichten über Pa-
raguai finden sich mehrfache Belege in R.'s Werke, welches
dem Herausgeber bescheiden mit den Trümmern eines
Vaterlandes verglichen wird. Wenn in der wirklichen Welt
leicht Jemand an solchen stummen Zeugen unerfüllter
Wünsche und unbefohnten Strebens mittheilend vorüber-
geht, so ist auch der Anblick untergegangener oder unvollen-
deter geistiger Schöpfungen nicht minder geeignet,
die künftige Bedauern zu erregen. Abgesehen von der
Verlorenheit des Verlustes, den die gesammte Wissenschaft
erleidet, erhöht eine mehr auf die Person bezüg-
liche Betrachtung das Mitgefühl. Man denkt der Schmer-
ze, welche ein Mann empfinden muß, der sich durch
seinen Schicksalspruch an der Vollendung eines Werkes
hindert sieht, nachdem er der Sammlung der von An-
deren nur schwierig anzuwendenden Materialien mit freu-
diger Mühe manches Jahr geweiht hatte. Ein Trost
wird es, daß meistens die Mitwelt schon das Verdienst
der früh Geschiedenen anerkennt. Sie war auch gegen
ihnen gerecht und stellte seinen Namen zu den be-
stehenden der Zeit, nachdem ihn ein höherer Rathschluß,
den Beurtheilung dem kurzichtigen Menschen nicht zu-
kommt, im schönsten Alter der Manneskraft aus dem
Reihe der Lebenden gerufen hatte. Viele werden bei der
Lektüre seines Nachlasses das Wehen eines befreundeten
Geistes empfinden und Worte des herzlichsten Dankes dem
Namen nachrufen, der, in keiner Noth ermüdend, der
Welt bis zu dem letzten Athemzuge treu geblieben ist.

P o p p i g.

B. Staunton über die britisch-chinesische Angelegenheit.

Bekanntlich ward nach Freigabe des chinesischen Handels
Kapitel als Oberaufseher mit ausgebreiteten Vollmachten
zum Schutz des britischen Unterthanen nach China gesandt.
Der Monopolis bewachte indische Compagnie triumphirte
über den größten Erfolg des freien Handels und dieser Sen-
dation, obgleich sie selbst eigentlich die Veranlassung dazu gege-
ben hatte, indem die falschen Ansichten, welche man in London
über die chinesischen Macht und Politik hegte, in den ewigen
Diplomaten der Mitglieder der ehemaligen Factori der Com-

pagnie in Kanton ihren Grund hatten. Die Leiter der Com-
pagnie hatten sich immer den kriegerischen Plänen ihrer Factori
widersezt und die Ruhe erhalten oder wiederhergestellt, wenn
sie durch die Unmaßlichkeit ihrer Beamten gestört war. Lord
Palmerston aber, der weder die Erfahrung noch Mäßigung der
Compagnie hatte, verfaß den ohnehin mehr tapfern als klugen
und besonnenen Kapler bloß mit gewaltthätigen Instruktionen.
Ein wunderliches Vertrennen der Umstände, die brutale Art der
Ausführung der erhaltenen Befehle und die begangenen, kaum
begreiflichen Mißgriffe mußten all die bitteren Früchte bringen,
die Kapler erntete und die setzten in mancher andern Hinsicht
beilagenswerthen Tod herbeiführten.

Die Engländer in Kanton, obgleich ihre Landeskente, nicht
die Chinesen, es waren, die gegen alle Vernunft, gegen Recht
und Billigkeit gehandelt hatten, wandten sich an die englische
Regierung und forderten dieselbe zugleich in Druckschriften auf,
die England widerwärtige Beleidigung zu rächen und zu gewaltsa-
men Maßregeln gegen China zu schreiten. Der Capitain
Elphinstone, bekannt durch seine Reise an den Ostküsten Chinas,
schlug sogar dem englischen Ministerium vor, einen Gesandten
dabin zu schicken, mit einer Flotte, um dessen Forderungen an
dem Hofe zu Peking durch kriegerische Demonstrationen Nach-
druck zu geben. Ferner solle man die chinesische Kriegsmarine
verbrennen, Embargo auf ihre Handelschiffe legen und die Ka-
stenfahrt auf der ganzen Strecke von Corea bis Kanton hem-
men. Das Ergebniß dieser Maßregel werde sein, daß Hungers-
noth in den Seeprovinzen entstehe und Aufstände gegen die
Mandchubynastie diese in die Nothwendigkeit versetzen würden,
dem englischen Handel alle Erleichterungen, die man nur fordern
zu bewilligen.

Dieser chimärische Plan ward von der periodischen Presse
vielfach gutgeheißen und der große Haufe, schlecht von den
Vorgängen in Kanton unterrichtet, war für Gewaltmaßregeln
als Vergeltung der angeblich verletzten Nationallehre. Es ward
nöthig, die Sache unter ihrem wahren Gesichtspunkt zu zeigen,
und dieser Mühe unterzog sich Georges Staunton. Niemand
vermochte dies besser als er, der nicht allein lange in China
residirte und die Geschäfte der Compagnie unter sehr schwierigen
Verhältnissen geleitet, sondern auch zweimal englische Gesandte-
schaften nach Peking begleitet und so Gelegenheit gehabt hatte,
den Geist der chinesischen Regierung genau kennen zu lernen.
In seiner Schrift: „Remarks on the british relations with
China etc.“, deren zweite vermehrte Auflage bald der er-
sten folgte, thut er aufs Deutlichste dar, daß Kapler's Beneh-
men gegen alles Völkerrecht gewesen und daß die Chinesen in
der ganzen Angelegenheit nur wie jede andere geregelte Regierung
gehandelt haben. Er beweist ferner, daß die vorgeschlagenen
Gewaltmaßregeln nur grenzenloses Geseß über die chinesischen
Seeprovinzen gebracht hätten, ohne allen Nutzen für die Eng-
länder, die im Gegentheil sich von den Häfen Chinas ausge-
schlossen und ihren Handel in die Hände der Amerikaner hätten
übergeben sehen. Staunton's mit Mäßigung und völliger Sach-
kenntniß dargelegte Bemerkungen haben einen sehr guten Ein-
druck bei dem englischen Publicum gemacht und die Regierung
veranlaßt, seinen Rathschlägen zu folgen und den Posten mit der
Nothwendigkeit, wie sie Kapler befehlen, einzuziehen, um nicht
noch einmal das Mißtrauen der chinesischen Behörden zu zeigen.

Die Chinesen haben bei allen den Vorgängen eine vernun-
ftenswerthe Mäßigung gezeigt, und selbst während die englischen
Fregatten die chinesischen Häfen an der Bocca Eigris beschossen
und zerstörten, nicht daran gedacht, sich, nach Art europäischer
Mächte, an dem Eigenthum der englischen Kaufleute in Kan-
ton zu vergreifen, oder diese für den schändlichen Friedensbruch
und den verübten Schaden verantwortlich zu machen. Im Ge-
gentheil erklärte damals der Gouverneur von Kanton ausdrück-
lich: „Das Reich der Mitte will, in seinem Erbarmen gegen
die Fremden, nicht das Unglück verheerender Kaufleute um der
Hartnäckigkeit eines unbesonnenen Mannes willen!“ Wer sind
hier die Barbaren?

Die chinesische Regierung hat erlangt, was sie gewollt: der englische Handel in Canton steht nicht mehr unter der Kontrolle eines brutalen und anmaßenden Obercommissars, dessen Rang und Ansprache zu den Principien der Chinesen nicht passen, sondern unter der eines bloßen Handelsagenten. Bemerkenswerth ist, daß der englische Handel in China nie blühender war als seit dem Augenblicke, wo Kapiers Tod denselben ohne officiellen Bertheiliger ließ.

Bibliographie.

Kristarchus, G., Romantische Scenen aus dem Mittelalter. Gr. 12. Leipzig, Focke. 1 Thlr.

Bachoven von Egt, G. H., Der Pietismus. Ein psychologischer Roman. Gr. 12. Münster, Deiters. 1 Thlr. 18 Gr.

Bauer, L., Alexander der Große, Charaktergemälde in drei Theilen. Gr. 8. Stuttgart, Hallberger. 1 Thlr. 18 Gr.

Beneke, F. G., Unsere Universitäten und was ihnen Noth thut. In Briefen an den Herrn Director Dr. Diestweg, als Beitrag zur „Lebensfrage der Civilisation“. Gr. 8. Berlin, Mittler. 12 Gr.

Blumenblatt, Das, eine epische Dichtung der Chinesen, aus dem Original überf. von Dr. H. Kurz. Reist einleitenden Bemerkungen über die chinesische Poesie und einer chinesischen Novelle als Inhang. Gr. 8. St. Gallen, Wartmann u. Schettlin. 1 Thlr.

Brigham, A., Bemerkungen über den Einfluss der Verstandesbildung und geistigen Aufregung auf die Gesundheit. Mit Anmerkungen von Robert Macaulay. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. A. Hildebrand. Gr. 8. Berlin, Esslin. 18 Gr.

Chateaubriand, Versuch über die englische Literatur und Betrachtungen über den Geist der Menschen, der Zeiten und der Revolutionen. In zwei Bänden. 1ster Band. 8. Stuttgart, Metzler. 1 Thlr. 4 Gr.

Droysen, J. S., Geschichte des Hellenismus. 1ster Theil. — Auch u. b. L.: Geschichte der Nachfolger Alexanders. Gr. 8. Hamburg, Perthes. 4 Thlr.

Freiberg, M., Freiherr v., Pragmatische Geschichte der bayerischen Gesetzgebung und Staatsverwaltung seit den Zeiten Maximilian I. Aus amtlichen Quellen bearbeitet. 2ter Band. — Auch u. b. L.: Pragmatische Geschichte der bayerischen Gesetzgebung und Staatsverwaltung in politisch und staatswirtschaftlichen Gegenständen seit den Zeiten Maximilian I. Aus amtlichen Quellen bearbeitet. Gr. 4. Augsburg. 2 Thlr. 12 Gr.

Gaudy, F., Freiherr, Aus dem Tagebuche eines wandernden Schneidbergstellers. Die Lebensüberbrüffigen. Zwei Novellisten. Gr. 12. Leipzig, Weidmann. 1 Thlr.

Haupt, L. G., Luther. Eine dramatische Tetralogie. Frei Wapl. Erstes Trauerspiel. — Daran: Die Entfugung. Lustspiel in einem Aufzuge, Schlußstück der Tetralogie: Luther. Gr. 8. Berlin, Kühr. 20 Gr.

Havemann, B., Magnus II., Herzog zu Braunschweig und Lüneburg. Eine biographische Skizze. Gr. 8. Lüneburg, Herold und Wahlschab. 4 Gr.

Hegner, U., Beiträge zur nähern Kenntniss und wahren Darstellung Johann Kaspar Lavaters. Aus Briefen seiner Freunde an ihn, und nach persönlichem Umgang. Gr. 12. Leipzig, Weidmann. 1 Thlr. 18 Gr.

Hodges, Ch., Original poems. Translations of Demetrius, part of the bride of Messina, and three scenes from Faust. Gr. 12. Munich, Bayer. 18 Gr.

Juntmann, W., Elegische Gedichte. Gr. 12. Münster, Deiters. 12 Gr.

Krug, Über altes und neues Christenthum mit Hinsicht auf Ammon's Fortbildung des Christenthums und Strauß's Leben Jesu. Ein Schönmort für Paläologen und Neologen, als Programm zum hundertsten Jubelfeste der Christenheit. Gr. 8. Leipzig, Kollmann. 12 Gr.

Kips, Deutschlands Welt Handels Wiedergeburt u. s. w.

Rechenwörterbuch der neuesten Geschichte. Herausgegeben von Ernst Münch und Dr. Gustav Bacherer. Geschichte des Jahres 1834. 1ster Theil. Mit 10 Portraits. Gr. 16. Leipzig, Müller. 1 Thlr. 16 Gr.

Rechenwörterbuch der neuesten Geschichte. Herausgegeben von Ernst Münch und Dr. Gustav Bacherer. Geschichte des Jahres 1834. 1ster Theil. Mit 10 Portraits. Gr. 16. Leipzig, Müller. 1 Thlr. 16 Gr.

Rechenwörterbuch der neuesten Geschichte. Herausgegeben von Ernst Münch und Dr. Gustav Bacherer. Geschichte des Jahres 1834. 1ster Theil. Mit 10 Portraits. Gr. 16. Leipzig, Müller. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Weltbildung. — Auch u. b. L.: Der Rhein-Donau- und Elbwälder Kanal in seinem Weltbildungsmoment, seines Nutzen Vortheilen, seinem Verhältniss zu Eisenbahnen und Straßen, sowie in seiner vorthellhaftesten Bauart und Kosten betrachtet. Ein freies unmaßgebliches Gutachten. Gr. 8. Kassel, Krieger und Krieger. 18 Gr.

Rayer, J., Novellen und Fabeln. 8. Nürnberg, C. F. Müller. 1 Thlr.

Reber, Die neue. Ein Roman von dem Verf. Scipio Cicale. In drei Bänden. Gr. 12. Stuttgart, Cotta. 6 Thlr.

Reu, G., Betty, die Gläubige. Roman. 8. Kassel, Schneider und Weigel. 1 Thlr. 16 Gr.

Plate, B., Corrinno von Medici. Trauerspiel. 8. Bonn, König und van Borchers. 1 Thlr. 4 Gr.

Rapp, K. W., Die vergleichende Grammatik als Lehre dargestellt. 1ster oder physiologischer Theil. 1ste Aufl. — Auch u. b. L.: Versuch einer Physiologie der Sprache und ihrer Entwicklung der abendländischen Völker nach physiologischen Grundsätzen. 1ster Band. Gr. 8. Stuttgart, Cotta. 2 Thlr.

Reisen und Länderbeschreibungen u. s. w. Herausgegeben von Eduard Widenmann u. Hermann Haack. 9te Hef. — Auch u. b. L.: Südafrikanische Skizzen von J. M. Pringle. Aus dem Englischen überf. Gr. 8. Göttingen, Cotta. 16 Gr.

Reumont, A., Geographisch-statistische Nachrichten von den russischen Häfen am schwarzen Meere. Nach Auftr. des Kaiserl. Geographischen Instituts u. A. bearbeitet. Stuttgart, Cotta. 16 Gr.

Ritter, H., über die Erkenntniss Gottes in der Natur. Gr. 8. Hamburg, Perthes. 3 Thlr.

Schettlin, P., Religion, Natur und Kunst, nach ihrer Verbindung. Eine Reihe öffentlicher Vorlesungen. St. Gallen, Wartmann und Schettlin. 1 Thlr.

Schönboden und seine Zeitgenossen. Drei Briefe an H. einigen Zugaben aus seinem Nachlass und einer biographischen Skizze als Einleitung, herausgegeben von J. R. Gr. 8. Hamburg, Perthes. 16 Gr.

Schram, J., Beitrag zur Geschichte der Philosophie. Bezug auf die Geschichte unserer Zeit. Gr. 8. Bonn, Cotta. 21 Gr.

Spindler, G., Jämmtliche Werke. 46ster, 47ter, 48ter, 49ter, 50ter, 51ter, 52ter, 53ter, 54ter, 55ter, 56ter, 57ter, 58ter, 59ter, 60ter, 61ter, 62ter, 63ter, 64ter, 65ter, 66ter, 67ter, 68ter, 69ter, 70ter, 71ter, 72ter, 73ter, 74ter, 75ter, 76ter, 77ter, 78ter, 79ter, 80ter, 81ter, 82ter, 83ter, 84ter, 85ter, 86ter, 87ter, 88ter, 89ter, 90ter, 91ter, 92ter, 93ter, 94ter, 95ter, 96ter, 97ter, 98ter, 99ter, 100ter. — Auch u. b. L.: Regenbogenstrahlen. Erzählungen. Gr. 8. Stuttgart, Hallberger. 3 Thlr.

Spindler, G., Die christlich-ethischen Ideen, die neueste Zeit bewegen, dargestellt und gewürdigt in gegenwärtigen Stufe ihrer Entwicklung im Gemüthe der gebildeten Menschheit. Eine Gelegenheitsrede antrag zur Charakteristik unserer Zeit und zur Verständigung. Gr. 8. Heilbronn, Drechsler. 6 Gr.

Taschenbuch der neuesten Geschichte. Herausgegeben von Ernst Münch und Dr. Gustav Bacherer. Geschichte des Jahres 1834. 1ster Theil. Mit 10 Portraits. Gr. 16. Leipzig, Müller. 1 Thlr. 16 Gr.

Taschenbuch der neuesten Geschichte. Herausgegeben von Ernst Münch und Dr. Gustav Bacherer. Geschichte des Jahres 1834. 1ster Theil. Mit 10 Portraits. Gr. 16. Leipzig, Müller. 1 Thlr. 16 Gr.

Taschenbuch der neuesten Geschichte. Herausgegeben von Ernst Münch und Dr. Gustav Bacherer. Geschichte des Jahres 1834. 1ster Theil. Mit 10 Portraits. Gr. 16. Leipzig, Müller. 1 Thlr. 16 Gr.

Taschenbuch der neuesten Geschichte. Herausgegeben von Ernst Münch und Dr. Gustav Bacherer. Geschichte des Jahres 1834. 1ster Theil. Mit 10 Portraits. Gr. 16. Leipzig, Müller. 1 Thlr. 16 Gr.

Taschenbuch der neuesten Geschichte. Herausgegeben von Ernst Münch und Dr. Gustav Bacherer. Geschichte des Jahres 1834. 1ster Theil. Mit 10 Portraits. Gr. 16. Leipzig, Müller. 1 Thlr. 16 Gr.

Taschenbuch der neuesten Geschichte. Herausgegeben von Ernst Münch und Dr. Gustav Bacherer. Geschichte des Jahres 1834. 1ster Theil. Mit 10 Portraits. Gr. 16. Leipzig, Müller. 1 Thlr. 16 Gr.

Taschenbuch der neuesten Geschichte. Herausgegeben von Ernst Münch und Dr. Gustav Bacherer. Geschichte des Jahres 1834. 1ster Theil. Mit 10 Portraits. Gr. 16. Leipzig, Müller. 1 Thlr. 16 Gr.

Taschenbuch der neuesten Geschichte. Herausgegeben von Ernst Münch und Dr. Gustav Bacherer. Geschichte des Jahres 1834. 1ster Theil. Mit 10 Portraits. Gr. 16. Leipzig, Müller. 1 Thlr. 16 Gr.

Taschenbuch der neuesten Geschichte. Herausgegeben von Ernst Münch und Dr. Gustav Bacherer. Geschichte des Jahres 1834. 1ster Theil. Mit 10 Portraits. Gr. 16. Leipzig, Müller. 1 Thlr. 16 Gr.

Taschenbuch der neuesten Geschichte. Herausgegeben von Ernst Münch und Dr. Gustav Bacherer. Geschichte des Jahres 1834. 1ster Theil. Mit 10 Portraits. Gr. 16. Leipzig, Müller. 1 Thlr. 16 Gr.

Taschenbuch der neuesten Geschichte. Herausgegeben von Ernst Münch und Dr. Gustav Bacherer. Geschichte des Jahres 1834. 1ster Theil. Mit 10 Portraits. Gr. 16. Leipzig, Müller. 1 Thlr. 16 Gr.

Taschenbuch der neuesten Geschichte. Herausgegeben von Ernst Münch und Dr. Gustav Bacherer. Geschichte des Jahres 1834. 1ster Theil. Mit 10 Portraits. Gr. 16. Leipzig, Müller. 1 Thlr. 16 Gr.

Taschenbuch der neuesten Geschichte. Herausgegeben von Ernst Münch und Dr. Gustav Bacherer. Geschichte des Jahres 1834. 1ster Theil. Mit 10 Portraits. Gr. 16. Leipzig, Müller. 1 Thlr. 16 Gr.

Taschenbuch der neuesten Geschichte. Herausgegeben von Ernst Münch und Dr. Gustav Bacherer. Geschichte des Jahres 1834. 1ster Theil. Mit 10 Portraits. Gr. 16. Leipzig, Müller. 1 Thlr. 16 Gr.

Taschenbuch der neuesten Geschichte. Herausgegeben von Ernst Münch und Dr. Gustav Bacherer. Geschichte des Jahres 1834. 1ster Theil. Mit 10 Portraits. Gr. 16. Leipzig, Müller. 1 Thlr. 16 Gr.

Taschenbuch der neuesten Geschichte. Herausgegeben von Ernst Münch und Dr. Gustav Bacherer. Geschichte des Jahres 1834. 1ster Theil. Mit 10 Portraits. Gr. 16. Leipzig, Müller. 1 Thlr. 16 Gr.

Taschenbuch der neuesten Geschichte. Herausgegeben von Ernst Münch und Dr. Gustav Bacherer. Geschichte des Jahres 1834. 1ster Theil. Mit 10 Portraits. Gr. 16. Leipzig, Müller. 1 Thlr. 16 Gr.

Montag,

Nr. 249.

5. September 1836.

Epigonen. Familienmemoiren in neun Büchern. Herausgegeben von Karl Immermann. Drei Theile. Düsseldorf, Schaub. 8. 1836. 6 Thlr.

Daß „Theile über Personen und Werke, deren Zeitspuren man ist, meistens sehr mißlich sind“, muß ich bei Anzeige dieses Buches um so mehr mit Immermann fühlen, als die Würdigung einer so wichtigen Erbschaft wie „Die Epigonen“, die nicht minder in poetisch als in politisch-moralisch-anthropologisch-historischem oder überhaupt wissenschaftlichem Betrachter beachtlich, nicht sowohl die Sache dieser ihrem Plane nach beschränkenden Blätter, als vielmehr einer eigentlichen Literaturzeitung sein kann, die eine ins Einzelne gehende, sorgfältige Kritik zuläßt, während ich mich hier auf eine allgemeinere Besprechung zurückgewiesen finde.

Es scheint mir zwar nach meinem unmaßgeblichen, jedochem Darschalten in Betreff kritischer Erörterungen, in neuer Bücher gegenwärtig dahin gekommen zu sein, daß man sich schämen möchte, ein solches wahrhaft bedeutendes öffentlich beim rechten Namen zu nennen, indem man es einem größern Publicum fast nicht verargen kann, wenn es in Folge des so häufig mit Lob und Mißgebräuche zwischen wahrhaft und ansehnlich Bedeutendem eben keinen Unterschied anerkennt und die Nachfertiger des Guten mit dem des Mittelmäßigen eine Classe wirft. Indessen glaube ich, daß die Aufmerksamkeit, die ich hiermit den „Epigonen“ als einem vorzüglich bedeutenden Werke zolle, durch den Umstand ihres Gewicht erlangen dürfte, daß Immermann, der den jüngsten Erzeugnissen seiner Muse ein so vielseitiges und wahrhaftes Dichtertalent beizubringen hat und im nicht weniger als ein poetischer Glückritter ist, von den „Epigonen“ selbst sagt: sie seien ihm, theils im Plane, theils in der Anlage entworfen und theils in der Ausführung vollendet, einen großen Abschnitt seines eignen Lebens hindurch unausgesetzt treue Begleiter gewesen.

Die Helden des Buches, die Epigonen, sind wir Jetzt-Lebende, mit Bezug auf die Söhne jener vor Theben Hölle, selbst.

Was der Dichter darüber im ersten Theile äußert, ist, ist zur Erklärung und Ansicht des Buches wesentlich, und ich theile es darum hier mit:

Wir können nicht leugnen, daß über unsere Haupten eine

gefährliche Weltperiode heringebracht ist. Unglück haben die Menschen zu allen Zeiten genug gehabt; der Fluch des gegenwärtigen Geschlechts ist aber, sich auch ohne alles besondere Leid unglücklich zu fühlen. Ein ödes Wandern und Schwanken, ein lächerliches Sich-ernststellen und Berstrennen, ein Haschen, man weiß nicht, wonach? eine Furcht vor Schrecknissen, die um so unheimlicher sind, als sie keine Gestalt haben! Es ist, als ob die Menschheit, in ihrem Schiffslein auf einem übermächtigen Meere umhergeworfen, an einer moralischen Verfrachtung leide, deren Ende kaum abzusehen ist.

Man muß noch zum Theil einer andern Periode angehört haben, um den Gegensatz der beiden Zeiten, deren jüngste die Revolution in ihrem Anfangspunkte bezeichnet, ganz empfinden zu können. Unsere Tageschwärmer sehen mit großer Verachtung auf jenen Zustand Deutschlands, wie er gegen das letzte Viertel des vorigen Jahrhunderts sich gebildet hatte und noch eine Reihe von Jahren nachwirkte, herab. Er kommt ihnen schal und dürrig vor; aber sie irren sich. Freilich wußten und trübten die Menschen damals nicht so vielerlei als jetzt; die Kreise, in denen sie sich bewegten, waren kleiner, aber man war mehr in seinem Kreise zu Hause, man trieb die Sache um der Sache willen und, daß ich bei der Schatzkammer für die Beschränkung mit einem recht beschränkten Sprüchlein argumentire: der Schatzkammer blieb bei seinem Leisten. Jetzt ist jedem Schatzkammer der Zeiten zu gering, woher es auch rührt, daß kein Schatz mehr und bequem sitzen will.

Wir sind, um in einem Worte das ganze Elend auszusprechen; Epigonen, und tragen an der Last, die jeder Erb- und Nachgeborenschaft anzuheben pflegt. Die große Bewegung im Reiche des Geistes, welche unsere Väter von ihren Hütten und Hütchen aus unternahmen, hat uns eine Menge von Schätzen zugeführt, welche nun auf allen Marktplätzen ausliegen. Ohne sonderliche Anstrengung vermag auch die geringe Fähigkeit wenigstens die Scheidemünze jeder Kunst und Wissenschaft zu erwerben. Aber es geht mit geborgten Ideen wie mit geborgtem Gelde; wer mit fremdem Gute leichtsinnig wirtschaftet, wird immer ärmer. Aus dieser Bereitwilligkeit der himmlischen Götter gegen jeden Dummkopf ist eine ganz eigenthümliche Verderbnis des Wortes entstanden. Man hat dieses Palladium der Menschheit, dieses Kaufzeugnis unsers göttlichen Ursprungs, zur Lüge gemacht, man hat seine Jungfräulichkeit entehrt. Für den windigsten Schein, für die höchsten Meinungen, für das leerste Herz findet man überall mit leichter Mühe die geistreichsten, gehaltvollsten, kräftigsten Nebenarten. Das alte schlichte: Überzeugung, ist deshalb auch aus der Mode gekommen, und man beliebt, von Ansichten zu reden. Aber auch damit sagt man noch meistens eine Unwahrheit, denn in der Regel hat man nicht einmal die Dinge angesehen, von denen man redet und womit beschäftigt zu sein man vorgibt.

Der uns im Buche stellvertretende Held, die Unruhe in dem Uhrwerke desselben, ist ein junger Mann, Namens Hermann, der die verschiedenen Richtungen der Zeit

gewissenhaft mit durchgemacht. Er hat 1813 mitgeschickten, hat studirt, ist Demagog gewesen, ist gereift und hat weder einen bestimmten Lebenszweck noch Beschäftigung, wonach er also wol mit einigem Rechte die vor-schnelle und frühwolkende Jugend unserer Zeit vorstellen mag. Seine Ältern sind todt, sein in der Welt als solcher geltender Vater war ein brenner Bürger, sein wirklicher Vater ein vornehmer Graf, der ihn in wilder Ehe mit seiner Mutter erzeugte, die der Bürger aus Freundschaft für den Grafen, um ihre Ehre zu retten, darauf heirathete. Ohne dies zu wissen, hält sich Hermann eine Zeitlang bei seinem Halbbruder, dem Herzoge, dem er zufällig begegnet, auf dessen Standesherrschaft auf, verweilt dann in der großen norddeutschen Hauptstadt, und lebt desgleichen abwechselnd auf den Besitzungen seines Oheims, des Bruders seines Pflegevaters, eines Fabrikherrn und Millionairs, der schon die Herrschaften der jüngern ausgestorbenen Linie des herzoglichen Hauses auf kaufmännische, zweideutige Weise an sich gebracht hat und auch des Besitzthums des Herzogs in Folge dessen mit Rechtsansprüchen ansieht. Er verfällt späterhin, irrig überzeugt, mit seiner Halbschwester, wenn auch dessen unbewußt, Blutschuld auf sich geladen zu haben, durch das Gefühl derselben und in Folge der Halblosigkeit seines innern Lebens in einen dem Wahnsinne ähnlichen vegetierenden Zustand, wird aber am Ende, davon enttäuscht, wiederhergestellt und, gewissermaßen als der Niederschlag seiner Zeit, glücklich im Besitze seiner Geliebten und der ungeheuern Erbschaft seines Oheims, der vorher auch noch die Besitzungen des Herzogs an sich gebracht hat. In welchem Schlusse denn die poetische Gerechtigkeit liegt, daß also der unechte Sohn des vornehmen Hauses dessen Rächer an dem Kaufmann wie, indem er, scheinbar sein Neffe, Alles, was dieser ihm abgenommen, mit dem Seinigen dazu an sich bringt.

Dies ist mit wenigen Worten der Umriss des ganzen Werkes, das der Dichter aristokratisch-bürgerliche, politisch-sentimentale Haus- und Herzensereignisse nennt, indem es in der That in diesen zwei Hauptgruppen sich zusammenstellt, um dereinstwillen die geschichtliche Zeitfolge etwas verrückt werden mußte. Was ich ferner zunächst darüber zu sagen habe, muß ich, ohne breitere Entwicklung des Reichthums, den dieses Werk an Schilderungen, Charakteren und Beziehungen in sich hegt, in einige Betrachtungen über die Hauptcharaktere desselben auffassen. Eben die Geliebte Hermann's, Cornelle, ist offenbar des Dichters geliebtestes Kind und in der That eine anmuthige Gestalt. Sie ist die gesunde, kräftige Natur selbst, lauterer Unschuld, Einfalt und Häuslichkeit, die lange mit sich und ihrer Liebe kämpfen muß, ehe sie es wagt, sich dem werdenden Hermann hinzugeben. Der Herzog und die Herzogin sind als Repräsentanten der Adelsaristokratie, die in dem Buche ebenso wie der mit dem Boden wuchernde spreukende Fabrikherr zu Grunde gehen, um dem einfachen Landbauer Raum zu geben, im Allgemeinen vortrefflich geschildert, und nur nicht immer stimmen ihre Handlungen mit ihren adeligen Gesinnungen überein.

Auch versteht es fast, daß der Herzog, diese kleine nehme und als solche vorzugsweise unbedeutende tragisch untergeht. Was die Herzogin insbesondere langt, mit der der Verf., wie überhaupt auch mit andern weiblichen Hauptcharakteren, vielleicht den Liebhaber verfährt, so findet sich in ihr die eigenthümlichen Naturen eigne Mischung vor: mit dem kollektiven und sich in ihren nervösen, selbstischen und Empfindungen mit Wohlgefallen zu bespiegeln, wir uns in ihrer Nähe in der Wirklichkeit wahrhaft knirscht vor eigner Geringschätzung im Vergleich mit dem vorkommen, wenn es uns gleich erst nicht werden kann, sobald wir ihnen entrückt sind. Wir sehen uns im Leben wol in sie verlieben, aber sie nimmermehr. Sobald wir ihre selbstschätziges Dasein schauen lernen, ist der Zauber, der sie für uns umgab, gebrochen. Wer sie zuerst auszeichnete mit Billigung verschuldet hat, war wol Göthe. Er war der Poesie so nachsichtig gegen sie, wie sie selbst in gegen sich sind. Der Charakter der Herzogin auch in dem Buche vielleicht zu breit, der Verf. nimmt sehr wichtig, und wir zürnen ihm beinahe, daß so lange bei ihrer gepreizten Unheimlichkeit aufhält, wird der Charakter erst gegen das Ende hin wärtig durch die Ironie, der zufolge sie ihre in der Welt für Hermann bewahrte Standhaftigkeit einem Unbedeutenden aufopfert. An die Herzogin lehnt sich ein unschöner Wille als Schmarogerplanke, die sie umarmend, an sie festgelesen, der Geistliche, der wissensrath. Daß die Sippchaft dieser gestrigen fer im Allgemeinen getreu und ohne Uebertreibung abgebildet ist, gebe ich zu; aber wozu die schmeiße von seiner Bekehrung durch die Wirklichkeit so verlegen? In keinem Falle hat der Dichter die Bekehrungsgeschichte zu dem Ende geschrieben, wie steht. Entweder, was das Wahrscheinlichste, war der Charakter des Arztes besser intentionnirt, oder die bestand für sich selbst. Der Arzt und der Rath des Herzogs sind mit großer Kunst geschilderte wirkliche Charaktere, die nicht gerade liebenswerth, aber sehr achtbar nennen. Die Erleuchtung des Arztes ist einer der besten Momente des Buches.

Johanna, des Herzogs und Hermann's Halbschwester, ist ein Charakter, wegen dessen ich mit dem Verf. ihn hochzustellen scheint, nicht einverstanden bin. Es fehlt eine rechte zusammenhaltendes Princip in ihr, und das Gerippe ihres Geliebten mit sich herumwirft, nert an das weiße Mäuschen der jungen Herrin im.

Ihr erster Gatte, Medon, von dem sie mit abgeng doch so leicht im Unglück ablöst, niemoß vorher geliebt, ist mit Scharfsinn und Schinheit der Natur gezeichnet. Es läßt sich sehr viel dabei und wenn es solcher Ultra-Medontes wirklich gibt, was doch biligerweise zu bezweifeln, so sollte man freilich lieber heute als morgen in Gewahrnam nehmen.

Die letzte Gruppe von Charakteren, deren ich noch erwähnen will, ist die der alten ehemaligen spanischen

von einem geistlichen Dichter aus Aitane geschändet
und ihrer dort eingefügten Tochter Flammetta
den Namen, wie der Dichter sie nennt, dieses „lieb-
lichen und schuldigen geheimen Eandes oder gottschän-
digen Eandes“. Beide Gestalten passen als Mutter
des Helden und Reichthum, wie zwei Hälften
des Heldenmann nennt sie recht „Blasen der vor-
ergründeten Zeit“, und dieses Flämmchen
ist als ein so oft verschlingendes Band der gan-
zen Geschichte wesentlich genug. Ich möchte sie ein Aitane
nennen und Phyllis nennen, und in
ihre von Beiden abweicht, ein Seitenstück zu je-
der der gefahrenen Kreuzsprünge unserer Tage.
Ihre Idee der poetischen Schönheit, die
in sie gelegt, nicht enträthelt und möchte
haben, daß sie ohne Verdienst mit so großem
Erfolge das Buch beladen worden. Indessen will
ich nicht ihr theilhaftig nicht zu nahe treten, da es
ist, als sei es auch nicht ohne Vorliebe für sie.
Ich weiß nicht inwiefern nicht eben. Verwunderlich,
daß bei ihrem Reize zauberhaft auf ihn gewirkt, als
wäre schon dagewesen, daß ihres gleichen ohne Reiz
nicht gewesen wäre.

(Der Dichter folgt.)

Nikolaus. Kein einer unserer Kameraden, nachdem er vor
wenigen Monaten das Collegium verlassen hatte, in Infanterie-
uniforme geriet, den Arm in der Schlinge, so erstreckten wir
über unsere Bücher und warfen sie mit Unwillen in die Ecke.
Die Lehrer selbst lasen uns unaufhörlich die Diktate des gro-
ßen Armes vor und unser Jubelruf: es lebe der Kaiser! unter-
brach den Tacitus und Plato.

Damals ergriff mich eine unbegrenzte Liebe zum Waffen-
raum, — eine Leidenschaft, die um so unglücklicher war, als
grade die Zeit anging, wo Frankreich von derselben geheilt zu
werden begann. Erst lange nachher ward ich inne, daß meine
Dienstzeit nichts als ein langer Irrthum war. Der Krieg
schien uns ein so natürlicher Zustand für unser Land, daß wir
uns, kaum aus dem Collegium entlassen, sogleich in die Armee
warfen, weil wir unmöglich an die dauernde Ruhe eines Frie-
dens glauben konnten. Jedes Jahr gebar die Hoffnung eines
Krieges, wir wagten jedoch den Degen nicht wegzulegen, aus
Furcht, der Tag unseres Austrittes könnte der Vorabend eines
Feldzuges sein. Auf solche Weise verloren wir kostbare Jahre,
wobei wir unsere nutzlose Thätigkeit in Paraden und
Privatkriegerthümern erschöpften.

Erdrückt durch eine Langeweile, welche ich keineswegs in
dem heftig gewünschten Stande erwartete, war es mir damals
dringendes Bedürfnis, mich dem ermüdenden und leeren Leben
der militärischen Tage während der Nacht zu entziehen. Was
ich in jenen Nächten sammelte, das gebe ich hier als Erinnerung
an die Mittheilungen meiner Kameraden und gruppiere die
Hauptzüge um eine Idee. Das Wenige, was mir begegnet
ist, mag diesen Gemälden des militärischen Lebens zum Sta-
men dienen.

Nach dieser Einleitung schildert der Verfasser den allgemei-
nen Charakter der Heere. Wenngleich Manches nur auf
Frankreich paßt, so ist doch Vieles treffend wahr und findet
Anwendung nicht nur auf alle Heere constitutioneller, son-
dern selbst absoluter Staaten. Wir heben das Wichtigste
seiner Betrachtungen heraus. Nachdem er ein Bild der Heere
des Alterthums und des Mittelalters entworfen hat, fährt er
fort: „Das Loos eines Heeres der neuern Zeit ist ein ganz an-
deres; es ist ein Körper, der von dem großen Körper der Na-
tion getrennt, und dem hinsichtlich der Intelligenz verboten ist,
zu wachsen. Das moderne Heer steht, sobald der Krieg be-
endet ist, zu einer Art von Gendarmen herab; es schämt sich
seiner selbst, und weiß nicht, was es thut, noch was es ist.
Unaufhörlich fragt es sich, ob es Sklave oder König des Staates
sei. Allenfalls sucht dieser Körper seine Seele und findet
sie nicht.“

Der besoldete Mensch, der Soldat ist ein armer Ehrgeiz-
ger, entweder Opfer, oder Hender, der Sündenbock, der von
dem Volk und für das Volk geopfert wird, das sich nichts aus
ihm macht. Wie oft, wenn ich einen unbedeutenden, aber
activen Theil an unsern bürgerlichen Unruhen nehmen mußte,
fühlte sich mein Gewissen empört über diese grausame und er-
niedrigende Lage. Wie oft verglich ich diese Existenz mit der
des Gladiators. Das Volk ist der gleichgültige Cäsar, der grim-
sende Gladiators, dem die Soldaten im Vorübergehen rufen:
Ave, Caesar, morituri te salutant!

Empören sich einige Arbeiter wegen zu geringen Lohnes
gegen ihre Meister, will irgend eine Stadt, eifersüchtig auf
Paris, auch ihre drei Tage haben, so sendet die Regierung
ihre Gladiatoren; sie gehen, sie tödten und werden getödtet.
Die Ruhe ist hergestellt, man umarmt sich und die Hakenjäger
wünschen sich Glück über ihre Geschäftigkeit im Töten auf den
Offizier und den Soldaten. Nach gekürzter Rechnung bleibt
nur eine einfache Subtraction von einigen Tödteten. Daran
liegt jedoch wenig, Niemand bekümmert sich um ihre Namen —
es ist ein anonymes Blut! — Häufig vereinigen sich zwei ge-
trennte Parteien, um die Unglücklichen, welche verurtheilt wa-
ren, sie zu befeigen, mit Haß und ihrem Fluche zu über-
schütten.

et grandeurs militaires par le comte Alfred
de Vigny. Paris, 1835.

Der Dichter des „Simplicius“, des „Chatterton“ und an-
derer Werke zeigt sich hier dem Publicum von
neuem als Soldat, der den Reich der Langeweile
und des Friedens bis auf die Fesseln gelernt
hat. Er kann nicht seilen, der Inhalt dieses merkwürdigen
Buches ist in den meisten Gemüthern gebieter Offiziere wol-
bekannt, wie dies dem Ref. in hohem Grade begegnet ist.
Wie die Einleitung; sie spricht aus, was mancher seit
dem 18. J. in sich getragen hat.

Unwillkürlich muß ich sagen, wie viele ungelassene und
etragene Leiden ich bei einem Stande gesehen habe,
die nachdem die Nationen ihn unnütz oder nothwendig
zu gering geachtet, aber über Gebühr geehrt wurde.
Es ist es jedoch nicht allein; welches das vorliegende
Büchlein, vielmehr hoffe ich hier und da durch selbst an-
gelebte Beobachtungen zu beweisen, wie manches Veraltete und
welche noch in der neuern Organisation unserer stehenden
Armee geblieben ist, wo der Krieger getrennt ist vom Bür-
ger, er unglücklich und roh ist, weil er sich in einer schlim-
men niedrigen Lage fühlt. Es ist traurig, daß sich Alles
so sehr ändert und nur das Schicksal der Heere unab-
änderlich bleibt. In dem Zeitpunkt, in welchem ich
schreibe, hat der Offizier mit 20 Dienstjahren keine Feldschlacht
gesehen. Ich selbst habe wenig Abenteuer erlebt, aber um so
mehr erfahren können. Ich werde daher meistens Andere
sprechen lassen. Ich habe den Krieg nur wenig ge-
sehen, aber ich habe ein Recht, von den mannhaften Eitten
der Heere zu sprechen, in welchem Strapazen
das Leben nicht erspart wurden.

Im Ende des Kaiserreichs war ich ein zerstreuter
Mann. In diesem herrschte der Krieg, die Asommet ersuchte
den Befehl; die geheimnißvolle Sprache der Bü-
cher war in kalten und bedeutenden Ausdrücken zu uns.
Die Legationen und Kroten erschienen in unsern Augen nur
als Gassen, um zu dem Sterne der Charente zu emporgar-

Der Zweck dieses Buches ist kein anderer, als der Mensch, diesen Haß, mit dem der Bürger nur allzu schnell bei der Hand ist, von dem Haupte des Soldaten abzuwenden und die Arme mit der Nation zu versöhnen. Das Schönste nach der Begreifung ist die Aufopferung. Nach dem Dichter kommt der Soldat; er trägt keine Schuld, daß er zum Stande des Heilens verurtheilt ist.

Die Krone ist blind und stumm; wohin man sie in Bewegung setzt, dahin geht ihr Stolz; sie hat keinen Willen und handelt wie ein aufgezoogenes Räderwerk. Sie ist eine große Maschine, die man in Bewegung setzt und die tödtet, die aber dabei innerlich leidet."

Der Verf. schildert sofort die militärische Dienstbarkeit (servitudo) des Soldaten und ihren individuellen Charakter.

"Dienen heißt nichts Anderes, als gehorchen und befehlen in einem Heere. Man mag über diese Dienstbarkeit feilschen, aber es ist billig, die Sklaven zu bewundern. Alle empfangen ihr Loos mit seinen sämtlichen Folgen, und in Frankreich besonders erwerben sich die im Militärstande geforderten Eigenschaften mit großer Schnelligkeit. Allein die ganze Lebendigkeit des Franzosen verliert sich plötzlich und erhält einen düstern Anstrich.

Das Leben wird traurig, einsam, regelmäßig. Die durch den Labyrinth verzeigten Stunden sind ebenso dumpf wie der Ton, der sie verkündigt. Der Gang und das Aussehen sind gleichförmig wie die Kleidung. Die Lebhaftigkeit der Jugend und die Langsamkeit des reifen Alters nehmen allmählig denselben Gang an, nämlich den der Waffengattung. Die Waffe, in welcher man dient, ist der Model, in welchen man seinen Charakter wirft; in diesem ändert er sich, in diesem wird er ausgegossen und nimmt eine allgemeine Form an, die ihm für immer bleibt. Der Mensch verschwindet unter dem Gepräge des Soldaten.

Die militärische Dienstbarkeit ist schwer, gleich der eisernen Kette des namenlosen Gefangenen und gibt jedem Soldaten ein gleichförmiges, kaltes Gesicht. Dies zeigt der bloße Anblick eines Armeekorps. Die Strapaze macht Kanaken, die Sonne jene gelbe Hautfarbe, und ein früheres Alter durchfurcht die Währungs Gesichter. Allein eine Allen gemeinschaftliche Idee gibt diesem Heere erster Menschen einen großen Charakter von Majestät, und diese Idee heißt — Selbstverleugnung. Die Selbstverleugnung des Kriegers ist ein schwereres Kreuz als das des Märtyrers. Man muß es lange Zeit selbst getragen haben, um seine Größe und sein Gewicht zu kennen.

Aufopferung muß das Herrlichste auf Erden sein, weil sie einfachen Menschen so schön steht, die zum größern Theile keine Idee von ihrem Verdienste und dem Geheimnisse ihres Lebens haben. Sie allein macht, daß aus diesem verengten und langweiligen Leben, gleichsam wie durch ein Wunder, ein künstlicher, aber edler Charakter hervorgeht, dessen Tugenden groß sind, gleich denen antiker Könige.

Die vollständige Selbstverleugnung, von der oben die Rede war, die beständige Erwartung und Gleichgültigkeit des Todes, die gänzliche Aufgebung aller Freiheit des Denkens und Handelns, der dem Ehrgeiz auferlegte Zwang und die Unmöglichkeit, Reichthümer anzuhäufen, bezeugen Tugenden, welche in den strengen und thätigsten Ständen selten sind.

Im Allgemeinen ist der militärische Charakter einfach, wohlwollend, geübt; es findet sich etwas Kindliches darin, weil das Leben in den Regimenten einigermaßen demjenigen in den Schulen gleicht. Die Tugenden von Keuschheit und Frugalität, welche ihn zuweilen trüben, werden durch die Langeweile erzeugt und durch die notwendige Zurückhaltung der Begeisterung. Keiner derselben wagt es, sich vor seinen Untergebenen im natürlichen Zustande zu zeigen, aus Furcht, sein Ansehen zu verlieren darunter. Ich habe Offiziere gekannt, die sich das Schweigen eines Kriegers auferlegten und die den ersten

Mund nie öffneten, als um einen Befehl aufzugeben. In dem Kaiserreiche war diese Zurückhaltung beliebt als eine Eigenschaft der Offiziere und Generalen zur Gewohnheit geworden. Es folgten darin das Beispiel ihres Herrschers. Diese war die Nothwendigkeit, ihre Würde gegenüber einer unheimlichen Jugend zu bewahren, die ihnen unaussprechlich aus den Schultern zugesendet wurde und die, bald auf ihre Kränze, nur durch das Schweigen im Jügel gehalten werden.

Ich habe mich nie gern mit jungen Offizieren beschäftigt, sogar nicht zu der Zeit, als ich selbst einer war. Ein merkwürdiger Instinkt der Wahrheit sagte mir, daß in allen die Theorie neben der Praxis verschwindet; das ansehnliche Lächeln alter Hauptleute machte, daß ich auf sie war gegen jene armselige Wissenschaft, welche man in den Tagen erlernen kann. Bei dem Regimente, in welchem ich hörte ich mit Vergnügen jenen alten Offizieren zu, die die Pike auf gebietet hatten. Sie erzählten mir ihre Geschichten aus Ägypten, Italien und Rußland, und ich mehr über den Krieg lernte, als aus der Ordnung von 1789 und den unerschöpflichen Dienstreglementen. Doch mir die eingeblödete, müßige und unwissende Seiten der Offiziere jener Zeit, ihre Ranzosen und Späßen, ihre Unfähigkeit im Anzuge und ihr stetes Kaffeekauschen. Ich verlor um einigen Nutzen aus meinen Umgebungen zu ziehen, hielt ich mich in den Stunden ihrer regelmäßigen Besuche an alte gebiente Offiziere, und prägte mir ihr Wissen tief ein. Der Anblick der Natur, oder irgend ein Gegenstandes weckte eine Menge Erinnerungen in mir; war es ein berühmter Rückzug, ein Winterhalt, ein Gefecht, eine Belagerung oder ein Verbrechen, das der Unterhaltung bildete. Immer sprach ich in diesen Stunden die Zurückwankung jener gefahrvollen Zeit, die Furcht für das Andenken dieses oder jenes großen Mannes, eine naive Anhänglichkeit für diesen oder jenen Offizier, den sie für berühmt hielten, und bei all diesem die Einfachheit des Herzens aus, welche das meiste an dem Act von Berechnung für diesen männlichen, in fortwährendem Kampfe mit Widerwärtigkeiten gekämpften Charakter war.

Aus der Masse meiner Erinnerungen werde ich auswählen und in ein passendes Gewand kleiden, was für meinen Zweck zur Mittheilung am besten eignet. Ich werde ich zeigen, wie mancherlei Tugenden, die in Einklang mit dem Charakter und der Intelligenz stehen, aus derbarkeit und den veralteten Gebräuchen der Stände hervorgehen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Anekdoten.

Kaiser's Geständniß.

Nicolaus Troncius (geb. zu Luzzo im Venetianischen 1524), der zuerst Salen's Werk ins Deutsche übersezt, viele für damalige Zeit verdienstliche Werke verfaßte und fast 60 Jahre zu Ferrara die Anwartschaft ohne sie ausüben zu wollen, um den Grund seiner Praxis befragt, antwortete: „Ich will durch diese meinen Besten beitragen, ohne Jemand in die Augen zu schneiden."

Schlagerfertiger Wit.

Ein venetianischer Patricier wollte einen als Wit auf seine Frau bekannten Gondoliere anheiraten und war halb, als er eines Tages unter dem Balcon des Palazzo, ein paar Hörner in die Gondel. Der Gondolier Anspielung merkend und aufgeweckt, wie es diese Regel ist, ließ er das Hörner auf und sagte, sie trüben die Hinsicht: „Hi, ei, Excellenza haben sich, ich sehe, soeben geküßt, denn hier sind einige ihrer Paare!"

Literarische Unterhaltung.

Donnerstag,

Nr. 250.

6. September 1836.

Epigonen. Familienmemoiren in neun Büchern.
Herausgegeben von Karl Immermann. Drei
Bände.

(Beschluss aus Nr. 248.)

In dem vierten Buche des Werkes schreitet der Her-
oder Dichter, seinetwegen Briefe wechselnd, per-
ein. Eine nicht unwichtige Stelle aus denselben
ist hier:

Die Literatur ist eine Literatur der Einsamen geworden.
Nur die and blühende Geist wird von einer ewigen Not-
heit getrieben, sich zu offenbaren, und zur Vollständigkeit
Offenbarung gehört die äußere Erscheinung. Man schreibt
und läßt drucken, nach wie vor, ohne die Aussicht der
Lager zu haben, gelesen zu werden. Anfangs und in der
beendet dieses Verhältnis bittere Schmerzen; es ist so
schwer, sich mit einer Welt voll Anschauungen, Gedanken und
Handlungen in der Wüste zu sehen, allmählig beruhigt sich
der Geist, und endlich kann in der durchgeprüften Seele das
Licht einer glorreichen Dunkelheit entstehen, welches so
schwer schon ist, daß man es mit nichts vertauschen möchte.
Es ist es nicht besser, unter Reichen als Wohlhabender zu
sein, denn unter Bettlern mit seinem Etwas sich her-
geben?

Ich schrieb den Werken und wußte sein Schicksal vorher,
daß man seiner nicht achten werde. Glauben Sie, daß
dieses Wissen niedergeschlagen hat? Keine der Entzün-
gen, aus welchen jenes Gesicht entsprang, hat es auch nur im
geringsten getrübt. So habe ich an den Büchern der Epigonen
gearbeitet, ohne irgend etwas davon zu erwarten, was man
Bedeutung nennen könnte. Und dennoch sind mir die Stunden,
die ich und Wochen, welche ich ihnen widmete, unverfälschte,
reine Erinnerungen.

Die Pfade zum Selbenthume sind immer freilich, die Pfade
des Schmerzes, welches ich meine, vielleicht die Kräfte. Hart und
schwer ist der Stein, der sie wandelt, und doch auch wieder die
Freude des Hofs haben, um den himmelanstrengenden Gelsen zu
kämpfen. Dennoch gelingt es wol, emporzuklimmen, wenn
man nur versteht, was mit dem Blute unserer Sohlen auf den
Felsen der Klippen neben den furchtbaren Klaffen festzuheften.

Ich würde es nun zwar begreiflich finden, wenn hier
ein Leser oder Recensent auf diese Worte hin,
sich oder öffentlich, dem Dichter erwiderte: Es sei
dieser Einsicht und That zu dichten und zu schreiben in
den Zeiten eine ganz eigne Sache. Der Beschreibende
der Einsichtige werde eben nicht kühnlich denken, etwas
erschaffen, das bleibe. Er werde von dem Strome sei-
ner Zeit, die nur dauernd zerstören möge, mit hingeris-
sen, ohne sich dessen oft selbst bewußt zu sein, und von

ihrer Unfähigkeit zu bauen so leicht angefaßt. Von Kon-
senden werde es Einem gelingen, für die Nachwelt zu
bauen, der übrigen Paläste, Häuser oder Hütten fallen
mit ihnen oder ihnen meist schon über den Köpfen ein.
Es sei darum sicherlich schon kein geringes Lob, wenn
man von einem Erzeugnisse unserer Zeit anerkennen müsse,
daß es inmitten der allgemeinen Banfälligkeit — an die
man, ohne Gefahr zu laufen, der Alltugend geziehen zu
werden, wol gegenwärtig glauben dürfe — wenigstens ein
bedeutendes oder interessantes Zeugnis von ihr den Nach-
kommen ablegen werde.

Indessen gestehe ich für mein Theil, daß ich mit die-
sem ausgesprochenen Gefühle des Dichters durchaus ein-
verstanden bin und ihm beipflichte, wenngleich ich auch
der festen Überzeugung lebe, daß Bitterkeit gegen sich oder
Andere niemals einem Dichter heilsam gewesen ist.

Immermann's schöne Dichtung, „Merlin“, sowie sein:
„Aleris“, seine „Somnambule“, „Zuflüchtigen“ haben sich
der wahren und warmen Freunde viele erworben und sind
keineswegs unbeachtet geblieben, wenn auch schon diese ihre
Freunde der Art sein mögen, die nicht grade des öftern
in Journalen zu verlauten pflegt. Aber das vielköpfige
Ungeheuer Publicum hat nur in seiner Art zuweilen auch
dem Dichter gegenüber Recht. Wie es mit diesem Rechte
in Bezug auf die eine oder andere der vorgenannten Dich-
tungen beschaffen, ist hier nicht zu entwickeln; aber ich
will versuchen, was „Die Epigonen“ angeht, einige beson-
dere Andeutungen im Sinne eines einseitigen Publicums
zu geben, deren größere oder mindere Richtigkeit oder An-
wendbarkeit ich übrigens dahingestellt sein lasse.

„Die Epigonen“ lehren Beschränkung direct und indirect.
Alles Übermüthige, Ungebundene, Hochtrabende, Hohe,
Umfassende geht in ihnen zu Grunde, trägt den Keim
des Todes von Anfang herein ersichtlich in sich. Nur
das Einfache, Gemüthliche, Beschränkte bleibt übrig und
behält Recht. Aber der Dichter kann die pathologischen
Erscheinungen der Zeit auch wol zu ernst und schwer neh-
men. Er muß nimmer vergessen, daß er für alle Zeit
schreibt, nicht etwa bloß für die Zeitgenossen, und daß er für
die kommende dann mit Schatten sieht, die sie nicht mehr
wahrnimmt. Deshalb muß er sich in ihrer Darstellung
beschränken, sie der Poesie durchaus unterordnen. Das
eigentliche Kunstwerk, der wahre Poet wird immer so wenig

wie möglich im gegenständlichen Raume umfassen, aber dies Wenige ganz durchbringen und zu einem lebendigen, selbsttendenden, fortbildenden Dasein erwecken, in dem sich die große Welt wiederabspiegelt. Novallis mit seinem unbeschränkten Geiste wollte auch die verschiedenen Seiten des Lebens in poetischen Werken zur Anschauung bringen; aber eine jede in einem besondern. Er übernahm sich nicht, wiewol er es in dem Sinne eher als zehn Andere gekonnt hätte. Mit dem viel Umfassen gewinnt der Dichter nie; aber allerdings liegt das Himmelsstürmende jetzt in der Zeit. „Die Epigonen“ umfassen räumlich zu viel. Sie regen, wie ihre Zeit, Alles auf und an und befriedigen nicht. Sie lassen kein wohlthuendes Gefühl zurück, gewähren auch nicht einen Ruhepunkt, an dem der Leser sich sammeln könnte; deswegen machen sie leicht einen melancholischen Eindruck. Warum wirkte der „Werther“ so allgewaltig auf seine Zeit? Weil der Gegenstand der Poesie untergeordnet war, der Poet ihn bemeisterte, nicht umgekehrt dieser jenen. Der Dichter muß sich unangelegentlich selbst verleugnen und aufopfern; der Dichter der „Epigonen“ konnte dies vielleicht in noch höhern Grade thun, als er that, dann wäre mehr Schatten, und also auch in andern Sinne mehr Licht und Harmonie in sie getragen worden. Das Bange darin liegt auch zum Theil mit in der Anordnung. Die Spannung und Ungewissheit des Lesers wird zu weit getrieben, er hört in solchem Maße lieber auf, sich zu interessieren, als seine Reugier sich anbequem werden zu lassen. Aber auch das Unreife, Unerkennliche, Allzuschärfte in den meisten handelnden Personen verfehlt. Die Anmuth darf in der Dichtung auch dem Irrenden nicht abgehen, er muß, wenn auch nur im Auge des Dichters, liebenswerth bleiben. Das Gegentheil liegt freilich im Geiste der Zeiten; aber dafür steht der Dichter über ihnen, und wird ein Jeder, der darin stehend dichtet, kein Kunst-, sondern in gewissem Sinne nur ein Naturproduct geben können.

Herz und Geist werden in den „Epigonen“ anatomirt und die einzelnen Theilchen durchs Mikroskop betrachtet. Das zeigt von großer Menschenkenntniß des Dichters allerdings. Aber ist es schön, wenn wir den Reiz des Lebens und Webens in ihnen zerfließen und statt dessen die einzelnen Nadeln des Egoismus kriechen sehen? Und kann bei solch auflösendem Verfahren nicht auch Täuschung stattfinden und das Größere über das Kleinere übersehen werden? Hat der Egoismus nicht auch zuweilen eine poetische Seite, die ihn rechtfertigt? Der gewaltsame, bittere Ausgang der meisten Schicksale in den „Epigonen“ ist nun allerdings von der Idee des Dichters mit ihnen bezeugt; aber, sieht es erstens, fragen wol die Milbern, mit unserm Zeitlichen in der That so schlimm und verwerflich aus? Und dann, wendet der Ältere ein, hatte der Dichter die einzelnen Charaktere auch wirklich immer vorbestimmt, so zu werden, wie sie geworden sind? Dies steht zu bezweifeln, denn ein gewisses sich widersprechendes Schwanken wird mehr als einmal in ihnen sichtbar.

So ist auch das Letzte, Ausgelassene, Unwahrscheinliche vorzugsweise nur dem Novellisten erlaubt; ein

Werk, das dem Romane verwandt ist, muß es gehen u. s. w.

„Die Epigonen“ erinnern immer und immer wieder an „Wilhelm Meister“, dessen Hauptelemente durchgehend. Hermann ist der carikierte Wilhelm, der die umgekehrte Dittile. Die Herzogin bald Schöne Seele. Cornelia eine Art verklärter Anna: Natalie wird mit Recht auf Schwesterliche citirt. Die Alte schillert bald in den Parzenpala, bald in Mariannens Ähre. Der Herzog — Graf u. s. w.

Nein, nun wird es aber doch bald zu arg! persönlich dieses einseitige Publicum unterbrechen. Man auf diese Weise faselt und schwabbelt, heraus aus Allem Alles heraus. Das sind Hirngespinnste, denen sich ein eigentliches verhältnißloses Publicum träumen läßt. Man macht es nur dadurch noch confus.

Und in der That wäre es unrecht und unbillig, also über „Die Epigonen“ zu äußern. Es ist ein lehrendes dichterisches Werk und öffentlich nur zu Ja, wenn der respective Leser die Zustimmung zu einer unstatthafte ablehnen wollte, dieses Buch zweimal zu lesen, so würde ihm mangels daraus zu Theil werden, den ihm die erste leicht noch nicht abläßt. Er muß nur, wie bei Kunstwerk, streben, mit ihm aufzugehen, so weit ihm möglich, und sich vielmehr selbst als etwa, wie der Leser, den Autor verleugnen, um sich selbst nur anheranzuhalseln. An einzelnen ergötzlichen und haften Schilderungen sind, wiederhole ich, „Die Epigonen“ außerordentlich reich, und ich mache beispieldeweise auf die kleine Novelle: „Der Lieutenant und das Fräulein“ auf die Episode von den Demagogen, auf die Episode von Kunst und Israeliten in Berlin, auf die treffende und durchaus nicht übertriebene Schilderung der eleganten Jugend in Flämmchen's Memoiren, auf den ironischen Ausgang des Wahrheitsfests, auf den Rathe und Heiden aufmerksam. Es sind sehr nischaltige Beziehungen auf die Wirklichkeit mit der Kunst verbunden, und auch als aufkläriger Pakt dient sich Immermann darin Dank und Ehre. noch eine schließliche Frage sei mir erlaubt. Stimmt auch er in jenen vielstimmigen Chor ein, der sich über die Schwächen Deffen lustig macht, bei dem alten Bock als Hindu einführt? Bedenke, derselbe ehedem Großes für die Literatur gewollt, nicht, daß man, wenn er wirklich alterte, nachher ihn still schweigt? Hat Immermann vergessen, in Besonnenen auch Platan gegen ihn umbringen zu gaben?

Eduard von Daltow

Servitude et grandeur militaires par le comte de Figny.

(Fortsetzung des Nr. 10.)

Nachdem wir in möglichster Kürze den Inhalt des Werks, bei seinem Werthe vorüber, mit dessen eigenem aneinandergelegt haben, sei es jedem anheim, was er

... unter der Leitung des Herrn ...

Die erste Erzählung, welche nun folgt, zeigt, wie schwierig es im Kriegerstande die dornenvolle Pflicht des passiven Widerstandes sein. Edelmanns durch einen flüchtigen Aufenthalt der kriegenden Sprache verloren geht, so ist der passive Widerstand immer noch erhaltend genug, um das Leben des Kriegers zu erhalten.

Im Frühjahr des Jahres 1815 beegnet der Herzog, während eines Besuchs auf seiner Flucht nach Belgien begleitet und geschützt, einem alten Batavianscher, der befehlshafte geht und einen zweifährigen bedeckten Karren, mit einem Kaulthiere, leitet. Es entspinnt sich nach dem Bekanntthum ein Gespräch zwischen Beiden, und da sie zum nächsten Nachbarguetten weit und das Wetter gut, so ersieht der alte Offizier ein Bruchstück aus seiner Zeit.

Er ward zu West in niederem Stande geboren. Aus-
 gezeichnete Begabungen, hatte Gelegenheit, sich einige
 Kenntnisse zu verschaffen, und als die Revolution die Marineoffiziere
 aus dem Dienst vertrieb, ward er zum Commandanten der Kriegsbrigg, der
 „*la Fayette*“, am 28. Gruchidor 1791 ergiebt er Befehl, nach
 der Insel zu segeln, wozu er 60 Soldaten und einen Deportirten
 mit sich, der von den 183 andern übrig war, welche einige
 Monate eine andere Fregatte abgeführt hatte. Der Commans-
 dant der Brigg, dieses Individuum mit Rücksicht zu behandeln.
 Das Schreiben des Directoriums enthielt ein zweites, drei-
 tes und viertes, das erst bei 1° nördlicher Breite und 27 — 28°
 Länge aufhört werden sollte.
 Der Commansdant war ein junger Mann von 19 — 20 Jah-
 ren, besaß eine kaum 17jährige Frau. Die Bärtigkeit
 der beiden Gatten verzehrte dem gutmüthigen Commandanten
 die halbe Kraft, und nach ihm waren alle Drei seiner Freunde.

Die entspann sich ohne Art von Familienleben, in welchem
Gemeinwesen in einem wahrhaft väterlichen, Verhältniß
steht. Herr Bochen waren auf diese Weise verfloßen, als
Gemeinwesen plötzlich bemerkte, daß es Zeit sei, das zweite
Jahren des Directoriums zu öffnen. Mit Widerwillen und
unangenehmen Gefühlen that er es. Die hierauf folgende
gab mir als Probe des hinreichenden Stils des Besz.
Ich las den Brief, und las ihn wieder von Anfang bis
zu Ende, und glaubte nicht an seinen Inhalt. Meine Füße
schien starr mir, ich mußte mich setzen. Endlich sagte ich
und stieg auf das Verdeck, um Luft zu schöpfen.
Ich bemerkte: wer an diesem Tage erigender als je noch be-
steht sich damit, Verceptionsen aus dem Meere zu fischen.
Ich sah ihrem Mann einen Blick, wie auf das Hinterteil des
Brets zu folgen. Sie wendete sich um; ich weiß nicht, wie
das Gesicht aussah, aber bei meinem Anblicke ließ sie die An-
falten und umschlang den jungen Mann festig mit dem
Arme: Siehe nicht hin, du siehst, wie bleich er ist.

Das machte wohl der Fall sein. Gleichwohl trat er zu mir
mit Hingethill. Sie betrauerte uns; indem sie sich an
ihren Mann lehnte. Wir gingen lange Zeit auf und ab,
bis ein Wirth zu sprechen: Ich zündete eine Cigarre an, aber
habe ich bitter und wass sie ins Meer.

Ich sah noch langem taumelst Thomas sagte ich: Möchten
mir wol Ihre Geschichte mittheilen? Was zum Hentzen
Sie jenen fünf Jahren von Advocaten gethan, deren
Arbeit hier steht? Es scheint, daß sie große Ursache haben,
weshalb über Sie zu sein.

Er setzte sich den Knieen, legte den Kopf etwas auf die
Hand, sagte mir mit sanfter Stimme: Mein Gott, Caplan,
nicht wir, drei Berge über das Directorium, das ist Alles.
Kamösch, presidente ich.

Die Berge waren nicht einmal gut.
 15. Frankfurt wurde ich verhaftet und in das Gefängnis
 abgeführt; am 16. geriet ich anfangs zum Tode.

urtheilt, dann aber das Urtheil aus "Gnade in Deportation verwandelt.

Sonderbar, rief ich aus. Diese Directoren sind sehr empfindliche Kameraden; denn dieser Brief enthält den Befehl, Sie erschießen zu lassen.

Er gab mir keine Antwort. Mit schmerzlichem Sägheln be-
hielt er für einen jungen Mann von 20 Jahren ziemlich gute
Fassung. Nur einen Blick warf er auf seine Frau und trock-
nete sich die Schweißstropfen von der Stirne. Wir drangen
Wörtern aus den Augen. Ich fuhr fort:

Es scheint, das Directorium wollte Ihre Angelegenheit nicht auf dem Festlande abmachen; es dachte wol, auf der See machte es weniger Aufsehen. Für mich aber ist dieser Auftrug höchst traurig; wie gut Sie sich auch während unsers Besammensinn gezeigt haben, ich muß denselben vollziehen. Das Todesurtheil ist ganz in der Ordnung ausgestellt, unterzeichnet und besiegelt: es fehlt nichts daran.

Der junge Mann verbeugte sich höflich; ich verlange nichts, Capitain, sagte er mit seiner sanften Stimme; es würde mich unendlich machen, Sie von Erfüllung Ihrer Pflicht abzuhalten. Ich wünsche nur, mich noch mit Laurette besprechen zu dürfen, und bitte Sie, sich ihrer anzunehmen, falls sie mich überleben sollte, was ich nicht glaube.

Darauf dürfen Sie sich verlassen, erwiderte ich. Wenn Sie damit einverstanden sind, so werde ich sie bei meiner Rückkehr nach Frankreich zu ihrer Gemahlin bringen und sie nicht eher verlassen, als sie selbst es wünscht. Übrigens glaube ich nicht, daß die arme kleine Frau diesen Schlag aushalten wird. Er sekte meine beiden Hände, brückte sie und sprach:

Mein wahrer Capitain, ich sehe wohl, daß Sie wegen Dessen, was Sie zu vollziehen haben, noch mehr leiden als ich. Indessen zähle ich darauf, daß Sie ihr das kleine Vermögen, das mir übrigbleibt, erhalten, daß Sie ihre Ehre, ihr Leben und ihre Gesundheit beschützen werden. Nicht wahr, Sie werden ihre Vater, Mutter und auch mich ersehen, wenn es sein kann?

Um nicht von meinen Gefühlen überwältigt zu werden, brach ich kurz ab. Verlassen Sie sich darauf, sagte ich, unterbrachen die Herren, daß Sie sich das übrige von selbst. Jetzt reden Sie mit ihr und beröhen Sie sich.

Ich drückte ihm die Hand als Freund, und da er die meinige nicht losließ und mich mit einem sonderbaren Blick betrachtete, sagte ich hinzu: Noch einen Kaff. Sagen Sie ihm nichts davon. Wir wollen die Sache so einrichten, daß sie bei den unversehens komme. Sein Sie ruhig und überlassen Sie das Weitere mir.

Mittwoch,

Nr. 251.

7. September 1836.

Die Kunst und die Kirche.

Wagner.

Ich hab' es öfters rühmen hören,
Ein Komödiant thut einen Pfarrer lehren.

Kauß.

Ja, wenn der Pfarrer ein Komödiant ist;
Wie das denn wol zu Seiten kommen mag.
Göthe's „Kauß“, 1. Thl.

Es ist doch gewiß eine Zeit der Verwirrung und der Zerrissenheit, in der wir leben, wie sie wol kaum noch als dagewesen ist und sobald auch nicht wiederkommen wird. Wir finden aber diese Verwirrung und Zerrissenheit ebensoviel ausgesprochen und kund geworden in dem Trennen und Theilen, das unsere Zeit so meisterhaft zu treiben versteht, wie in dem Einem und Verbundenen, wovon man so viel aller Orten redet und dem man sich freilich eben durch jenes Trennen und Auflösen mit einer gewissen Nothwendigkeit hingewiesen ist; in dem Einem und dem Andern, sowie es eben in unserer Zeit begriffen und aufgefaßt wird. Jenes Trennen und Theilen will der Zeitendenz nach ein jedes Losreißen der ursprünglich verbundenen Theile vorsehen, um sie in ihrer Isolirung desto reiner fassen zu können, und dieses Einem und Verbinden geht auf nichts Anderes aus, als jedes Auseinanderhalten der einzelnen Elemente aufzuheben und sie ihrer Individualität nach zu vernichten, um sie in der Individualität einer despotisch waltenden Einheit aufgehen zu lassen. Es scheint so natürlich, alles Trennen und Theilen als ein Auseinanderhalten der früher einander näher verbundenen Theile, ohne Auflösung des sie im Unendlichen fortwährend einigenden Bandes, und alles Verbinden als ein lebendiges Zusammenrücken der vorher aus der Ferne sich suchenden Elemente, ohne daß jemals das Einzelne vom Einzelnen trennende Schranke ganz aufgehoben werden kann, aufzufassen; das Weltall in der Einheit inmitten der endlosen Mannichfaltigkeit der Theile ist der augenfälligste Typus dieser Ansicht. — sic omnia fatia in pejus ruere!

Wir haben hiermit eine Formel niedergeschrieben, die unzählige Zeitthemen: Eisenbahnen, Constitutionen, Nationalismus, Antiliberalismus, Volkvereine, Universitätsreformen, Krieger-Demonstrationen und Wiederherstellungen —

ja, wir wollen nur offen unsere Herzensmeinung herausreden, die auf alle, alle schöpferische Atome überhaupt, welche in unserer Zeit grade in den sie belebenden Wirbel verseht worden sind, ihre völlig adäquate und jedes Räthsel, wenn auch nicht immer auf erfreuliche Weise, lösende Anwendung findet; aber wir wollen, damit wir ja die freundlichen Leser nicht gleich vorn herein abschrecken, wir wollen ganz und gar nicht diese Anwendung in allen ihren Richtungen und Beziehungen verfolgen; wir wollen unsere Formel wirklich nur an einem einzigen, und noch dazu am Ende schon etwas aus dem von Dampfkraft geschleunigten Robecours gekommenen Exemplar in ihrer innern Bedeutsamkeit und ihrem richtenden Walten nach Außen aufzeigen; ja, um es kurz zu sagen, wir wollen möglichst gründlich, und soweit es die mannichfaltige Form dieses beliebten Blattes erlaubt, einen Gegenstand zur Entscheidung zu bringen versuchen, den eine uns zugekommene Schrift des unsern theologischen Journalisten gar ehrenvoll bekannten Predigers in Kirchhain bei Rudolstadt, Dr. Johann Friedrich Theodor Wohlfahrt,

über den Einfluß der schönen Künste auf die Religion und den Cultus überhaupt, und auf das Christenthum und den christlichen Cultus insbesondere, in Rücksicht auf die unserm Cultus bevorstehenden Reformen. Eine historisch-kritische Untersuchung. Leipzig, Klinkhardt. 1836. Gr. 8. 18 Gr.

schon auf dem Titel seines Buches deutlich genug bezeichnet.

Wie oft wir schon hörten: der Kirche, namentlich der protestantischen, muß durch den Dienst der schönen Künste wiederaufgeholfen werden; ihr Cultus ist zu einfach, und die Predigt ist ja ihr Einziges — mitunter welch ein Einziges! Wie oft wir schon gerührt wurden, wenn wir von den wochenlang einstudirten und nun endlich mit wahrhaft theatralischem Effect abgehaltenen Confirmationsschultheiten weitläufige Relationen halb vernahmen, bald lesen mußten; wie oft uns, bis zum Ueberdruß, in der preussischen Agendenangelegenheit namentlich der alte Refrain, der in dem Epler'schen Panegyricus wirklich, wenn auch nur versteckt, das Alphabet ist, aus welchem das Ganze sich zusammensetzt; der Refrain: daß die Form und die kunstgemäße Composition den Cultus zum Cul-

tus mache, begegnet ist; unwillkürlich wurden wir jedesmal bei solchem Gerede an das Motto aus Göthe's „Faust“ erinnert, das wir unsern Auftrag an die Stien gesetzt haben: —

Ja, wenn der Pfarrer ein Komödiant ist,
Wie hat denn wol zu Zeiten kommen mag?

und wir sagten uns zugleich: die lieben Werkleute am tausenden Webstuhle unserer Zeit wissen doch immer nur zu zerreißen, ohne zu trennen, und zusammenzuschmelzen in Feuer und Blut, ohne zu vereinigen. Wir treten fogleich in die Mitte unserer Ansicht über unsern Gegenstand. Es sind drei herrliche Säulen, auf welche das Leben gebauet ist, die Philosophie, die Kunst und die Religion; aber sie sind in aller Innigkeit, mit der sie untereinander verschlungen sind, dennoch sicher und bestimmt auseinander gehalten, jede in ihrer Art selbständig, ursprünglich, weder über eine ihrer Schwestern herrschend, noch auch einer derselben dienend, zugleich aber, wo sie alle zum rechten freischen Leben sich entwickelt haben, aus reiner wechselseitiger Liebe sich gegenseitig mit den besten Gaben ausstattend, die ihnen so wohl eignen, als von der empfangenden, ohne daß ihre Individualität dadurch verlegt wird, dankbar angenommen werden können. Das gemeinste Menschenleben hat seine Hausphilosophie, opfert der Kunst an dem einen oder dem andern häuslichen oder gesellschaftlichen Feste und betet vor einem Haus- oder Kirchenaltar. Warum nun diesen Reichtum des Lebens, der überdies noch in so vielen einzelnen, abgeleiteten Dächern und Wächeln fortrießt, so ohne Erbarmen zusammenschmelzen und für diese Dreieit eine unerquickliche, despotische Einheit hinstellen, die auf ihrer kolossalen Gleichschönheit nun allen Schwächen des Absolutismus und menschenfeindlichen Despotismus preisgegeben ist? Was ist Religions- und Kunstphilosophie Anderes als ein unerquicklicher Triumphzug der einen Schwester, die die andern beiden in Ketten gefesselt, nachdem sie im unnatürlichen Kampfe überwunden worden waren, die ursprünglichste Ordnung der Natur verhöhrend, ihrem Siegeswagen, der ihres eignen Lebens schönste Blüten überfährt, folgen heißt? Und ist's etwas Besseres mit der Philosophie im Dienste der Kunst; oder der Kunst, wenn sie die demüthige Magd der Kirche sein soll; oder endlich der Religion, wenn sie in die Gefangenschaft der Kunst sich begibt?

Ja, wenn der Pfarrer ein Komödiant ist —

Wie sie aber, die drei lieblichen Schwestern, jede für sich in reicher Individualität und demüthiger Selbständigkeit, die Alles aus ihrem eignen Schacht herauszuholen bestrebt ist, ihre Tempel aufzubauen, da wird dann von selbst und in Kraft der sie einigenden Liebe, ohne Zwang und Nöthigung, jede der andern zum schönen Weibest freitwillig ihre besten Gaben, wie sie dem würdigen Gebäude eben eignen, darbringen, die freudig und dankbar angenommen und zum Denkmal der theilnehmenden Liebe des Schwesterpaares sowol, wie zum freundlichen Schmuck des wohlgerathenen Hauses für immer aufbewahrt werden. Da ist dann in aller Trennung und Sonderung

der Auseinandergehaltenen das höhere, geistig freigegeben, das den Bund der Schwestern nun unmerklich sich lösen läßt. Wir haben freilich mit kurzen Worten die Streitfrage schnell genug aufgeworfen und müssen die allerdings harte Sentenz aussprechen, das Wort vom Einfluß der schönen Kunst auf die Religion und den Cultus für uns schlechthin ablehnen, woraus natürlich folgt, daß wir das Werk Buch unter die Kategorie der Fehlgeburten rechnen und ihm das Recht zu seiner Erscheinung es freilich durch die Vermittelung der Presse fast zwingen hat, überhaupt bestreiten. Zum Troste indes dem Verfasser gereichen, daß wir somit wenigstens ein Stab brechen über tausend andere Bücher und noch mehr Blätter in der „Allgemeinen Kirchenzeitung“, andern Ephemeriden, und daß wir daneben den Willen haben, nach so leicht errungenem Siege keine Mühe zu sparen, um das Mißverständnis zu klären, aus welchem jener Kampf mit Schatten und belagerten so ernstlich aufstehen konnte. Ist dies der wackere Kämpfer hin und wieder in seiner grade die beste Veranlassung, die Lämpfung zu thun, so den Weg zu zeigen, auf welchem der Kampf noch einen ehrenvollen Frieden vermitteln kann.

(Der Beschluß folgt.)

Servitude et grandeur militaires par le comte de Vigny.

(Fortsetzung aus Nr. 34.)

Die Erzählung, welche nun folgt, führt die „Eine Nacht zu Vincennes.“ Es ist die Geschichte eines Adjutanten der Artillerie der Garde, dem die Kaiserlichen Pulkvermagazine anvertraut war, und der bei einer Inspektion derselben das traurige Opfer seiner Füllung ward. Da es nicht möglich ist, einen so rührenden Erzählung zu geben, ohne sie ihrer Schönheit zu entkleiden, so müssen wir unsere Leser auf das Buch verweisen, und wenden uns daher zu der dritten Erzählung, welche in dem Leben und Tode des Renaud ein Beispiel militärischer Größe aufstellt. Er knüpft diese Erzählung mit folgenden einleitenden Worten an:

„Wie oft haben wir auf solche Weise durch einen Zufall eine beschadene Existenz endigen! Unsere Armee (J. 1816 an) hatte die Invaliden der Kaiserarmee auf sich Karben in unsern Armen und ließen uns die Ehre ihrer ursprünglichen und eignen Charaktere zurück. Nieher schienen uns die Reste eines Kriegesgeschlechtes zu sein. Einer nach dem Andern und für immer erschöpft. Das Wohlwollen und Redliche in ihren Sitten. Die arbeitssamere Generation ließ zuweisen auf etwas in ihnen, das durch die Mühe des Friedens noch mehr trat. Die Armee schien uns ein Körper ohne Bewegung, erstickten in dem Banche dieses hölzernen Pfades, bei in irgend einem Troja öfnete. Geistig studierten wir Lurinne's und Friedrich's II. Werke; ohne zu erwägen, wir das Leben jener Generale der Republik, welche allein für den Ruhm entbrannt waren, das Leben für Armuth und Offenheit ausgezeichneten Heros, zu schätzten, Krieger. Nachdem wir ihre Heldthaten, ihre großartig studirt hatten, versetzten wir in Lurung, wir unser Loos mit dem ihrigen verglichen und fanden,

Ich zu seiner Seite aufzutreten, weil ich gleich im Anfange des Kampfes den Sieg auf dem Gipfel jener Höhe, auf welcher wir voller Lust Jahre lebten, um einer Ruhe zu nachhaken zu können. Für euch, meine Freunde, die ich so viel durch das ermüdende Einerlei der militärischen Dienstbarkeit leiden sah, für euch schreibe ich dieses Buch. Neben jenen persönlichen Erinnerungen eines Mannes, dessen Leben mich in dem folgenden Buche andere aufleuchtet, welche unser Haupt durch die Betrachtung wahrer Größe aufzuheben vermögen.

Die kriegerische Größe, oder die Echtheit des Lebens und des Kampfes scheint mir eine zweifache zu sein, nämlich die des Mannes und die des Gehorsams. Die eine, ganz nach der Natur, heftig, glänzend, stolz, egoistisch, launisch, wird durch die Lage schwerer und milder geschlagen, nach Maß der Prolifikation eines friedlicheren Charakters annimmt. Die andere, ganz nach Kunst geübt, passiv, ungenannt, bescheiden, ergeben, ausdauernd, wird von Tag zu Tag mehr geübt; denn heutzutage, wo der Eroberungsgeist immer mehr abnimmt, scheint Alles, was ein erhabener Charakter auszuzeichnen vermag, das Handwerk der Waffen legen kann, weniger in dem Kampfe als in der Ehre zu liegen, schweigend zu sein und mit Ausdauer die oft lästigen Pflichten zu erfüllen. Der Kampf ist das Leben des Heeres. Wo er beginnt, wird der Kampf zur Disziplin, die Wissenschaft wird zum Ruhme, die Disziplin zum wirtlichen Dienste. Der Krieg entscheidet über seinen Gang für die unerhörten Mühen, welche die Ehre des Friedens erzeugt. Aber, ich wiederhole es, nicht in der Geschichte ist es, wo die wahre Größe sich in ihrer ganzen Höhe zeigt. Diesmal will ich, ehe ich dieses Buch beschließe, in euren Augen ein Leben und einen Tod vorüberführen, der noch meiner Ansicht einen großen, wohlwollenden und klugen Charakter entwickelten.

Am 27. — 28. Juli 1830, der verhängnisvollen Nacht vom 27. — 28. Juli 1830, als das Bataillon der Kaisergarde, in welchem der Hauptmann Reynaud diente, auf einem der Boulevards von Paris, in welchem Befehle zur Unterdrückung des Aufstandes erlassen wurden. Der Bef., der zu jener Zeit den Militärdienst bereits verlassen hatte, traf durch Zufall auf jenes Bataillon, erkannte in dem Hauptmann einen alten Waffengefährten; es entspinnt sich in der freundlichen Sommernacht ein Gespräch; ein Wort nach dem andern; der Bef. stellt die Frage, warum Reynaud seinen langen Dienstzeit es nicht weiter als bis zum Hauptmann gebracht habe, und dieser entschließt sich endlich, dem Mann seinen Lebenslauf zu erzählen. Hauptmann Reynaud war ein Mann von gesundem Menschenverstande und gebildetem Geiste; sein Charakter und seine Gewohnheiten waren in der ganzen Kaisergarde bekannt, bei der er in großem Ansehen stand. Sehr groß von Wuchs, von bleicher Farbe und melancholischem Ausdrücke, war seine Stirne durch eine tiefe Furchung entsetzt. Bei den Soldaten galt er Alles. Er war nur ein kriegserfahrener Offizier, sondern er hatte auch die tiefste Kenntnis der großen politischen Angelegenheiten unter Napoleon, so daß man nicht wußte, sollte man dieselben den anstehenden Studien oder sehr alten hohen Verbindungen zuschreiben, welche bei seiner Zurückhaltung schwer zu entdecken waren. Dieser Mann theilte dem Bef. einfach, schmeichelte, wie er selbst war, drei große Wochen seines Lebens mit, wie er sich hier im Augenblicke kurz anzudeuten versuchen werden.

Reynaud's Vater, Stabsoffizier im republikanischen Heere, war im 17jährigen Kriege bei der Expedition nach Egypten in Italien mit; dort sah er Bonaparte zum ersten Male; die wichtigsten Momente seines Lebens erzählt er mit folgenden Worten: „Mein Vater ging auf Bonaparte zu und sprach mit ihm. Noch sah ich sein Gesicht nicht. Plötzlich wendete er sich gegen mich und sah mich an. Ich zitterte am ganzen Leibe bei dem Anblicke dieses göttlichen Gesichtes und den Augen herabhängenden Haaren, dieser großen grauen Augen und dieser mächtigen Wangen. Er hatte von mir gesprochen,

denn er sollte zu meinem Vater: „Bei es dein Wunsch ist, so magst du mit nach Egypten folgen. General Bonaparte soll statt deiner hier bleiben. Ubrigens sehe ich es nicht gern, daß man solche Kinder mitnimmt. Schickte deinen Sohn nach Frankreich zurück, dort soll er fleißig Mathematik studiren; sollte dir ein Unglück in Egypten zustößen, so will ich für ihn sorgen, ich stehe dir für ihn und will einen guten Soldaten aus ihm machen.“ Bei diesen Worten blickte er sich, hob mich zu sich in die Höhe und küßte mich auf die Stirne. Der Kopf schwindelte mir. Ich fühlte, daß er sich meiner bemächtigt hatte; ich war frei, als Bonaparte mich aufhob; als er mich niederlegte, war ich für immer sein Slave.“

Im J. 1804 war der junge Reynaud Page des Kaisers Napoleon. Obgleich durch seinen Vater vor der allzugroßen Begünstigung seines Heiden gewarnt, konnte er dennoch nichts Höheres als die Handlungen, die Erinnern, die Tugenden und die Schritte des Kaisers. Aber der Anfang der Enttäuschung sollte bald folgen. Die Geschichte dieser Enttäuschung bildet eine der interessantesten Episoden des Werkes und ist zugleich, sofern sie wahr ist, von historischem Interesse. Wir lassen den Hauptmann Reynaud reden:

„Wir befanden uns zu Fontainebleau. Der Papst sollte ankommen. Der Kaiser hatte ihn voll Ungeduld zur Anwesenheit erwartet. Ich war allein in dem Zimmer des Kaisers zurückgeblieben. Lange Zeit betrachtete ich eine große Tafel, auf welcher eine Menge Blattschriften aufgehängt lagen. Oft war ich Zeuge, wie Napoleon auf eine sonderbare Weise einige derselben auslas. Wenn ihre Zahl ihm allzugroß wurde, so warf er mit beiden Händen so viele über den Tisch hinaus, bis nur noch fünf bis sechs davon übrig waren; diese öffnete er hierauf. Dieser Akt machte einen sonderbaren Eindruck auf mich. Alle diese Papiere der Trauer und des Unglücks, diese fruchtlosen Bitten von Witwen und Waisen, benezt mit den Thränen so mancher Familien, trat er alsdann unter seine Füße und schritt darüber hin wie über die Leiden seiner Schlachtfelder. Mein Herz empörte sich über Napoleon, aber noch schlug es in seinem Fesseln. Ich betrachtete diese vergessenen Blattschriften, die ungehörten Schmerzgedränge, welche aus ihren Falten sprachen; ich warf mich zum Richter zwischen diesen Unglücklichen und dem Herrn, den sie sich gegeben hatten, auf, der eben jetzt im Begriffe war, sich mehr als je über ihren Häuptern zu beugen. Ich hielt eine dieser verachteten Petitionen in der Hand, als der Trommelwirbel der Wache mich von der plötzlichen Ankunft des Kaisers benachrichtigte. Schon hörte ich seine Schritte im Nebenzimmer, mir blieb kaum noch Zeit, mich in den anklopfenden Alkoven, den ein mit Wienen überfüllter Vorhang zur Hälfte bedeckte, zu verbergen.

Der Kaiser war sehr bewegt. Mit Ungeduld ging er in dem Gemache auf und ab, trat dann an das Fenster und trommelte mit den Fingern auf die Scheiben. Ein Wagen rollte in den Hof. Der Kaiser hörte auf zu trommeln, wendete sich gegen die Thüre und öffnete diese dem Papste.

Plus VII. trat ein. Mit der Schnelligkeit eines Kesselmachers schloß Bonaparte die Thüre hinter ihm. Großer Schrecken überfiel mich. Regungslos und stumm beobachtete ich mit aller Kraft meines Geistes, was vorging.

Der Papst war von hohem Wuchs; sein langes, blaßes, leidendes Gesicht drückte heiligen Ernst und große Güte aus. Langsam und mit dem ruhigen, klugen Schritte eines erfahrenen Mannes trat er ein. Mit geöffneten Augen setzte er sich auf einen der vergoldeten Lehnstühle und erwartete, was der Kaiser ihm auf italienisch sagen würde.

Die Scene, die nun folgte, steht noch lebhaft vor meinem innern Auge. Nicht das Geiste des Mannes, sondern sein Charakter, sein Herz zeigte sich unverhüllt. Mit großen Schritten ging er im Zimmer auf und ab; wie ein flüchtiger Züger schlich er in immer engeren Kreisen am den Lehnstuhl her und nahm endlich eine früher abgeworfene Unterhaltung wieder auf:

„Ich sage es noch einmal, heiliger Vater, ich bin kein

harter Geist. Ich liebe die Katholiken und Ideologen nicht. Ich gebe Ihnen die Versicherung, daß ich, meinen alten Streptococcus zum Krog, in die Messe gehen werde."

Der Papst hielt die Augen noch immer geschlossen und legte seine Hände auf die Adler, welche die Arme des Thronstuhls bildeten. In dieser Stellung einer römischen Bildsäule schien er sich zu sagen: Ich ergebe mich zum Voraus darbin, alles Das, was er mir etwa Profanes sagen wird, ruhig anzuhören.

Napoleon setzte seine Gänge durch das Zimmer fort; aber an den Blicken, die er auf den Papst warf, sah ich, daß er weber mit sich, noch mit seinem Gegner zufrieden war. Er fuhr daher in seiner Rede fort, wobei er heimlich seine Blicke in die Spiegel des Gemaches warf, um den Eindruck seiner Worte auf dem Gesichte des Papstes zu beobachten.

"Es liegt mir etwas auf dem Herzen heiliger Vater; Sie willigen in die Krönung auf dieselbe Weise wie früher in das Concordat, das heißt, wie wenn Sie dazu gezwungen würden. Sie sehen aus wie ein Märtyrer; Sie sitzen da vor mir in frommer Erhebung, als ob Sie dem Himmel Ihre Leiden klagen. Dies ist jedoch wahrlich nicht Ihre Lage. Sie sind kein Gefangener, bei Gott, Sie sind frei, wie der Vogel in der Luft."

Pius VII. lächelte traurig und sah ihm in das Gesicht.

"Ja, wiederholte Napoleon mit Nachdruck, Sie sind vollkommen frei. Sie können nach Rom zurückkehren, der Weg dahin steht Ihnen offen, Niemand hält Sie zurück!"

Der Papst seufzte, hob seine rechte Hand und seinen Blick gen Himmel und schwieg; hierauf senkte er das Haupt wieder und betrachtete das goldene Kreuz, das um seinen Hals hing.

Bonaparte fuhr fort zu reden; seine Stimme ward sanfter, sein Lächeln war voll Anmuth.

"Heiliger Vater, wenn der Ernst Ihres Charakters mich nicht abhielte, wahrlich, ich würde behaupten, Sie seien etwas undankbar. Sie scheinen sich nicht mehr der guten Dienste zu erinnern, welche Frankreich Ihnen geleistet hat. Das Conclave von Venedig, das Sie zum Papste erwählte, war denn doch ein wenig durch meinen Feldzug in Italien influenzt. Österreich behandelte Sie damals nicht gut, was mir leid that. Eure Heiligkeit ward, glaube ich, genöthigt, übers Meer nach Rom zurückzukehren, weil die österreichischen Staaten Ihnen verboten waren." Er brach ab, um die Antwort seines Schweigens zu vernahmen; aber Pius VII. neigte nur unmerklich das Haupt und blieb in der bisherigen Abspannung. Napoleon setzte sich neben ihn auf einen Thronstuhl. "Als Katholik", fuhr er fort, "that mir dies sehr wehe. Ich hatte nie Zeit, mich viel mit Theologie abzugeben, aber ich setze großen Glauben in die Gewalt der Kirche; sie hat eine bewundernswürdige Lebenskraft. Voltaire hat zwar ein wenig daran gerüttelt, aber ich liebe ihn nicht und will ihm einen alten Redner auf den Hals schicken. Sie sollen zusehen sein. Wir könnten, wenn Sie wollten, Manches in Zukunft vollbringen." Bei diesen Worten nahm er einen liebevollen Ausdruck der Unschuld an: "Wenn ich auch noch so sehr nachforsche, so finde ich doch nirgend einen Grund, warum Sie nicht gerne in Paris residieren sollten! Wenn Sie es wünschen, ich würde Ihnen die Tuilerien überlassen; ich wohne ohnedies nicht gerne dort. Sehen Sie nicht ein, Padre, daß dies die wahre Hauptstadt der Welt ist? Ich, meines Amtes, würde Alles thun, was Sie wünschen, denn ich bin wahrlich besser, als man glaubt. Sofern Sie den ermüdenden Krieg und die Politik mir überlassen, mögen Sie mit der Kirche anfangen, was Sie wollen. Ich wäre ganz und gar Ihr Soldat. Wir hätten unsere Concilien wie Konstantin und Karl der Große; ich würde sie eröffnen und schließen. Dann würde ich Ihnen erst die wahren Schlüssel der Welt in die Hand geben; das Schwert würde ich führen und Ihnen nach jedem Siege zurückbringen, um es zu weihen."

Der Papst, welcher seither regungslos gleich einer ägyptischen

Statue gestanden war, hob das Gesicht und sah ihm in die Höhe, lächelte schwermüthig, schüttelte den Kopf und sagte nach einem stillen Seufzer, als wolle er, wie es bichte, seinem unsichtbaren Schutzengel anvertrauen:

"Commediante!"

(Der Bericht folgt.)

Aus Italien.

Wer auch nur aus Göthe's Werken die gewöhnliche Meinung der künftlichen Dänen kennt, wodurch Venedig gegen die Inbrunst des nach Süden offenen Meeres geschützt ist, wird jede Nachricht über ihre Kalage mit einigem Interesse aufnehmen. Sie sind ein Werk des vorigen Jahrhunderts, hauptsächlich für die Lagunen, d. h. für das Heil, das mit den Meeren durch schmale Fahrwasser (in Venedig perennat) zusammenhängt, ließen früh auf Sicherungsmittel Dänen denken, welche dieses Pass vor der nachteiligen Wirkung der Meeresswellen, der Fluten und Stürme durch ein Pfahlwerk, dessen Zwischenräume mit Steinbrocken erfüllt waren, sicherte doch nicht ausreichend die auch in ärgsten Stürmen ruhigsten Lagunen, doch war es unendlich kostbar. Im J. 1757 kostete ein geometrischer Maßstabsplan 1,60 Meile (in der Länge) 168 Dukaten und kostete länger als fünf Jahre. Die Mittel des Staats und die Wälder der Republik reichten für diesen Aufwand nicht aus, da die Dänen (lidi) sich über 20 geographische Meilen ausstreckten. Man mußte daher auf eine Verminderung der Kosten denken und stellte deshalb einen Wettbewerb (1720) bei der Wasserbaubehörde an, der wissenschaftlichen Vorschläge an die Stelle des bloß technischen stellen sollte. Die erste Wahl fiel auf Bernardo Zendrini. Mit dem J. 1757 fing man an, an die Stelle der hölzernen Brustwehre eine aus Quaderen von istrischem Stein, die mit Eisen verbunden waren, zu setzen; und diese Brustwehre von Murazzi. Wenn aber die Ehre des ersten Beobachters großartigen Unternehmens gebühre, das zur Zeit seiner Führung jedoch wohlfeiler gefunden wurde als das alte, so ist der Gegenstand eines Streites geworden, bei dem Schriften veranlaßt hat. Ein Zeitungschriftler in Venedig hatte den Marquis Volani als Urheber genannt; für ihn herrn kämpfen in einer eignen Schrift, die den Titel: "Documenti autentici che dimostrano doversi attribuire a Bernardino Zendrini, matematico della Repubblica di Venezia e soprantendente al fiumi, alle lagune, canali dello Stato Veneto, il progetto per la costruzione del riparo detto i murazzi dei lidi di Venezia" (Venedig 1835) die Nachkommen Zendrini's; doch bedarf es noch mehr Zeugnisse, um sich für den Einen oder den Andern zu entscheiden. "Aus Romano aere Veneto" schreiben die Dänen diese dem künftigen Meere trogenden Mauer an. Die Streitigen, wer so geschrieben hat, und begnügen sich mit Ruhme, Erben der Leute zu sein, welche die Däne dazu

Für Sprachforscher und für Freunde einer hellenhaltung hat ein mailändischer Literaturfreund die mailändische Mundart gesammelt, die ein Hebel seines ein Capellan zu Solaro, gesungen hatte ("Poema in milanese di Carlafonso Pelizzoni", Mailand 1835, 12). lebensfroher Dichter fand in einem kleinen und engbegrenzten Wirkungskreise so sehr sein Genügen, daß er jeden Veränderung auswich; dafür blickt ihm dort die 84. Jahr 1818 vom Festmahle des künftigen Marquis von Garsialf. V. von einem Luigi Poggi unterschrieben, dessen "Prose e poesie edito ed inedite di veneziano" (Venedig 1835) der Dichter L. Carrer herausgegeben hat; eine Sammlung von Schriften, die keinen Beruf und keinen Anhänger der alten Schule verrathen.

Donnerstag,

Nr. 252.

8. September 1836.

Die Kunst und die Kirche.

(Schluß aus Nr. 251.)

Wir leugnen also durchaus den Einfluß der schönen Kunst auf die Religion und den Cultus und es ist für schlechthin unmöglich, ohne Kunst und Religion selbst zu verkehren, jene zur Hälfte dieser herbeizunehmen. Die eine darf und kann von der andern nur Das nehmen, was ihr freiwillig und unaufgefordert gebracht werden beide sind frei und selbständig. Wie hat man eigentlich darauf zukommen können, zunächst im protestantischen Cultus bei seiner, es mag wol sein, recht klugen und hülfbedürftigen Lage, von der Kunst die Hilfe zu erwarten? Die Antwort liegt bereit in all den Liturgischen Sammlungen, Kirchengebeten, Ritualen und Formularen zc., die seit länger als einem halben Jahrhundert uns überschwemmt haben; die Antwort, der in allen dem Stellen der Wohlfahrt'schen Schrift, welches Symbol und Kunst, Cultus und Kunstgebild gleichbedeutend genommen und in dem geistlichen Worte in der kirchlichen Rede die freundliche Gabe, die Kunst der Schwester aus freier Bewegung zur lieblichen Ausstattung dargebracht hat, für das Wesen und eigentliche Kern gehalten wird.

Wir müssen hier etwas weiter ausholen. Der Ausdruck wir allerdings, daß jedes kirchliche Leben aus doppelten Quellen genährt werden müsse; wir glauben ziemlich mit Sicherheit, daß auch in jeder andern Sphäre eine analoge Duplicität sich wiederholt. Was Glauben und in dem frommen Schauen mit ideell gebracht worden ist, das will ich auch wirklich haben; was auch Realität im eigentlichen Sinne des Wortes gewinnen. Es ist jedem wahrhaft Kirchlichen klar und sonnenklar, daß das Wort von göttlicher Kraft ist in dem stänlichen Unterpande, von dem die glückliche Gabe wirklich besiegelt, oder lieber, um ohne Rücksicht zu reden, eigentlich mitgetheilt wird, sich lebendig betheiligte; und so zieht sich unverändert durch die ganze Geschichte der christlichen Kirche und durchgängig bestimmte Segensatz des Wortes und der Sacramente (Symbole). Wir sprechen es nicht als möglich aus: ohne Ahnung und geistiges Leben der höhern Welt gibt es keinen Cultus; aber so wenig ohne die sacramentliche Fassung und Aneig-

nung dieser geistigen und im Glauben erkannten Güter, und wirklich nur in der rechten Einigung beider, in der sie sich eben das volle Gleichgewicht halten, kann ein wahrhaft gesundes kirchliches Leben sich entwickeln. Symbolischer Natur ist das Haus, in welchem der Cultus geübt wird; symbolischer Natur der Tag, der ihm gewidmet ist; symbolischer Natur das Gebet wie das fromme Lied, das auf den Flügeln oder lieber vom Altare der gemeinschaftlichen Andacht zur bessern Heimat aufsteigt; symbolischer Natur jegliche Handlung, die am Haus: wie am Kirchenaltare als solchem gethan wird; indeß zugleich theils aus der Durchsichtigkeit dieser Edelsteine schon das Licht einer höhern Wahrheit entgeanleuchtet, theils neben und mit ihnen der Strom des lehrenden und weckenden Wortes, um dem geistigen Auge das Bewußtsein des höhern Erbtheils zu gewähren, durch dessen Genuß im Symbol das innere Leben genährt und gefördert wird, sich fort und fort ergießt. Aber warum hat man es nur übersehen mögen, daß das Symbol als das Reale des kirchlichen Lebens etwas ganz Anderes ist als die Allegorie, die der Kunst denselben Dienst leistet und dieser erst ihre Realität mittheilt? Warum hat man das Wesen beider so ganz verkannt, daß man überhaupt nur daran hat denken können, das Eine zum Substitut des Andern machen zu wollen? Und — warum ist doch das göttliche Wort:

Ja, wenn der Pfarrer ein Komblant ist, so lange schon ausgesprochen und doch seiner tiefen Bedeutung nach so wenig beherzigt worden? Ja, es hat die Kunst aus schwesterlicher Theilnahme der kirchlichen Architektur, der kirchlichen Verehrsamkeit und Lieberbildung, der eigentlich symbolischen Ausstattung des Cultus überhaupt und in jeder Beziehung von Zeit zu Zeit in steigender Fülle, und in jenen Zeiten, in welchen kirchliches Leben am fröhlichsten blühte, gerade, in der Freude am blühenden Wohle der Schwester, in der staunenswürdigsten Herrlichkeit ihren Schmuck und ihre Verklärung so freiwillig als freigebig mitgetheilt. Aber dennoch blieb immer zwischen den heitern und durch das Medium freundlicher Bilder und täuschenden Spiels den Reiz des Schönen verleihehenden Gaben der Kunst — dies das glückliche und liebliche Erbtheil dieser — und dem Ernste und der in sich selbst genügsamen Fülle des Sacramentes, der

kirchlichen Symbolik, eine große, nie aufzuhobende Scheidewand, und mußte bleiben, wenn nicht des Lebens Elemente chaotisch gemischt und gemengt werden sollten. Und am Ende gehen jene Pöffen des 15. und 16. Jahrhunderts, die in Spanien bis in die neuesten Zeiten sich erhielten und die tiefsten kirchlichen Mysterien der theatralischen Aufführung überließen, ihrer Zeitbedeutung nach ganz den Versuchen, durch den Einfluß der schönen Künste dem protestantischen Cultus in unsern Tagen aufzuhelfen, parallel; jene wie diese gehören einer Zeit an, wo der gesunde, urkräftige Geschmack an der natürlichen Nahrung verschwunden war und dem Appetite durch allerhand unnatürliches wiederaufgeholfen werden sollte.

Die Frage liegt hier freilich recht nahe: wo ist nun aber das rechte Symbol wiederzugewinnen, wenn es, wie in der protestantischen Kirche, fast so gut wie verloren, oder, wie in dem katholischen Cultus, bis zur Unkenntnis entstellt und verderbt ist? Wir wissen jedoch auch darauf bald genug Antwort zu geben, ohne grade mit einer gewissen Nähe und „in Geisteslichkeit der Engel“ einhergehenden Partei so unbedingt auf die erste, apostolische Kirche zurückzuverweisen. Unsere Antwort freilich wird Vielen, wie die meisten unserer vorhergehenden Behauptungen, als eine Sentenz ex tripode erscheinen, wenn sie zumal hören, daß wir uns zunächst sehr negativ erklären und gradezu meinen, es sei nicht viel weniger verlangt, wenn man von unserer Zeit die Wiederherstellung des Symbols fodere, als wenn man unter dem Weihnachtsbaum des Winters eine volle Weihnachtsflor erwarte. Wir knüpfen jedoch daran die frohliche Aussicht, daß auf den Winter zuverläßig ein milder, freundlicher Frühling folgt, und sprechen es unverhohlen aus: die Kirche wird gewiß, wenn sie nur erst aus den Geburtswehen der ersten Gegenwart glücklich erlöst ist, einen echten Cultus, dessen Stützen und Grundbedingungen, ja zu keiner Zeit und in keiner einzelnen Kirche ganz untergehen können, einen Cultus, der weder der überflutete und verschattete der römischen, noch der ausgetrocknete und ungenießbar gewordene der protestantischen Gegenwart ist, aus ihrer eignen erfrischten und erneuerten Kraft gebären. Sie und nur sie allein, in ihrem stillverborgenen, mit den wechselnden Monden und Jahren unvermerkt zur rechten Zeitigung kommenden Wirken, kann die harte Scholle des dormaligen Winters lösen, und bis dahin, ja bis dahin müssen wir freilich und zu geduldigem, wenn auch schmerzdem und auf alle Signaturen der Zeit mit feischer Wirkungslust achtendem Harren ermahnen. Es hilft nichts, die Knospen aus ihren Umhüllungen ausschälen wollen, um die Blüte zu beschleunigen.

Wir haben unsere Ansicht nackt und unumwunden hingestellt und sind allerdings das gewärtig, daß man die durch Beweise in dem gewöhnlichen Sinne nicht gerechtfertigte um ihre Legitimation fragen werde, um so mehr, als wir wohl fühlen, daß wir den Gegenstand selbst auf eine ziemlich Spitze gestellt und uns mit den gangbaren Meinungen zur Rechten und zur Linken in eine scharfe Opposition gesetzt haben. Aber einmal ist es ge-

wis gut, vor allen Dingen in kurzen scharfen Umrissen das, was man meint, hinzustellen, damit die einzelnen Differenzpunkte bestimmt heraustreten und Jeder sich woran er ist; und sodann sind wir freilich auch auf einem freieren Plane als dem uns hier gewöhnlichen Rede und Antwort Dem zu geben, der sie von uns fordert. Weniges haben wir denn doch nur noch mit der Verf. der Schrift zu verkehren, die uns die Veranlassung zu dieser Herzensentleerung gegeben hat. Er selbst am Schlusse derselben (S. 143), er habe weitere und bestimmtere Vorschläge zur Reform des Cultus zu thun, „aus dem Grunde verständig, weil ihm hier lebendig darauf ankam, die Principien zu zeichnen, von welchen man nach seiner Überzeugung bei ausgehen müsse.“ „Vor Allen aber“, sagt er geistlich hinzu, „ist es eben nöthig, daß man über solche sich verständige.“ Wir haben nun freilich diesen aufgestellt, die mit denen des Verf. im vollsten Einklange stehen. In der Hauptsache hätten wir fast nicht unser Verhältnis zu ihm entschieden genug gehoben. Aber wir ehren zu aufrichtig das erste und die wirklich, Einzelheiten abgerechnet, auch durchgeführte Forschung, die recht glücklich und reich die mannichfaltigen Culte der alten und neuen zu combiniren weiß, als daß wir nicht wenigstens Schritte zur gegenseitigen Verständigung noch thun. Es geht dem würdigen Reformator gar nicht um frische Abnung davon bei, daß Symbol und Cultus etwas Anderes und Selbständigeres sei, als eine Kunst erhobene Zwangsanleihe für die Kirche. Warum kann er dennoch von der immer wiederholten Voraussetzung sich nicht trennen, daß als Ideal der Cultus neben dem lehrenden Worte der Qualität von der in der Kunst gar nicht verschleden und nicht nothwendig überall, wo sie vorkomme, mit der Kirche identisch sei. Würde es ihm gelingen mit uns dieses Princip sich zu vereinigen, so müßte es klar werden, daß er dem Fetischismus (S. 8) so wie der griechischen Mythologie (S. 20) eine ganz andere Stellung zu geben habe, als sie jenem und dieser in der Darstellung geworden ist, und sollte er auch kühnen Hoffnung entsagen müssen, eine Reform des alten Cultus positiv zu begründen, so würde er sich dem Materialienreichtum, den er gesammelt hat, befähigter fühlen, negativ recht schlagend nachzuweisen, in welchen Beziehungen der Cultus in der protestantischen Kirche fast als untergegangen, in der katholischen noch heute als in denselben Verderbnissen befangen betrachtet ist, in welchen ihn schon die Reformatoren des 16. Jahrhunderts so bestimmt erkannten. Schwachen dürften wir dann Äußerungen zu lesen bekommen, offenbar nur der einmal vorgefaßten Meinung zuflüßend, in welchen ausgesprochen wurden, wie die S. 33: „Nun trat Jesus im Tempel auf“ — „Wie finden wir aber die Opfergebräuche seines Volkes mitgemacht“ (Vergl. Luk. 2, 22; 7, 8).

de Vigny.

(Beytrag zur H. M.)

Im veränderter Leopold sprang Napoleon von seinem auf. Ein tiefer Horn erschallte ihn. Anfangs und schweigend im Zimmer auf und ab und bis zu liegen. Nicht mehr vorsichtig umschlich er seinen in die weiten Kreise. Er trat fest auf, in die Länge, das seine Spuren hinterließ. Das Gemach zitterte; als müsse irgend etwas Schreckliches geschehen. Sie schoben sich auf meinem Kopfe empor. Ich besah den Papst: unabweiglich sah er da; nur mit seinen klaren Flammen er sich an die Adler seines Brustschutzes.

„Kommandant! Ich! Gut, ich will euch Kommandanten auf das ihr Alle wie Weiber und Kinder weinen sollt.“ — Sie trren sich, wenn Sie glauben, man könne auf unerschütterte Weise den Kälteblitzen spielen. Kommandant ist die Welt; die Rolle, die ich spiele, die des Weibers. In Kommandanten habe ich euch alle, die ihr, Boll, und der Dacht, an dem ich euch bewege, Kommandant! Man muß von großem Wuchse sein, wenn man es wagen will, mich zu applaudieren. Sie mich auszusprechen. Signor Charamont! wissen Sie, daß Sie höchstens ein armer Geflüchteter wären, wenn Sie nicht mein ernsthaftes Aussehen betrübte, Sie nicht!

Nach vier Jahren wagte Niemand den Namen Charamont. Wer hätte damals den Namen Papst genannt? — Sie Herren saßt schnell festen Fuß bei uns. Sie wußten, weil ich nicht so schüchtern war wie Ludwig XIV., die Verurteilung der gallianischen Freiheiten zu unterzeichnen? So spielt man nicht mit mir. Ich bin es, der euch die Hand, der euch wie Marionetten von Fäden hängen sehe; ich bin es, der euch für etwas zählt, die alte Idee repräsentiert, der ich neues Leben einhauchen will; und Sie haben nicht Geist genug, um dies einzusehen. Ich will ich Alles sagen; ich will Ihnen die Verurteilung vor das Auge rücken, damit Sie dieselben begreifen. Sie glauben in der That, daß man Ihre bedarf, und Sie gehen das Haupt und drapieren sich mit Ihren Weibersachen? So erfahren Sie denn, daß Sie mich nicht sehen, und daß, wenn Sie so fortfahren, ich Ihre Erwand durch werde wie Karl XII. das des Großmeisters!

Er schweig; ich wagte kaum Athem zu schöpfen. Als die Stimme nicht mehr hörte, beugte ich mich vor, um zu sehen, ob der arme Greis nicht vor Schrecken den Geist verloren habe. — Dieselbe Ruhe in der Haltung, dieselbe auf seinem Antlitz. Zum zweiten Male erhob er den Arm zum Himmel; nach einem tiefen Seufzer und einem blutigen Blick sprach er:

„Angedacht!“ Napoleon befand sich in diesem Augenblicke am entgegenstehenden Ende des Zimmers, wo er sich auf das Marmoramalgam aufstellte. Ein Pfeileschnelle schoß er auf den Greis los. Ich sah, er werde ihn tödten. Nicht vor ihm hielt er an, er war am der Tafel eine Porzellankasse, auf welcher die Gewand und das Capitol gemalt waren und zertrümmerte sie mit dem Fuß. Sofort setzte er sich plötzlich und verlor in ein tiefes Schweigen.

Der Mann schloß und, um diese interessante Scene auszusagen. Der Page beobachtete tiefes Schwingen über Das, was er gesehen und gehört hatte. Von diesem Augenblicke an drängte ihn das Gefühl auf, daß es Thorheit sei, sich in gänzlicher Dunkelheit einem Manne zu ergeben. Ohne Zweifel kam die Scham seiner Anwesenheit bei jener Scene heraus, denn darauf erhielt er Befehl, sich in das Lager von Boulogne

an Bord eines der dortigen Schiffe zu begeben. Von dem Engländern gefangen, gewann er die Freundschaft des Admirals Collingwood. In diesem Manne krallte der Herz, ein neues Bild eines von seiner Pflicht ganz durchdrungenen Soldaten und Germanes vom edelsten Charakter auf, der, weil es dem Vaterland verlangte, sein ganzes thatenvolles Leben demselben zum Opfer brachte.

Wir übergehen die weiteren Schicksale des Hauptmanns Reynaud und bemerken nur, daß er am letzten der Fälltage von der Hand eines pariser Straßenjungen, der sich bis vor seine Compagnie zu ihm heranschlich, fiel.

Die Reflexionen, mit welchen der Herz sein Werk beschließt, sind folgende:

„Der Soldat, der Mensch der Herr bedarf irgend etwas, das ihn über die Strenge seines Standes tröstet. Er fühlt, daß das Vaterland, das ihn wegen des Ruhmes liebt, damit er es krönte, anfängt, ihn wegen seines müßigen Lebens oder wegen der Bürgerkriege zu hassen, bei denen er genöthigt ist, die eigne Mutter zu treffen. Welche Idee soll ihn aufrecht halten, wenn es nicht die der Pflicht und des geschwornen Eides ist? Bei der Unsicherheit seiner Bahn, bei den Zweifeln, die auf ihm lasten, welches Gefühl soll ihn in unsern Tagen der Erhaltung und der Entmuthigung beleben? Was bleibt ihm noch Heiliges übrig? Auf dem düstern Meer der Gegenwart erheben sich nur ein lichter Punkt, den ich lange Zeit nach allen Richtungen untersuchte. Derselbe ist nicht etwa ein neuer Glaube, ein Cultus von moderner Erfindung; es ist ein mit und in uns gebornes Gefühl, unabhängig von Zeit und Ort, selbst von den Religionen, ein stolzes, unangefangenes Gefühl, ein Instinct von unergleichlicher Schönheit, der erst in neuerer Zeit einen seiner würdigen Namen erhalten hat, obwohl er schon im Alterthume eine Menge Großthaten hervorbrachte; dieser Glaube, der Allen noch übrigblieb und in den Herzen unumschränkt herrscht, ist die Ehre. Ich habe nicht, daß sie schwächer geworden ist, daß sie sich abgenutzt hat. Sie ist kein Sagenbild, für die Mehrzahl der Menschen ist sie ein Gott, ein Gott, neben dem schon manche größere Götter gefallen sind. Ihr Cultus mag auf verschiedene Weise ausgelegt werden, er besteht nichtsdestoweniger unbestreitbar. Es ist eine männliche Religion, ohne Symbol und ohne Bilder, ohne Dogma und Ceremonien, deren Gesetze nirgend geschrieben stehen. Wie kommt es, daß alle Menschen das Gefühl ihrer ersten Noth besitzen? Die Menschen der Gegenwart sind stofflich und ironisch über Alles, ausgenommen die Ehre. Jeder wird ernst, sobald ihr Name ausgesprochen wird. Wenn ihr Name erbt, fühlt der Mensch etwas in sich, das gewissermaßen ein Hehl von ihm selbst ist, und dieses Gefühl weckt alle Kräfte seines Stolzes und seiner ursprünglichen Thatkraft. Eine unbewingliche Festigkeit hält ihn aufrecht gegen Alle und gegen sich selbst bei dem Schanken, über diese reine Stützhütte zu machen, die in seiner Brust gleichsam ein zweites Herz ist, in welchem ein Gott wohnt. Die Ehre ist das Gewissen, aber ein gesteigertes Gewissen. Sie ist die Ehrfurcht vor sich selbst und vor der Schönheit seines Lebens, gesteigert bis zum höchsten Aufschwung und bis zur glühendsten Leidenschaft. Bald bringt sie den Menschen dahin, einen Schimpf nicht zu überleben, bald, ihn mit solcher Größe zu ertragen, daß jeder Flecken dadurch hinweggetilgt wird. In andern Zeiten erfindet sie große Unternehmungen, große, ausdauernde Kämpfe, unerhörte, langsam vollzogene Opfer, die durch die Dunkelheit, in der sie geschehen, nur um so schöner sind. Sie ist reich an Handlungen der Wohlthätigkeit, an wunderbarer Duldung, an zärtlicher Rücksicht und Vergebung. Immer und allenthalben erhält sie die persönliche Würde des Menschen in ihrer ganzen Schönheit aufrecht. Die Ehre ist die männliche Schamhaftigkeit.“

Das Werk des Großen Alfred de Vigny gehört zu den gelungensten der neuen französischen Literatur und verdient auf deutschen Boden verpflanzt zu werden.

Notiz.

In der Beurtheilung von Panthier's Übersetzung des bekannten gelehrten Werks über die Philosophie der Indier läßt sich E. Runk u. A. also vernehmen: „Hauptsächlich auf dieses Werk haben viele Gelehrte ihr Urtheil über die indische Philosophie gegründet. Fast alle haben in derselben gefunden, was ihnen im Interesse ihres eignen Systems darin zu suchen beliebte. Einige Schulen Deutschlands fanden darin den höchsten Ausdruck des Pantheismus; die Mystiker erblickten die Krone Dessen darin, was sie die Philosophie des Christenthums nennen; Denjenigen, die nur in Griechenland die höchste Thätigkeit des menschlichen Geistes sehen, erscheint in Indien das ungeordnete Chaos philosophischer Begriffe; Cousin hat dort seine vier elementarischen Systeme der Geschichte der Philosophie: den Sensualismus, Idealismus, Eklekticismus und Mysticismus, wiedergefunden. Wenn man mich fragte, was ich in der indischen Philosophie gefunden hätte, ich würde in größter Verlegenheit zur Antwort geben: Ich bin nicht Philosoph, ich habe mich in das Gebiet des Glaubens gerettet; ich halte leider die menschliche Vernunft für unfähig, je zur endlichen Lösung der metaphysischen Probleme zu gelangen, welche das Hauptobject der Philosophie sind; ich habe das Unglück, in der Geschichte der Philosophie die Geschichte der Irrthümer des menschlichen Geistes zu erblicken; allerdings erhabene Irrthümer, weil sie die Ergebnisse der edelsten Anstrengungen des Geistes sind, die ich nicht einmal mit diesem Worte bezeichnen würde, wenn nicht jedes philosophische System sich für einzig und absolut wahr ausgäbe, und wenn man sich begnüge, diese ewige Arbeit des menschlichen Geistes zugleich als Mittel und Zweck anzusehen. Wohlan denn! ich habe in Indien dieselben Irrthümer, dieselben Unbestimmtheiten, dieselben Anstrengungen und fast die nämlichen Ergebnisse angetroffen wie in dem alten und neuen Europa. Die Geschichte der indischen Philosophie läßt uns beinahe denselben Ideenkreis durchlaufen. Dort wie in dem Occident müht sich der menschliche Geist auf gleiche Weise, den Schleier zu zerreißen, der die absolute Wahrheit birgt, aber vergebens; dort, wie hier, strebt er zu dieser Wahrheit zu gelangen ohne eine Stütze außer sich zu suchen; aber nothwendig, wenn er nicht in das Nichts oder in den Atheismus fallen will, muß er sich, oft unbewußt, an eine Art Glauben, an ein gewisses Etwas, das er ohne Beweis annimmt, an eine gewisse, aus dem unausgesetzten lebendigen Spiel der Empfindung im Menschen hervorgehende innere Überzeugung halten, welche das Vernünftige ebenso wenig zu erzeugen als zu vernichten vermag. Betrachten wir die vorzüglichsten älteren und neueren Systeme, so treffen wir in jedem derselben einen Punkt, welcher der Vernunft unzugänglich ist. Das wird als die Unvollkommenheit, als der Fehler des Systems angesehen; es entsteht ein anderes, das diesem Mangel abhelfen will; aber statt das Problem gelöst zu finden, werden wir dasselbe nur noch mehr verwirren sehen.“ Runk versucht nun die Richtigkeit seiner Ansicht an den Systemen Plato's und Aristoteles, Kant's und Hegel's zu erweisen. 4.

Bibliographie.

Boudoir. Eine Sammlung interessanter Erzählungen und Anekdoten berühmter Schriftstellerinnen des Auslandes. In freien Übertragungen von Dr. F. J. L. Schneebawind. 1ster Band: Weibliche Rache, von der Herzogin von Xrantes. Die Schwächen des menschlichen Verzens, von G. Sand: Rab. Dubouant. Die räthselhafte Novize, von Eugénie Foa. 8. Neuhäuselstein, Cypaud. 18 Gr.

Bray, Mrs. A. G., Historische Romane. Nach der zweiten Auflage aus dem Englischen. Erster Band: Die Weiskappen. 1ster Theil. — Auch u. b. L.: Die Weiskappen, oder: Anna von Gent. Ein Zeit- und Sittemgemälde aus den Niederlanden von ic. Nach der u. f. w. von F. B. Bruckbräu.

1ster Theil. 16. Augsburg, v. Schöb: u. Comp. 4 Gr.

Bruchstücke aus einigen Steinen nach dem Abbildungsland, in den Jahren 1822 bis 1828. Mit besonderer Rücksicht auf die Kogayen-Lantaren am Nowjensker Meer. Mit lithographirten Abbildungen und einer Karte. Wien, 1828. Ausgabe. Gr. 8. St. Gallen und Bern, Huber u. Comp. 1 Thlr. 4 Gr.

Epochen's Panzer-Büchel. Festschmuck für Deutsche Frauen. 1857. 2te Auflage. 16. Größ. Ludwig. 1 Thlr. Deutschland, Das junge, und die moderne Litteratur. Postscriptum von einem Anhänger der alten Schule. 8. Leipzig, Böhm. 4 Gr.

Erdball, Der. Vollständigste Erd-, Länder-, Völkerverständnis; herausgegeben von einem Vereine europäischer Geographen, unter Redaction und Mitwirkung von L. F. Hoffmann u. c. Mit vielen Karten und artistischen Ritzungen. 1ste Lieferung, mit 1 Karte, 1 Stahlstich, und vielen Abbildungen. — Auch u. b. L.: Der Erdball und seine Beschreibung des Großherzogthums Baden. Bearbeitet von L. R. Heunisch. Mit einer Höhenkarte und vielen Abbildungen. 1ste Abtheilung. Berlin: 8. Stuttgart, Schöb. 18 Gr.

Flath, L., Geschichte der Bodenkunde der Schweiz. 2ter Theil. Gr. 8. Leipzig, Böhm. 2 Thlr. 18 Gr.

Gemälde der Schweiz, Historisch-geographisch-statistisch. 6tes Heft. Der Canton Unterwalden. Von A. Büsinger. Auch u. b. L.: Der Canton Unterwalden, historisch, geographisch, statistisch geschildert. Beschreibung aller in diesem Cantone städtischen Berge, Seen, Flüsse, Quellen, Flüsse, und dergleichen Dörfer, so wie der Schlösser, Burgen und Klöster; eine Anweisung denselben auf die genaueste und nützlichste Weise zu bereisen. Ein Hand- und Hausbuch für Cantonswanderer, Reisende, von A. Büsinger. Gr. 12. St. Gallen u. Comp. 20 Gr.

Humboldt, Kritische Untersuchungen über die geographische Entwicklung der geographischen Kenntnisse von der Neuen Welt u. s. w. Aus dem Französischen überm. v. J. L. Ideler. 1ster Band. 3te (letzte) Lieferung. Gr. Berlin, Nicolai. 20 Gr.

Lappé's, A., sämtliche poetische Werke. Ausgabe in 5 Bänden. Mit dem Bildniß des Verfassers. 5 Bände. 16 Gr.

Leo, H., Lehrbuch der Universalgeschichte zum Gebrauche in höhern Unterrichtsanstalten. 2ter Band. Die Geschichte des Mittelalters enthaltend. Gr. 8. Halle, Anton. 1 Thlr. 18 Gr.

Leonardo, Graf und Banvit, oder: Der Schatz des Grabs der Selbsten. 8. Neuhäuselstein, Cypaud. 1 Thlr.

Meyer von Knonau, G., Erinnerungen an die Schweiz. 8. St. Gallen und Bern, Huber u. Comp. 4 Gr.

Preussler, Förderungsamt der Volkswirtschaft u. c. 1ster Bd. 2te Abtheil. Gr. 8. Leipzig, D. Wigand. 16 Gr.

Schulheim, D. v., Geschichte. Gr. 8. Leipzig, D. Wigand. 1 Thlr. 4 Gr.

Seidl, J. G., Bifolien. Gr. 12. Wien, Cotta. 1 Thlr. 8 Gr.

Shakespeare's dramatische Werke, überf. von F. Kaufmann. 4ter Theil. 8. Berlin und Göttingen, Neumann. 1 Thlr. 8 Gr.

Uffner, A., Gedichte. 8. Neuhäuselstein, Cypaud. 1 Thlr.

Versuche, kleine poetische. Gr. 8. St. Gallen, Huber u. Comp. 6 Gr.

Venzel, D., König Wilhelm. Tragödie in 5 Akten. Gr. 12. Hannover, Hahn. 1 Thlr.

Forstl, J. B., Erinnerungen aus einer Reise nach einigen Abtheilungen in Ostreich, und das L. obderennische Gebirge. Mit Beilagen und einer in Kupfer gestochenen Karte. 2te Auflage. 8. Regensburg, Pustet. 16 Gr.

Literarische Unterhaltung.

Freitag,

Nr. 253.

9. September 1836.

Vorlesungen über Philosophie, über Inhalt, Bildungs-
zweck und Anwendung derselben aufs Leben,
als Encyclopädie und Methodologie der philosophi-
schen Wissenschaften von Troxler. Bern, Fischer
und Comp. 1835. Gr. 8. 2 Thlr.

Ein Gefühl der Ahnung, wie immer bei großen Wende-
punkten der Geschichte, durchweht die Gemüther. Stimmen
aus Frankreich, England und Italien verkünden
eine neue Hoffnung und die Erwartung einer neuen Zeit,
eines neuen Lebens der Menschheit. Das Licht und Heil wird
den verschiedensten Wegen gesucht und selbst von ganz ent-
fernten Seiten erwartet. Dies unruhige Streben und die
unersättliche Bewegung der Geister halten wir für eine das
Volk aus dem verfluchten Gottesreich auf Erden verbürgende
Bewegung.

Mit diesen Worten eröffnet der in einem höhern
noch sehr thätige, achtungswürdige Herr Verf. das
Wort zu vorliegenden, vor einer sehr zahlreichen, und
wobei nicht bloß akademischen oder gelehrten Versammlung
im Winter 1834 — 35 gehaltenen Vorträgen. Wer
kann nicht gern mit ein, wer theilte nicht gern mit
bei der Hoffnung einer ganz neuen Epoche oder Ära der
Gesamtbildung der Menschheit! Nur müssen wir es be-
merken, daß Herr Troxler, vielleicht mit in Rücksicht auf
die neuesten Ereignisse in seinem Vaterlande und seine
Stellung an der jüngsten republikanischen Universi-
tät, sich hier und da hat zu Behauptungen fortreißen
lassen, welche nicht bloß in einem so gemischten Kreise
von Zuhörern der Mißdeutung ausgesetzt sind, sondern
auch der guten Sache selbst, für welche er gegen seine
philosophischen Zeitgenossen in die Schranken getreten, un-
absehbar Schaden und eine Reaction gegen sein eignes
System hervorrufen müssen.

Zu diesen Mißgriffen rechnen wir erstens die Be-
schränkung der Philosophie auf die lieben kleinen Cantone
seines Vaterlandes. Herr T. spricht öfters von dem
Geiste der Nation, von dem eignen Genius eines Vol-
kes, welcher in den Gefühlen und Antrieben seiner Masse
summiert, die Summe und das Fact aller Geister und
Gemüther ausmache und der Fort und Halt desselben
in aller Noth und Gefahr sei. Er meint S. 47:

Die Schweizernation sei in Geist und Gemüth zu sich
kommen und in sich gegangen, die alten Gründe und Quel-
len des Nationallebens seien wiederaufgefunden und eröffnet,
und es sei die Zeit gekommen, wo nach einer alten Volks-
sage

die drei sogenannten Tellen, Färst, Stauffach und An-
derhalten nach vielhundertjährigem Schlaf wiederaufwachen
und aus ihrer Höhle im Grättli ins weite lichte Vaterland mit
Rath und That hervorgehen werden.

Jede Nation sei ein untheilbares Ganze, eine eigen-
thümliche Einheit, und so könne seinem Vaterlande nur
durch eine Nationalphilosophie, eine schweizerische
Philosophie geholfen werden. Deshalb eifert er allen Ern-
stes dagegen, daß seine Landsleute die Jugend an Lehr-
anstalten senden, welche da dem Jesuitismus, dort
dem Machiavellismus verfallen sind, wodurch fremde
Culturprincipien als fremde Götzen zur Anbetung ein-
geführt und die reinen Naturgefühle sowie die edelsten
sittlichen und rechtlichen Strebungen zerstört und das
Volksgemüth selbst vergiftet werden (S. 45 fg.). Es liegt
darin etwas Kleinstädtisches. Ganz abgesehen davon, daß
die Schweiz nur ein abgerissenes Stück von Deutschland
ist und in Sprache, Sitten und Cultur noch jetzt ihre
Abstammung nicht verleugnen kann; daß sie ihre schein-
bare Selbstständigkeit in der neuern Zeit nicht ihrer eignen
Kraft und dem Heldenthume ihrer Söhne, sondern nur
der Eiferucht ihrer mächtigen Nachbarn verdankt, und daß
sie eben gegenwärtig keineswegs das Bild der Eintracht
und Stärke, sondern vielmehr das des Gegensatzes, des
getheilten Interesses und jener Schwankungen darbietet,
wie sie in einem Bunde kleiner, durch verschiedene Ten-
denzen-gespaltener, von leidenschaftlichen Parteien beun-
ruhigter und nur durch die Furcht vor fremdem Ein-
flusse nothdürftig zusammengehaltener Staaten so leicht
entstehen: so hat in unsern Tagen, wo man überall be-
müht ist, durch Niederreißung der Schlagbäume und Boll-
häuser dem Handel und Wandel freiere Wege zu schaf-
fen und die materiellen Interessen der Völker gegenseitig
auszugleichen und durch Eisenbahnen und Dampfzügen
in kürzester Zeit zu befriedigen; jetzt, wo die Ideen mehr
als je ihr göttliches Weltbürgerrecht gelten machen und
alle Völker ihren Beruf zur Theilnahme an den höchsten
Gütern der Menschheit erkennen — so hat, sagen wir, der
Gedanke, die Schweiz in der Wissenschaft abzusperren
und mit einer chinesischen Mauer zu umgeben, ja viel-
leicht selbst „hermetisch“ zu verschließen, etwas gar Komisches
und wirklich Possierliches. Hr. T. selbst betrachtet es
gleich in der ersten Vorlesung als eine besonders glückliche
Zugung der Vorsehung, daß seine akademische Bildungs-

zeit zum Arzte in den Zeitpunkt der eigentlichen Culturhöhe der Philosophie in Deutschland fiel. Er gedenkt noch mit Liebe des kleinen Saalathens Jena unweit des damals noch von einem ganzen Chor der unsterblichen Olympier bewohnten Musenstages Weimar, wo er auch das Glück des wissenschaftlichen Umgangs mit dem Riesengeiste der neuern Scholastik, Hegel, genoss und dem ersten Keimern des durch seine höchste Vollendung sich verachtenden letzten Systems der Speculation zusah. Und doch trug damals in Jena sein geliebter und ihn liebender Lehrer Schelling dasjenige System vor, welches Hr. L. späterhin und auch in den vorliegenden Vorlesungen als irrig bekämpfte? Es scheint also doch selbst nach seinen eignen Geständnissen, als ob das Studium auch irriger philosophischer Systeme eine heilsame Gymnastik der Geisteskraft gewähre, und als ob ein Jeder, wofür nur das religiöse und sittliche Bewußtsein in ihm noch hell leuchtet, aus den Labyrinth der Speculation durch eigene Kraft gerettet und auf die rechte Bahn geleitet werden könne. Warum will er also doch diese Wohlthat den Jünglingen seines Vaterlandes entziehen? Glaubt er, daß gegenwärtig in Jena Jesuitismus oder Machiavellismus gelehrt werde? Er frage doch die jungen Schweizer, welche jetzt in Jena studiren. Den Jesuitismus wenigstens könnten sie in ihrem Vaterlande näher und wohlfeiler haben. Überhaupt scheint der unverdorrene Sinn der Jugend das Wahre sicherer zu ergreifen als die Ältern und selbst als die Regierungen. Je lieber jeder Canton seine eigene Universität für sich und, wie die Bewohner desselben ihre eigene Kleidung, so auch eine eigene zürcher, berner, baseler Philosophie hätte, jemehr Barrieren und Rauten im Reiche der Geister aus spießbürgerlicher Befangenheit errichtet werden, desto größer ist das Verlangen der akademischen Jugend, diese Schranken zu übersteigen, desto zahlreicher eilen sie auf auswärtige Hochschulen, desto mehr schmuggeln sie, die Grenzwächter täuschend, wissenschaftliche Contrebande ein!

Hiermit contrastirt sonderbar die Ansicht, welche wir aber dennoch als einen zweiten Mißgriff bezeichnen müssen, als ob die Philosophie bisher noch immer einen monarchischen oder oligarchischen Charakter behauptet habe und sich noch immer als hohe Schule der neuen Welt gestalte, und wenn auch nicht als ausschließend wie eine Kaste, doch mehr oder weniger abgeschieden von Welt und Leben und beschränkt auf die höhern Kreise der Gesellschaft, oder wie eine positive Wissenschaft. Dadurch sei sie von ihrem eigentlichen frischen Lebensquell und ewig grünen Naturgrunde, von dem Menschenfinne, dem Naturgefühl und der angeborenen Klarheit des Geistes abgelöst und mehr oder weniger ein Spielball ungebundener und willkürlicher Speculation geworden (S. 43). Dies klingt fast wie eine Insult, gleich als ob die Philosophen keinen gesunden Menschenverstand besäßen, oder bei der Speculation gänzlich verleugneten, und als ob die höhern Kreise der Gesellschaft dem Menschenfinn und Naturgefühle ganz entfremdet wären und in geistiger Dunkelheit umherirrten. Zugleich liegt hierin die Ansicht, die

Philosophie in die niedern Classen der Gesellschaft zu führen, oder von ihnen die Befruchtung zu empfangen, und man wird unwillkürlich an die Rede erinnern, die ein bekannter, übrigens sehr achtungswürdiger Mann auf der Wartburg hielt, wornach in den ökonomischen Gelegenheiten „das Leben von unten aus der Volks kommen müsse“. Durch solche Furchen kommt man auf die hambacher Feste und die Aachen durch, Handwerksbursche und lieberliches Gesindel, deren jeder rechtliche Mann sich schämen würde. Ist das Merkwürdigste ist, Hr. L. selbst geht bei dem Systeme gar nicht von dem Standpunkte des gesunden Menschenverstandes aus, sondern von einer mystischen Anschauung, einer Einheit Gottes und des Menschen, der innern, höhern, göttlichen Menschen, von dem der gesunde Menschenverstand wol am entferntesten ist.

Den dritten Mißgriff finden wir in dem Buchen, nicht sowohl eine Reformation, als eine glückliche Revolution in der Philosophie zu bewirken. Die Revolutionen sind in der Wissenschaft in Mischre gekommen, seitdem von Kant an eine die andere und keine die erregten Erwartungen befriedigt hat. Der Urheber einer Revolution hat schon deswegen einen hohen Stand, weil er die andern gegen sich auf eine ein ausschließendes System will, sodas die Zukunft Mißstrebenden unbefriedigt bleiben. Für die Wissenschaften aber scheinen die langsamer fortgehenden Reformen heilsamer und dauernder zu sein als die gewaltsamen Umwälzungen, wodurch kein Stein auf dem andern soll und mit dem Schlechten auch das Gute verworfen wird.

Einen vierten Mißgriff scheint uns Hr. L. in Art und Weise begangen zu haben, wie er die individuellen Persönlichkeit und Unsterblichkeit behandelt hat.

Durch eine gewisse Offenbarung der Remise — er S. 95 — wagte einer der geistreichsten Jünger des Böschel, den Versuch, aus dem Systeme des Meines ganz Anderes zu machen, als es ist, und nachzuweisen, Heiligste in der Menschennatur, was Hegels Speculation größter Vermessenheit zerstört, dadurch aber sich selbst in desto gegeben hatte, sei die Grundlage von Hegels Philosophie: nämlich die individuelle Persönlichkeit und Fortdauer Menschen.

Hr. L. verwirft nun zwar das System, schließt aber dem letzten Sage an.

Nur durch die Voraussetzung einer in Gott einzigen Menschen aber geschiedenen göttlich-menschlichen Natur (nach ihm) die Religion metaphysisch begründet werden. Jedem Menschen ist Christus und Adam, Gott und die Welt (S. 109).

Damit verknüpft er die Behauptungen: das göttliche Wesen und Leben habe nur ein göttliches Aussehen (S. 130), der Geist sei die höchste Materie (S. 131) er verwirft die Realität der Gattungen und ruft Börsen aus:

Die Menschheit ist um der Menschen willen. Ich bin die Welt, kann jeder Mensch, und zwar mit jedem Rechte sagen als Ludwig XIV.: „l'état, c'est moi.“ Ist Zeit, daß der Ideengöckchen aufhöre. Gott

den Begriff Menschheit steht jeder lebendige Mensch im Mittelpunkt der Welt.

Hr. L. selbst ist durchdrungen von dem religiösen Glauben, er will die innigste Vereinigung des Christen und der Philosophie und glaubt sie in seinem Werke gefunden zu haben; wir sprechen ihn daher für eine Person frei von jedem argen Gedanken und jeder bösen Absicht: aber leugnen läßt sich nicht, daß diese Werke vielmehr in Wahrheit Principien absoluter Selbstheit sind, daß sie großen Anstoß erregen müssen und Selbstsüchtigen eine so willkommene wie gefährliche Nahrung werden. Dies ist auch die Sprache des deutschen Volks; dies die Lockvögel jener französischen Propaganda, deren Töne vielen unserer Zeitgenossen so süß und zauberisch klingen. Hr. L. will sich nun durch das Christenthum decken; er meint, seine Werke sei ganz die des Christenthums; allein christliches Glauben, christliche Gesinnung können wir darin nicht entdecken: grade der menschlichen Selbstsucht, als der Wurzel alles Übels, tritt das Christenthum überall am deutlichsten entgegen.

Endlich für einen fünften Mißgriff müssen wir Hr. L.'s Mystik erklären. Die Mystiker sind ihm die einzigen den Zusammenhang von Jenseits und Diesseits deckenden, innersten Bewußtsein gehörig auffassenden Philosophen, Mystik die echte Metaphysik und höhere Philosophie und Jakob Böhme sein Vorbild (S. 109, 218). Wir sind zwar keineswegs für absolute Ausschließung aller Mystik in der Religion, wir wissen gar wohl, daß auch das hilfbedürftige Gemüth seinen Antheil an dem Göttlichen verlangt, und daß ein vollkommen durchsichtiger, dem Verstande nach seinem ganzen Wesen begrifflicher Gott dem Herzen nicht genügt und nicht der Gott ist, dem wir im Leben und Tode verbunden können, weswegen auch so viele der tiefsten Geister und frommsten Menschen von einer bloßen Verstandesphilosophie und dem Formelkrame der Schulen unzufrieden sich abgewendet und ihr Heil in einem höhern Glauben gesucht haben; allein was wirklich Philosophie sein muß, das muß auch wissenschaftlich, streng gesetzmäßig sein; in ihr sind die Mysterien des Gemüths keine der Wissenschaft, und wenn es auch im Gebiete des Geistes verschiedene Lichtabwechselungen gibt, so doch nur der völlig erleuchtete Theil der eigentlich wissenschaftlichen.

Außer diesen allgemeinen Bemerkungen über Geist und Leben dieser Schrift, in deren Details einzugehen uns die Grenzen dieser Blätter verbieten, sehe hier noch die Andeutung des Ganges, den Hr. L. genommen. Sein Ziel ist groß. Vorliegende Blätter sollen der erste Versuch sein, die Einheit und Ganzheit der geistigen Welt so deutlich wie der physischen und psychischen Entwicklung und Erziehung der Menschennatur herzustellen (S. v.).

Er will darthun, daß die Philosophie allerdings von Zeit zu Zeit Gegebenen als solchen ausgehen darf, daß sie aber auch Aufnahme von allem in Natur und Geschichte, in Wissen und Kunst Gegebenen voraussetzt, und darauf ein

gehen muß, um als ein wahrhaft eignes und freies, mit aller bereits vorhandenen Offenbarung im Ursprung innigst einiges Geisteslicht dieselbe von innen zu durchdringen, zu erleuchten, zu läutern und fortzubilden.

Alein eine Philosophie, die nicht von einem Gegebenen ausgeht, hat auch keinen festen Standpunkt und wird im Streite mit andern Systemen immer den Kürzern ziehen, weil sie sich mit den Gegnern nicht verständigen kann. Dann hat Hr. L. besonders dem Alles zerreißenden Dualismus gegenüber eine Identitätslehre nicht nur von Idealem und Realem, sondern auch von Unendlichem und Endlichem begründet und entwickeln wollen. Jede Identitätslehre aber, sie nenne sich, wie sie wolle, sie verdränge oder bemäntele ihre Schwächen durch alle dialektische Künste, bleibt immer im Pantheismus hängen, wie Spinoza, Schelling und Hegel beweisen; und der Pantheismus ist dem Geiste des Christenthums entgegen, weil dann Gott nicht als die freie Ursache der Welt, als Schöpfer der von ihm unterschiedenen endlichen Geschöpfe gedacht werden kann, sondern nur als die von Ewigkeit nothwendig wirkende Ursache von Allem, aber nicht um ein Anderes außer sich zu setzen, sondern um sich selbst zu produciren, die Modifikationen und Formen seines eignen Wesens darzustellen und in der Weltgeschichte durch verschiedene Durchgangsperioden und Stufen des geistlichen Lebens sich selbst zu finden und zu vollenden.

(Der Beschluß folgt.)

Frankische Bilder aus dem sechzehnten Jahrhunderte. Von Gustav von Heeringen (Ernst Bodomerius). Vier Theile. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1835. Kl. 8. 5 Thlr.

Der schon längst bekannte Erzähler E. Bodomerius, Vorbild und Lehrer einer ganzen Reihe jüngerer Novellisten, unter denen wir nur E. Döring und E. Besheim nennen, gibt uns hier eine zusammenhängende Reihe von novellistischen Bildern, sitten- und länderschildernder Art, die er „Frankische Bilder“ nennt, weil Frankenland der Sitz und die Heimat dieser Erzählungen ist. Die Verherrlichung dieser deutschen Landschaft und die Geschichte derselben galt dem Verf. als Stoff und Ziel seiner Arbeit. Rechnen wir den nun einmal in Manier befangenen Ton dieser „Bilder“ ab, welcher uns weniger durch den Verf. selbst als durch Döring, seinen Nachahmer, unangenehm geworden ist, so bleiben einige recht gefällig erfundene, gut vorgetragene und ansprechende Sitten- und Landschaftsgemälde übrig, deren sittliche Reinheit ihnen einen entschiedenen Vorzug vor vielen Arbeiten ihrer Gattung gewährt. Gleich die einleitenden Bilder gewinnen uns durch diese Vorzüge. Der Thüringerwald, das Wiesenthal der Jg treten uns anschaulich vor die Seele. Wir sehen einen grimmigen Bogt eine alte unschuldige Frau als eine Hure verfolgen, sie durch ihr Urentelchen, das muthige Bärchen, gerettet werden und nach bekannter Weise die Unschuld triumphiren. Von Bögten, Stadtschreibern und Hofmarken erhebt sich der Verf. allmählig zu Rittersn, Grafen und selbst zu dem fürstlichen Hof von Würzburg. Es ist die Zeit Ego von Werlichingen's, die Zeit des ersten doppelten Einbruchs in die alte Heiligkeit von Kaiser und Reich, hier durch das frei und mächtig gewordene Bürgerthum, dort durch die Reformation, eine Zeit der Vorbereitung für eine neue Weltansicht, für eine neue Sitte. Wir begegnen hier der berühmten Gräfin von Henneberg, und Alles geht höchst ritterlich

in Wort und Schwertkampf zu. Die guten Zeitstudien, die der Verf. gemacht hat, geben Allen einen guten Grund, und lassen selbst das in Erfahrung und Gestaltung Unbedeutende im sittengeschichtlicher Rücksicht nicht ohne seinen Werth erscheinen. Im dritten Bande nimmt Graf Wilhelm von Hennegau und der Bauernaufbruch den Vordergrund des Gemäldes ein, dessen Epikosen und Gruppen an Reiz zunehmen. Klosterherren und Priester, die Bollwäger der Zeit, Hof und Ritterstätte, Kampf und Sieg der Ordnung, alles dies wird an den losen und leichten Fäden eines Romans, der jedoch kaum um seiner selbst willen vorhanden ist und nur eine untergeordnete Stelle einnehmen sollte, angereicht, so daß sich Raum zur Schilderung jeder historisch bedeutenden Persönlichkeit, zur Beschreibung jeder berühmten Burg, jeder Felsenfeste dieser Zeit findet, und daß jede Waffenthat dieser Epoche, jedes Volksspruchwort, jedes Spottlied der Zeit hier seinen Platz erhält. Dieser Plan hat unstreitig sein Besondere; doch wir sind weit entfernt, die Eigenthümlichkeit eines Planes zu tadeln, der sich consequent durchgeführt zeigt und der dem Verf. Feld und Raum zu lehrreichen Notizen und gefälligen Sittenbildern gewährte. Am Schluß des dritten und im Anfange des vierten Bandes erscheinen nun in aufsteigender Gradation die Höfen der Gesellschaft jener von unten her geschilderten Zeit; hierauf steigt die Erzählung wieder zu den uns wertigewordenen Personen, zu Kolheinz, Eiersmargt, Hildegard hinab, befragt den tapfern Eideneschmitt und endet zuletzt in dem Bericht der großen Niederlage von Königshofen und Mergentheim.

Hätte der Verf. sich von jener sprachlichen Unart des Alerthümleins, welche Fouqué, Beckstein, Döring und manden Andern mehr um ihre Reputation gebracht hat, fern gehalten; verlegte er uns nicht allzuoft durch seine „Pörtlins, Klösterleins, Reimleins“ und andere Bemühungen, seiner Sprache etwas Kindisches und Spielendes mitzutheilen, so würden seine „Fränkischen Bilder“ uns noch weit werthet worden sein, als es jetzt der Fall ist. Die Arbeit ist besonders durch ihre geschichtlichen Detailstudien achtbar, und namentlich verdient sie als Sammlung von Portraits, von Curiositäten aller Art aus der Zeit, Spruchwörtern, Liedern und Anekdoten des Jahrhunderts alle Anerkennung. Als Werk der Erfindung muß sie sich mit einem zweiten Range begnügen und, stilistisch betrachtet, gehöret sie zu den in Manier verlorenen und verfehlten Werken. Der Eindruck des Ganzen trägt etwas von verblühtem Talent, geschwundener Kraft, verblühenem und abgefallenem Schmuck an sich; doch wir wissen es ja, daß der Geist so gut seine Jugend und seine Blüthenzeit hat wie die Natur, und daß im Herbst die Lieder der Vögel verstummen.

Notiz.

Eine englische Dame, die Gattin des Obersten Elwood, gibt in ihrer „Beschreibung einer Reise nach Indien“ folgende Schilderung eines Lobtengewölbes der Parsen. „Während unsers Aufenthaltes zu Surate hatten wir Gelegenheit, bei Anlegung eines neuen Begräbnißplatzes der Parsen eines ihrer sonderbaren Lobtengewölbe zu sehen, deren Inneres sonst den Blicken der Europäer verschlossen ist. Das merkwürdige Gebäude ward auf einem wild aussehenden Hügel in der Nähe des alten Kirchhofs, der schon voll war, angelegt. Rund umher freiste der Unheil verkündende Vogel, der Geier, sein Gefieder freudig schüttelnd, im Morgenuß seiner künftigen Festmahlzeiten. Eine Art Zugbrücke führte in ein rundes, cyllindersförmiges Gebäude, in dessen Mittelpunkt sich ein mit terrassenartigen Abhängen umgebener Quell befand. Der Boden war durch Kanäle, die vom Quell abgeleitet wurden, in drei cirkelförmige Partien, die wieder aus vielen kleinern Pöhlungen bestanden, getheilt. Der äußere Kreis war für die Männer, der mittlere für die Frauen und der innere für die Kinder bestimmt. Hier werden die verstorbenen Parsen, leicht verhäußt, zur Speise für die Geier, die ihrer schon harren, hin-

gelegt, und je nachdem diese das rechte oder linke Knie ausstrecken, wird des Lobten Seligsitz oder Verdammnis kimmmt. Nach einer gewissen Zeit werden die Gebeine vom Quell geworfen, der mit unterirdischen Gewölben in Verbindung steht, aus denen sie, wenn sich die Menge zu häuft, gelegentlich fortgeschafft werden. Reiche Parsen auch wol besondere Familienbegräbniße. Der ganz von Surate bis zu diesem Hügel war mit Parsen besetzt, kamen, ihren künftigen Wohnort anzusehen. Jeder warf eine kleine Münze in den Quell. Die Huden und Engländer in der Nähe, zur Aufnahme der Besuchenden errichtet, den dem Ganzen vielmehr das Ansehen einer Messe, eines öffentlichen Festes als einer so ernstlichen Feiertag. Wird die Parse zum Begräbnißorte gebracht, so hält ein Hund eine lange Wache, damit, nach dem Glauben dieses Volks, die Geister, welche den Todten umschweben, durch das Hundes verschreckt werden. Ein Scheintodter wird von früheren Genossen und besten Freunden als Einer betrachtet, mit den bösen Geistern Umgang gehabt, weshalb sie fliehen.“

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist soeben erschienen und in Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Ben Jonson

und seine Schule,

dargestellt in einer Auswahl von Lustspielen und Gdliedern, übersezt und erläutert durch

Wolf Grafen von Baumbach.

Zwei Theile. Mit 2 Kupfertafeln. Gr. 8. 5 Thlr. 12

Inhalt: I. Vorwort. Chronologische Übersicht der Geschichte der englischen Bühne, von ihrer ersten Entstehung zu den Zeiten Cromwells. Der Alchimist, Lustspiel von Ben Jonson. Der dumme Teufel, Lustspiel von Ben Jonson. Der spanische Pfarrer, Lustspiel von J. Fletcher. London. II. Die unselige Wittigst, Trauerspiel von J. Fletcher und Nath. Field. Der Herzog von Maland, Lustspiel von Ph. Massinger. Der ältere Bruder, Lustspiel von J. Fletcher. Eine neue Weise, alte Schulden zu bezahlen, Lustspiel von Ph. Massinger. Die Bürgerfrau, Lustspiel von Ph. Massinger. Anmerkungen.

Den Freunden der ältern dramatischen Literatur wird das vorstehende Werk höchst willkommen sein; ich bitte sie noch aufmerksam zu machen auf

Shakespeare's Vorschule. Herausgegeben und

Vorreden begleitet von Ludwig Tieck. Zwei Theile.

Gr. 8. 1823—29. 5 Thlr. 6 Gr.

Die zahlreichen Freunde der Meisterwerke Shakespeares werden sich nachrichtig machen, daß

Shakespeare's Schauspiele erläutert von Franz

Fünf Theile. (107 Bogen.) Gr. 8. 1822—

welche bisher 8 Thlr. kosteten, jetzt im Preise auf 3

12 Gr. ermäßigt sind.

Zugleich mache ich noch auf nachstehende Übersetzung

merklich:

Shakespeare's Schauspiele, übersezt von J.

Heinrich Voss und dessen Söhnen Heinrich

Abraham Voss. Mit Erläuterungen. Neue

(356 1/2 Bogen.) Gr. 8. 1818—29.

Früherer Preis 27 Thlr., jetzt 9 Thlr.

Leipzig, im September 1836.

F. A. Brockhaus

Vorlesungen über Philosophie, über Inhalt, Bildungs-
weg, Zweck und Anwendung derselben aufs Leben,
die Encyclopädie und Methodologie der philosophi-
schen Wissenschaften von F. v. Schlegel.

(Schluß aus Nr. 253.)

In den ersten Vorlesungen schildert Hr. L. seinen
Gang und Standpunkt, die Idee der Philosophie in
ihrem Verhältnis zur Offenbarung und Vernunft, mit
Sicht auf die Vorwürfe, welche ihr gemacht worden.

Wahr sagt er hier:

Der Mensch kann und darf die sinnende Betrachtung zu-
ber seine eigne Natur, dann über sein Verhältnis zu
den Gesetzmäßigkeiten und zur Welt nicht abweisen. Spiegel
des Kosmos, Ebenbild von Welt und Gott, Bild Gottes und
der Welt, das ist der philosophische Mensch.

Wahr minder treffend ist seine Erklärung gegen die
in der dritten Vorlesung:

Die Autokratie oder Selbstherrlichkeit einiger Geister, der
einzelnen Systeme alleinwahrer und absolutgewisser Phi-
losophie in einem fertigen Lehrbegriffe, wodurch die Philosophie
von ihrem inneren lebendigen Naturgange abgelöst wird,
geschieden aufzuheben, so wesentlich sie auch übrigens zur
Erhaltung der Selbstständigkeit und Freiheit der Geister ge-
hört; höchstens kann eine geistige Hervorragung zur An-
erkennung ihrer Notabilität und Glorifizierung führen und das
selbst als Mittel zu höherer Fortbildung dienen —

Wahr scheint Hr. L. in Widerspruch mit sich selbst
zu stehen, indem er durch eine Reform die alleinwahrere
Philosophie erst neu begründen will und die vorhandenen
Systeme vernichten möchte. Dies klingt gar nicht
so sehr vernünftig, sondern erinnert an veraltete
philosophische Forderungen. So ist eben der Mensch. Die gro-
ßen Despoten, die Götzen der Völker sucht man überall
auf der Erde zu verfallen, aber so einen kleinen Despo-
ten in seinem eignen Hause, in seinem nächsten Geschäfte,
oder in der Wissenschaft, in der Kunst spielte jeder
Mensch!

Sehr richtig wird in der vierten Vorlesung mit Jean
Pascal die Schöpferkraft des Genies in seinen ersten strah-
lenden Emanationen auch für die Philosophie in Anspruch
genommen und dabei bemerkt: „Es gab keinen wahrhaft
genialen Dichter, der nicht zugleich Philosoph, und es
gab keinen Philosophen, der nicht der Kraft und dem
Wort nach Dichter ist.“ Aber auch hiermit im Wi-
derspruch steht bald darauf die Speculation des Erkennt-

heit und Ursprungs der Philosophie genannt (S. 68),
mit Berufung auf die Autorität des Mephisto im „Faust“:
„Ein Kerl, der speculirt, ist wie ein Thier auf dürrer
Halb u. s. w.“ Indem aber derselbe Mephisto dem schon
berückten und umstrittenen abgetretenen Faust nachruft:
„Verachte nur Vernunft und Wissenschaft, des Menschen
allerhöchste Kraft u. s. w.“, und seine eigne eben vorge-
tragene Dialektik als Blend- und Zauberwerke des Lügen-
geistes darstellt, so liegt eben in diesem Zeugnisse des Un-
reinen die schönste Verherrlichung der Wissenschaft, und
zwar der Philosophie mit, als der reinsten und freiesten
Wissenschaft, welcher sich Faust geweiht hatte. Diese
ist aber ohne Speculation gar nicht denkbar, und wenn
Jean Paul im „Campanerthal“ den Victor sagen läßt:
„Leibnizens Monadenlehre und vorherbestimmte Harmo-
nie sind eine so reine strahlende Emanation des Genius
als irgend eine leuchtende Gestalt in Shakespeare oder
Homer“, so darf dabei nicht vergessen werden, daß nur
die Speculation sie hervortreiben konnte, und daß ohne
sie die Philosophie sich in die Masse der empirischen Wis-
senschaften verlieren würde.

In der sechsten Vorlesung erklärt sich Hr. L. gegen
die neue Philosophie seines Lehrers Schelling, nach wel-
cher alle Erkenntnis Gottes und der Welt nur eine Er-
kenntnis a posteriori (durch Erfahrung) ist, die Erkennt-
nis a priori (Vernunftkenntnis) aber für das Minimum
unserer Erkenntnis erklärt wird, weil beide Erkenntnisar-
ten doch ihrem Wesen nach gleich seien und Speculation
immer Speculation bleibe, möge ihre Richtung vorzugs-
weise eine empirische oder rationalistische sein. Dagegen
will er, mit Berufung auf die Mystiker, einen ganz
neuen, über alle Reflexion und Speculation erhabenen
Standpunkt, ein eigenthümliches, höheres Organ des Be-
wußtseins und der Erkenntnis geltend machen, einen über-
sinnlichen Geist und übergeistigen Sinn, den unsere Alten
Glaube und Gnade nannten (S. 94). Auf den Namen
kommt es nicht an; Hr. L. hätte also wol zuvörderst
den Beweis zu führen, daß es wirklich im Menschen
ein höchstes, über Vernunft und Verstand liegendes, das
Göttliche unmittelbar vernehmendes Organ gebe, da er
uns nicht zu machen kann, daß wir in einer Angelegen-
heit, in der es sich um die Begründung aller Religion
und Philosophie handelt, seiner bloßen Versicherung glau-

den sollen. Uns ist Vernunft das Organ zur Vernehmung und zum Verständniß des Göttlichen; soll dieses in unser Bewußtsein eingehen, so muß es die Form unseres Geistes annehmen, es muß nach den Gesetzen desselben gedacht, gleichsam in die Sprache der Vernunft und des Verstandes übersetzt werden. Von einem noch höhern, von diesen Gesetzen entbundenen Organe des Göttlichen können wir uns keine Vorstellung machen. Hr. L. habe daher die Güte, uns zu belehren, woran man es erkennt und wodurch es sich von der Vernunft unterscheidet. Wir müssen deshalb auch den paradoxen Satz (S. 125): „Der Mensch ist das vollkommenste Ebenbild Gottes“, für eine Hyperbel halten, wenigstens, wenn man den gewöhnlichen Menschen betrachtet. Dies erinnert an den Ausspruch: Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur Ein Schritt. Sogar der Satz: Der Mensch in seiner Individualität ist das Maß und Ziel aller Dinge, als der vermeintliche eines alten Weisen, soll dieser Almar zur Unterstützung dienen, wobei es ganz übersehen wird, daß dieser Satz keineswegs ein Product der Weisheit, sondern vielmehr das Princip eines der Häupter der Sophistik, des Protagoras, jener dem bloßen Schatten der Weisheit nachjagenden, betrügerischen, buhlerisch geschmückten und kokettirenden Kunst, war, zu deren Vertilgung jene Trias wahrer Weisen, Sokrates, Plato und Aristoteles sich vereinigten.

Zu der achten Vorlesung über die vier Facultäten einer Universität, worin unter Anderm mehrere treffende Bemerkungen gegen die historische Schule der Juristen gemacht werden, erlauben wir uns nur die Erinnerung, daß, wenn „Geist und Materie zwar nicht absolut Eins sind, aber der Geist in uns doch nur die höchste Materie ist, und diese die göttliche, zugleich die leibliche und geistige Substanz der einen und ganzen Menschennatur“, hierdurch schwerlich weder für die Wissenschaft, noch für das Leben viel gewonnen wird. Unter Materie können wir doch immer nichts Anderes verstehen als das den Raum Füllende, sinnlich Wahrnehmbare. Daraus läßt sich aber kein einziges Geistesgesetz erklären, und wie sehr man auch die Materie sublimiren und potenziren mag, es bleibt immer zwischen ihr und dem Geiste eine durch keine Theorie zu überspringende oder auszufüllende Kluft vorhanden. Soll Eins von Beiden dem Andern untergeordnet werden, so gebührt dem Geiste das Primat und die Schöpferkraft: nicht der Geist ist Materie, sondern die Materie beruht zuletzt auf Geistesgesetzen, durch die Schöpferkraft des absoluten Geistes wird etwas außer ihm gesetzt, was sich räumlich gestaltet und uns Mischungen von Intelligiblem und Sinnlichem als Materie erscheint. Hr. L. möchte den Geist erniedrigen, indem er ihn zum Fleische macht, wir erheben die Materie und thäten sie dem Geiste näher, indem wir sie theils als Product göttlicher Thätigkeit und eine fortdauernd in der Anschauung Gottes gehaltene und durch sie bestehende, theils auch von uns nur durch Empfindung und Anschauung zu erfassende betrachten. Materie ist daher gar nicht rein Objectives oder Reales, sondern ein Sub-

jectiv-Objectives, Ideal-Reales; wie wollen wir es durch Geistesgesetze, eine absolut für sich stehende, jeder Selbstthätigkeit unabhängige Materie gibt nicht. Ganz einverstanden dagegen sind wir mit dem Gedanken der zehnten Vorlesung, daß die Anthropologie- und Grundwissenschaft aller Philosophie sein muß wie hinzu, eigentlich aller Wissenschaften jede Wissenschaft hat entweder den Menschen selbst Gegenstände, oder sein Verhältniß zu andern, zu und zur Welt, oder sie ist für den Menschen in, aus seinen Bedürfnissen entsprungen, so für seine Stimmung berechnet. Fügt er aber hinzu: „Die genannte Psychologie gehört zu den Larven, welche Stelle im Heiligthume eingenommen haben, wo Götterbilder stehen sollten“ (S. 174), und (S. 175) ist eine wahre Desorganisation und Anarchie der Psychologie, daß in ihr das ganze menschliche Leben ein Gefühlsvermögen, Erkenntnisvermögen und Willensvermögen zusammengeschrumpft ist“, so ist dies nur undankbar, da die Psychologie in den letzten Jahrzehenden durch die Bemühungen mehrer würdigen Männer unleugbar bedeutende Fortschritte gemacht und Herbart es sogar versucht hat, die Psychologie ganz umzuwälzen und die Seelenvermögen zu räumen. Fast scheint es, als hätte Hr. L. das Bestreben höher als den abgemessenen Gang wissenschaftlicher Untersuchung, und als glaube er, es sei bloß in der Natur Gesetzmäßigkeit, in der Welt dieses dagegen Ungeboundenheit und Zufall. Und ist der Grund dieses trostlosen Ubelstandes, die Verwüstung im Innersten des Tempels, die dienstes mitten auf der Lichthöhe unserer Tage Abfall der Philosophie von dem Geiste des Evangeliums (S. 185). Das Geistesleben gibt uns nun allerdings herrliche Winke über das Leben unseres Selbst, aber nirgend etwas Deutliches, streng Wissenschaftliches, sodas es die Wissenschaft vielmehr erregt und belebt als beschränkt, und selbst will das Evangelium durch wahre Philosophie widet und gelutert wissen (S. 186). In den bis funfzehnten Vorträge erklärt sich dann Hr. L. deutlicher und ausführlicher über die einzelnen Theile der Philosophie. Die neue Schöpfung aus dem Nichts, wie er sie selbst ausdrücklich nennt (S. 187) ist nun nichts Anderes als die Mystik nach dem Bilde Jakob Böhme's oder der Philosophie eines Mund v. Sabunde, Campanella u. A. „Der Mund der Treue und Liebe, die lebendige und wesentliche Heiter der Gefühle des Herzens mit den Begriffen des Standes hat von jeher, wie in Allem, das heilige Volksgemüth bewahrt“ (S. 227). Die Philosophie der einzelnen philosophischen Disciplinen ist historisch-kritisch, mit einer bloßen Anbeutung des Standpunktes, was vielleicht für den größten Theil der Zuhörer weniger interessant gewesen sein dürfte, da er seine eignen Ideen ausführlicher vorzutragen. Auch dienen die zahlreichen, manchmal langen

nachgelesen. ~~Die~~ ~~von~~ ~~ihm~~ ~~mit~~ ~~gelesenen~~ ~~von~~ ~~Kant~~ ~~(Fichte)~~ ~~Schelling~~ ~~Es-~~
~~sa~~ ~~Adam~~ ~~Müller~~ ~~Jacobi~~ ~~Lessing~~ ~~Revalis~~ ~~Pa-~~
~~ster~~ ~~Fr. Schlegel~~ ~~Letent~~ ~~Jak. Böhme~~ ~~Erasmus~~
~~Sallier~~ ~~Börne~~ ~~Heine~~ ~~u. A. m.~~ ~~deren~~ ~~Stimmen~~ ~~hier~~ ~~bunt~~
~~einander~~ ~~ertönen~~ ~~nicht~~ ~~eben~~ ~~zum~~ ~~Verständnis~~ ~~des~~
~~Borgemagern~~ ~~und~~ ~~müssen~~ ~~auf~~ ~~die~~ ~~des~~ ~~Gegenstandes~~
~~unkundigen~~ ~~Leser~~ ~~mehr~~ ~~verwirrend~~ ~~wirken~~. ~~Der~~ ~~sech-~~
~~ste~~ ~~Vortrag~~ ~~enthält~~ ~~nach~~ ~~ein~~ ~~Postscript~~ ~~von~~
~~einem~~ ~~Standpunkte~~ ~~aus~~ ~~über~~ ~~die~~ ~~Philosophie~~ ~~der~~ ~~Gegen-~~
~~wart~~ ~~und~~ ~~Zukunft~~ ~~und~~ ~~war~~ ~~a)~~ ~~über~~ ~~„Peregrin's Gast-~~
~~stuhl~~ ~~eine~~ ~~Opyle~~ ~~in~~ ~~11~~ ~~Octaven~~“ ~~von~~ ~~Anton~~ ~~Gün-~~
~~ter~~ ~~(Wien~~ ~~1830)~~; ~~und~~ ~~b)~~ ~~über~~ ~~Böschel~~ ~~„Von~~ ~~den~~
~~Beweisen~~ ~~für~~ ~~die~~ ~~Unsterblichkeit~~“ ~~(Berlin~~ ~~1835)~~. ~~Da~~
~~keinen~~ ~~der~~ ~~Kritiken~~ ~~und~~ ~~überhaupt~~ ~~das~~ ~~eigentlich~~ ~~Posi-~~
~~tivste~~ ~~von~~ ~~der~~ ~~Tendenz~~ ~~dieser~~ ~~Bl.~~ ~~ausgeschlossen~~ ~~bleibt~~,
~~so~~ ~~lassen~~ ~~wir~~ ~~diese~~ ~~Sache~~ ~~auf~~ ~~sich~~ ~~beruhen~~. ~~Schließlich~~
~~suchen~~ ~~wir~~ ~~Hrn. A.~~ ~~diese~~ ~~unsere~~ ~~Bemerkungen~~ ~~nicht~~
~~bei~~ ~~zu~~ ~~deuten~~. ~~In~~ ~~unserm~~ ~~Zeitalter~~ ~~wo~~ ~~ganz~~ ~~entgegen-~~
~~gesetzte~~ ~~Bestrebungen~~ ~~im~~ ~~Leben~~ ~~wie~~ ~~in~~ ~~der~~ ~~Wissenschaft~~
~~sich~~ ~~durchkreuzend~~ ~~verwirren~~ ~~wo~~ ~~die~~ ~~Jüngsten~~ ~~und~~ ~~Un-~~
~~wissendsten~~ ~~die~~ ~~Anmaßendsten~~ ~~und~~ ~~Dunkelvollsten~~ ~~sind~~,
~~wo~~ ~~die~~ ~~letzten~~ ~~Kornähren~~ ~~die~~ ~~Köpfe~~ ~~am~~ ~~höchsten~~ ~~tragen~~;
~~wo~~ ~~ein~~ ~~revolutionärer~~ ~~Schwindelgeist~~ ~~sich~~ ~~der~~ ~~Jugend~~
~~bedrängt~~ ~~zu~~ ~~haben~~ ~~scheint~~ ~~die~~ ~~sich~~ ~~selbstgefällig~~ ~~das~~
~~junge~~ ~~Deutschland~~ ~~nennt~~ ~~und~~ ~~weder~~ ~~über~~ ~~noch~~ ~~neben~~
~~sich~~ ~~etwas~~ ~~Ehrwürdiges~~ ~~Heiliges~~ ~~anerkennt~~ ~~Religion~~
~~und~~ ~~Moral~~ ~~die~~ ~~einigen~~ ~~Zügel~~ ~~des~~ ~~selbstfüchtigen~~ ~~finstern~~
~~Geistes~~ ~~in~~ ~~uns~~ ~~offentlich~~ ~~ungeheuer~~ ~~verspottet~~: ~~da~~
~~man~~ ~~es~~ ~~nur~~ ~~mit~~ ~~tiefem~~ ~~Webauern~~ ~~wahrnehmen~~,
~~daß~~ ~~ältere~~ ~~gereifte~~ ~~und~~ ~~so~~ ~~achtungswürdige~~ ~~Männer~~
~~wie~~ ~~Hr. A.~~ ~~deren~~ ~~Beruf~~ ~~es~~ ~~ist~~ ~~jenen~~ ~~jugendlich~~ ~~frischen~~
~~und~~ ~~kräftigen~~ ~~aber~~ ~~wilden~~ ~~und~~ ~~erüben~~ ~~Strom~~ ~~einzudäm-~~
~~men~~ ~~und~~ ~~so~~ ~~zu~~ ~~leiten~~ ~~daß~~ ~~er~~ ~~die~~ ~~Fluren~~ ~~und~~ ~~lachenden~~
~~Gefilde~~ ~~welche~~ ~~er~~ ~~zu~~ ~~verwüsten~~ ~~sich~~ ~~ergoß~~ ~~wider~~ ~~Willen~~
~~besuchen~~ ~~muß~~ ~~im~~ ~~Gegentheil~~ ~~sich~~ ~~von~~ ~~ihm~~ ~~mit~~ ~~fort-~~
~~wissen~~ ~~zu~~ ~~lassen~~ ~~wenigstens~~ ~~scheinen~~ ~~und~~ ~~in~~ ~~solchen~~ ~~Wor-~~
~~ten~~ ~~sich~~ ~~ausprechen~~ ~~die~~ ~~so~~ ~~leicht~~ ~~gemißdeutet~~ ~~werden~~
~~können~~. ~~Das~~ ~~geschriebene~~ ~~Wort~~ ~~ist~~ ~~ein~~ ~~seiner~~ ~~Heimat~~
~~geheimnis~~ ~~auf~~ ~~gutes~~ ~~Glück~~ ~~in~~ ~~der~~ ~~Fremde~~ ~~umherschwei-~~
~~eltes~~ ~~Kind~~ ~~edelgeboren~~ ~~sollte~~ ~~es~~ ~~der~~ ~~Vater~~ ~~mit~~ ~~seinen~~
~~im~~ ~~Saben~~ ~~schmücken~~ ~~und~~ ~~in~~ ~~ein~~ ~~reines~~ ~~züchtiges~~ ~~Ge-~~
~~schick~~ ~~kleiden~~ ~~damit~~ ~~es~~ ~~überall~~ ~~ein~~ ~~willkommener~~ ~~Gast~~ ~~sei~~
~~nicht~~ ~~vor~~ ~~der~~ ~~Thüre~~ ~~abgewiesen~~ ~~werde~~. 38.

Literarische Nachrichten aus Polen.

Warschau, Ende Mai.

Man hat aus dort wol jetzt, in Verhältnissen, die einer
 wenigsten Wissenschaft aufzukommen wehren, eine Fortbildung
 der polnischen Literatur nicht zu erwarten sein. Ja, unsere Rück-
 sicht auf augenfällig. Wahrhaft erstaunlich ist, mit welchen
 Schritten die russische Sprache die polnische überflügelt
 wie schnell diese immer mehr an Terrain verliert. Noch
 wenigen Jahren war in den alten polnischen Provinzen,
 Litauen, Podolien, Polynien, die polnische Sprache die
 in Volk, und Kenntnis des Polnischen war eine notwendige
 Bedingung für Jeden, der ein Amt in diesen Gouvernements
 bekleiden wollte. Jetzt hat sich dort die russische Sprache schon

so verbreitet, daß vor Kurzem diese Bedingung durch einen kal-
 telischen Akt als unnötig aufgehoben werden konnte. Auch
 in unserm Königreiche selbst verbreitet sich die russische Sprache
 mit überraschender Schnelligkeit. Anfangs d. J. hat unser Ad-
 ministrationsrath eine Verordnung erlassen, nach welcher, da
 jetzt durch die vollständige Entwidlung des neuen Lehrplans
 und durch die Anstellung der nöthigen Anzahl von Lehrern der
 russischen Sprache einem Jedem die Mittel zur Erlernung
 derselben geboten würden, bei allen Anstellungen denjeni-
 gen Candidaten der Vorzug gegeben werden soll, die bei
 dieser Befähigung Kenntniß der russischen Sprache darbieten;
 nach dem 20. Aug. 1837 aber, d. i. nach Ablauf von vier Jah-
 ren seit Eröffnung der neuorganisirten Schulen und seit der
 Aufnahme der russischen Sprache in den Lehrplan, soll Nie-
 mand zu einem Amte gelassen werden, der nicht eine hinrei-
 chende Kenntniß dieser Sprache besitzt.

Im Allgemeinen sind nach hiesigen Berichten im J. 1835
 über 180 polnische Werke in den verschiedenen Provinzen des
 ehemaligen Polens und im Auslande erschienen; doch nur ein
 sehr kleiner Theil hat literarischen Werth. Fast ein Drittel
 jener Zahl gehört zur Belletristik, und Warschau steht durch
 die vielen hier erschienenen Übersetzungen der Romane Koſ's,
 Balzac's, Masson's u. A., eine Anzahl Kinderschriften von
 Dmochowski und eine Sammlung von meist übersetzten Lust-
 spielen in Rücksicht auf die Anzahl der erschienenen Werke
 obenan. Auszeichnende Erwähnung verdient unter diesen bel-
 letristischen Werken das einzige für 1836 erschienene polnische
 Taschenbuch „Wianek“ (der Kranz), herausgegeben von Jos.
 Kazanowski, mit sechs trefflichen englischen Stahlstichen und
 Kupferbeilagen. Es enthält mehrere anmuthige Erzählungen. In
 der Vollsage: „Oczy uroczno“, wird die Geschichte eines Herrn
 erzählt, der bezauberte Augen hat. Der Zauber wirkt auf Je-
 den, der ihm in die glänzenden Augen blickt. Daher flieht Je-
 der den unheilbringenden Anblick. Bei seinen Reichthümern
 ist er von der Welt verlassen, nur ein alter Diener ist ihm
 treu geblieben, der aber sorgfältig seinen Anblick vermeidet.
 Niemand besucht das Schloß des Verurtheilten, die Schiffer fürch-
 ten und versuchen die Stelle des Flusses, die sie hinter dem
 Schlosse vorüberführt. Einst im Winter bei tiefem Schnee
 hält wider Gewohnheit ein Schlitten vor dem Schlosse, ein ar-
 mer Edelmann mit seiner kranken Frau und einer lieblichen
 Tochter suchen ein Obdach. Sie werden mit Freundschaft em-
 pfangen, bewirthet, gepflegt, ohne den Wirth anders als in
 der Dunkelheit zu sehen, sie bleiben und der Bezauberte heira-
 thet die Tochter. Auch auf diese wirkt der Zauber, ihre Ge-
 sundheit schwindet zusehends. Da sie aber von einem Wäther-
 lein entbunden wird, da will der Bezauberte mit Gewalt den
 Zauber lösen, der ihn von den Seinen und der Welt trennt,
 er fordert seine Gattin auf, ihm die Augen auszustechen, und
 da diese in Widerwillen und Schreck zaudert, gräbt er selbst
 sich die Augen aus, die der alte Diener im Garten verscharrt.
 Noch nach Jahren sah man den blinden Greis, von einer schönen
 Tochter geführt, im Garten und im Schlosse umherwandeln,
 doch nicht mehr einsam ist er jetzt, Freunde sprechen zahlreich
 bei ihm ein, voller Dienerschaft ist das Schloß, Frohsinn,
 Freude, Geselligkeit sind auch bei ihm nach solchem Opfer ein-
 gelehrt. Außerdem enthält das Taschenbuch die Beschreibung
 einer Reise, die der Graf Friedrich Starob 1828, um die Ge-
 sanges- und Besserungsanstalten des Auslandes kennen zu ler-
 nen, gemacht hat. Die Reise ging durch die preussische Rhein-
 proving über Wesel bis Amsterdam. Ferner findet man eine
 Beschreibung der Intriguen, welche der polnische Kronprinz
 Jakob Sobieski zur Erlangung der Hand der Fürstin Luise
 Charlotte Radzivil, Witwe des Markgrafen von Brandenburg-
 Lubow, 1687 in Berlin unternahm. Die Beschreibung ist ei-
 ner gleichzeitigen Handschrift aus der Radzivil'schen Bibliothek zu
 Wilamow entnommen und sehr interessant. Mit wenigen Zü-
 gen wird eine Lebensbeschreibung des an dem Hofe Sigismund I.
 berühmten Lautenspielers Belfart gegeben. Aufgeföhrt spielte

er mit, wie Agellus bei Peraz; sobald aber Jemand eine Laute ergreift, so schlug er sogleich in vollen Tönen, denn unentwärtig war ihm Anderer Spiel. Er starb mit der Laute in der Hand. Noch heute hat der Pöbel das Sprichwort: „Nach Belkari greift Niemand zur Laute“. Der poetische Theil des Almanachs besteht in Originalgedichten von Szabramski, Nowoski u. A., auch sind einige treffliche Gedichte aus dem Nachlasse des in Dresden verstorbenen berühmten Brodzinski beigelegt.

Unter dem Titel: „Encyclopedja powszechna“, erscheint jetzt bei Gluckberg auch ein polnisches Conversations-Lexikon nach dem Muster der deutschen Werke der Art. Bisher sind etwa zehn Hefte bis C ausgegeben. Eine neue Erscheinung in unserer Literatur ist eine Beschreibung Schwedens: „Szwecja, wspomnienie Jesienne z r. 1833“, von Alex. Przechycki. Der Verf. machte eine Reise dahin von Berlin aus im Herbst 1833, in demselben Jahre, wie er sagt, „als dort die Liebe Schleiermacher den Weg mit Blumen bestreute und dessen grünes Haupt mit den letzten Lorbern umkränzte“. Die Skizze ist mit Kühnheit und scharfen Zügen entworfen und bietet ein treues Bild des auch bei uns so wenig bekannten Landes.

Mit dem dritten und vierten im vorigen Jahre erschienenen Bande ist nun auch das wichtige Werk von Maciejowski: „Geschichte des slavischen Rechts“, vollständig. Diese beiden Bände reichen von dem 14. Jahrhunderte bis in die neuesten Zeiten. Wie werden in kurzem Gelegenheit haben, einen gedruckten Auszug aus dem Werke in diesen Blättern mitzutheilen. Eine Bervollständigung der Forschungen Maciejowski's darf von Petersburg aus erwartet werden, wo Herr Wrangel an einer „Geschichte des russischen Rechts“ arbeitet. Auch gibt Maciejowski in einer Nachschrift zum dritten Bande das Inhaltsverzeichnis des zum Druck fertigen Werkes: „Untersuchungen über die polnischen und russischen Alterthümer“ von dem Herausgeber der russischen „Sammlung polnischer Sprachwörter“ (Warschau 1830), Wladyslaw Wopiel. Das Werk beruht auf den gründlichsten Studien, umfaßt die slavische Mythologie, Sitten, Lebensweise, die Volkspoesie, Sprache und Literatur und ist bestimmt, an die Stelle der vielen falsche haltenden Werke von Golebiowski zu treten. Wopiel wird jetzt auch seine „Sammlung von Volksliedern der Polen, Maszuren, Russinen“, welche die des Wajlaw aus Oleska (Lemberg 1833) weit übersteigt, herauszugeben beginnen. In Verbindung mit dem Werke Maciejowski's steht die „Sammlung sämtlicher slavischen Gesegenswörter“ vom Prof. Kucharski, welche sich bereits unter der Presse befindet. Diese mit gründlicher Kenntniß und Kritik angefertigte Sammlung ist um so wichtiger, als die meisten slavischen Gesänge, z. B. das berühmte Gesang des Car Duschak in Engel's „Geschichte der Ungarn“, bisher nur in vollkommener Verstümmelung und Verfälschung bekannt waren. Die übrigen wissenschaftlichen Werke sind von geringem Belange. Erschienen ist eine „Geschichte des Alten und Neuen Testaments“ und eine „Lebensbeschreibung des Pelandes“, einfach, bloße Erbauung bezweckend. Ein specielles Interesse hat die von dem Director des Laubstummens-Instituts Wysocki soeben herausgegebene Schrift: „Über den Unterricht der Laubstummten.“ Den seit längerer Zeit ununterbrochen erscheinenden Zeitschriften hat sich eine neue: „Panorama literatury“ (Redacteur: Szabramski), zugesellt, die in den ersten Hefen eine Parallele zwischen unserer und der deutschen Literatur zieht und einen Aufsatz von Maciejowski: „Über die Posänter in Polen bis zum 16. Jahrhunderte“, eine Beschreibung des Kaufmanns, Erzählungen und Kritiken enthält.

Eine bei uns seltene Erscheinung war vor kurzem eine öffentliche Kunstausstellung. Der Fürst Michael Hirczym Habsburg hinterließ nämlich in seinem Palais zu Kieborow, seitlich zu Warschau und in dem in der Nähe von Warschau gelegenen Palais Krotkarnia eine Anzahl von Gemälden, die derselbe auf seinen weiten Reisen gesammelt hatte. Die Erben liegen die Gemälde, 409 an der Zahl, in der Krotkarnia

festlich aufgestellt und durch Kataloge, die sich einzeln zu besorgen an der Kasse, oder auch zusammen für 100 Rubel, losgekauft sind unter den Gemälden eine von Raphael, eine von Holbein (2), eine von van Dyck, zwei von Gericault, eine von Salvator Rosa u. s. w.

(Der Bericht folgt.)

Die Selbstmorde in Frankreich.

Die Selbstmorde, welche sich gegenwärtig in Frankreich auf eine bedauerliche Weise mehren, gehören den für uns wieder nicht minder originell als in England. Zum Beweis und daß dieser Originalität immer ein guter Theil der Untheuerlichkeit und romantisirendem Wahnsinn beigemischt ist, folgen folgende Fälle dienen.

Am 4. Febr. b. J. begab sich ein Fischer aus Bellerophon unweit Marseille, der schon häufig Aufzeichnungen gemacht auf Selbstmord zitiert, an einem Sonntag früh auf dem hohen Felsen in der Nachbarschaft, wo er sich im Lager mehrer unter ihm befindlichen Menschen, mit einem Strick in der Hand, auf die Knie gesunken, Gebete vor sich hinwusch, auf recht gottesfürchtige und feierliche Weise zum Tode anschickte. Einer der Nachbarn, der seine Absicht wahrlich, sonst ihm auf den Felsen nach, hatte auch das Glück, ihn bei der zu erreichen, und packte ihn mit beiden Armen. Alles in der glückliche war zu sehr in seinem Vorhaben befestigt, er wollte seinen Retter als einen Feind, ein Zwischstück Vieh und Weide rangen miteinander über dem Felsen hinan. Er noch weitere Schritte kommen konnte, hatte der furchtbar seinen Gegner zu Boden gestreckt und benutzte diesen Augenblick, um ungefüßt mit dem Crucifix in der Hand in den Abgrund zu springen.

Nicht weniger phantastisch ist nachstehende Fall. Ein junger Mann von 26 Jahren liebte ein Mädchen von 14, allein die Eltern waren von beiden Seiten dieser Verbindung abhold und gaben durchaus nicht ihre Einwilligung. Da sich eines Tages August an Henriette: „Menschen sind unvernünftig, Gott aber ist allbarmherzig. Vor seinem Angesicht wollen wir unter dem heiligen Kreuz unsere Verbindung vollziehen und die Ehepacten mit unserm Blute zeichnen.“ Dies gesagt, ließen beiden gingen eines Tages auf einen Acker unweit St. Denis, wo sich ein Kreuz befand, machten unterwegs Eingänge in ihre Arme und zeichneten mit dem daraus aufgesaugten Blut folgende Zeilen: „Großer Gott, der du die Schwärze der Menschen lenkst, nimm uns unter deinen heiligen Schutz. Du rufen wir an, unsere unauf löbliche Verbindung zu heiligen, die Menschen sich weigern. Gott, erbarme dich zweier deiner ersten Kinder! Versammle all deine himmlischen Heerschar, damit sie an diesem Tage unsere Entzückungen theilen, und sei Zeuge des milden Todessehns, der in unsern Herzen ist.“ O Gott, o ihr Engel und Heiligen des Paradieses, segnet uns.“ Es folgte nun das eigentliche Verlöbniß, ebenfalls mit Blut geschrieben und von beiden Verlobten mit Blut unterzeichnet. Es schloß mit den Worten: „Gott verschließe die Pforten des Paradieses Demjenigen von uns, der zuerst dies heilige Bündniß zerbricht.“ Offenbargeachtet wurde schon am dritten Tage darauf der Leichnam der Braut aus den Fluten der Seine gezogen. Auf ihrer Brust fand sich, in Pergament verfaßt, ein Bittel, worin sie dem Bedrängten, als einem Ungehörigen, das ihr die Ehre geraubt, sehr innig klagte.

Ebenfalls ganz merkwürdig erschöpfte sich mit einer kleinen Jagdflotte, die sie aber mit sechs Jungen gefahren hatte, die schone und ansehnliche Dame auf ihrem Einzug unweit Paris. Die Jäger gefahren im Park, und die Dame hatte sehr sorgfältig vorher ihre Jagdflotte gemacht. Kein Mensch durfte die Jagdflotte anrühren; sie war glücklich verheiratet mit einem Gemahl, der sie auf den Händen trug, und ihre Besuche gütigst empfing.

Literarische Unterhaltung.

Sonntag,

Nr. 255.

11. September 1836.

Militairische Memoiren des britischen Capitains Royle Sherer, enthaltend die kriegerische Laufbahn des Herzogs von Wellington. Übertragen von Gustav Nagel. Erster Theil. Hanover, Hahn. 1835. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Royle Sherer, der Verfasser der vorliegenden *Denkwürdigkeiten*, ist ein ausgezeichnete britischer Offizier und würdiger Repräsentant der Bildung, welche sich jetzt in dem englischen Offizierstande findet. Sein anziehender Roman: „*Story of a life*“, den Hell unter dem Namen: „*Buntes Leben*“ (1828) ins Deutsche übersehte, hat seinen Verf. auch in Deutschland bekanntgemacht, in England aber ist er gleichsam das Vorbild für die militairischen Memoiren geworden, welche dort so vielen Beifall gefunden haben. Seine „*Recollections of the Peninsula*“ (London, 1823, vierte Auflage 1825), die von Rud. Lindau als „*Bilder aus dem Kriegeleben*“ sehr geschickt in das Deutsche (Leipzig, 1832) übertragen sind, seine „*Scenes and impressions in Egypt and Italy*“ (London, 1824), und seine „*Tales of the wars of our times*“ (London, 1828) führen den Leser stets in die Mitte eines sehr bewegten Lebens und zeigen uns bald heitere Bilder, bald Stürme, bald idyllische Scenen und treffliche Landschaftsbilder, bald Schlachten und wilde Kriegsabenteuer. Dieselben Vorzüge finden sich auch in dem ersten Bande der „*Denkwürdigkeiten aus den Feldzügen des Herzogs von Wellington*“, die ursprünglich für *Lardner's Cabinet library* bestimmt waren. Freilich tritt die Persönlichkeit des Verf. hier weit mehr zurück als in den obengenannten Schriften, er hat aber beifolgendermaßen den Charakter und die volkstümlichen Seiten der Ostindien, Spanien und Portugalien geistreich aufzufassen und lebendig darzustellen gewußt, so daß dies Buch sehr schätzbaren Stoff für die Geschichte der Kriege Englands in Ostindien und auf der pyrenäischen Halbinsel darbietet und in der letzten Beziehung sich mit den „*Recollections of the Peninsula*“ wechselseitig ergänzt und vervollständigt, auf die wir daher im Folgenden auch einige Male zurückkommen werden. Im Allgemeinen bemerken wir nur, daß Major Sherer (denn dies ist sein militairischer Grad, da er nach den „*Recollections of the Peninsula*“ bereits 1813 Capitain war) für England und die englischen Soldaten allerdings sehr eingenommen ist, aber

auch die Tapferkeit anderer Truppen, namentlich der französischen, und die Kriegserfahrung ihrer Heerführer nicht herabsetzt. Eine so ungerechte Stelle, wie die des General Foy („*Geschichte des Kriegs auf der pyrenäischen Halbinsel*“, I, 186^f. Übers.) über die englischen Soldaten, daß sie stuppig und unmäßig wären, daß sie nur dann tapfer sein könnten, wenn sie geschlafen, gegessen und getrunken haben, und daß ihr Muth mehr physisch als moralisch sei, findet sich in dem vorliegenden Buche nicht über die französischen Soldaten. Man vergleiche nur die Beschreibung der Schlachten bei Busaco und Talavera, oder lese die einzelnen Züge, welche auf S. 131 und 261 oder in den „*Bildern aus dem Kriegeleben*“ auf S. 133 und 225 mitgetheilt sind. Daß der englische Offizier kein blinder Bewunderer Napoleon's und seines Kaiserreiches ist, daß er in ihm den unversöhnlichen Feind Englands und den allgemeinen Feind der Freiheit sehe, vor dessen Ehrgeiz Alles in den Staub sinken mußte, das sind Urtheile, die uns nicht befremden und die wir in einer Zeit, wie die unsrige, welche die Geschichte von 1800 — 1815 so oft vernachlässigt hat und in ihr allerhand Standpunkte aufzufinden weiß, nicht oft genug wiederholt sehen können.

Mit großer Anhänglichkeit und Verehrung erwähnt dagegen Sherer überall den Helden seines Buches, den Herzog von Wellington. Und wo die Thaten so laut sprechen, da darf man auch nicht befürchten, einen bloßen Panegyrikus oder das Eloge eines französischen Akademikers zu lesen. Wie er uns die Persönlichkeit desselben hier (S. 47) oder in den „*Bildern aus dem Kriegeleben*“ (S. 95), wo er zum ersten Male als ganz junger Offizier am 4. October 1809 den gefeierten Anführer auf der Ebene von Montijo sah, schildert, so erblickt man auch jetzt ihn noch auf den Bänken des Oberhauses, sein halb 70jähriges Haupt hat noch sein ganzes Haar, und das blaue, glänzende, feste Auge beherrscht noch jetzt die mächtigste Aristokratie der Welt. Von seinen Feldherrneigenschaften hebt er ganz besonders die große Mäßigkeit in allen Genüssen, die Festerkeit und Lebenswürdigkeit im Umgange, die unerschütterliche Ruhe vor und in der Schlacht, die uneigennützigste Denkungsart, die Freiheit von aller prahlerischen Geheimnißkrämerei und feierlicher Verschlossenheit, die Klarheit und Ausführlichkeit seiner

Befehle und Anordnungen, die menschliche Art seiner Kriegsführung hervor (S. 47, 256 — 259, 270).

Es gewährt uns kein geringes Vergnügen — sagt Eherer in der letzten Beziehung auf S. 66 — als eine Thatfache anzuführen zu können, daß während des ganzen, langen, blutigen, von Sir Arthur geleiteten Krieges auf der spanischen Halbinsel keine einzige Stadt durch ein Bombardement in Asche gelegt worden ist; denn so wichtig ihm auch die schnelle Übergabe einer von ihm belagerten Festung erscheinen mochte, so wollte er doch nie zu jener äußersten Maßregel schreiten, sondern zog es stets vor, geduldig die Sorgen und Nachtheile, die Störung seiner Pläne, welche ihm aus dem Verzuge seiner Operationen erwuchsen, zu ertragen.

Allerdings gebührt dem Herzog von Wellington das Lob einer weit menschlicheren Kriegsführung, als die Napoleon's und mehrerer seiner Marschälle war; alle Kriegsercesse zu vermeiden, war indeß unmöglich, und aus diesem Gesichtspunkte sind auch wol die Unmenschlichkeiten anzusehen, welche von den englischen und portugiesischen Truppen bei der Eroberung von Badajoz am 6. April 1812, und bei der Erstürmung von San Sebastian am 31. August desselben Jahres verübt wurden. Kein Feldherr, und selbst der menschenfreundlichsie, hat im ganzen Laufe seines Commandos solche Greuel verhüten können. Darum ist er aber noch kein Atila oder Tilly. Auch in dieser Rücksicht ist die Schilderung der Wellington'schen Kriegsmanner lesenswerth, die ein kenntnißreicher Militair im „Hermes“ (xxviii 1. S. 156 — 159) gegeben hat.

Wellington's Feldzüge begannen in den Niederlanden, wo er als Oberstlieutenant unter dem General Moira im J. 1794 gegen die Franzosen focht. Drei Jahre darauf begleitete der Oberst Wellesley seinen Bruder, den Marquis von Wellesley, der zum General-Gouverneur von Ostindien ernannt war, in dieses Land und begründete hier seinen Feldherrnruhm in den Kriegen gegen Tippu Sahib, Sultan von Mysore, und gegen die Maratten. Um so passender war es, daß Eherer der Kriegsführung in Indien, die selbst von Engländern, wie er bemerkt, so wenig gekannt ist, genauere Aufmerksamkeit gewidmet hat, wobei man überall den Mann erkennt, dem der indische Hymel und die Lebensart in jenen Gegenden aus eigener Anschauung bekannt ist. So schildert er die indische Reiterei als sehr gut beritten, aber ohne Wirksamkeit im regelmäßigen Colonnenangriff, jedoch sehr brauchbar, wenn das feindliche Fußvolk bereits in einige Verwirrung gerathen ist und Lücken in der Schlachtreihe entstanden sind. Die Festungen sind meist Bergfestungen, also sehr schwierig zu erobern; die Straßen sind schlecht und zu gewissen Jahreszeiten fast unwegsam für ausländische Truppen, während die Ketterei der Eingeborenen sich weit leichter und ungehindert auf ihnen fortbewegt. Dazu kommt noch das den Europäern so ungewohnte Klima von Ostindien. Trotz aller dieser Schwierigkeiten und der beinahe überwiegenden Zahl der ostindischen Kriegsvölker erlänkte Wellesley schnelle und sichere Triumphe, unter denen sich besonders die Erstürmung von Seringapatnam nach zehntägiger Belagerung, am 30. April 1798, wobei der Sultan Tippu seinen Tod fand, und der Sieg bei Assaye gegen die Marattensche, Scindia

und Holkar, am 24. September 1804, auszeichnen. Sie fochten kaum 20,000 Engländer und ostindische Truppen gegen ein marattisches Heer von 50,000 Mann und errangen durch ihre Kriegeskunst und Tapferkeit den Sieg, der für die britische Herrschaft von nicht minder wichtigen Folgen war als Oberst Clive's Sieg bei Plassy am 26. Juni 1757. Das Vaterland ehrte den glücklichen Sieger mit ausgezeichneten Belohnungen, nicht minder aber erkannten die besiegten Völker Wellesley's Gerechtigkeit und Milde in seiner Civilverwaltung, als er nach England zurückkehrte.

An der Expedition gegen Kopenhagen im J. 1807 nahm der General Wellesley Antheil. Eherer spricht sich mit gerechtem Unwillen über diesen Schandfleck der britischen Politik aus und wendet sich dann zu der Einnahme Englands an dem Kriege auf der pyrenäischen Halbinsel. Nach einer kurzen Schilderung des Aufstandes des spanischen Volkes, der Scenen zu Madrid am 2. Mai 1808 und ähnlicher Auftritte in den Provinzen, der ersten Niederlagen der Spanier im Felde, und des Aufstandes der Portugiesen beschreibt die ausführliche Erzählung Wellesley's Unternehmungen in Portugal, die Mühe, die er hatte, um die Portugiesen zum Kampfe zu bewegen, den sie theils aus Furcht vor den Franzosen, theils aus Eifersucht gegen die Engländer wider, und die beiden ersten Siege bei Rorica am 17. und bei Vimieiro am 21. August 1808. Die Geschicklichkeit des englischen Heerführers und die Tapferkeit seiner Soldaten muß selbst General Foy in seiner Beschreibung dieser Schlachten zugeben. Der gleich darauf erfolgte Verlust im Oberbefehl und die Zaghaftigkeit Harry Burrard's und Henry Dalrymple's brachte die englischen Truppen um einen Theil der Früchte dieses Sieges, die Convention von Cintra verstatte den Franzosen einen freien Abzug und ward Gegenstand bitteren Tadels in Portugal und England, da man geglaubt hatte, es sei möglich, die französische Armee unter Junot ganz zu vernichten.

Die Convention — sagt Eherer S. 117 — war den portugiesischen Völkern verhaßt, und mußte es nothwendig sein, bei der Nation, von der Anwesenheit der französischen Armee befreit, Ruhe hatte, ruhig die großen und wesentlichen Bedenken zu erwägen, welche ihr der Vertrag gewährte, und die nicht fassend genug gewonnen hatte, die Gewaltthaten ihrer Augen zu fassen, zu welchen der Feind sich vor seiner Entfernung von der Hauptstadt versucht gefühlt haben mochte, wenn er durch die Verweigerung der vorgeschlagenen Bedingungen zur Verzweiflung gebracht worden wäre.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Nachrichten aus Polen

(Beschluß aus Nr. 24.)

Kraken.

Unsere Universität hat im Laufe des vorigen Jahres an dem Bibliothekar und Professor der Bibliographie Bandt einen empfindlichen Verlust erlitten. Da sein Leben in Deutschland wenig bekannt sein dürfte, so theilen wir hier sein biographisches mit, die unlängst in dem kaiserlichen „Kunst- und Literaturblatt“ (Quartalsschrift) gestanden hat. Georg Camyr Bandt (oder wie sein eigentlicher Familienname ist: Bandt), war am 24. Nov. 1768 von deutschen Eltern in Lublin geboren.

Sein Vater war ein aus Schillingheim, im heutigen Großpolen, stammender wohlhabender Kaufmann. Schon im 1779 an besuchte er das Elisabeth-Seminar zu Breslau. Als sein Vater in der Folge fast sein ganzes Vermögen eingebüßt hatte, war es ihm nur durch die freundliche Unterstützung eines Vettres möglich, seine Studien bis 1787 auf dem Gymnasium, von da an auf der Universität fortzusetzen. Zwei Jahre blieb er sich in Halle und ein Jahr in Jena auf. 1790 war Bandtke kurze Zeit Hauslehrer des Pastors Rübenberg zu Hermannsdorf bei Breslau, bald trat er in gleicher Eigenschaft in das Haus des Grafen Peter Djarowski über. Mit seinen Schülern hielt er sich drei Jahre lang in Warschau, dann in Dresden und Berlin, zuletzt zwei Jahre lang in Petersburg auf. Hier lernte er russisch und studierte die slavische Literatur. Es gefiel ihm sehr wohl in Petersburg, und nur die Aussicht, ein sicheres Amt zu erlangen, zog ihn 1798 nach Breslau zurück. Er ward sofort als Lehrer der polnischen Sprache an dem Elisabeth-Seminar angestellt, 1799 zugleich zum vereideten Kanzler bei der Municipalität und der königl. Kammer in Breslau ernannt und 1804 zum Rector der heiligen Geist-Schule befördert. Zur Zeit des Herzogthums Warschau, 1811, berief ihn die Educational-Commission zum Bibliothekar und Professor der Bibliographie an die Universität zu Krakau. Er fand die Bibliothek in der größten Unordnung vor, und nur sehnährige unermüdete Thätigkeit vermochte sie zur vollkommenen Benützung aufzustellen. Sie ward jedoch schon 1812 wiedergeöffnet. Von 1811 an hielt nun Bandtke bibliographische Vorlesungen und erwarb sich große Verdienste um diesen vorher ganz vernachlässigten Zweig der polnischen Literatur. Er genoss solche Achtung, daß er für 1819 von der Universität zum Senator der Republik erwählt wurde. Im Jahre vorher hatte er sich, damals schon 50 Jahre alt, mit einer Braut aus Breslau verheiratet. Bei der Reorganisation der Krakauer Universität 1833 wurde zwar in seiner Lage nichts geändert, doch erlitt auch sein Gemüth so manche Kränkung. Ein Schlagfluß auf den oberen Theil des Körpers setzte am 20. Aug. 1833 sein Leben in Gefahr; zwar rettete ihn diesmal die Geschicklichkeit seiner Ärzte, auch besuchte er im Herbst desselben Jahres Karlsbad und Teplic, doch schwand, als nach seiner Rückkehr der Schlag sich wiederholte, jede Hoffnung zur Besserung, und endlich machte ein dritter Schlagfluß am 11. Juni 1835 seinem Leben ein Ende. Er ist kinderlos gestorben. Sein College und ehemaliger Schüler Trojanski, Professor der römischen Literatur, hielt ihm auf dem Krakauer Kirchhofe die Trauerrede. Bandtke's Schriften betreffen besonders das polnische Sprachstudium, dann die politische und Literaturgeschichte Polens. Die vorzüglichsten sind: „Historisch-kritische Analecten zur Erläuterung der Geschichte des Orients von Europa“ (Breslau 1802), dann seine polnisch geschriebene „Geschichte des polnischen Volkes“ (Dzieje narodu polskiego), deren dritte sehr verbesserte und vermehrte Ausgabe kurz vor seinem Tode in Breslau 1835 erschienen ist; ferner seine „Geschichte der Druckerei Polens“ (Historia drukarni w Polsce), zwei Theile, 1825, der 1815 eine „Geschichte der holländ. Druckerei“ (Historia drukarni Krakowskiej) voranging. Außerdem hat Bandtke das sehr brauchbare große „Polnisch-deutsche Wörterbuch“ (Breslau 1806, zwei Theile), und mit seinem gleichfalls durch mehrere wichtige historische Schriften bekannten Bruder, Johann Blazny Bandtke in Warschau, ein „Polnisch-deutsches französisches Taschenwörterbuch“ in vier Theilen (Breslau 1811 fg.), sowie eine mehrmals aufgelegte „Polnische Grammatik für Deutsche“ herausgegeben. Noch besorgte er eine Ausgabe von „Compendi Orbis sensualium pictura“ (Breslau 1802) und von Heubner's „Sammlung polnischer Sprachwörter“ (Breslau 1802 und 1809).

Nach den hier erschienenen Werken nennen wir zuerst die „Beschreibung der in Krakau befindlichen Grabmäler polnischer Könige“ (Grobby królów Polskich w Krakowie) von Ambrosius Grabowski (Krakau 1835). Voran steht eine nach einem

alten Manuscripte mitgetheilte Chronik Krakaus von dem heiligen Christen Selner, die von dem Tode Sigismund August's 1572 bis 1611 reicht und dadurch Werth erlangt, daß sie in ihrer Reibtheit wenig bekannte Facta in allen Einzelheiten darstellt. Die Beschreibung der Grabmäler selbst ist sehr ausführlich, sie gibt die Aufschriften der Särge und Tafeln genau an, gewöhnlich wird auch ein Facsimile der Aufschrift und eine Abbildung des ganzen Grabmals mitgetheilt. Wir erfahren hieraus, daß die Domkirche in Krakau in der That eine Art Westminsterabtei ist, denn es befinden sich dort, meist in besonders an den Seiten des Schiffs angebauten Kapellen die Grabmäler von 19 Königen und 9 Königinnen, und die vieler anderer angesehener Personen, über die Grabowski interessante historische Notizen mittheilt. Die ältesten Grabmäler sind das des Königs Bladyslaw Lokietek (starb 1333), der in Stein gehauen auf einem mit trauernden weiblichen Figuren geschmückten Sarkophage ruht, und das Kazimir's des Großen, dessen Statue hier zu finden ist. Eine Inschrift hat zuerst das Grabmal der Königin Hedwig, der Gemahlin Jagiello's, worauf das Jagiello's selbst folgt; das aus einem Sarkophage von römisch-schwedischem Marmor und der liegenden Bildsäule dieses Fürsten besteht. In derselben Kapelle ruhen zwei andere Gemahlinnen Jagiello's und dessen Sohn Kazimir IV. Die schönste und reichste Kapelle ist die sogenannte Sigismund'sche. Sie ward von Sigismund I. begonnen und von dessen Tochter Anna beendet, bildet ein Biered und ist von dem Baumeister Bartolomeo aus Florenz aus Quadersteinen erbaut. In dieser Kapelle herrscht die schönste Harmonie, durch das von oben einfallende Licht gewährt das Ganze einen wunderbaren Anblick. Das Innere schmücken die Bildsäulen Sigismund I., Sigismund II., August und der Königin Anna, aus rothem Marmor, die auf Sarkophagen an der Wand ruhen, die Wände selbst sind mit rothem Marmor bekleidet, an dem die schönsten und geschmackvollsten italienischen Basreliefs heraustraten. An der Kuppel wiederholt sich das vergoldete polnische und lithauische Wappen. Das kupferne Dach dieser Kapelle ist so stark vergoldet, daß es noch heute in dem ursprünglichen Glanze prangt. In einer andern Kapelle hat die Königin Anna ihrem Gemahle Stephan Bathory ein prächtiges Monument erbaut, das den auf dem Arm gestützten, ruhenden König darstellt. Mit Trauer erfüllt die Kapelle der Basen, welche Sigismund III. von Schweden nach dem Muster der Jagiellonen hat erbauen lassen. Die Wände derselben sind mit schwarzem Marmor bekleidet. Hier ruhen Sigismund III., Bladyslaw IV., Johann Kasimir und die Gemahlinnen und Söhne dieser Könige. In der Nähe des großen Altars sind die Grabmäler der Könige Michael Wisniowiecki und Johann III. Sobieski, die einst um die Krone Polens miteinander stritten und nun im Tode vereint sind. Das letzte Grabmal ist das des Königs Friedrich August II. von Sachsen. Außer den königlichen Monumenten befinden sich hier die vieler berühmten Bischöfe von Krakau, das des Peter Samrat, des Günstlings der Königin Bona unter Sigismund August, des Andreas Jasinski u. A. Neben Johann III. ruhen die Gebeine Kosciuszko's, die Stelle zeigt ein von Fr. Langt gearbeiteter Sarkophag an, ferner die Joseph Poniatowski's und Bladimir Potocki's (st. 1812); dem Letztem hat Thorwaldsen ein Denkmal gefertigt. In der Mitte der Domkirche befindet sich noch die Kapelle des heiligen Stanislaw, Bischofs von Krakau, den der König Boleslaw 1079 am Altar ermordete; in einem schönen silbernen Sarge befinden sich hier die Gebeine des Heiligen.

Von großem Interesse sind die „Pomniki historyi i literatury polskiej“ (Denkwürdigkeiten polnischer Geschichte und Literatur), welche einer unserer thätigen jungen Literatoren, Michael Wisniowiecki, begonnen hat. Bereits ist die erste Abtheilung in drei Bänden vollständig erschienen. Der Herausgeber ist dem Beispiele der Russen Polewsk und Ruchanow gefolgt und theilt hier Abhandlungen mit, die in der That viele neue Aufschlüsse geben, fehlerhafte Darstellungen berichtigen und

insbesondere den Geschichtschreiber zu tieferer Erforschung unserer Väter anregen. Nach der Kunde, wonach der Herausgeber Untersuchungen über die Geschichte des Zeitalters der Pflaster und über das polnische Gewandwesen vor Dlugosz (Boninus) anstellt, folgen die in Manuscript hinterlassenen Verhandlungen des berühmten polnischen Literaten Thaddäus Szczęśli: über das Währungswesen in Polen, über die Siguaner, über das kaiserliche Recht, über den Handel Polens mit der Pforte, über den Namen der Ukraine und die Kosaken, Kritik der Geschichte Polens von Martin Gallus und Kobulewicz u. A.

Die früher bereits erwähnten „Pamiętniki polskie w Wiedniu“ (Polnische Merkwürdigkeiten in Wien und der Umgegend), von dem Geistlichen Kulewski, sind bei Grubler erschienen, und es dürfte dies leicht das in typographischer Hinsicht ausgezeichneteste polnische Werk sein. Es findet sich hier eine Beschreibung aller den Polen merkwürdigen Monumente in und um Wien, eine Aufzählung aller in den Wiener Sammlungen befindlichen Bildnisse berühmter Polen, der polnischen Handschriften, Münzen, Stempeln, Stiftungen u. s. w. Einige gute Kupferstiche, von denen der eine das Monument bei Schwchat, wo Kaiser Leopold I. mit Johann Sobieski nach der Eroberung Wiens 1683 zusammenkam, darstellt, machen die Beschreibungen um so anschaulicher. Auch sind mehrere Facsimile der Handschriften beigegeben.

Die hiesige Societät der Wissenschaften hat eine neue vielfach verbesserte Ausgabe der Geschichte Kobulewicz, von der sie acht Handschriften besitzt, zu veranlassen versprochen. Auch wird Jan Larnowski seine „Geschichte der Könige Heinrich von Balot und Stephan Bathori“, in der er die Schicksale der Dissidenten weitausföhrlich behandelt, herausgeben.

Neuerlich hat Joseph Wankowski, der an der hiesigen Universitätsbibliothek angestellt ist, ein in dieser Bibliothek befindliches sehr wichtiges Manuscript unter dem Titel: „Pauli Pauli, olim Paulus de Praga vocatus, viginti annorum liber marmoreus“ drucken lassen. Es ist dies eine Art wissenschaftlicher Encyclopädie. Über das Manuscript waren bisher viele Fabeln gäug und gäbe, gewöhnlich wurde es dem Ananias zugeschrieben. Nach des Herausgebers Ansicht wurde das Manuscript durch Johann Dlugosz aus Böhmen nach Krakau gebracht, als sich dieser mit Wladyslaw, der zum Könige von Böhmen erwählt wurde, dahin begeben hatte. Der Herausgeber gibt den wissenschaftlichen Standpunkt des Verf. und der Schreibart desselben an; und theilt Auszüge aus dem Werke sowie ein Facsimile des Manuscripts mit.

Unter den außerdem erschienenen Werken befindet sich ein neuer Abdruck der „Pieśń historyczna“ (Historische Gesänge) von Niemcewicz, eine Uebersetzung der Schrift Silvio Pellico's „Über die Pflichten des Menschen“, ferner „Plama romantyczna“ (Romantische Geschichten) von dem Krakauer Erzpriester Wincenty Janowski, Neben, die bei wichtigen politischen und kirchlichen Ereignissen gehalten worden sind, enthaltend, und endlich ein Roman „Kawaler Malasowski“ (Der Malasowski) zwei Theile.

Unstreitig hat es bis jetzt in der polnischen Literatur Zeitungen von so großem wissenschaftlichen Interesse, wie die jetzt hier erscheinenden: Der „Kwartalnik“ (Quartalschrift), herausgegeben von Dr. Felcel, und der „Pamiętnik“ (Memorial), noch nicht gegeben. In dem ersten muß es wahrlich überaus schön, wenn man einen ziemlich ausführlichen, gründlichen und sehr verständig angelegten Auszug aus Hegel's philosophischer „Encyclopädie“ antrifft. Es weht überhaupt ein tüchtiger, auch die neueste deutsche philosophische Schule gebildeter Geist durch diese Zeitschrift, dem das Motto aus dem Epheuerkraut: „sem non minus parvuli fluctuant et circumferantur eam vento doctrinae“ wohl ansteht. Polen hat bisher noch keine wissenschaftliche Philosophie erzeugt, sondern sich immer an die Schulen anderer Völker angeschlossen. Im Mittelalter war die

laure Unwissenheit eine ständige Plage. In neuerer Zeit, als die deutsche Philosophie Eingang in genommen haben, trat der als Philosoph und Mathematiker berühmte Johann Gieseler (gest. 1830 als Professor in Bonn), schaltend an die englische Philosophie, gegen Kant in höchsten Ehren auf und verließ ihn durch sein Ansehen den Eingang in Polen. Welchen Antheil aber die Polen an der philosophischen Bestrebungen von jetzt genommen haben, ist schwer zu beurtheilen. In Wien, der besten Vorlesungen in Philosophie beizuwohnen hat, und daß dieser Antheil kein bloß oberflächlicher war, bekundet auch diese Zeitschrift. Mit den wissenschaftlichen Abhandlungen wechseln in beiden Zeitschriften Aufsätze, die in die schönen Künste, die Geisteswissenschaften und in die Künste und literarische Notizen und Kritiken ab, durch welche die Polen mit den Haupterzeugnissen des Auslandes, besonders Deutschlands, bekanntgemacht werden.

Fragmente aus Briefen eines Reisenden. Von Edward Habel. Wien, Strauß. 1836. Gr. 8. 1 Thl.

Erinnerungen einer Reise von Wien über Triest, Venedig, Ancona, nach Rom und Neapel, über Florenz, Parma, Verona, durch Tirol zurück nach der Heimat — alles das in einem dünnen Bändchen abgemacht. Wir wollen und können nicht viel über dies Buch sagen, das sehr harmloser Natur ist, aus dem man aber keine Zeile von Neuem erfährt und das sich in den allgemöhnlichsten, prosaischen Ausdrücken über hundertfach beschriebene Dinge ausläßt. Der Zweck des Verf. wird ebenso wenig klar als die Richtung seiner Studien; Kunstgeschichte scheint ihm nicht nahe zu liegen, denn sonst würde er sich nicht damit begnügt haben, einige Namen aus Katalogen und Guides du voyageur abzuschreiben; irgend eine andere wissenschaftliche Bestrebung haben wir auch nicht wahrzunehmen. Politik und Administration liegen ihm ebenso fern, als er ist höchst besorgt gegen Potentaten. So geht er denn gleichgültig, gedankenlos die große Straße und selbst die Verbrüderungsbänke, wo er außer Militärs fast Niemanden auf der Straße gesehen und sich in einer Festung gewohnt zu haben scheint, scheint nicht die Idee in ihm erweckt zu haben, daß die Welt mancher italienischen Staaten keine Erfindungen und Fortschritte des revolutionären Geistes sind und daß nicht damit geschehen ist, wenn, während die Nation daneberliegt, Militärbanden Arien aus dem „Elysium d'amore“ spielen.

Notiz.

Die französischen Colonien hatten 1834 eine Bevölkerung von 118,750 Freien und 272,327 Sklaven, nämlich:

	Freie.	Sklaven.
Martinique	86,766	78,238
Guadeloupe u. f. w.	28,748	96,684
Frangöf. Guyana	4,947	17,136
Senegal u. f. w.	6,672	9,840
Bourbon	35,425	20,425
St. Pierre und Miquelon	1,197	—

In denselben Jahre war das Verhältniß der Ein- u. Ausfuhr folgendes:

	Einfuhr:		Ausfuhr:	
	Fr.	Cent.	Fr.	Cent.
Martinique	14,701,026	24	16,189,565	31
Guadeloupe u. f. w.	16,229,153	52	23,315,540	68
Guyana	1,724,979	23	2,244,199	34
Senegal u. f. w.	4,009,341	2	3,201,778	67
Bourbon	10,448,463	44	19,980,755	73
St. Pierre u. Miquelon	781,438	80	2,102,725	63
Summe	47,884,330	25	60,834,487	63

Literarische Unterhaltung.

Montag,

Nr. 256.

12. September 1836.

Militairische Memoiren des britischen Capitains Moyle Sherer, enthaltend die kriegertische Laufbahn des Herzogs von Wellington. Übertragen von Gustav Nagel. Erster Theil.

(Bezeichnet aus Nr. 255.)

Mit der Rückkehr Wellesley's aus England, wohin er zur Rechenschaft über die Convention von Cintra besaßen war, beginnt die Reihe seiner Siege in Spanien. Es kann nicht der Zweck der gegenwärtigen Anzeige sein, dieselbe in ihren Einzelheiten zu verfolgen, es kommt uns vielmehr nur darauf an, zu zeigen, in welches Verhältniß das Sherer'sche Werk zu andern Beschreibungen dieses denkwürdigen Krieges zu setzen sei. Und hier müssen wir es wohlversteht als einen Gewinn anerkennen, daß, sowie die Beschreibungen des Hauptmanns Hamilton, des Marquis von Londonderry und vorzüglich des Oberlieutenants Napier, eines Ultra-Whigs, von Männern verfaßt sind, die selbst unter Wellington gebient haben, so auch Major Sherer die Thaten und Märsche der britischen Truppen auf der Halbinsel schildert, die in seiner Nähe vorgefallen sind, oder an denen er selbst Antheil genommen hat. Denn in Robert Southey's Geschichte findet man wol eine schöne, dichterische Sprache und Geschick in der Darstellung, doch nicht den Überblick und die kundige Auffassung des Krieges; Sherer aber vereinigt, wie unsere besten militairischen Schriftsteller, ein Valentin, Müßling, Clauswitz und Andere, die Kenntnisse des Mannes vom Fach mit der klaren, anschaulichen Schreibart des gebildeten Mannes. Man lese z. B. seine Beschreibungen der Schlachten bei Busaco und Talavera, die letzten Thaten John Moore's vor Corunna, die Kämpfe Sir Eyre's in Catalonen und den Kampf in und um Oporto. Als einen zweiten, der Betrachtung werthen Gegenstand bezeichnen wir die Urtheile Sherer's über die militairischen Leistungen der Spanier. Die verschiedenen Schriftsteller über den spanischen Krieg, sowohl englische als französische, haben den Antheil des Spanier, an dem glorreichen Kampfe für ihre Unabhängigkeit, oft in einem schlechten Lichte dargestellt; die Franzosen haben mit ihrer militairischen Selbstsucht gepöbelt; die Engländer sich allein allen Ruhm an dem Befreiungswerke angeeignet. Des Dichters Schiller hat das Verdienst, in seiner „Geschichte der spanischen Revolution“ (Aachen, 1830. 8gl. d. 3.

f. 1831, Nr. 32, 34) den Antheil der Spanier als sachkundiger Augenzeuge mit gemauem und unzweifelhaften Belegen dargestellt zu haben. Aber auch Moyle Sherer hat einen richtigen Mittelweg eingeschlagen. Schon in seinen „Bildern aus dem Kriegeleben“ bezeugt er (S. 236), daß die Anstrengungen der Spanier, sich vom französischen Joch zu befreien, so groß und edel waren, daß kein biederdenkender Mensch geistlich sie in den Schatten stellen wird. Sie hatten keine Regierung, keine Generale, keine Minister, und blieben doch stets ihrer Sache getreu, und ihren einzelnen und beständigen Kämpfen mit den im Lande verbreiteten Franzosen verdankten die Engländer den Erfolg, der zuletzt ihre Waffen krönte. Ebenso urtheilt er in dem vorliegenden Werke. Der Zustand der spanischen Armee, in der kaum wenige Regimenter auf den Namen regelmäßiger und wohlgeübter Truppen Anspruch machen durften, war bedauernswürdig; es fehlte ihnen an Waffen, an Bekleidung, ihre Organisation war veraltet und voll von eingewurzelten Vorurtheilen. Das Fußvolk war wenig besser als Scharen roher Bananen; die Cavalerie gut geritten, aber ohne Übung in den einfachsten und gewöhnlichsten Übungen; die Artillerie feuerte vortreflich, aber es war schwer, sie ins Feuer zu bringen, und ebenso schwer, sie aus demselben zu retten, wenn die Nothwendigkeit einen Rückzug erforderte. Abgesehen von diesen Nachtheilen, war der spanische Soldat persönlich tapfer und muthig, abgehärtet, nachtern, enthaltsam und geduldig, vortreflich im Einzelkämpfe, aber ohne alles Selbstvertrauen und ohne Gewandtheit im offenen Feldschlacht. Die Spanier waren allerdings oft betrogen, verrathen und gefangen worden, sie hatten so oft mitern auf ihrer Siegeslaufbahn ihre Positionen umgangen und ihre Feldherrn durch geschickte Bewegungen überlistet gesehen, daß das Vertrauen in ihren eignen Herzen und Waffen bis auf den Grund erschüttert worden war. Man konnte sie daher in diesem Augenblicke sehr muthig schlagen, im nächsten stehen und in dem folgenden wieder fallen sehen, je nachdem ihr Vertrauen in die Umstände des Augenblicks stieg und fiel. Heute tiefen sie sich Memmen davon, das bloße Bilden der feindlichen Cavalerie war für sie das Signal zur Flucht, morgen dagegen fochten sie wie Helden (S. 130, 166, 233, 250—252, 265). Die folgenden Theile des Sherer'schen Werks wer-

den unstreitig darthun, daß die Spanier zu Ausgang des Jahres 1812 und 1813 es mit Napoleon's besten Soldaten im freien Felde aufnehmen konnten, aber in den Jahren 1808 u. 1809 waren sie ohne die muthige und trefflich disciplinirte englische Armee und ohne Wellington's schöpferischen Geiste verloren gewesen. Das wird selbst Hr. v. Schepeler gegen Moyle Sherer nicht leugnen können*); die ausgezeichneten Dienste, welche die Guecillas dem englischen Feldherren leisteten, hat derselbe immer willig anerkannt (vgl. S. 252 und die angeführten „Wörter“ S. 321).

Drittens aber brachte die erwähnte Bundesgenossenschaft der Spanier den Lord Wellington nicht allein oft um die erwarteten Vortheile, sondern sie erschwerte sogar in den Jahren 1808 u. 1809 sehr häufig seine militairischen Unternehmungen. Mangel an Geld, Lebensmitteln und Bekleidungsstücken zwang den britischen Feldherren mehr als einmal (S. 208) in Unthätigkeit zu verharren; die empfindlichsten Nachteile fügten ihm jedoch der Eigensinn, die Langsamkeit und die Vorurtheile verschiedener spanischer Generale und höherer Offiziere zu; damit sind Blake, Romana, Albuquerque nicht gemeint, wol aber Arcizago, Benegas, del Parque und der alte Guecilla. In dem Letztern, der übrigens brav wie sein Degen und in der Schlacht so tapfer wie ein Löwe war, verkörpert sich die ganze Langsamkeit, Hartnäckigkeit in den Handlungen und Unentschlossenheit, welche in den Napoleon'schen Feldzügen dem Kaiser so oft den Sieg über seine Gegner erleichtert hat. Man denke nur an Mack bei Ulm oder an den persönlich tapfern Herzog von Braunschweig bei Jena. Aber es übersteigt fast das Glaubliche, wenn wir lesen (S. 215), daß Guecilla am 23. Juni 1808, wo die Schlacht geliefert werden sollte, vor 7 Uhr Morgens gar nicht zu sprechen war, daß er sich weigerte, an diesem Tage zu fechten, weil es ein Sonntag war, und daß er sich endlich zu der Rathschlagsung in einer schwerfälligen sechsspännigen Kutsche hinfahren ließ. Vor der Schlacht bei Talavera ließ er sich nur durch die dringendsten Vorstellungen Wellington's bewegen, eine andere Position einzunehmen, als die von ihm gewählt war, und soll sich gegen seinen Stab gerühmt haben, daß des Engländers Wunsch von ihm nicht eher erhört worden, als bis er den General vor sich auf den Knien gesehen habe (S. 222); eine in der That fast zu lächerliche Rodomontade, aber nicht lächerlicher, als wenn Las Cases im „Memorial von St. Helena“ (Th. 7, S. 44 der Übers.) erzählt, daß Kaiser Franz I. den Kaiser Napoleon kniefällig gebeten habe, sich mit seiner Tochter Maria Luise zu vermählen. Und nach der genannten Schlacht sah er zwar augenfällig, daß es an Transportmitteln für die englischen Verwundeten gebrach, lieferte aber nur seinen Karren zur Fortschaffung derselben, während in seiner eignen Armee der größte Überfluß an Fuhrwesen aller Art herrschte (S. 236). Nimmt man

noch dazu, daß selbst in England von Seiten der Opposition gegen Wellington's Verfahren, z. B. über sein Rückzug nach der Grenze von Portugal, trotz des bei Talavera erfochtenen Sieges sehr beleidigende Bemerkungen gemacht wurden, freilich ohne Kenntnis der Lage und des Kriegswesens (wie sich schon an der Disposition, deren Organ in dieser Beziehung Napier ist, oft im Ladeln des Ministeriums gesehe, weil sie grade tadeln will), so wird man begreifen, wie schwierig die Lage des Feldherren war, und wie groß die Hülfskraft seines Geistes waren, durch die er so vielen nachtheiligen Einflüssen zu begegnen im Stande war (S. 266–268).

Um nun zum Schluß noch einen Überblick über diesen Theile geschilderten Ereignisse zu geben, so las in demselben die Kriegsoperationen Wellington's gegen Soult, nachdem er über den Douro gegangen war, erhalten, die Einnahme von Oporto, die Vertreibung der Franzosen aus den nördlichen Provinzen Portugals, der Vorrück an den Tago (der Übersetzer schreibt immer Tago), die Beziehung des Lagers zu Abrantes und der Einmarsch in Spanien. Darauf die Schlacht bei Talavera, deren unschätzbare Folgen Zeitgewinn und die Beschützung Portugals vor einem feindlichen Einfälle waren, und die noch bedeutender gewesen sein würden, wenn Wellington eine schlagfertige spanische Armee zur Disposition gehabt hätte und von der Junta mit Lebens- und Transportmitteln besser versorgt gewesen wäre (S. 239, 240). Hierdurch genöthigt zieht sich die spanische Armee nach Portugal zurück und wird an der Gabelung in Cantonnements gelegt. Von hier bezieht sie auf die Massena mit drei französischen Armee-corps in Portugal einzubringen beabsichtigt, und zieht sich in die Sierra de Busaco vor Coimbra zurück. Hier erwartet Wellington den französischen Marschall, der indessen Ciudad Rodrigo und Almeida erobert hat, und schlägt am 27. September 1810 alle seine Angriffe zurück. Die Portugiesen setzten bei Busaco mit einem ihres alten Ruhmes würdigen Muth, sagt Sherer (S. 289). Massena gibt es auf, diese Stellung zu erobern, er umgeht sie. Wellington zieht dafür die von ihm auf alle Weise befestigten Linien von Torres Vedras, fast die ganze Bevölkerung des Landes folgt ihm und sucht hier in Lissabon und in den südlichen Flußgebieten des Tago ihre Zuflucht. Vom 1. October bis 14. November lagen die Franzosen in diesen vor diesen Linien, durch Krankheiten, Mangel, Hunger und die Angriffe kühner Parteiläufer vielfach demoralisirt, dann trat Massena den Rückzug bis Santarem an, wo er eine feste Stellung einnahm. Mit diesen Ereignissen endigt der erste Theil des Sherer'schen Werkes. Die gleichzeitigen Begebenheiten in den spanischen Provinzen sind überall erwähnt, wenigstens kürzer beschrieben, den, da Wellington bei diesen nicht persönlich betheilig gewesen ist.

Die Nagel'sche Übersetzung steht an künstlerischer Ausstattung der Einband'schen Übersetzung der mehrmals angeführten Schrift desselben Verfassers allerdings nach; doch ist es ein Vortheil, daß Herr Nagel selbst die

*) Wir erinnern hierbei an die Schlusszelle des spanischen Wortes:

Valerosos, valerosos los Ingleses,
Valeroso Milord Wellington!

Es ist nicht nur seine Übertragung meistens nicht gut; sondern auch die Ausdrücke, wie „instruieren“, „die Linie“, die „Kantabliston“, aus derselben entfernt, was auf die der militärischen Deutlichkeit, die immer dem deutschen Leser stehen muß als ein unzertrennlicher Partisan, der „großen Völkern“. Auch ist „der große Capitain“ „der große Feldherr“ ein Fehler in der Übertragung, wie der „Principal Souza“ auf S. 491, wo mancher besser unverständlich bleiben wird. Es ist damit aber der Vortreffende in der portugiesischen Regentenschaft gemeint.

7.

Aquarelle aus dem Leben, von August Fernald. Zwei Theile. Mannheim, Hoff. 1836. Gr. 12. 3 Thlr.

Diese Aquarelle mögen an Lebendigkeit der Schöpfung, an pikanter Geniarie und abgelesenen Mannichfaltigkeit viele ihres Gleichen übertreffen. Deswegen hat ihnen der Verf. auch nicht mit Unrecht obige Aufschrift gegeben, weil sie leichte Aquarellmanier der Engländer allerdings den Vorzug einer markierten Lebendigkeit gewährt. Als Titelvignette zeigt der alte vorzestliche wiener Porzellanmaler, der ephelische, wunderliche Staberl, wie er lebt und lebt. Wir wollen nun die aquarellierten der in des Verf. Sammlung ausgestellten Aquarelle hier aufzählen. Es sind nächst dem „Alten Staberl“, die mit folgenden Überschriften bezeichneten: „Baterath“, „Eublamshöhle“ (Erinnerungen aus Wien), „Der Holzschneider“, „Rheiner“, „Reisende Engländer“, „Selbst“, „Peine“ (seltener, daß dieser doch in allen solchen Stücken vorkommen muß), „Häusliche Bilder“ u. s. w. Es ist zu bemerken, daß diesen Bildern allen früherer Händel zu Grunde liegen. Zwanzig Jahre haben dahingeflohen, seit der Verf. ihre Schanzplätze sah und schätzte. In dem Bilde: „Baterath“, bildet Jean Paul die Hauptfigur und die Frau Kollwenzel, das gute alte Mädchen in dem kleinen Häuschen am Wege, die dem besten Dichter unter den Engländern ein Glas starken Punches bereitet und zur späten Aufnahme des wachen Gastes ihr niedriges enges Prachtstübchen parfümte, wenn er still und ungestört an einem neuen Werke arbeiten wollte. Frau Kollwenzel war die erste Person, die Jean Paul's Geld und Gelanten kennen lernte, denn er pflegte ihr Alles, was er schrieb, vorzulegen. Er sagte immer zu ihr: Du verhältst mich am besten, du weißt schon, was ich sagen will. „Gut geschwätzte Kollwenzel, du warst Jean Paul's Freundin! Deine ruhrende Gestalt ist mir so ersehnt, sein Bild zu ergänzen.“ Er erfreute sich an dem hübschen hübschen Frauen, die Kollwenzel schloß sich einst ihnen lang mit ihm ein, die Stadt besuchte ihn; aber die Kollwenzel ist ihm treu geblieben. Das grüne, kleine Stübchen in ihrem engen Hause war sein Salon. Die Kollwenzel war das für ihn, was die Kollwenzel für Chateaubriand war, ein ungetrübtes nicht minder. Damals, als der Verf. kurz nach Jean Paul's Tode der Frau Kollwenzel einen Besuch machte, dankte er sich auch eines früheren Zusammenstosses mit der eleganten Erika Bürger. Die Art und Weise aber, wie diese leichtfertige Frau zu rechtfertigen sucht auf Kosten des unglücklichen Dichters, ihres nicht minder leichtfertigen Mannes, kann man nicht bezeugen. Es ist ein ganz unwahres Bild, was der Verf. von dem Herrn Professor Bürger gegenüber seiner Ungutten entwirft. Bürger, der lebenslustigste Mann, der nie ein ganzes Gemüth war, ward eben durch Jean Paul und ihre Aufführung vollends zerstört. Man muß sich nichts aber so schmerzliche Sorgenstände in so tiefen Labyrinthen; man muß die Wahrheit in dem Leben eines Mannes, auf den unsere Literatur noch heute zurückkommen muß, nicht entstellen, (es es auch in guter Absicht.

„Die Eublamshöhle“ gibt ein neues Bild des ausstehenden wiener Schriftstellers und Künstlerlebens um das

J. 1818. Es ist nicht mag es heute nicht mehr unter den wiener Dichtern jünger. „Es liegt nämlich“, das ist das Historische von der Sache, „am Ende des Grabens, der rue de la paix der alten Kaiserstadt, ein Gäßchen, das Schloßergäßchen geheißen, und in diesem ist ein Bierhaus, das Pfundner'sche genannt, welches damals von einem Manne, Namens Harbogl, bewirtschaftet wurde. Hier hatte sich eine kleine Anzahl ständiger Freunde zusammengefunden, die sich früher in dem Blumenstadel im Ballgäßchen zu treffen pflegten, um Gasse, den liebenswürdigsten heitersten Gesellschaft, der dort wohnte, noch zu sehen, wenn er Abends aus seiner Garterie heimkehrte und ein Glas regensburger Bier zu trinken pflegte.“ Dieser neue Bereinigungspunkt nun im Schloßergäßchen war die Eublamshöhle, so genannt von Döhlen'schläger's Dichtung, der damals nach Wien gekommen war, um sein nordisches Rebenmärchen im Theater an der Wien aufzuführen zu lassen. Das Local hatte nur ein Fenster, war lang, hoch, räumlich; ein langer Tisch, neben welchem ein Stuhl am andern, erstreckte sich durch das ganze Gemach. Ein paar Wandstühle dazu und Paken für die Hüte bildeten das ganze Ameublement. Aber doch ging es hier über die Rassen frohlich zu. Hier verkehrten Gasse, Deinhardstein, Grillparzer, Julius Schneller, Karl Blum, Geyrowitz, Gellert, Droschke, Kallfieber, Wert, Ignaz und Alois Leitner, Kuffner, Bembert, Köpfer und anderer andere dem großen Publikum werthe Mann. Ein Gedendbuch war gestiftet, in das Jeder, der die Hölle betrat, seinen Namen und irgend einen pflanzten Einfall schrieb. Auch eine Zeitschrift florirte, Sonette und lustige Geschichten aller Art gingen im Schwange, und die höchsten Späße wurden trotz der wiener Polizei von den Eublamisten verübt. Endlich aber, als die politischen Conjunctionen bedenklicher wurden, wurde die lustige Landmannschaft aufgehoben.

Außerst lebendig ist die „Rheiner“ beschrieben. Hier geschieht Karl Gutzkow's Erwähnung, vielleicht etwas zu vortheillhaft. Unter den nachtheiligen Umständen, welche dieses Schriftstellers frühe Ausartung — wovon er offensichtlich durch sein starkes Talent nunmehr zurückkommen wird — beschleunigt haben, ist auch der zu zählen, daß ihn seine Bekannten und Freunde von Anfang verwöhnt haben. Sie hatten ihn sämmtlich pörrigt und statirt nach der Möglichkeit. So gewann er um so früher die Springkraft, um, wie sich unser Verf. ausdrückt, über „den Schlagbaum“ zu setzen. Aber das ist nicht wahr, daß er bei diesem salto mortale nur den „Chausseewärter“ vor den Kopf gestoßen habe; er hat sehr viele Menschen vor den Kopf gestoßen, die zwar zum großen Theil schon durch die unerwarteten Folgen verstört sind, die er aber doch, wenn er nobel agieren will, auch durch eigene Kraft und Willen verschönern muß. Nun, an Kraft fehlt es nicht; wir wollen sehen, was der Roman „Cecrophant“ bringt.

In der gelungenen Skizze: „Die reisenden Engländer“, findet sich die sehr markierte Figur eines englischen Banquiers, dessen kurzer und komisch endigender Epochen ein gutes Beispiel zu einer größern Novelle darbietet, in demselben Genre, wie sie Fernald wol geüben können.

„Selbst“ ist ein gutes markiges Aquarellbild. Der alte hantwärtliche Schreiber'sche Theaterführer, wie er lebt und lebt, wie er den ganzen Tag über bis spät zum Abend im Theatergebäude sich aufhält — ein lustiger Quackmoder —, wie er auf leuchtenden Füßchen gleich einem wohlbekannten, freundlichen Hausgespenst in den langen, dunklen Gängen hinschleudert und endlich zur Festtagzeit am Morgen nach einem Maskenball in einem kleinen Anfall von Trunkenheit faust und selig am Schlagfluß verschendet.

Aber seine gibt der Verf. Ausführlicheres, Fragmente aus jener frühern Zeit sowohl, wo er die Bruchstücke aus den „Reisebildern“ im „Gesellschaft“ drucken ließ, als aus seinem spätem Leben in der Reichstadt. Was das Leben in seinen vier Bänden anlangt, so ist seine in Paris verlebte, der er in Wanders war, als er Geschichte der Revolution studierte. Er

Dienstag,

Nr. 257.

13. September 1836.

Beiträge zur neueren Geschichte aus dem britischen Museum und Reichsarchive von Friedrich von Raumer. Erster Theil: Die Königinnen Elisabeth und Maria Stuart. Mit dem Bildniß der Maria Stuart. Zweiter Theil: König Friedrich II. und seine Zeit (1740 — 69). Nach den gesandtschaftlichen Berichten u. s. w. Leipzig, Brockhaus. 1836. Gr. 12. 5 Thlr.

Erster Artikel.*)

Die Strafen in der Geschichte treten nie als *du ex machina* und nie in der mechanischen Weise herein, wie sie ein menschliches Gericht verfügt; sondern die Sünde hinterläßt einen Flecken am innern Menschen, der ihn behält, der ihn zu andern Guten untüchtig macht. Erkennt der Mensch den wahren Grund dieser Untüchtigkeit, greift er demüthig in sein Inneres und erträgt er geduldig in diesem Sinne die Hemmungen, die ihm durch die Sünde geworden sind, sucht er sie in Frömmigkeit und nicht in der Unruhe weltlicher Begierde zu überwinden, so dient ihm wol die Strafe, die seiner Sünde folgte, zum Besten, zur Bucht. Wenige Seelen aber erscheinen als so erwählt, daß sie sofort durch das Uebel empfinden der ersten Strafe, der ersten Hemmung in sich gekehrt, gebessert würden; vielmehr suchen die meisten die Unruhe, die ihnen das Gefühl des Gehemmt- und Beschränktseins erzeugt, durch weiteres positives Vorschreiten zu überwinden, und so folgt Sünde der Sünde, bis sie zum Tode in der Verstockung führt.

Dies nun scheinen uns die drei einzigen würdigen Aufgaben christlicher Tragödien: entweder erstens an einem Vorgang zu zeigen, wie in jenem Fortgang der Sünde eine Sündenkette entsteht, in welcher jedes folgende Glied härter, ungerichtlicher ist als das frühere; und wie ein Mensch, in diese Kette sich schließend, endlich zum Bewußtsein über seine Lage kommend, sich nun an Gottes, an seines Heilandes Hände gibt und in diesem Zustande solche Heilskraft gewinnt, daß er die stärksten Glieder der Kette dennoch zerreißt und, unterläge er auch physisch dabei, die Freiheit seines sittlichen Daseins wiedergewinnt; entweder so, oder zweitens an einem Vorgange

zu zeigen, wie Der, welcher sich der Sünde ohne Umkehr ergibt, und sei er in Purpur geboren und mit aller Macht der Erde umgeben und geschützt, von Gottes strafender Hand doch erfaßt und nun dem endlichen Ausgange der Sünde, dem Tode in der Verstockung, entgegengeführt wird; oder endlich drittens so, daß die Heilskraft, die sich in dem Hingeben an Gott gewinnen läßt, gefeiert wird von Anfang an, daß gezeigt wird, wie in diesem Bewußtsein alle Lockungen, alle Ehren der Welt noch kein Gegengewicht bilden gegen die innere, sittliche Ehre und Freiheit frommen Daseins, sei dieses auch mit ärgstem Jammer der äußerlichen Erscheinung verbunden. Jene erste Tragödie zeigt die Versöhnung in dem Raume des subjectiven Lebens; die zweite in dem des objectiven so, daß klar wird, daß, wie sich das Subject auch verstocke, eine unwiderstehliche Gerechtigkeit in der Entwicklung göttlicher Ordnung der Dinge vorhanden sei; die dritte enthält beide Momente: sie söhnt aus mit den Leiden, die wir über den Frommen kommen sehen, denn wir erfahren, sie sind ihm nicht Leiden, sondern Kronen; und sie söhnt aus mit den Widersprüchen der erscheinenden Weltordnung, denn wir erfahren, daß diese Widersprüche sich in der Wahrheit und Freiheit eines sittlichen Bewußtseins alle zu Harmonien auflösen, und daß der Mangel an Einsicht in diese Weltordnung, die Unzufriedenheit mit ihr nur eine Strafe, nur eine Hemmung für Den ist, der seine sittliche Freiheit ganz oder theilweise eingebüßt hat, daß dieser Mangel aber schwindet in derselben Progression, in welcher der wahre Glaube und in ihm die wahre sittliche Freiheit wächst.

Ist nun Calderon's „Standhafter Prinz“ die herrlichste Ausführung dieses dritten Themas, so steht man aus der Geschichte der Maria Stuart, wie sie hier vorliegt, und (wovon wir ganz in Übereinstimmung mit dem Verfasser überzeugt sind) wie sie im Ganzen von keinem vollständigen Historiker anders construiert werden kann, daß sie zu der schönsten Ausführung des zweiten Themas Veranlassung hätte sein können und hätte sein müssen, wäre nicht Schiller einerseits durch falsche historische Auffassungen geleitet und andererseits im Stande gewesen, auf eine eigenthümlich christliche Welt- und Lebensanschauung einzugehen. Daß er dies nicht gekonnt hat, daß eine philosophische, moderne Bildung, auf deren Ent-

*) Den zweiten Artikel werden wir im October mittheilen.
D. Red.

wicklung allerdings das Christenthum auch, aber nur neben Antik-Heidnischem und neben Sophistisch-Neuem und nicht einmal so stark als dieses influenzt hat, bei Schiller eigentlich an die Stelle der christlichen Religion tritt, so daß ihm z. B. auch die Reformation nicht (was sie war) die Wiederbelebung eigenthümlich christlicher Thematika in Paulinisch-Augustinischer Fassung, sondern ein bloßer Kampf für religiöse Freiheit wird (was sie nie war, und über welchen Gedanken schon Luther und Calvin sich im Grabe umwenden würden) — das ist nicht nur wahr, sondern gibt zugleich auch vielfach Veranlassung zu inniger Klage über die verderbliche Wirkung von Schiller's Dichterkraft auf die Zerkleinerung unseres deutsch-christlichen Lebensbewußtseins, wie es denn auch Göthe nicht an solchen chemischen Einwirkungen hat fehlen lassen, was gesagt werden muß, ungeachtet man zu unserer Zeit Gesfahr läuft, literarisch gesteinigt zu werden, wenn man diese Unantastbaren (vor deren anderweltiger geistiger Gewalt und dichterischer Kraft man übrigens die höchste Achtung haben kann) in ihrem wahren Verhältniß zu dem tiefsten Thema des Menschenlebens betrachtet.

In Beziehung auf Maria Stuart glauben wir allerdings, was Hr. v. Raumer (S. 580) nach manchem misbilligenden Worte über die Anordnung von Schiller's Trauerspiel sagt: „Lebte Schiller noch, ich würde mich besser mit ihm verständigen als mit Manchem seiner Verehrer“ — dessenungeachtet müssen wir gegen einen (vielleicht freilich nicht so streng zu nehmenden) Ausspruch Hrn. von Raumer's auf derselben Seite, daß Maria's Geschichte eine doppelte Tragödie biete, völlig protestiren; denn allerdings trägt ihre frühere Geschichte in Schottland einen ganz andern Charakter, eine ganz andere Färbung als die nachherige in England; aber die erstere bietet dem Beschauer nirgend ein Moment der Versöhnung, welches überhaupt erst durch ihre Enthauptung in ihre Geschichte kommt, und dann auch ist es nicht sowohl eine Versöhnung mit ihr, als mit dem Gange der Welt. Man sollte das Mitgefühl, was Einen ergreift bei der Betrachtung von Maria's Schicksal, jenes ängstliche Nervendurchzucken, mit dem man dem Henker in das Weis greifen und den Todesreich aufhalten möchte, weder in diesem Falle noch in irgend einem andern, wo es ähnlich auftritt, mit dem Gefühl einer Versöhnung verwechseln. Dies Mitgefühl hat eine andere edle Quelle; aber unverstanden kann es ein verderbliches Element werden. Sobald wir die Schuld eines Menschen psychologisch richtig motivirt sehen, ergreift uns ein Gefühl sittlicher Mithigkeit, man sage sich: Du mit denselben geistigen und sittlichen Anlagen, nach gleicher Erziehung, in gleiche Verhältnisse gestellt, würdest wol derselben Schuld, wo nicht größerer, theilhaft geworden sein; und wenn man nun die wachsende Bindkraft jeder weiteren Schuld und den ganzen Gang der Verstockung überseht, so erscheint Einem für den Augenblick die letzte Strafe, welche den Sünder verdirbt, als ein ungerechtes Gericht; man fühlt für Den, der die Strafe erhält, gewissermaßen als wäre man in seiner Lage, und man möchte für den Moment die Schuld

den Verhältnissen, nicht dem Sünder, der sich ja nicht selbst Leib und Seele, nicht selbst Atern und Geleher, nicht selbst Stellung und Lebensschicksale willkürlich gibt, aufbürden. Einen Schritt weiter in der Erkenntniß, und man wird sehen: erstens, daß nur, wenn die Menschen als sittliche Atome betrachtet, die Sache so anzu sehen kann. Wer sie aber in der innigen Verbindung des Blutes und des sittlichen Verdienstes betrachtet, wie jeder natürliche Mensch und wie die heiligen Schriftten, der kann in den Verhältnissen der Geburt, Erziehung, Stellung und in den dadurch bedingten sittlichen Entwicklungen und bürgerlichen Schicksalen nichts Unverdienendes, nichts Unverschuldetes sehen, wie denn auch Herr von Raumer, durch die Natur der Sache gedrungen, seine Leser auf den (unserer durch atomistisches Denken freilich sehr verdorbenen Mitwelt etwas entrückten) Standpunkt zu stellen sucht, auf welchem sie das Geschick des Hauses Stuart als ein innig zusammenhängendes Ganze von König Robert III. und von Alexander Stuart, dem Väter der Malcolm Drummond's, an bis auf Jakob II. zu betrachten haben. Zweitens aber wird man bei diesem Schritte weiter auch eine ganz andere Ansicht gewonnen von der Abhängigkeit, in welcher sich der Einzelne von einer scheinbar bloß furchtbaren Weltmacht fühlt; denn dieses Gefühl eigener Mithigkeit wird zugleich nur um so lebendiger zur Einsicht bringen, daß es in der That aus eignen Kräften keine Erlösung aus einer in ihrem Umfange unberechenbaren, dem Einzelnen in ihren Grenzen sogar unbekannten, durch Generationen und Völker und durch das ganze Menschengeschlecht nachwirkenden Schuld gibt; daß es hieraus überhaupt keine Erlösung gibt als eben die Gnade Gottes, die freilich Manche verschmähen, selbst wenn das Henkerheil über ihrem Haupte geschwungen ist, und die zwar Allen geboten wird, aber nicht in allen Herzen ein gleich fruchtbares Feld findet, zumal wo dies Feld durch falsche, sophistische, atomistische Auffassungen von Lebensverhältnissen wie mit einer Sandgalle überschüttet und zum Fruchtbringen untauglich gemacht ist. Was Herr v. Raumer (S. 582) ausspricht: „Es gibt Personen in der Weltgeschichte, deren Stellung eine schiefe, ja eine unmögliche genannt werden kann, und deren ganzes Dasein unheilbringend einwirkt; eine solche war Maria Stuart“, dies ist durchaus wahr. Aber diese Erscheinung ist nichts losgerissener Einzelnes; sie ist jedesmal, wo sie vorkommt, vollkommen und dadurch motivirt, daß eine solche Stellung das Resultat ist späterer Schuld der eignen Person, der eignen Geschichte, des eignen Volkes, der eignen kirchlichen Gemeindeglieder, welche Blut und Leben und Sprache und Begriffe gegeben und erzeugt haben, und welche dem Einzelnen, der sich derselben entäußern wollte, in irgend einer Weise hinderlich sind. Hat man in dem vorliegenden Bande Maria's Schuld von Anfange an entstehen und wachsen sehen, kann man mit Hrn. von Raumer sagen:

Ich sehe jeden Schritt vor meinen Augen, und wie die Bewegung immer mehr beschleunigt wird, bis die höchste Todesgefahr in Schottland sich nur durch Gefangenschaft in Eng-

und abzuheben läßt. Psychologie ist mit Alles klar, natürlich und begründet; nicht aber um bewußten Sinn und religiöse Gesinnung —

Nur so wird man nicht umhinkönnen einen gewissen Schauder zu empfinden, wenn Maria so unmittelbar vor dem Augenblick, wo sie in ihrer ganzen Nacktheit vor Gott treten sollte, zu diesem Gebet:

„Erlaubt endlich, mein Gott, in Gegenwart dieser Zeugen vor ganz England, ja der ganzen Christenheit zu meiner Rechtfertigung zu bezeugen, daß ich nie auf irgend eine Weise an den Beschuldigungen wider die Königin von England Theil nahm oder Rath und Zustimmung gab —“

Eine solche Lüge vor Gott im letzten Gebet, wobei noch freventhaft hinzugefügt wird: „wenn dem nicht so ist, will ich keinen Theil haben an Seligkeit und Erlösung“, ist ein fast beispielloser Beweis von Verstockung und Eitelkeit, der ganz unglaublich wäre, fänden sich nicht eine ganze Reihe ähnlicher Unschuldsbethuerungen in Maria's Briefen an Elisabeth und daneben die deutlichsten Beweise, daß sie zu derselben Zeit, fast in denselben Augenblicken, wo sie so nach einer Seite hin sich unschuldig zu lägen suchte, nach der andern Seite hin neue Verschönerungen, neuen Mord, neue Unthaten sann. Ein solcher Seelenzustand ist nur möglich, wo Jemand in ein religiöses Bewußtsein sich ganz versenkt hat, in welchem opera operata die Stelle wahrer Frömmigkeit vertreten können; die katholische Kirche, so hoch wir ihr Verdienst, den Kern des Christenthums und zuletzt wenigstens noch seine Quellen durch trübe und rohe Zeiten hindurch erhalten und auf die neuere Zeit gebracht zu haben, ehren — die katholische Kirche wird doch dafür, daß sie zu solchem religiösen Bewußtsein nicht selten durch ihre Haltung die Veranlassung geworden ist, eine schwere Verantwortung am jüngsten Gericht zu bestehen haben, und es dürfte den Leuten, welche Maria's Seele erzogen haben, angst werden, wenn dieselbe einst von ihnen gefordert wird. Dieses die Verstocktheit des Herzens nähernde religiöse Bewußtsein, in welchem Maria lebte und starb, ist auch Schuld, daß sie trotz alles äußern Unglücks nie eigentlich Buße gethan; daß nie jene Traurigkeit über sie gekommen ist, die zur Seligkeit führt; daß die Lüge sie begleitet hat bis zum Gebet auf dem Schaffot. Hierin müssen wir Hrn. von Raumer widersprechen, daß er sagt: „Darin liegt das Tiefste und Ergreifendste dieser Geschichte: daß Maria trotz aller Buße dem Richterschwerte nicht entgeht“; denn nicht in äußerem Elend, sondern in innerer Demüthigung zur Wahrheit liegt die Buße, und daß Maria nie diese Buße auf sich genommen, spricht der Verf. selbst an einer andern Stelle aus (S. 581):

„Nicht hat, ich gesthe es, die geschichtliche Wahrheit nicht mehr ergriffen: daß diese Königin, früh gealtert, mit ergrauten Haaren, aller Schönheit entböhrt, kaum fähig, wenige Schritte zu gehen, daß diese von ihrem Krankenlager, wo Ehrgeiz sie mehr noch als Schmerz quälte, aufgerufen und gezwungen wird zum Blutgerüste hinabzusteigen.“

(Der Beschluß folgt.)

Die Wunder des Himmels, oder gemeinschaftliche Darstellung des Weltsystems. Von J. J. Littrow. Drei Theile. Mit dem Bildnisse des Verfassers und astronomischen Tafeln. Erster Theil, 1834: Theoretische Astronomie, oder allgemeine Erscheinungen des Himmels. Zweiter Theil, 1835: Beschreibende Astronomie, oder Topographie des Himmels. Dritter Theil, 1836: Physische Astronomie, oder Gesetze der himmlischen Bewegungen. Beschreibung und Lehre vom Gebrauch der astronomischen Instrumente. Mit einem erklärenden Verzeichniß der vorzüglichsten astronomischen Kunstwörter. Stuttgart, Hoffmann. Gr. 8. 3 Thle. 8 Gr.

Herr Littrow ist nicht der erste Astronom, der sich von seiner hohen Sternwarte herabgelassen hat, um den schwächern, so lange profanirten Laien mit gütiger Hand in das Heiligtum des Himmelsdoms zu leiten. Bode in Berlin, der Königsberger Schubert u. A. sind ihm vorangegangen, während noch Richter, wie Fries, Brandes, der münchener Schubert, Richter u. A., als Zwischenhändler, die selbst erst aus den Werksstätten der astronomischen Wissenschaft heimgetragenen Güter in gangbarer Waare auf den Markt brachten. Viele von Hrn. Littrow's Vorgängern — die genannten sämmtlich — haben die Aufgabe einer gemeinschaftlichen Darstellung der Astronomie, die sie sich in größtem oder kleinerm Umfang vorsetzten, auf sehr befriedigende Weise gelöst. Es wird also der Maßstab, den wir bei der Anzeige des vorliegenden, durch den berühmten Namen seines Verfassers sehr große Erwartungen erregenden Werks gebrauchen müssen, ein relativer sein, d. h. zugleich das Verhältniß bestimmen, in welchem Hrn. L.'s populäre Astronomie mit gleichnamigen wohlbekannten und bewährten Werken steht.

Hr. Littrow sucht vor allen Dingen seinen Schülern die Herrlichkeit des ihnen unbekanten Landes zu preisen, in das er sie auf nicht ganz mühelosem Wege nun einführen will. Wenn er in diesem Preise vielleicht zu weit geht, indem er von den Astronomen rühmt, daß sie ihre Wissenschaft zu dem Stolz des menschlichen Geistes erhoben und dieselbe viel weiter gebracht haben, als man von irgend einer andern rühmen könne, und wenn er die Astronomie selbst schlechthin für „die Königin der Wissenschaften“ erklärt, so wollen wir darüber hier nicht mit ihm streiten, obgleich es nahe liegt, mit den Worten Schiller's zu antworten:

Eure Wissenschaft ist die erhabenste freilich im Raume,

Aber, Freunde — im Raume wohnt die Erhabenheit nicht.

Mit Recht aber warnt Hr. L. seine Schüler gleich beim Eintritt davor, diese Erhabenheit der Wissenschaft in dem bloßen Anstaunen der Wunder, die sie enthält, suchen zu wollen; sie bestehe einzig in dem Nachdenken über diese Wunder. Zu diesem Nachdenken biete fast jedes Blatt der Astronomie reichen Stoff, „denn sie enthalte das Größte und Höchste, was dem Menschen als Gegenstand seiner Forderung gegeben werden könne“. Es findet sich zwar hier wieder die Verwechslung, wodurch die Astronomie, die nur die Übergangsbrücke von dem Endlichen zum Unendlichen sein kann, für die Wissenschaft des Unendlichen selbst genommen wird. Indes führt doch das Buch selbst den Satz, daß die Astronomie lehren solle, „wie die Himmel die Ehre Dessen erzählen, der sie gemacht hat“, so einfach und praktisch durch, wie man nur immer wünschen kann. Hr. L. gehört weder zu Denen, die das ewige, unsichtbare Zion mit Räthen und Zahlen erklären wollen, wie z. B. und Allen voran der zahlengläubige Gelpke, noch zu Denen, die nicht die Himmel predigen lassen, sondern nur selbst über die Himmel satibadern predigen, noch auch zu Denen, die, wie Fries, gleich von vorn herein erklären, daß es Bahn und Widerstand sei, die Werke der Allmacht in den Himmeln preisen zu wollen. Gleichwol werden Manche den hohen religiösen Schwung, der sich gerade bei Fries, nur unabhängig von Einien, Winkeln

und Zahlen findet, oder die wahre mathematische Genauigkeit eines Worts in Herrn E.'s Werk nicht ganz erreicht finden.

Die Classe von Lesern, für welche Hr. E. sich eingerichtet hat, besteht nach seiner eignen Erklärung in einem Justo milium des Laienvolks. Er wollte weder bloß für Solche schreiben, die, aller andern Kenntnisse entbehrend, eine ganz populäre Darstellung fordern, noch auch bloß für Diejenigen, welche auf einen tiefer einbringenden und für bereits vorgebildete Leser geeigneten Vortrag Ansprüche machen. Der Begriff dieses Justo milium ist aber ein sehr relativer, in der Wissenschaft noch mehr als in der französischen Kammer. Hr. E., fürchten wir, muß das seinige etwas weit rechts unter den Aristokraten der Wissenschaft suchen; denn die Laien links auf den Bänken der Liberalen sind ein vernünftiges Volk, das an allen Brunnen trinken, aber keine Abgabe entrichten will. Sie wollen den astronomischen Braten angerichtet haben, aber nicht erst darum arbeiten. Hr. E. mag sie immerhin heranzutreten, daß man nicht Russen lernen könne, ohne Russen zu kennen, und daß man nicht wohl in ein fremdes Land reisen könne, ohne die Sprache desselben zu verstehen; in dem Himmel aber, wohin er führen wolle, sei die Landessprache die mathematische, und wenigstens die Elemente derselben müsse lernen, wer mit ihm reisen wolle. Die Reisenden werden ungeduldig werden, und ich sehe ordentlich, wie das Volk, das zu Hause vor dem Thore lag und nur auf das Schlüsselbrechen Herrn E.'s wartete, um mit einem Sprunge mitten in den Himmel zu stürzen, brummend umwendet, wenn ihm das Thor langsam geöffnet und erst eine mathematische Sandstappe gezeigt wird, durch die es sich mit eigener Kraft nach dem Himmel durcharbeiten soll. Hr. E. versteht, daß selbst die Weisten unter den wirklich vielseitig Gebildeten und Gelehrten ihre mathematische Unkenntnis für etwas ganz Erlaubtes ansehen und mit wahrer Naivetät und fast selbstgefällig eine Unwissenheit an den Tag legen, die einen mathematischen Mann mit einer Art von Entsetzen erfüllen müsse. Und dennoch setzt er von seinen Lesern einige jener Vorkenntnisse, und zwar nicht ganz unbedeutende, voraus und erklärt, wer vor jedem Decimalbruch erschreckt, die ersten Eigenschaften eines Dreiecks nicht kenne und jedes Buch, das eines Sinus oder einer Tangente erwähne, sogleich mit Abscheu von sich stoße, mit Dem könne man unmöglich über Astronomie sprechen. Also einige mathematische Kenntnisse werden vorausgesetzt, andere, über den Kreis, sucht Hr. E. selbst seinen Lesern erst beizubringen, und dann tritt er mit ihnen die Reise an.

Hr. E. ist gewiß ein vortrefflicher Führer, ausdauernd, geduldig, freundlich, seine Sprache ist fortwährend klar und faßlich; aber dennoch glauben wir, daß Laien, die sich zuerst mit ihm auf die Reise begeben, ohne vorher auf einigen astronomischen Touren ihre Kraft geübt zu haben, schwerlich ihm folgen werden. Ein Schulmeister würde sagen, man muß erst einen Gurfus der mathematischen Geographie tüchtig durchgemacht haben, ehe man einen zweiten Gurfus, den höhern des Herrn Litrow, beginnt. Wer — es ist hier nur von Selbstbelehrung die Rede — die sehr faßliche Einleitung zu v. Raumer's „Allgemeiner Geographie“, oder die schon etwas schwierigeren Einleitung zu Bode's „Anleitung zur Kenntniß des gestirnten Himmels“ oder Ähnliches studirt hat, der wird hinreichend für Herrn E.'s Werk gerüstet sein. Erst muß man eine klare Ansicht des Weltgebäudes haben, eine Ansicht, die Alles auf Treu und Glauben des Lehrers hinnimmt und noch keine Einsicht in den Weltmechanismus ist; dann wird man Herrn E. mit Begeisterung durch seine Rechnungen und Beobachtungen folgen, wodurch er auch diese tiefere Einsicht in den Weltmechanismus zu verschaffen sucht. Es ist dies das Charakteristische des Herrn E.'s Werks, wodurch es sich wesentlich von andern gleichartigen unterscheidet, daß es dem Schüler nicht zumuthet, die Wahrheiten auf astronomischen Glauben hin anzunehmen, sondern daß es überall Beweise liefert und diese Beweise selbst führen und durchrechnen lehrt; daß es von Rechnung zu Rechnung, von Beweis zu

Beweis allmählig auf die Gesetze der höhern Mathematik hinleitet und diese selbst und die innere Nothwendigkeit des Kosmos einsehen lehrt. Es treibt z. B. die Beweise für die Rotation der Erde bis zu Berechnungen und Messung der Schwere durch die Adwood'sche Maschine, den Sekundenpendel u. dgl. m.; es lehrt die Polhöhe jedes Orts, die Declination, Rectascension u. s. w. der Sterne bestimmen, hilft mit Beiziehung eines Trigonometrie ein Gnomon construiren und anwenden, lehrt die Bestimmung der Nachtgleichenpunkte durch Beobachtung u. s. w. Es läßt den Schüler selbst die Parallaxe der Sterne berechnen, gibt sogar eine Geschichte der Parallaxe, und erst wenn man sich durch bogenlange, aber immer ansprechende Berechnungen hindurchgearbeitet hat, erobert man mit eignen Kräften das Resultat, was andere Bücher gleich fertig vorlegen, daß nämlich noch für keinen Fixstern eine Parallaxe gefunden ist, und also auch die Entfernung keines einzigen berechnet werden kann, daß aber der nächste Fixstern wenigstens 4 Billionen Meilen oder 200,000 Mal weiter als die Sonne von uns entfernt sein muß. Die Entfernung des nächsten Fixsterns verhält sich zu einer Meile wie 190,000 Jahre zu einer Secunde; ein schnell segelndes Schiff würde gegen 118 Millionen Jahre, ein englisches Rennpferd noch immer über 59 Millionen Jahre brauchen, um jene Distanz von dem Fixstern bis zu uns zurückzulegen; das Licht, das in 8 Minuten gegen 20 Mill. Meilen zurücklegt, würde auf seinem Wege von dem nächsten Fixstern bis zu uns immer noch drei volle Jahre zubringen. „Und dies gilt nur von dem nächsten Fixstern. Die andern können vielleicht noch viele tausend Male weiter von uns entfernt sein, ja es ist nicht nur möglich, sondern selbst wahrscheinlich, daß es Fixsterne gibt, von welchen das Licht, ungeachtet seiner so das Entsetzliche grenzenden Geschwindigkeit, erst in Jahrtausenden bis zu uns gelangt, so daß zur Zeit unsers Moses und Alexander am Himmel totale Veränderungen vorgegangen sein können, von welchen wir, die wir ihn noch immer unverändert sehen, keine Kunde haben, weil der Bote, der sie uns bringen soll, weil das Licht seitdem noch nicht Zeit gehabt hat, aus jenem Raum bis zu uns zu gelangen.“

Endlich wendet sich das Werk von dem unermesslichen Fixsternhimmel zur nähern Betrachtung der „kleinen Colonie unsers Planetensystems“, führt den Leser geschichtlich von dem Ptolemäischen System bis zu dem Kopernikanischen, erörtert ausführlich die Kepler'schen Gesetze, widmet einen besondern Abschnitt dem Monde, der Erde und den Satelliten der übrigen Planeten und spricht noch zuletzt über Refraction, Präcession und Rotation. Hiermit ist der erste Theil des Werks beendet, und zwar der schwierigste, weil er fast nur didaktischer Art ist.

(Der Besizer folgt.)

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

ΕΛΛΗΝΙΣΜΟΣ. TOMOS ΠΡΩΤΟΣ.

Nach unter dem Titel:

ΓΡΑΜΜΑΤΙΚΗ.

Gr. 8. Geh. 3 Thlr. 12 Gr.

Eine Grammatik des Altgriechischen in neugriechischer Sprache. Leipzig, im September 1856.

J. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von J. A. Brockhaus in Leipzig.

Mittwoch,

— Nr. 258. —

14. September 1836.

Beiträge zur neueren Geschichte aus dem britischen Museum und Reichsarchive von Friedrich von Raumer. Zwei Theile.

(Beisatz aus Nr. 257.)

Sehen wir aber erst eine nothwendige Verletzung darin, daß Die, welche mit sinnlicher Lust spielt, zu ausgelassenen Handlungen, Genüssen und Leidenschaften fortgerissen wird; daß die von solchen Leidenschaften Bewegte sich unglücklich verheirathete; daß die unglücklich Verheirathete zur Ehebrecherin, die Ehebrecherin zur Mordanklägerin, die Mordanklägerin landflüchtig, die Landflüchtige selbst in den Händen der Schützerin zu einem Feuerbrand wird, den man nicht aus der Hand lassen kann, ohne die Verantwortung furchtbaren Mordbrandes auf sich zu laden, und den man auch nicht in der Hand halten kann, ohne sich selbst tödtlich zu verbrennen, daß also nur das Auslöschen des Feuerbrandes in Blute übrig bleibt; — sehen wir diese ganze nothwendige Verletzung des ersten sittlichen Fehltrittes mit dem Schaffot, und belehren wir unser Gemüth, was zum Mitgefühl bewegt ist, daß Maria selbst und allein diese Verletzung zu einer nothwendigen machte, indem ihr Eigensinn sie auf keiner Stufe ihrer Sünden zu wahrer Reue und Befürsichtigung kommen ließ; sehen wir so die Hinrichtung als eine gerechte, als eine nothwendige, als eine sittlich und religiös sogar geforderte That an, dann ist es schön, daß eigentlich kein einzelner Mensch den letzten Streich versetzt, sondern daß Gottes Gericht durch eine Reihe wunderbarer verketteter Umstände über Maria hereinbricht, indem Elisabeth bloß auf alle Fälle und wenn äußere, dringende Anlässe die Hinrichtung wirklich unausschiebbar nothwendig machten, das Todesurtheil ausfertigen läßt und unterzeichnet; indem Davison aus mannichfachen Gründen sich den falschen Schluß zieht, daß Elisabeth nur nicht selbst den letzten Schritt anbefehlen wolle, daß sie aber die Hinrichtung wünsche, und indem endlich Elisabeth's Rache alle nach Davison's, Patron's und Burghley's vorläufigen Schritten der Meinung waren: „die Königin habe so viel gethan, als nach Ehre, Gesetz und Vernunft irgend von ihr könne verlangt werden“, worauf ein kurzes Gespräch folgte: „ob die Königin diese Last vielleicht gern von sich abwälzen wolle? und Jeder sich erbot seinen Theil in einer Sache zu tragen, welche für die

Sicherheit des Staates und der Kirche so wichtig sei, und zuletzt beschlossen ward: man wolle die Todesbefehle absenden, ohne Ihre Majestät damit irgend weiter zu beunruhigen“. — O glückliche Fürstin, die du Diener hattest, welche entfernt waren von dem bedientenhaften Sinne, der sich in neuerer Zeit so oft gezeigt hat an Dienern so manchen Staates, die Alles thun, sobald sie glauben keine persönliche Verantwortlichkeit auf sich zu nehmen, die aber in Zittern und Zagen gerathen, sobald sie einen Theil ihres lieben Ichs wegen persönlicher Verantwortlichkeit daransehen sollen! Glückliche, dreimal glückliche Fürstin! denn das größte Glück für einen Regenten ist, wie Göthe vollkommen wahr sich ausdrückt, müthige Diener zu haben.

Ja, es ist tragisch, es ist das Ergreifendste an Maria's Schicksal:

Daß — wie Hr. v. R. S. 536 sagt — Elisabeth unbesmerkt und von Tag zu Tage immer mehr außer Stand kommt, das Mißverhältniß zu ihrer Nebenbuhlerin milde zu lösen; daß, während sie wähnt, noch Alles in ihrer Macht zu haben, das Loos ihren Händen entschlüpft, der Schlag ohne ihr Wissen fällt und sie selbst den Fleden nicht verwischen kann, die Nachwelt nicht verwischen will, der hierdurch auf ihre sonst so glanzreiche Regierung fällt.

Es ist das tragisch, weil nun der Schlag recht als ein von Gott geführter, als ein göttliches Strafgericht erscheint. Aber zugleich nach zwei Seiten hin trifft er: er trifft Maria und Elisabeth, welche Letztere zwar, so lange Maria in ihrem Schutz und in ihren Händen war, nach menschlicher Klugheit und weltlichem Ermessen nicht anders handeln konnte, als sie gehandelt hat, aber nach einer höhern sittlichen Forderung die Pflicht gehabt hätte, entweder Maria nicht so durchaus fern von ihrer Person zu halten, sondern grade persönlich auf die gefallene, unglückliche Blutsverwandte einzuwirken und zu versuchen, ob sie ihr nicht jene religiöse Haltung und die daraus folgende Mäßigkeit zum Guten, die Elisabeth in eigenen Angelegenheiten so oft bewährt, einflößen könnte; oder aber, wenn sie das nicht wollte, sie als unabhängige Königin aus dem Lande ziehen zu lassen, wohin sie wollte. Gottes Arm würde die Werstoffe, wenn sie so geblieben, doch überall erreicht, er würde Elisabeth's Reich nur um so fester geschützt haben. Elisabeth aber hat weltlicher Klugheit mehr getraut als dem Fundament,

von welchem aus jene stiltliche Forderung an sie geschah, und so hat sie zwar etwas politisch Nothwendiges, etwas in der Stellung, in welcher sie war, Unvermeidliches und deshalb menschlicherweise durchaus zu Entschuldigendes, aber doch ein Unrecht gethan; denn Maria war wirklich nicht ihre Unterthanin, sie war eine gesalbte, unabhängige Königin, die zwar der Gewalt des Krieges, der Umstände, des Stärkern und überhaupt der äußern Nothwendigkeit unterliegen, aber nie den character indelebilis ihres Rechts verlieren konnte. Das wußte, das fühlte Maria, und in diesem Gefühl des ihr von Menschen durch ihre Gefangenschaft und durch ihren Tod angethanen Unrechts mag sie sich eben so fest verflocht haben, sodas wir auch hier wieder sehen, wie eine Sündensaat neue Sünden keimen läßt und Elisabeth's Mangel an religiöser Zuversicht zu dem einfachen Recht nicht ohne Wirkung auf Maria's Seele bleibt. Auch Elisabeth wird am jüngsten Gericht für ihre Handlungsweise in dieser Sache einer schweren Verantwortung entgegengehen; auch haben das die Menschen wohl gefühlt, und es läßt sich der Flecken in Elisabeth's Regierung durch keinen Beweis weltlicher Nothwendigkeit ihrer Handlungsweise tilgen. Außer Demen, die unmittelbar durch Maria's Denk- und Handlungsweise, falls sie am Leben blieb, fortwährend, und am meisten dann bedroht waren, wenn sie Elisabeth überlebt hätte — außer Demen also, auf welche eine gewisse politische Nothwendigkeit zur Nothwehr aufrufend wirkte, waren auch alle von Maria's Eigenschaft als unabhängiger Königin überzeugt, und namentlich äußert sich der französische Gesandte nach einer Mittheilung des Hr. v. R. (S. 502) dahin:

Bis jetzt habe ich (Belliere) durchaus nicht begreifen können, wie sich auf irgend eine Weise behaupten lasse, Maria Stuart sei Quere (der Königin Elisabeth) Gerichtsbarkeit unterworfen. Sie kam, obgleich in großer Trauer und Hülfe suchend, doch als Königin und als Quere nächste Verwandtin nach England, sie hat lange der Hoffnung gelebt, durch Quere Güte wieder in Schottland hergestellt zu werden; und statt aller dieser Hoffnungen hat sie bis jetzt nichts davongetragen als ein immerwährendes Gefängniß.

Nur wenn Maria einmal von Elisabeth, seit jene in der ärgsten Noth zu ihr geflohen war, die Freiheit wiedergewährt gewesen wäre, England zu verlassen, und wenn sie dann doch auf jede Bedingung hin geblieben wäre, könnte man einigermaßen gelten lassen, was der Verf. (S. 561) sagt: „Maria war keine Königin mehr, sie war den englischen Befehlen unterworfen und durfte nicht thun, was ihr beliebte.“ Das Recht zu Letztem hatte und bezieht sie allerdings, und nur vom Standpunkte der Nothwehr läßt sich das Verfahren gegen sie billigen.

Wir wollen übrigens hier nicht weiter in das Detail dieser ganzen unglückseligen Geschichte, die nun fast Schritt für Schritt klar vor unsern Augen liegt, eingehen. Wir stimmen vollkommen mit Hr. v. Raumer, wenn er sagt: „Für meine Person hat kaum ein mathematischer Satz größere Gewißheit als der historische: daß Maria nicht unschuldig war am Tode ihres Gemahls, nicht un-

wissend bei der Vermählung mit seinem Mörder und Urheberin der verhängnißvollen Briefe an Babington; wir stimmen vollkommen in Burghley's Ausspruch, „daß die schottische Königin sich niemals zu einem andern Zwecke in Unterhandlungen eingelassen hat, als um Elisabeth mit irgend einer verrätherischen Unternehmung zu täuschen“ und verweisen Den, der sich die Prüfung zu diesen Resultaten ausbittet, unmittelbar an das wahrende Werk, welches in der That der interessantesten Theilungen in dieser Hinsicht voll ist; — hier würde es uns aber zu weit führen, dies noch genauer ins Einzel darzustellen und Maria in alle Winkel weiblicher Eitelkeit und selbst gemeiner Indiscretion zu folgen; denn nach (der Mittheilung auf S. 368 und 369 zufolge) ist von Maria gegen die Gräfin von Schrewsbury gesagt wurde, gehört in der That zu den interessantesten Theilen einer weiblichen Seele, die uns vorgekommen sind.

Wir haben unsern Lesern nur noch im Allgemeinen Rechenschaft zu geben über die Quellen und über die Art und Weise der vorliegenden Mittheilungen. In dieser Beziehung ist zu bemerken, daß dieselben größtentheils aus Berichten und Correspondenzen der beiden Hauptpersonen, Elisabeth's und Maria's selbst, oder der Beschalter, Gesandten und Beauftragten genommen sind, wovon und durch welche diese beiden Königinnen unterhandelten. So bilden für Maria's Regierung die Schottland durchaus die Correspondenzen Randolph's, Throckmorton's, Fox's und Eric's, der Gesandten von England und Frankreich die Grundlage der Mittheilungen, welches durch Äußerungen der beiden Königinnen und anderer in Beziehung kommender Personen ergänzt wird. Für die spätere Zeit kommen noch als ein zweites Material geringere Zusätze Schriftstücke hinzu, welche die schottischen Unterhandlungen in York, die Unterhandlungen gegen Norfolk, Babington und, nach Maria's Tode, gegen Davison betreffen. Uebrigens aber ist alles Einzelne aus gleichzeitigen, größtentheils von Personen, die bei den Handlungen selbst Theilnehmer, Beobachter oder doch bei interessiert waren, herrührenden Aufzeichnungen genommen.

Erkennen wir nun an, daß diese Mittheilungen als im Ganzen durchaus dankenswerthe Gabe sind; daß das Resultat, für und um welches sie sich sammeln, wirklich für das Gemüth und die Einsicht jedes unbefangenen Lesers haben müssen; erkennen wir weiter an, daß wenn anders diese Mittheilungen allgemeinen Eingang in die deutsche Lesewelt finden, d. h. mit andern Worten wenn sie überhaupt durch deutschen Buchhandel zu lesen sollten, in deutscher Sprache stattfinden sollten, daß die Urkunden nicht in extenso und in der Originalsprache mitgetheilt werden konnten: so werden wir uns anerkennen müssen, daß an dieser Publication in der That nichts auszusetzen ist. In einigen Punkten hätten wir doch noch die Mittheilungen der Originalstellen gewünscht, was sehr leicht hätte geschehen können, da es auf zwei Druckbogen mehr durchaus nicht ankommen konnte und die Erkenntniß des Einzelnen doch wesent-

dabei gewonnen hätte. So heist es S. 27 in einer Anmerkung: „Der Text enthält, so weit ich ihn entziffern kann, diesen Sinn“; wie leicht hätte sich hier die Möglichkeit, so weit sie eben producibel war, in der Druckschönheit producieren lassen; ebenso S. 413 in der Anmerkung: „Zwei Worte waren hier kaum zu entziffern; aber den Sinn bin ich nicht zweifelhaft“, wovon ganz dasselbe gilt. S. 352 ist Das, was wir wünschen, mit drei Zeilen geschehen und jeder Leser mag sich nun in Conjecturen üben, während man sich an den beiden ersten Stellen Hrn. v. Raumer ganz auf Gnade oder Ungnade ergeben soll. Das muß man freilich in der Hauptsache bei solchen Mittheilungen immer; desungeachtet sträubt sich ein wissenschaftlicher Sinn im Einzelnen beharrlich dagegen, und diesem sich sträubenden Gefühle wäre so leicht Genugthuung zu geben gewesen.

49.

Die Wander des Himmels, oder gemeinschaftliche Darstellung des Weltsystems. Von J. J. Littrow. Drei Theile.

(Beßliß aus Nr. 351.)

Der zweite Theil: „Die beschreibende Astronomie“, ist nun vorzugsweise auf Unterhaltung berechnet, d. h. „auf Unterhaltung höherer Art, an der nur die eigentlich Unterhaltungen, oder diese gern und willig Theil nehmen werden“. Es wird die Sonne besprochen, auf deren Oberfläche ein Mensch unserer Schwere fast seiner 150 Pfund sich mit einem Gewichte von 4350 Pfunden betastet fühlen müßte; der Merkur, auf dessen Oberfläche unsere Metalle wegen der dort herrschenden glühenden Hitze in bekämbigen Gläsern sein würden wie unser Quecksilber, während auf dem Uranus alle unsere Flüssigkeiten, selbst die geistigen, vielleicht selbst unsere Luft zu einem festen Körper erstarren würde; die Venus mit ihrer klaren, stets heitern Atmosphäre und ihren, unsern Ohrwalagel an Höhe sechsmal übertraffenden Bergen, deren Gipfel den Venusbewohnern noch mehr Stunden nach Sonnenuntergang wie goldene Kuppeln leuchten; Mars mit den schneebedeckten Polen; die vier neuen Planeten mit der auffallenden Irregularität ihrer Bahnen und ihrer nächsten, mitunter über 100 Meilen hohen Atmosphäre; Jupiter mit seiner Luft, die vielleicht schon so dicht als unser Wasser ist, seinen Wolken, die schon unsern festen Körpern über den Köpfen von Holz auf unsern Äldern gleichen mögen, seinen Stürmen, deren Furchbarkeit mit der unserer größtenteils im Ozeane gar nicht verglichen werden kann, „mit seinen kurzen (kürzlichen) Nächten und noch kürzern Tagen“; Saturn mit seinem räthselhaften Ring (die von Herschel gemachte Beobachtung eines Doppelrings findet Hr. L. durch spätere Beobachtungen nicht bestätigt); Uranus, dem die Sonne im Durchmesser nicht ganz noch einmal so groß erscheint als uns die Venus, und dessen hellste Mittage kaum unsern fernsten hellen Sternschnuppen gleichen mögen. Hr. L. findet es wahrscheinlich, daß jenseit der Uranusbahn kein weiterer Planet sich finde.

Nicht eigentlich auf Unterhaltung berechnet ist die Betrachtung über die Bewohner der Planeten. Selbst den Kometen werden Bewohner vindicirt, obgleich diese Himmelskörper nach Newton's Berechnung in ihrer Sonnennähe einer Hitze, die 2000 Mal größer ist als die des weißglühenden Eisens, und in ihrer Sonnenerne einer Kälte, die selbst unsere Atmosphäre zu einem festen Körper erstarren machen würde, ausgesetzt sein müßten. Denn es wird nachgewiesen, wie den Kometen ihre wunderbare, veränderliche Dunschülle als ein für alle Fälle bequemer Himmelmantel, als ein warmer Pelz im Winter und als ein kühlender Sonnenschirm im Sommer dienen müsse. Die Angabe

von nur 51,880 Kometen, die zu unserm Sonnensystem gehören sollen, hält Hr. L. für noch immer viel zu klein. Ebenso bemerkt er, daß die wahre Anzahl der Fixsterne die Zahl von 534,600 Millionen gewiß noch weit übersteige; der wahre Durchmesser mancher Fixsterne wird nach mäßigen Berechnungen auf vier Billionen Meilen angenommen; wenn die Sonne im Volumen ein Billionenmal größer wäre, als sie ist, so würde sie doch in der Ferne mancher Fixsterne nur mit einem Durchmesser erscheinen, der schon von dem zehnten Theile der Dichte eines gewöhnlichen Menschenhaares bedeckt wird. — Von großem Interesse ist auch der Abschnitt von den Doppelsternen. Der merkwürdigste unter denselben ist aber der Doppelstern 61 im Schwan, der eine sehr große eigene Bewegung zeigt; Pfaff nennt ihn den fliegenden Stern im Schwan. Er hat seit Christi Geburt über drei Grade am Himmel zurückgelegt. Merkwürdig ist auch der Stern α im Orion (unmittelbar unter dem tiefsten der drei Sterne des Gürtels), den Struve als einen sechszehnfachen Stern erkannt hat, und der Doppelstern ϵ im Schlangenträger, den der ältere Herschel 1781 noch als einen Doppelstern erkannte, der jüngere Herschel und Struve 1828 nur mehr einfach, aber doch noch in einer länglichen Gestalt sahen, und der jetzt selbst durch die besten Fernrohre nur als ein vollkommen einfacher, runder Stern erscheint. Ausgezeichnet sind diese Doppelsterne auch durch die Verschiedenheit ihrer Farbe, und es wird erinnert, welchen wunderbaren Anblick die Bewohner der Planeten eines Doppelsterns haben müssen, wenn sie Sonnen von verschiedener Farbe, eine rothe, eine grüne, eine blaue Sonne an ihrem Himmel sehen. Überhaupt sind die Betrachtungen über den verschiedenen Anblick, welchen der Himmel von der Oberfläche anderer Himmelskörper aus betrachtet, z. B. von der Oberfläche des Mondes, der Satelliten des Jupiter und Saturn's u. s. w. gewähren muß, sehr anziehend. — Der zweite Theil schließt mit einem Abschnitt über die Sterngruppen und Nebelmassen des Himmels. Es ist derselbe wie gesagt, vorzugsweise auf Unterhaltung berechnet. Doch erläßt auch hier der Verf. seinen Lesern schwierigere Partien nicht; die Halley'sche Rechnung über den Venusdurchgang, Berechnungen über die Masse und Dichtigkeit der Sonne und der Planeten, über die Umlaufzeiten der Doppelsterne u. dgl. m. verwandeln die Unterhaltung häufig in ernstliches Studium.

Hast kein dicitisch wird der Verf. wieder in dem dritten Theile, wo er zuerst von den Eigenschaften der Körper überhaupt, von der allgemeinen Schwere und Newton's unsterblichen Entdeckungen handelt und hierauf Berechnungen über die Massen und Dichtigkeiten der Himmelskörper gründet. Erst mit Hülfe einiger Decimalrechnungen kommt der Leser zu dem Resultat, daß die Grotesquerien auf dem Monde fünfmal höhere Sprünge machen können als auf unserer Erde. Die Kapitel von der elliptischen Bewegung, von den periodischen und secularen Störungen, von der Gestalt und den Atmosphären der Planeten, von andern merkwürdigen Folgen dieser Störungen nehmen ebenfalls eine gespannte Aufmerksamkeit des Lesers in Anspruch, gewähren aber tiefen Einsicht in den Weltmechanismus. Der Humor des Verf., der sehr häufig mitten in der mathematischen Steppe aufblüht, zeigt sich besonders wieder in der Beurtheilung der mannichfachen Hypothesen über den Ursprung des Weltsystems und unserer Erde insbesondere. Daß unsere Erde und überhaupt alle Planeten ursprünglich in einem flüssigen Zustande gewesen sind, nimmt der Verf. als ausgemacht an. Aber die Dauer dieses Weltsystems, wer will sie berechnen: „Diese Sonne, diese Sterne werden erlöschen, und von ihnen wird dort oben, wie von den Denkmälern der Vorzeit hier unten auf unserer Erde keine Spur mehr sein. Auch diese Blumen des Himmels werden verblühen und abfallen wie welcke Blätter, mit denen die Winde spielen; und dieselbe Welle, die sie so lange getragen hat, wird sie beruht auch herabziehen in die Tiefe des Weltmeers, in den Abgrund der ewigen Nacht. Nur Einer, den kein Name nennt, Einer nur wird bleiben hoch über dem Ocean der Welten, der zu den Füßen seines

Kronas rückt, und dessen Bogen immer wechselnd vor ihm auf- und niederzucken, während Er allein unwandelbar und ewig bleibt."

Der zweite Abschnitt des dritten Theiles beschreibt sehr ausführlich die astronomischen Instrumente und den Gebrauch derselben. Die zweite geht der Beschreibung über die Sphäre seiner Leser hinaus. Die Wahrscheinlichkeitsrechnung, welche derselbe bekanntlich schon in einem eignen Schriftchen behandelt hat, wird ausdehnungsfähig, und manche Capitel kommen hier vor, die man in einer Astronomie schwerlich erwartet, z. B. über „dentrieb zur Bereinigung gleichgestimmter Deisen“, über „Operationen unferer Gedächtnisse“, „Gewohnheiten“ u. dgl. m. Ebenso würde man den Paragraphen: „Unterschied der Welt- und Literaturgeschichte“, wol nicht leicht in einem Capitel von der „Allgemeinen Schwere“ suchen.

Noch müssen wir bemerken, daß sich diejenigen sehr getäuscht finden würden, welche im vorliegenden Werke eine Anleitung zur Kenntniß des gestirnten Himmels suchen wollten. Es wird auch kein einzelnes Sternbild beschrieben, nicht einmal die 14 Sterne erster Größe werden namentlich aufgeführt. Nur eine kleine Sternkarte dient zum Orientiren, ist aber, wie natürlich, für die Selbstbelehrung Dessen, der noch keine Kenntniß, wenigstens der vorzüglichsten Sternbilder hat, ganz unbrauchbar. Es kann Jemand das ganze Littrow'sche Werk durchstudiren, ohne zu erfahren, wie der große oder kleine Bär aussieht. Oder vielmehr, es wäre eine Thorheit, wenn Jemand an das Studium des 2. Theils des Buches gehen wollte, ohne vorher sich einige Kenntniß des gestirnten Himmels erworben zu haben. Wobei und wol auch das kleine „Lehrbuch der Sternkunde“ von Schubert vertreten in dieser Hinsicht die Stelle eines Lehrers und geben, wenn auch auf etwas mühsamerem Wege als dem einer mündlichen Anweisung unter gestirntem Himmel selbst, eine genügende Belehrung über die wichtigsten Sternbilder.

Für diejenigen aber, welche schon einige Vorkenntniß besitzen und nur eine tiefergehende astronomische Belehrung wünschen, wissen wir kein passenderes Werk vorzuschlagen als das vorliegende des Hrn. Littrow.

Notizen.

Kein feltameres Cabinetstück als der Prospectus eines Karlistischen Anlehens, der neulich auf der pariser Börse ausgegeben wurde. Die Speculation ist nämlich auf Niemand anders als die Christinos berechnet — denn die Inhaber von spanischen Staatspapieren, welche Don Carlos nicht anerkennt, müssen denn doch wol Christinos sein — und der Prospectus setzt ihnen die Vortheile auseinander, welche aus einer so glücklichen Combination als die vorgeschlagene unfehlbar erwachsen würden. Vor allen Dingen ist augenfällig, daß, sowie die Verhältnisse liegen, der Ausgang des Krieges zwischen beiden Präbendenten noch sehr ungewiß ist. Wenn Don Carlos die Oberhand erhält, so haben die Christinischen Gläubiger vermöge des Decrets vom 17. Mai 1835 ihre sämmtlichen Ansprüche für verloren zu achten. Man sollte man glauben, wenn Don Carlos unterliegt, so wären umgekehrt diejenigen Selber nicht gut angelegt gewesen, welche in seine Kassen gestossen sind. Ganz im Gegentheil, die Anerbietungen des genannten Prospectus wissen das in das erwünschteste Gleichgewicht zu setzen. Die Sache verhält sich, wie folgt. Man nehme an, daß das Anlehen 4 Serien zu 213,000 Pf. Sterl., jede Serie zu 21,300 Scheinen betragen soll. Man rechne weiter, daß die Einzahlungen in sechs verschiedenen Fristen erfolgen werden, die fünf letzten monatweise erst nach Karl's Einzug oder Anerkennung in Madrid, die erste sogleich und bis zu jenem Zeitpunkt unverzinslich, aber auch nur in 6 Procent bestehend. Man hätte demnach den Vortheil, für diese 6 Proc. einen Kennwerth von 100 zu kaufen, der von dem Augenblicke jenes Einzugs an, also noch vor der

zweiten oder dritten Einzahlung, sich mit beträchtlichem Gewinne weiterverkaufen ließe, während für den entgegengesetzten Fall nämlich daß Don Carlos nicht nach Madrid kommt, im letztem Christinischen Papiere um diese geringe Prämie eine Deckung gegen deren möglichen Verlust in die Hand gelegt zu sein, und auf dieser Basis ruht gerade der Plan des Anlehens. Also, ein Capitalist hat z. B. 100,000 Francs der spanischen activen Staatsschuld, so hat er zu dem von 47 Proc. einen Werth von 47,000 Fr.

Wird die Infantin Isabella gekrönt, bleibt die Duldende aus, zieht sich der Krieg sehr in die Länge, so fallen die spanischen Activen auf 15 Proc., thut noch 15,000 Fr. und der Capitalist verliert 32,000 Fr.

Nimmt er aber zur Affecuranz gegen diesen Verlust für 100,000 Fr. Scheine des projectirten karlistischen Anlehens, was ihm wenigstens der bloßen Einzahlung von 6 Proc. nur 6000 Fr. kostet, so ist er gegen alle möglichen Nachtheile gepanzert. Denn wenn die Königin Isabella siegt, so werden zwar seine karlistischen Scheine nur noch werth sein 300 Fr.

Seine 100,000 Fr. in spanischen Activen aber werden, das Steigen nur bis auf 72 Proc. angenommen, sich verkaufen lassen zu 72,000 Fr.

Hieron ab die Auslage mit 53,000 Fr. (47,000 für Christinische, 6000 für Karlistische Papiere), 53,000 Fr.

Bleibt Gewinn 21,000 Fr.

Siegt aber Don Carlos, so werden zwar die spanischen Activen auf 15 Proc. fallen, thut 15,000 Fr.

Dagegen steigen sodann seine karlistischen Scheine auf 72 Proc., und er hat, nach Abzug der fünf letzten Terminalzahlungen von je 6 Proc., also im Ganzen 30 Proc., noch übrig 42,000 Fr.

Hieron ab die Auslage des Ankaufs mit 53,000 Fr.

Bleibt noch Gewinn 4000 Fr.

Ferner erspart er sich durch diese Affecuranz den ohne dieselbe drohenden Verlust von 32 Proc. an seinen Christinischen Papieren (indem nämlich unter Auslage ihr voller Ankaufspreis in Abzug gebracht ist), also ersparter Verlust 32,000 Fr.

Totalgewinn 36,000 Fr.

So der vor mir liegende Prospectus; es ist ein Satzung in welcher alle Boose gewinnen. Einigen Geschäftsleuten aber der Bekanntheit hat der Prospectus ein Lächeln und die Anerkennung abgewonnen, daß der Plan dieses Anlehens „sehr wichtig“ sei.

In dem am 9. Mai 1750 aus Potsdam erlassenen Edict, wie die Studenten auf den künftigen Universitätsfesten betragen sollen, finden sich unter Anderm folgende Bestimmungen: „Den Studenten das Degentragen zu verbieten, und die Edelleute ausgenommen, ohne Unterscheid der Facultäten.“ „Nach 9 Uhr des Abends soll sich ohne Rost Niemand auf der Straße finden lassen“ etc. — „Auch in Wein- und Bierhäusern darf sich Niemand nach dieser Zeit aufhalten“ etc. — „Die den Studenten dictirten Strafen sollen durch Aufschub vollzogen, von Adeligen und Bornheimern mit Ausnahme abgelaufen werden können, an Geringern aber mit demselben bestraft werden, damit nicht deren Väter für ihre Sünden büßen müssen.“ In einem spätern Rescripte, das noch in Kraft war, wurde befohlen, „alle Landmannschaften und Orden gänzlich auszuweisen, ohne Unterscheid, ob dieselben Theil nehmen oder nicht“, und „Die, welche die anstößigen Studenten auf den Dörfern durch ansehnliche Schenken sich ziehen, nachdrücklich zu bestrafen“.

Donnerstag,

— Nr. 259. —

15. September 1836.

Über Göthe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte. Von Karl Gutzkow. Berlin, Plahn'sche Buchhandlung. 1836. Gr. 12. 1 Thlr. 12 Gr.

Das es das kritische Feld ist, worauf wir Herrn Gutzkow, dem die Umstände ein kurzes Schweigen auferlegt hatten, zuerst wieder begrüßen, ist für die Persönlichkeit und individuelle Bildung dieses jungen Schriftstellers ausdrucksvoll und bezeichnend und kann selbst ein Wendepunkt seiner Bestrebung, eine Wetterscheide seines umfangreichen Talents genannt werden. Wie das geschieht, wird um so eher einleuchten, da wir die Geschichte der durch ihn veranlaßten Verhandlungen jetzt als eine ganz offenbare Angelegenheit betrachten und besprechen dürfen. Aufstrebend in jeder Beziehung und im höchsten Maße, hatte nämlich das Talent Gutzkow's vor der eben bezeichneten Epoche durchaus keinen Widerstand gefunden, und von Natur weniger zum titanenhaften Drang, Anfall und Tempelsturm als vielmehr zu jenem übermüthig-plänkenden Vernichtungskrieg geneigt, den man nicht mit Unrecht der frühreifen Ausbildung einer nicht in der besten Schule erworbenen Dialektik zuschreibt, hatte es sich aus eigenem Muthwillen und in einem nicht vollständig gerechtfertigten Selbstgefühl auf eine Spitze vorgewagt, wo es mindestens der soliden Brustwehr entbehrete und sich unwiderleglich als ein Individuum präsentierte, das sich freiwillig vogelfrei erklärt hat. Hiernach ist denn auch das Mindeste, was man von diesem Talent, vor seiner Katastrophe, sagen kann, daß es im höchsten Maße sich unbesonnen zeigte. Zugleich aber stand zu erwarten, daß die erste Selbstreue nach dem Geschehen Dessen, was nicht zu ändern stand, eben dieses Talent zur Anerkennung jener Unbesonnenheit führen würde. Gute Geister bereuen immer, was zu bereuen ist, und auch diejenigen Geister sind noch leidlich gut zu nennen, welche, wo nicht die Reue selbst, doch ihren Ausdruck an den Tag legen. Dieser Ausdruck der Reue liegt in der spätern That selbst, insofern sie sich besonnen zeigt. Mit einer solchen sich den Freunden sowohl als den Widersachern zu empfehlen, mußte denn umfreitig das Hauptaugenmerk des Wiedergeborenen und mußte in diesem Fall auch das des Herrn Gutzkow sein, der es gar wohl wußte, daß die Kritik das vorzüglichste Feld ist, wo man sich als einen retardirenden, unsicht-

gen und besonnenen Mann zeigen kann. Wir haben es also hier mit einem wirklichen Wendepunkte des Verfassers selbst zu thun, der unter allen der Kritik zugänglichen Erscheinungen deutscher Nationalliteratur sich absichtlich und klüglich Göthe zur Besprechung erkiesete; Göthe, dessen ruhiges, selbstgewisses und selbstbewusstes Nationalbild weit eher durch Andere als durch sich selbst getrübt worden und um dessen fort und fort lebendige Persönlichkeit sich in allerneuester literarischer Zeit mehr als je vorher begabte Naturen sammeln, denen es um das Verständniß Ernst und um ihre Selbsterhaltung im Conflict der nebulösen Zustände zu thun ist. Denn auch hier — wenn uns nämlich diese Vergleichung nicht falsch gedeutet wird — scheint sich die christliche Lehre von dem Geiste der Gemeine zu bestätigen, welcher erst über und in dieselbe sich ausgießt, wenn die Persönlichkeit des Mittlers aufgefahren ist gen Himmel, und erst, wenn diese aus dem menschlich-einzelnen Dasein gestrichen, ein allgemeines und vernünftiges Bestthum werden kann.

Daß auch Herr Gutzkow sich in diesem Sinne an Göthe angeschlossen, ist also gewiß erfreulich; denn auch das Talent, das seiner Anlage nach auf dem Wendepunkte zum Genie steht, bedarf der geistigen Anschließung und wird unrecht thun, wenn es seine Anwartschaft auf das wirkliche Genie zu eitlem Selbstbrüstung und zu jenem wüsten Unfehlbarkeitsgefühl mißbraucht, das in einer so grundlosen, literarischen Zeit wie diese selbst die Lunte mit den Auserwählten der Götter theilen. Wieviel man auch den Berufenen immer nicht eher für wirklich berufen halten kann, bis er sein eignes Ich, bei allem Lieb- und Werthhalten, der Allgemeinheit der Weltfrage unterzuordnen versteht.

Angesehen nun die vorliegende Schrift von dem Gesichtspunkte des Was wir bringen, so läßt es sich nicht leugnen, daß Herr Gutzkow in solcher eine Seite der Weltfrage berühren wollte, und es wäre, diesen Willen angenommen, nur zu untersuchen, ob und wie derselbe in die That gedrungen. Der Verf. darf sich über diesen Schein des Misstrauens nicht verwundern, denn er selbst, dem über das Talent ein so kompetentes Wort zusteht, muß ja wissen, daß heutzutage eben die Talente selbst uns das Misstrauen gebieten. Gebieten; dieses Wortes glauben wir uns mit Absicht bedienen zu müssen, denn

der Liebe in England lassen soll, auf alles englische Gefühl zu übertragen. Benigstens ist es dem Verf. aus jener Insufizienz deutlich geworden, warum es ihm so schwer wird, selbst an die Dichtung, an den Dasei, den der Verf. in mancherlei Hinsicht vorkührt, wirklich zu glauben, denn wo keine rechte Liebe, da ist auch kein rechter Dasei, überhaupt keine lebenswarme Bewegung, weil an die Stelle derselben die kühnste, politische Berechnung getreten ist. So finden wir es denn auch hier! Der Macchiavellismus, dem der Verf. mehrfach den Stab bricht, schreit ihn selber angedeutet zu haben, denn es gelingt ihm nicht, die Menschen, selbst in Liebe oder Dasei, zu binden und zu verbinden; überall steht er selber jeder Annäherung seiner Charaktere im Wege, denn wo irgend Einer nur ein simples Ja oder Nein oder Vielleicht aussprechen soll, oder wo er nach dem Schwerte oder der Feder die Hand auszustrecken hat, da muß der Verf., um Wort und Bewegung zu motiviren, erst so Vieles hervorbringen, so Vieles nachreden, daß man darüber Wort und Bewegung vergißt, und erklärlich ist es daher, daß auch die Leser den Charakteren ebenso fern stehen als diese sich selber.

Die Begebenheit an sich, welche der Verf. auf jenem Planetenrunde entfaltet, ist eben nicht von bedeutendem Umfange. Menzi trachtete dem römischen Bürger, der in jener wüsten Zeit nicht einmal einen Augenblick seines Lebens sicher war, die alten Freiheiten wiederzuerlangen. Es war sein Fehler, daß er klarsinnig ein Lobtes nur wiederbeleben wollte; aber es war ein großartiger Fehler seiner Jugend, die nicht zu unterscheiden vermochte, was der Gegenwart frommt, die vielmehr nur scharf die Gegensätze — die alte große Zeit und die Niederkümmertlichkeit der Gegenwart — in sich trug und stets schroffer ausbildete. Menzi wollte den Adel mit einem Schläge stürzen, die militärisch organisirten Räuberbanden vernichten, und das sollte geschehen durch ein Volk, dessen dumpfe Furcht nur durch den elendesten Egoismus für den Augenblick aufzurütteln war. Als dieser nicht fortwährend Befriedigung fand, als er sogar in Anspruch genommen werden mußte, da hatten die Colonna, die Orsini und überhaupt der Adel gewonnenes Spiel und Menzi's Rolle war zur Hälfte ausgefüllt. Er muß fliehen und wir verlieren ihn für längere Zeit gänzlich aus den Augen. Die zweite Hälfte seiner politischen Wirkamkeit ist durchaus leer, matt, untergeordnet. Von schweren Anklagen im Avignon freigesprochen, ruhiger in sich selber, kehrt er, vom Papste zum römischen Senator erhoben, nach Rom zurück, um als ein Spiel der Ränke, des Bankrottstums, der niedrigsten Gemeinheit und zum Theil auch der eignen Verderblichkeit und Schwäche eben da zu fallen, wo er Roms Freiheit gründen und befestigen wollte, vor dem Capitol; in dem Augenblicke zu fallen, wo ein Zweig der Colonna, Adrian, nur mit Mühe und unsaglicher Anstrengung seine Geliebte, die Schwester des Senators, aus dem furchtbaren Bewölhl, aus der im Capitol von der Volkswuth angefachten Feuersbrunst rettet und mit ihr entflieht.

Dieser Schluß ist wirklich großartig, poetisch, erschütternd und zugleich befänstigend, wenn damit das Buch wirklich geschlossen wäre. Allein es hat dem Verf., wie oben bereits erwähnt ist, gefallen, diesem Schluß noch eine Anmerkung nachzufügen, deren Zweck schwer zu begreifen ist. Diese Anmerkung liefert nämlich die ganze Forderung durch drei Bände vom Leser mühsam verfolgte Geschichte Menzi's noch einmal, und wenn dieselbe auch des Verf. abweichende Ansichten von denen Gibbon's über Menzi's Charakter und die Ursachen seines Sturzes darlegen und begründen soll, so ist das ja im Buche selber schon mit der möglichsten Umständlichkeit geschehen, und überhaupt haben wir es hier nicht mit den Historikern und deren Ansichten zu thun, sondern mit einem Romane. Wenn dieser in sich selber gehörig ausgerundet und abgeschlossen ist, so gehen uns alle Historiker der Welt nichts an, und der Verf. hat mit dieser Anmerkung offenbar den Schluß seines Werkes verborben, denn vielleicht gibt es nur wenige Leser, welche ge-

zeigt werden, dieselbe etwa als einen Auspruch des Buches als ein Sachregister und Inhaltsverzeichnis zu betrachten.

Literarische Notiz.

Die in dem Juliheft des „Foreign quarterly review“ stehende Kritik von Camillo's, des vornehm-macchirten Händlers „Neuestem Weltgang“, enthält ungemein viel scharf, beiseite und ironische Bemerkungen. Hier ist noch Einiges im Art, das wir ausheben wollen: „Es ist gar keine Frage“, sagt der ironische Engländer, „daß alle schönen Augen, Ohren, Hände und Füße, kurz alle vornehmen, im Blütenmai des lebenswahren Lebens in Wien, Berlin und überall sonst an dem Licht- und Genießeligen dieser vornehmen Klasse Gefallen finden werden. Denn so allseitig, wie der vornehme Mann hier gibt, gab er sich sicher noch nie. Es hätte wahrlich nicht bedurft, daß er sich auf so anmuthige Weise selbst zur Abgenuß seines fringspennenen Werts und aus gleich zu Anfang mit seiner ganzen Reisefigur, mit Einschluß der Comarckenkleider und des Hemdenstragens, vertraut machte. Kein, er ist geistig in so reiner Individualität, Lächlichkeit und Selbstlosigkeit in diesem seinem vorletzten Reisewerk, daß es gar kein Wunder ist, wenn sich einige Tausend der schönsten Augen in diese so himmlisch ausgeprägte Persönlichkeit prima vista verlieben. Wahrhaftig, der reisende Fürst ist in diesem Buch ein wahrer, eingestrichelter Protrus. Er erscheint in denselben nicht bloß cavaliermäßig, sondern auch barschlos, und nicht bloß barschlos, sondern auch saphionable, und nicht bloß saphionable, sondern auch hancipend, und nicht bloß hancipend, sondern auch melancholisch, und nicht bloß melancholisch, sondern auch weise, und nicht bloß weise, sondern auch wichtig, und nicht bloß wichtig, sondern auch zweideutig, und nicht bloß zweideutig, sondern auch als Pferdekenner.“ (Das heißt man in der That einen Klimar bei der rechten Pointe schließen.) Ferner, sagt der englische Kritiker, „zeigt sich der lebenswürdige Kämpfer auf die lebenswürdige Weise weiblich. Er bildet das liebste Contrastei von Wäthe's Philine. Wie diese, bedauert er sich mit ebenso erstaunenswürdigem als naiver Selbstgefälligkeit unaussprechlich in seinen eignen Fehlern, und er weiß so gut bei sich selbst immer die faulen Flecken zu troffen, aber auf der andern Seite auch immer so lebenswürdig-liebedürftig mit ihnen zu kokettiren, daß man ihn augenscheinlich für ein verkapptes Frauenzimmer halten müßte, wenn er nicht so oft von sich selbst spräche.“ (Für diesen letztern malitiosen Witz, den so leicht nicht ein deutscher Recensent gemacht haben würde, sind wir dem englischen Kritiker im Namen des Hrn. von Camillo sehr dankbar.)

Endlich äußert er sich unter Anderm über das höchst lebenswürdige Werk also: „Mit den Auszügen, die wir, um hier und da unsere Worte zu belegen, allerdings zu geben pflegen sind, darf es der geneigte Leser nicht zu genau nehmen. Diese Auszüge werden allerdings immer sehr elegant, als wenn sie auch etwas unsinnig sein. Man kann unmöglich in vernünftiges Wort zusammenstellen, wenn das ganze Werk confus ist. Wir wollen ein- für allemal so viel behaupten, daß das Buch unter die Kategorie der Reiseführer gehört, die Genre, das von Hrn. Heinrich Heine erfunden und sanctificirt ist. Dieses Genre handelt stets de omnibus rebus et de omnibus aliis. Wenn dem Reisenden der Stoff ausgeht, so beschreibet er sich selber, und wenn er sich selbst zu abgefaßtem findet, so beschreibet er wenigstens seine Hemdenknöpfe und seinen Wadenbart. Für alle solche Reiseführer, an denen die deutsche Literatur gegenwärtig überreich ist, kann es einen einzigen Haupttitel geben; es ist derselbe, den schon vor vielen Jahren Jean Paul zum Generalmotto für alle solche Scripturen vorschlug. Er sagte nämlich, wer ein solches Buch herausgibt, der soll nur oben darüber schreiben: „Doppelpoppel, oder das Doppel“, wenn diese Inschrift nicht paßt, so paßt gar keine.“

Literarische Unterhaltung.

Freitag,

Nr. 260.

16. September 1836.

Über Göthe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte. Von Karl Gutzkow.

(Beschluß aus Nr. 259.)

Geistlich, originell und von vielfachem Interesse ist das, was der Verf. Ausführlicheres über das Familienhafte des Göthe'schen Genies und seiner Bildung beibringt. Allein es ist zu weit gegangen; wie denn den Verf. seine Dialektik häufig zu weit führt. Man lese, was hier über Seite 59 fg. steht: „Die Familie, das Häusliche, ja sogar das Philisterhafte deutsche ist der Leib, aus welchem die höhere Psyche der Göthe'schen Lebensanschauung emporsteigt“ u. s. w. Allein diese Lebensanschauung als eine solche darzustellen, die immerfort und von allen Standpunkten aus nach diesem engen Familienkreise, nach dem Kamine der Heimat und der mütterlichen Stube als nach einer geheimnißvollen Geburtsstätte zurückschaut, dies heißt, so traulich-poetisch es ist, doch jenes großartige Leben und jene ganz einzige Weltanschauung selbst sehr verkümmern. Jemand, der immer und immer sich zurückwendet und dessen Rückblick ein süßes, wehmüthiges Gemischen des Ehemals sein soll — in einem Solchen würde die Melancholie die That beschränken, und Göthe hat zu viel voraus gesehen, zu viel gewissagt, als daß man jene Ansicht so unbedingt theilen dürfte. Aber allerdings hat die Familie in Göthe's schaffender Thätigkeit eine unendliche Bedeutung, und was Gutzkow in seiner Schrift darüber äußert, ist reinhin vortrefflich. „Die Production der Familie“, sagt er, „ist das Himmelszeichen, durch welches die Wintersonne Göthe's schreitet.“ Aber auch was er von der Lyrik Göthe's sagt, ist sehr aus der tiefen Wesenheit derselben gegriffen. Nur kann es nicht befriedigen, das Gelegenheitsliche der Göthe'schen Lyrik als solches zu sehr hervorgehoben zu sehen; denn was man allgemein, was Göthe selbst darin das Gelegenliche nennt, das ist eben das ganz Individuelle selbst. Und eben deshalb wußte auch die Göthe'sche Ästhetik nicht das Mindeste von einem Ideal. Gutzkow umschreibt diesen Gedanken vortrefflich:

Was zündet den Dichter? Man wird schnell zur Hand sein und sagen: das Ideal. Man glaubt nämlich, daß der reinste und correcteste Ausdruck der Schönheit auch die Schönheit selbst wäre, und daß das poetische Genie immer auf der Stufe stehen müsse, auf welcher Raphael stand. Aber die Ästhetik hat noch keinen Dichter gemacht. Das allgemein Ideallische, das Correcte und

Classische ist die schlechteste Befruchtung der Phantasie. Man kann durch einen Heuschäfer zu einem bessern Gedicht veranlaßt werden als durch einen Marmorpalast. Daraus folgt, daß sich das dichterische Genie mehr um die Niederländer, als um die Italiener bekümmern muß.

Wie wahr ist dies gesprochen, und welche eine gedankenvolle Paraphrase würde es zulassen!

Der dritte Abschnitt der Schrift Gutzkow's ist sehr lehrreich. Es wird hier mit fortwährendem Bezug auf Göthe von vergangenen Literaturepochen, von theils zweideutigen, theils positiven Erscheinungen, ausländischen und inländischen, geredet, welche auf das Erwachen unsers modernen Bewußtseins überleiteten. Rousseau, Sterne, Lavater, Basedow, Kant und Jacobi werden meist gut beleuchtet. Die natürliche Frage ist: Wie nahm sich Göthe in dieser Gesellschaft an? Wie benahm er sich, um weniger seine Selbstständigkeit — denn diese findet sich bei solchen Geistern von selbst — als sein Wesen zu behaupten? Hier kommt man nun ganz sachgemäß auf das Ausgleichende und Ausweichende, auf das Nivellirende in Göthe's Charakter, und hier entdeckt man eine wundervolle Stelle in dem Innern dieses Geistes, hier „beginnen“, wie G. sagt, „seine Leiden“. Sie lassen sich ganz einfach so aussprechen: Göthe war instinktmäßig darauf bedacht, sich in Sicherheit zu bringen, und, was überaus richtig ist, „als er die Erspießlichkeit dieses Verfahrens merkte, trug er es sogar auf die Idee selbst über“. Darum war seine Speculation doch nicht speculativ, und er besaß, wie der Verf. sich äußert, „keine Dialektik“.

Und mit diesen schlagenden Worten des Verf. endigt die Beruhigung, vielleicht auch die Solidität der vorliegenden Schrift auf S. 128. Was nun noch kommt, sind nur einzelne schöne, weiterleuchtende Gedanken, durch den großartigen Gegenstand, der schon nicht mehr in seiner vollen Reinheit vorschwebt, veranlaßt. Alles Andere ist — Gutzkow selbst, der leibhaftige, mit seinen feingespinnnen Resultaten, mit seinen höchst spitziggeformten Sätzen, höchst versteckt angelegten Prämissen und vielbeweglichen, lucubritrenden, in die blaue Luft überreilt hinauswachsenden Folgerungen. Er ist es, Gutzkow, der seine Dialektiker, und wir stehen vor der großen Wunde seiner Seele. Denn was ist ihm die Dialektik? Seine eigne Antwort lautet so:

Dialektik ist diejenige Kunst, sich in die Speculation mit mehr oder weniger Individualität zu verlieren und aus diesem Mehr oder Weniger, aus dieser kürzern oder längeren Perspective des Auges, aus dieser Wendung nach rechts oder (?) links hin von einem einzigen Gedanken alle nur mögliche Resultate, Nuancen und stilistischen Schönheitsformen zu gewinnen. Zur Dialektik — heißt es dann weiter fort — hätte Göthe nicht Wagnis genug; er riskirte sich selbst nicht u. s. w.

Das Letzte ist richtig; aber dennoch stehen wir hier vor einem grauenhaften Abgrund, vor der ganzen Sugkow'schen Blöße, um so schlimmer, da er diese für seine Stärke hält und seine Freunde ihn damit hätscheln.

Die Dialektik, welche Sugkow im Sinne hat, mag Alles in der Gotteswelt sein, nur nicht die wahre Dialektik. Die Dialektik ist keine Kunst und Künstlichkeit des Sophisten, sie ist eine Nothwendigkeit, ein immanentes Gesetz alles Geistigen. „Sich in die Speculation mit mehr oder weniger Individualität verlieren!“ Welch ein Gedanke! Rein mit aller Individualität, mit voller Selbstbehauptung muß man speculiren, sonst wird man zum bodenlosen Sophisten. Nicht auf ein Mehr oder Weniger kommt es hier an, sondern wer das Meiste nicht hat, d. i. Alles, was zur selbstständigen Geistigkeit gehört, der geht zu Grunde. Sich unaufhörlich nach rechts oder links zu wenden, ist eine Gaukelei, die nur den Pöbel blenden kann. Für den speculativen Genius gibt es kein Rechts oder Links, sondern sein Weg geht gerade durch die Welt und durch die Gottheit. Aber ebendeshalb gewinnt er auch nicht sowol Resultate — denn ein Resultat gewinnt auch der Narr, wenn es auch ein Bruch ist — als vielmehr das objective Verständniß, und über die „Nuancen“, welche die Masse der Weisheit ausmachen sollen, sowie über die „stilistischen Schönheitsformen“, die im Vergleich zum Denken selbst etwas Zufälliges sind, kann er nur bedauernd hinwegsehen. Ja, es ist ganz gewiß: wer die Dialektik, in welcher sich alles Geistige der Welt nur selbst fortsetzt, wer diese größte negative That für nichts als eine Kunst und Kunst des Subjects hält, der steht schon selbst im Begriff, alle Individualität zu verlieren; denn das Individuellste im Menschen besteht darin, daß er sich da, wo der offenbare und objective Gedanke schreitet, seiner persönlichen Geltendmachung begibt. In Gott nur sind alle Dinge, im Geiste nur alle Geister.

Daß aber Hr. Sugkow ein solches Denken (eine solche wissenschaftliche Entwicklung, in welcher dem Genius freilich seine bestimmten Bahnen vorgezeichnet sind und es dem Talent unmittelbar verboten ist, sein Zeitalter zu frivolisiren und zu galvanisiren), daß er ein solches Denken für nichts als leere Scholastik hält, in welchen Begriff er Alles, was nicht seine eignen dialektischen Caprisolen macht, einspart, dies ist die zweite große Wunde seines Geistes. Es ist ganz richtig, was Sugkow sagt, daß Göthe nie sich selbst riskirt habe. Allein ganz falsch ist es, daß man, um ein Dialektiker, d. i. dieser Gattung, zu sein, sein Selbst riskiren müsse. Dazu braucht man nichts zu riskiren als einen Theil seiner psychisch-physischen Lebenskraft, sowie ungefähr eine Tänzerin bei jedem Pas und bei

jeder Pirouette einige Atome ihrer Kräfte und Eifer zu setz; denn wie kann ich in einem Thun, was mein Thun, meine Virtuosität, kurz meine Natur ist, wie kann ich denn dabei mich selbst auf Spiel setzen? Eher würde ich ja mein Selbst verlieren, wenn ich meinen durchaus dialektischen Eifer und die Natur mit der Gabel austriebe. Aber zu jener Dialektik, welche die Wissenschaft meint und welche jenes berühmte Denken seit Anaxagoras gemeint und geübt hat, dazu bedarf es eines starken Selbst, weil das Schwächliche in dem Proceß seiner Relativität zum fortschreitenden Gedanken leicht durch dessen übergreifende Macht gebrochen wird.

Und während nun diese schwächlichen Selbst im eignen Selbstbespiegeln sich über alle Wissenschaft hinwegsetzen, während sie dieser selbst die „Productionssohannas“ vorwerfen und der Philosophie in unsern Tagen die Hauptschuldigung machen: „sie sehe sich mit einem Male auf jene alten Fragen reducirt, die sie sich von den Schenkesteinen der Friedhöfe abliest“, und das darum, weil Hr. Göschel in Berlin einige Ostermorgenfragen ausgegeben hat, woraus nun das schwachstänzigstehende Selbst vermuthet, die Philosophie wolle mit diesen Fragen ihre früher ausgelassene Unsterblichkeitstheorie nachholen — während des Allen leidet und dies Dialektischgefinnte nichts Geringeres als eine gemeine Weltliteratur. Wenn Sugkow von diesem seinem Lieblings Thema, anhebt, dann erscheint er selbst als ein ergrauter Philister; denn er redet davon so, als müßte er dem deutschen Bewußtsein erst den Begriff einer solchen schenken. Aber ist denn der Ausdruck Welt, ist denn der Begriff einer allgemeinen Beziehung aller einzelnen literarischen Nationalitäten etwa erst seit dem „Maha Suru“ entstanden? Ist es denn etwas Neues, zu behaupten, daß jetzt alle guten und großen Kräfte darauf hinarbeiten? Ist denn nicht schon die Philosophie selbst die allgemeine Weltliteratur? Ist Cartesius ein Franzose? Spinoza ein holländischer Jude? Fichte ein Kaufmann und Leibniz ein Leipsiger? Hätte Hr. Sugkow die neuplatonische Schule einigermaßen studirt, dann wüßte er, daß schon diese einen weit ausgeprägtern Begriff einer allgemeinen Weltliteratur hatte, als er mindestens in seinen Diatriben hervortritt.

Und so hätten wir denn Dasjenige in möglichster Kürze berührt, was eigentlich uns diese neue Schrift zu gebracht hat. Sie hat uns manches Schöne über Göthe aber nur als Beistiel jener schneidenden, schwächlichen Dialektik, jenes selbstisch-geistreichen Hochmuths gebracht, der am Schluß des Büchleins grell und widrig hervortritt. Und darum sagen wir mit Recht, daß nur der Plan dieser Schrift besonnen war, nicht die Ausführung; darum sagen wir, daß Sugkow noch immer nicht auf der Höhe ist, daß dieser Wendepunkt nur ein äußerlicher für ihn geblieben und er zwar vielleicht seine vorigen kleinen Frivolitäten, aber nicht sein ganzes zweideutiges, in der Erkenntniß schwankendes Gedankensystem und dessen ungewisse Basis bereut. Es ist nur die Form der Kunst,

nicht die That. Aber auch diese wird vielleicht einst kommen, sollte es auch sein, wenn die Locke des Jünglings sich zu Weichen anfängt; denn wahrlich nicht mit Leichtsinne und so läge Redensart haben wir behauptet, daß Sackow ein solches Talent ist, das auf dem Wendepunkte zum Genie steht.

Schwedische Balladen, Märchen und Schwänke, sammt einigen dänischen Volksliedern übersetzt von Gottlieb Rohlfke. Stuttgart, Cotta. 1836. 8. 1 Thlr. 20 Gr.

Der Übersetzer liefert in dieser Sammlung einen Nachtrag zu seinen 1830 herausgegebenen „Volksliedern der Schweden“. Sie sind sämmtlich aus der bekannten, von Geijer und Ahrlén veranstalteten Sammlung, die in Stockholm unter dem Titel: „Svenska Folk-Visar från Fornuliden“, erschienen ist, entnommen, bis auf einige in den Anmerkungen gewissermaßen zur Erklärung beigelegte dänische Lieder, welche aus andern Quellen herrühren. Der Übersetzer schmeichelt sich indes, daß die Wahl und Zusammenstellung der hier geleisteten Lieder das Buch auch zu einem für sich bestehenden machen werde. Dies will Ref. nicht bestreiten, denn es sind an Zahl und Inhalt sehr verschiedene Lieder und Balladen darin, und eine gewisse Ordnung und eine Art System wird jeder, der für diese Volkspoesien Empfänglichkeit hat und sie zu seinem Studium macht, selbst am besten hineinbringen. Aber das Buch hat einen philologischen Anstrich; man riecht es ihm an, daß es von einem Gelehrten ausging, der an gelehrte Leser dachte, es übersezt, so commentirt. Der fremde Volkslied einbilden will, muß sich auf einen andern Standpunkt stellen, als es Rohlfke that; er muß das im fremden Volke Gefühlte, im eigenen selbst wieder durchzufühlen und ihm passende Laute zu geben versuchen. Er hat treu und richtig übersezt, aber die poetische Kraft, die, welche den einfachen Gedichten ihr Leben gibt, ist dahin. Es ist oft nur ein Hauch, der kann nicht gefaßt und wie eine Blume zwischen Blättern gepreßt werden, damit wir das allergeruchteste Abbild erhalten; es muß ein anderer Hauch dafür wiedergegeben werden. Nicht überall gelingt dies; aber möglich ist es. Derber hat es bemerkt. Wenn ich schon, bei allem poetischen Sinne der Gebrüder Grimm, mit dem sie die dänischen Volkslieder übersezt haben, doch eine neue Übersezung an der Zeit fände, wo ein poetischer Geist sich des Aemtes bemächtigte und ohne den gliederbrechenden Knäpeldamm der Verse, wodurch sie ihre Reize beweisen wollten, dem klaren Sinn jener Volkslaute einer verschwundenen Zeit wieder Leben ließe, so ist dies bei Rohlfke's schwedischen Balladen noch weit mehr der Fall. Er hat die fremden Originale lesbar für das Publicum; aber was ist dadurch gewonnen? Ist ein Odem in diesen alten Liedern weht, erfährt es daraus nicht, würde es auch nicht, selbst wenn Musikbeilagen gegeben wären. Das gewöhnliche Publicum wird sich bei den meisten dieser Lieder fragen: Was war nun eigentlich der Inhalt? Oder, warum solche bekannte Geschichte und allgemeinen Vorfälle in Verse bringen? Nichts ist zarter als der Zauber in einem Volksliede. Wenn es aber nur ein Werk für Gelehrte ist, so drängt sich die Frage auf: Washab überhaupt übersezen? Auch aus der Fassung der Anmerkungen geht die nur philologische Tendenz hervor. Wie interessant und selbst lobenswerth für die mühevollen Arbeit ist es, der historischen Enttastung und Verdrückung eines Volksliedes nachzugehen; statt der ihm willkommenen Berichte darüber, begnügt sich der Übersetzer die kritischen Darlegungen und Zweifel des schwedischen Sammlers über verschiedene Lesarten u. s. w. auch zu übersezen und eine Zweifel beizufügen. Das ist doch nur für den Gelehrten von Profession.

Dennoch sind wir — ob dies Wir den Gelehrten, oder dem Publicum zugesagt werden muß, möge der Leser errathen — den Dr. Rohlfke für das Buch dankbar; denn es gewährt uns

auch Neue einen tiefen Einblick in den Reichthum des nordischen Lieders, und doch gewahren wir mitten in diesem Reichthum auch Neue, wie dem Stoffe nach eigentlich nur Aemlichkeit da ist; denn diese mannichfaltigen Lieder, wie sind sie alle nur Variationen von wenigen einfachen Themen, und wie kommt die Mehrzahl, welche tiefere poetische Bedeutung haben, unter den Liedern aller Völker wieder vor! Oft sind es nur Übersezung, aber man weiß nicht, wo das Original ist. Als zufällige Charakteristik dieser Sammlung möge mir der Umstand auf, wie so viele davon bei tragischer Anlage noch glücklich enden. Die Barmherzigkeit des Sängers wurde zum Schluß noch gerührt; es ist kein gewöhnlicher Zug in der skandinavischen Volkspoesie. Auch spielen die Josen eine höchst süße Rolle, denn sie geben sich nicht allein mit dem Tauschen ab, sondern hinterbringen, verkommen, vergiften und schlachten im Dienst der bösen tyrannischen Väter und Brüder.

Eines der werthvollsten Stücke ist die schwedische Version des Herrn Dief, die etwas anders lautet als die tragisch-dänische Geisergeschichte. Wir ziehen sie als Probe aus:

Herr Dief, er fasset sein graues Kop.

So reitet er hin zu der Meerfrau Schloß.

Herr Dief, er ritt, doch der Goldfattel schwamm,

Herr Dief, er stalt in der Meerfrau Arm.

Und wie er nun kam zu der Meerfrau Thor,

So sehet die Meerfrau draußen bevor.

„Willkommen! Willkommen, jung Dief mein!

Schon fast zehn Jahre hab' ich geharrt dein.“

„Doch wo bist du erzeugt, und wo bist du geboren?

Und wo hast du die deine Hofsleider erworben?“

„Am Kaiserhof da bin ich erzeugt und geboren,

Und da hab' ich mir meine Hofsleider erworben.“

„Und da hab' ich meinen Vater und Mutter

Und da hab' ich die Schwester, und da hab' ich den Bruder.“

„Und da hab' ich Ader und Auen und Feld,

Und da steht auch gemacht schon das Brautbett mein.“

„Und da hab' ich auch mein Bräutlein still,

Mit der ich leben und sterben will.“

„Und höre, Herr Dief, komm zu mir herein!

Trink aus meiner Silberkann den besten Wein.“

„Wo bist du nun erzeugt, und wo bist du geboren?

Und wo hast du nun die deine Hofsleider erworben?“

„Wo hast du nun Vater, und wo hast du Mutter?

Und wo hast du die Schwester, und wo hast du den Bruder?“

„Wein, hier hab' ich Vater, und hier hab' ich Mutter,

Und hier hab' ich Schwester, und hier hab' ich Bruder.“

„Wo hast du nun Ader und Auen und Feld?

Und wo steht nun gebreitet das Brautbett dein?“

„Und wo hast du nun dein Bräutlein still,

Mit welcher du leben und sterben willst?“

„Hier hab' ich meinen Ader, und Auen und Feld,

Und hier hab' ich auch mein Bräutlein fein.“

„Und hier hab' ich auch mein Bräutlein still,

Mit der ich leben und sterben will.“

Offenbar ist das schwedische Lied eine spätere, aber grimmische Umschreibung oder Fortsezung der dänischen Ballade. Der wenig verständliche Refrain dazu ist:

Doch die Liede wackelt gut, doch die Liede wackelt gut.

Aber den Refrain oder Refrain im Allgemeinen ist eine ausführliche Abhandlung Geijer's angehängt.

84.

K u s I t a l i e n .

Im Conventgebäude der lateinischen Chorherren zu Rom hatte Palladio ein Wohnhaus ausgeführt, das einen Be-

griff von den edelsten Stadthäusern geben sollte. Aber dieses Gebäude, jetzt ein Theil der L. L. Kunstakademie zu Venedig, hatte 1630 durch eine Feuersbrunst sehr gelitten, und man würde über seine zweckmäßige Eintheilung nur mangelhaft urtheilen können, wenn die Pläne in seinen Werken uns nicht erhalten wären. Von den Kunstfreunden wird es daher dankbar anerkannt werden, daß ein venetianischer Architekt die Darstellung dieses Gebäudes in seinem Gesamtplane und seinen Einzelheiten zur Aufgabe seiner Forschung gemacht hat. Die Schrift: „Dell' edificio Palladiano nel monastero della Carità ora porzione dell' I. R. accademia delle belle arti in Venezia. Mem. di Fr. Lazzari“ (Venedig 1835), hat ita-
 kenischen Kunstfreunden Anlaß zur Erörterung der Frage gegeben, ob Falconetto oder Titus sein Lehrer gewesen sei; und sie leugnen das letztere; nehmen aber an, daß er durch das Studium der vorhandenen alten Denkmäler und der Werke des Falconetto sich ausgebildet habe. Mit Erlaubnis der ita-
 lienischen Kunstfreunde haben wir auch dagegen Zweifel. Valla-
 bis begriff seine Aufgaben und indem er sie mit Dem verglich, was die Alten beabsichtigten, und mit den Mitteln, welche die Alten dafür verwendeten, wurde er bei seinem Schönheitsgefühl einer, der's ihnen gleichthat. Er baute mit gleicher Einsicht ins Ganze und Einzelne und mit gleich großartigem Sinne nicht ihnen nach, sondern wie sie. So sollte jedes Jahrhundert es machen.

Mit dem verdienstlichsten Eifer sammelt man in mehrern Städten Italiens die Grabchriften, die durch geschichtliche Bedeutung oder durch ihre epigraphische Fassung sich auszeichnen. Die geschichtlich wichtigere Sammlung sind „Le Iscrizioni Veneziane racc. ed illustr. da Em. Ant. Bionna“ (Vene-
 nebig, bis jetzt 4 Quartbände), die durch reichhaltigere Literarmerkmale eine Menge sonst verbreiteter Angaben zu berichtigen dienen könnten, z. B. um nur des vierten Bandes zu ge-
 denken, über F. Sav. die Sansovini u. f. w. Gleichwohl hat Ab. G. Rocca „Gli epitaffi del Campo Santo di Novara“ (Vigevano 1834) und Artoni „Monumenti sepolcrali del cimiteri“ (Mailand 1833—1835) herausgegeben, die durch Wahl und Sinnigkeit wol dieser Auszeichnung werth waren.

In einem Bande von 592 Octavseiten, für den geringen Preis von 25 Francs haben jetzt die Italiener die Übersetzung der griechischen Romanographen nebst den Briefen des Alex-
 phron und des Kristianus beisammen. Und das nicht genug. Auch Kupfer schmücken diesen Band. Freilich sind die Überset-
 zungen nicht neu. Die Übertragung des „Daphnis und der Chloe“ des Longus ist von Ann. Caro; die des Xenoph. von Epiphys, von Salvini u. f. w. und es ist nirgend gesagt, daß die Übersetzungen verbessert seien. Doch abgesehen davon, ist auch so die „Collezione degli Erotici greci tradotti in volgare“ (Florenz 1833) zu empfehlen.

Für Freunde der genauesten Bibliographie, die an Gamba's zweiter Ausgabe des Buchs: „Delle novelle italiane in prosa“ (Florenz 1835), ein so wichtiges Handbuch erhielten, gab P. X. Rossi im Decemberheft der „Bibliot. italiana“ von 1835 Nachträge, die häufig Bestätigungen von Ebert's genauen und sorgfältigen Angaben sind. Die Bemerkungen zeigen von Urtheil, was be-
 kanntlich bei den echten Bibliomanen nicht stets der Fall ist, und Klagen über den Büchertrübel, den Advocaten, Ärzte und Buchhändler mit bucherliebenden Ausländern zum Nachtheil ein-
 heimischer Sammler trieben.

Su den Merkwürdigkeiten der neuesten italienischen Literatur gehören die „Discorsi di argomento religioso“ (Rom 1835, 4.), mit denen Monsignor Angelo Mai seine durch die merkwürdigsten Entdeckungen begründeten Ansprüche auf den römisch-christlichen Purpur vermehrt hat. Es sind akademische Reden und Pre-
 digten; denn der gelehrte Mann wollte beweisen, daß er die

Ununterschieden durch sein Wissen in Gedanken zu setzen und in Ununterschieden durch seine Beredsamkeit zu gewinnen ver-
 möge.

Bibliographie.

Barth, G. G., Christliche Gedichte. Gr. 8. Stettin, Steinkopf. 1 Thlr.

Braunschweig, J., Marfa letzte Fürstin Herzogin zu Braunschweig zu Koenigsberg oder das belagerte Königs-
 berg. In fünf Acten. Nach Karamzin's Russischen Lan-
 gen bearbeitet. 8. Elbing, Krümann-Partmann. 12 Gr.

Cornelia. Taschenbuch für Deutsche Frauen auf das Jahr 1837. Herausgegeben von Kloys Schreiber. 2ter Jahrg. Mit Stahlstichen. 16. Heidelberg, Engelmann. 2 Thlr. 8 Gr.
 Czerl, K., Freib. v., Erinnerungen an Karl M. Innsbruck, Wagner. 6 Gr.

Fenner v. Fenneberg, F., Zur Geschichte Schwalb-
 oder Schwalbach sonst und jetzt. 12. Darmstadt, Bach. 10 Gr.
 Freilberg, G. F., Historisch-romantische Erzählungen. 8. Paderborn. 1835. 1 Thlr. 4 Gr.

Gans, C., Rückblicke auf Personen und Zustände. 2. Berlin, Weid. u. Comp. 2 Thlr.

Geib, A., Die Sagen und Geschichten des Rheinlands. In umfassender Auswahl gesammelt und bearbeitet. Gr. 8. Mannheim, Hoff. 2 Thlr.

Gernlein, R., Russkantenbilder. Mit 1 Kupf. 4. Leipzig, Magazin für Ind. u. Kst. 1 Thlr.

Groß-Hoffinger, A. J., Erzherzog Karl und der Auf-
 streit von 1792 — 1815. Vaterländisches Geschichtsbild. (In
 Festschrift.) Mit dem Portrait des Erzherzogs Karl und der
 Schlacht bei Aspern. Gr. 8. Stuttgart, Krieger u. Comp. 12 Gr.

Hanke, F., geb. Kradt, Das Jagdschloß Dams-
 und Ballus Garten. Zwei Erzählungen. 2te verbesserte Aufl. Gr. 12. Eignitz, Kuhlmei. 1 Thlr. 4 Gr.

Kalender über die Vogel-Straußische Epithologie. Gr. 8. Zürich, Drell, Hüßli u. Comp. 4 Gr.

Leue, F. G., Von der Natur des Eides. Ein Hand-
 lung. Gr. 8. Aachen, Mayer. 1 Thlr.

Penelope. Taschenbuch für das Jahr 1837. Heraus-
 geben von Theodor Dell. 26ter Jahrg. Mit 7 Kupf. und
 Kupferstichen. 16. Leipzig, Hinrichs. 1 Thlr. 16 Gr.

Portfollo eines deutschen Journalisten, 1ster Theil. Gr. 12. Darmstadt, Eske. 2 Thlr.

Puggl, C., über die deutschen Universitäten. Hand-
 lung der Schrift des Herrn Seminarbibliothek Dr. F. L. E.
 Diesterweg „über das Verberben auf den deutschen Univer-
 sitäten. Essen 1835.“ 8. Bonn, Marcus. 6 Gr.

Rapp, G., Christuslieder. Passion's- und Oden-Schul-
 8. Stuttgart, Steinkopf. 8 Gr.

Riemann, G., Enrico di Napoli, der geheime König
 von Avignon, oder die Macht der Besserung. Roman. 2 Bände. 8. Sondershausen, Cappel. 1 Thlr. 12 Gr.

Schlegler, J., Kritische Untersuchung des Lebens Epi-
 hard's, Königs Karls des Großen und Ludwig's des From-
 men, mit besonderer Berücksichtigung der Frage: „Was
 oder Emma seine Gemahlin, eine Tochter Karls des Großen
 oder nicht?“ Eine Inaugural-Abhandlung. Gr. 8. Bamberg,
 Bachmüller. 6 Gr.

Smidt, F., Hermann's Sagen und Schiffe. Mit
 Mitgetheilt. 2te Bändchen. 8. Berlin, Sch. 1 Thlr.

Stegmayer, C., Dramatische Dichtungen. 1ter Theil.
 Enthält: Sidor, der Massinensfürst. Die letzten Momente
 auf Rhodos. 8. Wien, Schönbach u. Comp. 16 Gr.

Trollope, J., Jonathan Treflow's Willkür, der So-
 nen am Mississippi. Roman. Aus dem Englischen von G. H.
 Harb. 3 Theile. Gr. 12. Aachen, Mayer. 3 Thlr. 12 Gr.

literarische Unterhaltung.

Sonnabend,

Nr. 261.

17. September 1836.

Bibliothek der gesammten deutschen Nationalliteratur von der ältesten bis auf die neuere Zeit. Herausgegeben von mehreren Gelehrten. Erste Abtheilung. Erster Band: Rurum. Herausgegeben von Adolf Bie mann. Zweiter Band: Theuerdank. Herausgegeben und mit einer historisch-kritischen Einleitung versehen von Dr. Karl Halt aus. Nebst 6 lithographirten Blättern. Zweite Abtheilung. Erster Band: Untersuchungen zur Geschichte der deutschen Heldensage. Duedlinburg, Wasse. Gr. 8. 6 Thlr. 4 Gr.

In Verein mit Männern — heißt es in der Ankündigung — die das Studium der Denkmäler ihrer Sprache zur Lebensaufgabe machten, hat die Verlagshandlung es unternommen, das gesammte Schriftenthum des deutschen Volks in neuen Abdrücken für die Witz- und Nachwelt zu liefern.

Ist dies eine Drohung, Alles, was je in deutscher Sprache geschrieben worden, es sei bei Hrn. Wasse in Duedlinburg, oder bei andern minder unternehmenden Verlegern erschienen, nochmals abdrucken zu lassen? So schlimm ist es nicht gemeint, denn es heißt weiter: „Alles, was die vaterländische Sprache an classischen Werken besitzt, gehört in den Bereich dieser Bibliothek.“ An classischen Werken! Within sind einerseits die bisherigen Verlagwerke des Hrn. Wasse, die doch so mancher Leihbibliothek zur Zierde gereichen, vor dem Wiederabdruck gesichert, andererseits haben Schiller, Göthe und andere deutsche Classiker gegründete Hoffnung, dieser „Bibliothek“ einverleibt zu werden. Doch wir thun Unrecht, eine Buchhändleranzeige so streng zu nehmen; Hr. Wasse, der bisher nur Originalwerke geliefert hat, wird sich auch fernher keines Nachdrucks schuldig machen. Seine Absicht ist nur, wie die Worte auch lauten, die ältern Werke unserer Literatur, an denen kein Privateigenthum mehr stattfindet, die ein Gemeingut der Nation geworden sind, in seiner „Bibliothek“ zu veretnagen, ein Unternehmen, das den höchsten Dank verdiente, wenn es auf die rechte Weise angegriffen würde. Bisher hat es für kritische Ausgaben unserer ältern Nationalwerke, auch wenn die berühmtesten Gelehrten sie beabsichtigten, nur zu oft an einem Verleger gefehlt und manches wünschenswerthe Unternehmen ist deswegen bis diesen Tag ein frommer Wunsch geblieben. Wir erinnern z. B. an Fischart, dessen zahlreiche Werke, von welchen etwa nur „Das glück-

hafte Schiff“ neuerdings hat aufgelegt werden können, ein gelehrter und gründlicher Kenner in Berlin seit Jahren herauszugeben beabsichtigt und nur wegen des Mangels einer Verlagshandlung, die das Risiko einer so kostspieligen Unternehmung auf sich laden wollte, bis dahin gezögert hat. Da ist ihm ja in Hrn. Wasse ein Erlöser erschienen, denn Fischart steht namentlich mit auf der Liste der herauszugebenden Denkmäler unserer Literatur. Freilich bleibt es zweifelhaft, ob Hrn. Wasse's Schultern, wie breit sie sein mögen, einer solchen, noch durch so viele andere umfangreiche Werke vermehrten Last genügen, und um so mehr müssen wir wünschen, daß er sich auf das Nöthigste beschränken möchte. Schon der classischen Werke sind allzuviel, und nicht alle bedürfen einer neuen Auflage, da wir glücklicherweise von manchen derselben, ja von den wichtigsten, bereits vortreffliche Ausgaben besitzen. Von andern haben wir allerdings nur mittelmäßige, oder bloße Abdrücke; doch auch mit diesen eilen wir nicht, so lange noch so viele andere ihrer Erlösung aus dem Staub und Moder der Bibliotheken harren. Wenn Hr. Wasse solche noch ungedruckte Meisterwerke unserer Literatur zuerst herausgibt und sich dann erst solchen Werken zuwendet, von welchen wir bereits Abdrücke oder Ausgaben, wenn auch unkritische besitzen, so wäre ihm unser Dank gewiß. An diejenigen, von welchen vortreffliche kritische Editionen vorhanden sind, möge er sich gar nicht wagen, denn hier könnte er nur nachdrucken und dadurch dem Eifer der berühmtesten Editoren schaden.

Sehen wir nun zu, wie sich Hrn. Wasse's bisherige Thätigkeit auf diesem Felde zu diesen billigen Anforderungen verhält, so finden wir, daß die von ihm veranstalteten neuen Ausgaben, mit welchen er seine „Bibliothek“ eröffnet, von sehr loblicher Auswahl zeugen. Von der „Rurum“ gab es zwar keine eigentlich kritische Ausgabe, aber doch einen sorgfältigen Abdruck der einzigen vorhandenen Handschrift, sodaß mit diesem ersten Bande keinem wahren Bedürfnisse entsprochen worden ist. Von dem „Theuerdank“ gibt es unzählige Abdrücke in verschiedenen Ausgaben, welche zum Theil mit unerreichbarer und von Hrn. Wasse zu erreichen kläglich nicht versuchter typographischer Schönheit ausgestattet sind; ja, in dieser Ausstattung beruht wesentlich der Werth und das Interesse

des Buchs, dessen Wortinhalt keineswegs auf Classicität Anspruch machen kann. Nicht leicht ist Jemanden ein Exemplar jener frühern schönen Ausgaben unzugänglich, da fast alle öffentlichen und viele Privatbibliotheken deren nicht entbehren; wozu also ein neuer Abdruck des Textes, der im „*Aheuerdant*“ gar nicht die Hauptsache ist? Nehmen wir auch an, daß nicht bloß classische Werke, sondern, wie weiterhin in der Ankündigung hinzugefügt wird, auch solche, die für das Studium unserer Sprache von Wichtigkeit, oder zur Kenntniß der nationalen Bildung einzelner Perioden von Bedeutung sind, bestimmt waren, dieser „*Bibliothek*“ einverleibt zu werden, so paßt doch selbst dieses letzte Merkmal auf den „*Aheuerdant*“ nur in sehr geringem Maße, und wir können auch diese Wahl nur als ganz verfehlt betrachten. Überhaupt scheint nach solchen Proben hier von gar keiner Wahl die Rede zu sein, sondern von einem blinden Zugreifen nach dem zufällig Dargebotenen.

Nehmen wir indeß mit den gelieferten Werken vorlieb und unterwerfen sie einer genauern Betrachtung, so werden wir gestehen müssen, daß sie, obgleich keinem dringenden Bedürfniß entsprechend, doch keineswegs ohne Verdienst sind. Was die „*Kutrun*“ anbelangt, so ist dies, dem Kreise der deutschen Heldensage, mithin dem „*Heldenbuche*“, wenn auch nur entfernt, angehörige Gedicht an sich selbst von bedeutendem Werthe, über dessen Mehr oder Minder sich allerdings die Urtheile noch nicht festgesetzt haben. Wenn es v. der Hagen eine wunderbare Nebensonne der „*Nibelungen*“ nannte, so schien dies Urtheil so vielsagend, daß eine nähere Bestimmung desselben wünschenswerth blieb. Diese fanden wir bei Wilhelm Grimm, „*Deutsche Heldensage*“, S. 370, wonach es dem Nibelungenliede nahe stehen und allein mit ihm verglichen werden soll.

Alles der Darstellung dort ertheilte Lob — sagt dieser Kenner — ist auch hier anwendbar, den letzten Grad etwa angenommen, denn die garte Ausführung, welche den zweiten Theil des Nibelungenliedes auszeichnet, ist nicht völlig erreicht. Auch Sitte und Lebensweise möchte dort gleicherweise um einen Grad feiner und vornehmer sich ausweisen. Dagegen was Anlage des Ganzen und regelmäßige, fortschreitende Entwicklung der Fabel betrifft, so steht es über (?) der Nibelungennoth; es ist noch mehr aus einem Guß und kann in dieser Hinsicht als ein Muster gelten. Es überrascht durch Reinheit des Inhalts wie der Charaktere, und zu bewundern ist der eigenthümliche Ausdruck, den jede der auftretenden Personen zeigt und durch das ganze Gedicht behält.

Der neueste Geschichtschreiber unserer ältern Literatur, Servinus, stellt die „*Kutrun*“, vielleicht durch v. der Hagen's Anspruch veranlaßt, dem Nibelungenliede als eine Odyssee der Ilias entgegen und findet zum Theil, im Widerspruche mit W. Grimm, in der äußern Darstellung noch viel mehr Vollendung, poetischen Ausdruck, sprachliche Gewandtheit, Reichthum der Gedanken, der Wendungen, der Reime, kurz Alles, was ein Gedicht auszeichnen kann, weit vorzüglicher als in den „*Nibelungen*“, alle Situationen lebendiger (?), die Charaktere theilweise noch fester gezeichnet, wenn auch nicht so großartig entworfen u. s. w. Diese Urtheile, denen viel Wahres

zum Grunde liegt, sind doch zum Theil vielleicht auf dem Umstande zu erklären, daß das Nibelungenlied mit mehr Eingang bei dem Publicum gefunden hat als die „*Kutrun*“, wodurch es wünschenswerth würde, das letztere Gedicht gleicher Gunst zu empfehlen. Wenn aber die angeführten Äußerungen zweier Kenner unter sich in einigem Widerspruch standen, indem die äußere Darstellung nach Grimm schwächer, nach Servinus vollender als in den „*Nibelungen*“ sein soll, so widersprechen sie Beide auch in Bezug auf die Anlage des Ganzen, wozu Grimm über die der „*Nibelungennoth*“ stellt, während Servinus den Anfang einen leicht abzutrennenden, künstlichen oder willkürlichen Ursprung verathendenden Theil nennt, während die Mitte eine bekannte selbständige Sage, die die letzte Hälfte, als der Kern des deutschen Gedichts, wieder etwas ganz für sich Bestehendes sei. Nach unserm eignen Urtheil ist die „*Kutrun*“, so hoch wir ihr auch beilegen möchten, mit den „*Nibelungen*“ nicht zu vergleichen, weder der Anlage noch der Ausführung nach. In jener finden wir viele harte Stellen und wenig Ebenmaß, das ganze Gebäude ziemlich ungeschickt übereinandergestülpt und von eigentlich künstlerischer Beschränkung und Begrenzung keine Spur; diese ist weder so volksthümlich und eindringlich, noch durchgänglich so rein poetisch und einfach gebiegen als in den „*Nibelungen*“. Im Ganzen zeigt die „*Kutrun*“ (Gutrun die Kättrün) mehr Annäherung an das Kunstpoet, wozu Servinus richtig erkannt hat, wenn wir auch ihre letzte Ausführung, obgleich einer sehr begabten Hand, doch kaum der ersten Meister, oder einem von gleicher Besonnenheit und Bildung wie die ersten Meister, verdanken. Er möchte er, aus dem Stande der Volkssänger hervorgegangen, sich durch Lesung kunstmäßiger Werke, wie des Wolfram'schen Bruchstücks des „*Liturel*“, herangebildet haben, mit dem wir wie Servinus eine gewisse Verwandtschaft zu ahnen geneigt sind. Daß der Stoff weit volksthümlich ist, wenn er auch nicht eigentlich in Deutschland, oder doch nur an seinen Rändern bekannt war, können wir hier übergehen. Die wenigen bei Grimm gesammelten Zeugnisse sprechen nicht für eine große Verbreitung, das älteste, in Lambercht's „*Alexander*“, ist dies für eine ganz andere Gestaltung der Sage im 13. Jahrhundert.

Wir besitzen dies Gedicht, wie schon bemerkt, nur in einer einzigen Handschrift aus dem 15., ja muthlich gar aus dem 16. Jahrhundert. Daß in derselben die Schreibung, ja wol gar die Sprache des Text selbst ganz anders lauten werde, als eine Handschrift des 13. lauten würde, versteht sich von selbst. Hr. Nemann, schon durch sein „*Altdeutsches Elementarbuch*“ und die „*Gothisch-hochdeutsche Wortlehre*“ als grammatisch gebildeter Kenner unserer ältern Sprache vortheilhaft bekannt, hat nun unternommen, das Gedicht in der Sprache und Schreibung, in welcher es uns in der Handschrift aufbewahrt hat, in die Gestalt zurückzuführen, „in die es eine schwäbische Dörnerhand im 13. Jahrhundert gebracht hatte“. Doch, fügt er selber hinzu,

Näherung an diese Gestalt ist möglich, nicht wie bei den Mäbungen völlige Herstellung derselben. Es blickt nämlich aus der Verderbnis der Schreibung und der Sprache selbst, welche jenem, wie Hr. Riemann glaubt, im südlichen Theil von Deutschland gegen den Ausgang des 15. Jahrhunderts hin abgefaßten Eoder eigenständig ist, das alte, echt Mittelhochdeutsche noch durch, woraus Hr. Riemann auf die Abstammung derselben von einer ältern, jener bessern Zeit angehörigen Handschrift geschlossen zu haben scheint. Versuche er nun den Text, welchen eine solche Handschrift des 13. Jahrhunderts enthalten haben würde, auf kritischem Wege wiederherzustellen, so war allerdings hierbei der Conjectur ein weites Spielraum gestattet, da er, von einem Texte des 15. oder 16. Jahrhunderts ausgehend, auf einen angenommenen fast 300 Jahre ältern zurückzuführen sollte. Diese ich selbst gestellte höchst schwierige Aufgabe hat Hr. Riemann auf so befriedigende Weise gelöst, daß sich die Fortschritte unserer Zeit im deutschen Sprachstudium wol etwas auf seine Arbeit zugute thun mögen. Wir können uns indeß, wenn wir den also hergestellten Text des 13. Jahrhunderts lesen, nicht wohl verbergen, daß wir hier eine fortlaufende Conjectur, eine große Hypothese vor uns haben, daß die Gestalt, in welcher wir das Gedicht gelesen sollen, nicht die ist, welche ihr der letzte Dichter gegeben hat, sondern diejenige, welche es gehabt haben würde, wenn dieser letzte Dichter oder Dichter zu Anfang des 13. Jahrhunderts gelebt hätte, und wenn, was noch hinzukommen muß, die Gestalt, welche dieser auch ihm aus älterer Zeit überlieferten Gedichte gab, in den drei Jahrhunderten bis zur Abfassung der einzigen uns erhaltenen Handschrift nicht bis ins Unkenntliche entartet worden wäre. Denn die Annahme eines schwachen Dichters in dem 13. Jahrhundert ist ganz unüberlegt und kann daraus allein, daß im 12. Jahrhundert eine andere Gestalt des Gedichts bezeugt wird, und daß in dem gegenwärtigen Text das Mittelhochdeutsche noch durchblickt, nicht entnommen werden. Daß das Gedicht im 12. Jahrhundert eine wesentlich von der gegenwärtigen verschiedene Gestalt hatte, wissen wir; wann es aber letztere erhielt, ob im 13., 14. oder 15. Jahrhundert, ist ganz ungewiß und das Durchblicken rein mittelhochdeutscher Formen kann für das 13. Jahrhundert nicht entscheiden, indem diese ja auch aus der ältern Gestalt des 12. Jahrhunderts, welche Lambrecht kannte, oder der, welche es im 13. und den folgenden Jahrhunderten angenommen hatte, stehen geblieben sein können. Wenn also das Gedicht möglicherweise erst im 14. oder 15. Jahrhundert eine gegenwärtige wesentliche Gestalt angenommen haben kann, so hilft das Zurückführen des Textes aus der noch jüngern einzigen Handschrift auf die grammatischen Formen des 13. keineswegs dazu, es seiner ehemaligen wirklichen Gestalt anzunähern, es wird derselben vielleicht nur entfernt. Die Gestalt, welche es im 13. Jahrhundert hatte, könnte dann von der in der erhaltenen Handschrift auch durch ganz andere Gestaltung der Sage verschieden gewesen sein, und Hr. Riemann hätte manche erst im

14. oder 15. Jahrhundert gedichtete Partien des Gedichts ganz ungerechtfertigter Weise in die Sprache des 13. umgeschrieben. Indessen ist dadurch nichts verloren, indem wir den Text der Handschrift noch daneben besitzen; gewonnen freilich auch nicht wesentlich, wenn auch ein Jeder Hrn. Riemann dafür danken wird, daß er ihm die Möglichkeit verschafft hat, das treffliche Gedicht in seinen Formen der besten Zeit zu lesen und sich durch die Annahme, er lese das Echte und Ursprüngliche, angenehm selbst zu täuschen. Vielleicht hätte Hr. Riemann auf unsern Dank noch gegründeter Ansprüche, wenn er ein anderes Gedicht, das ohne Zweifel im Anfang des 13. Jahrhunderts von einem der besten Meister gedichtet ist, aus der einzigen, gleichfalls sehr späten Handschrift in die Sprache der bessern Zeit zurückzuschreiben, ja den ursprünglichen Text herzustellen versucht hätte. Wir meinen Hartmann's von Aue „Erec und Enite“. Hier würde er einen festern Boden betreten und das Resultat mehr als eine bloße Vor Spiegelung sein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Capitain Gardiner's Aufenthalt im Zoolulande in Südafrika.

Capitain Gardiner besuchte zweimal den Despoten Dingana, von dessen Thaten in Afrika wir neuerdings so mancherlei vernommen haben, und legte seine Wahrnehmungen und Bemerkungen über diesen zweimaligen Aufenthalt in dem unlängst erschienenen Werke nieder: „Narrative of a journey to the Zoolu-Country, in South-Africa, by Capt. Allan P. Gardiner“ (London 1836). Wir heben daraus, da das Werk zu einer ausführlichen Besprechung sich nicht eignet, folgende Züge hervor: „Ich war“, schreibt der Verf., „sehr begierig, bei einem Besuch, den ich jenem furchtbaren und gefürchteten Herrscher machte, diesem eine angemessene Vorstellung von der Gewalt der Hellsichte zu geben, die sich bei der britischen Macht im Kafferlande befinden, und konnte deshalb kaum meine Bewunderung und ein Lächeln unterdrücken, als ich hörte, wie jene tobbringenden Kriegsinstrumente von dem Fürsten sowol als von seinen Unterthanen mit dem lächerlichen Namen „by and by“ (nächstens) bezeichnet wurden. Der Ursprung dieser Benennung für eine ganz heterogene Sache ist einigermaßen merkwürdig. Lieutenant Farewell nämlich, der erste Ansiedler in Port Natal, hatte ein Fort rund um seine Wohnung erbaut, auf welchem und zu dessen Schutz er auch einige fahrbare Kanonen angebracht hatte. Diese unbekannten Gegenstände machten unter den Eingeborenen merkwürdige Sensation, und sie fragten den Lieutenant oft, welches denn eigentlich ihr Zweck sei, worauf er immer erwiderte: „You shall see by and by“ (Ihr werdet's nächstens erfahren). Da sie nun dies by and by unausdrücklich wiederholen hörten, so kamen sie auf den Gedanken, daß es wol der Kunstausdruck für den interessanten Gegenstand sein möchte, und bedenkten sich also denselben fortwährend, um ihn unter sich zu bezeichnen.“

Nachstehendes gibt einige Mittheilungen über zeitlich noch unbekannte afrikanische Volksstämme: „Ich hatte auch eine sehr ausführliche Unterredung mit Umkoti, welcher einer der untern Häuptlinge der Unguani ist, deren Wesentlichkeiten ich hier anmerken will. Sie gehören zu einem Volksstamm, der mit ihnen gleichen Namen führt, und der, so viel ich Nachrichten darüber einzeln konnte, nordöstlich von Unkangilove wohnt. In einer Entfernung von neun Tagereisen, fünf Tagereisen von Unkangilove erreicht man den Fluß Impongo, und vier Tagereisen weiter bringen uns nach Glangani, der Residenz ih-

res Königs Sobuya. Näher nach Umpongola zu ist eine andere Stadt, die Robamba heißt, beide sind im Vergleich zu den Zooluländern nur kleine Flecken, sie sind in derselben Art erbaut, doch ohne Wälle, und befaßen die ganze zu dem Stamm gehörige Bevölkerung, die sich neuerdings außerordentlich vermehrt hat. Die männliche Bevölkerung übersteigt nicht Hundert; allein, da die Vielweiberei unter ihnen herrschend ist und jeder Mann fünf bis zehn Frauen hat, so kann man mit Einschluß der Kinder die Gesamtzahl der Einwohner leicht auf 1200 schätzen. Sie waren früher selbständig, wurden aber von Scharka unterjocht, der sie ihres ganzen Viehstandes beraubte; sie besitzen weder Schafe noch Ziegen und sind, da auch das Getreide bei ihnen nur sparsam erbaut wird, häufig genöthigt, von bloßen Wurzeln zu leben. Die Niederungen sind mit hohem Gras bedeckt, und auf den Gebirgen findet sich Bauholz. Wilde Thiere sind im Überflusse vorhanden und neben den in diesen Gegenden einheimischen haben sie noch den Tiger und das Rhinoceros. Sie scheinen weder den Strauß, noch den Kameloparder zu kennen. Das Glefahier ist das einzige Wild, auf das sie Jagd machen, denn der Elefant ist ihnen zu mächtig und furchtbar, obgleich sie auf seine Ganggähne einen großen Werth legen. Allgators sind in den Flüssen im Überflusse vorhanden, von denen (den Flüssen nämlich) einige als groß geschildert werden. Alle aber, auch die größten, sind zu gewissen Zeiten bis zum Durchwaten leicht. Der Sesuta ist der größte, zunächst von Umpongola, der diese Gegend von dem Zoolulande abgrenzt. Demnächst kommt der Motani, der ebenfalls noch breiter ist als der Zugala. Die Eingeborenen haben keine Kanots und sind mit der Schiffsahrt, ja, man kann sagen, mit der See selbst unbekannt. Sie scheinen überhaupt ein einsiedlerisches Volk zu sein, das mit andern Völkern, außer mit ihren Eroberern, in keiner Verbindung steht. Sie sprechen sämmtlich die Zoolulprache und sagten, als sie uns Englisch sprechen hörten, daß dies die erste fremde Sprache sei, die sie in ihrem Leben vernommen hätten. Umkolwani selbst fand ein wahrhaft kindisches Vergnügen daran, wenn ich mich mit ihm mittels des Dolmetschers unterredete, und rief unaufhörlich aus: „Wie seltsam, du redst zu ihm, und er wieder zu mir!“ In ihrer Kleidung, die so gut ist als keine, gleichen diese Leute fast gänzlich den Zoolus; der Ring, den sie auf dem Haupte tragen, ist das Zeichen ihrer Knechtschaft. Von der Gegend weiter hinaus nördlich und westlich von ihrem Lande ist ihnen nichts bekannt, sie beschreiben sie als eine bürre Küstenlei, welche mit steilen Abhängen und Klüften unterbrochen sei. In der nördlichen Bucht, die gänzlich aus Sand besteht, befindet sich ein breiter Strom, dessen Ufer sie besucht, den sie aber niemals überschritten haben, sowie sie auch nie etwas von einem nordwärts oder westwärts lebenden Volke gehört haben. Nördlich von ihnen wohnt ein Stamm der Zoolus, der die Robombas heißt, von denen sie Eisen erhalten, um ihre Speere und Messer zu beschärfen; von Sefala haben sie wol gehört, sind aber nie dort gewesen und haben Niemand von dem dortigen Volke zu Gesicht bekommen. Ihre Wohnungen sind aber größtentheils aus Matten und Schilf erbaut. Ihr König Sobuya, derselbe, den Scharka unterjochte, hat noch die Gewalt über Leben und Tod. Die des Todes schuldigen Verbrecher werden mit knietragenden Stöcken todtgeschlagen; allein das Speißen oder Pfählen ist bei ihnen durchaus nicht üblich. Alle eines natürlichen Todes Sterbenden werden begraben, nachdem man sie zuvor in ihre Kleider und Matten gewickelt hat. Die heißen Winde wehen in diesem Lande zuweilen auf furchtbare Weise und nöthigen die Eingeborenen, die Gipfel der Gebirge zu ersteigen, um frische Luft einathmen zu können. Das Klima ist so außerordentlich ungesund, und zwar zu allen Zeiten des Jahres, daß Umkolwani sagte, er werde bei seiner Rückkehr wol viele seiner Unterthanen nicht mehr am Leben und Alles in übelm Zustande finden, obgleich es Winter war. Dort ist aber gerade der Winter die trockenste Jahreszeit. Der Regen ist uns

bekannt; aber nördliche Thäler sind sehr häufig. Diese herrschende Trockenheit des Klimas wirkt auf doppelte Art auf die Gesundheit; das eine Mal ausgehend, die Lungen und den Schlund angreifend, so daß die armen Eingeborenen nur noch und noch hinsterben; zu andern Zeiten jedoch rafft die verheerende Dürre ihre Opfer in Kurzem hin, und eine Birtchschwa, ja wenige Minuten reichen hin, um den Tod herbeizuführen. Bei solchen Gelegenheiten hat man bemerkt, daß dem Betroffenen eine schwarze, ekelhafte Flüssigkeit aus dem Munde läuft. Die Heilkunde ist diesem Volkstamm ein gänzlich unbekanntes Feld, weshalb bei eintreffenden Epidemien auch nicht einmal ein Heilmittel versucht wird, sondern, wer es schnell vermag, sucht aus der ungesunden Gegend in eine andere zu entkommen, wo die Luft reiner ist. Umkolwani selbst gestand mir, daß er, sobald er sein Land verlassen, seine Brust freier und frischer gefühlt, und daß er nur mit Wehmut in seine Heimat zurückkehrte. Die Beschneidung herrscht noch immer unter diesem Volk. Wir waren die ersten Weißen, die sie zu sehen bekamen, obgleich die Sage, daß es irgendwo weiße Männer gebe, längst bis zu ihnen gedrungen war. Ubrigens hielten sie beim ersten Anblick uns wol kaum für etwas Anderes als für wilde Bestien, und Ginen von ihnen sah ich vor meinem Pferde, das ganz ruhig im Grase weidete, austreten, so weit ihn die Füße trugen. Ueberhaupt scheint Friedlichkeit, vermisch mit Frandsamkeit, einen Hauptzug in dem Charakter dieses Volkstammes zu bilden. Als sie den Knall unserer Geschütze vernahmen, meinten sie, die Himmel hätten sich geöffnet und befänden sich in großem Aufruhr. „Sobald wir wieder in unsere Heimat gelangen“, bemerkten die Begleiter des Umkolwani, „werden wir es unsern Landsleuten berichten, daß wir weiße Männer gesehen, welche im Besitz des Feuers sind.“ In religiöser Hinsicht bieten sie übrigens Stoff zu den traurigsten Betrachtungen; sie wissen nichts von einem Schöpfer und tappen in der dunkelsten Finsterniß eines gänzlichen Mangels an Glauben. Umkolwani bekannte uns, daß er so im Stillen manchmal nachgedacht, woher denn die Dinge kämen. Da habe er gemerkt, sie entstünden durch Lauch. Wenn der Leib gestorben ist, so setzen sie an, daß er zu Grunde gehe, die Seele aber, die darin bestand, kriechen in den Leib einer Schlange. Von einem Tage der zukünftigen Wiedervergeltung haben sie nicht die geringste Idee, sowie sie auch von dem Dasein eines bösen Geistes nichts wissen.“

30.

Literarische Notizen.

Die magyarischen Taschenbücher: „Aranya“ und „Né Szélete“, sind für 1836 nicht erschienen. An ihre Stelle ist ein Taschenbuch: „Jaciut“ (Jacynth), getreten, herausgegeben von Komarsch. Es enthält neben guten poetischen Übersetzungen aus dem Deutschen, Serbischen und Polnischen anmuthige Volkslieder der Magyaren und profaische Originalaufsätze. Auch ist der gefeierte Dichter Karl Kisfaludy in Besitz des Amtes „Aurora“, erscheinen lassen, der neben Mittelmaßigem und Schlechtem einige gute Märchen und Erzählungen von J. Borosmarti u. A. enthält.

In der Rechtaristenbuchhandlung in Wien ist ein hebräisches Taschenbuch für 1836 unter dem Titel: „Die Wogen röthe“ (Srbakazora), von Spiridon Jowisch, erschienen, das mehre gefällige Poesien, auch Prosa enthält. Das Buch steht in Übersetzungen aus dem Deutschen.

In Christiania erscheint seit Jan. 1836 eine neue norwegische Zeitung unter dem Titel: „Norwegische Rechtszeitung.“

Der Lithograph Damier in Kival gibt jetzt die Wappen aller zur estländischen Ritterchaftsmatrikel gehörenden Familien in einer Sammlung heraus.

31.

Literarische Unterhaltung.

Sonntag,

Nr. 262.

18. September 1836.

Bibliothek der gesammten deutschen Nationalliteratur von der ältesten bis auf die neuere Zeit. Herausgegeben von mehreren Gelehrten. Erste und zweite Abtheilung.

(Fortsetzung aus Nr. 261.)

Den geringen künstlerischen Werth des „*Thuerbant*“, welcher den zweiten Band der „*Bibliothek*“ bildet, hat sich der Herausgeber keineswegs verborgen. Er selbst schreibt in dem Abschlusse über das poetische Verdienst des Gedichtes (S. 106 der Einl.) das Aufsehen, welches dasselbe seiner Zeit gemacht hat, mehr dem Gegenstande, die Thesen Maximilian I., und der in künstlerischer Hinsicht mangelhaften Ausstattung zu als der Ausführung, welche es dem Dichter verdankt. An historischem Interesse würde das Gedicht allerdings für uns gewinnen, wenn es dem Herausgeber gelungen wäre, seine in der mit Fleiß und Gelehrsamkeit gearbeiteten Einleitung S. 5 aufgestellte Ansicht, daß Maximilian selbst an der Abfassung dieses Gedichtes einen bedeutenden Antheil habe, zur Evidenz zu bringen. Diese Ansicht spricht er S. 34 der Einleitung näher dahin aus, daß Erfindung und erste Ausführung des ganzen Gedichtes dem Maximilian zuzuschreiben, Überarbeitung und oft auch weitere Ausführung aber dem Melchior Pfinsing. Da einerseits M. Pfinsing sich selbst für den Verfasser des „*Th.*“ auf dem Rande selbst ausgibt und auch von den Zeitgenossen, ja von Maximilian selbst als solcher anerkannt wird, andererseits aber auch zahlreiche Zeugnisse für des Kaisers eigene Autorschaft an demselben nicht fehlen, so empfiehlt sich jene Ansicht des Herausgebers schon von vorn herein als Vermittelung beider auf unverdächtigen Zeugnissen ruhenden Annahmen. Sie ist aber überdies auf Vergleichung der vier in der k. k. Hofbibliothek zu Wien befindlichen handschriftlichen Originalhandschriften vom „*Th.*“ gegründet, welche als vor dem gedruckten *Thuerbant* verfaßt zu betrachten sind. Drei enthalten den Text, eine vierte nur Holzschnitte und Skizzen. Von jenen führt Cod. 149, welcher, wie die Vergleichung ergibt, als der älteste zu betrachten ist, die Überschrift: „Das ist Fürwittich den Marx Trepsfaurwein mit Schrift vnd gemalt in ordnung gestellt hat,“ und enthält in 31 Capiteln nur den ersten der drei Theile des Gedichtes. Nach Fr. Goldmann ist es wahr-

Nr. 148, welcher von Maximilian's eigener Handschrift sein soll, enthält die zwei ersten Abtheilungen des Gedichtes, nämlich „Fürwittich“ und „Unfall“; er ist mehr ausgeführt als Cod. 149, der als seine Grundlage zu betrachten ist, wie er selbst wieder dem von Melchior Pfinsing verfaßten gedruckten Texte zum Grunde liegen soll. Hierauf folgt Cod. 488, welcher den dritten Theil des Gedichtes enthält, und wieder von Trepsfaurwein's Hand geschrieben sein soll, wiewol hieran der Herausgeber zweifelt. Von diesen drei Handschriften stimmt Nr. 149 am wenigsten mit dem gedruckten Texte, in Nr. 148 zeigt sich schon größere Annäherung und weitere Ausführung, besonders am Ende der Capitel, wo Pfinsing die moralische Nuganwendung hinzugegedichtet oder doch erweitert haben soll.

Nach der Ansicht des Herausgebers ist nun der gedruckte „*Thuerbant*“ nichts als eine Überarbeitung dieser Codices, wobei er sich besonders auf die bekannten Nachrichten stützt, daß Maximilian seinen Vertrauten das Manuscript zu überarbeiten und zu vollenden gab, weil seine beschränkte Zeit ihm diese Arbeiten nicht selbst gestattete. Wir können ihm dies zugeben, sowie auch den Satz, daß der „*Thuerbant*“ zuerst von Marx Trepsfaurwein überarbeitet worden; wo bleibt aber der Beweis für den großen dem Kaiser selbst zugeschriebenen Antheil an Erfindung und Ausführung? Wäre es erwiesen, daß einer der Codices von des Kaisers eigener Hand geschrieben sei, und wäre dies nicht Cod. 148, welcher schon ausgeführt ist, sondern Cod. 149, welchen aber Trepsfaurwein geschrieben haben soll, so würde diese Ansicht einigen Schein gewinnen. So aber kommt es uns schwer an, zu glauben, daß ein lebensvoller Held, wie Maximilian, die nüchternen, perückenhafte Allegorie erfunden haben soll, welche sich mit widerlicher Breite durch alle drei Theile dieses langweiligen Gedichtes durchzieht und den Faden bildet, an dem alle einzelne Abenteuer, die sich oft zum Verwecheln gleich sehen, aufgereiht sind. Denn wer kann die vielen Gensjagden, die mit ebenso vielen Sau- und Bärenjagden in beiden ersten Theilen abwechseln, im Gedächtniß auseinanderhalten? Allenfalls merkt man sich, daß die Gefahr, welcher der Held beinahe ausgesetzt gewesen wäre, in einigen dem Fürwitz, d. h. der Verwegenheit des Helden selbst, in andern dem Unfall, d. h. einem

welcheigen Zufall beigemessen wird. Will man sich das herrliche Bild, welches die Geschichte von Maximilian unserer Phantasie überliefert, durch das Gedicht nicht trüben lassen, so muß man sich gegen die Annahme, daß der Kaiser an dessen Abfassung einigen Antheil gehabt habe, ja, daß ihm nur die pedantische Erfindung desselben zur Last falle, so lange wehren als möglich. Freilich hat er die Thaten vollführt, welche zu derselben Veranlassung gaben, vielleicht auch ihre Aufzeichnung gewünscht und betrieben, und er ist nur zu bedauern, daß es in seiner Zeit, die ihm doch so viel verdankt, nur Treppstufen und Pfinglinge gab; wollen wir Nachkommlinge nun noch das Unrecht hinzufügen, ihm die Geschmackslosigkeit und Jämmerlichkeit seiner Hofspoeten selber aufzubürden? Daß dem Kaiser der „*Thuerdank*“ sehr am Herzen gelegen, ergibt allerdings der vierte Codex Nr. 330; aber wir sind berechtigt, diese Theilnahme an demselben weit mehr auf die artistische und typographische Ausstattung des Werks, die seiner auch viel würdiger war, als auf die dichterische Darstellung seiner Abenteuer zu beziehen; ein Schluß aber auf des Kaisers eigene Autorschaft an letzterer wäre ein sehr gewagter Sprung, gegen den wir uns hiermit feierlich verwahren.

Besser und befriedigender als diese Frage nach dem Verfasser des „*Thuerdank*“ hat der Herausgeber viele andere Streitfragen erledigt, oder wenigstens abgehandelt, besonders diejenigen, welche den Druck und die Polyschnitte des „*Thuerdank*“ betreffen. Wir können überhaupt die ganze Einleitung, namentlich die Abschnitte über Namen, Ausgaben, Bearbeitungen, Übersetzungen und ganz freie Übertragungen, sowie über Inhalt und Wesen des „*Thuerdank*“ als höchst werthvoll empfehlen. Diese Arbeit allein würde der gegenwärtigen Ausgabe ein großes Interesse verleihen, wenn nicht auch der sorgfältig durch Vergleichung der ersten Abdrücke hergestellte Text, mit dem sich der Herausgeber eine andenkbare Mühe gegeben hat, sie selbst Denjenigen empföhle, welchen eine der ersten Ausgaben nicht unzugänglich ist. Beigefügt ist außer der Clavis von Melchior Pfingling auch die von Sebastian Frank aus dessen „*Teutscher Nation Chronik*“ und die von Matthäus in dessen Bearbeitung des „*Thuerdank*“. Vergleicht man diese verschiedenen Claves, so muß es auffallen, wie allmählig die bekannte Sage von Kaiser Maximilian's Abenteuer auf der Martinswand sich gebildet zu haben scheint. Der „*Thuerdank*“ selbst weiß nichts von ihr, das 20. Capitel enthält zwar eine gefährliche Situation, in welche der Kaiser bei einer Gamsenjagd gerathen ist, oder beinahe gerathen wäre, aber noch keinen Zug der Legende. Ebenso wenig weiß davon die Clavis des Melchior Pfingling. Aber schon die des Sebastian Frank erwähnt des Sacraments, welches man ihm aus der Ferne gezeigt habe; jedoch half ihm Gott, wie er hinzufügt, durch sein freudig Gemüth und Geschicklichkeit herab. Bei Matthäus Schultes dagegen ist es schon der Engel Gottes, der ihm herabhalf. Doch hierüber verspricht der Herausgeber nähere Nachforschungen bekannt zu machen, auf welche wir allerdings neugierig sind,

wenn wir auch das Resultat derselben im Voraus bestmöglichsten wagen, daß sich auch diese Sage wieder in ganz lichter historischer Zeit allmählig gebildet habe, mit Diejenigen zu beschämen dienen würde, welche zu der Sagenbildung durchaus das mythische Dunkel einer mythischen Zeit verlangen.

Mehr als die „*Kurze*“ und der „*Thuerdank*“ ist der ersten Abtheilung der „*Bibliothek*“, welche die Nationalwerke selbst enthalten soll, bis jetzt nicht erschienen. Die zweite nicht minder weit aussehende Abtheilung dessen soll, wie es scheint, Untersuchungen und Abhandlungen über diese Nationalwerke selbst enthalten und zu dem Verständniß und Erklärung Beiträge und Nachrichten liefern. Von dieser Abtheilung ist bis jetzt nur ein Band erschienen, der unter dem Titel: „*Untersuchungen zur Geschichte der deutschen Heldensage*“, von Franz Pfeiffer, ein Werk für sich ausmacht. Pfeiffer's wissenschaftliche Gelehrsamkeit ist bekannt, er gehört besonders zu den besten der altdeutschen Literatur, wenn nicht zu den sonnensten und gründlichsten, doch zu den geschärfsten und kühnsten Forschern. Wenn die Leiter der Grimm in ihren neuern Werken, mit Ausnahme etwa des allernächsten, der „*Mythologie*“, sich an die angestrichelten streifenden Genauigkeit der Dichtungen fleißigen, wenn Wilhelm Grimm in seiner „*Deutsche Heldensage*“ sich vorsichtig an das diplomatisch zu halten hat und sich kaum eine Vermuthung erlaubt, wie willig sie sich auch aufbringen möge, so befinden sich bei Pfeiffer immer auf dem Felde der Hypothese, die Division, ja der Intuition und Revelation. Nicht selten wie noch keinen Label ausgesprochen haben, lenkt dem Forscher nicht nur in die Dämmerung zu blicken, sondern selbst an die Finsterniß der Nacht zu wohnen, bis allmählig auch hier Umrisse und Gestalten erkennbar werden. Selbst die Gefahr, zu weit zu gehen, nicht scheuen, denn oft fährt der Irrthum zur Wahrheit und es ist schon ein Verdienst, den Geist des Irrthums erweckt und so eine zuverlässige Erkenntniß gewonnen haben. Das gegenwärtige Buch schließt sich an das des Verf. „*Quellen und Forschungen*“, namentlich an die Untersuchung über die Heimath der Nibelungen an, welcher hier Nachträge zu liefern der Verf. durch die des Verlegers veranlaßt worden ist. Diese sollen noch immer sehr unvollständige geschichtliche Beiträge der Heldensage, welche dort versucht wurde, abschließen, sondern nur einen Theil des dazu nachgesammelten Stoffes dem Publicum übergeben. Dem enthält es Vorarbeiten zur äußern Geschichte der Heldensage mit Anfangung eines Capitels aus der Geschichte derselben nebst einem Anhang neuer Nachrichten. (Der Beschluß folgt.)

Die nachgelassenen Memoiren des Sir James Mackintosh. Es gibt drei verschiedene Gattungen von Biographien oder auch Memoiren, wenn man sich dieses complicirten

*) Memoirs of the life of the right honorable Sir James Mackintosh edited by his son, Sir Rob. Jam. Mackintosh. Two Volumes. London 1834.

anderns Kehrseite bezeichnen will. Die erste Gattung hat es hauptsächlich mit der handlichen und lebendigen Persönlichkeit des Lebens zu thun; sie zeigt, was er selbst gethan und gelitten. Die zweite Gattung kehrt das Handeln und Denken der Menschheit gegen sich und nach hervor, allein nicht sowohl an der Person des Lesers der Geschichte selbst, vielmehr an andern, deren Thaten und Geschehnisse dieser im Laufe seines Lebens zu beobachten Gelegenheit hatte; die dritte Gattung endlich (oder auch die Memoiren im engeren Sinne) läßt das Ereigniß und die Besonderheit als solches in den Hintergrund treten und bemüht sich dafür, die Gedanken, Reflexionen, Bemerkungen, kurz alle geistigen und gemüthlichen Seiten des Subjects zur Hauptache der Darstellung zu erheben. Es handelt sich bei dieser Art nicht mehr um die That selbst, vielmehr um die geistigen Resultate der That. Wenn nun die erste Gattung die Memoiren oder Biographien der eigentlichen öffentlichen Characteren umfaßt, so ist z. B. hierher viele Lebensbeschreibungen des Plutarch, des Leben Napoleon's, Mithras, Washington's, Washington's u. zu rechnen sein würden, so bezieht die zweite Gattung alle diejenigen Selbstbiographien, welche sich auf Compilationen von Journalen und Tagebüchern gründen, wo die chronikartige Form wieder eintritt und der Verfasser, weil seine eigenen Beobachtungen nur subjactiver Natur sind, dafür Zeit und Raum gewinnt, sein Augenmerk ausschließlich auf die Beobachtungen Anderer zu richten. Die dritte, für die Literatur und die Geschichte am weitest verbreitete Klasse der Biographien bezieht fast ausschließlich den geistreichen Schriftsteller an, und letzteren müssen deshalb freit, wie etwa Goethe's Selbstbiographie, die Erzählungen ihrer poetischen, philosophischen, literarischen u. Werke angesehen werden, zu denen sie mannichfache Aufschlüsse geben und gleichsam die Gemüths des Geistes hinzusetzen, wie auch das, was er ist, allmählig geworden ist. Diese Biographien sind Geschichten, nicht der Personen, sondern des Geistes, und die Dichtung richtet sich deshalb nach der mehr oder minder umfassenden Einseitigkeit des Geistes, dessen innere Geschichte sie enthalten, nach der mehr oder minder bedeutenden Rolle, welche er in der Geschichte der geistigen Kultur und der Literatur einnimmt.

In dieser umfassendsten und bedeutendsten Gattung der Biographien und Selbstbiographien lassen sich die nachgelassenen Memoiren von Sir James Macintosh rechnen. Er ist kein Mann der That, er ist ein Gelehrter, ein philosophischer Schriftsteller (im guten englischen Sinne), ein Staatsmann. Was ihm in seinem Leben begegnete, ist das minder Hauptliche und wol schon Vielen begegnet; aber die Spuren, die er mit seinen Gedanken verfolgte, sind das Wichtigste. Wenn ihm diese geistige Strebsamkeit auch nicht grade — wie bei etwas breiterer Kritik im „Edinburgh Review“ sagt — zu thun „of the most powerful thinkers, most conscientious arguers and most learned reasoners“ macht, „that the world has ever seen“ (wobei wir wenigstens das erste Prädikat bezeichnen müssen), so macht sie ihn doch zu einem unerschütterlichen Weltmann, zu einem feinen und vorsichtigen Beobachter und zu einem besonnenen und gründlich beurtheilenden Augenzeugen der geistigen Interessen seines Zeitalters. Macintosh ist ein Gentle, das ist gewiß; aber er ist ein sehr vielseitig gebildeter, mit einer durchaus soliden Beobachtung begabter Mann, der dem die Solidität und Gründlichkeit häufig das Gentle ersetzt. Er ist seinem Wesen nach ganz national, ein Engländer, wie er lebt und lebt; aber ein sehr achtungswerther, kenntnisreicher, gewissenhafter und im Forsche unermüdblicher Engländer. Diese Eigenschaften alle machen seine Memoiren bedeutender, interessanter und ertragreicher für den aufmerksamen Leser, als viele manche weit geistreichere Selbstbekenntnisse sein können. Es ist bekannt, daß Coleridge in seinen „Lichtgesprächen“ ein ganz günstiges Urtheil über Macintosh fällt. Er zweifelt, daß man diesen im eigentlichen Verstande einen originalen und genialen Mann nennen könne, denn trotz seines großen Überflusses an Stoff (fluency) und seiner blendenben Strebsamkeit

(vollständiger Gradation) könne man nicht leicht im Bilde von ihm sich aussetzen und gebrauchen; es ließe sich nämlich an seinem Schädel die Inschrift anbringen: „Hier ist eine Hirnverletzung zu verzeichnen.“ Trotz diesem scharfen Urtheil des geistvollen Coleridge behält Macintosh's geistige Persönlichkeit ihren Werth. Welche Naturen, obgleich einsam und derbischen Nation angehörig, sind freilich himmelweit verschieden. Der letztere Urtheile, Beobachtungen und Gedanken verlaufen sich in der Breite des Lebens und verlieren sich auch wol einmal darin, während Coleridge das feinstlich höhere Talent besitzt, diese Breite und Zerfloßtheit des Lebens selbst in eine scharfe geistige Spitze, in eine engegeschlossene, aber intensität mächtiges Centrum zusammenzufassen. Er braucht großen Raum für seine Ansichten, er braucht wirklich ein Boardinghaus dafür, und als solches können seine Memoiren gewissermaßen gelten; Coleridge dagegen läßt seine schlanke Apertur, die leichte Reiteri seiner Gedanken und Beobachtung an den Ereignissen, an dem Juppel, auf den sie sich beziehen, hinspielen. Mit einem einzigen Wort setzt er den Dingen die Krone auf. Er schlenbert durch die Welt und trifft alle Dinge auf den Kopf. Sammelst er nun einmal diese Worte und Bemerkungen in eine Masse, so gibt es darum doch keine weitläufigen Memoiren, sondern nur leichte „Lichtgespräche“. Coleridge hat, um Alles in Allem zu sagen, weit mehr Deutliches und gleich in vielen Stücken sehr unserm Nichtenberg.

Wir wollen einiges Nähere über die Lebensumstände des Sir James Macintosh in aller Kürze mittheilen und diesem Weis einige interessante Partien aus seinen Memoiren folgen lassen. Sir James Macintosh war 1765 geboren und stammte aus einer alten, aber nicht begüterten Familie in Invernesshire. Schon auf der Schule zu Aberdeen, wo er die Elemente seiner geistigen Bildung empfing, zeichnete er sich durch Fleiß und Erbhafteit des Geistes aus. Er wollte Medizin studiren und begab sich deshalb, um seine akademischen Studien zu vollenden, nach Edinburgh. Dort wurde er 1788 Doctor der Arzneiwissenschaft. Gelehrte Studien anderer Art, namentlich politische Studien brachten ihn jedoch von seinem erwählten Beruf nach und nach ab; er gab den früher begabten Plan, in Rußland als Arzt zu prakticiren, wieder auf und entschloß sich, die Rechte zu studiren. Diese Wendung leitete ihn für sein ganzes Leben der Literatur im allgemeinen Sinne, der Politik und der Theilnahme an socialen Zuständen überhaupt zu. Er arbeitete nun viel in Zeitschriften; aber sein erstes selbständiges Werk waren die „Vindicationes Gallesae“ in Erwiderung auf Burke's berühmte „Reflections“ (1791). Die Folge davon war, daß er sich an die Reihen der Führer der Opposition angeschlossen. Er wurde 1795 an einen der Gerichtshöfe berufen und erwarb sich Burke's persönliche Freundschaft. Er war selber ein großer Enthusiast für die französische Revolution gewesen; allein die Gruel der Schreckensregierung änderten seine Ansichten sehr. 1799 hielt er in Lincoln's-Inn eine Reihe von Vorlesungen über Natur- und Völkerrecht, worin er mit großer Begeistertheit, Begeistertheit und einbringlichem Urtheil die freilich Punkte des öffentlichen und Privatrechts aufzuklären und die Interessen des Volks mit den Ansprüchen der Regierung zu vermitteln suchte. Die Einleitung zu diesen Vorlesungen ist im Druck erschienen. Sehr viel zur Verherrlichung seines publicistischen Ruhms trug die bekannte Rede bei, welche er bei Gelegenheit des Pelissier'schen Processes wegen eines Libells auf Napoleon (1808) hielt und die allerdings noch immer als ein Muster in ihrer Gattung gelten kann. Sein damaliges Einkommen belief sich etwa auf 1200 Pf. jährlich, was ihm vollkommen genügte; dennoch veranlaßten ihn anderweitige Rücksichten, besonders die Hoffnung, mehr Raum zu selbständigen Arbeiten zu gewinnen, daß er noch in demselben Jahr um die Stelle eines Syndikus von Bombay anhielt, die ihm auch vertheilt wurde. Er rieth deshalb im nächsten Jahre nach Indien ab; der Erfolg entsprach jedoch seinen Erwartungen nicht. So häufig er auch während seines

Aufenthalt in Indien war, so gewann er doch nicht die Masse, die beabsichtigten literarischen Werke zu vollenden. Er lag an und ließ liegen, und da er durch seine Ungewohnheit in ökonomischen Dingen noch überdies in seinen finanziellen Verhältnissen zurückgekommen war, so kehrte er 1812 nach Europa zurück, mit gestörter Gesundheit, unsicheren Aussichten und einer Masse von Materialien zu gelehrten Arbeiten, die er nie vollendet hat. Percival, der damals an der Spitze der Regierung stand, bestrebt sich, ihn passend zu versorgen, und bot ihm einen Sitz im Parlament an, wollte ihm auch eine einflussreiche Stellung bei dem Board of control verschaffen. Diese Anerbietung lehnte jedoch R., als mit seinen Grundsätzen nicht mehr übereinstimmend, ab. Dagegen nahm er im Interesse der Rühre seine vorige Stelle als Ausschussmitglied der Gracchenschaft Raten wieder ein. Er blieb im Parlament seinen liberalen Grundsätzen getreu. 1818 ward er als Professor des Rechts in Oxfordsburg angestellt, legte jedoch 1827 diese Stelle nieder. Er beschäftigte sich nun in den letzten Jahren seines Lebens viel mit literarischen Arbeiten, war Mitarbeiter am „Edinburgh review“, schrieb eine einleitende Abhandlung über Geschichte der philosophischen Moral zur „Encyclopaedia britannica“ und unerschöpflich kräftig. Romilly's Arbeiten zur Verbesserung des Criminalgesetzes. Nach dessen Tode ward er ausschließlich mit Leitung dieser wichtigen Reformen beauftragt. Bollenstedt erschien noch von ihm eine populäre „Geschichte von England“, und in seinem literarischen Nachlass fand sich ein sehr werthvolles Fragment einer Geschichte der Revolution von 1688. 1830 gelangte er unter Lord Grey's Verwaltung zu einem Sitz in dem Board of control, den er früher ausgeübt, und nahm in dieser Stellung thätigen Antheil an allen derzeitigen Reformen. Er starb 1832, und sein Verlust wurde, da sein Leben keine Veranlassung zum Reiz dargeboten hatte, aufrichtiger als manches andern Staatsmanns seiner Zeit, beklagt. Macintosh war ein durchaus ehrenwerther Mann; gewissenhaft in öffentlichen wie in häuslichen Dingen; pärtlich gegen seine Familie, prunklos in seinen Handlungen, bescheiden als viele seiner minder begabten Zeitgenossen und von einer vollkommenen sittlichen Grundlage des Charakters. Diese Eigenschaften wird man ihm nie absprechen können, wenn man auch Das und Jenes an seinem Talente aussetzen hat. Eine große Aufmerksamkeit auf sich selbst, auf die Zustände seines Gemüths, auf Das, was in seiner Bildung lüdenhaft war, mit einem Wort auf sein ganzes intellectuelles und sittliches Innere gelenkte ihn aus, und diese Seite ist es besonders, welche seinen Memoiren ein bleibendes Interesse verleiht.

Seine pärtliche Abhängigkeit an die Seinen charakterisiren am meisten nachstehende Stellen aus dem Briefe, den er 1797 kurz nach dem Verlust seiner ersten Gattin (er war zweimal verheirathet) an seinen Freund Dr. Parr schrieb. „Erlaube mir“, schreibt er, „daß ich, um ihrem Gedächtniß gerecht zu sein, die melde, was sie war und was ich ihr verdanke. Ich hatte mich bei meiner Wahl nur durch eine blinde, aber unwiderstehliche Jugendneigung leiten lassen. Aber ich hatte doch grade das Rechte getroffen: eine einsichtsvolle Gesehtin, eine pärtliche Freundin, eine besorgte Rathgeberin, die trauerte der Frauen und die pärtlichste Mutter, welche jemals Kinder verlieren konnten. Ich besaß eine Gattin, die bei der größten Geduld mit meinen Schwächen doch die Gabe besaß, die schlimmsten davon zu verbessern. Ihre große Zuneigung zu mir leitete sie zur Klugheit und Umsicht in meinen Angelegenheiten. Als diese am verwideltsten waren, gelang es ihr allein, sie so weit zu ordnen, daß mir kein lähmender Nachtheil dadurch erwuchs. Sie verstand unter allen meinen Freunden am besten, meiner unentschlossenen Gesinnung zu Hülfe zu kommen, und unterstützte mich fortwährend grade zu derjenigen Thätigkeit auf, die, wie sich hernach fand, am einträglichsten und erfolgreichsten für mich war. Ich verdanke ihr deshalb nicht bloß Das, was ich bin, sondern auch Das, was ich etwa noch sein werde. In

ihrer Besorgniß für mein Interesse ließ sie keinen Augenblick die Eigenthümlichkeit meiner Gefühle und meines Charakters unberücksichtigt. Schmolzen und Bitterkeit war ihrem Herzen gang fremd. Von Natur eher heftig und leidenschaftlich, war sie doch durch ihre unermüdliche Sorgfalt für mich und unser Verhältnisse mild und ruhig geworden. Die eheliche Liebe hat ihre Festigkeit gelindert. So war die Gattin, die ich verloren habe, und dieser Verlust ist für mich um so schmerzlicher, da er zu einer Zeit geschieht, wo sich, zuerst in Folge ihrer rastlosen Bemühungen, meine Verhältnisse freundlicher zu gestalten anfangen. Sie starb mir zu einer Zeit, wo ich ihr besser danken können; diese Aussicht ist zerstört und wiewohl nun sie mich fast zu einem moralischen Bormwurf.“ Der Verlust dieser ausgezeichneten Gattin muß den gelehrten und gebildeten Mann, dem es doch an Hülfsquellen zu Trost und Beruhigung nicht gefehlt haben kann, überaus tief ergriffen haben, kann sich Schreiben an Dr. Parr wird, je mehr es sich dem Schicksal nähert, desto schwermüthiger. Er findet in nichts Trost und ist ebenso sehr sittlich als sehr süchtig aufgeregt. Und dies ist die wahre Uebel des Schmerzes über den Verlust eines Geliebten, wenn Sehnsucht und Klage den Charakter des sittlichen Selbstvorwurfs annehmen. Dieser Todesfall machte ihn sogar in seinen Philosophemen irre; sie vermehren, sagt er, sein Unglück, anstatt Trost zu gewähren. Er fürchtet sich betraue dem Weiterleben, so raschlos und verlassen kommt er sich vor. Den besten Beweis von seiner unverstellten Bescheidenheit und Demuth gibt R. in einer Aemterung zu seiner Abhandlung über die ethische Philosophie, wo er seiner beiden vornehmsten Freunde George Wilson und Serjeant Tens die rühmlichste Empfehlung thut. „Dafür, daß ich dies niederschrieb“, sagt er, „und Dasjenige laut gerühmt habe, was eigentlich meines Ruhmes nicht bedarf, hoffe ich, wird mich der Leser entschuldigen. Es war mir Bedürfniß, meine Freunde im Tode zu ehren, da mir ja ihr Leben und schönes Beispiel, ihre Thätigkeit und Freundschaft oft die schmerzlichen Gefühle gelindert hat, welche das Bewußtsein meiner eignen Gebrechlichkeit in mir hervorrief.“

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Unter den vielen prächtigen Aufzügen, womit die Herzogin von Burgund ihre Gastmahl festlicher, ihre Feierlichkeiten, die Stiftung des Ordens des goldenen Kleeblatts, Vermählungen und Laufen, heiterer machten, war einer der letzten, aber auch der ansehnlichsten, der, welcher bei der zweiten Vermählung Karls des Kühnen mit der Prinzessin Margarethe von England stattfand. Es wurden bei dem Einzug der Neumäthigen in Brügge Myrthen gespielt, die sich auf den Ehestand bezogen, z. B. Adam, der die Eva aus der Hand Gottes empfing, Kleopatra, die ihre Hand dem Antonius reicht, und andere mehr. Das Ritterspiel hatte es mit Riesen und Zwergen, goldenen Bäumen, verwünschten Prinzessinnen und einer Frau zu thun, die ins Dramatische überging. Für das Festmahl, jedoch das Ueberflüssigste aufbewahrt, die Zwischenspiele, ließ sich, bald sah man auf einem Einhorn einen Leoparden, bald das Banner von England trug und ein Gänsefisch, in der Lage hielt (Anspielung auf die Abkunft und den Namen der Herzogin). Bald erschien eine Zwergin als Gesehtin auf einem großen goldenen Thron; der Kaiser des Thiers öffnete sich und ein Rondeau zu Ehren der Vermählung ertönte daraus. Riesen führten einen 60 Fuß langen Fisch in den Saal. Er bewegte Schwanz und Flossen, die Augen waren Spiegel. Sein Schlund öffnete sich, tangente und singende Stimmen, und 12 Meeremänner, die sich bediegen, stiegen daraus hervor, zur Ergötzung der Versammlung, welcher der künstliche Mechanismus dieser und anderer Maschinen überaus wunderbar vorkam.

Montag,

Nr. 263.

19. September 1836.

Bibliothek der gesammten deutschen Nationalliteratur von der ältesten bis auf die neuere Zeit. Herausgegeben von mehreren Gelehrten. Erste und zweite Abtheilung.

(Beschluß aus Nr. 262.)

Die Quellen, woraus die Untersuchung der Heldensage geschöpft wird, sind nach dem Verf. innere und äußere. Jene sind die Heldenlieder selbst und die schriftlichen Zeugnisse, welche sich bestimmt auf eine Sage oder ein Lied beziehen. Alle andere Spuren und Andeutungen, die oft nur noch in einem Namen bestehen, nennt er äußere Quellen, und diese zu sammeln, hat er sich vorgesetzt, während die innern Quellen W. Grimm in seinem bekannten Buche untersucht habe. Jene äußern Quellen vergleicht er selbst mit den verfeinerten oder sonst in Abdrucken erhaltenen Trümmern der körperlichen Umwelt, die uns Zeugniß geben von dem Untergang einer organischen Vorzeit. Die Frage, was solche äußere Quellen für den Ursprung und die Gestaltung der Heldensage beweisen, wird §. 3. der Einleitung aufgeworfen, aber nirgend bestimmt beantwortet.

Wol mag es manchmal schwer sein — heißt es §. 11. ebend. — den Zusammenhang und die Brauchbarkeit der Ergebnisse solcher verzeigten Forschungen einzusehen; das darf jedoch nicht abhalten, solche Untersuchungen anzustellen, noch weniger berechtigt es, sie gering zu schätzen, denn ihr Zweck ist eine große Aufgabe, deren Lösung wol möglich scheint, wenn wir die Entdeckungen betrachten, welche täglich in unserer alten Literatur gemacht werden.

Das hierauf folgende erste Hauptstück: „Zur Völkertunde der Heldensage“ ergänzt in seinem ersten die Nibelungen betreffenden Abschnitte die in den „Quellen und Forschungen“ (I, 22 fg.) angelegte Sammlung über das Vorkommen des Namens Nibelung, theils aus Leichten's Forschungen, theils durch eigne Nachlese aus gedruckten und ungedruckten Büchern. Das Hauptergebnis ist, daß die Sage der Nibelungen nur bei fränkischen Völkern ins Leben gedungen, nur bei ihnen ursprünglich zu Hause sei. Hieraus schließt er weiter, daß die ältern Lieder dieser Sage nicht hochdeutsch, sondern niederdeutsch abgefaßt waren, und daß die Franken die übrigen Völker an Bildung und Geist übertrafen. Die Wertlosigkeit dieser Schlüsse darf nicht bestritten. Interessant ist es aber, den Namen Napoleon hier unter den Formen zu finden,

unter welchen der Name Nibelung sich bei den romanischen Völkern versteckt. Man sollte denken, die Ableitung von Neapel, Neapolitans läge näher. Wone vermuthet, der Name Napoleon, welches er für die ältere Form erklärt, im Vergleich mit den auch vorkommenden Neapoleon u. s. w., welche noch näher an jene Herleitung erinnert, sei durch die fränkische Eroberung des lombardischen Reichs nach Italien gekommen. Mit den Nibelungen bringt dann der §. 14 die Ghibellinen in Verbindung, wie schon früher von Andern und von Wone selbst in den „Quellen und Forschungen“ geschehen war. Ghibellin soll ein burgundischer Name, und dort 300 Jahre älter sein als in Italien, wohin er aus Burgund gekommen. Zuletzt gehen Gibelo und Gubelo, das durch die Wurzel Gub mit Kobold verwandt sei, auf die Kabiren (Kabilen) wie Nibelung auf die Kaphirim zurück, doch seien die Zwischenbeweise schwer und vielleicht noch nicht zu führen. Hier glaubt man Radlof sprechen zu hören. Der geistreiche Ursprung der Kobolde und Nibelungen habe dann die Verwechslung ihrer Namen veranlaßt und erleichtert. Der zweite Abschnitt dieses Hauptstücks kommt nun sehr natürlich auf die Wölflinger, als deren erste Heimat Oberbairern und Steiermark ermittelt wird. Aber im 9. Jahrhundert stirbt der Name dort aus und erholt erst zu Ende des 11. und zu Anfang des 12. mit der Sage zugleich einen neuen Schwung. Diese Wiedergeburt hat ihren politischen Grund in der Verbindung der Welfen mit dem Papste durch die Anheirathung von Toskana, welches auch seitdem in den Heldenliedern erwähnt wird. Daher die christliche Richtung der wölflinger Lieder, Wölfenamen und Wölfs wapen der Helden, und der Gegensatz derselben gegen die Ghibellinen oder Nibelungen, wie er besonders im „Rosen garten“ hervortritt. Gegen diese Ansicht möchte wenig mehr einzuwenden sein. Auch die Njungen werden zuerst in Baiern, und zwar als die ältere Form des Namens Wölflinger nachgewiesen, und zugleich mit Welsung, ja mit Wölsung und Wils identifiziert. Die Baiern müssen noch gewußt haben, daß Wils oder Wils ein Wolf heißt, weil sie es mit Wölfling übersetzten. Wichtige Folgerungen für die Geschichte des Mittelalters werden §. 24 aus diesen Prämissen abgeleitet. „Es ist falsch, wenn man von dem Schlachtruf bei Weinsberg: Hei Welf! Hei Walbungen! die Parteien herleitet und den Namen Gibellin

durch die schwabischen Dörfer Walblingen erklärt". Die nähere Ausführung dieser wichtigen These wird, wenn auch nicht überzeugen, doch viel zu denken geben.

Das zweite Hauptstück: „Zur Länderkunde der Heldensage“, beginnt wieder im ersten Abschnitt mit den Nibelungen, welche diesmal, ziemlich im Widerspruch mit dem in den „Quellen und Forschungen“ über die Ansicht des Hrn. v. Ledeber, wonach deren Heimat in die Gegend von Neuß am Rhein gesetzt werden sollte, gefällten Urtheile, eben in dieser Gegend urkundlich zuerst nachgewiesen werden. Freilich terte Hr. v. Ledeber, wenn er meinte, noch in dem Nibelungenliede werde unter Nibelungenland die Gegend um Neuß verstanden; aber diese ist nun auch nach Mone die älteste Heimat der Nibelungen, ja deren Name selbst wird von dem ältesten Namen dieser Stadt abgeleitet. Ein Nibelunge ist also ursprünglich ein Bewohner von Neuß. Ferner hat nach S. 30 die Eifel ihren Namen von den Nibelungen, ja wie es scheint auch Riffand, Ripuarier. Im S. 32 soll wol selbst der Name Neustrien damit in Verbindung gesetzt werden. Grimmlinghausen und Grefeld sind von Chriemhilden benannt. In Asberg in der Pfarrei Ober-Emmerich bei Mörs am Niederrhein ist das alte Ascburg erhalten. Das bekannte Ddenheim, wo nach der Überarbeitung Slegfried am Brunnen erschlagen wurde, ist Udem am südlichen Abhange des clever Reichswaldes. Spechteshart, heutzutage Speffart, ist ein häufiger Walddame, der dem Gebirge am Rain wol ausschließlich zukommt u. s. w. Der zweite Abschnitt dieses Hauptstücks enthält die Länderkunde der übrigen Heldensage. Das Morland in der „Gudrun“ ist nicht die Nordküste von Afrika, sondern in den Niederlanden zu suchen, wo der niedrige, sumpfige Thell von Cadzand diesen Namen führt. Morland und Wulperland lagen nahe beisammen, zwei kleine Bezirke, die nicht einmal den Namen einer Herrschaft, vielweniger eines Königreichs verdienen. Überhaupt wird der niederländische Ursprung des Gedichts von Gudrun behauptet. Eierland in der „Gudrun“ ist nicht Island, sondern die Insel Texel am Ausfluß der Südersee in das deutsche Meer. Dritland oder Portrich ist Norwegen. Salneck im Wolfsteierich ist Thessalonich. Wir führen diese Beispiele an, um zu zeigen, wie Interessantes hier zur Sprache gebracht, und wie viel Einleuchtendes neben dem Halsbrechenden vorgebracht wird.

Das dritte Hauptstück, welches die äußern oder, wie sie hier heißen, indirecten Zeugnisse für die Heldensage enthält, aber auch einige directe, namhaft auf die Sage hin deutende bringt, gibt nicht weniger staunenswerthe Dinge. Ziemlich plausibel wird die Thatsache, daß Bonn Verona, Bern genannt wird, daher abgeleitet, daß austraische Theodoriche mit dem ostgothischen in der Sage verschmolzen und manche Sagen von Bern früher von Bonn erzählt wurden, indem der Niederrhein überhaupt der ältere Schauplatz der Heldensage ist. Als späterhin die Lombarden aus der Geschichte in die Sage kam und das Ansehen der Heldensieder in ihrer neuern Abfassung zu groß war, um die niederrheinische Sage gegen sie geltend

zu machen, so lag die Erklärung nahe, Bonn müsse ehemals auch Verona heißen haben. Dies war eine schätzbare Wahrung des alten Eigenthums. Hiernach ist Bonn in den meisten Fällen, wo es mit der Nibelungensage in Verbindung steht, eine Verfälschung hochdeutscher Dichter, welche Bonn verdrängt haben. Aus dem ersten Hauptstück über die Abfassung der Heldensage: ersieht wir, daß es nicht Bischof Pilgrim von Passau, sondern Erzbischof Pilgrim von Köln war, welcher den Stoff der Nibelungenliedes, wie die Klage erzählt, sammeln ließ, und daß auch hier die hochdeutschen Dichter sich eine Verbesserung erlaubten. In dem folgenden, die innere Geschichte der Heldensage betreffenden Hauptstück wird Elbegast, Alagast, Alberich, Auberon, Malegis und der Zwerg Engla zu einer Person gemacht, die verschiedene Namen hat, eigentlich aber Ages heißt. Hier finden wir neben einigen Gewagten viel Richtiges und Treffendes. Ages ist bei den Alten der größte Dieb. Aus der deutschen und fränkischen Heldensage sind Elbegast und Alagast, der Karl der Große stehlen lehrte, in gleicher Eigenschaft bekannt. In der Ritterdichtung ist Rinsor von Ungarn an die Stelle getreten. Aber nun soll auch Ecke in Eden, Ansicht mit seinen Brüdern Fasolt und Ebenroth nicht Auber als Alberich mit Schilbung und Nibelung sein, und diese wieder mit Wielant und seinen Brüdern zusammenfallen. Über diesen Fasolt wird viel gefaselt; in Grimm's „Mythologie“ wird er zum Sturmgott gemacht und mit seinen Brüdern Ecke und Ebenroth mit den nordischen Gottheiten Stari (Kari), Agie und Logi (Kosi) identificirt. Dabei läßt es aber Mone nicht; nun soll Ute von Ages abgeleitet werden; der Magneteisenstein, bei der Sage Agstein heißt, die Eggesteine in Wittenberg, der Eichelstein zu Mainz, der Eigelstein zu Köln, der Eichsfeld in Thüringen, die Eichelberge bei Bruchsal, die Heuberge, die Eister (Agelaster), die Eidechse, ja selbst die Dohse, der Engerling und endlich, ziemlich spät, der Edel.

In einem andern Abschnitt dieses Hauptstücks wird uns eröffnet, daß der Begriff des Hort und dessen Name eigentlich durch die Römer in die deutsche Sage und Sprache gekommen. Hort soll nämlich von horreo stammen, welches nicht bloß Speicher, sondern Schatz und Geldkammer heiße. Auch Schatz, als genau die Bezeichnung von census, habe keinen deutschen Ursprung, sondern gehöre mit Schatzung zu den Abgaben und römischen Herrschaft. Der Schatz ist bestimmt, Kriegsschatz zu bezeichnen, er ist durch Abgaben entstanden. Schatz, Hort und Gold gehören zu einem Staatsschatz und sprechen dem Begriff des römischen Atrariums. Den Schatz zu Rom haben die Niederländer, bei welchen die Sage entstand, nie erbeutet; ihre Sage vom Hort wird sich auf eine römische Kriegskasse in der Germania secundaria beziehen. Den heldenmüthen Deutschen mag sie reich genug gewesen sein, um sie so sagenhaft zu vergrößern. Hier sind wir wieder ganz im Reich der Träume.

Wie der Verf. geneigt ist, Alles an den Niederrhein in sein geliebtes Aachen zu versetzen, oder von dort herzuleiten, so ist auch der Hort nicht bei Worms, so

hern weiter unten in den Rhein versenkt. Wenn es in dem Liede heist: ze Loeche in den Rhein versenkt worden, so ist dies nicht auf die ausgegangenen Dörfer Kochheim am Rhein zu beziehen; auch heist es nicht ze Loeche in das Loch, in den Grund. Ze Loeche heist zu Loach, der Port ist in den laacher See (bei Andernach) versenkt und durch denselben in den Rhein. Zwar wird versichert, diese Angabe des Liedes sei falsch, weil man damals das lange a noch nicht gesprochen habe; aber das Lied enthält sie nun einmal. Weiter unten wird am der Bursenberg des Rarner für den Lucileissen bei St. Goar erklärt und angedeutet, in diesen Felsen sei der Port verschlossen worden. Der Lucilei ist durch sein Echo bekannt; dies ist die Stimme des niederen Zwerges, der in dem Berge bei dem Schage wohnt. Nicht also versenkt, sondern verschlossen wurde der Port.

Im Anhang wird das Gedicht von Werin von Lothringen (Garia le loherain) als eine neue Quelle zur deutschen Heldensage im Auszuge ausführlich mitgetheilt. Dessen Beziehung auf die deutsche Heldensage ist schwer einzusehen. Es sollte dem Ref. leicht werden, jede beliebige andere Sage, welchem Volke sie auch angehört, mit eben so gutem Recht aus gleicher Quelle abzuleiten. So gibt z. B. das serbische Heldensied von der Hochzeit des Marim Jernowitsch (Talvj I, S. 71) viel überraschendere Analogien mit den Ribesungen, besonders in ihrer nordischen Auffassung, und doch wird es Niemand einfallen, es als eine Quelle der Heldensage, oder umgekehrt diese als die Quelle des serbischen Gedichtes zu betrachten. Der gelieferte Auszug aus dem altfranzösischen Gedichte bleibt aber verdienstlich und dankenswerth. Ein zweiter Anhang liefert einen Abdruck des schon aus Grimm's „Nischen Eisenmärchen“ bekannten Gedichtes von dem Schreitel und dem Wasserbären aus der pfälz. Heldensage Nr. 34, Fol. 370. Der angenommene Zusammenhang mit dem angelsächsischen Gedicht von Beowulf verräth wieder viel Kühnheit und Scharfblick. Das Gedicht von dem Kloster Wilten kannten wir aus Grimm's „Deutschen Sagen“ bisher nur oberflächlich, und seine ausführliche Mittheilung ist willkommen. Es ist nicht zu leugnen, daß diese neue Schrift Mone's viel Anziehendes, und neben vielem Falschem auch manches Wahre enthält; er hätte aber nicht nöthig gehabt, ein eignes Buch daraus zu machen, da zu solchen Mittheilungen der von ihm herausgegebene Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit (Karlsruhe, Th. Groos) zu Gebote stand. 98.

Die nachgelassenen Memoiren des Sir James Mackintosh. (Beschluß aus Nr. 22.)

Se unselbständig sich M. laut seinen eignen Geständnissen in mancher verwickelten Lebenslage zeigte, so groß war seine Ausdauer, seine Beharrlichkeit, seine Unablässigkeit von dem vorgeetzten Ziel beim Arbeiten. Davon zeugt unter andern sein großer Fleiß während der Rückreise nach England, welche für langsam von Statten gieng. Er sitzt in einer engen Kajüte, unter einem tropischen Klima, bei schon sehr geschwächter Gesundheit, vielfachen Störungen und Beschwerden unterworfen, und schreibt dabei unablässig, schreibt an seinem Journal, überläßt sich metaphysischen Untersuchungen und arbeitet einzelne Auf-

sätze bis zu großer Vollenbung aus. So entstanden während dieser Reise in der Zeit von etwa 14 Tagen über 20 Stützen berühmter englischer Gelehrten und Staatsmänner, welche zu seinen durchdachtesten Arbeiten gehören. So ist unter andern der Artikel über Swift, der etwas panegyrischer lautet als die übrigen, aber voll seiner Bemerkungen ist, an einem Sonntagsmorgen, den 29. Dec. 1811, abgefaßt.

In der Skizze Samuel Johnson's findet sich eine Stelle über die englische Sprachausbildung, welche Beachtung verdient: „In der progressiven Ausbildung des englischen Stils“, heist es, „kann man süglich drei Perioden unterscheiden. Die erste Periode reicht von Sir Thomas More bis Lord Clarendon, und der Styl zeigt während derselben die Rauheit und Unsicherheit einer noch ungeformten Sprache, wo ihr eigenthümlich-englisches Gepräge noch nicht gefunden oder genugsam bestimmt und abgeschlossen war. Die Schriftsteller hatten noch nicht jene Wortfügungen gefunden, welche die ursprüngliche Structur, den originalen Bau des Englischen am stärksten charakterisiren. Englische Ausdrücke und lateinische Constructionen vermischten sich noch, denn diese festbestimmte Sprache der gelehrten Welt, die in allen Wissenschaften Credit besaß und auch als Muster der eleganten Form fortwährend galt, konnte nicht so schnell zurückgewiesen werden. Anderthalb Jahrhundert hindurch wurden Seitens der Schriftsteller vergebliche Bemühungen der Sprachreinigung gemacht, um den wahren Genius derselben aus den fremden Schladen hervorzuheben. Dies war das pedantische, zum Theil auch komisch-eigenwillige, selbstsam so und so aufgeputzte Britalter des englischen Stils, oder seine lateinische Zeit. Die zweite Periode geht von der Restauration bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts. Es erscheint in dieser eine Reihe von Schriftstellern, die, genau genommen, nicht den Genius ihrer Vorgänger, aber desto mehr Geschick besaßen, die Schreibart dem Genius der Sprache selbst anzupassen. Eine ähnliche Umwandlung geschah um dieselbe Zeit in Frankreich durch Pascal. Man fing an, die gelehrte sowol als die vulgäre Phrasologie aus der Schreibart zu verbannen, beschränkte sie in ihre natürlichen Grenzen und formte sich eine eigentliche, gebildete Umgangssprache. Diese Mittelregion, die zwischen der Vulgarität und Pedanterie innen liegt, bleibt gewöhnlich unverändert; weil beide Extreme gleicherweise zu fortwährenden Revolutionen verdammt sind. Diejenigen Autoren nun, welche ihre Wörter aus dem permanenten Vorrath der Sprache entnehmen und sie demnachst auf wahrhaft natürliche Weise zusammenfügen, haben das wahre Geheimniß gefunden, ihren Schriften einen bleibenden Werth zu verschaffen und ihre Stelle unter den Klassikern ihrer Nation zu behaupten, den oft Schriftsteller von größerer intellectueller Macht nicht zu erreichen vermögen. Von diesen Schriftstellern, deren Schreibart noch nicht schlechthin verjährt ist, war Cowley unstreitig der früheste, Dryden und Addison unzweifelhaft die größten. Die dritte Periode kann man die rhetorische nennen, in welcher die Schule derjenigen Schriftsteller vorherrscht, deren Gründer Johnson ist. Der Grundcharakter des rhetorischen Stils ist, daß er unverhohlen Kunst und Künstlichkeit da anwendet, wo die klassischen Autoren nur dem Antriebe einer verfeinerten und verschönernten Natur zu folgen scheinen.“ Wenn man auch im Allgemeinen diese Classification und die damit verbundenen Bemerkungen zugibt, so irrt sich doch Mackintosh darin, daß er die Ausbildung eines weichern, anmuthigen und vorzüglich eines idiomatischen Englisch erst von der Restauration an datirt. Diese Sprachausbildung beginnt vielmehr schon mit Chaucer. In der englischen Bibel sind schon die Spuren davon deutlich sichtbar, und die Sprache, die Shakespeare in seiner Prosa (um die Verse hier ganz zu übergehen) erbet, ist doch wol das reinste und vorzüglichste Englisch, das es geben kann. Dryden's Glätte und Addison's geleckter Styl kann doch unendlich der sinnigen Kritik höher als diese gelten. Man nehme nur die längeren Passagen (ernsten sowol als humoristischen Charakters) bei Camlet, Brutus, Cypriat, Kauffmann, Friedrich V., Probstlein,

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

No. 15. 19. September 1836.

Geschichte des preussischen Staats von Ernst Helwing.
Erster Band. Der zweiten Abtheilung erste und zweite
Lieferung. Lemgo, Neper. 1834. Gr. 8. 3 Thlr. 6 Gr.*

Man erzählt von einer großen öffentlichen Bibliothek, daß die Gesellen ihres Gebäudes durch einen Bau in der Nachbarschaft verdrängt wurden. Nun führten jene Fenster grade zu den Bücherbehältern, welche die vaterländische Geschichte enthielten, sodaß nur mittels Laternen davon Gebrauch zu machen war. Wir wollen nicht entscheiden, inwiefern dieses Anordnen auf die Geschichte des preussischen Staats paßt, aber nicht verschweigen, daß es in neuern Zeiten an rüstigen Bearbeitern derselben nicht mangelte, obgleich die epidemische Gicht der Lobrederei den Ertrag jener Bemühungen verminderte. Verschwiegen darf insof nicht werden, daß die hiesige geistliche Aemterlich begonnenen und erschienenen Geschichtswerke, Biographien, Monographien, Denkwürdigkeiten &c. das Meiste aus der preussischen Geschichte beruht und dem künftigen Geschichtschreiber dankenswerthe Gaben mitgetheilt haben.

Von obengenannter „Geschichte des preussischen Staats“, deren erste Abtheilung früher in b. Bl. angezeigt wurde, liegt aus der erste Theil, welcher mit dem Tode des Kurfürsten Johann Sigismund schließt, vor. In der Vorrede der zweiten Abtheilung spricht sich Hr. P. über den Plan seines Werkes aus: „über die Ansehnungen, welche dessen erste Abtheilung gefunden hat, aus. „Die Grundlage der höhern geschichtlichen Macht des preussischen Staats“, so sagt er, „ist eine doppelte: die eine ist politischer, die andere religiöser Natur. Die erste dieser Grundlagen ward durch das erfolgreiche Streben der Markgrafen von Brandenburg gelegt, im Kampfe für die Bestimmung des nordöstlichen Deutschlands während des sichtbar begianenen Verfalls des heiligen römischen Reichs eine kräftige, geschlossene und selbständige deutsche Herrschaft in den Grenzen an der Oefter zu begründen; die zweite beruht darin, daß die brandenburgischen Kurfürsten der kirchlichen Bewegung des 16. Jahrhunderts sich angeschlossen, zu Vertretern der evangelischen Kirche sich erklärten und ihre Macht zum Mittelpunkt und zum Schilde des protestantischen Deutschlands erhoben. Dieser zweifachen Grundlage nach gehört der preussische Staat wesentlich und durchaus zur modernen Zeit; seine Wurzeln erstrecken sich zwar in das Mittelalter hinein, aber seine geschichtliche Bedeutung hat er erst dadurch erhalten, daß er seit dem offnen Hervortreten des in allen Kreisen des Lebens schon lange vorbereiteten Bruches auf das Entschiedenste dem Geiste des Mittelalters den Abschied und den neuen Richtung Raum gab.“ Die Kluft der Parteilichkeit und des Mangels an innerer Freiheit, von denen die meisten früheren Bearbeitungen nicht freigesprochen sind, hat Hr. P. zu vermeiden gesucht; aber damit ist noch nicht Alles geschehen; vielmehr verlangt es genaue Untersuchung, ob der Mangel an geschichtlicher Einheit nicht in der Aufgabe selbst liegt, insofern die Geschichte der einzelnen Regenten und der von ihnen regierten einzelnen Länder in einem dem Gegenstande der Darstellung aufgedrungenen Plane doch scheinbare Einheit gefährdet werden. Der Verf. hat Gegenwärtig gefunden, deren Ausstellungen sich nicht darauf beschränken, nicht einverstanden zu sein, „daß der brandenburgisch-preussische Staat, wenn er das werden sollte, was er geworden ist, in seinem Ursprunge sich als der natürliche Feind Österreichs verhalten, daß er seine ganze Macht auf den Protestantismus, d. h. auf die gesammte, seit der Reformation und durch dieselbe anhebende moderne geistliche Bildung stützen müsse“. Der Beweis, daß Individuen, Regenten und Staaten das werden

wollen, was sie geworden sind, ist mehrertheils unmöglich zu führen, um so vorichtiger muß der Geschichtschreiber mit der Aufstellung solcher Behauptungen sein. Es ist hier nicht der Ort, die Axiomik oder Quodsupplik zu dem literarischen Streite zu schreiben, welchen Hr. S. gegen die Herren Prof. Leo und Stenzel erhebt, weil sie mißbilligende Rezensionen seines Werkes "Griechen". Dr. Robert Legtenanntes Schriftsteller heraus, sich unumwunden darüber ausgesprochen: „ob in unserm Werke, namentlich in der zweiten Abtheilung, in welcher wir uns nicht so, wie in der ersten, hauptsächlich auf die über alles Lob erhabenen Arbeiten Bosphruds (?) stützen konnten, so gar nicht Neues und Eigenthümliches enthalten sei, wie Hr. Stenzel gerathete glauben machen? Wir hoffen wenigstens, daß unser Buch keine so kläglichen Ergüsse eines provinziellen Patriotismus enthalte, als mit denen unser Gegner längst widerlegte Märchen, wie z. B. das vom Pseudomalbemar, als wahre Geschichte aufzuführen versucht hat“ u. s. f. Solche Redensarten, welche ihren Grund in verletzter Eitelkeit zu haben scheint, weckt keine vortheilhaften Erwartungen für die Unparteilichkeit des Geschichtsforschers, wie die Verwelsung auf den Pseudomalbemar von wem immer polemischen Geschäfte zeigt. Bei der Zusammenstellung der Thatfachen über den abenteuerlichen Malbemar war die Wahrscheinlichkeit dafür reden, daß er ein Betrüger war; indes fehlt es nicht an verbürgten Thatfachen, welche Zweifel für die entgegengesetzte Meinung zulassen. Man lese nur die einfache Erzählung des Vorfalls z. B. in Gallus „Geschichte der Mark Brandenburg“, Band 1, S. 294 fg. noch und wird dem nach kritischer Quellenprüfung erdenben Luden („Allgemeine Geschichte der Völker und Staaten“, Theil 2, Abtheilung 2, S. 456) beistimmen, welcher von dem „räthselhaften Malbemar“ redet. Die beschriebene Forderung des Beruf, ihm einzuräumen, daß in seinem Werke manches Neue und Eigenthümliche enthalten sei, mag gestanden werden, ohne daß dadurch eine höhere Werthanerkennung begründet ist; doch darf ihm das Verdienst nicht freitlig gemacht werden, den Begriff seiner Geschichte des preussischen Staates richtig aufgestellt und deren Reichthum bedeutend erweitert zu haben, indem er nicht blos Regenten-, sondern auch Landesgeschichte erzählt und Pierhergehöriges, oft noch Unbekanntes, beibringt. Dieses findet sich besonders beständig in der dem politischen Verhältnisse der Marken seit dem Erlöschen des askanischen Hauses bis zum Anfange des 17. Jahrhunderts gewidmeten Entwicklung. Hier wird von den Municipalsitäten, vom Landkriege, von den drei Ständen in ihrer Vereinigung als landständische Corporation und von landesherrlicher Gewalt berichtet. Nicht selten trifft man auf Darstellungen, wozu auch sehr verzeigten Daten auf die systematische Durchführung von Ercheinungen, die zu Preussens Verherrlichung dienen sollen, geschlossen wird: so bei der Erzählung von einem im 16. Jahrhunderte in der Mark Brandenburg geschaffenen neuen Befestigungssysteme (S. 284 fg.). S. 285 heißt es: „Als die Reformation der Kirche einen offenen Bruch zwischen dem Kaiser und den Reichsgliedern bewirkte, war der Kurfürst von Brandenburg nicht der schwächste unter den Reichsfürsten, welche von jenem Streben befeuert waren. Mit Klugheit, mit Besonnenheit und Milde schlossen sich die Verrherrlicher Brandenburgs der neuen Richtung an; sie suchten nicht mit denjenigen Vertretern des Protestantismus, welche das Panier der Empörung gegen den Kaiser ergriffen. Als dieser, auf sein Recht gestützt, zuerst die Sache auf die Spitze stellte, gaben sie dem Kaiser, was der Kaiser war; aber als derselbe, seines Sieges froh, über sein Recht hinauszuschreiten trachtete und sich selbst statt des Reiches setzte, rühten sie sich zum Schutze und zur Rettung des Reiches, welches damals dem Kaiser noch nicht mehr von Dürren vertreten wurde, gegen den

Kaiser. Die ernestinischen Sachsen hatten durch ihre Unbesonnenheit den Kurhut verloren; dieses warnende Beispiel spornte jetzt die Brandenburger an, alle ihre Thätigkeit dahin zu richten, daß der Kaiser, wenn sein Umsichgreifen einst einen Bruch unumvermeidlich machen sollte, auf dem Boden der Mark kein Hülfsherg finde. Die beiden Festungen Küstrin und Spandau sind demnach ursprünglich, dem Sinne der Erbauer nach, im Verhältnisse zu den kirchlichen Bewegungen des 16. Jahrhunderts, nichts als Schutzburgen des Protestantismus; in ihren Beziehungen zum Reiche aber erscheint die eine wie die andere wesentlich als Kreuzpfähle. Die Anlage beider bildet daher in der That den Anfangspunkt der Bestrebungen der brandenburgischen Kurfürsten, in Deutschland ein neues Reich zu gründen, seitdem Ostreich sich außerhalb des Reichs gestellt hatte, seitdem dasselbe nicht mehr eins mit dem Reiche war, seitdem der Norden Deutschlands ein neues deutsches Reich aber mit einem Theile des Südens das alte römische Reich wollte."

Daß hier scharfsinnige Combinationen zusammengereicht sind, wollen wir nicht verneinen, nur können wir sie nicht gelten lassen als Geschichte. Welchen Titel man aber dem Helwig'schen Werke zugestehen mag, die meisten Leser werden der Fortsetzung desselben mit Vergnügen entgegensehen. 25.

Vorlesungen über die Naturlehre für Frauenzimmer von Friedrich Kries. Zweiter Band. Mit zwei lithographirten Tafeln. Leipzig, Dyl. 1834. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Wir haben unsere Leserinnen, die etwa zu den Vorlesungen des Herrn Professor Kries sich versammeln wollen, schon davon advertirt*), daß sie auch zahlreiche Herren in dem Hörsaal treffen werden, obgleich derselbe nach dem Anschlag nur für Frauenzimmer bestimmt scheint. Es bleibt zweifelhaft, ob die Affäre irrig, oder ob der vortragende Professor im Irrthum ist. Soviel ist gewiß, daß Jedermann die 45 Vorlesungen auch dieser zweiten Abtheilung anhören kann, ohne daß es ihm bemerkbar zu werden braucht, daß zu und für Frauenzimmer gesprochen wird. Höchstens kann das sichtbare Streben nach außerordentlicher Berberückung, die mehr in die Breite als in die Tiefe geht, es merken lassen, daß der Vortragende sich dem schönen Geschlechte gefällig zu machen sucht. Dr. Kries holt die Kerne der Naturwissenschaft aus den harten mathematischen Schalen, an denen sich die schönen Bäume nicht gern stumpf deschen, heraus und richtet sie zu höchst bequemem Genuß in flüssiger Gestalt an. Die Bäume werden geschont, aber seine Baumen werden weilen, daß bei der Speise Salz und Gewürz etwas sehr gepart sei. Und wie gesagt, obgleich der Titel ausdrücklich erklärt, daß Dr. Kries seine Bäume nur dazu hergibt, um für Frauenzimmer Rüsse aufzutunaden, so kann er doch voraussehen, daß an dem Wahl, das er ohne alle andere Geschlechtuntercheidung auf offenem Markte angerichtet hat, auch eine Menge Herren Theil nehmen werden, die zu bequeme oder zu stumpfe Bäume haben, um die harte Kost mathematischer Wissenschaft zu genießen. Soll ein Buch für Frauenzimmer geschrieben sein, so muß der ganze Ton und der gesammte Inhalt nach dem schönen Geschlechte individualisirt sein; zu Damen spricht man anders und über Anders als zu Männern. Wenn ein Mann Fontenelle's „*Karroussels*“ liest, so muß er's bei jeder Zeile merken, daß Fontenelle es nicht mit ihm zu thun hat, sondern mit einer Dame.

Also entweder ist das Buch des Hrn. Kries nicht gut, denn es erfüllt seinen Zweck nicht; oder das Buch ist gut, aber es ist ihm ein falscher Titel porgelängt worden. Wir müssen uns fürs Letztere entscheiden. Das Buch ist ein Kind

der Guler'schen „*Briefe an eine deutsche Prinzessin*“, Dr. Kries hatte diese „*Briefe*“ übersezt, die Übersetzung war vergnügliche sehr achtbare Vertragshandlung verlangte eine neue Lage; da setzte Dr. Kries ein neues Werk an die Stelle der berühmten, aber alten (denn die Naturwissenschaft läßt sich Bücher nicht lange jung), und für die *princesse d'Allemagne* substituirt er das schöne Geschlecht überhaupt. Das Buch war ein Mißgriff, zu dem der Titel des Guler'schen Buchs verleitet. Denn die Naturlehre des Hrn. Kries ist nicht geeignet für Damen zubereitet, sondern sie trägt nur im Vergleich zu einer wissenschaftlichen Darstellung den Charakter einer allgemeinen Popularität. Wer eine allgemein faßliche Belehrung haben will, der findet sie hier; er mag Mann oder Frau sein, das ist ganz einerlei. Nur kann man von dem Buche sagen, es ist so populär, daß es selbst Frauen verstehen können. Die große Deutlichkeit der Darstellung, das Vermeiden alles ungenutzten gelehrten Schnitzwerks, die große Entschlossenheit bei der größten Verfolgung zu eignen Hypothesen, das kalte Beredern fahren vor den reizenden Sirenenfellen physikalischer Theorien und Geheimnisse, — das Alles sind große Vorzüge des Buchs. Wer für des seligen Brandes treffliche „*Vorlesungen über Naturlehre*“ aus Bequemlichkeit oder aus Unvermögen, noch eine Stufe zu niedrig steht, dem können wir kein geringeres Buch zur Selbstbelehrung empfehlen als eben das des Hrn. Kries. Daß man sich dabei vor etwas Trockenheit und Härte nicht allzusehr scheuen dürfe, darüber ist schon bei der Anzeige des ersten Bandes gesprochen worden.

Dieser zweite Band verbreitet sich über die physische Beschaffenheit des Erdbodens. Das Meer wird zuerst betrachtet, die noch nicht ergründete Tiefe desselben, der Druck des Wassers in 4800 Fuß Tiefe auf einem Quaders so schwer ist, als 60 der größten Kriegsschiffe mit voller Bewaffnung und Besatzung, und dergleichen mehr. Das Leuchten des Meeres leitet der Verf. durchaus von dem Vorhandensein zahlloser leuchtender Thierchen im Meere her, selbst das Leuchten der Oefen, das sich oft bei jedem Schlag in dieselbe zeigt, und den leuchtenden Streif, den ein segelndes Schiff in seiner Fahrt zurückläßt, schreibt er solchen leuchtenden Geestlichen zu. Er beruft sich dabei auf die Beobachtung, die schon Boeckl an den Gebirgen der guten Hoffnung anstellte. Doch möchten wir nicht alle diese Erscheinungen ohne die Annahme eines von solchen Thierchen unabhängigen phosphorischen oder electrischen Leuchtens erklären. Von der Temperatur des Meeres sagt der Verf., daß sie im Allgemeinen mit der Tiefe immer niedriger werde. Es ist bekannt, daß man oft geglaubt hat, die kältesten Tiefen des Meeres seien wie die höchsten Gipfel der Gebirge mit ewigem Eis bedeckt, und auch des Verf. Meinung würde zu diesem Schlusse führen. Doch scheint die Beobachtung, daß die Temperaturabnahme des Meeres mit der Annäherung an die Tiefe immer unmerklicher wird, und vielleicht auch die Erfahrung, daß im Polarmeer die Tiefe des Meeres eine höhere Temperatur zeigt als die Oberfläche, auf die Vermuthung zu führen, daß in der äußersten Tiefe des Meeres, die noch nicht ergründet ist, die Temperatur vielleicht wieder ansteigt. Die Annahme einer eigenthümlichen Wärme des Meeres könnte damit in Einklang gebracht werden. Gilt es die Wiedergunahme der Temperatur in noch größeren Tiefen des Meeres wirklich beobachtet haben. Über die merkwürdigen Strömungen des Meeres enthält sich der Verf. aller Erörterungen. Eigen ist es, daß derselbe von der Beschaffenheit des Meeres Gelegenheit nimmt, eine Vorlesung über das Thermometer zu halten, was wol an einem andern Orte hätte sein sollen. Auch überrascht es, daß später bei Gelegenheiten Quellen gleich dem Wasserstoffgas, der Sumpfluft, der Leuchtluft, den Platinfeuerzeugen u. s. w. gesprochen wird. Die Davy'sche Rettungsklampe, die vor dem Wasserstoffgas in Bergwerken schützen soll, hält der Verf. für ein unzuverlässiges Sicherheitsmittel, wobei wir bemerken müssen, daß in England durch das Gas in Bergwerken so oft mehr Unglücksfälle gesche-

*) Bei der Anzeige des ersten Bandes in Nr. 156 d. Bl. S. 1221.

ten sein sollen, seitdem die Dampfschiffe eingeführt worden sind, als früher, was freilich wohl auf Rechnung der durch das Ausbreiten auf die Dampfschiffe zu schreiben ist, die der Unvollkommenheit der menschlichen Erfindung beizumessen sein mag.

Dr. Rries huldigt noch der Meinung von ungewissen Umwandlungen und allgemeinen Verschwemmungen, von welchen die Erde periodenweise betroffen worden sei. Die Meere, glaubt er, seien durch giftige Stoffe — man könne nicht wissen, wie — erfüllt worden, wodurch die ganze lebende Natur wohl habe untergehen müssen. Und nicht sehr gelaunt gegen seine Zuhörerinnen ist es, daß er ganz unumwunden sagt, es sei wol zu glauben, daß die Natur bei ihrem sichtbaren Streben nach Vollkommenheit auch die jetzige Schöpfung werde untergehen lassen. Das Geschlecht der Menschen werde vergehen und Schöpfung noch höherer Art seine Stelle einnehmen, die Erde werde nicht stets der Schauplatz menschlicher Verbrechen und Thorheiten bleiben. Ganz ausdrücklich aber für den schönen Theil des Auditoriums berechnet, schenkt die Erwähnung der Kautschukpflanze, welche ein Apotheker in Strassburg aus Kammeraschinken vom Ohio bereitet und seinen Gästen beim Mahle ansetzte. Bei der Behauptung, daß die Erde eine Veränderung der Temperatur erlitten habe, hätte übrigens der Verf. wol auch seinen Damen eine Erklärungshypothese anvertrauen dürfen, sei es nur die, daß ein Komet die Erde halb umgeben habe, oder die, daß die anfänglich glühende Erde sich allmählig abkühlte. — Interessiren wird die Leserin das „kühnliche Bett“ des Engländers Graham, welches bei Gelegenheit der elektrischen Erscheinungen geschüttelt wird. Eine Nacht, welche man in diesem Bette, fortwährend umschwommen und gerüttelt von einer elektrischen Atmosphäre, unter heftiger Kälte, in einem Meer von Wohlgerüchen und in angenehmem Hell Dunkel zubachte, kostete 50 Guineen. Die Herstellung des Bettes soll 16,000 Guineen gekostet haben. Bei den magnetischen Untersuchungen wird die Leserin das Maßstab der Naturforscher, die treffliche Lady Commeroville, treffen, wie sie mit dem violetten Lichtstrahl kleine Nadeln magnetisch macht.

Im Ende dieses zweiten Bandes, welchem noch ein dritter folgt, findet sich eine „Einschaltung“ vom Schale, welche diesen interessanten Gegenstand sehr ansprechend behandelt. 20.

Der siebenjährige Krieg in seinen geschichtlichen, politischen und allgemeineren militärischen Beziehungen dargestellt von H. F. Stühr. Lemgo, Meyer, 1834. Gr. 8. 1 Theil. 8 Gr.

Während die früheren Bearbeitungen der Geschichte des siebenjährigen Krieges es sich fast ausschließlich zur Aufgabe machten, die kriegerischen Begebenheiten und den öffentlichen Inhalt desselben darzustellen, so ist es beagoen der Hauptzweck dieser neuen Bearbeitung, das innere geheime Getriebe, welches in den Verhältnissen jenes Krieges wallete, zu enthüllen und insbesondere darzutun, daß Friedrich II., wieviel Geist, Kraft und Ehrgeiz er auch im Laufe desselben entwickelt haben möge, doch eigentlich und hauptsächlich dadurch vom Untergange gerettet worden sei, daß die Verbündeten Osterreichs gar nicht die ernstliche Absicht gehabt haben, ihm denselben zu bereiten, daß sie nicht sowohl aus eigner, unmittelbarer gegen Preußen gerichteter feindseliger Gesinnung als vielmehr zur Erreichung abermeltiger Zwecke an dem Kriege theilgenommen, und daß sie nur im Geheimen einer eifrigen Mitwirkung zur Ausführung der Pläne Osterreichs angenommen haben. Mit ebenso viel Gelehrsamkeit als Scharfsinn sucht der Verf. diese Ansicht besonders in Beziehung auf Frankreich durchzuführen und zu begründen. Indem er den Beweggründen, aus denen man bisher die Verbindung Ludwigs XV. zu erklären pflegte, nur einen untergeordneten Einfluß zuschreibt, ist er der Meinung, daß dieser Ein-

nig zu derselben vornehmlich durch die Furcht bestimmt worden sei, Osterreich möchte Frankreich während des Seekrieges mit England auf dem Festlande bedrohen, wenn er sich nicht mit jener Macht befreundete; daß Ludwig zunächst und auch während des Verlaufs des siebenjährigen Krieges keine andere Hauptabsicht gehabt habe, als jene Macht während seines Krieges mit England in Parteilosigkeit zu erhalten, daß er selbst bei dem engern, im J. 1758 geschlossenen Bündnisse nur den Zweck gehabt habe, sich Osterreichs Freundschaft für den Augenblick zu erhalten, daß Ludwig selbst durch geheime Verhaltungsbefehle die Unternehmungen seiner Generale gehemmt habe und daß sich nur aus solchen Umständen die im Verhältnisse zu der Stärke der französischen Kriegsmacht sehr geringfügige Thätigkeit derselben erklären lasse. Obwol wir einräumen müssen, daß der Verf. nur eine solche Widerlegung oder Beschränkung seiner Ansichten als vollständig anerkennen kann, welche sich auf ein ebenso umfassendes und gründliches Quellenstudium wie diese stützt, und welche ihn Schritt vor Schritt durch seine Beweisführung begleitet, so müssen wir uns doch hier darauf beschränken, nur einige Bedenken aufzustellen. Abgesehen davon, daß die von ihm angeführten Zeugnisse zum Theil wol nicht so unabhängigen Glauben verdienen möchten, als er ihnen beilegt, bleibt er auch noch den Beweis schuldig, daß Frankreich in der That einen Angriff von Seiten Osterreichs zu Gunsten Englands hätte erwarten müssen, wenn es sich nicht in die Forderungen des wiener Cabinets ergeben hätte. Wahrscheinlich ist dies wenigstens nicht, da der österreichische Hof viel zu sehr mit dem Gedanken der Wiedereroberung Schlesiens beschäftigt war, als daß er denselben einem nur zur Unterstützung Englands unternommenen Kriege mit Frankreich hätte aufopfern mögen, und wäre es der Fall gewesen, so war Frankreich doch nicht so tief gesunken, daß es nicht hätte wagen dürfen, Kaunitz's gesteigerte Forderungen zurückzuweisen, und grade die von Friedrich II. gewünschte Erneuerung des mit diesem Fürsten im J. 1744 geschlossenen Bündnisses wäre das geeignetste Mittel gewesen, um sich gegen einen solchen Angriff zu sichern. Unglaublich ist es ferner, daß Ludwig XV., nur um jenen Zweck zu erreichen, nur zu einer mehr scheinbaren als ernstlichen Theilnahme am Kriege so kostspielige Rüstungen gemacht und so bedeutende Mittel aufgewandt, zumal dadurch eine kräftigere und erfolgreichere Führung des Krieges gegen England verhindert wurde, und daß er selbst den französischen Waffen Ruhmlosigkeit und sogar Schimpf und Schwach bereitet habe. Möchte man am versäulter Hofe auch im Ernste nicht an eine Verpflichtung Frankreichs, Osterreich wieder zum Besitze Schlesiens zu verhelfen, denken, so mußte man doch die Eroberung des Kurfürstenthums Hannover wünschen, und schwerlich würde Frankreich freiwillig auf dies selbst verzichtet haben. Indem aber der Verf. neben dem obigen, von ihm angegebenen Beweggrund Ludwigs XV. zur Theilnahme am siebenjährigen Kriege noch einen zweiten stellt, nämlich die Absicht, das Kurfürstenthum Sachsen in angeschwächter Macht aufrecht zu erhalten, so erscheint es noch unverständlicher, daß er selbst durch Hemmung der Unternehmungen seiner Armeen die Ausführung dieser Absicht sollte verhindert haben. Allerdings mag die Gesinnung einzelner einflussreichen, dem österreichischen Bündnisse abgeneigten Personen im französischen Cabinet wie in der französischen Armee die mögliche Benutzung der Überlegenheit der französischen Kriegsmacht in Beziehung auf die Zahl verhindern und dem Gegner Vertheidigung und Sieg erleichtert haben; allein daß der König von Frankreich selbst und absichtlich dazu mitgewirkt, davon hat uns der Verf., obgleich er wol nichts unbenuzt gelassen hat, was zur Unterstützung seiner Ansicht dienen kann, nicht zu überzeugen vermocht. Noch weniger können wir uns die Meinung aneignen, welche er über die Veranlassung und die Weise der Theilnahme Russlands am siebenjährigen Kriege aufstellt: daß nämlich die Kaiserin Elisabeth nicht sowohl aus Eifersucht auf Preußens wachsende Macht, aus persönlicher Antipathie gegen Friedrich II., oder zu dem Zwecke, Eroberungen für sich zu machen oder die

Wiedereroberung Schlesiens zu befördern, sich zunächst mit Maria Theresia verbündet habe, sondern vielmehr in der Absicht, sich des Besitzes derselben für den Fall zu versichern, daß Preußen wegen Kurlands oder wegen der polnischen Verhältnisse eine drohende Stellung annehmen würde, daß selbst nach der spätern, 1760 zwischen Rußland und Oesterreich geschlossenen Allianz, in welcher Oesterreich zur Entschädigung für erlittene Verluste bestimmt wurde, eine wirklich feindselige Gesinnung gegen Preußen in Petersburg keineswegs die herrschende gewesen, daß Rußland nur zum Schein Anstalten für einen Vernichtungskrieg gegen diesen Staat gemacht habe. Da der Verf. wegen des Mangels an Materialien für diese Meinung weniger Zeugnisse als für die in Beziehung auf Frankreich aufgestellte Ansicht anführen kann und sich mehr auf Vermuthungen und Folgerungen beschränken muß, so wird es uns um so eher hier gestattet sein, Folgendes dagegen zu bemerken: der Fall, daß Preußen in den Angelegenheiten Kurlands und Polens den Absichten Rußlands ernstlich entgegengetreten würde, war, zumal Friedrich II. vor Allem auf die Befestigung des Besitzes Schlesiens bedacht war und ebendeshalb nicht wünschen konnte, Rußland gegen sich zu reizen, unwahrscheinlich und wenigstens entfernt, sobald es nicht glaublich erscheint, daß Elisabeth nur auf die Möglichkeit eines solchen hin am siebenjährigen Kriege, und zwar mit einem so großen Aufwande von Kräften sollte theilgenommen haben; der Verlauf der Begebenheiten, in welchem der Verf. eine Befestigung seiner Meinung findet, läßt sich unseres Bedünkens hinlänglich aus der Beschaffenheit der russischen Kriegsmacht und der Schwierigkeit der Unterhaltung derselben, aus dem Charakter der commandirenden Generale und deren geringer Übereinstimmung mit dem Oesterreichischen, aus Friedrich II. Kriegsführung und der Achtung, welche auch der besiegte König noch einflößte, erklären, und wenn auch auf die Handlungsweise der russischen Generale bisweilen die Kenntniß von der Gesinnung des Thronfolgers eingewirkt hat, so ist doch die Annahme, daß die Kaiserin selbst durch geheime Befehlungsbeschele die Unternehmungen derselben beschränkt habe, ebenso unnötig als unwahrscheinlich, zumal da sie, wie der Verf. selbst überzeugt ist, bei ihrer Theilnahme am Kriege auch die Absicht gehabt hat, dem Könige von Polen wegen seines Auführerthums Schutz zu gewähren. Dem Einwurfe, daß das Einzelne der Kriegsbegebenheiten nicht überall mit gleichmäßiger Ausführlichkeit behandelt sei, entgegnet der Verf. so gleich in der Vorrede, daß überhaupt dem allgemeinen, in dem Buche verfolgten Zwecke gemäß den Einzelheiten nur insofern Aufmerksamkeit hätte gewidmet werden dürfen, als die Erwähnung derselben zur Begründung oder Befestigung des im Allgemeinen durchgeführten Hauptgedankens dienen könnte. Diese Entgegnung läßt es nicht auffallend erscheinen, daß er besonders bei der Darstellung der Unternehmungen der Franzosen verweilt; indes müssen wir es doch bedauern, daß es ihm bei seiner genauen Kenntniß des Gegenstandes nicht gefallen hat, auch in den übrigen Theilen des Krieges durchgehends das eigentliche Entscheidende wenigstens bei den wichtigsten Ereignissen hervorzuhoben, daß er Friedrich II. eignen Thaten fast nur dann eine nähere Betrachtung widmet, wenn sie ihm Veranlassung zu einer tabelnden Kritik geben, und daß z. B. die Schlachten bei Prag und bei Collin in vier Zeilen abgefertigt werden, während über den auf diese letztere folgenden Rückzug der Preußen aus Böhmen auf ebenso vielen Seiten gesprochen wird.

Kritik des Armenwesens von J. Hansen. Altona, Ausg. 1834. Gr. 8. 18 Gr.

Der Verf. ist Prediger zu Rottmark auf Wismar, stand vorher zu Ballum unweit Londern und ward dort beauftragt, eine Anordnung für das neuerrichtete Arbeitshaus zu entwerfen,

In seinem jetzigen Wohnorte gelten andere Gesetze und sind die äußern Verhältnisse andern. Er kennt nun aus Erfahrung das Armenwesen, wo es die Gemeinde hart brüht, und wo es ihr noch wenig beschwerlich fällt, was der Immoralität, was den menschlichen Verhältnissen angerechnet werden muß, und was sich überzeugt, daß zwangsmäßige Versorgung der Armen ihm hervorbringt und überall aufgehoben werden sollte, obwohl auch ihm einige Bestimmungen in Beziehung auf ältere Kinder, einige Polizeiverfügungen und Communalgesetze nochwendig scheinen. Das hat ihn zur Herausgabe der vorliegenden Schrift bewogen, die als das Gutachten eines verständigen Mannes allerdings Rücksicht und von Jedem gelesen zu werden verdient, der auf die Einrichtung des Armenwesens Einfluß hat. Zwar sind wir weit entfernt, seine unabdingte Verwerfung jeder Art gesetzlicher Armenversorgung zu theilen, von deren gewisserhafter und verständiger Handhabung wir vortreffliche Wirkungen gesehen haben, und halten sie, wo nicht ganz, besonders solche Verhältnisse eintreten, für nothwendig und heilsam. Daß sie nicht Alles und in seinem ganzen Umfange errichtet, was sie bezweckt, hat sie mit jeder von Menschen betriebenen Einrichtung und Thätigkeit, die heiligste nicht ausgenommen, gemein, und die augenblicklich vollkommenste wird bei Veränderung der Zeit und der Umstände einer Abänderung bedürfen. Eine andere Behandlung erfordert das Land, eine andere die Stadt; und ein übervolkrter oder volkreicher Bezirk, eine Beschaffenheit der Preise unentbehrlicher Bedürfnisse und der Arbeit, Überfluß oder Mangel an Wohnungen werden Vorkehrungen erfordern, deren Angemessenheit nicht die wohlwollende Ferne, sondern nur der gesunde Sinn jeder besondern Gemeinde beurtheilen kann, die nur insofern von ihrer vorgesetzten Behörde zu beauftragt ist, daß ihre Gerechtigkeitsliebe nicht in Unabmildrigkeit, im Sparsamkeit nicht in Entziehung des Unentbehrlichen, ihre wohlgemeinten Veranstellungen nicht in Aufwand ausarten. Daß sehr belehrende Schriften, selbst aus der Primat und Nothwendigkeit des Verf., übergehen uns der Nothwendigkeit, diesen Gegenstand ausführlicher zu entwickeln. Nur erinnert uns das Beispiel des menschenfreundlichen Englands zu sehr an die nachtheiligen Wirkungen zu weit getriebener Milde, als daß wir für überflüssig halten sollten, einen Sprecher zu vernahmen, der ausdrücklich diese Milderheit ins Auge faßte und von dem viel zu lernen, wenn auch nicht Alles anzunehmen ist. Grundsätzliche Mißgriffe und Mißstände hat er treffend und anschaulich hervorgehoben. Willig treten wir ihm bei, wenig er gutverwaltete Arbeitsanstalten als das wirksamste Mittel anempfiehlt, der Armuth zu steuern und verwahrloste Kinder zu retten, und der Verwahrlosung größere Gewalt eingeräumt wissen will, als gewöhnlich geschieht. Andere seiner Bemerkungen und Tadel treffen nur die Gesetze und Einrichtungen seiner Provinz, finden aber auch im Einzelnen wahrscheinlich anderswo statt und sind der Erwägung werth. Auch er berührt, was ihm Niemand ableugnen wird, die Verhältnisse ungedeuteter Personen als eine häufige Quelle der Verarmung; nur wird sich diese Quelle nie verstopfen lassen, wenn man nicht ungleich schlimmere, nicht bloß sittlichen und bürgerlichen, sondern auch physischen Muth und Thor öffnen will. Ein Acker, den die Natur den Reichen und Wohlthätigen im Volk reichlicher und stärker einpflanzt hat als dem Hohen und Begüterten, dem unzählige Freuden zu Gebote stehen, während Jener auf eine einzige beschränkt ist, läßt sich nicht gewaltsam ansetzen, ohne die Menschlichkeit zu verleugnen. Viel Gutes über Arbeitshäuser doch ist auch das Annehmliche, wie der größte Theil des Wohlstandes eigentlich nur auf ländliche Anstalten anwendbar. Der Verf. geht in seiner Strenge so weit, nicht einmal Ekelente untereinander schlafen zu lassen und der ganzen Anstalt nur zwei Schlafstellen einzuräumen, eine für jedes Geschlecht. — Das Ganze enthält nichts abfälliges Falsches und Entstelltes, lauter Wohlgemeintes, Wahrheiten und Halbwahrheiten, Ausführbares und Anausführbares.

Literarische Unterhaltung.

Dienstag,

Nr. 264.

20. September 1836.

Thomas Rantzow's Chronik von Pommern in niederdeutscher Mundart. Sammt einer Auswahl aus den übrigen ungedruckten Schriften desselben. Nach des Verfassers eigener Handschrift herausgegeben und mit Einleitung, Glossar und einigen Zugaben versehen durch Wilhelm Böhmer. Stettin, Morin. 1835. Gr. 8. 2 Thlr.

Zwei gleichzeitige wichtige deutsche Geschichtswerke des 16. Jahrhunderts, das eine dem Südosten, das andere dem Nordosten unseres Vaterlandes angehörig, haben seit ihrem Ursprunge sehrsamerweise ein fast gleiches Schicksal erfahren; Fugger's sogenannter „Spiegel der Ehren des Erzhauses Österreich“ und Rantzow's sogenannte „Pomerania“. Hans Jakob Fugger, geb. 1516, verfasste, noch nicht 40 Jahre alt, sein österreichisches Ehren-dental, besonders für die Regierung Maximilian I. von Bedeutung, weil er sich über die letzten Jahre des Kaisers bei Zeitgenossen unterrichten konnte. Das Werk, von den Habsburgern hochgehalten, blieb in den kaiserlichen Archiven verborgen, bis Leopold I. es durch Siegmund von Birken, Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft, erneuern ließ. In der Ausgabe Birken's von 1688 in Folio glaubte man den authentischen Fugger zu besitzen; als solchen rühmten ihn Häberlin, Core, Johannes Müller; die Thatfachen gingen in alle deutsche Bearbeitungen jener Periode über. Da erhob Leopold Ranke in dem vortrefflichen Büchlein: „Zur Kritik neuerer Geschichtsschreiber“, seine Stimme, erwies aus sprachlichen und innern Gründen, aus später gangbaren Büchern, aus Noo, Pontus Heuterus u. s. w., wie wenig im Birken'schen „Ehrenspiegel“ vom echten Fugger enthalten sei, und machte es sehr einleuchtend, daß der wahre Autor noch unter den kaiserlichen Handschriften verborgen läge, während der sogenannte Ehrenspiegel nur ein buntes, unquellenmäßiges Flickwerk, eine castrirte Geschichte des Hauses Habsburg sei, wie sie der eigenhändigen Censur Leopold's, des ängstlichen Herrschers, zusagte.

Ingleichen arbeitete im zweiten Drittel des 16. Jahrhunderts Thomas Rantzow, ein vor seinen Zeitgenossen befähigter junger Pommer, mit glühender Neigung an einer Geschichte seiner vergessenen und sich selbst vergessenen Primat, trug aus Traditionen, alten Chroniken, Klostermatrikeln, Urkunden und Kanzleischriften eine Chro-

nik von Pommern zusammen, deren Herausgabe er, frühe versterbend, gleichwol nicht mehr besorgen konnte. Seine Handschriften kamen in fremde, berufene und unberufene, Hände, wurden vielfach abgeschrieben und umgestaltet und bildeten unter mehreren Titeln den Kern alles Dessen, was die fleißigen patriotischen Liebhaber in ihren handschriftlichen pommerschen Chroniken während der zweiten Hälfte des 16. und im 17. Jahrhunderte niederlegten. Thomas Rantzow, als der Herodot der pommerschen Geschichte anerkannt und gepriesen von Allen, denen irgend eine der zahlreichen Abschriften und Überarbeitungen zugänglich war, blieb dem größern Deutschland unbekannt, bis H. G. L. Rosengarten im J. 1816, als die Liebe zur deutschen Vorzeit in allen Ländern unserer Zunge schaffend sich regte, Rantzow's 14 Bücher der „Pomerania“ im Hochdeutsch des 16. Jahrh. in zwei Bänden herausgab. Da staunte alle Welt, daß das alte Pommerland zu Luther's Zeit so köstliches hervorgebracht habe, welches an Anmuth, Reichthum der Sachen, an frommer Einsicht und klugem Geiste Allen sich vergleichen durfte, was das gebildete südliche und westliche Deutschland in der Art aufzuweisen hatte; Rantzow ging in die Literaturhistorie über als muster-gültige Geschichtsschreibung des 16. Jahrh. und Pommern hob mächtiglich sein Haupt. Jetzt nun, nach fast 20jährigem unverkümmerten Genuße, tritt Herr Prof. Böhmer in Stettin, den Freunden vaterländischer Forschung durch unermüßlichen Fleiß in der Zutageförderung und kritischen Anordnung pommerscher Geschichtsstoffe rühmlichst bekannt, mit einer Abhandlung und einer „Chronik von Pommern“ von Thomas Rantzow hervor, wodurch er mit dem Scharfsinne des gewandten Philologen und dem Mittelreichthum des glücklichen Sammlers beweist: daß das Lob und die preisende Anerkennung, welche die von Rosengarten herausgegebene „Pomerania“ geerntet habe, fälschlich auf den dormalen bekannten Thomas Rantzow, als auf Eine schriftstellerische Person und Individualität, übertragen sei und daß sein niederdeutsch aus der Handschrift edirter Autor für sich den unzerpflückten Kranz der Ehren vindicire.

Soweit sich mit der Tendenz unserer Blätter verträgt, wird Ref. die Punkte des. an sich nicht uninteressanten und in seiner Allgemeinheit für literarische Kritik überhaupt bedeutenden Streites beleuchten, ohne sich ein voll-

gültiges richterliches Erkenntnis anzumachen, zu dessen Motivierung dieser Blättern der Raum, dem Ref. der literarische Apparat gebricht.

Herr Kosgarten, welchem immer das zähmliche Verdienst bleibt, Deutschlands Aufmerksamkeit dem vergessenen Selbstwerke zuerst zugewandt zu haben, gleichviel ob es Einer literarischen Persönlichkeit oder einer allmählig entstandenen Collectivverfälschung angehört, berichtet in seiner Vorrede, daß er die Urschrift Kantow's nicht vor sich gehabt habe und an der Möglichkeit der Auffindung derselben zweifle. Dagegen sei die Chronik des Nikolaus von Klempten, des Freundes und mitarbeitenden Selbstverwandten Kantow's, welcher des Verstorbenen literarische Erbe überkommen und daraus ein neues Werk, dem zwar größtentheils Kantow's Arbeit zu Grunde liege, aber dennoch Eigenthümlichkeit nicht abzusprechen sei, in vielen Abschriften vorhanden. Herr Kosgarten unterscheidet diese Klempten'sche „Pomerania“ aus sichern, innern und äußern Merkmalen, und berichtet ferner, daß er sich zu seiner Herausgabe Kantow's der Handschrift Albert's von Schwarz bediente, der vor 100 Jahren einen Codex der letzten, wahrscheinlich in Wittenberg beendeten hochdeutschen, von der frühern niederdeutschen verschiedenen Uebersetzung in Händen hatte; daß er die dort befindlichen Anmerkungen, als von Kantow stammend, ohne Bedenken in den Text aufgenommen und die Rechtschreibung „soviel möglich gleichmäßig zu machen gesucht habe“; das weitere kritische Verfahren, wie und wo er die Lücken der verstümmelten Schwarz'schen Handschrift ausgefüllt und mit Beihülfe der Klempten'schen „Pomerania“ in ein Ganzes verschmolzen habe, wird nur angedeutet.

Aus einem so künstlerischen, wiewol willkürlichen Bestreben, wobei es dem Herausgeber natürlich nicht in den Sinn kam, daß eine aufgefundene Kantow'sche Urschrift und ein neugewonnener Apparat einen Philologen von Fach einst in den Stand setzen werde, seine Arbeit Schritt vor Schritt zu controliren, ist die „Chronik Pommerns“ hervorgegangen, welche mit ungetheiltem Beifalle von der literarischen Welt aufgenommen wurde, ohne daß der Scharfsinn eines Lesers die Zusammensetzung merkte und eine an der Echtheit zweifelnde Stimme die Freude am Gegebenen schmälerte.

Herr Prof. Böhmer nun, welcher die Früchte von 20 forschenden Jahren voraus hat, einer Zeit, die mit dem eifrigsten Eifer pommersche Geschichtsquellen untersuchte, berichtet: während einer dauernden Lecture Kantow's in allerlei kritische Zweifel gestürzt und zu dem Zwecke gereizt worden zu sein, „auf philologischem Wege historische Wahrheit zu ermitteln“, da die Hülfsmittel in seltener Vollständigkeit ihm zu Gebote ständen. Beschäftigt mit einer Abhandlung über Kantow, seien ihm die langvermissten eigenhändigen Fragmente des Autors, die man glücklich auf der von Löper'schen Bibliothek zu Stramehl bei Labes auffand, zu beliebiger Benutzung für den Druck überlassen worden, und hätten den Entschluß in ihm gereift, „mit einer Abhandlung über alles dahin Gehörige den ersten Theil der Fragmente, die nie-

derdeutsche Chronik, bekanntzumachen, zumal da diese neben ihrem selbständigen Werthe einen bedeutenden Zuwachs von geschichtlich Neuem biete“. So gerüstet gab der Herausgeber uns in einer 157 Seiten langen, mit reichem Aufwande von Scharfsinn und Sachkunde ausgestatteten Einleitung erst ein kritisches Verzeichniß des heimischen Geschichtsschreibers vor Kantow, ein dankenswerthes Geschenk für den Forscher auf diesem Gebiete; dann Kantow's Leben, voll urkundlicher Notizen über des wackern Mannes Wirkksamkeit. Aus der kostbaren Universitätsmatrikel steht Kantow's Besuch jener Hochschule vom April 1527 an fest, aus Urkunden sein Eintritt in die herzogliche Kanzlei zu Stettin und Wolgast um 1528. Daß der fürstliche Secretarius 1538, etwa 32 Jahre alt, nach Wittenberg ging, erweist die verglichene alte Matrikel jener Universität. So finden wir auch den edeln fränkischen Ritter Ulrich von Hutten, welcher, ziemlich bettelhafter Gestalt in den Norden verschlagen, die bekannten schimpflichen Drangsale in Greifswald erfuhr, im hiesigen akademischen Album „gratis“ verzeichnet. — Witten unter seinen geschichtlichen Arbeiten zu Wittenberg erkrankte Kantow tödtlich und starb in der Heimat, zu Stettin, nach einer alten Nachricht am 25. September 1542. Kantow's Schriften, die freien Erzeugnisse seines Talentes, sind in Ur- und Abschrift auch heute noch vollständig vorhanden, der größte Theil im Autographen, jenen drei Folianten der „Fragmente“. In dieser vielartigen Sammlung geht hervor, daß Kantow jahrelang mit der größten Gewissenhaftigkeit und einem kritischen Kampfe mit sich selbst, z. B. ob er Germanen oder Wenden zu Urbewohnern seines Vaterlandes machen sollte? arbeitete, und daß er sein Werk einer wiederholten Recension unterzog. Den mühsam erworbenen Stoff faßte er zunächst in der niederdeutschen „Chronik von Pommern“ zusammen, welche aus dem ersten Bande der „Fragmente“ in der gegenwärtigen Ausgabe abgedruckt ist und bis 1536 reicht, also fünf Jahre über die Kosgarten'sche „Pomerania“ hinaus. Von nachhaltigem Ernste befehl, seinem Werke die vollendetste Form zu geben, schenkte Kantow diese niederdeutsche Chronik, mit rückwärtswoher Übergehung der Zeitgeschichte, vor der wittenberger Reise in eine ausführlichere hochdeutsche zusammen und verfaßte später, in der Entfernung von Pommern, wahrscheinlich in Wittenberg, eine zweite hochdeutsche Recension, welche nur in der ungenauen Schwarz'schen Abschrift zu Greifswald vorhanden und „bei aller Schärfe“ über geeignet ist, eine fehlende Urschrift zu ersetzen“.

(Der Beschuß folgt.)

R o m a n e n s c h a n.

Die Hauptdichter moderner Romantik, Deutsche, Engländer und Franzosen, haben ihre Repräsentanten an den Tischen eines Referenten abgeliefert, der glücklicherweise ein hinlänglich kosmopolitischer Gesinnung besaß und wohl wußte, daß eine nationale Ausschließlichkeit und Einseitigkeit in einer an Dampfmaschinen, Druckerpressen und Eisenbahnenbindemitteln so

überaus reichen Zeit nicht genießend ist. Ich darf wol nicht ausschlagen, daß die Franzosen und Engländer ein deutsches Gesand umgehungen haben, das ihnen zum Theil lothrer nachschleppt, als sich mit dem Begriff des schönen Kleiderstoffs vertragen mag. Dennoch weiß ich nicht, ob es eine heimliche Vorliebe für vaterländische Wissenschaft, Kunst und Romantik ist, wenn ich die deutschen Originalwerke, die zum Theil überaus originell sind, dem ersten und ungeschwächten Feuer meiner Kritik aussetze und ins Vorbestreiffen schicke. Man weiß, wie viele Stöße und Kolbenschläge der Deutsche zu ertragen im Stande ist, und so wird man mich zuvörderst antreffen in der Dämmerung, zwischen Nacht und Morgen, in dem unheimlichen Stollen einer Novellensammlung, deren vollständiger Titel sogleich folgen wird.

1. Nacht und Morgen. Novellen, Phantasiestücke und Lieder von Ferdinand Stolle. Leipzig, Wigand. 1836. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Der dankbare und hochachtungsvolle Verf. hat sein Buchlein dem Herrn Hofrath Winkler in Dresden gewidmet und seine Widmung mit einigen mystischen Versen begleitet, worin von einem ersten Tone die Rede ist und das Buch als ein hervorgerollenes, ernstes, heiteres, dunkles, liches und als ein Bergföhrenlicht charakterisirt wird. Sodann folgt eine Erzählung „Der Wunderdoctor“, aus welcher wir nichts weiter erwünschen als den Humor, wenn es nicht noch eher gerathen wäre, den Ernst daraus wegzuwünschen. Viel besser erhalten ist „Der Thürmer“. Die Erzählung „Der Todtenwaller“ ist Hoffmann'scher Spuk; „Die Nacht in Auerbach's Keller“ eine abgedämpfte Nachahmung der Hauff'schen „Phantasien“ im breiteren Stile. Unter den übrigen Erzählungen ist sich keine besonders auszeichnen; sie sind sämmtlich ebenso unnatürlich erfunden, als sie in einer sehr natürlichen Natürlichkeit eines platten Vortrages sich bewegen. Es könnte in diesen Erzählungen Alles, wenn es auch noch um einen bedeutenden Grad besser wäre, immer noch besser sein, als es ist. Viel vorzüglicher sind die angehängten Lieder, unter denen und das gut empfundene und lieblich vorgetragene Gedicht „Gedächtniß“ am meisten angesprochen hat. Folgender Vers aus einem unbekannten Gedicht ist ein Unvers:

Es ist's uraltes Testament,
Daran wir alle glauben,
Und diesen Himmelstriebsel kann
Den kann aus Niemand rauben.

Ref. ist kein freilichtiger Mensch, aber er könnte es werden über diese und ähnliche Verse, um der Religion und aller Heiligen willen.

2. Furchtlos und treu. Historischer Roman aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges, in drei Bänden von Morrell. Stuttgart, Weiße. 1836. 8. 3 Thlr. 18 Gr.

Ein unglücklicher Krieg, der 30jährige, wenn er noch 200 Jahren noch solche Romane, wie der vorliegende, ins Leben rauft! Nicht bloß Länder und Städte hat er verwüstet, er verunstaltet auch unsere Romantik und macht sie brandig und legt sie brach. Ich glaube, daß solche Romane aus dem Plane der göttlichen Vorsehung herausfallen, und wenn der ritterliche Gaspar Wolf hätte ahnen können, daß unsere romantische Cippische, Dr. Morrell mit einbegreifen, seine edle Gestalt in einen so eitel romantischen Umgang wider Recht und Billigkeit zu bringen nicht Scham und Ehen haben würden, so dürfte er es sogleich unterlassen haben, den deutschen Protestanten beizubringen und Pommeren und die Mark, in deren Grenzen bis Horn hinauf der Roman sich tummelt, von den Kaiserlichen zu reinigen. Furchtlos ist der wilde und berühmte General Hol, und treu dessen Gemahlin Rechtild, die ihn auch im Tode nicht verlassen will; furchtlos ist ein zweiter Liebender, der Schwede Coop, und treu eine zweite Liebende, Gertrud, die Katholikern Böttcher Tochterlein; daher der Titel „Furchtlos und treu“. Rechtild und Gertrud aber sind Schwestern.

Es ist Alles die und grell aufgetragen, die Irene ebensowol als die Rache, die Augen ebensowol als das Kaster, die Tapferkeit ebensowol als die Feigheit! Die Contraste stehen wie schwarz auf weiß, wie Essig auf Zuckerwasser, wie Bohnensirob auf Eiderdaunen! Und dann all die Schrecken des 30jährigen Krieges, die infame Gerechtigkeit, welche verbrannt, foltert, schindet, lebendig begräbt! Die Pest, welche würgt, was dem Schwerte entrann — die grausame Nachrichter! Die blutigen Missethäter in Frankfurt und anderswo! Und mitten hindurch edel hervorragend die Gestalt des Schwedenkönigs, des unelblichen Schwägers, die mannhafte Ehrbarkeit des Rathsherrn und seiner schamhaften Ehehälfte! Und welche Löwnige, erhabene Helben- und Romanensprache! Segen solche Wengeltastigkeit des Ausdrucks, die in unsern schlechtesten Romanen freecopy geworden, ist der Conversationston in unsern Tabaglen nichts als Lumperei! Morrell's Kriegsleute des 30jährigen Krieges müssen bereits von Shakespeare Kenntniß gehabt haben, denn Major Brandenstein sagt, spottend und sich höflich vernünftend, zum Rittmeister Donat: mein werther Sie John Falstaff! — auch muß es damals bereits Husaren gegeben haben, denn eben derselbe sagt zu eben demselben: du bist ein Husar, hast also das Recht, nichts zu wissen. Die Rathsmänner werden gewöhnlich „hochbeinig“ genannt, und die Jungfrauen sind meist so schön, daß auch die schönsten von einer noch schöneren übertroffen wird. Denn es heißt: Rechtildis war ein außerordentlich schönes, ein höchst reizendes Mädchen; allein Gertrud war doch noch schöner. Gertrud aber, dieser Ausbund von Schönheit, erscheint bei einer Umarmung doppelt so schön, aber nur, setzt der Verf. wohlweislich hinzu, „wie es schien“. Wo Andere sagen würden: das rath ich euch an, da sagt der Verf.: das nehmt euch ad notam. Auch eine lächerliche Stallerin, die Gott weiß wie in das Pommerland gekommen, tritt allhier auf und gibt Herrn Morrell zu folgender Bemerkung Gelegenheit: „Als in ihr zwölftes Jahr eingesperrt, sind in der Regel die italienischen Mädchen bleich, hager und ziehen unter allen Männern den Nordländer am wenigsten an, weil dieser, der kräftigen vollen Formen gewohnt, in ihnen durchaus Das nicht findet, was er gehofft.“ Auch mit gelehrten Aemterungen und Erläuterungen ist der Roman geschmückt, z. B. daß die Bereitung der pikanten Sauern im Süden von Deutschland ganz vernachlässigt wird und daß die Fische in Salzwasser gebraten werden, wogegen der Ratz folgendermaßen erläutert wird: „Knixen“, einen Knix machen — die altmodige Art, ein Compliment (einen Diener) zu erwidern; ohne den Körper zu berühren, wird derselbe (vollig aufrecht erhalten) durch ein Knixen — sollte eigentlich mit einem großen Anfangsbuchstaben geschrieben werden — gesenkt und dann wieder erhoben!“ Ebenso neu sind die Kunstkenntnisse, die er auszubreiten an folgender Stelle Gelegenheit nimmt: „Sah man also dies liebliche Mädchen, nämlich Rechtild, so konnte man den Gedanken nicht entfernen, sie sei der Staffelei irgend eines ausgezeichneten altdeutschen Malers, eines Johann van Old oder eines Schorel entflohen, denn nur auf diesen finden sich die herrlichen Gestalten in all dem Lieblich, welcher Rechtild umwehete, wieder. Die Niederländer, Rubens und van Dyl, und andere ihnen verwandte Meister haben wol unendlich Schönes geschaffen, allein ihre Figuren haben diese Überfälle, welche wollüstig, sinnlich reizend genannt werden muß, etwas, wovon die liebliche Jungfrau so weit entfernt war, wie von der trockenen Magarette der Menschen auf Hans Holbein's und zum Theil auch auf Albrecht Dürer's älteren Gemälden; und wollten wir das Urbild auf den unerreichbar herrlichen Werken, auf Rafael's und Julio (warum nicht Giulio) Romano's, auf Correggio's und Titian's Bildern suchen, so würde ihm die Erhabenheit, die Größe und Schlantheit der Formen fehlen, welche unter dem italienischen Himmel nicht gebrähen, daher die Gemälde dieser Meister auch nirgend solche Figuren zeigen. Ihre Phantasie, nur mit Dem, was sie sahen, beschäftigt, vermochte nicht, sich zu einem reinen Ideal zu erheben, wie dieses vielleicht die Griechen der alten Zeit, wie

es Scophas (eigentlich Scopas und der war ein Bildhauer) und Apelles genannt."

Ein Buch von so enormer Geschmackslosigkeit, das nur in Deutschland geschrieben, gedruckt und gelesen werden kann und das von der Bildung, die nach 6000jährigem Bestehen von der Menschheit errungen worden, ein trauriges Zeugnis ablegt, verdient eine weitläufigere Betrachtung und Würdigung, und Norvell oder Vollmer möge von jetzt an der Schreckenstafel sein, mit welchem unsere deutschen Mütter ihre unruhigen Sänglinge zum Schlafen bringen, wie die römischen Mütter die ihrigen mit dem Schrecken- und Befehrs: Hannibal ante portas!

3. Parvulus. Novelle von E. Wolfram. Leipzig, Weigand. 1836. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Auf einen so materiellen Roman wie „Furchtlos und treu“, der nur Masse ist und nichts als Masse, thut die Novelle „Parvulus“, als eine von Geist und geistigen Beziehungen überall durchgezogene, doppelt wohl. Beide bieten eigentlich keinen einzigen Punkt zur Vergleichung dar, wenn aber einmal nach deutscher Art verglichen werden soll, so ist der Norvell'sche Roman Schlammwasser voll inquisitorischer Ungeheuer, diese Novelle aber reines und frisches Weihwasser, geistiger Niederschlag. Et was Materielles liegt freilich auf dem Grunde: nur daß es nicht augenblicklich zu finden ist. Das ist der Hohn, der am Schluß der Novelle eine heilige gotterweichte Capelle in die Stube eines Magnetiseurs verwandelt, eines Menschen, der in die Geheimnisse der Natur und Wissenschaft drang, der nur für seine ärztliche Kunst lebt, nun aber, von einer stofflichen Liebe erfaßt, den schönen Leichnam eines durch ihn zu Tode magnetisirten Mädchens, während die Lichter verlöschen, mißbraucht, was der Befesser des Runterdoctors letzte Seligkeiten nennt, und zuletzt von einem Engel, der eine Parodie alles himmlischen Engelwesens und eine höhnische Verpottung des Glaubens daran darstellen soll, in den Himmel abgeholt wird. Viel eher hätten wir vermuthet, Parvulus stiehe mit den bösen Geistern im Bunde und werde zur Hölle fahren. Wie dem auch sei, auf jedem Schritte begegnen wir Spuren eines nicht ungewöhnlichen Talents, so wild und wüß das Werk sich auch gestaltet hat und so wenig es als ein Kunstganzes befriedigen mag. Die Novelle ist ein Product deutscher ausschweifender Phantasie und philosophischer Durchbildung zugleich. Es rüst sich, wie die Mehrzahl der deutschen Romane, vom eigentlichen Leben los, es wurzelt in geistigen Beziehungen, wenn die Idee, die hier durchgeführt werden soll, auch nicht bestimmt hervortritt, indem sie durch die wuchernde Phantasie verdeckt erscheint. Dabei ist die Novelle bis auf das Einzelnste mit deutscher Liebe und Sorgfalt ausgearbeitet, und man folgt ihr gern und mit Andacht. Eben dies ist das Charakteristische deutscher Novellen, daß uns das Einzelnste befriedigt, daß wir von dem Einzelnen nicht lassen und nichts überschlagen wollen, weil wir den Geist und die Liebe sehen, die auf das Detail verwandt sind. Andererseits mögen sie uns weniger befriedigen als die stoffhaltigen Lebensbilder der Franzosen und Engländer, wo man das Einzelne, besonders bei den Letztern das ermüdende Raisonnement gern lassen mag, um sich an dem Roman als an einem lebensvollen Ganzen zu erbauen. Die Schilderungen der Personen und Umstände gleich an der Pforte des Romans sind ebenso spannend, als mit nicht gewöhnlicher Kunst angeführt. Die wunderbare Figur des Doctors Parvulus bewährt ihre allgemeine Anziehungskraft die ganze Novelle hindurch.

4. Alexander Dumas' gesammelte Erzählungen. Deutsch von E. von Alvensleben. Leipzig, Magasin für Industrie und Literatur. 1835. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Welch ein ganz anderer Boden, der Boden französischer Romantik, den wir soeben betreten! Wohl durcharbeiteter, cultivirt, nicht im mindesten hartkollig, ist er so recht gemacht für eine lustige, lebendig wuchernde Pflanzung, deren dünne Wur-

zeln einen härteren Boden nicht vertragen würden! In den harten, festen Grund unserer Romantik kommt neben der Erde noch anderes Besitzt fort — Farnkraut, Distel und Klügenschwämme! Dafür haben wir auch, außer diesen wilden Ausgeburt der Erde, eine hochstämmige Vegetation, am feste Bürgeln im Erdkerne haften und von hier aus die Stämme der Krone, die sich im Blau der Luft wiegen, strecken. Der Franzose hängt näher mit der Erdoberfläche zusammen; er hat in seiner Romantik nicht so viel Säfte und grüne Stämme zu verwenden als der Deutsche, aber er weiß die, welche ihm zu Gebote stehen, besser zu brauchen. Die Geistes-Schuldigkeit, die lebensmännliche Sicherheit zeichnen besonders die kleineren Erzählungen der Franzosen aus; hier ist die Natur und Leben, die Conversation fließt, einige Male mit hinein, wenn sie auch durch den unmoralischen Inhalt selbst häufig wieder aufgehoben wird. In diesen kleinen anmuthigen Erzählungen gehören die vorliegenden von dem tragungsfähigen E. von Alvensleben übersetzten Erzählungen zu Dumas. „Der Maskenball“, ein sonderbares Abenteuer von ganz neuer Erfindung und traurigem Ausgang, ist mit viel französischem Feuer erzählt; eine Kleinigkeit, „Der arme Laik“, worin die Zauberin Wolken die Hauptrolle spielt, dürfte bei einer Uebersetzung werth sein; aber interessant sind die folgenden Erzählungen: die Räubergeschichte „Scherubino und Salsin“, und „Blanca von Beaulieu“, eine Revolutionsfabel. In den Geschichten Einmischung historischer Personen und ihrer kleinsten Schilderung thut es kein Volk den Franzosen nach. Ist in ebenso wahrer und gründlicher als lebendiger Schilderung — das bleibe dahingestellt.

5. Nebelanöches. Mitternächtliche Erzählungen von Paul E. Jacob, Bibliophil, Mitglied aller gelehrten Gesellschaften. Deutsch von E. v. Alvensleben. Zwei Theile. Leipzig, Grapen. 1836. 8. 2 Thlr.

Als die Pest 1636 in Paris wüthete, führte die Kaiserin Anna von Oesterreich, Nachtwachen ein, wobei leicht Speise zu umgerichtet und allerlei anmuthige Zerstreuungen eintreten konnten. Man erzählte Anekdoten, las Romane, führte kleine Theaterstücke auf, so daß keine von den Personen, welche in dieser leichteren Lebensperiode sich flott und oben auf erhielten, von der Pest ergriffen wurde. In Spanien nennt man eine solche nächtliche Nachtwache Nebelanöches. Vergleichsweiser fruchtbarer Nachtwachen verlegt P. Jacob in die Cholerazeit und auf ein Landgut, dessen Inhaber, Herr von Bontemps, eine so ansehnliche Furcht vor der Cholera hat, als nur irgend einer in dieser civilisirten Welt, der an Unsterblichkeit glaubt und sich doch vor dem Tode, also der Unsterblichkeit selbst fürchtet. In diese gruppieren sich Andere, seine junge Frau, welche mit einem jungen Manne ein Liebesverständnis hat, ein Doctor der Medicin, der Verf. selbst u. s. w. Jede von diesen Personen gibt ein Bild nach, oder wie Zeit und Gelegenheit ausfallen, ein Erzählung zum Besten, jede in dem leichtesten französischen Style gehalten, oft von sehr zweideutiger Natur, oft sehr freizeichnend, oft traurigen Ausgangs. Dies Gemischel von belustigend und unbelustigend Geschichten ergötzt, und so inhaltslos und unendlich sie meist erfunden sind, so interessant und natürlich werden sie durch die Darstellung und die natürliche Art der Erzählung. Eine psychologische Begründung verlangt man bei keiner. Während dem gehen die Intriguen innerhalb des Gesellschaftskreis selbst fort. Herr Bontemps, zugleich ein emporstrebender Materialist, stirbt zuletzt in seiner Cholerafurcht, nicht in der Furcht des Herrn und an seiner Aagarmenwuth, indem er in den Namen seines jungen Nebenbuhlers „Eduard“ das Aagarmen-Cholera auffindet. Es läßt sich erwarten, daß seine junge Gemahlin und ihr Liebhaber, jenseits des Romans, ein würdevolles Leben führen werden, obgleich jede Andeutung der Art im Buche selbst nicht gegeben ist.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Unterhaltung.

— Mittwoch, —

Nr. 265.

21. September 1836.

Thomas Kantow's Chronik von Pommern in niederdeutscher Mundart. Herausgegeben durch Wilhelm Böhmert.

(Bechluss aus Nr. 261.)

Der dritte Abschnitt handelt von Nikolaus von Klempen's Leben und Schriften, welchem nebst andern historischen Arbeiten eine sogenannte dritte hochdeutsche Chronik, betitelt: „Pomerania“, zugeschrieben wird; sie ist in vielen Copien vorhanden und zeigt den Protens des Kantow'schen Werkes in der vierten Verwandlung. Der Verf. bemüht sich mit Erfolg darzuthun, daß diese „Pomerania“ weder Kantow noch Klempen zum Urheber habe, und kommt im fünften Abschnitte auf die Kosgarten'sche „Pomerania“. Von dieser nun wird behauptet, „daß sie keineswegs die erwähnte Schwarz'sche Handschrift, mithin nicht den echten Kantow liefere; sie wimmle von Anmerkungen der ältern Form und von sprachlichen Fehlern, und könne nicht als Urkunde der Sprachform des 16. Jahrhunderts benutzt werden“. Herr Kosgarten habe den Kantow'schen Text des Cod. Schwarz durchweg mit dem Texte der sogenannten Klempen'schen „Pomerania“ vermischt, und da letztere sich als spätere Diafleuase des echten Kantow kundgebe, „Ueberschrift und Diafleuasis zu einer neuen Diafleuase verschmolzen“. Diese Behauptung ist denn auch durch eine Vergleichung, welche mit dem Verf. anzustellen möglich war, bewiesen, zugleich aber zugegeben, daß ein „beträchtlicher Theil der Stellen, welche dem Leser der Kosgarten'schen Ausgabe als die lebendigsten, kräftigsten und glänzendsten sich eingepreßt hätten, namentlich ein Theil der eingemischten anziehenden Sagen, Anekdoten und Charakteristiken, nicht, d. h. nicht aus Kantow's alter Handschrift, sondern aus jener namenlosen „Pomerania“ entlehnt sei. Dadurch sei das Ganze durch und durch ungleich, widerspätig geworden, aller Einheit entbehrend und die Ausgabe daher bei allem unbestrittenen Verdienste auch streng literarisch nicht genügend“. Ebenso veranlasse das beigelegte Glossarium zu manchen wichtigen Ausstellungen, als unvollständig und Kantow's genuine Sprachformen mit der spätern „Pomerania“ vermischend. Nach dieser wissenschaftlichen Diatribe, die bei aller schlagenden Kraft der Beweisgründe dennoch in den Grenzen der rücksichtsvollen Mäßigung sich erhält, wird uns der niederdeutsche

Text gegeben, welcher, wie die Mundart mit sich bringt, einfacher, nüchterner, ungezwungener, oft auch naiver und faßlicher erscheint als die spätere hochdeutsche Chronik, und bei mitunter mattern Stellen die Frische des Originals, die Einheit der Anschauung und der Gesinnung voraus hat. Um Vieles kürzer als der Kosgarten'sche Text, entbehrt er jenes Reichthums von Zügen, welche, nicht urkundlich gewiß, allmählig in der Confection über vaterländisch liebgewordene Stoffe sich ausbilden, wie denn z. B. die Jugendgeschichte Boguslaw X. nur kurz angedeutet ist und darum zuverlässiger erscheint als die fast dramatisch ausgeführte in der „Pomerania“. Die Erweiterung des Werkes bis 1536 gewährt anziehend Neues über die Reformationsperiode; die Ansicht des Weltlaufes ist freimüthig und ernst, ohne den Leisegang und die unmännliche Rücksicht auf regierende Herren und bestellte Verhältnisse, wie sie das folgende Zeitalter, geschichtlicher Wahrheit ungetreu, sich angewöhnen mußte. So hat denn auch Ref. aus diesen Zusätzen nicht unwichtige Einzelheiten über einen ihm werth gewordenen Stoff, die gleichzeitig mit der Kirchenverbesserung bemerkliche demokratische Reizbarkeit, gewonnen. Angehängt sind Proben aus den spätern hochdeutschen Uebersetzungen Kantow's u. s. w., sowie auch „Martin Dalmat's Beschreibung der Peregrination Boguslaw X. nach dem heiligen Lande“, ein Tagebuch, welches, geführt von dem Begleiter des Herzogs, den in der „Pomerania“ schon nach Weise gern erzählter Geschichten unsicher gewordenen Abenteuern die historische Gewissheit zurückgibt. Den Schluß des Werkes bilden ein vollständiges, mit Fleiß abgefaßtes Glossar der niederdeutschen Chronik und Facsimiles der Handschriften Kantow's und Klempen's.

Kann von des Ref. Pflicht in dieser Sache ein Resultat gefordert werden, ohne daß er unbillig beiden thätigen Förderern vaterländischer Historie zu nahe tritt, so erlaubt er sich folgende Bemerkungen. Allerdings hat in philologischer Hinsicht Herr Böhmert gewonnen und unumstößlich durchgeführt, daß Kosgarten's vielbelobte „Pomerania“ nicht das Werk Kantow's in dem Sinne sei, wie man Autorschaft anzusehen pflegt. Die Literaturhistorie ist um eine verbürgte Thatfache reicher, das persönliche und individuelle Eigenthum eines Schriftstellers festgehalten, zugleich das Studium des niederdeutschen Idioms,

Herrn Wienberg's Abgunst zum Trost, befördert worden. Aber hat Herr Böhmer's philologische Strenge den Mannen Kantow's einen Gefallen gethan, den diese ihm danken könnten? Wird der echte Kantow, dem die anmutige Plauderhaftigkeit, die anziehenden Erzählungen, die treffenden Sittenschilderungen abkuppert sind, in seines nüchternen, plattdeutsch correcten Form mehr Leser und Bewunderer finden? Wir glauben kaum; denn eben in dieser wechselnden Fülle und Lebendigkeit, in Seberden, dem wärmsten Leben abgestohlen, in Worten, die den Männern, wie Bildern auf alten Tapeten, zettelweis aus dem Munde gehen, besteht des bisher rezipierten Kantow's Haupttugend, sein uner schöpliches Lob. Kritische Versuche haben den Ref. gelehrt, daß Kantow bis dahin, wo er Zeitgenosse wird, ein in wichtigen Stücken unzuverlässiger Gewährsmann sei, dem man nur die Urkunden in der Hand und mit Benutzung Dessen, was die verbürgte Geschichte der Nachbarländer bietet, trauen dürfe. Wir möchten unsern vortrefflichen Pommern mit dem gleichfalls trefflichen Vater Johann Aventin zusammenstellen und behaupten, daß Beide Werke überwiegend der Werth darin bestünde, die Ansicht festgehalten zu haben, welche ihre Zeit sich von den Vätern bildete, mit einer Gläubigkeit, die keiner kritischen Prüfung fähig war; daß Beide die Spiegel seien, in denen die subjective Auffassung ihres Jahrhunderts von der Vergangenheit auf eine ergötzliche und befriedigende, Sinn und Gemüth erhebende Weise anschaulich wurde. Mannichfaltiger und reicher, bei allen sonstigen Mängeln, tritt diese behagliche Selbstbetrachtung der pommerschen Natur in der Rosengarten'schen „Pomerania“ schon deshalb hervor, weil mehrere Selbstesverwandte in das offene Bilderbuch mit sorgfamer Hand anmutige Einzelheiten nachtragen und aus landsmannschaftlichem Gefühl und Bewußtsein heraus die vorgefundenen spärlichen Umrisse mit hellen Pinselstrichen in unfreiwilliger Eile colorirten.

Darum haben wir denn im Kantow wie im Aventin ein unterhaltendes Buch, wie unsere Väter sich ihre Väter und deren Schicksale dachten; eine Schilderung, wie sie ihre Jugend erwartete, ihr Alter erquidete; eine Geschichte im antiken Sinne des Livius und Florus, nicht wie unser kritisches Jahrhundert verlangt. Können wir darum in geschichtlicher Hinsicht die hochdeutsche „Pomerania“ nicht unbedingt der niederdeutschen Chronik nachsetzen, so möchten wir auch ferner zweitem Rüge Herrn Böhmer's, „daß sie auch in sprachlicher Beziehung nicht genüge“, ein bedeutendes Gewicht versagen. Es gibt aus der ersten Hälfte des 16. Jahrh. eine so große Fülle deutscher Werke, prosaischer und poetischer Form (wir erinnern nur an Luther's Schriften), daß dem Herausgeber des hochdeutschen Kantow die Rücksicht, das Sprachstudium zu befördern, als eine untergeordnete erscheinen konnte, wollen wir gleich ebenso wenig die Regellofigkeit und Willkür, die Herr Rosgarten in dieser Hinsicht sich gestattete, loben, als wir den, damals noch jugendlichen, Herausgeber von einer gelinden, aber genialen Fälschung ganz losprechen mögen, der aus Härlichkeit für seinen

Fund herkömmlich genaue Nachenschaft miß, wobei seinem Lieblinge den fremden Schmutz entlehnt habe.

F. W. Barthold.

Romanen [Cont.]

(Fortsetzung aus Nr. 24.)

6. Die Krämchen-Fee, von Karl Kobier. Aus dem Französischen übersezt von K. von Kronfeld. Rastatt, Carl-Länder. 1833. Gr. 12. 1 Theil.

Eine eigenthümlich poetische Erscheinung, die Geschichte eines Irrenanigen, der in lauter blühenden Träumen und Phantasien lebt, Alles, was ihm begegnet, in das Reich der Krämchen versetzt und für ein Reich der Krämchen hält, auch alten Weibes, das ihm mit Freundschaft entgegenkam. Im Irrenanige erzählt dem Verfasser seine Geschichte selbst in der Form eines Märchens, sodaß es dem Leser, wenn er will, immer möglich ist, die Täuschung von der Wirklichkeit zu unterscheiden und die versteckte Ironie herauszufinden. Der glückliche Michel hat, wie er erzählt, das alte Weib Krämchen geheirathet, liebt aber eigentlich die Prinzessin Belli, deren Portrait er besitzt und die ihn nachträglich erwidert, denn für Michel erwacht das Lobte und Gegenständliche sich zu einem Erbenigen. Endlich sucht er nach der Krämchen Wandbräutigam und er sucht nach demnach im Irrenanige und nimmt von dem Verfasser Abschied, laufend nach der Krämchen Wandbräutigam. Es ist etwas Deutsch-Märchenhaftes in dem Buch, doch fehlt die Gedrungenheit, die Wesenheit, die Festigkeit, die sich in den Gebilden deutscher Phantasie in ähnlichen Formen kundthun. Die Phantasie, welche Schickel mit dem Eigenthum der Deutschen. Aber ein eigenthümlich deutsches Element hat dies sonderbare Buch seinen Mangel.

7. Kallipolis. Drei auserlesene Erzählungen von Alfred Bigny. Nach dem Französischen von Th. Albert. Altona, Kue. 1833. Gr. 12. 1 Theil.

Diese drei mehr als gewöhnlich gut übersezt Erzählungen gehören zu den besten, die in jüngster Zeit auf dem deutschen Boden der französischen Romantik erschienen sind. Sie wurden dem „Stello ou les diables bleus“, von Alfred Bigny entlehnt. Man hat hier die Erzählung von den benachteiligten eines Dreißigjährigen von Dichtern, die aus der Zahl unglücklicher Dichter so gewählt sind, daß sie sich ihnen unter einer andern Regierungsform einkaufen und mit der Krone umkommen; Gilbert unter der absoluten Monarchie Ludwig XV., André Genier unter den Stürmen der französischen Republik, Chatterton unter der constitutionellen Regierungsform Englands; der erste im Wehstern und der zweite der zweite unter dem Fallbeil, der dritte selbstmörderisch. Die erste Erzählung trägt den Titel: „Gilbert“, sie gibt ein wohl gelungenes Doppelportrait des herlosen, trockneten und überaus faden und langweiligen französischen Königs und der Geliebten desselben, Fräulein von Courmont, die nichts that, als auf dem Sopha sich dehnen oder die Tänze tanzen, ohne dem Lebnisse des Königs zu den Mägen zu sein — ihr tiefstes Studium. Inzwischen unterhält sie sich mit ihm über einen Floß, der nach ihrer Meinung zu sein den. Gegen diese wahrhaft königlichen und mitternachtsmenschen steht das Elend, in welcher der Dichter Gilbert und umkommt, und von dem der König nichts wissen will, weil er die Schriftsteller und schönen Geister für die gemeinen und natürlichen Feinde des Thrones hält, auf die man die Weise ab. Gilbert starb in wahrhaft furchtbare Krämpfe im Zustande des Wahnsinns 1760 zu Paris. Seine wichtigsten Werke waren: „Das achtzehnte Jahrhundert“, „Meine Apologie“. Seine Poesien sind in zwei Bänden gesammelt worden. Die zweite Erzählung: „Eine Geschichte der Schreckenszeit“, behandelt die Gefangenschaft Louis XVI. und dessen Tod von Hentershand, und gibt dem Ref.

Belegenheit, die Wirken der Revolution in einigen glänzenden Gemälden darzustellen, die hervorragendsten Charaktere der damaligen Revolutionsperiode, einen Robespierre, St. Just und Robespierre, auf eine ausnehmend lebendige und anschauliche Weise zu porträtieren und, über den Tod Chénier's hinausgehend, eine Versöhnung in dieser entsetzlichen Tragödie herbeizuführen, indem er den Untergang des Schreckensmänner in den Details seiner Erzählung zieht. Der Deutsche wird in solchen Revolutionsgemälden dem Franzosen, der, wenn er nur das Hässliche öfnet, revolutionnaire Lust atmet, als gleichkommen. Die dritte Erzählung hat, unter dem Titel: „Geschichte der Kitty Bell“, das traurige Schicksal des in der modernen Dichtung ging und gebe gewordenen Chatterton zum Gegenstand. Auch die Figur der Kitty Bell, der Blüthen Chatterton's, die hier als mit Chatterton in dem zartesten Verhältnis der Abhängigkeit stehend dargestellt wird, ist bekannt. Die Erzählung endet mit einer ergreifenden Dissonanz. Der schwarze Doctor, der alle diese Trauerschicksale erzählt, wird am Schluss gesagt, was der stolze Lord Mayor, der sich Chatterton's annahm, will, dem unglücklichen Dichter angeboten habe. „Ach, es ist wahr!“ versteht der schwarze Doctor, sich befinnend: „Es war eine Stelle als erster Kammerdiener bei ihm!“

2. Andreas. Novelle von Georg Sand (Madame Dubouvent). Aus dem Französischen, nebst einer Nachrede, von Ludwig Koblenz, Vergr. 1835. 8. 1 Tpl. 10 Gr.

Madame Dubouvent ist von vielen Seiten her in Belagerungsstand erklärt worden. Man warf ihr eine anstößige Haltung und als Haupttendenz eine beabsichtigte Aufstörung der Art vor, welche sie selbst von ihrer trawelsigen Seite hat fern zu lernen. Sie hat sich schon vertheidigt. Nicht das heilige Sakrament der Ehe will sie aufheben; sie will es nur von dem jüngerer Anwalt, der drum und dran hängt, reinigen; sie gerirt gegen die Kabbalen der Ehrmanner, gegen welche, nach St. Schlegel's Ansicht, die Männer keine andere Schutzwehr haben als die Schwärze der Kettirrin. Dies ist das Mischverhältnis, welches sie selbst wissen will. Und als einige St. Romanisten sie fragten, was sie denn an die Stelle der abgekauften Ehe setzen wolle, da hat sie nach und trübselig geantwortet: „Die Ehe“, nur aber: die Ehe in ihrer Reinheit und vollkommensten Ungetrübtheit. Mad. Dubouvent stellt die Ehe von ihrer nächsten Seite dar, die von dem baldenden und kaum mehr als geschuldeten Weibe vertreten wird, wie umgekehrt unter den Deutschen Umerentius Stabola, der sich ebenfalls bemüht, die faulen und handigen Flecken im Institut der Ehe aufzudecken, den Mann als Den, der vom Weibe gemartert und gefoltert wird, erscheinen läßt. Daß eine Eibung in den heiligen Verhältnissen eingetreten ist, läßt sich kaum noch leugnen, ebenso wenig, daß man nach einer Ausgleichung ringt und sich ihrer bedürftig fühlt. Auch in dem vorliegenden Romane: „Andreas“, leidet und duldet das Weib, und duldet bis zum Übermaß und liebt unsäglich, und opfert dem Manne ihrer Wahl ihre Ansehlichkeit und mit der Ansehlichkeit Ruhe und Glück. Und wem? einem Jünglinge, der, nach dem gewöhnlichen Maßstab zu urtheilen, brav und edel ist und mit der Geliebten so herzlich gut verinnt, aber zugleich einem Schwächlinge, der seiner Schwäche, worin er wie in glühendem Wachs steht, nicht Herr werden und seinem abstoßigen gemein großhörnigen Vater die Spitze nicht bieten kann. Der Roman ist in seiner ersten Hälfte ungemein freundlich und anziehend. Andreas, ein jüngerer, verschwommener Jüngling, als ländlicher Autobiograph in wissenschaftlicher Reise und poetisch sentimentaler Schwärze merkt sich anbildend, lernt in einem Städtchen eine Etierin kennen, die unter den schnippischen Dingen ihres Standes eine gar liebliche Ausnahme macht. Genoveva ist eine rührende, blühende Schale, die unter Blumen und in der Vertierung künstlicher Blumen aufwuchs. So hat sie eine Blumennatur erhalten, von zartem Duft und freundlicher Farbe. Weib, zu dem — aber nicht etwa pietistischen — Stillen im Lande gehörend, ziehen sich gegenseitig an, in magnetischer Berührung und ge-

heimlichem Sympathie. Sie führen ein reines, unschuldigst Blumenleben miteinander, bis die Kränkungen von außen her eintreten und der Vater des Andreas die dritte Faust in das innige Verhältniß stehend einsetzt. Man beginnt die Opfer, die Genoveva ihrem Andreas bringt, Rancinauben greifen, schnellen Beide desto mächtiger zusammen; die Gewalt der Umstände entwirrt. Genoveva, von ihren irdischen Akten und Arbeitgenossinnen verlassen, traut, daß dem jungen Andreas als ihrem einzigen Pfleger sich hingeben. Dies gelangen wir an den beschriebenen Punkt des Romans. „Was wird denn aus mir“, sagt die Verfasserin, „zwischen zwei heißen, trauernden, von der ganzen übrigen Welt verlassenen Kindern? Warum die heilige Verbindung zweier Wesen brandmarken, deren Gott eine gegenseitige Liebe eingegeben?“ Wie wollen wir der Aussprüche über diesen Ausspruch nicht widerstehen; genug! Andreas unterliegt und Genoveva mit ihm. Aber Andreas ist ein ehelicher Mann; er beugt es, durch die Vermittlung seiner beiden Freunde Joseph, der seinen Vater zu bestimmen weiß, zu einer gesetzlichen Verbindung. Obgleich eine Ehe! Überall die eingreifende eiserne Faust des väterlichen Willens oben viele mehr Unwillens, welchen der schwache Sohn, so bestig er auch momentweise aufbraust, nicht balancieren kann. Es wird dem Weibe ansehnlich bei den furchtbaren Schlägen, welche Genoveva erdulden muß, die sichtbar hinwinkt. Endlich erliegt sie. Der gute Andreas ist untrocken. Der hartnäckige Vater brummt zu spät. Man kann nicht sagen, daß die Verfasserin gegen die Ehe als solche operirt; aber ihre Ausrüstung und Verleumdung gegen die verheiratete Ehe macht sich überall bemerkbar und ruft Dissonanzen hervor, die in der Seele des Lesers keine angenehmen, befehlgebenden Eindrücke zurücklassen. Es ist der kreischende Ton einer gesprungenen Gasse, der uns hier misfällt, abgesehen die Kunst, womit die Verfasserin ihr Thema an Personen, Conflicten und Situationen durchführt, ausnehmend zu schätzen ist. Der Übersetzer gibt noch eine „Nachrede über Ehemannschaft“, gehalten vom „Hochschüler“, worin den Frauen als der „besten, geistig höchsten Hälfte dieser Erdenschöpfung“ das Wort geredet wird. Der Übersetzer beginnt: „Am Anfang schuf Gott den Himmel und Adam, die Erde und Gegend; dann schenkt er fort durch Eva und Rachel und endet bei Rah. Dubouvent. Seine Hyperbeln gegen von bedauerndem Nachschmerz. Ich habe nur zu einem halben Verstande (ein ne aufgeschwollenen Lebendarten gelassene Mann; ein halbes Verstande aber ist oft schlimmer als gar kein. Man muß, wenn es auf die Gebirgung sozialer Fragen ankommt, den Mund nicht allzuweit nehmen. Wenn wir uns vor Straffen anfangen, da, wo es darauf ankommt zum Herzen des Volks zu sprechen, unsere alle selbständige Stimmung und Sprache bis zu einem möglichen Grade von Verständlichkeit und Popularität abzumähen?“

9. Der Siguaner. Von Georg Hayne Mansford Hamet, Verfasser von „Heinrich Rastern“, „Darnley“ u. Aus dem Englischen überfetzt von Wilhelm Kholz Lindau. Degg. 1835. Leipzig, Kollmann. 1835. 8. 4 Tpl.

Eine ganz andere Manier, diese romantische der Art! eine weitem praktisch als die der Deutschen, ja praktischer selbst als die der Franzosen! Da ist Alles compact, comfortable! Ein fester derber Boden! Aufschwind wenig Kunst verstand, womit er bearbeitet wird, aber die Einfachheit der Praxis! Der englische Roman hat seinen Typus, wie der deutsche und französische! Unnorme Charaktere, die aus der gewöhnlichen Gerichts- und Personenordnung herausgeschlagen und sich außer dem Gesetz stellen, sagen ihm zunächst zu; sodann von widerte Situationen, veranlaßt durch Romanantiken, dante und geheimnisvolle Berreden, Familienfeindschaften, ein weites wildes Conglomerat von Umständen, gegen welche zuletzt die weltliche Gerechtigkeit zu Hilfe gerufen wird. Nach der vorliegenden Roman bewegt sich in diesen vorgemagerten Umlen. Diese Situationen, diese Charaktere sind und bereits in ähnlicher Weise vorgekommen; dennoch überraschen sie uns, so daß

nen und erscheinen während der Lecture dem Leser neu. In weiterer Entfernung und wenn wir den Höhepunkt der Kritik gewonnen haben, erscheint uns der Roman andern seines Geistes ebenso ähnlich, wie in der Ferne ein englischer Part dem andern gleicht; denn das Detail tritt zurück; der Gesamtanblick bleibt, und dieser ist wesentlich typisch. So hat der Roman: „Der Zigeuner“, mit seinen landesgenössischen Romanen eine innerliche Confraternität, dieselbe Anlage, denselben Aufbau, dieselben Vorzüge und Fehler. Der Inhalt schwimmt, wie ein compactes Bratenstück, in einer breiten Sauce, die besonders im ersten Theile, wie bei den englischen Romanen gewöhnlich, kaum auszubilden ist. Der Hauptknoten besteht in einem Verbrechen, einem Brudermorde, bis der todte geglaubte Bruder erscheint und die auf die Spitze getriebene Sache des Romans wieder ins Gleiche bringt. Ein edler Sohn der Wälder, ein großsinniger Zigeuner, dessen Schiffschaft den Hintergrund und die Staffage des Gemäldes bildet, steht, eine mächtig ansehende Figur, im Vordergrund, den Kampf der naturgemäßen Bildung führend gegen die Annahmen einer in Verworfenheit ausartenden Überkultur. Aber auch die bürgerliche Sitte in ihrer Reinheit wird von wohlgefassten Personen repräsentirt, Liebesverhältnisse werden eingeletzt und kommen zum Abschluß, so daß nach dieser Seite hin der Regen, auf dem goldglänzigen, des Attentats auf seines Bruders Leben verdächtigen Fjord der Fluch ruht. Die Verwickelungen sind indes im Romane selbst ebenso spannend, als sie in einem nachdenklichen Lesunge reizlos erscheinen würden. 45.

Aus Italien.

Ein in Neapel lebender Architekt, Carlo Falconieri, ein entschieden bewunderter des Talentes, wodurch er in vorigen Jahre zu Rom verstorbenen Kupferstecher Bart. Pinelli seinen Ruf begründete, ist jetzt Pinelli's Biograph geworden, und die Seitenzahl des in Neapel erschienenen kleinen Büchelchens: „Memoria intorno alla vita ed alle opere di Bart. Pinelli scritte per C. Falconieri, archit. scilicet.“ (Neapel 1835), wird den Auszug seiner Thatfachen hier willkommen machen. Pinelli war zu Rom, im Klone von Trastevere, 1781 von sehr armen Eltern geboren worden, und aus den Erinnerungen seiner Kinderjahre stammen daher die vielen Scenen unbändiger, beinahe brutaler Wildheit, die er als Künstler mit Vorliebe in seine Darstellungen einflößt. Seine Jünglingsjahre fielen in die Zeiten der heftigsten Aufregungen der Gemüther; und Volksaufstände, Suchtlosigkeit und Auflösung aller bürgerlichen Ordnungen konnte er, ohne sich von seinem väterlichen Klone zu entfernen, mit Bequemlichkeit studiren. Sein Temperament machte ihn nicht stets zum bloßen Zuschauer. Er gab sich den ärgsten Verirrungen hin. Daß er nicht versank, war ein Gegen seiner kräftigen Natur und des Talents, das ihn auch in dem heftigsten Strudel immer auf die Oberfläche zurückhob. Die Wirren seines Lebens, zwischen denen die Momente ruhigen und keuschen Studiums wie einzelne Dafen hervorleuchteten, erläutern an die Künstlerbiographien des 17. Jahrhunderts und an Salvator Rosa's abenteuerliche Studien. Wie die Künstler jener Tage vergaude er den reichlichen Lohn seines Fleißes. Man rechnet P. nach, daß er mehr als 100,000 Scudi verdient habe, und bei seinem Tode bestand sein ganzes Vermögen in 16—18 Bajocchen. P. begnügte sich, zum Nachtheil seines bleibenden Rufes, mit den leichtesten Hervorbringungen des Augenblicks, ohne etwas Dauerndes für alle Zeiten sich anzumachen. Er arbeitete wie im Fluge. Außer der so großen Menge seiner Rodirungen, die mehr als alle ähnlichen Blätter italienischer Künstler jenseit der Meere und der Alpen bekannt geworden sind, sind seine Zeichnungen beinahe unzählige. So besitzt der Kaufmann Steudellari eine Sammlung von 1400

Blättern, der Maler Fabbi eine von 650, und die letztere dadurch wichtig; daß 250 Zeichnungen mythologischer Gegenstände sich darunter befinden, von denen er niemals einer in Radirung bekanntgemacht hat. Pinelli starb am 1. April 1822 und wurde in feierlicher Schlichtheit durch das Ghetto der Künstler, ein paar Kapuziner und ein paar Männer von der Todesbruderschaft den 4. April zur Gruft in S. Biagio des Passio begleitet. Der Körper war einbalsamirt und die Leiche von S. Luca ließ seine Identität durch den Fürsten des Reichs sicherstellen. Eine ehrende Inschrift, die man in dem Bleirohre dem Sarge mitgab, wird seine Asche, wenn nach einigen Jahrhunderten wiedergefunden wird, vor der Anerkennung bewahren. Man rechnete ihn darin zu den bedeutendsten Künstlern seiner Zeit, besonders wegen seiner Kupferstiche, worin er Keinen, der's ihm gleich thäte, gehabt habe. Ist ihm ein Denkmal an Canova's Seite in der Protonotaria des Capitols errichtet werde, hoffen die Überschwänglichen unter seinen Verehrern.

Der ehemalige Bibliothekar Jos. Molini hielt sich 1831 und 1832 in Paris auf und benutzte die dortigen öffentlichen Bibliotheken zu Forschungen über italienische Geschichte. In der großen öffentlichen Bibliothek an der Richelieu fand er eine aus 1200 Folianten bestehende Sammlung von authentischen, meist autographischen Urkunden über französische politische Verhältnisse zu den übrigen europäischen Staaten, von Karl VI. Zeit bis zur Regierung Ludwig XIV. Bei Italien betraf, wurde von Hrn. Molini daraus abgeschrieben, was Auszüge mit den Abschriften mehrer Urkunden des Königs im Hôtel Souffle in Verbindung gebracht und an den Kaiser von Oesterreich, der eine pisaner Chronik des 12. Jahrhunderts aus der Bibliothek des Arsenal's dazugegeben. Diese 500 Documents umfassende Sammlung bereicherte der Herr Gino Capponi mit chronologischen Nachweisungen u. s. w., die sie fehlten, und bestimmte H. Molini zu ihrem Druck. Versuch, wie das Publikum diese Sammlung anschauen konnte, wird jetzt unter dem Titel: „Collezione di documenti appartenenti all' Italia, copiati dagli originali esistenti per lo più autografi esistenti in Parigi da Gino Molini già bibliotecario palatino, e note del march. Gino Capponi“ (Florenz 1835), der zweite Theil gedruckt, in dem Urkunden bis zum J. 1527 umfaßt. Bei der Geschichte historische Studien wäre gewiß auf lebhaftes Interesse zu rechnen, wenn nicht eben die Besorgnis vor dem Verlust des Werkes, das sich ohne Ende ausdehnen läßt, seine Verbreitung äußern sollte. Wie eifrig in Italien jetzt geschichtliche Forschungen getrieben werden, beweist die storia dell' antica Liguria e di Genova, ser. del march. G. Sella“ (4 Octavbände, Turin 1834), ein gut wie vollständig geschriebenes, sehr inhaltreiches Werk, das aus dem eines geschichtlichen Kunstwerkes jedoch verzichtet, wegen des bloßes „Storia di Novara“, die in einzelnen Abtheilungen Mailand und Vigevano 1833—1834 herauskam, die von Vergo, Lamassia, Pompili Dissertiert über die Bazzoni's „Forschungen über die frühern Verfassungen der Ligurien“ (ein Buch voll gewagter Vermuthungen), „Notizie appartenenti alla storia della sua patria“ (1834), Gissulario's Vermuthungen über den Ursprung der Urbine („Intorno all' origine della città di Urbino, postumo di Paolo Fissulario“ (Urbine 1835), Bianchi's histor.-crit. intorno all' epoca della distruzione di Urbino (Urbine 1835) und selbst die „Cronica delle diverse del fiume Aniene in Tivoli sino alla deviazione del fiume almo nel trasfondo del monte Catillo ec.“ (Rom 1835), wie Alles, was Italien angeht, ein Interesse in Anspruch nimmt, wie wir es der Bildungsgeschichte der europäischen Gesellschaft nicht versagen können.

Donnerstag,

Nr. 266.

22. September 1836.

Grundzüge der Metaphysik. Von E. H. Weiße. Hamburg, Perthes. 1835. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Es wäre feindselig, wenn man dem Scharfsinn und der speculativen Feinheit des Verf. nicht Gerechtigkeit widerfahren lassen, oder ihn mit bloßen Anhängern irgend einer Schule gleichstellen wollte. Er hält es mit Hegel, und auch nicht; denn schon früher (Vorr. S. iv) brang er sich mit gleicher Evidenz seinem Geiste auf: „die formale Wahrheit und die materiale Unwahrheit der Philosophie Hegel's, die gediegene Trefflichkeit ihrer Methode und die trostlose Kahlheit ihrer Resultate“; er suchte sich zu helfen durch Beibehaltung der Methode und Wegwerfung des Anders, wodurch der Schein eines unwissenschaftlichen Dualismus entstand, dem das gegenwärtige Werk zu bezeugen trachtet, obgleich der Verf. durch fortgesetzte Arbeit nicht zu Hegel zurückgeführt, sondern nur weiter von ihm entfernt worden. Dies verdient Beachtung und Würdigung auf dem Felde der Speculation, namentlich, inwiefern die letztere entweder Freiheit der Handlungen behauptet oder leugnet, entweder ein System der Freiheit oder eins der Nothwendigkeit aufstellt. Hegel gibt von der Freiheit eine solche Definition, welche sie in den Augen der Gegner zu Einem und demselben mit der absoluten Nothwendigkeit macht; unser Verf. hält sich überzeugt, daß ein System der Freiheit durchaus im Recht, ein System der Nothwendigkeit durchaus im Unrecht sei, welchem Ausdruck Ref. gern beistimmt, da er längst derselben Überzeugung gewesen, ungeachtet die Mehrzahl deutscher Philosophen bisher mit unbezüglicher Segenrede weniger dem Nothwendigkeitssysteme gehuldigt.

Aber nur für literarische Unterhaltung hierüber zu berichten, bemerktlich zu machen, wie der Verf. mit Hegel's Methode Hegeln bekämpft, ist eine Aufgabe, für welche sich fast keine Methode findet. Wieviel in Deutschland selbst Frauen — z. B. Rahel — mit Philosophie sich befassen und über Hegel urtheilen, ist doch bei der größern Zahl von Lesern so etwas nicht vorauszusetzen, und nichts ist schlimmer, als Leute mit Dingen unterhalten wollen, die ihnen fremd sind und sie nichts angehen, oder gar mit solchen, welche, gleich der Philosophie, den Ruf der Trockenheit und Unerfahrenheit haben. Dennoch liegt das Werk des Hrn. Weiße mit 564 Seiten vor, und will in d. Bl. erwähnt sein, sodaß Ref. gesonnen ist, sich des

schriftstellerischen Rechtes zu bedienen, wovon er o viele Andere Gebrauch machen sieht, nämlich — zu langweilen.

Vorab etwas Allgemeines. Denken und Erfahren sind unsern Lesern, die Kopf haben, gewiß aus eigner Lebensbewußtsein bekannt, und sie werden meinen, jenes sei ihnen nicht ohne dieses, und dieses nicht ohne jenes gegenwärtig. Die Speculation, um das eigenthümliche Wesen beider zu erforschen, hält beide auseinander, und ihr begegnet dann die Schwierigkeit, das Sein des Einen mit dem Sein des Andern nicht recht mehr vereinigen zu können — aus welcher Trennung die Sekten der Aprioristen und Empiriker erwachsen — oder, wie neuerdings der Ausdruck gebraucht worden, mit dem Einen an das Andere nicht heranzukommen. Es soll aber Letzteres dennoch geschehen, und dafür bildet sich dann die Vorstellung eines Processes oder einer Vermittelung, etwa wie chemische Stoffe sich einander durchbringen, oder streitende Parteien vor Gericht durch richterliche Vermittelung sich miteinander ausgleichen und vergleichen. Process sowohl als Vermittelung haben den Zweck, daß Nichts ganz zu kurz komme mit seinen Ansprüchen, was indessen bei den speculativ-philosophischen Processen und Vermittelungen bisher nicht der Fall gewesen, indem immer eine Wiederaufnahme des Processes und eine frische Vermittelung verlangt worden. Zur Bezeichnung der jedesmaligen Art und Weise des Vermittelungsprocesses oder der Processvermittelung — gleichsam die Processformeln und richterlichen Sentenzen — haben verschiedene philosophisch bedeutsame Worte Hülfe geleistet, unter andern die Worte als, an, für. Das Unendliche z. B. wird gedacht, das Endliche wird erfahren; durch welchen Process kommen beide aneinander? Schelling sagte einst:

Die Dinge haben eine ganz unmittelbare und der Idee nach ewige Wirklichkeit, der Grund jedes einzelnen Daseins, und zwar als des einzelnen, liegt in der ewigen Copula, Kraft welcher die Substanz als das Unendliche auch das Endliche und jedes Einzelne insbesondere ist.

Hier bildet das Als die Processvermittelung. — Ferner: Objektliches absolutes Sein wird gedacht, weltliches bedingtes Dasein (der Dinge) wird erfahren, auf welche Weise wird der Gegensatz ausgeglichen? Fichte antwortet:

Das Sein darf in dem bloßen Dasein mit dem Dasein nicht vermischt, sondern Beides muß voneinander unterschieden werden, damit das Sein als Sein und das Absolute als Ab-

solutes heraustrete. Diese Unterscheidung und dieses — Als der beiden zu Unterscheidenden ist zunächst in sich selber absolute Trennung, das Princip aller nachmaligen Trennung und Mannichfaltigkeit. Die Welt hat in ihrem Grundcharakter sich gezeigt als hervorgehend aus dem Begriff; welcher Begriff wiederum nichts ist, denn das Als zum göttlichen Sein und Dasein.

Unser philosophisches Als kehrt hier wieder. Nach Hegel muß Gott, der an sich ist, auch für sich sein, muß zu seinem Andern werden, dies ist die Entstehung der Natur. Das Wesen der Natur ruht daher auf dem für sich der Gottheit, ja Gottes Bewußtsein, Selbstbewußtsein ist durch das für. Mit dem eignen Ausdruck des Verstorbenen:

Der Geist ist Bewußtsein, frei, darum, daß in ihm Anfang und Ende zusammenfällt. Der Keim in der Natur, nach dem er sich zu einem Andern gemacht, nimmt sich wieder in der Einheit zusammen. Ebenso im Geiste; was an sich ist, wird für den Geist, und so wird er für sich selbst. Die Frucht, der Same, wird nicht für den ersten Keim, sondern nur für uns; beim Geiste ist Beides nicht nur an sich dieselbe Natur, sondern es ist ein für einander, und eben damit ein für sich sein. Das für, welches das Andere ist, ist dasselbe als das Andere.

Statt des Als erscheint in dieser Lehre das An und für, und auch unser Verf. hat sich dieser Formelworte bedient. Wenn er inzwischen von Nothwendigkeit und Freiheit spricht, so bestimmt er den Unterschied derselben mit Nicht nicht und Auch nicht. Nun ließe sich sagen, jene würde gedacht, diese in ihrer Wirklichkeit würde erfahren, beide speculativ Getrennten müßten durch einen Proceß aneinander. Daraus sind nach S. 13 zwei Systeme entstanden, von denen das eine alles wahrhaft Seiende für ein nicht nicht sein Könnendes, das andere für ein Auch nicht sein Könnendes erklärt. Zu letztem, als dem rechten, will sich der Verf. halten, und nennt seine Metaphysik die Wissenschaft des Nothwendigen, des nicht nicht sein Könnenden, die zu ihrem Resultat das Nichtsein des Nothwendigen (Nichtsein des Nicht nicht) und die alleinige Realität des Freien (Sein des Auch nicht) hat.

Die Wissenschaft des Nicht nicht sein Könnenden laut solcher Angabe besteht aus metaphysischen Begriffen, welche alle, nicht nur für den äußern in der Sinnlichkeit befangenen Menschen Schattengestalten sind, sondern auch für den innern mit dem Geiste der Gottheit erfüllten Menschen, ja für die Gottheit selbst in ihrer reinen, aber auch absolut concreten freien Geistigkeit. So erklärt sich der Verf. S. 34, setzt aber bald darauf hinzu, der Inhalt und Gegenstand der Metaphysik ist die Totalität der abstracten Allgemeinbegriffe, der Kategorien, welche, ohne für sich selbst ein abgesonderetes Dasein oder Bestehen zu haben, die schlechthin nothwendige nicht nicht sein und nicht anders sein könnende Form und Gesetzmäßigkeit alles Daseienden, Wesenhaften und Wirklichen sind. Man wird hierbei an Kant's Formen der Anschauung erinnert. Aber daran schließt sich die Lehre von dem Umschlagen der Begriffe nach Hegel, welche Methode der Verf. für die seinige anerkennt. Das Bewußtsein nämlich der Richtigkeit einer Kategorie ist durch sich selbst das Bewußtsein einer andern zu jener vorangehenden im Verhältnis des Gegensatzes stehenden Kategorie, in welche die-

mit jene vorangehende umschlägt oder übergeht. Die eine Kategorie schlägt ihrerseits wieder in eine andere um, und diese andere hält solchergestalt nicht nur jene ihr zunächst vorangehende, sondern sämtliche frühere aufgehoben in sich. Mit diesem Ausdruck läßt sich jener Doppelsinn von Verneinung und doch zugleich Bejahung und Bestätigung bezeichnen, welcher allenthalben zufolge dieser Dialektik im Verhältnis des Vorangehenden zu dem Nachfolgenden liegt. Dieser Proceß setzt sich fort, von einfachen zu zusammengesetzten Gliedern fortgehend, zur Einheit aufsteigend, welche als höchste Einheit aller Gegensätze in absolute Idee ist. Insofern ist der Verf. mit Hegel einig, läßt die Begriffe umschlagen und überschlagen; der Hegel hypostasirt diesen dialektischen Proceß zum absolut concreten Inbegriff aller positiven und substantiellen wie formalen und negativen Wahrheit; der Verf. sieht von vorn herein die Richtigkeit der einzelnen Kategorien in ihrem Gegensatz zu andern und den Kategorien überhaupt, welche das Negativ-Absolute sind, in ihrem Gegensatz zum Positiv-Absoluten der freien Wirklichkeit. Die Nacht der letzten, welche im Auftreten und Umschlagen der Kategorien thätig ist, ist erhoben über die Gesamtheit der. Hegel läßt die Begriffe in ihrem Umschlagen sich sehr bewegen, Hr. Weiße fordert für diese Bewegung ein erst Bewegendes und sagt:

Die Kategorien, welche das Object der Dialektik sind, und zum Subject dieser Dialektik machen, heißt offenbar, das An und für sich Nichtseiende zum Seienden, das Wesenlose zum wirklichen zum Inbegriff des Wesens und der Wirklichkeit machen.

Die Nothwendigkeit der Kategorien kommt nach dem, was sie an sich ist, als diese reine Nothwendigkeit, zum für sich sein, und obgleich es noch nicht in dieser Nothwendigkeit liegt, daß sie überhaupt zum für sich sein komme, so liegt es doch in ihr, daß, falls sie zum für sich sein kommt, sie nur so und in dieser Gliederung, und in dieser dialektischen Folge kommen kann. Das Erkennen der Kategorien bleibt eine Sache des Geistes.

In anderer Weise ließe sich dies folgendergestalt ausdrücken: Hegel behauptet eine Transsubstantiation der Begriffe in Wesen, des Formalen in Reales, der Verf. leugnet sie, obwohl er das Formale nicht als ein äußerliches, sondern als ein innerliches immanentes setzt; Hegel ist in dieser Beziehung ein philosophischer Katholik, Hr. W. ein philosophischer Protestant; Hegel möchte ihm antworten, er verderbe ihm seine große That der Transsubstantiation, und wolle das objective Denken und Erkennen zu einem subjectiven herabsetzen; Hr. W. dürfte entgegnen, die Philosophie sei zu keinem Wunderglauben verpflichtet und brauche keine Schatten für Wirklichkeit zu nehmen; Hegel wolle von einem Jurücksinken in Formalismus leben; Hr. W. von einer unmöglichen Hypothese und Verwandlung kleiner Schemen der Unterwelt in eine frische lebendige Natur.

In drei Büchern vertheilt der Verf. die Wissenschaft des Nicht nicht sein Könnenden: 1) in die Lehre vom Sein; 2) die Lehre vom Wesen und 3) die Lehre von der Wirklichkeit. Zum Sein gehören die Kategorien der Qualität, der Quantität, des Maßes. Nach der Qualität ist Sein das schlechthin Allgemeine und Nothwendige, aber ohne alle und jede Bestimmung, wodurch es

mit dem Nichts identisch ist. Dies ist ein Widerspruch. Das dem Nichts identische Sein kann nicht nur sein, es genügt nicht sich selbst, dadurch ist es ein Werden, es weist auf ein Anderes, auf Erfüllung und Vollendung seiner selbst hin, es ist ein selendes Nichtsein, Veränderung, Anderssein. Daraus erwächst die Kategorie des Daseins, welches ein anderes neben sich hat, was gleichfalls ist, als ein Etwas deutet es hin auf ein was, ist Endlichkeit, relatives Sein. Zugleich aber als Sein des Daseins ist es Inbegriff des Daseins, Totalität, Unendlichkeit, Verneinung der Endlichkeit, aber zugleich Bejahung des Endlichen, nach Hegel Für sich sein. Unterscheidung des Unendlichen und Endlichen wird gefordert, und ebenso sehr, daß das Unterschiedene, sofern es ist, nicht unterschieden sei. Dies führt zur Kategorie der Quantität, zur Zahl, die das Schlechthin endliche, aber ins Unendliche vervielfältigte Etwas voraussetzt. Das Für sich sein gibt den Begriff des Einen, der numerischen Eins, das unendliche Anderssein gibt den Begriff des Vielen. Der Begriff der Zahl schlägt um in den Begriff der Größe, welche ist eine Anwendung der Zahl auf die Abstraction zu einem irgendwo Gegebenen. Daraus erwächst der Begriff des quantitativen Verhältnisses, nämlich einer Bestimmtheit des Seins im Verhältniß zu andern, anders bestimmten Seienden. In der Kategorie des Maßes wird die Besonderheit, die Einzelheit, welche sich im Begriff der Größe als das Richtige erweist, zu Etwas; das quantitativ Gleiche ist nicht mehr Eins und dasselbe, es ist Individuum. Die qualitative Bestimmung, welche an dem Individuum die Einheit ausmacht, verhält sich gegen das Quantum, welches in diese Einheit eintritt, gleichgültig; aber ohne Ausfüllung durch Quantitatives hat es keine Wahrheit und wird dadurch zum leeren Scheine, dessen Sein unmittelbar sein Nichtsein ist. Diese dialektische Verneinung der Individualität ist ein auf bestimmter Stufe festgehaltenes Sein des Negativen, und seine Namensbezeichnung das Wort Art, und dieser Begriff erhält seine Vollendung und speculative Wahrheit im Begriff der Gattung. Daß die Art als Gattung erkannt werde, dazu wird erfordert, jenes zugleich Sein und Nichtsein, welches dem Individuum in dem Artbegriff zukommt, als ein Werden desselben zu fassen, und sonach in der Gattung die Macht zu erkennen, in welcher sowohl Sein als Nichtsein der Individuen enthalten ist. Specifische Größe ist der bestimmte Ausdruck für die in der Gattung gesetzte Weise des Daseins, es muß notwendig eine spezifische Zahl geben, und die Bestimmtheit der wechselseitigen Specification heißt Gesetz und Regel. Das quantitative Moment gestaltet sich zur Form des Seienden, und das übrige, was sonst noch zum Sein dieses Seienden gehört, ist der Inhalt dieser Form. Die Form, die spezifische Größe, obgleich sie, als Zahlbestimmung, wesentlich metaphysische Bestimmtheit ist, wird zur wissenschaftlich durch ein außerhalb der Metaphysik liegendes Princip. Solches ist die Lehre vom Sein.

(Der Beschluß folgt.)

Über die Nothwendigkeit einer Reform im Gymnasialunterricht, mit Rücksicht auf die Abhandlung des Herrn Dr. Lorinser: „Zum Schutz der Gesundheit in Schulen“. Von Max Schmidt. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1836. Gr. 8. 10 Gr.

Bei der Wichtigkeit der neuerdings von mehreren Seiten angeregten Frage über die Zweckmäßigkeit und Nothwendigkeit des Gymnasialunterrichtes geziemte es wol den Vorstehern einer der berühmtesten Schul- und Erziehungsanstalten in Deutschland, der Frankeschen Stiftungen in Halle, ein öffentliches Gutachten abzugeben. Hr. Dr. Riemeyer ging mit einer kleinen Schrift: „Gedanken über die jetzige Gymnasialverfassung im Königreiche Preußen“ (Halle 1835) voran, sein College und zugleich Rector der lateinischen Schule, Hr. Schmidt, hat denselben Gegenstand noch ausführlicher in der vorliegenden Schrift beleuchtet. Und nicht blos ihrer Ausführlichkeit wegen, sondern auch wegen der Klarheit und Schärfe, mit welcher der Verf. geschrieben hat, wegen ihrer Aufrichtigkeit und wegen ihrer durchsichtigen praktischen Mäßigkeit und Einsicht in die Objecte des Gymnasialunterrichtes verdient diese Schrift vor vielen andern gelesen zu werden, welche durch des Dr. Lorinser Schrift gegen die Gymnasien und durch das so natürliche Gefühl, alte und mit Ruhm gekrönte Erziehungsprincipien nicht sofort der Laune des Augenblicks oder den unreifen Ansichten einiger Reformer und Schreier preiszugeben, hervorgezogen sind.

Hr. Schmidt untersucht zuerst, ob die Behauptungen, daß die gegenwärtige Gymnasialverfassung auf Geist und Körper nachtheilig einwirke, gegründet sind. Dagegen wird bemerkt, wie es sich nicht nachweisen ließe, daß die norddeutsche Jugend bei einem wöchentlichen Unterrichte von 30—32 Lehrstunden gelassener und körperlich geschwächer sei, es wird aber auch nicht verhehlt (S. 6), daß die Zahl an vielen Gymnasien überschritten sei und daß daher dafür gesorgt werden müsse, daß die Schulen jene Stundenzahl einhalten. Als zweiter Uebelstand war gerügt worden, daß die Menge und Verschiedenartigkeit der Lehrobjecte, welche gegenwärtig in den Gymnasien vorgetragen werden, die Jugend verwirre und abmattete. Dagegen zeigt Hr. Schmidt, daß die Zahl der Lehrobjecte nicht größer ist als vor 20—30 Jahren, daß aber die Anforderungen in jeder Wissenschaft und in den meisten Sprachen um Vieles gesteigert worden sind, und daß die Schüler durch die gegenwärtige Gymnasialverfassung ganz anders, sowohl in den öffentlichen Lehrstunden, als auch, was noch bedeutender ist, außerhalb der Lehrstunden in Anspruch genommen werden als ehemals. Er untersucht darauf weiter (S. 16—40), ob durch diese Steigerung die körperliche und geistige Bildung der Schüler Schaden leiden könne, wie Dr. Lorinser behauptet hat, und führt eine Reihe pädagogische Wahrnehmungen an, durch welche jene Behauptung allerdings bestätigt wird, wobei auch auf S. 22 die Gleichheit der von Hrn. Froberg in seinem Büchlein: „Bemerkungen über den Einfluß der Schulen auf die Gesundheit“ (Berlin 1835), aus Caspar's Mortalitätstafeln genommenen Schlüsse in Zweifel gezogen und gewarnt wird, jenen Resultaten nicht ohne weitere Prüfung zu glauben. Wie ausgezeichnet auch immer die Leistungen vieler Gymnasien sind, wie groß die Thätigkeit der Lehrer, wie angestrengt der Fleiß der Schüler, wie preiswürdig die Sorgfalt der Regierung, namentlich in Preußen, ist, so leiden doch die Schüler an Überfüllung, die eigene Individualität wird gehemmt oder unterdrückt, die Liebe zur Wissenschaftlichkeit und Gründlichkeit nimmt ab und es zeigen sich sowohl auf der Universität als im Staatsdienste nachtheilige Folgen, worüber sich besonders Dr. Hoffmann in der „Aedificatorischen Zeitung“ v. d. J., Nr. 16, sehr eindringlich ausgesprochen hat, wie vom Ref. bereits in Nr. 174 d. Bl. nachgewiesen worden ist. Hr. Schmidt findet nun jene Steigerung durch die Forderungen des Abiturientenebels, welches zuerst 1812 in Preußen gegeben, 1834 in veränderter Gestalt erschienen und von den meisten norddeutschen Staaten mutatis mutandis

angenommen ist, bedingt. Ohne die trefflichen Elemente in demselben, noch die Reife der preussischen Unterrichtsbehörden, die mit Auge und Umsicht den verschiedenartigsten Anforderungen zu begegnen wußten, im Mindesten zu verkennen, glaubt Hr. Schmidt doch annehmen zu müssen, daß, was bis jetzt in den Gymnasialdisciplinen friedlich nebeneinander bestand, jetzt gewaltsam einander entgegenstrebt und seinen eignen Weg sucht, daß namentlich Realschulen, wie eine reife Frucht, vom Baume fallen, daß aber darum der Baum nicht eingeht (S. 52). Daher müssen vor allen Dingen die Abiturientenprüfungen eine andere Form erhalten, sowohl um der eigenthümlichen Zwecke des Gymnasiums willen, als um der großen Zahl von Schülern, die aus den untern, mittlern und obern Classen der Gymnasien nicht die sogenannte gelehrte Laufbahn verfolgen, sondern sich in anderer Weise dem Staatsdienste widmen. Aber aufgehoben sollen darum die Prüfungen nicht werden (S. 52—62). Hr. Kiemer geht auf S. 43 fg. der angeführten Schrift in seinen Forderungen über die Aenderung der Abiturientenprüfungen nach des Ref. Dafürhalten viel zu weit und verkennet den Nutzen dieser Examina, ohne welche in mehreren Provinzen des preussischen Staats die Gymnasien einer wesentlichen Stütze entbehrt haben würden, um fleißige, pfllichtgetreue und mit guten Kenntnissen ausgestattete Schüler zu erziehen.

In der zweiten Abtheilung seiner Schrift von S. 62 an spricht Hr. Schmidt über den Lehrstoff auf Gymnasien und gelangt durch Darstellung der Gegensätze, wie sie besonders durch Döns' einseitige Ansehnungen hervorgerufen worden sind, zu den Resultaten, daß die ganze Cultur als eine Masse von Kenntnissen nicht der Gegenstand sein darf, der auf Gymnasien erstrebt wird, daß ebenso wenig eine Vergleichung des Lehrstoffes der Universität ein Maß für den Lehrstoff des Gymnasiums sein kann, und daß der Stoff an sich keinen Werth hat, sondern nur wenn er durch die geistige Kraft entwickelt ist. Die Nichtigkeit dieser Ansicht und des sie motivirenden Commentars (bis S. 75) wird wol keinem Zweifel unterliegen. Für die Gymnasien bleibt daher folgender Kreis von Lehrgegenständen: 1) Griechische, lateinische, deutsche, französische und resp. hebräische Sprache; 2) alte, deutsche, vaterländische Geschichte und eine allgemeine Übersicht der ganzen Geschichte; 3) Geographie, als Pflanzwissenschaft der Geschichte, die reine Geographie in weiterer Ausdehnung gehört auf die Realschulen, als Wissenschaft auf die Universität; 4) Religion; 5) Zeichnen und Singen; 6) Naturbeschreibung und Naturlehre, erstere auf die untern Bildungsstufe, also in Sexta und Quinta, wo zwei Stunden wöchentlich hinreichen, letztere auf die oberste Bildungsstufe beschränkt; 7) Mathematik, doch in einem beschränkten Grade, als sie jetzt auf den preussischen Gymnasien gelehrt wird. Dagegen muß philosophische Propädeutik und allgemeine Grammatik von dem Lehrstoffe der Gymnasien ausgeschlossen bleiben. Mit Dem, was von S. 75—91 zur Erläuterung dieser Sätze gesagt ist, kann sich Ref. fast durchaus einverstanden erklären, doch ist hier nicht der Ort, das Ausführlichere mitzutheilen oder eine abweichende Meinung, wie etwa über die Ausschließung der neuern Geschichte, zu begründen. Aber besonders hervorheben müssen wir Das, was über die zu große Ausdehnung des mathematischen Unterrichts gesagt ist, worüber sich noch Niemand so offen und unumwunden ausgesprochen hat als Herr Schmidt. Wir können ihm hierin nur beistimmen und vermissen bloß in seiner Darstellung die Erörterung des Nachtheils, den die Föhrung sogenannter mathematischer Hefte auf Schulen bringt, die zuerst durch C. G. Rißer in Gebrauch gekommen sind. Daß nicht bloß Lehrer anderer Wissenschaften dadurch sich beeinträchtigt fühlen, sondern daß selbst Mathematiker von Fach, wie Richter in seinem: „Lehrbuche der allgemeinen Arithmetik“ (Albing 1831), und Spüler: „über die Mathematik als Unterrichtszweig auf Gymnasien“ (Glogau 1834), jenes Verfahren in sehr entschiedener Weise tadeln, dürfte bei der Beurtheilung desselben nicht zu übersehen sein. Den Apat-

sachen und Bemerkungen, die Hr. Schmidt zur Bestätigung seiner Ansicht gesammelt hat, folgen sehr zweckmäßig zwei Urtheile über die Benutzung der Mathematik im Gymnasialunterricht von H. A. Wolf und Pegel.

Der Schluß der Abhandlung vorbereitet sich, wie auch das am Ende seines angeführten Aufsatze gethan hatte, über die Einrichtung von Realschulen. Auch hier sind thätigste Erfahrungen über das Wirken der in der Provinz Sachsen bestehenden Anstalten dieser Art mitgetheilt und namentlich auf des Verf. nächster Umgebung der Vortheile bemerkt gemacht, den die Scheidung der Gymnasien und Realschulen für die Schüler selbst hervorgebracht hat. Für die sogenannten Realsectionen in Gymnasien ist Hr. Schmidt nicht eingenommen. Aber, wo die Mittel zur Errichtung eigener Realschulen von der Commune nicht beschafft werden können, scheinen uns doch die Realsectionen dem Fortbestehen alter, als unpassend erklärten Einrichtungen vorgezogen werden zu müssen. Freilich bedürfte sie dann erfahrener Vorsteher, um nicht als Stiefkinder behandelt zu werden.

Notizen.

Die Schrift des Grafen Stanhope über Kaiser Josephs seligen Andenkens ist ins Englische übersetzt worden. In England schreit man über diesen ungeschlagenen Helden, welcher unser letztes Decennium so gewaltig mystificirt hat, nun völlig in seinen zu sein. Man glaubt hört den Worten des Grafen Stanhope und thut sehr wohl daran. Wir Deutsche haben uns in dieser vertrackten Angelegenheit, die Gott sei Dank nicht mehr zur Sprache kommt, einmal wieder recht als gutmüthige Philister gezeigt. Das Hausermittelnd griff uns gewaltig an und wir nahmen alle Surrogate der Romantik zu Hilfe, um ihm höchst trivialen Gurusen so poetisch als möglich heranzuschmeißen, von dem sich doch endlich — wie wol früher zu merken war — ergab, daß er so viel als nichts werth war. In der That, man kann gegen ein so thörichtes und unmotivirtes Urtheil, über welches uns doch zu guterletzt noch die Polizei bedrängen mußte, nicht heftig genug reden. Es ist eine Sünde, ein unheimlichwerther Leichtsinns, solch ein Urtheil. Wie manche vielverheißende Talent, abelig und groß von Natur, scheitert und senkt im Verborgenen, und all die geistigen Kräfte hämmern sich nicht darum, und lassen es hinlaufen und verderben und verzweifeln, während sie sich aus der Hefe des Volks, aus dem Winkelgäßchen der schmutzigen Gewöhnlichkeit einen Heros herausfinden und bei dessen Apotheose ihr letztes Hündchen Hosenverstand in den Roth verlieren!

In England kommen die Theologen und die Mediziner beide schlecht weg. In Bath nämlich ist eine heftige Strömung gegen die Quacksalberei und in London sogar ein ganzes dickeres Buch über die Habsucht der Kirche erschienen. Letzteres führt den Titel: „Mammon, or, covetousness the sin of the church“. Ein Kritiker des letztern meint, da die ganze Welt heutzutage habgierig wäre, warum sollte denn die Kirche eine Ausnahme machen. Wenn dieser Mann kein Materialist ist, so gibt es keinen.

In Schottland haben Kinder in einer Höhle des Felsens, der den Namen Arthur's Sig führt, das Grabmal der Königin dieses sogenannten Königs entdeckt. Dieser Fund ist merkwürdig und auch nützlich genug: die Kinder spielten in der Höhle und trafen plötzlich in einer Felsenpalte 17 hölzerne Kinderpuppen an, welche dort reihenweise, gegeneinanderüber, gleich Kramen von Illiputanern, hingelegt waren. Daß dies wirklich Arthur's Nachkommenschaft sei, haben bereits einige englische Alterthümeler des Breiten und Breitreffen bewiesen.

Freitag,

Nr. 267,

23. September 1836.

Stundzüge der Metaphysik. Von E. H. Weiße.

(Beschluss aus Nr. 266.)

Bei der Lehre vom Wesen kommen die spezifischen Grundzahlen der Wesenheit, die Kategorien der Räumlichkeit und die Grundbestimmungen der Körperlichkeit in Frage. Wesen ist Einheit des Seienden, abstracte spezifische Form der Einheit, nicht die concrete Weseneinheit ist. Auf dieser Betrachtungsstufe ist der Gegensatz von Wesen und Erscheinung genau dasselbe, was für den Anfang der Metaphysik der Gegensatz von Sein und Nichts war. Der Unterschied des Wesentlichen und Unwesentlichen im Reiche des Formalen oder des Scheins ist der Unterschied von Substanz und Accidens. Spezifische Zweifelt ist spezifische Grundzahl der einzelnen Substanz, das Wesen ist nur Wesen in der Duplicität als solches, das Daß nicht das Wie ist unbedingt vom Wesen der Wesen als solcher zu prädiciren, und der Gegensatz wird zu einem Gegensatz der Reichen. Der abstracten Bestimmtheit des Gegensatzes, der spezifischen Zweifelt gegenüber, ist die Bestimmtheit, welche allenthalben das Einzelne zum Einzelnen macht, ein Drittes. Durch das Aufkommen dieses Moments wird die spezifische Zweifelt zur spezifischen Dreifelt. Diese ist die spezifische Urzahl der das Sein in allem Seienden, metaphysisch nothwendige Form des Einzelnen als Einzelnen. Gegenbild zum Zahlbegriff ist der Raum, dessen Begriff dadurch entsteht, daß durch die spezifische Dreifelt die quantitative Bestimmtheit, die von dieser Dreifelt umfaßt wird, zur qualitativen specificirt wird. Sein Charakteristisches, wodurch er zur wesentlichen Form des Seienden wird, ist die Dreifaltigkeit seiner Dimensionen. Er besteht als Ort des Realen, hat Sein, Dasein, Wahrheit, schon als leerer Raum, oder schlechthin als Leeres, ist ein schlechthin Nothwendiges, die schlechthin nothwendige Voraussetzung alles wesentlichen und wirklichen Daseins, in die hinein sich die Substanz, um da zu sein, bilden und fügen muß, er ist der umgeschlagene Begriff des Wesens, Außerräumlichkeit ist ein widersprechender Begriff. Es ist nicht wahr, daß das wahrhaft Seiende als solches außerhalb, jenseits des Raumes und der Zeit ist, nicht einmal, daß irgend ein Wirkliches ohne Körper, körperlos, ist. Raum ist Form, wesentliche Form der Dinge. Attraction ist das Moment, welches vor allen andern das Sein der Materie ausmacht,

jene Negativität des Seienden gegen den Raum, in welcher doch zugleich ausdrücklich die Beziehung auf den Raum enthalten ist, das Sehen des Raumes zugleich als eines Seienden und Wahren, und doch zugleich als eines Wesenlosen und Unwirklichen, die dialektische Aufhebung des Raumes, genau in demselben Sinn, wie jede andere metaphysische Kategorie, um zu ihrer Wahrheit zu gelangen, aufgehoben werden muß. Der leere Raum wird durch die Anziehung als Nichts gesetzt, aber er wird gesetzt als Nichts, d. h. er wird als Etwas vorausgesetzt. Anziehung in reinster Abstraction, welche das Vorhandensein der Körper nicht voraussetzt, sondern dasselbe bedingt, ist Eins mit ihrem Gegentheil, der Abstoßung. Vernelnen des räumlichen Unterschiedes schließt eine Bejahung der Realität des räumlich Unterschiedenen als Vorausgesetzten ein. Anziehung, wo die Repulsion als Moment ihr einverleibt ist, mit dem Begriff der Materie identisch, ist Schwere. Wie Dasein sich zum Sein verhält, so verhält sich die Schwere zur Anziehung. Als Wahrheit der mit der Attraction in Eins gebildeten Repulsion wird der bestimmte, d. h. der erfüllte Raum gesetzt, und spezifische Schwere ist das Wesen der Materie. Die Masse specificirt sich, und Urform der Specification des Seienden im Raume ist Polarität, und deren erste unmittelbare Gestalt der Magnet, als abstracte metaphysische Kategorie mit Cohäsion identisch. Electricität ist abstracte Form des realen Geschiedenseins der schweren und cohärenten Körperlichkeit, Gesezsein der Fläche als realer und nicht bloß idealer Grenze zwischen Körper und Körper, und andererseits der Linie, welche als Moment der Neutralisation oder Ineinssetzung der elektrischen Pole, wesentlich Eine mit der magnetischen und der Cohäsionslinie ist. Ponderables und Imponderables sind schlechthin nothwendige nicht nicht sein könnende Momente jeder möglichen Realität. Der Begriff des Ponderablen für sich allein erweist sich unvernünftig, eine Realität zu begründen; denn er bleibt eine vom leeren Raume ununterschiedene Allgemeinheit; deshalb geht er dialektisch in seine Verneinung über, welche der Begriff des Imponderablen ist. Dieser aber hat seinerseits das Ponderable zu seiner Voraussetzung, er vermag sich zu realisiren nur an diesem oder in diesem. Die höhere Wahrheit dieser Reihen, in welcher der Begriff der Polarität mit dem Begriff der körperlichen Sub-

stanz, d. h. der Schwere, in Eins gebildet ist, ist Chemismus. Der Fortgang vom abstrakten Begriff des chemischen Processes zum Begriff des Gesetzes, welches die Wahrheit dieses Processes enthält, ist derselbe, welcher sich in der chemischen Proportionslehre ausgeprägt hat. Gesetz aber fordert ein Seiendes, Gesetzgebendes.

So kommen wir zur Lehre von der Wirklichkeit. Ihr Inhalt verhält sich zum Inhalt der vorübergehenden wie Seele und Geist zum Körper, wie Bewußtsein zum Bewußtlosen, wie Begriff zur begrifflosen Objectivität. Der Begriff der wahren Wirklichkeit enthält in sich die dialektische Aufhebung des Raumes und der Zeit. Was einseitig unter diesen Formen gesetzt ist, ist Erscheinung des Wirklichen; es verhält sich aber darum nicht gleichgültig gegen sie, sondern trägt sie als inwohnende Momente seines Begriffs in sich. In Betracht kommen die Kategorien der Reflexion, die der Bewegung, die der Lebendigkeit. Für den Grundbegriff der raumerfüllten Körperlichkeit als das eigentlich Reale wird Kraft angesprochen, das Sein heißt die Kraft, das Vermögen haben, im Raume zu sein, und zwar nicht bloß in Gestalt eines Körpers, sondern in einer Reihe von Körpern. Daher nicht was in gemeinem Sinn wirklich ist, die körperliche Erscheinung, ist in Wahrheit, sondern was sein kann, die in dieser Erscheinung verborgene Möglichkeit des Andern. Jedoch diese Möglichkeit ist eine und dieselbe mit der Unmöglichkeit; denn, kommt allen Specificationen der gleiche Anspruch auf Realität zu, so kann er nie zu einer wirklichen Specification kommen. Der Körper ist Substanz als Actus seiner selbst und als Potenz anderer, das Ding, die Sache, ist wahrhaft nur als Ursache wirklich; das Wesen tritt auf in Gestalt des Daseins, das specifisch bestimmte Dasein als Wesen wirkt, d. h. setzt sein Dasein, die Wirklichkeit, das Reich der Wirklichkeit ist Causalproceß. Grund des Herganges liegt im Gesetz, Ursache im Dasein und Wirken des Andern. Wirken selbst ist als Wirkung zu begreifen, welche, zur Energie erhoben, Wechselwirkung heißt. Nothwendigkeit ist das in bestimmter Räumlichkeit sich realisirende Gesetz. In der Wechselwirkung aller Momente der Wirklichkeit ist nicht das Wirkliche als Wirkliches, nämlich der besondere und einzelne Körper und seine Thätigkeit, sondern das Nothwendige als Nothwendiges, nämlich die gesetzlich ein- für allemal bestimmte Wechselwirkung der Körper aufeinander das eigentlich und in Wahrheit Seiende. Das einseitige Festhalten dieser metaphysischen Erkenntnis ist die Denkweise des Fatalismus. Der Begriff der Wirklichkeit als Proceß der Wechselwirkung gibt den Begriff der Bewegung, der räumlichen, körperlichen, als Wechselwirkung der Massen untereinander. Und wie der Begriff der Ausdehnung in den des Ortes, so schlägt der Begriff der Bewegung in den der Dauer um. Was für den Raum die Dreiheit der Dimensionen, das ist für die Zeit (als Dauer ausgesprochen) der Gegensatz des Vor und Nach, oder vollständiger ausgedrückt, der Gegensatz von Vergangenheit und Zukunft und die Vermittelung Beider durch das Jetzt oder die Gegenwart. Im Zeitbegriff erblicken wir den me-

taphysischen Begriff, das metaphysische Sein, zur Unmittelbarkeit des absoluten Processes gesteigert. Wechselwirkung, der Proceß der Wirklichkeit, kann nur in der Zeit, nur in der Gestalt zeitlicher mechanischer und chemischer Bewegung erfolgen. Im mechanischen Proceß ist das Zukünftige, als bestimmt durch das Vergangene, im teleologischen Proceß ist das Vergangene als bestimmt durch das Zukünftige gesetzt. Nichts ist wirklich, was nicht in einem teleologischen Proceß sein Dasein hat; Beziehung setzt die mechanische Causalität voraus, diese wird durch ihr inwohnendes Moment Mittel. Aber auch Alles Zweck ist, so ist Nichts wahrhaft Zweck, und die Immanenz des teleologischen Processes muß in die einzelnen Glieder der Reihe, in die einzelnen Acte des Processes selbst gesetzt werden, im Begriff des Organismus. Die Kategorie, die sich hier als Wahrheit des Eins ergibt, ist das Für sich sein. Die Bestimmtheit des Zukünftigen in der Form des zeitlichen Augenblicks, der Gegenwart, als Grenze der Zukunft und Vergangenheit, geben, so auch der Begriff des Lebens, in dem Sinne, da Leben nicht den körperlichen Proceß des Organismus als körperlichen, sondern das in diesem Proceß sich realisirende Fürsichsein bedeutet. In der concreten Natur ist diese Begriffstufe verwirklicht im Pflanzenreich, im ungetriebenen Organismus. Jede Bestimmtheit hat ein doppeltes Dasein, ein reales zeitliches, in specifischer Körperlichkeit und Bewegung bestehendes, und ein ideales überzeitliches, die Wahrheit jenes ersten, ein Dasein als Vorstellung. Dies nämlich ist der Begriff, in welchem wir den Begriff des zeitlichen oder gegenwärtigen Fürsichseins, den Begriff der Empfindung, dialektisch erschlagen sehen. Die Vorstellung ist Subject, ist für sich seiende Bild des Zeitlichen, d. h. der durch den Proceß der Zeitlichkeit bestimmten Körperlichkeit. Das gegenwärtliche Fürsichsein der Empfindung muß, um wirklich zu sein, eine Ausdehnung in der Zeit, eine Zukunft und Vergangenheit gewinnen. Dies wird in der empirischen Natur durch den animalischen Organismus, durch das Thierleben dargestellt. Seelenleben ist die Selbstkräftigung, Vollendung und Wahrheit des organischen Lebens. Die animalische Seele ist die in den Causalproceß eintretende Substanz. Durch welche neue Begriffsetzung wird die Vorstellung, ohne die Beziehung auf ein bestimmtes Zeitmoment zu verlieren, worin ihre Actualität besteht, dennoch von der Gebundenheit an dieses Zeitmoment befreit? Dadurch, daß die Vorstellung, statt ihrer in ihr abgebildeten Gestaltung des Moments der körperlichen Causalreihe zu sein, Ursache dieser Gestaltung, daß sie auch im zeitlichen lebenden Dasein, wie sie an sich, in der reinen Potenz oder im Begriff des Für sich Abbild zu sein, Vorbild ist. Diese höhere Stufe des Seelenlebens ist im Geist des Menschen realisiert. Vorstellungslieben in seiner wahrhaften Wirklichkeit, d. h. in seiner Freiheit, ist Denken, ist Thätigkeit des Bewußtseins der Allgemeinbegriffe aus den Einzeldarstellungen, des Subsumirens des Einzelnen unter das Allgemeine, ist der Begriff des Verstandes. Der denkende Geist ist

wirklich nur in seinem Handeln. Er setzt sein eignes Dasein unablässig ins Äußere um, ist durch die Objectivität bestimmt und sie bestimmend, erhebt durch diese Wechselseitigkeit des Bestimmens den teleologischen Proceß zum Fürsichsein aller seiner Momente, dieser Ausdruck ist Ich, Ichheit, Selbstheit. Das Fürsichsein der reinen metaphysischen Kategorie in Gestalt der Vorstellung, des denkenden Erkennens, ist Vernunft. Das Ich selbst ist nichts Anderes als das Bewußtsein der Kategorien. Eben dieses Bewußtsein, welches in dieser Beziehung Gedächtnis heißt, ist der intellectuelle Raum oder Ort, in welchem die im zeitlichen Seelenleben entstandenen Vorstellungen und Verstandesbegriffe aufbewahrt werden, und in Gestalt der Negativität oder Zeitlosigkeit ein wesenhaftes, obgleich unwirkliches Dasein haben. Die Actualität des Wissens, des Bewußtseins ist eine specificirende, gesetzgebende, eine freischöpferische Thätigkeit. Sie ist wesentlich, wie sie Denken und Bewußtsein ist, zugleich Geist und Wille. Absolutes Bewußtsein der Vernunft ist als Geist und Wille die absolute Voraussetzung alles Weltenlebens. Als solcher Anfang kann es selbst keinen Anfang in der Zeit haben, es ist, sofern es überhaupt ist, als gleich ewig mit seinem Inhalt, mit der reinen Kategorie, als solcher, zu denken. Seine Actualität ist Sein seiner selbst durch Specification, die hier, wie allenthalben, eine auch nicht sein, eine auch anders sein könnende ist. Eben dieses Handeln ist als solches zugleich die ewige Leiblichkeit und Lebendigkeit des Urbewußtseins, welche aber freilich für das Urowesen selbst, sofern dieses noch kein zweites Dasein außer ihm setzt, nur als ideale inwohnende, als Leiblichkeit im Element des Denkens, als pneumatische Leiblichkeit zu denken ist. Dies Endergebnis unserer Wissenschaft ist zu bezeichnen als metaphysischer Beweis für das Sein Gottes. Gott ist nicht das schlechthin notwendige Wesen, er ist in seinem Wirken wie in seinem Sein absolut freie That, ewige That seiner selbst, nicht minder wie die Schöpfung seine That ist. Durch diese That gibt sich Gott selbst seine Bestimmtheit, erst nach dieser weiten frei gesetzten Bestimmtheit heißt er Gott. Der Gottesbegriff, welcher aus der Metaphysik resultirt, ist noch ein leerer, abstracter, er schließt die Möglichkeit von Eigenschaften nicht aus, die mit den Eigenschaften des wahren Gottes, jenes Gottes, der nur durch Erfahrung, durch die Glaubenserfahrung des Christenthums erkannt zu werden vermag, unverträglich, ja direct ihnen entgegengesetzt sind.

Ref. hält den vorstehenden Überblick des Werks an sich verdienstlich, wiewol er nicht weiß, ob Jemand ihn für sich genehm finden wird. Das Resultat lautet in Kürze: Freiheit, Selbstbestimmung, Geist und Wille sind ein Ursprüngliches; Nothwendigkeit, Gesetzmäßigkeit, mechanisches und chemisches Geschehen sind nur unter Voraussetzung jener eine durch freie Zwecksetzung bestimmte Ordnung. Der Mensch erfährt durch Bewußtsein seiner eignen freien Selbstbestimmung und Zwecksetzung die Wirklichkeit und Wahrheit dieses Verhältnisses. Darin besteht sein Leben und Wirken in Zeit und Raum. Die Art und Weise, wie der Verf. zu diesem Resultat durch das

dialektische Umschlagen der Begriffe Sein, Wesen, Wirklichkeit u. s. w. gelangt, erhielte vielleicht für den Ungeübten durch eine rückläufige Betrachtung größere Fasslichkeit. Ist er aufgestiegen von der Schattenwelt der Begriffe zur Lichtwelt des Erfahrens, es läßt sich zurücksteigen von der letzten zur ersten, etwa in folgender Weise. Wirklichkeit ist die Begriffsbezeichnung der lebendigen Gesetzerfahrung, der vernünftigen Ichheit, des verständigen Handelns und Denkens. Abstrahirt von selbstbestimmender Zwecksetzung, bleibt Vorstellung, abstrahirt von dem Vorstellungsbilde und dem Gegenwurf desselben, der Empfindung, bleibt Fürsichsein, Organismus, teleologischer Proceß (mechanischer oder chemischer) in der Zeit. Abstrahirt vom Teleologischen desselben, bleibt Dauer, Bewegung, Wechselwirkung, Causalproceß. Das wirklich Wirkende ohne Selbstbestimmung und Bewußtsein ist Kraft. Merkmale dieses Begriffs sind Polarität, Anziehung, Schwere. Abgesehen davon und von Causalität, bleibt Ort im Raume, qualitative Substanz. Abgesehen vom bestimmt Qualitativen bleibt spezifische Größe, Maß. Abgesehen von der spezifisch quantitativen Größe überhaupt bleibt Bestimmbarkeit durch Zahl, als Eines und Vieles. Abgesehen von Größe und Zahl bleibt Werden, abgesehen von der Veränderung darin bleibt Sein, als der allgemeinste und abstracteste Begriff. Dieser abstracteste, nackte, inhaltsloseste Begriff wäre das Centrum des metaphysischen Schattenspiels.

Wozu Alles gut? fragt der Leser. Man soll sich der Schatten ebensowol bewußt werden als der Leiber, die ihn werfen, und die ersten sind unter Voraussetzung der letzteren das Nicht nicht sein könnende. Der Katholicismus in der Philosophie — wenn dieser Ausdruck erlaubt ist — hat immer behauptet, er verwandels die Schatten in Leiber, oder vielmehr, er lasse die letzten aus den ersten für die Wissenschaft entstehen. Unser Verf. leugnet dies und spricht: „Der Gedanke, daß die Kategorien durch sich selbst zu etwas Wesenhaftem und Positivem werden, ist Täuschung; den Inhalt der Empirie in sich zu absorbiren, kann nicht die Absicht der philosophischen Wissenschaft sein.“ Nun verfolgt er das dialektische Schattenspiel bis zu dem Punkt, wo die Voraussetzung von Leibern, die eine andere Wirklichkeit haben als der Schatten, unvermeidlich gefodert wird und will erst dadurch die Erfahrung vollständig verstehen. Über Letzteres (nämlich das Verstehen) wären, nach Ref. Bedenken, Zweifel zu erheben, das Ubrige hätte wol seine Richtigkeit. Nach dem Ausspruch eines geistreichen Schriftstellers ist „das Geschäft der Philosophie das Aussondern und systematische Zusammenstellen Dessen, was sich von selbst versteht und wodurch Alles muß verstanden werden“. Die Geschichte der Philosophie gibt bisher kein Zeugnis für das Von selbst Verstehen, und ebenso wenig, daß Alles verstanden worden. 28.

Notizen.

In der „Literary Gazette“ findet sich ein sehr gelungenes englisches Originalgedicht, mit W. H. W. unterzeichnet, wovon wir den ersten und letzten Vers der Anerkennung halber hier anführen wollen:

I've lived too long: the ill of age
On me devolve; sad heritage!
Arthritic daemons fiercely rage,
My joints among:
My senses all in torpor lie,
My ear is dull, dim is my eye,
Nor feeling, taste, nor smell, have I:
I've lived too long.

I've lived too long: my heart is old,
'Tis indurated, withered cold,
I groan, and fret, and carp, and scold,
And all goes wrong:
A stupor seizes on my brain,
I cannot think, or think with pain,
Scarcely can I finish e'en this strain:
I've lived too long.

Diesen trostlosen Refrain will jedoch der galante Herausgeber der „Literary Gazette“ dem Verf. nicht zugeben und fügt deshalb aus seinen eignen Mitteln dem Gedicht desselben noch folgenden Refrainvers bei:

If talents on the highest kind,
If feeling heart and noble mind,
If honour, sense and worth combined,
If all that's right, and naught that's wrong —
If these through ages should extend,
If these should never know an end,
Thou no'er couldst say, my much loved friend,
I've lived too long. —

Es ist wahr, man freut sich immer, wenn solche Sprache nicht die Wahrheit ist; aber wie innig muß man sich dafür betrüben, wenn man die Tausende betrachtet, die wirklich schon viel zu lang lebten, aber den Schwindsüchtigen gleich, es nicht glauben wollen, daß sie sterben müssen!

Das Original der berühmten Barwickdase (die zu Elvill gefunden und für ein Meisterwerk des Lysippus gehalten wurde) ist neuerlich in Ägypten entdeckt und von dem französischen Consul, Rimaut, der es an sich gebracht, mit andern merkwürdigen Gegenständen nach Frankreich gesendet worden. Der griechische Künstler hat den Alexander mit den Attributen des Bacchus dargestellt, und die Köpfe, Gruppen u. s. w., so wie die ganze Ausführung stimmen vollkommen mit Dem überein, was die alten Schriftsteller davon berichtet haben.

Dr. Kemble, der Herausgeber von „Beowulf“, bemüht sich in einem neuen Werk ausführlich zu beweisen, daß die Bewohner der Provinz Kent eigentlich Friesländer seien. 11.

Bibliographie.

Khasver. Unter Mitwirkung mehrerer Gelehrten herausgegeben von Frid. A. Rehner, A. Schumacher. 1ster Jahrg. 1836. Gr. 4. (Wöchentlich 3 Hrn. 1/2 Bgn.) Mainz, Wirth. Preis eines Quartals 21 Gr.

Albion. MDCCCXXXVII. Dreissig Stahlstiche, nach Originalzeichnungen, der berühmtesten englischen Meister. Gr. 4. London (Berlin), Asher. 6 Thlr.

Angelstern, W., Paulus. Eine Tragödie. 8. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 1 Thlr.

Buch der schönsten Geschichten und Sagen für Alt und Jung wieder erzählt von Gustav Schwab. 2ter Theil. Gr. 8. Stuttgart, Fleischling. 1837. 1 Thlr. 12 Gr.

Bürger, J., Helgoland. Gr. 8. Lüneburg, Perolt u. Wahlfab. 8 Gr.

Christ die Frauen. MDCCCXXXVII. Gr. 8. London (Berlin), Aker. 4 Thlr.

Erzählungen von der Verfasserin der Festsblätter. 8. Leipzig, Hartmann. 1 Thlr.

Geib, K., Die Volkssagen des Rheinlandes. In Romanzen, Balladen und poetischen Erzählungen. 2tes Bänd. Gr. 12. Heidelberg, Engelmann. 2 Thlr. 16 Gr.

Görres, J., Die christliche Mystik. 1ster Band. Gr. 8. Regensburg u. Landshut, Manz. 1 Thlr. 20 Gr.

Große, C., Spanische Charaktere. Eine Geschichte der neuesten Ereignisse in Spanien. Gr. 8. Leipzig, Kummer. 1 Thlr. 8 Gr.

Heigel, G. M., Kleiner Plutarch für die Bühne. Mit 3 illuminierten Kupfern. 16. Stuttgart, Hallberger. 21 Gr.

Hille, P., Poesien, Gebanken und Bilder nebst Übertragungen. Gr. 8. Gera, Scherbarth. 18 Gr.

Koch, R., Immortellen. Sechs Erzählungen für das aufblühende Alter. 8. Breslau, Friebländer. 9 Gr.

Mark Brandenburg, Die, unter Kaiser Karl IV. bis zu ihrem ersten Hohenzollernschen Regenten, oder: Die Luitpolden und ihre Zeit. 1ter Theil. Mit dem Facsimile der Handschriften Dietrichs von Luitpold und Hennings von Stedow. Gr. 8. Berlin, Lüderig. 2 Thlr. 12 Gr.

Marquardt, C., Eisenblätter. Gedichte. 8. Breslau, Friebländer. 12 Gr.

Mayerhoff, C. Th., Die deutschen, insbesondere die preussischen Hochschulen in unserer Zeit. Eine Aufschrift an den Dr. G. W. Dieffenweg. Gr. 8. Berlin, Grang. 16 Gr.

v. Montalembert, Leben der heiligen Elisabeth von Ungarn, Landgräfin von Thüringen und Hessen. (1207—31.) Aus dem Französischen, im Einverständnisse mit dem Verfasser, und mit steter Rücksicht auf gedruckte und ungedruckte Quellen, übersetzt und mit Anmerkungen vermehrt von J. Ph. Steddeker. (1ste Abtheilung.) Gr. 8. Aachen, Mayer. 1 Thlr.

Münch, Biographisch-historische Studien. 2ter Band. 8. Stuttgart, Hallberger. 1 Thlr. 18 Gr.

Ottelpp, C., Beethoven. Eine phantastische Charakteristik. Allen Musikfreunden und Verehrern des großen Mannes gewidmet. 8. Leipzig, Hartmann. 12 Gr.

Pogodbe, M., Historische Aphorismen. Aus dem Russischen von Erhard Göring. Gr. 8. Leipzig, Kof. 12 Gr.

Rauch, J. M., Patriotische Vorberträge. Gesprochen für Ludwig und Otto. Gr. 8. Ingolstadt, Attentover. 3 Gr.

Revolution, Die französische. Von 1789—1836. Gr. 12. Berlin, Dunder u. Humblot. 16 Gr.

Schöning, R. W. v., Des General-Feldmarschalls Hans Adam von Schöning auf Tamsel Leben und Kriegsthaten, namentlich sein Zug mit achtausend Brandenburgern gegen die Türken. Ein Beitrag zur Erkennung der Zeitverhältnisse in den kurbrandenburgischen und kurfürstlichen Kanten während der 2ten Hälfte des 17ten Jahrhunderts. Mit dem Bildnisse des Feldmarschalls und 55 Fac Simile von Namens-Unterschriften ausgezeichneter Zeitgenossen. Gr. 8. Berlin, Lüderig. 1837. 1 Thlr. 18 Gr.

Taschenbuch der Liebe und Freundschaft gewidmet. 1837. Herausgegeben von Dr. Et. Schütze. 16. Frankfurt a. M., Wilmans. 1 Thlr. 12 Gr.

Tim, Der Untergang der Häuser Casanelli und Ferraro. Trauerspiel in 4 Acten, bearbeitet nach einer Erzählung Napoleon's. 8. Berlin, Crantz. 12 Gr.

Loqueville, A. de, über die Demokratie in Amerika. Aus dem Französischen übersetzt von J. A. Röder. 1ster Theil. Mit einem Anhange, enthaltend die Verfassung der Vereinigten Staaten und die Verfassung des Staats von Newyork. Gr. 8. Leipzig, Kummer. 2 Thlr. 16 Gr.

Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1837. Mit 6 Kupferstichen. 16. Leipzig, Brockhaus. 1837. 1 Thlr. 20 Gr. Geb. 2 Thlr.

Zabern, Wilhelm. Eine Autobiographie, enthaltend bisher unbekannte Nachrichten aus Christams des Voriters Zeit. Aus dem Dänischen von W. C. Christiani. 8. Leipzig, Kummer. 1 Thlr. 16 Gr.

Literarische Unterhaltung.

Sonnabend,

Nr. 208.

24. September 1836.

Übersicht der neuesten Erzeugnisse der deutschen poetischen Literatur.

Dritter Artikel.)

57. Gesammelte Gedichte und Vorträge in gebundener und ungebundener Rede. Von Gottlieb Ernst Klausen. In zwei Bänden. Erster Band. Gedichte. Zweiter Band. Reden. Altona, Hammerich. 1835. Gr. 8. 4 Thlr. 12 Gr.

Die Zeit, in welcher diese Gedichte nach und nach entstanden sind, umfaßt beinahe ein halbes Jahrhundert; denn das erste Gedicht: „Graf und Selinde“, ist 1786 entworfen und das letzte ist im April 1831 niedergeschrieben. Der würdige Verf., ausgestattet mit dem Doppeltalent der Ton- und Dichtkunst, ist erst nach vielen Aufforderungen, mancherlei Störungen und Hindernissen, längerem Sammeln, Ordnen und Feilen in jüngerer Zeit dazu gekommen, die Kinder seines Gemüths in die Welt zu senden, und bezeichnet zugleich mit geduldigster Ausgabe sein 50. Dienstjahr, wo ihm die eigne Muse dankbar den Kranz reicht. Wir haben es hier bloß mit dem ersten Bande zu thun, indem der zweite 15 Reden und Abhandlungen in ungebundener Rede enthält. So viel steht fest, daß der Verf. nicht zu den Naturgenossen gehört, die im poetischen Element leben und weben und nach innerer Nothwendigkeit dichten müssen. Das Leben in seinen vielgelebten Verhältnissen und bunten Wechseln, sowie das Feuer, das von Außen entzündet, sich mit der Flamme der eignen Brust in magnetischen Rapport setzt, haben ihm wol erst die Lyra besaßet und in die Arme gelegt. Es offenbart sich hier in den mannichfaltigen Formen und Stoffen eine Humanität, etwa in dem Sinne, wie Herder sie nahm, und das ethische Moment webt überall seine weichen Fäden in das Gewebe der Darstellung. Eine durch vielseitige Lectüre, durch die Redeweise der Alten und durch eine sorgfältige Feile ausgebildete Sprache zeigt sich in jeder Gabe bis zum unbedeutendsten Improptu hinab. Die Natur hat den Charakter jener Gemüthsrichtung, die von keinem philosophischen Rasse etwas weiß; die Naturüberlegungen werden den ruhiger, oder schärfer und trauer Beobachtung, und nicht man aus dem Eindruck, den die geradete Natur auf den Geist macht, ein Resultat zu gewinnen, so ergibt sich, daß die Contraste bei ihm in harmonischer Kraft wirken und alle über im Mikrokosmos der Brust in ruhiger, gleichmäßiger Entwicklung aufsteigen, was wol nur bei einigen Schwermüthen der Natur Natur der Fall sein dürfte. Indem wir in diesen wenigen Zügen des Dichters Persönlichkeit im Allgemeinen richtig vorzustellen glauben und gern ins Licht setzen, was die Kunst eines milden Geistes und das eigne treue Streben bei ihm gethan, dürfen wir dennoch nicht unterlassen, einige Bemerkungen mitzutheilen, welche sich uns bei Betrachtung der einzelnen Gedichte der Sammlung unabwiesbar aufdrängen.

„Der Krieger zur goldenen Reiter“ (S. 19) ist eine Gabe, welche die Nothwendigkeit des Volks in tragischer Einsicht vergehrt hat und wo überhies die breiteste Selbstlosigkeit herrscht, die der Gabe so abhold ist. „Leben, Empfindung und Liebe“ ist mit ihren Autologien nicht besser (S. 52). Der Seligenheitsgedichte sind gar zu viele, und in den elegischen sind die Klagen zwar die eines schmerzlich verwundeten Gemüths, aber sie ermangeln des tragischen Pathos. Die von moralischer Reflexion folgende Einleitung zum „Klinge des Olyg“ (S. 63), so lehrreich und treffend sie an und für sich sein mag, paßt nicht auf die nachher erzählte Begebenheit. Wenn die Cantate: „Vergänglichlichkeit“ (S. 197) componirt wird, so dauert die musikalische Ausführung nach mäßiger Berechnung einen halben Tag. „Die Wanderung zum Rolandsbühl“ (S. 157) ist zwar voll eigenthümlicher Naturmalerei, aber auch höchst breit und welt-schweifig, und die Nachschrift dazu (S. 180), die eine Fortsetzung verheißt, müssen wir eine Drohung nennen. Als ge-lungen sind zu bezeichnen die Nachbildungen nach römischen Autoren, Dänen und Engländern; am ansprechendsten erschien uns der in der nordischen Mythensprache abgefaßte Schlummers-gesang eines Elfen (S. 14), woran sich der folgende Wett-gesang der Elfen würdig anschließt. Als einen Beweis, daß auch der Verf. humoristisch und wenig sein kann, führen wir die Parodie auf Hamlet's Monolog (S. 117) an, die wir gern mittheilten, wenn der Raum es gestattete.

58. Der achtezehnte October. Ein episches Gedicht in drei Gesängen von Heinrich Manz. Dortmund, Krüger. 1835. 8. 12 Gr.

Stößt der Verf. auch mit dem Hauche einer glühenden, stets uns achtbaren Vaterlandsliebe in die Lyra, so läßt sich von seinem Instrument doch nicht sagen: Ecco, mirum tuba spargit sonum. Denn ihr Ton ist nicht bewundernswürth, sondern oft schreiend und dabei doch matt, namentlich in den matten Perametern, welche uns die Details jenes merkwürdigen Kampfes allerdings mit der diplomatischen Genauigkeit eines offiziellen Bulletin-Schreibers geben. Der erste Gesang schildert des Vaterlandes traurige Lage unter der französischen Herrschaft, die Kämpfungen Napoleon's, den Fall des Staats und den sich wieder mächtig ermannenden Hochsinn der Germanen. Im zweiten werden die Kämpfungen zur Abschüttelung der fremden Zwangsherrschaft und die Begebenheiten des achtzehnten Octobers selbst geschildert. Der dritte enthält des Helden völlige Nacht, malt die nächsten Folgen des Sieges, mahnt zum Danke gegen Gott, zur Liebe zu Preussens edelm König und zur treuen Pflichterfüllung überhaupt. Wenn den Worten dieser Stellen läßt der Verf. Germanias und des Nordens alte Götter walten, was er in dem langen, etwas schmückigen Vorwort nicht zu entschuldigen braucht: Es muß ja doch etwas Episches im Gedichte sein!

59. Gedichte von C. Ruth. Jena, Cbier. 1836. 8. 12 Gr. Da im Vorworte an die Leser sich eine gewisse Bescheidenheit bekundet, auch Urania (s. das erste Gedicht des Werkes)

des Verf. Führerin sein soll; da er ziemlich klar redet, und seine Empfindungen, mag sich auch in dieselben hin und wieder, gleichwie eine Schmaragdpflanze ein edles tropisches Gewächs umrankt, ein prosaisch matter Gedanke drängen, des ethischen Moments nicht entbehren, so sprechen wir den Wunsch aus, der Verf. möge ebenso guter Pädagog sein, wie er ein erträglicher Verstdbner ist.

60. Bruchstücke aus den nachgelassenen Papieren eines Verstorbeneu, nebst einigen poetischen Versuchen und Uebersetzungen des Herausgebers. Emmerich, Romen. 1835. 8. 8 Gr.

Wir erhalten auf diesen wenigen Bogen Prosaisches und Poetisches. Wahrscheinlich ist der Herausgeber der Sohn des Verstorbenen, dessen Andenken die Kindesliebe ehren will. Diese Liebe überschattet aber leicht in der edeln Wärme ihres Gefühls den Werth der Gabe und meint, was ihrem Herzen individuell theuer sei, interessire auch das fernstehende große Publicum. Den prosaischen Theil haben wir dennoch mit Vergnügen und Nutzen gelesen. Er bietet Gedanken, Einsälle, Aphorismen und Parabeln, die von Lebenserfahrung, Umsicht, Gefühl und einem empfindenden Herzen ehrende Zeugnisse ablegen. An diese hat der Herausgeber, weiß der Himmel warum? einen poetischen Theil angehängt, von welchem sich leider nichts sagen läßt, als daß es Waare ist, wie sie täglich auf dem literarischen Markte feilgeboten wird.

61. Germanische Blüten, entsprossen auf Scandinaviens Boden, von E. J. Esfer a. a. Erstes Heft. Stockholm, Donner. 1835. 16. 8 Gr.

Kein Wortwort belehrt den Leser, ob hier Uebersetzungen aus dem Deutschen, oder deutsche Originalverse, auf schwedischem Grund und Boden entsprossen, den Scandinaviern geboten werden. Was es aber auch damit für eine Bewandniß habe, der Verf. hat weder Germanen noch Scandinaviern einen Dienst erzeigt, indem er diese dufflosen, verschrumpten Blüten gezogen. Den Eingangs eröffnet ein Gedicht in fünf Gesängen, „Klage und Trost“ betitelt, welches in trochäischer Form abgefaßt scheint. Ein Greis tröstet da einen in Liebesweh verzweifelnden Jüngling. Schwer ist es zu bestimmen, ob die Jermiaden des Jünglings oder des Alten Trostesworte kläglich sind. Dabei ist es das größte Unglück, daß der pitoyable Versifier nicht Deutsch kann, und durchaus kein Ohr für Epithetonfall und Metrum hat. E. 4:

Auch des Thaus Tropfen schwimmen
Auf der Gräber Nasen.
Als ob weinend sie anstimmten
Klag' bei Leidenrufen! (da)

E. 16: Brech das trübe, lange Schweigen u. s. f. brich.

E. 18. Unfinn: Gern weilt' ich des Lebens Bürde,
Freudig will ich sterben,
Sprach der Jüngling, Gottes Würde (?)
Ist ja nur Verderben. (177)

E. 21: Wenn die Berge Klammern speien,
Dörfer, Städte verschlingen,
Kann da milde Schonung seyn (?)
Sanftmuth wohl erklagen. (1)

E. 25 steht der Sprachfehler: Streift mit Himmelsgeister, welches sich E. 28 repetirt, und E. 39 heißt es gar: Kann nicht sanfter Trost einkehren, in dein Herz, dem bangen. E. 43 ist: Ein ewiges Leben führen als Trostchen gemessen und Unkosten also — — — Ein Kleinod in Geist, Sprache und Reinschreibung ist endlich die Strophe (E. 67):

Ihre ist ein Raubgebilde,
Keine echte Blüte,
Und sie führt oft im Schilde
Stolz, statt edle Güte!

Gott bewahre Stockholms und Germaniens Bewohner doch ja vor dem zweiten Hefte!

62. Rand der Wüste. Ein Gedicht in drei Balladen von J. Gutner. München, Jaquet. 1835. 8. 8 Gr.

Hr. G. hatte bei Abfassung der drei vorliegenden Balladen, welche wir lieber Romanzen genannt hätten, die kopirte Absicht, Karl's des Großen wahren, oft beschränkten Schmutz zu entschleiern und dann dieses Heiden tiefe Weisheit und Verstandigkeit dem Geschlechte der Gegenwart erschaulich zu machen. Erstere geschieht in den beiden ersten Balladen, letztere in der dritten, die, wir gestehen es, weniger Interesse für uns hat, indem sie nur das längst Bekannte aus der Geschichte und dem Sagenkreise schildert. Die erste Ballade führt die Ueberschrift: „Libert, der rothe Ritter aus Schwaben.“ Dieser Günstling des fränkischen Königs Pipin nämlich wird von seinem Gebieter beauftragt, ihm Bertha, Tochter des Königs der Kärntner in Frankreich, als erwählte Gemahlin in sein Lager zu beschleichen im Betreuen zu führen. Aber als im Besitze einer der Prinzessin sehr ähnlichen Tochter, hat auf diesen Zufall den höllischen Plan, Bertha von einem seiner Söldner in einen biden Wald führen und ermorden zu lassen, und seine Tochter dem Pipin als Gemahlin unterzulegen. Die zweite Ballade erzählt, wie jene Söldner, getrieben durch Bertha's Flehen, sie nicht ermorden, sondern sie im Falle ihrem Schicksal überlassen, ihrem Herrn aber, als Pfänder ihrer Gehorsams und ihrer That, Bertha's blutiges Radtuch und das Herz eines Hundes überbringen. Der gütige Pipin vermählt sich mit Libert's Tochter, mit welcher er in einem Zeitraum von sieben Jahren vier Kinder erzeugt. Die unglückliche Bertha findet bei einem Waldwälder einen Zufluchtsort in der Reismühle, von welcher eine Zeichnung im Titelblatt ziert und die an dem aus dem Starnberger See fließenden Flüsschen Wurm nördlich von Starnberg bei dem Dorfe Gauting liegt. Der auf der Jagd verirrte Pipin kommt zur Reismühle, und sein Astrolog verkündet ihm, er wolle die Nacht bei seiner rechtmäßigen Gemahlin zubringen. Das geschieht auch. Nach neun Wochen gebiert Bertha Karl den Großen, eben in jener Reismühle; jedoch erst nach 15 Jahren wird der Herrscher Libert entlarvt und zur Strafe gezwungen, die Pseudogemahlin verstoßen und Bertha auf den Thron gesetzt. Über die dritte Ballade schweigen wir, weil wir in dem halt derselben schon angedeuteten. Dies der nicht uninteressante Stoff des der Königin von Bayern dedicirten und in einer vermehrten Auflage erschienenen Gedichte. Was die Form betrifft, so ließen sich mehrere Ausstellungen machen; indessen begnügen wir uns mit der allgemeinen Bemerkung, daß es in der Durchsicht dieses und mancher andern Werke der deutschen poetischen neuern Literatur unbegreiflich gewesen ist, wie Dichter, welche sonst Ohr, Tact und Gewandtheit zeigen, sich nicht in der Rhythmis wie im Reime zu Schulden kommen lassen, die mit wenigen Federzügen obülig vermischt werden konnten.

63. Alpenknochen, dem Vaterlande gewidmet von einem Schweizerjüngling. Bern, Jenni. 1835. 16. 12 Gr.

Es bedarf unbezweifelt nur der Mittheilung eines Bruchstücks aus dem Prolog, um dem Leser klar zu machen, welchen Höhenpunkt des Parnassus der Schweizerjüngling erreicht hat. E. 5 heißt es da:

Es gestalteten sich viel tausend verschiedene Bilder,
Die, bald schreckender Schein, änderten nun das Gewand.
Jetzt doch nahte der liebende Gott wonniger (?) Klage,
Hüllte sie unwissend mit um das meinige Arg. (Ja wohl!)
Und ich schlummerte bald, bewacht vom Sohne der Nacht in
In das geheime Reich, Aräume trügend Gestalt. (1)
Da nun trat vor mich — kaum beschreibe ich's recht!
Denn mein Herz erzitterte plötzlich; es trübten die Mächte,
Und ich dachte nun nichts, sah nur den heiligen Mann.
Denn es trat die göttliche Waise, Mutter des Schmerzes!
Selber vor mich hin, — schau'n konnte ich kaum —
Und die Helle verblendete schnell die sterblichen Augen.

Die nicht gelassen gewohnt, sondern in Hinstellung.
In der ersten ständigen Weiden mit menschlichen Mienen.
Doch versuchte ich es, (es) mit demselben Herz.
Wie in der rechten Hand sie hielt eine herrliche Leiter —
Gering und aber genug: Es angus loomont.

St. Gedichte von Ignaz Weinberg. Rungen, Fleischmann.
1835. 8. 16 Gr.

Ein Vorspiel, wie hier das Vorwort genannt wird, be-
lehrt den Leser, der Verf. sei ein Fremdling aus den Landen,
die umschwebt ein kalter Kar.

Wo einst Gastra aufsteht Peter, kein große Gyar;
und hat er als Ausländer diese Lieder gesungen, so ist schon
ehrend und bewundernd anzuerkennen, daß er die Sprache, in
welche sich nirgend ein ausländischer Geist einbringt, kühn
und sicher beherrscht. Viele Lieder sind freilich nur Bagatellen;
indessen brauchen sie sich ihres Daseins nicht zu schämen. Da
eine nicht kleine Zahl derselben in ein und dieselbe Form ge-
gossen ist, auch Gedante und Bild nur selten recht vortant her-
vortritt, so scheinen sie an einer gewissen Monotonie zu leiden,
welche sich wol nur dann weniger fühlbar macht, wenn man
die Gedichte nicht hintereinander wergleitet. Wären doch mehr
so artige kleine Poesien zu finden, wie z. B. (S. 88), „Traum-
zerstörung.“

65. Gedichte von Friedrich von Gallet. Berlin, Fink.
1835. 8r. 12 Gr.

Das materielle Gewand irdischer Verhältnisse und Sorgen
abstreifend, befaßt sich der jugendfrische Sänger mit dem dast-
gewebten Schleier zarter Empfindung; daher kein Gelegenheits-
gedicht, keine oft gehörte Liebesklage, kein Alltagsjammern und
kein stereotypischer Phrasenprunk; doch läßt der Lotalindruck
der Lectüre ein dunkles Gefühl zurück, als sei man einem Geiste
gleicher Art in den Ätherdunen deutscher Poesie schon begege-
net, und man findet bald, es sei dies ein Upland'scher Geist.
Dieser Geist erschließt unserm Verf. aber auch mit gewogener
Hand die Porphyrporten des Jfistempeis, dessen Wunder er
nicht allein mit scharfem Bilde beobachtet, sondern auch mit
frischer, leichter Keckheit darzustellen weiß. Wie gewandt er im
Buche der Natur blättert, läßt sich aus „König Frühling“
(S. 78) deutlich erkennen, und wie gut er bildert, bekundet
„Der Reinfrost und der Dichter“ (S. 72), „Leinwand“ (S. 51)
und „Todesahnung“ (S. 55) sind ebenfalls frische Balsam-
hauche einer edeln Dichternatur, wogegen „Der gefangene Vos-
gel“ (S. 56) eine gar so oft dagewesene Pointe aufstellt,
das „Frühlinglied“ (S. 51) gar matt schließt, und „Ewig-
keit“ (S. 52) ein schlechter, ja unwürdiger Witz ist. Die Zu-
weisung, mit welcher der Verf. dem Leser in der ersten Num-
mer entgegentritt, die Lieder nicht zu lesen, wenn er nicht ein
närrischer Witz sei, läßt man sich gar wohl gefallen, wie ja
der wahre Dichter ein Sonderling in des Wortes edlerm Sinn
ist, und gewiß weißt es Hr. v. G. nicht ab, wenn wir ihn
in die Kategorie der poetischen Sonderlinge hier stellen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Premierminister. Geschichtliches Lebensbild, Volks-
und Sittengemälde. Von H. E. R. Melani. Vier
Theile. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1835. 8.
4 Theile. 18 Gr.

Von José Sebastian Carvalho et Roelho, Graf von Dyr-
ras und Marquis von Pombal, jenes mächtige, geheimnißvolle
und bewundernswürdige Kriebrad dreier Regierungen in Portu-
gal, einer der begabtesten und willenskräftigsten Menschen, die
je auf der Staatsbühne erschienen sind, jenes unglückliche
Opfer des Schatzes bei überlegener Kraft, hat schon zu einem
historischen Roman den Stoff hergegeben. Mit diesem, dem
„Carvalho von Kronhelm“, tritt der gegenwärtige jedoch nicht
in die Schranken. Dieser ist ein Phantasiebild ohne alle histo-

rische Begründung, ja selbst ohne den Sinn für geschichtliche
Wahrheit oder für Naturtreue überhaupt. In diesem Werk
begegnen herrscht das geschichtliche Element nicht bloß vor, es
constituirt es überall, und dem eingewebten leichten und beschel-
den erschienenen Roman ist überall nur eine untergeordnete
Stelle angewiesen; ja, er ist so sehr von den historischen Fode-
rungen abhängig gemacht worden, daß er als Roman alles
selbständige Interesse verliert und als solcher kaum mehr unter
unser Betrachtung fällt. Wie haben es daher hier eigentlich
mit einem so rein geschichtlichen Werke zu thun, das nur zu
wollen und wie zur Erholung der Phantasie einen Einblick in
das ihr angebringe Gebiet gestattet. Vielleicht wäre es besser
gewesen, wenn der Verf. ihr auch diesen Einblick versagt und
gründlich eine Lebensgeschichte Carvalho's angeknüpft hätte,
die sich ja immerhin und nach Belieben noch mit ebenso viel
historischer Treue behandeln ließ, als z. B. Voltaire gegen
Karl XII. oder Andere gegen Napoleon.

Der Mann, welchem der Verf. dies, wenn wir so sagen
dürfen, poetische Lebensbeschreibung widmet, ist noch heute
unter manchem Betracht ein historisches Phänomen, das von
wenig Stellen aus richtig und vorurtheilsfrei aufgefasse ist.
Gleichzeitige Schriftsteller waren entweder, wie der Verf. richtig
bemerkt, seine Feinde oder seine Sanktionen und später, wie
Elaio, ermangelten der umfassenden Menschen- und Sachkennt-
nis, die ein zuverlässiges Urtheil über Pombal notwendig be-
dingt. Durchbringung der menschlichen Natur ist bei Beur-
theilung eines solchen Mannes wenigstens ebenso unerlässlich
als geschichtliche Durchbringung der Verhältnisse, und namentlich
hat die erwähnte Bedingung fast allen Biographen Pombal's
gefehlt, von dem italienischen Eriquitin („Anecd. su ministro
de Pombal“) und bis zu Dohm („Materialien zur Statistik“) herab.
Der 1800 politische und Staatsverbrecher in seinen
Kerkern zurückließ, kann überhaupt wol für lange Zeit hin
auf kein unbefangenes Urtheil der Geschichte rechnen. Der Verf.
sucht nun das Unauflösbare in dem Leben Carvalho's durch
zwei allerdings höchst mächtige Leidenschaften zu erklären, durch
Liebe und Rachsucht, beide auf der dritten Unterlage des Spe-
gezies aufgebaut und von diesem groß gezogen. Was in unsern
Tagen im Geiste freisinniger Ideen geschieht, die Abschaffung
ungeheurer und altgewordener Mißbräuche der Gewalt, die
Erhebung eines gemischten erdrückten Volkslebens auf Kos-
ten einer übermächtigen Aristokratie, der Sturz einer ausgear-
teten Hierarchie — alles dies geschah schon in der Mitte des
vorigen Jahrhunderts und unter ganz andern Kämpfen, durch
Pombal, aber es geschah auf dem Wege der Gewalt und
was die Gewalt geirrt hat, überlebt das Dasein dieser Ge-
walt nicht! Das Bild dieser frühzeitigen und überreifen
Kämpfe ist an und für sich ein ansehnliches Schauspiel; anzue-
hender aber noch wird es, wenn es sich mit einer reichen, Sutes
und Schlechtes stets vermischtenden Individualität verbindet, wie
die Pombal's war. Jenes Gemisch von Erbdenheit der Ans-
sichten, relativer oder absoluter Großheit der Ideen, von Ener-
gie des Charakters bei hoher und alles Reichthum verlei-
gender Leidenschaftlichkeit, von großen Irrthümern hier, von
gewaltiger und kühner Intrigue dort verflocht und irreguliert,
erhöht dies Schauspiel zu einem Gemälde voll Leben und voll
Lehre. Und so vergegenwärtigt uns das Leben Pombal's, wie
der Verf. gut anföhrt, die Lehre, daß ohne Vernünftigkeit kein
Heil, ohne Handelsfreiheit keine Volkswohlthat, ohne dauernde
Staatsgründung kein Bestand der besten Einrichtungen zu
finden ist und daß die heillosste Gewaltherrschaft selbst das
Heilsame vergiftet, das sie etwa begründet.

Das Gemälde, wie der Verf. es aufstellt, kann eine große
Aehnlichkeit einzuflößen nicht verfehlen. Die lange, fast brau-
denlose Lebensbahn dieses Mannes, der an dem Riß der Ge-
walt mit allen Lebensströmen schiffte, ohne aus ihr einen
einzigsten der Gemüthe, die sie doch allein wahrheitsgemäß machen,
zu entdecken, die Scenen von Blute, Prunk und Glanz neben
dem Abfall des höchsten menschlichen Jammers, der ergreifende

Sonntag,

Nr. 269.

25. September 1836.

Übersicht der neuesten Erzeugnisse der deutschen poetischen Literatur.

Dritter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 268.)

66. Das Hohenstaufenlied von August Nilo. Schwedt, Kernst. 1836. Gr. 8. 1 Thlr.

Die Stausen, welche die Wälder von Schwindeln erregender Pöbe beherrschen, sie aus den knechtischen Fesseln der römischen Curie befreien und, vom Drange ihres Geistes mächtig getrieben, das Pöbe vollbringen wollten, in romanzartigen Liedern zu befangen, ist, wenn die Form nur, wie hier, den Anforderungen der Zeit entspricht, ein dankbares Sujet. Es fehlt nicht an jenen finstern Mächten, die sich ihren Bestrebungen und Plänen entgegenstellten und durch welche das epische Moment in das Romanzentlied eingetragen wird, sowie auch das tragische Ende des ganzen Geschlechts durch eine blutige Katastrophe einen trefflichen Schlussstein bildet. Der auf 243 Seiten correct gedruckte Octavband zerfällt in zwei Haupttheile. Der erste Theil zählt sechs Abtheilungen; nämlich 1) „Friedrich von Hohenstaufen“, in zwei Romangen; 2) „Kaiser Konrad III.“, in gleicher Nummerzahl; 3) „Friedrich I. Barbarossa“, mit acht Romangen, unter denen wir eine Elegie auf seinen Tod auszeichnen möchten; 4) „Kaiser Heinrich VI.“, mit vier Liedern; 5) „Philipp von Schwaben“, wo nur eine Ränke auf dessen Ermordung; und 6) „Kaiser Friedrich II.“, mit 17 Nummern, historisch reich an Interesse. Im zweiten Theile finden sich nur zwei Abschnitte; nämlich 1) „Schicksal und Tod der Kinder und Enkel Friedrich II.“, mit 13 Liedern; und 2) „Untergang der Hohenstaufen mit Konradin“, in zehn romanzartigen Klängen, aus denen wir als Probe (S. 206) „Konradin's Lied am Bodenste“ mittheilen:

Im Uferwand
Dem hohen Strand
Bogt weithin die schäumende Welle,
Und ist sie fort,
Bergleht sie dort,
Ihr folgt die andere schnelle.
Die Blumen blühen
Und wachen hin,
Doch Niemand die Stätte mehr kennt,
Und stehet drauf
Doch streifen auf,
Und sind gleich den Schwestern zerstreut.
Die sich erhebt,
Die Wälder schwebt,
Lust, die sie gebiert, ist ihr Grab,
Und wieder fällt
Die neu Gebild,
Und ist die geschwund'ne nur ab.

Die Wandter geh'n,
Dem Adel auf Pöben
Und Reigen von Pöben in's Adel,
Bald Freud', bald Schmerz
Erlebt ihr Herz; —
Die Wallfahrt doch endet einmal.

67. Purgurviolen der Heiligen, oder: Poesie und Kunst im Katholicismus. Herausgegeben von J. B. Rousseau. In zehn Bänden. Erster bis vierter Band. Frankfurt a. M., Barrentrapp. 1835. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Kaum den achten Theil des Titels dieses Oeuvre à longue haleine haben wir in der Überschrift mitgetheilt. Der Verf., dessen wir schon einige Male ehrend in d. Bl. gedacht haben, ist durch sein eigenhümliches poetisches Talent, durch seinen feinen Geschmack und durch seinen frommen Eifer für die Kirche, der er angehört, vollkommen befähigt, eine Anthologie aus dem Gebiete der christlichen Sagen- und Geschichtsbilder, wie sie uns hier vorliegt, zu veranstalten und auch diesen Zweck des großen, uralten Baums der Poesie mit duftumhauchten Blüten zu schmücken. Anfänglich hatte er, seiner Versicherung im Vorworte nach, die Absicht, ein noch umfassenderes Werk, als das vorliegende, zu bearbeiten und eines Theils das poetische oder mythologische im Heiligenleben des Katholicismus, andern Theils aber die historische Begründung desselben durch literarische und kritische Abhandlungen und durch ein möglichst genaues Verzeichniß der Gemälde, Bilder u. jedes einzelnen Heiligen nachzuweisen; einsehend indessen, daß dies das Maß der bedeutendsten buchhändlerischen Unternehmungen übersteigen und eine solche Bänderzahl einnehmen würde, daß nur bemittelte Kunstfreunde oder Fromme sich dasselbe anschaffen könnten, begnügte er sich ein Buch zu schreiben, dessen ganzer Inhalt, außer dem obigen, also lautet: „Ein Buch zur Belehrung und Unterhaltung, des Trostes und Heiles, enthaltend: die Gesänge, Legenden und Volkssagen aller Zeiten und Nationen zu Ehren der Apostel, Märtyrer und Heiligen, wie auch der geistlichen Männer und Frauen; Biographien der Heiligen in alphabetischer Ordnung; Angabe der einem jeden Heiligen geweihten Tage, Hauptorte und Hauptkirchen; literarische und kritische Nachweisungen über alle auf das Heiligenleben des Katholicismus bezügliche Schriften; Verzeichniß der vorzüglichsten Heiligenbilder, Kupferstücke und Symbole; Schilderungen der geistlichen Orden; allgemeine Notizen über Mönche und Bekende Kunst im Katholicismus.“ Was nun das Verzeichniß des, dem Stolge der katholischen Welt, dem Erzbischof von Gela, Johann Eadslav Porter, geweihten Werks anbelangt, so finden wir eine Sammlung der schönsten Heiligenlegenden von verschiedenen Verfassern, von denen der erste Theil 46 (größtentheils gefeierte deutsche Namen) enthält. Der Sammler selbst steht mit jedem Nummern, alle seines Namens und Erbens würdig. Im ersten Theile. Die Zahl der besungenen Heiligen aber ist nicht weniger als 36. Im zweiten Bande zählen wir 17, im dritten 16, und im vierten (mehr Theile

sagen und nicht vor) 21 Legenden von Aposteln, Märtyrern und Wunderthätern, die von crassen Auswüchsen des Aberglaubens ziemlich geringt sind, wenn wir die Geschichte der Gemüther abrechnen, in welcher und doch etwas zu viel zugemuthet wird. Das Biographische bildet die zweite Rubrik. Gewiß werden diese Lebensbeschreibungen, die der Herausgeber bis auf einige Zusätze und Beglassungen benutzten Schriftstellern oft wörtlich entnahm, anders ausgefallen sein, wären sie protestantischen Kirchenhistorikern nachgezählt; indessen wollen wir deshalb mit dem Sammler nicht rechten; wir müssen ihn durchaus auf seinem Standpunkte lassen; ja, es hätte nicht einmal einer Rechtfertigung aus Stellen der heil. Schrift, hinsichtlich der Begründung der Lehre von den Heilighen in einer Schrift bedurft, der das Dogmatische ferner liegen sollte als das Poetische. Die dritte Rubrik: „Kirchliches“, enthält Notizen über Ort, Tag und Zeit der Berechnung eines jeden Heiligen, über die ihm gewöhnlichen Hauptkirchen, über die Reliquien, über Stiftungen, Congregationen und Orden, die von den Heiligen gestiftet sind. Unter der vierten Rubrik: „Literarisches“, folgen, war der Heilige Autor, Bemerkungen über seine Werke, wie auch sonstige literarische und kritische Nachweisungen nebst einem Verzeichnisse derjenigen Kirchengesänge, Dichtungen und Legenden, in denen des Heiligen Erwähnung geschieht. Kann dieser Theil auch keine Ansprüche auf Vollständigkeit machen, so enthält er des Belehrenden und Interessanten doch viel. Mit welcher Liebe der Verf. an diesem Werke arbeitet, ergibt sich aus des Vorworts Äußerung, es sei seine Absicht, dasselbe über die zehn Bände hinaus noch fortzusetzen und die übrigen Heiligen in nämlicher Art zu bearbeiten, da er das hierzu nöthige Material herbeizuschaffen unausgesetzt bemüht sei. Wir sagen dazu bloß: No quid nimis! Aber die alma mater wird nicht jögern, einen ihrer treuesten und genialsten Söhne mit der silbernen Rose ihres Verdienstordens zu beschenken, die wir ihm von ganzer Seele gönnen!

Es folgen nun vier Erzeugnisse der Literatur des vorigen Jahres, die wir in die Reihe der poetischen Litteratur stellen müssen. Das schon in materieller Hinsicht bedeutendste ist:

68. Stunden der Einsamkeit. Betrachtungen, Gebete und Gesänge von Friedrich Strack. Bremen, Preys. 1835. Gr. 8. 18 Gr.

Unser Gefühl müßte sehr täuschen, wenn diese „Stunden der Einsamkeit“ nicht gewährten, was sie gewähren sollen: Förderung der Andacht, fern vom störenden Geräusch des Lebens, Erweckung frommer Gefühle im stillen Kämmerlein, Belehrung über die der Menschheit wichtigsten Gegenstände und Erhebung über die Erde und ihre Noth. Was indessen die Blüthelchen „Morgen- und Abendopfer“ der Menge geworden sind, woran sie wol erinnern, möchten sie schwerlich werden; jedoch nicht etwa, weil B. mehr Klarheit, Gedankenfülle und frommen Sinn offenbart, sondern weil er populärer ist als unser Verf., welcher besser will, die höher colorirte Bilder verstehen, und der seine Gedanken überdies in Formen gießt (es sind unter gereimten und jambischen auch antil gemessene Stücke), in welche sich nicht Jeder zu schmiegen weiß. (Man sehe z. B. S. 65 „Die Rede der Blumen“, die sich ebenso weit aus der Sphäre der Blumenwelt, wie aus dem Fassungskreise der gebildeten Alltagswelt verliert.) Der Verf. bekundet allüberall einen frommen Sinn, ein tiefes, schönes Gefühl, wie sich das schon in der herzlichsten Dedication an „seinen Dräse“ ausspricht, und eine durch und durch heitere Resignation. Niemand zögert uns in dogmatischer Hinsicht das Schiboloth einer positiven theologischen Richtung an. Er ist weder ein Denkgläubiger im Sinne des heidelberger Paulus, noch ein Panierträger Augustin's oder Anselm's, die in ihrer Bluththeorie Gott selbst an den Marterstamm hängen. Dabei stehen Phantasie, Gefühl und Verstand in schönem, geschwätzlichem Einklange; in der classischen Diction sieht man auf jeder Buchseite die nüchternen, besonnene Fülle, und was noch mehr zu bewundern

ist, ein Mann, dessen Tag sich tief geneigt hat, nicht mit „seines Vaters späte Kinder“, deren Range in der That mit der Farbe der Jugend geschmückt ist. Ueber einem Lichte, der mehr subjectiv-lyrisch ist, finden wir nur zu klaren Rubriken angegeben, unter welche die frommen Erträge zu setzen sind: Gott, Vater, Sohn und Geist, sämmtlich Betrachtungen und Gesänge über des höchsten Wesens Eigenschaften und Kräfte, durchdrungen von der Flamme tiefer Erkenntnis und kindlicher Liebe; und Betrachtungen über Leben, Tod und Unsterblichkeit, woran sich aber eine Menge anderer Thematiken hängen, die sich unter diese Benennung nicht bringen lassen, wie wir denn überhaupt, theils um nicht zu ermühen, theils um dem Geist mehr eine bestimmte Richtung zu geben, über die einzelnen Betrachtungen eine Andeutung ihres Inhalts geben hätten. Folgen wir in der zweiten Rubrik dem Gedankengang, so ergibt sich folgendes: Liebe sei mein Leben, um mich zu Besten würdig zu machen, — das Herz wende sich, durch Gottes Liebe und Langmuth, zum Unvergänglichem — die Allmacht kann uns das Leben wiedergeben — Betrachtung einiger Fragen, die der Weltling und Zweifler hat — wirf dich dem Glauben in die Arme — Abweisung zweifelhafte Fragen über des Lebens Dunkel — die Sehnsucht nach Besserm ist Bürgschaft der Hoffnung der Unsterblichkeit — fromme Gelübde des Glaubens, ein Blatt, welches also beginnt (S. 57):

Ich war einst nicht und kann die Stunden zählen.
Seitdem ich bin in diesem Paradies,
Ja das der Liebe Rath, die ich verheiß.
Nicht für ein kurzes, flüchtiges Dasein wird.
Ich küsse dankbar ihre Vaterhände.
Ja, auch dies kurze Dasein ist so schön,
Ob ich den Blick auf diese Fluren wende,
Ob ich so richte zu des Himmels Ob'ra!
Von dorthier strahlen Sterne, die mit winken.
Hier küssen tausend Blumen mir den Fuß;
So belben sieht mich Sehnsucht und Verlangen,
Und ich erwölere den Geisterganz.
Hinauf zum Himmel fähr' ich mich gezogen,
Und doch gehalten von der Liebe Hand,
Um mich zu freuen in den schönen Thau.
Wo ich zurst des Daseins Stütz empfand.
Wer bin ich? Dem gehö' ich? Ach, ihr Sterne.
Auf jener dunkeln hohen Himmelskugel?
Wie, oder diesem grünen Mutterlande,
Ein Böbling dieser irdischen Natur?
Nach Welken fähr' ich leichtlich mich gezogen,
In Welken mich gewiesen durch mein Herz;
Denn an die Erde fesselt mich die Freude.
Zum Himmel fähret mich hinauf der Schmerz.
Wer ist die Frage? — Heil mir! Eine Stimme
Im Herzen, angetrogt von Jenseit, spricht:
Hoff' und vertrau' des Weltenschöpfers Liebe!
Sie schuf auch dich und so vergiß dein nicht!
Dein Mutterland gehet zum großen Reiche
Des Herrn der Welt; sie ist ein Vaterland! u. s. w.

Nun folgen: Warnung und Ermunterung an die Bewohner der Erde — Mahnung zur Demuth — Ermahnung zu moralisch ungenügsamen, die dem ethischen Gebiet angehören. Später Abendbetrachtungen, Frühlingsempfindungen, Gedichte beim Glockenruf, Gefühle vor einer Leiche, die besonders zu sprechen möchten. So schreitet der Dichter einher in den Regionen der Gemüthsweit, belehrend, ermunternd, besänftigend und erheben, oft herbeiziehend die beschäftigten Aussprüche der heiligen Urkunde, die er leicht und passend in die rhythmische Form zu fassen weiß. So schön uns aber auch, wie obiges Bruchstück beweiset, die Sprache ist, so fromm der Sinn, so warm das Herz, so ist es doch unvermeidlich, daß bei der Knappheit der einzelnen Thematiken aus der reichlichen Glaubens- und Sittenlehre sich die Mangelhaftigkeit dieser Prosa mit einbringt und das sonst tiefe Jordanstief dieses

Stromes sich so verflacht, daß zwar die Flut noch rauscht, man aber dennoch hört, sie entspringt der Tiefe. Giegt nun die Wellen im letzten Ergusse:

Dankbar leg' ich meine Harfe —
Ihre Lieder hab' verlungen —
Nieder an dem Thron' des Vaters,
Dessen Liebe sie gesungen —

So läßt sich nur sagen, diese Harfe sei eine nicht unwürdige Opfergabe!

(Die Fortsetzung folgt.)

W. Cobbett.

William Cobbett, den Seine, als er noch die hamburgisch-schwedischen Anwandlungen hatte, den „Hund von England“ nannte, ist ohne alle Frage die ausgeprägteste Rational-Verstandlichkeit, welche die moderne Zeit des United Kingdom aufzuweisen hat. In Cobbett ist der Grundtypus des englischen Volkes vorhanden, wie es im Innersten ist, nicht bloß wie es sich als handeltreibende, mercantile, speculierende Nation nach außen stellt, und ebendeshalb muß ihn sein Volk hochachten. Die Opposition und das populäre, aber vernunftgemäße Denken, das unbarmherzige Zergliedern aller nationalen Interessen und das starre Beharren auf den Resultaten, welche sich hieraus ergeben haben, das ist es, was ihn bezeichnet, das ist seine Stärke, wenn man will, auch seine Schwäche; das ist sein Element, in welchem er athmet, wie der Seehund in den Gewässern des Nordens. Ebendadurch ist Cobbett ein einseitiger Mann, ein ungenießbarer Mann für Viele; aber er ist in dieser Einseitigkeit höchst geistvoll, weil er niemals um die Sache herum und leichtsinnig redet, sondern den Nagel auf den Kopf trifft. Ist man einmal geneigt, die Philosophie in dem populären Sinne zu nehmen wie die Engländer, dann ist Cobbett der größte Philosoph der neuesten Zeit in England. Es hat unter dieser Nation nur einen Mann gegeben, der die rohen und unmittelbaren Elemente, aus denen Cobbett's Gemüth besteht, durchaus versteht, vermittelt, verklärt und durchgebildet in sich trug, dieser Mann ist — Ganning; der größte, den das moderne England hervorgebracht hat — geistreicher als Burke, und mit tieferm Genie begabt, als Fox und Pitt zusammen genommen. Ganning besaß ein edles Gemüth, das schärfste Gemüth in England; edel und gemüthvoll zeigte sich auch Cobbett; Cobbett war jeder Zeit der Spinnler der Reformen, der Abgesandte der Freiheit; Ganning besaß nicht bloß die Sache, er besaß auch die Form und die Eleganz der Liberalität. Cobbett ist ein hurtiger Denker, ein pfiffiger Beobachter, und was er sieht, das richtet er; Ganning's Denken war zarter und innerlicher, weil er verklärter war; sein Beobachten war eine tiefte Betrachtung, und da er richtete, baute er zugleich auf. Cobbett ist eine durchaus naive Natur, denn er ist durch und durch ein Engländer; Ganning besaß viel von dem weichen Sentiment, das demjenigen Staatsmann im Schrein des Herzens sich anlegt, der sich nicht den politischen Verhältnissen, sondern ihrer Idee geweiht hat. Ganning war der populärste aller englischen Minister, Cobbett war das englische Volk als Individuum. Der Letztere erinnert noch an John Bull, der Erstere hatte dessen rauhe Form durch zarte Bildung und sein überaus feines Genie abgerundet. Cobbett besaß eine Beredsamkeit, nicht sowohl zührende, als vielmehr erregende Zergliederung; Ganning's ruhende Ironie findet ihren Hauptausdruck gleichfalls in seinem Verzen. Cobbett und Ganning, Beide hatten das Unglück, einen Feind zu besitzen, der in demselben Grade für Beide zu klein, als er ihnen zu mächtig war. Dies war der Name, an welchem Camarque und noch mancher Aerschliche gekörnt ist.

Mancher Mann, der an den Flugblättern ein Aergerniß genommen, die der rauhe Rabiale, als Peter Porcupine, jenest des Atlantischen Oceans in die Welt sandte, wird nicht glauben

wollen, weils ein edles, geklärtes und weiches Gefühl in dieser rauhen Seele wohnte. Aber es nicht weiß oder daran zweifelt, der mag das im vorigen Jahr erschienene Büchlein, das sein Leben darstellt, aufmerksam lesen und studiren.“ Dies Büchlein wird immer ein Lebensstück in der englischen Zeitgeschichte sein. Wie wollen ihn selbst hören, mit welcher ergreifenden Katholik und gefühlvollem Ausdruck er die Geschichte seiner Gefangenschaft erzählt. Cobbett's Styl erinnert durchgängig sehr lebhaft an den „Vicar of Wakefield“; ja, es waltet stellenweise zwischen Beiden eine täuschende Ähnlichkeit. Diese Bemerkung, die sich von selbst darbietet, wenn man nur ein Paar Seiten in seiner Lebensbeschreibung liest, mag zu vielfältigen und interessanten Aufschlüssen über die Denkweise dieses originellen Mannes führen, zu deren Entfaltung uns hier leider Raum und Raum fehlen. „In solch einem glücklichen Zustande“, schreibt er, „lebten wir bekümmert, als im J. 1810 die Regierung ihre rücksichtslosen Hände nach mir ausstreckte (im Englischen lautet es härter: „laid its merciless faags upon me“), mir diese Freuden mißgönnd, mich ihnen entriß und in einem engen Kerker Höllethütern beigesellte. Dies fügte sich noch zu dem Schwierigsten meines Lebens und verzerrte sie, denn nun ward ich ja von dem einzigen Schauplatz, wo ich meine Thätigkeit für nützlich und möglich hielt, hinweggerissen. Aber selbst diese Schwierigkeiten wurden überwunden. Der Schlag traf wahrlich schrecklich, und, o Gott, wie sehr empfanden ihn diese armen Kinder! Es war im Monat Juli, als die grausame Censur über mich gesprochen ward. Mein Weib, die ihre Kleinen in der Obhut ihrer gutgekauften und päpstlichen Schwägerin gelassen, befand sich in London und wartete dort, das Urtheil ihres Mannes zu erfahren. Wenn die Feigheiten in Barsley (wo Cobbett früher im Schooße seiner Familie ein heiteres Leben geführt) anlangten, so waren meine Tugenden, der Älteste, der zweite neun und der dritte sieben Jahr alt, im Garten mit Kothbäckern beschäftigt, in demselben Garten, wo wir miteinander und so harmlos vergnügt hatten. Als sie die Nachricht von der Verhaftung erhielten, konnte man dem Kleinsten nicht gut deutlich machen, was ein Kerker sei, und als es ihm endlich klar wurde, da rief er ganz erschrocken aus: das mag wol kein solch Plätzchen sein wie dieses, wo der Vater ist! (Now I'm sure, William, that papa is not in a place like that!) Die andern Weiden unterbrachen ihre Äthänen, und dämpften ihr Schwelgen und fuhren fort, die guten Jungen, eifrig in den Kohl zu hacken, und arbeiteten wie Mäule, denn sie sahen vor den Kropfen nicht. Als ich dies hörte, wie die Kinder sich genommen, ergriff es mich tiefer in der Seele als alles Andere, was ich zu erliden hatte.“ Spricht so der päpstliche Vater, so hören wir weiter den tiefsterleuten, ganz ergrimmt Oppositionsmann: „O wie verachte ich die Feinden, die mir meine Nachsicht vorwerfen! die mir nicht gönnen wollen, daß ich über die Verwirrung unter den Uebern meiner Leiden Freude empfinde! Wie verachte ich die niedrigen Creaturen, die reichenden Sklaven, die listigen und feigen Heuchler, welche vorgeben, verlegt zu sein (die päpstlichen Seelen!) durch mein Frohlocken bei dem Tode von Gibbs, Cullenborough, Peterwal, Liverpool, Ganning und der ganzen Stopperschaft, deren Ende ich längst abgesehen habe u. Wie ich diese Schurken verachte, mich über ihren Untergang freuen und ihrer äußersten Lumpigkeit entgegenfreue! Was? ich soll vergeben? soll ich? solche Beleidigungen; und das noch dazu ohne alle Vergütung? O nein, ich habe auch die heilige Schrift gelesen und gefunden, daß man über den Fall der ungerechten Feinde frohlocken darf. Und wahrlich es macht einen Theil meiner Glückseligkeit aus, daß ich Millionen von Menschen meine Freude erzählen darf, daß ich so die Mittel besitze, manchen erblichen und gefühlvollen Mann als Genossen meiner Freude herbeizurufen.“ „Dannmehr“, heißt es weiter, „ward uns das Büchlein aufgedrungen. Ich besaß einen Diakon. Ich

Montag,

Nr. 270.

26. September 1836.

Uebersicht der neuesten Erzeugnisse der deutschen poetischen Literatur.

Dritter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 268.)

Jesus Christus, der dauende Erbsen. Ein episches Gedicht, nach den sechs Hauptthaten der heiligen Passionsgeschichte, in sechs Gesängen bearbeitet von Johannes Heinrich August Hensel. Peise, Dithmarsche Buchhandlung. 1835. Gr. 8. 10 Gr.

Wie sehr wünschten wir, es ließe sich auch von diesen Dichtern sagen, sie seien eine nicht unwürdige Opferspende; aber wir können, wir dürfen das nicht, trotz der warnenden Bitte der Dichters: Wer selbst nicht bauet, der zerstört zum wenigsten nicht. Zerstören wollen wir nun zwar den Eindruck nicht, den das Gedicht auf fromme Gemüther machen will, und wollen uns freuen, wenn es Erbauung wirkt; zerstören aber müssen wir den Dichters Dünkel, welcher von einem Einbrude spricht, den das Gedicht machen müsse. Denn, abgesehen von dem schönen natürlichen Gefühl, mit dem er sein Lied dem Andenken einer heiligen Mutter weiht, und einigen gelungenen, Talent künden- den Strophen (z. B. Strophe 3, S. 7), die sich aber wie grü- nende Dafen in einer Sandstappe ausnehmen, ist der Verf. durchaus nicht befähigt, sich in die Reihen Derrers zu stellen, die „Der süßigsten Menschheit Erbsung“ würdig sangen. Das be- weist die erste Strophe:

Auf himms dich zum tiefen Trauerklang,
O meine Harfe; durch die Saiten bede
Den tiefgeföhnten Schmerzgesang!
Du aber in Verkündungshöhen geh
Dem harten Willen hohe Abentkraft,
Und mit Gewöhrung lohn' sein kühnen Wagen!
Des Menschen Geist, der schwache, muß wol sagen,
Wenn nicht durch ihn ein höh'rer schafft.

Warum jagte denn nicht des Verf. Geist beim Unterneh- men seines epischen Bagdats? Wahrscheinlich weil er glaubte, ein höherer Geist schaffe aus ihm. Aber nirgend weht der- selbe; denn sonst hätten wir nicht mit Unbegreiflichkeit auf jeder Seite, wie der Mann mit der Sprache ringt, ihr Gewalt an- zusetzen, und wie ihm Siona weder ein Ohr für den Reim, noch für die Rhythmus gegeben habe. Sein Lied bleibt somit ein „unangefangenes Hosanna der Erde“, wie er in der zweiten Strophe den Erbsen nennt, was wie Anstän klingt. Der Leser mußte und fernere Belege über die schändliche Härte dieses Ur- theils ersparen.

70. Rosen von Jericho, von Heinrich Schüge. Erste Ausg.: „Für Euch“. Berlin, Weid. 1835. Gr. 12. 12 Gr.

Wir wissen sogleich, wie wir mit diesem frommen und ge- fühlvollen Sänger dasten. In seiner Persönlichkeit tritt uns entgegen die mystische Richtung entgegen, wie er denn auch in einem Liede an Paul Gerhards selbst sagt:

Ich fühle, wie du, Seliger,
Dein Lieben in mir gläden:
Bin ich daher als Mystiker
Ein wenig schon verschrien —
Doch das im Grunde ist ganz gut,
Weil doch in meinem bösen Blut
Viel Born und Hochmuth wohnen.

Erbauung im eigentlichen Wortsinne und stille Samme- lung des Gemüths kann das Buch nicht hervorbringen; denn es bietet nicht sowohl Betrachtungen, Gebete und Mittheilungen aus dem ethischen und dogmatischen Gebiet, klar und ruhig ge- halten, durch den Verstand auf das Herz wirkend, als vielmehr jenen mystischen Scharfsinn, der, an Thomas a Kempis, Lullerus und Rosallis mahnend, Bild auf Bild so lange dem Auge des Herzens vorstellt, bis es sich an diesem Anblick be- rauscht und vergückt wird. Seine Phantasiebilder sind zu auf- regend, als daß der Wellenschlag des Gemüths sich legen und jener Zustand contemplativer Ruhe und Stille eintreten könnte, der das wahre Erbaufsein und die fromme Gemüthsammlung hervorbringt. Die verbrauchte Terminologie und das oft an- widernde Geklingel süßer Worte, wie sie geistlose Mystiker füh- ren, erscheint hier veredelt und vielseitiger durch eine genaue Kenntniss und eine geistreiche Anwendung der dichterischen Bil- debücher, in die er sich scharf hingen und wieder heraus allego- risirt. Häufig geht er in die Welt, in das bürgerliche Leben, weiß es aber durch Idealisierung in das religiöse Gebiet zu ver- klären. Die Form ist mannichfach und sein gegossen; selbst Säbens Formen, eine Gessine und ein Sonett, finden wir. In den drei Psalmen, so gedankenreich und gefühlvoll sie sind, kann der deutsche Sänger nicht verhalten, daß unter dem Davidischen Purpurmantel ein moderner Kleiderstoff hervorkucke, und daß in das Rauschen der Assaph'schen Sistrich ein Saiteninstrument aus dem 19. Jahrhundert hineinklinge; überdies ermangeln sie alle drei, da sie doch treue Nachbildungen althebräischer Tem- pelgesänge sein sollen, des Parallelismus, welcher dem morgens- ländischen Gemüthsgeruch die poetische Form einig und allein gibt. Den allgemeinen Charakter der Lieder bezeichnet wol am treffendsten Nr. 14. (S. 26):

O Sanftmuth, die zu dienen kam,
Wer ist so mild wie du,
Der auch für mich das Beden nahm
Und meinen Fuß dazu.

Es beugt mich in den Staub hinab,
Dich hier als Knecht zu sehn,
Und, o noch weiter — bis in's Grab —
Wirst du aus Liebe gehn!

Daran erkenn' ich, wer ich bin
Und was der Gabe ist,
Und wie kein Denken und kein Sinn
Der Demuth Kleben sagt.

Ich bin im großen Krankenfohl
Und krank ist jeder Sinn:
Die Welt ist nur ein Hospital,
Und nur ein Arzt darin.

Der hüft aus aller Noth heraus,
Wenn man sich ihm vertraut,
Der trägt Ar's ganze Krankenhaus
Und hat es auch gehaut.

Du warst wer gesund, der darf nicht sein —
Wo aber stahst du doch,
Die der Gesundheit sich erfreun? —
Ich such' sie immer noch.

Doch, wenn genesen Er entläßt,
Der keinen Krank entließ,
Der hat ein ewig Freudenfest
Und ist im Paradies.

Außerdem zeichnen wir aus: „Lobtenkranz für meine kleine Nichte“ (S. 49):

Es ist Advent geworden, liebe Herzen;
Der Herr hat uns besucht und nahm sie fort:
So ohne Kampf und ohne lange Schmerzen,
Ruht sie vorzeitig nun im Friedenstort,
Und sieht des ew'gen Weihnachtsfestes Kerzen,
Und hört nun immerfort das süße Wort:
„So viel getauft, so viel sind aufgenommen.
Dram sag' ich: laßt zu Mir die Anbiete kommen“.

O' Wieseseth! nicht nur dem ewig Einem,
Der mit der Dornenkrone von uns ging:
Al' denen Lieben sollst du dich vereinen,
So Allen, was in ihm dein Herz umfing!
Der Herr kommt bald und stillet alle Weinen:
Nichts geht verloren in dem großen Ring.
Schaut her! und seht auf diesen heitern Sägen
Dem Widerschein des Ostermorgens liegen!

Gern theilten wir noch zwei köstliche Weihnachtslieder mit, sowie auch die beiden originellen Stücke: „Liturgie zur Feier des Säcularfestes der vor siebenhundert Jahren zum ersten Mal durch den Bischof Otto von Bamberg in Pommern gehaltenen Predigt des Evangeliums“, und „Die Vesper zur See“ (S. 90); doch Obiges genüge. Deuten die auf dem Titelbilde befindlichen Worte: Erster Kranz, auf die Erscheinung eines zweiten, so soll er uns herzlich willkommen sein. Seine Rosen sind duftend; ihre Farbe frisch; ihr Heimatsland der Osten.

71. Die Welt des Herrn. In didaktischen Gesängen von J. V. Lange. Offen, Bielefeld. 1835. 8. 12 Gr.

Wir können bei Anzeige dieser Gesänge kurz sein, indem wir ihres Verf. Persönlichkeit bereits dreimal in d. Bl. gekennzeichnet haben, und verweisen dabei namentlich auf Nr. 188, Jahrgang 1832. In 10 Abschnitten leitet der Dichter unsere Gedanken und Gefühle auf die Schöpfung, die Größe der Welt, den Reichtum der Welt, die Pflanzen, die Thierwelt, den Standpunkt des Menschen, die Natur des Menschen Erzieherin, den Menschen, als Bildner und Herrn der Erde (wobei wol der Ausdruck Bildner nicht ganz bezeichnend ist), die Erde im Lichte des Menschenlebens und endlich insofern auch dieselbe mit dem Himmel verknüpft. Da es im Charakter der didaktischen Poesie liegt, durch den Verstand auf das Gefühl zu wirken, und der kundige Sänger nach dieser Ansicht auch gearbeitet zu haben scheint, so fehlt natürlich viel Schönes, was in seinen früheren religiösen Phantasiegemälden so ansprechend ist. Übrigens wird es Niemand gereuen, diese Bogen gelesen zu haben; es vereinigt sich in ihnen mit des Verf. übrigen Vorzügen Belehrung und Erbauung.

Zum Beschluß der ganzen Relation folgen sechs Schriften dichtender Damen, von denen die erste nicht mehr unter den Lebenden wandelt; denn wir reden zunächst von dem

72. Schriftlichen Nachlaß von Caroline Rudolphi. Mit dem Portrait der Verfasserin. Heidelberg, Neuge. 1835. 8. 16 Gr.

Nach. Las diese Blätter mit jenem Gefühl der Stille, welches uns fast immer beschleicht, wenn wir die Reliquien eines geliebten Todten und uns hererblicken, oben wo wir die stille Stätte betrachten, wo es atmet, stilles Leben. Schon des Ton und Geist, in welchem Caroline ihre Poesie (die hier vorangestellt ist) gibt, bereitet jenes Gefühl vor. Sie erzählt mit der Weichheit und Sanftmuth besserer weiblicher Seelen, zeigt uns die Wege, die sie wandelte, welche zwar, wie alle Lebenspfade, dunkel, dornenreich und schlüpfrig sah, ihr aber stets bezeichnet waren mit den Beweisen der göttlichen Liebe, welche sich reich in dieses schöne, weiche Gemüth gesenkt hatte, und selbst die Breite, die wir zu finden suchten, und die widerliche Selbstvergessenheit oder Selbstvergessenheit, die in dieser Selbstbekenntnissen den Leser einzufließen, welches einer fließenden Darstellung ihres nützlichen pädagogischen und poetischen Stilllebens. Ihr hier mitgetheiltes poetisches Nachlaß besteht aus Trümmern, welche allerdings an die Eigenmächtigkeit ihrer früher erschienenen Gedichte angenehme erinnern, die aber von den Herausgebern (Abraham Bos und Schwarz, einem Heros neuerer Pädagogik) nur wieder aufgebaut haben, um den Erbs aus ihnen zum Besten der in Heidelberg errichteten Kleinkinderanstalt zu verwenden. Hinsichtlich dieses Zweckes haben die Herren gewiß im Geiste der edeln Verstorbenen gehandelt; aber abgesehen von demselben, möchte man heutzutage schwerlich nach dem Nachlaß einer Dichterin verlangen, die in einer Zeit schrieb, wo sich mit leichter Mühe die Blätter von Apollon's Baume abstreifen und zum Kranz für die eignen Lieder flechten ließen, und die das Glück hatte, ihre Lieder von Schärfer componirt zu sehen. Außer manchem Gelegenheitsgedichte, von welchem sich eben nichts weiter sagen läßt, als daß es ein Gelegenheitsgedicht ist, bezeichnen wir als durch Reueität ansprechend das Kinderlied: „Marienwärmchen“. „Tanner's Lieb von der Liebe“ mag wol den Zustand ausdrücken, in welchem die Sängerin war, als das Actablen ihrer eignen Liebe um sie abblühte. Das letzte Lied: „Ruh“, welches wir jedoch früher schon irgendwo abgedruckt gefunden haben, ist die beste Blume in diesem Lobtenkranz, die wir denn hiermit auch freundlich auf ihr Grab legen.

73. Gedichte und Novellen von Wilhelmine Gostmann, geb. Blumenhagen. Hamburg, Kaiser und Fehndt. 1835. 8.

Es ist immer das Merkmal einer echten Dichterin, daß sie der Brust überquellenden Strom unwillkürlich ausströmen muß; wenn also gegenwärtige Sängerin, die sich auf des Dichters Titel, Verfasserin von „Die Gräfinnen Soboga“, „Minerberg und Frauentreu“, „Die Brautkrone“, „Elisabeth“, „Der polnische Jude“ u. a. m. nennt, im Gedichte, welches an der Spitze steht, fragt:

Frage den Quell, warum im lauten Dränge
Sein Krüppel durch Wiesengrün sich giebt,
Frage die Blume, wer ihr tief zu blühen,
Die dem rauhen Felsenfals entspringt? —

und die Antwort sich selber also ertheilt:

Wie der Quell dem stillen Grund entspringt,
Wie die Blume dem Gestein entblüht,
Also meiner Seele inn're Silber
Aus der Heimat in die Fremde ziehn;

so gibt sie zu erkennen, daß ihr das Werkmachen so natürlich sei, wie das Atmen oder jede andere Bewegung und Thätigkeit im intellectuellen und moralischen Lebensproceß. Und mögen ihr in der That die Verse leicht werden — man liest sie schon weg, und das Auge folgt machend dem Laufe des Gedankens, ohne eben hier und da durch die Kinder, die es sonst, ungegessen zu werden, obwohl auch, „Erinnerung“ (S. 63) und „Wohnen“ (S. 73) ein paar Bergheimlichkeiten sind, die zum Wohlwollen reizen. Ein Novellen am Schluß: „Der Kampf“, eine auch

des Verhältnisses) sich zu Gunsten anderer Staaten erklärt. Man kann sich übrigens hierin täuschen, und so soll an gegenwärtigen Orte keine bestimmte Meinung ausgesprochen werden. Am meisten geschieht begreiflicherweise in der Hauptstadt selbst. Die National Gallery rückt indes nicht sehr fort; namentlich in ihrem mittleren und Haupttheil. Man macht überdies manche Ausstellungen in Betreff des Architektonischen, namentlich was die Verhältnisse der einzelnen Theile betrifft. Unter Andern werden die Säulengänge für kleinlich erklärt, was sich noch mehr herausstellen werde, wenn die Kuppel angebracht sei. — Die neue Fiskmongers' Hall ist ein stattliches Gebäude. Ihre Lage am Aufgange zur neuen Londoner Brücke, der sie ihre 160 Fuß lange Seite zuwendet, und welche der Zugänglichkeit des Haupteinganges an der städtischen Fassade Schwierigkeiten in den Weg stellte, nöthigte zu besondern Vorkehrungen, um die unvermeidliche Unregelmäßigkeit zu verdecken. Eine Substruction von mehr als 30 Fuß Höhe, aus Granit errichtet und durch die Höhe der Brücke veranlaßt, trägt das Gebäude. Die südliche Fronte wird durch ein ionisches Peristyl gebildet. Die städtische Fronte hat im Centrum Säulen und Pfeiler, und oberhalb der Arkade über denselben das Wappen mit zwei Löwen. Links von Meerferden zu den Seiten. Die Nordseite hat bloß Pfeiler. Der Haupteingang ist auf dem Adalidenplatz; die Halle ist geräumig und wird von der großen Treppe durch eine Reihe Säulen von polirtem Abergengranit von vorzüglicher Schönheit geschieden. In der Treppe steht die Statue eines berühmten Mitgliedes der Gesellschaft, William von Malworth, im Begriffe, den Auftrichter Wat Tyler, aus Shakespeare und Southey's Drama bekannt, mit seinem Dolche niederzustossen. Das Innere, aus mehreren Sälen und Gemächern bestehend, ist in einem würdevollen Style. Architekt war Hr. Henry Roberts. — Goldsmith's Hall ist jetzt vollendet, und zeichnet sich namentlich durch die Schönheit des Innern aus. Vestibulum und Treppe werden von der Kuppel überragt, welche sie beleuchtet. Der Bankettsaal wird durch Reihen von korinthischen Säulen geziert; die hohen Bogenfenster sind mit Wappenschildern gefüllt. — Das Atlas Assurance office, an Cheapside gelegen, ist im gemischten Baustyl, das erste Geschos mit korinthischen, das zweite mit römischen Pfeilern. — Das College of Surgeons, in Lincoln's-inn-Fields, ist bedeutend verändert worden und hat sich sehr verschönert. Die Fronte wird durch einen Porticus von sechs ionischen Säulen und ein entsprechendes Gesimse geziert. — Hr. A. Goddard, durch seine Forschungen in Griechenland rühmlich bekannt; hat das New Dividend Warrent office der englischen Bank auf eine seinem Talente Ehre machende Weise beendigt. — Die Arbeiten im Innern von Westminster Hall, deren Wände man mit Portland-Stein belegt hat, und wo man den Fußboden erneuern muß, rücken vor. Das Dach bedarf keiner Ausbesserung, sondern bloß durchgängiger Reinigung.

Glücklicher als in ihren, größtentheils mißverstandenen und unvollkommenen Nachahmungen antiker Architektur sind die Engländer im Allgemeinen in der Anwendung des sogenannten Tudorstyls, von welchem ihnen aus den Zeiten der letzten Heinrichs und ihrer nächsten Nachfolger so schöne Denkmale geblieben sind. Dieser Styl läßt viele Abweichung zu und fügt sich leicht unsern modernen Bedürfnissen, während die alters thümlichen Formen eine angenehme Wirkung zu machen geeignet sind. Rameauillil wendet man ihn in unsern Tagen bei Schulgebäuden an, so neuerdings bei der neuen Schule für arme Kinder in St. George's Fields, welche im April 1834 begonnen wurde (Architekt: Hr. Newman), und bei St. Mary's Schule, in der Nähe des Thomasaspitals, an der Eisenbahn zwischen London und Greenwich. Erstere Gebäude ist ganz regelmäßig; das zweite besteht aus mehreren ansehnlich zusammenhängenden Abtheilungen, unter denen man zwei achtseitige Thürme mit Bänken und spitzem Dache findet. — Die Gamberwick-Collegiatsschule, unter der Leitung des Bischofs von Win-

chester stehend, erinnert dagegen an die Collegien zu Oxford, und hat als Hauptingang das Wappen mit Schilden. Der Effect des ganzen Gebäudes, zu welchem Hr. Roberts den Plan gemacht, ist ein sehr angenehmer.

In der neuen Londoner Schule auf dem ehemaligen Fenchmarkt (City of London school) wurde am 21. Oct. 1835 durch Lord Brougham der Grundstein gelegt. Der Plan ist von Hrn. Manning. Das Gebäude wird freistehend und einen Raum von etwa 180 Fuß von Ost nach West, und 80 Fuß von Norden nach Süden einnehmen.

In Oxford wurde in der St. Thomas Pfarre eine neue Kirche gebaut, die etwa 900 Personen faßt. Die Fassade wird durch ein ionisches Tetrastyl gebildet; an den Seiten steht man eine Reihe von fünf Fenstern, denen am Tempel der Minerva Pollas in Athen nachgeahmt (Architekt: Hr. Underwood). — Die Wahl des Planes für das Hughwilliam-Restum zu Cambridge fand im Nov. v. J. statt und fiel auf den Hrn. Bagnall. — Zu dem Mechanico's Institute in Liverpool legte Lord Brougham am 20. Juli 1835 den ersten Stein. Dies Gebäude wird 260 Fuß breit, 130 Fuß tief sein und die Fassade durch einen ionischen Porticus geziert werden. Der Saal, in welchem die Vorlesungen gehalten werden sollen, wird halbkreisförmig auf der einen Seite. — Prior-Park, bei Bath, wird in ein römisch-katholisches Seminar unter Leitung des Dr. Baines umgewandelt; eine Kirche im korinthischen Styl wird hinter dem jetzigen großen Gebäude errichtet werden. — Das neue große Kirchengebäude zu Abingdon, im März v. J. begonnen, wurde in Zeit von sechs Monaten beendigt. Die äußere Form ist ein Quadrat, in der Mitte stehen die drei Hauptgebäude, welche ein Y bilden, zusammen. Die Gesamtkosten beliefen sich auf 8500 Pfund. Die beiden großen Marktplätze zu Newmarket (Fleischer- und Gemüsemärkte), durch Arkaden, Ruden und Brunnen geziert und von schönen Wohnungen, welche vier Häuserzeilen bilden, umschlossen, wurden am 24. Oct. 1835 zum öffentlichen Gebrauche eröffnet.

Notizen.

Der Dichter Göpfer theilt in den Memoiren aus seinem früheren Leben ein bemerkenswerthes Beispiel von der Beseitigung des Trostes mit, welche uns in bedrängten Lebenslagen zu Theil wird, wenn wir uns einer ausdrucksvollen Stelle aus der heiligen Schrift erinnern. Als er noch ein Knabe von 15 Jahren war, ward er in einer öffentlichen Lehrschaft erzogen, worin er, wie dies häufig der Fall ist, von der blühenden Gemüthsart eines Mitschülers, der seinen ganzen Haß auf ihn geworfen, außerordentlich viel zu leiden hatte. „Dieses Laster sah der nachmalige Dichter ganz einsam auf einer Bank in der Schulküche, in Trübsinn und Kummer über seine Lage versunken, recht im Innersten erbebend aus Furcht vor seinem Laster, den er jeden Augenblick erwartete. Da fiel ihm auf einmal ganz plötzlich die Worte des Psalmisten ein: „Ich will nicht erschrecken vor irgend einem Leid, das mir ein Mensch thun kann“, und diese Worte, deren Sinn augenblicklich auf den Knaben wirkte, erfüllte ihn mit solchem Lebensmuth, und mit einer solchen Heiterkeit, als er vordem nie in seinem Innern verspürt hatte. „Dies war sichtlich ein Lichtstrahl von oben“, fügt der Dichter hinzu, „und wie glücklich wäre ich gewesen, wenn solche Trosteswohlthat sich recht oft in meinem Leben an mir wirksam erwiesen hätte.“

In der Gegend der Mäuer von Bornberg hat sich unter den Bergleuten folgende Sage erhalten: Zur Zeit, da die Römer aus dieser Provinz von Germanen vertrieben wurden, erschien den Siegern der Genius der Gebirge und sprach: „Ich will euch eine Gnade erzeigen; wähle selbst, ob ihr die Mäuer auf ein Jahr, übermüdet auf 20 Jahr, oder für immer für immer.“ Die Leute waren weise und wählten die ersten für immer.

Literarische Unterhaltung.

Dienstag,

Nr. 271.

27. September 1836.

Übersicht der neuesten Erzeugnisse der deutschen poetischen Literatur.

Dritter Artikel.

(Beilage aus Nr. 270.)

76. Gedichte von Thella. Leipzig, Leo. 1835. 8. 21 Gr.
Thella überstrahlt Caroline, Henriette und Elwine! Sie beginnt mit einem Felerliebe an die (deutschen) Sängere, die nicht unbedeutend gegen sie zu sein scheinen. Denn von Naturschaffen hat sie nicht bloß das Talent für Naturmalerei, sowie die ihm eigenthümlichen Reizen und Rhythmen, sondern auch das „Einfühlend“ (S. 45) bekommen; von Höflichkeit die Reizbarkeit und feine Reizbarkeit; von Körner den Schwung, den ihre feine Phantasie nimmt; von Schiller, dem sie außerdem unter dem Titel: „Erinnerungen an Götze“ einen pfeifischen Todtenkranz nicht, den Wohlklang des Verses und den zarten magischen Traum; Novalis hat sie weniger bedacht, wol aber Klopstock, dem sie wenigstens hin und wieder die Kunst verbankt, dem Gewande Götze's einen entsprechenden Hattenwurf zu geben; Schiller hat ihr hin und wieder ein schimmerndes Bild zugehen lassen; daß sie, die weibliche Dichterin, von Götze, dem hier auch Gefeierten, nicht bedacht ist, gereicht ihr zum Heil und zum Preise. Belegen wir das Urtheil mit dem schönen Worte: „Die erste Thella“ (S. 30):

Du hast gesagt, du hast das Herz erschüttert,

Das keine Nacht noch brach;

Die erste Thella, die im Auge lüchelt,

Spricht furchtbar seine Scheideworte nach.

Ich habe viel gebahnt und ertragen,

Das Mangel nicht ertrug;

Mein Stolz erhebt mich über das Verzagene,

Wenn mich des Schicksals eh'ne Ruthe schlug.

Ich sah mein Vaterland in schanden Ketten,

Und seine Sklaverei sein Loos;

Ich schützte meine Kraft, und konnte's nicht retten —

Doch für die Thränen war der Schmerz zu groß.

Ich war zu kühn, bald hatten mich die Großen,

Und zum Verbrechen ward mir meine Pflicht;

Ich wurde aus der Heimat fortgeschoben,

Und ging und schwieg und weinte nicht.

Die Mutter starb, die letzte meiner Lieben,

Der letzte Freund verrückte mein Herz;

Ich weinte nicht, ich war mir selbst gelieben,

Und dies Bewußtsein trieb mich himmelwärts.

Da sah' ich dich. — O nimmer kann ich's sagen,

Wie Alles, was in meiner Seele schwebt,

Und jedes Bild aus meinen besten Tagen

Dein Iher Bild in's volle Leben rief.

Des Vergessens anstalt schweifende Gefühle

Verhüllen in ein einziges Gefühl;

Mein ganzes Wesen rang nach einem Ziele

Kühnlich hin, und du warst dieses Ziel.

Mein Traum war kurz — zwei himmelvolle Stunden,
Dann riß die Wahrheit schrecklich mich empor;
Und ich, den kein Gefühl noch überwand,
Ich weinte, als ich dich verlor.

Mein Dasein ist vollendet und die Scene

Des Lebens ist nun leer;

Ach! wohl! Ich weinte dir die letzte Thräne —

Jetzt hat die Erde keine Qualen mehr.

77. Gedichte von Christine Westphalen, geb. v. Arn.
Vierter Band. Hamburg, Meißner. 1835. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Das Buch hat einen doppelten Titel. Auf dem ersten steht: Vierter Band. Der zweite heißt: Neuere Gedichte, erster Band. Da uns die ersten drei Bände nicht zu Gesicht gekommen sind, so haben wir es nur mit den neuern Gedichten der reichbegabten Verf. zu thun. Erstens reich ist sie, das bekundet der Titel, das bekundet auch die Menge der hier in einem Großoctavband auf 266 Seiten (splendid gedruckten) pfeifischen Gaben. Und intensiv? — Ei, wir würden uns in der That der Krittersucht und selbst der Ungerechtheit schuldig machen, wenn wir das vielseitige Talent, die Gemüthlichkeit, ein schönes Gefühl für dichterisches Streben und Schaffen, und besonders die Reflexionsgabe der Dichterin nicht anerkennen oder dem größten Publicum verdächtig machen wollten. Wir mögen es ihr auch nicht als Ausmaßung ausbeuten, wenn sie in dem Zueignungsworte sagt:

„Wer bist du, mir bekannter Klang,

Der aus der Vorzeit zu mir drang?“

Fragt wol, erwidert von meinem Lieb,

Ein später Enkel, hoch erglüht.

„Dich kann' ich, mein, mein nenn' ich dich,

Im Einklang tönt mit dir mein Ich.“

Die erste der vier Abtheilungen faßt Oden, Lieder und vermischte Gedichte in sich. Hier fehlt es nicht an Aufschwung und Erhebung in die Aethersphären. Sie richtet das Auge mit gleicher Schärfe auf die Geisterwelt, auf das bewegte Erdenleben, auf die Natur und ist dabei nicht fremd im Mikroskopismus der eignen Brust. Sie reibt ihre Farben auf dem Reibstein der eignen Phantasie, ihre Pinselstriche sind sicher und nirgend copirt sie einen Meister. Von ihrem Gefühlsbrange und wahren Verufe zeugt (S. 32) „Das Unbewußte“:

Es will hervor an's Tageslicht,

Was mir den Busen engt!

Warum wird immer zum Gedicht,

Was da sich wogend drängt?

Ich kann' es wohl, befreit sein,

Doch nicht, wie dies geschieht:

Der Raum wird schnell zum Dichterraum

Und das Gefühl zum Lied.

Die Muse laßt mit ihrem Laut,

Entgegen sagt sie mir:

Ich war'm schnell mit ihr vertraut,

Im Arme lieg' ich ihr.

Dann weiß ich auch, daß mir ist wohl,
 Wenn so ich, Herz an Herz,
 Ihr sag', wovon die Brust mir schwellt,
 Von Freuden oder Schmerz.
 Doch weiß ich nie, von wo sie kam.
 Wohin sie wandelt, nie;
 Von wo sie Reiz und Zauber nahen
 In Bild und Phantasie.
 Doch weiß ich, daß sie Wahrheit spricht,
 Daß sie Gefühl nur sagt;
 Und sicher ist's Erleuchtung nicht,
 Was durch die Seele bringt!

In gleichem Gefühl ist „Beschränkung“ (S. 34) gehalten und (S. 109) in: „Rechtfertigung“ spricht sie einige gar sinnige Worte über Lessing's Äußerung in Götze:
 Wenn ich nicht finnen oder dichten soll,
 So ist das Leben mir kein Leben mehr.

Lesen wir dagegen „Nüchternes Wissen“ (S. 114), „Der Dichter“ (S. 115), „Des Bardens Seele“ (S. 117), „Des Dichters Herrschaft“ (S. 119) und einige andere mehr, so drängt sich uns die Bemerkung auf, daß die geistreiche Verf. in der Analyse ihres Strebens das Gefühl gar sehr erkalte, sowie, daß ihr jene trauliche Behmuth und elegische Stimmung fehlt, die ihr Gedicht wie Regenbogen gern auf dunkeln Grund zieht. Auch pflegt sie die ganze Pflanze religiösen Gefühls, die schönste Blume des poetischen Frauenschmucks, viel zu wenig. Auch möchten wir im Allgemeinen für die Zukunft um mehr Richtung, Auswahl und bis zur Selbstverleugung gehende Strenge herzlich bitten. Versteht sie Latein, so empfehlen wir ihr die alte gute Regel zur Beachtung: Non multa, sed multum; versteht sie es nicht, so gibt ihr wol der Sattler, der Sohn, der Freund den Commentar. Die Romane und erzählenden Gedichte vermissen ihren Romanzencharakter und sind einem großen Theile nach in das didaktische Gebiet zu verweisen. Zählen wir doch kaum fünf goldhaltige Stücke. Mit den Sonetten, welche die dritte Abtheilung bilden, ist's nicht besser. Die sentimentale Pointe ist oft matt und es fehlt ihnen die süßliche Weichheit und Klangfülle. Besser geht es mit den epigrammatischen Gedichten der vierten Abtheilung, wo sie mehr in ihrer Sphäre ist. Auf den Umstand, daß in Italien der Esel, wenn es einen pittoresken Anblick zu genießen gibt, unwillkürlich steht, baut sie den Gedanken (S. 248):

Wie doch classischer Grund hier Alles begehrt und bildet!
 Wo Werthwürdiges wohnt, steht der Esel von selbst.

Wenn es endlich S. 263 heißt:

Stille nicht den stillen Frieden
 Einer dichtungsfreudigen Seele,
 Klag' ihn nimmer ihr als Heile;
 Die auch ward dein Theil beschieden,
 Nur zu andern Thun gegeben.
 Sie nennt Leben,
 Steht in geist'gem Wohlstand schweben;
 Über Andre sich erheben,
 Und mit Tadel sie zu weisern
 Ist der Stillen nicht gegeben;
 Sie verkehrt mit Himmelgeistern.
 Die, ganz Liebe, mit ihr leben;
 Darum steh' ihr nicht dem Frieden;
 Selig ist sie schon hienieden!

so knäpfen wir daran das Bekannte, daß auch der Kritiker nicht gern den Seelenfrieden dichterischer Gemüther stört, daß nur das Pflichtgefühl und der Gedanke an die Heilsamkeit einer vernünftigen Kritik die Unannehmlichkeit überwindet, Ränke, Belehungen und Andeutungen für Solche zu geben, die da wähnen, den richtigen Pfad zum Paradies zu wandeln, aber auf einem Irrpfade sich befinden, der sie weit ab von jenem Paradies führt, in dessen Schatten sie, mit seinen Zweigen geschmückt, ruhen wollten.

Möchten doch alle blickende Gemüther, deren Gesichte, Tiefsichten und Bestrebungen in gegenwärtigem Aufsatze einer Prüfung und Sichtung unterzogen wurden, das Streben des Ref. erkennen, mit Freundschaft zu belehren, vor Irrpfaden zu warnen und den germanischen Bardensohn, in welchem die Zeit unaufhörlich neue Pflanzungen macht, von ihnen Dornen zu säubern, die der Waldstube Rufe oft stehend verwunden.

79.

Die Reisetage. Aus meinem Leben; von Ludwig Beckstein. Zwei Theile. Mannheim, Hoff. 1836. Gr. 12. 2 Thle. 16 Gr.

Daß wir die vorliegenden Reisetage etwas anders als im modernsten Sinne der sogenannten Reisebilder zu schätzen haben, darüber belehrt uns der Verfasser gleich im Vorwort. „Es gebe“, sagt er dort, „eine innere Nothwendigkeit, Erlebtes zu schildern, die freilich nur wenige Leser nachzuspüren vermögen, und man müsse bei solchen Schilderungen nicht immer sogleich den fädelnden hausbackenen Gedanken festhalten, daß der Verf. nur darum seine Ausflüge beschrieben habe, um sich das Honorar dafür die Reisetage zu verdienen. Etwas Schöneres und in sich selbst Berechtigtes sei die Erinnerung, und nicht wol ganz allein, ohne weiteren Anlaß, wenn sie recht lebhaft worden, dem Erinnerung: Saligen oder auch: Unseligen die Hand geben.“

Mag dem sein, wie ihm wolle; mögen immerhin sehr viele geistlich ihre alljährlichen Wanderungen im Süden oder Norden im Druck herausgeben, um sich damit die Unwirtschaftlichkeit auf neue Ausflüge im folgenden Jahre zu sichern; von Bedenken, um sinnvollen Epiker und ernsteren Betrachter, wollen wir glauben, daß solche pecuniär: egoistisch verschleierte Rücksichten nicht seine Ariebsfedern sind und waren. Bedenken ist eine der unangenehmsten Naturen in unserer modernen Literaturwelt. Das Talent ist, wie bemerkt, ursprünglich ein lyrisches, dann erst in seinem ganzen Wesen concentrirter als unsere prosaischen Fahrgebeln, die gar leicht das Centrum und mit ihm alle Haltung verlieren; darum ist er gewissenhafter, reicher, lebhafter, mit einem Worte ein solideres Dichtergemüth. Dieses Plus von literarischer Solidität spricht sich unter Anderem vorthellhaft in dem Minus von Raisonnement aus, namentlich der polittisirenden Kreuz- und Querzüge, das wir an diesem kleinen Buch bemerken. „Die polittischen Zustände Frankreichs“, äußert er sich, „haben sein Interesse nicht in so hohem Grade gefesselt wie das von vielen seiner Landsleute. Es ist nicht erstens und ermüde ihn sehr, das Auge beständig auf die stets oscillirende Bewegung einer Regierung, oder auf die glimmende Laute zu richten, welche über einem offenen Feuer faß hängt; auch glaube er, daß man seiner Gefinnung nach liberal sein könne, ohne doch deshalb von Frankreich das Bestreben der Freiheit zu erwarten, der von dort her gewiß und wahrhaftig nicht kommen werde.“ Ohne dem Verf. hienach bestimmen oder widersprechen zu wollen, geben wir nur die natürliche Folge solcher Gefinnung an, daß nämlich sich in seinem Buch durchaus gar kein polittisches Raisonnement vorfindet.

Was ihn aber zunächst zu einem Ausflug nach Paris, in den hauptsächlichsten Inhalt der „Reisetage“ bildet, veranlaßt, war der Umstand, daß ein großer Schmerz in sein Leben getreten war. Noch am Thor seiner Heimathstadt, aus der er in einer dunkeln Nacht ausfuhr, hatte er einen Brief nach hinüber zu senden nach einem theuern Grabe, das in jenen stillen Schoos sein künftiges Glück verschlossen hielt. Diesen abenden Wanderzustand, dessen Gleichen der Dichter schon früher erlebte und in den „Reisebilder im Reifewagen“ sich versenkte, bezeichnet einigermassen ein früher gebildetes Schicksal, das wir bei dieser Gelegenheit wiederfinden und, weil es nicht schon ist und Beckstein's Lieber: betheuern nicht so gerne sind als sie es verdienen, hierher setzen wollen. Es lautet:

Der muß die weite Welt durchreisen,
Spreng ein geharnischter Hieb;
Durch fremde Bitter, fremde Reizen
Wird dir die Heimat doppelt Lieb.

So bin ich pilgernd fortgegangen
Besümpfend männlich meinen Schmerz,
Der Fremde zog mich das Verlangen,
Der Heimat zog mich das Verborgene.

Alein das Herz ward überwunden,
Und regt sich nun mit keinem Laut,
Nur daß in wehmüthigen Stunden
Das Auge stille Tränen thut.

Denn Herz und Auge sind verschwiebert,
Wenn dieses Schöne steht, im Ru-
Bis es von Haß erfüllt und stöhrt
Dem Herzen gleich die Runen zu.

Und wenn ein Weib das Herz erschüttert,
Klagt es der Freundin seinen Schmerz,
Daß gleich im Aug' die Bähre zittert,
So jählich stirbt sich Aug' und Herz.

Ein Mädel's Lieb, und das auch Bechstein's ganze Natur tren-
und wahr bezeichnet. Unter dem wüsten Tages- und Journal-
geklänge, wie erstreut ein solch innig empfundenes Gedicht!
Der die läppische Menge will nicht erstreut sein, sie will nur
lachen, lachen und wahnwitzig jubiliren über aufgepußte Cap-
penuppen mit wüsten, oder gar verworfenen Herzen.

Nur einmal, im ganzen Verlauf seines Buches, bin ich an
dem schließenden Verfasser irre geworden, und das gleich zu
Anfang. Die „Geschichte seines Ringes“ kann ich ihm nicht
vergeben. Wozu einen unglücklichen dieser Art — nicht profit-
fieren, denn das ist sicherlich in Bechstein's Seele nicht gekom-
men — aber wozu ihn public machen, da ihn doch sein eigen
Bedürfnis und seine Verirrungen selbst nicht public machen?
Wozu vertraut es ein deutscher Dichter, der so hart empfindet,
dem Publicum, dem kaltsinnigen, widerwärtigen Publicum, daß
ihm einst ein Freund, der confus und leichtsinnig geworden,
weil er im 36. Jahre Langstunde nahm, seinen Mantel ver-
leihe? Der leichtsinnige Mann schenkte dem Dichter an dessen
Schwärmung einen goldenen Haarring; warum gab ihm der
Dichter diesen wieder, als er ihn betrad in einem rheinischen
Dome wieder fand, betrad zu Gott um Vergebung seiner Sünde?
Sagt nicht der Verf., jener Betende sei von Wissenschaft und
Lektur gewesen, von Herz und Gemüth? War der Verf. nicht
mit diesem Gemüthlichen so oft in herrlicher Eintracht im lei-
ziger Rosenhof spazieren gegangen? Warum verzog er ihm
also nicht die Kleinfache, fatale, zweideutige Mantelgeschichte?
Denn unfreilich weiß der Verfasser des „Käufentags“, daß in
dem Verschweigen die schönste und vollkommenste Vergebung
liegt. Wir aber (das ist das deutsche Volk) bedürfen keiner
Geschichten von solcherlei unglücklichen; darum, weil unter uns
sich so viele Glücklich noch elend find.

Der erste Band der „Reisetage“ gibt Schilderungen von
hiesigen Städten und Bauen, der Primat des Verf., von
rheinischen Gegenden und Dörfern, von Köln und Düsseldorf,
Bonn und Aachen u. s. w., auch Scenen aus Belgien, aus
welchen allen wir nichts Erhebliches auszuheben wüßten.
Überhaupt mangelt diesem ersten Bande das objectiv Leben,
die eigentliche Darstellung; er ist so recitativartig ohne Leiden-
schaft, so flüchtig aufschreibend. Der Verf. sagt hier nur:
Dieses und Jenes habe ich gesehen, was vor mir Andere auch
sahen; aber ich habe mir mein Eigenes dabei gedacht. Von
diesen Gedanken kommt nur hin und wieder ein Bruchstück zum
Vorschein. Weit interessanter, lebendiger und mehr in objec-
tiver Darstellung sich haltend ist der zweite Band, der des
Verf. Aufenthalt in Paris beschreibt. Paris ist und bleibt
die Wunderstadt, die jedes Gemüth nach seiner Weise
erschaut und empfindet. Es ist aber dennoch mit dieser Aufre-
gung etwas Eigenes. Muß ihr doch so viel Zerkreuendes ein-

wohnen, daß die Aufregung den rechten, wirksamen Gesichts-
punkt verlieren. Paris zu schildern ist vielleicht schwieriger als
irgend einen andern Platz der Welt. Nach Novitäten kann
uns in einem neuen Buch über die capitales du monde nicht
gefallen. Denn wie es in Paris heisst, wie man dort lebt,
was man dort sieht, wie Straßen, Plätze und Häuser ausse-
hen, dies Alles kann ein Mensch, der sich Paris nie auf 100
Meilen gendert, so genau erfahren, als ob er seit Jahren
dort wohnte. Vielmehr kommt bei einer Darstellung solchen
Orts und Lebens Alles auf Eindrücke und Auffassung an.
Und hier ist der Punkt, bei welchem man oft über den geist-
reichsten Beobachter erkennen muß. Ihr beobachtenden Dichter,
warum gebt ihr uns nie das innerste Lebensmark, das wahre
eigenthümliche Wesen der zahllosen poetischen Plätze jener Stadt
zu vernehmen? Warum studirt ihr nicht in langer, gereifter
Anschauung solche tief sinnige Localitäten wie Père la Chaise,
wie die Morgue, wie Notre Dame, wie das Palais National,
wie St. Sulpice, Biotre u. s. w.? Warum gebt ihr uns nicht
alle die feinen Unterschiede der welthistorischen Boulevards, ihr
Leute, die ihr vorgebt, so objectiv die Welt zu durchreisen?
Warum gebt ihr uns keine vergleichende Anatomie der pariser
Gesangsweise? warum kein Stillleben aus den zurückgezogenen
Kreisen seiner Familien? Ein einziger deutscher Schriftsteller
neuester Zeit gab ein solches Stillleben und stellte es dar mit
tragischer, ergreifender Gewalt. Es wird seinen Einfluß über
nicht verlieren. Ihre pariser Fremdlinge sieht uns ewig das
alte Lied auf von Louis Philipp, und das dieser nicht so
schlimm sei, als er aussieht, von den Kaiser Napoleon's,
deren Zahl Legion ist, von der Deputiertenkammer, von
Lithé, von den polnischen Flüchtlingen und ihrer Waise (in
der That konnte Paris denn langweiligere Figuren haben als
diese?), von den Salons und Soireen, von Glacelandhäusern,
Gastmets, Omnibus, Restaurants, von Janin und Dumas,
die besser leben als unser einer, von Heine und Böhm, von
den Journalen und Ausstellungen, von den Grisetten und ver-
triebenen Schönen des Palais-Royal u. s. w. Aber erinnert
auch nur, daß dies Alles noch nicht Paris, noch nicht der wahr-
haftige Geist dieser Stadt ist. Diese Auserwählten sind kein
Inneres, diese Ausstellungen verkünden Frankreich und diese
Fadaisen verbergen das Heiligere, was drunter ist. Wir
haben viel, ach, viel zu viel von diesen Etwas und hohen Pal-
lästen gehört; aber zu uns gesprochen haben sie selber nur
wenig. Es ist eine große, eine schwere Last, Trauer, Gewe-
hen und Gefilde reden zu lassen, aber doch muß man sie zum
Reden bringen, denn in ihnen liegen die Reime eines großen
Verständnisses. Wir Alle mögen in dieser Kunst von dem ein-
zigen Walter Scott lernen, den der schwächerer Kummer ganz
unwürdiger Weise verdrängen gewollt. Und selbst die franzo-
sischen écrivains du jour sind darin unsern Modernen über-
legen; wie unter Anderm so mancher ganz individuelle Auslag
im „Cont et an“ bewirken kann.

Der Verfasser war zu einer Soiree beim Herzog von Broglie,
bei welcher Gelegenheit er sich, gewiß zu Trost manches anstän-
digen Reisenden, der sich von Rücksichten der Mode ruiniren ließe,
aber die pariser Moden also äußert: „Hier wäre vor vielen der
Ort gewesen, den Glanz der Moden zu beobachten; allein sol-
cher machte sich sehr wenig bemerkbar. Die Damen, als die
treuesten Basallen jener Tyrannin, hatten sich natürlich reigend
geschmückt, in der Tracht der Herren aber bemerkte ich eine
große Einfachheit und nichts von jenem lächerlichen Modegewer-
thum, das noch vor Kurzem auf Bällen zumal die Frauen-
welt in ein bezauberndes Erstaunen zu versetzen strebte. Alle
Herren, die nicht in Uniform waren, trugen Pantalons und
Schuhe oder Stiefeln. Die meisten Modebilder, die wir erhal-
ten, sind Schnelldarstellungen; man kann in Paris in jeder
Gesellschaft mit Anstand erscheinen, wenn man einfach, reinlich
und nicht auffallend gekleidet geht, und braucht nicht, wenn
man nicht will und nicht geradezu abgerissen ankommt, sein
Geld an die theuern pariser Kleiderkünstler zu verschleudern.“

Die pariser Polizei besaß, nach Angabe des Verf., nicht weniger als 4000 Espions, die ihre Augen, Ohren und Nasen (und mehr braucht ein Polizeispion nicht) überall haben. „Es ist anzunehmen“, sagt der Verf., „daß jeder Commissionair, jeder Portier ein von der Polizei beauftragter Spion ist, denn diese Menschen sind am geeignetsten zu solchem Dienste. Die wüthigen Gilets, deren sich die pariser Polizei zu ihren menschenfreundlichen Zwecken bedient, sind größtentheils ehemalige Galeerensklaven, Räuber und Mörder, alte Soldaten, kurz Menschen, die, weil sie auf keine Weise befähigt sind, der Menschheit zu nützen, zweckmäßig beschäftigt werden, ihr zu schaden, sie zu verderben.“ — Aber aus einzelnen kleinen Zügen von großem Inhalt das allgemeine Treiben der großen Städte zu erkennen ließe, der Übersetzer nicht die kleine Geschichte von den beiden unglücklichen Liebenden in der Rue d'Anser, welche der Verf. Theil II, S. 178 erzählt, sowie die ergreifende Skizze von der verhäßten Frau, die bettelnd auf dem Pont de la Concorde sitzt, neben ihr der kleine Hund, der wie eine ausgehungerte Hyäne neben ihr liegt, so stumm wie seine Herrin. In solchen Gruppen malt sich noch das alte Elend der alten Fautia.

71.

Ein alter leipziger Komödiensettel von 1753.

Die geringste Sache kann oft durchs Klitterthum einen gewissen Werth erhalten. Was gilt heute ein Theaterzettel? Nichts. Aber in hundert Jahren würde man ihn vielleicht mit vielem Gesehe bezaubern. Er ist dann gleichsam ein Document, ein unwiderleglicher Zeuge vom Geschmack der Zeit, von manchen kleinen Eigenthümlichkeiten. So haben auch wir jetzt einen solchen Theaterzettel aus „Leipzig, Freitags den 11. Mai 1753“, und wir denken, daß er uns manche kleine Notiz über die damalige Zeit und das Theater in jenen Tagen documentiren soll. Es wurde am genannten Tage „Mit Ihro königl. Majestät allergnädigster Erlaubniß von den königl. polnischen und churfürstl. sächsischen Hofcomödianten: L'isle Sauvage, comédie en prose et trucs actes par Mr. Saintfoix“ aufgeführt. Also eine französische Komödie? Mit nichts; es war nur die Übersetzung davon, unter dem Titel: „Die wilde Insel oder der Unterschied von schwarz und weiß“. Es scheint aber, als ob damals der vollständige Titel des Originals stets gleichzeitig vorausgeschickt worden wäre, denn „dazwischen“, d. h. zwischen den drei Zwischenacten des Lustspiels, ward auch „das neue musikalische Zwischenpiel aufgeführt: Il dispetto amoroso: die verliebte Zwietracht“. Statt daß bei uns nämlich der Zwischenact in der Regel vom Orchester ausgefüllt wird und nur selten einmal ein Concertstag, eine Arie dazwischenschaltet, wenn etwa ein fremder Virtuose sich zeigen will, war es in jener Zeit, wie wir auch schon ein andermal weitläufig dargezogen haben, gewöhnlich, eine italienische Burleske einzulegen. Die Composition der genannten war „von dem Herrn. Joseph Orlandini aus Florenz“, und das Ganze hatte nur zwei Personen: Balco und Ella, d. h. die beiden Liebesleuten, die ihren dispetto amoroso untereinander selbst ausglich. Das Publicum muß damals viel für sein Geld verlangt haben, denn außer den sechs Acten, welche ihm das genannte Lust- und das darauf folgende Zwischenpiel darbot, kam nun auch noch „anstatt des Nachspiels: „La Sicilia ou l'Amour peintre, opéra-ballet. Der Sicilianer oder Amor ein Maler. Ein ganz neuverfertigtes Lustspiel in einer Handlung mit Singen und Tanzen unterbreitet. Nach den (sic) französischen des Herrn. Molliere.“ Es wurden darin „zwei Ballets von sieben Personen getanzt“. Ein „Erlaubnissballet und ein Nothballet“ und den Beschluß machte „eine Masquerade“. Um Zuschauer anzulocken, haben wir nichts bemerkt, als daß „die Kleider sowohl zu den Ballets als zur Komödie neu verfertigt worden“ seien. So sorgfältig Titel und Verf. des Originals angegeben ist, wie wir sehen, so wenig ist der Übersetzer oder Bearbeiter genannt. Jetzt ist

es umgekehrt der Fall. Kaum, daß der französische oder englische Dichter genannt wird. Der deutsche Bearbeiter fehlt immer. Woher dieser Unterschied? Es überlebte damals nur ein junger Gelehrter, welcher so freies Parterre zu erlangen suchte, oder ein mit fremder Sprache vertrauter Schauspieler, wie namentlich Koch Vieles aus dem Französischen auf die deutsche Bühne verpflanzte, oder ein Freund und Gönner der Bühne, der aber damit nicht öffentlich zu prunkten wagte, weil das Vorurtheil zu mächtig war. So haben wir z. B. vom geheimen Kriegsrath Müller in Leipzig eine Übersetzung der „Agénie“ des Beaumarchais aus der früheren Zeit seines Lebens, ohne daß er jedoch je seiner Arbeit den Namen verliehen hätte. Überhaupt scheint damals die theatrale Götterwelt nicht so groß gewesen zu sein wie jetzt. Das „Personenverzeichnis“ unsers Zettels gibt uns nicht die Herren und Damen zu nennen, von welchen die Rollen dargestellt wurden. Wie ganz anders ist dies jetzt, wo eine Choristin bitterböse werden würde, wenn sie etwa einmal ein Wörtchen sola zu sagen oder nur ein Tambourin in die Hand zu nehmen hätte, ohne ihren Namen auf dem Zettel groß und breit gedruckt zu sehen. Der Anfang des Spiels war damals „um halb 5 Uhr“ und der Schluß „in dem neuen Komödienhause in der Nicolaistraße in Jotens Hofe“, der aber doch etwas beschränkt gewesen sein muß, wenn ein Notabene nicht bloß als façon de parler angesehen werden darf. Es wird nämlich „zur Nachricht gemeldet, daß für heute Niemand aufs Theater wegen vieler Rembrandt und Zubereitungen zugelassen werden könne“. Wir sind aber die angegebenen drei Stücke doch keineswegs nur im Entferntesten mit unsern Spectakelstücken zu vergleichen und begründen so die gedrückte Vermuthung um so mehr, da auch die Preise von den unserigen nicht sehr abweichend sind, nämlich die Plätze nicht überaus groß gewesen sein können; denn die Zahl der Theaterbesucher war in jener Zeit, zumal da Leipzig kaum halb so viel Einwohner hatte als jetzt, sicher kaum zu vierten Theile derer anzuschlagen, welche in unsern Tagen davon angezogen werden. Die Person zahlte „in dem ersten Range Logen 1 Thlr.“, der zweite Rang ist 12 Gr. und das Parterre mit 6 Gr., die Gallerie mit 4 Gr. angelegt; Preise, wie sie bei uns ungefähr bis 1817 noch bestanden. Das Haus selbst enthielt auch nur zwei Reihen und zusammen 18 Logen, und überhaupt, wenn man Quander's Hof, der damals der Jotens'sche oder Krahnsche war, auch mit noch so günstigen Augen betrachtet, so wird man sich doch immer nur mit Rücksicht auf jene genügsamere Zeit berechnen können, wie es möglich war, daß darin ein Komödienhaus enthalten sein konnte.

47.

*) 1753. Drucker und Verleger ist nicht angegeben. Sollte der Druck, anonym zu bleiben, ihn auch dazu bestimmt haben, so drübe auf dem Titel wegzulassen? Nur solche, die sich von den schönen Wissenschaften machten, gingen über solche Bedenklichkeiten hinweg, wie Lessing, Schlegel, Scheller. Man hielt schon geraume Zeit hinter dem Berge. Die erste Folge von „Richard III.“ 1756 z. B. x. und selbst „Die Tage“ erschienen — ohne Namen. Ein Lustspielverfasser und — Komödienschriftsteller schien damals nicht in einer Person vereinigt werden zu können.

**) Schon 1735 hatte die Reuberin ihre Bühne hier eingerichtet gehabt; ebenso hatte sie 1747 hier zum letzten Male gespielt. Der Bräuer des Hauses hieß Krahne und nicht Jote. Der Hof war unter diesem Namen einmal so bekannt, wie z. B. der Krahnsche Hof noch auch jetzt unter demselben Namen wie vor 100 Jahren. So schließt ein von Bismarck in der „Geschichte des leipziger Theaters“ mitgetheiltes Zettel der Reuberin vom 17. Oct. 1751: „In dem Schauspielhause auf der Nicolaistraße in Herrn Krahns oder in dem sonst bekannten Jotens Hofe.“ Koch hatte das Theater 1751 ganz umzubauen lassen und, Gottfried's Rath befolgend, zuerst den Hof selbst angebracht.

literarische Unterhaltung.

Mittwoch,

Nr. 272.

28. September 1836.

Voyages historiques et littéraires en Italie, pendant les années 1826, 1827 et 1828, ou l'Indicateur Italien. Par Valery. Brüssel. Ausgabe in einem Bande.

Während wir, gewiß nicht mit Unrecht, die Franzosen der Unfähigkeit, sich der angeborenen Vorurtheile ihrer Heimat zu entäußern und sich in fremde Zustände hineinzufinden, anklagen, während wir selber oft genug Zeugen der seltsamen Unsitte sind, mit der sie eine Atmosphäre französischer Sprache und Weise bis an die Enden von Europa und weiter um sich her zu behaupten wissen, ist es ein merkwürdiger Umstand, daß dennoch dieselben Franzosen unter der Literatur der Reisen einen so vorzüglichen Platz behaupten. Seit etwa anderthalb Jahrhunderten überschweben die Druckerpressen von England, Frankreich und Deutschland den Büchermarkt alljährlich mit zahlreichen Reiseberichten über das einzige kleine Italien; unter diesen Tausenden von Bänden aber hat sich nur eine sehr kleine Anzahl von Werken zu solcher Anerkennung erhoben, daß sie eine Zeitlang regelmäßige Begleiter italienischer Reisenden geworden wären. Das älteste Buch dieser Art ist die 1691 erschienene und bald darauf ins Deutsche übersehte „Reise“ des Parlaments-Rathes Miffon. Fast 80 Jahre später gab der Astronom La Lande sein „Voyage d'un Français en Italie“ heraus, das besonders in der allbekannten Volkmann'schen Bearbeitung durch ein halbes Jahrhundert Allen, die von Deutschland aus die Alpen überstiegen, als ein unentbehrlicher Führer galt. Nun verdanken wir nach abermals 60 Jahren in dem zur Überschrift dieses Artikels genannten Werke schon dem dritten Franzosen einen Reisebericht, der sich wohl dazu eignet, wieder auf längere Zeit als belehrender Gefährte nach Italien zu dienen, und von dem der Reisekatalog auch bereits eine deutsche Übersetzung ankündigt. So reichhaltig dagegen die deutsche Literatur auch in diesem Fache ist, und so mannichfache Nuancen der Auffassung sie von dem Enthusiasmus des verstorbenen Kephallides bis zu Nicolai's Warnungsstimme darbietet, so dürfte sie doch schwerlich ein Werk aufzuweisen haben, das an Brauchbarkeit und allgemeiner Verbreitung mit den genannten wetteifern könnte. Die Reipster'sche „Reise“, die geraume Zeit einen europäischen Ruf behauptete, ist nun längst vergessen und

veraltet, die gemüthreiche und doch so unterrichtende Stolberg'sche berührt die wichtigsten Punkte Italiens mit sehr verschiedener Ausführlichkeit und ergeht sich für einen Reisebegleiter wol in zu weit entlegene Abschweifungen. Von der Pagen's „Briefe“ verfolgen bei allem Reichthum an gelehrten Einzelheiten zu ausschließend die dem Verf. eigenthümliche, dem Altdeutschen zugewandte Richtung; Speth handelt nur von der Kunst, und auch von dieser nicht ohne große Einseitigkeit, und Scholler's fleißige Notizenammlung schildert bis jetzt erst einen kleinen Theil des schönen Landes. Andere Reiseberichte, die ihrem Umfange nach vielleicht auf den Namen eines Führers Anspruch machen könnten, scheitern durch die, den Schilderungen der meisten unserer Landsleute gemeinsame Vorliebe für alles kleinliche Detail ihrer persönlichen Reiseereignisse, ihre Tafelfreuden und mannichfachen Ungemach, oder auch durch müßige, von den Nachfolgern ihren Vorgängern pflichtmäßig nachgeschriebene Ausrufungen des Entzückens den Belehrung Suchenden zurück, und nur in den Berichten über einzelne Landschaften haben wir so Musterhaftes aufzuweisen, wie z. B. Martens' „Reise nach Venedig“.

Was nun Hrn. Valery betrifft, so erscheint derselbe schon durch seine Persönlichkeit und die Art seiner Versuche in Italien vorzugsweise zu einem reiferen Urtheil über Land und Leute befähigt. Durch seine Stellung als Bibliothekar im Mittelpunkte europäischer Wüchterschätze in den Stand gesetzt, Kenntnisse jeder Art aus der ersten Hand einzusammeln, betrat er Italien, nachdem er das reifere Mannesalter bereits erreicht, unverhältnißmäßig gründlicher vorbereitet, als wer auch noch so zahlreiche Bände von Reisebeschreibungen und Wegweiserndurchstudirt hat. Nach einer cursorkischen Beschreibung der wichtigsten Punkte der Halbinsel, die den meisten für den Druck Reisenden schon als ungewöhnlich gründliche Forschung erschienen wäre, lehrete er noch zweimal dahin zurück, um das erste Mal den Norden, das andere Mal aber den Süden des Landes einer detaillirteren Betrachtung zu unterwerfen. So gelang es dem Verf., einen größeren Theil von Italien aus eigener Anschauung zu schildern, als die große Mehrzahl der Reisenden sonst gesehen zu haben pflegt. Rechnen wir die fast nie besuchten Landschaften im Süden und im Osten von Neapel ab,

so vermissen wir außer Triaul und Istrien, außer Urbino, Macerata, Corneto und den cyclopischen Städten im Volstter- und Herniterland kaum eine dem Geschichtsforscher, Antiquar oder Kunstfreund wichtige Stadt, und mehrere von dem Verf. durchstrichene Gegenden gehören zu denen, die Reisende nur äußerst selten zu sehen pflegen, so namentlich die Slette comuni, Ravenna, San Marino, die Straße von Ancona nach Neapel, das Chianathal, Cortona u. s. w. Wohin Hr. Valery sich aber auch wendet, da beobachtet er mit offenem, vorurtheilsfreiem Auge, da weiß er mit der löblichsten Umsicht alle die Erinnerungen, welche den Gegenständen, die ihn umgeben, Interesse verleihen, zur Hand zu halten, und verläumt es nie, bei den Unterrichteten unter den Einheimischen Belehrung zu suchen und in erlesenen Kreisen Sitten und Bildung der Landesbewohner kennen zu lernen. Leider pflegt der große Haufe unserer Reisenden, entweder aller italienischen Geselligkeit fremd, ausschließlich die selten rühmenswürdigen Vergnügungsorter der Landesgenossen aufzusuchen, oder sie nehmen an der officiellen Gesellschaft der Diplomaten und Banquiers Theil, die durch ganz Europa ziemlich die gleiche Farbe trägt. Die Wenigen aber, welche nicht nur die ausgezeichnetsten unter den Ruinen und Bildwerken, sondern auch unter den Menschen in Italien zum Gegenstande ihrer Beachtung gemacht haben, werden sich bei Valery's Schilderungen der Gastfreundschaft und Geselligkeit in den Häusern Benzon und Leotodi-Albrizzi in Venedig, Malvezzi und Martinetti in Bologna, Lenzi und Vieusseux in Florenz, Del Negro und Mojoni in Genua, Sereno-Alighieri in Verona und vor Allen Leboulzio in Mailand dankbar und freudig angeregt fühlen und jenem Verzeichniß noch gar viele werthe Namen anzufigen wünschen. Mit Recht rühmt der Verf. (S. 184, 85) an manchen dieser Cirkel, namentlich an denen, die sich um bejahrtere Damen versammeln, jene feinere, rücksichtsvolle Aufmerksamkeit, die mehr zu den Tugenden der vorigen als der jetzigen Generation gehört.

Ich scheue mich nicht zu gestehen — setzt er hinzu — wie wohl ich mich in diesem Kreise (vermuthlich redet der Verf. von dem der Gräfin Scutellari in Ferrara) gefühlt. Der Umgang war durchaus wohlwollend, leicht und ungezwungen; trotz der italienischen Lebhaftigkeit herrschte ein tadelloser Ton, und keine ausgesprochene oder versteckte Eitelkeit war zu bemerken.

Und wenn dieses Lob in den größern und vielbesuchten Städten ein verdientes ist, so wäre den kleinern und denen, wo Reisende seltener zu verweilen pflegen, noch herzlichere, wahrhaft unermüdlische, wenn auch manchmal ermüdende Gastlichkeit nachzuräumen. Es ist ein seltner Vorzug des Valery'schen Werkes, daß der Verf. so manchen Orten, die man gewöhnlich überall nicht berührt, oder wo man doch nur zum Nachtlager oder zur Wahlzeit einzulehren pflegt, Aufmerksamkeit und Muße gewidmet, und mit Wahrheit sagt er (S. 319):

Der Reisende, der vom Albergo reale in Mailand zu Schneidors in Florenz sagt, um von da zu Berni nach Rom und in das Hotel della Vittoria nach Neapel zu eilen, hat den wahren Kern des Landes nicht gesehen; er kennt weder seine

großartige Verbbung, noch seine erstickt und seine lodenden Geste, und jene so durchaus gutherige und verständliche Freundschaft der Italiener mußte ihm fremd bleiben.

Aber nicht nur in den Privathäusern wird man so herzlich bewillkommt; auch in den Klöstern findet der Reisende den freundlichsten Empfang und meistens aufmerksame und rücksichtsvolle Bewirthung.

Mit der den italienischen Klostergeistlichen eignen schonen und liebevollen Höflichkeit aufgenommen — sagt der Verf. (S. 367) von La Gava — wurden wir sofort zu dem mitleidlichen, aber weder verschwenderischen noch erlesenen Klostermahl gelaben.

Selbst den Wirthshäusern, die in so manchen Reisebeschreibungen ekle Räuberhöhlen heißen, gibt Hr. Valery (S. 31) das nicht unverdiente günstige Zeugniß, daß sie jetzt im Allgemeinen sehr erträglich, sogar wol besser als die in Frankreich geworden seien; und die fast noch mehr verunglimpfte Classe der Betturine wird in einem Musterexemplare (S. 330) ebenso treffend als günstig geschildert. Selbst die italienische Räuberei scheint in der Darstellung des Verf. und im Gegensatz nordischer Dieberei (S. 332) nicht so gehässig, als man sie zu betrachten gewohnt ist, und des poetischen Namens einer chevalerie mauquée, den Hr. Valery ihr ertheilt, nicht ganz unwürdig.

Ein gleicher offener, vorurtheilsfreier Sinn läßt dem Verf. noch gar manche Dinge in einem ganz andern Lichte erscheinen, als in welchem es überhaupt, oder doch bei den Franzosen üblich geworden ist, sie zu betrachten. Selbst in Deutschland dürfte es vielen Lesern unermesselt sein, wenn der Verf. die Verbreitung des Volksterrichtes, die Befolgung der Schullehrer, die Sorge für Gesundheitspolizei und die für Wirklichkeit der barmherzigen Classe in der österreichischen Lombardie als auf einer höhern Stufe wie in Frankreich stehend nicht nur schildert, sondern den behaupteten Vorzug mit Zahlen belegt (S. 51 fg.; f. auch S. 67, 68). Besonders lebhaftes Interesse widmet Kaiser Franz selber den Volksschulen, und als ihm eines Tages Ausnahmegesetze für die italienischen Provinzen vorgeschlagen wurden, weil der österreichische Straßensanft für jenes heiße Blut sei (vgl. S. 34), weigerte er sich dessen mit den schönen Worten: „Kann nur erst das ganze Volk lesen, so wird es nicht mehr morden.“

Die Gewissensfreiheit — sagt Hr. Valery ferner — dürfte schwerlich irgendwo heiliger aufrechterhalten werden als in den österreichischen Provinzen. Da ist von keiner officiellen Fiktion die Rede, welche das Ruder der Regierung führt, und die Behörden haben sogar überflüssigerweise den Kanakern alles Eifern gegen Keßerei ausdrücklich verboten.

Weit entfernt also, in die liberalen Herzengestirnen einer Lady Morgan einzustimmen, über deren so verderblich gewordene Indiscrionen er (S. 50, Nr. 2) seinen gerechten Unmuth ausspricht, gibt er (S. 52) den wahren Grund des Mißverhältnisses zwischen Regierung und Volk weit richtiger an:

Ohne Zweifel ist diese fremde Herrschaft in einzelnen Punkten streng, aber auch selbst in diesen tritt nicht etwa ein wahrer, entschiedener Despotismus, wie der Abbe Sallani ihn sieht, hervor. Das Einschreiten der Staatsgewalt bleibt ohne Einfluß auf die Sitten und Gebräuche, auf den Charakter des

Wells; es belästigt, ohne zu schaden; es ist nicht sowohl feindselig als widerwärtig. Die ökonomische Regierung, so weise wie sie ist, unterdrückt nicht, aber sie ist unbequem.

Ähnliche Gerechtigkeit läßt der Verf. (S. 119) einer, nun schon seit 40 Jahren an Entkräftung gestorbenen Regierung, nämlich der venetianischen, widerfahren. Er hätte hinzufügen können, daß am 25. Mai 1797 in den beschützten Bleikammern und Brunnen noch weniger als in der Bastille die gesuchten Opfer des Despotismus sich finden wollten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Erziehungs- und Unterrichtslehre von Friedr. Ed. Beneke. Erster Band. Erziehungslehre. Berlin, Mittler. 1835. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Der Verf., sehr gereizt gegen die praktischen Verdienste von Riemeyer und Schwarz um die Pädagogik, glaubt sich ein eigenthümliches dadurch zu erwerben, daß er sie als angewandte Psychologie behandelt, die ihn, wie man weiß, unablässig beschäftigt und schon zu mehreren Schriften allgemeinen und besondern Inhaltes veranlaßt hat, auf die er nicht versteht sich zu beziehen. Er will nicht systematischer sein als die Natur, aber an die Stelle bloßer Ramenerklärungen für die Formen und Entwicklungen der Erziehung durchgängig Sachverständnisse setzen, diese geistlich bis zu ihren tiefsten Elementen verfolgen und die unbestimmte Angabe der Erfolge mit genauer Bestimmung der Größenverhältnisse vertauschen, wodurch eine rationale Pädagogik, ein klares Bewußtsein Dessen möglich wird, was bei der Erziehung eigentlich geschieht und vom Erzieher gethan wird. Wir trauen uns so viel Erfahrung nicht zu, entscheiden zu dürfen, wie vollkommen er diesen Zweck erreicht hat; aber es scheint uns, er habe ihn wohl verstanden und als Dichter behandelt. Die Einteilung bestimmt als Grundgesetz der Erziehung: die gebildete Vernunft zieht die ungebildete zu sich hinauf; folglich als Begriff der Erziehung: abthätliche Einwirkung der Erwachsenen auf die Jugend, um diese zu der höhern Stufe der Ausbildung zu erheben, auf welcher die Einwirkung des freien. Das setzt Wissenschaft und Kunst voraus, ohne welche die Erfahrung blind ist, mithin Kunde von den allgemeinen Entwicklungsverhältnissen der menschlichen Seele. Daher erklärt sich die Abhängigkeit der Pädagogik von der Psychologie. — Grundverhältnisse der Erziehung. Die drei Erzieher des Menschen sind die ihn umgebende Natur, seine Schicksale und andere Menschen. Die gebildete Vernunft ist eine höchst veränderliche Größe. Der Erzieher, auch der von seltener Vollkommenheit, erzieht nicht allein, und vermag die Umgebung seines Zöglings nie völlig zu durchschauen. Er muß sich zu diesem herablassen, was ungemein schwer und grade dem Hochbegabtesten nicht selten unmöglich ist. Reizempfindlichkeit, Kräftigkeit und Lebendigkeit sind die angeborenen sinnlichen Vermögen des Menschen, auf welche gewirkt werden soll; alle übrigen Naturanlagen müssen erst entstehen und folgen sämtlich dem Grundgesetz, daß von allen Seelenentwicklungen, welche zu einiger Vollkommenheit gelangen, auch wenn sie dem Bewußtsein entfließen, eine Spur im Innern der Seele zurückbleibt, die als Anlage oder Kraft in die spätern Entwicklungen eingeht. Auf diesen fruchtbaren Saß kommt der Verf. in seinem ganzen Lehrgedäude immer zurück und zieht aus ihm die einschneidendsten Folgerungen. Dadurch erklärt sich Gedächtnis und Erinnerung. Das hebt den Menschen über die untergeordneten Thiere, dadurch wird das Sinnliche ein Geistiges, das Unverständige ein Vernünftiges. Verschiedenheit des Vorstellens, Strebens und Fühlens. Es gibt vier Erziehungsperioden. Die erste, das Zeitalter des sich bildenden Bewußtseins seiner selbst und der Welt, dauert ungefähr bis zum dritten Lebensjahr. Die

zweite, die Ausbildung der innern Seelenthätigkeit bis zum Gleichgewicht mit der äußern sinnlichen, bis zum Ende des fünften. Die dritte, bis zum Übergewicht des übersinnlichen über das Sinnliche, bis zum Ende des vierzehnten. In der vierten treten die höhern Geisteskräfte, Verstand, Phantasie, Sittlichkeitsgefühl, Vernunft in voller Ausbildung hervor. Der Erzieher muß nie bloß für den Augenblick handeln, nie sich auf unmittelbare Wirkung seiner Maßregeln beschränken, sondern sich immer Rechenschaft ablegen, was davon als Spur zurückbleiben oder als weitere Entwicklung hervortreten könne. Unterricht ist, was er heißt, Mittheilung von Vorstellungen; Erziehung will gewisse Anlagen als Eigenschaften des Menschen begründen: daher kann die erste innerhalb gewisser Grenzen für Viele gleich sein; die zweite muß nothwendig individualisiren. Die Wirkungen der ersten offenbaren sich schneller, die der zweiten allmählicher, wodurch sie ungleich schwieriger und unsicherer wird. Mit Recht aber begehrt man auch von dem Unterrichte, daß er bildend wirke, denn nur das wohlgerogene Kind kann wohlunterrichtet werden. — Erziehungslehre. Erstes Capitel: Bildung der Vorstellungskräfte. Die erste Entwicklung des sinnlichen Empfindens und Wahrnehmens, die Gewöhnung zur Aufmerksamkeit, die Beförderung und Beschränkung der Ausbildung des Gedächtnisses, die Leitung der kindlichen Spiele, die Übung des Willens, die Verstandesbildung, die Bildung der Sprache sind vortrefflich behandelt und reich an seelentkundigen feinen und tiefen Bemerkungen, die, was der Psychologie so unübersehbaren Reiz gibt, auch auf Erwachsene jeden Standes, Alters und Geschlechts angewendet werden können und manche räthselhafte Erscheinung des Menschenseins erklären. Was man Vernunft nennt, erkennt Hr. Beneke für kein besonders angeborenes Vermögen, sondern für die ideale Norm des Allgemeinmenschlichen, oder für die Gesamtheit der höchsten und zugleich fehlerlos gebildeten Producte des menschlichen Geistes in allen ihren Formen. — Zweites Capitel: Gemüths- und Charakterbildung. Die Natur gehorcht dem Menschen nur, wenn er zuerst auf sie gehorcht hat; und dieser zu oft übersehene Saß gilt von der geistigen und moralischen wie von der materiellen Natur. Es gibt keine angeborenen Reigungen, Willensbestimmungen, oder sonst entschiedenen praktischen Anlagen. Angeboren ist nichts als die allgemeine Grundbeschaffenheit, das Unermüden, deren Erregung Spuren, nicht selten unmerklich, zurückläßt, aus denen alles übrige entsteht. Übersicht der praktischen Vollkommenheiten: durchgängige Kräftigkeit, Einflichtigkeit der Reigungen und Interessen mit dem wahren Werth der Dinge, harmonische Zusammenstimmung derselben, Klarheit, Festigkeit, Zusammenhang und Durchbildung der praktischen Anlagen, Reichthum, Richtigkeit, Feinheit in Ausbildung der auf die Mittel zu den Zwecken sich beziehenden Vorstellungsreihen, Ausbildung der Anlagen für das Thun in Fertigkeiten und Gewohnheiten, Erziehung der Seele zu gehaltener Kraft. Behütendes und ableitendes Verfahren bei leiblichen Schmerzen sowohl als bei trüben Einbildungsvorstellungen oder Erwartungen, Verlangen und Unlust. Besonders darf der Trieb nach Beschäftigung um Vieles nicht unterdrückt, nicht einmal beeinträchtigt, sondern muß sehr unmerklich geleitet werden. Behandlung des Eigensinns bei Kindern, milde aber schnelle Strafe und Beseitigung alles Nachjärens und anhaltender Unfreundlichkeit, die erst für spätere Jahre ein wichtiges Erziehungsmittel darbietet. Wir sind ihr überhaupt nicht gut, auf keiner Stufe des Lebens; denn unsere Spanne Erfahrung hat uns nie eine hellere Richtung von ihr gezeigt. Wen man nicht umhinkann, anhaltend unfreundlich und zurückhaltend zu behandeln, von dem thut man für sich selbst und ihn am gerathensten, sich gänzlich zu entfernen, wenn es die Verhältnisse irgend gestatten, was freilich nicht selten unmöglich ist. Gewöhnung zu kräftiger Duldung und Widerstreben. Verhütung und Behandlung des Leichtsinns. Allgemeine Grundformen der sittlichen Bildung. Mit Recht nimmt Hr. B. das unmittelbare, natürliche, naive Sittlichkeitsgefühl in Schutz, welches sich bei nicht verwahrlosten

Kindern lange vor dem reflectirten, vor dem Bewußtsein des Sittengesetzes äußert. Es ist dessen festeste Grundlage und kann nicht vorsichtig genug gepflegt werden, um jeder Veranlassung zum Uebermuth und zur Geringschätzung Anderer vorzubauen. Moralsche Grundzüge müssen klar sein und werden nur dann ihre Wirksamkeit nicht verfehlen. Einteilung der Reigungen. Die elementarischen und einfachen zerfallen in die des Vegetationslebens, der niedern Sinne, der Muskelsysteme, der höhern Sinne, der passiven Reproduction von Vorstellungen, der activen Reproduction und Anbahnung, der Erwerbung gewisser Eigenschaften, persönlicher Reigungen. Abgeleitete oder zusammengesetzte: auf Ehre gerichtet, Vergleichungsreigungen, Mittelreigungen zu Gegenständen, die an sich keine Befriedigung gewähren, aber Befriedigung vermitteln, z. B. zum Gelde, zur Thätigkeit, zur Unthätigkeit, zur Herrschaft u. s. w. Bildung der besondern Reigungen. Ueberreich, gegeben und das Studium belohnend, aber ebendeshalb keines Ausganges fähig. Nur in Ansehung der Lüge dürfen wir eine wichtige Bemerkung nicht übergehen, gegen welche selbst von Menschenkennern oft verstoßen wird.

(S. 337): „Der Erzieher häre sich, etwas für Lüge zu nehmen, was nicht Lüge ist. Hierher gehört das Spielen mit der Aede auf Gerathewohl, aus Freude über dessen erste Erwerbung. Kinder setzen nicht selten Worte zusammen, ohne dabei irgend etwas zu denken oder zu meinen, aus bloßer Lust an der neuen Combination. Ebenso augenscheinlich ist, daß die eben erst erworbene Sprache von ihnen mit großer Unsicherheit gebraucht wird. Sie müssen häufig Wörter verwechseln, in der Frage wie in der Antwort, in der Bejahung wie in der Verneinung. Noch häufiger sind bei Erzhastern die Einschleichen der Phantasien. Sie werden nicht leicht etwas erzählen können, ohne zu vergrößern, zu übertreiben, zu verschönern u. s. w. Nicht ob sie sich dessen bewußt wären, sondern bei der schnellern Reproduction flüchten die idealisirten Phantasien unmittelbar ein und sie glauben selbst an ihre Dichtungen. Endlich sind unerfüllte Versprechungen nicht als absichtliche Lügen zu nehmen. Sie haben ein ganz anderes Maß für Kräfte und Umstände, und verheissen, was sie nicht thun können, ohne daß ihr Bewußtsein diese Verheissung eine Unwahrheit gewesen wäre.“ Wie viel Menschen gibt es, selbst unter Hochbegabten, die in dieser Hinsicht bis ins späteste Alter ewig Kinder bleiben! Nicht minder wichtig sind die Regeln der Vorsicht, wodurch jeder Veranlassung der Lüge bei Kindern vorgebaut wird. Dies ist einer der seltenen Fälle, in welchen körperliche Züchtigung nicht zu vermeiden ist. Viel Belehrendes über die Verhältnisse zu Altersgleichen, Geschwistern, Ältern und Erziehern. Festigung und Fäulterung der sittlichen Bildung. Das Sittliche muß rein, klar, mit lebendiger Erregtheit begründet und auf alle Lebensverhältnisse ausgedehnt werden. Belohnungen und Strafen sind nur Surrogate einer nicht nach Wunsch gerathenen Erziehung und dürfen nur sparsam angewendet werden. Bildung zur Religion muß schon in früher Kindheit beginnen. Was der Verf. über die Art ihrer Richtung sagt, wird jedem verständigen und unbefangenen Sinn einleuchten. Gegensätze gegen abweichende Religionsformen gehören nicht für die Kunde des Kindes. Das Christenthum ist wesentlich eine Religion der allgemeinen Menschenliebe und muß bei ihnen von aller Sectirerei rein erhalten werden. Pädagogische Betrachtungen über das Böse.

Drittes und letztes Capitel: Begründung und Berücksichtigung der individuellen Erziehungsverschiedenheiten. Verhältniß der angeborenen Anlagen zu den Erziehungswirkungen. Vom ersten Bewußtsein des Kindes an finden Tausende von Entwicklungen bei ihm statt, von denen viele Tausend Spuren zurücklassen. Bei dem männlichen Geschlecht überwiegt die Kräftigkeit, bei dem weiblichen die Lebendigkeit und Reizempfänglichkeit. Vergleichung der öffentlichen und Privaterziehung in Hinsicht ihrer Bildungseinflüsse. Aufklärung des Volks soll durch Erziehung bezweckt werden; aber diese Aufklärung besteht

nicht darin, daß es durch Unterricht in einem Kreis des Wissens und der Thätigkeit hingerzogen wird, welchen es nicht fähig werden kann praktisch anzuwenden. Der Zweck seines besondern Berufes, welchen der Mensch als Mensch hat, soll ihm vollständig klar gemacht und entwickelt werden. Diese wahre Aufklärung steht seiner Ruhe und Zufriedenheit so wenig im Wege, daß sie vielmehr das einzige Mittel ihrer Sicherung ist. Familienerziehung hat von Seiten der Gemüthsbildung einen Vorzug, macht das Zusammenwirken beider Geschlechter möglich und kann sich den individuellen Anlagen und Entwicklungsvorhältnissen enger anschließen. Dagegen hat eine Erziehung in größerer Gemeinschaft viel Werth für das künftige Gemeinleben. Das männliche Geschlecht kann leichter von beiden entgegen, dem weiblichen ist die häusliche am unerlässlichsten. Betrachtungen über den Schluß der Erziehung. Vortheile des Ganges beim Erwerben des Geschlechtsbetriebs. Wahl des künftigen Lebensberufs. Zu wünschen wäre, daß dieser für gleiche Stände erst auf der Universität getroffen würde, nachdem bei die allgemeinen Studien zurückgelegt wären. Das Ende der Erziehung ist durch innerer und äußere Nothwendigkeit bedingt. Auf sie muß, wenn es sein kann, allmählig nachlassen und die Freilassung nicht mit einem Schläge geschehen. Wir hoffen, daß durch diese stichhaltigen Andeutungen, den empfänglichen Leser auf den Genuß und die Brauchbarkeit eines Buchs aufmerksam gemacht zu haben, dessen Bekanntheit jede weitere Empfehlung überflüssig macht.

Der verspätete Abdruck vorstehender Anzeige hat uns auch den zweiten Band des schätzbaren Werks zugeführt, der das Ganze beschließt.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen.

Gregor Dankowski, Prof. an der preßburger Universität, ein ungrischer Slawe, hat ein „Kritisch-ätymologisches Wörterbuch der magyarischen Sprache“ herausgegeben, dessen letzte Lieferung vor Kurzem erschienen ist. Interessant ist die Nachweisung des Verhältnisses der ursprünglichen, aus ihnen stammenden Wortstämme zu den jetzt in der magyarischen Sprache eingebürgerten fremden Wörtern. Der Verf. hat aus 962 eigenthümliche magyarische, zum Theil mit dem Slavischen verwandte Wortstämme aufgezählt, dagegen 1493 slavische, 839 griechische, 334 lateinische, 283 deutsche, 268 türkische, 25 französische und 4 hebräische. Demnach wären nur etwa $\frac{1}{4}$ der Wortstämme magyarisch und die Sprache wesentlich eine slavische. Ein ähnliches Werk des Prof. Stephan Secklen zu Pápa wird jetzt auf Kosten der magyarischen Societät unter dem Titel: „Hebraizáló etymologus“ gedruckt, in dem das Verhältniß des Orientalischen und insbesondere des Hebräischen zum Magyarischen näher bestimmt ist.

In Petersburg ist Anfang d. J. eine für die britische Handelsgesellschaft unternommene Uebersetzung des Straus Lexikons in der Mandchusprache gedruckt worden. Sie wird für die der schönsten in Europa gedruckten orientalischen Werke angesehen, das chinesische Papier ist eigens dazu gefertigt worden. Der Uebersetzer, Bischoff, im auswärtigen Departement, ist einen großen Theil seines Lebens im Oriente, namentlich in Peking zugebracht. Die Herausgabe besorgte G. Barrow in London.

Man berichtet, daß das erscheinende russische „Compendions-Lexikon bereits 7000 Subscribenten zähle.

In Petersburg erscheint jetzt eine Geschichte des Kaiserthums in der asiatischen Türkei von 1828 und 1829. Der Verf. ist der Oberst Ushakov, der als Adjutant des Fürsten Paskewitsch dem Feldzuge selbst beigewohnt hat.

Literarische Unterhaltung.

Donnerstag,

Nr. 273.

29. September 1836.

Voyages historiques et littéraires en Italie, pendant les années 1826, 1827 et 1828, ou l'Indicateur Italien. Par Valery.

(Fortsetzung aus Nr. 272.)

Rationelle Vorurtheile weiß Hr. Valery zu besiegen, wenn er die Verkehrtheit und den verderblichen Einfluß der französischen Eroberungszüge nach Italien und die Barbarei der sie begleitenden Plünderungen, deren Beginn er (S. 68) mit Recht schon in das 15. u. 16. Jahrh. setzt, zu wiederholten Malen mit grellen Farben schildert. Es ist empörend zu lesen, wie nicht nur Denkmäler, die ihren wahren Werth nur durch die localsten Erinnerungen erhielten, wie eine Handschrift des Virgil aus Mantua, nach der Alles verschlingenden Charybdis Paris geführt wurden (S. 230), sondern wie so manche Reliquie größerer Vorzeit durch unwissende Habucht oder fanatische Parteiwuth unwiederbringlichen Untergang fand, so die 12 Brautmieder der sogenannten Marina von Gold und Perlen, die eine der poetischsten Reminiscenzen aus der Venetianergeschichte des 10. Jahrh. vergegenwärtigten (S. 144), und der Carroccio, den die Brescianer den Cremonesen im 12. Jahrh. abgenommen (S. 78, 79). Freilich sollten solche Unbilben durch die Übertragung freisinniger Institutionen und die Volksfeste ausgeglichen werden, welche die Obergenerale der französischen Armee zu commandiren pflegten; von den letzten aber gibt Hr. Valery ein ergötzliches Beispiel aus Mantua, wo Virgil zu Ehren die Statue der heil. Ursula als Minerva u. s. w. figuriren mußte (S. 239), und die ersteren ist er werke genug den Italienern nur „ohne das demokratische Gift, das sie dem Untergange entgegenführen kann“, zu wünschen, und dagegen zu hoffen, daß eine an Gütern und Erinnerungen reiche, einsichtige Aristokratie zum stolzen Förderungsmitte der Freiheit werden möge (S. 204, 205).

Ehrenwerth steht diesem leichtfertigen Umstürzen und Zerstören die geschichtliche Pietät, der wenn auch mitunter etwas beschränkte Municipalpatriotismus der Italiener gegenüber. So können wir nicht ohne Rührung lesen, daß in einem Dorfe bei Gento die beabsichtigte Entführung einer Himmelfahrt von Guido einen erfolgreichen Volksaufstand erregte (S. 186), und daß die Einwohner des antiken Ravenna, die übrigens nenerlich durch freiwillige Beiträge ein nicht unbeträchtliches Museum zusam-

mengebracht, ihr berühmtes Manuscript des Aristophanes gleich hartnäckig gegen die Selbst- und Machtgebote des Vizekönig Eugen und des Cardinal Consalvi vertheidigt haben (S. 321).

Unter den andern Plünderungen der französischen Invasion und zum Theil schon früherer falscher Aufklärerei beklagt der Verf. auch die der Klöster:

Alle diese philosophischen Beraubungen, diese gewaltsame Unbankbarkeit gegen die Wohltäter des Landes, diese Zerstörung eines religiösen und volksthümlichen Denkmals erwecken nicht minderen Abscheu und nicht minderes Bedauern, als irgend eine andere Trümmer nur erwecken kann (S. 64, 66, vgl. S. 205).

Er erkennt an, wie, wenn auch einzelne Mönchsorden den den Richtungen unserer Zeit entfremdet sind und sich nur in einer falschen Stellung behaupten können, andere dafür, selbst in ihrer jetzigen Armuth und Beschränkung, Segen verbreiten (S. 302, 303; vgl. S. 473 über die Einsiedelei von Monte Luco und S. 481 die Camaldulenser von Monte Corona), und er berichtigt nicht minder das so oft mit selbstschätlicher Unredlichkeit gezeichnete Bild des italienischen Weltgeistlichen:

Erinnert man sich daran, daß Männer wie Muratori, Morrelli u. s. w. Pfarrer waren, so kann man nicht umhin, zu gestehn, daß die italienischen Pfarrer, gleich den englischen Predigern, unendlich viel mehr unterrichtete Männer zu den übrigen zählen als die französischen, und daß der gute Anquetil, der Pfarrer von la Villette, uns solchen Namen gegenüber etwas alltäglich vorkommt (S. 219, vgl. S. 305).

und noch ehrender als das Lob der Gelehrsamkeit ist für jene Pfarrer das ihnen gleichfalls ertheilte der einbringlichen und überzeugenden, oft wahrhaft berebten Sprache (S. 45, vgl. S. 285). Hr. Valery macht überhaupt keinen Anspruch auf den hohen, angeblich philosophischen Standpunkt so mancher seiner Landesgenossen, von welchem aus die Religion, deren Zeugen und deren Diener mit gleicher Geringschätzung betrachtet werden. Mit warmen Farben schildert er vielmehr, ohne für die Ausharungen des italienischen Katholicismus blind zu sein (vgl. z. B. S. 284), die apostolischen Alpenwanderungen des heil. Franz v. Sales (S. 16, 17) und die praktische Frömmigkeit des heil. Karl Borromeo (S. 36), und mit einsichtiger Bewunderung, wenn auch mit geringerer Theilnahme die Inspirationen des heil. Franz v. Assisi (S. 476), der heil. Rosa von Viterbo (S. 456) und der heil. Katha-

rina v. Siena (S. 464, 69). Weit entfernt von dem frivolen Spott des großen Haufens der Reisenden, deren Reliquendienst sich auf die Tapeten von Ferney, auf die Kage des Petrarca und auf den Lorber des Virgil zu beschränken pflegt, spricht der Verf. daher mit Schöpfung von der Verehrung christlicher Reliquien, ja er versagt der Richtung des menschlichen Gefühls, aus welcher sie hervorgegangen, keineswegs seine Theilnahme (S. 13, 506, vgl. S. 332). Nicht minder ehrenwerth und gewiß schon von Manchen mitempfunden ist, was er über die Andere störende und für ihn selber ängstigende Stellung des Reisenden sagt, der während des Gottesdienstes neugierig die Kirchen durchmustert (S. 44). Neu und interessant dürften für Viele namentlich auch die reichlichen Notizen über wohlthätige Anstalten sein, die auf religiösem Grunde errichtet sind. So z. B. über die Congrega apostolica in Brescia (S. 84), über die vom heil. Bernardin von Feltre gestifteten Leihämter oder Monti di pietà (S. 219), über die florentiner Misericordia (S. 295) u. s. w.

Ein ganz eigenthümliches Verdienst des Valery'schen Werkes ist die vertraute Bekanntschaft seines Verf. mit der politischen und Literaturgeschichte des von ihm bereisten Landes, wie sie vielleicht noch keinem der bisherigen Reisebeschreiber in gleichem Umfange zu Gebote gestanden hat. Mit unermüdlichem Eifer und einer die Ortsbewohner oft beschämenden, im Voraus erworbenen Localkenntniß sucht er vereinzelte, oft von allen gangbaren Straßen entlegene Dörfer und Landgüter auf, an die sich irgend eine interessante Erinnerung anknüpft, und selbst wer Jahrelang Italien in allen Richtungen als Fußgänger und mit den verschiedensten Arten von Fuhrwerk durchstreift hat, begreift oft nicht, wie es dem Verf. gelingen konnte, sich so vielfach von den für Beherbergung der Reisenden einmal eingerichteten Strichen zu entfernen, ohne daß man seinen Schilderungen jemals die leiseste Unbehaglichkeit anmerkt. Mit der Gelehrsamkeit eines Bibliothekars sucht Hr. Valery die Orte auf, wo Dichter, Gelehrte und Mäcenaten verweilten, und mit dem esprit eines liebenswürdigen Franzosen entwirft er uns in scharfen Zügen ein Bild jener Personen, das er durch einen unerschöpflichen Vorrath von Anekdoten und Curiositäten belebt. Selten dürfte eine so übergroße Fülle von Erudition sich so angenehm lesen lassen, einen so unterhaltenden Wechsel bunter Eindrücke gewähren. Vielleicht setzt der Verf. etwas zu viel Vorkenntnisse bei seinen Lesern voraus, von denen wol Mancher den einen oder andern Namen, dessen Erinnerung er zu feiern berufen wird, wo nicht zum ersten Male hören, doch mit demselben keine recht bestimmte Vorstellung verbinden dürfte. Der geübte Leser dieser Anzeige möge sich z. B. an den Namen von vier gelehrten Frauen selbst prüfen: Isotta Nogarola (S. 102), Propertzia de' Rossi (S. 192), Bettistia Goyzadini (die übrigens der richtigern Meinung nach nie gelebt hat, S. 202) und Costanza Barano (S. 261). Aber auch in solchen Fällen sind die wenigen mehr andeuteten als mitgetheilten Notizen piquant genug, um

eine nähere Bekanntschaft wünschenswerth erscheinen zu lassen. Oft knüpfen sich an diese flüchtigen Erwähnungen seine und treffende Winke über Charaktere, deren Mißverständniß traditionell geworden ist, namentlich über solche, die zu überschätzen man sich gewöhnt hat. Wiegend z. B. ist vielleicht die hohe Einfachheit und Pedanterie Petrarca's klarer ans Licht gestellt, als hier verschiedentlich bei Gelegenheit der manchen Dichter, wo Laura's überverfeinerter Sänger gelebt und gedichtet hat, und deren jeden er selbst als ein unvergängliches Denkmal seines Ruhmes zu betrachten pflegte (S. 62, 63, 225, 26, 304). Besonders ansprechend ist in dieser Hinsicht die Parallele zwischen Petrarca und Voltaire (S. 168). Ebenso treffend ist, was Hr. Valery über die krankliche, mikroskopische Natur des Tasso und über die in seinen Werken unverkennbaren Spuren des später im 17. Jahrhundert herrschenden Geschmacks für gelehrtes und eklektisches mit Alerathen überladenen Wesen in Poesie und Kunst an verschiedenen Orten sagt (S. 180—83, 209, 241, 46, 291). Auch das hartklingende Urtheil über den Selbsterhochmuth der Mehrzahl unter den bis zum Ueberdruß gefeierten Sönnern und Beschützern von Kunst und Wissenschaft im 15. und 16. Jahrhundert ist ebenso wahr, als für Viele gewiß noch neu (S. 174, 454, Nr. 2). Dennoch ist es eben diese Zeit, welcher der Verf. vorzugsweise Vorliebe gewidmet zu haben scheint und aus der er uns die zahlreichsten und gelungensten Bilder vorführt, z. B. Cardan (S. 87), Fracastoro (S. 101), Ariosto und des Ciero d'Adria (S. 107), Catarina Cornaro (S. 111), Pietro Aretino (S. 116), Aldus Manutius (S. 131), Ariost (S. 178), Bojardo und Tassoni (S. 209, 10), Pomponazzo (S. 232), Bernardo Tasso, bekanntlich Torquato's Vater (S. 233), Castiglione (S. 238), Picus von Mirandula (S. 273), die gelehrten Handwerker in Florenz, namentlich der Barbier Bartolomeo, die Apotheker Lascia und Palmieri, der Wappmacher Gelli und der Goldschmied Magliabechi (S. 262, 82), Lorenzo Magnifico (S. 304), Machiavelli (S. 305 u. 30), Leon Battista Alberti (S. 326), Nikolaus V. (S. 497, 98) u. s. w. Aus so vielen geistreichen Bemerkungen, Auszüge mitzutheilen, wäre unmöglich; nur möge erwähnt werden, daß der Verf. dabei nie seine Nationalität vergißt und neben andern interessanten Hinweisen auf die französische Literatur mit besonderer Vorliebe häufig auf Montaigne und dessen Reise tagebuch zurückkommt. Vorzugsweises Gefallen findet er auch an merkwürdigen Spielen des Zufalles, die sich leicht dem Gedächtniß einprägen, wie z. B. daß Galilei zwei Tage vor Michelangelo's Tode geboren ward und an dem Tage starb, als Newton zur Welt kam (S. 299). Wenn Hr. Valery über die Literatur späterer Jahrhunderte sparsamer Notizen mittheilt, so sind die daran geknüpften Bemerkungen vielleicht nur um so lehrreicher und treffender, z. B. über Redi (S. 485), Muratori (S. 208), Puccinotti (S. 218), Bettinelli (S. 232), Cesarotti (S. 157), den so oft überschätzten Alfieri (S. 210, 497, 513), Imbriemonte (S. 93), Niccolini (S. 294), den Impri-

isator Syriaci (S. 247) und den trefflichen Leopardi (S. 277). Bei so genauer und umfassender Kenntniß der Literatur mag dem Verf. die Bescheidenheit, mit welcher er über die Sprache zu urtheilen sich nicht getraut (S. 87), doppelt angerechnet, ihm aber auch nicht verargt werden, wenn er die Unkenntniß und Leichtfertigkeit Anderer mitunter in etwas strengern Ausdrücken tadelt. Solche gerechte Vorwürfe treffen namentlich Lord Byron (S. 19, 27 und öfter), Frau v. Staël (S. 277), Daru (S. 120, 21) und Delavigne (S. 118).

(Der Beschlus folgt.)

**Erziehungs- und Unterrichtslehre von Friedr. Ed. Dese-
nles. Zweiter Band. Unterrichtslehre. Berlin, Mittler.
1836. Gr. 8. 2 Thle. 12 Gr.**

(Beschlus aus Nr. 32.)

In der Einleitung charakterisirt der Verf. den Unterricht als absichtliche Mittheilung von Vorstellungen, die in einer gewissen Vollständigkeit und nach einem gewissen Plane geschieht; jene überwiegend auf das Subjective, das Formelle gerichtet; diese überwiegend auf das Objectiv, das Materielle. Er wird zu bestimmten Zeiten erteilt, hat bestimmten Anfang und Ende und geht darauf aus, im Schüler dieselbe Entwicklung zu begründen, welche im Lehrer gegeben ist. Vorstellungen und letztere Bewegungen eignen sich für den Unterricht. Bildung der Gefühle und Strebungen muß im Allgemeinen der Erziehung schleichen, wiewol sich begrifflichweise kein tangibler Unterricht denken läßt, welcher die Pflichten der Erziehung niemals aus den Augen verliere. Das Gebiet des Unterrichts reicht in Hinsicht der Außenwelt sehr weit, indem es Alles umfaßt, was von derselben überhaupt vorgestellt werden kann, ist aber in Hinsicht der innern Welt in sehr enge Grenzen eingeschlossen. Entwicklung der Gefühle und Strebungen, Begründung der Gemüthsstimmung, der Gesinnung, des Charakters ist nur der vorläufigen Reichthum der Erziehung erreichbar. Der Zweck des Unterrichts geht dahin, die Bildung zu beschleunigen, sie auf eine höhere Stufe zu erheben und vor Abirrungen zu bewahren. Verschiedenheit des Unterrichts für den allgemein menschlichen und für den besondern Beruf. Begrenzung des Jugendunterrichts, Eintheilung der Unterweisung, deren Umfang, Ordnung und Folge nichts zu wünschen übrig läßt und manche oft erneute Streitfrage zu genügender Entscheidung bringt. Nur zu oft haben Lob und Tadel fälschlich als Eins zusammenge-
worfen, was seiner innern Natur nach sehr verschieden ist, und die Grundbedingungen und Bildungsverhältnisse der für den Unterricht erforderlichen Entwicklungen nicht tief genug erforscht.

Erstes Capitel: Allgemeine Unterrichtslehre. Übersicht der Unterrichtsgegenstände. Es gibt ebenso wenig einen rein formellen Stoff als einen rein materiellen. Nichts in der Seele ist toter Stoff; Alles in ihr ist nicht nur der Thätigkeit fähig, sondern zur Thätigkeit aufstrebend. Die Spuren, welche von gewissen Vorstellungen zurückbleiben und diesen entsprechenden Kenntnisse begründen, sind zugleich auch Vermögen, Kräfte, Fähigkeiten, begründeten Gedächtniß-Verstandes-Schlüssen. Nur dann wird der Unterricht als gelungen betrachtet werden können, wenn er in den mitgetheilten Vorstellungen zugleich lebendige Kräfte und Triebe begründet hat; wenn durch ihn ein Durst nach weiterer Erkenntniß für das ganze Leben hervorgerufen ist. Unzählige haben in erwachsenen Jahren die alten Sprachen und die Mathematik so sehr vergessen, daß sie vielleicht nicht mehr den kleinsten Satz in jenen richtig zu bilden, nicht den leichtesten Beweis in dieser zu führen im Stande wären. Aber sie verdanken dem Unterricht darin die Klarheit, Bestimmtheit, Schärfe, Gewandtheit, Umsicht, mit

welcher sie nun ganz verschiedenartige Gegenstände beurtheilen und für ein angemessenes praktisches Einwirken bearbeiten. In den einfachsten Elementen des menschlichen Vorstellens und Empfindens sind Objectives und Subjectives stets zusammen gegeben. Die Seele ist immer thätig, sie bildet die Vorstellungen, diese sind wesentlich ihr Werk. Wir können die Außenwelt nur durch uns selbst auffassen; indem wir aber in sie hineingehen, legen wir zugleich einen gewissen Vorstellungsinhalt hinein; nie kommen wir zu einem rein Materiell-Elementarischen, es bleibt stets eine gewisse Form anhängen, dem Objectiven stets das Subjective, und umgekehrt. In Hinsicht des Materiellen kann der Jugendunterricht niegend Vollständigkeit erstreben, nur Ansätze: Grundlagen, feste Grenzpunkte und Umrisse für spätere Ausfüllung, welche er innerlich dadurch sichert, daß er Liebe zur Sache und Eifer für weiteres Fortschreiten erweckt. Höhere Formentaldeckungen liegen für die Zeit des Jugendunterrichts zu hoch, und es würde eine unnatürliche Versuchung sein, wenn man sie zur Aufgabe setzen wollte. Bei dem Unterricht ist der Schüler Zweck, der Lehrer nur Mittel. Dieser muß sich, so lange er unterrichtet, seines höhern geistigen Standpunktes gewissermaßen entschlagen; er muß für den Augenblick vergessen, was er weiß, muß es noch einmal lernen mit dem Schüler zusammen; muß also bis auf den Punkt der Entwicklung zurückgehen, auf welchem der Schüler steht: so freilich, daß er (hierin demselben ungleich) das ihnen nun gemeinsame Ziel unverrückt und fest im Auge behält, wie weit sie auch noch davon entfernt sein mögen. Ihm ist, außer der Kenntniß des Gegenstandes, Selbstentfaltung nothwendig, auf der Grundlage einer reinen und warmen Liebe zu seinem Beruf. Nicht geringere Schwierigkeiten zeigen sich auf Seiten des Schülers. Er soll seine eignen Gedanken aufgeben gegen die des Lehrers, sowohl die ganz außerhalb des Unterrichtsgegenstandes liegenden, als selbst die durch den Unterricht aufgereizten, welche einer andern Richtung folgen, als die vom Lehrer einge schlagen wird. Am günstigsten wird dieses Mißverhältniß gehoben oder ihm vorgebeugt durch regen Wissenstrieb in Verbindung mit Liebe und Hochachtung gegen den Lehrer. Bedenklicher und unsicherer ist der Ehrtrieb, am schlimmsten Eigennutz oder Furcht. Dazu genügt keineswegs bloß die intellectuelle Überlegenheit des Lehrers, sondern auch seine Charakterüberlegenheit, und bei manchen Gemüthern auch Liebe; außerdem auch noch ein besonderes Talent, das freilich zum Theil auf individueller Anlage beruht, wofür aber der Verf. die allgemeinen Vorschriften gibt, die sich ertheilen lassen. Rufen wir uns zurück, was wir uns nie verheimlichen konnten, so oft wir diesen Gegenstand ins Auge faßten, daß es so wenig vollkommene Lehrer und Erzieher gibt, als fehlerfreie Pfliegebefohlene und Schüler, daß die Besten sich von den Schlechten nur dadurch unterscheiden, daß ihnen die unentbehrlichsten Tugenden weniger abgehen, so gestehen wir, daß uns die Beispiele einer gelungenen Jugendbildung nicht selten noch unbegreiflicher waren als die einer verfehlten. In dessen ist aber deswegen ein so feinkundiges, auf Erfahrung gegründetes Lehrbuch, wie das vorliegende, so höchst verdienstlich, weil es einen treuen Spiegel Dessen vorhält, was gethan und unterlassen werden soll, und wenigstens den guten Willen vor unabsichtlichen Mißgriffen bewahrt. Über die unmittelbare Einwirkung des Lehrers und dessen Anregung der Fortentwicklung des Unterrichts. Damit er dem Schüler Theilnahme abgewinne, darf er durchaus nie langweilig werden. Das vermeidet er durch die Selbstthätigkeit des Schülers, die um so stärker aufgeregt wird, je weniger der Lehrer dem Schüler gibt, je mehr dieser selbst hinzuzufügen und zu ergänzen hat, und je höher das Hinzuzubringende auf der Stufenleiter der geistigen Entwicklung steht.

Zweites Capitel: Besondere Unterrichtslehre. Dürfen wir uns anmaßen, in einem Werke, an dem uns Alles zusagt, einen einzelnen Abschnitt für vorzüglich gelungen zu erklären, so wäre es die hier aufgenommene didaktische Würdigung der Unterrichtsgegenstände. Es ist unmöglich, diese Untersuchung kenntnisreicher, gerechter, unbefangener und einkleuchtender anzustellen.

Dabei ist sie von der höchsten Wichtigkeit; denn Überschätzung hat Verabwärtigung zur unausbleiblichen Folge, und wer einem Gegenstande Eigenschaften beilegt, die ihm nicht zukommen, bewirkt nichts Sicherer, als daß er auch die verdächtig macht, welche er wirklich besitzt. Aber wie würden glauben, uns an einem Meisterstücke der Kritik zu versüßigen, wenn wir Bruchstücke Dessen ausgeben wollten, was im Ganzen erwogen werden muß, und verweisen den empfänglichen Leser auf das Werk selbst, indem wir, was uns betrifft, dem Verf. unsern besondern Dank für Das abkatteten, was er über die geistige Seite des Sprachunterrichts, besonders in dem des classischen Alterthums und der Mathematik gesagt hat. Diese Entscheidung wird keine Erfahrung umstoßen. Kritische Übersicht der Methoden. Pädagogische, Pökalogische und des gegenseitigen Unterrichts. Methode für einzelne Unterrichtsgegenstände. Mit Recht legt der Verf. großes Gewicht auf den Unterricht in der Geschichte von seiner innern Seite. Er bildet, zusammen mit dem in der Moral und Religion, die Erzeugung des Sprachunterrichts zur geistigen Weltanschauung, indem er die Entwicklung des menschlichen Geschlechts in allen ihren Formen umfaßt. Der Knabe und Jüngling muß dazu vorbereitet werden, damit der gereifte Mann sich dessen bemächtigen könne. Er ist von höchstem Einfluß auf das Studium der Philosophie in allen ihren Theilen, besonders in den praktischen, die der geistigen Anschauung nicht entbehren können. Der Schüler, dessen Seele lebendige Bilder des Geistigen nicht eingeprägt sind, tritt wie ein Bild in die Universität und später in das Leben. In dieser Rücksicht ist die alte Geschichte für die Jugend noch schädlicher als die neuere, weil sie mehr Geschichte von Individuen ist und zu Parallelen Anlaß gibt. Eigentliche Staatsverhältnisse gehören nicht für die Beurtheilung der Jugend, wohl aber belebende Bruchstücke aus der Geschichte der allgemeinen Cultur, der Wissenschaften und Künste, und besonders der Erfindungen.

Drittes Capitel: Unterrichtsanstalten. Gymnasium, Bürgerschule, Volksschule, Mädchenschule. Die erste Erziehung, die wichtigste von allen, ist von Rechtswegen, auch für Knaben, fast ganz der Obhut des weiblichen Geschlechts anheimgegeben. Männer besitzen dazu weder Reizung noch Fähigkeit. Auch bedarf es für Mädchen aus mittleren und höheren Ständen besonderer Unterrichtsanstalten, in strenger Scheidung von denen der Knaben, obwohl das Wesentliche ihrer Bildung nur innerhalb des häuslichen Kreises gewonnen werden kann. Dahin gehört besonders die Haushaltungskenntnis und die Wartung und Pflege der Kinder. Hingegen kann sich die Schule großes Verdienst erwerben durch elementarische Vorschriften für die erste Erziehung, besonders in negativer Hinsicht, und durch eine Art pragmatischer Anthropologie. Pädagogische Seminare. Schullehrerseminare. Einrichtung der Unterrichtsanstalten. Gehörige Vermittelung des Classen- und Fachsystems. Verhältnis der Lehrer zueinander. Schulordnung. Aufsicht. Zweckmäßige Thätigkeit. Sinnliche, geistige, gemischte Strafen und Belohnungen. Beschäftigung in der Schule und im Hause. Prüfungen und Verhältnisse der Schüler unter sich und zu den Lehrern. — Wie Vieles, was das reichhaltige Buch umfaßt, haben wir unerwähnt gelassen, nicht einmal flüchtig angebeutet. Aber wir gestehen aus inniger Überzeugung, daß wir die Kunde des wichtigen Gegenstandes wesentlich dadurch gefördert glauben. Belesenheit, Urtheilskraft, Seelenkunde und vollendete Beobachtung sprechen aus jeder Zeile; und nirgend verräth sich die leiseste Anwandlung, das erreichbare Gute gering zu achten, um dem Unterrichtbaren das Wort zu reden. Wir tragen daher kein Bedenken, jedem Urtheilsfähigen das eigne Studium desselben nicht bloß zu empfehlen, sondern zur Pflicht zu machen. Der Mensch wird erzogen und erzieht von der Wiege bis ans Grab, ehe er die Schule betritt und wenn er sie längst verlassen hat, er mag darum wissen oder nicht; und wenn nur Wenige vermögen, das

Wünschenswerthe zu befördern, so kann leider Jeder dazu beitragen, es zu verthämmern.

Mancherlei.

Freundschaft aus Freundschaft hervorgegangen ist oder die Vernunft und alle guten Grundsätze. Niemand darf sich mit dergleichen verzeihen, wenn auch der Mensch, den die Freundschaft träge, ihrer werth sein dürfte. Hat er mit dir einmal in freundschaftlichen Beziehungen gestanden, so muß ihm nicht ein gewisses unverwundliches Wohlwollen bleiben, ihm nicht vielleicht gleichgültig, aber nicht dir, denn er einst Gegenstand der Reizung gewesen und als solcher bedeutsam in der Erinnerung, gleich einem Spielwerk der Jugend, einem Hühnerplatz früherr Tage, einem Baum, der gelächelt und Früchte getragen. Hat er dein Vertrauen und deine Liebe gekostet, so trage den gerechten Schmerz und gib dir selber einen Theil der Schuld, daß du nämlich ihn nicht besser gekannt und richtiger beurtheilt. Ein Doppeltres kann hierbei eintreten. Entweder offenbart der Freund in seinem Abfall wahre Schwachheit, kränkt gefühllos, sucht nach Kräften in allen Umständen verhältnissen zu Schaden; dawider rechtfertigen Nothwehr und Selbstvertheidigung den Gebrauch aller Waffen, auch wenn sie verwunden, selbst wenn sie tödten; denn hier ist offene Feindschaft, der aber enden muß, sobald der Feind unerschöpflich gemacht werden. Oder du hast dich bloß in des Freundes Schwachheit getrogen, er zeigt Thorheit und Schwäche, die ihn unbrauchbar machen, das alte Verhältniß fortzusetzen, obgleich nur die der Ferg, nicht für das übrige Leben die Schwächen erweist. Dann jähne, belege, weise zurück; aber führe ohne heftigen Beruf keinen Angriffskrieg, weil die Welt der Thorheiten und Schwächen so voll.

Statt dessen thun die Menschen bei Bermärfen in Freundschaft zu viel und zu wenig, gerathen in Eitelkeit, oder wollen wehliche Ausöhnung, wollen Mitleid, ohne zurechtlegen, die eben daraus entsprangen, daß man nicht sich eigentlich verstand, wollen sich versöhnen, um sich nicht zu trennen, quälen sich miteinander fort, wenn Umstände sie auseinander gebracht, können weder ablassen noch festhalten und erneuern gegenseitige Beschuldigungen. Aller Qual wird kein Ende, sobald beide Theile mit dem reinen Gefühle ihrer Unfähigkeit alle Freundschaftsforderungen fallen lassen. Wie wenig aber verstehen sich die Menschen! Nicht die Männer und Weiber, nicht die Ältern und Kinder, nicht die Väter und die Bürgerlichen, nicht die Pietisten und Naturalisten, nicht die Philosophen untereinander. Geseht nun, ein Unterschied fällt zwischen Freundschaft und Liebe, sollen sich die Menschen darum hassen oder fortwährend abquälen? Sie sollen vielmehr sich trennen und glückliche Reife wünschen.

Hypochondrie ist Zärtlichkeit gegen sich selbst. Gestützt gegen den Körper, den man gegen üble Einwirkungen schützt, und aus Erfahrung der Fruchtlosigkeit solcher Bemühungen im Voraus sorgend die kleinsten Zeichen möglicher Krankheiten auskuckt, worin eine geübte Einbildung zuletzt so gewaltig wird, um ein drohendes Meer von Krankheiten am Ufer zu sehen und Heilmittel dafür auszufinnen. Zweitens besteht die hypochondrische Zärtlichkeit auch auf die Seele, und ist empfindlich, leicht verletzt und will vor allen Dingen das Recht haben mit seinen Gedanken. Jetzt werden per Verneinung derselben alle äußern Umstände erwogen, selbst die besten, mit den künftlichsten Zusammenstellungen. Die Richtung hypochondrischer Einbildung sieht sie die besten zu brechen und Krankheiten in der moralischen Welt, und besonders unter den nächsten Umgebungen. Schnell wird dann, wenn der gegen sich selbst so Zärtliche einmal recht hart zu sich spricht: „Du bist ein Narr.“

Literarische Unterhaltung.

Freitag,

Nr. 274.

30. September 1836.

Voyages historiques et littéraires en Italie, pendant les années 1826, 1827 et 1828, ou l'indicateur Italien. Par Valery.

(Bechluss aus Nr. 273.)

Kaum weniger reich sind des Verf. Reminiscenzen aus der politischen Geschichte von Italien, und auch hier verweilt er, trotz seiner genauen Bekanntschaft mit dem Alterthum, des Mittelalters und der neuern Zeit, dem Anschein nach mit besonderer Vorliebe bei denen der zwei einander berührenden Hälften des 15. und 16. Jahrh., d. h. der den französisch-italienischen Feldzügen zunächst liegenden Zeit. So fehlt es denn nicht an lebendigen Scenen aus dem Leben und Treiben der Condottieri, wie Colleoni, Braccio da Fottobraccio, Carmagnola u. s. w. (S. 76, 163, 478 u. s. w.), aus der Geschichte Papst's (S. 79), den Schlachten von Ravenna (S. 324) und Pavia (S. 66), aus den Feldzügen Julius II. (S. 331) und aus den Municipalgeschichten der romagnolischen Städte Faenza (Galeotto Manfredi, von dessen tragischem Schicksal der Verf. die Monti'sche Bearbeitung nicht zu kennen scheint (S. 318), und Forlì (S. 325). Die letzte Geschichte, ein Beispiel heroischer Franchezza, wie Hr. Valery sie nennt, ist zu charakteristisch, um nicht, obwohl in neuerer Zeit bezweifelt, auf Machiavelli's Autorität hier mitgetheilt zu werden.

Strolazio Riario, Herr von Forlì und Imola, hinterließ bei seiner Ermordung 1488 seine Witwe Catarina, natürliche Tochter des Galeazzo Maria Sforza (und in zweiter Ehe Mutter des Giovanni Medici delle bande nere), und seine Kinder in der Gewalt der Räuber. Inseß die Burg war noch in den Händen der Söldner des Ermordeten und die Empörer sandten die Witwe hinein, um die Übergabe zu vermitteln; jedoch mit dem Bedenken, daß ihre Kinder, sobald der Zweck ihrer Sendung nicht erreicht werde und sie nicht freiwillig widerstehen, hingerichtet werden würden. Catarina ließ, kaum in die Stube eingelassen, das Feuer auf die Belagerten mit doppelter Heftigkeit eröffnen, trat auf die Mauerzinnen und rief mit lauter Stimme: Macht mit meinen Kindern, was Euch beliebt; denn seht (und bei diesen Worten hob sie vor den Augen der betroffenen Zuhörer jedes verhängende Hinderniß), daß die Ratur mich mit Mitteln, um neue Kinder zu gewinnen, versehen hat (Discorsi III, 6). Und die Burg wurde befreit, und die Belagerten theils hingerichtet und theils verbannt.

Ein anderes Beispiel von Franchezza, aber nicht von heroischer, wenigstens von der Schwärze des größten Helden der neuern Geschichte geübt, erzählt der Vf. (S. 200, Nr. 3):

Eine berühmte Prinzessin fand sich im gerechten Bewußtsein der Schönheit ihrer Formen um 1810 bereit, dem großen Canova als Modell zu seiner aus dem Bade steigenden Venus zu dienen. So viel der Künstler auch bei der Ausführung zu studiren und nicht selten zu verändern fand, so unermüdlich war sein gütiges Vorbild. Eine allzubedenkliche Freundin erfuhr von diesem Kunstsecre und sagte zu dem erlauchtem Modell: Aber, wie war es denn möglich? — so unbekleidet? — Oh, ma chère, erwiderte die schöne Pauline, denn von ihr ist die Rede, il ne faisait pas froid, je vous assure; on avait allumé un très grand feu dans l'atelier de Canova.

Wo die Frauen allzu „vorurtheilsfrei“ sind, pflegt die Galanterie der Männer nachzulassen; wenigstens zeigt es nicht von übertriebener Galanterie, wenn nach S. 329 auf dem Eingang der Villa Imperiale bei Pesaro zu lesen ist:

A donne, ad oche, a capre

Questo giardin non s'apre.

Hier darf Jeder sich, der will, vergnügen;
Doch verbannt sind Weiber, Gänse, Ziegen.

Dafür wissen die Frauen aber auch in Italien ihre Rechte mit besonderer Schlaueit zu wahren, und die Venetianerinnen erhielten sich die Freiheit der Ehescheidung, wie (nach S. 133) die Mutter der Prinzessin Czartorinsky ihrer Tochter, indem sie ihr zum Beweise des nöthigentfalls geltend zu machenden Zwanges vor dem Altare ein paar Ohrfeigen gab.

Doch, auf die politische Geschichte zurückzukommen, so scheint Hr. Valery zwar keineswegs zu den Anhängern des großen Kaisers zu gehören, und die Wahrheit Dessen, was er über Napoleon's unedles Betragen gegen Venedig u. s. w. sagt (S. 146), dürfte in Deutschland mehr als in Frankreich anerkannt werden; aber auch sein Herz schlägt warm bei dem Gedanken an die Lorbern, welche unter der Führung ihres Helden die Heere seiner Landesgenossen sich auf den dichtgefülltem Schlachtfeldern des nördlichen Italiens erbeutet haben. So besucht er denn fast alle die gefeierten Wahlplätze mit einer Pietät, welche seine politische Gesinnung doppelt ehrenwerth macht. Umgekehrt macht seine Anhänglichkeit an das Bourbonnische Haus den Verf. gegen die Vertheilheiten befreundeter Regierungen keineswegs blind, und was er (S. 211) über die jetzt so isolirte Autokratie Herzog Franz IV. v. Modena berichtet, gehört zu dem Stärksten, was Ref. noch dachber gelesen.

Daß Hr. Valery, der selbst Bibliothekar ist, den Bibliotheken und Archiven vorzugsweise Aufmerksamkeit

gewidmet habe, war zu erwarten, und auch er stimmt mit Blume, Perz und allen Andern, die mit Einsicht und ohne Vorurtheil reden, in das unbedingte Lob dieser musterhaft vortrefflichen Anstalten, ihrer grozenthails höchst liberalen Einrichtungen und der, mit wenig bekannten Ausnahmen, unermüdblichen Thätigkeit ihrer Vorsteher ein (S. 121—24, 145, 197, 260—62, 367, 68 u. f. w.). Merkwürdig ist dabei ein gegenseitiger Beweis der Unabhängigkeit von nationellen Vorurtheilen, indem Hr. Valery (S. 257) in der berüchtigten Geschichte des Dintenkiefes im Manuscript des Longus seinen Landsmann Paul Louis Courier ebenso unbedingt verurtheilt, als Blume in dem soeben erschienenen 4ten Bande des „*Iter italicum*“ (S. 202—6) ihn freispricht.

Zu dem Studium der Archäologie scheint den Verf. seine Neigung weniger hingezogen zu haben, obgleich es auch in dieser Beziehung an fleißig gesammelten Notizen nicht fehlt.

Größere Aufmerksamkeit hat Hr. Valery der Kunst gewidmet, und seine Bekanntschaft mit der Kunstgeschichte und den Biographien der Künstler verdient ebenso viel Anerkennung, als der Reichthum an Künstleranekdoten unterhaltend ist. Auch die Kunsturtheile des Verf. sind recht häufig, und zwar überall, wo sie sich von den Ansichten emancipiren, die in Frankreich traditionell sein mögen, wahr und treffend. So wenn er die höhere Schönheit der sogenannten gothischen Baukunst in Deutschland als in Italien hervorhebt (S. 216) und die kleine Kirche S. Maria della Spina in Florenz (S. 313) an Kunstwerth höher stellt als den mailänder Dom (S. 35, vgl. auch S. 118 über die gothischen Gandelaber des Tesoro di S. Marco). Oder wenn an mehr als einer Stelle die Simplicität und Grozartigkeit der altitalienischen Kunst in den Werken des Niccolò Pisano (S. 196, 309, 462), des Giotto (S. 158, 267, 311, 351, 381, 476), des Deggagna (wie wir ihn noch immer zu schreiben gewohnt sind, S. 250, 279, 310), des Taddeo Gaddi (S. 278) ihn gewaltsam ergreifen, wenn die naive Amuth und Innigkeit des Fra Angelico da Fiesole (S. 388, 415, 458, 481) ihn rühren und der muntere Reichthum des Benozzo Gozzoli (S. 311 und anderwärts), des Cosimo Rosselli (S. 278), der Ghislandajo's und anderer späterer Florentiner ihn erfreut. Nicht minder beifällig ist es aufzunehmen, wenn Hr. Valery Donatello's Judith eine Nonne mit dem Schwerte nennt (S. 250), wenn er die Verlehrtheit des Bernini (S. 71) in starken Ausdrücken erkennt, wenn er die Fehler Canova's (S. 112, 290) zu sehen weiß und gegen die Verlehrtheit eifert, südliche Architektur (die Baupläne des Palladio) unter nordischen Himmel nach England zu verpflanzen (S. 108). Andere Male geschieht es auch wol, daß unser Autor ein Kunstwerk ganz richtig charakterisirt, aber als Lob anspricht, was wir für einen Tadel halten würden, z. B. wenn er von den spätern Ghisbert'schen Thüren (S. 269) sagt, sie seien wahrhafte Gemälde, denen nur die Farben fehlten. Im Ganzen indeß, gehört die Kunstbildung des Verf. einer von der unsrigen sehr verschiedenen Richtung an, wie die

nur allzulange willigen, nicht endenden Verzeichnisse der durch Kirchen und Museen verstreuten Werke der bologneser Akademiker und noch neuerer und schlechterer Zeiten zu erfreulich beweisen. Wie uns hier Unersüßliches in Menge geboten, so verweisen wir auf der andern Seite manches Trefliche der ältern Kunst. So führt uns in Venedig (S. Salvatore) vergebens den vortrefflichen Giovanni Bellini: Christus in Emans; in Florenz die reiche Sammlung der Akademie, und ebendasselbe S. Marco der Fra Angelico unerwähnt gelassen. Noch häufiger vielleicht ist das Urtheil über ältere Kunst mit dem unsrigen nicht übereinstimmendes, wie wenn Giovanni Pisano für weit geringer als sein Vater Niccolò geachtet (S. 308), oder wenn die Kunst des 14. Jahrh. die der Wirklichkeit, die des 15. aber die Kunst des Ideals genannt wird (S. 493).

Von der Natur spricht der Verf. zu Zeiten (z. B. S. 16) mit der scheinbaren Kälte eines Bibliothekars, zahlreiche andere Stellen bewähren aber seine warme Empfindlichkeit und die glückliche Gabe, gewonnenen Eindruck anschaulich wiederzugeben. So z. B. der Morgen in Caffi (S. 102) und der See von Sie di Lago (S. 477).

Bei einer Arbeit von solchem Umfange und die mit so großem Fleiße Kunde gibt, wäre es höchst natürlich, über einzelne Irrthümer und Mängel, wie sie in menschlichen Werken anhaften, rechten zu wagen. Wir können nur Schreibfehler sein, z. B. wenn der Name des 1195 geborenen und 1231 gestorbenen heil. Antonius in Padua ein Alter von 10 Jahrhunderten (S. 155), als ein genau gleiches dem Mönchsorden des mit Antonius gleichzeitigen heil. Franz gegeben wird (S. 476), oder wenn Giotto, dessen Todesjahr (nach S. 164) dem Verf. wohl bekannt war, nach 1348 noch eine Kirche gebaut haben soll (S. 279). Wirkliche Versehen sind es dagegen, wenn (S. 249) die Geschichte von Coderini's angeblicher Kunstkennerschaft, die er ungeschickt durch die Nähe der vermeintlich allzubilden Nase an Michel Angelo's kolossalen David geltend machen wollte, völlig falsch erzählt wird. Michel Angelo warf keinesweges dem Gonfaloniere dieser Weise eine Handvoll Marmorstaub in die Augen, sondern er stellte sich, als ob er die Nase dünner mache, berührte aber den Marmor nicht, sondern ließ etwas Marmorstaub, den er zwischen die Finger genommen, leise herabfallen, worauf der gedrückte Künstler selbstgefällig versicherte, die Statue sei durch die Berührung noch einmal so schön geworden. Ebenso wollte (S. 293) Sultan Soliman von Michel Angelo Asien und Europa, sondern nur Konstantinopel und Syrien durch eine Brücke verbinden lassen. Irrig ist auch, daß der kleine (von Amster. gestochene) Kaiser Maximilian im Palast Staffa sei (S. 479), indem er aus dieser Familie in die der Cornegliani übergegangen ist; irrig (S. 459), daß Dante's Epil (1302) durch einen Brief an Heinrich VII. (1311) veranlaßt sei, da wenig die meisten Einzelheiten, die (S. 327 ff.) über die Entstehung und Verfassung von San Marco gegeben werden, wie sich dies am ehesten aus dem Verhältnisse

mit einem Aufzuge des Ref. im „Auslande“, 1834, Nr. 12 — 20, ergibt.

Der größte Mangel von Hrn. Valery's Buche ist ohne Zweifel, daß ihm die deutsche Literatur, die sowohl an wissenschaftlichen, als an speciellem, hier zu besprechenden Forschungen so ausnehmenden Reichthum hat, fast völlig unbekannt geblieben ist. Sollen wir also, was nur erfreulich sein könnte, eine deutsche Bearbeitung dieses dem Reisenden höchst nützlichen Werkes erhalten, so ist dringend zu wünschen, daß dieselbe möglichst kundigen Händen übergeben und von diesen sowohl aus deutschen Reisebeschreibungen, als aus kunstgeschichtlichen und antiquarischen Monographien die gelassenen Lücken ausgefüllt werden mögen. Auch die äußere Einrichtung des Buches läßt noch Manches zu wünschen übrig. So angeordnet es ist, in dem einen Bande des brüsseler Nachdruckes die fünf Bände der pariser Originalausgabe zu belegen, so erschwert die Zählung noch ganzen Seiten, nicht auch gespaltenen Columnen, und der Mangel der Columnennummern und Randangaben das Nachschlagen sehr. Unvollständig erscheint es auch, daß nur die in Sculpturen und Gemälden dargestellten Gegenstände, nicht aber die Namen der Künstler und der Kirchen und sonstigen Gebäude, wo die Kunstwerke sich befinden, cursiv gedruckt sind, während das Verhältniß gerade umgekehrt hätte sein müssen. Dessen Allen wird sich in der deutschen Ausgabe wol mit Leichtigkeit abheffen lassen. Karl Witte.

Die Babylonier in Jerusalem. Dramatisches Gedicht von Friedr. von Uechtrig. Düsseldorf, Schreiner. 1836. Gr. 12. 1 Thlr.

„In Wässern Babylon saßen sie und weinten!“ Wer erinnert sich nicht jenes schönen Bildes aus der düsseldorfer Schule, das diese bangen Worte des alten Bundes, das die trauernden Juden an den Wasserflüssen Babels vorstellte? Zu diesem schönen Bilde, vor welchem der Ref. oftmals in Bewunderung und Bewunderung versenkt gestanden, ist das vorliegende Drama von Uechtrig die Introduction. Es zerfällt in drei Theile — denn als Act lassen sie sich nicht wohl bezeichnen —; der erste enthält: „Den Abfall“ (nämlich von Jehova, dem Gott der Väter, vom heiligen Tempel Zion zum Baal und seinen Götzen); der zweite Theil enthält: „Den Kampf mit Babel“, und der dritte: „Den Abgang Judas“. Man liest das geistvoll angelegte Gedicht mit großer Theilnahme; aber man wird es auch nur lesen können; darstellen wird es sich auf keine Weise lassen. Es ist lyrisch, durchaus lyrisch, wie die ganze Geschichte der Juden. Selbst die Handlung, die darin erscheint, die Küssung Nebukadnezars, Pharao's und Zedekia's, des Judenkönigs, die Schlacht am Tempelsturz ist nur ein Hymnus oder ein Trauerlied auf das Geschehene. Dagegen schreitet die tragende Prophetie des Jeremias, der, wie die griechische Kassandra den Göttern nicht begriffen, nicht geglaubt zu werden. Denn während der von Jehova abgewandte, in sich selbst bereits gedrohter Sinn des israelitischen Volks schon an und für sich nicht mehr für die Stimme Jehova's empfänglich ist, welche in Jeremias dunkelm Magdalen erscheint, steht noch neben diesem gottähnlichen Mann, an den nur noch die Sklaven und Knechte glauben, eine Prophetin auf, Mirjam, die, von falschen Orakeln befehrt, zum Kampf mit Babel anfeuert, weil sie in dem König Zedekia selbst, von mächtiger Leidenschaft ergriffen, den von den Patriarchen und Propheten verkündigten Messias erblickt. Dieser falschen Gotteskinnos folgt Zedekia und

stirbt so sich und sein Volk um so schneller dem Verderben zu. Als nun der Kampf beendet, die Babylonier in Jerusalem sind und Juda überwunden ist; als der grausame Nebukadnezar den König der Juden hat blenden lassen, da rücken sich der Aberglaube und der Unglaube; aber doch auf milde und fast versöhnende Weise geschieht die Sache; denn König Zedekia wird vom Babilonian ergriffen, in welchem er sich nun selbst für den Messias hält, Heil Juda! ruft und Lobgesänge anstimmmt. Aber auch beim König der Babylonier bricht schon der Wahnsinn aus, eben da der Tempel Juda zertrümmert ist, und es erfüllt sich schnell die furchtbare Weissagung:

Und er wird
Der Menschheit Siegel von der Stirn die reizen,
Und wirst vergessen ganz, daß du ein Mensch warst.
Und dich geberden wie ein Thier des Feldes,
Und in den Wäldern irren und das Gras
Der Wälder fressen, bis die Nügel dir
Gleich Vogelstreu'n und seines Hauptes Haare
Gleich Akerstreu'n starr'n u. s. w.

Was man noch mit diesem Gedicht — welches auch einer innern Trauer über Juda seinen Ursprung zu verdanken scheint — vergleichen kann, das ist: Wendemann's Jeremias. Ganz Israel trauert in diesem Bilde, das ein größeres Gedicht noch ist als das vorliegende. Aber hier wie dort beschleicht einen der allgemeine Jammer über das auserwählte Volk des Herrn, das einst lebendige, jetzt schmerzliche Volk, mit seinen einsamen Propheten gehalten von ehemals, mit seinen ungeheuern Wunden in der Gegenwart. Es ist wahr, man kann ein großes Gedicht auf das Volk Israel schaffen, ein größeres, als was hier gegeben ist. Ein zweiter Jeremias, mehr als Jagen, kann aufsteigen und diese jahrtausend-alten Schmerzen im Helligenschein der Poesie verkünden. Aber bei all dieser Schmerzlichkeit und klagevollen Poesie dieser ewig trübenden, ewig an fremden Gewässern trauernden Volksgesichter läßt es sich doch nicht in Das einstimmen, was neulich ein geistreicher Schriftsteller behauptete: „die Juden könnten jetzt die größten Dichter sein“. Wehe, wenn dem so wäre; dann wäre die Poesie nichts als ein Wehegeschrei! dann wäre das Einzige und Vollkommene, wonach der Dichter zu ringen hätte: ein Jeremias seines Volks zu sein. Dann gäbe es gar keine christlichen Dichter; denn das Christenthum hat den Schmerz, wie den Tod, überwunden. Nein, im schneidendsten Gegentheil: niemals wird Juda einen großen Dichter erzeugen, darum, weil aus einem sieben und siebenzigfach gebrochenen Leben kein geistig Wunder erblühen kann. Das eben, ihr Eiferer für Judenthum, ist das Wunder des Kreuzes, daß es zwar ein todt's Volk ist, aber aus welchem alles Leben und ein ewiges Leben grünt. 71.

Neugriechische Literatur.

Nach weitem Mittheilungen eines Griechen in Atrich hat der amerikanische Griechenverein in den letzten Jahren noch folgende Bücher in griechischer Sprache drucken lassen. 1) Lebensbeschreibung Edward VI., Königs von England (Raisa 1827); 2) Abdruck für Kinder (1828); 3) Des Wüsthändlers Tochter, eine wahre Erzählung (1828); 4) Rede an die Mächtigen (1829); 5) Die junge Hüttenbewohnerin, eine wahre Erzählung (1829); 6) Der Weg zum Heil (1829); 7) Der kleine Petrus und sein Wärter (1829); 8) Rede über die Eingebung der heiligen Schrift (1828); 9) Die Geschichte von Robert (1828); 10) Zusammenstellung der Beweise für das Christenthum, aus dem Englischen (1829); 11) Der Weg zum Bösen (1828).

Außerdem erschienen in Griechenland: 1) Gedichte verschiedener, heroische, wälsche, Weinlieder und andere (*Agapae diaphorae nouas, ipaina, eirapanela, barxixi xal Art-barxixi*; Raupia 1825); 2) Der Verbannte vom Jahre 1831 (*O klopotos tou 1831*), komisch-tragischer Roman von Alex. des Sufos (Athen 1836); 3) Der Lästling (*O laontos*), Lustspiel in Versen von Alex. Sufos (Raupia 1830); 4) Kurze

Geschichte der drei Inseln Ithra, Spetia und Wara, mit einem Anhange von Briefen und andern Belegen, von Homeribus. Erster Band, das Jahr 1821 enthaltend (Kauflia 1831); 5) Kurzgefaßte Darstellung der Geschlechter des griechischen Freiheitskampfes (*Ἰστορικὴ ἀπομνημόνευσις τῆς ἐλευθερίας ἀπομαρτυρίας Ἑλλάδος γενομένης παρμαχίαν κ. τ. λ.*), von Antonios Miaulis (Kauflia 1836); 6) Elementarbuch der lateinischen Sprache (*Ἑτοιμὴν μανήματα τῆς λατινικῆς γλώσσης*), vom Prof. Ulrich, Lehrer der lateinischen und deutschen Sprache am Gymnasium zu Athen (ebend. 1836). — Der Verf. der 1815 erschienenen „Geschichte von Gull“, Perzavos, hat unter dem 15. October 1835 von Athen aus „Denkwürdigkeiten über die einzelnen Schlachten u. s. w. von 1820 an bis 1829“ (*Ἀπομνημονεύματα πολέμου διαφόρων μυχῶν κ. τ. λ.*) in zwei Bänden angekündigt, die jedenfalls von um so größerem Werthe für die Geschichte des griechischen Freiheitskampfes sein werden, da sie der Verf. aus seiner eignen Theilnahme an jenen Ereignissen geschöpft hat. — Der obengedachte Alexander Soutsos gibt seit Kurzem in Athen Gedichte und prosaische Aufsätze zur Beurtheilung des Zustandes von Griechenland unter dem Titel: „Die griechische Bage“ (*Ἑλληνικὴ πλάστιγγη*), in einzelnen Lieferungen heraus. Sie scheinen eine Art Fortsetzung seines „*Ἰστορικὸν τῆς Ἑλλάδος*“ (Kauflia 1835), sowohl was Gesinnung als was den eigentlichen Gegenstand und dessen Behandlung anlangt. Ubrigens steht dieser Alexander Soutsos als wahrhaft origineller und vollständiger Dichter des neuen Griechenlands noch immer einzig und allein da. Daß von dem Griechen G. Biblakis auf die Ankunft des Königs Otto in München den 29. Mai 1836 verfaßte Gedicht dagegen ist weder in seiner äußern Darstellung, noch seinem Gehalte nach als vollständig zu betrachten. 12.

Bibliographie.

- Bälou, G. v., Eine Frühlingswanderung durch das Harzgebirge. Briefe und Novelle. 8. Leipzig, Lehmann. 18 Gr.
 Dänker, P., Göthe's Faust in seiner Einheit und Ganzheit wider seine Gegner dargestellt. Nebst Andeutungen über Idee und Plan des Wilhelm Meister und zwei Anhängen: über Byron's Manfred und Lessing's Doctor Faust. Gr. 12. Köln, Wilm. 12 Gr.
 Edgeworth, Miss, Helene. Ein Roman. Aus dem Englischen von G. Wobbe. 4 Theile. 16. Schneberg, Schumann. 1 Thlr. 12 Gr.
 Fallmerayer, J. P., Geschichte der Halbinsel Morea während des Mittelalters. 2ter Theil. Morea, durch innere Kriege zwischen Franken und Byzantiner verwüstet und von albanesischen Colonisten überschwemmt, wird endlich von den Türken erobert. Von 1250 — 1500 nach Christus. Gr. 8. Stuttgart, Gotta. 1 Thlr. 20 Gr.
 Feuchtersleben, G. Freih. v., Gedichte. 8. Stuttgart, Gotta. 1 Thlr. 12 Gr.
 Gebente Wein! Taschenbuch für 1837. Mit 8 Kupfern und Stahlstichen. 16. Wien, Pfautsch. 2 Thlr. 6 Gr.
 Gerhard, K., Berlin's antike Bildwerke beschrieben. 1ster Theil. Gr. 8. Berlin, Reimer. 3 Thlr.
 Gerg, C. G. A. Baron v., Ist die Polygamie in der Natur des Menschen begründet? Eine physiologisch-psychologisch-philosophische Abhandlung. Gr. 8. Quedlinburg, Basse. 10 Gr.
 Iduna. Taschenbuch für 1837. 17ter Jahrgang. 16. Wien, Pfautsch. 1 Thlr.
 Kerner, J., Eine Erscheinung aus dem Nachtgebiete der Natur, durch eine Reihe von Zeugen gerichtlich bezeugt und den Naturforschern zum Bedenken mitgetheilt. 8. Stuttgart, Gotta. 1 Thlr.
 Kerner, J., Über Christenthum und die Anforderungen der Gegenwart. Gr. 8. Schneberg, Schumann. 16 Gr.
 Kretschmer, G., Polsterabend-Gedichte. 16. Gießen, Riep. 2 Gr.

- Lebensbilder aus beiden Hemisphären. Vom Verf. legitim, der Transatlantischen Reiseführer, des Königs 4ter, Herr Apell. Auch u. d. T.: Pflanzenleben oder der transatlantischen Reiseführer 4ter, Herr Apell. 8. Zürich, Schöb. 8 Thlr. 12 Gr.
 Lebensgeschichte eines Leichtsinnsigen und dessen Wende Deutschland, Polen, Frankreich und Ungar. Von ihm geschrieben. 8. Zerbst, Kummer. 16 Gr.
 Lorenz, P., Parabel, der furchtlose Ritter. Ein Roman. 8. Schneberg, Schumann. 1 Thlr. 12 Gr.
 Morstadt, G. H., Vertheidigung der Unerschütterlichkeit gegen Dr. Dierkerweg's Schmähungen und Stump. 1. Mannheim, Hoff. 8 Gr.
 Mumie, Die, von Zammenhof. Historische Novelle aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts. 8. Gießen, Riep. 12 Gr.
 Nekrolog, Neuer, der Deutschen. 12ter Jahrgang, 1837. 2 Theile. Mit 2 Portraits. Gr. 8. Weimar, Bögel. 4 Thlr.
 —, Registerband über die 10 ersten Jahrgänge des neuen Nekrolog der Deutschen. Nach alphabetischer Folge I. in 3- und 4- und 5- und 6- und 7- und 8- und 9- und 10- und 11- und 12- und 13- und 14- und 15- und 16- und 17- und 18- und 19- und 20- und 21- und 22- und 23- und 24- und 25- und 26- und 27- und 28- und 29- und 30- und 31- und 32- und 33- und 34- und 35- und 36- und 37- und 38- und 39- und 40- und 41- und 42- und 43- und 44- und 45- und 46- und 47- und 48- und 49- und 50- und 51- und 52- und 53- und 54- und 55- und 56- und 57- und 58- und 59- und 60- und 61- und 62- und 63- und 64- und 65- und 66- und 67- und 68- und 69- und 70- und 71- und 72- und 73- und 74- und 75- und 76- und 77- und 78- und 79- und 80- und 81- und 82- und 83- und 84- und 85- und 86- und 87- und 88- und 89- und 90- und 91- und 92- und 93- und 94- und 95- und 96- und 97- und 98- und 99- und 100- und 101- und 102- und 103- und 104- und 105- und 106- und 107- und 108- und 109- und 110- und 111- und 112- und 113- und 114- und 115- und 116- und 117- und 118- und 119- und 120- und 121- und 122- und 123- und 124- und 125- und 126- und 127- und 128- und 129- und 130- und 131- und 132- und 133- und 134- und 135- und 136- und 137- und 138- und 139- und 140- und 141- und 142- und 143- und 144- und 145- und 146- und 147- und 148- und 149- und 150- und 151- und 152- und 153- und 154- und 155- und 156- und 157- und 158- und 159- und 160- und 161- und 162- und 163- und 164- und 165- und 166- und 167- und 168- und 169- und 170- und 171- und 172- und 173- und 174- und 175- und 176- und 177- und 178- und 179- und 180- und 181- und 182- und 183- und 184- und 185- und 186- und 187- und 188- und 189- und 190- und 191- und 192- und 193- und 194- und 195- und 196- und 197- und 198- und 199- und 200- und 201- und 202- und 203- und 204- und 205- und 206- und 207- und 208- und 209- und 210- und 211- und 212- und 213- und 214- und 215- und 216- und 217- und 218- und 219- und 220- und 221- und 222- und 223- und 224- und 225- und 226- und 227- und 228- und 229- und 230- und 231- und 232- und 233- und 234- und 235- und 236- und 237- und 238- und 239- und 240- und 241- und 242- und 243- und 244- und 245- und 246- und 247- und 248- und 249- und 250- und 251- und 252- und 253- und 254- und 255- und 256- und 257- und 258- und 259- und 260- und 261- und 262- und 263- und 264- und 265- und 266- und 267- und 268- und 269- und 270- und 271- und 272- und 273- und 274- und 275- und 276- und 277- und 278- und 279- und 280- und 281- und 282- und 283- und 284- und 285- und 286- und 287- und 288- und 289- und 290- und 291- und 292- und 293- und 294- und 295- und 296- und 297- und 298- und 299- und 300- und 301- und 302- und 303- und 304- und 305- und 306- und 307- und 308- und 309- und 310- und 311- und 312- und 313- und 314- und 315- und 316- und 317- und 318- und 319- und 320- und 321- und 322- und 323- und 324- und 325- und 326- und 327- und 328- und 329- und 330- und 331- und 332- und 333- und 334- und 335- und 336- und 337- und 338- und 339- und 340- und 341- und 342- und 343- und 344- und 345- und 346- und 347- und 348- und 349- und 350- und 351- und 352- und 353- und 354- und 355- und 356- und 357- und 358- und 359- und 360- und 361- und 362- und 363- und 364- und 365- und 366- und 367- und 368- und 369- und 370- und 371- und 372- und 373- und 374- und 375- und 376- und 377- und 378- und 379- und 380- und 381- und 382- und 383- und 384- und 385- und 386- und 387- und 388- und 389- und 390- und 391- und 392- und 393- und 394- und 395- und 396- und 397- und 398- und 399- und 400- und 401- und 402- und 403- und 404- und 405- und 406- und 407- und 408- und 409- und 410- und 411- und 412- und 413- und 414- und 415- und 416- und 417- und 418- und 419- und 420- und 421- und 422- und 423- und 424- und 425- und 426- und 427- und 428- und 429- und 430- und 431- und 432- und 433- und 434- und 435- und 436- und 437- und 438- und 439- und 440- und 441- und 442- und 443- und 444- und 445- und 446- und 447- und 448- und 449- und 450- und 451- und 452- und 453- und 454- und 455- und 456- und 457- und 458- und 459- und 460- und 461- und 462- und 463- und 464- und 465- und 466- und 467- und 468- und 469- und 470- und 471- und 472- und 473- und 474- und 475- und 476- und 477- und 478- und 479- und 480- und 481- und 482- und 483- und 484- und 485- und 486- und 487- und 488- und 489- und 490- und 491- und 492- und 493- und 494- und 495- und 496- und 497- und 498- und 499- und 500- und 501- und 502- und 503- und 504- und 505- und 506- und 507- und 508- und 509- und 510- und 511- und 512- und 513- und 514- und 515- und 516- und 517- und 518- und 519- und 520- und 521- und 522- und 523- und 524- und 525- und 526- und 527- und 528- und 529- und 530- und 531- und 532- und 533- und 534- und 535- und 536- und 537- und 538- und 539- und 540- und 541- und 542- und 543- und 544- und 545- und 546- und 547- und 548- und 549- und 550- und 551- und 552- und 553- und 554- und 555- und 556- und 557- und 558- und 559- und 560- und 561- und 562- und 563- und 564- und 565- und 566- und 567- und 568- und 569- und 570- und 571- und 572- und 573- und 574- und 575- und 576- und 577- und 578- und 579- und 580- und 581- und 582- und 583- und 584- und 585- und 586- und 587- und 588- und 589- und 590- und 591- und 592- und 593- und 594- und 595- und 596- und 597- und 598- und 599- und 600- und 601- und 602- und 603- und 604- und 605- und 606- und 607- und 608- und 609- und 610- und 611- und 612- und 613- und 614- und 615- und 616- und 617- und 618- und 619- und 620- und 621- und 622- und 623- und 624- und 625- und 626- und 627- und 628- und 629- und 630- und 631- und 632- und 633- und 634- und 635- und 636- und 637- und 638- und 639- und 640- und 641- und 642- und 643- und 644- und 645- und 646- und 647- und 648- und 649- und 650- und 651- und 652- und 653- und 654- und 655- und 656- und 657- und 658- und 659- und 660- und 661- und 662- und 663- und 664- und 665- und 666- und 667- und 668- und 669- und 670- und 671- und 672- und 673- und 674- und 675- und 676- und 677- und 678- und 679- und 680- und 681- und 682- und 683- und 684- und 685- und 686- und 687- und 688- und 689- und 690- und 691- und 692- und 693- und 694- und 695- und 696- und 697- und 698- und 699- und 700- und 701- und 702- und 703- und 704- und 705- und 706- und 707- und 708- und 709- und 710- und 711- und 712- und 713- und 714- und 715- und 716- und 717- und 718- und 719- und 720- und 721- und 722- und 723- und 724- und 725- und 726- und 727- und 728- und 729- und 730- und 731- und 732- und 733- und 734- und 735- und 736- und 737- und 738- und 739- und 740- und 741- und 742- und 743- und 744- und 745- und 746- und 747- und 748- und 749- und 750- und 751- und 752- und 753- und 754- und 755- und 756- und 757- und 758- und 759- und 760- und 761- und 762- und 763- und 764- und 765- und 766- und 767- und 768- und 769- und 770- und 771- und 772- und 773- und 774- und 775- und 776- und 777- und 778- und 779- und 780- und 781- und 782- und 783- und 784- und 785- und 786- und 787- und 788- und 789- und 790- und 791- und 792- und 793- und 794- und 795- und 796- und 797- und 798- und 799- und 800- und 801- und 802- und 803- und 804- und 805- und 806- und 807- und 808- und 809- und 810- und 811- und 812- und 813- und 814- und 815- und 816- und 817- und 818- und 819- und 820- und 821- und 822- und 823- und 824- und 825- und 826- und 827- und 828- und 829- und 830- und 831- und 832- und 833- und 834- und 835- und 836- und 837- und 838- und 839- und 840- und 841- und 842- und 843- und 844- und 845- und 846- und 847- und 848- und 849- und 850- und 851- und 852- und 853- und 854- und 855- und 856- und 857- und 858- und 859- und 860- und 861- und 862- und 863- und 864- und 865- und 866- und 867- und 868- und 869- und 870- und 871- und 872- und 873- und 874- und 875- und 876- und 877- und 878- und 879- und 880- und 881- und 882- und 883- und 884- und 885- und 886- und 887- und 888- und 889- und 890- und 891- und 892- und 893- und 894- und 895- und 896- und 897- und 898- und 899- und 900- und 901- und 902- und 903- und 904- und 905- und 906- und 907- und 908- und 909- und 910- und 911- und 912- und 913- und 914- und 915- und 916- und 917- und 918- und 919- und 920- und 921- und 922- und 923- und 924- und 925- und 926- und 927- und 928- und 929- und 930- und 931- und 932- und 933- und 934- und 935- und 936- und 937- und 938- und 939- und 940- und 941- und 942- und 943- und 944- und 945- und 946- und 947- und 948- und 949- und 950- und 951- und 952- und 953- und 954- und 955- und 956- und 957- und 958- und 959- und 960- und 961- und 962- und 963- und 964- und 965- und 966- und 967- und 968- und 969- und 970- und 971- und 972- und 973- und 974- und 975- und 976- und 977- und 978- und 979- und 980- und 981- und 982- und 983- und 984- und 985- und 986- und 987- und 988- und 989- und 990- und 991- und 992- und 993- und 994- und 995- und 996- und 997- und 998- und 999- und 1000- und 1001- und 1002- und 1003- und 1004- und 1005- und 1006- und 1007- und 1008- und 1009- und 1010- und 1011- und 1012- und 1013- und 1014- und 1015- und 1016- und 1017- und 1018- und 1019- und 1020- und 1021- und 1022- und 1023- und 1024- und 1025- und 1026- und 1027- und 1028- und 1029- und 1030- und 1031- und 1032- und 1033- und 1034- und 1035- und 1036- und 1037- und 1038- und 1039- und 1040- und 1041- und 1042- und 1043- und 1044- und 1045- und 1046- und 1047- und 1048- und 1049- und 1050- und 1051- und 1052- und 1053- und 1054- und 1055- und 1056- und 1057- und 1058- und 1059- und 1060- und 1061- und 1062- und 1063- und 1064- und 1065- und 1066- und 1067- und 1068- und 1069- und 1070- und 1071- und 1072- und 1073- und 1074- und 1075- und 1076- und 1077- und 1078- und 1079- und 1080- und 1081- und 1082- und 1083- und 1084- und 1085- und 1086- und 1087- und 1088- und 1089- und 1090- und 1091- und 1092- und 1093- und 1094- und 1095- und 1096- und 1097- und 1098- und 1099- und 1100- und 1101- und 1102- und 1103- und 1104- und 1105- und 1106- und 1107- und 1108- und 1109- und 1110- und 1111- und 1112- und 1113- und 1114- und 1115- und 1116- und 1117- und 1118- und 1119- und 1120- und 1121- und 1122- und 1123- und 1124- und 1125- und 1126- und 1127- und 1128- und 1129- und 1130- und 1131- und 1132- und 1133- und 1134- und 1135- und 1136- und 1137- und 1138- und 1139- und 1140- und 1141- und 1142- und 1143- und 1144- und 1145- und 1146- und 1147- und 1148- und 1149- und 1150- und 1151- und 1152- und 1153- und 1154- und 1155- und 1156- und 1157- und 1158- und 1159- und 1160- und 1161- und 1162- und 1163- und 1164- und 1165- und 1166- und 1167- und 1168- und 1169- und 1170- und 1171- und 1172- und 1173- und 1174- und 1175- und 1176- und 1177- und 1178- und 1179- und 1180- und 1181- und 1182- und 1183- und 1184- und 1185- und 1186- und 1187- und 1188- und 1189- und 1190- und 1191- und 1192- und 1193- und 1194- und 1195- und 1196- und 1197- und 1198- und 1199- und 1200- und 1201- und 1202- und 1203- und 1204- und 1205- und 1206- und 1207- und 1208- und 1209- und 1210- und 1211- und 1212- und 1213- und 1214- und 1215- und 1216- und 1217- und 1218- und 1219- und 1220- und 1221- und 1222- und 1223- und 1224- und 1225- und 1226- und 1227- und 1228- und 1229- und 1230- und 1231- und 1232- und 1233- und 1234- und 1235- und 1236- und 1237- und 1238- und 1239- und 1240- und 1241- und 1242- und 1243- und 1244- und 1245- und 1246- und 1247- und 1248- und 1249- und 1250- und 1251- und 1252- und 1253- und 1254- und 1255- und 1256- und 1257- und 1258- und 1259- und 1260- und 1261- und 1262- und 1263- und 1264- und 1265- und 1266- und 1267- und 1268- und 1269- und 1270- und 1271- und 1272- und 1273- und 1274- und 1275- und 1276- und 1277- und 1278- und 1279- und 1280- und 1281- und 1282- und 1283- und 1284- und 1285- und 1286- und 1287- und 1288- und 1289- und 1290- und 1291- und 1292- und 1293- und 1294- und 1295- und 1296- und 1297- und 1298- und 1299- und 1300- und 1301- und 1302- und 1303- und 1304- und 1305- und 1306- und 1307- und 1308- und 1309- und 1310- und 1311- und 1312- und 1313- und 1314- und 1315- und 1316- und 1317- und 1318- und 1319- und 1320- und 1321- und 1322- und 1323- und 1324- und 1325- und 1326- und 1327- und 1328- und 1329- und 1330- und 1331- und 1332- und 1333- und 1334- und 1335- und 1336- und 1337- und 1338- und 1339- und 1340- und 1341- und 1342- und 1343- und 1344- und 1345- und 1346- und 1347- und 1348- und 1349- und 1350- und 1351- und 1352- und 1353- und 1354- und 1355- und 1356- und 1357- und 1358- und 1359- und 1360- und 1361- und 1362- und 1363- und 1364- und 1365- und 1366- und 1367- und 1368- und 1369- und 1370- und 1371- und 1372- und 1373- und 1374- und 1375- und 1376- und 1377- und 1378- und 1379- und 1380- und 1381- und 1382- und 1383- und 1384- und 1385- und 1386- und 1387- und 1388- und 1389- und 1390- und 1391- und 1392- und 1393- und 1394- und 1395- und 1396- und 1397- und 1398- und 1399- und 1400- und 1401- und 1402- und 1403- und 1404- und 1405- und 1406- und 1407- und 1408- und 1409- und 1410- und 1411- und 1412- und 1413- und 1414- und 1415- und 1416- und 1417- und 1418- und 1419- und 1420- und 1421- und 1422- und 1423- und 1424- und 1425- und 1426- und 1427- und 1428- und 1429- und 1430- und 1431- und 1432- und 1433- und 1434- und 1435- und 1436- und 1437- und 1438- und 1439- und 1440- und 1441- und 1442- und 1443- und 1444- und 1445- und 1446- und 1447- und 1448- und 1449- und 1450- und 1451- und 1452- und 1453- und 1454- und 1455- und 1456- und 1457- und 1458- und 1459- und 1460- und 1461- und 1462- und 1463- und 1464- und 1465- und 1466- und 1467- und 1468- und 1469- und 1470- und 1471- und 1472- und 1473- und 1474- und 1475- und 1476- und 1477- und 1478- und 1479- und 1480- und 1481- und 1482- und 1483- und 1484- und 1485- und 1486- und 1487- und 1488- und 1489- und 1490- und 1491- und 1492- und 1493- und 1494- und 1495- und 1496- und 1497- und 1498- und 1499- und 1500- und 1501- und 1502- und 1503- und 1504- und 1505- und 1506- und 1507- und 1508- und 1509- und 1510- und 1511- und 1512- und 1513- und 1514- und 1515- und 1516- und 1517- und 1518- und 1519- und 1520- und 1521- und 1522- und 1523- und 1524- und 1525- und 1526- und 1527- und 1528- und 1529- und 1530- und 1531- und 1532- und 1533- und 1534- und 1535- und 1536- und 1537- und 1538- und 1539- und 1540- und 1541- und 1542- und 1543- und 1544- und 1545- und 1546- und 1547- und 1548- und 1549- und 1550- und 1551- und 1552- und 1553- und 1554- und 1555- und 1556- und 1557- und 1558- und 1559- und 1560- und 1561- und 1562- und 1563- und 1564- und 1565- und 1566- und 1567- und 1568- und 1569- und 1570- und 1571- und 1572- und 1573- und 1574- und 1575- und 1576- und 1577- und 1578- und 1579- und 1580- und 1581- und 1582- und 1583- und 1584- und 1585- und 1586- und 1587- und 1588- und 1589- und 1590- und 1591- und 1592- und 1593- und 1594- und 1595- und 1596- und 1597- und 1598- und 1599- und 1600- und 1601- und 1602- und 1603- und 1604- und 1605- und 1606- und 1607- und 1608- und 1609- und 1610- und 1611- und 1612- und 1613- und 1614- und 1615- und 1616- und 1617- und 1618- und 1619- und 1620- und 1621- und 1622- und 1623- und 1624- und 1625- und 1626- und 1627- und 1628- und 1629- und 1630- und 1631- und 1632- und 1633- und 1634- und 1635- und 1636- und 1637- und 1638- und 1639- und 1640- und 1641- und 1642- und 1643- und 1644- und 1645- und 1646- und 1647- und 1648- und 1649- und 1650- und 1651- und 1652- und 1653- und 1654- und 1655- und 1656- und 1657- und 1658- und 1659- und 1660- und 1661- und 1662- und 1663- und 1664- und 1665- und 1666- und 1667- und 1668- und 1669- und 1670- und 1671- und 1672- und 1673- und 1674- und 1675- und 1676- und 1677- und 1678- und 1679- und 1680- und

Sonabend,

— Nr. 275. —

1. October 1836.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsverpediton in Leipzig oder das königl. preussische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Ausübung oberstrichterlicher Gewalt des Staats und Cabinet-Justiz, in wesentlicher Differenz dargestellt von Karl Friedrich Ferdinand Sieke. Potsdam, Kiegel. 1835. Gr. 8. 2 Thlr.

Wenngleich die merkwürdige Krebsmüllergeschichte, welche zur Zeit ihres Vorganges und späterhin noch so vieles Aufsehen gemacht hat, und stets als eine in guter Absicht unternommene Ueberleitung des großen Friedrich's angesehen worden ist, nun schon ganzer 57 Jahre her ist, so würde es doch immer nicht zu spät sein, dieselbe von Neuem vorzunehmen und zu beleuchten, insofern dadurch entweder für die Wissenschaft des Rechts, oder auch nur für die Regierungsgeschichte des großen Königs eine Ausrube zu gewinnen ist. Zufällig in den Besitz eines Convoluts Papiere gekommen, welche zwar nicht zu den Actenstücken jenes berühmten Processes selbst gehören, sondern sich nur darauf beziehen, indem sie Mittheilungen der dabei vorzüglich thätigen Personen untereinander enthalten, welche wahrscheinlich der damalige Kammergerichtsdirector Kessler zur Erhaltung des Andenkens der sich darin offenbaren Gesinnungen versiegelt bei den betreffenden Acten niedergelegt hat, überredete sich der Hr. Verf., darin Spuren eines Einverständnisses zur geistlichen Hintertziehung der von dem Könige ausgegangenen Maßregeln zu entdecken. In dieser Voraussetzung, die ihm bald zu einer vorgefaßten Meinung wurde*), bemühte er sich tiefer in die Sache einzudringen, um nun von Königsberg aus die Welt darüber aufzuklären, daß der große König 1) keineswegs leidenschaftlich oder eigentwillig, sondern in klarer Anschauung der richtigen Sachbewandniß gehandelt habe; 2) daß seine Verfügungen dem wahren Rechte völlig angemessen waren, und daß 3) endlich derselbe auch

der Form nach also zu verfügen wohl befugt gewesen sei. Die Bewandniß der Sache ist kürzlich folgende:

Der Müller Arnold, welcher von der von seinem Vater erkauften Krebsmühle an die Gutsherrschaft zu Pommerzig, den Grafen v. Schmettau, eine Abgabe an Getreide und Geld zu entrichten hatte, war damit verhältnißmäßig im Rückstande geblieben, auch deshalb angeklagt, jedoch immer mit Schonung behandelt worden. Im J. 1774 wurde er deshalb aufs Neue bei dem Patrimonialgerichte belangt und schützte nun vor, daß er diese Abgabe nicht mehr entrichten könne, weil der Mühle durch einen oberhalb derselben 1770 von dem Landrath v. Gersdorf auf Kay angelegten Teich das Wasser entzogen würde, wobei nur zu bemerken, daß der Müller weder der Anlegung des Teiches, noch sonst bis dahin widersprochen hatte, und daß dieser Teich keine neue Anlage war, sondern schon seit Jahrhunderten existirt hatte, wie aus einem darüber geschlossenen Vergleiche von 1566 erhellt. Der Gerichtshalter ließ sich durch diese Einrede nicht abhalten, dem Müller die Entrichtung seiner Schuld bei Vermeidung der Execution aufzugeben, vollstreckte jedoch diese nicht, weil der Müller bei der Regierung zu Küstrin gegen den Grafen v. Schmettau darauf klagbar geworden war, daß er die Zuwerfung des Teiches bewirkt, ihm allen daraus erwachsenen Schaden ersetze und bis dahin von der Einforderung seines Zinses abstehe. Mit dieser Klage wurde er rechtskräftig abgewiesen und ihm dabei nur die eigne Ausführung seines Rechts gegen den v. Gersdorf vor der Kammer nachgelassen. Nach beschrittenen Rechtskraft verlangte nun der Gutsherr 1777 von Neuem von dem Patrimonialgerichte die Beitreibung des Abgabenrückstandes. Da der Müller der Auflage nicht genügt, wurde die Mühle gerichtlich ausgetoten und dem Reißbietenden zugeschlagen, von welchem sie bald darauf der Landrath v. Gersdorf abgetreten erhielt, sie aber gleich wieder an die Witwe Kölschen um 500 Thlr.

*) Die Beweisführung für deren Widerlegung ist in den Anmerkungen enthalten, um das allgemeine Interesse an der Sache von dem des Sachverständigen zu sondern.

verkauft, also 35 Thlr. unter der Laxe, aber 200 Thlr. über den Kaufpreis des Arnold selbst. Der Arnold hatte das ihm vorbehaltene Separatum gegen den v. Gersdorf nicht ange stellt, sondern nur gegen das Subhastationsverfahren wiederholte Beschwerden bei der Regierung und, mit Übergehung des Ministeriums, bei dem Könige eingereicht, war aber damit zurückgewiesen worden, weil bei jenem nie irgend eine Ungeseglichkeit zu entdecken gewesen ist. Als aber der Müller am 21. August 1779 den König in Potsdam zum dritten Male antrat, ließ dieser ihn zu Protokoll vernehmen und beauftragte darauf sogleich den Obersten v. Herdting, die Sache an Ort und Stelle zu untersuchen, wobei der Regierung nur befohlen wurde, aus ihrer Mitte einen Concommissarius abzuordnen, der sich mit dem Obersten zu vereinigen habe. Beide Commissarien veruneinigten sich indessen sehr bald, sowohl über die Grundsätze, als über die Form des Verfahrens, sodaß der Oberst allein an den König berichtete, der abgeordnete Regierungs Rath Neumann aber an das committirende Collegium, welches dann weiter seinen Bericht an den König erstattete. Dieser ging natürlich später ein als jener, auf welchen der König ohne Weiteres dem Justizministerium befahl, daß den Beschwerden des Arnold sofort abgeholfen werden müsse, weil ihm Unrecht geschehen sei. Der Regierung aber sagte der König: „daß sie nicht einen Schuß Pulver werth sei; daß er sie insgesammt zum Teufel jagen wolle, weil es wider alle gesunde Vernunft sei, dem Müller das Wasser zum Teiche wegzunehmen, daß er nicht mahlen könne, gleichwol von ihm Abgaben zu fordern, und daß sie die Sache sofort in Ordnung zu bringen und den Müller gänzlich klaglos zu stellen habe“. Die Regierung leitete hierauf von Amtswegen ein Verfahren zur Erörterung der Frage ein, ob und wie der v. Gersdorf dem Arnold für seinen Schaden auskommen müsse, wies aber durch ein Erkenntniß den Letztern mit allen beschaffigen Ansprüchen ab. Die Frau des Arnold ging nun wieder an den König, worauf dieser dem Kammergerichte befahl, die Acten auf der Stelle abzufordern, die Sache kurz und ohne so viele Weitläufigkeiten abzu thun und ihm darüber ohne Verzug zu berichten. Der Appellationsenat des Kammergerichts bestätigte das Erkenntniß erster Instanz. Darauf befahl der König, daß die drei Räte, welche dies Erkenntniß gemacht, mit dem Großkanzler v. Fürst zu ihm kommen sollten. Diesen entsetzte er sogleich seiner Stelle; mit jenen stellte er ein Verhör an, ließ sie sodann ins Gefängniß werfen, auch die vier ältesten Räte der Regierung zu Frankfurt und den Hoffiscal Schlecker arretiren und befahl dem Chef des Criminaldepartements, durch das Criminalcollegium eine kurze, jedoch gründliche Untersuchung gegen sie einzuleiten und nach der Schärfe der Gesetze ein Urtheil abzufassen, das mindestens auf Cassation und Festungsarrest lauten müsse. Der Criminalsenat erstattete sein Gutachten dahin, daß sich nirgend ein Grund zu einer Anklage gegen die Inhaftirten finde, und der Minister v. Zedlitz stellte dem Könige wiederholentlich ausführlich vor, wie ungerecht es sein würde, gegen diese Männer weiter zu gehen, wei-

gerte sich endlich auch entschieden, daß von dem Könige verlangt Urtheil abzufassen. Unterm 1. Januar 1780 entschied denn der König selbst: daß der Regierungsrath Scheibler und der Kammergerichtsrath Rannleben, nach ermittelt worden, daß sie in einigen Stücken bei dem so einmüthigen Beschlusse der Collegien anderer Meinung gewesen, wieder in ihr Amt einzusetzen, die Kammergerichtsräthe Friedel und Graun, die Regierungsräthe Busch, Bandel und Neumann, endlich der Hoffiscal Schlecker aber zu cassiren und auf ein Jahr auf die Festung zu schicken, auch dem Arnold aller Schaden aus dem Vermögen sogleich zu ersetzen sei.

Es hat dem Ruhme und der Bewunderung des großen Königs bisher keinen Eintrag gethan, daß man diese Entscheidung für einen Nachspruch gehalten hat. Man hatte erkannt, daß ein Mann von großem Verstand, wenn er einmal fehlt, auch in seinen Fehlern aufmerksamer zu sein pflegt. Es war sonst aus seinem Leben bekannt, daß er den Widerspruch haßte, und daß er nicht leiden mochte, welche, seinen Plänen entgegen, die Weisheit derselben in Zweifel setzten, vertrat nur an den General Fink bei Mainz: was der Jahrgelt, was dieser vom General Seidlitz bezog. Der mehr Friedrich über seinen Verus nachgedacht hatte, desto höher leuchtete ihm die Obliegenheit zur Beschaffung einer guten Rechtspflege ein, und je schlechter ihre wirkliche Beschaffenheit bei dem Antritte seiner Regierung war, desto größer wurde sein Eifer, durch ihre Umschaffung ein unvergängliches Verdienst sich zu erwerben. Zeuge dessen sind seine fortlaufenden Verfügungen zu diesem Zweck. In diesem Eifer nun meinte er in dem Krebsmüllerproceß einen Vorgang ganz offenkundiger Rechtsverletzung entdeckt zu haben, sei es, daß das wahre Recht durch die Art der Proceßverhandlungen verdreht, oder daß von den Gerichten dem Ansehen der Personen zu viel nachgegeben worden. Die Heftigkeit, womit er dabei sowohl die vermeintlichen Advocatenkünfte angriff, als die Gleichheit aller Unterthanen vor Gericht verkündigte, gleichviel ob sie Prinzen oder Bauern seien, weiß auf Beides zurück. Daß aber der König in der Sache eine so entschiedene Meinung aufgefaßt hatte und das Verfahren der Justizbehörden so überaus beargwöhnte, noch bevor er von der Sache amtlichen und vollständigen Vortrag erhalten hatte, dies leitet darauf hin, daß ihm solche einseitig auf einen, seinen Affect auf regende Weise insinuiert worden sein mag, wovon zwar nichts verlautbart hat, wovon sich aber doch eine gar sehr erhebliche Spur zeigt. In seiner Antwort hat der Regierungsrath Neumann nämlich Beweismittel dafür angegeben, daß der Auditor Bach mit den Müller-Arnold'schen Eheleuten, bevor die Sache an den König kam, verkehrt hat und ihr Consulente gewesen ist, und daß ebenderselbe während der commissarischen Untersuchung der Sache, wobei er die Stelle eines Actuarii versah, noch das Dratel derselben war.

Durch einen Bruder der verhehlachten Arnold, welcher als Soldat bei der Leibcompagnie des Prinzen Leopold von Braunschweig in Frankfurt stand, war Legation für dem

Klagelegenheit so eingenommen worden, daß er sich dafür schärfte bei dem auf Visitation der dortigen Regierung zu Berlin befindlichen Großkanzler v. Fürst verwendete, von welchem jedoch eine schriftliche und mit Gründen unterstützte abschlägliche Antwort erhielt. Bald darauf traten die Arnolds'schen Eheleute dem König zum dritten Male an, welcher nun, nicht wie bei den ersten beiden Besuchen, solche dem Justizministerium zur Erledigung zuschickte, auch nicht erst von diesem in der Sache Bericht ersuchte, sondern sogleich dem Obersten v. Heusing den Auftrag erteilte, die Sache commissarisch zu untersuchen und ihm darüber Bericht zu erstatten. Dieser v. Heusing wählte, was unstreitig sehr wichtig ist, jenen Auditor Beck zu seinem Commissionsactuar, von welchem actenmäßig ist, daß er früher als Advocat in Berlin schuldlos ausgetreten und später als Justitiar in Coblenz wegen mehrerer Malversationen von eben der Regierung zur Untersuchung und Strafe gezogen wurde, woraus welche der König nun aufgebracht war. Es ist Thatsache, daß der Letztere, noch ehe er die Arnolds'sche von ihm in Verdacht gezogenen Rache befragte, dem Großkanzler v. Fürst ohne Weiteres bekanntmachte, daß seine Stelle bereits anderweitig besetzt worden sei. In dem Allen ist der Zusammenhang schwer zu verkennen.

Gewiß aber ist anzunehmen, daß, wenn Friedrich noch lebte und das vorliegende Werk lasse, er auf der Stelle von seinem Irrthume zurückkommen und einsehen würde, daß nicht Das, was ihm damals von seinen Dienern in der Sache vorgestellt wurde, wie er sich ausdrückte, Advocatenkisse und Fickfackereien gewesen sind, sondern umgekehrt, daß es in seiner Lauterkeit und Bündigkeit nur mit deren Hülfe angesehen werden konnte. Denn

1) hat der Verf. aus ganz unvollständigen Acten seinen Vortrag gemacht, indem die frühern Processacten sämtlich von ihm nicht haben auffindig gemacht werden können, sondern nur noch Bruchstücke von Vernehmungen und einige Erkenntnisse, Berichte und Rescripte vorliegen. Sogar Hauptdocumente mangeln, ohne deren Einsicht eine zuverlässige Behauptung in Betreff der durch sie bestimmten Punkte sich gar nicht aufstellen läßt. *)

2) Zeigt derselbe eine Einseitigkeit und Leidenschaftlichkeit in seiner ganzen Auffassung und Ausführung der Sache, die ihn nicht nur zu einer überaus unaufrichtigen und verdächtigen Schreibart und zu häufigen Schmähungen, sondern auch zu ganz unerwiesenen Beschuldigungen und sichtsamen Verleumdungen hingerissen hat **), sodas die An-

*) Dahin gehören besonders das mit dem Reichsinspecteur Schade angenommene Besichtigungsprotokoll und dessen Gutachten, der Vergleich von 1566 und die ältern Erwerbungsdocumente von der Krebsmühle, worauf sich die spätern beziehen.

**) Z. B. a) daß Schleier Justitiar in Kay und als solcher dem Landrathe v. Gersdorf gegen den Arnold behilflich gewesen sei; daß der v. Gersdorf die Witwe Köhnen durch das Versprechen, ihrem Sohne den Abschied zu verschaffen, verlockt habe, ihm die Mühle um 200 Thlr. theurer, als er sie erkanden hatte, wieder abzukaufen, was wenigstens mit deren nachherigem günstigen Zeugnisse in keiner Beziehung

gehörigen der Angegriffenen ihm deshalb zu belangen wol befugt sind. Die Ehrentitel von unwissend, oberflächlich, böswillig, falsarisch u. s. w. werden fortwährend alle Dem beigelegt, was nicht in seinen Kram paßt. Alle Umstände, welche seiner Ansicht entgegen sind, werden übergangen; diejenigen hingegen, welche seiner Ausführung dienen sollen, der Zeit und der Sache nach in ganz andern Zusammenhang und in ein anderes Licht gestellt, als ihnen zukommt. *)

(Die Fortsetzung folgt.)

steht; daß der Präsident v. Rebeur aus Animosität gegen die von dem Könige beabsichtigte Umgestaltung der Processform der königl. Absicht entgegengewirkt habe, und zu Gunsten des Großkanzler v. Fürst, wobei nur zu bemerken, daß der Letztere bereits abgesetzt war, und daß nicht dieser, sondern v. Jariges mit v. Rebeur gegen den Grafen Garmer gekämpft hatte.

*) Beispielsweise folgende Behauptungen: a) Die Krebsmühle könne für kein Eigenthum oder Erbzinsgut, sondern müsse für ein Erbpachtstück angesehen werden, ungeachtet sie in zwei Käufen zu Erb- und Eigenthum übertragen worden war, theils weil in denselben der darauf haftende Getreideschutt die Pacht genannt worden, theils weil überhaupt die Abgaben an die Grundherrschaft mehr betragen als die Zinsen des dafür gegebenen Kaufgeldes, mithin jene im Verhältnisse zu dem Ertrage der Mühle ständen. Allein es ist keine Spur davon vorhanden, daß der Müller Arnold selbst jemals das Eigenthum seiner Mühle verleugnet habe, noch daß darüber Streit gewesen. Auch mußte dies ja nach der Hypothekenordnung von 1750 längst im Klaren sein.

b) Der Guts- und Zinsherr von Pommernitz habe den Müller Arnold gegen den Besitzer von Kay vertreten und Letztern von Anlegung des Leiches als Gewährsmann abhalten müssen, weil dadurch die Mühle Schaden gelitten. Allein, obgleich nicht in Gewißheit gestellt worden ist, ob der Leich oder die Mühle eher existirt haben, nimmt selbst der Verf. jenes für das Wahrscheinlichere an. Actenmäßig ist nur, daß der Leich lange vor 1566 existirt hat, indem sich die Besitzer von Kay und Pommernitz damals über die Benutzungsart des schon vorhandenen Leiches verglichen haben; ferner, daß damals die Krebsmühle ein Zubehör des Gutes Pommernitz war und folglich von dessen Besitzern nachmals erst muß veräußert worden sein. Sonach ist ein Grund zu tragend einer Gewährleistung hier nirgend ersichtlich, da so viel außer allem Rechtsstreite ist, daß, insofern nicht der Besitz eines entgegenstehenden Rechts erworben worden ist, es lediglich von dem Gutbefinden des Besitzers abhängt, ob und wie lange er ihn anspannen oder wüste liegen lassen will.

c) Daß der Müller Arnold schon früher öfter mit seiner Pacht in Rest geblieben war und unter Execution gestanden hat, aber von seinem Zinsherrn immer mit Rücksicht behandelt worden ist, sodas die Berufung auf die Beschädigung durch die Leichanlage nur als ein Vorwand der letzten Resignation erscheint, zumal der Müller zu der Herstellung des Leiches drei Jahre lang still gewesen ist und dann erst sich darauf berufen hat. Das scheint der Verf. so wenig bemerkt zu haben, als daß der Müller, als er den Krieg zum Könige gefunden, in der Betreibung seiner Angelegenheit vor Gericht sich weiter nicht sehr betriebfam gezeigt hat, vielmehr trotzig auf die Hülfe, welche er von oben her bereits erwartete. So ist absonderlich seine Verschämtheit der Rechtsfertigung der Appellation in dem vierten Termine aus diesem Gesichtspunkte zu betrachten, zu deren Entschuldigungen sein eigener Mandator, Namens Grävell, nichts vorzubringen gewußt hat. Der Verf. legt auf die dadurch veranlaßte Präclation ein großes Gewicht, bedenkt aber nicht, daß die Fortsetzung des Rechts-

Autographa von Johann Michael Moscherosch.

Die große Theilnahme, welche unsere ältere Literatur gewöhnlich wieder findet, hat manche Unternehmung ins Leben gerufen, die, je schwieriger sie ist, desto mehr von allen Seiten unterstützt zu werden verdient, damit sie den immer möglichen Grad von Vollständigkeit und Vollenbung erhalten kann. Von dieser Art scheint die „Bibliothek der deutschen Nationalliteratur“, von der bei Wasse in Cuedlinburg neuerdings die ersten Bände erschienen sind. Unter den zahlreichen und werthvollen deutschen Handschriften der hamburgischen Stadtbibliothek, die zum Theil noch unbekannt und unbenutzt sind, findet sich auch ein Werk von dem berühmten Satiriker Johann Michael Moscherosch, und zwar in der Originalhandschrift des Verfassers. Die beabsichtigte Aufnahme dieses Dichters in jene Sammlung veranlaßt den Unterzeichneten die Aufmerksamkeit der Sachkenner auf jenes Werk zu lenken, das fast ganz unbekannt geblieben zu sein scheint. Wenigstens nahmen weder die Bearbeiter unserer Literaturgeschichte, noch der letzte Herausgeber des Hauptwerkes unseres Dichters, Heinrich Dittmar („Bundertische und wahrhaftige Gesichte Philander's von Eiterswald“, Berlin 1830), obgleich der Letztere in der Abhandlung über Leben und Schriften des Dichters manche Nachrichten aus dem handschriftlichen Besitz der Familie benutzte, nicht die geringste Notiz von der Existenz dieses Werks. Man muß daher wohl annehmen, daß es gar nicht gedruckt worden ist, und das ist um so wahrscheinlicher, da es vom Verf. nicht vollendet ist, obgleich es in die frühere Lebensperiode fällt und in zwei, theilweise in drei Überarbeitungen vorliegt. Sollte es bei der häufigen Veränderung des Wohnorts und bei den vielen Unglücksfällen des Verf. demselben abhanden gekommen sein? das möchte man um so eher vermuthen, da so manche andere Papiere bis auf den heutigen Tag von der Familie aufbewahrt sein sollen.

Die beiden Handschriften, welche verschiedene Überarbeitungen eines und desselben Werkes enthalten, stammen aus der Uffenbach'schen Bibliothek, die in Frankfurt am Main gesammelt ward und aus der unser hochverehrter J. G. Wolf, Prof. am akad. Gymnasium, 1200 Handschriften erwarb, die mit seiner übrigen Bibliothek einen Hauptbestandtheil unserer Stadtbibliothek ausmachen.

Im Katalog der Uffenbach'schen Bibliothek (Frankfurt 1748) S. 190 sind die erwähnten Handschriften folgendermaßen bezeichnet:

Fol. Joh. Mich. Moscherosch, Poetae et satyrici clarioris, de Patientia liber rhythmis Latino-Germanicis conscriptus 1627. Auctoris Autographum.

Quarto. Ejusdem apparatus ad praecedens opus de patientia continens potissimum veterum ac recentiorum sententias

Diese zweite Handschrift in Quart scheint die ältere zu sein und die erste Anlage des Werks zu enthalten. Sie führt den Titel: „Prima Patientia Philander.“ (So nannte sich bekanntlich Moscherosch.) Dann folgt ein lateinisches Epigramm mit der Überschrift:

Pati-entia
Ad Paulum

In culpas eodem Exit Patientia corde
Ille Pati quavis Exit, Paulus potest.

mittels des Unterschiedes zwischen dem Preise des reinen und des Mengelornes, also etwa $\frac{1}{2}$ der ganzen Schuldsomme betragen hätte, wodurch in dem übrigen Gange der Sache selbst nichts geändert wurde. Ebenso erhebt derselbe darüber Aufsehen, daß dem Gerichtshalter, nachdem er die Execution verweigert hatte, erst die Verflung zugegangen ist, daß er zuvörderst ein Liquidum constituit und die Execution erst in das Mobilare vollstrecken möge, bevor er die Rühle angreife. Letzteres war aber unstatthaft, weil kein Mobilare dazu vorhanden war, und Erstes betraf nur die Feststellung des Geldbetrages für das executivisch beigutreibende Zinsgetreide.

Die Handschrift besteht aus ~~einigen~~ Blättern von ungleicher Größe, die offenbar erst später gesammelt sind. Das Blatt enthält ein deutsches Epigramm, das mit dem lateinischen Worte Patientia schließt. Weiter sind ähnliche Sentenzen aus der Bibel und den Profanchristlichen, sowie die Spiele aus der Geschichte hinzugefügt.

Die Handschrift enthält theils deutsche, theils lateinische. Zuerst steht in etwas kleinerem Format als der übrige Theil des Buchs eine Sammlung deutscher Epigramme, welche Aufträge und lateinischer Epigramme, denen der Titel vorsteht: „Quaedam ad titulum Notae 1 Patientia. Auth. J. M. Moscherosch 1627.“ In der Seite-varia ad varias editiones.

Dann folgt in etwas größerem Format das deutsche Werk: „Patientia Prima.“ Die prosaische Einleitung hat die Überschrift: „Patientiae Necessitas“, und beginnt mit folgendem Epigramm:

Wiltu Mensch mit Frieden leben
Ich so lerne die Geduld:
Sonst wird man dir selbst die Schuld,
Daß du nicht fortkommst, geben.
Draus ist Patientia
Alte Jugend Anfang da.

Dieses wiederholt sich auf der dritten Seite mit demselben Commentar, der jedem der folgenden Epigramme beigefügt ist. Auf dem achten Blatte fängt eine andere Sammlung an, deren erstes Epigramm die Überschrift hat: „Patientia lectio.“ Es lautet:

Bist du ein Kind geboren?
Mit dir kommt Kreuz und Noth:
Weß und Weinen bis zum Tod:
Denn gepocht, erschrockt, verschoren,
Und ist Patientia
Nur das einzig Mittel da.

Manche Epigramme und besonders die prosaischen Erklärungen sind nicht ohne Werth für die Sittengeschichte der Zeit, z. B.:

Bist du ein Paenal geworden
Und mußt leiden Prin und Plag
Den Scherffen alle Tag,
Bist du in Studenten Orden
So ist Patientia
Nur das beste Mittel da.

Der Commentar reicht aber nicht über 30 Blätter hinaus: die folgenden, noch sehr zahlreichen Epigramme, welche meistens einen ähnlichen Ausgang haben, sind ohne Erklärungen bis auf einige der letzten. In einigen Stellen sind auch lateinische Gedichte eingefügt.

Am Schluß der Handschrift sind zwei gedruckte Seiten angebunden, welche für Geschichte der Zeit und des Dichters ungeachtet ihres kleinen Umfangs, nicht ohne Werth sind: 1) Was der Adel sei. Auth. Kasia Rekie. 2) Eine Sammlung lateinischer Gedichte, in denen Moscherosch's Freunde sein Uebereinkommen nach Frankreich besangen 1624. Hamburg. Prof. G. Petersen.

Literarische Notizen.

Der Baron Barthelemy de Penhorn hat soeben eine „Histoire de la philosophie allemande“ in zwei Bänden herausgegeben, welche die deutschen Philosophen von Leibniz bis Hegel umfassen.

Delecluse, dessen früherer Roman „Mademoiselle Jeanne de Lion“ mit Beifall aufgenommen ward, hat jetzt einen neuen: „La premiere communion“ geliefert, der ebenfalls die Anerkennung der Gelehrten findet. Alph. Barbier's Roman: „La Madone de Montbazan“ ist durch Cujet, glänzende Darstellung und trefflichen Styl ausgezeichnet. — „L'Esprit de la France“, in zwei Bänden von H. de Saint-Simon, ist einer der unterhaltendsten neueren historischen Romane der Gegenwart.

Literarische Unterhaltung.

Sonntag,

Nr. 276.

2. October 1836.

Ausübung hoheitlicher Gewalt des Staats und
Cabinet-Justiz, in wesentlicher Differenz dargestellt
von Karl Friedrich Ferdinand Siehe.

(Fortsetzung aus Nr. 275.)

3) Noch weit mehr offenbart sich die Richtung des
Berf. in den rechtlichen Momenten, welche er angeführt
hat, um dadurch seiner Ausführung ein rechtliches An-
sehen zu geben. In der Hauptsache setzt er schon als im
Rechte feststehend voraus, was erst aus der Unterord-
nung der Thatfachen unter die Rechtsätze zu erörtern
und zu erschließen gewesen wäre. Indem er solcherge-
stalt durch diese Voraussetzungen unvermeidlich schon vom
richtigen Wege abgeführt werden mußte*), hat er seine

*) Diese irrigen Voraussetzungen sind: a) daß von Hause aus
die Sache dadurch falsch eingeleitet und rechtswidrig behandelt
worden sei, indem der Patrimonialrichter nicht den Müller
Arnold über Alles belehrte, wodurch er sich den Gesetzen nach
gegen seinen Zins Herrn schützen konnte, und daß er nicht von
Amt wegen alle Thatfachen und Umstände aufklärte, auf welche
es hierbei ankam; insonderheit daß

b) nicht ins Klare Licht gestellt wurde, wie viel Wasser
der Arbsmühle durch die Wiederanlegung des neuen Leiches
entzogen würde, und welchen Schaden sie dadurch am Mahl-
werke erleide, indem es von vorn herein außer allem Zweifel
sei, daß ein Leich durch Einsaugen und Verdunsten Wasser
verzehre; endlich

c) daß der Zins Herr dafür dem Müller die Gewähr zu
leisten und entweder dafür aufzukommen, oder die Leichan-
lage zu verhindern habe.

Dies Alles ist aber ungegründet. Es ist an sich bekannt,
daß liquide Forderungen durch illiquide Einreden nicht auf-
gehalten werden dürfen. In Brandenburg ist es aber über-
dies gesetzlich, daß die Gutsherren ihre hergebrachten Zinsen
und Pächte ohne allen Proceß entweder selbst oder durch die
Gerichte executivisch Beitreiben lassen können. Diesem gemäß
machte der Possessor Schleder ganz in der Ordnung die exe-
cutive Auflage und that mehr als er zu thun brauchte, daß
er die Vollstreckung der Execution ansetzte, weil der Müller
bei der Regierung klagbar geworden war. Alle Anschuldigung
pflichtwidriger Unterlassungen, die ihm der Dr. Berf. aufbür-
den wollen, fallen damit von selbst weg. Später versteht sich
schon von selbst, daß, nachdem rechtskräftig feststand, daß die
Anlösung des Leiches der Abentrückung des Zinses keinen
Eintrag thue, darauf nicht mehr eingegangen werden durfte.
Aber auch in dem Verfahren zwischen dem Müller und dem
Leichherrn ist vollkommen gesetzlich die technische Unternehmung
der Confumtion des Leichwassers bei Orte gesetzt worden.
Denn einmal bestimmen die damaligen und die jetzigen Ge-

setzungen noch dadurch vergrößert, daß er, in der Me-
nung und Absicht, zu zeigen, die Ungerechtigkeit des von

sege, daß, wenn ein Präjudicialerwand erhoben wird, eine
weiläufige Beweisaufnahme in der Hauptsache angesetzt wer-
den müsse, bis über jenen verwerfend entschieden worden ist.
Man hatte der v. Gerßdorf den Einwand gemacht, daß er
dem Arnold für keinen Schaden einzustehen brauche, der ihm
aus dem rechtmäßigen Gebrauche seines Eigenthums erwachse,
und dieser Einwand ist für gültig erkannt worden, womit
alle Untersuchung des angeblichen Schadens wegfiele. Aber
auch hiervon abgesehen, ist es ungegründet, daß an und für
sich schon ausgemacht sei, wie die Spreitung eines Leiches mit
Wasser einer unterhalb liegenden Mühle schädlich werden müsse.
Denn nicht darauf kommt es an, wie viel Wasser der Leich
verzehrt, sondern wie viel das Mühlenfließ führt, und ob sol-
ches für den Leich und die Mühle hinreicht? Es kann ein
Leich einer Mühle sogar nützlich werden, weshalb bei allen
Mühlen an nicht ununterbrochen fortfließenden Gewässern be-
sondere Mähleiche zur Auffammlung und Spannung des Was-
sers angelegt sind. Echterlich ist deshalb das Verlangen des
Erweises einer Negative (S. 219), der Unschädlichkeit des
Leiches, da vielmehr die Behauptung dessen Schädlichkeit das
ganze Fundament der Klage abgab, ohne deren Erweislich-
machung der Kläger sachfällig werden mußte. Dieser Beweis
konnte doppelt geführt werden, entweder a priori durch Be-
rechnung der nöthigen Wasserkrast, oder a posteriori durch
die Ermittlung des Fortganges der Mühle nach der Leich-
bespannung. Bei jenem Beweise war aber nicht zunächst
darauf zu sehen, wie viel Wasser der Leich verzehre, weil
namentlich das Einsaugen in den Boden, wenn der Leich zur
Zeit überflüssigen Wassers angelassen und anschließend gespannt
wird, der Boden daher gesättigt ist, für die Mühle ganz
unschädlich werden kann, ebenso, wie das Verdunsten, wenn
sie zu jener Zeit hätte das Wasser frei laufen lassen müssen,
sondern darauf, wie viel Wasser das Fließ überhaupt führt
und wie viel davon in der trockenen Zeit zur Infrischung des
Leiches entzogen wird. Da weder die Jahreszeiten noch die
Jahre in dem Wasserstande sich gleich sind, so würde diese Er-
mittlung eine sehr lange und sehr kostspielige geworden sein.
Sie konnte aber nur dann von Erheblichkeit sein, wenn
überhaupt erst ersichtlich war, daß die Mühle seit der Anlo-
sung des Leiches weniger Mählwasser hatte als sonst. Der
Sache ganz angemessen wurde daher hierauf zunächst die Be-
weisaufnahme durch Zeugen gerichtet, welche als solche und
da sie keine Sachverständige waren, natürlich nur in Betreff
ihrer Sinneswahrnehmungen, nicht ihrer daraus gefolgerten
Richtigkeit glaubwürdig waren. Sehr zweckmäßig wurde dieser
Hauptpunkt auf die Nebenumstände mitgerichtet, inwiefern die
Nichtspannung des Mühlenfließes oder die schlechte Beschaffen-
heit des Gerinnes und der Gerinnsche mitwirkende Ursachen ei-
nes Stillstandes der Mühle wären, und wie sich der Wasser-

dem Könige gemißbilligten Verfahrens und der übereinstimmenden Entscheidungen der Gerichtshöfe bestche in der That und deren Aufhebung sei eine Handlung der Gerichtigkeit des Staatsoberhauptes gewesen, es sich vorgesetzt hat, in allen Schäden das Gegentheil von Dem für Recht auszugeben, was die Gerichtshöfe dafür erkannt haben. Solchergehalt ist er verleitet worden, nicht nur theilweis neue Rechtstheorien aufzustellen, sondern auch Rechtsgrundsätze zu behaupten, wobei man bald über den sich darin offenbarenden Abwärtz lachen, bald über die kundgegebene Unkunde der vaterländischen Verfassung und Gesetzesbestimmungen sich bei einem Manne verwundern muß *).

zuflust bei der zwischen dem Leiche und der Krebsmühle liegenden Schneidemühle verhalten habe. Denn ganz unbedenklich muß die untere, nicht größere Mühle hinreichendes Wasser haben, wenn es die obere hat; und es ist eine letzte Einbildung (S. 125), rücksichtlich der Verschiedenheit des Gefälles solches bestreiten zu wollen. Nicht zu gedenken, daß dem durch eine Erhöhung des Gerinnes leicht abzuhelfen wäre, hat das Gefälle wol die ganze Mühlenanlage bestimmt, ist auch die Gehbarkeit der Mühle weiter ohne Einfluß. Wenn endlich die Wideranlassung des Leiches nicht auf den Grund einer auf der Mühle haftenden Realbeschwerde, sondern vermöge der freien Handlung eines Dritten geschah, so ergibt sich daraus schon, daß die ganze Vorstellung von einer dem Inas Herrn obgelegenen Gewichtsleistung eine verschrobene sei. Hieron verschieden ist die Frage, inwiefern er zu einem Pfandverfall verbunden gewesen? Dabei ist vom Verf. an den wesentlichen Unterschied der Erzins- und der Pfandgüter nicht gedacht worden, auch gar nicht klar, zu welcher Gattung die Mühle gehörte? Aber auch bei den Erzinsgütern gibt es kein Gesetz, welches einen solchen Erlaß am Zins um der Beschädigung eines Dritten willen angeordnet hätte, sondern nur aus der Ausführung der Justiz war von einigen Gerichtshöfen die Meinung angenommen worden, daß dieses stattfinden müsse, wenn durch die Kraft der Natur oder höhere Gewalt dem Besitzer die Nutzung gänzlich entzogen worden (Allgem. Pandrecht I, 18. §. 758 fg.). Jedenfalls beschränkte sich ein solcher Remiß auf Dasjenige, was aus dem Ertrage des belasteten Grundstücks nicht weiter zur Verzinsung des Zinses zu erzwingen war. Da überhaupt gar keine Verschlechterung der Mühle durch die Leichanlage hatte dargethan werden können, so konnte schon aus dieser Ursache von einem Pfandverfall gar nicht die Rede sein.

*) Solche Vorwürfe erweisen Beweis. Also

A. Neu Rechtstheorien:

1) über die Vorschriften des römischen Rechts wegen Benutzung der Privatflüsse, d. h. derjenigen, die nicht schiffbar sind, welchen Unterschied das Allgem. Pandrecht II, 15. §. 88 n. 89 (vgl. I, 6. §. 86 n. 8. §. 13) ebenfalls beibehalten hat. Jedes Verkon hätte dem Verf. gesagt, daß *Alvus* ein Bach, ein Wasserlauf heißt; ihm aber ist es eine Wasserleitung (*Aqueductus*); ein *Flumen privatus* ist ihm bloß ein Gießbach, außerdem *flumen* und *aqua profluens* (vorbeischießendes Wasser, dessen Besitz Niemand ergriffen hat) gleichbedeutend. Allerdings ist es ein Versehen, wenn (S. 96) anstatt der L. 26 D. de *damno infecto*, welche klare Masse gibt, die L. 7. C. de *servit. et aqua* sich allegirt findet; allein keineswegs enthält die letztere Stelle etwas Entgegengesetztes, sondern nur ein Verbot gegen die Verinächtigung einer *Servitus*, welche immer aus einer besondern Rechtsverwerbung beruhen muß. Der Verf. beschuldigt also nicht nur mit Unrecht den Ref., seiner Pflicht, die Rechtsmaterie zu repetiren, nicht genügt zu haben, da er den Lauterbach und *Arvus* anzeigt, sondern Ferner darf auch nur weiter „*Leyseri lra georgicum*“ III, 25. §. 42, „*Voetii Commentarius*, ad D.“ VIII. §. 6 und

der es unternimmt, die übereinstimmenden und von allen Ministern anerkannten Aussprüche dieser Gerichte

Stryckii „*Usus modernus*“, ibid. §. 8 et 9, wo namentlich der hier vorgelegte Fall vorkommt, nachsehen, um zu der Überzeugung zu kommen, daß die Entscheidung dem Ref. und dessen bewährtesten Anlegern gemiß gewesen ist.

2) Nach sächsischem Rechte ist die Mählengerichtigkeit der Befugniß, zu deren Ausübung jede Ortsobrigkeit Gausion zu ertheilen das Recht hat (S. 112), und wogegen den schon vorhandenen Mählern im Allgemeinen und ohne besondern Rechtstitel kein Widerspruch zusteht, wie noch in dem Ref. vom 1—7. Sept. 1800 als herkömmliches Recht anerkannt ist, auch solches durch den bloßen Richtgebuch nicht verlorren geht, worüber Hommel und Schaumburg Zeugniss geben. Wie es dem Anschein hat, gilt dem Ref. die gleiche Ableitung eines Flusses und der Gebrauch und Entnahme von Wasser aus demselben für einerlei.

B. Unkunde, wozu auch die schon gerügte Ignoranz der Befugniß zur Beibringung hergebrachter Zinsen und der Verpflichtung zum Erweise einer Negative gehören, zeigt sich auch darin, daß der Verf. (S. 41) annimmt, es erfordere die Verweisung der Sache von der Regierung an die Kammer eine Art von Rechtsverfügung, da doch bei den Kammerbesondere Justizdeputationen zur rechtlichen Verhandlung vor die Kammern gewiesenen Streitigkeiten bestehend, nur einen privilegierten Gerichtsstand der Sachen bilden, mit Ausschließung jeder Prorogation desselben.

C. Abwärtz.

1) Nach dem Verf. durfte der Arnold nur angehalten werden, bis zur Entscheidung seines Einwandes ad Deposition oder gegen Gausion seinen rückständigen Pfand zu zahlen (S. 30). Ja, wenn er einen Arrest oder ein Retentionsrecht zu begründen vermochte, wovon nichts erscheint; außerdem freilich.

2) Derselbe stellt sich, nicht einzusehen, daß jedes Recht verfahren, so von einer andern Person und vor einem andern Gerichte angebracht wird, ein Proceß für sich ist, und daß deshalb die mehreren Proceße, in welche der Arnold verwickelt wurde, nicht einen Proceß ausmachen, wenigstens nicht sind (S. 58). Die Vorchrift des „*Codex Frider.*“ wegen wechselnder Proceßverzögerung und deshalb anzunehmender Specialcommission paßt darum hierher gar nicht.

3) Derselbe findet eine schuldbare Übertretung der Proceßordnung darin, daß der Regierungspräsident nach jeder kabinetskabinetsordre, worin er das ganze Collegium zum Zeufel zu jagen drohte, nicht die Commissionen einzeln oder zwei Rätthen zum schriftlichen Vortrag zusuchte, sondern das ganze Collegium zu einer außerordentlichen Sitzung zusammenberief, in welcher die Actenstücke selbst vorgelesen, sodann Punkt für Punkt debattirt und ein Beschluß darüber gefaßt, dieser sogleich einem Referendar vom Präsidenten im Protokoll laut in die Feder dictirt, in eben der Art am Schlusse endlich vom Präsidenten selbst das Erkenntniß gefaßt und vom ganzen Collegium vollzogen wurde. Was an solche Weise nach einem so außerordentlichen Vorgange ein außergewöhnliche Vorsicht beobachtet worden ist, hat wol Niemand denken können, daß er deshalb noch einmal gemacht werden würde.

4) Der Verf. hält die sämtlichen Proceßur in der Sache für null und nichtig und meint deshalb, die Regierung hätte auf des Königs Befehl sie gleich aufheben und die Sache von vorne nach dessen Absicht einleiten sollen. Aber es liegen rechtskräftige Erkenntnisse vor, zu deren Beseitigung eine begründete Nullitätsbeschwerde, rechtliches Verfahren und mögliches Erkenntniß darüber unumgänglich nöthig ist. Allerdings ergibt aus einer spätern Kabinetsordre des Königs vom (S. 80), daß es seine Meinung war, die Sache solle ohne proceßualische Beibringungen abgemacht werden. Dazu konnte sich aber doch kein Gerichtshof hergeben. Nur wer mit dem

zusetzten, welche sie, unerschüttert von den Drohungen des ergrünten Königs und die Vollführung seiner Geheimsamkeit schon vor Augen habend, in treuer Pflichterfüllung und Gewissenhaftigkeit gethan haben.

Aus alle Dem ist so viel ersichtlich, daß eine Sache nicht so schlecht sein kann, daß sich nicht Jemand finden sollte, der die Strenge hat, sie zu vertheidigen, zumal wenn es auf die Vertheidigung eines Erdengottes ankommt. Adolph Friedrich selbst sah der Sache besser auf den Grund. Nicht nur bezeugte er dem Minister v. Zedlig seine Gnade ausdrücklich über die von ihm bewiesene Rechtschaffenheit, sondern forderte diesen auch noch am folgenden Tage auf, ihm noch schleunig anzuzeigen, wer die eigentlichen Urheberschaffer wären, da er nicht intentionirt sei, Unschuldige unglücklich zu machen. Ein deutlicheres Eingeständniß der Erkenntniß des Mißbrauchs der Macht abzulegen, war der König nicht im Stande, daher denn, da der Minister pflichtmäßig, einen Unterschied unter den Opfern zu machen, sich enthalten mußte, er es bei seiner Entscheidung zwar verwenden ließ, die Verurtheilten ihrer Haft noch vor Beendigung des Jahres entließ. Nach seinem Tode trat der ebenfalls seines Amtes entsetzte Präsident der Regierung zu Rustrin den Thronfolger um eine Revision der Sache und Aufhebung des geschehenen Urtheils an. Der König ließ sich von dem Lieblinge seines Vorgängers, dem Großkanzler Grafen Carmer, Bericht erstatten, in welchem dieser keinen Anstand nahm, des geübten Rechts sich anzunehmen, worauf der König auf Grund des verworfenen Gutachtens des Criminalsenats ein freisprechendes Erkenntniß ausfertigen und die noch Lebenden wieder in ihre Stellen einsetzen, ihnen auch das für den Arnold bereits Bezahlte erstatten, über den Civilanspruch des Müller Arnold aber von dem Geheimen Obtribunale in dritter Instanz erkennen ließ. Auch die-

ser oberste Gerichtshof bestätigte die frühern Erkenntnisse als überall zu Recht stehend. Merkwürdig ist hierbei, daß der König in seiner Ordre vom 27. Oct. 1786 die als einen Nachspruch angefochtene Entscheidung seines Vorgängers mit eben diesem Ausdrucke bezeichnete, daß er nachher in das Gesetzbuch aufzunehmen nicht dulden wollte. Um so auffallender ist es, daß der Hr. Verf. dieser Bezeichnung widerspricht und die Rechtmäßigkeit der Entscheidung nach Inhalt und Form, als eines Ausspruchs des höchsten Richters im Lande, versichere, eines Majestätsrechts, dessen eigner Ausübung der König sich erst später durch die Einsetzung der Gesetzcommission begeben habe. Denn grade darum, weil der König aus dieser Veranlassung wohl eingesehen habe, „daß der Vorbehalt der Rechtsentscheidung in höchster Instanz für den Inhaber der höchsten Machtvollkommenheit nothwendigerweise auf eine Vermittlung der Begriffe hinauslaufen würde, die verderbliche Folge haben müßte“, habe er zur Vermeidung dessen jene Staatsbehörde eingesetzt, welche ebendarum in dem Staatsorganismus eine nicht zu entbehrende vorstelle. Hierüber sind wir mit dem Verf. einverstanden, indem in allen Fällen, wo es auf eine authentische Auslegung oder auf eine Ergänzung der Gesetze hinausläuft, außerdem ein Zusammenfluß der gesetzgebenden und richterlichen Gewalt unausbleiblich ist, sei es in den Gerichtshöfen oder beim Staatsoberhaupt, worin grade das Wesen des Despotismus besteht. Der Gegensatz desselben, der Rechtszustand im Staate, besteht eben in der äußern Sicherheit, daß Jedermann unter der Herrschaft der Gesetze frei sich ergehen kann, und daß vermöge deren Beobachtung jedes Recht unverletzlich ist. Darin liegt die unbedingte Nothwendigkeit der Trennung der Gesetzgebung von dem Richteramt. Das heißt keine Begehung der richterlichen Gewalt selbst, welche ein unveräußerlicher Bestandtheil der Hoheit ist, sondern nur die Unerschlichkeit der Bestellung von Richtern, welche in ihren Richtersprüchen unabhängig von der Staatsgewalt, in der Ausübung ihres Amtes aber derselben durchaus verantwortlich und also ihrer Beaufsichtigung unterworfen sind. Jedes Gericht kann nur vermöge seines erhaltenen Auftrags im Namen des Staatsoberhauptes Recht sprechen; aber was es in jedem einzelnen Falle für Recht gesprochen hat, muß auch vermöge dieses Auftrags für Recht gelten, weil außerdem die Hoheit mit sich selbst in Widerspruch gerathen müßte. Auf solche Weise entsteht die Verschiedenheit des materiellen und formellen Rechts im Staate und die Vorherrschaft des letztern als unvermeidlich ganz von selbst. Aber die Gesetzgebung ist es sich und der Gerechtigkeit schuldig, daß diese Verschiedenheit so gering als möglich sei, d. h. daß das formelle Recht nicht der subjectiven Vorstellungsweise des jedesmaligen Richters anheimgegeben sei, sondern sich nach objectiven Regeln richten und daran erkennbar sein müsse. Es ist also nicht nur nothwendig, daß das Recht von Rechtskundigen gehegt werde, welche sich über ihre Wissenschaft und Fertigkeit in der Anwendung des Rechts genügend ausgewiesen haben, sondern auch, daß für das

Verf. unheilbare Nichtigkeiten darin zu finden weiß (S. 63), daß die Schädlichkeit des Urtheils nicht von Amte wegen genau untersucht, und daß von einem Präjudicate in Betreff des Inbegriffes keine Anwendung gemacht worden war, obgleich er selbst (S. 297) die Würdigung jedes Präjudicates in das richterliche Ermessen stellt, da doch nur allein die Beilegung der Essentialia processus und ein Spruch gegen ein ausdrückliches und klares Gesetz eine solche Nichtigkeit begründen, hätte so sich zu helfen wissen können.

5) Am niedrigsten macht sich der Verf., wenn er (S. 160) kein Bedenken darin findet, nachdem die Mühle im öffentlichen Verkauf zugeschlagen und bereits in den Händen eines Dritten befandlich war, diesen ohne Weiteres heraus- und den Müller Arnold wieder herrinzusetzen, weil es sich hier um eine nothwendige Abberückung zum allgemeinen Besten gehandelt habe.

*) Nachdem der König dem Minister viele Vorstellungen gemacht und dieser ihm geantwortet hatte: er solle nur sagen, ob er ihm gehorchen wolle oder nicht, schrieb der brave v. Zedlig: „Ich habe Ew. Königl. Maj. Gnade jederzeit als das größte Glück meines Lebens vor Augen gehabt und mich eifrig bemüht, solche zu verdienen; ich würde mich aber derselben für unwürdig erkennen, wenn ich eine Handlung gegen meine Überzeugung vornehmen könnte. Aus den angegebenen Gründen werden Ew. Maj. zu erwidern gerathen, daß ich außer Stande bin, ein condemnatorisches Urtheil gegen die betheiligten Beamten abzugeben.“

Montag,

Nr. 277.

3. October 1836.

Ausübung oberstrichterlicher Gewalt des Staats und Cabinet-Justiz, in wesentlicher Differenz dargestellt von Karl Friedrich Ferdinand Siehe.

(Fortsetzung aus Nr. 276)

Wir waren daher ungemein neugierig, wozu der Unterschied der oberstrichterlichen Gewalt des Staats (das gibt keinen Sinn, sondern es muß heißen: des Staatsoberhauptes) und der Cabinetjustiz gesezt, wie das Wesen beider beschrieben und was er für den Unterscheidungsgrund angegeben haben würde. Allein von Allen ist in dem Buche überall keine Rede. Seine Ausführung dreht sich nur darum, daß König Friedrich die oberste Richterstelle in der Mark Brandenburg wirklich bekleidet habe und in dieser Eigenschaft zu entscheiden wohl befugt gewesen sei, weil

A. die uralte deutsche Rechtsverfassung es so mit sich bringe. Allerdings, so lange die Markgrafen als kaiserliche Beamte Gericht hegten oder als Herren über Hörige geboten. Seitdem sie aber Landesfürsten geworden sind, haben sie nicht umhin gekonnt, Gerichtshöfe einzusetzen, die in ihrem Namen Recht sprechen (S. 231). Überdies war kein Graf oder Richter befugt, allein das Recht zu verwalten, noch dasselbe zu finden oder zu vertheiligen, sondern zu alle Dem mußte er die Gerichtsbank mit Schöffen besetzen.

B. Die überspannte, eines Justinian vollkommen würdige Anordnung der L. 12. C. de Legibus, wornach jede Willensäußerung eines Regenten als Gesetz für alle Zukunft geachtet werden soll, hat so wenig als irgend eine andere, das römische Staatsrecht angehende Vorschrift in Deutschland gegolten, weil sie vermöge der verschiedenen Verfassung Deutschlands niemals hat stillschweigend recipirt werden können.

C. Wenn nicht nur die Justizverwaltung und die Beaufsichtigung des Gerichtswesens allezeit ein Attribut des Landesherrn geblieben ist, sondern auch die angeordneten Gerichte nur im Namen des Landesherrn ihr Amt verwalten durften, so folgt aus allen den Verfügungen, in denen dem Staate oder dessen Oberhaupt die Ausführung und die Abwendung der Gesetzübertretungen vorbehalten worden ist, keineswegs, daß darüber der Landesherr selbst Recht sprechen wollen oder zu entscheiden habe, sondern nur, daß solches unter seiner Autorität und auf seine Weise geschehen solle, wie überhaupt zu Recht erkannt

werden darf (S. 235). Eben dies gilt insbesondere auch von der Verordnung vom 23. Juli 1777, worin sich der König die Cassation und sonstige Bestrafung derer Justizbedienten ohne weitläufige Untersuchung vorbehält, welche seinen Edicten entgegen die Proceffe zu verschleppen fortfahren. Um dies zu ermitteln, bedurfte es keiner weitläufigen Untersuchung. Davon war aber auch hier keine Rede. Es ist diese Vorschrift auch in der jetzigen preussischen Gerichtsordnung beibehalten, ja noch weiter ausgedehnt, aber auch im Th. III. Tit. 1. §. 21 und 23 sorgfältiger unterschieden worden. Wenn nämlich bei Justizvisitationen oder sonst vom Chef der Justiz angeordneten Untersuchungen des Dienstverhaltens sich äußere grobe Verbrechen von Justizbedienten ergeben, wovon das Allgem. Landrecht II, 20. §. 366 fg. handelt, so sollen solche dabei sogleich näher untersucht und der dabei ermittelte Schaden ohne weiteren Proceß beigegeben, außerdem aber nach Vorschrift der Strafgesetze verfahren werden. Von einer Bestrafung ohne Urtheil und Recht kommt hier überall nichts vor. Wenn endlich

D. auch zugegeben werden muß, daß nach der noch fortbestehenden Verfassung dem Landesherrn und dem Justizministerium die Befugniß zustehe, die untauglich befundenen Justizpersonen ihres Amtes zu entlassen, so ist doch von dieser, mit einer Pensionsberechtigung verbundenen Entlassung eine Cassation als Strafe nach der Allgem. Gerichtsordnung I, 35. §. 34, Nr. 5 himmelweit verschieden, die nur im Wege Rechts verhängen werden mag. Ja, wenn ein Beamter der ihm Schuld gegebenen Unfähigkeit widerspricht und die Dienstentlassung nicht annehmen will, wird ihm das rechtliche Gehör darüber nicht versagt werden dürfen, da eine aufgebundene Entfernung aus dem Dienste allemal zu einer Entsetzung aus demselben wird, welche nach dem Allgem. Landrecht II, 17. §. 99 nur vermöge gerichtlichen Ausspruchs erfolgen darf. Es ist ein ganz offenbar falsches Vorgeben, daß diese Befugnisse nur von der Entlassung der Patrimonialrichter durch ihre Gerichtsherren rede; denn die besondern Vorschriften für die Patrimonialgerichtsbarkeit endigen schon mit dem §. 97 ebendas., und es fangen mit dem §. 98 die allgemeinen Bestimmungen für alle Gerichte ohne Unterschied wieder an, wie denn auch der allgemeine Ausdruck zeigt: „Wer ein richterliches Amt bekleidet u.“

Daß König Friedrich II. also sich im Rechte befunden habe, seine harte Entscheidung zu geben, ist auf keine Weise durchzuführen; und es ist ganz unhaltbar, daß aus dem vorliegenden Falle sich die geringste Unstatthaftigkeit der gänzlichen Trennung des Richteramtes von der Staatshoheitsausübung ins Licht gestellt habe (S. 3). Der Verf. hat seine Aufgabe keineswegs gelöst, die er selbst dahin angibt (S. 9), zu erweisen:

daß der König sich scharf in den Grenzen der damals geltenden Gesetze gehalten und eben dadurch die Sicherheit seines Rechtsgefühls bewahrt habe, jenes Gefühl, welches in sich die Gewissheit trägt, die Formen des Rechts sollen und müssen Das gewähren, was auch dem sittlichen Zwecke des Staats, wie des Einzelnen entspreche, und es sei, wo dieser Zweck verletzt werde, auch eine Verletzung der Form zu suchen.

Der ganze Satz hat an sich keinen Boden, theils weil in ihm eine Ablehnung des unleugbaren Unterschiedes zwischen materiellem und formellem Rechte enthalten ist, theils und hauptsächlich, weil er das Urtheil auf das Gefühl gründet und dieses für zuverlässig ausgibt. Denn jedes Gefühl ist seiner Natur nach ein individuelles und kann niemals in sich die notwendigen Bedingungen der Allgemeinheit aufnehmen. Unstreitig hat Friedrich im warmen Gefühle seiner königlichen Pflicht zu allgemeinem Rechtsschutz und in dem aufgeregten Gefühle über eine ihm auffallende Ungerechtigkeitsgehandelt. Aber eben dies Gefühl verführte ihn, weil es seinen klaren Verstand verdunkelte und nicht von der Vernunft regiert wurde. Es ist daher das gelindeste Urtheil, was Preuß ausspricht:

Man werde sich immer über solche landesväterliche Sorgfalt freuen müssen, wenn man auch die damals unschuldig gekränkten Richter mit theilnehmender Liebe bedauert und den Wunsch nicht unterdrücken kann, das Ungewitter möchte nicht schuldlose Häupter getroffen haben.

Dhne Zweifel mochte Friedrich sich damit trösten, daß diese Einzelnen dem Wohle des Ganzen geopfert wurden, indem der Schrecken, den er in die Justizbehörden durch seine Strenge bringe, auf lange Zeit widerhalten werde, zumal abgesehen davon, daß er nicht die Größe besaß, ein begangenes Unrecht zu bekennen und wieder gut zu machen, ihm ein solches Umkehren nach dem Graste, womit er die Sache angefaßt hatte, seinem Ansehen gefährlich zu werden wol bedünken mochte. Aber der Zweck heiligt kein Mittel, und die Rechtheit der Beamten, die sich bloß auf Furcht gründet, ist noch vergänglicher als der Mensch selbst. Sehr passend heißt es daher in der Cabinetsordre vom 14. Sept. 1786:

Der ruhmwürdige Eifer Unsers in Gott ruhenden Onkels Majestät ist durch unvollständige, der wahren Lage der Sache nicht angemessene Berichte übel unterrichtet und präoccupirter Personen verleitet worden.

(Der Beschluß folgt.)

Dionysosfest. - Lyrische Tragödie von Heinrich Stieglitz. Berlin, Weid und Comp. 1836. Gr. 12. 12 Gr.

Wir wollen, um das richtige Bewußtsein über die vorliegende Dichtung zu gewinnen, den dieselbe beschließenden Chorgesang hier hervorheben. Er lautet so:

Alles Berdent, alles Streben,
Alles Mühen, aller Eust,
Des geheimsten Reimerbebens,
Junges Auelens letzte That —
Ihm sich weihn in heil'gem Thun
Ist die Wahrheit, ist das Wort;
Es vereint sein heilig Mahnen
Unter seine Siegesfahnen
Griechenland hier und dort.
Heil ihm! Nicht zerreißen wollt er
Fromme Sitze, schlichtes Recht,
Aber unerschütterlich grüllt er
Widerstrebendem Geschlecht;
Wider Eifer harter Bande
Trat er siegend in die Welt.
Seiner Arm zum Unterpfande
Zu beglücken alle Lande,
Er, der jugendliche Held.

Uebrigens eine hohe und schöne Aufgabe und ein wahrhaft poetisches Geheimniß, alles Werden und Stähen, alles Dunkel und dunkles Reimerzittern, Alles, was Feuer, Kraft und Leben ist, in der Natur darzustellen und zu schildern. Denn vergessen wir einmal alles mythologische Bei- und Nebensächlichen, philologisch-beschwerlichen Apparat, der dem Dionysosdienst anhaftet, und fragen wir ganz einfach die laute, menschliche Natur und den ihr einwohnenden Geist: Wer ist Dionysos? Der schöne Gott, dem alle Jahrhunderte des Götter Epos singen?

Eine leichte Frage und sárwahr eine schwere Antwort. Zuerst mag uns in dem Bestreben, das Geheimniß zu durchwöl der Nebenstock einfallen, den Vater Noach pflanzte, als Gottes Gnade am ewigen Himmel im siebenfarbigen Regenbogen erschaut hatte. Es mag uns als die einfachste Erleuchtung mitten diese erscheinen: Dionysos ist der — Weis. Also der Wein, und der Cultus des schönen Gottes war dem eine Philosophie, eine Poesie des Weins.

Es gibt eine ganz naive Weise, diese Philosophie des Weins herzustellen. Dieser Weise und ganz einfachen Methode bemächtigte sich einst Wilhelm Hauff in den „Phantasien im Bremer Rathskeller“. Nichts ist unbeschwerlicher, nichts naturgemäßer als die Genesis und Fortentwicklung dieser Speculation. Ein junger Mann, der in Deutschland umherzieht, um der Menschen und Städte Sitte zu lernen, findet sich in der guten Stadt Bremen als ein Urinflufter ein. Er hat von der alten Frau Rose gehört und den heiligen Jakob Apostel. Da verschafft ihm denn ein Freund, der auch des Weins achtet, auf sein brünstiges Bitten den Eintritt in das unterirdische Heiligthum, in dessen ähnungsvoller Dämmerung er nun an rohbehauenen Eichenstämmen Platz nimmt, erwartungs- und lustig schend. Da kommt nun der brave Rathskellermeister zu ihm und bringt mit feierlich langsamem Schritt den gewaltigen Goldpokal. Er ist noch beim ersten Glase — nicht der Kellermeister, sondern der Jüngling — da denkt man sich nichts Sonderliches, so uralt auch die Tropfen sind, die in der dämmernden Götterhöhle, beim einzigen Lichte der ewigen Fackelampe in seinem Glase perlen. Denn das erste Glas ist aller Orten von keinen, oder nur sehr nachträglichem Gehör begleitet. Aber da kommt schon das zweite Glas, und der seltsame Geist wird stiller und in sich gekehrter und lauscht heimlich in sein eigen Selbst zusammengekauert, schon ähnlich den Glockenklängen aus früher Kindheit. Da gedenkt er die Tage, wo die ersten Föhnungen erwachen, und geht zurück auf den Ursprung seines Selbstbewußtseins, auf die Grenze, wo die uralte Nacht des Nichtseins an das erste Frühlicht des Seinerwerdens grenzt. Er gedenkt der grünen Wiese, die er noch im Traumbild schaut, wo er zuerst spielte, gedenkt der ersten Juchzens und des ersten Widerstreits, gedenkt der ersten willigen Gespielen und des kleinen Weibchens, seines ersten Lebens. Und wie nun zwischen diese ersten und ursprünglichen

Erinnerungen die uralten bauherrlichen Krippen stellen, ist es, als ob ein zweiter Regenbogen Noah's sich am reinen Jugendhimmel des Jünglings aufboge, und als ob ein einziger Regenguss die ganze Wölbung über ihm durchleuchtete, in welcher schon ganz andere und noch traurigere Bilder neigend und bewegend auf- und abschwoben.

Es sind mit einem Worte die Farben, die Lichter, die Tage und Nächte der ersten Liebe. Weiße Kleider, blaue Himmelsschleier, sanftere Gefühle, heimlichste Hoffnungen, stille, verschiegendste Genüsse.

Es hab' ich endlich dich geteilt
Mir aus der Menge wäldem Reich's,
Du bist in meinen Arm geteilt,
Du bist auch mein, nun einzig mein.
Es schlammert Alles diese Stunde,
Nur wir, wir leben auf der Welt,
Wie in der Wasser stillen Grunde,
Der Meerestot sein's Göttin hält.

Er ist schon beim vierten Glase und die heilige Metamorphose der Wirklichkeit zur ursprünglichen Pracht der leidhaftigen Poesie vollbracht. Nicht Räume sind es nur, nicht seltsame Erinnerungen, welche die Brust bewegen; es sind Gestalten, die in selbständiger Kraft und Jugend an dem Geist vorüberschreiten; es sind herrlich gelungene Bilder, welche sich auf den rauhen, kühlen, unbeweglichen Mauern des Rathesellers zu Bremen abzeichnen. Es ist die alte Mähr, welche wiederkehrt; es ist die Sage in ihrem ewig frischen Gewande, welche aus der Blume des Rheinweins emporsteigt; es sind die tausend muthwilligen, äppigen Weingeister, die auf dem Rande des Pokals schweben und leise singen. Ein Sang und Klang, bei welchem das Geheul des Dichters ganz unmerklich hingelockt wird bis zum sechsten und siebenten Glase. Siehe, da werden nun all die Kriechfüßler und all die Riesensteine lebendig, und der Aufbruch der Gestalten wird überschwänglich, und zwischen die lauten Schreie der Ränaden, zwischen die unbändigen Worte und zügellosen Scherze der heidnischen und christlichen Geisterchen thut sich noch die sanftere, friebereiche, erlösende Stimme des Gottes; denn Dionysos selbst ist nun eingezogen: Erst wenn Alles wieder still geworden, wenn die laute, lärmende Schar vorüber, erst dann sammelt sich der Geist des Dichters wieder und erkennt, wenn er mit dem ephruegetränkten Haar und noch taumelnden Schritten die Stufen hinauf zum Licht der Oberwelt emporsteigt, daß dies Alles nur sein Träumen und im fabelhaften Traum nur sein wirkliches und wahrheitsvolles Dichten gewesen.

Nimmt er aber Alles in Allem, was er in diesen Stunden erlebt, so muß er selbst aus befreiter Brust sein Evan Tool rufen und bekennen, daß er im Ratheseller zu Bremen den Dienst des schönen Gottes gefielet.

Und in diesem Bekenntnis läge dann die erste Antwort auf die Frage: Wer Dionysos sei. Aber hätten wir uns wohl, die ganze Lösung des Geheimnisses darin zu finden. Denn um wie viel mehr ist Dionysos als nur der Wein!

Alles Lebend, alles Strebend,
Alles Blühend, alles Saft,
Des geheimnißlichen Keimerbedens,
Jungen Quellens letzte That —

so nennt es der Dichter, und er hat Recht, denn dies ist wirklich Dionysos. Allein wie selbst würden besser thun, wenn wir für diesen Namen des Gottes einen andern erdennen. Denn wo findet sich denn alles Leben und Streben, alles Gekochte, Blühende und Erblühende, alles Quellen, Knospen und Reimen? Wo anders, als in der unendlichen Natur, dem schönen, geheimnißvollen Endlichen, das doch uns das Unendliche ist? Wer anders also ist Dionysos, als der leidhaftige Geist und Gott der Natur? Und so steht es denn fest, daß nicht bloß das Christenthum seinen Dionysos und dessen Dienst besitzt, sondern in gleichem Maße auch das Heidenthum und die christliche Romantik.

Und wahrlich, der Dionysos der christlichen Romantik ist, wenn vielleicht nicht so schön — was nämlich der Griechische Schönheit nannte — doch ein weit tieferer Gott. Denn nicht bloß alles Lebendige besaß er, nicht bloß alles Lebendige erschafft er, nicht bloß alles Lebendige beschützt er, sondern wirklich und wahrhaftig in allem Lebendigen wohnt und hauset er. Er bekränzt sich nicht mit Ephen und mit den Reben des Weins; aber auch in dem Ephenblatt und in der Rebe und in allem Sprossenden krönt er selbst unsichtbar in seiner schönen lebendigen Geistigkeit. Wo ist der Dionysos der Romantik? Brich ein Blatt vom Baume, von der Blume im Garten, so kannst du ihn mit dir nach Hause nehmen.

Wir haben zu einer andern Zeit von einem Tag der Natur und von einer Nacht der Natur geredet. In beiden wohnt der Dionysos; aber der unsrige, der christliche, nicht der Gott der Griechen, denn dieser wohnt nur vom Tage. Darum ist der Gott der Griechen schöner. Wollt ihr den unsrigen in seiner Nachschauen, lest Goethe's „Grilbald“; wollt ihr aber den leidhaften Kampf des heidnischen mit dem christlichen erleben, lest die „Braut von Korinth“. Es gibt manches deutsche Gedicht, in dem Dionysos in seiner lebensvollen Herrlichkeit wandelt; es gibt auch manches geistige Werk, das kein Gedicht ist, wo er in voller Glorie erscheint. Aber auch viel tausend Werke gibt es, wo seiner nicht gedacht wird, und tausende, die zu Oben und Erstorben sind, als daß er darin eintreten sollte.

Was nun dieses Gedicht von Heinrich Stieglitz betrifft, so ist es der alte griechische Dionysos, der hier genannt wird. Denn in Elyrgos, König der Ebonen, erscheint hier das starre, allem Lebenshauch der Poesie von Ewigkeit her entfernte Widerstreben, die Widerwärtigkeit, die lieber den eignen Sohn im blinden Wahnsinn opfert, ehe sie sich dem schönen Gott ergibt. Denn also läßt sich der rauhe König gegen den Chor der Bacchanten und gegen den Gott selbst vernehmen:

Des Willens Steinwall gegen euren Strom,

Der Grundgesetz ehre Mauer gegen
Der angebrochten Rassen Feuerregen!
Was' einer angutaßen ein Atom
Gewelhter Bäterstie, ohn' Erdarmen
Krißt ihn der Speer von meiner Krieger Armen.
Und du entartet Kindelein (er meint den Gott), Unheilsteher,
Bühnenspieler, fluchwürdiger Empörer.
Des Grundhaus grauer Jahre lodender Bersther,
Aufwurf der Zeit, gendert von hohem Wande,
Hinaus von hier! entlauch mit deiner Wande,
So lang es Zeit ist, fluch aus meinem Saude
Und birg dich heulend in die eigne Schande.

Bei solchem ganz verlorren Sinn und eiskaltem Wort ist natürlich an keine Versöhnung zu denken, und die milde Rede des Gottes findet kein Gehör, welcher spricht:

Elyrgos, mein Panier ist nicht Berührung,
Elyrgos, mein Gebot ist nicht Empörung;
Geburt, Erlösung, Aufbau heißt die Kraft,
Die in dem Keim, den ich dir biete, schafft.
Geburt von zukunftschwanger Lebensschaden,
Erlösung von bluttriefenden Gesehen,
Des Schönen Bau, der Muten hohe Kunst.
Natur, vertilgt am Sauberhauch der Kunst.
In dem aus rohen Taumel's Wäandigung
Sich Laß erhebt in leichtschwingigem Schweben.
Die Trauer selbst verhöhet zu sanfterm Reben,
Durchzieht der Seelenfäden Gattenschwung,
Wo sich des Schicksals dunkler Gang, die Leiden,
Des Tages buntes Wechselspiel, die Freuden,
Entrückt des Zufalls launischer Gewalt,
Befreien zu lebendiger Gestalt —

Die Frucht entspricht der reichen Saat, der neuen,
Ein Regend Licht, die Arbeit zu erstreuen,
Mit Sadung Aller Dergen zu erstreuen.

Aber dieser rauhe König der Ebonen selbst ist auch der einzige

seines ganzen Volks, dessen Sinn bis ans Ende gegen den Freundschafter verhärtet bleibt; er, der Einzige, der kein Groll ruft, der an keine Poesie, an keinen sanften Tag, an kein Blühen und Keimwerden der Natur glauben will; darum ist er denn auch der Einzige, der ein großes Opfer bringen, die Naturgötter zähnen und den eitlen Sturzfall seiner Brust abblößen muß mit dem Verlust des einzigen Sohnes, der ein Gläubiger des Dionysos war, welchen der Vater, vom Gott, den er verschmähte, geküßet, selbst erschlägt. Dryas, dieser erschlagene Sohn, hatte in seinem frommzugewandten Sinn das Erscheinen des Gottes zuvor geahnet, aber die sich nur erschließende Knospe seiner Freude kann nicht zur Blume werden, weil es sein Verhängnis ist, die Rache des Gottes zu vollbringen und die Hände des Vaters zu tilgen. Sein Gesang in der Einsamkeit des väterlichen Gartens ist rührend:

Blüthenreich im frühen Frühl.
Kind vom ersten Sonnenstrahl.
Daß er lufte, daß er glänze
In dem stillen Quellenthal.
Wenn ihn unter kaltem Rosen
Inhaucht scharfer Reif der Nacht.
Morgenswind mit wildem Losen
Führt ihn die junge Pracht.

So schnitt früh der Reif des Lebens
In mein junges Werden ein
Und ich jähle nun vergebens
Stunden unheilbarer Pein.
Jugend ging mir schon verloren,
Als ich kaum sie kennen sah.
Aus des Todes dunkeln Thoren
Führt mich die Schatten nah.

Dunkle Schatten mich umschwirrend
Hohlen Auges, über Brust.
Den gekauften Blick verwirrend,
Kränzend kaum erwachte Lust.
Kaum erwachtes süßes Sehnen,
Heitern Tag, erschlossen kaum —
Und so löst sich in Theden
Die verlorenen Jugend Raum.

Diese unverhaltene Klagestimme erinnert an Cassandra:

Wo ich wandte, wo ich walle,
Stehen mir die Geister da.

Und wirklich ist, in einem tiefen Sinne, wer des Dionysos mächtig ist; einer Cassandra zu vergleichen. Wer den Geist hat — das ist das alte, ewig bleibende Wort — der hat auch die Geister, und es kommt, daß die Geister allmächtig werden und den Seher locken in uralte Stätten und ihn dort erwürgen. Es gibt Tödtet, die der Geist getödtet hat. Ein solcher Tod ist wahrlich schön.

Wenn nun gleich auf der einen Seite nicht zu wahren ist, daß der achtungswürdige Dichter dieses „Dionysosfestes“ dieses Todes sterben wird, so ist doch so viel gewiß, daß er auch nicht zu den Todten gehört, welche ohne den Geist gestorben und dem Leben und der Gottheit abgehorben sind. Wenn der Dichter solche Gedanken ausdrückt, wie diese:

Hast du die Saubernacht
Se ohne Furcht durchwacht,
Schrittst durch Feuersglut
Se du mit kaltem Muth,
Wist du des Todes Pfad
Se ohne Schreck genöth,
Wächter, dann ohne Furcht,
Reiz Dionysos' Scher!

so darf man an ihm nicht verzweifeln. Denn es blühen in diesen Tagen so Manche, die nicht von der heiligen Echeu gen Dionysos besetzt werden, ja die von der Götlichkeit des

Dionysos nicht einmal etwas ahnen, die niemals jenseits der Mächte mit Furcht durchwachen, nie durch Feuersglut wandern und von dem Pfad des Todes nicht wissen, als das ihnen leeren, götterlosen Dasein, als das allgemeine Glück menschlicher Armseligkeit, endlich bevorsteht.

Aber das Herrlichste wäre, wenn einst ein begabter Dichter ein christliches Dionysosfest schriebe, eine Transfiguration jener großen Saubernacht, wo zwischen Todesdunkel und Feuersglut die Dichtung sich gestaltet. 71.

Notiz.

In Paris wurde 1764 ein Ballet mit Gesang gespielt, „Ballot d'annui“. Ein redacirter Officier ist der Hühnerhahn darin, um den sich Alles dreht. Er klagt über seinen leeren Beutel, in welchen Jammers ein Heer von Schulden steht; der Bühne, singend als Chor einfällt. Ein tanzender Chor von regrets bewegt sich traurig um den Klagenhahn; er wird von Projecten abgelöst, die einen grotesken Tanz mit vielen Sprüngen und Entschätzungen aufführen. Der Hühnerhahn zu wenig geschlafen, als daß die Gläubiger nicht einbringen sollten; sie bemächtigen sich des Officiers, müssen ihn aber wieder loslassen, wie sich die Scene öffnet und in deren Hintergrund sich Lustschlösser erheben; die Hoffnung frigt wieder, eine Menge Hülfsmittel, expédians, in ihrem Schilde, deren lebhafter Tanz die Gläubiger weichen macht; der Officier nimmt die Lustschlösser ein, und der dramatische Chor, in einem Stabsoffizier erschienen, war aus.

Literarische Anzeige.

Goeben ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

URANIA.

Taschenbuch auf das Jahr 1837.

Mit Alexander von Humboldt's Bildniß und fünf Stahlstichen.

16. Auf seinem Kleinpap. Mit Goldschnitt geb. 2 Thlr.

- I. Die Bringeninseln. Novelle von Leopold Scherer.
 - II. Das Schloß Dürande. Novelle von Joseph Freiherrn v. Eichendorff.
 - III. Der Wappten vater. Novelle von Emerentius Sebasta.
 - IV. Wunderlichkeiten. Novelle von Ludwig Tieck.
- Humboldt's Bildniß kostet in Abdrücken in gr. 4. 8 Gr.

Im Preise herabgesetzt

sind die Jahrg. 1830 — 34 der Urania, sie kosten zusammen genommen anstatt 10 Thlr. 6 Gr. nur 5 Thlr. 10 Gr., d. h. je jeder 1 Thlr. 8 Gr. Der Preis der Jahrg. 1835, 36 ist wie bisher 2 Thlr. jeder.

Die genannten Jahrgänge sind mit Beiträgen ausgestattet von W. Alexis, G. Dring, Fr. von Heyden, W. Martell, Fr. W. Dörke, A. Döhlenstäger, Poggen, G. Fr. von Krumpholtz, X. von Carstén, Emerentius Sebasta, Leop. Scherer, Gust. Schwab, Johanna Schopenhauer, A. Freih. von Sternberg, Fr. Boigt, Ludwig Tieck, von dem jeder Jahrgang eine Novelle enthält, und dem Verfasser des „Cyclus“ die Bildnisse von Cornelius, Danner, Döhlenstäger, Uhland, Zelter, Legner und Huber sind als Beilagen außer dem meistens sehr gelungenen Stahlstich gegeben.

Die frühern Jahrgänge der Urania bis 1829 sind vergriffen. Leipzig, im September 1836.

J. H. Brockhaus.

Literarische Unterhaltung.

Dienstag,

Nr. 278.

4. October 1836.

Ausübung oberichterlicher Gewalt des Staats und Cabinet-Justiz, in wesentlicher Differenz dargestellt von Karl Friedrich Ferdinand Siege.

(Beschluss aus Nr. 277.)

Daß Friedrich II. eine ganz falsche Vorstellung von der Bewandniß der Sache gehabt habe, zeigt seine eigne wörtliche Darstellung derselben in seiner Rede vom 11. Dec. 1779, worin er die Criminalprocedur befahl, das Endurtheil aber schon vorherbestimmte.

Ein Edelmann, der läßt einen Leich machen, und um mehr Wasser darin zu haben, so läßt er einen Graben, der des Arnold's Mühle treibt, in den Leich leiten. Die Mühle verliert dadurch das Wasser und kann nicht mehr mahlen, außer höchstens 14 Tage im Frühjahr und im späten Herbst, wenn die Gewässer sehr groß sind. Dennoch wird präsumirt: der Arnold solle seine Zinsen bezahlen, die er sonst gegeben. Er kann sie aber nicht bezahlen, weil er nicht mehr die vorige Einnahme hat. Daran aber lehrt sich die kaiserliche Justiz nicht, sondern sie befiehlt: daß die Mühle verkauft werden soll, damit der Edelmann seine Pacht kriegt, und das hiesige Kammergericht approbirt diesen Anspruch. Das ist höchst ungerecht und bedarf nötig, daß einmal ein nachdrückliches Beispiel statuirt wird.

Der König hatte aber nicht bloß Unrecht, daß er eine so ganz unrichtige Vorstellung von der Sache faßte und durchaus nicht darauf einging, sich besser davon zu unterrichten^{*)}; ferner, daß er sich selbst eine allerhöchste Entscheidung in der Sache anmaßte; auch sein ganzes Verfahren dabei trägt in allen Stücken den Charakter der Gewaltthätigkeit an sich. Denn

1) nach dem „Codex Frider.“ müssen zur Erörterung rechtsdängiger Sachen allemal in den Rechten erfahrene Personen gebraucht werden, und der Verf. selbst führt weiterhin (S. 301) aus, daß nicht bloß die Entscheidung der Rechtsstreitigkeiten, sondern auch schon deren Instruction, als die vorbereitende Feststellung der beiden Vorderfälle, aus denen das Endurtheil zu schließen ist, nur Letzten anvertraut werden möge, welche ebenso bewandert in der Theorie des Rechts, als geübt in dessen Praxis sind. Es war also gesetzwidrig, daß der König den Obersten

v. Heudling zum Commissar in der Sache ernannte, und dies die Wurzel alles Übels. Denn obgleich dieser Mann wol nicht eben darauf ausging, der Regierung eine Scharte einzuhaufen, so war ihm doch die Unbiegsamkeit des Rechts etwas so Fremdartiges, hingegen unbedingte Subordination etwas so Geläufiges, daß sein einziges Bestreben nur darauf gehen konnte, und nach den mit Beredsamkeit versehenen Angaben seines Concommissarius wirklich gegangen ist, in dem Sinne und nach der Absicht des Königs zu verfahren. Um deswillen redete er dem Letztern freundlich zu, sich mit ihm zu diesem Zwecke zu vereinigen, „indem man doch zum Besten des Arnold an Se. Maj. berichten müsse, da Se. Maj. diesen Leuten geholfen wissen wolle und man im Gegentheile sich der größten Ungnade zu gewärtigen habe.“ Um deswillen schüchternete er die Zeugen ein, welche gegen Arnold Etwas ausfragten, und erstattete einen Bericht, durch welchen der König in seinem Irrthum bestärkt wurde. Dieser Inhalt liegt zwar nicht vor; aber derselbe ist aus Dem, was der König darauf that, hinlänglich zu entnehmen.

2) Gleich auf den Bericht des Heudling, und ohne erst den Bericht der Regierung zu erwarten, erließ der König den Befehl, daß der Arnold klaglos gestrichen werden solle, und der später empfangene Vortrag der Regierung änderte hierin so wenig, daß eben dieser Befehl unter unwürdigen Beschimpfungen auf solche Weise wiederholt wurde, daß erhellte, der König wolle gar kein rechtliches Verfahren weiter. Die Regierung hatte gebeten, die Sache einem andern Gerichtshofe zu übertragen. Dies war auch der einzig mögliche Weg einer Änderung, indem eine Untersuchung über die Rechtsgültigkeit des Geschehenen angeordnet und darauf, was Rechtens sei, erkannt wurde. Gegen den Unterrichter eine solche Untersuchung zu verfügen, hat sich nie ein Grund ergeben, und gegen sich selbst konnte sie die Regierung nicht verhängen. Es ist nicht ersichtlich, ob und welche Anweisung sie vom Justizministerium erhalten hat? Als Gerichtshof konnte sie aber nur auf dem Wege und in den Formen des Rechts verfahren. Zwischen dem Grafen Schmettau und dem Mäler Arnold stand das Rechtsverhältniß rechtskräftig fest, und darin konnte sie nichts ändern. Sollte sie dem Mäler helfen, so war dies nur durch eine Schadenersatzklage gegen den v. Gerstorf noch möglich. Um deswillen leitete

^{*)} Und dies in Folge eines von ihm selbst eingestandenen Vorurtheils. „Es dünnet des nur gewiß sein, daß ich einem ehrsüchtigen Offizier, der Ehre im Leibe hat, mehr glaube als allen andern Advocaten und Rechts.“ So schrieb der König noch am 28. Dec. dem Minister v. Zedlitz auf dessen Vorstellungen.

sie diesen Proceß ein, obgleich sie vorher denselben an die Kammer gewiesen hatte, indem sie dem Befehl des Königs für einen besondern Auftrag ansah, außerdem aber darauf bei ihrer Entscheidung keine Rücksicht nahm. Denn der „Codex Frider.“ bestimmte ausdrücklich:

Die Gerichte sollen auf keine Rescripte, wenn sie schon aus unserm Cabinet herrühren, die geringste Reflexion machen, wann darin Etwas wider die offenbaren Rechte sub- et obreptum worden, oder der strenge Lauf Rechts dadurch gehindert und unterbrochen worden.

Hat die Regierung einen Fehler begangen, so ist es der, daß sie nicht mit Berufung auf dieses Gesetz sich auf der Stelle geweigert hat, Etwas in der Sache vorzunehmen, die sie an die Kammer gewiesen hatte. Dann hätte der König sich wenigstens bestimmter darüber aussprechen müssen, was er ihr eigentlich ansinne?

3) Wenn der König auch bei seiner Voraussetzung begangener Ungerechtigkeit befugt war, die theilhaftigen Richter arreſtiren zu lassen und eine Criminalprocedur über sie zu verhängen, durfte er doch sie nicht im Voraus verdammen, noch weniger die ihnen aufzulegende Strafe vorherbestimmen. Wozu da noch eine Untersuchung und ein Urtheil? Um Andere zu Theilnehmern dieses Unrechts zu machen?

4) Daß der König die unverzügliche Vollstreckung seiner Entscheidung anbefahl, auch das Ministerium jedes Rechtsmittel dagegen zurückweisen mußte, war nur eine natürliche Folge der Anmaßung des obersterichterlichen Amtes. Über einen souverainen Ausspruch kann keine untergeordnete Behörde weiter urtheilen. Es ist zum Lachen, wenn der Verf. dagegen (S. 268) Appellation und weitere Vertheidigung zulassen will. Aber eben diese Abschneidung der einem Jeden rechtzujstehenden weiteren Vertheidigung seiner Person und Sache hätte dem Könige eine Warnung sein müssen, das Richteramt Denen zu überlassen, denen es gesetzlich zustand.

Je größer das Unrecht und der sich darin ergebende Born des unumschränkten Königs war, desto achtbarer müssen nothwendig die Männer erscheinen, welche sich dadurch auch nicht im Geringsten von ihrer Pflicht abbringen ließen, sondern beharrlich ihren Weg gewissenhaft fortgingen. Der Verf. weiß ihnen ein anderes Motiv unterzulegen.

Es ist — sagt er — durch diese Geschichte der Nerv einer Macht bloßgelegt, welche fort und fort dahin strebt, oder, vielleicht besser, dazu getrieben wird, das ganze Metall der besten Gesetze, den ganzen Schatz rechtlicher Thätigkeit der Nationen in Rost und Schaum zu verwandeln. Diese Macht ist der insinuatartige Tact aller Aristokratie, der sie lehrte und befähigte, jedes ihrer Mitglieder in Schutz zu nehmen, welches von Außenstehenden angegriffen wird, sobald nur irgend zu besorgen ist, daß durch offenes Anerkenntnis begangener Fehler die schwache Seite der Aristokratie selbst entblößt werden könnte. Wenn hierin einerseits das Geheimnis der Festigkeit aller Aristokratie zu suchen ist, so liegt auch darin der Grund, warum geringe Schäden menschlicher Schwäche so leicht in der bürgerlichen Gesellschaft unter sich fressen und unheilbaren Uebeln das Dasein geben.

Diese Bemerkung ist wahr und treffend an sich; sie enthält die Erklärung der Erscheinung eines oft unerklärlichen Zusammenhaltens der Beamten-Aristokratie. Aber

sie leidet nicht die allerentfernteste Anwendung in dem vorliegenden Falle, in welchem selbst der Verf. alle Theilnehmer von einer niedrigen und selbstbewußten Reaction zur Durchsetzung oder Aufrechterhaltung des einmal beobachteten Verfahrens gegen den Eingriff des Staats gewalt völlig freispricht. Dagegen meint er, daß alle sämtlichen Richter doch, in jenem Triebe befangen, durch die Schritte des Königs in solche Gemüthsstimmung versetzt worden seien, daß sie, dadurch an der freien und richtigen Geistesthätigkeit in der klaren Auffassung der Sache bewandtniß und in deren Beurtheilung behindert, gesessentlich zusammengewirkt hätten, die Absicht des Königs zu hindern und zu vereiteln. Er will dies daraus folgen, daß sie die unumgänglich nöthige Untersuchung der Sachlichkeit des Reiches unterlassen, folglich nicht die gehörige Sorgfalt auf die Herausstellung des Rechts verwendet hätten, und daß besonders nach der Anordnung der Criminalprocedur unter den handelnden Personen ansehnliche Besprechungen stattgefunden haben.

Jenes ist bereits hinlänglich widerlegt; und dieses war eine unausbleibliche Folge der außerordentlichen und gewöhnlichen Anordnungen des Königs, welche nicht bloß unangenehm, sondern traurig waren, weil sie alle Selbstthätigkeit der Rechtspflege vernichteten. Daß die handelnden Personen in der Wahl, die ihnen gestellt war, entweder ihr Gewissen zu verleugnen oder sich der rechtswidrigen Gewaltthat des königlichen Bornes bloßzustellen, einander ermunterten, um jeden Preis ihre Pflicht zu erfüllen, so gleich aber auch nichts zu versäumen, diesen zu befähigen, wer mag das tadeln? — Hr. Siege hat den unvergänglichen Ruhm der schon genannten Männer, besonders aber des Director Kessler und der beiden Referenten Kühze und Friese, sowie der übrigen Mitglieder des Criminalsenats, Haag, Krüger, Straßburg, Wapler, Kimpfer, Rudolph und v. Beneden, nicht beschwigen können, welche mit Festigkeit, Besonnenheit, Klarheit und Gründlichkeit dem Pflichtgebote treu geblieben sind, das erkannte Recht auszusprechen, ohne sich durch den entgegen gesetzten Befehl des Königs und dessen Drohungen irre zu lassen. Mit Bewunderung muß man diese Arbeiten lesen. Rührend ist es, und ebenso ehrerbietig als gerecht, wenn es heißt:

Wir werden uns nie erlauben, gegen die allerhöchsten Befehle Sw. Königl. Maj., als unser souverainen Landesherren, auch nur die allergeringsten Ausstellungen zu machen; so viel aber können wir doch auch vermöge unserer Pflicht zu bewirken nicht unterlassen, daß u. s. w.

Und hiermit haben wir nach Pflicht und Wahrheit Sw. Königl. Maj. diese Sache aus den Akten vorgelegt; wir haben gewissenhaft gezeigt, daß die Sache Allerhöchstdenemselben in einem falschen, oder wenigstens unrichtigen und nicht in dem angemessenen Lichte angebracht und vorgeführt worden ist u.

Möge nie ein Gerichtshof weniger ehrenwerth sein!! 2.

Das Buch von den Belohnungen und den Strafen.

Das alte und berühmte Buch: „Kan-ling-p'ien“, d. h. von den Belohnungen und den Strafen, eine Sammlung von Sprüchen aus den kanonischen und klassischen Werken der Glaubenslehre der Taoist, die von Taoisten im sechsten Jahr

hundert vor der christlichen Zeitrechnung gestiftet ward, ist für die Chinesen ein Gegenstand der höchsten Verehrung und seine Herausgabe und Verbreitung gilt als religiöse Pflicht. Die alten Sentenzen und Sätze, aus denen es besteht und die hauptsächlich auf die Sittenlehre Bezug haben, sind von einem Commentar begleitet, sowie durch Geschichten und Anekdoten erläutert, deren Zahl sich auf 400 beläuft und welche meist charakteristische Zeugnisse der Glaubensprincipien, der Denkungsart und Lebensweise des Volkes sind. Herr Stanislaus Julien hat in der Ausgabe, welche er im Auftrage der großbritannischen Gesellschaft für orientalische Literatur (Oriental translation fund), die eine so große Thätigkeit an den Tag legt, von diesem Buche veranstaltet hat („Le livre des récompenses et des peines, en chinois et en français“, Paris und London 1855), diese Geschichten, Legenden und Parabeln zum ersten Male vollständig übersetzt, nachdem Abel Remusat nur wenige derselben mitgetheilt. Wir wählen einige aus der großen Menge aus, welche die Eigenthümlichkeiten dieses sonderbaren Volks, von dessen Literatur man und in neuerer Zeit so manche Proben geboten hat, zu bezeichnen geeignet sein mögen.

King-san-tsi, mit dem Beinamen Te, war ein milderer und rechtslicher Mann, der sein gegebenes Wort hielt und des Trugs unfähig war. Einer seiner Freunde, welcher an einer schweren Krankheit daniederlag, war in großer Besorgniß wegen seines Sohnes, welcher einen schlimmen Lebenswandel befolgte. Er nahm 1000 Unzen Silbers, händigte sie dem San-tsi im Geheimen ein, und sagte zu ihm: Wenn ich nicht mehr sein werde, wird mein Sohn sich ohne Zweifel dem Laster hingeben und sein Erbe verschwenden. Gehe ihr ihm diese Summe hebet, wartet, bis er sich im äußersten Elend befindet.

Es geschah, wie der Vater vorausgesehen. Der Sohn verpraschte unbedachtam Alles, was er besaß, und befand sich bald in der größten Noth. San-tsi ließ ihn rufen und rebete ihn mit den Worten an: Euer Vater hatte euch Vermögen hinterlassen, wie kommts, daß ihr euch in dieser Dürftigkeit befindet?

Der junge Mensch war so beschämt, daß er nichts zu antworten wußte. Ich habe euch einiges Geld anubieten, fuhr San-tsi fort, aber ich fürchte, ihr werdet es wieder mitten unter Wein und Blumen verschwenden. Ferner nahm den Himmel zum Zeugen, und schwur sich zu bessern. Entsperre ich euern Wächtern nicht, sagte er, so möge Tod meine Strafe sein.

Hierauf nahm San-tsi die 1000 Unzen, welche er vom Vater erhalten, und übergab sie ihm unberührt. Der Jüngling dankte ihm mit Thränen. Von dieser Zeit an besserte er sich und übte die Tugend. San-tsi aber bekam drei Söhne, deren ältester zum Rang eines Staatsministers erhoben wurde.

Fu-tschong-sin, welcher unter der Dynastie der Song lebte, war von niederer Abkunft, hatte sich aber zu einem hohen Rang emporgeschwungen. In seinem 25. Jahre ward er krank und träumte, er befände sich in der andern Welt. Dort fand er mehrere seiner alten Freunde, welche der Tod dahingeführt hatte. Herr, sprachen sie zu ihm, wie kommt ihr an diesen Ort?

Hierauf gingen sie Alle zusammen eine Magistratsperson begrüßen, welche zu ihnen sagte: Dieser Mann sollte ursprünglich durch Hunger und Kälte umkommen; aber er liebte es, Armosen zu ertheilen, und deshalb hat er ein blühendes Haus errichten können. Es war seine Bestimmung, 59 Jahre zu leben: da er aber keine Wohlgerüche brennt, den Schlaf liebt und spät aufsteht, so wird seine Laufbahn heute zu Ende sein.

Das sind kleine Fehler, antworteten sie. Keinen Weinrauch brennen, erwiderte der Magistrat, das heißt weder Himmel noch Erde ehren. Spät das Lager verlassen, zeigt, daß man Reichlichkeit und Vergnügen liebt. Kann man dies kleine Fehler nennen?

Erstarrten sagten sie darauf: Weran um solcher Gründe willen das Leben von Menschen, die tugendhaft sind wie Fu-

tichong-sin, verkürzt wird, was soll dann aus den übrigen werden?

Bei seinem Erwachen erzählte der Kranke, was er vernommen.

Die Gattin eines Kriegers, Namens Fan, litt an der Schwindsucht und war bereits aufgegeben. Ein Taoist rief ihm ein Mittel an, welches darin bestand, 100 Sperlinge drei bis sieben Tage lang mit Reis, dem gewisse Arzneien beige mischt worden, zu füttern, sie sodann zu tödten und ihr Gehirn von der Kranken verzehren zu lassen. Fan kaufte sogleich 100 Vögel und nährte sie einige Tage hindurch auf die angegebene Weise. Da er eines Tages im Auftrage eines seiner Obern ausgegangen war, sagte die Frau seufzend, indem sie die Sperlinge betrachtete: Muß man, um meine Heilung zu bewirken, 100 lebende Geschöpfe tödten? Lieber will ich sterben als dies dulden. Mit diesen Worten öffnete sie dem Bauer und gab den Vögeln die Freiheit wieder.

Bei seiner Heimkehr ward Fan sehr zornig und machte seiner Gattin heftige Vorwürfe. Sie aber hatte keinen Grund, ihre Handlung zu bereuen: nach einiger Zeit wurde sie von selbst wieder gesund. Dies ist nicht Alles: sie brachte einen Sohn zur Welt, auf dessen Händen man Flecken von der Gestalt und Farbe von Sperlingen bemerkte.

Ein Mann von Pien-kang, Namens Tschang-king, versah das Amt eines Gefängnißwärters. Jeden Morgen legte er selbst den Kerker und reinigte die Fesseln der Gefangenen. Eine unüberwindliche Nothwendigkeit, sagte er zu sich selber, nöthigt den Magistrat, diese einzuschließen in das Netz des Gesetzes. Wenn aber der Wärter kein Mittel hat mit den Unglücklichen, wenn werden sie ihre Leiden erzählen, bei wem sollen sie Trost suchen? Bei Bereitung der Nahrungsmittel und der Arzneien, welche ihnen bestimmt waren, beobachtete er die nämliche Sorgfalt, als wären sie für ihn selbst gewesen. Wenn ihr wirklich schuldig seid, pflegte er ihnen zu sagen, so müßt ihr euch selbst anklagen, und euch enthalten, eure Verbrechen Tugendhaften aufbürden zu wollen. Deshalb brauchte man bei ihnen die Tortur nicht anzuwenden, und es wurde den Richtern immer leicht, zweifelhafte Fälle zu entscheiden.

In der Folge starb die Frau dieses Mannes in einem Alter von 43 Jahren. Ein Geist sagte zu ihr: Euer Gatte hat im Geheimen große Tugenden aufgesammelt; es ist gerecht, daß er durch das Glück und den Wohlstand seiner Nachkommen das für belohnt werde. Ihr könnt zur Erde zurückkehren. Im folgenden Jahre gebar sie einen zweiten Sohn, und hatte das Glück, 82 Jahre alt zu werden. Ihre Söhne erhielten glänzende Ehrenstellen.

Ein Mann von Ling-an, Namens Tschin-i, welcher sehr geizig und begehrlieh war, hatte vor den Thoren der Stadt Asien-tang eine Schenke eröffnet. Eines Tages, bei der zweiten Wache, traten fünf junge Leute von einem ausgezeichneten Aupern bei ihm ein und verlangten zu trinken. Tschin-i hielt sie für die fünf Götter, die man Wu-tao-schin nennt. Er warf sich vor ihnen nieder mit den Worten: Da ich das Glück habe, mit so mächtigen Gottheiten, wie ihr seid, zusammenzutreffen, so siehe ich euch an, mir einiges Wenige von Reichthümern und Ehren zu verschaffen. Das ist nicht schwer, erwiderten lachend die Fremden. Sie geboten einem Soldaten, dem Wirth einen Sack zu geben, den er auf seinen Schultern trug. Tschin-i empfing ihn, indem er sich von Neuem zu Boden warf; dann streckte er die Hand in den Sack und fand ihn mit Weingefäßen gefüllt. Giltig trug er ihn nach der Stadt und sorgte, daß die Gefäße ihn nicht durch ihr Aneinanderklagen verriethen. Die Zollbeamten hielten ihn auf, begnügten sich aber damit, den Sack von außen zu berühren. Zu Hause angekommen, erzählte er mit freudestrahelndem Gesicht seiner Frau den Vorfall. Diese öffnete den Sack und rief mit Bewunder-

zung: Aber das steht ja völlig aus wie unser eigen Geschick. Achin: i sah geschwinde hin und fand den Sad lerr.

Man ersieht daraus, daß die Reichthümer, die Jeder besitzen soll, durch das Schicksal bestimmt sind. Hätte Achin: i nicht ein Glück begehrt, zu dem er kein Recht hatte, so würde sein Hausgerath unversehrt geblieben sein: er zerstörte es durch seine gemeine Begehrlichkeit. Was nützt es den Menschen, so dringend Sachen zu begehren, die ihnen nicht bestimmt sind?

Zwei Studenten waren in demselben Jahre, in demselben Monat, an dem nämlichen Tage und in der nämlichen Stunde geboren worden und hatten ebenfalls zu gleicher Zeit den Doctorgrad erlangt. Einige Zeit darauf wurde der Eine von ihnen zum literarischen Intendanten von Ngo: tshou, der Andere zu der nämlichen Stelle in Hoang: tshou ernannt. Der Letztere starb aber bald und Jener wohnte seiner Beerdigung bei. Vor dem Tode seines Freundes sprach er folgende Worte: Wir waren zu demselben Zeitpunkt geboren, überdies hatte dasselbe Land uns das Dasein gegeben. Zusammen ins Erben getreten, weshalb konnten wir es nicht zusammen verlassen? Kann mein Gebet zu euch bringen, so bitte ich euch, erklärt mir dies in einem Traumgesicht. In der folgenden Nacht hatte er wirklich einen Traum und sah seinen Freund, der zu ihm sprach: Ich kamme von einer wohlhabenden Familie und genoss schon frühe der Vortheile, welche von Rang und Vermögen abhängig sind, deshalb habe ich das Leben verlassen. Wenn ihr mich überlebet, so geschieht es, weil ihr, in Niedrigkeit und Armut geboren, noch nicht des Glücks genossen habt, das euch bestimmt ist.

In diesem Bezüge sagte Hoang: han: tshong: Man kann Niemanden langes Leben oder frühen Tod prophezeien. Der Mensch stirbt, sobald er den Antheil Glück, der ihm zugesacht war, verzehret hat, weil die Summe unserer Belohnungen und Reichthümer vom Schicksal festgesetzt ist. Lasset uns also uns sorgfältig hüten vor dem Kleiderluxus und den Tafelfreuden. Hat zum Beispiel ein Mensch 100 Unzen Silbers und verthut er sie an einem Tage, so bleibt ihm für den nächsten Morgen kein Pfennig; verbraucht er an einem Tage den zehnten Theil, so kann er zehn Tage leben und so fort. Man sagt: Wer mit seinem Glück haushält, verlängert seine Lebensdauer.

In einem Alter von 70 Jahren pflegte Lo: shi, die Gattin Yang: tshing: tshai's, während des strengen Winters sehr frühe aufzustehen. Sie glug selber in die Küche und ließ einen Topf mit Reis auf's Feuer setzen, den sie sodann ihren Nädgen austheilte und ihnen nicht eher an die Arbeit zu gehen gab, bis sie gegessen. Warum bemühet ihr euch so sehr? fragte eines Tages ihr Sohn Long: chan. Meine Nädge sind auch Kinder der Menschen, gab sie zur Antwort. Sie stehen frühmorgens auf und sind der Kälte ausgesetzt. Es ist gerecht, ihnen den Magen zu erwärmen, damit sie die Kraft haben, ihren Dienst zu versehen. Wenn man sieht, wie mitleidig diese Frau für ihre Untergebenen sorgte, kann man leicht denken, daß Solche, welche die Fehler ihrer Diener emsig hervorsuchen und sie mit Härte behandeln, der Strafe nicht entgehen können.

Als Fei: hong Mitglied der Akademie der Han: lin war, spielte er oft Schach mit einem seiner Kollegen. Eines Tages schlug er ihn im Scherz auf die Wange. Sein Freund wurde böse. Fei berrute seinen Fehler und ging jeden Tag zu ihm, ihn um Verzeihung zu bitten; endlich aber hörte er auf, ihn zu sehen. Da sein Vater es vernahm, ward er zornig, gab ihm ein eingewickeltes Bambusrohr in die Hand und sandte ihn in die Hauptstadt mit einem Schreiben, indem er ihm gebot, sich bei seinem Freund selbst anzuklagen. Fei trat mit dem Rohr und dem Briefe in das Gemach, wo dieser sich befand, kniete sich dreimal an und verlangte bestraft zu werden. Sein Freund ließ auf ihn zu und fing bitterlich zu weinen an, indem er den Kopf in seine Hände drückte. Fei war erstaunt und fragte, was dies bedeuete. Ihr habt noch, erwiderte Jener, einen Ba-

ter, der euch zurechtweist: ich suche eine Person, die mir denselben Dienst erzeige, und kann sie nicht finden. Hiermit laßt er von Neuem seinem Schmerze laufen. Von diesem Tage an liebten sie einander wie vormal.

Man kann sagen, daß Fei: hong seinem Vater nicht ungehorsam war, aber die wenigen Worte seines Freundes erfüllten seine Seele mit Achtung.

Unter der Regierung Xien: chim's (1547 — 1565) lebte ein Befehlshaber, Namens Ma: liang, den der Kaiser sehr liebte. Da dessen Frau gestorben war, redete der Kaiser jeden Tag tröstende Worte zu ihm. Nach Verlaufe einiger Zeit hielt er auf, bei Hofe zu erscheinen, und als der Herrscher darüber seine Verwunderung ausdrückte, vernahm er von dem Umstehen, daß Ma: liang eine neue Gattin gewonnen habe. Da grüßte er in Zorn und sprach: Da dieser verdächtige Mensch so wenig Anhänglichkeit an seine erste Gattin gezeigt hat, wie kann er mir treu dienen? Er ließ ihm die Bekrönung geben und entfernte ihn für immer.

Literarische Notizen aus alter Zeit.

In einem Hagedorn'schen Gedicht, das die Kaiserliche Historie nachzuahmen scheint, kommt folgende Stelle vor:

Monarchisch schreiet und herrscht, zu schwächeren Königen hin.
Der Adler in der Luft, der Schwerfisch in der See;
Ein königlicher Edler, ein kriegerischer Krieger
Ist Alexander gleich, ein Haupt, ein Held, ein Sieger.

Es war doch eine schöne Zeit, die Zeit der deutschen Renaissance, und eine nicht genug zu preissende Unschuld der Poesie, welche die Fürsten und die Knechten, das Eine ganz harmlos für das Andere nahm.

Gut und würdig, daß man daran erinnere, ist Klopstock's epigrammatische Beschreibung des Epigramms selbst:

Wald ist das Epigramm ein Pfeil,

Kriecht mit der Spitze;

Es hat ein Schwert,

Kriecht mit der Schneide;

Es manchmal auch — die Griechen liebten's so —

Ein klein Gemäld', ein Strahl, gesandt

Bum Brennen nicht, nur zum Entdecken.

Es kann zuweilen Freude machen, sich in die alten, abgelebten, längst vermoderten Zustände der Literatur zurückzuversetzen, um sich der Jugend des Heute und der Ewigkeit des Geistes aller Geschlechter um so lebhafter bewußt zu werden. In diesem Sinne wollen wir an die berühmte Gottscheder De erinnern, die er auf das „Hochadelige zweite Weisager des Minsters von Bannau“ gedichtet, und das um so lieber, da heututage es wenig Menschen mehr geben mag, die Gottscheder Gedichte noch in die Hand nehmen:

Welch, ihr traurigen Cypressen,

Lösche nur, vergnügtes Dorn,

Deine Trauerkergen aus!

Aller Kummer sei vergessen,

Schmücket Haupt und Haar mit Myrthen.

Brennet Hochzeitsfackeln an,

Daß die Zahl gelehrter Pirten

Bannau's Rest besingen kann!

Bannau ist's und seine Götter;

Er macht sie, sie ihn beglückt;

Sie, die ihr Geschlechte schmückt;

Er, das Haupt der Musenschöne.

Diese neu entbrannte Liebe

Dämpft die schwarze Traurigkeit!

Woll die Regung aller Triebe

Sich doppelte schön erneut.

Man sieht, daß der alte Gottscheder noch auch auf recht familiäre thurende Weise seine poetische Veräde schätzte.

Literarische Unterhaltung.

Mittwoch,

Nr. 279.

5. October 1836.

Historia del levantamiento, guerra y revolucion de España, por el Conde de Toreno. Erster bis dritter Theil. Madrid 1835.

Daß ein Mann wie der Graf Toreno, dem sogar seine Gegner sehr bedeutende Fähigkeiten, Kenntnisse und Erfahrungen nicht absprechen, auf einem so weiten und reichen Gebiete wie die Geschichte der letzten 25 Jahre in Spanien, welches überdies bisher zwar von vielen nach vielen Richtungen hin mehr oder weniger tief umgewühlt, aber nur von äußerst wenigen hinreichend berufenen Arbeitern und nur theilweise bebaut worden ist — daß ein solcher Mann hier Bedeutendes leisten werde, ließ sich schon im Voraus mit solcher Sicherheit annehmen, daß es nach Erscheinung der vor uns liegenden drei ersten Bände seines Werkes eigentlich überflüssig sein dürfte zu versichern und nachzuweisen, daß dasselbe zu den bedeutendsten Erscheinungen der historischen Literatur unserer Zeit gehört. Auch wenn Raum und Muße uns eine ausführlichere Beurtheilung gestatteten, würde diese wesentlich in einer bestimmenden oder wol gar apologetischen Analyse der Hauptpunkte bestehen müssen, bei der unsere Leser am Ende mit allem Recht denken dürften, sie könnten das Alles besser in dem Werke selbst nachlesen. Um so mehr müssen wir uns hier mit stillschweigender Voraussetzung aller gebührenden Anerkennung der Vorzüge des Werkes begnügen, um den beschränkten Raum zu einigen auswahlweise tadelnden, oder doch das Lob beschränkenden Bemerkungen zu benutzen. Überdies erscheint bei der Art, wie das Werk angekündigt und zum Theil schon aufgenommen und beurtheilt worden ist, die Gefahr einer Überschätzung von Seiten des Publicums viel größer als die des Gegentheils. In der That nämlich finden wir wenigstens in dem bisher vorliegenden, freilich verhältnißmäßig kleinen Abschnitt des Werkes — er umfaßt einen Zeitraum von etwa drei Jahren (1808 — 10) — zwar eine ausführliche, vollständige, lebendige, im Ganzen klar und wesentlich richtige, billige und unparteiliche Darstellung der Begebenheiten — eine Darstellung, welche sich einmal durch Klarheit vor dem sonst so verdienstlichen, auch noch und neben diesem unentbehrlichen Scheppel'sen Werke —, durch wahre Unparteilichkeit und Billigkeit, besonders hinsichtlich der Kriegsbegebenheiten vor den französischen und noch mehr vor den englischen Be-

richtigen *), durch eine sorgfältigere und sachkundigere Behandlung der innern politischen Verhältnisse und Entwicklungen vor allen seinen Vorgängern sehr auszeichnet.

*) Dies gilt besonders von Kapler in Beziehung auf den Antheil der Spanier, von Southey und Londonderry hinsichtlich der Franzosen. Kapler zumal hat in Deutschland noch nicht den strengen Tadel gefunden, den er so reichlich verdient. Sein Werk ist wirklich ein merkwürdiger Beweis, wie wenig einige ganz ehrenwerthe Eigenschaften des Geistes, des Charakters und des Wissens hinreichen, um einen ausreichenden historischen Beruf zu bilden, sobald sie mit einer gewissen, zugleich handwerksmäßig pedantischen (hier militärischen) und nationalen Selbstgefälligkeit, Befangenheit und Beschränktheit verbunden sind. Nehmen wir nur den einen Punkt, die Bedeutung des kleinen oder Guerrillas-Krieges, im weitesten Sinn, wo denn nicht bloß die wirklich bewaffnet herumstreifenden Haufen, sondern das Ganze der volksthümlichen Gesinnung und Sitte zu beachten ist, woraus der permanente, innere, bei jeder günstigen Gelegenheit auch äußerlich activ oder passiv hervorbrechende Widerstand erwuchs. Fragen wir nun: Wie groß war die Zahl der französischen Truppen, welche, unaufhörlich durch Widerstand oder Angriff dieser Art beschäftigt, den entscheidenden Punkten und Augenblicken des großen Krieges ganz und gar entzogen wurden? Wie groß war ferner die Zahl der Opfer dieses kleinen Krieges? Wie unermessenbar verderblich war endlich der Einfluß desselben auf die geistige und physische Paltung, auf die Beschlässe und Bewegungen der für den großen Krieg übrigbleibenden Truppenmassen? Beantworten wir auch nur die beiden ersten Fragen nach dem allerbescheidensten Maßstabe, schlagen wir z. B. die Zahl der zu Verfolgung der Guerrillas, zum Schutz der Magazine und Hospitale, zur Sicherung der Verbindungen, zur Escorte der Courriere und Ordonnanzgen, zum Convoi von Lebensmitteln, Kriegsbedürfnissen und Gefangenen unter diesen Umständen in ganz Spanien fortwährend beschäftigten Truppen auf 100,000, den Abgang durch Gefechte, Mord, Strapazen, Desertion auf täglich etwa 120 oder auf jährlich etwa 50,000, den Verlust oder Verbrauch von Kriegsmaterial, die Kosten u. s. w. nach Verhältnis und Belieben an, so ergibt sich leicht, wie wenig Vernunft, Recht, Billigkeit und Wahrheit Kapler's Geringschätzung dieser Seite des spanischen Antheils an dem Kriege für sich hat. Wollen wir dazu noch die französische Truppenmasse, welche die eigentlichen Heere oder Festungen der Spanier, obgleich fast immer geschlagen, doch fortwährend beschäftigten und beschädigten, auf etwa 120,000 Mann, so mag man ungefähr abnehmen, wieviel den Engländern und Portugiesen zu tragen übrigblieb, und wie es um sie gestanden haben möchte ohne die Spanier und ohne den spanischen Volkskrieg!

Daß schon damit dem Werke ein ehrenvoller Platz gesichert ist, bedarf keiner weiteren Auseinandersetzung. Wer dagegen in demselben die Früchte und Wirkungen der besondern Stellung des Verf. als eines Staatsmannes, der selbst an den Begebenheiten Theil genommen, sie sogar gelegentlich entschieden und geleitet hat — was man denn so nennt! — der Vieles aus eigener Kunde besser wissen, Anderes aus wichtigen und seinen Vorgängern verschlossenen Quellen und Zeugnissen schöpfen konnte, dem endlich vor allen Dingen durch eine gewisse praktische Reife und Unbefangenheit ein höherer und der eigentlichen historischen Auffassung und Darstellung günstigerer Standpunkt nicht entgehen kann — wer das Werk mit solchen Erwartungen in die Hand nehmen sollte, der wird sie wenigstens in den vorliegenden Bänden nicht ganz erfüllt sehen, ohne daß er freilich daraus schon ein Präjudiz gegen die folgenden zu ziehen brauchte. Einzelheiten abgerechnet hat der Verf. offenbar nur solche Quellen benutzt, die auch seinen Vorgängern nicht verschlossen waren und größtentheils von den ausgezeichnetern unter ihnen — zumal von Schepeler — mehr oder weniger benutzt worden sind; oder wenn er auch hin und wieder seine Kunde entweder eigener Theilnahme oder mündlichen oder brieflichen vertrauten Mittheilungen verdanken mag, so sind doch die Ergebnisse von den schon bekannten wenig oder gar nicht abweichend, und nur insofern von besonderem Werth, als sie jenen zur Bestätigung dienen. Dies kann indessen um so weniger dem Verf. eigentlich zum Vorwurf gereichen, da seine eigne Theilnahme an den Begebenheiten, also die Ersprießlichkeit seiner Stellung für sein Werk erst nach dem J. 1810 mehr und bedeutender hervortritt, sodas wir in der Fortsetzung des Werkes immer noch die besondern Früchte jener besondern Stellung zu finden erwarten können. Was aber den eigentlich historischen Standpunkt betrifft, der allerdings keinem so zugänglich und angemessen sein sollte als dem echten Staatsmann, so können wir nicht umhin, es zu beklagen, daß wir in der Auffassung des Verf. die Wirkung eines solchen in einigen wesentlichen Punkten vermissen haben und eben nicht einsehen können, worauf sich die Hoffnung gründen sollte, daß in dieser Hinsicht die Fortsetzung des Werkes jedem Tadel entgehen dürfte. Welche Schlüsse und Erklärungen etwa aus diesen Mängeln des Historikers auf dessen bisherige und etwa noch bevorstehende Verdienste und Bedeutung als Staatsmann von Ubelwollenden gezogen werden möchten, können wir hier glücklicherweise dahingestellt sein lassen und vielmehr einen oder den andern jener Mängel näher betrachten. Als ein solcher, und wenigstens zum Theil auf solche Ursachen zurückzuführender, erscheint uns in mancher Hinsicht die Einrichtung und Einteilung des Werkes oder vielmehr des Stoffes, obgleich darin bis zu einem gewissen Punkt auch untergeordnete Ursachen wirksam gewesen sein mögen. Und wie gestehen gern, daß die Unkunde in der Kunst *de faire un livre* weder dem Historiker noch dem Staatsmanne sehr zur Schande gereichen kann. Allein die Sache hat doch eine andere wichtigere Seite und liegt tiefer.

Ja, wir möchten behaupten, daß der richtige historische Sinn, Blick und Standpunkt schon ganz von selbst aus der Natur, der organischen Entwicklung des Stoffes entspringende äußere Einteilung und Gestalt herbeiführen wird, welche jedenfalls auch in ästhetischer und praktischer Hinsicht sich als die möglichst beste erweisen können. Wie dem nun auch sei, so müssen wir es jedenfalls für einen wesentlichen Fehler der Darstellung des Verf. halten, daß sie uns auf eine Weise gleich *medius in res* führt, welche dem Epos viel angemessener ist als der Geschichte. Der Verf. fängt nach einigen wenigen ganz allgemeinen Bemerkungen über die europäischen Verhältnisse seine Geschichte mit den Verhandlungen zwischen dem Friedensfürsten und Napoleon und den Verfolgungen und Intriguen des Prinzen von Asturien im Herbst 1807 an und verfolgt von diesem Moment an den Lauf der Begebenheiten, ohne — beiküfziger und zerstreuter Weise nicht zu gedenken — Veranlassung oder Raum zu einem auch nur nothdürftigen Rückblick auf die früheren und vorbereitenden Begebenheiten und auf die vorhandenen Zustände und Verhältnisse zu finden oder zu suchen. Ob er einen solchen wenigstens in Beziehung auf die innern Zustände Spaniens vielleicht für eine künftige Gelegenheit, etwa als Einleitung der Darstellung Dessen, was man gewöhnlich und im engern Sinne die spanische Revolution zu nennen pflegt, aufspart, können wir freilich nicht wissen; aber jedenfalls könnten wir auch dann unsern Tadel nicht zurücknehmen. Denn erstlich ist eben jene gewöhnliche Ansicht, wonach die spanische Revolution mit 1820 anfinge, eine so durchaus falsche, verworrene und verwirrende, daß wir uns gar nicht denken können, daß der Verf. auch nur im Geringsten damit befaßt sein und etwa schon durch den Titel: „*Levantamiento, guerra y revolucion de España*“ eine Auseinanderfolge etwa von drei Aufzügen oder drei Theilen einer Trilogie hätte bezeichnen wollen, während schon aus seiner eignen Darstellung hervorgeht, wie alle drei Acte gleichzeitig und vielfach miteinander verschlungen und durcheinander bedingt vor sich gingen. Ist nun eine richtige Ansicht der Revolution durchaus nicht denkbar ohne eine vorhergehende richtige Ansicht und genaue Kenntniß der Zustände, welche eben die Revolution herbeiführen, empfangen und gebären, um dann durch sie verschlungen und gezwungen zu werden, ändern zu weichen, die wieder aus der Revolution — man könnte vielleicht sagen aus deren Vermischung mit ihren Erzeugern — hervorgehen, ist also eine Kenntniß dieser letztern unumgänglich nöthig zu einer irgend genügenden Kenntniß der Revolution und ihrer Erzeugnisse, so gilt ganz Dasselbe von dem *Levantamiento* und der *Guerra*, und es ist insofern ganz gleichgültig, ob man das J. 1808 nur als Anfang dieser beiden gelten lassen, oder, wie sich von selbst verstehen sollte, auch die Revolution von da an datiren will. Eine, wenn auch noch so gebrängte, doch die Hauptmomente charakterisirende Übersicht der Entwicklung der politischen, religiösen, sittlichen, geistigen und materiellen Bildung und der Einwirkung derselben auf die politischen Zustände Spa-

minst seit der Mitte des 16. Jahrhunderts, dann besonders eine klare und sichere Darstellung der Entstehung und Entwicklung des neuen, liberalen Spaniens, zumal seit der Mitte des 18. Jahrhunderts, eine Einleitung der Nation ist eine ganz unerlässliche Bedingung einer ihres Zustandes würdigen, ihn begriffenden und erschöpfenden Geschichte der spanischen Revolution und der damit verbundenen in Hand gehenden Aufstände und Kriege. Daß der Verf. dies übersehen, ist indessen allerdings der einzige Grund, der uns zweifelhaft machen könnte, ob ihm die Lösung der Aufgabe auch wirklich gelungen wäre, wenn er sie versucht hätte. Will man aber diesen Mangel lediglich als einen äußern Defect gegen die Bücherwerkekenntnis angesehen wissen, so können wir einige andere Punkte um so eher mit Stillschweigen übergehen, welche wie selbst geneigter sind in einem solchen mildern Rechte zu sehen. Dahin gehört z. B. die verwirrende Zersplitterung der fast gleichzeitigen Aufstände und Widerstände im Frühjahr und Sommer 1808, wo wir wenigstens jedenfalls es vorziehen würden, statt von einem Punkt zum andern hin und wieder zu springen, Das, was auf den Hauptpunkten, also in Alicanten, Valencia, Aragon und Andalusien vorfiel, hintereinander weg im Zusammenhang zu berichten, wo dann Naplen als entscheidender, die Klärung Madrids bedingender Hauptschlag den ersten Act des Feldzugs würdig schließt. Doch wir lassen dies und Manches sonst dahingestellt sein und gehen zu einem andern und in gewisser Hinsicht allerdings wichtigeren Punkt, der indessen auf der andern Seite doch auch als von untergeordneter Bedeutung erscheinen mag, insofern er weniger hinsichtlich des weitern Verlaufs als der ersten Veranlassungen der Begebenheiten in Betracht kommt, während die Folgen des erst gerügten Fehlers sich durch das ganze Werk hinziehen dürften. Wir meinen die Beweggründe, welche Frankreich und Napoleon zu einer solchen Einmischung in die spanischen Angelegenheiten vermochten. Und obgleich wir die Ansichten des Verf. in dieser Hinsicht als durchaus unhistorisch und insofern ohne Zweifel auch unstaatsmännisch verwerfen, so gestehen wir doch zugleich, daß die Einwirkungen dieses Irrthums sich nicht viel weiter erstrecken als eben auf die Darstellung dieser Beweggründe selbst. Dies liegt in der Natur der Sache. Denn nicht nur ist das Recht und die Pflicht der Spanier, jener Einmischung zu widerstehen, ganz unabhängig von dem Recht oder der Pflicht, welche Frankreich haben mochte, eine solche zu versuchen, sondern sobald wir uns einmal im Zustande des offenen Kampfes befinden, tritt für die Beurtheilung der Handlungen und Maßregeln des Angriffes oder der Vertheidigung von beiden Seiten ein allgemein bekannter und anerkannter praktischer Maßstab ein, der höchstens bei einer ganz subalternen Behandlungsart durch declamatorische Wiederholungen der in Beziehung auf die Ursachen des Kampfes geltend gemachten Grundsätze oder Gefühle gestört werden kann. Dergleichen Störungen erlaubt sich aber der Verf. selten oder gar nicht, wie denn überhaupt die Spanier schon lange die Declamationen gegen ihre

damaigen Feinde und Deutschen überlassen haben. Höchstens könnte man sagen, daß der Verf. bei einzelnen über die Grenzen des gewöhnlichen leidigen Kriegesrechts oder Kriegegebrauchs hinausgehenden Gewaltthatigkeiten der Feinde zu leicht vergiftet, erstlich, daß man sich von beiden Seiten gar bald nichts schuldig blieb; zweitens, daß von dem Augenblicke an, wo der Standpunkt, den man eingenommen hat, zwingt, den Widerstand als Empörung anzusehen, und wo überdies der Soldat auch den friedlichen Bewohner jeden Augenblick als Feind ansehen muß, mit einem Wort, sobald von einem Volkskriege die Rede ist, auch das Entsetzlichste unvermeidlich ist, und das Mehr oder Weniger nur von der Dauer des Kampfes und der Steigerung der Erbitterung oder vom Zufälligkeiten abhängt. In dieser Hinsicht wol gar einen Unterschied zwischen dieser oder jeder Nation und deren Truppen machen oder finden zu wollen, kann blos der Unwissenheit, Beschränktheit, Verblendung oder Heuchelei einfallen, welche freilich einen nur zu großen Einfluß auf die Geschichtsschreibung bei allen Nationen, am allermeisten aber bei uns und bei den Engländern ausübt. Der Volkskrieg hat, wie jedes große, außerordentliche Mittel, seinen außerordentlichen Preis, seine außerordentlichen Leiden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Biographisch-historische Studien von Ernst Rānch.
Erster Band. Stuttgart, Hallberger. 1836. 1 Theil.
18 Gr.

Dr. Rānch gehet zu den unermüdblich fleißigsten Schriftstellern Deutschlands, wobei ihn nicht bloß seine äußern Verhältnisse und das Glück, an baherrlichen Orten zu leben, begünstigen, sondern auch viele und gründliche Vorstudien, die Leichtigkeit der Auffassung und die Gewandtheit in der Darstellung einen namhaften Vortzug geben. Die vorliegende Sammlung biographischer Aufsätze wird nun, ohne sich an chronologische Folge zu binden, eine bunte Reihe von Staatsmännern, Gelehrten, Feldherren, Fürsten und berühmten Frauen enthalten, deren Leben und Schicksale der Verf. entweder neu bearbeitet oder seine früheren Arbeiten einer nochmaligen Revision unterworfen hat. Das Unternehmen ist dankenswerth und wird bei der vorherrschenden Neigung der jetzigen Zeit für biographische Mittheilungen gewiß eine gute Aufnahme finden, da sich ja auch voraussetzen läßt, daß Dr. Rānch überall aus den besten Quellen schöpfen und nicht Gerüchte und Sage als Material bei seinen Biographien benutzen wird.

Die erste Biographie ist die Walter Raleigh's. Der ausgezeichnete Staatsmann, Krieger, Reisende, Entdecker und Schriftsteller wird sehr ausführlich nach allen Seiten hin gewürdigt, mitunter fast zu ausführlich, wie wir denn den langen Bericht über Virginia (S. 32—44) eigentlich als nicht nothwendig in einer Biographie Raleigh's erachten. Sonst sind seine Verhältnisse zur Königin Elisabeth, zu Mount und Essex, späterhin zu König Jakob I., richtig dargestellt und mit Glück die oft einseitigen Beurtheilungen Hume's und Lingard's abgewiesen worden. Dasselbe gilt von der Beschreibung seiner Züge nach Virginia und Surinam, die uns das Bild jenes rastlosen Mannes und seiner nach Gold und Schätzen so begierigen Gefährten in sehr anschaulicher Schilderung vergegenwärtigen. Klar und deutlich tritt zuletzt in Dr. Rānch's Aufsätze die Geschichte von Raleigh's letzter Gefangenschaft, seiner Verurtheilung, durch ererbte Krankheit der Verurtheilung und endlich durch die Flucht dem Tode zu entgehen, hervor und endet mit der Hinrichtung, welche, wie Hume und Lingard urtheil-

Literarische Unterhaltung.

Donnerstag,

Nr. 280.

6. October 1836.

Historia del levantamiento, guerra y revolucion de España, por el Conde de Toreno. Erster bis dritter Theil.

(Fortsetzung aus Nr. 279.)

Ebenso dürfte es zwar schwer sein, ein anderes praktisch durchzuführendes Verhalten für ein auf diesem Gebiete angegriffenes Herr, zumal wo die Übermacht nicht ganz unbedingt auf seiner Seite ist, anzugeben, als das in Spanien von den Franzosen und in andern Ländern unter ähnlichen Umständen von andern befolgte. Philanthropische Phrasen sind hier so wohlfeil und unersprießlich wie in so vielen andern Fällen; allein ebenso wenig läßt sich verkennen, daß auch dies Verfahren seine unvermeidlichen Folgen nicht bloß bei dem Gegner, sondern auch auf die moralische Haltung der Truppen hat, und darauf muß man denn eben auch gefaßt sein. So ist Spanien nicht bloß das Grab von etwa 400,000 Franzosen gewesen, sondern in gewisser Hinsicht auch das Grab des edlern, höhern militärischen Geistes des französischen Heeres — eine Quelle der Demoralisation. Nicht in der Art, daß die kriegerische Tapferkeit unmittelbar und im engern Sinne darunter litt; aber doch so, daß nicht bloß die Heere in Spanien selbst, sondern auch überall, wo solche Regimenter, die in Spanien gebient hatten, verwendet wurden, gar bald die übrigen Truppen auf eine sehr merkwürdige und bedenkliche Weise dadurch affectirt wurden. Man könnte allenfalls poetisch sagen: die siegesruhige, kampfbefehlsherrliche Athene sei durch den tobenden Mars verdrängt worden. Alles dies war unvermeidlich, sobald man einmal von der einen Seite von einem Standpunkt ausging, der auf der andern einen solchen nationalen Widerstand hervorrufen mußte. Die Hauptfrage bleibt also immer: ob und warum Napoleon in den spanischen Angelegenheiten eine solche Stellung nehmen, einen solchen Weg einschlagen mußte? Hier nun, wie in der ganzen neuen Geschichte, geräth den Geschichtsschreibern wie dem Publikum der große Hauptfischel, den Unverstand, Leidenschaftlichkeit und Absichtlichkeiten mancher Art seit einer Reihe von Jahren fort und fort handhaben: französischer, Napoleonischer Ehrgeiz, Herrschsucht, Eroberungslust, Avarizität u. s. w. Auch der Verf. verschmäht es nicht, sich damit zu schmeißen, und wir unsers Orts müssen eben darin den Hauptzweifel gegen sei-

nen Verus zum Geschichtsschreiber, ja, insofern er die Dinge nicht besser wissen und begreifen sollte, als er sie darstellt, gegen seinen Verus als Staatsmann schöpfen. Übrigens werden wir uns sehr hüten, hier auch nur ein Wort zu verlieren, um die Absurdität dieser Ansichten darzutun.

Solche Dinge scheinen nun einmal ihre Blüthezeit haben zu müssen, die allerdings in diesem Fall schon eine gute Weile dauert, aber doch noch lange nicht vorbei zu sein scheint. Wenigstens beifern sich noch fortwährend bei uns namhafte Geschichtsschreiber dieses Stroh wiederzukauern, und mehrere der berühmtesten schämen sich nicht, dieses Narrenfest wieder, mit neuen Phrasen von Grundsätzlichkeit und Unparteilichkeit der richtigen Mitte geschmückt, durch die ganze Geschichte der neuern Zeit bis auf unsere Tage zu brechen und zu ziehen. Diese Beharrlichkeit läßt sich zum Theil ohne Zweifel daraus erklären, daß dies noch immer die bequemste Manier ist, die Verheißungen der polizeigemäßen Loyalität, der hofmäßigen Rechtgläubigkeit und des volksthümlichen Patriotismus, welche sonst seit einiger Zeit leicht in Conflict gerathen, zu vereinigen.*) Wie müssen eine so undankbare Danaiden- oder Sisyphusarbeit um so mehr von uns absehen, da wir unfehlbar nach zwei Seiten zugleich uns zu verwahren haben würden. Oder wie könnten die, nicht weniger als ihre gewöhnlichen Antipoden abgeschmackten Napoleonsanbeter sich dabei beruhigen, daß ihr Böde auch hier zu den praktischen Dimensionen eines bloßen gewöhnlichen großen Mannes herabgesetzt werde, daß man behaupte, er habe auch hier ebenso wenig wie in irgend einem Falle aus der Luft gegriffenen, in der Luft schwebenden, unermesslichen, willkürlich phantastischen allumfassenden, Europa, ja die Welt begreifenden Hingespinnissen nachgejagt; er habe auch hier, wie in allen andern Fällen gethan, was er nicht

*) Sollte man nicht glauben, unser (wie jedes andern Volkes und Staates) gutes Recht, zu behaupten, was wir denken, glauben, wie wir es erfahren und geschaut, gegen wen, beruhe auf solchen pseudohistorischen Balladereien? Dem ist Gott lob! nicht so. Galt man diese pla trave aber für ein annehmliches Mittel, jenes Recht dem Neben Publikum einleuchtend zu machen, so hat doch begreiflich nichts mit dem Ernst und der Würde der Geschichte gemein, und was solche Gelegenheitsarbeit betrifft, der dient andern Herren, nicht ihr.

lassen konnte, was aus sehr bestimmten in der ganzen Lage der Dinge gegebenen Verhältnissen, Bedürfnissen, Schwierigkeiten, Gefahren und Möglichkeiten und Nothwendigkeiten hervorging; er habe, wie in allen andern Fällen, unter mehreren höchst misslichen gefährlichen Wegen den gewählt, der doch noch verhältnismäßig die meisten Möglichkeiten des Gelingens darzubieten schien, ohne übrigens die Gefahren und Fehler, die hier bevorstanden, zu verkennen, soweit sie überhaupt zu berechnen waren; er habe mit einem Worte so gehandelt wie jeder wahre und große Staatsmann an seiner Stelle, d. h. also auch mit seinen individuellen Hülfsmitteln gehandelt haben würde? Hülfsmittel, derengleichen freilich höchstens bei einem Manne der neuern Geschichte zu finden, der deshalb auch zu seiner Zeit der Einzige genannt wurde. Wenn aber auch darin jedenfalls Napoleon schulterhoch alle seine Gegner und Zeitgenossen überragte, so standen doch die bedeutendern unter ihnen ihm insofern gleich, daß auch sie die Bedingungen ihres wirklichen, gegebenen, nicht willkürlich geschaffenen Standpunktes ebensoviel zu übersehen wußten, als er die des seinigen; obgleich dann bei der Verfolgung der eingeschlagenen Bahn oder bei dem unvermeidlichen feindseligen Zusammentreffen eben die größere Fülle und Mannichfaltigkeit der individuellen Hülfsmittel und, wer möchte es leugnen, das Glück meist zu seinen Gunsten entschied; das Glück, welches die schönste Blüte und Weihe der Heldengröße ist. Alles dies, wie gesagt, sowohl im Allgemeinen, als besonders in Beziehung auf die spanischen Angelegenheiten weiter auszuführen, dazu fehlt es uns jedenfalls in diesem Augenblicke und an diesem Orte gänzlich an Zeit und Lust. Wir begnügen uns lediglich damit auch gegen das vorliegende Werk in dieser Hinsicht unser Zeugniß und Protest einzulegen, obgleich wir nicht leugnen, daß der Verf. um ein gutes Theil verständiger und billiger erscheint als seine Vorgänger, und daß er, freilich ohne es zu wollen und zu wissen, einige neue Momente zur Begründung einer richtigen Ansicht mittheilt. Nur die Thatfache, welche das Hauptthema einer solchen sein mußte, sprechen wir ohne weiteren Beweis hier noch aus. Der Kampf zwischen Frankreich und den übrigen großen Staaten, besonders aber England, als deren permanentem Vorkämpfer, war auf einen solchen Punkt gesteigert, daß keine von beiden Mächten, am wenigsten aber Frankreich als Landmacht, und am wenigsten in seiner Nähe einen unsichern, schwankenden, schlaffen Freund, oder einen Neutralen dulden konnte noch durfte. Englands Nachbarn sind alle Seemächte, daher die Entwicklung des alle neutralen Flaggen tödtenden Seerechts der bekannten orders in council, welche als notwendige Repressalie das System der Continentsperre herbeiführte, wozu der wirkliche Beitritt eine *conditio sine qua non* des Friedens mit Frankreich war und sein mußte. Von allen Nachbarn Frankreichs war grade Spanien derjenige, dem Frankreich um seiner eignen Selbsterhaltung willen eine andere Stellung als die eines zuverlässigen, wirksamen Verbündeten am allerwenigsten und unter keiner Bedingung zugestehen konnte

noch durfte. Diese Nothwendigkeit und das daraus hervorgehende Recht lag theils in permanenten geographischen Ursachen, theils in dem besondern Charakter der damaligen Zustände in Spanien, wodurch seine Neutralität als Eigenschaften ermangelte, welche die geringste Gefahr gegen die Gefahr der übrigen Staaten, welche nicht in feindliche Hände fielen, zu ziehen, als diese Krise durch einen Angriff von Außen, oder durch eine Veränderung im Innern herbeigeführt werden mußte. Es gab für Frankreich keine andere Sicherheit gegen ein solches Resultat (welches unter Umständen unmittelbar und unvermeidlich verderblich werden konnte), als der Gefahr zuvorzukommen und selbst das Terrain zu occupiren.

(Der Beschluß folgt.)

Die Romanistik.

Unter den frühern Erzeugnissen der romantischen Poesie tritt der „Roman de la rose“ hervor, der als eine Nachahmung Dantes im 13. Jahrhundert von Wilhelm von Lorris geschrieben, jedoch nicht vollendet ward; dies geschah erst 40 Jahre später von Johann Goupinel, der nahe daran war, wegen seiner Sentenzen auf die Damen eine arge Strafe zu erleiden. Durch einige Herren vom Hofe in eine große Demuthsübung gebracht, warfen diese ihm seine besüßigenden Auftritte in „Roman de la rose“ vor: „Toutes estes, seyes ou fies“ und verurtheilten ihn, von allen Anwesenden mit Steinen beworfen zu werden, zu welchem Ende sich jede Dame mit dem Hand voll derselben versehen hatte. Wohl ersiehend, daß es nicht so wohlfeilen Kaufes davonkommen werde, hat er sich um Erlassung der Strafe, sondern bloß um die Erlaubnis zu erwirken, die Strafe zu versprechen. Obgleich nicht ohne Mühe, verstanden sich die Damen doch endlich auf einen anwesenden Herren dazu, und nun sagte er: „Da ich nun so gnädig gegen mich bin, bitte ich demüthig, daß die härteste Schwester (la plus forte putain) aus der Strafe anfangs und mir den ersten Streich gebe.“ Die Damen sahen jetzt einander an, welche es aber nicht wollte, den Anfang zu machen. Doch keine wollte es weigern, ihn anzukühren, so große Reizung auch alle hatten, zu ihm zuzueilen. Goupinel entging durch diesen Einfall der gedachten Strafe und gab den Hofkapallieren Gelegenheit, über die Damen zu lachen. Sein „Roman de la rose“ wird übrigens sehr hoch geschätzt und der Engländer Geoffrey Chaucer unternahm ein ähnliches Gedicht unter gleichem Titel, bei nach Baldus aus dem Werke eines andern Engländers: „Der die Kunst zu lieben“, genommen sein soll. Aber (Holl. 16. plus illustres et savans hommes“, Xpél 7, Paris 1671) erklärt dies jedoch für einen Irrthum und Goupinel's Roman für das eigentliche Original. Der Verf. hat auch noch zwei andres geschrieben: den *Roman de la rose* aus dem Lateinischen ins Französische übersetzt, so auch die Briefe Ablass's und endlich das Buch von der geistlichen Freundschaft und *consolatione*. „De consolatione“. Der „Roman von der Rose“ ist so legendär zu einem andern von Martin Franke, Schilling's Papst Felix V. („Le champion des dames, contenant la defense des dames contre malehousie et son cousin“, Paris 1580), worin die Beschuldigungen Goupinel's auf eine ziemlich langweilige Art auf 320 Seiten zurückgewiesen werden. In dem bestern Roman steht auf dem Titel:

Cy est le Roman de la rose
Ou tout l'art d'Amour est enseigne
Histories et Anecdotes
Et maints beaux propos utiles
Qui a esté nouvellement
Corrigé et augmenté

Et c'est bien à l'avantage
Qu'on en voit en chacune page.

In Klein Folio 1526 in Paris mit gothischen Lettern und Holzschnitten gedruckt.

Auf der zweiten Seite steht das Königl. Privilegium, das wieder durchgesehene und verbesserte Buch (livre) nicht nachzudrucken; darauf nimmt die Vorrede drei Seiten ein, worin der Herausgeber sagt: daß es notwendig sei, des Andenkens würdige Gegenstände gegen die Vernichtung durch die Zeit zu bewahren. Er habe deshalb den Roman von der Rose, von zwei schätzenswerthen Schriftstellern abgefaßt, von Neuem durchgesehen und dabei die Bemerkungen der vornehmsten Schriftsteller hinzugefügt und so dem Buchhändler Patiot mit Verbesserung der veralteten Sprache übergeben. Man könne unter der Rose wegen ihrer Schönheit und der Wohlgerüche, die sie verbreitet, die Weisheit verstehen, oder auch den Stand der Snaben, der nur von dem Allmächtigen gewährt werde und ebenfalls nur schwer und mit Mühe zu erlangen sei. Wie durch die Kraft der Rosen Apulejus seine erste menschliche Gestalt wieder überkam, als er, in einen Esel verwandelt, den Rosenkranz der Cerespriesterin fand, so auch der, dem rohen Thiere ähnliche Mensch, wenn er durch die Gnade Gottes in seinen ersten unschuldigen Stand zurücktritt. Drittens könne man unter der Rose die glorreiche Jungfrau Maria sich denken, die für die Ketzer unerschöpflich ist. Dies ist die weiße Rose von Jericho, wie der Weise spricht. Viertens können wir unter der Rose das ewige höchste Gut verstehen, das wir nur erlangen können, indem wir uns vor Sünden und bösen hüten. Diese Rose läßt sich nicht sowohl mit der von Adam in Italien vergleichen, die zweimal im Jahre blühet, sondern mit der, welche die Könige von Saba dem weisen Salomo überreichten, der sie durch herbeigedragene Bienen von einer, mit der höchsten Kunst nachgeahmten Rose unterschied u. s. w.

Nach einer Tafel des Inhalts der einzelnen Absätze beginnt das Gedicht mit einem Traume des Verf., den er in seinem 20. Jahre hatte, und dessen Erzählung er einer so liebenswürdigen Dame widmet, daß man sie die Rose nennen muß. Ihm dünkte, er ging im Waimonat in einem schönen Garten, von einer hohen Mauer umschlossen, auf der sich mancherlei Gemälde befanden: Haß, Untreue, Unglück, Begehrlichkeit, Geiz, Reib, Eitelkeit, Altersschwäche, Dummheit und Armuth waren in Gold und Blau dargestellt. Bergebens war das Suchen nach einem Eingange, bis sich endlich ein kleiner, enger und fest verschlossener Eingang fand, den ihm Dame Duseuse, ein reizendes blondes Mädchen, öffnete. Hier war der junge, fröhliche Herr des Gartens (Deduit), der mit seinen munteren Gesellen im Schatten dem Gesange der Vögel horchte, oder den Kindern der schönen Epse, seiner Freundin und Wittkinderin, die ihm von ihrem schönsten Jahre an ihre Liebe geschenkt hatte. Hier war auch der Gott der Liebe, eben vom Himmel herabgeschien und ein liebliches Mädchen (douce regard) bei sich habend, das seinen Bogen und seine Pfeile trug. In dem Garten waren:

Admirer entre mille choses
Choeil rochers chargés des roses.

Nachdem von ihrem Wohlgeruche gesprochen worden, heißt es:

Roses la couloient à moussescaux
Rochers ne vis enques si beaux
Ne boutons petites et bien cles
Et aultres, qui couloient plus gros.
— Entre tous ces boutons j'en ay
Ving et tres bel qu'envers celui
Nul des autres n'est si prisé
Quant sa grand beauté adriest,
Car une couleur l'embellit
Qui est vermeille et aussi fine
Comme nature le seut faire etc.

Der Liebhaber ward nun von dem Liebesgott mit seinen Pfeilen getroffen und ganz zum Gefangenen gemacht, worauf er

von ihm Regeln erhielt, wie er sich benehmen und was er thun müsse, die Reizung der Geliebten zu gewinnen. Erscheinungen, welche die Leidenschaft begleiten: zärtliche Gedanken, süße Worte und Liebesblicke. Ein schönes Mädchen, Bel-acueil (Freundlicher Empfang), kommt ihm entgegen und erbietet sich, ihn zu den von Dornen nicht umzäunten Rosen zu führen, sie sagt zu ihm:

— de faire Votre plaisir
En tout honneur, j'ai le desir.

Schon glaubte er, durch Dorn und Dagebusch bringend, die süßduftenden Rosen zu erlangen, als ihm der Wächter derselben, Gefahr, entgegentrat, von einem Manne, böser Leumund, und zwei Frauen, Schande und Scheu, begleitet. Gefahr trieb ihn mit ernstlichen Worten zurück, und die Vernunft tabelte ihn bitter wegen des töblichsten Unternehmens, sich der Rosenknospe zu bemächtigen. Zwei Damen, Mitleid und Freimuth, nehmen sich seiner an, sie rufen Bel-acueil wieder herbei, die ihn in den Garten führt und ihn die Rose sehen läßt, die sich mehr geöffnet hatte und deren Blätter jetzt aufrecht standen, daß des Liebenden höchster Wunsch war, sie zu küssen. Der ward ihm zwar gewährt; doch Eifersucht, Schande, Scheu und böser Leumund kommen herbei und sperren das freundliche Mädchen in einen festen Thurm, wo sie nicht heraus- und Niemand zu ihr hinkommen konnte. Zwei Seiten füllen die Klagen des Liebenden darüber; dann erscheint die personifizierte Vernunft, die ihm sehr gelehrt erklärt, was Liebe sei, und ihm Regeln gibt, wie er sich zu verhalten habe, mit philosophischen Betrachtungen durchwebt, im Geschmack des Zeitalters: über Armuth, Geiz, eigennützige Reizung, Reichthum, z. B. von zwei schädlichen, notwendigen und vortheilhaften Dingen ist das nothwendigere auch das bessere. Die Geschichte der Virginia nach L. Erius, Draco, Nero, der Mörder seiner eignen Mutter, Seneca, Ctesius, Veränderlichkeit des Glücks, Manfred, König von Sicilien, Heinrich und Konradin, Attalus, der Erfinder des Schachspiels, kommen nacheinander vor. Vernunft nennt Alles beim rechten Namen:

Car voulez-vous non pas avoir
Dien mit en celles et vis
Feres de generation
Par merveilleuse extension
Pour l'espoir avoir toujours vive
Par chose nouvelle et astra.

Nachdem die Vernunft fortgegangen, kommen seine Freunde zu ihm, um ihm mancherlei Rathschläge zu Erreichung seiner Absicht zu geben. Von der Armuth und von dem Werth eines wahren Freundes. Von der Eifersucht; schlimme Eigenschaften der Frauen: sind sie häßlich, plagen sie den Mann; sind sie schön, wird ihnen von allen Seiten nachgestellt, bis sie fallen. Nachtheile des Heirathens: nur die natürliche Schönheit ist wirklich schön, Kleider und Toilettenkünste sind es nicht. Schönheit und Jugend im letzten Schritte. Bergebens ist alle Sorgfalt, die Frauen zu hüten, denn (Fol. 59 vers.):

Toutes estes, seres ou fates
De fait ou de voulaté pâtes
Et qui tres bien vous chercheroit
Pâtes toutes vous trouveroit
Car qui ne peut le fait estraindre
Voulaté ne peut nul contraindre.

Die geßäßigen Klagen über die treulosen Frauen, füllen mehrere Blätter; endlich nimmt der Liebende Abschied von seinem Freunde, um wieder sein ersehntes Mädchen aufzusuchen. Dagegen folgen mancherlei Digressionen über Reichthum und Armuth, über die Unverfälschtheit von Paris und eine damals gangbare Schrift gegen die Religion u. s. w. Endlich kommt der Dichter wieder auf die eingesperrte Geliebte (Bel-acueil) zurück, bei der ein altes Weib zur Aussicht ist, die durch Geschenke gewonnen wird, daß sie den Liebhaber,

Le plus Courtain variet de mande
Qui de toutes graces abonde,

zu ihr zu bringen verpflichtet, und seiner mit diesen Lobesbethebungen gedenkt; indem sie ihr zugleich ihr früheres Leben erzählt. Sie sagt:

Belle fille, jeune, vive et folle
Dont d'amours ne faja l'école,
On l'on me leust de théorique
Mais je sui tout par la pratique.

Sie gibt der jungen Dame Vorschriften und Regeln, wie sie sich gegen ihren Liebhaber zu verhalten habe, um ihre Reize zu bewahren, so theuer als möglich zu verkaufen und ihn zu kaufen:

Elle sent mal à chaq'un des dire
La rose avec tout ceail, bonn' hère
Jamais autre n'y aura part,
Fallez bien à qui la départ.

Fälsches Haar, Schminke und andere Schönheitsmittel werden empfohlen, es heißt dann:

Et comme bonne buchelette
Tienne sa chambre Veuve nette
Et elle est sage et bien ensoignée
Ny laisse autour une Araignée
Quelle ne arrache, ne arde en honneur
Et que ne si enelle la mouche.

Anderer Mittel und Kunstgriffe, den Liebhaber zu hintergehen, Gold und Geschenke von ihm zu erhalten. Nachdem die Alte ihren langen und langweiligen Unterricht geendigt und Bel-acceuil eingewilligt hat, geht sie zu deren Liebhaber, um ihm anzuzeigen, wie er zu der Geliebten kommen könne. Er findet diese in ihrem Cabinet, sie führen ein zärtliches Gespräch miteinander; das Fischen spricht:

S'il y a ce que rien qui Vous plaise
Je vuoll que Vous en ayez l'aise,
Prenez ce que pouvez choisir
Et en laissez votre plaisir

Er antwortet:

Quand puis-je vos choses prendre
Parquoi je ne quiers plus attendre,
Quand avez la chose si prestee
Dont mon oœur se fera moult grand feste,
Plus que du tresor d'Alexandre;
Lors m'avancez pour la main tendre
A la chose que tant desir,
Pour accomplir tout mon desir,
Et coud si bien à nos paroles
Qui tant estoient douces et molles,
Et nos l'illustres acoustances
Plaisies de belles contenance
Que tout fat fait apertement
Mais il m'advint bien autrement.

Als er die Rose brechen wollte, fallen ihre Räucher, Gefahr, Furcht und Scham, über ihn her und treiben ihn mit Schlägen und harten Worten davon. Jetzt kamen die Ritter der Liebe zu seinem Beistand herbei, indem sie ihre Herrscherin um Hilfe anriefen. Das Schloß, worin Bel-acceuil eingeschlossen ist, wird gestürmt; nun folgen wieder eine Menge heterogene Erörterungen über den Tod, die chemischen Erscheinungen, die Erzeugung der Metalle und die Verwandlung derselben, von der Schwärze der Männer und der Unart der Weiber, nichts zu verschweigen; darauf von den vier Elementen, den Constellationen, der Predetermination, von Gott, dem Wissen und Willen, vom freien Willen, von Dünkel und Witz, den Tugenden u. s. w. - Endlich die Geschichte des Pygmalion und der Belebung seiner Bildsäule; endlich die Erörterung des festen Schloffes, wo Bel-acceuil sich befand. Diese ward dadurch fest und verstand sich gern dazu, den Dichter mit der Rose zu beglücken.

Je la lui abandonne,
DK Bel-acceuil, moult vaillamment
Occidit la rose en deux minutes
Que seuls comme on coute voye
Fleuve recevoir de l'oye.

Es folgt nun eine ebenso obdunkel als widerliche Schilderung seiner Mittel und ihrer Anwendung; dann, als Einschnitt, ein Vergleich der Liebesskinder bei alten Frauen und Mädchen. Es schließt endlich:

Tant vult de rendre approché
Qu'il mon vouloir pour la main tendre
Au rancun, pour le bouton prendre
Bel-acceuil moult fort me privit
Que nul outraye fait n'y ait,
Et je lui mis bien en convent
Pource qu'il m'en privit souvent,
Que je nulle rancun n'y feroye
Fers ce vouldes et la moye.
Par les rancun eail le render
Qui plus fat frane que nul oider,
Et quand aux deux mains n'y pour joindre
Trestout vult et sans moy peindre
Le bouton pris à colochier,
Car envys l'amee sans hocher.

Auch sein Gegner Franc, der ihn in seinem „Glaubens des dames“ durch Beispiele älterer und neuerer Zeit aus der Felle zu schlagen unternimmt, ist nicht frei von obdunklen Stellen und lasziven Gemälden. Es kann jedoch hier der Ort nicht sein, sie weitläufig anzuführen.

Notiz.

Gawes trug neuerlich im Unterhause darauf an, daß die wegen Schulden Verhafteten zu erlösen und nämlich die englischen Gesetze in dem Punkte zu verbessern, daß die Schuldner wegen unbedeutender Summen von harten und unzüchtigen Gläubigern, die nicht einmal für ihren Unterhalt zu sorgen brauchen, viele Jahre ihrer Freiheit beraubt werden. Aus dem Bericht der von dem Unterhause angeordneten Untersuchungscommission über die Anzahl der in London befindlichen Schuldner, über die Dauer ihrer Haft und den Betrag der Schulden, welche dieselbe veranlaßt, geht u. A. in Bezug auf die fünf londoner Schuldgefängnisse hervor: Der älteste Schuldner der King's Bench und wol der Veteran der englischen Schuldgefängnisse ist ein gewisser Jonathan Wood, der am 14. Mai 1810 wegen der Summe von 10,949 Pfd. St. 10 Sh. verhaftet ward. Sogleich nach diesem kommt John Dufrene, am 9. Mai 1812 wegen nur 50 Pfd. in dasselbe Gefängnis gebracht, in welchen sich noch 24 Individuen seit 1824 befinden, von denen nur eines wegen 2000, mehrere wegen nicht 100 und nicht wegen nicht mehr als 9 Pfd. 15 Sh. 7 P. in Haft. In dem Gefängnisse der Fleet steht als ältester Schuldner ein gewisser Jeremiah Board seit 1814 wegen 7616 Pfd. 7 Sh., und 12 Individuen seit 1830 wegen Gebühren an die Kammer, das eine wegen 80 Pfd., das andere wegen 59 Pfd. St. 16 Sh. 3 P. In dem Gefängnis von Wiltshire steht jetzt man nur 24 Schuldner, die vor dem 1. Jan. 1835 dahin gebracht wurden. In dem von Horseferry Lane ist der älteste Inhaftete ein gewisser Berton, seit 1828; die hier befindlichen 28 Gefangenen sind fast sämtlich nur wegen ganz unbedeutender Summen. Deshalb zählt 28 Gefangene, von denen nicht einer wegen 100 Pfd. eingekerkert ward. Die ältesten unter diesen Schuldner, King und Roberts, sitzen seit 1824, jeder wegen einer Forderung von nicht 70 Pfd. St.

Literarische Unterhaltung.

Freitag,

Nr. 281.

7. October 1836.

Historia del levantamiento, guerra y revolucion de España, por el Conde de Toreno. Erster bis dritter Theil.

(Beschluss aus Nr. 280.)

Aber, sagt man, Spanien war schon Frankreichs Verbündeter; was konnte es mehr erwarten oder verlangen? So wünscht man sich mit Schein und Worten und spielt fort mit trügerischen Karten! Bei dem Zustande der Auflösung und Verwüstung; worin Spanien sich befand, wo für Niemanden irgend eine klare sichere Thatsache vorlag, als die unbedingteste Unzuverlässigkeit und Unfähigkeit der wirklich Regierenden und der nach der Regierung Strebenden, der Ältern und des Sohns mit ihrem Kreise von Günstlingen und Intriguanen — unter diesen Umständen war das Bündniß mit Spanien von gar keinem Vortheil mehr, konnte den steigenden Anforderungen des Kampfes keinesweges genügen. Nicht nur mußte Frankreich eine bessere Bürgschaft für die Zuverlässigkeit des Verbündeten fordern, sondern es mußte auch fordern, daß die großen Hülfsmittel, die derselbe noch besaß, ohne sie benutzen zu können oder zu wollen, in viel höherem Grade als bisher in Anspruch genommen und gegen den gemeinsamen Feind entwickelt würden. Dies war das klare, handgreifliche, dringende Gebot und Recht der Selbsterhaltung für Frankreich. Dies wollte Napoleon um jeden Preis erlangen und mußte es wollen. Daß und inwiefern Spaniens Interessen, Rechte und Pflichten damit nicht übereinstimmen, ist völlig gleichgültig zur Beurtheilung der französischen Politik und beweist nur, daß Spanien eben auch Recht hatte, sich derselben zu widersetzen. Für Napoleon konnte die Frage nur die sein: auf welche Weise, durch welche Mittel jener Zweck der Selbsterhaltung am sichersten und schnellsten erreicht werden könnte? In dieser Hinsicht nun war er (wie auch das vorliegende Werk gegen die eigene Ansicht des Verf. beweist) fast bis zum letzten Augenblick zweifelhaft, und es lag in der Natur der Sache, in dem Gange der innern Entwicklung der spanischen Zustände, daß er hierüber seine Ansichten, seine Aufsehung zurückhalten, ja mehr denn einmal wechseln mußte. Eben in dieser Unsicherheit mußte er vor allen Dingen sich auf jeden möglichen Wechsel und Entschluß gefaßt machen, die entscheidenden wichtigen Punkte jeder Art, besonders aber die militairischen um jeden Preis oc-

cupiren, soweit es ohne einen wirklichen Ausbruch des Krieges, eine Krisis, welche jede fernere Wahl ausschließen mußte, herbeizuführen möglich war. Daher der Einmarsch von Truppen unter allerlei Vorwänden, daher und als nothwendige unerläßliche Sicherheitsmaßregel für diese Truppen in einem Lande, was jeden Augenblick ein feindliches werden konnte, die Besetzung der Festungen durch Ueberraschung, List, Hinterlist, gleichviel, wie dies allen Phrasen zum Trost zu allen Zeiten unter ähnlichen Umständen geschehen muß und wird, wenn auch nicht in so großem Maßstabe geschehen ist. Daher wahrscheinlich die Vereinigung der königlichen Familie in Bayonne. Wir sagen wahrscheinlich, weil wir die Möglichkeit zugeben, daß Napoleon wenigstens schon vor Ferdinand's Ankunft, vielleicht schon vor dessen Abreise seinen Entschluß gefaßt hatte. Erwiesen ist dies aber, was man auch sagen mag, noch nirgend. Alle angeblichen Beweise gehen von falschen, einseitigen und beschränkten Voraussetzungen aus, beweisen gar nichts, weil sie Alles und Dinge beweisen wollen, die handgreiflich falsch sind, weil sie namentlich die unerläßlichen Vorkehrungen für jeden möglichen Fall immer als Vorkehrungen für einen bestimmten, nachher wirklich eingetretenen Fall ansehen und darstellen. *) Schwerlich wird sich der Augenblick des bestimmten Entschlusses der Beseitigung der spanischen Bourbonen jemals authentisch nachweisen lassen. Vielmehr wird immer der historischen Psychologie hier ein gewisses Gebiet übrig bleiben, und eben auf diesem und durch jene möchte sich als wahrscheinlichstes Resultat ergeben, daß Napoleon erst in Bayonne und nachdem er sich selbst von der unbedingten, allseitigen Unzuverlässigkeit und Unfähigkeit des Vaters und des Sohnes und ihrer Umgebungen überzeugt hatte, sich für den Weg entschied, auf dem er denn auch sogleich mit gewohnter Energie, Raschheit und Ganzheit vordrang. Ob er aber jene Überzeugung einige Tage, ja Wochen früher erworben und seinen Entschluß danach soviel früher gefaßt, kann keine wesentliche Änderung in dem Werthe seiner Handlungswweise

*) Auch die früheren und vorläufigen Anstrichen Napoleon's bei seinen Brüdern beweisen nichts. Auch nach dieser Seite hin mußte er den möglichen Fall vorbereiten, ohne sich zu binden. Daß er nicht sehr beliebt gegen seine Brüder war, ist bekannt.

machen. War nun jene Überzeugung gegründet — und wer möchte jetzt noch zu behaupten unternehmen, daß sie es nicht war! — so möchten wir in aller Welt wissen, welcher andere Ausweg näher, oder überhaupt offen lag, als der, seine eigne Dynastie auf den spanischen Thron zu setzen? Diese Eventualität hatte er ohne Zweifel ebenfalls schon lange erwogen und erwägen müssen; aber eben weil er sich die ungeheuern Schwierigkeiten nicht verbarg, hatte er sich nicht dafür entscheiden können, ehe er sich überzeigte, daß jeder andere Ausweg, der oben angebotenen unerbittlichen Anforderung des politischen Moments in Beziehung auf Spanien zu genügen, verschlossen war. Nichts ist abgeschmackter als die Behauptung, Napoleon habe dabei den Charakter des spanischen Volks gar nicht gekannt oder berücksichtigt. Die Memoiren des Herzogs von Rovigo enthalten in Napoleon's Briefen und Worten im Gegentheil Beweise genug, daß er auf eine bewundernswürdige Weise fast instinctmäßig wenigstens im Allgemeinen fühlte, wovon damals außer Pitt kaum Jemand in Europa eine Ahnung gehabt hatte: daß in Spanien die Elemente eines Volkskrieges lagen.*) Aber, fragt man, warum führte er dennoch eben die Gefahr herbei? Dagegen fragen wir immer wieder: was sollte er denn thun? Daß er aber die Vermeidung und im schlimmsten Falle die endliche Unterdrückung auch dieses Widerstandes damals für möglich hielt, wird man ihm doch wahrlich nicht als ganz unverzeihlichen Leichtsinns und Dünkel vorwerfen. Nun wissen wir freilich, daß man uns Alles dies mehr oder weniger zugeben und dennoch fragen könnte: Aber wer war Schuld daran, daß ein Moment eintreten konnte, wo alle diese Dinge wirklich nöthige Mittel, unerlässliche Bedingungen der Selbsterhaltung wurden? Wer hatte Frankreich, wer England, wer Europa dahin getrieben? Und dann wieder die alte Fabel: Napoleon's Eroberungsfucht, Herrschsucht, Ehrgeiz, Eitelkeit, Treulosigkeit u. s. w.! Immer, als wenn Napoleon oder Frankreich jeden einzelnen Krieg begonnen hätte, wie man ein Glas Wasser austrinkt, das man ebenso gut hätte können stehen lassen — und das heißt Geschichte! Und solcher Abgeschmacktheiten, welche kaum in Mädchenschulen zu dulden, glaubt man zu bedürfen, um Napoleon's Gegner zu rechtfertigen, um den ganzen Niesenkampf zu erklären! Doch genug!

Sollten wir nun noch auf einzelne Partien aufmerksam machen, so wäre es auf dem Gebiete der Kriegsgeschichte besonders die Darstellung der zweiten Vertheidigung von Gerona (vom Mai bis December 1809), welche dem Verf. sogar besser gelungen als jene der beiden Vertheidigungen von Saragossa. Wir können uns darüber um so weniger sehr beklagen, da jene viel we-

niger bekannt ist und es doch ebenso sehr zu sein verdient. Abgesehen von dem über jeden Ausdruck erhabenen Freiheits- und Heldennuth der Vertheidiger, der in beiden Fällen gleich war, hat allerdings die Eigenthümlichkeit des Straßens, Häuser- und Minenkampfes in Saragossa ein ganz besonderes, wie möchte man sagen dramatisches Interesse; dagegen aber concentrirt und ründet sich der mehr kriegsgebräuchlich regelmäßige Kampf um Gerona mit der herporragenden Heldengestalt eines Alvarez mehr zum Epos. Unter den weniger bekannten Thagen zu dem Wilde dieses Mannes heben wir zwei von verschiedener Art aus. Alvarez hatte gleich, als die Franzosen vor der Festung erschienen, deren fehlerhafte, angelehnte Anlage, verfallener Zustand, wenige Vorräthe und geringe Besatzung kaum einen Widerstand von einigen Tagen zu erlauben oder auch nur zu rechtfertigen schienen, in einem Tagesbefehl erklärt: wer von Übergabe spreche, werde ohne Weiteres erschossen. Nachdem nun die Belagerung schon mehrere Monate gedauert hatte, aber auch alle Hoffnung auf Entsatz, jede denkbare Möglichkeit, die Vertheidigung länger hinauszuziehen, verschwunden war, wagte Jemand in Alvarez Gegenwart zu fragen: was man denn beginnen wolle, da alle Lebensmittel aufgebraucht seien? Die Memmen schlachten und essen, die von Übergabe sprechen! rief Alvarez drohend. Als ein Offizier, der zu einem parlamentarischen Ausfalle commandirt war, ihn fragte: mochte er sich denn zurück ziehen sollte, wenn der Angriff mißlingt, antwortete Alvarez ganz ruhig: „Ja, Sir.“ Bekanntlich wurde die Capitulation auch endlich doch nicht von ihm unterzeichnet, indem er tödtlich krank darniederlag, als sie abgeschlossen wurde. Diese Krankheit erklärt übrigens seinen bald darauf in der Gefangenschaft erfolgten Tod hinreichend, und der Verf. bleibt der von ihm sonst im Ganzen beobachteten Billigkeit und Unbefangenheit nicht treu, wenn er hier nach einigen ganz rohen Andeutungen die Franzosen eines Mordes beschuldigt.

Auf dem Gebiete der innern, politischen Entwicklung empfehlen wir besonders die Darstellung der Auflösung der Centraljunta, der Zwischenregierung der Regentenschaft und der Zusammenberufung und ersten Verhandlungen der Cortes der Aufmerksamkeit Derjenigen, welchen es um eine richtige Ansicht der spanischen Revolution auch in ihren späteren Stadien zu thun ist. Insbesondere möchten z. B. diejenigen Staatsweisen daraus einiges lernen können, welche meinen Wunder was geschehen haben, wenn sie, wie z. B. neulich ein bekanntes politisches Journal, verlangen, man solle Spanien nur 1000jährigen politischen und kirchlichen Institutionen, Principien und Gesinnungen wiedergeben, deren es durch die Revolution beraubt worden, so werde Alles bald zum Besten stehen und gehen. Wir wissen nicht, ob Don Carlos oder wer sonst das Wunder thun soll; aber wir glauben, daß Don Carlos (oder jeder Andere), auch wenn es nur eines olympischen Winkes bedürfte, um seine Wünsche, seine Ansichten in Werk und Wirklichkeit zu stellen, in nicht geringerer Verlegenheit sein dürfte, als man es schon 1809 u. 10 war, um auch nur zu be-

*) Höchst merkwürdig ist, was Lorenzo nach dem Berichte von Dürrenzeugen von Pitt sagt: daß er 1805, als er bei einem Dinner die Nachricht von den Niederlagen der Oesterreicher erhielt, die bestärktesten Anwesenden mit einer Hinweissung auf einen Volkskrieg gegen die französische Übermacht beauftragte, der in Spanien, aber auch nur in Spanien möglich sei!

Plannen, welches eigentlich die Fundamentalgesetze und Einrichtungen der Monarchie seien, geschweige denn, inwieweit ihre Wiederherstellung möglich oder gar wünschenswerth. *) Mit solchen Phrasen von dieser Seite, ist um kein Haar mehr gesagt und noch weniger gethan als mit den bekannten Phrasen von andern Seiten, welche Föllich damals wie jetzt mehr Geltung und Einfluß gewonnen, als gut und vielleicht durchaus nöthig und unvermeidlich war. Auch die Darstellung des Verf. ist nicht ganz frei von der selbstgefälligen Befangenheit des gemäßigten Liberalismus, und die nachtheiligen Folgen des schon oben gerügten Mangels einer vorhergehenden Darstellung der früheren Zustände zeigen sich besonders hier auf mancherlei Weise; dennoch aber ist es beizuwenden die beste Darstellung dieser schwierigen und wichtigen Entwicklungsperiode, die uns bisher bekannt geworden war. Ubrigens kann von einer definitiven Bestimmung des Werthes und der Bedeutung des Werkes nicht die Rede sein, ehe nicht die weitere Fortsetzung vorliegt.

B. A. S.

Cooper's neuestes Werk.

Die unlängst erschienenen „Ausflüge in der Schweiz“, aus der Feder des vielgelesenen Cooper („Excursions in Switzerland, by J. Fenim. Cooper.“ Zwei Bände. London 1836), bilden eigentlich nur das Probetstück aus einem größeren Werke, welches er herauszugeben denkt und das eine ausführlichere Schilderung und Beurtheilung aller Länder Europas enthalten soll, in welchen der Verf. längere Zeit verweilt. Das Wichtigste an dem erwähnten Fragmente möchte wol dies sein, daß der Verf. in demselben seine gar zu strengen und schroffen Rationalvorurtheile abgelegt zu haben scheint, oder daß diese mindestens jene Beschränkung erlitten haben, die für den vielgewanderten Mann sich immer ergeben, welcher vieler Menschen Sitten gelernt hat. Dr. Cooper scheint nicht mehr der einseitigste Demokrat zu sein, so wenig als der einseitige Verehrer der amerikanischen socialen Zustände. Daß diese Veränderung den Schriften dieses noch immer beliebten Autors nur heilsam sein kann, möchte wol am Tage liegen, sowie hier ein unangar ein neuer Beweis geliefert wird, daß in dem Maße, wie der Mensch sich einer allgemeinen Weltbildung hingibt, auch die starren Grundzüge seines Gemüths und die einseitigen Richtungen seines Geistes verschwinden. Hören wir den Verf. an einigen Orten selbst sprechen:

„Es gibt“, sagt er, „eine gewisse Eigenthümlichkeit, die allen Völkern, welche mancherlei Länder besucht haben, bemerkbar und auffallend gewesen sein muß und die sich ebendeshalb allenthalben vorfindet, weil sie ganz einfach zu den Sägen menschlicher Beobachtbarkeit gehört. Man findet nämlich keine Nation, wo nicht die größere Volksmasse sich in geistiger Hinsicht sowie in Hinsicht auf allgemeine Begabung und bessere Natur vor allen übrigen Nationen bevorzugt glauben sollte. Es gehört zu den Eigenschaften und Früchten des Reisens, die Individuen von dieser Schwäche zu heilen; nur daß bei einer solchen Heilung häufig das Gegentheil jener Rationalität nicht minder beunruhigend hervorbricht, nämlich eine gewisse Laubbildung und völlig unentschiedene Gleichgültigkeit, welche von Denjenigen, die sich vorzugsweise „Männer der Welt“, Weltbürger nennen, oft

fälschlicher Weise für philosophischen Fortschritt und weitergerissene Liberalität der Völker genommen wird. Obgleich die Völker allerdingens nur Gesellschaften menschlicher Wesen sind, so hat doch eine jede ihre besondern und unterschiedenen Züge ebenso gut wie die menschlichen Individuen selbst, und es kann keine wahrhaft werthvolle Völkerschilderung geben, welche nicht, noch mehr als die materiellen Elemente, jene geistigen Abweichungen, Modificationen und Unterschiede des Volkscharakters selbst zu entwickeln strebt.“

In einer andern Stelle äußert sich der Verf. so: „Wären diese Briefe über die Schweiz in ihrem ganzen Umfange zum Druck gekommen und nicht ein großer Theil desselben von dem Verf. selbst unterdrückt worden, so würde der Autor wahrscheinlich mehrfachen Anschuldigungen und Vorwürfen in Rücksicht auf seinen Patriotismus nicht entgangen sein. Denn indem er diejenigen Vergleichen anstelt, welche in dem Gegenstande selbst begründet und mithin unabwieslich waren, so fügte es sich, daß er öfter zu Gunsten der amerikanischen Principien, als der amerikanischen Dinge und Zustände sprechen mußte, ausgenommen da, wo nach seiner festen Überzeugung den letztern wirklich der Vorzug zu geben war. So natürlich und richtig dieses Verfahren gewiß an sich ist, so will es doch den Köpfen sehr vieler amerikanischen Kritiker, die sich zu Stimmsführern in nationalen Angelegenheiten erheben, nicht einleuchten, welche der Meinung sind, ein Mann müsse im Nothfall sogar seine Überzeugung und seine fünf gesunden Sinne verleugnen, um nur als ein anhänglicher Sohn seiner vaterländischen Scholle zu erscheinen. Die Überlegenheit der Schweiz (der Verf. zielt wol auf die schweizerische Verfassung im Vergleich zu der von Amerika) ist zu allgemein anerkannt und im Besondern bereits zu sehr gerechtfertigt, als daß ihr den Vorzug zu geben nicht auf dasselbe herauskommen sollte, wie wenn Jemand, der sich nicht anders helfen kann, einräumt, daß der Montblanc von 15,000 Fuß Höhe ein erhabenerer Naturgegenstand sei als unser Butterbrot.“ Wer hätte wol eine solche Sprache und solche Gesinnungen von dem strengen Republikaner und Ultraamerikaner Cooper erwarten sollen?

Wir wollen uns in dieser kurzen Anzeige eines Werks, das unfehlbar mit voller Aufmerksamkeit gelesen zu werden verdient, nicht über die politischen Interessen und über die Formen, welche diese in der Darstellung des Verf. annehmen, verbreiten. Um so weniger, da er selbst gleich im Voraus seinen Leser auf einen sehr bestimmten negativen Standpunkt stellt. „Der Verf. dieses Buches“, so bricht er sich aus, „darf für die Mittheilung der politischen Meinungen, die er gelegentlich in demselben ausspricht, keine große Sanft und Anerkennung hoffen. Er hat das Unglück (?), zu keiner der beiden großen Factionen zu gehören, welche dies Land in zwei Theile zerpalten, und, einander auf die schroffste und grausamste Weise gegenüberstehend, ein neutrales Verhalten nicht wohl zulassen.“ Anstatt uns also in diese, keineswegs beschreibenden Interessen zu vertiefen, wollen wir lieber schließlich eine ganz unbesangene Revisionsitzung im eigentlichen Sinne mittheilen, welche die Freunde Cooperscher Darstellung mehr ansprechen wird als ein trübes Sonnennement über noch weit trübere Volks- und Staatsinteressen.

„Unser Gasthof war ganz mit Reisenden besetzt, welche über Nacht von Luzern und vom Rigi angelangt waren. Die speisten Alle in einem gemeinschaftlichen Zimmer und es besaßen sich unter uns mehrere Franzosen, welche sich in sehr schlechtem Englisch, aber mit einer gewissen Selbstgefälligkeit miteinander unterhielten. Ich erfuhr aus ihrem Gespräche, daß sie neuerdings in England gereist waren. Da sie mich irthümlicherweise für einen Insulaner nahmen, so begannen sie mir einige Complimente über mein Vaterland in den Wort zu werfen, die meine Bescheidenheit etwas in Aufrühr setzten und mich zum Widerspruch aufregten. Die Wirkung, welche meine Versicherung, daß ich kein Engländer sei, hervorbrachte, war wirklich spasshaft. Anfangs bezweifelten sie es und konnten es mit der Kleinheit meiner Aussprache nicht zusammenrei-

*) Als (früher bei näherer Betrachtung leicht erklärbar) Eurlophist zu beliebiger Betrachtung der aristokratischen Regierungen führen wir nur an, daß damals z. B. gerade die Antirevolutionnaires am eifrigsten für die Berufung einer einzigen Versammlung und gegen die Zuziehung oder Repräsentation des Volks und der Geistlichkeit als solcher waren.

men. Aber da ich ihnen mit einer hohen Begeisterung die Wahrheit meiner Aussage bekräftigte und noch hinzufügte, daß ich bis auf die neueste Zeit niemals einen Fuß nach England gesetzt hätte, und daß ich im Ganzen innerhalb 20 Jahren höchstens acht bis neun Monate in England zugebracht und auch diese nicht einmal nacheinander, sondern von manchen Kreuz- und Querzügen unterbrochen, so war ihre Verwunderung unbegrenzt und, wie es mir vorkam, mit etwas Mißgunst vermischt. Sie bestärkten mich nun mit Fragen, die ich unmöglich alle zu beantworten im Stande war, in Rücksicht auf die Art und Weise, wie ich mich in so vollkommenen Besitz der englischen Sprache gesetzt habe. „Vielleicht waren Ihre Eltern Vater, oder Ihre Frau Mutter Engländer?“ Keineswegs, weder die, noch der Großvater und die Großmutter. „Vielleicht wurden Sie bei Erlernung der Sprache durch eine aufsteigende Verwandtschaft Ihrer Muttersprache mit jener unterstützt?“ So scheint es in der That, entgegnete ich. Es folgte eine Pause, während welcher ich mich schweigend verhielt, in vollster Erwartung, daß sie nunmehr mein Vaterland ausfindig gemacht haben würden. Aber ich täuschte mich; es ging noch weiter. „Monseigneur haben gewiß die Sprache sehr frühzeitig erlernt?“ Ich habe sie von Jugend auf gesprochen. „Das ist allerdings ein großer Vortheil.“ In dem Lande, wo ich geboren und erzogen bin, lernen wir Alle von Kindesbeinen an Englisch. Die Herren machten große Augen und warfen sich Blicke des Unglaubens zu. Jetzt hielt ich es für Zeit, meinen Rückzug zu nehmen, und wünschte ihnen in ebenso schlechtem Französisch, als ihr Englisch war, eine gute Nacht. Ob sie nun jetzt über meine eigentliche Heimat im Klaren sind, weiß ich nicht; aber es scheint nicht, daß die Herren überhaupt den Fonds besäßen, um in dieser, an sich ziemlich gleichgültigen Sache hinter die Wahrheit zu kommen.“

Schließlich wollen wir nicht glauben, daß der Verf. in dieser kleinen Erzählung übertreibt. So wie sie hier steht, erinnert sie etwas an die alten Spätterren Hogarth's, der an den verwünschten Franzmännern keinen guten Willen läßt. 1.

Erinnerungen aus dem Leben. Von Ferd. Aug. Didenburg. Zwei Theile. Braunschweig, G. C. C. Meyer sen. 1835. 8. 3 Thle.

Die faden und auf geschmacklose Art dargestellten Erlebnisse des Verf. in Magdeburg, Hamburg, Paris, Strassburg und Köln können nicht leicht eine andere als die Theilnahme des Beobachters anregen, daß der junge Mann seine Zeit nicht einem einträglichen Geschäft gewidmet hat, als das ist, solche Trivialitäten zu zerlegen und zu beschreiben. Was wir von ihm zu erwarten haben, lehren uns sogleich die ersten Perioden seines Buchs: „Wie die Bilder einer Camera Obscura fliegt die Vergangenheit an unserm Sinne vorüber, sehr häufig breiten wir die Arme aus, die lieben Gestalten zu fassen, aber traurig sinkt die Hand, der Behmuth Flor umzieht das Auge, und ein banger Seufzer sucht die schwergebrückte Brust zu erleichtern; es (?) ist die Einsicht der Unmöglichkeit, welche, durch die optischen Bilder getäuscht, einen Augenblick verschwand und jetzt (!) ihren eisernen Scepter (der eisernen Scepter der Einsicht?) wieder sichtbar macht. So sehe ich vor drei Decennien meines Lebens; seine Freuden und seine Schmerzen bilden einen Kettenring, dessen Gestalten an mir vorüberzogen, mit halberloshenen Farben mich grinsend verhöhnen (!) und Mitleid begehren“ u. s. w. Die Verwirrung und das Streben, mit nichtsagenden Worten etwas Bedeutendes zu sagen, wie sie in diesen Perioden herrschen, bilden überall das Element dieser „Erinnerungen“. Wie wästen nicht, an welchem Theil derselben ein gebildeter Leser sich erfreuen, was er aus ihnen lernen könnte, es sei denn, er habe eine besondere Vorliebe für den Koran, den der Verf. allerdings besser zu kennen scheint als viele andere Menschen. Wir wissen nicht, wie er zu dieser ganz besonders Prädilection, zu dieser etwas son-

derbaren Wissenschaft, mit der er Parade macht, gelangt ist mag, wie wir denn, trotz diesen zwei Bände fasten Eintragungen und Bekundungen, von seiner Person immer nicht viel mehr erfahren, als daß er ein ziemlich unruhiger, wohlwollender, reisefähiger (vagabundus) und sehr verlässlicher Mensch sein muß, der überall ziemlich gewöhnliche, aber doch nicht Abenteuer mit Frauen erlebt und den die Mädchen einigmaßen zu fürchten scheinen. Seine Sprache ist der sieben Hauptweise entlehnt, in der junge Handelscommis, sogenannte Reisende, in den Wirtschaftshäusern am Rhein bei Cigarren und in der Kaffe schwarzen Kaffees, oder auch bei einer Flasche Champagne nach abgethaner Tafel ihre vertriebenen Gedanken an der zu erzhören pflegen. Der berühmte Verf. hat sich in Canada hier nicht den geringsten Zwang angethan und gibt uns in seinem Beispiel recht deutlich, wohin das belichte mit gepriesene laissez-aller, der belobte abandon einen Fort führen kann. Hiernach kommt denn dem Verf., welcher zu sehen keine Augen hat, Manches spanisch vor — der seiner Lieblingsausdrücke —, was uns nur in seiner Erklärung so erscheint, während es in der Sache selbst gemein und trivial ist. Mit einem Wort, wir glauben in Mainz oder Frankfurt, im großen Rheinberg oder im Pariser Hof einen Club junger Commis in ihren geheimsten Herzensergüssen zu lauschen, so lange Hr. Didenburg spricht, und denken gern für eine solche Unterhaltung. — Außer seinem wackeligen Koran, der eben wol nur der Wunderthatigkeit wegen vorprang, weiß der Verf. nichts, das der Rede werth war, die allen Reisenden bekanntesten Sachen scheinen ihm neu und neu und seine Verirrungen in die alte Literatur des deutschen Alterthums erscheinen eben nur als Verirrungen. Er Worms ärgert ihn, daß das Haus, wo Luther sprach, jetzt ein Gefängnis oder Armenhaus sei. „Vielleicht schritten sie die selbst (!) durch diese Thür!“ ruft er aus. Doch er will nicht zu trösten; denn er fährt fort: „Doch so geht's in der Welt, was heute die Lust (!) bewohnt, fällt morgen der Jamm. Diese Scenen verschleichen die Monotonie aus dem Leben und die beliebte Abwechslung ist da! Was will man mehr!“

Ran will mehr Sinn und Verstand, antwortet er auf diese Frage und lassen dem Verf. und sein Buch — links, wohin beide wollen. In das Gebiet der Literatur werden sie ohne dieses nicht einbringen. 2.

Literarische Notizen.

In Rußland ist ein neuer Volksdichter Namens Kabanau aufgetreten; er ist der Sohn eines Viehhändlers in Moskau und jetzt 26 Jahre alt. Sein Dichtergeist, den er überall, in den Steppen, auf den Märkten offenbarte, entwickelte sich, als ihn durch Zufall Dmitrieff's Gedichte in die Hände kamen. Bereits im Ende 1835 zu Moskau ein Bündchen der Gedichte Kabanau erschienen, es sind Ergießungen aus dem Volksleben Rußlands.

Seit 1829 erscheint in Prag in böhmischer Sprache eine theologische Zeitschrift für die katholische Geistlichkeit. Sie wird von dem Consistorium unter der Redaction des Kanonikus Hofmann herausgegeben und ist ausgezeichnet durch die auf sie gewandte und die Bearbeitung der Aufsätze gewandte Sorgfalt. 1835 hatte sie 52 Mitarbeiter und an 900 Pränumeranten, eine Anzahl, deren sich eine andere der Wissenschaft gewidmete Zeitschrift nicht rühmen kann.

Karl Stephanowitsch hat 1835 eine Reise nach Sibirien gemacht und eine große Anzahl Volkslieder und Sprüche von Neuem gesammelt. Aus Petersburg ist eine Druckerei nach Montenegro gebracht worden, und der Kaiser hat bereits eine Sammlung Poesien abdrucken lassen. Das auch bei den südlichen Slawen Dichtung und Sitten in literarisches Leben erwacht, dafür kann sprechen, daß zum neuen Jahre an 10 Almanache in serbischer, slowenischer, kroatischer und kroatischer Dialekte erschienen sind. 3.

Literarische Unterhaltung.

. Sonnabend,

Nr. 282.

8. October 1836.

Die Waldbenser. Roman von H. Koenig. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1836. 8. 4 Thlr.

Der geistreiche Verf. der „Hohen Brunn“ hat mit diesem neuen Werke abermals den Beweis geliefert, daß er zu den wenigen Talenten der deutschen Gegenwart gehört, die den Beruf und die Befähigung haben, den historischen Roman zur Bedeutsamkeit des ästhetischen Kunstwerkes zu potenziren, womit noch keineswegs eingeräumt ist, daß mit den „Waldbensern“ das Ziel dieses Strebens erreicht sei. Fassen wir die Tendenzen ins Auge, die sich überhaupt für die Gestaltung des Romans herausstellen, so sehen wir auf dem Boden der deutschen Literatur einen bürgerlichen, einen historischen und eine dritte Gattung Romane, die sich als zur Memoirenliteratur gehörig bezeichnen läßt. Der bürgerliche Roman geziemte der deutschen Productivität, so lange Deutschland sich in seinem Ständen, in seinem Familienleben und in den Verhältnissen socialer Zustände zu einem neuen zeitgemäßen Organismus gliederte. Er gehört seiner historischen Bedeutsamkeit nach dem Ende des vorigen Jahrhunderts an, und Göthe gab ihm den nationalen Typus. Fast unabweichbar ist die Reihe von modernen Epopöen dieser Art, in denen ein Individuum in künstlerischer oder bloß menschlicher Bewegsamkeit die Wendungen seines Lebens und Strebens zum Stoffe bietet. Auch Tieck huldigte mit seinem „Kovell“ und „Sternbald“ dieser Richtung des Romans, brachte aber in dessen Gestaltung später eine Modifikation, die den Roman zur Novelle machte. Er nahm die Kunst und die Lebensidre als Objecte und stellte vor diesen Hintergrund einzelne Figuren, die nur als Repräsentanten erscheinen von dieser oder jener Auffassung des idealen Gehaltes. Hieraus entstanden jene Novellen voll Kunstfarronement mit belläufig, oft sehr locker eingewebten Romansituationen. Hiermit erreichte der sociale Tendenzroman eine Endschafft, obgleich er an Fülle des Stoffes noch genug bot und Tieck selbst erst kürzlich in seinem „Jungen Tischlermeister“ diese als in sich selbst genöthigte Romangattung wiederbelebte. Seitdem aber eine kriegerisch große Wirklichkeit Europa beschäftigt hatte, schien auch der deutschen Romanbildung eine neue Epoche eröffnet. Tieck und Fr. Schlegel hatten die pulsirenden Ströme deutscher Kunstinteressen, aus denen der deutsche Roman eine Zeitlang seinen idealen Gehalt

nahm, in den Sumpf der Bollust auslaufen lassen, und man witterte auch in dieser Beziehung an Tieck's Productivität eine Endschafft dieser Richtung der Poesie. Ein Sturm hatte die Gemüther der Nation gerüttelt; man stakete seine Nase hinaus über Haus und Herd, der Drang der Seele ging hinfort über Schwärmerel für Natur- und artistische Genüsse und strebte einer Gestaltung politischer Zustände entgegen. Dazu kam Walter Scott's gesunde und baare, blanke Wirklichkeit, deren Gebilde aller Speculation über die innere Gemüthswelt entlegen blieben. Es begann in Deutschland eine Epoche der historischen Romanbildung. Eine große Anzahl von Producten dieser Art circullirte und das Publicum verschlang sie. Aber man konnte es zu keinem Kunstwerk bringen; Spindler blieb großartig wüßig; Willibald Alexis zu verzagt, Steffens schrieb geistvolle Anthropologien in Romansstoffen. Mit Tieck's „Aufrubr in den Seveannen“ sah man das erste Kunstwerk in dieser Gattung; sein „Dichterleben“ und sein „Tod des Dichters“ sind auf kleinerm Raum, wozu jener größern Dichtung noch der Abschluß fehlt.

Die dritte Gattung bezeichnete ich als den Memoirenroman. Schon im „Werther“ gab Göthe dieser Gattung den Typus der Briefform; ihm war es Bedürfnis, sein subjectives Naturell völlig in eine Dichtung aufgehen zu lassen. Eine lange Reihe von Romanen in Briefen gehört dieser Richtung mehr oder weniger an. Dem Tieck'schen Talente stand sie nicht zu Gebote, seine Persönlichkeit verlor sich und verpupppte sich selbst da in ein objectiv fremdes Gehäuse, wo man sie, wie im „Alten vom Berge“, diesem Tieck'schen Faust voll innerer Naturwildniß, zu wittern glaubte. Die jüngste Literatur, die man nun wol bald anfangen wird ohne Parteilichkeit und Parteilich in ihren Tugenden und Schwächen zu betrachten, hat den Memoirenroman zu einer eigenthümlichen Bedeutsamkeit gebracht. Man nehme Bücher wie die „Modernen Lebensweisen“, „Die Quarantaine im Irrenhause“, „Madonna“ u. a. Hier haben wir die Entwicklungsgeschichten moderner Subjectivitäten im Widerschein allgemeiner Weltzustände. Die Autoren dieser Bücher sind nicht Persönlichkeiten, die um ihrer selbst willen und aus sich selbst heraus einen Romanfabriken spinnen, sondern Individuen, die in aller Lust und in allem Schmerz, der die Welt der Gegenwart füllt, geistig potenzirt sind, sodaß wir sie

im Brennpunkte der Zeitverhältnisse erblicken. Es gehört immer ein Individuum dazu, um die geistigen Ströme der Zeit in allen ihren Krümmungen zu einer Gesamtheit nach legend einer Seite hin zusammenzufassen. Und hier eben sind es Persönlichkeiten, die nicht sich, sondern ihre Zeitalter repräsentieren; es sind Gestalten, die im Schaum der aufgeregten Meereswellen aufsteigen und wieder von ihnen verschlungen werden. Diese Autoren haben nur Individualität, insofern sie Vertreter einer ganzen Zeitstimmung sind.

bleiben wir bei der zweiten Gattung, welcher Koenig's Roman angehört. Die Erscheinung der Waldenser mitten in der langsam veraltenden Welt des feudalistischen Katholicismus ist hier das Hauptthema. Aber wir sehen es vom Verfasser nicht an der Wurzel erfassen, wir erblicken nur eine Pflanzcolonie der Waldenser auf deutschem Grund und Boden; von Petrus Waldbus erfahren wir nichts. Der Same eines neuen Religionslebens ist schon vielverzweigt in den Gemüthern und der alte Glaube waffnet sich mit allen seinen Schreden zur Ausrottung der Ketzerei. Mönche predigen Verfolgungslust und der Bruder Konrad von Mainz eröffnet Inquisitionstribunale, während der Pöbel sich allerlei Ungeheuerlichkeit von nächtlichen Mysterien der Waldenser erzählt. Dies bietet auf der einen Seite Stoff zur historischen Decorationsmalerei und der Verf. ist hierin besonders glücklich; auf der andern Seite gibt es Veranlassung zur Entwerfung humoristischer Volksscenen, die nicht weniger gelungen sind. An Vertheidigern der neuen Religionsfekte fehlt es inmitten des alten Lebens- und Glaubensgebietes auch nicht; der Ritter Langenschwarz, der waldensische Versammlungen in seiner Burg zuläßt, wird ein Feueropfer seiner Toleranz. An ihrer eigentlichen Stätte belauschen wir die Waldenser bei nächtlicher Welle durch das reine, friedfertige Mädchenauge der Mergardis, der Nichte des Abtes von Fulda. Ein Ritter entführte sie aus dem sichern Schooße ihres Daseins. Sie entflieht ihm und flüchtet sich in Waldeseinsamkeit, wo sie in die Mitte der Ketzerei geräth. Hieraus entspinnt sich der Faden der Katastrophe. Konrad von Mainz, der wüthige Priester, zieht auch sie vor Gericht, da sie den Versammlungen der Lasterer Gottes beigewohnt. Schon steht sie auf dem Richtplatz und der Mönch spricht das Urtheil über sie, als sie durch ihren Geliebten, den Ritter Konrad, mit Hilfe der Studenten aus den Händen der Kirchenrichter befreit wird. Die Studenten in Fulda sind wie alle humoristischen Volksfiguren sehr interessant gezeichnet. Wir theilen eine Art Toast mit, den der Student Wuartten bei einem Volksfeste den Ketzern ausbringt.

Auch die Herren und die Ketzerei sollen ihre Freiheit haben! Wer etwas mehr weiß und kann als der Allereinstufigste, sei und willkommen. Ein neuer Flug der Gedanken, ein neuer Schwung der Kräfte ist eine Wohlthat, ja ein Glück für die Welt. Jedwede Offenbarung eines unergründlichen, unerschöpflichen Lebens muß geduldet. Rom ist nur eine Pulsader, nicht das schlagende Herz der Wahrheit; der obherrschende Purpur ist kein so hohes Abendroth der Ehre, das ihn die Brut des Alters nicht überflüge. Seht nur einmal die Schreibfedern ge-

gen der Schanden und euerer Schwärze gegen die Tyrannen, und gleich wird eine andere Welt entstehen; eine andere Zeitgeist wird andere Erscheinungen bringen. Meint ihr denn, ihr Spießbürger und Hinterzieher, nur für euer Gemüthsruhe und Kornfelder gab's Frühlinge, frische Quellen sprudelten auf jedem Winter nur für euer Kiesen, die Bäche schnidleten für eueren Mühen, und nur um euerer verdächtigsten Götter zu lüften, weihen die Aquinoctialfrüchte? Nein, und das ganze Menschenleben, der Welt Drachten und Treiben hat seinen Jahreswechsel. Gott Lob! ein Winter scheint wieder einmal zu übergehen, ein neuer Frühling anzubrechen. Was jetzt todt und ausgeschlagen, sei willkommen! Wir Studenten beschützen es wie verlobtungen es! Wir sind stets der steigende Geist des Frühling. Mit uns brausen die kühnen Gedanken, die eigenen Triebe durch Stamm und Gezwieg des Staats. Wir stoßen die bürren, lebernen Blätter des letzten Herbstes ab, setzen neue Sprossen an. Die Ketzerei hoch! das sind die Sprossen. — Was lachst du, Meister Faustlich, du Pöbel des gemeinen Wesens? Da schau' her und schäme dich der Welt, die du mit so plump und wettermorsch gemacht hast. Ich will dir's gern vergeihen, wenn du mir ein Paar bessere Ketzerei heren können. Und ist der Meister Weisense, nicht auch, der mir dies schmähliche Wammes geschneidert hat? Das ist seine rechtgläubigen Falten, ja das glaubt an mehr als die Dreifaltigkeit. In der Pfalz und am Rhein macht das Wammes netter; dort sitzen sie der Jugend wie an der Ketzerei. Aber nicht wahr, die nennt ihr Ketzerische Wammes? Was die Waldenserarbeit? — Was die Ketzerei nicht können, ist ihnen an der Ketzerei.

Bis jetzt haben wir die gelungenen Partien des Romans angedeutet. Turniere, Volksfeste, Ketzengerichte, Belconversationsen, Volksausläufe und Walgereien mit Herren und Herren sind vortrefflich geschildert; der Roman enthält eine lange Reihe von mittelalterlichen Genres, die nicht anders als mit großer Anerkennung genommen werden können. Eine Hauptpartie des Romans bilden aber die weltlichen Handel der Abte, Bischöfe und Reichsritter der fuldischen Nachbarschaft. Diesen weltlichen Angelegenheiten ist zu viel Spielraum gegeben, sie sind zu chronikenartig gehalten. Walter Scott wurde durch die Kenntniß des Details auch verführt, sich allzu gemächlich in diesem und jenem Winkel seines Ländchens einzunisten; aber er blieb, selbst wenn er die ganze Langmuth und das kühle Comfort seiner Sofarube aufsucht, noch immer auf antiquarisch interessantem Boden. An der verzettelten und verwinkelten Geschichte der weltlichen Reichsangelegenheiten liegt es, wenn der Autor eines deutschen historischen Romans noch weiter ab in minutiöses Detail. Hier ist strafferes Zusammenfassen doppelt noth, weil der Stoff deutscher Geschichte schon in Winkelinteresse auseinanderfällt. Die Lokalinteressen verführte den Verf. der „Waldenser“, seinem Roman allzu sehr das Gepräge der Lokalität zu geben. Kleck's „Aufruhr in den Ewennen“ steht in einem weit höhern Lichte, er ist durch und durch ein Erzeugniß der Muse. Soll die Geschichte im historischen Roman potenziert erscheinen, um wie viel mehr dann nicht die Chronik, die sich an die abgegrenzte Scholle eines Localraums anschließt! Dazu kommt der Mangel psychologischer Interessen in Bezug auf die Figuren des Romans. Mergardis und ihre beiden Brüder Konrad und Manegold, sind nicht bedeutend genug, um sie den Fäden des Begehrtheitslichen zu fädeln.

zu wenig bestimmte Individualien, oder zu wenig physisch charakterisirt. Hierin aber überläßt der Poet den Historikern, daß er Figuren hinstellt, die wir im Focus der Zeitbilder erblicken. Manegold könnte eher noch für eine ausgeführtere Gestalt gelten; Konrad aber in seiner kühnen Ritternatur hat zu wenig Charaktermotive, Meroldus dergleichen. Beide Ritter sind Freunde und lieben die schöne Mädchen. Sie erholen sich über ihr Schicksal bei einer Hure. Über den Spruch im Dunkel führen sie ihr Leben weiter und schaffen sich nach ihren Gesinnungen selbst ihr Geschick. Manegold sieht sich vom Freunde entzweit und sucht Ersatz bei einer Bühlerin. Dies alles zur Charakterzeichnung ist nicht neu, aber es ist doch eines, und seine Ausführung gibt ein bestimmtes Lebensverhältniß. An einzelnen Situationen zieht sich noch außerdem auch wol ein poetischer Faden hin, obwohl er sehr schnell verläuft und neben und unter andern nicht hervortraucht aus einem allzu bunt und deshalb fast farblos werdenden Zeitgemälde. Es wimmelt von Figuren und keine einzige festet auf die Dauer. So ist der ganze Roman ein vielbewegtes Genrebild mit reichen Gruppen, aber ohne Hauptformation. Unter den Einzelbildern, die das mittelalterliche Leben füllen, könnten wir manche von nicht unbedeutendem Interesse noch hervorheben. Dazu gehört der junge Priester Egl, der einem braunen Waldmädchen nachläuft und dafür vom Klosterbruder mit Peitschenhieben bestraft wird. Spindler hat freilich in seinem „Bastard“ weit farbenreichere Bilder aus dem Klosterleben gezeichnet. Sehr interessant ist das Gespräch zwischen der Gräfin Richenza, der Geliebten des Bischofs, und ihrem Bruder, dem Grafen Henneberg, der der Weltlichkeit entsagt hat und sich scheitern ließ. In Bezug auf Styl und Ausmalung der einzelnen Partien ist der Roman als etwas höchst Musterhaftes und Künstlerisches zu bezeichnen. Die Diction hat bei aller gefälligen Eleganz den Typus einer vortrefflich gehaltenen Alterthümlichkeit. 52.

Gott und Unsterblichkeit aus dem Standpunkte der natürlichen Theologie und ihrer Beweisraft von Lord H. Brougham. Aus dem Englischen von Joh. Sporschl. Leipzig, D. Wigand. 1835. Gr. 8. 1 Thle. 12 Gr.

Daß ein vielfältig in Anspruch genommener Staatsmann vom ersten Range, der ehemalige Lordkanzler von England, umlagert von Berufsarbeiten, deren keine er verschmäht, Muth, Kraft und Religion besaß, sein Nachdenken auf die Wahrheiten der natürlichen Religion zu richten, ist schon an sich eine merkwürdige Erscheinung. Er erinnert an den großen Arpinier, der, in seiner unfehlwilligen Zurückgezogenheit von der Leitung des Staats und den Wirren des Lebens, die Undankbarkeit seiner Zeitgenossen über der Untersuchung vergaß, die er diesem Gegenstande widmete, und befruchtete noch mehr als der, weil ihm keine Philosophie erlaubt, mit inniger Überzeugung auszusprechen, was Cicero nur zweifelnd vortrug. Lord Brougham schrieb den größten Theil dieser Abhandlung in den Jahren 1830 bis 1834, während er noch das große Siegel führte, und vollendete sie erst jetzt. Sie ist dem Grafen Spencer, seinem Vertrauten, gewidmet, und die Inschrift an ihn spricht dem tiefen Schmerz Weider aus über das Ende ihres Freundes und Gesährten Romilly. Aber auch abgesehen von dem Verf. ist

das Buch, als anschauliche verständliche Darstellung der natürlichen Gewissheit des physiko-theologischen Beweises willkommen. Ihr Zweck ist nicht die Auseinandersetzung der Lehren, woraus sie besteht, sondern die Erklärung der Natur des Beweises, worauf sie beruht; die Nachweisung, sie sei eine Wissenschaft, deren Wahrheiten durch Induction entdekt werden, und die Angabe der Vortheile, welche ihr Studium gewährt. Diesen doppelten Zweck hat es nach unserer Meinung vollkommen erreicht, und er ist um so verdienstlicher und zeitgemäßer, da auch in unsern Tagen Religionsfeinde und Freunde sich beiderseitig glauben, die Resultate, worauf sie sich beschränkt, mit Geringschätzung zu behandeln. Jene wissen sehr gut, was sie thun, diese zeigen mehr Eifer als Besonnenheit. Der erste Theil handelt in sieben Abschnitten von der Natur dieser Wissenschaft und ihren Beweisen, der zweite in dreien von den Vorzügen, welche ihr Studium mit jeder Erforschung wissenschaftlicher Wahrheiten gemein hat, von denen, welche ihr besonders eigen sind, und von der Verbindung der natürlichen Religion mit der geoffenbarten. Der Verf. erklärt sich, aus einleuchtenden Gründen, für die Beweise der natürlichen Religion, welche die Erscheinungen des Bestands darbieten, die man gewöhnlich das argumentum a posteriori nennt, gegen das sogenannte argumentum a priori, wodurch schaffianische Männer das Dasein und die Eigenschaften Gottes, bloß durch Vernunftschlüsse, ohne Beziehung auf Thatfachen vermitteln wollen, und zeigt nach, daß ihm selbst dieser Name nicht einmal gebühre, weil es eigentlich doch nur ein unvollständiger Inductionproceß aus einer beschränkten Anzahl von Thatfachen sei. Viel Gediegenes über den ethischen Zweig der natürlichen Theologie, psychologisches Argument, Erweis von den Absichten Gottes aus der Natur der Seele. Deren Immaterialität ist die Grundlage aller Lehren in Betreff ihres künftigen Zustandes. Schönes und Neues über den Traum und dessen unendliche Schnelligkeit. Der Verf. beweist, der Vater der Inductionen Philosophie, Lord Bacon, sei der Erforschung der Thatfachen nur darum abgeneigt gewesen, weil er wegen der Mißbräuche und Verlehrtheiten, wozu eine verfehlte Vorliebe für sie in einigen alten Schulen der Philosophie Anlaß gegeben, gegen den ganzen Gegenstand ein Vorurtheil eingefogen habe. Daß er sie aber nicht überhaupt gemißbilligt, daß er ihren richtigen Gebrauch keineswegs verworfen habe, wird mit seinen eignen Worten belegt: „Naturalis philosophia, post verbum Dei certissima superstitiois medicina, probatissimum fidelis alimentum. Itaque merito tanquam fidelissima et amplissima ancilla religioni attribuitur, cum altera voluntatem Dei, altera potestatem manifestet.“ „Wenn wir bedenken, welcher Natur diese Wissenschaft ist, wie innig sie mit unsern höchsten Interessen zusammenhängt, wie unmittelbar und notwendig sie zur religiösen Anbetung des höchsten Wesens führt, können wir dann zweifeln, daß die beständig erneuerten Beweise seiner Macht, Weisheit und Güte dahin zielen, die Seele durch die beständige Nahrung, welche dergestalt den Gefühlen einer reinen und vernünftigen Andacht gegeben wird, zu fesseln und in Entzücken zu versetzen? Das ist fürwahr eine zugleich intellectueller und moralischer Übung, woran die höchsten Fähigkeiten des Verstandes und die warmsten Gefühle des Herzens gleichen Theil nehmen, und worüber sich, ohne auszuweichen Philosophie zu sein, der Forscher als Mensch fühlt und, je wärmer seine menschlichen Gefühle erregt werden, desto philosophischer den Gegenstand behandelt. Die Offenbarung kann nicht wahr sein, wenn die natürliche Religion falsch ist. Locke sagt: „Wer die Vernunft wegnimmt, um der Offenbarung Bahn zu machen, löset das Licht von beiden aus und handelt ungefähr so, wie wenn er einen Menschen betören wollte, sich die Augen anzuschließen, um desto besser das ferne Licht eines unsichtbaren Sternes durch das Teleskop zu empfangen.“ — Der Abhandlung selbst sind zehn lehrwürdige, ihrem Inhalte nach verwandte Anmerkungen hinzugefügt. Sehr wichtig sind die über das berücksichtigte „Systeme de la nature“ und die Hypothese des Na-

testaments. Wie wird der Atheismus offener bekundet und gepredigt. Robinet's Werk „Sur la nature“ steht ungleich höher, hat edler, weniger bedekt und gewandt, in drei Aufmerksamkeiten bewundern nicht erregt. B.'s gedrängte Widerlegung des verführerischen Segners ist ebenso häufig als treffend. Am wunderbarsten erscheint, daß eben dieses Erziehungs- aber auch der unbestimmten und unklaren Idee von einer Kraft oder leiblichen Macht zuliegt, welche der Materie einwohnt, und diese Macht vergöttert: „Al par athée l'on désigne un homme qui nie l'existence d'une force inhérente à la nature, et sans laquelle on ne peut concevoir la nature, et si c'est à cette force qu'on donne le nom de dieu, il n'existe point d'athée, et le mot sous lequel on les désigne n'annoncerait que des fous.“ Betrachtungen über Hume's skeptische Schriften und dessen Argument in Betreff der Vorsehung. Über die Lehren der Alten in Beziehung auf die Seele, die Gottesehelt, die Materie und die Seelenunsterblichkeit. Widerlegung der Warburton'schen Theorie der Lehre der Alten von einem künftigen Zustande. Zum Schluß ertheilt der Verf. die willkommene Nachricht, B. Monague werde ein sehr vollständiges Werk über Lord Bacon's Leben nachdrücklich herausgeben, welches Kias beweise, Jakob I. und dessen ausschweifender Minister hätten den würdigen Mann verachtet, seine eigne Vertbeidigung aufgegeben und sich ihrer Krümmen und niedrigen Politik auszusperren. Es gehe anlangbar hervor, daß Bacon's unversöhnliche Feind die Widerständigkeit fast aller großen Staatsmänner jener höchsten Zeit übersehen.

Überlegung und äußere Beschreibung sind dem Werth der Handschrift angemessen. 8.

Literarische Notiz.

In China herrscht freie Presse, allein der Verleger und der Verfasser des Buchs sind für dasselbe gleichermaßen verantwortlich. Von einer Censur ist allerdings nicht die Rede, allein der Leser oder das Strafgesetzbuch erklärt in Rücksicht auf Pressvergehen Folgendes: „Wenn Jemand beschuldigt und überwiegen ist, daß er schlechte und gemeine Bücher herausgegeben hat, welche das Volk verführen und von seinen heiligen Pflichten ablenken sollen, der soll die Strafe Desjenigen theilen, welcher Auftrugschriften unter dem Volke verbreitet: er soll enthaupet werden.“ Nichtsdestoweniger gibt man in China eine große Menge Bücher heraus. Einige der berühmtesten chinesischen Bücher sind in der That riesenhafte Werke. So umfaßt unter andern die Geschichte von China von den frühesten Zeiten an bis auf die mongolische Dynastie nicht weniger als 300 Bände; „Sing-poo“, ein biographisches Werk, umfaßt 120 Bände; „Fat-sing-ye-Tung-che“, ein Wörterbuch für Künste und Gewerbe, hat 240, der Gleiches 261 und die Landesgesetzsammlung 200 Bände. Die Commentare über die Werke des Confucius sind unzählige. Ebenso die statistischen Nachrichten über einzelne Provinzen. Endlich sind auch die Sammlungen moralischer Erzählungen und Apophthemen. Der Kaiser Kienlung veranstaltete, wie in den „Mémoires sur les Chinois“ erzählt wird, in der kaiserlichen Druckerei eine neue Auflage aller bedeutendsten Werke, die in chinesischer Sprache geschrieben sind. Diese Sammlung umfaßte binnen fünf Jahren 163,000 Bände, und das ganze Unternehmen, wenn es zur Vollendung geblieben wäre, hätte sich auf 600,000 Bände erstreckt. 11.

Bibliographie.

Abenteuer, Die, des Stimpflichstums. Ein Roman aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges. Herausgegeben von G. v. Bülow. Gr. 12. Leipzig, Brockhaus. 1 Thlr. 12 Gr.
Bertan, G. H., Gedichte. 8. Pustum. (Altona, Nuc.) 1 Thlr. 6 Gr.
Berthold, F., Novellen und Erzählungen, eingeführt von F. Zick. 16. Bangkau, Appan. 1 Thlr. 12 Gr.
Bibliothek des Frohanns u. f. w., redigirt von Braun.

Vita Section. B. 1848 München. — Nach A. v. L. h. merkwürdige Denkschriften. Charakteristika der gelehrten Welt aus den besten humoristischen Schriftstellern. 1848 München. Mit 1 Illustration. 8. Stuttgart, Köhler. 6 Gr.

Böhm Element, über den Ursprung der Theologie. Gr. 8. Altona, Nuc. 8 Gr.

Bölow, v., Das Koenigreich; oder Hundert Jahre u. f. w. 4ter Theil. 8. Leipzig, Brockhaus. 2 Thlr. 12 Gr.

Bürger, J., Gedichte. Gr. 8. Eichenburg, Druck u. Buchstab. 1 Thlr.

Duller, C., Topik. 3 Bände. 8. Frankfurt a. M., Courcierländer. 4 Thlr. 21 Gr.

Friedrich der Eingiege verheerlicht durch die Kunst des deutschen Barockens. Traktat über das Kunstgenie des Königs. Gr. 4. Nürnberg, Neudruck. 1 Thlr. 12 Gr.

Gund, J., Erinnerungen aus meinem Leben u. f. w. physischen Denkmalen und andern Mittheilungen. 1848 G. A. W. Hoffmann und G. O. Wegel. — Nach u. f. w.

Aus dem Leben zweier Dichter: Ernst Theodor Wittenbergmann's und Friedrich Gottlieb Wegel's. 8. Leipzig, Brockhaus. 1 Thlr. 16 Gr.

Gehe, C., Vermischte Schriften. 2ter Theil: Kleine große Oper in drei Acten. Die Romanzisten, Lustspiel in 5 Acten. Drei Auszüge nach Salzburg und München. 8. Gersdorf, B. v., Leben des Königs Maximilian aus von Ungarn in historisch-romantischen Erzählungen. 4 Theile. Gr. 12. Leipzig, Engelmann. 1 Thlr. 12 Gr.

Hartmann, C. F., Das Schloß Lichtenstein. Ein historisch-episches Rittergemälde dramatisch bearbeitet. 8. Gersdorf, B. v., 18 Gr.

Krafft, X., Sulmisch. Historisches Gemälde aus der Zeit der Expedition der Franzosen nach Ägypten mit 1000 parter's Beicht. Gr. 12. Leipzig, F. Richter. 1837. 1 Thlr. 12 Gr.

Laube, F., Reisenovellen. 2ter, 4ter Band. 8. Leipzig, Hoff. 3 Thlr.

Leitz, Chevalier de, Cavalier-Perpective. Romanzgehe Vertheilung. Gr. 8. Leipzig, Brockhaus. 2 Thlr. 12 Gr. (Mannell.) — Des Kenners der Stadt Bern Romanzgehe Vertheilung. 8. Bern, Jent, 18 Gr.

Mickiewicz, A., sämtliche Werke des Dichters. Aus dem Polnischen übertragen von G. v. Klenow. Gr. 12. Berlin, Nauck. 1 Thlr. 12 Gr.

Reineke der Fuchs. Gr. 12. Leipzig, Köhler. 1 Thlr. 12 Gr. mit 9 illum. Kupfern. 1 Thlr. 12 Gr.

Ruge, X., Neue Vorsehung der Ägypten. Das Buch mit einem kometischen Anhang. Gr. 8. Halle, Druck u. Buchstab. 1 Thlr. 12 Gr.

Rumohr, C. Fr. v., Auf Veranlassung und in Erinnerung von Einwänden eines Sachkundigen gegen die Behauptung von Holwein der jüngere in seinem Vertheilung des deutschen Fortschritts. Gr. 8. Leipzig, Antik. 6 Gr.

Satori, (Frumann), J., Kain oder Berg u. f. w. Leipzig, Engelmann. 1 Thlr. 6 Gr.

Scavola, G., Andromeda. Roman. 3 Theile. Gr. 8. Gersdorf, B. v., 5 Thlr. 18 Gr.

Uhland, F., Gegenforschungen. 1. Der Mensch u. f. w. — Nach u. f. w. 2. Der Mensch u. f. w. 3. Der Mensch u. f. w. 4. Der Mensch u. f. w. 5. Der Mensch u. f. w. 6. Der Mensch u. f. w. 7. Der Mensch u. f. w. 8. Der Mensch u. f. w. 9. Der Mensch u. f. w. 10. Der Mensch u. f. w. 11. Der Mensch u. f. w. 12. Der Mensch u. f. w. 13. Der Mensch u. f. w. 14. Der Mensch u. f. w. 15. Der Mensch u. f. w. 16. Der Mensch u. f. w. 17. Der Mensch u. f. w. 18. Der Mensch u. f. w. 19. Der Mensch u. f. w. 20. Der Mensch u. f. w. 21. Der Mensch u. f. w. 22. Der Mensch u. f. w. 23. Der Mensch u. f. w. 24. Der Mensch u. f. w. 25. Der Mensch u. f. w. 26. Der Mensch u. f. w. 27. Der Mensch u. f. w. 28. Der Mensch u. f. w. 29. Der Mensch u. f. w. 30. Der Mensch u. f. w. 31. Der Mensch u. f. w. 32. Der Mensch u. f. w. 33. Der Mensch u. f. w. 34. Der Mensch u. f. w. 35. Der Mensch u. f. w. 36. Der Mensch u. f. w. 37. Der Mensch u. f. w. 38. Der Mensch u. f. w. 39. Der Mensch u. f. w. 40. Der Mensch u. f. w. 41. Der Mensch u. f. w. 42. Der Mensch u. f. w. 43. Der Mensch u. f. w. 44. Der Mensch u. f. w. 45. Der Mensch u. f. w. 46. Der Mensch u. f. w. 47. Der Mensch u. f. w. 48. Der Mensch u. f. w. 49. Der Mensch u. f. w. 50. Der Mensch u. f. w. 51. Der Mensch u. f. w. 52. Der Mensch u. f. w. 53. Der Mensch u. f. w. 54. Der Mensch u. f. w. 55. Der Mensch u. f. w. 56. Der Mensch u. f. w. 57. Der Mensch u. f. w. 58. Der Mensch u. f. w. 59. Der Mensch u. f. w. 60. Der Mensch u. f. w. 61. Der Mensch u. f. w. 62. Der Mensch u. f. w. 63. Der Mensch u. f. w. 64. Der Mensch u. f. w. 65. Der Mensch u. f. w. 66. Der Mensch u. f. w. 67. Der Mensch u. f. w. 68. Der Mensch u. f. w. 69. Der Mensch u. f. w. 70. Der Mensch u. f. w. 71. Der Mensch u. f. w. 72. Der Mensch u. f. w. 73. Der Mensch u. f. w. 74. Der Mensch u. f. w. 75. Der Mensch u. f. w. 76. Der Mensch u. f. w. 77. Der Mensch u. f. w. 78. Der Mensch u. f. w. 79. Der Mensch u. f. w. 80. Der Mensch u. f. w. 81. Der Mensch u. f. w. 82. Der Mensch u. f. w. 83. Der Mensch u. f. w. 84. Der Mensch u. f. w. 85. Der Mensch u. f. w. 86. Der Mensch u. f. w. 87. Der Mensch u. f. w. 88. Der Mensch u. f. w. 89. Der Mensch u. f. w. 90. Der Mensch u. f. w. 91. Der Mensch u. f. w. 92. Der Mensch u. f. w. 93. Der Mensch u. f. w. 94. Der Mensch u. f. w. 95. Der Mensch u. f. w. 96. Der Mensch u. f. w. 97. Der Mensch u. f. w. 98. Der Mensch u. f. w. 99. Der Mensch u. f. w. 100. Der Mensch u. f. w. 101. Der Mensch u. f. w. 102. Der Mensch u. f. w. 103. Der Mensch u. f. w. 104. Der Mensch u. f. w. 105. Der Mensch u. f. w. 106. Der Mensch u. f. w. 107. Der Mensch u. f. w. 108. Der Mensch u. f. w. 109. Der Mensch u. f. w. 110. Der Mensch u. f. w. 111. Der Mensch u. f. w. 112. Der Mensch u. f. w. 113. Der Mensch u. f. w. 114. Der Mensch u. f. w. 115. Der Mensch u. f. w. 116. Der Mensch u. f. w. 117. Der Mensch u. f. w. 118. Der Mensch u. f. w. 119. Der Mensch u. f. w. 120. Der Mensch u. f. w. 121. Der Mensch u. f. w. 122. Der Mensch u. f. w. 123. Der Mensch u. f. w. 124. Der Mensch u. f. w. 125. Der Mensch u. f. w. 126. Der Mensch u. f. w. 127. Der Mensch u. f. w. 128. Der Mensch u. f. w. 129. Der Mensch u. f. w. 130. Der Mensch u. f. w. 131. Der Mensch u. f. w. 132. Der Mensch u. f. w. 133. Der Mensch u. f. w. 134. Der Mensch u. f. w. 135. Der Mensch u. f. w. 136. Der Mensch u. f. w. 137. Der Mensch u. f. w. 138. Der Mensch u. f. w. 139. Der Mensch u. f. w. 140. Der Mensch u. f. w. 141. Der Mensch u. f. w. 142. Der Mensch u. f. w. 143. Der Mensch u. f. w. 144. Der Mensch u. f. w. 145. Der Mensch u. f. w. 146. Der Mensch u. f. w. 147. Der Mensch u. f. w. 148. Der Mensch u. f. w. 149. Der Mensch u. f. w. 150. Der Mensch u. f. w. 151. Der Mensch u. f. w. 152. Der Mensch u. f. w. 153. Der Mensch u. f. w. 154. Der Mensch u. f. w. 155. Der Mensch u. f. w. 156. Der Mensch u. f. w. 157. Der Mensch u. f. w. 158. Der Mensch u. f. w. 159. Der Mensch u. f. w. 160. Der Mensch u. f. w. 161. Der Mensch u. f. w. 162. Der Mensch u. f. w. 163. Der Mensch u. f. w. 164. Der Mensch u. f. w. 165. Der Mensch u. f. w. 166. Der Mensch u. f. w. 167. Der Mensch u. f. w. 168. Der Mensch u. f. w. 169. Der Mensch u. f. w. 170. Der Mensch u. f. w. 171. Der Mensch u. f. w. 172. Der Mensch u. f. w. 173. Der Mensch u. f. w. 174. Der Mensch u. f. w. 175. Der Mensch u. f. w. 176. Der Mensch u. f. w. 177. Der Mensch u. f. w. 178. Der Mensch u. f. w. 179. Der Mensch u. f. w. 180. Der Mensch u. f. w. 181. Der Mensch u. f. w. 182. Der Mensch u. f. w. 183. Der Mensch u. f. w. 184. Der Mensch u. f. w. 185. Der Mensch u. f. w. 186. Der Mensch u. f. w. 187. Der Mensch u. f. w. 188. Der Mensch u. f. w. 189. Der Mensch u. f. w. 190. Der Mensch u. f. w. 191. Der Mensch u. f. w. 192. Der Mensch u. f. w. 193. Der Mensch u. f. w. 194. Der Mensch u. f. w. 195. Der Mensch u. f. w. 196. Der Mensch u. f. w. 197. Der Mensch u. f. w. 198. Der Mensch u. f. w. 199. Der Mensch u. f. w. 200. Der Mensch u. f. w. 201. Der Mensch u. f. w. 202. Der Mensch u. f. w. 203. Der Mensch u. f. w. 204. Der Mensch u. f. w. 205. Der Mensch u. f. w. 206. Der Mensch u. f. w. 207. Der Mensch u. f. w. 208. Der Mensch u. f. w. 209. Der Mensch u. f. w. 210. Der Mensch u. f. w. 211. Der Mensch u. f. w. 212. Der Mensch u. f. w. 213. Der Mensch u. f. w. 214. Der Mensch u. f. w. 215. Der Mensch u. f. w. 216. Der Mensch u. f. w. 217. Der Mensch u. f. w. 218. Der Mensch u. f. w. 219. Der Mensch u. f. w. 220. Der Mensch u. f. w. 221. Der Mensch u. f. w. 222. Der Mensch u. f. w. 223. Der Mensch u. f. w. 224. Der Mensch u. f. w. 225. Der Mensch u. f. w. 226. Der Mensch u. f. w. 227. Der Mensch u. f. w. 228. Der Mensch u. f. w. 229. Der Mensch u. f. w. 230. Der Mensch u. f. w. 231. Der Mensch u. f. w. 232. Der Mensch u. f. w. 233. Der Mensch u. f. w. 234. Der Mensch u. f. w. 235. Der Mensch u. f. w. 236. Der Mensch u. f. w. 237. Der Mensch u. f. w. 238. Der Mensch u. f. w. 239. Der Mensch u. f. w. 240. Der Mensch u. f. w. 241. Der Mensch u. f. w. 242. Der Mensch u. f. w. 243. Der Mensch u. f. w. 244. Der Mensch u. f. w. 245. Der Mensch u. f. w. 246. Der Mensch u. f. w. 247. Der Mensch u. f. w. 248. Der Mensch u. f. w. 249. Der Mensch u. f. w. 250. Der Mensch u. f. w. 251. Der Mensch u. f. w. 252. Der Mensch u. f. w. 253. Der Mensch u. f. w. 254. Der Mensch u. f. w. 255. Der Mensch u. f. w. 256. Der Mensch u. f. w. 257. Der Mensch u. f. w. 258. Der Mensch u. f. w. 259. Der Mensch u. f. w. 260. Der Mensch u. f. w. 261. Der Mensch u. f. w. 262. Der Mensch u. f. w. 263. Der Mensch u. f. w. 264. Der Mensch u. f. w. 265. Der Mensch u. f. w. 266. Der Mensch u. f. w. 267. Der Mensch u. f. w. 268. Der Mensch u. f. w. 269. Der Mensch u. f. w. 270. Der Mensch u. f. w. 271. Der Mensch u. f. w. 272. Der Mensch u. f. w. 273. Der Mensch u. f. w. 274. Der Mensch u. f. w. 275. Der Mensch u. f. w. 276. Der Mensch u. f. w. 277. Der Mensch u. f. w. 278. Der Mensch u. f. w. 279. Der Mensch u. f. w. 280. Der Mensch u. f. w. 281. Der Mensch u. f. w. 282. Der Mensch u. f. w. 283. Der Mensch u. f. w. 284. Der Mensch u. f. w. 285. Der Mensch u. f. w. 286. Der Mensch u. f. w. 287. Der Mensch u. f. w. 288. Der Mensch u. f. w. 289. Der Mensch u. f. w. 290. Der Mensch u. f. w. 291. Der Mensch u. f. w. 292. Der Mensch u. f. w. 293. Der Mensch u. f. w. 294. Der Mensch u. f. w. 295. Der Mensch u. f. w. 296. Der Mensch u. f. w. 297. Der Mensch u. f. w. 298. Der Mensch u. f. w. 299. Der Mensch u. f. w. 300. Der Mensch u. f. w. 301. Der Mensch u. f. w. 302. Der Mensch u. f. w. 303. Der Mensch u. f. w. 304. Der Mensch u. f. w. 305. Der Mensch u. f. w. 306. Der Mensch u. f. w. 307. Der Mensch u. f. w. 308. Der Mensch u. f. w. 309. Der Mensch u. f. w. 310. Der Mensch u. f. w. 311. Der Mensch u. f. w. 312. Der Mensch u. f. w. 313. Der Mensch u. f. w. 314. Der Mensch u. f. w. 315. Der Mensch u. f. w. 316. Der Mensch u. f. w. 317. Der Mensch u. f. w. 318. Der Mensch u. f. w. 319. Der Mensch u. f. w. 320. Der Mensch u. f. w. 321. Der Mensch u. f. w. 322. Der Mensch u. f. w. 323. Der Mensch u. f. w. 324. Der Mensch u. f. w. 325. Der Mensch u. f. w. 326. Der Mensch u. f. w. 327. Der Mensch u. f. w. 328. Der Mensch u. f. w. 329. Der Mensch u. f. w. 330. Der Mensch u. f. w. 331. Der Mensch u. f. w. 332. Der Mensch u. f. w. 333. Der Mensch u. f. w. 334. Der Mensch u. f. w. 335. Der Mensch u. f. w. 336. Der Mensch u. f. w. 337. Der Mensch u. f. w. 338. Der Mensch u. f. w. 339. Der Mensch u. f. w. 340. Der Mensch u. f. w. 341. Der Mensch u. f. w. 342. Der Mensch u. f. w. 343. Der Mensch u. f. w. 344. Der Mensch u. f. w. 345. Der Mensch u. f. w. 346. Der Mensch u. f. w. 347. Der Mensch u. f. w. 348. Der Mensch u. f. w. 349. Der Mensch u. f. w. 350. Der Mensch u. f. w. 351. Der Mensch u. f. w. 352. Der Mensch u. f. w. 353. Der Mensch u. f. w. 354. Der Mensch u. f. w. 355. Der Mensch u. f. w. 356. Der Mensch u. f. w. 357. Der Mensch u. f. w. 358. Der Mensch u. f. w. 359. Der Mensch u. f. w. 360. Der Mensch u. f. w. 361. Der Mensch u. f. w. 362. Der Mensch u. f. w. 363. Der Mensch u. f. w. 364. Der Mensch u. f. w. 365. Der Mensch u. f. w. 366. Der Mensch u. f. w. 367. Der Mensch u. f. w. 368. Der Mensch u. f. w. 369. Der Mensch u. f. w. 370. Der Mensch u. f. w. 371. Der Mensch u. f. w. 372. Der Mensch u. f. w. 373. Der Mensch u. f. w. 374. Der Mensch u. f. w. 375. Der Mensch u. f. w. 376. Der Mensch u. f. w. 377. Der Mensch u. f. w. 378. Der Mensch u. f. w. 379. Der Mensch u. f. w. 380. Der Mensch u. f. w. 381. Der Mensch u. f. w. 382. Der Mensch u. f. w. 383. Der Mensch u. f. w. 384. Der Mensch u. f. w. 385. Der Mensch u. f. w. 386. Der Mensch u. f. w. 387. Der Mensch u. f. w. 388. Der Mensch u. f. w. 389. Der Mensch u. f. w. 390. Der Mensch u. f. w. 391. Der Mensch u. f. w. 392. Der Mensch u. f. w. 393. Der Mensch u. f. w. 394. Der Mensch u. f. w. 395. Der Mensch u. f. w. 396. Der Mensch u. f. w. 397. Der Mensch u. f. w. 398. Der Mensch u. f. w. 399. Der Mensch u. f. w. 400. Der Mensch u. f. w. 401. Der Mensch u. f. w. 402. Der Mensch u. f. w. 403. Der Mensch u. f. w. 404. Der Mensch u. f. w. 405. Der Mensch u. f. w. 406. Der Mensch u. f. w. 407. Der Mensch u. f. w. 408. Der Mensch u. f. w. 409. Der Mensch u. f. w. 410. Der Mensch u. f. w. 411. Der Mensch u. f. w. 412. Der Mensch u. f. w. 413. Der Mensch u. f. w. 414. Der Mensch u. f. w. 415. Der Mensch u. f. w. 416. Der Mensch u. f. w. 417. Der Mensch u. f. w. 418. Der Mensch u. f. w. 419. Der Mensch u. f. w. 420. Der Mensch u. f. w. 421. Der Mensch u. f. w. 422. Der Mensch u. f. w. 423. Der Mensch u. f. w. 424. Der Mensch u. f. w. 425. Der Mensch u. f. w. 426. Der Mensch u. f. w. 427. Der Mensch u. f. w. 428. Der Mensch u. f. w. 429. Der Mensch u. f. w. 430. Der Mensch u. f. w. 431. Der Mensch u. f. w. 432. Der Mensch u. f. w. 433. Der Mensch u. f. w. 434. Der Mensch u. f. w. 435. Der Mensch u. f. w. 436. Der Mensch u. f. w. 437. Der Mensch u. f. w. 438. Der Mensch u. f. w. 439. Der Mensch u. f. w. 440. Der Mensch u. f. w. 441. Der Mensch u. f. w. 442. Der Mensch u. f. w. 443. Der Mensch u. f. w. 444. Der Mensch u. f. w. 445. Der Mensch u. f. w. 446. Der Mensch u. f. w. 447. Der Mensch u. f. w. 448. Der Mensch u. f. w. 449. Der Mensch u. f. w. 450. Der Mensch u. f. w. 451. Der Mensch u. f. w. 452. Der Mensch u. f. w. 453. Der Mensch u. f. w. 454. Der Mensch u. f. w. 455. Der Mensch u. f. w. 456. Der Mensch u. f. w. 457. Der Mensch u. f. w. 458. Der Mensch u. f. w. 459. Der Mensch u. f. w. 460. Der Mensch u. f. w. 461. Der Mensch u. f. w. 462. Der Mensch u. f. w. 463. Der Mensch u. f. w. 464. Der Mensch u. f. w. 465. Der Mensch u. f. w. 466. Der Mensch u. f. w. 467. Der Mensch u. f. w. 468. Der Mensch u. f. w. 469. Der Mensch u. f. w. 470. Der Mensch u. f. w. 471. Der Mensch u. f. w. 472. Der Mensch u. f. w. 473. Der Mensch u. f. w. 474. Der Mensch u. f. w. 475. Der Mensch u. f. w. 476. Der Mensch u. f. w. 477. Der Mensch u. f. w. 478. Der Mensch u. f. w. 479. Der Mensch u. f. w. 480. Der Mensch u. f. w. 481. Der Mensch u. f. w. 482. Der Mensch u. f. w. 483. Der Mensch u. f. w. 484. Der Mensch u. f. w. 485. Der Mensch u. f. w. 486. Der Mensch u. f. w. 487. Der Mensch u. f. w. 488. Der Mensch u. f. w. 489. Der Mensch u. f. w. 490. Der Mensch u. f. w. 491. Der Mensch u. f. w. 492. Der Mensch u. f. w. 493. Der Mensch u. f. w. 494. Der Mensch u. f. w. 495. Der Mensch u. f. w. 496. Der Mensch u. f. w. 497. Der Mensch u. f. w. 498. Der Mensch u. f. w. 499. Der Mensch u. f. w. 500. Der Mensch u. f. w. 501. Der Mensch u. f. w. 502. Der Mensch u. f. w. 503. Der Mensch u. f. w. 504. Der Mensch u. f. w. 505. Der Mensch u. f. w. 506. Der Mensch u. f. w. 507. Der Mensch u. f. w. 508. Der Mensch u. f. w. 509. Der Mensch u. f. w. 510. Der Mensch u. f. w. 511. Der Mensch u. f. w. 512. Der Mensch u. f. w. 513. Der Mensch u. f. w. 514. Der Mensch u. f. w. 515. Der Mensch u. f. w. 516. Der Mensch u. f. w. 517. Der Mensch u. f. w. 518. Der Mensch u. f. w. 519. Der Mensch u. f. w. 520. Der Mensch u. f. w. 521. Der Mensch u. f. w. 522. Der Mensch u. f. w. 523. Der Mensch u. f. w. 524. Der Mensch u. f. w. 525. Der Mensch u. f. w. 526. Der Mensch u. f. w. 527. Der Mensch u. f. w. 528. Der Mensch u. f. w. 529. Der Mensch u. f. w. 530. Der Mensch u. f. w. 531. Der Mensch u. f. w. 532. Der Mensch u. f. w. 533. Der Mensch u. f. w. 534. Der Mensch u. f. w. 535. Der Mensch u. f. w. 536. Der Mensch u. f. w. 537. Der Mensch u. f. w. 538. Der Mensch u. f. w. 539. Der Mensch u. f. w. 540. Der Mensch u. f. w. 541. Der Mensch u. f. w. 542. Der Mensch u. f. w. 543. Der Mensch u. f. w. 544. Der Mensch u. f. w. 545. Der Mensch u. f. w. 546. Der Mensch u. f. w. 547. Der Mensch u. f. w. 548. Der Mensch u. f. w. 549. Der Mensch u. f. w. 550. Der Mensch u. f. w. 551. Der Mensch u. f. w. 552. Der Mensch u. f. w. 553. Der Mensch u. f. w. 554. Der Mensch u. f. w. 555. Der Mensch u. f. w. 556. Der Mensch u. f. w. 557. Der Mensch u. f. w. 558. Der Mensch u. f. w. 559. Der Mensch u. f. w. 560. Der Mensch u. f. w. 561. Der Mensch u. f. w. 562. Der Mensch u. f. w. 563. Der Mensch u. f. w. 564. Der Mensch u. f. w. 565. Der Mensch u. f. w. 566. Der Mensch u. f. w. 567. Der Mensch u. f. w. 568. Der Mensch u. f. w. 569. Der Mensch u. f. w. 570. Der Mensch u. f. w. 571. Der Mensch u. f. w. 572. Der Mensch u. f. w. 573. Der Mensch u. f. w. 574. Der Mensch u. f. w. 575. Der Mensch u. f. w. 576. Der Mensch u. f. w. 577. Der Mensch u. f. w. 578. Der Mensch u. f. w. 579. Der Mensch u. f. w. 580. Der Mensch u. f. w. 581. Der Mensch u. f. w. 582. Der Mensch u. f. w. 583. Der Mensch u. f. w. 584. Der Mensch u. f. w. 585. Der Mensch u. f. w. 586. Der Mensch u. f. w. 587. Der Mensch u. f. w. 588. Der Mensch u. f. w. 589. Der Mensch u. f. w. 590. Der Mensch u. f. w. 591. Der Mensch u. f. w. 592. Der Mensch u. f. w. 593. Der Mensch u. f. w. 594. Der Mensch u. f. w. 595. Der Mensch u. f. w. 596. Der Mensch u. f. w. 597. Der Mensch u. f. w. 598. Der Mensch u. f. w. 599. Der Mensch u. f. w. 600. Der Mensch u. f. w. 601. Der Mensch u. f. w. 602. Der Mensch u. f. w. 603. Der Mensch u. f. w. 604. Der Mensch u. f. w. 605. Der Mensch u. f. w. 606. Der Mensch u. f. w. 607. Der Mensch u. f. w. 608. Der Mensch u. f. w. 609. Der Mensch u. f. w. 610. Der Mensch u. f. w. 611. Der Mensch u. f. w. 612. Der Mensch u. f. w. 613. Der Mensch u. f. w. 614. Der Mensch u. f. w. 615. Der Mensch u. f. w. 616. Der Mensch u. f. w. 617. Der Mensch u. f. w. 618. Der Mensch u. f. w. 619. Der Mensch u. f. w. 620. Der Mensch u. f. w. 621. Der Mensch u. f. w. 622. Der Mensch u. f. w. 623. Der Mensch u. f. w. 624. Der Mensch u. f. w. 625. Der Mensch u. f. w. 626. Der Mensch u. f. w. 627. Der Mensch u. f. w. 628. Der Mensch u. f. w. 629. Der Mensch u. f. w. 630. Der Mensch u. f. w. 631. Der Mensch u. f. w. 632. Der Mensch u. f. w. 633. Der Mensch u. f. w. 634. Der Mensch u. f. w. 635. Der Mensch u. f. w. 636. Der Mensch u. f. w. 637. Der Mensch u. f. w. 638. Der Mensch u. f. w. 639. Der Mensch u. f. w. 640. Der Mensch u. f. w. 641. Der Mensch u. f. w. 642. Der Mensch u. f. w. 643. Der Mensch u. f. w. 644. Der Mensch u. f. w. 645. Der Mensch u. f. w. 646. Der Mensch u. f. w. 647. Der Mensch u. f. w. 648. Der Mensch u. f. w. 649. Der Mensch u. f. w. 650. Der Mensch u. f. w. 651. Der Mensch u. f. w. 652. Der Mensch u. f. w. 653. Der Mensch u. f. w. 654. Der Mensch u. f. w. 655. Der Mensch u. f. w. 656. Der Mensch u. f. w. 657. Der Mensch u. f. w. 658. Der Mensch u. f. w. 659. Der Mensch u. f. w. 660. Der Mensch u. f. w. 661. Der Mensch u. f. w. 662. Der Mensch u. f. w. 663. Der Mensch u. f. w. 664. Der Mensch u. f. w. 665. Der Mensch u. f. w. 666. Der Mensch u. f. w. 667. Der Mensch u. f. w. 668. Der Mensch u. f. w. 669. Der Mensch u. f. w. 670. Der Mensch u. f. w. 671. Der Mensch u. f. w. 672. Der Mensch u. f. w. 673. Der Mensch u. f. w. 674. Der Mensch u. f. w. 675. Der Mensch u. f. w. 676. Der Mensch u. f. w. 677. Der Mensch u. f. w. 678. Der Mensch u. f. w. 679. Der Mensch u. f. w. 680. Der Mensch u. f. w. 681. Der Mensch u. f. w. 682. Der Mensch u. f. w. 683. Der Mensch u. f. w. 684. Der Mensch u. f. w. 685. Der Mensch u. f. w. 686. Der Mensch u. f. w. 687. Der Mensch u. f. w. 688. Der Mensch u. f. w. 689. Der Mensch u. f. w. 690. Der Mensch u. f. w. 691. Der Mensch u. f. w. 692. Der Mensch u. f. w. 693. Der Mensch u. f. w. 694. Der Mensch u. f. w. 695. Der Mensch u. f. w. 696. Der Mensch u. f. w. 697. Der Mensch u. f. w. 698. Der Mensch u. f. w. 699. Der Mensch u. f. w. 700. Der Mensch u. f. w. 701. Der Mensch u. f. w. 702. Der Mensch u. f. w. 703. Der Mensch u. f. w. 704. Der Mensch u. f. w. 705. Der Mensch u. f. w. 706. Der Mensch u. f. w. 707. Der Mensch u. f. w. 708. Der Mensch u. f. w. 709. Der Mensch u. f. w. 710. Der Mensch u. f. w. 711. Der Mensch u. f. w. 712. Der Mensch u. f. w. 713. Der Mensch u. f. w. 714. Der Mensch u. f. w. 715. Der Mensch u. f. w. 716. Der Mensch u. f. w. 717. Der Mensch u. f. w. 718. Der Mensch u. f. w. 719. Der Mensch u. f. w. 720. Der Mensch u. f. w. 721. Der Mensch u. f. w. 722. Der Mensch u. f. w. 723. Der Mensch u. f. w. 724. Der Mensch u. f. w. 725. Der Mensch u. f. w. 726. Der Mensch u. f. w. 727. Der Mensch u. f. w. 728. Der Mensch u. f. w. 729. Der Mensch u. f. w. 730. Der Mensch u. f. w. 731. Der Mensch u. f. w. 732. Der Mensch u. f. w. 733. Der Mensch u. f. w. 734. Der Mensch u. f. w. 73

Literarische Unterhaltung

Sonntag,

— Nr. 283. —

9. October 1836.

Allgemeine Naturgeschichte für alle Stände, von Dlen.
Erste bis achtundzwanzigste Lieferung. Mit Dlen's
Portrait und einem Atlas. Stuttgart, Karl Hoff-
mann. 1833 — 36. Gr. 8.

Das Streben, welches in dem Geiste unserer Zeit
liegt, nach allen Seiten hin, bis in die untersten Klas-
sen der Menschengesellschaft über alles Nöthige und Nüt-
zliche Ausklärung, Belehrung zu verbreiten, hat formell
verschiedene Modificationen angenommen: bald unterschied
man die verschiedenen Stände nach ihrem Bildungsstu-
fen und bearbeitete die Gegenstände für jeden insbeson-
dere; bald fasste man alle zusammen und schrieb für alle
Stände. Es unterliegt wol keinem Zweifel, daß man
diesen Ausdruck nicht so streng zu nehmen hat, sondern
daß derselbe vielmehr demjenigen, der sonst gebräuchlicher
war, für gebildete Stände entspricht. Der letztere
ist allerdings auf einem Titel nicht so lothend als jener,
welcher ohnedies insofern nicht gebilligt werden dürfte,
als man wol gradezu sagen kann, er verspreche etwas
Unmögliches. Denn es ist doch wahrhaftig ein großer
Unterschied, ob man sich einen Leser von classischer Schul-
bildung, oder einen solchen denkt, der nicht weiter als
auf die Bänke der Dorfschule gekommen ist. Indessen
aber ist, wie gesagt, ein solcher Titel lothend, und man
weiß ja, wie namentlich jetzt gar sehr auf die Titel ge-
sehen, wie oft ein Werk lediglich auf Buchhändlers Ver-
langen geschrieben wird, wobei man sich freilich nicht wun-
dern darf, daß auch der Titel etwas nach Verlan-
gen gemodelt wird. Der Buchhändler verlangt Absatz
für sein Werk, und bekommt nur der Verfasser ein an-
ständiges Honorar, und wird ihm das Lob, daß er ein
nützliches Werk geliefert hat, so braucht er sich wol über
einen etwas mehr oder weniger versprechenden Titel nicht
allzu sehr zu grämen.

Wir glaubten diese Bemerkung vorausschicken zu müs-
sen, um zugleich den Standpunkt anzudeuten, von wel-
chem aus wir das vorliegende Werk zu betrachten und
zu beurtheilen beabsichtigen.

Der Dlen aus seinen früheren Schreibern, namentlich
aus seinem classischen „Lehrbuch der Naturgeschichte“, aus
der ersten Ausgabe seiner „Naturphilosophie“ kennt, dem
mußte gleich anfangs das Vorhaben dieses ausgezeichneten
Naturforschers, eine Naturgeschichte für alle Stände

schreiben zu wollen, insofern auffallend sein, als sein
Styl überhaupt, sein ganzer Vortrag, besonders auch in
Beziehung auf Namengebung, Einteilungen und Schluss-
folgerungen so viel Eigenthümliches gezeigt hatte, daß es
schwer war, es sich zu denken, daß es ihm möglich sein
werde, jene Eigenthümlichkeiten so weit abzulegen, daß er
einen ganz populären Vortrag gewinne, obwohl er dies
bereits und nicht ohne Erfolg in seiner „Naturgeschichte
für Schulen“ versucht hatte. Es ist ihm aber wirklich ge-
lungen, seinen Vortrag so weit umzugestalten, und zwar
ohne sich zu verleugnen, daß er als allgemein verständlich
für Gebildete gelten kann. Es war dies sicherlich keine
leichte Aufgabe für den Verfasser, wie sich Jeder überzeu-
gen wird, der jene genannten Werke mit dem vorliegen-
den vergleicht. Betrachten wir nun dieses etwas näher.

Zuerst fällt uns das Portrait Dlen's in die Augen.
Stahlstich aus dem bekannten Kunstverlag in Karlsruhe.
Es ist ähnlich, wenn auch nicht ganz, besonders um den
Mund herum, und, was an Portraits geistreicher Män-
ner wol immer zu tadeln sein möchte, mit abgewandtem
Blick gezeichnet. Der Stich an sich ist lobenswerth.

Auffallend mußte es sein, das Werk mit dem vier-
ten Band beginnen zu sehen, das heißt, mit dem Thier-
reich, aber die Gründe, welche der Verf. dafür vorlegt,
sind gar nicht zu verwerfen. Er meint, er habe zuerst
mit dem Menschen anfangen wollen, um dann durch die
Thiere und Pflanzen zu den Mineralien herunterzustei-
gen, wodurch sich das Werk wol gleich den Lesern em-
pfohlen haben würde; allein die Betrachtung, daß diese
Methode eigentlich nur ein Auswendiglernen, aber nicht
ein Eindringen in die Natur des Gegenstandes selbst ge-
währt, indem der Mensch ein höchst zusammengesetztes
Wesen ist, welches erst durch die Kenntniß der einfachen
Thiere und selbst der Pflanzen, Mineralien und Grund-
stoffe begrifflich wird, habe ihn bestimmt, diesen Vortritt
aufzugeben und von unten, nämlich mit den Mineralien
anzufangen. Indessen während der Arbeit daran habe
er immer mehr und mehr gefühlt, wie viel besser es
wäre, wenn er mit den Thieren zuerst auftreten könne,
und so habe er denn dies vorgezogen, wolle aber dennoch
von unten, das heißt mit den einfachsten Thieren begin-
nen. Der Plan geht nun dahin, daß zuerst das Allge-
meine über die Organe und ihre Einrichtungen, oder die

Anatomie und Physiologie des Thieres überhaupt, wobei der Mensch zum Grunde gelegt wird, begleitet von den nöthigen Abbildungen, gegeben werden soll, dann sollen die Grundsätze der Classification und diese selbst, das System, nämlich die Classen mit Beschreibungen der einzelnen, im menschlichen Verlehrs besonders hervortretenden Thiere, die Weichthiere, Insecten, Fische, Amphibien, Vögel und Säugethiere folgen, vor jeder Classe das Nöthige über Anatomie, Physiologie und Entwicklung derselben gesagt, darnach die geographische Verbreitung, Aufenthalt, Lebensart, Wanderung u. s. w., sodann der Nutzen und Schaden in der Haushaltung, in den Gewerben und Künsten und in der Arzneikunde, darauf der Fang, die Jagd, das Einsammeln u. s. w., endlich die Geschichte und Literatur abgehandelt werden.

Wie finden hier gleich die von Oken immer zum Grund gelegte Idee angedeutet, daß der Mensch der Maßstab und Messer des gesammten Thierreichs sei; er hat nur, wie es scheint, mit dieser Idee nicht sogleich hervortreten wollen, um vielleicht bei manchen Lesern, welche sich durchaus nicht in das Thierreich stellen lassen mögen, vielleicht auch bei mancher Censur *) keinen Anstoß zu geben.

Das Werk selbst ist hiernach, wie man leicht bemerken wird, eine Vereingung der Naturgeschichte mit der sogenannten Naturphilosophie, in dem Sinne, wie sie Oken selbst behandelt hat, man findet diese letztere hier im populären Vortrag gleichsam wiederholt, nur mit dem Unterschied, daß nach kurzen Vorbegriffen über die Natur der Pflanzen und Mineralien sofort zur allgemeinen Anatomie und Physiologie des Menschen und der Thiere übergegangen wird. Der Verf. hebt gleich anfangs den Nutzen der Zoologie oder Thierkenntnis dadurch hervor, daß er sagt, sie sei vor allem Andern geeignet, den Menschen zur Erkenntnis seiner selbst zu bringen. Denn, fährt er fort, die Thiere sind seine nächsten Verwandten in dem großen Reiche der Naturkörper, an deren Betrachtungen und Beobachtungen er die ganze Mannichfaltigkeit seiner eignen Formen, Organe, Bewegungen, Empfindungen und Handlungen studiren kann, indem alle menschlichen Verhältnisse gleichsam an die Thiere vertheilt und auf diese Weise so einzeln rein und klar dargelegt sind, daß man jedes für sich von allen Seiten zu untersuchen und mit Erscheinungen im Menschen zu vergleichen im Stande ist. Wie man eine sehr zusammengesetzte Maschine nicht begreift, ehe man die Theile auseinandergelegt hat, so ist es unmöglich den aus allen Stoffen und Kräften der Natur zusammengesetzten Menschen zu begreifen, wenn man sie nur zusammen in seinem Leibe wirken sieht. In den Thieren sind sie aber abgesondert dargestellt, wirken ohne Verwicklung und erscheinen ohne Verhüllung, so daß man in dieser Hinsicht das Thierreich den auseinandergelegten Menschen nennen kann. Die Naturgeschichte allein, schließt der Verf., hat die Schrecken und Grauel des Aberglaubens verschleucht,

welchem Worte man so unbedingt nicht beistimmen kann, indem Chemie und Physik gewiß das Ihrige dazu beitragen haben.

Wie genial und ganz nach seiner eigenthümlichen Weise der Verf. seinen Gegenstand zu behandeln hat, davon nur einige Proben aus dem Theil der Beschaffenheit der Zoologie:

Den Wendepunkt aller menschlichen Kenntnisse bildet offenbar die Entdeckung der Buchdruckerkunst in der Mitte des 15. Jahrhunderts. Aus dem großen Raume vieler Jahrhundete vorher leuchtet nur ein einziger Stern der Zoologie hervor, er heißt Aristoteles, der unter Alexander dem Großen 334 und 322 vor unserer Zeitrechnung lebte und von diesem seinem Jüngling, Verwandten und Schamer nicht weniger als 800 Talente (48,000 Tausendthaler) zur Anschaffung, Zählung und überhaupt zum Studium der Thiere erhielt. Aristoteles ist nicht bloß der Schöpfer der Zoologie, sondern auch der gleichnamigen Anatomie und Physiologie.

Die Römer haben sich bloß mit dem Todesthug der Thiere, nicht mit der Natur beschäftigt. Plinius hat nur wenig beigetragen u. s. w. Nach der Erfindung der Buchdruckerkunst gab es sogleich eine Menge Naturforscher, und zwar in allen Ländern. Vor denselben wohnten die Wissenschaften in dem des Privatmannes, auf dem Landgute eines Reichen, in dem engern Kreise einer Privatgesellschaft, einer Academie oder Standes, hin und wieder in einer Schule, nicht in der besten Regierung sich überhaupt nicht um die Wissenschaft kümmerte. Nach derselben traten die Wissenschaften wieder hervor und breiteten sich in alle Theile der mehr Stand, Kaste, geheime Gesellschaft, Krieger, welche die Kenntnisse vor dem Volke, durch die Presse, schufen, sie gel und drangen in die Hütten der Armen wie in die der Mächtigen. Von nun an wurden sie Staatsbürger, theils um sie zu unterdrücken, theils um sie zu erhöhen, die Macht oder Bildung, Einkalt oder Einsicht, nach dem Rath. So erging es auch der Naturgeschichte. Sie wurde als Aberglauben von der Unwissenheit verfolgt, welche auf Wundern oder Wundern erklären will, was sie nicht versteht, sie sich unter wechselseitigem Druck und Aufzug so ausbreitete, so bereichert und geländergemacht, daß sie in unsern Zeit in wenigen, nicht mehr schädlichen Ausnahmen sich der Natur und der Pflege sowohl der Regierungen als der Völker, und hat hinsichtlich ihres geistigen Wertes einzeln und materiellen Nutzen andererseits solche Anerkennung gefunden, daß sie überall, wo sie einkehrt, mit Freudigkeit und Eifer aufgenommen wird.

Grade zu der Zeit, als die Buchdruckerkunst zu Mainz gefunden wurde, eroberten die Türken Konstantinopel, Plinius von Gaza floh nach Calabrien, übersetzte daselbst die Werke in das Lateinische, überreichte das Werk nach 1470 dem Papste Sixtus IV., von dem er 50 Gulden erhielt, die er in Rom warf, um wieder arm Rom zu verlassen, in welchem, wie er sagte, die fettesten Äsel des besten Korn verschmähten. In diesem Buch ist die neuere Zoologie entstanden, wie man sieht, altern die Menschen hervorzurufen.

In dieser Weise fährt der Verf. fort, einen kurzen geistreichen Überblick der Hauptperioden der Zoologie zu geben, geht dann über zu dem Begriffe des Thiers und einer kurzen Vergleichung desselben mit den Pflanzen und Mineralien, um sich dann sofort zur Anatomie zu wenden.

Um das Thierreich kennen zu lernen — sagt der Verf. — müssen wir seine Elemente oder Bestandtheile kennen, diese sind aber die Thiere. Um das Thier zu kennen, müssen wir vor allem seine Organe aufsuchen, ihr Geschlecht und ihren Rang bestimmen, sowie ihre Entwicklung verfolgen. Dann erst wird sich zeigen, welche Organe den verschiedenen Thieren zukommen.

*) Bgl. Fischer's „Lehrbuch der Zoologie“.

und sich, wie sie haben über und unter sich und sich gegenseitig, aber nicht gegenseitig. Nun wird aber die Natur in der Natur, daß der Mensch das vollkommenste Thier ist und daher alle, der wenigstens die meisten Organe der Natur, selbst er als der Complex aller Thierorgane, nicht als der Typus der Anatomie und als das Schema der Natur betrachtet werden muß. Um daher die Natur der Organe, sowie ihre verhältnismäßige Lage und Größe kennen zu lernen, müssen wir die menschliche Anatomie zum Grunde legen, und meine Leser müssen sich schon bequemen einen Gang durch die anatomischen Gänge zu machen und sich einige anstoßende der vergleichenden Anatomie, so viel möglich daraus nötig ist, um sehr verschmolzene oder räthselhafte Organe des menschlichen Leibes zu verstehen, wie z. B. die Bildung des Schädels, der Lefzer, der Brustknochen, Schilddrüse u. dgl.

Der darf wol versichern, daß die Leser dies um so eher thun werden, je weiter sie in der Lecture vorrücken; er möchte ihnen, ist einmal ihr Interesse für die geistige Entwicklung der Analogien erregt, dafür garantiren, daß sie sich ungern unterbrechen werden. Den hat es aber wirklich vortreflich verstanden, seine eigenthümlichen Ansichten klar auseinanderzusetzen und immer Eines dem Andern so hervorzuheben zu lassen, daß Keines unverständlich bleiben kann, wenn man ihm nur gehörig Zeit, ihn verstehen lernt und ihm nicht mit Gewalt Mißverständnisse aufbringt, wie so Manche gethan haben. Indessen hat er sich gegen letztere Anmuthungen unter Andern in der wichtigen Abtheilung über die Bedeutung der Theile möglichst zu verwahren gesucht. Er erklärt daselbst:

Die Grundmasse aller Pflanzen und Thiersubstanzen besteht aus weichen Flüssigkeiten, der Thiermasse, hier mehr gallertartigen Substanz. Die niedersten Pflanzen, wie die Pilze, die dem Reich thierisch, sowie die Wasserfäden oder vielmehr die Wasserthiere (Mollusken) sind nichts Anderes als solche Massen, welche bald einzeln, bald zusammengewachsen vorkommen. Das Zellgewebe der Pflanzen ist daher nichts Anderes als ein Haus aus Urpflanzen. Derselbe Bedeutung hat das Zellgewebe der Thiere. Wir finden nämlich, daß die niedersten Infusorien nichts anders als Gallert- oder Eiweißbläschen sind, von den Pflanzenbläschen nur durch einen Mund unterschieden. Das thierische Zellgewebe ist mithin nur ein Hausen Infusorien, und die Bedeutung der thierischen Grundmasse ist keine andere als die Entwicklung von Millionen Infusorien. Man muß diese Sache jedoch nicht so maschinenmäßig nehmen, als wenn die Pflanzen vorher wirklich Rost und Wasserfäden, und die Thiere wahre für sich herum schwimmende Infusorien gewesen wären, die sich später aneinandergesetzt hätten, um einen gemeinschaftlichen Leib zu bilden. Die Urbläschen des Zellgewebes sind sogleich in ihrem Reime verbunden gewesen, oder vielmehr aus der Flüssigkeit, in der sie chemisch aufgelöst waren, als Punkte angeschossen, die später eine Höhle bekommen haben, weil der Umfang der physischen Punkte durch den Oxydationsproceß erhärtet und dann dadurch das Innere nothwendig flüssiger wird. Ebenso sind z. B. Blutgefäße nicht vorher ein wirkliches Zellgewebe oder eine Haut gewesen mit einer schon eigenthümlichen Verriethung, sondern die körnige Masse hat sich sogleich in Gefäße verwandelt. Auf dieselbe Weise kann man sagen, der Mensch sei nur ein höher ausgebildeter Affe, und dennoch wird Niemand es so nehmen, als wenn er vorher ein ausgewachsener Affe gewesen wäre und sich dann erst durch gewisse Umstände in einen Menschen verwandelt hätte, etwa wie ein Schneitreling aus der Wuppe gebildet wird. Der solche solche Ansichten, oder vielmehr solche Mißverständnisse in die Lehre von der Bedeutung der Theile mitbringt, mit wesen kann keine Verständigung stattfinden.

In der Abtheilung, welche von der Beschreibung der Theile handelt, oder, mit andern Worten, von der Physiologie, wendet der Verf. zuerst einen Begriff vom Leben zu geben, von dem er selbst sagt, daß dies sehr schwer sei; doch auch diese Schwierigkeit hat er so weit als möglich abzuwenden. Jedem ist ihm Wiederholung der Bewegung in einem einzelnen Körper. Die nähern Erläuterungen über diese Definition muß man durchaus in dem Werke selbst nachlesen, sie stehen zu nahe in Verbindung mit dem Vorhergehenden, als daß sie, ohne ganze Seiten abzuschreiben, hinlänglich deutlich würde. Auf einen Abschnitt in dieser Abtheilung aber wollen wir besonders aufmerksam machen; es ist der vierte, mit der Überschrift: Mesmerismus, welcher Name wol den Vorzug vor dem: thierischer Magnetismus, und Kiefer's Mesmerismus: Tellurismus verdient, indem er das Andenken an den Entdecker zurückruft. Wer das Vorhergehende gefast hat, was durchaus nicht schwierig ist, dem wird auch diese Erscheinung weder unerklärbar, noch weniger unglaublich bleiben, ungeachtet der Verf. ihr nur drei Seiten gewidmet hat. Wir können uns indessen nicht enthalten den schönen Schluß dieses Abschnittes wörtlich herzusetzen.

Es ist jetzt eine bekannte Sache, daß die Erscheinungen des Somnambulismus vom Aberglauben, d. h. von der Unwissenheit, dem Aeußern zugeschrieben wurden, daß man solche Personen für Geistesgehaltene *) und daß leider solche Ungläubliche sich selbst dafür gehalten haben. Auch der Glaube an Dämonen schließt sich hier an, und nur den neuern Fortschritten in der Naturkunde und besonders in der Naturgeschichte und Physiologie hat man es zu verdanken, daß der Schimpf der menschlichen Unwissenheit, die Geistesmen und geistlichen Hexenmordungen nur noch in der Erinnerung vorhanden sind und nun an die Stelle grausamer Behandlung, Verdächtigung, Verhöhnung und Verfolgung vollständige Pflege, Belehrung, Unterstützung, oder wenigstens Mitleid getreten ist. Zwar gibt es noch Gegenden, wo das gemeine Volk noch nicht frei von solchem gefährlichen, die besten Nachbarverhältnisse und mithin den Familienfrieden störenden Wahn ist, man lasse aber nur den Unterricht der Naturgeschichte in die Schulen bringen **, man lasse sie in den Pfarrhöfen *** einheimisch werden und daß wird aller Aberglaube dem Volke fremd sein.

Nach dieser allgemeinen Anatomie und Physiologie kommt der Verf. auf die vergleichende Anatomie, welche eben nur in dem Umfange abgehandelt ist, als dies zur Verständniß der gesammten Zoologie nothwendig wird. Wie bei der allgemeinen Anatomie die Entwicklung der Organe eine wichtige Abtheilung bildete, so dieselbe auch

*) Egl. Kerner, „Geschichten Befessener neuerer Zeit. Beobachtungen aus dem Gebiete lakodämonisch-magnetischer Erscheinungen; nebst Reflexionen von G. A. Ehrenmayer über Beseßensein und Zauber.“ Karlsruhe, 1834.

**) Man weiß ja, wie sehr Thierisch in Bayern gegen die Einführung der Naturgeschichte in die Schulen geüßert hat, man kennt Oken's Streit mit ihm und Oken's Entfernung aus Bayern und hat nur noch zu fragen, in wie weit denn den Benediktinerklöstern die Aufnahme der Naturgeschichte in die Reihe der Lehrvorträge frei steht, und ob es ihnen wol gestattet ist, Oken's Werk dabei zum Grunde zu legen.

*** In den Klöstern?

hier, damit eben sie führt auf die zunächst folgende Classification.

In dieser Abtheilung werden die allgemeinen Classificationen der Zoologie bis auf die neueste Zeit durchgenommen, überall mit vielen kritischen Bemerkungen; zuletzt kommt der Verf. auf die eigene Methode, wobei er die verschiedenen Arten von Classificationen nicht unpassend mit Grammatik und Wörterbuch vergleicht, sodas der sogenannten philosophischen Grammatik dasjenige System als analog gegenübergestellt wird, welches der Verf. selbst befolgt und das er das Entwicklungs- oder genetische System nennt.

Dieses System ist denn auf die Entwicklung der Thiere, die Hervorbringung und Vereinzigung der Organe, je nachdem diese eine niedere oder höhere Bedeutung haben, basiert. Wie sich durch diese das System selbst darlegt, kann man eigentlich nicht sagen, daß es in seinen Hauptumrissen neu sei, wol aber in der Art und Weise, wie die Abtheilungen anders gedeutet werden, immer mit Beziehung auf das Vorhergeschickte über die Natur und den Rang, welchen die Organe unter sich behaupten.

Dannach gibt es nach dem Verf. folgende Stämme:

1. Stamm. Gefühlsiere: alle niederen Thiere, wie Polypen, Schnecken und Insecten.
2. St. Jungenthier: Fische.
3. St. Nasenthier: Amphibien.
4. St. Ohrenthier: Vögel.
5. St. Augenthier: Säugethiere.

Vereinigt man den zweiten bis fünften Stamm im Gegensatz mit dem ersten, so hat man eben die alte Einteilung; wie sie der Verf. selbst weiter entwickelt, in wirbellose, fleischlose, oder Kumpsthiere, und in Wirbelthiere oder Fleischthiere, Kopsthiere.

Bezüglich der weiteren Abtheilungen in Classen und Ordnungen können wir nur die ersten noch andeuten, da eine weitere Auseinandersetzung zu viel Raum einnehmen würde und die Classen selbst, welche der Verf. in Verfolg seiner Erklärung hinsichtlich der Fleischthiere noch weiter abtheilt, eine hinlängliche Einsicht in das System bieten.

Sie sind nun folgende:

A. Eingeweidthiere:

I. Classe. Darmthiere, deren Leib selbst nichts anderes als ein Darm ist: die Gallertthiere, nämlich die Infusorien, Polypen und Quallen.

II. Classe. Aderthiere, deren Darm vom Leib abgesondert ist und wozu noch ein vollkommenes Kreislaufsystem mit dem Herzen kommt: die Weich- oder Schalthiere, nämlich die Muscheln, Schnecken und Ruderschneden oder Kraken.

III. Classe. Hautthiere, deren Haut wie eine Luftröhre geringelt ist: die Ringelthiere oder das Gewürm, als: Würmer, die ungeflügelten und geflügelten Insecten.

B. Fleischthiere.

IV. Classe. Knochenthiere, bei welchen zuerst das Knochenystem auftritt, nebst einer echten Zunge, bei einer unburchbohrten Nase: die Fische.

V. Classe. Wassathiere, bei denen zuerst ein Knorpelsystem erscheint, nebst einer durchbohrten Nase ohne äußern Gehörgang: Amphibien.

VI. Classe. Nerventhiere, bei welchen zuerst Bindungen erscheinen, der Kopf durch einen langen Hals vom Rumpfe abgesondert ist und sich ein weiter Gehörgang nebst einer Ohrschnecke findet: Vögel.

C. Sinnen-thiere.

VII. Classe. Sinnen-thiere, bei denen alle Sinne Systeme und alle Sinnorgane vollkommen entwickelt sind: Säugethiere.

Der Classification folgen interessante Übersichten der Zahl der bis jetzt bekannten Thierarten, oder, wie der Verf. nennt, Sattungen, von denen wir nur die führen Verhältnisse, wie sie der Verf. entworfen mittheilt, nämlich: Säugethiere 4, zu den Vögeln 1, den Fischen $3\frac{1}{2}$, den Fliegen (gelten Insecten) 40, den Flügellofen $1\frac{1}{2}$, den Röhren den Schalthieren $5\frac{1}{2}$, zu den Gallertthieren $1\frac{1}{2}$.

Diesen Betrachtungen folgen am Schluß des Buches nicht minder interessante über die Zahl der Gattungen und Geschlechter, über die Verbreitung der Thiere und Lebensart.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Verständigung an Horaz.

Bekanntlich ist unsere ältere Literatur reich an losen Übersetzungen der Classiker und besonders an solche, die in der Sprache des Volkes geschrieben sind. Wenige indes haben es hierin so arg gemacht, als der Grotshuf, der seine „ungebundenen Übersetzungen“ im Jahr 1749 zu Kassel herausgab. Hier einige seltsame Proben aus denselben:

Lib. III. Od. 1.:

Odi profanum vulgus et arceo.

Ich hasse den unvernünftigen und albernen Pöbel und lasse solche Leute vom Leibe bleiben.

Lib. I. Od. 13.:

Quam tu Lydie Telephi

Cervicem rocam, et coram Telephi

Landas brachis, vas, meum

Perveno dimissi hinc tamet Jour.

So oft du, o schöne Lydie, den schönen Telephus, den ich so oft gesehen habe, an der Hand des Telephus und seine alabasterne Vase an der Hand gefahren sehn, rühmest, ach! so quillst du.

Lib. I. Od. 20.:

Vile potabis modico Sae

Cantharis

Care Maconas, equos

Mein werthester Räuber, wenn du als mich besuchen willst, werde ich dir nichts denn binißnen Magenräuber vorsetzen.

Um das Maß der Verständigung voll zu überseher seinem Opus eine Biographie des Horaz, worin er sich bemüht zu zeigen, daß Horaz kein Dichter habe und ein sehr schlechter Poet, ein Schelm, ein Trunkbold, ein Feiger, ein Schmeicheleier gewesen sei. Warum mag er nicht haben?

Montag,

Nr. 284.

10. October 1836.

Gemeine Naturgeschichte für alle Stände, von Dfn.
Erste bis achtundzwanzigste Lieferung.

(Beschluß aus Nr. 283.)

Da diesem ersten Bande gehört auch die erste Lieferung des Atlasses, Taf. 1 — 10 nebst zwei Bogen Text enthält. Die Abbildungen sind bis auf wenige der anatomischen Anatomie gewidmet, jene beziehen sich auf Gebirge und Zahnbildung. Überall sind gute Originale zum Grunde gelegt. Die Tafeln, welche die Arterien enthalten, sind im Bezug auf diese colorirt. Der Zeichner hat sich freilich überall an die Originale gehalten, und insofern er diese treu wiedergegeben hat, kann man ihm keinen Vorwurf machen. Indessen wäre doch sehr zu wünschen gewesen, daß man in der Zeichnung der einzelnen Theile die, in der neuen Zeit, namentlich in Seibers Atlas eingeführte Darstellungsweise berücksichtigt hätte. Diese sind z. B. die Arterien quer, die Venen nach der Länge zu schraffiren. Durch eine solche Bezeichnungswise tritt der Gegenstand aus den Umgebungen besser hervor, auch ohne Colorit, und sofern dieses bestimmt wird, können bei dem Coloriren selbst weniger Irrthümer unterlaufen. Wo aber in Abbildungen, wie sie auch hier wieder vorkommen, Knochen und Muskeln, Arterien und Venen, Nerven und Eingeweide aller Art gleichmäßig und gleichmäßig nach den Regeln der Perspective durch Schraffirungen bezeichnet sind, da geht das Besondere im Allgemeinen unter, und sei die Darstellung auch sonst noch so wohl gerathen, so muß man sie in dieser Beziehung verwerfen. Wir bemerken dies nur insofern, als man bei einem Werke dieser Art wünschen muß, daß die begleitenden Abbildungen ebenso gebiegen seien als der Text, der ja auch nicht zurückgeblieben ist hinter der Zeit. Wenn man in Beziehung auf reine Kunst noch ein kleiner Vorbehalt darüber obwalten, ob es thöricht und möglich, in der Naturgeschichte eine Darstellung, z. B. im Kupferstich, auch in Farben auszubringen, so ist doch darüber längst entschieden, daß man die Darstellung der Beschaffenheit oder der Materialität der Gegenstände verlangen kann. Eine Verbesserung kann auch die Anatomie an die Zeichnung anknüpfen, und die Beschreibung ist wachselnd ein so schwer, die Naturgeschichte muß aber noch weiter gehen, so muß wenigstens die Abbildungen oder Unterscheidungen der Farben verlangen; und auch diese kann, we-

nigstens theilweise, der Zeichner geben, und wenn die Möglichkeit dazu vorliegt, ja sogar durch Beispiele schon nachgewiesen werden kann, so muß er sie geben.

So weit der erste Theil dieses Werkes.

Der zweite Theil beschäftigt sich mit der speciellen Naturgeschichte. Es muß in demselben zuerst auffallen, besonders für alle Stände, welche Dfn's Weise und Fortschreiten nicht kennen, daß hier auf einmal eine andere Einteilung auftritt, als auf den letzten Seiten des vorigen Bandes gegeben ist, daß die daselbst (S. 578) aufgestellten Classen hier auf einmal bald zu Kreisen erhoben werden, bald wieder als Classen stehen bleiben und so folgende Abtheilung in zwei Länder hervortritt, deren früher im ersten Band (S. 562) unter ganz abweichenden Namen, nämlich einhöhlige und zweihöhlige Thiere, erwähnt wurde. Dieses neue System gestaltet sich wie folgt. Wir müssen es aufführen, um unsere Leser näher mit der Weise des Verf. bekannt zu machen.

Erstes Land. Eingeweidethiere.

Haben nur Eingeweide und Hauptorgane, keine Knochen, Maskeln und Rückenmark.

1. Kreis. Gedärmthiere, Gallertthiere: Darm vorherrschend, kaum Spuren von Gefäßen und Kiemen, daher keine Leber.

1. Classe. Magenthiere, Infusorien: Mund bloß von Wimpern zum Strudeln umgeben.

2. Classe. Darmthiere, Polypen: Mund von Lippen oder Fäden zum Ergreifen umgeben.

3. Classe. Saugaderthiere, Quallen: Leib von vielen darmartigen Saugröhren durchzogen.

II. Kreis. Aderthiere, Schalthiere: Adern vorherrschend, mit Herzen und Kiemen; Darm mit Mund, After und Leber.

4. Classe. Zweihöhlige Aderthiere, Muscheln: ein häutiges Herz und zwei Ohren.

5. Classe. Einhöhlige Aderthiere, Schnecken: ein muskelförmiges Herz mit einem Ohr.

6. Classe. Zweihöhlige Aderthiere, Kraken: zwei muskelförmige Herzen. Dintenschnecken.

III. Kreis. Athemthiere: Haut oder Fell vorherrschend, geringelt.

7. Classe. Feltthiere, Würmer: das Athemorgan ist die wirkliche Haut selbst oder ein Theil derselben, ohne gelenkige Fäße.

8. Classe. Kiementhiere, Krabben: Kiemer ober Luftröhren von der hornigen Haut abgesondert.
 9. Classe. Drosselthiere, Fliegen: Luftröhren innerlich, Kiemer äußerlich, Flügel.

Zweites Land. Fleischthiere.

Haben außer den Eingeweiden auch Knochen, Hals und Rückenmark.

- IV. Kreis. Bloße Fleischthiere: Sinnorgane nicht fertig.
 10. Classe. Knochenthiere, Fische: Knochensystem vorherrschend, ganz zerfallen; Muskeln weiß, Hirn ohne Bindungen, Zunge mit Zungenbein, Nase undurchbohrt, Ohr verborgen, Augen ohne Lider.
 11. Classe. Muskelthiere, Amphibien oder Lurche: Muskeln roth, Hirn ohne Bindungen, Nase durchbohrt, Ohr ohne äußern Gehörgang, Augen unbeweglich mit verklümmerten Lidern.
 12. Classe. Nerventhiere, Vögel: Hirn mit Bindungen, durch mehr als neun Halswirbel vom Rumpfe entfernt, Ohren offen, Augen unbeweglich, Lider unvollkommen.

V. Kreis. Sinnenthiere: alle anatomischen Systeme und Sinne vollkommen.

13. Classe. Sinnenthiere, Säugethiere: Zunge und Nase fleischig, Ohren offen, meist mit zwei vollkommenen Lidern.

Vergleichen Abweichungen von dem einmal Gegebenen dürften in einem Buche für alle Stände allerdings zu mißbilligen sein. Sie ließen sich allenfalls entschuldigen, wenn der Verf., wie in seinen frühern Werken, vielleicht gesagt hätte: „Rahmen, an den man sich einstweilen zu halten“, d. h. so lange, bis etwas Besseres, Genauerer folgt. Dieser billigen Anforderung ist aber keine Genüge geschehen, und so wird der Lese auf jeden Fall etwas irre und weiß nicht recht, woran er sich zu halten hat.

Was die specielle Naturgeschichte der Thiere betrifft, so dürfte es dem Verf. schwer werden, mit dem Raume auszukommen, der nach dem Prospectus für die Zoologie gestattet ist. Er befolgt nämlich bei dem Vortrage eine ganz eigenthümliche Weise, indem er aus den wichtigsten Schriftstellern ganze Stellen aushebt, und indem er dabei den Schriftsteller selbst reden läßt, weiß man oft nicht recht, ob dieser oder Jener selbst die Beobachtungen gemacht hat, da „—“ mangelt. Diese Art der Mittheilung ist zwar auf der einen Seite insofern willkommen, als man die Originaläußerungen der Beobachter vernimmt, aber auf der andern wird sie auch wahrhaft ermüdend und verwirrend. Um diese unsere Rüge mit einem Beispiele zu belegen, führen wir (S. 48) die Gattung des Kronenthierchens (*Stephanoceros*) an. Diese Gattung gehört Ehrenberg an, es wird aber bei derselben, ohne zu bemerken, daß dieses dasselbe Thier ist, der Kronpolyp aus Eichhorn angeführt. Hierauf wird eine Stelle aus Schäffer angeführt und bemerkt, daß dieser dieselben Thiere unter dem Namen Blumenpolypen beschrieben habe; dann kommt unter diesem Namen wieder ein Auszug aus Eichhorn, dann wieder ein großer Auszug aus den „Annales du musée d'hist. naturelle“, Beobachtungen von Dutro-

chet, in welchen mehrere Arten von Rottier genannt werden, ohne daß bemerkt wird, daß diese nur derselben Thier angehören. Hier wird also dem Lese überlassen, dies Alles selbst zu errathen; da dies aber nicht möglich ist, so bleibt er auf jeden Fall in Zweifel, was er an der Sache selbst und verliert die Lust, in dem Buche Rathes zu erholen. Diese Rüge trifft indessen nur die Abtheilungen, welche sich mit den vorberstern Thieren beschäftigen, später sind die angeführten Stellen deutlicher gefondert.

Es sind zwar überall, auch bei den niedrigen Thieren, die lateinischen Gattungs- und Artnamen angeführt, aber sind die dazu gehörigen Autoren genannt, was muß gewaltig auffallen, wenn man in ein und dieselbe Gattung mehrere Arten mit andern Gattungsnamen geschrieben findet. So wird z. B. (S. 92) als die einzige Art der Gattung der Meerfäden (*Aplidium*) *Aplysina* angeführt. Zur Gattung der Meerlappen (*Dermatus*) gehört nach (S. 93) 1) der blätterige (*Aplysina ascidoides*), und 2) der rothe (*Dermatus ruber*). Dergleichen Beispiele könnten wir eine Menge anführen, lassen sie aber, um nicht zu weitläufig zu werden, liegen.

Nach allen bisher vorgekommenen Untersuchungen (mentlich von Linn^{*)}), gehören die Corallen zum Pflanzenreich; man muß sich daher sehr wundern, wie hier unter den Strahlpolypen, noch überdies eine Bemerkung eingestreut zu finden, daß sie wol mit den Thieren unter das Pflanzenreich gehören.

Von dieser „Naturgeschichte“ ist nun auch der zweite Theil vollendet. Dieser enthält die gesammten wirbellosen Thiere und ist in drei Abtheilungen gebracht. Man kann nun sehen, wie der Verf. das Ganze behandelt hat. Die erste Abtheilung, mit den Infusorien beginnend, schließt mit den Mollusken; die zweite enthält die Würmer und einen Theil der Insecten, mit den Hymenopteren schließt die dritte beginnt mit den Schmetterlingen und schließt mit den Käfern. Beigegeben ist eine systematische Übersicht und ein Register der lateinischen und deutschen Namen.

Leider stoßen wir im Verfolg des Werkes wieder auf neue Abtheilungsnamen, so daß nicht einmal in der ersten Abtheilung diejenigen beibehalten sind, welche in der oben angegebenen Übersicht aufgenommen wurden. In der Naturgeschichte der Schmetterlinge hat der Verf. die Raupen und Puppen betreffende dergestalt gebracht, daß er zugleich in die Naturgeschichte der einzelnen Arten eingeht, welche erst später nach dem vollkommenen Insect classificirt werden, eine Anordnung, die Vielen nicht angenehm sein wird, ebenso wenig, daß vielen aus Réaumur gezogenen Beschreibungen der Insecten der Name des Insects fehlt.

Freilich läßt sich anführen, daß es allerdings nicht möglich ist, manche der von Réaumur beschriebenen Insecten zu bestimmen, was denn auch den Verf. zu einer besondern Preisaufgabe in der „Fis“ veranlaßt hat.

*) Über Pflanzenthier überhaupt und die dazu gehörigen Gewächse besonders, von G. F. Linn. 1751.

man kann mit der getroffenen Auswahl der Gegenstände sehr zufrieden sein, denn man wird nicht leicht etwas Wichtiges vermissen, und nur die eigenenthümliche, bereits oben gerühmte Behandlungsweise hinsichtlich der wirklichen Auszüge wird nicht Vielen gefallen, wenn es auf der andern Seite interessant ist, so viele Originalbeobachtungen zusammengestellt zu finden. Sehr loben ist auch die überall beigebrachte Literatur sowie die allgemeinen literarischen Übersichten, wie sie jeder Abtheilung beigegeben sind.

Außerdem ist noch erschienen das erste Heft des sechsten Bandes, welcher mit den Fischen beginnt. Hier sehen wir abermals auf eine Namensverwechslung, indem das, was früher als Land aufgestellt wurde, nämlich die Fleischthiere, hier wieder als erster Kreis, die Säugethiere als zweiter Kreis aufgestellt sind. Möchte doch der Verf. dergleichen Uebelstände für die Folge vermeiden.

Auch des ersten Bandes erste Lieferung liegt vor. Dieser Band ist der Mineralogie gewidmet und enthält eine Menge eingedruckter Holzschnitte, die verschiedenen Mineralformen vorstellend, eine Einrichtung, die man nur selten kann. Die Kristallographie, welche in der jetzigen Behandlungsweise, als zu streng mathematisch, gar Viele von dem Studium der Mineralogie zurückschreckt, ist hier recht zweckmäßig behandelt, so daß man wenigstens einen Überblick der Wichtigkeit derselben und der interessanten Gegenstände erhält.

Von der zweiten, dritten und vierten Lieferung des Werkes gehören noch drei Tafeln in der zweiten der menschlichen Anatomie an, die übrigen sind wieder beiderseits nummerirt und gehören alle zu dem fünften Bande, reichen jedoch noch nicht bis zu dessen Ende, indem die letzte Tafel (21) erst Krebs und Spinnen enthält. Man kann im Ganzen mit der getroffenen Auswahl der Abbildungen sehr zufrieden sein, es sind überall mit wenigen Ausnahmen die besten und kostbarsten Originale benützt. Bei den Mollusken indessen kann man wol tadeln, daß fast nichts gegeben ist als Anatomie, namentlich bezüglich der Muskeln und zum Theil auch der Schnecken, wodurch man denn von der Schale selbst nur einen unvollkommenen oder gar keinen Begriff bekommt. Die Ausführung der Tafeln selbst ist durchweg zu loben, der Stich ist sehr schön, nicht wie bei andern Lithographien in der unbrauchbaren Kreidemanier, sondern in Steinmanier ausgeführt, wodurch eine viel größere Deutlichkeit erhalten worden ist. Manche der Tafeln sind auch colorirt, theils ganz, theils nur zum Theil, und zwar mit so vieler Sorgfalt, daß man sich auch darüber nur mit Beifall ausdrücken kann.

Da die oben gerügten Mängel bezüglich der Namen u. s. w. dem Laien schwerlich einen Anstoß geben dürften, dem Manne vom Fach aber kein Hinderniß sind, so wird sich diese Naturgeschichte als eine gemeinnützige überall sehr empfehlen, dem nicht Gelehrten macht sie ziemlich jede andere entbehrlich, und dem eigentlichen Naturforscher gewährt sie die Bequemlichkeit, alles Wichtige, was sich über ein Thier hier und da gesagt findet, beis-

sammen zu haben. Dasselbe kann man auch von dem Atlas sagen.

So wünschen wir denn dem Werke einen gedeihlichen Fortgang und bemerken nur noch, daß die Ausstattung, namentlich auch für den Atlas, sehr zu loben ist. 51.

Briefwechsel zwischen Göthe und Schütz. Aus dem rheinischen Museum für Philologie. Bonn, Eduard Weber. 1836. Gr. 8. 8 Gr.

So wenige der Blätter sind, die hier zur Anzeige vorliegen — denn das ganze Büchlein hat nur 46 Seiten — so wenig dürfen sie in der Gesamtheit des Göthe-Briefwechsels übersehen werden. Damit wollen wir keineswegs sagen, daß jede Bereicherung dieser vielleicht schon zu umfangreichen Correspondenz an sich eine bedeutungsvolle Zulage zu dem Hauptbestand der deutschen Literatur ausmache. Vielmehr nur so viel, daß wir hier eine literarische Persönlichkeit gleichsam in ihrem literarischen Stillleben kennen lernen, die sich in ihren schriftlichen Privatmittheilungen, gleichviel ob an Göthe oder sonst Jemand gerichtet, als beachtenswerth zeigt. Was Göthe selbst betrifft, so erfahren wir hier über ihn durchaus nichts Neues, lernen ihn von keiner neuen Seite kennen, die einen neuen erfreulichen Blick in seine Wesenheit thun läßt. Es ist ganz der alte Spätgöthe mit den steifen Kalligraphen seines Spätkreidewerks, mit dem ahnungsvollen „Ewig verbunden“ und dem mythisch-bedeutlichen „Und so fortan“. Es ist der mit behaglichem, fast wollüstigem Phlegma in sanfter Phyllostroktik, in durchaus erspriesslichem *ritardando* sich ergebende, sich des wegenden, sich objectivirenden Dichters, der in behäbiger Sicherheit, nicht karg mit Worten, nicht verwegend im Speculiren, abstrahirend und allumblickend, eher Andern als sich selbst lästig wird. Mit einem Wort: es ist Göthe, der Alte, wie wir ihn ohne Schmolten und Stößen hinnehmen müssen, nachdem wir uns an der düsterröthlichen Blüte, an der unerschöpflichen Kraft seiner Jugend erquickt haben. Auch alte Genies sind bedenklich und bann und wann langweilig; das ist am Ende die einfache Lösung des ganzen Geheimnisses. Aber an und für sich erquickend kann uns diese spätgötheische Behäbigkeit, dieses ruhige Balancement und höchstvorsichtige Eintreten nicht sein, und so müssen wir auf der einen Seite lächeln über Stellen wie diese, wo er selbst von sich sagt: „Die kritische Zwiethracht, die Sie (nämlich Schütz, durch seine neuen und etwas unerwarteten antiquarischen Untersuchungen) erregen werden, muß uns Allen willkommen sein. Ich ehre und liebe das Positive und ruhe selbst darauf, insofern es nämlich von Uralters her sich immer mehr bestätigt und uns zum wahrhaften Grunde des Lebens und Wirkens dienen mag. Dagegen freut mich nicht etwa die Zweifelsucht, sondern ein directer Angriff auf eine usurpirte Autorität. Diese mag Jahre hunderte gelten, denn sie schadet einem düstern dummen Volke nicht, das ohne sie noch übler wäre dran gewesen; aber zuletzt, wenn das Wahre nothwendig wird, um uns das entgegengesetzte zu verleihen, da mag rechts und links fallen, was da will, ich werde mich darüber nicht entsetzen, sondern nur aufs Genaueste aufmerken, welche Aussicht ich gewinne, wenn das alte Gehege zusammenfällt.“

Hier haben wir so recht unsern verehrten Alten, wie er räuspert und wie er spuckt, wie er sich vorstellt und wie er seine Basis sondirt, und wie er sich nirgend hinfegen will, wo es nicht recht geheuer ist, und wie er den Geist der Jahrhunderte erst mit seinem kleinen verzwickten *Ballastschiffchen* ausfragt, ehe er sich ihm anvertraut, und wie er sein Ich auf ganz lebenswürdige Weise in Schutze nimmt, und wie er die drei bis fünf Jahre, die er noch zu existiren hat, doch recht hoch anschlägt, eben um seines Ichs willen. „In meinem Alter“, schreibt er, „kann der Spruch: Alle mit Beile, nicht mehr anwendbar sein.“ Da müsse nun, meint er, wer mit ihm zu

man haben wollte; auch Schicksal vorzubereiten. Er hat recht, der 80jährige Greis, aber dennoch lauten die Worte beinahe wie Ironie. Auf der andern Seite aber müssen wir eben um dieser Offenbarungen und Selbstoffenbarungen willen, ganz in des verehrten Alten Geist selbst, seinem Briefwechsel und der Herausgabe desselben doch eine möglichste Beschränkung mäßigen. Denn wenn es auch entschuldbar und wol erklärlich ist, den Alten diese ihm so sehr eigenenthümliche, unverkennende Position annehmen zu sehen, so erstrebt es doch nicht, Jemand, und wäre es auch Göthe, immer und ewig in derselben Positur zu erblicken. Ist diesem strengen Cinerel der Erklärung etwas Auflockerndes einwohnend, wie etwa dem heiligen Beaminen, der auf Bergeshöhe fast ein Jahr hindurch die durchspannten Arme zum Himmel streckt, so mag es noch hingehen, denn man erblickt doch die Richtung, wenngleich eine leblose. Aber eben möchte Jemand nur zehn Jahre hindurch fort und fort im Bewußtsein stehen? Die Zeit, wo Göthe physisch wie Goetheater wird, ist für ihn bedeutungslos; von daher bedarf sich so gleichmäßig auch seine geistuelle Großväterlichkeit. Aber es ist wahr: wenn schon die Bäter der Poesie zuweilen höchst unbequem sind, so sind es die Großväter noch weit mehr. Wie gut ist es, daß Göthe sein „Ungroßväterthum“ erlebt hat.

Als Resultat dieser Betrachtung so viel: daß es Zeit ist, nymmehr den Göthecorrespondenzen ein Ziel zu setzen. Sie lassen sich nicht mehr entschuldigen, wenn Göthe darin die Hauptfigur bliebe; nur dann, wenn neben ihm die zweite Persönlichkeit als eine geistig entschlossene, jugendliche und im gewöhnlichen Sinne etwas aufs Spiel setzende erscheint. Dieser Fall haben wir hier nicht; und darum müßten wir diesen „Briefwechsel“ grade nicht veröffentlichen.

Die hier zum zweiten Male mitgetheilten Schreiben aus der Feder des Geh. Reg. Rathes Scholz sind zwar sämmtlich sehr ausführlich und exponierend, und sämmtlich auf einen Gang besonders, ausschließlich Gegenstand gerichtet; allein sie zeigen uns in ihrer ausführlichen Construction einen Mann, dessen, der Forschung treu ergebenen Geist, der sich in Allem, was er auspricht, einer höchst entsprechenden, interessanten und, man kann sagen, musterhaften Form bedient. Es sind zuerst antiquarische Forschungen über altböhmische Baubauwerke, welche zugleich den negativen Zweck haben, die Rücksichtslosigkeit, womit man bisher diese Reste und deren System behandelt, scharf zu rügen und gründlich zu widerlegen; demnach sind diese Untersuchungen direct auf zwei sehr alte historische Autoritäten gerichtet, nämlich auf Pomponius Mela und Strabon, deren Schriften für durchaus unecht und deren Persönlichkeiten selbst im gelehrten Sinne für untergeschoben erklärt worden. Ob nun die Resultate dieser Forschungen, die der Verf. selbst folgendergestalt auspricht:

1) „Pomponius Mela de situ orbis“, wie es vor uns liegt, ist ein unzuverlässiges Jugendwerk des Boetaccio (?), des Dichters des „Decamerone“, der dabei wahrscheinlich eine im neunten oder zehnten Jahrhundert unter obigem Namen auf Monte Cassino compilirte Skizze zum Grunde legte.

2) Strabon ist im zehnten Jahrhundert wahrscheinlich vom Papst Silvester II. als Abt Gerbert zu Bobbio aus Frankreich und römischen, zum Theil seitdem verlorenen, oder aus dem Arabischen entnommenen Nachrichten und Bruchstücken unter jenem Namen compilirt und ursprünglich Otto II., oder vielleicht erst Otto III. dedicirt worden, wobei ein Entwurf solcher Art in griechischer Sprache, wahrscheinlich aus dem fünften Jahrhundert hauptsächlich zum Grunde gelegen haben dürfte.

ob diese Resultate in dieser Form und Wendung gültig sind, kommt hier weniger in Betracht und ist bereits, wenigstens im Hauptgeschäftlichen, von bedeutenden Philologen, wie Oken in Gießen, Meißner in Bonn, Weber in Frankfurt erörtert und bewiesen worden. Wichtig ist so viel, daß sich in den Scholz'schen, hier doch nur fragmentarischen Untersuchungen

gen ein sehr ansehnliches geistuelles Talent, ein geistvollstes Verstand und eine sehr tiefere menschliche Durchdringung heraushebt. Man begreift so mit ungetrübter Aufmerksamkeit die zum Schluß, und ihre plastische Darstellung läßt fast bekannern, sie sobald abgebrochen zu sehen.

Zwischendurch ziehen sich gegenseitige Besprechungen von Göthe'schen „Briefwechsel mit Schiller“, über die Novellen des 15. Bandes von Göthe's Schafften, über die Farbenlehre, über atmosphärische und meteorologische Phänomene u. s. w. Man weiß, daß Göthe Alles aufnimmt und den Freunden, die mit ihren Forschungen bekanntmachen, gern auf seine Höhe Gleiches mit Gleichem vergilt. Seite 26 findet sich in einem Antwortschreiben von Göthe folgende beachtenswerthe Stelle, welche unter Anderm auch manche directe Behauptung enthält, in dessen neuer Monographie über Göthe aus des Lesers nem Munde widerlegen könnte: „Mit Wilhelm Meyer, der es mir noch schlimmer (schlimmer nämlich als mit „Lorenz“, den welchen ihm der Verleger, Scholz, geschrieben hatte, daß die Ausgabe seinen sonderlichen Abgang habe). Die Pappen waren den Gelehrten zu gering, die Kommoditäten dem Gelehrten man eine zu schlechte Gesellschaft, die Mädchen zu los. Eigentlich aber hieß es, es sei kein Werther. Und ich weiß wohl, ich nicht, was ohne die Schiller'sche Anekdote aus mir geworden wäre. Der Briefwechsel gibt davon merklichste Zeugnis. Meyer war schon wieder nach Italien gegangen, meine Absicht war, ihm 1797 zu folgen. Aber die Gesellschaft zu Schiller, die Theilnahme an seinem Dichten, seinen und Unternehmungen hielt mich, oder ließ mich vielmehr dicker zurückfahren, als ich, bis in die Schweiz gelangte. Kriegesgetümmel bis über die Alpen näher gerückt, hätte es ihm nicht an Manuscript zu den „Novellen“ und „Almanachen“ gefehlt, ich hätte die „Unterhaltungen der Wanderer“ nicht geschrieben, den „Gulliver“ nicht überarbeitet, hätte die sämmtlichen Dichter und Balladen, wie sie in den „Almanachen“ geben, nicht verfasst, die „Gedichte“ überhaupt damals nicht gedruckt worden, die „Ferien“ hätten gesammelt und im Allgemeinen wie im Besondern von Manches anders geblieben.“

Nimmt man nun auch diese Eröffnungen mit in Betracht, so ist es nicht zu bezweifeln, wie sie Göthe gibt und wie sie ernstlich nicht genommen werden können, denn die damit anlassung ist doch nimmer der bestimmende Grund, so ist die feste Hinweisung Göthe's, auch in seinen späteren Briefen auf Schiller's unausgesetzte Herabwirkung und dieses Zeugnis einer geistigen Macht, die dieser hätte, sehr beweisend, und es wird nun wol ein für allemal dabei stehen müssen, daß, wenn die gegenseitigen Einflüsse jener beiden Geister im gleichen Maße vorhanden, sie doch bei Göthe mittelbarer und fruchtbringender waren.

Literarische Notizen.

Der Graf von Montalembert hat in einem neuen Bande mit Kupfern „Histoire de Sainte Elisabeth de Hongrie, duchesse de Thuringe (1207—1231)“ geliefert, ein Werk, das von des Verf. Kenntniss der Geschichte und der Quellen des Mittelalters nicht unermäßig zeugt.

„Une couronne d'épines“ von Michel Masson ist ein kleines, mit sicherer Hand entworfenes Gemälde der Schicksale der Königin, welche den Namen bringt, die dessen Krone mit der Ruhe erkaufen. Das Leben des Lord Byron scheint dem Stoff zu diesem Roman gegeben zu haben.

Jacob der Bibliophile (D. Parrot) hat soeben einen neuen Band in zwei Bänden: „Une femme malheureuse“, herausgegeben, der auf Reue zeigt, daß der Verf. nicht bloß in der Poesie, sondern auch in dem menschlichen Herzen, den tiefsten aller Seiten, zu lesen versteht.

Literarische Unterhaltung.

Dienstag,

Nr. 285.

11. October 1836.

Schiller's Bildungsgeschichte. Andeutungen von Schiller selbst. Nebst Beiträgen zur Gesamtausgabe seiner Werke.

Die Liebe der Deutschen für Schiller ist eine vor andern Neigungen sehr ausgezeichnete. Sie scheint unerschöpflich, und es ist Grund zu glauben da, daß sie sich nie solche bewähren wird. Wäre sie nur bei Manchen bloße Erhöhung, und fehlte es nur nicht so oft an Echtheit! Schiller ist der unermüdete Titan, der dem Himmel stürzte; aber nicht wie die heidnischen Götter aus Uebermuth, sondern in reiner Liebe, durch die ja selbst der Himmel Gewalt leiden mag, oder er gleicht dem Hercules, der nach zwölf schweren Arbeiten, endlich kampfsüchtig und verklärt zum Olymp aufsteigt. Schiller that sich selbst nie Genüge; sein ganzes Leben war ein stetes Arbeiten; und zeigte er sich oft streng gegen Andere, so war er gegen sich nicht schon hart. Diesem Arbeiten und Unerbitteln, Wählen und Wegwerfen, Versuchen und Feilen zuzusehen, ist lehrreich und, ich mag wol sagen, erbaulich, aber auch zur Erreichung jener Echtheit im Urtheil über ihn unerlässlich. Hier kommt uns aber die Ausgabe seiner sämmtlichen Werke nicht genau zur Hülfe, denn sie ist, genau genommen, nicht vollständig. Betrachten wir das näher.

Es ist sehr loblich, daß die alte Ausgabe der „Rauben“ wiederhergestellt worden ist, denn sie ist unendlich besser und eigenthümlicher als auch die Bearbeitung dieser großartigen Blutsammentragödie, die Schiller selbst einige Jahre später für das manheimer Theater besorgte und die nur die Absicht hatte, die wohlbekannte berlinische zu verdrängen. Dennoch ist es nicht die allererste Ausgabe, die wir in den gesammelten Werken erhalten haben, nicht die, von der der Dichter selbst erzählt, daß die 800 Exemplare, aus denen sie bestand, so leicht und schnell zerstreut worden seien. Auch ich habe sie nie gesehen, so viel Mühe ich mir auch schon als Knabe darum gab; da indeß diese zweite Auflage nur wenige Monate nach der ersten 1781 erschien, so mag sie immer als die Hauptedition gelten, und wir wollen den Wunsch einiger gräßlichen Ausdrücke, die der Dichter schon so bald ausstrich, nicht bedauern. Aber jene spätere Bearbeitung, die sich durch tausendmalige Darstellung auf allen großen, mittlern und kleinen Bühnen geltendgemacht

hat, sie sollte doch auch nicht vergessen sein. Denn wichtig bleibt es immer, wie Schiller, der anfangs die Bühnen selbst vor seinem Stüde gewarnt hatte, einige Jahre darauf die Schwierigkeiten zu besiegen hoffte. Wichtig für den übervornehmen, nach Addison'scher Correctheit darstellenden Kritiker freilich nicht, sondern nur für den Liebhaber; für den Mißliebhaber schreibt man jedoch überhaupt gar nicht, der kann es halten, wie er eben Lust hat.

Dasselbe gilt von „Fiesco“. Auch bei diesem Stüde trieb ihn die unglückliche berlinische Bearbeitung, für die Einrichtung desselben zur Theatervorstellung selbst zu sorgen, und dies geschah mit einem Eifer, der uns seine damalige Vorliebe für das Stüde deutlich zu erkennen gab. Als es nämlich am 18. Januar 1784 in Mannheim unter seiner eignen Leitung zum ersten Male aufgeführt wurde, ließ er eine „Erinnerung an das Publicum“ neben dem Anschlagzettel drucken, die, wie wenig sie uns auch in mancher Hinsicht befriedigen kann, dennoch als ein wichtiges Actenstück im Leben des gefeierten Mannes gelten mag. Jene Zettel sind wol längst untergegangen, und auch der Wiederabdruck in der „Literatur- und Theaterzeitung“ (1784, Stüde 21) steht in unserer Theaterliteratur so ganz vereinzelt da und scheint so gänzlich übersehen, daß von tausend heutigen Lesern vielleicht kaum zehn etwas davon wissen werden. Der Aufsatz, der manche Pfeiler, Bäume und Straßenecken Manheims zierte, lautet also:

Eigentlich sollte das Tableau für den Künstler reden und er selbst die Entscheidung hinter dem Vorhang erwarten. — Es ist auch jetzt meine Absicht nicht, das Urtheil der Zuschauer für meine Manier zu bestechen, und der Faden des Trauerspiels liegt nicht sehr verstreut. — Dennoch setze ich einen zu großen Werth in die Aufmerksamkeit meines Publicums, als daß ich ihm nicht auch die wenigen Augenblicke sollte zu retten suchen, die darauf gehen würden, bis es ihn fände.

Fiesco ist der große Punkt dieses Stüdes, gegen welchen sich alle darin spielende Handlungen und Charaktere gleich Stürmen nach dem Weltmeer hinsetzen. — Fiesco, von dem ich vorläufig nichts Empfehlenderes weiß, als daß ihn J. J. Rousseau im Herzen trug — Fiesco, ein großer fruchtbarer Kopf, der unter der täuschenden Hülle eines weichen ephorischen Mißganges in klügel geräuschloser Dunkelheit, gleich dem gebärenden Geist auf dem Chaos, einsam und unbehört eine Welt ausbrütet und die leere lächelnde Miene eines Langenichts läßt, während das Kiesenpläne und wüthende Wünsche in seinem bräunenden Bosen gähren — Fiesco, der, lange genug unbekannt

endlich einem Gott gleich hervortritt, das reife vollendete Werk vor erschauende Augen stellt und ein gelassener Zuschauer das steht, wenn die Räder der großen Maschine dem gewöhnlichsten Ziele unfehlbar entgegenlaufen — Fiesco, der nichts fürchtet als seines Gleichen zu finden — der stolzer darauf ist, sein eigenes zu besitzen als einen fürchtbaren Feind — Fiesco, der zu dem verführerischen Joch der Vernunft die Wege von Genoa, mit häßlicher Selbstüberwindung hinweg weist und eine höhere Vollkraft darin findet, der glücklichste Bürger als der Fürst seines Volks zu sein.

Man erwartet vielleicht, daß ich die Freiheiten rechtfertige, die ich mir in diesem umgeformten Fiesco gegen die historische Wahrheit — ja gegen meine erste Darstellung selbst erlaubte. — Nach jener sowohl als nach dieser arbeitet der Graf auf den Umsturz der Republik, in beiden kommt er in der Verschöderung um. Mit der Historie getraue ich mir bald fertig zu werden, denn ich bin nicht sein Geschichtsschreiber, und eine einzige große Aufwallung, die ich durch die gewagte Erleuchtung in der Brust meiner Zuschauer bewirke, wiegt bei mir die strengste historische Genauigkeit auf. — Der Genußer Fiesco sollte zu meinem Fiesco nichts als den Namen und die Maske hergeben — das übrige möchte er behalten. — Ist es denn meine Schuld, wenn er weniger edel dachte? — wenn er unglücklicher war? Müssen meine Zuschauer diese vertheilte Nebenung entgelten? Nein Fiesco ist allerdings nur untergeschoben; doch was kümmert mich das, wenn er nur größer ist als der wahre — wenn mein Publicum nur Genuß an ihm findet? — Warum ich aber jetzt meiner eignen ersten Schilderung widerspreche, die den Grafen durch seine Herrschsucht umkommen läßt, ist eine andere Frage. Es mag nun sein, daß ich zur Zeit, wo ich jenen entwarf, gewissenhafter oder verzagter gewesen. — Vielleicht aber auch, daß ich für den ruhigen Leser, der den verworrensten Faden mit Bedacht auseinanderlegt, mit Fleiß andern dichten wollte als für den hingerissenen Hörer, der augenblicklich gefaßt sein muß, und reizender ist es nun doch, mit dem großen Mann in die Kette zu laufen, als von einem gestraften Verbrecher sich belehren zu lassen.

Aber die moralische Beziehung dieses Stücks wird wol Niemand zweifelhaft sein. Wenn es zum Unglück der Menschheit so gemein und alltäglich ist, daß so oft unsere göttlichsten Triebe, daß unsere besten Reime zu Großem und Gutem unter dem Druck des gewöhnlichen bürgerlichen Lebens begraben werden — wenn Kleingefühl und Mord der Natur kühnen Umriss beschneiden — wenn tausend lächerliche Conventenzen am großen Stempel der Gottheit herumklopfen — so kann dasjenige Schauspiel nicht zwecklos sein, das uns den Spiegel unserer ganzen Kraft vor die Augen hält, das den sterbenden Funken des Heldenmuths belebend wieder emporflammt — das uns aus dem engen dämpfenden Kreise unsers alltäglichen Lebens in eine höhere Sphäre rückt. Dieses Schauspiel, hoffe ich, ist Fiesco's Verschöderung.

Heilig und feierlich war immer der Saal, der große Augenblick in dem Schauspielhause, wo die Herzen so vieler Hunderte wie auf den allmächtigen Schlag einer magischen Ruthe nach der Phantasie eines Dichters bebten — wo herangerissen aus allen Wäldern und Winkeln der natürliche Mensch mit offenen Sinnen horcht — wo ich des Zuschauers Seele am Fädel führe und nach meinem Gefallen, einem Ball gleich, dem Himmel oder der Hölle zuwerfen kann — und es ist Hochverrath an dem Genius — Hochverrath an der Menschheit, diesen glücklichen Augenblick zu veräußern, wo so Vieles für das Herz kann verloren oder gewonnen werden. — Wenn Jeder von uns zum Besen des Vaterlandes diejenige Krone hinwegwerfen lernt, die er fähig ist zu erringen, so ist die Moral des Fiesco die größte des Lebens.

Weniger konnt' ich einem Publicum nicht sagen, das durch die gütigste Aufnahme meines Räuber meine Leidenschaft für die Bühne belebt und dem alle meine künftigen dramatischen Producte gewidmet sind.

Dem dieses Verastlich hat sich seitdem, so viel ich weiß,

Niemand bekümmert, und es bezeichnet doch einen wichtigen Moment in dem Bildungsgeange des theuern Mannes. Können wir hier nicht bios die Jellen selbst, sondern auch zwischen und hinter den Jellen hin, werden wir nicht bios das gemessene Mäthel, die gemessene Sprache, das gemessene Denken nach jedem Styl (der seit den damaligen Schiller am meisten paste), die zwar geistreichen, doch zuweilen sich über springenden und deshalb ermüdenden antiken Wendungen leicht bemerken, sondern wir können nicht durch die ganze Art dieser Darstellung auch in ihr ein maliges äußeres und inneres Leben einen Bild sehen, was aus einem menschlichen Gemüthe, was aus einem menschlichen Gemüthe hervorgeht. So schreibt man nicht, wenn einem wohl und friedlich ums Herz ist, so nicht in der durch heitere Geselligkeit und gelegene Freundschaft verhältnisse erhöhten und erfreuten Leben; so spricht man etwa, dünkt mich — versteht sich mit Rücksicht auf den Culturstandpunkt im J. 1784 —, wenn man ein Stolz und Kraft fast einsam steht, doch keine solche Freude hat an jener stolzen Kraft. Es wird, wenn der Zustand zu lange dauert, doch am Ende eine Schwere und Schwüle in den Geist dringt, die Gedanken und Gedankenfriche werden zu viel werden, kann kommen, daß wir uns wol gar gewöhnlich im Schreiben diesen oder jenen blendenden Gedanken schreiben. Ich weiß von Schiller's Aufsätzen, die hinterdrückt in Manheim, nichts weiter als das Bedauern in den gedruckten Lebensbeschreibungen des Dichters, den ist; aber auch dies Wenige läßt sich verbinden, daß dort keineswegs heiter war, und diese Dichtung fast zur Gewißheit, wenn wir erwägen, daß er 1785 nach Leipzig ging. Wer hatte ihn dort nicht sein Fürst, kein Großer und Mächtiger, und dennoch er sobald die sichere Stelle eines Theaterdirectors auf ihn erwartete die Freundschaft Körners und Humboldts ihn, noch ehe sie ihn gesehen, liebten. Wie dankbar er dort lebte, aber auch wie innerlich reich und glücklich Liebegeben und Empfangen, darüber hat mir der verewigte Huber, den ich früher durch Briefwechsel, später (1800) persönlich kennen lernte, gar manches Schöne und Streuliche erzählt. *) Schiller war damals bei den gesammten deutschen Jugendwelt. Die „Monatsschriften“, „Räubern“, „Fiesco“ und „Kabale und Liebe“ waren der Jüngling anwendlich; das „Lied an die Freiheit“ war gewöhnlich den Schluß jeder frühlichen, sinnigen, phantastisch aufgeregten Mitternachtsgesellschaft; und Champagner mischte sich gern mit der transtrennung des Gedichts. Die „Resignation“ und „Stille der Leidenschaft“ gingen noch vor dem Hundert Abschriften in Deutschland umher, und durfte man weder Abschrift noch Druck; denn die dichte hatten sich so tief in das Herz und Gedächtnis der deutschen Jugend gepreßt, daß man sie nicht mehr

*) Wie arm Schiller noch im 1785 war, darüber selbst in einem Briefe an Körner vom 22. August 1785 die freudwürdigste Zeile Auskunft.

der Dichter zu fassen vermochte; und die ihm schillernde, kühne Kritik der Ramlers, Gattererschen, Engel'schen, Nicolaischen u. s. w. Schule vermochte nichts gegen den Stolz der Jünglinge, die alle für Schüler gläubig waren. Während man aber den Dichter im Herzen trug, so that auf dem Papier einen Triumphwagen nach dem andern bauen, lebte er in einem der kleinsten Studentenzimmer in Leipzig oder dem benachbarten angenehmen Hofe des Sohls und späterhin in Dresden in edler Abgeschiedenheit, die er auf die genialste Weise nicht bloß zu ertragen, sondern zu genießen wußte, innig froh der wiederlangen Freiheit, der Freundschaft und der Poesie. Seit dem Beginn des „Don Carlos“ war ein ganz neues Leben in ihm gekommen. Er sah hier eine Arbeit vor sich, die sein edles Gemüth befriedigend anregte; an jedem Tage erfüllte sich die Hoffnung auf die Günst der Musen, und sie ihn eine Mustertragödie würden vollenden lassen.

(Der Beschlus folgt.)

Neue Romane des Capitain Marryat.

1. Billy Adams-Eigen. Übersetzt von H. Roberts. Drei Bände. Braunschweig, Fr. Vieweg und Sohn. 1835. 16. 2. Thl.

3. Frank Willman, der Flottenoffizier. Übersetzt von H. Roberts. Drei Bände. Ebenfalls. 1835. Gr. 16. 1. Thl.

4. Japhet, der den Vater sucht. Roman. Aus dem Englischen von C. Richard. Drei Bände. Tübingen, Mayer. 1835. 2. Thl.

Wir müssen bekennen, daß ihm das Dasein des Romans in einem Contracte mit dem Buchhändler begründet ist, welcher als Hauptbedingung etwa festsetzte, daß nach mußte notwendig aus dreien Theilen bestehen: Diese Bedingung habe nun für den Verf. manche Verlegenheit herbeigeführt und ihn veranlaßt, das Nächste, Beste zu ergreifen, um Capital an Capital zu stoßen und endlich richtig drei Bände Manuscript zur Druckerei zu liefern. Von dem armen Billy wissen wir im Grunde nicht mehr als seine Herkunft, einige Anekdoten aus seiner Knabenzeit, eine flüchtig hingeworfene Anekdote und seinen Tod. Das Alles hatte in einem Bande vollkommen Platz. Billy's verschleierte Herkunft müßte schon früh durch sein Lebensverhältnis ans Licht kommen, und wenn der Verf. dagegen anführen wollte, so sei nun einmal nicht ans Licht gekommen, wie dergleichen täglich in der Welt sich begebe, so entgegnen wir: in einem Romane muß ein solcher Umstand notwendig motiviert werden, oder der Verf. macht sich einer Unachtsamkeit schuldig und ist für alle Folge verantwortlich. Und von einer schweren Verantwortlichkeit können wir den Verf. wirklich auch nicht freisprechen. Ward Billy zu rechter Zeit als der Großsohn des Admirals de Courcy durch den Vicar erkannt, — und da im Buche dieser Erkennung kein Hinderniß entgegensteht, so mußte sie erfolgen, — ward er erkannt, so nahm der Roman eine durchaus andere Richtung; selbst wenn er tragisch schloß, mußte in Billy's Unterthänige Beruhigung und Erhebung sich aussprechen. So aber werden wir um den ganzen Erdball gezogen, erfahren dabei von Billy, dessen Knabenhandlungen so viel versprochen, fast nichts und müssen diesen Jüngling zuletzt schändlich gemordet sehen.

Der Verf. stellt uns gewiß hier wieder die Wirklichkeit entgegen; allein der Roman kann ein sehr getreuer Spiegel der Wirklichkeit, er soll das sogar sein, nichtdestoweniger wollen wir die Widersprüche des Lebens im Lichte der Poesie nicht nicht gelöst, doch gemildert, verklärt erblicken. Davon ist hier kaum eine Spur zu entdecken; und wie feinsinnig der

Verf. sich gelegentlich nach Konventionen hinkriecht, das kann sich diesem nicht daran sehen, indem es unvorstellbar ausspricht: seit längerer Zeit kein Buch weniger befehlend und mit trüberer Stimmung aus der Hand gelegt zu haben als eben dieses.

Es gab eine Zeit in Deutschland, wo man sich im Bode Englands zu überbieten trachtete. Englische Gesetze, englische Freiheit, englische Moden galten als höchste Vollkommenheiten, und wenn ein Schriftsteller, z. B. Jean Paul, eines Engländers habhaft werden konnte, so sah man sich in ein unablässiges Meer von Forttreflichkeiten verwickelt. Gegenwärtig ist Deutschland von dieser Anglomanie, etwa die Kopfschweife und einige andere Kleinigkeiten abgerechnet, zurückgekommen; man erdreistet sich sogar, reisende Engländer als Caricaturen in Romanen und Novellen zu verbauchen, und außerdem will man eingesehen haben, daß die englische Verfassung an beträchtlichen Gebrechen laborire. Gleichwohl liegt eben in ihr ein bedeutendes Element staatsbürgerlicher Fortbildung in der Freiheit, mit welcher jeder redliche Mann unumwunden sein Votum über Gesetze, Einrichtungen und Oberwachen ausspricht, und das hat denn auch der Verf. in dem Romane Nr. 2 über das Schicksal der Engländer, über den Gegenstand der Bewunderung allen andern Völker, nämlich über die englische Marine, gethan. „Frank Willman, der Flottenoffizier“ darf wirklich als ein Lehrbuch, nicht allein für den Seemann, sondern auch für jeden betrachtet werden, der einen tiefen Blick in das Wesen der englischen Marine zu thun geneigt ist: Wir lernen daraus, was wir schon lange wissen sollten, daß die englischen Seeleute auf allen Stufen ebensoviel nur Menschen sind als andere Leute, und manchmal noch etwas schlechter; daß die vielgepriesene Marine sogar der handgreiflichsten Verbesserung bedürftig ist. Man werfe nicht ein, daß den deutschen Leser, namentlich den in die Unterhaltungsclasse gehörenden, wenig interessieren könne, ob ein englisches Schiff so oder anders eingerichtet; ob die Matrosenpresse nachtheilig sei, oder nicht; ob die Mannszucht angemessen, oder verwerflich sei u. s. w. Das Alles liegt uns Deutschen freilich nicht so nahe als einem schiffahrttreibenden Volk; allein die Form, in welcher diese Dinge zur Sprache gebracht werden, ihre innige Verknüpfung mit Frank's Lebensschicksalen machen dieselben nicht allein genussvoll, sondern erheben das Buch auch zu der angestammten Unterhaltungsliteratur. Männer in der Classe der Schriftsteller, denen es redlicher Ernst ist um des Vaterlandes Wohl und Wehe, nicht jene Federhelden, die mit periphetisierten Bildern nur ihre Selbstsucht zur Schau tragen, mögen außerdem aus diesem Romane leicht eine Form entnehmen, die, ohne die Grenzen edler Mäßigung zu überschreiten, ihren Wünschen entgegenkommt. Was aber auch wir Deutschen von diesem Romane urtheilen oder lernen mögen, immer wird es doch unbestritten bleiben, daß derselbe für den Seemann, für den englischen vorzugsweise, von unberechenbarem Nutzen sei und selbst auf den Charakter desselben vorteilhaft einwirken müsse. „Frank Willman“ hat Ref. mit dem Verf. völlig wiederaufgefunden; dagegen befindet sich Ref. wirklich in äußerster Verlegenheit bei Ansicht des Romans.

Nr. 3. Das Kürzeste wäre ein Versuch, den Beweis zu führen, daß „Japhet, der den Vater sucht“, nachdem er ihn gefunden, auch noch seinen Verfasser suchen müsse, denn Capt. M. scheint wirklich keinen Theil an der Erröthung dieses Buches zu haben. Ohne aber den Werth oder Unwerth desselben hier abzufragen zu wollen, wäre jener Beweis nicht eben schwer. Die Personenzzeichnung, beim Capt. M. so mächtig und treffend ist hier matt und klecksig, und eine eigentümliche Charakteristik ist kaum aufzufinden. Die Begebenheiten ermangeln ebenfalls jener Kraft, jener Gloriethe, die wir beim Capt. M. gewohnt sind, und wo sie uns ansprechen, ist es weniger die Darstellung derselben, als ihr Gehalt an sich. Der Rechtsanwalt, der durch den größten Theil des Romans die Rolle eines Mittlers spielt, ist eine schwache Nachbildung des trefflichen Obeim

Enoch's Prophet's; auch Kückerners scheint nur abzuschreiben zu sein, den Japhet mit Gold zu versehen, denn übrigens ist ihr gegenseitiges Verhältnis vage und fast nicht zu entscheiden. Dieses Gold führt denn auch unsern Japhet in die sogenannte große Welt, und diese Welt ist so durchaus farblos hingeworfen, als hätte sie der Verf. niemals gesehen. Capt. R. würde sicher nicht unterlassen haben, einige Frauen, welche hier flüchtig aufschwärmern, etwas fester zu halten, um ihnen irgend einen fühlbaren Streich zu versetzen. Das Auffallendste jedoch ist, daß in allen drei Bänden zusammengekommen das Schibboleth des Capt. R., nämlich Lebensarten und Wälder aus dem Germanischen, wiewol z. B. bei Japhet's Fahrt von England nach Irland die beste Gelegenheit sich darbietet, nirgend aufzutauchen, denn die zwei oder drei Germanisch-Ausdrücke, die in dem Buche umhergeschwimmen, wollen bei einem englischen Schriftsteller noch weniger bedeuten als bei einem deutschen, der vielleicht nur den um sein Geburtsort fließenden Bach gesehen hat und gleichwol beträchtliche Wasserbilder in seine Worte drücken läßt. Dagegen ist die Sprache, so weit solche sich aus einer Übersetzung beurtheilen läßt, gehalten, künstlerischer, philosophischer als beim Capt. R., der bekanntlich mit den nächsten Worten auszudrücken gewohnt ist, was er zu sagen hat, oder der, wie wir Deutschen sagen, sein Blatt vor den Mund nimmt. Ref. bittet den Capt. R. um Verzeihung, wenn er sich geirrt haben sollte! Vielleicht ist „Japhet“ ein Jugenbrett; vielleicht wollte der Verf. sich einmal zur Erholung von den See-Resapagen längere Zeit auf dem Festlande verweilen, und da ist ihm denn doch auch manches Gute begegnet, z. B. als Japhet endlich seinen Vater gefunden hat, die Wäldigung dieses rohen Rabobs; vorzüglich aber liegt eine schöne Ironie in der Belehrung seiner quaderischen Geliebten zum Glauben der anglikanischen Kirche durch das Weibchen der Pusthaft. Im Allgemeinen aber muß Ref. wünschen, daß die gute Evidenzsituation des Verf. an dieser Erholung auf dem Lande für seine übrige schriftstellerische Lebenszeit genug habe. 46.

Aus Italien.

Ein gelehrter Sprachforscher, vielleicht Castiglioni, gibt im Januarheft der „Bibl. ital.“, 1836 (S. 21—70), eine ebenso gelehrte als belehrende Anzeige von „Amedei Peyron Lexicon linguae copticae“ (Turin 1835). Das Werk gehört darum jetzt zu den doppelt beachtenswerthen Erscheinungen, weil Klaproth's Angriffe gegen die Champollion'schen Erklärungen der Hieroglyphen auch gegen die koptische Sprache, als Schlüssel dieser Geheimnisse, gerichtet waren und es eines genügenden Beweises bedurfte, als man bisher aufgestellt hatte, um glaublich zu machen, daß die koptische Sprache die Fortgerbe der alten Ägypter sei. Peyron hat sich's angelegen sein lassen, diesen durch sein gelehrtes Werk zu geben, und die Absicht des gleich gelehrten Beurtheilers geht auf denselben Zweck aus. Klaproth's Angriffe gegen das Alter der koptischen Sprache hatten durch eine nachgelassene Abhandlung Aberblad's, die im Aprilheft des „Journ. asiatique“ (1834) steht, an Wichtigkeit gewonnen; denn mit sehr scheinbaren Gründen war dort wahrscheinlich gemacht, daß der Name des koptischen Volkes und seiner Sprache erst von der Stadt Koptos in der Thebais abgeleitet sei, welche der Hauptkapitalplatz des ägyptisch-arabischen Handels seit der Ptolemäer Zeit war. Die Ankunft des koptischen aus sehr neuer Zeit wäre dadurch erwiesen. Peyron's Studien der koptischen Sprache widersprechen dieser Annahme. Er fand durch die genaueste Eklutung auf, daß weder semitische noch griechische Sprachelemente auf die Bildung der koptischen Wörter können eingewirkt haben, da sie weder in den Zahlen noch in den persöhnlichen Fürwörtern sich darthun, in welchen Sprachverwandtschaft sich am ersten bemerklich macht. Das Koptische erscheint vielmehr bei dieser Prüfung als eine mit keiner bekannten Sprachklasse verwandte. Klaproth meinte in

den Hieroglyphen eine Verwandtschaft mit noch nicht bekannten Sprachen zu finden; diese Behauptung hat Peyron eben bestätigt gefunden. Alle das Koptische ist das Arabische einseitig, und wie bei dem Chinesischen, ohne daß man sich an Verwandtschaft denken dürfte, und alle die, zu einer Bestimmung des den Hauptgehaltenden ausstehenden und notwendigen Partikeln (die grammatischen Nachtheile) trennt davon geblieben und haben die Schmelzung nicht bekommen, aus der in andern Sprachen die Kasus, Tempora, u. s. w. hervorgingen. Der italienische Benützer in „Bibl. ital.“ schreibt diese Eigenschaft der koptischen Sprache der ideographischen Schrift zu. Daß die Hieroglyphen in einem Lande entstanden, wo die ägyptische (koptische) Sprache gesprochen ward (mit Worten meinen die arabischen Gelehrten in Arabien oder Äthiopien), scheint darum zu gehen, weil die Buchstaben darin von Gegenständen herkommen, deren koptische Namen durch diese Buchstaben anfangen. Diese Anfangsbuchstaben wechselten in den verschiedenen Dialecten der ägyptischen (koptischen) Sprache, und es ist erklärlich, wie die Ägypter für einen Buchstaben noch die einen anwendeten, was so viele Zweifel gegen die bisherigen Hieroglyphen-Deutungen veranlaßt hat. Von diesen Dialecten ist der Mundart von Memphis wegen der vielen Beziehungen zu den Griechen die gemischteste; der alten Sprache am nächsten erhielten sich die sahidische oder thebische (in Oxyrhynchus) und endlich die bahariatische, die im Nilthale gesprochen. Sollten die jetzt erst beginnenden Forschungen in der koptischen Literatur eifriger betrieben werden, so ist zu hoffen, daß die Übersetzung der heiligen Schrift in die Mundart zu Tage komme, welche der Zeit ihren Platz nach den demotischen Urkunden ziemlich nahe steht. Überhaupt ergibt sich zur Geschichte der Sprache die Ansicht, daß man für die Sprache der Ägypter zu halten so viel vorbringt, daß sie unter der griechischen und arabischen Sprache sich sicher, aber auch noch mehr Jahrhunderten der arabischen Eroberung erhielt. Ein merkwürdiger Fund der frühern Zeit bringt Boega „Catal.“ (S. 371) in den Anfang des 3. Jahrhunderts n. Chr. trat die arabische Sprache in den öffentlichen Registern an die Stelle der koptischen. Am frühesten verlor die alte Landessprache sich in Unterägypten bis zum 16., vielleicht bis zum 17. blieb sie in Oberägypten im Gebrauche. Später, als sie auf den Kirchendienst beschränkt ward, kannten die Priester allein noch die koptische Sprache, sie verfielen aber in solche Unwissenheit, daß sie, wenn sie zu Standen, sich um die Verständniß wenig bekümmerten. Es fällt auf, daß die Kopten auch in arabischen Schriften koptischen Zahlzeichen (sicher ägyptischen Ursprungs) eine Einigkeit mit den hieratischen und demotischen beibehielten. Peyron hat sein Versehen aus Rücksicht auf die Wichtigkeit der Selbstlauter der koptischen Sprache das noch den Arabern geordnet, und es ist vorauszusetzen, daß die ferneren Forschungen der hieroglyphischen Texte mit den koptischen Formen diese Anordnung als die sprachgemäße mehr empfehlen wird.

Noch sucht man in Italien die Hefte, die man zu koptischen Kunstenwidmung für notwendig hält, um den wetteifernden Bemühen der andern Nationen nicht abzugeben, nur in etwas mehr und etwas besser zu studieren, die seit ein paar Jahrhunderten bestritten. Es ist das kunstfertige Wachen dort über diese Anordnungen zu stimmen haben, nicht kunsttätige Leute, die sich nur um die Masse nehmen. Der bekannte Maler Gio. Battista Piranesi von S. Euse u. s. w. hat im Novemberheft der „Bibl. ital.“ (1835) einen „Conno per la direzione d'una pittura“ gegeben, der den Vertheilungen der in Deutschland hart angefochtenen Akademien sehr tröstlich, den Formen der Italiens künstlerischem Ruhme wie ein galvanischer Schlag in einem abgestorbenen Muskel erscheinen wird.

Literarische Unterhaltung.

Mittwoch,

Nr. 286.

12. October 1836.

zu Schiller's Bildungsgeſchichte, Andeutungen von Schiller ſelbſt. Nebſt Beiträgen zur Geſammtausgabe ſeiner Werke.

(Beſchluß aus Nr. 285.)

An dieſem „Don Carlos“, der noch 1784 begonnen wurde und nach und nach ſehr zerſtückt und verzinſelt in der „Thalia“ erſchien, arbeiteten gewiſſermaßen tauſend und wieder tauſend deutſche Jünglinge mit, und wie man ſich ehemals, als Hamlet und Werther gefallen hatte, ſo geſah man ſich jetzt als feuriger Infant, dem man jedoch etwas Poſa, oder (wenn die Redensart zu kühn iſt) etwas Poſaiſches beimiſchte, um die Compoſition ſolider zu machen. Wer dieſe erſte unvollſtändige Ausgabe des „Carlos“ in der „Thalia“ nicht ſelbſt geleſen hat, wird kaum eine Ahnung haben von der ſeltſamen Unbehoſenheit in der Scenirung, ſowie im Styl und Ausdruck, während doch wieder eine falſche Jugendlichkeit und das muthige Ringen mit dem unmäßig breiten widerſtrebenden Stoff, ja ſelbſt das wilde Wühlen in unerhörten Bildern und immer wieder von Neuem zu feſſeln weiß. Dann erſcheint die Kriſis im Bildungsgange des Dichters, und zwar in der Unterordnung des Marquis mit dem König. Vergleichen wir dieſe ſehr ſorgſam und geiſtreich durchgeführte Scene mit dem ſeltſamen pathetiſch-epiſchen Anfange:

Der Erſpion (Domingo nämlich) verfolgt mich überall
Wie die Gerichte Gottes u. ſ. w.

ſo iſt es, als hätten wir plötzlich einen ganz neuen, und zwar durch neue Ideen umgewandelten Mann, Politiker und Dichter vor uns. Welch ein grenzenloſer Abſtand von der erſten Scene des erſten Acts bis zu dieſer letzten des dritten Aufzugs, in welcher Poſa ſchon die Magna charta in der Taſche zu haben ſcheint, um ſie Philoſoph zur Unterſchrift zu überreichen. Dieſes philoſophiſch-poetiſch-politiſche Actenſtück wird um ſo wichtiger, wenn man erwägt (was, ſo viel ich weiß, noch nie erwogen worden), daß dieſe Anſichten zuerſt von einem Deutſchen vorgetragen wurden, die ſpäterhin, beſonders 1791, ſeit der Ardennen ſich in Proſa übertrieben ausſprachen.

Und was wünſche ich denn nun? Nichts weiter, als daß man jene Studien alle in die Geſammtausgabe der Schillerſchen Werke mit aufnehme, und daß man dabei die Ausgabe der erſten Hälfte des Stücks in der „Thalia“ und ſodann die vollſtändige von 1787 vergleichend gebe,

was ebenſo lehrreich als ergötzlich ſein würde. Die Ausgabe des „Carlos“, die wir jetzt in den Geſammtwerken finden, iſt eine ſehr unvollſtändige aus den letzten Lebensjahren des Dichters. Es iſt allerdings zu loben, daß er in derſelben einige Ungehörigkeiten ſtrich, einige trübfelnde Gedanken und ſprigende Pechackelſammen unterdrückte und den ſchönen, aber für den Jambendichter unbequemen Namen Rodrigo (der nun einmal nicht als Daktylus, ſondern als Amphibrachys ausgeſprochen ſein will) in einen metriſch leichter zu handhabenden Roderich verwandelte; aber geholfen iſt damit im Ganzen wenig. Ein gebildetes, poetiſches Kunſtwerk im höhern Sinne kann das Stück ſeiner ganzen Anlage nach doch nicht werden. Darum bleibe es für die Nachwelt, was es in der Ausgabe von 1787 war, eine großartige und geniale, aber ungemessene und uncorrecte Äußerung der Zeit, die ſich hier in tauſend Stücken, die ſie will und die ſie nicht will, ungenirt äußert.

Auch die Einleitung zum erſten Stücke der „Thalia“, als ſie noch die „Rheinſche“ hieß, ſollte wol von Neuem mitgetheilt werden. Sie iſt noch in Manheim geſchrieben und in einer noch pompbaftern Sprache als die oben mitgetheilte Erläuterung zum „Fiesco“; aber ſie enthält ebenſo wichtige als rührende Selbſtgeſtändniſſe. Der treffliche Jüngling erzählt hier, wie unendlich theuer er ſeine „Räuber“ bezahlt habe durch die Trennung von ſeiner Familie und ſeinem väterlichen Hauſe, von ſeinen Freunden und Verwandten und durch die Flucht aus ſeinem Vaterlande, wohin keine Rückkehr möglich ſei.

In einer Epoche — ſchreibt er hier am Schluſſe —, wo noch der Ausſpruch der Menge unſer ſchwankendes Selbſtgefühl lenken muß, wo das warme Blut eines Jünglings durch den freundlichen Sonnenblick des Weiſen munterer fließt, tauſend einſchmeichelnde Ahnungen künftiger Größe ſeine ſchwindelnde Seele umgeben und der göttliche Nachruhm in ſchöner Dämmerung vor ihm liegt — mitten im Genuß des verführeriſchen Lebens, das ungehofft und unverdient aus entlegenen Provinzen mir entgegenkam, unterſagte man mir in meinem Geburtsorte, bei Strafe der Feſtung — zu ſchreiben. Mein Entſchluß iſt bekannt — ich verſchweige das Übrige u. ſ. w.

Der ruhige Muth bei der ſtärkſten Erregbarkeit, das reine Gottvertrauen, mit dem er, der arme Flüchtlings, der Zukunft entgegengeht, die große Beſcheidenheit, mit der er von dem Stücke ſpricht, das ſeine Leiden veranlaßt, das gänzliche echt vornehme Schweigen von einigen

Widerfachern, die, theils böswillig, theils geistig beschränkt, ihn um sein geliebtes Vaterland gebracht hatten, alles das zeigt ihn uns bereits als Jüngling so ehrenwerth und liebenswürdig, daß wir mit Recht auf dieses wichtige Actenstück von Neuem aufmerksam machen.

Was uns aber nicht bloß rührt, sondern innig jammert, ist der Umstand, daß seine Bescheidenheit in Beziehung auf „Die Räuber“ ihn sogar ungerecht und hart gegen dieses Stück machte. Er hatte seit etwa zwei bis drei Jahren eine so ungeheure Menge von verworrenen Lobeserhebungen und verworrenen Schmähungen über dieses Werk von allen Gegenden Deutschlands her vernehmen müssen, und es hatte von der Bühne herab so übermächtig gewirkt, daß er, zuletzt selbst davon betäubt, dem ganzen Getreibe — auch dem in eigener Brust — dadurch ein Ende machen wollte, daß er das Stück selbst öffentlich desavouirte. Für unser Urtheil hat dieses Schiller'sche nur eine historische Wichtigkeit; denn da wir keineswegs gewillt sind, jedem fecken Scribenten, der sich rühmt, mit erhabener Scheitel die Sterne zu berühren, Glauben zu schenken, so wollen wir auch durchaus nicht immer dem trefflichen Poeten beistimmen, wenn er sich einmal in trüber Exaltation zu hart behandelt. Doch auch in dieser Härte zeigt sich ein großer Charakter, und Confessionen dieser Art sollten und nicht vorenthalten werden, am wenigsten eine von Schiller, der seitdem selten oder nie wieder zu dem Publikum von sich selbst gesprochen hat. Um deswillen sollten selbst einige Anmerkungen in der „Thalia“, z. B. die zum „Don Carlos“, in welcher er einräumt, daß er dasselbe nicht als ein Trauerspiel im reinsten Sinne des Wortes, sondern nur als ein „fürstliches Familiengemälde“ betrachten dürfe, in einer Gesamtausgabe nicht fehlen. Auch die Briefe an Dalberg aus jener Zeit sollten wol eine Stelle finden; denn bei einem Manne, der dem gelehrten Unterrichte so sehr wenig und sich selbst fast Alles verdankt, ist selbst die Art, wie er von seinen großen Kämpfen mit sich selbst und mit der Welt redet, anziehend und lehrreich. *) Wie würden wir uns gefreut haben, hätte er uns in späterer Zeit auch nur eine einzige Vorrede zu seinen Werken geliefert; aber schon „Kabale und Liebe“ bringt kein einziges Vorwort an den Leser mit. Bei den spätern Stücken erwartete man kaum mehr eine Vorrede, und was „Die Braut von Messina“ als Einleitung gibt, ist gewissermaßen nur ein prodromus galantus, der Schiller's überrascht und überfeuerig aufgefaßte Ansicht vom tragischen Chore in die Welt hineinrufen sollte. Nur bei den „Horen“, die er jedoch keineswegs als sein Werk, sondern im Voraus als ein großes deutsches Nationalwerk betrachtete, machte er noch eine Ausnahme. Es ist wol noch unvergessen, daß Schiller, außer andern sehr herben Reizen auf Reichard, auch eine auf dessen längst verhaßtes Journal: „Deutschland“, machte, die also lautete:

*) Noch wichtiger ist die unmäßig strenge Antwort auf Bürger's Antikritik („Allgem. Lit.-Zeit.“, März 1791); denn auch das nicht zu Billigende darf als Äußerung eines bestimmten Bildungsmomentes nicht übergangen werden.

Alles beginnet der Deutsche mit Heftigkeit, und so geht auch diesem deutschen Journal blasend ein Spielmann voran. Wer Lust hat, mag diese Reize selbst auf Schiller's Inländigung der „Horen“ anwenden; denn in der That, feierlicher ist wol noch kein Journal angekündigt als dieses. Er fühlte sich so glücklich in jener Zeit (Dec. 1791) durch die höhere Läuterungsflamme, welche ihn aus Kant's tiefsinnige „Kritik der reinen Vernunft und Urtheilskraft“ geworden war, sowie durch den liebevollen Einfluß, in den er zu den vorzüglichsten Dichtern Deutschlands getreten war, daß er in der reinsten Begeisterung jene Monatschrift ver kündete, die gewissermaßen aller Heftigkeit, Verworrenheit oder genügsamen Mittelmaßigkeit in Deutschland den Sarcas machen sollte. Wer aber das Begeisterte ohne Begeisterung liest, der findet wenig zum Lachen darin; das möchte jedoch wol nicht das rechte Lachen sein, sondern eher ein solches, das sich selbst ausgelacht. Die unübertreffliche Ouverture zum „Juan“ hält allerdings vollständig Wort in inhaltlichen Verkündigung des genialsten Werks; so weit konnte diesmal Schiller nicht; was aber irgend möglich war, hat er wirklich geleistet, und wenn wirklich einer der vielen verhaßten Monatshefte die Wahrheit so darf man noch immer auf die „Horen“ als auf wahrhaft lebendige, den Tod glücklich besiegende Hingelegen; darum sollte aber auch jene Antikritik in einer Gesamtausgabe der Schiller'schen Werke nicht fehlen. Sie hat auch noch das Werthwürdige, daß sie halt und ihr Styl nicht zu harmonisiren scheint. Das ist, wie gesagt, von flammender Begeisterung ausgehend; dieser ist so künstlich gefeilt, so glatt, ja, ich möchte sagen, so schlüpfrig aalartig glatt, daß wir uns mit dem trübniß abwenden und nach dem herrlich einfachen und lebensvollen Styl im „Geisterseher“ zurückkehren. Das ist nun aber einmal so. Schiller hatte so viel geistig, daß er auch wol Einiges verlieren mußte. Wir ehren ihn ehren und lieben, wollen Alles zusammen haben, was er uns gab; denn bedeutungsvoll und beziehungsreich wichtig ist auf diesem Standpunkte Alles, was er uns gab. Der elektrische Pulsschlag der Liebe ist bei den Deutschen eine Seltenheit. Sie bestimmen sich lange, ehe sie sich der Liebe entschließen; haben sie sich aber einmal dafür entschieden, so wollen sie auch den geliebten Gegenstand vollständig besitzen.

Schreiber dieses, der ein gutes Gedächtniß hat, erinnert sich noch recht wohl, daß man vor einigen Decennien bald mit lateinischen Literaturzeitungsblättern, bald mit deutschen (deutsch-bibliothekarischen) Nachrichten die gar zu große Vollständigkeit der Ausgabe der Schiller'schen Schriften spürte; kam man aber Alles auf einem Glase Wein zusammen, so spottete man nicht ohne Spottes und sagte treuherzig: „Ich möchte mir selbst die kleinste Blätterchen des theuern Mannes — z. B. die Briefe an seine Frau — nicht nehmen lassen, was mir so theuer ist.“ Die Liebe hat ja ihre Rechte, denen sie sich nichts abdingen läßt.

Collection de documents inédits sur l'histoire de France, publiée par ordre du roi et par les soins du ministre de l'instruction publique. Première série. Histoire politique. Paris, 1836.

Der Herr Verfasser's große Verdienst um das Unterrichtswesen ist die Wissenschaften, namentlich aber um die historischen Wissenschaften, werden von allen Vortragsgelehrten Frankreichs, selbst von denjenigen, die sonst seine politischen Gelehrten sind, anerkannt. Ihm verdankt man auch die erste Idee des hier vorliegenden großartigen Unternehmens, zu dessen Ausführung noch seinem Ministerium der Anfang gemacht wurde, dessen Umfang und Umfang sich jedoch damals noch gar nicht angeben ließ. Es sollen nämlich, nach dem Plan des Unternehmens zu Grunde gelegten Pläne, um eine möglichst vollständige Urkundenammlung dem Publicum zu überliefern, nicht bloß die großen Bibliotheken zu Paris und die Staatsarchive, sondern auch die unbedeutendsten Bibliotheken in den Provinzen und die Archive der Departements und der Gemeinden den mit dieser Arbeit beauftragten Gelehrten zugänglich sein, um von ihnen benutzt zu werden. Inzwischen sind von dem projectirten Werke nur erst drei Bände erschienen. Zwei davon sind: „Négociations relatives à la succession d'Espagne sous Louis XIV etc. accompagnées d'un texte historique etc.“ von M. Mignet; und der dritte: „Journal des états-généraux de France tenus à Tours en 1484, rédigés en latin par Jean Masselin, député du bailliage de Rouen, et traduit par Bernier“. Unkritisch sind davon, besonders für das Ausland, zu bedauern, die wichtigsten, sowohl wegen ihres als Geschichts, als auch wegen des Stoffes selbst. Es befinden sich nämlich in diesem Werke, dessen Anfang auf 8 bis 10 Bände etwa berechnet zu sein scheint, sämtliche Correspondenzen, Denkschriften und diplomatische Actenstücke, welche die Ansprüche des Hauses Bourbon auf den durch Karl II. erledigten spanischen Thron und dessen Geltung zu demselben betreffen, die in chronologischer Reihenfolge zusammengestellt sind und denen S. R. eine Einleitung und eine Geschichtserzählung beifügt, die solche untereinander verbinden und mittels deren sie einen historischen Zusammenhang erhalten.

Große Bestimmtheit im Ausdruck und Klarheit, gepaart mit gebührender Kürze, gehören bekanntlich zu den ausgezeichneten Eigenschaften dieses Schriftstellers. Diese aber machen sich besonders in der schon erwähnten Einleitung bemerklich, die der Urkundensammlung voranstellt. Man könnte dieselbe ein an sich vollständiges, zwar kurzes, allein inhaltreiches Werk nennen, worin sich die Geschichte beider Länder, Frankreichs und Spaniens nämlich, die zunächst bei den betreffenden Unterhandlungen betheiligte sind, in sündigen, aber kräftigen Zügen dargestellt sind. Er zeigt, wie Spanien, nachdem es mittels langjähriger Prüfungen und seiner Kriege gegen die Mauren zum Gipfel der Größe und des Ruhms gelangt, sich durch seine Siege selbst erschöpfte und unter dem Übermaße seiner Macht erliegen mußte. Es ist ein Geschick, der im Ausbreiten verlegt. Nimmer sank ein Volk so schnell von der größten Kraft zur äußersten Schwäche herab. Und als nun der letzte von den Nachkommen Karl V. den Thron bestieg, trat Spanien, gleich seinem Könige, alle Merkmale der Völligkeit und der Dämmerung an sich. Es gab keine Finanzen, kein Heer, keine Flotte mehr; Spanien lebte nur noch durch die Almosen Amerikas. „Abzoll“, sagt der Verf., „hatte sich der Tod eingebracht: in die Nation, durch den Mangel ihrer Freiheiten; in die Regierung, durch die Zersplitterung ihrer Marine, ihrer Armeen, ihrer Finanzen; in das Eigenthum, durch das Aufheben der Arbeit, die Substitutionen und die todtte Hand; in die Bevölkerung, durch Unthätigkeit und Armut. Die Dynastie endlich erreichte derselbe durch Unver-

mögen. Was den Nationen ihr Ende bringt, richtet die Könige zu Grunde; somit arbeiten die Fürsten, die ein Land entthronen, an der Erschöpfung ihres Stammes. Nimmer war der Verfall einer Familie härter bezeichnet als in Spanien. Nach Aufgabe, als sich die Erbfolge für das Königthum vermindert, schwinden auch die königlichen Facultäten dahin. Karl V. war Herrscher und König gewesen, Philipp II. war nur König, Philipp III. und IV. waren dies nicht einmal, Karl II. war sogar nicht ein Mann. Von der Unfähigkeit verfiel die Dynastie in Unvermögen, und es blieb Spanien nur sein Erbfolgegesetz, um es durch Berufung einer fremden Dynastie zum Throne aus seiner Verarmung zu ziehen.“ Frankreich im Gegentheil, zeigt uns Dignität im Verfolge seiner Vertheilung, machte in sich selber Eroberungen, indem es die abgetrennten Provinzen allmählich mit dem Mittelpunkte vereinigte. Sogar unter Franz I. behauptete sich dasselbe, wie wol nicht ohne große Anstrengungen, gegen den Andrang der Macht Karl V. Als aber Ludwig XIV. den Thron bestieg, war Frankreich zu der höchsten Stufe von Macht gelangt, während Spanien auf die unterste Stufe von Schwäche herabgesunken war. Und nunmehr beginnt jene Reihenfolge von Unterwerfungen, welche die Krone Spaniens einem französischen Prinzen zuwenden sollten. S. R. verfolgt dieselben mit bewundernswürdigem Scharfsinn auf allen ihren Umwegen von dem viel berufenen Pyrenäen-Tractat an, der den Keim dazu enthielt, bis zu den Friedensverträgen von Utrecht und Rastatt, die dem Erbfolgekriege ein Ziel setzten. „So endigt“, bemerkt der Verf. am Schlusse seiner Einleitung, „jener langwierige Streit mittels einer Theilung, wie solche in den Augenbüden entworfen worden war, wo Beidseit der Ehrgeiz Stillstehendes gebot. Diese Theilung aber vertheilte die Feinde von Frankreich und Oesterreich abwärts ins Gleichgewicht und hielt sie gegenseitig im Schach. Diejenigen, welche sich dieser, der allgemeinen Ruhe notwendigen Entzweiung widersetzen wollten, wurden durch die Gewalt der Ereignisse nachgegeben gezwungen. Ludwig XIV., anstatt Alles zu haben, kam in Gefahr, Alles zu verlieren; seine Feinde, anstatt ihm Alles zu rauben, gaben ihm zurück, was das Glück ihm entziffen hatte. Er behielt die Provinzen, in deren Abtretung er sich bereits ergeben; die düstere Farbe seiner letzten Tage ward durch einige Strahlen Ruhms erleuchtet; er befestigte seinen Thron auf dem beschränkten Throne, und als er nach dem Abschlusse dieses großen und letzten Geschicks seiner Regierung starb, ging die Krone Frankreichs ohne Erschütterung von dem Haupte des alten Monarchen auf das des jungen Kindes über, das von seiner Nachkommenschaft noch zuletzt am Leben blieb.“

Was nun die hier befragten Urkunden anbetrifft, so gewährt deren Lectüre um so mehr Interesse, da nicht bloß der Gegenstand und die Ereignisse, worauf sie sich beziehen, an sich von hoher Wichtigkeit sind, sondern da auch die Personen, die bei denselben betheiligte sind — wie ein Maximilian, Condé, Luxemburg, Eugen von Savoyen, Marlborough, Wilhelm von Oranien, Johann de Witt etc. —, zu den größten Illustrationen jener Geschichtsepoche gehören, deren geheimste Gedanken sich gleichsam vor unsern Augen entrollen. Europa war damals noch nicht unter vier oder fünf Großmächte, die sich durch ihr ungeheures Gewicht einander die Waage halten, getheilt. Deutschland allein umschloß eine Menge kleiner Staaten, die sich durch die langen Religionskriege für die Politik gebildet hatten und die das Gefühl ihrer Schwäche um so wechsam bei Vertheidigung ihrer Rechte und Interessen machte. Selbst bei Angelegenheiten von minderm Belange mußte Ludwig XIV. nicht bloß mit dem Kaiser, mit England, Holland, Schweden, dem Kurfürsten von Brandenburg, sondern selbst mit weniger bedeutenden Reichsfürsten, als einem Kurfürsten von Mainz, Köln etc. in Unterhandlung treten. Die Mitwirkung des Cains und die Neutralität des Andern mußten erkaufen und das unruhige und argwöhnische Gemüth derjenigen eingeschleift werden, die, von der anwachsenden Größe Frankreichs betroffen,

sich von der Verbindung mit demselben loszumachen anfangen, während man zugleich die Besorgnisse solcher Reichesfürsten, denen die Macht des Kaisers ein Schreckbild war, rege zu erhalten suchte. Vornehmlich war es in der ersten Epoche von Ludwig's Regierung, wo ihn der Stolz auf seine Siege noch nicht berauscht hatte und er noch nicht wußte, Alles mit einem Nachtwort und durch eine bloße Willenserklärung entscheiden zu können, eine höchst schwierige Aufgabe, so viele sich einander durchkreuzende Intriguen zu leiten und zu dem nämlichen Zielpunkte zu führen. Indessen belohnte ihn der Erfolg reichlich für seine Mühe. Er eroberte und schritt gegen Europa vor, ohne daß sich dieses in seiner Gesamtheit gegen ihn coa-lligirte, und ohne daß er genöthigt war, sein Reich an Soldaten und Geld zu erschöpfen. Diese Resultate von vernünftigen und verschiedenartigen Unterhandlungen hat der Herausgeber in sehr lichtvoller Ordnung aneinander zu reihen verstanden. — Was aber dabei ganz besonders Unterhaltung gewährt, ist das ungezwungene Wesen, wie möchten sagen die Leichtfertigkeit jener gegangenen Diplomaten, die Ludwig XIV. mit so ersten und verwickelten Geschäften beauftragte. Dieser eigenthümliche Charakter, der vielen französischen Staatsmännern jener Zeit beizumohnen und der sich auch in ihren Berichten und Correspondenzen offenbart, verschleucht die lange Weile, welche sonst wol die Lectüre ähnlicher Actenstücke verursacht. Wir erwähnen, um ein Beispiel anzuführen, eines gewissen Chevalier de Grammonville, Generalleutenants und Botschafters zu Wien. Dieser Diplomat, wie aus seinen Depeschen erhellt, die ganz im Geschmack der Memoiren des Chevalier de Grammont geschrieben sind, war ein geistreicher Welt- und Lebemann, der bei den wichtigsten Unterhandlungen die Leichtfertigkeit eines Hofpauers zu Tage legte und gleichwol, wie es scheint, sich seiner Aufträge zur vollkommensten Zufriedenheit seines hohen Gebieters entledigte. Seine Sendung an den kaiserlichen Hof betraf vornehmlich zwei Gegenstände: er sollte den Kaiser verhindern, Spanien und den Niederlanden, die Ludwig XIV. während des sogenannten Revolutionskrieges überzogen hatte, zu Hülfe zu kommen, zugleich aber auch jenen Theilungsvertrag negociiren, mittels dessen sich Ludwig XIV. und der Kaiser über die Staaten ihres Anerkennens, des Königs von Spanien, dreißig Jahre vor seinem Tode freundschaftlich verglichen. D. v. Grammonville macht sich über Jedermann lustig, zuerst über sich selber, als echter Franzose, sodann über den wiener Hof, den Kaiser und vornehmlich über den Minister, mit welchem er zu unterhandeln hatte. Es war dies ein Fürst Kurerspurg, der in dem Allen nur einen Cardinalshut sah, den Gegenstand seiner feurigsten Wünsche. So oft nun dieser Minister, den die Bähigkeit und die Präntationen Ludwig XIV. zur Verzweiflung brachten, im Begriffe steht, die Unterhandlung fallen zu lassen, lenkt der gewandte Franzose das Gespräch wieder auf den Cardinalshut, und der gute Deutsche, der zwischen dem von ihm ersuchten Gut und der seinem Herrn schuldigen Treue ins Gedränge kommt, weint und raucht sich die Haare aus, was dem Erstern eine gar angenehme Erholung gewährt. Merkwürdig dabei ist, daß beide Unterhändler, bevor sie sich zur Sitzung begeben, jedesmal den heiligen Geist anrufen. Dessenungeachtet will Jeder von ihnen um die Bette Städte und Provinzen an sich ziehen und dem Andern entreißen. „Was wollen Sie, was wir mit Indien machen?“ sagt der Fürst Kurerspurg zum Chevalier de Grammonville. — „Und wir mit den Städten in Afrika?“ antwortet ihm dieser. — „Nehmen Sie Indien.“ — „Lassen Sie uns Krapel.“ Man meint einer wirklichen Komödie beizuwohnen; auch bemerkt dies Grammonville sehr richtig in einer von seinen an D. v. Elonne, Minister des Außern, gerichteten Depesche. Auf der Straße war der Chevalier einst in Gefahr, von den Reuten der spanischen Gefandtschaft erschlagen zu werden; indessen tödtet er einen und wird selbst verwundet, bringt aber nichtsdestowen-

niger einen Wundstich zu Stande; der ihm zu helfen kommen gerichte und der bis zu der von D. v. Grammonville Publication fast unbekannt geblieben ist. — Auch schreibt, mit Ausnahme darauf, D. v. Elonne an Grammonville: „Ich habe Ihre Depeschen vom 20. vor. Mon. erhalten. Der Kaiser ist der, daß Sie der unverschämteste (le plus effronté) Mann auf Erden sind.“ „Und in diesem Punkt“, sagt D. v. Elonne in einer Paraphrase hinzu, „ertheilt Ihnen E. Majestät das größte Lob, das Sie jemals wünschen können.“ Man kann aber von der Moralität einer Epoche halten, was man in dieser Welt Ruhm und Macht nennt, den Strug, Ehrgeiz und Entheiligung der heiligsten Dinge nicht ward! Ludwig XIV. läßt zu Paris einen Comite von 12 partement des Außern hängen, weil er Staatsgeschäfte verkaufte; zu der nämlichen Zeit aber erkaufte er selber die Secretair und Vertrauten des Premierministers zu Rothen.

Schließlich wollen wir nun noch in wenigen Worten Form angeben, in welcher D. die besagten Actenstücke veröffentlichten für angemessen erachtet hat. Es schien uns selbst anstößig, sie alle nach ihrer Reihenfolge und ohne Bindung wiederzugeben. Anstatt der acht oder zehn Bände, auf die die Sammlung zu beschranken gedeutet, waren deren wol achtzig geworden. Weil nun, wie leicht zu merken ist, ein so bänderreiches Werk beim Publikum wenig gefanden haben würde, so hat derselbe unter den besagten Documenten eine Auswahl getroffen, die seinem Schmeck nach Scharfsinn zur Ehre gerichtet, und noch überdies manche Fälschungen dabei bewirkt. Endlich hat sie der Herausgeber wie schon erwähnt, durch einen historischen Text verknüpft, der, bei aller seiner Kürze, an Vollständigkeit vermissen läßt und worin man mit Vergnügen die früheren Geschichtswerten entwickeltes Talent wieder die Ereignisse in ihren Wirkungen und Ursachen zu sehen und zu generalisiren.

Notizen.

Nach einer neuesten Übersicht der Handelsstatistik, die im chineesischen Reiche ergab, es sich, daß die Opiums die Hälfte der Gesamteinfuhr beträgt, und daß diesem Verhältniß der Thee zu den übrigen Waaren kein steht. Es wurde nämlich im Jahr 1833

Opium für	11,618,167 Dollars
Anderer Artikel	11,858,077 „
	23,476,244 Dollars
Ausgeführt:	
Thee für	9,133,749 Dollars
Anderer Artikel	11,309,521 „
	20,443,270 Dollars

Wer hätte die Consumption des Opiums in China für so heuer gehalten? Dabei ist es lustig, daß sich die Chinesen über den fast unglaublich starken Verbrauch dieser „schwarzen Spezerei“ beklagen.

Abel's „Residence in China“ enthält auch neue Bemerkungen über dies seltene Volk, mit welcher hoffentlich innerhalb der nächsten Jahrzehnte eine genauere Kenntniss und ein freundlicheres Verhältniß entstehen als unsere Vorfahren. Es läßt sich von der Wichtigkeit der englischen Handelsgesellschaften in diesem Punkte einiges erwarten.

Einer Nachricht zufolge, die aber wol noch der Bestätigung bedarf, soll der Schach von Persien zum Aufgelöst und alle darin befindliche Frauen in Freiheit haben. Das wäre denn, wenn es gegründet wäre, ein unglaubliche Selbstentäußerung des Despoten.

Literarische Unterhaltung.

Donnerstag,

Nr. 287.

13. October 1836.

Leben des Generals Hans Karl v. Winterfeldt. Von L. A. Barchanow von Ense. Mit Winterfeldt's Bildnisse. Berlin, Dunder und Humblot. 1836. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Ein Seitenstück zu der Biographie des berühmten preussischen Generals von Seydlitz, durch deren Herausgabe Hr. v. Ense sich 1834 allgemein anerkanntes Verdienst erworb. Die hier versuchte Lösung einer biographischen Aufgabe gehört zu den schwierigsten: Friedrich der Große selbst stellt den General Winterfeldt so hoch wie seinen späteren Unterfeldherrn und besetzt sein Andenken mit höchsten Lobsprüchen, während fast alle Kriegsgesährten des Königs: Wilhelm und Heinrich, seine Brüder, Rietzen, der Fürst von Dessau, Barnery, Seydow u. s. f. über W.'s Charakter mit entschiedener Mißbilligung, über seine Thaten mit Geringschätzung reden; diese Vorliebe Friedrich's ist um so auffallender, wenn man erwägt, wie sparsam er mit Gnadenerweisungen und Lobsprüchen gegen seine Generale war, wie er stund darüber wachte, daß glücklicher Erfolg sie nicht übermächtig machen durfte, wie er ihnen nachtheilige Ereignisse, eigene Fehler und üble Laune entgelten ließ.

Winterfeldt's ganze Laufbahn ist eine Verkettung der glücklichsten Ereignisse; am frühen, aber thatenreichen Ziele derselben widmet ihm sein königlicher Freund Ehrendenkmale im Marmor, noch bedeutsamer in seinen unsterblichen Schriften; aber hinaus über die Grenzen dieser scheinbar unerschütterlichen Grundlagen eines hohen Ruhmes läßt die Nachwelt ein strenges Lobtengericht. Diesen Rann zu lösen, machte sich der Verf. zum Berufe, indem er mit sorgfältiger Kritik die hierhergehörigen Druckschristen benutzte und damit die Benutzung ergiebiger handschriftlicher Quellen verband. So berichtet er Seite 234 in der Nachweisung der gebrauchten Hülfsmittel. Der Gegenstand ist so wichtig, daß wir gern von dem Hrn. Verf. nähere Belehrung vernommen, welches jene Schriften sind, besonders die „weniger bekannten und zum Theile unbeachteten“. Von einem so wohlunterrichteten, mit geliebtem Eifer in geschichtliche Untersuchungen eingehenden Schriftsteller vermisst man solche Ritzstellungen am meisten. Inger wird man einiges Herbergabende finden in Puff's Werke über Friedrich den Großen (Winterfeldt, betreffend Bd. 2, S. 76 ff.); doch die unbenutzte Anordnung der sonst schätz-

baren Arbeit wird bei dem Mangel zuverlässiger Register auch hier bemerktlich, indes man sich dankbar solcher Nachweisungen erinnert, wie Hr. v. Ense z. B. hinter dem zweiten Theile seiner classischen „Biographischen Denkmale“ gab.

Winterfeldt, den 4. April 1707 auf einem pommerschen Familiengute, Banzelow, geboren, trat in seinem 14. Jahre als gemeiner Reiter zu Königsberg in Preußen in den Kriegsdienst, wurde aber vom Könige Friedrich Wilhelm I. bald als Lieutenant in die Grenadiergarde versetzt, empfohlen durch schlanken Wuchs und statliches Ansehen, bald auch durch feuriges Wesen, Dienstleifer, Gewandtheit und Ausdauer. Der König stellte ihn seiner Person näher, indem er ihn zum Regimentsadjutanten machte. Als solcher führte er 1732 eine Anzahl preussischer Unteroffiziere, welche den Russen preussische Taktik lehren sollten, wogegen die damalige Regentin Rußlands, Anna, dem Könige 800 lange Rekruten schenkte, nach St. Petersburg, wo ihn der Graf von Münnich, Winterfeldt's Oheim, mit Wohlwollen aufnahm und ihm die Stieftochter zur Gattin gab. Nach seiner Rückkehr wuchs das Vertrauen des Königs zu ihm in demselben Maße, als er dessen oft wunderlichen Aufträgen genügte. Er wurde in diesen Verhältnissen dem Kronprinzen (nachherigem König Friedrich II.) näher bekannt und erwarb dessen Vertrauen, ohne das des mißtrauischen Vaters zu verlieren. In solcher zweideutigen Stellung zwischen König und Kronprinzen erhielt er sich eine Reihe von Jahren, selbst als Begleiter und Gesellschafter des Letztern während des im Heere des Kaisers mitgemachten Feldzuges am Oberrhein 1734 unter dem alten Feldherrn Eugen von Savoyen. Nachher nahm Friedrich Wilhelm den Lieutenant von Winterfeldt wieder in sein Gefolge und hielt noch wenige Wochen vor seinem Tode ihn für so unentbehrlich, daß, als W. zu einem ertragreichen Posten vorgeschlagen wurde, der König antwortete: „Den auf keinen Fall, den kann ich auf meinen Reisen nicht missen; es muß einer sein, der hier bleibt.“ Welchen Grund eigentlich die hier ausgesprochene Unentbehrlichkeit hatte, bleibt problematisch. Der Vater vererbte sie auf den Sohn, der bekanntlich den 31. Mai 1740 zum Throne gelangte und W. zum Stiegladjutanten, vom Lieutenant zum Major ernannte. Als solcher geht er nach Petersburg, beglückwünscht die

neue Regentin und erneuert das Vertheidigungsbündniß zwischen Rußland und Preußen, indem, wie Friedrich II. sagte, der gesunde Verstand des Pommers die italienische Schlanheit des Gegners, des österreichischen Gesandten Marchese di Botto Adorno, überbot. Indes führte der König, in Wien schände zurückgewiesen mit seinen Forderungen schlesischer Herrschaften, sein Heer nach Schlessen. Früh genug ist W. von Petersburg heimgekehrt, um den ersten Kriegsthaten beizuwohnen, namentlich nach der Eroberung von Slogau der Schlacht von Molwitz, welche der noch kriegsunerfahrene König verloren gibt, der einsichtsvolle Schwerin aber unter Mitwirkung Winterfeldt's gewinnt. Dieser hat schnell Bewunderung des Königs und Vertrauen auf sein Kriegertalent erworben, so daß ihm weit über seinen dermaligen Militairrang gehende Commandos gegeben werden, wodurch veranlaßt, Winterfeldt dem Könige den Oberst Zietzen zum Befehlshaber sämtlicher Husaren empfiehlt; aber auch Erkaltung alter Freundschaft, die endlich in offene Feindschaft ausartet, spinnt sich hier an zwischen Winterfeldt und Zietzen. Jener findet Gelegenheit, sich unter den Augen des Königs auszuzeichnen, hellen Überblick, tapfere Entschlossenheit darzuthun. Beispiellos schnelles Vorrücken auf der Stufenleiter der militairischen Rangordnung mag den Neid geweckt haben unter Mitwirkung hoffärtiger Persönlichkeit. Bei außerordentlichem Glücke wächst der Neid zum Hasse, welcher den Grabeshügel noch mit Messeln besäet. Ubrigens erscheint nach jetzigem Maßstabe es kaum erklärlich, wie nur der Umstand, daß der König bei diesem oder jenem Unternehmen, dem ein älterer Offizier vorstand, W. zur Leitung beigegeben, allgemeine Feindschaft ihm zugezogen habe, da dem Commandirenden ja oft ein Generalstabs-offizier, wenn auch nur in der Person des Adjutanten zugeordnet wurde, welcher eigentlich die strategische Intelligenz geltendmachen sollte, während die unter dem Anciennetätsgesetze halb erstorbene Generalität, wie die Aloe, auf hundertjährige Blüte vergeblich hoffen läßt.

W. als Generaladjutant bewährte sich im Kriege wie im Frieden, wo er mit mancherlei oft geheimen Aufträgen des Königs im In- und Auslande verschickt wurde. Seinen Ausrichtungen bezeugt der König immer Zufriedenheit und Dank. Unser Verf. sagt: „Gab es irgend etwas auszuführen, oder zu beaufsichtigen, und Winterfeldt konnte dabei sein, so war der König ohne weitere Sorge und sein Vertrauen wurde jedesmal gerechtfertigt“ (S. 37). Mittheilungen aus W.'s Briefwechsel mit dem geheimen Cabinetraths Eichel beweisen, wie dieser in den Absichten und Plänen des Königs, selbst die Militairien betreffend, wohl unterrichtet war und mit Winterfeldt, wie vielleicht Keiner, in freundschaftlichem Vertrauen lebte. Für glänzende Waffenthaten bei Landsknecht im Mai 1745 wird W. zum Generalmajor ernannt, das Patent aber unterm 1. December 1743 ausgestellt; zwar beschränkten sich seine Thaten größtentheils auf glückliche Coups kleiner Streifpartien, doch auch hierbei machte er freien und sichern Will in das Ganze der Kriegsleitung geltend. In den 11 Friedensjahren von der Gründung des zwei-

ten schlesischen Krieges bis zum Anfange des dritten 1748 W. als Generaladjutant des Königs, mit dessen Vertrauen beehrt wie Keiner, in Friedrich's Nähe. Bedenke die Räder Böhmens oder am Rheine, so wurde diese Veranlassung zur Einsendung militairischer und politischer Mittheilungen. Je höher er in der Gunst des Königs stieg, um so wichtiger ward sein Einfluß auf die unantastbar vom Cabinet ausgehenden Entscheidungen, der Stellung, welche vieler Persönlichkeit beehrte und in Militair- und Avancementsangelegenheiten dem Generaladjutanten oft Unzufriedenheit zuzog, bald mit Recht bald mit Unrecht, gereizt durch die hochfahrende Art des Günstlings, „in Troz und Sicherheit seines Glückes, rücksichtslos für alles Andere. Viele seiner Kriegsrathen und selbst die Mitglieder der königlichen Familie begaben ihm offenen oder heimlichen Widerwillen, der mit dem steigenden Vertrauen des Königs nur wachsen konnte. Besonders finden wir den berühmten Zietzen in seinem zornigen Borne und Unwillen, die er auch gar nicht verzeihen wollte“ (S. 94). Der Auftrag des Königs, brauchbare Offiziere aus auswärtigen Diensten für das preussische Heer zu gewinnen, war geeignet, sich läbliche Nachkommen zu machen, und Winterfeldt scheint nicht mit besonderer Rücksicht zu Werke gegangen zu sein. Am wenigsten legte er mit den Nationalungarn ein, welche zu Böhmen Verdrüsse die Husaren neu organisiren sollten. Bei seinen Reisen und Versendungen war er Rundschafter für alle den König interessirende Gegenstände; was W. nicht selbst sah und erspähte, wußte er durch Andere zu erfahren. Besonders war seine Aufmerksamkeit auf Dresden und Wien gerichtet. So soll er auch schon gegen das Ende des Jahres 1754 durch einen Rundschafter Reibitz zu verlässiger Nachricht von den für Preußen so entscheidenden Verhandlungen, deren Mittelpunkt Dresden war, erhalten haben, worauf die Mittel, solche zu verfolgen und zu vervollständigen, leicht gefunden wurden. Winterfeldt rieth, sogleich loszuschlagen; doch der König hielt die Gefahr nicht für so dringend; jener aber blieb im Vertrauen gemachten Entdeckung und der der Entscheidung immer rückenden diplomatischen Geheimnisse Friedrich II., so daß als im August 1756 der König, seinen Feinden zuvorkommend, Sachsen überzog, die Generalstabschef unter Winterfeldt's unmittelbarer Leitung ins Werk gerichtet wurden; diesem ward, nachdem er zuvor von Reibitz aus Böhmen nochmals durchspäht hatte, unter mehreren neuen Gnadenverleihungen des Königs, auch die Ernennung zum Generalleutnant zu Theil. Winterfeldt war für den Krieg; die Prinzen des Hauses, welche später von der kühnen Unternehmung hörten, gegen denselben, ohne daß ihnen ein Stimmrecht einkam, mit. Daß die Kriegsräthe des Österreichs und Sachsen so vergeblich wären, daß ein offener Ausbruch nicht mehr zu sein konnte (S. 110), wird von mehreren Seiten gemeldet; selbst W. mußte theilweise dieses einräumen (S. 111). Preussens Rundschafter (Bd. 1, S. 436): „Preussens Rundschafter in Frankreich wahrte bis zum Juni 1756“, wogegen v. Barmhagen S. 105 sagt: „Dem Römern nach bekannt

sch ein Bündniß zwischen Frankreich und Preußen, sein dieses Bündniß lief im März des Jahres 1755 ab.“
 Berni's Angabe scheint die richtigere zu sein. Hiernach ist der Vertrag zwischen Großbritannien und Preußen vom 16. Januar 1756 zu einer Zeit geschlossen, wo das Bündniß mit Frankreich noch nicht völlig abgelaufen war. Winterfeldt hatte, wie hier erzählt wird, schon im Sommer 1755 zu Hannover während Georg II. Anwesenheit daselbst den Vertrag von Westminster, für den er sich, als England geneigt, sehr interessirte, vorbereitet und angeleitet. Ruhmvoll für W. ist es, daß er nach dem Kammarsche in Sachsen und Böhmen im August 1756 die Erkämpfung des pirnaer Lagers und rasches Vordringen auf Prag empfahl, während der entscheidende Augenblick unter unglösen Verhandlungen entfiel. Aus diesem sehr wichtigen Abschnitte des Lebens Winterfeldt's folgen hier (S. 119 fg.) interessante Mittheilungen, gar bezeichnend für das persönliche Verhältniß des Königs zu seinem Generale, dessen frühere, nicht angenommene Rathschläge Befolgung erhalten in der Zuschrift Friedrich's vom 8. October:

Die Sachsen verderben mir die ganze Campagne; ich werde, es es noch acht Tage dauert, nicht im Stande sein, mir Lager zu maintenir. Brown hat nun Zeit gehabt, sich seinen Posten hinter der Eger recht stark zu machen. Dieses Land ist schon sehr mitgenommen. Man kann nicht stark genug sein, um im Fall einer Winter-Unterprise dem Feind zu resistiren. Schreiben Er mir seine Gedanken hierüber.

(Der Beschluß folgt.)

Dr. Walsh über Konstantinopel.

Von dem in mehrfacher literarischer Hinsicht bekannten Dr. Walsh ist unlängst ein Reisevermerk erschienen, das seinen längeren Aufenthalt in Konstantinopel während der griechischen Revolution schildert. Der vollständige Titel des Werkes ist: „A residence at Constantinople during a period including the commencement, progress and termination of the greek and turkish revolution by Dr. Walsh“ (Zwei Bände. London 1836). Haben sich gleich seit jeher unruhigen und bedenklichen Zeitepoche die sozialen und politischen Verhältnisse des türkischen Reiches um ein Urdliches verändert, so enthält das Werk doch mannichfache Blige und Schilderungen von allgemeinem und bleibendem Interesse, welche vielleicht eben darum, weil sie sich auf eine frühen Periode beziehen, für die neueste Zeit um so ansprechender und des Aufhebens werther sind.

Dr. Walsh ging 1820, im Gefolge der englischen Gesandtschaft als Kaplan des Lords Strangford nach der Hauptstadt des türkischen Reichs, kehrte dann auf einige Jahre wieder nach England zurück, von wo aus er eine zweite Reise nach Konstantinopel machte. „Dies gab mir“, sagt er, „Gelegenheit, den Orient unter verschiedenen Aspekten kennen zu lernen und denselben sowohl im ruhigen Zustande vor der Revolution als in dem Sturme und Drange des Aufstandes, und endlich in jener bedenklichen Krise, welche immer einer Revolution zu folgen pflegt, meine Betrachtung widmen zu können. Ich glaube, ich jenem Reiche auf diese Weise Ansichten abgewonnen, welche nicht jedem Reisenden zu Theil werden. Es kann nicht fehlen, daß ich bei genauer Durchsicht alles Dessen, was ich hierüber aufgezeichnet, auf manches Veraltete, nicht mehr Brauchbare oder doch Genüßbare stoßen mußte, was bei der Herausgabe dieser Reiseblätter füglich weggelassen wurde. Alles dies Uninteressante ist von mir gestrichen worden und ich glaube, daß in

Dem, was ich dem Leser biete, sich nichts mehr findet, was unpassend und ununterhaltend wäre.“

Die Hälfte des ersten Bandes nehmen die Reisen des Verf. in Griechenland ein, welche denselben zu mancherlei antiquarischen Untersuchungen und Bemerkungen Veranlassung geben, in welchen er sich ebenso gewissenhaft als gut unterrichtet zeigt. Der übrige Raum des Werks ist dem Aufenthalt in Konstantinopel selbst gewidmet, eine Stadt, die von dem Verf. auf die mannichfaltigste Weise und, man kann sagen, in allen ihren sozialen Verhältnissen beleuchtet wird. Hier ein Auszug von diesen Beobachtungen, dem unsere Leser einigen Geschmack abgewinnen werden: „Am Ausgang der Straße erblickten wir die sogenannte hohe Pforte (Babi Hammeyoun), die dem ganzen Reich seinen Namen verleihen hat und den vordersten Eingang in das Serail bildet. Hier bot sich uns sogleich eine charakteristische Aussicht dar. Die Pfeiler mit Menschengefächtern, die ich kurz zuvor hier bemerkt hatte, waren umgestürzt und auf dem Boden niedergetreten, mit Ausnahme einiger der größten, deren Masse den menschlichen Kinstrengungen widerstanden zu haben schien. Auf jeder Seite der Pforte befanden sich Mauernischen, worin einige türkische Kinder spielten, und das auf charakteristische türkische Weise, mit den Menschengefächtern selbst, die sie unter Tauchzen auf dem Kopfe balancirten, oder gleich Kugeln gegeneinander rollten, um sie vollends zu zertrümmern. Als wir das Thor passirten, befanden wir uns in einer unregelmäßig-oblongen Area, etwa Smithsied zu vergleichen, mit Häusern auf beiden Seiten. Eins dieser Gebäude war die großherrliche Künze (Xaraphannas), die ich Verlangen trug, in Augenschein zu nehmen. Raum hatte ich mich in dieser Absicht dem Eingange genähert, als ein armenischer Oberaufseher auf mich zuschritt, mich freundlich wie ein Kind bei der Hand nahm und sehr gefällig durch die ganze Kaskade führte, auf deren Eigenthümlichkeiten er mich aufmerksam machte. Ich fand das Künzhaus des Großkultans nicht sehr verschieden von unsern europäischen Künzen; ausgenommen, daß die Arbeiter mit Kreuzweis ineinandergeschlagenen Füßen an ihren Pressen auf dem Boden saßen. Bei jeder Presse, wo eine andere Künzsorte geprägt wurde, hielt mein gefälliger Führer eine und verwechselte nicht, mir ein schönes Exemplar des soeben geschlagenen Geldstücks anzubieten. Es befanden sich hier ungefähr 30 Arbeiter, die sämmtlich außerordentlich fleißig zu sein schienen. Neben dem Künzhaufe steht eine Platane, die mit den berühmten zu Bujukdere weitreift und deren Alter weniger problematisch ist. Die Türken pflanzen immer einen solchen Baum zum Andenken einer Geburt, sowie eine Cyperse zur Erinnerung an einen Todesfall in ihrer Familie. Roßamess II. folgte diesem Gebrauche bei Gelegenheit der Geburt seines Sohnes Bajazet, und die Sage meldet, daß der in Rede stehende Baum einer, und der einzig übrige von denen war, die der Sultan damals pflanzte. Sein Gipfel ist abgestumpft, die Zweige und das Laubwerk sehr dünn, aber der Stamm ist noch vollkommen kräftig und gesund. Ich maß ihn einige Fuß über dem Boden und fand, daß er 50 Fuß im Umfange hatte. Wenn dies wirklich die von Roßamess nach der Einnahme von Konstantinopel gepflanzte Platane ist, so beträgt ihr Alter ungefähr 350 Jahre, ein Alter, das minder ungeheuer und hypothetisch ist als dasjenige, was einigen andern Bäumen dieser Gattung zugeschrieben wird. Daß dieser Baum sehr alt ist und so ziemlich die äußerste Grenze des vegetabilischen Lebens erreicht hat, sieht man auf den ersten Blick. Wir passirten nun den ersten Hof, wo sich eine große Menge Krugliger gesammelt hatte, und gelangten an das zweite Thor, wo wir von unsern Pferden stiegen. Jenseit dieses Thores befanden wir uns in einer Art von Zimmer, das den Namen Kaptsaroff führt, weil es zwischen zwei Thoren liegt, die den Eingang dahin von beiden Höfen aus bilden. Hier waren die Kerker der öffentlichen Bestrafung aufgehängt; auf der einen Seite befanden sich die Gemächer des Oberkassiers, und zwei andere subalterne Individuen dieser Gattung wurden mir bezeich-

net, die sich unter der Decke der zu unserm Empfangs bestimmten Wächter befanden. (Man konnte diesen Umstand in Bezug auf die vorliegenden Ereignisse des Lord Strafford eine ablehnende Bemerkung machen.) Wenn der Abgesandte ein bloßer Gefandter wäre, so mußte er an diesem Orte Halt machen; allein da Hr. Greville ein außerordentlicher Bevollmächtigter war, so kam es seinem Befolge zu, sich weiter ins Innere zu verfügen, und man brachte uns in ein Gemach, unweit dem Thore, das der Zelle eines Gefängnißwärters gleich, wo man uns mit Pfeifen und Kaffee bediente. Nachdem wir uns hier eine halbe Stunde aufgehalten, führte man uns über den zweiten Hof des Serails. Dieser ist etwas kleiner als der vorige und ihm übrigens ganz ähnlich, nur daß er mit Baumreihen bepflanzt ist und deshalb der Garten heißt. Auf der einen Seite befinden sich Reihen von Kichen, auf der andern Seite ist der Divan mit seinen Nebenräumen, und am obersten Ende der große Eingang in das Harem. Da es zu der Zeit der höchsten Hitzung gehörte — eine Hitze, die der Ägyptländer prophetisch und lächerlich finden muß — die Abgesandten fremder Mächte in die imposantesten Details des Staatswesens einzuführen, damit sie über die Mittel und großartigen Mittel der hohen Pforte gehörig erkannten, so bestimmte man gewöhnlich einen Tag zur Audienz, wo die Janitscharen oder andere Truppen ihren Sold empfangen. Dieser Tag war nun der Föhnungstag für die Janitscharen, welche zu diesem Zwecke alle in dem Hofraume versammelt waren. Es war dies ein bunter Haufe alter und junger Leute, die durchgängig kleine Anstöße trugen, mit Ausnahme des unförmlichen, schmutzigen Dops oder Käses, der so ungeschickt ist, daß er dem Träger häufig vom Kopfe fällt. Die Obersten tragen eine ganz außerordentliche Art spitziger Helme, die aber gleichfalls keineswegs zur Ziende dienen und wie jene Hüte so ungeschicklich in der Form sind, daß sie mit beiden Händen auf den Kopf gestützt werden müssen; wie denn überhaupt alle Bedeckungen der Köpfe erst absichtlich gegen die Bequemlichkeit eingerichtet zu sein scheinen. Auch der Turban ist häufig ein sehr unhandlicher Schmutz: einige gleichen Hüllsäcken, die beständig wie Mülltücher auf dem Kopfe balanciert werden müssen. Was uns zuerst zum Besen gegeben ward, war die Ceremonie des Plakausens. Es wurden nämlich Köpfe, mit Reis und Milch gefüllt, an verschiedenen Plätzen des Hofes niedergelegt, auf welche sich nach einem gegebenen Signal die Janitscharen zu stürzten, und jeder, was er konnte, zu erobern suchte. Es war lustig anzusehen, wie sich diese würdigen Krieger der hohen Pforte hin und herkauften, um den Preis zu gewinnen, wie sie sich balgten, übereinander purzelten und sich die Gesichter mit dem Krebseri beschmierten. Dabei betrugen sie sich aber ganz ernsthaft, als ob dies eine Staats- und Soldatenspflicht wäre. Nach Beendigung dieses kindischen Spiels geleitete man uns in den Divan. Dieser orientalischeschauspielerische Schauplatz aller Staatsverhandlungen (so genannt bekanntlich wegen der ringsum laufenden Logen) besteht aus zwei gewölbten Gemächern, die durch eine reich verzierte, mit Bildhauerkunst geschmückte Schiebewand von ungefähr Brusthöhe getrennt sind. Das Gemach zur Linken ist der Platz, wo die Großoffiziere des Reichs ihre Beratungen und Erörterungen halten; das zur Rechten ist für die unteren Beamten bestimmt und gleicht einer etwas elegant eingerichteten Backstube. Die Gemächer haben übrigens nicht den Anschein unbewohnlicher Staatsgemächer, denn die Eingangspforte derselben öffnet sich auf einen Platz, der einen Theil des allgemeinen Gartenhofs des Serails bildet. Zur Linken ist ebenfalls eine Pforte, die nach einem Hofraum führt, das, wie es scheint, dem Zutritte von Jedermann offen steht. Neben in der Mitte und dem Eingangsthor unmittelbar gegenüber sah der Großvezier in einem Gewand von weißer Seide, mit einem kugelförmigen Turban von dunkelrothem Stoffe auf dem Kopfe, der mit einem breiten goldenen

Band geschmückt war. Seine Ärmel vom Handgelenk bis zu den Fingern und doch zugleich so abgemessenen Mannes waren in eine halbkreisförmige kleine Kante, welche aus der Hand hervorsprang und mit so vielen, aber feinen Stücken versehen war, daß die dahinter befindliche Person ganz wie was in dem Dünne vorlag, übersehen, aber nicht gesehen werden konnte. Dies ist das Reich der Sultane, während er während der Sitzungen des Divans häufig Platz nahm. Es ist eine Kränze des Despotismus, die an der Hand Dionysius erinnert. Ich warf mehr als einmal einen schiefen Blick auf dieses Stützwort, und es kam mir vor, als ich einmal den Strahl eines dahinter verborgenen Auges merkte. Dies war unstreitig ein Späherbild bei dem zur Rechten des Veziers saß in demütiger Gestalt der Kapudan Pascha, in ein grünes Gewand gekleidet, einem Turban, der sich von dem des Veziers nicht unterscheiden ließ. Der Kapudan war ein bejahrter, schwacher Mann, mit dunkeln Augen und von sanfter, aber bestimmter Miene. Der Pascha sah ebenso, aber nicht so freundlich an. Beide Großwürdenträger aber, der eine Oberbefehlshaber der Armee, der andere Großadmiral der Flotte, hatten in ihren Augenblicke das Ansehen, als ob sie sich zu ihren vornehmlichen Ämtern nicht sonderlich qualifizierten. Despi Dabak, Kapudan Pascha, war Schiffer auf dem Bosporus gewesen, hatte bei einer Meerfahrt des Sultans die Aufsicht selbst auf sich gezogen durch eine Art von rohem Humour, die Lebhaftigkeit seines Wesens und den Reichtum der Schwüre, der auf seinen Lippen thront. Um diese Eigenschaften willen, obgleich er so ungebildet war, daß er einmal zu schreiben verstand, erwarb er sich das Kommando der Flotte und die persönliche Wunst seines Gemüths. Einem des Großveziers saßen zwei Richter des Reichs, die von Kamelen, der andere von Katoliken. Beide waren in helgrüne Gewänder gekleidet und von sehr magerem, schwachem Körperbau. Besonders der eine von ihnen schien als ob besamernwürdigste Bild eines Mannes zu sein, wie man gesehen. Hiernächst bemerkte ich zwei Großbeamte in einem Gemach in rothen Gewändern. Diese sechs Männer waren sämtlich bejahrt, und der erste Eindruck, den sie auf mich machten, war der der Überausung und des Ehrgeizes, wie auf ihren Plätzen so eine Reihe von Jahren hindurch konservieren konnten. Von dem Gesandten und seinem Gefolge wurde fast keine Notiz genommen. Die anwesenden Beamten des Divans blieben ruhig auf ihren Plätzen und beachtet die Gesandtschaft nicht mehr als einen Haufen gemeines Volk. In welchen präsentiert man dem Botschafter der auswärtigen Mächte bei seinem Eintritt in den Divan einen besonderen Platz, geschah jedoch diesmal nicht und Lord Strafford wurde auf den Divan niederlassen. Bei solchen Gelegenheiten wird der Türke auf doppelte und dreifache Weise seine Bescheidenheit des Frankenthums, von welchem er doch im Grunde so vielen Erden so sehr verärgert wird.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

Das epische Gedicht von Collingwood: „Alfred der Große“ wird von der englischen Kritik nicht sonderlich hoch gehalten. Man sagt: eleganter Ausdruck und Bildung seien noch nicht hinreichend Entzogen für den wehren poetischen Geist, doch besser, als Robert, Unverschämtheit oder geistlos, die sich wol auch in der heutigen englischen Literatur findet.

Der berühmte Bepa pflegte zu sagen: „Es gibt nichts Gutes zur Kirche Gottes, daß sie Etwas erhalte, was nicht angethan. Wenn auf der andern Seite hat die Kirche, daß sie ein Kind ist, auf welchem ich mich nicht ankommen entwerfen.“

Literarische Unterhaltung.

Freitag,

Nr. 288.

14. October 1836.

Leben des Generals Hans Karl v. Winterfeldt. Von
A. A. Barnhagen von Ense.

(Bechluss aus Nr. 287.)

Bei vertraute der König auf Winterfeldt, doch auf sich selbst noch mehr; er schrieb aus Böhmen nach Sachsen am 13. October: „Ich gestehe, daß weilen ich nicht selber sehen kann, was da passiert, daß mir das Herz recht benauet ist“. Am Schlusse des Feldzuges war man so weit wie beim Anfange: Sachsen, das leicht eroberte, gab reiche Hülfquellen für Winterquartier und die Einverleibung der gefangenenommenen sächsischen Truppen die schlechteste Vermehrung des Preussenhers, da mit dem erzwungenen Uniformenwechsel der feldseitige Sinn erst recht aufgeregt wurde. Winterfeldt sah dieses ein; der König wollte nichts davon wissen; doch Mittheilungen und Berathungen zwischen Beiden gehen immer fort; jener seufzt nach der Zeit, „daß man nicht fragen muß, wie stark der Feind ist, sondern nur, wie man ihm ankommen will, und wenn es nur erstlich so weit wäre, so geht, will's Gott! alles gut“. Am 18. Januar 1757 schreibt der König:

Der König von Frankreich ist von einem infamen Menschen (Damiens, den 5. Januar 1757) blesirt worden; er ist außer Gefahr, beichtet und communicirt; dieses wird ein neues Mittel zum Wege bringen, und wollen die Franzosen doch etwas thun, so glaube ich, wird es langsam und spät geschehen.

Weder das Eine, noch das Andere erfolgte: Choiseul's Macht vermehrte sich, die Jesuiten erlagen den Anfeindungen, und der Krieg in Deutschland wurde so rasch betrieben, daß Friedrich am Ende der Campagne die Franzosen aus Sachsen vertreiben mußte. Ludwig XV. Feindschaft gegen Friedrich II. mußte vermehrt werden, als man ihn durch schriftliche Anzeigen in Schrecken setzte. Souverain sagt in seinen Denkwürdigkeiten Th. I, S. 38: „Le roi de Prusse y est nommé particulièrement complice de l'assassinat de Louis XV.“ Kein vernünftiger Mensch hat je Friedrich solcher Schandthat fähig gehalten; doch die geheim verbreitete Anfeindung erleichterte die Bemühungen, welche Kaunitz aufbot, um das Ansehen französischer Herr zu beschleunigen.

In der Hauptsache mochte es dem G. v. Winterfeldt nicht recht sein, daß man der zahlreichen Feinde Klüften abwartete, ihre Angriffspläne zu erspähen suchte und

so die Initiative verlor. Er sagt: „Indessen bleibe ich immer der Meinung, wie das Prävénire die beste Partie.“ Man war damals gewöhnt der Schwalben und Nachtigallen Heimkehr abzuwarten, ehe man einen neuen Feldzug begann. W.'s Vertrauter war des Königs geheimer Cabinetrath Eichel, der wahrscheinlich bessern strategischen Überblick hatte als die Mehrzahl der Generale, welche der Regel nach die Anciennität macht, während das Talent den Feldherrn bezeichnet. Der Feldzug von 1757 beginnt mit dem Einmarsch in Böhmen, das man nach W.'s Planen im vorigen Herbst gar nicht völlig verlassen mußte, der König marschirt aus Sachsen; Schwerin mit dem schlesischen Heere, wobei Winterfeldt, stieß zu dem Herzog von Bayern, welcher den 21. April bei Reichenbach gesiegt hatte und aus der Lausitz heranzog. Alle Armee-corps drangen rasch vor und vereinigten sich um Prag, wo der König am 6. Mai mit Schwerin und Winterfeldt zusammentraf und durch den Ausspruch: „Frische Fische, gute Fische!“ den Entschluß, den in fester Stellung am rechten Moldaunfer gelagerten Feind anzugreifen, kund gab. Schon aus Preuß (II, 45) ist Winterfeldt's Bericht über die Schlacht bei Prag in Ansehung der Infanterie bekannt; selbst nicht unbedeutend am Halse verwundet, dictirte er denselben zwei Tage nach der Schlacht. Schon den 22. Mai preist er gegen den Feldmarschall v. Lehwald, daß seine Blessur am Halse, Gott sei Dank, noch glücklich genug gerathen und hoffentlich in 14 Tagen völlig wiederausgeheilt sei. Bei seinem unbegrenzten Vertrauen auf die unüberwindliche Tapferkeit der Preußen fühlte er sich zu den kühnsten Plänen begeistert. Er gedachte in Ungarn, wohin er immer gern seine Blicke richtete, eine Insurrection zu bilden und das Königreich von der österreichischen Herrschaft loszureißen. Die Niederlage bei Kollin, den 17. Juni, nöthigte auf Selbsterhaltung zu sinnen. Die nächste Hülf kam von der Unfähigkeit der Östreicher, den Sieg zu benutzen. Die systematische Kriegsführung brachte es mit sich, daß Schlachtengewinn weniger entschloß als in neueren Zeiten. Winterfeldt zeigte dem Könige, welcher sich für den Fall, geschlagen zu werden, gar nicht vorbereitet hatte, Kraft und Kühnheit; während Friedrich mit den besten Belagerungstruppen sich auf Leitmeritz wandte, überließ er die Reste des geschlagenen Heeres seinem Bruder, dem Prinzen

Thronerben, um sie nach der Lausitz zurückzuführen. Winterfeldt war ihm beigeordnet. Dieser Rückzug, über dessen Anordnung der König höchst unzufrieden war, was er seinem edeln Bruder auf die härteste Weise empfinden ließ, indes W. im Besitze bisheriger Gunst blieb, ist ein Hauptpunkt geblieben, aus welchem man auf Zweideutigkeit des Charakters W.'s schloß. Vom Etwas Ungerechtem ist Friedrich II. nicht freizusprechen, daß er nämlich den Verdruß über selbstverschuldete Unglücksfälle an seinem Bruder und dessen Leidensgefährten rächte. Vom preussischen Heere sagt Hr. B. v. E. treffend:

Unzufriedenheit und Mangel herrschten bei den Truppen; sie litten hausenweise davon. Die Generale waren uneinig, man vermißte und betrauerte Schwerin, Niemand übernahm das Ganze, und da die Sachen rückwärts gingen, suchte Jeder die Schuld davon in den Andern. Selbst der König wurde nicht verschont, sondern bitter getadelt, nicht nur wegen des Verlaufs der Schlacht von Kollin, sondern wegen der Maßregeln, die er jetzt nahm.

Der König, welcher späterhin seinem Bruder, dessen Lebenswürdigkeit, Kenntniß, Muth und Eifer alle Zeitgenossen rühmen, späterhin alle Feldherrngaben abspach, that Unrecht, daß er ihn dahin stellte, wo sie am meisten nöthig waren. Specielle Instruction wollte der König seinem Bruder nicht geben, wol aber theilte er ihm zwei Rathgeber zu: Schmiedtau, der des Prinzen Vertrauen hatte, aber beim Könige nicht gut angeschrieben war, und Winterfeldt, dem Prinzen verdächtig, vom Könige, mit welchem er fortwährend geheim correspondirte, hochgeschätzt; Verantwortlichkeit übernahm, freie Willkür nirgend. Erwägt man diese Umstände, wozu noch kam, daß der König durch unmittelbare Befehle von fernher eingriff, so begreift man kaum, wie die völlige Vernichtung des Corps verhindert wurde. Am 29. Juli stieß zu Wauzen der König mit einer Verstärkung zum Heere des Prinzen und behandelte diesen nebst den ihn umgebenden Generalen mit dem härtesten Unwillen, während Winterfeldt, dem Könige zunächst stehend, mit fortwährender Auszeichnung beehrt wurde. Nachher bei Auftheilung des Tagesbefehles ließ der König durch W. seinem Bruder und den ihn begleitenden Generalen sagen, „sie hätten Alle verdient, daß über ihr Betragen ein Kriegesrecht gehalten würde, wo sie dann dem Spruche nicht entgehen könnten, die Köpfe zu verlieren; indes wolle der König es nicht so weit treiben, weil er im General auch den Bruder nicht vergesse“. Zur Beschönigung dieser ungerechten Härte des Königs läßt sich nicht viel sagen; der Biograph W.'s hat es zunächst mit diesem zu thun und versucht mit diplomatischer Feinheit die auf W. lastenden Vorwürfe zu beseitigen.

Er wurde — sagt der Verf. — unverdient das Opfer seiner Stellung, deren Bewerdungen diesmal zu hoch reichten, als daß er sie hätte lösen können. Der unglückliche Ausgang des brüderlichen Zwistes (der Prinz starb trübfinnig den 12. Juni 1758, wie Friedrich II. meinte, „an der Kunst der Ärzte“, die Nachwelt aber glaubt, an den Folgen der unwürdigen Behandlung) gab seinem Namen noch mehr der ädlen Nachrede preis, welche bisweilen sogar den König in seinem Lieblingssohne sahen.

Man sagte laut, der Gern habe ihn getödtet, und der

Paß gegen das kaiserliche Winterfeldt's, der an des Königs Unwillen schuld gewesen sein sollte, fand darin neue Nahrung und wargelte bei des Königs Brüdern (die doch wenigstens gut unterrichtet waren) so fest, daß noch bei den spätern Kriegen seine Spuren sichtbar wurden.

Der König zog unter ungünstigen Verhältnissen sein Heer zusammen und suchte Daun zur Schlacht zu bewegen, während W. bis gesunkenen Stiegenhänge lebte, rastlos wirkte und nie um kühne Pläne zur Vernichtung des Feindes verlegen war. Als der König nach Sachsen abmarschirte, um dem Andränge der Franzosen über Erfurt her sich entgegenzuwerfen, blieb W. dem Heere in der Lausitz unter dem Herzoge von Braunschweig er berathen und nöthigenfalls leiten. Ihn der König vor seinem Abmarsche zum letzten Male sah, umarmte er ihn mit den Worten: „Du wirst mich vergessen, Ihn seine Instruction zu geben! Ich habe ich für Ihn: Erhalte Er sich mit!“ Winterfeldt's Stellung war jetzt schwieriger als je: er fand mehr Vorschläge beim Herzoge oft Widerspruch und auf allen Seiten Abneigung. Er stand mit einem kleinen Corps unweit Görlitz beim Polzberge, 3000 Schritte von der Hauptstellung, als im gegenüberstehenden Lager des Prinzen Karl von Lothringen der Graf von Kaunitz eintraf, dessen Anwesenheit man eine Waffenthat, die Wegnahme des Polzberges, zu hoffen wollte. Man schritt unter Aufbruch der Streitmassen den 7. September 1757 zum Kampfe. Winterfeldt, wohl vorbereitet, heranziehend für ein Vorpostengefecht haltend, so wenigstens, er ins Hauptquartier ritt. Erst als um 10 Uhr das Geschützfeuer den Angriff unterstützte, sprach er den Worten auf: „Wah! da sind meine Götter! Ich sie auch bewirken!“ Er flog dem Kampfe zu. Polzberg schon von der feindlichen Uebermacht eingenommen war. Sogleich wurde der unbedeutende Posten zu eine Ehrensache der preussischen Waffen; der Kampf und des Feindes große Uebermacht nöthigte mehrere Adjutanten an den Herzog von Braunschweig begehrend, zu schicken, wozu der Feldherr sehr bereitwillig war; W. stürzte tollkühn — und das Gelingen der That verließ keinen entscheidenden Erfolg — mit zwei Regimentern nochmals den Polzberg als ihn, da er seitwärts von Waps hinritt, von einem Kroaten durch die Brust bis zum Rhythmus verwundete; er wurde von seinem Gernaden, der die Preußen noch um Rache für den Aufbruch, der gebrochener Kraft kämpften, nach Görlitz geschickt, er unter den heftigsten Schmerzen seine Wunden sich versammelte und die nöthigen Vorkehrungen für die Flucht vernahm. Um 3 Uhr Morgens den 8. September, nachdem ein Brief an den König dictirt, hauchte dieser seinen letzten Athem aus. (Nicht am 8. November, wie gesagt ist, wahrscheinlich ein Schreibfehler.) Die Leiche des kaiserlichen Heere, beweist die Art, wie Winterfeldt den Schwestern des Königs gedacht ist, und das dem dem Kaiserthum zu Berlin entführte Kommando

Diese Biographie, reich an interessanten, der Geschichte Friedrich's zugehörigen Details, unternimmt es, Wintersfeldt gegen die ihn von vielen Seiten gemachten Vorwürfe zu vertheidigen, und es geschieht mit einer klaren Ruhe, welche am besten beweist, daß der Schriftsteller seinem Unternehmen gewachsen ist. Vielleicht gelangt es den weiteren Forschungen des Hrn. v. W., aus den ihm zugänglichen Quellen zu ermitteln, welches der eigenthümliche Geist der Wintersfeldt'schen Kriegsplane war. Daß er hier einen Personalcharakter ungewöhnlicher Art entfaltete, beweist die Art, wie der König so oft seine Ansichten und Pläne zu hören verlangt. Durch W. erhält auch seine Bestätigung, wie der König das auswärtige Department behandelte, in der Regel die am wenigsten befähigten, schlechtbezahltesten Gesandten hatte und die daraus entstehende Lücke durch geheime Auspäher und durch wunderbar richtig combinirenden Scharfsinn zu ersetzen suchte. Auch in dieser Beziehung sind die Acten über den großen König noch nicht abgeschlossen, oder vielmehr, es steht zu wünschen, daß die durch Siegel besetzten Acten dem Gerichtshofe der Geschichte vorgelegt werden.

25.

Dr. Walsh über Konstantinopel.

(Beilage aus Nr. 287.)

„Zuerst erfolgten nun die Entscheidungen verschiedener Richterhände von Seiten des Großveziers, welche alle sehr rasch abgefertigt wurden. Eine Anzahl von Personen, in verschiedenfarbige Gewänder gekleidet, traten ein und hielten in den Händen Papiere, auf welchen wahrscheinlich der Thatbestand der Klagen verzeichnet stand. Sie stellten sich zu beiden Seiten des Großveziers der Reihe nach nach dem Eingange zu auf. Einer von ihnen las etwas von seinem Papiere, worauf ein Anderer aus der Gegenseite etwas erwiderte. Der Großvezier gab sein Ultimatum in aller Kürze, worauf die ganze Rechtsverhandlung innerhalb 15 Minuten entschieden und geschlossen war. Auf diese folgte eine zweite, und so fort. Alles machte der Begler in Person ab und kein einziger der versammelten Richter mischte sich im Geringsten in die Verhandlung. Sie schienen dabei ganz überflüssig, nur Autosomen von Richtern zu sein. Dies war in der That, fährt der Verf. fort, „die einfachste Streitschlichtung, die ich jemals sah; ob sie auch im Geiste der Gerechtigkeit stattfand, bleibt eine andere Frage.“ „Nach Beendigung derselben erfolgte die Auszahlung des Geldes an die Truppen. Mehrere Männer brachten Geld in lebrnen Beuteln herein und schichteten sie auf dem Boden auf, bis sie zwei große Haufen bildeten, vier Fuß hoch und zehn Fuß lang. Jeder Beutel enthielt 460 Piafter, und die Haufen zusammengekommen nicht weniger als 6½ Millionen, oder ungefähr 200,000 Pfd. Sterling in 30,000 Beuteln. Diese Summe war der sechsmonatliche Sold für alle Janitscharen in Konstantinopel. Der Umständlichkeit und Ceremonien bei dieser Auszahlung war kein Ende. Der Begler setzte erst einen Boten ab an den Sultan mit einem gefiegelten Schreiben in weißen Musselin geschlagen, in dessen Postscript er seiner Hoheit auch beiläufig die Anwesenheit der fremden Gesandten anzeigte. Nach einer Stunde kam erst der Bote zurück und die Auszahlung selbst dauerte noch volle drei Stunden, denn die Beutel hatten mehr als eine Hand zu passieren, ehe sie in die Hände der eigentlichen Anspruchhaber gelangten. Das Antwortschreiben des Sultans auf den Bericht des Großveziers hatte auch die Anweisung des Gesandten und seines Gefolges enthalten, die nun dem Befehlshaber der Gendarmen über-

geben wurden. Die Bewirtung der Gesandtschaft war nun ebenso ausführlich, als vorher das Barren gewesen war. Die Mahlzeit bestand aus nicht weniger als 12 Schüsseln. Diese nach Art der Türken nur mit Holzschöpfen zu gemischen, erforderte wenigstens für den Ausländer ziemlich viel Zeit. Nach der Mahlzeit erfolgte die nicht minder weitläufige Waschung und darauf die Austheilung der Gewänder, bei welcher Gelegenheit die Namen der zur Gesandtschaft gehörigen Personen ausgerufen und notirt wurden. Der meiste, sagt der Verf., wurde in Doshermatsch verkrümelt, was Doctor Walsh heißen sollte und die nächste Apporportionation an meinen eigentlichen Namen bildete, deren eine türkische Junge fähig war. Nach Verlauf von abermals einer halben Stunde, nachdem der Großvezier nebst den andern Großbeamten des Reichs den Divan verlassen hatte, meldete man uns, daß wir uns nun zur Audienz beim Sultan verfügen sollten, worauf wir nach dem Thore des eigentlichen Harems unsern Weg nahmen. Dies Thor ist mit den unformlichsten Skulpturarbeiten geziert, deren die türkische Baukunst fähig ist, und ganz im heutigen orientalischen Geschmacke. Rund um den Eingang standen Offiziere in den reichsten Kleidern, von Gold und Seide strahlend, die bei jeder Bewegung rauschten und knisterten. Aber was am meisten unsere Aufmerksamkeit erregte, waren die unglücklichsten Eunuchen. Einige dieser armen Verkümmelten waren fast noch Knaben oder Jünglinge von 15 - 20 Jahren; ihre Gestalten waren schwächlich, aufgedunsen und unvortheilhaft gebaut. Ihre Haltung zeigte einen hohen Grad von Angstlichkeit, als ob ihre Lage ihnen Pein verursache und sie unter größtem Druck, unter dem Gefühle tiefer Entwürdigung zu Boden sanken. Sie sahen alle ganz schwindelhaft aus. Auch einige alte Männer befanden sich darunter, die ganz das Ansehen von alten Frauen hatten, nur mit unnatürlicheren entstellten Zügen. Sie trugen durchgängig grüne Gewänder. Im Allgemeinen sahen die schwarzen Verkümmelten besser aus als die weißen, wahrscheinlich weil bei ihnen die Entstellung der Züge vermöge der schwarzen Hautfarbe weniger ins Auge fällt. Während ich so im unangenehmen Anschauen dieser Jammergefallen verlorren stand, fühlte ich mich auf einmal von zwei Männern ergriffen, welche mich eine breite Stiege hinab, zwischen Reihen von Gärten hindurch in das Innere des Harems führten, oder vielmehr schleppten. Ein Gleiches widerfuhr meinen Gefährten. Hier befanden wir uns in einem engen, schmutzigen Hofraume, bis man uns nach der Rechten hin in ein kleines, dunkleres Gemach führte, nur erleuchtet durch ein einziges Gitterfenster, das nach dem Garten ging. Es verging einige Zeit, ehe wir die Gegenstände um uns her deutlich unterscheiden konnten. Wir Fremde füllten die eine Hälfte des Gemachs, die andere Hälfte nahm ein geräumiger Thron ein, der an Größe und Gestalt einem altmodischen zweischläfrigen Himmelbett ohne Vorhänge glich. Dieser Thron war mit hellfarbigem Seidengewebe, gestickt mit Gold und Perlen, ausgeschlagen. Hier saß der Sultan mit herabhängenden Füßen, ganz in der Stellung eines Mannes, der noch halb schlaftrunken eben das Bett verlassen. Ihm zunächst standen der Großvezier und der Kasuban Pascha, Beide ganz regungslos wie Witzsäulen, die Augen auf den Boden geheftet. Unsere Gesellschaft bildete einen Halbkreis um den Thron, in der Mitte dieses Kreises stand der Gesandte mit seinem Dolmetscher und dem Dragoman der Pforte. Der Sultan erschien als ein Bierziger von gewöhnlichem Aussehen, schmalen und nicht ganz wohlgeformtem Körperbau, mit überaus vollem Bart von so blendender Schwärze und zierlicher Form, daß man auf künstliche Mittel schließen muß, mit denen der Besitzer seinem Wuchs zu Hilfe kommt. Der Sultan ist hochgewachsen, aber sehr schlant, und ausgezeichnet durch die Kleinheit seiner Hände. Seine Körperlänge mochte 5 Fuß 8 Zoll betragen. Er trug ein tiefrothes Kleid; sonst war nichts Ausgezeichnetes an seinem Anzuge zu bemerken. Nichts war der Unbeweglichkeit seines Kopfes zu vergleichen, der immer geradabwärts gerichtet war; desto lebhafter rollten seine Augen,

deren Weisheit so gläsern war, daß es im Vergleich mit den schwarzen funkelnden Sternen einen fast dämonischen Eindruck machte, der mit dem grausamen Charakter dieses Despoten, mit dem traurigen Zustande des Landes und mit der finsternen Lage dieses Audienzgemaches wohl übereinstimmte. Die Rede des Gesandten, welche von Seiten Sr. Maj. von Großbritannien den Wunsch ausdrückte, das freundliche Verhältniß zwischen den beiden Mächten aufrecht zu erhalten, wurde dem Sultan durch seinen zitternden Dragoman übersetzt, worauf der Erstere nach einer kurzen Pause in einem leisen, aber festen und übermüthigen Tone seine Antwort an den Großvezier richtete, der die Rede seines Gebieters dem Dolmetscher etwas stöhnend wiederholte, welcher Letztere, im eigentlichen Sinne sammelnd, sie in französischer Sprache an den Gesandten richtete. Der Name dieses unglücklichen Dragoman war Stavral Dagi; er stammte aus Karamanien. Er war eine schlanke, skeletartige Gestalt und konnte die außerordentliche Angst, die ihn ganz erfüllte, in seinem Benehmen nicht verbergen. Er stand mit zuckend und zitterte so sehr, daß ich selbst die Erschütterung davon fühlte. Seine Nerven waren so angegriffen, daß er kaum das Papier zu lesen vermochte, das er in seinen Händen hielt. Unaufhörlich perlte ihm der Angstschweiß in großen Tropfen von der Stirn auf die Schrift herab, die mehr als einmal beinahe seinen Händen entfallen wäre. Dieser Mann hatte allerdings einige Ursache, in Angst zu sein; sein Vorgänger war soeben hingerichtet worden, und er selbst hatte keine Aussicht, einem ähnlichen Schicksale zu entgehen. Wirklich wurde er auch bald nachher nach Katalien verbannt, wo man ihn eines Tages, als er kaum in seinem Gril angekommen war, vor seiner eignen Thür ermordet fand."

Diese Audienz, die hier Dr. Walfy beschreibt, fand 1820 statt, seit welcher Zeit sich in den Formen der türkischen Audienzen überhaupt wol Manches geändert hat. Benignitäts haben ja neuere Blätter berichtet, daß innerhalb der letztvergangenen Jahre europäische Gesandtschaften und europäische Postkutsche am Hofe des Sultans mächtig übergriffen hat, und so wird wol auch jetzt die Empfangnahme der auswärtigen Botschafter unter etwas freundlicheren Formen stattfinden, wenn schon wir nicht behaupten wollen, daß deshalb die Köpfe des Dragomans um Vieles fester stehn.

"Übrigens dauerte die ganze Audienz", fügt der Verf. noch bei, "nicht über 10 Minuten, nach Verlauf deren wir ebenso gewaltsam wieder zum Audienzgemach hinaus befördert wurden, als wir hereingekommen waren. Man kann sagen, daß wir im eigentlichen Sinne hinausgeworfen wurden, denn die Häupte unserer türkischen Begleiter kamen keinen Augenblick aus unserm Rodkragen." 80.

Man cher lei.

Im J. 1732 war an der Hauptthür der Parochialkirche St. Martin zu Segovia ein Glaubensbillet der spanischen Inquisition angeschlagen, welches schon aus ältern Zeiten stammte, worin von den Gläubigen verlangt wird, sie sollen dem heiligen Officium Spuren von Mohammedanismus, Mosaismus, Eutheasismus anzeigen, dann aber auch als Vergehen wider den heiligen Glauben: „Wenn Personen gesagt oder bejaht haben, die Sekte der Inspirirten sei gut, oder das Herzgebet sei göttlichen Befehls, am mündlichen sei wenig gelegen." Ihr Eherathen von Verdorft, ihr Mystiker und Frommen neuerer Schule, erkennt euerm Irrthum. Der rechte katholische Glaube ist schwer und eine enge Thür.

Jüdische Besitzthümer, welche am meisten von den Menschen beneidet werden, gewähren höchstens nur ein negatives Glück, nämlich Entfernung des Mangels, welcher zum positiven Unglück gehört. Ist jemand vor diesem positiven Unglück ge-

schützt, so hat er Alles, was Besitzthümer gewähren können. Aber die Letztern als positive Grundlage seines Glückes betrachtet, gerührt dieses selbst und verdirbt sich sogar seinen eigenen Vortheil, woraus denn mancherlei Klagen und Sorgen entstehen ihren Ursprung nehmen. Besser ist es, sich dem Himmel, und Jeder wird ihn sammeln, denn es läßt sich so auch Philosophie, und einige Noth schenkt weisheit. Niemand aber gewinnt den Himmel oder Weisheit, der sich etwas dafür gethan, und sie flegeln einem Leinwand an den Leib, wie Manche wähnen. Aber nun gethan und gewonnen, muß sich wundern, so viele Kräfte auf Standpauken setzen, von denen er eiligt, oft mit vieler Lust, weggewandert, während jene hartnäckig darauf verweilen, ob er könnte mit theologischer Sprache etwas von Hochmuth, Stochheit und Unbedachtbarkeit reden.

Montaigne meint, ihm sei, wie seine Steinigung, auch seine Abneigung gegen die Kräfte angetrieben von ihm. Von vielen Reigungen und Abneigungen hat er sich gleiches behaupten; wir wissen nicht, woher sie kommen, finden vielleicht ihre Wurzel im Dasein unserer Körper, im Urgrößvater. Möglicherweise hatte die Kastabothung alten Böller diesen Sinn, und daß mit gewissen Reigungen auch gewisse Beschäftigungen in den Familien bewahrt. Aber wie weit müßten wir zurückgehen, um für die Geburt einer gewissen Reigung oder Abneigung die erste zu finden? Gesetzt wären sie in unserm Geschlecht, so sich fort auf die Nachkommen, immerdar sich vererbend neuen Geschlechtern. Was auf solche Weise zum Vorschein käme in der Welt, wäre ebenso gut eine Überlieferung als eine ungeschriebene, materialistische oder spirituelle, als das geschriebene Wort und wissenschaftliche der Bildung. Wir kämen demnach aus der Überlieferung heraus, weder durch etwas Außersiches, noch durch innerliches. Nur der Gebrauch, der regierende Geist, wäre unser volles, durch Rechtsverhältnisse gegen die bedingtes Eigentum.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist soeben erschienen und in Buchhandlungen zu haben:

Aus dem Leben
zweier Dichter
Ernst Theodor Wilhelm Hoffmann

und
Friedrich Gottlob Wegel.

Von
3. Funch.

Auch unter dem Titel:
Erinnerungen aus meinem Leben in biographischen
skizzen und andern Mittheilungen. Von
E. T. W. Hoffmann und F. G. Wegel. 8
1 Thlr. 16 Gr.

Jean Paul war es vorzüglich, der den Verfasser munterte und bestimmte, die hier gebotene Biographie Hoffmann's zu beginnen, und der Verfasser der „Vorreden“, der ihn mündlich und schriftlich durch die Andeutungen über Wegel darauf folgen zu lassen werden diese Mittheilungen sich auch einer günstigen im größern Kreise erfreuen.

Leipzig, im October 1825.

F. X. Brodhagen.

Literarische Unterhaltung

Connabend,

Nr. 289.

15. October 1836.

Herr Thoddäus oder der letzte Sajasd in Lithauen.
Eine Schlachtsgeschichte aus den Jahren 1811 und 1812. In zwölf Büchern. Aus dem Polnischen des Adam Mickiewicz, in Gemeinschaft mit dem Dichter von R. D. Spazier. Zwei Bände. Leipzig, Weber, 1836. 8. 3 Thlr.

Mickiewicz ist ein Dichter; ich habe dafür zwei in Augen springende Beweise. Ein Dichter, meine ich, der vollkommen; wahren Bedeutung des Wortes, dem es an nichts fehlt und der sein Pfund wuchern läßt und nicht verliert. Mickiewicz bestellte, wie es der Geist ihm vorschreibt, ein Dichter, das ist sein äußeres Kriterium, läßt sich nicht von den Verhältnissen bestiegen, sondern er bezieht sie, daß sie wie gebändigte Lebewesen ruhig vor ihm liegen, seines Willens gewärtig. Er muß kämpfen, um sie zu bezwingen; aber nur ein Wort muß es ihm sein, um sie als dienende Götter loszulassen.

Bemerkung nenne ich ihn um deshalb einen Dichter, weil dies bedeutende, umfangreiche, fremdartige Gedicht in einer Übersetzung und feinst und hinreißt; welche, um sie zu verstehen, nöthig machte, daß wir erst Polnisch lernen. Denn Spazier hat den Mickiewicz nicht ins Deutsche übersetzt, sondern nur das polnische Gedicht mit deutschen Worten drucken lassen. Es gehörte das ganze Interesse dazu, welches die Dichtung einflößt, um durch Studium zum Genuße durchzubringen; und daß dieser Genuß blieb, ja sich steigerte, indem wenige Stellen in den 12 Büchern waren, die ich, um sie mir nur verständlich zu machen, nicht zwei- oder dreimal durchlesen und mir construiren mußte, ist wenigstens für mich Bärge, wie gewaltig die ursprüngliche Dichtkraft sein muß, und wie der Genius des Dichters über die größte Ungunst, die einem fremden Dichter widerfahren kann, gesetzt hat. Doch kann nachher.

Ich möchte andern Verhältnissen hatte aber der schaffende Dichter selbst zu eingen! Wenn uns schon in Deutschland gepredigt wird, daß nur der Dichter heil ist, der im Strom und Studel der Zeit, der Eucken und Herrschenden Ideen mischt, und dessen Werk ein Reflex sind der menschlichen Sphäre, in der wir uns befinden sollen, was dann von einem epischen Dichter erwartet? Wenn schon uns tagtäglich aus allen Mäulern des Wortes zugesprochen wird, die Kunstperiode

sei vorüber, der Poet müsse die Fesseln des Schönheitsbegriffes zerbrechen und die Mänadensackel ergreifen, um dem neuen Gorte zu dienen; wer erwartet von einem jungen Polen, dessen Fibern der jüngste Schmerz um ein verschwundenes Vaterland durchbrennt, der in der Verdammung vielleicht darbe, wer erwartet von ihm epische Ruhe, heitere Besonnenheit, künstlerisches Maß, poetische Unparteilichkeit? Wenn er im trostlos Elegischen schweigt, wenn er die Zerrissenheit verleiht, Lob, Moder und Verwerfung hinter den schönen Larven wittert, und statt in den Idealen der sogenannten Klassiker in den Sentenzen der sogenannten Romantiker sich gefüllt, so wird das entschuldigbar, erklärlich. Schmerz und Born mögen große lyrische Dichter erwecken; aber keine Epiker. Doch hier ist es anders! Dieses neueste Werk von Mickiewicz ist ein vollkommenes episches Gedicht, eines, das, in seiner Form und Form, in seinem Wesen den strengsten Anforderungen entspricht, die unsere ästhetische Kritik an ein Epos, und zwar an die höchste, nach Andern die einzige Sattung desselben macht. Es liefert nämlich das vollständige, abgeschlossene Bild eines Volkes und seiner Eigenthümlichkeit zu einer bestimmten Epoche; eine durchgehende Handlung voll Interesse, mit reichen Episoden; ebenso interessanter als belehrender Rückblicken in eine historische Vergangenheit, meisterhafte saftige und volle Schilderungen von Drlichkeiten, Zuständen, Sitten. Eine plastische Malerei der toten wie der lebendigen Natur, und dazu eine Charakteristik, klug, treffend, launig; hier mit vielen Worten, dort mit wenigen schlagenden Zügen, je nachdem es dem Dichter nöthig schien. Die volle patriotische Begeisterung, deren der Dichter eines Nationalpos bedarf, durchglüht ihn; aber er wird nicht von ihr übermannt und blind ins fanatisch Unbestimmte fortgerissen.

Wo nahm der Dichter die Ruhe her, wo die Heiterkeit, um dies umfangreiche Gedicht zu componiren? Es hat eine Verwandtschaft mit der Naade, die mir nicht ganz zufällig scheint. Zwar wird die Privathandlung abgeschossen, die Lebenden betrachten und die Parteien versöhnen sich; eben wie im großen Trojanerkriege die Krieger unter den Griechen durch den Tod des Patroklos und die neuerwachte Thätigkeit des Achill ein Ende gewinnen; aber das Hauptinteresse ist damit nicht geschlossen; gleichwie das große Nationalpos der Hellenen noch

endlos fortgehen könnte. Hier rächen zum Schluß die Franzosen 1812 als Besieger in Lithauen ein; es wird schnell eine altpolnische Hochzeit gefeiert, muscirt, getrunken, gejubelt, Polonaisen getanzt und abmarschirt, und der Vorhang des Epos fällt, ohne eine trübe Ahnung, ohne einen düstern Seherblick auf Das, was dieser ephemeren Befreiung folgte. Diese Ruhe, diese Selbstüberwindung sich zur Aufgabe zu stellen, nichts zu geben als einen plastischen Ausschnitt, einen Sonnenblick aus dem Volksleben, das gleich darauf umnachtet wird, traue ich der Besonnenheit unserer besonnensten Dichter nicht zu. Von dem an, der das Nibelungenlied componirte, bis zum Meister Künstlerischer Ruhe, bis Goethe, es wäre keiner gewesen, der diese Selbstüberwindung gelübt hätte, nur den freudigen, lebenvollen Augenblick festzuhalten, ein Bild von Kraft, Fülle und Heiterkeit aufzustellen, wo einen Schritt weiter Blut, Tod, Verderben, Untergang lauerte. Mickiewicz, angeblich Ursprung und Streben nach der deutsch-romantischen Schule verwandt, hat hierin eine seltene Freiheit von derselben und eine Verwandtschaft mit dem Alten bewahrt, daß er das Element der Ahnungen, der prophetischen Vor- und Rückblicke ganz gemieden hat. Was er sagt, hat Kern, was er aufstellt, Hand und Fuß; mit dem Nebelhaften der Romantik (von den Pestdünsten der Pseudoromantik ganz zu schweigen) ging aber weder die Wärme noch die Farbe verloren. In frischem, kräftigem Duft ist das Ganze, anitil in einem guten, modern im bessern Sinne gehalten. Ob das Fundament davon in der Klarheit seines Dichtergenius oder im leichtblütigen Sinn der Nation liegt, die über den Rausch des Augenblicks die Folgen vergißt, lasse ich unentschieden. Der Kritiker hat es nur mit dem Dichter zu thun. Diesen muß ich um der Enthaltung und Beschränkung willen bewundern, denn sie verräth ebenso viel Selbstbeherrschung, als der Nibelungendichter von seinem Standpunkte aus sie that, wenn er durch sein ganzes Epos die süß-düsteren Ahnung vorbildlich läßt, daß all diese Herrlichkeit, die er schildert, in fürchterlicher Blutschuld versinken wird.

Der Form nach steht dieser „lehte Sajasb“ ganz eigenenthümlich da. Nach den ersten Gesängen konnte ich meinen, ob Stoff und Behandlung sich nicht mehr den modernen Bedingungen des Romans fügen, ob das Gedicht, die Verse nicht zufällige Beigabe seien? Die launige Beimischung konnte an Wieland'sche Manier erinnern. Aber mit jedem folgenden Gesange trat der feste Grund und Boden, auf dem der Verf. steht und geht, deutlicher heraus. Da ist nichts willkürlich als der Ruchwille, mit dem er von seinem sichern Standpunkte aus gelegentlich spielt. Ein innerer Ernst, eine Nothwendigkeit liegt diesem inhaltsschweren Gedichte zu Grunde, und die scheinbar nachlässige, geschwätzte Erzählungsweise, die breiten, sich wiederholenden Reden sind Absicht, Kunst und Natur zugleich. Er wollte sein litauisches Volk, wie er es kennen gelernt, malen. Dazu brauchte er solche Töne, Farben aus den Producten des Landes selbst. Ich kenne die litauische Nationalität nur wenig; aber nach seinem Gedichte ist sie mir lebendig geworden; aus der Abwesenheit

der fremden Elemente in seiner Dichtung lerne ich, daß seine Töne eigenenthümlich, wahr sind. Das Fremde abgestreut erscheint, fehlt nicht der ironische Beischmaß, der Dichters bewusste Freiheit beklundend. Die weisheit gemächlichen, sich immer wiederholenden Reden sind aecidens, sie sind ein passivales; daß er als Dichter mit wenigen scharfen Bügen malen kann, zeigt er andern Stellen. Für ein antikes, wie für ein romantisches Epos wären der Worte, der Begebenheiten, es wäre allüberall zu viel gegeben, zu wenig angedeutet, zu wenig zum Rathen überlassen. Aber es ist kein antikes, kein romantisches Heldengedicht, sondern: eine litauische Schlachtgeschicht.

In der breiten Behaglichkeit litauischer Fabeln und keiner Edelsteine bewegt sich die Handlung. Er tritt auch nie positiv in höhere Sphären über; doch liegt sich in diesem Fundamente so viel davon ab, als zur Vollständigkeit des Nationalgemäldes nöthig ist. Den Hochmuth und Heldennuth, den Leichtsin, die Schwendung, die Ausländerel der polnischen Großen, den wir; sie können einem Gedichte glänzende, aber warme Farben geben. Das echt Nationale findet sich nicht in der kleinen Haushaltung des litauischen Bauern, an dem gastlichen Herde des Landbesitzers, in der Schenke des recipierten und nationalisirten im Hader und in der Lust der Jäger, in dem Treiben der Landwirth. Wie geschickt weiß er seinen Gegenstände seinen Farbstoff zu entlocken, ohne freudlos, ungewöhnliche herbeizuziehen, wodurch Andere ihren gern Sujets, künstliche Würze geben. Er ist von Anfang bis Ende mittendrin, in seinem Lande, Volk, bei dem and Streit, beim galanten Pfänderspiel und bei der Lust, die der Brautweinrausch erzeugt. Und doch bleibt er trotz diesem Versenken frei; des Dichters Klarer, unparteiischer Blick schwebt erhaben über allen Verhältnissen; und jeder Erscheinung weiß er ihr Einseitiges aufzuheben.

Ob er geschickter das Land oder die Menschen schildert hat, wage ich nicht zu entscheiden. Bei dem Clavier hatte er mit dem Reichthum, bei der Dichtung mit der Armuth zu kämpfen. Dort mußte er wählen; hier schöpfen, sammeln, schaffen. Was ihm auf den ersten Blick litauische Wälder, polnische Hüthen, Hanffelder und Küchengärten dem schillernden Dichter? Er hat es verstanden, Reize herauszufinden. Er hat dies auch gethan; aber die Sentimentalität und die Monotonie seiner Wirthshäuser Reiz zu geben. Mickiewicz's Schilderungen laboriren nicht an Einseitigkeit; was nur da war, von den Rohrrübenfeldern, den Birkenbüschen und Heubünden, hat herbeizuziehen zur Colorirung des Volksgedichtes. Er prunkt nicht mit Gewittern und Sonnenaufgängen. Ein nordisches Wetter, ein bedeckter Himmel, der Sonnenstrahl, der das Schließloch einer Fensterröhre in die dunkle Kammer bringt, genügt zu seinen Zwecken. Er findet auch ein altes gethürmtes und geganztes Fendelschloß, verschmachtet den Rauber seiner Hallen, Verlässe und Tische; er weiß weit mehr Poetik aus dem Alltäglichen!

zu Schmuckstücken seiner Baumhäuser zu entwickeln, und schwebend Phantasien und Reichthümer um jenes sich streiten, sagen sie sich Beide, daß es ein unnützes Ding ist. Doch sieht, wie es keinem Epos abgehen darf, das Schöne und Schauerliche, nicht ganz. Hier zur Probe Beschreibung des lithauischen Urwaldes, die uns in Dichtung versteht, von denen unsere das Wunderbare süßliche Romantik kaum träumt:

Wer kennt wol Etwas bodenlose Wälderweiten?
Wer kann zur Mitte hin, zum Kern des Dämons schreiten?
Der Fisker kaum am Meerestrand zum Boden kreifen,
Der Jäger um die Baldestlager Etwas schweifen,
Nimm oberflächlich kennend die Gestalt, die Wangen, —
Denn nie zu ihren Herzensrathseeln sie gelangen: —
Und tiefe weiß nur Fabel, Sage nur zu singen.
Drauf im den Wald, den ausgefüllten durchdringen,
Du trittst du einen Wald von Stämmen, Wurzeln, Ästen,
Die Burgen stark von tausend Bächen und Morästen,
Von Amisbergen, Rehen, welche Kräuter rings sich schlangen,
Von Wespenn, Hornschnecken, Kumpen gift'ger Schlangen.
Hat mehr als Menschenähnlichkeit alles dies besetzt,
Die größte Schrecknis dir noch weiter einwärts liegt.
Nicht Bäume, sondern lauern Höhlen jedem Schritte,
Und keine Seen, grabbedeckt in der Mitte,
Denn Menschen ihre Tiefen nie erschloß noch waren
Nur was erscheint die Sage, daß dort Teufel scharen);
Der Seen Wasser bedeckt stetig blut'ger Schimmel;
Dort raucht aus ihm ein finst'ger Brodem auf zum Himmel,
Und dem den Stämmen Laub und Rinde rings entfallen,
Der Kohl stehn, zwerghaft, krank, der Baum in Älen;
Und hier hält ein weichenhöpfig Moos gezogen,
Und Pilze, wie mit Häuten, ist der Stamm umzogen.
Denn der umfließend, einer Herdenschär sie gleichen,
Und am Kessel wärmet und sich kochet Leichen.
Er: Und hinter diese Kreise strebt umsonst zu gehen
Nicht nur der Fuß, das Aug auch, weiter noch zu sehen.
Dort Nebelwolken Alles bergend schon umgeben,
Die aus den weichen Schümpfen ewig sich erheben.
Doch hinter diesem Nebel, wie die Sage wähnet,
Denn eine schöne reiche Landschaft aus sich dehnet, —
Die große Hauptstadt aller Thiere: und Pflanzenarten,
Wo sie den Baum- und Pflanzensamen ausdewahren
Von den Geschlechtern, die sich in der Welt zerstreuen.

In diesem poetisch geschilderten Urthierreich, wo die Thiere ihre Haltung haben und, von der Menschen Bildung nicht verführt, in guten Sitten leben, sterben die Altvordern nur den Naturod:

Es haben einen Kirchhof, dem, wenn nah dem Scheiden,
Es ihr Gefeder, ihre Haare anvertrauen;
Der Bär, des stumpfgeword'ne Zähne nicht mehr lauen,
Der Fisch, wenn er gebeugt, kaum rührt auf den Füßen,
Organe haben, Fellen, denen zu sich schließen
Die Augen, Hasen, wenn ihr Adernblut erkaltet,
Der Adler, wenn der Schnabel krumm sich schon gestaltet,
Dem Hals sich naht und nun auf immer ist geschlossen,
Es blüht der Kirchhof. — Kleinwird auch, wenn angeschossen,
Erstarrt auch, eilet in der Heimat zu verenden;
Reißt man, wo als Gasse hin sich Menschen wenden,
Und nie man noch gefunden todt'ge Thiere Knochen.

Dieser Urwalds Schlupfwinkel, Matcznik in der Jäger-
sprache genannt, wohin nie eines Jägers Fußtritt drang,
Lag außer jenen phantastischen Wandergestalten auch die
alten Bären, welche blauen Einbrüche ins kultivirte
Land machen und deren einer eine bedeutende Mittler-
rolle in dem Gschichte spielt.

Unter dem letzten Sajass ist nicht ein letzter Wohl-
caner, Chonan, oder Abstammung untergegangener Ge-
schlechter zu verstehen. Ein Sajass war in Litauen eine
eigenmächtige Execution. Die Gerichte hatten selten die
Kraft, ihren Urtheilssprüche Geltung zu verschaffen, zumal
wenn der Verurtheilte ein mächtiger Mann war. Der
den Proceß gewonnen, an dem war es, rüstige Ver-
wandte und Freunde um sich zu sammeln, welche durch
Käufe und Waffen das erstrittene Recht geltend machten.
Nicht selten floß dabei Blut, wenn auch meist nur das
der unschuldigen Bauern der Gegenseite. Eine solche letzte
eigenmächtige Selbsthilfe fingirt der Dichter als im J.
1811 vorgefallen. Um das wüste Schloß eines ausge-
storbenen Grafengeschlechts processiren zwei Parteien, de-
nen beiden es wenig um den Besitz zu thun ist. Es ist
mehr eine Ehrensache, und Aufzurederei, brutale Rachsucht,
Eust an Zank und Hader und gereizte Eitelkeit bringt sie
aneinander. Es kommt zu einem fürchterlichen, nächst-
lichen Überfall, für die unsere Vorstellungen kaum 400
Jahre rückwärts nach der Möglichkeit suchen. Aber dies
es als patriotisch fingirt Unternehmen — denn die An-
gefallenen sind die Blutsverwandten und Erben eines Ver-
rathers — contraccirt die Pläne der echten Patrioten,
welche einen gemeinsamen Aufstand zu Gunsten der an-
rückenden Franzosen vorbereiten. Vergebens ist indeß
ihre warnende Stimme. Mit vollkommener Unparteilich-
keit schildert uns hier der polnische Dichter den blutigen
Leichensinn seiner Landsleute, welche über die Entflammung
des Augenblicks die höhere Wohlfahrt muthwillig aus dem
Sinne schlagen. Der zornschneubende Pförtner der alten
Herrschaft, der seines letzten Herrn Mord an den So-
plicas zu rächen hat, beweist mit merkwürdigen Sophis-
men in der Rathsversammlung den kampflustigen Schlach-
tschiken, daß: die Russen überfallen eine weislaufsige, die
Soplicas züchtigen aber eine naheliegende Angelegenheit
sei, daß man jenes den Großen sogleich überlassen, dies
aber selbst thun könne. Umsonst ruft der 70jährige
Schlachtenheld, der Schlachtschik Matsched, seine Brüder
zur Besinnung und schließt in sarmatischem Unmuth:

So lang' von Polens Wiederaufstehn war die Rede,
Bom Staat, Ihr Efel, war bei Euch nur Zank und Hebe.
Da konntet Ihr, Ihr Dösen, weder Euch verstehen,
Noch Euch, Ihr Tröpfe, einen Führer ausersuchen.
Doch ist gleich Eintracht immer, gilt es nur Personen.
Run schert Euch! Denn der Matsched wünscht Euch zu Millionen
Und vierundzwanzighunderttausend Sonnenwagen
Voll Knecht.

Es verstummen, stürzen aber fort.

Die Thür verriegelnd, Alle Matsched nun verjagte
Und dann zum Fenster noch hinaus: Ihr Efel! sagte.

Nachdem der Überfall geglückt, die Gegner gefangen sind,
die Sieger aber sämmtlich betrunken am Boden liegen,
kommt die militärische Execution und Züchtigung, die
denn noch um einige Grade brutaler ist. Jetzt endlich
verbünden sich, zur Mächtigkeith zurückgekehrt, beide pol-
nische Parteien und machen gemeinschaftliche Sache gegen
den Major und sein Bataillon. Es kommt zu einem
ernsten Gefecht, worin die Litauer Sieger bleiben; hier

gesteht sich der Dichter in Schilderungen von Kriechthieren, die er vornehmlich: anzeigt, und man kann es ihm zugutehalten, wenn weit mehr fremde Kritiker fallen als lithauische Schlachtschlagen. Aber auch eine böse Exerzition wird ihm Keller an dem gefangenen Majors vollbracht. Auf denselben nachlässigen Pförtner, der den ersten Kampf entflammte, fällt der Verdacht; er knetzt die Hände und hefft im Himmel Nachsicht für den Menschenweib, weil es pro bono publico geschehen! — Der Obig ist indessen gefährlich, der Aufstand zu vorzük, denn die Franzosen sind noch durch den Rhein und einen Winter von den Invasoren getrennt. Die sich am meisten compromittirt haben, müssen sterben. Die Sache wird, so gut es geht, vertuscht, bis im nächsten Frühjahr Dandrowski's Schwarm mit Napoleon's Heere als Befreier eintrifft. Allgemeiner Jubel und Bewaffnung, Feste, Hochzeiten, Hoffnungen, Rückkehr alter Sitten und der Aufbruch nach Rußland schließen, wie schon angegeben, das Gedicht.

(Der Bescheid folgt.)

Neue romantische Hundekomödie. Magdeburg, Creuß. 1836. Gr. 12. 6 Gr.

Eine ziemlich hantbackene Indeele gegen Menzel. Der Verf. benutzte für seinen Zweck einige der unverantwortlichsten Stellen, die jener im „Literaturblatt“ gegen Göthe vorgebracht hat, und legt sie ihm aufs Neue an einem Orte in den Mund, wo sie am wenigsten hingehören, nämlich im Epigramm. Dort werden sie von Menzel weniger hergeseigt, als hergebeist, obwohl er nämlich summt seinen Genossen (wer sollen diese sein?) in Hundegestalt verwandelt ist. Daher die: Hundekomödie. Kleiland, Schiller, Werz und Göthe selbst machen die Sprecher der Unterwelt; auch der alte Göth, Herrmann und Dorothea reden mit drein. Mitunter kommt etwas Treffendes, das sich nicht garstig ausnimmt; das Ganze aber bleibt immer eine garstige Einspinnung und ist wirklich vom Übel. Es ist dem Verf. so viel zu sagen, daß solche Produkte zu gar nichts heißen, nicht einmal zur Verspottung. Denn um Menzel zu verspotten, ist der Verf. zu schwach; und wenn er ihn hätte belehren wollen — was aber wahrscheinlich ebenfalls nicht geschehen hätte — so mußte er keine Hundekomödie schreiben. Wer wird Menschen durch Hunde belehren, da oft nicht einmal ein Mensch einen Hund etwas lehren kann! Es kommt auch überhaupt gar nicht darauf an, ob Menzel für seine Person bei seinem Glauben über Göthe bleibt oder ihn abschwehrt. Denn der Inhalt, der in seinem animirten Ansichten liegt, ist bereits widerlegt, und zwar unter andern durch noch jüngere Geister, die ebenso pontend und disputierend; und mit eben solchem Selbstvertrauen auftreten wie Menzel, aber dennoch dem alten Göthe seine Galtigkeit vindicirten. Wenn doch nur endlich die deutschen Scribenten zu der festen Überzeugung kommen wollten, daß alles Unwahre sich immer von selbst anzeigt, und daß es weder einer wilden, noch einer zahmen Polemik dazu bedarf. Und fernet ist es immer ganz etwas Anderes, eine neue, sich aufhebende Richtung zu bekämpfen, als mit der subjectiven Ansicht oder Meinung eines einzelnen Mannes zu streiten, der in dieser Meinung eine ganz abweichende und ihm selbst nur eigenthümliche Idiosyncrasie besitzt. Das Wirkwürdigste an dem ganzen Buchlein ist, daß ein Hund darin eine spanische Remonje trägt. Wahrscheinlich ist dies der berühmte Hund Bregenza.

Das interessante Buchwerk: „Narrative of the African, illustrating manners, customs and society on the C. Angora“ (London), enthält eine folgende interessante Notiz: „Der Fluß Niger, ein Nebenfluß des Senegalenstroms, ist nicht der wichtigste, aber einer der besten der Nebenflüsse dieses Stroms. Sein Wasser ist rein und durchsichtig, und bildet sich so als ob es sich mit dem weniger klaren Wasser des Nigarsstroms vermischen, bei dem Vereinigungspunkt beider in einen sehr ruhigen See aus. Es ist bemerkenswerth, daß die Neger oder Nigartoren den Fluß Niger selbst nicht hinabschauen, in dem See haften sie sich aufhalten. Man hört sie nicht für frisch gefüllte Körner, deren Rinde auch sehr weich ist, und wenn sie nicht gedrängt zu weichen dem Schmelz Gewässers nachschwimmen, so glaubt man von unten als Fluß zu sehen. Diese wackelnden Ungeheuer verhalten sich, wenn sie auf Beute lauern, so still, daß sie es ruhig lassen, wenn eine vorbeisegelnde Bark ihre Seiten nach ihrer Stellung hinabwärts verändern. Das sie es in der herangeschwommen kommen und aus ihnen einen Menschen an Thier herausreißen, ist eine Fabel; sie fassen niemals ein Boot an, machen aber Alles, was über Boot in der Gegend fällt, zu ihrer sichern Beute. Diese Lebewesen leben unter keiner Bedingung mehr fahnen, mag man sie schreien oder mit Lanzen und Steinen auf sie werfen. Ein armes Mädchen, welches am Ufer des Sees vor einem hangenden Baume Ganas gepflückt, fiel von einem Ast wurde auf der Stelle von einem Nigartoren aufgefressen. Bruder, der in der Nähe war, sah das schreckliche Geschehen und machte Lärm, allein vergebens, denn schon war das arme Kind mehr sichtbar. Eine Menge Nigartoren, die in der Nähe aufschwebten, um den Tod des armen Mädchens an dem Ufer zu sehen; man sah sie auf dasselbe; allein alle Kugeln glitten an der ungeschützten Haut des Ungeheuers ab. Überhaupt ist die Haut nur an zwei Stellen verwundbar, nämlich an den Händen, die weichen, elastischen Haut zwischen der Brust und dem Kumpf. Ihre Augen sind klein und in der Nacht geschlossen. Kleider lassen sie sich noch am besten an dem Lande, wenn sie sich zu gewissen Zeiten auf die Uferlande oder Sandbänke des Nigarsstroms begeben, um ihre Eier legen, die nicht größer als Schmetterlinge. Ihre Farbe ist ein schmutziges Blau; ihre Haut nicht glatt, wie die der Vögelier, sondern rau und nicht angenehm zu berühren. Auf diesen Inseln sind die Nigartoren mit Wurfpfeilen und biden Stangen bewehrt. Man sieht man ihnen in die Weichen, mit einem Stein man ihnen in den ungeheuren Rücken und hat sie in den Rücken zu zerbrechen. Um dies zu bewerkstelligen, sind aber günstige Umstände zusammenzutreffen, das Thier muß erst angetroffen werden, in welchem Zustande es sich nach einem reichlichen Fraß befindet; auch muß es sich in was sehr selten ist, daß der Nigartoren am Ufer an Lande nicht geht, sowohl im Wasser als auf dem Lande. In dem daher das Erliegen des Thiers durch den Schuß; es ist ein fester und guter Schuß dazu. Sobald die Kugel im Auge trifft, ist das Thier auf der Stelle todt. Die Nigartoren haben einen solchen Haß und Abficht gegen die Menschen, daß sie die Erliegen eines solchen mit lauten Schreien wie ein festliches Ereigniß feiern. Wir fanden auch den Grabstein eines der größten Nigartoren, der hier zu liegen gelegt worden war; man hatte ihm irgend ein Schicksal in den Rücken geschrieben; die Länge war ganz und hin, sah ganz abgethan, ganz wie ein Leichnam. Man sah auch das frische Blut in dem See.

Literarische Unterhaltung.

Sonntag,

Nr. 290.

16. October 1836.

Herr Thaddäus oder der letzte Sajad in Lithauen.
Aus dem Polnischen des Adam Mickiewicz, in
Gemeinschaft mit dem Dichter von R. D. Spazier.
Zwei Bände.

(Bechluss aus Nr. 288.)

Den Inhalt dieses Gedichts habe ich aber damit so wenig
angegeben, als wenn Jemand die Iliade durch die Auf-
zählung von Achill's Verhältniß zu dem Troischenheere und
seinem endlichen Looschlagen charakterisiren wollte. Auch
hätten noch mehrere interessante Privatgeschichten oder In-
sidien, jede in sich bedeutend, mit; keine von ihnen
berührt aber den Inhalt des Gedichts aus, das eben in
seinem hundertfältig geschickt verschlungenen Wurzeln und
Zweigen eines mit meisterhafter Wahrheit geschilderten
Volllebens besteht.

Aber wenige Epopöen sind ähnlich reich an markigen
Charakteren. Man ist im Lesen verwundert, wo der Dich-
ter die Ainten fand, Unterschiede auszudrücken, wo die
generelle Ähnlichkeit das Nuanciren so schwer macht. Ein
ganzes Dorf tollkühner Freibauern wird aufgeführt, Alle
janzfächtig, zur Kauferei in jedem Augenblick aufgelegt,
Alle stolz, arm, tapfer, trunke liebend, Alle Preußen- und
Russenfeinde und gnädige Herren, kurz Alle im Wesentli-
chen gleich und ungebildete Bauern, und doch werden fünf
bis zehn von ihnen individualisirt und ordentliche selbst-
lebige Menschen. Da sind zwei, drei halbkomische Alte,
Scottische Kaledbiener, die ihre Persönlichkeit nichts ach-
ten, um die Ehre ihrer Herren, und doch ist jeder ver-
schieden, ein ganz gesondertes Wesen, in seiner Treue, sei-
ner Geschwätzigkeit, seiner Nachsicht. Auch die gemeinen
Charaktere, der Rejent und Assessor, blasirte Tollkühne,
treten mit wenigen Zügen in voller Anschaulichkeit heraus.
Die polnischen Ehramänner werden durch den besonne-
nen rechtlichen Sendzyla und den wüthigen Podgomorzy
repräsentirt, Beide Vertreter alter Sitte und Ehrbarkeit,
und doch Jeder in seiner Art. Daß der Pole auch dem
Juden sein Recht der Achtung gewährt und ihn als
Landmann und Vaterlandsfreund anerkennt, wie es hier
in der trefflichen Charakteristik des Schenkwirth Jankiel
geschieht, war mit neu.

Ein Charakter vertritt das romantische Princip, das
aus der Vergangenheit in die Gegenwart hinderspielende
Wunderbare. Der Jüngling Jazel ist der tollwüthende

Sarmate, wie wir ihn uns denken. Und der Dichter
spart keine Züge, um dies wüthte Treiben anschaulich zu
machen; er verschönert nichts. Die Wuth verhöhneter Liebe
macht ihn zum Mordmörder, zum Vaterlandsverräther.
Aber er büßt durch ein langes, qualvolles Dasein und
aufopferndes Wirken für das Vaterland seine Verbrechen;
er, oder die Erinnerung an ihn ist das romanhafte Band
des Gedichts, geschickt gewoben, interessant verschlungen.
Jazel's Sühne ist die geistige Katastrophe desselben. —
Wem, unter den strengern ästhetischen Richtern, die natio-
nale Weihe des Gedichts doch den Vorwurf, daß es mehr
Roman, Erzählung als Gedicht sei, nicht nehmen sollte,
der wird wenigstens in Jazel's Bekenntnissen auf dem
Sterbebette den echten Dichter verkennen. In wel-
chem Conflict Jazel mit dem Priester Koback steht, bleibe
hier unverrathen, um dem künftigen Leser nicht das ro-
manhafte Interesse des Werkes im Voraus zu schmälern.
Koback ist eine der gelungensten Kerngestalten in demsel-
ben; ein grimmiger Priester, ein gewaltiger Held, ein
mächtiger Aufruhreprediger und ein feiner Diplomat. Kost-
bar ist die Scene in der Schenke, wo er, mittels der
Tabacksböfe, den an Napoleon's Rechtgläubigkeit zweifelnde
Bauern dessen apostolische Sendung beweist. Auch sol-
che Charaktere sind für unsere historischen Romane durch-
aus neu. Hier sind noch Urstoffe, die weder die Clas-
siker, noch unsere Romantiker gebraucht, und von denen
die französischen Romantiker, in deren Mitte Mickiewicz
dichtete, keine Ahnung haben.

Ob die Vollinnen dem Dichter danken werden? Rei-
zend ist das halbe Naturkind, die Gossia, mehr angebeu-
tet als gemalt. Ein vollendetes Meisterwerk dagegen die
Kokette Tallimene. Aber, fragt die Kritik, gibt es da-
zwischen keine Mittelgattung? Wird die Jungfrau aus
dem unschuldigen Kinde sogleich intriguirende, kokettirende
Weltbame? Fast scheint es, aus positiven Andeutungen,
daß dies des Dichters Meinung ist. Ein Dichter, der
so verständig mit seinen Mitteln umzugehen weiß und
Licht und Schatten mit deutscher Besonnenheit vertheilt,
spricht eben schon durch die Negative. Das männliche
Personal ist so vollständig, daß wir annehmen müssen,
weil er nicht mehr gab als diese beiden Frauen, er habe
damit die Genres wenn auch nicht erschöpft, doch ange-
deutet. — Ubrigens können ihm auch die polnischen Ro-

letzen Dank wissen, denn er zeichnet sie in ihrer Art äußerst liebenswürdig.

Daß die Deutschen, Preußen, Russen in einem politischen Nationalgebieth nicht Liebeslosungen zu erwarten haben, versteht sich von selbst; der Haß gegen beide Legitimen kommt hier und da auf, und die Deutschertreuen sind glücklich genügt. Aber Ross mit Was? Die Art, wie der polonisirte Deutsche in dem doctrenden Herrn Buchmann repräsentirt wird, ist harmlos und lustig zugleich. Die Polemik ist milderer Art und doch auch schlagender, als wir eben die Franzosen zeichneten, und einen Geist wie Lissing an der Spitze! Hr. Buchmann ist ein sanfter Charakter, dessen Ordnungsliebe nur Argumente und Gründe für Alles verlangt, was geschieht. Er billigt überall die polnischen Schlüsse, nur will er zuvor wohlwollende Beratungen und Erörterungen. Zum Exempel, wenn der Executor den Straffälligen auf den Hacken ist, billigt er an sich, daß sie entfliehen, möchte aber, daß vor der Flucht man sich durch wohlgeleitete Reden klar mache, warum man fliehen muß. Noch weniger können die Nationalrussen über gehäßige Verunglimpfung klagen; ihr Hauptmann Rykow ist ein Ehrenmann; nur die polnischen Überläufer werden als Verworfenen geachtet. Wie dieser Billigkeitsinn gegen Fremde und Feinde das Vertrauen für die Wahrheitsliebe des Dichters erweckt, so wird dies Vertrauen zur Achtung bei der Art, wie er, der glühende Patriot, die schwachen Seiten seiner Landsleute nicht verbirgt. Er züchtigt die Gallomanen und macht die Anglomanen lächerlich. Der sentimentale, romantisch anglisirte Graf ist eine ergötzliche Figur. Bis auf den ritterlichen Schwung will nichts davon zum Polen passen; doch wird er nicht Caricatur, sondern bleibt, trotz des Ridiculen, eine edle Gestalt. Aber auf jeder Seite erscheint die eigenthümliche Untugend der Polen, die Zanksucht, in neuer Verkörperung. Keine Versammlung, kein Gastmahl, keine Jagd, kein Gespräch, keine gemeinsame Unternehmung, wo nicht Nachbarn, Freunde aneinander gerathen, heftig werden und der Wortstreit zwischen den Parteien zu Thätlichkeiten und Blutvergießen ausartet. Die Bauern in der Knechtschaft gerathen aneinander und sind bereit, sich bei den Haaren zu greifen in dem Augenblick, wo der diplomatische Unterhändler sie zum Aufstande bearbeitet, und um was? — Ob Kosciuszko einen polnischen Rock mit oder ohne Franzen getragen hat! Um die Trefflichkeit einer Flinten, eines Jagdhundes wird aufs Blut gestritten. Bei solcher Rührigkeit und Quecksilbernatur begreift man kaum, wie allüberall niemals in Polen gemeinsame Unternehmungen zu Stande kamen! Selbst unter den Alten gährt die unverdächtige Zanksucht. Darum ist der Schluß des ganzen Gedichts bedeutungsvoll und schön, wo sämmtliche streitsüchtige Paare und Parteien versöhnt und einig erscheinen. Leider nur ein symbolischer, eine Fata Morgana, die dem Dichter erschien. Ein glücklicher Dichter, der sich solchen Träumen noch hingeben kann!

Wenn ich die negativen Seiten seines Patriotismus heraus hob, so wird es auch Pflicht, ihn in der positiven

Wärme seiner edeln Begeisterung fürs Vaterland bezeugen zu zeigen, und ich glaube dies nicht besser thun zu können, als indem ich folgende rührende Verse, die zuruf des Exilirten an die Dämme seiner Heimat, anführe:

Ihr Heimatdämme! Wenn es je der Himmel thut,
Daß ich, ihr alten Freunde, wieder euch beschäut,
Werd' ich euch wiedersehen noch nicht langem
Ihr, die ich einst auf Kindesfüßen oft umschäut?
Lebt noch der alte Baulis, in des großen Klaus,
Die manch Jahrhundert zählte, wie in gutem Haus,
Woß Menschen setzen konnten sich zum Abendische?
Küßt an der Kirche noch Wladyslaw's Busch, der süß?
Und dort in der Ukraine, ist wol noch vorhanden
Vor Polowinski's Hause, dicht am Rosch gestanden,
Die Linde, die so groß, daß rings in ihrem Schatten
Hol hundert Längerpaare Platz zum Tanzen hatten?

Denkmäler unsrer Land! wie viel in Jahren
Zerfetzen euch wol Kaufmanns und der Russen Heil?
Die keinen Schuß den Waldesjüngern übrig lassen,
Noch Dichtern, die, wie Vögel, euch mit Liedern umfassen!

Trotz des wahren Ernstes, der dem Dichter durchdringt, ist doch der trockene Ernst vermieden. Das Schicksal bei wilder Noth, Blutvergießen und den heillosen Interessen, die es berührt, von anmuthiger Laune durchzogen. Eine feine Ironie, die nirgend zur Verhöhnung wird, spielt mit den Verhältnissen. Wenn er sagt, die Frösche nirgend so harmonisch süß singen als in thauen, so blickt hier der wehmüthigste Ernst aus dem Spasse vor. Zur Probe der launigen, langstweilige diene folgende Schilderung der Ländereien, wie sie im süßen Schauer der Waldesdämmerung, Eroberungsbattende einnimmt.

Am Bache wiesst sie von den Schultern auf das
Den Shawl, vom Wind bewegt. Ein Lächeln, ein
(Sich),

Sie glück der Badenben, die sich zum Wasser neigt,
Zum kalten, eben ehe noch hinein sie steigt.
Dann kniet sie hin, läßt sachte sich zur Seite fallen;
Wie fortgerissen dann von einem Strom von Aalen,
Fällt auf das Tuch sie endlich, lang dann auf sich hin,
Den Arm aufs Gras, die Schläfe auf die Hand gestützt,
Und, blügend unterm Haupte, das herab sich hangt,
Französisches Bettpapier sich zeigt,
Und um des Buches Abasterblätter eingen
Sich schwarze Puffen und der Rosabänder Schlingen.
Auf weiches Gras, auf Karntolnen Shawl gestützt,
Im langen Kleide, wie im Schleier von Komiden,
Das schwarze Haar an einem, und am andern Ende
Der schwarze Schuh, zu Seiten das Gesicht, die Hand,
Und Tuch und Strümpfe, weiß wie Schnee; — sie glüht
Von weitem einer bunten Raupe sie, die schlängelt
Auf grünem Erdenblatt daher. — Vergebens schauet
Die Reize dieses schönen Bilds, daß sie beachtet
Der Kenner Augen.

Aber dieselbe Lallmene setzt sich auch ein andermal, und sie diese Attitude probirt, in einem Ansehnungs, und ihre tollen, entseßlichen Sprünge lassen den langstschwebenden Liebhaber fürchten, daß sie sich verfliegen. In diesen Partien des Buches fehlt es auch nicht an charakteristischen Notizen aus Volksansichten. Wenn bei uns der polnische Rock ein deutscher heißt, so ist polnischen Bauer der französische Grad für einen deutschen Rock! Nach ihrem Glauben trägt der Landmann

schon; noch spricht es immer Deutsch. Der gemeine Russe versteht, daß Czarow sowol als Napoleon sich auf das Verstandene, und Beide in ihren gegenseitigen Schlachten sich in Thieren verwandelten, um sich besser untereinander zu jausen oder voreinander zu fliehen.

Von dem schalthaften Charakter des Originals, von dem leichten Anspielungen mag Vieles in der Übersetzung verloren gegangen sein. Und doch ist die Absicht, uns das polnische Gedicht in seiner frischen Gestalt kosten zu lassen, Ursach, weshalb Hr. Spazier so und nicht anders übersezt hat. Er hat mit vollem Bewußtsein, und stolz darauf, daß er es durchgesezt, ein Gedicht geliefert, wo die Reime, Sätze, Wendungen, Constructions, Auslassungen, kurz Alles, was Farbe und Fleisch ist, polnisch sind, und nichts als die barten Worte deutsch.

„Wie gut, Thaddäus“ — (für den Jüngling diesen Namen die Atern von Kosciuszko damals sich entnahmen, zu dessen Krieg, in dem zur Welt er kam, Bedenken. —) „Wie gut, daß heute deine Zukunft uns muß schenken, wo du so viele Fräulein wirst im Hause sehen.“ — „Das selbst polnisch sein! Noch unverständlicher werden folgende Zeilen:

Thaddäus solche Tugenden und Eigenheiten
Der aufmerksamen Dame Reizung auf ihn leiten.
begriffe wohl, welche ungeheure Mühe diese Irene
Übersetzer gemacht haben muß; aber wer dankt sie
mal Der Dichter mag darüber entzückt gewesen sein, er
sein Original buchstäblich wieder; auch meine Freunde,
welche die Sprache reden, riefen erstent: das ist ja ganz
polnisch! aber von den deutschen Lesern dankt es ihm
höchstens, wer auf diese halbe und doch höchst mühsame
Weise sich mit dem Geiste einer fremden Sprache bekannt
machen will. Der Genus wird erschwert, wo nicht aufgehoben.
Daß Spazier übrigens auch deutsch und gut deutsch übersezen kann, verrathen mehre anscheinend flüchtig
übersezte Stellen, wo er sich gehen ließ und ein harmonischer Versfluß von selbst erwuchs.

Indem ich meine Anzeige durchlese, finde ich so viel Lob gehäuft, daß ich besorge, statt kritisch, panegyrisch an's Werk gegangen zu sein. Überseh ich Schwächen und lobte zu unbedingt, so trifft mich, vor mir selbst wenigstens, nicht der Vorwurf der Absichtlichkeit. Ich ging sogar mit einer Art Vorurtheil an die Lecture, indem einzelne Stellen, die mir in einer Gesellschaft vorgelesen wurden, mich nicht ahnen ließen, was ich im Buche finden sollte. Und doch, wenn ich mir jetzt zum Schlusse Nachenschaft für mein Lob abfordere, finde ich Gründe genug dafür: ich finde ein echtes Nationalgedicht, nicht zusammengesezt und geleimt, sondern aus dem Vollen geschaltten; frisch überflüssig, wie die noch unverbrauchten Stoffe es selbst sind, und doch in der Anordnung die kunstgeübte Hand des Meisters sichtbar, der, was in einem Garten Überwuchs wäre, in dem Walde nicht wegnehmen durfte, ohne am Charakter zu schädigen. Eine herrliche, kräftige Charakteristik, launige Auffassung, feine Beobachtungsgabe und bei einer sinnvollen, reichen Anschauung, die nur selten sich zu sehr in das Detail

verliert, lebendige und eigenthümliche Bilder und Schilderung. Dem Heldengedicht, denn das ist es, fehlt es nicht an schönen mythischen Zügen, und dem National-epos, das sich das edle Ziel sezt, eine Volkseigenthümlichkeit poetisch festzuhalten, wo sie factisch und politisch im Größten ist, nicht an dem Mangel, ohne das der flammendste Dichtergeist nicht zum Vortritt wagt. Ich finde eine ganz eigenthümliche, selbstgeschaffene Form, die das alte Epos mit dem Romane verknüpft, und endlich in der Existenz dieses Gedichts den Beweis, daß Epopöen schaffen noch möglich ist. W. Spring.

Notizen.

In „Histoire de Botany-Bay etc.“ beschreibt Jutes de la Pilorgerie den gegenwärtigen Zustand der englisch-australischen Strafcolonien und stellt gründliche Untersuchungen über die Wirkungen der Deportation als Strafe und als Mittel der Colonisation an. Das Buch kann als eine dankenswerthe Ergänzung der Werke von Koquville, Lucas u. A. angesehen werden. Das Resultat der mit gewissenhaftem Fleiß aus den besten und zuverlässigsten Quellen geschöpften Untersuchungen des Verf. ist, daß im Allgemeinen in Neuseeland und Van diemensland die Deportation nichts zur sittlichen Verbesserung der Verbrecher beigetragen habe, und daß der materielle Wohlstand der australischen Colonien seit 15 Jahren den 40,000 freien und unternehmenden Einwanderern zuschreiben sei, die ihre Capitale aus dem Mutterlande gezogen und sich hier angeseßelt haben. Die englische Regierung hat den unausgesetzten Reclamationen in neuern Zeiten nachgeben und strenge Verordnungen für die Strafcolonien erlassen müssen. Die Peitsche und eine barbarische Strafe werden abthig erachtet, die Leiden der Verbannung zu verstärken, welche anfangs bloß an sich als das größte, Kerker und Galerien aufweisende Strafmittel angesehen wurde, aber sich als solches nicht bewährt. Die Deportation, sagt Hr. de la Pilorgerie, dient zu nichts als den eingewanderten Pflanzern weiße Sklaven zu liefern, verdient aber als Strafe in einem guten Strafrechtssysteme keine Aufnahme.

Alfred Michiels, ein Reisebildner und Kritiker im *Journal des „Temps“*, der, wie es fällt, mit und ohne Spirit über Alles schwatzt, was er halb oder gar nicht versteht, tabellirt in einer Kritik der vom Marq. de Lagrange herausgegebenen „*Pensées de Jean Paul*“ mit richtigem Tact und gesundem Sinn solche, bei uns ebenfalls längst gewöhnliche, aber abgewiesene Auszüge aus den Werken bedeutender Schriftsteller. Es liegt aber in dem Wesen des Hrn. A. Michiels, das richtig Gebachte und Schickliche, was er vorbringt, sogleich durch etwas Albernies und Unschildliches wieder aufzuheben. So sagt er, scherzhaftige Äußerungen unsers großen Humoristen für baare Münze nehmend, bei Erwähnung der Zusammensezung des „*Quintus Fixlein*“ aus 15 Zeiteinheiten: „Man fühlt alles Unzulängliche, um nicht zu sagen Absurde einer solchen Art der Composition. Hierin ist allein der Grund der frostigen Aufnahme zu suchen, welche „*Aitana*“ trotz der aus seiner Heimat mitgebrachten Empfehlungsbriefe bei uns fand. Die Franzosen werden immer Mühe haben, einem nomadischen Geiste zu folgen, der an keinem Orte sein Bett aufschlägt und aus Gerathes wohl der Zeitung seines Eigenthums folgt. Sie ziehen die Regelmäßigkeit des militärischen Schritts den Kreuz und Querläufen des Somnambulismus vor (!!).“ Nachdem Hr. M. noch viel Unsinns über die literarische und politische Verfassung Deutschlands nach den Gesetzen des freivolten und unwissenden Deutschthums in Paris vorgebracht und den Deutschen „politische Cervilität“ vorgeworfen hat, behauptet er gar: „Ein Wendarm ist bei ihnen eine Macht, man grüßt ihn, wenn man ihm begegnet; man bleibt stumm, wenn er den Mund öffnet.“

Dr. M. muß bei seinem Tode durch einen großen Theil Deutschlands viel in Bettler- und Bagaubenherbergen eingekerkert sein, deren Besucher allein aus Gründen ganz ordinärer Klugheit einen Seidarm für eine „puissance“ zu halten und vor ihm zu verkrummen genügt sein mögen.

Die Vereinigten Staaten haben gegenwärtig eine Bevölkerung von 16,580,000 Einwohnern; darunter kommen auf New-York 2,400,000, Pennsylvanien 1,600,000, Virginien 1,360,000, Ohio 1,300,000.

Bibliographie.

Almanach de Gotha pour l'année 1837. 74me année. 16. Gotha, J. Perthes. 1 Thlr.

16. Gotha, J. Perthes. 1 Thlr.
Korora. Taschenbuch für das Jahr 1837. Herausgegeben von J. G. Seidl. 13ter Jahrgang. 16. Wien, Buchholz. 1 Thlr. 16 Gr.

Katenrleth, J. G. F., Ansichten über Natur- und Geistesleben, nach seinem Tode herausgegeben von seinem Sohne G. F. Katenrleth. Gr. 8. Stuttgart, Gotta. 2 Thlr. 16 Gr.
Beer, K. L., Erzählungen. 2 Bändchen. 8. Stuttgart, Gotta. 2 Thlr.

Blumröder, K. v., Der Selbstmord, psychologisch, ethisch und moralisch gewürdigt, mit besonderer Berücksichtigung der Ursachen von der gegenwärtigen Frequenz dieses Übels und mit beigefügten Beispielen aus der alten und neuen Geschichte. Ein Beitrag zur Warnung vor Trübsinn und Verzweiflung und zur Empfehlung der rechten Lebenskunst; theils nach dem Französischen, theils eigenthümlich bearbeitet. 1ter Theil. Untersuchungen über den Selbstmord von Guillon. 2ter Theil. Beispiele von merkwürdigen Selbstmördern. 8. Weimar, Voigt. 1837. 1 Thlr. 18 Gr.

Denkwürdigkeiten über den Bürgerkrieg in Nordspanien. Aus dem Tagebuche eines Augenzeugen. 8. Stuttgart, Neiger und Comp. 1 Thlr. 18 Gr.

Formica, L., Nach den Papieren eines Staatsgefängnisses. 8. Buzlau, Appun. 1 Thlr. 6 Gr.

Freund, Der, des schönen Geschlechts. Taschenbuch für das Jahr 1837. 16. Wien, Buchholz. 1 Thlr. 8 Gr.

Geschichten: Märchen und Anekdotenzeitung. Unterhaltungsblatt für Bibliotheken, Privatgesellschaften und Familienkreise. 1tes Heft. Gr. 4. Dinkelsbühl, Walther. Preis des Semesters 1 Thlr. 8 Gr.

Heller, B. A., Der Wende. Erzählung. 8. Leipzig, Droßisch. 1837. 1 Thlr. 4 Gr.

Hoffmann, K. F. B., Europa und seine Bewohner. Ein Hand- und Lesebuch für alle Stände. In Verbindung mit mehreren Gelehrten herausgegeben. In acht Bänden, mit drei Karten, neun Städtegrundrissen und einhundert Holzschnitten. 2ter Band, enthält: Das Wasser. — Auch u. d. T.: Die Gewässer Europa's. Gr. 8. Stuttgart, Schreible. 1 Thlr. 12 Gr.

Hof-Kalender, Gothaischer genealogischer, auf das Jahr 1837. 74ter Jahrgang. 16. Gotha, J. Perthes. 1 Thlr.

Immergrün. Taschenbuch für das Jahr 1837. Mit Beiträgen von K. v. Fromm, Fr. Laun, Ad. Ritter v. Tschabuschnigg, J. R. Vogl, F. Dingelstedt, M. S. Gaphir. 16. Wien, Haas. 2 Thlr. 20 Gr.

Kerner, J., Nachricht von dem Vorkommen des Befessenseins eines dämonisch-magnetischen Leidens und seiner schon im Alterthum bekannten Heilung durch magisch-magnetisches Einwirken, in einem Sendschreiben an den Herrn Obermedicinalrath Dr. Schelling in Stuttgart. 8. Stuttgart, Gotta. 9 Gr.

Kleinshrod, G. L., Großbritanniens Gesetzgebung über Gewerbe, Handel und innere Communicationsmittel statistisch und staatswirtschaftlich erläutert. Mit mehreren Tabellen. Gr. 8. Stuttgart, Gotta. 2 Thlr.

Königs, Drei, aus dem Geschlechte Wittichow, Theil I. Ludwig I., Otto I. der Heiligen und Helene's Gatt. Herausgegeben von Dr. J. G. Wolf und Dr. E. Lindner. Gr. 8. München, im Verlage der Herausgeber. (Hirschfeld.) 1 Thlr.

Kottentamp, F., Die Engländer. 8. München, 1 Thlr. 12 Gr.

Landendery, Marquis von, Geschichte des Königs von 1813 und 1814 in Deutschland und Frankreich. Deutsche Übersetzung und mit Anmerkungen begleitet von Dr. G. v. Ekenstall. 2 Theile. Gr. 8. Weimar, Voigt. 2 Thlr. 12 Gr.

Norvell, Erzählungen und Phantasiebilder. 2 Bände. 8. Stuttgart, Neiger. 2 Thlr.

Oettinger, G. M., Das schwarze Gefährt. Taschenbuch für Satire, Ironie und Persiflage ohne Goldschnitt. 2 Thlr. Gr. 16. Frankfurt a. M., Cauerländer. 1 Thlr.

Original-Beiträge zur deutschen Schaubühne. I. Theil. Wahrheit, Schauspiel. Die Braut aus der Residenz, Schauspiel. Der Rhein, Schauspiel. Zum Besten des Franzosenkriegs. Dresden. 8. Dresden u. Leipzig, Arnold. 2 Thlr. 8 Gr.

Bearbeiterin: Prinzessin Amalie von Sachsen.

Rant, G. F., Dramatische Zeissbilder. 1ter Band. Inhalt: 1. Der Emporkömmling oder Bürger und Aristokrat. Charaktergemälde in fünf Aufzügen. 2. Die Patrizier. Charaktergemälde in fünf Aufzügen. 8. Leipzig, D. Wigand. 1837. 1 Thlr. 8 Gr.

Riffel, G., Geschichtliche Darstellung des Verhältnisses zwischen Kirche und Staat. Von der Gründung des Christenthums bis auf die neueste Zeit. 1ter Theil. — Auch u. d. T.: Geschichtliche Darstellung des Verhältnisses zwischen Kirche und Staat. Von der Gründung des Christenthums bis auf die neueste Zeit. 2ter Theil. 8. Mainz, Kirchheim, Schott und Poeschl. 2 Thlr. 6 Gr.

Scheffer, L., Kleine Romane. 1ter Theil. Die Götter. — 2ter Theil. Unglückliche Liebe. — Das vergiftete Kamelot. 16. Buzlau, Appun. Preis für 3 Bände. 1 Thlr. 12 Gr.

Schäff, L., Psyche. Episches Gedicht in drei Theilen. 8. Buzlau, Appun. 1 Thlr. 8 Gr.

Slizzen, Romantisch-historische, aus Dantes Hand. Von Emil. 8. Wien, Beck. 1837. 1 Thlr. 8 Gr.

Stuhr, P. F., Die Religions-Systeme der indischen Völker des Orients. Gr. 8. Berlin, Zeit u. Comp. 2 Thlr. 12 Gr.

Taschenbuch, Genealogisches, der deutschen Fürstenthümer auf das Jahr 1837. 10ter Jahrgang. 16. Gotha, J. Perthes. 1 Thlr. 8 Gr.

Tschischka, F., Kunst und Alterthum in dem reichsten Kaiserthume. Geographisch dargestellt. 8. Wien, Beck. 2 Thlr. 6 Gr.

Urschold, J., Geschichte des byzantinischen Reichs. 16. Buzlau, Appun. 1 Thlr. 8 Gr.

Beilagen über die älteste Geschichte Griechenlands und Roms. Ein historischer Versuch. 8. Stuttgart, Gotta. 1 Thlr. 12 Gr.

Beilagen, Das. Ein Taschenbuch für Freunde der nützlichen und erweiternden Lectüre. 20ter Jahrgang. 16. Wien, Buchholz. 1 Thlr. 8 Gr.

Bildbilder für alle Stände. I. Lebensbeschreibungen von ausgezeichneten und berühmten Gewerbetreibenden und Fabrikanten u. s. w. — Auch u. d. T.: Lebensbeschreibungen von Gewerbetreibenden. Insbesondere für Sonntags-, Real- und gewerbliche Lehr-Berriue, Bibliotheken und Freunde der Gewerbe- und Volksbildung. I. Theil. 16. Buzlau, Appun. 1 Thlr. 8 Gr.

Bildbilder für alle Stände. I. Lebensbeschreibungen von ausgezeichneten und berühmten Gewerbetreibenden und Fabrikanten u. s. w. — Auch u. d. T.: Lebensbeschreibungen von Gewerbetreibenden. Insbesondere für Sonntags-, Real- und gewerbliche Lehr-Berriue, Bibliotheken und Freunde der Gewerbe- und Volksbildung. I. Theil. 16. Buzlau, Appun. 1 Thlr. 8 Gr.

Berlin, J., Nachricht von dem Vorkommen des Befessenseins eines dämonisch-magnetischen Leidens und seiner schon im Alterthum bekannten Heilung durch magisch-magnetisches Einwirken, in einem Sendschreiben an den Herrn Obermedicinalrath Dr. Schelling in Stuttgart. 8. Stuttgart, Gotta. 9 Gr.

Beller, M. F., Beschreibung des chinesischen Reichs. 8. Stuttgart, Gotta. 1 Thlr. 8 Gr.

Beller, M. F., Beschreibung des chinesischen Reichs. 8. Stuttgart, Gotta. 1 Thlr. 8 Gr.

Literarische Unterhaltung.

Montag,

Nr. 291.

17. October 1836.

Diese Vorträge über Aesthetik, gehalten zu Zürich 1834 von Eduard Boeckl. Zürich, Biegler u. Söhne. 1834. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Es ist natürlich ein Unterschied, ob eine Aesthetik von einem bloßen Kunstliebhaber, oder von einem ausübenden Künstler, oder endlich von einem speculativen Philosophen geschrieben wird. Obgleich aber ein jeder von diesen Seiten der Aesthetik ein mehr oder weniger von den übrigen abweichendes Aussehen geben wird, so waltet dabei doch der Vortheil ob, daß, sobald nur alle sich innerhalb der nicht schwer zu erkennenden Grenzen halten, die Natur dieser Wissenschaft auch leichtwegs entgegen, von so verschiedenen Seiten, wie die genannten sind, betrachtet zu werden, daß man im Eigentlichen behaupten darf, es könne ihr nur Nutzen daraus entspringen, oder, es sei ihr sogar notwendig. Wir wollen nämlich annehmen, daß es dem Kunstfreund wesentlich sei, das von den Künstlern Dargebotene in dem ihm zukommenden Grade der Reinheit aufzufassen und in der entsprechenden Wirkungsweise auf das Subject zu fixiren, oder, um es noch anders zu bezeichnen, das ästhetische Was in klare Begriffe zu bringen und die einem jeden entsprechende Gemüthsstimmung theils für sich, theils in ihren durch das Zusammentreffen mit anderen Gemüthsstimmungen entspringenden Modificationen erkenntlich zu machen. Der wirkliche Künstler dagegen mag hypothetisch seine charakteristische Aufgabe darin finden, über das schon fertige, nur empirische Feld des Kunstfreundes hinauszutreten, die zwischen dem ästhetischen Was der Kunstproducte und den schöpferischen Vorstellungsmassen des Gemüthes stattfindende Verbindung zu enthalten, mithin, einerseits jene empirischen Elemente des bloßen Kunstfreundes gleichsam in ihre geistige Quelle einzutauchen, wie andererseits eben diese letztere in ihrer freien Realität dem Auge vorzubehalten. Der speculative Philosoph endlich, als Aesthetiker, mag die Bedeutung seines Problems darin legen, daß er nur das Elementare des ganzen Schönheitsgebietes zu ergreifen strebt, und zwar von einer doppelten Seite, einmal durch sogenannte Construction, und alsdann, um das innere Warum dieser Constructionen darzutun, mit den Hülfsmitteln der deducirenden Psychologie. Wenn ich dieses so, wie gesagt, verhält, so leuchtet ein, daß auch der Kunstfreund nicht weniger als der Künstler,

und dieser nicht weniger als der speculative Philosoph eine der Aesthetik zur Erschöpfung ihres gesammten Inhaltes notwendige Function verrichtet, und man erkennt, daß, wie verschieden voneinander auch die von diesen drei Richtungen ausgehenden Arbeiten ausfallen müssen, eine jede von andern doch zur Ergänzung dient, und mithin zu diesen in Beziehungen stehen muß, welche zu heuristischem, ihr nur vorthellhaft sein kann.

Betrachtet man aus diesem, allerdings nur dem Begriffe nach stattfindenden, deshalb aber in der That die Sache erleichternden Gesichtspunkte die Arbeit des Herrn Boeckl, so wird man ebenso bald gewahr, daß derselbe den Inhalt seiner Vorträge nach allen dreien, eben bezeichneten Richtungen zusammengefügt, als man gestehen muß, daß er diese Zusammenfügung auf eine sehr vortreffliche Weise durchgeführt hat. Dies Letztere will um so mehr sagen, da, wie als bekannt vorausgesetzt werden darf, der Verf. seine Überzeugungen nach einem philosophischen Systeme geordnet hat, welches in den ästhetischen und praktischen Gegenständen nicht weniger als in den rein theoretischen das Meiste auf die größte Schärfe und Tiefe der Begriffe zu setzen gewohnt ist, und es also gewiß nicht ohne eine Art von Kunst möglich war, die von diesem Systeme in Betreff der Aesthetik erforschten Resultate einer zwar höchst gebildeten, dennoch aber wahrscheinlich auch manche Berücksichtigung fordernden Gesellschaft so vorzutragen, daß dadurch ebenso sehr die letztere durch angenehme Belehrung und geistige Erholung und Erheiterung, als der Gegenstand selbst durch Klarheit und Verständlichkeit befriedigt wurde. Es macht uns Vergnügen, sagen zu können, daß der Verf. diese Aufgabe in jeder Beziehung gelöst zu haben scheint. Wenn aber auch aus den besondern Umständen, unter denen der Verf. vortrug, Manches hergefloßen sein sollte, das eine strenge Kritik zu einigen missbilligenden Bemerkungen veranlassen könnte, so wollen wir dies doch hier ganz bei Seite lassen und uns dagegen erlauben, etwas aus dem schönsten Vortrage mitzutheilen, der unstreitig einer der interessantesten ist und dem Leser eine Gelegenheit geben kann, unsere obigen Anfangssätze sich auf eine speciellere Weise zu commentiren. Dieser fünfte Vortrag spricht von den verschiedenen Wirkungsarten des Schönen, je nachdem dabei das sinnliche oder intellectuelle, oder ästhetische Interesse und Wohl-

gefallen im Spiele ist, und gibt daher über die Eigenschaftlichkeit dieser einzelnen Arten von Interesse wie über den Unterschied des letztern vom Wohlgefallen Auskunft.

Das Interessante zunächst pflegt man selten als ein Einzelnes zu finden, sondern es steht seiner Natur nach mit einer Anzahl anderer Eigenschaften in Verbindung, welche in diesem Sinne das Gleichgültigere genannt werden. Man bemerkt hierbei, daß Das, was interessant heißt, aus seiner Umgebung, jenem Gleichgültigern, hervortritt und in dieser seiner Höhe vorzugsweise die Aufmerksamkeit fesselt, oder, mit andern Worten, im Gemüthe dominiert. Diese erste empirische Auffassung ist in der That der Sache gemäß, denn die psychologische Erklärung bestätigt sie dadurch, daß sie nachweist, wie eine gewisse Vorstellung oder ein Complex von Vorstellungen oft eine große Anzahl anderer im Gemüthe zurückzuhalten, gegen die Schwelle des Bewusstseins zu drängen vermag und mitunter, während die Aufmerksamkeit allein nur unter den Gliedern jenes Complexes umherzulaufen scheint, diese sogar von jenen mehr zurückzuhalten. Vorstellungen noch unterstützt werden! Allein in diesem Verhältnisse, worin das Interessante zu seinen Nebenvorstellungen steht, liegt sogleich der Reiz zu noch andern Erscheinungen, die für das Interessante ebenso wesentliche Merkmale liefern, als wie eben das Fesseln der Aufmerksamkeit für ein solches. Nachkommen nämlich muß die Verbindung mit andern Vorstellungen den Erfolg haben, daß das Interessante von dieser einzelne oder ganze Reihen, die bis dahin gleich den frühern tiefer im Bewußtsein standen, aufregt und in Bewegung bringt; hierdurch bekommt der jener erstern sich vertiefenden Aufmerksamkeit entsprechende Zustand des ruhigen Interesses noch einen Zusatz, nämlich die Aufmerksamkeit geht in Erwartung über, und das Interessante, das uns vorhin gleichsam als die Spitze einer unter ihm liegenden, es selbst aber tragenden und hebenden Vorstellungsmasse erschien, wird jetzt der Anfangspunkt eines weiterlaufenden Vorstellens und damit der Grund eines aufgeregten Gemüthszustandes, so daß es jetzt nun gleichsam von einer Vergangenheit und Zukunft umgeben ist. Drittens aber denke man sich, daß beim der Erwartung dasprechenden Zustande des Gemüthes die wirklich eintretenden neuen Zustände nicht auf solche Weise zusagen, wie dies die eigentlich erwarteten werden gethan haben, so ist hier von wiederum die Folge, daß auch der Zustand der Erwartung noch eine Modification bekommt, und zwar die, daß seine vorherrschende Neigung zu dem Erwarteten wegen der von dem nicht entsprechenden Neuen auf sich selbst rückwirkenden Spannung jetzt in den Zustand des Begehrens übergeht, welcher, da wir denselben in einem angefüllten und mit einem Körper versehenen Gemüthe annehmen, sich endlich entweder als Forderung oder als hervortretende Handlung offenbaren kann. Dies Alles zusammengenommen ist nun Dasjenige, was den Zustand des Interesses ausmacht, sowohl mit seiner Veranlassung wie mit seinen Folgen, und welches mithin das Interessante charakterisirt.

Man kann diese Sätze sich am leichtesten bei beweglichem Interessanten deutlich machen, also etwa dadurch, daß man sich als theilnehmenden Zuschauer einer Schilke denkt und sich veranlaßt, über wie viele Scenen sich das Merken hinwenden, bei den wichtigsten verharren, beim Hauptgeschichte stehen bleiben, die Nebenhandlung einer schon vorhergegangenen Erzählung, zu demselben Ende tungen veranlassen, dann wieder wegen Hindernisse hemmungen erleiden, dadurch also den Zuschauer zu Fortsetzungen treiben, so ihn endlich mit zur Handlung mit herziehen können; aber wir wollen lieber das schon mehr gedrückte und auch vom Verf. benutzte Beispiel hernehmen, dieses dem Leser näher liegt.

Die ersten Scenen eines Dramas z. B. regen ein Bild von Vorstellungen im dem Zuschauer an, als ob am der Verlauf der begangenen Handlungen und Situationen an, oder jene Weise fortschritte, das Ganze der Darstellung auf diese oder jene Art weiter verwandeln müßte. Es ist bekannt, daß vorwiegend das Bewußtsein mit ihnen verbunden ist, Situationen und Veranlassungen, die, wenn noch zögern, schwebt das Interesse mit diesem Bilde nicht vermittelten Gedankenhaltens in der Erwartung. Hier geht das Interesse offenbar aus dem Gemüthe, welches die vertiefende Aufmerksamkeit besitzt, überzugehen, noch nicht Erscheinungen, nur Erwartungen. In der später eintretenden Scenen und ihrer Veranlassungen nun mit den vorausgedachten Vorstellungen, mit den tungen überein oder nicht. Es kommt nun darauf an, ob sich die Theilnehmenden diese gänzliche Veränderung wirklich anschauen von dem Erwarteten, nicht oder nicht. Es ist die durch, das nun eintretende Vorstellungen in dem Gemüthe das Übergang zu dem ersten Interesse in das Bewußtsein hineinzufügen, mit leichter Mühe, so entsteht ein neuer Zustand, dem nun wirklich vorhandenen neuen Gegenstände, welche vielleicht wieder neue Erwartungen anregt, die nun folgen oder Forderungen entgegengehen. Diesen Reiz, diesen vertiefter Aufmerksamkeit Anschauung und immer in der Erwartung kann man in allen klassischen Dramen kennen; in denen der gedächte Dichter, an der Stelle eintretet und fortsetzt, als wären sie dem Zuschauer in einer gemüthlichen Erinnerung überlassen. Es ist endlich auf die Verschiedenheit des Auffassens überzugehen, wie man bemerkt, daß dem Liebhaber die Erwartung, Kenner die deutlich ausgesprochene Forderung, dem Künstler die Handlung mit dem ganzen Erfolge, dem Leser das Interesse bis zur letzten Aufregung sein Interesse zu sein pflegt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Elisabeth Rulmann.

Eine die Aufmerksamkeit fesselnde Erscheinung ist die begabte Dichterin, die, in einem Frauen, nicht weniger unter den ungünstigsten äußern Verhältnissen, im 17. Jahr erwacht und, wie Wände der Luft, die Luft läßt! Es sind dies ergreifende Klänge aus der leichtbewegten und schon bestimmten Gemüths-erwartungen Leser, wenn nicht noch mehr andere, die ihre Verwandlung jetzt als der gebildeten Welt, ist die genaue Bekanntheit der jungen Dichterin, ihren Sätzen und Sängern, welche die Welt, das man nicht erwartet. Bei dem ersten seltenen Geden und die hoch seltenen Tradition, jugendlichen Sängern unterlagenden, und das große Publikum, welches die Dichterin

am 5. Juli alt. St. 1803 zu Petersburg geboren. Ihren Vater, Bernhard Kulmann, der anfangs ein russischer Beamter, dann mit dem Prädikat eines Collegienraths ein Amt verwaltet hat, verlor sie frühzeitig und fiel nun mit ihren Geschwistern der Sorge einer zärtlichen, aber dürftigen Mutter anheim. In einem entfernten Theile der Residenz, fast dem städtischen Meerbusen wohnend, verlebte sie ihre Jugend in den ärmlichsten Umständen; aber schon im fünften Jahre wurden ungewöhnliche Geistesgaben und eine reiche poetische Phantasie an ihr bemerkbar. Damals dichtete das Kind folgende Fabel, deren Entstehung in einem so jugendlichen Kopfe merkwürdig ist: „Ein armer Mann hatte einen Hund, der sein Haus bewachte und schmeichelte um ihn herum, wenn der Mann sich müde gearbeitet hatte und ausging. Der Mann liebte sehr seinen Hund, aber der Hund war plötzlich verloren. Da grünte sich der Mann und weinte bitterlich. Seinen Kummer sah der helle Mond, lächelte ihn an und sprach: Weine nicht, guter Mann, dein Hund ist bei mir, komm du auch zu mir, ich gebe dir eine Hütte und weide. Der arme Mann hörte auf diese Rede, und nun ist er im Paradies, steht von dort auf uns herab, und es ist ihm wohl.“

Wahen des Kindes fanden einen großmüthigen Pfleger an dem Jugendfreunde des Vaters, Dr. Großheirich, damals Lehrer in einem adeligen Hause zu Petersburg. In ihrem ersten Jahre schrieb Elisabeth richtig Deutsch, die Sprache ihres Vaters, und Russisch, die Landessprache, zugleich drückte sie mit Leichtigkeit im Französischen aus. Sie hatte auch Gelegenheit gefunden, Unterricht im Italienischen zu erhalten, das ihre Familiensprache war. Voll Bewunderung hörte man das eifährige Mädchen in der Art italienischer Improvisatoren lange Stellen aus Tasso mit ihrer jugendlichen Elmsprache recitiren, die man geneigt war für eine römische zu halten. In ihrem 12. Jahre erlebte Elisabeth eine günstige Veränderung in ihrer äußern Lage. Abramow, der griechische Capitän des Bergcorps, eines Instituts zum Unterricht angeworben hatte, bot Elisabeth's Mutter, deren dürftige Lage bekannt war, einen Theil seiner jetzt leerstehenden Amtswohnung an. Durch den Umzug in das Gebäude des Bergcorps kam Elisabeth in Berührung mit der Familie des damaligen Directors desselben, von Weber. In seinen Töchtern fand sie ihre bald befreundete Gesährtinnen und konnte Theil nehmen an ihrem Unterrichte. Auf diese Weise erlernte sie in wenigen Fortschritten Musik, Tanz, Schach und erwarb sich die Ausbildung, die man jungen Mädchen von Stande aneignete. In ihrem 12. Jahre erlernte sie mit wunderbarer Schnelligkeit Latein, las mit Dr. Großheirich Cicero's Briefe, übersetzte Oden des Horaz. Eine Äußerung dieses ihres Lehrers im Gespräch mit Andern, wie bezeichnend die Kenntniß der griechischen Sprache sei, um in den Besten hellenischer Dichter die wunderbare Kraft eines poetischen Gedankens zu erfassen, der in die unvollständigsten Sprachformen angekleidet ist, erweckte in der jungen Brust den Wunsch, auch diese Sprache sich zu erschließen. Der großmüthige Pfleger ihres Stieffaters schenkte ihr einen Homer und gab ihr, durch seine Berufsgeschäfte fern von ihr gehalten, an seinem einzigen freien Abends, dem Sonntage, Unterricht im Griechischen. Im vierten Monat desselben las sie das Evangelium Matthäi, nach 15 Jahren Pindar, der ihr Liebling war. Jetzt wandte sie ihre Thätigkeit auf die neugriechische Sprache, und so außerordentlich war ihre Gabe, Sprachen zu erlernen, daß sie bald mit großer Fertigkeit Neugriechisch sprach. Ein Morror, der sie sah, hielt sie für eine Griechin, ja bestimmte die Insel im Archipelagus, von der sie, ihrer Aussprache, nach gebürtig sein mußte. In diesem Glauben bekräftigte ihn die äußere Erscheinung Elisabeth's. Die Linien ihres schönen Gesichts waren griechisch; das mit leichter Wangenröthe überflogene, Ellenweiss desselben umschattete dunkle Haar, das Auge war tiefblau wie südländische Augen, denn sie trug schwarze Lin. — So sehr Elisabeth

mit jugendlichem Enthusiasmus und dem Eifer eines Philosophen an Hellen Dichtern hing, so fand sie doch Zeit und Lust, die englische, spanische und portugiesische Literatur kennen zu lernen. Sie übersezte Deutsch aus dem Englischen Bruchstücke aus Milton's „Verlorne Paradies“, aus dem Spanischen Priarte's Fabeln, aus dem Portugiesischen dreißig Oden von Manoel. Von den neueren Literaturen zog sie am wenigsten die französische an, und sie hat nichts aus dieser Sprache übersezt, aber über die älteren französischen Dramen scharfsinnige Urtheile ausgesprochen, die Urkunden ihrer ungemeinen Belesenheit sind. Männer der jungen Dichterin suchten ihr die Theilnahme der Kaiserin Maria zu verschaffen und überreichten derselben eine Auswahl Anakreonischer Oden, die Elisabeth deutsch und russisch und einige auch italienisch übersezt hatte. Ein reiches Geschenk der Kaiserin erfreute die Dichterin und erweckte in ihr eine enthusiastische Erkenntlichkeit. Nur 15jährig dichtete sie jetzt, deutsch und russisch, zum Preis ihrer Wohlthäterin: „Das Denkmal Berenice's“, einen Cyklus von Gedichten voll hellenischen Geistes. Berenice, die Mutter des Ptolemäus Evergetes, die Schützerin der Kunst und Wissenschaft, ist ihre Wohlthäterin, die Kaiserin Maria, Alexander's Mutter. Zehn gleichzeitige Dichter, Epiphron von Spalci, Philémon, Bior, Moskus, Apollonius von Rhodos, Homer der jüngere, Krastus, Philotas, Kallimachus und Theocrit beginnen wetteifernd Gesänge zum Preis ihrer Beschützerin Berenice, jeder in der ihm eigenthümlichen Weise. Diese vereinigten Gesänge betragen im Druck 180 Seiten und nur selten ist ein panegyrisches Gedicht mit so viel Sinn, Geschmack und Erudition abgefaßt worden. Ein Gedicht ähnlichen Geistes ist „Korinna“. Diese Zeitgenossin Pindar's soll, wie berichtet wird, im Wettgesange mit ihm fünfmal den Preis davangertragen haben. „Ich glaube es nicht“, sprach einst die 15jährige Schülerin zu ihrem Lehrer; „zu erhaben ist Pindar, als daß ein Frauenzimmer ihn hätte übertreffen können. Die Richter müssen bestochen gewesen sein; aber immer ist es schade, daß von Korinna keine Gedichte auf uns gekommen sind. Nicht leicht war es, in Griechenland den Ruhm einer guten Dichterin zu erlangen, und sie hatte diesen.“ — „Erwecken Sie Korinna, wie Macpherson den Ossian“, erwiderte scherzend der Lehrer, und nach einiger Zeit zeigte ihm Elisabeth ein russisches und auch ein deutsches Gedicht, in Korinna's Geist gedichtet. Erkannt munterte sie Dr. Großheirich zu fernern Versuchen auf, und so entstand eine Reihe von Gedichten, im Druck 20 Seiten, „Die Gesänge Korinna's“ genannt, voll Anmuth, reicher Erfindung und Kenntniß des Alterthums. Die Schilderungen griechischer Landschaft und südlicher Natur setzen in Erstaunen, wenn man bedenkt, daß die 16jährige Verfasserin nicht weiter gesehen als eine morastige Kewalinsel, ein graues Meer mit flachen Ufern, dürres Birkenland und den bleichen nordischen Himmel. Als Zeugniß der Leichtigkeit ihrer poetischen Production und der Entwicklung der Gedanken aus dem eignen, begeisterten Wesen, schreiben wir hier eins ihrer frühesten deutschen, fast noch in den Kindersjahren abgefaßten Gedichte aus:

Da willst, daß ich dir sage,
Woher mir die Gedanken
Zu meinen Bildern kommen.
Wie soll ich das erklären,
Ich kann es nur durch Bilder.
Daß ich noch nie den Himmel
Ganz wolkenfrei gesehen?
Nun, da erhell' ich manchmal,
Nicht an dem Olympe's Rande,
Rein hoch im Reich der Lüfte
Ein jartes leises Bildchen.
Von dem ich mich vergebens
Bemühe zu entdecken.
Woher es wol entstanden.
So kommen mir gewöhnlich
Die allerreizen, schönsten.

Verstehen, was das ist
 Mir selbst erklären konnte,
 Woher sie mir gekommen.
 In aber dieses Mädchen,
 Kam einmal da, so bildet
 Es schnell sich zum Gewichte,
 Das tausend Formen annimmt,
 Die eine immer schärfer,
 Kommt'ger als die andre.
 Oft ist es in Gedanken
 Und schaut in die Zukunft
 Und denf an Alles, was mir
 Schon verloren, später
 Vielleicht auch mütterlosen
 Begegnen wird im Leben.
 Da hör' ich das Gezwitscher
 Von einem kleinen Vogel,
 Der sich auf einem Zweige
 Der nahen Birken schaukelt.
 Und mir ist es zu Muthe,
 Als sagte mir der Vogel
 In einer völlig klaren,
 Mir längst bekannten Sprache:
 „Was kümmerst du dich, Mädchen,
 Bergänglich um die Zukunft?
 Sieh, ich bin nur ein Vogel
 Und bin stets froh und heiter. —
 Zwar weiß ich nicht, wohin ich
 Die mich gedat, begeben,
 Ich habe weder Bruder,
 Noch Schwester, noch Verwandten,
 Und dennoch frohst du, daß ich
 Des Lebens mich erfreue!“
 Ich hör' sein Lied und deute
 Es mir so aus, und heiter
 Wird mir auf neu die Seele.
 (Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Einem der zahlreichen chinesischen Romane (benn man schreibt deren in China beinahe ebenso viele als in Deutschland) liegt folgende Fabel zu Grunde, welche komisch genug ist.

Ein Schüler von der Sekte der Taoisten oder Doctoren der Vernunft geht des Abends unter den Grabstätten spazieren, um dort seinen Meditationen Raum zu geben; hier bemerkt er an einem frischen Grabmale eine junge Dame damit beschäftigt, mit einem großen Häher das Grabmal abzuweiden. Bei dieser seltsamen Manipulation vergießt sie reichliche Thränen. Der Scholaster, welcher meint, dies sei eine Selbstkasteiung zur Ehre des Loben, tritt gerührt zu der jungen Frau und fragt sie, warum sie sich diese saure und unersprißliche Mähe gebe. „O“, antwortete ihm die junge Frau, „Ihr erblickt in mir, mein Herr, eine trauernde Witwe auf dem Grabe ihres Gatten. Er war mir sehr theuer und liebte mich mit gleicher Zärtlichkeit wieder. Bei seinem Tode, der ihn sehr betrübte, waren dies seine letzten Worte: Mein geliebtes Weib, solltest du je daran denken, dich zum zweiten Male zu verheirathen, so beschwöre ich dich, mindestens so lange zu warten, bis der Häher auf meinem Grabmal trocken ist. Nun“, sagte das Weib hinzu, „seht ihr mich beschäftigt, mein Herr, das Grab meines Mannes anzuwenden, damit es etwas eher trockne, denn es ist noch außerordentlich feucht.“ O du Ungeheuer, denkt der Doctor der Vernunft bei sich selbst, geht eilig nach Hause zu seinem jungen Weibe und erzählt ihr den Vorfall. Die Frau des Doctors scheint im Innersten empört über die leichtfertige Gefinnung der andern Frau: „Wie ist es möglich“, ruft sie aus, „daß ein Weib zum zweiten Male sich vermähle!“

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von H. A. Brockhaus in Leipzig

Ich schreibe dir's ja, mein Geliebter, sollte ich je das nicht haben, dich zu verlieren, so werde ich getödtet sein. Wir wollen sehen, denkt der Philosoph und Doctor in der Zukunft, ob sie die Probe halten wird. Nicht lange, so strickt ihn eine schwere Krankheit aufs Lager. Er erleidet eine gefährliche Scene; der Ehegemahl, der sein Weib nicht liebt, nimmt für immer Abschied von seiner bis in den Tod trübten Gattin. Sie wiederholt ihm ihren Entschluß, zu geliebtem Witwe bleiben will. Unter dieser trübseligen Bedingung segnet der Doctor der Vernunft das Heilliche. Die wer jammert entseßlich. Es finden sich bald Ärzte, unter denen auch ein junger, sehr hübscher Mann u. s. w. Der des ersten Gemahls ist noch nicht zur Erde begeben, schon die Sache mit dem zweiten richtig. Es werden die Vorkehrungen zur Hochzeit getroffen, als dem Brautigam plötzlich sehr unwohl wird und er, wie vom Schlag getroffen, für todt zu Boden stürzt. Da kommt ein Nachbar zu dem unersprißlichen Braut und bedeutet ihr, ruhig zu sein, denn Zufälle hätten nichts auf sich, wenn man nur in der Eile des Scheiterns eines unlängst Verstorbenen habhaft werden und dem Apoplektischen in warmem Wein zu trinken geben. „Es was“, ruft die Frau erschrocken, „da ist ans ja mein Mann ist erst vor wenig Tagen gestorben, ich will selbst den Sarg öffnen und ihm das Geheimnis herauslocken, ist ja todt der arme und fühlt es nicht mehr.“ Sie gleich mit einer tüchtigen Pause in den Seiten, wo sie beigesetzt worden; allein eben da sie den Schachtel öffnen will — o Schrecken, so erhebt sich der Leichnam, der todtgeglaubte Mann steht vor ihr. „Mein gutes Weib“, „hilf mir aus dem verdammten Kästen steigen!“ In seinen großen Schreck that das Weib das Beste, was sie thun konnte, das heißt: sie hing sich an den Mann und schrie: „Du bist todt!“ Der Doctor der Vernunft aber hat seinen Körper ab, und nachdem er sich höchst eilig überzeugt, daß sie ihrerseits vollkommen todt ist, in seinen eignen Sarg und scharrte sie ein, mit dem heiligen Schnur that, sich nie wieder in seinem Leben heirathen. Diese einfache, aber ihrer ganzen Natur nach echt orientalische Geschichte hat Voltairre in seiner so gut bearbeitet, als er sie auf seinem Standpunkte konnte, das heißt mit andern Worten, ziemlich schön.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist soeben erschienen:

Die Abenteuer

des

Simplicissimus

Ein Roman aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges.

Herausgegeben von

Eduard von Balow.

Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Es war gewiß ein glücklicher Gedanke, einen wahren und zwar den ersten Originalroman der deutschen Literatur, wieder in einen großen Roman zu fassen einzuführen: Man kann den **Simplicissimus** als frühzeitige, deutsche Denkwürdigkeit ansetzen. Ein anderes Werk gibt, das den Geist und das Leben des Vaterlandes in jener unglückseligen Zeit so genau, so lebendig, so anschaulich und so lebendig darstellt. Leipzig, im October 1886.

Die Vorträge über Ästhetik, gehalten zu Zürich 1834
von Eduard Bobrik.

(Fortsetzung aus Nr. 291.)

Der Verf. geht jetzt, nachdem er also psychologisch das Interesse erläutert hat, zu den möglichen besonderen Arten desselben über, und nähert sich dadurch der Unterscheidung zwischen dem Interesse und dem Wohlgefallen. Die Arten des Interesses müssen sich natürlich durch die mögliche Verschiedenheit Dessen ergeben, woran das Interesse haften kann, und da bietet sich die Eintheilung in Sachen, Formen und Zeichen dar, so daß den Sachen das sinnliche, den Zeichen das intellectuelle, den Formen aber das ästhetische Interesse und Wohlgefallen entspricht.

Eine Sache, welche sich vor den übrigen für uns geltend machen will, muß einen überwiegenden Eindruck auf unsere Sinne ausüben. Doch es ist bekannt, daß hierbei sowohl auf die Eigenthümlichkeit dieser Eindrücke, als auch auf ihre Quantitäten, wie endlich auf die Art und Weise ihres Gegebenwerdens viel ankommt, wie und in welchem Grade das Interesse dabei stattfinden soll. Am meisten ist das sinnliche Interesse ein wandelbares und flüchtiges, so daß, wie etwa bei dem analysirenden Auffassen der Merkmale eines Gegenstandes, oft ein mit Absicht unterstütztes und erhaltenes Verweilen hinzukommen muß. Ferner liegt es in den Gesetzen unserer Natur, daß die sogenannte Empfänglichkeit unserer Sinne, sobald sie den ihr möglichen Grad erreicht hat, unmittelbar wieder nachläßt, weshalb wir gleichsam stets zwischen den beiden Grenzen der frischen Regsamkeit und der ermatteten Aufmerksamkeit leben; und endlich läßt hier das aus diesem zweiten Punkte hervorgehende Gesetz der Gewohnheit einen außerordentlichen Einfluß aus. Es wird daher mit Recht bemerkt, daß, wenn man an diese Wandelbarkeit der sinnlichen Eindrücke noch die nachfolgenden Stufen der Erwartung, Forderung und Handlung anknüpfen wollte, man sehr leicht einsehen werde, wie wenig der geistigen Entwicklung das alleinige sinnliche Interesse gewähren kann, und wie sehr durch dasselbe ein ihm allein hingeworfenes Gemüth ein bloßer Kanal für alle Empfindungen werden muß, die der Moment bringt und der nächste Nachverdrängt. Was aber das sinnliche Wohlge-

hen gleich genannt werden mag, so hat dieses seinen Ursprung in den während und neben der sinnlichen Wahrnehmung entstehenden sinnlichen Gefühlen, und seine Eigenthümlichkeit in der Befriedigung bald deutlich, bald nur dunkel bewußter körperlicher Bedürfnisse. Indes muß man gestehen, daß dieser Gegenstand keineswegs schon so aufgeheilt ist, wie man wünschen möchte; wir müssen uns vielmehr mit dem charakteristischen Merkmale des sinnlich Wohlgefälligen oder also des eigentlichen Angenehmen begnügen, daß es nämlich jedesmal ein von der Masse oder dem Stoffe untrennbares Gefühl ist, bei dem wir nicht, wie es bei dem ästhetischen und in manchen Fällen auch bei dem intellectuellen Interesse und Wohlgefallen angeht, den Stoff aus seiner Verbindung mit dem Gefühle herausnehmen und ihn als etwas Gleichgültiges der Unnehmlichkeit gegenüberstellen können.

Die Zeichen, z. B. die geschriebenen oder gesprochenen Wörter der sämtlichen Sprachen, also diesen Begriff im engern Sinne genommen, interessieren nur mittelbar, nämlich als Mittel zur Erinnerung Dessen, was sie bezeichnen sollen, und deshalb hat das Interesse eigentlich nur einen Durchgangspunkt an ihnen, da die Aufmerksamkeit sowohl wie die Erwartung am Ende immer auf das Bezeichnete selbst gerichtet ist; die reine Sprachforschung macht hiervon die einzige Ausnahme. Man muß daher diesen Begriff „Zeichen“ hier in einem weitern Sinne nehmen, so daß unter ihn selbst Sachen und auch gewisse Formen fallen können, nämlich als Symbol oder Andeutung eines Gedankens; ja, wenn man die Unterscheidung zwischen Subjectivem und Objectivem so zulassen dürfte, daß unser Wissen das Letztere in Wahrheit abbildete, so möchten selbst die Begriffe, namentlich die individuellen, als Zeichen angesehen werden können, nämlich als Abdrücke oder Bilder von dem durch sie gedachten Objectiven. Auf diese Weise wird dem Leser einerseits leicht eine Menge Beispiele von dem Interesse an Zeichen befallen, indem er etwa an die Auslegung der Hieroglyphen oder an alle Untersuchungen der mythologischen Symbolik denkt, und andererseits wird er begreiflich finden, weshalb man dieses Interesse mit Recht das intellectuelle nennen kann, deshalb nämlich, weil in den meisten Fällen dabei jene bezeichneten rein geistigen Zustände in dem Gemüthe vorherrschend sind.

Der Verf. macht an dieser Stelle die sehr wahre Bemerkung, daß selbst die höchsten Ahnungen über Gotteseit und Unsterblichkeit, die tiefsten Untersuchungen und Überzeugungen von den ersten Gründen und dem nothwendigen Zusammenhange der wirkenden Naturkräfte im Grunde nichts Anderes seien, als ein Gedankengewebe, dessen erste Fäden sich an den Rahmen dargebotener Zeichen anknüpfen, oder von den oft kenntlichen, öfters noch kaum erkennbaren Spuren jener Gewalten ausgegangen sind.

Das intellectuelle Wohlgefallen wird einem Jeden bekannt sein, der irgend schon einmal Hindernisse gegen Wünsche und Begehrungen überwunden oder seine Befürchtungen in einen glücklichen Erfolg hat auslaufen gesehen; am meisten aber muß es wol Denen, die sich mit der Kunst und den Wissenschaften befassen, zu Theil werden, wie dies wenigstens die vielfachen Versicherungen glauben lassen, daß die Freuden der geistigen Arbeit und deren glücklichen Gelingens weit jedem andern Genuße sollen vorzuziehen sein. Und in der That, auch die psychologische Erklärung kann dies nur bestätigen, indem zu demjenigen Prozesse, welcher zur Erzeugung des intellectuellen Wohlgefallens erforderlich ist, sich besonders in der Kunst und in den Wissenschaften Gelegenheit findet. Wir lernen diesen Proceß am kürzesten aus den eignen Worten des Verf. kennen, die hier daher folgen mögen.

Man denke sich nämlich ein paar Gedankenreihen, welche sich auf die Art gleichzeitig im Bewußtsein entwickeln, daß sie durch gemeinschaftliche Wirkung gegen ein und dasselbe Hinderniß sich gegenseitig begünstigen. Die Bestrebungen und Regungen des intellectuellen Interesses, namentlich wenn es durch seine höhern Entwicklungsstufen zu den verwickelteren Untersuchungen und Forschungen antriebt, bringen eine Mehrzahl von Vorstellungsreihen in wirksame Bewegung; es hängt nun von der Beschaffenheit dieser Reihen ab, ob sie mehr eine gegenseitige Hemmung, oder mehr eine gegenseitige Verschleunigung und Verstärkung ihrer Klarheit im Bewußtsein hervorbringen werden, und weiter von diesem Resultate hängt es ab, ob das intellectuelle, an diesen Gedankenentwickelungen genommene Interesse auch zum Wohlgefallen werden könne. Vereinen sich nämlich einzelne Vorstellungen oder Reihen derselben ohne bemerkbare Hemmung zu einer neuen Gesamtkraft, mit welcher sie die entgegen gesetzten Vorstellungen und Gedankenreihen unter die Schwelle des Bewußtseins hinabdrücken, so enthält die Entwicklung der mit ihnen verbundenen Gedanken eine neue Energie, und diese Begünstigung des innern Organismus bringt ein dem sinnlichen Wohlgefühl analoges Resultat aus dieser rein geistigen Quelle hervor. Daher das erhöhte Lebensgefühl, welches mit jedem neu verstandenen oder neu gebildeten Schlusse, jeder neuen Combination oder jeder neu gewonnenen Ansicht verbunden zu sein pflegt. Daher die Vorliebe für oft gelangene Geistesthätigkeiten, welche den Lauf der dazu gehörigen Gedanken in mühelosem Fluß erhalten, während eine schwierige Gedankenarbeit, z. B. ein erst seit Kurzem angefangenes Sprachstudium, alle gewöhnlichen Gedanken zu lange und schwer hinabdrückt, welche an der Schwelle des Bewußtseins umhergelagert und von dem ganzen Erlebe und Drücke immer elastischer gespannt, ein fühlbares Wiebehang hervorbringen, bis endlich das absichtliche Nachlassen von der Anstrengung allen jenen Gedanken freien Lauf in das Bewußtsein hinein verschattet und das bekannte Wohlgefühl der Erholung hervorruft. Die vorzügliche Ursache also, weshalb sich aus dem bloß Interessanten des intellectuellen Interesses das Wohlgefällige erzeugt, liegt in deren eignen Wirksamkeit, durch welche irgend ein entweder neues oder auch schon älteres, aber in der Verbindung, worin es

alsdann erscheint, wieder als Neues Dargeboten in der vorhandenen Gedankenreihe in Bewegung setzt, und die Uebersicht dieser Wirksamkeit liegt wiederum in der nächsten Verbindung der Gedankenreihen, die sich dem Jemand einzelnen Vorstellungen gemäß geknüpft hat. Was übrigens sämmtliche Geisteskräfte als ursprünglich vorhanden annehmen, so daß das Leben aus ihrer Thätigkeit veranlaßt, oder mag man sie sich erst während des Lebens bildend denken, durch den täglichen Zufluß neuer und durch die täglich anwachsende Verbindung unter sich für beide Meinungen ist die gleiche Möglichkeit vorhanden, das Resultat der Entwicklung oder Bildung ähnlich mit dem körperlichen Organismus, und demgemäß Organismus der geistigen Kräfte Begünstigungen zu bringen in den neuen Gedankenbewegungen und den dargebotenen Gedankenstoffe anzuerkennen, als dergleichen Hemmungen und Hindernisse in den neu dargebotenen Reihen und deren Wirksamkeit für den körperlichen Organismus enthalten sein und fühlbar werden können. Auf dies deutet also das intellectuelle Wohlgefallen das für den Inhalt seines Inhaltes wegen, Angenehme, wie das sinnliche Wohlgefallen das den Sinnen Wohlgefällige bedeutet.

(Der Beschluß folgt.)

Elisabeth Kulmann.

(Beschluß aus Nr. 231.)

Außer den bereits erwähnten deutschen Übersetzungen Elisabeths in diese Sprache noch übersezt: aus dem Russischen Iyrische Gedichte von Komonossow, Petersburg 1821, wie die vier Tragödien des beliebten russischen Dichters Dscharow; aus dem Italienschen vier Tragödien von aus dem Griechischen den ganzen Aeschylus, welcher jetzt auch gedruckt ist. Diese zahlreichen Thätigkeiten setzen um so mehr in Erstaunen, wenn man die biographischen Notizen über Elisabeth Kulmann liest, die so arm gewesen, daß keine Tagd gearbeitet hat, Elisabeth viel von ihrer Zeit auf niedere Handarbeiten und Hauswesen verwenden mußte. Sie trug viel an leichter Ergebung und verglich sich scherzend, wenn sie besorgte, mit Mausflaa. Ihr frühzeitiger Tod war Folge geistiger Anstrengungen, wie man vielleicht annehmen es anzunehmen. Es war der verzehrende Dorn, der die schön sich entfaltende Blume welken ließ. Sie hatte in den letzten Tagen des Octobermonats, der in Burg schon rauch ist, der Trauung einer Verwandten, sie war leicht gekleidet, der schädliche Anreiz der Thätigen. Als sie aus der Kirche trat, mußte sie lange auf Fuhrwerk warten; der vernichtende Herbstwind überwandte und schon am andern Tage rief sie in ihren heftigeren Erkältung. Drei Wochen darauf, am 1. Dec. 1824, erregte sich jene bekannte Ueberschwemmung, die besonders hart den Stadthell am flussigen Elisabeth bewohnte. Die Kranke erlitt dann in der sie schwerete, die Noth, die sie um sich herum nachtheiligste Erschütterung und es bildete sich in ihr der Schwindel, die innerhalb eines Jahres sie zu Grunde führte. Zwar hatten schon in dieser Zeit die vorhandenen Leistungen der Dichterin die Aufmerksamkeit der Männer auf sie gelenkt, die Pässe schloß nicht, die wältigsten Krankheit war ihr Opfer nicht zu 1. Dec. 1825 starb Elisabeth Kulmann, und sie bezeichnet ein Denkmal von carcerischem Charakter, Grundes ihr aus dem Ertrag der Geschenke der regierenden Kaiserin und die Großfürstin Helena haben ehren wollen. Auf einem antiken Sarkophage lagte weibliche Gestalt, deren geistliche Schönheit die Tugenden Elisabeths entlehnt sein soll. — Ihre Werke erschienen gesammelt und gedruckt auf Kosten der

russischen Sprache erst acht Jahre nach ihrem Tode unter folgendem Titel: „Operty Pjuteschskije etc.“, d. i. poetische Werke von Elisabeth Kulmann: Drei Theile. (St. Petersburg 1833). Zwei Jahre später gab Dr. Großheimlich auch deutsche Werke heraus: „Sämmtliche Gedichte von Elisabeth Kulmann.“ Vier Theile. (St. Petersburg 1835). Die ersten füllen 374, die letztern 825 gedruckte Seiten; gewiß genug für eine 17jährige Dichterin! Elisabeth's Jugend, Arbeit, geistiger Reiz, ihr dürftiges äußeres Leben neben reichen Fülle innerer Begeisterung erklären sie zu einer poetischen Gestalt, und es hat ihr auch die poetische Aposiopese nicht gefehlt. Almosen, der russischen Lesewelt bekannt, mehr als eine Hervorbringung, Ergebnisse eines tiefen Gemüths, hat ein Drama drucken lassen, betitelt: „Jalissaweta“, d. i. Elisabeth Kulmann, eine Phantasie. (St. Petersburg 1835). Es enthält eine Reihe poetisch gezierter Scenen aus Elisabeth's Kindheit und reiferem Alter. Gesprächen mit ihrer Gespielin Maria, ihrer Mutter, den Eltern, den Bäumen des Gartchens, ihrem Lehrer offenbart es, von einem Dichter gedacht, die Entwicklung ihres inneren Lebens. Ergreifend ist folgende Scene. Elisabeth sitzt, in tiefer Nachdenken versunken, von den Schatten der Nacht überreilt, in einem Winkel des Gartchens ihrer Wohnung. Plötzlich scheint sie sich zu bewegen; man sieht, wie die ärmliche Hütte durch den Nebel der Nacht in verschiedene Gestalten zerfließt, zuletzt entwickelt sich daraus eine mißgeschaffene, gespenstische Erscheinung, welche mit grauen Nebelungen Elisabeth anstarrt.

G e s p e n s t. (dumps).

Elisabeth!

E l i s a b e t h.

Wer bist du?

G e s p e n s t.

Armuth.

E l i s a b e t h.

Ich kenn' dich wohl!

G e s p e n s t.

Nicht so, es thut

Dir schmerzen, daß du mich gekannt!
Sieh her, mein Antlitz fesselt Blässe,
Die Augen fraß mir Rauch und Rässe,
Den Wangen hat die Hand der Noth
Zwei tiefe Furchen eingebrannt,
Dies schwarze Tuch ließ mir der Tod,
Nimm Sorge nehme' ich mein Gewand.

E l i s a b e t h.

Ich sah dich schon.

G e s p e n s t.

Mein Hauch ist Rath,

Du bist mir lieb, du junges Blut,
Und die mir werth, umhals' ich fest,
Was jung, was schön, was lieblich läßt,
Das fess' ich, zerr' es bis zum Grabe;
Schmerz, Schmerz, Gedöhn ist meine Gabe.

E l i s a b e t h.

Ich bin's gewohnt.

G e s p e n s t.

Mein liebes Kind,

Der Hunger quält mich, gib mir essen,
Schaff' Brot mir, hartes Brot, es sind
Die schlimmsten Thiere auf ihr Preßen
Nicht so erpicht als ich; was lag
Im Reibrich, was der Quad nicht mag,
Ist Nahrung mir, ich fresse Fäkalis,
Das schwarze Mark im eignen Bein,
Ich mag' den Sängling, gilt es Schmutz,
Und saug' des Greisen Blut wie Wein.

E l i s a b e t h. (sich abwendend).

Dich kenn' ich nicht!

G e s p e n s t.

Du bist Magd!

Ich hob dich aus dem Wälderband,
War Wärterin dir; eh' es gelang,
Holt' Wasser ich mit dir vom Strand;
Ich brachte dir dein Pfadgeschloß,
War Gespielin dir zur Seit',
Da war ich froher noch, war Kind.
Die Tage sich nicht ähnlich find.
Nun werb' ich grämlich; Tag für Tag
Kriecht dich ein immer schärferer Schlag.
Laß jetzt die hohen Träume sein,
Und wohne dich mit Menschen ein.
Nie kann ich jene Träume loben.

E l i s a b e t h.

Sie kommen als Geschenk von oben!

G e s p e n s t.

Was hat die Pöb' mit dir zu thun?
Daß hoch das Hirngespinnste ruhn.

E l i s a b e t h.

Die widerspricht die inn're Brust.

G e s p e n s t.

Du leere Fabel, hohle Luft!
Vergangen ist der Dichtung Zeit,
Die Harse brach in ew'ge Trummer,
Und aus der kalten Wirklichkeit
Hat sich der Sängler weggewandt.

E l i s a b e t h.

Ich seh' dort leuchten; ferne Schimmer
Blehn trübend auf am Himmelbrand.

Das Gespenst der Armuth fährt fort, Elisabeth zu demüthigen; es weist auf ihre glänzende Schönheit hin und spricht:

Was ist's, in düst'gen Reimen wählen?
Sieh hin, wie seelenlose Frauen
Die Welt nach ihrem Sinne bauen.
Wie sie mit Männerherzen spielen —
Und du, mit deiner Poesie,
Daß schimmlicht Brot und Mägdemuth!

Noch Weiter der Art spricht die Armuth als schlimme Versucherin, bis Elisabeth verlegt ausruft:

— — — Du nennst dich Armuth.

Du aber bist der Geist des Leugnens,
Dein Wort ist der Versuchung Brut.

Am Schluß des Drama empfängt ein Genius den letzten Hauch der Sterbenden. Er hatte bei seinem Erscheinen „Elisabeth!“ gerufen, und wie er jetzt mit der leuchtenden Begeisterung der Abgeschiedenen sich zum Himmel emporschwingt und ein Lichtstreif ihm nachzieht, ruft das Volk auf den Straßen: „Ein Komet, Komet!“ Wir preisen den Reim, der im Russischen ungefähr ebenso gestaltet ist wie im Deutschen, ebenso wenig als dessen Anwendung am Schluß des an sich schönen Gedichts, meinent, daß dieser Vergleich mit einem Kometen vielleicht nur durch den Reim entstanden ist, sind aber damit einverstanden, daß das kurze Erdenwallen der Dichterin, der Seherin, einem Dichtergemüth wie der wunderbare Besuch eines nicht irdischen Wesens erscheinen darf. Übrigens müssen wir, obgleich bestochen genug durch die liebliche und ergreifende Eigenthümlichkeit der Verfasserin der uns vorliegenden Gedichte, dennoch eingestehen, daß ihre deutschen Gedichte, im Inhalte mit den russischen meist übereinstimmend, in Hinsicht der Correctheit der Form, der Wahl und Kraft des Ausdrucks den letztern nicht gleichkommen. Aber wie wäre solches auch zu erwarten? Einige ihrer russischen Gedichte, besonders die in Hexametern abgefaßten, sind eine wirkliche Bereicherung des russischen poetischen

ihren Schatz; im deutschen Dichtersaal ist Elisabeth hingehen nur eine merkwürdige, aus der Ferne hinüberwinkende Erscheinung, eine schöne erotische Blume, obgleich den einheimischen, ähnlichgealteten nicht gleichkommend. Ihre schwächsten deutschen Gedichte sind die gekürzten; es sind dies ihre frühesten Versuche, wie sie denn überhaupt zuerst die deutschen und dann ihre russischen Gedichte gebildet hat. Manche scheinen aus Reminiscenzen zu entspringen, so z. B. singt die arme, durch ihr gend ein schönes Benehmen verlegte Dichterin:

Du laßt des Kusses meiner Seiten
Und stehst herab auf mich mit Schmach?
Wo ich hingeh', wirst du nicht schreiten,
Weit hinter mich laß ich dich nach!

welche Zeilen, obgleich sie ihre eigene Erfahrung und Erhebung ausdrücken mögen, uns dennoch bekannte Wendungen darzubieten scheinen. Der Hohn der Reichen mag die Dürftigen oft getroffen haben, und obgleich sie sich in den größern, dem Alterthum nachgebildeten Gedichten über subjectiven Jammer erhebt, so drücken doch kleinere Gedichte solchen Kummer aus, wie z. B. das Gedicht: „Der fallende Stern“, niedergeschrieben nach einem Balle am 29. Juni 1825:

Sei nicht zu stolz, o Tochter
Hochadeliger Ältern,
Auf deine Diamanten,
Die jedermann bewundert;
Ein Zufall kann, wenn du es
Am mindesten vermuldest,
Sie dir auf immer rauben.
Nichts halt' ich für unmöglich,
Seit einen Stern vom Himmel
Ich habe fallen sehen.
Er schimmerte weit strahlend
Im Kreis der andern Sterne,
Wie du im frohen Kreise
Der tanzenden Gesellen;
Kein feindlich Wesen sah ich
Den Himmelsraum durchschweben
Und schadenfroh ihm nahen;
Nichts desto minder sahe
Ich ihn vom Himmel fallen,
Verlöschen und verschwinden.
Dram sei, o reiche Tochter
Hochadeliger Ältern,
Du nicht so stolz auf deine
Geprlesenen Juwelen.
Ein Nichts kann sie dir rauben.
Nichts halt' ich für unmöglich,
Seit einen Stern vom Himmel
Ich habe fallen sehen.

Aus ihren geistreichsten Gedichten: „Berenicens Denkmal“ und „Korinna's Gesängen“, lassen sich keine Bruchstücke mittheilen, weil solches Lesereisen nur eine formlose Scherbe liefern würde, daher schließen wir mit einem Gedicht, das Elisabeth im Bewußtsein des nahenden Todes deutsch niederschrieb:

In die Sonne.

Sonne, Quelle des Lichts und der Wärme,
Erleberin und Gelei der Welt,
Die du im lebenden Lenz die gekörnten
Blumen alle von neuem erweckst!

Ein entsetzliches Wort erreichte
Deut mein lauschendes Ohr: „Gebalt
Den Blumen die letzten Blätter entfallen,
Hat auch ihr Dasein sein Ziel erreicht.“

Sonne, in meiner Blüte Tagen
Nannten sie oft die Rose mich;
Sage, wirst du mich wieder befehen,
Wenn du im Lenz die Blumen erweckst?

3.

Literarische Notizen.

Mit dem Roman: „Le notaire de Chantilly“, in zwei Bänden, hat Eton Sogian eine Reihe von Gemälden begonnen, welche unter dem Haupttitel: „Influences“, die einflussreichen Gestalten der modernen Gesellschaft vorführen; nach dem Autor soll der Arzt, nach diesem der Advocat, sodann der Journalist u. s. w. kommen. Dem Verf. ist der Roman: „Les stoires de la bourgeoisie“, aber derselbe ist auch, wie ein französischer Kritiker hierbei bemerkt, „die Geschichte der Empfindungen, der Leidenschaften, der Ansichten und Meinungen, welche eine Zeit bewegen. Der Roman ist eine Camera obscura, zufällig in einem Winkel der Welt aufgestellt, klar, wie ein Bild, widergebend; seine Form ist nicht allein wichtig, die nützliche Idee zu veranschaulichen, sondern diese Form ist die beste, weil beweglichste, treffendste und populärste. Der Roman vertritt bei uns Alles, den Schicksal und die Zeit und erfodert von Seiten des Verf. zugleich die Eigenschaften des Dichters und des Philosophen.“ Der nur erwähnte Kritiker, Em. Souvestre, äußert sich über das französische Schriftstellerwesen u. A.: „Einer der Hauptübelstände der jetzt in ihrer jetzigen Verfassung und über den man im Allgemeinen wenig zu beunruhigen scheint, der aber nach unserm Urtheil große Beachtung verdient, ist die Vernichtung aller Kunst. Die Presse läßt die Schriftsteller nicht mehr zu leben. Es ist keine Zeit, sich durch gründliche Studien zu bilden, keine Ruhe, sich für etwas Dauerndes zu sammeln, Eingebungen zu warten und die Gedanken sich entwickeln zu lassen. Alle Talente und Fähigkeiten werden in diesem rastlosen Drängen und Treiben geschwächt, aufgewühlt und vernichtet. „Etwas Ernstes und Tiefes zu schreiben, ist mehr allein das Merkmal eines gewissen Talents, welches zeigt Charakterstärke und edeln Willen an. Wir haben oft oftmals über die Zeiten gelacht, wo ein Madrigal den herrlichsten Ruf begründete und zwei Oden auf den Ruhm der Thüren der Akademie öffneten; jetzt aber ist es wohl gemein, daß man seinen Namen populär macht durch einen für Francon's Pferde und ein Cyrenkreuz erhält der große Galemourbourg. Nicht die Keuschheit tödtet bei uns, sondern der Reichtum. Unsere Schriftsteller sind nicht mehr verblühter als die leichte Art, reich zu werden (was bei uns den deutschen wird das etwas fauler); das ist für sie die Suchung und die Klippe, an welcher sie scheitern. Bei dem Studium ausgenommen, ist Alles für den leicht gemacht, eine gut geschnittene Feder führt. Schreibe er immer noch die Sibylle auf fliegende Blätter, bei jedem Windstoß die leichten Drakel fortweht, wird ein Goldregen ihm vor die Füße fallen. Kein noch so schlechtes Geistesprodukt, das nicht ein Gönner fände! Die unersättliche Presse ruft und ruft herbei. Jenen Ungeheuern des Alterthums verglichen, sind sie verschlungen und doch nicht satt worden, erazt sich die unersättliche wieder. Ihr würdet vergebens ihr nachsuchen: sie nur ist mächtig, sie nur reich und sie nur nähren. Jede Stunde, die Ihr um ernährte Kraft der derselben entzieht, ist ein Verlust an Geld, den Ihr nicht könnt. Ein Werk des Ernstes und der Tiefe zu schreiben, heutzutage eine literarische Aufopferung.“

In einer Broschüre: „De l'ordre social, antique et l'ordre juif et chrétien“, beleuchtet der Autor am königlichen Gerichtshofe, aus Anlaß von einem Verbrechen zunächst, auf eine neue und eigenthümliche doctrinaire, republikanische und konstitutionelle Weise.

Der erste Band von Merle d'Aubigny's „Histoire de la reformation au 16^{ème} siècle“, theils der Biographie Luther's gewidmet, theils von 28. Nov. 1518 geführt wird und sehr gewandte die Geschichte der Reformation, welche man mit einem sam machen sieht, einleitet.

Mittwoch,

Nr. 293.

19. October 1836.

Freie Vorträge über Aesthetik, gehalten zu Zürich 1834
von Eduard Bobril.

(Schluß aus Nr. 291.)

Bevor wir zu der letzten Art von Interesse und Wohlgefallen, dem eigentlichen ästhetischen, übergehen, mag zu dem eben Gesagten noch der Zusatz gemacht werden, daß bei der Erzeugung des intellektuellen Wohlgefallens keineswegs immer sich ein fremdes Drittes als ein Hinderniß braucht den übrigen im Bewußtsein herrschenden Vorstellungen entgegenzustellen, sondern daß in vielen Fällen schon das bloße anfängliche Übergewicht des zwischen dem sich einander begünstigenden Gedankenreihen als solchen stattfindenden Gleichartigen, gegenüber dem in ihnen liegenden Entgegengesetzten, dazu ausreicht. Das Vorhandensein noch einer besonderen, den übrigen entgegengesetzten Gedankencomplexion hat nur den Erfolg, daß das Wohlgefallen dabei einerseits gesteigert, andererseits oft plötzlich erzeugt wird, wie man dies leicht an mehreren Beispielen erkennen kann. Man setze sich z. B. in Gedanken an die Stelle irgend eines Theoretikers, der darauf ausgeht, seine Theorie an den zu ihr gehörenden Gegenständen zu bewähren, so wird dabei anzunehmen sein, daß die Theorie selbst schon aus einer gewissen Anzahl miteinander übereinstimmender Gedankenreihen zusammengesetzt sei; in dem Versuche der Bewährung aber bilden sich aus den Gegenständen heraus andere, meistens rein empirische, Vorstellungsserien; auf die Constantität dieser letztern mit jenen kommt mithin Alles an, um die Theorie eine wahrscheinliche oder wahre, oder unwahrscheinliche oder falsche nennen zu können. Statt daß diese Continuität aber in allen Fällen sich schnell und leicht offenbart, geschieht es vielmehr bisweilen, daß die empirischen Vorstellungsserien anfänglich sogar in einem drückenden Widerstreite oder Sagensage zu stehen scheinen; dieser Gegensatz kann dem Theoretiker in ein wahres Mangelthum führen, so daß er selbst schon an einem guten Ausgange verzweifelt. Aber erneuerte Bemühung erzeugt neue Entdeckungen, und wie sollte es nicht möglich sein, daß unter diesen gerade solche mitenthalten sind, welche in das vorige Dunkel plötzlich einen Lichtstrahl fallen lassen, der sich gleichsam in eine geistige Lichtkugel verdichtet, von der aus nun umgekehrt auch jene scheinbar disharmonisirenden Gedankenreihen ein neues Aussehen er-

halten, so daß sich am Ende Alles in die befriedigendste Consonanz auflöst! Jedesmal, wo etwas Ähnliches vorgeht, wird der bis dahin unangenehm drückende Widerstreit plötzlich verschwinden; die Gedanken werden auf einmal in eine convergirende Bewegung übergehen, werden sie, figürlich ausgedrückt, den inneren Affinitätsgesetzen folgen, und jede Befolgung solcher Gesetze, die mit Friede und Harmonie endigt, ist die Quelle eines rein geistigen, intellektuellen Wohlgefallens. Diese Gesetze aber brauchen nun, wie gesagt, nicht immer Hindernisse zu finden, sondern das sie begleitende Wohlgefallen muß als natürliche Folge sogar bei dem freiesten Phantasiespiele, darin Willkür, Kühnheit, aber immer noch von einem Ähnlichkeitsfaden zusammengehaltene Bilder, ernste und humoristische Allegorien u. dgl. zu Tage kommen, ebenso sehr als bei dem Durchlaufen der abstractesten Begriffssysteme gedacht werden, welche vielleicht erst die mühsamsten Arbeiten zu der sie jetzt auszeichnenden inneren Uebereinstimmung ausgebildet haben.

Von dem Interesse und Wohlgefallen an den Formen kann man zwar im Allgemeinen sagen, daß dasselbe zwischen dem sinnlichen und intellektuellen in der Mitte stehe; indem nämlich die meisten Formen auf der einen Seite sich allerdings auf irgend welche sinnliche Eindrücke stützen, und andererseits auch selbst sich den Zeichen nähern; allein es liegt darin doch immer eine Beschränkung dieses Begriffes, da es wieder viele Formen gibt; die sich weder zu den sinnlichen Eindrücken, noch zu den Zeichen hinneigen. Man muß nämlich unter Form hier eine gewisse Relativität oder gegenseitige Bezugnahme unter irgend welchen, wenigstens zweien, Gliedern verstehen, wobei die Qualität solcher Glieder höchst mannichfaltig ist. So nennt man Formen zunächst die eigentlichen Zeichnungen, wie Linien, Flächen und deren Zusammenstellungen; aber auch die Verhältnisse der andern Sinnesempfindungen, wie die der Töne zueinander oder der Geschmacksempfindungen zueinander, heißen Formen; ja, auch bei den Gefühlsempfindungen nennt man, abgesehen von den als ihre Begründungen aufzufassenden Figuren, die besondern Zusammenstellungen unter ihnen selbst als solchen, Formen; ferner gehören dazu die verschiedenen Rhythmen, Versmaße und Prosasätze, alle Combinationen, sowohl systematische, als auch

nungen und Zusammenfügungen als solche; weiter werden im rein abstracten Denken gewisse Beziehungen besonderer Begriffe zueinander, namentlich in Logik und Methodologie, und endlich insbesondere alle idealen Constructionen Formen genannt, aus welchen Beispielen also die Weite dieses Begriffes hinreichend erhellt. Zugleich wird man aber daraus auch abnehmen, daß hier zwar ein großer Spielraum sowohl für das Interesse als für das Wohlgefallen vorhanden ist, daß es aber in der That auch eben nicht gar leicht sein muß, in einen so verwickelten Gegenstand, namentlich von der tiefen psychologischen Seite, ein durchgreifendes Licht zu bringen. Wir müssen uns hier daher nur mit wenigen analytischen und nur populären Bemerkungen begnügen, und unter diesen möchten die folgenden etwa die deutlichsten sein.

Was zunächst den Unterschied zwischen ästhetischem Interesse und Wohlgefallen betrifft, so ist dessen Vorhandensein schon deshalb nicht zu zweifeln, weil viele Formen (z. B. Caricaturen) Interesse erregen, ohne zugleich vom Wohlgefallen begleitet zu sein; allein jedesmal, wo das letztere stattfindet, ist auch das erstere mit vorhanden, weil nämlich die Natur des ästhetischen Wohlgefallens, der zufolge dasselbe sich stets in einem genau zerlegbaren Urtheile ausdrückt, nothwendig von dem Interesse wenigstens die erste Stufe, die Aufmerksamkeit, voraussetzt: das Interesse ist hier also die psychologische Bedingung des Wohlgefallens. Dies wird noch deutlicher, wenn man sich erinnert, wie schwierig es überhaupt schon ist, Formen aufzufassen und festzuhalten, und daß gerade deshalb, weil bei manchen Formauffassungen schon zur Erzeugung nur der gehörigen Aufmerksamkeit so Manches erfüllt sein will, hier die größte Verschiedenheit unter den Individuen angetroffen wird. Wenden wir uns nämlich besonders zu den Formen, die entweder wirklich noch sinnlichen Eindrücken anhaften oder ihnen wenigstens nahe stehen, so ist es, um dieselben aufzufassen, eine erste Bedingung, daß diese Eindrücke als solche in der Seele zurücktreten, damit die Aufmerksamkeit sich nicht in dem sinnlichen Affecte verliere. So lange dies noch der Fall ist, wird keine Auffassung der Form, und am wenigsten eines solchen, die ein Wohlgefallen mit sich führen könnte, zu Stande kommen, sondern dieselbe bleibt auf dieser Stufe entweder ganz unbemerkt oder sie wird gestört. Das Erstere kann man am leichtesten daraus abnehmen, daß in allen rohen Kunstproducten mehr auf die Beschaffenheit, Stärke und Menge der sinnlichen Eindrücke, als auf die Form gegeben wird; das Letztere wird man zugestehen, wenn man sich etwa an die Art von Schwierigkeit erinnert, die man nicht weniger bei Zeichnungen, als bei einer von der Zeit bestimmten Statue zu überwinden hat, um umgekehrt des stehenden sinnlichen Eindrucks das bloße Formige zu finden; und zu widerlegen. Allein das bloße Zurücktreten der Eindrücke ist bei den Formauffassungen noch nicht hinreichend, sondern, da jede Form nur unter einem Mehrfachen stattfindet, so ist es ebenso unerläßlich, daß ein solches Mehrfaches von gleichbedeutenden Abstrakten zumal aufgefaßt wird, daß

mit keines über dem andern verloren geht. Die Bedingung gilt sowohl für die ruhenden wie für die Bewegung darzustellenden Formen, sowie auch für diejenigen, welche von eigentlichen sinnlichen Eindrücken entfernt sind. Gesezt nun aber, es seien auf der Seite die bloß dem Interesse zugänglichen Formen sonder, und andererseits seien die eben angeführten Bedingungen der Auffassung erfüllt, so wird jetzt das ästhetische Wohlgefallen eintreten, welches dem Anderen ist, als das die gleichschwebende Auffassung, deren Glieder in einem erst durch den spater näher zu charakterisirenden Verhältnisse zueinander begleitende Gefühl, das aber, wie schon gesagt, durch ausgezeichnet, daß es in dem bei diesem sich bildenden sogenannten Geschmacksurtheile an einem synthetischen Predicats tritt.

Indem wir hier unsere Anzeige schließen, noch bemerkt werden, daß das Buch des Hrn. R. dazu eine gute Gelegenheit gibt, nach Inhalt und besprochenen fäktischen Vortrages die wichtigsten ästhetischen Allgemeinbegriffe in die ihnen gebührende, jetzt aber noch wenig beachtete Ordnung zu bringen, wodurch es möglich zu machen, daß man die in der Natur vorhandenen Kunstwerke auf uns anbringt, in eine zu hohe noch in eine zu niedere Classe

Skizzen aus Spanien.

„A summer in Spain, being the narrative of a journey made in 1836 etc.“, wälängt in London erschienen, abermahlige Vermehrung der jetzt immer reichlicher hervorkommenden Reise-literatur über Spanien. Namentlich die englische sich in neuern Zeiten sehr für dies unglückliche Land und darüber Manches zur Kenntniß des Lesers gebracht, was erfreuliche Belehrungen und neue Aufschlüsse über die sozialen Zustände der Halbinsel enthält. Es ist gut geschrieben, von richtiger Beobachtung zeugend, an einzelnen hervorstechenden Zügen, ist auch das von dem Verfasser, was seine politische Farbe anlangt, einen heftigen Antikarlisten ankündigt. Diese politische des Buchs lassen wir ganz bei Seite liegen, in der That, daß die politischen Züge immer die unerwünschten werden sind, und begnügen uns folgende Charakteristiken des Lebens und Treibens in Valencia herauszuheben. Während meines einmonatlichen Aufenthaltes in dieser Stadt nicht weniger als fünf Feste (fiestas), während welcher alle bürgerlichen Geschäfte ruhen, während welcher alle bürgerlichen Geschäfte ruhen. Der erste dieser Feiertage war zu Ehren des heiligen Schutzpatrons der Stadt, und die bei dieser Feiertage Proceßion war die wunderbarste, die mir in meinem Leben vorgekommen. Nicht ein Bild des Heiligen im Altäre vorhanden, das mit einem vorausgesetzten ward; nein, auch, einen bürgerlichen in dem Zug, der den Heiligen persönlich nach sich auf ganz cavallere Weise. Denn er trug einen goldenen Ringenden Sporen, eine weisse Seidenhose, einen Kopf, mit ungeheurer Bart, der bis zu den Knien reichte u. s. w. Dieser romantische Charakteristiken des Heiligen trug ferner einen Sammetmantel von schwarzem Sammet, den er mit der Linken, weil er die rechte Hand vor sich hertrug, als ob er ihn nicht sehen wollte. In seiner Rechten hielt er ein goldenes

das noch dazu geschaffen war und vollkommen schlagfertig aus-
 sah. Ob dies Figur nun ein überdieses Emblem von der Stärke
 der römischen Kirche sein sollte, welche Orts herrscht ist,
 das überdiesigen zu verfallen, weiß ich nicht; aber so viel ist
 gewiß, daß ich mich kaum des Aachens erwehren konnte, als ich
 diesen stürzenden Giebel der Hinfälligmachenden an mir
 vorbeiziehen sah. Das Wachs muß in Valencia außerordent-
 lich wohlfeil sein, wenigstens wenn man nach der enormen
 Menge der bei dieser Procession verwendeten Wachskerzen aus-
 rechnen darf. Sie waren wenigstens 10 Fuß hoch und nach
 Verhältnis dick. Ungefähr ein Duzend solcher Kerzen werden
 der Procession vorausgetragen und die Kräfte ihrer Träger
 können vollkommen von dieser heiligen Bürde in Anspruch ge-
 nommen zu werden. Jede Kerze ist mittels eines breiten
 Stabes mit der Schulter des Trägers befestigt und steht über-
 dem noch mit dem untern Ende in einer ledernen Hölzter, uns-
 ter wie die Lanze eines Uhlans, so daß es fast scheint, als
 ob der Träger von der Kerze, und nicht diese von ihm abhäng-
 en wäre. — Ein anderer dieser Festtage wurde gefeiert zu
 Ehren des heiligen Johannes, dessen vorzüglichste Lebenserrig-
 ne mit in die Procession verschoben und darin bildlich vor-
 gestellt waren. In der ersten Abtheilung derselben erschien ein
 Kind von fünf oder sechs Jahren, in Weiß gekleidet, ein Lamm
 an der Hand führend und ein kleines Kreuz tragend; darauf
 ein Mann, mit einer Haut von einem wilden Thier über
 die Schultern, der den heiligen in der Bildung der Herab-
 stieg vorstellte; zuletzt folgte eine Person mit einer überaus
 schrecklichen Larve, die ein Haupt und ein bloßes Schwert trug,
 was das Ende des Evangeliums und den Vollstrecker von dem
 Spruch des Tyrannen bezeichnet. In einem andern Feiertage
 schauete ich aus meinem Fenster einen Haufen Menschen, die
 ich vor der Eingangs Thür eines etwa 20 Fuß hohen Thurmes
 hängen sahen. Ich war neugierig, was in dem selbstam
 aufstehenden Gebäude zu sehen sein möchte, und drängte mich
 durch die Menschenmasse. Die Thür stand offen, und im In-
 nern brannten viele Lampen. Zu meinem nicht geringen Er-
 staunen sah ich nun, daß dies Thürmchen gewissermaßen das
 Schutzhäus für eine ungeheure Figur bildete, welche auf einem
 Plafond in der Mitte stand. Die Figur war mindestens
 14 Fuß hoch, mit einem grünen Rock, rothen Hosen und
 gelben Stiefeln bekleidet und trug auf ihrem Kopfe einen
 mächtigen Hut, von welchem eine ungeheure Feder herabhiel.
 Die größte Schönheit des kolossalen Gesichts, dessen Maul
 mindestens einen halben Fuß breit war, läßt sich nicht beschrei-
 ben. Der Patron sah aus wie der Riese Christoph, dem das
 16. Jahrhundertjubiläum einen neuen Witterungszug beschert hat.
 Es war aber Niemand anders als St. Joseph. Noch dieser
 Thaumiditen, aber welche doch nie ein Volk, wenn es nicht
 die Borntheit selbst ist, Ehrfurcht empfinden kann, kam es
 mir vor, als ob unter der Menge hier in Spanien weit mehr
 Unwissenheit stattfände, als dies in Italien der Fall ist. Sogar
 wenn die Konstantin vorüberzog, gab es Mehrere, die nicht nieder-
 knieten, und Einige bekleeten sogar die Hüte auf. Ich glaube
 überhaupt zu dürfen, daß es in Spanien überhaupt zwischen aus-
 scheidender Bigotterie und offenem Unglauben keine Mittelstun-
 ge gibt, ein Umstand, der allemal nothwendig daraus folgen
 muß, wenn man mit dem heiligen ein Spießstück treibt und
 die äußern Glaubensformen gewaltsam entriert werden. Jeder,
 der die Lande in Italien und Spanien kennt, wird ein-
 sehen, daß ihre Ehrfurcht sich auf die Gemäße, Statuen und
 Reliquien selbst, nicht aber auf den heiligen bezieht, dessen
 Symbole und Attribute sie ausmachen. In diesem Sinn kann
 man jene Leute ganz eigentlich für Götzenkrieger ansehen.

Eine der nachtheiligsten Folgen, welche diese thierliche Schau-
 spiele unmittelbar auf das Volk äußert, ist, daß dieses das
 Recht im Nichtsthun und Müßiggang befaßt wird. Wenn der
 Feiertag an vielen Tagen im Jahr nicht arbeiten darf, so wird
 es auch nicht genau damit nehmen, sich nach Mühen selbst
 für den Tag zu machen. Das spanische Volk ist ohnehin nicht das

thätigste und die Einwohner von Valencia unter andern schei-
 nen zu den Schlämmen unter den Schlämmen zu gehören.
 Davon hatte ich selbst Gelegenheit, Erfahrungen zu machen.
 Wenige Tage nämlich nach meiner Ankunft in jener Stadt be-
 suchte ich mich bei einem Mann ein paar neue Schuhe, die er
 mir mit Bestimmtheit binnen zwei Tagen zu liefern versprach.
 Es verging aber eine volle Woche, und die Schuhe stellten sich
 noch immer nicht ein. Nachdem ich vergebens versucht hatte,
 durch eine Menge enger Bekannten wieder zu dem Schusterladen
 zu gelangen, wo ich sie mir bestellt hatte, gab ich einem an-
 dern Handwerksmann den Auftrag. Diesen fand ich an der
 Thür seiner Bude angelehnt, ohne Rock und Weste, das voll-
 kommene Bild der Trägheit. Ich grüßte ihn (denn der Spa-
 nier kann nichts verrichten, ohne zu schwagen) und erzählte
 ihm meine Verlegenheit. Er aber schüttelte würdevoll sein
 Haupt und bedauerte sehr, mir nicht den Augenblick blicken zu
 können, denn er sei eben sehr beschäftigt. Die ernsthafteste
 Miene, womit er die Worte: mucho trabajo (ungemein viel
 zu thun), herausbrachte, war um so komischer, da er nicht ein-
 mal Gefellen hatte, sondern ganz allein in seinem Laden war.
 Ich begab mich nun zu einem dritten Schuhmacher, der bereit-
 williger im Versprechen war, aber mich ebenfalls im Stiche
 ließ. Nun riß mir die Geduld, und ich wollte, als ein wahr-
 hafter Gefoppter, wenigstens die Satisfaction haben, jenen ersten
 maestro, der so erschrecklich viel zu thun hatte, tüchtig auszu-
 schelten. Allein er hatte bereits, als ich ihn wiederansuchte,
 seinen Laden geräumt, und ich fand nur seine Frau, die, wie
 alle spanische Frauen, nichts von dem Vornehmen ihres Man-
 nes wußte. Endlich verschaffte mir noch die Wirthin einen
 Menschen, der wirklich ein paar Schuhe machen wollte, aber
 sie eben so wirklich nicht gebracht hat. So konnte ich in der
 classischen Hauptstadt des alten Königreichs Valencia, die mehr
 als 60,000 Einwohner zählt, nicht einmal ein paar Schuhe ge-
 macht bekommen, weder für Geld noch für gute Worte. Ich
 mußte mir also aus Madrid selbst ein Paar verschreiben, von
 einem — Franzosen. Glücklicher war ich mit meinem Schnel-
 der, der mir, weil er außerordentlich geschickt und ein Muster
 von Thätigkeit war, einige Kleinigkeiten binnen 14 Tagen lie-
 ferte. Als ich ihm seine Rechnung bezahlte, konnte ich nicht
 umhin, ihn zu fragen, weshalb er mich so lange habe werden
 lassen (denn er machte und hielt seine Versprechen ungefähr wie
 Talleyrand); er erwiderte mir, daß er fürchterlich beschäftigt
 sei, dann er habe für einige Offiziere in der Stadt Uniformen
 zu machen, die schon vor zwei Monaten bestellt wären. Dies
 war in der That eine höfliche Art, mir zu verstehen zu geben, wie
 sehr ich ihm für seine prompte Beklebung verpflichtet sei. Ich
 bedankte mich auch sehr, indem ich dabei an den ehrenwerthen Sancho
 und den geschenkten Gaul dachte. Zudem hatte der Mann ein
 Ubriges gethan, weil der Consul selbst ihn mir als den Stolz
 von Valencia empfohlen hatte. Die große Tageshize mag die-
 ser augenscheinlichen Trägheit einigermaßen zur Entschuldigung
 gereichen. Man arbeitet nur am Morgen; von Mittag bis
 Sonnenuntergang ruht Alles, Niemand kommt aus seinem
 Schlafswinkel hervor, und wenn man zu dieser Zeit der Stiege
 ausgeht, findet man sich allein auf den Straßen. Wer den
 Nachmittag aber nicht schläft, der schlendert halb unbekleidet
 im Hause herum und raucht höchstens seine Cigarre, die
 Frauen bringen ihre Toilette für den Abend in Ordnung und
 singen dazu constitutionelle Lieder. Mit dem Augenblick aber,
 wo die Sonne untergegangen ist, beginnt ein ganz anderes
 Leben. Die ganze Bevölkerung, die sich vorher verborgen ge-
 halten, wird nun öffentlich; Alles treibt sich auf den Gassen
 und Plätzen herum, was nur eine Mantilla überhängen und
 einen Fächer erschwingen kann, und auch solche Leute, die das
 nicht können. Es gibt einen Spaziergang, der sich von der
 Stadt aus bis nach der See erstreckt, in einer Entfernung
 von zwei Meilen; diese Promenade ist gut gepflastert und zu
 beiden Seiten mit schönen Pappbäumen bepflanzt. Dieser
 Spaziergang ist der Stolz der bona moda von Valencia,

welche dort jeden Abend in der Cartana herumtollt, ein im Grunde sehr unschickliches Fuhrwerk, das nichts Anderes ist als ein grubenbedeckter Karren ohne Federn, der von einem einpferdigen Pferde gezogen wird. Mit den eigentlichen Wagen oder Karren sieht es in Valencia ganz bedenklich aus. Es gibt deren allerdings einige, aber sie sind von uralter Construction, Gebilde, die sich aus frühern, nicht Decanien, sondern Jahrtausenden datiren, in ihrer Form völlig unsern frühentzischen gleich, aber roth und grell bemalt, und werden von Maulthieren gezogen. Man muß, wenn man ein solches Wagenexemplar vorüberschwanen sieht, unwillkürlich an den Zustand des ehrenwerthen Don Manudo de Solibados erinnert werden. Schwanken ist für die Bewegung dieser Fuhrwerke der passbare Ausbruch. Sie gehen (und alle Wagen in Valencia) stets einen feierlichen Schritt. Bei den leichter gebauten Cartanas ist das schon um der Insassen selbst willen unumgänglich, denen beim Trotiren alle Rippen im Leibe zerbrechen müßten. Sobald diese Fuhrwerke das Ende des Spaziergangs erreichen, stellen sie sich der Reihe nach hintereinander auf, denn keinem ist es erlaubt, an einem andern vorbeizufahren, und bilden so eine Wagenburg, die zu den lächerlichsten Betrachtungen Veranlassung geben muß. Außer diesen erblickt man auf der Promenade eine Menge galoppirender Reiter, Gruppen von halbnackten Bauern und ganze Schwärme von Mädchen, von jeder Congregation und Farbe, von dem ärmlich aussehenden Capuziner an, der unbeachtet und barhaupt einerschreitet, bis zu dem glänzend gekleideten Carmeliter, in seiner schneeweißen Kasackputte, dessen rundes, volles Gesicht mit den freundlichen Zügen gewiß nicht von Fasten und Bigilien erzählt. Dies Alles und noch manches Andere schwärmt auf dem abentheuerlichen Gange bunt durcheinander. Ungefähr um acht Uhr, wenn es anfängt zu dunkeln, begibt sich die schöne Welt nach der Glorieta, einem öffentlichen Garten innerhalb der Stadt; nicht sehr groß, aber mit Geschmack angelegt und sehr gut erhalten. Die Nächte in Valencia sind unbeschreiblich schön, im wahren Sinne des Wortes. Während des Tages ist das Himmelsgewölbe von einer blendenden Helle und die Hitze wahrhaft niederdrückend; allein unmittelbar nach Sonnenuntergang weht ein kühler Wind vom Meere her, der die ganze Atmosphäre erfrischt, und die Bildung des süßlichen Himmels, nachdem sie frenhaft in allen Farben gespielt, erblüht in einem tiefen Blau, von viel reichern, innigern und sanftern Tinten als zur Tageszeit. Wenn kein Mondlicht ist, so werden die Gärten alle mit Lampen erleuchtet und sind in der Regel von 8 — 10 Uhr besucht, höchstens bis 11 Uhr. Aber bei Mondlicht muß man die Glorieta sehen, dann bilden die bunten Trachten der durcheinander hin sich ergreifenden Menge, das sanfte Himmelslicht, das die Hitze des Tages so lieblich abläßt und abkühlt, und die entzückende Lüfte der Nacht selbst eine Scene, an welcher man sich nicht satt ansehen kann. Nachdem die Glorieta allmählig leer geworden, begeben sich die Einwohner nach ihren Wohnungen, um zu Abend zu speisen. Das Theater zu Valencia, eins der größten und hübschesten in ganz Spanien, wird nicht sehr besucht. In dieser Hinsicht herrscht eine merkwürdige Schwachheitsverschiedenheit zwischen den Einwohnern von Valencia und ihren Nachbarn in Barcelona, welche letztere dem Theatervergügen mit Leib und Seele ergeben sind. Auf dem Wege nach Barcelona begegnete uns ein Trupp Kunsttrier, welche dort dreimal wöchentlich Vorstellungen gaben und sehr gute Geschäfte machten. Das ziemlich geräumige Amphitheater war immer zum Erdrücken voll, und wer einen guten Platz haben wollte, mußte sich zwei Tage vorher Billets lösen.

Was die eigentliche Umgangsweise in den spanischen Städten anbelangt, so weicht sie allerdings merklich von andern europäischen Völkern ab, was der Fremde, der sich dort eine Zeit aufhält, sehr empfindet. Die Familien hatten einander gegenfällige Besuche ab, ohne Einladung und Ceremonie. Es findet aber bei solchen Zusammenkünften keine weitere Unterhaltung statt, als Gespräch und Musik, und, wie ich von einem südlichen

Volk erwarthen läßt, sind die geselligen Momente mit nichts Höher und vertraulicher als im Norden von Europa. Dem entgegen dem, was man immer von dem spanischen Hochmuth denkt und sagt, habe ich vielmehr unter ihm gewisse sociale Gleichheit bemerkt, die der Franzose kennt. Der Spanier ist stolz, nicht auf Geburt und Adel, sondern auf den alten Ruhm seines Landes, mit dem er wohl ein Spanier ist. Dieses Nationalgefühl (wenn man es just einen Hochmuth nennen will) theilt der dachselbige Grand mit dem niedrigsten Bauer; allein ich habe es nur einstimmigsten groß hervortreten sehen, wo es sich die bare Verletzung ihrer Ehre oder ein unbefriedigter Zustand, wofür man den Einzelnen nicht verantwortlich machen kann. Ich habe im Gegentheil das Bruchman hier, die ich kennen lernte, freimüthig und erschöpfend gesehen. So lernte ich unter Andern einen Edelmann kennen, der mir, wo ich mit ihm zusammentraf, keine beachtenswertheften Gefälligkeiten erwies. Ich hatte ihn Bekanntschaft gemacht, als er mir schon andeutete, auf seinen Besuchen nach Belieben zu jagen. Er war ein liberaler, bessere Studien gemacht, als sonst seine Standesart zu erwarten, und war der englischen Sprache vollkommen mächtig. Ich in Valencia verließ, begleitete er mich zur Post, nahm die herzlichste Weise von mir Abschied, und sagte mir, daß für seine Güte meine Dankbarkeit bezeugt: „Die kleinen Kleinigkeiten nicht erwähnen; ich habe in Ihnen viele gastfreie Menschen gefunden, denen ich die Dankbarkeit erwiesen haben, als vergelten kann. Überdies ist Pflicht für jeden Eingeborenen, den Fremden mit Liberalität zu behandeln.“ Der höfliche Mann fügte noch hinzu, daß in vorkommenden Verlegenheiten mich schriftlich anrufen möge, und that dies mit ungeheurer Freigebigkeit. Ich oft findet der Reisende solche Freunde, und in Spanien kann man sie vielleicht am wenigsten erwarten.“

Es wird in Valencia — wie der Verf. sagt — sehr stark gespielt. Überhaupt in Spanien soll dies sehr weit verbreitet sein als in Frankreich und Deutschland, denn sogar die Bauern sind hier davon eingenommen. Die Studenten in Valencia sind ausgemachte Spieler. Es gibt nur eine öffentliche Bank in Valencia, und das ist der Tag für Tag ganz besetzt mit Soldaten, Canibalen, Studenten und Caballeros, welche zusammen eine der schrecklichsten gemischtesten Gesellschaften bilden, die es geben kann. Spielhäuser unserer deutschen oder französischen Art im Sinne hat, wird sich von einer spanischen Bank die rechte Vorstellung machen. Wir sind gewohnt, zu sehen pharosische bleiche Gesichter, verzweifelte Mienen, trübende Leidenschaft, gewaltfam unterdrückte Empfindungen, die stiere Blüthe, die nur auf die Karte gekostet hat, und ängstliches ringsum herrschendes Schweigen. Demgegenüber Spanien nicht. Der Spanier, dieser Leidenschaftsdrücker, spielt ganz leidenschaftlos. Er raucht ruhig und unterhält sich beim Pointiren mit seinem Nachbar, ganz gleichgültig, ob er verliert oder gewinnt. In diesem Fall diese Ruhe und Gleichgültigkeit? Es ist zu erklären; sie beruht weder auf verschämter Pracht noch Affectation, vielmehr auf dem einfachen Umstand, daß die Seele, nach die Sinne des Spaniers beim Spiel ist eine Bewohnerschaft, die bei ihm nicht zur Leidenschaft werden kann, weil sein Gemüth von ganz andern Leidenschaften in Anspruch genommen wird.

Literarische Notiz.

Oben ist in zwei Bänden erschienen: „Le livre du cheval“ von George Sand, Mirimie, Edouard Schmitt, des Comte Alfred de Vigny, M. de Dumas, Jules Janin, des Comte Alfred de Musset, de Stendhal, des Comte de Montalivet und des Comte de Ségur.

Literarische Unterhaltung.

Donnerstag,

Nr. 294.

20. October 1836.

über das Licht, vorzugsweise über die chemischen und physiologischen Wirkungen desselben. Ein Versuch von Georg Landgrebe. Marburg, Elwert. 1834. Gr. 8. 3 Thlr.

„Nihil luce obscurius!“ Dieses Wort setzte mit Recht Lavoisier seiner berühmten Abhandlung von den chemischen Wirkungen des Lichts („De lucis effectibus chemicis etc.“ Jena 1828) als Motto vor. In gleichem Sinne spricht sich Hr. Landgrebe zu Anfange seines vorliegenden Werkes aus, wenn er bekennet, daß „die Schleier, welche die innere Natur des Lichtes verhüllen, durch den Lauf so mancher Jahrhunderte und die Anstrengung so vieler ausgezeichneten Geister noch nicht konnten gehoben werden“. Hr. Landgrebe ist, wie er in der Vorrede sagt, auch nicht gesonnen, durch selbstkeigne mühsame Beobachtungen den dichten Schleier nach allen Seiten hin zu lüften; er gibt vielmehr nur eine reiche Zusammenstellung aller der Beobachtungen, welche er in den ihm zu Gebote stehenden Schriften über diesen Gegenstand aufgeführt fand, und sucht durch Zusammenstellung vieler Erklärungen auf einen Lichtpunkt wo möglich mehr Licht über das Licht zu verbreiten. Er handelt aber vorzugsweise von den chemischen und physiologischen Wirkungen des Lichts. Die erste Abtheilung, eine sehr ausführliche Mittheilung über die Einwirkung des Lichts auf die unorganische Natur, ist von zu wenig allgemeinem Interesse, als daß wir uns vor einem nicht aus bloßen Chemikern bestehenden Publicum zu näheren Erörterungen darüber einlassen möchten. Wir müssen denn die allerdings interessanten Forschungen über den Einfluß des Sonnenlichts auf den Verbrennungsproceß auführen. Das Resultat derselben stimmt mit der alten Lachenmeinung überein, daß Feuer im Dunkeln stärker brennt, als wenn es dem Sonnenlichte ausgesetzt ist. Mac-Kreder nahm zwei Wachskerzen, jede 10 Gr. schwer, zündete sie gleichzeitig an und stellte die eine in ein finsternes Zimmer mit 67° F. Temperatur, die andere in die freie Luft in den hellen Sonnenschein, wo die Temperatur 80° F. war. Die Kerze, welche im Sonnenschein brannte, verlor in fünf Minuten an Gewicht 8½ Gr.; die zweite im finstern Zimmer während derselben Zeit 9¼ Gr.

Mac-Kreder glaubt, daß die Ursache dieser Erscheinung in der perfecten Eigenschaft der Sonnenstrahlen zu suchen sei, in Folge deren die Luftkugeln, welche den brennenden Körper umgibt, bis zu einem gewissen Grade ihres Sauerstoffes beraubt

und auf diese Art weniger zur Unterhaltung des Verbrennens geschickt sein könne.

Hr. Landgrebe dagegen möchte diese Erscheinung eher der bekannten desoxydirenden Kraft des Sonnenlichtes zuschreiben. Ubrigens ist der Verf. mit eignen Urtheilen fast durchgehends sehr und mehr als billig sparsam, und läßt selbst eine übersichtliche Zusammenstellung des Resultats der verschiedenen Beobachtungen nicht selten vermischen. So bei dem „ameisensauren Silberoxyd“ (was wol Silberoxyd heißen muß), wobei er alle sich ergebenden Schwierigkeiten unberücksichtigt liegen läßt, z. B. die, daß das ameisensaure Silberoxyd sowol am Sonnenlichte als im Dunkeln schwarz wird. Die 57 Stoffe, bei welchen der Verf. den Einfluß der Lichtwirkung bestimmt, hätten übrigens wol noch auf 100 vermehrt werden können.

In Beziehung auf die elektrische und magnetische Kraft des Lichtes, wovon der Verf. im zweiten Abschnitte handelt, bemerkt er mit Recht, daß dieselbe noch keineswegs als constatirtes Naturgesetz betrachtet werden könne. Doch neigt sich derselbe viel mehr zur Meinung der Italiener und der Hrn. Sommeville, welche durch ihre Experimente mittels des violetten Lichtstrahls Stahl-nadeln magnetisch machten. Wirklich scheint des großen Bergelius Urtheil, der die wunderbare Vermittelung zwischen den Geheimnissen des Lichts und des Magnetismus ein für allemal für unstatthaft finden wollte, nicht als genügende Autorität gelten zu können. Denn Zantedeschi's Beobachtungen zeigten ebenfowol die magnetische Kraft des violetten Lichts von Neuem, als sie auch die Ursachen des schlechten Erfolgs mehrerer anderer Physiker erklärlich machten. So fand er, daß Drähte von einem schwefelhaltigen Eisen sowie von einem zu sehr gehärteten, sich nicht magnetisiren ließen, dahingegen ein wohl polirter Draht von weichem Eisen, 4" lang, ¼" im Durchmesser haltend, nach fünf Minuten an dem in den violetten Strahl gelegten Ende einen Nordpol erhalten hatte und nach acht Minuten eine vollständige Magnetnadel mit deutlichen Polen geworden war. Es ist ferner zu solchen Experimenten eine etwas erhöhte Temperatur, am besten von 25 und 26° R. erforderlich, auch dürfen die Drähte nicht von zu starkem Durchmesser sein.

Eine andere Frage ist die, ob die Wirkung des violetten Lichts nicht vielleicht chemischer Natur sei. Es ist

übrigens zu bedauern, daß Hr. L. seine Berichte über Photomagnetismus und Photoelectricität etwas bunt durcheinanderwirft, so daß es schwer wird, das Eine von dem Andern zu trennen, da doch Magnetismus und Electricität, wenn auch ungewisselhaft zusammenhängende Kräfte, doch offenbar getrennte Erscheinungsarten sind.

Noch ansprechender als die Beobachtungen über den Einfluß des Lichts auf die unorganische Natur sind diejenigen über den Einfluß des Lichts auf die organische Natur, von welchen der Verf. in der zweiten Abtheilung handelt. Es gehören hierher sehr alltägliche und dennoch unerklärte Erscheinungen, z. B. die Lichttendenz der Pflanzen, wohnin zuerst das seltsame Winden der Pflanzen gehört, welches man z. B. besonders stark an der rothblühenden Bohne bemerkt. Wenn dieselbe kaum eine Höhe von sechs Zoll erreicht hat, so fängt schon ihre Spitze des Morgens an, sich in der Regel von Abend gegen Morgen und wieder rückkehrend stets in einem Kreise zu bewegen. Von dieser Bewegung der Pflanze um sich selbst ist das Winden derselben um eine Stütze verschieden.

Sehr schön läßt sich der Einfluß des Lichts an der *Eucalypta* beobachten. Diese Pflanze wächst bekanntlich gern an dunklen und schattigen Orten, und ihre erste Bewegung, nachdem sie sich an fremde Pflanzen angeschmiegt hat (an leblose Gegenstände heftet sie sich merkwürdigerweise nie an), zeigt nur ein Streben nach oben ohne Spur einer Windung. Hat sie aber eine bestimmte Höhe erreicht, wodurch sie dem Lichte zugänglicher wird, so fängt sie auch an, sich zu winden, und ihre frühere blasser Farbe wird nun in eine mehr röthliche umgewandelt.

Indeß kommen hier außer dem Licht noch andere Agentien in Betracht. Ausführlich sind die Untersuchungen über die Neigung der Pflanzen gegen das Licht (nutation) und über ihr schwächtiges, mit blassem Aussehen verbundenes Aufschließen (étiolement, nicht éthiolement, wie der Verf. durchweg schreibt), wenn das Licht sie entweder theilweise oder gar nicht trifft. Auch der Einfluß des Lichts auf das Wachen und Schlafen der Pflanzen ist besprochen, aber ebenso wie die vorigen Gegenstände schwer zu bestimmen. Denn während der *Amaranthus* und *Lotus ornithopodioides* L. in der Nacht ihre Blätter so zusammenlegen, als wollten sie die Blüten umarmen und gleichsam vor der Nachtlust schützen, wollen *Portulaca oleracea* und *Drosera rotundifolia* sehr stark vom Sonnenlicht gereizt sein und öffnen sich erst um 12 Uhr Mittags, dahingegen für *Oenothera biennis* der Reiz des Tageslichts zu heftig zu sein scheint, so daß sie erst bei minder starkem Lichte sich öffnet und vom Abend bis zum Morgen offen steht, ja andere, z. B. *Cactus grandiflorus*, den Nachthieren gleich, nur des Nachts seine Blüten öffnet. Noch räthselhafter sind die anscheinend willkürlichen Bewegungen mancher Pflanzen, unter welchen besonders die *Mimosa pudica* die Beobachtungen der Pflanzenphysiologen auf sich gezogen hat. Hr. L. kommt hierbei auch nicht weiter als bis zu Künze's Schluß, daß die Pflanze, wenigstens die *Mimosa pudica*, ebenso wie das Thier, gegen feindlich krank machende Einflüsse reagirt, obwohl auf eine eigenthümliche Weise.

Bei dem Capitel: „Von der Farbe der Pflanzen“, ist

es etwas störend, daß der Verf. noch die alte Färbetheorie Newton's und nach dieser die sieben Farben des Prismas beibehält. Die Grundfarbe der Pflanzen, das Grün, wird (auch nach des Verf. Meinung) „durch die Einwirkung des Lichtes auf das Wasser zuerst erzeugt, und bedingt daher die ersten Ausdrücke des Vegetationsactes bei letztem“. Wenn Humboldt die Hypothese aufstellt, daß die Bleichsucht der Pflanzen eine Anhäufung des Sauerstoffes in denselben sei, so läßt sich damit wohl vereinigen, daß bei der Entbindung des Sauerstoffes die grüne Farbe zum Vorschein kommt. Auf diese Entbindung in Folge unter andern Ursachen vorzüglich das Licht.

Außer dem Lichte scheinen aber auch der Stickstoff und der Wasserstoff die Entbindung der Lebenskraft zu befördern und die Anhäufung des Sauerstoffes, d. h. die Bleichsucht der Pflanzen zu befördern.

Sehr ausführlich und bis auf die genauesten Verhältnisse folgt der Verf. den Untersuchungen von Engler und Köhler über die Vertheilung der Farben und Geruchverhältnisse in den wichtigeren Familien des Pflanzenreichs. Man findet darin die Untersuchungen über 12 Pflanzen aus 27 verschiedenen Familien der Dicotyledonen und Monokotyledonen. Weiß ist die am weitest verbreitete Blütenfarbe. Ebenso finden sich unter den weißen Blüten die meisten riechenden, nämlich unter 100 Mittel 15,66 riechende, und unter diesen nur eine unangenehm riechende; dagegen finden sich unter 100 gelbblühenden Pflanzenarten nur 6,3 angenehm und 1,4 unangenehm riechende. Unter den farbigen Blüten sind die rothen am meisten, hingegen die blauen am wenigsten zur Entwicklung riechender Substanzen disponirt. Im Durchschnitt kommt auf 10 Arten nur eine riechende. Als Ursache des Geruchs der Pflanzen nennt der Verf. schlechweg die flüchtigen Öle und läßt sich über die Art der Textur, über den Kochpunkt u. dergleichen Untersuchungen ein, die seinem Zwecke ebenso fern liegen als mehrere Berechnungen in den vorher berührten Farbhäufigkeiten. Als Gesetz stellt er auf:

Directes, ungetrübtes Sonnenlicht wirkt zur Hervorbringung des Geruchs in jeder Beziehung am kräftigsten, auch bei der Abscheidung des Sauerstoffgases, so daß man also hier als Grundsatz annehmen kann, die Stärke des Geruchs ebenfalls mit der Lichtintensität in einem geraden Verhältnisse. Diese Ansicht scheint durch eine höchst interessante Beobachtung bestätigt zu werden, die man während der Blüthezeit in *Callia septentrionalis* machen kann. Ihre Blüten, der Einwirkung des Sonnenlichts ausgesetzt, duften nicht nur aromatisch, sondern auch einen höchst flüchtigen Geruch an. Bei der Verbreitung desselben kann man recht deutlich merken, von welchem großen Einflusse hierbei das Sonnenlicht ist. Man kann nämlich diesen Geruch verschwinden und wieder zum Vorschein kommen lassen, je nachdem man durch ein die Pflanze gehaltene undurchsichtige Glas dem Sonnenlicht Zutritt zu den Blüten gestattet oder nicht.

Diejenigen Pflanzen, welche gerade des Abends und Morgens bei milder starker Lichteinwirkung am stärksten duften, betrachtet der Verf. nur als Ausnahmen von der Regel, die das Gesetz selbst nicht umzustossen vermag. Zum Schluß referirt der Verf. noch die wichtigsten Untersuchungen über den Einfluß des Lichts auf den

Gewach der Pflanzen, und über das seltsame, schon von Platon und Plinius beschriebene, aber noch heute unerklärte Leuchten mancher Pflanzen in gesundem oder verdorrenem Zustande, wobei ebensoviele die wunderbare Aglaophotis (vielleicht Diotamnus) des Aelian, die des Nachts „hell leuchtet wie ein Stern und glänzt wie ein flammendes Feuer“, als auch Tropaeolum majus, Calendula officinalis und andere Pflanzen, vor allen die Rhizomorphen, sowie das Leuchten des faulenden Holzes und der im Keller liegenden Kartoffeln zur Sprache kommt.

Die interessanteste Partie des Buches ist unzweifelhaft derjenige Abschnitt, welcher „Von dem Einfluß des Lichts auf das Thierreich“ handelt.

Die Farben, womit wir das Thierreich geschmückt sehen, glauben wir überhaupt folgenden Ursachen zuschreiben zu können. Sie sind 1) entweder physikalische, d. h. sie entstehen durch Brechung, Beugung, Zerstreuung und Zurückwerfung des Lichts. Dieser Entstehung hat wol vor allem Andern die Farbenpracht des Gefieders der Vögel ihr Dasein zu verdanken. Auch dürfte der Glanz und die Farbe der Schuppen mancher Amphibien, der Fische, der Insektenflügel und ihrer sonstigen äußerlichen Bedeckung, die malerische Ausstattung vieler Würmer, besonders Reichtwürmer (Mollusken), Rundwürmer und Gallertwürmer davon herzuweisen sein. 2) Oder chemische, d. h. sie lassen sich durch ein mit Hilfe der Chemie nachweisbares Pigment erklären. 3) Oder physiologische, d. h. sie haben ihre Entstehung der Lebenskraft zu verdanken. Diese physiologischen oder subjectiven Farben sind von denen anderer Schriftsteller, z. B. Goethe's, zu unterscheiden, welche nach jenen besondern theils dadurch entstehen, daß das Auge durch einen zu starken Lichtreiz für irgend eine Strahlengattung unempfindlich wird, theils auch dadurch, daß es von mehreren Eindrücken von sehr verschiedener Intensität den Schwächeren gar nicht empfindet. Diese thierischen Farben werden nun wiederum modificirt: a) durch Klima, b) durch Jahreszeit, c) durch Nahrung und Diät, d) durch Alter, e) durch Geschlecht, f) durch Individualität.

Der Verf. nimmt zuerst den Menschen vor und bespricht, nachdem er den Säugling und die Färbung der Haut und des Auges bei demselben erwähnt hat, die so oft und vielseitig besprochene, aber immer noch unerklärte Farbenverschiedenheit der verschiedenen Menschenrassen. Er führt die verschiedenen Meinungen über die Entstehung der braunen und schwarzen Hautfarbe von Herodot an bis auf unsere Zeiten durch, bespricht besonders ausführlich das Pigment und die Art seiner Darstellung aus verschiedenen Organen und stellt die Meinung auf, daß der färbende Stoff der Haut angeboren, daß die Haut selbst aber zuerst ungefärbt sei und die Farbe erst durch den Zutritt der Luft sich entwickle. Er führt dafür unter Andern die Thatsache an, daß die Kinder der Neger weiß geboren werden, aber vielmehr röthlich, wie die Kinder der Weißen, allein zwei bis drei Tage nach der Geburt sich nach und nach bräunen und nach sieben bis acht Tagen vollkommen schwarz sind. Dasselbe beobachtete man in Hamburg bei einem neugeborenen Negerkinde, das in einem ganz dunkeln Zimmer und von Bindeln dicht eingewickelt gehalten wurde. Natürlich sind dabei außer dem Lichte noch viele andere und stärkere Agentien im Spiel, deren Besprechung freilich, so interessant sie auch sind, nicht dazwischen in die vorliegende Abhandlung gehörte.

Was nun die Einwirkung des Lichts auf die Säugethiere betrifft,

so bemerken wir auch hier wieder, daß der Einfluß desselben größtentheils im Hervorrufen von Farben besteht; und zwar treffen wir auch in diesem Falle, daß, je länger und intensiver das Licht der Sonne auf den thierischen Organismus einwirkt, auch desto lebhaftere Farben dadurch zum Vorschein kommen. Alle nach dem Lichte zugekehrten Flächen sind dunkler und gesättigter, die dem Lichte abgewendeten dagegen heller und bleicher. Deshalb ist die Expansionsseite, der Rücken der Thiere, der gefährtere Theil. Dieser Seite oder diesem Pole entspricht: Erhöhung der Arterialität, Licht, Tag, Sommer, Hitze, Tropenländer, Weibchen, männliches Geschlecht und Mannesalter, welche Absonderung der Pigmente begünstigen. Der Contractionsseite hingegen entspricht der Bauch oder die Nacht, Dunkelheit, Erhöhung der Venosität, Beschränkung des Athmens, Schlaf, Winter, Polarländer, weibliches Geschlecht und Weibesalter.

Bei den Vögeln ist der hauptsächlichste Sitz des Pigments in den Federn zu finden, und Heusinger meint, daß die Feder ebenso wie das Haar aus Pigment sogar entsteht.

Es ist jedoch dasselbe in den einzelnen Theilen der Feder, als der Spule, dem Schaft und der Fahne nicht gleichmäßig vertheilt, sondern es tritt vielmehr erst am Ende des Schaftes deutlich hervor, verbreitet sich von da in die benachbarte Fahne und bildet am Ende derselben, bisweilen als sehr entwickelte Form, einen Fleck oder ein Auge.

Da von dem Einflusse des Lichts auf die Farben der Vögel die Rede war, so war wol auch die Erscheinung zu besprechen, daß Vögel, welche in der Stube gehalten werden, z. B. der Stieglitz (*fringilla carduelis*) und der Hänfling (*fringilla linaria*), selbst wenn sie am Fenster der Sonne fortwährend ausgesetzt sind, bei der ersten Maus der ihren Farbenglanz verlieren, der Hänfling namentlich seine rothgesprenkelte Brust wieder in eine weißliche (ohne alles Roth) verwandelt, ebenso wie das Blau des Blaukehlchens gleichsam mit Schimmel anläuft.

Gleich den Säugethieren und Vögeln geht nun der Verf. alle Classen der Thiere bis auf die Infusorien herab durch, ohne jedoch ein viel genaueres Resultat zu gewinnen, als daß eben das Licht auf die Färbung aller auch einigen Einfluß habe. — Zuletzt wird noch von dem Leuchten mancher Thiere gesprochen und in einem Anhange eine Vergleichung des Lichts der Sonne mit dem des Mondes und des Feuers in chemischer und physiologischer Beziehung gegeben.

Ist nun gleich Hrn. Landgrebe's Werk an selbstgefundenen, neuen Resultaten fast arm, so verdient doch die mühselige Arbeit einer auf 600 Seiten ausgeführten Zusammenstellung der bisher gemachten Erfahrungen, obgleich dieselbe mitunter der Vollständigkeit, Bündigkeit und Klarheit ermangelt, allen Dank. Schade, daß das Buch, besonders gegen das Ende, reich mit Druckfehlern durchsetzt ist.

26.

De l'Italie et de ses forces militaires, par M. le général marquis Oudinot. Paris 1836.

General Oudinot, ein Sohn des berühmten Marschalls und selbst noch in der Kriegsschule Napoleon's gebildet, gehört zu den ausgezeichnetsten Offizieren der französischen Armee. Auch

als Schriftsteller ist vorliegendes Buch keinesweges sein erstes Werk; indessen gewähren seine früheren Producte viel mehr ein specielles als ein allgemeines Interesse, wie beispielsweise seine „*Considerations sur les ordres de Saint-Louis et de Marie militaire*“ und sein „*Aperçu historique sur la dignité de maréchal de France*“. Sein hier in Rede stehendes neuestes Werk nun ist nicht bloß von ungleich umfassenderem Interesse als jene früheren Schriften, sondern man darf es sogar bezeichnend nennen, insofern man voraussetzen kann, daß die darin enthaltenen Zahlenangaben aus authentischer Quelle geschöpft wurden und daher vollkommen genau sind. Überdies knüpft der Verf. nicht selten daran Betrachtungen, deren höhere politische Bedeutung sich um so weniger verkennen läßt, da in unsern Tagen die Stärke der Heeresmacht den Staaten ihre respective Wichtigkeit ertheilt, ja selbst eine der Hauptbedingungen ihrer Selbstständigkeit und ihres unabhängigen Daseins ist.

Die soeben erwähnten Zahlenangaben nun gewähren folgendes Resultat: Sämmtliche Staaten der italienischen Halbinsel unterhalten eine Truppenmacht, die sich in Friedenszeiten auf 140,000 Mann beläuft, die aber, auf den Kriegsfuß gesetzt, 270,000 Mann erreicht. Hierunter sind die österreichischen Garnisonen im lombardisch-venetianischen Königreiche und in den päpstlichen Legationen nicht mitbegriffen. Der Effectivbestand des Friedensfußes vertheilt sich also: Das Königreich beider Sicilien 47,713, der Kirchenstaat 17,707, das lombardisch-venetianische Königreich 31,400, das Königreich Sardinien 25,200, das Großherzogthum Toscana 4500, das Herzogthum Parma 1800, das Herzogthum Modena 1750, das Herzogthum Tucca 630, die Republik San-Marino 40. General D. bemerkt dabei, daß allerdings 140,000 Mann eine sehr schwere Bürde für eine Bevölkerung von 22 Millionen seien; man dürfe aber nicht aus der That lassen, daß Italien wie das übrige Europa unter den Waffen stehe und sich in jenem gewaltigen Zustande befinde, der, da er weder Frieden noch Krieg ist, für die Völker eine erdrückende und griesige Last wird. Allein ungeachtet dieser durch die Zeitereignisse hervorgerufenen Lage ergebe sich, daß unter gleichem Verhältnisse Frankreich, als ein abgerundeter Staat, wo drei Millionen Nationalgarde die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ruhe und Ordnung überwachen, an einer Armee von 200,000 Mann in Friedenszeiten genug haben würde, zumal bei einem Princip von Stabilität und mit einer Regierung, die ernstlich die Bahn der Ersparungen einzuschlagen Willens sei. Alles, was dieses Verhältniß überflüssig, wäre als eine unnütze Überbürdung und als eine Vorsichtsmaßregel zu betrachten, die nur ein Land belei- bige, das keine äußern Feinde habe.

Man ersieht schon aus dieser Bemerkung, daß der Verf. keinesweges zu den eifrigen Lobrednern des gegenwärtigen Regierungssystems Frankreichs gehört. An andern Orten des Buches gibt er seine Ansichten in dessen Betreff noch unverboshle- ner zu erkennen. So unter Anderm, indem er auf frühere Geschichtsepochen zurückgeht, wo, wie er sagt, die italienische und die spanische Halbinsel gleichsam die Stützen Frankreichs gewesen wären, wie zwei Säulen mit breitem Grundflächen die Fassade eines großen Gebäudes unterstützten: Spanien nämlich durch den Familienpact, Italien aber durch die Blutsverwandtschaft mit der zu Neapel herrschenden Dynastie, durch die Familienverbindungen mit dem Hause Savoyen, durch das Protectorat des heiligen Stuhls und den Einfluß, dem in Folge davon Frankreich auf Rom ausübte, endlich durch die kollektive Lage Toscanas und die Erwerbung Corsicas. Die Revolution von 1789 habe jedoch alle diese Vortheile auf das Spiel gesetzt. Man wisse noch nicht, welchem Systeme der äußern Politik Spanien in Zukunft angehören werde. Was aber Italien an- betrifft, so müsse man mit schmerzlicher Bestimmtheit gewar- sen, daß sich auch dort fast unmerklich unter den Auspicien einer nebenbühlerischen Macht eine Art geheimer, aber fest zu- sammenhängender Conspiration bilde, der bald nur noch eine

kleinliche Erklärung und ein Hauptst, eine Zeit und ein Ganger nach dem Vorbilde des französischen Bundestages ab- gesehen werden.

Für die heutige Politik des römischen Hofes endlich hält Hr. D. eine ganz besondere Vorliebe zu hegen. „Ein Mann aller Tugenden“, sagt derselbe, „weil der General, der Last der Klara trägt, gar wohl, daß man mit gewöhnlichen Mitteln stets nur vorübergehende Erfolge erlangt. Der politische Einfluß der Papstnichte widersteht nicht weniger der Politik wie seinem Verge. Hat er aber seine Krone um fremden Schutz gestellt, so ist ihm doch nicht unbekannt, auch die Nationen Rechte haben, und nimmer wird er die Verpflichtungen verkennen, deren Erfüllung Denjenigen obliegt, zum Regieren berufen sind. — Zum ersten Male vernehmen wir die päpstliche Regierung Abgeordnete und sieht die Meinung Landes über die Bestimmungen eines projectirten Congresses. Dieser erste Schritt ist eine rationelle Reform, die Beiz des Jahrhunderts dargebrachte Huldigung. Es ist derselbe aber um so bedeutender, wenn man bedenkt, daß in wenigen Jahren noch die Regierung sich keinerlei Gesandten entziehen lassen wollte, und daß sie jetzt solche aus- Ständen ertheilt.“

Theorie der Schauspielkunst, von E. Thérage. Berlin, Dismal. 1836. Gr. 12. 1 Thlr. 10 S.

Allerdings mit geordnetem Sinne geschrieben, nicht kändig und gut gemeint; indessen versteht sich nur das was in dem Buche gesagt wird, ganz von selbst, und wird es mit viel zu vielen Worten gesagt.

Wie fürchten, Niemand wird es eigentlich lernen: der Sänger oder Lehrling nicht, weil ihn eben in seinem Stande Schauspieler vor allen Dingen Talent und Erfahrung bedarf. Und hat er es erst einmal so weit gebracht, daß er Gesells oder Meister nennen darf oder nennt, so wird er denken, er sei darüber hinaus, wenigstens es dann noch nicht hier und da auf manche grobe Unschicklichkeiten, die er Fehler aufmerksam machen könnte, gesetzt, daß er ihnen nicht. Aber, wir wiederholen es, es sind zum Nachtheile des Kunst um einer gewissen nützlichen Form willen, gar zu viele gemacht, mit denen weder etwas Neues, Eigenthümliches wird, noch ein junges Talent in seiner Entwicklung gefördert werden dürfte.

Notiz.

Der neunzigjährige Drest.

Nach dem Velleius Paternulus (f. d. 1. Buch von der Gesch.) hat es kaum einen und vielleicht keinen Menschen, der so alt geworden ist und so lange glücklich gelebt wie Drest, den die griechischen Tragiker von den Vätern folgen lassen. Er soll 90 Jahre alt geworden sein und 100 Jahre regiert haben. Sein Wort an der Klytemnestra war auf solche Art von den Göttern gebilligt, sagt er nach dem eju a diis approbatum). Wie kommt es nun, daß griechischen, ihm in der Zeit viel näherstehenden Dichtern Schicksale dergleichen so entfielen? Vielleicht nur, weil sie magogen waren; weil ihnen nur daran lag, Alles, was die Welt um sie herum, dem Volke in Athen verfaßt zu machen. In der That kommt so etwas öfters vor. So wurde auch in den Niederlanden und namentlich in Leyden im vorigen Jahre ein Trauerspiel: „Die Belagerung von Leyden“, gegeben, das von Sentenzen gegen Könige und Minister sprach. Das selbst jedoch während der französischen Republik und noch selbst jetzt daselbst öfters, z. B. in den Comedien von Hugo, wenn es gilt, die Balais und Bourbons zu verurtheilen.

Literarische Unterhaltung.

Freitag,

— Nr. 295. —

21. October 1836.

Beiträge zur neueren Geschichte aus dem britischen Museum und Reichsarchive von Friedrich von Raumer.

(Zweiter und letzter Artikel.)

Der zweite Band dieses Werkes ist, obwohl im Ganzen aus denselben Sättungen von Quellen geschöpft wie der Inhalt des ersten, doch von wesentlich verschiedener Haltung, wenigstens macht seine Lecture einen wesentlich verschiedenen Eindruck. Für den ersten Band waren an den beiden Königinnen Maria und Elisabeth sittliche Mittheilungen vorhanden, in Beziehung auf welche sich dann die zerstreuten Mittheilungen ordneten und anfügten, gewissermaßen krystallinisch ansetzten, und die Summa, die aus allen Mittheilungen hervorging, erschien als ein innerlich Harmonisches, Ganzes. Im zweiten Theile vertheilen sich die gemachten Mittheilungen auf einen ungleich weitem Kreis, sind in Beziehung auf jeden einzelnen Punkt des Kreises weit fragmentarischer, und nur in sehr untergeordnetem Grade bildet Friedrich II. einen sammelnden Mittelpunkt, indem namentlich die Mittheilungen über Schweden und Rußland gewissermaßen für sich dastehen, und die über Rußland nur für die Zeit, wo sie gerade am wenigsten interessant sind, für die Zeit nämlich des siebenjährigen Krieges, eine durchgreifende Beziehung zu Preußen haben. Vieles unter dem Mitgetheilten muß auch so für Den, der das speciellere Studium dieser Zeit zu seiner Aufgabe gemacht hat, von hohem Werthe sein; das hindert aber nicht, daß die Lecture des ganzen Bandes oft einen gewissen Eindruck mangelnden Zusammenhängens hinterläßt.

Die Erscheinung der Höfe, bei denen wir durch Herrn v. R. in diesem Bande eingeführt werden, geben nur hinsichtlich Rußlands und Preußens einigermaßen feste Bilder; Wien und Stockholm lassen für eine bestimmte, längere Zeit auch noch Charaktere erkennen; was aber von andern Seiten beigebracht wird, ist ganz sporadisch. In Wien ist es vor Allen die liebenswürdige, muthige Kaiserin Maria Theresia, die selbst in abgerissenen Zügen noch sich in einer herzlichen und geistigerwerbenden sittlichen Haltung zeigt, auf deren Vorhandensein in unserer Geschichte wir Deutschen um so stolzer sein dürfen, wenn

wir diese Erscheinung mit dem Rothbild vergleichen, was Elisabeth's von Rußland Hof in derselben Zeit bietet.

Die nordischen Höfe im Allgemeinen, der schwedische und polnische wie der russische, erscheinen in anekdotischer Widrigkeit durch die Gewalt, die wir hier dem rohen Bedürfnis eingeräumt sehen, durch die ganz unverhohlene Bestechlichkeit der Minister und Großen; welche Corruption in der Zeit, auf welche sich die Mittheilungen dieses Bandes beziehen, in Schweden sogar die Reichsstände ergriffen hat und das traurige Bild einer Nation darstellt, deren höchste Interessen bestimmt werden durch ein paar Tausend Thaler mehr, die der eine oder der andere der fremden Höfe, welche Gesandte in Schweden haben, aufwenden will, um seine Zwecke zu erreichen! Wenn schon die Betrachtung der Geschichte der Reformation in Schweden dadurch Einen anwidert, daß hier die kirchliche Umbildung im Grunde deswegen begünstigt wird und dadurch eine so feste Wurzel schlägt, daß die Güter der Geistlichkeit Gustav Wasas Bedürfnissen so paßlich zu Hülf kommen, so wird bei der Betrachtung späterer Zeiten dieses vielfache Eingreifen der Interessen der Armuth in die Führung und Gestaltung schwedischer Reichsangelegenheiten noch widriger; und namentlich uns Deutschen muß sie widrig sein, wenn wir bedenken, daß an die Schicksale dieses künstlichen Reiches so lange Zeit hindurch schöne deutsche Landschaften geknüpft, daß diese der hochfahrenden Haltung von Oberbramieten preisgegeben waren, deren Familien daheim vor der bedürftigvollen Stellung des schwedischen Adels im Allgemeinen nicht eben immer eine Ausnahme gemacht haben werden.

Der russische Hof erscheint in diesen Mittheilungen, wie in allen auf diese Zeiten bezüglichen, als ein durchaus barbarischer. Charaktere wie Ostermann, Münich und Wiron, wie Bestucheff und die Schuwalof's, und Orloff, — Revolutionen wie die, welche Elisabeth und Katharina II. zum Herrschen führten, versetzen Einen im Grunde schon ganz aus europäischer Sphäre heraus; kommt nun noch der Anblick von Grapule jedweder Sattung, wie sie unter Peter I. und unter dem Regimente seiner Tochter am Hofe herrschte, hinzu, so verbannt man es dem Verf. ebenso wenig wie den Berichterstattern, aus deren Schriften er schöpft, wenn überall in diesem Reiche die rohesten und niedrigsten Leidenschaften als die bewir-

genden Mächte bezeichnet werden. Es kann keinen mächtigen Contrast geben als die Höfe von Petersburg und Wien, wie sie in diesem Werke erscheinen, und das Schicksal Iwan III. wie er, als Kind ohne Bewußtsein auf dem Thron gehoben, dann die Kinderjahre in halbem und ganzem Gefängniß hindämmert, wie es scheint halb zum Thier gemacht wird, bis endlich des Lieutenants Mirowitz Versuch zu seiner Befreiung ihm, dem Schlafenden, den Tod bringt — Alles das ist mehr als byzantinisch, es ist sultanisch.

In einer solchen Zeit, wo der Norden diesen Hintergrund bildet und wo der Pompadour Regiment den südlichen Vordergrund abgibt, stehen Maria Theresia und Friedrich II., die beiden Feinde, als ein paar schöne Heldenbilder da, bei denen wir uns recht gern gefallen lassen können, daß in dem Manne ein federes Hinausgreifen und Hinwegsetzen über eingeseht Schranken stattfindet, als in der Frau, welche, eben durch diese Keckheit verletzt, die Verletzung doppelt empfindet, einmal in dem eignen Verlust Schlesiens und sodann in dem Bruche Dessen, was sie als heiliges Recht ansieht. Es ist ganz deutlich, wie sich in Maria Theresia dem Schmerze über die Schmälerung ihres Reiches auch eine sittliche Empörung über Friedrich's Handlungsweise zugesellt, und eine lange Reihe von Jahren muß vergehen ehe sie im Stande ist dieser Empörung Herr zu werden. In ihr aber eben ist sie schon und durch dieselbe werden die kriegerischen Bestrebungen der Kaiserin gewissermaßen geheiligt.

Andererseits allerdings muß erwähnt werden, daß es wol keinen Staat in Europa gibt, der nicht einzelne Erwerbungen mit noch schlechterm Rechte gemacht hätte als Friedrich II.; auch kann man zugeben, daß sich für Friedrich's formelles Recht Manches anführen läßt; aber immer soll man dabei im Auge behalten, daß solche Ausführungen im Grunde nur die Macht des Rechtsgefühles im Menschen überhaupt bekrunden, der, selbst wenn er das ganz Unerwartete, das dem stillen Gefühle seiner Zeitgenossen ganz zuwiderlaufende unternimmt, noch das Bedürfnis hat, seine That als juristisch berechtigt darzustellen. Das Gefühl, was allerdings Friedrich II. gehabt hat und dessen Richtigkeit seine welthistorische Rechtfertigung bildet, das Gefühl, daß sein eigner Geist, daß die Ziele, auf welche alle in Preußen geweckten Richtungen hinariefen, daß der Königstitel für sich allein schon eine breitere äußere Grundlage verlangte, und daß er sich diese erobern, oder darauf verzichten müsse Das zu sein, was ihm seine Natur, seine politische Stellung und seine Zeit für sich, für Preußen, für Deutschland zu sein geboten, — dies Gefühl konnte ihn wol treiben und eine Leidenschaft der Erwerbung erzeugen, aber zunächst war dasselbe gewiß nicht immer auch mit dem Gefühle der Rechtfertigung vor sich selbst verbunden. Daß dies höhere Gefühl, das Bewußtsein einer welthistorischen Aufgabe, in Friedrich war, sieht man deutlich aus vielen seiner Äußerungen; wir beziehen uns hier nur auf eine, auch in dem vorliegenden Bande angezogene Stelle eines Briefes an d'Argens, in der es heißt: „J'ai agi et je continue

d'agir suivant cette raison intérieure et le point d'honneur qui dirigent tous mes pas; ma conduite sera en tous tems conforme à ces principes.“ Daß das höhere Gefühl den König nicht vor innerm Zweifel sicherte, sieht man deutlich daraus, daß er sich, wie wir gesehen haben, sein Unternehmen, seine Handlungswelt, der Bestätigung der Geschichte, um getreulich zu sein und die Art, wie er sich in der Welt gestellt, für wahres Unrecht, sobald ihr der Erfolg fehle. Nur in diesem Sinne konnte er dann mit Recht sagen: „Quand tout perdu, quand on n'a plus d'espoir, la vie est un opprobre et la mort un devoir“, weil ihm eben bald seine Thaten nicht die weltgeschichtlich gebotene, nichts übrigbleib als das volle Bewußtsein des fehlten Lebens und eines aus solchen Versäumnissen durch seine Schuld über Tausende ausgegossenen, unbarmharten Unglücks. Dieses Hingewiesensein auf die Vernichtung im Falle eines völligen Durchganges von den vorgesetzten Zielen ist der notwendige, die gebotene Revers zu der dämonischen Urne, die aus dem Briefwechsel mit Jordan entnommen werden (S. 72 u. 73 des vorliegenden Bandes) deutlich als Friedrich's erstes selbständiges Auftreten in der europäischen Politik begleitend. Wir stimmen vollkommen Herrn v. R.'s Meinung ein, wenn er sagt: „Die einzige Aufgabe war zu Ende, sobald er nicht mehr König und nicht mehr ein großer König sein konnte.“

Geben wir aber gern zu, daß in Friedrich ein höheres Leben ist, als daß man es mit der gewöhnlichen Elle zu messen hätte, so glauben wir doch auch heben zu müssen, daß er eben wie Cäsar und wie Napoleon für Das, was in seinem Willen über den menschlichen Kreis hinausging, grade so gut hat leiden müssen wie irgend Einer, an den die menschliche Natur zulegen uns erlaubt wird. Schon jene innerliche Einsamkeit, die ihm in gewissen Tagen keinen Ausweg erkennen ließ, als sich selbst den Tod zu geben, diese, die er öfter und längere Zeiträume hindurch sich walten lassen mußte, ist als eine herbe Strafe zu sehen; und wie sie, wie alles Das, was der König Das, was er in der Welt nun einmal gehen, welthistorisch zu rechtfertigen, durcharbeiten und vollenden mußte, an ihm gequält, ihn angegriffen und auch ein unglückliches Bewußtsein in seine Tage gebracht hat, zeigen deutlich die Briefe an d'Argens, und namentlich die Stellen, welche Hr. v. R. (S. 465 u. 466) anführt:

Enfin, mon cher Marquis, je suis vieux, et je suis seul. Quelques lueurs de mon ancienne bonne humeur me reviennent de temps en temps; mais ce sont des étincelles qui s'éteignent, faute d'un brasier qui les nourrisse; ce n'est qu'un peu de soleil qui percent des nuages orageux et sombres. Je suis seul, et je me voyais, vous ne reconnaîtrez pas les traces de ce que je fus autrefois. Vous voyez un homme grisissant, privé de la mobilité de ses dents, sans feu, sans imagination.

Depuis quatre ans je fais mon purgatoire; s'il y a une autre vie, il faudra que le purgatoire tienne compte de ce que j'ai souffert dans celle-ci.

Man noch als nach der pastoren Seite glauben wir
 dass, das Friedrich nach der ungenannten Seite gedrückt
 er also eingebüßt habe bei dem Lebensbewusstsein,
 er einmal in sich entwickelt und zum großen Theile
 seinen und als Folge seiner Thaten entwickelt hatte,
 dass war seine Zeit überhaupt dem eigentlich bewegenden
 Kräfte des Christenthums wenig aufgeschlossen und
 schenkte sich im Allgemeinen gleich ihm (wie dieses
 Hr. v. R. S. 538 u. 539 anerkennt) auf ein Her-
 vortreten des Einflusses des Christenthums auf die Bildung
 der gewissen humanen, der modernen Zeit eignen Moral;
 dass ist nicht zu leugnen, daß „die Art und Weise, wie
 in der Zeit seiner Jugend die protestantische Dogmatik
 bedrängt wurde“, keine freundliche Vermittelung bildete
 zwischen Friedrich's Seele und dem Christenthum; aber
 auch andere Menschen haben in ähnlichen Zeiten einer Ver-
 nachlässigung und Seelenverdrängung gelebt, auch andern
 Menschen ist das Christenthum zuerst geboten worden in
 der Herbe und für sie lange Zeit zu harten Schalen;
 aber endlich haben sie doch das Bedürfnis gefühlt, sich
 eigenenthümlich christlicher Weise zu Gott zu wenden,
 und haben nun in der im Gedächtniß bewahrten harten
 Schale einen christlichen Kern gefunden. Daß aber Frie-
 drich sich in seinen spätern Jahren auch nicht von seiner,
 allerdings nicht ohne christliche Elemente entwickelten,
 aber doch nicht eigentlich christlichen Denkweise zu eigen-
 thümlich christlicher Weltanschauung hinwendete, war die
 natürliche Folge eines Lebens, welches glorreich und doch
 so war, daß Friedrich zum Theil mit dessen Princip hätte
 hadern müssen, wenn er es vom christlichen Standpunkte
 aus betrachtet hätte. Wie oft aber können sogar kleine
 Menschen nicht dazu kommen mit einem Lumpenleben zu
 hadern; wie wollte man es da von Dem so leicht for-
 dern und finden, der, selbst groß, ein großes Leben ge-
 führt und in demselben unleugbar auch Herrliches voll-
 bracht hatte! Aber wie viel hat er darüber, wie viel
 grade, was das Alter schon macht, eingebüßt!

An Friedrich's Ruhe aber hat Deutschland mitzutragen
 gehabt, so gut wie es seine Glorie mitgenossen hat;
 denn der Geist weltlicher, reinweltlicher, sogenannter phi-
 losophischer oder, eigentlicher gesprochen, rationalistischer Be-
 trachtungswelt hat dann die Gesetzgebung und Verwal-
 tung allmählig fast aller deutschen Länder bestimmt, hat
 jene charakteristische Richtung auf das weltlich Verständige,
 weltlich Zweckmäßige, d. h. auf Das, dessen Nützlichkeit
 sich dem endlichen Verstand auf platter Hand präsentirte
 und wobei die höchsten sittlichen Forderungen und Begie-
 rungen oft ganz außer Rechnung blieben, zur Herrschaft
 geführt und durch sie das deutsch-christliche Hauswesen
 aus ihren Grenzen ansehnlicher Willkür und gewis-
 senhafter Rechtsorgane in Atome aufgelöst, das öffentliche
 Wesen den Forderungen eines imaginären bien publique
 untergeordnet, die Kirche vielfach zu einer Sattung sitt-
 licher Polizeianstalt herabgewürdigt, durch eine Alles pe-
 tricirende Staatsbevormundung die Einzelnen zum Be-
 wußtseinsinn erzogen und vielfach von Dem, was man sonst
 schonte, die Schande, abgestreift, bis seit den Anfängen

dieses Jahrhunderts sich allmählig gegen diesen Weltgeist
 wieder eine Opposition erzeugt, in dem ersten Sinne der
 Freiheitskämpfe sich offenkundig und seitdem nach allen Sei-
 ten einen abermals umgestaltenden und zu den organisch
 sichern Lebenskräften zurückführenden Einfluß bewährt hat.

49

Die wahrscheinliche Lebensdauer des Menschen, in den
 verschiedenen bürgerlichen und geselligen Verhältnissen,
 nach ihren Bedingungen und Hemmnissen untersucht
 von J. L. Gasper. Mit 17 Tafeln und drei gra-
 phischen Darstellungen. Auch unter dem Titel: Bei-
 träge zur medizinischen Statistik und Staatsarznei-
 kunde. Zweiter Band. Berlin, Dümmler. 1835.
 Gr. 8. 1 Thlr. 20 Gr.

Wenn Ref., welcher bereits einen Vorläufer des vorliegen-
 den Werks in d. Bl. angezeigt, mit Besprechung der vollendeten
 Arbeit des Verf. etwas spät kommt, so ist das eine Versäumnis-
 nis, der wenigstens keine Vernachlässigung zum Grunde liegt.
 Weilmeyer ist das Buch, eines von den seltenen, die eine neue
 Wissenschaft nicht nur beginnen, sondern die durch sie entstan-
 dene darlegen, vorzüglich zurückgehalten worden, um zu erwart-
 en, ob die Erfolge, die sich Ref. nach den ihm bekanntgewor-
 denen Proben davon versprach, wirklich eintreten würden, wor-
 auf dann, bei dem vielfachen Interesse der hier niedergelegten
 Forschungen und bei der Verschiedenheit der möglichen Aus-
 gangspunkte für die Beurtheilung, wol noch länger derselben für
 eine unsern Lesern zugedachte Anzeige sich finden würde. Denn
 obgleich das Buch von einem Arzte herrührt und der Verf. im
 Verlaufe seiner Mittheilungen sich oft genug an seine Berufsges-
 nossen wendet, so würde doch er und seine Arbeit, vor das bloß
 ärztliche Forum gezogen und die Resultate der letztern einer
 eventuellen, d. h. hier sehr zufälligen, Benützung bloß von
 Ärzten anheimgegeben, nur eine sehr beschränkte Nützigkeit er-
 fahren, vorausgesetzt sogar, daß der ärztliche Beurtheiler den
 höchsten Gesichtspunkt, bei dem er noch Arzt bleiben kann, den
 der Staatsarzneikunde und namentlich des einen Zweigs derselben,
 der medizinischen Polizei oder öffentlichen Gesundheits-
 pflege, festhielt. Aber wie reichlich diese auch durch das Werk
 bedacht sei, so darf sie es doch nicht für sich allein in Anspruch
 nehmen; denn, um es kurz zu sagen, mehr als eine Wissenschaft
 mag behaupten, es fallen diese Untersuchungen in ihren Bereich,
 und es mag überdem aus ihnen ebensowol der Philosoph, der
 Gang und Ziel des Lebens in Masse betrachtet, wie der Staats-
 mann, der es regeln und lenken soll, Stoff zum Nachdenken und
 Anregung zum Handeln entnehmen. Daß dem so sei, soll sich,
 meinen wir, bei einer Durchmusterung des Inhalts ohne unsre
 besonderes Zutun herausstellen, und diese wird dann auch
 nachweisen, wie das Buch anzusehen sei: als ein Werk, einge-
 geben nicht von dem Bedürfnis tabellarischer Übersichten hinein
 oder jener angehäuften Erfahrungen, sondern von dem Eifer,
 diese, allerdings hier veranschaulichten Erfahrungen zur Wahr-
 nehmung, zur Sprache, zur Verherrlichung zu bringen; als ein
 Werk, nicht dieser oder jener besonderen Doctrin angehängt und
 ihren Bearbeitern oder Schülern gewidmet, sondern das mensche-
 liche Leben, seine Bedingungen und die Verhältnisse seines Ent-
 stehens und Aufstrebens als Geses auffassend und betrachtend,
 und welches, indem es in der Berechnung dieser Geses, Ordo-
 nung und Regelmäßigkeit, Zusammenhang der Ursachen und
 Wirkungen, kurz Gesetzmäßigkeit enthält in einem Gebiete, wo
 man gewohnt ist keine zu suchen, oder verzweifelt hat sie zu
 entdecken, den menschlichen Geistesthron überhaupt erweitert und
 eine Aussicht eröffnet nicht nur auf Erkenntniß der Lebensgeses-
 se, sondern sogar auf einen Grad von Gewisheit in den
 Lebensgang, nicht der Individuen, sondern der Generationen.
 Als solcher ist der Verf. vorzuführen; die Benützung seines

Expositionen kann er Andern überlassen, deren Kahl es ist; deren Erhaltung es möglich macht; die Beweise aber für dieselben hat er mit einer Sorgfalt und Umsicht geliefert, die wiederum ein besond'eres Eingehen, eine Schätzung für sich verlangen würden, wozon wir aber absteifen, überzeugt, im Sinne des Verf. aber sein Buch zu bekräften; wenn wir nicht die Methode, sondern die Resultate den Lesern vorlegen.

„Bevölkerungswissenschaft“ nennt der Verf. in der Einleitung das Gebiet, auf welchem sich seine Untersuchungen bewegen, „Lebensprobabilität“ den bestimmten Gegenstand, worauf sie gerichtet sind. Volkszählungen waren schon in den ältesten Zeiten üblich; aber es sind noch nicht 200 Jahre, daß Mathematiker, Statistiker, Ärzte und Staatsmänner einen andern und sicherern Weg zeigten und einschlugen, die Lehre von den Gesetzen des Lebens und Todes mit Erfolg zu bearbeiten. Von den Erzeugen, weil, „wie sehr auch im Einzelfalle der Tod eines Menschen ein Zufall schinen mag, doch die Beobachtung im Großen gelehrt hat, daß, weit entfernt von einem bloßen blinden Zufalle, Leben und Tod auch den Zahlenverhältnissen nach gewissen festen und unwandelbaren Regeln folgen.“ Die Beobachtung dieser Ordnung des Todes führte auf die Entdeckung der Mortalitätstafeln. Eine solche ist nach der Verf. Bestimmung eine Tabelle, woraus die Rechenfolge, der in dem verschiedenen Lebensalter nach und nach ausstehenden Menschen, die Zahl der von denselben durchlebten Jahre und deren mittlere und wahrscheintliche Lebensdauer in jedem einzelnen Lebensjahre zu ersehen ist. Dergleichen hat man von Sömmich, Haller, Finlath, und die letztere ist von der englischen Regierung gesetzlich als Grundlage in den betreffenden Angelegenheiten angenommen; aber wenn auch diese und andere ähnliche Tafeln auf umfassendern Grundlagen und nach richtigern Voraussetzungen berechnet wären, als nach ihren Resultaten sich ergibt, so mache doch in ansehnlichen Zeiten der Umstand, daß alle ältern Mortalitätstafeln vor der allgemeinen (?) Einführung der Vaccination verfertigt sind, die einen entschiedenen, wenn auch oft überschätzten Einfluß auf die Bewegung der Bevölkerung gehabt hat, neue Sterblichkeitstafeln unerläßlich. Wie eine solche zu construiren sei, zeigt der Verf. demnachst und erörtert dann die Begriffe der „wahrscheinlichen“ Lebensdauer, welche Haller ermittelt, und der „mittlern“ Lebensdauer, wie sie Deparcieux aufbauen lehrte; zwei Begriffe, die man oft, aber mit Unrecht, für identisch gehalten hat. Die wahrscheinliche Lebensdauer bezeichnet nämlich die Zahl von Jahren, bis zu denen die Hoffnung zu leben und die Furcht, sie nicht zu erleben, gleich groß ist, oder wo sich die Wechselfälle wie 1:1 verhalten; es sind z. B. auf der Mortalitätstafel 100 Menschen verzeichnet, die alle das 38. Jahr erreicht haben; bei dem 62. fließt sich nur noch 50; von den 100, die im 38. Jahre zusammen lebten, hatte Jeder die Wahrscheinlichkeit, bis ins 62. Jahr zu leben, oder, die bereits durchlebten 38 Jahre von den 62 abgezogen, hatte Jeder in seinem 38. Jahre eine Lebensprobabilität von 62—38—24 Jahren. Für die Auffindung der mittlern Lebensdauer addirt Deparcieux die Jahre, die eine Anzahl Menschen zusammen gelebt haben, dividirt die Summe durch die Anzahl der Menschen, und der Quotient stellt dann die mittlere Lebensdauer jedes Einzelnen, d. h. die Zahl der Jahre dar, die ein Jeder von diesen Menschen gelebt haben würde, wären die durchlebten Jahre unter alle gleich vertheilt gewesen. Wenn also z. B. 100 Menschen von ihrer Geburt an zusammen 2800 Jahre durchlebt hätten, so würde $\frac{2800}{100}$ d. h. 28 Jahre ihre mittlere Lebensdauer gewesen sein. Nach Ausführung einiger ähnlichen Annahmen geht dann aus der Verf. zur Aufstellung seiner „Atheis“ über, des wichtigsten Factors für die Bevölkerungstheorie, aus dem sich unmittelbar besonders zwei Folgerungen ergeben. Der Satz aber ist: „Bei einer einigermaßen stationären Bevölkerung drückt das Verhältniß der Geburten zur Bevölkerung fast genau die mittlere Lebensdauer (bei der Geburt) aus.“ Der Befestigung dieses Satzes ist ein großer Theil der folgenden Untersuchungen ge-

(Der Befehl folgt.)

Literarische Anzeige

Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig
sind erschienen und in allen Buchhandlungen des In-
 und Auslandes zu erhalten:

Cavalier Perspective

Handbuch

für angehende Verschwenker

000

Chevalier de Kella.

Notte: Men master of man art. Notte
Notte: Men master of man art. Notte

Gr. 8. Sch. 2 Thir. 12 Gr.

Der in den höhern Kreisen der Gesellschaft für Herr Verfasser (die Dedication ist an Eugen Baron v. Richter) bietet in diesem Buche einen schönen und wichtigen Beitrag zur noch fast unbekannten Ethnologie und geistige Menschen, für welche liebendste Sorge für die übermüthige Jugend und für apostrophe Kraft.

Literarische Unterhaltung.

Sonnabend,

— Nr. 296. —

22. October 1836.

Bül und Bülbul, das ist: Rose und Nachtigall, von Fasil. Ein romantisches Gedicht, türkisch herausgegeben und deutsch übersezt durch Joseph von Hammer. Pest, Hartleben. 1834. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Wieder eine bisher unerforschte Insel des stillen Meeres morgenländischer Poesie, wie der berühmte Herausgeber diese köstliche Dichtung in seiner Vorrede (S. 1) sehr treffend nennt; ja, ein herrliches, von Rosen duftendes und strahlendes, von Nachtigallen durchfungenes Gemälde! Über die Topographie desselben gibt uns der große Kenner des Morgenlandes in seinem Vorworte vollständigen Aufschluß. Wir fassen daraus Folgendes zusammen, was dem Leser zu wissen wünschenswerth ist, ehe ein Überblick über das Gebiet der Dichtung selbst ihn weiter orientiren soll.

Die osmanische Literatur hat ein halbes Hundert romantisch-epischer doppelgeregelter Gedichte aufzuweisen, wovon aber die berühmtesten theils treue Übersetzungen, theils slavische Nachahmungen gleichnamiger persischer Originale sind, die meisten von einem Umfange mehrerer Tausend Distichen und in vielen Stellen ihrer Uppigkeit wegen unübersetzbar. Unter allen diesen vereint Fasil's Gedicht: „Rose und Nachtigall“, allein die Vorzüge origineller Eigenthümlichkeit, unbescholtener Richtigkeit, und vorzüglich den der Kürze, indem dasselbe nur dritthalbtausend Distichen stark ist. Der schöne Mythos selbst, von der Liebe der Nachtigall, oder, wie Hr. v. Hammer, um das nothwendige Masculinum zu gewinnen, sagt und fast immer übersezt, des Sprossers (denn auch dies ist ein deutscher Name für Nachtigall) zur Rose, — dieser Mythos selbst ist zwar persischen Ursprungs. Die Ausbildung desselben zur Handlung eines Romans, die zarte Liebesgeschichte mit den darin handelnden Personen und vorkommenden Bewwickelungen gehört dem türkischen Dichter eigen an. Mohammed Fasil, Kara Fasil, d. i. der schwarze Fasil benannt (vermuthlich wegen seiner schwarzen Gesichtsfarbe und häßlichen Gestalt), war der Sohn eines Sattlers von Konstantinopel und lebte in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. In seiner Jugend trat er in dem Kloster Sarif Hasan Essendi's in den Orden der Chelwen als Dervisch ein und in seiner bürgerlichen Beschäftigung als Schreiber auf. Sein Dichtvergnügen zog ihn zuerst

zu dem Dichter Akissi und dann zu Sadi, einem großen Lyriker, hin, welchem Meister er sich als Schüler geweihte. Bei dem großen Feste, womit Sultan Suleiman 1530 drei Wochen lang die Beschneidung seiner drei Söhne feierte, erbat sich Sadi, der größte lyrische Dichter der Osmanen zu Beginn der Regierung jenes Sultans, bis er zu Ende derselben durch den (von Hrn. v. Hammer seit 1825 auch bei uns eingebürgerten) Baki übertroffen ward, nachdem er seine Festkasside abgelesen, von dem Sultan die Erlaubniß, das von seinem Schüler, Fasil, verfaßte Festgedicht vorlesen zu dürfen. Suleiman, der den Beinamen des Großen, den ihm europäische Geschichtschreiber beigelegt haben, verdiente, weil er als Herrscher große Talente zu schätzen und zum Vortheile und Ruhme des Reiches zu benutzen verstand, erkannte und würdigte des Schülers Talent, und bald darauf begleitete Fasil den Prinzen Sultan Mohammed in die Statthaltertschaft Magnesia als Secretair des Divans. Im J. 1543 nach des Prinzen Tode ward er Secretair des Prinzen Sultan Mustafa, und nach dessen tragischem Ende (durch des Vaters Blutbefehl) wurde er 1562 zum Staatssecretair des Thronerben Sultan Selim ernannt, starb aber schon im folgenden Jahre zu Kutahije, beiläufig 50 Jahre alt, wenn man annimmt, daß er bei jenem Beschneidungsfeste das Alter von etwa 20 Jahren gehabt. Die übrigen Werke dieses Dichters sind fast lauter Nachahmungen persischer Dichter. Seine Chaselen und Kassiden sind in einem Divan erhalten, und abgesondert von demselben besteht eine Sammlung von tausend seiner vierzeiligen Strophen. Denkmale seiner zierlichen Feder sind seine Staatsschreiben, welche er im Namen Sultan Selim's als dessen Secretair geschrieben. Vorliegendes Gedicht ist sein Schwamengsang, denn er vollendete es nur zwei Jahre vor seinem Tode, und am Schlusse rühmt er von sich gar poetisch, doch nicht zu viel:

Ein Maalragt dieses Buch empör,
Und jeder Vers ist Edens Thor.
Den Sinn erkundend legt' ich an
Des Wortes schmucken Salkisan; *)
Es sproß aus meinem reinen Bist,
Mein Genius ist dessen Sitz;
Ich heidete das Märchen ein,
Bedeutung und das Wort sind mein.

*) Salkisan heißt Rosenrost.

Das Original des Werkes ist in den herrlichsten türkischen Lettern, mit rothen Rändern wie mit Rosenbeeten eingefast, der Uebersetzung beigebrannt, und wie erfahren durch den Herausgeber, daß seit dem 17. Jahrhundert, wo der französische Botschafter zu Konstantinopel, Herr Savari de Belvet, den französischen Leantat mit der Pforte zu Paris mit zierlichen türkischen Lettern drucken ließ, außer einer vor einem halben Jahrhundert zu Wien gedruckten kleinen Chronik, dies der erste außer Konstantinopel in Europa erschienene türkische Sprachtext sei. Aber auch diesen hat Hr. v. Hammer nicht etwa der türkischen Presse entlehnt, sondern aus Manuscripten zu Tage gefördert, nachdem die Dichtung bisher nur durch einen schwachen Auszug bekannt geworden war (s. unten). Unter der Censur wissenschaftlicher, zu Konstantinopel gedruckter Werke nämlich ist auch nicht ein einziges Werk der Poesie; denn die gereimten arabischen und persischen Glossarien sind bloße Gedächtnißformeln für Lehrlinge. Außer Messih's Frühlingsecke, von Jones (Leipzig 1777) herausgegeben, und Ball's von Hammer übersehtem „Divan“ ist dem christlichen Europa bis jetzt keine andere Kunde türkischer Poesie geworden. Die deutsche Uebersetzung des Gedichts folgt, nach Hrn. v. H.'s Versicherung, dem Originale getreu, Doppelreim für Doppelreim, so daß nicht nur die Zahl der Verse gleich, sondern auch nirgend der Sinn von einem Doppelreime in den andern herübergezogen worden ist; nur in wenigen Stellen, wo der Sinn sich durchaus nicht dem deutschen Reime fügen wollte, ist dieser, der Reim, jenem aufgeopfert, sonst aber durchaus mit steter Rücksicht auf die Treue des Sinnes, als der wesentlichste Schmuck morgenländischer Poesie, beibehalten worden; wo derselbe sich dem Sinne nicht treu genug anschließen konnte, ist zur Erleichterung für Anfänger und zur Beschwichtigung für Kritiker (die der Verf. wol bis jetzt nicht in Mehrzahl zu fürchten haben wird!) die wörtliche Uebersetzung in den Noten beigelegt.

Der Uebersetzer fürchtet, daß viele Leser an den Buchstabenpielen und andern kindischen Ausgeburten morgenländischer Phantasie ästhetischen Aerger nehmen werden, erlaubt aber mit vollem Rechte, daß er dieselben hier, wo es sich um die Ausgabe eines ganzen Gedichtes handelt, weder im Texte, noch in der Uebersetzung weglassen konnte; in dieser sind dieselben jedoch größtentheils nur durch Alliterationen nachgeahmt, weil sie der Natur der verschiedenen Alphabete nach unmöglich getreu übersetzt werden konnten, ohne denen, die das türkische Alphabet nicht kennen, ganz und gar unverständlich zu sein. Abschreckend genug beginnt sogar die Anrufung Gottes mit einem so ungenießbaren Buchstabenspiele. Leser, die nicht Orientalisten sind, dürften daher, um sich nicht im Voraus die Lust zu verderben, am besten die sechs ersten Abschnitte (des aus 60 solchen Capiteln bestehenden Ganzen) bis zum wirklichen Beginne der Erzählung überschlagen. Dies ist eine Erlaubniß, die wir uns gesagt sein lassen wollen, und sofort zum Überblicke der Dichtung selbst schreiten.

An einem hochbeglückten Morgen, wo der Ost die Welt mit Reizen schmückt, wo im Wehen des Frühlings

die Flüsse hoch voll Sehnsucht gehen, wo die Erde rings gleich ist und an den Bergwänden Tulpen den Boden in der Hand halten, wo überall Rosen blühen und dem Wind die Lüfte kosen, fordert den Dichter ein alter Freund aus Gefange auf und ermuntert ihn, die Sage von der Schönheit und von der Liebe des Bâbü zu seinem reinen Genius in einem schönen Buche zu erzeu. Dieses Wort war dem Dichter genehm, und mit Schatz ging er an das Werk (Abschn. 7). Mit dem 9. Capitel fängt die eigentliche Erzählung an.

Es war einmal in vorigen Tagen, in dem amüßigsten der Länder, im Lande Rum, ein gnädiger, frohsinniger Schah:

Ein Schah beglückt in jedem Schritte,
Von gutem Antitz, guter Sitte,
Des Handlungen gemäßigt alle,
Vollkommen dessen Thaten alle,
Von reinem Sinn und reiner Art,
Gezähmt, geisternähernd, zart,
Ein Schahinschah von hohem Stamme,
Schah Frühling war desselben Name.

Welt und Zeit erstirbt dieser großmüthige Monarch in Gerechtigkeit:

Man hörte keine andre Klagen
Als die, so Nachtigallen schlagen.
Das Schwert zog Niemand aus der Scheide,
Wenn nicht Schwerdtkille auf der Feinde,
Es stachen andre Wunden nicht,
Nur Dornen des Bâbü's Gift.
Es raubte Keiner andre Krone,
Wenn nicht der Ostwind Tulpenkrone.
Es deckt sein Heer von Pflanzenseelen
Die Erde, und ist nicht zu zählen,
Es zählt Lauben in den Ränken
Mehr als des Laubes an den Blättern.
Als goldbehängte Wachen standen
Narcissen in zahllosen Banden,
Mit Mund und Bechern aus Rubin
Die Schönen ihm als Schenken dienend,
Die Lilien sind als Wächter bewacht.
In grünem Stahl mit blankem Schwert,
Cypern tragen hoch das Haupt
Mit grünen Fahnen nicht belaubt,
Es schließen Dornen von den Wälen
Wie Lanzener, welche Löwen fällen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die wahrscheinliche Lebensdauer des Menschen, in verschiedenen bürgerlichen und gesellschaftlichen Bedingungen, nach ihren Bedingungen und Gemüthsaffen
von J. L. Casper. Zweiter Band.

(Beschluss aus Nr. 26.)

Für den Satz, „daß das Maß der Bevölkerung mit dem Maße der allgemeinen Gesundheit derselben überall in gradem Verhältnisse steht; daß die Bevölkerung, in der die wenigsten Kinder sterben, am wenigsten sterben, also sich einer allgemeinen Lebensdauer erfreuen, und umgekehrt“ — für diesen freilich keinen Anspruch machen kann, so nicht angenommen zu werden, hat der Verf. nachgewiesen, daß mehr als 60 Millionen Menschen auf europäischen Ländern, gesammelt. Er beginnt mit der

... haben die statistischen Beobachtungen des
 ... folgende durchschnittliche Ergebnisse geliefert:
 Verhältnis der Ehen zur Bevölkerung . . . 1 : 120,²
 Geburten zur Bevölkerung . . . 1 : 25,²
 Geburten zu den Ehen . . . 1 : 4,²
 Sterblichkeit zur Bevölkerung . . . 1 : 35,²
 Alle diese Verhältnisse der preuss. Monarchie aus
 gestellt (ohne Rücksicht auf klimatische, geographische und äh-
 nliche Verhältnisse, die eben deswegen keinen Grund des Unter-
 schieds abgeben) in solche, wo die Verhältnisse sich über, und
 unter, wo sie sich unter das Mittel stellen, ergibt sich in 14
 Provinzen mit 8 Mill. Menschen auf 113 Ehen; in 11 an-
 deren Bez. mit nur 5 Mill. M. erst auf 129 Ehen; aber
 dort stirbt schon der 35., hier erst der 37. Mensch. Um an
 jenem Regierungsbz. diesen Abstand noch mehr herauszu-
 stellen, erwägt der Verf. zwei nahe aneinanderberührende und
 doch in den hier besprochenen Beziehungen so sehr verschiedene.
 Minden zählt schon auf 107, Münster erst auf 134 Einw.
 Eine Ehe; aber in jenem stirbt schon der 35., in diesem erst
 der 43. Mensch. — Das Verhältnis der geschlossenen Ehen
 also, als eines der Kriterien der allgemeinen Fruchtbarkeit be-
 trachtet, hat den entschiedensten Einfluss auf die Steigerung
 der Mindernden der allgemeinen Sterblichkeit und dadurch
 wieder auf die Lebensdauer der Einwohner — wodurch andere
 einwirkende Einflüsse natürlich nicht ausgeschlossen sind. Es
 wird aber das mitgetheilte Resultat noch durch zwei andere
 unterstützt, nämlich des Verhältnisses der Geburten zu den
 Ehen und der Geburten zur allgemeinen Bevölkerung. In 10
 Bez. der preuss. Monarchie ergeben 100 Ehen 55 Kinder mehr
 als in den übrigen 15 Bez.; dafür stirbt in jenen fruchtbarern
 Landestheilen der 33., in den minderen „mit Kindern geseg-
 neten“, erst der 38. Mensch. In 14 Bez. mit circa 7 Mill.
 M. kommt erst auf 28, in 11 Bez. mit 6 Mill. Einw.
 schon auf 24 Eine Geburt; dafür stirbt dort kaum der 38.,
 hier schon der 33. Mensch, und bei der Berechnung der Lebens-
 dauer der Bevölkerung nach ihren Geburten und Sterbefällen
 findet sich diese in den sich schnell vermehrenden Landestheilen
 — 27,², in den weniger fruchtbaren aber — 32,⁶ Jahre.
 Demnach werde man zugeben müssen, daß nicht der Tod der
 „Regulator“ der Ehen, sondern vielmehr die Ehen (Fruchtbar-
 keit) der Regulator des Todes sind. — Von den zu fernerer
 Befestigung dieses Satzes für England, die Niederlande und
 Frankreich angeführten Berechnungen (deren Modifikationen durch
 die eigenthümlichen Verhältnisse eines jeden dieser Länder ge-
 wiss in Betracht gezogen werden) ergibt sich für England
 durchschnittlich: in 19 Grafschaften kommt auf 119 M. Eine
 Ehe, es stirbt der 55., in 23 Grafsch. auf 142 Eine Ehe, es
 stirbt der 69. In der einen Hälfte des Landes auf 81 M.
 Eine Ehe, es stirbt der 56.; in der andern auf 35 M. Eine
 Ehe, es stirbt der 58. — In den Niederlanden (dem unge-
 künnten Königsreich, nach Quetelet), in den fruchtbarern Pro-
 vinzen Geburten — 1 : 24,¹, Sterblichkeit — 1 : 35,²; in
 den weniger kinderreichen Prov. Geburten — 1 : 28,², Sterb-
 lichkeit — 1 : 49,²; Ehen in 9 Prov. — 1 : 116,², es stirbt
 der 44.; in 10 Prov. — 1 : 147,², es stirbt der 49. — In
 Frankreich: in 12 fruchtbarern Departements Ehen — 1 : 130,
 Sterblichkeit — 1 : 36,¹; in den 43 Dep. Ehen — 1 : 157;
 Sterblichkeit — 1 : 89,⁴. Ebenso in 4 fruchtbarern Dep. Ge-
 burten — 1 : 28,², Sterblichkeit — 1 : 38; in 4 Dep. Ge-
 burten — 1 : 34,², Sterblichkeit — 1 : 45. — Die Lehre,
 die sich daraus für den Staat ergibt: „Daß nicht das Verrech-
 nen der Individuen, sondern die Erhaltung der Geschaffenen
 seine Aufgabe sei“, ist mit der andern: daß der Mensch als
 Bestimmung der seines Lebens und Sterbens sei, genau verwandt;
 eine secundäre Folgerung ergibt sich für die Medicin, die im-
 mer mehr und mehr dahin zu streben habe, eine Lebenserhal-
 tung- und Lebensverlängerungskunde zu werden; „aber es
 verlangt die Staatsverwaltung und die Gesetzgebung von ihr
 nicht, daß sie Hindernisse wegräume, die, von wie entstehen-

dem Einfluß auf die Lebensdauer des Menschen sie auch sind,
 außer dem Bewußt der Gefahr liegen und deren Abwehr zu
 mittelst hier versucht werden sollte“.

Demnach wird noch einmal hingewiesen auf diesen Ergeb-
 nis, mit denen der Verf., das Nachdrücklichste bis gegen den
 Ausgang seines Werks verfahren, die ganzen Untersuchungen
 beendet hat. Man wird, besonders nach sorgfältiger Überlegung
 der von uns übergangenen Details und nach Aufsicht der beige-
 fügten Tabellen, die Wichtigkeit der Berechnungen wie der Re-
 sultate zugeben genötigt sein; aber Viele werden sich aufheben
 gegen die neuen Eingriffe des „Vielregierens“ in das Gebiet
 des Privatrechts und der persönlichen Freiheit, die etwa aus
 jenen Resultaten hergeleitet werden möchten. Hier ist nun zu-
 erst der Verf. völlig zu rechtfertigen gegen etwaige Insuper-
 sitionen, da er von den ersten bis zur letzten Seite sich streng in
 dem Kreise hält, den er sich vorgezeichnet: des Erhebens von
 Thatbeständen, die allerdings oft genug ihre Folgerungen so-
 gleich mit sich führen, wie wir gesehen haben; Ganz richtig hat
 er sein Werk gehalten von „Vorschlägen“, die zu allen Zeiten
 für und noch mehr wider Populationsvermehrung gemacht wor-
 den sind, ohne daß diese Staatswirtschaftskünstler auch nur das
 auf gekommen waren zu unterscheiden, welche Population sie
 meinen, ob die zu erzeugende oder die zu erhaltende, geschweige
 denn, daß irgend Einer sich erst nach den Bedürfnissen zu Beur-
 theilung oder Verbesserung des eingebildeten Populationsstandes
 oder Unglücks umgesehen hätte, wie solche Bedürfnisse hier vor-
 aus liegen. Also der Verf. that, was für diesmal, d. h. für
 seinen genau abgegrenzten Zweck, seines Amtes war; man möge
 Anders das Ihrige thun; er hat ihnen Motive, aber keine Be-
 weise dazu gegeben. Vielmehr grübe seine Untersuchungen
 haben ihn gelehrt, „daß die Natur, unbestimmt um die Theo-
 rien der Staatswirtschaftler, die Bilanz in ihrem Haushalte
 selbst zieht“. Und wenn man Überdifferenz fürchtet, so er-
 zählt der Verf. gleich darauf einen Beleg für den Ungrund ei-
 ner solchen Befürchtung, der aber um so gerichteter ist, den oft
 erwähnten Satz auf eine schneidende Art zu bestätigen. „Das
 fabriktische Städtchen Ebenfoot im schott. Erzgebirge hat eine
 Fruchtbarkeit, die das seltene Verhältnis von Einer Geburt auf
 19 Einwohner zeigt, wie denn auch dort die Ehen so fruchtbar
 sind, daß 5 Kinder auf eine Ehe kommen, ja 6 sieht, wenn
 man sämtliche Schwere, also auch die unehelichen, mit der
 Anzahl der geschlossenen Ehen zusammenstellt. Andererseits
 stirbt aber dort schon der 26. Mensch, und wenn wir hören,
 daß in den 10 Jahren von 1800—1804 und von 1808—1812
 unter 1421 nach der Geburt Verstorbenen 784 noch nicht 7
 Jahr alte Kinder waren, so finden wir eine wahrschneidende
 (man sehe oben, wie Haller diese ermittelt lehrte) Lebensdauer
 von noch nicht 7 Jahren, wie sie so klein in der heutigen Zeit
 vielleicht in ganz Deutschland nicht noch einmal gefunden wird.
 Kann man sich hiernach nicht besser als nach allen übrigen
 Schilderungen ein Bild von dem Elende einer solchen Bevölke-
 rung machen? Und wer, der gewohnt ist, die Häften der Ar-
 men zu besuchen, wie z. B. Ärzte, Prediger, Polizeibeamte,
 wer sah nicht im Geiste, wenn er solche Thatfachen hört, die
 mit kranken und widerlich anzusehenden Kindern angefüllten
 Wohnungen, in denen die immer wieder schwangere Mutter
 die immer wieder sterbenden Kinder pflegt — die lieben Vöcker
 nicht mehr vermiffend!“

Indes ist mit dem bisher Mitgetheilten der Inhalt des
 Buches beinahe nicht erschöpft, nur daß wir und nun viel
 kürzer fassen dürfen und müssen, nachdem wir über einen der
 Hauptsätze des Verf. umständlicher berichtet und dabei auch
 wol zugleich die Umsicht angedeutet haben, mit welcher bei des-
 sen Gewinnung verfahren wurde. Obgleich sind zwei Abschnitte
 dieses Werks, sehr interessante Fragen umfassend, schon früher-
 hin bekannt geworden, nämlich die wahrschneidende Lebensdauer
 in verschiedenen Ständen, und Einfluß des ehelichen Standes
 auf die Lebensdauer (über letztern s. d. M. f. 1835, Nr. 136).
 Welche Länder, welche Städte einen Vorzug rückfichtlich der Le-

Lebensdauer nicht ihren Beweiser haben, wie das weltliche Geschlecht in dieser Beziehung bis zu den letzten Lebensjahren (nach der mit Unrecht verstorbenen kaiserlichen Kaiser, vgl. S. 32) bevorzugt sei und Thukydides mag in dem Werke nicht nachgesehen werden. Aber zwei Ergebnisse, die mit der natürlichen Besonnenheit und Gründlichkeit ermittelt wurden wie alle übrige, wollen wir unsern Lesern, die ja wol sämmtlich der „fortschreitenden Civilisation“ huldigen und denen wir wenigstens wünschen, daß sie alle den „wohlhabenden“, wenn auch nicht gerade den höchsten Ständen angehören, nicht vorzuthalten. Erstens: Das jetzige Geschlecht lebt länger als die vorangegangenen, in Folge der erwähnten Fortschritte der Civilisation. Zweitens: Wenn die öffentliche Meinung hinsichtlich des Einkommens, den der Wohlstand auf die Lebensdauer ausübt, zwischen den Extremen schwankt, so ist die vergleichende Tabelle (S. 185), womit der Verf. anderweitige Untersuchungen dieses Gegenstandes ergänzte, hinlänglich geeignet, von der Genügsamkeit mit einem allzubegehrenden Loose abzumachen. Der Verf. bemerkt nach einer Reihe von Jahrgängen des gothor genealogischen Kalenders die Lebensalter von 718 verstorbenen Mitgliedern deutscher Fürsten- und Grafenfamilien, verglich damit die Alter von 2000 Berliner Stadtbauern bei ihrem Tode, und es ergab sich „je 1000 an beiden Endpunkten der bürgerlichen Gesellschaft Geborne miteinander verglichen, vom 10. Jahre ab fortbauern mehr als die Hälfte überlebend unter den Reichern, von denen gerade noch einmal soviel als unter den Armen das 70. Jahr, das sogenannte natürliche Lebensziel, erleben, während zu 85 Jahren noch dreimal, ja zu 90 Jahren fast viermal soviel Wohlhabende am Leben sind als Arme. Oder mit andern Worten: die mittlere Lebensdauer der hier betrachteten Fürsten und Grafen betrug 50, die der Berliner Almosenempfänger nur 32,“ Jahr, und der Zufall, der ein Kind auf den Pforten der Begüterten geboren werden ließ, gab ihm ein Geschenk von 18 mehr zu durchlebenden Jahren mit auf den Weg als dem andern Kinde, das auf dem Strohlager der Bettlerin zur Welt kam!“ — Auf Einwendungen gegen diese Annahme geantwortet, widerlegt sie der Verf. in dem Folgenden, was wir hier nicht weiter beibringen.

Und nun wünschen wir dem Werke die rechten Leser, solche nämlich, die, jeder in seinem Kreise, das hier Dargebotene zu segensreichem Wirken in sich aufnehmen mögen. Das zu bedarf es keineswegs überall der Autorität einer Staatsbehörde.

20.

M e h e m e t A l i .

Europa beschäftigt sich seit längerer Zeit mit Mehmed Ali, und er wird wol sobald nicht in Vergessenheit gerathen. Zwar ist Mehmed Ali jetzt 70 Jahre alt und klein von Statur, allein von kräftigem Bau und voll Feuer; was er als Krieger und Staatsmann vermag, haben seine Siege und innere Einrichtungen hinlänglich ausgewiesen. Er besitzt Muth, Schlaueit und Scharfsinn; ein besonderer Charakterzug bei ihm ist die Ausdauer. Man hat ihn der Grausamkeit beschuldigt, weil er die Karamanliken niederhauen ließ; Mehmed Ali hatte keine andere Wahl: er mußte unterliegen oder das auf ihn gerichtete Meuchelmordinstrument gegen die Brust seiner Feinde umkehren. Es hatte sich eine weitläufige Verschwörung gegen ihn angeschlossen, die sich bis nach Syrien verzweigte; er hatte alle Häden derselben in Händen. Briefe, die er aufstell, gaben ihm die Gewißheit, daß der Tag, an welchem er angegriffen werden sollte, festgesetzt sei; er kam seinen Gegnern um eine Woche zuvor.

Derr Pariset, dessen Mittheilungen wir diese Notiz entnehmen, bekanntlich ein Arzt von großem Rufe in der Hauptstadt Frankreichs, wurde dem Königin von Egypten den 11. Oct. 1828 um fünf Uhr des Abends durch Herrn Devoetti, damals Consul in Egypten, vorgestellt. Mehmed Ali zeigte dem Con-

sul: ohne feindschaftliche, gedankensvolle Begrüßung; als Bekannter dem Pariser mit offenkundiger Liebe. Mehmed Ali fand besonders Freude an Zeichnungen, die ihn den Thier vorlegte. Diese Zeichnungen waren ihm durch einige junge Begleiter eingebracht worden, welche sich zu Daulen nahmen, um sich im Schiffsbauwesen zu unterrichten. Der Pariser erzählt bei dieser Veranlassung eine Anekdote, die schon einmal vorkam. Die jungen Egypter, welche sich ihrer Bildung im Frankreich ausbildeten, wurden bei der Schlacht von Navarin von einem solchen Schicksal erfaßt, daß sie Alles, was sie seit mehreren Jahren erlernt hatten, vergaßen; sie glaubten nämlich, daß man ohne Unterricht in der Seefahrt und in alle erlernende Werke, und alle gesammten Kenntnisse wurden beraubt aus ihrem Gedächtnisse, und daß man von vorne wieder anfangen mußte sie zu erlernen. Sie sind um so mehr berechtigt, diese Anekdote in Zweifel zu ziehen, da Dr. Pariset sie bloß von Hörensagen hat.

Auch Ibrahim, dem Sohn Mehmed Ali's, wurde der ritter vorgestellt; sie kamen Beide aus Morra. Bei diesem Zusammenkunft scheint sich der junge Prinz nicht viel an pariser Arzt bekümmert zu haben. Bei der Rückkunft zu dem Vater hatte er freilich Wichtigere zu thun, als medicinische Angelegenheiten zu unterrichten, um so mehr, weil er ein tüchtiger und Kraft war. Späterhin sah ihn Dr. Pariset einer Art Staatsrathes präsidiren, dessen Kenntnisse er mit ruhigem Geiste leitete. Ibrahim ist sehr eifrig in dem Aeußern; aller asiatische Luxus ist aus seinen Augen verbannt. Während der Audienzen liegt er nicht nach politischer Art auf seinem Divan gestreckt, sondern er steht auf und zu, unterhält sich mit seinen Offizieren und denen, deren Name bei den Orientalen in hohen Ehren steht. Er äußerte schon Bonaparte, der-Orient sei für die Zukunft reif und warte nur auf den rechten Mann; wer ist ihm dieser Mann sein? Jedenfalls steht zu vermuthen, wenn die Ereignisse ihm gestatten, seinem Vater in der Regierung zu folgen, er seinen Ruhm und seine Macht weit ausbreiten werde. Er wird außer Egypten nach Arabien, nach Persien, nach Indien und nach Afrika ausbreiten. Er wird das rothe Meer bis Afrika erben. Mehmed Ali wird Mesopotamien diesem ungeheuren Reiche, das Mehmed Ali gegründet, einverleibt werden.

Es ist indes nicht zu leugnen, daß Mehmed Ali Unternehmungen eingelassen, die mit seinen Kräften besonders mit der Bevölkerung des Landes in keinem Verhältnisse stehen; daher wird es durch das Monopol der Handelsgüter ausgeplündert; oft sind ganze Dorfschaften gezwungen zu wandern, wie Dr. Pariset das in Oberegypten mit eigenen Augen gesehen, daher endlich dieser große Bedarf an Geld, welche vor Hunger und Elend zu Grunde gehen. Da die verschiedenen Theile seiner Staaten kein compactes Land sind, so daß man berechtigt ist zu zweifeln, ob Mehmed Ali die dauerhafte Macht besitzt, oder ob sie nicht nur ein ephemerer Schein ist, ähnlich jenen Todtenpalästen Egyptens, die Pracht weiter nichts als eine Leiche bedeckt. Im Urtheil zu fällen, müßte man, wie Mehmed Ali, die verschiedenen Hülfquellen sein, er hat deren wahrhaftig nicht kennen. Die Producte von Egypten allein können nicht den Bedarf decken; das feinste Öl, die besten Gewürze, Seidenstoffe, Gewürze, Gewürze, welche Mehmed Ali Reichthümer besitzt nicht Mehmed Ali! Nur seit es in neuerdings sind über 500,000 Einwohner an der Pest und der Cholera gestorben. Zum Schluß eines Tages, der Großmuth Mehmed Ali's treffend bezeichnet. Die Fregatte, welche Herrn Pariset nach Alexandria brachte, war sehr beschädigt an; Mehmed Ali ließ diese Fregatte auf Kosten ausbessern; es gebete zu der Flotte, welche Mehmed Ali gestiftet hatte!

Sonntag,

Nr. 297.

23. October 1836.

Kül und Bälbäl, das ist: Rose und Nachtigall, von Kasli. Ein romantisches Gedicht, türkisch herausgegeben und deutsch übersezt durch Joseph von Hammer.

(Fortsetzung aus Nr. 274.)

Der herrliche König nährt in seinem Palne eine Tochter, die ihn hoch beglückt, die Rose, die sofort im zehnten Abschnitte, wie ein Mädchenleib in aller ihrer Glieder Vollkommenheit, nach Haar, Wuchs, Gesicht, Brauen, Wangen, Nase, Wangen, Augen, Ohren, Lippen, Zunge, Armen, Kinn mit Sträbchen, Hals, Armen, Hand, Nägel, Brust, Nabel und Füßen geschildert wird, (so daß die Nase ein Schattenstrich in der Rose, die Zunge die Nachtigall, welche den Rosenbusch wie einen Käfig im Rubin bewohnt, die Zähne Perlethau u. s. w. sind Abschn. 10).

Dieses schöne, hoffnungsvolle Kind übergibt der Schachschilling einem Lehrer, der den empfänglichen Geist in der Wissenschaft unterrichten soll und der für die holde Rose ein Buch zusammenschreibt, das ein Versuch über Leben ist. Als Statthalterschaft wird der schönen Jungfrau die Stadt Rosenhain (Süßistan) angewiesen, wo werthvolle Diener sie umgeben. Ihr Sorbetbewahrer, der Genosse der Lust, des Grams, des Trunkes, ist der Khan; ihr holder Schenke, dessen Hand nie das Glas entfaßt, ist der Marciß; ihr Dolchträger ist der freie Lili, ihr Thürsteher ein großer Mann, gepriesen genannt, ihr Bote ein junger lustiger Springfeld, der Ostwind; andere Diener sind der Fluß und die Hyacinthe. Der Morgen reicht als Spiegelhalter der zartwangigen Rose den Spiegel und macht sie auf der unvergleichlichen Schönheit stolz. Da war aber ein Mann, der nur von Liebe sang, er ein hochgeborener Prinz, jetzt ein kurtentragender Derwisch, er hieß der Nachtigall (Abschn. 15).

Als schneller Jäger nun der Ostwind die Welt durchzog auf Wegelose, schlug an sein Ohr ein Trauertönen von einer Lamentation; Der Ostwind stand eine Weile lang Mit Lust zuhörend dem Gesang: Das Lied macht seinem Herzen Lust, Es haucht in selbem Aetherdust.

Er trat hervor und sah den Kunden, Den liebestranken, herzenswunden, Er sprach: „Du bist in Leid versunken Und von dem Glas der Liebe trunken! Dein Ton wirft in die Seele Blut, Warum entflammst er so das Blut? Woher nimmst dein Gesang die Lust, Daß er verbrennet so die Brust? Wer bist du, wie bist du genannt, Wer lehrte dich wol den Discant?....“

Als dieses hörte der Bälbäl, Schlug er aus Lieb' und Lust Gälgäl. „Du siehst hier“, sprach er, „einen Armen, Mit nassem Aug', der zum Erbarmen! Lieb' unterwies mich in dem Gram, Ich weiß nicht, was da sei mein Name.“

Er erzählte nun dem Ostwind, daß er ein von Liebe verwirrter, die Welt durchirrender Wanderer sei, vom Streiche des Schicksals als Ball gejagt. Auf die Frage des Ostwinds: wo denn seine Geliebte sei? erwidert der Sprosser (Nachtigall), er wisse nicht, für wen er brenne:

„Wiewol die Blut beständig flammet, Weiß ich doch nicht, woher sie flammet!“

„Nun sage du mir, wie du wehst, Woher du kommst, wohin du gehst? Weß Bote du bist abgesandt, Und wen du suchst in dem Land? Was suchst du, was forschest du? Wo bist du denn, wie heißest du?.... Du hauchst den Duft der Arzene rein, Du mußt wol ein Getreuer sein!“.....

Der Ostwind erwidert, daß er ganz mit dem Sprosser in gleichem Falle sei:

„Ich denke stets an schönes Kind, Bin unbeständig wie der Wind, Begier ist's, die mich schwindelnd dreht Und die mein ganzes Sein verweht..... Dem Aßern nach, Beglückter mein, Bin ich zu Haus' im Rosenhain, Wo ich im Dienst der Fürstin Rose, Ihr zu Gefallen lauf' und todt.“.....

Diese seine Fürstin, ihre Schönheit und Prachtlichkeit beschreibt der Ostwind noch weiter.

Als dieses Wort vernahm Bälbäl, Er schneub auf die Erde st. Der Liebe Feuer in dem Herzen Brennt lichterlose wie die Kerzen, Geduld wird nun der Liebe Raub; Er wußte sich Klagend in den Staub.

Kurz, er ist für die Rose entbrannt und jener Schönheit ist sein Herz zugefallen. Nun schreut zwar der geistreiche Ostwind den irren Sprosser mit Worten des Rathes ab; dieser aber ergibt sich dem Rathe nicht, sondern wandert nach dem Gange der Geliebten.

Als er nun kam zum Gäßchen,
Da weht ihn Duft der Freundin an;
Diesseits des Rosenbergs Gehögen
Kam flüchtig ihm ein Freund entgegen,
Ein Reisender, der unverweilt
Durch diesen Hain dem Meer zuellt;
Der reine Fluß mit hellem Sinn,
Der weltbeschauend pilgert hin.....

Dieser Fluß, grade vom Rosenhain kommend, grüßt den berauschten, irren, liebekranken Bettler, den Sprosser, und zeigt ihm den Weg nach der Stadt. Dort angekommen, befreundet sich Wülbü mit dem anmuthig schwankenden Cypressus, welcher den Sprosser ehrt, indem er sich ihn auf den Kopf setzt. Dieser aber belebt allein mit seinem Seuffzen und Geweine die Nacht bis zum Morgen. Seines Auges Becher ist voll Liebeswein, die Faust des Schmerzes riß ihm die Geduld aus. Er ängstigt sich in der finstern Nacht ab, und, als der Mond auf einmal aufgeht, rehet er mit Wangen den leuchtenden an:

„D Mond so licht,
Der du die Welt erfüllst mit Licht!
Wohnst du vielleicht bei jener Sonne,
Woll dich erhellt des Lichtes Bonne?
Hat sie vielleicht dir Glanz verliehen,
Damit die Welt zu überziehen?“.....

Ebenso spricht er den hellen Morgen und die weltenschmückende Sonne auf gebührende Weise an, und wendet sich endlich von der Sonne und dem Monde zu Gott, zum Wissenden, der Alles weiß. Ihm bekennet er seine Liebe und beschwört ihn bei Tag und Nacht, Erde und Himmel, bei Adam's unschuldsvoller Zeit, bei Noah, Abraham, Seth, Gabriel, Moses, bei Jesus und Maria's Licht, ihn nicht mit Trennungsglut zu verbrennen, das harte Herz der Geliebten mit Milde zu erwärmen und ihm des Genusses höchstes Gut zu geben.

Das wundererleutete Sellen Wülbü's hört die Rose im Schlafe. Sie fragt:

„Was ist das für ein Schall,
So Lebensgeist in Ruhe wälzt?
Wer ist es, der die Töne schmeißt?“....

Mit ihrem Auftrag geht Narcisß und bringt die Kunde zurück, daß es ein Armer sei, dem der Verstand entwichen, den die Liebe angebrannt und der nun mit seiner Begier von Lande zu Lande streift. Mit Freuden hört Rose dieses Wort, doch fährt sie, wie die Schönheit dies verlangt, mit Liebreiz zürnend auf:

„Was thut der Bettler hier,
Der so viel Kopfschmerz macht mir?....
Was für ein Vogel ist der Nicht,
Ich weiß nicht, welche Sprach' er spricht“....

Auf ihren Befehl geht Narcisß, den Wülbü zu scheuten. Betrübt, mit verschlossenem Munde sitzt nun der Sprosser, ein armer Fremdling der Erde, als der Ostwind, der fesselndahrende, unversehens vorüberfährt. Dieser kommt dem Trauernden nahe, grüßt und tröstet ihn, übernimmt

des unkundigen Sprossers Kunde und entlockt an ihm schmutzen Rose Spuren der Varnberigkeit. Inzwischen genießt diese im Kreise ihrer Varnnehmen und Sorgen in Lenzmorgens.

Die Rose war in ihrem Glücke,
Wülbü in seinem Mißgeschicke,
Die Rose trant mit ihrem Traute,
Wülbü verging in Schmerzenslauten,
Und so vergingen manche Tage
In Rosenlust und Sprossers Klage.

Zulezt schreibt der Herumschweifende eltern-Liebeskind seinen Zustand kund zu thun, sendet ihn durch den hochtragenden Jasmin ab und erhält durch dieselbe eine in Fronte, Mittel und Liebe sich theilende Antwort.

„D armer Schwärmer,
Du Hergestrankter ohne Mittel!
Die Liebe hat dich ausgezehrt
Und an den Narrenring gebunden.
Wie ist des Liebesgrams Befinden,
Wie altert die Trennung dich?....
Nacht Trennungsböck dein Jant' wuh
Und brüt Begier Gedärme dir?
Vergleßen deine Augen Thränen,
Verheert der Gram die Seele dir?
Wie geht es dir? bist du gesund?
Bist immer noch mit Schmerz befaßt?
Da du mich so aufrichtig liebst,
So eile denn mich zu genießen“.....

Nun ergiebt sich Wülbü in allerlei sinnreichen Betrachtungen. Aber

Wo des Genusses Sonne scheint,
Ein Hinderniß sogleich erscheint.

Denn es war der Rose ein grausamer Hain besetzt,

Tyrantischer Natur, voll Reiz,
Widerlich freudlich am Reiz,
Des Nidens Harz, wie das der Lango,
Des Wimperns wie die Pfeile tangen,
Stets mit dem Dolche angetan
Und in der Hand die Partisan;
Und wenn er zürnet, wird im Nadel
Ein jedes seiner Haar' zur Nadel....
Sein ganzes Thun war Troll und Jor,
Im Rosenhaine hieß er Dorn.

Bei diesem neidischen Gesellen verschärft die nachschleudende Hyazinthe den armen Sprosser, daß jener ihn aus dem Rosenhaine abhält. Der Dorn geht auch auf die Rose und gibt ihr „in breiter Prosa“ Rath gegen den Bettler; ebendieselbe verleumdet ihn beim Schenke des Hainlins. Die Brust vom Dorn zerrissen, rathet sich der arme Sprosser vom Gäßchen und trifft im Nadelhain Armen, dessen Wuchs tief vom Gram gekehrt ist, der zerschlagen, blau und lendenlahm ist, wie der Laub der unglücklich Liebenden — das Wellchen. Wülbü tröstet sich im Zwiegespräche, kommen unter dem Nadelhain die Späher, spannen das Netz des Luges aus, und Einer fängt den Sprosser mit der Hand, der sofort in einen eisenen Käfig geschlossen wird.

(Der Beschluß folgt.)

Studien zur Geschichte der Staatseinrichtungen, der Literatur, des Theaters und der bildenden Künste in Spanien.
Nach dem Französischen des Paul Viardot ins Deutsche übertragen von Theodor Hell. Erster Theil.
Leipzig, Leo. 1836. Gr. 8. 20 Gr.)

In einem Augenblick, wo Spaniens politische Verhältnisse so sehr ein Gegenstand des öffentlichen Interesses sind, muß man die vorliegende Schrift und namentlich deren ersten Abschnitt, welcher eine gedrängte Geschichte der spanischen Verfassung enthält, willkommen heißen. Wenn wir auch nicht glauben, es sei etwas Neues darin mitgetheilt, oder es sei das Resultat tiefstehender historischer Forschungen: so ist doch die Darstellung allgemein faßlich und erfüllt ihren Zweck, einen Einblick in das Labrynth constitutioneller Formen an die Hand zu geben, welche, in geschichtlichen Berichten oft bedäuflich erwähnt, den mit ihnen nicht vertrauten Leser leicht irren lassen können. Wir wollen versuchen, die Grundzüge der alten spanischen Staatseinrichtungen, deren demokratischer Geist auf die Schärfe mit dem nachmaligen streng absolutistischen Regierungssystem contrastirt, in kurzer Übersicht zusammenzufassen.

Die politische Verfassung Spaniens leitet ihren Ursprung aus den Institutionen zweier voneinander sehr verschiedenen Nationen ab: der Römer und Gothen, wovon erstere, die drei, manchmal fünf Proconsulate in einzelne Städte, Civitates, theilte, dem Lande ihre Municipalitäten gaben, welche noch am Ende des 15. Jahrhunderts als *Municipios* ihre Unabhängigkeit behaupteten und selbst jetzt nicht ganz verschwunden sind, während die letztern die Nationalversammlungen, *Concilia*, mit sich brachten. Durch diese Concilien wurde in der gotischen Wahlmonarchie die Wiedereinsetzung des Thrones, wenn nicht bestimmt, doch geleitet, und die Könige konnten von ihnen ihrer Würde entsetzt werden, wie es mit *Conatilla* geschah. Auch die Legislation lag in ihrer Hand und aus der Sammlung ihrer Verordnungen entstand das große bürgerliche und peinliche Gesetzbuch, welches seit dem 13. Jahrhundert in spanischer Sprache unter dem Namen des *Fuero jurgio* bekannt ist. Die Nationalversammlung theilte überdies mit dem Könige die ausübende Gewalt, und bei Kriegserklärungen, Friedensschlüssen, Straßerhebungen u. s. w. war ihre Zustimmung erforderlich. Unter der gotischen Herrschaft erhielt sich die Municipalität zwar noch, aber, zum Lehnssystem nicht passend, als bloße Gerichtsinstanz.

Nach der maurischen Invasion bestand in dem unabhängig gebliebenen Gebirgslande Asturien die Nationalversammlung neben der Wahlmonarchie, die später in eine erbliche überging, und ihre Gerichtsbarkeit erstreckte sich über alle Zweige der Verwaltung, entweder bestimmend oder genehmigend. Auch bei Gegenständen, die außerhalb der legislativen oder politischen Sphäre lagen, fand stets ihre Mitwirkung statt. In den ersten Jahrhunderten wurde die Versammlung von den Prälaten, den großen Kronvassallen und den Feldherren gebildet. Die kirchlichen Angelegenheiten hatten den Vorrang in der Beratung und das Concil theilte sich gleichsam in zwei Pästen, deren erste eine kirchliche Synode war, die andere die weltlichen Interessen in Anspruch nahm. Als später beide getrennt wurden, blieb der Name Concilium den eigentlich religiösen Versammlungen, die politischen hießen *Cortes* oder *Juntas*. Als der dritte Stand (*estado llano*, einfacher, schlichter Stand) zugelassen ward, nahmen sie den Namen *Cortes* (Höfe) an. Die Entstehung derselben fällt mit dem Wiederaufleben des Freiheitsfinnes in Europa zusammen. Die große Umwandlung fand im 13. Jahrhundert statt; als die Mauren in den Süden der Halbinsel gedrängt, die Thronfolge geregelt war und die Volkssprache auch bei öffentlichen Angelegenheiten gebraucht

wurde (1260), stellte der Herrschaft sich neben Klerus und Adel. Um dieselbe Zeit nahm die Municipalverfassung wieder eine regelmäßige Gestalt an, und die *Comunidades* wurden durch die kastilischen Könige mittelst *Fueros* (Cartas forales) anerkannt und bestätigt. Diese Verfassung ging auch auf die jedesmal den Mauren entziffenen Landestheile über. Sie näherte sich den republikanischen Formen: die *Comunidades* hatten ihre besondern Einkünfte und Wägen; eine jährlich sich versammelnde Versammlung der Familienoberhäupter (*concejo*) ernannte die *Alcaldes* und *Regidores*, wie die *Merinos* und *Jurados* — Erstere hatten die verwaltende, Letztere die richterliche Gewalt. Klerus und Adel waren ausgeschlossen. Die erwählten Beamten nun ernannten die *Procuradores* oder Städtebevollmächtigten zu den *Cortes* — also eine Wahl von zwei Ständen wie bei der französischen Constitution von 1791 und der spanischen von 1812. Die Nationalversammlung bestand aus dem Könige, der ihr mit allen Gliedern seiner Familie und seinen Räten beizuwohnen mußte, und den drei Ständen, *estamentos* oder *brazos* (Arme) genannt. Der König berief zu der Regel die *Cortes*, doch konnten sie sich auch ohne ein solches Aufgebot versammeln. Der erste dieser Stände, dem Range nach, war der Klerus, aus den Bischöfen und Äbten der großen Klöster bestehend; der zweite der Adel — die Großwärenträger der Krone (*Magnates*), Grafen (*Condes*) und Bischöfe, welche lehnsherrliche Jurisdiction besaßen (*ricos homes*). Gezüglich trat der dritte Stand erst bei den *Cortes* von Medina del Campo 1328 auf. Die Anzahl der *Procuradores* war bestimmt: in Castilien zwei für jeden der acht Hauptorte des Königreichs, ebenso viele für die zehn Hauptorte der Provinzen. Die Abgeordneten genossen große Vorrechte und Freiheiten, mußten sich aber den Municipalitäten gegenüber durch feierliche Eide verpflichten. Während der Zeit ihrer Wirksamkeit erhielten sie eine Vergütung aus den Communalsteuern — nach den *Cortes* von Medina 1463 täglich 140 Maravedis (beinahe 10 Silbergroschen).

In Castilien war die Zusammenberufung der *Cortes* nicht an bestimmte Epochen gebunden: der König berief sie, wann es nöthig schien, nach der Stadt, wo er sich eben aufhielt, da Castilien vor Philipp II. keine eigentliche Hauptstadt besaß. Der Ort der Versammlung war irgend ein Schloß, Kloster oder Kirche. Der König leistete den Eid, die Beschlüsse des Congresses aufrecht zu erhalten; auch die *Procuradores* leisteten den Eid, ehe die Verhandlungen begannen. Letztere waren geheim und die Nation erfuhr nur deren Resultate. Die *Procuradores* hatten das Recht, dem Könige Petitionen oder Schriften (*posiciones y cuadernos*) zu übergeben, worin selbst Klagen gegen ihn vorkommen konnten. Die Antworten auf solche Petitionen hatten Gesetzeskraft. Die legislative Gewalt befand sich völlig in den Händen der *Cortes*; sie bestimmten die Abgaben und Zölle, führten die Aufsicht über den Schatz und die Verwendung der bewilligten Subsidien, wurden über alle politischen Verhältnisse befragt und hatten die Obergewalt über die Krone, indem der Thronnachfolger nicht eher als König galt, bis er durch sie anerkannt, proclamirt und vereidigt war. Auch bestimmten sie Vormund- und Regentenschaft, mußten Vermählungen in der königlichen Familie bestätigen und übten die oberste Staatsgerichtsbarkeit im Falle einer streitigen Succession. Der König für sich konnte nur einfache Befehle im Einzelnen erlassen. Die *novissima recopilacion*, noch jetzt das allgemeine Recht Spaniens, ist fast ganz aus den *Cortesgesetzen* zusammengetragen.

Sowohl über die Verfassung Castiliens. Die *Cortes* von Aragon, das zu Anfange des 11. Jahrhunderts als besonderes Reich auftritt, errangen noch größere Gewalt, beruhten aber so ziemlich auf denselben Principien. Nach alten Gesetzen wurde sie einmal im Jahre zu Saragosa zusammenberufen, später alle zwei Jahre. Die politische Verbrüderung des *aragonesischen* *estado*, welche im 13. Jahrhundert unter dem Namen der Union von Saragosa bekannt wurde, beherrschte völlig das

*) Auf den kaiserlich erlassenen zweiten Theil werden wir später zurückkommen.

nichtum unter Alfons III. Der Oberrichter (Justicia mayor) der aragonesischen Constitution untersuchte und collectirte die Decrete des Königs und Aussprüche seiner Gerichtshöfe. Der neue König erhielt von ihm auf den Antrien die Investitur des Nationalrechts, indem die Worte ausgesprochen wurden: „Wir, die wir soviel gelten als ihr, und mehr vermögen als ihr, wir machen euch zu unserm Könige und Herrn, unter der Bedingung, daß ihr unsere Freiheiten bewahrt; wo nicht, nicht.“

Unter Karl V. (I.), welcher noch von den Cortes von Valladolid die Worte hören mußten: „Erinnern Eure Majestät sich daran, daß ein König im Dienste seiner Unterthanen steht“ (Acuerdame V. M. que un rey es mercenario de sus subditos), begannen die Angriffe auf die Nationalverfassung, die das Land bis dahin mächtig und ruhmvoll gemacht hatte. Die Verletzungen und Beschränkungen bisher bestandener Freiheiten und Rechte und die sich immer häuften Anforderungen der Krone veranlaßten in Castilien den sogenannten Aufstand der Comunidades (la rebelion de las comunidades), welcher anfangs auf gefällige Gegenvorstellungen sich beschränkte, dann unter Juan de Padilla Gewalt mit Gewalt zurückzuweisen wollte und in der Schlacht von Villalar, 23. April 1521, den Untergang fand. Die tapfere Vertheidigung Toledo's durch Padilla's Witwe, Maria Pacheco, ist der letzte Act dieses Aufruhrspiels. Spaniens Freiheit war damit dem Wesen nach vernichtet; der Umsturz des alten Systems war fast vollständig. Die Cortes verloren alle Wichtigkeit: sie wurden bloße Depu- tation an den König, dessen Befehle sie entgegenzunehmen kamen. Bei der Krönungsfriedlichkeit brachten sie den Schwur den Unterthanen dar. Die Eidelistung an Ferdinand VII. als Prinz von Asturien 1789 gab noch zu guterletzt zu einem Scandal Anlaß, indem die Versammlung augenblicklich aufgelöst, ja weggesagt wurde, weil die französischen revolutionnären Ideen sich bei ihr bilden ließen. — Die neuesten Ereignisse, mit der Bildung der Centralregierungs-junta im J. 1808 beginnend, der die allgemeinen außerordentlichen Cortes vom 24. Sept. 1810 und die Constitution von 1812 folgten, können hier nur im Vorbeigehen erzählt werden, noch mehr da man in vielen Werken die ausführlichsten Nachrichten darüber findet. Durch das am 4. Mai 1814 zu Valencia erlassene Decret Ferdinand's annullirt, mißglückten alle einzelne Versuche, die Verfassung wiederherzustellen, bis die große Revolution vom Jan. 1820 ausbrach. Was von jener Zeit an bis zur Organisation der gegenwärtigen sehr veränderten Cortes durch das Estatuto real verging, dürfen wir als allgemein bekannt voraussetzen.

Die kastilischen Provinzen, Provincias exentas genannt, lassen schon durch diesen Namen auf die Vorrechte schließen, die sie sich vor den übrigen Theilen des Reiches zu bewahren gewünscht haben. Die Vereinigung der drei kleinen Landschaften, Alava, Guipuscoa und Biscaya, bildete eine Art von Freistaat, den man nur als ein Anhängsel der spanischen Monarchie betrachten kann. Der König ist seit 1831 ihr Señor, aber er darf auf ihrem Gebiete weder Festung noch Wohnhaus bauen und beschwört die Fueros. Sie sind von der allgemeinen Contribution (quinta) frei und nur nach alten Lehnsgebräuchen zur Landesvertheidigung im Falle eines feindlichen Angriffes verpflichtet; sie zahlen keine förmlichen Abgaben: Biscaya nur freiwillige Geschenke (donativos), die beiden andern einen Tribut von 42,000 Realen. Auch sind sie den spanischen Steuern nicht unterworfen, deren Eintun am Oben beginnen — als ein fremdes Volk bezeichnen sie vorzüglich der Umstand, daß die Handelsverträge, welche dem übrigen Europa den Verkehr mit den spanischen Colonien unterlegen, sich auch auf sie erstrecken. Die Formen in Biscaya sind ganz demokratisch, in Guipuscoa oligarchisch, in Alava gemischt. Die Nationalcongreßversammlung tritt zu bestimmten Zeiten, ordnet Verwaltung und Finanzen und ernennen die Beamten. Der König hält in jeder Provinz einen Consejo, der aber nur der Administration nicht zu schenken hat. Navarra steht in einem ähnlichen,

wenn auch weit minder unabhängigen Verhältnis. Der letzte Kampf, welchen diese Provinzen gegen die centralistische Regierung führten (welche sie früher hießen, wenn die bespotteten Regierungen Spaniens unterschätzt werden dürfte), hat die allgemeine Aufmerksamkeit auf sie gelenkt.

Was nun den zweiten Abschnitt des Nordwestens Spaniens betrifft, welcher von der poetischen Literatur Spaniens handelt, so müssen wir uns darauf beschränken, hier in der Kürze anzudeuten, daß er mit den Anfängen der gegenwärtigen wissenschaftlichen Bollesprache beginnt und bis zu den neuesten Schöpfungen gelangt — Martinez de la Rosa, dessen Name bei uns bekannt ist; Don Angel Casanova (Marquis von San), welcher im Jahr ein Gedicht in Romangen dichtete „El Moro exposito“, über Cordova und Bargas im 10. Jahr hundert, die alte Sage der sieben Kinder von Lara; Alvaro delgado u. A. Manche Proben werden mitgetheilt. Die Sprache, nach den Dichtungsarten eingetheilt, ist praktisch; die allmähliche Ausbildung der Sprache findet sich mancherorts und das Ganze zeigt von Geist und Geschmack, ist aber sehr lang und zu sehr in der Form eines Journalarticels, um zu friedigen und wirklich nutzen zu können. — Aufsätze über Literatur und bildende Kunst sind zwar auf dem Titel versprochen und es ist auch in dem Vorwort die Rede davon — sie finden aber unerwarteterweise im Werke selbst, was jedenfalls zu rügt werden muß.

Literarische Notizen.

Der gräßliche Unfall und die nach vierzehntägigem Leiden, Husten und Wunden endlich mühsam bewirkte Rettung des in Lyon verschütteten Dufanel hat dem Theaterdichter Jules Desnoyers den Stoff zu einem Stüde gegeben („Le poëte du Champvert, ou l'ouvrier lyonnais“, Drama in zwei Acten, mit einem Nachspiel: „La resurrection“), das nur wenige Tage nach der glücklichen Lösung des tragischen Ereignisses im ersten Mal auf dem pariser Ambigu-Theater aufgeführt und seit, jeden Abend wiederholt, die Zuschauer in große Angst bezieht.

Die „Histoire et description des principales villes d'Europe“, unter Ribart's Redaction von Chateaubriand, Romain, St. Marc, Girardin, Augustin und Am. L'Amant, Robier, Letronne, Delecluse, Viot, Chastel u. A. vertheilt, läßt auch im Äußern durch eleganten Druck, treffliche Ausstattung und Holzschnitte nichts zu wünschen übrig. Das Werk mit 12 Bänden in 4. Part und kommt in 250 Hefungen, von je 1 Franc kostet, heraus. Die Unternehmer sind gleichzeitig mit der pariser, Ausgaben in London, Brüssel und Leipzig zu veranstalten.

Alph. Brot, der wol um Stoff etwas verlegen sein mag, hat den in mehr als einer Hinsicht bemerksenswerthen Roman der Koberger zum Heiden eines Romans: „Carl Sam“, gemacht, der Mitte Sept. in zwei Bänden herauskam. Es ist mit den gerühmten „Eudes“ des Verf. über die deutschen Universitäten und über die dieselben besuchenden Studenten zu schaffen sein mag, kann man sich leicht denken.

Lamennais wird in Kurzem ein Buch über seine Zeit und Rom herausgeben. Unter den darin mitgetheilten Tatsachen ist das von zwei seiner Schüler, Sacrobais und Montanier, mitunterzeichnete, an den Papst gerichtete Memorial, nach der demokratischen Principien der Zeitschrift „L'avenir“ verfaßt worden, besonders wichtig. Lamennais' Buch wird mit überhies Briefe und Documente zur Erläuterung der Sache enthalten, welche den römischen Hof in diese Angelegenheit geleitet haben.

Literarische Unterhaltung.

Montag,

Nr. 298.

24. October 1836.

Öst und West, das ist: Rose und Nachtigall, von Fasil. Ein romantisches Gedicht, türkisch herausgegeben und deutsch übersezt durch Joseph von Hammer.

(Beilage aus Nr. 297.)

Ein neues Feuer ergreift jetzt (Abschn. 38) den Dichter:

O Herz, mach deine Zunge warm,
Erweich mit Sehnsucht das Gemüth,
Ein heißes Märchen baue auf,
Mit heißem Hauch verheer die Welt,
Es strom' der Feder Zunge Feuer,
Es geh' die Welt in Feuer auf!

Er will nämlich singen, wie im Osten der Schach August (der Monat August) erscheint und die Erde verheert, Sein Grimm macht die Welt zum Kohlenherd, brät den Stein im Wasser, trocknet die Saat aus, siedet die Flüsse, durchglüht die Himmelstafel und nimmt auch die Staaten der Schönheit ein. Den Glühwind sendet er mit Brand nach Rosenhain, daß seiner Feuerzungen Lulpe ins Rosenbeet bringe; diesem Voten folgt August's Feldherr, die Sonne, und der Frühlingshach, der sich nicht halten kann, flüchtet ins Gebirg; aber auch von seinem Gipfel wird er vertrieben; er verschwindet mit der Rose, man weiß nicht wohin. Schach August verbrennt in seinem Grimme die Stadt Rosenhain.

Aber hoch im Norden wohnt ein großmüthiger, goldferrender Schach, ein unerreichter Maler, ein Bauberer, der den Blättern Seele einhaucht und hundertfarbigen Schein verleiht, aber auch grimmig sein kann — der König Herbst:

Er hauchet, wenn er zürnet, kalt
Und gelbt mit Schreden die Gestalt,....
Aus Furcht vor ihm erblaßt der Hain,
Mit selbem und mit goldnem Schein.
Er war von wunderlicher Art,
Indem mit Grimm die Haid er paart;
Kalt von Natur, war er manchmal
Halb wässerig und halb Kryskall,
Und manchmal blinket er so warm,
Daß nur Geduld abweicht den Harm.....

Dieser erhält plötzlich Kunde, daß des Gartens Reich seinem Ende nahe, der Herr der Flur verschwunden, der Hain verheert sei. Er sendet eine Kundschaft nach der Stadt Rosenhain, die er durch einen Handstreich erobert. Da erscheint vom Osten

Ein Herrscher, dessen Kälte brennt,
Ein Westhach, den man Winter nennt;
Sobald als laut wird seine Stimme,
Ergittern Völker seinem Grimme....

Die Flüsse erstarren vor seinem Grimm, die Wasser dehnen sich wie Erde. Dieser König Winter hat einen Günstling von gleichem Temperamente, den Schnee, weiß, wohlgestalt und kalt wie Kampfer, weich wie Baumwolle, hartem Eisen an Kälte gleich; der ist des Winters rechter Mann, den sendet er nach Rosenhain, wo er sich die ganze Stadt unterthan macht. Aber trotz seiner großen Tyrannei ist der Winter auch freigebig:

Großmüthig kreut er aus das Silber,
Versenkt die ganze Welt in Silber,
Nicht Sebern übernen Kasten
Und Silberschmuck dem Garten an,
Den Flüssen, welche gehn in Lumpen,
Versenkt er ganze Silberklumpen.

So herrscht er einige Zeit hindurch ungeschert im Rosenhaine. Da begibt sich Neues. Schon während der König August die Welt durchglüht, war der Schach Frühlings über Haid und Saat hinantr zu der Stadt des Südens gewandert und war zuletzt zu einer Erde gekommen, die von einem hohen Kaiser beherrscht ward, der Adel mit Milde paarte und dessen Glück die Welt mit Licht füllte; Newrus (Tag- und Nachtgleiche) ist sein Name. Dieser ehrte den Frühlings hoch, und nachdem er ihm die Leiden seines Landes erzählt hat, gewährt er ihm seinen Beistand und Heereshülfe, erobert die Stadt Rosenhain, besiegt den Winter und macht den Schach Frühlings siegreich, der den Thron in seiner Residenz wiederbesetzt. Da aß und trank man nach Herzenswunsch, und Tag und Nacht war Fröhlichkeit.

Bei einem solchen Feste erinnert sich auch die schöne Rose an ihren Geliebten.

Sie sprach: „Wo ist der arme Narr,
Der Liebesweinberauschter war?
Wie geht es denn dem Mann der Bären,
Wie kann ihn denn der Hain entbehren?
Es ist von ihm kein Laut zu hören,
Was konnte seine Lieder stören?
Ward seine Brust dem Schmerz zum Raube?
Ward er vielleicht aus Gram zum Staube?
Hat ihn verbrannt Brennungsflur?
Erstlos ihn meines Auges Ruch?“....

Auf die Nachricht, daß er in einem Käfig schwache, redet sie den Ostwind als Boten und Tröster ab. Dieser

trifft den Büßhül im Gefängnisse sich abgemend, wie er Gott seine Klagen vorträgt, und bringt dem Kranken Gruß von der schmucken Rose, worauf jener Dankeslieder schmettert. Endlich kommt die Rose gar selbst und macht dem Gefangenen einen Krankenbesuch. Wie der Sprosser sie erblickt, fällt er, berauscht auf den Grund seines Käfigs, die Rose aber betrachtet ihn huldvoll und erhöht seinen Muth.

Die Rose kreut Juwelen aus,
Es kreut Büßhül die Seele aus,
Es sieht Büßhül, es horcht die Rose,
Von beiden Seiten traute Gefose.....

Nun sendet die schmucke Rose den herzeröffnenden Ostwind, um den Sprosser zu befreien, zum Frühlingsschach. Der König befiehlt ihn zu bringen, auf daß er ihn sehe. Er verhöret den armen, zu Haut und Bein zusammengeschwundenen Wicht und fertigt ihn sofort befreit ins Rosenreich ab. Der Ostwind aber gibt der Rose Kunde von der Befreiung ihres Geliebten. Das Fest der Liebe wird gefeiert. (Abshn. 56).

In einem Morgen, wo der Tag
Der Nacht wie Rosen offen lag,
Wo Tage des Genusses hell,
Der Welt Gesicht ein Rosenquell,
Wo Welt eröffnet sich wie Rosen,
Die Menschen wie die Sprosser kosen;
Da schmückte sich im Süßkan
Die Hof' in goldenem Kastan,
Von außen und von innen roth,
Und auch der Turban hohes Roth,
Sie schmücket sich mit Lust und Ruhm,
Wirft einen grünen Mantel um.....

Die Tulpen füllen ihr Stengelglas mit Wein; reinen Wein schenkt der Thau ein in den Blumenkelch; der Narciß kommt mit dem Becher als Becher, der Cypressen verzieht den Pförtendienst wie zuvor, die Lilie legt ihr Schwert nieder, Hyacinth läßt seine Ränke. So wills ein Ferman der Rose. Diese, den Schleier gelüftet, läßt den einsamen Sprosser durch den Ostwind rufen.

Sie trinken rosenfarbnen Wein,
Und singen zu dem Fest Schalmey'n;
Büßhül stimmt helle Lieder an,
Die schmettern durch das Süßkan,
Bald flüßt er, wie süße Fonten,
Bald brennet er in Trillerlauten,
Er sieht beständig an die Rose,
Und schmilt aus Sehnsucht im Gefose....

Schmaus und Trunk dauert unter Zinken- und Castagnettengeton durch die tiefe Nacht;

Wann günstig die Gelegenheit,
Wird Eins, was ehmal's war entzweit.

Lust und Liebe dauert so, bis die Rose dem Wind zum Raube ward und der Sprosser in den Staub stürzte. Denn allem Leben der Welt ist zuletzt Verderben bestimmt, und wem die betrügerische Welt die Schale Honigs reicht, dem schenkt sie auch tödliches Gift ein.

Mit dieser ernsten Wendung schließt die Erzählung. Der Verfasser ist aber nicht zufrieden mit dem einfachen allegorischen Sinn, welchen dies idyllische Frühlingsepos fast in jeder Stelle ausspricht; dem Ganzen wird von ihm

auch noch eine tiefere, mystische Bedeutung gegeben. Schon der armenische Geistliche, der vor einigen Jahren einen schwachen Anhang dieser Dichtung in einem armenischen Auszuge, welcher in einer französischen Uebersetzung zu Petersburg lithographirt erschienen ist, zu Petersburg bezugsnehmend hat (vgl. Vorrede S. ix), fand in dem Buche die Rose und der Rose ein Sinnbild der Liebe der Kirche zu Christus und seiner Kirche, in der Rose das eingetragene Wort Gottes, im Rosenbeere die Kirche, in der Rosegall die liebesbrünstige Seele. Aber auch der türkische Verfasser selbst hängt dem Gedichte eine höhere mystische Bedeutung ähnlicher Art an: der Schach Frühlings ist laut dieser die Vernunft; die Tochter der Rose, die Rose, ist Geist, den die Vernunft erzeugte; die Rosenhain ist das Rottwerden des Leibes; der Schach das Herz, das sich nach dem Geiste sehnt und sich durch ihn vollendet; der Ostwind ist die Leidenschaft, zwischen Herz und Seele geht; die Credenzien sind die liebende Freundschaft; die Cypresse ist die Geduld, der Bach oder Fluß die Reinigkeit der Seele, in der sich die Geliebte spiegelt; der Thau ist der Ausfluß von Gottes Huld, die Lilie Tapferkeit, die Weissen Bescheidenheit, die Hyacinthe der Reue, der brennende August ist der Zorn, der König die befruchtende Geschlechtsliebe; der Winter ist das am Uebermaß von Zorn und Lust gekorrene Temperament; der Schach Newrus endlich ist das Licht:

Der Zorn, die Lust muß unterliegen
Und Gottes Licht muß endlich siegen;
Er hilft dem Geist und dem Verstand
Grobernd sie für das Land;
Befreit den Geist von Körperbanden
Und führt ihn zu der Seele Landen,
Und Geist und Herz vereint in Lust
Sind Hof' und Sprosser im Gemüth.

Auch dieser tiefere Sinn der Dichtung enthält nichts gezwungenes oder Abgeschmacktes, sowie alles Wesentliche derselben voll Geist und Poesie ist, über die man conventionelle Spielereien und Steifigkeiten und die kläglichen Wiederholungen ganz und gar vergißt. Unser jetziger Schmach wird freilich diese Naturbilder, in welchen Phantasie und Seele in steter Durchdringung am liebsten als solche genießen und sich an Hof, Rose, Thau, Ostwind, Fluß, Sommer, Herbst, Winter und Frühling mit allen seinen Blumen als an Naturbilder ergötzen, die sich alle Selbstzweck und keinem menschlichen Mißspiele dienstbar sind. Die Uebersetzung ist, unsere Proben bewiesen haben werden, klar, ungeschwungen und dichterisch, und das Ganze, auf deutschem Boden verpflanzt, ein rechter Rosenschmuck unserer Literatur.

Neueste statistische Nachrichten über das Reich Preußen.

Die neuesten Notizen über das Kaiserreich Preußen danken wir dem Grafen Jakob Freiherrn von Dönhof, des Königsreichs Schweden und Handelsconsulats.

Dr. Schmidt vom Constantinischen Hofe in Marokko aufstellt, als während dieses Aufenthalts mannichfache Gelegenheit hatte, sich in seinem Reichthum dem europäischen Blick einigermaßen entprezendent, Land zu beobachten. Er beschreibt es in seinem Werke, von welchem in einer der letzten Sitzungen der statistischen Societät zu London ein interessanter Vortrag mitgetheilt wurde, als sehr ergiebig, fruchtbar und für schnelle und gründliche Verbesserungen empfänglich, in Betracht, daß die geographische Lage des Landes ihm klimatische Vortheile gewährt, welche daran es berechtigt auf den europäischen Märkten eine nicht unbedeutende Stelle einnehmen kann und wird. Das Reich ist Grafen Gräberg, demselben zerfällt in drei Abtheilungen: die erste, die Chorographie, verbreitet sich über das Geographische des Landes, gibt gründlichen Nachweis von seinen Häfen und seinen, seinen Boden und klimatischen Beschaffenheit, seinen Grenzen durch alle drei Naturreiche. Der zweite Theil, die Topographie, bezieht sich auf die Bevölkerung. Der dritte, die Historie, ertheilt Aufschlüsse über die Civil- und politische Entwicklung des Landes, über seine Finanzen, militärischen Einrichtungen und diplomatischen Beziehungen. Die Gegenden, welche zusammen das Reich Magh' reb-al-acab, oder den äusseren Westen, bilden, befaßt eine Oberfläche von 24,379 englischen Quadratmeilen. Die Küste am mittelländischen Meer, welche bis zum Cap Spartel erstreckt, hat eine Länge von 270 Meilen; und die Küste am atlantischen Meer vom Cap Spartel bis zum Cap Agoulon, eine Länge von 560 Meilen. Die Bevölkerung gibt Gräberg auf 9,000,000 an und unterstügt die Angabe durch Vergleichung mit der Bevölkerung des südl. Spaniens, der europäischen Türkei und Aegyptens. Diese Bevölkerung vertheilt sich folgendergestalt:

Im Königreich Fez	3,200,000 G. auf 9853 engl. Q.-M.
Im Königreich Marokko	3,600,000 „ „ 5709 „ „
Im Kaiserth. u. Sogelmesa	700,000 „ „ 3184 „ „
In Marag, Sus etc.	1,000,000 „ „ 5633 „ „
	8,500,000 G. auf 26,379 engl. Q.-M.

Betrachte dieser Berechnung kommen auf die Quadratmeile ungefähr 32 Seelen, welches ungefähr mit der Bevölkerung in Andalusien, Algier, Tunis, der europäischen Türkei und Japan zusammenstimmt. Die Städte sind weder zahlreich, noch sehr bewohnt. Die Hauptstadt Marokko hat 30,000 Einwohner (was auch schon die Angabe der neuern geographischen Handbücher ist) und Fez 83,000 Einw. (Volger hat 100,000). Die Bevölkerung besteht aus, ihrem Ursprung, ihrer Sprache, Sitten und Gebräuchen nach, sehr verschiedenartigen Nationen und Stämmen. Man kann diese folgendermaßen classificiren:

Araber, Zamariks	2,500,000.
Moslems, eine Art von den Erstern	1,450,000.
Araber (wie als Beduinen, vermischt als Mauren)	4,290,000.
Araber	339,000.
Mauren oder Keger	120,000.
Christen	300(?)
Christen (Negeren)	200(?)

Die erste Classe lebt von dem Ertrag ihrer Herden, wohnt in Zelten und Höhlen, und nur Wenige von ihnen sind von Kaiser wirklich unterworfen. Der zweite Stamm beschäftigt sich mit Ackerbau und Manufacturenwesen. Er lebt in Städten und Dörfern und manche seiner Fabricate gehen nach Europa. Die Araber leben in großem Wohlstande und bekleiden die höchsten Staatsämter. Ihr Charakter ist in jeder Beziehung köstlich. Die Beduinen führen ihr Wanderleben. Die Mauren beschäftigen sich auf gewisse Districte; sie wohnen meistens in Gehäusen, treiben Handel, auch Handwerke und Kunst, und man bedient sich ihrer als Dolmetscher. Die Keger sind Sklaven, sie bilden die Garde des Sultans, die sich aus etwa 10,000 Mann beläuft, in jeder Hinsicht die besten Krieger. Die wenigen Christen, welche in Marokko leben, sind Fremde; es sind die Consulate von den auswärtigen Staaten, Kaufleute, Künstler und ihre Diener. Seit 20 Jahren weiß man in Magh' reb-al-acab nichts von Christensklaven; alle

sclaven werden, sobald sie das Gebiet von Marokko betreten, sofort frei, kraft einer freiwilligen Acte des letzten Sultans. Negern gibt es zwei Classen: die eine, das sind christliche, und Asiam, das sind jüdische, die Zahl der Erstern, meist Franzosen, Italiener und Portugiesen, ist klein und vermindert sich täglich, während die zweite Classe im Zunehmen begriffen ist. Die christlichen Negern gehören allen europäischen Nationen an, mit Ausnahme der Schwizer, Dänen und Preußen. Sie bekleideten ehemals die höchsten Staatsämter; allein befehrt durch das traurige Schicksal des Italieners Antonio Pisci, der 1825 die Würde eines Oberadmirals und Commandanten der Artillerie behauptete, unter dem Namen Achmed Ben: Sterman, sind sie tüchter geworden und drängen sich jetzt nicht so leicht zu ausgezeichneten Chargen. Und endlich macht der Sultan von Marokko seine Staatsdiener, wenn sie sich etwas zu schulden kommen lassen, nicht auf so rücksichtsvolle Weise verantwortlich wie das französische Volk seine Criminellen.

Interessant sind auch die Notizen, welche der Verf. unserer topographischen Schrift über die andernweilen Volkbeschäftigungen, über Ackerbau, Viehzucht, Jagd und Fischelei gibt, welche er als die ursprünglich einheimischen Erwerbszweige, im Gegensatz zum Handel und Manufacturenwesen bezeichnet. Unter dem Capitel von der Industrie handelt er auch das Röhricht von dem Bergbau in Marokko ab. Er gibt ferner Details über den Anbau des Getreides (Weizen, Roggen und Gerste), Hirses, Mais und Reis, welcher letztere aber nur in den westlichen Provinzen, und zwar dort in so schlechter Qualität gebaut wird, daß der zum Verbrauch des Sultans und seines Hofstaats dienende aus Nordamerika eingeführt wird. Am einträglichsten ist die Cultur des Weizens, am unergiebigsten die des Weizens. Hirse reist auch gut. Erdäpfel, welche aus Frankreich und England hier eingeführt sind, gedeihen in den nördlichen Provinzen, aber sie entarten insgemein nach der zweiten oder dritten Ernte und es wird deshalb häufig neue Aussaat nothwendig. Dies ist auch der Fall mit den aus Europa eingeführten Küchengewächsen. Der Ackerbau steht, wie es sich erwarten läßt, in Marokko auf seiner hohen Stufe der Cultur. Auf den Märkten ist an ausgedehnten Früchten kein Mangel: Weintrauben, Orangen, Limonen, Feigen, Mandeln, Granaten, Pfirsichen, Aprikosen, Äpfel, Birnen, Nüßeln, Pflaumen, Maulbeeren, Melonen, Kürbisse, Gurken, Bohnen, Erbsen, Knoblauch, Rüben, Artichoden, Zwiebeln. Auch aromatische Pflanzen und Speereigewächse bringt das Land im Überflusse hervor. Man hat sogar auch mit dem Flachsbau den Anfang gemacht, jedoch nur in sehr wenigen Gegenden, so daß man sich Jahre lang im Lande aufhalten kann, ohne davon etwas zu Gesicht zu bekommen. Hanf, Tabak, Alhennach, ein Kraut, das zum Gelbfärben dient und von den Frauenzimmer viel verbraucht wird, gedeiht im Überflusse. Die Mauren rauchen stark Tabak und bekleiden sich dazu auch des Samens und der Blätter des Hanfes, der stärker und narkotischer, aber ebendeshalb auch der Gesundheit nachtheiliger ist als der eigentliche Tabak. Herrliche Waldungen von den schönsten Fenchendäumen finden sich in Marokko wie fast in keinem andern Lande. Fenchendäume, dieses Verderben der Agricultur, vermehren sich in Marokko auf eine ungeheure, fast ungläubliche Weise. Ein Weibchen legt gegen und über 700,000 Eier in den Sand, welche zu lebendigen Thieren werden, ehe man's sich versieht. Schafe finden sich im Lande 40—45 Millionen. Allein bei dem großen Feste Aid-ul-kab'ir, dem Sylvestertag der Moslem, werden 700—800,000 geschlachtet. Die Ziegen kommen den Schafen an Anzahl und Güte am nächsten; es gibt deren 10—12 Millionen in Marokko, Kamele etwa 500,000. Das Pferd, echte Berberce, wird beinahe so hoch geschätzt als das arabische. Es ist nicht im Überflusse vorhanden, man zählt there im Durchschnitt etwa 450,000. Esel gibt es nur die Hälfte, dagegen eine gewaltige Zahl von Hundern. Es ist Landbesitz, wie einen Hund ums Erben zu bringen, obgleich die Eingeborenen, welche sie sorgsam pflegen, oftmals selbst Noth leiden.

Sehr merkwürdig ist der Umstand, daß die Hunde des nördlichen Meeres nie die Wasserseuche bekommen, dagegen sollen die Maulwürfe hier dieser Krankheit unterworfen sein. 1.

Bibliographie.

Beiträge zur Bereicherung und Erläuterung der Lebensbeschreibungen Friedrich Wilhelm's I. und Friedrich's des Großen, Könige von Preußen, nebst einem Anhang, enthaltend ein Tagebuch aus Friedrich's des Großen Regentenleben von 1740—1786, mit historischen, charakteristischen u. Notizen, Berichtigungen u. Herausgegeben von F. H. E. Hübner. 1fter Band. (1ste Abtheil.) Gr. 8. Berlin, Plahn'sche Buchh. 12 Gr.

Beraz, J., Der Mensch nach Leib, Seele und Geist. Anthropologie für gebildete Leser aus allen Ständen. 1fter Theil. Gr. 8. Leipzig, Göttsch. 2 Thlr. 6 Gr.

Birch-Pfeiffer, Ch., Der Liebe Streit. Festspiel zur Feier der Ankunft Seiner Majestät Otto des Ersten, Königs von Griechenland. Dargestellt auf dem königlichen Hoftheater zu München. 8. (München, Franz.) 7 Gr.

Bösch, C. Th., Wechselbilder von Lands- und Seeressens, Theatern, Begebenheiten, Staatsereignissen, Volks- und Ortsbeschreibungen während einer Fahrt nach Brasilien und eines zehnjährigen Aufenthalts daselbst, in den Jahren 1825—1834. Mit Berücksichtigung des Schicksals der nach Brasilien ausgewanderten Deutschen. 8. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1 Thlr. 12 Gr.

(Böttiger.) — Ideen zur Kunst-Mythologie. 2ter Bd. 1ter, 2ter und 4ter Cursus. Jupiter, Juno und Neptunus, Amor und Psyche. Aus C. A. Böttiger's hinterlassenen Papieren herausgegeben von J. Gilling. Nebst 2 Kupfertafeln. Gr. 8. Dresden und Leipzig, Arnold. 3 Thlr. 6 Gr.

Brand, C., Olivier. Eine Novelle. 8. Nordhausen, Hirsch. 1 Thlr.

Cellarius, F., Gesammelte Schriften. Herausgegeben von Dessen Freunden. 1fter Band. Aufsehbunden. 1fter und 2ter Theil. 12. Frankfurt u. Leipzig. 1 Thlr. 12 Gr.

Cunningham, K., Lord Roban. Roman. Aus dem Englischen übersetzt von W. A. Lindau. (4 Theile.) 1fter, 2ter Theil. 8. Leipzig, Kollmann. 1837. 2 Thlr. 12 Gr.

Danz, J. A. E., Heinrich August Schott. Nach seinem Leben, seinem Charakter und seiner Wirksamkeit dargestellt. Gr. 8. Leipzig, Buttig. 1 Thlr.

Deutschland, Das malerische und romantische. In zehn Sectionen (mit 260 Stahlstichen). I. Die sächsische Schweiz von A. Tromlitz. II. Schwaben von G. Schwab. III. Franken von G. v. Hoeringen. IV. Thüringen von L. Rechelein. V. Der Harz von W. Blumenhagen. VI. Das Riesengebirge von E. Rumpel. VII. Steiermark und Tyrol von C. Herlasch. VIII. Die Donau von Ed. Duller. IX. Der Rhein von C. Sauer. X. Die Ost- und Nordsee von Mohrke u. Starkloff. (1ste Section.) — Auch v. d. T.: Romantische Wanderung durch die sächsische Schweiz. Von A. Tromlitz. Mit 50 Stahlstichen. (1ste Lieferung.) Lexikon-8. Leipzig, G. Wigand. 8 Gr.

Evermont. Ein Roman. Herausgegeben von Ludwig Nisch. 8 Theile. 8. Breslau, Marx u. Comp. 3 Thlr. 12 Gr.

Fedwiler-Gasse. Aus den Papieren der Herzogin von Nottingham. 3 Theile. 8. Breslau, Marx und Comp. 3 Thlr. 12 Gr.

Goethe's Briefe in den Jahren 1768 bis 1832. Herausgegeben von F. Döring. Ein Supplementband zu des Dichters (sammtlichen Werken. Schmal gr. 4. Leipzig, Bamber. 1837. 3 Thlr. 12 Gr.

Hermes, J., Dichtungen. Gr. 8. Schmal, Bamber. 1 Thlr. 12 Gr.

Hoffmann, J. G., Fortsetzung. 2te Ausgabe. Gr. 8. Dresden u. Leipzig, Bamber. 12 Gr.

Hoffmann, J. G., Fortsetzung. 2 Theile. 8. Leipzig, Hoffmann u. Campe. 2 Thlr. 12 Gr.

Hoffmann, J. G., Fortsetzung. 2 Theile. 8. Leipzig, Hoffmann u. Campe. 2 Thlr. 12 Gr.

Hoffmann, J. G., Fortsetzung. 2 Theile. 8. Leipzig, Hoffmann u. Campe. 2 Thlr. 12 Gr.

Hoffmann, J. G., Fortsetzung. 2 Theile. 8. Leipzig, Hoffmann u. Campe. 2 Thlr. 12 Gr.

Hoffmann, J. G., Fortsetzung. 2 Theile. 8. Leipzig, Hoffmann u. Campe. 2 Thlr. 12 Gr.

Hoffmann, J. G., Fortsetzung. 2 Theile. 8. Leipzig, Hoffmann u. Campe. 2 Thlr. 12 Gr.

Hoffmann, J. G., Fortsetzung. 2 Theile. 8. Leipzig, Hoffmann u. Campe. 2 Thlr. 12 Gr.

Hoffmann, J. G., Fortsetzung. 2 Theile. 8. Leipzig, Hoffmann u. Campe. 2 Thlr. 12 Gr.

Hoffmann, J. G., Fortsetzung. 2 Theile. 8. Leipzig, Hoffmann u. Campe. 2 Thlr. 12 Gr.

Hoffmann, J. G., Fortsetzung. 2 Theile. 8. Leipzig, Hoffmann u. Campe. 2 Thlr. 12 Gr.

Hoffmann, J. G., Fortsetzung. 2 Theile. 8. Leipzig, Hoffmann u. Campe. 2 Thlr. 12 Gr.

Hoffmann, J. G., Fortsetzung. 2 Theile. 8. Leipzig, Hoffmann u. Campe. 2 Thlr. 12 Gr.

Hoffmann, J. G., Fortsetzung. 2 Theile. 8. Leipzig, Hoffmann u. Campe. 2 Thlr. 12 Gr.

Hoffmann, J. G., Fortsetzung. 2 Theile. 8. Leipzig, Hoffmann u. Campe. 2 Thlr. 12 Gr.

Hoffmann, J. G., Fortsetzung. 2 Theile. 8. Leipzig, Hoffmann u. Campe. 2 Thlr. 12 Gr.

Hoffmann, J. G., Fortsetzung. 2 Theile. 8. Leipzig, Hoffmann u. Campe. 2 Thlr. 12 Gr.

Hoffmann, J. G., Fortsetzung. 2 Theile. 8. Leipzig, Hoffmann u. Campe. 2 Thlr. 12 Gr.

Hoffmann, J. G., Fortsetzung. 2 Theile. 8. Leipzig, Hoffmann u. Campe. 2 Thlr. 12 Gr.

Hoffmann, J. G., Fortsetzung. 2 Theile. 8. Leipzig, Hoffmann u. Campe. 2 Thlr. 12 Gr.

Hoffmann, J. G., Fortsetzung. 2 Theile. 8. Leipzig, Hoffmann u. Campe. 2 Thlr. 12 Gr.

Literarische Unterhaltung.

Dienstag,

Nr. 299.

25. October 1836.

Brasilien.

1. Zehn Jahre in Brasilien während der Regierung Dom Pedro's und nach dessen Entthronung. Mit besonderer Hinsicht auf das Schicksal der ausländischen Truppen und der deutschen Colonisten. Von Carl Seidler. Erster Band. Quedlinburg, Basse. 1835. Gr. 12. 1 Thlr. 8 Gr.

2. Beiträge zur Geschichte des Krieges zwischen Brasilien und Buenos-Ayres, in den Jahren 1825, 26, 27, 28 von einem Augenzeugen. Berlin, Reimer. 1834. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Die Auswanderungslust unserer Tage ist in den weithin bekannten Folgen einer entschiedenen Nothwendigkeit, welche unser Schwandels, welcher periodisch ganze Völker an sich ziehen kann und in der Art seiner Äußerungen sich nach dem Bildungsgrade und den politischen Verhältnissen der Zeit richtet. Derselbe Geist der Unruhe, des Fortschreitens und des Strebens nach einem geahnten, aber in der Wirklichkeit unerreichbaren Gute, welcher in den Jahrhunderten größerer Noth Tausende nach Palästina trieb, oder in der willkürlichen Hervorbringung ständlicher Unruhen und kleiner Kriege seine Nahrung findet, ist zum Theil auch noch in der Gegenwart vorhanden, obgleich er unter veränderten Umständen sowohl in seinen Äußerungen verschieden als beschränkt auftritt. Unser Leben mag vielleicht das naturgemäße des Menschengeschlechts sein, denn überall begleitet es den Ursprung der Völker. Die Neigung zu ihm liegt als Instinkt in den Meisten, allein sie äußert sich seltener unter den verändernden Einflüssen und den Beschränkungen, denen der Bewohner civilisirter Länder von früher Jugend unterworfen ist. Nebenumstände, die von dem philosophischen Forscher der Vergangenheit wol erkannt werden, welche aber Niemand voraussehen kann, erwecken nicht selten jenen schmerzhaften Trieb. Mit ihm verband sich einst der religiöse Fanatismus, um die Reichen der Kreuzkriege zu fällen, und in unsern Tagen ist er vereint mit Unzufriedenheit über persönliche und bürgerliche Verhältnisse, die nicht sowohl immer in der Wirklichkeit ihren Grund finden, sondern in dem unglücklichen Streben ganzer Volksschichten, sich über die angewiesene Sphäre auszuheben und die Befriedigung von Wünschen und Begierden zu suchen, die ihnen fremd sein sollten, allein

aus der unverhältnismäßigen und doch nicht genügenden Bildung, aus dem Halbwissen und der Überfeinerung entsprungen sind. Unter den Tausenden, welche alljährlich jenseits des Oceans eine neue Heimat suchen, sind nur sehr wenige unterrichtet genug, um im Voraus ihr mögliches Loos berechnen zu können; die Mehrzahl betritt den amerikanischen Boden entweder mit utopischen Erwartungen, oder unfähig, seine Eigenthümlichkeiten und seine Völker richtig zu beurtheilen, indem beschränkte Verhältnisse in der verlassenen Heimat die Ausbildung des Talents der Beobachtung verhinderten, oder jugendliche Unreife und Einseitigkeit zur raschen Annahme der verbreiteten Ansichten verführten. Gerade aber diese Classe gehören meistens die Verfasser jener Flut von kleinen Schriften über Amerika an, welche seit dem Beginn der Auswanderung, oder, was gleichbedeutend ist, seit der Vermehrung der Zahl unglücklicher und bittergetauchter Emigranten erschienen sind. Höchst selten wird ein und der andere Schriftsteller unter ihnen durch Sideligkeit, durch gerechtes und klares Urtheil bemerklich. Männer von Fähigkeiten wandern entweder nicht aus, oder sie verstehen es, in dem neuen, mit ruhigen Erwartungen und Vorsicht betretenen Lande den Grundstein, wenn auch nicht des Glücks, doch der festern Niederlassung zu legen, und schweigen, wenn im schlimmsten Falle das Schicksal selbst ihren Bemühungen feindlich entgegentritt. Ebenso jedoch, wie die Nichterfüllung der überspannten Hoffnungen sich in manchem unglückseligen und ungerathenen Berichte Luft machte, ebenso gibt es auch eine nicht unbedeutende Zahl von kleinen Schriften, deren Verfasser mit nicht geringerer und vielleicht noch weit tadelnswertherer Einseitigkeit alles Transatlantische mit Lob überhäufen und schon manchen Unbesonnenen zur schwereren Nachfolge veranlassen. Zwischen Berichterstattungen von so verschiedenen Erfahrungen und Ansichten, zwischen Schriftstellern, deren Zwecke unfermbar sich entgegenstehen, mußte nothwendig mancher Kampf sich entspinnen. In der That erscheint auch nicht leicht eine neue Schilderung Nordamerikas, ohne Angriffe auf die vorhergegangenen zu enthalten, und die Äußerungen des Bedrusses sind um so heftiger und bitterer, je unangenehmer die persönlichen Schicksale des heimgelassenen und verurtheilten Emigranten waren, oder jenseits er, durch Glück

begünstigt, glaubt, sein neues Vaterland gegen alle Beschuldigungen aus Dankbarkeit verteidigen zu müssen. Leidenschaftsloses Urtheil ist unter solchen Umständen nicht zu erwarten, eine Ansicht, die ebensoviele den einfachen Leser beglücken und von der Annahme des fremden Urtheils zur vollständigen Prüfung veranlassen sollte, als sie auch notwendigerweise der Kritik eine besondere Richtung geben muß.

Nordamerika, ganz besonders die Vereinigten Staaten, waren ehemals fast allein die Anziehungspunkte der Emigration. Unstreitig war wol auch die Wahl jener Länder dem Nordeuropäer die entsprechendste, so lange noch die mindere Gedrängtheit der Bevölkerung dem Einwanderer unsern den Küsten einen Wohnsitz verhielt und der geringere Umfang der Industrie einem jeden Fleißigen oder mit irgend einer gemeinsamen nützlichen Kunst Vertrauten eine dauernde und gewinnreiche Beschäftigung finden ließ. Es lag in der Natur der Dinge, daß dieses günstige Verhältnis in demselben Maße abnehmen mußte, als es zahlreichere Einwanderer herbeizog, und in der That ist grade seit 1815 jedes Jahr die Aussicht für Emigranten in den Vereinigten Staaten mehr und mehr unvorteilhaft geworden, da, wie bekannt, die stärksten Wanderungen dort nicht sowohl unmittelbar dem Schlusse der europäischen Kriege folgten, sondern aus der ungewohnten und unerfreulichen Lage sich entwickelten, in welcher sich einige Jahre später die Bewohner einzelner Staaten befanden. In Folge der Schrecken und Anzügen, die entweder an dem Verstande ihrer Urheber zweifeln machen, oder ihre Redlichkeit in ein sehr ungewisses Licht stellen, wurde seit 1820 Brasilien von manchem unruhigen Deutschen, der, gleichviel mit welchem Rechte, seines Vaterlandes müde war, zum künftigen Wohnort erwählt. Mit nicht geringer Verwunderung sahen alle mit der Wahrheit Vertraute die Einschiffung großer Scharen nach Rio Janeiro, indem von den Menschen des Nordens Dasselbe gilt, was die Erfahrung über die Pflanzen derselben Gegenden lehrt: sie lassen sich nicht leicht nach tropischen Klimaten verpflanzen; denn entweder gehen sie über dem Hocke unter, oder sie erlangen nur Fortdauer auf Kosten einer allgemeinen Entartung. Daß diese Voraussetzungen die richtigen gewesen, bewies die Erfahrung. Von allen deutschen und schweizerischen Colonien Brasiliens gedieh nicht eine, und kaum mag man sagen, daß sie als Vereinigung europäischer Familien noch fortdauern. Ihre trübselige Geschichte ist bekannt und gehört nicht hierher; indessen mag es verzeihet sein hinzuzusetzen, daß es ihnen unendlich mehr Elend erduldet worden, mehr schmerzliche Jenseits unter dem bitterstenummer gebrochen und mehr natürlich gute Menschen unter dem Druck der Umstände der niedrigsten Lasten verfallen sind, als in die öffentlichen Blätter oder Berichte der Reisenden eingekommen. Neben jenen eigentlichen Colonisten zog noch ein dritter Gemisch von schwarz zu beschreibenden Candidaten künftigen Glücks über das Meer, von Deutschen, die man nicht geradezu als den Vorwurf von Missethatsen bezugen sieht, die aber gleichwohl ähnliche Antriebe, mit

Kenntnissen und Bildung in sehr ungleichem Maße ausgestattet und, meistens mit großen Ansprüchen erfüllt, fast waren, irgend eine Rolle zu spielen, die ihnen das Schicksal zuschieben würde. Wenigen von ihnen ist es am Ende gelungen, in Brasilien sich eine brauchbare Thätigkeit zu erkämpfen, und in den Dämmerungen haben die Verfasser der mancherlei Werke über jenes Land, in denen oben die Rede war. Die Vereinigten Staaten haben nicht allein über die lange Reihe von verhängnisvollen und einseitigen Schilderungen von Fearon bis zu Millen und der Dame Tealope zu klagen; auch Brasilien und seine Bewohner sollten ähnliche Beschreiber finden, die Thatsache, die um so mehr zu bedauern ist, als jenes Land von enthusiastischen Naturforschern, denen sie ihre Zwecke dort freilich ein Paradies eröffnet, gemalt in den glänzendsten Farben gemalt worden war mit ungeressener Lesewelt zwischen so widersprechenden Aussagen nicht den Mittelweg der Wahrheit mit der Sicherheit herauszufinden vermag, mit welcher heutzutage Urtheil über die Vereinigten Staaten abgefaßt werden.

Wie stellten in diesem Artikel zwei neuerdings in Brasilien erschienene Werke zusammen; nicht als ob von gleichem Verdienst wären, oder als ob beides die Verfasser leitete, sondern weil beide ein geschichtliches Ereigniß der neuesten Zeit in Brasilien behandeln, welches verhältnismäßig weniger gekannt ist, als es verdient, und weil die Verfasser, mindestens der jener Classe von Auswanderern angehören, die auf Gerathwohl nach Amerika gingen und den Versuch, die nicht unverdiente Täuschung später an den Felsen auslassen. Der Verf. der „Zehn Jahre in Brasilien“ belehrt uns, daß er 1823, zur Zeit seiner Auswanderung nach Rio, ein 16jähriger braunschwelger Cadet (S. 105), der ohne Kenntniß der portugiesischen Sprache in Brasilien landete, weil es ihm „hinaus in das neue Welt, die Colambus erfand“ (S. 3), nicht aber nicht die Silberadern lockten, denn das „Land in seiner Fülle“, sondern die Silber, die er sich „von jungfräulichen Urvölkern, Leuten und Affen, Nachtigallen und Kolibis, die sich unter Blättern laßten, großen Bergen, weißen Campen und schwarzen Regnen, schönen Damen, die halb Grandezza mit indianischer Liebesgier vertheilten, und die von einem Kaiser, der wie ein possessiver König auf dem Rücken des todtten Löwen gesessen war, als Löwe zu geberden“. Eine Reise über den Amazonen unternahmen, um den legendären Haiden zu entdecken, setz eine ebenso unübersehbare Neugier zum Ausdruck, als die Erwartung, schöne Damen und indianische Anführer „Reisende“ (S. 92) mit der Verbindung uns bei einem Baum hängenden Indianer treffen. Gedacht vom König, der in brasilianische Krieger, wurde zum General ernannt für einen fremden Vorkriegsarmee und, als er gestorben, soll der Kaiser stand und den Kaiser Kaiserpanzer haben“ (S. 118). Die Fülle der Kenntnisse, die der Verf. des „Zehn Jahre“ in

zu zugebracht zu haben und hat in ihnen wenigstens damit den Krieg gegen Buenos-Ayres mitgemacht, so wie also kein besonderes Vertrauen in die Versichert-heit des Beweises setzen können, daß er durch seine Wohnung in Brasilien und seine ausgedehnte Bekanntschaft mit dem Hofe zu Rio" besonders zur genauen Betrachtung befähigt worden sei. Wir vermögen dieses um weniger, als das Schöpfen aus fremden, aber sehr zahlreichen Quellen eben keinen großen Reichthum von Beobachtungen gebieter Art, zu denen Niemand Ansehen über persönliche Schicksale rechnen wird, vorauszusetzen läßt. Mit Ausnahme einer und der andern eingeworfenen, nicht immer sehr geschmackvollen und zartfinnigen Ergießung ist die Geschichte der Fehdhyge gegen Buenos-Ayres nur Compilation aus dem zweiten der obengenannten Werke, indem die gebrauchten Fragmente, etwas einzeln eingeheftet, in der Reihenfolge verändert wurden. Auch über die Stämme der Ureinwohner, die Puris, Boroboros u. s. w., deren Heimaten der Verf. wenigstens bis jetzt nicht besucht hatte, gesagt wird, gehört dem Dr. v. Mevius an, ist freilich aber auf die eigenthümliche Weise des Verf. zugesetzt. Die dem Dr. v. Neuwied nachgezählte Quelle der Notizen besteht darin, daß sich beide diese „durchholten" (S. 237), und das ganze Volk ist in der Art von „indisch-brasilianischen Naturisulten, welche auf falsche Friedenszeichen — ihre außopathischen Reize — die Einwohner betäubten" (S. 223). Soviel über die persönliche Lage des Verf.; ein Jeder wird vermögen für sich selbst zu entscheiden, inwiefern ein solches Lebensalter und solche Stellung — ohne auf leicht erreichbare Nebendinge Rücksicht zu nehmen, welche sich aus Durchsiegung des Buches selbst ergeben — den Verf. befähigen können, das Versprechen zu erfüllen: „Berichten will ich hier jetzt Alles, was ich aus eigener neuerer Erfahrung kennen lernte; dies Land will ich abmalen, den doppelten Brennpunkte der Natur und Culture beschreiben; diese Nation will ich beschreiben in den gegenseitigen Beziehungen (u. s. w.); erzählen will ich sodann das Märchen, welches angeht: „Es war einmal ein Kaiser, nicht der von St. Helena, nein, ein großer, gewaltiger, reicher Herr, der am 24. September 1834 ebenfalls zu Lissabon starb" (S. 35).

(Die Fortsetzung folgt.)

Philosophie de l'économie politique ou nouvelle exposition des principes de cette science; par M. Joseph Dutens. Paris 1836. Zwei Bände.

Es scheint zur heutigen Epoche vor Allen Noth zu thun, jenes vage Bedürfnis von Theorien und Systemen zu heilen, das eine der unangenehmsten und zugleich widerwärtigsten Krankheiten derselben ist, der abgesehen vonnehmlich diejenigen Männer brauchen, bei denen sich Erfahrungen im praktischen Staats- und Geschäftsleben mit Intelligenz und Wissenschaft paaren. Ganz gewiß wird das Studium der Staatswirtschaft als wissenschaftlicher Disciplin mit einer Schwunghaftigkeit wie immer zuvor betrieben. Man vertheidigt in öffentlichen Vorlesungen von auf Seiten des Staats scribirteten Ehelebens, bis ab die abstracten und krummen Principien dieser Wissenschaft, und mit lauter Stimme nimmt man in ihrem Namen das von ihr sich zugehörte Recht in Anspruch, mit gewaltiger Hand

nicht bei allen jenen Beschränkungen begünstigt zu werden, wo die ausnahmslos verschiedensten Interessen der gesellschaftlichen Organisation geregelt und miteinander vereinbart werden sollen. Allein alle Controversen der Professoren der Staatswirtschaft wie der Schriftstellenden Gelehrten des nämlichen Faches haben bisher noch zu keinem definitiven Resultate geführt; als Wissenschaft ist dieselbe noch immer höchst unvollständig, als Theorie fast grenzenlos geblieben. Ebenso wenig hat dieselbe noch irgend Jemand, daß wir wüßten, das Wort genommen oder die Feder ergriffen, um in einem hinlänglich umfassenden und unparteiischen Lehrplane darzuthun, wie vielfältig die einer sehr ersten Erwägung werthen Gemeintheiten sind, worin sich die materielle Lage der Gesellschaft, die man verbessern will, heutiges Tages befindet, und wie groß die zu ihrer Zeit sich vertheilenden und selbst notwendigen Hindernisse, die sich bis zu unsern Tagen forterhalten haben, sowie endlich inwieweit diese zu einer früheren Epoche als wirkliche Garantien betrachtet werden konnten und noch gegenwärtig bis zu einem gewissen Grade und für eine gewisse Zeit lang beachtet zu werden verdienen. Im Allgemeinen kennt man von der Vergangenheit nur Das, was die politische Geschichte der respectiven Staaten und Länder Europas interessiert; in allen andern ihrem Gebiete angehörigen Dingen aber, die, wenn man will, von einer neuen Ordnung sind und welche die Staatswirtschaft zu verbessern übernommen hat, ist man ziemlich unvorsichtig. Endlich aber geben sich auch diejenigen, die sich berufen glauben, die Jetztzeit anzugreifen oder zu vertheidigen, nicht einmal die Mühe, die Vorzeit zu erforschen, ohne zu beachten, daß die Jetztzeit gleichsam ein Vermächtniß, eine Dependenz und so zu sagen ein Glied der Vorzeit ist, mit welchem sich keinerlei Operation vornehmen läßt, bevor man nicht den Körper genau hat kennen lernen, dem es sein Leben und seine Lebenskraft, das wollen aber auch, wie geben es zu, seine Gebrechlichkeiten vor dankt. Bei einem solchen Gange zur Unbestimmtheit hinsichtlich der Vorzeit vermögen sich diejenigen, welche für die Aufrechterhaltung des jetzt Bestehenden kämpfen, auf keine solche Rücksicht zu legen; ihr einziges Motiv ist ein gewisser roher Erhaltungsinstinkt, während ihre Gegner die Vorzeit verachten, ohne sie erforschen zu wollen, noch die Mühe zu begreifen, welche jene Schutzmaße hervorrief, die zu einer früheren Epoche hiesig, vielfach unumgänglich waren. Ebenso wenig ziehen sie das jetzt Bestehende in Betracht, dessen Zusammenhang mit den vergangenen Jahrhunderten zu untersuchen sie sich nicht die Mühe geben: sie lassen sich in kurzen Worten nur von apriorischen Principien leiten. Die Staatswirtschaft in ihrer ganzen Reinheit und systematischen Strenge ist ihr einziges Gesetz; jene radicalen Reformen, die sie ihnen verheißt und anbietet, sind der Zweck, den sie verfolgen und dessen Erreichung ihnen stets als nahe bevorstehend erscheint. Was darf man aber bei so verwandten Umständen erwarten, wenn selbst praktische Staats- oder Geschäftsmänner, anstatt die ihnen wohl bekannten Thatsachen darzulegen und den Bewegung des speculativen Gelehrten durch positive Ansichten zu berechnen, auch ihrerseits blos staatswirtschaftliche Theorien aufstellen und gleich jenen allgemeine Systeme zu construiren suchen? Wir unterwerfen halten es für eine höchst müßige Arbeit, die Staatswirtschaft zu einer transcendentalen Wissenschaft erheben und ihr gleich der Geschichte eine Philosophie zuschreiben zu wollen.

Dieser Arbeit nun hat sich Dr. D., nachdem er früher ein ebenso interessantes als belehrendes Werk über die Mineral-Geographie im Französisch geschrieben, in vorstehenden zwei Bänden sich starkem Mäßen unterzogen. Entzückt darüber aber auch darin keineswegs jene Rücksicht der Thatsachen, von der wir schon sprachen, und beschäftigt er eben nicht, sie durch das Studium der Theorie zu ersetzen, so hat er doch sein Leben gebührend selbst auf einen, unserer Meinung nach vollkommen unzulässigen Grund gerichtet. Dennach kann man nur behaupten, einen der schlimmsten Mißgriffe (des Mißverständnisses) so andern

noten Mann jenen Aufwand von fast mathematischen Beweisen ganz vergeblich machen zu sehen, um seine Theorie zu entwickeln, zumal da solche, weil dabei von einer an sich falschen Prämisse ausgegangen wird; keinerlei Überzeugung, sondern nur Erstaunen wegen der scheinbaren Strenge ihrer logischen Ordnung hervorgerufen vermögen. Somit werden denn auch diejenigen, die an kunstvoll formulirten algebraischen Gleichungen ein Vergnügen finden, ohne sich um Das, was sie beweisen sollen, noch ob sie zu einer unbefleckbaren Wahrheit führen, viel zu kümmern, dieses in seiner Art merkwürdige Werk mit großem Interesse lesen. Allein in staatswirtschaftlicher Hinsicht vermag dasselbe durchaus keine Befriedigung zu gewähren, weil Hr. D.'s System viel zu beschränkt ist, um das man darin, was doch der Titel des Buches verspricht, genügende Auskunft über den Reichthum und dessen unseres Daseins zu vielen ständige Quellen finden sollte. Wer nämlich auf den Grund der Dinge zu gehen gewohnt ist, der wird unfehlbar sehr bald alle jene Scheinbeweise besitzig haben, welche die Läden in den ökonomischen Doctrinen des 18. Jahrhunderts, deren Inbegriff man das physikokratische System im Gegensatz zum mercantilen zu nennen pflegt, nur schlecht verhehlen, und es daher auch unserm Verf. nur wenig Dank wissen, das absolute Dogma einer Schule, die man längst für erloschen halten durfte, wieder hervorgerufen zu haben. Es verträgt sich nicht mit der Wahrheit, sich großmüthig gegen irgend eine Schule zu erweisen, noch hat dieselbe genug Ruße und Fügsamkeit, um sich mit künstlichen und ephemeren Wiederbelebungsversuchen abzugeben. Was soll man aber von einer Schule halten, die, wie die hier befragte, erklärt, daß der einzige Reichthum, der alljährlich hervorgebracht werden könne, niemals den Betrag des reinen Bodenertrags zu übersteigen vermöge. Allerdings nimmt diese Schule, um zur Beweisführung ihres Dogmas zu gelangen, eine Hypothese an: hiernach muß man sich alle Nationen als eine einzige Gemeinschaft bildend denken, in deren Schooße alle Erzeugnisse verschiedener Arten gegeneinander ausgetauscht werden. Inwiefern aber von den besondern Abtheilungen dieser großen Gemeinschaft eine jede mehr oder weniger landwirtschaftliche oder industrielle Producte, und umgekehrt, liefert, und welche unter denselben neben diesen Arten von Production auch noch den bedeutendsten Handel treibt, dies muß fürs Erste gar nicht in Erwägung gezogen werden. Nun aber wird sich bei jener Hypothese ergeben, daß, sollte auch bei einigen jener Abtheilungen, d. i. bei einzelnen Völkern, der industrielle und commerciale Reichthum den Reinertrag ihrer Ländereien beinahe übersteigen, doch dieser Überschuss des Handels- und Handelsbetriebes durch den Überschuss des reinen Bodenertrags bei andern Völkern ausgeglichen und bezahlt wird. Diesen hypothetischen Vorbehalt einmal zugegeben, wird daraus weiter zu folgern sein, daß die Summe des Reinertrags aller angebauten Ländereien auf der Oberfläche des Erdballes der Maßstab für alle Reichthümer sei, die in ihrer Gesamtheit alle Manufacturen und aller Handel der Welt zu schaffen vermögen. Diese beiden großen Zweige menschlicher Arbeit nämlich absorbiren und vernichten nach der Theorie der Physiokraten bei der durch sie bewirkten Reproduction einen Werth an landwirtschaftlichen Erzeugnissen, der dem von ihnen geschaffenen Werthe gleichkommt; es findet daher nur Umgestaltung des Reinertrags der Ländereien in eine entsprechende Quantität industrieller Producte statt, die durch den Handel den Consumen zugeführt würden; allein eine wirkliche Reichthumsvermehrung, eine Werthvermehrung wird und kann dadurch in keinerlei Weise hervorgerufen werden. Hieraus nun endlich ergibt sich der Schluss, der freilich ersten Blickes und der ersten Prüfung ziemlich befremdend erscheint, daß alle Manufacturen und aller Handel der Welt zusammen keinen Reinertrag liefern und daß der Boden und die darauf verwandte Arbeit allein dieses Vorrecht besitzen.

Widerrüthig ist dem aber nicht also, wie bereits Adam Smith und andere scharfsinnige Forscher bald nach dem

Aufkommen dieser Theorie, deren Urheber, schätzbar als jödischer Arzt, Doctor Quesnay, war, bis zu Ende nachweisen haben. Denn wäre die befragte Theorie richtig, so den alle Erzeugnisse der Betriebsamkeit sich abnehmend sich ausschließlich in den Händen der bei dem Landbau thätigsten Menschen anhäufen, um den von ihnen abgetragenen Ertrag ihrer Ländereien zu bezahlen; eine Vermehrung davon aber würde noch sein, daß die Beschäftigung der betrieblenden Menschen, als der notwendigen Vermittelnden Producenten verschiedener Gattung durch einen Verlust jenem Reinertrag sich hinlänglich gelohnt befinden würde, daß ihnen von den industriellen Erzeugnissen des Handels keine, da diese lediglich dazu bestimmt sind, in den Händen aller verschlingenden Abgrund zu versinken. Ganz anders hält es sich, wie wir alle Tage wahrnehmen können, Wirklichkeit. Fabrikanten und Handelsleute bezahlen, wie sie mit einem Theile der Früchte ihrer Arbeit den Boden des Ackerbaues bezahlt haben, obgleich den sie allerdings nicht unternehmen im Stande gewesen wären, für sich selbst ihren Gebrauch und ihre Consumption eine gewisse Quantität Reichthümer übrig, die nach allen ihren Bedürfnissen wegschleppen durch den Selbstbau erzeugt werden und die als ein vom Reinertrag der Ländereien ganz unabhängiger Werthüberschuss, als ein wahrhafter Reinertrag der industriellen und Handelsbetriebs erscheinen. In Kurzem, wenn menschlicher Thätigkeit ist ihrer natürlichen und natürlichen Vorteile beraubt; jede vielmehr darf auf die Erzeugung, auch ihren Beitrag zur Masse der allgemeinen Production zu liefern.

Haben wir nun im Vorstehenden die der allgemeinen Philosophie der Staatswirtschaft des Hrn. D. zu Grunde liegende Hauptidee angebeut, zugleich aber auch, wie wir die von vollkommenen Unstimmigkeiten nachgewiesen, so wol nur eine mäßige Arbeit und gänzlich ungenügend sein, uns auf eine fernere wichtige Controverse einzulassen, die Durchführung und überdies der Raum dieser Zeitschriften würde. Herr D. gehört, so bekannt ist, zu den sonst achtungswürdigen Schriftstellern, die dem neuesten Wort noch nicht gefast, den ganzen Umfang des Lebens und die Stärke ihres Geistesvermögens noch nicht entfalten zu haben wähen, bevor sie eine Beilegung ihrer Berufsstudien und gewöhnlichen irgend ein neues Resultat von Forschungen und worauf es gar nicht gefast war, zu dessen Studium haben. Gleichwol würden wir gegen den Verf. ungerichtet sein, wollten wir nicht anerkennen, daß er die höchst interessanten Betrachtungen über die verschiedenen von öffentlichen Arbeiten, deren Ausführung und Leitung er tritt hier wieder in die Sphäre seines am liebsten zurück, mit dessen Obliegenheiten genau bekannt zu sein, solche gewissenhaft erfüllt zu haben, seine in Bezug auf Gegenstandes hier von ihm entwickelten Gedanken nicht zu legen.

Literarische Notiz.

In England sagt ein Buch über Spanien. Schon wieder ist ein solches Werk erschienen, unter dem Titel „Madrid in 1885, sketches of the metropolis and its inhabitants, and of the society and manners in the city, by a resident official“ (2 Bände). Der Verf. ist ein in dem unglückseligen Lande ist es natürlich, daß diese Werke in Ansehung der Haltung und des Inhalts gleiches. Das gegenwärtige zeichnet sich durch genaue Beobachtung aus, weshalb denn die schon erwähnten Dinge und Zustände, namentlich der Hauptstadt, der Volksbezeichnungen, öffentlichen Verwaltung, Erziehung, Theater, öffentliche Plätze, Gassen, u. s. w. in der Darstellung eine gefällige und interessante Gewinns.

Literarische Unterhaltung.

Mittwoch,

Nr. 300.

26. October 1836.

Brasilien.

(Beschluss aus Nr. 299.)

Wenn wir nun aber auch in Bezug auf die Beurtheilung den oben ausgesprochenen Grundsatz der Milde gegen alle ähnliche Producte verunglückter Auswanderer im weitesten Sinne zu befolgen geneigt sind, so kann derselbe nur da Anwendung finden, wo das beleidigte Selbstgefühl und gerechteste Hoffnung zu bitteren Urtheilen und gelegentlichen Uebertreibungen verführt, nicht aber da, wo Übermuth, barschaftlose Rohheit und gewaltiger Dünkel fast auf jeder Seite Äußerungen hervorbringen, denen selbst gegenseitige Consequenz abgeht und welche obenein in geschmackloser Form den Lesern hingeworfen werden. Es herrscht ein Selbst in dem ganzen Buche, der um so mehr anwächst, als er auf misbrauchte Talente schließen läßt, und dem gebildeten Theil der Leserschaft, auf welchen der Verf. doch wohl gerechnet hat, die vollständige Durchlesung verbieten wird. Verlesend ist die Possenreißerei, der fade Witz, der Schwall von Reimworten und Anspielungen fern von ihrem Plaze, diese fruchtlosen Anstrengungen, genial sein zu wollen, und beleidigend sind die Urtheile über Dinge, weil bei ihrer Einkleibung alle Achtung gegen den Leser aus dem Auge gesetzt ist. Bezeichnen wir dem getäuschten Soldaten seinen Widerwillen gegen Dom Pedro, so finden wir uns unangenehm berührt von der Entdeckung, daß die demselben gespendeten Ehrentitel: „Hartlein, Dogelshenke“, noch keineswegs die stärksten sind, abgesehen davon, daß wir die Inconsequenz nicht begreifen, welche an andern Orten diesen geschmähten Kaiser wiederum lobend beurtheilt wegen kurz vorher getadelter Eigenschaften. Einige Beispiele genügen vielleicht, um eine Idee jener Schreibart zu geben.

Der Major Schäffer, der moderne Robinson, der das Recht seiner Landrente verlor; S., der so viele unschuldige Schafe erschossen hat, um sich selbst einen warmen Pelz zu beschaffen; S., der politische Don Quixote — der Stenegal der Treue und des Glaubens — der endlich den Dom Pedro, seinen pfeifenden Herrn, mit Haut und Haaren verlor; S., der gewissenlose Berber; S., der moderne Seelenverkäufer u. s. w. (Mit vielen Weglassungen Auszug von S. 6.)

Wohl zu bemerken ist es, daß S. dem Verf. nie Leid gethan, nie mit ihm in Verührung gestanden hat. In der neuen Welt

herrscht Stockatholismus mit der dreißigjährigen Nachtmüde.

In Portugal trägt die Madonna auf beiden Armen nur ein Kind, in Brasilien auf einem Arme Jesuitismus, Fetterschismus und Cannibalismus (S. 29).

Das Land selbst wird im Allgemeinen glänzend genug beschrieben; als Beispiel von Consequenz und Gedanken folgt hier der Anfang eines Capitels:

Brasilien ist das Mutterland der Natur und der Menschenwelt, das Land der Phantasie, der Unerwartung, der Geschicklichkeit, der Speculation, das Land der Affen, Pfaffen, Katzen und Malatten, der Kaiserstaat eines buntschneidigen Harlekins, der mit seinem Zauberstab Gold in Papier, Brot in Stein, Menschen in Thiere umwandelt, und in dem alten mitschischen Ballet, Jodel, der brasilianische Affe, seinen getreuen vierfüßigen Unterthanen den Rang abläßt. Papagayo ist der brasilianische Schuggeist, und immerfort flücht und güt in Brasilien sein Lied: Ich bin der Vogelfänger, ja!

Unter Massen von ähnlichen Scurrilitäten, von Wust und selbst von unverbauten Broden aus den Schuljahren, die bunt durcheinander gemengt einen bessern Anstrich geben sollen, geht das wenige Gute und Brauchbare dieses Buches unter, das kaum in den höhern Ständen Leser finden wird, während ungeschminkte, ruhige und gestützte Darstellung des Erlebten allgemeine Theilnahme erhalten haben würde.

Mit Vergnügen wenden wir uns zu dem zweiten der oben genannten Werke. Des Verf. Name und persönliche Verhältnisse sind völlig unbekannt, die letztern aus dem Werke selbst nirgend zu errathen, indem sogar jede Bemerkung, welche zu ihrer Erkennung behäuflich sein konnte, mit sichtbarer Vorsicht vermieden worden ist. Um so erfreulicher aber ist es, aus dem sich überall gleichbleibenden Charakter des Buches auf einen ernstern, mit gediegenen Lebenserfahrungen und reichen Kenntnissen versehenen Mann schließen zu können, der in der europäischen Vorschule das Alter erreicht hatte, welches allein den besonnenen Ueberblick erlaubt, ehe er Brasilien besuchte. Daß er ein Militär, und zwar ein altsoldatener gewesen sei, ehe er, wie wir glauben müssen, in brasilianische Dienste trat, daß seine Stellung keine niedrige gewesen, und daß er mit den Fremdenbatalionen, die nur ein Gemisch sehr verderbter und lasterhafter Menschen waren, eben nicht in enger Verbindung gestanden, läßt sich im Allgemeinen ahnen. Wie dem auch sei, so ist es eine angenehme Aufgabe, ein Buch anzugeigen, welches allen Erwartungen entspricht, ohne auf seinem Titel durch

große Verheißungen zu locken. Der befolgte Ton ist derjenige der einfachen Erzählung eines Dritten und Unbetheiligten und mag ohne Schwierigkeiten durchgeführt werden, selbst wenn die Begebenheiten auf einem sehr fremdartigen Theater spielen, wenn kluge Benutzung vorhandener Materialien jede Wiederholung überflüssig macht und eine allgemeine Einleitung den Leser auf den rechten Standpunkt stellt. Beides ist im vorliegenden Werke geschehen und die Aufgabe mit Glück gelöst worden, einem Krieg und dem politischen Zustand eines Volkes durch geschickte Schilderung ein Interesse zu verleihen, welches sie in ihren Einzelheiten in solchen Entfernungen eigentlich nicht zu erwecken geeignet sind. Das Buch beginnt mit allgemeinen Betrachtungen über die frühere Geschichte von Buenos-Ayres, gibt dann ein übersichtliches Gemälde des Bodens und seiner Producte, der Natur und des Klimas und der Bewohner der streitigen Provinzen der Cisplatina, und wenn auch der Relesene grade nicht sehr viel Neues über dieses verhältnismäßig zugängliche Land in jenem Abschnitte findet, so ergeben sich doch manche interessante Anschauungen aus den Eigenthümlichkeiten des Deutschen und manche dem Alten abgewonnene neue Seite in der klaren und ruhigen Beschreibung der Dinge, die wie zum großen Theil völlig verschieden durch Franzosen und Engländer empfangen. Vorzüglich gelungen ist die Entwicklung der höchst seltsamen Verhältnisse der Gesellschaft und ihrer allgemeinen Cultur, wie diese durch Unternehmung mit mancherlei fremden Menschenstämmen in Brasilien und den Platastaaten bedingt werden (S. 80 fg.). Der philosophische Geist des Ganzen spricht aus der richtigen Würdigung sogenannter klimatischer Einflüsse auf den Volkscharakter und den Vergleich. Folgender Überblick der brasilianischen Bevölkerung ist gleich kurz und wahr:

Der Kreole des Südens ist in Wuchs, Größe und Haltung wenig von den Portugiesen verschieden; dasselbe dunkle Auge, schwarze Haar, die gelbliche Hautfarbe; doch hat das Klima die feineren europäischen Züge, wie auch bei den Spaniern des Plata, verwischt, wodurch sie auf der einen Seite ein gefälligeres, auf der andern aber ein ausdrucksloseres Aussehen erhalten. In der Provinz Rio negro, wo die Viehzucht, in der von San Catharina, wo die Schifffahrt, in der von San Paulo, wo Ackerbau und Viehzucht die Mehrzahl der Kreolen mitbeschäftigen, sind sie kräftig und gewandt, gute Reiter, Seeleute und Ackerbauer. Von hier nördlich zum Äquator, wo hauptsächlich die Anpflanzungen von Kaffee, Zuckerrohr, Baumwolle den Haupterwerb ausmachen und sie die Bearbeitung derselben durch Sklaven verrichten lassen, verweichlichen sie bei dieser anthetigen Lebensweise nur noch mehr; ihr Wuchs verringert sich, die Olivenfarbe der Haut spielt in das Kupferbraune hinüber; die ganze Gestalt wird hager, in den ungesunden Gegenden von Ceara und am Marannon fast mumienartig, und der menschliche Adel des Gesichts verliert sich in dem Ausdrucks eines verkümmerten materiellen Daseins.

Den zweiten Abschnitt bildet die Geschichte vom Ende der spanischen und portugiesischen Colonialherrschaft bis zum Beginn des Krieges 1825. Nach einer Schilderung der Streitkräfte, welche von Seiten der Provinzen der Cisplatina und Buenos-Ayres den Portugiesen entgegenzustellen waren und ein höchst nationales Wesen und Festigkeit behaupteten, wird Artigas eingeführt. Er nimmt

durch seine Entschlossenheit und das Auentumliche seiner Züge das Interesse so in Anspruch, daß man mit Gedauern ihn in den sechsmaligen Jahren des Krieges ein Mal von Paraguay untergehen sieht, das ihm, dem Helden, durch Francia's Politik zum Wohnort angewiesen worden war. Eroberten auch die Portugiesen die Banda oriental, die seit zwei Jahrhunderten Gegenstand ihrer Begierde gewesen war, so sollten sie doch um die Zeit die Geleiter bleiben. Die noch nicht völlig abgeklungene Katastrophe des Abfalls Brasiliens vom Mutterlande erregte einen Aufstand in der Cisplatina, der, von Lopez Ayres aus unterstützt, zu einem verhältnismäßig kurzen Kriege führte, der über eine Scholle Land entscheiden sollte, während Tausende von Quadratmeilen wüßt und öde lagen — bei den beabsichtigten Erfolg herbeizuführen, beide Parteien an Rand des Abgrunds schwebend mußte, der als ein letzter schreitender Revolution erscheint, weil er die schwache Lösung auflöst, anstatt, zur Befestigung derselben beizutragen, ein Schritt zur wahren Wohlfahrt der Völker zu machen.

Die Ereignisse des Krieges (S. 161 fg.) führen bekannt, nicht nur die Freiwerdung der Cisplatina, also die Bildung eines neuen jener Freistaaten Afrikas herbei, die mit der Schnelligkeit der Pflanzen sich erheben und in vielen Fällen die kurze Existenz der Gewächse theilen, sondern sie waren auch die Ursachen von Dom Pedro's Sturz. Mit einer bedeutenden Vertrautheit mit den brasilianischen Verhältnissen entwickelt der Verf. vor unsern Augen das Bild der Parteiränke im neuen Kaisertum, schildert es im Style eines kriegsgewohnten Europäers, legt die Fäden auf Erfolg, mit dem sich beide Seiten bedurften, dar und führt uns dann — stets auf dem Grunde bleibend — auf den Kriegsschauplatz. Durch alle Verwickelungen der unheilvollen Ereignisse zu folgen, zu sehen, wie bald durch Ungehörigkeit bald durch Verrätherei, bald durch Freigebigkeit die einen gingen oder doch unbenutzt blieben, wie die der allgemeinen Auflösung immer unaufhaltsamer, wie gradweise das Schicksal des spanischen Amerika über Brasilien sich verbreitete, muß das Gefühl des Lesers sein, dem wir hier nicht vorgreifen wollen, vermögen nur hinzuzusetzen, daß eine Lücke von Wichtigkeit glücklich gefüllt und daß den folgenden Generationen unendlich weniger — wol oft fruchtbarer — Arbeit gelassen worden wäre, hätten sich seit 1825 in den Theilen von Südamerika viele solcher „Kriegs-“ befunden.

Wanderungen eines sächsischen Edelmannes zur Bekämpfung der wahren Religion. Ein Seitenstück zu den Wanderungen eines isländischen Edelmannes zur Bekämpfung einer Religion, von Thomas Moore. In Gemeinschaft mit einem Freunde herausgegeben von J. H. Helmswald. Erster Theil. Berlin 1835. Gr. 8. Preis beider Theile 2 Thlr. 4 Sgr.

Das gerissene öfentliche kirchliche Leben Deutschlands ist vorzüglich von einer doppelten Seite der Darstellung zu

Manuel erndet es sich in endlosen Kämpfen, die nur zu fortwährenden Symptomen eines auf's Höchste gereizten Fieberzustandes sind, im Schooße der einzelnen Conceptionen selbst; und so kann nicht es sich in die langen Schlafrhythmen, welche Katholiken und Protestanten gegeneinander aufstellen und die nun schon seit mehreren Decennien, wie sie auch mitunter gelichtet wurden, aus immer neuen Kämpfern sich herstellen, wol kaum aber jemals erlöschter einander ansehen, als es gegenwärtig der Fall ist. Und es ist wol richtig, wollen wir irgend eine einigermaßen genaue Beschreibung des religiösen Gehalters unseres Volkes anstellen, so müssen wir unsere Blicke an eben diese Kämpfe anlagern und wie Jenseit in der Schlacht der Griechen und Römer der Gewicht der Streitenden prüfen, weil wirklich das Ansehen dieser Kämpfe betrübliche Glaubensleiden so ganz unbedeutend geworden ist, daß es kaum ein Moment in der Kämpfschale ausmacht. Die Kirche ist, wie leider! so viele andere Lebensbedingungen in unsern Tagen, mehr als jemals gegenwärtig einer Kette, und es gewinnt ebenfalls dieses zur Zeit überwiegend gewordene Streiten eine weltgeschichtliche Bedeutung, wie dem unbefangenen Beobachter unumgänglich gleichgültig lassen kann. Was es nun ja gleich nicht verkannt werden, daß ein solches Agnosciren Ausdruck schwerer Krankheit und tiefergreifender Störung der ursprünglichsten Lebensfunctionen ist, so wissen wir ja, daß Homöopathen an künstlich hervorgerufenen Krankheitszuständen wie Malaria an den Naturpräparaten ihrer Fieberkranken die schönsten Beobachtungen über das Leben und seine Pathologie zu machen wissen, und darum hoffen wir auch nicht zu Kühnes, wenn wir glauben, daß ein guter Kritiker und Kenner aus dem abnormen und aufgelösten Zustande des kirchlichen Lebens die ursprüngliche, normale Beschaffenheit desselben, an den Sünden und Fehlgriffen seiner Träger und Führer Das, was eigentlich geschehen sollte, zugleich mit der rechten Art und Weise, in der es zu thun ist, am besten werde nachweisen können. Sei es uns darum verstatet, denn unsere lieben Leser auf ein Schlachtfeld zu führen und, da, wie gesagt, der Kampf, den wir im Auge haben, aus zwei ganz verschiedenen Elementen zusammengesetzt ist, auch die Beschreibung des einen von beiden schon hinlänglichen Stoff darbietet, so wollen wir uns begnügen, aus der Vogelperspective aus wie eine Hälfte des großen Kampfsplatzes zu überschauen. Die Richtung, die wir zu nehmen haben, wird durch die Schrift bestimmt, die wir in der Überschrift angegeben haben und die uns auf Seiten des protestantischen Streitherees recht in die volle Mitte des entzündeten Kampfes zwischen Katholiken und Protestanten einführt. Wir müssen gleich im Voraus bemerken; daß die Inspektion des Herausgebers S. VII der Vorrede: „Im Hinblick auf die unersättliche Art, wie der Streit von Katholiken unserer Tage erneuert und geführt wird, wollen wir uns zeigen suchen, in welcher Weise etwa ein solcher Kampf von evangelischer Seite zu bestehen sei“ u. s. w., mit dem Inführen auf der folgenden Seite von dem Wunsche, „die Lebensbesten zu beschäftigen, die Streitenden zu versöhnen“, und, nachdem wir das interessante Buch durchgelesen hatten, an die wunderliche Gewohnheit des Bewusstseins, Das, was es grade bedauern möchte, recht erkennbar zur Schau zu stellen, erinnert habe, wie wir denn schon hier versichern können, daß der oberste Verfasser der vorliegenden Zeile recht wacker zu kämpfen und auch in den gefährlichen Grad der Kampfsleidenschaftlichkeit sich zu versetzen wissen.

Seitdem auf protestantischer Seite allmählig die Canstanzlosigkeit der Nationalisten theils in der Blut des Kampfes ausgegossen worden sind, theils die Gewalt einer mehr geregelten Gruppe angenommen haben, zugleich aber auch der Arm der Partei von jener Garde gebildet wird, die nicht mit Unsicherheit als die Stütze eines dem Katholicismus zwar entgegengetreten, im Wesen aber mit ihm identischen Abolitionismus angesehen ist, so ist die Kampfweise für den katholisch-protestantischen Krieg unserer Tage sich allerdings verändert; und wenn die Coalition im katholischen Deutschland sich unverändert

bar mehr und mehr consolidirt, auch energischer und ungeschwächer als jemals auftritt, so haben das entgegengetretene Heer in seiner vermehrten inneren Concentrirung, in dem schrittweisen Schritt der Gruppe, durch welchen seine Glieder mit einer bewundernswürdigen Fähigkeit zusammengehalten werden, so wie in der höhern Intelligenz und größern geistigen Beweglichkeit, die unbestritten demalen auf Seiten der protestantischen Ligue ist, eine Ausstattung, die ihm zur Zeit ohne Widerrede noch das Übergewicht zuwendet. Wie lange es so bleiben werde? das wollen wir nicht versuchen auf dem Wege der Vermuthung zu entscheiden. Die Geschichte gibt mancherlei Analogien an die Hand, und wenigstens erfordert es die Klugheit überall, wo die Partei im Felde steht, die Macht nicht zu verabsäumen und auf alle mögliche Wechselfälle sich gefaßt zu halten. Unsere Verfasser — wir bemerken hier ein für allemal, daß nach dem Titel und einer Stelle der Vorrede die vorliegende Zeitschrift Beschreibung des gemeinschaftlichen Werkes des Herausgebers und eines Freundes sein soll, daß wir aber in der ganzen Schrift nirgend zu einer bestimmten Vermuthung, wie viel davon dem Einen oder dem Andern in Rechnung zu schreiben sein möchte, Veranlassung gefunden haben — unsere Verfasser gehören augenscheinlich zu den vorhin von uns gedachten Kriegertruppen und wir mögen insofern uns gewiß nicht täuschen, wenn wir von ihnen im Voraus uns manche schöne Probe echt protestantischer Taktik und Tapferkeit versprechen.

Die nächste Veranlassung zu diesem Festzug gegen den Katholicismus versichert der Herausgeber durch Thomas Moore's „Travels of an Irish gentleman, in search of a religion“ erhalten zu haben. Die Kritik, dem Romanismus, dessen Schicksal sie vorhält, und dem Christentum überhaupt in gleicher Weise präjudicialische Schrift hat der vorliegenden zunächst die Form bestimmt, und statt eines irischen Herrn wie hier einen sächsischen jungen Edelmann, aus der Gegend, die vom dem hohen Adel ebenso fern absteht, wie von dem Nichtadel überhaupt, aus einer jener im Ganzen demalen sehr seltenen Familien, die Einfachheit der Sitte und des Lebens wie alte echtprotestantische Gottesfurcht sich bewahrt haben, mit einer guten Dosis Ehrlichkeit und Frömmigkeit im Herzen, aus dem alttestamentlichen Hause ausfliegen, nicht um die wahre Religion zu suchen, wol aber sie auf ähnliche Weise zu finden, wie Saul, der Sohn Kis, die Krone in Israel fand. Die erste Hälfte der Zeile, an deren Schluß man jedoch schon so ziemlich gewiß abnehmen kann, was gefunden werden wird, liegt in dem ersten Theile vor uns. Die zweite Hälfte steht, soviel wir wissen, noch zu erwarten, wiewol der Preis für beide Theile bereits bekanntgemacht ist.

Wer nun die allerdings von Tag zu Tag greller und unwürdiger auftretende Polemik der katholischen Theologen, wie sie im „Kirchenfreund“, in der „Katholischen Kirchenzeitung“, im „Katholiken“, in der Zeitschrift „Eion“, in den Pfaffen'schen „Herzensergießungen“ u. s. w., sohol negativ in der gemeinsten Verunglimpfung des Protestantismus, als positiv in den unverschämtesten Lobpreisungen und Empfehlungen der längst im Mittel der bessern Katholiken gerichteten idolatrischen Inkultus, der Heiligenverehrung, der marianischen Abgötterei, des Reliquienkultes u. dgl. m., eingeworfen kennt; wer die bedenklichen Stellen nicht unbeachtet läßt, die mit der Abkehr der Kirche und jener ihre alte Befassung vom wiederzuerwachenden Aler bewahrheitenden Wunsche am fälschlichen Himmel des Vaterlandes aufsteigen und das wirklich fliegende Juchz beizubringen vernimmt, das die katholische Gesellschaft erhebt und das so unnatürlich ist, als daß man ihm nicht eine schlimme Vorbedeutung zutrauen sollte: der begreift sehr bald, daß eine sichere polemische Taktik gegen solche Gegner in diesem Augenblicke nicht darauf sich einlassen dürfe, durch einen strengwissenschaftlichen Angriff den Feind aus dem Felde zu schlagen; denn auf einen solchen Schlachtplatz ist er eben jetzt durch alle Demonstrationen, die angewendet werden mögen, doch nicht zu manöuvrieren. Das sicherste, von dem gegenwärtigen Stand-

punkt gebotene Verfahren birbt der sogenannte kleine Krieg oder vielmehr ein rothes Glanzlicht in das schattige Land selbst, um da zunächst die eignen Kriegsmittel des Feindes gegen diesen selbst zu gebrauchen; dieß ist der immer wiederholte Versuch, die theils früher schon, theils erst in der neuesten Zeit flüchtig aufgeworfene Aufmerksamkeit des Feindes zu gewinnen, um ihn so in seiner nicht zu bedenkenden Wille mit desto sicherem Erfolg angreifen zu können. Wir aber dürfen versichern, daß die beiden wahren Kämpfer, deren Kriegsgeschichte uns jetzt beschäftigt, eben diese Taktik nicht nur in einem sichern Gefühl gewahrt, sondern auch mit vorzüglichem Geschick und männlicher Ausdauer in Anwendung gebracht haben. Sie wissen in einer sichern Folge zuerst die niedrige Profektmacherei der Mönche zu entlarven, dann die gemeine Schändlichkeit der Kirchenlehrer in recht schlagender Weise zu charakterisiren, hierauf im scharfen Contrast gegen den gesunden natürlichen Verstand die Unverständigkeit derselben zur vollen Geltung zu bringen, noch weiter die faulen Flecke der Intoleranz, der Inquisition u. s. w. recht offen darzulegen und haneben zugleich auf dem so gewählten Boden die stillen, ansprechenden Heiligthümer der protestantischen Glaubensinmigkeit und Lebensreinheit, mit all den freundlichen Zugaben patriarchalischer Poesie und Gemüthsruhe, in der so klaren und verständigen als innigen und gemüthlichen Weise des Lebens, die in dem Umgang mit dem Vater im Hohen durch das Verbum des Gebets und eines einfach reinen Cultus vermittelt wird, aufzurichten, daß wir wirklich ihren Hologang durch das südländische Deutschland und die Schweiz, bis wohin die Kampfgeschichte des ersten Theils uns führt, einen durchgängig siegreichen nennen müssen, dessen Früchte die Zeit gewiß in reichem Maße offenbaren wird, und in der That auf ihren fortgesetzten Zug in das Herz des Katholicismus, nach Italien, den uns der zweite Theil berichtet wird, in hohem Grade gespannt sind.

Wir geben, um unsere Ansicht einigermaßen zu objectiviren, noch schließlich einige Bälle aus der Kiste des schaffischen Edelmanns selbst, ohne damit auf eine vollständige Cilektirung des Buchs, von dem wir wünschen, daß es recht Vielen aus eigener Anschauung bekannt werden möge, Ansprüche zu machen. Der junge unerfahrene, wie gesagt, ziemlich leichtgeherzte Junger vergibt schon in München unter jungen katholischen Rüstlingen die frommen Ermahnungen, mit welchen ihn Vater und Mutter auf seine Reise entlassen hatten, und vollends in Wien angekommen, lernt er sehr bald die laxen Grundsätze kennen und sich aneignen, mit welchen die katholische Jugend unter der Ägide der mildvergebenden Mutter Kirche sich allen Ausschweifungen preisgeben weiß. Krank geworden, kommt er dazu in ein Hospital der Redemptoristen oder Ignoranten (Jesuiten), und von dem Augenblick an ist sein Übertritt zum Katholicismus entschieden. Stufenweise schreitet er fort auf dem betretenen Wege, wird Redemptorist und bestimmt sich zum Missionar, mit der größten Einnahme allen Aufzählungen sich unterwerfend. Er wird in das Jesuitenloster zu Böhmerberg bei Straßburg gesendet, um da seine Studien und Vorbereitungen auf den Missionsberuf zu vollenden, und lebt da, eine Zeitlang in dem Geruch vorzüglicher Glaubensfestigkeit stehend, bis die Rückkehr eines ebenfalls übergetretenen, allein auf einer Reise in Klosterangelegenheiten wieder schwankend gewordenen Landmannes, von dessen eingelitteter Abtrünnigkeit man im Kloster die genaueste Nachricht hat und den unser Edelmann zu neuer Glaubensfestigkeit belehren will, ihm den Funken des Zweifels ins Herz wirft, der bald gar verzehrenden Flammes werden soll. Schon die Epikole, in welcher der eben erwähnte Klosterbruder A. Fata und Erfahrungen unter Protestanten und Katholiken am Rhein erzählt werden, enthält einen recht interessanten Streifzug, in welchem die protestantische Christlichkeit über die Feindschaftswert und Unverständlichkeit der Katholiken, die gähige

Unwissenheit auf jenseitiger Seite über die geschichtliche Lage von Protestantismus, Bibel, Tradition, Wapen, Heiligen der alten, Decretale, Primat des Papstes, Pöbel u. auf diese einen nicht unwichtigen Schlag bewirkt (S. 24—47). In dem Wob von nun an der Kampf immer kräftiger und im Jassenber erregt. Der zukünftige Missionar ist schon schon fremd im unheimlichen Kloster geworden und erregt in der Gemeinde eine Senbung nach Wien, um ins Herz zu kommen. Auf dem Wege kommt er ins Baderische, zunächst zu einem gelichen protestantischen Landmann, dem es nicht an der nach evangelischen Salbung fehlt, und durch diesen zur Bekanntschaft mit Fenhöfer, der Geschichte des mühsamsten Abfalls, des edeln Freiherren von Gernmingen, und zugleich mit dem schlagenden und treffenden Liebesbeweisen der Katholiken gegen die Abtrünnigen, womit jedenfalls ein sehr glänzender Beitrag über den Feind gewonnen ist (S. 48—78). Sofort wird an der Kampf in das Österreichische verlegt, wo die Congregation von Gallneukirchen die Gelegenheit zu einem nicht unbekannten Gesichte darbietet. Mit der Entdeckung eines entzückenden Briefes, den vergeblichen Versuchen des Fürsten die Liebe und einigen umsonst verschickten Brandbrieten, die die schreibenden zurückhalten zu wollen, gehen für die katholischen wichtigen Vortheile verloren. Allein weit wichtiger wird der Kampf und zugleich der Sieg für das protestantische Heer, als die katholischen Pfarrer bei ihren schändlichen Prüfungen der zu Entloosenden Niederlage auf Autenau zu leiden und zuletzt die herbeigerufenen Hülfstruppen der vom Redemptoristen einen schimpflichen Rückzug antreten sehen (S. 78—128). Der Aufenthalt unseres Missionars in Wien ist nur von kurzer Dauer und er eilt mit schnellen Schritten dahin zurückzukehren, wo ihm, wie er nun so glücklich geworden ist, die Quelle des Lebens einer und unentbehrlichen. Schon auf der Reise von Nürnberg nach Schwaben beginnt die neue Kitzung gegen das feindliche Heer, das diesmal schon in Lammanns eine Verstärkung erhalten hat. In einem protestantischen Pfarrhause kämpft ferner ein Theil der protestantischen Klarheit und Einfachheit mit den schönen Feinden, die trägt, unter glücklichem Erfolg, andern Theils zum in gelehrteten Zeugen der ersten christlichen Jahrhunderte die Verbreitung und Vervielfältigung, des Sieges im Voraus gesch. In die Reihen der Kämpfenden und ihre Sieg wird durch das Martenrecht des spanischen Pfarrers Solano im J. 1306 in Kämpfe für die Bibel vollendet (S. 123—154). Nun ist an ist der Kriesschauplatz nach der Schweiz verlegt und in Mittelpunkt desselben gilt fortin Bern. Es werden zunächst die Jesuiten angegriffen und ihre Niederlage kann noch mehr sehr anhaltenden Kämpfe gar nicht bezweifelt werden. Es folgt nun Treffen auf Treffen und der Feind wird schließlich allen Positionen geworfen. Woran stehen Truppen des Evangeliums (S. 155) in Bekrungen von Fenhöfer, Fenhöfer und Katholiken in einer Art, die sie allein diese Kampf machen; der Hauptkampf aber entzündet sich über die Bedingungen, die die römische Kirche verhängt hat; über die Inquisition, welcher Schritt vor Schritt gefolgt und die jedoch mit glühenden Augen aus den Zeugnissen der Schrift und der ältesten Kirchenväter über Toleranz beschossen wird. Der evangelischen Märtyrer vor und nach Luther, unter andern Quß und Hieronymus von Prag, Heinrich Boß, Johann Schöndorf von Glarabach, Peter Hysteden u. s. w. die Geschichte vorzüglich für das protestantische Heer bestimmen, dem mühsam aber unbezweifelt behaupteten Siege mit einer glänzenden Rechtfertigung der Reformatoren gegen die Verunglimpfung von Seiten der Katholiken die Krone aufsetzt. Hiermit endigt die Geschichte des Kampfes zwischen den Alpen, und erst im zweiten Theile haben wir die Geschichte desselben im ultramontanischen Gebiete zu erwarten.

Literarische Unterhaltung.

Donnerstag,

Nr. 301.

27. October 1836.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1835.

(Blätter und letzter Artikel.)

Der Mann des Ruhms, oder: Dreißig Jahre aus der Geschichte Frankreichs. Großes historisches Gemälde in fünf Abtheilungen, mit dazu gehörendem Vorspiel. Nach dem Französischen des Alexander Dumas zeitgemäß für die deutsche Bühne eingerichtet von Georg Nicolaus Wärmann. Hamburg, Magazin für Buchhandel, Musik und Kunst. 1836. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Wir vermögen nicht auszudrücken, welche wirbige Empfindung uns die Durchsiefung dieses Stücks gegeben hat. Wenn die Welt ein Puppenspiel und Napoleon der Handwurf darin wäre, so hätte der Verf. seine Personen nicht anders sprechen lassen können, als hier geschieht. Es ist die allerunglücklichste Idee, die es gibt, ein Lebensdrama Napoleons aus seinen eigenen Worten zusammenzusetzen zu wollen, wie hier Zweck war. Welche Insuperungen, welche zerstreut und in wefter Entfernung voneinander, schon genug des Komödienhaften, Uebertriebenen und Widersinnigen an sich tragen, dergestalt einander zu nähern und in Verbindung zu bringen, daß ein Dialog daraus wird, der wirklich das Non plus ultra der Geschmacklosigkeit und dramatischer Hypothese. Der Eindruck davon im Deutschen ist in der That von kolossaler Widerständigkeit, denn der deutsche Leser findet in dem Ganzen wirklich kaum ein vernünftiges Wort. Hr. Wärmann nennt diese Verbeugung überdies noch eine „zeitgemäße“. Wenn je etwas zeitgemäß war, so ist es es. Wir sind in unserer Zeit zum Ernst über Napoleon — zu religiösem Ernst in seiner Beurtheilung gelangt, und dies macht ihn lächerlicher, als es die Fanfaronaden Alinaldo oder ähnlicher schätzbarer Romanhelden sind. Mit einem Wort, das Lächerliche ist das Element dieses „großen historischen Dramas“ des Hrn. Dr. Wärmann. Oder kann man seinen Ernst behaupten, wenn Napoleon in Moskau die Welttheile entpöckelt und damit die Erde frei macht, und an den Beresina 300 Mann beschießt, die 30,000 Leichenschauer aufzuhalten? Wir lesen jüngst die Proceßacten eines Landmannes von dem Mann des Ruhms, die uns eine ähnliche Lachsel bereiten — es muß wol im Blute dieses Volkes liegen — und die Kernworte Papsi Pius VII. in der bekannten Unterredung zu Fontainebleau, die Worte: „Comediante — Tragödiante“ tönten uns in den Ohren.

Nr. X. Im Jahre 1832 in Schottland. Eine dramatische Scene von Arthur Luge. Anfang Gedichte. Kreuz-Verlagshaus. (Berlin, Mittler.) 1836. 8. 8 Gr. Die Centralität dieser dramatischen Skizze, sonst ein gefährliches Gift, wirkt diesmal wie ein Gegengift auf den Gellens des des vorerzählenden Schauspiels. Es verhält sich zu jenem wie Larmontine zu Dumas. Sein Ziel ist die Verpersönlichung.

des Königthums und der Volkstreue. Im Karl X. von Frankreich stellt der Verf. den letzten (?) Sprößling der Stuarts dar, bringt ihn in eine Hütte, die der Prätendent bewohnt hat, und läßt ihn hier einen sterbenden Stuart-Anhänger und die Tochter seines eignen Bruders — doch wol Ludwig XVIII. — wiederfinden. Die ganze Idee erscheint im Zwangselche; aber der Verf. ist gut, die Entwicklung geht rasch von statten und das Ganze verfehlt die beabsichtigte Wirkung nicht. Unter den angehängten Gedichten, welche Phantasie verfaben, ist ein Räthselspiel (S. 86) so fest, und höchst bedeutungsreich, daß wir es selbst zu lösen gewünscht hätten.

66. Zeit und Stände. Historische Skizze in drei Abtheilungen, frei nach Scrlbe's und Rougemont's „Avant, Pendant et Apres“ von G. Marr. Hamburg, Magazin für Buchhandel, Musik und Kunst. 1836. 8. 15 Gr.

Das Original ist bekannt und in unsern Übersichten besprochen; die Bearbeitung ist etwas über mittelmäßig, ohne darum gut zu sein.

67. Lantreb und Glorinde. Eine romantische Tragödie in fünf Aufzügen. Von August Wilo. Schwedt. (Berlin, Dymig.) 1836. 8. 6 Gr.

An diesem Stück ist schon soviel vorzuerzählen, daß wir die Masse derselben nicht noch durch eine genaue Analyse und specielle Kritik vermehren wollen. Aus dem „Befreiten Jerusalem“ und aus einigen Opernworten — und zu solchen eignet sich der Gegenstand ganz besonders — ist der Inhalt, die Fabel des Stücks, zur Gänge bekannt. Erscheinen nun die Motive hier auch in etwas erhöht und veredelt, so blüht uns doch, daß die Tragödie es mit einer ernstlichen, und namentlich mit einer weniger lieblichen Leidenschaft zu thun habe, als das romantische Epos sie verbraucht. Was hier von allen Dingen mangelt, ist: Austiefung der Charaktere und sprechende Individualitäten. Trotz des rhetorischen Kraftaufwandes fehlt es an Zeichnung, an Persönlichkeit, an compacter und besonderer Gestalt. Glorinde bleibt immer die Glorinde Lasso's, d. h. eine schöne Idee, mit erborgtem Leide, durchsichtig, körperlos, unersaßbar. Und ebenso Lantreb, der noch obenin ein wenig wortfelig und mundheldenmäßig erscheint. Den Gang der Fabel nimmt der Verf. — dem schon Besseres gelang — ganz aus Lasso, und verlegt natürlich auch Gemina nicht, Cyprionia und Dind, so daß uns Stellenweise zu Sinne ist, als läsen wir das „Befreite Jerusalem“ in einer französischen Übersetzung, die bekanntlich das Durcheinandermengen nicht scheut.

Auf diesem Wege ist kein Ruhm zu erwerben, wenn man auch noch mehr reineren Schmuck verbraucht, als der Verf. thut, und noch bessere Verse macht, als ihm gelingen. Nicht schöne Bilder, nicht wohlgeordnete Erzählung, auch Pöbel, Ehdre und Gesänge nicht, wol aber Idee, Bedeutung und Charakter soll uns die Tragödie bieten. Diesen gehen wir nach, diese fesseln uns, diese führen die Tragödie zu ihrem natürlichen Ziel: Läuterung der Leidenschaft durch Reizheit!

*) Vgl. den ersten, zweiten und dritten Artikel in Nr. 25 — 27, 100 — 102, 200 — 201 d. Bl. D. R. u.

68. Taschenbuch dramatisirter Sprichwörter für das Jahr 1836. Zum Gebrauch für gefellige Kreise. Von Pulvermacher. Zweiter Jahrgang. Mit 6 illuminierten Kupfern. Breslau, Friedländer. 1836. 16. 16 Gr.

Wir haben des ersten Jahrgangs dieser Sammlung lobend gedacht und können dies Bob auch auf den zweiten Optus dieser gefälligen Dichtungen ausdehnen, vorausgesetzt, daß der Verf. nicht zu viel von uns verlangt. Unter den sechs hier gebotenen Sprichwörtern geben wir dem ersten: „Biele Köche verderben den Brei“, wegen seiner guten Charakteristiken (Elefant, nant v. Wind und Referendarius Roth), und dem vierten: „Der Schein trügt“, wegen seiner glücklichen Erfindung den Vorrang. Sprache und Vers sind gleichmäßig bei allen sechs zu loben und werden je länger desto besser. Bei aller Formung läßt die Übung ihr Recht. Die colorirten Bildchen sind nicht schlechter als in dem bekannten Kogebue-Almanach, und so scheint sich diese Jahrestgabe allmählig ihr Publicum und ihren Platz zu sichern, den wir ihr gern gönnen.

69. Don Juan von Österreich, oder: Der Beruf. Historisches Gemälde in fünf Acten, nach dem Französischen des Gasimir Delavigne von Georg Nicolaus Wermann. Hamburg, Magazin für Buchhandel, Musik und Kunst. 1836. Gr. 8. 16 Gr.

Von allen Arbeiten Delavigne's nimmt die vorliegende die meisten deutschen Elemente in sich auf, und die vormalige, mit der sogenannten klassischen Tragödie nahe verwandte Stylart des Dichters löst sich hier fast ganz in Victor Hugo einerseits und Schiller'sche Nachahmung andererseits auf. Wir möchten nicht behaupten, daß dies ein Fortschritt sei; es ist ein Seitenpas, der wenig in Delavigne's Natur begründet ist, von welcher die „Messénienner“ gewiß ein treuerer Ausdruck waren als dies Schauspiel. So schwer wird es selbst starken Köpfen, wie Delavigne sicher ist, sich dem Geist, dem Geschick ihrer Zeit zu entziehen, oder sich auch nur ein ganzes Leben hindurch glücklich dagegen zu vertheidigen! In den „Don Juan“ ist viel vom „Hernani“ übergegangen, und sein Bilderspart Philipp II. ist fast ganz eine Copie Karl V., nur etwas jesuitischer. Die Anlage ist jedoch tief und dichterisch. Die beiden Hauptcharaktere, die feindlichen Halbbrüder, sind scharf, tüchtig und mit Wärme aufgefaßt, es regt sich etwas von Genius in ihrer Zeichnung. Don Juan, wie er, durch Erziehung seinem Lebensberuf entfremdet, durch glückliches Naturell in denselben zurückgerufen wird, ist ein treffliches Portrait. Fast jede Scene hat ihre Bedeutung, ihr besonderes Gewicht; es fehlt nicht an Bewegung, an gutersunderer Handlung, an ausgezeichneter Charakteristik, wie in Luejaba, dem Griechin Don Juan's; ja selbst, was eine wahre Seltenheit in einer französischen Tragödie ist, an einem Anlauf zu tüchtigem und echtem Humor. Mehr dürfen wir von einer Übersetzung an diesem Ort nicht sagen, so sehr das Stück auch zu kritischer Analyse auffodert. Die Diction des Übersetzers ist im Geiste des Dramas und daher zu loben.

70. Neuestes komisches Theater von Louis Angely. Erster Band. Hamburg, Magazin für Buchhandel, Musik und Kunst. 1836. 8. 1 Zhr. 16 Gr.

Wohnt dem nun verstorbenen Verf., der zuerst das französische Vaudeville auf der deutschen Bühne einheimisch zu machen wollte, auch nicht viel mehr als ein gutes Arrangirtalent und ein hausbackener Localwitz bei, so sind doch auch dies Gaben, die wie an rechter Stelle und zu ihrer Zeit uns gefallen lassen dürfen; ja mehr, es sind Gaben, ohne welche der ganze Kreis der Aufgaben für das Lustspiel sich nicht erfüllen läßt. Es wäre auch ganz vergebliche Mühe, hier auszufragen, was wir bei Angely etwa noch vermissen, denn in der Kunst gilt jede Leistung nach Dem, was sie gelten will, und der Verf. komische Gemälde haben keine andere Absicht, als welche Charakteraturen überhaupt haben: sie sind Gemälde zum Lachen. Von diesem Urtheilspunkte her sind die sechs hier gebotenen Stücke ohne Weiteres anzuerkennen. Das komische Gemälde

in fünf Rahmen: „Bewohnungen zu vermieten“, ist das schamlose berliner Pöbel, gut arrangirt, nicht zu kurz, nicht zu lang für den Späß. „Die Schwärzer“, in einem Act, ist etwas mehr vom Lustspiel an sich, mit einer groben Reizung jedoch, immer wieder in die Pöbel, des Verf. eigenem Element, überzuschießen. Nichts Anderes läßt sich von der übrigen des Hefts, dramatisirte Nachbete in einem Act, als Lustspiel: „Jugend muß austoben“ sagen; sie fuh, aber sprechen auf Charakteristik und Beobachtung, gute Gemälde in Localitäten. Die Burleske: „Pring An-ta-ta“, bringt uns das chinesische Aberglauben zum Lachen, und der „Thurn von Stredame“ dramatisirt einen Zug aus dem Leben Karl VII. in Frankreich auf eine Art, die uns belauern läßt, daß die Art des jovialen Königthums vorüber ist; das ist wie die schillernde Dens er machina in das bürgerliche Leben. Zugleich zeigt sich, daß dem schlussigen Angely verhältnißmäßig gar nicht übel steht, und daß er, wenn er gewillt ist, auch wol kernsante Komödien hätte schreiben können.

71. Das Mädchen von der Pyree, oder: Das Dorf in der stübchen. Lustspiel in zwei Acten. Nebst einer Sammlung von Gedichten. Leipzig, Reimann. 1836. Gr. 12. 12 Gr.

Die Gedichte gehen uns hier nichts an. Sie geben überhaupt keinem Menschen etwas an, als etwa Dens, danken hier verbreitet und verarbeitet wiederzugeben, dem Lustspiel aber gibt sich der Verf. eine unangenehme für die Magerkeit und die Trivialität des Sujets. Die allgeröthlichste Prosa vollkommen ausgerollt, und der satirische Sattel hätte dem lahmen und engbrüstigen Körper erspart werden können. Das Stück ist ohne alle Dens und nur mit Unrecht eine Reizung zu nennen. Es zeigt, wie hoch das gesunde Element poetischer Dichtung zerschlagen sei, und wie selten dies im Ganzen getroffen wird.

72. Shakespeare's dramatische Werke. Erstes bis drittes Bändchen. Erstes Bändchen enthält König Lear, zweites Sturm, drittes: Simon von Athen. Leipzig, S. 1836. 82. 12 Gr.

Die Unerschöpflichkeit des Dichters und die unerschöpfliche Liebe der Deutschen für ihn verkündet sich in immer neuen Bearbeitungen Shakespeare's, die in Deutschland fast ohne unverständlichen Platz finden. Nach so vielen vorzüglichen, und mittelmäßigen Übersetzungen des britischen Königs, in Eisenburg, Schlegel, Benda, Böh, Kaufmann, u. a. m. nun noch diese kleinste aller Ausgaben in Geheg und Zaun um ein Räumchen. Sie verdient ihn; denn sie ist gut. „König Lear“ von Leopold Weg eröffnet die Reihe mit der strengsten. Die Übersetzung ist gehalten, treu, und im zweiten Bändchen bringt Th. Mügge das „Sturm“. Wir erwarten etwas Vorzügliches, und wir finden es. „Simon von Athen“ ist von E. Dittelp nicht minder gut getragen. Dies wunderbare Stück hat auf uns in der That einen guten Eindruck gemacht; man sieht daraus, daß die Übertragung — eine Kunst, die als solche immer allein versteht — unter uns wirklich ihren Namen verdient. Über die andern Übersetzer erklärt der Herausgeber. Während wir sie erwarten, können wir die besten Leistungen mit vollem Rechte empfehlen.

73. Prometheus. Tragödie vom Verfasser des Prometheus. abdrück, Nachdruck. 1836. 12. 4 Gr.

Ein Gedicht von großer Anlage und vollendetem, aber verunglückt durch Stellen von trübsinniger Art. Prometheus ist Napoleon, der Geir des Prometheus ist Helena. Es ist keine Tragödie, sondern ein Gedicht, das dem Geseßten, dem Fatum, das sich nicht ändern kann, einem Ego von Wassergeistern. Das Gedicht ist ein Nachdenken, ohne zu befriedigen. Doch ist es ein Gedicht, ist verberflich. Etwas Dunkles und vielschichtiges ist

nicht Verstandenes bildet den Mittelpunkt seiner Gedanken. Das Fatum sagt:

Prometheus ward geschmiebet an den Felsen,
Weil er der Menschheit Licht entzündete;
Du konntest ihn befreien und hast statt dessen
Dich angeschmiebet selbst auf diesem Fels.
Schau dorthin; deine Augen offn' ich dir.

Rep. Bei allen Göttern: das verhalte mir.
Ich kann den Mann nicht sehen, wie er ringt
In grauem Schmerze unterm Felsbiss.
Mein Leiden trag' ich selbst; dies aber ist
Der ganzen Menschheit schrecklich Jammerbild.

Fat. Es ist der Schmerzensfries der ganzen Menschheit;

Er rief zu dir, du hast ihn nicht gehört.

Rep. Ist Niemand da, den Geier zu verschlingen?

Fat. Niemand!

Rep. Niemand?

Fat. Niemand auf der weiten Welt.

Ich hatt' auf dich gehofft — vergebens!

Was ist das? Was denkt der Dichter hierbei? Ist's Freiheit? Und welchen Geier sollte Napoleon scheuchen? Wir fürchten, der Dichter flüchtete sich absichtlich selbst ins Dunkle, weil er im Walde seiner Gedanken kein Licht erblickte. Ist das der Fall, so warnen wir ihn; Halbverstandenes ist schlimmer wie Nacht, und ehe er's gewahr wird, leitet ein Irrlicht ihn in den — Sumpf.

74. Fashionable Dummheiten. Humoristisch-satirische Skizzen aus der Beaumonde. Von C. W. Dittlinger. Hamburg, Wagner für Buchhandel, Musik und Kunst. 1836. 8. 16 Gr.

Eine gesunde Athernheit hat für uns einen hohen Werth, und wir beklagen, daß sie seltener erscheint, als sie sollte. Aber die gute Athernheit hat, wie jedes Ding, ihre scharfgezogene Grenze. Die vorliegenden Dummheiten sind wirklich solche und zeigen die unaussprechliche Geistesarmuth ihres Verfassers, der es für Weisheit hält und zu gefallen glaubt, wenn er an einen alternen Diener alle mögliche Quadrupeden-Namen verschwendet. Der Himmel behüte unsern Geschmack!

75. Zwei Trauerspiele. Von Karl Freiherrn von Beschmar. Karl XII. Tod. historisches Drama in vier Aufzügen. Leonarbo, Trauerspiel in vier Aufzügen. Karlsruhe, Müller, 1835. 8. 18 Gr.

Eine gewisse Gabe des Dialogs, rhetorischer Schmuck, gute Scrupirung und ein gefälliger Vers geben diesen Arbeiten zwar nicht Bedeutung, aber doch das Recht, gelesen zu werden und zu gefallen. Ein gewisser Fonds von Gesinnung verdeckt den Mangel poetischer Erfindung und eine schmuckreiche Diction läßt über die Gewöhnlichkeit der Gedanken hinwegblicken. Mit einem Worte, sie sind Erzeugnisse des Talents, nicht des Genies. In dem ersten Stück, dessen Gang und Inhalt aus v. d. Belles Erzählung: „Arwed Byllenskiærna“ bekannt ist, zeigt sich der Fehler zu großer Wortseligkeit nicht bloß bei den Liebenden, denen wir dergleichen schon zugute halten, sondern auch bei allen Andern, die handeln sollten, statt zu sprechen; es fehlt dem Stücke nicht an Stoff, und doch sind der Worte zu viele. In dem zweiten Stück wird dies Uebel ärger, da es dem Plan zum „Leonarbo“ offenbar an Inhalt fehlt. Die Versuche zur Individualisirung der Charaktere sind mit geringer Anstrengung oder wenigstens Glück gemacht; selbst Regret und Elquier ergeben sich dem Geschwäg und der militairische Egoismus Karl's ist nur eine kurze Zeit hindurch behauptet. Das lyrische Element findet an Arwed und Georgine bessere Vertreter, und die gelungensten Stellen des Dramas gehören diesen beiden Charakteren an. An Ausgezeichnetem fehlt es jedoch auch hier. In der ganzen Arbeit ist es mehr die Begebenheit als die Art, wie diese zur Darstellung kommt, was uns etwas anzieht. Einer freieren Erfindung gehört „Leonarbo“, Trauerspiel in vier Aufzügen, an; doch diese Erfindung nimmt nur die gewöhnlichsten Elemente, Liebe an unrechter Stelle, Eifersucht

und Mord aus dieser, kurz jene gewaltsamen Angriffe des Schicksals in das Leben, die mehr dem Zufall, als der Hervorbringung aus dem Innern der Charaktere angehören, in sich auf. Das Stück ist und läßt kalt. Uns bleibt die Sprache zu loben, die der Verf. mit Geschick und in guten Versen zu behandeln versteht.

76. Die Malteser. Drama in fünf Acten. Von Eduard Gehe. Buzlau, Appun. 1836. 8. 18 Gr.

Gehe's Talent für die Composition weicher und gefälliger Operntritte, sein vorzugsweise musikalischer Charakter, das Anmuthige seiner Bildungen und seiner Sprache — diese Gaben sind an ihm bekannt. Die Malteser einfacher Größe und Kraft ist nicht sein Fach, und daß Dem so sei, zeigt sich wieder in diesem Drama. Die Fabel ist gut erfunden, aber aus den geschichtlichen Elementen geschieht umgebildet, das innere Werden des Ordens tritt in den Expositionsszenen kräftig hervor, seine Rettung durch Helena strahlt als eine ergreifende That; auf angemessene Art knüpft sich Scene an Scene und Bild an Bild, bis den Verräther Montalto der rächende Arm der Nemesis ergreift. Die Effecte sind gut vorbereitet, die Charaktere motiviren sich selbst, in den Scenen der Handeln geht etwas vor, was zur That wird, und schon öfter haben wir angedeutet, daß dies Werden und Wachsen der That das eigentliche Dramatische ist. Soweit ist Alles an diesem Stück loblich; allein das Appretirte, das Vorauszufehende begegnet der Wirkung und Neuheit der Gedanken; diese der Empfindung, oder eine vorzügliche Plastik der Gestaltungen treffen wir nicht an. Neben dem ist die Diction gewöhnlich und der Vers eher zu tadeln als zu loben. „Die Malteser“ sind ein gutes Stück, aber vom gewöhnlichen Bühnenschlage. Wenige Stellen zeugen von solcher Energie des Ausdrucks wie Helena's letzte Worte: „Fahne, strahle Sieg!“

(Der Beschluß folgt.)

Der fahrende Schüler, historischer Roman von Wilh. v. Heß. Drei Theile. Zürich, Dreß, Hüßli und Comp. 1835. 8. 3 Thlr. 16 Gr.

Der als Orientalist und deutscher Sprachkenner verdienstvolle Verf. gibt in Vorliegendem eine auf eigentliche Unterhaltung berechnete Erzählung aus den Zeiten der deutschen Kirchenreformation. Zunächst ist deren Schauplatz die Stadt und das Land Salzburg im J. 1525, wo bekanntlich eine völlige Empörung auf Veranlassung des schweren Glaubenszwangs und sonstigen Drucks der Regierung gegen den dortigen Erzbischof Matthäus ausbrach. Der Verf., um seinem Roman mehr Realis zu geben, schildert diesen in damaliger Zeit so mächtigen Kirchenfürsten wol etwas anders, als die Chroniken seinen Charakter wiedergeben, welcher letztere allerdings nicht ohne Härte, bestige Intoleranz und einen schon in den damaligen Glaubensdicten sichtbaren Hang zur Grausamkeit gewesen ist. Es war freilich eine böse Zeit, die die Charaktere selbst verhärtete, verschlechterte, weil die finstere Hierarchie sich ja einbildete, es geschehe Alles zur Ehre Gottes. Diese Zeit spiegelt sich im Allgemeinen gut in der vorliegenden Erzählung ab, die besonders das Eigenthümliche, und für diejenigen Leser, für welche sie berechnet ist, Befriedigende hat, daß sie sich rasch hintereinander liest und, man kann sagen bis auf die letzte Seite, die Aufmerksamkeit fesselt. Es ist darin außerordentlich viel Begegnung, deren historisches und nichthistorisches Interesse noch dadurch gehoben wird, daß ausgezeichnete und merkwürdige Gestalten, welche die Weltgeschichte oder die Novellenpoesie sich längst angeeignet hat, in ihrer eigenthümlichen Geistesstrahlung darin auftreten. So ist unter andern der berühmte Paracelsus als eine recht plastische Persönlichkeit hier wiederzufinden. Was aber für den Leser, der das Mittelfache und Abenteuerliche liebt, dem Buche sein Hauptinteresse verleiht, ist die eingeleitete Geschichte der beiden Doppelgänger Oskar und Samuel

Freitag,

Nr. 302.

28. October 1836.

Dramatische Bücherchau für das Jahr 1835.

Zweiter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 301.)

Der böhmische Krieg. Tragödie in fünf Acten. Des dreißigjährigen Krieges erster Theil. Von Otto von Rauberg. Berlin, Reimer. 1836. 8. 20 Gr.

Nachdem Arminio dem dreißigjährigen Kriege 50 Novellen entlehnt und diesen unheilvollen deutschen Bruderkampf, was um seinen Credit gebracht hat, scheint der Verf. ihn die Rolle auf der Bühne spielen lassen zu wollen. Davor haben und ihn die Mäusen bedürfen; es wäre ein Fehler, was post Homerum; denn den dramatischen Kern und des Ereignisses hat Schiller, haben die „Piccolomini“ und Wallenstein's Tod vorweggenommen, und sich auf Incidents zu werfen, Seiten und Nebenwege einzuschlagen, halbe Darstellungen aufzufassen, wenn man die große Scenerie der Seite lassen muß, an den Ereignissen umherzuspielen, wenn man die That selbst, den Anfang des Endes schon vorgebildet findet, das kann in keines Dichters Interesse liegen. Welche Rolle soll nach „Wallenstein's Lager“ noch Wirkung machen? Welcher Trennungsschmerz nach Max's Tode? Welcher nach Wallenstein's? Welche Schilderung des Fürsten, des Helden, der Anführer, des Kriegers, der Sitten nach den „Piccolomini“? Wir sehen kein Heil in diesem Bemühen. Dennoch ist „Der böhmische Krieg“ ein gutes historisches Drama, wohlgeordnet, mäßig ansehend, geschichtlich gut ausgefaßt, scheinlich gefaßt, mit einigen guten Charakterisierungen ausgestattet (H. Graf Thurn und Friedrich v. d. Pfalz); aber viel zu unklar, in seinen Wirkungen verloren, um zu dramatischer Wirkung fähig zu sein, und viel zu gedehnt, um zu passender Wirkung zu gelangen. Der schäblichste Fehler dieser Arbeit ist die ganz unnötige Anhäufung der handelnden Personen, deren Menge es zu keiner rechten Theilnahme für eine Handlung geben läßt. Wollte der Verf. eine Geschichte des böhmischen Aufstandes in Action geben, oder ein Drama? Er mag sich die Antwort auf diese Frage klar, bevor er weitergeht. Ein Mittelweg von beiden wäre anstatt. Obwohl der Rahmen dieses Stücks eng genug ist und die Begebenheiten bis zur Schlacht am weißen Berge allein in sich faßt, so verwendet der Verf. doch nicht weniger als 60 Personen zu dieser Blöde. Verwirrung und Gleichgültigkeit sind die Folgen dieser Verschwendung. Es ist uns nie ein Drama vorgekommen, bei dem der Leser eine notwendige Person vermißt hätte; aber was sind die, welche deren zu viele darbieten. Wogu die Verwirrung der verschiedenen Stände, mächtigste, lausigste, schlechteste? Aus einem Munde konnten alle diese Worte widerhallen. Welcher Bühne, von den ästhetischen Forderungen abgesehen, wäre die Darstellung dieses Dramas möglich, das uns an Max de la Rosa „Kaffeehaus“ erinnert? Alles dies bemerken wir, weil wir das auf einen Abweg gerathene Talent des Verf. mitleiden. Von Talent aber zeugt seine Darstellung, seine Sprache, sein vollen, wohlthunender, kräftiger Vers. Wir sehen

die Empörung wachsen unter dem unbesonnenen Druck, die jagenden Gemüther erstarken an dem Unrecht des Gegentheils, und indem der Verf. Zug und sein das Recht der Parteien abwägt, gelangen wir zu einer belehrenden Erkenntniß von dem Uebel, welche die starre Vertheidigung geglaubten Rechts über die Völker bringt. Einer Zeit, welche von den Segnungen des Friedens mehr Genuß hat als jene, ist es vorbehalten, zu erkennen, daß es besser ist, über das Recht, das geglaubte, zu transigiren, als das Ende des Kampfes in Erschöpfung und Blutverlust zu suchen.

Die einzige wirklich dramatische Gestalt unter den 60 handelnden oder lebenden Personen des Stücks ist König Friedrich, eine Gestalt, mit Künstlerliebe entworfen und gut ausgestattet. Als das Volk gegen ihn aufsteht, ruft er:

Will es mein Blut?

Hier steht ich! Gottes ist die Seele! Laßt
Die Nasenden! Ich habe viel zum Opfer
Für sie gebracht, und achte dies Gefäß
Nicht für das Aeußerste — sie nehmen's hin.

Auch Elisabeth von England ist gut. Die übrigen Gestalten entbehren der Persönlichkeit mehr oder minder, außer Ferdinand aber der Wahrheit selbst.

78. G. R. Koch's dramatische Beiträge für das 2. L. Hofburgtheater in Wien. Das Testament einer armen Frau. Er bezahlt Alle. Die Vorleserin. Wien, Ballhausgasse. 1836. Gr. 12. 1 Theil. 8 Gr.

Gleich das erste Wort dieser Sammlung zeigt, daß der Verf. über die sprachlichen Studien noch nicht hinaus ist. „Als aufgejogen wird, sieht Amalie u. s. w.“ Man kann die Partikel „als“ nicht unrichtiger verwenden. „Das Testament einer armen Frau“, Drama in fünf Acten, ist die Bearbeitung eines beliebigen Ducange'schen Stücks, in dem es mehr auf Nüchternung abgesehen ist, als die Kunst oder auch der deutsche Bühnengeschmack dormalen verträgt. Verheiratheten dieser Art können nur durch das Spiel gehoben werden; den Leser stoßen sie zurück. „Er bezahlt Alle“, Lustspiel in einem Act nach Molière, ist, nach Abrechnung des Titels, ein auf der deutschen Bühne in hundert Gestalten bereits bekanntes, aber launiges Stück, in das „Der Vater von ungefähr“ und andere Erfindungen hinüberwandeln. „Die Vorleserin“, Schauspiel in zwei Acten nach Bayard, ein Nüchternstück; die fälschlich verurtheilte Tochter hat sich bei dem blinden Vater zur Vorleserin verbunden, um, wenn demselben die Augen geöffnet werden, gleich bei der Hand zu sein und einen hergerschütternden Ansehn thun zu können. Man sieht, hier ist die Nüchternung wohlfeil erkaufte; es fragt sich nur, ob das ein Drama sei, was von Hause aus auf einen Irrthum basiert, einen Irrthum, der die Grundlage der ganzen Entwicklung ist.

79. Die Prinzen von Dranten. Geschichtliches Gemälde in dramatischer Form in fünf Acten. Von Gustav Galle. Wien. Reimer, Boigt. 1836. 8. 16 Gr.

Man mag dem Verf. zugestehen, daß er sich deutlich ausdrückt. „Geschichtliches Gemälde in dramatischer Form“ — hier

bleibt kein Zweifel übrig, daß, was wir sehen, kein Drama sei, nach andern Gesetzen componirt ist und andere Forderungen mache. Nichtsdestoweniger enthalten diese Scenen einige gute dramatische Momente. Parma's Leidenschaft, den edeln Segner Dranien an Heldenhum und Seelengröße übertraffen und das Urtheil der Nachwelt für sich gewinnen zu wollen, ist an sich ein guter Zug und gut durchgeführt. Wilhelm von Dranien selbst erscheint fest und scharf gezeichnet; Maria ist liebend und edel. Die Handlung wird durch den Tod Dranien's von Cesar's Mordthat beendet.

Stil: Hier entfesselt sich ein großer Geist.
Der selbst der raschen Zeit vorausgeschritten,
Der die Jahrhunderte beherrschen wird

sagt St. Mezonade. Der Verf. hat Recht insofern, als derselbe Geist, der Wilhelm von Dranien tödtete, noch jetzt jenes Land beherrscht und seinen würdigen Enkel nicht tödtete, aber vertrieb. Das Stück ist gut geschrieben und durch die — wol nicht historische — Leidenschaft Mariens für Marie v. d. Warst aus dem Gebiete der reinpolitischen in das der romantischen Sphäre hinübergeführt. Die Verse sind loblich, aber die Personen sind zu reißelig. That, Ereigniß, Begebenheit, mit einem Wort: Handlung ist und bleibt doch das Wesen des Dramas, und leider werden diese immer seltener, je mehr die Kraft abnimmt und das Passive in uns, die Empfindung, zur Herrscherin wird. Diesem Gemüthszustande entsprechen auch die Worte, und dies selbst in ihrer Formung. So finden wir bei dem Verf. „Mein Hoffen — mein Bewundern“ u. s. w. anstatt: meine Hoffnung, meine Bewunderung, gleich als läge in diesen zu viel Actives, Selbständiges:

Denn seinen Ausdruck sucht, was in uns lebt.

30. Deutsches Volkstheater. In Manuscripten (?) herausgegeben von Joseph Schick, dramatischem Volksdichter (?) in Wien. Erste Lieferung: Die schöne Holländerin. Locales Lustspiel mit Gesang in drei Acten. Wien, auf Kosten des Herausgebers. 1835. 12. 6 Gr.

Dieses Festchen von scandalöser Ausstattung enthält: „Die schöne Holländerin“, locales Lustspiel mit Gesang in drei Acten von dem Herausgeber, dem es gefallen hat, sich selbst einen Volksdichter zu nennen. Wir würden eine andere Bezeichnung vorschlagen, wenn sie nicht beleidigend wäre und wenn wir nicht die Ansicht hegten, daß keine Geschmacksverirrung so groß sein kann, daß sie eine Beleidigung rechtfertigt. Doch, mit Entsetzen dieser Art hat die Kritik nichts zu thun, und es ist nur zu bedauern, daß noch mehr Lieferungen dieses prächtigen Werkes im Hinterhalte liegen.

31. Shakespeare. Drama in drei Acten. Nach Ludwig Tieck's Novelle „Dichterleben“. Von Ritter Braun v. Braun: thal. Wien, Pichler. 1836. Gr. 8. 16 Gr.

Der Geist der schönsten Novelle Tieck's ist in dies gelangene und wirkensvolle Drama übergegangen. Wollte Gott, wir hätten mehr solche Stücke, so bedürften wir weder der französischen Ländebücher, noch Bleich-Pfeiffer'scher Penkersöhne und „Pfefferköse“. Der „Shakespeare“ ist ein Stück, an dem sich der beste Geschmack, ohne zu erröthen, erfreuen kann, das Humor und Bedeutung, Laune und Sinn in sich faßt. Nachdem Tieck's Novelle einmal gedichtet war, gehört der Erfindung des Verf. in diesem Drama nichts mehr an; er hat sich begnügt, die schöne Dichtung, die er fand, zu dialogisiren, ganz einfach, ohne alle eigne That. Diese fromme Scheu macht aus seine Arbeit nur noch werthlos, und selbst in reinem Bezug auf die Bühnenforderungen scheint sie uns preiswürdig. Alle deutschen Bühnen sollten sich bestren, diese dramatisirte Novelle zur Darstellung zu bringen, wäre es auch nur um Shakespeare's und Tieck's, dieser beiden engverbundenen Namen, willen. Die ersten Scenen, die Scene bei dem Waffensager, die Schlussscene, wo Elisabeth in so einfacher, kunstloser und angesehener Größe erscheint, eine königliche Muse, muß jedes Publikum befriedigen. Das rührende Verhältniß zwischen Eren

und seiner Frau, Eren, kann nicht verschöden, den großen Rang Theilnahme einflößen, und die Dichtergabe des Verfs wenigstens dem Portier und einem Theile des Publicums sichtbar erscheinen. Die Sprache ist natürlich, gut, edel, und so empfehlen wir dies lobliche Drama allen Bühnenbesitzern aufs Beste.

32. Kerkänen. Eine kleine Sammlung dramatischer Stücke. Herausgegeben von Josef St. Mezonade. Stettin, 1836. 16. 1 Zhr. 8 Gr.

Wir kennen den Verf. bereits als den geistreichen literarischen Bearbeiter mehrerer Sagen vom XII. Jahrhunderte, in denen ein ganz neuer Ton angeschlagen ist, und wir vertrauen, daß unsere wiederholte Anerkennung seines Talents in d. Bl. ihn angespornt hat, hier mit größern, nicht bloß eigenthümlichen als geistvollen Versuchen hervorzutreten. In denen der Verf. sichtbar nach dem Namen eines deutschen Aristophanes, im strengern Wortverstande, ringt. Die „Kerkänen“ sind Gedichte nach Aristophanischem Muster, unbeschadet auf unsern heutigen Bühnen, aber witzig, geistvoll, einer Zeit, und obenein einer hohen, entsprossen. Dies Bändchen ist nicht leicht die wichtigste, gewiß eine der bedeutendsten Erscheinungen in unserer dramatischen Jahresernte, und nicht ohne Grund machen wir mit seiner Prüfung den Beschluß unserer Zeit.

Den falschen Enthusiasmus zu verspotten, ist eine Aufgabe unserer Zeit, wie sie die Aufgabe der Aristophanes-Periode und das besondere Ziel jenes Dichters war, in allen Richtungen und Zielpunkten, welche das heilige annehmen kann, ist keine praktischer und belebender, was auch nicht gerade die allerhöchste Richtung ist, die eingeschlagen werden kann. Der Verf. gibt sich selbst eine sehr lehrreichen dialogisirten Einleitung, welche den ernststen Nachdenken über Aufgabe und Wesen der Komödie gibt, Rechenhaft und legt die darsichige Frage, ob die deutsche Nationalbühne den Weg der Griechen, Komödie (den phantastischen) oder den der reinen dramatischen Mischlichkeit, mit Ausschluß von Imagination einzuschlagen habe. Diese Frage zum Vortheil der Griechen entschieden; aber es denkt sich mit dieser Entscheidung wenig gethan sei. Die Ursache eines solchen Vorwurfs ist es, was wir verlangen, das Ideal, für die Theorie ist Bewirklichkeit, was für die Praxis die Execution ist, überall die Hauptsache. Das wird von dem Verf. in der That versucht, und zwar in einer überaus phantastischen, sehr eigenthümlichen, aber wunderlichen und seltsamen Komödie: „Kerkänen“, offenbar nach Aristophanes' „Wollen“ betitelt.

Es gehörte eine gewisse Kühnheit der Conception dazu, diesen Plan zu fassen; wir lieben die Kühnheit, und wir achten vielmehr in der Kunst; ein solches Maß von Kühnheit, wie hier, ist uns jedoch kaum je begegnet. Im Fall verlohnt es der Mühe, den genialen Einsatz etwas näher anzusehen. Der Verf. denkt sich das trübliche Leben eines besondern und viel besprochener Geistes unserer Zeit, ein Sand, Kleist, Pischke, Döring, Pustuchen und Pustchen, henlohe, als von dem Kerkänen geleitet. Kerkänen ist und wollich ist das Bewusstsein solcher Geister, es allerdings irgend einen Stern, dem sie folgen möchten, sich hinter Wollen der Leidenschaft und Rebell des Augenblicke für sie verbirgt. Soweit ist die That, sie ist vor allen Dingen poetisch; aber es ist ein solches Maß von Feinheit, Wissenschaft und Geschmack zu vertheuern. Mit allem Aufwand von Geist, das Stück anzutreffen ist, gelingt es dem Verf. doch nicht, diese neue poetische Form zu gewinnen, obgleich er sie haben, höchst geistvoll, ja selbst schön erscheint. Der Wollen und seine Sprache ist tief, geschmackvoll, schwer — aber mitten in der Schwere steht ein leuchtender Blumauer'scher Geist, und gewiß alle angelegten Hüben. Die Schwere ist nur in der Sprache.

Es ist dem Verf. nicht Ernst; aber das sprachliche Kunst-
stück ist bewundernswürdig. Nun erscheint Sand, er spricht
von der Sprache eines Bengaliens, in der er Wort auf Wort reimt
in ostindischer Form:

Sand mich dem Bande, Bande, Pfande, Stande, Sande
Kramlich Kramlich, reiten, heuten, weiden, leiten,
Lach ich zum Kabe, wache, boote, schrote, gebote,
Sag mich erwerben, erben, herben, färben, werden!

Pittschaff erkennt ihn, lacht ihn aus, aber geht endlich zum
Scheln auf seine Starrheit ein. Döring macht sich über Beide
lustig, indem er Beide zu seinen Zwecken braucht. Die hofen-
süchtige Großschuerri Döring's ist mit kostbaren Versen gemalt:

Ich bin auf Spanien, Koppel ist feil, auch in Portugal geht
es nach Wänschen,

Doch hab' ich leider sechs Wochen gewiß zur Schuldeprobe vor mir.
Nad weiter:

Ich doch' an die Royallstung der Schweiz, um sie dann für
das Ganze zu klümmen;
Draußen Wante mich brauchen, doch reicht mir die Zeit nicht zur
Überfahrt gänzlich.

Woh! Man kann das Heßchen nach Wollen, das unnütze Sor-
gen um Dinge, die uns nichts angehen, und die Dast, die Sil-
berer armfälligen Geister; welche glauben, die Welt sei von
Gestern und werde morgen zu Grunde gehen, nicht besser zeich-
nen als in diesen Döring'schen Versen. Endlich erscheint
Kist, der Dichter zur 'Koxen', der die Gestalten seiner Phan-
tasie überall in der Wirklichkeit wiederfindet und für den sich
die Welt mit lauter Rätzchen bevölkert. Hierauf Pustkuchen,
der grämliche und kleinliche Anmerker:

Sonntag den 20. Mai 1800 Fuß über der Nordsee,
Mittags: Gasthof zum blauen Engel, Fleischsuppe versalzen,
Frischer Kesselsalat, himmlisch appetitliche Forellen,
In der Champignon-Sauce, mit zierlich geschmücktem Lorber.

Nach diese Charakteristik ist uns zu Sinne gegangen. Schließ-
lich Schilling'scher, mit Worten voll Salbung, überall Beruf
zur Besehrung witternd und Jedem die Eviten zu lesen bereit.
In der Himmelsstür kommen Alle zusammen; ein riesenhafter
Schatten zeigt und erklärt ihnen den Wollenzug und Alle
sehen endlich ein, daß sie nach Rebel gegriffen haben, während
der Wollchor singt:

Unsre Arbeit ist gethan —
Wir flattern bald nach West und Ost. — — —
Wenn ihr, wie sie, lät Frömmigkeit
Und andern Schwachen auch verzeiht,
So leiten wir auch einkens euch
In eures Heilands Himmelsreich;
Die Seligkeit zu finden,
Denn Staub euch zu entbinden,
In Wänschen aufzuwinden
Sich's finden
Se Schwanden. —

Wer in diesem Entwurf nicht Geist und Sinn entdeckt, für
den haben sicher Shakespeare und Aristophanes umsonst geschrieben.
Wir hatten unsererseits diese Arbeit für einen Versuch des Ge-
istes auf einem neuen Gebiete. Die Zeit muß zeigen, ob er
in seiner neuverordneten Proving einheimisch zu werden, das
Geopere zu führen, sanft und kräftig zugleich zu herrschen ver-
mag. In Sprachfähigkeit, Gewandtheit, Wort und Formen-
Kunst einwillt der Dichter mit dem der „Verhängnisvollen Sa-
ber“. Er zeige sich uns mehr, daß wir ihn erkennen können,
wie wir nun kennen.

Eine andere Arbeit dieses Bandes: „Die Gegenkaiser“,
Schauspiel mit Musik, geht in das bekanntere Gebiet der Illu-
sionen zurück, auch eine Proving des Geistes, in der er allein
waltet. Wir kennen bereits die künigle Tanne, den künftigen
Witz, die glücklich nachgeahmte ursprünglich deutsche Form der
Romdelle, in der der Verf. sich getrimmt. „Der Student

von Columbus“, ein Schwanke in schwedischem Dialekt in vier
Acten, sprudelt von Geist, und nicht minder original sind die
„Kärner“ des Aristophanes in schwäbischer Sprache, mit dem
Rebentitel: „Der Separatist“, übersetzt.

Wir haben diesen Band zu den bedeutendsten Erscheinun-
gen der dramatischen Literatur des Jahres gezählt, und wir
wiederholen am Schluß unseres Artikels die Ansicht, daß er
des Nachdenkens, daß er der kritischen Beleuchtung, wie wenige
andere, würdig ist. 72.

Empfindsame Reisen. Nebst einem Anhang von Reise-
berichten, = Skizzen, = Episteln, = Satiren, = Elegien,
= Jeremiaden u. s. w. aus den Jahren 1832 und 1833.
Von F. Kellstab. Zwei Bändchen. Leipzig, Brock-
haus. 1836. Gr. 12. 2 Thlr. 8 Gr.

Herr Kellstab hat nicht die Mode mitgemacht, eine Ent-
deckungstreife nach den arctischen Regionen, oder mindestens per
Dampf nach Konstantinopel und Alexandrien zu unternehmen.
Das Ziel, welches er sich gesteckt hat, ist ein sehr bescheidenes.
Von der Marktgrafenstraße aus ist er nach der Königsstraße
spaziert oder für fünf Silbergrößen Kutschirt, hat das Glück ge-
habt, ohne vor langer Weile zu sterben, durch die leipziger
Straße zu passiren und endlich selbst den Blumengarten und
das Karlsbad hinter sich zu lassen. Er ist also auf gutem
Wege, kann sich aber selig preisen, daß Frau von Wolmann
nicht recensirt, denn die würde es ihm nimmer durch die Fin-
ger sehen, daß er Belzig und Treuenbriezen mit einem spötti-
schen Nasenrumpfen abfertigt. Man muß aber nicht glauben,
Fr. Kellstab sei ein gar so vermögendes Kind, weil er den mär-
kischen Sand nicht „hübsch“ findet. Das ist purer Geist des
Widerstands; die Bergstraße g. B. vermag ihn auch nicht in
Enthusiasmus zu versetzen, und so können Belzig und Treuen-
briezen sich trösten, und mit dem Jubelgeschrei patriotischer
Berliner sich trösten, welche Thronen vergießen, Thronen der
Rührung, wenn sie glücklich dem Süden entronnen sind, wo
kein Grüneberger wächst und keine telgomer Rüben, wo man nicht
tagtäglich Rosinensauce und Klöße und Knackwürste speist, wo
Raupdach nicht der einzige Beherrscher der Bühne ist und wo
man sich untersteht, zu glauben, Berlin sei nicht der einzige
Ort der Welt, wo sich leben läßt.

Inwiefern Fr. Kellstab, der eingefleischteste aller berlin-
ner Journalisten, diese echt vaterländische Gesinnung theilt,
wissen wir nicht — was er aber für ein Mann ist, und na-
mentlich wie er aussieht, wie hoch, wie dick, wie alt er ist, ob
er Schnurrbart und Brille trägt, das erfahren wir haarfein
aus seinem Buche: denn wir müssen gestehen, daß uns, mit
Ausnahme des berühmten Gustav Nicolai (sans comparaison
du reste), noch nie ein Schriftsteller vorgekommen ist, der so
viel von sich selber redet. „Fr. K. that's aber auf eine ganz
eigne Weise: er stellt sich jeden Augenblick vor den Spiegel,
kollektirt mit seinem lieben Ich, lobt — ironisch, wie sich wol
versteht (o der Schalk!) — seine eignen Werke und stellt seine
Person — „einem Balfisch ähnlicher als einem Bander“, wie
er sie selbst schildert, wo er sein ins: Was's hineinplumpsen in
Frankfurt am Main erzählt — immer in den Vorbergründ.
Ob dies die Leser so gewaltig interessiert, lassen wir dahinge-
stellt sein — sie erfahren wenigstens, wenn sie's ja noch nicht
wissen sollten, daß Fr. Ludwig Kellstab der berühmte Verfasser
von „1812“, der berühmte Verfasser einer Novelle „Die Ge-
werke“, und einer andern „Die Räuber im Schwarzwald“,
der geistreiche Verfasser von Gelegenheitsgedichten für die
Köpscher Zeitung ist. Schade, daß „Berlin und Athen“ noch
nicht todt war, als der letzte Hogen des Buches gedruckt wurde,
sonst hätte der Verf. Gelegenheit gehabt, seiner germano-hel-
lenischen Zeitschrift eine schönere Standrede zu halten, als sie
vielleicht im berliner „Figaro“ gehalten hat.

Die seiner Person, macht Fr. K. auch seinem Talent und

Die gleichsam den Hof. Bisweilen hält er mitten inne und bedrückt Sterben, die so ziemlich auf Folgen des hinauslaufen: „Gelehrter Leser, wenn du nun glaubst, du wüdest hier eine reiche Beschreibung lesen oder eine schöne Geschichte vernahmen, so bist du auf dem Holzwege. Gebratene Linsen sitzen Niemanden, mehr ins Maul, selbst wenn man sie bezahlt. Als geschäftig und unterhaltend der Secondelientenant und Schriftsteller Ludw. wig Kriffab ist, kannst du aus seinen zahlreichen Werken lernen: hier ist es gar nicht seine Pflicht, sich anzustrengen; er glaubt genug zu thun, wenn er dir erzählt, wie galant er bei den Schönen ist und dich ahnen läßt, welche bonnes fortunes er macht. Du wirst doch den gewandten Autor in ihm nicht erkennen, selbst wenn er sich ganz commode gehen läßt.“

Der Herr Verleger dieser Blätter und der „Empfindsamen Reisen“ wird sich ohne Zweifel bereits im Geheimen Vorwürfe gemacht haben, daß er sein Pflichten, für dessen Ausstattung er so liebevoll gesorgt, nicht einem andern Recensenten überantwortete. Aber er kann sich beruhigen. Wenn wir feinsinnig über Das sprachen, was uns an diesem Buche nicht gefällt, so können wir auch mit reinem Gewissen seine guten Seiten hervorheben. Und denn gibt es glücklicherweise viele. Es ist Humor und warme Empfindung in diesen Bändchen; Dr. K.'s Darstellung vereint Leben und Bewegung mit einer oft herzlichen Innigkeit. Aktuelle Scenbilder reißen sich aus der Umgebung an einfache Erzählungen an; bei unserm Verf. gestaltet sich das Gelebte und Ersehnte leicht plastisch — die Gestalten runden sich und treten vor, Licht und Schatten und Farbe fehlen nicht, ja man könnte bisweilen eher sagen, daß sie zu grell sind, wie der Bild nicht selten ins Raffine fällt. Wer abrigens erfahren will, mit welcher Leichtigkeit der Verf. Gegenstände auffindet und die verschiedenartigsten Situationen zu schildern oder vielmehr bis ins geringste Detail auszumalen versteht: der lese z. B. seine Beschreibung der Dampfschiffahrt auf dem Bodensee im ersten, und jene auf dem Rheine im zweiten Theile — und wor eine solche Tour, oder die auf der antiken beschriebenen Eisenbahn gemacht hat, wird ihm das Zeugniß nicht versagen, daß es dem Gemälde nicht an Wahrheit fehlt, während die sonstige Verwirrung, das Hin- und Herreiben, das Misvergnügen und der halb heimliche, halb laute Krger recht ergötzlich geschildert sind. — In diesen halb erzählenden, halb dialogisirten Scenen scheint uns Dr. K. in seinem rechten Elemente zu sein; er versteht es, auch in die einfachsten Vorgänge eine interessante und geschickt erachtete Verwickelung einzubringen und ihnen eine gefällige, an das Dramatische streifende Form zu geben.

Nach dieser allgemeinen Charakteristik des Buches müssen wir nun, als gewissenhafter Recensent, doch wenigstens in der Kürze andeuten, was denn darin zu finden und welche Segenden beschrieben (oder vielmehr nicht beschrieben) sind, nachdem man Reize und Wanderbüchlein verlassen. Vorerst geht's nach dem südbayrischen Deutschland, nach Frankfurt und Heilbronn, wo die Erinnerungen aus der Buchenjagd aufgeführt werden, keineswegs mehr sentimental als heiter, wie's auch richtig sein mag; nach Karlsruhe, Baden-Baden, dem Schwarzwalde, Freiburg, Konstanz, über die Alp nach Stuttgart, Heilbronn, Mannheim, den Rhein hinunter nach Rheingenen. Mit einer kleinen, aber recht interessanten Tour durch einen Theil Deutschlands wird die Reise des Jahres 1832 beschlossen. Dann folgt die zweite Abtheilung — Fahrten des Jahres 1835, deren verschiedene Charaktere auf dem Titel so ausführlich angegeben sind, daß man glauben möchte, Eisenburg's „Theorie“ habe auf des Verfassers Schreibweise gelegen. Aber diese Bilder und Schilderungen sind großentheils häßlich und anmaßlich, mag der alte Wirth in Gotha oder das Pfälzer Schandwein der Bogenland sein. Auch in den Germentaden — und es gibt deren auf berühmte Badorte wie auf Dampfschiffe — geht die gute Laune nicht aus — und das halten wir für ein großes Verdienst, wenn wir auch einen Theil desselben auf Rechnung der ange-

nehmen Reizbarkeit zu setzen geneigt sind, in welche wir hier unsere, jetzt allem Aufsehen nach nicht ganz unbekannten, setzen. Du guter Leser! Höre mir noch ein wenig an, Linsen und die Eisenbahn eingebracht! — Das ist ein neues Schicksal; daß die ganze Dampfschiffahrt nicht eben hinreichen würde, einem geschäftigen Mann einen Laden zu betreiben, ein Beweis, was dem wir festhalten, daß der Verf. ihn im Auge gehabt, als er, von ihm selbst herangebracht, sich von Neuem hässlich einrichtete.

Wir rathen Niemanden, bei Herrn Kriffab's Reise in Topographie zu studiren, denn, wenn er auf diese vom Agiari schwärmt, könnte es ihm z. B. begegnen, den Kopf in Schadel eines Bischofs von Florenz wegen zu lassen, daß er in Stettinburg nach Rheinheim zu verfahren; aber dem, was eine angenehme und erhellende, ein Stoff zur Bildung und eben arme Lecture — namentlich Relecture — ist, dann und wollen wir diese beiden Bändchen empfehlen.

Aus der neuesten spanischen und aus der ersten französischen Revolution.

Mit welcher einer ausgeführten Genauigkeit am 14. d. J. der tapfere General Lucaba zu Portaleja von Nationalgardebitten und rohem Pöbel ermordet worden, die Zeitungen berichtet. Ebenso auch, daß die schauerlichsten Tropfen im Triumph nach Madrid haben und daß man sich am Abend in den Straßen blutigen Fegen seines Zeichens gerissen, ja daß man in nuevo die Hyänen und Fänger des Geblüthes als Volkstheaters gezeigt habe. So erzählt unter Anderm ein wohlunterrichteter Correspondent der „Allgemeinen Zeitung“ Madrid. Und wie denn in Madrid in dieser Revolution an die Ausbrüche der Volkswuth in Frankreich 1789 erinnert (man denke nur an die in der Nacht bis 13. Aug. zu La Granja vor die Königin fliehenden, betrunknen Auführer und an Ludwig's seiner Gemahlin ähnliche Schmach in den Tagen des 1. Juli 1792), so liefern sie auch zu der letzten höchst ergreiflichen Seitenstück. Denn als am 23. Juli 1790 malige Intendant der Generalität Paris, Brissot, im Einbrüche der Nacht vom Volke zu Paris auf der ermordet worden war, rief ein Soldat dem Brissot: „Perz aus und trug es nebst einem gewissen Dack (der damals ein Koch war) auf einem Stiel in die Luft um, bis sie es auf einen Tisch in einem Restaurant legten, wo sie es zu Abend aßen. Demot wußten sie in der Vernehmung vor dem Chatelet's Gericht zu Paris am 11. Januar 1790 sehr, daß ihm die Nationalversammlung die Belohnung für seine patriotische Handlung mit 100000 Fr. f. den „Monteur“ vom 2. 1790, S. 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100, 101, 102, 103, 104, 105, 106, 107, 108, 109, 110, 111, 112, 113, 114, 115, 116, 117, 118, 119, 120, 121, 122, 123, 124, 125, 126, 127, 128, 129, 130, 131, 132, 133, 134, 135, 136, 137, 138, 139, 140, 141, 142, 143, 144, 145, 146, 147, 148, 149, 150, 151, 152, 153, 154, 155, 156, 157, 158, 159, 160, 161, 162, 163, 164, 165, 166, 167, 168, 169, 170, 171, 172, 173, 174, 175, 176, 177, 178, 179, 180, 181, 182, 183, 184, 185, 186, 187, 188, 189, 190, 191, 192, 193, 194, 195, 196, 197, 198, 199, 200, 201, 202, 203, 204, 205, 206, 207, 208, 209, 210, 211, 212, 213, 214, 215, 216, 217, 218, 219, 220, 221, 222, 223, 224, 225, 226, 227, 228, 229, 230, 231, 232, 233, 234, 235, 236, 237, 238, 239, 240, 241, 242, 243, 244, 245, 246, 247, 248, 249, 250, 251, 252, 253, 254, 255, 256, 257, 258, 259, 260, 261, 262, 263, 264, 265, 266, 267, 268, 269, 270, 271, 272, 273, 274, 275, 276, 277, 278, 279, 280, 281, 282, 283, 284, 285, 286, 287, 288, 289, 290, 291, 292, 293, 294, 295, 296, 297, 298, 299, 300, 301, 302, 303, 304, 305, 306, 307, 308, 309, 310, 311, 312, 313, 314, 315, 316, 317, 318, 319, 320, 321, 322, 323, 324, 325, 326, 327, 328, 329, 330, 331, 332, 333, 334, 335, 336, 337, 338, 339, 340, 341, 342, 343, 344, 345, 346, 347, 348, 349, 350, 351, 352, 353, 354, 355, 356, 357, 358, 359, 360, 361, 362, 363, 364, 365, 366, 367, 368, 369, 370, 371, 372, 373, 374, 375, 376, 377, 378, 379, 380, 381, 382, 383, 384, 385, 386, 387, 388, 389, 390, 391, 392, 393, 394, 395, 396, 397, 398, 399, 400, 401, 402, 403, 404, 405, 406, 407, 408, 409, 410, 411, 412, 413, 414, 415, 416, 417, 418, 419, 420, 421, 422, 423, 424, 425, 426, 427, 428, 429, 430, 431, 432, 433, 434, 435, 436, 437, 438, 439, 440, 441, 442, 443, 444, 445, 446, 447, 448, 449, 450, 451, 452, 453, 454, 455, 456, 457, 458, 459, 460, 461, 462, 463, 464, 465, 466, 467, 468, 469, 470, 471, 472, 473, 474, 475, 476, 477, 478, 479, 480, 481, 482, 483, 484, 485, 486, 487, 488, 489, 490, 491, 492, 493, 494, 495, 496, 497, 498, 499, 500, 501, 502, 503, 504, 505, 506, 507, 508, 509, 510, 511, 512, 513, 514, 515, 516, 517, 518, 519, 520, 521, 522, 523, 524, 525, 526, 527, 528, 529, 530, 531, 532, 533, 534, 535, 536, 537, 538, 539, 540, 541, 542, 543, 544, 545, 546, 547, 548, 549, 550, 551, 552, 553, 554, 555, 556, 557, 558, 559, 560, 561, 562, 563, 564, 565, 566, 567, 568, 569, 570, 571, 572, 573, 574, 575, 576, 577, 578, 579, 580, 581, 582, 583, 584, 585, 586, 587, 588, 589, 590, 591, 592, 593, 594, 595, 596, 597, 598, 599, 600, 601, 602, 603, 604, 605, 606, 607, 608, 609, 610, 611, 612, 613, 614, 615, 616, 617, 618, 619, 620, 621, 622, 623, 624, 625, 626, 627, 628, 629, 630, 631, 632, 633, 634, 635, 636, 637, 638, 639, 640, 641, 642, 643, 644, 645, 646, 647, 648, 649, 650, 651, 652, 653, 654, 655, 656, 657, 658, 659, 660, 661, 662, 663, 664, 665, 666, 667, 668, 669, 670, 671, 672, 673, 674, 675, 676, 677, 678, 679, 680, 681, 682, 683, 684, 685, 686, 687, 688, 689, 690, 691, 692, 693, 694, 695, 696, 697, 698, 699, 700, 701, 702, 703, 704, 705, 706, 707, 708, 709, 710, 711, 712, 713, 714, 715, 716, 717, 718, 719, 720, 721, 722, 723, 724, 725, 726, 727, 728, 729, 730, 731, 732, 733, 734, 735, 736, 737, 738, 739, 740, 741, 742, 743, 744, 745, 746, 747, 748, 749, 750, 751, 752, 753, 754, 755, 756, 757, 758, 759, 760, 761, 762, 763, 764, 765, 766, 767, 768, 769, 770, 771, 772, 773, 774, 775, 776, 777, 778, 779, 780, 781, 782, 783, 784, 785, 786, 787, 788, 789, 790, 791, 792, 793, 794, 795, 796, 797, 798, 799, 800, 801, 802, 803, 804, 805, 806, 807, 808, 809, 810, 811, 812, 813, 814, 815, 816, 817, 818, 819, 820, 821, 822, 823, 824, 825, 826, 827, 828, 829, 830, 831, 832, 833, 834, 835, 836, 837, 838, 839, 840, 841, 842, 843, 844, 845, 846, 847, 848, 849, 850, 851, 852, 853, 854, 855, 856, 857, 858, 859, 860, 861, 862, 863, 864, 865, 866, 867, 868, 869, 870, 871, 872, 873, 874, 875, 876, 877, 878, 879, 880, 881, 882, 883, 884, 885, 886, 887, 888, 889, 890, 891, 892, 893, 894, 895, 896, 897, 898, 899, 900, 901, 902, 903, 904, 905, 906, 907, 908, 909, 910, 911, 912, 913, 914, 915, 916, 917, 918, 919, 920, 921, 922, 923, 924, 925, 926, 927, 928, 929, 930, 931, 932, 933, 934, 935, 936, 937, 938, 939, 940, 941, 942, 943, 944, 945, 946, 947, 948, 949, 950, 951, 952, 953, 954, 955, 956, 957, 958, 959, 960, 961, 962, 963, 964, 965, 966, 967, 968, 969, 970, 971, 972, 973, 974, 975, 976, 977, 978, 979, 980, 981, 982, 983, 984, 985, 986, 987, 988, 989, 990, 991, 992, 993, 994, 995, 996, 997, 998, 999, 1000.

Nicht minder empfindend war die Commotion, die von Majors Saillard durch den blutigen Bild in Paris von 1834 d. d. 1. 1830 die glückliche gegeben worden ist.

Literarische Unterhaltung.

Sonnabend,

Nr. 303.

29. October 1836.

Die Natur, ihre Wunder und Geheimnisse, oder die Briggwater-Bücher. Aus dem Englischen von Hermann Hauff u. A. Erster Band. Auch unter dem Titel: Die menschliche Hand und ihre Eigenschaften. Aus dem Englischen des Sir Charles Bell von Hermann Hauff. Stuttgart, Neff. 1836. Gr. 8. 15 Gr.

Wenn auch hier und da Menschen, welche die Vorsehung der Reichthümern gesegnet hat, diese zum Nutzen ihrer Mitmenschen benutzen, so sind doch die Beispiele äußerst selten, daß auf diesem Wege den Wissenschaften etwas Gute kommt, und Männer, wie Stüdel in Frankfurt a. M., die ihr ganzes großes Vermögen zur wissenschaftlichen Fortbildung ihrer Mitbürger verwenden, nehmen in unserer egoistischen Zeit auch wie Zugvögel, die zufällig an eine fremde Küste verschlagen worden sind. Wir wollen nicht leugnen, daß nicht in manchen Fällen durch solchen ausgezeichneten Munificenz auch eine gewisse Nützlichkeit zum Grunde liegen könne, indem sich der Mensch doch im Leben an dem süßen Gedanken weidet, wie lange sein Name noch nach seinem Tode in Ehren genannt und wie viel Gutes man ihm nachsagen werde; jedenfalls ist aber eine solche Eitelkeit eine sehr verzeihliche, und wollte Gott, es läme so weit auf der Welt, daß wir uns keine andern Eitelkeiten vorzuwerfen hätten als die, welche im Gefolge guter und edler Handlungen erscheinen.

Die Voraussetzung zu diesen einleitenden Worten gibt uns ein Nach, welches gleichfalls einem Vermächtniß eines edeln Mannes sein Dasein verdankt. Ein Engländer, Franz Heinrich, Graf von Briggwater, gestorben im Februar 1829, stellte in seinem am 25. Febr. 1825 aufgesetztem letzten Willen 8000 Pfd. St. zur Verfügung des jeweiligen Präsidenten der londoner Akademie der Wissenschaften, mit der Bestimmung, daß dieser mehre Schriftsteller veranlassen solle, ein umfassendes Werk über die Macht, Weisheit und Güte Gottes, wie sie sich in der Schöpfung offenbaren, zu verfassen. Alle Beweisgründe für ein höchstes Wesen, das nicht nur Alles geschaffen, sondern auch das Geschaffene unter seiner beständigen Obhut hält, welche sich der Vernunft in der ganzen Verfassung der Natur wie in der Entwicklung des Menschengeschlechts darbieten, sollten in jenem Werke niedergelegt, jene 8000 Pfd. unter die Verfasser vertheilt und

sie überdies im freien Besiz ihrer Werke gelassen werden. Der damalige Präsident der londoner Akademie, Davies Gilbert, erbat sich sofort die Mitwirkung des Erzbischofs von Canterbury und des Bischofs von London, und beauftragte mit der Ausführung des Werkes die folgenden acht Schriftsteller, welche das Thema in nachstehender Weise unter sich vertheilten:

Charles Bell, Professor der Anatomie und Chirurgie: Die menschliche Hand und ihre Eigenschaften.

Th. Chalmers, Prof. an der Universität Edinburgh: Über die Macht, Weisheit und Güte Gottes, wie sie sich in den Beziehungen der äußern Welt zur moralischen und intellectuellen Natur des Menschen offenbart.

John Kibb, Prof. an der Universität Oxford: Über das Verhältniß der äußern Welt zur Körperlichkeit des Menschen.

W. Whewell, Mitglied des Trinity-College zu Cambridge: Sternkunde und allgemeine Physik.

W. Prout, Mitglied des royal college der Ärzte: Chemie, Meteorologie u. s. w.

P. M. Roget, Secretair der royal society: Thierische und Pflanzenphysiologie.

W. Bucklan, Prof. der Geologie zu Oxford: Geologie und Mineralogie.

W. Kirby, Verfasser der berühmten Einleitung in die Entomologie: Geschichte, Sitten und Instincte der Thiere.

Der Gedanke, den Menschen die Macht, Weisheit und Güte Gottes in den Wundern der Schöpfung vorzuführen und so die Wahrheiten der geoffenbarten Religion gleichsam auf analytischem Wege zu begründen, ist schön und erhaben, und es läßt sich wol nicht leugnen, daß der Testator durch seine nützliche Preisaufgabe der Welt einen größern Dienst erwiesen habe, als wenn er die dazu bestimmte Summe irgend einer Bibelgesellschaft überwiesen haben würde. Die Anregung, die dadurch dem Naturforscher gegeben worden ist, seinen Gegenstand nicht bloß auf materielle Weise, sondern mit Rücksicht auf eine allwaltende Vorsehung zu betrachten und auch den Sinn des Laien für die Weisheit und Zweckmäßigkeit, wie sie auch in dem niedrigsten Gebilde der Schöpfung erkennbar sind, aufzuschließen, wird nicht ohne segensreiche Folgen bleiben.

Indessen sind die Schwierigkeiten, die sich einer solchen Bearbeitung naturhistorischer Gegenstände entgegenstellen, von nicht geringem Belange. Der Naturhistoriker von Profession, vertieft in die Betrachtung seines Gegenstandes, vergißt nur zu leicht darüber die Beziehungen, in welchen die Wunder der Schöpfung zu ihrem Urheber stehen; gewohnt, die Welt als nun einmal gegebenes Object seiner Forschungen anzusehen, und befangen in dem ewigen Kreise von Ursache und Wirkung, in welchem die einzelnen Dinge zueinander stehen, übersteht er nur zu leicht die Führungen einer unsichtbaren Hand, die Alles auf das zweckmäßigste verbindet und weislich zu einem höhern Ziele leitet. Derjenige, der das anatomische Messer gut zu führen, oder den Destillirkolben und den Schmelztiegel gut zu handhaben versteht, ist deshalb noch nicht berufen, die Macht, Weisheit und Güte des Schöpfers in der Natur zu predigen, und eine geistige Ansicht der Natur ist deshalb noch keine religiöse. Es erfordert daher ebensoviel ein eigenthümliches Talent als ein eigenthümliches Studium, jene geheimen Beziehungen des Sinnlich-wahnehmbaren zu dem Übernatürlichen aufzusuchen und festzuhalten. Endlich aber gehört noch eine besondere Befähigung dazu, den rechten Ton der Mittheilung zu treffen und, ohne gradezu die wissenschaftliche Form aufzugeben, diese doch dem Fassungsvermögen des Laien so nahe zu rücken, daß die ganze Darstellung ohne bedeutende Vorkenntnisse in den Naturwissenschaften verstanden werden kann.

Wir wissen nicht, inwieweit die Verfasser der „Bildgewater-Bücher“ diese schwierige Aufgabe gelöst haben, da uns bis jetzt nur Charles Bell's Abhandlung: „Die menschliche Hand und ihre Eigenschaften“ zu Gesicht gekommen ist, und müssen uns daher auch mit unserer Beurtheilung nur auf dieses letztere Werk beschränken. Aber, irren wir nicht, so ist grade bei ihm die wissenschaftliche Form so überwiegend, daß ein großer Theil der Leser, welche im Fache der Anatomie und Physiologie noch keine Vorkenntnisse besitzen, sich schwer bis zum Verständniß des Ganzen durcharbeiten wird. Gibt es doch viele, übrigens grade nicht ungebildete Menschen, welche Nerven und Muskel, Arterien und Venen nicht voneinander zu unterscheiden wissen. Wollte man solche Leser zur Lectüre dieses Buches befähigen, so müßte man wenigstens einen Cursus der allgemeinen Anatomie und Physiologie vorausschicken, um ihnen die allgemeinsten Begriffe der verschiedenen Organizationen lebender Wesen zu verschaffen. Es würde sich dies wol der Mühe lohnen, und es würde sich ihnen dadurch eine reiche Quelle der Erkenntniß und Bewunderung für die Zweckmäßigkeit und weise Anordnung mancher Naturproducte eröffnen, wovon der gewöhnliche Sinn, so nahe sie ihm auch liegen, gar keine Ahnung hat.

Abgesehen nun aber von diesen Gründen, weshalb wir das Buch einer allgemeinen Verbreitung unter dem großen Publicum nicht für fähig halten, muß es dagegen für diejenigen, denen die erforderlichen Vorkenntnisse zur Lectüre desselben nicht abgehen, eine reiche Fundgrube der Belehrung und des Vergnügens werden. Der Verf.

zeigt sich darin nicht allein als großer Anatom und Physiolog, sondern auch als denkender Forscher, der Form und Reiz seines Stoffes ist und allenhalben ihn mit Leben und Leben zu behandeln versteht. Bildgewater's Behauptung auf die göttliche Führung in den Werken der Natur zu verweisen und in ihren Erscheinungen die unermessliche Weisheit und Anordnung zu verfolgen, begleitet ihn als leitender Führer auf allen Stufen seiner Forschungen und veranlaßt ihn, eine Menge von Gegenständen, die nicht unmittelbar mit dem behandelten Gegenstande in Verbindung stehen, mit in den Kreis seiner Untersuchung zu ziehen und uns so durch die Betrachtung eines großen Theils des christlichen Dogmas in körperlicher und geistiger Beziehung und über das Verhältniß lebender Wesen zur Erde und zur ganzen Welt zu verschaffen. Es ist dies eine ebenso eigenthümliche als geistreiche Behandlung der Naturgeschichte, die, wenn weiter verfolgt würde, gewiß zu den herrlichsten Ergebnissen führen würde.

Im ersten Capitel zeigt der Verf., daß zwischen Planeten und den Körpern aller seiner Umhüllungen, zwischen der großen Masse und den physischen Eigenschaften jedes der Theile ein Verhältniß obwalten müsse, in welchem Theile ihrem mechanischen Bau wie ihrem Leben nach im Verhältniß zum Ganzen geschaffen sind, das Ganze Plan und Bildung eines und desselben ist. Er lehrt ferner, wie im fernern Leben, bevor unser geistiges Wahrnehmungsvermögen entwickelt ist, die uns umgebenden Gegenstände nur Anregung und Übung der äußern Sinne dienen, in späterer Reife aber mit dem Geiste erfaßt werden, wodurch Erfahrung hierzu und damit zum Gefühl bereichert befähigt ist. Dieser Sinn für Dankbarkeit, ein eigenthümliches Vorzug des Menschen; alle das Leben schönenden Verhältnisse entspringen daraus, und es ist eigentlich das Band, das die Gesellschaft zusammenhält. (Wollte Gott, es wäre dies wahr, und es verstände vielmehr das Gefühl des gegenseitigen Bedürfnisses, der Abhängigkeit die Menschen zusammen!) Ein solches Verhältniß, daß seine Lebensäußerungen der Gesellschaft Vernunft entzogen sind, daß ihr Spiel nie unter sie viel zu wesentlich sind, um den wechselseitigen Nutzen des Geistes preisgegeben zu werden, daß ganz aus den Quellen der Bewegung als der Wille sie zu erhalten, so kommt er auch zum vollen Gefühl der Abhängigkeit. Wird der Mensch somit gemacht, so gepriesene Vernunft diese Lebensäußerungen weiter in Bewegung halten noch schäßen kann, ist dann Gleichgültigkeit gegen den Urheber dieser verborgenen Bewegung schlimmer als Undank?

Im zweiten Capitel kommt der Verf. auf den Mechanismus der Hand zu sprechen und zeigt, wie kein einzelnes Werkzeug, kein bloß angehängter Theil und wie der ganze Körper sich nach der Hand und in Bezug auf sie sich bewegen muß. Dadurch führt er ihn auf die Betrachtung des Statues, oder des Ganzen von Knochen, welches den sogenannten Wichttheilen der

des Kopf der Wesen vom Menschen bis zu den Fischen
angehen. Die Wirbelsäule setzt aber nicht allein ein in-
neres Skelett voran, sondern auch den eigenen Apparat
des Wippen, der beim Atmen beweglich ist. Die Rippen
erfordern aber eigene Muskeln, und diese müssen ihre
gehörigen Nerven haben, für welche wieder ein Rücken-
mark vorhanden sein muß. Die Knochen, welche die oberen
Gliedmaßen des Menschen bilden, sind allen Wirbelthieren
homologisch, sie finden sich in der Flosse des Wal-
fisches, in der Lage der Schläfröte und am Flügel des
Vogels u. s. w. Betrachtet man dieses System am Men-
schen oder an irgend einem Thiere in der Reihe, so fin-
det man zur Verwunderung, daß Alles nicht sorgfältiger
geordnet und für das Thier berechnet sein könnte, und
welchen Fall man grade vor sich hat, man sollte immer
bedenken, zu diesem besondern Zwecke sei das ganze System
geschaffen. Auf die Kenntniß dieses Systems gründet sich
hauptsächlich jenes so höchst interessante Verfahren, wo man
aus der Beschaffenheit der fossilen Knochen eines Thieres
auf seinen Bau und seine Lebensart schließt. Die aus-
gezeichneten Knochen führen uns unter Andern zu dem
folgenden Schlusse, daß nicht nur durch sämtliche Glas-
en von Thieren, welche gegenwärtig die Erde bewohnen,
ein Schema, ein System des thierischen Baues herrscht,
sondern daß das Princip dieses großen Schöpfungsplanes
auch vor den Umwälzungen, welche die Erdoberfläche selbst
erfahren, in Ausübung war und die Bildung derjenigen
Thiere bestimmte, welche vor jenen Revolutionen existir-
ten; daß die vollendete Form, die uns jetzt im Skelett
des Menschen entgegentritt, lange vor der Schöpfung des
Menschen, bevor noch die Erdoberfläche für ihn zubereit
war, für seinen Bau und seine Fähigkeiten fertig gemacht
war, in thierischen Formen vorgebildet ist. Der Verf.
theilt hier die von Manche aufgestellte Ansicht, als
wenn der Bau gewisser Thiere unvollkommen wäre; eine
Ansicht, die nur daraus entstanden ist, daß man jene
Thiere mit uns, mit unserm Bau und unserm Lebens-
verhältnisse verglichen hat, statt sie in Bezug auf die
ihnen eigenthümlichen Zustände zu betrachten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geschichte Roms in seinem Übergange von der republ-
kanischen zur monarchischen Verfassung, oder Pompejus,
Cäsar, Cicero und ihre Zeitgenossen. Nach Geschlech-
tern und mit genealogischen Tabellen. Von Wilh.
Drumann. Zweiter Theil. Königsberg, Gebr. Born-
träger. 1835. Gr. 8. 3 Thle. 6 Gr. *)

Schneller, als wir es erwarten durften, sehen wir uns in
den Besitz des zweiten Theiles eines Geschichtswerkes gesetzt, in
welchem deutsche Forschung und Gelehrsamkeit in dem schönsten
Lichte erscheint. Eine Menge reichhaltiger Mittheilungen und
scharfsinniger Combinationen, durch welche viele Einzelheiten
in den besprochenen Epochen aufgestellt werden, eine durchaus
unermüdete Arbeit und ein warmer Antheil an den geschicht-
lichen Begebenheiten, der jedoch nie in rhetorische Sentimentalität

übergeht, sind die bedeutendsten Vorzüge, welche wir auch diesem
zweiten Theile nachsagen müssen. Dr. Drumann hat sich bei
diesem zweiten Theile ein wesentliches Verdienst um die Geschichte Roms er-
worben; das nur von Demjenigen verlangt werden kann, der,
von der äußeren Einrichtung des Buches getrennt, hier viele
hohe Materialiensammlung oder historische Collocationen zu fin-
den meint. Freilich wäre es besser, wenn ein solches Vor-
theil hätte gar nicht aufkommen können. Aber Ref. sieht sich
genöthigt, auch jetzt wieder die einzige Ausfertigung zu wiederho-
len, welche er bereits in seinem Berichte über den ersten Theil
herausheben mußte. Die Methode des Verf., nach Geschlechtern
zu erzählen, bewährt sich wiederum als unbedeutend und dem
Zwecke des Buches nachtheilig, indem der Leser, wo er eine zu-
sammenhängende Darstellung der Begebenheiten zu erwarten
berechtigt ist, dieselbe an mehreren Orten zusammenfassen muß,
namentlich im zweiten Theile oft auf die noch gar nicht er-
schienenen Theile verwiesen wird. Wenn z. B. der Publius
Antonius Gattin, Erwähnung geschieht, erinnert Dr. Drumann
an Cäsar, was im Leben des Antonius über sie zu finden ist
(S. 572), in Sulla's Lebensgeschichte wird nicht selten auf
die des Pompejus verwiesen, bei der Erwähnung ausgezeich-
neter Männer in den bürgerlichen Kriegen zwischen Cäsar
und Pompejus werden die erwähnten Nachrichten in der Bio-
graphie Cäsar's und Pompejus' (die erst im dritten oder vier-
ten Theile erscheinen werden) versprochen, wo die ausführliche
Geschichte des Bürgerkriegs erzählt werden soll. Metellus'
Kampf gegen Sertorius wird (S. 42) erwähnt, aber die ei-
gentliche Geschichte des Sertorius finden wir erst im Leben des
Pompejus, ebenso wie die Übersicht der Verhältnisse Roms zu
den eilfjährigen Seeräubern, obgleich auf S. 51 der Feldzug des
Metellus Sertorius gegen sie erwähnt und seinen Hauptzügen
nach geschildert wird. Cassius ist die Seele der Verschwörung
gegen Cäsar (S. 123), aber die Geschichte der Verschwörung
wird erst unter dem Artikel: Julius enthalten sein, der sich im
zweiten Theile noch nicht findet; ebenso sind in dem Artikel:
Claudius die Fäden des Globius mit Cicero ausführlich geschild-
bert, die doch zu eng mit Cicero's Geschichte verflochten sind,
als daß sie in dem ihm zu widmenden Artikel nicht von Neuem
wiederholt werden müßten. Und dann lesen wir wieder unter
dem Rubrik: Cassius, von S. 144 an, die Beschreibung der Schlacht
bei Philippi, nicht bloß Cassius' Antheil an derselben, sondern
auch die Geschichte der Schlacht nach seinem Tode bis zum
Tode des Brutus, die ebenso füglich in dem Leben des Anto-
nius oder Octavius hätte stehen können. Ähnliche Stellen lie-
ßen sich in nicht geringer Anzahl nachweisen. Bedenken wir
nun dazu, daß die auf dem Titel genannten drei Hauptperso-
nen, Cäsar, Pompejus und Cicero, bis jetzt nur in Verbindung
mit andern Geschlechtern, der Claudier, Cornelier, Calpurnier,
Cassier und anderer erwähnt worden sind, und daß ihre eigen-
liche Geschichte noch fehlt, so haben wir zwar noch außerordent-
lich viel Interessantes zu erwarten, aber auch einen Stoff, der
sich kaum in die noch fehlenden zwei Theile wird bringen
lassen, wenn nicht überall Rückverweisungen auf den ersten und
zweiten Theil vorkommen sollen. Dabei gewinnt aber das Buch
nicht, noch weniger die so höchst wünschenswerthe Verbreitung
desselben. Wenigstens wäre es nach unserm Dafürhalten zweck-
mäßiger gewesen, erst die Geschichte der drei Hauptpersonen
ausführlich, genau und umfassend abzuhandeln und dann in
einzelnen Nachträgen oder genealogischen Artikeln diejenigen Be-
gebenheiten folgen zu lassen, für die sich in dem Hauptwerke
kein bequemer Platz gefunden hätte.

Nachdem Ref. nach Pflicht und Gewissen diesen fast ein-
zigen, aber freilich nicht unbedeutenden, Uebstand des Drus-
mann'schen Werkes gerügt hat, wendet er sich zu dem Inhalt
desselben, um seinen Lesern ein einigermaßen ausreichendes Bild
von dem Reichthume des historischen Materials zu entwerfen, wel-
ches Dr. Drumann vor uns aufzutragen hat. Denn wir wohn-
schen recht sehr dazu beizutragen, daß dasselbe nicht bloß ein
Schauspiel bleibe, sondern daß diese Kräfte und wohlgebe-

*) Über den ersten Theil berichteten wir in Nr. 221 und 222 d.
Zt. f. 1834. D. K. l.

reichte Spitze von zwölf Stielen mit Besen und Besenbesen
genossen wurde.

Der vorliegende Theil umfasst die Geschlechter des Kaiser, der Adliger, der Soldaten in den drei Familien Piso, Bestia und Silius, des Consuls, der Coffer, der patricischen und plebejischen Claudier, d. h. der Marceller, der Cicer, der Cornelier, die letzteren in den Familien Sulla, Ventulus, Gethegus, Dolabella, Cinna, Balbus, und der Cornificier. Viele berühmte Namen einzelner Männer von stichtlicher Kraft und Stärke, aber weit mehr fühne Nachfolger und Freunde unumschränkter Gewalt sind in diesen Geschlechtern vereinigt, viele Details über einzelne Personen und Verhältnisse treten in größter Klarheit hervor und würden noch mehr Licht auf jene unruhige Zeit werfen, in welcher der Freistaat Rom zur Monarchie wurde, wenn nicht die zerstückelte Anordnung des Werkes den Gesamteindruck erschwerete. Dieser Gesamteindruck wird dem Leser indes doch in drei Epochen zu Theil, die wir als die wichtigsten und an großen Begebenheiten reichsten in diesem Theile bezeichnen. Wir meinen die Zeit des Sulla, die Streitschriften zwischen Cicero und Caelius und den Antheil des Cassius an den Begebenheiten, durch die Cäsar's Tod vorbereitet und herbeigeführt wurde. Wir glauben diesen drei Zeitabschnitten eine etwas ausführlichere Betrachtung widmen zu müssen.

Die Geschichte Sulla's ist in den letzten Jahren von Zacharia in einem sehr gehaltenen Werke und von zwei jüngeren Gelehrten, L. Büttich und C. Ramshorn, in zwei Erstlingschriften behandelt worden. Dr. Drumann konnte nach seiner eignen Erklärung auf die erste dieser Schriften nicht Rücksicht nehmen, da er sie erst nach Vollendung seines Manuscripts erhielt, der beiden andern hat er nirgend gedacht. Die Schriften und Forschungen Reuter sind überhaupt von Hrn. Drumann nur selten benutzt worden, und wenn wir auch zugeben, daß gerade für diesen Theil der römischen Geschichte die Ausbeute in den letzten 10 bis 15 Jahren (mit Ausnahme des Schlosser'schen Werks, das doch zu hoch steht, als daß es ganz hätte dürfen übersehen werden) nicht allzugroß gewesen sei, so hätte doch hier und da manche kleine oder Gelegenheitschrift benutzt werden können. Beim Cassius Parmensis (S. 161—163) z. B. hätten Weichert's gelehrte Abhandlungen: „De Cassio Parmensi“ (Grimma 1832 u. 1834), eine Berücksichtigung verdient, wie es Hrn. Drumann auch nicht unlieb sein wird, die Bemerkungen des genannten Forschers über Octavian in seinem neuesten Programm: „De Caesaris Augusti scriptis eorumque reliquiis“ (Grimma 1835), mit den seinigen im ersten Theile zusammenhalten zu können. In Beziehung auf Sulla schildert der Verf. zuerst den Boden, auf welchem er auftrat. Seit dem Aufkommen der Nobilität strebte Rom wieder nach dem Gleichgewichte, Optimaten und Volkspartei standen gegen einander und die Gracchen gaben die Lösung zum Kampfe, die Bagische sank auf diese und auf jene Seite, ohne daß ein Gleichgewicht gewonnen wurde. Die Vornehmen wurden zuerst der Hochherzigkeit und den einfachen Sitten der Republik entfremdet, die Selbstsucht bemächtigte sich ihrer, sie erkauften Ämter, um in den Provinzen zu rauben, und raubten, um in Rom fortzuschweigen zu können. Aus diesen Beamten bildete sich der Senat, kräftige Naturen schwangen sich in die Reihen der Senatoren hinauf, aber sie nahmen als Senatoren das Verbrechen in Schutz, weil sie sich selbst schuldig fühlten, sie rissen das Nichteramt an sich, um die Gesetze unwirksam zu machen, und wurden als Ausschuss der Optimaten selbst zur Partei, während sie als Senat über den Parteien hätten stehen sollen. So lernte das Volk im Senate Gesetz und Magistrate verachten, es bedurfte eines Führers und fand ihn in Marius, während Sulla an die Spitze der Optimaten trat. Welcher Ziel war zunächst die Provinz Asien und der Mithridatischer Krieg (S. 433—435). Die Geschichte dieses Krieges in Asien und Griechenland ist mit vieler Klarheit erzählt worden, ebenso die des Bürgerkrieges in Rom und der Siege Sulla's über den jün-

geren Marius und die mit ihm verhassten Sempronii und Lucanier. Hierauf hatte Sulla Mühe zu erheben, weil er den Bürgerkrieg nicht vermeiden wollte, er war für ihn unruhig gewesen. Denn die Häupter der Volkspartei sahen im Krieg mit Mithridat zu entgehen, zu welchem er ihn zu und Verfassung berufen war; sie bewirkten, daß er nicht bringenden Umständen seine Fülle erhielt, daß er als Anhänger geachtet, seine Güter geriet, die Sempronii und ihm günstigen Optimaten vertrieben oder getödtet wurden. Über diesen Wendepunkt in Sulla's Leben liest man in dem Mann auf S. 470 also vernehmen: „Die Sache selbst ist zugleich die Mittel, seine Freunde und sein Herr zu tödten, und endlich hoffte er die Volksherrschaft in ihrem höchsten Reichthümern bis auf die Wurzel auszuräumen. Und mit dem war demnach die Lösung, und in Sulla's Schwermuth die Ursache nicht allein; die Herrschaft hatte gar kein Ende daran, er wollte Feinden und Freunden vergelten und die Ordnung herstellen, ehe er sich zurückzog. Schon war in Schlachten reichlich Blut geflossen, aber man hielt nicht ab, ehe man die Wuth und die Habsucht der Lebenden zu beschneiden, bei einer noch immer drohenden Stellung der Senat, die Führung unter den neuen Bürgern, die Befestigung der hies verbannten soviel als außerhalb Italiens waren, welche, von erbitterten Provinzen unterstützt, Rom zu konnten. Sulla wich aber nicht bloß der Rücksicht unterlag nicht bloß dem Fluche jeder Staatsbürgerverurteilung, er fügte zu ihrem Schrecken das Entsetzen, die Lüge hinzu.“ Es folgten hierauf die Proscriptions, den Ereignissen erinnert man sich unwillkürlich an den denstage der ersten französischen Revolution und an den Stuhl, der die terroristischen Grausamkeiten zur „Scheren“ nannte. Sulla's Thron, als der Senat führte, indem er das Gesetz der 4000 hingerichteten vernahm, man möchte sich nicht schrecken lassen, indem einige Empörer hinrichten ließe (Hoc agamus, sed meo jussu occiduntur auch Seneca „De clementia“), in demselben Sinne gesprochen.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

Der neue Roman der Mad. A. Dupin: „Monsieur de la Roche“, zwei Bänden, bekundet aufs Neue das leichte und talent der Verf., das Aufmerksamkeit verdient.

Dr. Buckland erklärte neulich in einer Sitzung der Gesellschaft, daß die Welt Millionen Jahre alt sei, daß gelehrte Hebräer eben eine neue Auslegung der hebräischen Capitel der Genese gegeben hätten. Ein solches Blatt macht dazu die Bemerkung, daß man sich in Zweifel einmal belehren würde, die Welt habe zu lange gehandelt.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist soeben erschienen und Buchhandlungen zu erhalten:

Das Leben Napoleons.

kritisch geprüft.

Aus dem Englischen.

Nebst einigen Rußanwendungen auf „Das Leben von Strauß“.

Gr. 8. Geh. 12 Gr.

Leipzig, im October 1836.

J. A. Brockhaus.

Literarische Unterhaltung.

Donntag,

Nr. 304.

30. October 1836.

Die Natur, ihre Wunder und Geheimnisse, oder die Briggwater-Bücher. Aus dem Englischen von Hermann Hauff und Andern. Erster Band.

(Fortsetzung aus Nr. 303.)

Das dritte Capitel ist der vergleichenden Anatomie der Hand gewidmet. Der Verf. zeigt sich hier in seiner ganzen Größe, indem er die ganze Gliedmaße, worunter er die verschiedenen Knochen von der Schulter bis zu den Fingern versteht, und die Anordnung ihrer Theile nach die ganze Thierreihe betrachtet. Er beschreibt sie, wie sie beim Menschen ist und bei den obersten Thieren, wie sie bei denjenigen, welche ihre Jungen säugen, wie bei denen, welche sich durch Eier fortpflanzen, bei Vögeln, Reptilien, Fischen; er verfolgt die Knochen, welche durch gewisse gemeinsame Charaktere als ein und derselbe, zu verschiedenen Zwecken verwendeter Knochen erscheinen, durch die ganze Reihe, von der Menschenhand bis zur Flosse. Er betrachtet sie beim Maulwurf, wo sie zu einem kräftigen Grabwerkzeuge verbunden erscheinen, mittels dessen das Thier unter dem Boden sich einen Weg gräbt; er zählt jeden Knochen im Flügel des Adlers, um zu sehen, wie sie für ein neues Element angeordnet sind, sobald der Flügel sich so kräftig in die Luft schwingt, als die Flosse des Salmons das Wasser peitscht; der volle Huf des Pferdes, der gespaltene Fuß des Wiederkäuers, die Tazze mit einziehbarer Krallen beim Katzen Geschlecht, die langen zurückgeschlagenen Nägel des Faulthiers treten auf unter den mannichfaltigen Modificationen in der Anordnung jener Knochenkette, welche beim Menschen den verwickeltesten Bewegungen der Hand dient. Auch die Skelette der urweltlichen Thiere, des Pleiosaurus und Ichthyosaurus, des Pterodactylus, Megalonyx sind in Betracht gezogen worden, und wenn man die in den Gebirgsarten eingeschlossenen organischen Reste mit Münzen verglichen hat, die zum Gedächtniß der großen Umnöthigungen geschlagen worden, welche die Erde betroffen, so kann man in dieser Beziehung dem Verf. den Beinamen eines guten Numismatikers nicht versagen.

Im vierten Capitel werden die Muskeln des Arms und der Hand, insbesondere aber ihre Verrichtungen nach zwei Rücksichten betrachtet. Einmal nämlich wird die Lebenskraft der Muskeln durch Beispiele erörtert, dann die mechanischen Verhältnisse in ihrem Bau und ihrer Be-

festigung. Bei den Muskeln sehen wir in jeder Beziehung die Kraft zum vorliegenden Zwecke aufs reichlichste verliehen, nirgend aber auch nur im Geringsten etwas Überflüssiges. Soll ein Glied durch die Thätigkeit eines Muskels, oder einer ganzen Partie von Muskeln bewegt werden, so ist ihnen nicht etwa in solchem Maße Kraft verliehen, daß sie die ihnen das Gegengewicht haltenden Muskeln, ihre sogenannten Antagonisten überwältigen können; nein, sondern die positive Kraft schwindet gleichzeitig in diesen Antagonisten; sie erschlaffen, verlängern sich, und denjenigen Muskeln, welche sich gerade im Zustande der Zusammenziehung befinden, wird somit ihr Geschäft verhältnißmäßig leicht. Der zweite Punkt, das mechanische Verhältniß der Muskeln ist einfacher. Bei sämtlichen Muskeln der Glieder laufen die Fasern in schiefer Richtung. Die dergestalt schiefwirkende Faser verliert an Kraft, erhält aber damit die Eigenschaft, beim Zusammenziehen das an ihr unteres Ende Befestigte durch einen größern Raum zu ziehen, und somit wird an Geschwindigkeit gewonnen. Dieser Mechanismus erklärt sich nun aus dem Gesetz, daß Geschwindigkeit der Bewegung durch den Raum und Kraft oder Gewicht einander gleich sind. Hier im Muskel wird Kraft aufgegeben, um dafür Geschwindigkeit der Bewegung zu erhalten. Dasselbe wird erzielt durch die Weise, wie die Sehnen der Muskeln über die Gelenke laufen. Sie würden ungleich kräftiger wirken, ließen sie in grader Linie zu den Beinen oder Fingergespitzen; damit aber, daß sie in Schreden niedergehalten werden, bewegen sie Finger und Beine mit einer dem Kraftverlust proportionalen Geschwindigkeit.

Im fünften Capitel werden diejenigen Organe mancher Thiere, welche als unvollständige Vertreter der Hand erscheinen, mit derselben verglichen. Es gibt dies dem Verf. Gelegenheit zur Mittheilung mancher interessanten Thatsachen in Bezug auf die Organisation verschiedener Thiergeschlechter. Unter Andern erfahren wir, daß es einen, unter dem Namen Harlekin, Lophius histrio, bekannten Fisch von seltsamer, grotesker Gestalt gebe, dessen Brustflossen kurzen Armen gleichen und unten fingerförmig getheilt sind. Renau erzählt in seiner „Geschichte der Fische“, er habe einen Fisch der Art gesehen, der drei Tage außer dem Wasser gewesen und wie ein Hund im Hause herumgelaufen. Der Umstand, daß er sich außerhalb des

Wassers bewegen kann, ist nicht ohne Interesse, weil er auf den Nerus zwischen Organen hinweist, welche scheinbar rein nichts miteinander zu thun haben. Man will die Thatsache, daß dieser Fisch außer dem Wasser leben könne, noch beweisen; aber die Bildung seiner Kiemen, d. h. seiner Athmungswerkzeuge, macht den Verf. geneigt, daran zu glauben, und seine Lebensweise erfordert wol eine solche Einrichtung. Bei diesem Fischgeschlecht öffnet sich nämlich kein Kiemendeckel, um das geathmete Wasser frei hinten hinauszulassen, wie bei den meisten Fischen, sondern das Wasser entleert sich durch eine kleine Öffnung, welche, wie Doren annimmt, durch einen Schließmuskel verschlossen werden kann. Die Höhlen, in welchen die Kiemen liegen, sind sehr groß, und daher rührt zum Theil der monströse Kopf des Fisches. Somit sind bei ihm nicht nur die Flossen in Füße, sondern auch die Kiemendeckel in Wassertaschen umgewandelt, wodurch die Kiemen ihre Verriethung fortsetzen, auch wenn kein Wasser zuströmt, d. h., wenn der Fisch im Schlamm oder in seichten Pfützen liegt; denn grade hier sucht er seine Beute, und die Weise, wie er sie zu angeln versteht, ist sehr merkwürdig. Doch es gibt auch noch andere Fische, welche sich außerhalb des Wassers auf trockenem Boden bewegen können, ja sogar Bäume erklettern, ohne vom Wasser dahingeführt zu sein. Die Perca scandens steigt auf Bäume mittels der Stacheln an ihren Kiemendeckeln und der fackeligen Strahlen in ihren Flossen.

Das sechste Capitel gibt weitere Belege aus der vergleichenden Anatomie und als Schlussfolgerung daraus, daß nur die Macht, welche das Schöpfungswort rief, im Stande ist, die Veränderungen im Wesen der Thiere hervorzubringen, wodurch sie ihren verschiedenen Zuständen angepaßt werden, daß ihre Organisation vorherbestimmt, nicht erst hinterher vom Zustande der Erde oder den umgebenden Elementen bedingt ist. Auch eine dem Thiere inwohnende Eigenschaft erklärt nimmermehr die mit dem Einzelwesen vorgehenden Veränderungen, so wenig als die im Schooße der Arten vorkommenden Varietäten. Alles weist darauf hin, daß die Arten jede für sich geschaffen sind, daß nicht ein Urtypus allmählig zu den Arten zerfallen ist, und mit jeder andern Annahme als derjenigen, daß jedesmal den wechselnden Verhältnissen der unorganischen Erdmasse, dem Zustande des Wassers, der Atmosphäre, der Temperatur entsprechende Thiere neu geschaffen worden sind, verwickelt man sich nur in unendliche Schwierigkeiten.

(Der Beschluß folgt.)

Geschichte Roms in seinem Übergange von der republikanischen zur monarchischen Verfassung u. s. w. Von W. H. Drumann. Zweiter Theil.

(Beschluß aus Nr. 388.)

Mit vieler Gründlichkeit hat Hr. Drumann die von Sulla beabsichtigte Restauration der Optimaten in Rom geschildert (S. 475—495). Wir wollen die Hauptpunkte in der Kürze zusammenfassen. Sulla's Ziel war die Herstellung der Republik in seinem Sinne, eine Verfassung, welche den Optimaten ihre Herrschaft sicherte. Daher ward er Dictator; aber er war äußerlich nicht ganz frei, weil die Nobilität ihn als ihr Haupt

und die Menge, durch die er gesetzt hatte, als ihr Schuldner in Anspruch nahm; er war innerlich befangen, weil er jene Ansprüche gegeneinander auszugleichen, durch die die Menge sein Werk beschränken zu können glaubte und selbst ein Stau seiner Leidenschaften war. In dieser Hinsicht erließ er viele Disciplinar- und Criminalgesetze, er hob den Mitterstand und beschränkte die Macht der Lehnen, er setzte geschärfte Strafen auf die Habgucht und Schmeichelei der Optimaten; aber zu den Geschworenen, die in jedem Falle Beisitzer des Gerichts sein sollten, bestellte er wieder Optimaten oder Senatoren und verschaffte dem ganzen Senate nach Corneli'schem Gesetze über die Provinzen Gelegenheit, die ihm als zuvor zu verhandeln. Überdies stellte er sich selbst über das Gesetz. Sein Gesetz beschränkte den Aufwand und er gab die Kosten der schwelgerischen Gastmähler; er gebot jedem, und lebte selbst im Ehebruche; er verpönte den Mord und die Lucretius, Ocella und Cranius ohne Urtheil und Recht; er gab ein Majestätsgesetz und verschärfte die Strafen für die Verletzung des Roms mehr als Xii. Auch hierin war Sulla von Napoleon verschieden, denn vor mehreren Jahren kam Sulla's Mäthe hat auf dem französischen Theater aufgeführt. Napoleon kannte seine Franzosen: er wollte, daß Alles mit ihnen machen, daß er ihnen Alles aufhob, wenn er ihnen nur ihre glorie ließe. Ferner hat Sulla seiner Staatsverwaltung unbeachtet, daß der Reichthum des Reichs zunächst durch den Senat verschuldet war, durch die oberen Classen der Gesellschaft, aus denen die Mitglieder empfing; er mußte also ihr Vergehen wegen der sittlichen Wiedergeburt derselben als das größte Verbrechen, dem wankenden Staatsgebäude gefährlich zu sein. Indes sogar der Versuch dazu unterblieb, weil nicht gesehen werden wollte, wenn gleich Hr. Drumann selbst sagt, daß die Wiedergeburt der Republik unter den damaligen Umständen unmöglich und daß selbst im entgegengesetzten Falle Sulla nicht geeignet war, eine solche zu bewerkstelligen. „Die Wiedergeburt Roms“, sagt er, „war damals eine Aufgabe für einen Monarchen. Rom verabschiedete die Freiheit und war auch stark genug, sich ihrer zu erwehren. Die Ausgezeichneten konnten nur im Dienste einer Partei bestehen und nur solange, bis ihr der Sieg gesichert war. Die Robilität wurde zur Trägerin der Republik, zur Hüterin des Staats bestimmt und erhielt als solche durch Sulla die rechte eine äußere Weihe: ein auf innere Vergeßlichkeit, auf die Würde gegündetes Ansehen und Vertrauen. Sulla's Werk, was der Verf. in der letztern Beziehung über Sulla's Werk und die sichtbare Verlegenheit der alten Republik so oft sie veranlaßt sind, sich über denselben zu äußern, ist sehr überlegt und durchdacht, selbst wenn es schränkt Raum uns hindern konnte, dieses dann zu besprechen mitzutheilen.

Wir wenden uns jetzt zu der zweiten, von uns bezeichneten Epoche, die Cicero's Streitigkeiten mit Sulla umfaßt. Auch hier zeigt sich dieselbe Genauigkeit in Detail und Forschung, dieselbe quellenmäßige Treue, die wir schon klar und übersichtlich den Stand der Parteien und den Verlauf des Streites zu schildern, sobald dieser Theil der Geschichte durch Hr. Drumann uns vorliegt. Wir vermögen nur Einzelnes hervorzuheben, wenn wir es um so weniger unterlassen, da unser Urtheil über die Hauptpersonen, über Cicero, mit dem des Verf. nicht übereinstimmt. Im Allgemeinen bemerkt der Verf., daß die Verbrechen ihren Sitz in den obersten Classen hatten, welchen der Senat hervorging, in ihm lebte das Recht und Gesetz verachteten. Die Robilität war schief und lag hoch in ihrer Schläffigkeit das Höchste; sie erkannte sich als Thapfus und Phasalus, als sie das Recht, allein zu leben und zu genießen, als sie ihr größtentheils in den Händen geraubtes und erpreßtes Gut für immer dahingehen ließen (S. 196, 242, 288). Diesen Zustand der Gesellschaft

Globius. Er hat nie einen tief angelegten Plan wie Cäsar verfolgt, die Herrschaft in Rom war nie sein Ziel, ebenso wenig der Umsturz der Verfassung, er wollte zuvörderst nur Unabhängigkeit und die Vorteile und Ehren, deren Besitz ein Optimat sich durch die Verwaltung von Magistraturen verschaffen konnte. Die Parteilungen erschütterten ihn dies. Den weil er den Einzelnen angriff und die Parteien nur dann, wenn sie sich für seinen Gegner erklärten, zeigte sich ihnen sein Versehen auch von einer günstigen Seite. Den Optimaten war es erwünscht, daß er Pompeius, den Crassus, demütigte, und diesem, daß er die Optimaten in Furcht erhielt; Cäsar'n aber frommte das städtische Gefähr, welches er mit unsichtbarer Hand beförderte, denn er wußte, daß diese Großen, welche jetzt mit kindischer Freude Cäsar den Andern unter der Zuchttruppe des Globius haben, sich gegen ihn verbinden würden, und das Gelingen seiner Entwürfe hing davon ab, daß sie jetzt noch getrennt blieben. Der Streit mit Cicerone lenkte den Globius aus seiner Bahn, die Magister bemächtigte sich seiner, aber sie verstand ihn nicht, er entwickelte eine Schamlosigkeit und Festigkeit, wodurch die Gegner vollkommen getäuscht und überwunden wurden. So geschah es namentlich bei Cicerone's Verbannung und bei Cato's Entfernung aus Italien nach Sypern, die vom Verf. (S. 262—268) sehr geschickt dargestellt worden ist. Nach diesen Begebenheiten begann eigentlich der Häuser- und Bürgerkrieg zwischen Cato und Globius, und Geschicklichkeiten entschieden da, wo sonst der Senat gesprochen hätte, die nach fünf Jahren Globius in einem solchen Kampfe bei Bovilla erschlagen wurde. „Globius“, sagt Dr. Drumann am Schlusse seiner Charakteristik, „verbergte sich nicht hinter der Tugend und Tugend nicht mit dem Gesetze, seine Geschichte ist sein Recht; aber nur dann wird man ihn nicht falsch beurtheilen, wenn man das Gemälde Roms aus dieser Zeit ins Auge faßt und die andern widerwärtigen Gestalten in den Reihen der Optimaten mit der seinigen vergleicht.“ (S. 369, vgl. S. 320.)

Dem Globius gegenüber steht Cicerone, kein Kriegsmann, kein Kaufbold, kein Mann von entscheidender Wichtigkeit, deren Globius von den alten Schriftstellern auf das deutlichste angeklagt wird, sondern ein Mann des Friedens, ein Freund des Vaterlandes und seiner republikanischen Verfassung, ein warmer Anhänger der Nobilität, weil er in ihr die Optimaten (die optimi aevi) des Staats zu erkennen glaubte. Dr. Drumann urtheilt freilich anders. Er, der sonst so gerecht ist und nicht leicht ohne die ausdrücklichen Zeugnisse verdammt, hat in dieser Stelle wie im ersten (was auch von uns nicht ungerügt geblieben ist) mit einer so vorgefaßten Meinung über Cicerone geschrieben, daß er dadurch wirklich ungerecht geworden ist. Es fällt uns nicht ein, wie Mibbelen und der freiburger Professor Weisgerber gethan haben, Alles an Cicerone loben zu wollen, wie erkennen willig seine Schwächen an, billigen nicht überall seine Ansichten und geben gern zu, daß ihn seine ererbte Menschenkenntnis öfters habe Mißgriffe thun lassen. Aber Dr. Drumann sagt gar von Cicerone, daß sein Haß gegen die Machthaber nicht aus dem Eifer für die Republik hervorgegangen sei, sondern nur aus Rücksicht auf seinen Ruf (S. 227), daß er nur dem Lirbe der Selbsthaltung gefolgt sei und daß man erst nach seiner Rückkehr aus der Verbannung von ihm vernommen, daß er nur im Interesse des Vaterlandes gehandelt habe, als er aus Rom wich (S. 250, 254), daß er seinen Privatwitz mit Globius zur Staatsangelegenheit gemacht (S. 298), daß ihm nach seiner Rückkehr nur Stolz und Eigennutz geleitet habe (S. 316), und daß die Erkenntlichkeit, welche er nach diesem Ereignis dem Volk und dem Senate bezeugte, ihm fremd gewesen sei, daß es aber dem Sachwalter leicht gelingen konnte, Gefühle zu heucheln und ihnen durch die stärksten Ausdrücke die Farbe der Wahrheit zu leihen (S. 301). Überhaupt liebt der Verf. es besonders, Cicerone als Sachwalter zu bezeichnen, und behauptet, daß er in sämtlichen Reden, wo er pro ario et socio kämpft, Alles nur zu seinem Vortheile kehrt, von Zorn und Begierde fortgerissen, keine strenge Ordnung beobachtet,

sich wiederholt und von einem Gegenstande abschlingt, um gegen verhasste Widerfacher Ausfälle zu machen (S. 312), daß er überhaupt nur vergöttern oder verdammen konnte, daß ihm seine Reichbarkeit und seine Bemühung auf der Rednerbühne nicht erlaubt hätten, sich in der Mitte zu halten (S. 365).

Gegen so harte Anklagen bemerken wir nur Folgendes, was der Prüfung aller Unparteiischen empfohlen sein mag. Cicerone erscheint während seines Lebens als ein großer und guter Bürger, ein berebter Freund der Unschuldigen und Unterdrückten, für die er so manches hochherzige Wort gesprochen und dadurch seinem Vaterlande ausgezeichnete Dienste geleistet hat. Aber aus Liebe zu diesem Vaterlande und zu der glanzvollen Bergeit desselben verkannte seine Bürgerthugend, daß sich die Zeiten sehr geändert hatten, daß Einzelne da befohlen, wo früher die Besten des Staates in freier Berathung das Wohl desselben besprochen hatten, er glaubte, wie Machler („Handbuch der Geschichte der Literatur“, I, 195), sehr wahr bemerkt hat, mit gleicher Gutmüthigkeit, wie Plücker an die deutsche, an die römische Verfassung, für welche nur Bürgerfann Bedärfniß leisten konnte. Daher sprach er auch gern von der Zeit, wo er ohne Anwendung der bewaffneten Macht den Staat gerettet hatte, von dem Jahre seines Consulats, das, wie Niebuhr schon sagt („Röm. Gesch.“, I, 692), ein ganzes Leben werth war; und wenn wir auch auf der einen Seite zugeben, daß er nicht frei von Eitelkeit war und daß ihm Lob und Ruhm bei der Nachwelt als das Höchste galten, so darf auf der andern Seite auch nicht verkannt werden, daß die Eitelkeit des Alterthums in solchen Fällen dem Selbstgefühl verstattete, sich offener und unumwundener auszusprechen, als es bei uns gewöhnlich ist.*) Dies doch das römische Volk dem abgehenden Consul Cicerone mit Jauchzen zu, daß er wahr gesprochen habe, als er mit lauter Stimme schwor, er habe in seinem Consulats das Vaterland vom Verderben errettet (Rebe gegen Piso, Cap. 5). Ja, es hat selbst die neuere Zeit die Staatsmänner nicht ruhmbegierig gehalten, die im Gefühl ihrer Würde mit Zufriedenheit ihrer Verwaltung gedachten. Der edle Cully durfte sich in seinem Briefe an Maria von Medici (f. Hammer's „Geschichte Europa's“, IV, 8) rühmen, daß er die wichtigsten Angelegenheiten des Staats mit unerwartetem Erfolge geleitet und ihn aus einem tiefen Abgrunde des Elends auf den Gipfel des Ruhms erhoben habe; er durfte wünschen, daß seine Dienste für immer in den Herzen der Franzosen eingegraben blieben. Mops Rebling konnte über seine Amtsführung vor der Landtagsmeinde zu Schwyz reden wie der ältere Scipio auf dem Capitol zu den Römern, und noch in unsern Tagen durfte einer der größten Minister, die Frankreich gehabt hat, Casimir Périer, in der Deputirtenkammer am 21. Dec. 1831 ungeschont sagen: „Ich darf mit Recht die Achtung meines Landes verlangen, da mein Gewissen mir sagt, daß ich sie verdiene; — ich begehre von Niemandem eine Rücksicht, deren ich nicht bedarf und die ich nicht annehme.“ Wie Périer war auch Cicerone erziehbar, und wenn ihn also auf der Rednerbühne der Eindruck des Moments fortrifft, wenn er der Erinnerung an die Vergangenheit mitunter zuviel einräumt, wenn ihn der Drang in einandergefallener und verfallener Umstände anders handeln ließ, als es uns bei kalter, besonnener Überlegung in unserm Studirzimmer erscheint, da mögen wir immerhin seinen Verstand tadeln, aber wir dürfen die Rechtlichkeit seiner Gesinnung nicht verdächtigen, oder seinem Willen und seinen Absichten, wo er frei handeln konnte, unziale, selbstliche Motive unterlegen. Demnach scheint es uns, um nur bei Einem stehen zu bleiben, selbst nach den von Dr. Drumann auf S. 366 angeführten Stellen zweifelhaft, ob Cicerone so bestimmt den Cato zu Cato

*) So Graf Platen (Sonett II) im antiken Sinne:

„Dies auch die Tadeln an mir tadeln mögen,
Ich halte nie der Seele Rath in Schranken.
Was wären wir, mit denen Alle janken,
Wenn wir uns selbst das Böse Ruchm entzogen!“

blut Ermordung veranlaßt hatte. Daß er sich aber ferute, als Clobius erschlagen war, können wir ihm, dem so tief getränkt und jahrelang belästigten Mann, unumgänglich zum Vorwurf machen. Dagegen können wir seine Freude über Cäsar's Tod niemals gutheißen; denn Cäsar hatte nie in Cicerro den Feind getränkt, er hatte vielmehr seinen ausgezeichneten Eigenschaften alle Gerechtigkeit widerfahren lassen, und so war jene in unheimlichen Ausdrücken ausgesprochene Freude weder rein menschlich, noch politisch richtig.

Ref. ist in der That auf Hrn. Drumann's Gesamturtheil über Cicerro sehr gespannt. Freilich dürfen wir dies wol erst im vierten Theile erwarten, wo sich der Verf. entweder zu unzähligen Bemerkungen auf die Verhältnisse mit Antonius und Clobius im ersten und zweiten Theile, oder zu vielen Widersprüchen veranlaßt sehen wird. Bis dahin und auch noch länger wird Aden's nützliche Schrift: „Cicerro in seinen Briefen“, ein anschauliches und neues Gemälde von den Thaten des berühmten Römers sein.

Weit mehr stimmen wir mit Hrn. Drumann in der Charakterzeichnung des C. Cassius, des Mörders Cäsar's, überein. Denn dieser ist der dritte unter den hervorragenden Personen des zweiten Theils. An mehreren Stellen (S. 123, 144, 152) bezeichnet er ihn als den Urheber und die Seele des blutigen Unternehmens vom 15. März. „Vergebens“, heißt es auf S. 123, „sucht man den Grund in irgend einem Einzelnen. Es beleidigte ihn, daß M. Brutus der Jüngere als städtischer Prätor den Vorrang, daß er die bestimmte Anwartschaft auf das Consulat erhielt; aber er hatte nie aufgehört Cäsar's Feind zu sein; unfähig, sich unterzuordnen und seine Leidenschaften zu zügeln, konnte er nur durch die Befriedigung seines Ehrgeizes und insbesondere seiner Habgucht gewonnen werden, und da er sich darin gesüßte sah, da der lange Bürgerkrieg ihm eine unerwünschte Ruhe aufbrang und ihn in seiner Laufbahn zurücksetzte, da er endlich an dem Hofe, welcher sich zu bilden anfing und dem anzugehören für die höchste Ehre galt, vom Kreise der Vertrauten ausgeschlossen blieb, weil man ihn kannte, so vermehrte dies seinen Haß, nicht gegen die Herrschaft, sondern gegen den Herrscher. Freiheit und Vaterland ließen dem Verbrecher nur den Namen. Auch war keiner unter den Verschworenen, wie sie schon von den Alten genannt werden, dazu geeignet, den Zustand des Staats zu verbessern, keiner dachte über den Augenblick des Wortes hinaus; durch diesen, so hoffte man, werde Alles von selbst in das rechte Gleis kommen und um so schrecklicher waren seine Folgen.“ Hierauf werden mit gänzlicher Übergehung der eigentlichen Katastrophe und der sich davon knüpfenden Kriege in Italien die Tüge des Brutus und Cassius in Asien vor der Schlacht bei Philippis geschildert, in denen besonders die Habgucht des Cassius, die ihn die Befreiung der Republik als Vorwand gebrauchen ließ, um Tribut zu erheben und die Städte, die aus Noth seine Feinde aufnahmen, zu berauben, hervortritt; ferner die Doppelschlacht bei Philippis mit der Anschaulichkeit, die wir bereits im ersten Theile Gelegenheit hatten, an ähnlichen Beschreibungen nach Verdienst zu würdigen. Eine Schilderung von Cassius' Persönlichkeit macht auch hier den Beschluß: dasselbe ist auch bei den Biographien des Sulla und Clobius geschehen.

Die vielen einzelnen Bemerkungen, welche die römische Geschichte durch Hrn. Drumann's sorgfältige und fleißige Zusammenstellungen im Texte seines Buches sowohl als in den Anmerkungen erhalten hat, vermögen wir hier nicht anzuführen. Ein genaues Studium dieser Schrift wird jedoch Jeden davon überzeugen. Sie bestehen theils in chronologischen Erörterungen, theils in Berichtigungen älterer italienischer Gelehrten, wie des Ranatus, Ferratus und Anderer, theils in historischen Bemerkungen über die für unecht gehaltenen Ciceronianischen Reden, wo Hr. Drumann die Ansicht F. A. Wolf's, „dessen Namen ich mit inniger Verehrung und Dankbarkeit niederschreibe, da er allein meinem geistigen Leben die Richtung gege-

ben hat“ (S. 224), nicht theilt. Insbesondere finden sich eine große Anzahl schätzbare Nachweisungen über einzelne Punkte aus den römischen Alterthümern und aus der Geschichte einzelner Familien und Männer, wo wir nur die Bemerkungen im Voraus, wie Sulla, Velleio, Epitaph, Cicerro, Sulla, Piso (man weiß, wie freigebig die alten Römer mit solchen Bezeichnungen waren), andeuten wollen. Kurz, es verdient sich Vieles, um das Drumann'sche Buch zu einem in der Beziehung theuern Buche zu machen.

Notizen.

Übersicht der Vorlesungen an der Universität zu Bologna von 1884—85.

Eine solche Übersicht in der (italienischen) Originalsprache theilt v. Stromboli in den „Darstellungen aus einer Zeit und Deutschland und Italien im J. 1885“ (Hft. 2, S. 84 ff.) mit. Wir geben sie hier in der Übersetzung, da sie allerdings geeignet ist, den gegenwärtigen Standpunkt der Wissenschaften im Kirchenstaate kennen zu lehren. A) In der theologischen Facultät: Christliche Theologie, Dogma, Ethik, geistliche Beredtsamkeit, Moralthologie, Kirchengeschichte. B) In der juristischen Facultät: Kanonisches, römisches, deutsches, Natur- und Völker-, Staatsrecht, nebst Erklärung kanonischer und römischer Gesetzbücher (*costo canonico e romano civile*). C) In der medicinischen Facultät: Anatomie und Pharmacie (abwechselnd), theoretische Chirurgie, Medicin, Staatsarzneikunde, Botanik, Materia medica, Hygiene, theoretisch-praktische Medicin, Pathologie, Anatomie, medicinische und chirurgische Klinik. D) In der philosophischen Facultät: Optik und Astronomie, Mechanik, Hydraulik, höhere Arithmetik nebst Einleitung in dieselbe, Mineralogie und Zoologie, Physik und Aetherbaukunde. E) In der philologischen Facultät: Archäologie, Geschichte, Rhetorik, Poetik, griechische Sprache. Cines Commentars bedarf die Sectionskatalog wol nicht!

Volli subito heißt eine unlängst von Hrn. Kamps, hiesigem Postoffizianten in London, erfundene Maschine, auf der ein Patent aus drei Jahre erhalten hat, welche das Klagen der Notenblätter beim Clavierspiel ohne Messingblech bewirkt. Es ist eine ganz einfache und kleine Maschine, die ebenso wol auch an andern Instrumenten, z. B. der Orgel und bei den kleineren Instrumenten, z. B. Flöte, Oboe, an dem Notenkupel befestigt werden kann. Sie schlägt die Blätter bei der leichten Berührung mit der Hand oder dem Fuß in Spielenden, je nachdem die Maschine angebracht ist, und so gut und sorgfältig, daß das Spiel nicht die geringste Unterbrechung erleidet. Die Maschine ist niedlich gebaut und sehr wohlfeil im Preise, wird sich also wol einer anschaulichen Verbreitung zu erfreuen haben.

Unweit Spithead hat man sich des von Dean Sturges Taucherapparats kürzlich mit großem, aber seltsamen Erfolg bedient. Man hat nämlich verschiedene, zum Theil sehr alte und alte Geschütze damit herausgezogen, welche zu einigen langen Jahren dort gescheiterten Schiffen gehört haben. In dieser Geschütze, aus Erz, stammt aus der Zeit Heinrich VIII. und trägt das königliche Wappenschild mit Rosen und Lilien. Ein anderes Geschütz dieser Art hat die ungeheure Länge von 14 Fuß, ist ziemlich roh gearbeitet und scheint sehr hohem Alter zu sein.

*) Nur im Vorbeigehen werde hier bemerkt, daß im ersten Theile dieser „Darstellungen“ (S. 7—27) eine ebenso wichtige und werthe und ergötzliche Abfertigung des wahrengelehrten Hrn. S. Nicolai, Verf. des Buches: „Italien, wie es ist“, befindet.

Literarische Unterhaltung.

Montag,

Nr. 305.

31. October 1836.

Die Natur, ihre Wunder und Geheimnisse, oder die Briggwater-Bücher. Aus dem Englischen von Hermann Hauff und Andern. Erster Band.

(Bechluss aus Nr. 304.)

Das sechste Capitel handelt von der Empfindlichkeit und dem Tastsinn. Alle Sinnorgane, das für den Tastsinn ausgenommen, finden wir bei den Thieren vollkommener als beim Menschen. Im Tastsinn, dessen Sitz die Hand ist, behauptet der Mensch den Vorzug. Beim Tastsinn der Hand kommt aber ein doppelter Sinn ins Spiel; es ist nicht genug, daß wir die Berührung des Gegenstandes fühlen, wir müssen uns auch des Aufwands von Muskelkraft bewußt werden, die dazu erforderlich ist, den Gegenstand zu erreichen und mit den Fingern daran herumzugreifen. Bei letzterer Kraftäußerung kommt wirklich der Wille ins Spiel; gegen den Tastsinn selbst das gegen findet so wenig eine Determination desselben statt als gegen jeden andern Sinnesnerven. (Die Richtigkeit dieser Annahme hat bereits unser Landsmann Steinbuch durch einen sinnreichen Versuch außer Zweifel gestellt. Er ließ nämlich die Oberfläche eines ebenen Spiegels ganz blank mit sogenanntem Perennmehl (Sem. lycopod.) bestreuen, verband sich die Augen und ließ durch einen Freund diesen Spiegel so unter seiner, ihn leise berührenden Fingerspitze weg bewegen, daß dadurch solche Linien und Figuren auf der Spiegelfläche gezeichnet wurden, wie sie der Freund haben wollte. In der Sinnesvorstellung, die Steinbuch dabei erhielt, erkannte er die Wirklichkeit des Daseins eines die Fingerspitze berührenden äußern Objectes. Er unterschied die Zeit des Anfangs, der Dauer und des Endes der äußern Berührung. Er erkannte in ihr, daß es kein rauher, sondern ein glatter Körper sei, der seine Fingerspitze rührte. Er erkannte also bei dieser passiven Berührung des Organs die tastbare Beschaffenheit des äußern Objectes. Aber das war auch Alles, was er bei aller Wiederholung und Abwechselung dieser passiven Versuche durch diese passive Berührung seiner Fingerspitze zu erfahren vermochte. Von Erkenntniß der Größe, Gestalt, Richtung u. s. w. der so gezeichneten Linien war von fern keine Rede, denn beim Öffnen seiner Augen war er gewöhnlich verwundert, auf der Spiegelfläche eine durch seine Fingerspitze gezeichnete Figur zu finden, die er zu finden keineswegs erwartet hatte.) Wir übergehen, was

der Verf. zur Bestätigung der Sätze anführt, daß die Empfindlichkeit eine verschiedenen Theilen des lebenden Körpers besonders angepasste, nicht etwa eine das Leben nothwendig begleitende Eigenschaft ist und noch weniger als eine Folge der Feinheit des Gewebes erscheint; daß sie in ihren verschiedenen Modificationen nach dem Wesen jedes Organs, besonders nach dem Grade, in welchem es äußerlich bloßliegt, und auf seinen Schutz berechnet ist; daß ferner die Empfindlichkeit eine auffallend anders gearbete wird, je nachdem die Organe äußere oder innere sind, und daß ihre Verrichtung immer darauf hinausläuft, eine nothwendige oder heilsame Thätigkeit im Organ aufzurufen, und endlich, daß Schmerz nirgend als Quelle von Leiden oder als bloße Strafe auftritt, oder ohne daß sich große, wesentliche Vortheile nachweisen ließen, die ihm reichlich das Gegengewicht halten, kurz, ohne daß wir gestehen müssen, der Thell hätte nicht besser, nicht sinnreicher geschützt werden können.

Das achte Capitel, welches von den Sinnesorganen handelt, lehrt uns, daß nicht allein die Sinnorgane eigens für bestimmte Classen von Sensationen gebaut sind, sondern daß auch die zwischen dem Gehirn und dem äußern Organe verlaufenden Nerven respectiv für keine andern Sensationen empfänglich sind als für solche, welche durch die Organe, denen sie angehören, vermittelt werden. Jedweder Eindruck auf den Sehnerven, den Gehörnerven, Riechnerven, Geschmacksnerven erregt keine andere Empfindung als die des Sehens, Hörens, Riechens, Schmeckens; nicht allein, weil die Nervenenden besonders auf äußere Eindrücke berechnet sind, sondern weil die Nerven auch in ihrem ganzen Verlaufe, und wo immer sie gereizt werden, im Griffe nur dieselbe Vorstellung erzeugen können, für die sie bestimmt sind, keine andere. Ferner wird die Beziehung nachgewiesen, in welcher die Oberhaut zum Gefühl- und Tastsinn steht. Sie ist das Organ des Tastsinns insofern, als sie das Medium abgibt, durch welches die äußern Eindrücke zu den Tastsinnerven gelangen. An den Fingern finden sich alle Vorrichtungen zur Ausübung dieses Sinnes beisammen. Die Nägel geben den Fingern Halt; sie sind breit, schifförmig, um das elastische Kissen zuoberst zu unterstützen, und durch ihre Rundung und Elasticität sind die Fingerspitzen aufs trefflichste zum Tasten eingerichtet. Das Kissen an

der Fingerspitze ist ein wesentlicher Theil des äußern Apparats. Nach der Bemerkung eines scharfsinnigen Mannes können wir mit der Zunge den Puls an der Handwurzel nicht fühlen; daran ist nicht die Unempfindlichkeit der Zunge, sondern die Feinheit ihres Gewebes schuld. Sie ist nicht dazu gemacht, jenen eigenthümlichen Stoß fortzupflanzen, wofür dagegen das feste, elastische Polster des Fingers besonders geschikt ist. (Zur Bestätigung dieser Beobachtung erlaubt sich Ref. hinzuzufügen, daß man allerdings den Puls mit der Zunge fühlen kann, wenn man ihr eine feste Unterlage gibt, indem man sie gegen die untere Zahnreihe umschlägt und an diese andrückt.)

Im neunten, vom Muskel Sinne handelnden Capitel theilt der Verf. sehr interessante Bemerkungen über die Entwicklung des Tastsinnes beim Kinde mit und zeigt insbesondere, daß diese Entwicklung nicht unter dem bloßen Einflusse der Vernunft geschehe, sondern daß eingeborene, instinctive empfindliche Kräfte den ersten Anstoß dazu geben. Überhaupt würden wir ohne einen eigenthümlichen Sinn für die Thätigkeit der Muskeln, oder ohne das Bewußtsein vom Grade der beim Tasten angewandten Kraft durch den eigentlichen Tastsinn so gut wie nichts erfahren können, und der Verf. weist nach, wie die Bewegung der Hand und der Finger, und das Gefühl oder das Bewußtsein ihrer Thätigkeit sich mit dem eigentlichen sogenannten Tastsinne verbinden muß, bevor wir ihm den Einfluß auf die andern Organe zuschreiben können, den er wirklich besitzt.

Obwol nun der Verf. in der Menschenhand ein Werkzeug von der höchsten Vollendung anerkennt, welches den höhern geistigen Anlagen des Menschen entspricht und womit er auszuführen im Stande ist, was er nur zu erfinden vermag, so beweist er doch im zehnten Capitel, daß sie nicht die Quelle des Scharfsinns und der Kunstfertigkeit und also auch nicht der Überlegenheit des Menschen sei. Allerdings herrscht zwischen den Trieben der Thiere, ihrem Bau und ihrer äußern Organisation die vollkommenste Übereinstimmung, und man könnte meinen, der zufällige Gebrauch des Organs könne zu häufigerer Übung desselben führen und so eine entsprechende Disposition erzeugen. Aber die Erfahrung widerspricht dieser Annahme. Sir Joseph Banks sagt in seinen „Abendunterhaltungen“, er habe ein Küchlein, dem noch die Eischale am Schwanz hing, eine Fliege fangen sehen. Sir Humphry Davy erzählt, ein Freund von ihm habe im brennenden Sande von Ceylon Alligatoreneier gefunden und aus Kuglerde eins zerbrochen; es kam ein junger Alligator heraus, der physisch und moralisch völlig ausgebildet war; denn obgleich er im Sande von der Sonnenhitze ausgebrütet worden, machte er sich doch alsbald dem Wasser, seinem eigentlichen Elemente, zu; hinderte man ihn, so nahm er eine drohende Stellung an und biß in den vorgehaltenen Stock. Wie der Trieb zu gewissen Bewegungen, denen ihre äußern Organe dienlich gemacht sind, den Thieren eingepflanzt ist, so sind ihnen auch Leidenschaften als Mittel zur Vertheidigung oder zur Erlangung von Nahrung anerschaffen. Die tägliche Erfah-

rung zeigt uns, daß Kunstfertigkeit dem Verlusse der Hand nicht nur überdauert, sondern sich regt und lebt, wenn auch von Geburt die Hände fehlen. Leider entwickeln sich aber auch zuweilen die furchtbarsten Leidenschaften und führen zu Verbrechen, unter Umständen, wo man es unmöglich halten sollte, weil es an den andern Hand zur Ausführung gebricht. Das merkwürdigste Beispiel dieser Art war ein Mann, der von Geburt keine Arme hatte und doch, wie vom Teufel besessen, mehrere Morde beging, bis die Sache endlich entdeckt und er hingerichtet wurde. Dieser Mörder war ein Bettler und saß an die Landstraße am Saume eines Waldes, wenige Meilen von Moskau. Er gab der Person, wenn sie ihm ein Almosen reichte, mit dem Kopfe einen Stoß vor den Wagen, packte sie in der Betäubung mit den Zähnen und schlepte sie in den Wald.

Der Schluß dieses Capitels wendet den Blick von dem bloß mechanischen und physiologischen Betrachtungsweise ab und nach höhern Regionen hin. Es gewährt, einen Mann wie den Verf., der so tief in die mannichfaltigen Verhältnisse der Natur und ihren Erscheinungen mit solchem Fleiße und so scharfsinnig nachgespürt hat, seine religiösen Ansichten gemüthlich und schlicht, ohne alle mystische Zuthat sprechen zu hören. Wir können es uns nicht versagen, zum wenigsten den Schluß dieser Betrachtung mit eignen Worten desselben wiederzugeben:

Wir haben — so sagt derselbe S. 150 — in dem letzten Abschnitte dieses Werks gezeigt, wie der Mensch nach der Vollkommenheit seiner Hand, als des allzeit fertigen Werkzeuges seines Geistes, zu allen Zuständen geschikt ist, welche die Erfüllung seines Geschicks zu durchlaufen haben mag. Wir sehen die Hand zuerst seinen Bedürfnissen dienen und bei dem des Individuums streifen. Auf der zweiten Stufe steht die Hand, wo der Mensch Arbeiter und Handwerker wird, wo sie im Dienste der Gesellschaft. Auf noch höherer Stufe steht die Wissenschaft im Bunde mit mechanischem Scharfsinn und die Elemente, welche dem Fortschreiten der Gesellschaft dienlich erscheinen, werden just die Mittel, es zu sichern. Die Meere, welche anfangs die Nationen abgrenzten und die Grenzen der Menschheit auseinanderstellten, sind jetzt das verbindende Band, das sie umschlingt. Die höhern Geisteskräfte sind dem Menschen dienlich gemacht, und Alles strebt auf Erfüllung der großen Zwecke, auf die von Anfang an und Jedes hinweist: Vermehrung und Vertheilung der Menschheit über die Erde, Beroielfältigung der Quellen des Gutes und der Bequemlichkeit, Befriedigung von zu hoher Mühe und mit Beroielfömmung der höhern, geistigen Fähigkeiten des Menschen. Der Instinct hat die Thiere so weit geführt, wie über den ganzen Umfang der ihnen bestimmten Existenz verbreitet waren. Auch den Menschen treibt es vorwärts, er bleibt auch, wenn er seine Vernunft befragt, Nichts ungewiß, so strebt doch sein Geist der Erfüllung dessen entgegen, der Erweiterung der Sphäre des Lebens und des Genusses.

Wenn wir so, wie auf einer Karte, den Gang der menschlichen Entwicklung vor uns sehen, so hängt sich uns wieder eine noch näher liegende, gewichtiger Betrachtung auf: in wie dienen uns alle diese Beweise von göttlicher Macht, von Übereinstimmung in der Natur, wozu die prädestinirte Anordnung der Erde, wozu die Schöpfung des menschlichen und göttlichen Menschen, wenn es damit aus ist? wenn sich uns kein untelbares Verhältnis des Individuums zum Schöpfer offenbart?

der solcher Stillstand ist nicht unser Loos; im Gegentheil, bei uns Schritten bieten sich uns Gründe in Menge dar, die das lebendige Wesen zu etwas Höherem bestimmen, das sie, im Zustand der Endigkeit dieser ganzen Maschinerie, dieser ganzen Reihe von Umwicklungen ist. Und darum ist der Körper gebrechlich, die Kindheit so hilflos, das Alter so hilflos, darum ist Schmerz und Krankheit, Unglück und Kummer Menschenleiden; denn auf solchem Wege soll der Mensch erst werden, seine Fähigkeiten und seine Tugenden entwickelt, sein Gemüth einem geistigen Gehirne in Liebe zugekehrt.

Noch sind diesem Werke erläuternde Zusätze beigegeben, in welchen sich der Verf. über manche, mit dem Inhalte desselben verwandte Gegenstände verbreitet, namentlich über die mechanischen Eigenschaften der festen Körper, über die mechanischen Eigenschaften der Knochen oder des wahren Skeletts, über die Muskelkraft und die Elastizität, über die Stellung des Kopfes bei den Thieren und das Verhältniß desselben zur Wirbelsäule, über fabelhafte Thiere, über die Vergleichung des Auges mit der Hand, über die Bewegung des Auges in Beziehung auf den Effect des Schattens und der Farbe auf einem Gegenstande und über den Ausdruck im Auge. Auch darin finden sich viele höchst interessante, geistreich aufgefaßte Untersuchungen und Bemerkungen, welche dem Naturforscher und Philosophen reichen Stoff zu weiteren Forschungen geben.

Denn wir nun dieses ganze Werk als eine höchst interessante Erscheinung in der Literatur betrachten und im Verf. das Verdienst zugeben müssen, daß er seinen Gegenstand auf eine sehr geistreiche Weise behandelt und ihn besonders in comparativer Hinsicht so mannichfaltige und anziehende Seiten der Betrachtung abzugewinnen gewußt hat, wie es bis jetzt noch von keinem Physiker in ähnlicher Weise geschehen ist, so bedünkt uns doch, daß durch seine Arbeit der Gegenstand noch keineswegs erschöpft sei. Insbesondere vermüssen wir eine nähere Würdigung der Vorzüge und ausgezeichneten Kunstfertigkeiten, wodurch sich die menschliche Hand vor allen übrigen analogen Organen der Thierreihe auszeichnet. Es ist dies gewiß ein Thema, welches einer weiteren Betrachtung würdig gewesen wäre. Denn außer dem Auge und dem Ohr gibt es gewiß kein Organ des menschlichen Körpers, das einer solchen Perfectibilität fähig und so geistig wäre, der Träger und Vollstrecker geistiger Ideen und Tugenden zu werden als gerade die menschliche Hand. Abgesehen von der progressiven Vervollkommenheit dieses Organs in jedem Menschen von der Geburt bis ins Alter, ab von der gleichzeitigen Erhebung seiner mechanischen Geschicklichkeit mit der geistigen Ausbildung, welche verschiedene Stufen zeigen sich uns zwischen der Kunstfertigkeit eines Holzhauers und eines großen Konstruktors der Bildhauers! Freilich ist es immer nur der Geist des Menschen, der sich des mechanischen Werkzeugs bedient, seine Strahlen über dasselbe verbreitet und es nach seinem Willen lenkt; aber dabei dürfen wir doch in Antheil, den das letztere an den Schöpfungswerten derer Künstler nimmt, nicht ganz außer Rechnung stellen. So wenig als eine Catalani ihre geistigen Gefühle in bezaubernde Gesänge ergießen würde ohne die ihr ei-

genthümliche Vollkommenheit der Stimmorgane, so wenig würde es Paganini vermögen, ohne seine Hand und seinen Arm. Nur die Einigung geistiger Vollkommenheit mit mechanischer macht jene Tausende des Himmels und der Menschen zu Dem, was sie sind.

Es ist in der That höchst bewundernswürdig, zu welcher unglaublichen Fertigkeit es die menschliche Hand durch Fleiß und Übung bringen kann. Mit der Schnelle des Blitzes folgt sie dem ebenso flüchtigen Gedanken, sodaß ihre Bewegungen gar nicht mehr unter seiner Leitung zu stehen, vielmehr auf automatische Weise vor sich zu gehen scheinen; es verkörpert sich durch sie die schönste und tiefsten Gefühle der Menschenbrust, und sie leitet hinwiederum die äußern Eindrücke mit einer Sicherheit und Geschicklichkeit zum Sensorium zurück, die kaum der Leitung durch das Auge nachsteht. Betrachten wir z. B. den geübten Pianofortespieler; mit welcher ungemessenen Schnelligkeit durchfliegen seine Hände das Reich der gesammten Töne, wie geschickt vermag er dabei die seltsamsten Combinationen der Töne hervorzubringen und durch die verschiedene Modification der Berührung selbst den todten Tasten Seele und Gefühl einzufhauchen! Betrachten wir ferner den Kupferstecher, wie er durch die bald tiefer, bald oberflächlicher geführte Nadel die verschiedenartigsten Lichteffekte zu erreichen versteht, und seinen treuen Gehilfen und Interpreten, den Kupferdrucker, wie er durch stärkeres und schwächeres Auftragen der Farbe, durch festeres oder sanfteres Darübergleiten der Hand über die Platte die Wirkungen des Bildes zu erhöhen und zu schwächen vermag. Folgen wir den schnellen Bewegungen des Schriftsetzers, wie er mit gehobener Hand die einzelnen Buchstaben und Zahlen aus ihren verschiedenen Behältern herauszubefördern weiß, ohne nur einmal einen Fehlgriß zu thun, oder den heitern Spielen des Taschenspielers, der mit ganz herablässiger Geschwindigkeit Gegenstände unsern Blicken zu entführen versteht, ohne daß ihm auch das schärfste Auge zu folgen vermag, oder den geistvollen Bewegungen und Wendungen des Mimikers, bei dem sogar die Arme und Hände zu sprechen scheinen. Ja, durch Übung und fortgesetzte Anstrengung vermögen manche Menschen Muskelbewegungen ins Leben zu rufen, deren wir im gewöhnlichen Leben gar nicht fähig sind. So beobachtete Ref. an einem sogenannten Athleten, der sich für Geld sehen ließ, daß er bei gekrümmten und feststehenden Ober- und Vorderarmen die Muskeln seiner Oberarme willkürlich nach dem Takte der Musik auf- und ab bewegte, sodaß diese Bewegungen auch den entfernt sitzenden Zuschauern sichtbar waren.

Doch genug, um anzudeuten, welcher Leistungen die menschliche Hand, dieses organum ante omnia organa, wie es Aristoteles nennt, fähig ist. Gern überlassen wir die weitere und speciellere Ausführung dieses Gegenstandes einer geübten Feder, indem wir uns damit begnügen, gezeigt zu haben, daß ihm auch auf diese Weise eine interessante Seite abzugewinnen sein möge.

Dr. H o h n b a u m.

Nachskationen eines Reisenden. Von E. M. Selinger. Wien, Bailléhauser. 1836. Gr. 8. 20 Gr.

Wenn der Verf. in dem Vorwort sagt, man werde vielleicht der Meinung sein, daß man keine Reise nach Italien oder andern Ländern zu unternehmen brauche, um Mittheilungen zu machen, wie sie in seinem Buche enthalten sind, so bekennen wir, daß wir eine solche Ansicht theilen, obgleich er sie als eine „scharfsinnige Behauptung“ sigmatistirt. Dies hindert uns indes nicht, anzuerkennen, daß manche seiner Reflexionen ganz gut und wahr sind, während auch wieder Halbwahres und Verachtetes mit unterläuft und wir überhaupt oft in Verlegenheit kommen würden, wenn wir den Zusammenhang seiner Ideen nachweisen sollten. Einige Local- und Sittenschilderungen aus Oberitalien und Deutschland sind ansprechend, wenn auch im Durchschnitts vielleicht zu flüchtig; das ganze Buch ist ein zusammengekehrtes, dessen Lectur man ebenso gut von hinten wie von vorne beginnen kann, ohne dem Verständnisse im geringsten zu schaden.

Literarische Notizen.

Unter dem Titel: „*Révolution d'Espagne. Kramen critique (1820—1836)*“, ist soeben in Paris eine vollständige Darlegung des Benehmens der revolutionären wie der legitimistischen Regierung in Spanien in der angegebenen Periode herausgekommen. Dieses Gemälde, dessen Bestimmung ist, die Ursachen der Ereignisse klar darzustellen, welche Spanien unglücklich gemacht haben, ist eine Arbeit der des Hrn. von Martignac vergleichlich, welchen der Tod an deren Ausführung hinderte. Der ungenannte Verf. des in Rede stehenden Werkes ist ein Spanier, der mit den Verhältnissen genau bekannt ist, und dessen Ansichten gleichweit von denen der beiden einander auf das Schroffte entgegengesetzten Parteien entfernt sind, die sich jetzt um die Herrschaft Spaniens streiten. Es wird dargestellt, wie immer die Gewaltthätigkeit der einen Partei allmählig den Triumph und die Gewaltthätigkeiten der andern herbeigeführt haben. Alles ist mit officiellen Actenstücken und öffentlichen Urkunden belegt und selbst als Sammlung derselben hat das Werk großen Werth, das eine genaue Kenntniß der spanischen Angelegenheiten verschafft.

Mph. Royer und Roger de Beauvoir haben einen Roman: „*L'ambroge des trois pias*“ geliefert, welcher sich über belgische Sitten und brüsseler Leben verbreitet und vorzüglich in der Hauptstadt Belgiens viel Aufsehen erregen wird.

Eben sind in Paris die beiden ersten Bände, der dritte soll noch im October erscheinen, der „*Philosophie du budget*“ von Gilekand du Révil ausgegeben worden. Dies Werk behandelt den wichtigen Gegenstand auf eine ebenso lichtvolle als erschöpfende Weise.

Bibliographie.

Braunthal, Ritter Braun v., *Stehende Masken im Lustspiele des Lebens.* In 12 Facsimilern. Gr. 12. Wien, Pichler. 1837. 16 Gr.

Göckelina. Ein Beischäft für Frauen und Jungfrauen. Mit 4 Kupfern. 16. Neuchâtel, Vergay. 1837. 1 Thlr. 6 Gr.

Deffars, Dramatische, für das Jahr 1837. Herausgegeben von E. M. Dittinger. Mit Beiträgen von Angely, Gohmar, Herrmann, Schmella, Töpfer und Dittinger. 8. Hamburg, Rogazin für Buchh. 1 Thlr. 12 Gr.

Dymocritus oder hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen. Alde, si sapia. Von dem Verfasser der Briefe eines

in Deutschland reisenden Deutschen. Gr. 8. Götting, Brodhag. 2 Thlr. 18 Gr.

Flak, G. W., *Musikalische Grammatik oder musisch-praktischer Unterricht in der Tonkunst.* Für Musik-Lehrer und Musik-Lernende, so wie für Jeden, der die Grundbegriffe der Tonkunst Belehrung sucht. 16. Leipzig, G. Wigand. 1 Thlr.

Gassmann, J. B., *König Mar I. Schicksal in den Gefängnissen.* Mit 1 Kupfer. 8. Nürnberg, Cüniger. 1 Thlr. 8 Gr.

Griepenkerl, B. R., *Die Christliche Nahe.* Ein erzählendes Gedicht in zehn Gesängen. Gr. 16. Braunschweig u. Sohn. 1 Thlr.

Härlin, C., *Unsere Ansprache auf Fortdauer nach dem Tode vor dem Forum des gesunden Menschenverstandes.* Gr. 8. Stuttgart, Brodhag. 12 Gr.

Klein, J. B., *Geschichte des Blinden-Asyls in der Provinz der Blinden gewidmeten Anstalten in Deutschland, mit Nachrichten von Blinden-Anstalten in andern Ländern.* Gr. 8. Wien, Pichler. 1837. 1 Thlr.

Lacroix, J., *Der Diplomat.* Ein Gemälde der neueren Sitten. Aus dem Französischen. 2 Bände. 1. Götting, F. Erhard. 2 Thlr.

Rusensalmanach, Deutscher, für das Jahr 1837. Herausgegeben von Adelbert von Chamisso. Gr. 8. Leipzig, H. Heine's Buchhandl. 16. Leipzig, Weidmann. 1 Thlr. 12 Gr.

Dhneforgen, *Bilder aus dem Kriege von 1814 und 1815 u. s. w.* 4ter Theil. Gr. 12. Berlin, Gold u. Hartje. 1 Thlr. 12 Gr.

Paketen-Bücher, Der, *komisches Singpiel in fünf Acten.* Frei nach dem Französischen von Friedrich Schlegel. Musik von Carl Dreyer. 8. Leipzig, Weidmann. 9 Gr.

Pfeilschifter, J. B. v., *Denkwürdigkeiten aus der französischen Revolution.* Gesammelt und herausgegeben. Gr. 8. Neuchâtel, Vergay. 2 Thlr.

Pichler, G. geb. v. Greiner, *Sämmtliche Werke.* Band. — Auch u. d. T.: *Verstreute Blätter aus meinem poetischen Leben.* 8. Wien, Pichler. 1 Thlr. 12 Gr.

Reinbeck, G., *Reise-Plaudereien über Aegypten (1811), Salzburg und dem Salzburger Land (1812), Ostreich (1813), Weimar (1806), in die württembergischen (1824) und nach den Kantonsen der Schweiz (1818).* 2 Bändchen. Gr. 12. Stuttgart, Brodhag. 2 Thlr. 12 Gr.

Schoppe, A., *geb. Weise, für müßige Stunden.* Gesammelte Erzählungen und Novellen. 5 Bände. 1. Götting, Focke. 4 Thlr.

Semilasso in Afrika. 1ster Theil. Alger. In 10 Papieren des Verstorbenen. Hiezu die Abbildung: 1. Alger. — 5ter Theil. Land der Beduinen. Die Abbildung: 1. Sufetula, Colonia Scillitana, Hydra, Trugge, Senaria u. s. w. Tunis; Schluß. Hiezu die Abbildung: 1. von Tunis. 2) Villa des englischen Consuls. 3) Semilasso in Afrika. Mit königl. würtemb. Privilegium. 8. Götting, Hallberger. 4 Thlr.

Southern, R., *Nelson's Leben.* Ein biographisches Gemälde. Aus dem Englischen. (1ste Abtheilung.) Gr. 8. Götting, Pichler. 1837. 8 Gr.

Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. Herausgegeben von Joseph Freiherrn von Formayr. XXV. Jahrgang der gesammelten und VIII. der neuen Folge. 1837. Berlin, Reimer. 2 Thlr. 12 Gr.

Trarzel, A., *Anacharsis Germanicus, oder eines Cosmopoliten.* 1ster Theil. Paris. — Von — Marselle. Reapet u. s. w. Gr. 12. Stuttgart, Brodhag. 1837. 1 Thlr. 6 Gr.

Hierzu Beilage Nr. 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brodhag. — Verlag von H. A. Brodhag in Leipzig.

Geschichte des deutschen Volkes. Von H. Luden. Zweiter Band. Gotha, J. Perthes. 1835. Gr. 8. Pränumerationspreis 2 Thlr. 4 Gr.

Wenn wir uns die Sache hübsch kurz und bequem machen wollten, so würden wir dem verehrlichen Publicum d. Bl. anzeigen, daß der ersuchte zweite Band dieses Werkes noch im vorigen Jahre 1835 vom Stapel gelaufen, daß Behandlungsart, Styl und Name des Verfassers bekannt genug wäre, um noch etwas darüber zu sagen, daß dieser Band die Zeit von 1125—1160, mithin nur 35 Jahre umfasse und daß wir mit unserer vorjährigen Bemerkung über die Ausdehnung des Werkes (f. d. Bl. Beil. 2, f. 1835) bis jetzt Recht behalten haben. Wir hoffen aber, unsere Leser wünschen sämtlich etwas mehr als bloß dieses zu erfahren, zumal wenn sie etwa nicht gleich an das Lesen selbst kommen könnten. Denn fürwahr unsere erste gebiegene Rationalistiliteratur, repräsentirt durch solche geschichtliche und selbständige Werke, erliegt beinahe dem Noth der Flugschriften, die mit Geschrei und Lärm sich aufdrängen und von einem Manne, der à la hauteur der Literatur sein will, gelesen sein müssen, gleich den unbequemen Pauken und Trommeln mit ihrer kurzen Waare auf der Messe vor den großen, alten und soliden Kaufmannsgewölben. Wer greift jetzt nicht lieber zu einer Streitschrift, etwa über das junge Deutschland, oder nach dem jüngsten historischen Romane, wo man sein Capital an Wiß und Zeit weit besser verzinselt, als mit einem bänderreichen Werke über das deutsche Mittelalter. Wie die alten festen Capitulationen sich in Schindbagnactien zerbröckeln, der sollte Gewinn in Speculation auf Agio und Prämie sich umwandeln, so droht es auch unserer Literatur gehen zu wollen. Deste, die beim Ausschlagen auseinanderfallen, widerstehen dabei, die ein Ghodowietz nicht des Steines, geschweige des Stahles zu der Druckplatte werth machen würde, Zweigroschenliteraturen, elende Klatschereien aus hochgeflatheten Briefen — solche Dinge sind an der Tagesordnung. Wir leben zu schnell, um ein einziges tüchtiges oder höchst interessantes Werk durchgemessen zu können, oder wir leben von lauter Conjecturen, die den Magen verderben. Wir sehen die Welt kommen, wo in jedem Dampfswagen von Hamburg nach Aachen und von Böhmen bis Lindeau eine kleine Unterhaltungsbibliothek und ein immer mit einem neuen zu vertauschendes Zeitungsblatt gehalten werden muß. Wir leben so schnell, daß wir eigentlich nicht mehr athmen, sondern nur noch schnappen, und wenn des seligen Bengel's Prophezeiung auf das Jahr 1836 nicht zutrifft, so geschieht's, weil wir vielleicht nicht einmal recht wahrlich sind, das Wichtigste, was sich nach Erschöpfung der Welt zutragen kann, nämlich ihren Untergang, zu erleben. Wir wünschen nur, daß unser Rationalistischer Luden nicht etwa, dieses Treibens selbst müde, sein Werk da abbricht, wo es uns eigentlich erst recht begehrenswürdig erscheinen würde, nämlich bei der Zeit des Interregnums nach Untergang der Hohenstaufen, und legen auch für die Zeit der Luxemburger eine Färbitte ein, weil wir diese nirgend noch nach Wunsch und geüßert bearbeitet gefunden haben, während für die fränkische Periode Bengel und für die Hohenstaufen Raumer bereits gesorgt haben.

Der gegenwärtige Band führt uns nur kaum drittehalb Regierungen, die des Kaisers Lothar, dem wir auch durch Luden noch keinen rechten Geschmack abgewinnen können, dann die des ersten und minder interessanten Hohenstaufen Konrad III., und acht Jahre aus der Regierung des Friedrich Barbarossa vor. Der Verf. zeigt, daß trotz der bekannten Behandlung der Hohenstaufen nach den obengenannten Historikern eine selbständige

Forschung Manches auch wol noch anders sehen lassen könne, als dort geschehen. Wenigstens wird ihnen hier beizeiten weniger Mißbrauch gestreut als dort, und Friedrich dem Rothbart die Begünstigung der Feudalaristokratie gegen das Bürgerthum an vielen Orten vorgeworfen. Es wird dies beitragen, die Stimmung der deutschen Jugend, welche noch von den Lurngemeinden her aus Friedrich Barbarossa einen auch in Liedern überherrlichten Abgott machte, wo sie ja noch vorhanden sein sollte, etwas der Wahrheit näher zu bringen, wenn es (S. 297) bei Gelegenheit seiner Kaiserwahl heißt: „Sanz Deutschland erblickt in Friedrich I. den einzigen König, der wie den Willen so die Kraft habe, den Gebrechen abzuheilen, an welchen es so lange und so schwer gelitten hatte. Eben deswegen schauete es mit starker Hoffnung einer bessern Zukunft entgegen. Deutschland aber hat sich seines schönen Glaubens an die Zukunft nicht lange erfreuet und ist in seinen Hoffnungen schwer getäuscht worden. Von seinem eignen Könige versäumt, verkannt, mißachtet, hat es der Leidenschaft desselben nicht zu berechnende Opfer gebracht für die Mißhandlung und Beknechtung eines fremden Volkes; es ist selbst zu wilden Leidenschaften fortgerissen und hat sich selbst auf eine jammervolle Weise bekämpft, zerfleischt und seine eignen Kräfte verzehrt; endlich ist es mit seinem Kaiser aus dem heillosen Kampfe wider Italien ohne Ehre und Gewinn herausgegangen und, seine eignen Wunden betrachtend, ist es gleichsam an der Mangelkeit der Heilung verzweifelt, und hat, ermüdet und verzagt, auf sein altes menschliches Streben nach der lebensvollen Bereinigung aller deutschen Völker zu einem einigen mächtigen Reich unter einem starken Könige, wie für alle Zukunft, Verzicht geleistet.“ Hieran untersucht der Hr. Verf., wie der Kaiser dennoch zu solchem Ruhme gekommen, und bemerkt sehr richtig, daß eigentlich sein Dheim und Biograph, Bischof Otto von Freisingen, einen Hauptantheil daran habe, weil ihm die meisten Spättern gefolgt wären, Otto aber nur den glanzvollen Anfang von Friedrich's thatenreicher Laufbahn sah und schilderte. Wahrscheinlich, meint L., würde Otto's Darstellung, wenn sie 30 oder 40 Jahre später erfolgt wäre, eine andere, dunklere Farbe erhalten haben. Dazu kam seine bedeutende Persönlichkeit, sein Klaffenruhm und sein Vieles vornehmender oder in Vergessenheit bringender Tod.

Um in dem Urtheil über Friedrich I. recht sicher zu gehen, wird der Mann und das Reichsoberhaupt besonders gewürdigt, „der Mann nach seiner Zeit und nach den edelsten Gefühlen in unserer Brust, der König hingegen nach den Bedürfnissen des deutschen Volks und nach den Verhältnissen des Reichs“. Es könnte von Interesse sein, zu sehen, wie ernst und unparteiisch der Verf. dabei zu Werke geht, und wir erlauben uns daher, zugleich um ein vollständiges Bild über jenen Helden des Mittelalters zu gewinnen, die auszugewählte Mittheilung der dahin gehörenden Hauptstelle (S. 501):

„Friedrich's äußere Erscheinung erinnert an die alten Deutschen, welche vor 1200 Jahren die Bewunderung und den Schrecken der alten Römer erregt hatten. Er war nicht eben von hohem, aber von schlankem Wuchs; die Brust hoch gewölbt, der Bau des ganzen Körpers stark und fest, so daß er so leicht als kräftig einerschritt und die größten Anstrengungen wohl zu ertragen vermochte; das Gesicht fein und frisch, die Augen blau; das Haar an Haupt und Kinn roth und kraus. In diesem Körper aber wohnte ein gewaltiger Geist. Was die Natur für einen Menschen zu thun vermag, das hatte sie für ihn gethan. Er hatte die Fähigkeit, Alles zu erreichen, was menschlichen Kräften zugänglich ist: einen tüchtigen Verstand, ein rasches Urtheil, einen scharfen Blick und

ein so ausgezeichnetes Gedächtniß, daß er einen Joven, der ihm einmal bekanntgeworden war, nach sehr langer Abwesenheit sogleich wieder bei seinem Namen zu begrüssen vermochte. Und wenn er diese geistigen Kräfte allzumal am meisten auch nur in kriegerischen Dingen und für kriegerische Dinge ausgebildet hatte, und wenn er sich auch in andern wissenschaftlichen Kenntnissen versäumt haben mochte: so wußte er doch Mancherlei, und wußte selbst als Kaiser soweit als möglich gut zu machen, was gut zu machen war. Vor Allem liebte er, in diesem Stücke Karl dem Großen gleich, die Geschichten früherer Tage zu lesen oder sich lesen zu lassen, wohl erkennend, daß ein Mensch, er mag ein Fürst sein oder ein Gemeiner, welchem die Vergangenheit verschlossen ist, nothwendig ein Fremdling in der Gegenwart bleibt und für die Zukunft keinen andern Maßstab haben kann, als eine gemeine Rechnungsregel u. s. w."

"Wenn nun durch solche Eigenschaften Friedrich auf dem Throne zu dem ersten Manne seiner Zeit gemacht wird, so dürfte", fährt der Verf. fort, "das Urtheil desto unsicherer werden, wenn nach dem Oben in der menschlichen Brust gefragt wird, nach dem Sittlichen. Er mag immerhin gegen seine Freunde und Vertrauten, gegen seine Diener und Untergebenen viele menschliche Tugenden bewiesen haben; aber er war nicht Herr seiner Leidenschaft und bewies in der Befolgung derselben eine Beharrlichkeit, eine Stärke des Willens, die Schauer und Angst erregt. Am furchtbarsten war er in seinem Haffe, und seinen Haß erregte, wer sich ihm zu widersetzen wagte. Verzeihung kannte er nicht; Milde war ihm fremd; und wie soll man an Großmuth und Gerechtigkeit bei einem Manne glauben, der in seinem Borne schonungslos Schuldige und Unschuldige, ohne Unterschied des Alters und Geschlechts, bis zur Vernichtung verfolgt? der mit wilder Grausamkeit den Segen der Natur zerstört, ganze Städte in Asche legt und ohne Mitleid, Erbarmen oder Reue auf den Schutt hinblickt und sich solcher Thaten rühmt u. s. w."

Doch Friedrich I. ist lange nicht der Einzige, welcher in diesem Bande eine Rolle spielt. Das (S. 418) über Heinrich den Löwen gesagt wird, ist ebenso wahr als durchdacht. Er wird ein ausgezeichnete junger Mann von Geist und Kraft genannt, den aber die bisherigen Ereignisse, sein Glück und das Lob seiner Umgebungen verwehrt, mit einem gewissen Trost, mit einer gewissen Berachtung angefüllt hatten. Auch Friedrich's Verfahren in Italien mag des Eindruckes auf das Gemüth des jungen Löwen nicht verfehlt haben. Diese verachtende Kälte gegen Menschen, weil sie werthlos in Städten gesellschaftlich lebten und nicht in Bergschlößern und Bürgen den Ertrag fremder Arbeit verzehrten, dieses gewaltthätige Vorgehen oft ohne Grund, gewöhnlich ohne Zweck, dieses beständige Brennen und Berühren, welches die Bahn des deutschen Heeres bezeichnete, mußte einen jungen Fürsten, der sich von solchen Grenzen umgeben sah, hart machen bei Anderer Leiden, taub gegen Anderer Klagen und starrnützig in seinem Willen. Die eble Befassung, die unverkennbar ursprünglich in Heinrich war, ging wol nicht verloren; sie mochte auch hier durchbrechen und dort; aber die Leidenschaft tobte leicht auf in seiner Brust und Born und Trost überwältigten noch leichter die Rüstung und die Besonnenheit." Den Schluß dieser Darstellung macht die gewiß wahre Bemerkung, daß zwei Riesengestalten, wie Friedrich und Heinrich, keinen Raum nebeneinander fanden, wol eine Zeitlang als sich unentbehrlich zueinander halten konnten, endlich aber nothwendig aneinander stoßen mußten.

Unter den übrigen ausgezeichneten Gestalten, welche dieser Band auf die Bühne führt, zeichnen wir den Priester Bielin (S. 99), Abälard und Arnold von Brescia (S. 189) und Bernhard von Clairvaux (S. 220) aus. Die römische Kirche wird es freilich dem Verf. kaum verzeihen, daß der Kaiser Arnold sichtbar über seinen Lehrer Abälard (wie der Verf. schreibt), den Ruhm und Ehrendürstigen gesetzt wird, der erst später, durch eigne und fremde Leidenschaft zu Schmach und Unglück gebracht, in den heiligen Mauern eines Klosters die Versöhnung

mit der Welt, mit der Kirche und jener Kirche der Welt hat, in welcher der gute Mensch nur vom Lichte der Sonne zu schaden vermöge. Arnold hingegen, von der strengsten Keuschheit durchdrungen, trug den Jammer der Welt in seiner Brust. Er bewegte seine Seele von den irdischen Dingen, leitete der Schule hinweg und richtete sie auf das Echte, den Zustand der menschlichen Gesellschaft zu verbessern."

S. 587 erklärt sich der Verf. gegen die gewöhnliche Annahme von dem vor Weinsberg entstandenen Vorurtheil, daß Weib, hier Weiblingen, ohne uns jedoch vollständig überzeugen zu können. Darauf läßt indes nichts an; wenn es der Verf. wagt, sogar die bekannte Anekdote von den weinsberger Weibern in Zweifel zu ziehen, so wage er es auf seine Gefahr, unsere deutschen Frauen zu erklären. Mit der Erholung des Lesers von so manchem Grinsen u. s. w. 14. Note (S. 438) darüber wieder: „Und die Weinsberger? Freilich die sollten nicht fehlen! Sehen Sie die christlichen Frauen dieser Stadt so artig mit ihrem Hockepack ausziehen läßt, kann sich Niemand entziehen, die süße Bürde abzunehmen, und Niemand mag sich bei dem Schauspiel verberden lassen. Wie sollte man auch ein handgreifliches Beweise für die Axt der deutschen Frauen, welcher diese Axt gleichsam im Nacke darbietet, nicht geben. Indes fürchte ich doch, daß die Axt der deutschen Frauen, wenn sie nicht besser bewiesen werden könnte, besonders stark zu verteidigen sein würde. Denn, was die Mähr von diesen Weibern eine geschichtliche Wahrheit was würde sie beweisen? Sie wäre eine einzelne, welche für die Frauen von Weinsberg in jener Lage und nichts mehr!" Es würde uns beim Verf. nicht gefallen, wenn wir noch ein ähnliches Beispiel aus dem Abend Deutschlands beibringen wollten; denn der Verf. nur eben auch die Sache in Zweifel stellen.

Eine Note, welche vielleicht für manche Leser interessant sein könnte, macht hier den Beschluß. In Brescia empfahl besonders den Geistlichen die Pflicht der Keuschheit. Dazu macht Euden folgendes Zwiesgespräch: „Wie, Paul, ihr wolket dem Keuschheitsrathen? — Kein! — Und warum nicht? — Es geht und warum geht es denn nicht? — Ich muß Eucken. — Ei, mein Gott, könnt ihr denn das Eucken nicht ebenso gut unterlassen als ich? — Ja, doch! Magnificenz trinken täglich zwei Flaschen Burgund, lassen Sie mir die Hälfte, und ich verspreche bei Gelegenheit, nimmer Schnaps zu trinken."

Deontologie, oder die Wissenschaft der Moral, dem Manuscript des Jeremy Bentham und herausgegeben von John Bowring. Englischen übertragen. Zweiter Band. Niederländische Buchhandlung. Preis 3 Thlr. 12 Gr.

Bei Anzeige des ersten Bandes dieser Schrift (Bl. f. 1835, Nr. 140) wurde bemerkt, daß sie nicht neu, wie der Verf. fälschlich wähnte, sei. In England nicht unbekannt und den Deutschen zuwider; jene wüßten schon zu beurtheilen, taugte, und die Letztern wollten gar nichts damit zu thun selbst nicht mit und in dem ewigen Leben. Ferner ist der unsokratische Deontolog den Werth der Tugendbewußtens im gewöhnlichen Sinn der Worte, sowie Heroldus des Charakters, wolle die Welt belehren, sagen, denen sie längst geblüht, nämlich mit dem Vergnügen, verblende aber als Rathgeber für die als Menschenbeobachter des wirklichen Lebens Aufmer-

Der zweite Band nun soll das deontologische System in praktische Anwendung bringen und für das tägliche Leben dessen Anwendbarkeit zum Glück und zur Verminderung des Elends zeigen. Nun gibt es zwei große Abtheilungen der Sphäre menschlicher Handlungen, diejenigen, welche den Menschen allein angehen, und diejenigen, welche Andere angehen; jene stehen unter der Klugheit, diese unter dem Wohlwollen, daher sind alle künftigen Modifikationen der Klugheit oder des Wohlwollens. Deontologes sprach: „Gebt mir Materie und Bewegung, und ich schaffe eine physische Welt“; der Deontologe rufte: „Gebt mir die menschlichen Empfindungen, Schmerz und Vergnügen, und ich werde eine moralische Welt erzeugen.“ Er ist ein Arithmetiker, dessen Zahlen die Schmerzen und Vergnügen sind, seine Kunst besteht in Addition, Subtraction, Multiplication und Division. Seine Tugend ist eine kluge Haushälterin, die ihre Aufgaben mit Interessen zurückzubekommen versteht. In vier Haupttheile ist Alles erschöpft, 1) persönliche Klugheit, 2) objectiv Klugheit, 3) negativ thätiges Wohlwollen, 4) positiv thätiges Wohlwollen. Wer, wie im Ballspiele, durch Übung am besten die Abwägung der Kräfte versteht — also richtig rechnet —, der ist der fähigste Moralist. Er befördert dadurch die Sache der Wahrheit, welche einfach und verständlich ist; mit Klugheit und Unklugheit, Wohlthätigkeit und Böswilligkeit ist die ganze Kiste der Tugenden und Laster erschöpft.

Unsere Väter und deren Erben könnten in ihrer sokratischen Gesinnung hiermit den unsozialen Bentham entlassen, wenn nicht seine Rechnungswelse mancherlei Anziehendes hätte, um am Ende zu dem Resultate führte, es möge in der Welt nicht stehen, wenn man sie sich aneignete. Gerechtigkeit ist eine deontologische Tugend, denn Gott will das Gute, der Mensch kann ihm am besten dienen, wenn er das Feld des Wohlwollens bebaut und seine Kräfte auf Nützlichkeit für sich und Andere anwendet. Gerechtigkeit mit ihren Ansprüchen ist mit den Forderungen des Wohlwollens dasselbe, muß der allgemeinen Glückseligkeit untergeordnet werden; Großherzigkeit und die menschliche Glückseligkeit vermehren, sonst ist sie eine Störgerin; Wahrhaftigkeit kann nur nach dem Guten geschätzt werden, welches sie erzeugt u. s. w. Die Deontologie will also fromme, gerechte, großherzige, wahrhafte Menschen.

Ein guter Rath ist für Jeden: unangenehme Gedanken zu vermeiden und angenehme herbeizuführen. Hierfür bleibt die höchste und allgemeinste Regel, die Aufmerksamkeit so wenig als möglich auf vergangene Begebenheiten zu richten, die oft ein nutzloses Bedauern erzeugen von Dem, was hätte sein können, wenn Anders nicht gewesen wäre. Man vermag durch Übung die Gewalt über die Gedanken zu verstärken. Ebenso wie man das Borgefühl von unvermeidlichen Übeln zu verdrängen sucht, doch wenn ein vorübergehender Schmerz der Vorbedingung eines großen Vergnügens wird, hat er Werth, und dann liegt die echte Lehre, die ursprüngliche Arithmetik der Moral. Freiheit hierzu hat Jeder, und der Verf. empfiehlt die angenehmen Gedanken besonders für schlaflose Nächte.

Wir erfahren von dem Verf., das ganze Glückseligkeit sei ganz und gar auf die Ausschließung und Entfernung der Leidenschaft gerichtet. Warum gibt man dem Eigenthümer das Seinige? Weil, wenn man es irgend einem Andern gäbe, man den Schmerz der Kaufung erzeugen würde.

Jeder Mensch beaufiehlt am besten seine eignen Vergnügen und Schmerzen, er kann so wenig die Beachtung seiner eignen Glückseligkeit von sich ablenken, d. h. die Glückseligkeit des Augenblicks, als er seine eigne Haut wegwerfen, oder aus ihr herauspringen kann. Und wenn er es könnte, warum sollte er es thun?

Gegen das Vergnügen des Spiels wird angeführt, daß man immer mehr dabei verliere, als gewinne, denn der Verlust einer Summe erzeuge mehr Schmerz, als der Gewinn Vergnügen. Damit der Eine ebenso viel gewinnen könne, als der Andere verliert, oder besser gesagt, damit der Eine nicht mehr verliere, als der Andere gewinnt, sollte die Summe, welche

auf das Spiel gesetzt wird, eine solche sein, welche doppelt dem Gewinn des Spielers entspricht.

Man lasse sich nicht träumen, daß der Mensch auch nur den kleinen Finger rühren werde, um uns zu dienen, sobald er nicht klar seinen eignen Vortheil dabei voraussetzt. Allein der Mensch wird seinen Nebenmenschen gern Dienste erweisen, wenn er sich selbst dient, und der Gelegenheiten dazu gibt es viele. In gegenseitigen Dienstleistungen liegt Tugend.

Eine schwierige Pflicht, deren Ausübung die objectiv Klugheit erheischt, ist diejenige, den Ausdrücken des Willens Gehalt zu thun. Glücklich ist der, welcher, wenn er in Versuchung geräth, etwas Geschicktes aber Boshafes zu sagen, seine Eigenliebe beherrschen kann; noch glücklicher ist der Mensch, bei dem die Macht des Willens und Spottes dem Einfluß des Wohlwollens stets so unterworfen ist, daß er keine Reizung fühlt, Das auszusprechen, was Andern nutzlosen Schmerz verursachen könnte. — Gut, dürfte man dem Deontologen einwenden, aber wie kann der Willkür für sein Vergnügen macht, als Demjenigen Schmerz, den er trifft? Oder wenn der Gegenstand des Willens von so unbedeutendem Range in der Gesellschaft ist, daß der Willkür für sein Vergnügen sich um denselben nicht zu kümmern braucht? Gegen Ansehen und Gewalt ist von selber kein Mensch willig.

Wahrhaftigkeit will der Verf. und nennt Lügenhaftigkeit ein Laster. Unaufrichtigkeit ist eine andere Gestalt der Lügenhaftigkeit und muß hinsichtlich ihrer Schädlichkeit nach der Größe des Übels geschätzt werden, welches sie erzeugt. Ausnahmen gelten auch hier, aber nur in seltenen Fällen, wo die höhern Forderungen der Klugheit und des Wohlwollens das Opfer der Wahrhaftigkeit verlangen. Offenheit und Aufrichtigkeit sind besonders gewinnend und empfehlen sich selbst. Ja freilich, ohne die Ausnahmen; aber wie häufig werden diese eintreten?

Ein Irrthum wird gerügt, den die Tugend oft begeht, daß sie Gleichgültigkeit oder sogar Hochmuth gegen Höhere als einen Charakterzug der Unabhängigkeit oder Beweiss von Hochherzigkeit ansetzt. Es bestehen aber die Abstufungen des Ranges trotz Allem, was das Wohlwollen antizipiren und die Philosophie angeben mag. Es irgend einen Menschen sich überlegen, was er durch Betrachtung Derer gewinnt, die über ihm stehen. Sind indes mehr Personen gegenwärtig, so kann nach ihrer Meinung der Charakter der Person durch Darlegung der Unabhängigkeit gewonnen, und so kann der in Frage stehende Mensch Das, was er an Zuneigung des Höheren verliert, durch die vermehrte Achtung der Gegenwärtigen wiedergewinnen. In diesem Falle findet eine Art Streit zwischen beiden Tugenden statt. Die Vorschriften der Wohlthätigkeit werden bei Seltenen gefest, die der persönlichen Klugheit dagegen zu Rath gezogen, ihnen gemäß wird gehandelt und die Glückseligkeit gewinnt durch das von einer Tugend der andern gebrachte Opfer. Hier wäre besser gewesen und einfacher, den Gewinn und das Glück der vollen Niederträchtigkeit anzuerkennen. Heißt es doch an einem andern Orte: „Unter den Lehren der objectiven Klugheit ist die, welche uns rath, die Unverschämtheit der Beamten geduldig zu ertragen, eine der wichtigsten.“

Vermeidet es, Die trösten zu wollen, welche den Verlust von Freunden beklagen. Das Trösten sowohl wie das Trauern sind traurige Dinge. Die Menschen, vorzüglich aber die Frauen, vergrößern ihren Kummer, weil sie es für eine Art von Pflicht, ja für ein Verdienst halten, ihn zur Schau zu tragen. Wenn das Trauern ganz aus der Mode käme, würde eine Masse Elenden verhinclert werden.

Man soll den Sinn des Geruch, des Gehörs und des Gesichtes nicht beleidigen, dies bringt die und Andern kein Vergnügen. Der Verf. spricht bei dieser Gelegenheit von einem bekannten Gas, von Ausbünstungen aus dem Grunde, vom Schmecken, Spucken, Art und Weise zu essen u. s. w. Weit davon entfernt, mit der wahren Moralität im Widerspruch zu stehen, stimmen die Gesetze der eignen Höflichkeit mit denen des Wohlwollens und der Wohlthätigkeit vollkommen überein. Die

rechte Beschäftigung vermischt ebenso sorgfältig, Schmerz zu vermeiden, als die sogenannte Tugend.

Gegen Krieg und Kriegsmänner ist unser Deontolog aufgebracht. „Nicht einem Menschen eine besondere Kleidung an“, sagt er, „gibt ihm einen besondern Namen, das reicht hin, um bei gewissen Gelegenheiten das Recht zu haben, jede Art von Verbrechen zu üben. Nichts ist trauriger, als die Bewunderung, welche man Heiden zollt. Ihre Verbrechen scheinen eben wegen ihrer Größe von Verantwortung frei zu sein. Unsere Lehrer und die unmoralischen Bücher, welche sie uns in die Hände geben, haben uns eine große Liebe für Heiden eingebläht, und der Heide ist ein um so größerer, je mehr Menschen er getödtet hat.“ Von mancher Seite möchte der Verf. sehr Recht haben. Unsere Jugend wird gewöhnt, Thaten der Griechen und Römer anzustarren, welche sich doch nur in Kriegen und bürgerlichen Unruhen zeigten, und wenn sie selbst dann dergleichen ausführen will für Freiheit und Vaterland, so steckt man sie ein und verurtheilt sie nach den Gesetzen.

Auch folgende Bemerkung ist treffend, daß der Despotismus nie schlimmer als wenn er unter dem Mantel des Wohls vollends erscheint, nie gefährlicher sei, als wenn er in der Überzeugung handelt, daß er die Wohlthätigkeit vorstelle; man solle daher vermeiden, irgend Jemanden gegen seinen Willen oder wol gar ohne seine Einwilligung Unthes zu erzeugen. Rechtliche Verfolgungen hätten dies gewollt, hätten den Verfolgten die Mäßigkeit verschaffen wollen, der ewigen Glückseligkeit theilhaft zu werden, von welcher sie durch ihre Verbarren im Irrthum ausgeschlossen wären. Ganz in ähnlicher Weise — was der Verf. nicht sagt — verführen die Revolutionsmänner, das Glück ihrer angeblichen Freiheit sollte den Vätern zu Theil werden durch Wegschaffung aller färbenden Elemente der Aristokratie und der Aristokraten; die Reinigung der Ossinungen durch Blut und Leiden galt als eine Wohlthat, welche man den Zeitgenossen erwies, und ohne welche kein Himmel auf Erden zu haben wäre!

Und so berührt Bentham mit seiner Lehre Gößters und Kleiners, geht dabei sehr ins Einzelne, empfiehlt unter Andern, wenn man aus dem Hause gehe, die Zeit der Rückkehr zu bestimmen, keinen Besuchenden warten zu lassen, am wenigsten aus aristokratischem Amtstolz in den Vorjimmern.

Gar nicht übel aber, wie gesagt, wird es in der Welt stehen bei Befolgung solcher Arithmetik des Vergnügens. Man erwäge bloß das Angeführte: Jedermann verschafft sich angenehme Gedanken bei Tage und bei Nacht; das Civilrecht perhütet den Schmerz der Täuschungen; Alle leben in der eignen Haut, in der Glückseligkeit des Augenblicks; Keiner unterliegt der Leidenschaft des Spiels, Keiner rührt den Finger ohne Vortheil für sich; Niemand leidet von Spott oder Miß; Alle sind in der Regel wahrhaft und aufrichtig außer mit gewissen Ausnahmen; die Beamten haben keinen Widerspruch der Untergebenen zu fürchten, die Traurigen keinen lästigen Trost; weder Geruch, Gehör noch Gesicht werden vom Nebenmenschen beleidigt; Krieg wird nicht geführt und man hat keine Heiden zu scheuen; Wohlthaten werden nicht aufgebracht, weder von Theologen, noch Revolutionsmännern, noch Mauthsystemen; man weiß, wann Jeder zu Hause ist, und verliert keine Zeit in den Vorjimmern der Großen — ein Zustand wahrlich, der Lust machen muß zum deontologischen Reich.

Notiz.

Englische Bemerkungen über deutsche Zustände.

Neuerdings hat John Strang, der schon als Übersetzer aus dem Deutschen bekannt ist, ein Buch über Deutschland: „Germany in 1851“ (London 1856), herausgegeben, ein Buchlein, das nicht uneben geschrieben ist und von welchem die eng-

lische Kritik äußert, daß es einiges Glück in der neuen Welt machen und ein Favoritbuch werden würde. „Der Herausgeber hat in einer Hinsicht die Nachsicht gemacht von der allgemeinen Noth der modernen Bibliothek; er gibt nämlich weniger Anführer, als die Bemerkungen und zufällige Bemerkungen, als vielmehr Einzelne Menschen, persönliche Anekdote und Schilderungen von Zuständen. Man kann also sagen, daß er zur Hauptsache steht, was eigentlich die Hauptsache ist, während Letztere Gleiches nur allzuhäufig die Nebenbänge zur Hauptsache machen.“ So äußert sich ein englischer Beurtheiler über das Buchlein und scheint Recht zu haben. Wir wollen nur einige Beispiele zur Probe mittheilen:

Ad vocem Hamburg. „Wenn man die Straßen Hamburgs durchzieht, so kößt man auf eine große Zahl ungeschöner und verwachsener Leute. Dieser Umstand ist immer als ein charakteristisches Kennzeichen dieser Stadt anzusehen und verschiedenen Ursachen zugeschrieben worden. Einige haben diese in der Unge sundheit des Klima überhaupt, Luthers Fruchtbildung und übeln Atmosphäre der Wohnungen, andere schreiben es dem Gebrauch der Wickelbänder und Schürleib, oder den Federbetten zu. Wie dem sei, das Buch selbst ist nicht wegzuleugnen; und immer bleibt es wahr, daß man in Hamburg etwa höchstens an 100 Tagen (von 365 im Jahr gutes Wetter hat. Allein zu berücksichtigen ist, daß auch nicht leicht ein anderer Ort mehr Unge sundheit für das üble Wetter darbietet als dieser.“

„Unstreitig ist keine Stadt in der Welt, wo so viel Unmuth vorfällt als Hamburg. Im J. 1850 gab es 95. Man kann die hiesigen Bankrotte flüchtig in drei Klassen bringen. 1) Bankrotte aus Unglück; 2) solche aus Geschäftsunkunde, Leichtsinne und Nachlässigkeit; 3) solche aus Betrug, die wahren Gaunerbankrotte, deren Beschreibung schwer zu beschreiben ist, weil die geheißen Ursachen so verschieden sind. Für den Fremden sind ungeschicklich die hiesigen Frauen interessanter als die hiesigen Bankrotte. Sie sind im Allgemeinen von schönem Aussehen und feinem Geiste. Man kann sie einigermaßen in ihrer Haltung selbst trachten mit den Frauenbildern des Rubens vergleichen. Sie sind sehr verbindlich und angeschlossen, und besetzen fast in den höhern Ständen, ausgezeichnete Kränze in geistlicher und musikalischer Hinsicht.“

Hinsichtlich Berlin's verbreitet sich der Verf. sehr ausführlich über die dortigen Weinstuben, Bierhäuser, Restaurants, über Weißbier und Kaffeehäuser, über Dippel, Weiermann, Josty, Stroh und andere Getränke. Er bemerkt, daß, wie in London und Paris, so auch in Berlin auf den Kaffeehäusern das Silquieren vorzuziehen ist, und einen die Musiker, auf dem andern die Politiker, auf dem dritten die Maler, auf dem vierten die Schachspieler. Sie haben ihre Clubs auf bestimmten Caffés, wo man sich dem nervenkraftenden und kopferkühnenden Getränk bewirthet.

Unter den berliner Literaten bespricht der Verf. mit besonderer Theilnahme Hr. von Raumer, dessen Leben er so schildert: „Hr. von Raumer ist etwas klein, nicht groß von Gestalt, aber von einer Haltung, welche mehr ein gedankenvolles Wesen als Genie ausstrahlt. (Was ist denn das Genie Anders, als ein gedankenvolles Wesen?) Sein Betragen ist einnehmend und zeigt auf der Oberherrlichkeit der Philosophie als der Wissenschaft, sein kluges graues Auge folgte den Fortschritten der Wissenschaften verräth.“

Unter Andern theilt der Verf. auch die folgende Anekdote mit: „My heart's in the highland“, so sagt ein Mann mit, dem er auch als Übersetzer des Schottischen Liedes widerfahren läßt.

Literarische Unterhaltung.

Dienstag,

Nr. 306.

1. November 1836.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungs-Expedition in Leipzig oder das königl. preussische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Die deutschen Universitäten und der Seminar-director Dieckertweg.

Unsere deutschen Universitäten sind seit etwa 20 Jahren der Gegenstand vieler und zum großen Theile unersetzlicher Besprechungen gewesen, recht im Gegensatz zu einer früheren Zeit, wo man in Deutschland diese Anstalten als wahre Palladien betrachtete und die Professoren an den Universitäten als die ersten und bedeutendsten Vertreter geistiger Interessen. Die meisten Besprechungen gingen aus der Furcht hervor, daß aus den bestehenden Verhältnissen des Universitätslebens dem Staate ein Nachtheil entstehen könnte, die übrigen aus sehr materiellen Gründen, mit denen die Partei der Utilitarier nun einmal gegen Alles ankämpft, was nicht unmittelbaren Vortheil bringt. Über die ersten wollen wir jetzt gänzlich schweigen; wohlthollende Fürsten und erleuchtete Staatsmänner haben solche Befürchtungen schon seit längerer Zeit als unbegründet angesehen; den letztern aber, die sich namentlich in süddeutschen Ständerversammlungen herausgethan haben, wie denn bei den badischen Landständen 1832 wirklich der unverständige Antrag auf eine Umstürzung des Universitätswesens vorgebracht worden ist, wollen wir nur entgegenhalten, daß selbst in Frankreich, in diesem dem Allen sonst abgeneigten Lande, sich nicht selten Stimmen für die strenge Aufrechterhaltung der althergebrachten deutschen Universitätsformen vernehmen lassen. So finden wir in der „Revue encyclopédique“ vom Oct. 1832, S. 159 die Nothwendigkeit eingeschärft: „de défendre contre les niveleurs bâtarde et bourgeois ce que les époques antérieures peuvent nous avoir légué d'institutions fortes et vivantes“. Für Deutschland schien aber eine jede weitere Besprechung überflüssig, seitdem zwei Professoren vom größten Ansehen und dabei von durchaus lothaler Gesinnung, v. Savigny und Jak. Grimm, der Erste in Ranke's „Hist. polit. Zeitschrift“ (Bd. I, S. 569—592), der Andere in dem „Böttinger'schen Anzeiger“

(1833, Nr. 12, 34, 35), fast gleichzeitig sich über das Wesen und den Werth der deutschen Universitäten ebenso klar als schön ausgesprochen hatten. Wer hätte wol nach solchen Männern noch sich einer besondern Aufforderung rühmen können, denselben Gegenstand in den nächsten Jahren wiederum einer Prüfung zu unterwerfen?

Wir leben aber nun einmal in einer Zeit, wo man sich nicht entblödet, an das Heiligste und Ehrwürdigste eine freche Hand zu legen, und wo ein gewisser neidischer Geist im Gewande menschenbeglückender Theorien umherespionirt, um die Denkmäler menschlicher Kunst und Weisheit niederzuwerfen und ihre schönsten Trophäen zu verstaubeln. Und so haben denn auch die deutschen Universitäten ganz neuerlich einen bitteren Feind und argen Verfolger gefunden, wie die deutschen Gymnasien, jedoch in geringerem Grade, ganz kürzlich an dem Medicinalrath Lorinser in Oppeln. Der neue Universitätsfeind aber ist Hr. Dr. Dieckertweg in Berlin, der Director des Seminariums für die städtischen Schulen, ein Mann, der sich durch vorzügliche Schriften im Bereiche der Volks-erziehung und durch praktische Thätigkeit sowohl früher in Meurs als jetzt in Berlin einen sehr guten Namen gemacht hat. Derselbe ist „vermöge seiner ganzen feurig-lebendigen Persönlichkeit, die schnell ergreift und kräftig abstößt, und bei seiner vorherrschend reflectirend-praktischen Gesinnung“ (so schildert ihn Hr. Mayerhoff auf S. 9 der gleich anzuführenden Schrift) von dem dormaligen schlechten Zustande unserer Universitäten so ergriffen worden, daß er die Feder ergriffen und einen Tractat unter folgendem Titel verfaßt hat:

Die Lebensfrage der Civilisation. (Fortsetzung.) Ober: Über das Verderben auf den deutschen Universitäten. Dritter Beitrag zur Lösung der Aufgabe dieser Zeit. Essen, Wädeler. 1836. Gr. 8. 8 S.

Denn die Universitäten sind veraltete Institute, sie bedürfen einer Reform, sie verderben unsere Jugend, sie

...sollten vorlesen können. Begehrter und rühmlicher Auf, aber auch fast überall als D.'s Eigenthümlich ist ihm eine schöne Stelle über ihm deutscher Professoren an den Freiheitsschulen (fg.), sowie auch die Ansicht, daß alles Sprach- den Gymnasien auf die Bildung der Studenten werden soll (S. 56 fg.). In seinen Reform des Gymnasial- und Universitäts- wesen wir bei aller Rechtlichkeit der Gesinnung, aktive Ausführbarkeit. Wie will z. B. durchsetzen, jeden Beamten, der nicht sich beherbergt hat, mit Festungsgeld, wenn er es wagt, Schüler bei sich zu haben? Morstadt in Heidelberg spricht in mit Citaten aus eignen und fremden Manier so heftig gegen D.'s (S. 71), daß auf sein Buchlein statt: „besser als Motto gepaßt hätte: „...“, oder was er selbst gleich zu Anfang, „auf groben Klotz, ein grober Keil“. Daß der „Scholar“, bald der „Pamphletist“, der „Calumniant“, ihm wird Albernheit, Ignoranz, Unvorsichtigkeit, Charlatanerie, Sympotant u. dgl. m. vorzuziehen und andere harte Dinge mehr, daß wir uns wundern dürfen, wenn Hr. D. seinem Gegner ein Injurienproceß insinuiert würde, denn so schlimme Dinge sind dem Gustav Nicolai, der dieses Rechtsmittel in Glück aber ohne Erfolg) vor dem naumburger Oberlandesgericht gegen Professor Friedländer in Halle ergriffen hatte, niemals gesagt worden. Von Unzufriedenheit mit Hr. Morstadt mit den eignen Verhältnissen finden auch manche Spuren, wie auf S. 60, wo Mittermaier und Zachariae grade wol nicht in der freundlichsten Weise genannt sind. Dagegen ist die Schrift des Profratens Deneke in Berlin mit Würde und Ruhe geschrieben. Schon die Briefform bedingt hier eine mildere Behandlung des Gegners. Die Anklage der finanziellen und politischen Verhältnisse unserer Universitäten läßt er beiseite liegen und beschäftigt sich vorzugsweise mit der auf den Universitäten herrschenden Lehrmethode. Wenn ihn auch die dormalige Art des Kathedervortrages nicht stört, so ist Deneke doch weit davon entfernt, mit der katalogische Art des Vortrags auf Universitäten zu stimmen, oder die Studierenden wie Schüler und Seminare zu behandeln zu wollen. Er will unbeschränkte Lernfreiheit, Gelehrsamkeit der Universitätsprofessoren billigt alle Vorschläge, um die geistige Lebendigkeit der Studierenden zu erhöhen, für welche die Universitätszeit die Zeit der geistigen Gährung ist (S. 60). Gegen D. argumentiert er mit schlagenden Gründen (S. 65 fg.), daß die Universitäten in Beziehung zu den frühern bedeutend besser worden sind, daß die Sorge für die Sittlichkeit der Studenten, wie z. B. das Einführen derselben in gemischte Gesellschaften, der Umgang mit Frauen, den Professoren nicht allein aufgebürdet werden dürfe (S. 71 fg.); daß statt der bisherigen Lehrmethode vielmehr ein zweckmäßiger, das eigene freie Vortragen der Studierenden als Grund-

form anzuwenden sein möchte (S. 66). Auf manchen Andern werden wir noch zurückkommen. Der Inhalt des fünften und letzten Briefes, der über die Spannung unserer Zeit im Allgemeinen und über ihren Charakter, Alles von der natürlichen Seite aufzufassen, sich verbreitet und das Wechselverhältnis zwischen Schulen und Universitäten darstellt, kann vom Ref. hier nicht so ausführlich besprochen werden, als er es verdient. Hr. Mayerhoff endlich behandelt seinen Gegner im Ganzen recht glimpflich und räumt ihm, obgleich er in der Hauptsache ihm nicht Recht geben kann, doch Einzelnes ein. Insbesondere hat er (S. 13—34) im Allgemeinen die Reformversuche auf deutschen Universitäten charakterisirt und dem Hrn. D. die Entwicklungsgeschichte der meisten deutschen Universitäten vorgeführt (S. 34—63); Beides allerdings für den Kenner des Universitätswesens überflüssig, für Hrn. D. aber, der so absichtlich das Historische dieser Einrichtungen ignoriert, sind diese Umrisse trotz ihrer Kürze unstreitig sehr nützlich. In der zweiten, oder der raisonnirenden Hälfte der Schrift scheinen uns doch zu viele Worte zu sein, viele Klagen über Bestehendes, und doch keine Vorschläge zu gründlicher Abhilfe. Da nun überdies das Ganze ohne Abschnitt oder Überschrift fortläuft, so wird man in der That durch die Lecture dieser Schrift mehr ermüdet als belehrt. Die Lehrfreiheit nimmt Hr. Mayerhoff allerdings auch in Schutz, ebenso die akroamatische Methode (S. 103—117) und eine negative Form der Erziehung auf Universitäten; aber sonst mißfällt ihm gar Manches auf den deutschen Universitäten, oder, eigentlich wol, in Berlin, wo der Verf. als Licentiat der Theologie lebt und als jüngerer Lehrer nicht überall mit dem Beifall der ältern Lehrer, d. h. der Ordinarien, zufrieden ist. Für die hauptsächlichste Quelle vieler Übel auf der Universität gilt ihm der Mangel wahren Christenthums (S. 63); er stimmt mit D. überein, daß die Professoren aus eigener Schuld ihre Vorlesungen gegen die Befehle der Staatsbehörde zu früh schließen und zu spät wiederaufnehmen (S. 89—93), daß die Ansichten der verschiedenen Schulen die Professoren

*) Es ist übrigens eine sonderbare Bornehmheit, wenn Hr. Mayerhoff S. 58 meint, daß die Universität Halle vor 1806 sich immer noch „auf der zweiten Stufe gehalten habe“. Welche Universität in Deutschland, etwa mit Ausnahme von Göttingen, hatte denn damals berühmtere Lehrer, und welche erfreute sich einer größern Frequenz von Studierenden aus dem In- und Auslande? Eine Unrichtigkeit ist es ebenselbst, wenn der Verf. angibt, daß erst nach 1817 ein Kanzler in Halle ernannt sei. Der verstorbene Riemeyer war vielmehr 1807 von der westfälischen Zwischenregierung zum Kanzler und Rector auf Lebenszeit ernannt worden und führte auch nach der Restauration der Universität 1814 diesen Titel fort, wenigstens seine Geschäfte theils an den Prorector, theils an den Regierungsbevollmächtigten übergegangen waren. Ebenso ist bei S. 63 zu erinnern, daß die Einrichtung der frühern Universität zu Bonn nicht so „verfehlt“ war, als der Verf. sie genannt hat. Nur die wenige Jahre nach der Stiftung eintreffenden Franzosen vertrieben das Aufblühen einer Anstalt, die einer der edelsten und weisesten Fürsten des katholischen Deutschlands, Maximilian Franz von Köln, gegründet hatte.

ren untereinander feindselig und ungesellig machen, daß da ein großer Unterschied zwischen den Doctoren und jüngern Lehrern hervortritt, weil auch in dieser Beziehung der Geist des Christenthums die Unversierten nicht durchwehe (S. 99). Derselbe Mangel an Christenthum verursacht die Unerblichkeit im Testiren (S. 125) trotz der bestimmtesten Befehle der Staatsbehörden. Zuletzt führt er auch darüber zugleich mit D. Klage, daß außerhalb der streng amtlichen Verhältnisse die Lehrer mit den Studirenden nur sehr geringe Gemeinschaft hätten, und gibt allerlei Vorschläge, wo er auch zuletzt (S. 138—143) auf die akademischen Verbindungen zu sprechen kommt, wo wieder viel vom Mangel des Christenthums die Rede ist, der zur Selbstsucht, zur Selbstüberschätzung und andern Lasten führt, welche heimliche oder öffentliche Empörung gegen den Staat veranlassen. Alles, wie gesagt, recht gut gemeint, aber nur zu wenig praktisch und zu sehr — wie es uns wenigstens scheint, mit der subjectiven Lage des Verfassers in Verbindung gebracht. Dahin dürfte auch die Expectoration (S. 119 fg.) über die unwürdigen Mittel, durch welche mehrer Lehrer die Studirenden in ihre Vorlesungen locken, zu rechnen sein. Hr. D. hat diesen Punkt nicht berührt.

(Die Fortsetzung folgt.)

N o t i z.

In einem frühern Artikel dieser Blätter haben wir dem Geist Chateaubriand's, des Vessors der französischen Romantik (denn zu den Romantikern wird man ihn jederzeit rechnen müssen), volle Gerechtigkeit widerfahren lassen; allein einzelne Stellen in seiner neuesten Schrift: „Essai sur la littérature anglaise“, zeigen ihn wirklich hier und da als einen Restor ohne Verstand. Chateaubriand ist vielleicht bedeutender seinem Dasein nach als hinsichtlich seines Genies. Er ist ein tiefer Mann, aber zugleich ein bornirter Geist, einer von den Geistern, die sich während ihres Fortschritts immer aus eigener Selbstbestimmung das non plus ultra prädestiniren. Was soll man zu solchen Stellen sagen, wo es sich um einen der Unsterblichen unter den Unsterblichen handelt und Chateaubriand's lahm Kritik, bischöflich, abgezerrt, grüßlich, hypochondrisch, mitleiderregend, jenem unbegreiflichen Unsterblichen nachschleicht. „Shakespeare“, sagt er, „unterscheidet keine Arten; sowie er das ganze Leben eines Mannes entfaltet, ebenso setzt er auch die ganze Gesellschaft in Bewegung. Der Dichter scheint die Überzeugung zu haben, daß unsere Existenz nicht in einem Tage abgeschlossen ist, daß von der Geburt bis zum Grabe Einheit herrschend ist. Wenn er ein junges Haupt ergreift, so wird er es entweder frühzeitig abschlagen, oder es, bis daß es ergraut ist, nicht wieder fahren lassen. Diese Universalität hat zum Verderben der Kunst beigetragen; sie ist ein großer Irrthum, auf welchem die neue dramatische Kunst nur gar zu gern fußen will. In diesem Sinne genommen wird jeder einzelne Mensch, der sein Tagebuch abschreibt, nach Art des englischen Dichters ein Drama verfaßt haben.“ Es kann wirklich nichts Grundfalscheres, Größeres und Föbteres geben als diese Auslegung. Grabe Dasjenige, was in Shakespeare's großartiger Kunst das Großartigste und Eigenthümlichste ist, macht ihm Chateaubriand zum Verderben. Grabe das, daß Shakespeare die einseitige Charakteristik im Drama aufgehoben und sich zu wahrhaft allgemeiner Gestaltung erhoben hat, also den Hauptprogress und die eigentliche Seele des romantischen und modernen Drama, will den altfranzösisch-gesinnete Kritiker nicht gelten lassen. Er sagt weiterhin die beispelloso einfältigen Worte,

die man wirklich nur einem so schlecht gestrigen Manne, als Chateaubriand ist, verzeihen kann: „Nur in der guten Fortschrittlichkeit seines Kunst ist nachlässig (12) als Shakespeare Apoll in seiner ganzen Göttlichkeit mehr nach Formen an sich trägt als ein ägyptischer König.“ Und die wie dieser gehören zu den buntesten Mäusen des menschlichen Geistes und der menschlichen Betrachung. Man ist sich billig verwundern, wie selbst ein Franzose des einen oder vergleichlichen vorbringen kann. Es ist darin eine so feine, eine so durchgreifende Verkennung des wahren Genies enthalten, ein so grauenhaftes Festhalten am Höhlen und dem Egoismus, daß die leidhafte Ehorheit selbst sich über die nichtige Sache nicht unersprechlicher ausdrücken vermöge. Man kann erwidern, daß schon Bolleau — und Bolleau war doch in seinen Vorzügen wie in seinen Schwächen durch und durch ein Franzose — gesagt hat, daß nur in der Klarheit die wahre Kraft liegt, so will es uns mit Recht sehr unangenehm bedünken, wenn wir einen Mann wie Chateaubriand diesen alten Satz in seinem Kunsturtheil mit Füßen treten sehen. In solchen Beispielen lernen wir, daß Naturen wie Chateaubriand durchaus der Züchtigung bedürfen und auf pörrische Reize nur oder weniger gebeugt werden müssen, denn der Mensch in ausgeprägtester Einseitigkeit würde, wenn es nicht so wäre, ganz unersprechlich und unentraglich werden. In der unendlichen Uingebundenheit des Gemüths, welche bei Shakespeare überläßt, ist wenig Werth und viel Minderheit. aber ist in den Tiroben Desjenigen, der in Shakespeare's nerie nur eben das Geröde sieht? Und wer gibt dem Dichter sich so großartig zu täuschen versteht, die Schicksale, die bewegten Ereignisse der echt romantischen Dichtung als Schauspiel zu verstehen so voll Grabschmerz und Abgeschiedenheit, wie sie über einer nordamerikanischen Wüste liegt. Dort, wo selbst die Natur einseitig ist, mögen wir uns Herzen mit der ruhig flammenden Leidenschaft ihrer Natur mit ihrem Seelenbrande, der so unheimlich bedrohend ein Waldbrand, als einzige Staffage genügt. Wo in den Wäldern, wo alle Wirklichkeit zur Kraft der Poesie sich stellt, begnügen wir uns nicht mit zwei brennenden, sondern es bedarf der leuchtenden Gedanken, die die Mächtigkeit der Ereignisse glänzend und sammet machen. Vielleicht haben wir Chateaubriand das Genie in seinen wahren Bemerkungen darum zugestanden, weil er sie unmittelbar auf die jungen Romantiker zu beziehen, und so wäre es eigentlich die Arbeit, die mal seinen Geist umwebt hat.

Literarische Anzeige.

Die unterzeichnete Verlagshandlung beehrt sich, ihren Subscribenten auf das

Bilder = Conversations = Lexikon für das deutsche Volk.

zu benachrichtigen, daß eben die gehobte Literatur des Volks erschienen ist. Dasselbe umfaßt auf 8 Bogen die Deutsche Kaiser bis Druiden, mit 23 Illustrationen wird den Beweis liefern, wie sehr es gelungen ist, die Werke

ein Handbuch

zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse zur Unterhaltung

zu liefern, welches bei dem höchst geringen Preis in mindere bemittelten Ständen zugänglich ist. Die ersten Hefen, 67 Bogen mit 223 Illustrationen und 12 Tafeln in Kupfer, kosten nur 2 Thlr. 6 Gr. Leipzig, im October 1836.

J. A. Brockhaus.

Mittwoch,

Nr. 307.

2. November 1836.

Die deutschen Universitäten und der Seminardirector Diesterweg.

(Fortsetzung aus Nr. 304.)

So viel im Allgemeinen über die in Rede stehenden Schriften. Wir wenden uns nun zur Besprechung der fünf Hauptvorwürfe des Hrn. Diesterweg, welche seinen Gegnern Veranlassung zur stärkern oder gütlichern Widerlegung geworden sind. Wie Ref. die Sache ansieht, ergibt sich wol aus den vorstehenden Zeilen, das Nachfolgende wird seine Meinung noch besser darthun, wenn er dies auch nicht immer ausdrücklich hinzusetzen sollte. Denn es kommt ihm vorzüglich darauf an, in dem gegenwärtigen Artikel die Thatfachen aus den verschiedenen Schriften so unter einzelne Rubriken zu ordnen, daß die D.'sche harte Anklage in das gehörige Licht gestellt und eine weitere Besprechung von Schriften, die etwa in der fraglichen Angelegenheit noch erscheinen sollten, in d. Bl. nicht nöthig werde.

Erstens. Ich verlange, sagt Hr. Diesterweg, von unsern Universitäten echte Wissenschaftlichkeit. Diese ist aber nicht zu suchen in der Masse des Wissens, in historischer Erschöpfung oder in sogenannter Gelehrsamkeit, sie besteht vielmehr in der Selbstthätigkeit des Denkens; denn der akademische Lehrer braucht als solcher kein Forscher zu sein, aber wol ein Lehrer. Man darf also akademische Lehramter nicht an solche Männer vergeben, die weder innern Beruf, noch äußeres Talent zum Lehren besitzen, wie z. B. Hegel ein tiefer Forscher gewesen sein mag, aber zugleich einer der schlechtesten Lehrer; man darf nicht zugeben, daß akademische Lehrer ihren Schülern ungeprüfte Neuerungen als ewige Wahrheiten vorlegen, daß sie sich in Widerspruch setzen mit Allem, was bisher für allgemeingültig angesehen wurde. Man muß vielmehr den Lernenden auf den Standpunkt zu stellen suchen, auf dem man in Betreff einer Wissenschaft im Allgemeinen steht. Dann ist er für seine Zeit gebildet. Ist dann noch ein Ueberschuß von Zeit und Kraft vorhanden, dann strebe er weiter. Ebenso darf auch die Lehrerfreiheit nicht bis dahin ausgedehnt werden, daß die Professoren lesen dürfen, was sie wollen, im ganzen Umfange der Facultät (S. 2—11).

Gegen diese Sätze erinnert nun Hr. Leo, daß sich Gelehrsamkeit und Wissenschaftlichkeit nicht ausschließen,

vielmehr in ihrer Vollkommenheit untrennbar aneinander gebunden sind, daß es allerdings Leute gibt, welche die Wissenschaft nur in Einzelheiten suchen, daß aber wissenschaftliches Leben ohne Gelehrsamkeit unmöglich sei (S. 98 fg.).

Die wahre Wissenschaftlichkeit — fährt er fort — ist etwas schlechthin Unerlernbares; sie ist ein dem Menschen Eingeborenes, ein Adelsbrief höherer Art, den Gott selbst dem Menschen schreibt, den aber selbst der Besizer nur dann produciren und geltendmachen kann, wenn er sich außerdem die Mühe nimmt, auch recht viel Einzelnes zu lernen, so gelehrt zu werden wie möglich.

Wer aber auf eine Universität kommt, der soll gründlich wissenschaftlich gebildet werden, muß also auch gelehrt sein; denn Solche, die etwa ihre juristische und medicinische Bildung in positiv abgeschlossenen Grenzen und durch die D.'sche Methode ad hominem erhalten haben, bekommen jene ganze bornirte Wichtigkeit in sich unfertiger Menschen, sogenannter *Pépins*. Die Gelehrsamkeit ist zu allen Dingen nützlich: unsere Nation hat sicher unberechenbare Vortheile davon gehabt, daß unser ganzer Beamtenstand auf Universitäten der Art, die Hr. D. Akademien nennen möchte, gebildet ist und nicht auf Dressuranstalten niederer Art, die er Universitäten zu nennen beliebt. Die Nothwendigkeit, warum der Professor ein Forscher sein muß, ist bei dem jetzigen Stande der Wissenschaften so klar, daß wir glauben, Hrn. Leo's Worte von S. 103—107 hier nicht abschreiben zu müssen, wie zweckmäßig diese auch für seinen concreten Fall sind. Daß nun dieser Forscher kein schlechter Lehrer sein dürfe, liegt auch wieder auf der Hand, und es würde wahrer Unsinn sein, Forscher und Lehrer trennen zu wollen. Auch über Hegel spricht Hr. Leo (S. 107—109) und zeigt, daß, wenn auch nicht alle Zuhörer bei ihm in seiner Weise philosophiren gelernt haben, seine Lehre und sein Umgang aber doch für unzählige Schüler die reichsten Motive für eigne Geistesbildung enthalten habe. Er schließt:

Hat denn Hr. D. schon irgend einmal einen Schuß zu machen versucht, ohne sich die Mühe zu nehmen, die Handgriffe zu lernen, und ohne vielleicht die nöthige Kraft im Arme zu haben, um den Schußdraht zu ziehen? Und was er nicht von einem Schütze zu sagen wagt, wenn er dessen Arbeit nicht nachgearbeitet und ihm nicht zu folgen versteht, das antreibt sich dieser Doctor Diesterweg vor ganz Deutschland in Beziehung auf Hegel drucken zu lassen! *Quousque tandem*.

Zweitens. Die einseitige Richtung auf das Wissen

und die Belebtheit, klagt Hr. D. auf S. 36, führt zu der Lehrmethode, die unsere akademischen Lehrer üben. Es ist die akroamatische. Der Lehrer spricht, die Schüler schweigen, hören zu und schreiben nach. Jener trägt vor, er liest ab, oder er bedient sich des freien Vortrages. Natürlich ist Letzteres das Bessere, weil es das Lebendigere, Anregendere ist, vorausgesetzt, daß Ordnung in dem Vortrage herrscht. Den akroamatischen Vortrag aber hält er für verkehrt und der Geistesentwicklung hinderlich. Da sitzen die Jünglinge, schreibt er S. 401, oft zu Hunderten stumm vor dem einen Mann auf der Pitsche. In monotonem, geistlosem Vortrage lesen die Meisten ihre Weisheit aus dem Hefte, oder, um den Stumpfsten zu verewigen, kommen sie der Faulheit durch Dictiren zu Hülfe. Machen die Herren, sagte der alte N. N., weiland Professor in Marburg, gefälligst ein Kommachen. Nichts wird gehört als das Kratzen der Federn. In gekrümmter Stellung legen sie so täglich vier oder mehr Stunden sich Sammlungen von Heften an u. s. f. Das ist also Sklaverei. Dafür muß der Dialog die vorherrschende Lehrform sein, aber nicht bloß dialogische Unterhaltung, sondern strenge, sokratische Entwicklung, besonders der Grundideen. Dreißig bis fünfzig Studenten sollen um den Lehrer im Halbkreise sitzen. Alles Historische haben sie bereits auf dem Gymnasium erlernt. Nun beginnt der Lehrer die Entwicklung im freien Gespräche, nach der Weise der Alten. Ob viel, ob wenig verarbeitet wird, darauf kommt nichts an, aber das philosophische Denken soll der Student lernen. Und wenn dies geschehen ist, kann er getrost den Hörsaal verlassen.

Gegen das geistlose Hefeschmieren und Nachschreiben haben sich, so lange Universitäten bestehen, schon so viele geistreiche Männer erklart, daß Hr. D. hieran nicht noch einmal brauchte zum Ritter zu werden. Auch gehören Beispiele, wie das eines Lehrers der Rechte auf einer preussischen Universität, der in der ersten Stunde durch seinen Fiscal ein Heft über die Pandekten dictiren läßt und in der zweiten darüber spricht, gewiß zu den großen Seltenheiten. Aber Hr. D. wollte um so mehr die Vortheile seiner Lehrmethode herausheben, die offenbar ganz aus den Schullehrerseminarien entlehnt ist, wo sie nicht anders als nützlich und ersprießlich genannt werden kann. Indes ist eine Universität nicht bloß eine pädagogische Anstalt, wie sie Hr. D. auf S. 19 bezeichnet, also muß auch die Lehrmethode anders sein als in jenen Anstalten, am wenigsten kann sie eine solche sein, wie er sie vorgeschrieben hat. Das hat ihm erstlich Hr. Leo auf S. 24 — 26 und S. 120 — 131 nachgewiesen und zugleich gezeigt, daß am Hefeschreiben als solchem wahrlich nicht das Hangen am Gemeinen liege. Er nennt ausgezeichnete Lehrer, bei denen nachgeschrieben wurde, und denen kein wissenschaftlich gebildeter Mann streitig machen wird, daß „Hochbilder, Hochgedanken, Ideale“ (Lieblingsausdrücke des Dr. D.) in reichem Maße sich in ihren Vorlesungen fanden, unstreitig mehr als in seinen dialogischen Unterhaltungen aus Pestalozzi's Schule sich würden gefunden haben. Daß die dialogische Methode in den verschiedenen

Seminarien vorherrschend ist, daß sie in Conferences und Examinaorien geübt wird, scheint Hr. D. nicht zu ben wissen zu wollen und darf sich daher nicht wundern, wenn seine Gegner, Leo, Morstadt, Napetsoff und Beneke, ihn deshalb mit stärkeren oder milderen Worten als Bessern belehren haben. Morstadt sagt auf S. 51:

Die Refutation besteht 1) in einem Längensichtpunkt, denn ein sehr großer Bruchtheil aller wissenschaftlichen Dinge wird von den Professoren keineswegs bloß akroamatisch, sondern des Studenten Ohr, eingebläst, sondern zugleich auch sinnlich, durch dessen Auge. 2) Und sodann in einem Weitebeweise; denn ebenso wenig als man am Spreizfuß des Fuß vermisst, oder am Rheinflusse die Schneckentr, mangelt es an unsern Hochschulen am erotematischen Unterrichte, so weit es Bedürfnis ist und folglich gesucht und begahrt wird. Unter buntesten Specialnamen wird er buchstäblich angeboten in allen unsern Katalogen, und zahllos oft mit bestem Erfolg benutzt von solchen, die unterrichtsempfänglich sind, d. h. nicht Blind- noch Knochschädel auf dem Rücken tragen.

Zweitens aber hat Hr. Beneke dem Ankläger antwortlich in seinem dritten Briefe nachgewiesen, und zwar auf philosophischem Wege, daß seine Einteilung des Unterrichts in das Historisch-Positive und in das aus dem Historischen Stammende, das Rationale, unhaltbar sei, also auch auf dem letztern beruhende dialogische Lehrmethode an den Universitäten. Ref. kann diese gründliche und durch Erfahrungen des akademischen Lehrers reich angelegte Untersuchung hier nicht im Auszuge mittheilen, aber det mit Leo's Erörterungen zusammen die dünnste Legung der D.'schen Phantasien. Auch darin stimmen Leo und Beneke (S. 49 fg. u. S. 60 fg.) überein, daß der Studierende nicht soll, wie die Quartaner, fortwährend gänzlich werden, daß die Universitätszeit die Zeit der ständigen Sährung sei und daß, wenn der Sährer glücklich von Statuten gehen soll, man ihn nicht gänzlich gestört muß von Statuten gehen lassen.

Hr. Diesterweg — sagt Leo — scheint jenes stolze Bewußtsein, was, um zu tüchtiger, selbstthätiger im Leben fortzugehen, einmal der Mensch, d. h. eines bedarf, wo es Niemanden gibt, der sich herausnehmen in den individuellen Bildungsgang bestimmend eingegriffen scheint dies nie gehabt zu haben, auch an Andern nicht zu haben; denn sonst würde er wissen, daß es viele, sehr viele gerade die tüchtigsten, edelsten, stolzesten Geister unter den Studenten gibt, die eine solche Bekümmernis um das Leben wie er sie verlangt, gar nicht ertragen können; die nicht nur einmal im Vierteljahr bloß von Milch und Honig, sondern im Vierteljahr bloß von Fleisch leben, die nur einmal im Jahr Anzahl Collegia fleißig und tüchtig hören und verstehen, nur einmal bloß über ihre eignen Gedanken sitzen und die Musik ihres jungen Herzens zuhören und zu diesem Ende Vorlesungen quittiren wollen.

Um aber den Sährungsproceß nicht dem Zufall zu überlassen, erinnert Hr. Beneke weiter, daß die Elemente, welche in denselben hereingegeben werden, die Universitätsvorträge und der Gymnasialunterricht, und die weiter vorliegenden Bewegungen, d. h. die Examina und was sonst noch dazu, Seite zu stellen sein möchte, vervollkommenet werden. Erreichung eines solchen selbstthätigen und selbständigen Studirens gibt er verschiedene Vorschläge, namentlich auf S. 64 fg.) etwas dem englischen Autorsystem ähnlich.

mit den Modificationen, welche die Nationalität und die Verhältnisse Deutschlands erfordern. Endlich hat sich auch Hr. Alschefski gegen die dialogische Vortragsweise ausführlich erklärt (S. 18—29) und wird warm über die Vermehrung Hegel's durch Diefenweg.

Unsere Universitätslehrer — ruft er aus — Binnen auch wenn: mit großer Klarheit und scharfer Bestimmtheit, mit drohendem heiligen Ernst, mit feurigen Zungen würden sie Herrn D. gegenüberreten, wenn sie es nicht unter ihrer Würde hielten, sich zu vertheidigen, wo die Sache selbst für sie zeugen muß.

Sein unvorgreifliches Gutachten über die Mittel, wie die Studirenden schon auf der Universität mehr für das praktische Leben gebildet werden könnten, halten wir insofern für unsere Universitäten nicht passend. Es sollten nämlich in jeder Facultät Collegia eingerichtet werden, wo die im Leben und in der dialectischen Kunst gewandtesten Lehrer die natürlichen Anlagen der Studirenden für schriftliche und mündliche Beredtsamkeit durch Disputationen, frei gehaltene Reden und schriftliche Ausarbeitungen ausbilden (S. 29—32).

Drittens. Einen ganz besondern Ingrimm zeigt Hr. D. an mehreren Stellen seiner Schrift gegen die jüngern oder Privatdocenten. Wenn die dialogische Methode, die so recht sein Pracht- und Parade Pferd zu sein scheint, überall eingeführt ist, so wird man nicht mehr junge, merke Männer auf Universitäten anstellen, die, selbst erst Keulunge im Denken und im Leben, meinen, man könne ein akademischer Lehrer sein, wenn man ein Heft zusammenzuschreiben und vorzulesen versteht (S. 40). Ja, unter seinen Vorschlägen zur radicalen Verbesserung des Universitätswesens wird sogar nach diesen Grundsätzen angenommen (S. 74), daß kein akademischer Lehrer vor dem dreißigsten Jahre angestellt werden dürfte!!

Hören wir dagegen wieder zuerst Herrn Leo:

Unsere Privatdocenten sind eine wesentliche, eine nothwendige, eine durch nichts ersetzbare Einrichtung, sobald die Facultäten entschlossen sind, bei Zulassung derselben nur mittels der strengsten Prüfung zu Werke zu gehen. Unsere Facultät ist entschlossen, streng zu Werke zu gehen, und wie es bei uns ist, so wird es wol allenthalben, wenigstens allenthalben auf den preussischen Universitäten sein; wogegen wir aber auch unsere Privatdocenten für sehr wesentliche Leute in der ganzen geistigen Domäne unserer Universität halten und dabei Das wenigstens für uns haben, daß fast noch nie eine Regierung eine Ausnahme gemacht und einen Mann zum ordentlichen Professor gemacht hat, der nicht Privatdocent war, ohne dafür das Schwerste und Beste Lehrgeld zu geben, nämlich einen halb oder ganz unbrauchbaren Professor zu bekommen.

Ebenso vertheidigt Alschefski die jungen Docenten, die „mit den neuen Ideen, welche die jüngste Zeit gebracht hat, den Veteranen der Wissenschaft mit lebendigem Eifer an die Seite treten“ (S. 11—14), und Morstadt fragt, welche denn die anderweitige Prüffschule der Rhetoraspicanten sein solle? Etwa niedere Schulen, Schullehrerfeminarien oder die theologische, medicinische und juristische Praxis? Die aus der ersten, meint er, würden nicht genügen, und die aus den andern Ständen die setze Praxis nicht hinopfern wollen an einen magern Lehrstuhl, oder die glückliche Freiheit nicht abschneiden für die unselige Stundenklaverei (S. 53, 55). Noch ausführlicher

hat Raperthoff, der wie Leo durch „die Stürze und Hungerperioden der Privatdocenten“ gegangen ist, diese Punkte besprochen (S. 75—81). Auch er hält Privatdocenten für einen wahren Hebel der Wissenschaft, welche die ältern Professoren nicht erschaffen lassen, die besonnenen Rathe älterer Lehrer durch das jugendliche Feuer ergänzen und durch ihre Geistesbildung, die in der Gegenwart wurzelt, auch den Studirenden näher stehen. Die Frage, ob und welche Anrechte ein Privatdocent an die Behörde zu machen habe, könne dadurch erledigt werden, daß der Staat, der allerdings nicht die Verpflichtung hat, die Privatdocenten als solche zur Professur zu befördern, durch Erleichterung des Zutritts, durch gesteigerte Forderungen und Verpflichtungen sich diejenigen unter ihnen erhalten könne, welche ihm die würdigsten schienen. Solche verdienen allerdings Berücksichtigung aus Gründen der Billigkeit, und es wird auch wol selten eine Universität geben, wo Privatdocenten so wenig ihr Glück machen könnten, als es bis vor nicht gar zu langer Zeit in Leipzig der Fall war. Lipsia vult expectari galt fast nur von den Professoren. Wünscht übrigens Hr. D. noch einige historische Belege, um seine Furcht vor zu jungen, noch nicht dreißigjährigen Docenten zu bewältigen, so erinnere er sich, daß Heyne in seinem 24. Jahre die Ausgaben des Tibull und Epictet erscheinen ließ, die ihm zur Professur in Göttingen verhalfen, daß Feuerbach seinen „Antihobbes“ im 22. Jahre schrieb, und daß der Criminalist Wächter im 21. Jahre außerordentlicher Professor zu Tübingen war. Das erfolgreiche Wirken mehrerer Privatdocenten hat sich nicht leicht in einem hellern Lichte gezeigt als zu Halle in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts, wo junge, 25jährige Doctoren, wie Jakob Dieftrunk, J. E. Beck und später Maas, die Kant'sche Philosophie zu verbreiten begannen, und namentlich Jakob mit einem Beifalle, der den der Ordinarien weit überstieg.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geologie oder Naturgeschichte der Erde auf allgemein faßliche Weise abgehandelt von R. E. von Leonhard. Mit sechs Stahlstichen. Erste und zweite Abtheilung. Stuttgart, Schweizerbart. 1836. Gr. 8. 1 Thlr.

Eine schöne Richtung unserer Literatur in neuerer Zeit ist die der allgemein verständlichen oder populären Werke, welche die ins Leben eingreifenden und jedem Gebildeten mehr als die alten Sprachen unentbehrlichen Wissenschaften — denn daß man ohne jene dennoch zu den Gebildeten im strengsten Sinne des Wortes gezählt werden kann, ist nun wol erwiesen — einem Jeden zugänglich machen, der nicht Seltenheit gehabt hat, mit den allgemeinen Hülfswissenschaften, besonders mit Mathematik, Physik und Chemie vertraut zu werden. Da diese aber bis jetzt noch von der gewöhnlichen Schulbildung gänzlich ausgeschlossen oder zu schlecht gelehrt worden, so kann man nicht darauf rechnen, daß sie das Eigenthum jedes Gebildeten seien. Die populären Lehr- und Handbücher wichtiger und interessanter Wissenschaften sind daher sehr verdienstlich, nur müssen sie, wenn sie gut und brauchbar sein sollen, von Meisterhand geschrieben sein, da es ein irriger Wahn ist, wenn man glaubt, es könne Jeder, der nur die Elemente einer Wissenschaft versteht, ein populäres Werk darüber verfassen.

Zu den tüchtigsten Erscheinungen dieser Art gehört das in den beiden ersten Abtheilungen vor uns liegende Leonhard'sche Werk. Der Hr. Verf., der seit Jahren an der Heidelberger Universität durch seine lebendige Rede und im Allgemeinen durch eine ganze Reihe geologischer mineralogischer und geologischer Vorträge, die auch schon wiederholt Vorlesungen über Geologie vor einem Kreise gebildeter heidelberger Geschlechter der schönen Retardate, und diese sind es, welche er jetzt dem Publikum erweitert und veränderte gedruckt vorlegt. Die Absicht des Hrn. Verf., das geologische Wissen zu einem Gemeingute aller Gebildeten zu machen, ist, wie Ref. aus eigener Erfahrung weiß, mit großen Schwierigkeiten verbunden, und das mag es auch kommen, daß die deutsche Literatur bis jetzt noch ein Werk der Art vermisste, während Frankreich und besonders England schon seit mehreren Jahren populäre Geologien — wenn auch nur von beschränktem Werth — haben und man in Deutschland längst von bewährten Gelehrten verfaßte populäre Naturlehren und Astronomien aufzuweisen hat. Das vorliegende Werk wird nun die Bahn brechen und sehr dazu beitragen, daß die Geologie in unserm Vaterlande in die allgemeine Kunst kommt, deren sie sich in Frankreich und namentlich in England schon längst erfreuet hat.

Wir wenden uns nun zu dem Inhalte der beiden vorhandenen Abtheilungen des Werkes. Die erste Vorlesung handelt von den Aufschlüssen, welche der Bergbau der Geologie gewährt, und von den bergmännischen Arbeiten. Unstreitig hat der Bergbau am meisten zu der Entwicklung der Geologie beigetragen, und zwischen beiden finden so viele nahe und mannichfaltige Beziehungen statt, daß letzterer in der Reihe der Hülfswissenschaften eine der wichtigsten Stellen behauptet. Es ist Hrn. v. L. gelungen, dies Gewerbe ganz eigenthümlicher Art so deutlich und anziehend darzustellen, wozu fünf sehr schöne Kupfer das Ihrige beitragen, daß nach Einsicht dieses ersten Abschnittes von dem Werke das Interesse für dasselbe sehr stark gesteigert werden muß. Wir theilen eine besonders interessante Stelle mit, die zugleich einen Beweis von der berechneten Darstellungsweise des berühmten Heidelberger Professors gibt:

„Zu dem an den erhabensten Stellen in Europa betriebenen Bergbau gehörte der im Salzburger Alpenlande, namentlich der in der Schlappeebene. Gegenwärtig sind die Merkmale zum großen Theil verschwunden, und da, wo einst muntere Knappen ihr Besen trieben, wo „Berghäuser“, von grünen Weiden umgeben, standen, steht man mächtige Gletscher. Die Gruben in Rauris liegen ganz in der Gletscherregion; die meisten Stollen münden im Kristallthale, ewigen Eise; das „Berghaus“ ist von Gletschern umgeben; auf dem hohen Goldberge geht einer der Stollen über 100 Fuß weit durch reines Gletschereis. Die Goldzeche, ein Goldbergwerk im tiefsten Hintergrunde der kleinen Flieh, eines Alpenthales an der Grenze zwischen Salzburg und Kärnten, dürfte jetzt in Europa, unter allen noch in Betrieb stehenden Grubenbauen, der höchste sein. In sehr geringer Entfernung findet sich die Halde eines Stollens, welche in der Runde von Gletschern umgeben ist. Der Ort hat, nach des L. L. Bergbeamten Ruffegger's Beobachtungen, 8791 pariser Fuß Höhe über dem Meere. Ein anderer Stollen, der gegenwärtig noch gebraucht wird, liegt, ebenfalls von Gletschern umschlossen, am Fuße einer überhängenden Felswand, 8434 par. Fuß Meereshöhe. Unter dem Schutze der Felswand steht das „Berghaus“, eine ärmliche Hütte, die zur Winterzeit von Lämmern verschattet wird, sobald die Arbeiter gendiegt sind, jeden Frühling ihre Wohnung unter dem Schutze hervorzuziehen. Die Requisiten zum Bergbau werden auf Saumpferden herbeigeführt, zu welchem Zwecke ein eigener Saumpfad besteht. Die Entfernung vom Markte Dellach, wo die Arbeiter wohnen, wenn sie nicht in den Gruben beschäftigt sind, bis zum Berghaus der Goldzeche beträgt sechs Stunden, und auf einem vierstündigen Striche des Weges sind nur zwei

Stellen, deren Gesamtlänge etwa eine halbe Meile beträgt, wo man sicher vor Lawinen ist. In mehreren Orten ist der Abhang so gewaltig, daß die Gletscher sich nicht zurückziehen können, sondern auf Felsen und Felsen trüben, welche beim Bergbau auf dem hohen Goldberge in Gefahr sind, wenn das Wetter nicht besonders ungünstig ist, in die bis fünf Stunden nach dem Marktflecken Rauris gehen. In einem Tage im Jahre 1827, in der Frühe am 1. d. gingen, nach heftigem Schneewetter, 54 Bergknappen mit ihrem Hutmänn, alle kräftige Leute, keiner über 40 Jahre, vom Bergause ab. Sie brachten den ganzen Tag und die folgende Nacht hin, und kamen erst am nächsten Morgen um acht Uhr im Marktflecken an. In einem Ruge von nur fünf Stunden hatten sie das, indem sie ohne Unterbrechung gingen und beinahe fortwährend von Lawinen bedrängt, 24 Stunden gebraucht. Werden Bergleute durch solche Fälle in einem Felsenhaufe überrascht, können sie nicht durch die Schneemasse nicht mehr hindurchgehen, bleibt ihnen nur die schreckliche Wahl, zu verhungern, oder tungslos ihrem Tode unter Lawinen entgegenzugehen. Ref. erzählt noch Sagen, denen gewiß eine schauerliche Stelle zum Grunde liegt, daß in einer Knappenkette 12 Leute, die wegen Schnee zurückgeblieben, verhungert sind, fand ihre Leichen, als Gletscher schon die Stelle bedeckte, den Fels stehend. In Gastein und Rauris besitzen die Maschinen zur Förderung der Erze über Tag. Man kann selbst den Bergbau hinauffahren. Ein gewaltiges Rad von Durchmesser bewegt die Maschine. Die Länge des beträgt 4800 Fuß, und die senkrechte Höhe, zu welcher über schroffe Felswände und tiefe Abgründe, hinauf 2161 pariser Fuß. Die Aschfahrt dauert 20—25 Minuten während beinahe zwei Stunden erforderlich sind, um die Höhe zu ersteigen; herab fährt man in 8—10 Minuten. Der Wagen zu diesen Fahrten ist sehr einfach; er ist einem einfachen Bret mit vier Rädern; die Achsen sind dieselbe wie bei Eisenbahnen. Der Bedienter ist ein Mann, der Bergwerksbeamten vertrauens, rathlos, selbst Frauen aus höhern Ständen zu einer solchen Fahrt durch die Luft.“

Die zweite Vorlesung handelt zunächst von der Erde, welche Physik, Chemie und Geologie gewährt, sie gibt Andeutungen über Elektrizität, Galvanismus, Magnetismus und Pneumatismus. In der dritten Vorlesung spricht der Verf. von chemischen Thatfachen, von den geologisch wichtigen Sauerstoff, Wasserstoff, Stickstoff, Kohlenstoff, Schwefel und Phosphor. In der vierten von den Gasen der fünften von Luft und Wasser. — Wir empfehlen das Buch allen Freunden der Natur als eine eben so interessante Unterhaltung und wünschen dem Verf. der das Äußere so schön ausgestattet hat, ein glückliches Abschluß, der bei der Vorzüglichkeit des Werkes nicht zu wünschen ist.

Literarische Notiz.

Die kais. russische Akademie der Wissenschaften hat auf den historischen Preis die Aufgabe gestellt: „Über den Urfprung der Menschheit oder der sogenannten primitiven Völker“. Die Aufgabe ist von dem russischen Gelehrten V. A. Orlow bearbeitet nach den orientalischen, besonders nach den griechischen Geschichtsschreibern und nach den neuesten Forschungen dieser Dynastie selbst, als auch nach den neuesten und ungenutzten Chroniken und geographischen Nachrichten. Es ist nur eine deutsch verfaßte Übersetzung, die welcher der Preis nicht ertheilt werden konnte, da sie daher den Preis zurückgezogen.

Donnerstag,

Nr. 308.

3. November 1836.

Die deutschen Universitäten und der Seminar-director Dietterweg.

(Fortsetzung aus Nr. 307.)

Merken. Vor Allen aber sind es die Professoren selbst, gegen die D. seine Blige schleudert und die er in gleicher Art zerschmettern möchte, wie Wolfgang Menzel sich einbildet, Göthe'n oder das junge Deutschland zerschmettern zu haben. Das Verderben auf den Universitäten hat auch die Professoren ergriffen, es geht von ihnen aus. Sie haben keine Heimat, kein Heimatsgefühl, keine Anhänglichkeit an ein Land, sie sind Kosmopoliten, d. h. sie gehen der Ehre und dem Gelde nach. Wer ihnen am meisten bietet, der hat sie. Ihre Wichtigkeit und ihren Einfluß schätzen sie nach der Zahl der Zuhörer ab, um der Honorare willen speculiren sie auf Künste, die ihnen Verfaß fällen. Sie achten ferner nicht den Gehorsam, nicht die Subordination, denn sie schließen ihre Vorlesungen früher, als die Behörde will, und fangen zu spät wieder an, sie prunken vor ihren Zuhörern mit dieser Selbstständigkeit. Im Ubrigen beobachteten sie gegen diese eine schauderhafte Gleichgültigkeit, bekümmern sich nicht um ihr Treiben und testiren, oft ganz unwissend, den Besuch der Vorlesungen. Unter ihnen selbst herrschen Raubgiererei, hämische Angriffe, kritische Bosheiten, weibliche Klatschfucht, hinterlistige Verleumdung und Parteilucht, der Hochgenuß der Tugend und Pflicht, die Aufopferung im edeln Berufe, die Fortentwicklung der allgemeinen Zustände der Nation oder der Menschheit überhaupt, kurz die Ideen fehlen den Professoren, während sie Kenntnisse im Ueberfluß besitzen. Diese Bodenlosigkeit des sittlichen und erziehlischen Verhältnisses zwischen Professoren und Studirenden ist Hr. D. durch die heillosen demagogischen Umtriebe der Studenten vollends aufgedeckt worden, und glühender Zorn ergreift ihn über die Professoren, welche sechshundert deutsche Jünglinge von dem Verderben, in das sie sich stürzten, nicht haben retten können oder wollen, also in negativer Weise die Schuld davon tragen.

Das sind durchaus Hr. Dr. Dietterweg's eigne Worte (S. 45 — 61), und wie könnten deren noch stärkere anführen, wenn wir uns nicht so viel als möglich in Acht nehmen wollten, in „glühenden Zorn“ zu gerathen über einen Mann, der mit so eiferner Strenge einen ehrenwerthen Stand angegriffen oder vielmehr verleumdet hat.

„Schnell fertig“, sagt der Dichter, „ist die Jugend mit dem Wort“; aber Hr. D. ist kein Jüngling mehr, er sollte also auch mehr Erfahrung und Klugheit besitzen, er sollte nicht bloß grau in grau malen und meinen, daß dadurch der Welt geholfen sei; er sollte endlich nicht Einzelheiten zu allgemeinen Sätzen erheben. Jedoch wir müssen zur Prüfung seiner Sätze übergehen. Was er Bitteres hören muß und wol bereits gehört hat, ist allein von ihm verschuldet. Denn auch hier gilt Lessing's Wort, daß die Nothwehr auch das Selbstlob entschuldigt.

Also die Professoren haben kein Heimatsgefühl und gehen bloß der Ehre oder dem Gelde nach. Da möge doch Hr. D. lesen und beherzigen, was Leo ihm in dieser Beziehung (S. 33 — 36) entgegen hat, offen und stark, aber aus seinem eignen Leben, das mit dem anderer Professoren vielfach übereinstimmt.

Ich habe — sagt er — in meinem Universitätsleben nicht eben Gelegenheit gehabt, in den Professoren Engel zu erblicken; darauf bin ich auch nie gefaßt gewesen; aber ich sage doch, trotz aller auch bitterer Erfahrungen, was da im Allgemeinen ausgesprochen: Wer den Professoren am meisten bietet, der hat sie — der lügt.

Vieles thut allerdings die Noth und die Unmöglichkeit, bei einem kleinen Gehalte mit Frau und Kindern leben zu können, aber auch Familienangelegenheiten, Verwandtschaften, der Wunsch, lieber vor „500 Theologie Studiosen in Halle, als vor 17 in Heidelberg“ zu lesen (Morstadt S. 5), und hundert andere Dinge wirken mit, die man oft einer Regierung nicht sagen kann; da wird denn oft der erhöhte Gehalt vorgeschoben. Zu vielen Belegen — wollte man so unbedelict sein und sie anführen — ist hier der Ort nicht, aber Leo hat Recht, zu sagen, daß sich Hr. D. einer solchen Unwahrheit vor ganz Deutschland schämen müsse, und Morstadt, Gott zu bitten, daß er diesem D. vergeihen möge, denn sein Weg sei düster (S. 10). Über die Einnahmen durch Honorare spricht Hr. Leo ebenfalls sehr gründlich, und zeigt namentlich, daß man ein volles Auditorium haben könne und doch sehr wenig Honorare (wie z. B. Schütz in Jena, Reander in Berlin, Niemeyer in Halle, Niebuhr in Bonn), daß viele Professoren, namentlich der größte Theil der Mathematiker und Astronomen, auf den meisten Universitäten jährlich kein 30 Thaler einnehmen, und daß dies Alles auf das pflichtmäßige, gewissenhafte Halten der Vorlesungen keinen Ein-

echte Heiligkeit vermeidet ebenso sorgfältig, Schmerz zu verursachen, als die sogenannte Tugend.

Gegen Krieg und Kriegsmänner ist unser Deontolog aufgebracht. „Nicht einem Menschen eine besondere Kleidung an“, sagt er, „gibt ihm einen besondern Namen, das reicht hin, um bei gewissen Gelegenheiten das Recht zu haben, jede Art von Verbrechen zu üben. Nichts ist trauriger, als die Bewunderung, welche man Heiden zollt. Ihre Verbrechen scheinen eben wegen ihrer Größe von Verantwortung frei zu sein. Unsere Lehrer und die unmoralischen Mäher, welche sie uns in die Hände geben, haben uns eine große Liebe für Heiden eingegeben, und der Heide ist ein um so größerer, je mehr Menschen er getödtet hat.“ Von mancher Seite möchte der Verf. sehr Recht haben. Unsere Jugend wird gewöhnt, Thaten der Griechen und Römer anzuschauen, welche sich doch nur in Kriegen und bürgerlichen Unruhen zeigten, und wenn sie selbst dann dergleichen ausführen will für Freiheit und Vaterland, so steht man sie ein und verurtheilt sie nach den Gesetzen.

Auch folgende Bemerkung ist treffend, daß der Despotismus nie schlimmer als wenn er unter dem Mantel des Wohlwollens erscheint, nie gefährlicher sei, als wenn er in der Überzeugung handelt, daß er die Wohlthätigkeit vorstelle; man solle daher vermeiden, irgend Jemanden gegen seinen Willen oder wol gar ohne seine Einwilligung Gutes zu erzeigen. Rechtigste Verfolgungen hätten dies gewollt, hätten den Verfolgten die Möglichkeit verschaffen wollen, der ewigen Glückseligkeit theilhaftig zu werden, von welcher sie durch ihr Verhalten im Irrthum ausgeschlossen wären. Ganz in ähnlicher Weise — was der Verf. nicht sagt — versuchen die Revolutionsmänner, das Glück ihrer angeblichen Freiheit sollte den Bölkern zu Theil werden durch Wegschaffung aller störenden Elemente der Aristokratie und der Aristokraten; die Reinigung der Gesinnungen durch Blut und Leiden galt als eine Wohlthat, welche man den Zeitgenossen erwies, und ohne welche kein Himmel auf Erden zu haben wäre!

Und so berührt Bentham mit seiner Lehre Großes und Kleineres, geht dabei sehr ins Einzelne, empfiehlt unter Anderem, wenn man aus dem Hause gehe, die Zeit der Rückkehr zu bestimmen, seinen Besuchenden warten zu lassen, am wenigsten aus aristokratischem Amtsstolz in den Vorgimmern.

Gar nicht übel aber, wie gesagt, wird es in der Welt stehen bei Befolgung solcher Kritikmittel des Vergnügens. Man erwäge bloß das Angeführte: Jedermann verschafft sich angenehme Gedanken bei Tage und bei Nacht; das Civilrecht perhütet den Schmerz der Täuschungen; Alle leben in der eigenen Haut, in der Glückseligkeit des Augenblicks; Keiner unterliegt der Leidenschaft des Spiels, Keiner rührt den Finger ohne Vortheil für sich; Niemand leidet von Spott oder Witz; Alle sind in der Regel wahrhaft und aufrichtig außer mit gewissen Ausnahmen; die Beamten haben keinen Widerspruch der Untergebenen zu fürchten, die Traurigen keinen lästigen Trost; weder Geruch, Gehör noch Gesicht werden vom Nebenmenschen beleidigt; Krieg wird nicht geführt und man hat keine Heiden zu scheuen; Wohlthaten werden nicht aufgedrungen, weder von Theologen, noch Revolutionsmännern, noch Rauchsysteemen; man weiß, wann Jeder zu Hause ist, und verliert keine Zeit in den Vorgimmern der Großen — ein Zustand wahrlich, der Lust machen muß zum deontologischen Reich.

28.

Notiz.

Englische Bemerkungen über deutsche Zustände.

Neuerdings hat John Strang, der schon als Übersetzer aus dem Deutschen bekannt ist, ein Buch über Deutschland: „Germany in 1831“ (London 1836), herausgegeben, ein Buchlein, das nicht uneben geschrieben ist und von welchem die eng-

lische Kritik dazusetzt, daß es einiges Glück in der englischen ganzen Welt machen und ein Fortschritt bedeuten würde. „Der Herausgeber hat in einer Hinsicht die Meinung gemacht von der allgemeinen Mode der modernen Bildhauer; er gibt nämlich weniger Ansichten, mehr zu den Verehrten und zufällige Bemerkungen, als vielmehr die Menschen, persönliche Züge und Schilderungen von Zuständen. Man kann also sagen, daß er zur Hauptsache steht, was eigentlich die Hauptsache ist, während Loken das Gleiche nur allzuhäufig die Nebenbänge zur Hauptsache machen.“ So äußert sich ein englischer Beurtheiler des Buchs, und scheint Recht zu haben. Wir wollen nur das Wenige zur Probe mittheilen:

Ad vocem Hamburg. „Wenn man die Climate Hamburgs durchzieht, so kößt man auf eine große Zahl anderer ferner und verwandter Leute. Dieser Umstand ist nicht als ein charakteristisches Kennzeichen dieser Stadt anzusehen und verschiedenen Ursachen zugeschrieben worden. Einige schreiben diese in der Ungezogenheit des Klimas überhaupt, Loken in der Fruchtbarkeit und übeln Atmosphäre der Wohnungen, andere schreiben es dem Gebrauch der Wickelbänder und Bettdecken, oder den Federbetten zu. Wie dem sei, das Buch selbst ist nicht wegzulegen; und immer bleibt es wahr, daß man in Hamburg etwas höchstens an 100 Tagen (von 1831) im Jahr gutes Wetter hat. Allein zu berücksichtigen ist, daß auch nicht leicht ein anderer Ort mehr Aufmerksamkeit für das üble Wetter verbietet als diese.“

„Unstreitig ist keine Stadt in der Welt, wo so viele Menschen vorfallen als Hamburg. Im J. 1830 zählte man 95. Man kann die hiesigen Bankrotte füglich in drei Klassen bringen. 1) Bankrotte aus Unglück; 2) solche aus Geschäftsunkunde, Leichtsinne und Nachlässigkeit; 3) solche aus Betrug, die wahren Gaunerbankrotte, deren Beschreibung schwer zu beschreiben ist, weil die geheimen Umstände meistens unbekannt sind. Für den Fremden sind unangenehm die Frauen interessanter als die hamburgischen Bankrotte. Sie sind im Allgemeinen von schönem Gliederbau und feinem Teint. Man kann sie einigermaßen in ihrer Haltung selbst Tracht mit den Frauenbildern des Auslandes vergleichen. Sie sind sehr verbindlich und angeschlossen, und besitzen meistens in den höhern Ständen, ausgezeichnete Kenntnisse in Musik und Kunst.“

Hinsichtlich Berlin's verbreitet sich der Verf. sehr über die dortigen Weinstuben, Bierhäuser, Cordon-Restauranten, über Weisbier und Kalkshale, über Dippel, Beiermann, Jolly, Stehels und andere Cliquen. Er bemerkt, daß, wie in London und Paris, so auch in Berlin auf den Kaffeehäusern das Cliquenwesen vorherrscht; einen die Musiker, auf dem andern die Politiker, auf dem dritten die Maler, auf dem vierten die Schöngesichter. Sie haben ihre Clubs auf bestimmten Caffés, wo man dem nervenstärkenden und kopferheiternden Getränk überhäufig bewirthet.

Unter den berliner Literaten bespricht der Verf. die sonderbare Theilnahme Hrn. von Raumer, dessen Meinung er so schilbert: „Hr. von Raumer ist etwas nicht groß von Gestalt, aber von einer Haltung, mehr ein gedankenvolles Wesen als Genie ansehend. Was ist denn das Genie Anderes, als ein gewöhnliches Wesen? Sein Betragen ist einnehmend und zeigt die Oberherrschafft der Philosophie als der Phantasie, sein kluges graues Auge folglich den Fortschritts der Wissenschaften verräth.“

Unter Anderem theilt der Verf. auch die englische Übersetzung des: „My heart's in the highland“ mit, man mit, dem er auch als Übersetzer des Schottischen Herrschaffs widersprechen läßt.

Literarische Unterhaltung.

Dienstag,

Nr. 306.

1. November 1836.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungserpedition in Leipzig oder das königl. preussische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Die deutschen Universitäten und der Seminardirector Dieckertweg.

Unsere deutschen Universitäten sind seit etwa 20 Jahren der Gegenstand vieler und zum großen Theile unersetzlicher Besprechungen gewesen, recht im Gegensatz zu einer früheren Zeit, wo man in Deutschland diese Anstalten als wahre Palladien betrachtete und die Professoren an den Universitäten als die ersten und bedeutendsten Vertreter geistiger Interessen. Die meisten Besprechungen gingen aus der Furcht hervor, daß aus den bestehenden Verhältnissen des Universitätslebens dem Staate ein Nachtheil entstehen könnte, die übrigen aus sehr materiellen Gründen, mit denen die Partei der Utilitarier nun einmal gegen Alles ankämpft, was nicht unmittelbaren Vortheil bringt. Über die ersten wollen wir jetzt gänzlich schweigen; wohlwollende Fürsten und erleuchtete Staatsmänner haben solche Besprechungen schon seit längerer Zeit als unbegründet angesehen; den letztern aber, die sich namentlich in süddeutschen Ständerversammlungen herausgethan haben, wie denn bei den bairischen Landständen 1832 wirklich der unverständige Antrag auf eine Umkehrung des Universitätswesens vorgebracht worden ist, wollen wir nur entgegenhalten, daß selbst in Frankreich, in diesem dem Allen sonst abgeneigten Lande, sich nicht selten Stimmen für die strenge Aufrechterhaltung der althergebrachten deutschen Universitätsformen vernehmen lassen. So finden wir in der „Revue encyclopédique“ vom Dec. 1832, S. 159 die Nothwendigkeit eingeschärft: „de défendre contre les niveleurs bâtarde et bourgeois ce que les époques antérieures peuvent nous avoir légué d'institutions fortes et vivifiantes“. Für Deutschland schien aber eine jede weitere Besprechung überflüssig, seitdem zwei Professoren vom größten Ansehen und dabei von durchaus loyaler Gesinnung, v. Savigny und Jak. Grimm, der Erste in Ranke's „Hist. polit. Zeitschrift“ (Bd. 1, S. 569—592), der Andere in den „Göttinger gelehrten Anzeigen“

(1833, Nr. 12, 34, 35), fast gleichzeitig sich über das Wesen und den Werth der deutschen Universitäten ebenso klar als schön ausgesprochen hatten. Wer hätte wol nach solchen Männern noch sich einer besondern Aufforderung rühmen können, denselben Gegenstand in den nächsten Jahren wiederum einer Prüfung zu unterwerfen?

Wir leben aber nun einmal in einer Zeit, wo man sich nicht entblödet, an das Heiligste und Ehrwürdigste eine freche Hand zu legen, und wo ein gewisser nettischer Geist im Gewande menschenbeglückender Theorien umherespionirt, um die Denkmäler menschlicher Kunst und Weisheit niederzuwerfen und ihre schönsten Trophäen zu verstümmeln. Und so haben denn auch die deutschen Universitäten ganz neuerlich einen bitteren Feind und argen Verleugere gefunden, wie die deutschen Gymnasien, jedoch in geringerem Grade, ganz kürzlich an dem Medicinalrath Lorinser in Oppeln. Der neue Universitätsfeind aber ist Hr. Dr. Dieckertweg in Berlin, der Director des Seminariums für die städtischen Schulen, ein Mann, der sich durch vorzügliche Schriften im Bereiche der Volkserziehung und durch praktische Thätigkeit sowohl früher in Meurs als jetzt in Berlin einen sehr guten Namen gemacht hat. Derselbe ist „vermöge seiner ganzen feurig-lebendigen Persönlichkeit, die schnell ergreift und kräftig abstößt, und bei seiner vorherrschend reflectirend-praktischen Geistesrichtung“ (so schildert ihn Hr. Mayerhoff auf S. 9 der gleich anzuführenden Schrift) von dem dormaligen schlechten Zustande unserer Universitäten so ergriffen worden, daß er die Feder ergreifen und einen Tractat unter folgendem Titel verfaßt hat:

Die Lebensfrage der Civilisation. (Fortsetzung.) Ober: Über das Verderben auf den deutschen Universitäten. Dritter Beitrag zur Lösung der Aufgabe dieser Zeit. Essen, Wädeler. 1836. Gr. 8. 8 Gr.

Denn die Universitäten sind veraltete Institute, sie bedürfen einer Reform, sie verderben unsere Jugend, sie

erkennen nicht ihre Bedeutung in einer so ungeheuern Zeit, wie die unsrige ist. Die Gedanken, welche die Professoren mittheilen, sind nichts werth, denn sie wissen nichts von Hochbildern, Hochgedanken, von Idealen; ihre Methode ist schlecht und geistlos und macht also auf die Zuhörer keinen Eindruck, sie können wol Gelehrte sein, aber sie sind keine Pädagogen. Sie selbst sind geld- und habfüchtig, sie haben kein Vaterland, sie können und wollen daher auch keinen vaterländischen Sinn erzeugen, ja, was noch mehr ist, sie predigen Ungehorsam gegen die heiligen Gesetze des Staats, sind nachlässig im Testiren der Collegien und schließen ihre Vorlesungen vor der gesetzmäßigen Zeit. Daher haben sie auch einen großen Theil der in demagogische Umtriebe verwickelten Studirenden auf ihrem Gewissen. Die Studirenden selbst schleppen sich schlaff und geistlos in den Hörsälen umher, schreiben die, wenige Stunden vor dem Vortrage erst neuerschaffenen Systeme ihrer Lehrer ohne Sinn und Verstand nieder, vergeuden die Zeit in den Ferien und untergraben ihre Gesundheit auf den Universitäten in den Kneipen, in Purenhäusern und auf dem Fectboden. Demnach sehen redliche Ältern ihre Kinder nur mit der größten Herzensangst auf die Universität ziehen, weil sie fürchten müssen, sie an Seele und Leib verkrüppelt zurückzuerhalten.

Das sind etwa die Hauptzüge aus der Dieckermweg'schen Broschüre, die eine so gänzliche Unkenntnis des akademischen Lebens, eine so totale Verkennung alles Historischen, eine so bittere, an Groll streifende Gereiztheit gegen die Professoren und eine so durchaus in den Begriffen der Elementarschule befangene Ansicht darthut, daß wir kaum begreifen können, wie zwei Universitätsprofessoren, Beneke und Mayerhoff (S. 2 und 148 der anzuführenden Schriften), sagen konnten, es habe sich Hr. Dieckermweg den Dank aller verständigen Universitätslehrer verdient. Es kann aber kein verständiger Universitätslehrer eine Schrift, deren Einseitigkeit und Falschheit wol den Eingeweihten klar sein wird, gern sehen, da sie offenbar eine Verunglimpfung des ganzen Standes enthält, und von der in Bezug auf Unkundige und harnackige Gegner alles Bestehenden auch das alte Wort gelten wird: Calumniare audacter, semper aliquid haeret. Hat Hr. Dieckermweg aus guter Absicht geschrieben (was wir immerhin annehmen wollen), so mußte er, der in Jahren vorgerückte Mann, sich besonnener und umsichtiger benehmen; er durfte nicht bloß alten Erinnerungen trauen oder einzelne Begebenheiten aus der Universitätsstadt, in welcher er grade lebt, zum Maßstab des ganzen Universitätslebens nehmen, und darf sich daher nicht wundern, wenn Hr. Leo (S. 5) sein Buch „ein Werk der Verleumdung und der Unwahrheit“ nennt. Und warum schrieb denn Hr. Dieckermweg überhaupt? Glaubte er sich vor Vielen dazu berufen, die deutschen Universitäten um den jahrelang getragenen Ehrenkranz zu bringen? oder will er etwa selbst Professor werden und sein Licht leuchten lassen vor dem ganzen Hause Israel? Er sagt nun zwar in der Vorrede, daß er nicht Staatswissenschaftler studirt, daß er sich auch nicht auf Politik ge-

legt habe. Das glauben wir herzlich gern; aber auf ohne das kann Jemand wohl über Universitäten schreiben, wenn er nur Gelehrsamkeit und gesunde Augen hat und keine Vorurtheile mitbringt. Da aber dies bei Hr. Dieckermweg nicht ist, wie fast jede Seite des Büchleins zeigt, so mußte er bei seinen Einseitigkeiten bleiben, wo Niemand seine Tüchtigkeit bestrafen und wo er das Recht gehabt hätte, Denjenigen, der in diesen nützlichen Zweig der Volkserziehung so verkehrt und absprechend geurtheilt hätte, wie er in dem gegenwärtigen Falle über die Universitätsangelegenheiten, sofort zu zeigen. Und wir zweifeln nicht, daß Hr. D. dies, auf nicht auf sehr glimpfliche Weise, gethan haben würde.

Um so weniger durfte es ihn auch befremden, wenn die so hart angegriffenen Professoren unserer deutschen Universitäten (denn seine Excepcion auf S. x der Broschüre beweist so gut wie gar nichts) im gerechten Gefühle der Würde seine Verunglimpfungen nicht ruhig hingehen lassen. Hr. Professor Leo machte den Anfang. Seine Schrift ist ohne allen Zweifel die bedeutendste, denn ist vielseitig anregend, voll interessanter Notizen über Studenten und Studentenleben, frisch und gewandt geschrieben und nennt Alles beim wahren Namen. Am übertriebene Schwächlichkeit eines Berliner Correspondenten in der „Allgem. Zeitung“ konnte sie als „barbarisch knäuelhaft“ bezeichnen. Denn es liegt eben in der subjectiven Haltung und in der Naivität des Tons der herber Reiz der Darstellung; ja, die Schrift bekommt, Rosenkranz sehr richtig bemerkt hat, dadurch einen gewissen Charakter und wird ihrem objectiven Werthe ein Denkmal des heutigen Professorenlebens setzen. Hr. Dieckermweg's Libell schon längst vergessen ist. Wie im Folgenden noch oft auf das Einzelne zurückzukommen und der Leo'schen, allerdings starken, Abfertigung nicht minder stark auftretenden Gegners unsern Dank

*) Hr. Dr. Dieckermweg und die deutschen Universitäten.

Streitschrift von Heinrich Leo. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 16 Gr.

Über das angebliche Verderben auf den deutschen Universitäten. Von C. F. S. Kischelski. Berlin, Plohn. Gr. 8. 10 Gr.

Verteidigung der Universitäts-Professoren gegen Dr. Dieckermweg's Schmähungen und Recepte, von Dr. C. A. W. Stadt. Mannheim, Hoff. 1836. 8. 8 Gr.

Unsere Universitäten und was ihnen Noth thut. An den Hrn. Director Dr. Dieckermweg, als Beitrag „Lebensfrage der Civilisation“. Von Friedrich Beneke. Berlin, Mittler. 1836. Gr. 8. 12 Gr.

Die deutschen, insbesondere die preussischen Universitäten in der neuesten Zeit. Eine Aufschrift an den Dr. F. D. Dieckermweg von Ernst Theodor Mayerhoff. Berlin, 1836. Gr. 8. 16 Gr.

Die Kritiken von Rosenkranz in den „Jahrbüchern wissenschaftliche Kritik“, 1836, Nr. 46—48, und in den „Allgem. Literaturzeitung“, 1836, Nr. 135, erwähnen wir hier der Vollständigkeit wegen. Aufsätze enthalten viel Treffliches und Wahres. Wir hören, scharfe Replik im „Hamburger Journal“ ist uns noch nicht zu Gesicht gekommen, eben so die Schrift des bonner Professor Poggel.

ung nur selten vorkommen können. Behutsamer und vorsichtiger tritt Mäher auf, aber auch fast überall als D.'s Gegner. Eigenthümlich ist ihm eine schöne Stelle über die Theilnahme deutscher Professoren an den Freiheitskriegen (S. 48 fg.), sowie auch die Ansicht, daß alles Sprachstudium in den Gymnasien auf die Bildung der Muttersprache bezogen werden soll (S. 56 fg.). In seinen Vorschlägen zur Reform des Gymnasial- und Universitätswesens vermissen wir bei aller Rechtlichkeit der Gesinnung doch die praktische Ausführbarkeit. Wie will z. B. eine Behörde, es durchsetzen, jeden Vermieter, der unethische Personen bei sich beherbergt hat, mit Festungsstrafe (?) zu belegen, wenn er es wagt, Schüler bei sich aufzunehmen (S. 63)? Mit Witsch in Heidelberg spricht in seiner desultorischen, mit Citaten aus eignen und fremden Schriften überladenen Manier so heftig gegen D.'s „Schartele“ (so nennt er sie), daß auf sein Büchlein statt: „rideo dicere verum“ besser als Motto gepaßt hätte: „secit indignatio versum“, oder was er selbst gleich zu Anfang anführt: „auf groben Klog, ein grober Keil“. Da heißt D. bald der „Scholarch“, bald der „Pamphletist“, bald der „Solummlant“, ihm wird Abergläubigkeit, Ignoranz, Postullosigkeit, Charlatanerie, Sykophantie u. dgl. m. vorgeworfen und andere harte Dinge mehr, daß wir uns nicht wundern dürfen, wenn Hr. D. seinem Gegner einen Injurienproceß insinuirten würde, denn so schlimme Dinge sind dem Gustav Nicolai, der dieses Rechtsmittel (zum Glück aber ohne Erfolg) vor dem naumburger Oberlandesgerichte gegen Professor Friedländer in Halle ergreifen hatte, niemals gesagt worden. Von Unzufriedenheit des Hrn. Morstadt mit den eignen Verhältnissen finden sich auch manche Spuren, wie auf S. 60, wo Rittermeier und Zachariä grade wol nicht in der freundlichsten Weise genannt sind. Dagegen ist die Schrift des Professors Beneke in Berlin mit Würde und Ruhe geschrieben. Schon die Briefform bedingt hier eine mildere Behandlung des Gegners. Die Anklage der finanziellen und moralischen Verhältnisse unserer Universitäten läßt er bei Seite liegen und beschäftigt sich vorzugsweise mit der auf den Universitäten herrschenden Lehrmethode. Wenn ihn nun auch die dormalige Art des Kathedervortrages nicht gefällt, so ist Beneke doch weit davon entfernt, mit D. eine dialogische Art des Vortrags auf Universitäten zu billigen, oder die Studierenden wie Schüler und Seminaristen behandeln zu wollen. Er will unbeschränkte Lern- und Lehrfreiheit, Gelehrsamkeit der Universitätsprofessoren und billigt alle Vorschläge, um die geistige Lebendigkeit der Studierenden zu erhöhen, für welche die Universitätszeit die Zeit der geistigen Sährung ist (S. 60). Gegen D. behauptet er mit schlagenden Gründen (S. 65 fg.), daß die Universitäten in Beziehung zu den frühern bedeutend besser geworden sind, daß die Sorge für die Sittlichkeit der Studierenden, wie z. B. das Einführen derselben in gemischte Gesellschaften, der Umgang mit Frauen, den Professoren nicht allein aufgebürdet werden dürfe (S. 71 fg.); daß statt der bisherigen Lehrmethode vielleicht am zweckmäßigsten das eigne freie Vortragen der Studierenden als Grund-

form anzunehmen sein möchte (S. 66). Auf manches Andere werden wir noch zurückkommen. Der Inhalt des fünften und letzten Briefes, der über die Spannung unserer Zeit im Allgemeinen und über ihren Charakter, Alles von der natürlichen Seite aufzufassen, sich verbreitet und das Wechselverhältniß zwischen Schulen und Universitäten darstellt, kann vom Ref. hier nicht so ausführlich besprochen werden, als er es verdient. Hr. Mayerhoff endlich behandelt seinen Gegner im Ganzen recht glimpflich und räumt ihm, obgleich er in der Hauptsache ihm nicht Recht geben kann, doch Einzelnes ein. Zuvörderst hat er (S. 13—34) im Allgemeinen die Reformversuche auf deutschen Universitäten charakterisirt und dem Hrn. D. die Entwicklungsgeschichte der meisten deutschen Universitäten vorgeführt (S. 34—63); Beides allerdings für den Kenner des Universitätswesens überflüssig, für Hrn. D. aber, der so absichtlich das Historische dieser Einrichtungen ignoriert, sind diese Umrisse trotz ihrer Kürze unstreitig sehr nützlich. In der zweiten, oder der raisonnierenden Hälfte der Schrift scheinen uns doch zu viele Worte zu sein, viele Klagen über Bestehendes, und doch keine Vorschläge zu gründlicher Abhilfe. Da nun überdies das Ganze ohne Abschnitt oder Überschrift fortläuft, so wird man in der That durch die Lecture dieser Schrift mehr ermüdet als belehrt. Die Lehrsicherheit nimmt Hr. Mayerhoff allerdings auch in Schutz, ebenso die atromatische Methode (S. 103—117) und eine negative Form der Erziehung auf Universitäten; aber sonst mißfällt ihm gar Manches auf den deutschen Universitäten, oder, eigentlich wol, in Berlin, wo der Verf. als Licentiat der Theologie lebt und als jüngerer Lehrer nicht überall mit dem Benehmen der ältern Lehrer, d. h. der Ordinarien, zufrieden ist. Für die hauptsächlichste Quelle vieler Übel auf der Universität gilt ihm der Mangel wahren Christenthums (S. 63); er stimmt mit D. überein, daß die Professoren aus eigner Schuld ihre Vorlesungen gegen die Befehle der Staatsbehörde zu früh schließen und zu spät wiederanfangen (S. 89—93), daß die Ansichten der verschiedenen Schulen die Professoren

*) Es ist übrigens eine sonderbare Vornehmheit, wenn Hr. Mayerhoff S. 58 meint, daß die Universität Halle vor 1806 sich immer noch „auf der zweiten Stufe gehalten habe“. Welche Universität in Deutschland, etwa mit Ausnahme von Göttingen, hatte denn damals berühmtere Lehrer, und welche erfreute sich einer größern Frequenz von Studierenden aus dem In- und Auslande? Eine Unrichtigkeit ist es ebendasselbst, wenn der Verf. angibt, daß erst nach 1817 ein Kanzler in Halle ernannt sei. Der verstorbene Niemeyer war vielmehr 1807 von der westfälischen Zwischenregierung zum Kanzler und Rector auf Lebenszeit ernannt worden und führte auch nach der Restauration der Universität 1814 diesen Titel fort, wemgleich seine Geschäfte theils an den Prorector, theils an den Reglementsbevollmächtigten übergegangen waren. Ebenso ist bei S. 63 zu erinnern, daß die Einrichtung der frühern Universität zu Bonn nicht so „verfehlt“ war, als der Verf. sie genannt hat. Nur die wenige Jahre nach der Stiftung einbrechenden Franzosen vertrieben das Aufblühen einer Anstalt, die einer der besten und weissen Fürsten des katholischen Deutschlands, Maximilian Franz von Köln, gegründet hatte.

ten untereinander feindselig und ungesellig machen, daß da ein großer Unterschied zwischen den Ordinarissen und jüngern Lehrern hervortritt, weil auch in dieser Beziehung der Geist des Christenthums die Universitäten nicht durchwehe (S. 99). Derselbe Mangel an Christenthum verursacht die Uncredulität im Testiren (S. 125) trotz der bestimmtesten Befehle der Staatsbehörden. Zuletzt führt er auch darüber zugleich mit D. Klage, daß außerhalb der streng amtlichen Verhältnisse die Lehrer mit den Studirenden nur sehr geringe Gemeinschaft hätten, und gibt allerlei Vorschläge, wo er auch zuletzt (S. 138—143) auf die akademischen Verbindungen zu sprechen kommt, wo wieder viel vom Mangel des Christenthums die Rede ist, der zur Selbstsucht, zur Selbstüberschätzung und andern Lasten führt, welche heimliche oder öffentliche Empörung gegen den Staat veranlassen. Alles, wie gesagt, recht gut gemeint, aber nur zu wenig praktisch und zu sehr — wie es uns wenigstens scheint, mit der subjectiven Lage des Verfassers in Verbindung gebracht. Dahin dürfte auch die Expectoration (S. 119 fg.) über die unwürdigen Mittel, durch welche mehr Lehrer die Studirenden in ihre Vorlesungen locken, zu rechnen sein. Hr. D. hat diesen Punkt nicht berührt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notiz.

In einem frühern Artikel dieser Blätter haben wir dem Geist Chateaubriand's, des Meisters der französischen Romantik (denn zu den Romantikern wird man ihn jederzeit rechnen müssen), volle Gerechtigkeit widerfahren lassen; allein einzelne Stellen in seiner neuesten Schrift: „Essai sur la littérature anglaise“, zeigen ihn wirklich hier und da als einen Restor ohne Weisheit. Chateaubriand ist vielleicht bedeutender seinem Dasein nach als hinsichtlich seines Genies. Er ist ein tiefer Mann, aber zugleich ein bornirter Geist, einer von den Geistern, die sich während ihres Fortschritts immer aus eigener Selbstbestimmung das non plus ultra prädestiniren. Was soll man zu solchen Stellen sagen, wo es sich um einen der Unsterblichen unter den Unsterblichen handelt und Chateaubriand's lahme Kritik, gleichgültig, abgekehrt, grüßhaft, hypochondrisch, mittelberregend, jenem unbegreifenen Unsterblichen nachschleicht. „Shakespeare“, sagt er, „unterscheidet keine Arten; sowie er das ganze Leben eines Mannes entfaltet, ebenso setzt er auch die ganze Gesellschaft in Bewegung. Der Dichter scheint die Überzeugung zu haben, daß unsere Existenz nicht in einem Tage abgeschlossen ist, daß von der Geburt bis zum Grabe Einheit herrschend ist. Wenn er ein junges Haupt ergreift, so wird er es entweder frühzeitig abschlagen, oder es, bis daß es ergreut ist, nicht wider fahren lassen. Diese Universalität hat zum Verderben der Kunst beigetragen; sie ist ein großer Irrthum, auf welchem die neue dramatische Kunst nur gar zu gern fußen will. In diesem Sinne genommen wird jeder einzelne Mensch, der sein Tagebuch abschreibt, nach Art des englischen Dichters ein Drama verfaßt haben.“ Es kann wirklich nichts Grundfalscheres, Grilligeres und Fäheres geben als diese Auslegung, Grabe Dasjenige, was in Shakespeare's großartiger Kunst das Großartigste und Eigenthümlichste ist, macht ihm Chateaubriand zum Verderben. Grabe das, daß Shakespeare die einseitige Charakteristik im Drama aufgehoben und sich zu wahrhaft allgemeiner Gestaltung erhoben hat, also den Hauptprogress und die eigentliche Seele des romantischen und modernen Drama, will der altfranzösisch-gefinnte Kritiker nicht gelten lassen. Er sagt weiterhin die beispelloos einfältigen Worte,

die man wirklich nur einem so schlecht gebildeten Manne, als Chateaubriand ist, verzeihen kann: „Nur in der ganz vortheilhaften Lage der Kunst ist nachtheiliger (??) als Chateaubriand, sowie Apoll in seiner ganzen Weltlichkeit mehr nach Formen an sich trägt als ein ägyptischer Koloss.“ Daß die wie dieser gehören zu den dunkelsten Mächten der menschlichen Geistes und der menschlichen Betrachtung. Man soll sich billig verwundern, wie selbst ein Franzose des alten nicht dergleichen vorbringen kann. Es ist darin eine so schreckliche eine so durchgreifende Verkennung des wahren Geistes enthalten, ein so grauenhaftes Festhalten am Höhlen und dem Schiefer, daß die leidhafte Thoreheit selbst sich über die dummste Sache nicht unersprechlicher ausdrücken vermöge. Man man erregt, daß schon Boileau — und Boileau war doch in seinen Vorurtheilen wie in seinen Schwächen durch und durch ein Franzose — gesagt hat, daß nur in der Klarheit die menschliche Vernunft beruhe, so will es uns mit Recht sehr unangenehm bedünken, wenn wie einem Manne wie Chateaubriand ein alter Satz in seinem Kunsturtheil mit Fäßen treten läßt. In solchen Beispielen lernen wir, daß Naturen wie Chateaubriand durchaus der Züchtigung bedürfen und auf pöthliche Klugheit oder weniger gebeugt werden müssen, bevor der Uebermaß in ausgeprägtester Einseitigkeit würde, wenn es nicht so ganz unersprechlich und unerträglich werden. In derartigen Umgebungen der Gemüthsgrößen, welche die Vernunft überläßt, ist wenig Werth und viel Minderheit. aber ist in den Tiraden Desjenigen, der in Shakespeare's nerie nur eben das Gefühle sieht? Und wer gibt ihm das, der sich so großartig zu täuschen versteht, die Beweise, die bewegten Ereignisse der echt romantischen Dichtung? Schauspiel zu verlangen so voll Grabschreie und Schreie, denn, wie sie über einer nordamerikanischen Wildnis sind. Dort, wo selbst die Natur einseitig ist, mögen wir uns Herzen mit der ruhig flammenden Leidenhaftigkeit ihrer Töne mit ihrem Seelenbrande, der so unbarmherzig dahinstreicht ein Waldbrand, als einige Staßfage genügen. Aber in Welten, wo alle Wirklichkeit zur Kraft der Poesie sich stellt, begnügen wir uns nicht mit zwei brennenden sondern es bedarf der leuchtenden Gedanken, die die Mächtigkeit der Ereignisse glänzend und flammend zeigen. Vielleicht haben wir Chateaubriand das höchste in seinen wahren Bemerkungen darum zugestanden, daß er sie unmittelbar auf die jungen Romantiker einschießt, und so wäre es eigentlich die Absicht, daß mal seinen Geist umnebelt hat.

Literarische Anzeige.

Die unterzeichnete Verlagshandlung beehrt sich, ihren Subscribenten auf das

Bilder = Conversations = Lesebuch für das deutsche Volk.

zu benachrichtigen, daß schon die zweite Lieferung dieses Lesebuchs erschienen ist. Dasselbe umfaßt auf 8 Bogen die Deutsche Kaiser die Druiden, mit 23 Illustrationen, wird den Beweisen liefern, wie sehr es gelungen ist, in Werke

ein Handbuch

zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und Unterhaltung

zu liefern, welches bei dem höchst geringen Preise in minder bemittelten Ständen zugänglich ist. In 10 Bänden, 67 Bogen mit 223 Illustrationen und 12 in Kupferstich, kosten nur 2 Thlr. 6 Gr.

Leipzig, im October 1836.

J. A. Brockhaus.

Mittwoch,

Nr. 307.

2. November 1836.

Die deutschen Universitäten und der Seminardirector Diestweg.

(Fortsetzung aus Nr. 304.)

So viel im Allgemeinen über die in Rede stehenden Schriften. Wir wenden uns nun zur Beleuchtung der fünf Hauptvorwürfe des Hrn. Diestweg, welche seinen Gegnern Veranlassung zur stärkern oder glimpflichern Widerlegung geworden sind. Wie Ref. die Sache ansieht, ergibt sich wol aus den vorstehenden Zeilen, das Nachfolgende wird seine Meinung noch besser darthun, wenn er das auch nicht immer ausdrücklich hinzusetzen sollte. Denn es kommt ihm vorzüglich darauf an, in dem gegenwärtigen Artikel die Thatfachen aus den verschiedenen Schriften so unter einzelne Rubriken zu ordnen, daß die D.'sche harte Anklage in das gehörige Licht gestellt und eine weitere Besprechung von Schriften, die etwa in der fraglichen Angelegenheit noch erscheinen sollten, in d. Bl. nicht nöthig werde.

Erstens. Ich verlange, sagt Hr. Diestweg, von unsern Universitäten echte Wissenschaftlichkeit. Diese ist aber nicht zu suchen in der Masse des Wissens, in historischer Erschöpfung oder in sogenannter Gelehrsamkeit, sie besteht vielmehr in der Selbstthätigkeit des Denkens; denn der akademische Lehrer braucht als solcher kein Forscher zu sein, aber wol ein Lehrer. Man darf also akademische Lehrämter nicht an solche Männer vergeben, die weder innern Beruf, noch äußeres Talent zum Lehren besitzen, wie z. B. Hegel ein tiefer Forscher gewesen sein mag, aber zugleich einer der schlechtesten Lehrer; man darf nicht zugeben, daß akademische Lehrer ihren Schülern ungeprüfte Neuerungen als ewige Wahrheiten vorlegen, daß sie sich in Widerspruch setzen mit Allem, was bisher für allgemeingültig angesehen wurde. Man muß vielmehr dem Lernenden auf den Standpunkt zu stellen suchen, auf dem man in Betreff einer Wissenschaft im Allgemeinen steht. Dann ist er für seine Zeit gebildet. Ist dann noch ein Ueberfluß von Zeit und Kraft vorhanden, dann strebe er weiter. Ebenso darf auch die Lehrfreiheit nicht bis dahin ausgedehnt werden, daß die Professoren lesen dürfen, worüber sie wollen, im ganzen Umfange der Facultät (S. 2—11).

Gegen diese Sätze erinnert nun Hr. Leo, daß sich Gelehrsamkeit und Wissenschaftlichkeit nicht anschließen,

vielmehr in ihrer Vollkommenheit untrennbar aneinander gebunden sind, daß es allerdings Leute gibt, welche die Wissenschaft nur in Einzelheiten suchen, daß aber wissenschaftliches Leben ohne Gelehrsamkeit unmöglich sei (S. 98 fg.).

Die wahre Wissenschaftlichkeit — fährt er fort — ist etwas schlechthin Unerlernbares; sie ist ein dem Menschen Eingeborenes, ein Adelsbrief höherer Art, den Gott selbst dem Menschen schreibt, den aber selbst der Besieger nur dann produciren und geltendmachen kann, wenn er sich außerdem die Mühe nimmt, auch recht viel Einzelnes zu lernen, so gelehrt zu werden wie möglich.

Wer aber auf eine Universität kommt, der soll gründlich wissenschaftlich gebildet werden, muß also auch gelehrt sein; denn Solche, die etwa ihre juristische und medicinische Bildung in positiv abgeschlossenen Grenzen und durch die D.'sche Methode ad hominem erhalten haben, bekommen jene ganze bornirte Wichtigkeit in sich unfertiger Menschen, sogenannter Papiere. Die Gelehrsamkeit ist zu allen Dingen nützlich: unsere Nation hat sicher unberechenbare Vortheile davon gehabt, daß unser ganzer Beamtenstand auf Universitäten der Art, die Hr. D. Akademien nennen möchte, gebildet ist und nicht auf Dressuranstalten niederer Art, die er Universitäten zu nennen beliebt. Die Nothwendigkeit, warum der Professor ein Forscher sein muß, ist bei dem jetzigen Stande der Wissenschaften so klar, daß wir glauben, Hrn. Leo's Worte von S. 103—107 hier nicht abschreiben zu müssen, wie zweckmäßig diese auch für seinen concreten Fall sind. Daß nun dieser Forscher kein schlechter Lehrer sein dürfe, liegt auch wieder auf der Hand, und es würde wahrer Unfuss sein, Forscher und Lehrer trennen zu wollen. Auch aber Hegel spricht Hr. Leo (S. 107—109) und zeigt, daß, wenn auch nicht alle Zuhörer bei ihm in seiner Weise philosophiren gelernt haben, seine Lehre und sein Umgang aber doch für unzählige Schüler die reichsten Motive für eigne Geistesbildung enthalten habe. Er schließt:

Hat denn Hr. D. schon irgend einmal einen Schuh zu machen versucht, ohne sich die Mühe zu nehmen, die Handgriffe zu lernen, und ohne vielleicht die nöthige Kraft im Arme zu haben, um den Schuhbreit zu ziehen? Und was er nicht von einem Schüler zu sagen wagt, wenn er dessen Arbeit nicht nachzuarbeiten und ihm nicht zu folgen versteht, das untersteht sich dieser Doctor Diestweg vor ganz Deutschland in Beziehung auf Hegel drucken zu lassen! Quousque tandem.

Zweitens. Die einseitige Richtung auf das Wissen

und die Gelehrsamkeit, klagt Hr. D. auf S. 36, führt zu der Lehrmethode, die unsere akademischen Lehrer üben. Es ist die akroamatische. Der Lehrer spricht, die Schüler schweigen, hören zu und schreiben nach. Jener trägt vor, er liest ab, oder er bedient sich des freien Vortrages. Natürlich ist Beideres das Bessere, weil es das Lebendiger, Anregender ist, vorausgesetzt, daß Ordnung in dem Vortrage herrscht. Den akroamatischen Vortrag aber hält er für verkehrt und der Geistesentwicklung hinderlich. Da sitzen die Jünglinge, schreibt er S. 401, oft zu Hunderten stumm vor dem einen Mann auf der Pitsche. In monotonem, geistlosem Vortrag lesen die Meisten ihre Weisheit aus dem Feste, oder, um den Stumpfsinn zu verewigen, kommen sie der Faulheit durch Dictiren zu Hülfe. Machen die Herren, sagte der alte R. R., weiland Professor in Marburg, gefälligst ein Kommachen. Nichts wird gehört als das Kratzen der Federn. In gekrümmter Stellung legen sie so täglich vier oder mehr Stunden sich Sammlungen von Heften an u. s. f. Das ist also Elanarbeit. Dafür muß der Dialog die vorherrschende Lehrform sein, aber nicht bloß dialogische Unterhaltung, sondern strenge, sokratische Entwicklung, besonders der Grundideen. Dreißig bis fünfzig Studenten sollen um den Lehrer im Halbkreise sitzen. Alles Historische haben sie bereits auf dem Gymnasium erlernt. Nun beginnt der Lehrer die Entwicklung im freien Gespräche, nach der Weise der Alten. Ob viel, ob wenig verarbeitet wird, darauf kommt nichts an, aber das philosophische Denken soll der Student lernen. Und wenn dies geschehen ist, kann er getrost den Hörsaal verlassen.

Gegen das geistlose Hestschmieren und Nachschreiben haben sich, so lange Universitäten bestehen, schon so viele geistreiche Männer erklart, daß Hr. D. hieran nicht noch einmal brauchte zum Ritter zu werden. Auch gehören Beispiele, wie das eines Lehrers der Rechte auf einer preussischen Universität, der in der ersten Stunde durch seinen Fiscal ein Heft über die Pandekten dictiren läßt und in der zweiten darüber spricht, gewiß zu den großen Seltenheiten. Aber Hr. D. wollte um so mehr die Vortheile seiner Lehrmethode herausheben, die offenbar ganz aus den Schullehrerseminarien entlehnt ist, wo sie nicht anders als nützlich und ersprießlich genannt werden kann. Indes ist eine Universität nicht bloß eine pädagogische Anstalt, wie sie Hr. D. auf S. 19 bezeichnet, also muß auch die Lehrmethode anders sein als in jenen Anstalten, am wenigsten kann sie eine solche sein, wie er sie vorgeschrieben hat. Das hat ihm erstlich Hr. Leo auf S. 24 — 26 und S. 120 — 131 nachgewiesen und zugleich gezeigt, daß am Hestschreiben als solchem wahrlich nicht das Hangen am Gemeinen liege. Er nennt ausgezeichnete Lehrer, bei denen nachgeschrieben wurde, und denen kein wissenschaftlich gebildeter Mann streitig machen wird, daß „Hochbilder, Hochgedanken, Ideale“ (Lieblingsausdrücke des Dr. D.) in reichem Maße sich in ihren Vorlesungen fanden, unstreitig mehr als in seinen dialogischen Unterhaltungen aus Pestalozzi's Schule sich würden gefunden haben. Daß die dialogische Methode in den verschiedenen

Seminarien vorherrschend ist, daß sie in Conferences und Examinatorien geübt wird, scheint Hr. D. nicht zu ben wissen zu wollen und darf sich daher nicht wundern, wenn seine Gegner, Leo, Morstadt, Napetoff und andere, ihn deshalb mit stärkeren oder milderen Worten als Bessern belehren haben. Morstadt sagt auf S. 51:

Die Refutation besteht 1) in einem Eigenbegriff, denn ein sehr großer Bruchtheil aller wissenschaftlichen Dinge wird von den Professoren keineswegs bloß akroamatisch, sondern des Studenten Ohr, eingebläst, sondern zugleich auch innerlich, durch dessen Tug. 2) Und sodann in einem Widerbeweise; denn ebenso wenig als man am Specerul der Wahrheit vermisst, oder am Rheinaufer die Schnecken, mangelt es an unsern Hochschulen am erotematischen Unterrichte, so weit es Bedürfnis ist und folglich gesucht und bezahlt wird. Die buntesten Specialnamen wird er buchstäblich ausgelesen in unsern Katalogen, und zahllos oft mit bestem Erfolg benutzt von solchen, die unterrichtsempfänglich sind, d. h. vom Wind: noch Knochenschädel auf dem Raden tragen.

Zweitens aber hat Hr. Beneke dem Ankläger antwortlich in seinem dritten Briefe nachgewiesen, und zwar philosophischem Wege, daß seine Eintheilung in das Historisch-Positive und in das aus dem Stammende, das Rationale, unhaltbar sei, also auch auf dem letztern beruhende dialogische Lehrmethode an Universitäten. Ref. kann diese gründliche und Erfahrung des akademischen Lehrers reich angelegte Untersuchung hier nicht im Auszuge mittheilen, aber mit Leo's Erörterungen zusammen die bündige Legung der D.'schen Phantasien. Auch darin stimmen Leo und Beneke (S. 49 fg. u. S. 60 fg.) überein, daß Studierende nicht soll, wie die Quartaner, fortwährend gänzlich werden, daß die Universitätszeit die Zeit der ständigen Sährung sei und daß, wenn der Sährung glücklich von Statten gehen soll, man ihn nicht gestört muß von Statten gehen lassen.

Hr. Diesterweg — sagt Leo — scheint erst stolze Bewußtsein, was, um zu tüchtiger, selbständiger im Leben fortzugehen, einmal der Mensch, d. h. ein Mensch bedarf, wo es Niemanden gibt, der sich herausnehmen in den individuellen Bildungsgang bestimmend eingreift; scheint dies nie gehabt zu haben, auch an Andern nicht; denn sonst würde er wissen, daß es viele, sehr wenige gerade die tüchtigsten, edelsten, stolzesten Geister unter den Studenten gibt, die eine solche Bekümmernis um das Leben wie er sie verlangt, gar nicht ertragen können; die nur einmal im Vierteljahr bloß von Milch und Honig im Vierteljahr bloß von Fleisch leben, die nur einmal in Anzahl Collegia fleißig und tüchtig hören und denken, nur einmal bloß über ihre eignen Gedanken sitzen und Musik ihres jungen Herzens zuhören und zu diesen Vorlesungen quittiren wollen.

Um aber den Sährungsproceß nicht dem Zufall zu überlassen, erinnert Hr. Beneke weiter, welche Elemente, welche in denselben hereingegeben werden, die Universitätsvorträge und der Gymnasialunterricht, und die weiter vorliegenden Examinatoren, d. h. die Examina und was sonst noch dazu Seite zu stellen sein möchte, vervollkommen werden. Erreichung eines solchen selbstthätigen und schmerzlichen Studirens gibt er verschiedene Vorschläge, namentlich (S. 64 fg.) etwas dem englischen Autocriticismus

mit den Modifikationen, welche die Rationalität und die Verhältnisse Deutschlands erfordern. Endlich hat sich auch Hr. Alschefski gegen die dialogische Vorgehensweise ausdrücklich erklärt (S. 18—29) und wird warm über die Vermehrung Hegel's durch Diesterweg.

Unsere Universitätslehrer — ruft er aus — können auch neben: mit großer Klarheit und scharfer Bestimmtheit, mit drohendem heiligen Ernst, mit feurigen Zungen würden sie Hrn. D. gegenüberreten, wenn sie es nicht unter ihrer Würde hielten, sich zu vertheidigen, wo die Sache selbst für sie zeugen muß.

Sein unvorgreifliches Gutachten über die Mittel, wie die Studierenden schon auf der Universität mehr für das praktische Leben gebildet werden könnten, halten wir insofern für unsere Universitäten nicht passend. Es sollten nämlich in jeder Facultät Collegia eingerichtet werden, wo die im Leben und in der dialectischen Kunst gewandtesten Lehrer die natürlichen Anlagen der Studierenden für schriftliche und mündliche Beredsamkeit durch Disputationen, frei gehaltene Reden und schriftliche Ausarbeitungen ausbilden (S. 29—32).

Drittens. Einen ganz besondern Ingrimm zeigt Hr. D. an mehreren Stellen seiner Schrift gegen die jüngern Privatdocenten. Wenn die dialogische Methode, die so recht sein Pracht- und Paradespferd zu sein scheint, überall eingeführt ist, so wird man nicht mehr junge, reife Männer auf Universitäten anstellen, die, selbst erst Keimlinge im Denken und im Leben, meinen, man könne als akademischer Lehrer sein, wenn man ein Heft zusammenzuschreiben und vorzulesen versteht (S. 40). Ja, unter seinen Vorschlägen zur radicalen Verbesserung des Universitätswesens wird sogar nach diesen Grundsätzen angenommen (S. 74), daß kein akademischer Lehrer vor dem dreißigsten Jahre angestellt werden dürfe!!

Hören wir dagegen wieder zuerst Hrn. Leo:

Unsere Privatdocenten sind eine wesentliche, eine nothwendige, eine durch nichts ersetzbare Einrichtung, sobald die Facultäten geschlossen sind, bei Zulassung derselben nur mittels der strengsten Prüfung zu Werken zu gehen. Unsere Facultät ist entschlossen, streng zu Werken zu gehen, und wie es bei uns ist, so wird es wol allenthalben, wenigstens allenthalben auf den preussischen Universitäten sein; wogegen wir aber auch unsere Privatdocenten für sehr wesentliche Leute in der ganzen geistigen Domäne unserer Universität halten und dabei Das wenigstens für uns haben, daß fast noch nie eine Regierung eine Ausnahme gemacht und einen Mann zum ordentlichen Professor gemacht hat, der nicht Privatdocent war, ohne dafür das schwerste und beste Lehrgeld zu geben, nämlich einen halb oder ganz unbrauchbaren Professor zu bekommen.

Ebenso vertheidigt Alschefski die jungen Docenten, die „mit den neuen Ideen, welche die jüngste Zeit gebracht hat, den Veteranen der Wissenschaft mit lebendigem Eifer an die Seite treten“ (S. 11—14), und Morstadt sagt, welche denn die anderweitige Prüffschule der Kandidaten sein solle? Etwas niedere Schulen, Schullehrerseminarien oder die theologische, medicinische und juristische Praxis? Die aus der ersten, meint er, würden nicht genügen, und die aus den andern Ständen die feste Praxis nicht hinopfern wollen an einen magern Lehrstuhl, oder die glückliche Freiheit nicht abschwören für die unselige Stundenlaverei (S. 53, 55). Noch ausführlicher

hat Raperchhoff, der wie Leo durch „die Sterbe- und Hungerperioden der Privatdocenten“ gegangen ist, diese Punkte besprochen (S. 75—81). Auch er hält Privatdocenten für einen wahren Hebel der Wissenschaft, welche die ältern Professoren nicht erschaffen lassen, die besonnene Ruhe älterer Lehrer durch das jugendliche Feuer ergänzen und durch ihre Geistesbildung, die in der Gegenwart wurzelt, auch den Studierenden näher stehen. Die Frage, ob und welche Anrechte ein Privatdocent an die Behörde zu machen habe, könne dadurch erledigt werden, daß der Staat, der allerdings nicht die Verpflichtung hat, die Privatdocenten als solche zur Professur zu befördern, durch Erleichterung des Zutritts, durch gesteigerte Forderungen und Verpflichtungen sich diejenigen unter ihnen erhalten könne, welche ihm die würdigsten schienen. Solche verdienen allerdings Berücksichtigung aus Gründen der Billigkeit, und es wird auch wol selten eine Universität geben, wo Privatdocenten so wenig ihr Glück machen könnten, als es bis vor nicht gar zu langer Zeit in Leipzig der Fall war. Lipsia vult expectari galt fast nur von den Professoren. Wünscht übrigens Hr. D. noch einige historische Belege, um seine Furcht vor zu jungen, noch nicht dreißigjährigen Docenten zu bewältigen, so erinnere er sich, daß Heyne in seinem 24. Jahre die Ausgaben des Tibull und Epictet erscheinen ließ, die ihm zur Professur in Göttingen verhalfen, daß Feuerbach seinen „Antihobbes“ im 22. Jahre schrieb, und daß der Criminalist Wächter im 21. Jahre außerordentlicher Professor zu Tübingen war. Das erfolgreiche Wirken mehrerer Privatdocenten hat sich nicht leicht in einem hellern Lichte gezeigt als zu Halle in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts, wo junge, 25jährige Doctoren, wie Jakob, Lieftunk, J. S. Beck und später Naaf, die Kant'sche Philosophie zu verbreiten begannen, und namentlich Jakob mit einem Beifalle, der den der Ordinarien weit überstieg.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geologie oder Naturgeschichte der Erde auf allgemein faßliche Weise abgehandelt von K. E. von Leonhard. Mit sechs Stahlstichen. Erste und zweite Abtheilung. Stuttgart, Schweizerbart. 1836. Gr. 8. 1 Thlr.

Eine schöne Richtung unserer Literatur in neuerer Zeit ist die der allgemein verständlichen oder populären Werke, welche die ins Leben eingreifenden und jedem Gebildeten mehr als die alten Sprachen unentbehrlichen Wissenschaften — denn daß man ohne jene dennoch zu den Gebildeten im strengsten Sinne des Wortes gezählt werden kann, ist nun wol erwiesen — einem Jeden zugänglich machen, der nicht Seltsamkeit gehabt hat, mit den allgemeinen Hülfswissenschaften, besonders mit Mathematik, Physik und Chemie vertraut zu werden. Da diese aber bis jetzt noch von der gewöhnlichen Schulbildung gänzlich ausgeschlossen oder zu schlecht gelehrt worden, so kann man nicht darauf rechnen, daß sie das Eigenthum jedes Gebildeten seien. Die populären Lehr- und Handbücher wichtiger und interessanter Wissenschaften sind daher sehr verdienstlich, nur müssen sie, wenn sie gut und brauchbar sein sollen, von Meisterhand geschrieben sein, da es ein irriger Bahn ist, wenn man glaubt, es könne Jeder, der nur die Elemente einer Wissenschaft versteht, ein populäres Werk darüber verfassen.

In den trefflichsten Erscheinungen dieser Art gehört das in den beiden ersten Abtheilungen vor uns liegende Leonhard'sche Werk. Der Hr. Verf., der seit Jahren an der Heidelberger Universität durch seine lebendige Rede und im Allgemeinen durch eine ganze Reihe geübener mineralogischer und geologischer Schriften bekannt, bietet auch schon wiederholt Vorlesungen über Geologie vor einem Kreise Schilderer beiderlei Geschlechts der schönen Natur, und diese sind es, welche er jetzt dem Publikum erweitert und verändert gedruckt vorlegt. Die Absicht des Hrn. Verf., das geologische Wissen zu einem Gemeingute aller Gebildeten zu machen, ist, wie Ref. aus eigener Erfahrung weiß, mit großen Schwierigkeiten verbunden, und das hier mag es auch kommen, daß die deutsche Literatur bis jetzt noch ein Werk der Art vermisse, während Frankreich und besonders England schon seit mehreren Jahren populäre Geologen — wenn auch nur von beschränktem Werth — haben und man in Deutschland längst von bewährten Gelehrten verfaßte populäre Naturlehren und Astronomien aufzuweisen hat. Das vorliegende Werk wird nun die Bahn brechen und sehr dazu beitragen, daß die Geologie in unserm Vaterlande in die allgemeine Gunst kommt, deren sie sich in Frankreich und namentlich in England schon längst erfreut hat.

Wir wenden uns nun zu dem Inhalte der beiden vorhan denen Abtheilungen des Werkes. Die erste Vorlesung handelt von den Aufschlüssen, welche der Bergbau der Geologie gewährt, und von den bergmännischen Arbeiten. Unstrittig hat der Bergbau am meisten zu der Entwicklung der Geologie beigetragen, und zwischen beiden finden so viele nahe und mannichfaltige Beziehungen statt, daß letztere in der Reihe der Hülfswissenschaften eine der wichtigsten Stellen behauptet. Es ist Hrn. v. L. gelungen, dies Gewerbe ganz eigenthümlicher Art so deutlich und anziehend darzustellen, wozu fünf sehr schöne Stahlstiche das Schicksal beitragen, das nach Einsicht dieses ersten Abschnittes von dem Werke das Interesse für dasselbe sehr stark gesteigert werden muß. Wir theilen eine besonders interessante Stelle mit, die zugleich einen Beweis von der berechneten Darstellungsweise des berühmten Heidelberger Professors gibt:

„Zu dem an den erhabensten Stellen in Europa betriebenen Bergbau gehörte der im Salzburger Alpenlande, namentlich der in der Schlapperebene. Gegenwärtig sind die Merkmale zum großen Theil verschwunden, und da, wo einst muntere Knappen ihr Wesen trieben, wo „Berghäuser“, von grünen Weiden umgeben, standen, steht man mächtige Gletscher. Die Gruben in Kauris liegen ganz in der Gletscherregion; die meisten Stollen münden im trübseligen, ewigen Eise; das „Berghaus“ ist von Gletschern umgeben; auf dem hohen Goldberge geht einer der Stollen über 100 Fuß weit durch reines Gletschereis. Die Goldgrube, ein Goldbergwerk im tiefsten Hintergrunde der kleinen Kauris, eines Alpenthaales an der Grenze zwischen Salzburg und Kärnten, dürfte jetzt in Europa, unter allen noch in Betrieb stehenden Grubendauen, der höchste sein. In sehr geringer Entfernung findet sich die Halde eines Stollens, welche in der Runde von Gletschern umgeben ist. Der Ort hat, nach des L. L. Bergbeamten Ruffegger's Beobachtungen, 8791 pariser Fuß Höhe über dem Meere. Ein anderer Stollen, der gegenwärtig noch gebraucht wird, liegt, ebenfalls von Gletschern umschlossen, am Fuße einer überhängenden Felswand, 8434 par. Fuß Meereshöhe. Unter dem Schutze der Felswand liegt das „Berghaus“, eine ärmliche Hütte, die zur Winterzeit von Lawinen verschüttet wird, sodaß die Arbeiter genöthigt sind, jeden Frühling ihre Wohnung unter dem Schutze hervorzusuchen. Die Requisiten zum Bergbau werden auf Saumpferden herbeigeführt, zu welchem Zwecke ein eigener Saumpfad besteht. Die Entfernung vom Markte Dellach, wo die Arbeiter wohnen, wenn sie nicht in den Gruben beschäftigt sind, bis zum Berghaus der Goldgrube beträgt sechs Stunden, und auf einer vierstündigen Strecke des Weges sind nur zwei

Stellen, deren Besatzungslänge etwa eine halbe Meile beträgt, wo man sicher vor Lawinen ist. In mehreren Orten muß die Klappe so gewaltig, daß die Seilenden sich nicht ergötzen können, sondern auf Seilen und Haken stehen müssen. Beim Seilziehen auf dem hohen Goldberge in Kauris hat man, wenn das Wetter nicht besonders ungünstig ist, in die fünf Stunden nach dem Marktflecken Kauris gehen. In einem Tage im Jahre 1827, in der Frühe am 1. d. d. gingen, nach heftigem Schneewetter, 54 Bergknappen mit ihrem Putzmann, alle kräftige Leute, keiner über 40 Jahre, vom Berghaus ab. Sie brachten den ganzen Tag mit der folgenden Nacht hin, und kamen erst am nächsten Morgen um acht Uhr im Marktflecken an. In einem Tage von der fünf Stunden hatten daselbst, indem sie ohne Unterbrechung gingen und beinahe fortwährend von Lawinen bedroht waren, 24 Stunden gebraucht. Werden Bergleute durch Lawinen in einem Seilhaus überrocht, können sie sich nur durch die Seilmasse nicht mehr habachtend, bleibt ihnen nur die schreckliche Wahl, zu verhungern, oder tungslos ihrem Tode unter Lawinen entgegenzugehen. Der Legger erzählt noch Andern, denen gewiß eine schreckliche Begeiß zum Grunde liegt, daß in einer Knappenstube 12 Leute, die wegen Schnee zurückgeblieben, verhungert sind, fand ihre Leichen, als Gletscher schon die Stelle bedeckte, den Tisch stehend. In Kauris und Kauris befinden sich Maschinen zur Förderung der Erze über Tag. Derselben kann man, in der Sommerzeit, vom Thale Berggebäude hinauffahren. Ein gewaltiges Rad von Durchmesser bewegt die Maschine. Die Länge des Rad beträgt 4300 Fuß, und die senkrechte Höhe, zu welcher über schroffe Felswände und tiefe Abgründe, hinaufgezogen 2161 pariser Fuß. Die Auffahrt dauert 20—25 Minuten, während beinahe zwei Stunden erforderlich sind, um die Höhe zu ersteigen; herab fährt man in 8—10 Minuten. Der Wagen zu diesen Fahrten ist sehr einfach; er ist einem einspännigen Bret mit vier Rädern, die aber nicht dieselbe wie bei Eisenbahnen. Der Seilzug besteht der Bergwerksbeamten vertraut, entscheidet sich selbst selbst Frauen aus höhern Ständen zu einer solchen durch die Luft.“

Die zweite Vorlesung handelt zunächst von der Hülfe, welche Physik, Chemie und Mineralogie gewähren, sie gibt Anweisungen über Elektrizität, Galvanismus, Magnetismus und Pneumatismus. In der dritten Vorlesung spricht der Hr. Verf. von den chemischen Thatsachen, von den geologisch wichtigen Sauerstoff, Wasserstoff, Stickstoff, Kohlenstoff, Fluor und Phosphor. In der vierten von den Gasen, der reinsten von Luft und Wasser. — Wir empfehlen allen Freunden der Natur als eine sehr interessante Unterhaltung und wünschen dem Verf. der das Äußere so schön ausgestattet hat, eine solche Absicht, der bei der Vorzüglichkeit des Werkes nicht wird.

Literarische Notiz.

Die kais. russische Akademie der Wissenschaften hat auf den historischen Preis die Aufgabe gestellt: „Ob der Ulfuss Dschurisch oder der sogenannte Dschurisch kritisch bearbeitet nach den orientalischen, besonders persischen Geschichtsschreibern und nach den Arabern, Thone dieser Dynastie selbst, als auch nach den arabischen und ungarischen Chroniken und jetzigen Historikern.“ Es ist nur eine deutsch verfaßte Bewerbungsschrift, in welcher der Preis nicht erteilt werden konnte; sie hat daher den Preis zurückgezogen.

Donnerstag,

Nr. 308.

3. November 1836.

Die deutschen Universitäten und der Seminar-director Diesterweg.

(Fortsetzung aus Nr. 297.)

Wertens. Vor Allen aber sind es die Professoren, gegen die D. seine Wille schleudert und die er in solcher Art zerschmettern möchte, wie Wolfgang Menzel einbildet, Goethe'n oder das junge Deutschland zerschmettern zu haben. Das Verderben auf den Universitäten hat auch die Professoren ergriffen, es geht von ihnen aus. Sie haben keine Heimat, kein Heimatsgefühl, keine Abhängigkeit an ein Land, sie sind Kosmopoliten, d. h. sie gehen der Ehre und dem Gelde nach. Wer ihnen am meisten bietet, der hat sie. Ihre Wichtigkeit und ihren Einfluß schätzen sie nach der Zahl der Zuhörer ab, um der Honorare willen speculiren sie auf Künste, die ihnen Hörsaal füllen. Sie achten ferner nicht den Gehorsam, nicht die Subordination, denn sie schließen ihre Vorlesungen früher, als die Behörde will, und fangen zu spät wieder an, sie prunken vor ihren Zuhörern mit dieser Selbstständigkeit. Im Ubrigen beobachten sie gegen diese schauerhafte Gleichgültigkeit, bekümmern sich nicht um ihr Treiben und testiren, oft ganz unwissend, den Erfolg der Vorlesungen. Unter ihnen selbst herrschen Ketzereien, hämische Angriffe, kritische Bosheiten, weibliche Nachschübe, hinterlistige Verleumdung und Parteilichkeit, der Hochgebanke der Tugend und Pflicht, die Aufopferung im edeln Berufe, die Fortentwicklung der allgemeinen Zustände der Nation oder der Menschheit überhaupt, kurz die Ideen fehlen den Professoren, während sie Kenntnisse im Ueberflusse besitzen. Diese Bodenlosigkeit des sittlichen und erzieherischen Verhältnisses zwischen Professoren und Studierenden ist Hrn. D. durch die heillosen demagogischen Antriebe der Studenten vollends aufgebeckt worden, und glühender Zorn ergreift ihn über die Professoren, welche sechshundert deutsche Jünglinge von dem Verderben, in das sie sich stürzten, nicht haben retten können oder wollen, also in negativer Weise die Schuld davon tragen.

Das sind durchaus Hrn. Dr. Diesterweg's eigne Worte (S. 45 — 61), und wir könnten deren noch stärkere anführen, wenn wir uns nicht so viel als möglich in Acht nehmen wollten, in „glühenden Zorn“ zu gerathen über einen Mann, der mit so eifriger Einnahme einen ehrenwerthen Stand angegriffen oder vielmehr verleumdet hat.

„Schnell fertig“, sagt der Dichter, „ist die Jugend mit dem Wort“; aber Hr. D. ist kein Jüngling mehr, er sollte also auch mehr Erfahrung und Klugheit besitzen, er sollte nicht bloß grau in grau malen und meinen, daß dadurch der Welt geholfen sei; er sollte endlich nicht Einzelheiten zu allgemeinen Sätzen erheben. Jedoch wir müssen zur Prüfung seiner Sätze übergehen. Was er Witzes hören muß und wol bereits gehört hat, ist allein von ihm verschuldet. Denn auch hier gilt Lessing's Wort, daß die Nothwehr auch das Selbstlob entschuldigt.

Also die Professoren haben kein Heimatsgefühl und gehen bloß der Ehre oder dem Gelde nach. Da möge doch Hr. D. lesen und beherzigen, was Leo ihm in dieser Beziehung (S. 33 — 36) entgegnet hat, offen und stark, aber aus seinem eignen Leben, das mit dem anderer Professoren vielfach übereinstimmt.

Ich habe — sagt er — in meinem Universitätsleben nicht eben Gelegenheit gehabt, in den Professoren Engel zu erblicken; darauf bin ich auch nie gefaßt gewesen; aber ich sage doch, trotz aller auch bitterer Erfahrungen, wer da im Allgemeinen ausspricht: Wer den Professoren am meisten bietet, der hat sie — der lügt.

Vieles thut allerdings die Noth und die Unmöglichkeit, bei einem kleinen Gehalte mit Frau und Kindern leben zu können, aber auch Familienangelegenheiten, Verwandtschaften, der Wunsch, lieber vor „500 Theologie Studiosen in Halle, als vor 17 in Heidelberg“ zu lesen (Morsadt S. 5), und hundert andere Dinge wirken mit, die man oft einer Regierung nicht sagen kann; da wird denn oft der erhöhte Gehalt vorgeschoben. Zu vielen Belegen — wollte man so unedelic sein und sie anführen — ist hier der Ort nicht, aber Leo hat Recht, zu sagen, daß sich Hr. D. einer solchen Unwahrheit vor ganz Deutschland schämen müsse, und Morsadt, Gott zu bitten, daß er diesem D. verzeihen möge, denn sein Weg sei düster (S. 10). Über die Einnahmen durch Honorare spricht Hr. Leo ebenfalls sehr gründlich, und zeigt namentlich, daß man ein volles Auditorium haben könne und doch sehr wenig Honorare (wie z. B. Schüss in Jena, Reander in Berlin, Niemeyer in Halle, Niebuhr in Bonn), daß viele Professoren, namentlich der größte Theil der Mathematiker und Astronomen, auf den meisten Universitäten jährlich keine 30 Thaler einnehmen, und daß dies Alles auf das pflichtmäßige, gewissenhafte Halten der Vorlesungen keinen Ein-

fluß geübt habe, auch da nicht, wo die Einnahmen Einzelner durch Umstände, deren Beseitigung nicht in der Macht der Professoren stand, sich von 500 Thaler auf 5 oder 10 Thaler reducirten (S. 36—43). Auch hierzu kann der „Krisstarch“, wie ihn Morstadt nennt, Belege auf jeder Universität finden, wenn es ihm um redliches Forschen zu thun war. Hören wir hierüber auch Hrn. Bencke:

Daß die Honorare jedem einzelnen Lehrer, nach Maßgabe der Anzahl der Zuhörer, zu Theil werden, bringt die Natur der Sache selbst mit sich; es findet sich in derselben Art bei jeder individuellen Leistung auch in allen übrigen Lebensverhältnissen, und die entgegengesetzte Einrichtung würde unnatürlich und unbillig sein. Die Welt ist nun einmal so, daß die Krone nicht immer grade dem Verdienste zu Theil wird. (S. 10 fg.)

Die neue Einrichtung der Quästur und der Stundung der Honorarien hat Hr. D. — ob mit Absicht, wissen wir nicht — ganz mit Stillschweigen übergangen; ebenso Hr. Alschefski, der mit „blutendem Herzen“ sich gebrungen sieht, die Wahrheit niederzuschreiben, daß den Universitätslehrern oft Gold und Ätzel mehr gelten als Herzen (S. 34—37).

Wir wenden uns zu der mit unverkennbarer Bitterkeit vorgebrachten Anklage des Ungehorsams und der Insubordination. Nun sind zuvörderst beide Begriffe nicht gleichbedeutend. Denn dem Staate nicht gehorsam sein zu wollen, fällt in unserer Zeit keinem vernünftigen Menschen ein, weil Jeder weiß, wohin ihn dieser Ungehorsam führen würde; was man aber zeitlicher Subordination genannt hat, das hat noch Niemand von deutschen Universitäten gefordert (Leo 43, Wapserhoff 89). Was will also D. mit den Worten sagen: „Die Lehrer rühmen sich dieses Ungehorsams als eines Zeichens selbständiger Kraft und des Bewahrens corporativer Stärke?“ (S. 48). Als einzigen Beleg weiß er nur das zu frühe Schließen und zu späte Ansagen der Vorlesungen anzugeben. Hr. Leo meint, daß dies nur in Berlin stattfände, wogegen aber sich doch nicht verschweigen läßt, daß in Halle, Bonn, Leipzig, und auch vielleicht noch auf andern Universitäten zu verschiedenen Zeiten dasselbe stattgefunden habe. Hr. Wapserhoff hat diesen Gegenstand von S. 89—94 ausführlicher behandelt, und wir müssen ihm darin Recht geben; daß, sobald die ältern Docenten, besonders die, welche die sogenannten Protocollia lesen, geschlossen haben, die Extraordinarien und Privatdocenten die Herren Commilitonen nicht mehr an der Abreise in die Heimat zurückhalten können. Ferner finden auch, was Hr. Rosenkranz ebenfalls zugibt, sich Docenten, die contre coeur lesen und also gar zu gern die Ferien früh anfangen lassen; andere schließen aus wirklich zwingenden Ursachen, wie aus Kranklichkeit oder um weiterer, wissenschaftlicher Reisen willen, was wol kein Williger tadeln darf, zumal wenn die Ausbeute solcher Reisen so groß ist, als die, welche Hr. v. Raumer aus London und Paris nach Berlin zurückgebracht hat. Will man das zu frühe Verreisen der Studenten aber verhindern, so braucht man ja nur strenger bei der Austheilung der Reisepässe zu sein, denn das Verbot, den Abgehenden ein Testat über die gehörten

Vorlesungen nicht früher als sechs Wochen vor ihrem Abgange zu geben, ist und wird noch immer unangenehm. Ferner gibt Hr. Wapserhoff darin Hrn. D. Recht, daß die Vorlesungen trotz des frühen Schlusses nicht zur geschnitzten Zeit anfangen. Ref. kann diese Behauptung nicht unrichtig finden; denn so ungenügend die Ferienzeit zu sehr beschränkt und wol gar conträrkt werden wollen, so können wir doch das nicht auf dem Herzen behalten, daß eine billige Verlängerung derselben von um diejenigen Studirenden willen möglich sei (und das ist doch immer eine große Anzahl, vielleicht die Hälfte), welche keine weiteren Reisen machen können, also nicht Wochen auf einem Dorfe oder in einer kleinen Stadt still liegen müssen, wobei denn Niemand gewinnend der Beutel des Vaters, der sie so lange nicht auf der Universität zu unterhalten braucht.

Was nun ferner die „schauderhafte Gleichgültigkeit“ der Professoren gegen die Studenten anbelangt, so hat Hr. D. hier wiederum viel Ungehöriges, ja Unniedergeschriebenes. Denn jeder akademische Dozent einer Bedeutung wird eine größere Anzahl unter seinen Schülern nennen können, für die er sich wirklich interessiert hat und mit denen er auch über die Grenzen akademischen Lebens hinaus noch in Verbindung steht. Sollte denn dies Hr. D. nicht auch während seiner Universitätszeit an sich selbst erfahren haben?

Keinen Professor — sagt Leo mit voller Bestimmtheit — höchstens einen jener wenigen, die zu der Schande der Privatim bei ihm diesen oder jenen Aufschluß erbitzt; es das sogar tagtäglich bei jedem Professor vor; aber auch kann man sich nicht jeder Indiscretion hingeben, wenn man die Pflichten des Amtes mit Füßen zu treten. Man bedenke mit solchen Misereabilitäten kommen, die auf den gehörten, und die sie wissen, aus denen sie sich haben ohne die Hilfe eines akademischen Lehrers — dann wird dieser sich nicht Unvorsichtigkeiten hingeben und als Unvorsichtiger ausgeben, welche gewissenlose Rectoren oder Auctoren begehen, die junge Leute auf die Universität schicken, entweder gar nicht oder doch noch nicht dahin gekommen.

Dagegen aber kann es keinem Professor angethan werden, darauf zu achten, ob die Studenten zu den Vorlesungen zuhören oder nicht, in die Bank zu fallen, zu schlafen (was der Seminarist Leo lange auf S. 50), oder in seine Gesellschaft zu kommen, die entweder „nie in ihrem Leben einen Nagel oder Zahnbürste Gebrauch gemacht haben“, oder die „als Libertins am Leibe riechen“, oder die, wenn sie noch nicht verstorben kommen, und die, wenn sie noch nicht verstorben sind, den Eintritt in das Haus des Professors zur Anknüpfung zarter Verhältnisse mit dem Professor zu benutzen suchen“ (Leo 12, 13). Wie einem Professor zur officiellen Aufgabe anzuken (und auch dies gelehrt Hr. D.), die Studenten in gesellige Kreise gemischter Gesellschaft von Männern und Frauen, zu bringen, das ist Bencke sehr richtig erwidert, daß die Studenten, wo der Student sich nicht aus seiner Einsamkeit herausfinden wüßte, und daß er in der

was ich wissen werde, in solche Gesellschaften zu kommen (S. 71—74); und Hr. Mayerhoff ebenfalls richtig fragt: „Sind etwa die Töchter der Professoren Mitleid zur Abschleifung roher Gesellen? Sollen die Familien nur nicht das Interesse haben, auch für den Ruf und die wahre Bildung ihrer Töchter besorgt zu sein, den Umgang für diese mit Vorsicht auszuwählen? Das ist doch wohl billig“ (S. 133). Kennt man nun ferner die Indiscretionen vieler Studirenden im Geldborgen, im Verlangen des Bürgschaftseistens, im Bücherborgen, Bücherüberbieten, ja im Versehen der entliehenen Bücher, wogegenwärtig man sich die so recht aus dem Leben gegriffenen und mit großer Natürlichkeit geschilderten Schilder eines Professors, wie sie Hr. Leo auf S. 13—19 mitgetheilt hat, bedenkt man endlich die nur in den seltensten Fällen so glänzenden Vermögensverhältnisse eines Professors, daß sie ihm gestatten, ein Haus zu machen — so wird man sich noch mehr ob der Forderungen wundern, die Hr. D. an die Professoren gestellt hat. Mag auch an Einzelnen Manches versehen sein (wo geht das nicht in der Welt?), so muß man doch auch billig sein und anerkennen, daß sehr viele junge Leute, die sich darnach zu benehmen wissen, in den Familien unserer Professoren eingeführt sind, und daß, wenn sie sich allerdings auf kleineren Universitäten bequemer gestellt als auf denen in größeren Städten, es auch in den letzteren denjenigen Studirenden, die sich durch Anstand und Fleiß auszeichnen, nicht an freundlicher Aufnahme wird. In vielen Fällen aber fällt die von Hrn. D. getriebene „Lieblosigkeit“ der Professoren lediglich auf Studirenden selbst zurück. Und so verhält es sich auch mit der von ihm so bitter gerügten Unredlichkeit der Lehren beim Testiren der Collegia. Hier haben ihm Leo (S. 49), Alschefski (S. 41 fg.) und Mayerhoff ausführlich gesagt (S. 125—127), daß es eine Unwahrscheinlichkeit sei jenen Vorwurf so allgemein hinzustellen, indem es sehr viele akademische Lehrer nicht an sorgsamere Prüfung fehlen ließen, sehr wenige wohl wissenschaftlichen Lehren beginnen, vor Irrthum aber Niemand sicher sei, indem die liebe akademische Jugend da, wo sie ihr Unrecht sich selbst eingestehen muß, gar zu gern zu allerhand Täuschung ihre Zuflucht zu nehmen pflegt.

Weiter ist es Hr. D. den Professoren zum Vorwurf gemacht, daß sie einander feindlich entgegenständen. Hr. Leo sagt:

„Das kampfigen Geistern, die überhaupt kein tieferes Interesse an den sittlichen Kämpfen der Zeit nehmen, in der sich bekämpfender Gegensatz schwebt zu Worte wird, — aber in der That müßte der Welt Ende gemacht, wenn Faulheit und Unverstand und Feigheit ausstüßte die Toleranz Derjenigen ansprechen dürften, geistig-rührige, kräftige und tapfere Naturen, — also Hr. D. diesen Kampf, diese Feindseligkeit, allerdings unter Professoren und, von ihnen ausgehend, Studirenden findet, so soll dieser Vorwurf uns wahrhin hindern, so lange als unsere Ansicht nicht festgesetzt ist, Motto im Schilde zu führen: Viel Feind, viel Schutz.“

(Der Beschluß folgt.)

Dr. Wiese's Indien.

Die Flut der Psephenblätter fängt allmählig an in eine feine, über die Literatur sich zu verlaufen, und es tauchen aus ihrer Masse von aphoristischen Elementen, welche, nur auf augenblickliche Unterhaltung berechnet, für die Dauer keine Befriedigung gewähren konnten, allbereits größere Sammlungen von gleichartigen Stoffen auf, mehr oder weniger systematisch verarbeitet, oder doch in der Form von vollständigen Encyclopädien, Realwörterbüchern, Magazinen und Bibliotheken zusammengestellt. Alle diese Erscheinungen haben zwar ebenfalls nur einen ephemeren Werth, allein sie dürfen schon eines allgemeineren Beifalles versichert sein; besonders wenn sie, von dem gegenwärtigen Standpunkte irgend einer Wissenschaft ausgehend, einem momentanen Bedürfnisse entgegenkommen, in welchem Falle sie dann wol durch ein beständiges Fortschreiten mit der Zeit zu wirklichen Volksbüchern für alle Stände sich erheben können, wie es am glänzendsten das „Conversations-Lexikon“ gezeigt hat. Unter den derartigen Bestrebungen zeichnet sich die in der Baumgärtner'schen Buchhandlung erscheinende „Bibliothek unterhaltender Wissenschaften“ vortheilhast aus, denn sie hat ihre Aufgabe: das Wissenswürdige aus dem Gebiete der Natur- und Völkertunde in populärer Fassung darzustellen und wo nöthig durch gute Holzschnitte zu veranschaulichen, im Allgemeinen richtig gefaßt und beschreibend gelöst, wenn auch die einzelnen Abtheilungen ansehnlich gearbeitet erscheinen und den Anforderungen der Wissenschaft nicht überall genügen wollen. Dieser Vorwurf trifft insbesondere den sechsten erschienenen ersten Band, und zwar um so stärker, als der vielversprechende Titel: „Indien, oder die Hindus, nach dem neuesten und besten, vorzüglich englischen, Werke bearbeitet von Dr. F. A. Wiese“, die Aufmerksamkeit in einem erhöhten Maße zu spannen geeignet ist; indessen will es Ref. auf das Nachdrücklichste erklären, daß einzig und allein die Sache selber zu einer öffentlichen Rüge ihn veranlaßt und daß weder eine gereizte Stimmung gegen den ihm unbekannten Verf., noch irgend eine kleinliche Nebenrücksicht dabei obgewaltet habe. Der Unterzeichnete hat zwar mit den indischen Alterthümern sich ernstlich beschäftigt und dem Publicum die Resultate seiner Untersuchungen vorgelegt, allein es ist auch seit dem J. 1830 so unendlich viel Stoff durch Originalliste, Reisen, Journals und Abhandlungen aller Art hinzugekommen, daß allerdings wol nach den neuesten und besten Quellen mancher Irrthum konnte berichtigt, manches Unbestimmte und Schiefe genauer gefaßt und manche Lücke gefüllt werden. Es wäre dies in der That ein nützlichcs Unternehmen gewesen, und Hr. Dr. Wiese hätte sich den allgemeinsten Dank erwerben können, wenn er auf diese Weise vor einem größeren Publicum in einer schlichten und penunziösen Darstellung das einmal Anerkannte besprochen, sowie das Zweifelhafte berichtigt oder mit neuen Gründen verhärtet hätte, ja es wäre um so zeitgemäßer gewesen, da man sogar noch im Kreise der Gelehrten von Brahminen, vom Himalaya über dergleichen reden hört. Der Verf. aber, der allerdings über Indien Manches scheint gelesen zu haben, ist sich über seine Aufgabe durchaus nicht klar geworden, denn er findet es für nöthig, seinen Lesern den Ausdruck terra incognita durch unbekanntes Land (134), oder bei dem Pentateuch zu erklären, daß darunter die fünf Bücher Moses zu verstehen seien (S. 224), während er über die indischen Namen im Dunkeln läßt und dagegen bei den geringfügigsten Bemerkungen eine Menge von Citaten anhäuft, die den Sag verheuern und dem Leser nichts helfen. So wird z. B. vom Tempel des Japana nichts höchst ungenau gesagt: „er solle Bilder vom Krishna und dessen Bruder und Schwester (?) enthalten, die, dem Glauben der Hindus gemäß, viertausend Jahr alt seien“, und dazu nun: Loren Albers, Bernier, Deborn Collection, Travels of Braton, Inquet, Dupperon (sic), Sonnerat, Wandbuch im Transact, während des letztern Bericht, besonders ausgezogen, allein genügt hätte; warum ferner wird Maltebrun zum Zeugnis aufgerufen, daß das Cap Comorin 8° vom Äquator liegt,

oder daß der Fluß Nerubda (sic) so heiße? warum gar von dem Indus die westliche Grenze bilde? warum der alte Kämpf bei völlig entbehrlichen Einzelheiten? warum Tavernier bei dem bloßen Namen der Stadt Bijapapura? warum Legour de Blais, und nur er allein, über die Strinlette im Tempel von Schilimbaram (sic)? Bei dem bekannten Nerubda wird auf Foughton's „Bengali Dictionary“ (sic), bei der indischen Architektur auf das Werk von Ram Nag verwiesen: der Verf. ist glücklich, wenn er diese theuren Bücher gesehen hat, aber wie sollen seine Leser dazu kommen? Dasselbe gilt von vielen andern Citaten, die auf gut Glück von Andern entnommen oder höchst ungenau aufgeführt werden: „Die Beschreibung des Himmels (Bishnu's) ist in dem Mahabharata (sic) über die Wägen pomphaft und glänzend“, ohne weitere Anführung; S. 12 wird citirt Rāmāyana 61, 1, 26, während die Sache 1, 32, oder nach Schlegel's Ausgabe 1, 44 fg. sich findet; „Mr. Eppinhorne habe den Eintritt des Südwest-Monsuns (sic) trefflich geschildert“, dazu: Account of the kingdom of Caudal und weiter nichts; „vorzüglich interessant seien auch die von A. B. Schlegel herausgegebenen Bemerkungen über die Hindus“ (wo?); über die Jugaperioden belehrt uns Prof. Wallace „im dritten Bande seiner Abhandlung“ (welcher?); ja wir finden Abrah. Roger und Captain (sic) Seeley's (sic) „Wonders of Elbra“, ohne daß sie nach eigener Ansicht benutzt sind. Eine lange Stelle aus Malten's Jahrbüchern wird mit allen Oberflächlichkeiten abgeschrieben, eine Hymne von B. Jones als Auctorität nach Kleuer's Übersetzung mitgetheilt; Jones' Worte werden überall unrichtig aufgeführt: die Stelle S. 117 steht nicht Vol. IX, sondern im XIII. Bande; eine andere, S. 252, nicht Vol. XII, sondern im dritten, wogegen wieder alles, ohne Citat, über Krishna Gesagte, S. 255, aus Jones (III, S. 574) copirt ist, daher man unter der lebenden Person: „über die merkwürdige Zahl der Septis habe ich kein anderes Zeugnis“ ic. nicht Dr. Wiese, sondern B. Jones zu verstehen hat. Dieses möchte Alles hingehen, wenn der Verf. nicht über eben diesen Mann so vornehm hätte wegschauen wollen; aber er sagt von ihm: „Uns scheinen, bei aller Achtung für seine Gelehrsamkeit und Gewandtheit, die von ihm über den fraglichen Gegenstand aufgestellten Behauptungen höchst schwankend und untereinander gewirrt“ und weiterhin: die Gründe, durch welche B. Jones zu beweisen suche, daß Manu's Gesetze etwa 880 vor Chr. bekanntgeworden seien, „erscheinen uns durchaus unzulänglich“, und doch wird S. 179 das Resultat angenommen; endlich heißt es: „Die Träume eines sonst scharfsinnigen und ausgezeichneten Mannes dürfen wol auf einige Nachsicht Anspruch machen, allein diese mit den Paaren herbeigezogenen Verschönerungen (von Manu und Minos) erscheinen uns doch in der That lächerlich.“ — Wer ist der junge Mann, der sich so an den Namen B. Jones' verständigt? Von Kerosmith's Karte, die Dr. Wiese vielleicht nie gesehen und zum wenigsten nicht verbessert, heißt es, „sie sei nicht frei von Fehlern“, und von Richardson, daß seine höchst unphilosophischen Aussprüche von Schriftstellern von geringer Bedeutung, durch Nachahmungsgelust, unaussprechlich nachgebildet seien; dies habe meines Wissens nur ich gethan, und ich getraue mir noch für Richardson gegen Dr. Wiese in die Schranken zu treten, daß die Erölligkeit der Gewerbe dem Fortschreiten der Künste und Handwerke einigermassen günstig sei. Im übrigen kann es schon aus dem Gesagten erhellen, daß der Verf. keineswegs das meiste, noch auch überall die besten Werke benutzt hat, und es will uns fast bedünken, als möchte er bei seinen unzusammenhängenden Notizen irgend eine englische Compilation zum Grunde gelegt haben; denn, abgesehen davon, daß er meint: „es verlohne sich für Englands Bewohner doppelt der Mühe, Indien kennen zu lernen“, wie kommt es, daß der englische Theistenschüler „on the climate of India“ angiffert auftritt? daß Bernier's Werk als „Travels in the Mogul Empire“, oder auch unter der Rubrik: „Lives of celebrated tra-

vellers“ citirt wird? Warum wird Strayer nicht in Duple gebraucht, sondern als Krüger (sic) „Religions de l'Inde“? warum die „Nouveaux rapports des missions de l'Inde“, und warum aber Epinay's Meinungen nicht Epinay selber, sondern Kühle „Histoire de la philosophie moderne“? Aus ähnlichen Durellen ist auch „Poukar“ (S. 174) gelehrt. Daher kommen denn nichtssagende Phrasen, wie mir ehm, daß die Unterjochung Indiens durch die Briten „an Erhellung der Wissenschaft und Befestigung über rohe Kraft“ gese, daß „die Verehrung Brahma's von den Brahminen (sic) gefunden worden“, oder daß das „sehr hohe Alterthum, was die Brahminen Anspruch machen, auf Erbschaft beruht“, in der fernern, daß veraltete Meinungen hier von Neuem ehen, wie über die irdische Urnation, wofür Bellis, in Jones, Oberst Tod, „ein gelehrter und eleganter Schriftsteller“, Hind und Buffon zeugen sollen, oder daß über die Richtung der Gassen selbst höchst achtbare und glänzende Schriftsteller — freilich ältere — nicht miteinander in Einklang zu bringen seien; daher endlich, daß längst bekannte Dinge dem Verf. zweifelhaft scheinen. Der Ram Jais in den Griechen nicht wahrscheinlich durch die Perser bekannt worden, sondern gewiß, und er ist „seiner Ursprungs und völlig unbekannt“, das Anfangs: „es mag nicht in Indien gewandelt haben, sondern es ist so, und der Verf. hat Tod (Rajast. I, 705) lernen, daß dieser Buchstabe schon in den westlichen Gegenden Indiens haust, wie Lassen's „Pentapot.“ zu vergleichen. Die Erbauung Darius' scheinen dem Hrn. Dr. Wiese über den Hogen sich nicht erstreckt zu haben; die Bekanner des Evidenz haben ihm nur älter als die übrigen Secten, und über die Religion „tappen wir, nach ihm, immer noch in verblühten Finsterniß herum“, er geht dann vom ursprünglichen Theismus aus, kommt auf Abraham und Jakob, auf die und Hyde und gibt uns „an dem Innern der verschiedenen Situationen heraus“ dennoch nichts, was nicht viel hängender und gründlicher bei Gelehrten u. A. zu finden. Für ein größeres Publicum zum wenigsten ist der Text und gar verfehlt und weit besser würde der Verf. sein, wenn er das fleißige Werk: „Modern travels, a description of India“ (4 Bändchen. 12. London 1811) ober ausgezogen hätte. Die Polyschnitte sind in Kupfern und nicht übel gerathen; sie scheinen legen zu haben, wie er denn zu Gunsten eines Landes in Indien nicht gar häufigen wilden Esel als zwei volle Seiten füllt. Die zweite Abtheilung das ganze öffentliche Leben der Hindus, sowie schichte geben müssen. Möge Hr. Dr. Wiese seine Gründlicheres bieten!

Notiz.

Das französische Journal „La chemie moderne“ über die atmosphärischen Wirkungen versprochen. Es bestiegen im J. 1831 Boussingault, Dall den Chimborasso bis zu einer Höhe von 19,000 Fuß, die höchste Landhöhe, welche je ein menschlicher Fuß erreicht hat. Humboldt selbst erreichte auf dem Chimborasso Fuß tiefere Höhe. Der Barometer fiel hier auf 1,000 Fuß, und die Temperatur im Schatten war 45° Fahrenheit. Gay Lussac erhub sich zu Paris in seinem auf eine Lufthöhe von 22,900 Fuß. Die Atmosphäre von Amerika war durchaus passend zum Einathmen, dagegen auf der Höhe des Montblanc nur mit großer Anstrengung Athem schöpfen konnte. Der Aeronaut Green erreichte mit einem ungeheuren Ballon, dem größten, der je geblasen worden, in welchem sich acht bis zehn Personen befanden, eine Höhe von 18,500 Fuß.

Freitag,

Nr. 309.

4. November 1836.

deutschen Universitäten und der Seminardirector
Dieserweg.

(Beschluss aus Nr. 308.)

Was aber jene Feindseligkeiten, die aus verletzter Eitelkeit, aus geringfügiger Rivalität, aus verschiedenen Ansichten über äußerliche Dinge und dergleichen mehr, entstehen, so kommen diese allerdings bei den Professoren vor, ja treten in manchen scharfklintigen Naturen, die nun einmal keine collegialischen Verhältnisse passen (wie etwa Hr. Wolf und Meckel waren), vielleicht um so mehr hervor, aber sie finden sich auch sonst überall in der Welt. Hr. Mayerhoff brauchte sich also nicht so wortreich, wie von S. 96 — 103 gethan hat, über das wissenschaftliche, amtliche und gesellige Verhältniß der Professoren untereinander auszusprechen, zumal da seine Unzufriedenheit zumelst locale Zustände betrifft. Er hätte vielmehr dazu bringen sollen (und die wären nicht allzumal aufzufinden gewesen), daß Männer von den verschiedenartigsten Grundsätzen in allen Facultäten, wo nur die Wissenschaft eine Ausnahme machen soll, feindselig gegenüber gelebt hätten, namentlich feindseliger als die christliche Geselligkeit von verschiedener Glaubensanschauung gleich sie auch nicht in ein inniges Verhältniß untereinander getreten wären. Ein solches ist aber von uns nicht zu verlangen und hat selbst in frühern Zeiten nicht stattgefunden, als einzelne Universitätslehrer wie Heyne in Göttingen, Niemeyer in Halle, oder in Marburg, Beck in Leipzig, eine gewisse Eitelkeit über ihre Collegen übten. Als den Grund dieser Feindseligkeit nennt aber Hr. D. den Mangel an Wissen, den sich die Professoren zu Schulden kommen lassen, sowie ihre Trägheit in Theilnahme an dem öffentlichen Leben und Erregung derselben Tugend bei den Studierenden. Sagt nun Ref., daß sich Hr. D. nicht ausgesprochen habe, so sprechen wir noch sehr wenig, wenn eigentlich ist seine Anklage zu lächerlich, wenn auch eine sehr betrübende Seite hat. Leo sagt, Hr. D. geschmeckt, daß sie keine Widerlegung verdiene. Wir müssen wir auch. Nur das Eine wollen wir aus der Geschichte unseres Volkes vorhalten, daß unsere Universitäten es waren, die den Funken der Freiheit für angeflammtes Recht und deutsche Freiheit in ihrem Schooße hegen und pflegten, als

dies Feuer überall erloschen zu sein schien*). Dafür galten sie aber auch dem Napoleon'schen Despotismus als Brennpunkte aufreißerischer Gesinnung**), und der gewaltige Imperator hat mehr als einmal seinen Grimm über Preußens Jugend laut werden lassen, die sich wissenschaftlichen Beschäftigungen entriß und dem waffengeübten Feinde unerschrocken entgegentrat. Und weiß denn Hr. D. nicht, — daß Halle zweimal wegen seines schlechten Geistes von Napoleon aufgehoben, daß Jena und Leipzig bedroht, und daß in Göttingen, da Entehrung nicht gelang, wenigstens die Stimme der Freiheit zum Schweigen gebracht ward? Und das ist noch nicht vor so langer Zeit geschehen, daß wir unsere jetzigen Universitäten für ganz entartet halten könnten, daß sie auch jetzt nicht, wie damals, Theil nehmen sollten an der „Ausbildung des Berufsstandes“ und an der „Fortentwicklung der allgemeinen Zustände der Nation und der Menschheit“.

Aber Hr. D. geht noch weiter. Er sagt, daß diese Schwäche des sittlichen und erzieherischen Verhältnisses zwischen Professoren und Studenten durch die heillosen demagogischen Umtriebe der Studenten ihm vollends aufgedeckt sei, sodaß, wer bisher der Meinung gewesen sei, daß die Klage, welche er gegen die Lehrer erhebe, eines realen Grundes entbehre, weiterhin bei seiner Meinung nicht wird beharren können (S. 57). Nicht mit Unrecht behauptet Hr. Leo, daß eine solche Beschuldigung eigentlich dem Gericht zur weiteren Verfolgung müßte übergeben werden (S. 56). Doch will er sich auch allein gegen Hrn. D. helfen. Und so entwickelt er denn in einer sehr

*) Man höre Platner in seiner Rede über die politische Wichtigkeit der Universitäten: In his luctus et moestitiae diebus, ubi mali exultarunt et boni desperarunt, academiae potissimum fuerunt, quae amorem patriae alerent (in Just's Schrift: „über die Säcularfeier Marburgs“ S. 63). In ähnlicher Weise hat sich Segur in der „Histoire de la grande armée“ L. 12, ch. 7 ausgesprochen.

**) Dies bezeugt unter Andern der Marquis Lucchesini in seinem Werke: „Sulle cause della confederazione renana“, Bd. II, S. 464 mit folgenden Worten: Era cresciuta oltre modo l'avversione dell' imperatore a tutti gli studi della scienza speculativa dentro e fuori dell' impero francese. Non credendo, che l'ideologi (bestenfalls ein Lieblingswort Napoleon's) ponessero tra le leggi di natura, la necessità del suo despotismo tenevoli per nemici e perturbatori della pubblica quiete.

lesendwerthen Darstellung des Leben der Studirenden in Bezug auf akademische Verbindungen, zeigt, daß jene „600 verirrten Jünglinge“, die Hr. D. beklagt, zum größten Theile schon auf der Schule sich in demagogische Umtriebe eingelassen hatten, ehe ein Professor mit seinen Ermahnungen Hand anlegen konnte, und daß dann zwar Willen und sittliche Macht bei den Professoren vorhanden war, daß aber diese beiden Schlüsselpunkte, auf deren präsumtives Nichtvorhandensein Hr. D. seine Anklage fundirt, doch Niemanden und mit Recht Niemanden von der Untersuchung frei machten. Da nun in diese demagogischen Umtriebe sich vor allen die Burschenschaften eingelassen hatten, so faßt Hr. Leo auch diese vorzugsweise ins Auge und erklärt, daß, wiewol ihm Niemand auch nur entfernt den Vorwurf machen kann, daß er die politischen Verirrungen oder auch nur die politischen Interessen der Burschenschaft in Schutz nehmen wolle, er doch der unwahrscheinlichste Mensch unter der Sonne sein müßte, wenn er nicht den Burschenschaften einen unberechenbar sittlichen Vorzug vor den Landmannschaften einräumen wollte (S. 56—64). Das Gemälde, welches er von den letztern und ihrer Domination, wie er sie in den Jahren 1816—1820 kennen gelernt hatte, entwirft, und worin er mit Hr. Eiselen in der angeführten Recension übereinstimmt, hat eine in der That großartige Kreuz, und paßt unstreitig auch auf das Jahr 1808, in welchem Hr. L. (und ebenso Hr. Eiselen) auf einer süddeutschen Universität studierten. Für solche Mittheilungen, wie auf S. 92—97, die seiner Schelfe einen echt historischen Charakter geben, verdient der Verf. vielen Dank. Wir setzen nur den Schluß her:

War der Patron (d. h. ein Angesehener aus der Landmannschaft) eines Fuchses ein bescheidener Mensch, so wurde der Fuchs auch ohne Weiteres, wenn er nicht verstoßen, d. h. dem Vorlaufen, Schnurbarthauen und den Ausplünderungen wiederangesetzt sein wollte, in den ganzen Willard- und Fuchsenversteck des Patrons mit hineingezogen, und in keinem Falle konnte er sich solchen Hauptkasspielen, wie der schwarze Bär war, wenn sie beliebt wurden, entziehen, wollte er nicht mit den eigenthümlichen Strafen, über welche die ältern Studenten verfügen konnten, geplagt sein. Hatte sich der Fuchs noch leidlich durch alle Plagen und Erniedrigungen seines halben Jahres hindurch gewunden, ohne sich weder zum Obscuriren, noch zum eigentlichen Verbindungsleben entschlossen zu haben, so ließ ihm der Brandfuchsbombers keinen Zweifel, daß er nur einen von jenen Wegen einzuschlagen hätte, denn dann wurde er bei dieser Gelegenheit auf das Furchtbarste gefengt. Die Haare wurden vom halben Kopfe gebrannt, die brennenden Fißibusse auf den Backen ausgestoßen, das große Brandblasen das ganze Gesicht bedeckten.

Anders als Leo urtheilen Beneke und Waperrhoff über die akademischen Verbindungen. Der Erstere erklärt offen, daß er diesen nie habe einen Wohlgefallen abgewinnen können, weil es ihm nie möglich gewesen wäre, einen würdigen, ja einen nur einigermaßen leidlichen Zweck ausfindig machen zu können, der dieses vielen Lärmens, dieses großen Kraftaufwandes werth gewesen sei. Er hält solche Verbindungen für durchaus veraltet und erwähnt, daß auch die Vessern unter den Studirenden ein Interesse daran gehabt hätten, ihnen entgegenzuwirken, ehe dies

von den Regierungen geschah, wobei er namentlich die vorzugsweise durch Zimmermann im J. 1817 in der gestiftete Opposition der Teutonia meint (S. 68, 69). Waperrhoff tabelt ebenfalls die D'sche Anklage, die unmöglich, noch moralisch sei, und namentlich in der Beziehung entweder die aufgeregte Stimmung der Jünglinge benutzen wolle, um Beschränkungen auf die Haupt Feinde herabzuschleudern, oder aus einer gewissen Selbstfertigkeit hervorgegangen sei, welche die Folge eines solchen Ausspruches nicht bedacht hat. Zu Hr. D.'s wollen wir mit Waperrhoff das Letztere annehmen, so wie denn glauben, bereits hinlänglich gezeigt zu haben, daß er öfters oberflächlich und leichtsinnig für Abfassung der D'sche Anklage zu Werke gegangen ist. Hr. Waperrhoff ist übrigens, wie wir bereits bemerkten, der Burschenschaft christlicher Gesinnung, die Selbstsucht und die Überschätzung der Studirenden für die Grundursache jener demagogischen Umtriebe (S. 134—136). Daß die Sache ist zu traurig und zu delicater Natur, daß wir noch länger bei derselben verweilen müssen.

Die Nothwendigkeit, unter den Studirenden Burschenschaften oder Corporationen zu haben, die freilich politischer Art sein dürfen, wird von allen unsern Gewährsmännern (auch Waperrhoff spricht auf S. 69 ff.) jedoch ohne sonderliche Tiefe) anerkannt. Hr. D. S. 31 erwähnten Aufsatz aus dem „Berliner politischen Blatte“ kennt Ref. nicht, also auch nicht sein Urtheil, doch erklärt derselbe, Vieles von Dem zu unterschätzen, was Hr. D. von S. 23—26 gesagt hat, und daß er sich das Princip der Vereinigung, wonach nicht die Pommern nach der Dürftigkeit, die Sachsen nach der Gutmüthigkeit, die Westfalen nach den braven Tugenden, die Rheinländer nach der Heiterkeit und die Bayern nach der Schwere zusammen rangiren wolle. Diese Vorschläge sind eigentlich nichts als die Grundgedanken der burschenschaftlichen Constitution. Körper- und geistige Ausbildung soll der Zweck sein, ein Ehrengericht, Übungen werden empfohlen, Unanständigkeit und Unkeuschheit, Duelle ohne Wissen des Ehrengerichts, Spott schließen von der Verbindung aus (S. 138—139).

Fünftens. Hr. D. hat auch die übrigen Bedingungen des Studentenlebens in den Kreis seiner Anklagen gezogen. Hier findet er nun überall Libertinismus: 1) der Student sich nicht an seinen Hauswirth anknüpfen, 2) weil er sein Quartier monatweise mietet, 3) weil er in Restaurationen ist, 4) weil er die Nacht nicht schlief, 5) weil er gute Freunde, „Gefährten“ findet, 6) weil er die Collegia ohne Concurranz kann, 7) weil jetzt (im J. 1836) Nominirten, Solche, die sich in Kloaken herumtreiben, Solche, die sich in Krankheiten laboriren, nicht mehr werden, wie das in der Zeit geschah (richtig sein soll), wo er studirte, 8) weil es nicht geübt wird und solche geduldet werden. Darum soll verordnet werden, daß die Entmannung, die Entmannung (S. 62—70).

In vorigen Zeiten — so schließt Hr. D. — gab

ist aber einem wilden Thiere in Argemanten. Unter kühnen Höhen haufen wilde Thiere mancherlei Art, gottige Löwen, heulende Wölfe und Auerochsen mit gekrümmten Hörnern. Unermüdete Bäche strömen von den Bergen herab und schäumen sich zu reißenden Strömen. Frische Nordwinde kitzeln durch den Wald. Wer ihn betrat, siebte sich entweder an den Bächen oder Quellen an, um poetisch zu lustwandeln und sich an den süßen Liebden der Nachtigallen zu ergötzen. Wer er gefielte sich in wilder Kraft zu jenen Thieren, die gesellschaftlich kämpfen mit Allem, was nicht in dem Walde war, und sich auch untereinander zerrissen. Mancher blieb in dem Walde: wer wieder heraustrat, war gottiger und wilder geworden. Aber das wilde Leben hatte seine Kraft gestählt und er war ein Mann geworden, dem die spätere Politur die Mannhaftigkeit nicht mehr zu rauben vermochte. Jetzt ist der Wald ausgehauen, alle Höhen sind geordnet, alles Hervorstrebende, Charakteristische ist abgestrichen, die Quellen und Bäche sind zu Kanälen geworden, die Bewohner der samptigen Flächen athmen erstickende Dünste und nichts mangelt ihnen so sehr als die Eigenschaften kräftiger Männer.

Wir haben diese Stelle, welche dem Baron Fouqué die Ehre machen würde, unsern Lesern nicht vorenthalten wollen. Aber die Nuzanwendung bleibe ihnen selbst überlassen. Was nun jene Quellen des Liberalismus betrifft, so hat sich Hr. Leo die große Mühe gegeben; dem Hrn. D. zu beweisen, daß, wenn es auch jetzt noch Hurenhafter gibt und liebedürstige Gast- und betrügerische Schenkstube, wie es sie immer gegeben hat und auch immer geben wird, doch die übrige Libertinage in Hrn. D.'s Unschuldzeit weit schlimmer war als jetzt; denn Quelle der jetzt meistens Kinderspiele, Schläger von Professoren, die fast gar nicht mehr, den Wüstungen und Schweiß im Jugendleben ist durch die nationale und religiöse Erhebung des deutschen Volkes in den Freiheitskriegen ein Ende gemacht, patentirte Huren oder Hurenhafter werden in keiner Universitätsstadt geduldet, und überhaupt hat die Disciplin seit 10 Jahren gewaltige Schritte gemacht, wenn sie auch darum die Studenten nicht gerade als Gymnasiasten oder Seminaristen behandelte (S. 78—97). Es ist in der That eine sehr anzunehmende Aufopferung des Hrn. Leo, sich so ausführlich über Dinge verbreitet zu haben, die man „besser in der Stille nicht betrachtet, und bei denen man allwege die Zucht zuhalten muß“, und wir glauben es ihm gern, daß Dante nicht fröhlicher beim Aufsteigen aus der Hölle die Sterne des Himmels begrüßt hat, als er aus dem Dasein dieser niedern und polleilligen Schichten wieder in das Sonnenlicht des wissenschaftlichen Universitätslebens emporgestiegen ist, wenn auch dieses Sonnenlicht ihn nur erst durch die trüben Gläser des Hrn. D. hindurch sah.

Dafür muß aber auch aus Hrn. Leo's Schilderung, die denen die Hrn. Bencke und Mayerhoff übereinstimmen, für einen jeden Unbefangenen folgendes Resultat gewonnen werden. Die Universitäten sind im J. 1836 nicht mehr als im J. 1808 und in den folgenden, die Hr. D. als das goldne Zeitalter des akademischen Lebens ansetzt. In dem Kreise der Professoren wohnt ein wahrhaft wissenschaftlicher Sinn, eine wahrhaft tüchtige und vaterländische Gesinnung, in den akademischen Vorträgen

ist mehr Bildung und Geschmack als sonst heimlich geworden, wo sie von Auspielungen auf die Personen und Verhältnisse der Zeit; oder wol gar auf die eigne werthe Person des Docenten, oder von schlechten Kathedertönen wimmeln. Die Studenten zeichnen sich im Allgemeinen durch ein ernstes Streben, durch Neigung zu frommer Sitte aus, der Geist unter ihnen ist, wie selbst von ältern Staatsbeamten anerkannt wird, sittlicher und gebildeter als vor 20 und vor 50 Jahren (Leo 97, Bencke 68 fg., Mayerhoff 144). Daß dies Lob nicht auch einzelne Ausnahmen hat, daß noch Manches zu wünschen übrigbleibt, daß noch Manches besser sein könnte — wer wird dies leugnen wollen? Wir können z. B. nicht in Abrede stellen, daß die Studierenden in größern Städten von dem feineren Tone oft zu sehr ergriffen sind, daß man mehr schwächende, kraftlose Stüger findet, wo man an Leib und Seele kräftige Jünglinge erwartet hätte, wenn auch nicht grade gottige Löwen und Auerochsen mit gekrümmten Hörnern aus Hrn. D.'s Allegorie. Aber trotz dem wollen wir mit Dem zufrieden sein, was wir haben, und das Weitere Denen anheimstellen, welche die Macht und den Verstand zu notwendigen Verbesserungen besitzen. Eine Reihe solcher Verbesserungen hat Hr. Alschefski am Schlusse seines Büchleins vorgeschlagen, in denen die wohlmeinende Gesinnung Lob verdient.

Nachdem nun noch manche curiose Stelle aus Hrn. D.'s Schriftwerk anführen, die selbst ernsthafte Leser zum Lachen bringen würde, wie seine am Schluß mitgetheilten Vorschläge zur Radicalreform der Universitäten. Da lesen wir z. B., daß auf keiner Universität eine Hure gebildet werden soll und ebenso wenig ein leichtsinniger Gastwirth, daß das akademische Gericht (hear him!) aus Professoren und Studenten bestehen soll, welches bei offenen Thüren, nicht nach einem Criminalcoder, sondern nach einem pädagogischen richtet und schlichtet; daß großen Universitäten eine Akademie oder eine Gesellschaft von gelehrten Forschern beigegeben werden soll u. s. w. Indes wir eilen zum Schluß, da wir ohnehin fürchten müssen, unsere Relation zu weit ausgedehnt zu haben. Jedoch die Sache ist zu wichtig, es handelt sich um die Nationallehre, die wir nicht leichtsinnig preisgeben dürfen; denn unsere jungen Männer auf Universitäten sind die Hoffnung des Vaterlandes, und den Universitäten liegt die Sorge für sie ob. Wird aber der gute Boden untergraben, in welchem der junge Baum unvermerkt tüchtige Wurzeln gewinnen soll, um dereinst in Sturm und Sonnenbrand kräftig bestehen zu können, so wird auch zugleich die Hoffnung des Vaterlandes untergraben. Daher können auch solche, die nicht grade selbst auf Universitäten lehren, aber in dankbarer Erinnerung das behalten, was sie auf ihnen gelernt haben, ihre Stimme zum Schutze dieser Anstalten gegen die leichtsinnige Verunglimpfung unbefangener Vertheiler erheben.

Das Heimweh und der Selbstmord. Von Julius Heinrich Gottlieb Schlegel. Zwei Theile. Hildburghausen, Kesselsring. 1835. 8. 1 Theil. 12 Gr.

Der Selbstmord, seine Ursachen, Arten, die Mittel dagegen, und die Untersuchung desselben, in medicinisch-policeilicher und in medicinisch-gerichtlicher Beziehung. Dargestellt von Innocent Tallavania. Linn, Ulrich und Sohn. 1834. 8. 22 Gr.

Wir sind dem geehrten Verf. der vorgenannten Schrift sehr dankbar für die Bemühung, die er an Gegenstände gewandt hat, deren einer, das Heimweh, bis jetzt noch nicht so sehr die Aufmerksamkeit auf sich zog, daß nicht jede Belehrung darüber willkommen sein sollte; deren anderer aber, der Selbstmord, zwar oft, doch noch keineswegs erschöpfend, weder von bloß psychologischen, noch von anthropologischen (klimatischen und ähnlichen Verhältnissen berücksichtigenden) Standpunkten behandelt worden ist. Nur konnte man von einem so kenntnißreichen und belebten Verf. nicht erwarten, daß die von ihm herrührende Bereicherung der Literatur über diese Gegenstände beinahe nichts als eine Vermehrung beobachteter und bekanntgemachter Fälle des einen wie des andern Pathema sein würde. Erfahrungen, Beobachtungen sind niemals zu verschmähen; sie sind Beispiele, aber Beispiele für Etwas, ein Etwas, dessen Ermittlung eben die Aufgabe der wissenschaftlichen Behandlung ist. Bezieht dieses, so können sie noch das Verdienst haben, zuerst die Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand zu lenken, der bisher unbeachtet blieb; sonst dienen sie bloß zur Befriedigung der Unterhaltungslust, die denn auch zur Abwechslung einmal Geschichten von Selbstmördern aufsucht. Wenn wir nun das wissenschaftliche Etwas, eine selbständige Erörterung der inneren, psychologischen Gründe (denn die äußeren Veranlassungen sind nicht diese Gründe) des Heimwehs und des Selbstmordes nicht aufgefunden haben, das erwähnte Verdienst einer Priorität aber für die erste Abhandlung dem Verf. nur in Bezug auf den Umfang derselben zugesprechen können, so bleibt uns nur die unerschöpfliche Lust zur Mittheilung zu bewundern, mit welcher eine Reihe von Selbstmördergeschichten, rubricirt nach der Procedure des Austritts aus dieser Welt (durch Erhängen, Ersäufen, Erschießen u.), aufgeführt werden, mit der gelegentlichen Anmuthung an den Leser, „die Verschwiegenheit und Mannichfaltigkeit der Antriebe und ursächlichen Bedingungen zum Selbstmorde, wie die Ursachen der Neigung dazu, mögen nun jene in der Art von Reizen und Exaltation der Sensibilität, die man Lebenshaß nennt, oder in dem passiven Zustande, der durch Atonie derselben hervorgebracht wird — dem Geleim am Leben, dem Lebensüberdruß — begründet sein — selbst zu erkennen.“ Gesezt, die beiden nachgiebigen Begriffe einer Exaltation und Atonie der Sensibilität seien einstweilen genügende Erklärung für einen „Lebenshaß oder Lebenskeß“, wird man nicht weiter rückwärts nach den Veranlassungen jener Exaltation und Atonie fragen, und sind etwa die beigegebenen Sectionsprotokolle die Quelle der Aufklärung? Das wird der Verf. doch nicht behaupten, weil, wie wir glauben dürfen, er wol selbst die Aufgabe nicht darin setzt, jene Exaltation und Atonie, die in tausend andern Fällen die davon Befallenen im Bette sterben oder noch lange leben lassen, am Leichenbeseinde nachzuweisen. Daß bei wollen wir an dem oft Bemerkbaren verweilen, an den sentimentalen Partien dieser Erzählungen, den Äußerungen der Selbstmörder, sowie an dem Vortrage, der oft von dieser Beschaffenheit des Stoffes angezogen wird, keinen Anstoß nehmen: handelt es sich doch bloß um die Erzählung. Ebenso begreift man wohl, wie in der Abhandlung über das Heimweh blühende Schilderungen von Ländern und Städten und dichterische Zugänge, die wenigstens nicht alle das Heimweh erwecken oder befestigen möchten, Platz finden konnten; nur daß man nicht

verlange das Alles für mehr zu nehmen als es ist: daß es Unterhaltung, aber nicht für das Nachdenken, der Frucht des letztern.

Anderer hat sich der Verf. der zweiten Schrift nicht, wie auch schon der Titel andeutet, Er behandelt den Selbstmord nicht als Philosoph, nicht als Psycholog insbesondere, kein als Arzt; aber er hat nicht unfreiwillig den ersten Anspruch aufgegeben, das sieht man aus dem ersten Abschnitt, wo den Begriff des Selbstmordes genau bestimmt und die Hauptumstände, die eine unachtzame Auffassung als Verbrechen ausschließen könnte, scharf absondert. Nur gehört die Beantwortung der Frage über Zulässigkeit des Selbstmordes gar nicht hier, auch nicht in der Kürze, mit welcher sie der Verf. abthut. Weiterhin tritt die rein empirische Behandlung ein, die auch in alle Dem, was dem Arzte in der Praxis und als in der Function des Gerichtsarztes bei vollzogenen Selbstmorde obliegt, keine andere sein kann, wenn auch in letzteren gar sehr die Verschiedenheit der philosophischen Standpunkte der Verf. ausweisen. Alles, was hierauf Bezug hat, ist in Ordnung und Deutlichkeit entwickelt, die Beispiele sind gehäuft, als es ihre Bestimmung erfordert. Somit ist der Schriftsteller zu einer vorläufigen Orientirung in den einschlagenden Wissenswärtigen ausreichend.

Notizen.

In Nr. 242 und 243 d. Bl. steht eine Besprechung der Schloffer'schen Schriften über Napoleon, die leicht zu tadeln ist, was seit längerer Zeit über den genannten geschrieben worden ist. Nur in einem Punkte wird nicht mit dem Recensenten übereinzustimmen. Es nämlich, unter den deutschen gebildeten Frauen kaum finden zu haben, die nicht mit Sanft, Bewunderung der Vergötterung von Napoleon sprachen. Das ist unbelannt, in welchen Gegenden von Deutschland der Recensent lebt, wir müssen aber unsern Theil davon in sehr verschiedenen landstrichen Deutschlands, in solchen Provinzen, die jahrelang der französischen Unterwerfung gewiesen sind, eine solche Vergötterung gefunden haben. „Ich kann nicht leiden“, sagt der „Memoiren des Freiherrn von S.“ (I, 12) deutsche Frauen sich eine Bewunderung Napoleons an. Er hat ihrem Vaterland, ihren Brüdern, ihren Vätern soviel Herzleid und Verachtung bewiesen, deutschen Weibe nicht mehr gegnet, von dem Schwunge seiner Thaten und Ideen ergreifen zu wollen, wenn sie ihn persönlich kennen, würde ich ihnen für seine Natur verzeihen.“ Wir glauben, hierin nicht Unrecht, wie ersichtlich er es auch in der Stelle (S. 208) findet, daß eine deutsche Frau nur aus für die Siege in Italien und für den Osten hingerissen werden kann. Aber der General hat auch nicht der Kaiser Napoleon.

Literarische Aufopferung.

Der Abt Joseph d'Alibert nahm für sein Cicero (Paris 1740—43) kein Honorar und stellte ihrerseits einen sehr geringen Preis. Der Jahren vergriff sich die Auflage. In ähnlicher Zeit. Krüsi seine Ausgabe der „Oratores graeci“ Kosten druckten, da nach seiner eignen Versicherung in Leipzig 1783 erschienenen Autobiographie des Drucks nicht mehr als 20 Thlr. an Geld eingebracht war und seine Gattin sogar versehen mußte, damit der Druck nur seinen konnte.

Literarische Unterhaltung.

Sonnabend,

— Nr. 310. —

5. November 1836.

Progress and present position of Russia in the East.
(With a map of the acquisitions of Russia since the accession of Peter I.) London 1836.

Erster Artikel.

Dies Buch war längst erwartet und ist begierig gelesen worden. Auszüge sind aus den englischen in deutsche Tagesblätter übergegangen. Beide sind ehrlich genug, die Verwunderung nicht zu verbergen, mit welcher sie hier Dinge gelernt haben, die sie aus jeder Karte, aus jeder Geographie, aus jedem erträglichen Handbuch der Geschichte hätten wissen können: daß nämlich Rußland der Schweden mehr Land abgenommen, als es ihr gegeben hat; daß es von Polen ein Stück abgerissen hat, so groß als der österreichische Kaiserstaat; von der europäischen Türkei so viel als Preußen ohne die Rheinprovinz, und von der asiatischen so viel als die kleinern deutschen Staaten, die Rheinprovinz, Holland und Belgien zusammen; daß seine Eroberungen in Persien dem Flächeninhalt Englands, in der Tatarei dem der europäischen Türkei, Griechenlands, Italiens und Spaniens gleichkommen; daß die Eroberungen, die es in den letzten 64 Jahren gemacht, an Umfang und Bedeutung das ganze europäische Rußland, sowie es vor 1772 war, übertreffen; endlich, daß Rußlands Grenze seitdem in der Richtung von Wien und Berlin um 170, in der von Konstantinopel um 90 deutsche Meilen weiter vor, und daß sie der Hauptstadt Schwedens in der That sehr nahe gerückt ist. Dies Alles und Anderes mehr wiederholen die Journale mit der Miene, als wäre ihnen soeben ein großes Geheimniß anvertraut worden. Vermuthlich aber war Rußland, indem es ein schönes Stück Landes nach dem andern zu sich nahm, darauf gefaßt, daß man einmal die Sache merken werde; die Reize der Verwunderung dürfte eher an Rußland sein, daß man die Sache nicht früher gemerkt hat. Am wenigsten hätte es uns Deutschen, als Historienkennern, begeben sollen, daß wir über so interessante statistische Data durch ein englisches Pamphlet und müssen belehren lassen. Wie sorgfältig pflegen wir nicht sonst solche Dinge zu Buch zu bringen, zumal seitdem wir uns entzückt haben, vergleichen mit einem andern als dem historischen Interesse zu betrachten! Eben darum läßt sich auch in Deutschland eine literarische Erscheinung, wie die vorliegende, weit am unbefangenen

besprechen. Die Zeiten sind vorüber, da die Nation gewohnt war, bei der Entwicklung europäischer Verhältnisse auch den deutschen Namen aufgeführt, auch die deutschen Interessen erörtert zu sehen; die Zeiten, da das deutsche Reich durch seine Verfassung, durch die Art und Gestalt seiner Bewohner jeder unruhigen Thätigkeit abgeneigt, aber durch seine Lage im Herzen Europas, durch seine Streitmacht zu jeder Anstrengung und jedem Widerstande fähig, für eine Hauptstütze des Gleichgewichtes der Mächte galt. In diesem englischen Buche, das einen außerordentlichen Kampf oder eine ebenso außerordentliche Ausgleichung ahnen läßt, sind die Deutschen nicht genannt. Wo sollt' es anders sein! Als Hanoveraner und Württemberger, als Frankfurter und Hamburger treten wir unser Wesen; unsern Bedürfnis einer Theilnahme an auswärtiger Politik genügt das Zeitungsbüchlein; das Ubrige überlassen wir dem deutschen Lande; und wir erfahren von Zeit zu Zeit, daß die hohe deutsche Bundesversammlung nach allseitiger Instructionseinkholung die Ordnung der auswärtigen Verhältnisse vertrauensvoll in die Hände der beiden dem Bunde angehörigen Großmächte niedergelegt hat. Sofern nun der Inhalt der obigen Schrift uns ganz oder theilweise neu sein mag, so fällt der Tadel doch nur auf unser gepriesenes Bistwissen zurück; versäumt ist dadurch nichts. Anders stellt die Sache sich für Engländer und Franzosen. Die scheinen allen Ernstes und im Tone des Vorwurfs an Staatsmänner, die vor drei Jahren am Ruder waren, die Frage zu richten, warum sie mit gewissen Details der neuern Historie und Geographie sich nicht vertrauter gemacht, und warum weder ein englischer noch ein französischer Gesandter sich in Konstantinopel befunden habe in dem verhängnißvollen Augenblick, als die durch Ibrahim bedrängte Pforte Rußlands rettende Hand ergreift, die einzige, die zur Rettung bereit war und die zum Dank mit dem Blatte Pergament sich begnügt, auf welchem der Vertrag von Unklar Skleff bezeichnet ward? Die Frage wird um so nachdrücklicher, da man Grund hat, zu glauben, daß ein großes östliches Cabinet unverwandelt ein scharfblickendes Auge dorthin gerichtet hielt und nicht erst, aus den färbenden Feldern der hier mitgetheilten Karte über die Eroberungen Rußlands seit Peter dem Großen sich unterrichtet hat.

Weiter geht die gegenwärtige Schrift nicht zurück. Wenn es darauf ankam, darzuthun, wie Rußland durch Eroberungen groß geworden, so ließ sich, um von Tagesmeißter's Werk nicht zu reden, die Reihe der frühern Acquisitionen in geordneter Übersicht aus dem zweiten Paragraphe von Schubert's russischer Statistik entnehmen. Beispielslos bleibt es immer, daß das Reich, das Ivan I. Basiljewitsch 1462 im Umfange von 18,500 □ Meilen angetreten und 1505 in einer Ausdehnung von 37,200 hinterlassen, in 180 Jahren auf 266,000 Quadratmeilen angewachsen war.

Aber mit Peter dem Großen begann, durch das consequente Streben nach einer Grenzerweiterung auf Kosten der Türkei und Persiens, eine neue Epoche der russischen Politik. In der Darlegung von Peter's Entwürfen hat der Verf. hauptsächlich das allbekannte Buch von Voltaire zu Grunde gelegt. Er rechtfertigt diese Wahl durch zwei Gründe; weil Voltaire Materialien aus Petersburg vor sich gehabt, und weil er auf keine Weise einer seinem Helden ungünstigen Auffassung beschuldigt werden könne. Voltaire's Autorität gilt in Deutschland sehr wenig, weniger als sie verdient; denn, wenn man seine historischen Arbeiten prüft, ohne sich durch das allgemeine Vorurtheil abschrecken zu lassen, so wird man in die Anerkennung einstimmen, die ein so besonnener Forscher wie Robertson (am Schluß der Einleitung seines Karl V.) ihm gezollt hat. Indessen würde es nicht schwer sein, durch unverdächtige Zeugen das über Peter's Entwürfe Gesagte zu bestätigen. Wie vollkommen er die Bedeutung der südöstlichen Grenze seines Reichs begriffen, geht schon aus den gewaltigen Plänen hervor, mit welchen in seinem Auftrage der Capitain John Perry eine Zeit lang beschäftigt war — nämlich eine Wasserverbindung zwischen dem schwarzen und dem kaspischen Meere und eine andere zwischen der Newa und der Wolga herzustellen. Merkwürdig ist eine Äußerung des Marschalls Münnich in seinem Briefe an Katharina vom 20. Sept. 1762 (abgedruckt in Scherer: „Hist. du commerce de Russie“, und daraus bei Arnould: „System der Seehandlung und Politik“).

Ich kann — sagt Münnich — authentisch beweisen, daß Peter der Große 80 Jahre, von 1695 — 1725, d. i. von der ersten Belagerung von Asow bis an seinen Tod, beständig die Idee mit sich trug, Konstantinopel zu erobern, die Ungläubigen aus Europa zu vertreiben und so das griechische Reich wiederherzustellen.

Doch mißlang der erste Versuch so gänzlich, daß er jeden Andern entmutigt haben würde. Wer kennt nicht den Frieden am Pruth (Juli 1711), und wie nur die Entschlossenheit des Mädchens von Marienburg und die Bestechlichkeit des Wessirs ein größeres Unglück abwandte? Asow, Taganrog mußten geräumt werden; der Plan einer Herrschaft des schwarzen Meeres, die Aussicht der Erneuerung des östlichen Handelszuges schwand dahin, indem jene Punkte geopfert wurden. Grund genug für Peter, um zu vergessen, was er in der Stunde der Noth angelobt. Es bedurfte kräftiger Annehmungen von Seiten der Pforte (der Großwesir, von Karl XII. verhöhnt, häßte die Schuld, nicht mehr verlangt zu haben, mit dem

Tobe) und auch von Seiten anderer Mächte, um die Bedingungen des Friedens am Pruth in Erfüllung zu bringen. Er galt hinfür für das schimpflichste Capitel russischen Geschichte. Absichtlich um die Schwachheit des kaiserlichen Sohns, Katharina II. (1774) mehr fest zu setzen, der Unterschrift des Friedens von Kainardtsch und auch diesen für Rußlands Waffen rühmlichen Sieg vom 21. Juli.

Vom schwarzen Meere ausgeschlossen, wandte Peter seine Blicke noch weiter östlich — auf die Kaspischen Meere. Ein räuberischer Überfall, unter dem Vorwand einer Gesandtschaft mit ungetöblichem Geleit, eingebildeten Goldminen der Kibiwaner am Ufer des kaspischen Meeres, dem unedeln Unternehmen entsprang kein Gewinn. Erst ward durch List besiegt, der Verrath durch List bestraft.

Dagegen schienen die innern Unruhen im Reich einen viel wichtigeren Entwurf zu begünstigen. Lesghis waren vom Kaukasus herabgestiegen und wie es ihre Art ist, geplündert; das gab einen neuen Anlaß, Genugthuung zu fordern. Sie wurden erst in dem Augenblick, als der Schah sich durch rebellische Häuptlinge auf seinem Thron bedroht sah und in seiner Bedrängniß auf die kaspischen Unterthanen zu befehlen, mit der Bitte um Schutz und Beistand wider ihren Willen zu ihm kam. Nun konnte Peter seinen persischen Eroberungen, dem Scheine der Großmuth eröffnen; sein Wohlwollen und Freundschaft für seinen „guten Freund“ zu zeigen, den Schah; er eilte herzu, um dem Frieden zu geben, vernahmte alle Leute, ihn zu lassen und ruhig sich in den Häusern zu halten; sie nicht wollten, wurden sie zu verantworten. Der zweite Entwurf war, daß Peter mit seinen Truppen setzte, die Provinz, die sich durch die blühende Frucht auszeichnete. Ein Triumphzug in Moskau (1723) verherrlichte den Sieg.

(Der Beschluß folgt.)

Die Erziehung des Menschen auf seinen vortrefflichen Füßen. Übersetzung des Werks der Madame de Caussure: De l'éducation progressive du cours de la vie, von A. von Hogg, von W. v. Wangenheim, mit einigen Anmerkungen. Erster Theil. Hamburg, 1798. Gr. 8. 2 Thle.

Dieses vortreffliche Werk, eine wesentliche Erziehungsstunde, muß überall mit Beifall aufgenommen, vornehmlich von seinem erfahrensten Richter, dem großen Schwarz, weil es die anschaulichste Erleichterung ihm aus dem Herzen gelegten Lehres gewährt, daß die Erziehung des Menschen für die ganze Richtung seines Charakters die entscheidendsten sind. Die Tochter de Caussure ist unterrichtet wie selten ein Frauenzimmer Kenntniß der alten Sprachen und die elementarsten Wissenschaften, begleitete ihren Vater auf einer Reise, begab sich Anhänglichkeit für die Wissenschaften.

in der blühenden Kunst und, wie sich von dem Bögling eines
ihm Betros erwarten ließ, für die Betrachtung der Natur.
er hat die Menschen kennen gelernt wie Wenige, liebt die
Kunstheit wie Wenige, und lebt und webt, fromm und nicht
unmüde, für die Weiterbildung der Menschheit wie Wenige.
wie eine solche Frau konnte die ersten drei Jahre der Kind-
heit, welche dieser Theil umfaßt, so beobachten und durch-
sahen, was kein männlicher Blick erreicht und versteht, und
so viel Liebe, Zärtlichkeit und Unbefangenheit weitergeben,
da sie entdeckte. Das erste Buch ihres Werks ist der Aus-
sage derjenigen Grundsätze gewidmet, die auf alle
Theile der Erziehung anwendbar sind. Das zweite schilbert
den ersten Lebensjahre. Das dritte den Zeitabschnitt
des zweiten bis zum dritten Jahre. Wir erlauben uns den
letzten Theil ihres Vorberichts abzuschreiben, weil wir Geist und
in des Ganzen nicht treffender aufzufassen wissen:

„Inner der Vortheile, die wir aus dem Studium des Kin-
des ziehen können, wird der sein, daß wir die Ansa-
te, welche ihm die Vorsehung verlieh, mehr achten und be-
achten lernen; Anlagen, die seiner künftigen Bestimmung
angewiesen sind, daß jede andere moralische Constitution es
leichter zum Fortschreiten darin fähig gemacht haben würde.
Wenn wir das Kind in Beziehung auf seine Zukunft betrach-
ten, erkennen wir, daß viele seiner auffallenden Mängel, ja
seine Schwachheit und seine unvollständige Entwicklung
einer höchst weisen Einrichtung sind. Es hat die Voll-
kommenheit eines unwissenden Wesens, und darin einen un-
begrenzt günstigen Zustand, um die Wissbegierde zu wecken;
es hat auch die Vollkommenheit eines abhängigen Wesens,
weil es außer Stande ist, sich selbst genug zu sein,
es dadurch Hülfen von Andern zu erlangen weiß. Es ver-
steht in uns eine Güte, eine Hingebung, eine dauernde Zuneig-
ung zu erwarten, die wir nur gegen ein solches Geschöpf ha-
ben und pflegen; es gelingt ihm, und ein zärtliches und tiefes
Interesse einzufloßen, während es uns doch auch unterhält und
lächelt. Es hat zu wenig Voraussicht, um durch seine Bedürf-
nisse sich unterjocht zu fühlen, und daher hat es die Anmuth,
welche sogar die Keckheit der Unabhängigkeit; so daß seine
Schwäche, trotz dem, daß es Alles aus unsern Händen em-
nimmt, doch immer das Ansehen der Uneigennützigkeit behält.
Unveränderliches Werk Gottes ist das Kind, herrlich in Dem, was
es verleiht, und anziehend schon durch Das, was es ist; zu
jeder Zeit eine beglaubende Schöpfung und ein geschicktes an-
gebotenes Entzückung.“

Das Einzige, was man nach Ermüdung dieser menschen-
würdigen und frommen Erklärung etwa befürchten könnte:
die liebevolle Beobachterin könne verleitet worden sein, den
Kindern Gegenstand mit zu günstigen Augen zu betrachten
in wirklichen Unarten zu milde Gegenmittel entgegenzu-
stellen, ist glücklicherweise ungegründet. Vielmehr ergibt sich
aus jeder ihrer Bemerkungen, sie sei eben so unbestechlich als
unverwundbar gewesen, und habe sich nie erlaubt, zu dulden und
zu beschönigen, was ein gerechter Richter verwerfen müßte.
Sie niemals dem Thun und Lassen der Kinder mit Theilnahme
zu sehen, wer vielleicht gar so glücklich ist, sich einiger eignen
Empfindungen und Regungen aus einer längst verschwundenen
Zeit zu entsinnen, wird der seelenkundigen Darstellung Wahr-
heit einräumen. Das Werk ist ein Handbuch für Mütter
und Pflegerinnen, mit dem wir kein anderes zu vergleichen
können, und zugleich ein allgemein ansprechender Beitrag zur
Kenntnis, weil es den ersten Anfang der täglich er-
scheinenden unendlichen Geschichte unseres Geschlechts erhellt.
Auch angenehm war uns die unantastbare Erfahrung, daß
die Wiederkehr gleicher Erscheinungen, welche die Kindheit
in prästendenden Blicken zugeführt, sie zur Annahme allgemeiner
Gesetze für dieses Lebensalter berechtigt haben. Ohne
ein solches Ergebnis wäre es in der That ebenso unmöglich,
die Gesetze der Kindheit festzusetzen, als sich die Ordnung des Welt-
alls ohne Anerkennung des Gesetzes der Schwere zu erklären.

Glücklicherweise ist die Seele, deren Anschauung die Verf. un-
ternimmt, bei verschiedenen Menschen weniger verschieden als
ihre Gesichter. Wie wäre sonst möglich, daß Menschen auf Men-
schen wirken könnten? Nach diesen Voraussetzungen verweisen
wir empfindliche Leser auf das Buch selbst, das wir ganz ab-
schreiben müßten, wenn wir uns nicht vorwerfen sollten, etwas
sehr Wichtiges übergangen zu haben, und das ebenso unterhal-
tend als anziehend und belehrend ist. Kinder haben, bei ihrem
Eintritt in das Leben, weder Tugenden noch Laster, weder Art
noch Unart, nur Empfindungen und Triebe, die sich auf Selbst-
erhaltung beziehen und durch Behandlung und Erziehung
zu Eigenschaften ausbilden, welche, wie mannichfach sie auch
in der Folge gemodelt werden, dennoch bis in das späteste Al-
ter nie ganz verschwinden. Am neugeborenen Kinde zeigt sich
Alles halb kramphast, nur Nahrung sucht es, bewegt den
Mund und saugt an Allem, was man ihm darbietet. Schon
nach acht Tagen beginnt es zu sehen und zu hören, und gleich
in den ersten Wochen beginnt schon Sympathie in ihm: ein
lächelnder Blick, ein schmelzender Ton rufen auf seinen Lip-
pen ein Lächeln hervor. Erst im fünften Monat beginnt es
die Hand auszustrecken und betrügt sich doch schon im achten
nicht mehr über die Entfernungen. Gegen das dritte Jahr
lernt es seine Sprache zu gebrauchen. Bei Aem, was nicht
seine kleinen Leidenschaften berührt, sind Erfahrungen für das
selbe lange verloren, weil es seine Wahrnehmungen nie ver-
knüpft, ein Gefäß schieß stellt, das es aufrecht zu setzen wünscht,
und Flüssigkeiten verschüttet, die es zusammenhalten möchte.
Ungefähr in der sechsten Woche treten bei Kindern Lächeln und
Thränen ein und ein sanftes leises Gemurmel. Nach und
nach werden diese Töne accentuirt, wirkliche Stimmabungen,
an denen es Freude und Unterhaltung findet. Oft glaubt es
Leben wahrzunehmen, wo keins ist, verkennt es aber nie, wo
es wirklich ist. Anfangs schreiet es nur aus Schmerz, bald
wird das Geschrei zum Ruf, zum Anfang des Sprechens. Die
ersten Worte, die ihm gelingen, gewähren ihm viel Vergnügen,
und es treibt diese Übung allein des Vergnügens wegen, ohne
etwas damit zu bezwecken. Es ist Frucht der Nachahmung,
fremdes Erzeugniß. Das jährige Kind krammelt die ersten
Worte und wagt die ersten schwankenden Schritte. Besser wer-
den diese vor Schaden gesichert durch einen Halbhut, der ihm
seine Freiheit läßt, als durch ein Gängelband, das sie bein-
trächtigt. Mit dem sechsten Monat steigt das Kindes Leben
sanft über in die Außenwelt. Es hat an Allem Freude und
seine Natur ist so wenig sinnlich, daß es Freuden hat, die völlig
uneigennützig sind. Das Schöne faßt es auf und dessen Be-
wunderung strahlt aus seinen Augen. Schall überhaupt, be-
sonders musikalische Töne, sind ihm überaus angenehm. Schon
in diesem Alter gibt es eine Bildung des Herzens. Ein Kind
von sechs Monaten, das in seinem Bettchen halb sitzt und halb
liegt und mit seinen kleinen Händen spielt, ist in der glücklichs-
ten Lage, und ebenso ein Kind von neun Monaten, wenn es
auf einem dichten Teppich sitzt und sich daran vergnügt, ver-
schiedene Dinge auseinander zu werfen, um sie hernach wieder
zusammenzuraffen. Im Alter von 15 Monaten wird ein Kind,
welches zufällig etwas Ernstes und Bedeutendes vorlesen hört
und auf allen Gesichtern den Ausdruck gespannter Aufmerksam-
keit bemerkt, bald von einer Art Ehrfurcht ergriffen. Hieraus
erklärt sich, warum ein Gefühl, das scheinbar zu hoch und zu
tief ist, um in Kindern angeregt werden zu können, das reli-
giöse, dennoch sehr früh in einer jungen Seele aufkeimen kann.
Es theilt sich ihr durch Sympathie mit. Der Gedanke, daß
es etwas Geheiltes gibt, bringt allmählig in sein Herz, und es
glaubt, die bewundernswürdige Wirkung der Gegenwart einer
verborgenen Macht erfahren zu haben. Auf diese Weise wird
allen Gefühlen der Weg bereitet, welche die Richtung des gan-
zen Lebens bestimmen. In diesem Alter ist die Lust, auf An-
dere Einfluß zu üben, schon bedeutend. Haben die Kinder Ge-
fühl, so verlangen sie es auch, und es vertriebt sie, wenn man
ihnen Mitgefühl versagt. Aus dieser Sympathie entspringt ihr

Nachahmungstrieb. Beide zusammen entstehen bei diesen jungen Wesen Alles. Schon in diesem Alter ist die Macht der Einbildungskraft bedeutend, obgleich erst die Sprache ein sicheres Mittel gewährt, den Werth ihrer Wirkungen zu würdigen. Vor dem dritten Jahre findet das Kind sein Glück nur bei seinen Eltern und Pflegegenossen. Andere Kinder unterhalten es einige Augenblicke, aber bald belästigen sie es auch. Wird es einmal in den jungen Köpfen heil, erlaubt ihnen der Gebrauch der Sprache ein gemeinschaftliches Ziel zu verabreden, so entschlüpft das Kind den Erwachsenen nach allen Seiten und hängt sich an Spielgenossen seines Alters. Im sechsten Jahre ist sein Charakter fast schon gebildet und hat ein schwer zu verwischendes Gepräge erhalten. Das Herz erwacht vor dem Verstande; der Funke des Gefühls ist der erste, welcher sich entzündet, und am wenigsten der Gefahr des Erstickens ausgesetzt. Das Kind besitzt einen wunderbaren Tact, wahre Liebe von vorgetragener zu unterscheiden. Vom fünften Jahre an schließen sich die Kinder vorzugsweise an ihre Mütter. Sie ist die Gebieterin ihrer Welt, des Hauses, die Ausspenderin mannichfacher Wohlthaten, sie kennt sie genauer als irgend Jemand. Im Ende des zweiten Jahres machen die Kinder gewöhnlich schnellen Fortschritt im Sprechen. Sehr tiefe und treffende Bemerkungen über Das, was in der kindlichen Seele dabei vorgeht. Es ist viel daran gelegen, sehr frühzeitig an richtiges Sprechen zu gewöhnen. Unter allen Gewohnheiten der Kindheit ist die des Gehorsams die nothwendigste. Ihre Übung erweckt die Vorstellung der Pflicht zu einer Zeit, wo diese noch nicht den Gehorsam gebieten kann. Mit dem dritten Jahre werden die Begierden der Kinder entschiedener, ihre Bestrebungen motivirter, das Unbestimmte in ihrem Wesen verliert sich, Laßt an Kraftstüben ist bei ihnen unerschöpflich. Alles, was sie machen sehen, möchten sie nachmachen. Daher findet man in ärmeren Familien oft artigere Kinder als in vornehmen, weil sie Manches verstehen und ausüben können, was sie sehen. Die geistigen Beschäftigungen vornehmer Eltern bleiben den Kindern unverständlich und erlauben ihre Mithilfe und Theilnahme nicht. Sehr wichtige Bemerkungen über die Erweckung der Wahrheitliebe und über die Schwierigkeiten, die sich ihr entgegenstellen. Über die Einbildungskraft der Kinder und deren außerordentliche Lebhaftigkeit, die grade eine Folge ihrer Unwissenheit ist. Glücklicherweise kennen sie im natürlichen und gesunden Zustande wol die Förmung, aber nicht die Furcht. Ungeregelt und veränderlich ist das Sittlichkeitsgefühl in diesem Alter, aber vorhanden ist es doch. Es hat wirklich eine lebendige Vorstellung von Gut und Böse. Eine seiner interessantesten Gemüthsregungen, die des Mitleids, ist gewöhnlich abhängig von seiner augenblicklichen Laune. Was ihm mißfällt, verhärtet auch sein Gemüth. Mit Ausnahme einer Anlage zum Egoismus, die von der Geburt an mit einem unbedingt nothwendigen, aber stets zu heftigem Gefühl der Selbstliebe verbunden ist, bemerkt man keine böse Neigung, welche allen Kindern gemeinsam wäre. Nicht selten, obwol nur vorübergehend, ist auch die Neigung an Uebertretung der Regel. Der Grausamkeit, welche sich Knaben bei ihren Spielen erlauben, der Thierquälerei, liegt freilich auch Neugier zum Grunde; aber das eigentliche Salz dieses Vergnügens besteht doch in dem Bewußtsein, sanftern Regungen trogen zu können. Sie sind wie alle übrigen menschlichen Wesen: sie thun oft das Böse, weil sie es nicht dafür erkennen, zuweilen aber auch, obgleich sie es erkennen. Aber das Gebäude der Erziehung auf dem trügerischen Grunde der Reinheit der menschlichen Natur aufzuführen wollte, würde auf Sand bauen. Man sehe, wie gewissenhaft die vortreffliche Frau berichtet, was sie nicht ohne Reue niederzuschreibt. In diese Betrachtungen schließt sich folgerichtig die Darstellung der Fortschritte einer frühzeitigen Entwicklung des religiösen Gefühls. Des Kindes ganze Sprache ist eine Bitte; mehr als wir das Gefühl seiner Schwäche bewahrend, erkennt es auch seine Hilfsbedürftigkeit

mehr als wir; die Barmherzigkeit der Kindheit ist in ihm, die Religion schimmert in seinem Herzen, man darf sie nur erwecken, nicht erst erzeugen. Die Seele ist ihrem Herrn anhängig, sie kann leben, ohne Gott zu verehren, aber so wird sie schwächen und weill werden. Bedauerliche Mangel an religiöser Erziehung der kleinen Kinder. Nach der Reife der Jugend kann ein lebhaftes Kind schon gegen sein Verlangen für einen Strahl religiösen Lichts empfänglich sein und die Gottesverehrung, des Gebets, fähig erachtet werden. Das letztere ist so einfach, daß es dem kindlichen, so tief und so umfassend, daß es dem höchsten Alter zusagt. Zusammenhang der psychologischen Thatsachen in der ersten Kindheit — Überzeugung ist der schöngezeichneten Urtheil, welche, von Wangenheim, der die religiösen und psychologischen Vorgängen der Kindheit, hat sie durch lebendige Beispiele erläutert und bestätigt, die zum Theil sehr merkwürdige seltene und beglaubigte Erfahrungen aus seinem Leben enthalten. Auch hat er gutgelesen, eine bisher unerschöpfliche philosophische Abhandlung des Professor Schlegel über die moralische Weltordnung anzuhängen, die in demselben Geiste und Manier abgefaßt ist und werden in keine Rezension erlauben.

Notiz.

Mit welcher Freimüthigkeit einst die Polen in ihren Sprachen, selbe auch folgende Worte Dantes, Sigismund August, die der Dedicationschrift des Buchs *de subditis de institutione regia et cura pueri subditos* (1549, 4.), entnommen ist: „Nunc quid a te scribam, accipe. Scias tu, quis tu es? Ego igitur tu, regor ego; capientior ergo tu quam tu Quod tu sapiens, — liber, dives, felix ego; quid tu asipias, — servus, vages, exul ego. Nemo igitur debet mihi, nisi ego.“

Literarische Anzeige.

Mit der schon erschienenen zwanzigsten Lieferung der bekannten

Allgemeinen deutschen Real-Encyclopädie (Conversations-Lexikon)

in der achten Originalausflage.

Ist der zehnte Band des Werks, die Buchführung, sehr umfassend, geschlossen. Die Redaction und Herausgabe nehmen nicht Anstand, bei dieser Herausgabe den Subscribenten zu benachrichtigen, daß es ihnen unfehlbar die noch rückständigen beiden Bände zu werden. Durch die Vorsicht, welche auf die Vollendung des Werks verwendet ist, werden die Subscribenten nützlich für die eingetretene, unter diesen Umständen liege Bogenzeit entschädigt.

Die achte Auflage des Conv.-Lex. besteht aus jeder enthält durchschnittsmäßig 60 Bogen im Octavformat und wird in zwei Lieferungen ausgegeben, auf Druckpapier 16 Gr., auf gewöhnlichem 12 Gr., auf feinem Velinpapier 1 Thlr. 12 Gr. Leipzig, im October 1836.

J. F. Brockhaus.

Literarische Unterhaltung.

Sonntag,

Nr. 311.

6. November 1836.

Progress and present position of Russia in the East.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 310.)

Die Pforte konnte der Occupation von Ghilan nicht gleichgültig zusehen. Wie gern hätte sie den neuen Nachbarn verjagt! Aber der Kaiser wollte keinen Angriff auf den Zar dulden; auch der französische Gesandte rieth ab, weil ja Peter nichts wolle, als dem rechtmäßigen Herrscher Persiens beistehen. Als nun Peter mit einem Unterhändler, von dem es glaublich ist, daß er seine Vollaucht überschritten, einen Vertrag schloß, durch den ihm solche Provinzen abgetreten wurden, die noch kein russischer Soldat betreten hatte; als Peter die Protestation des Schahs nicht achtete, auf dem Vertrage bestand, sofern er ihm Gewinn brachte, und nur den Theil bei Seite setzte, der ihm Verbindlichkeiten auferlegte, da erwachte bei der Pforte die Lust, wenn sie dem Räuber nicht Steuern könnte, wenigstens den Raub mit ihm zu theilen. Am 24. Juni 1724 kam ein Theilungsvertrag der nordwestlichen Provinzen von Persien zwischen Rußland und der Türkei zu Stande. Hammer in seiner unlesbaren und doch unschätzbaren „Geschichte des osmanischen Reichs“ (IV, 214. Neue Ausg.) bezeichnet denselben als „Vorgänger und Muster der Theilung Polens“. Zu den noch nicht allgemein bekannten neuen Aufschlüssen dieses wichtigen Werkes gehört es auch, daß Sultan Mustafa 1770 dem österreichischen Cabinet den Vorschlag thun ließ, Polen mit der Pforte zu theilen. Wenn dies auch nicht wirklich die erste Idee einer polnischen Theilung gewesen sein sollte, so hat Hammer doch nachgewiesen, daß sie zehn Monate vor der Anwesenheit des Prinzen Heinrich in Petersburg ausgesprochen worden. Die neueste Darlegung der russischen Politik, besonders in englischen Schriften, hat das Eigenthümliche, daß weniger unterrichtete Leser leicht dahin gerathen, im großen Gegensatz sich die türkische mit einem gewissen Nimbus umkleidet zu denken. Um so mehr ist es der historischen Gerechtigkeit angemessen, auch solche Bäume nicht zu verschweigen.

Die Frucht der Gewaltthat sollte für keinen der Conterahenten reifen. Tamaskulchan erhob sich, ein glücklicher Soldat, und stellte Persiens Grenze wieder her. Der Türkei nahm er mit gewaffneter Hand die usurpir-

ten Provinzen ab. Rußland war nach Peter's des Großen Tode durch einheimische Veränderungen seiner Tendenz nach dem Osten eine Weile entfremdet; Anna Iwanowna, vermuthlich um zum Türkenkriege freie Hand zu haben, schloß Frieden mit Persien und verzichtete auf die theils besetzten, theils prätenbirten Landstriche. Der Vertrag, durch den dies geschah, vom 21. Jan. 1732, scheint dem Verf. unbekannt geblieben zu sein; er steht im „Mercure historique“ von jenem Jahr, und daraus in Schmauzens „Histoire der nordischen Reiche“. Tamaskulchan bestieg jetzt unter dem Namen Nadir Schah selbst den Thron, von welchem er erst seinen Herrn und dann dessen unmündigen Sohn gestossen hatte. Er trat nun als Verbündeter Rußlands auf, und dann als Vermittler zwischen Rußland und der Pforte im belgrader Frieden. Dieser, 1739 überreicht geschlossen, war für Rußland nicht viel günstiger als für Oesterreich; die Kabardiner wurden unabhängig erklärt, Asow geschleift und Rußland sollte weder im asowschen noch im schwarzen Meere Flotten haben oder Schiffe bauen dürfen.

So ward fast Alles wiederum eingebüßt, was erworben war. Aber den Heerzügen zur Seite, erfolgreicher als sie, glückte die Einwirkung auf die nomadischen Stämme des Kaukasus und der Tatarei vor sich. Nie fehlte es an Veranlassungen, innere Zwistigkeiten dieser Horden zu schlichten, den Schwächern gegen den Stärkern zu helfen und Alle an die fremde Einmischung zu gewöhnen. Der Verf. hat nicht erwähnt, was Hammer (IV, 287) anführt, daß Rußland schon 1729 mit der Behauptung auftrat, die Tcherkessen seien als ursprüngliche Kosaken aus der Ukraine, demnach als russische Unterthanen zu betrachten. Sie selbst waren nicht von dieser ihrer Abstammung zu überzeugen; noch heute scheinen die Tcherkessen mit den berühmtesten Ethnographen darin übereinzustimmen, daß sie sich für einen eigenthümlichen und unabhängigen Volksstamm halten. Mit verschiedenem Glück ward bei den verschiedenen Völkernschaften die russische Einwirkung aufgenommen; Einige fügten sich, andere verließen ihre Wohnsitze und zogen der Freiheit nach. Die Tcherkessen der Kabardai, früher Christen, entsagten selbst ihrem Glauben und suchten Schutz unter dem Islam und der Pforte. So zog 1771 eine halbe Million Kalmücken aus dem Bereich der russischen Civilisation, um dem himm-

Asien Reichs sich wiederanzuschließen; als man sie zu-rückforderte und einen Handelsvertrag anbot, erwiderte die chine-sische Regierung den Abgesandten Katharina's: „Lasse erst eure Herrin alte Verträge achten lernen, dann wird es Zeit sein, von neuen zu reden.“

Hoffen sich jene Herrscher vom Glauben ihrer Mä-chen abzuwenden, so war es billig, daß Rußland sich be-mühte, Andere fürs Christenthum zu gewinnen. Im J. 1745 wurden Missionare zu den Osteten geschickt, und eine Folge ihrer Predigten scheint auch die gewesen zu sein, daß ein großer Theil der Osteten sich Rußland unterwarf. Zugleich ward durch diese Osteten die Verbindung mit Georgien erleichtert, das dem Namen nach von Persien abhängig war, dessen Fürsten aber 1752 bei den Rus-sen Widerstand wider die räuberischen Lesghis suchten. Insbesondere trat der Fürst Heraklius mit dem russi-schen Hofe in ein Verhältniß, welches errathen ließ, daß es nicht abgeneigt sei, dem Persien mit Persien vollends zu entsagen.

Die Worte erklärte 1769 den Krieg, weil Rußland Polens Freiheit gekränkt, dessen Unabhängigkeit bedroht, das osmanische Gebiet verletzt und den Frieden gebrochen habe. Es war dies der Krieg, in welchem Rußlands Haffenglück die Welt in Erstaunen setzte, in um so größ-eres Erstaunen, meint Spittler, „wenn man in glaub-würdigen Erzählungen alle die Fehler liest, die zu Lande und zur See von den Russen begangen worden, und doch das Resultat des Krieges ansieht.“ Dies Resultat war der Friede von Kutschuk Kainardische. Freie Schifffahrt auf dem schwarzen Meere und allen osmanischen Seen, Durchfahrt der Dardanellen (nur sollte nicht mehr als ein russisches Kriegsschiff in den Gewässern von Konstan-tinopel sein); Handelsbegünstigungen; Asow, das langer-strebte, und Taganrog, Kertsch und Kiburun russisch; beide Kabardien unter russischer Oberhoheit; die Krimm (es wird sich zeigen, in welchem Sinn) unabhängig. End-lich, vergessen wir nicht, mit Hammer (IV, 659) anzu-merken: von Polen, der Hauptursache des Krieges, keine Sylbe im Frieden.

Es war viel; aber leicht würde Rußland noch mehr erlangt haben, hätte es ganz freie Hand gehabt. Die Unzufriedenheit einer großen Anzahl seiner Unterthanen war in offenen Aufruhr ausgebrochen; an der Spitze stand der Rebell Pugtsch, der sich für Peter III. ausgab; der Friede war für den Augenblick Bedürfniß.

Desto besser ward er benutzt. Zwei Jahre später standen nahe an 30 Forts, durch Truppenlinien verbunden, vom schwarzen bis zum kaspischen Meere. Widerspenstige Stäm-me wurden im Zaum gehalten; und wie leicht war es, ehrsüchtige Häuptlinge anzulocken! Dazu noch erschien auf dem kaspischen Meer eine russische Flotte und erregte bei den Persern Eifersucht und Besorgniß jeder Art.

Rußland war mit Osterreich und Preußen durch die polnischen Pläne verbunden; in Frederiksham (1783) ver-sprach Gustav III. von Schweden, neutral zu bleiben im Fall eines Krieges mit der Pforte. Man sagt, Katha-rina habe ihn hoffen lassen, sie werde ihm künftig be-

stehen sein, sich Norwegens zu bemächtigen („Vie de Ca-thérine“, II, 2, 175).

Zunächst galt es der Krimm. Sie war unabhängig unter einem Wahlsfürsten und unter russischem Schutze. Jeder unruhige Aufsteig, jede Wahl eines Khans, mit den Einfluß der Schybenzen eigenen, im Jahr 1768 stand der Khan, vertreiben und ein anderer, Schy-bin Geray, erwählt. Dieser ließ sich verleiten, die Thron auf der Insel Taman zu reizen; der benachbarte Pascha erlaubte sich eine Gewaltthat, Rußland jähzornig und — ergriff Besitz von der Krimm, um, wie der Pa-pistess sagte, allen Unruhen auf der Halbinsel ein Ziel zu setzen. Nur so könne dauernde Freundschaft mit der Pforte erhalten werden; und ob es mehr sei als ein geringer Ersatz für die Opfer, welche Rußland dem Glück und der Ruhe der Halbinsel gebracht? Der letzte Khan, Schy-bin Geray, ward pensionirt und nahm später ein unglück-liches Ende; 30,000 Tataren besiegelten das Patent der russischen Herrschaft mit ihrem Blute.

Der Fürst Heraklius von Georgien, unter einer Verpflichung gegen Persien; unterwarf sich russischer Oberhoheit. Nicht nur seine damaligen Besitzungen, sondern auch, was er etwa künftig sich aneignen mochte, ihm garantirt. Der Abfall kleinerer Fürsten folgten, Rußland nahm ihre Huldigungen an. Persiens Grenze zurückschoben und bloßgestellt, die große Pforte über den Kaukasus eröffnet.

Die Zeit für größere Unternehmungen schien gekommen. Rußland, mit Osterreich im Bunde, schien in der Lage zu sein, das osmanische Reich gezählt zu haben. Kaiser Joseph II. in Person die Kaiserin Katharina — in Osterreich eine griechische Inschrift sagte: „Hier ist die Pforte von Byzanz.“ Joseph ließ kaum durch die Nachschauer brabantischer Unruhen aus seinem Traum sich aufschrecken, als war ja vorbereitet und Europa hätte zu der neuen Theilung geschwiegen.

Woran denn scheiterte der kühne, doch nicht un-kühne Plan? Selbst die Mächte, die ins Spiel gezogen schienen, traten zurück. Der König von England schloß einen Vertrag mit der Türkei, griff Rußland an und schrieb das Buch: „Du péril de la balance poli-tique de l'Europe“ (1789). Frankreich, dessen die Erwer-bung Kyprens in Aussicht gestellt war, ließ durch ungewissen Vortheil über die gewisse Gefahr sich nicht verblenden. Aber es waren zwei Mächte, Persien und England, welche diesmal das Verdienst hatten, das Glück gewicht zu retten.

England rüstete und entsandte eine Flotte nach Ostsee. Man kennt Katharina's Wort an den russischen Gesandten: „Ihr König, scheint es, will mich von Petersburg vertreiben; so haß ich denn, er verstatte, mich nach Konstantinopel zurückzuführen.“ Das war der Sinn, in welchem schon 1783 eine Expedition, mit dem Königsbilde der Kaiserin, in der Ansicht von Konstantinopel, mit seinem vom Kaiser geschickten sieben Thümen.

Aber am eifrigsten und erfolgreichsten, durch die

gen und auf diplomatischem Wege, bemühte Preußen sich das Unglück abzumenden. Es war Herzberg, der hier Friedrich's des Großen Politik vollendete und die eigne ruhmvolle Laufbahn krönte. In seinen Memoiren findet man den Briefwechsel zwischen dem König von Preußen und Leopold, dem neuen „König von Ungarn und Böhmen“, die Verträge Preußens mit Polen und mit der Pforte und den Schlüssel der preussischen Politik. Die Convention von Reichenbach zog den Kaiser aus dem russischen Bündniß. Herzberg läßt keine Gelegenheit vorbegehen, um die Wichtigkeit der Erhaltung des osmanischen Reiches für das europäische Gleichgewicht darzutun. Wörtlich liest sich manche seiner Äußerungen auf den heutigen Abend der Dinge übertragen. Und mit verheißener Stimme beachtet er in einer Note, daß die englischen Panfleur, aus Besorgniß für die augenblicklichen Interessen ihres levantischen Handels, kräftige Maßregeln vernimmt, daß man deshalb die Idee einer bewaffneten Intervention habe aufgeben müssen, und daß im Frieden nur Hoffe das Land bis an den Danießer nicht restituirt werden.

— Die Andeutung der weitem Fortschritte und der gegenwärtigen Stellung Rußlands im Osten bleibt einem künftigen Artikel vorbehalten.“ C. F. Wurm.

Norddeutscher Frühlingsalmanach. 1836. Herausgegeben von dem Verein der jüngern berliner Dichter. Berlin, Krause. 1836. 8. 1 Thlr.

Dieser Verein der jüngern berliner Dichter besteht aus folgenden Mitgliedern, unter denen wir nur einige bekannte Namen antreffen: F. Brunold, J. Felsch, C. Ferrand, H. Hagendorff, R. Heilmann, A. Hillert, A. Hornig, W. Jäger, Julius, C. Jungnick, E. Kosarsky, C. Lesson, H. Markgraf, A. Markgraf, J. Rindling, J. Riemann, A. Reben, J. v. Sallet, E. A. Schweizer, A. Sutor, J. Weiss. Der Letztere ist 1834 verstorben, wahrscheinlich sehr jung, denn hier mitgetheilten Lieder aus seinem Nachlaß zeugen, trotz der Feuer, von einer merkwürdigen Unreife. Sie brühen nämlich den Jugendschmerz der Liebe aus. Eins der vorzüglichsten möchte dieses sein:

Wenn deinen Leib, so weiß und zart,
Mein härmliches Arm umschließt,
Wenn Alles in mir Gegenwart,
Ein Pulschlag Alles ist;

Dann, wie die Morgenröthe weht
Auf Au'n, wo's ich um dich,
Und ein flüchtlummerndes Wägen hebt
Aus deinen Gliedern sich.

Wie Matenglockenklängen weht
Es leich um deine Brust,
Inbald mein Bild dein anseht
In zerküßter Liebeshust.

Nimmt man nun aus dieses Frühlingsalmanache das Norddeutsche alles das hinweg, was unerkennbar heimlich, so bleibt allerdings nur wenig Eigentümliches, an und für sich Poetische und Selbstständige übrig, allein doch immer Einiges, dem man seine Anerkennung nicht versagen darf. Es ist das, was unsere Pflicht, dieses augenscheinlich Poetische hervorzubringen, um so mehr, da es in dieser Sammlung unter der Menge

des Unbedeutenden leicht übersehen werden könnte. Dahin gehört die „Verbilder“ von Brunold und Felsch können genannt werden und lassen einen beschließenden Eindruck zurück. Allein was der uns wohlbekannte Ferrand bringt, ist weit ausgezeichnet. Ferrand ist unverkennbar ein bedeutendes lyrisches Talent; schade nur, daß er sich zuweilen verwirrt. Möchte er sich, bei der weitem Ausbildung desselben, überzeugen, daß die leider durch seine eingeführte Formlosigkeit dem lyrischen Gedicht, wenn es wirklich poetisch ist, weit mehr schadet, als Vortheil bringt. Schon bei seine, wiewol diesem die Formlosigkeit natürlich ist, treten im Allgemeinen die wenigen, auch in der Metrik vollendeten Gedichte, plastisch vor den übrigen hervor (wir wollen z. B. nur an das herrliche Lied erinnern: „Schöne Biege meiner Leiden u. s. w.“); aber bei Ferrand, dem dieses Maltraktiren der schönen Form nicht natürlich ist, ist dies noch mehr der Fall. Wir wollen zum Beleg Dessen das trefflichste Gedicht, das von ihm in dieser Sammlung enthalten ist, unverkürzt mittheilen. Es zeichnet sich durch jene ruhige Tiefe aus, welche der lyrische Dichter auch dem bewegten Gefühl zu verleihen vermag, wenn er dies im Voraus durch die Kraft seines lyrischen Willens in die Schranke der Kunst zu bannen versteht:

Wenn ich in deine hellen Augen schaue,
Was dann mich tief ergreift, du achst es nicht;
Du kannst nicht ahnen, was die himmelblaue
Und himmelreine Auge zu mir spricht.

Ich sog aus solchen blauen, reinen Augen
Mir einst des Lebens Licht, des Lebens Glanz —
O laß mich jetzt Erinnerungsträume fangen
Aus deines stillen Auges mildem Blick. —

Die Sage spricht: In blauen Meeressanden
Ruht manches blühnde Reich aus fernem Zeit,
Und stillen nur vermag ein Blick zu fassen
Die alte, längst vergessne Herrlichkeit.

Nur selten hört ein Sterblicher die Glocken,
Die ihn mit süßem, wundersamem Klang
Hinaus in unerforschte Tiefen locken,
Wo eine helle Märchenwelt verfaßt.

Doch wer den wunderbaren Ort gefunden,
Näh't sich berauscht von nie gekanntem Glut,
Von zauberischen Banden süß umwunden,
Schaut er hinunter in die blaue Flut.

Der alten schönen Sage muß ich denken,
Wenn ich dir All in's blaue Auge seh';
In liebe Träume soll der Geist sich hängen,
Mir wird so wohl und doch so seltsam weh.

Mir ist, als ob in deinem Auge schliefe
Der Strahl, der einst mein Leben warm erheit,
Als ruhte dort in harter blauer Tiefe
Verrauchter Jugend helle Stetswelt.

Die alte Lust, das alte Leid erwachen,
Und mich umweht der alte Baubergbau —
Aus deines Auges himmelblauer Lachen
Mich längst verfluchte Jugendhimmel an.

Hugo Hagendorff ist gleichfalls nicht ohne lyrische Begabung, heimsucht jedoch zu gewaltig, was den größten Theil seiner Gedichte als bloße Copien erscheinen läßt. Es ist halbgodisch, wenn man gute Gedanken, poetische Anschauungen, aus denen sich bei sorgfältiger Behandlung etwas Gelungenes, ja wol Vollendetes hätte gestalten lassen, so nachlässig hinstreut und nur mit den nothwendigsten poetischen Lampen (denn Alles in der Welt will doch seine Leuchte haben) behängen läßt. So z. B. das Gedicht: „Vive l'empereur“ (S. 47). Es ist in dem Genre, das Jedig durch seine „nächliche Poesie“ und seine durch seine „beiden Grenadiere“ classisch gemacht haben, aber es ist eine vortheilhafte und eigenthümliche Idee, die ihm zu Grunde liegt: Der König, nämlich mußert

*) Dieser zweite Artikel folgt im December. D. Krb.

seine Grenadiere, d. h. die Grenadiere, die er vom Kaiser er-
erbt hat. Als er die Fronte vorbeizieht, ruft Alles *Vive le
roi!* Nur eine schwache, zitternde Stimme ruft *Vive l'empereur*.
Dafür lautet denn der Spruch des Feldherrn:

„Dem Kriegsgewalt mit diesem Reant!“

Die Krönung wirbelt, das Wort erschallt,
Im Pulverdampfe die Köpfe knallt,
Die Grenadiere treffen gut,
Der Alte liegt in seinem Blut.
Im Nebelschleim, dumpf und schwer,
Laut eine Stimme: *vive l'empereur*.

Das ist wirkliche, echte Poesie; allein der Dichter hätte
am so eher fühlen sollen, daß hier, um das Ganze zu vollenden,
den, die Gesetze der Metrik Wunder gethan haben würden,
wenn sie in ihrer strengsten Form, gleichsam mit militärischem
à plomb gewaltirt hätten.

Unter den unklaren Gedichten dieser Sammlung zeichnet
sich aus „Das alte Schloß“ von H. Hellmann. Was kann
der Sinn dieser Dichtung sein, wenn er nicht kurz und gut
auf die Trivialität hinauskommen soll, daß man alte Schlösser
nicht neu bauen soll? Das ist freilich ein wahrer Scherz,
allein den kann man in glatter, ehrlicher Prosa aussprechen.

Unter den acht Gedichten von A. Hillert ist ein recht
gutes und ein überaus schicktes. Nun, das kommt wol auch
bei Leuten, die noch mehr Beruf haben als Hillert. Das
schlechte führt den Titel: „Der erste Kuß.“ Darin geht der
Dichter mit der Geliebten im Garten hin und her, wo viele
Blumen und Bäume kreuz und quer standen. Nun ja, das
sagt sich; in einem Garten wachsen keine Messuben; und daß
die Blumen auch kreuz und quer stehen, beweist, daß der Gärt-
ner auf Ferkeln war. Die Blumen nun thun natürlich ihre
Schuldigkeit und duften, und die Käfer thun dergleichen und
kriechen, und die Vögel ein dito und singen. Ferner schnäbelt
sich ein Finkenbähn (das klingt beinahe, als ob's ein Iurzbahn
gewesen wäre) mit seiner Finkenheune. Ei, wer läßt sich so
etwas zweimal sagen, zumal wenn man die Geliebte bei sich
hat! Es faßt natürlich den Porten ein mächtig Schauen, und
er sieht ihr ins Auge, und es ist ihm, als ob er durstig würde,
und poff! da hat sie ein Mäulchen weg, ehe sie sich ver-
seht. Das ist der erste Kuß. Andere Leute besinnen sich mit
ihrem ersten Kuß nicht so lange. Das zweite Gedicht heißt:
„Die drei Becher“, und erinnert etwas an Uhland's drei
Lieder. Allein der Ton wie der Gedanke sind eigenthümlich.
Genau genommen ist es eine Ballade, dergleichen sich viele in
der Sammlung finden, der gelungenen einige, der mißlungenen
mehr. Aber ein gutes Zeichen ist es immer, daß sich unsere
norddeutschen Lyriker immer mehr von jener Zwittergattung
des Halbblutes entwöhnen und der eigentlichen Ballade wieder
nähern. In Liedern, an wirklichen Liedern ist die Brust auch
des trübseligsten Sängers nicht überreich. Wie viel haben Göthe,
Uhland, Rückert, Pfiffer, Lenau wirkliche Lieder? Aber die
Ballade ist ein tiefinnerliches, weithin sich erstreckendes, man-
nigfaltiges und reiches Feld und ist, wie alles Objectiv, fester
und dauernder begründet in der Zeiten Wechsel. Aber aus dem
Arme kann man keine Balladen schütteln.

A. Horwig ist ein ausgezeichnetes lyrisches Talent, auf das
wir hier ein für allemal aufmerksam machen wollen. In schö-
nem Sinne eigenthümlich, setzt seinen Liedern, wenigstens der
Mehrzahl der hier mitgetheilten, nur die Bollendung. Aber be-
hurstam, mein Herr, laß dich nicht in dem allgemeinen Stere-
del mit verschlingen! Die Gedichte: „Ein Mann“, „Entschluß“,
„Dreiß“, „Das rechte Lied“ und besonders „Die Todtscherer“
sind alle gedankenvoll, kräftig, ohne Affectation und Nachah-
mung. Sie zeigen von Selbstständigkeit des Talents, und diese
ist wichtig in diesen Tagen der Infirmität ein überaus köstli-
ches Gut.

Ein kleines Gedicht von G. Julius ist nett und glänzend:

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von H. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Schildwache.

Der dem kleinen Schildwächler
Sah er langsam auf und nieder,
Steht dann stille, um sich blickend,
Wandert dann so ruhig wieder.

Wenn in blauen Uniformen
Offiziere dorten gehen,
Nicht er halb erschrocken, still
Präsentirend stille stehen.

Und so schreitet er, bis einmal
Ihm sein Klößchen dorten gehet,
Und er wie im Traume plötzlich
Präsentirend stille steht.

Die Metrik dieses Gedichtchens wäre gleichfalls leicht zu
verbessern gewesen. Wellaußig gesagt, wundert es den Lesenden,
daß noch kein Berliner Lyriker die Doppelpoesie im Ma-
besungen hat. Das sind nämlich die doppelten Schlangen,
die vor den Palais der allerhöchsten Herrschaften stehen. Das
sind das Non plus ultra aller Schildwachenlieder, die je
kommen, wenigstens unter den Linden, nicht aus dem
stern heraus.

G. Jungnickel bringt lauter Balladen. Es sind aber
schlechter Dichter, heimlich aber gewaltig. Im
Sinne pikant, unheimlich wilden, herzerregenden
das Gedicht von G. Markgraff: „Der tolle Kammer-
Gedanke ist originell, die Form wieder ist der ganz
wie er lebt und leidet, oder besser, wie er leidet und lebt.“

Schließlich verdienen noch rühmliche Erwähnung
nettentrang“ von Julius Binding (auch in metrischer
und Einzelnes von F. v. Sallert und A. Neben-
Orben“ von Gutor gehört in das Genre der
ist jedoch nicht ohne Seele.

Um endlich in der Kürze ein allgemeines Urtheil
sen „Norddeutschen Frühlingssalmanach“ abzugeben, so
uns unserer Schuldigkeit gegen die einzelnen Dichter
wissen entledigt haben, so können wir die abgedruckten
Derjenigen nicht theilen, welche solche lyrische
überflüssig halten. Warum soll manch empfindungs-
ungehört in dem Bindung der Journale verflattert
diese Weise aufbewahrt werden? Warum soll
endlichen Geklingel, das aus tausend unterdrückten
nicht Uhland's Wort noch heute gelten: „Stille,
gegeben“? Nur, um Gottes willen, die Freiheit
nicht durch Einseitigkeit, orthodoxes Verächtniß
terrichterei gehemmt! Hat man uns Deutschen den
ethischen Handwurst genommen, dergestalt, daß das
mehr nach vollbrachtem Tagewerk zum Ort des be-
lächters wallfahrten kann. Will man uns, an-
niß der Privilegien der Poesie, auch noch das
ten? Nehmt Alles in Allem: es ist und bleibt
Grume (dieser war es, glaub' ich) sagte:

Wo man sagt, da laß dich ruhig nieder,
Böse Menschen haben keine Lieder.

Literarische Notiz.

Mit dem 1. Nov. d. J. beginnt in Paris ein
artig angelegtes Blatt: „Le monde“, das des
nach der Politik, der Literatur, der Wissenschaft
teressen des Handels und der Industrie gewand-
Redaction dieses täglich im größten Format, bi-
spaltig, herauskommenden Blattes ist Dr. P.
Anzahl bedeutender Mitarbeiter sind für das
und im Umfange gewonnen worden. Das
auf 1200 Actien zu 500 Francs = 600,000
bet, von denen jedoch vor der Hand nur 300
400,000 Francs ausgegeben werden sollen.

Literarische Unterhaltung.

Montag,

Nr. 312.

7. November 1836.

Vorlesungen über Wesen und Geschichte der Reformation in Deutschland und der Schweiz, mit steter Beziehung auf die Richtungen unserer Zeit, von A. Hagenbach. Zwei Bände. Leipzig, Weidmann. 1834. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Wieder eine Geschichte der Reformation und wieder die Schilde, und zwar in Vorlesungen. Es ist in der Schweiz, wie das schon von Johannes Müller's „Allgemeinen Geschichten“ her bekannt ist, die löbliche Sitte, daß auch Erwachsene, Männer und Frauen, sich durch Vorlesungen über mannichfaltige Gegenstände belehren und ihr Urtheil bestimmen lassen, und solche Vorlesungen haben wir hier vor uns. Wenn aber Joh. Müller seine Vorlesungen in verschiedenen Jahren mehrmals gehalten und seine Handschrift mehrmals umgearbeitet und umgeschrieben hat, ehe er sie dem Drucke übergab, so wünscht unser Verf. dagegen, über diese Vorlesungen, sowie er sie hält, das Urtheil eines unbefangenen Dritten zu vernehmen. Er sagt im Vorworte:

Wenn ich diese Vorlesungen, welche unmittelbar nach dem Ausgange, das meine Vaterstadt Basel betroffen hat, im Winter 1833 auf 34 zur Aufrechterhaltung gebeugter Gemüther und zur Stärkung und Erholung gehalten worden sind, dem Publicum übergebe, so geschieht es zunächst, um meinen Zuhörern und Zuhörerinnen, von denen ich vielfach dazu aufgefordert worden bin, ein Andenken an die in geistiger Gemeinschaft durchlebten Sonntage zu hinterlassen. Zugleich aber glaube ich, daß das Büchlein auch in einem weitem Kreise einige Beachtung finden dürfte, einmal als Geschichte einer theilnehmenden Vergangenheit, und dann als Zeugniß einer verschieden beurtheilten Gegenwart. — Das Zeugniß der Gegenwart betreffend, so halte ich zwar dieses, inwiefern es meine Privatan sicht ausdrückt, gar nicht für so wichtig. Wenn sich aber aus der lebhaften Theilnahme, die meine Vorträge gefunden haben, einigermaßen abnehmen läßt, daß die darin ausgesprochenen politischen und religiösen Grundsätze, wenigstens der Hauptsache nach, der Zustimmung der Gesinnung vieler meiner achtungswerthen Mitbürger seien, so möchte ich gern einen billigen Drittheil mittheilen lassen, was es mit den aus Allen ins Auge hinein gemachten Vorwürfen eines engherzigen Kriticismus und Pietismus auf sich habe. Sollten indeß auch nur Einige, wie schon geschehen ist, in meinem Wesen und Denken „eine Mittellinie zwischen theologischem Liberalismus und politischer Conservativität“ finden wollen, so gebe ich zu, daß es ihnen Dingen so vorkommen mag, welche die edelste der Freisinnigen, die einer klaren religiösen Überzeugung, weit hinausgehen hinter die Ungeheuerlichkeit einer aufwühlenden Willkür im Glauben u. s. w.

Ref. bemerkt im Voraus, daß, wenn man bei Hrn. Hagenbach ins Abschreiben kommt, das Ende schwer zu finden ist. Will man aber überhaupt die Frage aufstellen, warum Hr. H. die große Zahl der Bücher über die Reformation noch mit einem neuen vermehrt hat, so gibt schon der Titel genügende Auskunft: er will erstens das Wesen und die Geschichte der Reformation schildern und hat es deswegen für zweckmäßig gehalten, in die ältesten Zeiten des Christenthums, ja zur Stiftung desselben hinaufzuzeigen; er will zweitens die Reformation sowohl in Deutschland als in der Schweiz in ihrer beständigen Beziehung aufeinander schildern, während die bisherigen trefflichen Bücher immer nur die eine oder die andere gesondert oder wenigstens vorzugsweise behandeln, und während z. B. Martineke versucht hat, jene große Zeit durch sich selbst und mit den Worten der Zeitgenossen zu schildern, ganz abgesehen von spätern Ereignissen und der Gegenwart, will unser Verf. drittens dieselbe mit steter Beziehung auf die Richtungen unserer Zeit behandeln. Er hat also in dreifacher Art einen neuen Weg eingeschlagen und nicht ohne Glück verfolgt. Es ist zwar überhaupt mit Vorlesungen und insbesondere mit Vorlesungen, die vor einem bestimmten Kreise von Gebildeten gehalten worden sind, eine eigne Sache, und diese Eigenthümlichkeit stellt sich um so mehr heraus, wenn noch so besondere politische Verhältnisse dabei ins Spiel kommen, wie sie damals in der Schweiz waren; aber es ist auch um so mehr anzuerkennen, wenn unter solchen Verhältnissen etwas Tüchtiges geleistet wird, wenn die gedruckten Vorlesungen auch am andern Ende Deutschlands mit Recht empfohlen werden können. Was sich übrigens von selbst versteht, hat der Hr. Verf. noch besonders bevorzogen, nämlich, daß man an sein Büchlein keine streng wissenschaftliche Forderung machen werde, daß er die vor längerer Zeit benutzten Quellen nicht alle wieder bei der Hand gehabt, daß er dankbar jede Belehrung annehmen werde; allerdings darf man in 24 Vorlesungen, welche einen so großen Zeitraum umfassen, keine neuen geschichtlichen Entdeckungen und Aufschlüsse, kein tiefes Quellenstudium suchen; es ist hinreichend, wenn die Thatfachen richtig und unentstellt, das Urtheil besonnen und wohl begründet, die Darstellung aber lichtvoll und lebendig ist. Wenn die gewöhnliche Erzählung an dem Faden der Zeit

zeichnung Schritt vor Schritt vorwärtsschreitet, nichts übergehen darf und dem Kleinen fast ebenso viel Raum und Zeit zuertheilen muß wie dem Großen, so soll dagegen jede einzelne Vorlesung eine dramatische Scene sein, ein Tableau, in welchem der Beschauer den kräftig hervortretenden Vordergrund, den Mittel- und Hintergrund zugleich überblickt. Eine treffliche Farbengebung, eine richtige Vertheilung von Licht und Schatten läßt auch einen Fehler der Zeichnung verschwinden, aber die vortrefflichste Zeichnung macht ohne jene keine Wirkung; so ist für ähnliche Werke der geschichtlichen Darstellung die Form im höhern Sinne des Wortes das Haupterforderniß, und an Büchern der Art hat die geschichtliche Literatur der Deutschen eben noch keinen Überfluß.

Was nun Schönheit der Darstellung betrifft, so scheint Ref. immer noch Reinheit der Sprache die erste Bedingung, wenigstens ist Verständlichkeit Dasjenige, was über die Zulassung fremder Wörter entscheidet. Und so müssen wir wol annehmen, daß die baseler Frauen weit mehr als etwa norddeutsche eingeweiht sind in die jetzige politische Kunstsprache; denn, mancher andern (wie Eulmination, Elitencorps, Factotum u. s. w.) nicht zu gedenken, finden wir die ganze Reihe der Ungeheuer auf uns: Lutheranismus, Monarchismus, Hildebrandismus, Rigorismus, Methodismus, Fanatismus, Reformatismus, Radicalismus u. s. w., welche freilich durch die stete Beziehung auf unsere Zeit ebenso zu entschuldigen sind wie das juxta milien, die Camarilla u. s. w. Doch wir gehen zu den Vorlesungen selbst über.

Nachdem der Verf. in der ersten, einleitenden Vorlesung die Veranlassung und den Zweck, die verschiedenen Ansichten über Reformation, die Schwierigkeit der Behandlung und den Plan des Ganzen dargelegt und mit einigen Witten und Wünschen geschlossen hat, gibt er in der 2. — 8. Vorlesung eine Übersicht der Geschichte der christlichen Kirche bis auf Luther und kommt erst gegen Ende der neunten Vorlesung (S. 188, Jugendgeschichte Luther's) zur Reformation selbst. In der 10. — 21. Vorlesung behandelt er die Geschichte derselben bis zum Augsburger Reichstage 1530, sodas in die drei letzten (erst nach Ostern 1834 gehaltenen) Vorlesungen die ganze weitere Geschichte zusammengedrängt ist, S. 223:

Von dem Reichstage zu Augsburg beginnt eine neue Epoche in der Reformationsgeschichte, die wenigstens ebenso viel in die politische als in die Kirchen- und Reformationsgeschichte einschlägt und der wir, da wir von jetzt an nur auf das Wesentliche uns zu beschränken haben, nur einen flüchtigen Blick werden schenken können.

Ja, die eigentliche Geschichte macht nur den Inhalt der 23. und der ersten Hälfte der 24. Vorlesung aus, da die 22. von „der protestantischen Lehre, dem protestantischen Cultus und der Kirchenverfassung“ handelt, und die zweite Hälfte der 24. schließlich den Charakter der Reformation und ihren Einfluß auf die verschiedenen Gebiete des Lebens schildert. Man kann diese Vertheilung nur billigen, doch ist die Geschichte des schmalkaldischen Krieges (S. 283, durch einen Druckfehler steht 1547 für 1546)

bis zum Religionsfrieden auf etwas mehr als einer Seite gar zu kurz abgefertigt.

Aus der ersten Vorlesung läßt sich nicht gut ein Auszug geben, ohne ganze Seiten abzuschreiben. Der Verf. will in sich und seinen Zuhörern in der trüben Gegenwart durch die Betrachtung der schöneren Vergangenheit des Reichs die Erhebung und des Vertrauens erwecken, S. 2.

Fragen wir, was der eigentliche Hebel geistiger Schwämmung war, der unser Gemeinwesen auf die Höhe hob, die es im 15. und 16. Jahrhundert hatte, so war es doch vor allem und vorzüglich der gesunde, fromme, gute Sinn der Zeit selbst, den wir bei allen Mängeln an ihnen ehren müssen, ob dieser Sinn kann zu allen Zeiten wieder erweckt und erhalten werden. Es sind ja gerade die Zeiten der allgemeinen Schwäche und Bedrängnis, deren sich Gott bedient, um ein Volk aus dem Schlummer der Trägheit aufzurütteln und einen neuen Geist ihm einzuhauchen, wenn er sich dessen empfänglich zeigt und die Mittel benützt, die er ihm an die Hand gibt. Die Mittel sind noch in unserer Gewalt, so sehr man auch sich beengt und gedrückt hat. Sinn für Geistesbildung, Wissenschaft, Glaube und Liebe, Frömmigkeit, Wohlthätigkeit und Tapferkeit — sie sind nicht unter uns ausgeblieben, sondern sie vielmehr in der letzten Zeit auf verschiedene undliche Weise kundgegeben, wenn auch unter ungünstigen Verhältnissen. Was uns einzig fehlt, ist — ich sage es gerade — das harmonische Zusammenwirken dieser Kräfte. Hierin liegt bis zu dieser Stunde unsere Schwäche, die Schwäche unserer Zeit überhaupt, und hierin werden wir sehr von der frühern beschämt. Was unsere Väter waren sie ganz, aus einem Stücke geschnitten, aus Guss hervorgegangen. Nicht wollte die Geistesbildung, Wissenschaft und Kunst Alles allein erreichen durch die Kraft des Verstandes, ohne Bildung des Herzens und Willens, ohne Glauben und Gebet, ohne Demuth und erklärende himmlische Liebe; noch währte die Predigt wahrhaft erleuchteten durch Verdächtigung und Hemmung der Wissenschaft und durch Hemmung ihrer Fortschritte Reich Gottes zu fördern. Nicht meinte der weltliche Mensch menschliche Kraft und Klugheit Alles auszurichten; noch eine verweichtete Ansicht des Lebens dem Kampfe entgegen, wo er nothwendig geworden ist.

Über diese Worte ließe sich gar Manches sagen, ist löblich, wenn sich die Gegenwart die Vergangenheit einem edeln Bilde gestaltet, damit sie ihr nachsehen, wie sich ein edler Jüngling in derselben Abicht eines geliebten Lehrers zum Ideale gestaltet; aber die Ähnlichkeit möchte doch ganz anders sein. Der Verf. selbst hinzu, daß auch die einseitigen Richtungen der Standesbildung und der Gefühlsschwärmerci (z. B. Mysticismus und in dem Wiedertäufern) damals in der That hervortraten; aber man muß ferner bedenken, daß wir Das, was wir von einzelnen Männern jener Zeit rühmen, heutzutage auf ganze Nationen Menschen überzutragen gewohnt sind.

Um nicht zehnmal Gefagtes zu wiederholen, ist derselbe Fall wie mit der Fertigkeit, Latein zu sprechen. Auch diese hat sich — und nicht gerade zum Nachtheil der Welt — verloren, weil man jetzt auch Deutsch, Mathematik, Englisch, Französisch, und was dergleichen in den Schulen treibt; sonst wurde nur Latein gelehrt und wieder Latein und nochmals Latein, und die Anstrengung bei einem lateinischen Schriftsteller, man sich bei einem andern lateinischen Schriftsteller

Unsere Vorfahren waren weniger als wir, aber das wußten sie ganz; sie wußten weniger, aber das wußten sie gewißlich. Wo findet man heutzutage einen Prediger (ich rede nicht von Missionairen und Schwärmern), der täglich, ja stündlich die Kanzel zu besteigen und einen erbaulichen Vortrag zu halten vermöchte? und zwar nach den Anforderungen unserer Zeit, wie jene die Anforderungen der ihrigen erfüllten? Doch wir kehren zum Verf. zurück.

(Der Beschluß folgt.)

Histoire du Royaume de Naples depuis Charles VII. jusqu'à Ferdinand IV. 1734 à 1835, par le général Colletta. Vier Bände. Paris 1835.

Man hat, um den Namen Beruf des Geschichtschreibers zu bezeichnen, gesagt, daß nach dem Ruhme, große Thaten verrichtet zu haben, solche zu beschreiben die ruhmwürdigste Aufgabe sei. Auch haben wir in der Wirklichkeit unter Denjenigen, die mit deren Lösung sich beschäftigten, Namen wie die eines Lampon, Cäsar, Friedrich II. und Napoleon, die als Feldherren und Staatsmänner zu den Ersten aller Zeiten und Nationen gehören. Diese hohe Stufe hat nun zwar General Colletta im Verlaufe seines praktischen Staatslebens nicht erreicht; jedoch stand er doch längere Zeit hindurch, nicht ohne ein edelmüthiges Andenken zurückzulassen, einem der wichtigsten Verwaltungszweige des Landes vor, dessen Geschichte während des letzten Jahrhunderts er in vorliegendem Werke zu schreiben unternimmt. Vermögen wir aber auch nicht, ihn den classischen Geschichtschreibern überhaupt beizuzählen, so hat doch seine Arbeit, unsere Aufmerksamkeit, vor vielen andern ähnlichen Producten der Kunst das Verdienst einer gewissen Ansehbarkeit, die sich besonders bei Erzählung derjenigen Begebenheiten kundgibt, deren mittheilender Zeitgenosse er war und deren Schilderungen er nicht selten mit Bemerkungen begleitet, welche der Klarheit seines Blickes zur Ehre gereichen. In diesem Betreff zeichnet sich vornehmlich derjenige Theil des Werkes aus, der die Geschichte der Regierung Ferdinand IV. von dem Zeitpunkte seiner Rückkehr nach Neapel bis zur Revolution von 1820 und deren unmittelbare Folgen umfaßt, und woraus wir demnach hier einige Hauptmomente ausführlicher besprechen wollen.

Den ersten Anlaß zur Unzufriedenheit mit der Wiedererrichtung Ferdinand's auf seinen Thron zu Neapel gab, wie uns General C. berichtet, dessen Weigerung, die Forderungen zu bezahlen, die das Haus Reisinger u. A. unter Joachim Murat übernommen hatte, wozu sich derselbe um so weniger verpflicht glaubte, da solche hauptsächlich zum Kriege gegen ihn selber verwendet worden waren. Litten jedoch unter dieser Weigerung nur einige Wenige, so war desto allgemeiner mißfällig die Abschaffung mancher geselligen Einrichtungen, die das Volk unter der Regierung Joachim's und Joseph's liebgewonnen hatte und an deren Stelle die alte Ordnung der Dinge wieder eingeführt ward. Dahin gehörte beispielsweise die Abschaffung der Gesellschaften, gewisse Mobilisationen der persönlichen Freiheit betreffenden Gesetzgebung, sowie überhaupt der Willkür, den die Restauration gegen jene Regierung, die sie als usurpatorisch betrachtete, und Alles, was von ihr herrührte, offen zu Tage legte. Bei so bewandten Umständen nun, saßen die ehemaligen liberalen Gesellschaften wieder stumm, und bald entstanden deren noch neue. Auf ihrer Veranstaltung wurde hier ein zum Aufzuge aufforderndes Pamphlet, dort eine kühne Adresse an den Souverain in Umlauf gesetzt, während man anderswo eine gedruckte Constitution im Publicum vertheilte. Überall offenbarte sich Abgeneigtheit gegen die Regierung, deren Anhänger angegriffen und mit Schmähungen überhäuft wurden. — Was die Carbonari anbelangt, so hatte sie Murat anfangs geduldet, ja selbst in Schutz genommen. Als er jedoch erfuhr,

sie seien Feinde der Könige, erklärte er sich durch ein Manifest gegen dieselben. Hierauf boten sie ihre Dienste Ferdinand IV. in Sicilien an. Als aber Murat ins Unglück gerieth, ertheilten sie sich wieder unter seine Fahnen. Nach seinem Sturze endlich wandten sich der Carbonarismus dem legitimen Könige zu. Dieser aber, der wohl wußte, um was es demselben eigentlich zu thun war, wollte nichts von ihm wissen; und namentlich fing derselbe an, Verschwörungen gegen Ferdinand anzuknüpfen.

Inzwischen war die Militärrévolution zu Genua ausgebrochen und die Souveraine Europas hatten sie anerkannt, was, wie der General bemerkt, den Nachahmungsgeist ermunterte. Somit rief denn auch diese Revolution eine große Bewegung im Königreiche Neapel hervor, indem sie Liberale und Carbonari in ihren Hoffnungen bekräftigte. Der Hof selber ward dadurch aufgerüttelt. Er vermehrte die Zahl der Mitglieder der Kammer (des Staatsraths) bis auf sechzig, was gewissermaßen ein Scheinrepräsentativsystem darstellte; und zugleich fing er an, auf die ehemaligen Generale und Offiziere Murat's gnädige Blicke zu werfen. Ob es damit so ganz aufrichtig gemeint gewesen, bezweifelt der Geschichtschreiber; jedenfalls war es zu spät, um die Misvergnügten zufriedenzustellen und das Ungeheilte zu beschwören. Denn plötzlich — am 2. Juli 1820 — brachen zwei Unterlieutenants, Morelli und Silvestri, mit 127 Unteroffizieren und Soldaten vom Cavallerieregiment Royal Bourbon aus ihrem Standquartier Nola aus und nahmen ihre Richtung nach Avellino, wo es viele Carbonari gab. Aufstände gleichen den Lawinen; anfangs ist es nur ein kleiner Schneeballen, bald aber schollt dieser bis zur Größe eines Berges an. Die Insurgenten ziehen auf ihrem Marsche die Truppen und Carbonari an, die sich an den Seiten, durch welche sie kommen, befinden. Man schickt gegen sie Generale ab, auf die man rechnen zu können glaubt; allein diese treffen keine Soldaten mehr an, und bald sieht die Insurrection an ihrer Spitze diejenigen, denen man mißtraute, unter Andern den berühmten Wilhelm Pepe und Caracciolo. Gleichwohl war das eigentliche Haupt dieser Bewegung der Unterlieutenant Morelli, der, schien er auch zu gehorchen, den Oberbefehl führte. Es wird ein Feldlager zu Montesofe, seitwärts von Neapel, aufgeschlagen und dieser Ort wird das Hauptquartier aller Abtrünnigen. Die Truppen, welche die Garison von Neapel bilden, wanken bereits. Der Hof, die Regierung, die Armer, die Hauptstadt, Alles ist in Verwirrung. Hund Carbonari erscheinen im Palaß. Sie geben sich für Abgeordnete des Volkes aus und verlangen in seinem Namen mit dem Könige oder einem seiner Minister zu sprechen. Man entsendet zu ihnen den Polizeiminister, Herzog von Ascoli, der sie sehr höflich empfängt und ihnen sagt, Se. Majestät, der den Wunsch seiner Unterthanen kenne, habe bereits beschlossen, ihnen eine Constitution zu bewilligen, und beschäufte sich nebst seinen Ministern in dem Augenblicke mit den zu deren Bekanntmachung zu ergreifenden Maßregeln. Das Haupt der Deputation erwidert: „Wann wird dieselbe promulgirt werden? Es muß dies auf der Stelle geschehen, oder wenn nicht...“ Endlich, wie gestanden auch zwei Stunden.“ Ein anderer Abgeordneter tritt vor, zieht dem Herzoge von Ascoli die Uhr gleimlich unsanft aus der Tasche, hält ihm das Zifferblatt hin und sagt mit lauter Stimme: „Es ist ein Uhr nach Mitternacht; um drei Uhr Morgens wird die Constitution publicirt sein.“ In der That ward sie es noch eine Viertelstunde früher. — Man weiß, wie die betreffende Declaration von einem Decrete des Königs begleitet war, worin er den Herzog von Calabrien, seinen Sohn, zum Generalvicar des Reichs mit dem Besatze des Alter ego ernannte und ihm alle seine Gewalt übertrug. Hierin lag, wie Gen. C. andeutet, eine indirecte Protestation gegen Das, was geschehen war; allein die Köpfe waren so erstickt, daß man keine Acht darauf hatte.

Indessen war die Sache mit einer constitutionellen Regierung noch nicht abgethan; man mußte wissen, welche Form dieselbe haben würde, und diese Form gab zu einer insurrectionellen Bewegung Anlaß, die den General Pepe an ihrer

Worte hatte. Der Hof erschritt auf's Neue, man versammelte in aller Eile einen zahlreichen Staatsrath, worin die Frage verhandelt wird. Einer der Räte hält eine Rede, worin er mit großer Beifall sagt, daß bei bürgerlichen Spaltungen der Schwächere nachgeben muß, oder daß er verliert ist. Hierauf wird unterzucht, welche Constitution sich am besten für das Kaiserreich Neapel paßten würde: ob die, welche König Ferdinand theilte, oder die, welche Ludwig XVIII. Frankreich gab, oder die, welche Joachim Murat, wiewol sehr spät, bewilligte, oder endlich die, welche in Spanien gegeben oder genommen war? Und der Redner fügt die merkwürdigen Worte hinzu: „Die Ungeheuer der Constitutionellen gestattet keine Zeit, eine neue Constitution zu entwerfen; man verlangt eine fremde, bereits fertige Constitution, die der Cortes. Der König kann sie heute verlesen; er wird morgen nachgeben und sein Ansehen wird nur um so mehr geschwächt sein.“ „Aber“, sagt der Prinz-Generallieutenant, „sich die Constitution der Cortes für die Neapolitaner?“ „Es ist unnütz, sich darum zu kümmern“, antwortet der Redner. „Jetzt kommt es darauf an, die Führung der Gemüther zu beaufsichtigen und die Revolution aufzuhalten. Die, welche am lebhaftesten die Constitution der Cortes in Anspruch nehmen, begerissen gar nicht deren politischen Belang.“ Somit ward denn am folgenden Tage die Constitution der Cortes proclamirt. In Mitte jener allgemeinen Verwirrung, die ein solches Ereigniß hervorrief, fragte ein Esgardone einen seiner Kameraden, der vermutlich geleiteter als er war, was das Wort Constitution bedeute. Der Andere antwortete ihm: „*vol dire la causation che li re da a noi*“ (es bedeutet die Causation, die der König uns erteilt). Dieser Spruch ward bald volkstümlich. Unmittelbar nach diesen Vorgängen, am 8. Juli nämlich, hielt die aus Einnestruppen, Willigen, Carbonari und Liberalen gebildete, sogenannte constitutionelle Armee ihren Triumphzug in Neapel. Wilhelm Pèpe war an ihrer Spitze, die Farben des Carbonarismus prangten auf ihren Fahnen und ihren Vortrupp bildete das heilige Bataillon, d. h. diejenige Compagnie, die zuerst ihren militärischen Eidschwur gebrochen hatte. „In Aller Herzen mußte sich wol“, sagt General G., „ein freudiger Bewußtseins wegen irgend eines Fehlers fühlbar machen, und eine Art allgemeiner Mißbilligung brach mitten unter dem Beifall aus. Dieser seltsame Pomp vermochte nicht jene Verletzung des Eidschwurs, jene Verachtung der Kriegsgerechtigkeit und jenes Vergessen der Pflichten und des Charakters der bewaffneten Macht zu verhüllen, die sich bei allen diesen Ereignissen nur zu laut und offen kundgaben, und welche die Schwäche der Staatsgewalt mit einem Triumph belohnte.“

Bei Annäherung des Tages, in dessen Mitte sich auch der berühmte Abbe Mericchi, im priesterlichen Gewande und als Krieger bewaffnet, umgeben von etwa 7000 Carbonari aller Classen, befand, hatte die königl. Familie, der Hof, die Minister etc. die carbonaristischen Farben aufgesteckt, um die Generale, jenen Abbe mit inbegreifen, im Palast zu empfangen. Hier aber fand eine dieser Scenen statt, wo man sich zwar Eintracht, Friede und Freundschaft gegenseitig verspricht und es an äußeren Bezeugungen solcher Gesinnung nicht fehlen ließ, die jedoch nur den Kurzsichtigen und Unersfahren über deren Wichtigkeit zu täuschen vermochten. Auch war in der That diese Herrlichkeit nur von sehr kurzer Dauer. Die Muratisten ließen sich zu den ersten Stellen ernennen und ernannten ihre Freunde zu den nächstfolgenden. Die Carbonari murerten; die Presse mißhandelte ihre Freiheit; es bildeten sich geheime Conventikel; man parangirte das Volk auf den Straßen; man wollte den General Pèpe erdolchen. — Und als nun endlich das Parlament zusammentrat, um die provisorische Regierung zu ernennen, erlebte die allgemeine Furcht einen Höhepunkt, der das Staatswohl um so mehr in Gefahr brachte, da ein Jeder nur darauf Bedacht nahm, seine individuellen Vortheile zu wahren.

„Das kaiserliche Interesse“, sagt uns der Red., „ist in den Hintergrund; es geht, so zu sagen, ohne uns die Stützungen als handelnde Personen. Das Volk, das Parlament, die Armeen, die Gesellschaft der Soldaten, Elemente, die den Staat unterstützen sollten, erheben sich dazu erforderlichen Kraft, Einheit und des Zusammenhanges.“

Kannmehr trat der Congress von Laibach zusammen mit Folge der dieselbst gefassten Beschlüsse rühten sich die Neapolitaner rüstete man sich und brachte eine Menschen zusammen, die zwar der Freiheit ein bißchen rufen, sie aber nicht zu verteidigen verstanden. Der Tag ist bekannt. Die Revolution war ohne Widerstand zu werden; sie sollte ebenso endigen. Cambray, Doria und seiner Schreier trafen in ihrer Heimat zurück, ohne Jemand zu geugt, es würde die Causation mit dem König zurück. General G. erklärt auf höchst naive Weise die Sache ward hervorgerufen „durch das kaiserliche Ansehen in Neapel und Jeder sucht eine Schutzstätte gegen die kaiserliche Strafe“. Ebenso verhielt es sich bei der Ernennung „nationale und Staatsbeamte“, sagt er, „Alle überließen sich schimpflichen und verberberischen Handel um Reichthum und williges Vergessen, damit nur die Reaction im Reichtum net würde.“ Man ging so weit, die Farben der Bonaparte der Insignien anzulegen: „Es lebe die absolute Gewalt nand's!“ — So schloß diese anomalonische Periode, aber die neapolitanische Revolution nicht, so hatten die Geschichtsschreiber behauptet, Absolutisten, Bonapartisten und Bonari, mit einem Worte Jedermann, Schuld daran.

Notizen.

Folgendes ist die Liste der in den Verzeichnissen von Amerika im J. 1835 erschienenen Bücher, mit Ausnahme der Pamphlete, periodischen Schriften und der neuen Zeitungen.

	Amerik.	Zeit.
In Biographie	19	11
Geschichte	4	8
Reisewerke	12	11
Statistik, Handel	9	2
Theologie	20	22
Religion und Pflichtenlehre	15	13
Miscellaneous	24	10
Jahrbücher	10	—
Erhit, Politik	5	3
Rechtslehre	9	3
Medicin, Chirurgie	6	5
Wissenschaften und Künste, Schöne?	15	8
Novellen und Romane	31	23
Poetische Werke	7	12
Pädagogische	60	15
Jugendchriften	22	17

Ein neues Panorama von Burford, dem Pantheon des Jahrhunderts, ist in London aufgestellt. Es zeigt mit seinen herrlichen Umgebungen, mit seiner prächtigen Architektur und kühnem Gewölbe. Die Beleuchtung ist, wie man jener fleißige Meister im Prospect dem Publikum bietet, nichts zu wünschen übrig.

Der schönste Zug in dem Charakter des kaiserlichen ist unstreitig die unbegrenzte Liebe des Kaisers zu seiner reinere Verehrung, als diese, kann es kaum geben. So lange es jung ist, erfreut sich seiner bestmögliche; allein ihr eigentliches schönes Dasein beginnt im Augenblick, wo sie in das Alter der Matrone tritt. In dem Hinein des Geistes, mein, der Hinein des Geistes ruht auf Dem, der Vater und Mutter verliert.

literarische Unterhaltung.

Dienstag,

Nr. 313.

8. November 1834.

Vorlesungen über Wesen und Geschichte der Reformation in Deutschland und der Schweiz, mit steter Beziehung auf die Richtungen unserer Zeit von R. Hagenbach. Zwei Bände.

(Beschluss aus Nr. 312.)

Nachdem der Verf. das Vorurtheil bestritten, daß Reformation keine Revolution sei, zeigt er, daß, wenn man die Zeit nur nach ihrem vorherrschenden Charakter, nach dem, wo sie eigentlich hinauswill und worauf sie mit aller Anstrengung hinarbeitet, mit einem Worte, nach der in ihr wirkenden und schaffenden Idee benurtheilen dürfe, außer der Uebersicht des Christenthums selbst und den schönern Epochen israelitischer Geschichte sich schwerlich in der ganzen Geschichte der Menschheit eine Zeit finden lasse, welche so sehr von dem vorherrschenden Walten gesunder, sittlich-religiöser Ideen und ihrer Macht auf die Gemüther ein kräftiges Zeugniß ablegte, als eben das Zeitalter der Reformation. Er erkennt nicht die Schwierigkeiten einer Darstellung vor einer gemischten Versammlung, um so mehr, je vielfeitiger und beziehungsreicher der Gegenstand selbst sei (S. 17):

Man kann die Reformationsgeschichte überwiegend aus dem ökonomischen, aus den religiös-theologischen, aus dem rein-menschlichen oder philosophischen Standpunkte betrachten. — Vermuthung ihrer Kenntnisse, Bereicherung und Übung des Verstandes durch die Einnahme, Erbauung und Anregung des religiösen Geistes, christlich-sittliche Willensbestimmung die Andern: vielleicht auch einige mehr eine würdige Unterhaltung und Erholung des Geistes am Vorabend der Sabbathruhe (die Vorlesungen sind am Sonnabend gehalten).

Willig dürfen diese Anforderungen sich nicht ausschließen, geltendmachen, der Verf. will die Zeiten selbst reden lassen, und dann wird Jeder für sich etwas darin finden, was ihm zutrifft; er citirt Gott, „daß er ihm äußerlich Gesundheit und Kraft schenken möge, innerlich aber Freigebigkeit und seinen Sinn der Gerechtigkeit, der Wahrheit, der Selbstverleugnung, ohne welche keine Gerechtigkeit möglich ist.“ Und diese Eigenschaften lassen sich dem Verf. nicht absprechen, ja es möchten sich wol Einige finden, welche seine Gerechtigkeit bei der Schilderung des Papstthums in der vierten Vorlesung übertrieben nennen.

Nachdem er nämlich in der zweiten Vorlesung einen Blick der Kirchengeschichte gegeben, geht er in der dritten

zur Entwicklung der Hierarchie und des Papstthums, in der vierten zur römisch-katholischen Kirchenlehre unter dem Einflusse des Papstthums, in der fünften zum katholischen Volksglauben und einer allgemeinen Sittenbildung über, worauf dann die sechste bis achte Vorlesung die eigentliche Vorbereitung zur Reformation und deren Vorläufer behandelt. Wir wollen nicht um Einzelheiten mit dem Verf. rechten, wie gleich vorn über seinen Grundsatz, daß man sich hüten müsse, die Stiftung der Kirche selbst als bloße Reformation zu fassen (S. 22), oder die Behauptung (S. 60), „den Ausschweifungen und der überhandnehmenden Unmacht der Geistlichen überhaupt zu steuern, das war (wir müssen es glauben (?)) die nächste Absicht Gregor VII.“, was doch aus der eignen Darstellung des Verf. keineswegs hervorgeht; aber zu S. 37, wo es heißt: „Und ist es nicht dasselbe Sachsen, das die Wiege der deutschen Reformation ward, welches den blutigen Anfang seines Christenthums auf diesen fränkischen mächtigen Eroberer zurückführt“, und „dasselbe Sachsen, das seinen Wetteifer gebär, gebär auch seinen Luther“, möchte die Bemerkung nicht unnütz sein, daß diese Stellen des Verthum begünstigen können, nach welchem man das alte Sachsenland mit dem spätern Kurfürstenthum und jetzigen Königreich Sachsen verwechselte. Allerdings gehörte die Gegend, in welcher Eisleben liegt, zu dem alten Sachsenlande in seiner weitesten Ausdehnung, nach welchem auch Nordthüringen dazu gerechnet wurde; allein das Sachsen, welches die Wiege der Reformation wurde, der spätere Kurkreis gehörte keineswegs dazu. Sondernarum ist es durch eine doppelte Verwechselung dahin gekommen, daß das jetzige Königreich Sachsen, welches mit dem alten Sachsen gar nichts gemein hatte, nicht nur einen Namen trägt, der ihm eigentlich nicht zukommt, sondern auch den Ruhm genießt, die Wiege der Reformation zu sein, nachdem derjenige Theil, welchem diese Ehre zukommt, schon seit Jahren davon getrennt ist. Ebenso heißt es (S. 188), aber wirklich unrichtig, Luther sei in der sächsischen Grafschaft Mansfeld geboren, da doch Mansfeld weder damals sächsisch war, noch es jetzt ist; und gleich darauf heißt es fälschlich, Adria bei Schmalkalden für Salungen.

Was die früheren reformatorischen Bestrebungen anbelangt, so unterschiden der Verf. (S. 203) verschiedenes

Richtungen, welche weiter nicht viel mehr miteinander gemein haben als die antihierarchische oder antipapistische Tendenz, im Ubrigen aber sich sehr unähnlich sind.

Die eine — sagt er — könnten wir die radikal-revolutionnaire, eine andere die gemäßigt-liberale, eine dritte die evangelisch-apostolische nennen oder die reformatorische im wahren eigentlichen Sinne des Wortes. Wir werden diesen Richtungen im Reformationszeitalter selbst wiederbegegnen, die eine repräsentirt durch die Wiedertäufer, die zweite durch Erasmus, die dritte durch Luther, Zwingli, Calvin, Kolampad u. s. f.

Eine, solche, den politischen Verhältnissen unserer Tage entnommene Einteilung hat immer etwas Widerstrebendes, und wir lassen sie gern fallen. Doch wir wenden uns zum Haupttheil, der eigentlichen Geschichte der Reformation, wo wir den Hrn. Verf. nicht bloß als einen gerechten und wahrheitsliebenden, sondern auch als einen gemüthlichen Mann kennen lernen. Daher führt er uns gern die berühmten Männer auch in ihrer äußern Erscheinung, in ihrem Familienleben (19. Vorl.) vor, und ein besonderes Zeugnis für die gelungene Darstellung ist es, wenn wir so bekannte Geschichten, wie die Erzählung von Luther auf dem Reichstage zu Worms und auf der Wartburg, von der Bibelübersetzung (11. Vorl.), von Zwingli's Tode (23. Vorl.) und Ähnliches mit neuem Vergnügen lesen. Zu den über die Bibelübersetzung gegebenen Stellen hätte noch Einiges aus dem Schluß der Vorrede zu der ersten Ausgabe der Bibel, welcher Schluß in allen folgenden Ausgaben weggeblieben ist, hinzugefügt werden können (vgl. einen Aufsatz in den „Theol. Studien und Kritiken“, 1835, 1. Stck., wobei sich auch ein Facsimile der Handschrift der Luther'schen Uebersetzung mit den Verbesserungen in rother Tinte befindet). Der Verf. spricht von Luther in voller, gerechter Anerkennung, ohne seine Schwächen zu bemaßeln; er beschuldigt sich über dessen Beweggründe bei manchen Handlungen, z. B. bei der Verbrennung der päpstlichen Bulle (I, 225), „daß er sich hierüber kein entscheidendes Urtheil zutraue“, und das ist sehr lobenswerth. Ebenso gerecht und freimüthig ist er aber auch bei der Schilderung der schweizerischen Reformatoren, z. B. Calvin's (Bd. II, S. 271). Nachdem er dessen Persönlichkeit geschildert, sagt er:

Wir dürfen bei ihm nicht das deutsche Gemüth eines Luther's suchen, das mitten unter den Kämpfen wieder aufgeräumt ist zu trauten Sorgen, und das bei aller sonstigen Verschwiegenheit auch Zwingli mit Luther gemein hat. Verstand und Wille, diese beiden Kräfte der Seele, sind bei ihm durchaus vorherrschend. Dies zeigt sich auch in seiner religiösen Eigenthümlichkeit u.

Und S. 276 fg. von Calvin's Prädestinationslehre:

So lange man sich mit dem Gefühl begnügt, wir sind allzumal Sünder, und was wir Gutes haben, das haben wir von Gott, der aus lauter Gnade es uns darreicht; wir sollen also Gott danken für die Liebe, womit er uns erlöst hat u. s. w. so lange war das echte religiöse Gefühl befriedigt und gern verzichtete der Verstand darauf, zu erkennen, wie die Erwählung der Einzelnen mit Gottes Absichten und seinem ganzen Weltplane zusammenhänge. Genug, daß Jeder die Gnade praktisch an sich erfahre, sich bemüthige und Gott die Ehre gebe. Klein Calvin wollte dabei nicht stehen bleiben: Nicht zufrieden, von des wohlthätigen Strahlen der Sonne erwärmt zu

werden, wollte er, dem Adler gleich, festen Fuß in ihr zehrendes Licht schauen; den Fels wollte er erklimmen, der nur über den beschränkten Gesichtskreis der Menschen hinaus in die Wolken ragt, umanglich droben auf seiner nackten Höhe die Vegetation aufhört und kein heiliges Kraut da zu finden ist für unser bermaliges Bedürfnis. Und so ward er dem Tod seine furchtbare Konsequenz dahin getrieben, zu behaupten, daß Gott von Anfang an nur eine bestimmte Zahl von Menschen zu verbordenen Masse herausgehoben und zum ewigen Leben erwählt, während er die andern der ewigen Verdammnis überlassen beschlossen habe. Nichts kann nach ihm der Mensch thun, diesem ewigen Rathschlusse Gottes sich zu entziehen. Im Verborgenen entgegenkommen kann er der Gnade, doch dem, welcher einmal von ihr ergriffen ist, wieder aus ihr fallen. Daß Gott nur Einige erwählt nach freier Willkür, ist keine Ungerechtigkeit; denn eigentlich haben ja Alle durch die Erbsünde die Verdammnis verdient, und so ist es nur eine ganz besondere Güte, wenn Gott an dem Einen seine Gnade erweist, während er an dem Andern seine Gerechtigkeit barmherzig. Lange wollte dieser Satz von der absoluten Prädestination den einfachen Gemüthern nicht zusagen u.

Aber wie einst die hohe Persönlichkeit Augustin's den Anspruch in dieser Hinsicht zum Schweigen gebracht hat, auch die Calvin's, der durch seine gründliche Selbsterkenntnis seinen Scharfsinn, den er in der Schriftklärung bewies, seine hincinsende Beredsamkeit und sein Achtung vor apostolisches Leben die Welt und Nachwelt bekehrte.

Doch Ref., der nur auf das Buch aufmerksam sein wollte, muß hier abbrechen, und weist aus der treffliche 22. Vorlesung (die protestantische S. oben) und auf den Schluß des Ganzen, welcher den Einfluß der Reformation auf das Leben darstellt, welche beide Abschnitte nicht füglich einen Auslass lassen.

B a n d a O r i e n t a l .

Der Verf. des kürzlich in London erschienenen Buchs: Geschichte von Brasilien, vom Jahr 1308 an bis zur Zeit Don Pedro's im J. 1831 („The history of Brazil, from the arrival of the Braganza family, in 1308, to the death of Don Pedro etc. by John Armitage.“ Lond. 1836), gibt folgende Schilderung des Districts Banda Oriental. „Banda Oriental, oder, wie man es früher die cisplatinische Provinz liegt am Ufer des Flusses Rio gegen Westen von dem Uruguay, gegen Osten vom atlantischen Ocean begrenzt. Nördlich ist sie theilweise von dem Rio Grande durch den Abiqui Guazu getrennt, der in den Uruguay ergießt, und durch den Laguna, der in die atlantische Meer fällt. Diese Provinz begreift zusammen einen Terrain von 100 Meilen von Nord nach Süd, von beinahe 80 Meilen von Ost nach West. Die wichtigsten Städte sind die Seehäfen Montevideo, Maldonado und das Sacramento. Auch im Innern des Landes finden sich einige Städte, aber von geringer Bedeutung. Montevideo ist der einzige Platz, der mit Recht ein Handelsplatz sein kann. Seine Ausfuhrartikel sind meist Pferde, Zucker und eingesalzenes Rindfleisch. Die Provinz enthält in großen weiten von größern noch von geringern an Instituten für den Ackerbau fehlt es gänzlich, nur die nahme einiger kleinen Miehöfe in der unmittelbaren Gegend der Städte. Das Innere besteht aus einer Ausdehnung wellenförmiger Ebenen, welche durch kleine und eingeschlossene werden; die einzigen Marktschritte sind kleine Städte, von denen die Provinz durchschnitten ist. Die Ufer dieser Binnenseen sind ganz mit Dornen bewachsen, welches sehr unzugänglich ist, weil es besonders in der

die überaus widerstandsfähige Pflanze, vorherrscht und in Bequemlichkeit für die Krieger nur an einigen Ungepflanzten Abzügen werden kann. Auf den offenen Ebenen bemerkt man keinen Baum, außer solche, die des Mannes Hand anpflanzen hat. Von Thieren sind Strauße, Rothwild und wilde Gänse im Überflusse vorhanden, und die Ansehlungen an den Ufern der Bäche werden häufig benutzet durch die Linge des Jaguar oder amerikanischen Tiger. Die spärliche Bevölkerung besteht ausschließlich aus Gaucho. Diese sind, wie in Zweifel mehr ist, eine gemischte Race, vornehmlich indischen und spanischen Ursprungs, und ihre einzige Beschäftigung steht in der Viehhaltung, besonders Pferdezug. Ihre Kleidung ist dem europäischen Costume ähnlich, ausgenommen, daß aber die Hosen eine Art Mantel oder Umwurf von wolkenreichem Zeug tragen, nach Art der Hochländer; über diesen werfen sie den Poncho, einen weiten Mantel, der aus einem einzigen länglichen Stück Zeug verfertigt ist und oben nur über den Kopf und Arme, durch welche sie hindurchziehen. Von Arbeit auf werden die Gaucho gewöhnt, die wälschen Pferde zu bestreiten, und erlangen auch frühzeitig eine außerordentliche Gewandtheit in Handhabung der Lasso und Bolas, ihrer kriegerischen Waffen. Im Allgemeinen sind die Gaucho von freundlichen und gastfreien Sitten, aber dabei leidenschaftlich, zu Händeln geneigt und hin und wieder auch im eigentümlichen Sinne heftig. Ihr natürlicher Hang zur Grausamkeit mag sich gezeigt haben durch die fortwährenden Kriege, welche die spanischen Provinzen seit 1810 in Unruhe gesetzt haben. Bloss mit dem Wurfspieß und einem starken Messer bewaffnet, das während in seinem Gürtel steckt, ist der Gaucho ein geborener Soldat und jeden Augenblick bereit, sein Leben an einem heftigen Kampf Mann gegen Mann zu wagen. Diese physische Energie zu entwickeln, findet sich für sie auf den Ebenen voller Weidraum, und diese sind eigentlich ihre Heimat und Mutterland; der Gaucho ist nichts ohne die Ebene. Ihre Wohnstätten sind schlechte Hütten, aus Weidenzweigen und Lehm erbaut, auf so unvollkommene Weise gebaut, daß sie, wenn das Wetter nur einigermaßen ungünstig ist, keinen Schutz gewährt. Ihre Kutschknechte fällen die Gaucho größtentheils mit dem Spieß aus, dem sie sehr ergeben sind. Wenn sie durch abgewandte Distrikte reisen oder übernachten müssen, so machen sie sich ein Nachtlager aus ihren Säcken, die aus verschiedenen kleinen Stücken bestehen, und schlafen so, nachdem sie ihre Pferde aneinandergepöppelt, unter freier Luft, bloß mit ihrem Wachs bedeckt. Wie die Männer, so sind auch die Frauen lebende Reiter und machen alle ihre Reisen, setzen sie kurz an ausgebeutet, zu Pferde. Dies sind die Bewohner der harten der Provinz Banda Oriental. Die Bewohner der kühnsten dagegen haben völlig die europäische Gesittung angenommen und bilden so in ihrem Äußern sowohl als in ihren Wohnstätten einen auffallenden Gegensatz zu den rauhen und wilden Bewohnern der Ebenen. Jene bestehen größtentheils aus Landbesitzern und Kaufleuten, die häufig sehr reichthümlich und gefällig feingebildete Leute sind.

Der selbe Verf. äußert sich in seinem Werke über Brasilien über die Einflüsse der dortigen Presse so: „Ungeachtet des schätzenswerthen Stillstehens der Presse während der vorangegangenen Periode zwischen der Auflösung der constituirenden und der Zusammenberufung der gesetzgebenden Versammlung, war die letztere nicht sobald ihre Beratungen begonnen, als sich sogleich die Patrioten sich an Werk machten und eine Anzahl politischer Journale erschienen, welche sich zu Vertretern der öffentlichen Meinung und des Interesses der Opposition aufwarfen. Einige dieser Blätter waren sehr eckentrich in ihrem Tone und sehr unlogisch in ihren Schlüssen; allein dennoch war der Geist, in welchem sie geschrieben wurden, auf den politischen Reichthum berechnet, und der Einfluß, den sie durch das ganze Reich übten, war bewundernswürdig. In Europa, wo die Mittel zur Verbreitung der Einsichten und Kenntnisse mannigfaltig und vielseitig sind, wird der beträchtliche

Einfluß der periodischen Blätter auf die allgemeine Bildung von Jedermann gewahrt und anerkannt, in Brasilien, wo es bisher gar keine feste Literatur gegeben und wo die politischen Journale fast die einzigen Behälter des öffentlichen Unterrichts bilden, muß dieser Einfluß noch weit mächtiger sein. Die Leichtigkeit der portugiesischen Literatur ist durch ganz Europa bekannt. Während der letzten drei Jahrhunderte hat kaum ein einziger portugiesischer Schriftsteller von Geist dem Publicum ein beachtenswerthes Werk in die Hand gegeben, und dennoch ist die portugiesische Sprache, ein hauptsächlich aus der lateinischen, deutschen (?) und arabischen Sprache abgeleitetes Idiom, in sich selbst außerordentlich reich, harmonisch und fließend, und zu Anfang des 16. Jahrhunderts, als der immer mehr überhandnehmende Durst nach Unternehmungen und Eroberungen die Entdeckung Brasiliens und die theilweise Unterjochung Indiens durch die Portugiesen veranlaßte, vernünftigen sich die Dichter und Geschichtsschreiber des Geistes ihres Zeitalters und eine neue Literatur erhob sich gleichzeitig mit der Entdeckung einer neuen Welt. Aber das grauenvolle Institut der Inquisition, welches sich in der Folge ausbildete, die außerordentlichen Auswanderungen in fremde Welttheile und die Vernichtung des größten Theils des portugiesischen Adels, der zu dieser Zeit die am besten unterrichtete Classe bildete und seinen eignen Untergang durch Einlassung in auswärtige Kriege und Theilnahme an abentheuerlichen Expeditionen beschleunigte — diese Ursachen zusammen genommen hemmten den geistigen Fortschritt des portugiesischen Volks bald. Die Energie einer braven und thatkräftigen Nation wurde bald zur trübseligen Engherzigkeit, sobald die Worte eines damaligen portugiesischen Chronikenschreibers sich vollkommen bekräftigen, welcher sagt: „Ein Staat, der wenige Jahre zuvor der Gegenstand allgemeiner Bewunderung und sogar des Ruhmes gewesen war, konnte in kurzer Zeit als mornendes und bejammernswürdiges Beispiel für ganz Europa dienen.“ Gewiß ist es, daß man den Verfall des portugiesischen Volks größtentheils den Expeditionen nach Asien, Afrika und Amerika zuschreiben hat; denn es war unter Anderem förmliche Gewohnheit für die angesehensten Familien des Landes geworden, daß wenigstens einer ihrer Sprosslinge diesen Unternehmungen sich anschließen mußte. Noch jetzt ist das Sprichwort: „eine Lunge in Afrika pflanzen“ (*meter huma longa em Africa*), bei den Portugiesen in Geltung. 1.

Literarische Nachrichten aus Polen. *)

Leipzig.

Nach amtlichen Berichten waren in unserer Hauptstadt im vorigen Jahre 2480 größtentheils wohlgebaute Häuser, 23 Kirchen und 48,751 Einwohner, außerdem aber 6891 Fremde und eine Besatzung von 6000 Mann, also eine Einwohnerzahl von 66,622 Seelen. Die Universität wurde im J. 1835 von 1315 Studierenden besucht; sie hat jetzt eine Bibliothek von 45,000 Bänden und reiche Münz- und physikalische Sammlungen. Getrennt von diesen ist die berühmte Ossolinski'sche Bibliothek, gleichfalls mit einer bedeutenden Sammlung von Münzen, von denen der Fürst Heinrich Lubomirski, jetziger Curator des Ossolinski'schen Instituts, die für polnische Geschichte wichtigsten in Wien von Geiger soeben hat nachsehen lassen. Die von diesem Institute herausgegebene Zeitschrift, die nicht wenige sehr interessante Abhandlungen zur polnischen Geschichte, unter andern die von dem Grafen Joseph Maximilian Ossolinski selbst verfaßte „Geschichte des Königs Sigismund I.“, mitgetheilt hat, erscheint jetzt aus Mangel an Absatz nicht weiter. Dagegen hat Stanislaus Jaskowski eine neue periodische Schrift „Slawianin“ (der Slawe) begonnen, die besonders literarischen Abhandlungen gewidmet ist, doch auch schon manches schöne Gedicht gebracht hat.

*) Vergl. die literarischen Nachrichten aus Polen in Nr. 34 und 35 d. Bl. D. Red.

Der auch den Deutschen durch die Übersetzungen des „Naleca“ und der „Pojana“ bekannte ausgezeichnete Romanförmige der Polken *Wojewoda* hat neuerdings ein Bändchen „Erzählungen nach Boleslawa“ („Powiesci a podani o bywaszow krajowych“) erscheinen lassen. In der Erzählung „Powoda“ (die Überschwemmung) sind ergreifende Beschreibungen der jählichen furchtbaren Überschwemmungen von Pinski die Staffage, in der andere „Koginka a Kinciochowa“ (Argina aus Glicichow) führt der Verf. in poetischer Sprache den einfachen Charakter eines Landmädchens in den Begebnissen ihres Lebens durch. Das Bändchen scheint nur ein Vorläufer zu sein, das *Wojewoda* aus dem reichen Stoffe, den ihm die Vorzeit Polens bietet, von Neuem zu schaffen gedenkt, oder daß er nun hinaus lange verborgen gehaltenen größeren Werke aus Licht treten lassen wolle. Unter dem Titel „Halkamanka“ hat Jul. Alex. Kamiński eine neue Sammlung seiner Schriften historischer Inhalts begonnen; er hat dieser aber auch einige Schriften Anderer, z. B. eine Erzählung von Wincenty Thull, „Rymowa samoj wiebie“ (die Rivalin ihrer selbst) einverleibt. — Ein schönes Gedicht hat der Graf Karasinski dem Andenken an seine „Kriegsjahre am Rhein 1795“ geweiht und es einzeln drucken lassen. Noch erwähnen wir eine Übersetzung von *Wojewoda's „Braut“*.

Der Heilige Kosinski hat zu Przemyel eine „Beschreibung der russischen Hochzeitsbräute“ („Ruskoje Wesele opisanie“) in russischer Sprache mit lateinischen Lettern abdrucken lassen. Es wäre zu wünschen, daß dessen Vorschlag, das lateinische Alphabet auch für das dem Polnischen so ähnliche Russisch aufzunehmen, allgemein angenommen würde, da bisher die verschiedenen Alphabete und Orthographien die Hauptscheidewand zwischen den slavischen Literaturen waren. Überhaupt hat man jetzt wieder begonnen, in russischer Sprache zu drucken, unter Andern sind Andachtsbücher und eine Übersetzung der Evangelien und Episteln von dem Griechischen Russisch erschienen.

Das früher in polnischer Übersetzung erschienene Werk des lemdinger Bürgermeisters Bartholomäus Jinosowicz „Geschichte der Stadt Lemberg und ihrer dreimaligen Belagerung“, das bis 1672 reicht, gedankt der Übersetzer, Martin Pinoski, durch Übersetzung der „Geschichte des Krieges von Chocim“ von Jakob Godieski und der „Chronik Lembergs von Josesowicz“ fortzusetzen. Auch hat die schon lange versprochene „Sammlung vermischter Schriften mehrerer Autoren“ unter Redaction von Ludwig Jellinski zu erscheinen begonnen.

Wichtig dürfte ein Werk des Dr. Giesorowski werden, der bereits früher einen „Abriss der Geschichte der Medicin“ gegeben und jetzt ein ausführliches historisches Werk über den Aufschwung und Verfall der Medicin in Polen, nebst Biographien der Ärzte Polens bis auf die neueste Zeit und literarischen Nachweisungen über deren Werke zum Drucke bereit hat.

Wie erwähnen hier noch eines sehr wichtigen polnischen Werkes, das jetzt in Petersburg erscheint, es ist die Beschreibung der Reise, welche Joseph Kowalewski vor wenigen Jahren nach der Mongolei und China auf Kosten des Staats gemacht hat. Das Werk erscheint in sechs Theilen; der erste bis dritte handelt von den Buräten und der Mongolei, der vierte und fünfte von China, der sechste enthält die Geschichte der katholischen Missionen nach China und verbreitet sich besonders über die Wirksamkeit der Jesuiten. In einem Anhang wird Kowalewski von ihm zuerst aufgeschriebene Legenden, Sagen und historische Documente mittheilen.

60.

Bibliographie.

Alexis, B., Neue Novellen. 2 Bände. 8. Berlin, Dunder u. Humblot. 3 Theil. 8 Gr.
 Apocryphen. Ein Taschenbuch für das Jahr 1837. Ger-

ausgegeben von A. G. Kröllig, St. M. Modersberg und A. H. Hagenbach. 16. Jänner, Wien. 1 Theil. 16 Gr.
 Grossmann, Julie von, Das Haus Rosell. Eine Erzählung. 2 Theile. 8. Berlin, Dunder u. Humblot. 2 Theil. 8 Gr.

Kaltenbrunner, A. A., Konstantin XI., letzter griechischer Kaiser. Historische Tragödie in fünf Aufzügen. Einem Prosopiel: Der Streit um die Krone, in einem Aufzuge. 8. Theil. 16 Gr.

Kopisch, A., Gedichte. 8. Berlin, Dunder u. Humblot. 1 Theil. 18 Gr.

Krug, Henrich. Über Entwurf einer neuen Verfassung für christliche Staaten. Nebst einer Kritik an die kaiserlich sächsische Ständeverammlung. 8. Leipzig, Schömann. 12 Gr.

Leben des berühmten britischen Dichters Edmund Spenser und Auswahlen aus seiner dramatischen Poesie. Ein englischer Nachtrag von Georg Esq. A. Schömann, 1837. 1 Theil.

Loth, Henrich. Schriften. 8. Band. Novellen, Erzählungen, Fagen und Schwänke. — Auch u. d. T.: Spoken gegen die Langeweile, in Novellen u. f. w. 8. Band. 4. Hamburg, Perthes u. Besser. 1 Theil.

Meyer, Joh. Fr. v., Prosopiden. Poetische Gedichte u. 1837. 8. Leipzig, Dunder u. Humblot. 1 Theil. 18 Gr.

—, Prosopiden. Prosaische Schriften. 1837. 8. Leipzig, Dunder u. Humblot. 1 Theil. 18 Gr.

Morrell, G., Die Kämpfe in den Karpathen, abgelesen vor 150 Jahren. 2 Theile. 8. Leipzig, Dunder u. Humblot. 1837. 2 Theil. 12 Gr.

Moson, J., Novellen. 1837. 8. Leipzig, Dunder u. Humblot. 1 Theil. 12 Gr.

—, Novellen. 1837. 8. Leipzig, Dunder u. Humblot. 1 Theil. 12 Gr.

—, Novellen. 1837. 8. Leipzig, Dunder u. Humblot. 1 Theil. 12 Gr.

—, Novellen. 1837. 8. Leipzig, Dunder u. Humblot. 1 Theil. 12 Gr.

—, Novellen. 1837. 8. Leipzig, Dunder u. Humblot. 1 Theil. 12 Gr.

—, Novellen. 1837. 8. Leipzig, Dunder u. Humblot. 1 Theil. 12 Gr.

—, Novellen. 1837. 8. Leipzig, Dunder u. Humblot. 1 Theil. 12 Gr.

—, Novellen. 1837. 8. Leipzig, Dunder u. Humblot. 1 Theil. 12 Gr.

—, Novellen. 1837. 8. Leipzig, Dunder u. Humblot. 1 Theil. 12 Gr.

—, Novellen. 1837. 8. Leipzig, Dunder u. Humblot. 1 Theil. 12 Gr.

—, Novellen. 1837. 8. Leipzig, Dunder u. Humblot. 1 Theil. 12 Gr.

—, Novellen. 1837. 8. Leipzig, Dunder u. Humblot. 1 Theil. 12 Gr.

—, Novellen. 1837. 8. Leipzig, Dunder u. Humblot. 1 Theil. 12 Gr.

—, Novellen. 1837. 8. Leipzig, Dunder u. Humblot. 1 Theil. 12 Gr.

—, Novellen. 1837. 8. Leipzig, Dunder u. Humblot. 1 Theil. 12 Gr.

—, Novellen. 1837. 8. Leipzig, Dunder u. Humblot. 1 Theil. 12 Gr.

—, Novellen. 1837. 8. Leipzig, Dunder u. Humblot. 1 Theil. 12 Gr.

—, Novellen. 1837. 8. Leipzig, Dunder u. Humblot. 1 Theil. 12 Gr.

—, Novellen. 1837. 8. Leipzig, Dunder u. Humblot. 1 Theil. 12 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Schömann. — Verlag von A. H. Schömann in Leipzig.

Literarische Unterhaltung.

Stittmoß,

Nr. 314.

9. November 1836.

Die prostitution dans la ville de Paris considerée sous le rapport de l'hygiène publique, de la morale et de l'administration, ouvrage appuyé de documents statistiques puisés dans les archives de la prefecture de police; avec cartes et tableaux. Par A. J. B. Parent-Duchatelet. Précédé d'une notice historique sur la vie et les ouvrages de l'auteur, par Fr. Leuret. Zwei Bände. Paris 1836.

Bücher dieser Art gehören aus zweifachem Grunde zu den seltensten und folglich merkwürdigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Literatur der Sittengeschichte: einmal, weil der Gegenstand an sich die eigenthümlichen Schwierigkeiten darbietet, weil er von jeher vom Tadel der öffentlichen Meinung belastet war und mit dem schon durch die Art der Auffassung und Behandlung gerechtfertigt sein will; zweitens, weil es überhaupt nur wenig Leute gibt, welche theils in der Stellung sind, dergleichen Arbeiten unternehmen und ausführen zu können, theils, wenn sie es wirklich sind, die Umsicht, die Beobachtungsgabe, den Muth, vor Allem aber den Eifer besitzen, ohne welchen man bei solchen Dingen in der Regel entweder auf die trivialsten Gemeinheiten oder auf eine hohle, unfruchtbare Moral verfällt. Bekannt ist die französische Literatur schon reich genug an gemeinen und abgeschmackten Producten, welche das bis zur tiefsten Stufe menschlicher Entwürdigung und sittlichen Erniedrigung herabgesunkene Laster bald gradezu in seiner hässlichen Nacktheit zeigen, bald in dem verführerischen Gewande eines sogenannten geistreichen Witzes zur Schau stellen. Wer in dem vorliegenden Werke etwa auf eine oder die andere Art eine neue Bereicherung dieser sauberen Literatur, eine Befriedigung seines Geschmacks an sinnreichen und geistreichen Anecdotes oder galanten Epistichen zu erhoffen hofft, der kann getrost davonbleiben; dergleichen Dinge sind darin nicht zu finden, und wenn sie es wären, so würden wir hier des Buches gar nicht einmal erwähnen haben. Wir sprechen aber nicht allein davon, sondern wir glauben es sogar dringend und mit gutem Gewissen empfehlen zu können; nicht abgelebten Witzlingen und unweisen Duden, sondern Staatsmännern und Administratoren, welche einen der wichtigsten Gegenstände der öffentlichen Sittengeschichte mit der sorgfältigsten theoretischen und praktischen Blickeitigkeit behandelt haben wollen;

Ärzten und Gesundheitspflegern, welche sich mit den Resultaten eines Schatzes von physiologischen und pathologischen Beobachtungen in einer ganz eigenthümlichen Sphäre bekannt zu machen wünschen; Moralisten und Sittenspredigern, welche über die engen Kreise ihrer Theorien hinaus einmal den Blick auf gegebene menschliche Zustände des weitem Lebens zu richten im Stande sind; überhaupt allen Freunden und Beobachtern der gesunkenen und leidenden Menschheit, welche, anstatt nach eiteln Illusionen, nach Wahrheit und Klarheit trachten.

Daß Parent-Duchatelet selbst nur ein solches Publicum vor Augen hatte, geht aus dem Charakter und der Haltung seines ganzen Werkes deutlich genug hervor, und vielleicht dürfte es nur wenig Leute geben, welche den Ansprüchen und Erwartungen eines solchen Publicums so genügen würden wie er. Parent-Duchatelet, praktischer Arzt und Mitglied des Conseils für öffentliche Gesundheitspflege der Stadt Paris, gehörte zu den seltenen Männern, welche allen Vorurtheilen zum Troste die Nachteile der menschlichen Gesellschaft zum Gegenstande ihrer Studien gemacht haben und mit Eifer und Aufopferung bemüht gewesen sind, Grund und Befestigung der gemeinsten Dinge zu durchdringen, um dann dem physischen und moralischen Nothstande ihrer Mitmenschen nach Kräften und mit desto sicherem Erfolg abzuhelfen. Der Verf. hatte durch seine Stellung in Paris ein weites Feld vor sich, auf dem er in einem kurzen Leben (er starb den 7. März 1836 im 45. Lebensjahre) unendlich viel geleistet hat. Abgesehen von seiner praktischen Thätigkeit, beweist schon die beträchtliche Anzahl seiner Schriften den Charakter und den Umfang seiner ungemessenen Thätigkeit. Sie betreffen meistens Gegenstände der öffentlichen Gesundheitspflege, ganz specielle Dinge, deren Wichtigkeit selten eingesehen wird, weil man sie selten beachtet, noch seltener einer ernsten Prüfung würdigt: Cloaken, Latrinen, Schindanger, Verwerfung animalischer Entschaffungen, Verbesserung der Begräbnisplätze, den Gesundheitszustand der Arbeiter in Fabriken und bei Wasserbauern, die Einrichtung von Hospitälern und Sectionshäusern u. s. w. *) Das vorliegende Werk war die letzte, unzuf-

*) Die vorzüglichsten Schriften des Verf. in dieser Art sind vor Kurzem in einer Sammlung unter folgendem Titel erschienen: „Hygiène publique ou mémoires sur les ques-

sendts und ohne Zweifel interessanteste Arbeit des Verf. und ist erst nach seinem Tode von seinen Freunden herausgegeben worden. Es ist die Frucht langjähriger, von den besten Mitteln unterstützter Studien und Beobachtungen und trägt durchgängig das Gepräge eines ernsten, ruhigen Sinnes, wissenschaftlicher Genauigkeit, und aufrichtiger Wahrhaftigkeit an sich. Moralische Declamationen und pilante Bemerkungen, wozu die Gelegenheit nur zu häufig sich dargeboten hätte, sind so gut wie ganz ausgeschlossen; und dennoch ist das Buch nichts weniger als trocken und leblos. Parent-Duchatellet war ein feiner Beobachter, hatte einen durchdringenden Blick, kannte die kleinsten und unreinen Leidenenschaften der unglückseligen Menschenklasse, mit welcher er es hier zu thun hat, bis in die kleinsten Details und besaß das Talent einer gemessenen und leichten Darstellung, wie sie zu solchen Gegenständen paßt. Die wesentlichsten Bedingungen, einen so schwierigen Gegenstand interessant zu machen, sind schon hiermit erfüllt.

Von welchen Gesichtspunkten der Verf. bei der Ausführung vorzugsweise ausgegangen ist, sagt der Titel; jedoch sind die drei dort angegebenen Beziehungen nicht etwa als Princip der Eintheilung des ganzen Werkes zu Grunde gelegt worden. Im Gegentheil werden die aus der Natur der Sache hervorgehenden Fragen in ungezwungener Reihenfolge, in verschiedenen Capiteln eben unter dem im Titel namhaft gemachten Beziehungen abgehandelt. Einleitend spricht der Verf. über die Veranlassung, den Zweck und die Mittel seiner Arbeit. Eine seiner vorzüglichsten Quellen waren die Archive der Abtheilung der Police-præfectur, welche unter dem Namen des Bureau des mœurs bekannt ist. Hier werden nämlich, seitdem die öffentlichen Dirnen überhaupt in den Bereich der Sitten-police gezogen worden sind, nicht nur die Register, worin sie eingezeichnet werden, sondern auch die amtlichen Notizen über sämtliche Weiber aufbewahrt, welche aus der Direction öffentlicher Häuser ein Gewerbe gemacht haben oder auch noch machen. In diesem Bureau, meint der Verf., habe er eigentlich sein Buch geschrieben; und so haben wir schon hiermit wol die sicherste Bürgschaft für die Richtigkeit seiner Angaben, so weit sie von statistischem Interesse sind, wie namentlich sogleich in dem ersten Capitel, wo nach der Feststellung des Begriffs der prostitution und einer prostituée von der Zahl der Freudenmädchen in Paris, ihrem Vaterlande nach Provinzen und Departements, der gesellschaftlichen Stellung ihrer Familien, ihrem Stand und Alter, ihrer Bildung und den Ursachen der Prostitution im Allgemeinen gesprochen wird.

Gleich auf den ersten Seiten ist uns die Leichtigkeit aufgefallen, mit welcher sich die französische Sprache in den unelkeaten Verhältnissen, die hier nothwendig berührt werden mußten, zu bewegen weiß, ohne die ihr eigenthümliche Eleganz je zu verleugnen. Fast sämtliche

tions les plus importantes de l'hygiène appliquée aux professions et aux travaux d'utilité publique." 2 Bände. Paris.

Ausdrücke, die gewissermaßen die besondern Kennzeichen der Prostitution bilden, haben an sich nichts Tadelhaftes. Wer wird z. B. durch die Bezeichnungen: *libre, fille soumise, fille de maison, dame de maison, femmes à parties, femmes de spectacles et de fêtes* u. s. w., gleich auf die unheimlichen und schmerzlichen Gedanken geführt, welche von der Sache selbst ausgehen können. Vor allem die deutsche Sprache bietet in dieser Beziehung einen, wie uns scheint, selbst für Europa Art beider Völker höchst charakteristischen Unterschied. Man versuche es nur, z. B. die angeführten Bezeichnungen ins Deutsche zu übertragen; will man sie nicht schreiben, so läuft man immer Gefahr, entweder zu werden oder unverständlich zu bleiben. Noch schon von dem Worte: prostitution, selbst, so viel wir wissen, wenigstens noch kein allgemein bekanntes Bürgerrecht in unserer Sprache erhalten. Soll es gradezu durch: Hurenwesen, wiedergegeben werden, so ist zwar die Sache beim rechten Namen, aber das Wort bleibt gemein und ekelhaft und überdies zur Zeit noch immer wie ein auf ewig Verbannter behandelt, dessen verstoßene Gegenwart für eine gute Gesellschaft, die bisweilen denn doch nicht den werden kann, belästigend ist. Ein andres, welches man vielleicht gelten ließe: Lustbuben, hat in dieser Beziehung wenig oder nichts von sich zu zeigen. erscheint uns ungeachtet hinlänglicher Analogie gezwungen und unbeholfen. Der Kürze wegen schon einmal das französische Wort grade in der Bedeutung, in welcher es hier genommen werden kann, lassen.

Wer etwa einem gewöhnlichen, aber leicht zu machenden Irrthume zufolge noch glauben sollte, daß die Zahl der Freudenmädchen, versteht sich derrer, welche förmlich eingeschrieben sind und den ordentlichen im eigentlichen Sinne bilden, sich nur nach Regionen berechnen lasse, der wird sich in das eine auf urkundlichen Zeugnissen beruhende Ausgewiesen hat, daß in einem Zeitraum von 20 Jahren, von 1812—32, die höchste Nummer wirklich eingetragenen Dirnen nur etwas mehr als 1000 betragen hat, während es Jahre gab, wo dieselben bis unter 1300 herabgesunken ist. Parquet hat darüber eine statistische Tabelle entworfen, welcher es überdies noch gleich in die Augen fällt, die Vermehrung der Freudenmädchen von 1800 bis 183500 erst in die zwei nächsten Jahre nach der Revolution fällt, deren nachtheiliger Einfluß in dieser Beziehung der Verf. überhaupt häufig bemerkt hat. Nach dieser Berechnung weist er mit größter Genauigkeit nach, aus welchen Gegenden Frankreich in einer Übersichtsperiode von 15 Jahren die Freudenmädchen versehen wurde. Man braucht nur auf die zur Erläuterung beigegebene und dem Muster von Dupin's Karten über die Verbreitung der Verbrechen entworfenen Karte zu thun, um zu sehen, daß in dieser Beziehung der Norden von dem Süden

der ein trauriges Verdict behauptet hat. Nimmt man Paris selbst und die nächste Umgegend, die Departements Seine, Seine und Oise und etwa noch Seine und Marne aus, so ist es vorzugsweise die Normandie, welche die öffentlichen Häuser von Paris bevölkert. Sie stellt ein Contingent von 12,201 Individuen, zu dem Nord und die Umgegend freilich allein 6735 steuerten, nicht weniger als 1134. Die Champagne, Burgund und Lothringen stehen ihr am nächsten. Schon in der Auvergne sinkt der Beitrag auf 82 Köpfe herab, und man wird die Stufenleiter nach Süden hin immer geringer, was aber natürlich mehr aus Verhältnisse zu erklären ist, als daß es für die Moralität der mittägigen Provinzen sprechen sollte, welche bekanntlich ihre Abzugshäuser in Lyon und Bordeaux, Marseille und Toulon haben. Was die Familien der Freudenmädchen betrifft, so hat der Verf., um zu einem einigermaßen bestimmten Resultate zu gelangen, den Ausweg getroffen, daß er nur Statist nicht nur der Väter, sondern auch der Mütter, welche den Geburtschein unterzeichnet haben, aller im 1828 — 32 eingeschriebenen Dirnen notirt und schließlich in tabellarische Übersichten gebracht hat. Dies ist, ein äußerst wichtiger Beitrag zur Beurtheilung der sittlichen Zustände in den niederen Volksclassen, geht noch viel zu sehr ins Einzelne, als daß wir hier länger auf verweilen könnten. Das Hauptresultat ergibt sich der leicht und entspricht den Erwartungen, welche man schon in der Natur der Sache von selbst liegen. Die Masse gehört der Classe der Handwerker und Tagelöhner an, welche meistens auf der niedrigsten Stufe geistiger und sittlicher Bildung stehen. Deutlich genug tritt hieraus die eine Thatsache, daß von den Vätern in Paris ein Drittheil, in den Departements beinahe zwei Fünftel nicht einmal im Stande gewesen waren, die Geburtscheine ihrer Töchter zu unterzeichnen. Im Allgemeinen gilt natürlich von den Letztern selbst das nämliche; ja das Mißverhältniß der Ungebildeten zu den Gebildeten stellt sich hier noch trauriger heraus: unter 1470 Freudenmädchen, welche in Paris selbst, wo die Mittel zur Volksbildung Jedermann an die Hand gegeben sind, geboren und aufgewachsen waren, fanden sich 2332, welche gar nicht schreiben konnten, 1780 schreiben zwar, aber „fort mal“, wie der Verf. sagt, und nur 110 hatten eine gute, zum Theil sehr gute Handschrift. Daß es in dieser Hinsicht bei dem durch die Departements gestellten Contingente nicht besser aussieht, versteht sich von selbst. Beizeiten die größere Hälfte ist durchgängig nie eine Feder angerührt.

Es folgen hierauf einige Tabellen, welche die Frage beantworten sollen: welches ist das Alter der Freudenmädchen in Paris, und von welcher Zeit an treiben sie ihr Gewerbe? Es ist traurig genug, daß die lange Colonne, welche dies anschaulich macht, obgleich sie nur auf ein Jahr Bezug hat, nämlich das Jahr 1831, durch Kinder von 10 Jahren eröffnet und durch alte, abgelebte Dirnen geschlossen wird, die in ihrem 65. Jahre noch nicht zu den bußfertigen Sünderinnen gerechnet sein woll-

ten. Daß zwischen beiden keine Miete vorkommt, ist ebenso begreiflich, als es natürlich ist, daß die Nummern 18 — 32 am stärksten besetzt sind. Am Schlusse dieses Capitels geht der Verf. noch auf die Beantwortung einer der wichtigsten Fragen ein, welche überhaupt bei diesem Gegenstande in Betracht kommen, nämlich der: welches ist die erste Ursache der Prostitution? Im Allgemeinen wird hier die Behauptung aufgestellt, daß der öffentlichen Prostitution in der Regel ein erster Fehltritt vorhergegangen war; in zehn Jahren sind kaum drei bis vier Fälle vorgekommen, wo dies nicht der Fall gewesen ist. Besondere Ursachen wirken dann weiter mit zur Verschleppung der letzten physischen und moralischen Erniedrigung. Faulheit, Eitelkeit, schlechte Behandlung von Seiten der Ältern oder Verwandten, häuslicher Kummer, Elend und gänzliche Mittellosigkeit, langer Aufenthalt in den Hospitälern, schlechtes Beispiel unter den Arbeitern in Fabriken, plötzlicher Stillstand von Geschäften, welche die weibliche Bevölkerung der niederen Classen nährten, endlich aber auch — und dies sollte mehr erwogen werden, als es zu geschehen pflegt — die falsche Stellung des weiblichen Geschlechts überhaupt in den gesellschaftlichen Zuständen, wie sie sich in Frankreich und besonders in Paris gestaltet haben: das sind ungefähr die Hauptursachen, welche Parant-Duchatelet zu beobachteten Gelegenheiten fand und hier in eine gewisse systematische Form gebracht hat. Man beschäftigt sich, meint er, nur erst einmal mehr mit dem Schicksale der Frauen der mittellosen Classen in einer Stadt, wie Paris ist; man bedenke z. B., daß der größte Theil Derer, welche von ihrer Hände Arbeit leben müssen, oft kaum so viel verdienen, daß sie die dringendsten Bedürfnisse befriedigen können. Arbeiten, welche ihrer Natur nach den Frauen überlassen bleiben sollten, beschäftigen jetzt Tausende von Männerhänden; während umgekehrt jene mit Gewalt zu einer Menge von Dingen getrieben werden, die ihrem Charakter und der Stellung, welche ihnen in der Gesellschaft gehört, zuwider sind. Rechnet man hierzu nun noch, daß es bei dem gegenwärtigen Stande der Dinge, welcher das eheliche Leben in Frankreich gar nicht mehr als abweichenden, sondern fast schon als nothwendigen Zustand erscheinen läßt, für einen guten Theil der weiblichen Bevölkerung gradezu unmöglich ist, je in ein geordnetes eheliches Verhältniß zu treten, so begreift man leicht, wo eigentlich die tiefen Ursachen des Unheils liegen, und wo nachgeholfen werden sollte, um ihm mit Erfolg entgegenzuwirken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Eisenerzeugung Deutschlands aus dem Gesichtspunkte der Staatswirtschaft betrachtet. Nebst Angaben der Ursachen ihrer Verminderung und einigen Vorschlägen zur Vermehrung derselben. Ein Versuch von E. L. Haffe. Leipzig, Rein. 1836. Gr. 8. 2 Thlr. 18 Gr.

Das Eisenhüttengewerbe erlangt eine immer größere Wichtigkeit, und der Verbrauch des Eisens nimmt immer mehr zu. Man beschäftigt nur, welches Quantum zu einer einzigen

Eisenbahn erforderlich ist. Wir wissen wie die von Nürnberg nach Regensburg, die erste in Deutschland, die nach neuem Grundsatz erbaut ist; sie ist nur 20,730 beiräthige Fuß lang und einfach, und dennoch waren dazu nur an Eisen und Schienen erforderlich: 1400 Centner Stab- und 2000 Centner Schienen (gewalzene) Eisen. Man denke, welche ungeheure Quantitäten von Eisen nöthig sein werden, wenn nur die Hälfte von den projectirten Eisenbahnen ausgeführt werden sollen. Man könnte denken, daß sämtliche Eisenerzlagertätten Europas auf diese Weise bald abgebaut und erschöpft sein müßten; allein die Natur ist in dieser Beziehung von dem Menschen so verschwenderisch ausgestattet worden, daß eine solche Erschöpfung noch nicht zu befürchten ist, wie Prof. mit Bestimmtheit versichern kann, zumal die neuern höchst wichtigen, das Eisenerzgewesen betreibend reformirten Verbesserungen in dem Betriebe der Schmelzhütten durch Anwendung der erlösten Schmelzluft es möglich machen werden, Erze mit Vortheil zu benutzen, die sonst nicht benutzt werden konnten. Die Geschichte des Eisens ist die Geschichte der Humanität; Eisen allein vermag fast sämtliche andern Metalle zu ersetzen. In neuern Zeiten hat der Gebrauch des Eisens weit größere Ausdehnung erhalten, und in vielen Fällen vertritt es gegenwärtig die Stelle von Holz und vom Naturwolle. Dr. Hoffe, ein erfahrener und gelehrter praktischer Hüttenmann, hat in der vorliegenden Schrift recht viel Interessantes über den auf dem Titel näher bezeichneten ebenso wichtigen als interessanten Gegenstand mitgetheilt; allein der Plan d. Bl. gestattet es nicht, mehr als eine gedrängte Inhaltsanzeige davon zu geben. Das Buch zerfällt in sechs Abtheilungen: 1) „Blick in die Vergangenheit und allgemeine Angaben der zur Eisenerzeugung vorhandenen Naturprodukte in der Gegenwart“; 2) „Betrachtung des Eisens, Berg- und Hüttenwesens aus dem Gesichtspunkte der Staatswirtschaft“; 3) „Angabe der Ursachen der Erhebung der Eisenerzeugung in Deutschland in älterer Zeit und des Stauens in neuerer Zeit“; 4) „Vorschläge zur gemeinnützigen Vermehrung und Ausbesserung der Erzeugung des Eisenerzes in Deutschland“; 5) „Beitrag einer Statistik der Eisenerzeugung“; 6) „Anhang und Schluß“.

Wir erlauben uns in Beziehung auf die häufige Abtheilung einige kurze Bemerkungen zu machen. Unter allen Ländern der Welt hat Großbritannien die stärkste, sowohl absolute als auch relative Eisenerzeugung. Seine ungeheuren Eisenschmelzhütten, die größtentheils von Eisenerzschichten begleitet sind, der speculative Sinn und der ausgedehnte Handel der Nation haben das englische Eisenerzgewerbe zu einer ungeheuren Höhe gehoben; es stellt jährlich an 14 Millionen Centner Roheisen dar. Die in jeder Hinsicht begünstigten Verhältnisse des englischen Eisenerzgewerbes sind auch Veranlassung, daß das englische Eisen das wohlfeilste ist, und daß die übrigen Länder des halb keine Concurrenz mit England halten können; es ist dies Veranlassung, daß in Deutschland, Frankreich, Schweden u. d. das Gewerbe seit Jahren gedehnt ist, und erst in ganz neuerer Zeit hat es durch Erhöhung der Eisenpreise in England, die eine Folge der ungeheuren Eisenbahnanlagen sind, wieder einige Aufschwung erlangt. Sowie in allen andern Gewerben, so macht auch England in dem Eisenerzgewerbe die größten Fortschritte; allein Deutschland, Frankreich, Rußland folgen ihm sehr nach, und was das Wissenschaftliche des Fachs betrifft, so sind darin Deutschland und Frankreich ihm weit voraus, so in England existirt kein einziges brauchbares Werk über Eisenerzgewerbe, nur in einigen Encyclopädien findet man brauchbare Notizen über die Eisenerzeugung. In Deutschland hat sich seit Beginn dieses Jahrhunderts besonders Preußen durch kostbare Lebung des Eisenerzgewerbes ausgezeichnet, und andere Staaten sind ihm in dieser Hinsicht eifrig gefolgt. Schweden, von der Natur mit den besten Eisenerzen reich ausgestattet, besitzt,

das die Kunst längst vervollständigt, alle in einem Jahr bis zu 100 Millionen nachzugeben.

Einseitigkeit.

Einseitigkeit als solche ist grade sehr selten, denn sie ist eine Tugend, nämlich die Fähigkeit, einen Punkt in jeder Sache aufzufassen und dabei zu beharren. Einseitigkeit ist aber das Talent, keine die Seiten der Betrachtung zu wechseln und ohne Bedachtlichkeit die Standpunkte zu wechseln. Werden wir bei diesem Einseitigkeit, so wird man es Seiten eines Gegenstandes nur dann gewahr, wenn man ihn um ihn herumbringt, und jede Sache muß also wenigstens drei Seiten haben, weil das Dasein die einfachste Form in Raum ist. Wer mag aber alle übrigen Dinge überhaupt, sondern alle Seiten aufzählen, von denen ein Gegenstand vielleicht betrachtet werden kann? und wer kann mit welcher Vielseitigkeit und Tiefe der Betrachtung? Ob er nicht, wo er steht, bleibt in seinem Standpunkt? Einseitigkeit, das ist die Seiten ein Gegenstand darstellt, desto mehr verliert sie die Sicht an Großartigkeit, und der Betrachtende gerät in die kleinliche Aufzählung.

Die gewöhnliche Vielseitigkeit wird dadurch oft die Vielseitigkeit und ungefähre Dasein, was Charakteristisches ist. Wie ist derjenige beschaffen, der seine Seite in dem der Wissenschaft, der einzelnen Wissenschaften ist, weiß, sondern immer von der einen zur andern übergeht. Er ist eigentlich ohne Scharfsinn, ohne wahren Geist, fast ohne Gewissen. Ihn führt im Geschäften der Welt das Bewußtsein des Anders, und vielleicht ist es, daß alle große Menschen und Schriftsteller einen hohen Geist der angelegenen Einseitigkeit verdanken. Die Vielseitigkeit scheint sich, irgend etwas entschieden anzunehmen, kein Lob ohne Tadel und umgekehrt, was im Leben unserer Tage vielfach wahrzunehmen. Darum ist es gar nicht zu lernen, welches in der Welt der Mensch, höchstens die überwachte Abgeschlossenheit, das ist die Seite haben. Sogar aus einer Einseitigkeit, die durchaus nicht bestimmt, ist mehr Nutzen zu ziehen.

Darum wäre zu wünschen, daß unser Volk, unser deutsches Volk noch etwas einseitiger wäre, wirklich ist. Wir streben zu sehr in aller Welt nach zu sehr das Mittelmäßige, dabei zu sehr das Mittelmäßige, weil wir jenes von allen Seiten, dieses nicht von einer Seite sehen wollen, und werden dadurch langweilig.

Bei dieser Forderung auf Einseitigkeit darf man nicht den Verstandnis des Menschen ganz nicht sehen. Menschen, die so einseitig sind, daß sie gar nicht das wollen, kann ins Feuer vor der Thüre, die am Feuer Dachfenster die Welt betrachten, oder Bücher mit Constructionsbrille lesen, damit Leid und Götter nicht nehmen. Solche unferne und ängstliche Einseitigkeit, die, und da wäre es besser, einmal durch die Welt zu gehen, um mehr Gegenstände zu sehen als diejenigen, die man sonst, und Bücher ohne Brille zu lesen, indem man durch eigene gesunde Gekraft sich am besten bewahrt, würde dann die Einseitigkeit durch Kränkung des Geistes und Bewußtwerdens ihres eignen Reiches, und würde sich über jeden mit Einseitigkeit nicht verwandten.

Reich ein Buch des Thomas a Kempis „Von der Christenheit“. Ihn lesen gegenwärtig viel fromme Leute. Auch von Leipzig sind darin sehr Bemerkungen, die des Gedankens von Rotterdam nicht schon kann mit Jüngern vertheilt.

Literarische Unterhaltung.

Donnerstag,

Nr. 315.

10. November 1836.

De la prostitution dans la ville de Paris considerée sous le rapport de l'hygiène publique, de la morale et de l'administration. Par A. J. B. Parent-Duchatelet. Zwei Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 314.)

Ganz eigenthümliches Interesse bietet das zweite Capitel: „Über Sitten und Gebräuche der pariser Freudenmädchen“, dar. Der Verf. geht dabei von dem Gesichtspunkte aus, daß ohne die möglichst genaue Kenntniß derselben eine Verbesserung und namentlich Verminderung dieser unglückseligen Menschenclasse gar nicht statthaben kann. Er ist hier fast mehr Psycholog als Anekdotensammler und wird vielleicht weniger dem Neugierigen als dem ernstlichen Beobachter Gnüge thun. Er hat gewissermaßen das ganze äußere und innere Leben der öffentlichen Dirnen von den ersten Momenten der Selbststräubung bis zu den Augenblicken des schmerzlichsten Desamparierens in allen seinen Phasen durchforscht. Er sagt uns, welche Meinung sie von sich selbst haben, und welche sie Andern über ihren Zustand und ihre Persönlichkeit einzuflößen bemüht sind; wir erfahren, daß da, wo man vielleicht jedes religiöse und sittliche Gefühl für gänzlich abgestorben halten sollte, neben der größten Unwissenheit und Gleichgültigkeit noch Aberglaube und selbst Fanatismus, neben der empörendsten Erniedrigung in sittlicher Beziehung doch noch das Bewußtsein der Scham Wurzel fassen kann, zumal wenn, wie es in den letzten Jahren mit gutem Erfolge der Fall gewesen ist, von Seiten der Administration darauf hingewirkt wird, sie moralisch zu heben. Will man in dieser Beziehung noch ferner mit Glück fortarbeiten, so muß man ihre Fehler und Laster kennen, deren Erwägung der Verf. einige besondere Abschnitte gewidmet hat. - Ganz zum Trunke, vorzüglich starker gebrannter Wasser, Lügenhaftigkeit und Habsucht sind die vorherrschendsten und gefährlichsten Laster der pariser Lustbirnen, denen auf der andern Seite eine ausnehmende gegenseitige Theilnahme, ein gewisser esprit de corps von dem Verf. als lobenswerthe Eigenschaft ziemlich hoch angerechnet wird. Sowol hierüber, als auch über einzelne eigenthümliche Sitten der öffentlichen Mädchen, z. B. das Latowiren bei der gemeinsten Classe, ihre Beschäftigungen, die Veränderung ihrer Namen, über ihre amans et souteneurs, meistens eine

äußerst gefährliche Menschenclasse, welche der Administration viel zu schaffen macht, und über gewisse unnatürliche Laster, welche unter den Freudenmädchen herrschend sind, werden bei dieser Gelegenheit die merkwürdigsten Dinge zusammengestellt. Die Frage, ob sich unter den öffentlichen Dirnen sowie unter den Spitzbubenbanden in Paris eine eigenthümliche Sprache, ein Nothwäsch, erhalten habe und fortpflanze, wird verneint. Auch geht Parent-Duchatelet hier noch auf die nähere Bestimmung der verschiedenen Classen von öffentlichen Dirnen ein und gibt eine Einteilung, welche in das Wesen und den Charakter einer so zusammengedrängten Bevölkerung, wie sie Paris darbietet, einen tiefern, aber leider nichts weniger als erfreulichen Blick thun läßt.

Die nächsten Abschnitte sind ganz physiologischer und pathologischer Natur und gestatten hier keine Auszüge im Einzelnen. Sie sind vor Allem der besondern Aufmerksamkeit der praktischen Ärzte zu empfehlen, welche in dem Falle sein sollten, aus einer Menge scharfer und seltener Beobachtungen auf diesem eigenthümlichen Felde wesentlichen Nutzen zu ziehen. Hierauf geht der Verf. sogleich auf den administrativen Theil seines Werkes, in vieler Hinsicht den wichtigsten, über und spricht namentlich zuerst von der Einrichtung und Beaussichtigung der öffentlichen Häuser, die er auf der einen Seite zwar als ein nothwendiges Uebel, auf der andern aber auch als das wesentlichste Mittel betrachtet, die Prostitution zu regeln, nach und nach auf immer engere Grenzen zurückzuweisen und die mit ihr verbundenen Gefahren für die Gesellschaft zu vermindern. Aus diesen Abschnitten lernt man eigentlich erst recht, mit welchen Schwierigkeiten in diesen Dingen die Administration zu kämpfen hat, mit welcher Umsicht sie bei diesem delikaten Gegenstande zu Werke gehen muß, und welche unendliche Verdienste sie sich vorzüglich in neuerer Zeit erworben hat. Wer diese Abschnitte lesen sollte, wird namentlich zu der festen Überzeugung gelangen, daß dabei mit einem durchdringenden administrativen Verstande tausendmal mehr bewirkt wird als mit gutmüthiger Sentimentalität und systematisirender Moral.

Nach einigen geschichtlichen Bemerkungen von hohem Interesse führt uns der Verf. förmlich in die verschiedenen der Prostitution gewidmeten Häuser ein; er zeigt

und, wie die Administration die kleinsten Details in denselben ihrer besondern Aufmerksamkeit gewidmet hat, wie die Paläste in der Chaussée d'Antin, deren innere Einrichtung auf hunderttausend Francs geschätzt wird, mit den niedrigsten Kneipen an den Barrièren Mont-Parnasse und der Courtille auf einer Linie stehen; er hebt namentlich die Verdienste einiger ausgezeichneten Polizeipräsidenten, wie Pasquier, jetzigen Präsidenten der Pairskammer, Anglès, Debellempe, Delaveau u. s. w., heraus und gibt über Das, was etwa noch zu thun wäre, einige treffliche Winke. Schon der einzige Punkt über die Vertheilung der öffentlichen Häuser in den verschiedenen Quartieren von Paris hat unglaubliche Schwierigkeiten, wenn es sich um praktische Ausführung handelt. Denn an Projecten dazu hat es seit dem Vorschlage des bis zum Wahnsinne geistreichen Retif de la Bretonne, welcher in seinem höchst merkwürdigen „Pornographe“ (1770) darauf drang, daß alle Freudenmädchen in sämtlichen Städten Frankreichs je in ein einziges großes, auf Staatskosten erbautes und zu diesem Zwecke besonders eingerichtetes Gebäude vereinigt werden sollten, nicht gefehlt; aber die meisten waren entweder moralisch verwerflich, oder physisch und örtlicher Umstände wegen unausführbar. Folglich sieht man sich für jetzt immer noch genöthigt, die Sachen zu nehmen, wie sie eben sind, und an ihrer allmählichen Verbesserung fortzuarbeiten, wie es die Umstände erlauben. Besondere Schwierigkeiten und Sorgen machen der Administration die öffentlichen Häuser, welche unter den Namen: maisons de passe und maisons à parties eine eigenthümliche Classe bilden; denn sie liegen zum größten Theile außer dem Bereiche der Sittenpolizei und können, wenn man überhaupt nur erst ihre Existenz weiß, gewissermaßen bloß von fern und mit großer Zurückhaltung beaufsichtigt werden. Leider hat aber gerade hier das Laster in seiner schrecklichsten Gestalt nur zu oft seinen Sitz aufgeschlagen. In dem Abschnitte über die Vertheilung der gebildeten Häuser in den verschiedenen Quartieren von Paris hebt der Verf. als eine merkwürdige Thatfache heraus, daß die Isle St.-Louis, welche von den beiden Armen der Seine gebildet wird, von jeher nicht nur von dergleichen Häusern, sondern auch von jeder andern Art der Prostitution frei geblieben ist. Es ist dies um so auffallender, da die Isle St.-Louis zu den volkreichsten Quartieren gehört und von Quartieren umgeben ist, wo die Prostitution gerade am argsten herrscht.

Unter den Mitteln, ihr Einhalt zu thun oder sie wenigstens zu regeln, hat man öfter den Vorschlag gemacht, den aus dem Alterthume stammenden und in Frankreich selbst noch im vorigen Jahrhunderte herrschenden Gebrauch, dem zufolge die öffentlichen Dienen zu einem besondern Costum verpflichtet waren, wieder aufzufrischen. Der Verf. erklärt sich dagegen, da nach seiner Meinung dadurch das öffentliche Scandal nur vermehrt und für die Administration nichts gewonnen werden würde. Eine der wirksamsten und ämtenbeheiligsten administrativen Maßregeln bleibt dagegen immer die

officielle Einzeichnung der Freudenmädchen in den auf der Polizeipræfectur zu diesem Zwecke eröffneten Register. Ihre Ursprung läßt sich nicht weiter hinaussuchen als in die letzten 30 Jahre des vorigen Jahrhunderts. Es wurde aber anfangs nur nachlässig betrieben und hat folglich wenig Nutzen; sie wurde sogar Jahre lang ganz unterlassen, bis man durch das öffentliche Geschrei über den Unfug der Prostitution wieder dazu zurückgeführt wurde. Regelmäßig geschieht sie erst seit 1804, und die jetzt befolgte, äußerst zweckmäßige Methode ist 1816 angenommen und 1828 wiederum verbessert worden. Ihre Vortheile sind durch die neuesten Thatfachen erwiesen, welche der Verf. vornamhaft macht. Sie ist das einzige sichere Mittel, eine heilsame Controle auszuüben, und setzt die Administration in den Stand, gewissermaßen auch eine militärische Schutzherrschaft über diesen unglücklichen Theil der Bevölkerung zu behaupten. Der Mechanismus einer Einrichtung, worüber der Verf. ziemlich weitläufig und dürfte andern Behörden, denen dieser Theil der Sittenpolizei anvertraut ist, leicht zum Muster aufgestellt werden. Eine notwendige Folge der amtlichen Einzeichnung ist natürlich auch das amtliche Ausstreichen (radiation) der Freudenmädchen, welche der Prostitution entsagen wollen. Es wird darauf mit der größten Strenge gehalten, und die Resultate sind in den letzten Jahren ziemlich erfreulich gewesen, obgleich die darüber bestehenden Vorschriften häufig umgangen werden. 1832 wurden z. B. 449 Freudenmädchen ausgestrichen, weil sie es selbst verlangt hatten, und 718, weil sie der Prostitution entsagt hatten oder verschwunden waren; aber ist man ihrem weiteren Schicksale auf die Spur kommen konnte.

(Der Bericht folgt.)

Versuch über die englische Literatur und Schatzkammer über den Geist der Menschen, der Zeiten und der Revolutionen, von Chateaubriand. Erste Band. Stuttgart, Metzler. 1836. 8. 1 Theil. 4 Gr.

Der berühmte Verf. des Werkes, dessen erster Band in der Übersetzung vor uns liegt, hat bekanntlich Voltaire's „Lettres Paradoques“ übersetzt. Was er hier gibt, sind Darstellungen jener Übersetzung; er macht in der Vorrede darauf aufmerksam, daß er sich in diesem „Versuche“ nicht so eng an jenen Gegenstand angeschlossen habe wie in der Übersetzung Voltaire's, die er beinahe wörtlich gab. Vielmehr beschäftigt er sich mit Allem, mit der Gegenwart, mit der Vergangenheit und Zukunft; er bietet gemischte Blätter, welche man zu anschlagen, weil sie von Allem sprechen; sie geben von der literarischen Kritik, die bald einen höhern, bald einen andern Flug nimmt, zu historischen Betrachtungen, zu Charakterbildern, allgemeinen und persönlichen Bemerkungen über.

Chateaubriand geht seinen eignen Weg, den wir zu imitieren versuchen wollen. Das Latein, als die Mutter der Sprachen des lateinischen Europas, wird in gedrängter Form durch alle Zeitalter hindurch verfolgt und seine Veränderungen angegeben. Die Verwandlung des Lateinischen in das Französische mit seinen mannichfaltigen Aenderungen verfolgt der Verf.

am Anfange vom 7. bis zum 9. Jahrhunderte. Das correcte ist, das von der Zeit Karls des Großen an sich wiederholt, ist nicht mehr das gesprochene, sondern das gelehrte Latein.

2.1. Unter die aus der lateinischen entstandenen Sprachen rechnet der Verf. auch die englische, obgleich sie eine doppelte Abkunft hat. Die Geschichte der englischen Sprache theilt sich nach der Geschichte des Landes in fünf Perioden ab: 1) Die angelsächsische Periode von 450—780; 2) die dänisch-sächsische, von 780 bis zum Einfall der Normannen; 3) die englisch-normannische, welche mit 1066 beginnt; 4) die normannisch-französische, die unter Heinrich II. nach seiner Vermählung mit Eleonora von Frankreich ihren Anfang nimmt; 5) die sogenannte änglische Periode, wo das Englische so geworden und gekräftigt wurde, wie noch heutzutage.

Ein Überblick der Literatur, abgesehen von der Geschichte der Nationen, würde nach des Verf. Ansicht eine ungeheure Menge erzeugen, denn im Augenblicke der größten Katastrophen, der gewaltigsten Ereignisse gibt es immer in einer Nation einen Priester, welcher betet; einen Dichter, welcher singt; einen Gelehrten, der sich mit Forschungen beschäftigt; einen Künstler, Bildhauer, Baukünstler, welcher malt, meißelt, baut; einen Handwerker, welcher arbeitet. Diese Menschen gehen den Revolutionen her und scheinen ein Leben ganz gesamt und für sich zu leben; steht man nur diese, so steht man der wirkliche, wahre, unveränderliche Welt, die Grundlage des Lebens der Menschheit; aber der conventionellen, der politischen Gesellschaft erscheint diese Welt als eingebildet und fremd. In dieser Beziehung zu verstehen, hält es der Verf. für nöthig, als Vorwort zu seinem eigentlichen Gegenstande ein allgemeines Bild des Mittelalters voranzuschicken.

Budoberst schildert er Gebräuche und Bauwerke. Die Gesellschaft des Mittelalters war aus den Trümmern von tausend vorangegangenen zusammengesetzt. Alle Arten von Besitz, alle möglichen Gesetze vermengten sich; alle Formen von Freiheit und Knechtschaft begegneten sich. Was auf die äußere Gestaltung bot damals Europa ein malerischeres und nationales Bild dar als heutzutage. Das Mittelalter hat nicht nachgelassen. Die Geister seiner Zeit bewunderten und studierten die Griechen und Römer; aber statt sich von ihnen bezaubern zu lassen, meisterten sie dieselben, gestalteten sie nach ihrer Religion und brachten ihnen den fränkischen Stempel auf. Was weiß der Verf. ebenso schön als wahr aus den Bauwerken jener Zeit nach, indem er den eigenthümlichen Charakter der Kirchen, gegenüber den Tempeln, den der Schloßer, der Paläste und der innern Verzierungen heraushebt. Mit gleichem Geiste schildert er die Trachten, Feste und Spiele, wobei er in große Details eingeht, die von tiefem Studium zeugen. Die Dichter boten dem Auge nicht jene Gleichförmigkeit, die wir jetzt. Der Adel, die Ritter, die Beamten, die Bischöfe, die Weltgeistlichen, die Klostergeistlichen aller Orden, die Bürger, die Handwerkerzünfte, die Bürger, die Bauern stellten eine unendliche Mannichfaltigkeit von Trachten dar. Stroads kann man noch in Italien sehen. Die Schilderung der Sitten des Mittelalters ist höchst anziehend. Der Verf. wählt der damaligen Maßheiten und des dabei herrschenden Sinns. Das Gemälde der Sitten jener Zeit nach einem methodischen Gange zu entwerfen, hält er für unmöglich; daher stellt er alle diese Sitten bunt durcheinander, sowie sie selbst unregelmäßig aufeinander folgten, indem er auf der einen Seite das Ritterthum, auf der andern die Erhebung der Massen der Bauernbewohner und in der Geistlichkeit alle Regellosigkeiten des Lebens und alle Glaubensgüter heraushebt. „Wie“, so schließt er diese Einleitung, „lebte das Individuum so vollkräftig: der König träumte von Vergrößerung seines Reiches, der Herr von Erhaltung des Lebens seines Nachbarn, der Bürger von Ausbeutung seines Privilegiums, der Kaufmann von neuen Handelsstraßen. Man ging mit raschen Schritten dem unbekannten Schicksale entgegen, wie man in der Jugend sein ganzes

Leben vor sich hat. Die Kindheit dieser Jahrhunderte war barbarisch, ihr Mannesalter voll Selbstkraft und Kraft, und ihre reife Erbschaft stützten sie den civilisirten Zeitaltern, welche sie in ihrem fruchtbaren Schooße trugen.“

Nach dieser gelungenen Einleitung tritt der Verf. den ersten beiden Perioden der englischen Sprache und Literatur näher, nämlich der Literatur unter der Herrschaft der Angelsachsen, der Dänen und während des Mittelalters. Eine Spur von der Sprache der Bretonen unter der Römerherrschaft findet er in der Rede, welche Tacitus den Calgacus an die Gefirgten völler Caladonius halten läßt. Nach Tacitus öffnet sich eine mächtige Kluft. Man durchschreitet funfzehn Jahrhunderte, ehe man wieder von dem Genius der Bretonen reden hört, und wie geschieht dies? Macpherson übersetzt den keltischen Bardes Ossian ins Schottische, entstellt die wahre Geschichte Kingals und stellt uns einen caladonischen Sänger mit eben der Aeneas dar wie Tacitus einen Krieger. Nachdem der Verf. ein Bruchstück der Ossianischen Gesänge mitgetheilt hat, bemerkt er: „Nehme man so viel, als man kann, von den caladonischen Übersetzungen des Tacitus und Macpherson. Die Historiker lägen noch etwas mehr als die Dichter, nicht einmal den Tacitus ausgenommen, der jedoch immerhin seine brandenden Worte auf die Tyrannen ausschüttete, wie man ungelöschten Kalk auf Leichname gießt, um sie zu zerstören.“

Die Epoche der Angelsachsen von der der Dänen in literarischer Hinsicht zu sondern, erscheint dem Verf. kaum möglich, darum faßt er beide zusammen. Die Dänen brachten ihre Sklaven mit, diese vermischten sich mit den Bardes von Wales. Drei Stände durften einem Freien in Wales wegen Schulden nicht genommen werden: sein Pferd, sein Schwert, seine Hantel. In ihrer Heldenzzeit sind alle Nationen Dichter, Man sang beim Kriege, bei Festen, beim Tode; mehr als Alles fürchtete man, wie ein Weib im Bette zu sterben. Der Glaube stand in Uebereinstimmung mit diesen poetischen Sitten. Auch die Könige dichteten; Alfred der Große, Kanak der Große machten den Balthysen Ehre. Der Verf. citirt hierzu mehrere gut gewählte Beispiele. Das erste Ohr der Griechen und Römer hörte an den Gesängen der Franken und Bretonen nur das Krächzen der Raben, oder unarticulirte, der menschlichen Stimme fremde Töne. Als aber die Nationen des Nordens triumphirt hatten, mußten jene nothgebrungen diese Sprache wohlklingend finden und die Befehle verstehen lernen, welche der Gebieter dem Sklaven ertheilte.

In der dritten und vierten Periode der englischen Literatur beginnt das Mittelalter, und das Aussehen der Dinge ändert sich. Unter Wilhelm dem Eroberer und seinen nächsten Nachfolgern schrieb und sang man lateinisch, caladonisch, walisisch, angelsächsisch, auch im Romanischen der Kroudbours und zuweilen in dem der Kroubabours. Es gab Poeten, Bardes, Jongleurs, Minstrels, Erzähler, Fabeler, Sagenmänner, Parfuer. Die Poesie nahm alle möglichen Formen an und gab ihren Erzeugnissen alle möglichen Namen. Der Verf. führt beispielsweise mehrere derselben an und geht sofort zu den Mirakeln, Mystiken und Saiten über; die ersten bilden einen wesentlichen Theil der Literatur aller christlichen Länder vom 10. bis 16. Jahrhunderte. Die Geistlichkeit begünstigte diese Schaupiele als eine öffentliche Belehrung in der Geschichte des Christenthums; man gab sie am hellen Tage in den Kirchen, in den Höfen der Gerichtshäuser, auf den öffentlichen Plätzen der Städte, auf den Kirchhöfen. Für die Plebejer waren dieselben das, was die Turniere für den Adel.

Die Periode der englisch-wälischen und englisch-normannischen Bardes, Kroubabours und Minstrels dauerte beinahe 300 Jahre, von Wilhelm dem Eroberer bis Edward III. Der Feudalismus änderte allmählich ihren Geist und ihre Sitten; die Kreuzzüge erweiterten den Widerstreit; die Poesie folgte der Bewegung der Civilisation. Jetzt begann der Kampf der französischen und der angelsächsischen Sprache, wie der Verf. aus den Gedichten jener Zeit nachweist. Wabington, ein histo-

literarische Unterhaltung.

Freitag,

Nr. 318.

11. November 1836.

la prostitution dans la ville de Paris considérée sous le rapport de l'hygiène publique, de la morale et de l'administration. Par A. J. B. Parent-Duchatelet. Zwei Bände.

(Erschien aus Nr. 314.)

Ganz anders mit diesem Glaschen und Ausstreichen ist die Abtheilung und Eingehung der Einnahmen (hier) an die dames de maisons, über deren andere Bemerkungen, Verhältnisse, Verpflichtungen, und schlechte Eigenschaften und Wichtigkeit für die Administration ein besonderer Abschnitt folgt. Der zweite, nicht minder wichtige Charakter, wodurch sich diese Weiber der Regel auszeichnen, ist eine wahre Pein für die Administration; und gleichwohl muß sie sich ihrer doch eines vorzüglichen Mittels bedienen, in dieses ganze System eine Ordnung zu bringen. Merkwürdig ist, daß man den unersöhnlichen Haß, welcher zwischen den dames des maisons und den bei ihnen untergeordneten Dingen herrscht, von Seiten der Administration genug zu gegenseitiger Bekämpfung beider zu benutzen weiß. Interessant sind vorzüglich auch die Bemerkungen, welche der Verf. über die ökonomische Seite dieses Geschäftes gemacht. Die Weiber, die sich ihm widmen, vegetieren. Viele gehen zu Grunde, und einige machen wahrhaft glänzende Geschäfte. Man wird wundern, daß die tägliche Einnahme einiger dieser kleinen Häuser auf 500 — 600 Francs angeschlagen werden kann.

So lange es jedoch die Administration nur mit diesen Frauen, mit der öffentlichen Prostitution überhaupt zu thun hat, gibt wenigstens die Möglichkeit einer bestimmten Controle gewisse Garantien für die dabei in Betracht kommenden Mängel der Sitten- und Gesundheitspolizei. Diese Garantien fallen aber von selbst weg, sobald die geheime Prostitution die Rede ist, welche die Administration nicht in ihrer Gewalt hat, und die Agenten der Polizei folglich nicht wie Paris ist. Was der Verf. darüber im ersten Capitel sagt, gibt einen sehr richtigen Begriff von der im Finstern schließenden Sittenpolizei, da es zugleich zu der Überzeugung führt, daß die Polizei, wenn sie nicht gehindert werden kann, nicht in dem Maße der bestehenden Gesetze, als die Unvermeidlichkeit von Haus und Hof,

zu suchen ist. Vermeidung von gebildeten öffentlichen Häusern, so paradox sie auch an sich erscheinen mag, hält Parent-Duchatelet für das beste Gegenmittel gegen die geheime Prostitution. Nicht viel besser ist es mit der Prostitution, welche in gewissen Hôtels garnis und in den kleinen Wein-, Brantwein- und Kaffeehäusern sich eingenistet hat. Dergleichen verdächtige Orte stehen zwar alle unter politischer Aufsicht; allein sie gehören nicht in die Kategorie der öffentlichen Häuser und finden daher hundert Mittel und Wege, die Prostitution, welcher sie vorzüglich an den Portieren für das gemeinste Volk Thür und Thor öffnen, zu bewahren und der Wachsamkeit der Administration zu entziehen. Eine besondere Classe von Freudenmädchen, bezeichnend genug sitzen à soldats genannt, welche hier vorzugsweise ihr Unwesen treibt, führt den Verf. im dreizehnten Capitel noch zu einigen sehr lehrreichen Betrachtungen über die Prostitution im Verhältnisse zur Garnison. Leider hat es noch nicht ganz gelingen wollen, den Nachtheilen, welche daraus nicht nur für die Gesundheit, sondern auch für den Geist der Truppen entspringen, auf eine gründliche Weise abzuwehren. Jedoch arbeitet die Militär- und Civiladministration fortwährend mit großem Eifer an einer Verbesserung dieser heillosen Zustände, und wenigstens ist man schon so weit gekommen, daß Paris in dieser Hinsicht sich nicht vor andern Garnisonsstädten auszeichnet, von denen einige sogar ein belohntes ungünstigere Verhältnis darbieten.

Der erste Band enthält auch noch in dem Capitel über die Vertheilung der Freudenmädchen in den verschiedenen Quartieren von Paris, welche durch einen sehr reich eingerichteten Stadtplan deutlich gemacht wird, ein nicht uninteressantes Document zur Localstatistik der Stadt.

Den Hauptinhalt des zweiten Bandes bilden gleichfalls noch einige Abschnitte über Administration und vorzüglich Gesundheitspolizei in Bezug auf die öffentlichen Dingen. Man findet hier z. B. die ausführlichsten Nachrichten über alle Anstalten zur Verhinderung und Unterdrückung syphilitischer Krankheiten, über die zu ihrer Heilung bestimmten Hospitäler, die prelophischen ärztlichen Untersuchungen, welchen alle eingeschriebenen Dingen unterworfen sind, über die für sie besonders bestimmten Gefängnisse,

Art und Dauer der Strafen, das gerichtliche Verfahren gegen dieselben, ihre rechtliche Stellung im Staate und einige administrative Dinge von allgemeinerem Interesse. Das Meiste hiervon eignet sich nicht zu weiterer Mittheilung; es muß von denen, welche sich ihrer Stellung zufolge speciell dafür interessieren wissen, im Zusammenhange gelesen werden. Indessen sind auch einige Abschnitte dabei, die Jedermann interessieren dürften. So z. B. gleich der erste, über das endliche Schicksal der Freudenmädchen in Paris. Der Verf. hat bei dieser Gelegenheit über manche Dinge den Schleier gelüftet, deren Anblick in ihrer wahren Gestalt ein grauenhaftes Gefühl von Entsetzen und Mitleiden zurückläßt. Es handelt sich hier nicht um Zerrbilder, wie sie die verschrobene Phantasie der neuern Romantik dem noch unreinen Geiste des jugendlichen Haufen zur Nahrung vorwirft, sondern um reine Wahrheiten in ihrer Nacktheit oder dem Gewande des Mitleids, das ihnen ein Menschenfreund geliehen hat. Es ist eine merkwürdige Wizarterie des Schicksals, daß es einzelnen jener unglückseligen Creaturen am Ende doch noch Loose zuweist, um welche sie Tausende zu beneiden in Versuchung kommen möchten. Der Verf. hat hierüber mit seiner gewöhnlichen Genauigkeit die merkwürdigsten Dinge zusammengestellt.

In den folgenden Abschnitten, über die Gesundheitspflege der öffentlichen Dirnen, ist vornehmlich der gesellschaftliche Theil interessant. Die erste Idee derselben findet sich unter Ludwig XIV. Eigentlich wirksam ist sie aber erst nach Errichtung des dispensaire de salubrité 1802 geworden; diese Anstalt besteht eben darin, daß sämtliche Freudenmädchen, welche nicht in ihrer Wohnung unter ärztlicher Aufsicht stehen, verpflichtet sind, sich in gewissen Zwischenräumen, spätestens von 14 zu 14 Tagen, in dem hierzu bestimmten Local in der Polizeipräfecture zu stellen und den dort angestellten Ärzten über den Zustand ihrer Gesundheit die nöthige Auskunft und Sicherheit zu geben. Das Nichterscheinen wird hart, in der Regel mit Gefängniß bestraft. Früher wurde für jede Versäumniß eine Geldstrafe von zwei Francs entrichtet, die mit zu den zur Erhaltung des dispensaire nöthigen Fonds geschlagen wurde. Im übrigen wurde der bedeutende Aufwand dieser Anstalt durch den Ertrag einer Taxe bestritten, welche für jede dame de maison monatliche 12 Francs, für jede für sich lebende Dirne 3 Francs betrug. Allein das öffentliche Geschrei darüber, daß die Polizei sich durch dergleichen Einkommensquellen bereichern wolle und folglich ein Interesse dabei habe, die Prostitution zu begünstigen, noch mehr leicht der Umstand, daß diese Taxe die meisten öffentlichen Dirnen veranlaßte, sich aller ärztlichen Aufsicht zu entziehen, nöthigten vor einigen Jahren die Administration, alle und jede Abgabe dieser Art aufzuheben. Der ganze Dienst des dispensaire geschieht daher jetzt unentgeltlich, und die Sache selbst hat dadurch nur gewonnen.

Was die, wie sich denken läßt, immer stark bevölkerten Gefängnisse betrifft, so glaubt der Verf., daß bei einer im Ganzen zweckmäßigen Einrichtung doch der Haupt-

gesichtspunkt, daß sie Strafanstalten sein sollen, nicht genug berücksichtigt werde. Die Sträflinge behalten zu viel Freiheit, ihren keülichen Eitelkeiten Genüge zu leisten, deren Beschränkung gerade bei dieser Classe des weiblichen Geschlechts ein mächtiges Strafmittel sein könnte. Auch für die Befähigung fehlt, daß die Gefängnißstrafe nur wenig Wirkung hervorbringt. Die Freudenmädchen, welche 20 — 30 Mal ins Gefängniß gewandert sind, gehören durchaus nicht zu den Strafberechtigten. Wer eine kurze, aber vollständige Uebung darin haben will, was die neuere Gesetzgebung seit Aufhebung der großen Gefängnisse im Bezug auf die Freudenmädchen gethan hat, dem empfehlen wir das zwanzigste Capitel. — Bei welcher Gelegenheit wir freilich noch zu thun übrig, allein der Verf. ist selbst der Meinung, daß die jetzigen Normen über individuelle Freiheit und die daraus resultirende Beschränkung der Macht des Polizeipräsidenten in Unterdrückung der Prostitution stets große Hindernisse den Weg legen werden. Er hat selbst am Schluß dieses Abschnittes einen Gesetzentwurf entworfen, welcher der Beachtung wol würdig ist.

Den Schluß des Ganzen macht eine Abhandlung über jene wohlthätigen Häuser, welche den barmherzigen Töchtern unter den Freudenmädchen willig eine Zuflucht gewähren. Es existirten dergleichen schon im 13. Jahrhunderte; im 17. gehörte die Begelung derselben eine Zeit lang zur Mode der Frommen und wurde getrieben. Das Parlament mußte durch ein Decret schreiten, weil die Sache wahrhaft zum Unfug wurde. Zwei Anstalten dieser Art, die in jener Zeit standen, Et. Pelagie (1665) und La maison de pasteur (1686 — 98), haben sich bis zur Revolution erhalten, wo sie wie vieles Andere untergegangen. Erst unter dem Consulat gab man der Maison de Michel, in welche seit langen Zeiten unabhängige Frauen und Mädchen auf Verlangen ihrer Verwandten aufgenommen wurden, eine ähnliche Bestimmung. In den ersten Jahren der Restauration brachte der Abbé Duval die Sache wieder in Anregung, und erst als er endlich die Wiederherstellung der Maison de pasteur durch, welche noch gegenwärtig besteht, der Administration aus allen Kräften unterstüzte, freilich entspricht, wie sich erwarten läßt, die Reuigen diesem Eifer eben nicht sonderlich. Im J. 1822 betrug sie im Ganzen nur 245; der jährliche Beitrag dazu fällt in das J. 1822, wo sie noch neu war, und beträgt 37; der gesetzliche J. 1830, wo die Julirevolution wiederum sie zerstörte, und erreicht bloß 9. Liegen die Mädchen dieser Anstalt allerdings vorzüglich schon in der Jugend, so ist auf der andern Seite, auch nicht anders zu verlieren, daß die Organisation dieses Instituts Grundfehler zu haben scheint, welcher manche Beschwerden mag, dort ihre Zuflucht zu suchen. Es steht nämlich unter der Leitung von Nonnen, darauf hinaus, aus Dienstboten der Anstalt die Töchter zu machen. Der Verf. macht darauf

ke Bemerkungen und stellt ein weit besser eingerichtetes Haus dieser Art, welches sich in der kleinen Stadt Aval befindet, zum Muster auf.

Herr Parent-Duchatelet seinen Gegenstand fast in einer weitern Bedeutung der Abwesenheit Prostitution behandeln wollen, so würde er noch ein weit größeres Job zu bearbeiten gehabt haben, wenn er auch nur die vornehmsten Dinge, das Orisitentwesen, die semmes streitenden und die mariages à la St.-Jacques mit a den Bereich seiner Forschungen gezogen hätte. Denn gerade hier liegt eigentlich das Übel, welches wie ein Krebs fressen an der pariser Gesellschaft der höhern und niedern Sphären herumkriecht und der tiefsten Herausbildung eines sittlichen Elements derselben ewig unabwendliche Hindernisse in den Weg legt. So lange diese abnormen Zustände aber ganz außerhalb der Wirksamkeit der öffentlichen Zucht und Ordnung eingesehten bleiben, ist auch nicht daran zu denken, daß Mittel gefunden werden würden, ihnen gründlich abzuwehren. In dieser Beziehung folglich überhaupt noch etwas zu sagen, so muß es von einer förmlichen Regeneration der Gesellschaft und Volkssitte ausgehen, welche bis jetzt nur in einige Köpfe, aber noch nicht in die Herzen der Massen eingedrungen ist. Übrigens könnte es nur von öffentlichem Nutzen sein, wenn sich einmal ein Mann fand, welcher diesen Theil der Prostitution mit der Aufmerksamkeit und dem geraden Sinne Parent-Duchatelet's zum Gegenstande besonderer Forschungen und öffentlicher Mittheilung machen wollte. Denn in Allem müßte man nur erst das Übel, welches jedermann viel größer ist als alle öffentliche Prostitution, recht kennen, um es mit Erfolg heilen zu können. Die Aufgabe würde aber beinahe schwerer sein, da man dazu weder Archive noch Polizeiregister benutzen könnte.

5.

Harold's Pilgerfahrt. Aus dem Englischen des Lord Byron. Im Vermaß des Originals übersetzt von J. Zebly. Stuttgart, Cotta. 1836. Gr. 8. 2 Thle.

Was der berühmte Übersetzer in seinem Vorwort über die Aufgabe, die er übernommen, sagt, ist so treffend, daß es uns die Mühe wäre, dafür einen andern Ausdruck zu suchen. Da die Arbeit beurtheilen will, kann nur Zebly's Worte wiederholen. Er erklärt die Aufgabe, den „Childe Harold“ wieder zu übersetzen, für die schwerste, welche irgend gefunden werden kann, man möge Form oder Inhalt betrachten. „Alles, was ähnliche Idole, auch in ihren künstlichsten Veranschaulichungen darbieten, reicht schwerlich an die Schwierigkeit dieser Arbeit. Wenn man bedenkt, daß die zehnspitzigen Zellen des Originals fast in jeder Zeile neun und zehn Worte enthalten; daß Byron die Worte nicht zufällig wählte; daß jedes Wort einen neuen Begriff gibt, oder einen alten amplificirt und vergrößert; daß wir im Deutschen für diese einspitzigen englischen Worte fast lauter vielspitzige gebrauchen müssen; daß Byron nicht bloß weiser, sondern auch wortgeprägter als die meisten Dichter seiner Nation ist: so wird man finden, daß schon das in sich schon ein schwer zu übersteigendes Hinderniß liegt. Rechnet man aber noch hinzu, daß in der Spenser'schen neunspitzigen Sprache immer je zwei, drei und vier Worte reimen müssen, so ist der Engländer oft auf bloße Mittheilungen, Affonanzen,

so oft nur auf das Auge reimt; daß Byron sich hierzu noch größere Freiheiten als alle andere englischen Dichter gestattet, dem deutschen Leser aber solche Freiheiten durchaus nicht erlaubt sind: so ist begreiflich, daß zu einer solchen Arbeit, wenn man dem Dichter nur einigermaßen Gerechtigkeit widerfahren lassen will, sich wol Manche durch seine Pflanzung, aber schwerlich Jemand durch seine Kräfte berufen fühlen kann.“ Die Aufgabe fordert nach Zebly's Meinung einen ebenso großen Dichter als großen Sprachkünstler. Aber wo findet sich diese Vereinigung? und wenn sie da wäre, würde es des ebenso großen Dichters Aufgabe sein, seinen Genius und seine Zeit auf diese mühevollen Arbeit zu verwenden? Ja, würde ein Dichter, der Byron gleich steht, übersetzen können? Byron selbst hätte es wenigstens nicht vermocht. Er, der aus sich heraus schaffen mußte, konnte sich nicht in eine fremde Eigenthümlichkeit einpuppen. Das deutsche Publicum hat dem Dichter der „Tobentänze“ Dank zu sagen, daß er neben der Lust Ruhe fand, sich Jahre lang dieser Arbeit zu widmen und seinen eigenen Genius der Bewunderung für den des Briten gefangen zu geben. Bescheiden macht er nur auf den Ruhm Anspruch, daß seine Übersetzung, mit den bereits vorhandenen verglichen, weder für eine überflüssige noch für eine werthlose erachtet werden dürfte. Diesen Ruhm hat er unbedingt errungen. Wie dessen noch keine Übersetzung, welche dem deutschen Leser auch nur ahnen ließe, was in dem Original verborgen ist. Dies wird er aus der Zebly'schen Übertragung können, und wenn sie auch als Übersetzung nicht in jenem höhern Sinne genügt, so wird man doch die Inspiration des deutschen Dichters nicht verkennen, von der er sagt, daß sie ihn zwischen den Klippen hindurchgeholfen. Es ist in vielen Strophen gewiß der Dichter Zebly, den wir im Durchlesen erkennen und bewundern; der seine Dichterschönheit trägt und hebt ihn sogar über das Original, wie das in mehreren bichterischen Übersetzungen der Fall ist. Dennoch scheint es zu viel gefordert, wenn er verlangt, man solle seine ganze Arbeit nicht bloß mit dem Original verglichen beurtheilen; denn, unbeschadet aller Zersplitterlichkeit, zu etwas Selbständigem erhebt sie sich nicht, noch kann sie es vermöge der Natur des Gedichtes. Schlegel konnte manchen Stellen des Galderon mit der neuen Form einen neuen Geist geben; wo der Spanier, in seinem estilo culto hinwandelnd, unbestimmt blieb. Bei Byron ist nichts unbestimmt; es ist überall die allermühsamste, eigensinnigste Bestimmtheit, und entweder trifft ihn der Übersetzer, oder er gibt etwas Anderes; zu ergänzen, planieren ist da nichts, wo Alles fertig und ausgedrückt gegeben wird. Eigentlich bleiben dem Übersetzer nur zwei Wege weggelassen, was ihm entbehrlieh scheint, oder, der Sprache Gewalt antuend, durch Elisionen und der deutschen Sprache wie dem Wohlklang gleich fremdbartige Constructionen den Sinn, den er vorfindet, zusammenzupressen. Von diesem letztern, verführten Wege hat Zebly mit wenigen Ausnahmen sich frei gehalten und die Praktik der freien Wahl angewandt. Er hat hier als Dichter gewählet, und das ist der beste Ruhm, den ein Übersetzer in diesem Falle in Anspruch nehmen mag.

Wie er mit Recht sagt, daß das Gedicht mit jedem folgenden Gesange sich der Vollkommenheit nähert, so schreitet auch er in der Übersetzung zu freierer Kraft vor. Der Anfang der ersten Strophe voller Eigenthümlichkeit und Schmelz der Sprache:

Oh thou! in Hellas deemed of heavenly birth,
Mute! formed or fabled at the minstrel's will!
Shame shamed fall off by later lyres on earth,
Mine dares not call thee from thy sacred hill

ist noch keinem Übersetzer gelungen. Auch bei Zebly kommt es gezwungen heraus:

O Muse! in Hellas' dimm'd shrine named,
Bliss'd, formed, or fabled in the minstrel's
Gone oft by later lyres from earth's
Dare not call thee from thy sacred hill

Dies ist nur Übersetzung, nicht Gedicht. Dennoch ist es das

gegen das bedenkliche, schändliche Beispiel des Hades: „Adieu, adieu! my native shore“ etc.

Ich wohl, mein Heimatland, ich
Du schwebst im Hohen Meer!
Der Sturmwind fucht, die See geht hoch!
Die Welle klagt wild umher.
Die Sonne lacht himel, und wir
Begleiten sie, gekrönt
Bei ihr ein Lebenslust, und dir,
Mein Heimatland, gute Nacht.

Aus demselben der herrgerühmte Schluß:

Ich bin nun in der Welt allein,
Auf weiter, weiter See;
Was soll ich trüb um Andre sein?
Ward mir ein Besucher je?
Mein Hund vielleicht frucht noch —
Wie fremde Hund ihn nährt,
Denn, wenn ich heimkomme, herzlich
Er besuch mich mit Lacht.

Alte dir, mein Schiffslein, durch den Schaum
Der Flut fort will ich ziehn;
Mir gleich noch welches Landes Raum,
Nur nicht nach weinendem hin!
Willkommen, willkommen, tiefblaues Meer!
Und ist die Fahrt vollbracht,
Willkommen, ihr Oöden, ihr Küsten umher!
Mein Heimatland — gute Nacht!

Weshalb verwandelt der Übersetzer Byron's Ausruf beim Aus-
blick von Eifelon:

Oh, Eifelon! it is a goodly sight to see
What heaven hath done for this desolate land!

in

O Herr! wie reizend ist es anzusehn,
Wie die Natur bedacht das prächtige Land!

Dieser Ausruf: „O Herr!“ ist nicht ohne Absicht hier beim
Eintritt in Portugal gebraucht, zumal von Byron, der so
sehr sonst in der Anwendung desselben ist. Auch die „Natur“
stelle des „Himmels“ gebraucht, scheint nicht im Sinne des Ori-
ginal, wie denn beide Stellen weit matter sind als das Original.
„Bedacht“ für „done“ (that) ist fast prosaisch. Selbst die Illu-
strationen hier, wie „sight to see“ und „heaven hath“, scheinen
nicht unpassend. Das „goodly“ ist weit mehr als „reizend“.
Wenn er einmal „Herr“ statt Schrift brauchte, wäre das oft
verwendet, herzlich pfeffend gewesen. Dies sei übrigens keine
des Verdienstes des Übersetzers schmälernde Kritik, es ist nur ein
Weg für Das, was er selbst von der Schwierigkeit der treuen
Wiedergabe des Originals anführt.

Zur Probe, wie die Übersetzung im Verlauf freier und
kühner wird, hier die gelungene Übertragung der meisterhaften
Charakteristiken Rousseau's und Voltaire's, die im Gedichte selbst
unter die gelungensten gehört:

Der Eine ist ein Kind, rash, unbekändig,
In Wünschen wandelbar, und doch dabei
Ein Weiser, ernst und toll, Hug und unbändig,
Denker, Poet, Hinkender! Als sei
Er Protos an Talenten allerlei,
Bewusstseht er sich selbst; jenseit doch weilt
Im Lächerlichen er, dem, wie der Sturmwind frei
Hinführt und Drift, was ihm entgegensteht,
Bald hier ein Thron erlegt, bald dort ein Thron erbebt.

Der Andre tief, bedacht, erschöpfend, nicht
Stolz seines Wissens Schatz und leert und freit,
Aeffen-gew Wesen wenig gesehrt.
So schneit er mächtige Waff und untergräbt
Durch Boden, was Stände stürzlich erbebt.

Sie ist das Reich des Spotts, die Spottwelt,
Die Grinsen und Lachen um ihr Wesen weilt,
Doch sie ist reich an der Welt, die
Die freilich das bereit, die Welt, die Welt.

Dieser höchst interessante Vortrag zeigt sich noch in den meisten
Gedankensätzen des Dichters, die nicht nur in der
Seele immer freier und befreiter sich zeigen. Nur noch
moralische Rücksicht an die Qual, welche das Leben in
Doraz dem Knaben in der Schule verursacht, rührt in den
elegischen Gesängen noch an die gallischen Exzellenzen, wie
in den letzten so eigentümlich den höchsten und jenseit
und unterirdischen. Das war natürlichem Sinne p
Scheitern.

Aber liegt nicht hier mit dieser Behauptung, wenn in der
ter zu seinem Heimatlande spricht:

Wird nicht hier? Ich dich doch! Und dich auch mit
Dereinst dich Grab im Heimatland, wird dich
Mein Geist doch wehen, wenn die Welt ist
Gewissen derer ihren Ruhm!

Was die Lebendigkeit der Gedankensätze anbelangt, so
ist es die Freiheit, mit der er die Fabeln durch seinen
Spenden häufig unterbricht. Freilich gehört ein gewisses
Licht oder ein gewisses Ohr beim Vorlesen dazu, die
Rhythmus festzuhalten. In sorgsam scheint er dagegen
sorgsam gewesen, die mannlichen Reime des Originals zu
halten; in der Folge überwiegen wieder die weiblichen.
Den Anmerkungen hätten wir Einiges hinzugefügt, das
gewünscht. In seinen prosaischen Reflexionen war, wie
sich so schlagend darüber ausdrückt, Byron nicht ohne
Sinn; wo er sich gegen seine Rezensenten vertheidigt, ist
gar schwach; selbst wo er bitter angreift, nicht er ist es,
sondern hinter der Schwärze seiner portugiesischen Satire
seine Polemik gegen Lord Elgin in den Basen und An-
merkungen ist sogar jetzt durch die Geschichte nicht
wären die Bitterkeiten der Akropolis nach dem Brande
wenn sie der „überbühnte Pöbel“ nicht nach England
Der deutsche Dichter und österreichische Aristokrat hat
einige Worte der Vertheidigung für den so häufig ge-
griffenen „poor Prussian Grapian“ hinzugefügt, als
österreichischer Consul in Athen, trotzdem daß er in
des Lords erzeugt, sich übrigens als ein reichlicher Mann in
Verhältnissen des Lebens gezeigt hat. Zur 22. An-
merkung des Originals fehlt im englischen Original eine
flüchtige Anmerkung bei der Erwähnung des „poor“
England war sie nicht nötig, weil jeder Mann in
von Mode von dem englischen Conterfing weiß,
Schicksal in der Heimat verbannt, sie dankt ihm
gen holder verlassen und sich einen Ankerplatz in
erlaubt hatte. Aber dem deutschen Leser ist es nicht
unverständlich, und der Übersetzer hätte hier auf
schöpfen müssen, um dieser dankbaren Anspielung auf
zu kommen, was übrigens nicht so schwer war, wie
scheint hat.

Literarische Notizen.

Die erste Hefung von Eschmann's neuen
XIV, von government et une relation d'Europe,
Europe, sollte am 15. Dec. in Paris ausgegeben.

Eschmann's Aufnahme in die französische Literatur
der literarischen Geschichte des wieder in der
weltweit aufgegeben werden müssen, was die
Hälfte des Hies. Eschmann's. Dagegen hat, die
schonmaligen Vortrag übernommen, die Rede der
zu übernehmen.

Literarische Unterhaltung.

Sonabend,

Nr. 317.

12. November 1836.

Die heutigen Armenier nach den neuesten Reiseberichten.

Seit den Eroberungen der Russen in Kleinasien und Persien ist die Aufmerksamkeit wieder auf das uralte christliche Volk der Armenier gerichtet worden, die, gleich den Juden unterdrückt und zerstreut, dennoch in den orientalischen Ländern, unter fremder, drückender Vormachtigkeit ihren Charakter, ihre Eigenthümlichkeit beibehaltend, streng an ihren Traditionen halten. Schon die Bruchstücke ihrer Nationalität, die wir im Abendlande in den wichtigsten Nationalitäten zu Lemberg und zu Venedig kennen lernen, sind interessant; und doch haben diese Armenier sich so durchaus von ihren mit Rom nicht vereinigten Landesleuten getrennt, daß der Custos der Bibliothek zu San-Lazzaro, ihrer Klosterinsel in Venedigs Lagunen, sich mit einem Blicke des Entsetzens abwandte, als ich ihn fragte, ob sie noch mit dem Patriarchen in Etschmiadzin in Verbindung ständen? „Siamo uniti con Roma“, antwortete er, und der stolze Blick des freundlichen Mannes und die Nackenbewegung deutete wenigstens die Verachtung, wenn nicht den Haß an, den dies religiöse Schema zwischen den verwandten Stämmen hervorgerufen hat. Und doch bewahren diese glücklichen Klosterbrüder auf dem freundlichen Eilande den Nationalglauben ihrer orientalischen Brüder überall charakterisirt, den eifrigen Fleiß, die unverwundliche Thätigkeit und den Handelsgeist. Der Armenier ist ein geborener Kaufmann. Auch die Armenier auf San-Lazzaro handeln weit durch die Welt mit ihren sauberen Druckwaaren, und wenn es auch nicht des Gewinnes wegen geschieht, so freuen sie sich doch des Gewinns, was die Klosterbrüder dem Fremden nicht verhehlen.

Das tiefgebrückte Volk, in dem die Erinnerung an historische Selbstständigkeit fast erloschen ist, fängt zwar, seit der größere Theil der Landschaften, welche es einst bewohnte, unter russische Herrschaft gekommen, wieder an freier aufzuathmen. Aber nicht allein der politische Druck der Perser und Türken, auch die unter solcher Herrschaft eingerissene Demoralisation hat an seiner Erholung genagt, und ihm fehlen, wenn erleuchtete Geister an seine Regeneration denken, noch furchtbare Reformatorkämpfe im Innern bevor. Aus Persien und den türkischen Paschaliks von Kleinasien wanderten seit dem Frie-

den Tausende von armenischen Familien, ihre Bischöfe an der Spitze, in das russische Gebiet über, wo sie neben Sicherheit und Gesetz ihr patriarchalisches Heiligthum, das Kloster Etschmiadzin, und den uralten heiligen Berg Ararat finden. Aber neue kirchliche Trennungen drohten von der andern Seite, indem die Pforte, eben seit Etschmiadzin russisch geworden, nicht mehr das geistige Principat des Patriarchen über ihre armenischen Unterthanen wollte geltend wissen und ihnen den Verkehr mit diesem, Steuern und Abgaben an ihn untersagte. Ob ein entgegen gesetzter Ferman, von dem die Zeitungen jüngst berichteten, erst gemeint ist, steht noch dahin.

Zwei amerikanische Missionaire, Smith und Dwight, bereisten in den Jahren 1830 und 1831 Armenien und Persien. Wenn die von ihnen gelieferten Nachrichten nicht erfreulich sind, so ist diesmal nicht die einseitige Befangenheit der Berichterstatter daran Schuld, indem beide Amerikaner mit heftigem Geiste, als es in der Regel von ihren Vorgesetzten geschleht, beobachtet haben, sondern der trübselige, verwilderte Zustand, in welchem sie ein Volk antrafen, auf dem kein anderer historischer Fluch lastet, als der die meisten orientalischen Völker trifft, die mit abendländischer Cultur in Berührung gekommen, aber nicht von ihr durchdrungen sind, und denen von der patriarchalischen Weihe der Vorwelt nicht der Glaube, sondern nur die drückende Form geblieben ist. Ihr an fruchtbaren Thälern, eben Steppen, sonnenverbrannten Hochebenen und düstigen, von den Schneefirnen eines Uebergebirges überschatteten Schluchten reiches Land theilten übrigens die Armenier mit zahllosen Eingebürglingen und Einwanderern kaukasischer, turkomanischer, tatarischer und persischer Abkunft. Während von den Bergen herab die wilden georgischen Stämme ihr Besitzthum gefährdeten, siedeln sich auf legalere Weise deutsche Auswanderer in ihrer Mitte an. Diese, meist Secularis aus Württemberg, trieb außer dem Nothstande ihrer überfüllten Gegenden die Vorstellung von der Sicherheit, welche eine Ansiedelung am Fuße des geheimnißvollen Berges Ararat, auf dem Noah's Arche stehen blieb, bei einer neuen Sündflut, die der Ferglaube der Zeit und der Abfall von Christo hervorruft, gewähren müsse. Die Stadt Nachitschewan steht nach armenischer Tradition auf derselben Stelle, wo die große Arche den Boden berührte und Noah sich zuerst niederließ. Der Name

dieser ältesten Stadt der Welt bedeutet: die erste Stelle des Herabsteigens, und schon Josephus behauptet, daß die Armenier die Stelle, wo die Arche ruhte, „den Platz des Herabsteigens“ genannt, während Ptolemäus der Stadt Maruana erwähnt. Gegen 1500 deutsche Familien sind 1816 und 1817 die Dohau hinunter über Odessa in die kaukasischen Provinzen gezogen, und sie bewohnen jetzt festen Dörfer im Kurthale. Ob aber aus diesen deutschen Ansiedelungen ein asiatisches Kleindeutschland entstehen wird, bleibt zweifelhaft, indem die Begünstigung, die die russische Regierung unsern Landkolonisten gewährt, sie nicht vor der Ungunst des Klimas, den Sommerausblutungen der Flüsse, dem Brande der asiatischen Sonne, den wüthenden Anfällen der Cholera, kaum vor denen der wilden Gebirgsvölker, die in nächstlicher Weile oder in der Mittagsglut ihre Ansiedelungen überfallen, plündern und Weiber und Kinder mitschleppen, am wenigsten aber vor den Lastern und Zerrwürnissen schützen kann, die den fleißigen Deutschen in heißen Klimaten verfolgen. Die Eingeborenen führen ein Wanderleben. Nur in der kühlen und kalten Jahreszeit bebauen sie ihre Felder in der Ebene, und da genügen ihnen Löcher in der Erde und Höhlen am Flusse; wenn die Sonne das Firmament durchglüht, flüchten sie mit Weib, Kind, Heerden und ihren besten Habseligkeiten in die höhern Gebirgsschluchten. Der Deutsche muß bauen und wohnen, das Haus ist sein Heiligtum. Wenn unsere Landkolonisten den Kurden nachahmen müssen, sind sie nicht mehr Deutsche.

Die amerikanischen Missionnaire deuten nur kurz den bürgerlich-sittlichen Zustand in den deutschen Niederlassungen an, erfreut darüber, daß wenigstens der Kirchliche sich so findet, als sie es wünschen. Eine Verschmelzung mit den Armeniern liegt außer der Frage. Der ganze Genus dieses Volks ist kaufmännischer Art. Man reiße einen Armenier von seiner Heimat los, und wie die Magnetnadel nach dem Pole zeigt, wird auch sein ganzes Wesen sich der Handelschaft zuwenden. Mögen sie noch so lange Sklavendienste verrichtet haben, frei geworden, werden sie mit einem Handwerke beginnen, dann Redner treiben und, wenn sie ein Vermögen gesammelt, das höchste Ziel ihres Ehrgeizes, Geldwechsler werden. Jeder Armenier ist ein gewandter Reisender, und fast jeder bedeutende Marktplatz von London und Leipzig bis Bombay und Kalkutta wird von ihnen besucht. Dennoch übt der Umgang keine Macht auf ihr Wesen; sie bleiben Armenier. Ihre Geldliebe entschuldigen sie damit, daß in Staaten wie die Türkei und Persien Gewalt und Geld die einzigen Mittel seien, Sicherheit und Einfluß sich zu verschaffen. Vor der Gewalt sträubt sich ihr Sinn. Man weiß von keinem Armenier, der ein Rebelle, Räuber oder Dieb geworden wäre. Als Handelsmann zeigt er mehr Ehrlichkeit und weniger gemeine Kniffe als der Grieche, und doch erklären Alle, es sei unmöglich, ohne Lug und Trug durch die Welt zu kommen. Ja, ihr sittliches Gefühl ist in dieser Beziehung so abgestumpft, daß es schwer hält, auch wenn man sie der offenbaren Lüge überführt, sie zu beschämen. Auf die gleichgültigsten Fragen erhalten die

Reisenden handgreiflich falsche Antworten, und im Verkehr mit den Führern und Mantelkletterern ist mehr Vorsicht nöthig, und man wird öfterer Hinmangeln als in den verschiedenen Contracten mit den italienischen Turini.

Während das Schutzwesen gar kein Augenmerk auf die Kirche in Formen erhebt und der religiöse Standpunkt steht im Festhalten an den Dogmen. Für jene steht besonders in Ustis, das ausgezeichnete Haupt der armenischen Kirche, der Patriarch Marces, mit eigener Aufsicht und Sorge; aber er fand in der Geistlichkeit keine Unterstützung, zumal fehlte es an Leuten, die nach Vessarabien versetzt ist, zerfällt seine in Ustis getete Akademie, und die von ihm eingerichtete Druckerei ist fast außer Thätigkeit. Der Armenier hält den Unterricht für seine Kinder für überflüssig; er thut nichts, gibt nichts dafür, hat aber auch nichts dagegen, daß sie lernen. Von zehn in den Städten können Regel nur zwei lesen, auf dem Lande höchstens von Hunderten. Von den wenigen Schulbüchern, in Venedig gedruckt, ist die Mehrzahl in der armenischen Sprache geschrieben, welche die Wenigsten verstehen, die gelehrten Übersetzungen des Aristoteles und Plato, welche die venetianischen Armenier herausgegeben, zur Volksbildung so wenig beitragen als Senart Abel's, den mit armenisch der Klosterbruder in Sazaro zeigte. Sie besitzen auch Schiller und Wieland, aber auch „Don Carlos“ mit seinem Posa, wenn er armenisch übersetzt wird, dürfte wenig zur Erhebung des Volkes beitragen. Die in Venedig gedruckten Werke, topographische Musterstücke, sind für das Volk zu theuer, außerdem den Orthodoxen verdächtig, weil sie den gesprochenen Zweck haben, von der Mutterkirche ab zum katholischen zu locken. Das weibliche Geschlecht, wie fast durch den ganzen Orient, alles Unterwerfen Gottesdienst besteht, ohne öffentliche Predigt, in den Kirchen, welche auf das Herz keinen Eindruck machen, liest Kirchengebete und hält das Fasten streng. Außer einer Auserwählten eines hohen armenischen Geschlechtes, das Volk dem Klerus an Bildung voran. Die haben gewöhnlich die Gestalt des Kreuzes von oben von außen, und auf dem Schiffe ruht eine Art von der in Gestalt eines spitzen Kegels sich schließt. Der Gottesdienst immer nur mit einem gegen gerichteten Angesicht gehalten werden soll. Die Frauen auf der Erhöhung vor dem Altar, die Männer der Kirche, die Frauen sind in einer vergitterten eingeschlossen. Einige Lampen an der Wand, das dämmernde Licht während der gewöhnlichen Stunden über die Gemeinde; beim Hymnen wird ein gleichbleibender, singender Ton des Glockenschalls, und wann von gelenden Mänteln der Orgelbrochen wird. Diese, barfuß auf Schaffeln, setzen sich häufig niederknien und den Boden küssen, immer dabei das Kreuz geschlagen wird. Das Kreuz ist vorherrschend. Die Missionnaire, sowohl die

die armenischen, scheinen misstrauisch von der armenischen Gesellschaft angeblickt zu werden, was bei der usurpirten Stellung der letztern erklärlich wird. Ihre Einkünfte sind im Verhältniß zur Cultur des Landes außerordentlich und die Pfanden insoweit Sinecuren, als sie außer den cerealiellen Verrichtungen weder für ihr eignes noch das Seelheil des Volkes etwas thun. Und wie mit dem Seelheile steht es mit der Cultur. Die Bibliotheken ihrer Klöster verschließen Schätze von Manuscripten; aber die Staub überdeckt sie. Zum Missionswerk bei den Heiden fehlt unter uns der Eifer, sagte ein Oberpriester dem Amerikaner, sonst dürfte es nicht unmöglich werden, die wilden Bergvölker des Kaukasus zu bekehren. Schwere meinte der Bischof im Kloster Dater, würde es mit Mohammedanern gehen, „denn sie glauben ja auch Gott und haben gute Gebete“. Ja ein Wartabed, der jemand zufolge einst zu einem Moslem die leichtfertige Rede geführt haben: „Wenn ich nur gewiß wäre, der Eurer Paradies wirklich existirt, so wünschte ich auch dort zu sein.“ Gegenwärtig ist bekanntlich durch den kaiserlichen Ulas den Missionairen ihre Wirken in Armenien untersagt. Unter jenen Bergvölkern, den Ascheren, Lesghiern, Osseten, Inguschen u. a., herrscht über die seltsamste Mischung von Mohammedanismus, Heidenthum und Heidenthum; es ist aber nicht unwahrscheinlich, daß sich früher alle zum Christenthum bekant hatten. Ihre höchsten Bergklüfte sind noch immer trotz russischer Siege für den Europäer unzugänglich.

Der alte armenische Adel, der einst stolz und mächtig war, ist beinahe ausgestorben; nur noch wenige Familien unter den Miks rühmen sich alten Ursprungs. Es fehlt es nicht an ganzen Scharen von Edelleuten, meist sehr arm, aber um deshalb nicht weniger ansehnlich sind. Doch begnügen sie sich, wie die Mehrzahl des Volks, mit einer Kost und Wohnung, gegen welche die unserer ärmsten deutschen Bauern üppig zu nennen wäre. An Fleischessen ist bei den vielen Fasten selten zu denken. Brodfrucht, Zwiebeln und eine Sattung Korn sind die tägliche Speise des Landvolkes, zu denen am Sonntagen eine Schüssel Reis oder Bohnen hinzukommt. Die armenische Betriebsamkeit erstreckt sich nur auf den Handel, im Ubrigen geht Keiner von dem Wege ab, den auch seine Vordäter gewandelt sind.

Die armenischen Klöster sind nicht Orte der stillen Andacht und Andacht, sondern der Sammelplatz des verdorbenen Ehrgeizes, des finstersten Betruges und des bittersten Hasses, und ihre Geschichte ist ein ununterbrochenes Gewebe ärgerlicher Dankereien. Man weiß, daß die Bischofswahlen, namentlich die des Katholikos zu Etschmiadsin, mit Bestechungen, Vergiftungen und Mord und Mordschlag begleitet waren, und in der Regel die nach Constantinopel geschickten Summen allein darüber entscheiden, wem die Weihe dieses einträglichsten und einflußreichsten Amtes zufiel. Männer wie der treffliche Bischof Maries fehlten durch Jahrhunderte in der armenischen Kirchengeschichte. Die geistliche Rangordnung, wonach man vom Thirsteher bis zum Diakonus vier Stufen,

bis zum Katholikos aber neun Stufen durchzumachen hat, nähert diesen Ehrgeiz. Die Priester sind erst die siebente Classe. Die Klosterpriester oder Wartabeds, was Doctor oder Lehrer bedeutet, sind unverheirathet, und aus ihnen werden die Bischöfe, welche die achte Classe bilden, gewählt, welche wiederum vom Katholikos, oder Erzbischofe, die Weihe empfangen. Die meisten Geistlichen beziehen aus den Klöstern ihre Einkünfte, deren Vermögen in Landeigenthum, Grund-, Kopfsteuern und Abgaben der verschiedensten Art besteht. So sind die Ordinationsgebühren eine bedeutende Einnahme, und für ungefähr 60 Thaler kann in der Regel Jeder hoffen, zum Wartabed vom Bischofe geweiht zu werden. Heirathserlaubnisse, Dispensationen bei unerlaubten Verwandtschaftsgraden, die ins Unendliche gehen, u. s. w. bringen viel Geld. Auch soll das Vermögen Dessen, der kinderlos stirbt, dem Kloster anheimfallen. Durch die Furcht vor dem Mannstrahl, der auch die Pforten des Himmels verschließen kann, wird das Volk zu einer Ehrfurcht vor seinen Priestern genöthigt, die nicht aus Überzeugung entspringt. Die Landgeistlichen werden übrigens nicht von den Bischöfen angestellt, sondern von der Commun selbst durch Stimmenmehrheit erwählt. Um dazu befähigt zu sein, müssen sie nicht allein eine Frau, sondern auch ein Kind haben. Stirbt die Frau, verlieren sie die Stelle und müssen ins Kloster. Der Landgeistliche soll die heiligen Schriften kennen; aber es wird nicht verlangt, daß er schreiben könne. Ihr stilles Leben ist im Ganzen so wenig sein als der der Klostergeistlichen, und bei den Festmahlzeiten soll ihre bedeutendste Rolle sein. Auch kommt es vor, daß aus der Kirche ein Priester berauscht fortgebracht wird.

Der Armenier besitzt in seinem Lande drei Heiligthümer, auf denen sein traditioneller Stolz ruht: das Kloster Ehor-Wirab oder die tiefe Höhle, das Kloster Etschmiadsin und den Berg Ararat. Jenes Kloster führt den Namen von der berühmten Berghöhle, in welcher der älteste Missionar des armenischen Volkes, der heilige Gregor, im 4. Jahrhundert mitten unter Schlangen 14 Jahre zugebracht und die größten Qualen erduldet haben soll, bis König und Volk sich zum Christenthum bekehrten. Die Höhle ist jetzt schon ausgemauert und mit einem Dome bedeckt. Auch hat die Aufklärung Fortschritte in Armenien gemacht. Man weiß nun, daß es nicht ein Engel war, sondern eine alte Frau, welche dem heiligen Gregor täglich an einem Strick ein Laib Brod hinabließ.

An Etschmiadsin, den kirchlichen Hauptort der Armenier, knüpfen sich alle historischen und traditionellen Erinnerungen des Volkes. Die Türken nennen es Utsch-Kliffsch oder die drei Kirchen, von den drei Kirchen, welche dem Reisenden von Erivan her zuerst ins Auge fallen. Zwei davon, außerhalb des Klosters, sind den beiden Jungfrauen Nipsime und Karyane geweiht, welche, unter der Christenverfolgung des Diocletian aus Rom hierhergeflohen, mit 37 andern Jungfrauen an der Stelle ihren Blutzeugentod erlitten haben. So begnügt sich die armenische Tradition mit 39 geschlachteten Jungfrauen, wo die abendländische, diesmal im Blute schweisgender als der

Orient, 11,000 fordert. Umweit der Kirche der heiligen Krippe liegen die Lehmhütten des Dorfes Bagarschabad, einst des Sitzes der Könige Armeniens. Der Name Erschmiadsin bedeutet auf Armenisch: der Eingeborene ist herabgefallen, indem der Erlöser dem heiligen Gregor an dieser Stelle erschienen ist, und dieser nach einem Risse, den ihm die Himmelserscheinung gezeigt, die erste Kirche errichtet hat. Die Residenz des Patriarchen ward erst 1441 herverlegt. Die Leppiche, Crucifixe und Goldgeräthe sowie der ganze Maß- und andere kirchliche Apparat überfliegen an Pracht und Reichthum Alles, was die Missionnaire gesehen hatten. Die Einkünfte Erschmiadsins und seines Katholikos sind aber auch sehr groß, und die Weiheung des heiligen Öl, welches bei allen kirchlichen Handlungen gebraucht werden muß, bringt allein schon ungeheure Summen ein. In der ganzen armenischen Christenheit gibt es nämlich nur zwei Klöster, welche Recht und Kraft haben, dies echte Öl zu siedern, Erschmiadsin und das zum heiligen Johannes in Jerusalem. Beide senden es durch größers und kleinere geistliche Kaufleute in die Provinzen, wo eine Art Markt gehalten wird. Zuweilen trifft sich, daß die Verkäufer aus Jerusalem mit denen aus Erschmiadsin zusammentreffen, wo es dann nicht an Streit fehlt, und Jeder die vorzüglichere Kraft seines Öls anpreist. Die von Jerusalem behaupten namentlich, daß jede abgeschiedene Seele auf ihrer Wanderung nach dem Himmel den Weg über Jerusalem nehmen dürfte, und daß es keiner gestattet sei, an der Pforte des dortigen armenischen Klosters vorbeizupassiren, wenn sie nicht früher das heilige Öl von diesem Kloster gekauft habe.

In unangestasteter Herrlichkeit steht der majestätische Ararat, wie er vor Jahrtausenden aus dem Chaos hervorgetreten. Von allen Gebirgen Asiens, sagt Smith, sah ich keines, das schon um seiner Beschaffenheit willen mehr Ansprüche machte auf die Ehre, der Grenzstein zu sein zwischen der neuen und alten Welt. Von welcher Seite man es anschauen möge, es stellt sich immer dem Auge ohne die geringsten Hindernisse von seinem Fuß bis zu seiner Spitze majestätisch entgegen. Seine Kulmglänzen von ewigem Schnee und Eis, und seine Felsenwände, an welchen mit dem Draußen des Erdbehens die Schneelawinen hinabrollen, sind in unermesslicher Höhe so steil, daß bis zur Reife der Herren Smith und Dwight noch kein Nachkomme Noah's es gewagt, ihre Spitzen zu erklimmen. Daß Parrot es seitdem ins Werk gesetzt und den jungfräulichen Schnee mit seinen Füßen betreten hat, können ihm die Armentier nicht vergeben. 101.

Joachim Lelewel's kleinere Schriften geographisch-historischen Inhalts. Aus dem Polnischen übersetzt von Karl Ren. Leipzig, Breitkopf und Härtel. Gr. 8. 1836. 2 Bde.

Daß gerade der deutschen Literatur mit der Uebersetzung dieser Schriften Tolstoj's ein großer Dienst erwiesen sei, möchten wir weder streng behaupten noch entschieden verneinen. Indes

glauben wir wol, daß es Manchem nicht uninteressant zu seyn dürfte in den Schriften eines Mannes zu blättern, der in so polnischen Revolution eine große Thätigkeit obwaltete. Wir besitzen also in der Folge über dieselben. Die erste Abhandlung: „Geschichte der Erbsünde und der Entdeckung“, 93 Seiten, scheint uns nicht so gelehrig und ansehnlich zu seyn, daß sie das Motto: „Ausbauernde Arbeit überwindet die Kraftfertigen sollte.“ Hr. Lelewel mag immerhin die Quellen lesen und studirt haben, aber neue Aufschlüsse oder schätzbare Forschungen theilt er nicht mit. Dagegen liest sich bei ihm wie ein gutes französisches Résumé. Von den ähnlichen Schriften unseres H. C. Sprengel, J. R. Forster und überhaupt der polnische Schriftsteller kriech Kritz genommen zu sein. Bären sie ihm nicht bedeutend genug, oder hielt er sie zu demüthig und verachtet? Die zweite Abhandlung: „Ueber die Lebensweise der Alten“, ist mit Fleiß gearbeitet, doch noch nicht die Werke von Rome de l'États, Pellerin und dergleichen überflüssig machen. In der dritten Abhandlung: „Ueber den denjenigen Völkern, welche bis zum 10. Jahrhundert in Inneren Europas bewohnten“, wird von den Kriegerstämmen der Scythen, Saker, Sarmaten, Germanen, Sclaven, Hunnen, Gothen, Gepiden, Persier, Slaven, Bulgaren, Avarn und Ungarn auf 48 Seiten gehandelt. Wir können sie nur als eine Art französischen Résumés bezeichnen, welche dazu die Fehler sehr ungenauer Citate und gänzlich unzulässige ~~unrichtige~~ Schriftsteller an sich hat. Die letzte Abhandlung: „Handelsverhältnisse der Phönicië, jedoch den Ägypter und Griechen“, möchte leicht die bedeutendste der Sammlung sein. Aber Neues enthält sie auch nicht. Wirklich befremdend ist, daß in einer Abhandlung über Handelsverhältnisse des Alterthums Herrens Name auch das einzige Mal genannt ist; um so weniger darf es in sich die neuern Schriften über Kartago von Büttcher, oder über Pannos Periplos, Niebuhrs Ansichten über die Handelsverhältnisse zwischen Rom und Kartago gar nicht zu finden. Sind aber die Schriften Lelewels, wie wir seher öfters angibt, für das deutsche Publikum bestimmt, wird dasselbe sich nicht gerade allzu sehr zu einem Leserknaben gezogen fühlen, der den bedeutendsten Notabilitäten Deutschlands in England, Frankreich und in den andern gleichmäßig in Ansehen stehen, so gut wie gar keine Kenntniß der deutschen Sprache nicht — wie dies auch wol begreifen kann —, so konnte er die saglichen russischen Übersetzungen der Werke Herrens und Niebuhrs, oder Hr. Neus, sein Übersetzer, mußte hier nicht eintreten.

Das Verdienst desselben vermögen wir nicht ganz würdigen, da wie der polnischen Sprache nicht laus. Gostkiewski ließ sich seine Uebersetzung recht gut und pries gewiss Originalität in Farbe und Ausdruck. Da auch das Schlusswort an seine ehemaligen Mitarbeiter in Berlin. „Lange schon habt Ihr Euch, Gemeine heißt es zuletzt, „nach allen vier Winden zerstreut, Ihr, die Ihr am Rhein, an der Weichsel oder an irgend einem andern, fäktern oder wohnet, Schatzgäber des großen europäischen Reichthums im Schatten Eurer bei Eurer Härte zu ruhen das Glück habt —, wenn ich, diese Sellen unter die Augen und resp. Anwesenden, — so mögt Ihr in dem innersten Gemüthe des Andenkens an unser Exilium, da wir neben den Bannern der vier Facultäten auch unter den Erkennungsbärten im Felde der Wissenschaften lagen; Jeder nach seiner Art wieder einmal aufzuwachen, wenn Ihr wollt, auch an mich, Herrn v. Lützow, Freund, gefehrten und ergebenen Diener des Landes, welcher ist jetzt Director der Schule in Berlin.“

Literarische Unterhaltung.

Donntag,

Nr. 318.

13. November 1834.

Vorlesungen über das Wesen der Philosophie und ihre Bedeutung für Wissenschaft und Leben. Für den künftigen Leser herausgegeben von Heinrich Schmid. Stuttgart, Clesching. 1836. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Gr.

Herr Schmid, welcher der Wissenschaft viel zu früh noch vor der völligen Beendigung dieser Vorlesungen verstorben wurde, ist nächst Scheibler der Einzige, welcher das Fries'sche System mit einigem Erfolge cultivirt hat. Er verfolgte von seinem ersten Auftreten in der Wissenschaft an einen doppelten Zweck. Einmal wollte er die Lehren Reinhold's, Fichte's und Schelling's, besonders nachdem der Erste immer mehr in den Hintergrund geschoben wurde bis zur völligen Annullirung, die der beiden Anhängern, mochten sie nun entweder bloß eine festere Grundlage, oder eine von ihr unabhängige, eigenthümliche und neue Darstellung des Grundgedankens, oder gar einen völligen Umsturz der Kant'schen „Kritik der reinen Vernunft“ vorzuführen, als gänzlich verfehlte Speculationen zurückweisen; sodann aber selbst in der „Neuen Kritik der Vernunft“ (3 Bände, Heidelberg 1807, 2. Auflage, 1828) im Geiste Kant's und mit Vermeidung seiner Fehler dasselbe große Werk noch einmal unternehmen, zum Befriedigenden Schlusse bringen und so allen die natürlichen Grenzen des Geistes überfliegenden Systemen ihren unvermeidlichen Fall bereiten. Dies war allen Denen aus der Seele gesprochen, welche, durch Fichte's und Schelling's Fortschritte beunruhigt und unvermögend, diesen gewaltigen Geistern aus eigener Kraft Widerstand zu leisten, obwohl den Kant'schen Standpunkt, dem sie ihre Bildung verdankten, auf dem sie sich bisher so wohl befanden und in ihrem alten Lager es sich recht bequem zu machen gedachten, vor jenen vermeintlichen Usurpatoren zu halten zu sehen wünschten. In ihren Augen stieg Fries als einer der ersten Autoritäten. Die eigentliche Glanzperiode seiner Wirksamkeit begann aber mit seiner Vermählung nach Jena Ostern 1817. Hier wurde er eine Hauptstütze der damaligen allgemeinen deutschen Burschenschaft. Er gab sich mit großer Liebe und Begeisterung einem Leben hin, das nicht nur selbst ihren patriotischen Enthusiasmus zu heben schien, sondern dessen ganzes System auch mit den damaligen burschenschaftlichen Tendenzen sehr genau übereinstimmte und die freieste Anwendung gestattete. Eine unklare, nicht selten verworrene Darstellung,

in welcher die Untersuchungen verschiedener Disciplinen ineinanderlaufen; die vielen Neben von den Idealen des Lebens, Insonderheit der Wissenschaft, der Freiheit, des Vaterlandes; die Anklänge früherer herrnhutischer Mystik, welche, in weichlichen, kindlichen Gefühlen verschwimmend, als Schlussstein des ganzen Systems in der Achtung, einer aller Theorien entgegen gesetzten Überzeugungsweise, aus bloßen Gefühlen wieder hervortritt, die als ästhetische Weltansicht der Religion die Grundmelodie der Sphären musikalisch vernimmt, in deren Weltaccorde alle Dissonanzen aufgelöst mitsingen, und wo Sieg, Heldentod und Opfer in Ein Leben zusammenfließen nach der ewigen Zahl erforschten, heiligem Gesetze *) — diese und ähnliche Lehren, wodurch der Jüngling der Weisheit auf sein eigenes Gemüth in seinem dunkeln Drange zurückgewiesen wurde, mußten die Jugend noch mehr entflammen. Fries folgte der Burschenschaft zur Feier des Wartburgfestes am 18. Oct. 1817, und er wurde bekanntlich wegen Verdachtes der Theilnahme an dem an diesem Tage auf dem Wartberge verübten Verbrennen mehrerer Druckschriften und sogar bestehender großherzogl. sächs. weimarischer und anderer Gesetze deutscher Fürsten angeklagt und in Untersuchung genommen und hatte deshalb Manches zu leiden. Herr Schmid stellt dies in gegenwärtigen Vorlesungen (S. 77), wo er als die natürlichsten und heftigsten Gegner der Philosophie die Freunde der Finsterniß, des Aberglaubens und der absoluten Herrschergewalt, die Befürworter der blinden Autorität und der Knechtschaft namhaft macht, so dar, als ob die harten Schicksale, welche ein Fries und Men erfahren mußten, ihnen von Priestern oder fanatischem Pöbelwahn, oder von despotischer Cabinetspolitik bereitet worden wären. Als Zeuge der Wahrheit können wir aber aus guter Quelle versichern, daß von allen Dingen nichts statgefunden, daß vielmehr in Jena, was Fries seitdem getroffen, nur das Walten der Nemesis zu erkennen sei, und daß die Ehrliebe der Universität Jena und namentlich die großherzogl. weim. Regierung in Ansehung seiner die größte Humanität und Milde bewiesen. Wir wollen nicht alle Wunden wieder aufreißen, nicht diesen als Gelehrten und Menschen gleich achtungswürdigen Mann aufs Neue vor dem öffentlichen

*) „Neue Kritik der Vernunft“ (Heidelberg 1831), Bd. 3, S. 364.

Nichtersfuhl sehen, nicht seine letzten Tage verbittern; aber wir können es auch nicht billigen, daß Schmid seinen Lehrer, unüberleglichen Thatsachen zum Troste, weißbrennen und ein gehässiges Licht auf die Regierungen werfen will. Das Betragen von Fries auf der Wartburg und sonst war, aufs gelindeste ausgedrückt, ein unbefonnenes, unüberlegtes. Als die Regierungen Ernst zeigten und kräftige Maßregeln ergriffen, zogen sich die meisten Männer zurück und überließen die Jugend ihrem Schicksale. Fries selbst wurde längere Zeit von seinem Lehramte mit Beibehaltung seines vollen Gehalts suspendirt; um ihn aber der Universität Jena zu erhalten, ertheilte man ihm die Professur der Mathematik und Physik, und als man hoffen durfte, er werde von jenem politischen Schwindelgeiste genesen und zur bessern Einsicht gekommen sein, und seine Lehre werde bei dem Sinken der burschenschaftlichen Bestrebungen auf den Universitäten und der veränderten Richtung des Zeitgeistes weniger Eingang finden, erlaubte man ihm sogar, in der Stille nebenbei philosophische Vorlesungen zu halten, so daß hierdurch der Kreis seiner akademischen Thätigkeit sogar erweitert wurde. Dies war also die despotische Cabinetspolizei, über die sich Schmid beklagt. Mit dieser Katastrophe sank auch Fries in der öffentlichen Meinung, und sein System fand an Hegel den gefährlichsten Gegner. Dieser hatte ihn schon in der „Logik“, dann im „Naturrechte“ und sonst, man darf sagen wegwerfend behandelt und scheint den Haß gegen denselben mit ins Grab genommen zu haben. *) Die Hegel'sche Schule theilte natürlich diese Ansicht. Fries, sei es nun, daß ihn mit zunehmendem Alter die Kraft verläßt, oder daß er nicht mehr Lust hat zu einem ähnlichen Kampfe wie früher gegen Fichte und Schelling, verhielt sich dabei fast nur leidend; der kleine Aufsatz: „Nichtigkeit der Hegel'schen Dialektik“ **, war nur ein schwacher Angriff, der spurlos vorübergegangen scheint. Schmid dagegen hat sich bei mehreren Gelegenheiten und auch in dem vorliegenden Werke kräftiger über Hegel ausgesprochen und an dem Standpunkte seines Lehrers bis zu seinem Tode unverrückt festgehalten. Dadurch ist es nun freilich gekommen, daß diese Vorlesungen, obwol ganz neu, doch der ganzen Ansicht nach ziemlich veraltet sind, da der Standpunkt von Fries eigentlich zwischen Kant und Fichte fällt als eine verbesserte Umarbeitung der „Kritik der reinen Vernunft“ und der daran sich anschließenden Disciplinen, unbehindert um die späteren Fortbildungen der Philosophie. Es macht auf den kundigen Leser einen eignen Eindruck, wenn S. 178 versichert wird, zu den schönsten Hoffnungen für eine gesunde Regeneration der Philosophie unserer Zeit berechtige das neue, kräftige Erwachen der gründlichen und sichern psychologisch-kritischen Methode, und unter den Denkern, welche sich derselben bedient, rage vor Allen beiläufig an tiefsinnigen Untersuchungen und

fruchtbarsten Resultaten Fries hervor, dessen unsterbliche „Kritik der Vernunft“ erst jetzt nach ihrem wahren Werthe immer mehr anerkannt werde, während die „Kritik“ schon beinahe 30 Jahre dem Publicum bekannt und seit dieser Zeit nicht im Stande gewesen ist, im Strom der Wissenschaft aufzuhalten oder andere zu hindern und selbst diejenigen, welche sich der Psychologie zuwenden, diese Wissenschaft nach anderer Methode behandeln.

Der Verf. handelt in zwölf Vorlesungen von den Begriffen und Zwecken der Philosophie, wobei er die psychologische Entwicklung der philosophischen Erkenntniß gibt, dann von den Segnern der Philosophie, in den Feinden der Geistesfreiheit, den Praktikern und den Popularisten, vom Verhältnisse der Erfahrung zur Philosophie sowie zu den Facultätswissenschaften, der Medicin, Jurisprudenz und Theologie, hierauf von der Philosophie und dem Geiste der Zeit, und in der achten bis zehnten Vorlesung von dem Werthe der Systeme, und insbesondere a) vom Dualismus, Materialismus und Spiritualismus; b) vom Naturalismus, Pantheismus und Theismus; c) vom Realismus, Idealismus und Identitätslehre; d) vom Empirismus und Rationalismus, und zuletzt vom Sensualismus, der Reflexionsphilosophie, der Gefühlensphilosophie und der mystischen Speculation. Über alle diese Gegenstände spricht er auf eine für Dilettanten, die sich als seine Zuhörer und Leser gedacht hat, höchst angenehme Weise in einer klaren, genauen, nicht selten warm und beredten Darstellung, weshalb wir solchen diese Schrift mit gutem Gewissen empfehlen können. Manne der Sach freilich werden darin wenig Neues finden und auf viele Reminiscenzen stoßen, wie dies auch nicht anders zu erwarten war, da er sich streng an das System seines Lehrers gehalten hat und ihm der ästhetische Hauch der Ueberfrichtigkeit mangelt. In alle Einzelheiten eingehen, gestatten die Grenzen d. Bl. nicht. Wir wollen daher nur auf einige Stellen aufmerksam machen, in denen das Beschränkte seines Standpunkts besonders zu Tage tritt, und wo ihn der Eifer zu weit fortgerissen hat.

(Der Beschluß folgt.)

Französische Journalistik.

I. Revue rétrospective. August 1835.

Durch Beschluß vom 18. Juli 1834 setzte das Minister des öffentlichen Unterrichts ein Comité an, dessen Bestimmung sein sollte, historische und archäologische Untersuchungen, zunächst in Bezug auf die Geschichte Frankreichs, anzustellen und zu leiten. Mitglieder dieses Comité waren: Dumoulin, Vicepräsident, Daunou, Oberaufseher der Archive des Reichs, Rauber, Mignet, Champollion-Figeac, Jannet, und Royer-Collard (Hippol.). Außer den in Nr. 1 u. 2 angegebenen Werken sind auf Veranlassung dieses Comité auf Kosten der königl. Druckerei noch herangezogen: 1) „Mémoires militaires relatifs à la succession d'Espagne sous Louis XIV.“, ein Auszug der Correspondenz zwischen dem kaiserlichen Hofe und den Generalen, welchen der alt dem Reich des Kriegsdepots 1790 verstorbenen Generalleutnant Darnay veranstaltet hatte. Diesen Auszug hat der gegenwärtig dem Reich beistehende Generalleutnant Peter durchgeführte und die Einleitung dazu geschrieben. 2) „Procès-verbaux du conseil du conseil de régence du roi Charles VIII pendant la

*) Bol. Hegel's „Geschichte der Philosophie“ (Berlin 1836), Bd. 8, S. 646.

**) „Für Theologie. Oppositionschrift“ (Jena 1828), Bd. 1, Heft 2.

Paris, 1434. à janvier 1435". Herausgegeben von Berner. Das Manuscript befindet sich in der königlichen Bibliothek zu Paris.

Das zweites, durch Beschluss vom 27. Nov. 1834 eingelegte Comité erhielt den speciellen Auftrag, zur Aufsuchung des Verfassers aller auf die moralische und intellectuelle Bildung des Landes sich beziehenden Documente mitzuwirken. Die Mitglieder sind: Cousin, Vicepräsident, Biot, Esprit, Littré, E. Hugo, Ch. Renouard, Lenoir, Ste. Beuve, Delmas, Secretaire. Das einzige hier aufzuführende Werk, welches dieser Section verdankt wird, sind die unter Cousin's Leitung herausgegebenen „Ouvrages inédits d'Abailard, pour servir à l'histoire de la philosophie scolastique en France“.

L'abbé Maury, ses correspondants et ses correspondances. Eine pikante Auffschrift; auf Skandal würde man jedoch weniger rechnen: es sind Briefe einiger Gelehrten und Freunde des berühmten Kanzleirechners, die Correspondenzen sind Maury's und eine Verwandte Maury's. Die ersten Briefe betreffen sich auf literarische Angelegenheiten, auf den „Panegyrique de St. Vincent de Paul“, und auf den „Panegyrique de St. Louis“, die für oratorische Meisterstücke erklärt werden, auf des Redners Aufnahme in die französische Academie. Maury tritt eine höhere Bühne, er wird zum Abgeordneten der Gesellschaft von Personen in der Versammlung der Gesellschafter erwählt, wo er mit Cazales die monarchische Partei führt und mehrmals Mirabeau feindselig entgegentrat, dem „Vater“ seinen leichten, lebenden Vortrag, sein kaltes Blut, die Selbstgegenwart gemacht war. Man hat von ihm eine lange Reihe wichtiger Entgegnungen, von denen wir hier eine anführen, durch welche ein bezeichnender Ausdruck in die französische Sprache eingeführt wurde und aus dieser in die unsrige überging. Maury in einem äußerst wichtigen Vortrage nämlich, als er durch Ausrufungen unterbrochen, die aus einer Tribüne kamen, in welcher sich die Frauen der Deputirten von der linken Seite der Versammlung befanden. „Mr. le président“, sagte Maury ungeduldig: „faites taire ces sœurs!“ Seitdem wurden mit diesem Worte die Festigkeiten der revolutionären Partei bezeichnet. Nach Beendigung der Arbeiten der Generalstände reiste Maury nach Deutschland und von dort nach Rom, wo er auf Verwendung von Montesquieu-Freund, des Cardinals Berni und des berühmten Grafen d'Angoulême zum Erzbischof von Nicäa in partibus und kurz darauf zum Cardinal in petto befördert wurde.

„Mémoires sur la cour de Rome en l'an 1624.“ Hier erfahren wir Mancherlei über den Zustand des römischen Hofes unter Papst Urban VIII. (Massio Barberini). Nepoten gibt's u. Genüge, indes werden sie kurz gehalten; der Bruder des heyligen, Carlo Barberini, hat den meisten Einfluss; dessen einziger Sohn, Don Antonio, war in seinem 15. Jahre Großkammerherr und General der päpstlichen Galeeren. Der Cardinal warke hatte den rothen Hut im 16. Jahre von Gregor XIV. erhalten, der Cardinal Pio im 18. Auch ein deutscher Cardinal, Dietrichstein (wahrscheinlich Dietrichstein), wird erwähnt. Der Cardinal Bollani heißt es: aus einem großen Hause in Deutschland, er führt die Angelegenheiten des Kaisers, „il est homme de bonne vie, courtis, libéral“. Der Fürst Savelli hat den Titel eines kaiserlichen Gesandten; im Grunde ist es der Bollani, der Alles leitet. Urban VIII. regierte 21 Jahre 8 Tage, das längste Pontificat vor dem Pius VII.

„Journal de la cour et de Paris“ (Beschluss) vom Nov. 1732 bis Nov. 1733. Man rüfzt sich zum Kriege, die Chirurgen ab zur Armee abgegangen. Ein Wunderdoctor zu Paris heilt es mühelos durch bloßes Berühren mit den Händen; er rief es vorher mit einem Wasser, wozu er das Recept für 40,000 Lope verkauft. — Am 8. Decbr. 1733 ein wichtiges Ereignis: le comte de Dauphin präsentiert Sr. Maj. die Ceruette et l'Asel. „Der kleine Prinz“, heißt es, „denahm sich mit dem Eifer und aller Anmut, die man von ihm erwarten konnte.“ Reife von Balthasar an einen feinen Dichter:

Continuation de la gloire, faste et grandeur;

Le compail est permis, mais c'est sur des fumées.

„Racon l'écouit“, der berühmte Roman von Verroft, wird verboten, weil darin, heißt es, das Kaiser nicht verabschiedungswürdig dargestellt wird. Ludwig XV. hatte damals, ich weiß nicht die weiseste Kaiserin! — 27. Oct. Kriegserklärung an Oestreich. Marshall Mares geht nach Italien; ein Caputiner sagt in der Kapelle an ihn: „Alles, was wir thun können, ist, Gott alle Tage zu bitten, daß er Euch in der andern Welt ebenso ruhmvoll mache wie in der gegenwärtigen.“

II. Revue de Paris. 28. August.

Unter der Überschrift: „Berryer“ ist eine interessante Notiz über den berühmten Deputirten gegeben, der besonders jetzt die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zieht, da seine Vermögensumstände sehr gerüttelt sind und sein Landgut Angerville, nach Andern Angerville, zur Versteigerung ausgetreten worden ist. Als kürzlich die „Gazette de France“ diese Nachricht bekannt machte, sagte sie hinzu, die Legitimisten hätten eine Commission niedergesetzt, welche beauftragt sei, Mittel herbeizuschaffen, das Gut zu ersetzen und dem Hrn. Berryer ein Geschenk damit zu machen. Auf der ersten Subscribentenliste figurirt der Herzog v. Fitzjames mit 2500 Francs. Der Gesamtbetrag der Unterzeichnung übersteigt 80,000 Francs. Der Ankauf dieses Landgutes war es, der zuerst die finanziellen Verhältnisse Berryer's störte. Es ist wirklich seltsam, daß die Monarchie Karl X., welche die Geldleute aufgegeben, auf französischem Boden keine andern Kämpen zurückgelassen hat als einige bürgerliche Journalisten unter dem Commando eines bürgerlichen Advocaten. Berryer (der Sohn eines talentvollen Juristen, welcher eine bedeutende und einträgliche Praxis hatte und mit Dupin gemeinschaftlich den Marshall Ney vertheidigte) trat 1812 zum ersten Male im Barreau auf. Erst nach der Restauration zeigte er sich als einen eifrigen Royalisten, man bot ihm die höchsten Würden in der Magistratur an; er blieb Advocat, seine Befoldung hätte zur Befriedigung seiner ungebändigten Genußsucht ausgereicht. Ausgezeichnet als Advocat, ein äußerst gewandter und rascher Arbeiter, erward und verschleierte er, ein lustiger Lebemann, große Reichthümer. Später nahm er Antheil an der Bildung des Ministeriums Polignac und wurde wol selbst ein Portefeuille erhalten haben, wenn die Julirevolution nicht ausgebrochen wäre. Jetzt ist Berryer die Seele der legitimistischen Partei, ein ziemlich schwieriger Pöbel, indem dieselbe in eine Menge Unterabtheilungen zerfällt, die Legitimisten in der Provinz sich mit den pariser nicht verständigen können u. s. w.

III. Revue britannique. Juli 1836.

„Histoire de la marine anglaise.“ Die englische Marine ist die unter Elisabeth's Regierung, wo zuerst die Hande von der Kriegsmarine getrennt wurde, in einem sehr ansehnlichen Zustande. Alfred der Große legte den Grund zur englischen Seemacht; er ward Seeräuber an, welche sich dazu verstanden, ihrem abenteuerlichen Leben zu entsagen, und schloß Gefandte nach Indien, an die Küsten Malabar und Komoran bei (?). Alfred's Sohn wurde von den Anglo-Dänen angegriffen, die 615 Gefangene hatten. Nach der Schlacht von Brunanburgh behauptete Athelstan die Herrschaft über Großbritannien; seine Seemacht kam später dem König Ludwig (d'outremer) zu Hülf. Wilhelm, Herzog von der Normandie, hatte durch Einsicht und Thätigkeit einen großen Einfluß auf die englische Marine. Heinrich II. verbot (1181), an fremde Mächte Schiffe zu verkaufen; sein Sohn Richard Löwenherz begleitete bekanntlich den König von Frankreich auf seinem Kreuzzuge. Zu Chinon erließ Richard jene grausamen Befehle, die unter dem Namen: Lois d'Oléron, noch unter Ludwig XIV. auf dem Meere galten. Trotz aller Bemühungen Richard's war die englische Marine noch nicht organisiert, indessen blieb die Superiorität, welche er auf dem Meere errungen, seinen Nachfolgern unverloren. Der Seesieg der Engländer bei Damme in der Nähe von Brügge ersetzte der englischen Marine eine neue, glänzende Sanftbahn.

„Economie sociale. Agriculture et Industrie aux Etats-Unis.“ Ein sehr wichtiger Aufsatz. Unter den Einrichtungen, welche die Fortschritt der Industrie besonders begünstigen, ist vor allen das eingesetzte Versicherungswesen zu erwähnen. In den meisten Colleges werden Handarbeiten mit den Schülern vereinigt. Im College von Waterville arbeiten die Schüler der Jagdzeit drei Stunden des Tages in den Werkstätten und besorgen mit dem so gewonnenen Verdienste ihre Kost, zwei Dollars wöchentlich. Auch in Nordcarolina und Indiana besinden sich ähnliche Anstalten. Im College Marion im Staate Missouri bezahlen die Schüler einen großen Theil der Pension, die sie auf 70 Pfaster beläuft, von dem Ertrag ihrer Arbeit.

Die Nordamerikaner wenden die neuen Entdeckungen der alten Welt mit Geschick und Umsicht an. Die Dampfmaschine ist allgemein im Gebrauch; kein Pächter, der nicht die besten Verbesserungen hat, mittels welcher die Arbeit des Menschen abgelenkt oder verhehrt wird. Dem Ackerbau sind 24 periodische Schriften gewidmet. Der Werth des Grundeigentums im Staate Newyork wird auf 450,000,000 Doll. (2,438,000,000 Francs) angeschlagen, die Stadt hat jährlich 1,500,000 Dollars Einkünfte. Die 90 Banken, welche in diesem Staate gegenwärtig in Thätigkeit sind, haben ein Capital von 35,000,000 Dollars; nebst dem bestehen 14 Versicherungsgesellschaften mit einem Capital von 4,550,000, und 29 Feuerversicherungskassen mit 10,450,000 Dollars. Die Zuckerfabricen von Sam. Cuppy raffinirt täglich 2000 Eut Zucker.

Seit einigen Jahren haben 10—12 Städte im Staate Newyork durch Handelsfähigkeit bedeutend zugenommen, besonders Syrakus, Utica, Rochester, Albany. Syrakus besitzt viele Gattungen, in denen jährlich 50,000 Tonnen Salz gesortet werden. Die Vereinigten Staaten überhaupt liefern jährlich 5,500,000 Scheffel Salz. In der Nähe des Ontariosees und in den fruchtbaren Thälern, die der Genesee bewässert, liegt Rochester, der Mittelpunkt des westlichen Theiles des Staates Newyork. Vor 35 Jahren wurde der Grund und Boden, den die Stadt einnahm, für 2000 Dollars verkauft, jetzt circuliren hier jährlich an 10,000,000 Dollars. — Dr. Moore ließ 1803 vier Mexicos aus Spanien kommen (Newyork besaß davon damals nur zwei), heutzutage besitzen die Vereinigten Staaten 20,000,000 Schafe mit einem Ertrage von 50,000,000 Pfd. Wolle, 20,000,000 Dollars an Werth. — Auch der Seidenbau macht gute Fortschritte; 1760 wurde der Maulbeerbaum nach Mansfield gebracht. In Providence besteht eine Gesellschaft, welche über 20,000 Maulbeerbäume von 4—5 Jahren besitzt. — Zwölf Staaten der Union haben 795 Baumwollenmanufacturen, mit einem Betriebscapital von 40,000,000 Dollars.

IV. Revue des deux mondes. 1. Sept.

„Romanciers de la France: Mad. la comte de Lasfayette.“ Boileau sagte von dieser Dame: „C'est la dame de France qui a le plus d'esprit et qui écrit le mieux“, und doch war sie keine Schriftstellerin von Profession; sie schrieb nach Mufe und selbst mit einer Art Kapriciosität, die öfters schreibenden Frauen sehr wohl steht. Sie machte Epoche im Roman, der in Frankreich mit „Astrée“ beginnt; aus diesem entsprangen jene famosen Geschichten: „Cyrus“, „Cleopatre“, „Clélie“ u. s. w., welche Boileau mit seinem scharfen Spotte lobte. In der „Princesse de Clèves“ von der Gräfin von Lasfayette dagegen findet man die meisten Eigenschaften, welche jenen Producten abgehen: Maß, Anstand, Einfalt, einfache Mittel statt ungeheurer Katastrophen und Phrasen. Der Verf. des angezeigten Aufsatze, Etc. Deuue, versichert, bei Abfassung desselben ein „document inédit, mais très-intime“ benutzt zu haben. Der bekannte Menage besang die Gräfin Lasfayette in lateinischen Versen; sie lernte selbst Latein und verstand nach kurzer Zeit mehr von der Sprache als Menage und selbst der berühmte Jesuit Mapin. Beide konnten sich einst über die Stelle eines Dichters nicht vereinigen, den sie mit ihr lasen. „Vous n'y entendez rien ni l'un ni l'autre!“ rief die Gräfin, erklärte die Stelle,

und 14. Sept. gab der Schöner Rock. Dieser hat eine die zur Angewandtheit gehörende Eigenschaften mit sich, die Wissen auf's Beharrende, um die Damen in der Welt nicht zu verblüffen. Eine solche Eigenschaft hatte er im Jahr 1688 mit dem Namen „L'avenir“ als Schöner Rocker der erste malter bekannt. Im Jahr 1711, 1688 trat er in der Welt auf, und als 52 Jahre alter Herzog v. Montpensier, der an sein Ende tritt. Er starb an einem Schlaganfall im Jahr 1693.

V. Revue littéraire du premier semestre de 1890.

Wir geben einige Auszüge mit Belustigung zu lesen: 1) Theologie. Hier finden wir zunächst die late und die sogenannten „Classiques de la théologie“, welche die Werke des heil. Augustinus, besonders die „Sermons“, besonders zu erwähnen sind. Neues hat die lateinische Kirche wenig geliefert, mit Ausnahme der „Sermons“ für Bräderschaften und 5—6 Centones. Die höhere Kirche hat die religiösen Streitigkeiten, die in Kurzem sehr heftig waren, nicht sonderlich beachtet. In den „mémorial“ und seiner Schüler Schriften hat der Engherz in Toulouse 56 Sätze ausgezogen und widerlegt sie in einer Genehmigung des Papstes erschienenen Schrift: „Cours de cinq-vingt-six propositions“. Unter den vorerwähnten Schriften befindet sich auch die von dem Journal: „L'avenir“, angeführte Behauptung, die katholische Religion lasse sich mit allen politischen Freiheiten in Einklang bringen. Eine ähnliche, von Lamennais gerichtete Schrift ist „Défense de l'enseignement catholique“, von Boyer.

2) Philosophie. Ungefähr 20 Werke, darunter: „Cours de philosophie, professé par Cousin, publié avec les révisions par Garnier“, „Mémoires“, „Essai d'induction philosophique d'après les faits“ auszuzeichnen. Von Witter's Ende der Philosophie ist in der Übersetzung der dritte Band erschienen.

3) Staatswissenschaften. „Cours de philosophie constitutionnelle par Benj. Constant“, eine Sammlung von Fragmenten politischer Schriften des berühmten Mannes, in einer schätzbaren Einleitung von Garnier-Pagès (de l'Institut), „Etudes sur les constitutions des peuples libres“ von Comandi; der Verf. zerlegt die constituirten Elemente der politischen Gesellschaft und sucht daraus die Quelle der Verfassungs- und Ablosungskraft abzuleiten. Dasselbe „Considérations d'économie politique sur la bienfaisance“ von Villers, „De la charité légale“ behandeln einen Gegenstand, den denkende und unterrichtete Männer in Frankreich jetzt sehr beschäftigt.

4) Sprachkunde. Hier ist der Klem zu nennen: „Les polles-figes“, „Grammaire égyptienne“ u. s. w. Der Dr. de lafouche hat „Etudes hébraïques“ und „Panorama des langues“ herausgegeben. Der Verf. behauptet, in der hebräischen Sprache eine gewisse Anzahl Silben aufgefunden zu haben, die in den Kern aller übrigen Sprachen betrachtet. Dasselbe in den neuesten Werke: „Parallèle des langues de l'Europe et de l'Inde“, sucht die Ähnlichkeit der europäischen Sprachen mit den indischen darzustellen.

Notiz.

Das katharischenburgliche Oberbergamt hat den Stein an das petersburger Museum des Bergbau zu gesandt, die am Ufer des Iset gefunden worden sind. Der Stein kommt dort in einem Flöz von Kalkstein vor, der mit aufgelöster Braun- und Eisenstein ist, häufiger aber in einem unter diesem Flöz folgenden mitterten Flöz, welcher wenig Eisen und Kalkstein enthält, und in einem noch tiefer folgenden Flöz, der mit Eisen, Kohle von Polymet und Eisen gemengt ist.

Literarische Unterhaltung.

Montag,

— Nr. 319. —

14. November 1836.

Vorlesungen über das Wesen der Philosophie und ihre Bedeutung für Wissenschaft und Leben. Für den kende Leser herausgegeben von Heinrich Schmid.
(Schluß aus Nr. 318.)

In Gemäßheit der psychologisch-kritischen Methode von Fries lehrt der Verf.:

Nicht den Gehalt alles Seins, sondern nur seine Form, diese Gesetze enthält die philosophische Erkenntnis. Das eigentliche Wesen der Philosophie ist nicht Erkenntnis der Gegenstände, sondern nur Erkenntnis der bloß subjectiven Bedingungen der Erkenntnis (S. 24). Philosophie ist daher die Wissenschaft von den Formen der Einheit unserer Erkenntnis; sie schließt allen Gehalt, allen Stoff, alles Wirkliche, alles Mannichfaltige von sich aus, ihr ist die Form selbst der Gehalt ihrer Erkenntnis (S. 34). Aber Gehalt, alles Wirkliche, alle Thatfachen unserer Erkenntnis stammen und aus der sinnlichen Wahrnehmung. Aber ursprünglich, vor aller Anregung der Sinne liegen in uns die ewigen Gesetze der Vernunft, als Formen jeder Erkenntnis des Wirklichen. Also entspringen in dem menschlichen Geiste Gehalt und Form, Wirklichkeit und Nothwendigkeit, Thatfache und Gesetze, Mannichfaltiges und Einheit nicht aus Einer Quelle; das Erste gehört der Empfänglichkeit oder Sinnlichkeit, das Andere der Selbstthätigkeit oder Vernunft an (S. 101).

Wohin diese Erklärung führe, nämlich zu einer bloßen Logik, scheint er selbst gefühlt zu haben. Er lenkt daher wieder ein und versichert, Philosophie enthalte auch die metaphysischen Formen und Gesetze, die Formen und Gesetze des Seins selbst, nicht bloß des Denkens (S. 116); ja Philosophie soll sogar Wissenschaft vom Wesen der Dinge sein (S. 39), und durch sie soll uns das Denken einen Überblick des Universums seinem Zusammenhang, seiner Ordnung, seinem innern Wesen nach gewähren (S. 47); damit aber dieser Widerspruch nicht zu schreiend erscheine, soll Philosophie nur Wissenschaft des Universums sein, insofern sie die Gesetze und Gründe alles Seins für sich zum Bewußtsein bringt, nicht den Inhalt derselben selbst (S. 24). Allein damit geräth Schmid wieder in den bloß subjectiven, logischen Formalismus, welcher mehrere andere Irrthümer erzeugt hat. Einmal fällt nach dieser Erklärung die ganze Philosophie offenbar mit der Psychologie und Logik zusammen. Die subjectiven Bedingungen einer jeden Erkenntnis lassen sich gar nicht a priori, sondern nur durch Erfahrung entdecken, weil sie die Formen sind, in denen wir in diesem Leben jeden Gegenstand wirklich denken, und logisch die

jenigen Formen, unter denen wir jeden Gegenstand denken müssen, soll sich nicht unser Denken selbst zerstören. Nun soll zwar nach dem Verf. die Philosophie auch die Formen und Gesetze des Seins enthalten (die metaphysischen); allein, da sie nur die subjectiven Bedingungen der Erkenntnis enthalten soll, so heißt dies doch nichts Anderes, als sie enthält die Formen, unter denen irgend ein Sein, wenn es unabhängig von der Philosophie gegeben ist, gedacht werden muß, d. h. die logischen Gesetze, wodurch über die Objectivität des Gedachten noch gar nichts behauptet wird. Er selbst sagt (S. 42): „Die philosophische Erkenntnis ist in Ansehung ihrer Form das Denken.“ Denken ist aber nicht Erkennen, und etwas denken heißt noch nicht, es außer dem Denkenden als objectiv, real setzen. Zweitens kann der Verf. damit weder dem Skepticismus noch dem Idealismus, den er doch hat widerlegen wollen, entgegen. Die subjectiven Bedingungen der Erkenntnis sind bloß die Formen und Gesetze, unter denen wir uns die Dinge denken müssen, wobei es immer problematisch bleibt, ob die Dinge auch ihrem objectiven Sein nach wirklich so sind, wie wir sie uns denken. Wie sich die Bilder der Dinge in hohlen Augenspiegeln anders darstellen als in convexen, wie manchen Augen, denen die lichtbrechende Kraft fehlt, alle sichtbare Gegenstände nur wie Kupferstiche erscheinen, so könnte wol auch unser Geist das Gedachte in sich ganz anders reflectiren, als es an sich ist, womit, da die Philosophie über das objective Sein der Dinge gar nichts entscheiden kann, das Fundament der gesamten menschlichen Erkenntnis untergraben wird. Es ist daher ein gewaltiger Sprung und Widerspruch, wenn der Verf. die Philosophie zugleich als Wissenschaft des Wesens der Dinge bezeichnet. Denn Wesen bedeutet ja nicht, wie er es erklärt (S. 39 Anm.), „die nothwendige Bestimmtheit eines Seins durch Gesetze“, welche dann auch von uns in die Dinge hineingetragen werden könnten, sondern das Innere, sich immer gleichbleibende Ansehen eines Dinges im Gegensatz der nicht nothwendigen, wechselnden Bestimmungen, es mag dies von uns erkannt werden oder nicht. Es kann daher von den subjectiven Bedingungen unserer Erkenntnis aus über das Wesen der Dinge gar nichts entschieden werden; und wie nichts über das Wesen, so kann auch von diesem subjectiven Kant-Fries'schen

Standpunkte aus nichts über die Nothwendigkeit und Gesetzmäßigkeit der Dinge behauptet werden. Alles daher, was darin von Raum und Zeit und von den Kategorien, d. h. den reinen Verstandesbegriffen oder Formen des Denkens, die unabhängig von aller Erfahrung und vor ihr ist, und liegen sollen, gehört nicht, hat ebensfalls nur einen subjectiven Werth. Ganz consequent behauptet deshalb der Verf. S. 13:

Wir sehen und fühlen nicht den Raum und die Zeit an den Dingen, sondern finden sie uns als Formen, denen die sinnlich wahrnehmbaren Dinge untergeordnet werden müssen. Ebenso schöpfen wir den Begriff der Substanz aus uns selbst, das gleiche den der Causalität (das Verhältniß zwischen Ursache und Wirkung), den wir aus unserm Geiste hingudenken und auf die Dinge übertragen.

Es sind nur zwei Fälle möglich. Entweder sind die Dinge wirklich im Raume oder nicht. Sind sie wirklich im Raume, so ist es ganz natürlich, daß wir sie im Raume als den erfüllten Raum wahrnehmen, und dann hat diese Erkenntniß objective Gültigkeit. Sind sie aber nicht im Raume, so begreifen wir einen Irrthum, wenn wir sie gleichwol in den Raum setzen, und es kann keine Nothwendigkeit vorhanden sein, sie in den Raum zu setzen; denn sonst wären wir von der Vorsetzung zu einem ewigen Irrthume unabänderlich bestimmt, was undenkbar ist. Dasselbe gilt von der Substanz, der Causalität und von allen Kategorien. Endlich verwickelt sich der Verf. dadurch, daß er in Gemäßheit seines subjectiven Standpunktes allen Gehalt, alles Wirkliche in unserer Erkenntniß von der Sinnlichkeit ableitet (S. 101), aber gleichwol annimmt, in der Vernunft liege die reine Wahrheit ursprünglich und unmittelbar in den Ideen (S. 34, 188), als Glaube und Gefühl (S. 341, 344), jedoch so, daß die Vernunft kein wirkliches Sein finde, das sich diesen Begriffen unterordnen ließe. Liegt in der Vernunft die reine Wahrheit ursprünglich, obwohl nur als Glaube und Gefühl, so hat sie ja einen Gehalt in sich selbst, unabhängig von der Sinnlichkeit, und dann ist es offenbar falsch, daß ihr aller Gehalt nur von dieser komme; vielmehr nimmt sie grade den höhern Gehalt, wodurch die ganze Welt der Erscheinungen erst Werth und Bedeutung erhält, aus sich selbst. Ideen aber, oder Vernunftbegriffe, denen sich kein Sein unterordnen läßt, sind leer und ohne Werth. Die Bedeutung der Ideen, dieser leitenden Genien der Menschheit, beruht darauf, daß sie nicht bloß die Vorbilder unsers Lebens sind, sondern auch von schöpferischer Kraft, in ewiger Thätigkeit sich in der Erscheinungswelt auszuprägen und Alles nach sich zu gestalten, sich immer ähnlicher zu machen. Jedoch der Verf. kennt keine andere Realität als die des Einzelnen (S. 110); er schreibt also Dem allein Realität zu, von dem alle tiefer eindringenden Denker behauptet haben, es sei wegen des steten Wechsels nur ein Scheinbild wahrer Realität und nöthige eben deshalb die Vernunft, darüber hinauszugehen. Eben deshalb durfte er nach seinem Systeme nicht behaupten, der menschliche Wille sei frei in der Idee, aber in seinen zeitlichen Erscheinungen falle er den Gesetzen der Natur anheim (S. 121). Denn hat nur das

Einzelne Recht und läßt sich den Ideen kein Ein unterordnen, so ist die Freiheit in der Idee ein leerer, ein Begreifer mit hölzernen Armen, der kein Recht in Bewegung setzt, und in uns wie außer uns die Nothwendigkeit, Vollkommen consequent gegen der Sack. Die Gesetze, nach denen die Geschichte den Gang der Geschichte zu bestimmen, sind nicht Gesetze der ewigen, idealen Weltordnung, sondern Naturgesetze der Entwicklung der Menschheit. Die Geschichte ist ein nothwendig bestimmter Tuganzes (S. 124, 126), aber nur ein nur ein dem untergeordneten Standpunkte des Verf., der aus die Geschichte der Menschheit nicht zu begreifen. Ohne den Glauben an eine Vorsetzung und an leitenden Spuren in dem labirynthischen Gange, der schlecht erscheint die ganze Geschichte als ein unendlicher Knauel und ein steiniges, des Todesfeld voll ununterter Gebirge. Diese Ansicht steht in genauem Zusammenhang mit dem strengen Rationalismus, zu welchem der Verf. bekennt (S. 148 fg.), und der schon in der Kant'schen Periode der Philosophie sich geltend gemacht, auch in dieser Form sich bereits überlebt hat. Auf diese Weise, wie ihn der Verf. der fast verächtlichen über den Rationalismus" (Nachr. 1813) dargestellt, der freilich jetzt wol zum Theil anderer Meinung führt er, consequent verfolgt, zwar langsam, aber so sicherer zur Untergrabung und Zerstörung aller. Es ist nichts als eine leere Ausflucht und Jactanz, wenn unser Verf. S. 148 versichert, dem rationalen Theologen müsse das positive oder historische Christenthum heilig sein. Allerdings ist das christliche Nationalist an eine Vorsetzung, und das Christenthum ist ihm ein Hauptmoment in dem Plane der Weltregierung; aber indem dabei die Meinung Alles natürlich zugegangen ist, ist ein bloßer Mensch wie wir, und deshalb nicht anders und Schwachheiten wie kein Erdensohn, nicht anders gelehrt als reine Vernunftwahrheiten, nicht anders bei reiflichem Nachdenken ebenso gut aus sich hätte entwickeln können, so tritt damit der historische Christenthums in die Reihe der übrigen Massen der Menschheit und der neueren Zeit, dessen Bedeutung die Menschheit wir zwar anerkennen, aber ohne sie für heilig zu halten oder wol gar als heilig in einem eminenten, einzigen Sinne zu denken. Die Kirche aber vollends in ihrer sinnensfülligen, dem ganzen Wille von Statuten, Ceremonien, Sitten und den Anmaßungen der Hierarchie, wie diese für den Nationalisten heilig, und unantastbar, auf den sich die heutigen Nationalisten als auf ihren Herrn und Meister berufen, ist nicht heilig („Religion innerhalb der Grenzen der Vernunft", Königsberg 1793) das Reich Gottes ist in die reine Vernunftreligion, d. h. in die Religion, die sich von allen Statuten, welche auf Gesetzen und die Vermittlung eines Kirchenvorgangs beruhen, Menschen zur Beförderung des Guten, vernünftig

... hat, wohl, diese nicht als ein Leitband bei der Überlieferung sind, das mit seinen Fingerringen, den Ketten und Obedienzen, für das Kindesalter der Menschheit gut genug war, das aber der Jüngling, wenn es nicht fesseln soll, ablegen muß. Wir gehören zwar zu den gemäßigten Weltbeschauern, wir wollen die Gegenwart nicht mit dem Maße der Vergangenheit messen, wir lassen uns durch alle Wirren der Zeit und die Unwissenheit der Gemüther im Politischen, Wissenschaftlichen und Religiösen in dem Glauben an die göttliche Weltregierung nicht irre machen; aber der offenbare Verfall der Religion und die immer wachsende Empfänglichkeit für die bloß materiellen Interessen des Lebens, die der Stände sich bemächtigende Zerstreuungs- und Verwahrlosungssucht, welche, im anhaltenden Taumel und Rausch sich herumtreibend, dem Gemüthe gar keine Sammlung und Erhebung zum Göttlichen gestattet, und als Folgen davon die unverkennbare Abnahme des häuslichen Glücks bei der in steigender Progression wachsenden Zahl der Durchbrecher, das Sichhervordrängen der unreifen, aber selbstverleibenden, düsteren Jugend, die da, wo sie erst zu lernen sollte, schon den Kopf voll hat von revolutionären Gedanken und sich zum Reformator und Gesetzgeber aller gesellschaftlichen Zustände für berufen hält, der anstehende Ton der Jüngern in der Gesellschaft und ihre Unwissenheit, die allgemeine politische Säuerung und der Verfall der Empörung, der, in ganz Europa glühend, plötzlich bald hier bald dort in wüthende Flammen ausbricht, das Verschwinden aller Pietät und Ehrfurcht gegen Ältere, die Verachtung, gegen alle Institutionen der Väter: diese und andere Erscheinungen bilden doch wahrlich ein widerliches Gemälde voll häßlicher Züge in dem großen Tableau der Jetztzeit, wodurch auf dessen lichtvollste Partien ein dichter Schatten fällt, und man muß in der religiösen Weltverachtung schon weit fortgeschritten sein, um dabei seinen Glauben nicht zu verlieren. Wie hätten es denn, wenn nur noch dies Eine hinzuzufügen, die Mitglieder des jeder Beziehung jungen Deutschlands beinahe ungeschont wagen dürfen, das Christenthum öffentlich zu verhöhnen, wenn sie dabei nicht auf Gleichgesinnte und auf die Laune und Gleichgültigkeit vieler ihrer Zeitgenossen rechnen hätten? Daß aber an dem Verfall der Religion die Theologen und Geistlichen großentheils selbst Schuld sind, selbst wol keinen Zweifel. Seitdem so Viele unter ihnen bis zum Unanständigen nachlässiger Arbeit übergehen, seitdem sie an allen geselligen Vergnügungen, Spiel und Tanz nicht ausgenommen, Theil nehmen und die Würde ihres Berufs gänzlich verlassend, wol selbst die Tanzmusik spielen, oder Arten des „Don Juan“ singen, oder durch Excesse im Trinken sich selbst zum Gespötte machen; seitdem sie bloß Moral predigen — wie denn Fälle vorgekommen sind, daß am ersten Weihnachtstage vom Tugenden der Stallfütterung, am zweiten Ostertage vom Nutzen des Spaziergehens, und am ersten Pfingstfeiertage von der Schädlichkeit des Branntweintrinkens gepredigt worden ist — wodurch sie die Augen der ganzen

Gemeinde auf ihren eignen, nichts weniger als musterhaften Lebenswandel richten: seitdem ist der geistliche Stand in der öffentlichen Meinung außerordentlich gesunken, und er muß, wenn dies so fortgetrieben wird, immer tiefer sinken. Wie nachtheilig diese Beispiele auf die Moralität der Gemeinden wirken müssen, bedarf wol keines Beweises. Hat aber ein ganzer Stand die öffentliche Achtung einmal verlohren, dann hält es schwer, sie wieder zu erwerben, und bis zur völligen Abschaffung der Geistlichen bedarf es dann nur noch eines Schrittes. Verheißt uns ja selbst Kant in der oben angeführten Schrift, daß in der reinen Vernunftreligion, dem Reiche Gottes auf Erden, der erniedrigende Unterschied zwischen Laien und Priestern ganz wegfallen solle! „Tu l'as voulu George Dandin!“

Die Liebe gedenkt der Verf. jener Glanzperiode Jena's, wo zugleich in dem benachbarten Weimar unsere unsterblichen Classiker lebten; aber er betrachtet doch die nachfolgende Zeit nur mit dem einen rückwärts gewendeten Januskopfe, mit dem Blicke eines grämlichen Alters. Die classische Kunstblüte eines Volkes erscheint selten, gewöhnlich nur einmal, jedenfalls in großen Zwischenräumen, und die Leistungen der Künstler können in sich vollendet sein, Muster der nachfolgenden Zeiten; die Wissenschaft hingegen ist einer unendlichen Entwicklung fähig, in ihr zeigen sich auch die größten Geisteswerke nach und nach mangelhaft, indem theils der Stoff wächst, theils in dem Vorhandenen neue Beziehungen und Verhältnisse entdeckt werden und ganz neue Probleme entspringen. Der Verf. beruft sich zur Vertheidigung des Rationalismus in der Theologie auf die fortschreitende Entwicklung des Menschengeschlechts; in der Philosophie dagegen ist er für die Stabilität, er möchte sie in den engen Gedankenkreis der Kant'schen Schule einschließen und ruft ihr zu: „Steh hier und nicht weiter! Nach ihm hat Kant seiner Lehre eine solche Sicherheit, Evidenz und Überzeugungskraft gegeben, „daß sie mit unwiderstehlicher Gewalt sich dem Verstand der Denker gewann“ (S. 160). Gar bald aber verließ die Philosophie diesen sichern Weg, „sie stürzte sich in wildem Taumel in eine Reihe von Verirrungen, verlor sich in ein loses Spiel überschwenglicher Speculationen, in willkürliche Träume der Phantasie, und in diesem wilden Rausch und sinnlosen Taumel schlen der deutschen Speculation das Widerstänigste da. Beispielsweise, das Dunkelfste das Tiefste, das Dringlichste das Wahrste“ (S. 162, 164). Sollte man nach dieser Schilderung nicht glauben, die deutschen Philosophen nach Kant, namentlich Fichte, Schelling und Hegel sammt den Jüngern, die der Verf. im Auge hat, seien Alle dem Irrenhause entsprungenen Wahnsinnigen, oder mindestens Besessenen, gegen die man pollicellische Maßregeln ergreifen müsse? Was diese Drei, die doch gewiß zu den eminentesten Gelehrten der Wissenschaft gehören, bestimmt haben könne, den Kant'schen Standpunkt zu verlassen, davon scheint der Verf. gar keine Ahnung zu haben. Die Ursachen davon sucht er überall, nur nicht da, wo sie zunächst liegen, in der Beschaffenheit der „Kritik der reinen Vernunft“ selbst. Schon

der Umstand, daß sein Lehrer Fries in der „Neuen Kritik der reinen Vernunft“ Kant sehr bedeutende Fehler vorwirft, namentlich eine gänzliche Verkenntung der anthropologischen Grundlehren und des Verhältnisses der Erkenntnisse a priori zu denselben, hätte ihm aber die vermehrte Sicherheit und Unfehlbarkeit Kant's die Augen öffnen können. Deshalb hat er auch aus dem an sich wahren Gedanken (S. 189), daß jedes System die Idee der Wahrheit von einem Standpunkte aus aufstellt und nur ein Moment derselben darstellt, gar nichts zu machen gewußt; sonst würde er auch in den genannten Systemen das Wahre nicht verkannt haben. Der höhere, freie Geist, für den das Einsichinspinnen in die Bieklammer der Schulen nur die notwendige Verpuppung ist zur Entfaltung der ätherischen Schwingen der Psyche, fehlt unserm Verf.; aber trotz der Beschränktheit der ganzen Ansicht wird doch die Lecture dieses Buchs Vielen nützlich sein. Die denkenden Leser freilich, für die der Verf. geschrieben hat, werden eben, wenn sie solche wirklich sind, in manchen Punkten anders denken. 38.

W. Young Ottley.

Dieser, als bildender Künstler, Kunstkenner und Schriftsteller im Kunst- und Alterthumsfach gleich ausgezeichnete Mann starb im Juni d. J. zu London im 65. Jahre seines Alters, nach einem reichhaltigen, durch mannichfache Thätigkeit und Bestrebungen denkwürdigen Leben. Schon als Schulknabe zeigte er ein hohes Interesse für die Kunst, welchem er seitdem unausgesetzt treu blieb. Als Maler war Ottley allerdings nur Dilettant und in Folge dessen wenig bekannt; er zeigte auch hierin so wenig Ehrgeiz, daß sogar seine vertrautesten Freunde, die von seinen vielseitigen Kenntnissen mannichfachen Vortheil zogen, Mühe hatten, ihn zur Ausstellung eines neuen Stücks im Freundeskreise zu vermögen. Das einzige große Werk von ihm, das sich einer allgemeinen Anerkennung zu erfreuen hat, ist sein Fall des Satans, ein Gemälde von 8 Fuß Höhe, das im J. 1823 im Somerset House ausgestellt war und, obgleich noch im unvollendeten Zustande, doch wegen seiner sorgfältigen und meisterhaften Composition die allgemeine Aufmerksamkeit erregte. Abreigns beschäftigte sich sein Talent mehr mit Landschaftsgemälden, mit Zeichnungen von Figuren nach der Natur, mit Phantasiestudien und historischen Studien. Seine früheste Unterweisung im Landschaftzeichnen erhielt er von dem Maler Guist aus Richmond in Yorkshre; darauf nahm er in demselben Genre Unterricht bei John Brown in London, einem damals sehr gefierten Künstler, dessen Sammlung von Zeichnungen er auch an sich kaufte. Woher der junge Ottley aber seine weitere und höhere Kunstausbildung erhielt, ist nicht bekannt; am meisten hatte er sie wol dem eignen Studium, besonders der nachgelassenen Werke Correggio's, Michel Angelo's und anderer berühmter Meister zu verdanken, welches er sein ganzes Leben hindurch mit größter Liebe und Anstrengung fortsetzte. In dieser Rücksicht machte der damals kaum 20 Jahre alte Künstler im J. 1791 eine Reise nach Italien, in das gelobte Land der Bilder und Gefänge, wo er von dem Anblicke so unendlicher Kunstschätze hingerissen wurde und nicht bloß sein eignes Talent an diesen ewigen Mustern abte, sondern daneben noch mehrere in der Kunst Mitstreitende fortwährend beschäftigte, um so viel als möglich von den alten Meistern zu copiren. Hier bildete sich, bei einem mehrjährigen Aufenthalt im Lande der Kunst, auch seine Lieblingsneigung für Kunstsammlungen aus, so daß er außer vielen

wertvollen Originalgemälden, Copien, Zeichnungen u. dgl. auch eine überaus schätzbare Sammlung ganz alter italienischer Gemälde auf Holz, welche zur Zeit, wo die Kunst in Italien haufte, von den Händen der Kirchen abgerufen wurden und beinahe schon ihrem üblichen Untergange anheimfiel, in sein Vaterland gebracht hatte. Für diese in der That wichtige Sammlung legte er, wahrscheinlich weil er zu Unterstützung des Vorstehers, eine entsprechende Bezeichnung sie dem Kenner und Liebhaber stets als den wichtigsten Bestandtheil seiner reichhaltigen Galerie. Ferner anstellte er eine Sammlung von Handschriften italienischer Meister, von den frühesten Zeiten der italienischen Kunst auf deren höchste Höhe unter Masaccio, Giotto, da Vinci, Salvator Rosa u. dgl. Von diesen Zeichnungen sammelte Ottley aus wahrhaft gemeinnützigem Eifer für die Kunst eine Sammlung von Facsimiles, welche er unter dem Titel „Italian school of design“, gr. Fol., herausgab. In dies lehrreiche Unternehmen wurden damals viele italienische Zeichner und Kupferstecher seiner Zeit von ihm beschäftigt. Der erste Theil dieses ausgezeichneten Prachtwerkes erschien im J. 1808; der zweite vier Jahre später; der dritte, mit dem das Werk beschlossen wurde, erschien aber, da man sich vorhergesehene Umstände das Unternehmen verpöthete, im J. 1823. In seiner Vollständigkeit enthielt das Werk 1000, von denen die Hälfte aus Handschriften (und die übrige Hälfte) von Michel Angelo und Masaccio besteht. Die ginsammlungen selbst überließ Ottley später seinem Sohn Thomas Lawrence für den Preis von 8000 Pfund. Seine nachgelassene Kupferstichsammlung Ottley's, welche er fort bis auf die letzte Zeit vor seinem Tode beendete, zu den vollständigsten und schönsten in Europa gerechnet, Ottley's Thätigkeit als Schriftsteller in seinem Fach. So war er unstreitig einer der fleißigsten, glüklichst, abhängigsten und, was wol häufig zu seinem Nachtheile geschehen sein mag, ungenüßigsten. In bereits erwähnten „Italian school of design“ sind folgende Hauptwerke folgende: 1) Die „Florantine school of design“ (1801), 2) „Über den Ursprung der besten Geschichte der Kupferstichkunst“ (2 Bände, 1801), 3) „Die Zeitgenossen und Bibliographen nach bekanntem“ (3), 4) „The Stafford gallery“, 5) „The critical catalogue of engravings“ (1831), zu welchem letztem er über die hindurch die Materialien gesammelt hatte, welche unvollendet bleiben mußte, da er die eigentliche, vollste und langsam fortschreitende Ausarbeitung erst in späteren Abschnitten seines Lebens unternommen hatte. Ottley gab viele schätzbare Beiträge in „Rees“, „Encyclopädie“, „Archäologie“ und andere antiquarische Zeitschriften. Eine Erwähnung aber verdient noch eine antiquarische Schrift, welche Ottley der Societät der Alterthumsforscher in London überreichte, deren Ausschuss er seit vielen Jahren gehörte, nämlich eine Handschrift des Krates im britischen Museum nach der allgemeinen Annahme im 10. oder 11. Jahrhundert geschrieben sein sollte, deren eigentlicher Name durch eine sehr geistreiche und wahrheitsähnliche Fälschung in das 3. Jahrhundert, wo nicht noch früher, verlegt wurde. Das letzte Werk, was Ottley's fleißige Feder beschäftigte, war eine Controverschrift zu Feststellung des eigentlichen Ursprungs der sogenannten beweglichen Typen, bedauern, daß dies Werk, das so ganz für Ottley ermittelnden und umsichtigen Geist geeignet war, zu seinem Tode unvollendet blieb. In seinem Nachlass fand man Ottley freundlich und gefällig, und jeder, der ihn kannte, durfte im Voraus seines besten Theils für die Förderung gewiß sein.

Dienstag,

Nr. 320.

15. November 1836.

Taschenbücherschau für 1837.

Erster Theil.

1. Urania.

„Urania“ hat unter den deutschen Taschenbüchern vielleicht die glänzendste und merkwürdigste Geschichte, den edelsten Charakter, die blühendste Lebenskraft. Jeder Jahrgang bringt uns wenigstens eine Novelle, wenn nicht mehrere, welche nicht in die Augenblicksliteratur gehört, sondern vielmehr würdig ist, in der Literatur überhaupt einen festen Standpunkt zu fassen. Die artistischen Anlagen waren bisher nicht minder gewählt als der novellistische Text selbst, und wenn auch zuweilen, was nicht zu vermeiden ist, Novellen geringern Werthes aufgenommen wurden, so waren diese Novellen Irrthümer, wie sie nur von einem Talente begangen werden können; und wenn wir auch in diesem neuen Jahrgange eine ähnliche Verirrung des äppigsten Talents in der Novelle von Emerentius Scävola nachweisen können und müssen, so werden wir durch den übrigen, von Schefer, Eichendorff und L. Tieck besorgten novellistischen Text doppelt und vielfach entschädigt.

Die Stahlstiche der „Urania“ von 1837 sind abermals nicht bloße Schmuckstücke, wie sie in der Mehrzahl unserer Taschenbücher gewöhnlich und höchstens für ein Kunstgeschmackel, nicht für den Kunstgeschmack genießbar sind; sie haben wirklichen Kunstwerth, und wie die Wahl der Bisterbilder, wonach sie gearbeitet sind, überaus zart und behutsam zu nennen ist, so ist auch ihre Ausführung im Allgemeinen als vollkommen genügend anzuerkennen.

Das wohlgetroffene Bildniß Alexander's v. Humboldt eröffnet die Bilderreihe auf eine würdige Weise. Weiterhin erblicken wir, wie in dem beigegebenen Compendium treffend gesagt ist, ein süßlich-ernstes, felsenvolles, in schwermüthiges Bild des englischen Ritters A. Phaulkon, welches im Hintergrunde den lichten Himmel und das leuchtende Meer Griechenlands, im Vordergrund die Felsklippe darstellt, woran zwei zarte Mädchengestalten in innigst trauernder Stellung lehnen. Das schöne, poetisch aufgefaßte und ausgeführte Bild trägt die Unterschrift: „Die Mädchen von Seis.“ Einen potenziellern Schmerz, ja den Jammer in höchster Steigerung, das menschliche Leid im erschütterndsten Ausdruck bietet das zweite Bild, nach einem Blatte Simpson's von Alex.

Bischoffe gestochen. Ein gefesselter Negerklave, in aufrechter Stellung auf einer Bank sitzend, die matten Hände auf die Knie gelegt, das Haar struppig emporstarrend, wirft einen Blick nach oben, wo in den nächtlichen Hintergrund ein Lichtstrahl fällt; einen Blick, welcher die verschiedensten Empfindungen zugleich ausdrückt, die Verzweiflung, die Resignation, die Skepsis, den Glauben, den Fluch, die Bitter, vor Allem die Frage, ob Rache, Gnade, Recht und Licht dort oben sei. Dies Bild gehört trotz seiner Einfachheit zu den wirkungsvollsten und erschütterndsten, die ich je gesehen habe. Auch der Stahlstich: „Cornelia“, nach einem schönen Bilde Wächter's, und selbst die anmuthige Tirolerin nach G. Bodmer stellen Gegenstände der Schwermuth, der Trauer und des schmerzlichen Nachdenkens dar, während Hilkebrandt's „Krieger und sein Sohn“ allein in das Gebiet des Scherzes und der Heiterkeit hinüberspielt. Wer das Original selbst sah, wird von der halb schmerzlichen Ahnung, welche der Interpret dieser Bilder in dem Ausdruck des kindlichen Gesichts erblicken will, kaum eine Andeutung bemerkt haben.

Der Text der Taschenbuches selbst beginnt mit einer Novelle von L. Schefer: „Die Prinzessin Isola.“ Welchen Stoff Schefer auch angreifen mag, er wird ihn überall in das reine und lautere Gold der Poesie umwandeln; er sagt, wohin er auch tritt, Fuß auf poetischem Boden, oder er wird ihn durch die Dichterkraft, die er mitbringt, zu einem poetischen umgestalten. Diese Novelle ist auf geringen Raum beschränkt, aber der concentrirtesten Poesie voll, welche sich eben, um ihre Kraft nicht zu verlieren, in einen weiten Kreis nicht ausdehnen mag, sondern sich in den innersten Kern zusammenziehen und, um so zu sagen, in ihr eignes Centrum zurückkehren will. Schefer ist zugleich der Novellist, welcher in aller Unschuld die tiefsten Geheimnisse der menschlichen Seele zu erkennen und offenbar zu machen weiß, der Novellist, der, ohne es zu wollen noch zu wissen, in das Herzblatt menschlicher Herzen schneidet, der Novellist, der zugleich der größte Psychologe ist, nicht aus Studium, sondern aus innerer Offenbarung. Es ist in ihm eine Kürze, eine Schnelkraft des Worts, eine Fülle der Anschauungen, eine Fähigkeit, die Ereignisse und die durch sie bedingten und erregten Leidenschaften in einer gewissen logi-

sehen Folge zu construire, welche in Erfassen sehen. So einfach der Stoff der Novelle scheinbar auch ist, so complicirt ist er auch; er ist in sich verwickelt, ein Knäuel von Thatsachen und sich drängenden Empfindungen. Der Kaiser ist todt, Konstantinopel ist um einen Eschmann verlegen. Da erinnert sich das Volk, daß im Leanderturm ein Brudersohn des Kaisers im Gefängnisse schmacht. Dorthin strömt man; man öffnet die Thüren; man befreit den Unglücklichen. Diese Volksszenen sind prächtig geschildert. Der Prinz schwankt hinaus; das Volk stritit um die Frage, von welcher Farbe seine Augen seien — ach! dies Auge hat gar keine; es ist mit heißem Eßig geblendet; der unglückliche Prinz kann die Sonne nicht sehen, er taumelt, er stößt sich an der Thürpfoste blutig. Obgleich Einige rathen, ihn wieder einzusperrn, so geht doch der Wahrsay Anderer durch; man setzt den blinden Jüngling auf den Thron. Später sehen wir ihn an der Seite einer schönen Gemahlin. Nach längerer, glücklich durchlebter Zeit beginnt sie an der Liebe ihres Gemahls zu zweifeln, denn sie meint: „Zur Liebe gehören Augen. Um geliebt zu werden, muß man doch gesehen werden; weniger kann man doch nicht verlangen.“ Nur ein Gefühlbild, meint sie, habe sich von ihr in ihm festgesetzt, das Gefühl seiner Hände von ihrem schönen, langen, vollen Haare, nur das schien ihn an ihr zu reizen. Und so ist sie in der Stimmung, auf eine Nebenbuhlerin eifersüchtig zu werden, die zwar häßlich ist und grundböse, aber doch ein unvergleichlich schönes Haar besitzt. Und so in fortgesetzter Steigerung der Empfindung kommt Thetia endlich auf den Gedanken, ob es nicht möglich sei, ihrem Manne das Gesicht wieder zu geben. Ein Legat des Papstes schlägt eine Reise nach Italien vor, zu dem todtten, gegen Blindheit specifisch wirkenden heiligen Lorenz. Hat aber der Kaiser erst einen lateinischen Heiligen angebetet, so hat er, denkt der Legat, auch die Dmacht der lateinischen Kirche anerkannt. Der Kaiser träumt von nichts als von der Reise zum heiligen Lorenz. Seine Gemahlin und der Patriarch treffen ein Auskunftsmittel; der Kaiser soll zur See reisen, aber nur in weiten Kreisen um die Prinzeninseln, und er soll glauben, er befinde sich auf der Fahrt nach Italien. So wird es angeordnet und ausgeführt. Der Kaiser schreibt sogar Briefe an seine Gemahlin von entfernten Orten, verliebt sich in eine angebliche Schlothin, und als er sie zu umarmen glaubt, umarmt er, unwissentlich selb, seine Gemahlin. Endlich landet man, wo dem griechischen Heiligen Spiridion ein Tempel gebaut worden; denn Spiridion soll das Wunder thun. Ein jüdischer Arzt spielt den Papst. Der Kaiser, im Übermaß des Glaubens, wird sehend. Welche Scenen folgen nun, und wie trefflich dargestellt! Aber aufgeklärt über den heilsamen Betrug, geräth er in Zorn; er kann die, welche er als Blinder geliebt, als Sehender nicht lieben; und als er mit ihr nach dem Leanderturm, den er sehen zu wollen vorgibt, fährt und sie im Kerker allein ist, wirft er die Thür in die Angeln. Aber das Volk befreit Thetia, der Kaiser erkennt sein Unrecht;

Thetia, ganz Liebe und Vergebung, will ein Kloster auf der Insel bauen und ein Häuschen daneben und die jungen Prinzen erziehen, und die Inseln sollen immer den Namen tragen: Prinzeninseln! — Das ist das ganze Gerippe dieser schönen Novelle, auf deren wahrbare Einzelheiten wir nicht eingehen, sondern nur andeuten können. Alles, auch die Charakteristik, ist in dieser Novelle merkwürdig, neu und von origineller Art.

„Das Schloß Durande“, von Joseph Freiherr v. Eichendorff, ist die zweite Novelle. Auch in dieser ist Alles absonderlich, wie bei Eichendorff immer. Leben, Tod, Sprache, Charakteristik, Alles ist schön und in seiner Bestimmtheit poetisch. Eichendorff lebt, wagt und schafft stets in ihrem eignen Halbdunkeln; aber wunderbare Strahlen, wie Novellenstrahlen, schließen daraus hervor und verdecken hier und da seltsame Helle. Eichendorff stammt noch aus der Zeit des Brentano und Arnim; die Lebenswirklichkeit geht ihm nichts; Alles, was er schafft, verbreitet ein süßes Licht, denn es ist nichts von Fleisch, noch hat es sonst eine Gestalt, eine Materie; die Gestalten setzen sich ihm in ungewisser Form, in Nebeln und Dämpfen, als Dämmerungen, worin Personen und Situationen auflösen, haben poetische Berechtigung. Diese Dämmerung, worin sie selbst hingerissen ist. Der Dichter hier den Untergang des Schloßes Durande und der des Durandeschen Geschlechts und seiner letzten Halter. Die wunderbar zarte Liebe einer Jungfrau, die der des Räthens von Hellbron, die Wildheit des Bruders einen interessanten Gegensatz. Hier weiß eine Woge der großen französischen Revolution auf das Schloß Durande und den jungen Grafen zu leiten, worin Graf Hippolyt und Gabrielle sich bewegen. Das ist prächtig gearbeitet, wie das Ganze erwacht, als er mit Gabrielen noch am Morgen des Todes und Verderbens steht! Der Schluß der Novelle ist überhaupt ungemein großartig. Am Ende fährt, wie schuldlos des Grafen Verhältnis zu seiner Schwester gewesen sei, begräbt sich unter den Mauern des Schloßes Durande! Was an Lieben ist, hat Blumenrost und Eichendorffsche Waldesluft der Poesie bricht ebenso voll in die Novelle, als sie voll herausbricht.

Wir kommen in Verlegenheit, wenn wir, die neuen Talente des Emerentius Scävola, das Unrecht zu thun, die dritte Novelle: „Der Dichter nach Recht und Billigkeit beurtheilen sollen.“ wählt hier wie immer in den Schönen des Schloßes Durande mit offener Verleumdung; die Dichter, wie sie erwachen und erwachsen, weiß er mit kräftigem und sicherem Pinsel abzuschildern; ihm aber, und diesen Vorwurf können wir nicht halten, die Grazie der Sprache, der Sinn für die Feinheit und die Keuschheit der Phantasie, ohne delicate Situationen, wie sie hier der Dichter, angelegt hat, einen ungetrübten Genuß nicht gewähren. Man erlasse uns, in diese zwei Novellen

mit nicht zugehen; und selbst wenn man zugehen, so ist die Novelle doch ein gewisses Kunstwerk, das die Fähigkeit auf und aus sich und durchgängig von sich selbst, so, als diese Vorzüge einzig und allein dem Dichter des Werk zu danken hat, welches, wie auch hier, immer eigenhändig zu schaffen, zu erfinden und darzustellen weiß.

Den geraden Gegensatz zu dieser Novelle bildet die letzte, deren Titel: „Wunderlichkeiten“, und deren Firma: Ludwig Tieck, schon im Voraus alles Mögliche versprechen. In dieser Novelle ist einem wohlthätig zu Mäthe, es ist einem reinlich gehaltenen heimlichen Stimmer, worin man, bald nach dem Eintritt, uns wie zu Hause fühlen. Sprache und Darstellung sind blank geschuert und geschaut; es ist Alles wie aus Einem durchsichtigen und strahlenden Guss; nichts wirkt trübend und störend; die Leidenschaftlichen selbst haben einen gelinden Verlauf und kühlen sich zu bloßen Wunderlichkeiten ab. Diese Wunderlichkeiten sind so dagesessen oder können so dagesessen sein; man sieht, sie sind aus dem Leben gegriffen und haben die Realität in sich; sie sind die Resultate von Eigenheiten und Herzensverkehrtheiten, in welchen die Linie unseres Seins so häufig erstarrt, oder in welche sie umbeugt. Dann darin scheinen wir modernen Menschen schwärmern, Modern ähnlich, daß wir, statt der Lust unsere Gefühle haben und geistlich nähren; und wenn uns die Wunderbare und die Wunder verloren gingen, so ist uns wenigstens das Wunderliche geblieben, das sich überall, nicht bloß in unsern Herzensneigungen, sondern auch in den Conflicten, woraus sich unser äußeres Schicksal macht, vorfindet. Nicht alle Individuen, welche Tieck hier schildert, sind bloß wunderbarlich, sondern viele auch wirklich schlecht und moralisch verderbt; aber die Individuen, mit denen sie in Verhältnis treten, sind bis auf einen gewissen Grad alle wunderbarlich, so daß die Conflict, unter denen die Erzählung sich fortentwickelt, die Form der Wunderlichkeit annehmen. Ubrigens bildet die Novelle ein so organisch verschlungenes und sich entwickelndes Ganze, daß wir, um von ihr ein anschauliches Bild zu haben, sie abschreiben müßten, statt aus ihr auszuschreiben. In dieser künstlerischen Gestaltung des Stoffes, welche zu einem wesentlich organischen wird, bekundet sich die Meisterschaft des Dichters. Große historische wird in die Lebensfragen unserer Societät eingreifende Verhältnisse sind es übrigens nicht, in denen diese Novelle sich bewegt, sondern mehr häusliche, zusammengezogene Bilder, welche sich genussartig abschließen. Wie man sich aber, der rein objectiven Darstellung zu Lieb, der Subjektivität zu entschlagen hat, davon hat uns Tieck in dieser Novelle ein Zeugnis abgelegt, und darin kann er uns Muster und Lehrer sein.

106.

Récit historique de l'abdication de Victor Amédée, roi de Sardaigne; par l'abbé Roman. Paris 1836.

Wir haben nur wenig Beispiele von Fürsten, die freiwillig ihren Herrschergehalt entsetzten, um sich in die Dunkelheit des Privatlebens zurückzuziehen. Stiebt ihnen jedoch das unbestrit-

te Recht zu, der Krone zu entsagen, so ist es ihnen doch zu empfehlen und dem Schicksal und der Zukunft zu überlassen, auf eine andere Verfassung zu übertragen, so ist ein solches Act unumkehrlich, aber kann doch nur eines mit Einwilligung und unter Mitwirkung der Nation aufgehoben werden. Victor Amadeus bietet ein solches Beispiel freiwilliger Abdication; sein Versuch jedoch, sich der von ihm niedergelegten Krone wiederzubemächtigen, ist ein Vorgang, der unsern Wissens einzig in der neuen Geschichte ist. Denn bestieg auch Philipp V. von Spanien den Thron wieder, den er sieben Monate früher verlassen hatte, so war der Sohn, der ihm auf demselben folgte, inmittelst gestorben, und überdies beriefen ihn dazu die Cortes des Königreichs, die gleich hernach zusammentraten. Die hier in Rede stehende Abtatsache ist somit ein in politischer Hinsicht höchst merkwürdiges Begebeniß, das wir in Kürze dem Abbe Roman nachzählen, der die zu dem Besuche benötigten Materialien glaubwürdigen Urkunden, deren Einsicht ihm zu Turin selber gekostet wurde, entlehnte.

Im Juni 1730 unterzeichneten die Minister des Kaisers von Oesterreich und des Königs von Sardinien zu Mailand einen Vertrag, kraft dessen letzterer ein Armeecorps ins Feld stellen sollte, um gemeinschaftlich mit den Truppen des Kaisers gegen Spanien zu agiren. Kaum war jedoch dieser Vertrag abgeschlossen, so begab sich der spanische Gesandte zu Genua heimlich nach Turin und bot dem Könige von Sardinien im Namen seines Monarchen Novara, Pavia und andere Bezirke jenseit des Tessins an, wofür er mit ihm gemeinschaftliche Sache machen wolle, die Kaiserlichen aus Italien zu vertreiben. Das eben nicht sehr gewissenhafte Victor Amadeus ließ sich durch so vorthellhafte Anerbietungen zum Treubruche verleiten, den jedoch der Kaiser bald erfuhr und ihn deshalb durch den Statthalter von Mailand bedrohen ließ. Zwar leugnete der König Alles; nachdem jedoch durch den wiener Frieden von 1735 die Truppen von Neapel und Sicilien an den spanischen Prinzen Don Carlos gekommen waren, erging es ihm wie gemeinhin denen, die sich in häusliche Zwiste mischen: die Verschönerung geschieht auf ihre Kosten. Von zwei Seiten bedroht und zwei Mächte im Begriff, über ihn herzufallen, genöthigt, war er darauf bedacht, das Ungewitter zu beschwören. Da er aber den Anstehen zu lösen nicht vermochte, entschloß er sich, ihn zu durchheizen, indem er die Krone niederlegte. Er glaubte nämlich, es werde der Unwille der von ihm hintergangenen Souveräne nicht auf einen jungen Prinzen fallen, der soeben erst den Thron bestiegen, und der an dem Unrechte des Vaters theilhaftig genommen hatte. Diese Berechnung war weise und klug; allein hinter jenen erhabenen Act von Patriotismus und Aufopferung war ein schummer Gedanke versteckt, wie wir bald sehen werden.

Victor Amadeus, als er am 12. Sept. 1730 der Krone feierlich entsagte und sie seinem Sohne Karl Emanuel übertrug, war 64 Jahre alt und seit drei Jahren Wittwer. Er hatte sich einen Jahresgehalt von 100,000 Thalern vorbehalten und wählte Chambery zu seiner Residenz, wohin er sich einige Tage hernach mit einem wenig zahlreichen Gefolge begab. Schon seit längerer Zeit stand er in vertrauter Verbindung mit einer Hofdame der Prinzessin von Piemont, die ebenfalls Witwe war, und mit welcher er sich, nachdem solche zur Marquise v. Epilae erhoben worden, nunmehr verheiratete. Diese Dame war in hohem Grade ehrgeizig; sie vermochte daher um so eher, den alten König aufzustacheln, sich der höchsten Gewalt wiederzu bemächtigen, da er sich ihrer nur ungern begeben hatte und das politische Ungewitter, dem er dieselbe zum Opfer gebracht, durch das kluge Benehmen seines Sohnes bestärkt war. Es glaubte aber, es würde ihm solches desto leichter sein, als er auf die Augen, den kindlichen Respekt und Gehorsam Karl Emanuel's zählen konnte. Sein erster Schritt zu diesem Ziele, das er nie aus den Augen verlor, war, daß er den König und die Staatsminister nach Chambery kommen ließ unter dem Vorwande, ihnen seine Rathschläge über wichtige Angelegenheiten

mitgetheilt. Wie geschahen, da es immer von Nutzen ist, den Rath der Erfahrung zu vernehmen. Bald darauf schied er seinem Sohne, er solle für ihn das Schloß Moncalier in Bereitschaft setzen lassen, wozu er sich gegen Ende des J. 1831 mit seiner Gemahlin begab und sich daselbst scheinlich niederließ. Hier umgab ihn ein Hof und der äußere Glanz des Königthums. Er empfing die Minister und die Generale, die aus Gewohnheit oder Dankbarkeit mit ihm, als ihrem Souverain, sprachen und seine Ansichten achteten. Etwa ein Jahr endlich nach seiner Abdankung entbot Victor Amadeus den Marquis del Borgo, ersten Minister seines Sohnes, zu sich, den er mit Liebesworten überhäufte, die derselbe mit lebhaften Bethörungen eines Ehrens, seiner Ergebenheit und Begehrung erwiderte. Als nun der alte König den Minister ganz für sich gestimmt zu haben glaubte, ersuchte er sich ihm ohne Rücksicht und erklärte ihm sein Vorhaben, die Sägel der Regierung wiederzugreifen. In Folge davon forderte er von ihm die Entlassungsacte zurück und beauftragte ihn, seinen Willen seinem Sohne und den übrigen Ministern mitzutheilen. Der Minister, auf dessen Befehl, berief sich auf seine Pflichten und den von ihm Karl Emanuel geleisteten Eid der Treue. Victor überließ sich Ausdrücken des heftigsten Zorns, denn sich del Borgo nur mit Mühe und unter halben Versprechungen entzog, indem er den alten König in großer Bewegung und Angst versetzte. Am 2. October schickte Victor Amadeus auf, forderte ein Pferd und begab sich eilends zur Haltpforte der Citadelle von Turin, wo er eingelassen zu werden begehrt. Der Gouverneur, Baron v. Saint-Almi, kommt herbei und weigert sich ehrsüchtig, die Pforte zu öffnen. Der König kehrt nach Moncalier zurück, voller Verzweiflung, Menschen, die er angestrichelt, tugendhafter zu finden, als er es hoffte. Indessen hatte der Marquis del Borgo, zu Turin angelangt, den König aufsuchen lassen, um ihm das Vorgefallene zu erzählen. In der ersten Aufwallung wollte der junge Fürst seinem Vater gehorchen und ihm den Thron wieder einräumen, den er auf seinen Befehl bestiegen hatte. Er entbot zu dem Ende den Erzbischof von Turin, die Staatsminister, die ersten Präsidenten, den Großkanzler und die Kronbeamten zu sich. Als solche beisammen waren, machte er sie mit den Absichten des Königs, seines Vaters, und mit seinem eignen Vorhaben, der Königswürde zu entsagen, bekannt. Die Rathversammlung jedoch widersetzte sich einhellig dem Entschlusse des Königs, indem es ihm vorstellte, die Schritte, die Victor Amadeus gethan, seien ihm von einer ehrgeliebigen Frau eingegeben worden, die unter dem Namen des Fürsten, den sie unterjocht, regieren wolle. Als diesfällige Bestimmungsgründe machte die Versammlung geltend: es habe zwar die Abdankung unter Umständen stattgefunden, die eine Art moralischen Zwangs auf den Willen des Königs hätten äußern können; nichtsdestoweniger habe derselbe mit Freiheit gehandelt und ohne dabei irgend einer materiellen Gewalt nachzugeben. Existirten nun auch die Beweggründe nicht mehr, welche die Abdankung hervorgerufen, so sei deren Zurücknahme doch nicht statthaft, weil man sich dadurch einer noch gefährlicheren Störung der Ruhe aussetzen würde, als jene gewesen, der man dadurch habe entgegen wollen. Der König habe durch seine Abdankung den Folgen eines persönlichen Fehlers vorbeugen wollen und dabei vornehmlich das Staatsinteresse im Auge gehabt. Eben dieses Interesse aber gebiete, einen Act anstands zu erhalten, der nicht widerrufen werden könne, ohne das Königthum gefährlichen Unruhen auszusetzen. Endlich hätten die Nation und die fremden Mächte Interesse Beschwerde gegen den Fürsten, der kürzlich den Thron bestiegen; und da nun bei den Aeten, durch welche derselbe dazu gelangt, Alles regierend zugezogen, so wäre auch keinerlei Grund vorhanden, die Annahme des Geschehenen zu rechtfertigen. Demzufolge ward Karl Emanuel gebeten, die oberste Gewalt zu behalten und die erforderlichen Maßregeln zu ergreifen, um die Verwirrung zu verzeihen, die etwa gemacht worden müßten, Victor Amadeus wieder in deren Besitz zu setzen.

Wittenswerte auf der Waise des Königs von Savoyen
 Ein, wodurch der König des schottischen Königthums (Victor Amadeus) das Königthum übernahm, aber war der Meinung, daß es nicht sei, sich der Person Victor Amadeus zu verzeihen. Die Offiziere von crepöster Treue erließen den betreffenden Befehl. Sie gehen mit Anbruch des Tages ab, umfassen das Schloß Moncalier, setzen den alten König auf und bringen ihn nach dem Schlosse Rivoli. Zugleich wurde die Marquis a. S. in welcher alle getreuen Carden und Piemontais die hohen Urheberin der Rathschläge gewahrt, die den König imputiert, verhaftet und in das Kloster Pignatoli eingekerkert.

Am 2. October versammelte sich der Rath abends und beschloß, ein Manifest zu erlassen, wozu den schottischen Ministern an den fremden Höfen Abschriften geschickt wurden. Man sagte darin, kaiserliche Gebrüder hätten den Tod des alten Königs in der Weise gerichtet, daß es auf dem Fall sei und Pläne entworfen habe, durch deren Ausführung die öffentliche Ruhe Gefahr gelassen, gebiet zu werden. In die, sein Sohn, wäre daher, um den Folgen davon zu vermeiden, gezwungen gewesen, zu Mitteln zu greifen, die ihm großen Opfer kosteten. Keine Macht in Europa müßte die Acte und Maßregeln, wobei die Grundzüge des Königthums und der Völker auf gleiche Weise waren.

Victor Amadeus starb kurze Zeit hernach in der Armee seines Sohnes auf dem nämlichen Schlosse Moncalier, wo ihn zu entfernen, die Sicherheit des Staats geben. In seinen Beichtvater aber, der zu ihm von Turin kam, der am Kreuze seinen Feinden verglich, soll er sich überdies, wie der Geschichtschreiber berichtet, gesagt haben: „il figlio e morto per salvar al padre oggi il padre muore per salvar al figlio.“ (Wie ich zur Genugthuung des Vaters starb, so stirbt der Sohn zur Genugthuung des Sohnes.)

Notizen.

Der Capitain Arthouart, Führer der zur Expedition „Elise“ nach dem Norden gesandten Expedition, hat am 28. Sept. von der Höhe von Chamonix (Marine) Bericht über die diesjährige Expedition gegeben, deren Ergebnisse bei gleichen Mühen und nicht glücklicher als die der beiden früheren waren. Die Folge dagegen haben, einem in der Sitzung der Naturforschenden vom 17. Oct. vorgelesenen Bericht zufolge, die Bemühungen der Expedition gelohnt. Die von dieser unternommenen Forschungen aller Art füllen 112 Kisten und Koffer. Man hat mehr als tausend geologische Gegenstände gesammelt, zahlreiche und äußerst wichtige magnetische und meteorologische Beobachtungen gemacht. Man hat sich auch über die Geschichte, die Literatur und Sprache der Völker und Mittheilungen darüber versprochen. In der Expedition beigegebene Major Mayer bringt 207 Kisten, Kreide, Seife und Aquarell und 12 Diagramme mit. Man's Bemühungen waren vorzüglich der Natur, der Geologie und der Statistik gewidmet und haben sehr viel getragen.

Nach dem „National“, der die von Seiten der gegen die Schweiz ergreifenden Maßregeln hat, hat nachtheilige derselben für den französischen Handel ergibt nach einer durchschnittlichen Berechnung der Jahre von 1821—34 der Verlust zwischen beiden Ländern der Resultat: die Schweiz führte in Frankreich 11,333,645 Francs ein, wogegen dieses nach der Schweiz 27,363,874 Francs ausfuhrte.

Literarische Unterhaltung.

Mittwoch,

Nr. 321.

16. November 1836.

Julius Schneller's hinterlassene Werke. Aus Auftrag und zum Besten seiner Familie herausgegeben von Ernst Münch. Viertes Band. Ansichten von Philosophie und Geschichte, Politik und Weltlauf, Glauben und Kirchthum. Stuttgart, Scheible. 1834. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr. *)

Die Prägung der Ideen und die Fülle der in dieser Nachlassenschaft J. Schneller's ausgestreuten neuen und folgereichen Ansichten von Weltgeschichte und Philosophie der Geschichte hat uns veranlaßt, schon in zwei verschiedenen Aufsätzen in d. Bl. die Aufmerksamkeit der Freunde von Geschichte und Philosophie auf diese Bände, in welche die Pierdät das Vorzüglichste aus dem Nachlasse des zu früh Verstorbenen sammelt, zu lenken. In dem vorliegenden vierten Bande dieser Sammlung begegnen wir dem edlen Geiste Schneller's nun, nachdem die vorangehenden Bände meist Esoterien und Fragmente aus andern Bestrebungen, biographische Züge u. dgl. darbrachten, auf seinem eigentlichen Gebiete, dem der Philosophie der Geschichte überhaupt, und wie bekennen ohne Fehl, daß seit Herder's „Ideen“ und nur wenige Werke dieser Disziplin mit einem ähnlichen Reize der Neuheit, der Geopartigkeit der Ansichten, mit einer gleichen Fülle von Forscherfreue und historischer Gewissenhaftigkeit angesprochen haben wie die vorliegende Sammlung. Schneller war ein Geist, in dem scharfer Blick und Phantasie zur ruhigen Schmelzung zu gelangen im Begriffe waren; seine Ideen schweben in der Sphäre kräftigster Menschenliebe, frischen Wahrheitstriebes, festen Glaubens an eine höhere Weltregierung und starken Vertrauens zur endlichen Lösung der humanen Lebensaufgabe des Menschengeschlechts. Er sieht weit, doch er sieht zugleich auch scharf; unablässig bringt er in die Zukunft ein auf den Bahnen, welche die Vergangenheit offen legt; und zeigt sich hier und da auch, wie bei kräftigen Charakteren zu geschehen pflegt, ein Übergewicht der Phantasie über die kritischen Seiten des Geistes, so dürfen wir nicht vergessen, daß wir eben dieser Anlage das Ahnungsvermögen verdanken, welches uns die Gedanken der Weltregierung entzückt und in näherer oder fernerer Zukunft uns er-

füllt zeigt. Die historische Detailkenntnis, welche man bei Schneller bisweilen als lächerhaft angetastet hat, verliert ihre Bedeutung, wenn es sich darum handelt, entweder die Fühlhörner der Ahnung in die Zukunft auszustrecken, oder die Gesamtsidern der Vergangenheit herauszustellen, um daran die wahrscheinlichen Pläne der Weltregierung mit der Menschengeschichte zu prüfen und zu erkennen. Beide Übungen des Geistes sind Schneller's eigenthümlichstes Gebiet; zu beidem ist er vom Geiste ausgerüstet wie wenig Andere, und in beiden haben in alter und neuer Zeit nur wenige Geschichtsschreiber gleiche Kräfte entwickelt oder gleiche Erfolge erlangt. Pfaffen, Moser und Herder sind nächst den Alten, denen er wol das Meiste verdankt, in Gestaltung des Stoffes, in Styl und Ausdruck der Gedanken seine Vorbilder und seine Meister; Kraft und Originalität der Ideen aber schöpfte er aus sich selbst.

Was wir aus dieser fast überreichen Sammlung von Ideen, Ansichten und Lehrsätzen der Geschichte unsern Lesern wiedergeben können, kann natürlich nur den Charakter von Fragmenten, von aus dem Zusammenhang zerissener Proben und Hindeutungen haben; indes mögen wir, daß auch diese schwachen Bruchstücke genügen werden, den reichen Geist, der hier thätig war, gleichsam im Mittelpunkt seiner seltenen Kraft zu zeigen und auf diese kostbare Nachlassenschaft von Resultaten begeisteter und gewissenhafter Forschung aufmerksam zu machen.

Eine akademische Rede: „über den Zusammenhang der Philosophie mit der Weltgeschichte“ (1823 zu Freiburg gehalten), führt in den Ideentreis Schneller's rasch und zweckmäßig ein. Diese tief sinnige Rede wird anziehend durch die Zusammenstellung der Aussprüche aller größten Geister des Alterthumes und der Neuzeit über die Geschichte als Vorstufe der Weltweisheit. „Καλλιστὴν μακάριον ἀπὸς ἀληθινῶν φιλοσ“ nennt Polybios, „virtutatis et magistra vitae“ heißt Cicero die Geschichte, welche Bollingbroke „the school of example and the master of the school“ nennt, der Machiavelli das Amt anweist, alle großen Lebensfragen zu lösen, „nell'ordinare la repubblica, nel mantenere gli stati, nel governare i regni“ u. s. w., und von der Voltaire behauptet: „qu'elle nous apprend nos devoirs et nos droits, sans paraître prétendre à nous les enseigner“, während der größte

*) Über den ersten bis dritten Band berichteten wir in Nr. 25 und 26 d. Bl. f. 1835. D. R. u.

deutsche historische Geist sie als die Lehre „von der Freiheit des Menschenvillens bei der Nothwendigkeit der Natur“ betrachtet.

Die zweite Abhandlung liefert „Geschichtshauptgrundsätze“. Als solche stellt Schneller heraus: Nutzen (ste macht uns ohne Schaden klug, sagt Polybius), Kritik (dem gemeinen Geiste ist das Herbeikommen der Bausteine übertragen, sagt Bollingbroke), System (aufsteigende Formenvollendung nach Herder, Vollenbung des Menschen durch den Staat nach Hobbes), Pragmatismus (Aufsindung naher und ferner Ursachen), Styl (die drei Meister des deutschen Geschichtstils, Lessing, Schiller, Goethe), Methode (Realmethode mit Verbindung der Epikurmanier), Wahrheit (grobe und feine Lüge, welche erfindet oder verschweigt). *Tatou* *et* *poiesis* (Heilkunst der Seele; Diagnose der Zeitkrankheit), *magistra vitae* (Lehrerin des Lebens), *minera di* *diamanti* (Ausbeutung der Weisheit), *body of the time* (geistliche Gestalt der Zeit). Mit diesen Grundsätzen steht er gegen die „fable convenue“ Fontenelle's und zeigt Tacitus's von Samosata alte Lehre von der Geschichtsschreibung als die noch heute allein gültige.

Der folgende Aufsatz: „Drama der Menschheit“, zerlegt die große Tragödie, welcher die Erde als Bühne dient, in ihre fünf Acte: Urwelt, Alterthum, Mittelalter, Neuzeit und unsere Tage; zeigt ihre Übergänge, Haupttrickereien, Einzelformen, und wie jede erwachende Idee sich selbst verzehrte, um Mutter einer neuen Idee (Zeittrickerei) zu werden, und schließt mit dem Worte: „Geistesentwicklung“, als Hauptidee unserer Tage. Ideale aller geistigen Tugenden, Modelle aller Kunst hatte schon das Alterthum; das Mittelalter beutete die Gefühle aus (Religiosität), aber es gab dem Kunstsinne wie der Religion die verkehrteste Richtung; Gesinnungsverfinerung war die Haupttrickerei der Neuzeit, Urtheil und Verstand ihre Hebel; der Charakter unserer Tage ist Entwicklung des Geistes zur Freiheit. Unser Unglück dabei ist die Einschränkung ungründlicher Neuerungen mit unbefonnener Hast und ihre Verwerfung mit übereilter Hitze. So kann man Ueberreife als den Charakterzug unserer Zeit bezeichnen, Bonaparte und Washington aber als die Erzeuger der Ideen unserer Zeit. Hiergegen aber möchten wir bemerken, daß bereits Beide veraltet sind, und daß unsere allernachsten Tage sich in totale Systemlosigkeit, um nicht zu sagen richtungslos in den Weltstrom verliern.

Die Abhandlung: „Weltlauf“, betrachtet die innern Ideencomplexe der verschiedenen Acte des Geschichtsdrames: Patriarchat, Despotismus, Satrapenthum, Colonialsystem, Hellenismus, Romanismus (das ewige Rom gab das Weltvermal Geleite: durch Selten, durch Päpste, durch Kaiser), Christenthum, Papstthum, Mohammedanismus, Wiedergeburt, Neuerungen, Volkswortführung, Volkswortheit, Offenbarung durch die Natur. Hier gleichen die Ideen des Verf. einem schwellenden, in Wirbeln dahinschweifenden Strom; mit einem Worte vernichtet er Systeme, Lehrentungen, Klugungen. Hier aber zeigt sich auch,

was an Befangenheit, was an Phantasmen in ihm lebt, und daß die Phantasie in ihm dem edeln Rasse der Kunst und seinem Führer, der Erfahrung, oft übergesetzt. Der Abschnitt: „Volkswortführung“, ist eines Historikers gradehin unwürdig; er gehet der erfahrunglosen Jugend an, einer idealen Schwindel, von der Schneller bis in sein Alter hin nichts als sein machen kann. Der Schluß dieser Abhandlung ist charakteristisch:

Auf allen Inseln beginnt das neue Geschlecht zu wachsen. Geld macht den Menschen vornehmlich für Götzen, für Bösen, für Jahre anfangs zum Maschinen, dann zu Mensch selbst. So entsteht einen Art freiwilligen Sklaverei, wo die Härte des Zahlmeisters die Armut des Leuten in die drückendste aller Fesseln schlägt, zur Widerstandgebung zwingt. Dies ist die drückendste Gestalt der Sklaverei im jetzigen Weltlauf.

„Zeitgeist von 1789 — 1830.“ Diese Zeitrechnung kann heißen: die polemische, die dampfmaschinenmäßige, die journalistische, die encyclopädische, theologische, athetistische, die revolutionnaire und macher. Ist sie nicht ist, ergibt sich aus diesen Bezeichnungen. Ein biblischer Philolog sagt: Was ist ein Teufel, Was ist größerer Teufel, aber der größte aller Teufel ist das geg. Schimmernder Pantheismus und, setzen wir hinzu, schimmernder Kosmopolitismus gehören zur Zeitrechnung. Nun aber kämpft der Verf. gegen diese Zeitrechnungen; Kirchenverbesserung und Volkswortführung Licht und Recht seien, meint er, die Haupttrickerei der Zeit. Mit seiner Erlaubnis: dieser Schluß ist ein strengen Denkers, eines Professors der Philosophie, sehr würdig. Was ist Recht? Was ist Licht? Was ist die Zertrümmerung des Vertragsmäßigens nach dem Augenblick? Ist Licht die Verwerfung aller Dogmen, die Menschheit vor uns durchgedacht hat? Kann man er seinem Scharfsinn versuchen, durch Definitionen Recht und Licht unsere Zweifel beruhigen, uns strengen, unsern Streit ein Ziel setzen sollen. Da man Gebrauch dieser zwei Worte, welche Alles und Nichts bedeuten, die die Bewegung und die Fesseln der Zeit kann uns nichts lehren, nicht helfen. In der Fesseln der richtigen Erklärung, der befriedigenden Erklärung, der zwei Worte liegt die Lösung des Räthels. Wer wird der Odyssus sein für diese Epikur? Der Verf. bei aller seiner Selbstständigkeit, wagt sich nicht an diesen Ruhm. Er gibt die Worte, welche auf allen Gassen, in allen Wägen, und in den Stuben wiederklingen, aber nicht ihre Erklärung. Denkers wie er ist dies wenig werth; man kann nur indirect sagen, daß es keine Erklärung gibt? Nun denn, so bleibt das Räthsel so ungelöst, wie es war, und Alles, was es war, ist in den Wind verweht, in die Luft zerfallen, so steht es mit unserer Menschheit. Die letzte Erklärung fehlt; Schönen, die, nicht gliedert werden, von keiner Seite mehr reclamirt werden.

„Der Staat bin Ich!“ Dies Wort, sagt man, heißt man einst für großmüthig, heute ist es ein

Diese Auffassung des Jenseits beruht auf der Selbsteinsicht des Menschen, wie er ist, wie wir wissen nicht was daraus folgt, und um so weniger, als der Mensch gleichsam an sich selbst: Lustenliebe sei eine unüberwundene Tugend der Empfindung. Dieser geht nicht ein, was er über Adel und Gerechtigkeit, wieviel auch nicht ohne Irrthum, sagt, über Steuer und Münze, Kunst und Wissenschaft, Schule und Erziehung; und doch ist des alten Rapsal Frage noch unbeantwortet: Erziehung, macht sie den Zustand des Menschen besser, oder verändert sie ihn bloß? Hier ist Verneinung schwer, Bejahung aber noch schwerer, wenn man nicht blöde auf Herder's Worte schwören will. Man kann nur sagen, daß die Kindheit nicht unter Kindheit bleiben könne.

„Freiheitsrausch der Spanier.“ Zeitgemäß und doch unbrauchbar! Wie viel haben die drei Jahre seit Schneller's Tode uns Neues gelehrt! Er selbst steht noch tief in der Napoleon'schen Kampfsperiode; von Caracoli Siege können ihm ungeahnten Aufschluß über Sinn und Denkart Spaniens geben. Ein Zehntel Spaniens, aber freilich das gewichtige Zehntel, will das Neue, die alte Masse haftet zähe an dem Alten.

„Stimmen der Zeit.“ Für und Wider. Ausgesprochen glückliche Widerlegung der gemeinen Urtheile über die Türkei und Griechenland. Ein weiser Reis-Es-tad fragte, von der Meinung ausgehend, daß Wissen-schaft ohne Tugend ein überflüssiges Grab sei: wo gibt es ein Land, in dem weniger Verbrechen geschehen, wo mehr Treue und Glauben, strengere Sitten, größere Loyalität, mehr Gastfreundschaft herrscht, das Haus heiliger, der Sohn gehorsamer, weniger Kampf der Leidenschaft, mehr Religion, mehr Genuß, mehr Begnügung, mehr Wohlfahrt zu finden ist als im Reiche des Sultans? Die Sache ist richtig. Nur eins fehlt der Türkei: Sicherheit des Lebens und der Güter. Den Menschen ist alles Böse nachzusagen erlaubt; aber was ihnen bleibt, ist Durst nach Civilisation und Fähigkeit zur Hingebung an die Tugend. So wird auch Mohammed II ein Mausoleum errichtet durch einen Zug. Den in ihrer Burg versammelten Staatsrath redete er einmal zu: „Ich und ihr Alle, die ihr hier steht, wie sind unschuldige Leute; aber der Unterschied zwischen euch und mir ist, daß ich etwas zu lernen trachte, ihr aber nichts.“

„Kritik neuester politischer Literatur.“ Musterecken über Pöhl's „Regierung Friedrich August's“, Macier's „Révolutions“, Hudson Lowe's „Denkwürdigkeiten“, die Schriften über die Julirevolution (von welcher Schneller ziemlich excentrische Vorstellungen mit dem Grab nahm, die der notwendigen Ruhe in den nächsten eines Geschichtsschreibers Eintrag thäten) und kalern (wo sich derselbe Mangel an Ruhe, dieser Haupt-sache Schneller's, kundgibt), Benda's „Krieg in Osten“

und andere zu ihrer Zeit bedeutende Erscheinungen. Von diesen Kritiken läßt sich das geistreiche Wort eines Franzosen wiederholen: „Il y a beaucoup des fautes dans les historiens, beaucoup d'erreurs chez les philosophes, des manques dans presque tous les écrits polémiques, et malheureusement tous les trois défauts réunis dans les critiques.“ Von Preußen läßt hier ein Wort wieder, das wir als eine Curiosität unter den Trugschlüssen anführen wollen.

Von Preußen glauben Manche, es habe sich noch nicht zu ihm eignen Gestalt entwickelt (kein geistlicher Zustand, erscheint ganz und völlig entwickelt, denn ganz entwickelt geht er in einen andern über) und sehe wie verpuppt dem Augens-blicke entgegen, in dem die berengende Hülle fällt, das Frische, wachsende die Flügel schlägt und sich munter in die Höhe schwingt. In Preußen liegt allerdings reicher Stoff. Das Fleisch und Mark der Nation ist gesund; nur einige Stände geben Zeichen von Ueberreife und dann wieder von Unreife, die in Rohheit und Künstelei, Unglauben und Aberglauben, Indifferentismus und Intoleranz u. s. w. zu erkennen sind. In mancher Beziehung scheint hier der Literatur und der Kunst eine byzantinische Periode zu drohen; doch geht diese Hinrichtung von einer Wunde aus, welche wohl ein lärmendes, aber schwerlich ein viel beachtetes Wort führt.

Diese Ansicht ist in ihrer ersten Hälfte falsch, in der zweiten unverständlich. Preußens Geist in der Verwaltung ist entwickelt, wie irgend ein historischer Zustand entwickelt sein kann, und wer daran zweifeln möchte, dürfte bloß den trefflichen Auffatz des pariser „Temps“ (Decbr. 1835) über Preußen lesen, um nicht länger zu zweifeln. Verwaltung durch freie Gemeinden unter der Aufsicht collegialischer Behörden, die Sitz und Mittelpunkt aller politischen Bildung, aller staatswirtschaftlichen Einsichten sind, das ist das Kriterium der preussischen Staatsverwaltung. Ob dies System wahr, richtig und segensbringend sei, darüber belehrt am besten der Anblick blühender Provinzen, das Gefühl allgemeiner Sicherheit, Genußfähigkeit, Behaglichkeit. Von diesem Verwaltungsgesundheits machen nur die Provinzen des französischen Rechts eine theilweise, selbst begehrte Ausnahme. Auch diese Ausnahme wird verschwinden, und von den französischen Fesseln befreite Gemeinden werden auch am Rhein erscheinen. Als das zweite Kriterium des preussischen Geistes, welches ebenso nach innen wie das erste nach außen hin wirksam ist, erscheint die Wissenschaftlichkeit unter der Oberaufsicht einer weise gesammelten Erfahrung. Der „Temps“ hat dies so kräftig als schon ausgesprochen. Diese beiden Hauptkriterien betrachtend, mit ihren Ausflüssen sie fest ins Auge fassend, fragen wir, ob einem so verwalteten Staate eine byzantinische Epoche drohen könne, ob sie nur möglich, nur denkbar sei. Wir behaupten: Nein! Nur einen Zug der byzantinischen Periode möchten wir um der Wahrheit willen doch nicht ganz ausschließen, es ist die Spitzfindigkeit der Gesetzgebung. Von dieser sind Beispiele anzutreffen; freilich Beispiele, die wiederum nur beweisen, wie hoch Recht und Billigkeit hier stehen, und wie das Bestreben allgemein ist, Alles Allen recht zu machen. Eine solche Spitzfindigkeit hat auf unsere Nachsicht, auf unsere Ach-

tung Anspruch, was man von der byzantinischen aber nicht sagen kann. Senug, Persen erscheint nicht ver-
 puzt, sondern wahr, offen, herzlich und als Das, was
 es zum Besten seiner Völker sein will.

Wir entlassen hiermit dies überreiche Buch, das zum
 Schutze noch eine, so viel wir wissen ganz neue Ansicht
 über Ludwig XIV. Regierumg darbringt, die durch eine Fi-
 ssel mit Beise in zwei ganz unähnliche Hälften getheilt
 worden sein soll, in eine freie und eine eckdrückte Königs-
 macht. Von den noch ruckständigen Bänden dieses rei-
 chen Nachlasses haben wir ähnliche Anregungen und Ge-
 schäfte zu erwarten und werden eine neue Verpflichtung
 sowohl zu ihrer Besprechung wie zum Danke gegen den
 verdienten Herausgeber in ihnen wol antreffen. 21.

Literarische Notizen.

Der erste Band der „Mémoires de Lucien Bonaparte“
 ist in der Mitte Oct. gleichzeitig zu Paris und London heraus-
 gekommen. Einer ausführlichen Erklärung des Prinzen von
 Canino aus London 6. Sept. d. J. zufolge sind dies die ein-
 zig echten, von ihm selbst verfaßten Memoiren, und er erkennt
 weder die früher unter seinem Namen, noch ohne denselben er-
 schienenen an. Dieser erste Band, dem noch 4—5 folgen
 werden, geht bis zum 18. Brumaire.

Mortonval's Roman: „Charles de Navarre“, in zwei
 Bänden, der im 14. Jahrhundert, einer Epoche unausgesetzter
 Kämpfe, spielt, interessiert durch den gut gewählten Stoff, die
 an überraschenden Situationen reiche und gut geleitete Handlung.

Ein neuer Roman von Jules de Saint-Felix: „Mademoi-
 selle de Marignan“, liefert ein ebenso treues als prächtig aus-
 gemaltes Gemälde der vornehmen Welt. 4.

Bibliographie.

- Beckstein, L., Fahrten eines Musikanten. 3 Theile. 8.
 Schleusingen, Glaeser. 1837. 4 Thlr. 12 Gr.
- Bäffel, A. J., Des Kaisers Schatten. 8. München,
 Literarisch-artistische Anstalt. 1 Thlr. 4 Gr.
- Kanzonen auf Napoleon.
- (Dezobry.) — Rom im Jahrhunderte des Augustus, oder
 Reise eines Galliers nach Rom zur Zeit von Augustus Regie-
 rung und während eines Theils der Regierung Tibers. Nach
 dem Französischen des M. L. G. Dezobry bearbeitet von A. H.
 Dell. 1ster Theil. Mit 1 Plane. 8. Leipzig, Hinrichs. 1837.
 1 Thlr.
- Freymberg, G. H., Pommerische Sagen, in Balladen und
 Romanen. Gr. 8. Paderborn. 16 Gr.
- Grasert, M. D., Christina Königin von Schweden und
 ihr Hof. 1ster Bds. 1ste Abth. Gr. 8. Bonn, Weber. 1837. 1 Thlr.
- Gregory, J. A., Die Ruinen der Burgveste Kastelec an
 der Szawa und das bewohnte Bergschloß Konopist im berau-
 nter Kräfte, mit der topographisch-pittoresken Schilderung ihrer
 Umgebungen, Darstellung der Hauptmomente ihrer Zeitgeschichte,
 und mit der Familienkunde ihrer ehemaligen und jetzigen Besi-
 zern — Auch mit dem Umschlag: Titel: Werthwürdige Ritter-
 schäfer und Burgvesten Böhmens, historisch-malerisch dargestellt.
 1ste Hef. Gr. 8. Prag, Haase & Söhne. 8 Gr.
- Groschewetter, A., Der Lob des Phäthos. Epische
 Dichtung. Gr. 8. Altenburg, Plett. 8 Gr.
- Grosse, A., Kurzgefaßte Geschichte des Partien-Krieges

- in Spanien von 1808 bis 1809. Nach den Quellen von
 1812. 1stes Hef. Mit dem Portrait der Königin Christina.
 8. Leipzig, Beyer. 1837. 8 Gr.
- Gutermann, J., Über den Begriff und die Grenzen
 des Wahns. 8. Frankfurt a. M., Schermer. 1837. 12 Gr.
- Harrison, Witzgeilungen aus dem Tagebuch eines
 reis. Aus dem Englischen. 4ter Theil. 2. Kammern, Ne-
 weg u. Sohn. 1 Thlr. 12 Gr.
- Jagemann, H. G., Drei Erzählungen. Der Schindl.
 Der lebende Lebt. Der Kerkler. Aus dem Dänischen von
 L. W. Houqut. 8. Halle, Kimmel. 1837. 12 Gr.
- Luben, D., Geschichte des deutschen Rechts. 1ster Bds.
 Gr. 8. Gotha, Perthes. 2 Thlr. 8 Gr.
- Reinick, A. G., Das Festland Australiens, eine geo-
 graphische Monographie. Nach den Quellen dargestellt. 1ster Theil.
 Gr. 8. Prenzlau, Kalbersberg. 1837. 2 Thlr.
- Rüller, W., Des Bettlers Gabe. Taschenbuch für 1837.
 1ster Jahrg. Gr. 12. Göttingen, Hefel. 1 Thlr. 8 Gr.
- Napoleon, dargestellt nach den besten Quellen von A. H.
 40—50 Stahlstichen, nach Originalgemälden der berühmten
 Maler Frankreichs. 1ste Lieferung mit 2 Stahlstichen. Gr. 8.
 Leipzig, Kollmann u. Fischer. 8 Gr.
- Ricardo's, D., Grundsätze der Volkswirtschaft und
 der Besteuerung. Aus dem Englischen übersezt und ver-
 thert von E. Baumgarten. 1ster Theil. Leipzig, Engelmann.
 1837. 2 Thlr. 12 Gr.
- Romans, Li, des sept sages nach der Pariser Aus-
 schrift herausgegeben von H. A. Keller. Gr. 8. Tübingen,
 Fues. 8 Thlr. 12 Gr.
- Roos, R., Musikische Bilder. Hinterlassen von A. H.
 Schönow, Opig u. Frege. 1 Thlr. 5 Gr.
- Schaller, J., Die Philosophie unserer Zeit. In
 logie und Erläuterung des Hegelschen Systems. Gr. 8.
 Leipzig, Hinrichs. 1837. 1 Thlr. 21 Gr.
- Schlegel's, J., Philosophische Vorlesungen aus den
 Jahren 1804 bis 1806. Nach Fragmenten u. A. u. H. H.
 1ste Abtheilung. Gr. 8. Bonn, Weber. 1837. 1 Thlr.
 für die 1ste u. 2te Abth. 2 Thlr. 8 Gr.
- Semilasso in Afrika. 4ter Theil. Briefe aus dem
 Königreiche Tunis. Sauwan, Keraan, Hax, dem
 Papieren des Verstorbenen. Dazu die Abbildung: Sauwan.
 8. Stuttgart, Hallberger. 2 Thlr.
- Spazier, R. D., Novellen, musikalisch-kom-
 mische Aufsätze und Gedichte. 1stes, 2tes Bändchen. Göttingen,
 ser. 1 Thlr.
- Storch, L., Der Jakobstern. Historisch-
 Des Sternes Aufgang, oder der Lehrer der Kabbala.
 Theil. Des Sternes Wächthum, oder der Wächter.
 1ster u. 2ter Theil. Gr. 8. Göttingen, Hefel. 5 Thlr. 6 Gr.
- Vergiftmeinnicht. Taschenbuch für das Jahr 1837.
 gegeben von G. Spindler. 16. Stuttgart, Hallberger.
 12 Gr.
- Vieliebchen. Historisch-Romantisches Taschenbuch.
 Von A. von Fromm. 10ter Jahrg. Mit 8
 16. Leipzig, Jankowsky-Comptoir. 2 Thlr. 8 Gr.
- Voigtländer, J. A., Entwicklung der
 zur Welt- und Staatsreligion in Fragmenten
 Ein Beitrag zu gründlicher Würdigung seiner Theolo-
 gische. Gr. 8. Halle, Kimmel. 8 Gr.
- Walchner, A., Johann von Bockheim, Poesie,
 sang, und seine Freunde. Ein Beitrag zur Kennt-
 nis der Gelehrten und Dichter von Göttingen. Mit einer
 gebundener Briefe und biographischer Notizen. G.
 hausen, Furter. 21 Gr.
- Weltanschauung, Die, oder populär-praktische
 Philosophie. In zwölf Vorlesungen. Ein Hand-
 buch der religiös-philosophischen Wahrheit. Gr. 8.
 1 Thlr. 12 Gr.

Literarische Unterhaltung.

Donnerstag,

Nr. 322.

17. November 1836.

Jens Baggesen's poetische Werke in deutscher Sprache. Herausgegeben von den Söhnen des Verfassers, Karl und August Baggesen. Fünf Theile. Leipzig, Brodhans. 1836. Gr. 12. 5 Thlr. 12 Gr.

Wer Baggesen als Originaldichtsteller erkennen will, sagt der mit der Bescheidenheit eines Sohnes sprechende Dichter, muß ihn in seinen dänischen Werken betrachten. Kömme ein Dichter, sagt er hinzu, abgesehen von der Sprache, in der er gebichtet, beurtheilt werden, so müßte er diesen, Baggesen in seinen deutschen Werken als eine Erscheinung nicht sowohl der deutschen, als vielmehr der gesammten europäischen Literatur anzusehen. So also sollen wir den Dichter und seine Werke, wie sie vor uns liegen, betrachten. Die Doppelnatur der dänischen Schriftsteller, welche Dänisch und Deutsch zugleich schreiben, sollte ihre generelle Lösung in der allgemeinen europäischen Bildung finden und nicht in der Stammverwandtschaft beider germanischen Völker! Von Baggesen, Dichtschüler und einigen neuern Dänen wäre also die Rede, ehe es zur Theorie geworden, die schöne, neuerdings aufgestellte Aufgabe gelöst, ohne nationelles Fundament für eine allgemein europäische, oder gar allweltliche Literatur zu dichten! Wenn dies auch von Baggesen gilt, und wir reden wie nachher, so paßt es doch weder auf Dichtschüler noch jüngere Dänen, die, im vollen Bewußtsein ihres speziellen Vaterlandes, nur aus andern Rücksichten zugleich Deutsch schreiben, oder auf der Stelle ihre Dänisch niedergeschriebenen Gedichte ins Deutsche übersetzen. Diese Aufgabe liegt sehr nahe. Sie suchen ein größeres Publikum, als es das quantitativ kleine dänische Volk ihnen darbot. Wer will nicht in größern Kreisen wirken, wenn er den Beruf in sich fühlt! Aber ohne Mut, Stimm- und Sprachverwandtschaft wäre das unmöglich. Unter allen verwandten Stämmen stehen uns die heutigen Dänen zunächst, weit näher als die uns entfernten Holländer, die fremdgebürtigen Schweden und die verwandten Engländer, deren falscher Sinn sonst doch so oft wohlthätig zurückgewirkt hat auf das stagnirende Vaterland. Nicht von jenen stolzen Normannen rede ich, deren Kühn- und Eroberungsflottillen Küste eroberten und stifteten und die Meere beherrschten, sondern von den Dänen, welche der Lauf der Weltgeschichte zur contemplativen

Ruhe, ähnlich uns, verbannte. Hier ist der Punkt, wo die alten Stammväter brüderlich zusammengetreten sind im Grabein, Sinnen und Phantasten. Nirgendwo anders hat unsere Philosophie so früh und so innige Theilnahme gefunden als bei den Dänen, die sie nicht als ein curiosum aufgriffen, sondern als etwas, woran sie Theil haben mußten; und wie sie geschwisterlich unsere ältere Poesie mit durchlebten, so ward der Sinn bei ihnen fast gleichzeitig für die neuern Meister, die ihren poetischen Born nicht bei den alten Classikern, sondern in der germanischen und romanischen Vorzeit suchten, erweckt. Wie haben Scott, Byron, und was Italiener und Franzosen neuerdings schaffen, als interessante Fortschritte aufgefaßt; die Dänen haben unsern Goethe, Schiller, wie früher Klopstock, mit als den ihren betrachtet und diese unsere ganze Bildungsperiode mit als ihre eigne durchgelebt. In Baggesen's Zeit, nämlich als er auftrat, erkannte die herrschende Bildung diese Blutsbande nicht an. Singt er doch selbst in den beiden Epigrammen:

Echter Germanismus.

Jenseits liegt die politische Welt! Was geht uns ihr Schicksal Diesseits über dem Rheine in der poetischen an?

Hole der Teufel nur dort den ganzen germanischen Körper, Wenn uns bewahrt allhier Gott den germanischen Geist.

Kpologie der Deutschen.

Klagt nicht über den Mangel an vaterländischem Volkssinn Hier in Germanien! ach, hat man doch Bürger genug! Briten sind Briten, und Dänen sind jetzt auch Dänisch —

wo gab' es

Deutschen auf Erden wol noch, wären die Deutschen auch dänisch.

Es war jener bespöttelte allgemeine Humanitätsfuss, jene vortorantische Regung nach Generalisirung der Bildung, welche Baggesen grade zu den Deutschen trieb, ohne daß er sich dieses modernen liberalen Principes bestimmt bewußt war. Aus dieser Richtung ist der Dichter Baggesen hervorgegangen; aber um wie viel wirksamer hätte er aufzutreten mögen, wenn er statt Deutsch Französisch geschrieben. Er, der im fünfundsiebzigsten Jahre erst Deutsch lernte, hätte wie andere seiner Landsleute sich ebenso gut in Französisch einbüßern können. Warum that er es nicht? Weil zufällig das Humanitätsfeuer damals auch in Deutschland hell aufleuchtete? Dasselbe Humanitätsfeuer leuchtete aber alle civilisierten Länder. Es mußte einen andern, einen innigern Grund haben, daß er sich an das Deutsche ansetzte,

gegen dessen Verleumdungen der Dichter seine beste satirische Kraft ein halbes Jahrhundert hindurch aufbot. Und dieser Grund ist eben kein anderer als auch bei Baggesen die verwandte Volksnatur.

Die gesammten Werke des Seligen liegen uns nun vor, gesäubert, geläutert und vervollständigt durch die bescheidene Pietät seiner Söhne. Es hält schwer, über etwas Gewesenenes zu urtheilen. Das herbste Urtheil liegt in diesen, uns unwillkürlich aus der Feder geflossenen Worten. Es ist gewesen, was uns hier gebracht wird. Die Klänge sind verhaßt. Der Schaffende hat wenig erschaffen, was durch sich selbst ihn überlebte. Das hat er mit Vielen gemein, und doch, wie ungerecht wäre es, ihn mit diesen Vielen in eine Classe zu werfen! Baggesen ist ein Kolos gegen sie durch die Ehrlichkeit und den Ernst seines Ringens. Und bliebe nichts Positives von seinen Gedichten, dieses Kämpfen, als solches betrachtet, ist eine Thatfache an sich, die ihre Ehrenbeurtheilung in unserer Literaturgeschichte verdient, und so betrachtet, hat allein schon die Herausgabe seiner Werke einen Werth, den wir nicht zu gering anschlagen dürfen. Das, was der Jüngling Baggesen bekämpfte, hat in Deutschland über den Mann gesiegt. Er fühlte sich gedrückt und überwunden und zog sich in sein eigentliches Vaterland zurück, ohne daselbst den gesuchten Trost zu finden; da mußte im Alter ihm, dem Seher, wenn auch nicht dem Menschen, die Sonne wieder scheinen, und die von ihm verfochtenen Meinungen schienen in der jüngern Generation abermals lebendig zu werden. Noch einmal trat er auf und ließ seine klare Stimme erschallen. Wenig wurde sie gehört; aber er ist gewiß nicht ohne Trost von hinnen geschieden. Wenn wir das große Unglück dazu bedenken, welches den Kafflosen sein Leben hindurch verfolgte, so wird sein redliches Streben immer ehrenwerther. Vergleichen wir es aber mit der aufgebunsenen jungen Weisheit von heute, die da meint, Dasselbe zu wollen, was Baggesen träumte, und, mit weit weniger Redlichkeit und Einsicht als jener, das Bestehende und Geirrende todtschlagen möchte, so erscheint uns der alte liberale Klinger in dem Kampfe doppelt groß, ja, so beschränkt der Gott war, dem er diente, doch gottesfüllt; denn er wollte nichts, als wozu ihn der Geist trieb, und Eitelkeit und Selbstsucht blieben ihm fern.

Aus dem vor einigen Jahren erschienenen „Briefwechsel mit Reinhold und F. H. Jacobi“ lernten wir Baggesen als Mensch kennen, achten und lieben. Eine Persönlichkeit, so aufrichtig, wahr, gedungen, von sich zu geben, was im Innern sich bewegte und glühte, trat vor uns, wie in unsern Tagen vergeblich nach einer zweiten gesucht würde. Diese wahrhaftige Aufopferung, diese unegoistische Hingabe des Ichs für Ideen oder Träume liegt heute außer der Zeit bei Philosophen wie bei Dichtern. Alle erstreben ein Etwas außer dem großen Ganzen; sie wollen etwas für sich zuschlagen, worin dies auch bestehe. Die Zeit der athemlosen, weiblich gemütheten Enthusiasten ist vorüber. Ein solcher im bessern Sinne des Wortes war Baggesen; von unserm Standpunkte können wir über das Ganze lächeln, aber der Mann selbst jagte uns wahre Theilnahme ab.

Er glaubte an Das, was er wollte, er schwärmte dafür, er setzte sein Alles dran und versiel dabei nicht in jenes blinde Parteilwuth, die, in Ungerechtigkeit ausartend, auch das Rechte in sich tödtet. Streng war er, und seine Ansätze sind bitter; aber die Achtung vor sich selbst, das redliches Streben und ernste Erwägen auch dem Feinde abzufodern. Er prüft, ehe er verurtheilt. Die Darstellung seiner Gedichte, wie sie vor uns liegt, ist nun der Vorzug zu jenem Briefwechsel. Dieser ist die Hauptsache, jene der Commentar; denn nicht seine Dichtungen, sondern der Dichter selbst sichern Baggesen's Namen seine Unvergänglichkeit in der deutschen Literaturgeschichte.

Welche Symbole treten uns da entgegen für ein inneres und äußeres Ringen, wie es nur je in eines Menschen Brust Raum fand! Welcher lange Faden einer durch ein halbes Jahrhundert, durch hundert herrschende Systeme durchgeführten Polemik! Vielleicht gibt es kaum sich ausgleichenden Gegensätze als Göthe und Baggesen. Während Jenem vorgeworfen wird, daß er in großartiger Ruhe alle Erscheinungen einer bewegten Zeit; auch die, an denen er Theil nehmen sollte, theilnahmslos vorübergehen lassen, gerieth dieser über Alles und Jedes, was ihn anging und nicht anging, in Eifer und Wuth, und verbitterte sich selbst durch seine Theilnahme an allen Kriegen und allen Friedenshandeln, die in Kunst und Wissenschaft ausgefochten wurden, von den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts an bis kurz vor der Julirevolution in unruhiges Leben. Seine Wuth, seine Begeisterung, seine Theilnahme hauchte er in Gedichten aus; und diese Gedichte, wie sie Wuth und Klopstock besangen, ferner die französische Revolution, erst mit Begeisterung, dann mit Abstoß; wie sie Bonaparte bis über den Kaiserthron begleiteten, wie sie die deutschen Romantiker angriffen, die deutschen Philosophen, und in der Verfolgung Weiber sich selbst verloren; wie sie um den Kolos Göthe umhertanzten, bald den Boden untermühlend, bald ihm bis an die Brust springend; wie sie klagten über das Weh der Welt, das von den Schlegel, Tieck anhub, dann durch alle Studien der französischen Revolution hindurchging, von Napoleon auf den Gipfel getrieben ward, später von der heillosen Alliance aufgegriffen: — alle diese Schmerzgefühle eines halben Jahrhunderts, von den Kuren an Klopstock und die Stolberg bis an W. Scott, Byron und, es glaube selbst, Heine, alle diese Empfindungsströme werden uns hier mit einem Male als Gedichte an einer Tafel aufgetischt. Das ist doch eine Mannichfaltigkeit, die noch nicht da war.

Aber den jüngern Geschlechtern fehlt der Maßstab, um alle Gefühle eines Sängers zu würdigen; bei uns endet „Halleluja der Schöpfung“ anhebt:
Halleluja! wir lieben!
Halleluja! du liebst, und wirst uns ewig lieben!
Halleluja! der liebe Gott!
und es dabei für nöthig hält, seinen Chor singen zu lassen:
Heilig! Heilig! Heilig!
Veranke, Schöpfung! knie, o Sternenplan!
Du Himmel, neige dich! ihr Welten, betet an!
Leb und Ehre dem Ewigen! dem Allmächtigen! dem Allweisen!

„Ist und bleib dem Hellen! dem Griechen! dem Ägypten!
 „Ist und bleib dem Schöpfer! dem Richter! dem Vater!
 „Ist und bleib dem Schöpfer!“

Die Aufgabe, die uns Jüngern entweder über oder unter
 der Poesie zu stehen scheint; einen Sänger auszu-
 wählen, der in der Ode: „An Alpina“, spricht:

„Aufstamm, o Junge! schweige, Feder! Mann!
 Nur du, o Wohlthatsträne meiner Liebe!
 Und nimm, du holde Schöpferin,
 Den vollen Dank in dieser Thräne hin,
 Der stumm in jeder andern Sprache bliebe!“

Diese Klopstock'schen Töne gehen natürlicherweise in der
 Folge aus oder machen andern Platz. Wenn aber auch
 B. in dem „Philosophie und Dichtkunst“ überschriebenen
 Epigramme sagt:

„Nicht ist Wärme das Licht, noch Licht die Wärme; doch innig
 Knüpft aneinander sie beide ein ursprüngliches Band.
 Eins entwickelt das andre“, und in beiden Verein nur ist Leben.
 Eins in zweien ist so Dichtung und Philosophie.

So ist der Verein doch bei ihm nicht zu einer wirklichen
 Ehe gediehen, daß die Kinder aus derselben die poetische
 Legitimität hätten. Es sind und bleiben wohlgezogene Ba-
 starde. Die Philosophie ist ihre Mutter, der Gedanke ihr
 natürlicher Vater. Selbst wo er dem höchsten Schwünge
 der Begeisterung folgt, und die Erde fern liegt unter sei-
 ner erhabenen Blicken, fehlt ihm das Eine Unausprech-
 liche, ohne das keine Poesie ist. Sein rastloser Geist
 hält sich wol los von der Materie, aber nicht von der
 Reflexion. So löst sich denn auch nie das von ihm Ge-
 schaffene von seiner Subjectivität los und wird nicht durch
 und in sich selbst etwas. Er weiß den scharf aufgefaßten
 Gedanken hundertfältig zu wenden, mit Emsigkeit und
 Angestrengtheit kleidet er ihn in die allerpoetischsten Bilder;
 aber das Product bleibt immer Allegorie, es spricht nicht
 für sich, ihm fehlt der Hauch, das Leben. Ob Waggesen
 von Geburt kein Dichter gewesen, wer mag dies heut ent-
 scheiden; aber die Verhältnisse, die Bahn, wohin ihn das
 Schicksal wies, machten fast unmöglich, daß er sich als
 Dichter ausbildete. Er mußte überall bewundern, ankla-
 gen, mitleiden, verdammen, und in dieser Heßjagd auf-
 gerührter Gefühle ging der Dichter unter. Ecco signum!
 Manne man den jüngst zur Mode gewordenen Anklägern Gö-
 the's zurufen, wohin ein Dichter geräth, der es für sei-
 nen ersten Beruf hält, in alle Bewegungen der Zeit ein-
 zugreifen und sich von ihren Strömungen im Haß und
 in der Liebe fortziehen zu lassen. Wer hat für die Mensch-
 heit mehr gewirkt, Göthe, der der Weltrevolution gemäch-
 lich zusah und betwelen Gestalten und Menschen schuf,
 oder Waggesen, welcher Himmel und Erde in seinen Oden
 beschwor, um den und jenen Bluthund oder Schuft, der
 bejammert in der französischen Revolution eine ephemere
 Rolle spielte, zu verurtheilen? Der Mann ist jetzt so
 wie vergessen! Man erwirbt sich nicht eines wech-
 selhaften Rückens, wenn man ihn heut auf seinen Kanten
 sitzen sieht, daß Gott Bonaparte der Erde schenkte, um
 morgen die Hölle anzurufen, daß sie das Unthier ver-
 schlinge. Es liefern namentlich in politischer Beziehung
 eine Schicksal, wie sie die Herausgeber aneinandergerichtet,

einen feistbaren Commentar zur Geschichte der menschlichen
 Täuschungen auf dem Gebiete der Poesie.

(Der Rest folgt.)

Geistes-Muden auf einer Stegreif-Partie vom Wands-
 beck bis vor —! Nebst einem politisch-, diplomatisch-,
 militärisch-, humoristisch-, gefühlvollen Coup d'oeil
 auf —, und einigen nothwendigen Abstreichern nach
 Leipzig, Prag und Fischbach. Im Anhange Geistes-
 Muden-Nachkommenschaft, die auch noch mitsprechen
 will. Von Mort, Esq. Hamburg, Magazin für Buch-
 handel, Kunst und Kunst. 1836. 8. 1 Hft. 20 Gr.

Der Verf. vorliegenden Buchs, für dessen ganzen Tite-
 lischrift der Berichterstatter eigentlich eine besondere Vergütig-
 ung von jenem erhalten sollte, äußert sich zwar in der Vor-
 rede (wozu schreibe man nicht heutzutage Vorreden!), daß er
 ein gar unschuldiger Mann sei, der sich „nur im harmlosen
 Scherz fortbewege, und bei welchem das Gewand des Humors
 höchstens durch leichten Spott und eine mäßige Ironie von
 etwas pikanter Färbung erscheint“, weshalb es die Kritik wol
 nicht der Mühe werth finden werde, seine „Geistes-Muden“ abzu-
 muden; ferner, daß er sich aus Bann, Inderbict und derg-
 gleichen, sowie aus Kritiken aller Art überhaupt nichts zu ma-
 chen brauche, da er ja im vollen Ernst der Kirchhofinspector zu
 Wandsbeck sei; endlich drückt er sich noch in der Nachschrift
 folgendergestalt aus: „Da ich in der Haude- und Spener'schen
 Zeitung lese, daß im Bernischen eine Secte der Muden auf-
 gekommen, so muß ich bitten, die „Geistes-Muden“ am allerer-
 nigsten für Sectirer zu halten! Sie sind Springteufel des
 Geistes und weiter nichts. Tolerirt man den Teufel, so wird
 er auch springen dürfen. Wohl ihm, wenn er mit Geiſt
 springt.“ Allein aller dieser Prämissen ungeachtet müssen wir
 dem Verf., sei er todt oder lebendig, frei gestehen, daß er, ohne
 unsererseits gemütht zu werden, nicht gänzlich weggelassen dürfte;
 daß das Gewand seines Humors uns keineswegs conveniren
 kann; daß seine Ironie allerdings außerordentlich mäßig und
 bei in ihm hausende sogenannte Springteufel keineswegs mit
 Geiſt gesprungen ist. Zuordner ist es von Seiten des Hr.
 Mort eine arge Impertinenz, wenn er dem Leser (der leider
 durch seine allzu große Gerechtigkeit unsere schlechten Scribenten
 verwohnt hat) zumuthet, mit ihm von Wandsbeck bis Frank-
 furt an der Oder zu wallfahrten, diesen vertrackten Weg durch
 Eauen- und Mecklenburgische, durch die Mark Brandenburg
 und durch die Neumark. Guter Hr. Mort, ich bin auch in
 der Neumark gewesen und habe bei Aepfeln und bei Bernau
 die Kartoffeln wachsen und etwas weiter den Taback getrocknet
 aufstehen sehen; aber es verlangt mich nicht wieder, den Weg
 von Potsdam nach Magdeburg zu machen, oder eine frankfur-
 ter Messe zum zweiten Male zu erleben, und ich bin der festen
 Meinung, man müsse ein so ungeheurer Improvisator sein wie
 Hr. Mort, den man anscheinend in eine Sandbüchse stecken
 könnte, um dennoch von ihm eine Reisebeschreibung zu erleben,
 wenn man es in jenen Gegenden als Fußwandler aushalten
 will. Nichtsdestoweniger rächt sich doch Alles in der Welt;
 denn die Reisebeschreibungen des Hr. Mort sind höchst klä-
 glich und jammervoll; ja ich gebe ihm sogar auf seinen Todtra-
 kopf hin Schuld, er hat die Reis, über die er ein so breiwei-
 nig Buch herausgibt, gar nicht gemacht. Ja, ganz gewiß,
 Hr. Mort hat sich mit dem Publikum einen kleinen Jocke-
 rlaubt. Er hat gemeint, sitel. nidermärker Bauern vor sich zu
 haben, und um die Leute, die etwas mehr sein wollen, einiger-
 maßen einzuschüchtern, gibt er sich für einen Reconsenten aus.
 O lieber Hr. Mort, was für faule Fische sind das! Es hätte
 Ihrer ausdrücklichen Versicherung nicht bedurft, daß Sie kein
 Muder sind.

Waher etwas dem Inhalt des zweideutigen Buchleins zu

bride gegangen, so beschreibt Hr. Mert 1) den Stein auf dem Schlachtfeld von Jägerbellen; 2) sagt er ausdrücklich, daß Spandau eine Festung und zugleich ein Zuchthaus ist; 3) hält er sich in Berlin über die Construction des brandenburger Thors auf und bedauert es, daß dort die außerordentlichen Häuser stehen, mit denen man doch für zwei gute Droschen von Berlin nach Charlottenburg nach für zwei bette von Charlottenburg nach Berlin fahren kann; 4) versichert Hr. Mert, daß Herr C., der Director eines Theaters zu Berlin, nicht lesen kann, und daß er sich aus Unkenntniß dieser Kunst einst an Wirthstafel, wo er die Speisekarte nicht zu entziffern vermochte, zu gleicher Zeit einen grünen Salat, einen Gurkensalat, einen Springersalat und gebadene Pflaumen bestellte, was ihm nicht übel bekommen sein soll; 5) äußert Hr. Mert beläufig, daß hinter Pflanze die Dorfer immer schlechter werden; 6) kommt er (was wir nachzuholen haben) unweit Jägerbellen mit einer verrückten Theaterprinzessin zusammen, die ihn beinahe für ihren Liebsten gehalten hätte, und 7) endlich wird er von Rausch an, wofür ihn entweder ein Siebenmeilenstiefel oder die Unverschämtheit eines Scribenten fünften Ranges gebracht hat, sozusagen selbst verrückt (s. S. 137 fg.). Den Unsinn, der sich von da an datirt und bis S. 327 fortsetzt, durchzulesen, ist mit nicht möglich gewesen.

Zum Schluß aber eine kleine Aposiopse an Hrn. Mert und alle Scribenten seines Gleichen; ob er sie sich ad potum nehmen will oder nicht, bleibe ihm überlassen. Ihr guten, aber bornirten Leute aus Hamburg, Wandsbeck, Lübeck oder Bremen, oder wo ihr sonst her sein mögt, überzeugt euch doch endlich, daß die Zeit euer Geschwätz nicht mehr haben will und brauchen kann. Ihr denkt immer noch, der Teufel ist los in der Welt, und der Himmel habe euch darum einen Mund wachsen lassen, um in all die Teufeleien mit hineinzuschreien. Aber der Teufel ist ja gar nicht los jetzt; er spukt nur in euren müßigen Gehirnen. Ist es aber wahr, und ist er wirklich los, so gedenkt Dessen, was in der Schrift steht: daß er nämlich umhergeht wie ein brüllender Löwe und sucht, welchen er verschlinge, d. h. mit andern Worten, daß der Teufel zu jeder Zeit los ist und gegen ihn kein Raisonniere, Schmeichler und Witzkünstler, sondern ganz etwas Anderes hilft, wovon ihr keine Ahnung habt. Bayern, Griechenland, die Schweiz, es sind auch Lösungswörter; aber vernünftigen Leuten sind es nichts als Lächer, die der liebe Gott erschaffen hat, wo man bairisch Bier trinkt, wo schöner Wein wächst, den ein gesunkenes Geschlecht jetzt genießt, wo man die Gläser nicht und 22 Kantone zählt. Mein guter Hr. Mert, Sie werden die Sünde der Welt nicht tragen; seien Sie froh, daß Sie noch einen Frühling sehen, und daß der wandsbeker Bote Ihr Landmann ist.

71.

Notizen.

Reichthümer der Kirchen in Spanien.

Von jeher galt die spanische Geistlichkeit für die reichste in Europa. Noch im J. 1804 hatte ihr Erbbistum einen Werth von 98 Millionen Francs. Die Einkünfte der vornehmsten Prälaten zu jener Zeit grenzen an Unglaubliche. Der Erzbischof von Toledo bezog jährlich 2,750,000; Sevilla 1,000,000; Santiago 800,000; Valencia 650,000; Saragossa 525,000; Granada 287,000; Burgos 180,000; Zaragoza 156,000; der Bischof von Jaen 400,000; Cordova 338,000; Cuenca 340,000; Cartagena 325,000; Malaga 306,500; Orense 287,600; Barcelona 257,600; Valladolid 450,000.

Die Kirchen waren aufs reichlichste ausgestattet und besaßen an Monstranzen, Reliquien, Crucifixen, Leuchtern, Rauchfässern in Gold, Silber und Perlen, zum Theil mit den schönsten und feinsten Edelsteinen geschmückt, unermessliche

Schätze. Als 1794 Spanien alles Mögliche herbeizuziehen mußte, um die Kosten des Krieges gegen Frankreich zu decken, wurde im Staatsrathe unter dem Vorsitze König Karl IV. beschlossen, daß die Kirchen der Halbinsel und der zum Königreiche gehörigen Inseln 45,000 Trossen Silber (ungefähr 10,000 Trossen) besaßen. Der Werth wurde auf 1,104,000,000 Reales (276,000,000 Fr.) angeschlagen. Seit jener Zeit hat die Reichthümer des Klerus in Folge des Krieges von 1808, in Reactionen von 1815 und 1823 bedeutend gesunken. Nach desigen sie Gloden in ungeheurer Anzahl, die man aber gegenwärtig um ein Bedeutendes vermindern wird. Nachstehend ein Blatt zu Madrid folgende annähernde Berechnung im Auf.

Gegenwärtig zählt man in Spanien 28,000 Kirchen, in welchen Gottesdienst gehalten wird, und welche 84,000 Gloden besitzen, wie folgende Tabelle ausweist.

Kirchen.	Zahl der Gloden.	Summe der Gloden.
60 Kathedralen	660	148,800 Trossen
83 Collegiatkirchen	698	97,130
19,000 Pfarrkirchen	63,000	2,570,000
8000 Einsiedeleien	3250	50,500
2000 Kapellen	2000	25,000
3000 Klöster	9500	670,000
	84,108	3,661,430.

Der Werth des Metalls, die Kreuze zu 70 Reales gerechnet, betrüge demnach 256,000,000 Reales (64,000,000 Fr.). Das Drittel der 84,000 Gloden würde zum Gottesdienst reichen, aus den übrigen könnte die Regierung eine Summe von 40,000,000 Fr. ziehen. Es hätte aber dieser Erlös noch sonst günstige Folgen. Die Stadtrichter, welche in der Regel der Kirchen zugeordnet sind, werden von dem ewigen Einkommen los gemacht und dadurch die Häuser bedeutend an Werth gewinnen; die Wohnungen in der Nachbarschaft der Kirchen tragen den Eigenthümern wenig oder gar nichts ab. Man schätzt, daß durch die neuerdings stattgehabten Aufhebungen 37 Klöster zu Madrid über 300 Häuser ihren alten Miethswerth wiedererlangt haben. Es ist dies eine wichtige Sache, die man allenfalls dem Parteigeiste zuschreiben kann. Der Erzbischof Lorenzana in seinem Brief vom 13. Dec. 1782, das Geld aus von Madrid betreffend, macht die Bemerkung: „Das ewige Laute“, sagt er, „ist so unendlich, daß die Einwohner, die die meisten Häuser, welche an die Kirchen gehören, nicht nach ihrem eigentlichen Werthe kaufen können, sondern da sie doch im Grunde eben wegen dieser Nothwendigkeit desto gesuchter sein werden.“

Ein ausgezeichnete russische Staatsmann sagt in der statistischen Zeitschrift, daß man in Asien (China) die Einteilung nach folgende Zonen (merkt): 1) der Zone des kalten Klimas; 2) der Zone des gemäßigten Klimas; 3) der Zone des warmen Klimas; 4) der Zone des heißen Klimas; 5) des Roggens und Weizens; 6) des Weizens und Reis; 7) des Mais und der Reben; 8) der Zuckerrohr. Welche ungeheure Abweichung zwischen dem ewigen Eise bis zum Zuckerrohr, gibt es nicht! Ein solcher Reichenfolge klimatischer Lage ist demnach auch der Mittel zum Wohlstande, d. h. Reichen.

Im britischen Hindostan zählt man schon 51 Journale in europäischen Sprachen: Eingekerkerten, die im J. 1815 noch keine ihrer Muttersprache besaßen, zählen deren jetzt In Hindostan herrscht bekanntermaßen, sowie Preffe.

Freitag,

Nr. 323.

18. November 1836.

Jens Baggesen's poetische Werke in deutscher Sprache. Herausgegeben von den Söhnen des Verfassers, Karl und August Baggesen. Fünf Theile. (Beschluß aus Nr. 322.)

Wir stellten Göthe und Baggesen als Antipoden in einer Beziehung einander gegenüber. Wo sie in Berührung kamen, mußte diese Polarverschiedenheit sich irgendwie ausprechen. Was Göthe über Baggesen dachte, ist uns, wenn sie zu Tage kam, nicht bekannt. Aber Baggesen hat sich mehrfach darüber ausgesprochen. Man sieht, wie er um die ihm unbegreifliche Größe herumspringt, um ihr die Größe abzulassen, wodurch sie in ihrer Ruhe groß wurde. Baggesen fühlte schon klar vor 50 Jahren, was unsere heutigen Göthe-Hasser zum Ueberdruß durchgekaut haben, daß er seiner Selbstsucht und Gemächlichkeit die Zeit an sich kammern ließ und in bequemem Stolz verschmähte, sich in der Suite zu stellen. Aber der redliche Mann, ob ihm auch der romantische Schwung, den die deutsche Poesie bei Göthe nahm, in der Seele zuwider war, und er die Menge und die Jungdeutschen das Heil aus einer neuen Bewegung erwartete, fühlte sich doch von dem Schauern des mächtigen Genius umweht, und deshalb, in unverständiger Wuth loszupoltern, gab er sich ruhrende Weise Mühe, es sich selbst klar zu machen, warum eigentlich Göthe doch so groß sei. Es ist ein Thema, auf das er oft zurückkommt. Hier zwei Gedichte Göthe's, zuerst ein leichtfertiges, das er, als er das erste schrieb, bereut zu haben scheint:

nen Schall spielt Blindeluh mit allen Pierinnen,
mit allen Chariten Berstet:
oben steht er fernbeständig auf Säulen oder Stannen,
oben liegt er irgendwo mit Eichen zugedeckt.
oben ist sein Thun, muthwillig all sein Sinnen,
Abfassung gelassenheit sein End und sein Beginnen.
Abmahnung Andre den Gedanken hin und her
roth, der suchen, endlich müde finden,
wenn ihn Gedanken, Kreuz und quer,
finden ihn — doch nur von ungefahr;
ernstliche Besuche haßt er sehr,
da bei ihm, er ließ sich niemals finden.
daß dem Böbel manches Buch geschenkt,
daß er niemals dacht, und jede Zeile — denkt!
daß er sich manlicher geberden!
daß er der Feiwelt was Andres werth als Spott;
daß aus ihm dann Größeres noch werden!
daß aus diesem großen Göth' ein Gott!

Der ewige Gott wollte aber keine sterblichen Götter, sondern Menschen. Darum folgte Göthe dazumal so wenig der gutgemeinten Anweisung Baggesen's, als er leztlich der conträren sich fügte, um in den Himmel zu kommen. Baggesen corrigirte sich späterhin in der „Wallenstein“ selbst:

Der zarten Unschuld kühlte Morgenröthe:
Das schüchterne Gefühl der ersten Liebe;
Die Christusoffenbarung meiner Jugend;
Die zitternde Bekämpfung wilder Triebe;
Die gar zu herbe, noch nicht reife Jugend:
Was früh zur Kunst des Dichters Seele wendet,
Entfernte lang mein krankes Herz von Göthe.
Der freien Beiseht warme Mittagsonne:
Das Gleichgewicht, errungen durch Erfahrung;
Des Mannes größte Gottesoffenbarung;
Der vollempfundenen Liebe ganze Sonne:
Was zu Natur der Dichtung Kunst vollendet,
Sag den nicht länger ungerufen Richter
Zurück zum größten aller deutschen Dichter.

Die romantische Schule erregte natürlicherweise seinen ganzen Unwillen, mit Allem, was ihr in Kunst, Philosophie und andern Wissenschaften anhing. Die größere Hälfte seiner Gedichte und größern Werke sind Angriffe, offene und versteckte, auf dieselbe. Sie treffen nicht wie Schlegel's und Tieck's, als diese auf die entgegengesetzte Seite loszuschlagen; denn jedem Schläge merkt man die Schule an. Baggesen will gründlich sein, er will nicht sowohl verwunden als überzeugen: ein lobenswerthes Bestreben; aber in Parteigängerkrügen der Art ist der schwer Gerüstete gewöhnlich der Schwächere. Tieck's und Schlegel's polemische Wurfgeschosse betrachtet man noch heute mit Vergnügen, es waren muthwillige Blitze des Genius; der Apparat des Baggesen'schen schweren Geschüßes erregt nur noch unsere Aufmerksamkeit, wie man kunstreiche Waffen der Vorzeit in Zeughäusern vorweist; aber praktisch ist er nicht mehr. Ihn aber in jenem großen Kriege mit den Nicolaiten oder Kogebue in Reihe und Glied zu stellen, wäre Unrecht. Er ist nicht trivial, nicht unredlich und nicht gehässig; er hat Wiß, und sein Wiß achtet das Höhere. Daß er dessen Grenzen zu eng steckt, ist nicht seinem Willen, nur seinem Vermögen, vielleicht auch nur seiner Erziehung zuzuschreiben. „Alte und neue Dichtkunst“ weiß er nicht anders als so zu fordern:

Kühle Flut und begeisterten Wein aus silbernen Krügen:
Und aus Bechern von Gold trank die vergangene Zeit.

Laues Wasser und heiße Getränke aus irdenen Tassen
und aus Pokalen von Glas nippt die heutige Welt.
und von der Offenbarung heißt es:

Wo ein Etwas nur ist, erscheint die Hülle der Gottheit,
und wo nichts die Erscheinung, ist die Verhüllte selbst.
Dafür hören wir ihn mit ungeörter Theilnahme an,
wo er spricht:

Bilder, sie glänzen wol schön, und Töne, sie klingen wol
lieblich,

Wenn mit bedächtigem Sinn beide der Dichter gewährt;
Aber befezt sie nicht Beid' ein Etwas, welches nicht Bild ist
und weit mehr als der Ton, rühren sie nimmer das Herz.

Was trübsteiger ist Baggesen's Stellung zur Politik.
Er, der entzückt von dem Morgenstrahl der Freiheit nach
Paris eilte, Freudenstrahlen im Auge schwärmte und Frei-
heitshymnen sang, die für Aonen dauern sollten, muß
bald darauf schwere Oden dichten, um sich selbst zu
strafen, entsetzliche, wie die „An die Furien“. Wer so aus
dem Meeresgrunde der deutschen Sprache schwere Steine
aufwinden muß, wie kann der für das heitere Willen-
spiel noch eine Stimmung behalten:

Mehr als Elysäum's Gericht, als Atréus' blutiges Gastmahl,
Mehr als Drestische That,
Beispielloserer Frevel, als je das Maß der Empörung
Gegen die Götter gefüllt,
Robert euch auf; und ihr schlaft noch stets, Göttinnen der
Rache!

Schlaft! und der Donnerer schweigt!
Grenel, wie nie noch erkennen Saligale, stinkende Grenel,
Denen verglichen der Rauch,
Welcher vom grausen Gelage der Anthropophagen gen Himmel
Wirbelt, Ambrosia dampft,
Rufen euch, Schwester der Rache. Was schnarchet ihr?

Reget die Flügel!
Schüttelt die Schlangen! erwacht!

Das mußte er schon 1794 dichten; wo blieb ihm da der
Athem für die kommenden Ereignisse, und schweigen konnte
er zu keinem derselben. Für Bonaparte lobert sein ju-
gendliches Entzücken auf; aber in der Mitte der Oden
muß er, er weiß nicht wo, Athem holen, um ihn zu ver-
dammen. Nun mußten es inzwischen die Franzosen aus-
baden in allerlei hübschen Epigrammen, die nicht alle so
harmlos sind als dieses:

Hier steht die Republik. — Die todt' Säule? sie
Die Republik? — Sie selbst, mein Freund, sie lebte nie.

Ein armer Deutscher betet 1804 in Paris:

Dank dir, gütiger Gott, ich bin an Leib und an Seele
Schwach, blind bin ich und taub, schlangengebuddelt und lahm,
Hung' und dürste beständig und fühle zum Theil, ich ver-
dien' es;

Denn viel hab' ich in Wein, viel auch mit Weibern schlam-
pampt.

Oft auch gelogen, geköhnt, und ich weiß nicht wie Viele
gehetzt.

Daß mein Gewissen mich mehr foltert als selber der Stein.
Freilich bin ich ein elender Nichts, und mein Jammer ist
schrecklich;

Doch, barmherziger Gott, Dank, ich bin nicht ein Franzos.

Napoleon's Sturz interessiert ihn als Act der Nemesis;
für etwas mehr dabei erhebt sich nicht seine Theilnahme;
Näher allein erhält beiläufig ein gefälliges Lächeln. Dann
ruht aller Trost, alle heitere politische Aussicht; die hei-
lige Alliance bläst, kurz nachdem der Dichter des Kaisers

Fall gesprochen, seinen vollen Aumathen. Er schreiet fast:
nun ist Alles aus! Der Letzte, an den er sich bewundern
kann, ist Voltaire. Unglücklicher Dichter, der ein Leben voll
hinopfernder Theilnahme hindurch keine festen Säulen fand!

In der Poesie ist seine letzte Freude Jean Paul. Er hält
Gespräche mit ihm, um sich über den Tod zu trösten; denn in allen frühern Gesängen war der
Mismuth durch, daß der Romantismus die poetische Welt
der er sich ganz hingeeben, nun völlig vernichtet hat.
Selbst über den Tod hinaus bläst er und weiß die lei-
stende Stimme von sich, daß spätere Geschlechter für
classischen Bestrebungen anerkennen würden, denn er will
nur ein „gewinnener Erstgeborener“ sein, nun einmal müßte
das Mystische und Gespenstische zu begreifen. Jean Paul
hört ihm vor, daß

Donner ja lehrt zur Vernunft von den Phantasmen
und Baggesen setzt endlich seine Hoffnung in drei Punkte.
Diese, ja auch nur Ein Leser, der, was er liest, versteht
und das Gelesene mit Strenge prüft, wären ihm noch ein
ein Publicum werth und genug. Endlich, kurz vor sei-
nem Tode (1826) finden wir ein merkwürdiges Gedicht,
eine Appellation an die Zukunft. Es ist der „deutschen
Jugend“ gewidmet und muß hier ganz theil-
haft werden, weil es des Dichters Stellung und Ein-
sicht wie kein anderes charakterisirt:

„Fremder!“ hört ich laut aus allen
Deutschen Paläen einst erschallen
(Ach, denn auch das Schweigen spricht!),
„Uns gefällt dein Opfer nicht.“

Ich erstarrte erschrocken,
Lassend in dem Pulse liegen
Voll achtzehn Jahre lang,
Was ich Deutscher schrieb und sang.

Aber ohn' es zu berichten,
Fuhr ich immer fort zu dichten
In der alten Meister Spur
Für die wenigen Kenner nur.

Erstlich, weil ich zu gefallen
Die gewünscht, am wenigsten Allen;
Zweitens, weil der Muse Spiel
Diesen mehr als mir gefiel;

Endlich, wenn mit seinen Stücken
Nicht der Spieler kann entzücken
Eine selbst von Abergabeit
Außerst leicht entzückte Zeit,

Ah! er besser, dünkt mich immer,
Spielend auf dem eignen Zimmer,
Wenigstens als Meister sich
Nicht zu zeigen öffentlich.

Warum dennoch die geringe
Geb' als Götter ich jeho bringe,
Nicht, was mir die Muse gab,
Bieber nehme mit ins Grab?

Dies in meinen letzten Tagen
Will ich dir, mein Leser, sagen,
Erstlich, weil beim letzten Flug
Ich der Kränze fand genug;

Zweitens, weil im Dufenspiele
Pfeifer ich jetzt fand so viele,
Daß mir selb' beim Hören ein:
Du wirst jetzt willkommen sein.

Gedicht, wohl der schönste Gedicht:

Alter, jung und immer Älter,
Gleichsam von sich selber satt,
Reichthum bis zum Tode matt.

Während länger, die Weisheit
Alter, lang vergriffener Mäurer
Aufschreibend dort und hier,
Neuen Muth auch geben mir.

Dir, o neue deutsche Jugend,
Die für Wahrheit, Freiheit, Tugend
Und Vernunftreligion
Aufwächst in der Blüte schon,

Welch ich, was ich aufbewahrt,
Nur für dich zum Druck ersparet,
Hoffend fast bei jedem Strich,
Den die Feder macht, auf dich.

Das also war des unglücklichen Greises letzte Hoffnung! Die Zukunft wird entscheiden, ob sie gegründet ist. Jedenfalls bleibt diese Dedication eines der rührenden Monumente, an denen die Geschichte der deutschen Dichter nicht arm ist. Ja, es ist keine cultivirte Nation so reich an Denkmälern des Unbanks als unsere, die wir uns in anderer Beziehung mit Recht das Prädicat der Gerechtigkeit beilegen. Welche herrliche Schwanengesänge mehr oder minder zerstückter Dichter besitzt unsere Literatur vom Dichter Götter bis auf Kleist und Baggesen herab. Selbst der glücklichste und größte, Göthe, dichtete als Greis einen solchen von den Schauern der Wehmuth durchhauchten Gesang in seinem „Abschiede an Werther.“ Die Feder in dem vorliegenden verräth die Altersschwäche; aber es ist ein Gedicht, welches den Dichter überleben wird. Ja, in dem letzten Gedichte der Sammlung haucht ein poetischer Geist in dem Greise auf, der aus einer andern Welt zu kommen scheint als der classischen, in der er lebte, wenn er, den „Thanatos“ anrufend, spricht:

O,äume länger nicht, ersehnter Schlummer!
Mein letztes Lieb ist deinem Thron geweiht,
Die Nacht bricht an für meine Lebenszeit;
Ich bin müde von des Tages Kummer
Und matt von seines Abends Seligkeit.

Baggesen's Hauptwerke kritisch durchzugehen, würde 1836 zu spät sein. Sie gehören ihrer Auffassung und Richtung nach einer Vergangenheit an, die wir durchgelebt haben. Doch nicht allein als geistvolle Monumente verschiedener Stadien derselben; mehrere derselben werden auch durch sich selbst Freunde erhalten, wie sie deren von je an zählten. Uns freilich will der hellenische Götterhimmel über den Alpen und die zankenden Mächte um das Schicksal einiger Spaziergänger und Spaziergängerinnen fremd dünken; solche Ansichten machten sich jedoch auch schon, als die „Parthenais“ erschien, geltend, und dennoch galt sie als ein vorzügliches Idyll, ward in viele Sprachen übersetzt, Manzoni machte Anstalt sie ins Italienische zu übertragen, und für einen großen Theil des deutschen Publicums stand sie Wolf's „Luise“ und Göthe's „Hermann und Dorothea“ würdig zur Seite. Noch fremder unserm Geschmack sind die 12 Bücher von „Adam und Eva, oder die Geschichte des Sündenfalls“. Nicht um deshalb, weil der Dichter diese ernste Mythe launig aufgefaßt hat (die Herausgeber glauben ihn deshalb vor den Irrenden

vertheiligen zu müssen); auch unsere fremden Übersetzer behandelten die Mythen der Götter auf diese Weise, und der Gott Wotan im Schlafrock that ihnen Glauben mit der Majestät des Erzgötzen keinen Abbruch; aber diese leichtfertige Art, die selbst spielende Sinnlosigkeit über ernste Themen in der sogenannten poetischen Erzählung ist, nachdem wir Wieland verworfen, in unserm inneren Sinne als so undeutsch gestempelt, daß selbst ein Byron, der es mit ganz andern Eigentümlichkeiten versuchte, in dem bahit einschlagenden Erzählungen nicht die volle Theilnahme erlangen konnte. Auch Baggesen's „Oceanis“ verdankt einer seltsamen Abicht ihre Entstehung. Er wollte die Fahrten des Weltumseglers Cook zu einem poetischen Gedichte ausbilden und dahinein eine poetische Statistik der Länder und Völker verweben. Das Unternehmen scheiterte, weil es ihm an einer für alle wilden und zarten Völkerschaften gleich passenden Mythologie fehlte! Dichter unserer Zeit würden schwerlich auf ein solches Thema gerathen.

Ganz verschiedener Art ist sein „Vollendeter Faust“, in seiner Art eines der vollkommensten Gedichte, die Baggesen verfertigt; eine nur allzu durchgeführte, gründliche Satire auf die romantische Schule mit einigem politischen Beisatz. Wäre der „Zerbino“ nicht vorausgegangen, so würde man dies witzige Drama auch originell nennen können. Vieles ist veraltet, das Geklingel der romantischen Schule zum Theil mit ihr selbst; wen interessirte noch das Widerstreben gegen die langwurzeligen und langarmigen Romane, welche auch damals sich kaum geltend machten; wen das Strauben gegen die Nomenclatur der Fichteschen und Schelling'schen Philosophie; aber der Hauptgedanke ist doch trefflich, und in der Ausführung ist Vieles meisterhaft. Romanen, das romantische oder gesammte Deutschland, wird von den Gesamtfeinden, den Bandalen, mit Krieg überzogen. Der Fürst von Jauer, in dessen Hofe und Heere man leicht nach Charakterbildern wird suchen können, kümmert sich nicht um die Millionen Feinde, die schon seine Hauptstadt umlagern; denn er verläßt sich auf die Taktik seines ergrauten Generalfeldmarschalls, welcher ihn versichert, vermittels derselben die naseweisen Feinde zu vernichten, und sorgt allein mit Vaterliebe für das Eine, was er von den Vätern ererbt, und was einzig von allen Institutionen in alter Glorie besteht — das Tollhaus. In ihm ist Alles, was von neuen Ideen in Deutschland aufkommt, beherbergt, Philosophen, Dichter, Künstler, Ärzte. Hier ist allein Ordnung, Handlung, Fortschritt. Die Tollen haben ihr Theater, wo die noch nicht Tollen Zuschauer sind. Um dies Theater wird der Staat vergessen, und während die Offiziere des Heeres auf höchsten Befehl anwesend sind als Zuschauer, geht das Heer, die Festungen, der ganze Staat verloren. Noch im Theater erfährt der Fürst durch den Narren diese Habsucht, zugleich aber die tröstende Versicherung, daß der Feind ihm die volle Souverainität über das Tollhaus in Gnade lassen wolle, nachdem er von dem Lande Besitz genommen.

Baggesen's dichterische Stärke ruht im Epigramm

sehen. Mehr seiner Stangebichter sind schon im Munde des Publicums oder in Anthologien, ohne daß immer die Anekdote bekannt wäre; viele hätten ihn überleben. Wenige Gegenstände in der deutschen Literatur und der Politik seiner Zeit sind vorübergegangen, denen sein Blick kein epigrammatisches Denkmal gesetzt hätte. Wie erkennt man daraus, daß er in Sinn und Geist ein Deutscher geworden. Kein Fremder kümmerte sich so um die Minuten im Treiben einer andern Nation. Nicht von den gepfefferten Epigrammen auf bestimmte Individuen, deren haben wir hier zum Schluß eine Probe heraus, sondern vier Dichtern, die unter allen Verhältnissen ihre Geltung behalten werden:

Die Erde.

Sucht euch! ruft der Liebenden Gott; da schuf er die Erde.
Ich, das Gefundene selbst suchte die Seelen noch hier.

Der Himmel.

Seid miteinander vereint! sprach er zu den liebenden Herzen;
Und mit dem einzigen Wort schuf er der Seligen Sitz.

Das Fegfeuer.

Seid voneinander getrennt! gebot er den innig Vereinten;
Ich, und es flammte die Lust über dem siedenden Meer.

Die Hölle.

Jene Wohnungen schuf der Unendliche Demen, die lieben;
Nur wer die Liebe nicht kennt, schafft die letzte sich selbst.
34.

Eigenhändige Briefe der Madame Roland an Bancal des Issarts, Conventsmitglied. Herausgegeben von Madame Henriette Bancal des Issarts, und mit einer Einleitung begleitet von Sainte-Beuve. Aus dem Französischen von Paul Frisch. Leipzig, Allgemeine niederländische Buchhandlung. 1836. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Wir gestehen gern diesen Briefen einer der berühmtesten Frauen aus der französischen Revolution ein gewisses Interesse zu, verdienen jedoch nicht sie höher als die ungemein wahren und leicht hingeworfenen Details in den Memoiren der Madame Roland selbst zu stellen oder sie dem Lesers vorzulegen, in welchem Schloß im „Archiv für Geschichte und Literatur“, Heft 1, S. 2–80 die Frau von Stael und Madame Roland nebeneinander gestellt hat. In letztem namentlich treten alle Umrisse weit schärfer hervor, und die Eigenthümlichkeit der Roland wird dem Leser weit anschaulicher. Um so mehr hätte der deutsche Übersetzer jenen Aufsatz benutzen sollen. Aber an literarische Ausstattungen ihrer Übersetzungen denken die wenigsten unserer schnellfertigen Übersetzer. Die vorliegenden Briefe sind an Frau Bancal, den seine Tochter in dem voranstehenden Lebensabrisse als einen frommen, rechtlichen Mann schildert, geschrieben, und mit dem sich Madame Roland durch das Band einer geheimen Sympathie verknüpft fühlte. Historische Aufschlüsse von Wichtigkeit wird man in diesen Briefen grade nicht finden; in dieser Beziehung möchten die Nachrichten über die Anruhen zu Lyon 1791 noch das Bedeutendste sein. Aber überall spiegelt sich der bedeutende Eindruck ab, den die Tagesbegebenheiten auf Madame Roland machten, in ihrer Freude über die Revolution und die Hefe derselben, in ihrer stark ausgesprochenen Aversion gegen Mirabeau, Barnave, Danton und andere hervorstechende Männer der Revolution, in den scharfen Urtheilen über die Nationalversammlung und über Lafayette, und ihrem Hass gegen das Königthum und die Person Ludwig XVI., durch welches sie die Gerechtigkeit unterdrückt glaubte, zu welcher man auch nicht den Weg durch ein Meer von Blut sehen dürfte“ (S. 338).

Defensivmäßig erscheinen die die Jakobiner und die Mächte in September, bis zu welchen die Briefe reichen; sie sind weniger ist Dufort, auch Petition, Angst und Nothwehr, sondern ihren Erwartungen. Ihre Grundmaximen sind, daß die Freiheit das Grab der Freilicht sei, und daß die Freiheit gegen die Wohlhabender diese zum Despotismus verleiht; wo sie aber auf praktische und ins Einzelne eingehende Artweise über die Regierung einläßt, zeigt sich ihr System durchaus ungenügend und unbestimmt. Daran erkennt man sofort die Frau wie, zwar eine Frau, die durch die glänzendsten Eigenschaften der starken Seele wol befähigt war, über die gewöhnlichen Schranken des Weibes hinauszutreten; die aber trotz des physischen Gewandes das Bedürfnis fühlte, stets mitzuhelfen, die Leidenden in Bewegung zu setzen, dabei auch die Hand nicht unterdrücken kann, Einfluß zu besitzen, und selbst unter der scheidenen Miene, mit welcher sie vor dem Convent erschien, die Befriedigung ihres Herzens nicht zu verbergen im Stande ist, daß sie in dieser Art an den öffentlichen Angelegenheiten Theil nimmt. So zeigte sie sich auch, als sie ihren Mann jenen großen Brief an den König Ludwig XVI. schrieb, der dessen Entfernung aus dem Ministerium im Juni 1791 zur Folge hatte. Sainte-Beuve hat diese Eigenschaften der merkwürdigen Frau recht gut ausgedrückt.

Notizen.

Kolossale Statue Shakespears.

Die „Times“ berichten, daß kürzlich Dr. Geyser an der Versammlung des literarischen Vereins, Leichter: Geyser, die Mitteilung von einer Shakespeare zu errichtenden Statue machte. Der König und die Königin haben dem Antrag ihren Beifall geschenkt und Unterstützung versprochen. Die Statue soll an Größe alle übertreffen, die je in London errichtet wurden, und sich bis 200 Fuß über das Niveau der Stadt erheben; das Piedestal soll 60, die Statue 80 Fuß hoch sein. Man hat auch den Plan gemacht, eine Treppe anzulegen, mittels deren Kletterer bis in das Haupt Shakespears hinaufkönnen. Ferner soll ein Haus neben die Statue gebaut werden, ein vollständiges Facsimile dessen, worin der große Dichter nach der Sage geboren wurde, das die Person bewohnen soll, und das Denkmal den dasselbe Besuchenden zeigt. Dessen Sohn soll eine Frau erhalten, die von einer Schwester Shakespears abstammt, sich in sehr ärmlichen Umständen befindet und auf diese Weise ein leidliches Auskommen haben würde. Die Statue soll auf 20,000 Pf. St. angeschlagen und sollen durch Spenden, deren keine unter einer Guinee sein darf, gesammelt werden. Diese Mitteilung hat erst Erkennen und der lauten Enthusiasmus erregt. Der Redner hat auch gesagt, wann das Denkmal wol vollendet sein und wie es sich in der Roth des armen Shakespearschen Nachkommen abgeholfen werden.

Mehr französische Blätter verbreiten sich auch das Werk: „Les prisonniers français. Mémoires de madame de marq. Serang“, gesammelt und herausgegeben von Dubouque, Unterintendanten bei der französischen Armee in der Zug gegen Moskau, der schon einen in mehrer Hinsicht wichtigen Bericht über den russischen Feldzug herausgegeben hat. Die beiden Bände des neuen, in drei Theilen enthalten eine Menge bis jetzt unbekannter Geschichten und Thatsachen.

Nach offiziellen Angaben besitzt England jetzt, mit den königlichen Marine, 34,280 Seemannschaften, die 2,553,685 Schiffsclaffen führen können und mit 214,878 Tassen und einer Besatzung von 15,053 Seemannschaften, so daß England jetzt im Ganzen 27,530 Seemannschaften zählet.

Sonnabend,

Mr. 324.

19. November 1836.

Kritische Untersuchungen über die historische Entwicklung der geographischen Kenntnisse von der Neuen Welt und die Fortschritte der nautischen Astronomie im 15. und 16. Jahrhundert von Alexander von Humboldt. Aus dem Französischen übersetzt von Jul. Ludw. Ideler. Erste und zweite Lieferung. Berlin, Nicolai. 1836. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Die geistigen und bürgerlichen Zustände des alten Europas erlitten nach der Entdeckung einer neuen Welt eine so durchgreifende Veränderung, daß auch die minder scharf Beobachtenden, aufmerksam gemacht, sich in Forschungen versuchten, die in dem Maße an Häufigkeit und Tiefe gewannen, je überraschender und schmerzlicher der Eintritt jener Erscheinungen erfolgte, je allgewaltiger und unvorstellbarer ihre Einwirkung sich darstellte. In der That haben auch Schriftsteller aller Völker, ausgerüstet mit den verschiedensten Talenten und von den mannichfachen Grundansichten geleitet, sich mit mehr oder minder großem Glück so oft und so weitläufig über jenen Gegenstand ausgesprochen, daß man einen bedeutenden Theil ihrer Betrachtungen, wenigstens in unserer Zeit, in die Classe vielbekannter Gemeinplätze zu setzen berechtigt sein dürfte. Allein die beweisende größere Zahl jener Arbeiten beschäftigt sich nur mit den Folgen des weltgeschichtlichen Ereignisses, nicht aber mit seinen Ursachen, welche indessen auch nur dann erst der Untersuchung unterworfen werden konnten, als der Scharfsinn der Menschen in dem Verhältnisse wuchs, in welchem seinem Forschungsgeiste sich ein immer weiteres, an Gegenständen immer reicheres Feld eröffnete. Dequiem, dafür aber auch in hohem Grade oberflächlich, ist jene Ansicht, die in der Entdeckung Amerikas nur das Werk des Zufalls sieht, oder dieselbe, trenn dem schwankenden Begriffe der Menge über das Schicksal, für ein Verhängniß erklärt, dessen Herbeiführung und Leitung sich außer dem Kreise menschlicher Kraft befinden. Die tiefe Forschung, die nicht allein vom todtten Buchstaben des überlieferten Wissens ausgeht, sondern in der lebendigen Kenntniß der Natur die mächtigste Unterstützung ihres Strebens findet, lehrt im Zusammenhang von Ereignissen und ihren Ursachen kennen, auch wenn Jahrhunderte scheinbarer Wirkungslosigkeit die letztern von den erstern trennen. Sie verzagt dieses besonders in allen den Fällen, wo irgend eine

große Begebenheit in Folge gewisser, bis auf einen hohen Punkt gediehener Einsichten sich plötzlich entwickelt, denn sie verfolgt rückwärtschreitend die Stufen der Ausbildung, welche seit den Zeiten historischer Erinnerung die menschliche Vernunft durchließ, und gelangt als die einzig rechte Philosophie der Geschichte immer zu dem Resultate, daß die Mehrzahl solcher Ereignisse Frucht einer geistigen Nothwendigkeit war. Lange vorbereitet tritt diese endlich entscheidend in den Vordergrund, und das Große, sei es Entdeckung oder Veränderung des Bestandenen, geschieht. Die Völker ruhen nicht, denn sich unbewußt wirken sie für die Zukunft; sie legen zu jeder Zeit Samenkörner, welche die Nachwelt je nach den begünstigenden oder feindlichen Umständen früher oder später keimen sieht. Eine absolute Ruhe tritt im Leben der Menschheit so wenig ein als in dem individuellen, in beiden ist es ununterbrochen; denn wenn auch seine Richtung veränderlich erscheint, so birgt sich hinter seiner scheinbaren Ruhe doch immer ein innerer Wechsel.

Mögen diese, keinesweges zu abstracten Ideen bei der Geschichtschreibung der Völker der alten Welt nun auch mehrmals in Anwendung gebracht worden sein, so glauben wir doch versichern zu dürfen, daß sie vor der Erscheinung des vorliegenden neuen Werkes unsers großen Alexander v. Humboldt nirgend in den über Amerika vorhandenen Schriften die leitenden gewesen sind. Selbst Robertson, der den tief philosophischen Geist der nordischen Völker in hohem Maße besitzt, bekennt sich noch zu der Meinung, daß die Entdeckung der neuen Welt im 15. Jahrhundert in der Bestimmung gelegen habe. Die neuesten Untersuchungen stellen die Ursachen jenes Ereignisses in ein anderes, man darf wol sagen, der Menschheit tröstlicheres Licht, und wir glauben daher einer des Dankes nicht unwerthen Mühe uns zu unterziehen, indem wir aus dem angeführten, mit Schätzen des vielseitigsten Wissens erfüllten Werke Dasjenige ausheben und zur Übersicht des gesammten Ideenanges zusammenstellen, was auch dem mit der Geographie und Geschichtsforschung der amerikanischen Vorzeit milder vertrauten Theile der Lesewelt Interesse abzugewinnen geeignet ist.

In jedem Jahrhundert besteht irgend eine verborgene Thätigkeit, die meistens schon in dem Treiben der lang vergangenen Vorzeit gleichsam im Keime vorhanden, eine

immer mehr bestimmte Richtung annimmt und zuletzt durch ihr kräftiges Eingreifen in den Zustand der Menschheit dieser einen neuen Schatz von Ideen und Überzeugungen mittheilte, durch welche sehr allgemeine Veränderungen, in gewissen Fällen sogar die entschiedensten Umwälzungen herbeigeführt werden können. Bei der nicht immer leichten Verfolgung dieses vorschreitenden Ganges des menschlichen Geistes ergibt sich eine so genaue, wenn auch durch Perioden scheinbarer Ruhe unterbrochene Verkettung von Ursache und Folge, daß dem kritischen Geschichtsforscher kaum irgend ein Ereigniß isolirt erscheinen kann, während ihm alles Streben unnütz dünken muß, durch welches halb das Vorurtheil der Einzelnen, wenn es in Hoem wissenschaftlicher Bekämpfung sich äußert, bald der Wille der Mächtigen, der in strengen Geboten sich ausdrückt, die einmal genommene Richtung ihrer Zeit zu verändern sucht. Sehr kräftige und geistig hervorragende Männer mögen den Gang der Ereignisse, wie sie in dem bis zu einem gewissen Zustande gediehenen Völkertleben begründet liegen, beschleunigen; sie mögen die Kraft der Bewegung beleben; allein sie selbst handeln nur unter dem Einflusse der Ideen ihres Jahrhunderts, die, ihrerseits in der Vorzeit angedeutet, nach und nach zur Reife erwachsen. Unter diesem Gesichtspunkte erscheint die Reformation der Kirche im 16. Jahrhundert ebenso sehr als ein im Zeitgeiste und der geistigen Nothwendigkeit begründetes, durch Luther nur hervorgerufenes Ereigniß als die socialen Umwälzungen unserer Zeit. Der Anwendung dieses philosophischen Satzes auf die Entdeckung Amerikas muß eine kurze Entwicklung des Fortschreitens kosmographischer Ideen von der frühesten Zeit an vorausgehen. Sowie denn aber der erste Anfangspunkt unserer Civilisation überhaupt in Griechenland zu suchen ist, so kehren wir auch dahin unsern Blick, wenn wir die ersten Spuren jener Kenntnisse verfolgen wollen. Den Dichtern der frühesten Griechen galt die Erde für eine vom Flusse Okeanos umflossene Scheibe, nach deren südlichem Rande man das Elysium verfolgte; denn seit der Urzeit hat der Reichthum der Natur in den tropischen Gegenden, gleichviel ob sie wirklich gekannt, oder von phantasiereichen Menschen mit den üppigsten Gebilden eigener Erfindungen ausgeschmückt wurden, sowol in den Einzelnen als auch in ganzen Völkern ein unbestimmtes Sehnen erweckt, aus dem wir manches großartige Ereigniß der Menschengeschichte abzuleiten berechtigt sind. Der Wunsch, die Grenzen zu erreichen, über welche irdische Mühe und Schmerz nicht vorzudringen vermögen, hat zweifelsohne in jener Zeit der Kindheit unsers Geschlechtes manchen abenteuerlichen Zug veranlaßt, dessen Kunde nicht zu uns kam. Aber mit dem Gelangen zu der Grenze, die bis dahin die äußerste geschlenen hatte, eröffnete sich dem Blicke der Getauschten ein neues Feld, und die trägerischen Gestalten der Einbildung und der Volksfage zogen sich in weitere Ferne. So erlangten die alten Griechen in drei sich folgenden Perioden eine gradweise Kenntniß der drei größten Abtheilungen des Mittelmeers. Ihren furchtsamen Versuchen und den Entdeckungen, die zum

Theil wol auch Gewissenssucht und zufälliges Verschlagen ihrer Schiffe herbeiführte, folgten die gewagten Unternehmungen der Phöniciet, die ihre zeitig gewonnene Kenntniß des atlantischen Oceans den Griechen mittheilten. Daß diese wahrscheinlich schon zur Zeit Phylax's von Milet nien bis in die Nähe der Inseln des grünen Borealgiges vorgebrungen sind, ergibt sich aus einem der ältesten geographischen Documente, der Reise des Skylax. Die Bekanntschaft mit dem Ocean und mehrere andere Entdeckungen jener Zeit vertrugen sich nicht länger mit der ältesten kosmographischen Ansicht. Da von der Schule des Pythagoras ausgegangene Ideen von der Kugelgestalt der Erde mußte nothwendig auch den Griechen eine Möglichkeit, Asien von Westen her zu erreichen, ergen; und wenn schon damals Erbarmung als ausföhrbar erkannt wurde, so hielt nur der höchst unvollkommenen Zustand der Nautik von ernst gemeinten Versuchen ab. Wenn auch die Mythen der Heroenzeiten, in welchen die ersten Beobachtungen aus dem Gebiete der Weltkunde verborgen liegen, vor dem ausgebehnern Wissen gradweise schwanden, so erhielt sich doch die uralte Sage von einer ausgebehnern Ländermasse im Westen jenes ungeheuern Meers, das der Phantasie den freiesten Spielraum gestattete, und der schwankende Glaube wurde zur Wahrscheinlichkeit erhoben, als aus der Beachtung des Verhältnisses des damals bekannten Festlandes zum Ocean es immer deutlicher hervorzugehen schien, daß der Okeanos und Säden der Erde keinesweges ganz mit Wasser bedekt sein könne. Neben dieser ebenso natürlichen als verbreiteten Neigung, mehr bewohnte, von der alten Welt durch das Meer getrennte Länder anzunehmen, findet sich noch das Bestreben, neuentdeckte Landspitzen oder unständig bekannte Inseln zu Continrenten vom geistlichen Umfange zu machen, deren nähere Kenntniß die Seefahrt beschäftigen mußte und zuletzt eine der hauptsächlichsten Ursachen der großen Unternehmen im 15. Jahrhundert wurde. Jene in ihrer Gesamtheit von Aristoteles mit großer Lebhaftigkeit aufgefaßten Vermuthungen und Fiktionen wurden durch eine lange Reihe von Männern tiefer Einsicht bis auf das Mittelalter fortgepflanzt, obwohl die ersten Jahrhunderte der christlichen Kirche ihnen so wie überhaupt allen Speculationen nicht weniger als günstig waren. Mehrere Kirchenväter versuchten es, an der Stelle der geahnten und, soweit dieses die gediegen Mittel der Vorzeit erlaubten, versuchsweise bewiesenen Wahrheiten mönchische Abfurditäten zu setzen, denn mit mancher Lehre der Kirche standen die Resultate der geographischen Forschung und die auf dieselben gegründeten Schlußse im offenbaren Widerspruch. Man wollte die damals bekannte alte Welt zu einer vieredigen Fläche, von Wasser umflossen, sodas die kosmographischen Ideen des 6. Jahrhunderts weit hinter denjenigen der spätern Griechen zurückblieben; man suchte, der Waffe geistlicher Spötereien sich bedienend, die Überlieferungen des Alterthums zu verdächtigen. Männer von klarem Verstande ließen sich jedoch nicht irren, besonders nachdem durch die Araber, die ihrerseits der indischen Literatur viel entnom-

man zu sehen, die Moore selbst bekannt gemacht und die Richtung mit dem uthersichsten Dörm zu mehr als einer Vermuthung erhoben war. Ein solcher Mann war aber der Große, der durchaus nicht in Zweifel zog, daß die Erde bis zum 50. Grade nördlicher Breite bewohnbar sei, und es für einen abgeschmackten Volkswahn erklärte, daß unsere Antipoden nothwendig fallen müßten. Noch hervortragender erhebt sich über das 13. Jahrhundert Roger Bacon, „ein durch die Mannichfaltigkeit seiner Kenntnisse, die Feinheit und Unbefangtheit seines Geistes und das Bestreben nach einer Umwandlung des Naturstudiums, welches aus allen seinen wissenschaftlichen Leistungen hervortritt, wahrhaft bewundernswürdiger Mann“. In ihm tritt besonders das Streben der zwei Jahrhunderte hervor, die der Auffindung des Seeweges nach Indien und der Entdeckung Amerikas unmittelbar vorausgingen, denn er stand keinesweges völlig vereinzelt in der Mitte seiner Zeitgenossen. Nach seiner eignen Mittheilung war es auffallend, wie unter den höhern Ständen sich damals rege Wissbegierde neben der allgemeinen Unwissenheit des Volkes zeigte: eine Erscheinung, welche jenen dem Mittelalter gemachten Vorwurf überall verbreiteter Finsterniß nicht wenig entkräftet. Man zog es damals vor, von classischen Erinnerungen zu leben, es wengte die Gegenwart neue Entdeckungen bot; aber eben dieser Richtung jener Zeit ist es zu danken, daß es unternehmenden Männern nicht leicht an Gelegenheit mangeln konnte, um sich mit Dem vertraut zu machen, was das Alterthum gedacht und gekannt hatte, und um auf diesen Grundlagen die Forschungen, zu denen sie sich hingezogen fühlten, muthvoll zu beginnen. Die kühnen Reiseunternehmungen schlicher Könige, die damals, wo der größte Theil Mittelasiens einer Dynastie gehorchte, mit einer Leichtigkeit im Oriente vordrangen, welche gegenwärtig den Reisenden dort nicht mehr begünstigt, begannen gradweis neue Ideen zu wecken. Auch die Familie der Polo, deren Glieder außerordentliche Wanderungen unternahmen, deren Name aber wegen der Unwahrscheinlichkeit der Berichte sprichwörtlich zur Bezeichnung der Unwahrheit angewendet wurde, und die nur erst in der neuern Zeit wieder gerechtfertigt und in die verlorene Ehre eingesetzt worden sind, gehören jener Periode an. Die Reisen der handelsreisenden Genuesen, Pisaner und Venetianer brachten Europa in immer engere Verbindung mit dem in vielen Beziehungen sehr ausgezeichneten Oriente; sie befruchteten die Keime neuer Begriffe und gaben in Gemeinschaft mit den vorher erwähnten Umständen einen gewaltigen Anstoß zu jenen gewagten Unternehmungen, welche das letzte Drittel des 15. Jahrhunderts verherrlicht haben. In jener Zeit war unter allen Gebildeten die Überzeugung von dem Vorhandensein eines westlichen Continents, an welchen schon 600 Jahre v. Chr. die Philosophen glaubten, allgemein verbreitet; man zweifelte nicht an der Gewißheit großer Entdeckungen, und nur der Mann wurde vermißt, dem genugsame praktische Erfahrungskunde und Muth zu Gebote standen, um die Möglichkeit der Schiffe gelehrter Kosmographen

zu beweisen, indem er sich in den Ocean wagte, der bis dahin als unüberschreitbare Grenzlinie geblieben hatte. Zug zu diesem Zustande der Kenntniß des 15. Jahrhunderts und in seinem Streben nach Aufklärung der viel verbreiteten Vermuthungen eine innere Ursache der unaussprechbar gewordenen Entdeckungszüge, so ergeben sich für die letztern noch andere, mehr materielle Bewegungsgründe, sobald man den gleichzeitigen Zustand der Civilisation und des Luxus der europäischen Völker erwägt. Beide waren auf eine solche Stufe gelangt, daß ebensowol das Interesse der Völker eine Ausdehnung ihres Handels und der politischen Welttheilnahme erheischte, als das Bedürfniß nach den Erzeugnissen Indiens unter allen Classen dringender hervortrat und die Auffindung eines kurzen Seeweges wünschenswerth machte. Die Produkte des südlichen Asiens waren theilweise bekannt und geschätzt; sie waren zwar nur auf weiten Umwegen nach Europa gebracht worden, dennoch aber in genügender Menge, um die uralte Idee von der Anhäufung der herrlichsten Güter und Schätze am östlichsten Ende der Welt ungechwächt zu erhalten. Nicht zufrieden mit dem Beweisen der großen Fruchtbarkeit jener Länder an köstlichen Pflanzen, glaubte man dort nicht minder die vorzüglichste Pflanzstätte der Natur zur Hervorbringung edler Metalle vermuthen zu müssen. Dorthin verlegte man das berühmte Goldland Schywe, das alle Reisende des Mittelalters beschäftigte, aber mit jeder neuen Entdeckung immer weiter nach Osten zurückzuweichen schien. Die Überlieferungen des classischen Alterthums von dem Reichthum des Orients, die Vermuthung, daß Salomo seine unermeßlichen Schätze (666 Centner Gold nach Josephus) aus dem noch unentdeckten Wunderlande bezogen habe, schienen dem Spiele der Phantasie historisch gewisse Grundlagen zu verleihen, während die geringe Menge der damals vorhandenen edeln Metalle und ihr in politischer Beziehung wohlverkannter Werth zu Versuchen ihrer Auffindung in fernen Welttheilen auf das mächtigste anspornten.

Dieses sind die besonders hervorstechenden Momente der Culturgeschichte des 15. Jahrhunderts, durch welche die Entdeckung Amerikas gleichsam als eine Nothwendigkeit bedingt wurde. Wir haben nicht vermocht, in ihren Einzelheiten sie nach dem Muster des Humboldt'schen Werkes zu verfolgen, welches viele der hier kaum angedeuteten auf die kosmographische Kenntniß der Vorzeit bezüglichen Ideen mit einer staunenerregenden Deutlichkeit entwickelt.

(Der Beschluß folgt.)

Authentische Memoiren einer Hebamme oder geheime Mittheilungen aus der Sittengeschichte der vornehmen Welt. Von Alexandrine Füllemier. Nach der zweiten Auflage des Originals frei übersetzt. Zwei Bände. Reichen, Schöpsch. 1836. 8. 2 Thle. 8 Gr.

Memoiren einer Hebamme? Dabei kann es nicht wohl ohne scandalöse Geschichten abgehen, und in der That bieten auch beide Bände eine vollständige chronique scandaleuse, die

Blätter

für

Literarische Unterhaltung.

Sonntag,

Nr. 325.

20. November 1836.

Kritische Untersuchungen über die historische Entwicklung der geographischen Kenntnisse von der Neuen Welt u. s. w. Von Alexander von Humboldt. Aus dem Französischen überlegt von Jul. Ludw. Ideler. Erste und zweite Lieferung.

(Beilage aus Nr. 324.)

Die in demselben Buche gleichzeitig neben der Schilderung des Wissens des Alterthums durchgeführte Untersuchung über die Frage, inwiefern Colombo als Vorfahr, aus sich selbst schöpfender Mann seine Reisen begonnen, oder ob er nur der Nachfolger Anderer und Erbe fremder Ideen gewesen sei, bedarf noch der kurzen Erwähnung. Bismlich allgemein bekannt dürfte es sein, welchen häßlichen Anfeindungen Colombo fast unmittelbar nach dem ersten Gelingen seiner großen Pläne unterlag, und wie der boshafte Neid und die Vorliebe für falsche klassische Gelehrsamkeit, die außer den Leistungen der Alten an keine Vortrefflichkeit zu glauben gestattete, erst seine Entdeckungen in Abrede stellten und späterhin, als jenes nicht mehr möglich war, zu verkleinern oder dunkeln Namen der frühesten Vorzeit zuzuschreiben sich bemühten. Veranlassen nun in der Gegenwart keine so unlaute Beweggründe die mehrfachen Untersuchungen über Colombo's Verdienste, so hat es doch in ihr eben auch an Stimmen nicht gefehlt, die jenem wahrhaft großen Manne den besten Theil seines Ruhmes absprachen und auf Andere übertrugen, die zwar unverkennbare Verdienste haben, aber nimmer als Entdecker Amerikas gelten dürfen. Daß Colombo aus eigener Bewegung, und durch den innern Geist getrieben, sein großes Werk begann; daß er die Überlieferungen und Nachrichten der Vorzeit ordnete und benutzte, bis sie ihm zur selbstständigen Anschauung und zur That der kühnen Unternehmung und freien Handelns wurden, ist durch die Untersuchungen Humboldt's nun aber allen Zweifel hinaus festgesetzt. Es hat etwas wahrhaft Erstaunliches, zu sehen, wie ein Mann, den selbst die höchsten Verdienste krönen, seinen ganzen Geistesreichtum aufbietet, um die Angriffe zurückzuweisen, welche die unheimliche Mißgunst und die Folgerungssucht der späteren Zeit auf einen großen, durch Jahrhunderte getrennten Vorgänger machten. Wir versuchen daher, wenn auch nur in gedrängter Form, jene Entwicklungen hier wiederzugeben. Daß Colombo große Entreisen lange vor

jener gemacht, welche die Entdeckung einer neuen Welt herbeiführte, geht aus mehreren Schriften hervor, die nur erst in den letzten Jahren in Spanien veröffentlicht worden sind, nachdem sie bis dahin in unzugänglichen Archiven unbekannt und kaum genutzt gelegen hatten. Er hatte Orte besucht, die gewissermaßen am äußersten Ende der damals bekannten Welt gelegen waren, die Azoren, die Küsten Afrikas, den hohen Norden, vielleicht sogar Island berührt und sich geraume Zeit in Lissabon aufgehalten, damals dem Hafen, aus welchem die kühnsten und abenteuerlichsten Entwürfe unternommen wurden, und wo sich stets eine große Zahl von Männern aufhielt, die, ebenso durch theoretische Kenntnisse als Erfahrung merkwürdig, den Wissbegierigen anjogten und ihm manchen Stoff überlieferten zur kritischen Sichtung und Anwendung auf das Gebäude selbstgeschaffener Ideen. Alles dieses rief in der feurigen Seele des Entdeckers jenen Eifer, großen Plänen beharrlich nachzustreben, hervor, der alle Hindernisse überwand. Die Bekanntschaft mit den Werken der Alten und eines Kosmographen des Mittelalters, Pierre d'Ailly, verfehlte ebenso wenig ihren Einfluß auszuüben; sie geht aus vielen Stellen der Briefe Colombo's hervor, wenn auch die Quellen nicht immer von ihm angegeben werden. Die oben erwähnten Beweggründe für die Existenz westlicher Continente, wie sie das Mittelalter erfand, hatte zwar Colombo sich eigen gemacht, sogar noch manche hinzugefügt, die er aus den Mittheilungen der portugiesischen Seefahrer abnahm; aber dessenungeachtet stand wol seine theoretische Kenntniß in keinem Verhältnisse zu seinem feurigen Unternehmungsgeiste. Daß er um die Meinung Anderer, wenn sie der seinigen entgegen war, sich wenig kümmerte, z. B. bei Untersuchung der Frage über das Verhältniß des Festlandes auf der Erdoberfläche zum Meer, beweist wol am besten das kühne Einbringen in den atlantischen Ocean, den er sich gegen die Meinung der Alten und seiner Zeitgenossen außerordentlich viel kleiner vorstellte, als er wirklich ist, so daß sein entscheidendes Halten an einem geographischen Irrthume zum Beförderungsmitte eines Unternehmens wurde, vor welchem er bei besserer Kenntniß der Dimensionen des Erdballes vielleicht zurückgewichen wäre. Achtzehn Jahre vor seiner Entdeckungsfahrt stand Colombo in lebhaftem Verkehr mit dem florentinischen Astronomen Toscanelli, der mittelst

der Aufmerksamkeit, die er während eines langen Lebens auf Entdeckungswissen seiner Zeitgenossen zu Wasser und Land verwendete, eine seltene geographische Kenntniss sich erworben hatte. Nicht nur war er bemüht, die nautische Astronomie zu vervollkommen, sondern er suchte durch Vergleichung der alten Geographie mit den neuen Entdeckungen Resultate zu erlangen und kam schon zeitig zu der Überzeugung, daß mit dem Lande der Specereien auf einem kürzern als dem gebräuchlichen Wege eine Verbindung zu eröffnen sein müsse. Aus den noch vorhandenen Fragmenten des Briefwechsels zwischen Colombo und dem Florentiner hat man geschlossen, daß der Erstere, nur auf des Letztern Meinung gestützt, die große Reise unternommen habe. Wenn nun auch nicht genau nachzuweisen ist, welcher von jenen zwei großen Männern die Idee einer westlichen Welt, d. h. eines bis in das atlantische Meer hervorragenden Theils des östlichen Asiens zuerst gehabt habe, so ergibt sich doch aus den hierhergehörenden Untersuchungen eine neue glänzende Rechtfertigung Colombo's; denn zehn Jahre vor der Zeit, in welcher (1484) ein spanischer Schiffer durch Zufall S. Domingo entdeckt haben sollte — beiläufig eine Sage, von Colombo's Feinden erfunden — äußert der genuesische Entdecker schon seinen Glauben an das Vorhandensein einer neuen Welt. Hatte auch Toscanelli seine Vermuthungen auf einer Art von Seekarte verzeichnet und diese dem Colombo übergeben; hatte er ihm auch numerische Angaben mitgetheilt, durch welche die Hypothese zur Gewissheit zu werden schien; so geschah dieses Alles doch zu einer Zeit, wo Colombo schon durch sich selbst zur Überzeugung von dem Gelingen seines Unternehmens gelangt war. Die Mittheilungen eines Mannes von so allgemeiner erkannter Gelehrsamkeit haben aber ohne Zweifel insoweit zur Ausführung von Colombo's Plänen beigetragen, als sie Bestätigungen von des Letztern Ansichten enthielten und Veranlassung zu dem zuversichtlichen Muthen wurden, mit welchem der Admiral in ein unbekanntes Weltmeer hinausfuhr. Das Entstehen derselben großartigen Ideen in Männern von ausgezeichneten Talenten, die in derselben Zeit, allein ohne Verbindung lebten und zu einer gleichen Überzeugung, obwohl auf sehr entgegengesetzten Wegen kamen, erscheint in der Geschichte der menschlichen Kenntniss keinesweges als vereinzelte Thatsache, und darum kann es uns nicht Wunder nehmen, wenn wir Colombo's Ahnungen und Kenntnisse in seinem berühmten Zeitgenossen, dem Martin Behaim, wiederfinden, der selbst nie Colombo's Ruhm zu schmälern suchte, dennoch aber von des Letztern Feinden und von einzelnen allzu patriotischen Forschern der spätern Zeit als der eigentliche Entdecker der neuen Welt genannt worden ist, dem man sogar die Kenntniss der Meerenge am südlichen Ende Amerikas zuschrieb, die erst 10 Jahre nach seinem Tode von Magalhaens aufgefunden wurde.

Den vorliegenden Untersuchungen verdanken wir die Aufhellung dieser Punkte eines alten Streites durch genaue synchrone Vergleichung der großentheils in wenig bekannten Werken verstreut erwähnten Thatsachen. Der wärdere

deutsche Ritter, der einen großen Theil seines Lebens an der äußersten Grenze der damals bekannten Welt, auf der Insel Japal, zubrachte und auf seiner vielbewegten Bahn die reichsten Kenntnisse sammelte, erscheint so groß als der Entdecker Amerikas und der erste Schiffer der Südsee, ohne daß es nöthig wäre, ihm fremden Ruhm anzudichten. Auch in mancherlei andern Beziehungen ist das Recht Colombo's auf den Namen eines Entdeckers angefochten worden, und der Geograph Ortelius geht gegen das Ende des 16. Jahrhunderts so weit, zu behaupten, Colombo habe kein größeres Verdienst, als die neue Welt in dauernde Handelsverbindung mit Europa gebracht zu haben. Man hatte damals bereits erkannt, daß die Normannen in sehr früher Zeit den Continet Amerikas berührt hatten, und war geneigt, zu glauben, daß sie vom Norden dieses Welttheils bis in seine tropischen Gegenden vorgebrungen wären. Wenn nun aber auch in den letzten Jahren in Grönland Ruinenreste gefunden worden sind, welche die Anwesenheit der Normannen selbst so früh als im 12. Jahrhundert außer Zweifel stellen, und wenn auch jene alten Erdbälle, die man in Canada beobachtet, auf ihre Niederlassungen bezogen werden können, so beweist doch nichts mit einiger Gewissheit, daß sie vom Lorenzstrome südlich das Land besessen oder bereist haben. Zwar ist es nicht in Abrede zu setzen, daß Zufall oder Gewinnsucht manche unermessliche, auch manche geheime Seereise veranlaßt haben, allein so lange sie nur als unverbürgte, dunkle Thatbestehen, so lange sie nicht durch ihre Resultate die geographische Kenntniss bereichern, die Irrthümer beseitigen und den Nachfolgern den Weg vorgeichnen, darf man um solcher Ursachen willen die Männer nicht ihres Ruhms berauben, die, dem innern Triebe gehorsam, den gewöhnlichen Weg antraten und durch Erfüllung jener Bedingungen und durch ihr offenes Hintreten in die statt historischer Charaktere ihre Ansprüche auf den Namen der ersten Entdecker begründeten. Undankbar im vollsten Sinne des Wortes würde die Nachwelt genannt zu werden verdienen, die einem Balboa darum den Namen des Entdeckers der Südsee streitig machen wollte, weil Colombo auf seinem Todbette (1506) seinen früher dunklen Kenntniss von der berühmten Meerenge zwischen den zwei Hälften der neuen Welt besaß, und aus gleichem Grunde muß der Ruhm des kühnen Juan Diaz de Solis ungeschmälert bleiben, wenn es auch nicht ganz unwahrscheinlich ist, daß mehrere Jahre vor seiner Reise die patagonische Küste schon von Europäern berührt worden sein mag. Je schwieriger aber die Untersuchungen über Streite der Priorität durch die Entfernung der Zeiten und die Leidenschaftlichkeit der Berichte gemacht werden, um so ehrwürdiger erscheint die Geschichtsforschung, wenn sie, Begebenheiten aus der fernen Vergangenheit philosophisch erklärend, das Wahre von dem Falschen unerbittlich sondert und das Gute der frühern Jahrhunderte wiederum ausgleicht.

Drittes Buch niederländischer Geschichte von Heinrich Leo. Zweiter Theil, enthaltend die letzten sechs Bücher oder die Geschichte der Niederlande vom Beginn der Herrschaft des Hauses Burgund bis 1830. Halle, Neuen. 1835. Gr. 8. 4 Theile. *)

Im lebendigen Buche, welches die Geschichte der Niederlande bis zum Tode der Herzogin Maria erzählt, wird zunächst die Geschichte Flanderns wieder aufgenommen, dessen Verhältnisse, seit Bent 1336 sich der burgundischen Herrschaft unterworfen hatte, sich meistens ruhig entwickelten, sobald mit derselben die Geschichte der andern niederländischen Landchaften von der Zeit an, in welcher sie unter dieselbe Herrschaft kamen, verbunden. Meyers „Flandrische Kanalen“, daneben Baraniers „Geschichte der Herzöge von Burgund aus dem Hause Valois“, und Froissard sind die Hauptquellen; der Umfang der Darstellung ist durchgehend der eigentlichen Aufgabe des Werkes gemäß beschränkt, und namentlich sind die französischen Anlässe, ungeachtet des vielfachen Wechsel der Herzöge von Burgund in dieselben, auch da, wo sie auf Flandern eingewirkt haben, nur berührt. Das achte Buch enthält die Geschichte der niederländischen Herrschaft unter dem habsburgischen Hause bis auf Karl V. Abgang.

Der wichtigste Abschnitt dieses Theiles und der für ein gebildetes Publicum insbesondere interessanteste ist das neunte Buch, welches, bis 1609 herabgehend, die Empörung und den Abfall eines Theiles der Niederlande von der spanischen Herrschaft darstellt. Schon die in der Vorrede zum ersten Theile enthaltene Äußerung des Verf., daß eins der Motive, welche ihn zur Abfassung dieses Geschichtsbuchs bestimmt hätten, auch das sei, gut zu machen, so viel an ihm läge, die Ungerechtigkeiten, zu welchen der protestantische Sinn gegen die Zeiten der Herrschenden sowohl als der um ihre Herrschaft in den Niederlanden kämpfenden katholischen Kirche veranlaßt habe, — schon diese Äußerung läßt eine eigenthümliche, von der gewöhnlichen Darstellung abweichende Auffassung erwarten, und diese Erwartung wird auch vollkommen erfüllt. Je größer unsere Achtung vor des Verf. historischen Kenntnissen, seinem scharfen Eindringen in die Beschaffenheit politischer Zustände und seinem selbständigen und eigenständlichen Urtheil ist, um so sorgfältiger haben wir seine Auffassung geprüft, ja, um so mehr gewünscht, uns dieselbe aneignen zu können; allein obwohl wir seine völlige Freiheit von protestantischer Befangenheit anerkennen und der katholischen Kirche und der spanischen Herrschaft eine wesentliche Berechtigung zustehen, so müssen wir doch einige Bedenken und Wünsche in Beziehung auf seine Darstellung aussprechen. Er betrachtet nämlich die dem offenen und entschlossenen Kuffande gegen die spanische Herrschaft vorausgehende unruhige Bewegung in den Niederlanden als allein von dem hohen Ideal Anfang, Einheit und Bedeutung erhaltend und als von Egmont, Dronck und hauptsächlich und bald ausschließlich von Wilhelm von Oranien geleitet und läßt den Einwirkungen anderer Umränder, deren er allerdings, jedoch nur in andern Zusammenhänge, gedenkt — daß nämlich die Verbindung Spaniens und der Niederlande durch keine natürliche Interessensverbindung motiviert war, und daß im Allgemeinen die Reformation den romanischen Stämmen etwa Fremdes blieb, und namentlich Philipp II. sich in Hinsicht auf dieselbe ganz als Spanier verhielt und das innerste Wesen des Protestantismus verkannte — nicht die gebührende Anerkennung widerfahren. In die Betrachtung der revolutionären Interessen und Elemente, welche sich früh mit der Reformation vermischt und welche in den Niederlanden in der Wilderthümmerei hervortraten, stimmen wir unbedingte ein, und das strengste Verfahren gegen dieselben erscheint uns gleichfalls rechtmäßig und notwendig; allein ander-

erseits sind wir überzeugt, daß nicht wenige der Niederländer, welche sich der neuen Lehre zuwandten, nur durch den Grundgedanken der Reformation, in welchem der Verf. die hohe und unabweisliche Rechtfertigung dieser Begehrtheit findet, nämlich den Gedanken einer Weiterbildung der Kirche dem Begriffe des Christenthums und dem Inhalte des Evangeliums gemäß, ergriffen und geführt wurden, und daß, indem diese auf nicht minder strenge Weise als die jenes revolutionären Unfugs Schuldigen behandelt wurden, ein solches Verfahren zwar erklärt und entschuldigend, aber nicht gerechtfertigt werden kann.

Den Prinzen Wilhelm von Oranien, dessen Charakter der Verf. schon in der Vorrede als den eines ziemlich eigensinnigen und sehr zur politischen Intrigue geneigten Revolutionnaire bezeichnet, klage er an, daß er durch Verfolgung seiner Rache gegen Granvelle und durch Verfolgung seines Plans, die Statthalterin Margaretha von Parma als zur Regentschaft unfähig erscheinen zu lassen, um sich dafür zu rächen, daß über diese Regentschaft nicht in der Weise, wie er gewollt, disponirt worden war, die Niederlande in Aufregung und tief in das größte stützliche Unglück, in bürgerliche Parteilung und Zwist mit der Regierung gestürzt habe, und die vom Verf. gegebene Darstellung der Thätigkeit Oranians kann gleichsam als eine Rechtfertigung der vor dem Rathe der Unruhen gegen denselben erhobenen Anklagen betrachtet werden. Allein auch nach wiederholter, durch kein Vorurtheil geleiteter, sondern nur nach historischer Wahrheit tragender Erwägung der für eine so schwere Schuld gegebenen Beweise haben wir uns von denselben, wenigstens für die Zeit vor Wilhelms Ankunft, nicht überzeugen können; denn manche Handlungen des Prinzen, welche als Beleg angeführt werden können, wie es uns scheint, nur dann so, wie der Verf. gethan, gedeutet werden, wenn die Schuld desselben bereits auf andere Weise deutlich erwiesen wäre, und bei den entscheidenden Punkten gibt der Verf. selbst durch ein „soll“, „wahrscheinlich“, „wie es scheint“, „mochte“ seiner Ansicht die Beschaffenheit der Vermuthung. Indem er in der Vorrede erklärt, daß er nach Durchlesung der zwei ersten Bände der von Groen van Praetere herausgegebenen Correspondenz des Hauses Oranien-Masfau angegeben, daß ein Plan, die Niederlande dem Könige von Spanien völlig zu entreißen, sich in Oranians Seele 1566 noch nicht ausgebildet hatte, so müssen wir bedauern, daß er sich nicht bestimmter darüber ausgesprochen, auf welche Weise und bis wie weit sich in Folge jenes Zugedens die in seinem Werke selbst festgehaltene Ansicht von Oranians früherer Thätigkeit modificirt habe. Was Granvelle betrifft, so erklärt der Verf. mit Recht es für die höchste Ungerechtigkeit, denselben die Treue, die er seinem Herrn und der Kirche, deren Diener und Pein er war, bewies, zum Vorwurf zu machen; allein er gibt auch selbst die Rechtfertigung für das Mißtrauen, welches Oranien und Andere ihm bewiesen, indem er einräumt, daß Granvelle in der Wahl seiner Mittel nicht immer ohne Tadel verfuhr, und daß man ihn nicht mit Unrecht als Hauptbeschreiber einer Maßregel Philipp II., welche der Verf. selbst eine revolutionnaire nennt, nämlich der Vermehrung der Bluthäuser in den Niederlanden, bezeichnet habe. Um übrigens die Beschwerden und Anklagen, welche die Gegner des Carlismals wider denselben erhoben, richtig zu würdigen, wäre es notwendig gewesen, einmal die Weise seines Verfahrens im Allgemeinen darzulegen und zweitens eine genaue Erörterung der Rechte der niederländischen Provinzen zu geben, da nur dadurch ein sicheres Urtheil möglich sein würde, ob jenes Verfahren anerkannte Rechte oder nur persönliche Neigungen und Wünsche des Ideals verletzt hat. Ebenso wünschten wir, daß der Verf. die Beschaffenheit der Inquisition in den Niederlanden während des Anfangs der Regierung Philipp II. in bestimmtem Zusammenhange ausgesprochen und dadurch seine Ansicht bewiesen hätte, daß die Beforgnis vor einer beschleunigten Einführung der spanischen Inquisition unmotiviert gewesen sei.

Wenn Herr Leo seine Auffassung des Charakters Oranians selbst nicht für neu erklärt, so ist dies dagegen der Fall mit der Art, wie

*) Über den ersten Theil berichteten wir in Nr. 226 und 228 d. Bl. f. 1862. D. R. v.

Montag,

Nr. 326.

21. November 1830.

Der Krieg in Spanien 1808.

Seit jenen Heeren des Darius und Xerxes hat es wol keine aus so vielen Völkern zusammengewetzte Armee gegeben als die Napoleon's, unter dessen Fahnen die Krieger des Nordens und die Kinder des Südens mit leichter Hingebung, mit gleichem Muthе fochten. Jeder dieser Völkerstämme hatte gleichen Anspruch auf die Ehre der errungenen Siege, und jeder suchte diesen Anspruch auf irgend eine Weise geltend zu machen, da die Franzosen und ihre Oberhaupt nur wenig geneigt schienen, den spanischen Mitkämpfern überall volle Gerechtigkeit angedeihen zu lassen. So ist auch die „Storia delle campagne e degli assedi degl' Italiani in Ispagna dal 1808 — 13; in Camillo Vacani, maggiore nel imperiale regio corpo 1.º genio etc.“ (3 Bände Fol., mit 16 großen und sehr schönen Karten und Planen, Mailand 1823) entstanden; ein Prachtwerk, das, nicht in den Buchhandel gekommen, wenig in Deutschland bekannt ist. Der Verf., selbst Augenzeuge, hat alle die verschiedenen Schriften über diesen so merkwürdigen Freiheitskampf eines an sich kriegerischen und in seinen Gefühlen tief verletzten Volkes versammelt und mit kritischer Auswahl benutzt, um alle die Bewegungen und Geschehnisse treu darzustellen, an denen die castilischen Truppen — anfangs nur eine Division von 1000 M. Infanterie und 800 Pferden, der bald eine zweite Division von 9232 M. und 1336 Pferden, endlich 1811 noch eine dritte folgte — Theil hatten.

Die Einleitung beginnt mit einer topographischen Darstellung des Kriegstheaters, durch eine genaue Generalkarte nach Lopez und nach den neuern Arbeiten Antillon's, Laborde's, Lapie's, Mentell's und Lofino's erläutert, wo besonders auf die rauhen und hohen Gebirgskzüge aufmerksam gemacht wird, welche das Land in verschiedenen Richtungen durchschneiden, und deren Thäler dem Lauf der kühnsten Flüsse nach dem ihnen nächsten Meere bestimmen. Darauf folgt ein gedrängter Überblick der frühern Geschichte Spaniens und seiner Regierungsveränderungen seit dem ersten Einfall der Gallier (700 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung) bis zum Ausbruch der Kämpferung des spanischen Volkes gegen die Herrschaft der Franzosen.

Wie fast alle Orte des Mittelmeeres ward auch Spanien schon zuerst von den Phöniciern besucht, die da-

selbst Niederlassungen gründeten, weil sie, gleich den Engländern in der neuern Zeit, sich dadurch die Herrschaft des Meeres sicherten. Ein Theil der alten celtischen Einwohner jedoch, um sich nicht dem Joch der Fremden zu unterwerfen, zog sich in die rauhen Gebirge von Biscaya zurück, wo allein die Sprache und die einfachen Sitten der Gallier und Kantabrier sich erhalten haben.

Später häuften sich die Fremden auf den spanischen Küsten, die wechseltweise von den Phöniciern, Marcellern, Tyrrhenern, Griechen und Karthagern besucht, von diesen aber die ursprünglichen Einwohner theils zerstreut, theils getödtet wurden. Sie erbauten die Städte Rosas, Ampurias, Barcelona, Carthago und viele andere, theilten sich in die Regierung des Landes und brachten auf hundert verschiedenen Wegen die verborgensten Schätze desselben ans Licht, das Gold aus Asturien, das Silber aus den Pyrenäen und das Eisen aus Biscaya. Zuletzt verschlang die Riesenrepublik Carthago Alles, bis Rom gegen sie auftrat und ihre endlich durch die Gewalt der Waffen die Herrschaft Spaniens und der ganzen Welt entriß. Mit der steigenden Macht und dem Ansehen Roms, dem nach der Zerstörung von Carthago kein kräftiger Feind mehr entgegenstand, erzeugten sich auch Parteien und innere Zerwürfnisse; bürgerliche Kriege waren die Folge davon, wo Ciceron sich an die Spitze der Spanier stellte und nichts Beringeres beabsichtigte, als der Nation einen freieren Zustand, dem des alten Roms ähnlich, zu verschaffen. Das Schicksal schien seinen Entwürfen günstig, als er von seinem Freund und Woffengeführten Verperna aus Geiz oder Eifersucht ermordet und Spanien dadurch förmlich zur römischen Provinz ward. Als solche ward es sehr hoch geschätzt und durch die vorzüglichsten Männer des römischen Reichs verwaltet; ja, Kaiser Trajan selbst war ein Spanier von Geburt. Als jedoch in der Folge Roms Macht sank und nicht mehr den Ansehn der nördlichen Völker, der Alanen und der Gothen, deren Könige Theodosius vergebens seine Tochter vermählt hatte, zu widerstehen vermochte, rissen diese die Alleinherrschaft an sich und bildeten das westgothische Reich. Ehe ihnen dies aber völlig gelang, bedurfte es in Spanien noch eines langen und blutigen Kampfes. Als auch dieser beendet war, erschien ein neuer Feind, die Araber, welche sich der nördlichen Küste von Afrika be-

mächtig hatten und, von misvergnügten Baronen aufgefodert, nach Spanien übersehten, sich nach und nach beinahe das ganze Land unterwarfen und dasselbe mehrere Jahrhunderte hindurch besaßen, bis Ferdinand der Katholische endlich das letzte maurische Reich, Granada, wieder dem christlichen Scepter unterwarf.

Das bildet einen neuen Abschnitt in der spanischen Geschichte, der bis zum Successionskriege reicht und die Entstehung der Inquisition und die Entdeckung von Amerika in sich faßt. Die Wichtigkeit dieses Krieges und der Einfluß, welchen er im Ganzen auf die Entscheidung der Erbfolge zwischen Philipp V. und Karl von Österreich hatte, bewogen den Verf., weitläufiger von ihm zu reden. Dann folgen die späteren Ereignisse in Spanien während des österreichischen Erbfolges, des siebenjährigen und des nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieges, wo Karl III. jeden Zweig der Industrie, jede Quelle des Wohlstandes seines Reiches zu beleben suchte. Da unterbrach die französische Revolution die Ruhe von Europa, indem sie zügellose Leidenschaften und Parteilichkeit an die Stelle der bürgerlichen Ordnung setzte und alle Throne mit dem Umsturz bedrohte. Auch Spanien trat der Verbindung gegen die neue Republik bei und war anfangs in Roussillon und Catalonien glücklich. Die Franzosen wurden jedoch nachmals durch Verstärkungen in den Stand gesetzt, die Spanier erst in den Westpyrenäen, dann aber auch in dem östlichen Theile des Gebirges zu schlagen. Die Friedensvorschläge Karl IV. wurden zurückgewiesen; erst ein Jahr später legten beide Theile die Waffen nieder: die Spanier, weil sie die Ruhe des Friedens liebten und in der Ausübung der Industrie sich einestheils verweilicht hatten; die Franzosen, weil sie ihre Siege mit großen Aufopferungen erkämpfen mußten und ihrem Eindringen in die Halbinsel noch schwer zu übersteigende Hindernisse entgegenstanden, während es ihnen wichtig war, die in den Pyrenäen verwendeten Streitkräfte zur freien Verfügung in Italien zu haben, um mit überwiegender Stärke gegen die Mächte aufzutreten, die sich dem Umsturze der Throne und der alten Ordnung der Dinge widersetzen. Allein für Spanien ward diese Verbindung mit der neuen Republik sehr bald verderblich, weil England nun auch seine Angriffe gegen die spanische Seemacht mendete und sie, wie vorher die französische, völlig zu Grunde richtete; ein Zweck, der schon bei der Einnahme und der Verlassung von Toulon deutlich ans Licht tritt. England und seine Verbündeten waren überall glücklich, in Portugal wie in Ägypten, in Italien wie in Indien, wo der tapfere Tippu Saib mit der Hauptstadt Thron und Leben verlor, und am Vorgebirge der guten Hoffnung, das sie dem Holländern abnahmen. Gleichzeitig bedrohten sie in Asien die Philippinen wie alle übrigen spanischen Besitzungen in beiden Meeren von Amerika. Die französische Republik, deren Leitung schwachen, unwissenden oder feilen Händen anvertraut war, schien ihrem Untergange nahe, als jener große Geist, das erfolglose Unternehmen in Syrien und Ägypten verlassend, unerwartet in Europa erschien, mit fester Hand die Zügel der Regierung ergriff,

Ordnung und Kirche wieder herstellte und das Volk an seinen Siegeswagen fesselte. Das zugleich mit Frankreich aus großer Gefahr gerettete Spanien ward nun mit um so stärkeren Banden an den Dictator geknüpft, es schien in sein fechteres Verhältnis zur christlichen Republik zurückzutreten, nicht fern von der Idee, das Reich eine Provinz und. Slavisch besaßen zu sein, jedoch bei der spanischen Nation zugleich Ehrfurcht und Dankbarkeit zu erregen, die Kühnheit des Volkes zu hegen und seine Energie einzuschläfern, Schritt in Schritt die Gelehrten von Frankreich nur mit Vorsicht, die Regierung vorwärts und machte Toscana zu einem Theile des Königs von Spanien zu einem Könige, bloß mit der Bedingung, daß Toscana, nebst den Herzogthümern Parma und Piacenza der französischen Republik überlassen würden. Karl IV. schenkte dem Consul dafür sein unbedingtes Vertrauen; und auf diesem allein beruhte das künstliche Gewebe, welches Bourbonen von den Thronen Spaniens und Italien bedrängen sollte. Denn weil der schwache Karl IV. jungen Minister Manuel Godoy zum Schutze in der Regierung angenommen und ihn zum Fürsten von Baj erhoben hatte, ließ Bonaparte es geschehen, diesen für immer seinem Willen zu unterwerfen, ihm allein der Oberbefehl über das zur Eroberung Portugals bestimmte Heer anvertraut ward, während ihm und dem Grafen von Saint-Simon und General Thorut in drei Colonnen die portugiesische Halbinsel überschritt, um einen vortheilhaften Frieden zu schließen.

Spanien verminderte nun seine Land- und Seemacht bedeutend, während England und Frankreich ruhig stet blieben, weil beide dem Frieden von Amiens trauten, sondern ihn für ein bloßes Vorspiel neuer Kämpfe hielten. Der Ehrgeiz und die Eitelkeit der Regierungen zerrissen bald das nur schlecht geknüpft und verwickelten auch alle übrigen Völker von Europa die blutige und endlose Fehde. Die Himmelsflotte vier spanischen Fregatten durch Lord Cornwallis, der Ladung von mehreren Millionen in Gold und Silber, für Rechnung der Regierung und einiger Auswanderer aus Amerika nach Cadix gesendet, brachte den zum Ausbruch, und der erste Consul verlor 100,000 Mann auf der Küste von Boulogne bei der Landung in England, während er auf dem Tross des Bourbon'schen Thrones und der liberalen Partei, Carnot und mehrere Andere vergebens aufsuchte, das französische Kaiserthum begründete. Hierbei an Karl IV. von Spanien einen republikanischen und treuen Bundesgenossen, der ihn nach dem Untergange unterstützte. Napoleon erklärte sich nun zum König von Italien und bekriegte den König von Neapel, des Königs von Spanien, wodurch er alle Staaten sich unterwürfig zu machen drohte. In seinen Einbrüchen in die Staaten Anderer entsandte der deutsche Kaiser Franz II. seine Truppen in der obren Donau, Tirol und Italien, während die spanischen langsam durch Polen und über die Alpen

**Waffenbeweisen. Die dunklen Kapellen — als an-
heim Entwürfe aufgehend und Jüngling und Spanien-
helfer Zugelassen und Versprechungen beschwichtigend —
mit seinem kriegsgewohnten Heere den weiten Raum von
den Küsten des Oceans bis an die Donau, nahm Rad
in, ihn gefangen, schlug die Russen bei Aschutis und
zog sich durch den zu Presburg unterhandeltem Frieden
aus der Verlegenheit, in welche ihn der letztere Sieg über
Folge und Seelge mitten unter ihren Fürsten ergebene
Wider geführt hatte.**

(Die Fortsetzung folgt.)

**Frühlingsalmanach, herausgegeben von Nikolaus Le-
man. 1836. Stuttgart, Bredhag. 16. 2 Thle.
16 Gr.**

In der That, die Verlagsanstalt hat wohlgethan, das
vorliegende Werk — denn so müssen wir es nennen — äußerlich
so schön und anmuthig, als eine wahrer Maiengabe auszustat-
ten, wie wir es hier vor uns sehen. Denn es gleicht sich,
das das wahrhaft Kressliche in so schöner Form erscheine, als
es immer erreicht zu werden vermag. Ein solches ist es
aber im vollsten Sinne, was uns hier von einem so vorzüg-
lichen Dichter wie Lenau geboten wird. In dieser Gabe, wie
an einem Festkleide, haben Deutschlands Kresslichste mitgewirkt;
man sieht es, daß, was sie gaben, sie mit voller Seele gaben;
es ist eine Gabe, die sie dem deutschen Publicum und sich selbst
erweisen; und sollte die Kritik, die für das erstere zu sprechen
versteht, dafür nicht dankbar sein?

Die süddeutsche Lyrik unterscheidet sich von der norddeut-
schen, unverkennbar durch unmittelbar poetischere Anschauung,
durch sinnigere, ja, man kann wol sagen, geistigere Betrach-
tung und durch ein gestaltvolleres Bilden. Der Norden hat
die Reflexion; weiß er (wie reden von der Poesie) diese mit
der Plastik selbst in schönen Einklang zu bringen, wie er dies
Hörers geleistet hat, so hat er auch den Gedanken; allein die-
ses nothwendigen Gedanken Genesit geschieht alsdann auf wel-
chem, ja auf schmerzlicherem Wege, während dem süblichen
Dichter Alles, was Bild, Gestalt, Anschauung, poetischer Ge-
bante ist, leiser, unmittelbarer, unbefangener, unvermittelter
und darum schmerzloser aus der Seele tritt! Glänzliche Gän-
ger, die das Wesen besitzen ohne jenes tiefe Weh, womit die
Reflexion oft fruchtlos sich selbst reinigt! Edle Sänger, die so
Kunstgezeichnetes darbieten, und doch mit so viel Unbefangenheit,
daß man meinen sollte, sie gäben nichts! Würdige Sänger, die
den unüberleglichen Quell, der in ihrem Busen quillt, so lau-
ter und rein und mit so liebevoller Gesinnung hervorstießen
lassen, damit sich, was in deutschen Gauen noch fest am schö-
nen Liebe hält, daran erquicken möge!

Wer nun den Reigen dieser ehrenwerthen, hier versammel-
ten Sänger eröffnet, das ist unser Rückert, dem wir schon so
vielen Schöne verdanken. Wie sonst, begrüßen wir auch hier
in ihm den Wichtigsten, den aus dem Born der Dik-
tion, aus dem uralten Symbol des Oken und Wesen ruhige
Bescheid, vollen befriedigenden Lebensinn mit stets glühender
Inbrunst Sausenden. In der That, ein inbrünstiges Dichter-
gemüth. Wie sonst, so ist es des Lebens innigster Reichtum,
er in finstlichen Sprüchen, in frischem Gleichniß, in fro-
er geistlicher Wendung vor uns entfaltet, und all die rüstige
ebenselbheit, die er uns lehrt, hat er sich in vollstem Maße
Ist bewahrt, wie dies sein eigen Lied bezeugt:

Hinter all den Wolken drohen
In das reinste Sonnenlicht
Doch nur, bis sich gehoben
Diese Dede, zage nicht!

Spand du nicht auch in der Dede
Hinter, Dede, wie Licht in Dunkel:
Auch das Dunkel ist ein Gemein-
Dede hat, und ist's nicht, ach.

Wird du der Gedichte großen,
Die doch niemals gütlich die?
Deden mit der Sonne schmelzen,
Wird all ob sie schmelze die?

Glaube nur, die Liebe ringet
Die entgegen; sei bereit.
Aufmerksam, was sie bringt,
Seidert mit Gedert.

Solche Lehren sind doppelt schön, wenn man weiß, sie kommen
aus des Lebens tiefster Anschauung; wenn man weiß, daß diese
Selbstberuhigung nur die Lösung des Räthfels ist, was in gro-
ßen Hieroglyphenzügen am Hause des Lebens selbst geschrieben
steht. Daran mag man sich fort und fort erfreuen, denn hier
lehrt uns ein Gelehrter und noch immer stetig Lernender. Wer
lernte auch das Leben aus? Aber dreimal Heil Dem, der in
der Lehre das Glück umschließt, und die kindlich-männliche Zu-
friedenheit, und die farbenhelle Betrachtung, die aus dem Auf-
gang kommt wie die Düste der Rose aus den Gartenhainen
von Schiras. Aber alle Selbstbefriedigung ist ja nur eine
Rückkehr aus der wagnisvollen Entfaltung, eine frohe, seltsame
Rückkehr aus der entlegenen Morgenferne in die traulich-enge
Schranke des Hier und des Selbst; und so hat unser Dichter
die Welt durchwandert, und so fest ist er in dieser Unverwund-
lichkeit des heilern Selbstseins, daß er, ein Zurückgekehr-
ter, über den Eingang seiner heimathlichen Pforte die Worte
hört schreibt:

Schöne Welt, in allen Zonen
Dast du Paradiese genug,
Und in ihnen allen wohnen
Kann ein Vogel kaum im Flug.
Nicht an allen schönen Strömen
Kann ein Wandermann,
Wie aus allen heiligen Quellen
Ist kein Pfleger schöpfen kann.

Wenn sich nun mit Recht an solche, bei vollster Würdigkeit in
sich beruhigte Gestalten die Jugend liebend und lernbegierig
anschließt, so sehen wir auch hier unmittelbar auf den vorzüg-
lichen Dichter einen jugendlichen Sänger folgen, dessen Lied wol
nichts Grobes verkennt, aber doch alle Frische und Fröh-
lichkeit der Jugend und Wandermuths. In die Ferne führt wol
dann und wann eine Jähre. Was thut's? Ist es nicht der
Welt Loos? Soll der Sänger sich vom allgemeinen Schicksal
ausgliedern? Er, dem so aus Leid alle Freud' erblühen soll, wie
die Dymptischen selbst ihm zuertheilt? Dieser Gattung sind
die Lieder von Karl Mayr; kein Höchstes, aber Lebendiges.

Wer nun folgt, ist ein Größerer, ein tief und ernst und feier-
lich Betrachter, ein Dichter in weit tieferem Sinne: Ni-
kolaus Lenau. Diesen Geist der Betrachtung, den wir als
eine vorzügliche Gabe dieses Dichters absichtlich hervorheben,
verspürt man in allen von ihm mitgetheilten Gedichten dieser
Sammlung. Daß diese Betrachtung aber, weit entfernt, Re-
flexion zu sein, vielmehr als unmittelbar poetische Anschauung
aus dem Objecte selbst hervorsticht, das eben ist es, was Lenau
zu einem wahrhaft süblichen Dichter macht. Eben darum
sind die einzelnen Gedanken, in welche sich diese Anschauung
zerlegt, schon wirklich allgemeine Sätze, die in dem Object selbst
haften, die der Dichter nur herausfindet und andeutet. So
wird z. B. der Baum, „so moosig und lebensarm“, mit Res-
ponse vom Dichter angerebet; der Baum, dem „ein froher
Bienenhaum, der hier seinen Wohnsitz aufgeschlagen“, die Zu-
bedachte verweist. Diese flüchtigen, hongsammelnden, den we-
ten Allen stets umschwärmenden Sätze sind es, die ihm das
Leben verleißen, und wie das Lebendigste im Leben wiederum
der Gedanke ist, so sind die Bienen die Lebensgedanken des ab-

gewissen Maaße. Es läßt in dieses Naturbild das weiche Menschlich-Gedächtnis herein, und es stellt sich wieder in dem weichen Raum der hochaltäre Welt dar, der so lange noch von seinem Wesen sagen kann, als der Geist in ihm lebt, als die Gedanken in seinem Stillsitzen wohnen. Auf gleiche Weise spiegeln sich nun diesem Dichter alle einzelnen Zustände des Lebens ab und werden zu allgemeinen Sagen, welche Leben, der der Dichtung und des Denkens fähig ist, verkörpern müssen. Wie schön ist in dieser Hinsicht das Gedicht: „An Louise“ (S. 145). Es ist eine Todtenklage, aber nicht das Schlingens des verlassenen Geliebten um seine Verlorenen; sondern dieser treuerwollte Einzelfall ist von dem Dichter herausgehoben zu ganz allgemeiner, aber gefaltvoll-individueller Weltbetrachtung. Die Weisheit dieser Betrachtung besteht darin, daß sich der Dichter die Einschlafen nicht als todt, sondern in den lebensbedingten Zuständen des Lebens denkt. Er denkt sich

— ihr Knecht, das blühe,
Das tiefe Schwermuth überleht.

er schaut das Tag,

— das bunte, weiche,
Wie es in andre Welten fließt.

Er denkt sich die Geliebte am Clavier, von Gesang und Melodie begeistert,

Wie sie der große Geist umarmet,
Den wir Bethoven nannten sie,
Wie ihre jarte Bildung schwanke
Im Sturme seiner Melodie.

Der Geist, dem seliges Versterben,
Das Erdenleben sich entauscht,
In dessen Lieb viel süßes Sterben
Und Harmonie des Todes raucht.

Es läßt sich diese poetische Weise, seine Gedanken zu offenbaren, in dem Dichter eben nicht anders bezeichnen denn als eine tiefstehende Betrachtung, aber die viel Deutungsvoles zu sagen wäre, was wir uns für eine andere Zeit und einen andern Ort versparen müssen.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

In einer neuerdings erschienenen Monographie über London, welche den Titel führt: „Glances at life in City and Suburb, by Cornelius Webbe“ (London 1836), findet sich über diesen Giganten der Weltstädte folgende charakteristische Aufzeichnung: „London ist jetzt, Dank sei Denjenigen, die es allmählig aus diese Stufe gebracht haben, eine weit besser und bequemer eingerichtete Stadt, mit bessern und behäbigeren Bergern, die auch freilich schließlichermaßen mehr Ansprüche machen und Wünsche hegen dürfen, als dies bei ihren Vorfahren, den fleißigen, gewerthätigen Leuten, der Fall war. Trotz des unaufhörlichen Geschreis, das man über die Armuth Londons anhört, findet sich doch hier beinahe mehr Bequemlichkeit, Tröstlichkeit und Eleganz, wie man sich überzeugen kann, wenn man das Volk betrachtet, das an Sonntagen aus den Straßen über Land zieht, als unsere Großväter sich träumen lassen und die Unzufriedenheit heutigen Tages einschätzen wollen. Das Armuth vorhanden ist, kann man freilich nicht in Abrede stellen; allein dies ist doch immer kein Vergleich zu der rühmlichen Zunahme an Bequemlichkeit und Wohlleben, welche der arbeitenden Klasse zu Theil geworden ist. Tausende, die zu dieser gewerthätigen Klasse gehören, leiden sich jetzt so wie im vorigen Jahrhunderte die Gentlemen einbergingen; sie lassen sich nichts abgehen, müssen sich in alle ausgeübte Berufe einlassen und nehmen an geselligen Vereinen Theil, die nun der Art sind, daß man im 17. Jahrhunderte, wenn sie sich in solcher Weise gemüthet hätten, sie für toll gehalten haben würde.“

bestimmten Befürwörungen zu machen, braucht man sich nicht auch London zu gehen, und das ein solches „London“ zu bewahren, wie der englische Dichter John Keats es bewahrt, ist Gegenstand der Kunst und des Geschichtswissenschaften, ist, wissen wir Deutsche aus eigener Erfahrung nur zu gut.

Ein ausgezeichnete Gelehrter, der sich lange Zeit in Russland aufgehalten, läßt sich über das Wesen der russischen Sprache so vernehmen: „Alle russischen Schriftsteller, wie alle Ausländer, die eine umfassende Kenntniss dieser Sprache besitzen, stimmen darin überein, daß dieselbe nicht so geschwehlig und ungewohnlich reichhaltig sei. Allein es ist so viel, daß man sich des wahren Geistes dieser Sprache nicht habet, was vielleicht erst unsern Gelehrten und Künstlern beschieden ist. Die russische Sprache ist sehr eigenartig, und etwas eigenartig, sie läßt nicht sehr mit sich verfahren, und über den mangelhaften Versuch, dies zu bewerkstelligen, ist sie so schön, kräftige, natürliche von sehr verloren, und es ist eine neue Sprache auf dem Papier gebildet die kein Wort spricht. Anstatt der kraftvollen, vollständigen Töne, die man wässerige Umschreibungen aus fremden Sprachen, während in den entlegenen Provinzen des eigentlichen die Muttersprache sich in ihrer Kraft und Schönheit unter der besten erhalten hat, hat sich in den sogenannten neuen glänzenden Hauptstadt ein fremdartiger, grober und größtentheils unverständlicher Jargon gebildet, der die klammernde Weise durch Gallicismen, Germanismen, Gott weiß was noch sonst für Namen auszeichnet.“ Für den Umfang der unverfälschten russischen Sprache spricht unter andern die große Menge von Substantiven und der überaus reichen Ausdrücken und sprichwörtlichen Wendungen, die darbietet.

Die Akademie der Wissenschaften zu Petersburg, die mongolische Sprache eine herrliche Sache hervor, die den Mongolen in großer Kunst steht. Es ist dies die Geschichte der Thaten und Heldenthaten der „Helden“, die mongolische Romanze, der es auch in Europa nicht an Rang fehlen wird.

Ähnliche erscheinen dort die „Helden in Trüben und Noth“, unter Aufsicht und mit russischer Übersetzung des Professors Peitling.

Literarische Anzeige.

In alle Buchhandlungen ist soeben versandt:

Taschenbuch dramatischer Originalien

Herausgegeben

von

Dr. Franck.

Erster Jahrgang.

Mit dem schön geschornen Bilde Bauernfelds und seinen Kindern.

8. Elegant gebunden mit Goldschnitt. 2 Thle.
Inhalt: Der Musicien von Zugobers in drei Akten von Bauernfeld. — Mitter's Dramatisches Gedicht in einem Akte von G. A. W. — Intersquale. Lustspiel in einem Akte von Brand. — Die Christnacht. Schauspiel von Pannasch. — Der Herr im Hause. Lustspiel von Dr. Brand.

Leipzig, im November 1836.

H. W. Brockhaus.

Dienstag,

Nr. 327.

22. November 1836.

Der Krieg in Spanien 1808.

(Fortsetzung aus Nr. 326.)

Mitterweile ward die französisch-spanische Flotte auf der Höhe von Trafalgar von Nelson beinahe ganz zerstört, und Karl IV. sah sich in der doppelten Gefahr, entweder der Verbindung mit seinen unermesslichen überseeischen Ländern beraubt zu werden, oder die von der Donau zurückkehrenden französischen Heere in das Thal des Ebro sich ergießen zu sehen, um die längst beabsichtigte Eroberung der Halbinsel auszuführen, unter dem Vorwande, dem Abfalle Spaniens zuvorzukommen. Zwar trat jetzt auch Preußen in die Schranken; bald aber waren durch die Niederlage bei Jena und das rasche Nachdrängen des Feindes seine Streitkräfte vernichtet, und nach dem blutigen Schlachten bei Eylau und Friedland durch den nachtheiligen Frieden von Tilsit der Krieg beendet, ehe noch Spanien Zeit hatte, sich genügend zur Sicherung seiner Grenzen und seines Reiches zu rüsten. Die Proclamationen des allgemein beneideten und verhassten Fürsten von la Paz an das spanische Volk zu energischer Unterstützung der Krone blieben ohne Erfolg, gaben bloß Napoleon Gelegenheit, ohne Umschweife seine Absicht auf Spanien auszusprechen, worin er von dem durch glänzende Versprechungen gereizten Fürsten von la Paz, in dessen Hände Spaniens ganze Macht und Schicksal gesetzt war, möglichst unterstützt ward.

Die Nation, bis daher dem Willen ihres Königs unbedingt unterworfen, sah die Hoffnung einer bessern Ordnung der Dinge gänzlich verschwinden, erwartete in dumpfer Stille die Entwicklung der Begebenheiten, doch nicht ohne bemerken zu lassen, daß die Leidenschaften aufs Höchste gespannt waren, das Verderbniß ohne Gegenmittel, die öffentlichen Ämter fast, jede Klage durch die Gewalt unterdrückt, die Minister unter sich uneinig, jedes Band der Ordnung zerissen, überall der Keim zu einer nicht zu unterdrückenden Empörung hervorsprossend. Viele hegten den Glauben, Karl IV., von der Last des Alters niedergedrückt und unfähig, in einer so schwierigen Zeit das Staatsruder zu lenken, werde es dem legitimen Thronerben, dem Prinzen von Asturien, übergeben; Andere schmeichelten sich mit der glänzenden Hoffnung, Frankreich werde die ungenügenden Dienste seines Ältern, des Königs von Spanien, seit dem böstlichen Frieden vergelten; sie

hielten eine glückliche Veränderung — in Hinsicht der Regierung, nicht aber der königl. Familie — unter dem Beitritt Frankreichs für gewiß, durch welche die Nation ohne innere Gewaltschläge und ohne die lästige Gegenwart fremder Heere wieder zu ihrem alten Glanz erhoben würde. Nur Wenige aus den höhern Classen wünschten insgeheim, Frankreichs Regent möchte zum Wohl und zur Wiedererhebung ihres erniedrigten Vaterlandes das große Werk Ludwig XIV. wiederholen und einen Fürsten seines Stammes auf den schwankenden Thron der Bourbons setzen.

Mitten unter diesen heimlichen Klagen, schreckenden Befürchtungen und ungewissen Hoffnungen erhob sich eine kräftige Stimme zu dem Throne: der Prinz von Asturien schilderte seinem Vater in einer Schrift den traurigen Zustand des Reiches und die nahe Gefahr, durch einen stolzen und treulosen Minister verrathen und der Krone beraubt zu werden, indem er die Ansprüche der Bourbons dem Ehrgeiz und den politischen Entwürfen der neuen französischen Dynastie zum Opfer bringe. Anstatt jedoch diesen Vorstellungen ein geneigtes Ohr zu leihen, hörte der König nur den Fürsten von la Paz, ward gegen seinen Sohn äußerst aufgebracht, ließ alle seine Mitschuldigen ins Gefängniß setzen und erklärte sie sowohl gegen die Nation als gegen die auswärtigen Höfe des Hochverraths schuldig. Hatte auch die im Secural eingeleitete Untersuchung keine weitere Folge, so war doch der sehr von den Spaniern geliebte Prinz von Asturien in den Augen des Volkes gedemüthigt; seine treuesten Freunde, Escoiquiz und der Herzog von Infantado, wurden, obgleich völlig unschuldig verbannt und auf gleiche Weise eine Menge anderer angesehenen Männer bestraft, weil sie sich mit dem Fürsten von la Paz unzufrieden zeigten und seinen und des französischen Kaisers Absichten entgegen gewesen waren.

Spanien hatte damals 10,175,000 und Portugal 3,683,000, zusammen 13,858,000 Einwohner; die 100,000 Mann starke Armee war zur Zeit der französischen Invasion in Böhmen unter Romana, in Italien und in Portugal zerstreut. Es fehlte nicht an Militärschulen und Bildungsanstalten, so wenig als an Stüchgießereien und Gewehrfabriken; allein sie waren nicht hinreichend, im Laufe des Krieges dem Bedürfnisse zu genügen, wenn

nicht England hinzugegetreten wäre und die Verteidiger Spaniens mit Allem versehen hätte, was ihnen an Waffen, Pulver und Munition fehlte. *) Spaniens Seemacht, früher Ehrfurcht gebietend, weil es 40,000 Seeleute hatte und 50 Kriegsschiffe in seinen Häfen lagen, durch die Schlacht von Trafalgar schon halb vernichtet, verschwand während dieses Krieges vollends ganz von dem Meere. Festungen und haltbare Punkte fanden sich auf den Küsten sowohl als an den Grenzen; die wenigsten aber vermochten einem ernsthaften Angriffe zu widerstehen. Da, wo es geschah, trugen nationale Begeisterung und Haß gegen die Länder-räuber das Meiste dazu bei.

Während die versammelten Cortes in Spanien die Fehler und Mißbräuche in der spanischen Regierung zu verbessern und verschwinden zu machen bemüht waren, schickte der französische Kaiser den General Junot mit 25,000 M. Infanterie und 3000 Pferden am 18. Oct. 1807 über die Bidassoa durch Valladolid, Salamanca, Alcantara und Abrantes nach Lissabon, wo er schon am 30. Nov. anlangte, von der spanischen Division des Generals Saraffa gefolgt, ohne einige Gegenwehr gefunden oder andern Verlust erlitten zu haben, als den ihm der außerordentlich schnelle Marsch und die Beschwerden der rauhen Gegend auf dem langen Wege verursacht hatten. Er fand die Hauptstadt bereits von dem Hofe verlassen, der in größter Eile nach Braxillen übergesetzt war. Gleichzeitig rückten die französischen Truppen vor, die bisher an der spanischen Grenze gestanden hatten, 25,000 M. unter Dupont auf der großen Straße über Bayonne und Vittoria nach Alcañiz; andere 30,000 M. unter dem Marschall Moncey nahmen denselben Weg; ihnen folgten noch 30,000 M., die Kaisergardien mit den Divisionen Merle, Lasalle und Verdier zusammen, am Adour und der Garonne, um nach Übersetzung der Westpyrenäen die Stelle der weiter nach Gallien und Andalusien ziehenden Truppen zu ersetzen. Gegen die Ostpyrenäen zog die aus italienischen Truppen formirte Division unter dem General Grafen Lecchi heran: ein Bataillon königl. leichter Infanterie von 420 M., aus der Classe der höhern Stände, ein Regiment Linieninfanterie von 2014 M. unter dem Obersten Foresti, ein Reiterregiment von 385 M. in drei Schwadronen unter dem Oberstleutnant Banco, endlich eine Compagnie Fußartillerie unter dem Capitain Krelli, 144 M. und 100 Pferde, wozu noch 2100 Neapolitaner stießen. Sie vereinigten sich mit 18 Bataillonen und 10 Schwadronen Franzosen, zusammen 15,000 M., unter den Generalen Bessières, Schwarz und Charbrun. Das Ganze befehligte Duhesme, dem an kühnem Unternehmungsgeliste Keiner vorging; und dieser Theil des französischen Heeres, der von Perpignan über den Col de Pertuis nach Catalonien herabstieg, ist es, dessen Thaten der Verf. zum Gegenstande seiner Geschichte gemacht hat. Er ward anfangs von den Spaniern mit offenen Armen empfangen, immer in dem Vertrauen auf die rechtlichen

Befehlungen des Kaisers der Franzosen und in der Hoffnung, das ihnen in der innern Verwaltung ihres Landes Wichtige durch ihn abgeändert zu sehen.

Bald überschwemmten jedoch die französischen Truppen ganz Spanien; die italienische Division bemächtigte sich der Citadelle und der übrigen Forts von Barcelona und mit Schrecken und Abtheilen sahen die Spanier in ihren schönen Träumen getäuscht. Selbst der Kaiser kam von seinem Bahne zurück; der im Anzuge gegen den Fürsten von la Paz entstandene Aufruhr bewog ihn, dem Kestern die bisher gehabte Gewalt zu nehmen und für seine Person die Regierung in die Hände seines Sohnes, Ferdinand VII., niederzulegen. Sobald der General Murat von diesem Ereigniffe Nachricht bekam, er unverzüglich die noch am Duero stehende französische Armee in Madrid einrücken, um der allgemeinen Bewegung entgegenzuwirken. Napoleon kündigte seine Ankunft in Spanien an, und Ferdinand eilte ihm nach Bayonne entgegen, wo er zwar freundlich von dem Kaiser empfangen, ihm aber am andern Tage durch den General Savary angekündigt ward, daß die Cortes nicht länger in Spanien regieren dürfen, daher der König für sich und sein ganzes Haus auf die Krone verzichten müsse. Es läßt sich leicht denken, welchen Eindruck ein so gewaltsames Verfahren auf den Kaiser und die Minister machen mußte. Vorzüglich sprach er sich für die Erhaltung der Rechte des königl. spanischen Volks und der Nation; die Andern fielen ihm bei, und endlich Napoleon allen Discussionen durch die Hand zum Ende machte: „Ich habe meine eigne Politik. Ich bin liberaler und weniger empfindlich über den Namen, als denken, um nicht die künftige Wohlfahrt Spaniens den Vortheilen der Bourbons aufzuopfern.“

Das Widerstreben Cevallos' gegen Napoleon's Willen fand sich auch bei den andern Ministern, die, weil sie für nachgebender hielt, berufen worden waren, um Ferdinand's Entsagung der Krone zu bewirken. Sie wogen auf die schleunige Zusammenberufung der Cortes, weil Ferdinand die Rückkehr aus Frankreich verweigerte und nur allein die Repräsentanten der Nation über diese so wichtige Sache entscheiden könnten, welche die Ehre der spanischen Nation betraf. Man wollte aber auch diesem Wunsche nicht willfahren, sondern zog es vor, Carl IV. als Werkzeug zu gebrauchen, um Ferdinand's gewaltthätigen Widerstand zu überwinden, indem man wieder in seine, zu Gunsten seines Sohnes geltend gemachten Rechte trat und dann die spanische Krone in Ferdinands Hände niederlegte, wo dann auch Ferdinand mit Lobe bedroht und dadurch gezwungen ward, die Abdicationsacte zu unterschreiben.

In Spanien hatte mittlerweile der Kaiser Napoleon durch Mißbrauch seiner Gewalt verfaßt, um über jene Vorgänge schon erbitterten Gemüthern aufzuregten; ein Nichts war im Stande, die Abreise der Königin von Betanzen nach Bayonne des Königs Karl IV. am 2. Mai auf einen Platz von Madrid die künftige Empörung zu

*) Spanien kaufte 1796 in Sachsen eine bedeutende Anzahl neuer und alter Infanteriegewehre.

zu bringen. Einige Wenige versammelten sich mit Fingern zusammen, Andere mit Dolchen kamen dazu; die Kleinen, die Plübe und einige Väter nahmen von einem Haufen ruhender Menschen, die sich gleichfalls bewaffneten. Die Capitaine Davis und Belarde hatten sich des Rathhauses bemächtigt und vertheidigten dasselbe; Andere aber die französischen Wachen an und misshandelten oder ergriffen sie, und Alle vergrößerten den Aufruhr gegen die in der Cit. durch die Divisionen der naheliegenden Truppe verstärkte Besatzung. Hier floß zum ersten Male Bürgerblut für eine sehr edle Sache, für die nur ein beleidigtes Volk seine ganze Kraft gebrauchen konnte; denn die Franzosen wählten kein anderes Mittel an, die empörte Menge zu zerstreuen, als Furcht und Tod, indem sie die Plätze und Straßen mit ihrem Geschütze beschoßten. Nur mit Mühe gelang es endlich dem Rathe von Castilien und andern klugen Magistratspersonen, das Volk zu beruhigen und von dem tollen Vorhaben abzuhalten zu machen, seine schwachen Mauern durch die Hände unerfahrener Männer gegen ein kriegsgewohntes fremdes Heer zu vertheidigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Erstlingsalmanach, herausgegeben von Nikolaus Lenau.

(Beisatz aus Nr. 32.)

Auf Lenau's folgen Gedichte von den Brüdern Friedrich Notter und Joseph Notter; im Ganzen nur vier, aber im innern Gehalte wie in der Versification trefflich. Kommt es schmerzliche Verse geben als die, in denen der Zustand des leidenden Troubadours Lenoud's beschrieben wird, in der Romange: „Die verlorenen Lieder“?

Und des Ufers goldnem Schiefer
Sah er lange träumend nach.
Wie der Adern stille Feiler
Abend Flüstern unterdrück;
Von des Himmels Haß umfaltet
Schwang sich aufwärts sein Gedicht.
Und des Abends Blüte röhret
Ein erschüttertes Angeicht.

Da wie vor Iosafas Pforte
Wird die Sängerstunde wach,
Engeweht vom süßen Worte,
Das er schmerzentscheidend sprach;
Eines sel'gen Ohres Beschwörung
Folgt dem Jora des Schlachtgeschreies,
In des weiten Meeres Berührung
Schwebt ein lüftles Felt des Maies.

Von A. L. Schurz, einem noch ganz unbekannten Sänger, unter andern ein kleines, aber tiefinniges Gedicht:

Ein Abbild ist's dem Herzen weh:
Ein unberast's Grab;
Wie blutet es, wenn ich nur seh'
Ein unberast's Grab.
Bedrückt minderbald doch Schmerz
Ein unberast's Grab!
Wie ist, wie offene Wunde seh'
Ein unberast's Grab.

Noch bemerken wir als eigenthümlich, sehr pikant und doch schon das kurze Gedicht: „Das Posthorn“, von demselben. Das jedoch wahrhaft die Krone dieser ganzen Liederkrone

lung ausmacht, das sind die drei letzten Nummern: „Ezzelin von Romano“, ein Romanzenepos von Gustav Pfizer; „Neuere Spaziergänge des Wiener Poeten“ und die „Lieder aus Italien“ von Anastasius Grün. Bortschlicheres Romantischkeitsgenuss ist wol selten in so kleinem Raume dargeboten worden. Pfizer hat in diesem Romanzenepos deutlich gezeigt, daß diese Gattung der epischen Dichtung ganz eigentlich sein Beruf ist. Rühmten wir an Lenau vorzüglich die Eigenthümlichkeit der Betrachtung, so müssen wir in diesem „Ezzelin“ die einfachere Grobheit der Darstellung bewundern. Aus solchem Gedicht, das mit vollster poetischer Reife empfangen und in wahrhafter Weise hervorgebildet ist, lassen sich keine Auszüge mittheilen. Auch dies ist eine Schnur köstlicher Perlen; aber wir wollen kein einzelnes Juwel herausnehmen, vielmehr die, so sich noch an dem Schönen begeistern, einladen, das Kleinod in seiner Ganzheit und in seinem Zusammenhang zu betrachten.

Aber dem ersten der beiden (warum sind es nicht mehr?) vom „Wiener Poeten“ hier mitgetheilten Gedichte müssen wir aus Pflicht und inniger Begeisterung hier eine kurze Betrachtung widmen. Es ist dies Gedicht im J. 1832 verfaßt und einem Freunde aus tiefer, inbrünstiger Seele nachgesungen, den wie so viele Andere auch ein krankhafter Zug nach dem neuen Welttheil zog. Ein wahrhaft großes, gedankenfüllendes, in allen Theilen durch und durch vollendetes Gedicht; ein Gedicht, in welchem die lyrische Begeisterung wie ein Sturmwind weht, und in welchem doch die herrlichste Meeresstille waltet. Was ist gegen den von ewigen Gedanken getragenen, schwanen-gleich hinströmenden Wohlklang dieser Verse Alles, was Platen jemals in der Metrik geleistet!

Lebe wohl, du lieber Pfizer, grüße mir den fernem Strand.
Wo einst Franklin Weisheit säte, Washington einst festland fand!
Deine Seele, rein und edel, bleibe drüben so wie hier.
Nur der Bild, der trübe, werde heit'rer überm Meere bir!

Lebe wohl! Gleich Liebesboten tragen sink noch durch das Meer
Zwischen Schiff und Land die Wellen Abschiedsküsse hin und her;
Doch es schifft vom Heimatboden nichts mit dir durch Meeresflut
Als Erinnerung im Herzen und ein grüner Strauß am Hut.

So sieht der Dichter den Freund hinüberschwimmen in die ferne Welt, und sein weissagendes Gemüth erinnert den Scheidenden an das Vaterland, das Land, von dem sich der Anker so schwer löst, der Anker des Schiffes wie der Anker des ganzen Menschseins.

O so sprich, was lachst du drüben, was die Heimat dir verlag?
Ist's des Rechts erhabner Leuchthurm, der dir hell herüberstrahlt?
Ist's der Gnadenort der Freiheit, der Madonna unsrer Zeit?
Doch auch du der großen Wallfahrt gläub'gen Volts bist angereicht?
Wie der Kreuzesplüger Scharen einst gen Zion's Trümmern.
Wählt sich jetzt der Völker Vortzug ins gelobte Land gen West:
Ich, wol wird's auch euch ergehen, wie sich's jenen einst ergab,
Euer Heiland ist erstanden, und ihr trefft ein leeres Grab!

In diesem Glauben, daß dies Jenseits, nach welchem nur der Verthum blüht, wahrhaft ein leeres Grab ist, in dem kein Heiland mehr; in diesem Glauben, der wahrlich so begründet steht, als die Säulen des Firmaments, singt der Dichter in einer Sprache weiter, welche prächtig ist wie der Klang des Himmelsgewölbes, geistverfügelt wie ein Gottesgedanke:

Freund, ich weiß, daß alle äppig uns der Freiheit Baum
nicht spricht

Und nur Wenige der Erloren mit dem breiten Schirm umschleiert.
Dag bei uns des Rechts Wage eben andern Wagen gleicht,
Und recht Recht und Unrecht manches Andre wägt, was schwer
und leicht.

Aber soll dein Geld die künftigen heulenden Harnensang,
Denn's dem Feindes der Fremde nicht beim dachigen Wein
gelang?

Soll den Schmerz die überlauden Stigares Donnerhall,
Denn's der sanften Donnerschall nicht vermocht die Nachtigall?

Kraun, ich fürcht', du seinst ein Bäume in des Urwalds Nacht
verloren.

Ummantelter Argonaut, hängt dir dort dein gelbes Bild;
Und wenn, was du suchst, du findest: kannst du schweigen im
Stille.

Eingedenk der Ehar der Strande, die dahin noch werden muß?
Armer Schiffer, der, irrend und schuldvoll, nach einem Gespenst
den weiten Abgrund des Meeres überschiffet! Der Dichter, be-
geistert als ein Seher, weiß mehr als du! Er weiß, daß einst
durch die Gauen des Vaterlandes der Strom der Freiheit rau-
schen wird; er weiß, daß wir des Nachtes rothgen Morgen noch
werden tagen sehen, daß dieser Morgen wird.

Erbittert in ew'gem Fröhroth über unsern Schicksal's Rahn.

Dann wachst dröben du am Meer; deiner Sehnsucht schwanker
Rahn.

Wartet auf und ab die Wellen, sucht und flieht der Peimat Bahn.
Doch, da Kling's wie Glockenläuten über's Meer von Oken fern:
Das sind unser Deme Glocken, grüßend laut den Morgenstern!

Sieh, da wagt zu deinen Füßen roth und röth'her Reiz das
Meer.

Und im Rosenkranz glähen Ritz und Himmel rings umher,
Urwald selbst und Sterne wollen jetzt ein Rosenkranz sein:
Das ist unsere Morgenröthe über's Meer's Silberstein!

Und was will dies weiße Segel, schwebend auf der glühenden
Flut.

Wie ein Fürstenbrief der Gnade, der auf rothem Rissen ruht?
Ja, es ist ein Brief der Liebe, freud'ger Kunde voll, fürwahr.
Auf des Meeres Purpurschiffen reist der Ost dem Werk ihn dar:
und er wird die Kunde lesen; mit entzücktem Blick wird er
noch dem freien Vaterland zurückkehren; aber statt des Jüng-
lingshauptes wird ein gebeugter greiser Mann im Krystall des
Meeres sich spiegeln.

Doch, was ist dir dann die Peimat, deren Leiden du nicht lüth,
Deren Lösung du vergessen, deren Kämpfe du nicht strittst,
Deren Banner du nicht schirmtest, deren Reihn du miedest längst,
Und zu deren Siegesmahlen du ein fremder Gast dich drängst?

Dies ist noch nicht des Gedichtes Ende. Bleibe, ruft der Dichter,
bleibe als schöner Fruchtbaum im Boden der
Peimat!

Kreiß, ein Schwan der Hoffnung, ruhig auf bewegtem Helm's
schen Strom.

Trage mit al' schmuckter Pfeller an des Vaterlandes Dom!

Welche nicht, o Jüngling; doch er sieht nur noch des Luches
Abschiedswahn, es dunkelt, und dem nachblickenden Auge ent-
schwindet für immer das Fahrzeug.

Wo die Dichtung solch eine Sprache redet, wahrlich ihre
heiligste und höchste, da legt die Kritik schweigend ihre Feder
nieder und weiß nur zu staunen und zu bewundern. Ja, ihr
Zweck ist an deutscher Kraft und Jugend, lest dies Gedicht, da
wird euch klar werden, daß noch bis diese Stunde die deutsche
Dichtung lebt, und daß ihre Anker noch tief in das Mark des
Lebens greifen.

71.

Zur Geschichte der Malerei, von Mrs. Callcott.

In England sind die Damen zu Allem fähig, besonders
die Schriftstellerinnen. Sie schreiben nicht bloß Romane, sie
schreiben auch Philosophien der Kunst. So ist jetzt von Mrs.
Callcott eine Geschichte der Malerei („Essays towards the
history of painting“) erschienen. Das Buch ist genau so gut,
als man es von einer Dame erwarten kann. Aber seltsam ist
es, daß in ihrem Tracé da parier die englischen Schriftstellers
rühmen den Deutschen anerkennen. Die diese fangen sie
auch ihre Bücher immer mit einer Entschuldigung an. Es ist,
als ob auf diese Weise der Geist der Hochkunst an ihren Mangel

über wollte deuten, daß sie keinen milden Einspruch an ihm
verfügen noch traulich geworden. So thut auch Mrs. Callcott,
indem sie sagt, sie schreibe ihr Buch nur für Dilettanten, es
eignen und des andern Geschlechts, welche auf einem ge-
fälligen, nicht allen volkummenen Wege zur Erkenntnis der
Schönen gelangen und mittels dieser sich zu dem weihen und
einzigen Urquell aller Schönen erheben wollten. Hierin liegt
die Dame in ihrer gefälligen und nicht volkummenen und in
Geschichte und den Fortschritten der Kunst, von dem Engel
Kain's an, der in der Genese als der Erste erscheint, der
auf Metall schrieb und nach, bis auf die besten Werke
der griechischen Malerei. In der Geschichte derselben nimmt
sie überhaupt vier Classen der Malerei an, nämlich: 1) die
epische oder didaktische, 2) die epische, 3) die historische und
die dramatische. Jede Gattung von diesen hat wieder ihre
Unterabtheilungen. Die epischen Objecte sollen eingetheilt wer-
den: a) in die erste didaktische, b) in die emblematische und
c) in die Satire oder höhere Caricatur. Die epische Gattung
zerfällt in zwei große Abtheilungen, deren jede noch in
mannichfachen Unterabtheilungen fähig ist: 1) die christliche
Subjecte, 2) die Antike, betreffend die Götter und Heroen
des Heidenthums. Die dritte oder historische Classe zerfällt:
a) in solche, wo eine ganze Geschichte in einem einzigen Ge-
mälde behandelt ist, b) in solche, wo dies in einer Reihe von
Gemälden geschieht, c) in solche, wo ein einzelner Punkt der
Geschichte das Gemälde bildet. „Die dramatische Classe zerfällt“,
sagt die Verf., „müchte in sich befaßten die Gegenstände des
Alltagslebens; allein ich habe diesen später hier passender
angewiesen und will also hierher nur rechnen: die Handlung
der höhern Tragödie, einzelne Ereignisse, die einen sehr be-
merkenswerten Charakter haben. In der Portraitsmalerei
man unterscheiden zwischen: a) dem historischen Portrait, b) dem
familiären Portrait, c) dem Portrait der gemeinen Classen.
Die Classe des Familienlebens theilt sich naturgemäß in die
ernste Komödie und die leichte Komödie oder Possen. Die
Landschaft zerfällt: 1) in die epische, 2) in die historische,
3) in die imaginäre oder poetische und 4) in die topographische
Landschaft. Unter den Tiermalern gibt es zwei Classen:
die dramatischen und die bloßen Portraits.

N o t i z.

Simon's „Observations recueillies en Angleterre en
1835“ (2 Bände) gehören zu den Büchern, welche in un-
sern Tagen von manchen Irrthümern und falschen Anschauungen
zurückgebracht werden, welche sie noch immer über England und
die Engländer, trotz der Verbindung und des bewährten
Berkehrs mit diesen, hegen. Das Buch, dessen Zweck nicht
bloß der englischen Industrie gewidmet ist, wie es in
Beobachtungen und interessanten Notizen. Nachdem es die
Trefflichkeit der jetzigen englischen Landstraßen gerühmt,
erzählt Simon, daß noch 1746 die Wege in so erbärmlichen
Zustand gewesen, daß der Herzog von Somerset seinen Beamten zu
Pettsworth (Sussex) befohlen, ihm auf der Straße entgegen zu
kommen und mit Laternen und Stangen entgegenzukommen, um ihn
von den Löchern herauszuheben. Rückfichtlich der Straßen, die
jetzt allgemein im Gebrauch sind, erzählt Simon, daß er
beurtheilt gegen dieses Material gebaut, wie auch 1733
Stow, eine ansehnliche Dame in ein Haus gegeben,
wo man Steinföhlen gebrannt hätte, noch als es ein
dieses verhassten Brennstoffs bereinigtes Geruch
würde. Elizabeth verbot selbst während der Session
Parlaments Steinföhlen zu brennen. Die Straßen
sind ebenfalls Mähe, in London aufzukommen. Der
König in der Sterntammer die Entschlossenheit, die
den zum öffentlichen Rathschall, weil auch in
so gewaltig im Preise liegen.

Mittwoch,

Nr. 328.

23. November 1836.

Der Krieg in Spanien 1808.

(Fortsetzung aus Nr. 327.)

Auch in andern Theilen des Reiches war die Eindrücke zwischen den fremden Truppen und den Spaniern leicht gestört. In Barcelona thaten die spanischen Garben mit den italienischen Wellen gemeinschaftlich Dienst, veruneinigten sich aber am 9. April und kamen von Worten zum Handgemenge. Einige wurden verwundet, Andere getödtet; das Volk lief herbei und die Folgen waren nicht zu berechnen, hätte nicht das Ansehen des Generalcapitains Esposito und des französischen Generals Duhesme die erhitzen Gemüther beruhigt und das unruhige Volk zerstreut. Als nachher die Nachricht von dem Verfahren gegen den König Ferdinand in Frankreich nach Spanien kam, hatten die Catalonier die Verbindung auf der Grenze unterbrochen, hatten schwache Detachements beleidigt und die mit Aufnahme der Umgegend von Barcelona beschäftigten Offiziere bedroht. Die alte Gastfreundschaft der Celtiberier gegen die Fremden war verschwunden; den spanischen Soldaten ward die Desertion auf alle Weise erleichtert, und viele der aus Neapel gekommenen wurden eingeladen, sich auf spanischen oder englischen Schiffen nach den Küsten von Neapel bringen zu lassen. Jetzt gab Murat, den Karl IV. zu seinem Statthalter im Königreiche ernannt hatte, den Cataloniern die Erlaubniß, wie und wo sie wollten, bewaffnet zu gehen, was ihnen von Philipp V. 1715 verboten worden war. Diese Erlaubniß ward mit Jubel aufgenommen, und bald waren alle Einwohner von Barcelona genugsam mit Waffen versehen, um die Sicherheit der Besatzung zu gefährden. Schon 17 Tage später fanden neue Zwistigkeiten zwischen den beiderseitigen Truppen statt; ein italienischer Wellte ward getödtet und erst mit einbrechender Nacht der Tumult in der Stadt gestillt. Das erste wirkliche Gefecht ereignete sich bei Bruch unweit Manresa in einem engen Thale am Fuße des Montserrat, wo die Spanier die Straße versperrt, Gräben gezogen, die Brücken abgebrochen und die Dächer, Thüren und Fenster besetzt hatten. Der General Schwarz, der drei Bataillone, eine Compagnie leichte italienische Reiter und zwei kleine Geschütze bei sich hatte, warf sich mit Verlust der letztern und seines Gepäcks durchschlugen, hatte jedoch nur wenig Lobte und Verwundete (Bd. 1, S. 196). Bald folgten die Gefechte einan-

der häufiger; die italienische Division des Generals Lecchi nahm das Schloß Mongat und nachher die Stadt Martorell mit Sturm, wobei die letztere geplündert ward. Dasselbe Schicksal hatte auch Calella, weil die Generale es des Beispiels wegen nicht hindern wollten, um die Einwohner von jedem Widerstande gegen die Franzosen abzuschrecken. Anstatt jedoch diese Absicht zu erreichen, wurden die Einwohner vielmehr aufgebracht und leisteten nachher in jedem Dorfe und in jeder Stadt die hartnäckigste Gegenwehr. So in Gerona, wo Duhesme eine Leitererhebung versuchte, das Unternehmen aber mit einem Verluste von 300 Italienern aufgeben mußte. Es blieb ihm nichts übrig, als nach Barcelona zurückzugehen. Hier hob er die von Murat den Cataloniern gegebene Erlaubniß auf, Waffen zu tragen. Zwar wurden nun die empörten Spanier mehrere Male geschlagen, doch nicht entmuthigt; immer lehrten sie zu neuem Kampfe zurück, wenn sie auch öfter der Kriegszucht der Franzosen weichen mußten. Bei Baylen waren sie jedoch so glücklich, den General Dupont einzuschließen und mit seinem ganzen Corps zu Kriegsgefangenen zu machen (S. 212), nachdem sie ihn 14 Geschütze demontirt und 2600 M., mit Einschluß dreier Generale, getödtet oder verwundet hatten. Die Franzosen hatten zu derselben Zeit unter Befehl bei Medina del Rioseco gesiegt; fast alles Geschütz und 2000 Spanier waren in ihre Hände gefallen. Saragossa konnten sie jedoch nicht erobern; auch glaubte der neue König, Joseph Bonaparte, nach dem bei Baylen erlittenen Schlage und dem allgemeinen Aufruhr des Volkes nicht länger in Madrid verweilen zu können, sondern ging nach Vittoria zurück. Jetzt landete auch Lord Wellesley mit 12,000 M. bei Figueiras, vereinigte sich mit 15,000 Portugiesen und stellte sich bei Vimiero auf. Zunot, der in Portugal die Franzosen commandirte, schloß nun eine Convention mit den Engländern ab, vermöge der er mit seinen Truppen, Geschütz und allem Kriegsgeschütze auf englischen Schiffen frei nach Frankreich gebracht werden sollte.

Der wichtige Einfluß der Besiznahme von Portugal durch die Engländer auf die gegenseitigen Verhältnisse beider Theile bewogen jetzt den Kaiser von Frankreich, die Engländer selbst in Spanien anzugreifen (S. 228). Er rief zu dem Ende die noch in Oestreich und Preußen be-

sindlichen Truppen ab, um seine Heere in Spanien zu einer hinreichenden Stärke zu erheben, zu welchem Ende auch noch eine Division italienischer Truppen unter dem Grafen Pino aus den von der Belagerung von Kolberg zurückgekehrten Truppen gebildet und dahingeschickt ward. Sie bestand aus 4 Bataillonen Infanterie, 2905 M.; 6 Bataill. leichte Infanterie, 4323 M.; 450 M. zu den verschiedenen Bataillonen der Division Lecchi gehörig; einer Compagnie Fußartillerie und einer Compagnie Sappeurs; hierüber 3 Schwadronen Dragoner, 485 Pferde; ebenso viel reitende Jäger und 250 reitende Artilleristen mit 333 Pferden. Beide Divisionen wurden der Armee von Catalonien zugetheilt und besanden sich bald einzeln, bald zusammen vereint bei allen Treffen und Unternehmungen derselben. Barcelona ward in Belagerungsstand erklärt und von den Franzosen mit der größten Härte behandelt. Die Spanier verübten dagegen jede Art von Grausamkeit an den Nachzügeln und Kriegsgefangenen, die sie erst dann tödteten, wenn sie auf mancherlei Weise sie verstimmt hatten. Rosas ward belagert und erobert. Die Italiener verloren an Todten und Verwundeten 30 Offiziere und 400 Soldaten; von den Spaniern blieben 600 Verwundete oder Kranke zurück; 120 Offiziere und 2000 Soldaten wurden Kriegsgefangene. Bei Barcelona, wo Spanier und Franzosen einander so nahe gegenüberstanden, fielen häufige, mehr oder minder wichtige Gefechte vor, die bald zu dem Vortheile des einen, bald zu dem des andern Theiles ausgingen. Das Detail derselben (S. 258) kann hier nicht aufgenommen werden, so wenig als die Beschreibung der Treffen von Elnas und von Molinos del Rey, an denen die italienischen Truppen thätigen Antheil hatten. Eine übersichtliche Darstellung der Bewegungen Napoleon's, der Vertheidigung und Einnahme von Madrid, schließt den ersten Band.

Der zweite begreift die Feldzüge von 1809 und 1810, wo Napoleon, nachdem er den ungeheuern Fehler begangen hatte, durch den Volkskrieg mit einer den Franzosen stets gehässigen Nation seinen künftigen Sturz vorzubereiten, in den zweiten Fehler verfiel, durch den neuen Krieg mit Oestreich seine Kräfte zu zerplittern, anstatt jenen vorher mit Nachdruck zu brendigen. Der Verf. beginnt mit der Bemerkung, daß man in diesem Kriege überall bei den Spaniern den Charakter der alten Celtiberier wiedererkenne, jenen Stolz, jene Festigkeit, jenen Muth, sowie sie seit den frühesten Zeiten beherzt im Gefecht und unerschüttert in Gefahr sich zeigten. Ward auch ihre Schlachtordnung zertrümmert, vereinten sie sich doch bald wieder in kleine Haufen, um feiler als leichte Truppen zu stehen, sobald kein Sieg dem Feinde den ruhigen Besitz einer Stadt oder einer Provinz zu sichern vermochte; daß kein Unstern den Spanier dahin bringen konnte, an dem Vaterlande zu verzweifeln, sich ruhig dem neuen Joche Frankreichs zu unterwerfen. Unter allen fremden Heeren aber hatte keines mehr und länger den natürlichen Kriegsmuth des Spaniers erprobt als das siebente Corps in Catalonien unter St. Cyr, bei dem sich die italienischen Divisionen

befanden, deren Thaten Vacani mit vieler Umschreibung beschreibt. Vergebens wurden sie von dem Spanier zum Abfalle von Frankreich aufgefordert; sie ließen im glänzenden Verheißungen kein williges Ohr.

Ein besonderer Abschnitt (S. 11—30) ist der nachwirdigen, genug bekannten Belagerung von Saragossa gewidmet, während der St. Cyr den spanischen Befehl mit ableitenden Bewegungen beschäftigte und an jedem Entsatze der belagerten Stadt zu hindern suchte. Er schlug die Spanier bei Wals, wo Reding selbst unter der Zahl der Verwundeten war, zog sich aber nach mehreren Gefechten, in welchen besonders die Division Lecchi hervorragend gelitten hatte, mit der Armee nach Orense zurück, um seine Operationslinie, d. h. die Verbindung mit Frankreich, wieder zu gewinnen, von der er ganz abhängig war. Victor hatte unterdessen die Schlacht bei Medina gewonnen, Soult aber den schwierigen Rückzug aus Portugal nach Orense gemacht. St. Cyr hatte sich auf dem linken Ufer des Ebro aufgestellt mit den Italienern als Avantgarde vor sich, auf den Anhöhen von Tarazona, die nach dem Montserrat, nach Manresa oder nach Vique führen, den vornehmsten Aufenthaltsorten der eifrigen Mitglieder der Nationalpartei. Jene waren hier den häufigsten Anfällen der Pest ausgesetzt, die sie zwar immer zurückwiesen, doch immer mit bedeutendem Verluste. Er hatte die Brigade Mazzucchelli das Städtchen Calatayud besetzt, ward nun von den Spaniern wiederholt angegriffen und endlich zum Rückzuge gezwungen, weil das Terrain die Angreifer begünstigte und ihre Verfolgung durch die Franzosen hinderte. Hierbei zündeten die Soldaten des Städtchens an, wodurch ihr Rückzug wesentlich erschwert ward, denn die Spanier stiegen sogleich von den Bergen herab, um das Feuer zu löschen und die Abziehenden zu verfolgen; als ihnen aber Beides nicht gelang, erzwangen sie die gemachten Gefangenen. So nahm der Krieg, in dem St. Cyr und Reding durch eine Uebereinkunft auf friedliche und edlere Grundsätze bringen wollten, wieder die vorige Schreckensgestalt mit Raub, Brand und Mord an; die wilden und verhärteten Catalonier verließen ihre Wohnplätze, alle Nahrungsmittel mit hinwegführend, oder verbergend; um sich aus Häusern oder noch sicherem Orte zu wehren und den Feind unaufhörlich zu beunruhigen. Sie waren bewaffnet, doch nicht montirt, und verfielen mit ihren Gefangenen auf eine solche Art, wie es unter Soldaten nicht üblich ist und die Kriegsgeetze nicht für zulässig erklären. Die Fremden hielten sich dadurch für verpflichtet, das Wiedervergeltungsrecht zu üben und aus Furcht oder Rache die verlassensten Ländereien und einzelnen Ortsbewohner auf die grausamste Weise zu behandeln. Sie wurden noch mehr durch den Hunger dazu gereizt und durch die große Schwierigkeit, Lebensmittel zu finden, die sie oft nur mit der größten Gewalt erpressen konnten.

Nach mehreren sehr hitzigen Gefechten, welche die beiden italienischen Divisionen im Biquetthale zu bestehen hatten, und wobei sie zum Theil bedeutenden Verlust erlitten, und nachdem 1200 M. unter dem General Mazzucchelli nach dem Gebirge entsendet worden waren,

Spezialmittel herbeizutreiben, ward die Division Becht mit der Belagerung von Girona bestimmt, während Pino zum Schutz der Hauptstadt zurückblieb. Eine Verschwörung mehrerer Spanier kam nicht zur Ausführung; einige Theilnehmer entzogen sich der Strafe, andere erlitten mit ihrem Muth die Tod; alle waren bei sich überzeugt, als gute Bürger ihre Pflicht gegen das Vaterland, die Religion und ihren Fürsten erfüllt zu haben.

Ähnliche Meinung hegte ein alter Spanier, der an der Thüre seines Hauses stand, als der General Pino mit einigen retirirten Jägern und dem italienischen Hauptquartiere in das von den Einwohnern gänzlich verlassene Logosfera* einzog. Der Spanier nahm seine Flinte zur Hand und schoss auf den Haufen, doch ohne Jemand zu treffen. Ruhig ließ er sich gefangen nehmen und antwortete auf die Frage, warum er gegen einen Haufen Krute geschossen habe, die ihn nicht beleidigt hätten: er sei durch eine höhere Macht dazu getrieben worden, selbst mit Gefahr seines Lebens den Feinden des Vaterlandes, des Fürsten und des christlichen Glaubens zu schaden.

(Der Beschluß folgt.)

Edward Baines d. J. Geschichte der britischen Baumwollenmanufactur und Betrachtungen über ihren gegenwärtigen Zustand. Aus dem Englischen frei bearbeitet von Christoph Bernoulli. Mit 12 Stahlstichen. Stuttgart, Cotta. 1836. Gr. 8. 3 Thlr.

Die für das Gewerbewesen der neuesten Zeit und besonders für Britannien so sehr wichtige Baumwollenfabrikation kommt aus Ostindien und reicht in die vorgeschichtliche Zeit hinaus. Die Werkzeuge des indischen Webers waren und sind roh, allein die Natur hat dem Volke eine unvergleichliche Organisation zu zarter Handarbeit verliehen, so daß sie im Stande sind, mit geringen Mitteln die Baumwolle in die feinsten Kleiderstoffe umzuwandeln. Der Mechanik, die schon so Unglaubliches geleistet, ist es gelungen, noch mehr zu thun als die natürlichen Talente der Indianer, und die Verarbeitung der Baumwolle wunderschön und auf beispiellose Weise von England über das westliche Europa zu verbreiten. England ist daher als das zweite Geburtsland dieser wichtigen Industrie anzusehen, und man darf sich nicht wundern, wenn auch deren Literatur nicht zurückgeblieben ist. Mr's „Philosophy of manufactures, or an exposition of the economy of the factory system“, von welchem im Juni d. J. eine zweite Auflage erschien, und von dessen erster Auflage Hr. Diezmann unter dem Titel: „Das Fabrikwesen, in wissenschaftlicher, moralischer und ökonomischer Hinsicht“, eine sehr schlechte Übersetzung (Leipzig 1836) geliefert hat*, enthält schon sehr viel treffliche Bemerkungen über das Baumwollenmanufakturwesen; kürzlich hat derselbe Schriftsteller auch ein besonderes Werk über diesen Gegenstand unter dem Titel: „The cotton manufacture of Great Britain, systematically investigated and illustrated by 150 original figures in wood and steel; with an introductory view of its comparative state in foreign countries, chiefly drawn from personal survey“ (zwei Bände), herausgegeben, von welchem folgt in Ulmenau für seinen „Schwappstein der Künste und Handwerke“ eine Bearbeitung durch einen sachkundigen Übersetzer liefern wird. In Frankreich erschien schon 1828 ein höchst schätzbares Werk: „Nouveau système complet de filature de coton usité en Angleterre et importé en France par la compagnie établie à Ouerneamp près Compiègne. Publié par Le Blanc. Précédé d'un texte descriptif par Molard, Jeanne.“ Endlich müssen wir auch noch eines zu erwähnen im vorigen Jahre in deutscher Sprache erschienenen Werks: „Übersicht der Fabrikation von Baumwollengarn“, erwähnen, welches englische Blätter als ganz vorzüglich rühmen. Der Verf. ist einer von den vielen in jenem ungeheuren Fabrikat lebenden deutschen Gewerbmännern.

Ein höchst wichtiges, ein ganz vorzügliches Werk ist das von Baines, welches der eigentliche Gegenstand dieses Artikels ist, und von dem die eine, höchst gelungene deutsche Bearbeitung vom Prof. Bernoulli vor uns liegt. Werth eine Übersetzung in die Hände eines solchen Mannes wie Hr. Bernoulli, der durch seine „Rationelle, oder theoretisch-praktische Darstellung der gesammten mechanischen Baumwollenspinners“ (mit 14 Holzschnitten, Basel 1829) und durch sein früheres nicht minder vorzügliches Werk: „Betrachtungen über den wunderbaren Aufschwung der gesammten Baumwollenspinners, nebst Beschreibung einiger der neuesten englischen Maschinen“ (Basel 1825), bewiesen hat, wie vertraut er mit dem Gegenstande ist, so läßt sich etwas Vorzügliches erwarten. Prof. B. gehört zu den besten technischen Lehrern und Schriftstellern der jetzigen Zeit, und es ist zu beklagen, daß er nicht an der Spitze einer technischen Lehranstalt steht, da bei einer solchen sehr viel, ja fast Alles von dem Director abhängt und das Misslingen mehrerer neuerlich ins Leben getretenen Institute der Art nur in dem Unglück, der Unersahrenheit und der Unfähigkeit ihrer Dirigenten seinen Grund hat. Wie kann ein Mann, der, nachdem er die Universität vor wenigen Jahren verlassen hat, der nur ein gewöhnlicher Mathematiker, aber durchaus nicht Techniker ist, eine Lehranstalt dirigieren, auf welcher Tausende gebildet werden sollen! Das gänzliche Misslingen des Plans, großer Verlust des Staats sind die sichern Folgen. Exempla odiosa sunt. Wir machen hier nur bei Anzeig dieses wichtigen technischen Werks und bei lobender Erwähnung seines ausgezeichneten Bearbeiters darauf aufmerksam, daß die technischen Lehranstalten, deren jetzt in Deutschland immer mehr entstehen, nicht leisten können, was sie sollen, wenn man in der Wahl der Direktoren und Lehrer nicht umsichtig verfährt, wenn man dabei die nämlichen Principien befolgt, wie sie leider bei Besetzung der Staatsämter noch so häufig gelten, nämlich daß Talent und Thätigkeit dabei nicht als Hauptsache angesehen werden, welches aber bei Besetzung von Lehrstellen durchaus erforderlich ist.

Wenden wir uns nun nach dieser, obwohl sehr natürlichen Abweichung wieder zu dem Werke des Hrn. Baines und zu seinem Inhalte. Nach einigen kurzen Bemerkungen über die vier Hauptmaterialien, die zur Fertigstellung unserer Kleidung dienen, Baumwolle, Flachs, Wolle und Seide, wobei Baumwolle und Flachsfasern mit Hälfte des ersten von den herrlichen Stahlstichen (Abdrücke der des englischen Originals) vergrößert dargestellt worden sind, geht der Verf. zu dem ersten Abschnitt über, der „von dem Ursprung und der Verbreitung der Baumwollenmanufactur“ handelt. Der zweite Abschnitt beschäftigt sich mit der Baumwollenfabrikation in Indien, der dritte mit der frühern Geschichte der englischen Baumwollenmanufactur, der vierte mit dem ersten Schritten zur Maschinen-

*) Um ein technisches Werk gut zu übersetzen, sind nicht allein Sprach-, sondern hauptsächlich wissenschaftliche Kenntnisse erforderlich; wenn daher ein Belletrist, der nur erstere besitzt, solch ein Werk in eine andere Sprache übersetzt, so liefert er ein Buch — mag das Original auch noch so gut sein — das gar keinen Werth hat, das der Techniker gar nicht gebrauchen kann. Kennlich ist es aber in Deutschland wohl geworden, das Uebersetzen mit Übersetzungen wissenschaftlicher Werke aufgetragen sind und classische Originale auf eine furchtbare Weise entstellt haben. Möchten doch die Verleger, die von solchen Werken nur Schaden haben können, diesem Unwesen dadurch steuern, daß sie die Übersetzungen wissenschaftlicher Werke stets Sachverständigen übertragen.

Spanner. Wenn England weit später als andere europäische Länder Baumwollenspinnerei erhielt, so gebührt ihm dagegen die Ehre, in John Wyatt zu Birmingham und in Richard Arkwright zu Warrington, einem armen Barbier, der 1792 als Besucher von Dr. Willen Thaler nach, die Männer beiseite zu haben, welche die Maschinenspinnerei erfanden, mittels deren es allein möglich war, die Baumwollenfaser mit erstaunlicher Schnelligkeit zu dem schönsten Faden zu verarbeiten. John Wyatt erfand aber schon 50 Jahre vor Arkwright das Princip aller neuen Spinnweihen, die Bildung eines Fadens mittels Zugwalzen; nur besaß er nicht die Mittel und die Kunst, aus seiner Erfindung Nutzen zu ziehen, die daher bald in gänzliche Vergessenheit gerieth. Obwohl daher Wyatt als der eigentliche Erfinder der Maschinenspinnerei anzusehen ist, so gelang es doch erst Arkwright's Verdienste und seltenen Einsichten, diese Erfindung zu einer Quelle unermesslichen Reichthums für sich und sein Vaterland zu ergeben. Der fünfte und sechste Abschnitt des Buchs handelt von der Gründung der mechanischen Spinnerei durch Arkwright sowie von den weitem Fortschritten derselben und macht mit Hülfe von sechs sehr schönen Stahlstichen (des Originals) die ersten Versuche, die weitere Ausbildung und die jetzige Vollkommenheit der Baumwollenspinnerei deutlich. Schon durch Anwendung der Wasserkraft erweiterte sich die Baumwollenspinnfabrikation mit Riesenschritten, dennoch aber würde ein weiteres Fortschreiten beschränkt geblieben sein, wenn nicht die Verbesserung der Dampfmaschine die Industrie mit einer unbeschränkten Kraft versehen hätte. Von der Einführung der Dampfmaschine und der mechanischen Webstühle handelt der siebente Abschnitt des Buchs. Die Einrichtung der letzteren ist durch drei Stahlstiche erläutert. In dem achten Abschnitt redet Hr. Baines von der Bleichkunst und dem Rattenbruch, wobei letzterer durch einen Stahlstich veranschaulicht worden ist, und dem eine Zugabe des Hrn. Bernoulli von so allgemeinem Interesse folgt, daß wir sie hier mittheilen:

„Rein Land erzeugt, auch annähernd nur, eine solche Masse gedruckter Baumwollenswaren wie Großbritannien. Dermalen dürfte sie auf 10 Millionen Stück (zu 28 Yards oder 41 Ellen) steigen. Die meisten Fabriken sind in Lancaster. In neuerer Zeit sind bedeutende auch in Irland entstanden. Manche produciren jährlich mehr als 100,000 Stücke, und einige Häuser, denen mehrere Establishments gehören, sollen gegen eine Million liefern. Dabei ist jedoch zu berücksichtigen, daß sie sehr viel ganz geringe und falschfarbige Waaren fabriciren.“)

„Die Engländer theilen diese Richtung hauptsächlich zur Zeit der Continentsperre genommen zu haben. Sie arbeiten größtentheils für Weiden, wo man die Schönheit der Farben weniger schätzt und nur möglichst wohlfeile Waare will.“

„Die englischen Fabriken zeichnen sich durch ihre Ausdehnung, ihre trefflichen mechanischen Einrichtungen und Maschinen und die zweckmäßigste Anordnung aller Operationen aus. Die Engländer gestehen aber selbst, daß ihnen namentlich die Franzosen im chemischen Theile überlegen sind, daß man in ihren Fabriken weit häufiger gründliche Chemiker und geschickte Zeichner findet, und daß sie die schönsten Erzeugnisse liefern.“

„Neuen erhielt die erste Indiennesfabrik 1759, da die dahin auch in Frankreich diese Fabrication nicht erlaubt war.“)

*) „Die größte Druckerei ist, wie mit ein Freund erzählte, der sie im Mai 1836 sah, die von Hargreaves. Sie habe 600 Druckstühle und zehn Rouleaux mit drei Walzen und mache jährlich an 500,000 Stücke meist gute Waare. Die Steinlochergruben öffnen sich in der Fabrik, und der Geräter kommt nicht über 6 Den. Die Altsche sind breiter, die Quaste rund, die Strickfäden sehen hinter den Druckern, die Walzen sind von rothem Kupfer. In Hargreaves' Fabrik besaß ich ein Vorrath von mehr als 6000 solchen Walzen, in denen ein Werth von 1½ Millionen Francs schätzen mag.“

**) „In Paris erschien schon 1760 ein „Traité sur les toiles peintes ind.“, 1770 die „Art de faire les indiennes“.

In Brüssel, das damals französisch war, wurde die erste Fabrik durch Achtin und Schaper 1766 errichtet. Welche den noch jetzt die Hauptstädte dieser Industrie in Frankreich sind. Das Elsas liefert hauptsächlich die schönsten und reichsten Stoffe und die Segen von Rouen geringere. Die letzten drei in 60—70 Fabriken jährlich etwa eine Million Stücke zu 25 Ellen erzeugen, im Preise von 15—30 Den. die Elsas, das Elsas 7—800,000 Stücke meist feinerer Indiennes, gedruckte Percalé, Mousseline etc. (zu 8—4 Fr.). Nach der Quantität sind die Impressionskosten seit 20 Jahren für viele Artikel um zwei Drittel reducirt worden; dennoch kann Frankreich in ordinären Waaren nicht mit England und der Schweiz concurrenz, hauptsächlich aber, weil die weißen Lächer viel besser sind.“

„In der Schweiz sind Indiennesfabriken viel früher im Anfang des vorigen Jahrhunderts entstanden. In Basel wurde die erste 1780 errichtet. Noch in der letzten Hälfte finden die plumpsten Muster so viel Absatz, daß die Webel fünf- und sechsmal neu gestochen werden mußten. Der unlängst verlebte Greuter, der aus einem armen Schulmeister der Gegend einer ausgezeichneten Fabrik (zu Jässon bei Francfort) nach, mußte sich fast mit Lebensgefahr die ersten Recepte verschaffen; so geheim und empirisch wurde damals noch die Kunst gehalten. Später noch hielten die Coloristen Farbdochter. In der Chemie mögen die Fabrikanten kaum den Namen gekannt haben. Sehr schöne Waare, besonders Möbeldrucke, liefern in dessen namentlich die Neuenburger schon vor 40 Jahren. Ein geraumer Zeit arbeiten manche Fabriken besonders für Indien. Die Freiheit des Handels und der wohlfeile Arbeitslohn begünstigt die Fabrication. Dabei zeichnen sich einige Fabriken durch treffliche Einrichtung aus. Nicht leicht dürfte z. B. die deutsche zu Bilbegg irgend einen englischen in dieser Hinsicht nachsehen. Riegand sah ich auch wie hier alle Räume, zum Färben und Bleichen bis zur Trodenkammer, mit Schornsteinen in Verbindung; sobald Temperatur und Luftwechsel einmal regulirt werden kann.“

Der neunte Abschnitt ist der Baumwolle, ihrem Ursprung, ihrer Cultur, ihrem Vorkommen, ihrer ersten Bearbeitung und dem Produktionsquantum gewidmet. Im Jahre 1833 betrug die Einfuhr nach England aus den Vereinigten Staaten 100 Millionen Pfund, aus der Türkei und Ägypten, aus Ostindien aus andern Ländern 303½ Millionen Pfund, wovon 100 Millionen Pfund im Lande consumirt, das übrige nach Frankreich ausgeführt wurde. Der zehnte Abschnitt handelt von den materiellen Verhältnissen, der elfte von dem dormaligen Zustand der britischen Baumwollenspinnfabrikation, der zwölfte von dem Zustande der arbeitenden Classen und der Verhältnisse der Aufsichtern der Baumwollenspinnfabrikation. Man wird einsehen, daß wir aus diesen letzten vier Abschnitten der interessantesten noch viel mittheilen könnten; allein der zu große, enge Raum nöthigt uns, die Betrachtungen über die treffliche Arbeit des Hrn. Baines zu schließen, indem wir den Leser auf dasselbe selbst verweisen und nur noch bemerken, daß die deutsche Bearbeitung höchst gelungen, das Resultat nicht schon zu nennen ist.

Literarische Notizen.

Unlängst erschienen zu Neapel: „Le antichità di Pompei e le più belle ruine di Pompei, descritte, misurate, e disegnate da Francesco de Cesare.“ Es sind zehn schöne Platten, welche die vorzüglichsten architektonischen Monumente enthalten; 24 Platten sind Pompeii gewidmet.

Auf nächsten 5. Dec. soll zu Paris die sehr interessante und werthvolle Bücherammlung des verstorbenen Herrn de la Roche öffentlich aus Werken befreit, die in der Bibliothek de la Roche gesammelt sind oder sich auf dieses Land beziehen, öffentlich versteigert werden.

Literarische Unterhaltung.

Donnerstag,

Nr. 329.

24. November 1836.

Der Krieg in Spanien 1808.

(Bechluss aus Nr. 328.)

Da ein Theil der italienischen Truppen bei der Belagerung von Gerona verwendet ward, so findet sich hier ein genaues Tagebuch derselben, die auch von einem Deutschen (Bucher) vollständig beschrieben und durch einen trefflichen Plan dargestellt ist. Groß war der Verlust, welchen die Belagerer durch Krankheiten litten; die Division Lechi war bis auf 2297 M. zusammengeschnitten. Später floß auch die 7000 M. starke Division Pino zum Belagerungskorps und schlug den General Blake zu, der eine Zufuhr in die Festung bringen wollte. Er bemächtigte sich hierauf der Stadt Hostalrich, und obgleich das Schloß Widerstand leistete, verlor doch Blake dadurch die Gelegenheit und Aussicht, Gerona zu entsetzen, das sich endlich am 10. December ergab.

Mittlerweile waren die Schlachten bei Talavera, siegreich für die Engländer und Spanier, und bei Ocaña, sehr nachtheilig für die Letztern, vorgefallen. Minder wichtige Gefechte, wo bald die eine, bald die andere Partei unterlag, beschloßen diesen Feldzug.

In dem folgenden (1810) traten die Italiener 8622 M. Infanterie und 1055 Pferde stark auf; sie brachten jedoch nur 6563 M. zu Fuß und 867 zu Pferde ins Gefecht, denn von jenen lagen viele in den Spitälern, und die Letztern hatten durch den unrichtigen Gebrauch, den man von ihnen machte, sehr gelitten. Nachdem sie bei Centellas den General Souham mit Glück unterstützt hatten, wurden sie zur Blockade des ziemlich starken Schlosses von Hostalrich verwendet. Diese veranlaßte die Schlacht von Bique, in welcher die italienischen Dragoner sich besonders auszeichneten, die feindliche Reiterei zu wiederholten Malen warfen und ihr eine Fahne abnahmen. Der Versuch Augereau's, Catalonien von Spanien zu trennen und als eine Provinz Frankreichs mit diesem Staate zu vereinigen, scheiterte an dem wilden und starren Sinne der Einwohner.

Welche Opfer auch das Vaterland von uns heischt — sagten sie — so wollen wir doch unsere Ehre makellos, unsere Unabhängigkeit ungebrochen erhalten, unser Eigenthum gesichert, unsere Kinder frei und unser Andenken der Nachkommenschaft werth. So werden wir unbezweifelt den verzweigten Entschluß vernichten, und zu Sklaven zu machen, der die Ausgeburt eines zerbrechenden Völkers ist. Sollte auch gegen alle Erwartung ein

widriges Kriegsglück das Vaterland niederbrücken und es zu der furchterlichen, wenn auch unwahrscheinlichen Nothwendigkeit bringen, sich dem Tyrannen zu unterwerfen, so wird uns immer der Trost bleiben, sagen zu können: die Macht des Schicksals war größer als die Kraft unsers Armes und aller unserer Streitmittel; aber bei dem vorhergegangenen Glücke wird die Habsucht des Feindes bei uns nichts zu ihrer Befriedigung finden.

Die italienische Division Pino hatte an dem Grafen Severoli einen neuen Befehlshaber erhalten, und ein Theil von ihr lag unter dem Bataillonschef Pellissier in Villafraanca, wo sie von den Spaniern unter Caro so schnell und unerwartet überfallen wurde, daß Viele unbewaffnet in ihre Hände fielen, Andere in den mit Geschütz und Wagen angefüllten Straßen getödtet oder verwundet wurden. Nur das vierte, fünfte und siebente italienische Regiment leisteten kräftigen Widerstand, um, nach eigener Aussage der Spanier, hinreichende Zeit zu gewinnen, bis ihnen von dem Marschall aus Barcelona oder vom General Severoli aus Reus Hülfe würde; allein der Muth und die Uebermacht der Angreifenden im Verein mit der unordentlichen Vertheidigung vermochten mehr als die Kräfte und die Tapferkeit der Vertheidiger unter einem Befehlshaber, den die römischen Kriegsgesetze unbedingt als einen Unwürdigen verdammt hätten, weil er aus Furcht vor einem Sturme seinen guten Posten dem Feinde übergab; 650 Mann wurden Kriegsgefangene.

Obgleich verwundet, führte Caro doch seinen Trupp nach Bruch, um das einzeln in Manresa stehende schwelgerische Corps ebenfalls anzugreifen. Diesem hatte der Marschall zweimal Verstärkung gesendet, von der die erste, obgleich nicht ohne viel Verlust, den Montserrat überstieg und glücklich in Manresa ankam, die zweite von 1200 M. aber auf das Corps des General Caro floß, von diesem umringt und in einem Augenblicke niedergebauen oder gefangen ward. Schwarz selbst, überall von den Spaniern umringt, konnte nur unter Begünstigung einer sehr finstern Nacht mit Verlust der Hälfte seiner Leute und allen Gepäcks in Barcelona ankommen. D'Onnel näherte sich nun dem von den Franzosen belagerten Lerida, ward aber bei Margales von Suchet besetzt und verlor 5000 M., 2 Fahnen und 13 Geschütze. Die Festung ergab sich später auf Bedingungen. Die gleichmäßig in dem Schlosse von Hostalrich eingeschlossene spanische Besatzung unter dem Commandanten Estrada versuchte es,

sich durch die Franzosen hindurchzuschlagen; der General Severoli hatte es jedoch vermuthet und so gute Maßregeln getroffen, daß er sie nebst dem Commandanten und acht Offizieren gefangen nahm; Mehre wurden getödtet, und Einige entkamen einzeln oder zu Zweien und Dreien auf unbeachtet gebliebenen Schleichwegen.

Macdonald hatte mittlerweile an Augereau's Statt den Oberbefehl in Catalonien bekommen; Tortosa ward am Schlusse des Feldzugs belagert, mit Sturm genommen und geplündert.

Der dritte Band enthält die Feldzüge von 1811-13, während der das Glück den Spaniern günstiger ward und die Angelegenheiten Frankreichs immer mehr in den Schatten zurücktraten. Nach der Eroberung von Tortosa war Macdonald bedacht, seine Streitkräfte für den Angriff von Tarragona zu verwenden, nachdem er sich vorher des Forts Balaguer bemächtigt hatte. Die Festung leistete eine hartnäckige Gegenwehr; sie ward endlich mit schwerem Kampfe erlitten und von den über den langen Widerstand und ihre dadurch erlittenen Verluste aufgebrauchten Soldaten mit empörender Grausamkeit behandelt. Vergebens war der Ruf um Gnade; Kriegsknechte und Bürger traf das gleiche Geschick, ohne Unterschied geplündert und getödtet zu werden. Selbst die französischen Offiziere vermochten es nur mit Gefahr des eignen Lebens, Einzelne zu retten, denn alle Ordnung war verschwunden, alle Mannszucht hatte aufgehört, nur Mord und Brand erfüllten die Straßen. Gegen 20,000 Spanier, Soldaten und Bürger, verloren bei dieser Vertheiligung das Leben; denn 6000 fanden allein beim Sturme ihren Tod.

Die Spanier waren durch diesen Schlag zwar erschüttert, doch nicht niedergeschlagen; sie fanden nur auf neue, wirksamere Mittel, ihren Feinden zu schaden. Das erfolgreichste war der Guerrillakrieg, der in den Pyrenäen seine Entstehung fand und unbedingt den feindlichen Oberern den größten Schaden zufügte. Die nie zu ermüdenden Partisen griffen überall die Franzosen an, wo sie sich ihnen nur unbemerkt nähern konnten, nahmen ihnen ab, was sie zusammengeplündert hatten, und tödteten sie entweder im Gefecht oder aus Rache wegen von ihnen verübter Gewalt. War der Feind ihnen überlegen, so zerstreuten sie sich und verbargen sich leicht unter den übrigen Landbewohnern, wenn dies nicht durch die dem Partisangestriege so günstige Beschaffenheit des gebirgigen Cataloniens begünstigt ward. Im September dieses Jahres (1811) kam eine neue Division von 8955 M. und 722 Pferden unter dem General Severoli zur Verstärkung aus Italien auf der Grenze von Navarra an, wo Mina, selbst ein Navarrese, während der ganzen Dauer des Krieges abwechselnd gegen alle französischen Heere gekämpft und sich von Joseph wie von dem Cortes und von den Engländern gleich unabhängig gehalten hatte. Er zog sich vor den Italienern zurück, um, wie er gewohnt war, den überlegenen feindlichen Kräften zu weichen und sie gleichsam einige Tage flüchtend und zutragend zu machen, dann aber sie einzeln mit gewisser Aussicht des Sieges anzugreifen.

Nach einer guten Darstellung der Beschaffenheit und Geschichte des Königreichs Valencia, das mit den Longen, dann den Normen, zuletzt den Mauren als Conquistabasso diente, geht der Verf. zu dem Verhältnisse desselben im vorliegenden Kriege und zu dem Einflusse der Franzosen in dasselbe über. Ein Angriff auf Burjassot (Burgos) schlug fehl; die Forts wurden daher wiederum belagert und ergaben sich nach dem von Suchet in der Nähe über Blake erfochtenen Siege. Auch in andern minder bedeutenden Gefechten behaupteten die Spanier das Schlachtfeld. Sie erzwangen dann den Durchgang über den Guadalaquivar, belagerten im folgenden Jahr (1812) Valencia, wo sie Blake schlugen und ihn zu hindern, die Stadt zu verlassen, die sich nicht zu ergeben zwangen. (Man vergleiche hier Suchet, der gleichmäßig als Augenzeuge auf spanischen Feldern spricht.) Zwar gelang den englisch-spanischen Armeen die Einnahme von Tarragona nicht; dagegen gelang es Suchet an der portugiesischen Grenze die Eroberung von Badajoz; Calatayud, das der Oberste Suchet ebenfalls überfallen wollte, ward nachher von ihm mit Gewalt angegriffen, jedoch von den Franzosen unter Mit. Badajoz war dies nicht der Fall; es ward von Wellington belagert und nach zehntägigem Besatze mit Sturm eingenommen.

Um diese Zeit fand der Bruch mit England während England einen von Napoleon gemachten Antrag zurückwies. Über 15,000 M. Krieger, die so oft die größten Beschwerden und schüttertem Gleichmuth ertragen, so oft Verwundungen und Muthes in Gefechten gegeben hatten, wurden auf spanischen Boden, um im hohen Norden zu schwinden. Kaum hatten sie sich entfernt, als Suchet aus Portugal vordrang, und durch die Brücke bei Almaraz die Verbindung Soult's mit Mont's unterbrach. Die italienische Division kämpfte an der Grenze von Aragonien und übernahm M. stark, zu Sigüenza einen Transport, den Picinardo führte; die Bente waren 200 Ochsen und Schafe. Dagegen ward Marmon bei den Portugiesen geschlagen und mit seinen meisten Genossen nach Wellington kam bis Madrid, indem er die Spanier mehr nach Valencia hin und gegen die Grenze drängte; doch sah er sich gezwungen, die Belagerung von Burgos aufzuheben, nachdem er die Belagerung drei heftige Stürme abgeschlagen hatte.

Der letzte Feldzug, von 1813, hängt mit dem ersten an: „Zwischen einer verhassten und einer neuen Schlacht liegt ein ungeheurer Raum; Reich!“ Napoleon beschäftigte sich durch die Kriege in Deutschland, wie es auch in Spanien und der Schlacht bei Waplen geschehen war. Nach dem Abtheilen mit abwechselndem Glück geschlagen, doch die Franzosen immer auf der Defensiven, die unausgesetzten Angriffe der Spanier. Stadt und Schloß Castro wurden nach dem mit Sturm erobert, während Napoleon

Der von Lügen und Däunen ephemere Siege errang, ihn mit einem beständigen Glücke schmückten. In diesem ward mittlerweile Lamagna von den Engländern belagert; von dem General Bortolotti aber unthätig belagert, bis Entlass aus Barcelona herbeikam und die Aufhebung der Belagerung betrieffte. Nicht besser gelang in anderer Versuch des Lords Bentinck, vier Wochen lang, diese Festung zu erstürmen. Der englische Angriff ward von den Franzosen abgeschlagen und die Vorschläge der Übergabe wurden zurückgewiesen. Endlich machte die Schlacht von Vittoria (22. Juni 1813) es den Franzosen unmöglich, länger auf spanischem Boden zu weilen. Sie zogen sich an die Bidassoa zurück; Dampelsona und St. Sebastian fielen in die Hände der Engländer. Bald endigte Napoleon's Entsagung die lange blutige Fehde; und von 1813 Italienern lehrten 1898 in ihr Vaterland zurück, denn 21,225 hatten während der sechsjährigen Dauer des Krieges in fremder Erde ihr Grab gefunden. 95.

Historisch-pädagogische Reise nach Sachsen und einem Theile von Preussen. Von Christoph Friedrich Jacobi. Zwei Theile. Nürnberg, Neigel und Wiegand. 1835—1836. Gr. 12. 2 Theile.

Ein gutmüthiger und wohlunterrichteter bairischer Seminarinspector hat sich von Altdorf, seinem Wohnsitze, aufgemacht und ist im Herbst 1835 über Nürnberg, Bamberg, Coburg, Schillinghausen, Weimaringen, Chemnitz, Eisenstein, Oelsnitz, Waltershausen, Schneepfenthal, Gotha, Erfurt, Weimar, Jena, Raumburg, Weissenfels, Eilenburg, Leipzig, Meissen bis Dresden, von wo er über Freiberg, Chemnitz, Zwickau, Leipzig, Hof, Bamberg und Nürnberg nach seiner Heimat zurückkehrte. Da es ihm auf der Reise wohl gegangen war, so hat er sich darangegeben dieselbe zu beschreiben, und hofft, daß er and die Seinigen große Freude an diesem Buchlein haben mögen. Ob auch viele andere Leute für den Verf. „ihre Leser“ und „berechtere Reisbegleiter“ sein wollen, ob müssen wir dahin gestellt sein lassen, können aber, ohne das gemüthlich, wohlthätig oder verwöhnt zu sein, nicht umhin, zu betonen, daß wir nur geringe Ausbeute in dieser historisch-pädagogischen Reisebeschreibung gefunden zu haben. Wie es uns scheint, hat Dr. Jacobi in Styl und Manier sich die Schiller'sche Art der Reisebeschreibung anzueignen gesucht, die aber ihm nicht gelungen ist, da ja selbst Schiller durch seine große Subjectivität die Leser oft mehr ermüdet als unterhält. Am aber jetzt bei Hrn. Jacobi stehen zu bleiben, so müßte er doch wol seinen Lesern zu viel zu, wenn er ihnen seine Erfahrungen mit dem Reiter in Raumburg erzählt, oder wie er in Gotha, statt in den Gasthof zu den drei Möhren zu kommen, in den Gasthof zum Möhren gerathen sei, oder wie er in seiner Beschreibung von Leipzig nach Dresden unter so „schlauberger Reiter“ gerathen sei, daß davon „die Fenster des Wagens zertrümmert hätten“. Nicht minder überflüssig sind seine Expectorationen über allseitig moralische Gegenstände, z. B. daß die wir betrachten müssen (I, 46), seine astronomischen Betrachtungen und die Art, wie er sich als Seminarinspector einführt, ist er als solcher unzulässig sein mußte und die Köpfe in der Höhe zu Porta betrachtet habe, ob sie von West oder von Osten und verziert sind. Die Schreibart ist mittelmäßig, oft ist poetischen Glossen verziert, wie bei den Beschreibungen des stehenden Lagers, wo es bald heißt: „die Nacht gedieh den neuen Tag“, oder „der Tag konnte sich aus den Armanungen der Nacht nicht lösen“ u. dergl. m., wogegen sie dann oft wieder zu sehr gewöhnlicher Prosa herabsinkt. Solche Reisebeschreibungen sind häufig zu ausgebeutet, doch trüben sich

manche durch gute Auffassung aus, wie die der Gegend um Roßberg und Weissenfels, die des Thüringerwaldes und die Beschreibung der freiberger Bergwelt.

Was nun das Historische in diesem Buche anlangt, so findet der Leser hier nichts Anderes, als was in hundert andern Büchern bereits besser steht, so daß man sich der Demuthung nicht erwehren kann, der Verf. habe diese Notizen nur zur Füllung der Druckbogen mit aufgenommen. Dapin gehören die Zusammenstellungen über die Wartburg, über die Schlachten bei Jena, Eilenburg und Leipzig, über die Geschichte der Herzogthümer Gotha und Coburg, der Städte Leipzig, Weissenfels, Raumburg, Erfurt, der Markgraffthümer Kitzbach und Weimar. Ueberdies ist die Art der Verknüpfung mit den eignen Reisebeschreibungen des Verf. gewöhnlich sehr lose und unnatürlich. In Erfurt z. B. spaziert er in früher Morgenstunde auf den Straßen umher, und da sich diese noch nicht mit Menschen füllen wollen, so fällt ihm ein, daß Erfurt einmal die Hauptstadt von Thüringen gewesen sei, daß die Stadt jetzt nicht mehr so blühe als damals u. s. w. Als er in Raumburg sich von dem sogenannten Bürgergarten herab den schönen Aussicht erfreut, sagt er: „Hätte ich doch einen Blauen hinter zaubern können, vom Stamme der Sorden, wie würde der über sein altes Sorabia gestaut haben“, und nun folgt die Geschichte von Raumburg. In ähnlicher Weise vertheilt er sich auf der nächsten Fahrt von Weimar nach Nürnberg die Zeit mit Erinnerungen aus der bairischen Geschichte und fordert die „geduldrigen“ Leser auf, auch „diese letzte seiner historischen Unterhaltungen zu hören“.

Das pädagogische Handwerk hat nun der Verf. allerdings überall begrüßt, sich auch bei literarisch berühmten Städten ausfürlich über solche, wie Weimar, Leipzig, Jena, Gotha u. a., ausgesprochen, wobei ihm denn manches Menschliche begegnet ist, wie bei Weimar, wo sogar Vulpinus in der Reihe der berühmten Weimaraner mitgenannt ist. Ob aber die Pädagogik durch die Reiserinnerungen des Verf. sonderlich gewonnen hat, bezweifeln wir fast, obgleich wir gern anerkennen, daß in seinen Vorschlägen über Seminaranstellungen (I, 182—193) wie über Zeichen und deutschen Sprachunterricht in Schullehrerseminarien viel Anwendbares enthalten ist. Const. aber hat er die Seminare in Eisenach, Bamberg, Schillinghausen, Weissenfels, Erfurt und Dresden, die Volks- und höheren Bürgerschulen in Weimar, Raumburg, Leipzig und Dresden, die Anstalt in Schneepfenthal und die Landesschule Porta nicht anders gesehen als die meisten Reisenden, etwa wie Dr. Krüger, der auch in hiden Händen seine pädagogischen Reisen beschrieben hat und noch beschreibt; das heißt, er hat die Directoren besucht, er hat sich in den Localen herumführen lassen, er hat sich die Lehrpläne geben lassen, er hat auch wol in einigen Lehrstunden hospitirt und dann mehrere Seiten seines Notizenbuchs gefüllt. Daraus ging die Reise schnell weiter. Wie kann er selbst aber bei einem solchen Durchfliegen ein vollständiges Bild von irgend einem Institute gewinnen, und wie können Andere aus solchen Skizzen etwas lernen? Denn Fehler und Unrichtigkeiten lassen sich gar nicht vermeiden, wie sie auch in dem Buche des Hrn. Jacobi sich finden. Const. ist freilich auch schnell durch Deutschland geritt, aber nicht jeder Reisende faßt das Neue so auf wie Const.

Bedeutende Persönlichkeiten sind Hrn. Jacobi nur selten vorgekommen. Mit einem der ausgezeichnetsten Seminardirectoren Deutschlands, Darnitz, in Weissenfels, theilen ihm die eigentlichen Berührungspunkte gefehlt zu haben. Dagegen tritt am meisten der Confessorsrath Konne in Schillinghausen hervor (I, 80), ein „nicht großer, eher klägender und schöner Mann, mit dunkeln, frischen Augen, rothen vollen Wangen, reinem Munde, von sanftem Schelm umspielt, schwarzem, geschweiftem Haupthaar, das in Locken rollend herabfällt, und eingestülpt im blauen Schlafrock, mit schwarzem Pelze verbrämt“. Er „verordnet die Begrüßung“, und Dr. Jacobi ist „eingewonnen von seiner Anmuth“, er „läßt sich mit ihm auf das Gotha nieder“, und Dr. Jacobi „vergischt unwillkürlich sein Latein“.

Es mit dem Ritte jenes geliebtesten Jüngers des Herrn, das an der Wand hängt". Da Hr. Kanne als Herausgeber der „Dorfzeitung“ bekannt ist, so wollen wir seine Schilderung nicht übergehen, die zugleich als Beleg für ähnliche Beschreibungen des Hrn. Jacob dienen mag.

Notizen über China.

Es gibt in China eine Sammlung dramatischer Nationalstücke unter dem Titel: „Die hundert Städte von Yuen“, die jedoch nur einen kleinen Theil der gesammten chinesischen Dramen ausmacht. Einige dieser Stücke sind pikant genug und haben viel Eigenthümliches, so z. B. das unter dem Titel: „Die Tochter des Studenten, und wie sie gerächt ward“, vorkommende. Wir wollen die Fabel dieses im Geiste einer chinesischen Romantik geschriebenen Stücks hier angeben. Das Stück besteht aus fünf Abtheilungen, nach denen wir den Inhalt zu berichten müssen.

Erste Abtheilung.

Eine reiche alte Frau hat einen Sohn, ein Kind von acht Jahren. Ein armer Student, der eine Tochter von sieben Jahren hat, sorgt von der Alten eine kleine Summe Geldes, ohne im Stande zu sein, sie wiederzubegleichen. Anstatt dessen übergibt er der Alten seine Tochter, unter der Bedingung, daß sie berricht ihres Sohnes Gattin werde.

Zweite Abtheilung.

Als die Tochter des Studenten das zwanzigste Jahr erreicht hat, der Sohn der Alten aber längst gestorben ist, begibt sich die Alte eines Tages zu einem Apotheker, um von ihm eine alte Schuld einzulassen. Der Apotheker führt sie unter dem Vorwande, ihr die Summe einzuhändigen, an einen abgelegenen Ort seines Hauses; hier will er sie aber umbringen. Zufällig kommen hier zwei Männer zum Vorschein, welche die alte Frau retten. Zum Lohne für diese Rettung verlangen sie aber, daß die Alte den Ältern von ihnen, die Tochter des Studenten aber den Jüngern heirathen soll. Die Erstere willigt gleich ein; allein die Letztere findet den Frier nicht nach ihrem Geschmack und weigert sich standhaft. Die Alte ihrerseits macht Hochzeit und nimmt beide Fremden einzuweisen ins Haus.

Dritte Abtheilung.

Der jüngere Fremde, der durchaus die Kunst des Mädchens nicht gewinnen kann, nimmt seine Zuflucht zum Verbrechen. Er will vor allen Dingen die alte Frau los sein, die er als das Hinderniß ihrer Verehelichung betrachtet, und begibt sich deshalb zu dem bereits erwähnten Apotheker, um bei diesem Gift zu kaufen. Der Apotheker weigert sich anfangs, ihm dergleichen zu geben, fügt sich jedoch zuletzt, da ihm jener mit Andeutung seines früheren Mordversuchs droht. Er thut das Gift in eine Speise, die eigentlich für die alte Frau bestimmt ist, allein aus Versehen von deren Gatten, welcher der Vater des Giftmischers ist, genossen wird. Er stirbt unter den schrecklichsten Krämpfen. Nichtsdestoweniger bleibt der Verbrecher immerfort um die Hand des Mädchens und droht diesem und der Alten, daß er sie als die Mörder seines Vaters anklagen werde, wenn sie ihm nicht willfahren würden. Allein das junge Mädchen, dessen Willensgegen die Gefahr sich immer mehr vermehrt, bleibt unbeweglich, und so zeigt denn der Böswicht die besten Anzeichen als die Mörder seines Vaters an. Die weissen Weide auf die Folter gespannt, wo die Tochter des Studenten anfangs herabstürzt, hierauf aber, als sie das Weiden ihrer Pflegemutter sieht, die That gesteht, die sie nicht begangen hat. Das Mädchen wird aus dem Richter zum Tode verurtheilt.

Vierte Abtheilung.

Man führt die Unglückliche zum Richtplatz. Hier beschwert sie sich über ihre Unschuld und bittet um Gnade, die ihr je-

doch verweigert wird. Wenige Augenblicke vor der Exekution erklärt sie mit lauter Stimme, daß zum Jüngling für ihre Schuld es mitten im Sommer schneien werde; ihr Blut wolle zum Himmel emporsteigen und die Straßen des Himmels besprenken, und es werde in der Gegend, wo man dann die schrecklichen Aufstöße verhöre, drei Jahre lang eine Kälte die Strafe des Himmels eintreten.

Fünfte Abtheilung.

In dieser finden wir den armen Akademiker, den Sohn der unschuldig hingerichteten Tochter; welcher, der uns im vorigen Verlauf der Geschichte ganz abhandeln gekonnt war. Das Schicksal ist ihm günstiger geworden; er ist inzwischen ein großer und reicher Mandarin geworden. Es kommt da, wo er in seinem Distrikt eine Revision aller ihm untergebenen Gerichtsbehörden vornehmen muß. Auf diese Reise findet er Gelegenheit, auch die auf die Hinrichtung seiner eignen Tochter bezüglichen Actenstücke genau durchzugehen. Er kann, indem er sie der Pflege der alten Frau übergeben, nichts Näheres von ihr gehört, als plötzlich in einer Nacht ihm der Geist seiner Tochter erscheint, ihm in der Geistesprache die geschehene Gräueltat mitzutheilen und ihn zur Rache aufrufen. Um dieser Aufforderung zu folgen, versammelt er sogleich alle Richter des Orts, damit das neue, gerechtes Erkenntnis and beauftragt so den neuen Geist seiner Tochter. Der falsche Ankläger und eigentliche Mörder wird verurtheilt, in zehntausend Stücke zerstückt zu werden, der räuberische Apotheker wird für immer verbannt, und die Gerichtsbehörde, die das falsche Urtheil gefällt, muß auf chinesisch Mann für Mann 100 Bambusstreiche erdulden, wird für zeitliches ihres Amtes entsetzt.

Damit schließt das Drama, aus welchem man sieht, daß es in China noch eine gewisse Gerechtigkeit gibt. Der Dichter nach dem alten Gesetz darauf bedacht, auch die Tugend zu Tisch setzen zu lassen, wenn sie nicht erbrochen hat. Der ungelassene Verf. des Dramas ist ein kleiner Mann seines Volkes; es rühret von solcher Schicksalsstrausspielen her, welche auf den Theatern großen Beifall finden. Die Einbildungskraft schauer wird freilich bei der Aufführung solcher Stücke in Anspruch genommen und der Dichter darf nicht das Publikum etwas zumuthen; denn wenn der Dichter in der That, sich unter einem Menschen, der mit einer Gattin den Weinen die Bühne besitzt, einen Richter zu beschreiben, er auch die Fähigkeit, die materiellen Tugenden, in der Zusammenfassung des Stücks selbst vorzuführen, finstreich als gemüthlich zu ergänzen.

Diebstahl und Straßenraub sind in China keine Seltenheiten; allein sie sind selten von Mordthaten begleitet. Das chinesische Volk ist im Ganzen geduldig und läßt sich Bedrückungen von Seiten der Obrigkeit eine gewisse Zeit erdulden; wenn ihm aber einmal die Geduld reißt, so geht in seiner Rache oft sehr grausam, und es sind schon öfters vorgekommen, daß das Volk in einem Distrikt in Aufruhr stand, die Wohnung eines verhassten Beamten anzündete, ihn selbst sammt seiner ganzen Familie dem Tode preisgab, und fallen alsdann für eine solche blutige Handlung, die mit der anerkanntesten Strafe des Gesetzes bestraft wird. Auch in den einzelnen Zwischstücken zeigt sich der Chinese als ein sehr nachtragender, und wenn er seinen Zorn über einen gewissen Standes seines Hauses beschuldigen kann, so thut er selbst ein Erbe, um Jenen in angemessenen Strafen und Verantwortlichkeit zu bringen. So hat er die Gewohnheit, daß in China zwei Männer in heftigen Streit gerathen und sich schlagen, worauf die Eine von ihnen hingerichtet an dem ersten besten Baum aufgehängt, bloß um den Kopf des Gegners oder doch den Kopf des Volks auf dem Richtplatz zu lenken.

Literarische Unterhaltung.

Kritik.

Nr. 330.

25. November 1836.

Unbefangene Bemerkungen eines Lesers des „Lebens Jesu von Dr. Strauß.“*)

Beobachtung.

Der Verfasser dieser Bemerkungen schrieb sie ursprünglich für einen theologischen Leserkreis seines Wohnortes nieder, als grade das obengenannte, schnell berühmte gewordene Werk cursirte. Es hat dieses Buch ein allzu großes Aufsehen erregt, als daß denkende Leser, welche auch selbst zu schreiben verstehen, sich damit begnügen könnten, es bloß in der theologischen gelehrten Welt beschreiben zu lassen. Deutsch, und zwar recht gut geschrieben, wie es ist, wird es vielfältig jene enger gezogenen Kreise überschreiten; eine Menge von Lesern werden die darin aufgestapelte Gelehrsamkeit an ihrem Ort gestellt lassen, um sich an die gefolgerten Resultate zu halten, die von mancher Seite her dem Geist und Geschmack der Zeitgenossen, des jungen Deutschlands insbesondere, in die Augen zu fallen; darum glaubte der Verf. dieser kritischen Bemerkungen, in unstudierter, aphoristischer, oft heftiger Weise hingeschrieben, wie sie sich eben während der unvollständigen Lektüre des Werkes gestaketen, dieselben auf Versuch ausgeben zu dürfen, ob sie vielleicht auch im großen deutschen Leserkreis, dessen sich d. Bl. erfreuen, hier und da Anklang finden und Nachklang wahrnehmen.

Das weniger Ausgeführte ist oft nur nur so mehr anregend, und ein sich selbst trau darstellendes, unbefangenes Auffassen tritt der Befangenheit vorgefaßter Meinungen und Vorurtheile zuweilen wirksamer entgegen als die weitläufigste gelehrte Deduction. Ubrigens dürfte eine geschickliche, ins Einzelne eingehende Würdigung und Würdigung der fast 1500 Großoctavseiten des Buches wol nicht viel weniger als die Hälfte jener Seitenzahl in Anspruch nehmen.

Die Herren Doctoren Strauß und Paulus geben ihnen: Kritiker der Evangelien nur sehr ungenügend den Titel: „Das Leben Jesu“; allerdings dürfte es aber den Mühen lohnen, nach ihren Bemerkungen, Ausführungen und Angestaltungen jenes große Leben wirklich erschildernd darzustellen. Blicke nach Herrn Dr. Strauß alles ange-

lich Mythische und zu gewissen Zwecken Erfindene als an sich nichtig hinweg, so gäbe das ein Evangelium in unree; mit wenigen Druckblättern wahr's abgethan. Nach Herrn Dr. Paulus würde es weitläufiger ausfallen; denn die Wunderthaten Jesu so erzählt, wie sie jener Gelehrte erklärt, würden gewiß weit mehr Raum erfordern, als die Evangelisten unserer Bibel ihnen lassen. Beide Bearbeitungen wären höchst instructiv wegen des Totaleindrucks, den sie auf ihre Leser nothwendig hervorbringen müßten.

Jenes „Leben Jesu“ nach Strauß erscheint in seiner zerstückten, abgemagerten Dürftigkeit, selbst mit dem nicht wegegerührten moralischen Kern, jedem gefunden Verstande offenbar völlig unzulänglich für einen so unermesslichen Erfolg, wie er doch nun einmal, nicht bloß fertig, sondern sich immer weiter fortbildend, in der Weltgeschichte besteht. Die Einwendung, eben jene Mythen und Erfindungen der vier Evangelien hätten den großen Erfolg hauptsächlich bewirkt, kann nicht gelten, da nach des Verf. fleißig hervorgehobener eigener Voraussetzung die christliche Gemeinde schon längst gegründet und manichfaltig verzweigt sein mußte, ehe die Evangelien geschrieben und verbreitet waren, und bloß mündliche Sage, ohne Realität, konnte doch ebenso wenig ein so überraschend schnelles Wachsthum motiviren. Die Mythe, obgleich eine Phantasiepflanze, braucht, wie jede natürliche, geraume Zeit, um sich zu bilden und zu entwickeln. Da überhaupt die mythische Sage doch nirgend anders als in der neuentstandenen Christengemeinde selbst sich entwickeln gekonnt hätte, so muß jedem Unbefangenen der Circelschluß, wenn auch noch so gut versteckt, klar vor Augen stehen im offenkundigen Widerspruche folgender beiden Sätze: 1) die neue Gemeinde entstand durch die Sage vom wirklich erschienenen, durch Wunder und Zeichen von Gott bestätigten Messias (denn daß dieses ein wesentliches Kriterium der damaligen jüdischen Erwartungen gewesen, muß Dr. Strauß einräumen), und 2) in der neuen Gemeinde entstanden die Sagen vom dem vermeintlichen Beweisen der Messianität Jesu durch Wunder und Zeichen.

Das andere „Leben Jesu“ nach Dr. Paulus möchte in seiner munderlosen, aber verwunderlichen Zusammenfassung einer künstlichen Schneidermossail aus alten un-

neuen Lappen gleichen und kaum geeignet sein, den Leser überall auch nur ernsthaft erhalten zu können. Denn so in aller Breite und ununterbrochener Reihenfolge zu lesen, wie z. B. Jesus hier ein, freilich etwas fest, eingestrichenes Mägdlein aufweist, dort einem eingesargten, vielbeweineten Jüngling nur so im Vorübertragen den Scheintod sogleich ansieht, ihm zuspricht, sich zusammenzunehmen und in Gottes Namen wieder aufzustehen; wie er dort Blinde, Lahme, Wahnsinnige u. s. w. mit passenden psychischen und officinellen Heilmitteln behandelt und in der That recht glückliche Curen vollbringt; einer hungernden Menge von Zuhörern einigen Proviant zum Besten gibt, wozu sie natürlich ihr Mitgebrachtes beisteuern, um ein gemeinschaftliches frugales Mahl im Freien zu halten; wie dort ein paar Irrelichter für Engel gelten, dort schlaftrunkene Apostel recht hübsche himmlische Träume haben u. s. w.: das Alles so zu lesen, als sei es den Evangelisten in den Mund gelegt, möchte sich schwerlich ohne ein oft widerkehrendes helteres Lächeln bewerkstelligen lassen. Schon damit allein wäre jedoch jedem großen Erfolge von vorn herein der Stab gebrochen; und bliebe uns nur die traurige Wahl zwischen beiden modernen Evangelien, so würden wir wahrscheinlich das Strauß-Evangelium noch vorziehen.

Sollte auch den geehrtesten Lesern das Studium der sogenannten Kammerjägererei ziemlich fern liegen, so hat doch wol einer und der andere gelegentlich einmal von der schauerhaften Dressur des Rattenkönigs erzählen gehört. Die armen, lebendig eingefangenen Thierchen werden nämlich — so geht die Sage — zusammengepackt, bis sie sich einander aufzehren; der zuletzt allein übriggebliebene Heiß, der die andern alle im Leibe hat und verdaut, ist der besagte Rattenkönig. Er hat sich von seinem eignen Geschlechte ernährt und gemästet, darum wird er nun, losgelassen, ein König der Schrecken für dasselbe. Dürfte man voraussetzen, daß die Herren Gelehrten immer in der Laune wären, Spaß zu verstehen, so läge die Anwendung nahe genug.

Wie mancher Ehrenmann hebt jetzt vor Hrn. Dr. Strauß zurück und weiß nicht recht, wie er ihn eigentlich recensiren soll. Ist das, fragt er bei sich, nicht Wein von meinem Wein und Fleisch von meinem Fleisch? und will mich doch feindlich verfolgen, ja gierig verschlingen? Daher merkwürdige Verlegenheit unter den Rationalisten einer gewissen Farbe; denn diese begann bereits, sich nach kenntlichen Abstufungen zu sondern. Vielleicht ein Wendepunkt in der Geschichte der superfötirnden Gelehrsamkeit neuester Theologie!

Die Straußsche Methode, das Evangelium seinem größern geschichtlichen Theile nach zu annihiliren, führt sich auf folgenden Schluß zurück: Im Leben und Wirken Jesu darf und kann nun einmal schlechterdings nichts Wunderbares, Übernatürliches, nach Vernunft- und Naturgesetzen Unerkklärliches vorkommen; nun aber lesen wir in den Evangelien allerdings eine Menge von Wunder-

geschichten („Anecdotes“ nennt sie Hr. Dr. Strauß präparirend), welche alle bisherigen Rationalisten um eine höchst unbefriedigende, ja oft abgeschmackte Weise natürlich zu erklären versuchten; folglich — man sie lieber für Erfindungen, für Fiktionen annehmen müssen.

So in baarem, gebornem Deutsch behält's Hr. Strauß freilich nicht aus, sondern spricht beschönigend von „fangener Sagenbildung u. s. w.“; doch am Ende wird's auf Eins hinauskommen! Wie könnte sonst die Sache zu einer reflectirenden Person erhoben werden, der heißt: „Die Sage fand sich bewogen“? Man gewissens Bedrögenen-Thatfachen entdecken, das heißt doch wol lügen? Zudem sind der Stellen nicht wenige, wo die Evangelisten verstockt, theils geradezu der Vorwurf trifft, theils offensichtlich verfälscht zu haben, hauptsächlich in, wo ihnen darum zu thun gewesen sein soll, irgend eine meintlichen Weissagung des Altes Testaments, Messias bezogen, Ehre zu machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geschichte Macedoniens und der Reiche, welche von macedonischen Königen beherrscht wurden. Von Lubin, J. A. Th. Zweiter Theil. Vom Untergange des persisch-macedonischen Reiches bis zum Ausgange des Reiches der Ptolemäer. Leipzig, Barth, 1834. Gr. 8. 3 Thlr. 18 Gr.

Indem Dasjenige, was Auf. über Charakter und Inhalt des ersten Theiles dieses Werkes früher in d. Bl. *) ausgesprochen hat, im Allgemeinen auch auf den zweiten Theil bezogen werden konnte, so hofft er, daß die Verespätung der Drucklegung Dessen, was er noch insbesondere über diesen zu bemerken hat, dadurch einigermaßen entschuldigt sein wird. Der Inhalt, deren Bearbeitung den Inhalt desselben bildet, erscheint in reichlicher Rücksicht schwieriger als diejenige, welche in dem ersten Theile gelöst worden ist. Einmal trennte sich die frühere Theil der Darstellung in verschiedene auseinandergehende Richtungen, indem nicht allein der weitere Verlauf der schon früher geklärten Verhältnisse zwischen Macedonien und Griechenland zu entwickeln, sondern auch die Versuche, orientalisches und griechisches Wesen miteinander zu verbinden, zu erklären und die Eingreifen der römischen Politik und Eroberungsgier in die griechisch-macedonische Welt bis zum Untergange der letzteren zu verfolgen war. Andererseits wurden die Quellen erschöpflicher und dürftiger, unzusammenhängend und dadurch oft unverständlich, und selbst die Überreste des Werkes in Hinsicht konnten nur mit Misstrauen benutzt werden, da sich die letztere strengem, aber in der Hauptsache nicht ungerathenem Urtheil bediente in demselben ein Gefühl für Griechenland hervorzuheben und ein Schmerzenslaut über das betrogene, beschmückte, verfallene Griechenland verlaute, mit der größten Gleichgültigkeit das Schandbare wie das Entsetzliche berichtet und nur die Gewalt, die Römer, angebetet und nur ihre neuen und glänzenden Dienstmännern, die Achäer, etwa noch beilegt werden. Die Mangelhaftigkeit der Quellen mußte dem Verf. aber zu größeren Schwierigkeiten in den Weg legen, als seine Arbeit nicht darauf beschränkte, den Inhalt derselben zu prüfen, die Ergebnisse einer solchen Untersuchung aneinanderzusetzen und so eine fragmentarische Darstellung zu liefern, sondern er hat

zusammenhängende Geschichte schreiben wollte und zu diesem Zweck verschaffen mußte, die oft abgerissenen und dunkeln Angaben zu ergänzen und den Zusammenhang zwischen denselben zu ergängen. Bei diesem Gesichte hat er sich dem Grundsatze gehalten, von den Quellen nur dann abzuweichen, wenn ihr Irrthum mit Händen zu greifen sei; nur dann zu Vermuthungen und Wahrscheinlichkeiten seine Zuflucht zu nehmen, wenn eine unabweisbare Nothwendigkeit es gebiete, und nur solche Vermuthungen aufzustellen, welche sich aus dem Stande der Verhältnisse und der Weise des Menschenlebens wie von selbst ergeben. Eine unbesorgene Würdigung seiner Arbeit wird zu erkennen müssen, daß er von diesem Grundsatze nicht abgewichen ist, und daß auch da, wo die größere Kürze und Unverständlichkeit der Quellen einen weitem Raum für Vermuthungen nothwendig und ein Anderer andere Wahrscheinlichkeiten für zulässiger halten möchte, es ihm für die seinigen nicht an Besorgnis gefehlt habe, und diese stets von einem scharfsinnigen Urtheile in die Verhältnisse der Zeit zogen. Überdies hat er wissenschaftlich in seiner Darstellung Dasjenige, was in den Quellen klar und bestimmt ausgesprochen ist, von dem Gesondert, was er aus seiner Meinung zur Vermittlung und Ergänzung derselben hinzusetzt; nur bisweilen verläuft sich Beides ineinander und ist in einer solchen Weise auf die Quellen verworfen, daß der Leser zu der Annahme veranlaßt wird, die gesammte Darstellung sei ihnen entnommen, und daß er, wenn er sich durch Nachschlagen der angeführten Belegstellen vom Gegentheil überzeugt, die erforderliche Sorgfalt in dem Gebrauch der Quellen vermissen könnte. Um diesen Mangel wenigstens durch einige Beweise zu begründen, bemerken wir Folgendes: In der (S. 12) aus Polybius angeführten Stelle werden die Könige Ptolemäus und Kassander gar nicht genannt; die (S. 33) angegebene Stelle aus Plutarch's „Demetrius“ spricht nur von der Belagerung Thebens, nicht von der aller hdotischen Städte; die (S. 34) aus demselben Schriftsteller citirten Stellen enthalten ebenso wenig einen Beleg für eine Verbindung zwischen Pyrrhus und den Hdotern als die (S. 41) citirte Stelle, daß Demetrius den Pyrrhus als König von Griechenland anerkannt habe; etwas den Worten, welchen sich (S. 145) in Quat aus Justin unmittelbar anschließt, Entsprechendes finden sich in diesem nicht; unter den für die Charakteristik des Königs Kleomenes III. (S. 163, 164) angeführten Stellen befindet sich eine, die aus Schamäleon bei Athenäus, gar nicht auf ihn, sondern auf den ersten spartanischen König dieses Namens, und die (S. 174) angeführte Stelle aus Polybius enthält gar keine Zeitbestimmung und ist vom Verf. willkürlich auf die Zeit gebrochen worden, für welche er sie benutzte. Wie haben diese Ungenauigkeiten und Besehen nur angeführt, damit man uns nicht eines ungegründeten Tadelns beschuldige; wir können vielmehr wollen wir dadurch dem Werke die Anerkennung entgegen, welche demselben als einer durchgehend aus eigener und selbstständiger Quellenforschung hervorgegangenen Arbeit gebührt. Was die von dem Verf. gemachte Anordnung und Gruppierung des mannichfaltigen Stoffes betrifft, so scheint uns dieselbe nicht ganz zweckmäßig zu sein. Er theilt nämlich den gesammten Inhalt dieses zweiten Theils, dessen Stärke der des ersten noch um ein Bedeutendes übertrifft, ebenso wie diesen nur in vier Capitel, von welchen das erste die Geschichte Macedoniens und die mit denselben verbundene Geschichte Griechenlands bis zum Jahre 188, nebst der syrischen bis zum Tode des Königs Antiochus III.; das zweite die Geschichte des Ptolemäischen Reiches bis zum Tode des fünften Ptolemäus; das dritte die Geschichte Macedoniens bis zur Auflösung dieses Staates in vier Republiken, und das vierte die letzten Schicksale und den Untergang der macedonisch-griechischen Staaten enthält. Dagegen von dem so verschiedenartigen Umfang dieser Capitel, sowie daß das erste allein mehr als die Hälfte des ganzen Theils einnimmt, sind in diesem Capitel auch zwei in ihrem Inhalte heterogene historische Massen miteinander verknüpft; und wenn eine solche Verknüpfung sich auch bis zum Tode des

Stifters des Seleucidischen Reiches durch die Hauptrichtung in den äußern Verhältnissen jener beiden Staaten rechtfertigen läßt, so hört doch von dieser Zeit an auch dieser Zusammenhang fast gänzlich auf; sobald entsteht der Mangel, daß die Darstellung sehr häufig im ersten und mehr noch im letzten Capitel von dem einen Reiche zum andern überspringt, ohne daß die Begebenheiten einen Übergang vermitteln, und endlich würde eine andere und mehrfache Theilung den Inhalt des Buches übersichtlicher gemacht und den Gebrauch desselben erleichtert haben.

Eine kurze, aber in scharfen Zügen entworfen Charakteristik der innern Verhältnisse und der äußern Richtungen des Ptolemäischen, Seleucidischen und macedonischen Reiches bildet zunächst im Anfange des ersten dieser vier Capitel die Einleitung zur Darstellung des nach der Schlacht bei Ipsus beginnenden Dramas, dessen Hauptpersonen Seleukus, Ptolemäus, Demetrius und Pyrrhus sind, und je mannichfacher die Entwicklung desselben ist, um so größer ist auch das Verdienst der hier gegebenen Entwicklung. Nach dem Tode des Seleukus wird die Geschichte des Seleucidischen Reiches von der Geschichte Macedoniens gesondert und zuvörderst die letztere bis zu der Zeit herabgeführt, in welcher nach der Besiegung der serauderischen Tyrannen durch die Römer ein näheres Verhältniß zwischen diesen und den Griechen angeknüpft wird. Da die für dieselbe bis zu diesem Ereignisse vorhandenen Quellen fast ausschließlich die Beziehungen Macedoniens zu Griechenland betreffen, und da auch das Bestreben der Könige jenes Reiches, dies Land von sich abhängig zu machen, den wesentlichen Inhalt dieses Zeitraums der macedonischen Geschichte bildet, so ist es dadurch völlig gerechtfertigt, daß der Verf. auch die griechische Geschichte, obwohl es, wie bereits der Titel seines Werkes ankündigt, nicht seine Absicht war, dieselbe als einen selbstständigen Theil in seine Darstellung aufzunehmen, in den Kreis derselben gezogen und auch den innern Verhältnissen der Griechen besondere Aufmerksamkeit gewidmet hat. Indem wir der Genauigkeit in der Entwicklung der Beziehungen zwischen diesen beiden Ländern, der Umsicht und dem Scharfsinne, mit welchem der Verf. die mangelhaften Berichte der Quellen ergänzt und ihre Glaubwürdigkeit erwägt, die gebührende Anerkennung zollen, können wir uns doch nicht mit seinen Ansichten ganz einverstanden erklären; namentlich können wir der strengen, verdammen den Ansicht von dem achäischen Bunde nicht bestimmen, von welchem der Verf. äußert: unselbstig sei sein Entstehen gewesen, unselbstig und armselig sein Leben; es habe nichts Anderes aus ihm folgen können als ein unheilvoller Untergang, und es wäre besser für Griechenland gewesen, wenn er denselben gleich bei seinem Entstehen gefunden. Wir glauben, daß der Verf. dem Bunde zu sehr die allgemeine Beschaffenheit der Zeit zur Last legt und daß ein solches, allerdings bei der Erzählung des Untergangs des Bundes, jedoch nicht bloß in Beziehung auf dieses Ereigniß ausgesprochenes Urtheil die frühere wohlthätige Wirksamkeit desselben über die schmahlvolle Weise, wie die meisten seiner Mitglieder sich in der letzten Zeit zeigten, vergißt. Die folgende Geschichte Syriens vom Tode des Stifters dieses Reiches bis zur Thronbesteigung Antiochus III. wurde durch die Dürftigkeit der Quellen für eine zusammenhängende Darstellung zu einer sehr schwierigen Aufgabe, und mehr als bisher sah sich der Verf. genöthigt, Vermuthungen an Vermuthungen zu reihen; indess sind diese doch von der Art, daß sie einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit für sich haben. Mit der Geschichte Philipps III. von Macedonien tritt ein neues Element in die Darstellung hinein, nämlich die Beziehung der römischen Welt zu der griechisch-macedonischen, und es ist in der That keine leichte Aufgabe, die gegen diese gerichtete römische Politik in ihren Einzelheiten zu enthalten, da die Geschichtsschreiber, welche für die Bearbeitung derselben zu benutzen sind, entweder selbst kein unbefangenes Urtheil hatten, oder es nicht wagen durften, das innere schandbare Geheime zu enthalten, und ihnen nur bloßwillige Äußerungen, welche auf dasselbe hindeuten, entziffern; beflissenemachtet ist der Verf. mit solcher

Unbefangene Bemerkungen eines Lesers des „Lebens Jesu von Dr. Strauß“.

(Fortsetzung aus Nr. 330.)

Der Sage, die hier eine so bedeutende Rolle spielt, aber, um es grade heraus und ohne Liebedienerei für Jogenannte Volkspoesie beim rechten Namen zu nennen, immer eine Art von Lügenlawine sein wird, möchte viel Spielraum zu gewinnen, rückt der Verf. die Zeit der Abfassung unserer Evangelien gar gern auf wenigstens siebzig Jährchen nach Jesu Tod hinaus; allein es will damit doch nicht recht gelingen; man begnügt sich aber diese einflussreiche Frage nur ein wenig gelehrlich zu dunst — und blos im Fortgange des chemischen Zerfallsprocesses von Zeit zu Zeit darauf aufmerksam zu machen: unter den vier Evangelisten sei jedenfalls keiner der Apostel gewesen; man erkenne in ihnen späte, oberflächliche Schriftsteller ohne hellen Blick in das Innere der biblischen Erzählungen; sie seien als bloße Träger currenten Sagen zu betrachten, welche sie bereits in den Jahrhunderten ausgebildet gefunden, und die sie sodann mit ihrer eignen Erfindsamkeit nach ihren, jedoch wohlgeordneten Zwecken zurechtgestellt hätten.

Entschieden unecht ist dem Verf. das Johannes-Evangelium; Hr. Dr. Bretschneider's „Probabilia“ werden hier mehrfach als beweisend citirt, ohne alle ernste Berücksichtigung zahlreicher triftiger Gründe für die Echtheit, die der gelehrte, würdige Bretschneider (der, wohl zu merken, sein scharfsinniges Buch in lateinischer Sprache geschrieben und es so den unberufenen Discussionen der Laien entrückt hatte) endlich selbst als überwiegend anerkannt.

Die wohlbegründete Hypothese: Johannes, schon bekannt mit den in der Gemeinde aufgenommenen Evangelien, habe das letzte mehr als ein ergänzendes geschrieben und daher Vieles (warum denn grade Alles?) hinzugefügt, was jene erzählen, diese von vielen ausgehenden Theologen gebilligte Hypothese weist Hr. Dr. Strauß verächtlich von der Hand, statt sie gründlich zu überlegen. Dabei aber läßt er die merkwürdige Taktik, vor angeblich unechten, von großem Irrthumern des unbekannten Schreibers inficirten Schrift doch volle Aufmerksamkeit zu lassen da, wo er sich ihrer bedienen kann, um die Autorität der drei Synoptiker, Matthäus, Markus

und Lukas, zu verdächtigen. Alles aber ist so geschickt zusammengestellt und vorgetragen, daß nur aufmerksame Leser dem fingerfertigen Spiele des Meisters unter die Karte zu blicken vermögen. Es wird daher das im Ganzen mit großer Gewandtheit stylisirte Buch bei oberflächlichen, für die Zweifelsucht des Zeitalters ohnehin schon prädisponirten Lesern allerdings Schaden stiften. Das ist zu beklagen, aber nicht zu ändern; denn das Wort 1. Petr. 2, 7. 8. muß immer in Kraft bleiben.

Die verbe Echtheit des Apostels Paulus mag Hr. Dr. Strauß oft ein Dorn im Auge, oder nach Paulinischem Sprachgebrauch ein Pfahl im Fleische gewesen sein, besonders auch hinsichtlich der Zeit, wohinaus er so gern die Entstehung der ersten christlichen Bücher rücken möchte. Die bedeutendsten Briefe dieses Apostels wagt er, nach eigenem Geständnisse, nicht anzuzweifeln. Wie aber will er denn den Inhalt dieser Briefe mit so mancher die evangelische Geschichte vernichtenden Behauptung in Übereinstimmung bringen? Der Hr. Doctor schwebt eben mit leichter epigrammischer Grazie über dergleichen Anstöße hinweg, macht einmal über das andere sein F fürs U und denkt oder sagt auch wol am Ende: wer's anders nimmt, mit dem lohnt sich's nicht der Mühe, zu streiten.

Die Wunderscheuen unter unsern, so viele gelehrte, hochachtbare Männer zählenden rationalen Theologen können, und gewiß, sie werden auch bei Hr. Dr. Strauß lernen, wohin zuletzt ihr völlig consequent durchgeführtes, rücksichtslos ausgesprochenes System nothwendig führen müsse; ein Resultat, vor welchem vielleicht Mancher, so oft er sich auch im Strauß'schen Werke als Gewährsmann mit angeführt sieht, nun selbst erschrickt.

Ein erymantischer Eber ist in unser so liebgehaltene, von höhern Genien angepflanztes Paradies hereingebracht; mit starkem, scharfem Zahn hat er den Boden der heiligen Geschichte durchwühlt; viele himmlische Blumen, an deren stärkendem Dufte sich unzählige gute Menschen erquickten, sinken — so scheint es — entwurzelt, begelbte und zerfressen in den Staub; Christus ist hier noch einmal gekreuzigt und begraben, aber nicht wieder auferstanden und in seine Herrlichkeit eingegangen. Die in tausendmalttausend Herzen wiederhallenden Worte

des Apostels 1. Kor. 15, 18. 19. bringen nicht in des schauenden Ebers Ohr. Ummühren, zerstören, das ist ihm Kritik. Der frommen Gläubigkeit ruft er ein barsches: „taceat mulier in ecclesia!“ zu, und so steht er denn endlich in vermeintlichem Triumph da über den Trümmern der evangelischen Geschichte!

Welche Hände werden sich rühren, ihm den Triumphbogen zu bauen? Ich sehe selbst die entschiedensten Rationalisten unentschlossen von ferne stehen.

Das arme, herzynige Wörtlein: Glaube, hat in gelehrten Ohren oft einen übeln Klang. Hr. Dr. Paulus z. B. scheint es nicht einmal gern in den Mund und in die Feder zu nehmen; er gibt uns daher eine neue Übersetzung: „Überzeugungstheorie“, mit welcher Wortbildung er wahrscheinlich dem Glauben selbst ein tüchtiges Wein gestellt zu haben hofft. Hr. Dr. Strauß ist zwar weit ungläubiger als Hr. Dr. Paulus, aber geschmackvoller, und daher muß der Ultra-Rationalist sich von dem Non-plus-ultra-Rationalisten nicht selten über die Achsel ansehen und bespötteln lassen. Hr. Dr. Paulus, wie er denn im Leben stets der trefflichste, Lebensvollständigste Mann ist, hat diesen Übermuth mit großer Humanität in seiner Recension des Strauß'schen Werkes (s. „Literaturblatt“ der „Allgem. Kirchenzeitung“) unbefleckt ertragen, fast nicht beachtet! Der zweite Theil des Strauß'schen Buchs, bei dessen Herausgabe der Verfasser laut Vorrede die erwähnte Recension schon gelesen hatte, gibt edelmüthiges Zeugniß, daß jene Bonhomie dankbare Anerkennung fand.

Überigens möchte sich hinsichtlich des Verhältnisses des Ultra-Rationalismus zum Non-plus-ultra- oder Culminations-Rationalismus (Mythismus?) hier und da Veranlassung finden, an Luk. 11, 17 zu erinnern.

Was man wol öfter gehört und gelesen: das Leben Jesu von Strauß sei ein rein-wissenschaftlich gehaltenes, stets in einem der gelehrten Untersuchung würdigen Tone abgefaßtes Werk, scheint denn doch bei mehr als einer Stelle sich nicht bestätigen zu wollen. Der Verf. hat vielmehr ein gewisses, grade hier unanständiges Witzeln, welches leicht mit Verspottung der heiligen Geschichte verwechselt werden könnte, nicht überall vermieden. Oder heißt das etwa sich anständig ausdrücken, wenn Hr. Dr. Strauß Theil 2, S. 291, 292, die durch Jesu Einzug in Jerusalem wohlbekannte Esel in „nur im Kopfe des ersten Evangelisten mitlaufen“ läßt und in der Folge hinzusetzt: die Verfasser der Evangelien hätten kein Bedenken getragen, vergleichen in ihre Denkwürdigkeiten aufzunehmen, weil ihnen freilich beim Schreiben der nicht zugerittene Esel nicht die Unbequemlichkeit verursachte, welche er Jesu beim Reiten verursacht haben würde?

Es soll indeß nicht geleugnet werden, daß der Verf. diesen frivolsten Ton im Ganzen zu vermeiden bemüht gewesen sei. Es mag sich eben bei ihm, wie bei allen Feinden des Glaubens, ein gewisser, aus der Richtung seiner Forschungen hervorgegangener bitterer Spott gegen die Gläubigen erzeugt haben, welcher dann zuweilen jene Schranken, die

ihm die Klugheit gesetzt hat, unmittelbar durchbricht und sich so Luft macht.

Hr. Dr. Strauß hat eine von großer Beliebtheit genossene Menge von Citaten aus theologischen Schriften der Parteilich zusammengehäuft, doch fast immer so, daß die in seinen Kram dienten, d. h. entweder seine Irrthümer bestätigten, oder doch von seinem Standpunkte aus sich leicht widerlegen ließen. Wie viele richtige Citate zur Aufstellung dunkler Partien der heiligen Geschichte, von rationalen Theologen der rechten Mitte in ihren Schriften dargelegt, mag er unberücksichtigt gelassen haben! Gar manchen bedenklichen Namen findet man selten oder niemals allegirt.

Hat man sich lange genug mit gespannter Aufmerksamkeit in des Verf. kritisirende Kunst verhielt, dann ist doch von dem Klapperschlangenbiss seiner verführerischen Darstellungsgabe verblümmeln zu lassen, so wird man ihm das verdiente Lob nicht vorenthalten, daß er trotz des geübtesten Künstlers in der Küche eines Gastromomen den Gegenstand, den er gerade an seinem kritischen Spiel kneten hat, nach allen Seiten zu drehen und zu wendeln verstehe, um denselben sich und seinen Tafelgenossen genießbar zu machen. Fast möchte man diesem Künstler zutrauen, er würde, hätte es anders in seinem Jenseitigen gelegen — auch noch den Beweis haben durchführen können, Jesus sei nicht nur nicht auferstanden, sondern gar nicht einmal begraben worden, weil — er überhaupt niemals gelebt habe. Nämlich wir dann noch, gleich als Nachspringer dieses Wortturners, seinen spasshaften Versen hinzu, welcher neulich im „Literaturblatt“ zum „Tagenblatt“ mit ernster Miene darguthun suchte, der ganz Doctor Strauß sei nur eine Sage; der Mann habe niemals gelebt, auch sein berühmtes Buch höchstwahrscheinlich niemals existirt, so hätten wir da eine neue Klimax, auffallender noch als irgend eine von denen, die der Verf. so häufig in den Erzählungen der Evangelisten zu finden weiß.

Wo mag doch wol überhaupt unsere neueste philosophisch-philosophisch-archäologisch-theologische Kritik nicht ihr Ziel finden!

Auf wie manchen gelehrten Mann, der sich nicht der corrosiven Kunst widmet, möchte eine Zeile — vielleicht mehr als Eine — aus Wieland's Pater Hardouin's Gedächtniß passen:

„Venerandae antiquitatis cultor et destructor!“ („Docte fabricator“, liest man weiter, „monna et monna commenta vigilans edidit, scepticorum pie ego“ etc.; dazu ist er gleichwol „orbis litterati portentum“.)

(Der Beschuß folgt.)

Indische Philosophie.

Essais sur la philosophie des Hindous, par H. T. Collet, traduits de l'anglais et augmentés de textes sanscrits et de notes nombreuses, par G. Pauthier. Paris 1854.

Die indische Philosophie gilt immer noch dem großen Theile des gebildeten Publicums für nichts mehr und noch als für ein Gewebe von abentheuerlichen und unzulässigen

man: *Krishna*, welche zum Schluß in das Gebiet des hinduistischen Auktionen, und die dasjenige ihrer Geschichte zu verzeichnen sich kaum den Mühen verheißt. Solchem Besondere unter: schließlich mit die gegebenen Abhandlungen eines *Manu*-Begriffen, von dessen philosophischen und bewundernswürdigen Lehren in allen Ländern der indischen Wissenschaft man mit hochschätzen darf, daß sie zu einer gründlichen Kenntnis des alten Indiens nach allen Richtungen hin die Bahn gebrochen haben; indessen sind solche auf dem Festlande kaum nur in Ländern von hoch zugänglich, und Hr. Pauthier hat sich umso ein nicht geringes Verdienst erworben, daß er die Uebersetzung des *Manu* über die Philosophie der Indier in eine lehrbare Sprache übertrug hat. Das Unternehmen erfolgte wegen der eigenthümlichen Sprache der Darstellung einen schmerzlichen Überseher; der seinen Text gleich fern von philosophischer Wissenschaft wie von menschlicher Auffassung übergeben und nöthigenfalls zu erläutern im Stande war, so in dieser Beziehung hätte die Uebersetzung kaum in bessere Hände gerathen können; denn Hr. P. hat seinen Gegenstand nicht sowohl durchdrungen, als auch offenbar mit einer gewissen Hast behandelt. Er fügt aus Handschriften der reichen indischen Bibliothek und seltenen kalligraphischen Druckwerken die bedeutendsten hinzu, so oft die englische Uebersetzung derselben zu irgend dunkel erscheinen könnte, unter andern fast die *Upanishads*, von welcher am Ende der ersten Abtheilung die vollständige Version gegeben wird; er beschließt seine Arbeit mit einer schätzbaren Nomenclatur der philosophischen Termini und verfaßt es nitigend, durch beläufige Analogie aus bekannten philosophischen Systemen, so wenig auch Vergleichen an unsere occidentlichen Vorstellungen und Begriffe bei der Behandlung der indischen Philosophie gedacht werden darf, eine passende Erklärung des Dogmen zu geben, die die Uebersetzung derselben mit allegorischen Speculationen zusammenfassen. Diese Vergleichungspunkte sind allerdings von dem Verfasser, und sie können in ihren Einzelheiten, wie es auch *Sankaradeva* an mehreren Stellen gezeigt hat, nicht sehr überraschend erscheinen; allein, wenn gleich die Fälschung der indischen Religion zur Dialektik und zu den abstrakten Wissenschaften überhaupt in ihrer gesamten Literatur so deutlich sich zeigt, daß ihre philosophischen Terminologien nicht sowohl in Epochen als insbesondere die Sprache des Dramas und des modernen Lebens durchdringen, und wenn auch, selbst nach Aussage der Gelehrten, die Hauptrichtungen der indischen Speculation bereits um Alexander's des Großen Zeit sich nachweisen lassen, so dürfte dennoch die Frage nach ihrem etwaigen Zusammenhang mit den Schulen Griechenlands erst dann zu entscheiden, wenn wir das ganze Gebiet der indischen Philosophie zu überschauen im Stande sein werden. Zur Zeit aber ist kaum noch die ersten Linien zu einer genaueren Abgrenzung der einzelnen Systeme gezogen worden, und es leuchtet ein, daß über diese und Entwicklungsperioden derselben nicht eher ein Urtheil lauten dürfte, bis uns die sämtlichen Quellen zugänglich geworden sind. Bekanntlich hat sich die indische Philosophie niemals ganz von der herrschenden Religion trennen gewagt, und schon ihre geistliche Richtung in eine *Stoische* und *Pietistische* Philosophie kann es uns verbürgen, daß es eine Zeit geben mußte, in welcher noch eine gewisse Einheit der Intelligenz verwaltete, welche gegen die verschiedenartigen Differenzen sich gleichgültig verhielt, und die auch dann noch als eine traditionelle Wissenschaft von der Auctorität gestützt und festgehalten wurde, als sich bei allmählicher Umgestaltung der religiösen Ansichten die verschiedenen übrigen Systeme herausgebildet hatten und die kirchliche Erkenntnis zu erschüttern drohten. Unverkennbar ist dieses die *Upanishads* oder *Wissenschaften*, welche von der einen Seite als rein praktische Herrschaft der *Bedas* auf den Namen einer Philosophie keinen Anspruch macht, die aber in ihrer theoretischen Gestalt als *Religion* recht eigentlich das Totalergebnis des geistig-religiösen Fortschreitens darstellt, und über welche in neuerer Zeit durch

die gründlichen Untersuchungen von *Max Müller* (*Lehrbuch der indischen Theologie*, Venedig 1867), sowie durch ein vollkommen wissenschaftliches Originalcompendium, welches auf speculativen Standpunkte einen geordneten Organismus dieses Systems zu geben sucht (D. Frank's *Verhandlungen über von Sankaradeva*, München 1865), das meiste Licht verbreitet worden ist. Ihrem Ursprunge nach geht die *Bedanta* am weitesten zurück, indem sie, aus den *Bedas* entsprungen und von den *Upanishads* weiter gefördert, schon im Geschlechte des *Namas* ausgebildet erscheint; ja, selbst die übrigen Schulen können insofern als Nebenrichtungen dieser vortrefflichen orthodoxen Philosophie betrachtet werden, als sie ebenfalls die religiösen Vorstellungen des Volksglaubens auf mehr oder minder rationaler Weise zum Begriff zu erheben oder aber ihre abweichenden Ansichten durch die heiligen Bücher zu vermitteln und vertheidigen trachten. Die Hauptthätigkeit aller indischen Philosophie ist auf eine innige Verknüpfung des Menschen mit der Gottheit und auf eine geistige Freiheit gerichtet, und sie bewegt sich, von diesem anregenden Momente ausgehend, zu allerhöchster in dem Streben, das höchste Wesen zu erkennen; denn eine solche Erkenntnis vernichtet sofort die Bande, bewirkt Freiheit von der Wiederkehr in Körperbande und führt die Vereinigung mit der Gottheit herbei. Das höhere Wissen aber wird erlangt, sei es durch genaue Unterscheidung der logischen Kategorien, der sichtbaren Principien der Welt, der zeugenden Natur oder des denkenden Geistes, und die Schulen weichen im Wesentlichen nur dadurch voneinander ab, daß sie diese Brahmaerkenntnis auf verschiedene Weise zu definieren suchen und mehr oder weniger Beweisgründe für dieselbe aufstellen. Die *Bedanta* nimmt ein geoppeltes Wissen (*vidya*) an: ein niederes, die theologischen Wissenschaften umfassendes, und die höhere Brahmaerkenntnis, welche auf den gewöhnlichen Erkenntniswegen nicht laun erworben werden; sie fügt demnach den drei Beweisarten, zur Wahrheit zu gelangen, nämlich der sinnlichen Anschauung, der Induction oder Schlussfolgerung und der Affirmation oder Tradition von außen her, noch die Offenbarung selbst der Yoga oder Mystik hinzu, welche in dem Entzücken des eignen Selbst besteht und das Erkennen von unmittelbarer Anschauung der Wahrheit abhängig macht. Die Schilderung solcher Erlebens oder des Gottschauerlebens hat viele Ähnlichkeit mit dem magischen indischen Schloß und dem Communitarismus; indessen sind die krankhaften Zerrüttungen des Nervensystems und von der contemplativen Mystik weit entfernt; im Allgemeinen aber sind es kaum zwei Jahrhunderte her, daß sich die deutsche Philosophie in ähnlichen Kreisen bewegte. Wie sie hat auch die *Bedanta* hauptsächlich drei Entwicklungsperioden aufzuweisen: eine Epoche der Mystik wie in den *Upanishads*, eine philosophisch-ergründliche in den *Sutras* und bei *Sankaradeva* und endlich eine rationale, welche besonders in neuerer Zeit an *Rammohun Roy* einen Hauptbeförderer gefunden hat. Die Erlebung eines höchsten Wesens bedarf nach dem idealistischen Pantheismus der *Bedanta* weder eines Beweises, noch kann dasselbe durch menschliche Vernunftschlüsse bewiesen werden; es ist das einzige Reale, durch und in sich selbst bestehend, ist die schaffende und materielle Ursache der Welt, welche durch Manifestation und Entfaltung des Absoluten in verschiedenen Formen hervortritt und nur so lange eine relative Existenz für uns hat, als wir noch in Unwissenheit befangen sind, während mit der wahren Erkenntnis diese delusorischen Formen einem Schatten gleich verschwinden. Nur insofern, als die Veränderlichkeit mit dem ewig Unveränderlichen in Opposition tritt, kann von einer niederen und höheren Potenz *Brahma's* die Rede sein, und hier ist es hauptsächlich, wo eine andere Schule den *Bedantinen* entgegentritt, indem sie aus jener idealen Trennung eine reale macht, den Pantheismus zerbricht und dafür einen Dualismus annimmt.

Es ist dies das System der *Sankhya* (*Kalkouement* vermittels Analyse), deren geoppelte Richtungen vom Wissen und Handeln den *Kapilas* und *Patanjalis* zu Repräsentanten haben. Das Eigentümliche der theoretischen *Sankhya* beruht

Literarische Unterhaltung.

Sonntag,

Nr. 332.

27. November 1836.

Unbefangene Bemerkungen eines Lesers des „Lebens Jesu von Dr. Strauß“.

(Bechluss aus Nr. 331.)

Als Alle waren wol irgend einmal Zuschauer jener gütigen Schaulust, bei deren Leistungen man zuletzt immer ein etwas einfältiges Gesicht zu machen pflegt, weil man sich als die Dupe ihrer Schlaueit bloßgestellt sieht? Nun, so erinnern wir uns auch gewiss des bekannten Anekdotenstücks: „Schauen die Herren und Damen! Hier ist ein Becher mit fünf Kugeln. Pokuspatius! Ich habe den Becher auf — die Kugeln sind verschwunden. Aber belieben Sie wohl aufmerken! Heben Sie gefälligst den Becher selbst noch einmal — die Kugeln sind wieder da: eins, zwei, drei u. s. w.“

Ähnlichen Pokuspatius treibt Hr. Dr. Strauß, wenn er (Abl. 2, S. 686 fg.) nach seiner wörtlichen Versicherung „das kritisch Vernichtete dogmatisch wiederherstellt“. Mit andern Worten: Hegelsche Philosophie ringt mit der ultra-rationalen Theologie, nimmt ihr den blutigen Jospheros, der des verlaufenen Jünglings Tod bezeugen sollte, siegend ab, pust ihn noch mit anderwärts her gestohlenen alt-orthodoxen Franzosen aus und kleidet damit einen neuen selbstgeschaffenen Christus ein.

Nachdem bekannt, daß er seinem An-*) und Nachkommen Hegels in diese philosophischen Arien zu folgen vermag; denn über der Pforte des Einganges glaubt er immer die bekannten furchtbaren Worte zu lesen:

Wer hier eingeht, laß alle Hoffnung fahren!

Oder handelte sich's etwa nicht um das All meiner thürstesten Hoffnungen da, wo man mich lehren will, mein Gott irgend zu suchen als in der armen, sich immer aus sich selbst heraussehenden, niemals in sich ab-

*) Anders; denn Männer dieser Schule haben sich zu sagen erlaubt, Hegel sei zwar nicht Gott der Vater, aber Gott der Sohn, weil aber Gott der heilige Geist gewesen. Möge doch jeder unbefangene Wahrheitsfreund des würdigen Breitschneiders hierher bezügliche, ansehnliche Abhandlung im „Jahrbuch dieses Jahrgangs der „Allgem. Kirchenzeitung“ (Nr. 105) zu lesen nicht veräumen.

geschlossenen Menschenseele? und dieser Seele Unsterblichkeit nimmend sonst als in ihrer Sterblichkeit? *)

So begnügen wir uns denn, nur noch des realistischen Resultats der philosophischen Speculation zu erwähnen, welches auf den letzten Seiten des Buches mit in der That lobenswerther Aufrichtigkeit ausgesprochen ist. Solche Candidaten des Predigtamtes, welche Hr. Dr. Strauß etwa zu sich bekehrt hat, werden freilich nicht wenig überrascht sein, wenn sie seinen guten Rath zuguterletzt vernehmen. Aber wahrlich, der Mann hat Recht!

Prediger, die, bloß der christlichen Gemeinde zum Dienst, lehren sollen, was sie im Herzen nicht glauben; die als ein Standal der Kirche, als verdächtige, ja verdämmliche Heuchler an heiligen Stätten Jesum, den Gekreuzigten und Auferstandenen, predigen, der ihnen doch unter Strauß's anatomischem Messer zusammengeschrumpft ist zu einem armen, getäuschten und unwillkürlich tausenden jüdischen Rabbi, welcher, obgleich ein ausgezeichnete Mann von Kopf und Herz, sich doch von der abergläubischen Messiasidee hat verblenden lassen; gewiss, solche Prediger müssen, wenn noch ein Funken Ehrgefühl in ihnen glimmt, nach ihres Meisters ausdrücklichem Rath, aus der Geistlichkeit treten.

Wie aber werden christliche Regierungen sich gegen Dozenten der Theologie zu verhalten haben, welche ihre jungen Zuhörer in die Nothwendigkeit hinein drückt haben, künftig aus dem geistlichen Stande heraustraten zu müssen, wenn sie anders ehrliche Leute bleiben wollen? Doch wol nicht anders, als man gegen einen militärischen Compagniechef verfahren würde, der es zu seinem hauptsächlichsten Studium gemacht hätte, recht viele Deserteurs zu bilden? Mögen denn die Jünger sammt dem Meister sich mit dem herben Schlussworte des Exortens zu trösten suchen: es sei diese Collision nicht durch den Mangel eines Einzelnen gemacht, sondern durch den Gang der Zeit und die Entwicklung der christlichen (1) Theologie notwendig herbeigeführt worden; sie komme an das Individuum heran und bemächtige sich seiner, ohne daß es sich ihrer erwehren könne.

*) Erst der Kuzem las ich in den Berliner „Jahrbüchern“ wörtlich: „Die Sterblichkeit der Seele ist eine rationale und in der That ihre Unsterblichkeit.“ Fasse das, wer kann!

und was kein Verstand der Verkündigen feht,
Es faher's in Einsicht ein städtlich Gemüth.

Die edeln Männer, welche uns in ihrer Armuth das Denkwürdigste aus dem Leben ihres geliebten Herrn und Meisters — freilich erst Jahre lang nach seinem Scheiden — theils aus dem Gedächtnisse, theils nach genauer Erkundigung (die Liebe fragt genau, und der kleinste Umstand ist ihr wichtig) uns niedergeschrieben haben, wöllen nicht mit dem kritischen Maßstabe gemessen sein, wie man ihn etwa an die berechneten, erst nach langem Studium vollendeten Werke eines Thucydides, Livius, Tacitus anlegt, indem man dabei seiner eminenten Gelehrsamkeit vollen Lauf läßt; noch weniger sind sie mit modernen Geschichtsschreibern von raffinirter Darstellungskunst zusammenzustellen. Die kaisende, eine neue Ära gebärende Zeit, die Persönlichkeit, die sich einander verdrängenden Ereignisse, welche die einfache Lebensweise jener Männer ganz aus ihren Fugen rücken mußten; die Bedrängnisse, unter deren Druck sie täglich und stündlich bereit sein mußten, ihr Blut für ihren Glauben zu vergießen; selbst die allgemeln verbreitete Erwartung einer nahen Wiederkunft des Herrn, wol in anderer Weise, als Er dieselbe angedeutet haben mochte: alles Dies zusammengekommen muß bei der Beurtheilung ihrer Erzählungen stets mit in Anschlag gebracht werden. An kleinern, ja selbst an bedeutend scheinenden Abweichungen konnte es in solchem Konflikte so wenig fehlen, daß vielmehr eine vollkommene Uebereinstimmung die Glaubwürdigkeit im Allgemeinen verringern müßte. So läßt der Eine einen Umstand aus und wird vom Andern ergänzt, wol auch in manchen Fällen berichtet. Das chronologische Nacheinander und das geographische Nacheinander haben sich unter dem weniger gekübten Griffel bisweilen etwas unrichtig, oder doch unklar zusammengestellt; ja, es mag allerdings auch in der Jugendgeschichte Jesu bei dem einen Evangelisten etwas Sagenhaftes mituntergelaufen sein — womit indeß noch keineswegs auf gänzliche Unwahrheit der zum Grunde liegenden Thatfachen selbst ein gültiger Schluß zu ziehen wäre —, das Alles sei zugegeben: wer aber das Ganze mit reiner Auffassungskraft und mit fester Richtung des Gemüthes zu jener höhern Welt hin, der wir dem edlern Theile nach angehören, liest und wieder liest; wer dabei sich nicht durch die an sich unhaltbare fixe Idee verstockt, im Leben Jesu, im Siege des äußerlich armen und mittellosen Christenthums über das in Macht, Prunk und Uppigkeit welt herrschende Heidenthum, und zwar durch arme, niedrige, ungelehrte, bis auf den Tod verfolgte Männer, in diesem größten Wunder der Weltgeschichte dürfe nun einmal durchaus nichts Geltung erhalten, was nach uns bekannten Naturgesetzen unerklärlich bleibe; wer so die Evangelien liest, dem gestaltet sich ein großes, göttliches Bild mit innerer ergreifender Wahrheit, unerschöpflich reich an Liebe, Lehre, Freude und Trost im Leben wie im Sterben. Lese man das „Leben Jesu“ von Strauß, ohne noch das Leben Jesu der Evangelisten zu kennen, so müßte es scheinen, als seien diese angeblich von Ungereimtheiten und schreckenden Widersprüchen wimmelnden

Schriften ohne die köstlichsten Zweifel gar nicht zu lesen nimmt man aber nun diese heiligen Weltbücher — das sind sie geworden und werden es bleiben trotz der Doctoren der Welt! — wirklich zur Hand, so findet es ganz anders, selbst in ihrer synoptischen Darstellung. Ohne die mindeste Bedrängnis des Lesers bemerkt man einzelne Abweichungen und Dunkelheiten größtentheils ohnehin schon von würdigen Theologen aufgetert und gelöst —, und nur selten bleibt ein bloßer unlösbarer Widerspruch stehen. Gegen moderne, z. B. Strauss'sche Darstellungskunst treten freilich diese von ihm herab behandelten Männer weit zurück; aber ich habe es recht gut mit uns gemeint, daß er die Geschichte der letzten Lebensjahre unseres Herrn in ihren losen Händen gelegt und sich dazu nicht gelehrter Finger bedient hat. *) In reiner Liebe wurden die Evangelien geschrieben; nur reine Liebe vermag sie daher recht zu fassen und zur Seligkeit zu nützen.

Sollte es wirklich geschehen, daß ein Christ von reiner Liebe und ungefärbtem Glauben, also von fast kindlichem Gemüthe, nach Durchlesung des Evangelien, von scharfsinnig benutzter Belesenheit kranken Irrsinn gemacht und jagend mitzugweifeln verführt wird, dann frage gewiß bald eine bekannte liebe Stimme: „So willst du auch gehen?“

Dann schwinden die giftigen Nebel! Die Hände die Hände erheben sich ohne Furcht und Zweifel, laut ruft's aus der Tiefe der Seele: „Ach Herr! Sollte ich gehen? Du allein hast Worte des Lebens!“
Friedrich Rosenkranz

Der Pirat und die drei Kutter. Seebilder von Captain Marryat. Aus dem Englischen von C. K. Zwei Bände. Nachen, Mayer. 1836. 8. 2 Thle.

Mit dem besten Gewissen empfehlen wir allen Lesern von Captain Marryat's Werken obige zwei Erzählungen, die zweite, als ein wahres Meisterstück von ihm, die lustigste Seeintrigue, selbst denen, welche sich nicht zu diesen Liebhabern rechnen. Wenn sie die Richtigkeit der Beziehungen auf das Marine-, Joll- und das Englands überwunden haben, werden sie in dem Drama, wie der Verf. es selbst nennt, die Ereignisse finden, die ihnen in langer Zeit vorgekommen sind, die, welche so manche englische Vorurtheile zu verurtheilen, die wir dem eingefleischten Engländer vertraut hätten, und die uns zeigt, daß Captain Marryat — wenn er sich auch in sentimentaler Dichtung in der Dichtung nicht über die allgerühmteste Befähigung zu erheben weiß; wenn er für die auch im edelsten Sinne, von der besten Seite schmächtig verdammt —, jene Seiten der menschlichen Natur, die mehr nur dem urtheilenden Verstande anhängen,

*) Wurde doch auch Sokrates ein Anderer unter den „göttlichen“ Platon! Der geniale Philosoph immer selbst mit am dargestellten Charakter, wir dann an der Kunst bewundern, geht an der Welt verloren.

**) Derselbe Roman ist auch in einer andern Übersetzung in Braunschw. (3. Theil, 1. Abth.) erschienen.

Stimmen aus Ostafrika.

der Poesie übersteigt, welche der des Genies sehr ähnlich ist, und, gleich diesem, die Tiefen des Lebens aufdeckt, welche die große Creationsgier durchschimmern lassen, das jenfeit der geschriebenen Befehle im Schooße der Natur ruht. Wir sehen, daß Marryat dieses Gefühl des Genies ahnt, ohne ihm im Leben einen zu breiten Raum zu verschaffen, wie das von anderen der eheften und ausgezeichnetsten Geister geschehen, hierin so weit gingen, daß der Kampf jenes Urgeistes mit dem historischen, bürgerlichen, das Tragische dieser Welt, in ihrem Werken fast verschwindet aus dem umgekehrten Grunde, bewegen er sich in den Werken gemeinerer Geister nicht zeigt; kann diese haben keinen Begriff von seinem Dasein, während sie die eigne Erhebung ihrer geschaffenen Welt zu freigeigig gestalten, die starrte Widerständigkeit der Wirklichkeit ignorieren und dadurch ihren objectiven Grund und Boden vernichten, der wenigstens an seiner Wahrheitsähnlichkeit rütteln.

Der erste und längste dieser beiden kleinen Romane, von dem wir hier zuletzt reden, „Der Pirat“, ist tragischer Natur als die zweite Erzählung und entfernt sich, ungleich dieser, von den Köpfen Englands, um das weite Weltmeer zu durchschneiden. Das Rahmenlose eines solchen Bildes hat aber für die Kunst immer etwas Ungünstiges, die auf gewisse Weise Beschränkung übert, Beschränkung in der Unendlichkeit, weshalb uns auch die Romane des Verf., welche sich an den Küsten Englands halten, wo das Gefühl seines geselligen Zustandes noch wirkt, kann, die sich so vag in der Welt verlieren, vorzuziehen scheinen. Bei diesen letzten macht die ausschweifende Romantik des Verfalls, der hier über ein so großes Reich waltet, einen unangenehmen Contrast mit der engen Begrenzung der Charaktere, die Marryat eigen ist. Wir sehen das Grenzenlose im Leben, das Engstirnige im Menschen, erblicken das Unendliche da, wo es uns nur das Gefühl physischer Gewalt gibt, das Beschränkte in der stillen Erscheinung, und dieser Einschnitt ist kein poetischer und kein wohlthuernder, indem er den Platz der Materie unterzuordnen scheint, da vielmehr das ungeschätzte Bedürfnis ein beruhigendes sein würde. Dennoch ist „Der Pirat“ kein unwürdiger Begleiter der „Drei Kutter“; er ist mindestens bezaubernd als mancher ähnliche Roman des Verf.; er findet sich kein so übermächtiger Anhang des äußerlich wunderbaren und bunten Ereignisses darin; hin und wieder mag sich die Hauptgabel des Autors, seine komische Ader, auf ungeschickliche Weise, und das Tragischfeinsinnende ist zuweilen wirklich rührend und ergreifend. Zwar haben wir der Korfaren, die am Ende ihres Lebens herum, schon viele gehabt, sowie diejenigen, in welchen noch edle Elemente spukten, und sie sind und durch große Talente durchgeführt; in dessen kann sich Capitain Raim doch noch neben manchem Andern zeigen. Eine hübsche Idee ist es, den beiden Zwillingenbrüdern zwei Zwillingsschöner zu geben, durch die nun die Verwechselungen auf dem Meere herbeigeführt werden, welche die Ähnlichkeit der Brüder in dem verblüfftesten Sujet sonst zu Lande hervorbrachte; der Gedanke ist ein echter Germanenkausal.

Wir haben uns über den Geist und die Gattung von Marryats Romanen, dessen Talent und vorzugswiese komisch scheint, in einer früheren Anzeige schon so sehr verbreitet, daß wir hier nicht weiter hinzuzufügen. Auch würde jede vorläufige Darlegung der Intrigue dem Eindrucke der „Drei Kutter“ Schaden und unsere Leser dadurch um einen Genuß bringen, den wir ihnen ungeschmälert gönnen.

Mit dem Überseher müssen wir noch zuguterletzt wegen einer hin und wieder seltsamen Orthographie haben, bedeutenderer Klagen gar nicht zu gedenken. Denn warum z. B. schreibt er Dampf statt Hauf, und was haben ihm die unschuldigen ff gethan, daß sie alle s werden mußten? Zu loben ist dagegen die Art, wie er das Englische der Rezer überträgt, der häufige Gebrauch des Infinitivs der Verben, wie bei Raim, z. B.: „Was du denkst, Goro!“

Rathaniel Isaacs gibt in seinem „Reisen und Abenteuern im östlichen Afrika“ (Travel and adventures in eastern Africa, descriptive of the Zoolas, their manners, customs etc.), eine sehr ausführliche Beschreibung der Zoolas, aus welcher wir zum Vergleich mit einigen bereits früher mitgetheilten Stücken aus einem andern englischen Reisewerke nur das Nöthigste und Ergänzende ausheben. Die Zoolas, sagt der Verf., sind unstreitig die schönste Menschenclasse im ganzen südlichen und östlichen Afrika. Man kann kaum besser gebaute Leute sehen. Sie sind schlank gewachsen, athletisch, von guten Körperverhältnissen und ansprechenden Gesichtszügen. Obgleich kriegerisch und ewig bürstend nach dem Blute ihrer Feinde, haben sie doch in ihrem geselligen Betragen auch wieder viel Einnehmendes. An Grobmuth, die sie untereinander oft dauern wailen lassen, wenn man es am wenigsten vermuthet, sind sie dem Löwen zu vergleichen. Tansen und Singen sind ihre Hauptbeschäftigungen; ersteres beschäftigt vorzugswiese die Männer, letzteres die Frauen. Ihre Kriegerlieder sind wahrhaft schrecklich, und die Art und Weise, wie dieselben von ihnen vorgetragen werden, kann einem Fremdling die Haare emporsträuben. Diese Schlachtfänger haben mit den häuslichen Arbeiten nichts zu thun; sie begleiten gleichsam als Geister der Rache die Kämpfer in den Krieg und sind in Menge stets um die Person des Königs, wenn dieser eine Jagd oder andere Lustbarkeit vorhat. Außerdem beschäftigen sie sich mit der Verfertigung von allerlei Geräthen, namentlich irdener Gefäße, auch musikalischer Instrumente, deren Klang sich nicht um ein Uebrigliches von dem Ton der Köpfe unterscheidet. Ihr Haupt ist ganz gekoren, bis auf einen kleinen Ring, aber ganz und gar mit langherabhängenden Federn geschmückt. Außerdem tragen sie noch allerlei Schmuck und seltsamen Schmuck an ihrem Körper, wie er in dem Geschmack eines so wilden Volkes begründet sein kann. Die Vielweiberei ist unter diesem Volke ganz unbeschränkt; Jeder nimmt sich so viel Frauen, als er ernähren kann. Ein Häuptling hat in der Regel 80—90 Weiber, die er mit äußerster Strenge regiert. Im Allgemeinen sind die Frauen von mittler Größe, anmuthigen Verhältnissen und regelmäßiger Gesichtsbildung. Je kräftiger sie gebaut sind, desto mehr sind sie gesucht, und in desto größerem Ansehen stehen sie bei den Männern. Stets bleiben sie eingeschlossen in ihre Kränze, zeigen sich aber, wenn Fremde ihnen nahen, gastfrei und edelmüthig. Jedemal empfangen wir von ihnen Milch und Reis zur Bewirthung. Aber in ihrer Stolzheit sind sie so ungeschäm wie die Männer und verurtheilen häufig in aufgeregten Zuständen alle weibliche Natur. Man sagt, daß die Polygatheten ihren Männern treu sein sollen; allein dies hat wohl mehr seine Ursache in der Strenge der Sittlichkeit und des Gesetzes als in der stillen Keuschheit. Denn dem beleidigten Ehemanne steht das Recht zu, Weide, den Ehebrecher und die Ehebrecherin, auf der Stelle zu tödten. Zur Eifersucht sind die Frauen der Zoolas zwar geneigt, müssen sich aber sehr hüten, diese Leidenschaft in Gegenwart der Männer an den Tag zu legen. Wenn die Frauen tanzen, so offenbaren sie eine natürliche Anmuth in ihren Bewegungen und Stellungen, und kein anderer benachbarter Stamm thut es ihnen in dieser Hinsicht zuvor. Gleich den Männern tragen sie das Haupt gekoren, bis auf einen kleinen Haarpops auf dem Scheitel, den sie in runde Knöpfe zu formiren wissen. Bei dieser Beschäftigung unterstützt eine Frau die andere; und sie findet in der Regel unter einem schattigen Baume statt. Alle häuslichen Arbeiten ohne Unterschied liegen den Frauen ob. Vor dem 14. Jahre darf keine Frau sich verheirathen, obgleich viele schon ein Jahr früher mannbar werden. Sobald sie dies Alter erreicht haben, erhalten sie erst ein Stück Reich zur Bekleidung; vorher gehen sie völlig nackt. Sobald eine Frau sich schwanger fühlt, wird sie ernstgenommen und schließt sich von allen Lustbarkeiten ihres Geschlechts aus. Allein der häuslichen Arbeiten darf sie

Ich darum nicht zugethan. Es sah sehr nach der Gewohnheit aus, das Kind der Mutter zugethan. Aber eine solche schamlose und schäbste Eitelkeit ist, daß Mütter, Mütter und Kinder, sogleich nach der Geburt mit reichem Honig beschnitten werden. Hunderte von Frauen dieses Stammes saßen als Opfer der unendlichen Leidenschaften ihrer Männer, welche sie durch die unbedeutendsten Anlässe erregt werden. So kam eines Tages das Weib eines Häuptlings zu und gelaufen und sagte uns an, daß sie noch heute ihr Leben werde einbüßen müssen. Sie brachte uns ihr einen Monat altes Kind, um es unserer Obhut anzuvertrauen. Auf die Frage, was die Ursache dieses Todesurtheils sei, erzählte sie, dies sei nichts Anderes, als weil sie ein Stück von der Bettdecke ihres Mannes abgenommen. Wir stellten demnach dem Ehegatten einbringlich vor, wie wichtig es sei, ein Weib um so geringer Ursache willen umzubringen. Allein mehr als unsere Einreden fruchteten einige bunte Blödsinnigkeiten, die wir ihm zum Geschenk machten, und wor durch wir der armen Frau das Leben retteten. Die Pootas treffen den Kerkbau, allein nicht mit der gehörigen Ausdauer, so daß ihnen oft die vegetabilischen Nahrungsmittel fehlen und sie sich mit Milch und Fleisch begnügen müssen. Es besteht ein Gesetz, daß Niemand von seinem Getreide eher essen darf, als bis der König selbst davon genossen, was unter mannichfachen Ceremonien an einem festgesetzten Tage stattfindet. Diese Vorsatzregel ist sehr weise; denn bestünde sie nicht, so würde ein großer Theil des Volks sein Getreide früher verzehren, als es reif geworden. Ueberhaupt liegt in dem Charakter der Pootas eine große Unbekümmertheit um die Zukunft. Wenn sie nur heute zu leben haben, so bekümmern sie sich wenig um das Morgen.

Die Hauptfarbe der Pootas ist ein tiefes Braun, das in etwas sich der Kupferfarbe nähert. Sie ähneln den Sambos der britischen Colonien oder halten etwa die Mitte zwischen dem Schwarzen und dem Mulatten. Ihre Religion ist nichts als ein wüster Glaube an gute und böse Geister. Keine reine Idee von einer Gottheit oder Unsterblichkeit. Das Mysterium der Schöpfung ist ihnen ganz verschlossen. Opfer bringen sie, besonders den abgelebten Thieren und für sich selbst in Zeiten der Krankheit. Dabei huldigen sie wie alle Völker von rohen religiösen Begriffen dem absurdsten Aberglauben. So wird unter Anderm die Erscheinung einer Tigertag für eine entscheidende Vorbedeutung von ihnen angesehen, bei welcher das ganze Volk in laute Klagen ausbricht.

Bibliographie.

- Belant, H. C. R., April 1809. In zwei historisch-romantischen Gemälden. 1ste Abtheilung: Der Kuffand in Togo, Roman in 5 Bänden. 1ste, 2te Bd. 8. Leipzig, Lit. Museum. 1837. 4 Thlr. 12 Gr.
- Betrachtungen über die philosophische Bildung unserer Zeit. Gr. 8. Graiswald, Koch. 5 Gr.
- Chablot, M. B., Der Todeskampf des britischen Leoparden. Betrachtungen über unsere Zeit und nächste Zukunft. Gr. 8. Weimar, Voigt. 1837. 16 Gr.
- Gay, C., Septimanie, Gräfin von Egmout. Übersetzt von Johann Larnow. 2 Theile. 8. Leipzig, Kollmann. 2 Thlr. 18 Gr.
- Geschichte, Die, der Welt. Beschreibung und Eittenbildung. Mit 1 Stahlst. 6mal gr. 4. Berlin, Heymann. 1 Thlr. 8 Gr.
- Pringelmann, C., Cyprium. Gedichte. Gr. 12. Berlin. (Wein.) 1 Thlr. 12 Gr.
- Seyna. Ein Taschenbuch für 1837. 16. Buzlau, Kyprian. 2 Thlr. 6 Gr.
- Seyna, Carl von. Anfang eines Jünglings von

offenen Jähren. Der Beschauer der Natur, Geistes, des Lichtes und der. Gr. 8. Schmalzberg, Mainz 1837. 1 Thlr. 18 Gr.

Gastell, E., Die Weltgeschichte, oder die Geschichte der Menschheit nach dem Alter, nach dem Verstand. Gr. 8. Göttingen, Hader. 31 Gr.

Publikation der Frauen. Taschenbuch für das Jahr 1837. Herausgegeben von J. F. Gastell. 1ste Jahrgang. 1837. 6 Kupfer. 16. Wien, Lendler. 2 Thlr.

Leibrod, A., Mafura, die Erbin von Marichal. Roman. 2 Theile. 8. Leipzig, Kollmann. 1837. 2 Thlr. 8 Gr.

Le Petit, Eitengalerei der Natur. Das Buch der Natur in Bildern und Wagnissen. (1ste Abtheilung.) Gr. 8. Mannheim, Hoff. 18 Gr.

Mader, Der, in der Einsamkeit. Ein Beitrag zu den Geschichten des 19. Jahrhunderts. Gr. 12. Leipzig, Lit. Museum. 1837. 9 Gr.

Mand, E., Erinnerungen, Lebensbilder und Gedanken aus den ersten Jahren eines deutschen Gelehrten, mit Rücksicht auf das öffentliche, politische, wissenschaftliche und literarische Leben von 1815 bis 1835 in der Schweiz, in Deutschland und den Niederlanden. 1ste Band. Gr. 8. Carlruhe, Hader. 1 Thlr. 18 Gr.

Depoli, Die Puritaner, große Oper in drei Akten, nach dem Italienischen, zur beibehaltenen Musik von Rossini, von dem Freiherrn von Lichtenstein. Gr. 8. Mainz, Schott's Sohn. 8 Gr.

Richter, F., Geschichte des Deutschen Reichthums. 1ste Lieferung. Mit dem Stahlst. Gr. 8. Mainz, Schott's Sohn. 1837. 6 Gr.

(Saintine.) — Die Bekehrten. Nach dem Italienischen des Louis XIII. von M. X. B. Saintine. 1ste französische Übersetzung von F. Reule. 3 Theile. 8. Leipzig, Kollmann. 3 Thlr. 18 Gr.

Schert, D., Sagen aus Schwabenland. Gr. 12. Tübingen, J. G. Neuen jun. 14 Gr.

Scholand, J. M., Der Mensch nach seiner geistlichen und körperlichen Natur, sowie nach seinen verschiedenen gesellschaftlichen Verhältnissen. Ein gelehrter, aber leicht verständlicher Buch für gebildete Stände, insbesondere für Lehrer und bessere Jugend. Gr. 8. Magdeburg, Schmalzberg. 1 Thlr. 12 Gr.

Schönfeld, Fr. B. v., Mythenbilder. Gedichte von Herkules. Gr. 12. Magdeburg, Hader. 1 Thlr. 6 Gr.

Schubart, R. E., Über geschichtliche Kunst und Epochen. Auf Veranlassung der Schaubühnen in Hamburg über die Hauptströmungen des menschlichen Geistes. Gr. 8. Hirschberg, Koser. 1837. 8 Gr.

Scribe, G., Acton, komische Oper in vier Akten. Von D. F. C. Luber. Übersetzung von M. G. Friedrich. Gr. 8. Mainz, Schott's Sohn. 3 Gr.

— Die schöne Flaminia, oder: Die Flaminia, komische Oper in drei Akten. Musik von D. F. C. Luber. Übersetzung von M. G. Friedrich. Gr. 8. Mainz, Schott's Sohn. 3 Gr.

Stellen über Deutschland und die Deutschen mit Zeichnungen über Oesterreich, Ungarn, Polen und die Deutschen, die in Deutschland wohnenden Engländer. (2 Bände.) 2 Bände. Mit 1 Kupfer. 8. Leipzig, Lit. Museum. 2 Thlr. 12 Gr.

Sischer, F. L., über das Erhabene und das Schöne. Beitrag zu der Philosophie des Schönen. Gr. 8. Mainz, Schott's Sohn. 1837. 1 Thlr. 9 Gr.

Literarische Unterhaltung.

Montag,

Nr. 333.

28. November 1836.

Denkwürdigkeiten der Gräfin Maria Aurora Königsmarck und der Königsmarck'schen Familie. Nach bisher unbekannten Quellen von Friedrich Ermer. Zweiter Band. Mit einer Beilage: Biographische Skizze Friedrich August's des Starken. Zweites Band. Mit einer Beilage: Queblühburgische Geschichte. Leipzig, Brockhaus. 1836. Gr. 8. 3 Thlr.

Erster Artikel.

Es sind bereits über hundert Jahr verfloßen, seitdem „die beschönigteste Frau großer Jahrhunderte“, wie Metastase die Gräfin Maria Aurora Königsmarck genannt hat, zu Queblühburg in der Nacht vom 15. auf den 16. Februar 1728 gestorben ist. Wenngleich nun Metastase in seinen Worten sich mehr der Colamerie seines Reichs als der Wahrheit der Geschichte anhänglich gezeigt hat, so kann es doch keinem Zweifel unterliegen, daß die Gräfin Königsmarck zu den bedeutendsten Frauen des 16. und 17. Jahrhunderts zu rechnen ist. Ihr Leben mit seinen wunderbaren Wechseln, ihre Einnahme in mehr der wichtigsten politischen Verhandlungen jener Zeit, ihre Schönheit und Aemst, die bald hart angelegte, bald lebhaft vertheilte Stilleheit ihres Wandels — alles dies hat ihren Schicksalen einen so bedeutenden Anstrich gegeben und sie selbst fast eben soviel der Dichtung als der Wahrheit anheimfallen lassen. Ja selbst der Umstand, daß die lebliche Hülle der einst so hochgeachteten Frau sich mummienartig in dem Gewölbe der Stiftskirche zu Queblühburg erhalten hat, trägt dazu bei, ihr Andenken in einem wunderbaren Lichte erscheinen zu lassen. Daher konnte es an wahren und falschen Nachrichten über sie nicht fehlen, von denen die letzteren bei dem großen Mangel an sichern, handschriftlichen Urkunden leicht die erstern überwiegen mochten, in dem der Reiz auch hier, wie in so manchem ähnlichen Falle, groß war, das Geheimnißvolle in der Geschichte der Gräfin zu enthüllen, und dadurch den Gebilden einer phantastischen Einbildungskraft ein weit größerer Spielraum gegeben war.

Um so glücklicher mußte es für die historische Wahrheit sein, daß ein als gründlicher Forscher seit längerer Zeit bekannter Schriftsteller wie Hr. Ermer sich der Arbeit unterzog, das Wahre vom Falschen zu sondern, und bereits in dem 1833 herausgegebenen „Bio-

graphischen Nachrichten der Gräfin Königsmarck“ die Herausgabe von Denkwürdigkeiten über das Leben der beschönigten Frau verließ. Hr. Ermer hat diesem Gegenstande von Jugend an (er selbst war 1780 zu Queblühburg geboren) ein lebhaftes Interesse gewidmet, so daß jede günstige Gelegenheit benutzte, sich eine Materialsammlung anzulegen, viele Archive nach Nachrichten durchsuchte und zum Theil unter Bauschutt und Lebricht einzelne Papiere gerettet, endlich sich mit vieler Mühe das zu verschaffen gewußt, was schon über die Gräfin Königsmarck gedruckt ist. Bekannte und Freunde unterstützen ihn mit theilnehmender Bereitwilligkeit und fördern sein Unternehmen durch schätzbare noch ungedruckte Nachrichten, wobei wir nur hervorheben wollen, daß durch die Gefälligkeit angesehener Persönlichkeiten mehrere wichtige Notizen aus Kirchenbüchern herbeigeschafft worden sind. Auf diese Weise ist nach jahrelangem Bemühen und Forschen endlich das vorliegende Werk in einer solchen Gestalt zu Stande gebracht worden, die von Hrn. Ermer's Geschicklichkeit in Sicherung, Anordnung und Bearbeitung historischer Materialien wieder einen sehr rühmlichen Beweis abgibt. Schon ein oberflächliches Blick in diese Denkwürdigkeiten muß das einen Jeden lehren; bei näherer Betrachtung tritt aber die viele Arbeit noch deutlicher hervor, die der Bearbeiter mit den vergilbten und von Mäusen bemagten Papieren, mit unleserlichen Handschriften, chronologischen Bestimmungen und ungenauer Angabe der Namen und Druckschriften — der Auspielungen auf Hofgeschichten und Standeslässe hier gar nicht zu erwähnen — notwendig gehabt hat. Aber dafür hat Hr. Ermer auch sehr gründende Resultate gewonnen und die bisherigen Erzählungen dem größten Theile nach als unrichtig und schwankend dargestellt. Aber dies Buch mit Aufmerksamkeit liest, wie die Gräfin Maria Aurora nicht mehr als ein bloßes Opfer der Willkür August's des Starken betrachtet oder glaubt, daß sie späterhin nach dem sie die Mutter des Grafen von Sachsen geworden und die Luise August's auf andere Wohlthätigkeiten übergegangen war, in Wien über ihren Schicksal sehr gewirgt in dem Kaiserin Maria Theresia ein kaiserliches Hof gefunden habe, um sie endlich in Rußland und Wissenschaft setzen und vieler Willen von Zeit zu Zeit an den Hof der Kaiserin zu bringen wurde, um denselben durch die

reichen Blüten ihres Geistes zu verschönern. Freilich paßt Hrn. Cramer's Darstellung nicht so recht für die Romanleser oder Freunde solcher Schriften, die sich in übel verstandener Nachahmung Walter Scott's für historische Romane ausgeben, und wir fürchten fast, daß seine mühsame und gelehrte Arbeit von irgend einem Romanschreiber unserer Zeit benutzt werden dürfte, um daraus einen sogenannten historischen Roman zu fertigen, in welchem August der Starke und die schöne Aurora figuriren, allerhand frivole Scenen zu lesen sind, Moritz von Sachsen als Kind der Liebe eine große Rolle spielt, die Kanonissinnen des quedinburger Stifts allerhand erbauliche Gespräche von der Liebe des Nächsten führen, die Ermordung des unglücklichen Grafen von Königsmark im Schlosse zu Hanover so recht à la oder ausgemalt wird u. dgl. m. Und am Ende bräutet sich ein solcher Verf. wol noch gar mit einigen historischen Documenten, die er aus Hrn. Cramer's Buche ohne Wahl und Ordnung entlehnt hat, sowie etwa der Bibliophile Jacob in Paris jetzt einen Roman „Vignéról“ geschrieben hat, der die Geschichte des Mannes mit der eisernen Maske nach anscheinend historischen Forschungen behandelt.

Jedoch — *absint mala omina*. Wir müssen vielmehr, ehe wir zum Einzelnen fortgehen, noch bemerken, daß diese Denkwürdigkeiten nicht bios auf die Geschichte der Gräfin Maria Aurora ein neues, helles Licht werfen, sondern auch für die Geschichte eines viel bewegten Zeitalters ein sehr mannichfaltiges Interesse haben; denn es werden die Charaktere einzelner Fürsten und Fürstinnen durch die neuen Entdeckungen nicht nur vollständiger und besser gezeichnet, sondern namentlich die Sittengeschichte der Zeit und der Höfe mit einzelnen Zügen, die wie Schlaglichter in eine oft sehr dunkle Nacht fallen, bereichert. Freilich sprechen dieselben grade nicht zum Vortheil jener Periode am Schluß des 17. und am Anfang des 18. Jahrhunderts. Aber auch das ist ein Vortheil dieser Denkwürdigkeiten, wie aller derjenigen, die ihre Zeit treu und ohne Übertreibung schildern, daß wir daraus lernen, es stehe doch nicht so schlecht mit uns, als uns die Kreuzprediger und Lobredner früherer Zeiten gern glauben machen möchten.

Wir wenden uns nun zu dem Inhalte der Denkwürdigkeiten selbst.

Die Gräfin Maria Aurora Königsmark war die Tochter Konrad Christoph Königsmark's und seiner Gattin, Frau Maria Christinne, einer Tochter des berühmten schwedischen Marschalls Wrangel, die im Jahre 1673 vereweltete. Damals lebte außer der genannten Tochter noch eine ältere Schwester, Amalie Wilhelmine, und ein Sohn, Philipp Christoph; eine dritte Schwester, welche an einen Grafen Stenbock verheirathet gewesen sein soll, hat bios in den Köpfen ununterrichteter Berichterflatter existirt (I, 12). Die Mutter hielt sich mit den beiden Töchtern zu Stade oder auf den Familiengütern im Bremenschen, die im dreißigjährigen Kriege der schwedische Feldherr Johann Christoph Königsmark errungen hatte, oder auch, von

Kriegsunruhen gedrängt, in Hamburg auf. Hier lebten sie mit vieler Einsicht die Erziehung ihrer beiden Töchter, von denen Maria Aurora unstreitig zu Stade und ganz 1668 — also zehn Jahre früher, als die gewöhnliche Angabe lautet — geboren war. Hr. Cramer hat uns mit großer Wahrscheinlichkeit (I, 13—21, vgl. S. 188) ausgemittelt. Die älteste Tochter, Amalie Wilhelmine, wurde 1689 an den Grafen Karl Gustav Lwenzaupt, dessen Familie zu den ersten Schweden gehörte, verheirathet; er suchte nach der Vermählung fremde Kriegsdienste und stand anfänglich in Ungarn beim kaiserlichen Heere, dann am Niederrhein bei einem deutschen Regiment in holländischen Diensten. Die Ehe war durch die Unmühsamkeit beider Gatten glücklich, wie die vielen Briefe, welche in den Denkwürdigkeiten abgedruckt sind, barthun, namentlich bewährt sich die Gräfin überall als eine kluge, feine und in allen Verwickelungen des Lebens erfahrene Frau, die für ihren Gatten bald in Stockholm, bald in Danemark mit vieler Einsicht handelte, die zerrütteten Vermögensumstände in Ordnung zu bringen bemüht ist und mit allem Eifer darnach strebt, die ungünstige Stimmung zu unterdrücken, die man in Schweden gegen ihn, da in sächsischen Diensten stand und also ein Feind Schwedens sein mußte, hegte, und durch ihre politische Anwesenheit in Stockholm (1702) die Regeneration ihres Gatten, die Rückgabe der mit Beschlag belegten Güter und die Schlichtung verworrenen Erbschaftsangelegenheiten zu bewirken (S. 273, 276—291). Wir führen nur einige Stellen aus diesem interessanten Briefwechsel, der sich durch den größten Theil des ersten Theils hindurchzieht, zur Bestätigung des soeben Gesagten an. Lwenzaupt hatte am sächsisch-polnischen Hofe in Warschau viele Feinde und Reider (S. 215, 216, 261), da ihm August der Starke persönlich gegenüberstand, vor denen seine Gattin ihn wol gewarnt haben mußte, denn er schreibt unter dem 1. April 1701:

„Mit Vergnügen höre ich deine Rathschläge; wäre ich seit zwei Jahren mehr gefolgt als meiner Meinung, so wäre ich nie in die gegenwärtige Berlegenheit verfallen. Ich willens habe ich meinen Vorrechten und meinem Range im Hofe entsagt, indem ich wohl weiß, daß die Stelle im Hofe weit weniger Nutzen bringen wird, da die Mitglieder dort oft bei Hofe geringen Credit genießen. Die Hoffe der Fürsten entscheidet über die Vorschläge des Einzelnen. Ich rede hier aus Erfahrung; denn als ich Kammerherr war, verflattete mir meine Stellung oft die Vortheile meines Herrn, nicht allein den Kaiser, sondern auch Leuten von höherer Bedeutung entgegenzuweichen.“ (S. 241.)

In welcher Geldnoth sich die Gräfin, nicht durch die Schuld ihres Gemahls, als in Folge ihres Verfalls in der letzten Regierungszeit Karl XI. befand, Maßregeln und der dadurch herbeigeführten Verarmung vieler einst sehr reichen Familien des schwedischen Adels (I, 19), befunden hat, zeigen Stellen, wie die in den Briefen vom 22. October 1700:

„Ich habe jetzt nicht einen Heller Geld zu meiner Verfügung. Wäre ich nicht hier bei meiner Schwester (in Schlesien), so wüßte ich nicht, was ich anfangen sollte. Ich sehe also die Bedrängniß, worin uns dein Eifer für den Ad-

von Polen verfehlt. Ohne mich darüber zu beklagen, billige ich denselben völlig; doch hoffe ich, daß Seine Majestät auch darauf Rücksicht nehmen und die Unterhaltsmittel vertheilen wird. So lange der Krieg währt, erhalten wir von unsern Vorgesetzten in Schweden keinen Heller, wie mir dein Bruder schreibt, wegen der unerschwinglichen Lieferungen. Wenn du zur Neujahrsmesse nicht 20,000 Thaler anschaaffst, werden den Gläubigern meines Bruders Penibel und Rehmolt (das erstere ist Familiengut im Holsteinschen, das zweite ist sonst unbekannt) zugesprochen, wodurch wir 60,000 Thaler einbüßen. (S. 288.)

Aus einem andern Briefe, kurz vor dem Tode des Grafen, der in Hamburg am 7. März 1703 geschrieben ist, geht hervor, daß der Graf nicht 300 Thaler hat bezahlen können und dem Gläubiger seine vier Wagenspärde zur Befriedigung überlassen mußte (S. 290). Bei dieser männlichen Sorgfalt für ihres Gatten Glück und Vermögen nimmt die Gräfin aber auch nicht Anstand, demselben hier und da Vorschriften über seinen Lebenswandel zu geben, wie S. 187, wo sie ihn bittet, „keinen Taback mehr zu nehmen, weil sie ihn seiner Gesundheit nicht für zuträglich erachtet“. Ebenfalls bittet sie ihn, nicht so oft die Reitsch zu sehen, weil ihr die Frau mißfällt und sie dieselbe für schlecht hält. Auch beschwört sie ihn bei aller Liebe zu sich und bei Dem, was er den Kindern hinsichtlich seiner Erhaltung schuldig sei, sich nicht so oft einen „Rausch anzutrinken“, was er selbst in seinen Briefen (I, 156, 163) gestanden hatte, und setzt hinzu:

„Du weißt außerdem, daß deine Constitution solche Ausweichungen nicht erträgt, und ich bin sicher, daß der König zu günstig ist, als daß er dich zu vergleichen nöthigte. Denn einmal, welchen Kummer es mir verursacht, wenn ich an die Gefahr, der du dich aussetzt, denke, in welcher Hinsicht ich anerbörte Furcht vor Litauen habe, da ich von der bösen Krankheit in Kraiau eine Probe gesehen habe. (S. 224.)“

Nach so manchem Beweise herzlichster Liebe gegen Gatten und Kinder lesen wir mit inniger Erbauung die Briefe der Gräfin an ihre Schwester Maria Aurora über den Tod ihres geliebten Gemahls, der zu Hamburg im März 1703 erfolgt war (S. 291 — 301):

Die Kraft Gottes — schreibt sie in einem derselben aus Stockholm vom 28. März 1703 — die letzten Seufzer meines Herrn und sein letzter Befehl an mich erhalten mein Leben in dem Jammern, der mich betroffen hat; denn sonst wäre meine Kraft hierzu in mir. Ich will Gott ansehen, daß er mir seiner Standhaftigkeit verleihe und Geduld. Helft mir leben und conservirt Euch selbst für meine armen Kinder. Ihr seid ja der einzige Trost, den sie haben können. Mich verlanget schmach nach Euch; ich darf aber noch nicht begehren, daß Ihr diese Reise über Euch nehmt, aus vielen Ursachen. Wir sind in der Verfolgung; ich bin als eine Wäferin in den verführten Stätten; doch will ich auf den Herrn hoffen. Das seltsame und standhafte Abgehen meines mir über Alles in der Welt geliebten Herrn ist mein einziger Trost.

Und wenige Tage darauf in Beziehung auf den Stand ihrer Angelegenheit in Stockholm:

Man arbeitet jetzt aus allen Kräften, meinen seligen Herrn, wie mich und unsere armen Kinder durch ein schimpfliches Urtheil zu verfolgen, da doch Gott sein Recht nicht allein durch viele Zeugnisse ans Licht gebracht, sondern auch mit seinem seligen Tode, durch welchen er ihn aus dem Gerichte der Menschen gezogen, solche bekräftigt hat; allein wer vermag dem Grimme Derr zu widerstehen, die kein Erbarmen bei sich fühlen.

Nach solchen und ähnlichen Herzensergießungen wird man es der gebeugten Blinde wol glauben, wenn sie sagt: „Ach! was bin ich diese weltliche Sorge müde, und wann wird man mich meinen Todten in Ruhe beweinen lassen.“

In einem noch höhern Grade als durch das Schicksal der Gräfin Löwenhaupt war die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen durch das gräßliche Schicksal ihres Bruders, des bereits oben genannten Grafen Philipp Christoph Königsmark, in Anspruch genommen worden. Das plötzliche Verschwinden desselben im Schlosse zu Hanover in der Nacht vom 1. auf den 2. Julius 1694 war ein in Deutschland zu ungewöhnliches Ereigniß, als daß es nicht zu den abenteuerlichsten Vermuthungen hätte Anlaß geben sollen. Hr. Gramer hat durch die im zweiten Abschnitte des ersten Bandes enthaltenen Mittheilungen aus den Papieren der Gräfin Maria Aurora diese gräßliche Begebenheit in vielen Stücken aufgeklärt und die bisherigen Nachrichten von der Prinzessin Sophia Dorothea von Hanover und ihrem Verhältnisse zum Grafen Königsmark berichtigt, dazu auch das damalige Thun und Treiben an deutschen Fürstenhöfen genugsam charakterisirt. Aus der von Hrn. Gramer gegebenen Einleitung bemerken wir hier nur, daß die mit dem Kurprinzen von Braunschweig-Lüneburg, Georg Ludwig, vermählte Prinzessin von Braunschweig-Lüneburg-Gelle, Sophia Dorothea, am Hofe zu Hanover unter den ungünstigsten Verhältnissen lebte und selbst wol tief fühlte, ein Opfer höfischer Conventienz geworden zu sein. Ihre Frauennhre blieb indeß an einem Hofe, wo Liebesabenteurer und Verleumdung freies Spiel trieben, unangetastet. Königsmark's Erscheinung zu Hanover, wohin er aus sächsischem Dienst als Oberst der Fußgarde gekommen war, hatte unter den eroberungslustigen Damen Epoche gemacht, die Kurprinzessin nahm nähern Antheil an ihm, da sie in ihm den Theilnehmer ihrer Kinderspiele wiederfand. Hieraus erwuchs ein gefahrvolles Verhältniß, welches zu einem entscheidenden Schritte führen mußte; denn die Kurprinzessin, verlassen und einsam, wie sie lebte, schenkte dem ritterlichen Jugendfreunde volles Vertrauen und begegnete ihm um so huldvoller, da Königsmark am handverischen Hofe bald seinen Glückstern untergehen sah, indem er der Vertraute der Kurprinzessin geworden war. Unter solchen Umständen blieb dem Grafen kein anderer Entschluß, als die handverischen Dienste zu verlassen, weshalb er auch bereits 1694 in sächsische Dienste zurücktrat und sich anschickte, nach Dresden zu ziehen. Da ereignete es sich, daß er in der Nacht auf den 2. Julius 1694 spurlos verschwand. Hierüber finden wir nun in den vorliegenden Denkwürdigkeiten den Brief des gräßlichen Secretairs Hildebrandt an die Gräfin Maria Aurora gleich nach dem Verschwinden des Grafen, die Wittschrift beider Schwestern an den Kurfürsten Ernst August von Hanover, ein Blatt aus einer deutschen Handschrift der Gräfin Maria Aurora über die Gräfin von Platen (die Wittresse des Kurfürsten) und den Grafen Königsmark, das mit ziemlich klaren Ausdrücken und in nicht allzu großer Decenz den verbotenen Umgang selber beschreibt (S. 66—69), z. B.:

Stundens Platz er auf dem Kanape mit ihr gelagert, da
widerstandslos dem Verführer überlassen, da hätte er geschrien:
Rien de la reine d'Hongrie, Madame s'évanouit! Wie die
Leute aber gesehen, daß sie recht wohl gewesen, hätten sie dar-
über lachen müssen, und geurtheilt: sie läge in der Bruns-Dyn-
macht u. s. w.

Am Schluß wird die Erinnerung Königsmars als
des Mannes der Frau von Platen bezeichnet. Dieser steht
hier einige Auszüge von Briefen aus des Grafen und der
Kürprinzessin Correspondenz, von denen der Eine, Rübiger,
erzählt, daß der Graf Königsmars nicht gleich einvor-
trat, sondern erst verhaftet worden sei, der Andere, Bern-
hard Becker, dies ebenfalls bestätigt, mit dem Zusatz, daß
der Graf in dem Moment der Kürprinzessin verhaftet,
dort leblich verurtheilt und ihm gleich darauf in einem
Gewölbe der Kopf abgeschlagen sei. Von der Hand der
Grafin Maria Kurwa finden sich Auszüge aus mehreren
Briefen, in denen sie die Unschuld der Kürprinzessin
an dem ihr zugemessenen ehebrecherischen Umgange mit
dem Grafen bezeugt (S. 86, 87), und zwei mit dem
Friedrich von Knesebeck, einem Hoffmeister der Kürprin-
zessin*), von dem Grafen von Platen, als Director der ge-
heimen Rathskammer, und dem Wierzbizky Hugo abgehal-
tens Verhöre. In beiden sollte die Schuld der Kürprin-
zessin womöglich erdichtet werden, aber Friedrich von
Knesebeck stellt eine solche durchaus in Abrede. Ubrigens
geben beide Verhöre ein merkwürdiges Beispiel von der
großen Bosheit und Rachtheit, mit welcher im 17. Jahr-
hundert Mißthatsvergehungen und geschlechtliche Dinge an
Männern und Frauen vor Gericht behandelt wurden. Man
lese z. B. Folgendes:

Frage. Wie lange ist es, daß der Graf mit der Kür-
prinzessin ehelich gelebt?

Antwort. Wie das? daß er bei ihr geschlafen hat?

Fr. Ja.

Antwort. Das hat er niemals gethan. Sie haben sich eh-
lich zusammen gelebt; aber so weit ist es nicht gekommen.
Wie hätten sie das wagen dürfen? Zudem hatte er eine so
schlimme Krankheit.

Fr. Ja, ja! schlimme Krankheit. Das hat sich wohl.

Antwort. Das bin ich wohl versichert, daß er noch jetzt eine
hat, denn M. Escors hat es mir noch zu Brochause gesagt
und M. Reich ist vor wenigen Tagen in sein Haus gekom-
men, da hat der Graf eben den Krank vor dem Munde gehabt
und hat ihn gefragt, ob er es auch von Rötzen hätte.

Endlich enthalten eine Reihe von Auszügen aus den
Briefen Löwenhaupt's an seine Gattin auch manche auf
diese gräßliche Begebenheit, an der selbst nach Jahren
noch nicht das Interesse verschwunden war, bezügliche
Nachfragungen und Nachrichten. Vieles in ihnen mag
bloßes Gerücht oder Gerabe sein, z. B. daß der Graf
zu Spandau gefangen gehalten wurde (S. 96), daß die

*) Der Herausgeber bemerkt S. 76, daß die sonstigen ge-
wöhnlichen Nachrichten über das Verbrechen von Knesebeck ein
Friedrich von Dack als Hauptthäter und Verurtheilten der
Kürprinzessin nennen. Wahrscheinlich sind die historischen Nach-
richten über die Familie von dem Knesebeck, welche der Zu-
fugung Fr. von dem Knesebeck zu Göttingen 1817 heraus-
gegeben hat, darüber einige Auskunft. Was ist diese Schrift
jetzt noch zu haben.

Denker nicht hätten abwarten wollen, bis er an seine
Wunden gestorben sei, man hat nur mit dem con-
tertes (S. 95), und Knesebeck mehr. Aber es soll ja
mehrern Stellen mit Bestimmtheit angegeben werden (S. 95
vgl. mit S. 69), daß der Hauptthäter des Ver-
brechens die zum blutdürstigen Haff geistigste Person ist
Grafin Platen gewesen sei, welche den Kurfürsten von
Kugast zum Theilnehmer der That machte, indem sie
die Beschuldigung aufstellte, daß der Graf Königsmars
mit der Kürprinzessin in einem das ganze Reich aus-
breitenden Verhältnisse lebe. Der Kurfürst sollte sich
Verdacht weniger, wovon seine anfänglich gemachten Ein-
sätze zur Wiederverstärkung mit seiner Gemalin, mehr
noch die mildere Behandlung derselben, als er zur Ver-
geltung kam, beweisen (S. 93 — 103).

Was nun die Geschichte der Grafen Kurwa insbe-
sondere durch Hrn. Gerner's verdienstliche Arbeit gewonnen
hat, versparen wir für einen zweiten Artikel. *)

Literarische Notiz.

Das „Foreign quarterly review“ enthält eine ge-
führliche Kritik von Moritz Reich's sämmtlichen Werke-
den Urtheilen zu Göthe's „Faust“ an die auf den vor-
stehenden „Schauspieler“. Die Kritik nimmt nicht mehr
25 Seiten ein, dafür ist aber auch fast keine für Göthe
gegangen. Ohne Mißsprochones über weiterzuleiten zu
bemerkten wir nur, daß der englische Rezensent mit ei-
niger Bewunderung die Richtigkeit der Zeichnung einer
eigenen Eigenschaft, die er auch bei der französischen Überset-
zung anerkennt, während er seinen Lobesworten: dem
macht, daß diese sehr häufig gegen dies erste und wahre
Fundament aller Dichtung sich verhalten. Was es
im Verhältnis zu Höpman sagt, möge dies zeigen: „Man
den ausgezeichneten Künstlern, die uns die höchsten poeti-
schen Anschauungen in unserer Literatur zeigen, man
wie nur Höpman, den man immer mit Recht zu ver-
pfeht. Dieser Vergleich erscheint geradezu falsch, wenn
um Richtigkeit der Zeichnung, um kräftigen Ausdruck
und Reinheit der jugendlichen Formen, um die
Kategorie und die Stimmlichkeit der Töne den Vergleich
ter läßt sich der Vergleich nicht richtig aufstellen. Man
man's trefflichen Dichter bezeugen wir das. Höpman
Göthe, das Elfenbein, mit einem Worte: die Götter
Literatur. In Reich's bezogen waltet die Unklarheit
und alle jene weichen Mägen und Eigenschaften, die
fer bedingt werden. Jeder hat eine andere Auffassung
geht, und Jeder erzählt es was mit derselben Begeisterung
heit. Die Zeiten, wo der Dichter waltet, sind die Zeiten
verwandelte Gefühle in uns anzuregen (1), welche
sich zu bereiten, um eine gewöhnliche Empfindung in
vorzubringen. Die von Reich behandelte Dichtung ist
dem gewöhnlichen Leben näher, und so können wir
wachen, Personen und Beziehungen der Dichtung
wahrnehmen abgewinnen.“ Die Dichtung des Dichters
und Romantische, was sich auch für unsere
deutsche Literatur hat, noch unsere Literatur
vor sehr zu hüten, daß es nicht bei Höpman
in übergründlicher Reichheit und Continuität
Daraus waren solche Dichter, wie Höpman, die
sich dem Dichtern durchaus unangenehm.

*) Diesen zweiten Artikel werden wir im nächsten
Heft geben.

Dienstag,

— Nr. 334. —

29. November 1836.

Taschenbücherschau für 1837.

(Zweiter Artikel.)

2. Deutsches Taschenbuch. Herausgegeben von Karl Büchner.

Wie beginnen unsern zweiten Artikel über die Taschenbücher mit diesem „Deutschen“, weil es, als eine neue Geburt, den Reiz der Neuheit und zugleich einen entschiedenen Charakter vor den meisten übrigen voraus hat. Nicht grade mit Unrecht führt es diesen stolzen Titel: „Deutsches Taschenbuch“. Die beiden novellistischen Beilagen können, jeder in seiner Art, als Muster deutscher Schreibweise angesehen werden; die Gedichte tragen fast durchaus einen streng deutschen Charakter; eine deutsche Persönlichkeit, deutsche Kunst und deutsche Literatur bilden die Basis der drei übrigen Aufsätze; selbst die artistischen Beilagen — übrigens nicht Dasjenige, worauf das Taschenbuch stolz sein darf — sind Abbildungen einer deutschen Notabilität und deutscher Kunstwerke. Fürst Pückler-Muskau, trotz seiner überflüssigen vielen Orden lebendig aufgefaßt, ist mit seinem geistreich statulichen Ersicht für das Titelkupfer benützt worden; statt des Königsmonuments in München und des Gartenhauses Charlottenhof bei Potsdam hätten wir die Abbildungen von berliner Notabilitäten, deren Portraits noch nicht veröffentlicht worden, lieber gesehen. Theodor Mundt beklagt mit einer Lebens- und Charakterschilderung des Fürsten Pückler den eigentlichen Lert. Der Biograph faßt Pückler als ein bewußtes Original auf, da der Fürst ja selbst gewissermaßen zögelt, er sei ein Original, nur ein Fälschliches nicht.

Ein bewußtes Original — sagt der Verf. — ist ein Original einer Reflexionsperiode und hat den Reiz, daß es der Welt gegenüber seine Sonderbarkeit ausüben und genießen, und doch zugleich beglücklich darüber stehen kann. Es besitzt alle Vortheile und keinen der Nachtheile des naiven Originals, weil es sich selbst zu ironisiren vermag, ohne ironisirt werden zu können. Ein bewußtes Original weiß es, daß und wie es Original ist u. s. w.

Nachdem der Verf. noch manches in diesem Originalauszügen seiner Eingehendes beigebracht, geht er auf die Lebensbeschreibung des Fürsten selbst über, indem er, ohne im Anekdotenkrämer zu verfallen oder in Einzelheiten sich

aufzulösen, die wesentlichsten Momente in dem äußern und innern Bildungs gange des Fürsten zu einem lebendigen Gesamtbilde aneinanderreicht. Er unterläßt nirgend die Bezugnahmen auf des Fürsten eigne Aussprüche und Meinungen von sich wie von allgemeinen Lebenserscheinungen, eine Verfahrensweise, welche die Unselbstständigkeit schön bethätigt, womit der Verf. sein eignes Ich aufgibt, um überall, wo es irgend gestattet war, den Portraitierten selbst vorzuschieben und in erster Person sprechen zu lassen. Wo aber der Verf. selbst raisonnirt, da erkennen wir in ihm den feingebildeten, in classischen Studien gereiften Stylisten, der mit der Form zugleich das Wesen ergreift. Fürst Pückler, der die Deutschen zuerst durch Kicenzen überraschte, wie sie vorher kein vaterländischer Dory sich so öffentlich gestattet, der zu Pferde und zu Wagen wie später in der Literatur die originellsten Sprünge unternahm, der es wagte, als Salonsmensch gegen die Salonsmenschen zu operiren und schon im Leben als Verstärker auf den Kreuzwegen der Literatur einen freundlichen und geheimnißvollen Spuk abzugeben, war eines Biographen, wie Th. Mundt es ist, vollkommen werth. — D. F. Gruppe lieferte einen Aufsatz „Über die Entwicklung der neuern deutschen Kunst“. Der Aufsatz lieft sich ungemein gefällig und ist in jenem klaren und heitern Style geschrieben, der, weil er nicht in geistreiche Pointen auszulassen liebt, in die Breite geht, und trotz dem, daß er in die Breite geht, doch den schönen organisirten Periodenbau vermissen läßt. Bei den vortreflichen Kenntnissen, worüber Gruppe zu gebieten und die er zu verwenden hat, ist es wahrhaft beklagenswerth, daß er weder in dem populären noch in dem gelehrten Style schreibt, noch weniger in dem elegant geistreichen, welcher durch Schlag- und Streiflichter mehr wirkt, als man durch das volle Licht nur irgend zu wirken im Stande ist, und Alles in scharfe Epigen und faßbare Ausflüsse der Kritik zusammenzieht. So kam es, daß Gruppe weniger bekannt ist, als man nach seinen eminenten Fähigkeiten und weitläufigen gelehrten Arbeiten erwarten sollte. Der Verf. holt weit aus, er beginnt, um auf den Verfall der Kunst und auf ihr jüngstes Wiederaufleben zu kommen, bei dem Culminationspunkt der italienischen. Durch diese Verfahrensart geschieht es, daß Vieles in angenehmer Darstellung wiederholt werden mußte, was

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 320 d. Bl. D. Red.

man andertwärts ebenso gründlich und wol noch gründlicher abgehandelt lesen kann. Hierdurch hat sich der Verf. die Arbeit schwer oder, wenn man will, leicht gemacht und sich den Raum für die Erörterung der jüngsten Kunst allzu sehr beschnitten. Wenn auch die Kritik hin und wieder nicht genug eingreift oder gar Fehlschlüsse thut, so ist die Abhandlung doch im Ganzen lichtvoll, ihrem innersten Baue nach organisch zusammenhängend und, wenn auch Manches übergangen ist, was nicht hätte übergangen werden sollen, ziemlich vollständig und einen guten Überblick gewährend. Hoffentlich hat der Verf. durch die Berliner Kunstausstellung Gelegenheit bekommen, sein Urtheil in vielfacher Hinsicht und besonders in Bezug auf die von ihm hart mitgenommenen französischen Maler umzubiegen und zu berichtigen. — Diesem Aufsatz folgt eine Abhandlung von Hermann Marggraff: „Physiognomie der deutschen Literatur in den Jahren 1835 u. 1836“. Diese Literatur ist noch keine abgeschlossene und wird auch nicht als solche, sondern vielmehr als eine werdende und halbgeordnete, halb schon in der Geburt erstickte von dem Verf. betrachtet. Er stellt, wie es im „Berliner Conversationsblatt“ treffend hieß, in dieser Abhandlung ein kritisches Nachstück auf. Die innern Mängel und die äußern Drängnisse, woran und worunter unsere Literatur leidet, hat er seinem Secirer hauptsächliche unterworfen.

Vor Allem — sagt der Verf. — suche Jeder seine Selbstsucht zu überwinden und glaube Keiner, daß, weil er in der Schwäche seines Alters oder in dem Laumel seiner Jugend fällt, die Literatur selbst mit ihm untergehe oder aus ihrer ewigen Bewegung in einen ewigen Pensions- und Ruhezustand verfahe. Groß und fast unüberwindlich sind die Schmerzen und Zerkwürfnisse unserer Zeit; so spiegeln sich in jedem Einzelnen von uns ab und kehren häufig als Zerr- und Schreckbild wieder. Ich habe die tragische Nachtseite unserer Literatur hauptsächlich hervorgehoben. Ein finsterner Geist, der aber allmählig eine freundlichere Gestalt anzunehmen scheint, zieht sich durch ihren gesetz- und ordnungslosen und unschönen Bau erschütterlich hindurch.

Und mit Rücksicht auf die Verbitterung, die in den Kreisen der Literatur jetzt herrscht, schließt er mit den beherzigungswerthen Worten: „Der Geist der Erbitterung macht keine Literatur, wol aber der Geist der Versöhnung.“ Wohl uns, wenn diese Wahrheit recht und innig von uns Allen erkannt würde! Diese Abhandlung erstreckt sich über alle Disciplinen in einer der Gruppe'schen ganz entgegengesetzten kurzen, pointirten, scharfen und bilderreichen Darstellung. Der Verf. wollte für Alle schreiben, welche an Allem Theil nehmen, nicht für den Theologen, nicht für den Philosophen, nicht für den Belletristiker, nicht für den Feinschmecker allein; seine literarische Stellung verhalf ihm überall zur Autopsie und so gelang es ihm, worauf es ihm ankam, in jedem Zweige der Wissenschaft und Literatur jene finstere Nacht nachzuweisen, welche die literarischen Kräfte gegeneinander antreibt und aneinander aufreibt. Einigen Lücken sieht man die Gewaltthatigkeit ihrer Entstehung und, wie es in der Vorrede heißt, den „Conflict der Umstände“ an. Es heißt, daß der Verf. grade die pikantesten Partien unterdrücken und zurücknehmen mußte. Sind indeß einige wenige der be-

deutendern literarischen Erscheinungen, wie z. B. Schöle in der Romantik und Freiligrath in der Epik übergangen worden, so wollen wir dies entschuldigen mit der Überfülle des ineinandergewirren Stoffes und dem geringen Taschenbuchraum, auf welchen der Verf. sich beschränken mußte.

Der unterhaltende Theil des Almanachs beginnt mit einer Novelle von W. Aleris, unter dem Titel: „Post von Saden“, welche allgemein-menschliche Zustände ergreift und dem Inhalte nach ebenso interessant als in der Darstellung meisterhaft ausgearbeitet ist. Die Tragik des menschlichen Geschicks offenbart sich hier in den parallelen Lebensläufen des Hrn. v. Saden und des später in Rußland allmächtigen Büren, ein Auf- und Abwärtsgang, ein Wäh, ein bitterer Spott des Geschicks selbst, eine durchgreifende Ironie! Vergleicht man mit dieser gebiengen Grundlage die Lebendigkeit der wechselvollen Scenen und die Trefflichkeit der Sprache, so wird man zugeben müssen, daß es in der deutschen Literatur wol umfangreichere Novellen gibt als diese, aber wenig werthvollere. — Mehr Anekdoten, in ein heiteres poetisches Gewand gekleidet und mit italienischen Pazzi reichlich gefüllt, ist an den altitalienischen Novellenstyl erinnernde Novelle von Kopisch: „Der Träumer“. Unter den beigegebenen Gedichten zeichnet sich ein freisinniges Sonett von G. M. m. aus, worin jedoch nicht ein ursprünglich Chastetischer, sondern ein Helne'scher Gedanke rhythmisch verarbeitet worden, ferner die schöne Ballade von E. Ferrand: „Des Seilers Tochter“, mit bitterwürdigem Schusse, und das begeisterte begeisterte Gedicht „Nuth!“ von Stieglitz. Eichendorff klingt einige frische, Sanft- und tiefere Klänge an, während Geibel seine Sehnsucht nach Spanien in wohlklingenden Reimen und Kell'sch spanische Dioskuren, Wilt. und Alex. v. Humboldt, in metern besingt. Es ist beachtenswerth, daß an diesem Taschenbuche, mit Einschluss des Buchdruckers, Dichters u. s. w., nur in Berlin eingebürgerte Männer gewesen sind.

(Der Beschlus folgt.)

Betrachtungen über die wichtigsten Gegenstände der Bildungsgänge der Menschheit, von J. H. von W. sen berg. Xarau, Sauerländer. 1836. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Der achtungswürdige Hr. Verf. gibt uns in vorliegender Schrift eine Sammlung der bisher in mehreren Zeitschriften gestreuten Aufsätze, als der Frucht seiner Betrachtungen über die wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit, die das Aufsteigen der Wesen aller Zeiten in Anspruch genommen haben, worin sein Geist in einem Zeitraum von 30 Jahren von den zum Theil ermüdenden Amtsgeschäften die erquickendeholung fand. Die Besonnenheit und Reife des Urtheils, der Geist der Humanität und Milde, sowie einer echt deutschen Besinnung, verbunden mit einer leichten und anziehenden Darstellung machen sie zu einer sehr anziehenden lehrreichen Lektüre. Bei der großen Flut jener mittelmäßigen Producte, in denen die Jugend und Unreife mit der Aufgeblasenheit und Unwissenheit der Autoren einen widerlichen Contrast bildet, machen diese wie das vorliegende einen wohlthuenden Eindruck; selbst die kleinen Schwächen, die hier und da sichtbar werden, können bei solchen nicht und stehen dem Ganzen, wie manchem andern

Gefichte eine kleine Barze oder ein Gedächtnis und Beispielsbuch, gar wohl an. Daß diese 21 Aufsätze, welche zu verschiedenen Zeiten für verschiedene Zeitschriften verfaßt worden, zu ungleichem Werthe sind, versteht sich von selbst. Einige sind ausgeführtere Behandlungen ihres Gegenstandes, andere dagegen bloße Andeutungen und Blitze, manchmal zu kurz und manchmal wohl nicht Allen verständlich. Zu wünschen wäre gewesen, daß der Hr. Verf. bei jedem einzelnen Aufsätze die Zeit der Abfassung, sowie die Zeitschrift, in welcher er zuerst erschienen, angegeben hätte, weil dies zur richtigen Beurtheilung derselben von Bedeutung ist. Es kann eine Schrift, welche unter besonderen Umständen und Verhältnissen ein wahres Wort zu seiner Zeit war, bei verändertem Zeitgeiste als unpassend und überflüssig erscheinen.

Einer der interessantesten Aufsätze ist Nr. 1: „Der Geist der Hauptepochen der Weltgeschichte seit Christi Geburt.“ Was den Charakter eines Zeitalters vorzüglich bestimmt und entscheidet, bemerkt der Verf. dabel, sind die politischen und moralischen Ereignisse und Verhältnisse: das Steigen oder Fallen der Staaten, ihr Flor oder Sturz, Geisteskräfte oder Schwachheit der Herrscher, Kriege, Völkerverzüge, Eroberer, die Herrschaft gewisser Ideen von der unsichtbaren Weltregierung, von der Freiheit, von den Rechten und Pflichten, sodann die Erfindungen und Werke der Kunst und, fügen wir hinzu, der Wissenschaft, insbesondere der Philosophie, welche auf die Herrschaft jener Ideen einen unverkennbaren Einfluß ausübt. Mit Recht wird neben der Geistesstärke die Religion als der mächtigste Hebel zur Fortbewegung der Schicksale der Menschheit genannt, welcher da, wo die Macht der Politik kraftlos aufhört, die Herrschaft über die Gemüther gebietet; aber es dürfte nicht vergessen werden, daß es auch einen lichtscheuen, andächtigsten, die Völker entwürdigenden Geist der Religion giebt, unter dessen Herrschaft die Blüte reiner Menschheit nicht aufwachen kann. Die Nachforschungen über die Geschichte der jetzigen Welt führen sich am zuverlässigsten an Christi Geburt; denn dieses Ereignis ist der Anfang einer neuen Welt im Politischen und Moralischen, deren Umrisse und Grundlinien wir noch in der heutigen entdecken. Die universalthistorische Bedeutung des Christenthums, seine weltbildende Macht offenbart sich am deutlichsten dadurch, daß die Völker der neueren Weltgeschichte sich immer immer aneinanderanschließen, immer geradere Verbindungsadern ziehen, nicht bloß die rohen Erzeugnisse und Kunstproducte ihrer Länder austauschen, sondern auch in einen genaueren geistigen Verkehr treten und die Ideen täglich mehr als Gemeingut der Menschheit betrachten, und daß an dieses große Ganze christlicher Völker sich auch die übrigen, wie die Ägypter, Ägypten und andere, allmählig anschließen, während in der alten Welt immer nur ein Boll durch höhere Cultur oder Macht als die Hauptperson auf den Schauplatz tritt und als isolirte Pyramide über die andern hervorragt. Die Entstehung des Christenthums traf in einem Zeitpunkt mit einer großen Veränderung im römischen Reiche, welches Jahrhunderte hindurch als ein herrlich furchtbares Wesen, hernach lange als ein impotenten Schatten, endlich noch als ein großer, aber bedeutungsloser Name die Aufmerksamkeit der Welt beschäftigt hat. In der Periode der einwirkenden Verachtung des Sittenstandes und der tiefsten Sittenverderbnis erschlich die Lehre von der Macht der Dämonen und von der Kunst, sich mit ihnen in Einklang zu setzen, das höchste Ansehen. Der magische Betrug beherrschte Höhe und Nieder. Da erschien aber eine Religion, welche den Einen Gott als Schöpfer und Erhalter des Bestandes und als Vater aller Menschen, die menschliche Natur aber sowohl in ihrer Niedrigkeit als ihrer Würde darstellte, und indem sie von dem Verfall und der Ausartung derselben ausging, ihre Lehren mit der Aussicht und den Mitteln ihrer Verheilung schloß. In dem Maße, wie das Verderbnis und die Dummheit des römischen Reichs zunahm, gewann das Christenthum, durch mündliche und schriftliche Überlieferung und noch wirksamer durch der Märtyrer fruchtbares Blut, fortgepflanzt, ein immer weiteres Gebiet. Witten unter den Ureueln aller mit Übermuth

schwärmenden Kaiser kränzte es die reine Jugend dar; die schimmernden Copulanten der Weltweisen bekämpfte es durch einfache, schmucklose Wahrheit; unter dem eiserernen Joche des despotischen Despotismus erhob es, jede Unterthänigkeit durch eisernen Zwang verwerfend, die Würde und Freiheit des edlern Theils unsers Selbst zur höchsten Reinheit und Macht. Die vom Christenthum besiegten Völkerschaften wurden durch ihren ungeschwächten Geist und Muth die neuen Weltbeherrscher. Das Christenthum, nunmehr die Religion der Barbaren, erhielt ihr äußeres Gepräge der Rohheit, sowie den Charakter der Unabhängigkeit neben der größten Ehrfurcht vor dem Göttlichen. Im Norden blieb es sehr lange mit dem Heidenthum seltsam gemischt. Die Schweden bekehrten die Verehrung ihrer alten Götter mehrer Jahrhunderte lang bei, und bei ihren Festen wurden ohne Unterschied auf Christi und des Engels Michael Gesundheit, sowie auf Thor's und Odin's Wohl getrunken. Im Nordenlande hingegen und tiefer im Süden wurde das Christenthum durch fanatisches und überspanntes Mönchthum verunstaltet, eine Geburt der Flucht vor Verfolgung und Verderbnis und des glühenden und trägen Charakters südlicher Völker, und in vielen Zweigen und mancherlei Gestalten und Schattirungen, Religion und echte Menschbildung bald fördernd, bald hindernd, durch die Erde verbreitet. Dies sind die Hauptzüge des Zeitalters der nur durch das Christenthum gemilderten Barbarei und Melanarchie. Das zweite Zeitalter kann das des kirchlich-politischen Zeitalters genannt werden. Die Christenheit ist der erste große Völkerverein. Der Papst wurde im Moralischen und bald auch im Politischen sein Haupt, der Kaiser aber der Kirche höchster Sachwalter und Schirmvogt. Den dritten Zeitraum, welcher das Zeitalter oder die Dämmerung unserer heutigen Cultur darstellt, charakterisirt der dreifache Orden der geistlichen, kriegerischen und gelehrten Ritterschaft in den wissenschaftlichen Anstrengungen der Scholastik, zwischen denen der Städte bürgerlicher Erwerbsleiß in Handwerk und Handelvereinigen gegen der Umstände harten Drang erwünschten Schutz fand. Der steigende Reformationsgeist charakterisirt das vierte Zeitalter. Durch weise Behandlung hätten die Nachhaber den regamen Geist befruchtigen können; sie dachten ihn aber mit Gewalt zu unterdrücken. Dies konnte bei Meinungen, und besonders hier, bei der Idee der Geistesfreiheit nicht gelingen; Gewalt gab ihr die elastische Kraft einer bald fanatischen, bald frommen und edeln Begeisterung. Er habe aus eigener Erfahrung gelernt, sagte Heinrich IV. von Frankreich, welche Gewalt die Religion über die Menschen habe; sie gleiche einer Flamme, die um so heftiger emporschlägt, je heftiger man sie zu unterdrücken suche; Verfolgung erhebe den Menschen über sich selbst, lasse ihm Leiden glorreich erscheinen und mache ihn fähig, seinem Gewissen jedes Opfer zu bringen. Die schnelle Verbreitung und das dauerhafte Wirken der neuen Ideen verdankt aber die Reformation nicht der Consequenz ihrer Ideen, sondern dem wunderbaren Behikel der Druckschrift, die das Heiligthum des Wissens Allen aufschloß und die Gedanken des seitern Genies zum Gemeingute der Menschen machte, aber auch den Forschungsgeist in allen Classen erregte, das Höchste und Wichtigste der Prüfung Aller unterwirft und mit der Wahrheit auch den Irrthum zu Jedermanns Kunde bringt. Aber die steigende Cultur war für die christliche Welt nicht reiner Gewinn; denn was wichtiger ist als alle Cultur, Religion, Sitten, Vaterlandsliebe verloren. Darauf folgte das Zeitalter der sinnlichen und Verstandescultur, welches auffallende Contraste darbot. Der reformatorische Geist und die Jesuiten, das vierjährige diplomatische Schauspiel der verwickeltesten Unterhandlungen, worin Frankreich seine überlegene Kunst bewährte, die Ausbreitung des Handels und die Vervollkommenung der Kriegeskunst, die Verfeinerung, Politur und Eleganz der Sitten, mit dem weltläufigen Gode höfischen Anstandes, in dessen herzoglichem Ringklang jeder Balanzerie und sinnlosem Gauckelspiele von Etikette die Würde des alten Ritterthums sich ganz verlor und in dessen Schatten sich Dienstbarkeit und Unsitlichkeit verhielten, der un-

erschließt solche Mächte der Mode, die Ausbreitung und Bekämpfung der lebenden Sprachen, die feine Cultur des Geschmacks, der schönen Künste, der Wissenschaften und später auch der Philosophie nach den unsterblichen Mächtigern der Griechen und Römer, die sogenannte Philosophie des Lebens und freigeistliche Gesinnung Rousseau's und der Encyclopädisten neben der religiösen Schwärmerei, die Lobpreisungen der Freiheit, unter denen selbst unumschränkte Monarchen, wie Joseph II., den Ton angaben, während das schwarze Menschengeschlecht zur Sklaverei verdammt blieb, — diese Gegensätze sind die am meisten hervorstrahlenden Charaktere dieses sanften Zeitalters. Das große Weltereigniß der ausgedehnten menschlichen Staatsumwälzung war jetzt vorbereitet, ein Symptom nach dem andern verkündete den nahen Ausbruch, erste Prophezeiungen erschienen; eine weise und krafftvolle Politik hätte den Einsturz aufhalten, vielmehr verhindern können; allein Schwachheit, Unsicherheit und Verblendung, Folgen der Verwahrheit, strakten rückend die Mächte, habet und beförderten den Untergang. Schon früherhin hatte in England die Trauerscene der Hinrichtung Karl I. ein großes Warnzeichen aufgestellt, daß sich der in einem ganzen Volke erwachte Freiheitsfinn wol einige Zeit halten, nimmer aber, wenn er einmal erstarkt ist, mit Gewalt erdrücken lasse, indem sonst die Macht der Meinung unterliegt. Vergebens! Selbst Frankreichs Regierung ließ das Warnzeichen unbedacht. Obgleich erst bürgerlichen Unruhen (der Lique und Fronde) mit Mühe entkommen, fuhr sie fort, ihr einziges Bestreben auf Unbeschränktheit der Gewalt zu richten. Die Grundlagen der uraltesten Verfassungen waren untergraben; die Bande der Ehrfurcht und Liebe zwischen Hohen und Niederen waren erschlafft, die Gesinnungen der Menge, die sich zurücksetzt oder geränkt glaubte, gerietzen in Gährung, der Zunder eines ungeheuern Brandes war zum Theil durch die Mächte selbst überall ausgebreitet; einen einzigen Feuerfunken an den rechten Fackel hingeworfen — und die Welt stand in Flammen. Die Begeisterung, welche die ersten Schritte der Nationalversammlung in Frankreich und im Auslande erregte, war unermesslich und erhielt sich noch lange bei der Mehrheit, nachdem bereits große Gewaltthaten und Frevel viele Gemüther der besonnenen Bewegung entfremdet hatten. Während zu London Burke ausrief: Frankreich sei auf Europas Karte gestrichen, veränderte sich mit Gleichgefinnten: ein neues Licht der Freiheit beginne, seine Strahlen über die Welt zu werfen. Das veraltete Gebäude des Lehenwesens wurde zu Paris mit Einstimmung aller drei Stände in einer Nacht zerstört. Freiheit und Gleichheit hieß die Lösung; aber diese war die grimme Cyber des politischen Fanatismus, und es bedachte sich des Plinius Spruch: „Nichts ist ungleicher als die Gleichheit selbst.“ Es ward der lähne Versuch gemacht, eine ganze große Nation von dem Gedanken an Gott loszureißen; eine Nymphe, Göttin der Vernunft genannt, wurde der Gegenstand ihrer dachantischen Verehrung, bis endlich, aus dem eignen Laumel erwachend, die Führer, ein blutdürstender Senat, der betrübten und verdäbten Erde das Dasein eines höchsten Wesens verkündigte. Nun wurde ein ungeheures Schreckenssystem die Seele, der Befehlgeber und der Schutzgeist der neuen Republik, bis zuletzt nach mannichfaltigem Bildwechsel jener Einzige, Frankreichs Kaiser, sie über Alle erob und für sich die reise Frucht pflückte. Der Verfasser verfolgt das Schicksal Frankreichs in dem ersten Aufzuge nur bis zum October 1803. Was seitdem in raschem Wechsel aufeinander gefolgt ist, überwiegt an erfolglosem Einsatze auf die Gesellschaft die Ereignisse von Jahrhunderten. Napoleon's Werk, das den außerordentlichen Heiden und Staatsmann überlebte, führt ihn in der Weltgeschichte einen hohen Rang über die andern Eroberer. Er ging unter, aber sein geistiges Werk steht aufrecht, und die unter dessen Schutze gereizten Völkern fahren fort, auf dem Erdboden sich fortzupflanzen. Die Gleichheit Altes vor dem Neuen, die Gleichheit der Abgaben, der Kriegspflichtigkeit, der Gerechtigkeitsverwaltung, der Be-

satzung, zu erwerben und zu besitzen, und der Zuleistungsbeitrag zu allen Andern und zu Ehrenstellen, endlich die Freiheit der Glaubensbekenntnisse in bürgerlicher und politischer Beziehung sind Güter, seit Jahrhunderten vermischt, welche Napoleon nicht zuerst den Vätern zugesprochen und gebracht, denn es nahm aber der Geist seiner bürgerlichen Gesetgebung sich gemacht hat: sie sind selbst zur Befähigung und Grundlage der Monarchien geworden. Aber Napoleon den Eroberer hat die Welt mit Stränge gerichtet; das Gerichte der Nachwelt über Napoleon, den Bezwingen der Anarchie und den Retter des umgestalteten Frankreichs, kann ihn nur immer mehr vertheidigen. Die größte Aufgabe des 19. Jahrhunderts ist es: Den Ruin einer festen Grundlegung gesellschaftlicher Freiheit und ihrer Vertheidigung gegen die Mächte der Fiktion, mittels allgemeiner Verbreitung eines gesunden Patriotismus, mittels allgemeiner Verbreitung eines gesunden Patriotismus, mittels allgemeiner Verbreitung eines gesunden Patriotismus, in allen Theilen des Volks standhaft zu behaupten.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

In dem vor nicht gar langer Zeit erschienenen „Lien des Sie Humphry Davy“, welcher sieben Jahre hindurch Präsident der königlichen Societät und einer der Enkoden des britischen Museums war, findet sich folgende merkwürdige Stelle: „In einem im Jahre 1829 von ihm aus Rom geschriebenen Brief in Betreff der wissenschaftlichen und artistischen Sammlungen Englands. „Ich glaube kaum“, heißt es hier, „daß irgend ein anderes Land, welches Sammlungen alter Kunst und Wissenschaft aufzuweisen hat, niedriger in dieser Hinsicht stehen kann als England. Einige freigebige Patrioten haben allerdings erhebliche Privatsammlungen zu Stande gebracht, doch einige öffentliche Anstalten und Hochschulen haben aus dem Fonds der Wissenschaft mannichfache Hülfquellen abgezogen, allein unsere große Nationalanstalt selbst, das britische Museum, ist eines solchen Volks unwürdig und muß vielen ähnlichen Instituten in Continentsstaaten zweiten Ranges weit nachgeben. Diese Anstalt, meist mit so vieler Liebe von einzelnen Gönnern beherrschend Veränderung und Verbesserung; vielleicht wäre der beste Zeitpunkt für eine solche radicale Umgestaltung dieses Museums und vertheilten Instituts der günstigste. In allen Wissenschaften Hauptplatz verlangt das Volk nach Bildung; es sucht auf alle Weise dazu zu gelangen, und sein Eifer ist so groß, daß sogar nach ungesegneten Mitteln greifen wird, wenn man ihnen den Zugang dazu nicht auf dem geraden und rechtlichen Wege verstaten wird; es ist also nun wol die höchste Zeit, daß die Geseßgebung nicht länger hinter den unmittelbaren Bedürfnissen des Volks zurückbleibt, sondern ihnen auf angemessene und zweckmäßige Weise entgegenkommt.“ Man vergleiche mit dieser bedeutungsvollen Notiz Das, was in Nr. 173, 174, 207 und 208 d. Z. Gelegenheit der Anzeige der Schrift des Dr. Grunow über den gegenwärtigen Zustand der Royal society gesagt worden ist.

Ludwig XVIII., König von Frankreich, starb am 16. April, Marie Josephine von Savoyen, mit welcher er verheiratet war, starb am 1. April 1811. Auf ihren im Monat November 1811 erhaltenen Briefen liegt sich folgender Brief von ihm. „Sie wissen, wie sehr ich den Gedanken von Avaray unter dem 1. April 1811, wie ich den Frühling liebe, wie sehr ich mich immer an den kühnsten Land, an den ersten warmen Sonnenstrahlen freue — auch jetzt regt sich in mir dieses freudige Gefühl mit Barmuth vermisch. Wir haben hier eine weite Aussicht, die in diesem Jahre vorzüglich schön liegt. Ich, die ich pflegte ich ihr immer an ihrem Geburtsstage zu verzeihen, der Geburtstag hat sich seitdem erant. Ich habe mich nicht unter schmerzlichen Gedanken für die Abwesenheit bedauert, Sie aber nicht, daß diese Barmuth je aufhören sollte. Bäre dies, dann hätte ich sie nie geküßt.“

Literarische Unterhaltung.

Mittwoch,

Nr. 335.

30. November 1836.

Taschenbücherschau für 1837.

Zweiter Artikel.

(Befchluss aus Nr. 334.)

3. Taschenbuch der Liebe und Freundschaft gewidmet. Herausgegeben von St. Schüge.

Dies Taschenbuch gehört bereits zu den Veteranen, welche zugleich invalide geworden sind. Vordem hatte es eine ruhmvolle Zeit, damals, als es statt der Bilder nur die Andeutungen von Bildern bot, jene kleinen Miniaturstücke, die wie Wandstreifen den rhythmischen Erläuterungen auf- und vorgelegt waren. Ist seitdem die Zeit ernster geworden, so daß sie diese Bilderchen nicht mehr genießen mag, oder wollte sich für die feste Hand Ramberg's kein Ersatz finden, wir wissen es nicht zu entscheiden, aber wir wissen, daß die Kupferstichbeilagen durch nichts, nicht einmal durch ihre Kleinheit, vor denen der übrigen Taschenbücher sich auszeichnen. Sie sind zum Theil nicht schlecht, aber noch weniger gut, in der Zeichnung besser gerathen als im Stich, und stellen mehrere Arten dar, wie man sich nach langer Trennung wiedergefunden und sich dabei herzlich gefreut hat. Die poetischen Erklärungen von St. Schüge haben, wie immer, Mangel an Anschaulichkeit und Prägnanz; nur die Interpretation des letzten Bildes macht, als eine lustige und wacker vorgetragene Anekdote, eine Ausnahme. Der eigentliche Kern des Taschenbuches beginnt mit einer Erzählung von C. v. Wachsmann: „Die geheime Sendung“, welche nicht einen Zoll breit über die Linie der Mittelmäßigkeit hinauskommt; da jedoch unser Taschenbuchpublicum an Mittelmäßigkeit reich gesegnet ist, so können wir dieser Erzählung ein großes Publicum im Voraus versprechen. Sie ist eigentlich eine Paraphrase des Sprichworts: Ehrlich währt am längsten, oder: Treue Paad geht durchs ganze Land. Ein Schweizerischer Ritter, ein wackerer derber Rumpan, kommt an den Hof Heinrich III. von Frankreich, wo er sich sehr ruhig, aber auch sehr albern benimmt und von der klugen Königin Mutter, die in diesem Falle dumm genug ist, einen ehrlichen Schwelger zu einer Schandthat abrichten zu wollen, dazu angeklüftet wird, Heinrich IV. menschlings umzubringen. Daraus wird nun allerdings nichts; dagegen segnet die Königin Mutter das Zeitliche noch zur rechten Zeit, so daß der Schweizer Arnold nach Herzenslust freien

und seine geliebte Euphrosyne als seine Gattin in die Berge seiner Heimat verpacken kann. „Bilde Liebe und feste Freundschaft“, Novelle von Wilhelm Blumenhagen, ist nicht ganz so schlecht, aber auch nicht ganz so gut, als sie sein könnte, bewegt sich jedoch in natürlichen Verhältnissen und theilt mit der Wachsmann'schen Novelle den Vorzug, in lauter Lust und Vergnügen zu enden. Viele Leute werden daran ihren Spaß haben. Die Kunst, eine Novelle für ein gewöhnliches Taschenbuchpublicum zurechtzusetzen, beruht auf sehr sichern Principien. Ein wenig Historie wird eingeflickt, als Unterfutter für den schädigen Rock der Novelle, den man nun auf die möglichste Art durch Monologe und Dialoge ausweitet. Es ist hier Regel, daß man die Personen schwachen läßt statt sprechen, und daß man da hundert Worte braucht, wo eins schon zu viel wäre. Auf diese Weise macht sich das Ding, man weiß nicht wie, und wird, man weiß nicht was. Ein ganz anderes Talent bekundet sich in der Novelle von Ludwig Storch: „Die Feenlinde“. Hier waltet das Thatsächliche vor; die Sprache gewinnt Kraft, Leidenschaft, Prägnanz; poetische Elemente mischen sich ein; die Verhältnisse, die hier ineinander und wieder aufgewickelt werden, spannen und lösen sich natürlich und befriedigend. Ohne grade ein Kunstwerk zu sein, hat die Novelle den Vorzug, nie mehr und nie weniger zu geben, als grade nöthig ist — eine Eigenschaft, welche sie einem Kunstwerk nahe bringt. Unter den Gedichten gibt es mehrere von Ludwig Beckstein, welche breit und weitschweifig sind und den Ruf, in welchem der Verf. hier und dort steht, nicht rechtfertigen. Die Bruchstücke aus einem Lehrgedicht von Fr. Rückert bewegen sich in jener tiefen Osmenweicheit, die dem Dichter eigenthümlich ist und, mit dem blumenreichen Gewande poetischer Darstellung angehan, die einzelnen prosaischen Untiefen darin auf das freundlichste verhüllt.

4. I d u n a.

Dies Taschenbuch ist edeln Frauen und Mädchen gewidmet und nur in Osterreich, wo die Literatur ein wenig hinkt, genießbar. Die Ostriker müssen sich überall mit einem Surrogat des Bchten bescheiden, und sie bescheiden sich, denn sie sind bescheiden. Iduna, ein Taschenbuch von kleinstem Format, hat sich nun schon durch 17

Jahres hindurchgebräut, obgleich Norddeutschland wenig von seiner Existenz weiß. Man begreift die Lebenskraft nicht, die in diesem zweierhastigen Taschenbuche liegt. Ganz besondere wtener Auspicien müssen es aufrechterhalten. Die Dapfen sind die schlechtesten, welche ich seit langer Zeit, mit Einschluß der Kinderchriften, in einem Buche wahrgenommen habe; ja, man könnte sagen, sie wären das Schlechteste am Buche, wenn die Erzählungen nicht so möglich noch untergeordneten Werthes wären und die Mehrzahl der Gedichte nicht die unterste Stufe der Mittelmäßigkeit occupirt hätte. „Das kostbarste Kleid“, von Joh. Langer, eine angeblich humoristische Erzählung, ist kaum mehr als Anekdote; „Die Retterin“, von Dr. E. Dräxler-Mansfred, ein bescheidenes Stück aus der Geschichte Otto's von Wittelsbach, welches in eine Heirath ausläuft; die „Betrachtung über Restaurationen und Leihbibliotheken“ von P. H. W. Schnaase, obgleich sie nur drittheil der kleinsten Seiten umfaßt, immer noch zu lang und die Erzählung: „Leiden und Freuden eines Hosenpielers“, von F. J. Hannusch, welche anfangs equidillige Löhne anschlägt, mit so gewöhnlichem Schlusse versehen, daß man um so mehr überrascht wird, je weniger man ihn, eben seiner Gewöhnlichkeit wegen, hier erwartete. Die Gedichte sind zum Theil als Gedichte gelungener, als die Novellen als Novellen und die Kupferstücke als Kupferstücke.

5. Gedenke mein.

Unter den Kupfer- und Stahlstichen zeichnen sich das Portrait des Lords Byron und ein Mädchen, welches in einer Fensterbrüstung in sitzender Stellung lehnt, vorthellhaft aus; dagegen ist die Darstellung eines Ritters, welcher seiner Geliebten den „letzten Kuß“ gibt, von einer ebenso originellen Erfindung als widerlichen Auffassung. Mehrere Dichter haben diese Bilder, einige mit Gluck, rhythmisch zu erläutern versucht. Eschabuschnigg's Novelle: „Der fünfte Act“, ist an einigen Stellen mit zarter Poesie angehaucht; aber wenn die Basis auch eigenthümlich erfunden ist, so ist der Schluß, der ein Mädchen ungeschickt auf die Wahre bringt und den Knoten, statt ihn zu entwickeln, zerreißt, aller Poesie, ja der Eigenthümlichkeit selbst entfremdet; diese herzbrechenden Schlüsse sind in den Novellen unserer jüngern Novellisten an der Tagesordnung, sodaß sie Einer immer von dem Andern copiet und nichts weiter dazu erfindet, als eine sentimentale langgesponnene Einleitung. Eine gesuchte Empfindsamkeit theilt dieser Novelle überhaupt einen krankhaften Charakter, welcher zu keinem ungetrübten und reinen Genusse kommen läßt. Eine Erzählung von Karoline Leonhardt: „Das Eifengitter“, berichtet uns von einem Spul, der ehemals ein Mensch gewesen und von Menschen, welche herumwandeln wie ein Spul. Jener war ein Schlossermeister zu Augsburg, der mit dem Bösen im Bunde war und, weil er ein Eifengitter nur so weit zu Stande brachte, daß zur festgesetzten Stunde noch eine Schraube fehlte, eine Dente des Teufels wurde. Nun findet er nicht eher Ruhe, bis ein tüchtiger Schlosser kommt und diese Schraube fertigt und einpaßt. Endlich findet sich ein

junger Schlosser, der sich, um sein Lebensglück zu begreifen, der gefährlichen Arbeit unterziehen will, aber vor der Ausführung erschreckt und davonläuft. Nun endigt sich die Erzählung traurig, bei dem weiblichen Theile mit dem, bei dem männlichen mit Schwestern; die Schwestern sollen an dem Stiller heutigen Tage noch fehlen. „Der zerstörte Lebensglück“, Erzählung aus dem Tagebuch eines Reisenden, ist kurz, aber lesbar, während die biblische Erzählung von Ehrlich: „Der Blodengut zu Tylau“, für Leute von Geschmack unlesbar ist. Es ist schwer zu sagen, an welcher Stelle hier die Spitze steht. Da finden wir Stellen wie diese: „in einer Kammer lag an Händen und Füßen gekettet, der magelnde Diethelm; Todesfarbe auf dem Antlitz, Blut an den Händen; ein Bild (?) unmenfchlicher Rohheit, zerkratzt (!), zerissen, zerhackt bis auf die Knochen“; endlich aber sehen wir Diethelm nach der Befreiung „schwachgerichtet. Einiger Seiten die gefesteten Augenlider des Bedauerns, herabschauend auf die blasse Wange (auf weiffen auf die eigne? das versuche der Leser dem Diethelm nachzugehen); edler denn je schwebte die Jungfrau“ u. s. w. Aber unbedeutend ist die kleine Erzählung von Regina Hochberg: „Die Reise“. Von allem und besserem Material Taschenbuch bilden die Gedichte, worunter Lieber und laden von Wecklein, Braumthal, Palm, G. Schlegel, Lyser, Mansfred, Schumacher, Seidl, Stiassny, Vogl. Der Kriegs- und Siegesgesang: „Auf die Wunden“, von Carlopago hebt sich durch Kraft und Schönheit der Sprache und des Verses hervor.

6. Penelope. Herausgegeben von Theodor Hell.

Die artistischen Beilagen bestehen aus gemalten Bildern, aus historischen und erdichteten Portraits. Die ersten sind höchstens gefällig componirt; zu den historischen Portraits gehört das Bildniß der Kaiserin Maria Theresia, Maria Anna Karolina, und das der Kaiserin Anhalt, Henriette Katharina, welche 1708 zu Braunschweig gestorben ist; zu den erdichteten das mit der Unterschrift „Eudoria“ bezeichnete, Phantasie- und Phantastisches eines von dem Novellisten E. v. Wachsman: gehaltenen Phantastisches, und in dem gewöhnlichen Frauenotypus gehalten, wie ihn die Wiener Dichter und Ender mit einigen Variationen vulgare gemacht haben. Die Erzählung: „Seine und Antike“, von E. v. Wachsman, spielt in zwei Abtheilungen. Die erste trägt die Überschrift: „Paris“. In dieser Abtheilung entlarvt ein junger Russe seinen schändlichen Schmeichler. In der zweiten Abtheilung: „Augustus“, wobei man keineswegs an eine deutsche Kaiserin denken hat, triumphiert der junge Russe über seinen Gegner, der unterdessen Khan geworden ist und sich befriedigt hat. Die nach dem Tode des braven Mannes erfolgende Vermählung zwischen Baturin und Antike wird nach so viel Angst und Gefahr dem glücklichen Ende wohlthun. Die Erzählung ist gewöhnliches Fantasy. Der Verf. schreibt immer im hohen Style, wie z. B. nicht: Baturin war längst eingeblasen, sondern: Baturin war längst von Morpheus' Armen umfassen

leben u. s. w. „Walter Sherry“, Erzählung von Wil-
helm von Lüdemann, hat sprachlich und stofflich vor
den Bachmann'schen viele Vorzüge voraus. Walter Sherry
ist der angebliche Thronfolger des osmanischen Kaisers,
der sich in Edinburgh auf, wo er eine geheimnißvolle und
wunderbare Rolle als reeller Christ spielt, und fähig end-
lich sein in Sturm und Drang errungenes Kirchlein nach
seiner schönen Landflur bei Sebastopol heim, wo er in
glücklicher Übung christlicher Frömmigkeit, im Kreise von
niederholenden Kindern u. s. w. Niemanden von uns Allen
meiden soll. Daß Walter Scott ebenfalls in dieser son-
derbaren aber pikant erfundenen Erzählung agirt, macht
die Sache noch interessanter. Wer Chamisso's schöne
Fabel: „Die Löwenbraut“, gelesen hat, kennt zugleich
den Grundstoff der dritten Novelle gleiches Namens. Es-
sai, der Verfasser, hat sich bemüht, möglichst viel in den
Wort hinein und ihn dadurch aufs Beste hinauszu-
themen. Nicht das Umfangreichste, aber doch das Werth-
vollste steuerte W. Alexis bei, ein Capitel aus seinem
Leben, unter dem Titel: „Das Nonnenkloster zur heiligen
Katharina in Breslau während der Belagerung 1806“. Die
Darstellung dieser Kloster-scenen ist überaus lebendig
und in allen ihren Theilen musterhaft. Eine biographi-
sche Skizze: „Penelope Katharina von Anhalt, geborne
Prinzessin von Nassau-Drachen“, trägt durch ihren ern-
sten würdigen Charakter dazu bei, dem Taschenbuche das
Interesse der Mannichfaltigkeit zu verleihen. Penelope
Katharina war die Mutter Leopold's, des berühmten alten
Deffauers; das beigegebene Portrait gibt ihre adelig schön-
en und fromm-ernsten Züge in getreuem Abdruck wle-
er. Auch eine ziemliche Anzahl von Liedern, die gebräuch-
liche Weihnachts- und Taschenbücher ist hier zu finden. Die
besten zeichnen sich durch Wohlklang aus, so der „Blu-
menkranz“ von Sprengel und die Lieder von Kitzler;
die Ballade ist von Hermann Matthay und Eduard
Fersand gut vertreten; das Parteste und Sinnigste lie-
rete J. Rosen. Penelope zeichnet sich unter den Sprö-
ßlingen, welche die Almanachsliteratur jährlich heraufstiebt,
immer noch genügend aus. 105.

Betrachtungen über die wichtigsten Gegenstände im Bil-
dungsgeange der Menschheit, von J. H. von Wes-
senberg.

(Beifügung aus Nr. 32.)

Der Charakter des 18. Jahrhunderts, den der Verf. im
Abgeschnitt schildert, ist nicht mit Unrecht der philo-
sophische genannt worden, da die Ideen und Geistesfor-
mungen auf die Befestigung der Menschheit mehr als in einem frü-
hern Zeitraum eingewirkt haben. Nicht nur im Gebiete der
menschlichen Wahrnehmung, auch in den weiten Regionen des Ge-
müths und Gefühls suchte die menschliche Vernunft jeden Ge-
genstand in den Spiegel ihrer Reflexion mit möglichster Klar-
heit aufzunehmen; aber die Bildung des Verstandes und der
Vernunft gewann die Oberhand über das Gemüth, die Grenzen
zwischen dem Gebieten des Glaubens und des Wissens gerietzen
einstimmig in Verwirrung, der Aberglaube nahm zusehends
zu, aber in dem Maße wuchs auch der Unglaube, sowie
der Wahnglaube an die Möglichkeit, das Übernatürliche zu
gründen und zu bewältigen. In den Wissenschaften schlug

man mehr denn zuvor den Weg der Befassung ein, die Phi-
losophie aber trug den übrigen die Fackel davon. Im Gegen-
satz zu dem Skepticismus in der zweiten Hälfte des 18. Jahr-
hunderts stellte Kant die Würde der Wissenschaft wieder her,
doch waren seine Verdienste mehr verstanden, den Irrthum
verurtheilt, als positiver, Bekehrten feststellender Natur.
Den Leibniz sieht Hr. v. W. mehr als billig auf die Seite der
Skeptiker, ohne Berücksichtigung des Dogmatischen, Constructi-
ven seiner Natur, indem gerade die Leibniz-Wolff'sche Schule die
Philosophie künstlich abschließen und stereotypisch zeichnen
wollte, gegen welches etwas philiströse Verfahren eben Kant
seine Kritik richtete. Neben Kant mußten Jacobi, Reinhold
der Vater und Fichte genannt werden, dessen „Wissenschaftslehre“,
sowie der Standpunkt seines akademischen Lebens in Jena in
das letzte Decennium des 18. Jahrhunderts fiel. Unter den
deutschen Classikern ist Herder nur als Prosaischer genannt und
mit Unrecht hinter Winckelmann gesetzt, den er an plastischer
Darstellung und Phantasie weit übertrug. In der Musik
durfte Beethoven nicht übergangen werden, von dessen grandio-
sen Schöpfungen eine gute Partie noch in das 19. Jahrhundert
fallen. Die Genussucht wuchs in diesem Jahrhundert ins Un-
geheure, aber das folgende übertrifft bereits seinen Vorgänger.
Genuss scheint jetzt des Lebens einziges und höchstes Ziel. Die
Menschen wurden flegler und verträglicher, aber dabei verlor
sich auch die Scheu des bösen Scheins, des lächerlichen Kufs; das
Laster wurde vornehmer und schamloser, der Schleier der Eit-
samkeit riß sich durchsichtiger. Im Keigebenen waren die Menschen
weder warm noch kalt. Noch erschien die katholische Kirche im
äußeren Glanze, doch ihr inneres Leben war durch vielfarbige
Gelehrerei und hässlichen Zwiespalt gestört. Die Kirche genö-
thigt von der Ruhe, im Innern säte der Feind bösen Samen
und die Wächter zeigten sich oft seiner Vertilgung nicht gewach-
sen. Drei Ereignisse waren im Laufe des Jahrhunderts von
Bedeutung: die Verbannung aller Missionaire aus China,
veranlaßt durch den Zwist zwischen den Jesuiten und Domini-
kanern, die Aufhebung des Jesuitenordens und die kirchlichen
Reformen durch Kaiser Joseph II. Eine gründliche Reform im
Inneren der Kirche konnte nicht zu Stande kommen. Die Kir-
chenorgane selbst hatten dafür wenig Sinn. Selbst die bedroh-
liche Macht, welche die Literatur gegen das Christenthum ent-
faltete, konnte sie nicht bewegen, eine genaue Eutragung des
gebliebenen Goldes im Schatze der Kirche von dem Bleisatzlage,
den unlauteren Absichten oder Schwachsinn beigemischt hatten,
vorzunehmen. Man begnügte sich der Schule Voltaires (und,
setzen wir hinzu, der Encyclopädisten), die das Christenthum
mit allem Aufwande von Witz und Dialektik dem Gelächter
preisgegeben suchten, die Aussprüche der Kirchenväter und Cons-
ilien entgegenzustellen, und indem man auch das Hinkillige
vertheidigen wollte, gab man Rissen, die von den Gegnern
zu Bekämpfung des Wesentlichen benutzt wurden. Die Frei-
heit der Presse endlich ist ein Gedanke des 18. Jahrhun-
derts. Durch sie bereitete sich die Kritik in allen Richtungen
aus, und so ist es einzelnen Geistern in Zukunft unmöglich ge-
worden, das Joch ihrer Autorität den übrigen für lange Zeit
aufzulegen und ihre Herrschaft weiter auszudehnen, als die nie
flüchtende Kritik ihre Zustimmung erteilt. Diese Macht der
Kritik ist vielleicht die werthvollste Gabe, welche wir dem Geiste
des 18. Jahrhunderts verdanken. Sie verbindet den Stillstand
und die Erstarrung der Geister, sie macht die Rückkehr der
Unwissenheit unmöglich, sie erleuchtet unermüdet und ohne
Erstarrung der Wahrheit und allem Guten, das verkannt
wird, die Anerkennung und den Sieg, verbirgt den Wissen-
schaften ihren ungehörten Fortschritt, läutert den Geschmack
und bewahrt selbst die Religion gegen Verunstaltungen.

Mit diesem Aufsatze stehen in Verbindung Nr. 14: „über
die öffentliche Meinung“, und Nr. 15: „Die freie Presse“, als
Batum über den Antrag der Aufhebung der Censur und Ver-
stellung vollkommener Pressfreiheit vorgetragen in der ersten
Kammer der badischen Landstände 1831, als Commissionärs-

nicht. Sobald ein Volk nach Freiheit strebt, sobald es nach Gerechtigkeit regiert sein will, sobald es seine Rechte gegenüber den Machthabern zu behaupten will und Kraft hat, wird auch unvermerkt eine öffentliche Meinung sich entspringen. Im jüdischen Volk ist solche frühzeitig bemerkbar; am mächtigsten zeigte sie sich in den griechischen Gelehrten und später auch zu Karthago und Rom. Im Mittelalter erhob sich die Kirchengewalt zur beinahe ausschließlichen Quelle der öffentlichen Meinung; aber erst im 15. Jahrhundert bekam diese immer stärker sich äußernde Macht ihr wirksamstes Organ in der Druckerpresse. Das Streben nach Freiheit in jeder Beziehung gewann unter den Völkern stets an Stärke und Ausdehnung. Die Kenntnisse, die bisher das Eigenthum Weniger gewesen waren, wurden immer mehr das Besitztum ganzer Massen, und die Völker selbst wurden lästern nach den Früchten des Baumes der Erkenntnis. Nun entstand ein lebhafter und anhaltender Kampf zwischen den Fürsten und Machthabern und den Völkern, die beide die Verbreitung des Lichts zu ihrem Vortheile zu benutzen suchten. Die Kluft zwischen der Wirklichkeit und der öffentlichen Meinung erweiterte sich: das Ende des Kampfes war die Ummwälzung alles Bestehenden und die freisinnige Partei trug den Sieg davon. Bei allen Völkern, deren Einrichtungen, Verfassungen, Wohlstand, Glück und Ruhm zerfielen, war ein solcher Widerspruch zwischen der Meinung und der That der Vorboten des Sturzes. Auch wir sind über diesen Widerspruch noch nicht hinausgekommen: ihm ist größtentheils die Unruhe und Verlegenheit der Gegenwart zuzuschreiben; darin bestehen eigentlich die mühseligen und angstvollen Geburtswehen unserer Zeit, daß sie sich nicht zurechtfinden kann, um jenen Widerspruch auszugleichen. Die öffentliche Meinung ging immer aus dem freien Durcheinanderströmen und Austausch der Ideen und Ansichten hervor. Sie ist eine Macht in der Gesellschaft, welche man nicht ungestraft reizen und beleidigen, oder unbeachtet lassen kann; eine Macht, deren Gunst, wie Frauengunst, oft schwer zu gewinnen ist, aber leicht verlohren wird. Wo sie mithilft, wird den Regierungen Alles ungemein erleichtert; wo sie widersteht, werden ihre edelsten Absichten vereitelt. Sie zu schaffen, ist der weisesten Regierung nicht immer möglich, wol aber sie zu vereiteln, zu leiten, zu gewinnen. Indessen darf kein Günstling der öffentlichen Meinung je vergessen, daß, wie Mirabeau sagte, es vom Capitol bis zum tarpejischen Felsen nicht weit sei. Journalisten im Solde der Regierung sind ein sehr misliches Organ. Die Mißgriffe dieser Leute, ihre Übertreibungen und kleinen Evidenzen werden nur zu leicht mit den Gesinnungen und Absichten der Regierungen verwechselt, und der Unwille, den sie erregen, geht auf diese selbst über. Sehr wahr heißt es S. 286: „Entscheidend ist es jedenfalls für den guten Erfolg, daß die Regierung zur rechten Zeit der öffentlichen Meinung entgegenkomme, oder ihr nachgebe, oder ihr widerstehe. Im rechten Augenblicke gemacht sind kleine Zugeständnisse weit mehr, als große zur un rechten Zeit. Wenn die Regierung voll Kraft ist, wenn sie das Vertrauen besitzt, wenn die Umstände ihr günstig sind, vermag sie ohne Gefahr Manches, was die öffentliche Meinung verlangt, zuzugestehen oder zu verweigern: was sie ihr dagegen im Gefühl der Schwäche aus Furcht einräumt, ist niemals ohne Gefahr. Diese beiden Auffäge enthalten überhaupt viel Schönes und manches goldene Wort. Möchten die Herrscher nicht vergessen, daß der Ruf persönlicher Pietät und Religiosität, sowie der Sittenreinheit für sie ein mächtiges Bollwerk der Ehrfurcht, Anhänglichkeit und Aene der Völker geworden, und daß sie in diesen ruhend, als hinter den Wällen ihres Thrones und Trabanten. Die Vertheidigung der Freiheit der Presse ist Hrn. v. B. im Ganzen sehr gelungen. Sehr lesenswerth, obwohl keines Auszuges fähig, sind die Gedanken auf den Trümmern des alten Roms, mit der Charakteristik der römischen Kaiser bis auf Marc Aurel. Nr. 20: „Recept gegen Misanthropie“, können wir Allen, welche Disposition zu dieser Krankheit in sich spüren,

aus Erfahrung empfehlen, da diese Recepte sich mit ihnen längst als Heilmittel gekannt mit bestem Erfolge angewandt worden sind. Die übrigen kleinen Aufsätze sind geringen Inhalts, aber deshalb doch auch nicht zu verachten. Da die Versicherung des Verf. die Aufnahme dieser Bemerkungen über ihre Fortsetzung entscheiden soll, so hoffen wir, nicht zu gegenseitig zu dürfen.

Notizen.

Vor dem Gericht von Rath Siegel aculic eine Lehnhändlerin gegen einen Mann wegen 700 Stück Linsen, in dieser, ohne aufzustehen, bei ihr verzeiht hat. Der Richter schätzte vor, er sei mit der Frau um eine halbe Krone für die größere oder geringere Anzahl Kustern übereingekommen, nicht er in einer gewissen Zeit zu verzeihen im Stand sei, er erbot sich folglich das bedungene Geldstück zu hehlen, aber dem weiteren Anführen, wie es ihm freigesprochen sei, hat 700 Stück 7000 zu essen, eine zarte Rücksicht, wofür die Frau noch Dank wissen sollte. Diese ließ sich nicht an, sondern stellte die Sache so vor: „Dieser Mann hat mich, für wieviel Kustern man brauche, sich fast zu offen. Ich verzeihete für eine halbe Krone, woraus nach meiner Meinung nicht folgt, daß ich für diese Kleinigkeit den Mann nicht straf habe sätigen wollen.“ Trotz der Entgegnung, die ihm eifers hat der Richter ihn zu Bezahlung der verprochenen 700 Stück Kustern verurtheilt.

In dem Dorfe St. Port bei Gerdail hat man neulich fünfzig zufällig Briefe von Voltaire's Hand an den Comte de Jamin entdeckt; in mehreren derselben sind Briefe des Königs, die in keiner Ausgabe seiner Werke stehen.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

**Vollständiges
HANDWÖRTERBUCH**
der
deutschen, französischen und englischen Sprache.
Zweite Auflage.
Breit-8. Elegant gebunden. 3 Thlr. 12 Gr.

Jede der drei Abtheilungen dieses Lexikons:

I. Dictionnaire français-allemand-anglais. (1 Thlr.)

II. A complete Dictionary English-German-French. (2 Thlr.)

III. Vollständiges deutsch-französisch-englisches Wörterbuch. (1 Thlr. 8 Gr.)

Ist zu dem beigesetzten Preise ebenfalls elegant gebunden besonders zu haben.

Dieses Wörterbuch, für dessen Brauchbarkeit ich schon Jahresfrist nöthig gewordenen zweite Auflage, zeichnet sich ebenso durch seine Vollständigkeit, orthographische Einrichtung aus. Die Schreibung ist Deutlichkeit der dazu verwandten englischen Lesart, und mehr hervorgehoben durch den auf das schönste ausgeführten sehr ansehnlichen Druck, machen die Bände außerordentlich bequem. Auf die Correctheit ist nicht weniger eine große Sorgfalt verwandt; der Preis aber nicht diesem Umfange und solchen Leistungen unbillig erscheinen.

Leipzig, im November 1835.

F. A. Brockhaus

Hierzu Beilage Nr. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Correspondenznachrichten.*)

Kopenhagen, im Juli 1836.

Die Ständezeitungen machen jetzt den wichtigsten Theil der Tagesliteratur aus und veranlassen auch häufige Erörterungen in den übrigen Blättern. Da die Verhandlungen der Ständeverammlung der Inseln, welche bekanntlich in Kopenhagen gehalten wurden, bereits beendet sind, so hat die erste jener Zeitungen (die rosenkroger Ständezzeitung) auch bereits ihr Ende erreicht. Die rosenkroger Ständeverammlung scheint sich besonders der fast ungetheilten Zufriedenheit des Publicums erfreuen zu können, die hollsteinsche weniger. Die Sitzungen der schleswigschen und jütlandschen sind noch nicht zu Ende. Bekanntlich wurde die Ernennung A. S. Dersteb's zum königl. Commissarius in den Deputirtenversammlungen mit allgemeinem Jubel empfangen, sowie die Wahl des Prof. Schouw zum Deputirten der Universität auch sehr populär war.

Daß unter den Abgeordneten aus den gebildeten Classen sich mehrere auszeichnen würden, war wol zu erwarten; aber auch aus dem Bauernstande haben einige die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Zwei dieser Männer, die Kier in der Versammlung zu Bildung und Ris Lorenzen in der zu Schleswig, verdienen vorzüglich rühmlichst genannt zu werden. Der Erstgenannte sprach unter Anderm den dänisch redenden Einwohnern des Herzogthums Schleswig das Wort. Dort nämlich redet ein großer Theil der Bevölkerung (etwa 130,000 Menschen) nur dänisch; nördlich von Flensburg versteht das Volk kein Deutsch. Nichtsdestoweniger sind sie bis jetzt gezwungen worden, sich von deutschen und nur deutsch redenden Beamten administrirt zu lassen, auf einigen Orten gar deutsche Predigten zu hören, ohne sie zu verstehen. Sie verlangen jetzt durch den Deputirten R. Lorenzen, daß die dänische Sprache in jeder Hinsicht bei ihnen eingeführt werden mag, und dies so billige Verlangen findet vielen Widerspruch! In einer kürzlich erschienenen interessanten Schrift: „Für Dänemark und für Holstein“, von Prof. Paulsen in Kiel, kommt der Verf. auf denselben Gegenstand. Auch ihm ist es auffallend, daß so gerechte Forderungen selbst unter einigen Schriftstellern Widerstand erfahren, ja mitunter mit Hohn zurückgewiesen werden. Eben dieselben Schriftsteller erwähnen mit süßlichem Lachel der Ungerechtigkeit, daß in den Gerichten Belglands während der holländischen Regierung in einer fremden Sprache verhandelt wurde, und denken gar nicht daran, daß eine solche Rechtspflege noch jetzt im nördlichen Schleswig für mehr als hunderttausend Menschen stattfindet. „Dies sonderbare Verkommen ist“, sagt Prof. Paulsen, „eine schon Jahrhunderte lang dauernde Folge der ehemaligen hollsteinschen Eroberung des Landes“, und die Anomalie wird, wie er ferner bemerkt, von einem großen Theile des Beamtenpersonals, unter dem auch so viele Holsteiner sind, noch immer gegen den Wunsch des Königs aufrechterhalten, sobald in der allerneuesten Zeit von einer höhern Behörde einem Unterbeamten in dem am meisten dänischen Theile Schleswigs sogar untersagt worden ist, sich des Dänischen als Gerichtssprache zu bedienen und dänisch gemachte Aussagen dänisch zu protokollieren.

Gegenstände öffentlicher und geheimer Unterhaltung waren sehr lange das officiell kundgemachte Staatsbudget für 1835, die Verhandlungen darüber in der Ständeverammlung zu Kopenhagen und der Proceß des Prof. David, welcher in bei-

den Finanzen in der gegen ihn angelegten Justizsache freigesprochen wurde. Das Budget werden Sie aus den Zeitungen kennen; es ergibt sich darnach, daß wenn zwar die speciell zur Berglasung und Abtragung der Staatsschuld bestimmten Einnahmen zu dem vorgesezten Zwecke völlig hinlänglich sind, doch die Übersicht der gesammten Einnahme und Ausgabe, sowol unter der Direction der Staatsschuld, als unter den Deputirten der Finanzen für 1835 ein Minus von etwa 300,000 Reichsbankthalern (150,000 Rthlr. Spec.) darbietet. Es ist dies Budget, wie zu erwarten war, sehr strengen Kritiken und Prüfungen unterworfen gewesen. 110.

Petersburg, im Juni 1836.

In neuester Zeit haben sich die Actiengesellschaften für die verschiedenartigen socialen Lebensverhältnisse auch bei uns sichtlich vermehrt; wie im Auslande, so greift auch hier unter den vermögenden Ständen die Manie immer mehr um sich, bei den sehr beschränkten Procenten, die die Regierung gewährt, bei dem gänzlich zerstörten Privatcredit, gelockt von der täuschenden Hoffnung großen Gewinns, in diesen Actienetablissements die baaren Fonds anzulegen. Von dieser Manie ließ sich auch jüngst einer unserer talentvollsten jungen Aerzte befehlen, nachdem er kurz zuvor einen Theil seines Capitals durch die Insolvenz eines befreundeten Kaufmanns verloren hatte. Die ihm noch gebliebene größere Hälfte vertraut er zur Ausführung dieses Zwecks einem Börsenmüller, welcher ehrlos genug ist, mit Verletzung seines Amtes und des in ihn gesetzten Vertrauens die ihm anvertraute Summe zu vergeuden. Schon mehrer ähnlichen Handlungen schuldig, deren Ahndung fürchtend, überdem vom mehreren Gläubigern hart bedrängt, wird er aus der Residenz flüchtig und verbringt sich mehrere Wochen hindurch, ungeachtet ihm von hier mehrer Strebriefe nachgeschickt werden, sicher im Innern. Der schon vor Eintritt dieses Ereignisses kranke Arzt zieht sich diesen neuen Verlust, welcher ihm den in mehreren Jahren sauer erworbenen Sparpfennig, mit dem er sich ebenfals in sein deutsches Vaterland zurückziehen gedachte, vollends raubte, heftig zu Gemüthe und stirbt nach einem kurzen Kranklager in mittelbarer Veranlassung dieses Kummer, seine Familie in der düstern Lage nachlassend. Bald nach seinem Tode ist der gewissenlose Wälder frech genug, hierher rückkehrend öffentlich aufzutreten, sich stellend, als wisse er von dem verschwundenen fremden Eigenthume nichts. Doch diesmal hatte der gerechte Monarch beschlossen, Unbilden der Art, die hier unter dem Vorwande unverschuldeten Bankrotte im Handelsstande nicht selten vorkommen, durch Aufstellung eines strengen Strafexempels ein Ziel zu setzen. Auf die Klage seiner Gläubiger ward er verurtheilt, in gefängliche Haft gebracht und vor der competenten Behörde der Criminalproceß gegen ihn eingeleitet, demzufolge er der verdienten gesetzlichen Strafe nicht entgehen kann.

Ein Herr von A**, den höhern Ständen angehörend, unterhält seit Jahren mit einem armen, aber gebildeten Mädchen der Mittelstände ein Liebesverhältniß, von dem, dem Gerüchte zufolge, selbst Pfänder der Liebe vorhanden sein sollen. Bei dem Mädchen und den Ältern verbringt er sich wiederholt durch fleierliche Elbe, sie zu ehelichen, sobald seine Verhältnisse ihm dies gestatten. Nur unter dieser Bedingung beruhigen sich die Ältern über den ihrem Hause angehangenen Schimpf. Unter dessen vergeht ein Jahr nach dem andern und A** denkt nicht an die Vollziehung seines Ehegelübdes, woran ihn wiederholt seine Geliebte und deren Ältern ernstlich mahnen, welchen

*) Durch Zufall sind diese Mittheilungen im Abdruck sehr verspätet worden. D. Red.

Stellungen er aber immer durch den Bescheid begünstigt: seine Mutter erlaube ihm diese Verbindung nicht und drohe ihm, im Fall er sie schließe, mit ihrem Tode und mit Vererbung. Endlich erhält die Familie seiner Geliebten zurechtgehaltene, er beschließt die Schließung eines andern Ehebündnisses mit einer jungen vermögenden, in einem der höchsten Kroninstitute, gebildeten Edelknecht. Da beschließt der erwachsene Sohn, Edelknecht, an der Stelle des betagten schwachen Vaters, Richter seiner durch X** beschimpften Schwester zu werden. Er erlöst zuvörderst zwei Ausforderungen an ihn, welche sehr durch nichtige Entschuldigungen getrübt verwirft. Nun erst gelobt P**'s Sohn, der Name der gegnerischen Familie, blutige Rache an X** zu nehmen, ihn mit ihrer Auslieferung an seinem schicksaligen Tage zu erteilen. X**, sich an seine Drohung und Warnung heftend, feiert an dem dazu bestimmten Tage sein Vermählungsfest mit dem Gegenstande seiner zweiten Wahl. Von dem Trauungsacte aus der Kirche, begleitet von sämtlichen geladenen Gästen, in seine Wohnung zurückkehrend, empfängt er in dem Moment, wo er an der Seite seiner jungen Gattin seine Gemächer betritt, von dem seiner hier schon harrenden P** einen tödlichen Dolchstoß in die Seite, fällt sogleich, zu Boden, wird von den Seinigen auf ein Kuchebett gebracht, der Wundschmerz aber im Moment seines Attentats von den zahlreichen Anwesenden ergriffen, der Postleibschörde übergeben und von dieser vorläufig in gefängliche Haft gebracht. Der Kaiser verfügte sogleich auf den ersten offiziellen Bericht von diesem gräulichen Verbrechen, daß der Mörder vor eine Militärcommission gestellt wurde, welche ihn nach dem bestehenden Kriegesregiment in 24 Stunden zu verurtheilen hatte. Vor diese gestellt, schweigend der Mörder beharrlich, nichts zu seiner Verteidigung vorbringend, den wiederholten Fragen seiner Richter über die Motive seiner That nur entgegennend: „Frage X** darum, er kennt sie.“ Bei so bewandten Umständen ward er denn mit Verlust des Dienstabtes und Ranges zu lebenslänglichen Zwangsarbeiten nach Sibirien verurtheilt und schon am vierten Tage nach verübter That auf dem dazu bestimmten Plage die bürgerliche Infamie an ihm durch den Henker öffentlich vollzogen, wobei letzterer ihn aus Unkunde seines Geschicks durch rauhe Querschnitte des Degens am Kopfe Schmerzhafte verletzte.“ Dem Urtheil zufolge hätte er nun sogleich in sein Exil transportiert werden sollen, ein höherer Befehl locierte ihn jedoch vorläufig zur nothwendig werdenden Confrontation mit seinem Segner, sobald dessen Genesung dies gestattete, in die Räume der heiligen St.-Peter-Pauls-Kirche. X** starb aber, der sorgfältigsten ärztlichen Behandlung ungeachtet, am 12. Tage nach dieser Katastrophe an den Folgen der erhaltenen Wunde, und wird nun gewiß dem gerechten aller Richter strengen Rechenschaft über das von ihm auf eine ganze Familie gebrachte Unheil haben ablegen müssen, welche ohne ihn vielleicht recht glücklich ihre Tage verlebt hätte, durch seine Verurtheilung aber beschimpft und in das größte Unglück gestürzt ward. Auf die später hier bekannt gewordenen, den Strafgrund der That sehr mildern Motive hat der Kaiser das erste Strafurtheil des P** dahin ermäßigt, daß derselbe als Soldat dem abgesonderten kaukasischen Armeecorps einverleibt wird, wobei ihm die Woge

*) Bürgerlich infamirt wird bei uns der Verbrecher durch öffentliche Annehmung seiner Ehreninsignien, durch Entkleidung seiner Staatsuniform und der dazu gehörigen Decorationen, durch Einkleidung in die Tracht der gemeinen Sträflinge und durch Verbrennung seines Offiziersbogens, wobei ihm dieselbe aber von Henkers Hand in einer gewissen Höhe über den Kopf gehalten, nicht aber — wie es hier der Fall war — Krack an demselben gequiecht werden darf. Der Act der bürgerlichen Infamie bezieht bei uns öffentliche Entehrung des Delinquenten, Anders zum absprechenden Beispiel, nicht aber fürwahrliche Marter desselben.

Welle blüht, wenn er sich entscheidet, zum Offizier werden zu können. Außerdem ließ er den Eltern jener Familie mehr Beweise seiner Güte zu Theil werden.

Das vorletzte, am 21. vergangenen Monats von ihr nach Babel abgegangene Dampfschiff, die Alexandra, mit Passagieren überfüllt, machte uns noch im Angesichte der Küste zu Zeugen eines höchst traurigen Ereignisses. Unter den Reisenden befand sich auch ein Dr. von St** mit seiner Mutter. Bei dem heiteren freundlichen Wetter wehte in ganze zahlreiche Gesellschaft der Reisenden und der in Kronstadt Begleitenden auf dem Deck, unter ihnen auch Dr. von St**, mit der Mutter deckten auf dem langen der Barriere verlaufenden Wege. In der That, sich aus Bequemlichkeit fast noch hinten lehnen, wie dem Gespräch der ihn zahlreich umgebenen fremden und Verwandten zu, die ansehnlichen Barmherzigen hier, mit Strömung zu ändern, nicht beachtend. Im Moment, wo die Alexandra die Brandwaende vor der Stadt passirte, fiel der junge Mann plötzlich rückwärts über Bord in die Fluth des finnischen Golfs. Alle von Seiten der Gattin zu Hilfe eilung angestellten Versuche blieben fruchtlos. Dem ihm den unsaglichen Schmerz der Mutter in diesen Momenten, ihren einzigen hoffnungsvollen Sohn in der ersten Stunde auf diese Weise verlieren zu müssen! Die ganze Schreck, Bekannte und Unbekannte, Theil an der Scene ihrer Leidnehmend, kehrte sogleich mit ihr zur Stadt zurück, nach hier ab und darauf ihre Fahrt fort.

Ein neues russisches Original-Drama in fünf Akten, „Der Verdacht“, seit einigen Wochen erst auf die Bühne gebracht, die Durchdringung der Beamtenschaft für ihn, leider noch sehr bei den Behörden im Schwange erhaltene, gefährlichkeit zur Tendenz habend, erregt sich bei uns, falls unsers Publicums. Dramat in jeder Weise zu Förderung gebracht, sind die meisten Räume des Dramas, doch jedesmal gedrängt voll. Es hat den. Sogal zu einem jungen russischen Literaten, dessen Name als Verfasser einiger humoristischen Aufsätze und Gedichtungen, die uns in der Bild vom Volkleben der beiden russischen Provinzen, Krim und Pulkawa wiedergeben, in der russischen Literatur nicht ganz unbekannt ist, wiewohl das gleiche sein erster Versuch in der komischen Gattung ist. Obwohl darin, wie ihm auch die kritisch-literarischen russischen Blätter den Vorwurf machen, die Farben zu sehr aus dem etwas stark und rauh aufstrich, dabei jedoch den Zustand und die gute Lebensweise in einigen derterrollen aus den höheren Ständen zeichnen, welche wenigstens wir bei den Russen dieser Classe — nicht nur zur Beobachtung einer im tiefen Jannu genauen Beobachtung, wie es hier der Fall ist, gehören — in der That nicht mehr antreffen, so besetzt das Werk doch, wie schon gerechnet, treffliche Szenen, welche mit großem Dank den russischen Leben entnommen sind. Dem Verf. gebührt nicht nur der Dank dafür, daß er ein Werkchen vortrags, welches dasselbe noch durchgängig befeuert, in der Kunst und Erhaltungssucht der Beamten, welche sich in der strengsten energischen Maßregeln des jetzt regierenden Kaisers hat ausrotten können, auf die Scene gebracht ist, sondern dieser Versuch nicht neu, nicht der erste dieser Art, sondern schon früher haben talentvolle Schriftsteller die Bühne für die mächtig dagegen erhoben, aber sie kann nicht ohne geschwungen werden; nur durch immer erneuerte Anstrengungen der Art, theils durch die Presse, theils auf der Bühne Sprache gebracht, können herrschende Schwärze in den Köpfen zerstreut werden. Der Sogal kann mit der Zeit, er sein Talent der Bühne bekräftigt zu beweisen, seinen Stolz mehr still, die Stille und Lebensweise der verschiedenen Volksclassen in unsern großrussischen Communities vom Kern der Nation bewohnt, gründlich zu studiren, um die daraus entlehnten Sujets traurig und abgesehen zu

Wiederhergestellt, bei der erlichen, ihm zu Gebote stehenden Zeit von 1833 und 1834, einer unparteiischen Kritik unterworfen; wenigstens bieten ihm die angeführten Quellen die unerschöpfliche, bisher von noch fast Niemandem ausgebeutete Fundgrube zu diesen Studien dar. Es darf hier nicht übersehen werden, daß die Theaterdirectoren dem Stücke die Bewilligung zur Aufführung unter dem Vorwande verweigerte: es wüßte bestige und anstößige Ausfälle gegen den Beamtenstand. Der Verf. wandte sich an den Monarchen, welcher sie ihm so reich gestattete, den zwei ersten Vorstellungen des Stückes selbst vorstand und bei allen Strichen, welche Anspielungen auf die Bestandungsfrage der Beamten enthielten, laut seinen Befehl zu strichen gab.

Vor wenigen Wochen erschien hier der fünfte Band des russischen „Conversations-Lexikon“, der indessen dem Buchstaben B nach nicht erschöpft. Auch er, wie die ihm vorangegangenen der Reihe, ist reich an Beiträgen aus: Auslands Geschichte, Biographie, Statistik, Industrie, den socialen Verhältnissen der Völkerstämme und an Reflexionen sehr ausgezeichneter Denkmänner. Nächstdem fehlt nichts, was die besten ausserartigen Werke dieser Gattung Nützliches enthalten. Das Werk beschäftigt in diesem Augenblicke alle ausgezeichneten russischen Literaten, welche Mitarbeiter desselben geworden sind, wodurch gleichsam eine momentane Etodung in allen Zweigen der russischen Literatur, in der wir längst noch eine große Lücke wahrnehmen, entstanden ist. Erst seit der Mitte des vorigen Jahres bemerken wir in derselben eine ganz neue Erscheinung, die Pfenning-Magazine, welchen auch das russische Publikum eine immer geneigtere Aufmerksamkeit zu bezeugen anfängt. Fortan aber scheint sich Moskau eine Art von Venedig auf sie erwohnen zu haben, indem dort ihrer jetzt zwei zu glänzender Zeit erscheinen. Das von Hrn. Seman herausgegebene begann im Juli vergangenen Jahres unter dem vielversprechenden Titel: „Ratcliffe überblickt aller merkwürdigen Gegenstände im Gebiete der Wissenschaften, Künste, der Volks- und des gesellschaftlichen Lebens“. Es zeichnet sich durch ein elegantes Kupfer und die Schönheit seines Drucks aus. In dieser Hinsicht bezieht es die großen Fortschritte, welche die russische Druckerei in neuester Zeit gemacht hat. Es enthält nur Übersetzungen aus den deutschen, englischen und französischen Pfenning-Magazinen, gibt aber keine Beiträge aus dem Vaterlande, was man ihm eben zum großen Vorwurfe macht, da es jetzt gewiß reichhaltige Quellen finden würde, sobald es nur der Köpfe wollte. Das zweite, von einem Herrn Sellwast unter dem Titel des „Weltpanorama“ herausgegeben, ergiebt in Moskau erst seit Anfang dieses Jahres. Der Herausgeber dieses Magazins verspricht, auch das Vaterland nicht weniger daffür bemühen zu wollen. Beide Pfenning-Magazine erscheinen nicht in Form der ausländischen, sondern als besondere Werke in einer unbestimmten Zahl von Bänden, von welchen gewöhnlich 24 Bogen einen Band bilden.

Die im J. 1832 hier erschienene Beschreibung von der Reise des Herrn von Murawjew nach Syrien, Ägypten, Palästina und Jerusalem ist in diesen Tagen von demselben Verf. mit zwei neuen Theilen einer Reisebeschreibung unter dem Titel: „Meine Reisen an die heiligen Orte im Vaterlande“, erweitert worden. Wie die ersten, athmen auch sie den Geist einer großen religiösen Schwärmer.

120.

„Weitere Berichtigung die Neue Kirche betreffend.“)

Im Referat in Nr. 70 d. Bl. will einen Beitrag zur Kenntnis und Literatur des „Neuen Jerusalem“ geben und nicht am Ende seinen Bericht einen: „neuen“, der über das Neue Jerusalem und über die Wege dahin aufstellen könne; allein sein Bericht ist erweislich so wenig neu und die bezeichneten Wege führen so wenig in das Neue Jerusalem, daß es eine Nothwendigkeit geworden ist, den Lesern d. Bl. eine Auf-

D. Red.

klärung über diese Aufklärung zu geben. Zuerst sollen wir hier (S. 311) wiederum auf die Behauptung, daß die Neue Kirche seit Kurzem ein eigenes Theodizeum: „Die Kirche“ (ausgegeben von E. D., Ldb. 1834), ausgehen läßt und eine eigene Abhandlung desselben in Form der bestellten Theodizeum vertritt. Als „eine der neuesten Schriften jener Kirche“ nennt dann der Ref. 2) sogleich „Rapport institué de G. O.“ Diese Behauptungen, welche übrigens schon in Nr. 223 u. 224 d. Bl. ihre Widerlegung gefunden haben, sind um so unrichtiger, da die Mitglieder und Freunde der Neuen Kirche nicht nur nirgend jene Schriften als ihre Organe anerkannt, sondern auch, und zwar schon im vor. Jahre (s. Tafel's „Begeggenisse“, 1835, S. 556), öffentlich erklärt haben, „daß solche Schriften, wie die des Hrn. G. und D., von allen Mitgliedern der Neuen Kirche gemißbilligt werden“ (are repudiated by the members of the New Church in general), und überdies Hr. D. selbst sowohl in der vom Ref. „von Anfang bis zu Ende gelesehen“, als auch in seiner neuesten Schrift (S. 114) sich gerade in Opposition setzt gegen die partisans de la Nouvelle Eglise, welche seine abweichenden Ansichten nicht annehmen. Mit diesen Behauptungen fällt aber auch gänzlich zu Boden 3) die darauf gegründete weitere: „daß alle Phantasten und Gefühlsphilosophen und Theologen, alle Mystiker... sich auf halbem Wege zum Neuen Jerusalem befinden; auf großem Wege dahin aber alle Phantasten, Dilettanten und Ardenner, besonders die sogenannten magnetischen, alle Denkschwärmer und Denkschwärmer und die physisch am Gehirn Leidenden.“ Dies ist so wenig wahr, daß gerade solcherlei Menschen ganz besonders disponirt sind, an dem Neuen Jerusalem vorbei oder über dasselbe hinauszugehen. Wirklich hat auch die „Allg. Kirchenzeitung“ das Letztere in Beziehung auf H. und D. behauptet. Diese Zeitung hat zwar in den Nummern 95—97 ihres „Theol. Literaturblattes“ erweislich sehr unrichtige Berichte über den Standpunkt, den Bildungsengang und die Person Swedenborg's gegeben, die auch wirklich demnach ihre Widerlegung finden werden; allein sie hat dennoch zu gleicher Zeit sehr richtig bemerkt (S. 766): „So sehen auch ... H. und ... D. Träume und Visionen als fortwährend fließende religiöse Erkenntnisquellen an... So ist D. bereits über den Glauben Swedenborg's und seiner Kirche hinausgeschritten... So viel liegt ... klar zu Tage, daß durch Annahme dieses Lehrganges nicht nur den ausdrücklichen, oft wiederholten angeblichen Offenbarungen Swedenborg's, sondern auch der von Anfang an in der christlichen Glaubensgemeinschaft vorherrschenden Weltansicht widersprochen und hiermit sowohl die Swedenborg'schen, als die neuschwärmertlichen Offenbarungsschriften ihres unbedingt übermenschlichen Ansehens (7) entkleidet würden. Eben damit würde die neuschwärmertliche Kirche sich nicht mehr als eine Fortsetzung und resp. Restauration der urchristlichen Kirche, ja sie würde sogar nicht einmal mehr Swedenborg als ihren Stifter (!) ansehen können, da dessen gesamte Weltökonomie dadurch radical umgeändert würde.“ Unser Ref. geht noch weiter, sofern er D. sogar Abweichungen von Swedenborg zuschreibt, die er nicht einmal hat. Er läßt nämlich 4) dem Hrn. D. (S. 311) einen „gefallenen Engel“ erscheinen. Man erzählt zwar D. S. 5 seinem Bruder, er habe einen „schwarzen Engel“ (ange voll) gesehen; auch konnte er damals, zumal da er mit Swedenborg noch nicht bekannt war, wol noch an gefallene Engel geglaubt haben; allein es folgt nicht, daß er grade diesen „bleichen Jüngling“ für als solchen dachte und daß man ange voll oder Weiteres so übersehen dürfe. Ganz falsch ist aber 5) wenn der Ref. S. 312 sagt, drei Tage nach jener Vision haben „gefallene Engel“ Hrn. D. geseht. D. sagt dies nirgend, bemerkt vielmehr ausdrücklich, daß unter diesen Geistern einige gewesen seien, die er persönlich gekannt und die vor Kurzem erst gestorben waren. Da er nunmehr mit Swedenborg bekannt war und der Lehre desselben, daß die Engel und Teufel aus dem menschlichen Geschlechte seien, nirgend widerspricht, so ist auch

angenehm, daß er unter diesem jener Geister gefallene Engel verstanden hat. Die Lehre von ungeschaffenen Engeln und von dem Fall eines Theils derselben ist von der Kritik mit Recht in Anspruch genommen worden, und daß sie sich selbst und der Schrift widerspricht, glaube auch ich in den „Lehrgegenständen“ (S. 517—554) nachgewiesen zu haben. Gerade die Bekanntmachung von Biffonen und Legenden als verbunden mit dem Namen Swedenborg's (*visions and legends as connected with the name of Swedenborg*) war es, warum die Mitglieder der Neuen Kirche die Schriften H.'s und D.'s nicht anerkannt haben. Sie haben damit nicht über Biffonen überhaupt abgesprochen, sondern lassen nur neben den in der heil. Schrift enthaltenen Biffonen keine neuern als religiöse Erkenntnisquellen gelten, da ihnen die heil. Schrift die einzige religiöse Erkenntnisquelle ist, wie denn auch Swedenborg selbst (man sehe oben Nr. 223 u. 224) dies auf das Bestimmteste erklärt und klarlegt, wie D. (S. 10) berichtet, gesagt hat, er sei von dem Herrn unmittelbar und persönlich belehrt worden, sondern nur mittelbar durch das Wort in der Erleuchtung. (Man sehe das Werk von der Borsehung, 1836, S. 134, II, 134, 135.) Sie nahmen daher auch auf gut protestantisch Swedenborg's Lehre nur darum an, weil er aus jener alleingültigen Quelle bewiesen hat, daß sie die allein wahre ist. Sie treten ihm also bei, nicht weil er Biffonen hatte, sondern obgleich er Biffonen hatte, wenn man nämlich seine Anschauungen der andern Welt so heißen will, obwohl er selbst sie nicht so nennt, sondern von jenen Biffonen der Schrift, welche bildliche Darstellungen von Realitäten waren und als religiöse Erkenntnisquellen nicht mehr vorkommen, ausdrücklich unterscheidet die *Vision* und *Audita*, die ihm bei vollem Wachen (in plena vigilia) zu Theil geworden und Wahrnehmungen wirklicher Realitäten gewesen seien, für sich allein aber, ohne die hinzugekommene Erleuchtung durch das Wort Gottes und die Beweise aus diesem, denen sich bei Vielen noch eine Vernunftanschauung beigesellen werde, durchaus keinen religiösen Werth hätten. (Man vergl. hiermit die öffentliche Erklärung über diesen Gegenstand in dem „Intellectual repository and New Jerusalem magazine“, Lond. 1836, Mai, S. 155—157, als dem autorisirten Organ der Neuen Kirche.) Swedenborg verwirft ausdrücklich den blinden Glauben und jede Willkür in der Auslegung und setzt die Vernunft in ihr volles Recht ein, sowohl bei Prüfung als bei Auslegung einer Offenbarung. (Man sehe seine eignen Worte in meinem „Religionssystem der Neuen Kirche“, I, 1. S. 68—70.) Es ist daher 6) völlig grundlos, wenn der Ref. fortfährt: „Leute aber, bei denen die Vernunft das Prüfungs- und Richteramt in Sachen der Seelenthätigkeiten überhaupt übt und welche bei Erklärung der heil. Schrift insbesondere die verständige, historisch-grammatische Auslegungsweise lieben, außerdem auch am Gehirn gesund sind, können nie Mitglieder des Neuen Jerusalems werden.“ Vorher erfahren wir, daß sich „auf halbem Wege dahin unter Andern auch befinden sollen die Liebhaber eines geheimen Hintergrundes in den sämtlichen als inspirirt geltenden Worten der Bibel“. Der Ref. scheint also das Eigenthümliche seiner verständigen historisch-grammatischen Auslegungsweise in die Leugnung alles innern (oder „Hinter-“) Sinnes der Bibel zu setzen (denn allen Worten der Bibel hat unser Wissen noch Niemand einen solchen Sinn zugesprochen); allein dann ist offenbar seine verständige Auslegungsweise höchst unerkännlich, weil sie entweder das erst zu Erwachtende als schon erlosenen voraussetzt, indem sie leugnet, daß die heil. Schrift das eigentliche Wort Gottes enthalte, oder aber dies zwar zugibt, aber die notwendigen Folgerungen daraus verweigert; denn der Beweis, daß es kein Wort Gottes im eigentlichen Sinne geben könne, oder daß die heil. Schrift dergleichen nicht enthalte, ist noch Keinem gelungen und kann auch nie geführt werden. Enthält aber die heil. Schrift, wie sie selbst behauptet, Worte Gottes, so sind diese Worte Ausdrücke eines unendlichen und göttlichen Bewusstseins, müs-

sen folglich auch unendliches und Göttliches in sich bergen, und weil dies bei dem nachlässigen Eifer, der sie nicht ein enblicher und viel auf Realitäten sich beschränkt, nicht der Fall ist und nicht sein kann, so muß dieser sehr wenig die Hülle eines innern geistigen Sinnes sein, und aber die Beschaffenheit haben, daß gleichwohl die eigentliche An- scheinlehre aus ihm allein geschöpft werden kann. In jeder Hülle eignet sich das Bild oder Symbol, weil es auf die Natur oder der von Gott geleiteten Geschichte genommen und her, wie diese, Träger und Reflex des Göttlichen ist, sei es nun, daß es sich kund gebe in Gesichten und Stimmen, wie bei im prophetischen Schriften des A. und N. T. oder in jüdischer Geschichte, wie in den von Christus (Luc. 24, 44) bekann- historischen Schriften des N. T. und in den Evangelien. Da diese sämtlich und durchaus einen solchen inneren Sinn enthalten und daher auch, sobald dieses eingesehen ist, um sich die mythische Ansicht beseitigen, davon kann ich am besten, wenn er nur nicht bloß auf der Oberfläche bleibt, heraus, und nur der denkferne und denktschwache Angler, kommt der Liebhaber einer *positio principii* und ansetzen, daß er am Gehirn nicht ganz gesunde wird als zu sehr Abwen- gung gelangen können. Die Beweise, welche der Ref. in der umgekehrten Behauptung geben wollte, sind gänzlich unrichtig. Er sagt nämlich 7) von einem Hauptmann, einem jungen Jünger Swedenborg's: „Der arme Mann schnappte in der Folge über und starb im Irrenhause.“ Fragen wir aber, wo her er dies wisse, so finden wir die Antwort im „Phy- naturblatt“ der „Allg. Kirchenzeitung“ vom vor. Jahr (S. 10), wo dieser Auffatz größtentheils mit denselben Worten abgedruckt war. Es wird nämlich hier auf Dögger's Schrift hingewiesen. Schlagen wir aber diese nach, so finden wir S. 10 47, wo D. von diesem Hauptmann spricht, wobei er es nicht geschnappt, noch daß er — und dies ist die achte Stelle — im Irrenhause gestorben sei. D. sagt S. 47, daß er selbst sei an einem *fièvre cérébrale* gestorben, und vom Irrenhause steht kein Wort da. Doch dies ist noch nicht alles. S. 312 erzählt Ref. von D.: „Er ... sah ... einen hingestreckten Geliebten, von denen mehrere über jenen Eifer für das Neue Jerusalem verrückt worden.“ Ich habe diese Fassung dieses Berichts im „Theol. Literaturblatt“ 1103, gibt S. 43 als die Stelle an, wo diese Erzählung soll. Hier finden wir aber wieder von jenen Dingen, wo- wol aber wieder mehrere Ungenauigkeiten, nämlich das Wort mal; denn es wird 9) nur eines Herrrathen gedacht (von dem aber 10) D. (S. 137) ausdrücklich sagt, er sei ob derselbe wirklich gestorben sei oder noch lebe. Ref. merkwürdigste ist, so wird 11) dieser Eine, welcher die Bemerkung des Ref. treffen könnte, keineswegs als genannt, der über zu heftigem Eifer für das Neue Jeru- sondern grade umgekehrt als ein ehemaliger *camarade de collège* D.'s, der wegen der dem Jeru- salem völlig entgegengesetzten, unglücklichen Ein- sinnung, nämlich wegen Religionsdifferenzen (in *terios imple*) oder Gotteslästerungen (in *terios imple*) rückt geworden ist (S. 43). Wenn also ein D. über Herrrathen irgend etwas sagt, so ist es bei ihm. Die, welche sich vom Neuen Jerusalem entfernen und die- liche Befinnung gegen dasselbe verrathen, ganz bekannt sind, noch verrückt zu werden und im Irrenhause zu- und wirklich Wahn ich durch unbewiesene Thatsachen, daß dies einem Feinde Swedenborg's, der das ganze Jeru- breitet hatte, er sei verrückt geworden, (sich) behauptet, daß es keine Denen, welche das Neue Jerusalem wollen, um ihre selbst willen zu rasen, und die zu lesen, um wenigstens etwas zu erfahren, können, da sie ja sonst nur Schritte in die Welt auf sie selbst zurückfallen, die Wahrheit aber nicht body aus Licht kommt.

literarische Unterhaltung.

Donnerstag,

— Nr. 336. —

1. December 1836.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungs-Expedition in Leipzig oder das königl. preussische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Die philosophische Geheimlehre von der Unsterblichkeit des menschlichen Individuums. Von C. H. Weiße. Dresden, Grimmer. 1834. 8. 12 Gr.

Viel früher, als die Philosophie es klar ausgesprochen hat, war das Verlangen nach Unsterblichkeit in der Menschheit erwacht, und viel später, als die gewöhnlichen Compendien der Geschichte der Philosophie es wollen, hat sich die Wissenschaft in der That dieses Verlangens bemächtigt und es zu ihrer Angelegenheit erhoben. Es mußten schon die Gegensätze von Natur und Geist, Freiheit und Nothwendigkeit und die daran sich knüpfenden Begriffe von Zeit und Identität in der Zeitdauer mit einiger Klarheit hervorgetreten sein, ehe man zu einer wissenschaftlichen Erörterung hierüber kam. Als Seelenwanderung, und hiermit schon in sehr concreter Gestalt, aber doch mit wissenschaftlicher Roheit sehen wir diese Vorstellung in die Wissenschaft eintreten. Auf ein unmittelbar praktisches Bedürfnis, auf ein in der Handlung als solches sich darlegendes Bewußtsein scheint diese Vorstellung bei asthetischen Denkern, wie die Pythagoräer waren, gegründet, (sodas noch Ritter geneigt ist („Geschichte der Philosophie“, Bd. 1, S. 424), die ganze Lehre von der Seelenwanderung zu den heiligen Mythen der Pythagoräer zu rechnen und Manchem in ihr nur bildliche Deutung zuzuschreiben. Indessen dürfte wol der reiche speculative Gehalt dieses Begriffs nicht zu verkennen sein, den nur jene Zeit nicht zu präpariren vermochte, da es ihr dazu an noch gar nannchem Instrument gebrach; die ihn nur in unmittelbarer Erfahrung befielt und einer sehr viel spätern Zeit verließ, ihn wissenschaftlich auszuarbeiten, ohne ihn zu kennen. Platon sammelte die Stamina des bis dahin von verschiedenen ausgespannenen Begriffs der Unsterblichkeit und einigte sie in der Idee, die er ihnen zugleich zur unerschütterlichen Unterlage gab. Dies hat er hauptsächlich in seinem „Phädon“, an andern Orten nur einzelnen Beziehungen, gethan, und es war freilich

ein arger Mißverstand, wenn man in einem neuen „Phädon“ dies als ein Aggregat von Beweisen für die Unsterblichkeit nahm. So etwas, wie ein Aggregat, müssen wir bei Platon nicht suchen. Aber Platon's Fortschritt ging auf lange verloren, wie größtentheils Alles, was sich genau an seine Ideenlehre anknüpfte. Auch die Ansicht des Verf. der vorliegenden Schrift, die er in einer frühern Abhandlung „Über die Idee der Gottheit“ (S. 96—99) andeutete, will dem Ref. nicht genügen. Sie scheint zu wenig das Verhältniß zu berücksichtigen, in welches sich Platon auch an diesem Punkte zu seiner Vorzeit setzte, — dabei zu sehr den einzelnen Ausdruck, als hätte Platon die Seele nur für das sich selbst Bewegende genommen, zu premiren, und zugleich nicht in vollem Maße den Zusammenhang dieser Lehre mit Dem, was für Platon, nicht etwa für Spätere die Idee war, herauszuheben.

Je mehr im Verfolge der Zeit sich die Philosophie einer einseitigen, subjectiven Reflexionsweise hingab, um so mehr hatte auch die Lehre von der Unsterblichkeit zu leiden. Zu leiden, sage ich, obgleich diese Weise sich noch immer das Ansehen gibt, die einzige Wächterin der Unsterblichkeit zu sein, und darin die Ermächtigung findet, über jedes ander Denken das Anathema auszusprechen. Aber ihre ganze Kunst bestand darin, die Negativität dieser armen Kategorie der Unsterblichkeit sich möglichst zu verbergen, und man bemühte sich, zu dem Ende auf ihren unschuldigen Namen ganze Magazine von Wänschen für das Jenseits anzulegen, aus denen der selbstgefällige Rationalismus den Geist besser tractiren zu können meinte, als aus der Fülle positiv-geschichtlicher Offenbarung, die er ihm zu entleiden suchte. Bis in die allerneuesten Zeiten dauerte dies Unwesen fort, mehr oder weniger ästhetisch aufgeputzt und, wie sich von selbst versteht, gehörig populär gehalten, jedoch nicht ohne sich mit einem wissenschaftlichen Schein zu brüsten, mehr zum Frommen passiver Empfindsamkeit, als zur Förderung der Wahr-

heit und zur Kräftigung des Geistes. Die neueste fremdgere Wissenschaftlichkeit, und zwar nicht bloß die einer einzelnen Schule, als ob sie sich schämte des unwürdigen Dem: und Herzerrens einer Athanasia und Euthanasia, brachte diesen Namen fast nicht mehr über die Lippen. Aber nun nahm ihr dieses Schweigen sehr übel, namentlich von einer Seite her, wo man für seine Magazine zur Furchen anfang, es möchte deren Inhalt im Werthe verlieren. Ja, man soll hier und da so weit gegangen sein, vor der ersten Beschäftigung mit ihr als einer Unsterblichkeitsleugnerin zu warnen. Abgesehen davon, daß man einen ganz eignen Begriff von der Wahrheit haben muß, wenn man von der Erkenntniß des Irrthums (vorausgesetzt, daß Das, was gegeben wurde, ein solcher sei, und Das, was nicht gegeben wurde, konnte man doch auch nicht für Etwas ausgeben, wovon zu warnen sei) absehen wollte; abgesehen davon, — wer würde, wenn ihm die einzige Wahl gelassen wäre zwischen Dem, was die strengere Wissenschaft übrig ließ, und Dem, was ein albernere, weil selbstgefälliger Subjectivismus, dessen ganzes Haben am Ende in ein Wünschen ausgeht und der darum nicht oft genug an die hundert gedachten Thaler Kaus. erlannt werden kann, für seinen vollen Reichtum ausreicht, — wer würde sich noch einen Augenblick bedenken, wofür er sich entscheiden müßte?

Doch auch hier wurde die Zeit erfüllt, und nachdem die Wissenschaft so lange von der Unsterblichkeit geschwiegen hatte, wie man ein Geheimniß verschweigt, so fängt sie nun wieder an, überlaut davon zu reden, und zwar als von — einer Geheimlehre. Auch unsere Blätter haben schon wiederholt von dieser neuen Richtung Bericht erstattet, über Fr. Richter's „Neue Unsterblichkeitslehre“ in Nr. 335 f. 1833 und Beilage 9 f. 1834, über Fichte's „Idee der Persönlichkeit u. s. w.“ in Nr. 286 f. 1834. Nehmen wir dazu noch einige Kritiken in den berliner „Jahrbüchern“, Sept. 1833, Nr. 41 u. 42, und Jan. 1834, Nr. 1 fg., so haben wir wol so ziemlich die ganze Uebersicht der bisherigen Verhandlungen*) und die Namen der bisherigen Hauptsprecher, Richter, Ch. F. Weiße, J. F. Fichte, Göschel. Diese Namen schon sagen uns,

*) Seit der Abfassung dieses Aufsatzes sind diese Verhandlungen noch eifrig fortgesetzt worden, besonders auf Veranlassung von G. F. Göschel's Schrift: „Von den Beweisen für die Unsterblichkeit.“ Über diese Schrift ist in Nr. 351 — 354 d. Bl. f. 1835 von Karl Rosenkranz berichtet worden. Eine Gegenschrift gegen dieselbe, erschien von Hubert Weckers, aus dem Standpunkt der neuern Schelling'schen Lehre (Hamburg 1836), worauf Göschel in seiner Schrift: „Die siebenfältige Osterfrage“ (Berlin 1836) replizierte. Von G. F. Weiße findet sich eine Recension der ersten Göschel'schen Schrift in den „Theologischen Studien und Kritiken von Altmann und Umbreit“, 1836, St. 1, und im 2ten Heft derselben Zeitschrift von demselben Verf. eine ausführlichere Abhandlung: „Über die philosophische Bedeutung der christlichen Eschatologie“. Auch scheint in die Reihe dieser Verhandlungen zu gehören: „Das Büchlein vom Leben nach dem Tode von Dr. Weiss“ (Dresden 1833) und „Das Büchlein von der Auferstehung von Nikodemus“ (Erdorf), wovon wir in Nr. 120 d. Bl. berichtet haben. D. Red.

daß die Antegung zu der ganzen Erörterung ihren Ausgangspunkt bei Hegel hat. Und der Unterschied nur in anderer Weise, als man es sich gewöhnlich vorstellt. Nicht daß Hegel von Dem, was man die Wissenschaft nennt, geschwiegen, — dieses Schweigen wenigstens die Unbefangenen, mit seiner wissenschaftlichen Richtung, nicht fremd geblieben, wohl zu hören haben; sondern vielmehr der tief religiöse Charakter jener Speculation, die überraschende Annäherung an den Inhalt des christlichen Glaubens, neben der strengen Fest des Begriffs, die der Wissenschaft so sehr anhat und ohne welche auch jene Einstimmung, welche oft von subjectivem Raisonnement versucht wird, keinen Werth gehabt hätte, — dies schenkt uns Hegel auch nächste Veranlassung wurde, die Sache der Unsterblichkeit zur Sprache zu bringen. In jener religiösen Stimmung seines Philosophierens, welche ein unverkennbares allgemeines, nicht bloß zeitliches, aber zeitlich sich bald starker, bald schwächer, gerade jetzt mit erneuertem, kräftigerem Nachdenken bedürftig entgegengekommen, und aus jeder Seite her, von welcher man bisher nicht kommen nicht zu erwarten gewohnt war. In der Pfing den Mann darum seine Zeit und das auf ihre Schultern. Schelling konnte um die Wirkung thun, weil es ihm zu sehr an diesem Zusammenhang gebrach. Aber auch Hegel hat seinen Verdienst noch nicht so gedacht, wie man es gewesen wäre. Ungebildig sahen Freunde mit in gleicher Weise vornehmlich nur auf Das, nicht gegeben hatte, und jene unterschieden sich von diesen, daß jene entweder schnell noch zu erweitern suchten, wofür sie mehr innerhalb vorzufinden schien, die das Gegebene schlechthin verwarfen, weil es genug war, was gegeben wurde. Von dem aber scheint man nicht mit echter Gerechtigkeit zu haben, und die Freunde, verkennt, zeigen auch eine heilige Bildsäule, ein Idol, stürzten theils in der Freude des Sturzes, theils rannnten sie, was insbesondere den fahren zu sein scheint, sich den Kopf stürzten mit ihr zusammen, sobald man beurtheilen vermag, welches von beiden den das andere in seinem Fall verurtheilt. Auftritt, Wahrheit, aber nur die auf der Wahrheit in der schönsten, weil unvollkommenen verdient kaum eine andere als jene, welche wie sie dieselbe z. B. in Beilage 9 erfahren hat. Das Beste, was man dienst wirken könnte, war, solche rufen wie die Göschel's, solche Schmeicheln und legende. Jene Kritik gehört dem Vorzüglichsten, was wir von der Zeit besessen. Sie ist von Anfang in die Stimmung, so fern von jedem selbst fühlenden Kräfte, wie sie sein

nach in der Schrift „Hegel“ sich fand gibt und offen-
 dem Eindruck derselben keinen Vortheil bringt. Es
 wie auch der Verf. vorliegender Abhandlung nicht
 zugest, zugleich wol das Beste, was auf rein Hegel-
 Boden über die Unsterblichkeit des Individuums
 gesagt werden, da Hegel es zwar nicht verstanden hat,
 sich die Gelegenheit dazu bot, auch darüber zu spre-
 chen, und wir möchten zu den schon von Hrn. W. an-
 geführten tröstlichen Stellen z. B. nach an die Abhand-
 lung über die Beweise fürs Dasein Gottes (S. 427) er-
 innern. Aber doch findet sich nirgend, und wir glauben
 mit gutem Grunde, da sich in der That kaum sagen läßt,
 was dazu eine Stelle gewesen wäre, eine besondere in der
 dialektischen Aufeinanderfolge des Systems sich ergebende
 ausdrückliche Entwicklung dieser Kategorie. Das jedoch,
 daß H. über eine Sache geschwiegen, daß er nirgend Ver-
 anlassung fand, sie in sein System einzureihen, insbe-
 sondere eine so magere Kategorie als die der Unsterblichkeit
 ist, und es statt dessen vorzog, z. B. wie in der Logik
 dem lebendigen Individuum zu sprechen, das wird ihm
 doch nicht zum Vergehen gemacht werden sollen? Es ist
 eine veraltete, eingewurzelte, aber eben deshalb um so
 fürchterlichere Tyrannei, daß die Philosophie sich schlechthin
 die Anforderung müsse gefallen lassen, die man von
 andern her an sie macht, daß man sie nicht bloß zum
 Schweigen, sondern auch zum Reden zwingen will, wäh-
 rend man doch gewiß jeder andern Wissenschaft unbestrit-
 ten das Recht gelte, auf ihrem Gebiete Herrin zu
 sein und auszuweisen, was sie nicht zu demselben gehö-
 rig achtet. Es sind diese Zwangsmaßregeln um so auf-
 fällender gegenüber einer Wissenschaft, die selbst er-
 hört, nichts von den Reichen der Welt und ihrer Herr-
 schaft für sich in Anspruch nehmen zu wollen. Wollte
 man aber sagen, daß man überhaupt nicht wisse, wozu
 die Philosophie noch nützen solle, wenn sie nicht sich her-
 beilasse, den Daseinsdienst der alten Welt zu übernehmen,
 und auf jede Frage, die man an sie zu stellen beläste,
 gleich eine Antwort fertig zu haben; je nun, dann be-
 gnüge man sich wenigstens, sie nicht zu kennen. — Dies
 war im Allgemeinen zur Sicherung des Standpunktes,
 auf welchem wir uns hier stellen müssen, und gegenüber
 welchem freilich die Naturdeut des neuen Propheten sich
 echt komisch ausnimmt, der eine reine Negation, ein
 Schweigen zum Inhalt einer Prophetie macht.

Was zunächst die Hyperkritik betrifft, um von dieser
 anzufangen, die als zweiter Anhang der gegenwärtigen
 Schrift, nachdem als erster die Rec. des Verf. über
 Richter's „Lehre von den letzten Dingen“ aus den berl.
 „Jahrbüchern“ wiederabgedruckt war, beigelegt wird, so
 muß Hrn. Göschel überlassen bleiben, inwiefern er es für
 nöthig erachtet, zur Wahrung seiner Darstellung etwas
 weiter hinzuzufügen. Es sei hier nur Das, was über-
 haupt eine Vorfrage über den Hegel'schen Standpunkt
 betrifft, der Vorwurf ermahnt, daß G. mit Unrecht den
 Begriff des Geistes ohne weiteres Demjenigen gleichsetze,
 was Hegel in seiner Logik schlechthin den Begriff nennt.
 Allein wir können nicht glauben, daß G. hierin so un-

recht hätte, indem wir nicht wissen, was nach Hegel'scher
 Ansicht der Geist noch Anderes als der Begriff, in ihrer
 fter Weise der sich begreifende Begriff sein sollte. Der
 ganze Unterschied zwischen beiden ist jedenfalls nur ein
 dialektischer und also keineswegs ein so unüberwindlicher,
 wie er es sein möchte, wenn man sagen wollte (S. 85),
 „es scheine aus Hegel's Standpunkte consequent zu fol-
 gen, nachdem er einmal die Zeitform der Form des logi-
 schen Endigkeits, der Endigkeit des Begriffs, als eine ande-
 rliche gegenübergestellt hatte, das in der ersten Form Ge-
 setzte der letztern für untheilhaftig zu erklären.“ Bei
 Hegel selbst findet sich außer am Schluß der Logik noch
 besonders in einer andern Stelle (Aph. 2, S. 26) das
 Verhältniß des Begriffs zur Natur und zum Geiste so
 angegeben:

Die Logik zeigt die Erhebung der Idee zu der Stufe, von
 daraus sie die Erscheinung der Natur wird und zur Form einer
 concreten Unmittelbarkeit überschreitet, deren Begriff aber auch
 diese Gestalt wieder zerbricht, um zu sich selbst, als concreter
 Geist, zu werden. Gegen diese concreten Wissenschaften, welche
 aber das Logische oder den Begriff zum innern Blüthen haben
 und behalten, wie sie es zum Vorbildner hatten, ist die Logik
 allerdings selbst die formelle Wissenschaft, aber die Wissenschaft
 der absoluten Form, welche in sich Totalität ist und die reine
 Idee der Wahrheit selbst enthält. Diese absolute Form hat an
 ihre selbst ihren Inhalt und Realität; der Begriff, indem er
 nicht die triviale, leere Identität ist, hat in dem Momente
 seiner Negativität oder des absoluten Bestimmens die unterschle-
 denen Bestimmungen; der Inhalt ist überhaupt nichts Anderes
 als solche Bestimmungen der absoluten Form; der durch sie
 selbst gesetzte und daher auch ihr angemessene Inhalt.

(Der Beschluß folgt.)

Eine interessante Erscheinung in der ruf- sischen Literatur.

Die russische Volksliteratur besitzt etwas ganz Eigentüm-
 liches in den sogenannten Holzschnitten, die jedoch nur selten
 noch wahre Holzschnitte sind, viel weniger Holz- oder Baum-
 rindenabdrücke, sondern meist auf Stein, Zinn und Kupfer ge-
 stochen und geschnitten werden. Die Arbeit ist so grob und
 schlecht, als sie nur immer sein kann, allein das Wertwürdige
 dabei ist, daß diese zur russischen Volksliteratur als ein integri-
 rendes Moment gehörigen Räthen und Bilder von einer be-
 sondern Künstlerklasse unter den Bauern selbst und für diese an-
 gefertigt werden. Wie in der ganzen Welt, so waren auch in
 Rußland die Priester und Mönche die ersten Gelehrten, d. h.
 Schriftkundigen, und lange Zeit hindurch die Kirchenschrift die
 einzige bekannte Schrift. Von den Geistlichen ging die Kunst
 erst auf andere Stände über, und da bildete sich denn eine be-
 sondere Kunst der Heiligenbildmaler, in deren Händen Gegen-
 stände der Religion nicht selten mit Aberglauben und Unwissen-
 heit aller Art vereinigt, vermengt und unter dem Volke ver-
 breitet und bekräftigt wurden. Sie begnügten sich nicht nur
 mit dem Malen von Heiligenbildern, sondern bildeten auch sym-
 bolische, märchenhafte und andere Gegenstände, geistlichen sowol
 als weltlichen Inhalts ab und lieferten nicht selten abenteuer-
 liche Beschreibungen dazu. Solche Dinge erschienen jedoch im-
 mer nur in Holzschnitten und andern Abdrücken auf Papier,
 dagegen der Dipinsel und das Brett (vorzugsweise das Cypres-
 senbrett) ausschließlich für Heiligenbilder aufbewahrt wurden.
 Es werden aber alle, auch selbst die weltlichen Gegenstände, in
 dem Tone, der Sprache, der Schrift der Kirche abgehandelt,
 welches ihnen in den Augen des Volks eine Art von Unfehlbar-
 keit gibt. Noch heutzutage besteht eine eigne Heiligenbilderei

verkunst in den Städten, und ganze Dörfer in den Gouvernements Bologda, Bladimir, Jaroslaw, Moskau beschäftigen sich ausschließlich mit dieser Arbeit, schicken im ganzen Reich Händler umher und verkaufen ihre Producte gegen bares Geld, denn verkaufen darf man in Russland ein Bildgenbild nicht. Mehr oder weniger abgeküchelt von dieser Kunst besteht die Holz-, Stein- und Kupferstichkunst. Der Kaufmann Bogdanow in Moskau liefert eine große Menge dieser Waare und verspricht sie im ganzen Reich; es gibt aber noch viele einzelne Künstler, die auf ihre eigene Hand schneiden und drucken, und es bezeugen, wie schon erwähnt, ganze Dörfer, deren vorzüglicher Erwerbszweig die Anfertigung solcher Märchen und Bilder ausmacht. Auffallend genug ist es, daß diese Kunst oder Kasse sich einer gesicherten Pressefreiheit bedient, insofern es scheint, als kümmerte sich Niemand um das Aesthetische dieser Künstler. Aber man findet sich auch für merkwürdige Dinge unter dieser der niederen Volkclasse eignen Literatur; Alles, was Aberglauben, Unwissenheit, Fanatismus nur erzeugen können, mit mehr oder minder plumpen, verderblichen und wüthigen Einfällen begleitet, mit höchst abentheuerlichen Abbildungen und Erläuterungen ausgeschmückt. Zugleich aber spricht sich immer etwas so recht Originelles, Charakteristisches, Derbes und Sarkastisches in den Einfällen der unverdorbenen Laune des Pöbels aus, daß es nur zu bedauern ist, daß auch dieser Zweig der Literatur nach und nach ankartet und schon häufig unecht, verfälscht und manieirt angetroffen wird, weil die därtigen Künstler zu glauben anfangen, daß ihre Werke auch mit dem Geiste der Zeit fortzuschreiten müßten.

Im Allgemeinen lassen sich diese Kunstwerke mit rothen, gelben und grünen Klecken ihrer Bedeutung nach in drei Abtheilungen bringen: 1) Religiöse Gegenstände; 2) Personifikation und Darstellung historischer Begebenheiten; 3) Fabeln, Märchen, Einfälle, mehr oder weniger obscene und wüthige Caricaturen. Wir wollen hier einige Beispiele anführen:

Darstellung des Berges Sinai in dem Augenblick, da Moses die Gesetztafel empfängt. Ein merkwürdiges Blatt, das sich eher bewundern als beschreiben läßt. Beinahe das ganze Alte Testament ist hier aufgeführt und verknüpft. Eine besondere Erwähnung jedoch verdient der Sonnenstrahl, der durch eine Spalte des Berges Sinai auf die irdische Hölle der heiligen Katharina fällt.

Der Stammbaum unsers Heilandes, von Abraham bis auf Joseph, mit 42 Portraits.

Das letzte Gericht, wo der Himmel sich aufthut, mit den heiligen Scharen und Engeln, die Hölle flammt kraftlos hinaufsteigt, St. Peter die ihm anvertraute Herde der Gerechten forden durchs Thor des mit Wall und Graben versehenen Paradieses einläßt, dagegen eine Masse von armen Sündern, worunter sich besonders die an Feiertagen arbeitenden Bauern und die durch Puz und Bauderei verführten Weiber auszeichnen, der Hölle zugeführt werden. Hier findet man die ewigen Qualen sinnlich variirt und den Vergehen angepaßt, die meisten Sünder aber hängen an verschiedenen Theilen ihres Körpers über Feuer. Die große Paradiesesschlange, deren einzelne Glieder aus verschiedenen Lasten bestehen, fällt das Blatt. Merkwürdig ist die Art und Weise, wie die Todten sich in ihren Särgen aufrichten und die Vögel und Fische, nach dem Worte der Schrift, das Fleisch der Menschen wiedergeben.

Eins der interessantesten Stücke der zweiten Abtheilung ist eine geographische Karte, zu den ältern Denkmälern dieser Gattung gehörig und, wenn man der slawonischen Aufschrift trauen kann, aus dem Römischen übersetzt. Sie führt keine Jahreszahl und hat eine große Menge von Aufträgen und Verbesserungen erlebt. Sie stellt den ganzen Erdbreis vor, welcher in vier Theile getheilt ist: Asien, Afrika, Europa und Amerika. Hier und da finden sich Aufschriften, die oft sehr naiv und

seltsam lauten. So z. B.: „Diese Insel ist leer, bewohnt von Dämonen mit weißlichem Angeht und menschlichem Körper, welche Basilisten genannt werden.“ „Auf dieser Insel leben Menschenfresser, die der heilige Apostel Andreas bekehrte: und die ihn nicht gefressen haben.“ „Die Insel Blatts, welche viele Lehrer und Weltweise, Krant und Gelehrte.“ „Der Kaiserreich, genannt Germanien, beruht sich auf 1500 Wägen (die 200 Meilen) aus, ist reich und bevölkert, bestet Gold und Silberminen, führt Kriege mit den türkischen Persern, ist gerührt von allen Landen; seine Bewohner geruht nach dem Apostel Paulus, allezeit heutzutage vertritt und in dem heiligen Glauben befangen. Das Land ist ergiebig, die Menschen ansehnlich und friedliebend besitzen viele Wohlthätige Kräfte und Gewürze.“ Auf derselben Karte hat der Verfasser, als ob echter Kasse, die Stadt Moskau mit ihren Thoren und Thürmen größer als ganz Amerika dargestellt; dagegen ist Petersburg offenbar von einem spätern Künstler eingeschaltet, bei dem diese Residenz nicht sehr in Gunst gestanden haben mag, da sie nur durch sieben jämmerlich verstreute Thore und Dörfer angedeutet ist.

Notiz.

Criminaljustiz in Frankreich.

Im Jahre 1834 hat sich die Anklagebehörde (le ministère public) mit 114,168 Klagen, Denunciations und Requisitionen beschäftigt. 45,743 sind den Instructionenrichtern getheilt, 19,453 ohne vorläufige Untersuchung vor das Justizgericht gebracht, 2948 wegen Incompetenz an andere Behörden verwiesen worden; bis zum 31. December war über 1103 keine Verurteilung getroffen. Die Instructionenrichtern zugewiesenen Sachen beliefen sich auf 1103, von denen noch nicht erledigten, die in ihren Händen waren, auf 49,465. Die Chambres de conseil haben über 45,658 Urtheile gesprochen, 16,735 sind erledigt durch Ordonnances de non lieu, d. h., die Klage wurde unbegründet gefunden und der Angeklagte ohne weitere Verurteilung freigegeben; 6204 wurden vor die Anklagekammern gesandt und 22,716 an andere Jurisdictionen. Die Anklagekammern fällten 6501 Urtheile; unter diesen waren 661, welche die Anklage nicht hinlänglich begründet erklärten, 5583, welche die Beschuldigten vor die Assisen; 15,280 Geschworenen vor den Assisen berufen worden, welche in Allem 3863 Urtheile dauerte; während dem Verlauf derselben hat man 48,300 Klagen abgehört. Dies gibt im Durchschnitt für jede Klage etwas über 10 Tage und beinahe 127 Zeugen. Von den rufenen Geschworenen sind 3108 nicht erschienen, darunter sind nur 9 zur Schuld von 500 Fr. verurtheilt, die übrigen brachten Entschuldigungen vor, welche die Gerichte annehmen. 1834 fanden 1580 Cassationsgesuche statt, 333 von den des ministère public, 1227 von Seiten der anderen Parteien. Der Cassationshof hat über diese und die in den vergangenen Jahre unerledigt gebliebenen Fälle 164 Urtheile gefällt, 671 über Criminalverbrechen, 481 über Civilsachen, 142 über simple Pollicisfälle, 280 in Angelegenheiten Nationalgarde betreffend. In Folge dieser Urtheile sind des Resultats der gerichtlichen Verhandlungen von 1834 an welche das Cassationsgericht die cassiren Power bewiesen, sind 20 früher verurtheilte Individuen freigesprochen worden; Einer, der zum Tode verdammt war, wurde lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt; für einen wurde die Einsperrung (Detention) statt Deposition gesprochen. Fünf Individuen wurden zu schweren Strafen verurtheilt, das Loos von 13 Andern ist dasselbe geblieben.

Freitag,

Nr. 337.

2. December 1836.

Die philosophische Geheimlehre von der Unsterblichkeit des menschlichen Individuums. Von C. H. Weiße.

(Bechluss aus Nr. 336.)

In dem Begriff vertieft sich der Geist in sich selbst, und der Begriff würde nur eine Abstraction sein, nicht aber adäquater Begriff, wenn er nicht zugleich concreter Geist, also auch „das Einzelnste und scheinbar Zufälligste der räumlichen und zeitlichen Wirklichkeit gleich vollständig und zureichend dialektisch begründet wäre, wie die abstrakteste Kategorie“, ebenso wie der Geist nur eine Reflexionsbestimmung wäre, wenn er noch etwas außer sich, ihm Gegenüberstehendes in diesem Gegensatz als nicht durch ihn Befestetes, Beharrliches hätte. Der Geist kann schlechterhin nur sich selbst zu seinem Gegensatz haben, oder er wäre nicht, was er nach der Hegel'schen Philosophie sein soll, nicht in der übergreifenden Subjectivität die gesuchte Einheit für den bis dahin sich immer forterhaltenden und das Unglück des Bewusstseins ausmachenden Dualismus. Daß irgend etwas, auch das Kleinste und scheinbar Geringsfügigste noch als ein Zufälliges erscheinen kann, dies zeigt eben nur, daß das Geschäft der Dialektik noch nicht vollendet sei, daß der subjective Geist sich noch nicht in seiner Einheit mit dem objectiven ergreift, der Begriff noch nicht adäquat geworden sei. Nehmen wir die Gültigkeit der Methode hinzu, nicht nur die Form als absolute, sondern auch das Absolute als Form, die dialektische Bewegung des Begriffs, so dürfte sich nach unserm Bedanken auch von dieser Seite nichts gegen die Consequenz der Göschel'schen Sätze erheben lassen. Wenn aber Hr. W. geltend machen will, daß (S. 23), wie die Hyperstische Einzelheit nach Hegel als eine zur Substanz der Schwere hinzukommende Affection zu gelten habe, so auch die geistige Einzelheit in gleichem Verhältnis zur Substanz des Denkens gedacht werden müsse, und also jene vergehen können, ohne daß dadurch der Unvergänglichkeit der Substanz im Geringssten Eintrag geschehe, so sind wir der Meinung, daß ihm dies Alles H. in keiner Weise zugeben würde. Fürs Erste würde er wol verwerfen, auch bei der körperlichen Einzelheit, daß diese Einzelheit eine zur Substanz der Schwere hinzukommende Affection sei, da vielleicht mit noch größerem Rechte als Hrn. Göschel der Vorwurf gemacht wird, daß die Zerissenheit, dann Vereinigung und ständige Continuität

der Dimensionen des Raums und der Zeit Kategorien seien; die Hegel nicht kenne (S. 84), sich behaupten ließe, daß das Hinzukommen eine solche Kategorie sei, da sie eine nach H. völlig unstatthafte Trennung zwischen Inhalt und Form, Substanz und Accidens, Grund und Folge voraussetze. Fürs Andere aber würde er die Consequenz von dem Körperlichen auf das Geistige durchaus ablehnen. Er würde wol sagen: „das Sein in seiner Unmittelbarkeit sei zwar zufällig“, sein Schicksal also, in seiner Einzelheit aufgezehrt zu werden, seine wahre Bestimmung der Tod, „seine Wahrheit die Nothwendigkeit“. Der Begriff hingegen hat nicht nur an sich das Sein in sich, sondern er ist auch für sich das Sein; er hebt selbst seine Subjectivität auf und objectivirt sich.“ Der Begriff ist die Thätigkeit, seinen Unterschied ebensowol aufzuheben als zu setzen. Er setzt sich unaufhörlich, denn auch, indem er sich aufhebt, setzt er sich, denn Das, worin er übergeht, kann nur wieder er selbst sein. Darum eben ist auch der Unterschied des subjectiven und objectiven Geistes (S. 24) noch nicht Gefahr bringend für die Unsterblichkeit, denn wenn alle Existenz, also auch die geistige nur einzelne ist, so ist nicht nur überhaupt gegeben, daß das geistige Dasein als ein individuelles fortdauert, sondern als die Individualität des Dieses, denn das Dieses des Geistes ist eben, daß es die Beziehung des Allgemeinen auf sich selbst ist. Daß H. sich in der von dem Verf. (S. 19) angeführten Stelle mit Nachdruck gegen die Dingheit der Seele ausspricht, gegen die Vorstellung, daß sie wie ein physisches Ding vor uns ist, dies könnte nur der Metaphysik zum Nachtheil gereichen, deren wir im Anfang Erwähnung thaten, die die arme Unsterblichkeit mit allerlei da und dorthier, bald auf dem Gebiete der Empfindung, bald der Vorstellung, bald der Teleologie Aufgegriffenen zu erfüllen und gleichsam sie vor sich selbst zu verbergen sucht. Die Erklärung dieses nachdrücklichen Verwahrens gegen die Dingheit finden wir darum in dem Umstand, daß nur so den Instanzen, die schon Kant gegen die Beweise für die Unsterblichkeit der Seele, als eines intensiven Quantums erhebt, sich vorbeugen läßt (vergl. Logik, Th. 1, S. 260). Das einzige Bedenken, das aber freilich nicht innerhalb der Methode sich ergäbe, bliebe grade, wo man es scheinbar am wenigsten suchen zu müssen glaubt, in der ewi-

gen Gegenwart des Geistes, auf welche die Philosophie des absoluten Begriffs so sehr bringt, und vermöge der Deutung, die sie der Idee gibt, auch bringen muß. Ist diese nicht abzuweisen, so lange die dialektische Methode das sein soll, als was sie in diesem System gilt, so bliebe uns nur die Wahl, entweder diese zu durchbrechen, und dann fielen mit der Immanenz des Denkens auch die darin aufgehobenen und aus ihr sich heraushebenden Bestimmungen, oder — uns mit dem mythischen Anfang des Unsterblichkeitsglaubens, einer Metempsychose, vielmehr einer Metensomatose zu begnügen. Wir hätten Fortdauer, Individualität, ja sogar Erinnerung, und doch wer möchte behaupten, daß wir gefunden hätten, oder es wäre nicht der Mühe werth gewesen, und würde es nicht sein, zu suchen. Ich war einst Aethalides, sagte Pythagoras.

Um nun aber näher auf den Hauptabschnitt der vorliegenden Schrift zu kommen, so ist auch dieser dem größten Theile nach polemisch gegen das neue Prophetenthum der abstracten Unsterblichkeit, wie man sie vielleicht wissenschaftlich am besten bezeichnen kann, gerichtet. Daraus erklärt sich auch der Titel der Schrift, die sich als eine philosophische Geheimlehre ankündigt und woran auch Ref. Anstoß nehmen wollte, da er Geheimlehre und philosophisch für zwei schlechtthin unvereinbare Bestimmungen hält, man mag den ersten Ausdruck nun mehr im subjectiven oder objectiven Sinne nehmen. Wäre etwas in der Hinsicht Geheimlehre, so könnte es wenigstens nicht Gegenstand philosophischen Bestrebens sein, welches kein besonderes Interesse zuläßt. Sollte es aber gar Geheimlehre in objectiver Hinsicht sein, so würde die Bestimmung des Philosophischen sich damit selbst negiren, sie würde vielmehr ihr Gegentheil bezeichnen und also eine Transcendenz des Begriffs darthun. Indessen erklärt sich hier die Sache so: Man hatte dem Verf. in Beziehung auf die schon genannte Rec. in den berl. „Jahrbüchern“ den entschieden aus der Luft gegriffenen Vorwurf gemacht, als bezwecke er eine Geheimlehre in erster Beziehung (S. 61); zu einer solchen im zweiten Sinne jedoch bekennt derselbe sich in der That hinzuneigen (S. 59), ohne aber, wie es scheint, auf die Voraussetzung, welche damit unabweisbar zusammenhängt, hinzublicken.

Was die eigne Lehre des Verf. betrifft, so ist dieselbe schon theils aus der genannten Rec., theils aus einer spätern Anzeige der Fichte'schen Schrift „Über die Idee der Persönlichkeit und der individuellen Fortdauer“ in diesen Bl. (Nr. 286—288 f. 1834) zur Genüge bekannt, wie sie die Unsterblichkeit nur auf die Wiedergeborenen beschränken zu müssen glaube. Eine genauere wissenschaftliche Begründung findet sich indessen eingeständnermaßen (S. 51) auch in dieser Schrift nicht, wiewol auch diese kleine Schrift für Jeden, den der Gegenstand interessirt, sich voll ansprechender Gedanken und Gesichtspunkte erweisen wird, wie dies der Unterzeichnete wenigstens an sich selbst erfahren hat. Es war ein mehr als bloß logischer Genuß, den sie ihm gewährte. Es sind einzelne, doch insbesondere antichristliche Hauptsätze, mit welchen er vollkommen ein-

kommen zu kommen glaubt, und welche hier anzugehen zu sehen er sich wahrhaft erfreute, wennschon es in Verf. Absicht war, sie eben in dieser Schrift nur anzusprechen, ihre Begründung aber mehr nur andeutend anzuführen. Wenn jedoch der Verf. sich nicht damit erklärt (S. 79), „zu dem Glauben älterer Zeiten zu kehren, welcher den irdischen Tod für eine Reinigung des Geistes nahm und die Auferstehung zum neuen Leben, die ihm zugleich eine Auferstehung des Fleisches war, in der Schöpfung eines neuen Himmels und einer neuen Erde zusammenfallen ließ“, wenn er diese Ansicht nicht hält und noch näher bezeichnet in der mehr angeführten Rec. der Fichte'schen Schrift in diesen Bl., was er selbst den Glauben an persönliche Fortdauer bezeichnen zu wollen scheint durch die Erinnerung an die ewige Nachtseite der Natur, an die Welt der Träume, Truggen, des Somnambulismus, insbesondere aber an die Unendlichkeit der unbewußt im Innern der schlummernden Kräfte, die, nur in einzelnen Momenten des gegenwärtigen Lebens wie aus der Tiefe aufsteigend, dennoch sämmtlich ihrer Entwicklung entgegenkommen zu einer vollständigen Manifestation und Verwirklichung Außen und im Bewußtsein nicht minder wie in dem irdischen Leben zur Entfaltung berechtigt sind; — wenn er Thatsachen die Annahme gründet, daß es in den wahrnehmbaren Körpern und um sie an, und geistbelebte, aber uns nicht wahrnehmbare gebe (f. Nr. 287 S. 1190 u. 1192), einen Fortschritt so bekennt der Unterzeichnete offen, daß sein Verstand als solche wesentlich ärmer sei als die der besten Freunde. Ohne Zweifel die Folge einer unvollständigen Dualität, und es liegt darin in der That für mich mehr etwas Tröstliches als etwas Niedrigendes.

Das Urtheil über das Eigenthümliche der vorliegenden Ansicht hängt, sofern sie als wissenschaftliche betrachtet angenommen werden soll, zusammen mit dem philosophischen Weg, den der Verf. einschlägt und auf den er auch hier fortwährend verweist. Wir dürfen uns also nur einige Andeutungen über denselben machen. Auffällig ist die Anerkennung von der ganz neuen Stellung, die die Lehre von der Unsterblichkeit der neuern Wissenschaft gewonnen hat, wenn es heißt:

Nicht mehr so wird diese Frage ferner zu lösen sein, als die menschlichen Persönlichkeit und Individualität, sondern vielmehr so, ob dem Unsterblichen die Individualität und Persönlichkeit zukomme.

Diese Frage sucht nun der Verf. theils, wie schon oben bemerkt, durch dialektische Beweisführung, theils durch eine philosophische Beweisführung (S. 46), theils endlich durch einen theologischen Grund zu erledigen. Er will zeigen, daß die Substanz des Geistes und des absoluten Geistes das Denken sei (S. 33), und daß es genügt ihm das dialektische Resultat der Philosophie zu entnehmen, und er ruft deshalb die Kunstfertigkeit zu, auch „das Schöne als solches“ ist so weit davon entfernt, unmittelbar durch sich selbst schon das Unsterbliche zu sein.

„hochschmerz-same Spätlichkeit und Dankschuldigkeit sogar „ausgesprochen“ geworden ist“ (S. 46). Daran wendet sich der Verf. in letzter Instanz an die Offenbarung.

Die Verfassung der ästhetischen Weltansicht sowohl mit der philosophischen als auch mit der religiösen Weltansicht wird, wenn eine solche überhaupt möglich ist, notwendig darin bestehen müssen, daß für das wahrhaft Unsterbliche nicht das Selbstbewußte und Denkende überhaupt, aber ein solches Selbstbewußte, welches zugleich der ästhetischen Substantialität und Verklärung theilhaftig ist, erkannt werde. (S. 51.) Die geistige Substanz, die wir für die unsterbliche und ewige anzunehmen durch den strengen Gang der speculativen Dialektik ebenso wie durch das unmittelbare Zeugnis des Geistes, den der menschengewordene Gott über seine Jünger ausgegossen hat, bemängelt sich, ist nicht ein unbekanntes, geistliches Etwas, welches heimlich über dem endlichen Geiste waltend, diesen erst nach einem ihm fremden Willen bestimmungslos hintreibt und dann ihm entziehend ihn der Verwerfung und der Vernichtung übergibt; sondern es ist der selbstbewußte persönliche Geist dieser Jünger selbst, die, im Geiste und in der Wahrheit wiedergeboren, ihr Sterbliches zum Unsterblichen geläutert haben. (S. 52.) Dies ist der geheime Sinn der großen Lehre von der Menschwerdung des göttlichen Sohnes, von dem Leiden und Tod und von der Auferstehung dieses Sohnes: daß Gott sein eignes Selbst, sein zweites Ich, in dem er sich, vor der Schöpfung der Welt als in einem ewigen Spiegel betrachtete, an die creatürliche Welt dahingegeben hat, um sich fortan nicht mehr außer der Welt, sondern in der Welt zu schauen und zu empfinden. Diese Aufgabe, die Geburt Gottes in die Welt ist zunächst der Tod dieser zweiten göttlichen Persönlichkeit, d. h. das Aufgehen derselben in eine unpersönliche Allgemeinheit, die als göttliche Substanz, gleichsam als das Fleisch und das Blut (um auch dieses höchste Mysterium wenigstens im Vorübergehen zu berühren) des gebluteten Gottes, von den geschaffenen Dingen genossen werden muß, damit in diesem Genusse dieselben des ewigen Lebens theilhaftig werden. Aber in jedem Gläubigen, der von dem Strome dieses Wassers trinkt, welches in das ewige Leben quillt, seierte der Menschensohn seine Auferstehung, d. h. sein Wiederaufstehen aus der Nacht der selbstbewußtlosen Substanz und Objectivität zu dem Tage der unsterblichen Subjectivität und Persönlichkeit. (S. 53.)

Hier finden wir nun sehr verschiedene Elemente vermengt, aber noch nicht in gehörigen Zusammenhang gesetzt. Namentlich ist von der Substanz, abgesehen von der Bedeutung, in welcher an der zuletzt angeführten Stelle von der göttlichen Substanz gesprochen wird, ein Gebrauch gemacht, den wir nicht zu vertheidigen wüßten, wenn das Denken die Substanz des Geistes genannt, dann aber eine Vereinigung der ästhetischen Substantialität mit ihr erwähnt und endlich auch der Glaube (S. 62) tiefer und höher genannt wird als die Wissenschaft. Damit hängt dann auch, was hier nur beiläufig erinnert werden soll, der bedenkliche Gebrauch zusammen, den der Verf. hier und anderwärts (namentlich in der Schrift: „Die Idee der Gottheit“, wo von einer Möglichkeit in Gott gesprochen wird) von der bedenklichsten aller Kategorien, von der der Möglichkeit, welche jedenfalls mit der Substantialität des Denkens sich schwer vereinigen läßt, zu machen keinen Anstoß nimmt, namentlich wenn er hier den Geist in einem potentialen Zustand fortbestehen lassen will. (Vergl. die angef. Rec. der Fichte'schen Schrift in Nr. 287 d. Bl. S. 1192.) Selbst wenn man diese Kategorie der Möglichkeit bis zum Zweckbegriff erstreckt und zu einer teleologischen Weltansicht stei-

gert, so würde Prof. Schopenhauer, auf diesem Wege nur zu dem Standpunkte der kantischen Postulate der reinen Vernunft zurückgeworfen zu werden. Speculatio kann der Verf. eingeschandenmaßen seine Psychopannychia nicht begreifen, die ästhetische Betrachtung aber ist ohnedies keine solche, die bei der Potentialität sich genügt, sondern nur das Sein der Actualität kennt, und endlich die positiv-christliche Begründung derselben würde, was zu erweisen nicht schwer fallen dürfte, eine reine Unmöglichkeit sein, sodaß wir also vorläufig noch erwarten müssen, auf welche Weise es dem Verf. gelingen wird, dem hier nur erst ausgesprochenen wissenschaftliche Festigkeit zu geben. Nicht das Dogma vom Feuer, wie der Verf. behauptet (in der angef. Rec. S. 1191), hat abgehalten, die Lehre vom Seelenschlaf kirchlich werden zu lassen, sondern vielmehr die Unmöglichkeit, diese letzte Lehre auch nur auf so unvollständige Weise wie das Feuer in das christliche Bewußtsein einzuführen, mag der Ausnahme dieses letztern Vorwurfs geleistet haben.

Der Verf. hat sich früher mit der Sibylla des Tarquinius verglichen („Idee der Gottheit“, S. III). Vielleicht daß sich die Vergleichung auch dadurch noch als richtig erweist, daß derselbe bei jedem neuen Anlauf seines kräftigen Forschens einen Antheil seiner Drakel den Flammen übergibt. Man verstehe uns nicht falsch. Hegel hat ungewisselhaft eine speculative Theologie in vollkommener Weise als je bisher vorbereitet und ein Streben wie das unsers Verf. geht ganz aus der Anerkennung dieses Verdienstes hervor. Aber nur müssen wir uns hier hoppelt vor jedem vorschnellen Weiterstreiten hüten, damit es uns nicht begegnet, wie hier dem Verf. mit der Psychopannychia, den Inhalt der Offenbarung durch die Wissenschaft zu ergänzen im Widerspruch mit dem Grundsatz, der den Glauben über die Wissenschaft setzt. Wir dürfen es nicht verachten, uns dem schwereren Geschäft kritischen Sichtens, genauer Scheidung zwischen Religionsphilosophie und speculativer Theologie zu unterziehen, ebensowol ihres Unterschieds als ihres Übergangs ineinander uns zu versichern. So stark Hegel sich gegen das kritische Verfahren als ein abgesondertes erklärt hat, so tüchtig hat er doch selbst gerade in dem dialektischen Gange die Zucht des Begriffs an der Philosophie gelbt, sodaß ihm ja sogar daraus der Vorwurf — wenn dies anders Vorwurf sein kann — des schuldlosen Empirismus erwachsen ist. Wir behaupten nur, daß H. diese Zucht früher geschlossen hat, als sie vollendet war. Was insbesondere die Unsterblichkeit anbelangt, oder, wie wir mit dem Verf. lieber sagen möchten, die Persönlichkeit, freilich in einem noch etwas andern Sinne, als sie H. die höchste zugespitzte Spitze des Begriffs nennt (Logik, Th. 3, S. 349), so hat dieses System gezeigt, daß es sich mit ihr verträgt; ja, wir wären versucht, die ganze Hegel'sche Logik eine Unsterblichkeitslehre zu nennen. Sie verträgt sich mit ihr, und wo ist die Philosophie, die es weiter gebracht hat? Man zeige sie uns; — Ref. wäre begierig sie kennen zu lernen. G. Möring.

Vues illustratives de quelques phénomènes géologiques prises sur le Vésuve et l'Etna, pendant les années 1833—34, par H. Abich. Paris 1836.

Dr. Hermann Abich, ein junger Braunschweiger, der, nachdem er seine Studien auf der Berliner Universität vollendet hatte, mit einigen sehr guten analytischen Arbeiten aufrat, besuchte in den Jahren 1833—34 Italien und Sicilien und dessen Vulkane, wobei ihm das seltene Glück zu Theil wurde, Augenzeuge mehrerer Ausbrüche des Vesuv zu sein. Zur Erläuterung einer Reihe von geologischen Beobachtungen, die er an dem Vesuv und an dem Etna gemacht hatte, zeichnete er mehrere Karten und Pläne, die eigentlich in Folge einer Beschreibung jener Vulkane erscheinen sollten. Allein er fand es für zweckmäßig, noch einmal nach Italien zurückzukehren, um seine Untersuchungen fortzusetzen; auch mußte er vor Herausgabe des Werks eine Reihe von chemischen Untersuchungen ausführen, die genau mit den geologischen Beobachtungen verbunden waren. Da es ihm aber auch hierzu vor seiner zweiten Reise an Zeit gebrach, so mußte die Herausgabe des Werks, einer Monographie des Vesuv und des Etna aufgeschoben werden.

Die Karten, Ansichten und Durchschnitte von den beiden Vulkanen waren mittlerweile in Berlin, in dem königlichen lithographischen Institut auf zehn sehr großen Holzschnitten lithographirt worden und Dr. Abich hielt es für zweckmäßig, diese Tafeln nebst einer kurzen, zwei Bogen umfassenden Erläuterung herauszugeben. Das auf diese Weise entstandene Kupferwerk ist vom höchsten Interesse, nicht allein für den Geologen, sondern auch für jeden Gebildeten, weshalb wir Gelegenheit nehmen, in diesen Blättern darauf aufmerksam zu machen und es dem Publicum zu empfehlen. Die Gründe, welche Hrn. Abich bewogen haben, die auch mit deutschen Uebersetzungen versehenen Abbildungen vom Vesuv und Etna nur mit einer französischen Erklärung in Paris herauszugeben, kennen wir nicht; jedenfalls ist das Werk eine schöne Bereicherung der vulkanischen Literatur und gibt uns die Aussicht, von dem Hrn. Abich eine recht gediegene Arbeit über die Vulkane Italiens zu erhalten.

78.

Notizen.

Ein englisches Journal gibt nähere Details über die in Ostindien noch immer herrschende Sitte des freiwilligen Begräbnisses der Witwen. Das Grab wird nahe bei einem Strome zubereitet, welcher ein heiliger sein muß. Findet sich kein solcher in der Nähe, so wählt man mindestens eine andere heilige Stelle dazu aus. Das Grab wird besonders geräumig und tief gemacht. Mehrere feisame und zum Theil unverständliche Ceremonien gehen der eigentlichen Feierlichkeit voraus; hierauf nimmt die Witwe von ihren Freunden, welche bei dem traurigen Acte sämmtlich zugegen sind, auf eine rührende Weise Abschied und steigt sodann in den geöffneten Schlund des Todes hinab. Manche Frauen, welche von Natur mit weniger Muth ausgerüstet sind, betäuben sich vorher durch Genuß von Opium, und zwar oft in so hohem Grade, daß sie in völliger Bewusstlosigkeit den grauenvollen Schritt in den offenen Rachen des Todes thun. Das Grab ist so tief, daß das dem Tode geweihte Individuum nur mittels einer Leiter hinabsteigen kann, welche letztere, sobald die Lebendige nebst dem Tode unten angekommen ist, wiederheraufgezogen wird. Es ist ein größlicher Anblick, der alles menschliche Gefühl empört, wenn die Unglückliche den oft schon im Zustande der Verwesung sich befindenden Leichnam ihres Gatten umarmt und mit dem Ausdruck der zärtlichsten Liebe, dem auch nicht das leiseste Zeichen von Ekel beigemischt ist, wiederholt aus dem Grabe drückt. Nach Beendigung dieser entsetzlichen Liebeslung legt sie den stinkenden

Leichnam auf ihren Schoos und gibt nun den oben schon den ein Zeichen, daß man die Beerdigung des Gatten an Erde beginnen solle. Diese geht anfangs sehr langsam an, flutet und immer, nachdem eine Quantität Erde hinzugefügt worden, steigen zwei Menschen hinauf und hängen in Erde rings um das unglückliche Opfer mit den Füßen. Während dieses langsamen, furchtbaren Processes legt man die unglückliche Frau so ruhig in der Grube liegen, als ob sie einem freundlichen Schicksale zuschaut; sie blickt mit triumphirender Miene umher und ihre Augen ist verklärt, so, als ob schon in den Wonnen des Paradieses schwebt. Sobald der Körper des bedauernswerthen Opfers bis an den Kopf mit Erde umgeben ist, wird die Grube mit großer Eile vollends zugefüllt, worauf die Angehörigen an dem Beträgen der Begrabenen über ihrem Körper zum gemeinsamen Tanz beginnen, bei welchem mindestens ebenso viel Lust als Verzückung stattfindet.

Wir dürfen gegenwärtig den auswärtigen europäischen Nationen, Franzosen, Engländern, Italienern nicht nur den Vorwurf der Theilnahmlosigkeit an dem Gange unsern Cultur oder der Gleichgültigkeit gegen die vorzüglichsten Schicksale derselben machen. Ist gleich die Rasse Deutscher, wie die Deutsche uns vom Auslande aneignen, bedeutend anwachsend, liegt dies doch keineswegs an der minderen Empfänglichkeit jener Völker, vielmehr an dem Umstände, daß Deutschland einen schnelleren Verkehr begünstigt, so daß seit vielen Jahrzehenden unter uns die unmittelbare Aufnahme an Allem, was das Ausland bietet, sehr zu einem Nationalinteresse geworden ist. Auch muß man ja wohl die Wichtigkeit unserer Sprache berücksichtigen, und daß wir, wie ausgesagt, gegen einen Franzosen, Engländer und gar einen vollkommenen Deutschen mächtig ist, ja Deutsch stellen haben, welche französisch, englisch und italienisch sind. Ebendeshalb muß es uns eine recht nationale Pflicht sein, zu wahren, wenn wir sehen, daß im Auslande gerade das Beste und Vorzüglichste aus unserer Literatur hervorgeht und in Fleiß und Liebe bearbeitet wird. Diesen Einwand mag man ändern, wenn die neuerdings in Italien unter folgenden Umständen ersiehene Uebersetzung einiger auserlesenen Gedichte aus dem Land: „Saggio d'una versione italiana delle poesie di G. Land doli Abbato Niccolò Negrelli“ (Mailand 1836). Diese Uebersetzung läßt, vom richtigen Standpunkt aus betrachtet, kaum etwas zu wünschen übrig; die Sprache ist edel, und schwungreich, und es geht aus jeder Strophe hervor, hier wirklich eine poetische Wiedergeburt stattfindet. Aber ist die Uebersetzung derjenigen Poesien gelungen, die eine sanfte Schwermuth vorherrscht. Sehr zu wünschen ist, daß diese schöne Sammlung nur 23 Gedichte enthält, und nicht, wer solche Bestrebungen zu würdigen weiß, kann es nicht und geschmackvollen Uebersetzer nicht dringend genug, daß er doch mit diesem Wenigen ja nicht sein Talent abschließen möge.

Molini, Buchhändler in Florenz, bereitet das zweite historische Werks vor: „Documenti di storia italiana“, das bestand sich in den Jahren 1831 und 1832 zu Paris und dort auf der königlichen Bibliothek nach einem neuen und genauen wichtigen Briefe Benvenuto Cellini's, da er sich einer neuen Ausgabe von dessen Lebensbeschreibung bedient. Bei diesen Nachforschungen fand er jene Documente, die besonders auf die während der Zeit von Karl VI. bis zum wlg XIV. stattgefundenen Verhandlungen Frankreichs mit dem wärtigen Reichthum beziehen. Es sind ungefähr 500 Briefe, Päpsten, Königen, Prinzen, Gesandten und Andern, Herausgeber in chronologischer Ordnung vertheilt, mit Anmerkungen von dem Marchese Gino Capponi.

Literarische Unterhaltung.

Sonnabend,

Nr. 338.

3. December 1836.

Historisches Taschenbuch. Achter Jahrgang. Mit Beiträgen von Barthold, Leo, Sogmann, Zinkeisen, herausgegeben von Friedrich von Raumer. Mit dem Bildniß Ludwig XIV. Leipzig, Brockhaus. 1837. Gr. 12. 2 Thlr.

Nicht darum, weil wir in einem Blatte desselben Verlegers von diesem Taschenbuch zu sprechen haben; auch nicht darum, weil wir etwa selbst als Mitarbeiter einmal theilhaftig gewesen sind; sondern aus voller Überzeugung und edlicher Wahrheitsliebe nennen wir dieses Taschenbuch eines der gebiegensten in unserer ganzen deutschen Almanachs- und Taschenbuchliteratur. Wenngleich dieser Jahrgang den vorigen um 100 Seiten an Stärke übertrifft, enthält er sogar noch einen Aufsatz weniger als jener, indem diesmal nur deren vier, von Barthold, Leo, Zinkeisen und Sogmann aufgenommen worden sind. Denn dies ist eine der Eigenthümlichkeiten des vorliegenden Buches, daß es, das multum non multa wohl beherzigend, den wenigen Mittheilungen den Raum gewährt, welchen sie in ihrer Art der Ausführung und Darstellung gleichsam zu ihrem Leben in der Literatur nöthig haben. Nur indem diesen geistigen Pflanzgen der gehörige Boden und die rechte Pflege gegönnt wird, nur insofern kein Mitarbeiter an der Individualisirung und Länge, Höhe, Breite, Farbengebung und am Tone seiner Gemälde gehindert ist, ist diese Reihe von ungefähr 30 zum Theil ausgezeichneten Aufsätzen, die man auch wol Cabinetsstücke zu nennen beliebt hat, zusammengekommen und soll sich hoffentlich auch noch reichlich vermehren.

Es ließe sich allerdings darüber rechten, ob nicht jeder Theil des Taschenbuches ein selbstständiges Ganze bilden und Das, was es gibt, ganz geben sollte. Wir haben alle Nothigung, sie mag kommen woher sie wolle, und es sollte bei Büchern dieser Art (von größeren Werken kann natürlich nicht die Rede sein) eigentlich kein Abbrechen eines Aufsatzes schon darum stattfinden, damit nicht ein Zwang, wenigstens eine wissenschaftliche Verpflichtung entstehe, sich die Fortsetzung um der Fortsetzung willen anschaffen zu müssen. Bei einem Taschenbuche sollte Jeder neu eintreten können und Das, was er bezahlt hat, auch ganz haben, Niemand das rückwärtsstehende Haus darum kaufen müssen, weil sein eigener Keller sich hinein

erstreckt, oder gar ein unentbehrlicher Eingang in denselben ist. Zu dieser Bemerkung veranlaßt uns nämlich der erste Aufsatz von F. W. Barthold: „Ausgang des Joan'schen Zweiges der Romanow und seiner Freunde“ (S. 1—163), da er mit allerdings neuer Überschrift doch auf den vorjährigen desselben Verf.: „Anna Ioanowna, Cabinet, Hof, Sitte und gesellschaftliche Bildung in Moskau und Petersburg“ sich stützt und bei seiner Entwicklung eine Kenntniß des früher Gesagten (f. S. 8 u. a. D.) voraussetzt. Indes mag auch dies zur literarischen Freiheit mitgehören und ist jetzt so gewöhnlich, daß es den wenigsten Lesern auffallend, vielmehr den meisten ganz natürlich vorkommen wird; wie wirklich selbst Erscheinungen der Politik naturrechtlichen Schein erhalten können. Wir lassen aber darum diese Bemerkung um so lieber fallen, als uns in dieser Fortsetzung selbst ein köstliches Stück Arbeit, ja dürfen wir nach dem Eindruck, den sie auf uns gemacht hat, urtheilen, das trefflichste des ganzen Bandes, dargeboten ist, ohne damit den Verfassern der drei andern Aufsätze zu nahe treten zu wollen. Es werden sich zu jeder dieser vier Schlüssel ihre Liebhaber finden!

Es handelt sich in Nr. 1 von dem trübsamen Ausgange der von Peter's des Großen blödsinnigem Bruder, Iwan oder Joan, sogenannten ältern oder Joan'schen Linie des Hauses Romanow. Die jüngere, an den Herzog von Kurland vermählte Tochter Joan's, Anna Ioanowna, und ihre Regierung von 1730—40 ist im vorigen Bande des Taschenbuchs geschildert. Ihre an den Herzog Karl Leopold von Mecklenburg-Schwerin vermählte Schwester Katharina war die Mutter der jüngern Anna Karlowna, deren Gemahl Prinz Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel wurde. Der in dieser Ehe erzeugte Sohn Joan III. war der von der Kaiserin Anna, seiner Großmutter, ernannte Nachfolger, ein Kaiser in Wiege und Windel, für welchen nicht die Ältern, sondern Birron, Herzog von Kurland, die lange Regentschaft führen sollte. Das Verhältniß war ebenso unnatürlich als unpopulär; ersteres weil die Ältern die natürlichen Vormünder gewesen wären, letzteres weil eine mächtige Partei in Rußland das Ausländische als fremdartig und aufgedrungen haßte; es war aber auch unklug, weil man sich den Leidenschaften der Gleich- oder Mehrberechtigten gegenüber keine Garantie des Fortbestandes der Maßregel zu verschaffen ge-

wußt hatte. Und doch hätte diese, um eine geistliche Wahrheit zu sagen, keine andere sein können als die bekannte ehemalige christliche, nämlich die vollkommenste Befestigung aller übrigen Familienglieder.

So war nun, was Einzelne wohl voraussahen, dem trägen System der Reaction Thos und Thos geknackt und der erste Act derselben begann schon kaum vier Wochen nach Biron's Regenschäftsantritte (20. Nov. 1740). Anna und Münnich führten Biron mit wenigen Schwierigkeiten. Fürwahr, der Großvater hatte Recht, wenn er daraus auf große Ähnlichkeit der Zustände in Stambul und Petersburg schloß. Ohne den dumpfen Geist soltdatischer Subordination, welche jedem etwas höhern Range mechanisch sich unterordnet, wäre diese Revolution so leicht nicht geworden. Und welche Lehre gab dies gelungene Experiment für ähnliche Versuche!

Es sei erlaubt, aus der sehr interessanten Zeichnung der Regentin Anna einige Züge herauszuheben. Nachdem ihre frühere Erziehung durch schwache Weiber, die einflussreiche Aussicht, Erbin ihrer Tante, der Kaiserin Anna, zu werden, kurz besprochen worden, fährt der Verf. S. 47 fort:

Aber schnell schwand der Reiz der Freiheit (zu herrschen), die angestammte Liebe zum Genuß, die Gleichgültigkeit gegen Würde und Ansehen nahm ihre Stelle wieder ein und entfaltete in wenigen Wochen alle Schwächen ihres Charakters, welchen schon ihr Äußeres, eine gewisse Zerflossenheit der Formen und Gesichtszüge, bezeichnete. — Fast nie nahm sie ernstlichen Antheil an den Reichthümern, und wenn Münnich ihr Morgens die ausgefertigten Schriften vorlegte, oder Entschlüsse forderte, ergriff sie Unbehagen oder Langeweile in dem Grade, daß sie oft äußerte: Ich wünschte, mein Sohn wäre schon in dem Alter, um selbst zu regieren. — Hätte die Großfürstin nun bei dieser Eile vor Nachdenken die Leitung der Geschäfte den Händen verlässlicher Diener feig gelassen, so würden die Sachen ziemlich so gut bestellt gewesen sein als unter ihrer kläglichen Tante. Sie achtete aber kaum auf die Rathschläge der unterrichteten Staatsmänner, und gewöhnte sich, wichtige Entschlüsse lieber dem Kreise ihrer Günstlinge zu entnehmen, welche es verstanden, unter Kurzweil und Täuschungen die oft träumerische und gelangweilte Herrin nach ihrem Willen zu gängeln.

Auf die Schwärzung ihres Gemüths, der, obwohl tapfer „aus Familieninstinct“, wie Friedrich II., sein Schwager, sagte, eine solche Frau zu leiten ganz unfähig war, folgt die der einflussreichen Familie Mengden, besonders der Favoritin Juliane, welche besonders die verletzten Zusammenkünfte der Großfürstin mit dem sächsischen Grafen von Lynar vermittelte.

Im vernachlässigten Anzuge, in einer Nachthaut, aus einem weissen Tuche aufgesteckt, nahm Anna nur Angehörige des Hauses Mengden an oder die vertrautesten fremden Minister, den Marschall de Botta, Kaiser Rint, den englischen Gesandten; ebenso erschien sie ohne Schmuck in der Messe und blieb auch so während der Tafel, um nach Luste ihre Partie zu spielen. — Anna, noch im Bette liegend, ohne unwohl zu sein, hing unter Kuß und Umarmung dem Elbblinde (L.) das große blaue Band eigenhändig um, und wenn ihr Gemüth, welcher mit stummer Ergebung, wie die russischen Großen, die Beleidigung seiner Macht trug, am Morgen nach einer abgefordert zugebrachten Nacht an die Thüre ihres Schlafgemachs klopfte, fand er sie gewöhnlich uneröffnet. — So wohnhaft auf erhöhten Gemäßen war das sorglos schwebende Paar (Anna und L.), daß die Großfürstin in der heißesten Jahreszeit auf dem Balcon des

Winterpalastes nach dem Strome zu ihrer Lustgasse hintrat, und wenigstens eine spanische Band das Bett umschloß. Man konnte doch aus den höhern Ständen der Hauptstadt die Vorgänge dieses lustigen Tholamms beobachten.

S. 77 bemerkt der Verf. von Peter's Tochter Catharina, der nachmaligen Kaiserin, daß sie die Wünsche ihres Vaters in ihrem Sinne empfing, ohne die Kraftigen-Gefühle dieses ausgezeichneten Mannes richtig zu werden; daß auch ihre Erziehung

in einem Hause, in welchem keine Spur von geistlicher Erziehung walte, die Mutter (Katharina I.) sei nicht in der tranken Ruch ihres Gemüths erbeben mußte, als wenn Mittel fand, für den unbefangenen Zustand der Botschaften sich zu entschuldigen, nur eine sehr mangelhafte konnte, und daß die geringere Beilichtheit schon sehr ungenügend wurde durch Schreie, Grausamkeiten und in ihrem Sinne, welche den Hof des Jaren bezeichneten.

Ihre noch die früh reife Gabe, die sie mit großen Anforderungen, bei aller Fülle des Körpers nicht in den Bewegungen, auch zu Fuß, als Kaiser Peter's Tochter zu Pferd und auf dem Wasser, einem der vielen berühmten Bewerber, wie ihre Schwester Anna, beschreiben werden konnte, war bereits ungenügende Lust in ihrem hohen Stande, deren verkehrte, aber nicht geheim gebliebene Leidenschaft, fremden Fürsten die Bewerbung um die hohe Kaiserin bedenklich, bereits eingezeichnet auch noch richtig nach.

Ihre früher Umgang mit dem Cardinal brachte, wie Hr. B. sagt, die Hoffmannsmanne zu weichen. Hat sie doch selbst die vernünftige Idee, ihr sei nur wohl, wenn sie verlobt sei! Daher ist die sel ihrer Ehegatte, daher der anmuthig, welcher Ausdruck beim Tange.

(Der Beschluß folgt.)

Neurolog.

Maria Malibran-Beisel.

Wenn schon dem ausgezeichneten Talent es nicht fehlte, es den höchsten Schatzplatz seines Reichthums eine würdig-ehrende Lobeskrone gebührt; wenn nicht um so lauter und inniger wird, je verheerender die geistliche Blüte war, deren Placidität wie ein Licht die Todtenfeier vielleicht am ehesten den dem Genius sich die frischeste Jugendfülle, mit der jenige heitere Lebendwürdigkeit verband, die in allen verhältnissen den Annähernden erquickte und in der menden Betrachter jene Empfindungen der Anmuth erzeugt, von denen es ungemein ist, daß es in den Empfindungen oder Klare befriedigende Gebilde ist, der That gibt es in jedem Gebiete der Kunst, der energischer Selbstständigkeit wir volle Genugthuung lassen müssen; allein nur Wenigen, nur sehr Wenigen, gleich mit der Macht der geistigen Productivität, die Kraft und Anmuth der Seele verlieren, in dem hohen die Bewunderung und stille Verehrung allmählich zu liebliehblühenden Garten einzutreten, aus dessen blühenden nur mit Begehr der Besuchende sich erhebt. — Hat gibt es Talente, welche in den Romanen, in der literarisch-erregten Wesen vom dem Göttingen selbst lautem Jubel der Bewunderung hinarbeiten; aber die Mächtigen sind wieder nur Wenige, welche diesen Jubel durch die stillere, beschränkende Gewalt der Wissenschaft auf die ruhigeren Bahnen des gewöhnlichen Lebens lenken und so die lobende Kunst des Bewunderungs-Genusses ein stilles Bestreben der innigen Jünglinge, in der

der eine glänzende Lampe: heimliche, ständiger Beobachtung zu verweilen wissen.

In den Kriegen, Unterdrückten, welche diese beschließende Metamorphose der anhängen: öffentlichen Anerkennung: im Verstande vernachlässigen, geistlich anständig die schicksalhafte Schicksale, deren Tadeln wie die nachfolgenden Seiten wissen. Maria Mailbran war freilich nur eine Sängerin, und wer weiß, ob nicht in diesen bedenklichen, schmerzvollen Zeiten, wo von der Bühne herab, die kaum noch die Welt beobachtet, so manches eitle Talents hervorgebracht, während viel herrlicherer Tadel der unendlichen Kunst verkannt und viel tiefer der Gaben Geistes in Dichtung und gewählter Darstellung zurückgesetzt und verschönt werden — wer weiß, ob nicht in so jammervollen Zeiten auch aus ein Verbrechen daraus gemacht wird, daß wir das Talent eines Wesens, die inner fahrgewordenen Maschinen angehöre, mit solchen Worten feiern, wie sie nur dem Inneren gewöhnten im heiligen Wundertempel der Kunst zu Tadel werden sollten; ja, was noch schlimmer ist, wer weiß, ob nicht die also stehenden im allgemeinen Sinne ein wohlbegrenztes Recht haben. Wohlja, sie mögen es im Allgemeinen; in diesem besondern Ereigniß aber haben sie dessen keine: denn wenn der Gegenstand unserer Anerkennung dem Geiste nach wirklich nur denjenigen Talenten angehört, die man als die anerkannten zu bezeichnen pflegt, so war er doch in dieser seiner Reproduction so neu und schöpferisch, so selbstständig und eigenwillig angeordnet, so durchsichtig, klar und anmutigvoll, so ganz durchdrungen und ganz befreit von Dem, was ihrer Seele Werk war, daß sich aus allen diesen seltenen Eigenschaften und Begabungen ein so einheitliches und überraschendes Bild gestaltet, dem wir die Anerkennung, und den Rang eines durch und durch genialen und in eben dem Maße schätzbaren Persönlichkeit nicht versagen können.

Maria Felicitas Garcia, älteste Tochter des Señor Mas und Garcia, eines ehemals sehr gefeierten Tenoristen der italienischen Oper, war geboren im J. 1808 zu Paris. Noch nicht acht Jahre alt, begleitete sie ihre Eltern nach London und wurde dort, bei einem Aufenthalt von mehreren Jahren, frühzeitig mit englischer Sprache und Sitte vertraut. Da sich Mutter und Kunst zu ihren Gunsten zu vereinen schienen, so war ihre zukünftige Lebensbestimmung bald entschieden, und die kleine Jungfrau gabte noch nicht 17 Jahre, als sie auf dem „Theatres“ zu London, am 7. Juni 1825 zum ersten Mal als Rosina im „Barbiers di Siviglia“ auftrat. Ein Jahr später begleitete sie die Ihrigen nach Amerika, wo damals die Bildung einer italienischen Oper zu den neuesten Kunstprojekten gehörte, obgleich der Erfolg die früher gehegten Erwartungen nicht bestätigte. Zu Neapel war es, wo in ihr sonnenhellsten Jugendleben die ersten trüben Schatten treten mußten, denn hier lernte sie den Franzosen Mailbran kennen, es war Mann, dem der Widerspruch von ihrem Talent bekannt gemacht hat, als er es durch seine Papiere und Selbstpredikationen geworden wäre. Sie vermählte sich mit ihm; allein die hohe, ferne Kunst stimmt wol nur selten mit der abnungsvollen bühnen Compostur, wo es dem Geiste nur unter sehr glücklichen Verhältnissen so wohl wird, seine freien Flügel zu heben. Der Mailbran versuchte einen solchen regsamten Flügel Schlag, vernachlässigt angestrebt durch den lieblichen Genius, der in seine Kräfte getreten war; allein er hatte das Schicksal des Harus dafür zu erleiden, ein Schicksal, das nicht sowohl sein Leben, als sein Vermögen verschlang. Seine jugendliche Gattin entsagte großmüthig zu seinem und seiner glücklicher Gunsten allen ewigen Ansprüchen. Nach erfolgter Scheidung ging Madame Mailbran nach Paris, wohin ihr schon ein bedeutender Ruf vorausgeschickt war und wo ihr Schicksal sowohl als ihre Existenz die egyptischste Theilnahme erregten. Später begab sie sich wieder nach London, wo sie die glänzende Saison von 1829 durch ihre Anwesenheit verschönte. Ihre vorzüglichsten Rollen waren Rosina, Lantini, Desdemona, Semiramis, Zerlina, Romeo und Minetta. Von jetzt an wurde ihr Ruf europäisch.

Dieses Glückseligkeit bestimmten die geistliche Künstlerin, welche durch den Tausch ihrer Besitzungen in eine völlig anständige, ja glänzende Lage versetzt ward; nur daß an physischer und selbst an geistiger Kraft hier verloren ging, was dort gewonnen ward. Ihre letzten Verbindungen waren außerordentlich: in Neapel erhielt sie für 40 Vorstellungen die Summe von 30,000 Francs und außerdem noch drei Benefize. Ebenso vortheilhaft war der Ruf nach Mailand, wo ihr von dem Director der Scala, dem Herzog von Visconti, für 185 Vorstellungen, nächst bedeutenden Accidenzien, eine Totalsumme von 450,000 Francs zugesichert wurde. In Rom, wo die Mailbran im Frühjahr 1834 neue Vorberer erntete, zeigte sich auch das milde Wohlwollen ihres Charakters in einem schönen Lichte. Hier gab sie ein großes Concert zum Besten einer herabgekommenen Komödie, das nicht weniger als 600 Goldstücke einbrachte. Im Mai darauf debütierte sie in Mailand, ein Debut, dem an Erfolg nicht so leicht ein anderes zu vergleichen sein möchte. Hier schlug man ihr zu Ehren eine goldene Medaille, welche auf dem Revers die Aufschrift führte: „Per universalis concensio proclamata mirabile nell'azione e nel canto“, eine Inschrift, die durch ihre frohliche Lobrednerin dem mailändischen gelehrten Kunstgeschmack eben keine sonderliche Ehre macht. In Venedig gab sie einen neuen Beweis von Hergensgüte und Wohlwollen. Der Eigentümer eines dortigen Theaters, ein fast ruinierter Mann, forderte sie auf, auf seiner Bühne zu singen. „Ich werde singen“, sagte sie ihm, „es doch nur unter der Bedingung, daß von Honorar keine Rede ist.“ Dies rettete den armen Kunstler vom Bankrott. Nachdem die Künstlerin noch einmal in Neapel und von dort aus in Paris gewesen war, begab sie sich nach London, um ihren dortigen Engagement für die Saison von 1835 nachzukommen. Sie trat zuerst in der „Sonnambula“, nach englischer Bearbeitung, auf und eifte alle Zuschauer in dem gedrückt vollen Hause (zu Coventgarden) zur vollsten Bewunderung hin. Ihre unermüdbare Thätigkeit in dieser Zeit war außerordentlich. Sie sang, ihr Engagement abgerechnet, noch in vielen Concerten und Privattheatern und ward von Virtuosen und Concertanten unmaßlos in Anspruch genommen. Unfröhtig hatte dies die nachtheiligsten Folgen für ihre Gesundheit und legte, nächst früheren Anstrengungen, den Grund zu ihrem frühen Tode. Schon merklich angegriffen, reiste sie, nach verblutiger Saison, wieder nach Mailand, wo die Nachricht von dem plötzlichen Versterben Bellini's, am 23. Sept. 1835, sie auf ungewöhnlich schmerzliche Weise berührte. Sie erkrankte sogleich, gleichsam am ihrer Trauer eine Genüge zu thun, eine Subscription für sein Gedächtniß, die, da ihr Name an der Spitze stand, einen beträchtlichen Erfolg hatte. Allein Bellini's Tod griff auf noch tiefere und räthselhaftere Weise in ihr eignes Leben, denn, selbstsam genug, traf der Sterbetag des schwermüthigen, geistvollen Componisten genau mit dem Monatsstag zusammen, an welchem ein Jahr später die lebenswürdigen der Sängerinnen selbst verschied. Es war bei Beiden der 23. September.

Im März 1836 verheiratete sich die in ihrer Lebensaufrichtigkeit schmerzlich getauchte Künstlerin mit dem ausgezeichneten Violinvirtuosen Beriot, nachdem ihre frühere Ehe durch die pacifische Gerichtsbarkeit nunmehr völlig geschieden war. Beriot, der trauernde Witwer der Mailbran, ist von Geburt ein Belgier und in seinem Fache einer der vorzüglichsten jetzt lebenden Künstler. Bei Gelegenheit dieser Verheirathung schenkte die Königin der Franzosen der Mailbran eine kostbare, mit Perlen geschmückte Agraffe. Von London aus, wo sie zunächst auf dem Drurylanetheater Vorstellungen gab, bereifte sie mit ihrem Gemahl Brüssel und andere ausgezeichnete Städte des Continents, wo ihr Talent überall die höchsten Triumphe feierte.

Was noch von der kurzen Geschichte dieser liebenswürdigen Frau übrig ist — ist Schwestern. Die Künstlerin hatte sich für das große Musikfest zu Manchester verbindlich gemacht und kam nach einer sehr beschleunigten Reise von Paris am 11. Sept. dort an. Tags darauf griff sie sich in einer Probe sehr

Donnerstag,

Mr. 339.

4. December 1838.

Myrthes Taschenbuch. Ächter Jahrgang. Mit Beiträgen von Barthold, Leo, Schumann, Zink-Asen, herausgegeben von Friedrich von Raumer.
(Besteht aus Nr. 220.)

Elisabeth wurde schon nach Peter II. Tode 1730 die Kaiserin. Statt Anna's für sich haben gewinnen können, die Unvergleichliche nicht fatalerweise damals gerade in Wochen gelegen hätte! Unter jener Anna mußte die Verstellungskünsten ihre Zuflucht nehmen, in denen sich Meisterin wurde. Sie wußte, daß die altrussische Partei auf sie rechnete, und sie rechnete wieder auf die Petrianten, unter denen sie heraufgewachsen war. Kinder sie aus der Taufe hob, die sie häufig Nachschonungen bei sich sah. Ganz gewöhnliche Soldaten oft, wenn sie durch die Straßen von Petersburg gingen, hinten auf ihren Schritten und unterhielten sich zuhause mit ihr. Die Regentin Anna behandelte deren als gänzlich unbedeutend, und mit dem leichtsinnigsten Spotte hieß es bei Hofe: Elisabeth hat wieder spielen mit den Pygmalionischen Grenadiere. Wenn nun die Regentin durch Entlassung des Feldmarschalls Münnich sich ihrer rechten Hand beraubte, der Feldmarschall Lesocq seine Gebieterin Elisabeth, sich mit Hülfe der Gärten auf den Thron zu schwingen. Anna beharrte in unbegreiflicher Verblendung gegen wiederholten deutlichsten Warnungen ihrer Freunde. Der Nacht vom 5. auf den 6. Dec. 1741 ging auch die Revolution glücklich vor sich (S. 99 fg.). Die Kaiserin, ihr Gemahl, Münnich, Ostermann und A. waren verhaftet.

Daraus gingen Grenadiere in das Gemach, in welchem der Kaiser in der Wiege schlief, seine Lämme neben ihm. In wahnsinniger Eile erfolgte; die wunderlichen Predigten hatten Mitleid, das Kind nicht zu wecken, und so herrschte, in gutmüthiger Stille rings um die Wiege gestellt, eine Stunde, ehe der ruhig schlummernde Erbe des größten Reichthums zu seiner Enthronung erwachte. Da wollte er der künftigen Kaiserin sich des Kindes bemächtigen, welches bei dem Anblicke fremder Gestalten, bis da sie nicht einzeln konnten, die ältliche Amme ihn (es) auf den Arm mit ihrem Dolche verhöhnte und sich mit dem letzten Cyclus ihren Hautes durch die Grenadiere fortführen ließ.

Es war kein Blut geflossen, aber Bestürzung lag auf den Gesichtern, besonders der Ausländer. Die schreckliche Orchesterscene mit Münnich und Ostermann u. A.,

welche endlich noch auf und vor dem Schaffot mit einiger Verweisung nach Sibirien begnadigt wurden, die Begnadigungsscene zwischen dem aus Sibirien zurückkehrenden Biron und dem dahin abgeführten Münnich (S. 116), der nun aus dem tapfersten Feldmarschall der russischen Welt und von allen benachbarten Gouvernements wie ein Generalgouverneur gefürchtet wurde, wie man selbst nach. Die Zeichnung Münnich's ist höchst ansehnend. Peter III. rief ihn zurück, nachdem er 20 Jahre in Berlin zugebracht hatte. Wie er die Nachricht seiner Befreiung erhielt, wie er bei Petersburg Sohn und Tochter und Ankel trifft, welche Legation ihn kaum dem Namen nach kannten, wie er seinen Kaiser, der ihn und Biron vergeblich zu versöhnen sucht (S. 132), vergeblich bei der neuen Katastrophe, durch welche Katharina II. sich des Thrones bemächtigte, zu rettenden Einschüffungen zu begeistern sucht, sind Alles Scenen, welche mit Liebe gezeichnet und mit Lebendigkeit ausgemalt sind. Mit Schauder liest man die Verwahrlosung und den Untergang des unglücklichen Joan III. (1764) zu Schiffsberg, wenn gleich für den großen Verdacht, als wenn der Hof selbst auf eine grauenvoll listige Weise sich dieses lebenden Intermedienten bediente habe, keine Gründe der Überzeugung von dem Verf. gefunden werden. Die Geschichte, sagt derselbe, habe genug verhängte Katastrophen, um Katharina die Große zu entzücken. Das letzte Kind Anna Maria's, der mit seiner Gemahlin aus der Haft in Wien endlich nach Dänemark entlassen wurde, Katharina, starb erst 1807 zu Hoesens in Island.

So war der bemerkte Ausgang des ältlichen Fortganges der Romane, dessen Schicksal, nicht so hochtragend als der Cyclus, nicht so verurtheilt als der Bourbon's, aus vielen Gründen dennoch verdient, jenen, durch Dichter und Geschichtsschreiber verewigten Königsgräbern an die Seite gestellt zu werden. Im Leben der Staaten wiederholt sich die Wahrheit: daß das Schicksal, Tugend und Lasten, man auch, wie hier unter dem Namen dänischer Tapferkeit und heldenmüthigen Tugenden, dem Stärken zuletzt immer zur Reute fallen müsse.

Wie dieser Schlussbemerkung hängt die im Eingange (S. 5) genau zusammen, daß in dieser Succession, welche jeden menschlichen Voransbestimmung sperrte, die geplante höhere Leitung unverkennbar hervortrat.

Wissen wir dann allgemein menschlichen Standpunkte aus und der Größe und der unerschöpflichen fortwährenden Bildung Standpunkte fern, abgesehen von der Besorgnis des Westens?

plert, so dürfen wir auch verſehen auf die Wege blicken, auf welchen das Gewaltige mächtig ward; und verſagen wir dem unglücklichen Ausgange des Joaſaphen Zweiges unſerer menſchliche Theilnahme nicht, ſo erkennen wir doch, daß er Würdigen Platz machte. Denn wir uns demnach einer höhern Weltordnung, deren Mittel, die letztern Zwecke zu erreichen, mit dem ſittlichen Geſchlechte unſerer Natur oft nicht in Uebereſtimmung zu bringen ſind.

Nach dem bekannten Worte: Weß das Herz voll iſt, geht der Mund über, haben wir uns vielleicht unverhältnißmäßig lang bei dem erſten Aufſaße verweilt und eilen nun mit dem Vorſaße der Kürze zu den folgenden fort. Hr. Prof. Leo in Halle bringt in Nr. 2 (S. 167—245) einen Gegenſtand zur Sprache, der, glücklich und dem Zahn der Zeit gegenüber ſehr zeitgemäß aus Vielem herausgegriffen, mit Beſonnenheit und Scharffinn ausgeführt iſt: „Über Burgenbau und Burgeinrichtung in Deutschland vom 11. bis zum 14. Jahrhundert“. So ſehen wir uns auf einmal aus Sommer- und Winterpaläſten an der Renna in die Höhen- oder Waſſerburgen des deutſchen Mittelalters verſetzt. Es lägen uns allerlei Vergleichen, allerhand Fragen, wo es gemüthlicher, wo es ſittlicher, wo es chriſtlicher hergegangen ſein möge, ziemlich nahe, aber doch außerhalb unſerer Aufgabe. Hr. Leo fängt mit der launig-wahren Bemerkung an, daß, wie die Maler des 14. und 15. Jahrhunderts für alle Szenen des Alten Teſtaments ſaraceniſche Tracht anwandten und den Holofernes wie einen Großſultan ausſtaffirten, ihnen alſo der ganze Orient gleichſam nur einen Rock zu haben ſchien, unſern Zeitgenoſſen auch Mittelzeit und Burgenweſen, gleich viel ob von Heinrich I. oder vom 15. und 16. Jahrh. die Rede ſei, immer nur unter Einem Bilde vorſchweben. Mit den Dichtern des Mittelalters an der Hand (denen der kundige Verſ. allerdings mit leichter Mühe hätte Stellen aus den Geſchichtſchreibern und den Urkunden hinzufügen können, wenn es hier auf Häufung des gelehrten Apparats angekommen wäre) werden nun unter I. „Die Burgenbau“ beſprochen. Ohne eigentliche Trennung in Höhen- und Waſſerburgen wird natürlicher zwiſchen den Burgen umfaſſenderer Anlage, oder Hofburgen, und den enger zuſammengedrängten, gleichſam nur feſten Häuſern, oder Burghäusern unterſchieden. Es wird ſich jeder Leſer dieſer Zeilen an folgenden Ausdrücken über ſeine Kenntniß der mittelalterlichen Dichter und der Burgeinrichtungen prüfen können: Ringeln, Zwingen, Porte, Zinnen oder Wintberge, Wer oder Sege, Burcſtraße, Stegetor (Thor mit Fallgitter), Palas (auch wol Saal) oder palatium, palazzo, in Island Hof, in Norddeutſchland Diele, in Preußen Kemter, in Portugal palacio, der wichtigſte Theil und Hauptraum jeder Burg; Gredan, Kemenate oder Gadem (Weggedem), Flurwertam (Ramln), Phieſel (Ofen), Berchreit (der hohe Thurm), Schnigghaus, Wichus, Louden oder Lieren (eine Art Fenſterniſchen). Unter II. „Das Leben auf den Burgen“, ſoweit es ſich an die Einrichtung der Burg als eines Gebäudes knüpft“ überſchrieben, wird von den Mahlzeiten, Ruhezelten, Dienereſchaft, Gäſtebewirthung, Geſellſchaft und Tanz gehandelt.

Auch hier findet man Alles aus den Dichtern ſelbſt belegt und eine Menge weniger bekannter Worte, z. B. Zumbiz, Aſſchlachen, Baſſel (beſonders ſeiner Thron), Lutertrank, Moraz, Cleret, Spanbett, der eheleiche Baſſal mit dem Pfumit, Culter, Lillachen, der Baſſat (Reinwand), Deſſelachen, Baſſenſen u. ſ. w.

„Verſailles“. Hiſtoriſche Rückblicke von J. B. B. eifen“ iſt der dritte, zu Paris im Mai 1836 erſchene Aufſatz betitelt. Chriſtlich geſtanden, ſchien uns der Aufſatz, wenn auch belehrend, doch etwas zu kurz ausgefallen zu ſein. Was der Verſ. Alles beim erſten Beſuche von Verſailles gedacht, gefühlt, ſich erinnert, gefunden, konnte, mußte es ja gedruckt werden, etwas kürzer gehalten ſein. Dagegen ſind die folgenden Abſchnitte betheuernd intereſſanter, indem ſie ſich Rückblicke auf das ſeit langer Zeit ſaß verſchloſſene Verſailles vor, unter und nach Ludwig XIII. bis auf die blutigſte Zeit unter Ludwig XVI. enthalten. Nach dem man dies Schloß ſeit der Revolution wol zu mannigfachen verſchiedenen Zwecken beſtimmt hatte, ſoll es jetzt zu geſchichtlichen Nationalmuſeum eingerichtet werden. Der übler Gedanke. Wie der Held vom Schauplatz und endlich ſeine Memoiren ſchreibt, tritt das wichtigſte Schloß aus der Theilnahme an den Begebenheiten heraus, um ſelbſt Geſchichte zu predigen. Bei ſolchen hiſtoriſchen Angaben hat Hr. J. B. B. „Les ches hiſtoriques et critiques sur Versailles“ (Paris 1836) Blondel's „Architecture française“, St. Simon's „Mémoires“, Th. 13, und Dulaure's „Histoire des Palais de Paris“ u. a. Werke benutzt. Unter den der Verſ. Verſailles gewidmeten Abſchnitten iſt der, welcher Ludwig XIV. ſchildert, der reichhaltigſte. Sehr intereſſant ſind die Erörterungen, wie viel der Bau und die dieſes Schloſſes gekoſtet habe. Volney ſpricht von Millionen Livres, oder nach damaligen Geſchätz Millionen Livres Tournais, 16 auf die Mark; die wahrſcheinlichſte, durch Rechnungen beſtätigte aber ſpricht von 193 Mill. Frans unter Ludwig XIV. S. 364 wird Einiges über die Jugend Ludwig XIV. geſagt und woher jene unüberwindliche Anhänglichkeit an Alles gekommen ſei, was ſich durch Geiſt, Kraft und Bildung hervorthat und ſolglich ihn aus der Dunkelheit der Jugendbildung in die hellere Welt der Beſchränkung des Geiſtes ihm verſetzt hat, durch die Kunſt des Herrſchens zu erſehen. Er am Hofe ſeiner Mutter erlernte und in ſeinem ſtändigen Systeme ausbildete, deſſen Grundſatz das bekannte Wort: „L'état c'est moi“, geſagt.

Dieſer Grundſatz — ſagt der Verſ. — macht dieſes Schloß zu einer Baſis, der keine menſchliche Kraft widerſtehen und unterwarf den Staat ſelbſt den Schrecken der menſchlichen Natur. Er macht die Verſailles ſeitens der Regierung Ludwig XIV., ſeiner Anhänglichkeit Politiz und ſeines Hofes erſtarrt. Der letzte Theil der Schlußſtein, man könnte vielleicht ſagen, der das ganze System dieſes blendenden Despotismus bildet.

So heißt es auch S. 363:

Der Hof L. s. zu Verſailles iſt auf gewiſſe Zeit

aus und das Maſter für die äußere Darſtellung königl. Majestät geblieben, ſowie ſeine Paläfte und Gärten lange Zeit die nur ſelten erreichten, aber außerordentlichen Vorbilder fürſtlicher Wohnungen und Anlagen waren.

Nehr Unterhaltung wird Das, was über einige zu Verfaſſes geſeierte glänzende Feſte geſagt iſt, gewähren.

Die letzte Abhandlung: „Künſte Geſchichte der Typographie und der Druckkunſt überhaupt, beſonders in der Anwendung auf den Bildruck. Ein Beitrag zur Erfindungs- und Kunſtgeſchichte von J. D. F. Schömann“ (S. 447—598), möchte Manchem etwas trocken und zur bloßen Unterhaltung minder geeignet vorkommen. Ganz vermögen auch wir dies nicht zu leugnen, wenn gleich wir eingestehen, daß wir aus dieſem Aufſatz das Meiſte gelernt haben und in ihm einen ſehr werthvollen Beitrag zur Geſchichte des Buchdrucks ſehen. Denn der Holzdruck war urſprünglich nicht nur die Mutter des Bildrucks, ſondern auch des Schriftdrucks. Ein Auszug aus dieſer gelehrten und, um den Faden nicht zu verlieren, mit großer Aufmerkſamkeit — oder ſonſt lieber gar nicht — zu leſenden Abhandlung iſt nicht wohl thunlich. Das S. 544 über die Abhandlung der Typographie auf der Münchner königl. und Univerſitäts-Bibliothek geſagt wird, mag an andern Orten auch geſchehen ſein. Reſultat der Abhandlung iſt, daß in Deutschland und den Niederlanden der Holzdruck bei den Kartenmachern und Steſmalern wahrſcheinlich ſchon im 3. Decennium des 15. Jahrh. ſeinen Anfang nahm, in Holland aber zuerſt und eher als in Deutschland Donat und Schulbücher mit bloßem Texte gedruckt wurden; daß alſo von dem Ruhme, der bisher excluſiv auf Gutenberg und ſeine mainzer Geſellſchaft gehäuft worden, nothwendig ein Theil an ihre niederländiſchen Vorgänger, wenn ſie auch auf halbem Wege ſtehen geblieben ſind, abgetreten werden muß. Wir fürchten nur, daß damit der Streit, in welchem neuerdings ſo viel Winte vergoffen worden iſt, noch nicht geſchlichtet iſt. 39.

Sudrun. Ein epiſches Gedicht. Programm und Probegeſang. Leipzig, Engelmann. 1836. Gr. 12. 9 Gr.

In der als Programm vorausgeſchickten gedankenreichen Einleitung leugnet der Verſ. die Möglichkeit, daß in unſern Tagen ein heroisches Epos gedichtet werden könne, ohne ſie dieſe oft aufgeſtellte Behauptung neue überzeugende Gründe vorzubringen. Behauptungen dieſer Art ſind immer bedenklich. Vor dem Erſcheinen von Göthe's „Hermann und Dorothea“ würde auch die Möglichkeit eines ſolchen, freilich nicht heroischen Epos mit ebenſo gutem Scheine geltend gemacht ſein. Es bedarf nur des Senes, um Unmöglichkeit dieſer Art zu Schanden zu machen. Der Verſ. läßt jedoch einen Fall zu, in welchem auch heutzutage ein epiſches Gedicht zu Stande kommen könne, wenn man nämlich alte, ſchon poetiſch vorbereitete Gegenstände wähle, aus Zeiten, deren Culturzuſtände in breiten Geſchichten zu genauer Anſchauung vorliegen. Dieſen ſo allgemein ausgebreiteten, uns ganz plauſibeln Satz können wir doch in der Weiſe, wie der Verſ. ihn verſtanden hat, nicht unangefochten laſſen. Er verſteht nämlich unter der poetiſchen Vorbereitung, welche er fordert, nicht eine ſolche, welche durch die Sage im Munde eines poeſieſtarken

Volkes einem Stoffe gegeben werden kann, ſondern ſeine vorbereiteten Stoffe ſind ihm fertige, abgeſchloſſene Gedichte, wie die „Nibelungen“ und die „Sudrun“. Daß ſolche vorgefundene, vollſtändige Stoffe nur die Natur der Sitze und des genialen Entwurfs tragen und in jedem Zuge zur Ausführung und Ausmalung auffordern, iſt uns ganz neu, indem wir bisher in dem Wahne ſtanden und darin z. B. durch Servius, Grimm u. A. beſtärkt wurden, in dieſen Epen vollkommene Gedichte zu beſitzen, die keines Überarbeiters, Wiederbearbeiters, Nachschärfers mehr bedürften. Der Verſ. nennt dieſe von ihm poſtulierte Wiederbelebung unſerer Volksepen ſchon eine zweite, indem er mit Servius annimmt, daß jene in der Zeit der Völkerwanderung zuerſt entſtanden ſeyen. In der Zeit Friedrich's des Rothbart wieder aufgenommen worden wären. Dieſe Annahme iſt zwar an ſich unhaltbar, vielmehr muß die Heidenſage von jenem Zeitpunkt bis zu dieſem in einer ſteten Fortentwicklung gedacht werden, wie auch das lateiniſche Gedicht von Walthyr und Hildegunde, welches zwiſchen dieſelben fällt, und viele andere Zeugniſſe beweisen; aber auch dieſe erſte angenommene Wiederbelebung zugegeben, ſo könnte daraus auf die Möglichkeit einer zweiten Wiederbelebung nach 600 Jahren nicht geſchloſſen werden, wenigſtens müßten wir gegen eine Wiederbelebung in dieſem Sinne proteſtiren. Daß die deutſche Heidenſage wiederaufste und von Neuem wachſe und gedeihe, wünſchen wir nicht nur, ſondern geben ſie thätig zur Erfüllung dieſes Wunſches mitzuwirken; aber man laſſe die fertigen Gedichte der deutſchen Sagenkreiſe, die „Nibelungen“ und die „Sudrun“, unangetaſtet und ſuche nur die unſertigen fertig zu machen, jene vielen heroisch-epiſchen Stoffe, welche die „Wilkinaſaga“ und das „Heidenbuch“ bieten, von Witiſch, Heime, Willeber, Dietſch, von Oſart und dem Fall der Darlungen, von Emmerich und dem ungetreuen Sibich, von Dietrich's Flucht und Heimkehr, von Wieland dem Schmiede, von Iran und Appollonius und ſo viele andere reiche und fruchtbare Sagen. Dieſe metalliſchen Stoffe zu verarbeiten und durch den Hauch der Poeſie in reines Gold zu verwandeln, erſcheint uns als ein wirkliches Verdienst; aber das Gold der „Nibelungen“ und der „Sudrun“ umzuſchmelzen und mit ſtarker Legirung unter griechiſchen Stempel neu zu münzen, iſt eine Art der Goldmacherrei, die alchymiſtiſchen Kunſtſtücken ſehr ähnlich ſieht. Gegen dieſes Urtheil ſpricht der Verſ. auch ſeine eigene Uneigennützigkeit nicht, welche er durch die Verleugnung ſeiner Perſon zu bewähren glaubt. Zur wahren Verleugnung der Perſon gehört viel mehr als Anonymität, und wenn auch der Verſ. dieſe nicht abſichtlich (S. 12) geſtört hätte, ſo würde ihn Ref. doch ebenſo gewiß erkannt haben, als dieſen der Verſ. erkennen wird. Schon die Überſetzung eines altdeutſchen Gedichts in Hexameter würden wir für ganz unzuläſſig erachten, weil mit der Umſetzung in die antike Form auch griechiſcher Geiſt hineinkäme, und wenn es Göthe mit dem „Reineke Fuchs“ gethan hat, ſo iſt zu bedenken, daß dieſes Gedicht einerſeits etwas ſehr Allgemeines hat, indem die darin handelnden Thiercharaktere, namentlich Fuchs und Wolf, als die Hauptträger der Thierſage, auch bei den Griechen in der Aſopiſchen Fabel nicht anders aufgefaßt worden ſind, obgleich andererseits doch der Mißgriff groß genug war, indem moderne Sitten, deutſche und insbeſondere mittelalterliche Verhältniſſe ſich im griechiſchen Verſe ſehr unnatürlich ausnehmen. Wie viel mehr würde dieſe der Fall geweſen ſein, wenn nicht Göthe bei der Behandlung des Hexameters, ſo unclariſch ſie auch ſein mag, doch in der Beziehung ſehr beſuchſam verfahren wäre, daß er ſich durchaus vor allem Homeriſchen Poſiſchen Kioſtelweſen gehütet und die einfache Sprache des altdeutſchen Gedichts mit großer Enthaltſamkeit in ſeine ſogenannten Hexameter aufgenommen hätte. Dazu kommt, daß Göthe nicht bearbeitete, erweiterte, nachschärfte, ſondern ganz einfach überſetzte, während unſer Wiederbeleber der „Sudrun“ ſich berufen fühlt, die Lücken, welche er in dem alten Gedichte findet, auszufüllen, das Angebotene ober nur

Literarische Unterhaltung.

Montag,

Nr. 846.

5. December 1834.

Kephallenien über die jüngste neugriechische Literatur und Übersicht der neuesten Erscheinungen in derselben.

Nun sind anderthalb Jahrzehnte verflossen, seitdem die erste Druckpresse an der Küste des jungen Griechenlands aufgestellt wurde, um dem widerstandenen Volke, das eben begonnen hatte seine Fesseln zu zerbrechen, als ein warmer, warmen selbst dem Namen nach unbekannter, von den Meisten aber, vorzüglich den sonnengebräunten Palikaren und ihren Jünglingen, mit Misstrauen angesehen und verachteter Bundesgenosse zur Seite zu stehen. Aber bald lernten die Griechen die Macht dieser wunderbaren, unfehlbaren, mit Laß und Tinte beschickten Maschine kennen, und lernten sie lieben, achten und fürchten, als der edle Philhellene Walter in Dissonanz durch seine heftige Muth und Vertrauen bei den Kämpfen der Freiheit aufrecht zu erhalten und zu beleben mußte; als der unerschrockene Phylas von Athen aus in der Sprache und im Geiste des Volkes gegen die selbsthüthigen und aristokratischen Nachfolger des Tages zu Fasse zog; als später Alexander Soutsos durch treffende und darum eben gefährlich verwundende Satiren das Ansehen des Präsidenten Kapodistrias untergrub und A. Pothaidas in der Zeitschrift „Apollon“ die Mißbräuche und Fehlgriffe des berühmten Staatsmannes systematisch bekämpfte. So war noch kein Jahrzehnt vergangen, als die Drucken in dem neuen, noch mit Hunger und Elend und Entbehrungen aller Art ringenden Griechenland schon zu einer nicht unerheblichen politischen Macht geworden waren. Die Griechen hatten sich gewöhnt, wenigstens einige Mal wöchentlich offene und unbeschränkte, wenn auch nicht immer aufrechte und unbesorgene Urtheile über ihr Staatsangelegenheiten zu hören; ein Aufstehen dieser Redefreiheit, ein willkürliches Unterbrechen derselben von Seiten des Staates war und ist ihnen schon jetzt schwer und schwer und unbillig, wie es nur immer dem freien Engländer nach hundertjähriger Gewöhnung sein kann. Dagegen versuchte Kapodistrias zu diesem Zweck, was in seinen Kräften stand; je mehr Unwillen und Verachtung er gegen die Redaktionen zeigte, desto eifriger wurden sie gelesen, desto mehr wurde ihnen geglaubt.

Die Pressfreiheit in Griechenland unterscheidet sich wesentlich und vorteilhaft von der in allen übrigen Ländern durch die Art ihrer Entstehung. Andererseits, selbst in

England, erscheint sie als ein vom Volke errungenes, den Regierungen in langem und hartnäckigem Kampfe abgetrohtes Vorrecht; in Griechenland ist sie auf dem allein naturgemäßen Wege, aus dem natürlichen und unbestreitbaren Rechte und Bedürfnisse der Menschen, über ihre gemeinsamen Angelegenheiten sich zu besprechen und sich gegenseitig aufzuklären, ganz ungezwungen hervorgegangen. Sie war fast das erste Resultat des Aufstandes, sie hat sich mit dem Aufstande selbst identifiziert und darum hält das Volk unerschütterlich an ihr fest. In Griechenland war die Pressfreiheit früher stark als die Regierung; jene war schon festgewurzelt, als die verschiedensten Regierungen noch in buntem Wechsel sich einander ablösten; sie ist hier gewissermaßen älter als die bürgerliche Gesellschaft selbst. Darum hat die Gesetzgebung auch sie hier nie einholen, sie nie überflügeln können, sondern ist ihr immer nur nachgehinkt.

In solchem Zustande fand die Regierung bei ihrer Landung in Griechenland im Febr. 1833 die Pressfreiheit. Mit richtigem Blicke nahm sie dieselbe als ein bestehendes, unabwiesbares Factum in ihre politischen Berechnungen auf und beschränkte sich darauf, die nöthigen, bis dahin noch mangelhaften, gesetzlichen Bestimmungen zu erlassen, welche der Pressfreiheit überall zur Seite stehen müssen, zur Verhinderung und Beschränkung eines möglichen mißwilligen oder gewissenlosen Mißbrauchs dieser gewaltigen Macht.

Aus den vorstehenden Bemerkungen über die Verhältnisse, unter welchen, und die Art und Weise, auf welche die Buchdruckerkunst in dem heutigen Griechenland eingeführt wurde und ihre Wirksamkeit entwickelte, erklärt sich zur Genüge der Charakter der neuesten neugriechischen Literatur. Die neugriechische Literatur seit dem Anbeginn des Aufstandes ist von der älteren, früher in Konstantinopel und Bucharest, in Egha und Odessa, in Wien und Paris, gezeigten und gepflegten wesentlich verschieden. Diese ältere trägt den Stempel des Strebens nach wissenschaftlicher, zunächst humanistischer Bildung; sie sucht das Studium der alten Sprache und das Verständnis des Alterthums bei dem widerwärtigen Volke zu vermitteln und zu beleben und einer populären Philosophie, geschöpft aus den Schriften der Deutschen und Franzosen, sowie den Anfangsgründen verschiedener Wissenschaften

Eingang zu verschaffen; ihre Poesie tändelt mit Weir und Liebe, oder versucht sich an Tragödien, die nach dem französischen Kochurn zugeschnitten sind. Die jüngste Literatur des Aufstandes ist dagegen fast durchgehend mit dem Gepräge der Politik, der Journalistik, der Polemik bezeichnet; sie ist bis heute fast eine bloße Tageliteratur; sie ergeht sich in großen und kleinen Zeitungen und periodischen Schriften, und selbst da, wo sie die Wissenschaft zum Aushängeschild hat, blickt sie nur zu häufig auf die Begebenheiten des Tages, auf die Lage und die Zwecke der verschiedenen Parteien zurück und macht sich zur Dienerin und Trägerin derselben. Den nämlichen Weg nimmt die Poesie; nachdem sie früher Kriegs- und Heldentlieder gesungen, verliert sie sich gänzlich in der politischen Satire, die sie nicht ohne Glück und Geschick handhabt; auch die ein oder zwei Romane, die sie bisher erzeugt, behandeln Stoffe der Revolution und tragen eine politische Farbe.

Ist diese Wendung der Dinge ein Rückschritt oder ein Fortschritt? So viel ist gewiß: in politischer Hinsicht ist die Literatur des neuen Griechenlands manchen älteren Staaten und Völkern um ein Beträchtliches voraus; in wissenschaftlicher Hinsicht ist sie hinter allen übrigen Literaturen zurück. Das politische Element gibt ihr eine gewisse praktische Tendenz und scheint sie davor behüten zu wollen, daß sie jemals eine bloße Kiselbüchse der Phantasie, oder ein bloßer Lückenbüßer des Müßiggangs und der Langeweile werde, wie ein Drittheil der deutschen Literatur leider es ist. Nur die Zeit kann lehren, ob sie dabei wirklich zu gewinnen oder zu verlieren hat; ob sie in allen Punkten einen neuen und ungewöhnlichen Weg einschlagen und sich zu einem eigenthümlichen und selbständigen Charakter durchkämpfen wird, oder ob sie immer ein Kind des Tages und eine Dienerin der politischen Meinungen und Leidenenschaften zu bleiben bestimmt ist. Jagwischen läßt sich schon seit einem Jahre, seitdem die Regierung sich bleibend in Athen niedergelassen und seitdem ein großer Theil der früher mangelnden Institutionen und Organisationen, wie die Gerichte, die Gymnasien, die Gemeindeverfassung, eine Arzneyschule u. s. w. bleibend ins Leben getreten sind, ein erfreuliches Streben wahrnehmen, ohne die durch den Aufstand errungene Freiheit politischer Rede und Schrift aufzugeben, sich auch den friedlichen und leidenschaftslosen wissenschaftlichen Beschäftigungen wieder zuzuwenden; und es ist vorherzusehen, daß dies Streben durch die bevorstehende endliche Errichtung einer Universität nur einen neuen und glücklicheren Aufschwung nehmen kann.

Auf diese aphoristischen Andeutungen lassen wir eine kurze Übersicht der gegenwärtig herauskommenden Tagesblätter und der bedeutendsten unter den übrigen neuen literarischen Erscheinungen folgen.

I. Politische Zeitungen.

1) „Εφημερίς της κυβέρνησεως“, das Regierungsblatt, enthält nur Gesetze, Verordnungen und Dienstaufsichten und erscheint seit dem 1. Juni 1835 nur in griechischer Sprache. Doch wird davon auch noch

eine authentische deutsche Uebersetzung, die in den meisten Fällen als der ursprüngliche Text anzusehen ist, zur Theilung an das diplomatische Corps und andernorts gedruckt.

2) „ἡ Ἀθηνᾶ“, („Minerva“), von Antonios Kreta redigirt, erscheint seit 1832. Dies Blatt hat den unabhängigen Charakter; der Redacteur, wenn sich die Vorecedenzen während der Revolution auch nicht ganz gleich sind und er damals namentlich Acten in Griechenland hatte, ist ein aufrichtiger enthusiastischer Patriot, er sich nie irgend einer Partei, weder Navoklatis noch Kolettis, weder den Russen noch Franzosen, weder Karamanlis noch Armanis unbedingte und als blinder Anhänger angeschlossen hat, sondern nach bester Ueberzeugung, selbst oft mit sehr mangelhafter Einsicht, seine Meinung ausspricht und daher sich fast immer in Opposition gegen die Machthaber des Tages findet. Aus den oben genannten Gründen ist aber auch sein Blatt das populärste und am allgemeinsten verbreitete, wie es das einzige ist. „Minerva“ erscheint nur griechisch und wird in dem unrichtigen ungleichen Style geschrieben, da der Redacteur wenig Bildung hat.

3) „ὁ Σαυοὺρ“ („Le sauveur“) erscheint mit Unterbrechungen seit 1833, in griechischer und französischer Sprache. Der gewandte und kenntnißreiche Nikolaos Stughos aus Smyrna ist der Redacteur; der Charakter, den das griechische Wort σωτήρ (in der Möglichen bereit) am besten schildert. Er gehört der Kolettis'schen Partei an; denn Kolettis, diese Partei und überlegenste unter den griechischen Staatsmännern hat aus der Schule Ali Pascha's, an dessen Hof er Laufbahn anfang, die able Gemessenheit angenommen, vorzugsweise solche σωτήρες zu seinen Redactoren ertlesen. Der „Σαυοὺρ“ war daher ursprünglich der Kolettis'schen Partei, und da sich Hr. v. M. dieser Partei stützte, das Organ des Dr. v. M., also Hr. v. M. in seinem Werke das Blatt wegen gern citirt, so citirt er eigentlich sich selbst. Bisher dieser Fahne treu bis zum December 1835, ließ aber hatte ihn Graf A., wol nicht durch die Mittel, sondern durch allerlei prächtige Beweise, die bei dem eiteln Manne ihre Wirkung nicht verfehlten, gänzlich für sich gewonnen, und er wurde in diesem Jahres der unbedingteste Lobredner der Gräfen und seiner Handlungen. Nach der Wahl des Königs im Mai 1836 fand er sich getraut, sich wieder zur wüthendsten und leidenschaftlichsten Opposition gegen den Grafen, dem er, da er seine Lügen und Uebertreibungen doch zu wunden Fleck zu treffen wußte, seitdem auf die schärfste Wehe thut und sein Ansehen dem untergraben sucht.)

In Folge dieser mit größerer Hefigkeit

*) Seitdem Obiges geschrieben wurde, ist der „Σαυοὺρ“ vor Gericht gestellt und in einem Jahr Gefängnis und 2000 Drachmen verurtheilt worden.

„*Journal des Débats*“ fand sich der Staatskanzler veranlaßt zu seiner Vertreibung zwei neue Blätter zu gründen, wie er sich schon früher 1835 und vor dem George Rolettis' der „*Εθνική*“ („*Le National*“) als seines Organs bedient hatte, welches Blatt seitdem wieder eingegangen ist. Seit dem verfloffenen Monat Juni erschienen daher noch:

- 4) „*ἡ ἀληθινὸς ταχυδρόμος*“ („*Le courrier grec*“), und
5) „*ἡ ἀναγεννηθεῖσα Ἑλλάς*“ („*La Grèce regénérée*“), die wir jetzt kurz charakterisiren wollen.

Der „*Griechische Courrier*“ ist gegenwärtig das eigentliche ministerielle Blatt und steht unter der obersten Leitung des bekannten J. Rhigos Nerulos, der mit nicht weniger als drei Ministerien betheilt ist und den der einzige Satiriker Sufos, da er einen etwas gekrümmten Rücken hat, den Atlas nennt, der den Ministerialhimmel stützend auf seinen Schultern trägt. Die Redaction besorgt hauptsächlich ein Franzose, Herr Progin Soladam. Diese Zeitung beschäftigt sich größtentheils mit Widerlegung der Anklagen des „*Sauveur*“ und mit Anpreisung der Handlungen und Maßregeln der Regierung. Sie leidet an demselben Fehler wie alle immer und unbedingt lebenden ministeriellen Blätter aller Länder: der natürliche Athem geht ihr aus und man glaubt manchmal den Aufsehbals schnarren zu hören, der ihr hinter den Couleuren wieder Muth und Athem in die Brust pumpt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Stimmen aus England über Wolfgang Menzel und dessen „*Deutsche Literatur*“.

Der neueste Abschnitt der deutschen Nationalliteratur unterscheidet sich von den früheren unter Anderm auch dadurch, daß viele einzelnen Erscheinungen und deren literarische Bestrebungen keine so dauernde Anerkennung behaupten, als dies in früheren Zeiten, als es namentlich in der Entwicklungsperiode der modernen Literatur Deutschlands der Fall war. Wir brauchen zum Beleg dessen nicht eben auf die Zeit Haller's und Klopstock's zurückzugehen. Es scheint, daß die allseitige politische Bewegung und Beweglichkeit des 19. Jahrhunderts in Betreff des Gesagten die erste Wartscheide bildet und von der Politik aus auch auf die Literatur das Element des Widerspruchs überging. Das vorige Jahrhundert erlangte in literarischer Hinsicht noch sehr des subjectiven Gegenbrucks; im Verhältniß zu dem Heute waren seine Erscheinungen, Ergebnisse und Fortschritte mehr ein reines Fließen zu nennen, während heutzutage der Fluß des Progresses durch tausend Steine des Laubes gehemmt wird, oder, um es besser auszudrücken, in dem Fließen selbst ein stetes Gegenfließen wahrgenommen werden kann. Nicht als ob die Elemente dieses Gegenfließens lauter objective und notwendige Mächte wären, nein, es spiegelt sich darin viel Subjectiv-Unterschiedenes und Unerspießliches, viel Falches und Einseitiges, viel Eigensinn und Egoismus und individuelle Eitelkeit der sich weisse dünkenden Subjecte; allein zugleich muß dieser ewige und augenblickliche Widerspruch, dieser schnelle Wechsel der Erscheinungen, dieses Anabillirwerden der einen durch die andere als ein Ausdruck eines allgemeinen Verichts angesehen werden, in welchem der allgemeine Gedanke sich kämpfend und ringend dadurch weiter leitet, daß er die einzelnen Gedanken sich einander verlagern und beschuldigen läßt. Es gibt heutzutage unendlich viel Anklage, aber äußerst

wenig Entschuldigung, und dies ist wahrlich gut und heilsam, weil sonst die Stille und der Hochmuth der sich brüsten literarischen Subjecte ganz unaussprechlich und verderblich sein würde.

Man kann sagen, daß sonst ein ordinaires Liebeschen des Kanonikus in Halberstadt, eine fromme Schulle des schweizerischen Physiognomen, ein Paradoxon Klinger's, eine Gemeinheit der Antisemiten, eine Zweideutigkeit der Wielandschen Längern und anhaltendem Widerklang fanden, als heutzutage ein Buch über die deutsche Literatur; mindestens waren jene Liebeschen, Schulle, Seltsamkeiten und Gemeinheiten länger bei dem Publicum wohlgeblieben und es dauerte eine geraumere Zeit, ehe man sie widerlegte oder gächelte. Das Gericht erfolgte fast, wenn der Autor sich kaum noch auf sein Propos besinnen konnte, während jetzt, wenn dem Schriftsteller kaum das Wort entfahren ist, sich schon die Stimmen der Widerstrebenden auf dem öffentlichen Markt der Literatur hören lassen. Dieser Gegenbruck ist in der That so stark, daß die Materialisten unserer Tage daraus auf einen Maschinismus des ganzen Literaturwesens schließen könnten.

Da die letzten drei Decennien der Belpiele zu dem Vermerten eine Menge bieten, so brauchen wir hier eben keine Namen aufzuzählen, sondern können uns auf das Vorliegende beschränken, was ganz geeignet ist, jene Betrachtung hervorzurufen. Es ist nämlich nicht zu verkennen, daß Wolfgang Menzel und Dasenige, was man sein System nennen könnte, in seinem Vaterlande bereits überboten und gerichtet ist, während man im Ausland sich jetzt erst seiner erinnert und, im Nachtrabe unserer Literatur begriffen, seine kritischen Ansichten und Schriften aus dem später geborenen kritischen Busse Deutschlands gleichsam nachholend hervorzieht. So kommt es denn, daß die englische Kritik über Heine als Literaturhistoriker und Philosophen schon obülig im Reinen ist und das richtige Bewußtsein über ihn gewonnen hat, während ihr die Theorien Menzel's, dessen doctrinäre Methode jener Kritik noch näher steht, noch sehr zu schaffen machen. Es liegt in diesem Umstande gleichfalls ein Gottesurtheil über Menzel, das freilich im Ausland und ganz unbewußterweise von Leuten gefällt wird, die, genau genommen, nicht dazu berufen sind. Denn die Engländer würden (und müßten) auch über Menzel im Klaren sein, wenn sie etwas von Wissenschaft und wissenschaftlicher Methode wüßten, wenn sie innerhalb ihrer eignen Grenzen mit einer strengsystematischen Kritik vertraut und demgemäß fähig wären, die Existenz einer solchen in Deutschland wahrzunehmen und anzuerkennen. Wenn also Menzel in England gegen Heine in Echn genommen wird und man einseht, daß seine Philosophie und Doctrinen, obgleich in der That höchst mangelhaft, doch immer noch etwas Bernünftigeres und Berechtigteres sind, als was etwa Heine in dieser Beziehung geschwätzt hat, so ist es doch immer nur ein gewisses nationales Unvermögen, was die englische Kritik bei dieser hervorragenden Anerkennung begleitet, weil sie, aus Unkunde der höhern kritischen Mächte Deutschlands, das Unhaltbare der Menzel'schen Beweisführung und ihres Inhalts im Allgemeinen nicht sowol überseht, als vielmehr gar nicht einseht.

Darum muß man sagen, daß die englische Kritik von den vielfachen Entgegnungen, welche Menzel in neuester Zeit erfahren mußte, grade den Gedankeninhalt und die eigentliche Seele, in dieser aber den Punkt der Wahrheit uneingesehen läßt. Oben wir, was uns hierüber unter andern das „*Edinburgh review*“ bringt. „*Der Name Menzel's*“, heißt es hier, „ist zwar einzelnen Bewunderern der deutschen Literatur unter uns bekannt, als eines gesägten Dichters und hervorragenden Kritikers; allein von dem englischen Publicum, als solchem ist derselbe kaum noch gekannt; während dagegen die kritischen Werke Heine's über die deutsche Literatur trotz ihrer verächtlichen persönlichen Angriffe, trotz ihrer Einseitigkeiten und ihrer, den guten Geschmack wie das Stillsitzesgefühl gleich sehr beleidigenden Inhalts, von uns vorzugsweise gelesen und von unsern Kritikern vorzugsweise besprochen und sogar gepriesen werden.“

Dienstag,

Nr. 341.

6. December 1836.

Aphorismen über die jüngste neugriechische Literatur und
Übersicht der neuesten Erscheinungen in derselben.

(Fortsetzung aus Nr. 340.)

Die „Wiedergeborene Hellas“ hat mehr Unabhängigkeit, wenn anders dieser Ausdruck auf ihr doppelhängiges Wesen paßt. Sie möchte sich gern für das Organ des Staatsraths ausgeben; aber sie ist im Grunde nur das Organ des Generalsecretärs des Staatsraths, Herrn P. Soghos *) und seines Anhanges, oder mit andern Worten, sie ist das Blatt der Phanarioten und der Schmeichler des Staatskanzlers. Der Redacteur war vormals einer der Vertrauten Kollitis; er war der Erste, der vor seinem Könige ihn verließ und zu den Gegnern überging; er würde heute Dasselbe thun, wenn er seine Rechnung dabei zu finden glaubte, wie er sie damals gefunden hat. Ein Blatt, das auf solche Grundzüge gebaut ist und das nur die persönlichen Interessen und Absichten nicht etwa einer politischen Partei, sondern einer bloßen Coterie und Caballe vertritt, ist schwer zu charakterisiren. Es kämpft für den Staatskanzler gegen den „Sauveur“ und die „Mikras“; es pakt und hadert, um sich den Schein der Unabhängigkeit zu geben, zuweilen auch mit dem „Griechischen Courrier“ und erlaubt sich, gleichsam verführerisch, kleine Ausfälle auf das Ministerium; denn diese Herren möchten am liebsten, wenn es geschehen könnte, ohne den Staatskanzler zu erzürnen, die Portefeuille für sich selbst nehmen. Doch sind sie in dieser Hinsicht vorsichtig und lauern auf die gute Gelegenheit. Desto unvorsichtiger haben sie sich neuerdings benommen, als sie durch die Redaction des „Sauveur“ sich reizen ließen, das Pankter des Phanariotismus mit einer gewissen Cassiance offen aufzufressen. Sie selbst haben dadurch der Opposition des Scholasth gegen sich in den Mund gelegt.

Zu den politischen Zeitungen muß man seit zwei Monaten auch noch rechnen

6) den „Ικρινός κήρυξ“ („Morgenherold“), redigirt

*) Es ist vielleicht nicht überflüssig zu bemerken, daß auf allen diesen Blättern nicht die wirklichen Redacteurs, sondern nur ihre Bedienten sich als verantwortliche Herausgeber nennen, damit sie im Falle eines Vergehens für ihre Herren ins Gefängniß wandern und das Blatt nicht unterbrochen werde. Der Fall ist neuerdings beim Proceß des „Sauveur“ zum ersten Male vorgekommen.

girt von dem jungen Doctor Klados, nachdem er eingesehen, daß er als Jünger des Aesculap von Padua, zumal in einem gefunden Sommer, nicht einmal das trockene Brod verdienen könne. Dieses Intelligenzblatt, in griechischer Sprache, erscheint fünfmal wöchentlich; die Regierung bedient sich desselben aber auch, um kurze politische Nachrichten schnell unter das Publicum zu bringen. Es ist also ministeriell.

Endlich 7) die „Εφημερίς τῶν ἀγγελιών“, das Journal der Bekanntmachungen, ist ein officiellcs Blatt, eine Art von „Gazette des tribunaux“, das fast nur Bekanntmachungen der Gerichtshöfe enthält.

II. Literarische und wissenschaftliche Zeitschriften.

Hinter dieser Phalanx der eigentlichen und im gehörigen Folioformat erscheinenden Zeitungen treten im zweiten Gliede die übrigen literarischen und wissenschaftlichen Journale auf, die in Octav und in kleinen Heften herauskommen. Wir schicken diejenigen, welche mit der Politik zusammenhängen, billig voran und lassen die mehr friedlichen und harmlosen nachfolgen.

8) „Η μάχη“ („Die Wage“) ist das Journal des geistreichen Dichters A. Soghos und enthält politische Poesien in der bekannten leichten, gefälligen und wichtigen Manier dieses Schriftstellers, die aber nicht tief ins Fleisch greifen; er hat die Spitzen seiner satirischen Pfeile, mit denen er den Präsidenten Kapodistrias so tief verwundet, freiwillig stumpf geschliffen und prickelt den Lesern damit gewöhnlich nur noch auf der Haut herum, daß es wenig schmerzt und sie am Ende selbst lachen müssen. Da es unmöglich ist, mit diesen poetischen Revuen der Tagesbegebenheiten monatlich zwei Bogen zu füllen, so fügt er prosaische Aufsätze hinzu, von denen sich eben nicht mehr sagen läßt, als daß sie anmuthig und geistreich geschrieben sind. Er besitzt eine Reizigkeit des Stils und namentlich der Versification wie kein Anderer. Soghos huldigt der Macht des Tages, wofür er eine Pension genießt.

9) „Η πρόοδος“ („Der Fortschritt“) erscheint erst seit Kurzem. Der Herausgeber und Verfasser ist der Doctor Eoghianospalos, ein altes und ziemlich übel verrufenes Werkzeug Kollitis. Der Mann bringt Alles, Menschen, Handlungen, Zeitperioden unter die zwei Kategorien Fort-

Schritt (*πρόδος*), zu welcher er begreiflich sich selbst zählt, und Rückschritt (*ἀντιπρόδρομος*), und philosophirt darauf los, daß dem Leser Hören und Sehen vergehe. Die erste Nummer enthielt z. B. ein Leben Napoleon's, worin dieser Kiese von dem verschmitzten Doctor bald als ein Kind des Fortschrittes belobt, bald als ein Dämon des Rückschrittes bekränzt ward; ein seltsam tolles Gewebe von Unverstand und Unsinn. Die Tendenz ist übrigens, wie man schon hieraus ersieht, politisch und dem Grafen Arnansperg feindslich. Aber diese *πρόδος* wenigstens wird bald zur *ἀντιπρόδρομος* werden.

10) „*Ἡ εὐαγγελικὴ τρὸμπετὴ*“ („Die evangelische Trompete“), von dem Mönche Germanos redigirt, hat den Namen wie lucas a non lucendo; denn um das Evangelium kimmert sie sich wenig und reitet immer auf den apostolischen Kanons, auf den ökumenischen Synoden und auf den Kirchenvätern einher. Sie erscheint schon seit zwei Jahren, blieb aber selbster, als sie noch in Quart herauskam, fast unbeachtet, weil sie damals ihre Lieblingsstücke ziemlich obligat für sich hinblies. Allein seit länger als anderthalb Jahren hat die nächsthöchste Regierungsstelle leider die Zügel des geistlichen Regiments sehr schlaff gehalten, oder vielmehr fast ganz dem Ministerialrath Byzantios überlassen; dieser setzte sich die letzte Synode aus den störrigsten Fanatikern zusammen und als Alles wohlbereitet war, ging im verfloffenen Frühjahr das lustige Spiel an: Wunder geschahen auf Naxos, Wunder auf Santorin; in Marnanien predigte eine begeisterte Nonne gegen die Fremden, daß sie die Teufel aus der Offenbarung wägen, welche die Kinder des wahren Glaubens mit dem Stempel der Verdammung besiegeln wollten u. s. w. Gleichzeitig erschien, in Paris gedruckt, eine Flugchrift gegen die amerikanischen und englischen Missionschulen, namentlich gegen die auf der Insel Syra, welche sie der Proselytenmacherei beschuldigte und die Kinder des wahren Glaubens vor den unter dem Aushängeschild der Menschenliebe und des Wohlwollens verstreuten Fallstricken dieser Ketzer warnte. Die Folge davon war eine Art Aufstand des Pöbels auf Syra gegen die Schule des englisch-evangelischen Pastors Hilbert (aus Sachsen) und gegen Bibelübersetzungsanstalt des englischen Geistlichen Leades, an welcher der Gymnasiarch des dortigen königlichen Gymnasiums, der als philosophischer Schriftsteller bekannte Archimandrit Neophytos Bambas von Chios den größten und thätigsten Antheil nimmt; allein die Folgen dieses Aufstandes beschränkten sich darauf, daß der Pöbel die Übersetzung des Alten Testaments von den Herren Leades und Bambas öffentlich verbrannte. Ihn noch mehr ins Feuer zu gießen, erschien gleich darauf in der „Evangelischen Trompete“, die sich gradezu für das Organ der heiligen Synode erklärt, die Übersetzung eines im „Ausland“ abgedruckten Auszugs aus dem Dispositionsbericht des amerikanischen Geistlichen Burgess, der 1834 die Missionschulen inspicirt zu haben behauptet und allerdings in diesem für seine Landleute bestimmten Berichte den Proselytismus gradezu als den geheimen Hauptzweck jener Anstalten bezeichnet und

von dem Zustande der griechischen Kirche, der Unwissenheit der griechischen Geistlichkeit u. s. w. die gefälligsten und intolerantesten*) Schilderungen entwarf.

Ist dieser Bericht wahr (wie es leider kaum zu bezweifeln ist), ist es wahr, daß diese Schulen, ungeachtet ihre Vorsteher es leugnen, zum Hauptzweck haben, die Brandfackel der religiösen Zwietracht unter die Griechen zu schleudern, und daß sie, um ein paar Seiten für die anglicanische oder die presbyterianische Kirche zu gewinnen, es mit Gleichgültigkeit ansehen, wenn sie die Ältern mit den Kindern, die Brüder mit den Vätern entzweien, so wird kein Unbefangener und Billigender, welcher Kirche er auch angehören möge, umständlich ein solches Treiben zu mißbilligen. Groß und unerschöpflich sind die Verdienste, welche vorzüglich die Schulen des Herrn Hilbert auf Syra und des Herrn Hilbert in Athen um die Erziehung und Bildung der griechischen Jugend haben, wie am unumwiderleglichsten daraus hervorgeht, daß diese Anstalten auch jetzt noch von 3—400 Schülern besucht werden; allein wenn diese Wohlthaten erkauft werden sollen, daß das griechische Volk, durch seine compacte Glaubenseinheit im Grunde ganz ist, den wiederholten Stürmen des Unglücks und jetzt noch einer 400jährigen Knechtschaft zu widerstehen, in kleine unter sich habende Sektren und Conventikels zerfällt, wie die Missionaire z. B. der anglicanischen und presbyterianischen Kirche im Angesichte der Griechen haben, dann sind die Wohlthaten der Missionen theuer bezahlt.

Nach diesen Bemerkungen wird man es ganz natürlich und ganz in der Ordnung finden, wenn man eine Bekanntmachung des Berichts des Herrn Burgess, der zwei Seiten empfindlich angegriffene griechische Schulen und ihr Organ, die „Evangelische Trompete“, angriff, gegen die irreligiösen Missionaire (*κατοχολογιστὰς*) eiferten und vor ihren Schulen, wie durch sie verbreiteten Büchern und Tractaten warnten, wenn sie sich nur damit begnügt hätten. Eine so brauchbare Vorwand kam der fanatischen Partei, man das Ruder des geistlichen Schiffes aus den Händen gegeben, zu erwünschte, als daß sie nicht suchen sollen, ihn noch weiter auszubenten. Die „Trompete“ posaunte, die Kirche sei in Gefahr, und rief auf ein Wiederanschließen an den Patriarchen von Konstantinopel, als auf das sicherste Mittel, den Glauben in seiner Reinheit zu bewahren und die Feindungen der vielen *ἀλλόμορφες* von allen Seiten in das Reich einzuschleichen, zu schützen. Der Patriarch hat die Gemüther hinlänglich vorbereitet zu haben, als daß es Herr Byzantios, bei Gelegenheit einer Besprechung

*) Ist es nicht blinde fanatische Intoleranz, wenn die Missionaire z. B. die Sekte, das Joch der Gesetzlichkeit zu machen, bei den Griechen als unchristlichen Vorwurf und halben Bögenbienst verspotten, und wenn sie gegen die kaiserliche Heiligsprechung des Countess von Agnew als das sicherste Gegenmittel anzuwenden ist? Sie A. Agnew vor dem englischen Parlament?

Monatrat über Wiederbesetzung erledigter Bistümer, in offenem Widerspruch mit dem Gesetze seine Meinung dahin abzugeben, daß man sich über diesen Punkt erst mit dem Patriarchen verständigen müsse. Diese Reckheit erzeugte bei allen Nationalgesinnten gerechten Unwillen; auch die Regierung erwachte endlich aus ihrem Schlummer und Herr Byzantios ward brevi manum seiner Stelle entsetzt. Doch war dies nur eine halbe Maßregel, da man gleichzeitig die Synode hätte auflösen müssen. Inzwischen verfiel auch Das, was geschah, seine Wirkung nicht und die „Evangelische Trompete“ ist seitdem etwas stiller geworden.

Deutschen Theologen kann dies Blatt als das bestmögliche Mittel zur Kenntniß des jetzigen Zustandes der Kirche im Königreiche Griechenland empfohlen werden.

11) „H' Hód“ („Die Eos“), redigirt von E. Antoniadis (dem Herausgeber der „Atterva“) und dem Arzte Nikolaides Labadieu. Diese „Eos“ möchte gern für die junge Morgenröthe eines neuen wissenschaftlichen Lebens in Griechenland gelten und hält sich wirklich von der Poesie fern; aber leider kennt der eine der Herausgeber die Wissenschaft nur dem Namen nach, der zweite aber hat in Paris so oberflächliche medicinische Studien gemacht, daß ihn das Sanitätscollegium neuerdings als unbrauchbar aus seiner Mitte ausgestoßen hat; worauf er denn — *ἀποβρε λέω* — im Cultusministerium, als der geeignetsten Versorgungsanstalt für unbrauchbare Gelehrte, ein neues Unterkommen als Ministerialassessor fand. Die Weisheit der „Eos“ beschränkt sich auf kleine Aufsätze und Artikelchen, wie sie in deutschen Zeitschriften unter der Rubrik Miscellen zu stehen pflegen; und auch diese werden meistens nur aus französischen Journalen und Encyclopädien übersetzt, mit einem Mangel an eigener Sachkenntniß, der ans Fabelhafte grenzt. So war neuerlich in einem philologischen Artikel der Name des Heraklitos, der den Tempel in Ephesos einscherte, wol fünf- oder sechsmal, so oft er vorkam, *Ἡρώτατος* geschrieben. Daher sagt Sugos in seiner „Plastik“, der Inhalt der „Eos“ sei ebenso stumpf und abgenutzt wie die Lettern, mit denen sie gedruckt wird.

12) „O Aoxhnyb“ („Der Asklepios“), Journal des Sanitätscollegiums, des ärztlichen Vereins und der vor einem Jahre von dem königlichen Leibarzt Dr. Wismer begründeten, von dem Dr. Makrofordatos geleiteten medicinischen Schule, die sich eines guten Fortgangs zu erfreuen hat, ist erst angekündigt worden, wird aber binnen Kurzem erscheinen. Die Redaction hat der Professor Kostas übernommen und man kann sich von dieser Zeitschrift etwas Gründliches und Gebiegenes versprechen.*

13) Ebenfalls erst angekündigt sind die Annalen des naturhistorischen Vereins, „*Krupela tñs φρονήσεως ιστορίας*“, der sich seit einem Jahre gebildet und schon häufige Sammlungen aus den drei Naturreichen zusammengebracht hat.

(Der Beschluß folgt.)

*) Seitdem ist das erste Heft des „Asklepios“ wirklich erschienen.

Stimmen aus England über Wolfgang Menzel und dessen „Deutsche Literatur“.

(Schluß aus Nr. 304.)

Die Roheit, welcher sich die englische Kritik häufig schuldig macht, wenn sie sich über ausländische Literaturverhältnisse verbreitet, ist in der That höchst verdammenstwerth und kann nicht laut und oft genug gerügt werden. Die Engländer schmähen so sehr gegen den Cannibalismus in der französischen Literatur — so mögen sie es denn von uns nicht übel nehmen, wenn wir sie gleicher Ungeschlachtheit und Roheit zeihen. Was sollen wir Deutsche, die wir so aufrichtige, zuweilen zu aufrichtige Bewunderer fremden Verdienstes sind, wie, die wir dem Engländer, ganz unfraglich, zum Bewußtsein über seine größten Dichter erst verhelfen haben, wir, die wir ein so großes und ins Mark der innersten Poesie eindringendes Verständnis von Shakspeare und Byron nicht bloß besitzen, sondern freisinnig und edelmüthig der englischen Nation als ihr unmittelbares Eigenthum zurückgegeben haben — was sollen wir sagen, wenn uns die englischen, noch halbhabilen Korrespondenten beschuldigen, daß wir nie den rechten Punkt zu treffen wüßten? Was sollen wir sagen zu diesem Unverstand ihrer Kritik, der sich nur selbst dadurch eine arge Blöße gibt? und ferner, was zu der Beleidigung, wonach ganz sans façon allen unsern großen Männern des Gedankens, allen unsern Philosophen und Philosophischgefinnten, welche nicht bloß des Gedankens Tiefe gemessen, sondern auch seine dialektische Schärfe zur höchsten Vollendung ausgebildet haben, wenn diesen allen als Muster und Exempel nur der einzige Wolfgang Menzel gegenübergestellt wird, als der Wundermann, dem es unter einer verlassenen Nation allein gelungen sei, den rechten Punkt zu treffen. Wenn Menzel selbst solche Urtheile liest, wie muß ihm zu Muth werden; denn es kann keinen so verblödeten Mann geben, keinen, der für sein geistiges und literarisches Ich dergestalt eingenommen wäre, daß er nicht ein ernstliches Schamgefühl empfinde, wenn ihm einige Schwache Stimmen zum Lieben kritischen und philosophischen Herrgott der Nation erheben, und das zu einer Zeit, wo eben der Widerspruch, schon gegen den weit untergeordneten Standpunkt, den er in seiner Nation einnimmt, sich auf so allseitige Weise vernehmen läßt.

Nachdem der englische Kritiker weiterhin die bekannte negative Stellung Menzel's zu einigen andern frühern deutschen Schriftstellern, zu Boß und Kober, nach Maßgabe des Buchs selbst berührt und die Bindelmann, Wieland, Lessing betreffenden Stellen desselben herausgehoben hat, geht er endlich auf die Ansichten Menzel's über Göthe ein, aus welchen dem Erstern sein Verhängniß neuerlich einen Pfeil gedreht hat, der nunmehr sich gegen sein eigenes Eingeweihte richtet. Es war einigermaßen zu erwarten, daß der Engländer hierin Menzel nicht in Schutz nehmen, sondern aus nationalem Instinct, weil die Engländer in neuesten Zeiten sich sehr zu Göthe hineineigten, gleichfalls die Partie des Dichters gegen den Kritiker ergreifen würde. Allein dem ist nicht so. Es scheint, daß es hier Menzel gelungen, ein englisches Gemüth, einen Landmann John Bull's und der Kinderbraten vollkommen zu bekehren. Wenn dem aber so ist, so möchte dies wol einer der letzten Triumphe sein, die er, wenigstens in dieser Hinsicht, feiert. Vielleicht ist es auch nur eine halbrevolutionnaire Epidemie, die den Mann des United Kingdom so en passant gepackt hat; er ist vielleicht der Meinung, da er in der That einige Unterthanen der deutsch-modernsten Zustände zu besitzen scheint, daß Menzel's Wort in Deutschland erst zu gähren anfangen und die Zeiten, wo es Herzen und Kiemen erschüttern werde, noch bevorstehen. Er hält Menzel's Fühne für ein neues Panier, dem er sich ohne Weiteres anschließt, weil er, wenn er darunter steht, in den allerneuesten deutschen Zuständen mitten darin sich zu befinden wähnt. Kurz und gut, er schwört auch in den schrecklichsten tönenden Eib, kraft dessen man sich von Göthe, von einem Manne, der ein halbes Jahrhundert hindurch Deutschland und

die Welt und das Großherzogthum Weimar verblüffte, öffentlich nachsagen den übermenschenlichen Muth besaß. Wir wollen hören, wie bei unserm Engländer die Formel lautet. Sie fängt zwar etwas subtil an, allein der Ausgang ist doch gut englisch: „Daß in dem Urtheil Menzel's über den moralisch-intellektuellen und poetischen Charakter Göthe's viel Wahres und Unverkennbares enthalten ist, sind wir überzeugt, glauben auch wol, daß Eines darunter sei, was nicht richtig ist; allein unter diesem, was nicht ganz richtig ist, ist doch Vieles, was auch die wärmsten und geschicktesten seiner Bewunderer (nämlich Göthe's) nicht genügend beantworten und widerlegen können.“ (El tausend, wie scholastisch sein! „Unter dem einigen nicht Richtigen ist doch Vieles, was richtig ist!“ Dies ist wahrhaftig eine Negation, welche noch mehr negirt, als vorhanden ist, und man kann diese Verblüffung seiner Landsleute großartig nennen.) „Es kommt gar nicht darauf an“, heißt es weiter, „ob man Göthe mit Menzel nur den Besitz des bloßen Talents, oder ein reiches Quantum („a large portion“, heißt es im Englischen) des Genies zuschreibt. Denn in keinem von beiden Fällen wird man ihm den Genius in seiner höchsten und reinsten Qualität zuschreiben können, nämlich den Genius, der die Poesie als ein göttliches Geschenk betrachtet, als ein Pfund, das den menschlichen Händen anvertraut ist, um damit zu wuchern, um nur zu den edelsten Dingen verwenden zu werden, das heißt zur Fortbildung, Erhebung, Reinigung und Läuterung des menschlichen Geschlechts, um dadurch die große Bestimmung des Menschengeschlechts zu adeln. Es ist wahrlich eine unheilvolle Beimißung von Egoismus und Selbstsucht in einem Gemüth, das, anstatt sich in die größten Interessen der Zeit einzulassen, sich in eine passive Tranquillität behaglich einwiegt; es ist ein Mangel jenes göttlichen Geistes, den wir in Schiller und Milton wahrnehmen, dessen ursprüngliche Quelle nur ein verfeinerter Materialismus ist, aus dessen Schriften der Mensch kein anderes Princip zu seinem Rug und Fortkommen ableiten kann, als daß man sich mit der Welt, wie sie ist, in Einklang setzen und daß man ihre Schwachheit und Nichtigkeit würdigen seinem eignen Vergnügen sich hinüber machen solle. Milton und Schiller würden es verschmäht haben, den Einfluß, den sie auf ihre Zeit hatten, dahin zu missbrauchen, um, gleichgültig ob ihren Tugenden oder Gebrechen das Wort zu reden, ihre Eecheit und Hohlheit zu übergößen und die Summe aller menschlichen Existenz in das Princip einer Cultivierung des Schönen zu legen, welche vielmehr nur das Substrat eines künstlich herausgeputzten Egoismus, eines Atheismus der Kunst ist, wie Robakis sie genannt hat, und kraft dessen alle festen Bollwerke der Religion und alle heilige Menschenspflichten nichtig und hinfällig werden. Diese Gesichtspunkte festhaltend, stimmen wir mit Allem, was Menzel über den Geist und die Tendenz der Göthe'schen Werke gesagt, vollkommen überein. Göthe war sicherlich keiner von denen, „whose soul was as a star, and dwelt apart“. Er war zufrieden, sich dem Geist seines Zeitalters zu überlassen, damit er wiederum aus diesem schöpfen möchte, was seinen Reizungen schmeichelte. Er ist das Organ seiner Zeit gewesen; allein wann war er je ihr Gesetzgeber, ihr Reformator, oder ihr Kritiker?“

In diesem Tone geht die Diatribe fort und schließt dann mit einer Lobpreisung Schiller's. Man sieht, wie ganz und gar Menzel mit seiner kräftigen und gewandten Sprache dieses schwächliche englische Bewußtsein überwältigt hat. Überall hört man ihn aus den Worten des Kritikers herausprechen, die fast nur das Echo seiner eignen sind. Wir wollen uns aller weitern Beziehungen und Anwendungen des Kritiker's enthalten; in deutschen Ländern ist selbst das Interesse an diesen Splitterrichtern veraltet. Selbst Menzel kann sich an dieser höchst gebrechlichen Stimme aus England nicht sehr erfreuen. Er weiß selbst recht gut, daß Dasjenige, worauf er sich einst so viel zu Gute that und was auch einst wirklich seine Bedeutung hatte, völlig seine Bedeutung verloren hat. Er führt

es selbst und muß es fühlen, daß er sich zu weit von dem das seine Unbesonnenheit damals mit seiner tiefen Einsicht durchdrang. Menzel ist ein Mann von sehr feinem und dabei eigenartigen Temperament, dessen das man sich nicht wundern, eine schöpferische, ungelente und nicht auf probenhafte Ansicht von ihm mit so viel Herablassung zu guterrichtet durchgeföhrt und durchgeföhrt zu sehen. Aber deshalb muß man auch nicht glauben, daß es ihm 1840 mit jenen Akraden Ernst sei, mit welchen er, wie wir da sehen, doch hin und wieder noch ein schwaches Gemüth zu führen kann.

71

Literarische Notizen.

In Frankreich sind unlängst einige Manuscripte gefunden worden, die für die Geschichte der scholastischen Philosophie von Wichtigkeit sein werden. Es sind Werke des Roger Bacon, im bekanntlich Franziskanerordens und von Oxford in England war, allein den größten Theil seines der Wissenschaft gewidmeten Lebens in Frankreich zubachte. Er lebte in einem französischen Kloster und erbuldet hier eine langwierige Schenke auf Befehl des Ordensgenerals der Franziskaner. Die Inschrift führte auf die Vermuthung, daß sich in diesem Kloster noch Manuscripte Baco's vorfinden möchten, indem die Montauten und andere Bibliographen über die Sache nachgen. Man stellte zu Douai und St. Omer Nachforschungen an, wo früher englische Collegien waren, und hier haben Forschungen nicht fruchtlos gewesen. Jetzt ist bekannt, nämlich nur den ersten Brief, den Baco an den Papst Gregorius IV. schrieb und den er „Opus majus“ nannte. Baco begünstigte Baco und fragte ihn in wichtigen Dingen, in der Lehrsamkeit und den Unterricht jenes Zeitalters danach zu Rath. Da der Philosoph jedoch auf diesen ersten Brief die Antwort bekam, so richtete er an den Papst ein zweites Schreiben unter dem Titel: „Opus minus“. Da auch die Antwort unbeantwortet blieb, so sah es Baco späterhin noch mehr und fügte ihm ein neues Schreiben bei, das er „Opus tertium“ nannte. Das „Opus majus“ ward zuerst gedruckt zu London im Jahre 1820. Von dem „Opus minus“ ist in England eine Copie und man hat daher vermuthet, es außer dieser kein Originalmanuscript gäbe. Das „Opus minus“ durch Cousin's Bemühungen aufgefundenen Manuscript ist jedoch ein beträchtliches Fragment aus jenem „Opus majus“. In sich ist dieses Schreiben nur von geringem Werth für die Wissenschaft. Es ist jedoch keineswegs identisch mit dem sogenannten „Opus tertium“, welches man als die letzte von Roger Baco's betrachten kann und von dem Cousin ein vollständiges Originalmanuscript aufgefunden hat, welches das einzige in Europa ist. Außerdem ist von Baco ein Originalmanuscript in Amiens entdeckt worden, dessen Inhalt vorher Niemand vermuthet hatte. Es sind drei Manuscripte über die Physik und Metaphysik des Aristoteles, drei Manuscripte, über welche Cousin im Jahr 1820, in der Folge ausgearbeitet, werden allerdings einige neue Aufschlüsse ergibt sich auch, ob Roger Baco wirklich, wie man vermuthet hat, der Erfinder des Telestips, des Telestips, des Telestips (?) sei, Fragen, die man früher an authentischen Documenten hat unbeantwortet lassen.

In Frankreich erscheint seit Kurzem auch eine neue Zeitschrift unter dem Titel: „Revue de la philosophie française“. Sie kommt zu Blois heraus und wird redigirt von den Herren E. Sartier und P. de la Guesle.

Die „Galleria litografica de quadri del m. d. Sicilie“, mit Erläuterungen von M. Liberatore, ist am 14. Lieferung vorgebracht.

literarische Unterhaltung.

Mittwoch,

Nr. 342.

7. December 1836.

Apborismen über die jüngste neugriechische Literatur und
Übersicht der neuesten Erscheinungen in derselben.

(Bechluss aus Nr. 341.)

III. Belletrische Productionen.

14) „*O Káporos*“ („Der Verbannte“), historischer Roman in Einem Bande von dem Satiriker A. Suxos, der aber für diese Dichtungsart kein besonderes Talent verräth. Auch war es ein unglücklicher Gedanke, ein Sujet aus der Tagesgeschichte zu wählen, in einem Augenblicke, wo alle die alten Leidenschaften noch wach, oder doch eben erst leise eingeschlummert sind. Die Handlung spielt nämlich in den letzten Tagen des Präsidenten Kapodistrias und während des darauf folgenden Bürgerkrieges, der sogenannten Constitutionszeit (*κατά το συντάγματος*). Zu dem Helden des Romans, dem Verbannten, hat der Dichter die meisten Züge von sich selbst entlehnt. Die Dichtung leidet an den gewöhnlichen Fehlern dieser Gattung, an den größten Unwahrscheinlichkeiten und Übertreibungen; doch gibt es einzelne gute Schilderungen. Zu den gelungensten Partien gehören, nach dem eigenthümlichen Talente des Verfassers, die komisch-satirischen Scenen, die Sitzung des Kapodistrianischen Ministerrathes.

15) „*O tyxodioxτης*“ („Der Glücksjäger“), Lustspiel von einem alten Offizier Churnuzis. Eine grobe pöbelhafte Poesie, die ihren Stoff, die (damalige) Bevorzugung der kaiserlichen Offiziere im Avancement, aus welchem ein feines Talent, wie Suxos, allerdings Vortheil zu ziehen würde, auf die plumpest Weise handhabt. Das Stück ist dem General von Heideck gewidmet; begreiflich erst nach seiner Abreise aus Griechenland.

16) „*Kórinna*“ („Korinna“), übersetzt von E. Simos. Es ist schade, daß dieser fleißige junge Mann, der eine recht hübsche Sprache hat, seine Mühe und das in Griechenland noch sehr sparsam fließende Geld der Bücherkäufer auf keinen bessern Gegenstand zu verwenden wußte, als auf dies fade Werk einer verblöhten französischen Gelehrtheit.

17) „*Απολογία*“, eine Gedichtsammlung von dem thätigen Buchhändler und Buchdrucker A. Koromilas; ältere und jüngere neugriechische Dorian; das Beste darunter eine Auswahl von Volks- und Klephtenliedern. Wir sehen als eine Probe den „Abschiedsgruß des sterbenden

Klephten“ an seinen Kameraden hierher, nicht wissend, ob diese Kernpoesie sonst schon in Deutschland gedruckt erschienen ist:

Wach' dich jetzt auf und geh' hinab und schleiche dich ans Ufer;
Blies deine Brust als Kiel ins Meer und deine Hand' als
Ruder,

Und deinen schlanken jungen Leib, den mache dir zum Rachen.
Und wenn dir's Gott und unsre Frau verleihet, hindurchzu-
schwimmen,

Dann geh' zu unsrer Lagerstatt, zu unserm Sammelplatze,
Wo wir die Wälder jüngst verzehrt, den Floras und den Tombras.
Und fragen die Kam'raden dich, was denn aus mir geworden:
Sag' ihnen nicht, ich sei dahin, ich Armer sei gestorben;
Sag' nur: ich hab' ein Weib gefreit hier in der öden Fremde;
Die schwarze Erd' hab' ich zum Weib, Felswand zur Schwie-
germutter,

und all' die kleinen Kieselstein' zu lauter Frauenbrüdern.

Oder „Die Mutter und ihre sterbende Tochter“:

Drüben auf jenem hohen Berg,
Der in die Wolken blickt sein Haupt
Und seinen Fuß in Nebel,
Dort wächst das Kraut Vergessenheit,
Das essen die Mutterchafe,
Vergessen ihre Kammern.

Geh' auch dorthin, lieb Mütterchen,
Auf daß du mein vergessest.

— „Und daß ich's auch zehntausend Mal,
Ich kann dich nicht vergessen!“

18) „*O Ménippos*“ („Menippos“), Gedichte von Th. Drphanides aus Smyrna. Der sehr jugendliche Verfasser, Copist in einem Ministerium, galt bisher für einen ruhigen, fast schläfertenen Menschen; plötzlich schleudert er diesen Feuerbrand bitterböser satirischer Gedichte ins Publicum und hat sich dadurch schon nicht weniger als sechs Diffamationsprocesse zugezogen. Er hat sich Suxos in seinen frühern Gedichten zum Muster genommen und entwickelt in einer kräftigen und glücklichen Sprache ein nicht verdächtiges Talent, wenn er auch die Leichtigkeit und Anmuth seines Vorbildes in diesem ersten Versuche noch nicht erreicht hat. Seine Satire ist allzu persönlich und artet öfter in eine bloße chronique scandaleuse aus. Das Stärkste, aber auch das gelungenste Stück in dieser Hinsicht ist „*ὁ ναυαγιστὴς Ἀνδρηνός*“ („Der verirrte Aesculap“), gegen den Dr. Kl. den Altern. Da Drphanides, in Folge dieser Publication wahrscheinlich seine Beamtenlaufbahn wird aufgeben müssen, so wird er volle Mühe bekommen, sein Talent weiter auszubilden.

19) „*Στέφανος Ὁδωρος*“ („Otto's Kranz“), Epös in etlichen Tausend Hexametern in altgriechischer Sprache, von dem Arzte A. Georgiades Levtias. Der Verf. hat kein poetisches Talent, ist aber ein ziemlich gewandter Versifier, wie er auch durch ein paar Oden auf die silberne Hochzeitfeier des Königs und der Königin von Baiern und auf die Ankunft des Königs Ludwig in Athen bewiesen hat.

Zu erwähnen sind noch eine Übersetzung einiger Komödien Goldon's, von dem ehemaligen Hospodar der Walachei J. Karadjas, eine Übersetzung des Romans „Paul und Virginie“ und einige ähnliche Erscheinungen.

IV. Wissenschaftliche Werke verschiedener Fächer.

20—22) „*Περὶ τῶν ἐν Κόδρω* —, *Περὶ τῶν ἐν Μήλῳ* — und *Περὶ τῶν ἐν Θέρῳ δεσφῶν ὁδῶν*“, über die warmen Quellen auf Kythnos (Thermia), auf Melos und auf Ithra (Santorin), von dem Professor und königlichen Leibarzt A. Landerer; drei kleine Abhandlungen in Duodez. Der gelehrte und fleißige Verfasser hat die bezeichneten Quellen am Ort und Stelle untersucht und die Resultate seiner Untersuchungen in diesen Aufsätzen niedergelegt. Die Heilkraft der genannten Wasser wird als sehr groß geschildert, wie denn auch die Quellen auf Kythnos schon seit vielen Jahren fleißig besucht werden. Ähnliche Abhandlungen von Herrn Landerer sind demnächst über die Wasser von Aepfos auf Euböa, von Hypate und in den Thermopylen zu erwarten.

23) „*Ἀρχαὶ τῆς φιλοσοφικῆς ἐπιστῆμης τοῦ δι-καίου*“, aus dem Deutschen des R. P. Gros übersetzt und mit Zusätzen begleitet von A. Polypoïdes, Mitgliede des Areopagos oder Cassationshofes.

24) „*Σχέσεις πολεμῶν τινος ἱεράρχου*“, herausgegeben von dem Mönche Germanos. Für den Verfasser gilt Anthimos, Bischof der Kykladen. Ein Libell gegen die Protestanten überhaupt und gegen die Missionskirchen insbesondere; der unter Nr. 10 geschilderten Epoche angehörig.

25) „*Συμβουλὴ τῶν ἐκκλῆσιῶν*“, bloßer Wiederabdruck der von Korais verfaßten Übersetzung dieser apostrophischen Schrift.

26) „*Σύντομος ἀπάντησις*“ u. s. w., kurze Erwiderung auf die unter Nr. 10 u. 24 erwähnten Anfeindungen der Missionskirchen und der englischen Bibelgesellschaft, von dem Archimandriten N. Bambas.

27) „*Ἐπιστολὴ αἰα διὰ τῆς*“ u. s. w., Sendschreiben, enthaltend eine kirchengeschichtliche Abhandlung über die Grade des Bischofs, Priesters und Diakons in der christlichen Kirche; von dem berühmten und gelehrten Geistlichen Konstantin Stenonomos, der seit anderthalb Jahren aus Rußland nach Griechenland zurückgekehrt ist. Die Schrift ist polemisch und gegen die Protestanten, zunächst aber gegen die Presbyterianer gerichtet; allein, wie sich dies von dem Verfasser erwarten ließ, in einem würdigen Tone und in einer schönen, etwas hellen Sprache geschrieben. Die streng orthodoxen Ansichten des Verf. sind von der „Evangelischen Trompete“ mit dem größten Jubel aufgenommen worden.

28) „*Ἐννομις ἱερᾶς ἱστορίας*“, biblische Geschichten für die Jugend, von dem aufgestellten Gymnasien G. Sennadios in Athen.

29) „*Σύλλογὴ μαθηματικῶν προβλημάτων*“, von dem Major Euzos und dem Ministerialrath Karamis; zum Gebrauch für höhere Lehranstalten. Ob die Verf. selbst diese aus deutschen Werken entlehnten Aufgaben zu lösen wissen würden?

30) „*Ἀξίον ἱστορικόν*“, historisches Lexikon von D. Magnes, und einige ähnliche Schulbücher von verschiedenen Verfassern.

31 und 32) Zwei Grammatiken der altgriechischen Sprache, von Ch. Pampallis und G. Sennadios; jene ein Werk des alten griechischen Schulmeisters, die auf die Arbeiten der deutschen Philologen, vorzüglich Baumann's und Matthiad's gegründet, indeß für den Schulkreis ein wenig zu ausführlich.

33) „*Ἀξιόν*“, ein kurzgefaßtes alt- und anglicanisches Wörterbuch von G. Pylas; ohne Bedarf.

34) „*Ἱστορία Ἡροδότου*“, übersetzt von A. Anthimos; eine seltsame Vertreibung, denn jeder einigermaßen gebildete Grieche, der überhaupt Neigung fühlt, liest Herodot zu lesen, wird lieber die Urchrift zur Hand nehmen; und die Ungebildeten, die dazu nicht genug Lust der alten Sprache besitzen, werden auch nicht wohl eine Übersetzung zu kaufen, der wegen der vielen dem Altgriechischen beibehaltenen Wörter ein gleiches Kon hat angehängt werden müssen. Schade um die Mühe und das Papier.

35) „*L'ancienne Athènes, ou description antiquité d'Athènes, par K. S. Pittakis*“. Da es treibt es mit der Unwissenheit und Unerschlossenheit wenig zu weit. So hat er z. B. den Ausdruck *arvalis* in der lateinischen Inschrift auf dem Grabmal des Philopagges nicht verstanden, und behauptet, das Denkmal sei dem Philopagges von seinem Bruder Theolis errichtet worden. Ebenso wenig versteht er *Scythia* und creit aus einem Fragmente des Diodor, was den Sanitis *monopos* nicht zu erklären weiß, den gemeinen theogonischen Dichter Pithon. Der berühmte Lachares behauptet er, er habe die goldene Fäße aus dem Pompeion entwendet; diese seien aber zum Theil durch den Redner Lykurg wiedergefunden worden, was noch gefehlt, habe Androcton von dem Kaiser zugethan. Diese letztern Proben entziehen sich allerdings sehr heftig und im Tone vorurtheillicher geschriebenen Aufsätze von dem Oberconservator der Museen neulich im „*Courrier grec*“ erschien.

36) „*Γραμματικὴ τῆς λατινικῆς γλώσσας*“,

37) „*Προλεγόμενα μαθημάτων τῆς λατινικῆς γλώσσας*“, von dem Professor Ultrich aus Bonn; erschienen bei Koromilas erschienen. Der Verf., Professor an der Universität in Athen, lehrte mit großem Eifer und mit den besten Erfolge die lateinische und griechische Sprache; dem Vernehmen nach, dieselben Fächer an der neuen Universität übernehmen.

38) „*Inscriptiones graecae ineditae*“, Anecd. 1^a,

Dr. Hof; enthält Inschriften aus dem Peloponnes, aus Argolis und Pholis, mit kurzen Erläuterungen.

39) „Hercule et Nessus“, peinture d'un vase de l'Étrusque, von Desvignes; als Prolegomena bei der Ankunft des Königs von Salern in Griechenland erschienen. Der Verf. bemühte sich zu erweisen, daß der historische Helden Nessus bei dem Dorfe Schilomodi, südlich von Corinth, wo man alte Gräber findet, gelegen habe, und erklärt kurz das durch einen sehr alten Styl sich auszeichnende Vasengemälde.

40) „Λεξικὸν τῆς καὶ ἡμᾶς ἑλληνικῆς διαλέκτου“, mit altgriechischer und französischer Worterklärung, von Mariatos D. Byzantios; ein sehr brauchbares Buch, obgleich es noch an großer Unvollständigkeit leidet. Dies darf kein Vorwurf für den Verf. sein; denn ein umfassendes Wörterbuch der heutigen Sprache ist nicht eher möglich, als bis die Dialekte der verschiedenen Provinzen und Inseln mehr erforscht sein werden, in denen weit mehr Verschiedenheit herrscht, als man gewöhnlich glaubt. So hat z. B. das vorliegende Buch das Wort *φωχέλιον*, der Brunnenmund (*χείλος τοῦ φρέατος*); allein es fehlt das in Athen selbst beim Volke dafür gebräuchliche Wort *φωστόμα*, oder *φωστόμα*; es fehlen bloß aus der attischen Mundart die Wörter *ποταμάρχης* (der Aufseher über die aus dem Kephisos abgeleiteten Bewässerungsgräben), *γεώμαρον* (die Quote des Ertrags vom Ackerbau, welche bei Verpachtungen der Grundeigenthümer und sein Pächter beziehen), *νεποκάρης* (in der Bedeutung des Aufsehers der Wasserleitungen innerhalb der Stadt), *ἑωσέης* (dasjenige Mitglied einer Familie, welches die Sorge für die außerhalb der Stadt gelegenen Gärten und Acker hat) und eine Menge anderer das Gepräge einer eingriechischen und zum Theil sehr alterthümlichen Bildung tragenden Wörter, die aber eben nur im Munde der untern Volksschichten leben, des Reichthums anderer Dialekte gar nicht zu gedenken. 107.

Feing Otto und seine Zeit. Historischer Roman. Aus dem Dänischen des H. S. Ingemann übersezt von L. Kruse. Drei Theile. Leipzig, Kollmann. 1835. 8. 4 Thlr.

Autor und Übersetzer dieses unterhaltenden historischen Romans sind unter und zur Gänze bekannt; wir wissen auch bereits, daß die dänische Romanistik sich besonders die englische Schule zum Vorbilde gewählt hat, während die schwedische Schwester sich enger an deutsche Muster anschließt, daß daher jene mehr den Materialienreichthum, diese lieber das poetische Element der Erfindung ausbeutet. Die dänische Literatur hat in jüngster Zeit in dem novellistischen Gebiete durch Feiberg und den anonymen Verf. einer Reihe von wahrhaft klassischen Novellen in der „Flyvende post“ — welche durch Christiani ins Deutsche übersezt sind — einen bedeutenden Vorprung vor der Schwedischen gewonnen und selbst ihrer englischen Lehrerin den Rang streitig gemacht; ja, in der That, diese Erzählungen — wir nennen darunter nur den „Magischen Schlüssel“, „Traum und Wirklichkeit u. s. w.“ — sind Musterstücke ihrer Gattung, die sich eng an die besten deutschen Novellen anreihen. Der eigentliche Roman ist über diesem novellistischen Blick zurückgeblieben und bewegt sich noch immer allzu sehr in englischer Behaglichkeit und Breite.

Dieser generelle Ausspruch findet auch auf das hier vorliegende Werk seine Anwendung, das, und ganz in derselben Richtung, Scott'schen Romanromane geschuldet zu sein scheint, aber welche wir unter Mittheilung von schon so oft ausgesprochen haben. Einzelnen Gruppen und Epochen können wir zwar, wie bei fast allen diesen Romanen, einen mäßigen Beifall nicht versagen, aber die fahle Unzufriedenheit, das Mangelhafte und Wiederholende des Ganzen läßt keine rechte Freude daran aufkommen. Solche neue Romane sind wie neue Kostümstücke Opern; trotzdem daß sie neu sind, kennen wir sie schon und wissen alle Aufstellungen, alle Umschwünge, alle Absprünge der Begebenheit voraus. Nach diesem bleibt nur das geschichtliche Interesse übrig, und das ist hier, wie immer bei Ingemann, gut behandelt. Die Götze der Zeit (des 14. Jahrhunderts), die an und für sich romanhafte und anziehende Geschichte der Königin Ingeborg und König Erik's, jenseits unglücklichen und schuldigen Fürsten, in dem man das Vorbild zu Shakespeare's „König Claudius“ zu erblicken glaubt, der Herrschers seines Halbbruders, des milden Grafen Johann und das an Hochzeitsfäden reiche Schicksal Feing Otto's, des Kronerben, sind auf ganz anziehende Weise erzählt. Freilich zeigt der Verf. eine entschiedene Vorliebe für andere Götzen und Bilder des Volkslebens; doch wir wissen aus Scott, daß auch dergleichen, im rechten Maße gebraucht, erfreulich werden mag. Der mäßige Reiz dieser Erzählung wird jedoch durch Mangel an der geringen Elemente im Gemälde verfehlt und unheimbar. Man behauptet, daß unter allen Sprachen Europas die dänische die reichste an Schwach- und Schimpfswörtern, Flüchen und Berothungen sei, und in der That, diese Erzählung, die doch von gutem Geschmack Zeugnis geben sollte, läßt uns diese Behauptung für wahr halten. Keine Seite darin, oder sie fließt über von solchen humoristischen Exuberationen des Volkslebens, die sich in geschmacklosen Zusammenstellungen, wie Döfengeplauder; in Flüchen, wie Vog Kronenappament, Vog Wurst und Speck, und in Redensarten, wie: „der Alte schmitzt ihn wie einen Strohwisch weit von sich in der Schürme hin“ — Luft machen. Wir können dergleichen nur bedenklich finden, wenn es sich in derjenigen Sprache, die einer Übersetzung stets angukelien pflegt, in unserer Sprache getrieben werden soll.

Was man poetisch in der Erfindung nennt und was den Vorbildern dieser Schule, den Romanen H. Scott's, grade ihren hohen und besondern Werth mittheilt, eben dies schärfste Element des echten Romans, erscheint hier sehr vernachlässigt; es begibt sich Alles flüchtig und mühsam, wie in den deutschen Rittergeschichten des vorigen Jahrhunderts, mittels Faust, Knittel und Schwert. Einblicke in die Tiefen der Seele, das innerliche Drama in den Gemüthern versteht der Verf. nicht darzustellen; seine höchste Anstrengung bringt ihn nicht über ein feineres Abbild der Kreuze in Peter Handbader und einige ähuliche Gestaltungen hinaus. Dagegen sind einige Volksleben gut beobachtet und von Willigen umflossen.

Der Übersetzer Kruse, ehemals selbst ein guter und gern gehörter Erzähler, hat dadurch, daß er Alles ohne Wahl übersezt und an französischen und dänischen Mittelmäßigkeiten die Zeit versplitterte, seinen eignen Geschmack dergestalt verderben, daß er nunmehr zwischen Gutem und Schlechtem gar nicht mehr zu unterscheiden weiß und selbst in der Diction Farbe, Urtheil und Erkenntnis des Richtigen eingebüßt hat. 21.

Ägyptische Alterthümer.

Der von James Burton dem Jüngern veröffentlichte Katalog seiner schönen Sammlung von ägyptischen Alterthümern ist überaus reichhaltig und kann, seinem ausgesuchten und auf sinnige Weise zusammengestellten Inhalte nach, ein beachtliches Licht auf den Zustand des alten Ägyptens, auf die Sitten, Gebräuche, Beschäftigungen u. s. w. seiner Bewohner werfen. Dr. Burton ist unstreitig einer der geschmackvollsten neuen Antiquare, der auf seiner Reise in Ägypten sorgfältig darauf be-

daß es war, etwas weicher als Andesit und Bedeutsames zusammengefallen. Wir wissen, um unsere Leser damit näher bekannt zu machen, einige Nummern aus diesem ausgezeichneten Katalog hier mittheilen.

Nr. 87. Ein Fragment von einer Figur des Apophon, in buntfarbigem Glas, die figürte Mosais, eingelegt in Porzellan-glas, und eine kniende Figur in Gold. Das erste Kunstwerk ist besonders wichtig, insofern es die Bollendung zeigt, deren sich diese Kunst des Glasarbeitens schon bei den alten Ägyptern erfreute. Bei einer genauen Prüfung ergibt es sich, daß das Werk auf der einen Seite genau ebenso ist als auf der andern; das verschiedentlich gefärbte Glas bringt durch. Dies alte Stück wurde zu Memphis gefunden.

Nr. 88. Ein zweites merkwürdiges Specimen derselben Kunst, darstellend den Thron einer ägyptischen Gottheit.

Nr. 124. Eine Amphora, 24 Zoll hoch. Diese wurde gefunden in den Ruinen des Tempels von Medinat-Habu. Sie enthält etwas gestohenes Gerste oder Korn, dessen man sich in der Regel zur Bereitung des Lignors bediente; diese befand sich in einem kumpenartigen Zustande und hatte ganz den Geruch von gegohrenem Wein, den sie noch jetzt nicht ganz verloren hat. Auf dem Gefäße befand sich eine ägyptische Inschrift, die den Tag der Reiterung angab, sowie die Qualität der darin enthaltenen Flüssigkeit.

Nr. 138. Ein dritter Octavband, in seinem ursprünglichen Einband, enthaltend 358 Seiten in koptischen Charakteren, hier und da mit arabischen Anmerkungen durchflochten. Ebenso ein kleinerer Band koptischer Schrift, gleichfalls mit arabischen Randbemerkungen. Ein dritter Band, ungebunden, von ungefähr 38 Seiten. Die arabischen Anmerkungen sind es eigentlich, welche diesen Büchern so hohen Werth verleihen, weil sie das Verständniß der koptischen Sprache sehr erleichtern. Eins dieser Bücher enthält auch illuminierte Abbildungen.

Nr. 229. Eine Malerpalette von hartem Holze, enthaltend elf Abtheilungen für Farben; in jeder befindet sich etwas Farbe und ein Raum für die Pinsel — sechs Zoll lang. Unstreitig ist dies die einzige erhaltene Palette, welche so viele und mannichfaltige altägyptische Originalfarben enthält, namentlich roth, schwarz, weiß und andere. Sie wurde zu Memphis aufgefunden. Ursprünglich war der Name des ersten Besitzers darauf eingegraben, den aber ein späterer Besitzer ausgekratzt zu haben scheint. Auf beiden Seiten befindet sich noch der Name von A-mun-Ra oder Ptah, dem Herrn des Himmels, in Hieroglyphen.

Nr. 245. Ein Sistrum, das bei den religiösen Ceremonien und Aufzügen der alten Ägypter gebraucht wurde. Es ist 16 1/2 Zoll hoch. Dieses Exemplar ist eine der kostbarsten Reliquien aus dem ägyptischen Alterthum. Es ist beinahe das größte Sistrum unter allen, die jeither gefunden worden sind. Die königliche Sammlung zu Berlin besitzt allerdings zwei solche Instrumente, die jedoch nur die halbe Größe von diesem haben und vielleicht nur Modelle waren. Das Museum zu Paris besitzt kein einziges Sistrum, und unter den mannichfaltigen Sammlungen, durch welche das britische Museum bereichert worden ist, befindet sich auch kein vollständiges Exemplar, sondern nur die Handhabe eines solchen. Das Instrument, von dem hier die Rede, ist aus Theben und gefunden worden innerhalb der Ringmauer des Tempels des westlichen Sees, auf der Karnacseite des Nils. Es mag also seinem Ursprunge nach leicht bis in das Zeitalter Theboms des Diden (ungefähr 1500 Jahr v. Chr.) hinaufreichen.

Nr. 268. Ein doppelter Siegel von Gyps, aus dem Grabmale von Amenophis III. entnommen, in dem westlichen Theile der Grabmäler der Könige von Theben. Dies ist wahrscheinlich das Originalstempel, welches an dem Thore des inneren Gemachs des Grabmals befestigt war, wo der Sarkophag stand. Als man es von dem Thore abloste, war dies Siegel

nach in vollkommen wohlerhaltenem Zustande und kann als der Erklärung überreicht, die Plutarch von den Siegeln nach, deren sich die Ägypter bedienten, mit der Annahme, daß mehrere hundert Männer mit auf den Nilen schwimmenden Händen hier versammelt waren. Plutarch erwähnt nur einen.

Nr. 285 ist vielleicht die merkwürdigste der ganzen Sammlung. Es ist dies nämlich ein Papyrusfascikel mit hieroglyphischen Charakteren aus Memphis. Es ist das einzige der vorzüglichste, merkwürdigste und schönste Papyrusfascikel von allen, die existieren. Die Lage, wo er gefunden wurde, seine außerordentliche Länge, sein wohlerhaltener Zustand und seine außerordentliche Schönheit rechtfertigen vollkommen sein Urtheil. Während der Nachforschungen und Ausgrabungen, die in und am Gellara, Dakhur und Gize stattfanden (da man deren Namen für die Nekropolis von Memphis), hat man sehr wenige Papyrusrollen aufgefunden, welche, wie in der Rede stehende durch diesen Umstand ein noch höheres Interesse erhält. Man nimmt an, daß, wenn diese Papyrusrollen man geöffnet ist, seine Länge ungefähr 100 Fuß und die Breite 14 Zoll beträgt. Die eigenthümliche und charakteristische des Papyrusfascikels ist auch ein sehr merkwürdiger Punkt. Er ist mehr das Ansehen von feinem Linen, als das eines Papyrusfascikels, und abwickeln und befestigen wenig von der natürlichen Natur, die man gewöhnlich an den hieroglyphischen Papyrusrollen wahrnimmt. Er gibt einen außerordentlichen Einblick, bis zu welcher Stufe der Bollendung die Kunst ihre Papierfabrikation erhoben hatten. Schon aus dem gewöhnlichen Umfange dieses Papyrusfascikels kann man mit einiger Verlässlichkeit schließen, daß der Bestrebene, auf welchen bezogen, ein sehr ausgezeichnete und vornehmer Mann sein mußte. Die Einleitung äußert sich sehr anerkennend über seine Verdienste und er wird darin mit dem Namen des Des Rame des Bestrebenden scheint Rebsin genannt zu sein ein Schreiber des Tempels des Ptah Sokar. Er war Schwester Sennu, die als die Herrin des Hauses genannt und eine Tochter, Int-Menophyt, die gleichfalls in dem Papyrusfascikel erwähnt wird.

Notiz.

Bis zum 15. Jahrhundert war es unumstößlich, daß annähernd die steigende Bevölkerung von Paris unter Philipp dem Schönen stieg sie auf 50,000, Ludwig XI., nach Vertreibung der Engländer, auf 130,000; gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts auf 220,000 betragen haben; zu Anfang des 17. Jahrhunderts von 1590 hatten die Religionskriege diese Zahl bis auf ungefähr 200,000 verringert. Unter Heinrich IV. nahm die Bevölkerung wieder zu und stieg in der ersten Hälfte der Regierung Ludwig XIV. und in der ersten Hälfte der Regierung auf 510,000, von 1732—52 auf 570,000. Ludwig XVI. hatte Paris 600,000, 1805 hatte es 770,286; 1817 719,956; 1827 890,431; 1831 770,286; jetzt ist die Einwohnerzahl fast um ein Drittel von 1805, auf beinahe eine Million gestiegen.

Nouen hat nach der neuesten Zählung 31,233 Einwohner, das 1720 nur 18,141, 1734 21,233, reits 39,650 Einw. hatte, zählt deren jetzt nach den offiziellen Angaben 43,036, ohne die Gärten, die Gassen, die Personennote, die Fremden u. s. w., zusammen noch 5000 Individuen betragen.

Die neuesten offiziellen Angaben der Bevölkerung geben folgendes Resultat: Das Arrondissement von Paris zählt jetzt 46,888, das von Bassin 68,761, das von Courbe 50,534, das von Courbe 21,469, das von Courbe 207,889 Einw.

Literarische Unterhaltung.

Donnerstag,

Mr. 343.

8. December 1836.

Deutscher Musenalmanach für das Jahr 1837. Herausgegeben von Albrecht von Chamisso. Achter Jahrgang. Mit H. Heine's Bildnis. Leipzig: Weidmann. 1837. 16. 1 Rthl. 12 Gr.

Kaum sollte man meinen, daß Heine's abgedämmertes Gesicht, wie es auf dem Titelbilde uns entgegentritt, jenes Schisma veranlaßt haben könnte, in Folge dessen ein großer Theil der süddeutschen Dichter, die, welche im gödlichen Winkel sitzen, von der Theilnahme an dem Deutschen Musenalmanach sich lossagten, und unwillkürlich drängt sich die Frage auf: wird man dem Bache diese Ehre antheilen oder nicht? Und man wird finden, daß der Jahrgang von 1837 an Quantum den früheren keineswegs nachsteht; denn der Rekruten sowohl als der Veteranen, welche zum zweiten Aufgebote gehören, gibt es in Deutschland eine große Zahl, woraus der Almanach seinen Ertrag entnehmen konnte. Viele, wie Fouqué, Haub, Eichendorff, Rückert und Wackernagel, durften sich zu dieser unseligen lyrischen Trennung, deren man die gemüthliche Lyrik kaum für fähig halten sollte, nicht wünschen. Fouqué und Rückert haben, da ihnen der Raum freigegeben war, in den „Deutschen Musenalmanach“ förmliche Werken geleistet, und Haub war auch genug, die Gelegenheit, die so vielleicht nicht mehr vorkommt, beim Schopfe zu fassen und mit Originalgeheimnissen wie mit gereimten Übersetzungen auf vollständigen 30 Seiten sich breit zu machen. Wenn aber irgend etwas von dem Kleinlichen Stane der Deutschen Zeugnis trägt, so war es jene Anerkennung um eines Wides willen. Man kann es nicht billigen, daß man das System des europäischen Weltfriedens so muthwillig verletzt hat. Es ist dadurch dem Musenalmanach, wenn auch kein beider, doch immer ein Schaden erwachsen, den der Dichter Fouqué mit seinem Nordlandsgebidte und selbst Rückert mit seinem Lehrgedichte nicht ausgleichen konnten. Nicht als ob in den didaktischen Bruchstücken von Fr. Rückert des Bortzesslichen nicht viel wäre, es ab seine Snomemweltlichkeit nicht in die Tiefe ginge und den Denkenden zu vielerlei Denken aufregte; aber es läßt sich mit Recht fragen, ob dies überwiegende didaktische Element in einem Almanach gehört, der auf ein großes Publicum rechnen muß, um zu reüssiren. Das große Publicum aber ist keins, welches mit der Lehre und der Moral viel

zu schaffen haben mag. Ja, den Denker selbst schreckt die Monotonie des Sanges, welches in zweizeiligen Versen über 62 Seiten sich ausdehnt. Einige unter diesen Snomen haben epigrammatische Schlagkraft, andere den Nachdruck des Witzes, der in Wortspielen thätig ist. Wir führen einige an:

Der unter Weisen ist nicht von den Überweisen,
Nur unterweisen will er dich, nicht überweisen.

Die eine Hoffnung hast du kaum zum Grab getragen,
Und andre Knosp' um Strauch beginnt schon anzuschlagen.
O, doppelt theuer ist die also neugeborne,
In der du zwei nun hast, sie selbst und die verlorne.

Werberbüch ist es, mit unrachem Gut zu prunken;
Wie Recht heißt unracht Gut im Leidenstrauch ein Funken.
Durch Unrecht wird ein Schatz nicht größer, sondern schmaler;
Der Pfennig ungerecht frist den gerechten Thaler.

Solche Snomenspiele sind wenigstens praktisch und haften im Gedächtnis leicht und fest; andere, abstracter und vielleicht nach diesem Sinne voll, eignen sich wenigstens für kein Almanachpublicum. Friedrich von Freiligrath, dem man bereits, ehe er noch im Sanges und Dichtigen sich bewährte, alzu viel Aufmerksamkeiten gebracht hat, scheint schon jetzt in seiner Manier und leider in dem äußerlichen Apparat seiner Manier aufzugehen. Das Gebidte: „Leviathan“, zeigt von besonderer Originalität; ein anderes: „Dyffens“, macht allen viel Worte und ist mit geographischen und mythologischen Vergleichen überfüllt; keins von den übrigen bringt zum Herzen und das letzte schließt sonderbarerweise:

Mein Strohbein war rein und weiß, doch war
Es nicht das Bein der Wälschen: Chamisso's.

So schmeichelt man, so empfindet man sich! Mit den Haaren zieht man herbei, was man selbst nicht haben will. Ein schönes Gebidte ist das von Braunsfeld: „Das Recht auf Corsica“, nach Chamisso's Muster in wohlgeordneten Terzinen gearbeitet. In Terzinen besteht auch Goethe v. Haub einen Wacchthum. Diese Form fängt an sehr beliebt zu werden, obgleich die Eigenthümlichkeiten der Dichter sich darin vollkommen verliern und es gleich bleibt, ob man Terzinen von Haub oder Braunsfeld oder Chamisso liest. Wichtig sind die Lieder: „Alt und Jung“ und „Berliner Wald“, wozu es am Schluß heißt:

Mailster, drei ganze Dutzend,
 Die Schwärmen die Polster.
 Sonst wählten Berliner stehend:
 Verbotten wäre der Mal.

Die Lieder von Gaudy: „Der Engel wider Willen“,
 worin der Verfasser klagt, daß er für diese Welt zu gut
 sei, und „Wo bleibt's“, worin der hohe Adel auf die
 Frömmigkeit seines Geldwechsels einen wehmüthigen Blick
 wirft, gehören in ein Localblatt, nicht in den „Deutschen
 Musenalmanach“, der die vaterländische Lyrik repräsentiren
 soll. Es heißt in dem letztern:

Schenk ich Matzilden noch einmal 'ne Schürze,
 'Ne neuen Seidenhut, ein Parapluie,
 'Ne Damenröche, 'nen echten Blondenträger,
 Und was den jungen Mädchen sonst gefällt.
 Was wollen solche Lappereien sagen?
 Da frag' ich immer noch: Wo bleibt mein Geld?

Ja wohl, was wollen solche Lappereien sagen? „Der
 Zug des Todes“ von demselben Dichter, zeugt von sei-
 nem bedeutenden Talent und ist von ausnehmend leben-
 digen Schilderung und anschaulicher Malerei. Trefflich
 sind die Übersetzungen aus Mickiewicz, die jedoch ein
 fremder Bestandtheil in dem lyrischen Blute eines deut-
 schen Almanachs sind. „Frau Lwardowska“ gehört ge-
 wiss zu dem Originellsten, was auf dem Wege lyrischer
 Anschauung und Phantastik in neuester Zeit geschaffen wor-
 den. Schönfäher, einen Ungenannten, der aber kein
 großer Unbekannter ist, endlich Fouquet, der seiner alten
 gebrauchten Nordlandsmanie abermals den Fägel schließ-
 en läßt, erlaube man uns zu übergehen, um an den frischen und
 jugendlich warmen Liedern von E. Ferrand uns zu er-
 bauen. Minding und Lesson sind bekannt aus dem
 „Norddeutschen Frühlingssalmanach“, der, man mag sonst
 gegen ihn haben was man will, wenigstens durch einen
 einheitlichen lyrischen Grundton sich auszeichnet. Fr.
 von Sallet's „Eisenwirtschaft“ gehört zu den freund-
 lichsten und poetischsten Liedern des Almanachs. L.
 Eiber hat ein nicht unwichtiges „Mailied eines Censors“
 beigegeben und Streckfuß ein Gedicht: „Die neuen
 Welterschöpfer“, das uns über die politische Gesinnung des
 Dichters in Zweifel gesetzt hat, weil ebenso viele legitime
 als illegitime, ebenso viel stabile als revolutionnaire Ele-
 mente darin vorhanden sind. In R. Reind's Ge-
 dichten athmet ein frisches frohes Gemüth, das jedoch in
 allerlei Spielereien mit Vers, Reim und Gedanken sich
 einläßt. Die Simrock, Affing, Strauß und
 Prutz würden wir übergehen, wenn nicht wenigstens des
 letztern Gedicht: „Bretagne“, eine rühmliche Erwähnung
 verdiente. Unter Eichendorff's Gedichten ist Manches,
 was an seine schönsten Zeiten mahnt und wie fernes
 Glockengeläute durch einen sommerstillen bußigen Abend
 klingt. In mehreren erscheint der volle Ton seiner Ly-
 rik bereits gewaltig abgedämpft. „Der Pilot“ von
 Adolf Schöll ist unbedeutend, dagegen das Lied:
 „Ein Märchen“, von demselben Dichter, das vielleicht
 am meisten mit innerer poetischer Blut gefüllte im
 Almanach. Sühler und anmuthiger, und doch so innig
 während hat die deutsche Sprache kaum je geplaudert als

hier. Gruppe hat wenigstens Ein kleines Lied ge-
 fert: „Der Traum“, und Anastasius Grün poeti-
 sche Gedichte: „Der Deserteur“ und der „Sturm“, in
 deren letztem gewagt, aber auch schönen Bildersprache ge-
 nützt. Die übrigen dürfen sich mit seinem „Schnee“ begnügen.
 Auch unter Bäckernagel's Gedichten sind einige, die
 welche unsere lyrische Poesie wahrhaft bereichern. In-
 fer, Trinius mit einer „Herbsthuldigung“ an Dürer,
 und Chamisso selbst, dieser mit einigen ruhenden Ge-
 metten, bilden den Schlußstein des Samens, welcher in
 eine zum Theil treffliche, aber allzu bunte und ungleich-
 mäßige sich ausnimmt. Gegen die Redaction des Al-
 manachs könnte man vielleicht Manches nicht ohne Grund
 einwenden, so unhöflich dies Verfahren gegen den Al-
 manach auch erscheinen muß, der von dem Verfasser,
 mit Zuziehung eines Freiherrn als Adjuncten, geleitet
 wurde und in seinen Reihen noch ansehnliche und be-
 rühmte Freiherren, zwei Edelleute und einen Unbekannten
 zählt, der vielleicht auch ein verkappter Edelman des
 Freiherrn ist.

Beitrag zur Geschichte der pariser Juliustage.
 Mémorial de l'hôtel de ville de Paris 1830, par
 Bonnelier, ancien secrétaire de la commission du
 Gouvernement provisoire. Paris 1835. *)

Man pflegt wol, wenn in den Umständen eine
 vortheilhafte Veränderung errignet, von sich zu
 sagen: wo man von Klugheit, Entschlossenheit, Kraft und
 womit günstige Umstände erfaßt und benutzt werden
 aber, wo jene Eigenschaften fehlten, da auch kein
 Schicksal haben. Einen Beweis hierfür liefert auch das
 „Mémorial“ des „ancien secrétaire“, wie das folgende
 wird. Außerdem aber empfiehlt sich diesem Buche
 deshalb, weil die Nähe, worin wir jetzt noch zu sein
 stehen, uns manche bedeutende Stoffe zu der Ge-
 schichte liefert, die sich, je weiter wir uns von dem
 der Ereignisse entfernen, mehr und mehr in die
 Dunkel verlieren werden. In der heutigen Nacht
 Manches noch deutlich als gegenwärtige Anschauung,
 terhin zum unaufs lölichen Räthsel werden wird, so
 spätern Geschichtsfreunde und Geschichtsschreiber sich
 den Schlüssel zu finden, der uns Zeitgenossen noch zu-
 liegt. Nun das Wesentliche aus Bonnelier's
 rial“. Der Verf. ist wahrscheinlich einer von den
 Literaten, die von der Feder leben, aber auch Dichter,
 bei Gelegenheit gern sich anschließen, wo sie, in der
 verlieren haben, doch vielleicht etwas gewonnen ha-
 taucht denn Bonnelier hier plötzlich als selbststän-
 taite der provisorischen Municipalcommission auf.
 Juliustagen auf, um ebenso schnell wieder in die
 geschicktere und kräftigere Schwimmer ihn zu sehen.

Es waren bekanntlich am 26. Juli die berüchtigten
 gen Karl X. hervorgerufen, deren eine den 27. Juli
 Kappzaun anlegte, und am 27. waren hierauf die
 des „National“ und des „Temps“ geschlossen worden.
 Setzungsschreibern kurzweg das Handwerk zu legen
 ward im Bureau des „National“ in einer Beschlus-
 150 meist Journalisten eine Insurrection gegen die
 Debonnanz beschlossen und eine Deputation, be-
 thiers (damaligem Mitarbeiter am „National“ und
 ligem Minister), Chevaller und — Bonnelier (damal-
 Collegen) selbst, an die Mitglieder der Kammer, ge-
 schickt.

in Café Périer zu einer Beratung versammelt hatten, ab-
brach. Die drei Gesandten kamen an, als die Herren der
Kammer eben auseinandergehen wollten und Périer seine Freunde
sah, de Broglie und Puyraveau zur Thür begleitete. Als
dies und Chevaller den Gegenstand ihrer Sendung, die be-
zogene Insurrection, vortrugen, riefen Guizot und Périer
in einer Stimme: „Warum solche Dummheit? Warten wir doch
bis zum 3. August, bis zur Versammlung der Kammer!“ Un-
ter Bonnellier aber unterbrach jene: „Nicht Guizot, meine Herren,
sondern Sie wollen, und; wenn Sie nicht wollen, — ohne Guizot!“
„Unglücklicher, junger Mann!“ erwiderte Guizot bekräftigt,
„wohin wollen Sie uns treiben?“ „Zur Insurrection!“ rief
Chevaller aus. Hiermit endete sich dieses erste Zusammen-
treffen der Parteien, zwischen denen damals noch kein Ein-
klang stattfand. Während nun dem Plane gemäß der blutige
Kampf auf den Straßen der aufgeregten Stadt begann,
schritten Bonnellier und Cabot Gossicourt, ein anderer Schrift-
führer seines Schlags, in aller Geschwindigkeit sogenannte Di-
ktaganten, um die Insurrection überall in Gang zu brin-
gen. Ein Hauptwerkzeug fehlte aber noch, ein militärischer
Anführer der Tumultuanten. So dauerte der Kampf in
der Unordnung am 28. fort. Endlich am 29. um Mittag
hört Bonnellier das Geschrei: „Wir haben einen General!“
„Wie heißt er?“ fragte Bonnellier. „Wir wissen es nicht!“
„Wer die Antwort.“ „Wo ist er?“ „Auf der Börse!“ Dahin
so also Bonnellier, fand den Platz voll Volks, welches schrie:
„Es lebe der General Dubourg!“ Bonnellier drängte sich
nach bis zur Börse, aus welcher Dubourg soeben hervortrat,
ein Mann in den vierzigern, von nicht unangenehmer Haltung
so nicht ohne Würde, aber sichtbar unruhig. Man sah es
an, daß er wie durch eine Explosion zu der gegenwärtigen
seiner Stellung emporgeschleubert war, sich aber zu sam-
men und einen festen Stand wiederzugewinnen suchte. Er
kam zu Napoleons Zeit Adjutant gewesen, dann aber von den
herbosen vernachlässigt und zurückgesetzt sein. Garfiste Du-
moulin, ein kühner Mann, einer der Herausgeber des „Con-
stitutionnel“, hatte diesen Dubourg, dessen Gläubiger Dumou-
lin war, in aller Geschwindigkeit zum General gemacht.

Während dieser Vorgänge wurden die nachmals so laut
hallenden Namen: Lafayette, Girard, Broglie, Guizot,
Kasparian u. A. m., so lange die Sachen noch zweifelhaft
waren, weiter nicht gehört. Erst durch die Episode mit Du-
moulin wurde die Revolution vorwärts getrieben, und man
sah an, nach und nach Klarer zu sehen; ein Umstand, den
alle, die etwas zu verlieren hatten, erst abwarten mochten.
Dumoulin und sein General Dubourg traten jetzt an die Spitze
des Hauses. Dumoulin schrie: „Vorwärts! nach dem Stadt-
hause! der Thron ist dort!“ Der ganze Haufe: „Nach dem
Stadthause!“ „Es lebe der General Dubourg!“ So zog man
dann durch eine schmutzige, stinkende, kleine, überfüllte
Gasse (La rue Jockeyet). Aber plötzlich machte die Colonne
halt. Bonnellier sah sich um. Zu seinem Erstaunen waren
Dumoulin und sein General — verschwunden. Jedoch nach
wenigen Minuten kündigte ein lautes Hurrah deren Wiederer-
scheinen an. Der alte, schlottrige, graue Koch, womit der be-
rühmte General betheilt gewesen, hatte sich nicht zu seiner
unehrlichen hohen Stellung gepaßt. Deshalb hatte Dumoulin
schnell bei einem Trödler seinen Begleiter für einige Thaler zu
einem Brigadegeneral aufgestuft, der sich sehen lassen konnte.
Nun wurde diese Verwandlung mit unaussprechlichem Freuden-
schrei bewillkommen. Nun ging man rasch auf das Stadt-
haus los. Der General kletterte die Treppe hinauf, während der
Haufe draußen ein Freudenfeuer losließ, wo die Kugeln nach
den Seiten hin durch die Luft pfliffen, glücklicherweise aber
ohne Schaden. Das Stadthaus war ganz leer. Dumoulin,
Bonnellier und noch ein Unbekannter folgten dem General in
das Innere; der Vorfall ward von einigen Vertrauten besetzt;
dann wurden die Thüren verschlossen. Jenes Kleeblatt aber
nahm nun Platz an einem Tische. Bonnellier stellte sich dem

General als dessen Secretair vor und machte ihm bemerken,
daß es notwendig sei, sofort die „neue Regierung“ in Thätig-
keit treten zu lassen. Auch begriff der General, der jetzt Ent-
scheidung und Selbstvertrauen gewonnen hatte, dieses sogleich und
ließ demnach die ersten Befehle durch Bonnellier niederschreiben.
Sie betrafen Erhaltung der Kunstendmaler, Sicherheit der
Bürger und Sorge für die Verwundeten. Diese Befehle
wurden unverweilt gedruckt und durch ganz Paris verbreitet.

So weit ging es gut mit dem neuen Obergeneral und seinem
Secretair. Nun aber erfolgte die trübselige Katastrophe. Es
kam Hr. Baude, Herausgeber des „Temps“, mit einem Hau-
sen von Schreibern an; es drängte sich ein Oberst Zimmer,
ein alter Bonapartist, ein, ernannte sich kurzweg zum Chef des
Generalstabes, traf Anordnungen, erließ Befehle; auf dem
Ordnungsplan wuchs die Menge und verlangte den General zu
sehen; Dubourg trat ans Fenster und ward als ein zweiter
Napoleon begrüßt, während sich Bonnellier ein zweiter Talley-
rand dünkte. Die „provisorische Regierung“ glänzte in herr-
licher Blüte. Die letzten zerstreuten Schäfte künbigten den
Rückzug der königlichen Truppen aus Paris an. Das war das
Signal für die Männer des Morgens im Hôtel Périer, um
die Beute, welche die Männer des Tages gewonnen hatten,
nun an sich zu nehmen und unter sich zu vertheilen. Es er-
schien zuerst ein Officier Lafayette's und künbigte dem General
Dubourg an, daß sein Reich zu Ende und eine andere provi-
sorische Regierung gebildet sei; daß Lafayette den Oberbefehl
übernommen und Dubourg zum Befehlshaber einer Legion der
Nationalgarde bestimmt habe. Der gute Mann, kein zweiter
Napoleon, antwortete bescheiden: „Mein Herr, Kriemhild wollte
sich an die Spitze des Volkes stellen, und so that ich es. Ein
Kind der Freiheit, bin ich meiner Mutter gehorham. Sagen
Sie dem General, daß, sobald er selbst auf dem Stadthause
erscheint, ich mein Commando und das Stadthaus seinen Hän-
den übergeben werde.“ Jene „neueste“ provisorische Regierung
bestand nun aus Périer, Kasfiste, Eobau, Puyraveau und
Schönen. Sie hielt, Lafayette, ihren General, an der Spitze,
nun sofort ihren Einzug. Bonnellier und Dubourg, das an-
cien gouvornement, empfingen die neuen Autoritäten, Du-
bourg legte seine Macht in ihre Hände. Aber nicht sogleich
Bonnellier. Er erklärte den neuen Machthabern ganz unum-
wunden: „Ich bin an der Spitze des Volkes in das Stadt-
haus eingebrochen; ich habe mich über alle Angelegenheiten des
Tages vollkommen unterrichtet und die werthvollsten Materia-
lien gesammelt, die ich, wenn Sie meine guten Dienste an-
nehmen wollen, Ihnen offen mittheilen und Ihnen nach meinen
besten Kräften in Allem hilfreich sein will.“ Die Herren, er-
was überrascht, schwiegen. Endlich nahm Lafayette das Wort:
„Ihr Patriotismus hat Sie hierher geführt. Sein Sie so ge-
fällig, hier zu bleiben!“ „Geben Sie sich“, sagten dann die
übrigen Herren, „fahren Sie in Ihrem Geschäfte fort!“ Der
arme Dubourg aber ward baldigst aus dem Zimmer entfernt;
Bachon besetzten die Thür. „Gott sei Dank, Frankreich hat eine
Regierung!“ rief Bonnellier begeistert aus (und in seinem Innern:
Ich bin deren erster Secretair!). Die Herren besannen sich
nun aber, daß die Gegenwart eines militärischen Chefs inmit-
ten eines executiven Senats ungebührlich und unconstitutionell
sei. Deshalb trat Lafayette ab, begab sich in ein anderes Ge-
mach und bildete daselbst seinen Stab, an dessen Spitze nun
Oberst Zimmer, der sich nicht so gutwillig wie Dubourg zurück-
schließen ließ, sogleich trat. Bonnellier blieb unterdessen bei den
neuen Machthabern als deren Secretair. Die ganze Geschichte
vom Abmarsche von der Börse an hatte nur zwei Stunden ge-
dauert. Die Franzosen werden immer schnell fertig. Kasfiste,
der, wie er sagte, am Fuße beschädigt war, trat aus
der Regierungskommission ab und Rauguin nahm dessen
Stelle ein. Er hauchte den Beratungen, die bisher nur
in allerlei Schwärm sich umgetrieben hatten, ein neues Leben
ein. „Was ist angeordnet?“ fragte er. „Nichts“, antwortete
General Eobau, und es ist schon drei Uhr.“ „Habt Ihr et-

den Secretair." Fragte Mauguin weiter. „Das bin ich, zu dem Secretair der untergeordneten Commune." „Aber Mauguin, Sie legen Sie sich und schreiben ein Circular an die Municipalitäten von Paris, wie ich es Ihnen dictiren werde. — Die provisorische Regierung — „Galt", unterbrach ihn Labou, „das unterschreibe ich nicht." „Warum nicht?" „Weil wir keine provisorische Regierung sind." „Aber wir haben doch die Gewalt einer solchen." „Das bezeugte ich; wenigstens doch den Titel derselben haben wir nicht." „Es gibt dieses aber unsern Verfahren anzuwenden." „Was ich, ich aber unterschreibe dieses nicht." So sah denn Mauguin sich genöthigt, Ratt „provisorische Regierung" zu dictiren „Municipalcommission". Jetzt sang auch Bonnellier's Glückstun an zu erbleichen. Seine Feder konnte mit dem Feuergeiste Mauguin's nicht Schritt halten. Er machte Schreier, die ihm Waude an der Spitze seiner Schreiber aufmühte. Das Ende war, daß Mauguin zu dem anstien acceßsairo sagte: „Eaffitte hat mir seinen Wunsch eröffnet, wir möchten Odilon-Barrot zu unserm Secretair ernennen." „So sei es", antwortete einer der andern Nachhaber, „Odilon-Barrot sei unser Secretair und Herr Bonnellier dessen Colleague." Bonnellier, der es nicht gern mit Waude verderben wollte, empfahl nun, da er wohl sah, wie immer mehr und mächtigere Wächter sich zubrängten, auch Herrn Waude zum Secretariat. Er selbst blieb Assistent. Jetzt wurden, da der Horizont sich aufklärte und der fatale Pulverdampf sich verzogen hatte, eine Menge Besuche auf dem Stadthause, dem einstweiligen Regierungspalaste, abgeköttelt; denn es war hohe Zeit für Jeden, der einen Vortheil oder ein Vortheilchen erwischen wollte. So erschien am folgenden Morgen nun auch Herr de Laborde und erklärte, er sei Präfect der Seine. „Davon weiß ich nichts", antwortete Odilon-Barrot, der diese schöne Präfectur schon sich selbst bestimmt hatte. Laborde ließ sich übrigens nicht irre machen und fuhr fort: „Haben Sie die Gefälligkeit, einen Befehl auszufüllen, wodurch ich befähigt werde, das Bureau im Stadthause in Besitz zu nehmen." „Herr, halten Sie uns Ihre Schreiber?" fuhr Odilon-Barrot auf, dem Laborde's Erscheinung höchst unangenehm war. Man konnte seiner aber nicht sogleich füglich loswerden und Bonnellier mußte ihm gegen Abend eine Bestallung ausfertigen; er nahm dann sogleich die Gratulationen aller Chefs seines neuen Departements, die auch schon zur Stelle waren, huldreichst an und verfrügte sich in sein neues Amtsalocale, wohin er schon vorläufig sein Bett hatte bringen lassen, um nicht etwa wieder, wenn er einmal den Rücken wendete, vertrieben zu werden, zur Ruhe. Alle seine Vorkehrung half ihm aber doch nichts; denn wenige Tage nachher ward Odilon-Barrot zum Seinepräfecten ernannt.

Nach raschem Wechsel immer neuer Formen, wie überhaupt in unsern modernen Dramen, erfolgte nun aber die Hauptscene. Ein Brief aus Neuilly, wo sich damals die Familie Deleans aufhielt, dessen Inhalt für die Volksache nicht ungünstig lautete, dessen Verfasser aber unbekannt blieb (vom 30. Juli, Morgens drei Viertel auf 4 Uhr), war angelangt, und am 31. kam, nach dem Vorschlage Eaffitte's und mit Zustimmung des alten Eafayette eingeladen, der Herzog von Orleans auf dem Stadthause an und übernahm die Regierung des Königreichs. Es ward ihm eine Municipaladresse, worin allerlei von Freiheit u. dergl. verlautete, vorgelesen, die er mit ebenso lautem Ausdrücken beantwortete, während das verblüffte Volk draußen diesen unerwarteten Vorgang anstarrte. Hier war es nun, wo Bonnellier seines ehemaligen Kollegen Dubouy's sonore Stimme zum letzten Male hörte. Denn in diesem entscheidenden Augenblicke drängte derselbe sich noch einmal vor und redete den Herzog, nun vorläufig Generalleutnant des Königreichs, mit folgenden unbedachten Worten an: „Monsieur, Sie haben nun diese Verpflichtungen eingegangen. Beobachten Sie dieselben! Sollten Sie aber dieselben verkräften, so ist dort das

Koll auf dem Marston." (Hört man nicht?) und dann zu erinnern wissen. Der Herzog aber, der das Entbranntes des Herzens nicht in der Hitze der Debatte zu fassen konnte, als er sich dem Herzog zuwendete, wie immer, brach er sich auf seinem Stuhle der Gewalt und der Leidenschaft entgegen, für den Augen, nach dem der Uniform aus dem Kessel und entgegen der Fest: „Mein Herr, Sie können mich nicht. Ich bin von Ehr, und wo es meine Pflicht ist, zu gehen, mich nicht durch Zuhörigkeit, noch durch die durch Drohungen." „Dann wandte er sich an den Eafayette, nach dessen Arm und sprach: „Ich bin da gehört, Eafayette! Ehre ich nicht in der, ich darauf drücken, ihn auf der Erde zu drücken, unglücklicher!" „Doburg munterte daher: „Ich war so, weil ich Sie kenne —" das übernahm die Menge, und man hat später vom Herzog weiter vernommen, als daß er von den anstehenden Bedrängnis hat erdulden müssen. Und es mit dem General, dem Obersten der Eafayette, denkt hierbei an den 18. Brumaire und fragt: „In diesem armen Eafayette Napoleon's Zeit und die 200 Grenadiere zu Dienst gewesen sein? Mein Bonnellier's enthält außerdem noch manche graphische Stoffe, betreffend Dörfer und deren bedeutend gewordenen Männer der Julistage. Bei demselben nur noch an, daß die provisorische Regierung dem Auftreten Ludwig Philipp's sich ansteh, welchen noch immer mehrere Secretaire, Assistenten sich herzugebrängt hatten, wodurch Bonnellier sich in den Hintergrund zurückgeschoben sah. Er freu, zuvörderst mit der Unterpräfector zu Compagnie mit einer Anstellung in Algier abgeschlossen zu sein, wie es scheint, befindet er sich aber wieder in Paris und schreibt — Romane. Bonnellier in Nr. 36 der „Allgemeinen Bibliographie" in der jüdische Literatur, unter Nr. 2294, die Länge: blasse. Par Hippolyte Bonnellier.

Literarische Notizen.

Der im vergangenen März zu Rom in 21. Nordene berühmte Archäolog Herr Jac hat im Zeitraum von 50 Jahren unermüdeten Einfluss auf die Kenntnis der römischen Topographie ausgeübt. Er war geboren 1732 in nach andern Nachrichten, zu Pigna bei Genua, schon frühzeitig Rom zu seinem Aufschalt, in Menge der seit dieser Zeit hier aufgefundenen entweder von ihm zuerst entdeckt, oder doch beschrieben worden; als Übersetzer und Mann's kennt ihn ganz Europa. Seine Werke, welche sämmtlich zwischen 1790 und bilden zusammen vier Bände Octavbände, auf Rom selbst und seine Umgebungen betreffen, „Miscellanea" beschäftigte ihn in Rom, doch überließ ihn der Tod, bevor er voll konnte. Das archäologische Institut hat in rügigen und gelehrten Mitarbeiter. Nebenbleibt Jac auch die Stelle eines Secretärs mer des heiligen Vaters, welche ihm zu übertragen worden, einen ausgezeichneten Fleiß des berühmten Archäologen Herr Jac.

In London ist unlängst eine Uebersetzung von William Ross erschienen, welche die gold mit Arzene und Glogan, welche

Literarische Unterhaltung.

Freitag,

Nr. 344.

9. December 1836.

Die Malerei der Alten in ihrer Anwendung und Technik, insbesondere als Decorationsmalerei, von R. Wiegmann. Nebst einer Vorrede von K. D. Müller. Hannover, Hahn. 1836. Gr. 12. 1. Thlr. 8 Gr.

Es war einmal eine Akademie, die einen Preis aussetzte auf die Beantwortung der Frage: woher es komme, daß das Gewicht eines Eimers mit Wasser durch einen hineingesehten mehrgliedrigen Fisch um nichts vermehrt werde? Eine Menge Beantwortungen dieser Frage liefen ein, in einer jeden war das merkwürdige Phänomen auf eine verschiedene Art, mit großem Aufwand von Gelehrsamkeit und Scharfsinn erklärt. Endlich kam Einer und sagte: „Die ganze Geschichte ist nicht wahr, in einer solchen Frage ist gar kein Grund vorhanden; der Eimer mit Wasser wird durch den hineingesehten Fisch grade um so viel schwerer, als der Fisch wiegt.“

An diese Geschichte hat Ref. bei der Lecture des Wiegmann'schen Buches denken müssen. Seiten wol ist eine Frage mit mehr Aufwand von Gelehrsamkeit und Scharfsinn, mit größerem Apparat von Hülfsmitteln aller Art untersucht worden als die der Technik der antiken Malerei, und selten wol sind Untersuchungen resultatloser gewesen. Künstler von Fach und Gelehrte von Fach haben sich damit beschäftigt und ihr die größte Mühe gewidmet — wir haben eine ganze Literatur dieses Faches — und Jeder glaubte eine Lösung des Räthfels erreicht und die Technik der antiken Malerei wiederaufgefunden zu haben. Jede der entdeckten Arten der Technik sah auf den ersten Anblick ganz plausibel aus, nur wenn eine praktische Anwendung derselben galt, bewies sie sich als unhaltbar und offenbar als etwas ganz von der von den Alten angewendeten Technik Verschiedenes. Nachdem man nun bereits an der Lösung des Räthfels verzweifelte, erhebt Hr. Wiegmann and sagt:

Ihr gadt euch, eine verlorne Technik wiederaufzufinden; ich aber sage euch, diese Technik ist nie ganz verlorengegangen, sondern ist durch alle Zeit hindurch und bis auf den heutigen Tag dem Wesentlichen nach geübt worden. Ihr nehmt euch vor, etwas zu finden, von dem noch nicht dargethan ist, daß ihr grade dieses suchen sollt. Mit aller Gewalt wollt ihr die Entdeckung haben. Weil ihr euch aber darauf capriciert, ist es kein Wunder, daß ihr auch in Ungewissheiten verwickelt; Das, was euch fehlt, die Technik der antiken Wandmalerei, und Das, was ihr als solche sucht, die Enkaustik, sind himmelweit verschiedene Dinge.

Wenngleich nun die Frage nach der Technik der antiken Malerei sich nicht ganz ebenso in ein Nichts auflöst wie jene nach dem Gewichte des Fisches, so hat man doch — wie Hr. Wiegmann überzeugend darthut — Räthsel und Schwierigkeiten gesucht, wo keine sind. Bedenkt man, wer, namentlich früherhin, sich mit Lösung der Frage beschäftigt hat, so erscheint die Wiegmann'sche Beantwortung nicht mehr so wunderbar. Es waren entweder Gelehrte von Fach oder Künstler von Fach, die der Wiederauffindung der antiken Malerei ihre Mühe widmeten, Beide natürlich von sehr einseitigen Standpunkten aus. Der Gelehrte ging dabei nur mit archäologischen und philologischen Hülfsmitteln zu Werke und suchte, ohne Kenntniß künstlerischer Praktik, oft sogar ohne je ein Werk antiker Malerei gesehen zu haben, aus den spärlichen und unklaren, in den alten Classikern darüber vorkommenden Notizen die verloren geglaubte Technik wiederzuerkonstruiren; der Künstler schlug den entgegengesetzten Weg ein und machte seine Versuche ohne die durchaus nöthigen archäologischen Studien nur mit künstlerischer Praktik. Im Verfasser des vorliegenden Buches finden sich Beide vereinigt, er ist ausübender Künstler und verblüdet damit eine äußerst gründliche Kenntniß des classischen Alterthums. Dazu hat derselbe die Werke antiker Malerei an Ort und Stelle genau untersucht.

Das vorliegende Werk muß daher nicht bloß für Jeden, der sich für den Gegenstand selbst interessiert, sondern auch für jeden Freund, sowol der bildenden Kunst als auch des classischen Alterthums, also eigentlich für jeden Gebildeten vom höchsten Interesse sein. Was die Behandlung des Gegenstandes selbst betrifft, so ist dieselbe sehr angemessen, lichtvoll und klar, da einerseits die bisher hinsichtlich der antiken Malerei gestellten Fragen in eine ihrer Beantwortung förderliche Ordnung gebracht, andererseits aber auch auf die wesentlichsten sehr blühende Antworten gegeben und diese mit den nöthigen aus alten Autoren oder aus der Natur der Sache selbst genommenen Beweisen belegt sind. Der Verf. hat die in Rede stehende Angelegenheit nicht allein durch eigne Entdeckungen und Mittheilung neuer wichtiger Thatfachen, als auch dadurch gefördert, daß er viele bisher gemachte Erfahrungen und ausgesprochene Ansichten, die einander nicht selten gradezu widersprechen, auf den ihnen gebührenden Platz

gestellt und unter dem richtigen Lichte betrachtet hat. Dadurch sind viele scheinbare Widersprüche, theils zwischen den antiken Überbleibseln und den alten Nachrichten, theils unter diesen letztern selbst, glücklich beseitigt, so daß man die Überzeugung gewinnt, der Zweck des Verf.: die völlige Enthüllung und Darlegung der antiken Decorationsmalerei, sowohl ihrer Art und Technik nach, als auch nach ihrer ganzen und speciellen Procedur, sei von ihm vollständig erreicht. Außer diesem Hauptgegenstande werden aber auch noch andere damit näher oder ferner verwandte Verhältnisse der bildenden Kunst des Alterthums erläutert, namentlich eine weit eingeschränkte Anwendung der Bunt-Austriche am Außern der griechischen Bauwerke, wie sie von verschiedenen Männern in Frankreich und in Deutschland von Semper gepredigt worden, aufgestellt und in allen Beziehungen eine richtige Erfassung der griechischen Kunst entwickelt. Nach diesen Untersuchungen fallen die Meinungen und Behauptungen Perronne's gänzlich zusammen, und selbst die ungleich wissenschaftlichen Ansichten Raoul Rochette's erleiden wesentliche Einschränkungen und Modificationen, namentlich bei der Frage über die Art und Weise der Tempeldecorationen. Man kann kaum noch daran zweifeln, daß bestweitem die meisten Malereien in öffentlichen Gebäuden andere als auf frischem Stuck ausgeführt waren, außer in den eigentlichen Pinakotheken, oder bei Gemälden, die als Weihgeschenke in die Tempel kamen. Die schädlichen Untersuchungen Hirt's und Wöttiger's werden gebührend gewürdigt und in manchen Theilen berichtigt. Eine besondere Wichtigkeit erhalten nach dieser Darstellung die Forschungen Hermann's, besonders insofern er die Ansichten Raoul Rochette's bestreitet. Ohne Zweifel hätte Hermann die Art der Schmückung mit Malerei, welche bei den Bauwerken der Griechen stattfand, vollkommen richtig erfaßt, wenn er nicht die Frescomalerei, die den Alten so nahe lag (f. S. 54 fg.), ganz übersehen hätte.

Besonders aber ist es die alte eigentliche Decorationsmalerei, und zwar als Stuckmalerei, d. h. eine Art Frescomalerei, welche das vorliegende Werk behandelt und der praktischen Wiederaufnahme empfiehlt. Dabei drängt sich jedoch die Frage auf, ob eine solche praktische Wiederaufnahme derselben für uns und unsere Zeit aus andern Rücksichten wünschenswerth und wahrscheinlich ist? Der erste Theil dieser Frage beantwortet sich leicht: wünschenswerth ist eine solche Wiederaufnahme gewiß; denn die Dauerhaftigkeit und Schönheit derselben würden unserer papiernen Decoration — die in jeder Beziehung ein Abbild ist von unserer jetzigen insoliden Scheinsucht, besonders verwerflich bei den Werken der Baukunst, die nicht für heute und morgen, sondern für Jahrhunderte sein sollen — eine der Kunst im Allgemeinen erspriessliche Schranke setzen und überhaupt wohlthätig sein für unsern überreizten Sinn, der im ewigen Wechsel der Mode die Befriedigung vergebens sucht, die er bei der beharrlichen und sich stetig entwickelnden Schönheit unfehlbar finden würde. Die Gehaltlosigkeit eben ist es, der man überdrüssig wird.

Der Einfluß einer soliden Decorationskunst müßte auch nothwendig übergehen auf andere Lebensverhältnisse und könnte die besten Folgen für eine harmonische Verschmelzung der Kunst in das Leben selbst haben. Unschätzwürth wäre also die Einführung jener soliden Kunst gewiß. Ob aber auch wahrscheinlich und ja möglich, das ist sehr die Frage. Wir glauben, daß in dieser Hinsicht der Verf. leider vergebens gearbeitet hat. Der Grund ist soeben entwickelt. Unsere Zeit will nichts entwickeln, sie besteht auf der Veränderung und findet nur im Wechsel der Mode die Zerstreuung, deren sie bedarf, um nicht in ihrer eignen Armseligkeit zu langweilen. Die Krankheit selbst ist also hier die Ursache, weshalb das Heilmittel nicht anschlägt. Und eine solche Krankheit ist incurabel, wie ein Magenkrebs, der seinen Grund in der Verderbtheit aller Säfte hat. Um diese zu weichen, müßte der Arzt erst den Magen zu seinen normalen Functionen zurückbringen, was aber nur wieder möglich ist, nachdem die Säfte verbessert worden wären.

Von dem Inhalte selbst haben wir nur wenig heraus. In der Einleitung wird das fast allgemein verbreitete Vorurtheil, daß die enkaustische Malerei den antiken Wandgemälden in Anwendung gekommen und daß gar die Decorationen, wie wir sie in Pompeji finden, mittels ihrer ausgeführt worden seien, bekämpft und dessen Ungegründetheit hinlänglich dargelegt. Wird darauf aufmerksam gemacht, daß alle neuere Versuche der antiken Malerei Resultate gegeben haben, durchaus verschieden waren von den bekannten alten, und daß bei den reichen Hülfsmitteln, die unsere höhere Kenntniß der Chemie bietet, es einleuchten muß, der Grund dieser Verschiedenheit weniger in der Ausführung, als vielmehr in den ersten Voraussetzungen. Und damit werden auch unter Anderm die Wandmalereien, wie sie neuerlich in München entstanden, als alten Wandmalerei völlig fremd bezeichnet.

Abschnitt I thut die Ursprünglichkeit der Kunst dar und leugnet einen andern wesentlichen Zusammenhang mit der antiken als lediglich die durch Tradition erhaltene Technik. Kurze Geschichte der Wandmalereien und der Einfluß auf die Kunst des 16. Jahrhunderts.

Abschnitt II. Eigenschaft der antiken Malerei und der Mauerbekleidung, auf der sie angewandt wird. Hier wird der eigenthümliche Reiz der antiken Decorationen, der in der glänzenden Grundfarbe der Mauern, der darauf ausgeführten Verzierungen und in den losen Farben besteht, hervorgehoben und auf die Unmöglichkeit und Festigkeit der Stuckmasse und Dauerhaftigkeit der Malerei aufmerksam gemacht. Darnach wird erklärt, daß die neuern Nachahmungen der pompejanischen Malerei jene antike Technik, welche der Verf., zum Unterschiede der ähnlichen modernen Frescomalerei, sehr richtig als Stuckmalerei nennt — seien diese Nachahmungen mit Oel, Wasser oder Firnißfarben oder in der Frescomalerei ausgeführt — durchaus jener Eigenschaft beraubt sein müssen. Daraus auch sei es zu erklären, daß

malen Nachahmungen in dieser Art so trübe und todt und den Verfall des feineren Geschmacks nicht haben können, den die alten Originale in einem so hohen Grade genossen. Sodann wird nachgewiesen, daß die alte Stuckmalerei keine andere als eine Art Frescomalerei gewesen sei und wahrscheinlich schon längst als solche allgemein erkannt worden wäre, wenn man nicht erst an die Enkaustik gedacht hätte. Die Beweise dafür, daß es die von Vitruv und Plinius erwähnte Frescomalerei sei, sind so bündig und das daran geknüpfte Raiment so einleuchtend, daß dieser Punkt als völlig erledigt und abgethan betrachtet werden kann.

Abchnitt III. Alter der Stuckmalerei. Für einen der wichtigsten Punkte ist die Classification der verschiedenen Arten der Malerei zu achten (S. 60 fg.); dadurch kommt es einmal Ordnung in das Verzeichniß der berühmtesten Maler beim Plinius und ein helles Licht in die bisherige Verwirrung der ganzen Angelegenheit. Es geht daraus unzweifelhaft hervor: daß unentbehrlich auf beiden niemals die Enkaustik und auf Tafeln niemals die Frescomalerei stattfand und stattfinden konnte; oder: daß die Wandmalerei immer Pinsel-, die Tafelmalerei aber Pinsel- oder enkaustische Malerei war. Daraus folgt, daß die dauerhaften und widerstandsfähigen Wandgemälde des Alterthums für echte Fresken, die Tafelmalereien und Enkaustiken auf Holz, Stein u. s. w. mit den nämlichen Eigenschaften für enkaustische zu halten sind (S. 62). Im Uebrigen dieser Distinction wird dann der Sinn einiger älterer Nachrichten von griechischen und römischen Malereien klargestellt. Daraus ergibt sich, daß die Enkaustik nicht so allgemein im Gebrauch war, als man bisher annahm.

Abchnitt IV. Von der Polychromie der Werke der Kunst. Hier findet sich weniger Neues, wodurch die bisherige, schon bei Manchen feststehende Ansicht im Wesentlichen erweitert würde. Dieser Abschnitt ist daher wohl mehr als ein vermittelndes Glied in der Untersuchung anzusehen, um den rechten Gesichtspunkt der gesammten griechischen bildenden Kunst zum Behuf des Folgenden zu vergegenwärtigen.

Abchnitt V. Hier wird die Stuckbekleidung und deren farbige Übermalung am Aeußern der alten Bauwerke betrachtet und die von Semper aufgestellte Behauptung, daß die alten griechischen Bauwerke über und über bunt bemalt gewesen seien, bestritten.

Abchnitt VI. In diesem Abschnitt wird die Bröndische Hypothese über die Bemalung ebener Metopenstellen adoptirt und sehr wahrscheinlich gemacht, hauptsächlich durch eine ebenso scharfsinnige als ungezwungene und natürliche Interpretation von Nr. 40 der Chondrider Bauinschrift. Hier dürfte jedoch zu rügen sein, daß die Bedeutung von *ζωο* und *ποφωρος* ohne Zug gebracht worden ist, da das erstere dem deutschen „Bild“ fastwieg entspricht, gleichviel ob plastisch oder gemalt. Dieser Irrthum ist jedoch ohne Einfluß auf die Sache selbst.

Abchnitt VII stellt die antike Malerei — auch nach unserer Überzeugung — als für uns ganz entsehrlich und überflüssig dar, da sie durch die weit vollkommene Malerei ersetzt wird, und gibt in dieser Rücksicht hinlängliche Auskunft darüber. Gleichwol können wir uns nicht verbergen, daß zur vollständigen Aufklärung dieser Materie noch Vieles fehlt, und daß wir über das Wesen der Enkaustik auch noch ferner im Unklaren bleiben, trotz des Verdienstes, das der Verf. durch die entwickelte richtige Ansicht über diese Frage und die Einschließung der Antwort in engere Grenzen sich erworben hat. Für die Praxis hängt, wie gesagt, glücklicherweise nichts davon ab. Als verschieden davon wird in Abschnitt VIII die „Enkaustik“ betrachtet. Die Anleitung zur Stuckmalerei in Abschnitt IX ist vollständig und klar und enthält die nöthigen chemischen und physikalischen Erläuterungen und Begründungen, wie sie bis jetzt noch nirgend dargelegt worden sind. Besondere Aufmerksamkeit verdient das (S. 199) mitgetheilte Hülfsmittel, vielleicht auch von Seiten der jetzigen Frescomaler.

Der letzte Abschnitt X, von den Farben, enthält die vollständigste Zusammenstellung alles Dessen, was darauf Bezügliches dem Praktiker zu wissen nöthig ist; auch dieser Abschnitt ist den jetzigen Frescomalern zu empfehlen. So viel zur Andeutung des Inhalts. Wir schließen mit einer Stelle aus der Vorrede des berühmten Karl Dittfried Müller:

Wir begleiten den Verf. und sein Buch mit den besten Wünschen für eine erwünschte und fruchtbare Wirksamkeit. Möchte für Deutschland und das civilisirte Europa die Zeit wiederkommen, wo an den Wänden, wenn nicht unserer Privathäuser, doch der öffentlichen Hallen und Säle eine künstlerische Thätigkeit auf eine heldere und anspruchslose Weise von Neuem ihr geistreiches Spiel beginnt. Die unberühmte Landstadt Pompeji überschüttet uns, nach zweitausendjähriger Verschüttung, mit einer unübersehbaren Fülle reizender Erfindungen und Ideen im Wandmalereien von den mannichlichsten Gattungen; wenn aber ein Unstern eine unserer Städte, etwa von gleichem Range, für eine so späte Rachwelt aufheben wollte, was würden wir das für zu bieten haben, als etwa, wenn sie der Verköhlung oder dem Moder Widerstand leisten könnte, eine Masse Papiertapeten mit einer unendlichen Wiederholung weniger arbeitsamer Erfindungen. Für die Mannichfaltigkeit tierlicher Bronzegefäße hätten wir dann etwa unser zwar sehr reinliches und sauberes, aber ebenso formenarmes und schmuckloses Porzellan, für die Fülle von Marmorstatuen einige Gipsabgüsse nach bekannten Antiken, und überhaupt, um grade heraus zu reden, für ein sinniges Kunstleben, das jeden Arbeiter mit seinem edeln, menschenwürdigen Geschäft erfüllt, die geist- und leblose Kraft der Dampfmaschinen einzusetzen.

In solchen Zeiten muß man den Himmel anflehen, daß er uns Männer beschere und erhalten möge wie den Verfasser dieses Werkes, die es wagen, dem Strome dieser Alles verschlingenden Industrie entgegenzuschwimmen und auf dem ausgebrannten Herde die Flamme einer künstlerischen Thätigkeit neu zu entzünden.

112.

G r a b b e .

Wir Deutsche haben abermals ein frühzeitig untergegangenes Talent zu beklagen. Grabbe, der einst, bei seinem ersten Auftreten, von mehr als einer Seite her angestaunt wurde und von dem Diejenigen große Erwartungen hegten, die, theilnehmender als wir, es lieben, jedem aufsteigenden Talent ein günstiges Horoskop zu stellen — Grabbe verdient es wol, daß man ihm nach seinem frühen Hintritt einige Worte der Ehre

Literarische Unterhaltung.

Donnerabend,

Nr. 345.

10. December 1836.

Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen von G. G. Servinus. Erster Theil. Von den ersten Spuren der deutschen Dichtung bis gegen das Ende des 13. Jahrhunderts. Zweiter Theil. Vom Ende des 13. Jahrhunderts bis zur Reformation. Leipzig, Engelmann. 1835—36. Gr. 8. 3 Thle. *)

Der Verfasser beabsichtigt die Geschichte der deutschen Literatur von der Zeit ihres ersten Entstehens bis zu dem Punkte zu erzählen, wo sie sich nach mannichfaltigen Schicksalen dem allgemeinsten und reinsten Charakter der Poesie aller Kunst überhaupt am bestimmtesten näherte. In diesem Endziel kann nur ihre jüngste Blüthezeit und Höhe und Schiller gemeint sein, und die Einleitung (S. 17) brüht sich in der That so aus, als habe der Verf. die Darstellung dieser letzten Stanzperiode unserer Literatur nicht nur schon fertig im Kasten liegen, sondern gar schon mit zum Druck gegeben. Indem aber nicht nur die beiden ersten Theile erschienen sind, welche zur Reformation gehen, und die nach dem eignen Willen des Verf. belweitem wichtigsten Zeitraum noch zurück sind, welche zwei bis drei Theile füllen müssen, wenn auch auf die Periode von Luther bis Opiz oder gar bis Haker nur Ein Band gerechnet würde, so bedürft wir keiner Entschuldigung, daß wir mit der Anzeige dieses so bedeutenden Werks erst jetzt hervortreten, vielmehr mußten wir uns gegen den Vorwurf vorlauter Überschätzung unsers Urtheils zu rechtfertigen suchen. Denn ist hier ein Geschichtswerk vor uns, das auf historischer Kunst in Anlage und Ausführung gerechte Ansprüche macht, so kann eine eigentliche kritische Würdigung desselben so wenig jetzt schon stattfinden, als wir ein Trauerspiel nach den beiden ersten Acten zu beurtheilen berechtigt wären. Zwar ist der Vergleich eines Geschichtswerks mit einer Tragödie nur darin begründet, daß beide Kunstwerke sein sollen, während es mit einem epischen Gedichte mehr unpassend haben würde; allein die neuere Ansicht von der Continuität des Epos, wonach bei demselben jeder Akt ein selbständiges Leben haben soll und auf das Ganze nicht gesehen zu werden braucht, um das Einzelne zu genießen und zu würdigen, ist doch nur halb wahr und würde, wenn sie ganz gelten sollte, den Begriff des

Kunstwerks zerstören. Indessen machen wir uns in dem gegenwärtigen Anssatz zu einer erschöpfenden Kritik der vorliegenden Theile des Werkes nicht anheischig, und wünschen nur das Publicum darauf aufmerksam zu machen, wozu eine große historische Arbeit hier angelegt ist, und wie viel Fleiß, Umsicht und Geistesstärke die mannichfaltigsten und wichtigsten Erscheinungen unserer Literatur in zwei so reichen Perioden wie die althochdeutsche und mittelhochdeutsche erforscht, aufgefaßt und dargestellt sind.

Nachdem wir von der Absicht des Verf. Rechenschaft gegeben, das ganze Epos unserer literarischen Entwicklung vor uns abzuspinnen und nur unsere gegenwärtige Übergangsperiode von seiner Darstellung auszufüllen, welche er als eine Periode des Verfalls, des Herabstehens von der in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts schon erreichten Höhe zu betrachten scheint, wodurch wir, bevor er diesen Zeitpunkt erreicht hat, nicht mit ihm weiter wollen, haben wir den Standpunkt zu bezeichnen, von welchem aus der Verf. das unermeßliche Gebiet der geistigen Ausstrahlungen unserer Nation überblickt und zu bewältigen sich anschickt. Dies ist nicht der philosophische, der alle Ausgeburten der Vergangenheit in ihrer unendlichen Mannichfaltigkeit in das Prostruckbett geworfener fertiger Kategorien zwängt, auch nicht der bloß ästhetische, der jedes Gedicht nur für sich selbst und aus sich selbst beurtheilt und seinen andern Maßstab davon legt, als den es selber mitbringt, sondern, wie von dem Historiker zu erwarten war, der historische, und dieser unterscheidet sich der Verf. wesentlich von seinen Vorgängern; dies ist der eigenthümliche Vorzug seiner Darstellung. Allerdings hat sein Werk noch andere Verdienste, es fehlt viel, daß derselbe Gegenstand in seiner fast unerschöpflichen Fülle schon von andern Gesichtspunkten aus mit gleichem Fleiß und diesem unverwundlichen Fleiß behandelt worden wäre; aber selbst wenn dies nicht von Andern, welchen er so glücklich vorgeeilt hat, mit philosophischer Konsequenz oder ästhetischer Sicherheit der Beurtheilung geschehen sein würde, behält dies Geschichtswerk nicht nur den Vorzug ungeschätzlicher Auffassung und Behandlung der Literatur, sondern die Geschichte des deutschen Volks, in der ganzen Welt, als ein Werk, das sich durch die Geschichte des Volks auszeichnet und selbst noch lange bekannt bleiben wird.

*) Auch unter dem Titel: Historische Schriften von G. G. Servinus. Zweiter und dritter Band.

Wenn wie die Literaturgeschichte unendlich an Klarheit und Durchsichtigkeit gewinnt, wenn sie nicht für sich, sondern im Zusammenhang mit der ganzen Geschichte der Zeit, aus der sie entsteht und auf die sie zurückwirkt, betrachtet wird, so bleibt auch die politische Geschichte in ihrer vereinzeltsten Betrachtung räthselhaft, stumpf und farblos, während sie im Zusammenhang mit allen gleichzeitigen geistigen Erscheinungen erst Leben und Reiz gewinnt. Ja, eigentlich hat die wahre Geschichte den Geist der Zeiten und Völker in allen seinen Metamorphosen zum Gegenstande, dieser spiegelt sich aber in jeder Periode ebenso sehr in Kunst und Literatur als in den äußern Thaten und Schicksalen, und insofern ist eine bloße politische Geschichte ebenso sehr ein Ueberschnitt als eine vereinzelt betrachtete Geschichte der Kunst oder Poesie.

Mit dieser Bezeichnung des Standpunkts unsers Verf. als eines historischen, wie er (S. 10) selbst von seinem Buche sagt, daß es von allen literarischen Handbüchern und Geschichten darin besonders abweiche, daß es nichts sei als Geschichte, da er kein Poet und kein belletristischer Kritiker sei, steht es nur scheinbar im Widerspruch, wenn es (S. 12) heißt, daß er nur den poetischen Werth der Dinge im Auge habe und jede andere Eigenschaft nur gelegentlich berühre, daß er vorzugsweise nur die dichterische Bedeutung berücksichtige, ohne darum ganz zu verschweigen, welcher accessorische Werth dem oder jenem Werke zukommt. Es bleibt immer die Geschichte der Poesie der Gegenstand seiner Darstellung, und daraus fließt ganz einfach, daß es ihm auf den poetischen Werth der Dinge, die er bespricht, zunächst ankommen muß, wenn er auch als Geschichtschreiber den Zusammenhang und die Wechselwirkung, in der sie mit der ganzen Zeit- und Culturgeschichte stehen, nie aus den Augen lassen darf.

Mit diesem Standpunkte des Verf. ist es natürlich verknüpft, was man ihm mit Unrecht zum Vorwurf gemacht hat, daß er beständig vergleicht und parallelisirt, daß er bei diesen Vergleichen und Parallelen nicht auf dem Gebiete der deutschen Dichtung stehen bleibt, sondern wol seinen Gesichtspunkt ausdehnt und analoge Erscheinungen in andern Zeiten und Völkern herbeizieht. Allerdings ist es bei der außerordentlich lebendigen und flüssigen Schreibart des Verf., die ihn zu über-Wielandisch langen Perioden verführt, bei der Fülle der Gedanken, die ihm zufließen, und bei der Allgegenwärtigkeit seines Geistes und Bedächtnisses, vermöge welcher er Alles bei der Hand hat und sich auf nichts besinnen muß, nichts nachzuschlagen genöthigt ist, für den weniger raschen Leser beschwerlich, mit solcher Schnelligkeit und so ohne alle Vorbereitung aus einem Gebiet ins andere, durch alle Zeiten und Völker hin- und hergezerrt, bei den Griechen und Römern verweilt, durch Homer und die Tragiker gejagt zu werden, wenn er kaum anfängt, sich im deutschen Mittelalter heimisch zu fühlen und bei Wolfram v. Eschenbach und Gottfried v. Strassburg warm zu werden. Ganz besonders ist der Verf. zu allen Excursen geneigt, die ihn ins Griechenthum führen, und man braucht sich noch nicht weit in sein Buch hineingelezen zu haben,

um zu wissen, in welchem Staate er sein Vaterland haben hat. Diese Vorliebe für die Griechen ist indessen in den Objecten zu wohl begründet, als daß diese ^{selbst} Hinnelung des Verf. ihn zur Ungerechtigkeit gegen die deutschen Dichter der Vorzeit verführen müßte, ^{und} sie allerdings einigen Antheil an der gegen sie häufig behaupteten Strenge haben möchte, von der wir allerdings zugeben wollen, daß sie eher heilsam als schädlich sei. Mit Recht bemerkt der Verf., daß jener überhöhte Ton der Anpreisung, in welchen er nicht einfließen wolle, viel dazu beigetragen habe; daß diese Dichtern neuerdings nicht mehr Eingang gefunden hätten. Aber zu allen Dingen gehört Liebe und Wärme, und wer sich mit Literatur beschäftigt, muß davon ein gewisses und geschätztes Maß mitbringen, denn ohne dies wird es, wie schon Göthe irgendwo bemerkt hat, gar nicht der Werth, überhaupt nur von Kunst und Poesie zu sprechen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geschichte Europas seit dem Ende des 15. Jahrhunderts
von Friedrich von Raumer. Fünfter Band. 40
zig, Brochhaus. 1835. Gr. 8. Subscriptionspreis
2 Thlr. 16 Gr. *)

Der Verf. beginnt diesen Band mit der Eröffnung des das Schicksal König Karl I. und für ganz England abhängigen langen Parlaments. Nicht frei von Urtheilen und Leidenschaften dieser bewegten Zeit, selbst die Mehrzahl der Glieder aus Männern, welche nicht waren, nach bestem Wissen und Gewissen für das die die Ehre ihres Vaterlandes zu wirken. So sagt er, indem er aber auch sofort von Berträgen dieser Zeit spricht, bereitet er die Leser schon darauf vor, daß sich die Mehrzahl sich entweder nicht genügend getraut zu machen oder daß die Ausführung hinter dem guten Willen geblieben ist.

Des Königs Sache wurde anfangs entschieden zu Gun-
 nen der Minister getrennt. Man wiederholte den nachher so
 leicht verkannten und verlegten Grundsatz, der König dürfe
 niemals Unrecht thun, und ein eifriger Partisan sagt: nicht
 sein niemals vergessen, daß wir unser eigenes Recht nicht ver-
 stehen können als mit ihm und durch ihn. Derselbe ver-
 theilte sich Klagen und Beschwerden wider die Verwaltung,
 besonders wider die gleichmäßig gehafteten Rathgeber,
 und Land, und die Besorgniß, daß sie abermals eine
 Auflösung des Parlaments bewirken würden, bewog das Un-
 terhaus von der Abwehr zum Angriffe überzugehen, um sich
 den Sturz jener Minister Raum für eine freie Entwickelung
 zu bahnen. In folger Sicherheit wurde Strafford nicht an-
 gehelos verhaftet, ebenso Laud und einige Andern; und so
 sich der König binnen wenig Tagen aller der Diener ent-
 weiche, wie sehr sie ihm auch persönlich zueigen waren,
 durch ihre thörichtesten Schmeicheleien über seine un-
 Macht Schuld an der Bedrängniß waren, in welcher er
 gegenwärtig befand. Das Unterhaus hatte eine große An-
 genachfolge gegeben; der König war fortan mehr
 ein dem Parlamente mißfälliges Ministerium anstatt ein
 Reich. Doch mit einem so glänzenden Siege begnügte
 das Unterhaus auch Befriedigung einer leidenschaftlichen
 sucht, indem Strafford auf Leib und Leben anzu-
 kein einziger der vorgebrachten Anklagepunkte verurtheilt
 die Beschuldigung des Hochverrats, aber so groß war die

*) Zuletzt berichteten wir über dieses Klee in Nr. 11-12
Bl. f. 1635.

das, daß man einen sogenannten accumulationen oder confiscation Beweis erlangt, nach welchem viele eingeleit, an sich ausbedeutende Worte oder Handlungen, zusammengeordnet die volle Gewissens- und Rechtsüberzeugung selbst für die höchsten Verurtheilungen bewirkten sollten. Bergedens machte der Graf in seiner ausführlichen Verteidigungsrede auf die außerordentliche Willkür und Ungerechtigkeit eines solchen Grundgesetzes aufmerksam; vergebens ermahnte er, wie verderblich es sei, Staatsbeamte solchen Gefahren aussetzen, daß kein Mann von Weisheit, Ehre oder Wohlstand mehr mit Lust und Sicherheit dem Vaterlande dienen könne. Und Karl — von allen Seiten bedrängt, seinen Minister der öffentlichen Ruhe zu opfern, und über seine sittlichen und politischen Pflichten in Zweifel gestürzt, durch den, wie Clarendon sagt, damals neu erfundenen Grundsatz, daß der König in seinem Gewissen verpflichtet sei, sich und seine Befehle den Rathschlägen und dem Gewissen des Parlaments unterzuordnen, — Karl gab seine Einwilligung zur Vollstreckung des Urtheils.

Bei dem Urtheile über Strafford hält sich der Verf. in der Mitte zwischen den beiden extremen Ansichten, deren eine ihn als den ersten, unschuldigsten Märtyrer für die reinsten Sache der Welt erklärt, die zweite für den ärgsten Verbrecher, dessen Tod für die Gründung der Freiheit schlechterdings notwendig gewesen. Er war, heißt es, der tüchtigste und in gewissem Sinne der treueste unter den Rätthen Karl's, aber er stellte sich eine Aufgabe, der er nicht gewachsen war und die er nur durch Verletzung aller bestehenden Gesetze hätte durchkreuzen können. Nirgend wußte Strafford seine Gegner zu beherrschen oder zu gewinnen, immer nur zu erbittern.

Nachdem der Verf. bemerkt, daß ein milderer Ausweg auch der Freiheit besser gesichert haben würde, fährt er fort: „Von dem Augenblicke, wo man Karl's rührende Bitte um das Leben eines Dieners und Freundes abhielt, ging alles Gemüthliche und Menschliche des Verhältnisses zwischen König und Parlament bis auf die Spur verloren, ohne daß von einer andern Seite her ein Ersatz dafür gefunden war, ja ohne daß er jemals gefunden werden konnte.“

„Welch ein Wechsel der Ansichten und Zustände seit den Zeiten der großen Elisabeth, wo durch alle die Kleinern und größern Dissonanzen hindurch zuletzt doch ein lauter Chor der Ehre und Einigkeit hervortrat, alles Regieren und Geschehen fast die Gestalt eines romantischen Epos besaß, das die Königin und die Unterthanen sich wechselseitig in gemüthlicher Weise überlieferten. Unfähig, von diesem lebendigsten Leben irgend etwas zu begreifen, setzte Jakob I. abgestorbene Begriffe und leere Abstraktionen auf den Thron, und Karl (obwohl ein weislicherer Mensch) blieb so lange auf derselben verkehrten Bahn, als seine Gegner (jenen ersten gesunden Zustand ebenfalls völlig vergessend) aus der Verteidigung zum Angriff übergingen, ihn in Hinsicht auf Irrthum und Einseitigkeit überboten und die bisherigen Einrichtungen in noch viel umfassenderer Weise umstürzten, als Strafford es bezweckte.“

„Ein größerer König würde nie in die Nothwendigkeit versetzt worden sein, Strafford's Hinrichtung zu bekräftigen; eine ähnliche Verweigerung desselben würde aber andererseits die Gefahren auch nicht beseitigt haben, und wir können kaum so hart über Karl's Nachgiebigkeit urtheilen, wie er selbst, sofern er sich darüber bis zu seinem Tode die bittersten Vorwürfe machte und fast alle späteren Unfälle daraus ableitete.“

Der König, sagt der Verf. ferner, hatte damals schon fast alles der wahren Freiheit Zuträgliche bewilligt. Nämlich schon drei Monate vor der Hinrichtung Strafford's: daß alle gesetzgebende Gewalt außerhalb des Parlaments aufhöre, kein Monopol erneuert, die Steuerkammer und die hohe Commission abgeschafft, keine unbewilligte Steuer erhoben werden solle, und ferner: im Fall der König nicht alle drei Jahre ein Parlament berufe, solle dies Recht auf die Lords, zuletzt auf die Wähler übergehen, welche dann aus eigener Macht zu wählen haben.

In demselben Tage, wo Karl Strafford's Todesthatschell unterschrieb, verlor er auch eine Ball, nach welcher er sich des Rechts begab, das Parlament ohne dessen eigene Zustimmung zu vertragen oder aufzulösen. Dadurch wurde das heilige Gleichgewicht und die angemessene Wechselwirkung der verschiedenen Gewalten aufgehoben und die repräsentative Verfassung wesentlich verletzt. Strafford's Tod und dieses, das lange Parlament erzeugende Gesetz, bemerkt der Verf. mit Recht, bilden den Wendepunkt, von wo an das natürliche Bestreben des Völkers in ein unheilbringendes, gewaltthames Umwälzen übergeht.

In demselben Sinne vernichtete das Unterhaus das Recht der englischen Geistlichkeit, als Convocation Beschlüsse zu fassen, und machte eigenmächtige Vorschriften über kirchliche Dinge. Jetzt wurden bei zunehmender presbyterianischer Richtung die Bischöfe und die bischöfliche Kirchenverfassung Gegenstand fortgesetzter Angriffe in und außer dem Parlamente. Schuster und Schneider tritten mit höchstem Eifer für und wider die Bischöfe, und Fasten und Gebete wurden von den Gottseligen, besonders den Weibern gehalten, daß Gott die Zerstörung der heillosen bischöflichen Kirche nicht länger verzögern möge.

Die Verwaltung litt jetzt dem Parlamente gegenüber ebenso sehr an zu großer Schwäche wie ehemals an ungezügelter Macht. Karl zog zwar angesehenen Patrioten in seinen Rath, diese verlangten aber entweder von ihm, daß er sich ganz dem Willen des Parlaments unterwerfen solle, oder, wenn sie die Unzulässigkeit einer solchen Unterordnung einsahen, verloren sie ihre Willkür.

Signe Verwickelungen und Schwierigkeiten für Karl entsprangen aus den verschiedenen Richtungen und Wünschen seiner Reiche und seiner verschiedenen Stellung zu ihnen. So mußte sein Verhältniß zu den Schotten schwanken, da er in ihnen bald Aufrechter sah, die einzuführen, bald nützliche Bundesgenossen gegen die Engländer, die zu gewinnen seien. Er war in die zweideutige Lage gekommen, die bischöfliche Kirchenverfassung, die er in England mit aller Macht zu erhalten strebte, in Schottland als ein ungöttliches Werk zu verdammen.

In Irland gingen die Verlegenheiten aus den alten Verhältnissen hervor, aus dem Unrecht und der Willkür, welche sich die Engländer schon Jahrhunderte gegen die, ganz wie ein dem harten Eroberungsrechte verfallenes Land betrachtete Insel erlaubt hatten. Trefflich stellt der Verf. die gerechten Beschwerden der Bedrückten zusammen und gibt mit wenigen Zügen ein höchst anschauliches Bild. Nur müssen wir hier eine in der Anzeile eines der früheren Bände schon gemachte Bemerkung wiederholen. Wir können nicht billigen, daß der Verf. diese Klagen einem Irländer jener Tage in den Mund legt. Er stellt sich dadurch zwischen der dramatischen Art der antiken Geschichtsschreibung und der lebendig berichtenden der modernen in eine Mitte, welche eine gewisse Unbestimmtheit des Stils erzeugen muß.

Einige Jahre nach seiner Thronbesteigung gab Karl den Irländern die sogenannte Urkunde der Gnade, welche fast lauter bringend nöthige und vernünftige Bestimmungen enthielt. Aber durch die Schuld des Königs selbst, noch mehr des als Statthalter dorthin gesandten Strafford, blieb man nicht auf diesem heilsamen Wege. Strafford ging bei seinem Regierungssysteme von dem albernem und verdammenwürdigen Grundsatze aus, daß alle Irländer ohne Ausnahme die Rechte der Bürger und Menschen vermischt hätten und es lediglich von der königlichen Gnade abhänge, was und wie viel man ihnen einräumen wolle. Nachdem Strafford das irländische Parlament zu Selbsterneuerungen gebracht, verweigerte er unter nichtigen Vorwänden die Bestätigung der Gnadenurkunde. Die schreiendsten Ungerechtigkeiten wurden begangen. Man versuchte, als gebe es in Irland gar kein Grundeigenthum, als solle es vor der Willkür des Statthalters und des Königs ganz verschwinden.

In Bezug auf die allbekannte Empörung der irländischen Katholiken von 1641 schließt sich der Verf. der Meinung De

ist es, welche behaupten, daß eine allgemeine Besteuerung der Protestanten nie stattgefunden hat und die in dieser und ähnlichen Gründen enthaltenen Nachrichten sich nur langsam über die geübte Thelle des Landes verbreitet haben. Die Zahl der durch Gewalt oder in offener Fehde zum gewöhnlichen Protestanten steht er auf 6000. Wie verschieden, daß der Kopf der christlichen Bevölkerung, die von den meisten älteren Geschichtsschreibern so ganz anders dargestellt worden ist, in der Prüfung der verschiedenen Berichte etwas ausführlicher gewesen wäre. Sollte Hallam Unrecht haben, wenn er, nachdem er die alten Angaben eifriger Übertreibung begünstigt, hinzusetzt: „but possibly the scepticism of later writers has exaggerated rather too much the horrors of this measure“? Auch scheint mir Guizot's Bemerkung beachtungswürth, daß die Unterdrückung, auf deren Ergebnisse man die Abhängigkeit der alten Angaben vorzüglich stützt, zu einer Zeit angeheft wurde, wo es im Interesse der Regierung war, die Ausschweifungen der Ansprücher und die Erben der Protestanten in einem so weit als möglich gemilderten Lichte erscheinen zu lassen. Wir sagen dies nicht, um den Eindruck des an den Irthum verurtheilten Urtheils, welches wol im Stande war, zu fundierten Urtheilen zu setzen, irgend zu schwächen. Auch leugnet der Verf. nicht, daß diese schändliche Fehde einen Charakter unumschreiblicher Härte und Grausamkeit gehabt, wie er selten in der Menschlichkeit hervortritt. Es ist aber, setzen wir hinzu, in der Natur des Menschen gegründet, dem, was ihm intensio angeheuer und maßlos erscheint, auch den entsprechenden Eindruck des Extensiven zu lassen, worin jene Ubertreibungen in den Quellen einen natürlichen Grund finden.

In England zeigte sich jetzt schon klar, wie wenig den Wünschen im Parlamente alle bisher über den König und dessen Gewalt erzwungenen Siege genügten. Statt die Entwicklung der aufs Neue begründeten Freiheiten des Landes zu erwarten, trugen sie, unter dem Vorwande, daß man noch festere Bürgschaften verlangen müsse, auf eine Demonstration an, in welcher sich der König Rathgeber, in der That der König selbst, aufs Heftigste entgegenstellte. Vergebens zeigte Edward Verlang des Abdrucks und Befreiung einer solcher Maßregel. Nach einem äußerst heftigen parlamentarischen Kampfe, wo man im Begriff war die Schwärze zu ziehen, siegen die Wisse. Nur zu deutlich betrauten sie, daß es keinesweges ihre Absicht war, in Uebereinstimmung mit dem Könige zu wirken, daß sie vielmehr die Eintracht zwischen Volk und König, die Liebe des Volkes zu diesem auf alle Weise zu untergraben suchten. Die lästige Hemmung, welche von den Lords ausgehen mußte, zu vernichten, wurde damals schon der Grundfals ausgesprochen: das Unterhaus repräsentire das ganze Land, die Lords hingegen wären nur mit persönlichen Rechten begabte Privatpersonen. Dagegen hing man an, in dem Pöbel einen notwendigen und nützlichen Verbündeten zu sehen, daher Aufkauf und Ankauf, statt Maßregeln zu ihrer Unterdrückung zu ergreifen, vielmehr zu begünstigen.

Über des Königs Abneigung, fünf Parlamentmitglieder zu verhaften und zu tödten, wodurch Aufregung und Unmuth so steigern, daß er London verließ, führt der Verf. die abweichenden Ansichten an und nennt selbst vollkommen richtig das Unternehmen durchaus überflüssig, vertheilt und unthätig. Die Klage gegen dieselben auf Hochverrath zu begründen, war Karl noch weit wichtiger im Stande, als das Parlament es gegen Straßburger gewesen war; und sollte es ein als Nothwehr gerechtfertigter Gewaltthätigkeit sein, so hätten die Mittel, ihn durchzuführen, gänzlich. Das Unterhaus seinerseits machte Forderungen, welche fast die ganze Verfassung in seine Hände gebracht haben würde und den König in jedem persönlichen und Familienverhältnissen verlegen hätten. Es half dem Könige nichts, daß er der Bill, welche die Ausschließung der Bischöfe vom Unterhause verfügte, seine Zustimmung gab, denn es beschloß dadurch seine Gegner und vieler viele Beobachter, welche glaubten, daß er zuletzt immer bereit sein würde, seine Anhänger zu opfern. Dagegen

verweigerte er mit vollem Rechte die Zustimmung der Abgeordneten, welche dem Parlamenten im Unterhause die Zustimmung gab, d. h. in der That die Zustimmung über dieselbe. Es waren aber die Sachen im Stande geblieben, daß ohne Rücksicht auf die Zustimmung des Unterhauses über die Bill durch beide Häuser ging, mit dem Wissen, sie habe Gesetzeskraft auch ohne Zustimmung im Unterhause da man nicht mehr weit zu der einzigen Unterhause erlassenen Erklärung, daß, wer sich auf des Königs Bill zu verlassen, wie ein Friedensbrüder betrachten werden soll, wenn dann, wiederum kurze Zeit nachher, der König sagte: „I will ein Herr geworden werden für die Ewigkeit der Person des Königs, die Unterthänigkeit des Parlamentes, die Erhaltung von Religion, Recht, Freiheit und Frieden.“

Die vom Verf. mitgetheilten Angaben über die Verhandlungen, welche dem Ausbruche des Kampfes vorausgingen, sind sehr belehrend über die damaligen Ansichten, die in den verschiedenen Vergleichen mit der Gegenwart hervortreten, aber fast überflüssig zu nennen, da sie dieselben schon so deutlich und so gewiss im Bewusstsein der Leser vor Augen stellt, daß von den Seiten und Gegenseiten bei den vielen Fäden und Verwicklungen der Verhandlungen während des Kampfes.

Das Parlament war es, welches die Demonstrationen provoctrte, indem es dem Könige den Eintritt in das Unterhause verweigerte. Und konnte Karl von der Forderung, das Parlament müsse anerkennen, daß zu allgemeinen Gesetzen königliche Zustimmung nöthig sei?

Beim Ausbruche des Bürgerkrieges bemerkt der Verf. trefflich: „Grabe dann sind die öffentlichen Bedürfnisse der suchbarsten Freiheit ergriffen, wenn nicht die Bürger und die Freier auf falschem Wege wandeln, wenn die Würdigen in so schroffe Gegensätze gerathen, daß erst durch eine Verstärkung des Geistes gelöst wird.“ Der Verf. sagt er: „Man vergaß, daß es keine bessere Weise der eignen Rechte gibt als die Anerkennung der Rechte, es gleichmäßig ins Verderben führt, wenn man die eigene Entwicklung neuer Rechte und Staatsverhältnisse spricht (wie anfangs der König), oder sie überall mit unvollständigen Forderungen will, wie gewöhnlich später das Parlament.“

In dem letzten Abschnitte dieses Gegenstandes soll man glauben könnte, das Parlament habe das Recht auf falschem Wege gewollt. Wir glauben ihm ganz in des Verf. zu ergänzen, wenn wir hinzusetzen: was gleichfalls das Parlament that) in diesem Sinne war das Recht auf Falschheit hinausgeht und führt zur Entwicklung verwerthet.

Als den Ausdruck wahrer historischer Wahrheit wir auch noch folgende Stelle aus: „Der König, wie in die Hände der bloßen Gewalt liegt, das Unterhaus unermesslich genannt werden; vielmehr muß es die Begriffe von Weisheit und Thätigkeit, Recht und Gerechtigkeit, in den großen Bewegungen der Nation, der Völker, zur Reine, Erneuerung und Erneuerung der Verfassung sein und ein letztes Urtheil über die Nation. Denn die Völker sind nur dann eine Nation, wenn sie die Rechte der Völker verstanden, wenn sie die Rechte und seinen ewigen Geboten folgen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Notiz.

Der Londoner Kaiser David beschloß, in dem großen Gencral, welches die erste Sitzung des Parlamentes nach der Reform darstellte, sich zu betheiligen. Er war hoch sehr und mehr als 600 Personen saßen. Wenn zu diesem Punkte die, die die Parlamenten wirklich sitzen saßen, so hätte uns, müßte der Kaiser an seinem Bilde maßen.

Literarische Unterhaltung.

Sonntag,

Nr. 346.

11. December 1884.

Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen von M. G. Derrmann. Erster und zweiter Theil.

(Fortsetzung aus Nr. 345.)

Zu verstanden würde es nun allerdings nicht sein, wenn etwas durch die Griechen gebildeten Geistes bei der Lectur von so vielmal hunderttausend Menschen aus der Fremde, mit welcher sich der zweite Theil unseres Werkes beschäftigt, der letzte Geduldsschaden gerissen, der letzte Funke der mitgebrachten beträchtlichen Dosis Liebe und Wärme verpufft wäre, denn wir gesehen gew, daß diesen Kunststücken auszumischen, ein über-Herculisches Werk war. Nicht nur, daß er Alles, auch das Unbedeutendste aus jener Zeit des Vorfalles gelesen und seinem stupenden Gehirne selbstversteht hat, das Gedächtnis nicht allein, auch unendlich viel Angebrachtes, das ihm die heilberger Bibliothek darbietet, er hat sich auch die Mühe nicht verabschiedet, die Resultate eines so verzweifelten Strebens zu ordnen, im Geiste zu verarbeiten und uns ein lebendiges Bild dieser ganzen verschundenen Literatur nach allen ihren Beziehungen und Beziehungen zu entwerfen. Wenn wir nach dieser Seite hin seine Leistungen betrachten, so müssen wir sagen, so scheint es uns dagegen bei der schon längstzeit der deutschen Literatur des Mittelalters, wir haben er die besten Dichter des 12. und 13. Jahrhunderts die Langeweile und den Widerwillen entgegen setzen, welche ihm ihre möglichen Nachfolger verursacht haben müssen. Hier vermischen wir etwas von der Liebe und Wärme, ohne welche es nicht der Mühe verlohnt, den Vorleser und Gehörten überhaupt nur zu sprechen, hier scheint er mit seinem Herrsche hausgehalten zu haben, weil er sich allerdings nicht zu früh ausgeben durfte und für die spätere, an Geist mageren, aber leider nicht unerschöpflichen Beizunahme noch den besten Theil übrig behalten mußte. Wo mag es mal kommen, daß im Ganzen dies Alles den Eindruck macht, als sei der Verf. in der Literatur des deutschen Mittelalters nie recht heimisch geworden, als habe er sich die Zeit nicht genommen, sich einzufinden, weil es ihm darum zu thun gewesen, Alles recht bald und recht gründlich durchzumachen, damit er nur desto geschwinder wieder hinauskomme und nicht müde habe, noch einmal dahin zurückzukehren. Er erscheint uns mehr als ein Reisender, der sich Alles genau und unverdrossen ansieht, selbst solche Dinge, die der Ein-

heimische unbetrachtet läßt, weil er sie in der Nähe hat und sich alle Tage die Zeit nehmen kann, sie in Augenschein zu nehmen, während der Fremde seinen kurzen Aufenthalt hinbringen muß, um sich von Allem in Kenntniß zu setzen, weil er weiß, daß er sobald nicht wiederkommt, Hören wir nun den Fremden über Das urtheilen, was er so im Fluge gesehen hat, so haben alle diese Dinge für ihn einen Reiz gehabt, den sie für den Einheimischen nicht haben konnten: den der Neuheit, und doch wird der Einheimische mit mehr Liebe an seiner Heimat hängen und mit nachhaltigerer Wärme von ihr sprechen und urtheilen als jener flüchtige, schaulustige Gast. Dennoch aber kann dieser zu Hause durch mündliche Erzählungen von seiner Reise, oder durch Herausgabe seines Reisejournal als einen doppelten Nutzen stiften, indem er erstens den Dachstuhlgelehrten über die Länder und Völker, die er besucht hat, über ihre Eigenthümlichkeiten, Sitten und Einrichtungen, ihre Vorzüge und Fehler, ihr Verhältniß zueinander und zu seiner Heimat, kurz über Alles aufklärt, was ein Land von dem andern, eine Provinz von der benachbarten zu wissen begehrt, und andererseits, indem er durch seine Schilderungen, seine sie anschaulich oder ungenügend, manchen Andern veranlaßt, die gleiche oder eine ähnliche Reise zu machen, dem dann wol dort oder hier ein Winkel so wohl gefällt, daß er sich entweder gleich darauf aufstellt, oder doch später seinen Fuß dahin verpflanzt, was Alles dazu beiträgt, die Völker einander anzunähern und ihren Verkehr zu vermitteln. So ist es auch in der gelehrten Welt ein alter Brauch, daß Jeder sein eignes Wissensfeld mit allem Fleiße pflegt und ausbeutet, ohne daß von den Resultaten fremden Wissens jenes die mindeste Noth zu ihm gelangt, welche doch für ihn und seine eigene gelehrte Wirksamkeit oft sehr brauchbar und ersprießlich sein würde, und darum eben sind Bücher nothwendig, welche solche Ergebnisse allgemein zugänglich machen, damit ein Jeder aus ihnen schöpfen kann, was er für seinen Zweck bedarf, ohne aus seiner Bahn verschlagen zu werden. Darum erklärt auch der Verf. (S. 14) mit Recht, daß er nicht für den Buchhalter und gelehrten Kenner dieser Literatur schreiben wolle, nicht für eine besondere Klasse von Lesern, sondern, wenn es gelinge, für die Nation. Und dies wird ihm hoffentlich gelingen sein, wenn auch die Einheimischen, seien es nun

Liebhhaber oder gelehrte Kenner der älttern deutschen Literatur, nicht alle Urtheile und Ansichten unsers Reisenden mit unterzeichnen möchten.

Ganz besonders würden ihm bei diesen diejenigen Aussprüche im Wege stehen, auf welche die unverleugnete Vorliebe des Verf. für die Griechen und für classische Bildung überhaupt einen offenkundigen oder heimlichen Einfluß gehabt haben. Und dies ist, wenn schon die Gesamtansicht über den Werth und Unwerth der Literatur, deren Geschichte er uns vorführt, hiervon ergriffen ist, im Einzelnen auch da zuweilen der Fall, wo es bloß darauf ankommt, den poetischen Erscheinungen des deutschen Mittelalters untereinander ihren Rang anzuweisen. So könnte wol die Vorliebe unsers Historikers für den geschichtlichen Alexander, die wir ihm gern zugute halten, auf das auffallend günstige Urtheil, welches er über den „Alexander“ des Pfaffen Lamprecht fällt, eingewirkt haben, obgleich wir gestehen müssen, daß dies Gedicht bisher ebenso sehr unterschätzt worden ist, als es der Verf. zu überschätzen scheint. Auch wir haben zu der altmittelhochdeutschen Poesie eine besondere Zuneigung und lesen die: weniger in der Form vollendeten Dichter des 12. Jahrhunderts mit einer gewissen Parteilichkeit, durch die vielleicht den auf der Scheide des 12. und 13. Jahrhunderts blühenden Meistern Unrecht geschehen mag, die aber durch die gesunde, kräftige Volksnatur dieser Pfaffen-Konrade und Lamprechte u. s. w. hinreichend erklärt wird; allein wir haben gehört — denn selbst der Verf. des „König Rother“ könnte ein Geistlicher gewesen sein — auf das eine Haupt Lamprecht's, und wüßten in der That keinen Vorzug seiner Poesie, den er nicht mit seinen Zeitgenossen theilte. Daß die Alexanderfage bei ihm viel einfacher und rein von den vielfachen, oft geschmacklosen Zusätzen erscheint, welche bei seinen Nachfolgern, ja selbst bei einigen seiner Zeitgenossen Alexander's Geschichte entstellen, ist doch schwerlich sein Verdienst, sondern das der Quelle, welcher er folgt, und wenn er auch selbst einige Sagenkritik geübt hätte, so zeigte dies wol von seinem Geschmac, aber nicht von seinem Dichtertalent, welches wir so hoch nicht stellen können, als sich der Verf. zu thun geneigt zeigt. Damals war im Volke ungemein viel Poesie schon in Sprache, Ausdrucksweise, gangbaren Gleichnissen und Redensarten verbreitet; von diesem Gemeingute zehrt auch Lamprecht, dessen dichterische Eigenthümlichkeit wir nicht hoch anschlagen. Überhaupt war die Zeit großer poetischer Persönlichkeiten noch nicht gekommen, diese kündigt sich zuerst in Welbeck an, den unser Verf. so tief herabsetzt, weil er ihn mit Virgil vergleicht, und den altchristlichen Geist, den er in Lamprecht's „Alexander“ bewahrt sah, hier ganz abgelegt, ja Alles, worin die alte griechische und römische Kunst ihre höchste Aufgabe suchte, in der deutschen „Enie“ gradezu gestohlen und verworfen findet. Nachdem Hr. Servinus diese „Enie“ als ein gar so „elendes Nachwerk“ geschildert hat, wird es ihm hernach schwer, uns begreiflich zu machen, warum Welbeck's Zeitgenossen und Nachfolger, und unter diesen die ersten Meister,

Gottfried v. Strassburg und Wolfram v. Eschenbach, so hoch stellen und als einen vorzüglichen Dichter, in das erste Reih in deutscher Junge gerückt habe, anzeichnen? Seine Bemühungen, das große Ansehen des in seiner Zeit zu erklären, schlagen vollkommen nicht weil er der erste Übersetzer war, sprechen seine Zückerer und Schüler mit Pietät und Ehrfurcht vor dem alten Meister, nicht weil er zuerst die höfische Bildung einführte, nicht weil er vollkommener reimte als sein Vorgänger, hatte er die Gunst seiner Zeitgenossen, auch nicht der Einführung der Minne allein verdankt, er ist, sondern weil aus ihm zuerst der moderne Geist, die Sprache des Hergens oder der Empfindung sprach, mit dem ersten deutsche Romantiker war, weil er auch diesen Zug anschlug, der hernach bis auf die heutige Zeit fortwirkte und noch lange fortwirken wird; darum suchten seine Zeitgenossen zu, darum schätzten und priesen ihn selbst diejenigen seiner Nachfolger, die seine Kunst zu den Flügeln gelernt hatten. Der Verf. hat es wohl angedeutet und mehrmals ausgesprochen, daß in jedem Reim so hochgestellten Lamprecht der altchristliche Geist, der noch in den Nibelungen nur wenig romantisch verlegt erscheint, zum letzten Mal unter dem Mantel tritt, und eben weil sich in diesem „Alexander“ der altchristliche Geist, „dieser äußerliche, thatkräftige, bis ins Innere knabenhafte Trost, dies Vertrauen auf die eigene Kraft und im äußern Leben“, noch zum letzten Mal Darstellung einer von gleichem Geiste erfüllten Darstellung der griechischen, ebenfalls heidnischen Welt ausgesprochen hatte, darum stellt ihn der Verf. so hoch jenen Welbeck, den ein ganz neuer frischer Geist weht, welchen Hr. Servinus, weit entfernt ihn als willkommene Erscheinung zu begrüßen, mit Wohlwollen wahr, weil ein anderer, ihm vertrauterer Geist hat weichen müssen. Welbeck that ganz Recht, der Geist, die Sitten und das Costum seiner Zeit in die Dichtung brachte, man darf bei seiner „Enie“ „Aeneis“ Virgil's nicht mehr denken, hier sind nicht und Latiner, hier sind deutsche und französische und der Dichter würde jede Wirkung auf seine Zeitgenossen verfehlt haben, wenn er eine andere als diese Zeit zu schildern unternommen hätte. Eben so hat Lamprecht's von seinen Nachfolgern kaum noch so viel, darum muß er sich den Vorwurf stempeln lassen, daß er wohl beschritten gedichtet zu haben; und weil der Geist seiner Zeit, den auch er bewahrt, so schiedender war, weil gleich nach ihm ein neuer Geist aufstauete, ein anderer Geist alle germanischen Vorstellungen wälzte, eine neue Welt, eine Welt, die sich erst erschloß. Und der erste Priester und Übersetzer neuen Gesinnung, dieser neuen Welt, war der gescholtene Welbeck, während Lamprecht's nur angebeutet hatte, aber vor ihr die Augen nicht auf seinem Helden von nun an die Aufmerksamkeit

(Der Beschluß folgt.)

Westliche Europas seit dem Ende des 15. Jahrhunderts von Friedrich von Hammer. Fünfter Band.

(Fortsetzung aus Nr. 24.)

Dringender Geldbedarf wegen sah sich das Parlament während des Krieges zu Erpressungen genöthigt, welche Alles, was der König in dieser Art gethan hatte, hinter sich ließen. Als Recht sagte daher Karl in einer Erklärung: „Lohnen- und Schiffsgehalt nach alter Weise, aber ohne Erlaubniß des Parlaments zu erheben, hieß ein unverzeihliches Unrecht, aber den Einwohnern des Königsreichs ohne königliche Genehmigung ein zwanzigsten Theil ihres Vermögens abzunehmen, ist zufolge der neuen Lehre erlaubt und üblich.“

Man sieht auch aus diesem merkwürdigen Beispiele, daß er oft ausgesprochene Satz: materielle Beeinträchtigungen und Vertheile seien zuletzt immer die mächtigsten Liebesfäden zu und Revolutionen, nur mit großer Einschränkung wahr ist. Hat man sich erst einmal über einen gewissen Punkt hinaus erhebt, wirken Vorurtheil, Haß und Leidenschaft wie echte Begeisterung und vermögen zu jedem Opfer zu bringen. Ubrigens ist man sich auch die Beschränkung der geistigen Unabhängigkeit vom Parlamente gefallen, indem es strenge Censurgesetze ab, Pressen erschlagen und Drucker verhaften ließ.

Doch unterscheidet sich überhaupt, wie der Verf. sehr richtig bemerkt, die englische Revolution dadurch von den meisten andern, daß hier keineswegs bloß äußere Gewalt aufsteigt, zuplägt und entscheidet, sondern daß überall Gedanken hervorströmen und Alles sich auf Ideen bezieht. Aber diese Gedanken werden auch in der schroffsten Einseitigkeit aufgefaßt und mit hartnäckigsten Verblendung verfolgt, indem Jeder wähnte, die Form, an die er glaube, sei die unbedingt wahre und ewig dauernde, und Alles, was im geringsten davon abwich, schlingelos verdammt. Eine solche Eessinnung konnte nur zu Kwaalthaten und Barbareien führen. Nachdem im Sinne der protestantischen Mehrzahl des Unterhauses die bischöfliche Verfassung im Oct. 1643 ganz verworfen und befohlen worden war, es den Kirchen alle Gemälde und jeglichen Schmuck hinzuzunehmen, glaubte der Pöbel sich der wildesten Bilderstürm überlassen zu dürfen. Alle Geistlichen, die sich weigerten im Covenant zu beschwören, wurden entseht; der geringsten Abgabe nach waren deren 1600. Die Unabuldsamkeit und leishastliche Verblendung dieser angeblichen Kämpfer für Freiheit, Recht und Gesetz war nun schon so gestiegen, daß sie den drei Jahren verpassten, fast vergessenen Erzbischof Laud, einen Hährigen, ohnmächtigen Geist, nach einem Proceß, in dem alle Beweise auf das willkürliche verlegt wurden, ohne irgend einen Grund politischer Nothwendigkeit auf das Blutgerüst brachten.

Aber während die Presbyterianer sich des vollen Sieges, zu je nach ihrer Meinung ersochten hatten, freuten, war die scheidende Macht schon in andere Hände übergegangen. Die alte Kirche hatte nach Beseitigung der päpstlichen Monarchie in einer unbeschränkten Aristokratie das Rechte zu finden gelehrt, die Presbyterianer in einer demokratischen Richtung, welche alle an einzelne Personen geknüpften Würden, Rechte und Abtufungen verwirft. Man traten aber die Independenter auf und behaupteten: es geize ganz gleich, ob die Christenheit an einem Papste, oder zwanzig Bischöfen, oder tausend Priestern tyrannisiert werde; eine jede christliche Gemeinde stelle in sich eine ganze, vollkommene Kirche dar, welche unmittelbar und unabhängig von andern Kirchen unter Christo stehen. Diese und ihren, parallel mit ihren kirchlichen laufenden, politischen-republikanischen Ansichten blieb zuletzt der Sieg, obschon auch die äußerste Grenze jener Entwicklung nicht fehlte, indem nämlich die Revellere das Recht religiöser Selbstbestimmung, welches die Independenter für jede Gemeinde forderten, für jedes Individuum in Anspruch nahmen.

Man wird in der ganzen Geschichte schwerlich eine Lage, als es eines Königs oder eines republikanischen Staatshauptes auffinden können, in welcher die Schwierigkeit einer Lösung obwaltender Verwicklungen, die einerseits dem Rechte, der Ehre

und Würde nichts vergab, andererseits der Klugheit und der Realitätsliebe nicht widersprach, so groß gewesen wäre als in der Lage Karls. Und das ist es eben, was der tiefste Grund des Mißgeschicks für ihn ist; daß diese warmen, schwermüthigen einem sonst guten und wohlwollenden Fürsten auferlegt war, der es schwer haben mußte, ohne die Eigenschaften der Entschlossenheit und der Gabe, in verwickelten Lagen sogleich das Rechte zu finden, König zu sein. Aber war es etwa so leicht sich zu entscheiden, ob es besser sei, in Irland alle Ansprache des Protestantismus aufrecht zu erhalten, oder sich die Katholiken geneigt zu machen? Hat er das Erstere, so entging er der Anklage der Zweideutigkeit, that aber seinen feindlichen Feinden großen Vorwurf; wählte er das Zweite, so gewann er eine Partei, machte sich aber bei dem größten Theile seiner Unterthanen erst recht verhaßt. So war auch die Frage, ob es nach der unglücklichen Schlacht bei Naseby gut sei oder nicht, sich den Schotten in die Arme zu werfen, schwierig, und noch größer wurden die Zweifel, weil unter den Schotten selbst verschiedene Meinungen waren. Der Verf. hat sehr gut gezeigt, daß die Unterhandlungen des französischen Gesandten Montausieu besonders darum kein sicheres Ergebniß herbeiführten, weil die Ansichten der schottischen Bevollmächtigten in London, der Herrscher und des edinburgher Parlaments keineswegs dieselben waren.

Über Karls Gegner aber kam mit beständigem Schritte die Remesse. Nur drei Tage, nachdem der von den Schotten verkaufte König an den Ort seines Gewahrhams gebracht worden war, begann der große Kampf zwischen Presbyterianern und Independenter, dem Parlamente und dem Heere, ein Kampf, in welchem die Erstern schnell genug unterlagen. Als das Heer mit der Macht auch schon den Willen hatte, die Presbyterianer zu verderben, glaubten diese, grade wie früher der König, noch immer an ihre Heiligkeit und Allmacht, und thaten weder das Rechte, um dem Heere zu widerstehen, noch um es zu beruhigen und zu gewinnen. Sowie das Parlament früher Gründe, Vorwürfe, Vermuthungen mißtraulich gegen den König gewandt hatte, geschah ihm, nachdem es Glauben und Willensfreiheit eingegeben, dasselbe zu Spott und Hohn. Es bequimte sich zum Nachgeben, aber aus jeder Nachgiebigkeit bewies das Heer die Rechtsmäßigkeit seiner Forderungen und steigerte dieselben unter Bezugnahme auf die eignen, oft ausgesprochenen Grundsätze beider Häuser. Die Independenter suchten den König immer mehr zu gewinnen, indem sie ihn weit milder behandelten als die Presbyterianer, seinen Kindern, Freunden und Geistlichen Zutritt verstatteten und Hoffnung erregten, hinsichtlich der Kirchenverfassung auf seine Wünsche einzugehen. Da sie ihm indes keine bestimmten Vorschläge machten, schlossen Echarfsinnige richtig, man wolle sich seiner mehr als Mittel bedienen und ihn hinhalten, als die Streitpunkte nach seinen Wünschen entscheiden.

„Die Mischung von Wahrheit und Irrthum, von Demuth und Anmaßung, von scheinbarem Gehorsam und offener Widersehllichkeit, welche sich in den Eingaben des Heeres an das Parlament findet, erinnert lebhaft an dessen Verfahren wider den König; nur wird die Remesse dadurch noch bitterer, daß die Soldaten für jeden ihrer Schritte, spottend ein Beispiel und Vorbild in den Tagesbüchern der ohnmächtig gewordenen Gesetzgeber nachwiesen.“

Die presbyterianische Partei erhielt unerwartet an der londoner Bürgerschaft eine Stütze, sobald Viele glaubten, das übergewaltig dürste sich auf die Seite lenken, auf die sich der König entschieden stellen werde. Da dieser aber, wie so oft, den rechten Augenblick versäumte, mit ihm angeknüpfte Unterhandlungen abzuschließen, entwickelten sich die Dinge rasch ohne seine Theilnahme und zu seinem Schaden. Er freute sich des Zwistes zwischen den Presbyterianern und Independenter, weil er darin einen Beweis seiner unbedingten Nothwendigkeit sah, und vergaß, daß er zwischen den zügellosen Leidenschaften der Parteien am meisten in Gefahr war, erdrückt und vernichtet zu werden. Er machte Vorschläge, welche keine Partei gewinnen konnten, vielmehr Alle erbittern mußten, da er die Wünsche

und die Revolutionen zu verhindern, den Fortschritten nur eine vorübergehende Hemmung einzusetzen und auf die Forderungen der Unabhängigkeit gar keine Rücksicht nehmen. Obwohl es zu noch mehr als seine Kraft zu leisten, da man sich in diesen Verhältnissen begab, so war seine Absicht, sich seine Absichten über den Fortschritt durch Sachverständige klären zu lassen, mit der Zeit von ihm beabsichtigten Umwandlungsplan seiner Absicht nicht zu verwerfen. Alle diese Absichten, dieses Abwärtens zu sein, Aufrechterhaltung und Verwirklichung stammten aus seiner Charaktereigenschaft. In den Tagen der höchsten Spannung zwischen Parlament und Herr hatten seine Grundsätze einen großen Einfluss: er mochte nicht durch den Haß, er sei und bliebe der höherer Partei, nachfolgende Zeit zu verdrängen und beide Parteien zu zerschlagen; als er endlich dahin gebracht ward, den Fortschritten einen günstigen Brief zu schreiben, war die Sache bereits entschieden und dieser abgeprüfte Schritt ohne Wirkung und Bedeutung. Ebenso wenig gingen die Hoffnungen in Erfüllung, die Karl's Anhänger auf den nachfolgenden Fortschritt der Revolution setzten, welche Partei der Herr, als eine auf verschiedene, bestimmte republikanische Zwecke hinweisende, in ihm sah; er erregte, daß manche Schriftsteller unter diesem Namen alle Willen und Absichten zusammenfassen, welche in dieser Zeit von der Beschuldigung jeder Regel und aller Gesetze hervorgerufen wurden. Cromwell's außerordentlicher Rath machte der Spaltung ein Ende, in welche das fiegriiche Herr durch die Verbreitung der Grundsätze jener Partei zu gerathen drohte. Von dieser Zeit an war der Untergang des Königs entschieden, denn indem Cromwell sich entschloß, ihn dem wilden, anarchischen Genatismus seiner Gegner zum Opfer zu bringen, wurde er dieser Kräfte völlig Meister.

Als er die Regungen für den König in England rasch ergriff und den Widerstand der Schotten durch das Treffen bei Preston überwältigt hatte, besam die Partei im Unterhause, welche fühlte, daß nur ein rascher Abschluß mit dem Könige vor dem völligen Einbruch soldatischer Tyrannie retten könne, auf einige Zeit das Übergewicht. Abermals wurden Unterhandlungen mit Karl eröffnet, aber wiederum begriff dieser die große Bedeutung des Augenblicks und den Schicksalsmoment nicht, sondern knüpfte seine und des Reiches Wohlfahrt an ganz unsichere Hoffnungen. Er hatte, bemerkt der Herr, sehr richtig, wenn man von den augenblicklichen Verhältnissen absteht, schon zu viel nachgegeben, zu wenig hingegen, wenn daraus eine solche, wesentliche Veränderung seines Schicksals hervorgehen sollte. Auch dem Parlament fehlte es (selbst wenn man sich auf seinen damaligen irrigen Standpunkt stellt) an einer großartigen Auffassung der Dinge und des Moments; es handelte über Bedenken hin und her, bis das fiegriiche Herr vor London stand.

Nachdem Dr. v. R. die Hinrichtung des Königs erzählt und sie mit angemessenen Bemerkungen begleitet hat, leitet er seine Darstellung der weiteren Entwicklung durch folgende Worte ein: „Sowie in gewissen Zeitpunkten das Gegebene und bereits bestehende übertrieben geht und jede Abweichung davon als Fessel und Schande bezeichnet wird; so erscheint in andern Zeitpunkten jedes Verhältniß als schädlich und hemmend, was Laufbahn und Thätigkeit von Leben bestimmt. Nur da erblickt man Freiheit und höheres Recht, wo der eigne Beschluß und die unbeschränkte Willkür des Einzelnen entscheidet. Seitdem in England das, meist aus der Vorzeit überkommene war niedergestürzt oder ausgerottet worden, selbst dem Könige mehr als nöthig war gegeben, oder als Gegenstand heiliger Betrugung betrachtet wurde, fand (nach der Meinung der freibetrukenen Sieger) die glückliche Möglichkeit statt, Alles ohne Ausnahme auf die Beste neu zu gestalten. Indem aber Jeder, ohne Regel und Leitfaden, sein Bestehen als die einzige Möglichkeit betrachtete, welche verbleibe zur Möglichkeit erhoben zu werden, kam eine Anzahl von Plänen für Staat und Kirche an den Tag, welche sich widersprachen und eine babylonische Verwirrung der Ansichten und Grundsätze erzielten.“

Ein Spiegel für die Gegenwart, in dem sie sich schauen

sehen, um zu verstehen, ob sie auch nicht über dem gleichen Stande stehen.

Es ist sehr leicht zu betrachten, wie ein mehr oder weniger zum Bewußtsein gekommenes Volk zu verstehen, ob es die Republik, die man an die Stelle des Königthums setzt, und Cromwell's Protectorat gleichfalls in der That gut und aller weiseren Erwägung ermaßigen. Als Cromwell's zweites Parlament die Verfassung, nach der es berufen war, erst einer Prüfung unterworfen wollte, wußten die Führer des Protectorats nichts anzuführen, als daß das Volk durch sein stillschweigendes Verweigen bestätigt habe; daß es sich Alles schon darum so denken müsse, wie es jetzt angenommen sei, weil Cromwell sich niemals von seiner Macht trennen wollte. Und er selbst mußte in einer Rede, die er an dieses Parlament hielt, zugeben, daß jede Verfassung ohne Grundlagern bedürftig, einer Art von Magna Charta, welche nicht und unveränderlich ist. Man kann gegen republikanische Regierungen aller Art nicht einwenden, daß sie nicht zu gütlichen und gütlichen. Denn in den Theorien, welche die Partei der Herrlichen sollen, wie in dem durch die Gewalt des Königs im letzten persönlichen Kalende, wird ein sehr großer und Unveränderliche völlig vernichtet.

Über Cromwell's Krieg gegen Spanien bemerkt der Herr sehr richtig, daß, obgleich die Erfolge desselben als Folge seiner Regierung übersehen und getrennt gemacht werden in Wahrheit doch die Verbindung mit dem bereits hingegen Frankreich der ersten Staatsverwirrung ganz zuwider war, Fortschritte auf der Eroberungsbahn den Engländern so ungeheuer viel gekostet haben, daß Dänischen und so dafür keinen Ersatz gewahren konnten.

In der folgenden Erzählung geht nun des Herr's besonders dahin, zu zeigen, wie sich aus dem inneren Treiben der Parteien eine Haltungsgewissheit und aller Lebensverhältnisse, und nach Cromwell's Tode ein Überdruß an dem hohen Leben über Freiheit und welches Glück entwickelten, daß die Wiederherstellung nicht wie ein leblicher Ausweg, sondern als der wahre Rettungsweg erschien, die Vergangenheit seit 1640 ein unbegrifflicher Irrthum, wie ein Traum des Lebens.

Bei diesem großen Wendepunkte drückt Dr. v. R. die englische Geschichte ab, um die Beziehungen der europäischen Staaten bis zu demselben Zeitpunkt, der ganz Europa auf eine oder die andere Weise beunruhigt und folgenreich ist, nachzuweisen. Er wendet sich zu dem fünften Buche, zuerst zu England zuwenden.

Wir sehen hier Edwarden auf der Höhe, auf der große Sultan gestellt, durch die Weisheit und die der Männer, welche den Kernhaftigkeit der christlichen ausmachen, sich erhalten, so eine weiche dem in Deutschland gegen das eiferfüchtige Dänemark unter Führe rühmlich durchsetzen und mit bedeutendem Fortschritt.

Von der Königin Elizabeth sagt Dr. v. R., daß sie die höchste Waise, so sich das Unverständliche mit der Besonnenheit erlaube, in dem Buche, daß jede die Freiheit des Geistes befreit. Überdies war sie streng, und er hat als Geschichtsschreiber, der in dem des Biographen nicht haben darf, vollkommen Recht, die Haltung des Menschen im Ganzen und Wasen die habe ihrer Handlungen zu machen, nicht als ein Genialist, wodurch sich Manche nur zu sehr verleiten lassen. In dieser Erzählung fällt es der Herr's. Vieles aus seinen Entwürfen in die Zukunft hat, was in den Zeitverhältnissen war. Von der Zeit. Fast an eine nicht sehr zu übersehenen Johannes von Wittenberg, bei dem man sich in dem aus dem in Art und Anstellungen betreten hat. Dringt, nämlich ein Wandel, welchen man die Christliche Geschichte nur eine Waise.

(Der Bericht folgt.)

Montag,

— Nr. 347. —

12. December 1836.

Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen von G. G. Servinus. Erster und zweiter Theil.
(Bechluss aus Nr. 344.)

In Bezug auf die Thiersage ist Hr. Servinus mit Grimm in einen Streit verwickelt, der zwar beigelegt zu sein scheint, den wir aber wieder aufnehmen, um ihn auszukämpfen oder unsern Separatfrieden mit den Pariser zu schließen. Grimm nämlich hat zuerst Kürze den Tod der Fabel genannt, welche Lessing für ihre Seele hielt und nach ihm das ganze Zeitalter; er hat jene kurzzielende, epigrammatische Gedrungenheit der Lessing'schen Fabel getadelt, als aller Naivität entbehrend, und dagegen die epische Ruhe und Ausführlichkeit der Darstellung, die schöne milde Sinnlichkeit der deutschen Fabel und Thiersage gepriesen und die Verbannung der epischen Breite aus der Fabel für eine schädliche Folge der Bekanntschaft mit der classischen Literatur erklärt, deren uns schätzenswerte Fabeldichtungen, mit Ausnahme der „Batrachomyomachie“, der aber auch episch-sinnliche Darstellung nicht fehlt, nicht mehr auf dem Gipfel der Kunst ständen, sondern diese bereits in ihrem Sinken, ja im Verfall zeigten; diejenigen Fabeln des Alterthums, welche sich zu beugender epischer Breite nicht erheben, erklärt er für bloße Nachzügler älterer besserer Niederschreibungen, in welchen bereits Alles auf die Epimythien zugeschnitten sei, also für Verdünnung einer ältern, in größerer Freiheit empfangenen und auferzogenen Thiersabel. Bei der Vorliebe des Verf. für das classische Alterthum war es zu erwarten, daß er den Resten aus dem deutschen Mittelalter einen Vorzug vor denen aus der griechischen Zeit nicht gern einräumen werde, und in der That schickt er sich an, für jeden Fußbreit Landes zu vertheidigen. Zu diesem Behufe unterscheidet er zwischen Thierpos und Thiersabel, die ihm grundverschieden scheinen. Thierpos ist z. B. die „Batrachomyomachie“, der „Reineke Fuchs“ u. s. w., welchen der epische Charakter und mithin auch die epische Breite zukomme, nicht so der Aesop'schen Fabel, bei welcher die Entfernung von der Kürze der Darstellung jederzeit als eine Entartung angesehen worden sei. Grimm betrachtet also Thiersage, Thiersabel, Thierpos, Thiermärchen als auf einerlei Stamm gewurzelt; Servinus scheint aber die moralische Thiersabel als Frucht eines andern Stammes, oder doch eines geimpften Zweiges (Th. I, S. 105)

zu betrachten. Wir müssen ihm darin Recht geben, daß in der Thiersabel, wie wir sie durch Aesop und Phädrus kennen, das Lehrhafte vorherrscht, und daß ihr Ziel allemal eine Lehre ist, wenn auch keineswegs immer eine moralische; gewöhnlich ist es nur eine Klugheitsregel oder ein Erfahrungssatz, dessen praktische Brauchbarkeit nicht immer so nahe liegt. Welche Moral, das Wort im strengen Sinne genommen, liegt wol in der Aesop'schen Fabel von dem Lamm, das dem Wolf das Wasser trüben soll, obwohl es von diesem zu jenem fließt? doch wol keine eigentliche Sittenlehre, sondern der Erfahrungssatz, daß der Mächtige, wenn er den Schwachen unterdrücken will, leicht einen Vorwand findet und, wenn dieser nicht Stich hält, wol auch des Vorwands zu entbehren weiß. Wir räumen ferner ein, daß die Aesop'sche Fabel, je strenger sie auf eine Sittenlehre, auf eine wirkliche Moral gerichtet ist, desto bündiger und kürzer erzählt werden muß; je mehr aber ihre Tendenz sich hiervon entfernt und bloß auf eine Ironie, eine Lebenserfahrung, eine Anskauung geht, wie selbst viele der Aesop'schen Fabeln, z. B. die eben erwähnte von Wolf und Schaf, desto eher ist sie der epischen behaglichen Breite empfänglich, und wir wüßten nicht, warum diese Fabel nicht mit derselben Naivität und humoristischen Lebendigkeit erzählt werden könnte wie die altdeutsche vom Wolf in der Schule, der immer Lamm, Lamm! schreit. Ja, wir behaupten, wo die Moral zur Seele der Fabel wird, da hört sie auf ein Gedicht zu sein, sie gehört nicht mehr in die Poesie, sondern in die Rhetorik, wo sie auch mit vielem Glück von griechischen und römischen Rednern gebraucht worden ist, und nur diejenigen Thiersabeln, die wie die altdeutschen Thiermärchen einer epischen Behandlung, einer ergöglichen Ausführung fähig sind, gehören der Poesie an. Mit Recht hat daher auch Lessing seine Fabeln nicht versificirt, weil dann ein schreiender Widerspruch zwischen dem rein-prosaïschen Inhalt und der äußern poetischen Einleidung entstanden wäre. Wir legen also dem Verf. das Dilemma vor: entweder ist die Fabel Poesie, und dann kann sie keiner andern als der epischen Gattung angehören, denn eine didaktische Poesie gibt es nicht — gehört sie aber der epischen Gattung an, so bedarf sie auch epischer Breite und Behaglichkeit; oder sie ist Prosa, wie die meisten Fabeln rein-moralischer Tendenz — dann gehört sie gar nicht hier-

her und es hätte in einer Geschichte der Poesie keine Rede von ihr sein können. Den letztern Fall wird uns Hr. Servinus wol zugeben geneigt sein, denn er selber erwähnt, daß die Fabel immer diejenigen am meisten gerirgt habe, welche in der Poesie ein verständiges Princip nicht vermissen wollen, daß sie die größern Dichter, wie Schiller und Göthe, immer kalt gelassen, und daß nur solche Zeiten, welche die Dichtung zu Verstandesfache machten, von jeher die Fabel begünstigt haben. Dann aber hätte er auch die Fabel keine Dichtungsart nennen sollen, wie er S. 109 ausdrücklich thut und dabei erwähnt, daß sie im 18. Jahrhundert zuerst unter allen Dichtungsarten jene alte, klassische Simplicität erreicht habe. Wenn aber der Verf. S. 108 versichert, die Entfernung von der Kürze zur episch erzählenden Breite sei in der alexandrinisch-römischen Welt und im Mittelalter, von Phädrus bis auf La Fontaine, la Motte und Richer und die Deutschen des vorigen Jahrhunderts als eine Entartung angesehen worden, und solch einer in Jahrtausenden feststehenden Ansicht entgegenzutreten sei gegen alle historische Möglichkeit; solch eine Ansicht, wenn sie Irrthum sein sollte, müßte ein Irrthum sein, der auf einer Wahrheit ruhe; das könne also nicht Irrthum sein, sondern nur scheitern: so ist dieser letzte Schluß falsch, denn die Wahrheit, worauf jener Irrthum ruhte, wenn wirklich in allen jenen Zeiten so geirrt worden ist, war die, daß die profaische, reinmoralische Fabel, einer poetischen Behandlung, also auch epischer Breite der Erzählung nicht empfänglich ist, eben weil sie nicht in die Poesie gehört; diejenige Fabel aber, die einer poetischen Behandlung fähig ist, wird auch gewiß zu jeder Zeit mit Ruhe und Behaglichkeit ausgesponnen worden sein, und wenn es nicht geschah, so war dies ein Irrthum, der in Jahrtausenden nicht zur Wahrheit werden konnte; die alexandrinisch-römische Periode ist aber für uns keine Autorität, so wenig als La Fontaine, der aber gegen den Verf. angeführt werden könnte, denn episch ist seine Behandlung nach Lessing's Urtheile allerdings. Lessing endlich wurde durch seine überwiegende Verständigkeit mehr zu der rhetorischen Fabel hingezogen und kann nicht gegen uns angeführt werden, da er seine Fabeln nicht poetisch behandelt hat. Wenn übrigens Lessing verlangt, die Fabel müsse Wirklichkeit haben, die Begebenheit müsse als wirklich, nicht bloß als möglich vorgetragen werden, so geht er selbst bei dem Vortrag seiner rhetorischen Fabel in der knappen Kürze zu weit, denn nur eine ausführlichere Erzählung kann der Begebenheit den Schein der Wirklichkeit verleihen. Das Resultat wäre also: die poetische Fabel bedarf epischer Breite; der profaischen, die nur zum rhetorischen Gebrauche dienen soll, ist eine kürzere Behandlung gemäßer, doch kann man auch hier leicht zu weit gehen. So wird Menenius Agrippa jene bekannte Fabel von dem Streite der übrigen menschlichen Gliedmaßen mit dem Magen wol schwerlich mit Lessing'scher Bündigkeit erzählt haben. Selbst für den rhetorischen Gebrauch war hier einige Behaglichkeit der Ausmalung rathlich.

Noch bei einem andern zwischen dem Verf. und W.

Grimm streitigen Punkte scheint uns seine Ansicht Alles, was classisch heißt und an das Alterthum erinnert, von Einfluß gewesen zu sein. Er hatte nämlich (S. 396 ff.) über den „Wälschen Gast“ Thomassin's von Jerolim auskündend günstig geurtheilt und den Wunsch bringend ausgesprochen, daß irgend einer unserer altheidischen Dichter durch ihn angeregt würde, sobald als möglich von dem des trefflichen Gedichtes zu besorgen, den es mehr als irgend ein ungedrucktes Manuscript unserer alten Literatur verdiene. Dagegen war er an dem poetisch viel bedeutendern, aber echt deutschen und volksthümlichen Freidank ziemlich kalt vorübergegangen, vermuthlich weil dieser nicht wie der „Wälsche Gast“ Bekanntheit mit den Lesern und Schriften der Alten verrieth. Nun erschien aber nach dem Druck unsers Werkes Grimm's kritische Ausgabe des Freidank und darin (S. 117) ein sehr ungünstiges Urtheil über den „Wälschen Gast“, den er sich unter Freidank stellt. Man kann nicht behaupten, urtheilt Grimm, daß, was er sagt, unverständlich sei, aber es herrscht eine so gähförmige Geistlosigkeit darin, daß in dem dritten Bande der Rede die Poesie auch nicht ein einziges Mal auftaucht. Dagegen verwahrt sich nun Hr. Servinus in der Vorrede, indem er von Walther's, welchen Grimm den Freidank identificiren will, selbst späteren Gedichten behauptet, daß sie immer toto coelo von diesem Freidank abhingen, dessen Lehrdisziplin ihm eine platte Form zu geben hätten. Grimm's Urtheil über Thomassin aber werde niemand theilen wollen, der das Große eines schöpferischen Geistes der bloß passiven Empfänglichkeit vorzuziehen. Allein bekanntlich gibt es Dichter, die mehr eine weiche, passive Natur haben und doch Dichter sind und unendlich hoch über jenen rein-profaischen Naturnutzen, die wol Vieles hervorbringen, aber nie etwas dauerhaftes. Zu jenen Dichtern passiver Empfänglichkeit gehört Freidank nicht allerdings, denn so viel er auch dem Volke aufgehört hat, so hat er sich doch nicht passiv dagegen verhalten, sondern sich zu selbstständiger Production dadurch angeregt gefühlt, wie denn betriebl. Theile seiner „Bescheidenheit“ ganz sein Eigenthum und auch die Art, wie er sich das Fremde aneignet, schöpferischer Thätigkeit zeugt. Zu den ganz profaischen Naturen, die niemals zur Poesie gelangen, wenn sie Verse und Reime zu Dugenden fertigen, gehört der „Wälsche Gast“, der, weit entfernt, für einen schöpferischen Geist gelten zu können, abwechselnd die Annen und Zeitgenossen, z. B. eben den Freidank und den Freidank anschreibt, welche nicht so toto coelo voneinander abhingen, obgleich auch uns eine andere Persönlichkeit an ihm wie aus jenem entgegentritt. Daß Thomassin nichts weniger als ein Dichter ist, deutet der (S. 407) selber an.

Wir glauben in dem Vorliegenden, zur Charakteristik dieses bedeutenden und im Ganzen trefflichen Werkes genug gesagt zu haben; wolten wir alles Einzeln anführen, was wir die Ansicht des Verf. nicht unbedingt annehmen, oder wo er von den gangbaren Vorstellungen abweicht, und neue, immer geistvolle Ansichten an die Stelle

so müssen wir ein Buch schreiben, aber doch die Schranken einer Anzeige in d. Bl. bedeutend überschreiten. Wenn möchten wir in einem zweiten Artikel auf dieses Werk zurückkommen und namentlich die im zweiten Theile enthaltenen Ideen besprechen, obwohl uns auch noch im ersten Theile genug übrig bleibt, wie wir denn die eigenthümlichen Begriffe des Verf. von dem deutschen Nationalgeist, seinem Verfall und seiner Regeneration in verschiedenen Epochen wol näher beleuchten möchten. 98.

Geschichte Europas seit dem Ende des 15. Jahrhunderts von Friedrich von Raumer. Fünfter Band.

(Beschluss aus Nr. 324.)

Die Rolle, welche Schweden während des fortwährenden deutschen Krieges spielte, überstieg die innern Kräfte des Staates weit, daher Steuern und Abgaben, die schon seit 1617 allmählig immer mehr erhöht und erweitert worden waren, auf eine fast unerträglich hohe Höhe getrieben wurden. Sie wurden so brüderlicher, weil sich der Adel den Beiträgen ganz oder zum Theil zu entziehen wusste. Dieser hatte ein wesentliches Übergewicht über die drei andern Stände. Die lauten und schlagenden Beschwerden derselben über die schädlichen Vorrechte und Privilegien des Adels blieben ohne Gehör und Abhilfe. Hätte die Königin entschlossen die Partei der drei klagenben Stände genommen, so würden, bemerkt der Verf., vielleicht Ereignisse eingetreten sein wie später in Dänemark.

Auf diese Weise hätten die innern Verhältnisse Schwedens dem Könige Karl Gustav ein nur zu großes Feld heilbringender Einwirkung dargeboten; aber dieser Weg stiller Entwicklung schien ihm viel zu mühsam und glanzlos, und er stürzte sich in die Laufbahn der Eroberungskriege. Er hielt den Krieg für den letzten Zweck königlicher Thätigkeit und volksthümlicher Entwicklung. Nicht mit Unrecht rechnet ihn der Verf. zu den Herrschern, deren Dasein als ein verlorenes, ja als ein verächtliches zu betrachten ist.

Über die Theilnahme Friedrich Wilhelm's des Großen von Brandenburg an diesen Kriegen und die dadurch herbeigeführten Entwicklungen mit Polen äußert sich der Verf., den gewöhnlichen Reden über die eigenmächtige Staatskunst jenes Fürsten entgegenstehend, trefflich: „Niemand war bei diesem Plane Karl Gustav's, alle Kräfte der Oester zu unterwerfen, mehr betheiligter als Kurfürst Friedrich Wilhelm. Wenn er aber damals den Schweden noch nicht an äußerer Macht gleichstand, so war es ihrem Könige doch an Geisteskraft und Haltung weit überlegen. Von größern Reichen und eigenmächtigen Herrschern rings umgeben, hätte gehorames Anschließen an den einen oder den andern jedenfalls den Kurfürsten immer nur zum Knechte gemacht; dadurch aber, daß er mit Adlerblick die jedesmaligen Verhältnisse durchschaute und niemals versäumte, den rechten Augenblick, die glückliche Gelegenheit rasch und mannhafte zu ergreifen, gewann er die Freiheit für sich und sein Volk, und legte den Grund zu einer Macht, welche mehr als irgend eine in neuerer Zeit erwiesen hat, daß weltgeschichtliche Rollen nicht nach dem Umfange der Masse, sondern nach der Kraft des Geistes und Willens ausgeübt und durchgeführt werden.“

Über die dänische Revolution von 1660 ist der Verf. sehr ausführlich, getreu dem richtigen, in diesem Werke vielleicht nur etwas zu weit ausgebreiteten Grundsatz, daß der innern Entwicklung, als der entschieden wichtigsten, der größte Theil des Raumes zu widmen, die äußern Begebenheiten aber, zumal so oft erzählt, nur in allgemeinen Umrissen darzustellen seien.

Den unbedingten Vordrängen dieser Revolution, durch welche die Könige von Dänemark mehr Gewalt erhielten, als jemals irgend einem Herrscher urkundlich ist zugesprochen worden, hält der Verf. entgegen, daß formale Mängelhaftigkeit der öffentlichen Freiheit zwar nirgend die alleinigen, ja oft nicht einmal die

wichtigsten sind, darum aber keineswegs für gleichgültig zu halten. Zwischen unbedingter Herrschaft des Adels und des Königs war ein Drittes möglich und nöthig. Aber, fragt man, v. A., thäte es der Gerechtigkeit und tiefem Begründung des Königthums wirklich Anrecht, wenn man es urkundlich und staatsrechtlich anders gestaltet als das Sultanat asiatischer Herrscher?

Unseres Erachtens ist die dänische Staatsumwälzung von 1660 nur eine neue Bestätigung der politischen Wahrheit, daß nichts so sicher unbedingter Alleinherrschaft in die Arme treibt als der Druck selbstthätiger Oligarchen. Sich aus diesem zu retten, bringt man Rechte zum Opfer, die sich ja doch nicht wirksam bewiesen haben. Dies bewährte sich in der ältesten griechischen Verfassungsgeschichte und unter völlig veränderten Verhältnissen in Dänemark. Aber Ausgang und Erfolg sind durchaus verschieden, weil sich das Volk hier nicht opfern ergab, sondern christlichen Erbfeinden.

Ob der Verf. in dieser Darstellung auf Splittler's bekanntes Buch absichtlich oder zufällig gar keine Rücksicht genommen hat, weiß Ref. nicht zu sagen. So führt er z. B. Einiges auf die Autorität von Molesworth an, ohne auf Splittler's Kritik, welcher diesen Schriftsteller als völlig unkritisch verwirft, Rücksicht zu nehmen. Wir müssen hier unsere alte Klage wiederholen, daß der Verf. fast nie ein Wortchen zur Charakteristik der Quellen hinzufügt.

Im zweiten Hauptstücke dieses Buchs beschäftigt sich der Verf. mit den vereinigten Niederlanden. Er gibt eine gebrängte Darstellung ihrer Verfassung, in der sich eine außerordentliche Mannichfaltigkeit staatsrechtlicher Bestimmungen fand. Über manche Verhältnisse gab es Zweifel und Widersprüche, die nie vollständig gelöst und entschieden wurden. Glücklichweise aber lebte der Freistaat nicht blos in den Formen, die ihren Mangel an Leben oft am meisten in dem Haarscharfen der Bestimmungen verrathen, sondern auch in dem Verstande, der Charakterkraft, Mäßigung, Thätigkeit, Einfachheit, Sparsamkeit, dem guten Willen seiner Bürger und Feinde. Was wie in diesem Abschnitte am meisten vermissen, ist ein anschauliches Bild des holländischen Kaufmannslebens, welches seinen Reichtum gründete, der noch so ungeheuern Verlusten und Stürmen noch immer ein erkaunenswürdiger genannt werden kann; gewiß gehört dieses wesentlich zur holländischen Geschichte, deren Eigenthümlichkeit mit diesem Geiste des Zusammenbringens und Aufspeicherns, mit dieser Fähigkeit des Festhaltens eng verknüpft ist.

Stiegten in den Niederlanden Fleiß und Betriebsamkeit in bewundernswerther Weise über die geringfügigkeit der natürlichen Ausstattung, so liefert dagegen Spanien's Geschichte, auf welche der Verf. im dritten Hauptstücke übergeht, fast mehr als irgend eine andere den Beweis, daß Alles, was die Natur darbietet, bedeutungslos wird, ja daß alle geistigen Kräfte abnehmen und verschwinden, wenn der Lebensquell einer wohlgeplanten und thätigen Regierung fehlt.

Die Adhäsion, welcher man sich nach dem Tode Philipp III. überließ, es werde durch seinen Nachfolger Philipp IV. eine glücklichere Zeit für Spanien anbrechen, verwandelte nur zu bald. Die scheinbare Thätigkeit des jungen Königs verlief sich schnell und ging in völlige Gleichgültigkeit gegen alle Geschäfte über. Pedanterei und Leichtsin, Theilnahme und Gleichgültigkeit, Leidenschaft und Faulheit, falsche Würde und falsche Herablassung mischten sich sonderbar in Philipp IV. Die ganze Regierung legte er in die Hände seines Stiefsohns, des Grafen v. Olivarez, der weder Charaktergröße, noch Einsicht, noch Geschäftskenntnis besaß. Während seiner 23jährigen Verwaltung wiederholten sich alle schon unter der vorigen Regierung laut gewordenen Klagen in verstärkter Masse über Steuern, kostspielige Verwaltung, unnütze Beamten, Wüßthum der Beamten, Entvölkerung des Landes, schädliche Monopole, Verfall des Handels, theuere Kiefern, übermäßige Schulden, unerträgliche Münzverwirrungen, Ausbeutung geistlicher Gerichtsbarkeit und Strausfreiheit, Uebersat der Geistlichen und Mönche.

Mitten in der größten Finanznoth gingen sinnlose Verschwenkungen fort. Andererseits waren auch die Gründe nichts weniger als einig oder bereitwillig, wenn von Abstellung der Mißbräuche die Rede war. Dagegen lebte Olivarez, wie der Verf. sagt, der Überzeugung: Spaniens Schwäche entspringe nicht sowohl aus den bezeichneten Gründen, als daher, daß die einzelnen Landschaften verschiedene Einrichtungen und Vorrechte hätten. Diese zu zerstören und alle Theile des Reiches durchaus gleichen Gesetzen und Pflichten zu unterwerfen, sei das würdigste Ziel eines ersten Ministers.

Die Leser sehen leicht, warum Ref. diese Worte unterstreicht. Auch in unsern Tagen glauben spanische Minister, mit ganz andern Principien und unter ganz andern Verhältnissen als Olivarez, in diesem Grundsatz wo nicht alle zum Regieren erforderliche Weisheit, doch einen großen Theil derselben gefunden zu haben. Olivarez erregte durch dieses Bestreben, uralte Rechte zu vernichten, einen Aufstand Cataloniens, der zwölf Jahre währte, an deren Ende der spanische Hof froh war, Catalonien durch Bestätigung und Wiederherstellung aller seiner frühern Rechte beruhigt und wieder unterworfen zu sehen. Wenn die gegenwärtigen Mächthaber, weil Frankreich nicht wie damals den Aufstand, sondern sie unterstützt, mit der Befestigung desselben schneller zu Stande kommen werden, immer werden sie durch jenen Grundsat dem Reiche Schaden geschlagen haben, an dem es noch lange bluten wird.

Und somit wäre denn der Verf. in diesem Bande, zwar nicht, wie die erste Ankündigung lautete, bis zum Jahre 1789, aber doch, mit Ausnahme der slavischen und türkischen Geschichten, die bei ihm wol keinen sonderlichen Raum einnehmen werden, bis zum Jahre 1660 fortgeschritten, oder bis zum Anfang der Selbstregierung Ludwig XIV., mit welcher in äußern und innern Beziehungen eine neue Zeit für Europa beginnt. Wir freuen uns, daß er im Sinne des von uns ausgesprochenen Wunsches sein Werk nicht der Consequenz zu Liebe auf Kosten der zu einer wahrhaft anschaulichen Kenntniß notwendigen Ausführlichkeit allzu sehr zusammengezogen hat. So haben wir über eine Periode von fast zwei Jahrhunderten, deren Entwicklung zugleich zu den allermerkwürdigsten und angesehenswerthen gehört, ein Werk erhalten, welches eine wahrhaft kostbare nicht nur in unserer Literatur anfüllt, sondern, übersezt, auch in jeder andern europäischen Literatur ausfüllen würde. Frei von Mängeln der Form ist das Werk allerdings nicht; wir wiederholen hier, daß wir dahin besonders die zumellen nicht genügende Verarbeitung und Verschmelzung der Quellen nachrichten rechnen, so daß die Blätter des Cusses an manchen Stellen durch hervortretende Ecken und Raubigkeiten unterbrochen wird. Da aber dieses Bestreben des Durchschmelzens Anderer wieder auf andere Mängel geführt hat und führt, so dürfen wir auch mit dem Verf. nicht zu lange darüber rechten; vielmehr haben wir anzuerkennen, was er in der Form, zu der ihn seine Individualität und die Richtung seines Talents führen, in so vollem Maße geleistet hat. Wer sich überzeugen will, welch ein Fortschritt in der Wissenschaft und der historischen Behandlung durch dieses Werk bezeichnet ist, der vergleiche damit Dasjenige, welches vor unserm Verf. in Deutschland das letzte war, über dieselbe Periode, ungefähr in demselben Umfange und zu demselben Zwecke geschrieben, und welches bei Allen, welche keine eignen Quellenstudien machten, fast für unentbehrlich gegolten hat. Wir meinen Eichhorn's „Geschichte der drei letzten Jahrhunderte“. Es liegt in jeder Rücksicht eine außerordentliche Kluft zwischen beiden Werken, und wenn diese auch durch die Zeit selbst bedingt ist, so kann dies doch das Lob und die Ehre Desjenigen nicht schmälern, welcher sich dieser Fortschritte der Zeit so zu bemächtigen, auf so große historische Massen anzuwenden, in einem so weiten Kreise zur Dar-

stellung zu bringen weiß. In dieser Überzeugung wünschen wir auch auf das lebhafteste, daß Hr. v. R. der Fortsetzung in Ruhe und Kraft so nicht entgehen möge.

Bibliographie.

Xivensleben, L. v., Die Sünde des Beichtstuhls. Ein Roman, entlehnt aus dem weltlichen Leben. 2 Bde. 1. Göttingen, Ditz u. Frege. 2 Bde. 18 Gr.

Malgac, Licht und Schatten. Pariser Bilder in drei Erzählungen. Aus dem Französischen von G. Brinkmann. Gr. 12. Braunschweig, Vieweg. 1 Bde. 6 Gr.

Burchardt, C., Allgemeines Geschichtsbuch der neuen Zeit. Von der Stiftung der heiligen Allianz bis zur Auflösung Warschauer's. (1ste Hef.) Gr. 8. Leipzig, Neud. Subscr.-Pr. für 6 Hef. 2 Thlr.

Glaser, P., Die politischen Zustände Spaniens seit 1808 bis 1836. 1ste Lieferung. Zeitraum von 1808 bis 1814. Gr. 8. Stuttgart, R. Erhard. 12 Gr.

Erinnerungsblätter aus dem Leben und Künstlerleben der Frau Amalie Haltinger geb. Morstadt. Gr. 8. Leipzig, Marx. 1 Bde. 8 Gr.

Hammer-Purgstall, Geschichte der Osmanen. Türkische u. s. w. 2ter Band von der Regierung Selim III. man's des Befehlgebers bis zu der Sultan Mahmud II. 1521—1574. Gr. 8. Pesth, Hartleben. 1837. 4 Thlr.

Homogalatto, Reminiscenzen für Gemüthe. Gr. 8. Stuttgart, Hallberger. 1837. 21 Gr.

Kurländer, J. K. v., Lustspiele oder dramatische Manach für das Jahr 1837. 27ter Jahrg. 2te Hef. 12. Leipzig, Baumgärtner. 1 Bde. 4 Gr.

Loß, Neueste Schriften. 4ter Band. Koecke u. s. w. Auch u. d. T.: Spenden gegen die Langeweile, in Koecke u. s. w. 5ter Band. 8. Hamburg, Perthes u. Bode. 12 Gr.

Paris im Jahre 1836. 8. Stuttgart, Gotta. 2 Thlr.

Piper, J., Freimaurerische Schriften. 1ste Sammlung. — Auch u. d. T.: Freimaurerische Gelegenheitsreden, mit einem, drei Aufnahmelieder enthaltenden, Anhang. Gr. 8. Göttingen, Ditz u. Frege. 1837. 15 Gr.

Prechtler, J. D., Dichtungen. Gr. 8. Wien, Schönb. 20 Gr.

Raupach's, C., Dramatische Werke nach dem 5ten, 6ten Band. Die Hohenstaufen. 1ste, 2te, 3te, 4te, 5te, 6te, 7te, 8te, 9te, 10te, 11te, 12te, 13te, 14te, 15te, 16te, 17te, 18te, 19te, 20te, 21te, 22te, 23te, 24te, 25te, 26te, 27te, 28te, 29te, 30te, 31te, 32te, 33te, 34te, 35te, 36te, 37te, 38te, 39te, 40te, 41te, 42te, 43te, 44te, 45te, 46te, 47te, 48te, 49te, 50te, 51te, 52te, 53te, 54te, 55te, 56te, 57te, 58te, 59te, 60te, 61te, 62te, 63te, 64te, 65te, 66te, 67te, 68te, 69te, 70te, 71te, 72te, 73te, 74te, 75te, 76te, 77te, 78te, 79te, 80te, 81te, 82te, 83te, 84te, 85te, 86te, 87te, 88te, 89te, 90te, 91te, 92te, 93te, 94te, 95te, 96te, 97te, 98te, 99te, 100te, 101te, 102te, 103te, 104te, 105te, 106te, 107te, 108te, 109te, 110te, 111te, 112te, 113te, 114te, 115te, 116te, 117te, 118te, 119te, 120te, 121te, 122te, 123te, 124te, 125te, 126te, 127te, 128te, 129te, 130te, 131te, 132te, 133te, 134te, 135te, 136te, 137te, 138te, 139te, 140te, 141te, 142te, 143te, 144te, 145te, 146te, 147te, 148te, 149te, 150te, 151te, 152te, 153te, 154te, 155te, 156te, 157te, 158te, 159te, 160te, 161te, 162te, 163te, 164te, 165te, 166te, 167te, 168te, 169te, 170te, 171te, 172te, 173te, 174te, 175te, 176te, 177te, 178te, 179te, 180te, 181te, 182te, 183te, 184te, 185te, 186te, 187te, 188te, 189te, 190te, 191te, 192te, 193te, 194te, 195te, 196te, 197te, 198te, 199te, 200te, 201te, 202te, 203te, 204te, 205te, 206te, 207te, 208te, 209te, 210te, 211te, 212te, 213te, 214te, 215te, 216te, 217te, 218te, 219te, 220te, 221te, 222te, 223te, 224te, 225te, 226te, 227te, 228te, 229te, 230te, 231te, 232te, 233te, 234te, 235te, 236te, 237te, 238te, 239te, 240te, 241te, 242te, 243te, 244te, 245te, 246te, 247te, 248te, 249te, 250te, 251te, 252te, 253te, 254te, 255te, 256te, 257te, 258te, 259te, 260te, 261te, 262te, 263te, 264te, 265te, 266te, 267te, 268te, 269te, 270te, 271te, 272te, 273te, 274te, 275te, 276te, 277te, 278te, 279te, 280te, 281te, 282te, 283te, 284te, 285te, 286te, 287te, 288te, 289te, 290te, 291te, 292te, 293te, 294te, 295te, 296te, 297te, 298te, 299te, 300te, 301te, 302te, 303te, 304te, 305te, 306te, 307te, 308te, 309te, 310te, 311te, 312te, 313te, 314te, 315te, 316te, 317te, 318te, 319te, 320te, 321te, 322te, 323te, 324te, 325te, 326te, 327te, 328te, 329te, 330te, 331te, 332te, 333te, 334te, 335te, 336te, 337te, 338te, 339te, 340te, 341te, 342te, 343te, 344te, 345te, 346te, 347te, 348te, 349te, 350te, 351te, 352te, 353te, 354te, 355te, 356te, 357te, 358te, 359te, 360te, 361te, 362te, 363te, 364te, 365te, 366te, 367te, 368te, 369te, 370te, 371te, 372te, 373te, 374te, 375te, 376te, 377te, 378te, 379te, 380te, 381te, 382te, 383te, 384te, 385te, 386te, 387te, 388te, 389te, 390te, 391te, 392te, 393te, 394te, 395te, 396te, 397te, 398te, 399te, 400te, 401te, 402te, 403te, 404te, 405te, 406te, 407te, 408te, 409te, 410te, 411te, 412te, 413te, 414te, 415te, 416te, 417te, 418te, 419te, 420te, 421te, 422te, 423te, 424te, 425te, 426te, 427te, 428te, 429te, 430te, 431te, 432te, 433te, 434te, 435te, 436te, 437te, 438te, 439te, 440te, 441te, 442te, 443te, 444te, 445te, 446te, 447te, 448te, 449te, 450te, 451te, 452te, 453te, 454te, 455te, 456te, 457te, 458te, 459te, 460te, 461te, 462te, 463te, 464te, 465te, 466te, 467te, 468te, 469te, 470te, 471te, 472te, 473te, 474te, 475te, 476te, 477te, 478te, 479te, 480te, 481te, 482te, 483te, 484te, 485te, 486te, 487te, 488te, 489te, 490te, 491te, 492te, 493te, 494te, 495te, 496te, 497te, 498te, 499te, 500te, 501te, 502te, 503te, 504te, 505te, 506te, 507te, 508te, 509te, 510te, 511te, 512te, 513te, 514te, 515te, 516te, 517te, 518te, 519te, 520te, 521te, 522te, 523te, 524te, 525te, 526te, 527te, 528te, 529te, 530te, 531te, 532te, 533te, 534te, 535te, 536te, 537te, 538te, 539te, 540te, 541te, 542te, 543te, 544te, 545te, 546te, 547te, 548te, 549te, 550te, 551te, 552te, 553te, 554te, 555te, 556te, 557te, 558te, 559te, 560te, 561te, 562te, 563te, 564te, 565te, 566te, 567te, 568te, 569te, 570te, 571te, 572te, 573te, 574te, 575te, 576te, 577te, 578te, 579te, 580te, 581te, 582te, 583te, 584te, 585te, 586te, 587te, 588te, 589te, 590te, 591te, 592te, 593te, 594te, 595te, 596te, 597te, 598te, 599te, 600te, 601te, 602te, 603te, 604te, 605te, 606te, 607te, 608te, 609te, 610te, 611te, 612te, 613te, 614te, 615te, 616te, 617te, 618te, 619te, 620te, 621te, 622te, 623te, 624te, 625te, 626te, 627te, 628te, 629te, 630te, 631te, 632te, 633te, 634te, 635te, 636te, 637te, 638te, 639te, 640te, 641te, 642te, 643te, 644te, 645te, 646te, 647te, 648te, 649te, 650te, 651te, 652te, 653te, 654te, 655te, 656te, 657te, 658te, 659te, 660te, 661te, 662te, 663te, 664te, 665te, 666te, 667te, 668te, 669te, 670te, 671te, 672te, 673te, 674te, 675te, 676te, 677te, 678te, 679te, 680te, 681te, 682te, 683te, 684te, 685te, 686te, 687te, 688te, 689te, 690te, 691te, 692te, 693te, 694te, 695te, 696te, 697te, 698te, 699te, 700te, 701te, 702te, 703te, 704te, 705te, 706te, 707te, 708te, 709te, 710te, 711te, 712te, 713te, 714te, 715te, 716te, 717te, 718te, 719te, 720te, 721te, 722te, 723te, 724te, 725te, 726te, 727te, 728te, 729te, 730te, 731te, 732te, 733te, 734te, 735te, 736te, 737te, 738te, 739te, 740te, 741te, 742te, 743te, 744te, 745te, 746te, 747te, 748te, 749te, 750te, 751te, 752te, 753te, 754te, 755te, 756te, 757te, 758te, 759te, 760te, 761te, 762te, 763te, 764te, 765te, 766te, 767te, 768te, 769te, 770te, 771te, 772te, 773te, 774te, 775te, 776te, 777te, 778te, 779te, 780te, 781te, 782te, 783te, 784te, 785te, 786te, 787te, 788te, 789te, 790te, 791te, 792te, 793te, 794te, 795te, 796te, 797te, 798te, 799te, 800te, 801te, 802te, 803te, 804te, 805te, 806te, 807te, 808te, 809te, 810te, 811te, 812te, 813te, 814te, 815te, 816te, 817te, 818te, 819te, 820te, 821te, 822te, 823te, 824te, 825te, 826te, 827te, 828te, 829te, 830te, 831te, 832te, 833te, 834te, 835te, 836te, 837te, 838te, 839te, 840te, 841te, 842te, 843te, 844te, 845te, 846te, 847te, 848te, 849te, 850te, 851te, 852te, 853te, 854te, 855te, 856te, 857te, 858te, 859te, 860te, 861te, 862te, 863te, 864te, 865te, 866te, 867te, 868te, 869te, 870te, 871te, 872te, 873te, 874te, 875te, 876te, 877te, 878te, 879te, 880te, 881te, 882te, 883te, 884te, 885te, 886te, 887te, 888te, 889te, 890te, 891te, 892te, 893te, 894te, 895te, 896te, 897te, 898te, 899te, 900te, 901te, 902te, 903te, 904te, 905te, 906te, 907te, 908te, 909te, 910te, 911te, 912te, 913te, 914te, 915te, 916te, 917te, 918te, 919te, 920te, 921te, 922te, 923te, 924te, 925te, 926te, 927te, 928te, 929te, 930te, 931te, 932te, 933te, 934te, 935te, 936te, 937te, 938te, 939te, 940te, 941te, 942te, 943te, 944te, 945te, 946te, 947te, 948te, 949te, 950te, 951te, 952te, 953te, 954te, 955te, 956te, 957te, 958te, 959te, 960te, 961te, 962te, 963te, 964te, 965te, 966te, 967te, 968te, 969te, 970te, 971te, 972te, 973te, 974te, 975te, 976te, 977te, 978te, 979te, 980te, 981te, 982te, 983te, 984te, 985te, 986te, 987te, 988te, 989te, 990te, 991te, 992te, 993te, 994te, 995te, 996te, 997te, 998te, 999te, 1000te, 1001te, 1002te, 1003te, 1004te, 1005te, 1006te, 1007te, 1008te, 1009te, 1010te, 1011te, 1012te, 1013te, 1014te, 1015te, 1016te, 1017te, 1018te, 1019te, 1020te, 1021te, 1022te, 1023te, 1024te, 1025te, 1026te, 1027te, 1028te, 1029te, 1030te, 1031te, 1032te, 1033te, 1034te, 1035te, 1036te, 1037te, 1038te, 1039te, 1040te, 1041te, 1042te, 1043te, 1044te, 1045te, 1046te, 1047te, 1048te, 1049te, 1050te, 1051te, 1052te, 1053te, 1054te, 1055te, 1056te, 1057te, 1058te, 1059te, 1060te, 1061te, 1062te, 1063te, 1064te, 1065te, 1066te, 1067te, 1068te, 1069te, 1070te, 1071te, 1072te, 1073te, 1074te, 1075te, 1076te, 1077te, 1078te, 1079te, 1080te, 1081te, 1082te, 1083te, 1084te, 1085te, 1086te, 1087te, 1088te, 1089te, 1090te, 1091te, 1092te, 1093te, 1094te, 1095te, 1096te, 1097te, 1098te, 1099te, 1100te, 1101te, 1102te, 1103te, 1104te, 1105te, 1106te, 1107te, 1108te, 1109te, 1110te, 1111te, 1112te, 1113te, 1114te, 1115te, 1116te, 1117te, 1118te, 1119te, 1120te, 1121te, 1122te, 1123te, 1124te, 1125te, 1126te, 1127te, 1128te, 1129te, 1130te, 1131te, 1132te, 1133te, 1134te, 1135te, 1136te, 1137te, 1138te, 1139te, 1140te, 1141te, 1142te, 1143te, 1144te, 1145te, 1146te, 1147te, 1148te, 1149te, 1150te, 1151te, 1152te, 1153te, 1154te, 1155te, 1156te, 1157te, 1158te, 1159te, 1160te, 1161te, 1162te, 1163te, 1164te, 1165te, 1166te, 1167te, 1168te, 1169te, 1170te, 1171te, 1172te, 1173te, 1174te, 1175te, 1176te, 1177te, 1178te, 1179te, 1180te, 1181te, 1182te, 1183te, 1184te, 1185te, 1186te, 1187te, 1188te, 1189te, 1190te, 1191te, 1192te, 1193te, 1194te, 1195te, 1196te, 1197te, 1198te, 1199te, 1200te, 1201te, 1202te, 1203te, 1204te, 1205te, 1206te, 1207te, 1208te, 1209te, 1210te, 1211te, 1212te, 1213te, 1214te, 1215te, 1216te, 1217te, 1218te, 1219te, 1220te, 1221te, 1222te, 1223te, 1224te, 1225te, 1226te, 1227te, 1228te, 1229te, 1230te, 1231te, 1232te, 1233te, 1234te, 1235te, 1236te, 1237te, 1238te, 1239te, 1240te, 1241te, 1242te, 1243te, 1244te, 1245te, 1246te, 1247te, 1248te, 1249te, 1250te, 1251te, 1252te, 1253te, 1254te, 1255te, 1256te, 1257te, 1258te, 1259te, 1260te, 1261te, 1262te, 1263te, 1264te, 1265te, 1266te, 1267te, 1268te, 1269te, 1270te, 1271te, 1272te, 1273te, 1274te, 1275te, 1276te, 1277te, 1278te, 1279te, 1280te, 1281te, 1282te, 1283te, 1284te, 1285te, 1286te, 1287te, 1288te, 1289te, 1290te, 1291te, 1292te, 1293te, 1294te, 1295te, 1296te, 1297te, 1298te, 1299te, 1300te, 1301te, 1302te, 1303te, 1304te, 1305te, 1306te, 1307te, 1308te, 1309te, 1310te, 1311te, 1312te, 1313te, 1314te, 1315te, 1316te, 1317te, 1318te, 1319te, 1320te, 1321te, 1322te, 1323te, 1324te, 1325te, 1326te, 1327te, 1328te, 1329te, 1330te, 1331te, 1332te, 1333te, 1334te, 1335te, 1336te, 1337te, 1338te, 1339te, 1340te, 1341te, 1342te, 1343te, 1344te, 1345te, 1346te, 1347te, 1348te, 1349te, 1350te, 1351te, 1352te, 1353te, 1354te, 1355te, 1356te, 1357te, 1358te, 1359te, 1360te, 1361te, 1362te, 1363te, 1364te, 1365te, 1366te, 1367te, 1368te, 1369te, 1370te, 1371te, 1372te, 1373te, 1374te, 1375te, 1376te, 1377te, 1378te, 1379te, 1380te, 1381te, 1382te, 1383te, 1384te, 1385te, 1386te, 1387te, 1388te, 1389te, 1390te, 1391te, 1392te, 1393te, 1394te, 1395te, 1396te, 1397te, 1398te, 1399te, 1400te, 1401te, 1402te, 1403te, 1404te, 1405te, 1406te, 1407te, 1408te, 1409te, 1410te, 1411te, 1412te, 1413te, 1414te, 1415te, 1416te, 1417te, 1418te, 1419te, 1420te, 1421te, 1422te, 1423te, 1424te, 1425te, 1426te, 1427te, 1428te, 1429te, 1430te, 1431te, 1432te, 1433te, 1434te, 1435te, 1436te, 1437te, 1438te, 1439te, 1440te, 1441te, 1442te, 1443te, 1444te, 1445te, 1446te, 1447te, 1448te, 1449te, 1450te, 1451te, 1452te, 1453te, 1454te, 1455te, 1456te, 1457te, 1458te, 1459te, 1460te, 1461te, 1462te, 1463te, 1464te, 1465te, 1466te, 1467te, 1468te, 1469te, 1470te, 1471te, 1472te, 1473te, 1474te, 1475te, 1476te, 1477te, 1478te, 1479te, 1480te, 1481te, 1482te, 1483te, 1484te, 1485te, 1486te, 1487te, 1488te, 1489te, 1490te, 1491te, 1492te, 1493te, 1494te, 1495te, 1496te, 1497te, 1498te, 1499te, 1500te, 1501te, 1502te, 1503te, 1504te, 1505te, 1506te, 1507te, 1508te, 1509te, 1510te, 1511te, 1512te, 1513te, 1514te, 1515te, 1516te, 1517te, 1518te, 1519te, 1520te, 1521te, 1522te, 1523te, 1524te, 1525te, 1526te, 1527te, 1528te, 1529te, 1530te, 1531te, 1532te, 1533te, 1534te, 1535te, 1536te, 1537te, 1538te, 1539te, 1540te, 1541te, 1542te, 1543te, 1544te, 1545te, 1546te, 1547te, 1548te, 1549te, 1550te, 1551te, 1552te, 1553te, 1554te, 1555te, 1556te, 1557te, 1558te, 1559te, 1560te, 1561te, 1562te, 1563te, 1564te, 1565te, 1566te, 1567te, 1568te, 1569te, 1570te, 1571te, 1572te, 1573te, 1574te, 1575te, 1576te, 1577te, 1578te, 1579te, 1580te, 1581te, 1582te, 1583te, 1584te, 1585te, 1586te, 1587te, 1588te, 1589te, 1590te, 1591te, 1592te, 1593te, 1594te, 1595te, 1596te, 1597te, 1598te, 1599te, 1600te, 1601te, 1602te, 1603te, 1604te, 1605te,

literarische Unterhaltung.

Dienstag,

Nr. 348.

13. December 1836.

Das Novellenbuch; oder Hundert Novellen, nach alten italienischen, spanischen, französischen, lateinischen, englischen und deutschen bearbeitet von Eduard von Bülow. Mit einem Vorworte von Ludwig Tieck. Dritter Theil. Leipzig, Brodhauß. 1836. 8. 2 Thlr. 12 Gr. *)

Gewiß haben viele Leser mit uns diesen dritten Theil einer Auswahl, die an Musterhaftem, Schönem und Interessantem so reich ist, mit Ungeduld erwartet; ihre Hoffnungen werden auch in der gegenwärtigen Fortsetzung keineswegs getäuscht, und wir glauben dem Bearbeiter, nach Durchmusterung dieses Theils, auf sein Wort, daß, wenn man in dieser Sammlung keine große Verschiedenheit von Autornamen antreffe und vielmehr des öftern von ihm zu einem und demselben Autor zurückgeführt wird, dies keineswegs daher rührt, daß er etwa an Nachforschungen nach seltenen Büchern es hätte fehlen lassen, sondern daß dem eben nur sein Entschluß zu Grunde liegt, in diese Sammlung keine andern Novellen aufzunehmen als solche, die einen echten poetischen Werth haben und eben nicht in allen Büchern zu finden sind, wie er dies auch wirklich aus einer Uebersicht der Werke anschaulich macht, die er ferner durchlesen hat, ohne einen unmittelbaren Gewinn für das „Novellenbuch“ daraus zu schöpfen (S. XVIII — XXII).

Der dritte Theil der Sammlung eröffnet sich mit einer Reinen aber echten „Neuigkeit“ von lockerer doch anmuthiger Erfindung. Sie ist „Studentenglück“ betitelt. Ein leichtsinniger Jüngling aus Andalusien, armer Ältern Kind, spielt auf der Universität zu Alcalá den Edelmann, und meint, mit den 3 — 400 baaren Realen, die er besitzt, nicht nur seine leichtsinnige Lebensart fortssetzen, sondern wol auch noch damit zur Noth Agler erobern zu können. Wegen Schulden verfolgt, flüchtet er endlich auf den Rath guter Freunde aus der Stadt, unter die Pappeln und Ulmen, welche die Ufer des Heaars beschatten, und sucht am Ende, bei einbrechender Nacht, auf dem Gipfel einer astreichen Pappel Schutz vor dem Nebel. Während er hier sich mit sich selbst

und seiner übeln Lage beschäftigt und Gott bittet, ihn in Zukunft auf dem Pfade der Vernunft zu führen, hört er Tritte. Es naht sich ein angesehener Bürger aus der Stadt, ein unter saurem Schweiße reichgewordener Mann, den seine ungerathenen Kinder zum armen Manne zu machen im Begriffe sind. Er trägt die letzten tausend Escudos in Gold in einem leinenen Sack bei sich und hat diesen vorsichtigerweise in einen gewickelten und ausgeschmücktenbeutel von Kagenfell gesteckt. Vorsichtig umherblickend, zieht er ein Waidmesser heraus, hebt sehr geschickt vier bis fünf Rasen vom Boden ab, legt seinen Schatz in das Loch und spricht laut seinen erläuternden Segen darüber. Um seinen Nothpennig dereinst wiederzufinden, gräbt er mit großen Buchstaben der Pappel das Wort HIER ein und geht in die Stadt zurück. Jetzt schwingt sich, im Vertrauen auf die tiefe Finsterniß, Don Pablo, der Student, von seinem Baume herab, gräbt den Beutel mit leichter Mühe heraus und nimmt, beim herbeigeflüchtenen Monde, die fünfshundert Dublonen in Besitz. Dann schneidet er in die glatte Rinde des Baumes eine Paraphrase des HIER, die seinen Diebstahl bekundet, jedoch Zurückzahlung verspricht. Mit dem Gelde zahlt er seine Schulden, studirt sechs Jahre lang, wird ein tüchtiger Professor Juris und heirathet ein reiches Weib. Jetzt denkt er an Zurückerstattung des gestohlenen Geldes und findet nachforschend den Schatzegräber als bettelnden Greis, er geht auf ihn zu, und, ohne sich ihm zu entdecken, nimmt er ihn in sein Haus, rettet als Sachwalter seinen einzig übriggebliebenen Sohn vom Tode wegen eines Mordes, verheirathet denselben und gibt ihm zum Geleite in die Verbannung eine angebliche Geldsammlung, die er aus eigenem Beutel bezahlt. So oft der Greis ihm erzählt, wie er einst vergeblich seinen Schatz gesucht habe, so verzieht doch Don Pablo in seiner Bedachtsamkeit niemals eine Miene und gibt auch nicht das leiseste Zeichen oder Wort von sich, wodurch er hätte verrathen können, daß er der Finder seines Glückes gewesen sei.

Dieser Zug, mit dem die Novelle schließt, verräth in seiner Vermeldung aller Sentimentalität allein schon den Dichter. Dessen Person bleibt jedoch im Dunkeln. Herr v. Bülow fand die Geschichte einmal in einer zu Saragossa veranstalteten Novellensammlung des Don Bal-

*) Vgl. über den ersten und zweiten Theil dieser Sammlung Nr. 328 — 330 d. Bl. f. 1834 und 321 — 324 f. 1835. Über den jetzt erschienenen vierten Theil, der das Werk beschließt, berichten wir nächstens. D. Red.

casar Mateo Delasquez, einem mittelmäßigen Buche, das sonst nur kleine unbedeutende Geschichten enthält; und dann unter den Novellen eines Don Isidro de Nobles, der nach Nic. Antonio um 1666 geschrieben haben soll, die in einer bunten, im Ganzen auch nicht ausgezeichneten Novellenammlung zu Madrid 1787 von acht Octavbänden abgedruckt worden sind. Die Wahrscheinlichkeit spricht für den zweitgenannten Verfasser.

Dass die zweite Novelle „Antonio Bologna“ dem großen Meister Banello angehört, würden wir ohne das Zeugniß und die Nachweisung des Herrn Bearbeiters nicht mehr glauben. Weber seine Erfindungsgabe nach seine belebende Darstellung ist darin — die letztere wenigstens — sichtbar. Wahrscheinlich war der Novellist von einem historischen Stoffe ganz abhängig. Denn die Novelle könnte füglich überschrieben werden „eine wahre Geschichte“, so prosaisch zeitungsmäßig-glaubwürdig ist Alles in ihr, so geschichtlich genau werden auch die Lebensverhältnisse aller Hauptpersonen der Erzählung bestimmt. Eine fürstliche Witwe heirathet, des Witwenstandes überdrüssig, ihren Oberhofmeister, einen würdigen Mann, bekommt von ihm mehrere Kinder, übergibt die Regierung ihrem wohlgezogenen Sohne, wird aber nichtsdestoweniger ein Opfer des Ahnenstolzes königlicher Verwandten und mit ihren unehrbärtigen Kindern, sowie bald darauf ihr Gatte ermordet. Der Anfang der Novelle läßt allerdings, was die Darstellung betrifft, etwas vom Stoffe Unabhängiges erwarten und hat den Herausgeber auch wahrscheinlich allein zur Aufnahme der Geschichte bestimmt. Poetisch ist indessen eigentlich nur die naive Liebeserklärung der Herzogin Johanna von Nalvi an ihren Diener Antonio (S. 16):

Ich wünschte mir vielmehr einen neuen Gatten zu erwählen, als etwa gleich andern Frauen zu thun, und Gott zum Lohn und der bösen Welt zum Beispiet, mich einem oder mehreren Liebhabern zu ergeben. Du siehst, ich bin noch bei jungen Jahren und weder etwa lahm noch schielend. Ich lebe, wie du selber siehst, in Wohlstand und Uppigkeit, um dementwillen ich verliebten Gebanten wohl oder übel Gehör geben muß. Wollte ich mir einen Gemahl erwählen, der dem ersten (früheren) im Stande gleich käme, so wüßte ich nicht, wie ich dieses bewirken sollte; ich wüßte mich denn einem Knaben vermählen, der mich, meiner überdrüssig, wol aus seinem Angesichte verbannte und meinen Platz an seiner Seite von verworfenen Dirnen einnehmen ließe. Denn es lebt gegenwärtig bei uns kein vornehmer Mann, dessen Alter dem meinen entspreche und der lebigen Standes wäre. Ich bin also nach reiflichem Erwägen und Bedenken dieser Sache dahin mit mir einig geworden, daß ich einen ausgezeichneten Edelmann zu meinem ehelichen Gatten erheben will u. s. w.

„Aucassin und Nicolette“, die dritte Novelle, gehört ursprünglich der provenzalischen Poesie an und ist, was Niemand dem Herausgeber widersprechen wird, eines der nicht nur berühmtesten, sondern schönsten und lieblichsten Fabliaux. Es entstand zu den Zeiten Ludwig's des Heiligen, wo es sehr beliebt war, und ist, im Gegensatz zu allen andern, gereimten, Fabliaux abwechselnd in Prosa und in Versen abgefaßt. Die Prosa bildet indessen den Kern des Gedichts, und der Verf., der den Abdruck von Sainte Palaye de la Curie (1760), aus Legrand's No-

vernissirung ergänzt, zu Grunde gelegt, hat aus nicht verwerflichen Gründen das Ganze in Prosa angesetzt. Es gereicht ihm zu nicht geringer Ehre, daß die Herrlichkeit einer echt rhythmisch-poetischen Behandlung, die so viel Auserworfentliches, so vielen Stolz, das der besten Prosa noch immer anhebt, durch diese schon beseitigt, selbst in der Verwandlung in modernere Rede noch kenntlich ist:

l'avenies etiam disiecti membra poetae.

Aucassin, der Sohn des altersschwachen Grafen Gartin von Beaucaire, mit welcher letztem der Graf Bongart von Balence einen grausamen Krieg führt, ist ein schlanker, blondblöcker Knabe, der, gleich in die zu Nicolette, einem Saragenenmädchen, die der Bischof der Stadt gekauft hat und als seine Pathe aufzuziehen läßt, befangen, durchaus kein Kitter sein, keine Waffen führen, nicht turniren, nichts thun will, was seines Standes würdig wäre. Auf des Vaters Instiften läßt der Bischof die Sklavin in das hohe Stock seines Palastes mit einer alten Dienerin und stänglichem Mundvorrath vermauern, und im Lande verbreitet sich das Gerücht, daß sie verloren sei. Bongart sucht sie Aucassin bei dem Bischofen und wird von diesem auf das Paradies getrostet.

Was habe ich mit euerem Paradiese zu schaffen! Ich will gar nicht hinein, wenn ich Nicolette, meine süße Freundin habe, die ich so sehr liebe. In der Stadt kommen nur alte, schmutzige Priester, Mönche, schwache Mitten und halbnackte, abgekehrte Hungerleider, ich kümmere mich nicht darum. Ich will in die Hölle kommen, wo die Könige der Erde sind, die Kitter, die mit Schwerdtern spielen, und die Gelehrten, Betreuen und Priester: ich will die schönen Frauen finden, die göttliche Lieder hören, Sänger und Spielleute, die die Freude lieben. Wenn ich da Nicolette, meine Freundin, habe, so verlange ich keinen andern Glück.

Inzwischen kommt der Graf Bongart und läßt die Stadt. Mit Mühe entschließt sich Aucassin zu ziehen, aber er bedingt sich aus, daß, wenn er freisch und gesund zurückführt, sein Vater ihn zu sehen ließe auf so lange Zeit sehen läßt, bis er ihm drei Worte sagen und sie ein einziges Mal küssen läßt. Dann spornet er seinen Renner in die Schlacht. Nur von seiner süßen Freundin träumend, vermag er die Zügel zu halten; das gestachelte Pferd trägt ihn mitten unter die Feinde, er wird umzingelt, gefangen und geföhrt. Da fällt ihm erst ein: „Sie werden mir den Kopf abschlagen, und wenn ich den nicht mehr habe, werde ich nicht mehr mit Nicolette, meiner süßen Freundin, reden können, die ich so sehr liebe.“ Da zieht er sein Schwert, haut sich frei, jagt davon, und gar den ihm begegnenden Grafen Bongart gefangen und schleppt ihn bei der Nase seines Helmes vor seinen Vater. Da aber dieser ihm das gegebene Wort nicht hält, läßt Nicolette nicht sehen und küssen läßt, so muß der zögernde Feind schwören, dem lügenhaften Vater zu allem Leid anzuthun, und wird dann von ihm freigelassen.

Als nun der Graf Gartin sah, daß sein Sohn ganz von der hohen Nicolette ganz und gar nicht ablassen konnte,

brach an ihn in einem unterirdischen Kerker von grauem Mauerwerk, wo Lucassin so traurig wurde, wie er es noch niemals gewesen war, und zu klagen anhub: Nicolette, Lilienblume, du Freundin mit dem holden Angesichte, lieber als Kranzen und süßer Most! Wärgst sah ich einen Pilger aus Limousin einst an der fallenden Nacht darniederliegen: du gingst an diesem Bette vorüber, und Augenblicklich war er heil und gesund wie vorher. Güte Freundin, Lilienblume, wer irgend vermochte dich zu lassen! Um deinetwillen schmachtete ich in diesem unterirdischen Kerker, wo ich kläglich für dich sterben werde.

Inzwischen läßt sich Nicolette an ihren Bettflaken aus dem Verschlusse herunter und entkommt in den Garten und auf die Straßen von Beaucatre.

Sie hatte blondes gelocktes Haar, blaue, lachende Augen, ein liebliches Gesicht, Lippen röther als Kirse und Rose zur Sommerzeit, kleine weiße Zähne, und ihre jungen, das Gewand sanft anschwellenden Brüste übertrafen an Weiße die reine, frischgeschälte Nuß. Ihr Busch war so schmal, daß man sie über den Hüften mit zwei Händen zu umklammern vermochte, und die Margarethenblümchen, die sie niedertrat und die hinter ihrem Fuße wiederaufstanden, schienen ganz schwarz gegen ihn zu sein, so blendend weiß war die Kleine.

Kein Wunder, daß in dem Zwiesgespräch, das die Entsprungene mit dem Geliebten durch die Spalten seines Thurnes hält und in welchem sie einetwegen über Meer zu ziehen droht, Lucassin sie beschwört dies nicht zu thun: „Der Erste, der dich sähe, würde dich fassen und überwältigen.“ Wie in den Tageliedern des Minneangs warnt der Hochwächter die Liebenden vor den der Aufgehenden nachgesandten Stadtwachen und Nicolette verbleibt in den Wald. Weil sie fort ist, wird Lucassin wieder freigelassen. Er geht in den Wald jagen. Dort melden ihm Hirten Nicolettens Worte: „Es sei eine Hirschfah im Walde, er solle kommen und sie jagen. Er gäbe sicher für ein einziges Stüd von ihr viele Hundert Mark Silber.“ Lucassin findet nun die Spur der Geliebten in einer Blumenlaube, die sie für ihn errichtet. Hier finden und umarmen sich die Liebenden. Der blonde Lucassin fliegt zu Rosse mit der Geliebten aus Meer. Ein Handelschiff trägt sie im Sturm nach Lercore, wo sie einen König in den Wachen und die Königin in der Schlacht finden, in der man sich mit Eiern und Käse bombardirt. Nach seltsamen Abenteuern werden sie von den Sarazenen gefangen und auf der See getrennt. Ein Sturm verschlägt den blonden Lucassin nach Beaucatre, wo sein Vater gestorben ist und er Herr im Lande wird, Nicolette aber nach Carthago, wo sie im König ihren Vater erkennt, jedoch, einen Heiden zu heirathen gedrängt, entflieht. Als Jongleur verkleidet, kommt sie nach Beaucatre. Erkennung und Vermählung.

Gegen diese spödenleichte Erzählung eines Troubadour steht das deutsche Genremalthe vom J. 1683, „Der stolze Reicher“ (aus dem Simplicissimus) gehörig ab. Ein zwiebäckerner Humor erzählt uns die Geschichte eines verlorenen Bauernsohns am Rhein, der unter die Franzosen nach Holland gegangen, vom Elend bekehrt, mit zwei andern armen Leuten, einem Savojarden und einem Schweizer, heimkehrt, von seinen Ältern, seinem Junker und Pfarrer mit deutschen Klüchen empfangen, doch endlich

wieder zu Gnaden aufgenommen wird. Das Ganze ist freilich übrigens ein schönes Nationalgefühl, um das wir jene sonst eben nicht beneidenswerthe Zeit wol beneiden dürfen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das weibliche Strafhaus in Madrid.*)

Vielleicht gibt es keine Frauen in der Welt, deren Charakter sich entschiedener und, man möchte sagen, unbeschränkter zum Verbrechen hineigt, als die Weiber jener Classe in Madrid, welche unter dem Namen der Manolas bekannt sind. Unbeobachtet von der Polizei und dem blutigen Befehl ihrer eignen rachgierigen Leidenschaften überlassen, sind die Stadtheile, in welchen sie leben, zur Nachtzeit die Schauplätze des Mordes und der abscheulichsten Gewaltthat, und die einzige Rotz, welche die handhabende Gerechtigkeit von ihren Bergehungen nimmt, findet statt, wenn die Leichname der Ermordeten verschiedener Geschlechter auf den Straßen gefunden, des Morgens von der herumziehenden Patrouille aufgenommen und hierauf, mit Blut und Wunden bedeckt, auf dem Plage des heiligen Kreuzes (der Morque von Madrid) bis zu ihrer Bestattung ausgestellt werden. In Festtagen bieten jedoch jene Quartiere der Abscheulichkeit auch Szenen eines rohen Vergnügens und einer oft kannibalischen Lustbarkeit dar, welche denn auch nicht selten bei einbrechender Nacht sich mit Mord und Mordschlag zu beschließen pflegen. Viele dieser Manolas werden von Liebhabern unterhalten, die mit ihnen leben, während jene nebenbei ihre Reizung wieder auf andere Begünstigte übertragen, welche mit Dem, was diese zweite Liebchaft etwa abweist, wieder ein drittes Liebchen sich zu eigen machen. Darin liegt nun eine unverfälschte Quelle von Eifersucht, Säntereien, Quellen mit Messern und directen Mordmorden. Da viele dieser entarteten Weiber immer ein breites Messer in ihrem Leibgürtel zu tragen pflegen, so ist noch überdies das Mittel, sich zu rächen und Blut zu vergießen, jeden Augenblick bei der Hand. Um sich von der Berruchtheit, deren das weibliche Geschlecht in Madrid fähig ist, zu überzeugen, braucht man nur einen Blick in das weibliche Strafhaus in Madrid zu thun. „Dies Haus“, erzählt der Verf. des in der Anmerkung genannten Buchs, „ist sowohl für solche Frauen bestimmt, die ihrer geistlichen Strafe erliegen, als für solche, die von ihren Vätern, Brüdern oder Ehegatten zur Besserung hineingegerben sind. Der Alcalde des Quartiers, wo sich das Gefängniß befindet, begleitet uns dorthin, indem er uns ganz besonders der Beachtung des Alcayde oder Gouverneurs empfiehlt. An dem Thore befand sich eine Wache vom Invalidencorps und über dem Portal las man ein Rotto, ganz in der berühmten spanischen Kürze und nobeln Sententiosität abgefaßt. Es lautet: „Odia el delito y compadecese el delinvente“ (Haß dem Verbrechen und Mitleid dem Verbrecher), und bezeichnet genugsam die Liberalität der madrilser Criminalbehörde. Dieses günstige Vorurtheil fanden wir im Innern des Gefängnißhauses bestätigt, so daß es uns wahrhaft überraschen mußte, in derselben Stadt eine so menschliche philanthropische Behandlung der Verbrecher zu finden, wo sich das Verbrechen selbst in so unmenschlicher Höheit kundgibt. Der Alcayde oder Gouverneur des Hauses war ein Catalonier, seine Gattin, aus Extremadura gebürtig, verwaltete in demselben das Amt einer Rectorin und nahm Theil an der Verwaltung der innern Disciplin des Hauses. Jeden Theil, jedes Plätzchen fanden wir sauber und dem

*) Wir entnehmen diese ausdrucksvollen Sätze dem mit diesem Werke, scharfer Beobachtung und großer Mannichfaltigkeit geschrriebenen Werke: „Spain revisited, by the author of A year in Spain“ (London 1836), ein höchst beachtenswerthes Buch für Alle, die sich mit den Einrichtungen des modernen Spaniens vertraut machen wollen.

Zweck des Ganzen entsprechend eingerichtet. Das Hofhaus, die Schlafsäle, die Kapelle zum Gottesdienst trugen sämmtlich das Gepräge des Schmacks, der Wohlthätigkeit und vorzüglicher Reinlichkeit. Wir fanden die in dem Hofsaal Eingeschlossenen in besser Ordnung beschäftigt mit der Verfertigung und Ausbesserung von Kleidern für die Soldaten. Sie schienen sehr erfreut über den Besuch von Fremden und betrugten sich in unsrer Gegenwart geküßelt. Im Allgemeinen waren es mehr ältere als junge Frauenglieder, welche fast sämmtlich den Ausdruck der Noth und Gemeinheit auf den Gesichtern trugen, was nicht zu verwundern ist, wenn man bedenkt, daß diese Inhaftirten der eigentliche Auswurf von Madrid sind, einer Stadt, wo das Verbrechen zu Hause ist, und daß wenigstens ein Fünftheil von der ganzen Versammlung ihre Männer ermordet hatten. Eine von ihnen fanden wir mit der Stürmerin einer Mantilla beschäftigt, was auf keine gemeine Herkunft deutete; diese war jung und von sehr interessantem Aussehen. Wir erfuhren beiläufig, daß sie wegen Falschmünzerei eingezogen und bestraft war, ein Verbrechen, dessen sie sich, halb gezwungen von ihrem Vater und Bruder mitschuldig gemacht. Die Rectorin war so discret, die Geschichte dieser Verbrecherinnen nie in ihrer Gegenwart zu berühren, und es schien Grund genug in diesem Hause zu sein, alle solche Anspielungen auf das sorgfältigste zu vermeiden und dergleichen unter den Verbrechern selbst auf das strengste zu rügen. Ein Weib von mittlerem Alter, die wir sitzend fanden und die ziemlich gut aussah, fragte den Inspector, ob er ihr Milderung des Urtheils oder Verzeihung brächte. Dieser erkundigte sich, worin eigentlich ihr Verbrechen bestünde. „In Nichts“, war die Antwort. „Eine Kleinigkeit habe ich gethan, einer andern Kleinigkeit beschuldigt man mich, macht zusammen zwei Kleinigkeiten, und um dieser willen bin ich hier“ (Un poco que ha hecho, y otro, que me han puesto, hacen dos pecos, y por estos estoy á qui). Der Alcalde verbesserte diesen unschuldigen Bericht noch dahin, daß er hinzufügte, wahrscheinlich bestünde ihr Vergehen darin, daß sie zweimal des Tages zur Messe gegangen. Nachher aber erzählte er uns, dieses Weib sei eine der samofesten Betteln von ganz Madrid, eine Anstifterin von Mord und Todschlag, weshalb sie auch vor ihrer Einziehung rückwärts auf einem Esel sitzend durch die Hauptstadt geführt worden sei, mit einem Bund falscher Schlüssel um den Hals, anstatt eines Rosenkranzes, bei welcher Proceßion man dann und wann an einer Ecke oder auf einem freien Plage mit der Delinquentin anhielt, um ihr auf das bloße Fell diverse Kuttenstreiche aufzuhäuten. Nachdem wir uns in dem ganzen Gebäude umgesehen und Alles zu unserer großen Zufriedenheit befunden hatten, erfuhren wir von der Rectorin einige Specialitäten über mehrere besonders renommirte Bewohnerinnen. Eine von diesen, Namens Josefa Ramos, ihrem Stande nach eine Schullehrerin, hatte im Jorn darüber, daß sie eine zu hohe Geldstrafe erliegen sollte, dem Alcalde ihres Viertels mit einem Messer am Halse verwundet. Eine andere gemeinere Verbrecherin hatte mit Hülfe ihres Liebhabers ihren Ehemann ermordet und hierauf zur Nachtzeit in einen Olivengarten getragen, um den Gedanken zu erwecken, als sei er beim Stehlen von Oliven ertappt und von dem Eigenthümer des Gartens getödtet worden. Noch abschaulicher war das Verbrechen der Rocadia Lindey aus Fuentes de Segana, welche ebenfalls ihre Strafe hier verbüßte. Diese hatte auch mit Hülfe ihres Geliebten ihren Gatten getödtet, dessen Leichnam sie hierauf in einen mit Steinen gefüllten Sack steckte und den Liebhaber berebete, diesen des Nachts nach dem Fluß zu tragen und dort zu versenken. Sie begleitete den Liebhaber, der sich bereben ließ, selbst dahin, unterwegs aber nähte sie, unter dem Vorwande, eine aufgegangene Naht an dem Sacke zu verstetigen, den Liebhaber und den Sack mit dem Todten zusammen, sodas als der Erstere von der Brücke aus mit allem Aufwand seiner Kraft den Sack ins Wasser schleudern

wollte, er sich selbst mitersänfte. Ein Schiffe, das in der Nähe mit seiner Perce verankert, hatte es bemerkt und wirthe die Nachsicht im Flusse, wo man die Leiche nicht name fand, sowie die Bestrafung der Mörderin.“ Und so sehr einen Auswurf der Menschlichkeit erfahren wir, daß die ganze Strafe in einem höchst wohlthätig eingerichteten Lazarett vielleicht nicht einmal auf Lebenszeit verurtheilt, die eine Behandlung genießt! Vergleicht man diese unermessliche Milderung der mörderischen Justiz nur allein mit den Strafen und Bußstrafen des heutigen Bürgerrechts, so wird man an den Geistes dieses unglücklichen Landes — nicht ironisch, sondern ernstlich — recht überzeugend die Einsicht, in wie bejammernswürdigen Zustande es sich gegenwärtig befindet. Allein die Sache ist hiermit noch nicht abgethan; denn eben diese Milderung ist fast zu der Zeit, wo der Verurtheilte unserm Auge ins Bewußtsein dringt, gar nicht wegen des obigen barmherzigen Urtheils, sondern sie doch vollkommen überwiesen war, gegenwärtig die Verurtheilung eines reichen Onkels hatte sie nach langer Satisfaction wieder frei gemacht und sie führt sich nun in der Hauptstadt das lächerlichste empfinden. Es ist fast das letzte Heile ihres nicht unbeträchtlichen Vermögens verloren hatte und nunmehr, da auch ihre Schönheit mit dem Alter war, in den Straßen von Madrid herumzulaufen und zu gahnderte, aus welchem Grund man sie, nicht als mörderische, sondern bloß als unnütze Begabene in einem Hause sperrte. Und dies ist der eigentliche Zustand des Bestrafungsgeistes, die ein ebenso beklagenswerthe als würdige Menschen für die Art und Weise, wie in Spanien die Criminaljustiz gehandhabt wird, beklagen. Die Richter eines Bischofs fand sich in diesem Hause, gleichfalls ihren Gatten ums Leben gebracht. Ein rees Weib, Maria Guadalupe, befand sich auf dem einäugigen Betters in der Anstalt, der ihr vor dem dort einen Besuch abstatte. Diese erklärte uns, „Wenn Gott mir vergnügt, daß ich meine Jahre auslebe und wieder frei werde, so ist die erste That, die ich den verdammten Einäugigen ums Leben bringe.“ Jahre von ihrer Strafszeit waren bereits verstrichen. Rectorin versicherte uns, sie für ihr Theil sei sehr dankbar, daß das Weib ihren Vorsatz ausführen werde, und die Gerathens für den einäugigen Bettler sein wolle, um den Monat vor ihrer Entlassung sich aus dem Hause und sich nimmer wieder in Madrid blicken ließ. Wir erhielten, die 20 und 25 Jahre in diesem Hause brachten, dann frei wurden, den Gegenstand ihres Verurtheils und unabwendlich dieselbe blutige Vergeltung abtöten, welche Maria Guadalupe dem Spitzer zu Theil hatte.

Bibliographische Notiz.

In Nr. 209 d. Bl. ist der Bericht über die und Rabener an ihren schriftstellerischen Bemühen und Geschäfte erlitten haben. Ein Seitenstück zu dem Schicksal des einen Pergamentemplars in der hiesigen Bibliothek (richtiger des Rathhauses) der edlen Handschrift, welches früher der Bibliothek zu Lyon gehörte, Belagerung dieser Stadt im J. 1793 nach der durch eine Kanonenkugel vernichtet und es ist ein vollständiges Exemplar im Besitz des Engländers (s. Dibbin's „A bibliograph. tour“). Es ist im Laufe des 18. Jahrhunderts der Bibliothek des Engländers Joh. Daniel zu Sophischen Werken ein Raub der Flammen, zum Theil der Auflage von Balestier's Ausgabe der eine augsburger Handschrift von Cicero „De officiis“ und zum Lucanus.

Literarische Unterhaltung.

Mittwoch,

Nr. 349.

14. December 1836.

Das Novellenbuch; oder Hundert Novellen, nach alten Italienischen, spanischen, französischen, lateinischen, englischen und deutschen bearbeitet von Eduard von Bülow. Mit einem Vorworte von Ludwig Kist. Dritter Theil.

(Fortsetzung aus Nr. 348.)

„Des Fischers Blick und List“, die fünfte Novelle, gehört dem Florentiner Boccaccio, dem phantasiereichen Dichter, von welchem der erste Theil jene köstliche, märchenhafte schwebende Novelle: „Verständig geträumt“, und die andere: „Der Alchemist“, mitgetheilt hat und im zweiten Theile die köstliche „Birne“ steht. Auch in unserer Novelle erregt die Lüge, der gemeinen Wahrscheinlichkeit spottende, durch poetische Ausführung aber beglaubigte Erfindung Lust und Bewunderung. Einem armen, widerwärtigen, menschenfeindlichen Junggesellen gegenüber wohnt ein armer ehrlicher Familienvater, ein Fischer, der jenem zum Spracher ähnlich sieht und daher von dem Sonderling ausnahmsweise so liebgewonnen wird, daß er fast täglich bei ihm speist und ihn am Ende in der seltsamen Kunst untertauchend zu fischen unterrichten muß. Bei dieser Gelegenheit ertrinkt der Menschenfeind, und der listige Fischer benützt seine Gestaltähnlichkeit dazu, in dessen Kleidern sein Haus, die Dreßbewohner, so sein eigenes Weib zu täuschen, indem er als jener ertrunkene Menschenfeind von Allen anerkannt wird, ihn beerbt und sein eigenes verständiges Weib zum zweiten Male heirathet. Wie viel köstliches der Dichter aus diesem Schwünge gemacht hat, läßt sich in keinem Auszuge unbedeuten.

Der hohe Werth der sechsten Erzählung: „Treulos, doch getreu“, von Giov. Batt. Gualdi, auch schon aus den vorigen Theilen bekannt, muß noch mehr erhöhen, wenn man bedenkt, was der Stoff dieser rührenden Geschichte unter der schlüpfrigen Feder eines Riffs, oder in der zersplitterten Seele eines Störche Sand geworden wäre. So eist wird der Seelenadel, der sich in der vorliegenden Ausführung kund thut, nach Verdienste geschätzt werden.

Aus dem „Genius“ der Frau von Gomez, die wir schon aus dem zweiten Theile kennen und welche hier schwerlich viel kurzweiliger als dort erzählt hat, ist unter der abkürzenden und die Worte frei bearbeitenden Feder des geschickten Herausgebers eine allerbste Geschichte geworden, die uns, übrigens mit vieler Eleganz, erzählt,

wie ein schwärmerisches Fräulein, das sich bei der Ausbildung um einen reichen Geist zum Malieren wendet, durch einen verfluchten Engel, der Fleisch und Bein hat, zu heftiger Liebe und Ehe bekehrt wird.

„Die blinde Genovea“ (achte Novelle), von Boccaccio und bei ihm die schönste Novelle seines ersten Theils, wird mit vollem Rechte von dem Herrn Übersetzer unbestritten eine der schönsten und an Diction reichsten Novellen, nicht bloß dieses Autors, sondern der ganzen Novellenliteratur genannt, und wir können nicht umhin, etwas länger bei ihr zu verweilen.

Auf einem Pyrenäenberge lebt eine vornehme Witwe mit ihrer schönen, sorgfältig erzogenen einzigen Tochter. Die Jungfrau wurde von Jedermann die blinde Genovea genannt, weil sie so schönes Haar hatte, daß es blonden Goldfäden gleich. In diesem Hause wohnt ein adler, jagdbaffiger junger Ritter, der auch vaterlos war, Don Diego, ein- und gewohnt zur Freude beider Mütter die Reizung des schönen Mädchens; deren hochpoetische Schilderung wir dem Leser nicht vorenthalten wollen.

Der verwandelte Jüngling betrachtet die schöne Jungfrau, die zwischen 16 und 17 Jahre alt sein konnte und einen mit samtener Dede belegten Gürtel trug. Sie trug auf ihrem Haupte einen herrlichen Federhut, unter dem hervor die Fülle ihrer Locken auf die Schultern niederrollte, in ihren Ohren Kleinodien mit kostbaren orientalischen Perlen, und schmückte ihren Hals mit einem Halsband wie ein Stern aus Edelsteinen. In der Hand gefaßt trug sie einen Diamant. Ihre Haare, wie Schokoladen, den den feinsten Lagen, hängen gelblichen glänzenden Augenbrauen paanten sich in herrlicher Bogenform über ihre Augen aus, und der Blick des Beschaubenden konnte in deren Glanze so wenig wie auf der heißen Sonne, wenn sie flammend inmitten des Hochsommers schwebt, angelockt oder abgewiesen werden; sondern warf sich vor ihnen nieder und lag, wie die Jungfrau damit nach ihrem freien Willen sowohl zu lächeln wie zu weinen im Stande war. Wenn sie sprach oder lächelte, erschloß sich der purpurne Schoß ihrer Wackelkuppen über den Perlenreihen ihrer Büsche und ließ die Wackelkuppen des Mades ertönen. Man der höchsten Welt, am meisten weissen Wangen, dem schönen Mund, dem Hals von Eisenstein, den mannernen Schultern, den herrlichen Armen und der ganzen geschmeidigen Gestalt, was wäre da wol noch Anderes zu sagen, als daß Alles makellos und untadelig an ihr war. Sowie auch ihr beschönerndes, mildes und immer heiteres Wesen in der reinen Abstraktion mit ihrer Schönheit stand. Sie zog des Herrn die Wohlgerüche ausduftenden Handtuche von ihrer weichen Hand und ließ die zarten, schlanken Gänge ihrer weissen Finger sehen. Um den Hals ihrer weissen Hals-

es schlang sich eine feingearbeitete goldene Kette und fiel in die Föhlung zwischen ihren dünnverschleierte, jungfräulichen Brüsten hinein.

Aus diesem Engel von Sanftmuth und Schönheit macht nun die ungerechte Eifersucht eine Furie und eine Treulose. Don Diego, der Jäger, erhält von einer andern Jungfrau, deren Liebe er sich nicht versteht, einen Sperber geschenkt, den er, ohne Arges zu denken, annimmt. Auf dies Geschenk macht boshafte Verleumdung die blonde Sinevra aufmerksam; sie geräth in Wuth und entschließt sich, mit Don Diego gang zu brechen, verschleift sich seinem Anblicke und läßt ihm endlich sagen, er solle nur dahin gehen, woher er seinen ihm so werthen Sperber erhalten habe. Umsonst schickt er den Sperber; er tödtet seiner jänrenden Geliebten. Da sie in ihrem rasenden Mistrauen beharrt, flieht er mit einem vertrauten Diener in schwermüthiger Verwerfung in die Wüste und verliert diesen Entschluß der Geliebten, die indessen in ihrem Wahnsinne regungslos bleibt. Hier bereiten sie sich in einer Grotte zwei dürftige Lagerstätten von Buchenlaub und betragen so, von wilden Thieren, Wurzeln, Kräutern und Eicheln sich nährend, viele Tage lang in der weiten Höhle zu. Das elende Walbleben verändert Diego's blühende Gestalt, daß er abgezehrt und mager wie ein Wilden ähnlicher als einem andern Menschen steht. Nach 14 — 15 Monaten wird er endlich zufällig von einem alten Freunde, Rodrigo, in seiner Grotte aufgefunden und mit Mühe erkannt. Dieser gibt sich vergebliche Mühe, ihn aus der Wüste mit sich fortzunehmen, und muß zufrieden sein, wenn sich ihm Diego insoweit willfährig zeigt, daß er ihm verspricht, zwei Monate lang ihn an diesem Orte zu erwarten und ein bequemeres Leben zu führen, während Rodrigo es versucht die blonde Sinevra wieder mit ihm auszuföhnen. Dieser überläßt seinem Freunde nun sein Feldbett und zwei Diener mit Pferden und Geld, dann eilt er nach Hause. Hier muß er erfahren und gewahren, daß Sinevra sich in einen jungen, bettelhaften, prahlerischen Basten verkleidet hat, und durch seine Schliche erkundet er, daß sie bereit ist, sich von ihm entführen zu lassen. Im treuen Dienste Diego's lauert er den Fliehenden auf, durchsticht den Basten und schleppt die Entsetzte, die nicht weiß, wer ihre Verfolger sind, durch einsame Gegenden bis zu Diego's Höhle. Hier gibt sich Rodrigo ihr zu erkennen und erzählt ihr Diego's ganze Geschichte. Aber die bloße Erwähnung dieses Namens macht die Rasende vor Wuth fast plagen. Sie schilt den Ritter einen Verräther und Mörder und erklärt, niemals freiwillig bei Don Diego bleiben zu wollen. Vergabens erscheint auch dieser, dem das bessere Leben die vorige schöne Gestalt wiedergegeben hat, und versichert sie auf seinen Anlen von seiner Keuschheit und Treue. Die Jungfrau steht regungslos wie eine Klippe im Meere da. Entrüstet erklärt ihr Rodrigo, entweder sie soll dem Ritter, der sie nie beleidigte, ihre Gunst wiederschenken, oder gewärtigen, daß er sie wohl oder übel zwingt, Das zu thun, was sie schon längst aus freien Stücken hätte thun sollen. Das Mädchen aber wird nur

unbengsamer und erbitterter. Endlich erlöst der alte Kuster gebrachte Freund, daß er entschlossen ist, die Diego seiner vielen Leiden zu entheben. „Nimm das menschliche Weib“, spricht er zu den Seinigen, „setz benan in eine andere Grotte und gebt ihr den verdienten Tod! Damit aber diese nicht verhungert, bringt auch ihre beiden Diener mit.“ Jetzt tritt die selbste Mädchen einen Schrei aus, und ihre Begleiter schreien erbärmlich um Gnade. Athemlos liegt Sinevra nur für ihre Diener. — Da tritt Diego, der sich mit tiefer Schmerzendohnmacht wiedergefunden hat, herbei und steht Rodrigo bei seiner Freundschaft an, der so hartnäckigen Geliebten zu schonen, sie frei sich und in ihre Jammertage in der Waldböhle beschließen zu lassen.

Bewunderungswürdig fand doch die Liebe nicht, wie die Liebe sie gebrauchen will, und oftmals werden die höchsten Dinge durch sie leicht und ausführbar. Da sah man die alle Dienstbarkeit und alles Glück ihres Lebens, ja sogar der Tod, den sie sich vor Augen hatte, nicht im Stande gewesen war zu beugen. Hier ist die Diego's letzte Worte die Augen des Verbannten. In der Stille brach, und die wahrhafte Treue und Keuschheit der Geliebten erkennend, warf sie sich, blutend, neben seines Wortes mächtig, ihm an den Hals und schloß sich an seinen Hals um Vergewaltigung an.

Nach diesem aus ganzem Hohen geschnittenen Werke macht das Schwert der folgenden Kraft der Erkenntnis, nicht den glücklichen. Sie ist die zweite aus des Madrider Monats, schon aus dem ersten Theile kennen, „Succesos de amor“. Der verdickte Anfang zeigt uns den Lope de Vega's; auf einmal aber schlägt sie in das und Gespensterhafte um und wechselt jämmerlich durchaus. Wir überlassen sie ganz dem Leser, eines sehr anziehenden, das Ganze aber wahrhaftig stieligt lassen wird.

„Die drei väterlichen Verbote“ (gehört Rostk) anmuthige Werk des aus dem zweiten Theile Mailänders Straparola, des glücklichen Deutlichen der Erfindungen. Ein sterbender Genuß hat seinem Sohne die drei Vorschriften: nie seine Liebe ein Geheimniß zu offenbaren, keine Kindesstatt anzunehmen, keinem Gewaltthat unterzuordnen. Der Sohn aber, der sich als altersschwachen Greisen hält, befolgt keine. Da er mit einer schönen, jungen Gattin adoptirt er den Sohn einer armen Witwe, und erzieht ihn höchst nachsichtig. Dann wird eines Märchens, der dem edeln, verständigen, unternehmenden Jünglinge bis zur höchsten Reife. Da ihm nun die doppelte Überzeugung in den Lungen ist, will der Genuß es auch mit den Verbote versuchen. Er nimmt den lieblichen Märchens weg und gibt ihm einen Freund an. Dann bringt er einen seiner eignen Falken an, traut seiner Gattin das liebhafteste Geheimniß, seinem Herrn im Übermuth den edelsten Falken, den er sofort verspeisen will. Die Vorwürfe seiner

er beantwortet er, ziemlich unmotiviert, mit einer verbeugenden Geste, die sodann das Motiv werden muß, daß seine Mutter die Geschichte dem Marchese verräth, der dem Vater sofort zu hängen befiehlt und ein Drittel seines Vermögens der Sattin, ein Drittel dem Pflegerohne, das der Mutter bestimmt, damit das ganze Vermögen zusammenbleibt, erklärt Posthumio, das leidige Hengstamt zu wischen zu wollen, und kündigt dieses seinem Pflegevater ganz kaltblütig an. Während dieser, den Strick um den Hals, die Salgenleiter bestiegt, ist der Freund, der den Hengst bewahrt, zu dem Marchese geeilt, erlangt für den armen Genuesen Tröst und Audienz, bringt den Galgen herbei und errettet den Freund. Posthumio erhält nun den Strick zur Entschädigung für seine Güter und wird fortgesetzt; Theodora, die Sattin, entflieht in ein Nonnenkloster; der Genueser scheidet geküßt und geehrt von dem Marchese, kehrt nach Genua zurück und verewndet all sein Gut zu milden Werken.

Der Gang nach der Löwengrube, von Strauß bearbeitet, auch von Bandello mit etwas veränderten Umständen, jedoch, wie der Herausgeber meint, milder gut, und von Reiff nach einem unbekannten Originale vorgenommen, als Variation in den „Patrias“ von Timoneba vorkommend und am frühesten in den „Cento novelle antiche“ erzählt, enthält, auf einem andern Schauplatz und mit interessanten Nebenumständen dargestellt, das schöne Motiv zu Schiller's: „Gang nach dem Eisenhammer“.

Die zwölfte Novelle: „Schmelzer's Prüfungen“ ist der „Insel Feisenburg“ entnommen und von einer erschreckenden, aber keineswegs poetischen Natürlichkeit. Was Deutschland vor hundert Jahren, und zum Theile noch jetzt von Abschreckendem an Gewissensintoleranz, Rohheit des geselligen und Gemeinheit des öffentlichen wie des Privatlebens aufzuweisen hatte und hat, ist in diese greuliche Geschichte der Verfolgung eines protestantischen Schmelzers durch die Jesuiten zusammengebracht. Das Verwunderlichste an der ganzen Historie ist, wie ein deutsches, immerhin dickes Fell so viel Schläge, Hiebe und Arzte soll aushalten können, wie der arme Schmelzer empfangt, ohne in diesem Mangel der Geduld zu nichts zusammenzuschmelzen. Sollte denn wirklich die deutsche ältere Erzählliteratur gar nichts Besseres geboten haben? Wir erlauben uns den Herrn Herausgeber in dieser Beziehung an Balthasar Schuppins zu erinnern, der um die Mitte des 17. Jahrhunderts in seinem „Salomo“, seinem „Lucidor“ und andern Schriften unter sehr humoristischen, kürzern Anekdoten doch auch ein paar längere mittheilt, die einer freien Bearbeitung werth gewesen wären.

„Balsamor“, die dreizehnte, weltbekannte Erzählung ist nach Machiavelli's Original als ein kleines ironisches Meisterstück aufgenommen worden. Machiavelli's „wahre“ begeisterte Sprache deutsch wiederzugeben ist nicht bloß Versuch geblieben, wie der Herausgeber bescheiden sich ausdrückt. Die Uebersetzung selbst gibt uns den ungeschmälerten Genuß einer vollendeten Form und zeigt ferner die Allgewalt der Poesie, die einen Stoff, wenn

er zehnmal durch Bearbeitung und Wiederholung zur Alltäglichkeit herabgezogen wird, in unsterblicher Frische zu erhalten vermag.

Die vierzehnte Novelle: „Bestrafte Untreue“, ist die sechszwanzigste — „La demoiselle cavalière“ — aus der Sammlung „Cent nouvelles nouvelles, suivent les cent nouvelles“ (wahrscheinlich die „Cento novelle antiche“) 1c. (2 Theile, Köln 1701). Der Verf. hat dieser Sammlung schon in der Vorrede zum ersten Theile gedacht und hatte anfangs die Absicht, daraus nichts mitzutheilen. Bei nochmaligem Zusehen machte sich aber denn doch diese Geschichte bei ihm geltender, als vorher. Fünf Novellen wurden von den vornehmsten Edelheiten des burgundischen Hofes erzählt, zum Theil auch von dem französischen Dauphin, nachmaligem Könige Ludwig XI., der, weil er mit seinem Vater Karl VII. zerfallen, als Flüchtling an diesem Hofe lebte. Die erste Ausgabe erschien 1455 (?), von Ludwig XI. nach seiner Thronbesteigung selbst besorgt, die von dem Herausgeber benutzte Ausgabe ist äußerst selten und enthält die Novellen unverändert, selbst in der alten Sprache. Eine andere Ausgabe (London 1744) kommt auch nicht häufig vor. Die hier mitgetheilte Novelle erzählt ein Herr v. Loquesot und sie ist auch in eine spätere pariser Sammlung aufgenommen worden. Sie ist pikant erfunden und zum Trotz aller Unwahrscheinlichkeiten fest dargestellt. Ein junger Edelmann in Diensten des Herzogs von Brabant verliebt sich in ein Edelfräulein des Landes, Namens Katharina, gewinnt Gegenliebe, muß aber zum großen Leidwesen beider Liebenden, damit der Handel verborgen bleibt, an einen andern Hof in Dienste gehen und die Zeit abwarten, wo der Himmel ihre Liebe begünstigen wird. Mittlerweile soll er sie durch Vorfällen trösten. Girard — so heißt der Edelmann — thut das Erstere, aber mit dem Letztern läßt er ungebühlich warten. Inzwischen wird Katharina von Anbetern bedrängt und soll endlich einen an sich ganz würdigen Mann heirathen. Ehe sie dies thut, schickt sie eine Wallfahrt zu dem heiligen Nikolaus von Varengeville vor, um unterwegs ihren Geliebten zu sehen und ihm ihr Drangsal zu klagen. Sie steckt sich in Mannskleider, reist mit einem ihr zugehörigen Dheim unter dem Namen Konrad ab und weiß diesen zu bestimmen, daß er mit ihr bei dem Baron v. Barrois einkehrt, in dessen Diensten Girard ist; dort versteht sie es so einzuleiten, daß sie, als Konrad, mit ihrem Landsmanne Girard, der keine Ahnung von ihrer Person und ihrem Geschlechte hat, ein Zimmer und selbst ein Bett theilt. Sie schwärzt ihm nun nach Herzenslust von den Schönen seines Vaterlandes vor, muß aber, da Girard darüber einschläft und schnarcht, wohl erkennen, daß er sie vergessen hat. Endlich stellt sich Konrad selbst verliebt und Girard tröstet sie mit seinem eignen Beispiele, indem er auch seine entfernte Herrin, die Brabantin, in den Armen eines neuen Liebheims zu vergessen suche. Im Innersten verwundet, entweicht Katharina und läßt ihrem treulosen Geliebten einen Strafbrief zurück, in welchem sie sich zu erkennen gibt. Zu spät

...in Brand die alte Liebe und das Verlangen. Er
ist noch lebhaft und kommt grade noch recht, um Auge
seiner Hochzeit mit dem würdigen Manne zu sein, dem
er Vater sie bestimmt hatte.

„Walstein der Eisener von Flandern“, ein Vorläufer
des berühmten gleichnamigen Kaisers dieses Namens, ist eine
kleine historische Novelle Bandello's, die vollkommen ge-
schichtliche Wahrheit sein könnte, und erzählt, wie der
Walstein Karl's des Kahlen in Flandern die Tochter
seines Herrn, die Witwe des Königs Ethelmolf von Eng-
land, die er und sie ihn als Jungfrau geliebt, durch
einen kühnen Handstreich gewinnt.

(Die Fortsetzung folgt.)

**Humoristische Land-, Luft- und Volksreise ins Gebirge.
Ein Bruchstück vom Launus. Von? Frankfurt a. M.,
Bilman's. 1836. 16. 16 Gr.**

Wenn man ein Land von Pöbeln und für Pöbel halten
will, so kann man auch die Reise für eine humoristische hin-
nehmen. Ohne diese Humoristerei stünde die Reise aber möchte
in einem Labyrinth von aller geistlichen geistigen Constitution
verloren gehen, von sogenannten Göttern des Lächerlichen
als Pöbel zu verstehen. Das Fragezeichen
ist das einzige Humoristische an dem Buchlein, das man in ei-
ner mühsamen Stunde, wenn etwa der Schlaf grade ausbleibt,
zur Beseitigung der Langeweile wol in die Hand nehmen kann.
Man wird nicht schäfer davon. Das Fragezeichen beschreibt
eine Reise von Frankfurt aus in den Launus. Es wird viel
dabei gesehelt, mancherlei raisonniert, eine Menge verknäp-
pelter Worte zum Besten gegeben und einige Duzend lyrische Verse,
an denen der Reim das einzige Lohndewerthe ist, schwärmen
bis schlagender Beweis amüsanten Talentlosigkeit wie matte
Füßchen mit verknäpften Füßeln dahinschlendern herum. Die Nach-
satz, zu der wir noch eine zweite schreiben würden, wenn uns
nicht die Zeit gestute, ist ebenso nutzlos als das Buch, wes-
halb wir gestehen, daß wir ganz und gar nicht neugierig auf
die Enthüllung des hinter dem Fragezeichen verborgenen Ge-
heimnisses sind.

106.

Literarische Notizen.

Lamennais veranfaßt jetzt eine Ausgabe seiner sämtlichen
Schriften, die, elegant gedruckt und mit des Verf. Bild-
nis geziert, in 12 Bänden binnen einem halben Jahre vollständig
erscheinen sein wird. Der sechste und siebente Band derselben
sind bereits ausgegeben und enthalten die „Réflexions sur l'é-
tat de l'église“ und die in Nr. 297 d. Bl. angekündigten,
den jetzt zum ersten Mal herausgegebenen „Affaires de Ro-
me“, den Bericht der Reise enthaltend, die Lamennais mit
zwei andern Redacteurs des „Avenir“ 1831 nach Rom unter-
nahm, um vor dem päpstlichen Stuhle die in der genannten
Zeitschrift ausgesprochenen Grundsätze zu vertheilgen. Das
Buch ist wie alle Schriften Lamennais' schon durch die ganz
eigenenthümliche Art der Auffassung der Personen, der Zustände
und der Dinge interessant. Die Reise ging über Lyon, Pa-
ris, Marseille, Rouen, Antibes, Genua u. s. w. Als La-
mennais und seine Gefährten nach Rom kamen, war in Folge
des Aufstandes diese Stadt momentan in der Gewalt der Ar-
mee. Der Verf. freut sich über den Sieg des Vols, das
Dürre, Freiheit und Ruhe zu bekommen wüßte, und tadelt
den einen Monat später mit ansehnlicher Kruppenmacht in Be-
sitzung des Herzogs von Orleans dahin gekommenen Marschall

Pelet, der von einer Unterhandlung mit Bertranden, in
Belganda schalt, nichts wissen wollte. Er ist unglücklich
Lamennais' so sehr darauf: „Die Römische Kirche, nach
uns mitten auf dem Flusse, Valence gegenüber, die Brüder
von den Annehmlichkeiten der constitutionellen und moder-
nen Civilisation: ein Haufen Gen darmen und andrer zu je-
der gehörige Personen kamen in aller Eile zu der Zeit zu
ihres Fahrzeugs, um alle die Kleinigkeiten, andrer und andrer
den Nachforschungen anzustellen, von welchen hundert, so
bekannt, die Sicherheit der Reise abhängt.“ In Antwerpen,
sagt Lamennais, „bewunderten wir den ehemaligen päpstlichen
Palast, prächtig noch in seinem Verfall, mit der Ornamentik
jeder Art, die derselbe erlitten hat, trotz der schändlichen
Verfälschungen, denen er fortwährend ausgesetzt ist. Das
imponirende Äußere desselben ist ein Gemisch aus einem theil-
weise herrlichen Schloß und einem Kloster, etwel von dem Nach-
fallbrand und dem prächtigen Verfall. Der Charakter der Pracht ist vorherrschend. Das Innere
vollendet in diesen hohen, mit glänzenden Marmoren versehenen
Mauern, unter diesen gemalten und verguldeten Plafonds, in
Schöns des Stils, in weltlichen Räumen, theilweise mit
verderbten Ecken, die Petrarca's Gemüth empfinden, für
Civilisation. Diese traurige Vergangenheit, die aber nicht
Größe entbehrt, bewegt tief die Seele Deßin, der sich den
gehenden Trümmern durchschreitet, um in der Ferne vom ihm
gehende Trümmern derselben Macht aufzusuchen.“

Nach Italien gelangt, prüft Lamennais die
Landes und die Widers des Himmel; aber mit jedem
Liede, den gegenwärtigen Zuständen des päpstlichen Laus an-
treiben Wils zuwiderstrebend, verwirft er bei der ersten Gelegen-
heit und verläßt sich nicht in Rom, die in diesem, die
welche selbst erhebliche Betrachtungen über die Religion, die
alles Irdischen. Sich Rom nähernd, sagt Lamennais 2. L.
„Die Natur, die nie älter, hemmelt sich und sich die
prächtigen Willen, folge Worte des Wunders, aber wir
hinfort. Wir sehen Lande auf der Küsten aus der
Mafael gemalten Gärten aufsteigen, den wir den
gehörigsten Damer, welches Bächen mit
weißen Schilben überdeckt, hervorsteht.
selbst, deren vergangene Herrlichkeit zu ankun-
dung hinreißt, scheint seit zehn Jahrhunderten
mächtigen Grabe für sich gebaut zu haben. Die
Folgende der 10ten Hauptstadt in den unglücklichen
men des Klosters von Antwerpen, das schon
bewohnten. Unsern eines andern Klosters die
die Kirche Santa Maria degli angeli, welche
Gewölben eine noch ältere Kapelle deute, die
verfügt, die der heilige Hieronymus besaß.
Wir verweilen hier einige Augenblicke, um in
ten Heiligtum an der Nacht zu verweilen,
später veranderte ein Erbeben dasselbe in
sen. Ein unheimliches Gefühl treibt mich in
gend von einem Gabe zum andern. In der
man sieht alles, den Altar des gewöhnlichen
diesem gewöhnlichen Plaze versammelten sich die
begegensehrhaft, die Rom die Freiheit alle
seiner eignen ersticht hatte. Hier begegneten
dung päpstlicher Schriften ein Dämon, der
sehr unglücklich. Das Äußere Meher unter
mehr das Unglück als das Verdorren an. Die
an uns und haben um eines Waisch. Die
kömmlinge der Herren der Welt vor uns.“

Die Marquise d'G***, deren „Valda“ in
mit großer Aufmerksamkeit aufgenommen ward, ist
neuer Roman in zwei Bänden: „La plume de l'ange“
gegeben, der von dem Talent der Verf. in noch
zeugt.

Donnerstag,

Nr. 350.

15. December 1836.

Das Novellenbuch; oder Hundert Novellen, nach alten italienischen, spanischen, französischen, lateinischen, englischen und deutschen bearbeitet von Eduard von Bülow. Mit einem Vorworte von Ludwig Tieck. Dritter Theil.

(Fortsetzung aus Nr. 348.)

Die sechzehnte Novelle heißt „Kunstkennerchaft“ und erzählt mit vieler Laune, wie ein Künstler angeblichen Kunstkennern mitgespielt hat, deren Vorbilder noch jeden Tages unter uns angetroffen sind. Der Künstler, der, als ihm irgend in die Augen fiel, mit seinem Pinsel so zumuthreich nachahmte, daß, wer die Nachbildung sah, in Versuchung kam, sie für das Urbild zu nehmen, ließ seine Kunst an einem Edelmann erproben, der der Dame seines Herzens sein wohlgetroffenes Bildniß ehestmöglich zusenden will. Der Maler malt ihn auch wirklich zum Sprechen ähnlich; er glaubt sich selbst eingestrichen zu müssen, daß das Bild durch tiefe Auffassung, wie durch geschmackvolle Composition, beinahe das gelungenste sei, was er je gemalt. Wie das Bild der Vollendung nahe ist, fällt dem Edelmann ein, es von einigen Freunden in Augenschein nehmen zu lassen, die von der Malerei gerade so viel wußten wie die Malerei von ihnen, diese kritisiren das Bild aufs dümmste und unverschämteste; der Maler, der doch vor den vornehmen Herren in der Demuth bleiben muß, ändert und ändert, Gift und Galle in seinem Innern, und kann es ihnen doch nicht recht machen. Der Ingtrimm gibt ihm endlich den Einfall ein, den er, mit Bewilligung des ganz irre gewordenen Edelmanns ausführt. Er nimmt ein Stück Leinwand zur Hand und schneidet es solchermaßen aus, daß der Edelmann in den leeren Mittelraum sein Antlitz halten kann. Die Leinwand selbst malt er mit Licht und Schatten als Hintergrund zurecht und vollendet die Täuschung durch Finsterniß des Zimmers, vortheilhafte Beleuchtung und andere kleine Kunstgeiffe. So erwartet der Edelmann, seinen eignen Kopf im Rahmen, die unberufenen Kunstkenner. Diesen sind Sessel gestellt; sie kommen und beschmüßeln das Werk, während der Maler leuchtet. Nun kommen die gelehrten Ausstellungen. Sie finden die Ähnlichkeit des Bildes mit dem Originale noch geringer, als zuvor. Dem Einen ist das Gesicht zu lang, dem Zweiten die Nase zu hochtricht, die Augen schwarz statt

himmelblau. Ja, sie hegen sich selbst in den Tadel so sehr hinein, daß sie das Werk geradezu für eine wahre Schülerarbeit erklären. Hier vermag sich der Edelmann nicht länger zu halten und thut in der Leinwand mit einemmal den Mund auf.

Der Verfasser dieser Kleinigkeit ist Gasparo Gozzi, der Bruder des unter uns berühmten Carlo Gozzi, geb. 1713, gest. 1786, einer der ausgezeichnetsten italienischen Kritiker und Stylisten der neuern Zeit.

Die nächste Novelle ist Metis's „Bigamist“, von Herrn von Bülow, um sie, wie alle Arbeiten dieses geistreichen, dissoluten und schlüpfrigen Schriftstellers erst lesbar zu machen, frei bearbeitet. Sie ist auch in ihrer jetzigen Gestalt noch ein rechter Spiegel französischen Leichtsinns, verbunden mit viel gemeiner Beobachtungsgabe. Eine ältliche Schönheit, Witwe und durch den Witwenstand verhärtet, heirathet und plagt einen guten Mann, der sich in der Verzweiflung auf einem seiner Güter in ein junges, bildschönes Bauermädchen verliebt; und, indem er sich für einen Fremden ausgibt und sein eignes Gut sich scheinbar abkauft, heirathet er sie. Die Wonnen dieses Ehebruchs sind rüchsaltslos und mit großer Vorliebe, recht versucht sentimental beschrieben. Der entsetzliche Ausgang aber — die Novelle endet mit dem Selbstmord des Bigamisten und dem Tode der armen zweiten Frau — ist mit der größten Kälte und Gleichgültigkeit hingehudelt, und die böse Alte wird bekehrt, man weiß nicht wie.

„Wagen gewinnt“ heißt die achtzehnte Novelle, welche handfestere italienische Lüderlichkeit höchst kraßvoll und lebendig zurückschleudert. Sie ist die fünfundsachtzigste des ersten Theils der „Ducento novelle del Sgr. Celio Malaspini“ u. s. w. (Venedig 1609). Der Herausgeber sprach von diesem Buche schon in der Vorrede zum ersten Theile und wollte es zuvor unberücksichtigt lassen. Bei wiederholtem Lesen darin gewann ihm jedoch die Genialität der hier vorliegenden Novelle den Entschluß ab, sie mit Entfernung der sehr bedenklichen Stellen und Verarbeitung der zuweilen flüchtigen Sprache zu verdeutschen. Die übrigens so schöne kantige Diction Malaspini's hofft er dagegen in seiner Uebersetzung so wenig wie möglich beeinträchtigt zu haben. Er glaubt auf diesen Autor besonders aufmerksam machen zu müssen. Viele seiner No-

vollen sind zwar nicht von ihm selbst erfunden; es gibt aber mitunter deren dennoch, und die historischen, welche er als Zeitgenosse vorträgt, möchten auch für den Geschichtsforscher wichtig sein (S. xiv, xv).

Die lustige Fabel der aufgenommenen Novelle ist kürzlich diese. Drei Lotterbuben aus Arezzo kommen, das stolze Venedig zu besuchen, zu Fuß mit wenigen Groschen in der Tasche an und sehen am späten Abend in einem Kramladen eine Frauensperson Eierkuchen backen, die ihnen zu lieblich in die Nase dampfen, als daß sie nicht dem Vorschlage des muthwilligsten unter ihnen, Cechino's, gehorchen, und auf eine listige und spaßhafte Weise dieselben der Bäckerin abspahen sollten. Dies geschieht, und eben schiden sie sich an ihren Raub hinter einer Kirche zu verzehren, als sie über ihren Häuptern ein Fenster öffnen und eine leise Stimme in die stockfinstere Nacht heruntersprechen hören: „Ich lasse dich gleich ein, mein süßes Herz, verzieh nur noch ein Klein wenig!“ Sogleich ist der kocke Cechino bereit von dem Mißverständnisse zu profitieren, und wie bald darauf die Thüre sich öffnet, schlüpft er trotz der Warnung seiner davonschleichenden Kameraden hinein. Der Ruf war von der unglaublich schönen, einzigen Tochter eines reichen portugiesischen Kaufmanns hergekommen; diese meint ihren Liebhaber, einen jungen Edelmann, an der Hand zu haben, den sie fast alle Montage um die erste Nachtrunde empfängt und mit großer Gefahr durch den Saal, an den das Schlafzimmer ihres Vaters stößt, auf den Boden führt, der voller Baumwolle in Ballen liegt, zwischen denen sie sich und ihrem Geliebten ein verborgenes Lager bereitet hat. Hier läßt sie den vermeintlichen Geliebten bei Wein und Lederbissen, die der hungrige Kerl sich gut schmecken läßt, eine Weile allein, dann kommt sie wieder. Cechino weiß nicht, wie ihm geschieht, er wird umarmt und geküßt, und thut alle Diastie eines feurigen Liebhabers mit einer Bitterkeit, die das Mädchen an dem Edelmann gar nicht mehr gewohnt ist. Am erwachenden Morgen sieht sie sich mit Entsetzen in den Armen eines zerlumpten Bettlers. Dieser verbirgt aber hinter seinem Lumpen eine so holde Jugend und so sitzsam nobeln Sinn, daß sie nach einigem Wüthen ihm noch einmal freiwillig zugesieht, was er gezwungen und gedrungen in der Nacht geraubt hat. Dann hilft sie dem Liebetranken zur Flucht in einem baumwollenen Ballen, der sofort abgeholt und in ein Gewölbe verschlossen wird, um am andern Tag nach Amerika verladen zu werden. Das Alles erfährt der entfesselte Cechino in seinem Ballen, indem er glücklicherweise nicht auf den Kopf gestößt worden ist. Endlich kommt der Schreiber, von Geburt ein Grieche, mit Lintensaß und Pinsel den Ballen zu bezeichnen, legt seinen Kasten und einige Geldsäcke ab und beginnt zu malen. Wie er an die Kiste kommt, durch welche Cechino athmet, steckt dieser sein Stohauge heraus und fängt an Fragen zu schneiden, daß Jener glaubt, der Teufel sei in dem Ballen, davonläuft und das Gewölbe hinter sich zurückgelassen. Das Mädchen (die Jungfrau, übersezt Hr. v. B. etwas zerstreut) hatte dem Entfliehenden Messer, Hammer und

Zange zugefleht. Damit geschmeichelt er den Ballen, schloß sich aus der Wölle heraus, erbeicht das Thor und rühmt mit den Geldsäcken des griechischen Schreibern. Bei einem bekannten Schneider pugt er sich heraus, kleidet und begibt sich sodann mit Hülfe des erbeuteten Geldes auf und findet nach sechs Monaten das Mädchen in Venedig kleidern in der Wölle. Ihr Vater ist gestorben, der Mann ihr untreu geworden; so läßt sie sich von Cechino gern ein Märchen von seiner ehrbaren Schatzgräberin und beglückt den Patienten mit ihrer Hand.

Das ist italienische Großenweltmann seit 1840. Lug, Betrug und Ungucht bei Vornehm und Gering; und diese Laster machen nicht eine Ausnahme, je mehr einmal innerlich unglücklich: ohne Straß von den, der Gerossensbisse innerlich; machen und gestalten die Menschen, diese Dürnen ihr irdisches, höchstes Glück zu rein, wie tief sittlich sind dagegen die muthwilligen unserer Volksbühnen; die zur gleichen Zeit, als die vortheilhafte Welt ihr Wohlgefallen an jenen geistreichen Schicksalen hatte, in den Hütten der Armen und Geringeren gelebt worden. Wie ernst ist z. B. die Laster in scheinbare so leichtfertigen Fortschritt. Der ist auch die Flau und Lächerlichkeit die Fülle, aber nur machen Beide die Besitzer des Geldes und der Macht, während, obwohl die Gemüthsart sich freilich und unselig, noch ehe sie vom Himmel her

Auf edlere Grundlagen als die vorige Welt neuzugibt: „Das glückselige Pärchen“ geht, in einer Legende anschließt, die ebensoviel sich zu managen als zu einer Novelle eignen würde. Die Geschichte ist die eine der beiden Novellen, die die Fortsetzung des „Don Quixote“ einnimmt, die ihrer Zeit eine Verhöhnung des großen Cervantes eines Meisterwerks darstellen sollte. Das Buch ist 1614 erschienen und hatte das unglückliche, die Vollendung des „Don Quixote“ zu bedeuten. Der Verf. nennt sich Alonso Fernandez de Avila (mit erdichtem Namen); er war ein Angewandter, ein bitterer Feind des Cervantes. Herr v. B. hat die velle im Grunde schlecht erzählt, er hat sie nicht zu gen und dem Style nachhelfen müssen. In dem gegen Geßalt tritt sie ganz würdig auf. Die jugendhafte und beströgen gefeierte Pöbel des nennklosters entkennt am Sprachgitter von der Freunde ihrer Kindheit und verführt mit ihr. Sie. Bevor sie aus dem Kloster mit ihm, sie nachhüllicher Weile vor das Bild der Jungfrau in der Kirche, verrichtet hier ein wunderbarer bittet die Mutter Gottes für ihre Mutter und weist den Schlüsselbund, mit dem sie sich im Weg gebahnt, vor dem Altare nieder. In dem voll Ehnde kommt sie vier Jahre lang nicht selbst, bis sie, ganz im Schlamm verfunken, von Manne verkauft, von Dählern verlassen, der Welt preisgegeben ist. Da lebet sie um und lebet reuige Sünderin in ihre Heimat zurück. Wie im geht sie, Nachts angekommen, auf ihr Kloster zu

Literarische Unterhaltung.

Freitag,

Nr. 351.

16. December 1836.

Das Novellenbuch; oder Hundert Novellen, nach alten italienischen, spanischen, französischen, lateinischen, englischen und deutschen bearbeitet von Edward von Balow. Mit einem Vorworte von Ludwig Tieck. Dritter Theil.

(Verlag aus Nr. 300.)

Wir eilen an der zwanzigsten Novelle eines Unge-
nannten (S. xv fg.): „Die drei Geduldsproben“, in der ein
alter langmüthiger Eheherr seiner listernen, jungen Pflü-
ge Luft nach Liebhabern durch einige tüchtige Adressen
vertreibt, und an der einundzwanzigsten „Der Kaufmann
von Venedig“, aus welcher Shakespeare den seinen ge-
schöpft hat und welche vom Verf., Giovanni Fiorentino,
den „Gestis Romanorum“ entlehnt worden ist, vorüber,
um die bei weitem schönste Novelle Lope de Vega's, die zwei-
undzwanzigste dieses Theils, „Die Schicksale Dianens“
(auch im spanischen Texte) betitelt, näher ins Auge zu
fassen. Hr. v. B. erklärt, sich in seiner Übersetzung nicht
immer an die Worte des Originals zu halten, da des
Verf. Styl bekanntermaßen nicht so classisch sei, daß er
gewissenhafte Treue zulasse oder gar nothwendig mache.
Auch von den eingestreuten Gedichten hat er nur so viel
beibehalten, als nöthig waren den Charakter der Novelle
in ihrer Integrität zu erhalten. Ohne vortreflich zu sein,
sind diese Gedichte doch charakteristisch, und insofern kam
es ihm darauf an, den zuweilen verworrenen Sinn der
Worte so gut, wie es sich thun ließ, aufzuklären. Dies
ist auch der Grund, warum seine Übersetzung die Assonan-
z aufopfert. Die Fabel dieser köstlichen Novelle ist jenes
reife, reichlichen Dichters vollkommen würdig, die Ten-
denz rein und edel, die Ausführung lebensvoll und mar-
tig, und der Vortrag mit Bildern und Sinnsprüchen,
stets am passenden Orte, wie mit Perlen ausgeschmückt.

In der Stadt Toledo leben zwei innige, edle Freunde,
der reiche Sohn einer Witwe, Octavio, und der arme
Kello, dieser verlißt sich in Octavio's schöne, sitz-
sam und langlos erzogene Schwester, Diana, wie denn „die Rose
es Morgens keines andern Reizes als ihres natürlichen
Charmes bedarf, während sie abgeschnitten, aller Künst-
lichkeit des Straußes zum Troß, doch von so kurzer
Dauer ist und sobald dem Auge mißfällt“. Celio ge-
hört, ohne Octavio's Wissen, die Liebe der Jungfrau.
In einer Strickleiter steigt er Nachts zu ihrem Fenster

empor und verlißt sich auf den schwanken Sprossen
so lange in jähliche Gespäche mit der Geliebten, bis
einstmals diese, von Liebe überwältigt, dem Einstiegenderen
nur geringen, schweißigen Widerstand leistet und er die
in Ohnmacht Fallende auf ihr Bett bringt, „wo seine
Thränen als Wasser zu ihrer Erfrischung und als Feuer
zur Entzündung ihres Herzens dienen; denn wie man
wohl in Winternächten halb wachend vernimmt, daß es
regnet, also empfand Diana, halb im Traume der Ohn-
macht und halb im Erwachen ihrer Gefühle, Celio's auf
ihr Antlitz niederfallende Thränen“. Bald trägt sie von
ihm ein Kind unter dem Herzen und in der Verzweif-
lung verabreden beide Liebende die Flucht nach Indien,
„denn bereits war an Dianen der neue Gast sichtbar,
den ihr Schoos umschloß, und breitete sich allmählig aus,
da er in seinem eignen Hause war“. In einer schwar-
zen Nacht hat sie die kostbarsten Juwelen nebst Geld ihrer
Mutter entwendet (dies ist der einzige unedle Zug in der
Novelle) und erwartet ihren Geliebten. Dieser aber wird
mit Octavio in einem Spielhause unverschuldet aufgehalten;
durch ein unseliges Mißverständnis übergibt Diana einem
Fremden, den sie für Celio hält, den Koffer, und da die-
ser nicht wiederkommt, entflieht sie allein auf einem Pfade
zwischen rauhen Felsen in den Wald. Der zu spät ge-
kommene Celio, vom Verdachte der Mitwisserschaft um
die Flucht frei, erblickt sich seinem Freunde und des-
sen Mutter, die Verschwundene zu suchen und ohne sie
nicht wieder zurückzukehren. Während er ihrer Spur ver-
gebens nachgeht, sie zuletzt auf dem Berge nach Indien
glaubt und ein Schiff besteigt, ihr dorthin nachzufolgen,
wird Diana „in einem Thale, das nach verschiedenen
Seiten hin ein Dach durchschneidet, dessen Wasserstreifen
zwischen Felsen und Kolkgruben durch, gleichsam wie
Stücken eines zerbrochenen Spiegels erscheinen“, wo die
Arme, sich verlassen und verrathen glaubend, in tödtlicher
Ohnmacht ruht, von einem liebenden Schäferpaar gefun-
den, erweckt und in die Wohnung des Mädchens geleit-
et, dessen Vater, von ihrer Schönheit und Demuth ge-
rührt, sich allmählig ihr freundlicher zuwendet. Nach zwei
Monaten erfolgt ihre Niederkunft mit einem schönen Sohne.

Selbstsammerweise geht es, wo Alles an einem Orte ge-
legen ist, in Folge eines geringen Gelüsts, das entweder aus
Schamhaftigkeit verschwiegen wird, oder nicht befriedigt wer-
den kann, die Frucht und wol sogar der Baum selbst verlos-

ren, während hier nach so übergroßer Kränkel und so sehr schwerlichen, unter Hunger und Kummer darfuß zurückgelegten Wanderungen dies unglückselige Kind den Hafen des Lebens ungefährdet erreicht.

Einen Monat nach ihrer Genesung läßt Diana Phyllis der Schäferin ihr Kind als Unterpfand der Genesung zurück, nebst einem werthvollen Kleinod, davon die Erziehung des kleinen Celio zu bestreiten. Dann wandert sie in männlicher Kleidung weiter, sucht zu Bejar einen Herrn und findet ihn in einem Landmann, der die Heerden des Herzogs als Oberschäfer weidet und eines Hirtentöchters bedürftig ist. Die Bauerstochter gewinnt den anfangs von ihnen gesehtenen Knaben lieb und der Oberhirt nimmt ihn in seinem Hause auf. Dianens Verkleidung drängt sie hier in große Verlegenheit. Die achtzehnjährige Tochter des Hirten, Silveria, verliebt sich in den mädchenhaften Knaben, der, die Laute so lieblich spielt, und Silveria's Anbeter, ein ehrlicher Student, von dem zu seiner Qual immer das Instrument entsteht wird, verzweifelt fast vor Eifersucht. Aus diesen Verlegenheiten rettet Dianen der Herzog, der, bei seinem Diener einkehrend, auf den lieblichen Hirtensknaben aufmerksam wird, das verkleidete Mädchen mit sich nimmt und sie so werth hält, als sie es verdient. Mittlerweile ist der treue Celio zu Schiffe auf dem Wege nach Indien. Durch einen jener Zufälle, die dem Lustspielichter immer zu Gebote stehen, lernt er in seinem Schiffer den Räuber von Dianens Koffer kennen, ersticht ihn in Folge eines Wortwechsels und wird nach erfolgter Ankunft in Indien deswegen in den Kerker geworfen. Unterdessen dient Diana dem Herzoge als getreuer Knappe, wird von ihm zum Kammerdiener erhoben, mit an den Hof des katholischen Königs genommen und, da dessen Auge mit Wohlgefallen auf ihm ruht, demselben geschenkt. In des Königs Diensten steigt er immer höher, und selbst die Ungnade, in welche sie ihr unzeitiges Lautenspiel bringt, muß zu ihrem höchsten Glück dienen. Denn da in Indien Unruhen ausgebrochen sind, wird sie als Generalcapitain des neuerobernten Landes vom Hofe entfernt und dorthin beordert. Spanier wie Indier erfreuen sich ihrer Ankunft, denn sie straft und belohnt, ohne ihre Hände zu beslecken. Zuletzt kommt sie nach Cartagena und erblickt dort, die Gefangenen beschützend, ihren Celio, den sie, wie abgezehrt und bleich er auch ist, alsbald erkennt. Sie drängt die Thränen ihrer Augen in ihr Herz zurück, und nachdem sie vergeblich versucht hat die Verwandten des getödteten Schiffers durch Bitten zu beschwichtigen, läßt sie ihn als Gefangenen auf das Admiralschiff bringen und speist und verkehrt hier mit ihm unkenntlich. Erst in Sevilla entdeckt sie sich dem König und dem Geliebten. Celio erkennt in dem Gouverneur sein schönes Weib, das ihm so viele Thränen und Leid gekostet hatte. Die Vermählung wird herrlich gefeiert und die Schäferin Phyllis, im groben Hirtengewande, aber mit schönem Antlitz und auf die Schultern niederwallenden Locken bringt dem zärtlichen Liebespaare den Sohn.

Die dreihundzwanzigste Novelle heißt: „Die natürliche

Tochter“, kommt von Metis und ist verhältnißmäßig mit viel psychologischer Wahrheit abgefaßt. Nur einmal zeigt sich die moralische Stumpheit der Franzosen, wo er den Vater, ehe er in dem jählichen Mädchen die natürliche Tochter vermutet, sie in der Zudringlichkeit bestogen läßt und dem Mädchen die Mutter, das Alles als natürliche Berücksichtigung zu halten.

„Wie gewonnen, so zerronnen“, ist eine Novelle, deren Schluß ihr Räthsel enthält: „wie im Wasser die leeren Acten durch einen Wolf wiedererstet werden können, der seinen Schwanz durch das Spundloch des Fasses stecken und sich so fangen lassen muß.“ Die Auflösung findet der Leser in der interessantesten Geschichte, die den Nachahmer Boccaccio's, Sacchetti, welchem schon der erste Theil einen Schwanz nachgeholt, zum Besten hat.

Den dritten Theil beschließt endlich Bandello's „Romeo und Julie“, durch Shakspeare weitbekannt geworden, und freilich so meisterhaft behandelt, daß jede höhere Erzählung dagegen in Schatten tritt, obgleich sich der Dichter streng an die gegebenen Motive gehalten hat. Wir machen deswegen auch keinen Auszug und thun noch weniger etwas Vereinzelt mit; durch Babel wird die Novelle der unsterblichen Schöpfung des Genies nie über vollends in ungerechten Schatten gestellt. (Vergleiche hier Hr. v. Bülow's erschöpfende Literaturhistorie, Notiz aus S. VII fg.) Dieser zufolge war der jetzt bekannte Autor, der diese Novelle erzählt, Succio; mit andern Namen und ohne Kunst nannte ihn sodann Luigi da Porto, geb. zu Vicenza 1485, 1529, tapferer Hauptmann im venetianischen Dienste; an ihrer Bearbeitung soll, einem andern Urhändler nach, Pietro Bembo Antheil gehabt haben. Luigi wurde der Stoff in ottave rime gewandt noch vor der ersten 1535 veranstalteten Ausgabe der Novelle (Venedig 1533) gedruckt. Bandello erzählt Luigi, aber viel kunstreicher als dieser. Beide sagen von ein gewisser Alessandro Peregrino von Verona, den die Novelle erzählt. Diese ist früh und hat nicht nur in alle Sprachen übersetzt worden. In den „Contes du monde avantureux“ ist sie nach Massieu's Arbeit; deutsch erzählt sie Harssdorffer; französische ungeschickten Veränderungen, Don Diego de Vega's Vargas. Dazu bringt Hr. v. Bülow aus den Papieren des Shakspeare von Th. Schirmer, L. Schell und A. Simrock noch die Nachschreiber, die in der „Istoria di Verona“ (Verona 1594) die Geschichte ebenfalls als eine wahre Begebenheit aus dem 14. Jahrhundert erzählt, die aber wahrscheinlich den Stoff von der Novelle entlehnt habe. Nach Simrock gibt es auch ein italienisches Trauerspiel „Romeo und Julie“, von Luigi da Porto. Daß Shakspeare hauptsächlich nach Bandello gearbeitet ist entschieden.

Noch enthält die Vorrede ein Verzeichniß von bedeutenden oder für den Zweck des Buchs nicht bekannten Novellisten. Es sind dies der Portugiese

Nas de Nabele (Lissabon 1701), die Spanier Don Juan del Castillo (Madrid 1734), Joseph Camerino (Madrid 1623, 1736), Don Diego de Agreola y Baragat (Madrid 1724), Alonso Geronimo de Salas Barbado (Madrid 1621, 1623), Francisco Santos (Madrid 1668, 1686), und ein Buchhändler, der in dem Patrañuelo (Sevilla 1576, 1583) ein guter Nacherzähler der italienischen Romane ist; ferner die Italiener Lelio Apollonio (Paris 1547), Pietro Fortini (1550), Giovanni Barrio (Rom 1545, wiederholt 1799), Marco Cabemosto da Lodi (1544), Camillo Scaligeri della Tratta (Venedig 1627, Bologna 1668), Francesco Albergati Capocelli und Gianfrancesco Altanese (Venedig und Leipzig 1781), endlich ein ungenannter, altdeutscher Bearbeiter von 12 Erzählungen aus den „Gesta Romanorum“ und die Französin d'Aulnoy (Haag 1693). In Bezug auf die portugiesische Novellenpoesie bejammert der Herausgeber, daß der einzige große Dichter der Nation, Camoens, gar nichts für dieselbe gethan hat. 33.

Russische Literatur.

Romane, historische und unhistorische, Gedichtsammlungen, ererbte und ungelernte, erscheinen in großer Menge und kaum ähbar. Um doch Einiges zu nennen und auszuzeichnen, sei es billiger Rücksicht auf den berühmten Verf. zuerst genannt: „Pamiatnyja zabitki etc.“, d. i. Denkmale des Titularraths Ischuchin, oder die gewöhnliche Geschichte eines gewöhnlichen Leibes, von Ischabdas Bulgaria (zwei Theile, Petersburg 1836). Auch bei begabten Schriftstellern tritt oft, wenn sie viel schreiben, eine Ermüdung der Phantasie ein, insofern die Finger nicht so nicht erlahmen, sondern immer rüstiger ihr Werk verrichten. Dadurch stößt man in solchen Werken auf eine Ebbe des Interesses und auf eine Flut von Worten, auf Richtigkeit des Inhalts und Breite der Form. Es ist ein Nachwerk, bei dem der größte Wacker den blühenden Felsen nicht geparkt hat. In der Art sind die „Denkwürdigkeiten des Herrn Raths Ischuchin“. Es ist ein armer Autodidakt, ohne Geld, ohne Schulkenntnis, hat keine Lehrer bezahlet (können), der sich jämmerlich durch die Welt hilft, einige niederwerfende Fußtritte des Schicksals und auch der Menschen erleidet, sich insofern wiederaufricht und im infundanzigsten Jahre eine wohlhabende Frau heirathet, mit der er sich auf ein Gut in Livland zurückzieht. Man sieht, er ist noch jung der Remonstrationsprediger, daher hat er denn auch noch nichts recht Merkwürdiges erlebt, insofern verspricht er die Fortsetzung seiner Denkmale, wenn er erst Livland wieder verlassen hat, denn dort“, sagt er auf der vorletzten Seite des Buchs, „gibt es bei der deutschen Bevölkerung des Landes nichts weiter zu thun, als Tabak zu rauchen und Bissen zu einem Pfennig, bis zu drei Silbergroschen zu spielen, dabei in der Stadt auf schlechtem Pflaster und außerhalb desselben im Lande spazieren zu gehen“. Wäge Hr. Ischuchin den Voratz auszuführen und mit seiner seltenen Beobachtungsgabe sich in Länder wendern, wo kein Tabak geraucht und doch gespielt wird, wo es Lottolose gibt und festen Boden.

Von dem ausgezeichneten pseudonymen Erzähler, dem sogenannten Kosaken Bladimir Eganowski sind wiederum einige Novellen erschienen. Sein eigentlicher Name ist Dahl und er der Herkunft nach ein Deutscher, aber er gefällt sich unter dem selbstgewählten Kosakennamen, den er durch Schlichtheit seiner Erzählungsweise und häufig copirten Volkston zu rechtfertigen sucht. Sein neuestes Buch heißt: „Byli i nebyli etc.“, d. i. Wahrheit und Dichtung (zwei Theile, Petersburg 1836). Die Erzählungen, die der zweite Theil enthält, sind im brolligen Volkston abgefaßt, dagegen entwickelt der Verf. in den beiden Novellen des ersten

Theils ein anderes Talent. Es ist die höhere Gesellschaft, in der er sich bewegt, und mit sehr viel Knurren erzählt er zwei kleine Begebenheiten, von denen die eine im südlichen Polen, die andere noch nördlicher in der Balachet vorgeht. Er stellt darin ein lebhaftes Bild des Lebens in diesem, in gesellschaftlicher Hinsicht, wenig bekannten Lande auf. In kurzen Umrissen, aber voll Charakter, schildert er dessen bunte Bevölkerung, den tragvollen Griechen, den hochbemühtigen moldauischen Magnaten, den herumvagabundierenden Aigeuner. Die Schönheit der moldauischen Frauen wird nicht übersehen und ein häßliches feelmvolles Bild ist das Aigeunermädchen Kassandra.

Ein anderer beliebter und talentvoller Erzähler ist R. Bogol. Er hat in seinen Novellen und Märchen gleichfalls den Volkston nachzuahmen gesucht wie Eganowski, nur beschränkt er sich dabei auf die Eigentümlichkeiten einer einzelnen Provinz. Es ist Kleinrussland, das er darstellt, und es sind kleinrussische Bauern und Kosaken, nicht die Priester, sondern die Kister jener Gegenden, die er auf die Scene führt. Die Darstellung des Volkslebens in allen Wendungen und Nuancen gewinnt durch solche Bestrebungen. Eine Sammlung dergleichen Erzählungen von Bogol ist unter dem Titel erschienen: „Wetschera na chutore etc.“, d. i. Abende auf dem Weiler (zwei Theile, Petersburg 1836). So jung das Buch ist, so hat es doch auch schon eine Fortsetzung erhalten: „Mirgorod, powosti etc.“, d. i. Mirgorod, Erzählungen, als Fortsetzung der Abende auf dem Weiler (zwei Theile, Petersburg 1836). Von demselben Bogol hat man auch dramatische Werke.

Ein vielgepriesener Dichter des jüngern Geschmacks, Bladimir Benediktow, hat einen Band seiner zerstreuten Gedichte gesammelt und drucken lassen: „Stichotworenija W. Benediktowa etc.“, d. i. Gedichte von W. Benediktow (Petersburg 1835). Es sind lyrische Ergüsse in wohlklingenden, tabellos gereimten Zeilen. Der Inhalt: Liebe, Schmerzmuth, Großmuth, Kriegserklärung allem Bösen und Niedrigen, kurz Alles, was ein junger, gutgefunter Dichter in seinen Versen zu vereinigen pflegt. Empfindend singt er:

Der Dichter will des Herzens Wehen
Mit ihm verwandten Herzen theilen,
Und in der Klänge milder Flut,
Entspringt ihm sein erhabener Schmerz.
Die laute Welt umgibt den Sänger.
Sie raucht ihm ihren Beifall zu.
Doch wird des Sängers Schmerzgeiden
Von kalten Herzen nicht begriffen.
Er klagt von seinem ew'gen Sehnen;
Und seiner Qualen Feuerflamme
Erglöhert in dem Klang der Geiten
Und lobet in den Aebem fort.
Er leht und bettelt nur um Thränen,
Doch diese Thränen quillen nicht.
Nicht heiße Zähren hab sein Loth,
Nur eiskalteltes Bravourfien!

Järend und Lühn ruft dagegen der Dichter in einem andern Gedicht aus:

Ein Kämpfer bin ich, ein Kämpfer fürs Recht,
Schaut hier die Erier verschlagen,
Nach dem Schwerte greif ich, um Lühn im Geseht
Den Kampf mit dem Unrecht zu wagen!

Abermals ist ein Naturdichter neben den frühern, nämlich Grepuschkin, Suchanow, Alipanow entstanden. Ihr jüngerer Mitbruder heißt Alexius Kolzow, ist eines Bürgers Sohn in Woronesch, jetzt 26 Jahr alt und seinem Gewerbe nach ein Viehhändler. Er hat nur ein Jahr in einer Elementarschule Unterricht gehabt, lernte nothdürftig lesen und verbandt die weitere Ausbildung eignein emsigen Studium in meistentheils erborgten Büchern. Ein Band seiner Gedichte ist gedruckt: „Stichotworenija Aleksija Kolzowa“, d. i. Gedichte von A. Kolzow (Moskau 1835). Neuere Gedichte von ihm finden sich

Sonnabend,

Nr. 352.

17. December 1836.

Progress and present position of Russia in the East.

(Zweiter und letzter Artikel.)

Die Räumung Sibirias auf der einen Seite und die Berichte aus Teheran auf der andern geben dem historischen Inhalte dieser Schrift ein in die unmittelbaren Verwickelungen der Gegenwart herübergreifendes Interesse. Ebenso verlegt die politische Tendenz der Schrift uns sehr lebhaft zurück in die Betrachtungen, mit welchen Europa den am Schlusse des ersten Artikels angedeuteten Begebenheiten folgte. Solche Parallelen, und wenn sie auch mehr die Stimmung und die Ansichten der Menschen als die genaue Lage der Dinge selbst bezeichnen, haben ihr Lehrreiches. Die Geschichte soll sie nicht mit Gewalt herbeiführen, wenn sie fernab liegen; aber warum sollte sie ihnen ausweichen?

Wesentlich verschieden mit Bezug auf die östlichen Angelegenheiten war beim Ausbruch des Türkenkrieges von 1787 wol nur die Stellung des österreichischen Cabinets. Die Idee der Aufklärung, der Gesittung, der geistigen Veredlung kam dem Ehrgeize des Kaisers Joseph entgegen, und die Pläne, zu deren Ausführung Katharina ihn einlud, erschienen ihm in dem verführerischen Lichte einer Unternehmung von glänzenden Resultaten für die Menschheit. Zwecklose Ländersucht, kühnblütige Berechnung sind auch dem ungünstigern Bilde fremd, das man neuerdings von Joseph's Charakter entworfen hat. Katharina war ihm an scharfem und umfassendem Blick weit überlegen. Wenn heute Rußland seine Autorität im Osten zu behaupten oder zu erweitern trachtet, so wären in enthusiastisches oder ein schmiegsames Eingehen die rechten Eigenschaften, deren es bei dem österreichischen Cabinet sich zu versehen hätte. Was Preußen anbelangt, so sind oberflächliche Beobachter bald mit der Rolle fertig, welche sie dieser Macht im Verhältniß zu Rußland uthelten. Aber es dürfte über kurz oder lang klar werden, daß man in Berlin Herzberg's Lehren nicht ganz ergriffen hat, und daß die Erhaltung der Türkei noch immer für einen zu wichtigen Grundsatz gilt, um über en freundschaftlichsten Beziehungen zu irgend einer auswärtigen Macht überschauen zu werden. Ist es doch neuerdings selbst in einer berliner Zeitschrift gradezu ausge-

sprochen worden, daß das Zusammentreffen in gewissen Principien des Regierungssystems, daß ein gemeinsames Planneigen zu gewissen staatsrechtlichen Formen den unabhängigen Gang der auswärtigen Politik nicht stören darf.

Rußlands Übermacht und die Gefahr einer Unterjochung der Türkei war ein Thema, das die politische Literatur damals mindestens so angelegentlich als jetzt beschäftigte. In drei Sprachen fast zu gleicher Zeit ward das kleine Buch: „Du péril de la balance politique de l'Europe“ verbreitet. Die englische Übersetzung (durch Lord Mountmorres, zweite Ausg. 1790) nannte ausdrücklich und glaublich genug als Verf. den König von Schweden. Der ganze Verlauf der russischen Politik seit Peter dem Großen wird in dem Buche umständlich dargelegt, das „orientalische System“ Rußlands fällt ein eignes Capitel; die Eiferfucht der Seemächte wird auf alle Weise angeregt, und nicht ohne Eindruck konnte ein Satz wie der folgende bleiben: „Sollte Rußland seine Macht im Mittelmeer aufrichten, so vermag keine menschliche Voraussicht die ungeheuern Folgen einer solchen Revolution zu berechnen.“ Das Lob der schwedischen Verfassungsveränderung und die besondere Empfindlichkeit, mit welcher eines russischen Diplomaten am stockholmer Hofe gedacht wird, deutet auf den Ursprung der Schrift; die Kriegslust Gustav III. spricht aus der Behauptung: nur die Mäßigung des Königs von Preußen habe einen drohenden Bund von fünf Mächten wider Rußland abgewendet. Eine Reihe von Briefen, die mit der Unterschrift: „A calm observer“ im „Morning chronicle“ erschienen, ward 1792 besonders abgedruckt unter dem Titel: „On the concert of princes“. Der Revolutionskrieg ward hier betrachtet als ein Mittel zur Entkräftung derjenigen Nation, die auf dem Continent der russischen Politik und dem von ihr in „Gemeinschaft mit zwei andern Cabineten eingeführten neuen Völkerrecht“ am bedeutendsten entgegenwirken könnte. Von Preußen insbesondere wird wiederholt gesagt, es handele gegen sein eignes Interesse, indem es (1791) Polen fallen lasse und so die Zahl der Zwischenstaaten vermindere, deren Bündniß ihm die eigne, ihrer Natur nach „beschränkte und künstliche“ Existenz sichern würde. Von einem russischen Plan zur Eroberung von Ostindien ist in bestimmten Ausdrücken die Rede; und wirklich soll der Fürst von Nassau-Siegen vor dem Frieden

von Jassy der Kaiserin einen solchen Plan vorgelegt haben. In England wirkte Vieles zusammen, um das Schlimmste von Rußland glauben zu lassen; vielleicht konnte man die bewaffnete Neutralität nicht viel eher verzeihen als die polnische Theilung. Aber auch Deutschland ward aufgeschreckt; Friedrich's des Großen wohlbegründete, wohl-durchdachte Besorgniß ward zum Gespenst, das man überall in unbestimmten, aber desto schreckendern Umrissen erblickte; der „Semiramis des Nordens“ schien Alles möglich; und in der That, nach Dem, was man erlebt hatte, was hätte man noch für moralisch unmöglich halten sollen? Die zahlreichen Schriften über die russische Garantie des westfälischen Friedens beleuchten die möglichen Folgen dieses neuen Verhältnisses; in einer derselben heißt es: „Müssen wir nicht besorgen, die Sonne, die so furchtbar im Osten emporsteigt, furchtbar auch für die deutsche Freiheit im Westen wieder untergehen zu sehen?“ Die Theilung Deutschlands — nichts Geringeres schien den aufgeregten Gemüthern der polnische Vorgang anzukündigen. Derselbe Schriftsteller (in Reuß's „Staatskanzlei“, 38, 119) führt eine Sprache, in der man den bedächtigen und gelehrten deutschen Publicisten kaum wieder-erkennt:

Nur noch einige scharfgeladene Kanonen mehr vor das Rathhaus zu Grobno, nur noch ein Lebeam in der Kapelle zu Petersburg, und die ungeheure Lawine liegt vor den Thoren unsers Vaterlandes. Und wir sollten russische Garantien unserer Constitution annehmen? unsere Freiheit vielleicht bereinigen von Kosacken- und Tatarenschwärmen mißhandeln lassen? Nein, nimmermehr! Diezeit ist mein Kopf nur in durchwachtem Nächten den Bemühungen gewidmet gewesen, meinem Vaterlande nützlich zu werden; aber dann sollte auch mein Blut zur Vertheidigung deutscher Unabhängigkeit seinen Boden benetzen.

In ähnlicher Stimmung, wenn auch minder befangen durch das zunächst Liegende und den Blick mehr auf die Weltlage im Großen gerichtet, schrieb Spittler, als er den zweiten Theil seiner „Geschichte der europäischen Staaten“ (1794) in Druck gab. Man höre den Schluß seiner Vorrede:

Wir Deutschen, die wir zwischen Polen und Frankreich wohnen, dort die unverkühlte Praxis eines neuen Völkerrechts, hier die schrecklichen Wirkungen scholastischer Grundsätze und Lehren sehen, sollen im Genuß unserer glücklichen Ruhe nie vergessen, daß wir ebenso wenig Ursache haben, zu jenem zu schweigen, als die Beschreibung von diesen zu mißern, und vielleicht hat deutsche Freiheit und Cultur fast mehr noch von jenem als von diesen zu fürchten.

Und bei der Uebersicht von Katharina's Regierung:

Seit vollends Frankreich keine Macht mehr ist, sondern bloß ein Kriegstheater, kann von einem Gleichgewicht in Europa nicht die Rede sein, denn die Jakobiner in Frankreich haben sich als die besten Künster von Rußland bewiesen.

Um aber diesem Rückblicke seine volle Anwendung auf die neuesten politischen Erörterungen zu geben, muß erwähnt werden, daß auch damals, in den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts, die Möglichkeit einer Regeneration der Türkei vielfach und in verschiedenem Sinne besprochen worden. Die Memoiren des Baron v. Lott (1784) hatten einen Segner an Personnel gefunden, der die Türken auch aus eigner Anschauung kannte und sie in günstigerem Lichte darstellte. Das meiste Aufsehen aber

erregten Volney's „Betrachtungen über den Orient“ (1788). Auch gegen ihn trat Personnel in die Schranken, und zu gleicher Zeit nahm ein Engländer in einem wohlgeschriebenen Pamphlet („Reply to a pamphlet, entitled: Considerations etc.“, London 1789) den Fuß auf. Volney ging von der Ansicht aus, das türkische Reich sei nicht mehr im Besitz desselben Hülfquellen wie in den Tagen der Selim und Soliman. Die Erwiderung vergleicht die Schwäche Rußlands und Oesterreichs mit den Feinden, die früher den Osmanen gegenübergestanden hatten, und der Verlauf des begonnenen Krieges selbst gibt Gelegenheit, die Aufregungen, den Eifer, die Einheit des türkischen Vertheidigungssystems zu rühmen. Auch Abdul Hamid's Reformen werden geltend gemacht; es scheint der alte Sturz zu weichen und humanere Grundsätze jetzt schon Eingang zu finden. Volney hatte die Türken nicht eben als empfänglich beschrieben; unter Rußlands Aufsicht mehr die Philosophie noch ihren Sitz in dem von der Natur für alles Schönste und Beste bestimmten Reich errichten dürfen. Der Engländer (dem aber freilich nicht die genauere Kenntniß zu Gebot stand, die jetzt in dem einzigen Werk „Über die Hülfquellen der Türkei“ (1794) worden) begnügt sich, die Befähigung Rußlands zu einer reformirenden Nation in Zweifel zu setzen; Rußlands, das nur eben erst aus dem Dunkel hervorgeht, das noch kaum mit einer ordentlichen Gesetzgebung versehen und noch in Fesseln des verährten Despotismus befangen sei. Jedenfalls müßte die Türkei als unterworfen und der Islam gänzlich verdrängt werden, indem er ein politisches sowohl als ein religiöses Hinderniß enthalte; zu dem Einen aber sei so wenig als zu dem Andern einige Wahrscheinlichkeit gegeben, wenn man nur den Widerstand in Betracht ziehe, den die Türkei selbst jedem gewaltsamen Versuch entgegenzusetzen würde. Dem, ob denn die übrigen Mächte, ob Schweden, Preußen, ob die Stände des deutschen Reichs, ob England, Holland und Frankreich selbst, das man ihre Interessen zu täuschen suche, eine solche Beschäftigung sei es Rußlands oder Oesterreichs, ruhig zuzusehen? Handelsinteressen und politische seien gleich theilhaftig, Europas Friede an die Erisse des osmanischen Reichs geknüpft!

So schrieb man 1789. Ist's nicht, als wenn wir Stimmen in der rastlosen Verhandlung hören, die durch englische Redner und Schriftsteller nach und nach klingen? Nur sind spätere Erfahrungen den Forderungen zugesetzt. Nehmen wir den Faden der Geschichte wieder auf.

Rußland und Persien. Eine kleine Strecke von Norden nach Süden hat die Natur kaum bezeichnet, als indem sie zwischen den Caspischen schwarzen und des kaspischen Meeres nach den Grenzen erhöhte. Der Blick auf die dem Werke beigegebenen Karten ist hier besonders lehrreich. Wenn man bemerkt, wie dem Landstrich im Süden des Kaukasus zu verschiedenen Zeiten jedesmal nur ein kleiner Theil mit Rußland vereinigt worden; wenn man den Verlauf

von Mannschaft und von Geld schätzt, wodurch das Land keine Herrschaft in diesen Gegenden erwerben und ihn schätzbar machen. Preis so großer Anstrengungen bezahlet, so wird man nicht im Zweifel darüber bleiben, daß diese Opfer weder der Zahl der Quadratmeilen gelte konnten, noch der Fruchtbarkeit der Provinzen, sondern einem weitern Zweck. Wer kennt nicht die Militärstraße nach Persien?

Seit dem Tode des Nadir Schah schlen die Macht und Einheit des persischen Reichs gebrochen. Ganze Provinzen hatten sich von dem Throne losgerissen, um welchen mehrere Prätendenten stritten. Nach Kerrim Khan's Tode erneuerte sich der Streit; aber Aga Mohammed Khan, erbittert durch die Mißhandlungen seiner Jugend, an Entbehrungen und Mühen gewöhnt, in sich gefestigt und mit wohlbewachten Gedanken groß geworden, faßte die Fäustel mit starker Hand, bezwang den letzten ritterlichen Spießköpfig des vorigen Königsstammes und schonte selbst des eignen Bruders nicht. Als er sich endlich in seiner Herrschaft sicher fühlte, beschloß er (1795) einen abtrünnigen Vasallen zu züchtigen, dem Fürsten Heraklius von Georgien. Ob nun dieser, wie der Verf. meint, sich heute, den Schutz seiner neuen Gönner, der Russen, anparufen; ob, wie Malcolm vermuthet, der persische Einfluß dem russischen Feldhern nicht Zeit ließ, seine Truppen zu sammeln, Afrika frei und Georgien schlen verloren. Katharina sandte den Grafen Zuboff, um es wiederzuerobern; das Waffenglück war ihm günstig; er drang bis Lenkeran vor; aber mitten in seinen Siegen ereilt ihn die Kunde von der Thronbesteigung des Kaisers Paul und gleich darauf, in Folge einer unerklärten Laune des neuen Herrschers der Befehl, sein Heer zurückzuführen. Wiederum schlen Georgien dem Schah jähbar zu werden; da fiel Aga Mohammed Khan, der letzte entschlossene Krieger auf dem persischen Thron, durch Mordelord.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanenliteratur.

1. Lante Pontypool. Roman aus dem Englischen von G. Ward. Drei Bände. Kaden, Rapier. 1836. 8. 4 Thlr.

Ein Roman aus dem Leben der höhern Stände Englands, dessen Fabel das ziemlich alltägliche Thema eines unterschlagenen Testaments, einer Fetrath, der sich Schwierigkeiten entgegenstellen, welche überwunden werden, mit einigen Variationen wiederholt. Das Ganze lieft sich recht gut, hinterläßt aber den Eindruck der Mittelmäßigkeit; doch sind hier, wo wir keine besonderen Schönheiten der Composition entdecken, auch keine großen Fehler derselben zu finden. Der Verf., der etwas Damenhafter hat, wiewol er keine Dame scheint, zeigt Bildung und Scharfsinn, Kenntniß des Lebens; man begegnet mancher geistreichen und neuen Bemerkung. Am auffallendsten ist uns darunter folgende gewesen, die beweist, daß man in England, welches dem Zeitalter seine materielle Richtung hauptsächlich gab, anfängt, das geistig Erstrebende dieser Richtung zu erkennen.

„Sollen wir von einem jener stillen, süßen Abende, an der Seite der Geliebten verbracht, etwas sagen, welche mit glänzendem und doch sanftem Lichte das bunte, ach, traurig bunte Dasein färbt, auf welchem das Spiel des menschlichen Lebens gezogen wird? Nein, davon wollen wir nichts sagen, durchaus nichts. Den Ort des Daseins durchsucht der Pfing,

er sucht den Dasein und die Arbeit, das Augenmerk liegt trocken zwischen jedem Gedächtnis, und Erde steht; glück dem Beschläger ihres Daseins, der Gemüthlichkeit des Tages wenig Interesse ein; schreibe ich vom Posten des Pfingens einer Dampfmaschine, oder von Abenteuern in der Eingeweide der Erde, so würde ich in der Dasein meiner Dasein jährläufige Gefühle anregen, als schreibe ich mit dem Feuer eines Daseins, mit der Überspannung eines Daseins von einem so langweiligen, so abgebrochenen und idealen Dinge, als die Erde ist.“

Die glänzendste Seite des Verf. scheint seine Charakterzeichnung, welche zwar nicht sehr kräftig, aber fein und wahr ist. Lady Mary Denham, die gutmüthige Lante Pontypool selbst, der man doch am Ende recht gram wird, weil sie mit ihrer kindlichen Einfalt und wohlwollenden Dienstfertigkeit immer und überall das größte Unheil anstiftet; der eitelste Lord Methwyn, der den Mann von Welt und Erziehung seinen Augenblick verleugnet, der romantische und edle Henry Wair treten deutlich hervor, ja vielmehr als diejenigen Personen, die der Autor eigentlich voranstellt; diese vermag er nicht von jener zu großen Vollkommenheit und Legitimität der Erkennung zu entleiden, welche die Individualität vernichtet. Die Darstellung des Verf., der dies dunkel fühlen mochte, Wair sei sein eigentlicher Held, streift ihn noch nicht dazu, denn er tritt erst in der Mitte des zweiten Bandes völlig unvorbereitet auf, und sein Geschick läuft in dem Buche nur ganz nebenher und läßt uns sehr unbesriedigt.

Zeigt die Erfindung des Werks weder große Mängel noch große Augenben, so hat die Ausführung dagegen manches Gute, aber auch einen so überwiegenden Fehler, daß er dem Eindrucke des Ganzen höchst nachtheilig werden muß; nämlich eine Breite und Weitschweifigkeit, welche uns an interessantesten Punkt einer Scene, wo Schlag auf Schlag und Blick auf Blick folgen sollte, mit der seltenen ja blätterlangen Beschreibung einer Scene aufhält. Es wird uns nicht bloß geschildert, was diese Scene war, sondern auch, was sie nicht war, und was sie gewesen sein könnte, so daß wir völlig ertölen müssen und das Buch zwischen der Biederkeit und dem Ja oder Nein der Antwort aus der Hand legen. Dieser Fehler wird noch durch die lahmste Übersetzung erhöht, die in einem Werke doppelt auffallen muß, in dem uns fast nur Conversation und geselliges Leben der höhern Stände gegeben wird; was hier im Dasein an uns vordrängen sollte, marschirt wie die alte Garde, oder bewegt sich im Dasein und Dasein. Übersetzungen dieser Art, welche eine Sprache erfinden, die weder Englisch noch Deutsch ist, am allerwenigsten das Deutsch, welches man im gemeinen Leben redet, dürfte man füglich Übertragungen ins Ungelächliche nennen.

2. Calavar, der Ritter der Eroberung. Ein Roman aus Mexico in drei Theilen. Dem Englischen nachgezeichnet von G. R. Hermann. Schwarberg, Schumann. 1836. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Bei der Lectüre dieses langweiligsten aller Romane, aus der Zeit der Eroberung Mexicos durch die Spanier, war es unsere einzige Befriedigung und unser einziger Trost, zu sehen, daß man in England ganz so schlechte Bücher schreibt als im lieben Vaterlande, und wir rathen allen unsern Lesern, sich diesen selbstigen Trost zu ersparen. Nachdem wir 150 Seiten mühsam durchwandert, hatten wir von der Fabel des Romans noch gar nichts erfahren; wir begannen Verwirrung, Fabellosigkeit, Mangel an Charakterzeichnung, endlosen Conversationen, allgemeiner Geistlosigkeit und dem schwerfälligen, unnatürlichen, weltklüglichen Styl, von dem einige Proben folgen: „Besonders aber weil du dich zu einem künftigen Professor gelüdest, will ich es aber nicht nehmen.“ „Der Elend sein Kreuz, sprach dieser, unter dem Mohlenstein meines vaterlichen Betters sei dir, um alle unnützen Dasein über diesen Gegenstand sofort zu befehligen, von dem hermit erlöset, daß: wenn dein Dasein nach Spanien geküßt wird, welches nicht hinlänglich des Daseins (?) von dieser Waise, sondern von der Bestimmung

verrät abhängt, die darüber zu verfügen haben. Besonders ist
wird solcher Haden Sevilla (?) heißen. Des Fernern halt ich
für richtig, die anzudeuten, daß der Ruch zuvor re.“ „Eben
quollen in kindhafter Fülle hervor.“ „Mit besonderer Besorg-
niß hatte Cortez zeitlich die große Pyramide betrachtet, welche
Pirunzelnab seiner Citadelle gegenüber sich erhob.“ „Don
Amador's Gesicht längerte sich.“ „Sie folgten dem Ragler
an Schatten werfenden Gebäuden und Bäumen hin, bis sie
den preisgegebenen Markt mit dem Däster einer Straße
vertauschten.“ Um dem Buche eine Zeitfarbe zu geben, weiß
der Verf. nichts Besseres, als es mit spanischen Worten und
Ausdrücken zu durchspicken, denen jedes Mal, wären sie auch
noch so leicht zu verstehen, die Erklärung auf dem Fuße folgt,
wie: *Señor Caballero!* — Herr Cavalier. *Cielo mio!* —
Mein Himmel. *Amigo mio!* — Lieber Freund. Wir konnten
uns nicht überwinden, mehr als den ersten Theil zu lesen.
Unbegreiflich ist es, wie so etwas einen Übersetzer findet, aber
freilich —

Der flüchtige Gedanke des Verf. ist in der Einleitung zu
finden. Hier erzählt er uns, daß er die nachfolgenden Papiere,
welche eine Geschichte Mexicos enthielten, von einem halb wahn-
sinnigen mericanischen Geistlichen erhalten, der sie verstaft.
Man sieht, er hatte wenigstens eine Ahnung ihrer Wirkung,
und in der That glauben wir hier auch zuweilen, den Unfinn
eines verstorbenen Gemüths zu lesen.

(Der Beschluß folgt.)

Aus Italien.

Dante ist für die italienischen Literaturfreunde eine uner-
schöpfliche Quelle neuer Bemerkungen, die in Ausgaben, Ab-
handlungen, Briefen den Lesern gedruckt vorgelegt werden,
zum Zeichen, daß die Literatur noch bestche. Aus der Tiefe
dieses reichen Bornes ist freilich nicht Alles geschöpft; auch die
Konferenzen vorzuzeigen, welche am Rande sich angehängt ha-
ben, hält man für verdienstlich. Wenn ein guter Frate, der
des Dichters Zeit näher lebte, aus untreuem Gedächtnisse eine
Zergine citirt hat, die mit dem jetzigen Texte nicht überein-
stimmt, ist das für die Philologen ausreichend, eine neue Aus-
gabe zu versuchen. Da es gewissenhafte Sammler gibt, so
finden die genügsamen Buchdrucker ihre Rechnung. Die Zeit-
schriften des Auslandes müssen die Verehrer des Dichters jenseit
der Alpen beruhigen, wenn solche Wichtigkeiten ihnen nicht zu-
kommen. Dieser Pflicht zu genügen, sei hier erwähnt, daß in
der Schrift: „Intorno ad alcune varianti nel testo della
Div. comm. di Dante di confronto colla lezione di Nido-
beato, lett. dell' abate Fortunato Federici, vicebibl. dell' I.
R. università di Padova“ (Mailand 1836), die Abweichungen
meistens auf solche Gedächtnisfehler eines florentiner Gastenpre-
digers, P. Paolo, den Marfil. Kleinus aber sehr hoch stellte,
hinauslaufen, und daß die wichtigste Abweichung im „Inferno“,
V, 59, eine Lesart ist, welche sehr zufällig entstanden sein
kann:

Ella è Semiramis, di cui si legge

Che sugger dette a Nino e fu sua sposa.

Der gewöhnliche Text hat: „Che succedette a Nino“, und
auf jeden Fall ist Fra Paolo's Lesart hier die vorzüglichere,
da Semiramis' Verbrechen dadurch viel schlagender hervortritt.

Schon seit längerer Zeit denkt man in Mailand daran,
ein Theater für Vorstellungen bei Tage zu errichten, das bis-
jetzt durch wechselnde Buden ersetzt ward. Der bekannte Archi-
tecto Landriani, dem das Theater della Scala den Ruhm der
ausgezeichnetsten Decorationen verdankt, hat in Bezug darauf
seine Pläne öffentlich bekannt gemacht: „Del teatro diurno e
della sua costruzione, di Paolo Landriani“ (Mailand 1836, 4.,
mit 7 Kupfern), die darum auch außer Italien Beachtung ver-
dienen, weil er im Allgemeinen über Theateranrichtungen im
Texte sehr verhandelt, und zwar wie ein Mann, dem viele Er-

fahrungen zur Seite stehen. Landriani gibt Pläne, die an
das Theater mit unbedeckter Scene darzulegen müßte, wobei auf
die wechselnde Bitterung Rücksicht genommen werden; so
steht aber zu, daß zur Beleuchtung künstliches Licht auch in
offenem Plage der Darstellung nicht entbehrt werden kann.

Auch das quellenreiche Böhmen kann keine solche Gabe
an Mineralwassern sich rühmen als Toscana, das mit in In-
sein zusammen 231 zählt. Chemisch geprüft und analysirt
probt findet man sie jetzt sämmtlich in der „*Storia naturale e
tutte le acque minerali di Toscana ed uso medico delle me-
desime di Gius. Giuli*“ (Florenz und Siena 1833-35) in acht
Octavbänden von dem gelehrten Prof. der Naturgeschichte in
Siena beschrieben, der sein fleißiges Werk glücklich zu Ende ge-
bracht hat. Das Buch wird auch für Topographen Nützlich ge-
langen, da Prof. Giuli auf die Umgebungen des Wassers ge-
nommen hat. Andere Theile der glücklichen Gegend haben
vielleicht verhältnismäßigen Reichtums sich rühmen, wenn die
Nachrichten über die Mineralquellen mit gleicher Genauigkeit ge-
sammelt würden. Die „*Bibl. ital.*“ gibt in No. 101
Jahrg. 1836 über die berühmten Quellen von Arcana, Mont-
Trescore, Ballellina eine gute Zusammenfassung („*Prospetto
delle acque minerali del regno Lombardo-Veneto*“), und so
wie es scheint, ausländischer Arzt, der Dr. Spengler's Vor-
satz zu dieser Literatur einen wichtigen Beitrag zu leisten.
„*Description des eaux minérales et des sources de
l'île d'Ischia*“ (2. Ausg., Neapel 1834), die nichtig ist
schon bei der dritten Auflage ist, da Krantz mit Schick-
liche sich in Ischia zusammenfinden, das Buch mit einer
Karte als brauchbar anerkannt. Derselbe Dr. Spengler
übernahm die Bearbeitung der italienischen Ausgabe
über die Quellen von Castellamare („*Analysa et propriétés
médicinales des eaux minérales de Castellamare publiées par
ordre de S. E. le ministre secr. d'état de l'intérieur par
MM. les professeurs Sementini, Volpe et Camm, traduits
de l'ital. et accomp. de notes*“, Neapel 1834), und hat
sich wenigstens das Verdienst erworben, gezeigt, daß
Neapel wenig anerkannt worden sein möchte, so allgemein
Kenntniß gebracht zu haben.

Ein Better des letzten Dogen von Venedig, Graf
Manini, hat in einer kleinen Schrift: „*Memorie storico-
tiche intorno la vita, traslazione e invenzione di S. Marco
Evangelista, principale protettore di Venezia*“ (Venedig 1834,
4.), seinen Landelutern zu beweisen gesucht, daß bei ihm
welches unter dem Hochaltare der Marcuskirche nicht nur
nur die Gebeine des Evangelisten enthalten haben, sondern
man dort als Schutzheiligen ehrt. Der Beweis wird ihm
Glauben sicher genügen. Für Kunstfreunde sind die
des alten Denkmals, das dem heil. Marcus errichtet ist, an
des Theils der Kirche, wo es stand, sicher von noch
Werthe. Man kann sie mit den jetzt wieder am
Ansichten Benedigs von Ant. Canaletto („*Trattato della
della città di Venezia dis. da Ant. Canaletto ed incisa da
Ant. Visentini*“, Venedig 1835, Fol.) verglichen.

Eine Übersetzung der Briefe des Petrus an Gallien
durch Ferd. Ranalli („*Epistole di S. Petrus, recate in
italiano da F. Ranalli*“, Mailand 1836, 16.) mag wohl
gut gemeint sein, doch läßt sich bezweifeln, ob sie ihren
vaterländische Gesinnung zu fördern, errichte. Der Petrus
den Staatsmann, den einflussreichen Führer der alten
tur, kennen lernen will, der muß sich rathen, seine
zu lernen; übersetzt klingt, was er für sich
häufig wässrig und schal, und es ist zu befürchten, daß
nicht an erster Quelle seine Belehrungen zu finden den
bald überhaupt sie zu verlangen verlieren. Ein
des Urtextes möchte dem Bedürfnisse der Schriftsteller
gesagt haben und, würde sie wohlfeil geben, auch
mehr den Erwartungen des Lesers.

Sonntag,

Nr. 353.

18. December 1836.

Progress and present position of Russia in the East.

Zweiter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 352.)

Wenn auch Heraklius der Strafe des Abfalls entging, so sollte doch die von Rußland ihm und seinen Erben garantierte Herrschaft seinem Hause nicht bleiben. Nach einem Tode (1798) bekriegten sich seine Söhne; der eine ward als Rebell verfolgt; aber das Land Georgien ward, um allen innern Unruhen ein Ende zu machen, durch eine Kasse des Kaisers Paul (1800) dem russischen Reich einverleibt. Schutz, Intervention, Reunion; es war der, von dem Vorfall mit der Krim her wohlbekannte Stufenangang.

Der Kaiser Alexander bestätigte die Kasse und ernannte einen Georgier, Sigianoff, zum militärischen Generalgouverneur der transkaukasischen Provinzen. Krieg war nicht zwischen Rußland und Persien; doch nahm Sigianoff 1802 Mingrelieu in Besitz und 1803 die Festung Sanja mit Sturm.

Sieben Jahre hatte Feth Ali Schah, der Nachfolger seines kriegerischen Oheim Aga Mohammed, geruht, ohne das alte Recht seiner Krone geltend zu machen. Endlich, 1804 schickte er sich an, den rebellischen Gouverneur von Erivan zur Rechenschaft zu ziehen; dieser rief die Russen; sie erschienen, belagerten Erivan, wurden aber durch ein persisches Heer weggedrängt. So begann der Krieg, der bis 1814 fortgeführt wurde, mit wechselndem Glück, und von russischer Seite, weil die europäischen Angelegenheiten vormalsteten, mit geringerm Eifer. Es waren hauptsächlich nur die Provinzen Scheti und Karabagh, die 1805 besetzt wurden; ferner Shirvan (1806) und ein Theil von Talisch (1812).

Inzwischen hatte das Spiel der europäischen Diplomatie am persischen Hofe begonnen. Eine Mission von Sir John Malcolm (1800) nach Teheran hatte zwar einen Vertrag mit Bezug auf die Afghanen und die Schiffahrt des persischen Meerbusens, aber kein fortdauerndes Verhältniß zur Folge gehabt. Aber 1805 suchte der Schah Napoleon's Bündniß gegen die Russen. Das Schwert des Timur war ein willkommenes Geschenk; Napoleon begriff die doppelte Wichtigkeit Persiens, durch die Nachbarschaft Rußlands sowohl als des britischen Indiens; ein Vertrag ward abgeschlossen und General Gardanne erschien als französischer Gesandter in Teheran. Nun galt es, von englischer

Seite dem französischen Einfluß in Persien zu begegnen und das Versäumte gut zu machen. Glücklicher als Malcolm war Sir Harford Brydges Jones, der erst neulich seinen Gesandtschaftsbericht herausgegeben hat. Die Engländer geben dem General Gardanne das Zeugniß, daß er seine Stellung behauptet so lange als möglich; aber seine Versprechungen mußten unerfüllt bleiben, die Geduld des Schah war erschöpft, und ein persischer Gesandter, seit 200 Jahren der erste, erschien in London mit der Ratification eines Vertrages.

Englische Offiziere an der Spitze persischer Truppen standen jetzt den Russen mehr als einmal im Felde gegenüber. Aber die Zeit war erfüllt, England und Rußland kämpften vereint gegen die französische Gewalttherrschaft in Europa; wie hätte nicht England versuchen sollen, auch seinen neuen Allirten, den Schah, mit Rußland auszusöhnen?

Im Frieden von Gullistan (1814) trat Persien alles Land ab, das Rußland südlich vom Kaukasus erobert hatte, und versprach auf dem kaspischen Meer keine Flotte zu halten. Zu diesen Eroberungen gehörte allerdings auch ein Theil der Provinz Talisch, denn in Lenkran lag russische Besatzung; aber es scheint, daß der russische Bevollmächtigte dem persischen die Versicherung gegeben, er werde nach dem Frieden die Restitution dieses Theils von Talisch auswirken. Die englische Gesandtschaft hatte, im Vertrauen auf dies Versprechen, um so ernstlicher zum Frieden gerathen; aber als nun Lord Cathcart in Petersburg die geeigneten Schritte that, um die Erfüllung der Zusage zu erlangen, so zeigte es sich, daß man dort nicht gemeint war und durch keine Rücksicht sich bewegen ließ, Talisch herauszugeben.

Die Häuptlinge der abgetretenen Provinzen mochten sich Glück wünschen, der persischen Oberhoheit entledigt zu sein, und sich schmeicheln, daß es ihnen gelingen würde, auch der russischen sich zu entziehen. Aber es war ernstlicher, als sie wol dachten, mit der Eroberung gemeint. Russische Offiziere trankten bei jeder Veranlassung den Stolz der eingeborenen Fürsten; Intriguen entspannen sich, das Ungewohnte der neuen Herrschaft ward immer fühlbarer; Einer nach dem Andern ward flüchtig, oder mit Gewalt vertrieben; ja, es kam dahin, daß sie Schutz suchten in Persien.

Es wird nicht geleugnet, daß das Volk in mancher Beziehung gewonnen haben mag. Aber eine militärische Herrschaft ist am wenigsten gemacht, die Wohlthaten einer geordneten Verwaltung ins Licht zu stellen; waren die Abgaben an und für sich nicht drückend, so wars nicht selten die Art der Erhebung; und der Mohammedaner, und selbst der armenische Christ fand sich beengt, zurückgesetzt. Kein Wunder, wenn die Kollahs das Nationalgefühl zugleich mit dem religiösen zu entflammen wußten und im Volk solche Aufregung allgemein ward, daß der einzelne Russe nur mit Lebensgefahr sich zeigen konnte, daß der Aufstand ganze Provinzen ergriff und Strenge, selbst Grausamkeit das widerstrebende Gefühl nicht ganz niederzuhalten vermochte.

Der Vertrag von Guitikan hatte nicht alle Grenzfreiheiten beseitigt. Die russischen Ansprüche mehrten sich; wenn die Ratification des Schah ausblieb, so waren Truppen zur Hand, um zu befehlen, was Jener nicht gern missen wollte. Selbst ein Landstrich ward verlangt, der auf officiellen russischen Karten als persisch bezeichnet war. Und die Hauptsache: es waren kleine, unbeachtende Stücke, um welche gestritten ward; um ihrer selbst willen des Streites nicht werth.

Der Kaiser Nikolaus sandte nach seiner Thronbesteigung den General Permoloff, um diese Verhältnisse auszugleichen. Aber die russischen Ansprüche zu ermäßigen, hatte der General keine Vollmacht. Der Schah zögerte noch immer; er war friedlich gesinnt und gedachte des Ausgangs früherer Kriege; der (damalige) Thronfolger, Abbas Mirza, ließ als Heerführer eben keinen glänzenden Erfolg hoffen. Aber der Zustand der Grenzen ward immer peinlicher; die Priester drängten zum Versuch bewaffneter Entscheidung. Vielleicht war dem russischen Cabinet der Krieg in jenem Augenblick nicht ganz unwillkommen; die neue Regierung sah ihren Anfang durch ein großes Unternehmen bezeichnet, sah verschiedenartige, sonst vielleicht nicht ganz harmonische Kräfte zu gemeinsamer Anstrengung in der Ferne vereinigt und die öffentliche Aufmerksamkeit von andern, innern Verhältnissen abgelenkt.

Der Erfolg ist bekannt; weniger ist's der Gang der Verhandlung, die mit dem Vertrag von Turkmanischai (Februar 1828) zu Ende kam. Rußland war seinen eignen Erklärungen zufolge weit entfernt, eine Vergrößerung zu wollen; nur sollte die Grenzlinie so genau bezeichnet werden, daß sie keinen Zweifel übrig ließe; also durch den Lauf des Flusses Arras (Araxes), indem Persien die nördlich daran gelegenen Provinzen Erivan und Nachschivan abträte. Persien fügte sich nachgebrungen; aber in der bestimmten Hoffnung, daß alles Land südlich vom Arras ihm verbleiben sollte, wie es denn auch nicht mehr im Besitz der Russen war. Dies war nicht die Ansicht des russischen Cabinets; es hatte die Grenzlinie so verstanden, daß auch noch jenseit des Stroms einiges Land (Tallish und Mogan) russisch würde. Als Persien bestürzt anfragte, wie denn der Arras die Grenze bilden solle, wenn auch jenseits, von Beddi Beluk an nach Land begehrt werde, erfolgte statt der Antwort die Drohung, die Verhandlung

gen abzubrechen. Und Persien bedurfte des Friedens; wenigstens ist Beddi Beluk der letzte Übergangspunkt; nördlich bis zur Mündung bietet der Arras keine Furcht mehr an. Um zu jeder Zeit herabzueingelangen, um auch mit dem Heere nicht aufgehalten zu werden, muß man auf jenseit festen Fuß gefaßt haben. Dies ist nicht ohne Farnen erforderlich die Übernahme der Festung Nakhsh am Arras den Besitz eines kleinen Stückes jenseits habend, um den Brückenkopf einer intrudierten Armee heranzuziehen. Dies ist die grade Richtung nach der Festung Khol, der bedeutendsten in Persien, welche die große Handelsstraße von der Türkei her beherrscht, die Handelsstraße auch für den britischen Verkehr mit Persien. Endlich ward das Versprechen Persiens erant, auf dem kaspischen Meere keine Flotte zu halten, indem die ausschließliche Recht dazu von Alerand her (nämlich seit 1814) Rußland zustehe.

Ist's nothwendig, hier an die Bedeutung zu erinnern, von welcher einst die Gegenden südlich vom Kaukasus für den Handel der alten Welt gewesen? Diodorus Siculus, sagt Plinius (H. N., VI, 5), sein nach ihm nicht des Timosthenes auf dem Markt von Athen (an der Küste von Mynaeen) gerichtet und nachher durch 130 Dolmetscher dort die Schiffe der Handelsleute vermittelt worden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanenliteratur.

(Beispiel aus Nr. 24.)

3. Gruppen und Puppen. Erzählungen, Novellen, Bilder und Skizzen von Hans Fred. Juel. Hirschfeld, Kollmann. 1836. 8. 2 Bde. 6 Gr.

Unter diesem Titel müssen wir etwas mehr als Barockes vermuthen, aber der Inhalt der ersten unserer Erwartung auf keine Weise. Es scheint uns pieren zusammengelesen, um ein Buch zu machen, Kinteln des Portefeuille nicht dabei unbenutzt zu lassen, auch das Geringsste. Man kann sich vorstellen eines großen Geistes allerdings ihren Reichthum, die Dürftigkeit ihre Späne zusammenzulegen, mag es sein. Wir können dem Buche des Besten, was die dichterischen Zukunft kein günstiges Verdict. Wir finden in seinen Werken auch einen gebildeten, nicht so finden wir doch durchaus keine Kraft der neuen Ansicht der Welt, kein wahres Talent, keine neue und eine maitte Subjectivität, bei der nicht das Schöne gedeihen kann. Das, worauf es vornehmlich der Besten, bei keiner seiner Erfindungen, was sie sind; geahnet zu haben; die Hauptsache nicht die Motive sind ungenügend, die Darstellung dunkel, nicht dunkel wie die Tiefe der Welt, die der Unendlichkeit streift, sondern dunkel und ohne Form: und Gehaltlos, wo Worte den inneren Gedanken müssen, wie trodrene Blätter die Erde bedecken. Wind sie gestreut; und wenn wir aus einer dieser hier treffenden Gleichnisse befragen dürfen, so sagen, das Buch mache nicht den Eindruck, als ob es hören, sondern den einer Antiquität, die man für eine und nicht, weißer oder, als Zeit, aber wahrlich, ein armer Mensch, der dem Krume Namen verleiht zu müssen, um sie zu legen. Als Adam die Pflanz im Paradies

den wenigsten Schöpfungen, die vor ihn traten; aber nichts desto weniger, als der Mensch in diesen ungeschickten, ungeschickten, die Dummheit, das Ungeheuer und innerlich Weisheit, was auch nicht einmal mehr einem vorerfahrenen Dichters, oder irgend einem überausgebenden Stille, oder er selbst in Frankreich, gehörte.

Schwerlich läßt sich im Allgemeinen mehr über diese Bruchstücke und ihre Charakteristika sagen; das Einzelne gründlich zu besprechen, verbietet uns der Raum, der einer Beschreibung dieser Art hier angewiesen. „Die Eilenbräut“, Sage, verdient vielleicht noch am ersten den Namen einer Novelle, wie man das Wort jetzt versteht; wiewol auch sie mit schwacher Hand geschrieben ist, und dergleichen Fandergeschichten, ergreift sie nicht ein karker Geist und schmilzt sie um in seine Elemente, leicht kindisch-kindlich werden. Uns scheint, wir haben den Inhalt schon einmal in irgend einem Tageblatt als Erzählung oder Novelle gelesen; vielleicht ward die Arbeit des Verf. hier nur wiederabgedruckt. Doch schon an dieser ersten Gabe des Werks hat der Unken seinen Anttheil. Warum muß der treue Hund, der doch als der Schutzgeist des Händlers erscheint, ebenso sehr vor der Geliebten, die ihn retten soll, bei ihrer ersten Erscheinung warnen, als vor dem Lügengeste, der ihn zu bestreichen trachtet. Freilich ist auch diese Eilenbräut ein außerordentliches Wesen, aber sie repräsentiert hier doch offenbar das gute Princip; und was wird aus dem Hund und seiner gehirnlosen Wahnungskraft, wenn er sowohl vor dem Guten warnt als vor dem Bösen? Der Verf. wird uns vielleicht erwidern: „Weil es gleichfalls ein übernatürliches ist“; aber was ist denn der Hund selbst? Ist der etwa ein gewöhnlicher Hund und kein übernatürlicher? Der wahre Grund solcher Inconsequenzen ist der, daß die Anlage keiner entschiedenen Idee entseht; darum muß die Willkür hier, wie überall in diesen und ähnlichen Compositionen, das Unangenehme der Gestaltung ergänzen.

„Das Gespenst“, Novelle, verdient diesen Namen auf keine Weise. Daß ein Mensch alle möglichen Schändlichkeiten aus Furcht beugt und es am Ende seines Lebens bereut, die Familie seiner Wohlthäter für eine eienende Summe, deren er nicht bedurft, dem Blutrache gepflegt zu haben, könnte nur interessant werden, wenn der Verf. und das Aufschwellen der Leidenschaft des Geistes und Gemüths lebendig vor Augen stünde. Wir müssen mitleidig werden, soll so etwas nicht bloß unheimlich erregen, und einen so unangenehmen Stoff vermöge nur ein Meister, nur das größte Talent zu bewältigen. Der Verf. hat aber so wenig eine Ahnung von dieser ersten Aufgabe seines Stoffes, daß er uns nur das klare, bare Factum in der Geschichte des Sterbenden gibt. Der Priester, der die Absolution erteilen will, ist zufällig der einzige Priester der Familie, und das soll die Geschichte in unsere Augen zur Novelle krummen. Hier ist bloß roher, irgendwo aufgegriffener Stoff, keine Behandlung, und erst diese macht den Dichter und das Gedicht.

Ebenso unbefriedigend ist die Schiffsgeschichte: „Das Gespenst“, die wahrscheinlich aus irgend einer fremden Literaturgegend hierher verlegt ward. Grade das, was hier wissenschaftlich war, die früheren Schicksale des schwarzen Capitains und sein Verhältnis zu der Engländerin und ihrem Gemahl, wird der Phantasie des Lesers überlassen; was übrig bleibt, macht aber weder eine Erzählung noch eine Novelle.

„Geist, Memoiren einer kurzen Ehe“, enthält keine Geschichte, nur Charakterzeichnung, und hier ist der triviale Geistes und Arzimate's „Duniole mario“, und aus der „Vai von Blanche“ von Paul de Rod genommen und gehörig vermischt. Auch für die übertrieben sentimentale Geistliche können wir uns nicht interessieren; wenn eine Frau ohne künftigen Grund einen Mann dieser Art heirathet — denn daß der Verf. uns warnen will, der alte Dukt würde geschehen sein, wenn ihm der Eile nicht geschehen wäre, können wir nicht für einen Grund annehmen, da es dem unbedenklichen Charakter dieses Dukt vollkommen widerspricht —, so muß sie vielmehr

nicht so offen sein, ihr Glück in seinem Herzen suchen zu wollen, sondern nur die besten Räte und Worte ihres Gemüths zu hören sein.

Der eigentliche Fehler dieser Novelle ist vielleicht noch „Neben“, eine Phantasie der Phantasie; dies sind wenigstens die Vermuthungen ungeschickter Eile gut gestillt, obwohl auch hier kein Verf. dieses vermerken will, namentlich, daß er seine Personen an Irbeschmerz, Suchen läßt, wie wenn sie den Schmerz umwehte.

„Freiwillige Gefangenenschaft“, Begebenheit, ward dem Verf. mitgetheilt und er erzählt sie nach. Welche Begebenheiten haben aber nur Recht durch ein Detail und eine Nachahmung der Anschauung, die bei der Übertragung verloren gingen.

„Der Dämon in Italien“, Novelle, ist ein Versuch des Verf., genial und capricios zu sein wie Hoffmann; doch dazu fehlen ihm die Schwingen und der verfehlte Flug wird zur Albernheit. Wir schweigen über den Rest. Unmöglichkeit der Nothe und Mangel der Anschauung müssen immer Hand in Hand gehen, denn Eins ist die Folge des Andern. Am schmerzhaftesten wird dies in den Romanen und Novellen. Hier sind poetische Anklänge, nirgend aber ist die Idee stark genug gewesen, dem Dichter die Hindernisse zu tragen, und wenn sie ihn nicht tragen könnten, wie soll so schwache Begleitung den Dichter tragen und tragen. Nur das Wort erwidert und es sucht nur das Licht; diese Puppen aber haben kein Leben, Licht und kein warmes Blut, ihre Gruppen können uns also auch nicht interessieren.

4. Die Gebirgsreise, Novelle von Penseroso. Drei Bände. Leipzig, Wienbrack. 1836. 8. 4 Thlr.

Ein anmuthiger idyllischer Roman, der in einer Zeit, wo man nur nach dem Schrecklichen und Übertriebenen hascht, einen angenehmen Eindruck durch die milden Töne macht, die er anflügel. Ein junger Mann lernt auf der Wanderung in die schärfste Schwelger ein schönes Mädchen, die Tochter eines Predigers, kennen und liebt sie. Sie versprechen sich bald ohne andern bräutlichen Bekanntheit, was jedoch auch nicht ausbleibt. Er kehrt zu seinen Eltern nach Berlin zurück und erhält ihre Einwilligung zu einer künftigen Heirat, wenn seine Eltern sie ihm gestatten wird. Soll Hoffnung eilt er zu seiner Geliebten, ihr die große Kunde zu bringen, und findet sie — die Tochter eines Andern! Der Pfarrer verband sich zu seiner Zeit mit einem Fräulein aus einem adeligen Hause, deren Schwager einen reichen Erbherrn heimlich, wider den Willen der Aeltern, heirathete und die Frucht dieser Ehe der Pfarrerin anvertraute. Die Mutter starb, der Vater nahm eine zweite Frau und wagte gegen sie des Kindes nicht zu erwähnen. Jetzt aber, nun auch diese gestorben, fordert er seine Tochter zurück, welche mit Schmerzen vernimmt, daß der kalte, eisige Geist ihres Vaters sei. Hier wird der Gegensatz des freien, kindlichen und des städtischen Lebens der armen Daria sehr schön geschildert. Ihr Vater will sie mit seinem Lehnherren verbinden, und stellt den ersten Liebhaber hart und trocken ab. Während der junge Mann nun durch Heldenthaten im Befreiungskriege versucht, sich ein Loos zu erringen, welches dem Baron seiner Wanderung glücklicher stimmen könnte, bleibt Daria der kalten Staatsklugheit ihres Vaters und den Klüften des Vaters überlassen. Dieser macht sie, vermöge einer, von dem Verf. ziemlich lose geknüpften Analogie, glauben, ihr Geliebter sei bei Ritz geblieben, und als ihm diese Erklärung die Geschichte ihres Vaters noch nicht versetzt, versetzt er in der Unwissenheit ihres Vaters eine gewaltige Eroberung. Daria sieht zu ihrem Pflanzgarten und weiß den Baron zu bewegen, sie vorerst dort zu lassen. Kaum erschienen von einer gefährlichen Krankheit, sieht sie ihren todtkranken Bedienten, welcher, gekümmert mit dem offenen Kreuz, geht durch einen Thierhof. Er versucht nun eine zweite Werbung, und als ihm der Vater jetzt nicht glücklicher ist denn zuvor, bricht den jungen Leuten nicht Adels als die Frucht. Insofern der

höchsten Grade, auf dem Wege eines Herabes, finden sie einen Pfarrer, der geringe Schwierigkeiten macht, sie zu trauen. Man sieht, der Bers. erlaubt sich hin und wieder eine poetische Freiheit, wie denn diese Freiheit sich auch in Uebersetzung mancher Formen gewöhnlicher Conventiellen äußert, unter welchem Worte wir jedoch nicht die wahre Schicklichkeit verstanden haben wollen, denn der Roman, welcher unserm Gerichte besser diesen Namen als den einer Novelle führt, ist ein sehr anständiger. Die Neuvermählten finden die gütlichste Aufnahme bei des jungen Mannes Eltern, und nachdem ihnen ein Sohn geboren, verfährt der heranwachsende Sohn den strengen Vater mit der Tochter, die er aufgegeben zu haben schien, und sie kann ihm die Augen noch zubringen. Wir erwarten hier noch große Effecte, aber sie bleiben aus; der Bers., der den Schluss zu sehr in die Länge zog, scheint selbst erschöpft und das Buch wird matt, wo es am meisten ergreifen sollte.

Trotz der Einfachheit dieses Plans hat das Werkchen Interesse, manche hübsche untergeordnete Begebenheiten und hin und wieder gut gezeichnete Charaktere. Namentlich wäre die Lante Salome hier zu erwähnen, sowie die Helbin, welche recht anziehend ist. Auch der Krieg blüht herein, französische Anführer treten plötzlich auf, Napoleon selbst erscheint; doch ist dies die mattere Seite der Erzählung, und der Bers. zeigt sich am meisten in seinem Elemente, wo er Innigkeit der Empfindungen, umgeben von ländlicher Natur, schildert. Wir legen das Buch mit dem angenehmen Bewußtsein an der Hand, die Poesie könne bei einer Nation noch nicht erloschen sein, in deren untergeordneten Talenten das poetische Gefühl noch so still und bestiebt zwischen grünen Ufern dahingiebt. 10.

Literarische Notizen.

Aus der Feder des bekannten Sir Edward Jesse, Verfasser der „Gleanings in natural history“, ist ein neues Werk gestiegen unter dem Titel: „Streiffereien des Engländers“ („The anglers rambles“), in welchem sich noch dieselbe gesunde, kräftige Gefühlswelt, dieselbe Liebe und treue Hingebung zur Natur und dieselbe Lebendigkeit im Auffassen eigenthümlicher Züge und Anekdoten und in deren unbefangener Mittheilung ausdrückt. Es ist eigenthümlich, daß dergleichen Werken durchaus nur in England hervorkommen und der ihnen zu Grunde liegende Geist sich, wenigstens für jetzt, durchaus nur mit britischer Rationalität oder Bildung befreunden will. Für eine Geschichte der englischen Romantik sind aber dergleichen Werke von tiefer Bedeutung. Es ist die stille, heimliche Naturanschauung, der trauliche Localitätsinn, die ruhige Begeisterung für die Plätze und Gegenden, welche die unendliche Mannichfaltigkeit der Natur darbietet, was diesen Schriften ihren eigenthümlichen Werth verleiht. Schon in den frühesten englischen Dichtern findet sich diese unmittelbare Freude an der Natur, diese Hingebung an ihre Localitäten und Zustände, dieses Verschmelzen des geistigen Menschen mit dem Schauplatz, auf welchem er, als ein Natürlicher, gestellt ist. Bei Shakespeare findet sich diese Eigenthümlichkeit (namentlich im „Sommertraum“, in „Wie es euch gefällt“ u. s. w.) ganz rein und künstlerisch ausgeprägt, und in den unvergleichlichen Romanen Scott's bildet dieser Liebreiz des traulichen Einsseins mit der Natur einen ebenso ansprechenden als unnachahmlichen Vorzug; denn was z. B. Bulwer in dieser Gattung gegeben hat, verhält sich zu den Scott'schen Naturschilderungen wie Wasser zu Wein. Wahrhaft großartig in derselben Einsicht ist auch Washington Irving, der uns eine Reihe schönvergehliger Naturbilder vorführt, in dem mannichfachen Colorit, in der verschiedenartigsten Beleuchtung, aber immer frisch, lebendig und durchdrungen vom traulichen, heimlichen Geiste des: Hier laßt uns Hütten bauen. Diese Zustände, welche in der That ein reiches, noch viel zu wenig beachtetes Thema bilden, machen eben die natürliche Seite

aller poetischen Romantik aus. Kein Volk besitzt diese in sich Romantik heutiges Tages ausgedrügter als die Engländer. Die Franzosen hat dafür weniger Sinn, und auch der Deutsche ist sie (in neuerer Zeit wenigstens) aus Bequemlichkeit und Unlust zu sehr unberücksichtigt gelassen. Welche mattere, tiefere Anschauung der Natur begegnet uns in unsern neueren Romanen. Es ist aber ganz gewiß, daß, wer die Natur in ihrem offenkundigen wie geheimen Zuständen nicht zu ergreifen versteht, der nie auch nie den Geist poetisch erfassen, weil, wie überall, so in der Poesie ganz besonders, Natur und Geist unermesslich fest. Bloß das Hervorheben dieser Seite zeigt, wie wenig es eben jetzt in unserer Romantik aussieht. Wie viel Regen! wie viel leerer Dampf! Aber die folgenden Jahre, in denen sich die Kritik immer kräftiger regen wird, werden unsern gelebten Romantiken lehren, daß wir uns ganz und abgenuß haben von der Schilderung unserer umgeben, unserer jetzigen Gesellschaftszustände, daß wir dies sociale Ding mit ihrer unsinnigen Bergeit nicht mehr begreifen, sondern es als eine Sache nun wieder in seiner ursprünglichen Heimat suchen wollen.

Das unlängst in London erschienene Werk von George Dubourg: „The violin, being an account of that lovely instrument, and its most eminent professors etc.“, ist eine unterhaltende musikalische Skizze als eine eigenthümliche der Violine zu nennen, welche letztere zugleich die Skizze der gesamten Musik innerhalb der letzten paar Jahrhunderte sein müßte. Der Bers. knüpft seine Betrachtungen mehr an einzelne frühere und spätere Künstlerindividualitäten. Einer der ausgezeichnetsten Violinisten in England, im 18. aber ebenso wenig wie einem Künstler der heutigen Zeit, war Giovanni Battista, der sich gegen Ende der Regierung Karl II. in London aufhielt. Er war Meister auf seinem Instrument und auch sonst ein guter Musiker. Seine Kunst war sehr übertraf jedoch Alles, was man jeither in England in dieser Gattung gehört hatte. Seine Bogenführung, sein Tact, die Übergänge erregten allgemeines Entzücken. Als er nach London ankam, besand er sich in sehr dürftigen Umständen, aber sein Stolz war noch größer als seine Armuth; er trat nicht lange, öffentlich aufzutreten, ausgenommen in den Kreise einiger Kaufleute der City, welche ihn begünstigten. Er bekannter geworden war, mußte er auch am Hofe sein. Sein Betragen gefiel keineswegs und er entzückte sich viel Eigensinn, als man heutzutage immer einer Person einem Paganini selbst zutrauen kann. Namentlich auch die kleinste Störung bei seinem Spiel nicht vertragen und bei dem leisesten Geflüster, das im Concertsaal ertönte, legte er augenblicklich das Instrument bei Seite. Der Herzog von Richmond interessirte sich sehr für den Künstler und ließ ihn unter gewissen Bedingungen, die sich leicht auf die Manieren und Capricen beim Spiel und im Umgang mit einer ansehnlichen Pension zukommen lassen. Als er nach dem Hrn. Niccolò Matteis nichts auszurichten; er ließ seiner Eigenthümlichkeit, die so schneidend war, bei der besten Gelegenheit mit ihm ein Concert spielen konnte; denn er mußte die obligaten Instrumente nicht die geringste Veränderung unterließ denn auch die Pension, und der eigentliche Künstler hätte, ungeachtet seines Talents, Hunger und Elend müssen, wenn er nicht von einigen Dilettanten, durch schließlichen Bewunderern, und die sich auch alle ihm gefallen ließen, unterstützt und erhalten worden wäre. Hin gab er auch Unterricht und erwarb sich nach und nach eigenthümliche Speculationen, die damals noch ein wenig einiges Vermögen, indem er nämlich die Methode, des Unterrichts für seine Schüler compoziert hatte, auf Kupfer stechen ließ, welche Copien ihm von seinen reichlichen Bewunderern für vieles Geld abgekauft wurden.

Montag,

Nr. 354.

19. December 1836.

Congress and present position of Russia in the East.

Zweiter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 353.)

Rußland und die Türkei. Nachdem die Pforte eine Reihe von Jahren mit Rußland im Frieden gelebt, den der russische Einfluß in der Moldau und Walachei, auf den ionischen Inseln und in dem revolutionirten Serbien der türkischen Regierung bedenklich zu werpen, und auch der französische Gesandte in Konstantinopel an der Kriegserklärung vom 7. Jan. 1807 Theil gehabt haben. Diesmal sah man eine englische Flotte mit Rußland im Bunde durch die Dardanellen gehen. Diese Expedition und der Zug nach Aegypten ist mehrfach getadelt worden; am wenigsten Grund zum Tadel hatte wol Rußland; denn die britische Segenerklärung vom 18. Dec. 1807, s. „Edinburgh review“, XXI, 246) konnte mit Recht sagen, einzig auf Rußlands Ansichten um russische Interessen dem französischen Einfluß gegenüber aufrecht zu halten, sei der Krieg unternommen worden. Der Krieg war von kurzer Dauer; im Frieden zu Tilsit, in welchem Rußland auf Kosten Preußens sich vergrößern ließ und durch einen geheimen Artikel versprochen, England eventuell den Krieg zu erklären, mußte sich zugleich verpflichten, sogleich die Moldau und Walachei zu räumen und mit der Pforte einen Waffenstillstand zu schließen. So wechselten damals die Combinationen. Napoleon hatte gewiß nicht vergessen, daß der Sultan beim Anblick der englischen Schiffe dem General Sebastiani seine Pässe geschickt; aber auf keine Weise sollte er Rußland im Osten gewähren lassen.

Kurz wie der vorige Krieg war nun die Waffenruhe auch bei den erneuerten Feindseligkeiten das Glück den Russen günstig. Nur der französische Einfall zwang Rußland den Krieg zu beendigen. Im Frieden von Bucharest (28. Mai 1812) erhielt Rußland Bessarabien und den östlichen Theil der Moldau, indem der Pruth bis zu ihrem Einfluß in die Donau, und diese bis zu ihrer Mündung, für russische Kriegsschiffe offen, die Grenze bildete; die Pforte sollte die neuen Festungen in Serbien evakuiren, Rußland dagegen die festen Plätze an der asiatischen Küste des schwarzen Meeres übergeben. (Die letzte Bedingung ist nicht in Erfüllung gegangen.)

So sah Rußland zum dritten Mal durch die Dazwi-

schenkunft fremder Mächte, zum zweiten Mal, wenigstens mittelbar durch Frankreich sich in seinem Siegeslauf gehemmt und gezwungen, auf den letzten Preis des Türkenkrieges zu verzichten.

Die spätern Ereignisse, die Intervention der Mächte in der griechischen Angelegenheit, die Resultate des russischen Krieges, die wohlgewählten Erwerbungen im Frieden von Adrianopel, die Anerkennung von Seiten der bedrängten Pforte, daß nur russischer Schutz sie vom Übermuth eines Vasallen gerettet, dies Alles ist bekannt. Auf manche Verhältnisse wirft die noch immer fortgehende Veröffentlichung von Actenstücken, deren Authentie nun wol keinem Zweifel mehr unterliegt, ein neues Licht. Es ist wahr, die Geschichte nimmt in diesem Fall etwas früher als sonst die Materialien in Anspruch, die ihr am Ende doch anheimfallen mußten. Doch wird man sich darüber beruhigt haben, daß nicht etwa die Fahne des gefürchteten Liberalismus die Schriftsteller und Redner zusammenhält, die an Mittheilungen so neuer Art scharfsinnige und einbringliche Erörterungen knüpfen. Es wäre das lächerlichste Mißverständnis, wollte man verkennen, daß die englische Agitation der russischen Frage den Zwecken der Bewegungspartei auf dem Continent fremd ist. Die Unzufriedenen in den Staaten des Festlandes würden sich bitterlich äufsern, wenn sie glaubten, daß die Opposition gegen Rußland eine Sympathie mit ihren besondern, gegründeten oder eingebildeten Beschwerden voraussetze. Die Politik tritt eben einmal wieder in ihrer ursprünglichen Gestalt auf, als Trägerin bestimmter, streng abgeschlossener Interessen, nachdem man sich angewöhnt hatte, die Politik nur da zu suchen, wo es ersichtlich auf die Bekämpfung der liberalen Ideen angelegt war. Aber es ist vielleicht kein Staat, für welchen nicht eine Verwickelung denkbar wäre, bei der die Differenz über staatsrechtliche Fragen mit einem Mal in den Hintergrund treten und eine Regierung z. B. mit Ständen in einleuchtender Gemeinschaft der Interessen zusammentreffen würde. Eben dadurch, daß solche Fälle denkbar sind, ist die Möglichkeit einer nationalen Politik bedingt. Heißam ist es immer, an diese Möglichkeit erinnert zu werden. Im Bewußtsein derselben wird der Streit um Privilegien auf der einen, und um Volksrechte auf der andern Seite mit weniger Gehässigkeit geführt werden und die Parteien wenigstens nicht

so leicht in Versuchung gerathen, über ihren besondern Tendenzen den allgemeinen Staatszweck zu vergessen. Die Besorgnisse der Regierungen mögen eine andere Richtung nehmen, im Verhältniß wie sie sich den Fall vergegenwärtigen, daß die letzte Bürgschaft ihrer Selbständigkeit doch nur in der freien Anhänglichkeit der Völker liegt. Sie werden auf die alte Erfahrung zurückkommen, daß das Vertrauen seiner Natur nach gegenseitig sein muß, daß es nicht erworben, noch weniger behauptet werden kann, ohne erworben zu werden. Die Besorgnisse der Völker werden sich mindern in demselben Maße, wie sie sich überzeugen, daß die Politik der Regierungen, von äußern Einflüssen unabhängig, in selbständiger Würde und mit unzweideutiger Energie den nationalen Interessen zugewendet ist. Gewiß, die Unklarheit über diesen Punkt hat mehr als alles Andere die Verstimmung befördert. Und wenn auch die Übertreibungen der Ausländer, die unsere Verhältnisse nur sehr oberflächlich kennen, in dieser Hinsicht augenfällig sind, so hätte doch mehr geschehen dürfen, um durch Offenheit jedem Argwohn vorzubeugen.

Sind diese Betrachtungen vielleicht dem Gegenstande fremd? Sie liegen wenigstens nahe genug in dem Augenblick, da der Spannung im fernen Osten die Wirren im fernen Westen sich zugesellen und die Theilnahme, die eine Zeitlang fast einzig die innere Ausbildung der Staaten in Anspruch genommen hatte, durch die obschwebenden völkerrechtlichen Fragen zurückgedrängt wird. Es kann nicht schaden, wenn die Ruhe, deren wir Deutschen gedenken, und zu desto aufmerksamer Beobachtern macht. Je weniger die Schwankungen der französischen Politik einen festen Schluß auch nur auf die nächste Zukunft verstatten, desto mehr interessirt die Art und Weise, wie diese Fragen in England behandelt werden. Das immer bestimmtere Auftreten des Whigministeriums in Bezug auf die östliche Frage scheint den Anforderungen der Vorkpresse noch kaum zu genügen. Die vorliegende Schrift selbst (wenn auch ein einzelner Umstand dieser Art nicht übersehen werden soll) ist aus dem Verlag von John Murray hervorgegangen, der vierteljährig das fortlaufende Manifest der Tories, das „Quarterly review“, Tausenden von Lesern übergibt. Das „Portfolio“ endlich hat mit einer so beispiellosen Enthaltsamkeit aller innern Politik seinen eigenthümlichen Charakter zu behaupten gewußt, daß in keiner Äußerung das individuelle Glaubensbekenntniß der Herausgeber in irgend einer rein englischen Frage sich verräth.

Nur eine Ausnahme von diesem Zurücktreten, diesem Aufgehen der politischen Meinungsverschiedenheit bei der Behandlung der östlichen Frage ist bemerkbar. Es sind die Radikalen, die Utilitarier, die bei jeder Veranlassung Einsprache gethan haben gegen die Ansicht, daß Rußlands Uebermacht gefahrdrohend sei, und daß man ihr wohligerhätet entgegenzutreten müsse. Die gegenwärtige Darstellung würde unvollständig bleiben, wenn nicht auch die talentvolle Flugschrift hier berücksichtigt würde, welche das Princip der Radikalen in Bezug auf die auswärtige Politik repräsentirt, nämlich:

Russia. By a Manchester manufacturer, author of „England, Ireland and America“. (Eidburg 1836) Zweifelsunfähig Seiten, Stereotypirt in doppelter Seiten und in Lepidiformat für 8 Pence; das ist, so viel zu lesen, als sonst einen Band füllt und, wenn es ein Mann ist, für eine halbe Guinee verkauft wird. Es ist diese Schule; denn sie rechnet überall sehr genau und in eine probate Manier, Alles auf Pfund, Schilling und Pence zu reduciren. Von den alten Grundsätzen der Politik behauptet sie, daß sie abschreckend theuer, und von den Theorien, daß sie gar wenig werth sind. Mit Autoritäten aller Art macht sie kurzen Proceß; nicht imponirt ihr als die Erfahrung. Uns Deutschen erscheint bishier Alles, was von dieser Schule ausgeht, nur im Uebermaß der Enriostät; aber in England gewinnt sie täglich mehr Einfluß; jeder verjährte Uebelstand, jeder neue Mißgriff der Gesetzgebung, jede Mißthe, welche die eine oder die andere Partei in der Hitze des Streites gibt, muß ihnen gewagtesten Behauptungen zur Stütze dienen.

Als Verf. dieses Pamphlets wird Hr. Cobden genannt, ein Fabrikherr in Manchester. Er will den Frieden, in darin hat er Recht. Aber er meint, die Politiker, die angreifen, wollen den Krieg, und darin hat er Unrecht. In seinem Eifer überfiehet er, daß man auch rufen kann, und manchmal rufen muß, um den Frieden zu erhalten.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenznachrichten.

Paris, 1. November.

Ich melde Ihnen in diesem Briefe nichts von dem trübseligen Versuch des jungen Louis Napoleon, was der Kaiser über Karl X. Tod und die neue Oper der Kaiserin. Sie werden fragen, ob diese Dame eine politische ist, ob sie in der Kammer auftritt oder Journalistin. So viel ich weiß, ist sie ein sehr bescheidenes Mädchen, sehr schön, aber grazil; das ist hier unter den Frauen so allgemein, daß sie dadurch eben noch kein Aufsehen würde. Daneben beschäftigt sie sich mit Musik, und viel mit der Politik gemein hat, zumal hier, wo sie aus lauter Dissonanzen ohne Auflösung besteht. Die Kaiserin sind aber Herausgeber und Eigenthümer der „Journal des Débats“, dadurch ist die „Comet“ zu einem politischen Blatt geworden, das alle Parteien in Bewegung setzt. Es hat die Musik die Ohren zerissen, Innen in der Kammer zuckt. Der „National“, die „Minerve“ haben sich „Débats“ applaudirt, die „Gazette de Paris“ nicht, andere Blätter haben geklatscht und gepocht. Die Partierre geschieht Beides gegenwärtig noch in der Stellung der Oper; das Pfeifen hat sogar die Kaiserin das Recht zur Seite.

Worüber sich die Blätter, nämlich die „Gazette“, Allen beschweren, ist, daß so viele bedeutende Mitglieder der Académie royale de musique abgemeldet werden, man der Mensch Bertin die Ehre dieses Abgemeldes Rücksichten für die Stellung ihres Vaters so dankbar hat, man frage sich darüber wundern, wie das begreifen; aber Pariser? Wissen die Pariser längst, daß in Paris Alles durch Intrigue und Klageführenden selbst würden eben wegen der Einflüsse ihres Vaters die Rücksichten nicht ankommen, wenn sie die Gewalt in Händen hätten. Die Opposition über die schlechte Musik. Da ist die Partierre im Spiele; die Musik würde nicht mehr

in der That gegenwärtig ein gutes Metier; da haben wir

in der That gegenwärtig ein gutes Metier; da haben wir

in der That gegenwärtig ein gutes Metier; da haben wir

Bois Joyeux,
Bois Heureux,
Moi, je sours
Le tombeau

a heitersten, anmuthigsten Tone; das macht eine Wirkung
einer Leiche im Ballpau. Doch ist Vieles zu loben in der
Vertikur. Das Trinklied im Anfange des dritten Actes hat
gesprochen; in der Einleitung des vierten singt Gémé-
lida ein ganz anmuthiges Lied; das Duett zwischen ihr und
laube Grolle, das darauf folgt, ist mit einer Energie geschrieben,
welche aus dieser langen, schläfrigen Musik plötzlich aufkommt
in ein Bliz. Das Stöckchen, welches Quasimodo singt,
setzt eine wirklich originelle Melodie dar und wurde von den
Freunden der Konfession mit solchem Enthusiasmus aufgenom-
men, daß es noch jetzt jedesmal wiederholt wird. Zuletzt öffnet
sich die Kathedrale: das reich beleuchtete Innere der Kirche, die
Korruptionen, die reichen Götter, das Kirchenlied: „Omnes
actus“, von festlichem, echt religiösem Ausdruck, reichen,
ist dem vorher bezeichneten Gesangsstücke hin, um die Oper
streich zu erhalten.

Dr. Guerra hat zur unrichtigen Zeit debutirt, die „Roma-
nida“ hat ihn in Schatten gestellt. Vor der Hand hält er
sich ganz stille, wahrscheinlich um vorerst eine ruhigere Tem-
peratur abzuwarten. Den enthusiastischen Beifall, der ihm zu-
gesprochen wurde, hat er hier nicht gefunden; doch kann er zu-
leben sein. Guerra ist unfruchtbar der erste unter den hiesigen
Sängern; ja, er ist der einzige, der einen bestimmten Cha-
rakter hat. Er macht keine Sprünge ins Blaue, bloß damit
an die Glorification seiner Muskeln bewundern. Die äußeren
Vorgänge sind ihm Mittel, um sein Inneres darzustellen.
In seinem Innern aber mag es wild und stürmisch genug her-
gehen; seine Bewegungen zeugen von Kraft, von Würde, aber
sind hart und eckig und heftig. Auf seine Pantomimen schen-
ken wir besonders zu rechnen; sie thaten auch ihre Wirkung,
aber bald verflieg; dergleichen Kunststücke erinnern zu sehr
an die gewöhnlichen Seiltänzer und Virtuosen. Bald wird
Guerra hier der einzige Tanzkünstler von Bedeutung sein. Die
Regionen verläßt uns, und die Nachricht ihres nahen Abgangs
ist das Publikum fast ebenso schmerzlich berührt wie der Tod
von Malibran. Auch dem übrigen Operpersonal stehen große
Veränderungen bevor. Mourrit tritt aus im April. Vielleicht
wird er, daß er zu dick wird; kurz und unterseht, mit stei-
figen, starken Formen, spielt er, zumal in Nebenrollen, eine
überwärtige Figur. Sonst hat Mourrit eine edle, schön ge-
zeichnete Physiognomie. Man sagt auch, daß ihn die Eifersucht
age; bekanntlich ist der berühmte Tenorist Dupré für die hie-
sige Oper engagirt. Jedenfalls ist es noch keine ausgemachte Sache,
ob Mourrit eine Bühne verläßt, wo er seit so langen Jahren glänzt.
Die Taglioni wird überall ein Publikum finden, das sie versteht; ihr
alent wird in Wien anspornen wie in Neapel und Paris. Mourrit
gegen ist ein echter Franzose, vom schärfsten Gepräge. Man-
n Spiel, Gang und Gesang, Alles ist so eigenthümlich pa-
risch, daß er auf einer auswärtigen Bühne nie den Beifall
offen kann, der ihm hier zur Gewohnheit geworden. Sagen
in der That gegenwärtig ein gutes Metier; da haben wir

hier einen zweiten Amaranten, Esopont; der sang deutlich, im
„Don Juan“ in Kubikher Manier, hat man nahe daran ma-
zu stellen. Dilem Esopont bietet der Director der Operthea-
ters in Brüssel 100,000 Frs. für drei Jahre, und Esopont geht
nicht. Die hiesige Direction zahlt ihm also mehr! Die Gallon ist
gegenwärtig prima Donna; auf ihr ruht das ganze hohe tra-
gische Repertoire. Als Sängerin erreicht sie die Damaroz nicht;
der letztern Gesang rollt in seinen, abgeschliffenen, blühenden
Perlen, aber er rollt aus der Kehle, das Gemüth bleibt hart,
und költ wie der Felsen, aus dem der Wasserfall sprudelt.
Bei der Gallon ist leidenschaftliche Energie, sie ist eine Künst-
lerin aus der Schule der Malibran. Die Frau singt wie die
Damaroz, mit weniger Vollendung der Details, aber mit
mehr Grazie und gleicher Kälte. „Die Hugenotten“ Repertoire
werden immer noch stark besucht.

Der Obelisk steht jetzt fest und zwar auf lange Zeit; in
des danken sich die Blätter noch immer über die Stelle, wo
man ihn aufrichten sollte. Der Eine hätte ihn lieber im Hofe
des Louvre, der Andere auf dem Montmartre. Als unter der
Restauration die kolossalen Statuen auf den Brücke Louis XVI.
aufgerichtet wurden, da schrien die Pariser und schimpften
über den Estand; jetzt schrien sie wieder und schimpften, da
die Bildsäulen abgenommen und nach Versailles gefahren wer-
den. Die Brücke gewinnt, denn diese Steinmassen waren in
keinem Verhältnisse mit ihren schwächlichen Bogen und ihrer
zierlichen Architektur; aber aus der Ferne nahmen sich diese
groß hohen weißen Figuren gut aus. Die Federhüte, die
pittoresken Uniformen, die imposanten Attituden, die grandio-
sen Physiognomien gaben der Ansicht der Stadt etwas Feier-
liches und Majestätisches. Statuen muß man in freier Luft
sehen, und nicht leicht findet man ein schöneres, erhabeneres
Museum dafür als eine Brücke zu Paris. Dr. Lebas, der
Ingenieur, der den Obelisk aufrichtet, ist zum Director
des Museums der Marine ernannt worden, eine verdiente Be-
lohnung für vierjährige Anstrengungen und für die feindlichen
Ausfälle der hiesigen Blätter. Sobald der Obelisk völlig von
seinem Bretterhemde entkleidet und restaurirt ist, wird der ganze
ungeheure Platz aufs prächtigste decorirt. Rund herum wer-
den zwölf Sandelabers aufgestellt, die zugleich als Tornos-
fontaines dienen. In einiger Entfernung wird sich eine breite
Chaussee kreisförmig um das Monument ziehen; — auf diese
fließen die acht Seitenchausseen, welche den ganzen Platz
in acht Abtheilungen theilen, die mit Trottoirs und San-
delabers zu versehen sind, zwanzig an der Zahl. Die bereits
bestehenden Trottoirs und Pavillons werden beibehalten, auf
den acht Pavillons allegorische Statuen aufgerichtet werden,
welche die acht wichtigsten Provinzialstädte Frankreichs vorstel-
len: Lyon, Marseille, Rouen, Bordeaux, Strasbourg, Nantes,
Elle und Toulouse. Zur Beleuchtung der ältern Trottoirs sind
außerdem noch 20 Piedestale bestimmt, welche jeder eine Co-
lonne-rontrale-lampadaire tragen werden; also 82 Sander-
labers und 20 Kestral-Colonnen, und da jeder dieser Lampo-
daires mit zwei Laternen versehen wird, so sind dies in Allem
72 Leuchten. Über die Gräben an dem Tuileriengarten nach
der Straße St. Florentin zu und auf der andern Seite nahe
der Seine wird eine Brücke von drei Bogen erbaut. In den
Winkeln der Gräben kommen auf vier großen Piedestalen vier
Gruppen zu stehen, welche den Pendant machen zu den Pyrenen
an dem Gitter der egyptischen Felsen.

Die Nachricht vom Tode Karl X. machte außerordentliche
Sensation, aber keine Lärmende: das große Ereigniß lag gleich-
sam schwül und drückend auf der Hauptstadt. Voriges Jahr,
wo ich nicht irre, hatte Straßen eine Schlacht von Blut,
ausgestellt; sobald die Franzosen vor dieses Bild traten, ver-
stummten sie. So wortreich der Pariser ist und so leichtig und
obenhin sein Gemüth aufgereggt wird, so ist er doch zu Zeiten
eines Affected schläg, den er mit Worten nicht schildern kann.
In dieser ersten Stille der Trauer ließ nun ein Journal sich
etwas lärmend vernommen, „La France“, sie hatte gekündet

gethan zu schweigen; denn erstens sprach sie bummel Zeug, zweitens wurde sie direct vor die Affen geladen und muß ihr hysterisches Kunstwerk mit 300 Francs Geldbuße und drei Monaten gefänglicher Haft bezahlen. Der Hof hat keine Trauer angelegt, die Kartisten ärgern sich darüber und sind inconstant darin wie in allem übrigen. Was liegt ihnen oder kann oder sollte ihnen an den Beileidsbezeugungen eines Feindes des liegen? Zufälligerweise waren vorige Woche die Prinzessinnen Marie und Clementine in der Oper mit Roscaillas hüten; darüber erhob der ganze Faubourg St.-Germain ein Petergeschrei, einen endlosen Cancan. In den Kirchen wurden alle gottesdienstliche Ehrenbezeugungen zum Andenken des verstorbenen Monarchen vom Minister des Cultus untersagt. Das war eine sehr weise Maßregel, die aber gleichfalls von den Kartisten verdreht und mißdeutet ward. Der Tod Karl X. ist kein Ereignis, das dem Throne des Bürgerkönigs Gefährde brächte; ein Requiem auch mit Pauken und Trompeten gönnt man seinem Feinde wol immer, wenn man es ihm auch grade nicht wünscht. Was Gefährde bringen konnte, das war der Eindruck, den ein Todtenamt zum Gedächtnis des Königs, der die Julibonnanzen unterzeichnet hatte, auf das Volk machen könnte. Die Mägdlein haben die Priester und ihre Partei gethan, als St.-Germain l'Auxerrois vom Volke bedroht war; ähnlichen Unfug hätte eine Unvorsichtigkeit herbeiführen können. Das Ministerium hat die Kartisten gegen ihre eigne Thorheit beschützt. Jetzt schreien sie: „Laissez nous prior!“ „Aber, treue Diener des verbannten Monarchen“, sagen sie, „jammern an den Kirchthüren und fasten und beten! Der gekrönte Herr, der im Exil gestorben, war ihr Freund im Leben gewesen; seine Freigebigkeit hatte sie dem Elend entzissen, jetzt wollen sie den Himmel für ihn erschauen! Aber die Männer der Nacht haben ein Interdict auf die heiligen Mysterien gelegt!“

Und so schreien die Priester, die nur einmal Treue geschworen und die ihren Schwur nicht gebrochen! Und die Bänder sind gekommen in ihre Kirchen und haben gerufen: Laßt uns beten! und so fort. Diese gottesfürchtigen Venerer, diese frommen Briganden, die vom Weichthum zum Mordmorde eilen, die Notre Dame des douleurs mit dem Raube der Uligenen Kleiden, sind in der That zu bedauern, zumal da man ihnen das Handwerk gelegt, da die Bänder der Militärstraßen durchschnitten ist und die Schlupfwinkel der Mordräuber zerstört sind. Gegen Persil, dem jetzigen Cultusminister, sind die Kartisten besonders aufgebracht; durch diesen wurde den Pfarrern der Wille der Regierung eröffnet. Ihr habt ein Gesetz gegen die Dankbarkeit und gegen die Hoffnung gemacht, sagt die „Mode“; was brauchet ihr mehr? Unter Dankbarkeit versteht nämlich die „Mode“ die Insulte, die sie dem Bürgerkönige anthat, aus Erkenntlichkeit für Karl X., der sie bezahlte; die Hoffnung, die man der „Mode“ nicht gestatten wollte bruden zu lassen, war die Hoffnung, daß Louis Philipp baldmöglichst vom Throne gejagt werde. Zuletzt wird die „Mode“ verdächtig, als zu erwarten war, sie erklärt dem Großherzogbewahrer: „Nous nous passerons de vous et nous prions sans vous dire: laissez nous prior.“ Das ist das Geschreie, das wird ihr Niemand verwehren, denn man hat Schandal und Unruhen verhüten und Niemanden in seiner Privatandacht stören wollen. Es heißt, trotz des Verbots habe der Erzbischof in einer Kapelle einem Todtenamt beigewohnt, wobei eine Leichenrede auf Karl X. gesprochen worden; die Polizei habe mehrere Exemplare dieser sündigen Confession. Die „Mode“, die bisher nur wüthend in einem maßigen Heste erschien, wird nächstens sich in ein Tageblatt umwandeln.

Reulich ist die Académie des sciences mystifizirt worden, es wurde ihr ein Bild aus der Südsee vorgezeigt, das mit Lemayamb, Scalpmesser und den Köpfen erschlagener Feinde; der Bild war ein Ratrope aus Portsmouth. Diese Geschichte hat die gelehrten Herren etwas mißtraulich ge-

macht, doch konnten sie dem Zwerge Gulla nicht wohl die Schuld verweigern, seine Betrügnerschaft zu machen. Hier war eine Aufschung, kein Betrug möglich; der kleine Herr hat so, wie ihn die Natur dahingestellt hat, ganz regelmäßig geschnitten und zugehauen, kaum einen Meter hoch und 22 Jahr alt. In dem Anatomieopfe haben vier Sprachen Raum gefunden; die kleine Hand führt den Violinbogen mit einiger Gewandtheit, dabei reitet Gulla und geht auf die Jagd, hält sich aber den Fäsen nicht zu nahe zu kommen. Ich habe mit ihm Anblick dieses Zwerges gehabt, wenn in einer solchen Gesellschaft der Riesengeist eines Napoleon's wohnt, würde er sich wol an die Spitze einer Armee schwingen können, Schützen stellen und große Nationen beschützen? Würde ein Mann von seiner und einem halben Schuh sich nicht entwürdigt glauben, den Befehlen eines solchen Anführers Folge zu leisten? Es übermäßig die Intelligenz auch waltet und die Natur nicht so selbst, ein paar tüchtige Schultern und ein tüchtiges Antlitz verpackt sind doch für sie ein nicht zu unterschätzendes Symptom, wenn sie über die Körperwelt herrschen soll. Die Natur hat genommen, so ist das Knochengestell des Hrn. Gulla ganz gut conditionnirt; alle Verhältnisse sind richtig, nicht zu kurz und zu lang, alle Muskeln zeichnen sich deutlich und regelmäßig ab. Die Zähne sind ernst und deuten auf ein höheres Alter als 22 Jahre. Besonders merkwürdig in der Geschichte dieses Zwerges ist, daß die Eltern und Geschwister von gewöhnlicher Größe und vollkommen normalem Wuchs sind; im fünften Jahr hat Gulla plötzlich auf zu wachsen. Er ist von kräftiger Constitution, war nie krank und erträgt alle Mühseligkeiten einer langen Reise, ohne das mindeste Ungemach zu verspüren. Er erzählt, er habe mit dem König von Preußen und dem Kaiser von Rußland Billard gespielt und sei mit beiden Monarchen auf der Jagd gewesen. Ein junger Maler ist damit beauftragt ihn zu porträtiren; das Bild wird auf der nächsten Infanterie erscheinen. Außerdem werden wir zu sehen bekommen ein Kabinet alten Kaisergarde von Hrn. Bernet und die Schlacht bei Waterloo von Delacroix und zwei Capitalstücke: Duquesne vor Algier, von Biard, und Karl I. von England vor seiner Niederlegung, von Delaroche.

Unter den vielen literarischen Erscheinungen führt ich die erste „Les mémoires du chevalier d'Éon“ an. Der Herr Buch ist eine der seltsamsten historischen Figuren, und der Verf., Dr. Gailardet, hat seiner Zeit Aufsehen gemacht. Er ist Einer von den Berf. der „Tour de Nesles“, ein schreckliches Drama, um dessen Autorschaft sich damals der junge Dichter buhlte. Diese Memoiren bieten eine unterhaltende Lecture dar. Der Chevalier d'Éon trat als Dragoneroffizier auf, bald zeigte er sich als Dame; nach einer seltsamen Verletzung von Umständen gerieth er in die wichtigsten Situationen, die bei aller Unwahrscheinlichkeit doch wahr sind, wie der Verf. durch Actenstücke nachweist. Sein Geschlecht bleibt kein Zweifel mehr übrig; der Chevalier d'Éon war ein Chevalier und keine Chevalière. Er wurde vor einer zahlreichen Versammlung feiert, und unter Aufschauern besah sich eine junge Dame, die sich unter den Zeugnissen der Ärzte gesetzt.

Notiz.

Emmerich oder Edermann!

Regel erzählt seiner Gattin in einem am 21sten Sept. 1827 geschriebenen Briefe („Samml. Briefe“, VII), daß an dem Mittagsessen bei Götthe, den er als „das edigste, gutes, süßes Haupt“ bezeichnet, auch ein Emmerich, Antheil genommen habe. Den Namen damals noch wenig bekannten Mannes konnte Regel nicht verstehen, aber die Herausgeber des Briefwechsels, Förster und Boumann, mußten im Jahre 1835 bei „Emmerich“ in „Edermann“ verwechseln.

Dienstag,

— Nr. 355. —

20. December 1836.

Progress and present position of Russia in the East. Zweiter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 354.)

Der Verf. verwahrt sich sehr angelegentlich, daß man ihn nicht für einen Vertheidiger der russischen Politik halten möge, und bedient sich dabei so unzweideutiger Ausdrücke, daß seine Phrasen hier nicht füglich zu wiederholen sind. Aber dessenungeachtet versichert er mit großer Bestimmtheit, erstens: Rußland sei viel besser als die Türkei; zweitens: Rußland sei viel schwächer, als man denke, und drittens: England brauche sich um Rußlands Fortschritte überall nicht zu kümmern.

Die Parallele mit der Türkei wird am anschaulichsten durch den Handel des schwarzen Meeres, der erst durch Rußlands Bemühungen (seit dem Frieden von Tainardsche und besonders seit der Ukase vom 22. Februar 1784) eröffnet worden. Der Verf. hätte sich auf Hagemister's „Mémoire sur le commerce des ports de la Nouvelle-Russie etc.“ beziehen können, das soeben in einer von Lord Palmerston gewidmeten Uebersetzung in London erschienen ist. Die wahrscheinlichsten Folgen einer Besitznahme von Konstantinopel durch die Russen werden ziemlich pathetisch als ein großer Sieg der Civilisation geschildert; also auch als ein Gewinn für England. Ob es denn denkbar sei, daß der englische Handel nach der Türkei, der jetzt nur etwa eine halbe Million Pfund Sterling betrage, unter russischer Herrschaft nicht bedeutend anwachsen würde? Ob es denn möglich sein würde, beim jetzigen Stand der Bedürfnisse civilisirter Länder eine Absperrung des schwarzen Meeres gegen den europäischen und namentlich gegen den englischen Handel durchzusetzen? Aber zu fürchten würde Rußland keineswegs sein; denn die größere Ausdehnung des Gebiets stehe im umgekehrten Verhältniß mit der Macht. Hier ist dem Verf. das Menschliche begegnet, daß er an dem materiellen Wilde der Ausdehnung, und folglich der Verdünnung eines gegebenen Stoffes festhält, während es sich um die Erwerbung neuer und nutzbarer Landstriche handelt. Durch die unmäßige Ausdehnung allein, ohne mitwirkende moralische Ursachen, ist nie ein großes Reich zu Grunde gegangen. Aber die rechte Macht — fährt der Verf. fort — bestehe in der Ausbeutung der Industrie; Watt und Arkwright mit der Dampfmaschine und der Spinnmaschine haben größere Siege er-

fochten als Potemkin und Suwarow mit ihrem blutigen Handwerk. Ferner wird mit einem prächtigen Schwung die Entdeckung verkündet: Liverpool und Hull mit ihren Schiffen, Manchester, Leeds und Birmingham mit ihren Capitalien würden im Stande sein, ganz Rußland oben bei Kronstadt und unten bei den Dardanellen in Blockade stand zu versetzen, um dem Besitzer eines Viertheils der bewohnten Erde Gesetze vorzuschreiben. Denn eine Seemacht würde Rußland durch den Besitz der Dardanellen noch nicht werden; sein Handel sei noch größtentheils in den Händen einer andern Nation; mit Handelsflotten müsse die Macht den Ocean bedecken, der es um die Pflanzschule einer gelübten und gefürchteren Kriegsmarine zu thun sei, und wenn auch Rußland in der rollenden Jahre Vollendung zum Besitz großer und wohlbesannter Flotten gelangt sein würde, die Herrschaft der Meere wäre durch die Hand der Natur ihm doch versagt; denn zwischen dem Sund und den Dardanellen, den leicht zu schließenden Thoren der Ostsee und des schwarzen Meeres sei nur eine Wasserstraße — durch die berühmteste aller Meerengen, unter den mit allen britischen Donneren bewehrten Höhen von Gibraltar.

So viel Wahres an dieser Argumentation auch sein mag, so springt doch in die Augen, daß sie von allen Staatsinteressen einzig nur auf das der Industrie gegründet ist. So hatte während der Continentsperre eine Partei sich darin gefallen, England für gänzlich unabhängig von den Interessen des Handels und der Industrie zu erklären und im Landbau eine unerschöpfliche Quelle des Wohlstandes und der nationalen Größe nachzuweisen. Einseitige Rathschläge dieser Art werden bei jeder Krise sich geltend machen; aber dürfen sie denn dem Staate, der nur durch die Gemeinschaft der Interessen besteht, ein täuschendes Selbstvertrauen einflößen? und ist denn auch nur das wahrscheintliche Interesse der britischen Industrie in den Ausführungen des Verf. erschöpft? Wie, wenn die Türkei unter russischem Scepter (von dieser Voraussetzung müssen wir ja ausgehen) zu einem Lande von unberechenbarer Wichtigkeit für Production und Fabrication jeder Art reifen sollte? Ein geschlossener Handelsstaat ist ein Un Ding, so gut als das geschlossene Meer; aber mit großartigen Kanalverbindungen im Innern kann ein unermessliches Reich wie das russische zu einem hohen Grade

der commercellen Unabhängigkeit sich heben; und wie, wenn der ostindische Handel, dem eine Emancipation von ausschließlich britischen Interessen doch wol bevorsteht, seine alten Bahnen wieder suchen und an den Küsten, die leicht einmal die südliche Grenze Rußlands bilden können, der herrschenden russischen Gläuge begegnen sollte? Auf entfernte Möglichkeiten hin, wird der Verf. erwidern, wäre es Thorheit, dem ungewissen Kriegsglück und der gewissen Kriegsnöth sich in die Arme zu werfen. Gewiß; aber wer spricht von Krieg? Nicht die Gegner, die der Verf. bekämpft; denn sie sprechen von Maßregeln, um den Frieden zu erhalten, und die Erfahrung steht ihnen zur Seite, wenn sie von einer bewaffneten Unterhandlung mehr Erfolg erwarten als von der Hinweisung auf die großen Dinge, die Liverpool und Hull nöthigenfalls einmal thun könnten.

Auffallend ist es, daß der Verf. die Reformen des Sultans gänzlich ignorirt. Von dem Ausgange dieses neuen Systems hängt die Möglichkeit einer Erhaltung der Türkei ab. Ein sinkendes Reich, das einer innern Erhebung sich unfähig zeigt, kann durch keine äußere Macht erhalten werden. Der Fall der Türkei aber könnte nur durch ein Wunder ohne europäischen Krieg vorübergehen. Dem ungetheilten Übergang in fremden Besitz würden die großen Cabinete schwerlich in Ruhe zusehen, und die Völker sind nicht in der Stimmung, um zu einer Theilungsscene zu schweigen. Auch von dieser Seite knüpft sich, wenn Englands Interesse der Frieden ist, dies Interesse an die Erhaltung des osmanischen Reichs, um so mehr, weil dies Reich durch Handelsconcessionen an England seine Integrität nicht zu theuer erkaufen wird.

Ein Argument ist dem Verf. eigenthümlich, und es gereicht ihm zur Ehre, daß er es nicht verschweigen wollte. Man verklagt in allen Zungen Rußlands Vergrößerungssucht; hat England ein Recht, sie zu tadeln? England, das im letzten Jahrhundert dreimal so viel fremdes (Colonial-) Gebiet an sich gezogen hat als Rußland. Was tolerirt Graecus de reditione querentes? Es steht dahin, wie viel Glück die Wendung machen wird, mit welcher die obenangezeigte anti-russische Schrift dem Vorwurfe begegnet, der auf England zurückfallen könnte:

Was Ostindien betrifft, so haben wir es einmal erobert, wir haben die Regierung des Landes an uns gezogen und fast jede heimische Behörde verdrängt; eben damit haben wir die Verbindlichkeit übernommen, Ostindien zu verteidigen, unsere Herrschaft zu behaupten, damit nicht das Land in schlimmere Hände gerathe, als in denen wir es fanden.

Wenn nun Rußland dies Argument sich aneignet und die moralische Nothwendigkeit deducirt, die „heilige Pflicht“, sein einmal erobertes Völen zu behaupten? Wenn wir auch nicht mit dem Fabrikherrn von Manchester die Wohlthaten bewundern wollen, deren Völen unter russischer Herrschaft ehehaftig geworden; wenn wir auch nicht den letzten polnischen Aufstand als das Werk einer herzlosen Aristokratie betrachten, deren Missethaten er aus Herrens „Geschichte des europäischen Staatensystems“ und aus einem Band von Lardners „Historischer Encyclopädie“ mit vielen Citaten darthut; wenn wir die Nationalität als ein Gut betrachten, ungeachtet sie nicht füglich in Pfanb, Schillinge und

Pence auszubringen ist: so werden wir doch nicht in Versuchung kommen, die englische Wirtschaft in Ostindien gegen ihn zu verteidigen, sondern wir würden den wohlwollenden Mann erinnern, daß wir eben in einer Welt des Egoismus leben; daß allem Anscheine nach die Zeit noch fern ist, wo die Politik der Cabinete den Interessen der Völker ohne Rückhalt sich anschließen wird:

War is a game, which, were their subjects wise, Kings would not play at....

und daß, wenn die Völker wirklich allein zu entscheiden hätten, auf ihrer gegenwärtigen Bildungsstufe Vornachheit und Leidenschaft nicht selten sie über ihre wohlverstandenen Interessen verblenden würde. Wenn demnach die allgemeine Entwaffnung ein frommer Wunsch wäre, so ist es wenigstens gut, zu wissen, wofer man sich gewaffnet hält.

Aber, wirft der Verf. ein, das Gleichgewicht der Mächte, von dessen Erhaltung ihr spricht, ist eine Chimäre, und er hat sich die Mühe gegeben, drei Definitionen des politischen Gleichgewichts anzuführen, eine von Battel, eine von Geng, eine von Drougham, um zu beweisen, daß er nicht klug daraus werden kann, mit wem Leute damit meinen. Möglic; aber ist's etwa auch eine Chimäre, wenn die Schwächern verhandelt dem Stärkern die Waage halten, um ihre Grenzen, ihre Freiheit, ihre Nationalität zu retten? Das ist das politische Gleichgewicht. Verweist er ferner auf altes und neues Recht, auf so manche Handlung der List und Gewalt und fragt, wo denn zur Zeit, als solches vorgefallen, das politische Gleichgewicht geblieben sei, so kann man nur antworten, um so schlimmer, wenn man veräumt hat, es aufrecht zu halten und dem Übergreifen der Gewalt vorzubeugen. Fragt er triumphirend, ob denn auch die Freiheit europäischen Gleichgewicht gehöre, so liegt die Antwort nicht mittelbar oder unmittelbar, durch seine Schicksale oder Handlungen kann jeder Staat dies System afficiren. Wir mit ist noch keineswegs dem Einflüssen in den Handel das Wort geredet, das der Verf. durch eine Citate aus Washington Irving's bekannter Charakteristik des John Bull lächerlich macht; noch weniger einer Convention wie diejenige, aus welcher die französischen Revolutionen entsprangen, und wovon der Verf. eine neue Lehre des Völkerrechts mit großer Wichtigkeit; es liege darin eine nachdrückliche Warnung, die Völker, das an sich so unbestimmt und in der Anwendung ganz besonders dem Mißbrauch ausgesetzt sei, nicht auf Regeln zurückzuführen oder dem Völkerrecht einzubringen zu wollen. Natürlich, denn diese Fragen entspringen aus dem Gebiete der Politik; entscheiden werden sie durch Berufung auf die Doctrin, sondern durch das Recht, die Gewalt.

Glücklicher ist der Verf., indem er im letzten Theile seiner Schrift den bewaffneten Handelskrieg, die Unvollständigkeit der Waare sei der einzige Schatz, den

*) Henry Wheaton's „Elements of International Law“ London 1866, Bd. 1, S. 212.

der Handel beherrscht und der ihn seinem Vornehmsten, Selbst aus Brabant seien einige englische Boonen vordrängen worden, allen Kriegsschiffen, allen Feuerschiffen zum Trost, weil eben Sachsen und Schweizer gleich gut und wohlthätiger gearbeitet haben als die Engländer. Der Werth der britischen Ausfuhr nach allen Küsten des Mittelmeeres betrage $9\frac{1}{2}$ Mill. Pfund Sterling; die Kriegsflotte im Mittelmeer mit aller Rüstung koste über drei Millionen. Ein schönes Geschäft, wenn der Handlungsreisende für Reisekosten allein den dritten Theil der Bruttoeinnahme 6 Th. 8 P. vom Pfund Sterling) berechne.

Sobald der Verf. beweisen kann, daß bei der östlichen Frage auf der Welt nichts auf dem Spiele stehe als das augenblickliche Interesse der englischen Exporteure, dann, und nur dann, hat er Recht. C. F. Wurm.

Die Mondkarte von Wilhelm Beer und J. P. Mädler. Vierte Section. *)

Vorliegende vierte Section, die die ausgezeichnetste selenographische Arbeit dieses Jahrhunderts beschließt, wurde bühnlich zuletzt herausgegeben gewählt, um sie am längsten zu beobachten und zu revidiren zu können; ja, manche Gegend ist, wie Ref. als Augenzeuge weiß, 40—50mal mit der wissenschaftlichsten Genauigkeit untersucht worden, und so gebührt diesem Quadranten der Beifall, welcher den ersten dreien in Bl. wie überall zu Theil wurde, in einem noch höhern Maße.

Die größte Partie dieses Quadranten war bisher noch un- und gar nicht, auch selbst nicht in den rohesten Umrisen, gezeichnet und eine wahre luna incognita. Daher die große Menge neu eingeführter Namen, und daher auch zum Theil die längere Zeit, die seine Vollenendung erforderte. Die Schwierigkeiten der Beobachtung, Messung und Darstellung sind hier, besonders in den südlichen Gegenden, ohne alle Vergleichung schwerer als in den übrigen, und ebenso die Masse des darzustellenden Details. In den meisten Tagen ist die Lichtstärke dieser Gegend so groß, daß das Auge sich nur schwer gewöhnt, ihren Glanz zu ertragen. Die Bergpartien sind nur eine kurze Zeit sichtbar, und dann betwischen nicht immer meßbar. Der diese Gegenden im Vollmonde oder auch 6—7 Tage vorher beobachten wollte, würde sich völlig getäuscht finden und um ein einziges der Objecte, die die Karte enthält, selbst ist Hälfte derselben aufsuchen. Aber auch zu andern Zeiten vor dem ersten Viertel und nach dem Vollmonde bis kurz vor dem letzten wird er immer nur einen geringen Theil übersehen und ohne Hälfte der Karte sich nicht zurechtfinden. Ealanders Ausspruch: „Niemand weiß besser als ein Astronom, mit wie vielen vergeblichen Beobachtungen eine einzige brauchbare errußt werden muß!“ haben wir hier in vollem Maße bewährt gefunden.

Wenn demnach dieser Quadrant des Mondes seiner physischen Eigenthümlichkeit wegen sich weniger zu einer bloß dilettanten Beschäftigung mit dem Monde eignet (hierzu empfehlen wir angehenden, mit mäßigen Fernrohren versehenen Beobachtern den zweiten, sowie die angrenzenden Theile des ersten und dritten), so ist er dagegen für den praktischen Astronomen nicht minder wichtig als die übrigen, und für Den, welcher physische Forschungen beabsichtigt, den Naturbau des Mondes veranschaulichend dem der Erde gegenüberstellen will, ist er der am meisten nützlich. Hier ist es hauptsächlich, wo die so wichtige von der Ringgebirge in allen ihren zahllosen Modificationen

studirt und aufgefaßt werden kann; wo die hohe Eigenthümlichkeit der Mondfläche hervortritt; wo die Sphinx und die meisten lunarischen Räthsel gegeben hat. Hier treten die merkwürdigsten Lichtkreise im kolossalsten Maßstab auf; hier fast ausschließlich zeigen sich die großen, weiten, tiefen Querschlüfte, die auf ihrem Striche die mächtigsten Gebirge unterbrechen; kurz, hier ist Alles wunderbar und neu — neu im vollen Sinne des Wortes, denn noch ist Keiner in diese Sahara des Mondes, was sie auf den ersten Anblick zu sein scheint, eingedrungen, und selbst der begierliche Schwärmer sagt ganz offen: diese Gegenden seien für feinere teleskopische Untersuchungen nicht geeignet.

Unter den neuen Namen (überhaupt 51): Büß. v. Humboldt, Oken, Vega, Pontécoulant, Buch, Fraunhofer, Reichenbach, Polsson, Kant, Beaumont, Legendre, Porticelli, Taylor, Airy u. A. m. Maren enthält diese Karte weniger. Das Mare nectaris, das (neu benannte) Mare australe und Theile des M. tranquillitatis und foecunditatis. Unter den Ringgebirgen sind besonders ausgezeichnet der große prachtvolle Petavius, die noch größern Erdbäler und Maurolycus. Der meerbusenähnliche Gracastor und der ungeheuer tiefe Piccolomini mit seiner großen Rille u. a. m.

Indem wir nun hier die Relation über diese jetzt vollendete Mondkarte, welche den Herren Herausgebern einen nicht geringen Ruhm für alle Zeiten sichert, beschließen, mögen wir den wohlwollenden Lesern, welche gleich uns das von den Herren Beer und Mädler versprochene selenographische Werk sehnsuchtsvoll erwarten, die Anzeige hier nicht vorenthalten, daß dasselbe bereits unter der Presse ist. Der Umfang desselben ist unerwartet stark (gegen 75 Bogen in 4.), und die Hindernisse, die dasselbe anfangs hinsichtlich des Druckes gefunden, sind beseitigt.

Auch das Bedürfnis einer, die Übersicht erleichternden Karte hat einer der Herren Herausgeber zu befriedigen gesucht. Hr. Mädler hat nämlich ein solches Blatt in einem Maßstab von 1:100,000 mit größtmöglicher Bewahrung aller wichtiger Details zu zeichnen unternommen; es ist bereits im Stiche weit vorgeschritten und erscheint in einigen Monaten. Allgemeine Erdkarten, nebst den Höhen einiger der wichtigsten Berge u. s. w., werden dem Blatte einverleibt und auch einzelne Verbesserungen und Nachträge, so viel dieser Maßstab gestattet, benutzt werden. 114.

Notizen.

Wir entheben dem unlängst erschienenen Reiseverke: „An account of the present state of the island of Puerto Rico by Col. Winter etc.“ (London 1836), folgende nachträgliche Notizen über die Insel Portorico: Die Insel Portorico ist unter den herrlichen Inseln des karibischen Meeres eine der schönsten; ein „gottgeliebtes Eiland“, wie die alten Griechen es genannt haben würden, gewährt sie dem Auge des Beschauers wahre Labung. Sie ist ausgezeichnet durch Mannichfaltigkeit der Fluren, durch Überfluß an Producten aller Art und durch einen unergründlichen Reichtum der Vegetation, insbesondere der auserlesenen Blumen. Obgleich nicht viel größer, als etwa bei uns ein Kreisdistrikt, entfaltete sie doch die ganzen Wunder eines Tropenlandes. Eine Gebirgskette durchschneidet die Insel von Osten nach Westen, welche eine Höhe von 4000 Fuß erreicht und mit Waldung bedeckt ist. In Folge dieser Gebirge ist der klimatische Unterschied des nördlichen Theils der Insel von dem südlichen beträchtlich. Der Norden ist feucht; es finden sich hier häufige und heftige Stürme und periodische Regen, wie im westlichen Indien. Die vielen Flüsse, denen es nicht leicht an Wasser mangelt, bewässern und befruchten den Boden hinlänglich. Im Süden dagegen gibt es nur wenig Regen, und dennoch ist der Boden so mafferrich, daß man $1\frac{1}{2}$ —2 Fuß unter der Erde schon auf Quellen stößt. Das Innere

*) Zuletzt berichteten wir über diese Unternehmung in Nr. 386 d. Bl. f. 1836. D. Red.

Mittwoch,

Nr. 356.

21. December 1836.

Grundzüge zum Systeme der Philosophie, von J. H. Fichte. Zweite Abtheilung: Die Ontologie. Heidelberg, Mohr. 1836. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Gr. *)

Der Verfasser dieses Buches und der Schreiber gegenwärtiger Anzeige sind neuerdings mehrfach, unter andern auch in d. Bl., einer Art von sektirischer Verbündung beschuldigt worden, eingegangen in der Absicht, die Gewaltigen des Tages, vor Allen den noch im Grabe mächtigen Hegel, zu stürzen und an ihre Stelle womöglich sich selbst zu setzen. Dabei unterläßt man nicht mit Schadenfreude auf die unter ihnen selbst sich allmählig kundgebenden Spuren eines Zwiespaltes hinzuweisen und daraus mit um so größerer Zuversicht den Schluß zu ziehen, wie es in Jedem von Welken nur die Selbstsucht sei, was ihn bewogen habe den Andern rühmend anzuerkennen, um von ihm zum Dank eine gleiche Anerkennung zu erlangen und so allmählig die Kraft zu sammeln, zuletzt, gehe es gut, auch den Rivalen zu verdrängen und den glücklich entleerten Thron der Wissenschaft für sich allein einzunehmen. Diesem Geschrei zu begegnen (welches, wie sich versteht, überall nur von Solchen erhoben wird, die, selbst eingeseifte Sektantenmenschen, in Ermangelung besserer zu so schlechten Mitteln greifen müssen, um, wo nicht wirkliches Ansehen und Geltung, doch den Schein davon zu gewinnen oder zu bewahren), hält Ref. es für das Beste, sein wissenschaftliches Verhältniß zu Hrn. Fichte, sowie es in den beiderseitigen neuesten Schriften mit größerer Bestimmtheit als früher sich herausgestellt hat, offen und unbefangen den Lesern d. Bl. vorzulegen.

Dohne die geringste Verabredung oder Verständigung, ja ohne gegenseitig Notiz voneinander gehabt zu haben, begegneten sich Ref. und der Verf. zuerst 1829 in ihren beiderseitigen Werken, den „Beiträgen zur Charakteristik der neuern Philosophie“ des Letztern, und der Schrift „Über den gegenwärtigen Standpunkt der philosophischen Wissenschaft“ des Erstern. Hier mußte Welken die übereinstimmende Auffassung des Hegel'schen Systems auffallen, um so mehr auffallen, weil sie, die jetzt freilich schon sehr allgemein Platz ergriffen hat und unter mancherlei

Wendungen, durch welche man die Abweichung von Hegel's Sinn zu vertuschen sucht, selbst von Solchen adoptirt worden ist, die sich noch immer zu den Anhängern Hegel's bekennen, damals noch von keinem Andern ausgesprochen war. Bekanntlich besteht diese Auffassung der Hauptsache nach darin, daß Fichte und der Ref. zwar in der Logik Hegel's ein Princip echt wissenschaftlicher Art anerkennen, ein solches, welches in der weiteren Entwicklung dieser Wissenschaft nicht aufgegeben werden darf, sondern ein unverlierbares Moment derselben ausmacht, diesem Princip aber nur eine formale Geltung beimessen und eine Verirrung Hegel's darin zu erblicken glauben, daß er es unnatürlicher Weise auch zum Realprincip erhoben hat und demzufolge in der Welt der Natur und des Geistes nichts für wahrhaft seiend und wirklich erkennt, als den durch alle ihre wechselnden Gestalten sich hindurchziehenden dialektischen Proceß der „absoluten Nothode“. Ref. ist weit entfernt sich aus dieser Auffassung ein besonderes Verdienst zu machen, oder in sie den hauptsächlichsten Vorzug jener trefflichen und in andern Beziehungen noch ungleich mehr als in dieser wahrhaft verdienstvollen Schrift Fichte's zu setzen. Auch daß seitdem so viele Andere auf ähnliche Ansichten gekommen sind oder solche ausgesprochen haben, ist weder sein noch Fichte's Verdienst: jene Auffassung liegt einer unbefangenen und geistesfreien, weder für noch gegen das System zum Voraus eingenommenen Betrachtung desselben so nahe, daß es zu ihr durchaus keines besondern Schöpferblickes bedarf, und unabhängig voneinander die verschiedensten sich auf sie hingeführt finden können. Die Polemik, die in diesem Sinne gegen Hegel geführt wird, ist von Seiten Aller, die sich dazu veranlaßt finden, eine durchaus freie und aus der Sache selbst sich ergebende; nicht um sie zu führen, bedarf es des Sektens- und Coterienwesens oder irgend eines unerblichen Hegens und Begünstigens fremder Handlungen oder Werke, die man im Herzen mißbilligt, sondern grade umgekehrt, um ihr gegenüber das System zu halten und den Schein seiner Alleinherrschaft noch dann zu behaupten, wenn man von seinem eigentlichen Sinne längst abgewichen ist. Dort haben wir es gesehen sehen, daß man durch dreiste Versicherungen und marktschreierischen Redepomp der Lehre des Verfassers einen Inhalt aufdrängt, den kein Unbefangener in

*) Über die erste Abtheilung vgl. Nr. 32—35 d. Bl. f. 1834, wo ein anderer Mitarbeiter berichtete. D. Ref.

ihr gefunden hat, ja, daß man sich nicht entblödet, die aufrichtigen Jünger, die aus jener Lehre die wahren Konsequenzen zu ziehen den Muth haben, zu verleugnen und sie, wie es neuerlich dem wackern, durch und durch redlichen Strauß ergangen ist, als Renegaten der vermeintlich echten Lehre Hegel's, einer fremden Schule zuzuschreiben. *) Allerdings aber handelt es sich auch unter den

*) Bgl. Rosenkranz, „Kritik der Schleiermacher'schen Glaubenslehre“ (Königsberg 1836), Vorrede S. xvii. Auch gegen die Gegner Hegel's bedienem sich die Anhänger dieses Philosophen bekanntlich der Taktik, sie einer unrichtigen Auffassung, ja einer geistlichen Verdrängung und Verschuldigung für eine Bewandniß habe, sei hier an einem Beispiele gezeigt, welches wir statt vieler andern nur darum wählen, weil es sich zufällig in d. Bl. vorfindet. Dr. Rosenkranz (in der Rev. von Wölschel's „Beweisen für die Unsterblichkeit“, in Nr. 353 d. Bl. f. 1835) sucht diejenigen zu widerlegen, welche in Hegel's Philosophie die Lehren von der Personalität Gottes und von der Unsterblichkeit der menschlichen Seele vermissen. Zum Behufe solcher Widerlegung erlaubt er sich, die Meinung der Gegner folgendergestalt darzustellen: „Da Hegel's System mit dem Begriff der logischen Idee anfängt und von da zur Natur fortgeht, so hat man gemeint, die Idee als solche sei der positive Schöpfer der Natur, während es in ihr nur bis zum Begriff der Schöpfung kommt. Und da es von der Natur zum Geist fortgeht, so hat man gemeint, es könne Hegel keinen persönlichen, über der Geschichte und Natur in übergeordneter Subjectivität schwebenden Gott haben, sondern der menschliche Geist in seiner Allgemeinheit, der Weltgeist sei sein Gott; die Individuen würden geboren und sterben, denn es sei das Schicksal des Endlichen, zu Grunde gehen zu müssen. Aber man vergaß dabei, was Hegel so oft einräumt, daß erst das Resultat die volle Wahrheit, den wahren Anfang gibt. Dies Resultat ist der Begriff des göttlichen oder absoluten, sich als alle Wahrheit umfassenden Geistes. Der menschliche Geist ist als einzelner freilich endlich, allein als Geist, als zur Freiheit bestimmt, als ein ihm selbst offenes Verhältnis zu Gott habend, ist er nicht weniger unendlich.“ Sollte man nach dieser Declamation nicht meinen, die Gegner Hegel's, die heißt in dem vorliegenden Zusammenhange, denn nur von diesen ist die Rede, Fichte und Weiße seien verblüdet genug über den Charakter des Hegel'schen Systemes, um über dem Anfang desselben das Ende zu vergessen, um zu behaupten, bedauern, weil bei Hegel die logische Idee das Erste sei, sei ihm leere Allgemeinheit auch das Höchste, sei sie, und nur sie Gott, das allein Ewige? Und doch fangen diese Gegner beide, Jeder auf seine Weise, ihr System gleichfalls mit dem Logischen an, und der Eine derselben hat stets ausdrücklich behauptet (nicht einzelne Stellen seiner Schriften, sondern ganze Schriften geben davon Zeugniß), daß die Lehre von Gott und von der unsterblichen Creatur erst ganz am Schusse des Systems ihren Erweis und ihre Ausführung finden könne. Für wie verstockt hält man dieselben alle, wenn man ihnen ausbietet, sie hätten auf einem Verfahren, welches ihnen selbst mit Hegel gemeinschaftlich ist, den Schluß begründet, Hegel müsse durch dasselbe auf die entgegengesetzten Folgerungen geführt werden, als auf die sie selbst dadurch geführt worden sind? Oder haben Fichte und Weiße sich wirklich einer so argen Unbesonnenheit schuldig gemacht? Ist ihr Raisonnement, wodurch sie aus Hegel die gedachten Lehren hinauszureißen wollen, wirklich ihres kühnen, von Herrn Strauß noch kühneren, als es an sich schon war, dargelegter? Dr. R. behält nur die beiden Schriften seiner Geg-

Gegnern Hegel's nicht bloß um Bekämpfung des Altem, sondern um den Aufbau eines Neuen. Fichte sowohl als auch der Ref. hatten, Jeder unabhängig von dem Andern, den Gedanken einer neuen Entwicklung der Philosophie von dem Standpunkte aus, der sich aus jener Ansicht des Hegel'schen Systemes ergibt, gefaßt, und waren eben im Begriffe, Hand an das Werk zu legen, als sie Jeder von dem Unternehmen des Andern Notiz zu nehmen die unausweichlichste Veranlassung fanden. Hier nun wäre allerdings billig von ihnen zu verlangen gewesen, daß sie, der althergebrachten guten Sitte philosophischer Systemerfinder gemäß, mit eifersüchtiger Wuth aufeinander losrannten, einander von vorn herein gegenseitig annihilirten und schlechterdings keine Berechtigung, der Eine das Werk des Andern gleichfalls zu unternehmen, zugestanden. Daß sie, statt dies zu thun, eine Zeit lang einander ruhig zusahen und abwarteten, inwiefern sich in den Ergebnissen ihrer Forschung vielleicht Uebereinstimmung zeigen würde, daß sie mit Anerkennung und Theilnahme Einer von dem Streben des Andern sprachen, ist eine unverantwortliche Feindschaft. Noch unzeitlicher ist, daß sie auch Schelling nicht, wie sich gebührte, als einen längst zu den Schatten im Hades der Seltsamen behandelten, sondern merken ließen, daß sie ihn als

ner aufzuschlagen, die er dort zunächst vor Augen habe, jede andere beliebige wolle ihn, wenn er sich die Mühe nicht geistlich verbunden hält, dasselbe lesen. Auch im Eingange seiner Schrift „Idee der Personalität“, S. 10, nennt Fichte als Das, worin das Ungenügende des Hegel'schen Systemes besteht: „das Ergebniß der Logik, das Verhältniß zu den concreten Theilen der Natur: von der Philosophie, die Lehre vom absoluten Geiste, aus dem das System gedreht.“ Ebenso der andere Gegner S. 38 der Schrift: „Die philosophische Speculation von der Unsterblichkeit“ u. s. w. wird als diejenige Lehre bezeichnet, welche dem wahrhaften Religionsglauben entgegenstehe, diese genannt: „nicht daß die Substanz des Geistes überhaupt, und also auch des absoluten Geistes, das Absolute sei, sondern daß die höchste Energie und Wirklichkeit der Substanz keine andere als eben nur wiederum das Denken des Denkens sei.“ Daß (S. 42) das Leben des Geistes bei Hegel „in die letzte Spitze des Schicksals hineingehe.“ Was also die Gegner in Hegel bekämpften, wie aus dieser und unzähligen andern Stellen ihrer Schriften auf das Unwidersprechlichste erhellt, nicht, das logische Idee an der Spitze, sondern daß er sie („Grundriss“, S. 572 fg.) an den Schluß des Systems stellte, „erst das Resultat die volle Wahrheit, den wahren Anfang gäbe“, daß sie so weit entfernten, „wenn man bedenkt“, daß sie vielmehr auf dieses Resultat, auf diesen „wahrhaften Anfang“, ausdrücklich als wachsenden, durch den Verlauf des Systems bewährten und zum Ziele gehenden, ihre Anklage gründeten. Auf was ist also nunmehr das Widersprechende, die Unmöglichkeit der Herleitung der fremden Worte und die Verstoßung gegen den fremden Sinn? Auf der Seite der Gegner; die Umstände, welchen nicht berücksichtigt zu haben, die sie ihnen zum Vorwurfe machen, nicht nur gar nicht beachtet, sondern ausdrücklich ihren Angriff darauf zu haben? oder auf der Seite der Anhänger, die die Gegner in geschäftigem Eichte darzustellen, nicht nur die Worte und Behauptungen ihres Gegners nicht, sondern nur entweder verfechten oder geistlich ignoriren wollen.

den seinen Schüler und Gegner Hegel nicht bloß chronologisch Überlebenden anerkennen und von diesem Neben- noch bedeutende Dinge erwarten. Wer sieht nicht, daß dieses, in einer gelehrten Republik, wo noch das Faustrecht, und zwar mit Verbanung aller Rittersitte, gilt, unerhörte Benehmen keinen andern Grund haben kann, als daß die beiden unglücklichen Philosophen sich dem allmächtigen Hegel gegenüber in der Lage einer ecclesia pressa befinden und solcher Mänke bedürfen, um einige Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen?

(Die Fortsetzung folgt.)

Sanchuniathon's Urgeschichte der Phönizier in einem Auszuge aus der wiederaufgefundenen Handschrift von Philo's vollständiger Übersetzung. Nebst Bemerkungen von Fr. Wagenfeld. Mit einem Vorworte von G. F. Grotefend. Mit einem Facsimile. Hannover, Hahn. 1836. Gr. 8. 20 Gr.

Als die öffentlichen Blätter die Kunde verbreiteten, daß dem Klosters Sta. Maria da Merinha zu Porto die Urgeschichte der Phönizier von Sanchuniathon nach Philo's Übersetzung aufgefunden sei, durfte man sich mit Recht zuverlässig auf ausführliche Nachrichten über die innere Begebenheiten, die Verfassung und die Unternehmungen der Phönizier verlassen. Eine bedeutende Lücke in der alten Geschichte würde dadurch ausgefüllt worden sein. Die Erwartungen wurden noch sehr gespannt, da man vernahm, daß die gelehrtesten Männer ihrem Ansichte über den neuen Fund nicht einig wären; Allen in Berlin (so hieß es) habe die Echtheit bezweifelt, Spanius in Halle dagegen und Grotefend in Hannover sich für seine ausgesprochen. Daher erschien Vielen recht erwünscht, was jetzt vorliegende Auszug aus dem Werke, von Fr. Wagenfeld in Bremen besorgt, des sich rühmt, den Fund gemacht zu haben, mit einem Vorworte des sprach- und sachkundigen Grotefend. Hierin warea die Schilderung der Entstehungsweise, welche der phönizische König Saram in Verbindung mit dem Könige Salomo nach Ophir unternahm, um die Ufersicht der ganzen damaligen tyrischen Streitmacht, als der phönizischen Völkerverbände von besonderer Wichtigkeit; so wie, um mehrere Glaubwürdigkeit willen, ein Facsimile beigefügt worden.

Der ich sich unsere Gelehrten dieses neuen Entdeckungen freuend und so durch scharfsinnige Combinationen noch wichtiger machen konnten, verlanget schon mit ziemlicher Bestimmtheit, daß der von Fr. Wagenfeld angezeigte Sanchuniathon sich eigentlich gar nicht in Porto gefunden habe. Hannover aus wurden diese Zweifel zuerst laut. Man veranlaßt von dort aus den Kirchward Smidt in Bremen, sich bei Fr. Wagenfeld selbst zu erkundigen, der zuerst versicherte, die Handschrift zeigen zu wollen, wenn er sie nicht bereits nach Porto an den Obersten Pereira zurückgeschickt hätte, weil sich nicht diesem und den Mönchen jenes Klosters ein Proceß haben habe, bei welchem die Anwesenheit der Handschrift schwerlich sei. Auf die Frage, wie er (Wagenfeld) zur Reparatur und zum Besitze der Handschrift gekommen, erwiderte er, daß er Pereira's Reisen vor Jahr und Tag in einem Geschäft in Bremen zufällig kennen gelernt habe. Derselbe sei im Osten und Persien gewesen, um Pferde auszusuchen, und die Entdeckung, daß sein Onkel jenes Manuscript besitze, habe zufällig und gesprächsweise gemacht auf die Erzählung Wagenfeld's von seinem Stürben und Lieblingsbeschäftigungen. In Folge dieser Unterredung habe dann später der ältere Pereira ihn durch einen ehemaligen portugiesischen Unteroffizier, Philosophen Meyer, das Manuscript nach Bremen geschickt und so mit der Herausgabe des Werks beauftragt, wofür er ihm

eignes Land nicht passend erachtete. Er (Wagenfeld) habe jetzt nur sich Auszüge machen lassen; an eine Abschrift sei nicht zu denken gewesen. Als ihm aber späterhin die abschüssigen Auszüge Grotefend's bekannt wurden (berichtet Smidt weiter), sei er ganz andern Sinnes geworden und habe am 14. Juli erklärt, daß er die Handschrift noch in Bremen habe; daß er sie aber sich nicht werde entreißen lassen, auch wenn er daran zum Proceßrat werden sollte. Dagegen wolle er sie aber bald herausgeben.

Durch die Veröffentlichung dieses Briefwechsels in der „Hannoverschen Zeitung“ ward die Existenz der Sanchuniathon'schen Handschrift allerdings noch zweifelhafter, wozu auch die Bemerkung in der „Allgem. Preuss. Staatszeitung“ vom 5. August 1836 beitrug, daß in den portugiesischen Zeitungen, von denen in Berlin drei der bedeutendsten gehalten werden, auch nicht die mindeste Notiz über jene Handschrift oder über den oben berührten Proceß enthalten sei. Dr. Wagenfeld versuchte darauf, indem er sich über den Abdruck jener Briefe beklagte, in einem ziemlich räthselhaft geschriebenen Artikel der „Bremser Zeitung“ vom 8. August alle Schuld von sich abzulehnen, im hauptete, Frn. Smidt das Manuscript vorgelegt zu haben, beschwor sich aber Anfeindungen und Verleumdungen und bezog sich zuletzt unter Mittheilung eines Briefes von Gesenius auf die Ansicht desselben, daß seine Handschrift echt sei. Fr. Gesenius aber zeigte in der „Preuss. Staatszeitung“ vom 16. August, daß Dr. Wagenfeld den Hauptinhalt seines Briefes gar nicht mitgetheilt habe, der darin bestand, daß ihm derselbe einen Ort bestimmen möchte, wo er während der bevorstehenden Michaelisferien sich selbst von der Beschaffenheit des Codex überzeugen könnte. Auf diesen Wunsch habe Fr. Wagenfeld aber gar nicht geantwortet, obgleich ihm doch Alles daran liegen müsse, die Echtheit des Codex durch Vorzeigung an Sachverständige zu erhärten und die äußern Verdachtsgründe zu widerlegen, welche seit seiner (des Frn. Gesenius) früherer Behauptung bekannt geworden sind.

Daß unter solchen Umständen der uns vorliegende Auszug aus Sanchuniathon von gar keinem antiquarischen Werthe sein kann, ergibt sich bereits von selbst und bedarf also keiner weitern Besprechung. In dem Buche wird also allein das Vorwort Frn. Grotefend's wegen mehrerer (schätzbaren historischen antiquarischen Nachweisungen einen höhern Werth behalten, selbst wenn das Ganze als eine diplomatische Betrügerei, wie etwa die Fourmont'schen Inschriften und andere ähnliche Stücke, nachgewiesen ist. Das ist aber so gut als bewiesen in der Schrift des Frn. Dr. G. F. Grotefend, eines Sohnes des gelehrten Beredners zu Wagenfeld's Schrift:

Die Sanchuniathon'sche Streitfrage nach angeführten Briefen gewürdigt. Hannover, Hahn. 1836. Gr. 8. 4 Gr.

In derselben wird nämlich aus unwiderstehlichen Briefen der Beweis geführt, daß die von Wagenfeld so laut ausgesprochene Auffindung seines Sanchuniathon's nichts Anderes sei als eine Fälschung, bei welcher nur das noch unerörtert bleibt, ob Wagenfeld die Rolle des Betäuschers oder des Täuschenden gespielt hat. Hier finden sich zuerst zwei lateinisch geschriebene Briefe eines Obersten Pereira (im zweiten Briefe schreibt er sich Pereira) an Frn. Perg, worin er von dem Funde die erste Kunde gibt; sodann die von Wagenfeld, der sich zuerst Friedrich Willt nannte, an die Deba'sche Buchhandlung in Hannover geschickten Briefe und zuletzt die Schreiben des Frn. Adolf Nöldeke, eines in Paris mit historisch-philologischen Studien beschäftigten Gelehrten, an den Director Grotefend vom 15. August 1836. Hieraus ergab sich nun folgende Resultate ohne alle spätere Untersuchung oder vorgesehene Meinung: 1) Da Smidt St. Maria da Merinha erkrankt gar nicht in der ehemaligen Provinz Entre Douro e Minho; auch ist selbst dieser Name für die Provinzen Douro und Minho in Portugal gar nicht mehr gebräuchlich. Ein Oberst Pereira (nicht Pereira) existirt ebenso wenig, da der Chef des tapfern 18. Regiments darunter nicht armirt ist und nach glaubwürdigen Berichten armirt in

gan; Portugal kein Oberst oder anderer Offizier sich findet, der im Stande wäre, einen lateinischen Brief zu schreiben. 2) Die Person des Unteroffiziers Meyer ist mehr als problematisch, indem ein solcher sich nie im Bureau des portugiesischen oder brasilianischen Consuls in Bremen gezeigt hat (S. 16). 3) Sowol die aus Portugal nach Bremen angeblich gekommenen, als die Wagenfeld'schen Briefe sind auf Papier aus einer obersächsischen Fabrik geschrieben, die Wasserzeichen deuten einander und das Papier der verschiedenen Briefe scheint, nach seiner ganz gleichen Höhe, zusammen beschritten zu sein (S. 17). 4) Von einem Proceß, der über das Manuscript zwischen Pereira und den Mönchen des Klosters geschwebt haben soll, weiß in Portugal Niemand etwas; man erfährt im Lande die ganze Sache zuerst aus ausländischen Zeitungen. 5) Daß Wagenfeld zuerst unter einem falschen Namen mit der Hahn'schen Buchhandlung correspondirte, und daß 6) er sich beharrlich, unter sonderbaren Verdachtsarten, weigerte, das Manuscript andern Personen vorzuzeigen, erhöht allerdings den Verdacht der Unerschicklichkeit, der ebenfalls das von ihm an die genannte Handlung geschickte Facsimile trifft. Denn dies ist nicht von „einem jungen, sehr geschickten Zeichner mit der Feder nachgearbeitet worden“, wie es in dem Wagenfeld'schen Briefe vom 18. April 1836 heißt, sondern, nach seiner eignen mündlichen Aussage (S. 19), von ihm selbst angefertigt und also ebenso gut annehmlich als die Briefe des Obersten Pereira und die ganze Handschrift.

Die unter Nr. 1 gegebene Nachricht über die Nichtexistenz eines Klosters Sta. Maria da Merinhao wird auch durch ein im französischen „Moniteur“ vom 28. October 1836 abgedrucktes Schreiben des Hrn. von Raceba, Secretaires der Akademie der Wissenschaften zu Lissabon, an den Marquis Fortia d'Urban in Paris bestätigt. Weder in noch bei Porto findet sich ein Kloster dieses Namens. *)

Ob nun nach solchen Erörterungen Hr. Wagenfeld noch die Herausgabe des ganzen Werks beabsichtigen kann, wie allerdings verlautet, bezweifeln wir, da es ihm doch sehr schwer fallen dürfte, die gegen die Existenz seiner Handschrift erhobenen Zweifel und Einwürfe auf eine befriedigende Weise zu beseitigen.

Die geklügtesten Journalisten im Monde, ein dramatisches Frescogemälde in vier Acten. Nebst dem Stofsbettel ein eines andächtigen Journalisten als Appendix. Von Sebaldus Rothacker, Ludimagister in der Mondhauptstadt Grampampull. Aus der Mondsprache frei übersetzt von Anselmus Hilaricus, kais. chinesischem Hofpoeten und Hofgrimassenschneider in Peking. München, Fleischmann. 1836. Gr. 12. 6 Gr.

Der Verf. vorliegender — soll man wirklich sagen: Schrift? — hat sehr wohl gethan, seinen wahren Namen unter einem ziemlich verbrauchten Pseudonym zu verbergen. Wenn man Gemeinheiten und nichts als Gemeinheiten zu Tage fördert, so erzeugt man der Menschheit eine Ehre, wenn man sich mindestens unter einer so fabelhaften Maske als möglich verbirgt. Es thut nicht wohl, einem civilisirten Namen als Kuschelschilt für nichtswürdige Waaren zu begegnen. Wir würden über dies jämmerliche Schriftchen hinweggehen, ohne ein Wort mehr darüber verlauten zu lassen, als daß es eben jämmerlich ist; allein da der Verf. — vielleicht ein ruinirter Student, jedenfalls aber ein ruinirter Schriftsteller — sogar auch nicht die entfernteste Idee von dem Gegenstande hat, den er lächerlich machen will, so ist es Menschenspflicht, ihn aufzuklären. Dieser Jüngling scheint sich die deutsche Journalistik — um mit Verlaub des gebildeten Publicums zu reden, für welches wir

*) Vgl. eine Notiz in Nr. 340 d. Bl.

D. Red.

schreiben — ungefähr wie einen Schweineköll zu denken, wo Hans und Belten sich im Brudel recht *con amore* herumwälzen, sich ästhetisch verknallbühren und einander liebevolle Liebesarten an den Kopf werfen, dabei aber doch noch so viel Ansehen im Publicum sich zu erhalten wissen, daß die Polizei nicht zur Stadt hinausbringt. Herr Rothacker möge sich so sagen lassen, daß wir die Genies seines Gleichen sehr wohl kennen. In jeder Anekdote, wo man Kartoffeln ist und Bier trinkt, sind sie in natura zu haben. Ein Betrunkener stellt sich die ganze Welt vor wie einen Bierkrug, und sein Lösungsloos ist jederzeit die, daß er vernünftige Leute hinter die Ohren schlägt. Das ist eine weltbekannte Sache.

Von der deutschen Journalistik hat der Verf., der weit besser thun würde, wenn er, anstatt zu schriftstellern, lateinisch oder griechische Vocabeln auswendig lernen wollte, wie gesagt, gar keinen Begriff. Wir wollen ihm nur so viel sagen, daß es dergleichen Journalisten, wie er sie zu schäubern für gut findet, nie in deutschen Landen gegeben hat, von der Zeit an gerechnet, wo die „Allgemeine deutsche Bibliothek“ eine literarische Novität war. Der Redacteur des allerbärmlichsten Blattes in dem allerbärmlichsten Marktflecken ist immer noch eine Notabilität gegen die Herren „Pfaunschwanz“, „Kienkieser“ und „Giesengänger“, mit denen der untreue Verf. so unverschämte ist, das deutsche Publicum bekannt zu machen. Das Besondere der Sache ist, daß man eigentlich bei Schamheit solcher Anekdoten gar nicht von dem richtigen Verhältniß der Sachen sprechen kann. Wer ein Verständiger ist, der weiß, wo der faule Fleck unserer Journalistik liegt; allein wollen wir doch ja nicht zugeben, daß jeder Apor, der von den Tücheln der heutigen Literatur etwas so fern gehört hat, wie der ehrlicher bairischer Speisewirth von der Insel Dapiti, sich in seiner plebejen Weise darüber äußern, wollen wir nicht gebührendermaßen denen, so sich dessen unterfangen, auf die Finger klopfen. Wenn man so ringes und Berücksichtiges geistlich will, muß man das Wissen und Vortreffliche theilhaftig sein. Eine Jote reißt und ein Schimpfwort ausstößt, das kann unter den Aleranen der Welt bernenke.

Genau genommen, sollte man dergleichen Expectorationen, wie die hier in Rede stehende, gar nicht anzeigen. Doch heute, d. i. das gebildete Publicum, darauf aufmerksam machen, daß es bei uns keine Censur für das ästhetische Urtheil gibt? Und dennoch hat es auch wieder sein eigenes Sutes, solche Placitiden zu erwähnen, welche es auch um den Verleger begreiflich zu machen, wie viel schädliches, Liebesgedichtes in deutschen Landen sich verbreitet, nach Förderung und Verbreitung im Publicum umfängt, während es andererseits nichts so Dürftiges, Abgeschmacktes und Nichtswürdiges gibt, das nicht einen speculirenden Mann fände, der es, seinem ästhetischen Gewissen zum Trost, öffentlich übernimmt. Was diesen Unfug betrifft, so wollen wir wünschen, er möge dem Verleger so wohl bekommen als dem Verfasser.

Notiz.

Der Graf Appony hat, wie französische Blätter sich ausdrücken, ein Geschäft zu Stande gebracht, ~~schon~~ ^{schon} der mit der Schweiz entstandenen Irrungen und ~~den~~ ^{den} diplomatischen Unterhandlungen der letzten Tage. Es galt Rossini aus seiner Exhilarie zu reizen und, ~~da~~ ^{da} mögen, zur Krönung des Kaisers von Oesterreich in ~~Wien~~ ^{Wien} Oper zu componiren. Der Maestro hat endlich ~~den~~ ^{den} fügen und bringenden Bitten nachgegeben und ~~ist~~ ^{ist} in den Tagen des Novembers von Paris nach Italien abgereist, ~~er~~ ^{er} sich einen der dort immer vorrätigen Texte zu wählen. Die Oper soll am 1. Febr. l. J. fertig sein.

Donnerstag,

Nr. 357.

22. December 1836.

Grundzüge zum Systeme der Philosophie, von F. H. Fichte. Zweite Abtheilung.

(Fortsetzung aus Nr. 354.)

Um es kurz zu sagen: Ref. weiß sein Benehmen im Bezug auf Herrn Fichte (Letztern auf entsprechende Weise zu vertheidigen, kann er billig ihm selbst überlassen) frei von aller Absichtlichkeit und darf die Beschuldigungen der Gegner für Das, was sie sind, für gehässige Verleumdung erklären. Wer sich die Mühe nehmen will, in seinen Schriften und Recensionen (es sei erlaubt hier insbesondere die Recension des ersten Bandes vorliegender „Grundzüge“ in den „Heidelb. Jahrb.“, Nov. 1834, auch darum ausdrücklich zu nennen, weil Ref. sich bei Dem, was er wissenschaftlich diesmal zu sagen hat, auf das dort Gesagte berufen muß) seine bisherigen Äußerungen über Herrn Fichte zu vergleichen, wird finden, daß, was in diesen Äußerungen günstig und rühmend war, genau in demselben und in keinem andern Tone der Anerkennung gesprochen ist, als mit welchem Ref. seit längerer Zeit jede irgendwie tüchtige oder verdienstliche Leistung innerhalb des Gebietes, auf welches er seine Blicke gerichtet hält, mag sie kommen woher sie will, zu begrüßen gewohnt ist. Zwar könnte es sein, daß er hin und wieder von jenem seinen Genossen und Rivalen mit etwas mehr Zurückhaltung und weniger unbefangener Wärme gesprochen hat, als von dem oder jenem Andern, den er darum nicht höher stellt: weil er sich nämlich von der ihm wohlbekannten Denkweise gewisser Gegener Misdeutungen solcher Art, wie sie jetzt laut geworden sind, zum Voraus verschah. Keineswegs aber hatte an solcher Vorsicht eine wirkliche, in der Gesinnung vorhandene Eifersucht den geringsten Antheil; vielmehr war und blieb seine Anerkennung des Strebens und der Leistung seines Rivalen eine völlig neidlose; sie bleibt es auch jetzt noch, wo er sich die nunmehr entschieden hervorgetretene Differenz mehr noch im Princip, als in der Richtung und Tendenz des beiderseitigen wissenschaftlichen Rhums nicht mehr verhehlen kann.

Über diese Differenz mit so kurzen und einfachen Worten als möglich zu berichten, ist die Absicht gegenwärtiger Anzeige der „Ontologie“ des Verf., die sich der um ein Jahr früher erschienenen „Metaphysik“ des Ref. als ein Werk vom im Wesentlichen gleicher Aufgabe und nahe

verwandter Tendenz gegenüberstellt. Die Absicht beider Werke ist, an die Stelle von Hegel's „Logik“, mit Aussonderung Dessen, was in diesem Werke wirklich der Logik, der Denk- und Erkenntnißlehre angehört, was Fichte in der ersten Abtheilung seiner „Grundzüge“ bearbeitet hat, Ref. demnächst noch zu bearbeiten gedenkt, eine solche Bearbeitung des metaphysischen Inhalts jenes Werkes zu setzen, in welcher derselbe nicht, wie bei Hegel, man sage was man wolle, der Fall ist, als der höchste und letzte, als der allein eigentlich wahrhaft seiende Weltinhalt, sondern als die ewige und schlechthin nothwendige Form des Weltinhaltes dargestellt wird. (Ein drittes Unternehmen von im Wesentlichen gleicher Tendenz ist die „Metaphysik“ von Braniß, über die Ref., da es der Raum nicht gestattet, sie hier ausdrücklich zu berücksichtigen, auf seine Anzeige in Nr. 229 u. 30 d. Bl. f. 1834 verweist. Die Metaphysik von K. Ph. Fischer kann Ref., so viel Achtung er auch vor dem speculativen Geiste dieses Werkes hat, in diesem Zusammenhange darum nicht nennen, weil sie nicht von der Form, sondern von dem Weltinhalt selbst handelt.) Die in dieser Wissenschaft abzuhandelnden Begriffe werden von Fichte ebenso wie von Ref., nach Hegel's Vorgang, die Kategorien genannt und darunter entweder (nach Ref.) die Gesamtheit, oder (nach F.) der größere Theil Dessen verstanden, was man durch reines Denken, ohne Hinzunahme der Erfahrung, also, nach dem sonst gewöhnlichen Ausdruck, a priori, von dem objectiven Dasein, von Gott und der Welt zu erkennen vermag. Die Grundansicht also, in welcher F. und der Ref. zusammentreffen, ist diese: daß es eine im reinen Denken, a priori, zu erkennende Wahrheit, — nicht eine bloß subjective Wahrheit für uns, eine bloße Form der Erscheinung, wie nach Kant, sondern eine objectiv, das An sich der Dinge, ja der Gottheit selbst betreffende Wahrheit, — gibt; aber daß diese Wahrheit nicht die volle, concrete Wirklichkeit, ebenso wenig der eigentliche Wesenskern, gleichsam das innerste Wort der Dinge selbst, sondern nur die allgemeine Form der Dinge ist. Die philosophische Wissenschaft, welche diese Wahrheit abzuhandeln die Bestimmung hat, heißt nach Ref. Metaphysik, nach F. Ontologie und speculative Theologie.

Bereits in der Art aber, wie sie zur Erkenntniß die-

fer Wahrheit kommen, welchen Beide voneinander ab, und Ref. erlaubt sich sogleich zu bemerken, wie diese Abweichung unstreitig nicht außer Zusammenhang mit dem Umstande steht, daß er zwar durch das Hegel'sche System im eigentlichen Wortsinne hindurchgegangen ist, indem er eine Zeit lang dessen strenger Anhänger war, Fichte aber von vorn herein auf einem andern Standpunkte sich befand. „Nicht in der Mitte, sondern am Anfange liegt die Wurzel des Gebrechens“, sagt Hr. Fichte (S. 13), und in der That ist schon in demjenigen Theile seines Systems, welcher dem gegenwärtigen vorangeht, sein Bestreben darauf gerichtet gewesen, einen andern Ausgangspunkt der objectiven Entwicklung zu finden, als der von Hegel's Logik ist. Er findet diesen Begriff, auf dem Wege einer nicht bloß kritischen, sondern auf-erbauenden Untersuchung unserer Erkenntnisfähigkeit, in dem Begriffe des Absoluten, welches, das „nicht äußerlich Objectiv, in ursprünglicher Fremdheit dem Bewußtsein Gegenüberstehende, sondern im Bewußtsein Gegenwärtige, Sich in ihm Verwirklichende oder Offenbarende“, er uns hier (S. 5) näher noch bezeichnet als das „unendlich Sich selbst verwirklichende“, als „die Eine Allgegenwart in der Fülle der Gegensätze, welche es sich selbst gibt, die aber nicht als zwiespaltige und unversöhnliche, sondern von der Einheit getragen und vermittelt in ihm wohnen“. Diesen Begriff, den durch eine andere, auf das Subjective der Erkenntnisfähigkeit gerichtete Untersuchung bereits gewonnenen, „einer tiefen Denkentwicklung zu unterwerfen“, „die in dieser scheinbar einfachen Totalauffassung zusammengewachsenen Gedanken dialektisch zu entfalten“, bildet ihm demnach die Aufgabe der Ontologie. Ref. dagegen beharrt, so viel den Anfang betrifft, bei der Ansicht Hegel's, daß die objective (metaphysische) Entwicklung schlechterdings keine Voraussetzung haben, sondern, ohne eine solche von dem Einfachsten, was es überhaupt gibt, von dem Nichts gleichen Sein beginnen müsse. Die subjective philosophische Vorwissenschaft, die speculative Logik (welche nach ihm an die Stelle dessen treten wird, was nach Hegel ursprünglich die Phänomenologie des Geistes sein sollte; später, nachdem diese in das System selbst aufgenommen war, vermischte man dort eine solche Vorwissenschaft) hat nach ihm die Bestimmung, nicht, wie nach Fichte, eine positive Voraussetzung, ein Realprincip für die objective Wissenschaft der Philosophie aufzufinden, sondern nur, das Erkennen von den falschen Voraussetzungen, die es von der außerphilosophischen Sphäre in die Philosophie mitzubringen pflegt, zu befreien und die wahre Methode der philosophischen Erkenntnis, also ihr Formalprincip zu begründen. Die Ontologie oder Metaphysik aber hat nicht ein ihr bereits Gegebenes in seine Unterschiede und Theile zu entwickeln, sondern in Folge eines Formalprincips ein noch nicht Gegebenes aufzufinden. Es ist hiermit an den Tag gekommen, daß, obgleich der Widerspruch, den Fichte und Ref. gegen Hegel erhoben, sehr ähnlich und fast gleich lautet, doch das Motiv dieses Widerspruchs (sofern dasselbe nämlich in der lo-

gisch-metaphysischen Sphäre liegt, andere, bei Beiden vielleicht gleichartige Motive, welche der Sphäre realer Weltanschauung angehören, werden dadurch nicht ausgeschlossen) bei Beiden ein verschiedenes ist. Bei Fichte ist es die vor der Ontologie gefaßte, — durch erkenntnistheoretische Untersuchungen entweder gewonnene, oder wissenschaftlich gerechtfertigte — Überzeugung von der Existenz eines real Absoluten, dessen Form die reinen Denkbestimmungen oder Kategorien sind. Von der Wahrheit dieses real Absoluten bleibt ihm die Wahrheit der Kategorien durchaus abhängig; es wird denselben keine selbständige, von jenem Realen unabhängige Evidenz und Gültigkeit zugesprochen, und eben damit Hegel widersprochen, dem die Kategorien das schlechthin durch sich selbst Gewisse, — selbst das Absolute — sind. In dieser Anerkennung der selbständigen, schlechterdings von keinem zuvorgefaßten Begriff abhängigen Gültigkeit der Kategorien stimmt Ref. mit Hegel überein; das Motto seines Widerspruchs gegen Hegel liegt nicht, wie das Fichte's, jenseits der Kategorien, sondern in den Kategorien selbst, die sich seinem geistigen Auge in einer andern Gestalt zu schauen geben, als in welcher Hegel's Auge zu schauen hat.

(Der Beschluß folgt.)

Mittelalterliche Poesie.

In England ist eine Blumenlese der mittelalterlichen Poesie („*Delectus poeseos modii aevi*“), erstes Fascicel, welche die satirischen Gedichte des Johann Bannil, Rigellus und Anderer, erschienen, welche höchst interessante Partien bietet. Rigellus Bireler (im 12. Jahrhundert) war Prior der Kathedrale von Canterbury und blühte während Regierung Heinrich II. und seines Nachfolgers Richard. Er schrieb ein Gedicht: „*Speculum stultorum*“, das nicht gedruckt ist, aber immer noch höchst defecten und unvollständigen Abschriften. Der Held des Gedichts ist ein weiser Mann, sein Name ist Burnellus, er wird in die weite Welt geschickt, um dort sein Glück zu machen. In Salerno wird er von einem londoner Kaufmann tüchtig angeführt. Später kommt er nach Paris, bei welcher Gelegenheit der Ref. sich über die lockern Sitten seiner Landsleute, die stets mit den Schülern der pariser Universität verkehrten, lustig macht. „Burnellus“, zählt der Dichter, „putzt sich an, schor sich das Haar und sein bestes Kleid heraus. Er wäscht und kammert sich, und kommt so in die Weltstadt ein.“ Er besucht sogleich die Schulen, aber lange nicht dahinterkommen, welche ihm an Wissen und Gelehrsamkeit:

*Moribus egregiis, verbo cultaque rursus,
Ingenuis pallent consilioque vident.*

Sie verfahren ganz bishlich und machen sich Freunde mit ungerechten Rammern: „*Dona pluvant populo, et dantur avaris*“. Nur drei Fehler haben sie, daß sie gern viel von sich verzeihen, im Wessail und Dringail, d. h. mit dem Worten im Saufen unermüdet sind, und am liebsten zu Bett gehen:

*Hic tribus exceptis nihil est, quod in his reprehendatur,
Haec tria si tollas, caetera curare placet.*

Johann Bannil, der zu Ende des 12. und zu Anfang des 13. Jahrhunderts lebte, schrieb ein Gedicht, dem Burnellus gegenübergestellt. Der Held heißt Rognellus. Im letzten

ge desselben wird ein engherbiges Gelächter geschleudert, wo die Countrymen um die Bette trunken: „Da hört man das Wort „Wesheil“ von allen Mäulern widerklingen; die Trinker klammern sich fast nicht um den Darsch, nur darauf denken sie, daß Haffer und Krüge leer werden.“ Die Heiden zeigen beim Gesange einen gleichen Eifer wie Ikar und Ulysses, da sie um des Kaplans Küstung streiten:

Consedere decus, et Bacchi stante coram,
Surgit ad hos pateras domulus septemplex Ajax
Augleus, et calice similibus contendit Ulysses.

Das sächsische Wort Wesheil bedeutet Wohlsein und ist die Stammwurzel des „Wassail-bowl“ (Trank aus Äpfeln, Zucker und Ale) in Nordengland. Der Ruf Wesheil! ist in der englischen Geschichte berühmt, denn die schöne Rowena bediente sich dessen, da sie König Dornigern den Becher kredenzte und den Sturz der alfridischen Dynastie vorbereitete. „Waesheil, hlaford cynig!“ rief sie. (Heil dir, mein Herr König!) Das latin des John Banvill (Johannes de Alvisia) ist übrigens viel reiner als Bireker's und stellenweise von außerordentlicher Eleganz. Wieder auf des Rhetors Burnellus zu kommen: Die Macht eine Zeit lang das kostbare Leben der scholars in Paris mit, bis es ihn zu misfallen und er wahrhafte Reue zu empfinden anfing. Er will in dieser Anwandlung Mönch werden. Hier bietet sich nun dem Poeten die Gelegenheit, gegen alle Orden der Christenheit wacker loszugehen. Dem Heiden steht keiner an; weder Templer noch Hospitaliter, weder schwarze noch weiße Kanoniker, weder Kärthäuser noch Grandmontaner, noch Monstratenzer, alle sind über denselben Leisten, als das Gemeinwohl haben sie sämtlich, vom Anfang bis zum Niedergang, daß sie streng beobachteten:

Lex vetus ut sua est, ne quilibet abique sua sit.

Der Leoninische Vers kommt bei Bireker häufig vor. Ebenso kommen die Nonnen weg, die, wie das nachstehende, derselben Zeit, von einem unbekannten Verf. herrührende Epigramm besagt, die Mönche an Lasterhaftigkeit noch weit überstiegen. Wenigstens ist der Klerikus dieses Epigramms gegen die Nonnen ein wahrer Feiliger. Nonne und Mönch besinnen sich und die Erstere redet ihn an: „Sind wir nicht die gleichen Alters, gleichen Geschlechts, gleicher Wohlgestalt? Trant nicht in unserm Dergen eine und dieselbe Lebensflamme? Nicht sind wir uns ganz; warum eholt denn dein Herz also nicht meine heiße Glut?“ Darauf entgegnet der Klerikus sehr elegant und kaltblütig: „Das kommt daher, weil du mir in deinem schwarzen Gewand (die Schöne gehört zu den black ones) mißfällt; mögen Anders die schwarze Farbe lieben, ich aber mir das Weiß.“ Dem erwidert die Nonne sehr schön: „Schwarz sei ihr Gewand, aber wunderweiss ihr Leib.“

„Sed sub veste nigra, niveam tamen adspice carnem,
„Et vestem fugias, candida crura pete.

Das sind Worte, die einen Stein in Flammen setzen könnten. Aber der trockene Klerikus erinnert sie an ihr Gelübde, daß sie Heiße Braut sei:

Hec volum sponsam se probat esse dol.

Hierauf die Nonne mit geistiger Lockung:

Deposita velum, deponam cetera cuncta,
Ibis et in lectum nuda puella tuum.

Doch auch diesem Reiz zum Hohn bleibt der Mönch ein Klob, er entläßt die liebegeplante mit der sterilen Phrase, daß er sich ein Gewissen daraus mache, eine Gottesbraut zu verlieren. Das Epigramm ist unzweifelhaft schön, wenn auch die Latinität darin mitunter etwas nachlässig ist. Vergleichen noch ungedruckte Sachen aus den Zeiten der anglo-lat. Vorzeit ist es noch außerordentlich viel, und es steht zu hoffen, daß manche Perle dieser Art die folgenden Fascikel des „Delectus poetarum medii aevi“ bringen werden.

Burnellus, unzufrieden mit all diesen verschiedenen Congregationen, beschließt, eine eigene Sekte zu bilden, und die Satire

wendet sich nun dahin, daß sie einen imaginären Orden stiftet, dem sie alle Laster und Gebrechen der übrigen einträgt, eine Idee, die von spätern Satirikern nicht selten nachgeahmt worden ist. Welches auch die Mängel von Bireker's Styl sein mögen, er war ein kühner und offener Satiriker, und schürzte sich selbst nicht, den übermächtigen Kanzler, William Bischof von Ely öffentlich anzugreifen. Unter den Colton Manuscripten, Leopatra, B. III, finden sich zwei Stücke von ihm, beide an diesen Bischof gerichtet, das eine in lateinischen eleg. Versen gefaßt die Sitten der Hofleute; das andere ist in Prosa: „Contra curiales et officiales clericos“. Alle zeitgenössentlichen Schriftsteller sind übrigens einstimmig in ihrem Unwillen gegen den Stolz und Hochmuth des Bischofs. Er stammte eigentlich aus der niedrigsten Volksschicht, denn sein Vater hatte in seiner Heimat, District Beauvais in der Picardie, den Pflug gelenkt. Durch seinen in Intriguen aller Art gewandten Geist hatte er sich zur bischöflichen Würde emporgeschwungen und ward von Richard I., bei dessen Zug nach dem Orient, zum Kanzler und Regenten von England, während der Abwesenheit des Monarchen ernannt. In Rücksicht auf seine Civilobergenossenschaft hatte er vom Papst die Autorität eines Legaten erlangt und er bediente sich der einen wie der andern, ganz in Gemäßheit seiner hochfahrenden Denkweise. Der König hatte das in seine Hand gegeben, was William von Newbury die Beine des Königsreichs nennt, nämlich die königlichen Festungen, die er so streng in Obacht hielt, daß nicht einmal der hinterlistige Johann sich seinen Befehlen widersetzen durfte. Seine Repoten, sämtlich neben dem Pflug aufgeführt, wurden gräflichen Personen und reichen Baronen vermählt. Er pflegte sich nie öffentlich zu zeigen ohne ein Gefolge von tausend Mann. Bei solchen Gelegenheiten zeigte er, an der Spitze seiner französischen und flamändischen Soldner, den Engländern seine Verachtung. Er war so eitel, daß er aus Frankreich Poeten und Jongleurs verschrieb, welche Gedichte zu seinem Ruhm verfassten und sie auf den Straßen und bei festlichen Gelagen abflagen mußten. Von der Habgucht des Bischofs weiß Burnellus viel zu sagen; er nahm Alles; und wenn er nicht selbst ein Priester gewesen wäre, so hätte er den Altar nicht verschont: „Nec viro balteum, nec feminas moailo remanserant, nec annulos nobili, nec quodlibet pretiosum alicui etiam Iudae.“ Die Juden mußten damals überhaupt herhalten. Der Schatzmeister zu York brandschagte alle zwölf Stämme Israel, und doch hatten sie mehr Geld als alle sächsischen und normannischen Barone zusammengekommen. Der Hauptfeind des Bischofs war der schlaue Johann. Dieser hatte die Erzbischöfe von York und Rouen (der letztere war vom König von Cassien geschickt, um dem von Ely in der Regentschaft beizustehen), die Bischöfe von London, Bath, Winchester, Norwich, Rochester, Lincoln, Hereford, St. Davids und Coventry auf seiner Seite, mit welchen er eine Consultation hielt, worin man einig wurde, den Tyrannen abzusetzen. Der Bischof versteckte sich erst in dem Tower, und beschloß hierauf, nach Frankreich zu flüchten. Aus Furcht, angehalten zu werden, legte er Weibertracht an. „Proh pudor!“ ruft hier ein derzeitiger Geschichtsschreiber aus, „proh pudor! vir factus est femina, cancellarius cancellaria, sacerdos meretrix, episcopus scurra.“ Geleitet in einen hyacinthfarbenen Weiberrock, mit einem Kragen von derselben Farbe, einem Schleier über dem Kopf, über dem linken Arme, anstatt der priesterlichen Stola, ein Stück Seidwand, so als ob er dies zum Verkauf böte, in der rechten Hand eine Elle anstatt des Hirtenstabes, wanderte der Bischof nach der Küste, wo er sich auf einem Felsen am Meer niederließ, nachdem er einige seiner Anhänger ausgesetzt, um Wache zu halten. Es sagte sich, daß ein Fischer, der halbmadend aus dem Meere krieg, wo er eben seine Netze ausgezogen, die er an der Sonne trocknen wollte, sich dem Bischof, den er für ein Frauenzimmer hielt, näherte, ihm einige handgreifliche Liebesumarmungen machte und dabei entdeckte, daß unter der Weibertracht noch ein Mann dahinter stehe. Der Fischer wurde durch Dage-

Kenntnis eines aus dem Gefolge des Bischofs entfernt, und dieser wartete nun mit gesteigerter Angst auf die Ankunft des Fahrzeugs, das ihn überschiffen sollte. Allein sein Verdröben war im Himmel beschlossen, denn kaum war der Bischof fort, so näherte sich dem Bischof eine Frau, welche das Feinen erblickte, das dieser trug, und neugierig nach dem Preise fragte. Der Bischof verstand kein Wort Englisch und ließ ihr die Antwort schuldig. Dies machte die Frau kühn und da noch eine ihrer Schwatterinnen hinzukam, die nicht minder neugierig war, zogen sie dem Bischof den Schleier vom Gesicht und entdeckten den Vogel. Die Geschichte seiner Festnahme, seines Proceßes und endlicher Verbannung gehört nicht hierher.

Diese Zeit war freilich ganz zu Satiren und Invektiven auf Päpste und Mönche geeignet. Einige Poeten bedienten sich ihrer auf scherzhafter, andere auf ernster Weise. So gibt der gelehrte Redham (gest. 1217), in einem Gedicht, welches ebenfalls das Mönchsleben zum Gegenstand hat, folgende Description eines wahren Mönchs:

Non tensusa facit monachum, nec horrida vestis,

Sed virtus animi, perpetuusque rigor:

Mens humilis, mundi contemptus, vita pudica,

Sanctaque sobrietas, haec faciunt monachum.

Redham ist noch Eimer, der es mit den Mönchen am besten meint, wahrscheinlich aus alter Anhänglichkeit, weil er einen Theil seiner jüngsten Jahre bei den Mönchen von St. Albans verbracht hatte. Eland führt eine Stelle aus seinem Gedicht: „Zum Preise der göttlichen Weisheit“ an, wo er mit schweizerischer Rück Erinnerung den stillen Frieden beschreibt, welchen ihm jenes Kloster gewährte. Es schließt so:

Militat hic Christo, nocturne dieque labori

Indulget sancto religioso cohor.

Die Gedichte des Alexander Redham sind von Werth wegen ihrer mannichfachen Anspielungen auf damalige Zeitfitten, conventionelle und bürgerliche Mißbräuche. In seinem oben erwähnten Gedicht über das Mönchsleben, von welchem sich Abschrift unter den königlichen Manuscripten befindet, lenkt er seine Satire auf die verderbten Sitten der Laienwelt. Besonders heftig declamirt er gegen die Koketterie seiner Landsmänninnen und gibt unter andern Notiz von der Toilette einer Dame des 12. Jahrhunderts. Er tabelt sie, weil sie ihre Gesichter malen, ihre Augenbrauen verfeinern und „auf unnatürlicher Weise ihren Busen in enge Räume einzwängen“ (wie alt sind doch schon die Lamentationen über die Schnürleiber!), ferner weil sie ihrem schönen schwarzen Haar eine goldgelbe Farbe zu geben trachten:

Haec quoque diversis sua cordibus insolit ora (der beiseite Mönch nannte die Schminke Schmutz),

Sed quare molles queritur arte color?

Arte superellum rarecili, rarus et arte

In minimum mammae colligit ipse sinus;

Arte quidem videas nigros flavosque crines;

Nititur ipsa suo membra movere loco.

Sic fragili plagis totas in corpore partes,

Ut quicquid nota est dispendiosa putat.

Eine andere Stelle, die jedoch zum Ausheben zu lang ist, schließt die Aufschweifungen der Barone. In diese Klagen, die nur zu gerecht waren, stimmt der alte John von Salisbury in seiner schäfflichen Chronik im vollen Ton mit ein. „Während die Edelknechte“, sagt er, „ihre Zeit in Eitellichkeiten verbringen, während sie ringsherum bei ihres Gleichen haussieren, an fremden Tischen sich der Bällerei ergeben, und ihre ganzen Heldenthaten nur im Prahlen beim Trinkhorn bestehen, während dessen kommen die wilden „Welshmen“ von ihren Gebirgen herab, fallen in die Marken ein und machen die an den Grenzen wohnenden Barone zinsbar. O wären doch unsere Frauen denen der alten Perser gleich, daß sie ihren Männern und Söhnen ihre Freigebigkeit vorwärts und sie ins Feld jagten, damit die Berwüster unsere Grenzen vertreiben!“

Weitern der beste lateinische Dichter des 12. Jahrhunderts war Joseph von Exeter (Josephus Isaacus), der sich „tam splendidum Britanniae adu“ nennt und dessen in geist und elegantes Hebungsbild auf den trojanischen Krieg erst als ein Werk des Cornelius Nepos gedruckt wurde. Ein Gönner war Baluina, Erzbischof von Canterbury, der ihn Beförderer der Kreuzfahrten. Ihm widmete er sein Buch „Bücher vom trojanischen Krieg“, und in einem andern Buche „Antiocheis“, das vermuthlich verloren gegangen ist, ist Baluina selbst als Held und Kämpfer auf. Den „Trojanischen Krieg“, dessen gedruckte Ausgaben bekannt genug sind, hat man gut beurtheilt. Er bemerkt unter Anderem: „Die Sprache dieses Dichters ist im Allgemeinen rein, seine Perioden sind und harmonisch, und die Structur und Versification nicht die besten lateinischen Dichtern.“ Das Gedicht beginnt mit

Illudum lacrymas, concensaque Pergama fatis,

Proelia bina duorum, bis adactam cladibus urbes

In cineres, quaeritur: Aemulus quod Heracles in

Hesione raptus, Hecuba fugae, fragorq; arces,

Impulerit Phrygios, Danaos exulverit arces.

Die drei letzten Verse enthalten ein Specimen jener trojanischen Phrasologie, die in jener Zeit außerordentlich in Mode war, wo zuerst die verschlagenen Personen der Götter aufgezählt werden, dann die Verba, hierauf die Objecte. Ein nachfolgendes Beispiel, welches in einem Manuscript in Trinity College zu Cambridge aufgefunden wurde, ist eine seltsame Wortspielerei auf die höchste Spitze der Dichtkunst. Die Wörter jedes Verses wieder einen Jambus bilden, die in ihrer Construction weit entfernt von den eigentlichen Versen:

Miles, venator, mercator navis, princeps,

Debellat, oequilat, redimat, percurrit, agitat,

Prædones, leporos, merces, opumantia, montes,

Cuspide, fervore, nummulate, flammæ, rebus,

Ferri, laurantis, tensus, venti, miorum.

Der Stil des Josephus ist nur selten und selten in Epikereien angeordnet; insgesamt offenbart sich darin ein naues Kennzeichen der klassischen Schriftsteller. In folgenden Strophen an die Venus ist wahrhaft überreicher Schatz:

Diva potens horum, divam imperiosa voluptas,

Vera deum scelera, nostri Tritone saluta,

Alma Venus, cum te convivam Tethys una

Pescit cum auctor superam, cum lecto papaver

Elysiacum, flecto hunc tuncos ad ducis jugos,

Hec dignare feras (Lib. 2. v. 21.)

Auch das Fragment, welches Eland von der „Antiocheis“ getheilt hat, läßt sehr den Verfall dieses Dichters erkennen, welches ein schönes Denkmal des klassischen Schwindels der Engländer aus dem 12. Jahrhundert gewiss ist. Phantasie und Sprachelerganz fehlen ihm nicht.

Literarische Notizen.

Eug. Dellany's Roman in zwei Bänden: „Les deux royaumes“ spielt in den Zeiten unmittelbar vor der französischen Staatsumwälzung und liefert ein lebendiges Bild der in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts herrschenden Sittenverderbnis. Arnould Frey's: „Die beiden Könige“, ebenfalls zwei Bände, behandelt fast dieselbe Zeit; nur die Zeit der Handlung ist verschieden.

Die „Biographie universelle et portraire des hommes célèbres et des hommes célèbres de tous les pays depuis l'origine jusqu'à ce jour“ von Rabbe, Bischof de Metz, ist nunmehr vollständig und enthält in 100 Bänden 20,000 Biographien.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag,

Nr. 358.

23. December 1836.

Grundzüge zum Systeme der Philosophie, von L. H. Fichte. Zweite Abtheilung.

(Beschluß aus Nr. 357.)

In Folge dieser Abhängigkeit von einem jenseit der Kategorien selbst liegenden Principe gestaltet sich die Wissenschaft der Kategorien, die Ontologie, bei Fichte zum Durchgangspunkte für eine andere, gleichfalls noch reine Denkwissenschaft, für die Wissenschaft der Ideen, der die speculative Theologie. Letztere wollte der Verf. anfangs mit seinem gegenwärtigen Werke in unmittelbarer Verbindung geben; so, wie die Ontologie abgefordert vorliegt, darf man, um ihre Intention richtig zu verstehen, ihre Beziehung auf diese zur Zeit noch rückständige Ergänzungswissenschaft keineswegs außer Acht lassen. Das Verhältnis zwischen beiden stellt sich folgendergestalt. Nur der Inhalt der speculativen Theologie, die Ideen, aber nicht der Inhalt der Ontologie, die Kategorien, entspricht Dem wirklich, was bereits die Erkenntnislehre uns als das Absolute kennen gelehrt hat. Die Ontologie zeigt uns einzelne Seiten oder Momente dieses Absoluten; sie ist die Bedingung der Ideenlehre, weil nicht ohne Kenntniß dieser seiner einzelnen Momente und ohne successive Entwicklung und Steigerung derselben zum Erkennen der Begriff des Absoluten in seiner Totalität erkannt werden kann; aber die Ideenlehre wird durch sie nicht überflüssig, denn das Ganze ist mehr als nur die äußerliche Zusammenfassung seiner Momente. Die Kategorienlehre, die Ontologie, begreift daher nach dem Verf. noch nicht die Gesamtheit Dessen, was wir a priori über das Absolute wissen können, während nach Ref. die Metaphysik allerdings diese Gesamtheit zu umfassen die Bestimmung hat. *)

Und hier nun sind wir dazu gelangt, von Dem, was in der beiderseitigen wissenschaftlichen Arbeit selbst den eigentlichen Kern der Verschiedenheit ausmachen möchte,

*) Was S. 86 von der Ontologie gesagt wird, daß sie (wie die Erkenntnislehre als ein Beweis von dem Dasein, so) „als ein Beweis von dem Wesen Gottes bezeichnet werden könne“, daß sie „den Begriff desselben nach seiner ganzen Tiefe und in seiner Höhe auszumessen habe“: das ist dem Zusammenhange zufolge offenbar nicht von der Ontologie im Gegensatz der Ideenlehre, sondern von letzterer zu verstehen.

wenigstens eine Andeutung geben zu können. Fichte ebenso wie Ref. nimmt von Hegel Dasjenige auf, was unter dem Namen der dialektischen Methode bekannt ist; aber er nimmt es ausdrücklich nur für die Ontologie auf, indem er ihr durchaus keine weitere Geltung weder für die Realphilosophie, noch auch selbst für die „Ideenlehre“ zugesieht, sondern behauptet, daß hier an die Stelle dieser „negativen Dialektik“ eine „positive Dialektik“, eine Methode der Evolution und Ergänzung treten müsse. Die „negative Dialektik“, diese „niedere, vorbereitende Seite speculativer Auffassung“, die von Hegel mit Unrecht „als die absolute und ausschließlich speculative Erkenntnisart bezeichnet worden ist“ (S. 41), hat ihren Grund darin (S. 28): „daß die Kategorien sich insgesammt nur als Glieder und für sich einfache Begriffsmomente einer höheren Totalität erweisen“. Jedes dieser Momente an sich selbst, d. h. in seiner isolirten Geltung, ist mit dem Widerspruche behaftet, der Fortgang aber ist ein zurückgehender, die Ergänzung in der Totalität erst suchender“. (Vgl. auch S. 165 fg.) Alles dies fällt da weg, wo, wie nach dem Verf. in der Ideenlehre und von da ab in der gesammten Realphilosophie, aus dem Ganzen und Vollen gearbeitet wird. Hier wird die Methode eine progressive; das Princip des Fortgangs nicht mehr die Nöthigung, für den Widerspruch eine Lösung zu suchen, sondern die Freiheit des Inhalts, der sich selbst eine immer höhere Verwirklichung gibt. In diesen Sätzen, deren Folgerichtigkeit und Zusammenhang unter sich er übrigens willig anerkennt, kann Ref. von seinem Standpunkte aus nichts Anderes finden als eine Verleugnung Dessen, worin er die große Wahrheit des dialektischen Princips zu erblicken gewohnt ist. Ruht der Widerspruch, der nach Hegel in Allem ist, nur in den vereinzelt gefassten Kategorien, so fällt derselbe, Ref. mag die Sache ansehen, wie er will, zuletzt doch nur in unser Erkennen, für welches die Kategorien sich vereinzelt darstellen, während sie an sich nicht vereinzelt, sondern nur als Ganzes, nämlich in der Idee sind. Ref. aber hat von seinem Durchgange durch Hegels Standpunkt als unverlierbare Grundlage des feinsten die Anschauung mitgebracht, wie der Widerspruch als unabwiesliche Nothwendigkeit, als *conditio sine qua non* alles Daseins und Lebens nicht in uns, sondern in den

Dingen selbst, das treibende Princip nicht bloß unser a priori'schen Denkens, sondern aller Proceß, durch welche die Dinge entstehen und sich erhalten, ist.

Einstimmung wird den Kategorien von Fichte und von Ref. der Charakter absoluter Nothwendigkeit oder Nichtandersseinkönnens zugeschrieben. Auch bei Hegel ist dies der Fall, aber Hegel nennt diese Nothwendigkeit zugleich Freiheit, und kennt den Gegensatz nicht, den jene beiden zwischen Nothwendigkeit und Freiheit stellen zu müssen glauben, indem sie, Jeder auf seine Weise, eine wählende und beschließende Freiheit zwischen die absolute metaphysische Nothwendigkeit und die concrete Wirklichkeit der Weltwesen dergestalt in die Mitte stellen, daß dieselbe jene Nothwendigkeit, als ihre Natur, hinter sich, diese Wirklichkeit, als ihr Werk, vor sich hat. Aber in der Fassung jenes Begriffes der Nothwendigkeit weichen Fichte und Ref. gleichfalls voneinander ab. Nach Erstern haben die Kategorien die ultima ratio ihres Daseins in Gott als dem Absoluten; sie sind, so wahr Gott ist, und Gott kann nicht anders sein, als seine Natur es mit sich bringt. Nicht hingegen können die Kategorien als das Nichtnichtsseinkönnende bezeichnet, oder barein ihre Nothwendigkeit gesetzt werden. Wäre Gott nicht (und Gott als nicht seiend zu denken ist wenigstens kein logischer Widerspruch, wenn auch für den richtig Denkenden Gottes Sein so gewiß ist, als überhaupt irgend Etwas, und nicht Nichts ist), so wären auch die Kategorien nicht. Anders nach Ref. Dieser erkennt die Kategorien nicht bloß für das Nichtanders- sondern auch für das Nichtnichtsseinkönnende. Ihr Dasein, ihre Wahrheit hat ihm eine Evidenz, die allerdings größer noch ist als die Gewißheit des göttlichen Daseins, weil ihr Nichtsein das Undenkbare, der logische Widerspruch wäre. Dieses Letzte, die Undenkbarkeit, die logische Absurdität des Nichtseins, welche der alte ontologische Beweis allerdings von Gott prädicirte, wagt Ref. von Gott nicht zu behaupten. Er setzt eben hierin den Unterschied des Glaubens von dem Wissen: daß die Gegenstände des erstern ohne logische Absurdität auch als nicht seiend gedacht werden können, was bei den Gegenständen des eigentlichen und strengen (des mathematischen und metaphysischen) Wissens nicht der Fall ist. Nach Hegel müßte streng genommen diese Undenkbarkeit des Nichtseins von allen und jeden Gegenständen des „absoluten Wissens“, d. h. wenn nicht von Allem, was überhaupt ist oder erscheint, doch von Allem, was in seinem Sinne wirklich und als Wirkliches vernünftig ist, prädicirt werden; denn sein logisches Princip der Nothwendigkeit erstreckt sich über dieses Alles. Ref. steht also auch in dieser Beziehung in der Mitte zwischen Hegel und Fichte, indem Jener aller Wirklichkeit, Dieser keinem Wirklichen Nothwendigkeit in dem Sinne, da sie logische Undenkbarkeit des Nichtseins ist, zuschreibt. Auch Ref. schreibt zwar keinem Wirklichen Nothwendigkeit in diesem Sinne zu, wol aber schreibt er sie den Kategorien zu, die ihm, weil sie ein bloß Formales sind, nicht unter diesem Ausdruck des „Wirklichen“ begriffen sind.

Erscheint nun nach diesem Allen Ref. als der in Princip Hegels näher Stehende, die Spuren seines Durchgangs durch Hegel's System deutlich aufweisende, lehrt sich in der Ausführung das Verhältniß um; es ist es Fichte, welcher dem Gedankengange von Hegel's Logik näher bleibt, während Ref. sich weiter davon entfernt. Diese größere Entfernung ist bei Erstern hauptsächlich dadurch motivirt, daß ihm als Grund- und Urbegriffe jenes schlechthin Nothwendigen, Nichtnichtsseinkönnenden, welches er, als das durch keinen andern Gedanken, auch den der Gottheit nicht, Bedingte, einzig seiner Natur nach bloß Formale, das negative Absolute nennt, die Grundbegriffe der Mathematik, die Begriffe von Zahl, Raum und Zeit sich darbieten und zum Princip der Gliederung des metaphysischen Systems in seine drei Haupttheile machen. Den beiden, die nicht mehr von den beiden letztern (daß die Zahl unter dem wesentlich gleichen Gesichtspunkt mit dem Raume und der Zeit gehört, ist Hrn. Fichte ebenso wie bei den bisherigen Philosophen entgangen) einen ähnlichen Gebrauch zu machen, liegt nicht auf Fichte's Weg, so es sich ihm auch diese Begriffe zur Veranschaulichung eignen und von ihm als „Wirklichseins- oder Existenzformen des Realen oder Positiven“, oder mit ähnlichen Ausdrücken bezeichnet werden; wo man dann nicht einsehen, wodurch sie sich von den Kategorien unterscheiden, die ja gleichfalls solche Formen sein sollen. Bei ihm diese Abtrennung um so auffallender, da er sonst keinen Anstand nimmt, den hergebrachten Begriffbestimmungen zuwider, selbst Gott ein räthselhaftes Dasein zuzuschreiben; und Ref. weiß sie nicht anders so zu erklären, daß jene Begriffe sich in der That der Begriff von „negativer Dialektik“ nicht hinlänglich nähern, indem sie (freilich neben ihnen, was Hr. Fichte zu bedenken sollen, auch die Zahl) eine Festigkeit und Stabilität ihrer Bestimmungen zeigen, welche der Fassung als „einfeltige Abstraction“, womit sonst über jede einzelne Kategorie das dialektische Urtheil gesprochen zu werden pflegt, Trost zu bieten scheinen. Daß nun bei der Vergleichung dieser Kategorien Fichte's Gedankengang dem Hegel'schen (ungeachtet der Zusammenziehung der drei Hegel'scher Logik in zwei; den dritten soll die „Reinleere“, oder „speculative Theologie“ antworten) so unähnlich ausfallen mußte, ist Erstern nicht als Mangel oder als Mangel an Selbstständigkeit anzusehen, sondern als Mangel an Selbstdurchhaben aller Begriffe. Denn wenn sich jeder Leser, der nicht gerade das Gegengesetzte finden will, fast auf jedem Blatt des Buches zu überzeugen Gelegenheit finden, und manche höchst schöne Entwicklungen besonders gegen das Ende des Buches hin geben davon das sprechendste Zeugnis, sondern es liegt nach des Ref. Überzeugung in der Natur und Wahrheit der Sache; da Hegel die metaphysische Wahrheit insoweit wirklich gefunden hat, als das besangenen Bewußtsein über die Stellung der Kategorien im Ganzen der speculativen Idee und der Welt überhaupt gefunden werden konnte. Den Punkt,

in durch die Beschaffenheit des Standpunktes bedingte wesentliche Differenz von Hegel in ihren auffallendsten Folgen hervortreten beginnt, hat der Verf. selbst S. 194 angedeutet: es ist die dem Verf. eigenthümliche, mit Leibniz und Herbart ihm im Bezug stehende Behauptung, daß das Absolute, schon rein metaphysisch betrachtet, als Princip unendlicher Ueppositionen gedacht werden müsse, welche die selbst unveränderliche Grundlage und Substanz der endlichen und veränderlichen Erscheinungswelt ausmachen.

So viel glaubte Ref. zur vorläufigen Orientierung des an den neuen Entwicklungen der Philosophie Theil nehmenden Publicums über die Differenz seines metaphysischen Standpunktes von dem Fichte'schen bemerken zu müssen. Zu einer ausführlicheren Würdigung des F.'schen Werkes aus der Mitte des von ihm selbst eingenommenen Standpunktes heraus ist in d. Bl. der Ort nicht. Was aber das Gewicht oder die Erheblichkeit jener Differenz betrifft, so ist Ref. weit entfernt sich darüber zu täuschen. Er trägt Bedenken, die übrigens richtige Bemerkung des Verf. (S. 52 fg.) von der Verträglichkeit verschiedener Darstellungsversuche dieser Wissenschaft untereinander, als von der Förderung gemeinsamen Zusammenwirkens und allmählicher Ausbildung derselben auf sein Verhältniß zu dem Werke des Verf. anzuwenden; lieber gesteht er sich gradezu, daß es sich zwischen seinem und des Verf. Princip nur in Wahrheit oder Falschheit handeln, daß nur eines von beiden das wahre, das der gegenwärtigen Entwicklungsstufe philosophischer Speculation gemäße sein könne. Daß aber wird er nicht aufhören dem Verf. die Achtung zu widmen, die einem so ernst gemeinten und von so hohem Talent unterstützten Streben gebührt, und sich ihm in Dem, was auch bei ihm unverkennbar das eigentliche Ziel, den Kern und das Mark dieses Strebens ausmacht, wahrhaft und auf das innigste befreundet zu fühlen.

C. F. Weise.

Aus dem Schleswigischen.

Von der hiesigen Ständerversammlung verlautet nur noch nichts der fortwährend herauskommenden, hier übrigens gleich unbeachtet gelassenen, Ständezeitung Einklang, sowie denn auch wenig davon etwas in die Gesetzgebung bisher übergegangen ist. Vielleicht läßt, als negative Wirkung derselben, ein neuerliche Eriß in Ansehung des nunmehr wirklich ausgehenden zwei, drei und vier Reichstagskandidaten sich anführen, wodurch der Antrag der Versammlung auf Abschaffung dieser, in eigentlichen Dänemark üblichen, in diesen Herzogthümern los in amtlichen Rechnungen bestehende Rechnungsart, mit welcher auch die in Concomitanz angelegte Landesmünze nicht vereinbar ist, Rückschweigen zurückerufen ist. Für das Königreich Dänemark sind bereits zwei Verordnungen erschienen, welche auf ebenso viele Anträge der dortigen Ständeversammlungen Bezug genommen und Beachtung der öffentlich ausgesprochenen Wünsche der Nation zu erkennen gegeben ist. Ist nun dieses Rückschweigen der Herzogthümer weniger dem guten Willen der Regierung, als der Langsamkeit der über sie gesetzten und dem Könige unmittelbar vortragenden Behörde zuzuschreiben werden muß? muß Einsender dahingestellt sein lassen.

Gewiß ist aber, daß unter der großen Anzahl von ungefähre 400 Anträgen und Petitionen in der hiesigen Versammlung

mehr oder weniger dringende Berücksichtigung werth wären. Leider aber wird die dringende Ausföhrung mehrerer derselben durch den Mangel an baarem Gelde aufgehalten und um so betlagenerwerth ist es daher, daß bis jetzt und nachdem Roskott seit Auflösung der Versammlung verstorben sind, über besagte Berücksichtigung der Staatskassen gar nichts verhandelt hat und zur Deckung des jährlichen Deficits nicht das Mindeste unternommen ist. Zwar hört man in der Residenz von verschiedenen Ersparungen, welche der König in einigen Zweigen der Ausgaben vorgeschrieben haben soll, z. B. in Ansehung des innern Ausbaues des Schlosses u. s. w., öffentlich ist darüber aber nichts bekannt gemacht und mithin ist auch der Zweifel an der Richtigkeit solcher Angaben und die Zulänglichkeit dieser Einsparungen bei dem blühenden Übergewichte der Ausgaben keineswegs gehoben. Ungern vermißt man gleichfalls irgend eine authentische Berichtigung der, in der hiesigen Versammlung, wie in der schleswigischen, Rathgeordneten Berechnung der jährlichen Rechausgabe, welche die Angabe derselben in dem, von Seiten der Regierung bekannt gemachten Budget bedeutend übersteigt. Die dänischen, sowie die deutschen Unterthanen des Königs sind mit Recht von der landesväterlichen Gesinnung und der vortrefflichen Denkungsart desselben hinreichend überzeugt, um von dessen selbstbeliebiger Anordnung dem königlichen Rathung die beste Erwartung zu hegen. Möglicherweise werden sie auch an selber festzuhalten suchen, wenn gleich die Meinung immer mehr Platz zu gewinnen scheint, man halte es höhern Orts für hinreichend, dem Volke zur Aufklärung seiner Wünsche Gelegenheit gegeben zu haben, ohne selbigem auf Wahl und Anwendung der Regierungsmaßregeln Einfluß zu verstaten.

Daß in diesem Zeitalter der politischen Reaction auch eine religiöse sich kund gibt, darf um so weniger verwundert werden; da sie gern für einen treuen Bundesgenossen der ersten sich geltend macht und von jeher als solche bewillig anerkannt wird. So hat denn auch unter uns nach dem Tode des guten Adlers, des treuen Beschützers einer vernünftigen religiösen Denkfreiheit, der Mysticismus sein Haupt nicht ohne Erfolg emporgerichtet, und nach der Auswahl einiger Männer bei Besetzung höherer geistlicher Ämter, im Einvernehmen mit der für Kirchen- und Schulsachen unlangst besetzten höhern Landesbehörde, möchte das, von oben her nicht sorgfältig genug wahrzunehmende, Gleichgewicht der Rationalisten und Supernaturalisten kaum gehörig mehr gesichert erscheinen. Insbesondere scheint aber die Mystik, wieviel in einem minder aufblühenden Gewande, durch eine nicht kleine Anzahl jüngerer Kanzelredner und deren Einwirkung auf den weiblichen Theil der Zuhörer die Grenzen ihres Gebiets immer mehr zu erweitern. Nicht wenig trägt dazu der Aufenthalt auf der Landesuniversität Kiel und das Wirken des unlangst auch zum Kirchenprobst selbst ernannten Dr. Harms bei, ob kann aber eine solche Einwirkung auf die jungen Stände ernden um so leichter stattfinden, da dort auch die Besetzung der theologischen Facultät vorzüglich einer großen Reform bedurfte. Da es nun auch in diesem Ländchen herrschende Sitte ist, daß angehende Theologen während der akademischen Jahre auf Chreversprechungen sich einlassen und in Folge dessen ihr ganzes Leben und Arbeiten auf baldige Anstellung richten, so begreift man um so leichter, daß selbige dem vorherrschenden Geschmacke im Predigen um so bereitwilliger nachgeben, je mehr dieser bei den Vorgesetzten selbst Anklang findet. Bei der zahlreichen Classe der Zuhörer müssen Predigten, welche fast ohne Ausnahme von dem versöhnenden Gesande, von seinem blutigen Opfertode und von dem festen Glauben an selbigen handeln, um so sicherer Beifall finden; je weniger diese daran gewöhnt sind den nothwendigen Übergang vom religiösen Glauben zum moralischen Rechtsverhalten zu finden. Eben dadurch gewinnen dann solche Predigten gar leicht eine verderbliche Tendenz, daß sie dem Gefühlsglauben zu viel Übergewicht über den Vernunftglauben einräumen und dadurch die edlere Bewegung

gründe des wirklichen Handelns. In den Bistümern haben, anfangt selbst zu denken und aufmerksam zu machen. Aber auch unter den höher gebildeten Kirchengelehrten, wie wenig zahlreich diese übrigens auch sein mögen, hat die Mehrzahl zu wenig Zeit und Raumdenken dem eigentlichen Zweck und Wesen der Religion zugewandt und sind zu lange bei dem kirchensystemischen Kirken geblieben, als daß sie von einem Prediger mehr fordern sollten als selbstgelebte Erinnerungen an selbige und Wiederbelebung früherer religiöser Gedanken, mit welchen man Andachtsgefühle zu verbinden sich einmal erlaubt hat.

Die öffentlichen Blätter haben uns berichtet, daß in den letzten Tagen des Octobers in Dänemark und zunächst in Kopenhagen, die Schularfeier der vor 300 Jahren eingeführten Reformation stattgefunden hat. Die Wichtigkeit der Veranstaltung wird Jeder zugeben, der den freien Gebrauch der Bernunft für die Entzweiung und Ausbildung der Menschheit und insbesondere für religiöse Kultur, als Grundlage aller übrigen, nach ihrem ganzen Werthe zu schätzen weiß. Die Feier hat drei Tage lang gewährt und theilte sich in eine Kirchen-, eine Schul- und eine Hoffeierlichkeit, welche letztere sich dadurch auszeichnete, daß 300 Gäste zur königlichen Tafel geladen waren und unter diesen sämtliche Professoren der Universität. Den Abgeordneten von Berlin und Kiel ward an des Königs eigener Tafel ein Platz zu Theil. Wie mit diesem Feste eine große Anzahl von Ordens- und Aitelverleihungen, nicht weniger als 491 an der Zahl, im Zusammenhange steht? Ist nicht leicht einzusehen und wird nur dadurch weniger auffallend, daß die Ausfertigungsdiplome vom 23. Oct. als dem Geburtsfeste Ihrer Majestät der Königin, dem Tage der Eröffnung des Reformationsfestes, datirt sind. Das Uebermaß dieser Gnadenbezeugungen, bei einer kaum zwei Millionen besessenen Volkszahl, macht die Vertheilung derselben mit einem Feste noch mehr auffallend, welches eigentlich darauf abzwackt, den mühsam errungenen Sieg der Berausnt über Irrthum und Selbstverfinstnerung geltend zu machen und in dankbarem Andenken bei der Nachwelt zu erhalten. Bileicht findet die Sache ihre natürliche Erklärung durch die persönliche Abhängigkeit des Königs wider die, bisher so häufig vorgekommenen, Gnadenbezeugungen dieser Art, obgleich der Erfahrung nach auf das Gegentheil zu schließen sein möchte. Nachdem aber einmal der Anfang damit gemacht war, durch Verleihung von Aiteln und Ordenszeichen wirkliches oder anscheinendes Verdienst zu belohnen und nachdem gleich anfangs nach veränderter Einrichtung des Danebrogordens, mit freigelegter Ausheilung der mindern Grade desselben der Anfang gemacht war, zeigte sich bald ein dadurch herbeigeführtes Mißverhältniß unter den Beamten aller Stassen. Insbesondere mochte dies unter den Offizieren der Armee stattfinden, welche bisher die Grade der äußern Geltung und des Ranges bloß und allein nach den verschiedenen Berufsstufen abzumessen gewohnt waren. Da bei diesen nun in der Regel höhere Dienstankstellung und Länge der Dienstzeit nebeneinander gehen, so geschah es, daß im Militair, häufiger noch als im Civildienst, dem länger Dienenden das Ordenszeichen zu Theil ward. Auch gelangten die dazu wirklich vorhandenen Ansprüche leichter und schneller zur Rottz des Königs, als dieser weniger mittelbar das Militair selbst beaufsichtigt. Unter den Civilbeamten machte in diesem Stücke größere Ungleichartigkeit sich bemerklich, je nachdem die höhern Behörden in und außerhalb der Residenz von der erteilten Befugniß, jährlich einmal zu Ordensvertheilung vorzuschlagen, mehr oder weniger Gebrauch machten. Der einmal in Bewegung gesetzte und durch einzelne Begnadigungsfälle aufs neue erregte Ehrtrieb veranlaßte bald Diesen, bald Jenen, entweder selbst, oder durch einen Fürsprecher an die Gnadenquelle sich zu wenden, wodurch denn die bereits vorhandene Ungleichheit immer größer ward. Beimeitem nicht Alle Bonaten oder mochten diesem Weg einschlagen; und so nahm, besonders nachdem die vormaligen bei Schwertsagen des königlichen Paares üblichen Staa-

beizubehalten und auch wirklich abzuheben unterließen, die Zahl Derjenigen immer mehr zu, die mit oder ohne Grund auf vergleichende Anspruch machten. Das Aufzogenhalsende der oben erwähnten Frier, verbunden mit der nicht leicht einzutretenden Milderung derselben, machte denn wol eine gewisse Gelegenheit dargebotenen Ansehen, sowohl die Reichlichkeit der Spende zu entschuldigen, als die Ansicht einer baldigen Ergründung derselben abzuschreiben. Zu behaupten ist hierbei nur, daß, ungeachtet der auffallend großen Anzahl der diesmal Befristeten, eine vielleicht nicht minder große Anzahl Solcher anstehen ist, die sich für gleich oder mehr berechtigt zu solcher Aufzeichnung glauben. Noch beklagenswerther ist aber, daß zu einer Zeit, da die Begriffe von wehrer Ehre und Bedeckung im Vaterland und Regierung mehr gelutert und berichtigt sein sollten, ein so allgemein verbreiteter Bettelmus im unser Ansehen und Bevorzugung unter den Mitbürgern festsetzt. Wie sehr steht dieses doch im Widerspruch mit der immer allgemeineren Richtung des Zeitgeistes auf völlige Gleichheit der Arbeit und der bürgerlichen Stellung überhaupt? Wie mehr müssen dergleichen Ansprüche als geringfügig erscheinen in einem Lande, wo es vielleicht mehr wie irgendwo, eines von Gemeinnutz unterhalten, kräftigen und unbedruckten Zusammenwirkens mit der Regierung bedarf, um das Fortwirken zu lange gedauerte Mißbräuche endlich zu heben und das, einem zwanzigjährigen Frieden zum Hohn, jährliche Deficit der Finanzen zu vermeiden zu lassen. Wahrlich hier kommt es hauptsächlich auf patriotische Selbstverleugnung, auf großmüthige Aufopferung, auf das Streben nach der echten Bürgerthum an, welche den wirklich darum sich Bewerbenden weit über die Forderungen eines bloßen Ehrgeizes und der Eitelkeit erheben, die zu lange mit uns ihr Spiel getrieben haben.

Literarische Notizen.

Für die obere Classe der Gymnasien ist der **historische Atlas von Julius Schwenberg** sehr zu empfehlen, dessen erste Lieferungen unlängst erschienen sind. Derselbe enthält eine **Übersichtskarte** für die Geschichte von der Völkerrichtung bis auf Karl den Großen, Deutschland während der Zeit des dreißigjährigen Kriegs, eine **Skizze der Entstehung der Hauptbegebenheiten des französischen Staats**, Polen zur Ende der Jagellonischen Dynastie bis zur dritten Theilung, oder von 1572 — 1795, **historische Übersichtskarte von den Trossjagen bis zur Kirchenreformation**, Das Reich **1648** nach der Theilung zu Verden, 843, Afrika und **Übersichtsblatt der geographischen Entdeckungen in diesem Jahrhundert**.

In London ist kürzlich ein episch-humoristisches Gedicht unter dem Titel: „The schoolboy“ erschienen, das zum Hrn. Thomas Maule hat und die allgemeine Aufmerksamkeit des londoner Publicums erregt. Dasselbe schildert die Leiden und Freuden eines Schulknaben, malt die trübe Poesie, die er als jugendlich-frisches Leben verweht ist, die heitern Gesinnungen alle, die sich an ein so frisches Gemüth: und Naturbild schliessen, diese Heiterkeit und Fröhlichkeit und doch Wohlthat des ersten Daseins: In der That sind die in englischen Zeitschriften von diesem Bächlein mitgetheilten Beschreibungen sehr schön zu nennen, und was Deutsche geben sie zu ganz neuen Betrachtungen Veranlassung. Wie reich ist nämlich die englische Literatur an solchen wunderbaren, lieblichen und heitern Phantasiebildern! Welch ein launiger, unerschöpflicher und auch gedankenvoller, contemplativer Geist wohnt in diesen herrlichen Gemälden! Und wie oft, wie bezaubernd schön ist unsere, die deutsche Literatur an solchen Ergüssen! Wie ein Zimmer, dies sagen zu müssen; ein um so größerer Raum, weil nur tiefschauende und gedankenvolle Geister sich heilig-trauliche Stillleben zu entwerfen und darzustellen vermögen.

Sonnabend,

Nr. 359.

24. December 1836.

Geschichte des trojanischen Krieges. Mit Beilagen über die älteste Geschichte Griechenlands und Trojas. Ein historischer Versuch von Joh. Ussolt. Stuttgart, Cotta. 1836. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Ungläubigkeit, welche ehemals den poetischen Mythosstoff der Griechen und Römer für baare Münze von bloßem historischen Schrot und Korn nahm, sängt an, kleinlaut zu werden; verständige und geistreiche Schätzung des historischen Gehaltes der Sagen und klühne Aepsis, die in ihren Combinationen selbst der anerkannt poetischen Überlieferungen nicht achtet, haben sie ihre gemacht. Es beginnt eine Art von historischer Freigeisterei; herrschen, und man ist auf seiner Hut, ja nicht etwa viel zu glauben; während der Kirchenglaube aus der Erröthung, die ihm die Aufklärung des 18. Jahrhunderts weitzte, sich emporzuhelfen strebt, geht es mit der philologisch-historischen Orthodoxie immer mehr auf die Knie. Ihr einen Gnadenstoß zu geben, wird auch das angehängte Buch beitragen, mag auch mancher seiner prüfenden Leser mehr durch die Behandlungsart des Sagenstoffes im Ganzen überrascht, als durch die Resultate überzeugt werden. Vor 15 Jahren stellte Schubarth in seinen „Ideen über Homer und sein Zeitalter“ die Ansicht auf, daß die Homerischen Gedichte ursprünglich nicht ei den Griechen, sondern in dem Staate trojanischer Iuaden, die nach der Zerstörung Trojas in Troas gewandert hätten, verfaßt worden seien, weshalb Hector in jüngstern Lichte als Achilles dasthe u. s. w.: das Klang eltsam; indessen haben die Forschungen über Rom und Hellas Alterthum mit Wagsägen vertraut gemacht, die damals für Aberwitz würden gegolten haben; die Jurisprudenz sogar ist für die Phantasie der Hypothesen empfänglich geworden: also wird dieser neuesten Zerlegung eines hochberühmten Sagenkreises der Zeitgeist in diesem Behüte nicht eben sehr widerstreben. Wer das Buch lesen will, dem ist zu raten, daß er mit den Beilagen beginne; darin sind die Grundlagen der Argumentation des vorhergehenden Hauptstückes enthalten und wenn in diesem Manches unklar ist, so erhält es von dort sein Licht. Die Ideen des Verf. sind entschieden zusammenhangender, seine Combination anschaulicher und die gesammte Beweisführung bündiger in der zweiten Hälfte des Buchs als in der ersten, und Ref. kann mit voller

Aufrichtigkeit versichern, daß er zwar beim Beginn der Lesung mehrmals Mühe gehabt hat, sich Rechenschaft zu geben, was er aus einem Abschnitte gewonnen habe, daß aber im Fortgange derselben seine Bestriedigung zugenommen und bis zum Schluß ausgedauert hat. Damit soll nicht gesagt werden, daß Ref. des Verf. Ansichten als solche schätze, welche in die Geschichte statt des bisher Angenommenen einzuführen seien; hier muß der jetzige Text eine gewisse Stetigkeit haben; aber unter dem vielerlei „Was ist das?“ wonach der denkende Geschichtsfreund bei jenem sich umsieht, ist ihnen ein nicht verdächtlicher Platz anzuweisen. Die Beweisführung des Verf. hat einen sehr reichen Vorrath von Stellen alter Schriftsteller zur Grundlage; wie in mythologischen Forschungen unvermeidlich ist, sind die Combinationen gar oft sehr locker und ihre Bündigkeit ist weniger in dem Gehalte der Beweisstellen als in Dem, was der Scharfsinn und Witz daran knüpfen, enthalten: die wächserne Nase des Rechts in der Hand der Juristen ist aber spröde im Vergleich mit der Dehn- und Drehbarkeit des Mythos, wenn er in eine geschickte Hand kommt.

Nögen nun aus dem großen Reichthume neuer Ansichten die hauptsächlichsten in kurzer Übersicht folgen. Im ersten Capitel werden die bisherigen Annahmen über die Entstehung und Zeit des trojanischen Krieges beleuchtet. Hier ist der Verf. nicht der erste Zweifler; aber der Wahn macht sich's bequem; so augenfällig es ist, daß eine Flotte, wie die griechische gewesen sein soll, in dem erbsämlichen Hafen von Aulis nicht Raum haben konnte, so unerklärlich es ist, wie die Griechen fern von der Heimath 10 Jahre eine Stadt belagern konnten, ohne sich selbst anzugehen, so war es doch nicht überflüssig, an dem Dunstgebäude noch einmal tüchtig zu rütteln, und es mußte geschehen, wenn Raum für neuen Aufbau gewonnen werden sollte. Als der Grundstein für diesen folgt dann die Behauptung, daß eine Unternehmung gegen Troja allerdings stattgefunden habe, aber nicht in der gewöhnlich angenommenen Zeit, sondern erst nach der Wanderung der Aheffaler u., und, wie weiter unten auseinander gesetzt wird, nicht von der Gesammtheit der Griechen, sondern von den durch die Aheffaler verdrängten Achäern, Myrmidonen und Katern, sodaß also Troja bis auf die Gründung der sogenannten asiatischen Colonien in Asien

bestanden habe und (allerhöchstens — nach dieser Annahme) nicht vor der Zeit zwischen 1124 — 1104 errichtet sein könne. Capitel 2: Von der Einnahme Trojas durch Herakles. Diese Sage ist auf eine Niederlassung von Pelasgern daselbst zu deuten. Was für Pelasger? wie aus einer der Bellagen klar. Capitel 3: Von der Veranlassung und Bedeutung des trojanischen Krieges. Der Eindring der Thessaler gab den Anstoß zur Auswanderung von Myrmidonen, Achäern und Kolorn aus Thessalien; die Myrmidonen haben Achilles, die Kolor Odysseus zum Repräsentanten; Agamemnon und Menelaos, wie die südlichen Achäer, sind von der Theilnahme auszuschließen. Capitel 4: Der Verrath der Antenoriden will sagen, daß von der durch Herakles' Einnahme Trojas veranlaßten pelasgischen Colonie zu Gunsten der Myrmidonen und Kolor Verrath geübt wurde; zugleich wird die Idee, daß Antenor einen pelasgischen Stamm bedeute, weiter verfolgt und Stellen, die von Antenor in Bezug auf Ort- und Landschaften auch außer Troas reden (z. B. Italien), darauf gedeutet. Das Capitel 5 enthält eine Begründung der Ansicht aus den homerischen Gedichten. Nämlich daß die „Ilias“ nur vom Borne des Achilles handle und zur Verherrlichung dieses Repräsentanten der myrmidonischen Colonie diene, daß die außer ihm und Odysseus vorkommenden Heroenfiguren für nichts als poetische Gestaltungen, die zur Erhebung und Beleuchtung seiner beitragen sollen, anzusehen sind, also auch die angebliche Theilnahme aller Hellenen an dem Kriege gegen Troja aus dem Bemühen der Verherrlichung des Achilles und Odysseus hervorgegangen ist. Achilles' Streit mit Agamemnon geht auf Stammesfeindschaft; Agamemnon und Menelaos aber gehören den Karern an, und nicht in die Zeit des trojanischen Krieges. Auf Achilles' Persönlichkeit wird (S. 89) dabei kein Gewicht gelegt; der Kern der Sage ist Ansiedlung der Myrmidonen und Kolor in Asien und Zerstörung Trojas durch diese (S. 259: kolische Bewohner von Kyme und Myrmidonen zerstörten es mit Hilfe der Pelasger). Zur Beschönigung des Unrechtes ward eine Entführung der Helena durch Paris gelehrt. Ubrigens ist hier nicht an poetische Erfindungen Homers zu denken, vielmehr fand dieser einen reichen Vorrath epischer Dichtung und hielt sich an das Überlieferte. Dies wird im sechsten Capitel fortgesetzt, nämlich die Einheit der „Ilias“, ihre Verfassung durch Einen Dichter, der aber eine Menge älterer Dichtungen benutzte, behauptet, die „Odyssee“ aber als ein Gedicht von anderer Hand geschätzt. So viel von den Hauptstücken des Buches.

Von den Bellagen (S. 117 fg.) handelt die erste von der Helena. Diese ist nach dem Verf. die Mondgöttin; ihr Name entspricht dem Worte *Ἥλη*, auch ist das alte Wort *Ἥλη*, *Helios*, darin zu erkennen. Lyda-reus gehörte den Kelagern an, sei bei diesen als Zeus verehrt worden, Leda entsprechende der Leto, Kastor sei so viel als Stern (*ἀστὴρ*), und auf Sternenglanz beziehe sich auch Polydeukes' (des Zwillingstenden) Name. Das Ei

der Leda gehöre zu dem Mittel im orientalischen Welt-systeme. Helena wird dann als einelei mit Artemis, Eilichia, Nemesis und Adrastia, auch als Vorsteherin des Schattenreiches dargestellt. Paris' Name ist von *πάρις* (schön), abgeleitet, Paris ist Symbol des Weltgottes, und die Entführung der Helena durch ihn mythologische Einleitung des Verschwindens des Herakles, wie die Entführung der Europa durch Zeus. Die angeblichen Wanderungen der Helena (S. 150 fg.) sind mythische Embleme von den Verpflanzungen des keltischen Cultus der Helena, wobei auch bedeutsam ist, daß die Zeit der Wanderungen (acht Jahre) der Ennaetris der Karer und Kelger entspricht (S. 162). — Die zweite Bellage — von den Kariden und südlichen Achäern — geht hauptsächlich mit der Vernichtung mythischer Persönlichkeiten zu Werke. Pelops, ein Heros der altgriechischen Dichtung, zu denen der Verf. die Karer und Kelger zählt und die er in Masse den Pelasgern entgegenstellt, ist Repräsentant der karischen Bevölkerung des Peloponnes; die Auswanderung derselben fällt in die Urzeit, bevor Achäer selbst wohnten; Pelops' Zeitalter ist aber von den Dichtern später angelegt, um seine angeblichen Thaten bequemer mit dem trojanischen Kriege in Verbindung bringen zu können. Agamemnon aber ist nicht eine historische Person, sondern der karische Zeus (S. 171) auch in dem orientalischen Memnon zu erkennen; sein Cult war bis Kappadokien verbreitet; zum König man ihn erst später gemacht. Auf die Schicksale Agamemnon beziehen sich auch die Dichtungen von Iphigenia und Elektra, wie die Namen derselben zeigen. Des Drestes Persönlichkeit ist nur ein Concret aus Ortsnamen Drestes (S. 182), er gehört den thrakischen Völkern an, seine Wanderungen betreffen diese Orte, und demgemäß ist auch der Mythos von seiner Fahrt nach Lauris zu erklären. — Die dritte Bellage hat mit den Pelasgern und der Bedeutung des Stammgottes Herakles zu thun und weist, schon die Überschrift errathen läßt, abermals auf die Einheit der Pelasger hin. Zwar hat die Ansicht des Verf., daß Pelasger Hellenen nicht voneinander verschieden gewesen, längst gegen Herodot ihre wackern Befürworter, aber in einem solchen Verhältnisse zu den Lydiern, Karern, Kelgern und hellenischen Stämmen, wie sie sie aufstellt, z. B. daß die Pelasger die südlichen Achäer und die Herakliden ein Stamm der Pelasger (S. 256), hat man sie bisher wohl nicht annehmen können. Phthia war Heimatsland der Pelasger, der Weltgott Herakles und dessen Wesen vorzüglich auf den (karischen) Ackerbau bezogen; von seinen 12 Thaten die Mehrzahl darauf zu deuten (S. 222 fg.). Die Führung dieser Ansicht vom Herakles, als Weltgott, Feldbau, werden auch gegen die Annahme der pelasgischen Stammgottenschaft Zweifel erhoben, ist zu sprechendes. Ebenso die Deutung seiner Thaten auf Verpflanzung pelasgischer Culte, wie denn das eine Grundansicht des gesammten Buches annehmen läßt ihre Verarbeitung für den gelangtesten Befund.

haben zu achten ist. — Die dritte Beilage, von den Irrfahrten des Odysseus, verfolgt eine verwandte Ansicht. Odysseus, keine historische Person, ist Heros des Iolischen Stammes; seine Irrfahrten bezeichnen die Verbreitung iolischer Ansiedler (selbst nach Afrika, indem Odysseus auch nach den Syrtis verschlagen wird, S. 246). Sehr bedeutsam wird dies in der Anwendung auf Italien. Latinius heißt Odysseus' Sohn (S. 254). „Nennt aber die Sage den Latinius einen Sohn des Odysseus, so erklärt sie dadurch die Latiner für Abkömmlinge der Iolier, die den Odysseus als Heros verehrten.“ Darauf folgt die Erklärung der Verwandtschaft zwischen der lateinischen und griechischen Sprache und (S. 257) die Ableitung des campanischen Gmund von diesen Iolern (S. 258). — Die Übersichte der Geschichte des Teuker (Beilage 5) ist ebenfalls überreich. Die Teukrer, nicht Hellenen, aber auch nicht Barbaren, gehörten zu dem thrakischen Völkertamme, von dem auch die Mysier, Kdonen, Korer und welche sonst im trojanischen Völkerverzeichniß genannt werden, abstammten (S. 266). Daraus wurde bei den Troern verehrt; sein Cult enthielt dem des Hermes, eine Hauptstätte desselben war Samothrake, in Verbindung damit stand Jason u. s. w. (S. 278 fg.). Hier hat der Verf. doch sehr weislich der ausführlichen Erörterung des Kakteneults sich enthalten. Die angeblichen trojanischen Könige sind Geschöpfe der Dichtung, selbst Priamos mit allen seinen Kindern (S. 295). Das herrschende Geschlecht in Troja war das der Aeneas. Diese aber treten deshalb in der „Ilias“ so selten auf, weil sie geschichtliche Personen sind, die der Dichtung einen so freien Spielraum gestatten wie Priamos und ihre Kinder. — Von Aeneas und seinen Wanderungen handelt eigentl. die letzte Beilage, eine der interessantesten Stücke des Buches. Die Dardanier waren das in Troja wohnende Geschlecht, die Aeneaden eine Familie desselben, Aphrodite Landesgöttin und daher in so nahe Beziehung zu Aeneas gesetzt. Aeneas ist nicht für historische Person zu achten, sein Name ist von einem Prädicate der Aphrodite abgeleitet (S. 306, 313, was aus dem Homerischen Hymnos an Venus B. 199 mit Jigen's und Matthäi's Anmerk. und Hermann, „De mythol. Graecorum antiquiss.“, S. 23, entnommen wird). Aeneaden herrschten in den Gebirgsgegenden bis zur Zeit des peloponnesischen Krieges. Aeneas' Wanderungen sind für Sinnbilder thrakischer Niederlassungen zu achten (S. 314), so das Erscheinen desselben zu Ios in Thracien, auf Delos, Kreta, Kythera (S. 315), in Epirus, Unteritalien, auf Sicilien (wo Phrygier von hebräischem Stamm, und deshalb Aphroditencult auftrug?), in Latium. Die Etrusker sind für dieselben als die thrakischen Teukrer anzusehen, von ihnen wurde die Stadt auf dem palatinischen Berge erbaut (S. 330 fg.). Indem man Aeneas und die Teukrer in die Vorgeschichte Roms verwebte, bedachte man nicht, was den Iolern gehörte (S. 329). Illyrier, Veneter und Etrusker gehören zusammen dem thrakischen Völkertamme an (S. 333). In der Sage von Tarquinius Priscus' etruskischer Herkunft wird die etruskische Abkunft der ältesten Romer-

vor des Palatinus angedeutet (S. 347). Die Erörterung der Herkunft der Etrusker und ihres Verhältnisses zu Rom ist ausführlich, und führt von Sag zu Sag mit hoher Regelmäßigkeit und Productivität in Combinationen. Gerade hier wiederholt sich, was zu Anfang bemerkt worden ist, daß aus mythischem Stoffe sich vielerlei machen lasse, daß Bändigkeit der Argumentation hier nicht wie in echt historischem Gebiete zu erreichen sei, daß aber, wenn auch Evidenz im Einzelnen mangelhaft bleibt, das Gesamte in einem neuen Lichte erscheine, und daß endlich, wie der Mythos selbst mehr der Kunstschöpfung als der wissenschaftlichen Production angehört, ebenso eine geistreiche Erörterung des Mythos, als ein mit Wissenschaft und Gelehrsamkeit angelegentliches Kunstgebilde, Bewußt gewährt, auch wenn sie darauf verzichteten muß, ihre Resultate als vollkommen ausgemacht in die Geschichte selbst eingeführt zu sehen. 113.

Pamiętniki Jana Chryzostoma Paska. (Memoiren des J. Ch. Paski.) Posen 1836.

Der durch seine Reisen nach der Türkei auch in Deutschland bekannte Graf Edward Raczewski, welcher sich durch Herausgabe mehrerer wichtiger historischer Werke bereits große Verdienste um die polnische Literatur erworben hat, theilt hier nach einem alten Manuscripte ein Werk mit, dem wenige in polnischer Sprache an die Seite gestellt werden dürften. Es sind Memoiren eines kühnen und erfahrenen Kriegers, der unter den polnischen Königen Johann Kasimir, Michail und Johann III. Sobieski gekämpft und als Unterführer im polnischen Heere gedient hat. Derselbe beschreibt, was er selbst erlebt hat, in einfacher, knapper Sprache; aber indem er und seine eigene Biographie mittheilt, schildert er uns das häusliche und bürgerliche Leben seiner Zeit bis ins Einzelne, und von vielen seiner Zeitgenossen ist wol nirgend eine lebendigere und bestimmtere Charakteristik anzutreffen. Wenn daher einerseits diese Memoiren für den Geschichtsforscher von Wichtigkeit sind, so bieten sie zugleich eine höchst ergötzliche Lectüre dar, und überall, auch bei dem einfachsten Gegenstande, weiß der Erzähler durch seine echt polnische Derbheit und Geradheit und durch seinen nie verlassenden Humor den Leser zu fesseln. Die Memoiren beginnen mit dem Jahre 1656 und sind nach Art der Annalen in einzelne Jahrgänge abgetheilt. Paski vollbrachte seine Kriegsthaten unter dem berühmten Feldherrn Gzarniecki, daher sind insbesondere dessen Feldzüge Gegenstand seiner Erzählung. Mit großem Interesse liest man die Geschichte von der Diversifikation, die der König von Dänemark von seinem Onkel aus den Schweden während ihrer Kriege mit den Polen machte. Diese Diversifikation ward von 14,000 Kaiserlichen unter Montecucculi, von einer Abtheilung Brandenburger und einem polnischen Jägercorps unter Gzarniecki unterstützt. Paski nahm Theil an diesem Zuge und berichtet sehr umständlich die Schicksale desselben.

An dem Hofe Johann Kasimir's lebte Paski eine Zeit lang mit dem bekannten Hetman der Kosaken, Mazepa, zusammen, und theilt Manches aus dessen jetzt ungewissen Lebensverhältnissen mit. Da er ihn einen „konak nie dawno nobilitowany“ (einen unlängst geadelten Kosaken) nennt, den alle Hofleute verachteten und den einst Paski selbst im Vorzimmer des Königs schlug, ohne vom Könige bestraft zu werden, so erzählt, daß Mazepa nicht, wie noch das „Conversations-Lexikon“ angibt, eines polnischen Edelmanns Sohn, sondern von Abkunft ein Kosak war, der nach Polen einwanderte. Mazepa's noch immer begreiflicher Wentrut berichtet Paski in folgender Weise, die den Stempel vollkommener Glaubwürdigkeit an sich trägt:

„Darauf verließ Razeppa Polen und schenkte wieder in Böhmen besaß er ein kleines Gut in der Nachbarschaft eines gewissen Goldwäsk. Derselbe hatte er sich ins Haus ein-gebrängt, weshalb, mag ich nicht sagen, genug, er kam oft das hin, wenn Goldwäsk abwesend war. Dies berichteten die Hausleute dem Herrn, insbesondere die, welche die Befehle brachten und hielten. Einmal untertaucht Goldwäsk eine weite Straße; doch kam er so abgerückt, als ihm ein Diener feuchend nachkommt und ihm ein Billet seiner Gemahlin an Razeppa überreicht, in welchem diese die Abwesenheit des Gemahls meldet und den Liebhaber zu sich einladet. Goldwäsk gibt dem Brief dem Liebesboten zurück und besetzt ihn, den Brief zu verlesen und im Namen der Herrin eine schleunige Antwort zu verlangen, er selbst harret lange Zeit am Wege auf die Rückkehr des Boten, denn dieser hatte zwei starke Meilen zu durchlaufen. Endlich kommt die Antwort Razeppa's, der den verlangten Dienst zu leisten und sogleich zu erscheinen verspricht. Bald trarb er auch wohlgemuth einher. „Wohin des Begier, Freundschaft?“ fragt Goldwäsk. „Jener erkant sich schnell ein Ziel. „Bitte zu verweilen“, fährt dieser fort; doch Razeppa entschuldigt sich, er müsse eilig weiter, auch wolle er den Herrn nicht aufhalten. Da erschallt's: „Kennst du dies Billet?“ und Razeppa sticht fast vor Schreck und Bitterkeit zu Hergehung, denn es sei das erste Mal, daß er dahin reiste. Goldwäsk aber fragt den Liebesboten: „Wie oft war der schon in meiner Abwesenheit in meinem Hause?“ „Drei“, ist die Antwort, „so viele Male, als ich Haare auf meinem Kopfe zähle.“ „Was heißt es: „Wähle der eine Todessort?““ „Ebenmäßig hat er um sein Leben und Bekannte erblüht.“ Da faßt ihn Goldwäsk mit seinen Knöcheln, sie entleiden ihn, banden ihn auf sein eignes Pferd, mit dem Kopfe nach dem Schwange des Pferdes zu, und schlugen und peinigten das Pferd, daß es wild und schon davonsprengte. Es schlug den Weg nach Hause ein, aber zu Razeppa's Unglück verließ es bald die breite Landstraße und lenkte nach den wohlbekannten Seitenwegen und Fußstegen ein, deren sich Razeppa bisher bei seinen heimlichen Besuchen bedient hatte. Hier war der Weg dicht bewachsen mit Dornbüschen, Haselaus- und Brombeerstäuben und andern dergleichen Gesträuchen, durch die sich kaum der Reiter durchzuwinden vermocht hätte, wie glücklich mußte nun der Reiter verlegt und zerissen, wie oft mußte er von den herabhängenden Ästen getroffen werden, zumal da das erschrockene Thier zuerst blindlings einherrennte. Von weitem begleiteten ihn zwei von Goldwäsk's Leuten, die seine etwaige Rettung verhindern sollten. Endlich hält das Pferd vor Razeppa's Wohnung; er, furchtbar zugerichtet, halb erfroren, ruft sein Gefolge. Ein Diener erkennt die Stimme und öffnet, aber erschreckt durch das Gespenst, flieht er zurück und ruft die Dienerschaft zusammen. Diese bekräftigt sich, wagt kaum von fern hinzublicken. Zuletzt gelingt es Razeppa doch, sich ihnen verständlich zu machen und sie zu überzeugen, daß er wirklich ihr Herr sei. Da, als er kaum noch sprechen konnte, wird er endlich losgebunden und gerettet.“ 60.

Notizen.

Übermals hat eine neue Schrift über sehrer Kunst von einem englischen Gelehrten: „On the rise and progress of the fine arts, by Allen Cunningham, a dissertation, prefixed to the fourth vol. of the popular Encyclopaedia“ (Glasgow 1836). Man darf darin jedoch keine neuen Probleme, Untersuchungen und Resultate erwarten, sondern das Hauptverdienst des Verf. beschränkt sich auf eine lichtvolle und allgemeine sachliche Darstellung des schon vorhandenen Materials. So heißt es z. B. in der Vergleichung der ägyptischen Sculptur mit der griechischen: „Kölologische Größe scheint das Object der ägyptischen Künstler zu sein, während das der griechischen Einfach-

heit, Schönheit, Mannich und Erhabenheit war. Der ägyptische Bildner wollte Erkennen, vielleicht Erklären, was der europäische aber erschaffen. Der Ägypter lehnt sich auf mechanische Kräfte und brachte seine Gesellen herbei durch den formalen Proceß, wobei die Hand unthätig war, ja selbst matter als der Kopf; der Richter nahm die Hand zu sich, und die Hand war es, welche jedem seiner Werkstücke Bewegung und Sprache verlieh. Aber dieser Triumphe der Hand in den Werken der griechischen Kunst ward nicht auf einmal erreicht, sondern entsprang er aus dem Geiste eines einzigen Mannes. Es ist wahr, daß die Griechen die Idee ihrer Kunst von Ägypten entlehnten; allein da sie die erfahrungsgemäße aller Nationen waren, so besaßen sie auch in diesem Grade die Fähigkeit, das uralte Jahrbuch der Hand durch im Schooße der eignen Nationalität hervorzubilden.“ — „Was die Bildnerkunst der Kunst unter den Griechen anlangt, so haben sie darin wirklich als die Nationen übertrifft. Nichts in der Sculptur, weder bei alten Römern, noch bei modernen Europäern kam mit der Einfachheit und Harmonie ihrer Bildwerke und Gruppen vertragen werden. Alles ist darin leicht, schlanke, gerad, einfach; nicht in Haschen nach Effecten, nirgend übertriebene Ornamente (in Englischen steht das Wort „taste“, das wir hier nicht über zu übersetzen wüßten): welche das Geiste der Nation so leicht und anständig. Diese nachgeahmte Einfachheit, die ihnen ihrer Sculpturarbeiten deutlich, und die sie in der letzten untergegangen sind, so ist es doch, was wir uns zu vergegenwärtigen, daß sie in dieser Einfachheit ihren höchsten Triumph und Sinnigkeit nicht nachgeahmt haben.“ Dies ist ungefähr die Darstellung der Kunst in der griechischen Sculptur. In England mag solche sich eher noch zeigen für uns Deutliche kann eine solche Auffassung nur noch haben. Wir haben diese Sprache schon zu oft, in zu viel, vernommen und können uns, wie in keine Weise auch in der Kunst, nicht mehr mit solchen allgemeinen Punkten beschäftigen, sondern müssen vielmehr in die Einzelheiten auf das Individuelle und Individuelle zu, weil sich alles wahrhaft Reine nur aus dem geistigen Schachte der Individualität hervorgeht.

Wortreichlich ist, was Schopenhauer in seinem ungenüß über Napoleon sagt; er nennt ihn einen Diktator in der Napoleon's einsame Verbannung und sein Werk ist glänzende Erinnerung auch noch einer Zerstörung zu verfallen. Alexander der Große ist nicht in der griechischen Griechenland gekrochen, er verschwand in der persischen Babylonien. Monoparte hat nicht unter der Hand reich, er verlor sich unter den großartigen Tugenden der Jona — er hält seinen ewigen Schlaf, der nicht flüchtet oder einem Paria, unter einer Krone in engen Thale mit überhängenden Felsen, an das Fußgefäß. Die große gewaltige Größe, welche er gibt, hält das Gleichgewicht jenen unermesslichen Tugenden, welchem er einst als in seinem Elemente war. — Ist nicht die neuen Gestirne, welche über der Welt wandeln — was lag ihm an Sternen, die in der Welt blühen, die nicht über dem obern Himmel, sondern noch selbst seinem Schicksale hin und her, die Hälfte des Firmaments schließt an seiner Hand, andere der Beleuchtung sind Graben der Welt.

Der bekannte Gambacerts war, was in der Welt selbst anbelangt, ein Auserwählter, und hatte in der Welt und wieder etwas. Gambacerts war ein Auserwählter, der Grund von einem ausgesprochenen Punkt aus, der wegs äußerte der Grund seine Verwunderung, Gambacerts sein Wort zur Unterhaltung bringe. „Wenigen Sie, Herrscher“, sagte dieser, „ich habe es verstanden.“

Sonntag,

Nr. 360.

25. December 1836.

Taschenbücherschau für 1837.

Dritter Artikel.)

7. Vergleichenicht. Herausgegeben von C. Spindler.

Das künstlerische Gewissen verbietet dem Ref. die beigegebene Reihe von Kupfern mit einer andern Bezeichnung als der der Mittelmäßigkeit zu beehren. Sie sind zum Theil in der Erfindung besser als in der Ausführung, und stellen Scenen aus Spindler's „Jesuiten“ dar, aus denselben „Erzählungen bei Ebbe und Flut“ und ein Porträt der Jungfrau Apollonia, welche in der ersten Erzählung des Taschenbuchs selbst die Hauptrolle, und zwar eine somnambulistische spielt. Diese Erzählung trägt den Titel „Die Prophetin von Rottenbrunn“ und zieht sich mit ihren romantischen Ereignissen durch die geschichtliche Atmosphäre von Kriegsbegebenheiten und Volksausständen hin, durch die Jahre 1705 und 1706, während des Einbruchs der österreichischen Heere in das unglückliche Baiernland und bis über die Niederlage der Bauerninsurrection auf dem Kirchhofe von Sendling hinaus. Wie befinden uns dennach hier auf einem interessanten vulkanischen Boden, auf welchem Spindler's ausgezeichnetes Talent wacker und umsichtig thätig ist. Diese Bezugnahme auf die Conflicte der Zeit, aus der hier ein Segment entnommen und dargestellt ist, erwartet man in dieser Erzählung ebenso wenig als eine störende Darstellung tief innerster psychischer Elemente und allgemeiner Lebenswahrheiten; und wenn die Schilderung des Traums und Hellscheiterlebens in Apollonia Verbindungen mit der geheimnißvollen Welt der Psyche festhält und nachweist, so muß man auch zugeben, daß Spindler in dieser Hinsicht nach Vorzeichnungen gearbeitet, ja stellenweise Heinrich Kleist und dessen Räthchen copirt hat. Das Psychologische und die poetische Mystik ist auch das Gebiet nicht, wozu Spindler seine hauptsächlichste Richtung hat; sein Talent ist ein anderes, ein gesättigt schwellendes, in compactes, welches in der Realität, dem Erschaffenen, dem Fasslichen, dem Erlebten und Erlebbaren seine Erlösung sucht und findet; es ist ein wesentlich stoffhaftes Talent, welches aller und jeder Speculation sich abwendet und von der Philosophie, von der es nichts weiß,

auch nichts wissen will. Aber es erfreut an ihm die Gewandtheit, Massen auf Massen, Ereignisse auf Ereignisse zu häufen und Alles in Wechselwirkung zu setzen, es erfreut an ihm die Schönheit der äußern Structur, wie der innern Bindung, es erfreut endlich das einheitliche Licht, worin das Ganze schwimmt und das Einzelne hervortritt, sodaß der Leser immer im Klaren bleibe und den Faden, der ihn durch das nur scheinbar verworrene anziehende Labyrinth hinausleitet, nie verliert. In dieser Erzählung zumal sind die Charaktere ausnehmend consequent durchgearbeitet, die nationalen Sitten und Eigenheiten der Baiern trefflich gemalt, die merkwürdigen Kriege- und Friedens-, Staats- und Familienergebnisse bis zur lebendigsten Anschaulichkeit dargestellt. Der Strom der Erzählung fließt rasch, klar und voll; man wird hingerissen, wie der Verf. selbst hingerissen ist. Es scheint sich Alles von selbst zu machen, so ursprünglich sprudelt hier des Erzählers bewundernswerthes Talent. Selbst der Jargon der bairischen Oberländer ist treu beibehalten; der Verf. scheint die Dialekttypen dieser burschen aber doch treuherzigen Sprache förmlich stibiert zu haben. Ganz vorzüglich gelungen ist die Charakteristik eines alten rebellischen Pfarrers, dessen hiederherzige national bairische Individualität ohne alles Hinarbeiten auf Effect in markirten und bestimmten Zügen sich heraushebt.

Viel weniger rein und an einer ausschweifenden Phantasie leidend, die nicht Maß und die Gesetze des schönen und edeln Geschmacks festzuhalten weiß, erscheint die zweite Erzählung „Der Wechselbalg“, eine Hexengeschichte aus dem 17. Jahrhundert. Auch hier erfreut die Stoffhaltigkeit, der Reichthum der Begebenheiten, deren geschickte Verarbeitung und die sichere Zeichnung der Charaktere. Um so abstoßender und widerwärtiger ist die Schilderung der Martern, welche, um Gerändnisse der schauerhaftesten Art aus den Gefotterten herauszupressen, an dem angeblichen Hexen verübt werden. Der Wechselbalg ist nun eben der Hexenrichter Eschbacher, der von seiner Mutter, der Kronenwirthin, ausgepflegt wurde, weil sie das mißgestaltete Kind für ein verheißt hielt. Der Findling wird gerettet und später der grausamste Richter in Hexenprocessen. So kommt er in den Fall, seine eigne Mutter, auf welche eine Hexe ausgesagt hat, inquiriren zu müssen. Er belegt sie mit dem

*) Vgl. den ersten und zweiten Artikel in Nr. 320, 334 u. 335 d. Bl. D. Red.

scheußlichsten Foltern und Qualen, welche hier bis ins Einzelne ausgemalt werden und die Inquisitor zu einem Geständniß bringen, in Folge dessen sie zum Feuertode verurtheilt wird. Da erfährt der Licentiat Eschbacher die traurige Geschichte; er hat seine laibliche Mutter foltern, verrecken, zerschellen lassen. Mit Mühe erwirkt er vom Landesherrn Pardon; mit Mühe gelangt er noch zur rechten Zeit auf der Richtstätte an; der von der Mutter unmütterlich ausgelegte Sohn und die von dem Sohne bis auf den Tod gequälte Mutter liegen sich in den Armen, während die übrigen unglücklichen Herzen brennen, schwarze Rauchwolken den heißen Himmel versinnern und das Volk, angstvoll lauschend, murmelt: „Horch, wie sie singen in den Flammen!“ Man sieht, das Rüst- und Zeughaus des Entsetzlichen ist hier vollständig ausgebeutet worden; die Lecture ist eine Qual, kein Genuß, und wir müssen auf Grund dieser Schreckens Erzählung abermals gegen die Phantasie unserer talentvollsten Landeute ausfragen, sie gefalle sich im Rohen, Ungeschlachten und Liebe, wie sie selbst verdorben ist, die Phantasie der Leser zu verderben und mit den gräßlichsten Bildern und schrecklichsten Erinnerungen anzufüllen. Der deutsche Michel will noch nicht aufhören von den Gesetzen der Schönheit, des Geschmacks und der Anständigkeit nichts wissen zu wollen.

8. Immergrün.

„Immergrün“ ist vorzüglich mit Bildern ausgestattet, welche nach mehreren in der k. k. Galerie im Belvedere befindlichen Gemälden älterer Meister gestochen sind. In diesen artistischen Beilagen, keineswegs im Texte, möchte „Immergrün“ seine deutschen Namens- und Stammesnamen der Mehrzahl nach leicht überbieten. Der ritterliche A. v. Tromlig, dessen Zartförmigkeit und mittelalterliche Gemüthsart bereits so viele Siege über die Herzen des schönen und nicht schönen Geschlechts errungen haben, führt uns in seiner nicht uninteressanten Erzählung: „König Maximilian in Brügge“, unter die zum Aufreißer geneigten Bürger von Brügge, welche den im Vertrauen auf ihre Loyalität sie heimsuchenden Maximilian gefangen halten, bis er durch einen, späterhin für null und nichtig erklärten, schmachvollen Vertrag sich löst. Eine Jungfrau aus Brügge, welche Einen, der sie liebt, nicht liebt, dagegen Einen, der sie nicht liebt, liebt, nämlich den König selbst, agiert hier als erste Liebhaberin und stirbt in ihrem Verufe eines unnachahmlich schönen Todes, worüber besonders der weibliche Bestandtheil unser Lesepublicum ausnehmend erbaut sein wird. „Bewußtlose Liebe“, Novelle von Fr. Laun, löst sich, nach überstandenen Leiden und gefährlichen Conflicten zur Zufriedenheit, mit einer Vermählung und der über einem Portale angebrachten Inschrift: „Wenn es eine Liebe gibt, rein und frei von jeder Mischung mit unsern irdigen Leidenschaften, so ist es die im Grunde des Herzens verborgene, von der uns selbst alles Wissen abgeht.“ Die Novelle von A. Eschbacher: „Das Forsthaus“, enthält einige schöne lebensgeschichtliche Stellen, schließt aber gräßlich, indem Marie ihren früheren Geliebten, der aus Verzweiflung ein kleiner

Alnabe Schachtel gemacht und bei nächster Hand in ein Schloß eingebracht ist, mit einer Beweinung endet.

Abseits und eine gräßliche Parallele zu Spindler's Herzengeschichte im „Vergissmichnicht“ ist die jenseits der Schönheit und des Geschmacks vernichtende Erzählung: „Der Scharfrichter und seine Tochter“, Nachspiel von J. N. Vogl. Hier ist zuerst ein Scharfrichter, ein jählicher Mensch; sodann ein roher Schultze; ein wilde Hexe, die gleich anfangs ähnlich, wie die Krenschwürmer in der Erzählung von Spindler, gemartert wird; der Scharfrichters zarte und fromme Tochter, und endlich deren gemüthlicher Liebhaber. Die alte Hexe, welche sich am Scharfrichter rächen will, gibt dessen Tochter als Zuhälterin an, worauf diese ins Verhör genommen, an ihrem Körper von jedem Haar befreit, sodann dreimal in der Herenmaul gestochen wird. Darauf übergibt man sie dem Vater Scharfrichter, welcher in der zarten Person, die er, und zwar auf einer furchtbaren, von ihm neu erfundenen Maschine foltern soll, mit Entsetzen seine eigene Tochter erkennt. Die schrecklichen Männer des Todes bedrängen, er zieht die an beiden Seiten mit stumpfen Nägeln versehene Maschine an, abermals, zum dritten Male — bis er todt, vom Schläge getroffen, niedersinkt. Seine Tochter stirbt an den Folgen der Folterqual; die Tochter erkaufte sich; die alte Hexengrube wird bei langem Feuer verbrannt! Ich begreife einen Menschen, der der solche gräßliche Dinge geschmacklos schildern, eine daction nicht, welche sie in ein für Bonolis und lettentischen bestimmtes Taschenbuch aufnehmen konnte. Auch die Erzählung: „Künstlerliebe“, von J. Dingstedt, enthält des Blutigen und Unnatürlichen mehr, der Verf. vor dem Richterstuhl der Kritik und Verantwortung kann. Recht erquickend sind dagegen spaßhaften und humoristischen Lieder von M. S. phir, die unter dem Titel: „Unglückliche Lieder eines armen Poeten“, hier in eine Reihe zusammengefasst sind. Noch folgen in buntem Wirrwarr Balladen Lieder von Vogl, Eschbacher, Schuchheim, worunter die Ballade: „Der Scharfrichter“, von Vogl, die gelungenste genannt werden. Im Ganzen ist auch in diesem Taschenbuche mehr als Leben, mehr Qual als Freude, mehr Fluch als

(Die Fortsetzung folgt.)

Theorie des menschlichen Erkenntnisvermögens und physik. Zweiter Band. Auch u. d. T.: Die Metaphysik von Ernst Reinhold. Göttingen. 1835. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Nach einem Zwischenraume von mehreren Jahren über andere Theile des vorgenannten Werks, über uns kurz fassen können, da er ganz die Eigenschaften theilt und mit vielen geschichtlichen Seitenblicken die wichtigsten metaphysischen Probleme bespricht. Wir sagen Seitenblicke, denn es ist nicht, als ob er die philosophischen Bestrebungen in ihrer organischen Entwicklung sich bemühte, sondern sie werden mehr nur als

*) Vgl. über den ersten Theil Str. 180 b. 181. f. 183.

in, *Umschungen von den durch ihr eigenes geschaffenes Denken* empfängt. Der Verf. sagt (Wort. II. v. 1) in dieser Hinsicht: „Was die Bemühungen unserer Zeitgenossen Denken hat ganz zu dem menschlichen Erfolge gelangen ließ, wogegen die Philosophie als werdende Wissenschaft ihrem Ziele näher hätte führen müssen, besteht in der Beschränktheit des Gesichtspunktes, aus welchem Jeder seine Aufgabe immer zu entwerfen im Gegenfaze gegen eine einzige unter den bis dahin hervorgetretenen Erkenntnisansichten und Weltansichten, der unter der Anleitung eines einzigen, von ihm zum Führer ernannten Vorgängers betrachtete und ergriß. — Soll es in dieser Hinsicht anders und besser werden, soll die Selbstkenntnis und Weiterklärung der philosophischen Vernunft über jene physischen empor zu einem höheren Standpunkte sich erheben, so muß von denen, die sich gegenwärtig zu einer Mitwirkung an den Verhandlungen der Philosophie berufen fühlen, die Anforderung der Zeit gehört und befolgt werden: daß sie nicht die Begierde der unparteiischen Beurtheilung der Lehrgedäude jedes Alters durch das Sinnnehmende einer ihnen zuerst bekannt gewordenen Methode und Lehre sich schmälern lassen dürfen, ab daß sie zuvor sich reichlich bemüht haben sollen, mit Benutzung der Hülfsmittel, welche die unbefangene Prüfung aller Zeiten und Richtungen des philosophischen Strebens gewährt, die Fragen der Philosophie vollständig aufzufassen und von der Seite zu erwägen, bevor sie die entscheidende Beantwortung derselben in ihrem Denken auszubilden unternehmen.“ Diese Forderung, die im Allgemeinen wol keinen Widerspruch ideo wird, hören wir in neuerer Zeit wieder öfter vorgebracht, B. von dem jüngern Richte, der sie gleichfalls der Darstellung der eignen philosophischen Ansichten voraussetzt, nur mit dem Unterschiede, daß dieser die Einheit der früheren Bemühungen nach gemäß der Anschauung des Geistes, die uns Hegel gegeben hat, darzustellen sucht, während bei unserm Verf. die früheren philosophischen Anstrengungen nur in der Eigenschaft verbleiben: mehr oder weniger mißlungener Versuche aufzutreten, an die denn auch er als neuerer mit seiner Darstellung angehe zu werden, grade wenn man ihn unter seinem Gesichtspunkte auffassen will, nicht wird vermehren können. Dabei ist zu erkennen, daß der Verf. in historischen Darstellungen, die er freilich grade bei seiner Ansicht von der Geschichte der Philosophie in einem systematischen Werke, wie das vorliegende, so weit mehr als reichlich eingemischt sind, auch hier seine Leichtigkeit bewahrt und daher den Wunsch erregt, er möchte zu abschließender diesem Gesichte widmen.

Wir haben gesagt: die metaphysischen Probleme werden gesprochen, und auch dies müssen wir näher dahin erklären, daß wir sie einerseits nicht innerlich auseinander entwickelt, sondern mehr nur auf eine äußerliche und darum für die wissenschaftliche Darstellung zufällige Weise gegeben und von dieser je aneinander gereiht finden. Andererseits hängt damit zusammen, daß die Probleme selbst in mancher Beziehung mehr als eine populäre als wissenschaftliche Weise behandelt werden, als wir um so deutlicher wahrnehmen, je mehr, namentlich gegen das Ende hin, insbesondere in der speculativen Theologie, die Untersuchung an Concretion gewinnen sollte.

Die Auseinanderfolge der metaphysischen Systeme, um hier bei diesen Punkt, der das Sein und Nichtsein der Metaphysik überhaupt betrifft, wenigstens nur eine Andeutung zu geben, in welcher sie freilich nicht, wie der Verf. will, nur als einzelne Versuche, sondern als Momente des einen wissenschaftlichen Begriffs sich erweisen, läßt sich charakterisieren nach den Hauptprincipien unserer Erkenntnis überhaupt, so daß sie bald sehr dazu dienen, das Princip der Identität durchzuführen, ab in dieser Richtung entfallen der Pantheismus, am constantesten und einseitigsten bei den Eleaten, mit umfassender Absichten bei Spinoza. Oder sie stellen mehr das Princip des zureichenden Grundes dar, unter den Alten hauptsächlich bei den Pythagoreern, unter den Neuern von Leibniz, Kant, Jacobi in verschiedenen Richtungen repräsentiert. Oder endlich

das speculative Werden hing auf eine Darlegung des Princips der Negation, und die entscheidenden Schritte in dieser Richtung scheinen unsere Zeit vorbehalten, nachdem die alten Jónier nur wenige Vorbereitungen gegeben hatten. Aber der Verf. vorliegender Schrift will sich diesem Streben nicht anschließen, sondern scheint die Rechte der Causalität gefährdet zu halten und sucht dieselben in Schutz zu nehmen. Mit welcher Kraft und mit welchem Erfolge, dies zu beurtheilen, steht am besten der Zeit, nicht aber dem Einzelnen an, der selbst nur als ein Glied in der allgemeinen geistigen Bewegung sich bewegt. Als Einzelner wird Derjenige nicht mit dieser Darstellung aufstehen sein können, der sich durch den Verf. nicht überzeugt findet, daß durch den Widerstand, den andere Körper unserer Gliederbewegung entgegensetzen, wir eine Objectivität gewinnen, die uns ebenso gewiß ist als wir selbst, sowie durch die Thätigkeit unsers Willens, der diese Bewegung hervorbringt, den Begriff einer Causalität und eines Zusammenhanges des Subjects mit dem Object, der uns berechtigt, unsern Erkenntnissen dieselbe Realität zuzuschreiben, die wir jenen Objecten selbst beilegen, ja, eine solche Realität auch da, wo sie sich nicht mehr unmittelbar auf die Körperwelt beziehen, durch die sie zunächst angeregt worden sind.

Wie wollen es versuchen, unsern Lesern einen Überblick von dieser Darstellung, sofern ein solcher nur irgend bei einem Werke von dieser Ausdehnung und der übrigen bereits erwähnten Beschaffenheit gegeben werden kann, mitzutheilen.

Die Metaphysik, deren Aufgabe die Causalerklärung der Welt ist, stellte sich von ihrer ersten Entstehung an auf die Seite des Atheismus. Ihr Hauptziel war und blieb die wissenschaftliche Entwicklung und Begründung des Gottesbegriffes, und allen Weiterklärungen, welche die Idee des selbstbewußten und allwissenden Urgrundes der abhängigen Dinge verwerfen, erscheint darum die systematische Hervorhebung und Beibehaltung der Metaphysik als eine unfruchtbare und täuschende Bestrebung. Sie theilt sich in metaphysische Dialektik und Idemlehre. Diese hat mittels erkenntnistheoretischer Aufschlüsse theils den Schein zu beseitigen, als ob hinsichtlich des übersinnlichen Seins, mithin des allumfassenden Causalzusammenhanges der Dinge kein apodiktisches Wissen erreichbar sei, theils den Irrthum zu entfernen, wodurch die wahre Bedeutung unserer reinen Erkenntnisbegriffe der Wirklichkeit mit der Bedeutung der größtentheils gleichnamigen Begriffe von bloßen logischen Formbestimmungen unserer Vorstellungen verwechselt wird. Das rein rationale Denken entsteht aus dem empirischen durch Unterscheidung des hinsichtlich auf das Wesen der Intelligenz Allgemeinen, Bleibenden und Nothwendigen von dem in gleicher Hinsicht Besondern, Veränderlichen und Zufälligen an dem Inhalte unserer Erkenntnis. Die Haupttheile der rationalen Erkenntnis sind entweder die Methoden, wie wir die Größen zu bestimmen oder das Wandellose und Allgemeine meingültige an den obersten Causalverhältnissen und mithin an dem allumfassenden dynamischen Zusammenhange der Dinge durch bloßes Nachdenken zum Gegenstande unserer Erkenntnis zu machen suchen. Die objective Gewissheit der in den Grundbegriffen unserer Erfahrung enthaltenen Erkenntnis beruht in der Gesetzmäßigkeit und in dem regelmäßigen Zusammenhange unserer sinnlich-vernünftigen Thätigkeiten, unserer leiblichen Functionen und der thätigen und lebenden Zustände an den uns gegenüberstehenden Körpern, in dem Zusammenhange zwischen der eignen willkürlichen Gliederbewegung des Ichs und zwischen dem von Außen her ihr entgegenstehenden Widerstand der fremden Körper, so daß wir der Realität derselben ebenso gewiß sind, wie unserer eignen Denk- und Willkürthätigkeit. Aber wir müssen die subjective Bedeutung des logischen und allgemein formalen Charakters unsers Denkens von der objectiven Bedeutung seines ontologischen oder ideal-realen Charakters, der im bewußtlosen Innwerden des unabhängig von unserer Vergewaltigung vorhandenen Wirklichen besteht, unterscheiden. Dies ist die Aufgabe der Ontologie: Einige Hauptbegriffe aus

derselben wollen wir uns nicht befleißigen. Es ist vielmehr, so-
 der Verf. von der Endursache, sobald wir im Stande sind, die
 logische Abstraktion dieses Begriffs in ihrer Eigenthümlichkeit
 zu erkennen und von ihr die dem Erkennen zukommende Auf-
 fassung des wirklichen Seins zu unterscheiden, als desjenigen,
 an welchem das Nothwendige des Zusammenhanges der vierfachen
 Ursächlichkeit (1. die materielle Ursache, das körperliche Substrat
 der Eigenschaften und Thätigkeiten; 2. die an dem Körperstoff
 wirkende und bei dem Vorhandensein der erforderlichen Umstände
 die Veränderung bewirkende Ursache, die physische Kraft; 3. die
 formale Ursache, die gebachte Vorstellung von der Beschaffenheit
 der Veränderung, welche bewirkt werden soll, und von der
 Weise, wie sie zu bewirken ist; 4. die Endursache, der von
 dem Willen ersiglichte Zweck, um desswillen das Ich zu der
 Handlung sich bestimmt, S. 102) und der geistigen und räum-
 lichen Verhältnisse sich offenbart: die Substanz in ihrer ideals-
 realen Bedeutung ist das in jedem Momente seiner Dauer
 durchgängig bestimmte Dasein sowohl 1) der individuellen Kör-
 per, von denen jeder als ein relatives Ganze, als ein Theil-
 ganzes nach der hier bestehenden Unterordnung und Nebenord-
 nung in dem absoluten Ganzen, in dem Weltganzen hervor-
 tritt, wie auch 2) dieses unendlichen allumfassenden Ganzen
 selbst. Die ontologische Beziehung der realen Allgemeinheit ist
 folgende: Das wahre Allgemeine ist theils das absolute, theils
 das relative. Das Absolute ist das überall und immerdar
 Gleiche in der unendlichen Substantialität und gesamt-
 zweckmäßigen Wirksamkeit der Natur, welches nicht als ein
 Abgesondertes, sondern lediglich in seinem concreten Zusammen-
 hange mit den sämtlichen näheren Bestimmungen, unter denen
 es sich an einem jeden individuellen Dinge offenbart, wirklich
 existirt. Das Relative ist theils das ewig Gleiche an einer ein-
 zelnen ewigen Sattung substantieller Dinge, theils das wäh-
 rend eines bestimmten Zeitraums hervortretende Gleiche an einer
 endlichen Sattung und an einer gewissen Anzahl von Dingen.
 Hierzu wollen wir nur noch die bezügliche Anbeutung über den
 Begriff der Causalität, der bei dem Verf. eines besondern
 Vorrangs geniesst, als drittes Beispiel hinzufügen. Von den
 logischen Vorstellungsweise der Causalverknüpfung unterscheiden
 sich nämlich die hierher gehörigen metaphysischen Erkenntnis-
 griffe dadurch, daß in den letztern das Individuelle, Beschränkte
 und Wandelbare nach seinem wirklichen Verhältnisse zu dem
 Allgemeinen und Absoluten aufgestellt und daß durch diese An-
 erkennung des Unterschiedes und des Zusammenhanges zwischen
 der unbedingten und der bedingten Thätigkeit die Wahrheit
 des ursächlichen Zusammenhanges in unserm Bewußtsein verge-
 genwärtigt wird. Sie sagt ein einzelnes Individuum oder eine
 Anzahl von Individuen den zureichenden, vollständigen Grund
 eines andern in sich. Nur die Einheit der Naturkraft, in ihrer
 ewigen Bestimmtheit durch das unendliche Denken und Wollen,
 indem sie anfangslos und endlos in der Vielheit und der
 Wechselwirkung der Bedingungen sich darstellt, enthält diesen
 Grund für jede einzelne Veränderung und für jeden Erfolg
 derselben. mithin für jeden individuellen Gestalt und Zustand

Der zweite Theil der Metaphysik, die Ideenlehre, zerfällt in Kosmologie und Theologie. In jener vertheilt man sich in die dem Weltall stiftende Ordnung und Zusammenfassung der Vielheit der geordneten begründeten Dinge unter deren Einheit des Urrundes. Es wird in ihr die Aufgabe behandelt, das Bleibende an dem Wandelbaren in seinem Bestimmten durch das an sich Bestimmte zu erkennen, die ewigen Charaktere des Weltganges auf die ungründliche Thätigkeit zurückzuführen, die allumfassende Ursachlichkeit in ihrer ewigen Offenbarung aufzufassen. In dieser, der Theologie, erwägt man aber durch die kosmologischen Untersuchungen festgestellten Ideen der Gottheit genauer ihren Inhalt, ihre theoretische und praktische Bedeutung und ihre Begründung im menschlichen Bewußtsein. Die Ethik, den vierfach bestimmten Realgrund

der Selbstständigkeit des Individuums steht am Anfang. Man
 mag. Dieses Ideal eines ungeschaffenen Individuums der Wirk-
 lichkeit entgegenstellen, betrachtet sich dann das Individuum der Wirk-
 lichkeit der Dinge zu der umgebenden gesammten Natur: Je
 mehr der Zusammenhang der Wirklichkeit steigt, um so
 mehr entfernt, aus dem verhängnisvollen bestimmten Bereich in den
 Grenzen der Ganzheit hervorgehen. Sobald man aus der be-
 stimmten Auffassung der Ganzheit ausgeht, so erhält, auf
 allumfassende ursächliche Thätigkeit, und folglich auf Er-
 gebnis, die Veränderungstheorie oder die Welt, nicht selbst,
 sondern daß sie das abhängige Einzel, jene das in sich
 selbständige Einzel sein muß. In der That ist es nicht zu
 verkennen, daß das Abhängige nichts Anderes als die be-
 denkenswerthe des Selbständigen, ist — — — — — in der That
 spürt der Selbständigen Befehl. Das Ideal eines Lebens
 physischen Körperlichkeit beruht auf der Verknüpfung von
 wenigstens Charakteren der Unveränderlichkeit und der Be-
 ständigkeit. Der Umgang ordnet das Besondere und Einzelne
 den beherrschenden ständigen Bestimmungen unter, bei ihm
 zwingen Befehlen die Veränderungen selbst in ihrem un-
 veränderlichen Wechsel gleichsam und aufeinanderfolgen können.
 Anwesen ist über die Welt der Dinge und über die Welt
 Gattung, der sich die besondern Einzelheiten und die ab-
 hängigen Einzelheiten unterordnen, erfahren, kann nur in einer
 formalen, nicht in der ideal-realen Bedeutung, als in der
 Welt und in der höchsten Gattung der Wirklichkeit liegt,
 werden; denn an der Einzelheit des Abhängigen wird
 seine ursprüngliche Einheit die wahre Welt der Wirk-
 lichkeit und die absolute Gattung wenig gelöst. So steht sie in
 der Logik nichts mehr übrig als die theoretische und prakti-
 schen Anwendung des in der Kosmologie schon Gesagten.
 Hierbei Freiheit und Notwendigkeit und die Beziehung
 göttlichen mit der menschlichen zur Sprache gebracht, die
 lichen Eigenschaften mehr ausgedrückt als abgeleitet, und
 die Bedeutung der Beweise für das Dasein Gottes,
 Gottesbegriff erfüllend, aufgelegt. Endlich werden die
 praktischen Bedeutung der Gottesidee die Fragen der
 das Verhältniß der positiven Religionen zu der mora-
 lischreligiösen, wobei der Begriff einer übernatürlichen
 heiligung, und zwar ohne auch nur geistig zu bestimmen,
 man sich denn eigentlich unter positiver Religion zu
 habe, gelegentlich verworfen wird, auf eine sehr populäre
 oberflächliche.

Woher der diesem Gange der Untersuchung die Richtung sich schreibe (S. 143 fg.), zum Entschieden bei der Behandlung der ontologischen Bestimmungen die logischen Formen zu nehmen, können wir nach der Reflexion nicht anders wenig sagen, als wie ein allgemeines Ziel, wonach das Logisch-Formale vom dem Reinen ausgehen könnte, anstreben. Wir können ebenso nur Quelle entdecken, woraus der Begriff eines allgemeinen Zusammenhangs entstehen soll (S. 150), als wir es können vermögen, daß einzeln, ebenso erst auf dem Grunde mit seinem Begründeten, jedes zwischen ihm ein logischer Unterschied stattfindet, d. h. ein selbst abhängiges Etwas vom dem selbständig Etwas erst hervorgeht.

Итого:

Ein Mann, der des gewaltthätigen Einbruchs war, ließ es sich anstellen sein, zu bemerken, daß er wo der Raub geschehen war, in einer benachbarten Predigt gehört habe. Als er hierauf freigesprochen wurde, setzte ein Anderer: „Jetzt begreife ich, was ich sonst im Raub habe, wenn man von einer Kloppele her spricht.“

literarische Unterhaltung.

Montag,

Mr. 361.

26. December 1836.

Taschenbücherchau für 1837.

Deutscher Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 300.)

A. Cornelia. Herausgegeben von Aloys Schreiber.
„Cornelia“ schreibt noch immer für deutsche Frauen; wann wird sie anfangen für deutsche Männer zu schreiben? Und als ob die Lectüre, welche dieses Taschenbuch bietet, der Bildung deutscher Frauen so ausschließend förderlich und dienlich wäre! So lange noch Taschenbücher dieses gewöhnlichen und mittelmäßigen Schlages auf den Lesentisch unserer Damen niedergelegt werden, um ihre Gläser und Zierkästchen Gegenstände des weiblichen Luxus zu sein und von dem Dufte wohlriechender Duster sich durchziehen zu lassen, so lange ist für die Beschaffenheit unserer Frauen und Jungfrauen, welche bei Trübsal und Blumenhagen nicht hinauskommen ab höchstens an Spindler hängen bleiben, wenig zu hoffen! Es steht im Ganzen so schlimm mit ihnen, daß ich da mehr als einer Dame behaupten hörte, Liebes Schreiber! Ein gar zu gewöhnliches und schlechtes Deutsch — wenig! sie vermischen hier zu ihrem Lebenswörter die ritterlichen Floskeln und die geschnittenen Unnatur und den steifigen Gang, wodurch jene Körperhän der Almanachsliteratur auf ihre zarte Nerven und Seelen so anspannend und gelbend anregend wirken. Für den Vertrieb besserer literarischer Erscheinungen liegt fast noch die ganze Last der deutschen Nation, die weibliche, brach. Man be ihnen nichts Schlechtes mehr, und sie werden sich das Bessere gewöhnen müssen aus Noth. Die Dilettanten zu „Cornelia“ werden auf den Geschmackssinn der deutschen Frauen wenig fördernd wirken. Aus Kinderstube Heinrich IV., nach Jagers gestochen, von Schuler, macht eine sehr schöne Ausnahme, und etwas kurioses hat auch das Portrait der Donna Maria Barbara, welches als das einer constitutionellen Königin, nur zwischen der Charte von 1820 und der des Domproben Mittelweg nicht zu liegen scheint; natürlich das Portrait hat und das Altarfenster abgeben muß. Die Schirme bezaun um dies farte, farte und Begehrte Geschichte! Wie viel Mühe hängt an diesem Herin! Welche Erinnerungen knüpfen sich an das Reliquon, das an ihrer nur für zarte Empfindungen geoffenen Brust prangt! Und doch ist dies kindliche We-

sen bereits Mutter, Mutter eines ganzen Volks und der aus stürzenden und unentsamen Kindern bestehenden Nationalgarde von Lissabon. Begnügt bereits die Widerthe mit einer Königin, so beginnt auch eine Königin, Kaiser Siegmund's Gemahlin, unter dem Titel: „Die Königin“, von W. Blumenhagen romantisch verarbeitet, die Reihe der Erzählungen. Ist die Erzählung auch nicht unter der Kritik, so ist die Kritik doch darüber hinaus. Ebenfalls aus königlichen Elementen besteht die historische Novelle: „König Robert“, von Adalbert v. Schöner, welche das Lebende Hugo Capet's, eine Mißgeburt, eine gewaltsame Einsperung, eine fette Katalität behandelt, in Folge deren König Robert eine Gemahlin auf dem Throne und eine andere unter dem Throne hat, nämlich die ohne sein Wissen in einem unterirdischen Gemache eingesperrt gehaltene Bertha, seine frühere Gemahlin, die man für tot ausgab. Nachdem er diese befreit, führt er eine Doppelhe, die nach einer Seite öffentlich, nach der andern geheim und in allerlei romantische, spannende, erschütternde, blutige und zuletzt veröhnliche aber doch schmerzliche Conflicte, Verwickelungen und Abschlüsse sich verläuft. Für die Theilnahme des gewöhnlichen Taschenbuchpublicums ist hier indeß reichlich gesorgt. „Die Meeressbraut“, historische Sage von A. Schreiber, stellt die Kunde von der Vermählung des venetianischen Dogen mit dem adriatischen Meere in weitläufigen romantischen Zügen dar. In dieser wie in der folgenden Erzählung: „Die Belagerung von Hamburg“, von E. Jantke, welche nichts Außerordentliches darbietet und deren Introduction beizutheilen weniger abgeschmackt erscheint als das Ende, ist, wie ich fast glauben möchte, der Versuch gemacht worden, die letzte Hälfte des Taschenbuchs auf dem republikanischen Boden zweier Handelsstädte zu verlegen, weil durch die royalistische Grundlage und das überwiegende Hosleben in der ersten Hälfte das überall notwendige Gleichgewicht gestört erscheinen dürfte. Gedichte von A. Schreiber, Fr. Haug, A. Geth, Neuffer, v. Dörmern, Graf v. Kalckreuth und Riese bilden den Schluß. Die von Neuffer zeichnen sich durch eine edle, männliche Gesinnung und schöne Sprache vorzüglich aus.
10. Der Bettlers Söhl. Von Wilhelm Müller.
In sehr schmuckloser Ausstattung, die weder durch schönen Umschlag einen positiven, noch durch schlechte

gründe des **christlichen** Glaubens in den **Lebenskreis** zu ziehen, anstatt selbige zu belächeln und aufmerksam zu machen. Aber auch unter den höher gebildeten Kirchensoldaten, wie wenig zahlreich diese übrigens auch sein mögen, hat die Weisheit zu wenig Zeit und Nachdenken dem eigentlichen Zweck und Wesen der Religion zugewandt und sind zu lange bei dem kirchensystem stehen geblieben, als daß sie von einem Prediger mehr fordern sollten als salbungsvolle Erinnerungen an selbige und Wiederbelebung früherer religiöser Gedanken, mit welchen man Nachbargefühle zu verbinden sich einmal gemüht hat.

Die öffentlichen Blätter haben uns berichtet, daß in den letzten Tagen des Octobers in Dänemark und zunächst in Kopenhagen, die Säcularfeier der vor 300 Jahren eingeführten Reformation stattgefunden hat. Die Wichtigkeit der Veranlassung wird Jeder zugedenken, der den freien Gebrauch der Vernunft für die Entwicklung und Ausbildung der Menschheit und insbesondere für religiöse Cultur, als Grundlage aller übrigen, nach ihrem ganzen Werthe zu schätzen weiß. Die Feier hat drei Tage lang gewährt und theilte sich in eine Kirchen-, eine Schul- und eine Hoffeierlichkeit, welche letztere sich dadurch auszeichnete, daß 300 Gäste zur königlichen Tafel geladen waren, und unter diesen sämtliche Professoren der Universität. Dem Abgeordneten von Berlin und Kiel ward an des Königs eigener Tafel ein Platz zu Theil. Wie mit diesem Feste eine große Anzahl von Ordens- und Aitelverleihungen, nicht weniger als 491 an der Zahl, im Zusammenhange steht? ist nicht leicht einzusehen und wird nur dadurch weniger auffallend, daß die Ausfertigungsdiplome vom 23. Oct. als dem Geburtsstage Ihrer Majestät der Königin, dem Tage vor Eröffnung des Reformationsfestes, datirt sind. Das Uebermaß dieser Gnabenbezeugungen, bei einer kaum zwei Millionen betragenden Bevölkerung, macht die Verbindung derselben mit einem Feste noch mehr auffallend, welches eigentlich darauf abgesehen, den mühsam errungenen Sieg der Vernunft über Irrthum und Geistesverfinstlung geltend zu machen und in dankbarem Andenken bei der Nachwelt zu erhalten. Vielleicht findet die Sache ihre natürliche Erklärung durch die persönliche Abneigung des Königs wider die, bisher so häufig vorgekommenen, Gnabenbezeugungen dieser Art, obgleich der Erfahrung nach auf das Gegentheil zu schließen sein möchte. Nachdem aber einmal der Anfang damit gemacht war, durch Verleihung von Titeln und Ordenszeichen wirkliches oder anscheinendes Verdienst zu belohnen und nachdem gleich anfangs nach veränderter Einrichtung des Dannebrogordens, mit freigelegter Theilnahme der minderen Grade desselben der Anfang gemacht war, zeigte sich bald ein dadurch herbeigeführtes Mißverhältnis unter den Beamten aller Classen. Insbesondere mochte dies unter den Offizieren der Armee stattfinden, welche bisher die Grade der äußeren Stellung und des Ranges bloß und allein nach den verschiedenen Verdienststufen abgemessen gewohnt waren. Da bei diesen nun in der Regel höhere Dienstankstellung und Länge der Dienstzeit nebeneinander gehen, so geschah es, daß im Militair, häufiger noch als im Civildienste, dem länger Dienenden das Ordenszeichen zu Theil ward. Auch gelangten die dazu wirklich vorhandenen Ansprüche leichter und schneller zur Notiz des Königs, als dieser weniger mittelbar das Militair selbst beaufsichtigt. Unter den Civilbeamten machte in diesem Stücke größere Ungleichartigkeit sich bemerklich, je nachdem die höhern Behörden in und außerhalb der Residenz von der erteilten Befugniß, jährlich einmal zu Ordensentheilung vorzuschlagen, mehr oder weniger Gebrauch machten. Der einmal in Bewegung gesetzte und durch einzelne Begnadigungsfälle aufs neue erregte Ehrtrieb veranlaßte bald Diesen, bald Jenen, entweder selbst, oder durch einen Fürsprecher an die Gnabenquelle sich zu wenden, wodurch denn die bereits vorhandene Ungleichheit immer größer ward. Beizutreten nicht Alle konnten oder mochten diesen Weg einschlagen; und so nahm, besonders nachdem die normale an den Geburtstagen des königlichen Paares üblichen Stanz-

bezeichnungen und Auszeichnungen allmählich unterließen, die Anzahl Derjenigen immer mehr zu, die mit dem alten Stande an dergleichen Anspruch machten. Das Kaiserthumliche bei den erwähnten Feiern, verbunden mit der nicht leicht abzulehnenden Wiederkehr einer ähnlichen, mochte denn wohl eine gewisse Gelegenheit dargebieten, sowohl die Wichtigkeit der Sache zu entschuldigen, als die Aussicht einer baldigen Erneuerung derselben abzuschnellen. Zu bedauern ist hierbei nur, daß, in geachtet der auffallend großen Anzahl der bismarck'schen, eine dieselbe nicht minder große Anzahl Eulder auszuweisen, die sich für gleich oder mehr berechtigt zu solcher Auszeichnung glauben. Noch bedauerlicher ist aber, daß zu der Zeit, da die Begriffe von wahrer Ehre und Verdienst im Reiche und Regierung mehr gelutet und verflüchtigt sind, es ja als gemein verbreiteter Betrug um äußere Auszeichnung und Bevorzugung unter den Mitbürgern herrscht. Die für sich dieses doch im Widerspruch mit der immer allgemeiner werdenden des Zeitgeistes auf völlige Gleichheit der Rechte in der bürgerlichen Stellung überhaupt? Wie mehr sollen dergleichen Ansprüche als geringfügig erscheinen in einem Lande, wo es vielleicht mehr wie irgendwo, eines von Germania nachzuahmen, kräftigen und unverbrochenen Zusammenstand mit der Regierung bedarf, um das Fortwachen zu lange gewohnten Mißbräuche endlich zu hemmen und das, einem sonstigen Frieden zum Noth, jährliche Deficit der Finanzen zu vermeiden zu lassen. Wahrlich hier kommt es hauptsächlich auf politische Selbstverleugnung, auf großmüthige Aufopferung, auf das Streben nach der echten Bürgerthum an, welche den wahren darum sich Bewerbenden weit über die Forderungen nach bürgerlichen Ehregeiz und der Gerechtigkeit erheben, die zu lang mit uns ihr Spiel getrieben haben.

Literarische Notizen.

Für die oberen Classen der Gymnasien ist der **Atlas** von Julius Löwenberg sehr zu empfehlen, der erste Lieferung unlangst erschienen sind. Die **Atlas** Eine Übersichtskarte für die Geschichte von der Alterthum bis auf Karl den Großen. Deutschland während der Zeit des dreißigjährigen Kriegs. Eine Skizze der Geschichte der Hauptbegebenheiten des französischen Staats. Von der Ende der Jagellonischen Dynastie bis zur dritten Dynastie oder von 1572—1795. Historische Übersichtskarte der Kreuzzüge bis zur Kirchenreform. Das Reich Karl des Großen nach der Theilung zu Verdun, 843. Atlas und Ansichtsbild der geographischen Entdeckungen in diesen Jahren.

In London ist kürzlich ein episch-humorisches Buch unter dem Titel: „The schoolboy“ erschienen, bei dem Thomas Raabe hat und die allgemeine Aufmerksamkeit des Londoner Publicums erregt. Dasselbe schildert die Leben und Freuden eines Schulknaben, malt die erliche Welt, die er jugendlich-frisches Leben verweht ist, die heimliche Welt, alle, die sich an ein so frisches Familien- und Schulleben anpassen, diese Heimlichkeit und Traulichkeit mit der Welt des ersten Daseins. In der That sind die in diesem Buche enthaltenen Geschichten von diesem Buchlein mitgetheilten Geschichten wohl nicht zu nennen, und uns Deutsche geben sie zu ganz anderen Betrachtungen Veranlassung. Wie reich ist nämlich die englische Literatur an solchen wunderbaren, lieblichen und tiefen Miniaturbildern! Welch ein Lasterer, unheimlicher und gedankenvoller, contemplativer Geist weht in diesen kleinen Gemälden! Und wie arm, wie bedeutungslos und unser, die deutsche Literatur an solchen Gruppen! Ein Jammer, dies sagen zu müssen; ein um so größerer, weil nur tiefsehende und gedankvolle Geister sich heilig-trauliche Stillleben zu entwerfen und beschreiben können.

Literarische Unterhaltung.

Sonnabend,

Nr. 359.

24. December 1836.

Geschichte des trojanischen Krieges. Mit Beilagen über die älteste Geschichte Griechenlands und Trojas. Ein historischer Versuch von Joh. U. Schold. Stuttgart, Cotta. 1836. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Ungläubigkeit, welche ehemals den poetischen Mythosstoff der Griechen und Römer für baare Münze von gediegenem historischem Schrot und Korn nahm, fängt an, kleinlaut zu werden; verständige und geistreiche Schätzung des historischen Gehaltes der Sagen und kühne Speculationen, die in ihren Combinationen selbst der anerkannt historischen Überlieferungen nicht achtet, haben sie irre gemacht. Es beginnt eine Art von historischer Freigeisterei zu herrschen, und man ist auf seiner Hut, ja nicht etwa zu viel zu glauben; während der Kirchenglaube aus der Zerrüttung, die ihm die Aufklärung des 18. Jahrhunderts bereitet, sich emporzuhelfen strebt, geht es mit der philologisch-historischen Orthodoxie immer mehr auf die Reize. Ihr einen Gnadenstoß zu geben, wird auch das angeklagte Buch beitragen, mag auch mancher seiner prüfenden Leser mehr durch die Behandlungsart des Sagenstoffes im Ganzen überrascht, als durch die Resultate überzeugt werden. Vor 15 Jahren stellte Schubart in seinen „Ideen über Homer und sein Zeitalter“ die Ansicht auf, daß die homerischen Gedichte ursprünglich nicht bei den Griechen, sondern in dem Staate trojanischer Aeneaden, die nach der Zerstörung Trojas in Troas geherrscht hätten, verfaßt worden seien, weshalb Hector in glänzenderem Lichte als Achilles dasthe u. s. w.: das klingt seltsam; indessen haben die Forschungen über Rom und Hellas Alterthum mit Wahesagen vertraut gemacht, die vormalig für Aberglauben würden gegolten haben; die Jurisprudenz sogar ist für die Phantasie der Hypothesen empfänglich geworden: also wird dieser neuesten Zerlegung eines hochberühmten Sagenkreises der Zeitgeist in diesem Gebiete nicht eben sehr widerstreben. Wer das Buch lesen will, dem ist zu rathen, daß er mit den Beilagen beginne; darin sind die Grundlagen der Argumentation des vorhergehenden Hauptstückes enthalten, und wenn in diesem Manches unklar ist, so erhält es von dort sein Licht. Die Ideen des Verf. sind entschieden zusammenhängender, seine Combination anschaulicher und die gesammte Beweisführung bündiger in der zweiten Hälfte des Buchs als in der ersten, und Ref. kann mit voller

Aufrichtigkeit versichern, daß er zwar beim Beginn der Lesung mehrmals Mühe gehabt hat, sich Rechenschaft zu geben, was er aus einem Abschnitte gewonnen habe, daß aber im Fortgange derselben seine Befriedigung zugenommen und bis zum Schluß ausgedauert hat. Damit soll nicht gesagt werden, daß Ref. des Verf. Ansichten als solche schätze, welche in die Geschichte statt des bisher Angenommenen einzuführen seien; hier muß der hergebrachte Text eine gewisse Stetigkeit haben; aber unter dem vielerlei „Was ist das?“ wonach der denkende Geschichtsfreund bei jenem sich umsieht, ist ihnen ein nicht verächtlicher Platz anzuweisen. Die Beweisführung des Verf. hat einen sehr reichen Vorrath von Stellen alter Schriftsteller zur Grundlage; wie in mythologischen Forschungen unvermeidlich ist, sind die Combinationen gar oft sehr locker und ihre Bündigkeit ist weniger in dem Gehalte der Beweisstellen als in Dem, was der Scharfsinn und Witz daran knüpfen, enthalten: die wädhern Nase des Rechts in der Hand der Juristen ist aber spröde im Vergleich mit der Dehn- und Drehbarkeit des Mythos, wenn er in eine geschickte Hand kommt.

Mögen nun aus dem großen Reichthum neuer Ansichten die hauptsächlichsten in kurzer Übersicht folgen. Im ersten Capitel werden die bisherigen Annahmen über die Entstehung und Zeit des trojanischen Krieges beleuchtet. Hier ist der Verf. nicht der erste Zweifler; aber der Wahn macht sich's bequem; so augenfällig es ist, daß eine Flotte, wie die griechische gewesen sein soll, in dem schmälsten Hafen von Aulis nicht Raum haben konnte, so unersichtlich es ist, wie die Griechen fern von der Heimat 10 Jahre eine Stadt belagern konnten, ohne sich selbst aufzuopfern, so war es doch nicht überflüssig, an dem Dunstgebäude noch einmal tüchtig zu rütteln, und es mußte geschehen, wenn Raum für neuen Aufbau gewonnen werden sollte. Als der Grundstein für diesen folgt dann die Behauptung, daß eine Unternehmung gegen Troja allerdings stattgefunden habe, aber nicht in der gewöhnlich angenommenen Zeit, sondern erst nach der Wanderung der Thessaler u., und, wie weiter unten auseinander gesetzt wird, nicht von der Gesammtheit der Griechen, sondern von den durch die Thessaler verdrängten Achiern, Myrioniden und Kolern, sodas also Troja bis auf die Gründung der sogenannten asiatischen Colonien in Asien

bestanden habe und (allerfrühestens — nach dieser Annahme) nicht vor der Zeit zwischen 1124 — 1104 erhoben sein könne. Capitel 2: Von der Einnahme Trojas durch Herakles. Diese Sage ist auf eine Niederlassung von Pelasgern daselbst zu deuten (was für Pelasger? wird aus einer der Belagerer klar). Capitel 3: Von der Veranlassung und Bedeutung des trojanischen Krieges. Der Einbruch der Thessaler gab den Anstoß zur Auswanderung von Myrmidonen, Achäern und Kolorn aus Thessalien; die Myrmidonen haben Achilles, die Kolor Odyseus zum Repräsentanten; Agamemnon und Menelaos, wie die südlichen Achäer, sind von der Theilnahme auszuschließen. Capitel 4: Der Verrath der Antenoriden will sagen, daß von der durch Herakles' Einnahme Trojas versinnbildeten pelasgischen Colonie zu Gunsten der Myrmidonen und Kolor Verrath geübt wurde; zugleich wird die Idee, daß Antenor einen pelasgischen Stamm bedeute, weiter verfolgt und Stellen, die von Antenor in Bezug auf Ort- und Landschaften auch außer Troas reden (z. B. Italien), darauf gedeutet. Das Capitel 5 enthält eine Begründung der Ansicht aus den homerischen Gedichten. Nämlich daß die „Ilias“ nur vom Borne des Achilles handle und zur Verherrlichung dieses Repräsentanten der myrmidonischen Colonie diene, daß die außer ihm und Odyseus vorkommenden Heroenfiguren für nichts als poetische Gestaltungen, die zur Erhebung und Beleuchtung jener beitragen sollen, anzusehen sind, also auch die angebliche Theilnahme aller Hellenen an dem Kriege gegen Troja aus dem Bemühen der Verherrlichung des Achilles und Odyseus hervorgegangen ist. Achilles' Streik mit Agamemnon geht auf Stammesfeindschaft; Agamemnon und Menelaos aber gehören den Karern an, und nicht in die Zeit des trojanischen Krieges. Auf Achilles' Persönlichkeit wird (S. 89) dabei kein Gewicht gelegt; der Kern der Sage ist Ansiedlung der Myrmidonen und Kolor in Asien und Zerstörung Trojas durch diese (S. 259: kolische Bewohner von Iyone und Myrmidonen zerstörten es mit Hilfe der Pelasger). Zur Beschönigung des Unrechtes ward eine Entführung der Helena durch Paris gebichtet. Ubrigens ist hier nicht an poetische Erfindungen Homers zu denken, vielmehr fand dieser einen reichen Vorrath epischer Dichtung und hielt sich an das Ueberlieferte. Dies wird im sechsten Capitel fortgesetzt, nämlich die Einheit der „Ilias“, ihre Verfassung durch Einen Dichter, der aber eine Menge älterer Dichtungen benutzte, behauptet, die „Odysee“ aber als ein Gedicht von anderer Hand geschätzt. So viel von den Hauptstücken des Buches.

Von den Bellagen (S. 117 fg.) handelt die erste von der Helena. Diese ist nach dem Verf. die Mondgöttin; ihr Name entspricht dem Worte *αἰλήνη*, auch ist das alte Wort *ἡ*, *Glans*, daran zu erkennen. Lyndarens gehörte den Belagern an, sei bei diesen als Zeus verehrt worden, Leba entspreche der Leto, Lakor sei so viel als Stern (*ἀστήρ*), und auf Sternenglanz beziehe sich auch Polydeukos (des Weidenkriechenden) Name. Das Ei

der Leba gehöre zu dem Weltteil im orientalischen Welttheilssysteme. Helena wird dann als einelei mit Armin, Ellithyla, Remess und Adrastra, auch als Fortsetzung des Schattenreiches dargestellt. Paris' Name ist von *παῖς*, *Kind*, *abgeleitet*, Paris ist Symbol des Himmelsgottes, und die Entführung der Helena durch ihn ist mythische Einleibung des Verschwindens des Mondes, gleich wie die Entführung der Europa durch Zeus. Die angeblichen Wanderungen der Helena (S. 150 fg.) sind mythische Embleme von den Verpflanzungen des uralten Cultus der Helena, wobei auch bedeutsam ist, daß die Zeit der Wanderungen (acht Jahre) der Eunoetris der Karer und Elieger entspricht (S. 162). — Die zweite Bellage — von den Kariden und südlichen Achäern — geht sehr scharf mit der Vernichtung mythischer Persönlichkeiten zu Werke. Pelops, ein Heros der altgriechischen Dichtung, zu denen der Verf. die Karer und Elieger zählt und die er in Masse den Pelasgern entgegenstellt, ist Repräsentant der karischen Bevölkerung des Peloponnes; die Auswanderung derselben fällt in die Urzeit, bevor Iphigeneia selbst wohnte; Pelops' Zeitalter ist aber von den Dichtern später angelegt, um seine angeblichen Thaten bequemer mit dem trojanischen Kriege in Verbindung bringen zu können. Agamemnon aber ist nicht eine historische Person, sondern der karische Zeus (S. 177) auch in dem orientalischen Mennon zu erkennen; sein Cult war bis Kappadokien verbreitet; zum König ist man ihn erst später gemacht. Auf die Gemahlin Agamemnons beziehen sich auch die Dichtungen von Iphigeneia und Elektra, wie die Namen derselben bezeugen. Des Drestes Persönlichkeit ist nur ein Sammelort für Ortsnamen Drestes (S. 182), er gehört den karischen Völkern an, seine Wanderungen betreffen verschiedene Orte, und demgemäß ist auch der Mythos von seiner Fahrt nach Lauris zu erklären. — Die dritte Bellage hat mit den Pelasgern und der Bedeutung des Stammgottes Herakles zu thun und läßt, schon die Überschrift errathen läßt, abermals einen Mythos. Zwar hat die Ansicht des Verf., daß Pelasger Hellenen nicht voneinander verschieden gewesen, längst gegen Herodot ihre modernen Befürworter gefunden, aber in einem solchen Verhältniß zu den Kariden, Karern, Eliegern und hellenischen Stämmen, wie der Verf. sie aufstellt, z. B. daß die Pelasger ein Volk der Achäer und die Heracliden ein Stamm der Pelasger (S. 256), hat man sie bisher noch nicht gesehen. Iphigeneia war Priamistad der Pelasger, der Stammgott Herakles und dessen Wesen vorzüglich auf (karischen) Ackerbau bezogen; von seinen 12 Thaten wird die Mehrzahl darauf zu deuten (S. 222 fg.). Die Führung dieser Ansicht vom Herakles, als Repräsentant des Feldbaues, werden auch gegen die Annahme eines mythischen Stammgottsschaft Zweifel erhoben, ist das sprechendes. Ebenso die Deutung seiner Wanderungen auf Verpflanzung pelasgischer Culte, wie denn das eine Grundansicht des gesamten Buches annehmen läßt ihre Verarbeitung für den gelungensten Theil des

selben zu achten ist. — Die dritte Beilage, von dem Irrfahrten des Odysseus, verfolgt eine verwandte Ansicht. Odysseus, keine historische Person, ist Heros des doliischen Stammes; seine Irrfahrten bezeichnen die Verbreitung doliischer Ansiedler (selbst nach Afrika, indem Odysseus auch nach den Syrien verschlagen wird, S. 246). Sehr bedeutsam wird dies in der Anwendung auf Italien. Latinius heißt Odysseus' Sohn (S. 254). „Nennt aber die Sage den Latinius einen Sohn des Odysseus, so erklärt sie dadurch die Latiner für Abkömmlinge der Aoler, die den Odysseus als Heros verehrten.“ Darauf folgt die Erklärung der Verwandtschaft zwischen der lateinischen und griechischen Sprache und (S. 257) die Ableitung des campanischen Gmund von diesen Aolern (S. 258). — Die Uebersicht der Geschichte des Teuker (Beilage 5) ist ebenfalls überreich. Die Teukrer, nicht Hellenen, aber auch nicht Barbaren, gehörten zu dem thrakischen Völkertamme, von dem auch die Mysier, Rhodener, Kacer und welche sonst im trojanischen Völkerverzeichniß genannt werden, abstammten (S. 266). Daraus wurde bei den Thrakern verehrt; sein Cult entspricht dem des Hermes, eine Hauptstätte desselben war Samothrake, in Verbindung damit stand Iasion u. s. w. (S. 278 fg.). Hier hat der Verf. doch sehr reichlich der ausführlichen Erörterung des Kaktencults sich enthalten. Die angeblichen trojanischen Könige sind Geschöpfe der Fabel, selbst Priamos mit allen seinen Kindern (S. 295). Das herrschende Geschlecht in Troja war das der Aeneas. Diese aber treten deshalb in der „Ilias“ so selten auf, weil sie geschichtliche Personen sind, die der Dichtung ihnen so freien Spielraum gestatten wie Priamos und ihre Kinder. — Von Aeneas und seinen Wanderungen handelt eigens die letzte Beilage, eine der interessantesten Stücke des Buches. Die Dardanier waren das in Troja erscheinende Geschlecht, die Aeneaden eine Familie desselben, Aphrodite Landesgöttin und daher in so nahe Beziehung zu Aeneas gesetzt. Aeneas ist nicht für historische Person zu achten, sein Name ist von einem Prädicate der Aphrodite abgeleitet (S. 306, 313, was aus dem homerischen Hymnus an Venus B. 199 mit Jagen's und Matthia's Anmerk. und Hermann, „De mythol. Graecorum antiquis.“, S. 23, stammen wird). Aeneaden herrschten in den Gebirgsgegenden bis zur Zeit des peloponnesischen Krieges. Aeneas' Wanderungen sind für Sinnbilder thrakischer Niederklassung zu achten (S. 314), so das Erscheinen desselben zu Ende in Thracien, auf Delos, Rhoda, Nysa (S. 316), i Epirus, Unteritalien, auf Sicilien (wo Phrygier von rakischem Stamm, und deshalb Aphroditencult auf ryp??), in Latium. Die Etrusker sind für dieselben die thrakischen Teukrer anzusehen, von ihnen wurde die Stadt auf dem palatinischen Berge erbaut (S. 330 fg.). Indem man Aeneas und die Teukrer in die Vorgeschichte Ioms verwebte, bedachte man nicht, was den Aolern gehörte (S. 329). Jünger, Deneter und Etrusker gehören zusammen dem thrakischen Völkertamme an (S. 333). In der Sage von Tarquinius Priscus' etruskischer Herkunft wird die etruskische Abkunft der ältesten Bewoh-

ner des Palatinus angedeutet (S. 347). Die Erörterung der Herkunft der Etrusker und ihres Verhältnisses zu Rom ist ausführlich, und führt von Sag zu Sag mit hoher Regsamkeit und Productivität in Combinationen. Gerade hier wiederholt sich, was zu Anfang bemerkt worden ist, daß aus mythischem Stoffe sich vielerlei machen lasse; daß Mündigkeit der Argumentation hier nicht wie in echt historischem Gebiete zu erreichen sei, daß aber, wenn auch Evidenz im Einzelnen mangelhaft bleibt, das Gesamte in einem neuen Lichte erscheine, und daß endlich, wie der Mythos selbst mehr der Kunstschöpfung als der wissenschaftlichen Production angehört, ebenso eine geistreiche Erörterung des Mythos, als eine mit Wissenschaft und Gelehrsamkeit angefüllte Kunstgebilde, Genuß gewährt, auch wenn sie darauf verzichtet muß, ihre Resultate als vollkommen ausgemacht in die Geschichte selbst eingeführt zu sehen. 113.

Pamiętniki Jana Chrysostroma Paska. (Mémoires des J. Ch. Pask.) Posen 1836.

Der durch seine Reisen nach der Türkei auch in Deutschland bekannte Graf Edward Paskevič, welcher sich durch Herausgabe mehrerer wichtiger historischer Werke bereits große Verdienste um die polnische Literatur erworben hat, theilt hier nach einem alten Manuscripte ein Werk mit, dem wenige in polnischer Sprache an die Seite gestellt werden dürften. Es sind Memoiren eines kühnen und erfahrenen Kriegsmannes, der unter den polnischen Königen Johann Kasimir, Michael und Johann III. Gobiński gelebt und als Unteransführer im polnischen Heere gedient hat. Derselbe beschreibt, was er selbst erlebt hat, in einfacher, knapper Sprache; aber indem er und seine eigne Biographie mittheilt, schildert er uns das häusliche und bürgerliche Leben seiner Zeit bis ins Einzelne, und von vielen seiner Zeitgenossen ist wol nirgend eine lebendigere und bestimmtere Charakteristik anzutreffen. Wenn daher einerseits diese Memoiren für den Geschichtsforscher von Wichtigkeit sind, so bieten sie zugleich eine höchst ergötzliche Lectur dar, und überall, auch bei dem einfachsten Gegenstande, weiß der Erzähler durch seine echt polnische Dürftigkeit und Gracität und durch seinen nie versiegenden Humor den Leser zu fesseln. Die Memoiren beginnen mit dem Jahre 1656 und sind nach Art der Annalen in einzelne Jahrgänge abgetheilt. Paskevič vollbrachte seine Kriegsthaten unter dem berühmten Feldherrn Czarniecki, daher sind insbesondere dessen Feldzüge Gegenstand seiner Erzählung. Mit großem Interesse liest man die Geschichte von der Diversion, die der König von Dänemark von seinem Bande aus den Schweden während ihrer Kriege mit den Polen machte. Diese Diversion ward von 14,000 Kaiserlichen unter Montecuculi, von einer Abtheilung Brandenburger und einem polnischen Hülfscorps unter Czarniecki unterstützt. Paskevič nahm Theil an diesem Zuge und berichtet sehr umständlich die Geschichte desselben.

In dem Hofe Johann Kasimir's lebte Paskevič eine Zeit lang mit dem bekannten Hetman der Kosaken, Mazeppe, zusammen, und theilt Manches aus dessen jetzt ungewissen Lebensverhältnissen mit. Da er ihn einen „Kowak nie dawno nobilitowany“ (einen unlängst geadelten Kosaken) nennt, den alle Hofleute verehrten und den einst Paskevič selbst im Vorzimmer des Königs schlug, ohne vom Könige bestraft zu werden, so erzählt, daß Mazeppe nicht, wie noch das „Conversations-Lexikon“ angibt, eines polnischen Edelmanns Sohn, sondern von Abkunft ein Kosak war, der nach Polen einwanderte. Mazeppe's noch immer bezweifelter Identität berichtet Paskevič in folgender Weise, die den Stempel vollkommener Glaubwürdigkeit an sich trägt:

scheußlichsten Foltern und Qualen, welche hier bis ins Einzelne ausgemalt werden und die Inquisition zu einem Gesandniß bringen, in Folge dessen sie zum Feuertode verurtheilt wird. Da erfährt der Licentiat Eschbacher die traurige Geschichte; er hat seine läßliche Mutter foltern, verkränken, zerreißen lassen. Mit Mühe erweckt er vom Landesherrn Pardon; mit Mühe gelangt er noch zur rechten Zeit auf der Richtstätte an; der von der Mutter unmütterlich aufgefessete Sohn und die von dem Sohne bis auf den Tod gequälte Mutter liegen sich in den Armen, während die übrigen unglücklichen Herzen brennen, schwarze Rauchwolken den hellen Himmel verfinstern und das Volk, angstvoll lauschend, murmelt: „Horch, wie sie singen in den Flammen!“ Man sieht, das Rüst- und Zeughaus des Entsetzlichen ist hier vollständig ausgebeutet worden; die Lecture ist eine Qual, kein Genuß, und wir müssen auf Grund dieser Schreckens Erzählung abermals gegen die Phantasie unserer talentvollsten Landleute ausfragen, sie gefalle sich im Rohen, Ungeschlachten und Liebe, wie sie selbst verborben ist, die Phantasie der Leser zu verderben und mit den gräßlichsten Bildern und schrecklichsten Erinnerungen anzufüllen. Der deutsche Michel will noch nicht aufhören von den Gesegen der Schönheit, des Geschmacks und der Anständigkeit nichts wissen zu wollen.

8. Immergrün.

„Immergrün“ ist vortrefflich mit Bildern ausgestattet, welche nach mehren in der L. L. Galerie im Belvedere befindlichen Gemälden älterer Meister gestochen sind. In diesen artistischen Beklagen, keineswegs im Texte, möchte „Immergrün“ seine deutschen Namens- und Stammesossen der Mehrzahl nach leicht übertreffen. Der ritterliche A. v. Tromlig, dessen Zartförmigkeit und mittelalterliche Gemüthsart bereits so viele Siege über die Herzen des schönen und nicht schönen Geschlechts errungen haben, führt uns in seiner nicht uninteressanten Erzählung: „König Maximilian in Brügge“, unter die zum Aufruhr geneigten Bürger von Brügge, welche den im Vertrauen auf ihre Loyalität sie heimsuchenden Maximilian gefangen halten, bis er durch einen, späterhin für null und nichtig erklärten, schmählichen Vertrag sich löst. Eine Jungfrau aus Brügge, welche Einen, der sie liebt, nicht liebt, dagegen Einen, der sie nicht liebt, liebt, nämlich den König selbst, agirt hier als erste Liebhaberin und stirbt in ihrem Verufe eines unnachahmlich schönen Todes, worüber besonders der weibliche Bestandtheil unsers Lesepublicums ausnehmend erbaut sein wird. „Bewußtlose Liebe“, Novelle von Fr. Laun, löst sich nach überstandenen Leiden und gefährlichen Conflicten zur Zufriedenheit, mit einer Vermählung und der über einem Portale angebrachten Inschrift: „Wenn es eine Liebe gibt, rein und frei von jeder Mischung mit unsern übrigen Leidenschaften, so ist es die im Grunde des Herzens verborgene, von der uns selbst alles Wissen abgeht.“ Die Novelle von A. Eschbacher: „Das Forsthaus“, enthält einige schöne leidenschaftliche Stellen, schließt aber gräßlich, indem Marie ihren frühern Geliebten, der aus Verzweiflung ein kleiner

Minasche Minastini gemessen und bei nachlässiger Wache in ein Gefäß eingebracht ist, mit einer Gewehrkugel erlegt.

Absehtlich und eine gräßliche Parallele zu Spindler's Herzensgeschichte im „Vergiftmetall“ ist die jedes Gefühls der Schönheit und des Geschmacks vernichtende Erzählung: „Der Scharfrichter und seine Tochter“, Nachspiel von J. N. Vogl. Hier ist zuerst ein Scharfrichter, ein gräßlicher Mensch; sodann ein roher Schultheiß; eine wilde Hexe, die gleich anfangs ähnlich, wie die Kronenwirthin in der Erzählung von Spindler, gemartert wird; des Scharfrichters zarte und fromme Tochter, und endlich deren gemüthlicher Liebhaber. Die alte Hexe, welche sich am Scharfrichter rächen will, gibt dessen Tochter als Jambertin an, worauf diese ins Verhör genommen, an ihrem Körper von jedem Paar befreit, sodann dreimal in das Herentmal gestochen wird. Darauf übergibt man sie dem Vater Scharfrichter, welcher in der zarten Person, die er, und zwar auf einer furchtbaren, von ihm neuerfundnen Maschine foltern soll, mit Entsetzen seine eigne Tochter erkennt. Die schrecklichen Männer des Gerichts bekagen, er zieht die an beiden Seiten mit stumpfen Nägeln versehene Maschine an, abermals, zum dritten Male — bis er todt, vom Schläge getroffen, niedersinkt. Seine Tochter stirbt an den Folgen der Folterqual; ihr Gemüth erlöst sich; die alte Herengreife wird bei langem Feuer verbrannt! Ich begreife einen Menschen nicht, der solche gräßliche Dinge geschmacklos schildern, eine Diction nicht, welche sie in ein für Doudoirs und Lettentischchen bestimmtes Taschenbuch aufzunehmen formelirt. Auch die Erzählung: „Künstlerliebe“, von F. Dingeldey, enthält des Blutigen und Unnatürlichen mehr als der Verf. vor dem Richterstuhl der Kritik und vor Gott verantworten kann. Recht erquickend sind dagegen spasshaften und humoristischen Lieder von M. S. Eschbacher, die unter dem Titel: „Unglückliche Liebesmährchen eines armen Poeten“, hier in eine Reihe zusammengefaßt sind. Noch folgen in buntem Wirrwarr Balladen und Lieder von Vogl, Eschbacher, Krenn und Schulheim, worunter die Ballade: „Der Grabstein der“, von Vogl, die gelungenste genannt werden darf. Im Ganzen ist auch in diesem Taschenbuche mehr Tod als Leben, mehr Qual als Freude, mehr Fluch als Segen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Theorie des menschlichen Erkenntnisvermögens und Metaphysik. Zweiter Band. Auch u. d. T.: Darstellung der Metaphysik von Ernst Reinhold. Göttingen, 1835. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Nach einem Zwischenraume von mehreren Jahren folgt der andere Theil des vorgenannten Werks, über welchen uns kurz fassen können, da er ganz die Eigenschaften des ersten theilt und mit vielen geschichtlichen Seitenblicken die philosophischen Probleme bespricht. Wir sagen nicht, denn es ist nicht, als ob er die verschiedenen philosophischen Bestrebungen in ihrer organischen Einheit fassen sich bemühte, sondern sie werden mehr nur als

*) Vgl. über den ersten Theil Rev. 188 d. Bl. f. 123.

die Anschauungen von dem menschlichen Geiste zu erhalten. Der Verf. sagt (Wism. II. IV.) in dieser Hinsicht: „Was die Bemühungen unserer schwächlichen Denker zur ganz zu dem menschlichen Geiste zu gelangen. Aber, wenn die Philosophie als werdende Wissenschaft ihrem Ziele näher hätte führen müssen, besteht in der Beschränktheit des Gesichtspunktes, aus welchem Jeder seine Aufgabe immer nur entweder im Gegensatz gegen eine einzige unter den bis jetzt hervorgetretenen Erkenntnisansichten und Weltansichten, oder unter der Anleitung eines einzigen, von ihm zum Führer gewählten Vorgängers betrachtete und ergriß. — Soll es in dieser Hinsicht anders und besser werden, soll die Selbstkritik und Weiterklärung der philosophischen Vernunft über jene Stufen empor zu einem höhern Standpunkte sich erheben, so muß von denen, die sich gegenwärtig zu einer Wirkleistung an den Verhandlungen der Philosophie berufen fühlen, die Anforderung der Zeit gehört und befolgt werden: daß sie nicht die Falschheit der unparteilichen Beurtheilung der Lehrgedäude jedes Zeitalters durch das Einnehmen einer ihnen zuerst bekannt gewordenen Methode und Lehre sich schmälern lassen dürfen, und daß sie zuvor sich reichlich bemüht haben sollen, mit Benutzung der Hülfsmittel, welche die anfangende Prüfung aller Seiten und Richtungen des philosophischen Strebens gewährt, die Fragen der Philosophie vollständig aufzufassen und von der Seite zu erwägen, bevor sie die entscheidende Beantwortung derselben in ihrem Denken auszubilden unternehmen.“ Diese Forderung, die im Allgemeinen wohl keinen Widerspruch aben wird, hören wir in neuerer Zeit wieder öfter vorgebracht. B. von dem jüngeren Fichte, der sie gleichfalls der Darstellung seiner eignen philosophischen Ansichten voraussetzt, nur mit dem Unterschied, daß dieser die Einheit der früheren Bemühungen gemäß der Anschauung des Geistes, die uns Hegel gegeben hat, darzustellen sucht, während bei unserm Verf. die früheren philosophischen Anstrengungen nur in der Eigenschaft verbleiben, mehr oder weniger misslungener Versuche auszuweisen, an die denn auch er als neuester mit seiner Darstellung angeht zu werden, grade wenn man ihn unter seinem Gesichtspunkte auffassen will, nicht wird vermehren können. Dabei ist zu erkennen, daß der Verf. in historischen Darstellungen, die der Freiheit grade bei seiner Ansicht von der Geschichte der Philosophie in einem systematischen Werke, wie das vorliegende, so weit mehr als reichlich eingemischt sind, auch hier seine Keiserschaft bewahrt und daher den Wunsch erregt, er möchte sich ausschließender diesem Geschäfte widmen.

Wir haben gesagt: die metaphysischen Probleme werden esprochen, und auch dies müssen wir näher dahin erklären, daß wir sie einerseits nicht innerlich auseinander entwickelt, sondern mehr nur auf eine äußerliche und darum für die wissenschaftliche Darstellung zufällige Weise gegeben und von dieser zu einander gerichtet finden. Andererseits hängt damit zusammen, daß die Probleme selbst in mancher Beziehung mehr eine populäre als wissenschaftliche Weise behandelt werden, als wir um so deutlicher wahrnehmen, je mehr, namentlich gegen das Ende hin, insbesondere in der speculativen Theologie, die Untersuchung an Concretion gewinnen sollte.

Die Aufeinanderfolge der metaphysischen Systeme, um hier bei diesem Punkt, der das Sein und Nichtsein der Metaphysik überhaupt betrifft, wenigstens nur eine Andeutung zu geben, zu welcher sie freilich nicht, wie der Verf. will, nur als einzelne Versuche, sondern als Momente des einen wissenschaftlichen Begriffs sich erweisen, läßt sich charakterisiren nach den Hauptprincipien unserer Erkenntnis überhaupt, so daß sie bald mehr dazu dienen, das Princip der Identität durchzuführen, als in dieser Richtung entstand der Pantheismus, am consequentesten und einseitigsten bei den Eleaten, mit umfassenderen Absichten bei Spinoza. Oder sie stellen mehr das Princip des zureichenden Grundes dar, unter den Alten hauptsächlich an den Pythagoreern, unter den Neuern von Leibniz, Kant, Jacobi in verschiedenen Richtungen repräsentirt. Oder endlich

das speculative Streben ging auf eine Darlegung des Princips der Negation, und die entscheidendsten Schritte in dieser Richtung scheinen unserer Zeit vorbehalten, nachdem die alten Jöner nur wenige Vorbereitungen gegeben hatten. Aber der Verf. vorliegender Schrift will sich diesem Streben nicht anschließen, sondern scheint die Rechte der Causalität gefährdet zu halten und sucht dieselben in Schutz zu nehmen. Mit welcher Kraft und mit welchem Erfolge, dies zu beurtheilen, steht am besten der Zeit, nicht aber dem Einzelnen an, der selbst nur als ein Glied in der allgemeinen geistigen Bewegung sich bewegt. Als Einzelner wird Derjenige nicht mit dieser Darstellung zufrieden sein können, der sich durch den Verf. nicht überzeugt findet, daß durch den Widerstand, den andere Körper unserer Gliederbewegung entgegensetzen, wir eine Objectivität gewinnen, die uns ebenso gewiß ist als wir selbst, sowie durch die Thätigkeit unsers Willens, der diese Bewegung hervorbringt, den Begriff einer Causalität und eines Zusammenhanges des Subjects mit dem Object, der uns herrscht, unsern Erkenntnissen dieselbe Realität zuschreiben, die wie jenen Objecten selbst beilegen, ja, eine solche Realität auch da, wo sie sich nicht mehr unmittelbar auf die Körperwelt beziehen, durch die sie zunächst angeregt worden sind.

Wir wollen es versuchen, unsern Lesern einen Überblick von dieser Darstellung, sofern ein solcher nur irgend bei einem Werke von dieser Ausdehnung und der übrigen bereits erwähnten Beschaffenheit gegeben werden kann, mitzutheilen.

Die Metaphysik, deren Aufgabe die Causalerklärung der Welt ist, stellte sich von ihrer ersten Entstehung an auf die Seite des Apellismus. Ihr Hauptziel war und blieb die wissenschaftliche Entwicklung und Begründung des Gottesbegriffes, und allen Weiterklärungen, welche die Idee des selbstbewußten und allwissenden Urgrundes der abhängigen Dinge verwerfen, erscheint darum die systematische Hervorhebung und Bearbeitung der Metaphysik als eine unfruchtbare und täuschende Bestrebung. Sie theilt sich in metaphysische Dialektik und Idiosynkrasie. Jene hat mittels erkenntnistheoretischer Aufschlüsse theils den Schein zu beseitigen, als ob hinsichtlich des über sinnlichen Seins, mithin des allumfassenden Causalzusammenhanges der Dinge kein apobiktisches Wissen erreichbar sei, theils den Irrthum zu entfernen, wodurch die wahre Bedeutung unserer reinen Erkenntnisbegriffe der Wirklichkeit mit der Bedeutung der größtentheils gleichnamigen Begriffe von bloßen logischen Formenbestimmungen unserer Vorstellungen verwechselt wird. Das rein rationale Denken entsteht aus dem empirischen durch Unterscheidung des hinsichtlich auf das Wesen der Intelligenz Allgemeinen, Bleibenden und Nothwendigen von dem in gleicher Hinsicht Besondern, Veränderlichen und Zufälligen an dem Inhalte unserer Erkenntnis. Die Haupttheile der rationalen Erkenntnis sind entweder die Methoden, wie wir die Größen zu bestimmen oder das Wandellose und Allgemeine gültige an den obersten Causalverhältnissen und mithin an dem allgemeinsten dynamischen Zusammenhange der Dinge durch bloße Nachdenken zum Gegenstande unserer Erkenntnis zu machen suchen. Die objective Gewissheit der in den Grundbegriffen unserer Erfahrung enthaltenen Erkenntnis beruht in der Gesetzmäßigkeit und in dem regelmäßigen Zusammenhange unserer sinnlich-vernünftigen Thätigkeiten, unserer leiblichen Functionen und der thätigen und leidenden Zustände an den uns gegenüberstehenden Körpern, in dem Zusammenhange zwischen der eignen willkürlichen Gliederbewegung des Ichs und zwischen dem von Außen her ihr entgegengetretenden Widerstand der fremden Körper, so daß wir der Realität derselben ebenso gewiß sind, wie unserer eignen Denk- und Willkürthätigkeit. Aber wir müssen die subjective Bedeutung des logischen und allgemein formalen Charakters unsers Denkens von der objectiven Bedeutung seines ontologischen oder ideal-realen Charakters, der im bewußtlosen Innern des unabhängigen unsrer Vergewaltigung vorhandenen Wirklichen besteht, unterscheiden. Dies ist die Aufgabe der Ontologie. Einige Hauptbegriffe aus

bedeuten wollen, mit ihm aufzufassen. Es ist die logische Abstraction dieses Begriffs in ihrer Eigenthümlichkeit zu erkennen und von ihr die dem Erkennen zukommende Aufassung des wirklichen Seins zu unterscheiden, als desjenigen, an welchem das Nothwendige des Zusammenhanges der vierfachen Ursachlichkeit (1. die materielle Ursache, das körperliche Substrat der Eigenschaften und Thätigkeiten; 2. die an dem Körperstoff wirkende und bei dem Vorhandensein der erforderlichen Umstände die Veränderung bewirkende Ursache, die physische Kraft; 3. die formale Ursache, die gedachte Vorstellung von der Beschaffenheit der Veränderung, welche bewirkt werden soll, und von der Weise, wie sie zu bewirken ist; 4. die Endursache, der von dem Willen ergiffene Zweck, um dessenwillen das Ich zu der Handlung sich bestimmt, S. 104) und der zeitlichen und räumlichen Verhältnisse sich offenbart: die Substanz in ihrer idealen realen Bedeutung ist das in jedem Momente seiner Dauer durchgängig bestimmte Dasein sowohl 1) der individuellen Körper, von denen jeder als ein relatives Ganze, als ein Theil eines Ganzen nach der hier bestehenden Unterordnung und Reihenordnung in dem absoluten Ganzen, in dem Weltganzen hervortritt, wie auch 2) dieses unendlichen allumfassenden Ganzen selbst. Die ontologische Festsetzung der realen Allgemeinheit ist folgende: Das wahre Allgemeine ist theils das absolute, theils das relative. Das Absolute ist das überall und immerdar Gleiche in der unendlichen Substantialität und gesetzmäßig zweckmäßigen Wirksamkeit der Natur, welches nicht als ein Absonderliches, sondern lediglich in seinem concreten Zusammenhange mit den sämtlichen näheren Bestimmungen, unter denen es sich an einem jeden individuellen Dinge offenbart, wirklich existirt. Das Relative ist theils das ewig Gleiche an einer einzelnen ewigen Gattung substituierender Dinge, theils das während eines bestimmten Zeitraums hervortretende Gleiche an einer endlichen Gattung und an einer gewissen Anzahl von Dingen. Hierzu wollen wir nur noch die bezügliche Andeutung über den Begriff der Causalität, der bei dem Verf. eines besondern Vorzugs genießt, als drittes Beispiel hinzufügen. Von den logischen Vorstellungsweisen der Causalverknüpfung unterscheiden sich nämlich die hierher gehörigen metaphysischen Erkenntnissergriffe dadurch, daß in den letztern das Individuelle, Beschränkte und Wandelbare nach seinem wirklichen Verhältnisse zu dem Allgemeinen und Absoluten aufgefaßt und daß durch diese Anerkennung des Unterschiedes und des Zusammenhanges zwischen der unbedingten und der bedingten Thätigkeit die Wahrheit des ursächlichen Zusammenhanges in unserm Bewußtsein vergegenwärtigt wird. Sie faßt ein einzelnes Individuum oder eine Anzahl von Individuen den zureichenden, vollständigen Grund eines andern in sich. Nur die Einheit der Naturkraft, in ihrer ewigen Bestimmtheit durch das unendliche Denken und Wollen, indem sie anfangslos und endlos in der Vielheit und der Wechselwirkung der Bedingungen sich darstellt, enthält diesen Grund für jede einzelne Veränderung und für jeden Erfolg derselben, mithin für jeden individuellen Gegenstand und Zustand.

Der zweite Theil der Metaphysik, die Ideenlehre, persüßt in Kosmologie und Theologie. In jener verdeutlicht man sich die in dem Weltall statthabende Ordnung und Zusammenfassung der Vielheit der gesetzten begründeten Dinge unter der Einheit des Urgrundes. Es wird in ihr die Aufgabe behandelt, das Seiende an dem Wandelbaren in seinem Bestimmtheits durch das an sich Bestehende zu erkennen, die ewigen Charaktere des Weltganzen auf die urgründliche Thätigkeit zurückzuführen, die allumfassende Ursachlichkeit in ihrer ewigen Offenbarung aufzufassen. In dieser, der Theologie, erwägt man an der durch die kosmologischen Untersuchungen festgestellten Idee der Gottheit genauer ihren Inhalt, ihre theoretische und praktische Bedeutung und ihre Begründung im menschlichen Bewußtsein. Die Köthigung, den vierfach bestimmten Realgrund

in der Causalität des Zusammenhanges mit dem objectiven Dasein, die logische Abstraction dieses Begriffs in ihrer Eigenthümlichkeit zu erkennen und von ihr die dem Erkennen zukommende Aufassung des wirklichen Seins zu unterscheiden, als desjenigen, an welchem das Nothwendige des Zusammenhanges der vierfachen Ursachlichkeit (1. die materielle Ursache, das körperliche Substrat der Eigenschaften und Thätigkeiten; 2. die an dem Körperstoff wirkende und bei dem Vorhandensein der erforderlichen Umstände die Veränderung bewirkende Ursache, die physische Kraft; 3. die formale Ursache, die gedachte Vorstellung von der Beschaffenheit der Veränderung, welche bewirkt werden soll, und von der Weise, wie sie zu bewirken ist; 4. die Endursache, der von dem Willen ergiffene Zweck, um dessenwillen das Ich zu der Handlung sich bestimmt, S. 104) und der zeitlichen und räumlichen Verhältnisse sich offenbart: die Substanz in ihrer idealen realen Bedeutung ist das in jedem Momente seiner Dauer durchgängig bestimmte Dasein sowohl 1) der individuellen Körper, von denen jeder als ein relatives Ganze, als ein Theil eines Ganzen nach der hier bestehenden Unterordnung und Reihenordnung in dem absoluten Ganzen, in dem Weltganzen hervortritt, wie auch 2) dieses unendlichen allumfassenden Ganzen selbst. Die ontologische Festsetzung der realen Allgemeinheit ist folgende: Das wahre Allgemeine ist theils das absolute, theils das relative. Das Absolute ist das überall und immerdar Gleiche in der unendlichen Substantialität und gesetzmäßig zweckmäßigen Wirksamkeit der Natur, welches nicht als ein Absonderliches, sondern lediglich in seinem concreten Zusammenhange mit den sämtlichen näheren Bestimmungen, unter denen es sich an einem jeden individuellen Dinge offenbart, wirklich existirt. Das Relative ist theils das ewig Gleiche an einer einzelnen ewigen Gattung substituierender Dinge, theils das während eines bestimmten Zeitraums hervortretende Gleiche an einer endlichen Gattung und an einer gewissen Anzahl von Dingen. Hierzu wollen wir nur noch die bezügliche Andeutung über den Begriff der Causalität, der bei dem Verf. eines besondern Vorzugs genießt, als drittes Beispiel hinzufügen. Von den logischen Vorstellungsweisen der Causalverknüpfung unterscheiden sich nämlich die hierher gehörigen metaphysischen Erkenntnissergriffe dadurch, daß in den letztern das Individuelle, Beschränkte und Wandelbare nach seinem wirklichen Verhältnisse zu dem Allgemeinen und Absoluten aufgefaßt und daß durch diese Anerkennung des Unterschiedes und des Zusammenhanges zwischen der unbedingten und der bedingten Thätigkeit die Wahrheit des ursächlichen Zusammenhanges in unserm Bewußtsein vergegenwärtigt wird. Sie faßt ein einzelnes Individuum oder eine Anzahl von Individuen den zureichenden, vollständigen Grund eines andern in sich. Nur die Einheit der Naturkraft, in ihrer ewigen Bestimmtheit durch das unendliche Denken und Wollen, indem sie anfangslos und endlos in der Vielheit und der Wechselwirkung der Bedingungen sich darstellt, enthält diesen Grund für jede einzelne Veränderung und für jeden Erfolg derselben, mithin für jeden individuellen Gegenstand und Zustand.

Woher bei diesem Gange der Untersuchung die Ausgang sich schreibe (S. 143 fg.), zum Erfassen der Handlung der ontologischen Bestimmungen die logischen Formen zu nehmen, können wir nach der Verf. nicht wissen ebenso wenig sagen, als wir ein allgemeines Wesen nach das logisch-Formale von dem Reinen trennen können, aufzufinden. Wir können eben so wenig Quelle entdecken, woraus der Begriff eines allg. Zusammenhanges entstehen soll (S. 150), als wir es in den wenigen vermögen, daß einerseits ebenso sehr auf der Grundes mit seinem Begrenzten, so daß zwischen beiden ein logischer Unterschied statthabende, beharrt, andernseits abhängig Ewiges vom dem selbständig Ewiges erst hervortritt wird.

Neubote.

Ein Mann, der des gewaltigen Einbruchs war, ließ es sich angelegen sein, zu beweisen, daß er, wo der Rand sich geschlossen war, in einer besondern Predigt gehört habe. Als er hierauf fröhlich sprach, setzte ein Anderer: „Ist begreiflich, was ich schon erfahren habe, wenn man von einer Wölkchen spricht.“

literarische Unterhaltung.

Montag,

Nr. 361.

26. December 1836.

Taschenbücherchau für 1837.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 358.)

A. Cornelia. Herausgegeben von Aloys Schreiber. „Cornelia“ schreibt noch immer für deutsche Frauen; wann wird sie anfangen für deutsche Männer zu schreiben? Und als ob die Lecture, welche dieses Taschenbuch bietet, der Bildung deutscher Frauen so ausschließlich förderlich und dienlich wäre! So lange noch Taschenbücher dieses gewöhnlichen und mittelmäßigen Schlages auf den Collettentischen unserer Damen niedergelegt werden, um ihre Gläser und Zwientäueln Gegenstände des weiblichen Luxus zu sein und von dem Dufte wohlriechender Wasser sich durchziehen zu lassen, so lange ist für die Beschmacksbildung unserer Frauen und Jungfrauen, welche der Trümmer und Blumenhagen nicht hinauskommen und höchstens an Spindler hängen bleiben, wenig zu hoffen! Es steht im Ganzen so schlimm mit ihnen, daß ich da mehr als eine Dame behaupten hörte, Aisch Schreiber doch ein gar zu gewöhnliches und schlechtes Deutsch — nämlich sie vermißten hier zu ihrem Leidwesen die ritterlichen Floskeln und die geschraubte Unnatur und den stielischen Gang, wodurch jene Koryphäen der Almanachsliteratur auf ihre zarte Nerven und Seelen so anspannend und gelind anregend wirken. Für den Vertrieb besser literarischer Erscheinungen liegt fast noch die ganze Last der deutschen Nation, die weibliche, brach. Man gebe ihnen nichts Schlechtes mehr, und sie werden sich das Bessere gewöhnen müssen aus Noth. Die Mittheilungen zu „Cornelia“ werden auf den Geschmacksinn der deutschen Frauen wenig fördernd wirken. Aus Kinderstube Heinrich IV., nach Tages gesehen, von Huber, macht eine sehr lässliche Ausnahme, und etwas lobliches hat auch das Portrait der Dorna Maria Valeria, welches als das einer constitutionellen Königin, nur zwischen der Charte von 1820 und der des Domtro den Mittelweg nicht zu finden scheint, natürlich Portrait hat und das Alltägliche abgeben muß. Die Schirme beausen um dies Jahr, Late und Begehr der Gesichtsheit! Wie viel Dint hängt an diesem Heilm! Welche Erinnerungen knüpfen sich an das Reliquon, das an ihrer nur für zarte Empfindungen geöffneten Brust prangt! Und doch ist dies kindliche We-

sen bereits Mutter, Mutter eines ganzen Volks und der aus störrischen und unlenkamen Kindern bestehenden Nationalgarde von Lissabon. Beginnt bereits die Silberreihe mit einer Königin, so beginnt auch eine Königin, Kaiser Siegmund's Gemahlin, unter dem Titel: „Die Königin“, von W. Blumenhagen romantisch verarbeitet, die Reihe der Erzählungen. Ist die Erzählung auch nicht unter der Kritik, so ist die Kritik doch darüber hinaus. Ebenfalls aus königlichen Elementen besteht die historische Novelle: „König Robert“, von Adalbert v. Schöner, welche das Lebende Hugo Capet's, eine Mißgeburt, eine gewaltsame Einsperrung, eine seitwärtige Katastrophe behandelt, in Folge deren König Robert eine Gemahlin auf dem Throne und eine andere unter dem Throne hat, nämlich die ohne sein Wissen in einem unterirdischen Gemache eingesperrt gehaltene Bertha, seine frühere Gemahlin, die man für todt ausgab. Nachdem er diese befreit, führt er eine Doppelsehe, die nach einer Seite öffentlich, nach der andern geheim und in allerlei romantische, spannende, erschütternde, blutige und zuletzt verpöhlliche aber doch schmerzliche Conflict, Verwickelungen und Abschlüsse sich verläuft. Für die Theilnahme des gewöhnlichen Taschenbuchpublicums ist hier indeß reichlich gesorgt. „Die Meeresebraut“, historische Sage von A. Schreiber, stellt die Kunde von der Vermählung des venetianischen Dogen mit dem abriatischen Meere in weitläufigen romantischen Zügen dar. In dieser wie in der folgenden Erzählung: „Die Belagerung von Hamburg“, von E. Janitzki, welche nichts Außerordentliches darbietet und deren Introduction betweitem weniger abgeschmackt erscheint als das Ende, ist, wie ich fast glauben möchte, der Versuch gemacht worden, die letzte Hälfte des Taschenbuchs auf den republikanischen Boden zweier Handelsstädte zu verlegen, weil durch die royalistische Grundlage und das überwiegende Hosleben in der ersten Hälfte das überall notwendige Gleichgewicht gestört erscheinen dürfte. Gedichte von A. Schreiber, Fr. Haug, A. Geth, Neuffer, u. Denern, Graf v. Kalkreuth und Ruse bilden den Schluß. Die von Neuffer zeichnen sich durch eine edle, männliche Gesinnung und schöne Sprache vorzüglich aus.

10. Der Bettlers Gabe. Von Wilhelm Müller.

In sehr schmuckvoller Ausstattung, die weder durch schönen Umschlag einen positiven, noch durch schlechte

Kupfer einen negativen Werth erhält, tritt uns hier ein Taschenbuch entgegen, welches auf dem Titel als eine Bettlersgabe bezeichnet wird, und doch als vollkommene Spende eines begabten Talents betrachtet werden muß. Wahrlich — des Verf. Talent ist kein bettelhaftes und bedurfte auch eines solchen stolz bescheidenen Bettlertitels als Aushängeschildes nicht. Oder bezieht sich etwa der Titel auf die im Vergleich zu andern Taschenbüchern im Ganzen dürftige Ausstattung? Ein sonderbares Taschenbuch, welches ohne beigegebene Würze von Kupfern, Gedichten, Rathssehn und Charaden, und ohne mehr als eine einzige fortlaufende Erzählung zu enthalten, auf die Theilnahme des Publicums Anspruch macht! Dies Buch kommt aus dem Lande der pommerischen Gänsebrüste und Speckgänse! Es gibt sich darin wirklich ein fettes Talent kund, welches in seiner eignen Wohlbeleibtheit schwelgt. W. Müller ist eine Kernfrucht, die aus sich selbst Nahrung saugt, mit allen Fehlern und Tugenden eines originellen Menschen und Schriftstellers reichlich ausgestattet, aber auch der Gefahr ausgesetzt, auf seinem eignen Wege zu extravagiren, und zwar um so eher, je consequenter er die Richtung verfolgt, welche sein Talent einschlug. Solche Talente verfangen sich leicht in sich selbst und verwickeln sich in ihrer eignen Consequenz; sie erliegen an ihrer Überfülle oder sie überbieten sich, halten nicht Haus und liefern zuletzt, bis auf das Dürftigste reducirt, wirklich nur „Bettlersgaben“. Müller hat in seinem Taschenbuche, fast gleichzeitig mit Gehe, die Geschichte des falschen Demetrius behandelt, deren Reichthum an dramatischen Elementen Schiller wohl erkannte und die, ihrem romantischen Bestandtheile nach, jetzt unsern Romanikern verfallen ist und redlich durchgearbeitet und verbraucht wird. Gehe schrieb einen „Wortis Godunow“ in zwei Bänden; Müller concentrirte denselben Stoff auf einen, und zwar, wie man sagen kann, nicht ohne Vortheil für den Gesamteindruck, der bei Müller mächtiger hervortritt als bei Gehe, dessen Roman an einzelnen wirklichen Partien nicht arm ist. Eine Parallele dürfte nicht ohne Interesse sein, aber, da die Bedenklichkeit der beiden Bücher doch nicht so ungernein groß erscheint, leicht über das Billige hinausführen. Müller folgt mehr dem Zuge seines Talents, Gehe arbeitete, auf dem Wege des sorgsamsten Studiums, mehr ins Kleine und gab mehr auf die Trefflichkeit des Details als auf die Gesamtwirkung. Die Sprache Müller's ist natürlicher, weil sie ursprünglich und angeboren, die Gehe's geschraubter, weil sie abgeleitet und erworben ist. Am merkwürdigsten erscheint, wie Beide den Thatbestand, noch mehr, wie sie die verschiedenen Charaktere aufgefaßt haben. Bei Müller ist Wortis Godunow, der gestürzte Zar, bei Gehe Demetrius, der emporkommende, das böse Princip. Gehe ist in Schlachten gemäßen und in Schilderungen außerordentlicher Ereignisse, zwar breiter, aber auch pompöser, prächtiger; Müller überall in der Kürze schlagender, einfacher, gedrängter; er weiß das Nationale, das Gemüth, die Sitte des Volkes bestimmter wiederzugeben, und hat darin wirk-

lich Auerkennenswerthes geleistet. Er scheint unter den Steppendwohnern wie zu Hause und in den Chroniken und altrussischen Geschichten fast bewandert zu sein als Gehe. Zugleich hat er einen Hang zur Darstellung ausschütternder und blutiger Scenen, welche oft nahe bis an die Grenze des Erlaubten streifen, wegen auch diese fast nicht übersehen. In diesem Jahrgange wenigstens wird der Verf. hinsichtlich Maß zu halten und sündliche Vorgänge mehr durch sich selbst als durch die verführerische Färbung einer ins Graue malenden Schilderung wirken zu lassen. Müller wird sein schönes, aber ein wenig ins Wilde schwebendes Talent, um es zur vollkommeneren Schöpfung und zur Kunstblüte gedeihen zu lassen, unter die strenge Aufsicht des ästhetischen Gesetzes stellen müssen.

11. Der Freund des schönen Geschlechts.

Kleines Format, freundlicher Einband, scheinbar Kupfer, unbedeutender Inhalt, den zu besprechen es der kritischen Mühe nicht verlohnt. Die erste Erzählung trägt den stolzen Titel: „Angelica, Gemälde aus der Gegenwart“, gibt aber nichts als einen dürftigen Bericht über die Liebesleiden einer Jungfrau, welche am gezeichneten Herzen stirbt. Das Unglaublichste leistet das Phantasiestück: „Der seltene Künstler“, von Elias, worin es geschieht, daß ein bereits Verstorbenen den Franzosen zu Bewunderung der Zuschauer spielt, um sich, zum Segen der Leser, gleich nach der Aufführung auf den Hof zu begeben und selbst in das Grab zu legen. Diese würdige Scene wird noch außerdem durch ein ständiges Verbeutlicht. Auch für einige Knackmandeln von Ruch und ein Schaugericht von Modelkupfern als Nachspiel. „Der Freund des schönen Geschlechts“ besetzt ganz.

12. Das Weibchen.

Ein bescheidenes Weibchen in der That — aber unbescheiden genug, bereits den zwanzigsten Jahrgang zu haben. Die Erzählungen sind von ähnlicher Teilmäßigkeit wie in dem aus derselben officin herausgegangenen „Freunde des schönen Geschlechts“. Der folgende Stelle aus der Novelle: „Der Kasper“, von F. X. Ehrlich:

Da begann sie sich zu fächeln und fragte dabei, was denn wollte? Ach, mein Läubchen, bist du nicht so ein Kopf — auf und amsing sie, den Lippen Entschlossenheit. „Heilige Mutter Gottes!“ Schrien willst du, mein Läubchen? sprach er lachend, während er ihr das Gesicht lösen den Mund verstopfte, schrei! nun so ist es! — warum schreist du denn nicht, mein Läubchen? Bist du? — Ach, das taugt nicht in meinem Haus! — Du mußt schon befohlen hinüberwahren; noch nicht und mit rasender Grausamkeit warf er sie auf die Erde und schüttete die nächste Gießkanne voll Wasser über den Kopf. Wächse Gesicht u. s. w.

Diese Stelle ist für den Ton, welcher in den Taschenbüchern herrscht, durchaus bezeichnend. Gedichte, welche an diesem „Weibchen“ mit herab sind lesbar, in noch höherm Grade die Geschmacksschwänke von J. G. Seidl, bei denen man anzu dauern hat, daß ihrer, zum Nachtheil des Lesers, eine so geringe Zahl ist.

(Der Bericht folgt.)

Europäische Sittengeschichte vom Ursprunge völkethümlicher Gestaltungen bis auf unsere Zeit von Wilhelm Wachsmuth. Zweiter Theil und dritten Theiles erste und zweite Abtheilung. Leipzig, Vogel. 1833—35. Gr. 8. 6 Hft. 2 Gr.

Nachdem in dem ersten Theile dieser Arbeit, über dessen pfeilgen Gehalt wir uns vor mehreren Jahren in diesen Blättern ausgesprochen haben*), ein geistreicher Überblick der europäischen Sittengeschichte im Alterthum gegeben und sodann die Anfänge einer neuen Gestaltung des europäischen Volksthum und Staatswesens während des germanisch-arabischen Zeitalers dargestellt worden sind, so enthält jeder der uns vorliegenden Theile wiederum ein Zeitalter der europäischen Sittengeschichte, und wenn das bereits der Anfang dieses Werkes zur ruhigsten Anerkennung der in demselben durchgehende sich kundgebenden Fülle der Belehrsamkeit, der treffenden Auswahl aus dem reichhaltigen Stoffe, der Schärfe und Unbefangtheit des Urtheils und der Kraft und Lebendigkeit der Darstellung ausreichte, so müssen wir auch jetzt vor Allen diese Anerkennung erneuern, ja wir möchten noch hinzufügen, daß, je mannichfacher und schwieriger im Fortzuge die Aufgabe wurde, desto klugener die Lösung geworden ist. Indem wir in gegenwärtiger Mittheilung vornehmlich den Reichtum des Inhalts und die Eigentümlichkeit der Auffassung und Behandlung anzubekunden beabsichtigen, so werden wir uns, zu genauere Charakteristik, zum Theil des Verf. Worte aneignen.

Der besonders durch Vielfältigkeit der sich neugebildenden oder vordringenden völkethümlichen Stoffe ausgezeichnete Zeitraum, welcher vom Tode Karl's des Großen bis zur Erhebung Gregor VII. reicht, und den Inhalt des zweiten Theiles bildet, wird als das normannisch-deutsche Zeitalter bezeichnet, da während desselben insbesondere gegen das Ende desselben das deutsche Volk in Reich in voller Kraft und Höhe besteht und zugleich ein neues Element in die europäische Sittengeschichte eintritt, indem der bisher unbekannte skandinavische Norden sich anschließt und aus demselben dem germanischen Völkertum bedingende, stehende und verjüngende Zumiischung zu Theil wird und die Normannen nicht allein Gewalt mit Schwert und Streitart bewand, sondern zugleich als Gründer neuer, als Bildner vorandener Staaten und als einflußreich auf Sitte und Geist ihrer Völker und Einwohner erscheinen. Der Anfang dieses Zeitalters wird mit dem Anfange des ersten Zeitalters verglichen: als große Frankenreich zerfällt unter Karl's des Großen Nachkommen, wie früher das römische Kaiserreich unter den Nachfolgern des Theodosius, und wie Hunnen und Germanen sich der dieses ergoffen, so Normannen und Magyaren über jenes. Die Raubfahrten dieser Völker enthält der erste Abschnitt nebst Berücksichtigung der Heimat und der heimathlichen Volksthumlichkeit des ersten. Der Erfolg und die weite Verbreitung dieser Fahrten finden ihre Erklärung hauptsächlich in dem Zustande des Staates und der Kirche der Länder, gegen welche sie gerichtet waren; es bedurfte demnach zum völligen Verstande in derselben einer Darstellung dieses Zustandes und zugleich, als eine Grundlage für den dritten Abschnitt zu erhalten, einer Darstellung der fortschreitenden Gestaltung dieses Zustandes, es Festwerdens von Formen, deren Beginn, jenen Beherrschern Vorschub leistend, Noth und Unheil brachte, in deren weiterer Ausübung aber das westeuropäische Volksthum sich wieder verjüngte und kräftigte. Der Inhalt, welchen die Kirche dieser Zeit darbietet, ist kein erfreulicher: begünstigt besonders durch den Verfall des Sinnes für politische Freiheit und es Selbstgefühl, durch die Noth und die Drangsale der Zeit, den Stumpfsinn und die Gedrängtheit der Menschen, näherte die Kirche, selbst ohne bedeutenden geistigen Gehalt, ohne auf den irdischen Zustand heilsam einzuwirken, und um die ihr inwohnende Herrschaft zu befestigen, mannichfachen Aberglauben

und unästhetische Verkehrtheit. Die neue Gestaltung der Staatsform offenbart sich hauptsächlich in der Entwicklung des Lehnswesens, in dessen Beziehung auf den Staat und in der Beschränkung der Gemeinfreiheit durch dasselbe und noch mehr durch die immer weiter um sich greifende Ministerialität. Vor dem Hintergrunde dieser zwei Gemälde sehen wir sodann im dritten Abschnitt das fränkische Reich unter Karl's des Großen Sohn Ludwig, welchen der Verf. wol zu streng richtet, indem er ihm den Namen des Frommen, als ihm nicht gebührend, abspricht und ihn den Frömmeler nennt, Ludwig's Söhne und Enkel verfallen und sich auflösen, und es wird sodann angedeutet, welche verschiedenartige Volksthumlichkeit, welche politische Verkehrtheit Deutschland, Frankreich und Italien bei ihrer Separation voneinander in sich tragen.

Vor der Verf. zu der Entwicklung, wie diese Zustände sich weiter gestalteten, übergeht, wendet er sich zu den Völkern des Nordens im vierten Abschnitt, in welchen auch diejenigen Völker, bei welchen Normannen sich ansiedelten, Angelsachsen und Walen, Iren, Schotten und Russen aufzunehmen, der in dem historischen Stoffe selbst vorhandene Zusammenhang verlangte, sowie auch die Normannen in Frankreich, bei welchen skandinavische Volksthumlichkeit sich in diesem Zeitraum noch erhielt, hier ihre passende Stelle finden. Was zunächst Skandinavien selbst, welcher Name mit Recht auch über Island ausgebreitet wird, betrifft, so bedauert der Verf. zwar in der Vorrede, daß er die wertvollsten Werke der skandinavischen Literatur vermisst habe; allein nichtsdestoweniger haben ihm noch so zahlreiche Quellen, und Hülfsmittel zu Gebote gestanden und er hat diese auf eine solche Weise zu benutzen gewußt, daß seine Darstellung eine höchst schätzbare Einführung in die früheren Zeiten der skandinavischen Welt ist. Die Haupttrübsucht ist dem Rechte zugewandt, und in dieser Beziehung gab besonders das isländische Gesetzbuch Gragas einen so reichen Stoff, daß aus demselben, eine vielseitige Charakteristik der isländischen Volksthumlichkeit geschöpft werden konnte; demnach ist der Einführung und dem Einflusse des Christenthums sorgfältige Beachtung gewidmet. Der Haupttheil der Sittengeschichte der Angelsachsen ist eine Darstellung des angelsächsischen Staatswesens und Volkstums zur Zeit der vollen Reife aus dem angelsächsischen Gesetze. Das Volksthum der Walen, welches, indem seine Wurzel sehr heimlich ist, einen Blick in eine Urweltstätte nordwesteuropäischen Volkstums thun läßt, wird hauptsächlich entwickelt aus dem alten walischen Gesetze, sowie denen, welche nach einem alten irischen Gesetze genannt werden, als den Gesetzen Hywel Dda's. In Beziehung auf Island werden die Nachrichten über die vorchristliche Zeit kritisch gewürdigt, und bei der Zeichnung des alten Zustandes des Landes als Hauptsache dargelegt, wie heidnische in Christliches verwachsen war. Bei Schottland wird vornehmlich der völkethümliche Gegensatz im keltischen und scottischen Wesen festgehalten. In der Darstellung des Volkstums der in Frankreich angesiedelten Skandinavier wird nachgewiesen, wie das ursprüngliche Volksthum derselben, durch französisches Wesen bedingt, zu einem normannischen wurde, und die Entwicklung des letzteren in den Richtungen auf die Überreste des skandinavischen, auf das Christenthum, das Lehnswesen und den Einfluß des französischen verfolgt. Vor der ältesten Geschichte Russlands wird eine kurze, aber bestimmte Skizze gegeben und dann gezeigt, wie in diesem Lande an die Stelle des heidnisch-slawischen Wesens mit normannischer Überlagerung ein christlich-slawisches mit byzantinischem Außenwerke trat.

Dieser Mannichfaltigkeit im europäischen Volkstume und Staatswesen, welche aus der normannischen Staatsengründung hervorging, wird darauf im fünften Abschnitt die im deutschen Volke sich ergebende, auf Volksthum und Staatswesen des mittlern und östlichen Europa einflußreiche Einheit zur Seite gegenübergestellt. Es knüpft sich dasselbe an die gemischten, überherrn Deutschlands, und deshalb wird zunächst hervorgehoben, was dieselben für diese Einheit geleistet, und was sie geleistet haben, wird in Beziehung auf die Volksthumlichkeit

gewürdigt. In solcher Beziehung findet der Allen Anerkennung Heinrich I., des tief herabgefallenen deutschen Volkes Erwecker und des Reiches Ordner und Berseher; minder hoch als er muß dagegen sein Sohn Otto I. gestellt werden, besonders insofern er durch die Verbindung des römischen Kaiserthums mit dem deutschen Königthum den unheilvollsten Wendepunkt in der Entwicklung deutschen Volkthums herbeiführte, und strenge Rüge wird aber Otto III. und seine Gesinnung, sowie über des letzten sächsischen Kaisers Schläffigkeit ausgesprochen. Sodann wird nachgewiesen, wie die beiden ersten fränkischen Kaiser ein gemeinsames Staatswesen, welchem nicht die feste Unterlage einer Einigung der verschiedenen deutschen Stämme gegeben werden konnte, dadurch herbeizuführen trachteten, daß sie das damals in Deutschland rasch um sich greifende Lehnswesen benutzten, um dem Königthume eine feste Grundlage zu geben, und die schon während der ersten zwei Jahrzehnte der Regierung Heinrich IV. beginnende Lösung der volksthümlichen und politischen Einheit dieses Landes wird mit Recht weniger der nur irregulärten Natur dieses Fürsten, als denen, welche ihn auf falsche Bahn brachten, zur Last gelegt. In einer zweiten Abtheilung dieses Abschnitts werden die wenigen Rücksichten über die gemeinsame Sitte der Deutschen, den Zustand des Reiches, die Einwirkung der Kirche auf Sittlichkeit und Geist, und über Landeskultur und Handelsverkehr, Kunst und Wissenschaft während dieses Zeitraums zusammengefaßt.

Der Inhalt des sechsten Abschnitts knüpft sich durch ein politisches Band an Deutschland, indem er die von diesem Lande bedingten Völker umfaßt: Slawen, nämlich Elbflawen, Nahrung, Böden und Polen, Ungarn und Italiener. So bürstigt und einseitig und zum Theil spätern Ursprungs die Quellen für die Geschichte der Slawen während des zweiten Zeitraums der Mittelalters sind, so hat der Verf. bezeugen möchte eine Darstellung gegeben, in welcher nicht allein die politischen und meist feindlichen Verhältnisse der Slawen zum deutschen Reiche erzählt sind, sondern auch das Volkthum und der Charakter der Slawen Wesens und des Christenthums auf dasselbe klar hervortritt. Gleichfalls waren die Quellen für die Kenntniß Italiens und sogar des Gemeinsames der italienischen Volkthums als die Beschaffenheit desselben im Einzelnen, wie es sich in den Romanen, in den Verfassungen Oberitaliens, in Rom und in Unteritalien auf verschiedenartige Weise, zum Theil unter fremdem Einflusse, entwickelte, konnte in größerer Ausführlichkeit dargestellt werden. Im siebenten Abschnitt ist die Sittengeschichte Frankreichs und der Normanden in England miteinander verbunden. Frankreich, auch ungetrennt die Normanden, befindet sich während dieses Zeitraums in dem Zustande vielfacher politischer und volksthümlicher Veränderung; die letztere ist es, welche die Sittengeschichte aufweist, und sie betrachtet einzeln die drei Haupttheile des Landes, das nördliche, das südliche und das bretonische Frankreich. In Nordfrankreich fällt der Blick besonders auf Lehnadel und Klerus, jedoch läßt sich auch ein dem Volke mit diesen Gemeinsames erkennen in Gestalt, Sitte und Sprache; das Charakteristische, welches Südfrankreich von Nordfrankreich in Sprache, Sitte und Thätigkeit unterscheidet und durch was für Mischung verschiedenartiger Volksthümlichkeiten es entstanden, wird bezeichnet; der volksthümliche Gegensatz der Bretonen gegen die Normanden und die Franzosen wird bei den langwierigen Kämpfen derselben wider diese Völker, so wie in mancher Eigenthümlichkeit der Verfassung und in manchen an altenglisches Wesen erinnernden Sitten erkannt. Die Eroberung Englands durch die Normanden findet hier ihre passende Stelle, weil diesem Zeitraume nur die Einführung französisch-normannischen Wesens in dieses Land angehört, und während desselben dieses Wesens dem angelsächsischen noch schroff und feindselig gegenübersteht.

Die Sittengeschichte der Völker der pyrenäischen Halbinsel, welcher der Inhalt des achten Abschnitts gewidmet ist, beginnt mit einer allgemeinen Betrachtung, nämlich mit der Eroberung, wie christliche Staaten, neu entstehend und sich rasch

erweiternd, neben die arabische Herrschaft traten, wie das Verhältniß zwischen beiden auf den scharfen Gegensatz im Glauben und Volkthum sich stützt, aber dieser Gegensatz durch gemeinsame Mittelbarkeit sich vermindert, und wie der auf beiden Seiten vorhandene Geist der Parteilichkeit sogar gegenseitige Annäherung und Kampfgenossenschaft veranlaßt. Die Betrachtung des Einzelnen richtet sich zunächst auf den Zustand des arabischen Spaniens, und sie weist nach, wie der, durch Mangel an festen Rechtsbegriffen genährte, Despotismus ein Gegengewicht fand in der menschenfreundlichen Persönlichkeit der meisten Khalifen, in der aus hoher geistiger Bildung bei diesen hervorgehenden Pflege der Kunst und Wissenschaft und in dem Reichthum der Natur des Landes und einer großen gewerblichen Thätigkeit; sie bezeichnet sodann Begeisterung für den Glauben und auf diese sich stützende Kirchenverfassung, welche, anfangs roh, dann aber durch den Sinn der Romanen, durch orientalische Erhebung und Identifiziertheit veredelt, Massentrotz als gemeinsame Grundlage des sich jetzt neu erhebenden christlichen spanischen Volkthums; sie zeigt, wie das spanische und Kirchenverfassung sich vorzugsweise, mit nur geringer Zurechtung anderer Richtungen des Lebens, bei Herrschern und Bewohnern von Feen und Gassen vorhanden und das protestantische Staatswesen Fortsetzung westgotischer Einrichtungen war, wie in Catalonien der Gang der Entwicklung dadurch eine andere Wendung erhielt, daß ein Beispiel zur Hauptstadt wurde, und wie in Navarra die beständige Bevölkerung guthinisch von den wälischen und germanischen.

In der, im neunten Abschnitt enthaltenen, Sittengeschichte des griechischen Kaiserreichs, welches nicht weniger — höchst geringen volksthümlichen Gehalts, wegen seines Einflusses auf die Cultur anderer mit in Verbindung tretender europäischer Völker bedeutsam wird zunächst von den Hauptbestandtheilen der Bevölkerung überblickt, die Hellenen und den Slawen, gesprochen, die schwache Spuren gemeinsamen Volkthums werden nur in der Sprache und den kirchlichen Verhältnissen erkannt; das als dies Thron und Hauptstadt einen Mittelpunkt bilden, erfordert die Persönlichkeit der Throninhaber besondere Beachtung, sowie die Thätigkeit derselben, deren Geschichte wesentlich die Geschichte des Reiches ist. Der letzte Abschnitt enthält, wie man an dem Inhalt des ersten, er erzählt die Entwicklung des französischen normannischen Staates in Unteritalien und zugleich der Niederlassung der Araber auf Sicilien, wobei das Volkthum auf dieser Insel einen morgenländischen Anstrich erhält. (Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Nicht Heine, sondern Platen ist gemeint. Im ersten Theile der „Gespräche mit Göthe“ von Schumann (S. 233 und 234) findet sich eine Stelle, wo es heißt, daß Göthe einem unserer neuesten deutschen Dichter noch manche glänzende Eigenschaften zugesprochen, allein aber ihm die Meinung geäußert habe, daß ihm die vorzüglichste Eigenschaft eines Dichters fehle: nämlich — die Liebe. Er habe so wohl seine Leser und seine Kritiker als sich selber, und so habe man in den Fall, auch auf ihn den Spruch des Epikurus anzuwenden: Und wenn ich mit Menschen — und mit Engeln rede, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein thörichtes oder eine klingende Schelle.

Diese Äußerung Göthes haben öfterliche Deutsche noch längst ein englischer Kritiker in dem letzten Hefte „Foreign quarterly review“ auf Heine gedeutet. Aber aus dem Verf. eigenen Munde, daß jene Äußerung nicht auf Heine, sondern auf Platen geht, und daß es die Herausgabe, den Namen bloß aus dem Gedächtnisse unterstellt, um den damals noch lebenden, oft sehr unglücklichen Platen nicht zu verlegen.

Literarische Unterhaltung.

Dienstag,

Nr. 362.

27. December 1836.

Taschenbücherschau für 1837.

Dritter Artikel.

(Bechluss aus Nr. 361.)

13. Aurora. Herausgegeben von J. G. Seidl.

Der Name des Herausgebers ließ uns Besseres erwarten, als wir gefunden haben, obgleich „Aurora“ unter den aus Wien hervorgegangenen Taschenbüchern nicht das schlechteste ist. Die Kupfer sind weniger als mittelmäßig und geben nur die Andeutung von den Ideen, die ihnen zum Grunde liegen, und den Gegenständen welche sie darstellen sollen. Höchstens macht das Titelkupfer mit der Unterschrift: „Machilde“, eine liebliche Ausnahme, obgleich diese junge und schöne Person an allerlei Figuren erinnert, die schon früher aus Ender's införmiger Künstlerphantasie hervorgegangen sind. Der erzählende Text enthält zuvörderst eine Erzählung von H. B. Adelmi: „Der Stammbaum“, sodann eine von Professor R. S. Puff: „Der Bergsturz“, und die Novelle: „Lulie Venoni“, nach H. Mackenzie, alle drei lesbar, aber ohne hervortretende charakteristische Merkmale und in Ganzen nur unbedeutend. Interessanter ist die kurze Novelle von A. Bacherer: „Der Abipone“. Schon der Hintergrund, auf welchem die Erzählung sich abzeichnet, das amerikanische Südland mit der üppigen tropischen Vegetation und der losgelassenen Natur wilder Völkerschaften, ist für uns auf der östlichen Hemisphäre Wohnende von bedeutender Anziehungskraft; wie viel mehr ein zartes Verhältniß zwischen einem Indianer und einer Euroäerin, das zu einem glücklichen Abschluß kommt! Die humoristische Erzählung von A. Ritter von Eschabuschnigg: „Der Unbekannte“, deren ihr zum Grunde liegende Begebenheit in dem zwischen dem Bach Kreiselborn und dem Busch Hüsterloch gelegenen Reichstädtchen Gröschingen sich zugetragen haben soll, sieht mehr nach Humor aus, als daß sie wirklich damit gefärbt wäre. „Der alte Ritter“, eine Erzählung aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges, hat an romantischen Elementen, die Hühnerstücke von E. A. Kaltenbrunner: „Der Recensent in Monte“, an treffenden Theater und Theaterpublicum stehenden Wahrheiten und Ausfällen, die nur mit mehr Leist vorgetragen sein könnten, keinen Mangel. Die dänische Sage: „Der Ring der Huld“, von L. Schleich, ist wirklich nicht schlecht, und ein gut verarbeiteter, wenn auch bekannter alter Stoff; dagegen sind die „See- und

Alpenbilder“ von Emil zu trocken topographisch, um bei einem Taschenbuchpublicum nur irgend Anspruch machen zu können auf Theilnahme. Außerdem finden wir noch eine romantische Erzählung in mehrern heftigen Nummern: „Die Todtenvermählung“ von Professor Puff, und ein buntes Gemisch von Versen und Reimen, unter denen sich die mit dem Titel: „Überschriften“ versehenen Denk- und Sinnsprüche von J. G. Seidl wahrhaft und vorthellhaft auszeichnen.

14. Siona. Von Hermann Walbow.

Eine Sammlung religiös christlicher Gesänge und Lieder, unter deren Verfassern wir manche mehr oder weniger bekannte Namen antreffen. Ref. war erstaunt, Männer unter diesen religiösen Dichtern zu finden, von denen er bisher nur Erzeugnisse einer weltlichen Denkungsart zu lesen gewohnt war; er beneidete schließlich die Östreicher, die in ihrer Ursprünglichkeit und Gemüthlichkeit das Profane und Heilige, das Sinnliche und Übersinnliche so friedlich zu verbinden wissen. Die Östreicher, überall genugsam, werden es auch in ihrer religiösen Poesie sein, was durch die fünf Jahrgänge, welche „Siona“ bereits erlebt hat, auch wirklich erwiesen ist. Doch ist anzuerkennen, daß unter diesen Anklängen religiöser und frommer Empfindung manche sehr anmuthigen und erbaulichen Lieder sind, anziehend die von Ent aus dem Spanischen übersehten, mehr im Volkston und in angenehmer Allgemeinfasslichkeit gehalten die von J. G. Seidl, worunter das Lied „Vor dem Begräbniß“ an des alten ehrlichen Claudius' Dichtweise sehr vorthellhaft erinnert. Auch Eschabuschnigg's Legende „Vom S. Augustin“ ist wohl gelungen. Es würde zu weit führen, das Bessere, das man suchen muß, namentlich zu machen; ich glaube nur noch bemerken zu dürfen, daß nicht alle Gedichte im Mittelpunkte der Religion wurzeln, sondern daß sie sich zum Theil mit derselben durch Naturbetrachtungen und Darlegungen gewisser menschlichen, bald mehr innerer, bald mehr äußerer Zustände zu vermitteln suchen. Die Kupfer, worunter ein Ecce homo nach G. Rind und die beliebte Kirchengängerin nach L. Blanc, gerischen dem frommen Taschenbuche wahrhaft zur Zierde.

15. Rheinisches Taschenbuch. Herausgegeben von A. Brian.

Vortreffliche englische Stahlstiche zeichnen diesen fremdländischen Almanach vorthellhaft aus. Die drei ersten nach Paris, Hill und Penley, stellen die Byron'schen Schön

heiten Zuleika, Gulbey und Myrrha dar. Ganz besonders zeichnet sich Zuleika aus, welche die Rose, das glühende Symbol der Liebe, in unbewußter Hoth „zu lindern Selim's Herzensqual“ gebrochen und an den Busen gedrückt hat. In den halbgeöffneten Lippen, den unter seidenvweichen Wimpern sehnüchlich geöffneten Augen, in der ganzen ebenso kühnen als schönen Gesichtsbildung brennt und sprüht orientalisches Feuer, Feuer der Liebessehnsucht, begehrlisches, ungestilltes. Auch die drei übrigen Stahlstiche, von abendländisch, und zwar britisch idyllischem Charakter sind schön, besonders der von Simmons nach Webster gestochene, welcher mit der Unterschrift: „Der Brief“ versehen ist und die Bilderreihe schließt. Chorführer der in diesem Taschenbuche versammelten Erzähler ist der Herausgeber, welcher in einer isländischen Chroniken nachgezeichneten Novelle: „Der seidene Thomas“, eine kritische Geschichte nicht ohne Geist und Glück verarbeitet hat. Eine verunglückte Unternehmung des Lords Thomas Fitzgerald, Grafen von Kildare, gegen Dublin und die englische Herrschaft, eine Unternehmung, welche mit der Ausrottung des berühmten Geschlechts, bis auf einen heimlich geretteten Sproßling, endigt, bildet die Grundlage der Erzählung, die von einem innigen Vertrautsein des Verf. mit den Chroniken und der Romantik der Briten zeugt. „Die Dämonen der Vesper“, Novelle von Ludwig Storch, welche in Sicilien und worin ein deutscher Rittmeister von der englisch-deutschen Legion die Hauptrolle spielt, beginnt stattlich und mit einem Landschaftsgemälde voll Schwung und Farbenpracht; aber das Talent des Verf. hält wol Stich, aber nicht Maß, so daß wir zuletzt in einen Wust von romanhaften Abenteuer gerathen, wie er sich in unserer Literatur überhaupt so ungebührlich und unausstehlich breit macht. Der Titel bezieht sich auf eine sicilische Volksfage, nach welcher einmal die in der berühmten Vesper Erwürgten, worunter sich eine Reiterfahne mit Todtenköpfen, als Abzeichen am Helme, besunden haben soll, wieder lebendig werden und unter den Einwohnern Siciliens ein großes Blutbad anrichten würden. Nun sind die deutschen Herren da, in schwarzer Tracht und mit Todtenköpfen am Gyalo, und das Volk hält sie für die längst gefürchteten Dämonen der sicilischen Vesper. Die Novelle endigt übrigens mit einer Heirath. Eine höchst interessante englische Criminalgeschichte erzählt uns in ruhig objectiver Darstellung Johanna Schopenhauer, eine morgenländische gut vorgetragene Begebenheit ein Ungenannter, und einen Besuch Napoleon's bei einer Kartenschlägerin, nach einem verbürgten Factum, Heinrich Künzel. „Der Nachtfalter und das Sonntagskind“, ein Märchen neuerer Zeit, ist ebenso breit als phantastisch, um so einfacher, ja fast simpel die kleine Erzählung von Mara L. unter dem Titel: „Die goldene Hochzeit“. Für leichte und angenehme Lecture hat der Herausgeber des Taschenbuchs reichlich geforgt.

16. *Welliebschen*. Historisch-romantisches Taschenbuch von A. von Tromlig.

Der jätlich süßliche Titel „*Welliebschen*“ und der

stolze Beisatz „Historisches Taschenbuch“, scheinen im geraden Gegensatz zu stehen, aber dieser Gegensatz ist eben nur scheinbar; das Historische ist überall nur beiläufig; das *Welliebschenhafte* waltet vor; Liebe und sogar viel Liebe bildet den Grundton; die historischen Laster und Tugenden klingen nur matt hindurch. Die Stahlstiche sind bei aller Anmuth deutsch weichlich, sentimental und schmachtlich; nur die ehrwürdige Stadt Salzburg mit ihrer pinresten Umgebung hebt sich auf einem Stahlstich von Lomatsch in Wien, welcher in seiner Kunst britischen Meistern überhaupt glücklich nachstrebt, schön und wirksam hervor. Tromlig ist zugleich Redacteur und der einzige Mitarbeiter an seinem Taschenbuche; er labet daher, wenn sein Taschenbuch nichts taugt, doppelte Schuld auf sich, ein Mal als Redacteur, das andere Mal als einziger Mitarbeiter. „*Welliebschen*“, in ihr zehntes Lebensjahr getreten, hat indeß ein Profil, welches nicht ganz übel ist; wir muß man sich an die Tromlig'sche Art und Weise, zu sprechen und sprechen zu lassen, gewöhnt haben. Tromlig besitzt keinen andern Fonds, als den eines nicht gewöhnlichen Schreibetalent, das noch nicht verankert, dessen man aber bereits müde geworden ist. Solche Talente benützt und verwirft man wie Kleider, welche in der Mode waren und es nun nicht mehr sind. Die Gunst des Publicums erhebt sie, die Ungunst des Publicums stürzt sie; sie hängen rein von der Laune der Lesung ab, welche in kurzer Zeit die ganze Windrose durchläuft. Sie werden ausgebrütet von der Wärme des Beifalls und sterben an Erldüftung, wenn der Beifall selbst frostig wird. Man könnte sie bedauern, wenn sie etwas Dauerhaftes an sich trügen. Wie es Ephemeriden in der Insektenwelt gibt, so gibt es auch Ephemeriden in der Literatur. Ein Eintagsfliege macht an einem Tage ein ganzes reiches Leben durch, eine Ephemere in der Literatur ein ganzes Schriftstellerleben in wenigen Jahren. Es kommt zwar nicht darauf an, wie lange man lebt, sondern wie viel man wirkt. Aber eine Ephemere wirkt nicht, sie lebt nur, sie schillert, brillirt und ergötzt, so lange sie spielt. Das ist ihr Loos und ihre freundschaftliche Bestimmung. Mehr verlange man nicht von ihr, noch verdamme sie selbst mehr. Der gewiß nicht unbedeutende Rest von Tromlig-Berehrern wird die beiden hier gebotenen Erzählungen erbaulich finden; man wird zwar in der ersten: „Der Guerillo von Granada“, welche auf dem Grund und Boden der jüngsten Berwürfnisse in Spanien sich bewegt, im Ganzen die Lebhaftigkeit der Farben vermissen, welche Tromlig gewöhnlich in seine Gemälde zu bringen mag, aber man wird sie, da sie bunt an Begebenheiten einen scharf gezeichneten nationalen Hintergrund hat, in der Schilderung einiger kriegerischen, zwischen den christlichen und christlichen Faction stattfindenden Ereignisse mehr Farbe und Kraft gewinnt, nicht ohne Vergnügen lesen. Die zweite Erzählung bringt einige Scenen aus Christian II. von Dänemark Leben und behandelt an sich romantische Liebesverhältnisse des Königs zu der Jungfrau Düske, das Ländchen von Amsterdam genannt, wovon Münch neuerdings in seinen „Historisch biographischen

sehen Sendlen" eine wohlgerathene Skizze lieferte. Ref. würde, was seinen Geschmack betrifft, den einfachen Bericht des Geschichtsschreibers Münch, der überall auf dem festen Boden der Glaubwürdigkeit und des Beglaubigten treten läßt, vorziehen; aber seine Stimme ist nicht die des Taschenbuchpublicums, und er hat Ursache zu glauben, daß letzteres sämtliche historische Schriften von Münch ebenso gern für diese eine Erzählung von Trommli hingeben würde, wie es sich versucht fühlen möchte, für eine Erzählung von Spindler oder Blumenhagen den Johannes Müller und die ganze Weltgeschichte dazu aufzusperren.

105.

Europäische Sittengeschichte vom Ursprunge volksthümlicher Gestaltungen bis auf unsere Zeit von Wilhelm Wachs muth. Zweiter Theil und dritten Theiles erste und zweite Abtheilung.

(Beschluss aus Nr. 361.)

Der dritte Theil enthält die Sittengeschichte der Jahrhunderte, in welchen das Mittelalter seine Blüthe und Vollenbung erreicht: des Zeitalters der Kreuzzüge. So treffliche Vorarbeiten für diese Zeit von Willen, Raumer, Schloffer, Müllmann und Andern geliefert worden sind, so bleibt dem Verf. doch auch hier ein großes eigenthümliches Verdienst: er beschränkt sich keineswegs auf die Benützung dieser Vorarbeiten, sondern er schöpft auch aus den eigentlichen Quellen, sein Urtheil über Personen, Begebenheiten und Zustände trägt durchaus das Gepräge einer durch eigene Prüfung gewonnenen Überzeugung, die Auswahl aus dem überreichen Stoffe ist genau dem Zwecke seines Werkes angemessen und das Ausgewählte ist auf die zweckmäßigste Weise zusammengeordnet. Er bezeichnet diesen Zeitraum als das Zeitalter der Kirchenschwärmerei und der Herrschaft des Papstthums, und schon diese Benennung gibt eine besonnene, von der in gegenwärtiger Zeit nur zu häufig sich zeigenden Überschätzung entfernte Ansicht dieses Zeitabschnitts. Als unterscheidendes Merkmal desselben bezeichnet er geistigen Drang und Schwung als gemeinsamen Fehel in Kirche und Staat; dieser Drang und Schwung, insofern er das Papstthum trug und die Kreuzzüge daraus hervorgingen, offenbart sich als die Macht des Gefühls, der Leidenschaft und der Schwärmerei und als Mangel einer klaren Ansicht von Recht und Tugend, andererseits entwickelten sich daraus auch Großartigkeit der Kunst, eifrige Pflege der Rationalisprachen, reger Gewerksleiß und Freiheitsdrang und Waffenthum städtischen Bürgertums. Indem nun niemals Gleichartigkeit der Stimmung der europäischen Völker weiter verbreitet und zu gleichartigem Handeln aufregender gewesen ist, indem die Stimmung, aus welcher namentlich die Kreuzzüge hervorgingen, mit Ausnahme Rußlands, alle Staaten Europas umfaßte und das Papstthum eine allgemeine, über dieses weite Gebiet herrschende Macht war, so wird dadurch eine allgemeine Charakteristik dieses Zeitalters gerechtfertigt und gefordert, und eine solche ist in der ersten Abtheilung des dritten Theiles gegeben, welche erst den Gang der Begebenheiten, dann die gemeinsamen Zustände des europäischen Staatswesens und Völkertums darstellt. Der Gang der Begebenheiten knüpft sich vornehmlich an jene allgemeine Macht an und demnach an den Gegensatz, welchen dieselbe an dem weltlichen Oberhaupt des feudalen Europas fand, sowie an die Kreuzzüge; es werden in demselben drei Zeiträume unterschieden, deren erster die Begründung der Übermacht des Papstthums und das Aufsteigen des geistigen Dranges, der zweite den Höhepunkt der Kirchenherrschaft und der dritte die Überhebung des Papstthums und dessen Beseitigungskampf gegen die Hohenstaufen enthält. Der wesentliche Inhalt des ersten gliedert sich in den Investiturstreit und die im Mönchthum, in

den ersten Kreuzzügen, im Mittelthum und städtischen Bürgertum hervortretenden gleichzeitigen Äußerungen des Zeitgeistes, der zweite theilt sich in die Zeitalter Bernhard's von Clairvaux, Friedrich I. und des Papstes Innocenz III., der Inhalt des dritten knüpft sich an Honorius III., Friedrich II., Gregor IX., Innocenz IV. und Ludwig IX. Was den sittlichen und religiösen Gehalt der wichtigsten Erscheinung dieses gesammten Zeitalters, des Papstthums, betrifft, so ließ schon der im zweiten Theile und bezeugende Ausdruck, daß nur Derjenige wahre Tugend habe, welcher des Sittengesetzes sich bewußt sei, nur Der wahre Religiosität, welcher Glaube, weil er des Glaubens Wahrheit und Heil geprüft — erwarten, daß dem Verf. der äußere Glanz einer Kirche nicht imponiren werde, welche, wie er sagt, zu Blut und Brand aufstieg und mit immer neuem Aufwuchs von Sagen und Bräuchen die Freiheit des Geistes umschlang, und deren System er als ein zwingendes herrliches, bann- und strastüchtiges bezeichnet; allein zugleich widmet er der Persönlichkeit der bedeutendsten Inhaber des päpstlichen Stuhls während dieser Jahrhunderte eine unbefangene, nicht von Vorurtheilen ausgehende, sondern nur die That-sachen scharf prüfende Würdigung. Auf eine solche stützt sich nun auch die am meisten ausgeführte Ansicht von Gregor VII. Er erkennt dem Manne klar bewußte und willenskräftige Persönlichkeit an, er erkennt in ihm den Vertreter des Geistes seiner Zeit, er verlangt aber, daß die Worte, in welchen derselbe als Ziel seines Strebens innere Reinheit der Kirche und Befreiung aus schmachtvoller Herabwürdigung im Staate ankündigt, erklärt und geprüft werden müssen an seinen Thaten, und in diesen findet er den Beweis, daß die Kirche, welche Gregor meinte, nicht die wahre, reine, vom Geiste des Friedens und der Liebe erfüllte christliche Kirche, sondern eine geharnischte, tyrannische und strastüchtige, störende und befangene war, daß dem Eifer für die Kirche und der mönchischen Selbstverleugung Eigenaush, Herrschsucht und Freude an Gewalthat, dem religiösen Triebe der böse Geist der Umtriebe, Schroffheit des Hasses und unchristliche Härte der Festigkeit des Willens zur Seite stand. Anerkannt wird andererseits, daß dem offenen Kampfe Alexander III. gegen Friedrich I. Arglist und persönlicher Haß fremd blieb, und daß in Innocenz III. geistige Höhe mit Besonnenheit und Mäßigkeit sich vereinigte; dagegen drißt, in ebenso gerechter Würdigung, Gregor IX. in Schroffheit des Troges ein vollendeter Italiener, und von Innocenz IV. heißt es, er sei das Gegenbild zu Gygeln; was der italienische Charakter an Haß und Grausamkeit zusammenfassen konnte, sei in Beiden gewesen, der Eine habe der Menschheit im Namen des Kaisers, der Andere im Namen der Kirche Lohn gesprochen. Während aber in dem Kampfe zwischen Papstthum und Kaisertum durch den in denselben bald hinein-tretenden Geist der Parteilung der Geist des Zeitalters von seiner eigentlichen Bahn sich entfernte, so wird dagegen dieser in ungetrübter Weise dargethan in den erwähnten gleichzeitigen Äußerungen des Zeitgeistes, und sowie der Charakteristik des heiligen Bernhard's sich Andeutungen über die mittelalterliche Mystik und Scholastik anschließen, so findet in dem Zeitalter Friedrich I. die Hinweisung auf ein neu hervortretendes geistiges Element, das römische Recht, und die Darstellung der völlig entwickelten Blüthe des Ritterthums ihre Stelle. Die Einigung der germanisch-romanischen Völker zu einer großen Gesamtheit während des Zeitalters der Kreuzzüge macht eine allgemeine Darstellung des europäischen Staatswesens und Völkertums möglich und nothwendig. Als der vorzugsweise in jenem bedingende und schaffende Geist wird der Geist der politischen Gestaltung nachgewiesen, und sodann erstens vom Personstande — den Landbewohnern, Juden, Fremdlingen, Bär-gern und Ritterbürtigen — und von der Gesetzgebung — dem Herkommen und dem geschriebenen Gesetz —, zweitens von den Anstalten zur Erfüllung des Staatszweckes — vom Recht, Kriegswesen und Staatshaushalt — abhandelt. Das Völkertum sprach sich zwar bereits in dem Gange der Begebenheiten

aus, allein vieles darauf Bezügliche konnte hier nicht seine Stelle finden, Anderes konnte in rasch fortlaufender Entwicklung nicht als ruhig bestehend und dauernd aufgefaßt werden; der demnach noch übrigbleibende mannichfache Stoff ist in drei reichhaltige Darstellungen der Sittlichkeit, der Literatur, Poesie und Kunst, des Handels und Gewerbes zusammengedrängt.

Somit wir mit diesen wenigen Worten nur die Grenzen mehrerer Abschnitte der ersten Abtheilung des dritten Theiles, ohne auf die reichhaltige Füllung derselben einzugehen, andeuten, um nicht einen zu großen Raum in d. Bl. für uns in Anspruch zu nehmen, so glauben wir auch deshalb unsere Mittheilung über die zweite Abtheilung beschränken zu müssen, welche die Darstellung der einzelnen verschiedenartigen Gestaltungen des europäischen Volkstums enthält. Für Italien ist, da weder das Papstthum noch der Gegensatz gegen das deutsche Königthum und Volksthum den innern Zwiespalt aufzuheben und Vereinigung zu einem Ganzen zu bewirken vermochte, auch für dieses Zeitalter gesonderte Betrachtung der Lombarden und Mittelitaliens, der Verbrüder und der Normannen in Unteritalien und auf Sicilien notwendig. In Beziehung auf die beiden zuerst genannten Theile Italiens tritt hauptsächlich das Freiheitsstreben städtischen Bürgerthums zugleich mit den Verwirrungen des Parteilusts hervor, und zwar jenes und diese gemeinsam der drei Stadien der volksthümlichen Entwicklung in Ober- und Mittelitalien, nämlich des Aufstiegs während Heinrich IV. und Heinrich V., des Höhepunktes während Friedrich I. und des Verfalls während Friedrich II. Zeit; daneben findet Beachtung, was während und trotz der herrschenden Verwirrung auf dem Gebiete der Humanität geblüht; unter den Verfassungen findet besonders Beneidg, die aufstrebende Macht und die beginnende Aristokratie dieser Stadt, ausführliche Erörterung, und im sicilischen Reiche ziehen vornehmlich das Verschwinden normannischen Volkstums und die Gesetzgebung Friedrich II. die Aufmerksamkeit auf sich. Die Geschichte des französischen Volkstums wird in zwei, durch den Anfang der Regierung des Königs Philipp August geschiedene, Zeiträume getheilt: während des ersten, als dessen Charakter Zerfallendheit von Land und Volk in Gebiete mehrerer Herren und Mangel an bedingender Einheit für volksthümliche Entwicklung angegeben wird, werden das nördliche und das südliche Frankreich noch gesondert betrachtet; die Persönlichkeit der Könige ist von geringerer Bedeutung, mehr richtet sich der Blick auf den Lehnsadel und den sich erhebbenden dritten Stand, und auf Sprache, Wissenschaft und Poesie, und diese ist es, in welcher hauptsächlich das eigenthümliche Volksthum des südlichen Frankreichs aufgesucht wird; für den zweiten Zeitraum wird besonders entwickelt, auf welche Weise die Herrengebiete zu einem Königreiche vereinigt wurden, und sodann Sinn und Leben, Literatur und Kunst dargestellt. Die Sittengeschichte Englands ist in drei Abschnitte getheilt: in dem ersten bis 1154 ist als Haupterscheinung der Gegensatz zwischen Angelsachsen und Normanden festgehalten, für den zweiten bis 1216 ist die bedeutendste Seite das Verhältniß Englands zu Frankreich, der dritte bis zum Tode Heinrich III. wird bezeichnet als das Zeitalter des Reisens der politischen Ausfaat der Magna Charta unter Stürmen und Drangsalen durch rohe Gewalt und dem bösen Spiel der Lüge und des Meineides. Die Geschichte der Walen und Iren ist unter diese drei Abschnitte vertheilt, die Geschichte der Schotten in einem Anhange behandelt. In der Sittengeschichte der pyrenäischen Halbinsel geht die Erwägung des Staatenverfalls der Darlegung des innern Zustandes der christlichen Staaten voraus. Die Sittengeschichte Deutschlands weist zunächst, der Folge der Begebenheiten sich anschließend, in drei Abschnitten, der Zeit Heinrich IV. und Heinrich V., der Welfen und Staufern und Friedrich II. und des Zwischenreiches, nach, wie das deutsche Volksthum sich überhaupt zu dem Zeitgeiste verhielt und unter dessen Einflüsse innerlich sich gliederte, und wie die äußere Bestandtheile desselben sich gestalteten, in diesem Zusammenhange auch des in Wissenschaft und Kunst sich

offenbarenden Culturzustand gehend; je mehr sich zeigt, wie Gesetz und Recht sich fortgebildet, weist einen Blick auf die Gestaltung des Volkes und thut zuletzt, die einzelnen Landesherrschaften des deutschen Reiches durchgehend, dar, wie in dem gemeinsamen deutschen Wesen die alte Verschiedenheit der Hauptstämme sich noch zum Theil erhalten, aber zugleich auch Manches schon sich an einzelne der neugetheilten landesherrlichen Gebiete geknüpft habe und eine bewirkte bunter Mannichfaltigkeit als früher sich zeige. Der Sittengeschichte Deutschlands schließt sich die Sittengeschichte derjenigen Länder an, nach welchen entweder der deutsche Volksthum verpflanzt worden ist, oder auf welche wenigstens ein Widerschein deutschen Wesens fällt, nämlich Polen und der südbaltischen Küstenlande, und hier nimmt die Germanisirung Preußens und Schlesiens die bedeutendste Stelle ein. Mit gleicher Sorgfalt, wie in dem vorigen Zeitalter, ist darauf die Sittengeschichte Skandinaviens behandelt: die Insel Island, welche auch noch in diesem Zeitalter als die treueste Pflegerin eines von andern Staaten sehr wenig bedingten skandinavischen Volkstums erscheint, ist vorangestellt, und der Umriss, welcher von der isländischen Nationalhistorie gegeben ist, kann als die gründlichste Anleitung zu genauerem Studium des Gegenstandes empfohlen werden; in Beziehung auf Norwegen wird zunächst der Gang der Begebenheiten bezeichnet und so dann die Staats- und Kirchenordnung und das Volksthum dargestellt, und in gleicher Weise ist die Sittengeschichte Schwedens und dann Dänemarks behandelt. Ungarn, das größte Kaiserreich und endlich Rußland und die Mongolen bilden den Inhalt der drei letzten Abschnitte. 14

Bibliographie.

(Partikular.) — Erinnerungen an den Festzug in Köln im Jahre 1830, und auf die Unterhandlungen, welche ihn von Anfangen, von officiellen, zur Hälfte noch ungedruckten Aufzeichnungen begleitet. Aus dem Französischen des Obersten Partikular, von M. Fr. Thelen. Gr. 8. Wien, Schönbach und Comp. 1837. 20 Gr.

Gunow, Carlrichs Hoyer. Ein Jubelbuch. 8. Schönbach, Verlags-Comp. 1837. 1 Thlr.

Geschichte der außereuropäischen Staaten. Herausgegeben von mehreren Gelehrten. 1ster Band. Chinesische Geschichte. Von C. G. G. 1ster Band. — Auch u. d. T.: Geschichte des chinesischen Reiches. Von C. G. G. Aus dem Englischen von J. Bauer. 1ster Band. Gr. 8. Luchtmann, Basse 1 Thlr. 6 Gr.

Krebs, J., Der moderne Kabbalah. Ein Opuscul. 8. Schönbach, Verlags-Comp. 1837. 1 Thlr.

Leßmann, D., Nachlaß. 1ster Theil. Georg von Schönbach. Die Schmalldorfer. 1. Unparteiische Literatur. 1ster Band. 8. Berlin, Verlags-Comp. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Morier, J., Sammlische Werke. Aus dem Englischen von J. B. Bruchbräu. 1ster Theil. 1775, 1776, 1777, 1778, 1779, 1780, 1781, 1782, 1783, 1784, 1785, 1786, 1787, 1788, 1789, 1790, 1791, 1792, 1793, 1794, 1795, 1796, 1797, 1798, 1799, 1800, 1801, 1802, 1803, 1804, 1805, 1806, 1807, 1808, 1809, 1810, 1811, 1812, 1813, 1814, 1815, 1816, 1817, 1818, 1819, 1820, 1821, 1822, 1823, 1824, 1825, 1826, 1827, 1828, 1829, 1830, 1831, 1832, 1833, 1834, 1835, 1836, 1837, 1838, 1839, 1840, 1841, 1842, 1843, 1844, 1845, 1846, 1847, 1848, 1849, 1850, 1851, 1852, 1853, 1854, 1855, 1856, 1857, 1858, 1859, 1860, 1861, 1862, 1863, 1864, 1865, 1866, 1867, 1868, 1869, 1870, 1871, 1872, 1873, 1874, 1875, 1876, 1877, 1878, 1879, 1880, 1881, 1882, 1883, 1884, 1885, 1886, 1887, 1888, 1889, 1890, 1891, 1892, 1893, 1894, 1895, 1896, 1897, 1898, 1899, 1900, 1901, 1902, 1903, 1904, 1905, 1906, 1907, 1908, 1909, 1910, 1911, 1912, 1913, 1914, 1915, 1916, 1917, 1918, 1919, 1920, 1921, 1922, 1923, 1924, 1925, 1926, 1927, 1928, 1929, 1930, 1931, 1932, 1933, 1934, 1935, 1936, 1937, 1938, 1939, 1940, 1941, 1942, 1943, 1944, 1945, 1946, 1947, 1948, 1949, 1950, 1951, 1952, 1953, 1954, 1955, 1956, 1957, 1958, 1959, 1960, 1961, 1962, 1963, 1964, 1965, 1966, 1967, 1968, 1969, 1970, 1971, 1972, 1973, 1974, 1975, 1976, 1977, 1978, 1979, 1980, 1981, 1982, 1983, 1984, 1985, 1986, 1987, 1988, 1989, 1990, 1991, 1992, 1993, 1994, 1995, 1996, 1997, 1998, 1999, 2000, 2001, 2002, 2003, 2004, 2005, 2006, 2007, 2008, 2009, 2010, 2011, 2012, 2013, 2014, 2015, 2016, 2017, 2018, 2019, 2020, 2021, 2022, 2023, 2024, 2025, 2026, 2027, 2028, 2029, 2030, 2031, 2032, 2033, 2034, 2035, 2036, 2037, 2038, 2039, 2040, 2041, 2042, 2043, 2044, 2045, 2046, 2047, 2048, 2049, 2050, 2051, 2052, 2053, 2054, 2055, 2056, 2057, 2058, 2059, 2060, 2061, 2062, 2063, 2064, 2065, 2066, 2067, 2068, 2069, 2070, 2071, 2072, 2073, 2074, 2075, 2076, 2077, 2078, 2079, 2080, 2081, 2082, 2083, 2084, 2085, 2086, 2087, 2088, 2089, 2090, 2091, 2092, 2093, 2094, 2095, 2096, 2097, 2098, 2099, 2100, 2101, 2102, 2103, 2104, 2105, 2106, 2107, 2108, 2109, 2110, 2111, 2112, 2113, 2114, 2115, 2116, 2117, 2118, 2119, 2120, 2121, 2122, 2123, 2124, 2125, 2126, 2127, 2128, 2129, 2130, 2131, 2132, 2133, 2134, 2135, 2136, 2137, 2138, 2139, 2140, 2141, 2142, 2143, 2144, 2145, 2146, 2147, 2148, 2149, 2150, 2151, 2152, 2153, 2154, 2155, 2156, 2157, 2158, 2159, 2160, 2161, 2162, 2163, 2164, 2165, 2166, 2167, 2168, 2169, 2170, 2171, 2172, 2173, 2174, 2175, 2176, 2177, 2178, 2179, 2180, 2181, 2182, 2183, 2184, 2185, 2186, 2187, 2188, 2189, 2190, 2191, 2192, 2193, 2194, 2195, 2196, 2197, 2198, 2199, 2200, 2201, 2202, 2203, 2204, 2205, 2206, 2207, 2208, 2209, 2210, 2211, 2212, 2213, 2214, 2215, 2216, 2217, 2218, 2219, 2220, 2221, 2222, 2223, 2224, 2225, 2226, 2227, 2228, 2229, 2230, 2231, 2232, 2233, 2234, 2235, 2236, 2237, 2238, 2239, 2240, 2241, 2242, 2243, 2244, 2245, 2246, 2247, 2248, 2249, 2250, 2251, 2252, 2253, 2254, 2255, 2256, 2257, 2258, 2259, 2260, 2261, 2262, 2263, 2264, 2265, 2266, 2267, 2268, 2269, 2270, 2271, 2272, 2273, 2274, 2275, 2276, 2277, 2278, 2279, 2280, 2281, 2282, 2283, 2284, 2285, 2286, 2287, 2288, 2289, 2290, 2291, 2292, 2293, 2294, 2295, 2296, 2297, 2298, 2299, 2300, 2301, 2302, 2303, 2304, 2305, 2306, 2307, 2308, 2309, 2310, 2311, 2312, 2313, 2314, 2315, 2316, 2317, 2318, 2319, 2320, 2321, 2322, 2323, 2324, 2325, 2326, 2327, 2328, 2329, 2330, 2331, 2332, 2333, 2334, 2335, 2336, 2337, 2338, 2339, 2340, 2341, 2342, 2343, 2344, 2345, 2346, 2347, 2348, 2349, 2350, 2351, 2352, 2353, 2354, 2355, 2356, 2357, 2358, 2359, 2360, 2361, 2362, 2363, 2364, 2365, 2366, 2367, 2368, 2369, 2370, 2371, 2372, 2373, 2374, 2375, 2376, 2377, 2378, 2379, 2380, 2381, 2382, 2383, 2384, 2385, 2386, 2387, 2388, 2389, 2390, 2391, 2392, 2393, 2394, 2395, 2396, 2397, 2398, 2399, 2400, 2401, 2402, 2403, 2404, 2405, 2406, 2407, 2408, 2409, 2410, 2411, 2412, 2413, 2414, 2415, 2416, 2417, 2418, 2419, 2420, 2421, 2422, 2423, 2424, 2425, 2426, 2427, 2428, 2429, 2430, 2431, 2432, 2433, 2434, 2435, 2436, 2437, 2438, 2439, 2440, 2441, 2442, 2443, 2444, 2445, 2446, 2447, 2448, 2449, 2450, 2451, 2452, 2453, 2454, 2455, 2456, 2457, 2458, 2459, 2460, 2461, 2462, 2463, 2464, 2465, 2466, 2467, 2468, 2469, 2470, 2471, 2472, 2473, 2474, 2475, 2476, 2477, 2478, 2479, 2480, 2481, 2482, 2483, 2484, 2485, 2486, 2487, 2488, 2489, 2490, 2491, 2492, 2493, 2494, 2495, 2496, 2497, 2498, 2499, 2500, 2501, 2502, 2503, 2504, 2505, 2506, 2507, 2508, 2509, 2510, 2511, 2512, 2513, 2514, 2515, 2516, 2517, 2518, 2519, 2520, 2521, 2522, 2523, 2524, 2525, 2526, 2527, 2528, 2529, 2530, 2531, 2532, 2533, 2534, 2535, 2536, 2537, 2538, 2539, 2540, 2541, 2542, 2543, 2544, 2545, 2546, 2547, 2548, 2549, 2550, 2551, 2552, 2553, 2554, 2555, 2556, 2557, 2558, 2559, 2560, 2561, 2562, 2563, 2564, 2565, 2566, 2567, 2568, 2569, 2570, 2571, 2572, 2573, 2574, 2575, 2576, 2577, 2578, 2579, 2580, 2581, 2582, 2583, 2584, 2585, 2586, 2587, 2588, 2589, 2590, 2591, 2592, 2593, 2594, 2595, 2596, 2597, 2598, 2599, 2600, 2601, 2602, 2603, 2604, 2605, 2606, 2607, 2608, 2609, 2610, 2611, 2612, 2613, 2614, 2615, 2616, 2617, 2618, 2619, 2620, 2621, 2622, 2623, 2624, 2625, 2626, 2627, 2628, 2629, 2630, 2631, 2632, 2633, 2634, 2635, 2636, 2637, 2638, 2639, 2640, 2641, 2642, 2643, 2644, 2645, 2646, 2647, 2648, 2649, 2650, 2651, 2652, 2653, 2654, 2655, 2656, 2657, 2658, 2659, 2660, 2661, 2662, 2663, 2664, 2665, 2666, 2667, 2668, 2669, 2670, 2671, 2672, 2673, 2674, 2675, 2676, 2677, 2678, 2679, 2680, 2681, 2682, 2683, 2684, 2685, 2686, 2687, 2688, 2689, 2690, 2691, 2692, 2693, 2694, 2695, 2696, 2697, 2698, 2699, 2700, 2701, 2702, 2703, 2704, 2705, 2706, 2707, 2708, 2709, 2710, 2711, 2712, 2713, 2714, 2715, 2716, 2717, 2718, 2719, 2720, 2721, 2722, 2723, 2724, 2725, 2726, 2727, 2728, 2729, 2730, 2731, 2732, 2733, 2734, 2735, 2736, 2737, 2738, 2739, 2740, 2741, 2742, 2743, 2744, 2745, 2746, 2747, 2748, 2749, 2750, 2751, 2752, 2753, 2754, 2755, 2756, 2757, 2758, 2759, 2760, 2761, 2762, 2763, 2764, 2765, 2766, 2767, 2768, 2769, 2770, 2771, 2772, 2773, 2774, 2775, 2776, 2777, 2778, 2779, 2780, 2781, 2782, 2783, 2784, 2785, 2786, 2787, 2788, 2789, 2790, 2791, 2792, 2793, 2794, 2795, 2796, 2797, 2798, 2799, 2800, 2801, 2802, 2803, 2804, 2805, 2806, 2807, 2808, 2809, 2810, 2811, 2812, 2813, 2814, 2815, 2816, 2817, 2818, 2819, 2820, 2821, 2822, 2823, 2824, 2825, 2826, 2827, 2828, 2829, 2830, 2831, 2832, 2833, 2834, 2835, 2836, 2837, 2838, 2839, 2840, 2841, 2842, 2843, 2844, 2845, 2846, 2847, 2848, 2849, 2850, 2851, 2852, 2853, 2854, 2855, 2856, 2857, 2858, 2859, 2860, 2861, 2862, 2863, 2864, 2865, 2866, 2867, 2868, 2869, 2870, 2871, 2872, 2873, 2874, 2875, 2876, 2877, 2878, 2879, 2880, 2881, 2882, 2883, 2884, 2885, 2886, 2887, 2888, 2889, 2890, 2891, 2892, 2893, 2894, 2895, 2896, 2897, 2898, 2899, 2900, 2901, 2902, 2903, 2904, 2905, 2906, 2907, 2908, 2909, 2910, 2911, 2912, 2913, 2914, 2915, 2916, 2917, 2918, 2919, 2920, 2921, 2922, 2923, 2924, 2925, 2926, 2927, 2928, 2929, 2930, 2931, 2932, 2933, 2934, 2935, 2936, 2937, 2938, 2939, 2940, 2941, 2942, 2943, 2944, 2945, 2946, 2947, 2948, 2949, 2950, 2951, 2952, 2953, 2954, 2955, 2956, 2957, 2958, 2959, 2960, 2961, 2962, 2963, 2964, 2965, 2966, 2967, 2968, 2969, 2970, 2971, 2972, 2973, 2974, 2975, 2976, 2977, 2978, 2979, 2980, 2981, 2982, 2983, 2984, 2985, 2986, 2987, 2988, 2989, 2990, 2991, 2992, 2993, 2994, 2995, 2996, 2997, 2998, 2999, 3000, 3001, 3002, 3003, 3004, 3005, 3006, 3007, 3008, 3009, 3010, 3011, 3012, 3013, 3014, 3015, 3016, 3017, 3018, 3019, 3020, 3021, 3022, 3023, 3024, 3025, 3026, 3027, 3028, 3029, 3030, 3031, 3032, 3033, 3034, 3035, 3036, 3037, 3038, 3039, 3040, 3041, 3042, 3043, 3044, 3045, 3046, 3047, 3048, 3049, 3050, 3051, 3052, 3053, 3054, 3055, 3056, 3057, 3058, 3059, 3060, 3061, 3062, 3063, 3064, 3065, 3066, 3067, 3068, 3069, 3070, 3071, 3072, 3073, 3074, 3075, 3076, 3077, 3078, 3079, 3080, 3081, 3082, 3083, 3084, 3085, 3086, 3087, 3088, 3089, 3090, 3091, 3092, 3093, 3094, 3095, 3096, 3097, 3098, 3099, 3100, 3101, 3102, 3103, 3104, 3105, 3106, 3107, 3108, 3109, 3110, 3111, 3112, 3113, 3114, 3115, 3116, 3117, 3118, 3119, 3120, 3121, 3122, 3123, 3124, 3125, 3126, 3127, 3128, 3129, 3130, 3131, 3132, 3133, 3134, 3135, 3136, 3137, 3138, 3139, 3140, 3141, 3142, 3143, 3144, 3145, 3146, 3147, 3148, 3149, 3150, 3151, 3152, 3153, 3154, 3155, 3156, 3157, 3158, 3159, 3160, 3161, 3162, 3163, 3164, 3165, 3166, 3167, 3168, 3169, 3170, 3171, 3172, 3173, 3174, 3175, 3176, 3177, 3178, 3179, 3180, 3181, 3182, 3183, 3184, 3185, 3186, 3187, 3188, 3189, 3190, 3191, 3192, 3193, 3194, 3195, 3196, 3197, 3198, 3199, 3200, 3201, 3202, 3203, 3204, 3205, 3206, 3207, 3208, 3209, 3210, 3211, 3212, 3213, 3214, 3215, 3216, 3217, 3218, 3219, 3220, 3221, 3222, 3223, 3224, 3225, 3226, 3227, 3228, 3229, 3230, 3231, 3232, 3233, 3234, 3235, 3236, 3237, 3238, 3239, 3240, 3241, 3242, 3243, 3244, 3245, 3246, 3247, 3248, 3249, 3250, 3251, 3252, 3253, 3254, 3255, 3256, 3257, 3258, 3259, 3260, 3261, 3262, 3263, 3264, 3265, 3266, 3267, 3268, 3269, 3270, 3271, 3272, 3273, 3274, 3275, 3276, 3277, 3278, 3279, 3280, 3281, 3282, 3283, 3284, 3285, 3286, 3287, 3288, 3289, 3290, 3291, 3292, 3293, 3294, 3295, 3296, 3297, 3298, 3299, 3300, 3301, 3302, 3303, 3304, 3305, 3306, 3307, 3308, 3309, 3310, 3311, 3312, 3313, 3314, 3315, 3316, 3317, 3318, 3319, 3320, 3321, 3322, 3323, 3324, 3325, 3326, 3327, 3328, 3329, 3330, 3331, 3332, 3333, 3334, 3335, 3336, 3337, 3338, 3339, 3340, 3341, 3342, 3343, 3344, 3345, 3346, 3347, 3348, 3349, 3350, 3351, 3352, 3353, 3354, 3355, 3356, 3357, 3358, 3359, 3360, 3361, 3362, 3363, 3364, 3365, 3366, 3367, 3368, 3369, 3370, 3371, 3372, 3373, 3374, 3375, 3376, 3377, 3378, 3379, 3380, 3381, 3382, 3383, 3384, 3385, 3386, 3387, 3388, 3389, 3390, 3391, 3392, 3393, 3394, 3395, 3396, 3397, 3398, 3399, 3400, 3401, 3402, 3403, 3404, 3405, 3406, 3407, 3408, 3409, 3410, 3411, 3412, 3413, 3414, 3415, 3416, 3417, 3418, 3419, 3420, 3421, 3422, 3423, 3424, 3425, 3426, 3427, 3428, 3429, 3430, 3431, 3432, 3433, 3434, 3435, 3436, 3437, 3438, 3439, 3440, 3441, 3442, 3443, 3444, 3445, 3446, 3447, 3448, 3449, 3450, 3451, 3452, 3453, 3454, 3455, 3456, 3457, 3458, 3459, 3460, 3461, 3462, 3463, 3464, 3465, 3466, 3467, 3468, 3469, 3470, 3471, 3472, 3473, 3474, 3475, 3476, 3477, 3478, 3479, 3480, 3481, 3482, 3483, 3484, 3485, 3486, 3487, 3488, 3489

Wissenschaftliche Mittheilungen aus Rußland. *)

1. Recueil des actes de la séance publique de l'académie impériale des sciences de St.-Petersbourg, tenue le 29 décembre 1834. Avec deux planches. Petersbourg 1835. Gr. 4.

Dem Zweck unserer Blätter gemäß dürfen wir uns nur auf zwei Aufträge und einen Bericht des Akademikers Struve beschränken. Die Sammlung eröffnet auf eine lehrreiche Art: „Etat de l'académie impériale des sciences de St.-Petersbourg à la fin de l'année 1834.“ Aufser dem Präsidenten, dem Vicepräsidenten und dem beständigen Secretaire fußt voran die einzelnen Mitglieder der Académie, mit genauer Beschreibung der Titel und Auszeichnungen, die sie genießen, und der Ämter, die sie bekleiden, vollständig aufgeführt, mit Einschluß des Ehrenmitglieder und der correspondirenden Mitglieder. Darauf folgt ein ausführlicher Bericht von den bedeutendsten Ereignissen aus dem Jahre 1834, dem eine Übersicht über die Werke beigelegt ist, die bereits erschienen sind oder noch unter der Presse sich befinden. In der Beilage ist aber einigen Schreibern ein ansehnliches Verzeichniß von kostbaren Werken und Sammlungen, die vom In- und Ausland, durch den Kaiser Nikolaus, durch Universitäten, Akademien, gelehrte Gesellschaften aus den verschiedensten Ländern Europas in Rußland, sowie durch Privatgelehrte der Bibliothek der kaiserlichen Académie der Wissenschaften verehrt worden sind. Rapport sur le voyage archéologique par M. P. Strolitz, ingénieur-archéologue et membre correspondant de l'académie.“ Die kaiserliche Académie der Wissenschaften hatte diesen ehrenvollen Auftrag, eine archäologische Reise durch das europäische Rußland zu unternehmen, um eine möglichst genaue und ausführliche Kenntniß von den geschriebenen Denkmälern zu erlangen, die sich auf die vaterländische Geschichte, auf die diplomatische, Gesetzkunde u. s. w. beziehen. Die Ergebnisse, die bei dem besagten Erfolge dieser umfassenden und gewinnreichen wissenschaftlichen Unternehmung dargelegt worden, hat bei uns einer andern gedruckten Quelle in seiner ersten Mittheilung gegeben.

Der Antrag aus dem Berichte des Akademikers Struve an die Commission der Sternwarte über die auf einer Reise nach dem Auslande im Jahre 1834 für die Sternwarte zu kaufende besten astronomischen Instrumente bringt mehrere sehr wichtige Nachrichten zu unserer Kenntniß. Der Reisende hatte von dem Kaiser mündlich den Auftrag erhalten, sich die zu beschaffenden wissenschaftlichen Artikel die vollkommensten Apparate zu beschaffen, welche nach dem jetzigen Stande der Mechanik im Lande erreicht werden können und den höchsten Forderungen entsprechen, welche die Astronomie an eine Sternwarte zu machen berechtigt ist. In dieser Aufgabe lag nicht nur die Nothwendigkeit, die erforderlichen Instrumente zu beschaffen, sondern auch jede auf der Reise sich darbietende Gelegenheit zu benutzen, in die verlangte Hinsicht von der zweckmäßigsten Einrichtung der Sternwarte und ihrer einzelnen Theile zu ermitteln, um die Mittel sachkundigen, verständiger Astronomen und Künstler bei der Anlage der Sternwarte zu verwenden.

Die Reisebeschreibungen und Reiseberichte des Akademikers Struve geben als die vorzüglichsten Nachrichten. Daher mußte auch Deutschland das Hauptziel der Reise sein. Der berühmte Bericht von einem Besuche, Göttingen, Ober- und Nieder-Sachsen, hatte Struve begleitet. Die Pläne der Sternwarte vorzulegen, ob gleich überall die Bewilligung, berichten zu können, daß

die Anlage sowohl im Allgemeinen als im Einzelnen sich des ungetheilten Beifalls dieser Kenner erfreute, daß er nach vielfältiger Besprechung auf seine Unvollkommenheit derselben geführt worden, sondern daß vielmehr die speciellen Einrichtungen der Beobachtungslocalen, wie er sie, als von der Commission beabsichtigt, auseinanderlegte, alle als richtig anerkannt wurden. Ein gleiches Urtheil fällten die Künstler Repsold, Erbel, Visker, sowie der Königl. sächsische Staatsminister, ehemaliger Director der Sternwarte, von Lindenau und Dr. von Struve in München. Ein gleiches Beifall hatte er sich zu erfreuen in Berlin bei dem Hrn. von Humboldt und dem Architekten Schinkel. Ersterer stimmte als Sachkenner der Meinung der Astronomen bei, daß seit der Begründung des Museums in Alexandria unter den Ptolemäern nie eine gleichumfassende Idee zum Wohle der Astronomie von einem Regenten großmüthig befördert und zur Ausführung gebracht worden sei. Der zweite beurtheilte als Sachverständiger die Leistungen der Petersburger Architekten mit der ehrenvollsten Zustimmung. Die Hauptbestellungen wurden in München und in Hamburg gemacht, an welchen Orten der Akademiker Struve mehrere Wochen sich aufhielt, nachdem durch briefliche Mittheilungen früher die geeigneten Vorbereitungen gemacht worden waren. Eine kurze Übersicht des reichen Ertrags, nach Classen geordnet, möge die beste Lobrede dem großartigen Unternehmen geben. a) Optische Werkzeuge: 1) der große Refractor, 2) der Heliosmeter, 3) kleinerer Refractor, 4) Cometenfächer; b) Messapparate und andere Werkzeuge: 1) Meridiankreis, 2) Mittagsfernrohr im Meridian, 3) Verticalkreis, 4) Durchgangsinstrument im ersten Vertical, 5) kleinere Instrumente, 6) meteorologische Instrumente, 7) Ausrüstung der mechanischen Werkstatt der Sternwarte. c) Uhren und Chronometer. Übrig bleibt aus noch zu bestellen eine Pendeluhr und fünf Wanduhren. Die ungefähren Kosten aller zur ersten Ausrüstung der Sternwarte erforderlichen Instrumente belaufen sich auf 231,428 Rubel 72 Kopeken.

2. Petersburger Kalender auf das Jahr 1836.

Dieser Kalender verdient wegen seiner wohlgeordneten Einrichtung und wegen mehrerer lehrreichen und ansehnlichen Haupttheile seines mannichfaltigen Inhalts die gerechte Aufmerksamkeit auch außerhalb der Grenzen des russischen Reichs. Wir rechnen dahin: a) Länge der Planeten am ersten Tage jeden Monats und Angabe des Laufs. b) Tafel der merkwürdigsten Zahlenverhältnisse unsers Sonnensystems. c) Verzeichniß der Orte des russischen Reichs, deren Lage durch astronomische Beobachtungen bestimmt ist. d) Nachrichten, an welchen Tagen die Kometen seit 1713—1835 auf- und zugegangen. Das Eis ging in allen diesen Jahren auf in den letzten Tagen des März und in der ersten, zuweilen auch in der letzten Hälfte des Aprils. Der Strom nach Sibirien geht Eis liegt zwischen dem Ende des Octobers und dem Anfang des Decembers. e) Tabellarische Uebersicht der gegenseitigen Entfernungen der vornehmsten Städte des russischen Reichs. In alphabetischer Ordnung nach der Entfernung von Petersburg aufgeführt. f) Verzeichniß der Städte und Städtchen des Königreichs Polen, nebst Angabe der Entfernung derselben von den russischen Grenzflüssen und Bächen und der in denselben befindlichen Postämter. Die Entfernung ist angegeben in polnischen Meilen, deren 20 gleich sind 15 geographischen deutschen Meilen oder 10 1/2 Meilen. g) Verzeichniß der Städte, Städtchen und Postämter des Großfürstenthums Finland, nebst Angabe ihrer Entfernungen von Petersburg, Moskau und Wladimir. Hier ist die Berechnung in Meilen gemacht. Von geographischer Richtigkeit ist besonders h) Verzeichniß der

seben vor Jahrhunderten Handelsstädte, Residenzen und an-
 sehnliche Städte blühten, die, wenn nicht Münzden-
 kmal, russische und mohammedanische Geschichtswerte oder eu-
 ropäische Reiseberichte ihr einstiges Dasein bezeugten, jetzt,
 nachdem verheerende Kriege ihr Loos gewesen sind, bis auf die
 Spur aus dem Andenken der Menschen verschwunden sein
 würden. Unter solchen Umständen überbleibseln ehemaliger Herr-
 schaft nehmen die spärlichen Krümmen der Stadt Ukel, die
 sie südlich von Saratow am rechten Ufer der Wolga suchen
 lassen, die gerechte Aufmerksamkeit in Anspruch. Der älteste
 Schriftsteller, der dieser Stadt Erwähnung thut, scheint Marco
 Polo gewesen zu sein. Sein Vater und Oheim, erzählt er
 (S. 3), seien von Sadal zum Birkia Khan gekommen, der
 damals, d. h. kurz nach der Mitte des 13. Jahrhunderts, bald
 in Bulghar, bald zu Saratow sich aufhielt, und ihre Rückreise
 nach Osten nehmend, hätten sie eine Stadt Uklaka
 erreicht, die die Grenzstadt des Khans der westlichen Mongolen
 der sogenannten Schutshi Uluks gewesen sei. In diesem
 Namen, der mit einzelnen Abweichungen in der Orthographie
 geschrieben wird, hat man aber, wie S. 4 mit wahrscheinli-
 chen Gründen gezeigt wird, keine andere Stadt als Ukel zu
 suchen. Mit dieser Ansicht stimmt auch die Aeußerung Ibn
 Batuta's (eines arabischen Reisebeschreibers aus dem 14. Jahr-
 hundert) überein, daß eine Tagereise (westlich) von Ukel sich
 zu der Gegend der Russen zeigten. Die weitere Reise, die
 aber venezianischen Reisenden nach Bokhara genommen, habe
 in derselben Richtung fortbewegt, die man auch zu Ibn
 Batuta's Zeit im 10., zu Temins's Zeit im 16. Jahr-
 hundert und endlich bis auf unsere Tage gewöhnlich beob-
 achtet finde. Bestätigung für die Richtigkeit dieser Annah-
 men gewährt, führt Frähn S. 5 fort, die Münzen, die den
 alten Ukel als Prägeort führten und unter der Regierung
 des mit dem Namen Kostog Khan's, des Vorgängers von
 Beg Khan auf dem Throne von Saratow, im Jahre 1506
 seiner Bestimmung geprägt worden seien. Von dem Dasein
 in Stadt Ukel würden wir nicht nur in der ersten Hälfte des
 14. Jahrhunderts durch die wichtigen Zeugnisse eines Abulfeza
 Ibn Batuta unterrichtet, sondern gegen das Ende desselben
 Jahrhunderts trete uns der Name Ukel zum letzten Male ent-
 gegen, denn hier war es, wo die zerstörungswürdigen Forben
 in feigerlicher Einnahme die Stadt Ukel plünderten und einäscherten.
 Spätere Zeugen aus dem Ende des 16. Jahrhunderts
 führen die Stadt Uwel (so wird Ukel geschrieben); einer
 nach ihnen, Christophher Buerongh, ein Agent der englischen
 Handelscompagnie, schreibt: an der Straße der Stadt Uwel,
 d. h. nach Aussage der Russen, zugleich mit einem Theile des
 ostwärts wegen der Unmöglichkeit ihrer Einwohner durch Gottes
 rasende Wuthigkeit von der Erde verschlungen worden sei,
 wahr: man gewisse Gräber, die, wie es scheint, für Perso-
 nen von hohem Range bestimmt gewesen; denn man ge-
 hen auf einem dieser Grabsteine die Figur eines Mannes zu
 sehen, der einen Haken in der Hand und einen Köcher mit
 Pfeilen an der Seite hatte. Von allen diesen gerühmten Herr-
 schern haben die neuesten Reisenden aus der letzten Hälfte
 des vorigen und aus dem Anfange dieses Jahrhunderts keine
 Spur zu entdecken vermocht; nur gemauerte Häuser und Gärten,
 die hinsichtlich der Forben und der Saubereit sich be-
 stehen noch erhalten hätten, wären den Augen der Eingebornen
 kein Räthsel gewesen. Beachtungswürdig und vielleicht fol-
 gerichtig ist die Nachricht (S. 12), daß man dort beim Spähen
 des des tatarischen Kaiserthums und Kupfermünzen, sondern auch
 alte, Ohrgehänge, kupferne Geschöpfe, ja selbst Menschen
 in Gold gefunden hat. Ein neuer, obgleich nicht ganz
 kläglich von diesen Bauwerksteinen gemacht und von dem still
 unterworfen: Gellugomewen von Saratow eingeschickt worden.
 In Frähn'sche Werke über, der wünscht, daß für seine
 systematische und angelegentlich nachgefragten unternehmen und die
 Litteratur vor dem Untergange gerettet werden mögen, wird theils
 thmenden Besten in nachstehender Mittheilung willkommen sein.

I. Die sieben Silbermünzen sind sämmtlich aus dem 14.
 Jahrhundert und rühren von Khanen der goldenen Horde her.
 Nr. 1 ist eine sehr merkwürdige Münze der Stadt Kascher
 vom Jahre 1310 oder 1315 der christlichen Zeitrechnung. Sie
 ist, sowie alle übrigen, von dem Herausgeber früher bekannt
 gemacht worden. Nr. 2 und 3 sind Münzen von Usbeg Khan
 in Saratow geprägt. Dieser Stadtname ist jedoch, sowie das
 Datum, verwischt. Nr. 4, auch von Usbeg Khan, aber in
 Bulghar geprägt, vermutlich im Jahre 1332. Nr. 5, Münze
 einer uns noch unbekannten Stadt des goldenen Hordeereichs,
 deren Name Ruschi gewesen, wie es scheint. Sie ist ver-
 muthlich ebenfalls von Usbeg. Nr. 6 von Dschani-Beg Khan
 in Neu-Saratow um das Jahr 1354 geprägt. Nr. 7 von Berdis-
 Beg Khan, Sulistan vom J. 1357.

II. Die kupferne achteckige Form ist gewiss kein Spiegel,
 sondern aller Wahrscheinlichkeit nach ein Probegewicht oder eine
 Richtmünze. Genauere, befriedigende Aufklärung läßt sich nicht
 geben.

III. Was endlich die kleine silberne Figur betrifft, so ist
 sie, wenn man sie nicht stehend, sondern liegend betrachtet,
 nichts Anderes, als die Figur eines schmächtigen Frosches, der
 als Pteroth, vielleicht als Ohrgehänge, gedient haben mag,
 wie die durch den Kopf getriebene Öffnung wahrscheinlich macht.

Ref. erlaubt sich noch, auf einige ungedruckte Schätze von Bor-
 lesungen aufmerksam zu machen, die Staatsrath Frähn in den
 wöchentlichen Sitzungen der Akademie der Wissenschaften in Per-
 tersburg über größtentheils geschichtlich orientalische Gegenstände
 während der letzten 18 Jahre gehalten hat.

1. Symbolae ad Bulghariae urbis quondam ad Wolgam
 floruitissimae, nunc vero in ruderibus jacentis historiam a.
 1818. 2. Sarat et - dechodide et Saratichik nunc una e-
 ademque urbs habenda sit. Disquisitione philologicae-historicae
 a. 1819. 3. De Choresmiae regionis cognominali urbe primaria.
 Disquisitione prior a. 1822. 4. Untersuchungen über das Zeits-
 alter und die Schriften mehrerer, für Rußlands ältere Länder-
 und Völkerkunde wichtiger, größtentheils mohammedanischer
 Autoren. Erste Abtheilung. 1822. 5. Die einzig halbbaare
 Etymologie des Namens der Kasanstadt Sarat. 1822.
 6. Rabbi Petachjah über die Polowyer oder Romanen. Eine
 Nachlese. Borna Untersuchungen über die geographische Situ-
 ration der Juden. Erste Abtheilung. 1824. 7. De Deobela-
 et - din Mahmud Dechani Bek Chano Ordas anrea. Com-
 mentat. a. 1825. 8. Nähere Beleuchtung des Beinamens, wel-
 chen der griechische Astronom und Geograph Ptolemäus bei den
 Arabern führt. 1826. 9. De Burtasae Vasa, qua hujus pe-
 puli Chronica Russica memorat res obscuras et involutas
 adnoto scriptorum Mohammedanorum lumine aliqua ex parte
 illustrantur. Partic. I et II a. 1826, 1827. 10. De defecti-
 bus rei numismaticae Mohammedanae disseruit aliquotque lar-
 gissima sumptuum anecdotorum copia ex variis Musaeis in
 medium producta haud paucos supplavit. Comment. I, II,
 III. a. 1828. 11. Additamenta ad Commentationes suas de
 defectibus rei Partic. I. a. 1830. 12. Untersuchungen zur
 Aufklärung der Geschichte Tatarskian's während des ersten
 Jahrhunderts der Herrschaft bis zum Aufsteige der Khasan
 (Jah. 1829).

6. Die Geschichte der Mongolen von J. J. Schmidt.
 Als Auszug bearbeitet und gelesen in der öffentlichen Sitzung
 der Akademie den 29. December 1832.

Die Mongolen und ihre Geschichte bieten, erlaubt der ge-
 lehrte Forscher sehr wohl, die Erscheinung einer Nation her-
 vorzuheben, die plötzlich erkannt und angeordnet aus ihrer Dunkelheit auf
 den Weltbühnen trat und sich durch ungeheure Eroberungen
 und Stiftungen von eignen Dynastien in ausgedehnten Reichen
 und fernsten Nationen eine unauflösliche Kaiserthum errichtete
 ohne jedoch die schnell eintretende Größe dauerhaft behaupten
 zu können, indem der ganze Epizyklus derselben kaum mehr als
 anderthalbhundert Jahre umfaßt und die Nation unter raschem
 Sinken sich am Ende dieser Zeit beinahe auf demselben Zeit-

punkte bestand, von welchem sie ausgegangen war. Eingedenk, daß Stämme eines Nomadenvolkes nur diejenigen sind, die fortwährend durch das Band einer und der nämlichen Sprache miteinander verbunden sind und die sich selbst gegenseitig als Glieder eines und desselben Volkes anerkennen, beschränkt sich der Verf. auf diejenigen Stämme, die noch wirkliche Mongolen sind, die bis auf den heutigen Tag die mongolische Sprache reden und die schon seit längerer Zeit Anhänger eines gemeinschaftlichen Glaubens, des Buddhismus, geworden sind. Was wir von den Schicksalen dieser Stämme, von ihren Wohnplätzen, Einrichtungen und von ihrer Verwaltung wissen, verdanken wir fast ohne Ausnahme den von der jetzt in China herrschenden Dynastie darüber bekannt gemachten, in Europa jedoch noch größtentheils unbekannten Nachrichten; denn was in den Reisen von Missionen und Gesandtschaften, was in den Schriften der pekinger Jesuiten und Dequignes sowohl, als in denen der neuen pariser von ihnen berichtet wird, ist zu fragmentarisch, fehlerhaft und mangelhaft, um gehörige Belehrung zu gewähren. Über die Namen sämtlicher mongolischen Stämme, Geschlechter und Wohnsitze gibt vollständige Aufklärung ein im 24. Jahre der Regierung Kianlung (1778) und auf Befehl dieses Kaisers in chinesischer, mandchuischer und mongolischer Sprache verfaßtes großes Werk. Ein mongolisches Exemplar desselben in sechs Bänden, 8. Fol., die zusammen 120 Feste oder Abschnitte enthalten, besitzt die reiche Sammlung des wirklichen Staatsraths Baron Schilling von Canstadt. Der Titel ist: „Auf allerhöchsten Befehl verfaßtes genealogisches Verzeichniß der Fürsten sämtlicher Stämme der auswärtigen Mongolen und Kürten, nebst ihrer Geschichte“, und zerfällt in zwei Haupttheile, von welchen der erstere kleinere die tabellarischen Verzeichnisse der Stämme, ihre militärische Organisation, sowie die Namen und Rangklassen ihrer höhern und niedern Erbsürken, Oberhäupter und Vorgesetzten in genealogischer Folge enthält. Der zweite Haupttheil des Werkes: „Schichte“ d. h. Geschichte oder geschichtliche Beschreibung, genannt, ist ungleich größer als der erste. Er enthält die Geschichte eines jeden Stammes besonders, sowie auch die seiner einzelnen Fürsten und der zum Fürstentum gehörigen obern Beamten seit dem Anfange der Mandchu-Dynastie, nebst auszeichnender Erwähnung ihrer Thaten. Ferner werden in demselben die geographische Lage der Wohnsitze eines jeden Stammes, die Länge und Breite dieser Wohnsitze, ihre Entfernung von Peking, ihre Grenzen u. s. w. angezeigt. Die kaiserliche Vorrede zum Werke, zugleich auch Befehl zur Abfassung desselben, ist zwar vom 23. Jahre der Regierung Kianlung's oder 1778 datirt, die in demselben vorkommenden Begebenheiten aber gehen bis zum 60. Jahre dieser Regierung oder 1794, so daß die Abfassung dieses Werkes mindestens sechszehn Jahre Zeit erfordert hat. Diese kurze Ansicht, die dem gegenwärtigen Zwecke angemessen ist, wird mit einigen allgemeinen Betrachtungen über die politischen Verhältnisse und Verhältnisse, in welchen sie rücksichtlich ihrer geographischen Lage jetzt zu Zustand stehen, und über Dasjenige, was die Zukunft in dieser Hinsicht erwarten läßt, beschlossen.

Wer stimmt nicht mit dem umfassenden Kenner der mongolischen Literatur überein, wenn er in den letzten Zeilen seines gezeigten Abhandlung ausruft: „Diese erste Zukunft nach das Bedürfnis der Geistesveredelung mittels der Cultur der Wissenschaften, sowie der Verbreitung der Rationalindustrie, mahnen uns indes an die dringende Nothwendigkeit, das orientalische Sprach-, Geschichts-, Länder- und Völkerstudium nicht zu vernachlässigen, sondern vielmehr auf der ruhmvollen Bahn fortzuführen, die bereits eröffneten Quellen mit Eifer zu benützen und ergiebiger zu machen, sowie auch so manche neue oder noch wenig beachtete aufzufinden und zu bearbeiten, indem es Rußland vorbehalten zu sein scheint, hienächst bald eine neue, schönere Notgenosse des Ostes durch die auf dem Orient lauernden Räuberhorden durchstrahlen zu lassen.“

Die vorstehende Abhandlung erinnert an eine andere, eben

falls in Deutschland wenig bekannt gewordene, nicht minder verdienstliche Erörterung „über den Ursprung des Namens Mandchu“, die derselbe Haak Jakob Schmidt in der „Petersburger Zeitung“, 1834, Nr. 253, niedergelegt hat.

Das ostasiatische Volk, welches in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts China eroberte und diesem Reiche eine neue, jetzt noch herrschende Dynastie gab, führt bekanntlich den Namen Mandchu. Woher dieser Name, dessen Ursprung unermittelbar, so viele Gelehrte mit vergeblicher Anstrengung sich bemüht? Die endliche Lösung dieser schwierigen Frage verdankt unser Forscher einer zufälligen Entdeckung in dem oben beschriebenen mongolischen Werke in der überaus reichen Sammlung des Barons Schilling von Canstadt. Im Jahre 1647 nämlich wurde, in einem Glückwunschschreiben dem Khan in Mukden, der Hauptstadt des Landes, Mandchu'si jetz Chongli, der große Kaiser Mandchu'si beigelegt. Da nun solchen gefiel der Titel des Buddha's der Weisheit (dies ist Mandchu'si, bei den Buddhisten) auf den Chagan überging, so herrlich seit der Zeit (Worte des mongolischen Textes) der Hauptkang des Titels, das Wort Mandchu, als Name. Der Name ist also durch buddhistischen Einfluß entstanden.

Ant. Th. Hartmann.

Die Geschichte des Dreizehnjährigen Krieges. Ein Lesebuch für die gelehrte. Nach Memoiren und geschichtlichen Nachrichten erzählt von der verstorbenen Theresie Huber. Stuttgart, Cotta. 1834. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Es ist ein seltsames Vorurtheil, daß ein Buch nicht zu läugnen möge, dessen Titel nichts taugt, und doch haben die Schulschläge und Predigten so etwas wie Antipathie gegen den neuen logischen Anstich auf Titel und Ausdrucksformen, daß wir uns auf offener Straße überfahren lassen, wenn wir in Begriffen sind, einen grammatischen oder orthographischen Fehler auf einer Firma zu corrigiren. Der größte wegen des hohen Preises auf dem Titel dieses Buchs das Buch selbst gar nicht lesen, bis er sich erinnerte, daß ja die verstorbenen Verfasserin nicht selbst den Titel verfaßt haben könne. Es war ihm so wunderbarlich, daß diese sonst so geschulte Frau die Dinge noch in Grabe gebrauchen und erzählen sollte, obwohl er rathen mußte, wie der Titelmacher es gemeint haben will.

Bekanntermaßen ist durch Krieg der Dreizehnjährige Krieg geworden, d. h. jeder Weibchen muß ihn gelesen haben. Und diese haben sogar gesagt, sich neben Axt zu stellen, und die Momente aus der Geschichte dieses Krieges zu theatralischen Romanen benutzt, wozu „Der Pfarrer von Zehnstein“ gehört. Endlich kommt nun die Verfasserin und giebt diesem schon Phantom eines Glaubenskriegs die fanatisch-enthusiastischen Kleider aus und zeigt dem Volke einige der rühmlichsten Abentheuerlichkeiten, Ludwig XIV. (welche man jetzt nicht mehr zu vergöttern und dem größten Schwärmer zuzählen) und die schauderhaftesten Repressalien dagegen, welche nur ein Fanatiker Schwärmer im Namen Gottes vollbringen konnte, in parataphischer Natur.

Diese Aufstellung ist aber herzlich matt, fast noch trübsamer und ohne alle Phantasie, ohne alle historische Wärme und planlos vorgetragen, und die Verfasserin hätte gegnüber der Sache, über die Herausgabe dieses unruhigen Products zu stehen.

Wir wollen die kleinen historischen Anecdotes, deren es in dem Buchen sind, die geistlichen und weltlichen Missethäter zeigen, und die Verurtheilungen nicht genauer betrachten und es den Missethäter ausprechen, daß jemand mit Beruf auf den Dreizehnjährigen nach den guten vorhandenen Quellen alles erzählt wollte, wozu die jetzigen Verfassungen in Schulen und andern Gegenständen viel Gelegenheit und Aufmerksamkeit wären.

Mittwoch,

Nr. 363.

28. December 1830.

Denkwürdigkeiten der Gräfin Maria Aurora Königsmark und der Königsmarkschen Familie. Nach bisher unbekannten Quellen von Friedrich Cramer. Zwei Bände.

(Zweiter und letzter Artikel. *)

Die Gräfin Maria Aurora Königsmark wird in allen Beichten über sie nicht blos als eine schöne und anmuthige Dame, sondern auch als eine kluge und in Weltkünden wohlunterrichtete Frau geschildert. In beiden Beziehungen ist ihre Lebensgeschichte durch Hrn. Cramer's Buch bedeutend berichtigt worden, und wir knüpfen daher unsere Bemerkungen an drei Punkte an, nämlich an den längeren Aufenthalt der Gräfin in Dresden 1694, an ihre Reise in das schwedische Hauptquartier zu Art. XII. 1701, an die Verhandlungen über ihre Wahl zu Coadjutorin und Propstin der gestifteten Abtei Quebnburg und ihre Verwaltung dieser Stelle bis zu ihrem Tode.

I. Nach dem unglücklichen Verschwinden ihres Vaters, des Grafen Philipp Christoph Königsmark, nahm Niemand unter seinen Verwandten desselben mit großem Eifer an als die Gräfin Maria Aurora. Da nun Königsmark zur Zeit seines Verschwindens bereits aus erkrankten Militärdiensten in kurländische getreten war, so war nichts natürlicher, als daß Aurora am dresdner Hofe Hilfe suchte, dessen junger Regent, Friedrich August der Starke, den Ruf ritterlichen Edelmanns überakzeptierte, der den Grafen Königsmark in seine Dienste rufen hatte, und der überdies mit dem Kurfürsten von Hannover nicht im besten Vernehmen stand. Die sonst so besonders durch das berühmte Buch: „La Saxe galante“, verbreitete Ansicht, als sei die Gräfin nach Dresden gegangen, um des Kurfürsten Schutz gegen die über Listrop, Kaufleute in Hamburg, anzusehen, indem sie sich gezwungen hätten, die bei ihnen vom Grafen Königsmark niedergelegten Gelder seiner Schwester anzuhängen, ist von Hrn. Cramer durch Darlegung innerer Wahrscheinlichkeiten (I, 109—112), dann durch einen eingehenden Aufsatz der Gräfin selbst (I, 112—118), jetzt durch einige Stellen aus dem Briefwechsel des rassen Löwenhaupt mit seiner Gemahlin, der Schwester

Maria Aurora's (I, 247), auf das gründlichste widerlegt worden. Überdies konnte auch, ehe der Tod des Grafen nicht juristisch feststand, mit der Übernahme der Erbschaft gar nicht einmal vorgeschritten werden, weshalb auch andere Familienmitglieder, namentlich des Vaters Schwester, die proceßförmige Gräfin de la Gardie, wider alle Besärgen der Verlassenschaft protestirten. Die Verwendung des Kurfürsten von Sachsen in Hannover blieb indeß fruchtlos; zur Entschädigung fand die Maria Aurora in ihm den leidenschaftlichsten Anbeter ihrer Reize. Die Schilberungen der Verführungskünste und Prachtfeste, mit und bei welchen Friedrich August die geistvolle Gräfin zum Opfer seiner Lüste machte, aus der „Saxe galante“ oder aus Delant's neuester und ebenso unverdächtigter Compilation: „Galanterien August's des Starken“ (Neuhaldensleben 1833), nachzuerzählen, hat Hr. Cramer unterlassen, dafür aber mit möglichst historischer Gewissenhaftigkeit festgestellt, das das Liebesgpiel, welches die Gräfin in des Kurfürsten Armen genoß, sich auf die Zeit von den letzten Monaten 1694 bis zum Ende des Mai 1695 und vom November dieses Jahres bis zum Anfange des Aprils 1696 beschränkte. In der Zwischenzeit, wo der Kurfürst gegen die Türken im Felde stand, blieb die schöne Aurora wol nicht ohne Anbeter, wozu als Beleg der Brief eines Hrn. v. Rositz vom 6. Juni 1695 angeführt ist. Als im Winter 1695 der Kurfürst nach Dresden zurückkehrte, war Aurora indeß Mutter eines Sohnes, des nachmals berühmten Grafen Moriz von Sachsen, geworden, und es ist bekannt, daß sie nach dieser Entbindung nicht mehr die Umarmungen des Kurfürsten genoß. Diese Verwandlung leidenschaftlicher Liebesglut in das entferntere Verhältniß traulicher Bekanntschaft ist nicht schwer aus der Veränderung eines Wollustlings, wie Friedrich August war, zu erklären. Mit Recht bemerkt Hr. Cramer, daß das Vorgehen des Verfassers der „Saxe galante“, als habe ein nach der Entbindung zurückgebliebenes körperliches Uebel die Trennung August's von der Geliebten veranlaßt, der Fälschung eines später verschmähten Anbeters sehr ähnlich sieht und mehr als einen Zweifel gegen sich hat. Selbst die zahlreichen und dringenden Bewerbungen um ihre Hand und die Gewißheit, welche sie öfters zu einer Verheirathung an den Tag legt (m. s. besonders die Briefe an ihren Schwager I, 178, 179), dürfen in dieser Hinsicht

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 333 d. Bl. D. Red.

nicht übersehen werden (I, 121—127). Übrigens nahm die Gräfin, als ihr nicht mehr zweifelhaft sein konnte, daß ihr das Loos einer verabschiedeten Maitresse bevorstehe, schon jetzt eine ehrenvolle Zurückgezogenheit in Aussicht und richtete ihre Blicke daher auf die Stelle einer Coadjutorin der Abtei Quedlinburg. Es war dies um so wichtiger, da Friedrich August über die Bewerbungen um die polnische Königskrone im Sommer 1696 die Gräfin ganz vergaß und nach der Belangung zu derselben reichlichen Genuß in den Armen schöner polnischer Frauen fand, welche den Preis ihrer Reize nicht gering achteten. Ein im Späthommer 1697 geschriebener Brief Königs August's an die Gräfin (I, 168 fg.) trägt bloß das Gepräge gewöhnlicher Vertraulichkeit, auch lag überhaupt eine auf gegenseitige Achtung gegründete Freundschaft mit Frauen gar nicht in August's Charakter. Viele Familienbriefe ergeben, daß die Gräfin dem Loos der verlassenen Geliebten nicht entging, daß sie am ränkelsüchtigen Hofe August's Verleumdung und Zurücksetzung erfuhr, und daß sie nebst ihrem Schwäger, dem Grafen Löwenhaupt, durch den Wechsel gefeilter Bühlerinnen viel zu leiden hatte. Ihr Aufenthalt in den Jahren 1696—1701 war bald Dresden, bald Schleffen, bald Quedlinburg; auch das Bad zu Teplitz besuchte sie im Sommer 1698. Darüber enthalten die Denkwürdigkeiten zwei Briefe (I, 172—177), in denen sie allerhand Kurzwelt, wie sie im Bade getrieben wurde, beschreibt. Es erscheinen da Zauberer und Schwarzkünstler; eine Gesellschaft von Damen, als Diana mit ihren Nymphen angekleidet, badet sich gemeinschaftlich und wird dabei von dem böhmischen Grafen Jsterle überrascht, der im Schlafrocke, in gefütterten Stiefeln und mit einer Mütze von Bärenfell sich ins Bad unter die Nymphen begeben will. Man wirft ihm Wasser an den Kopf, es werden Hörner auf demselben sichtbar, eine alte Nymphe (eigentlich ein alter Mann) balgt sich mit ihm, und so gewinnen die Damen Zeit, in ein nahe gelegenes Haus zu entkommen, wo sie gemeinschaftliche Tafel halten. Solche Badevergünstigungen gab es am Ende des 17. Jahrhunderts. Daß es bei diesem wandernden Leben der Gräfin nicht an böshafteren Gerüchten über ihren Wandel fehlte, daß aber auf der andern Seite der schönen und anmuthsvollen Frau zugleich manche Heirathsanträge gemacht wurden, geht ebenfalls aus diesen Denkwürdigkeiten hervor. So schreibt sie unter dem 15. Juni 1699 an ihren Schwager:

Was man Ihnen gesagt hat, ich sei von Neuem und schriftlich in Verbindung getreten mit Frn. v. H., ist nicht wahr. Ich bin solches jetzt ebenso wenig als damals, da Sie nach Hamburg kamen. Ich habe ihm bei seiner Abreise gesagt, daß, so lange er nicht besser stände und nicht in einer Lage sei, wo alle Welt einen solchen Schritt billigen müßte, er sich nicht die entfernteste Hoffnung machen dürfe. — Wie ist ein Zweck lauterer gewesen als der meinige; aber man sucht mich durch Zuträgen und Rathschläge den Kopf zu verwirren. Welche rathen zur Verheirathung; Andere mahnen auf eine so unartige Weise ab, daß Wismuth und Verdruss mehr als Reizung im Stande wären, meinen Entschluß zu ändern. Ich gedenke nur eines Briefes des Marschalls B., worin er mich wie eine Chryse, wie eine Betrügerin und Lölle behandelt.

Er ermangelte nicht, mich mit Stockschlägen zu drohen, welche er vorläufig dem Frn. v. H., meinem angeblichen Schwager, verheißt. — Wie habe ich tiefer gefühlt, wie viel vortheilhafter es für mich wäre, wenn ich Vater und Oheim hätte, welche für mich antworten könnten, als daß mich Jedermann hofnisset und alle Welt mich beunruhigt, vorzüglich Leute, die immer leidenschaftlich handeln, und die nie etwas Anderes than, als mich aufzubringen. Auf der andern Seite erwäge ich, mein lieber Bruder, was ist denn so sehr wider die Primas zu sagen? Ich beginne weder eine Schlechtigkeit noch ein Verbrechen. Nach Allem ist es ein Mann von meinem Stande. Man hat in Schweden seit Kurzem andere Heirathen gesehen, worüber man sich lustig machen kann; z. B. die Schwägerin des Grafen Benet Drenskiern hat einen Baumnister geheiratet, und seine Richte, das flügste Mädchen Schwedens, eine Gräfin v. Drenskiern, einen Geistlichen. Ich glaube nicht, daß der Mann, welchen mir zwei große Fürsten, die mich auslitten wollten, im Vorschlag gebracht haben, unvortheilhaft gewesen wäre für mich wie für meine Familie, wenn ich mich dazu entschlossen hätte. Aber ich habe es nicht gethan, weil es mir mißfiel, theils aus Mangel an Reizung, oder weil ich nicht genug Reichthum sah, oder vielleicht, was Sie nicht glauben werden, weil Sie nicht willig einstimmten. (I, 178—180.)

II. Die vielen Reisen, der nicht geringe Aufwand im Haushalte der Gräfin Königsmarkt und das Aufsehen im verschwenderischen Freigebigkeit des Königs August hatten die Gräfin in mannichfache Geldverlegenheit gebracht, die noch vermehrt ward, als durch die mit dem nordischen Kriege eingetretene Störung der Verbindung Schwedens mit Deutschland und mit den schwedisch-deutschen Provinzen besonders die großen Geldforderungen, welche Maria Aurora in Schweden an bedeutende Personen hatte, ganz und gar nicht befriedigt wurden. So erwachte bei dem ihrem Charakter eignen Hastlosigkeit der Wunsch, wo möglich persönlich bei dem Könige von Schweden, oder doch bei seinem einflussreichen Minister, dem Grafen Oxen, mehrere wichtige Gesuche in Familienangelegenheiten nachzusetzen. Schnell machte sie sich im Winter 1701 von Breslau aus auf den Weg und traf in den letzten Tagen des Jahres in Warschau am Hofe des Königs August ein. Ihrem Schwager Löwenhaupt war der Reiseplan erwünscht, da er durch denselben außer seine Theilnahme an den Königsmarkt'schen Familiengliedern ein schlaumes persönliches Verhältniß zum König von Schweden hoffte gebessert zu sehen, indem er als schwedischer Vasall in Diensten des Königs von Polen stand und also in Schweden als Landesverräter galt; ihm Schwager hervorhebt, diese Reise niemals recht gefallen. Dies war also die eigentliche Ursache der Reise Maria Aurora's; es war keineswegs eine bloße diplomatische Sendung in Angelegenheiten August's des Czarlen an das Hofe, wie Fastmann, Voltaire und sogar Schloffer in der Geschichte des 18. Jahrhunderts (I, 36 der ersten Ausgabe) angeben. Hr. Gramer zeigt nun weiter (I, 253 fg.), daß die unerwartete Ankunft Aurora's und ihr von dem Interesse ganz getrennter Plan den König August auf dem Gedanken brachte, sich ihrer zur Antulpsung von Schwedensunterhandlungen beim Könige Karl zu bedienen, wobei ihm Alles an Geheimhaltung derselben gelegen sein mußte. Dies verlangten sowohl seine Verbindungen mit

leter I. als mit der Republik Polen, die durch eine eigne
Königschaft den drohenden König Karl zu verschmäht
achte. Dabel rechnete er wol mehr auf die Klugheit der
Königin als auf weibliche Verführungskünste; dñnehen hatte
Karin Aurora damals schon das dreißigste Jahr über-
schritten, und Karl XII. war noch nicht zwanzig Jahr alt.
So ging denn die Gräfin mit brieflichen Ausstattungen des
Königs August an den Grafen Piper und an den König
Art, von denen Hr. Cramer aus gleichzeitigen Schriftst.
Kehres mitgetheilt hat, über Königsberg nach Kurland
das schwedische Hauptquartier ab. Löwenhaupts Briefe
an seine Frau aus dieser Zeit (S. 256—266) mittheilen
manche Reismachtigkeiten und Verschönerungen; Was er die
Gräfin zu dieser Reise nicht veranlaßt habe, was ihm
eine Frau wol Schuld geben mochte, welche die ganze
Leise „eine Thorheit“ nennt. Insofern hatte sie Recht;
dß dieselbe zu keinem Resultate, weder für die Angele-
genheiten des Königs noch für die persönlichen der Grä-
fin, führte, wie, unverschämlich auch Königs-
haupt von den zu erwartenden Erfolgen an mehreren Stel-
len seine Briefe spricht: „Sie hat“, schreibt er am 11.
1. 268), „in wenigen Wochen mehr durchgesehen als die
venden Minister, die am Frieden arbeiten, seit acht Mo-
naten.“ König Karl vermißte jede Gelegenheit, wo er die
Gräfin hätte sprechen können, so mußte andererseits
lache zurückkehren, und Hr. Schöbber, dessen persönliche
Verhältnisse eine immer drohendere Wendung nahmen,
h sich genöthigt, den Hof und den Dienst des Königs
in Polen zu verlassen und sich nach Hamburg zurück-
ziehen. Dort starb er, wie bereits im ersten Artikel
erwähnt ist, im März 1703, während sich seine Ge-
wählin zur Ordnung ihrer Angelegenheiten in Schwe-
den befand.

(Der Bericht folgt.)

de l'administration financière telle qu'elle est et telle
qu'elle pourrait être, par le comte de Tessières-
Boisbértrand. Paris 1836.

Der Verf. dieses Buches gehört zur Kategorie derjenigen
Schriftsteller, von denen der geistreiche Heinrich v. Bülow in
einem seiner Werke mit Bezugnahme auf sich selbst
sagt: dem Manne von Kopf, dem die Zeitverhältnisse oben die
Insurrection der Mittelmäßigkeit nicht gestatteten, an der Zeit-
ung der Staatsgeschäfte Theil zu nehmen; also: Freund
des Landes die Pflicht ab, wenigstens dem Versuch zu weichen;
etw gute Bücher derjenigen zu belehren, die irgend ein gün-
stiger Zufall dazu berufen habe. Überdies ist unser Verf. kein
leiser Theoretiker; er befaßte sich während der Restauration habe
hätten im praktischen Staatsdienste als Director mehrerer wich-
tiger Verwaltungszweige, wo er vielfältige Erfahrungen zu
sammeln Gelegenheit hatte. Schriftsteller dieses Schlages aber
legen sich nicht in leere Systeme zu verwerfen, denn gewohnt,
in Principien der Verwaltung und der Staatswirtschaft nach
ihren tatsächlichen Konsequenzen zu beurtheilen, wagen sie sich
nicht auf die unfruchtbare Bahn der speculativen Conceptionen,
ind ihr Geist, gewissermaßen an positive Dinge gewöhnt, strebt
nach der Erforschung von solchen Wahrheiten, deren Er-
kennung wirklichen Nutzen gewährt. Verwendung aus Hr. v.
L.B. die vielleicht unfreiwillige Ausage, welche ihm die jüngste
französische Staatsveränderung aufgedrängt hat, begründet, wie sich

aus der Einleitung ergibt, in einer Reihenfolge von Bänden
— deren erster gegenwärtiges Buch, ein jedoch an sich voll-
ständiges Buch, ist — mit den Beobachtungen und Studien
seines Geschäftslebens bekannt zu machen, so können wir ihm für
dieses Unternehmen nur Dank wissen; weil vorliegender Band,
mag auch zuweilen politische Parteilichkeit dem Verf. nicht gän-
zlich fremd geblieben sein, das Probest einer gründlichen prakti-
schen Wissenschaft und eines gründlichen Kopfes ist. Auch ge-
reicht es dem sittlichen Charakter des Verf. zum Ruhme, wenn
er gleich von vorn herein als Grundprincip eines jeden wohl-
verstandenen Finanzsystems die Behauptung aufstellt, daß
selbst in materieller Hinsicht treues Vorthalten den Staaten
zum Vortheil gereiche, dagegen Unnützlichkeit denselben niemals
Nutzen bringen könne. Von diesen Principien aber, sucht er
nicht ohne Erfolg nachzuweisen, habe sich die Finanzverwaltung
während des ganzen Zeitraums der Restauration stets leiten
lassen.

Indessen, abgesehen von der apologetischen Tendenz, die
sich bei des Verf. Darstellung des Systems jener Epoche wahr-
nehmen läßt, sieht man ihn sehr gern sich mit Nachdruck gegen
die schlimmen Lehren der Nothwendigkeit erheben, wodurch
Blicker an die Stelle der Gerechtigkeit, Ungewissheit und Furcht
an die Stelle des Vertrauens gesetzt und somit Verderben statt
Wohlfahrt hervorgerufen werden. Da Hr. v. L. B. mit ge-
wöhnlichem Bude ganz besonders befaßt, die wichtigsten Fragen
in Bezug des französischen Staatsbudgets, die in der nächsten Session
der gesetzgebenden Kammern werden verhandelt werden, in Er-
örterung zu ziehen, so stellt er noch als fernere wichtiges Princip
auf, die Interessen des Staats seien jederzeit mit denen seiner
Gläubiger identisch. Allein er begnügt sich nicht damit, diese
gewiß höchst sittliche Maxime auszusprechen, sondern er begrün-
det sie auch zur Beschämung derjenigen Regierungen, die sie
etwas verletzen möchten, auf ganz unabweislichen Beweisen.
Ihnen zufolge wird keine Regierung fortan die Gerechtigkeit
verlezen und den Staatscredit in Gefahr bringen können, ohne
allen den Tadel auf sich zu ziehen, den mit gleichem Rechte die
Handlungen einer eiteln Unwissenheit und die Werke der Un-
redlichkeit finden.

Was nun den organischen Theil der Finanztheorie des Verf.
anbelangt, so ist derselbe in der Hauptsache einfach und sinn-
reich, in der Durchführung aber vielleicht minder schwierig,
als unsere Finanzpraktiker es zu wähnen scheinen. Derselbe
wird nämlich in das Verwaltungssystem der Finanzen die ganze
Genauigkeit der mathematischen Wissenschaft eingeführt wissen,
welcher man seiner Meinung nach für alle Operationen, so
umfassend sie auch sind oder zu sein scheinen, positive Prin-
cipien und sichere Regeln entnehmen könne, um sich nach ihnen
anstatt der oft leidenschaftlichen Phantasien des Systemgeistes
zu bemessen. Bornehmlich aber wendet Hr. v. L. B. die
mathematische Analyse auf jene verwickeltesten Fragen an, wozu,
wie bereits angedeutet wurde, die projectirte Revision der
Renten, die Wirkung des Tilgungsfonds u. s. w. dormalen
Anlaß gaben. Da nun Operationen, denjenigen ähnlich,
um die es sich in Frankreich jetzt handelt, auch in andern
Staaten gewissermaßen an der Tagesordnung sind, zum Theil
auch schon ausgeführt wurden, so dürfte es von allgemeinem
Interesse sein, unsere Verf. Ansichten darüber in Kürze zu
vernehmen.

Derselbe beginnt damit, nachzuweisen, daß Schuldseffecten
des Staats, die im Handel anzuwenden (negociables), nichts
wenigerweise den Vorzug vor allen hypothekarischen Verschrei-
bungen von Privaten haben müssen, und daß folglich in dem
Falle, wo der Staat zu 5 Procent Zinsen und zu Pari Anleihen
macht, auch bei Privatgeschäften kein geringerer Zinsfuß statt-
finden könne. „Erhebt sich nun“, sagt er hinzu, „der Ertrag
der Ländereien nahe bis zu dieser Höhe von 5 Procent, beträgt
derselbe vielmehr nur 3 oder 4 Procent, so muß die Agriculture
darunter leiden, und der öffentliche Wohlstand befindet sich in
seiner Hauptquelle angegriffen. In der That bleibt alsdann

dem Garabbefger untersteht, irgend eine Kasse zu machen, wofür er sich nicht zu Grunde richten will, indem er 3 Prozent Zinsen für Capitalien bezahlet, von denen er selbst nur 3 oder 4 Prozent bezieht. Unter solchen Umständen würden sich wohl noch einige vermögende Köpfe ohne Verrechnung gewogenen Speculationen hingeben; allein der gemeinste Menschenverstand wird hinreichen, um jedweden Landwirth von Verbesserungen, zum öftern sogar von solchen Unternehmungen abzuhalten, durch welche sich die Ertragsfähigkeit seiner Ländereien bedingt. Man hat noch von Glück zu sagen, wenn gleichzeitig die Wissenschaft der Landwirtschaft hinlängliche Fortschritte macht, um ein so verwerthbares Resultat aufzuwiegen, und wenn nicht davon aus auf die Länge dem allgemeinen Rationalismus ganz unersetzliche Verluste erwachsen. Kinder sähbar wird das Uebel im Bereiche des Handels und der Fabrikindustrie sein, deren Gewinne gemeinhin 5 und sogar 6 Prozent übersteigen; allein es wird dasselbe nicht minder zell sein, denn es werden offenbar bei einer solchen Lage der Dinge auf dem Betrieb jener beiden Gewerbezweige nur $\frac{1}{2}$ oder $\frac{1}{3}$ derjenigen Summen verwandt werden können, als geschähen würde, wofür man nur 4 oder 5 auf 100 5 Prozent zu bezahlen hätte. Außerdem aber werden alle derartigen Unternehmungen, die jährlich nur 4 oder selbst 5 Prozent ertragen, jedem untergelegt bleiben, der zum Behufe ihrer Ausführung zu Lande, wenn auch nur zeitweilig, seine Thätigkeit aufgeben würde. In allen diesen an sich schon sehr brüderlichen Ungemäßigkeiten kommt nun noch endlich die auf Produzenten und Gewerbetreibenden, wie überhaupt auf allen Steuerpflichtigen lastende Verachtlichkeit, ohne allen Vortheil für den Staatsschatz stärkere Abgaben bezahlen zu müssen, als diejenigen sein würden, wenn mit selbst einer oder mehreren Kassen die Zinsen der Staatsschuld auf 4 oder 5 Prozent herabgesetzt werden könnten." Nachdem nun der Verf. diejenigen Inconvenienzen bemerkt gemacht, die sich aus einem allzu hohen Zinsfuße der Staatsschuld ergeben, weist er in den folgenden Capiteln die Unmöglichkeit nach, denselben herabzusetzen, sobald der Allocationsfonds nicht ausreicht, um schnell zum Ziele zu führen. Indessen zeichnen sich die Vortheile in dem Buche entwickelten Conversions- und Reductionsideen vor denen anderer französischer Staatsmänner, die den nämlichen Gegenstand, sei es auf des Rechnens oder in ihren Schriften, behandelten, dadurch vorthellhaft aus, daß bei der Interessen der Staatsgläubiger gewissenhaft berücksichtigt werden. Zu dem Ende aber stellt er als oberstes Princip auf, daß eine solche Operation, werde sie plötzlich und ohne Schonung ausgeführt, nicht das jene Interessen beeinträchtigt, sondern auch selbst die Gerechtigkeit verletze, was niemals ungestraft geschehe, sogar nicht einmal unter dem Vorwande der Beförderung des Gemeinwohls, das, was man auch darüber sagen möge, niemals ein Recht schafft, wie es eine Gewalt begründet. Unter Festhaltung dieses Princips erörtert hier nächst Hr. v. L. M. einerseits die moralischen Bedingungen der fraglichen Finanzmaßregel, andererseits die unterschiedlichen Methoden, die man befolgen könne, um solche mit ebenso viel Gerechtigkeit als Erleichterung ins Werk zu setzen.

Es würde uns ohne Zweifel zu weit führen, wollten wir in jederlei Betreff die Argumentationen des Verf. hier wiedergeben. Wir beschränken uns demnach schließlich, hier nur flüchtig anzudeuten, daß der von ihm vorzugsweise anempfohlene Umwandlungsplan in seinen Hauptzügen vornehmlich die Erlösung der kleinen Rentiers insofern zu schützen beweckt, als er ihnen anheimgestellt werden soll, ihre Rentralscriptions in eine Art von Lontinen zu verwandeln. Zudem würde Reduction der Zinsen wie Bezahlung des Capitals, Beides in die Wahl der dabei Beteiligten gestellt, nur jedes Mal zu einem Zwölftel der respectiven Anscripturen halbjährig bewirkt werden, so daß die ganze Operation allereinst nach Verlauf von sechs Jahren ihre Vollendung erhalte. Dessenungeachtet sollte es den Rentiers un-

bestimmen. Neben; unter einer billigen Bezahlung große Prospekte über den Vortheil, sofort integrum Bezahlung des ganzen der Rente zu Grunde liegenden Capitals zu machen. Endlich aber wird noch bemerkt, daß, sollte sich auf jene Classe von Rentiers — die Rentiers nämlich —, für die man täglich noch so viele willkürliche Anwartschaften geltend macht, Folge dieser Operation wie ein ein. Haupt ihrer Einkommens benachtheiligt seien, ihr doch noch nicht schwerer als das jener armen Arbeiter sein würde, die von den Früchten ihrer Ersparnisse nur 4 Prozent Zinsen auf ihr Sparcassen bezögen.

17.

Mythologische, historische und geographische Untersuchungen zu Schiller's Gedichten. Von C. F. v. Schlegel. Stuttgart, Verlags. 1836. Gr. 8. 8 Gr.

Was der Verf. dieser Schrift wollte: Das, wofür die zum nähern äußern Verständnisse der Schiller'schen Gedichte notwendigen mythologischen, historischen und geographischen Kenntnisse nicht besitzen, in diesen Beziehungen zum Behuf der Erläuterung und auf diese Weise die Kenntnis der Verhältnisse Schiller's auch außerhalb des Kreises der Schiller- und Gedichtreue zu verbreiten, — diesen Zweck hat in der That wohl erreicht. Daß er sich nur diesen unangenehmen Zweck vorgesetzt, ist nicht zu tadeln, so lange man auch die Nothwendigkeit von Erläuterungen der angegebenen Art vorhanden ist; aber freilich ist eine andere Frage, ob auch die untergeordneten Deutungen des in der geistigen Beziehung Schiller's in seiner ästhetisch-poetischen Eigenart nicht unmittelbar werden könne, und vermittelt werde. Das ist nicht der Fall; die schönste Frucht aus der Wurzel der Schiller'schen Geistes, deren sich namentlich Deutschland so lang erfreuen bemüht sein muß, — als es sich selbst in seinen geistigen Geistes, als es sich in Schiller'scher Art und Art.

Notiz.

Decandolle hat in der „Bibliothèque universelle de Genève“ einen interessanten Artikel über den Ursprung der Sparkassen geliefert, dem wir folgende Details entnehmen. Die erste Sparkasse ward in Bern 1757 errichtet. Der ursprüngliche Bestimmung war, die Ersparnisse der bürgerlichen Classen zu bewahren; von der Regierung beauftragt, mußte sie in der That; 1829 waren darin 831,000 Fr., von denen 100,000 der arbeitenden Classe gehörten, niedergelegt. Am 1. Jan. 1792 ward zu Genf eine solche Anstalt errichtet, die sich nicht halten konnte; die baltische ward 1792 errichtet.

Die englischen Anstalten dieser Art sind zwar als die schönsten; die älteste englische Sparkasse, die zu London ist, von 1798.

Decandolle gibt die Zeit der Errichtung von Sparkassen an: 1805 ward die zu Zürich von der Gesellschaft für öffentliche Wohlfahrt errichtet, 1809 eine zu Basel von der Gesellschaft des Guten und Nützlichen, 1811 die zu Luzern von der Gesellschaft für Nationalerziehung (außer dieser allgemeinen Sparkasse hat das Aargau noch mehrere lokale, zu Lenz, zu Bern, zu Schaffhausen, 1815 die zu Neuchâtel (die erste in der Schweiz), 1816 die zu Genf (verwandelt über die Genfer Bank in eine Sparkasse), zu Genit (Dorf im Canton Neuchâtel) und zu Baden (Schweiz).

Der Schweiz gehört demnach die Ehre, die erste Sparkasse errichtet zu haben; England hat nur das Glück, die bessere Einrichtung dieser so nützlichen Anstalten zu weisen zu sein.

Literarische Unterhaltung.

Donnerstag,

Nr. 364.

29. December 1836.

Denkwürdigkeiten der Gräfin Maria Aurora Königs-
mark und der Königsmark'schen Familie. Nach bis-
her unbekannten Quellen von Friedrich Cramer.
Zwei Bände.

Zweiter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 363.)

III. Neben allen Reisen, Familienbesorgungen, Lust-
barkeiten und Zerstreuungen, denen sich die Gräfin Ma-
ria Aurora gern hingab, verlor sie nie ihre Bewerbungen
um die Stelle einer Coadjutorin im Stift Quedlinburg
aus den Augen. In den vorliegenden Denkwürdigkeiten
sind diese Verhältnisse genau und ausführlich erörtert wor-
den, wodurch namentlich auch die in unzuverlässigen Schrif-
ten verbreitete Ansicht widerlegt ist, als sei Maria Aurora,
nachdem ihre Unschuld ein Opfer der Wollust des Kur-
fürsten geworden, von demselben wider ihren Willen in das
klosterliche Stift in Quedlinburg untergebracht worden, wo
dann die verlassene Schöne ihr Leben unter alten zänk-
schen Capitelschwestern habe vertrauern müssen. Wir kön-
nen uns indessen nur auf Hervorhebung des Wichtigsten
beschränken, erkennen jedoch vollkommen an, daß Hr. Cra-
mer hier viel Schätzbares für die Geschichte seines Hei-
matlandes zusammengestellt hat.

Die Gräfin Maria Aurora war durch die Gunst der
Äbtissin des Stiftes Quedlinburg, Anna Dorothea, unter
dem 24. Jan. 1698 zur Coadjutorin ernannt worden,
wobei die Äbtissin wol vorzugsweise die Verbindung des-
selben mit dem Kurfürsten Friedrich August, dem Schutz-
herrschaft des Stiftes, vor Augen hatte und in ihrer vielen
Mühen gewachsenen Klugheit ein Gegengewicht gegen die
aufrührerischen Capitelspersonen, die Präpstin (eine Prin-
zessin von Holstein-Beck) und die Dechantin (eine Grä-
fin von Schwarzburg) zu erlangen hoffte. Viele Stellen
in den Briefen des damals in Wien anwesenden Grafen
Löwenhaupt (I, 155—165) zeigen, daß der Kurfürst sich
für diese Angelegenheit wirklich interessirte und daß der
Kaiser auch seine Beleihung und Bestätigung erteilte.
In dieser Würde und Aussicht auf die abtheilliche Regie-
rung wußte sie sich auch zu erhalten, als der Kurfürst
1698 die Erbfolge der Abtei Quedlinburg an Friedrich I.
von Preußen kurz vor dessen Krönung verkaufte;
1700 gelang es ihr, als Präpstin in das Capitel einge-
führt zu werden, dadurch eine nicht unbedeutende Pfründe

zu erhalten und eine neue Wahrscheinlichkeit zur verhei-
ßen Nachfolge nach dem Absterben der Äbtissin. Aber
anstatt sich dieser Gönnerin angenehm, ja unentbehrlich zu
machen und ihrem Wunsche, daß „sich die Gräfin der
übrigen Welt entschlagen und dem Stiftsberufe folgen
möge“ (S. 303), nachzuleben, war sie fortwährend auf
Reisen, mit ihren Familienstreitigkeiten beschäftigt und
vor Allem ihrer Neigung zur Glanz- und Prachtlust so-
wie zum Umgange mit Männern, die sie noch immer
sehr liebenswürdig fanden, hingegeben, ohne dabei nur im
mindesten um ihren Ruf bekümmert zu sein. Dies letz-
tere beweisen unter Andern die Briefe des Erbprinzen
Günther von Schwarzburg (I, 315—318), die Huld-
digungen eines v. Glasenapp, der sich glücklich schätzen
würde, wenn „er die Stelle des Stuhles vertreten könnte,
der ihr am Abend zur Erholung von der Tageshitze dient“
(II, 60), des Herzogs Ludwig Rudolf von Braunschweig,
der: „Auroren mehr als die Sonne liebt“ und „ein Glas
des köstlichen queditnburger Bieres austrinkt, um auf Au-
rora's Wohl seinen Durst zu löschen“ (II, 62), und die
Briefe des Grafen v. Friesen (S. 65—70). Auch
konnte die fortwährende Verbindung mit Dresden, wo die
Unstetigkeit des Hofes mit jedem Jahre wuchs und Au-
gust der Starke mit der Neigung zur Wollust auch an-
dere Völlerei, Trunk und Spiel um sich verbreitete, ih-
rem sittlichen Rufe nicht anders als sehr nachtheilig sein.
Denn in den von Hrn. Cramer aus Uffenbach's und
Loen's Schriften entlehnten Stellen wird der Gräfin v.
Königsmark als Zusehauerin bei Hofgelagen, die aller
Zucht und Sitlichkeit Hohn sprachen, gedacht, und wenn
sie Loen auch als „philosophische Zusehauerin“ bezeichnet,
so bleibt doch die Philosophie räthselhaft, welche eine Au-
rora veranlassen konnte, Zeugin bei solchen Ausschweifun-
gen zu sein (II, 71—76).

Durch einen solchen Lebenswandel erbittert, wählte die
Äbtissin kurz vor ihrem Tode (1704) die Prinzessin Mag-
dalene Sibylle von Sachsen-Weissenfels zur Coadjutorin
statt Maria Aurora's. Diese, der König von Preußen,
als Schutzherr, und der Kaiser widersprachen; die genannte
Prinzessin kam nicht zur Regierung, aber auch die Grä-
fin Königsmark nicht, als jene im Sommer 1708 aus
dem Capitel ausschied, trotz aller Versprechungen der Un-
terwürfigkeit, die sie dem Könige von Preußen gegeben

hatte. Vielmehr wurde 1710 die Prinzessin Maria Elisabeth von Gottorp zur Äbtissin erwählt und als solche 1718 eingeführt (I, 303—314). Wie es bei solchen Capitelsstreitigkeiten eigentlich mit der Verwaltung und Regierung in der Stadt und im Stifte Quedlinburg hergegangen sei, darum scheint sich weder das Capitel noch der Kaiser, noch der Schutzherr bekümmert zu haben. Jeder sorgte natürlich nur für seinen Vortheil, und da mögen die verschiedenen Interessen sich sehr scharf entgegengestanden haben. Ob solche Ereignisse auch wol zur Glückseligkeit der Bitter, die unter dem Krummstabe wohnten, gehört haben?

Maria Aurora fand sich in das Unabänderliche und mußte sich sogar in der Gunst der neuen Äbtissin ziemlich hoch zu stellen, da sie auch durch die nahe Verwandtschaft derselben mit der schwedischen Königsfamilie manche Vortheile für ihr immer mehr in Verfall gerathendes Hauswesen und die Aufhebung des auf ihre Güter in Schweden gelegten Beschlages zu erlangen mußte. In dieser Hoffnung besuchte sie auch nach dem Abschlusse des Friedens zu Altranstedt 1706 das schwedische Hauptquartier und versuchte trotz der ihr abgeneigten Stimmung des Königs, der sie solbatisch = barsch eine Hure genannt hatte (I, 324)*, die Gnade desselben und des Ministers Piper gunstvolle Vermittelung in Anspruch zu nehmen. Die von Hrn. Cramer (S. 325—336) mitgetheilten Actenstücke und Briefe zeigen, in welchem traurigen Zustande die Königs-marckschen Familienangelegenheiten sich befanden, und mit welchem geschäftskundigen Eifer sich die Gräfin derselben annahm. Aber leider ohne allen Erfolg.

Von da an war das Leben in Quedlinburg für sie nicht erfreulicher Art.

Das Gefühl — sagt Hr. Cramer — alt zu werden, in den Ansprüchen an das Leben sich getäuscht zu sehen, ist am besten für Frauen, welche Geist und Schönheit über alle Beschränkungen ihres Geschlechts emporhob. (II, 102.)

Dies war der Fall der Gräfin. König August war ein kalter Bekannter geworden, an die Stelle früherer Verschwendung war Fügigkeit getreten (S. 105), an den Höfen, die sie früher so gern besuchte, waren neue Menschen aufgekommen, denen die frühern Verhältnisse der Gräfin fremd waren, oder die von ihnen nichts wissen wollten; ihre eigne Reiselust ward durch mangelnde Geldmittel und durch körperliche Hinfälligkeiten beschränkt. Ihre Kunstfertigkeiten, Dichtkunst, Malerei, Musik, Gesang, durch die sie in den Tagen der Vorzeit sich und Andern das Leben verschönert hatte (II, 91—102), vermochten nicht mehr ihre Mußestunden zu erweitern; die geistlichen

*) Hr. Cramer ist die ausführliche Schilderung dieser Scene unbekannt geblieben, die sich in Gustav Floberus' „Handlinger hörande till Konung Karl XII. Historia“ (Stockholm 1819), Th. 1, S. 207 fg. befindet und aus einer von Norberg seiner „Geschichte Karl XII.“ eigenhändig beigeschriebenen Randbemerkung entnommen ist. Deutsch steht dieselbe in den Ergänzungsblättern zur „Allgem. Literaturzeitung“, 1823, Nr. 103, wo durch ein arges Versehen Maria Aurora die „Beschlüßerin Karl XII.“ statt August's des Starcken genannt ist.

Lieber, die sie zur Verfasserin haben sollen, sind vielleicht aus dieser Zeit. Statt des geistreichen und schmeichelnden Briefwechsels ihrer jüngern Jahre hatte sie jetzt nur mit Geschäftsführen, Rechtsbeiständen, Schuldnern, Gläubigern und Unterhändlern zu correspondiren. Noch einmal ward ihre politische Thätigkeit neu belebt, als der geliebte Sohn, Moriz von Sachsen, 1725 in die Kriegen der Bewerber um das Herzogthum Kurland trat. Da bat sie noch einmal alle ihre Hülfsmittel auf, alle frühern Verbindungen wurden erneuert; aber sie mußte sich bald selbst überzeugen, daß in den sich durchkreuzenden Interessen der Polen, Rußlands und August's des Starcken kein Heil für den Sohn zu hoffen sei, dessen hier mitgetheilte Briefe an seine Mutter (II, 112—123) ihn einstweilen sehr dankbar für die von ihrer Seite gemachten Aufopferungen, andertheils aber muthig und entschlossen zeigen, am liebsten die ganze Angelegenheit mit dem Degen zu entscheiden.

Man zwingt mich — schreibt er aus Mitau unter dem 18. Nov. 1726 — zu den Waffen zu greifen; ich würde es also auf; doch so lange meine Hände den Degen halten können, werde ich mich desselben bedienen, die mir zugesagte Schwach abzuwaschen. Lassen Sie mir, Madame, freie Hand! Sie sollen in Ihren Tagen und unter Ihren Augen den alten Königsstuhl ausleben sehen, der Deutschland bekriegt.

Aber Maria Aurora mußte erleben, wie die Pläne ihres Sohnes scheiterten, während ihre eigne Kränklichkeit zunahm und sie selbst die Genesungshoffnungen, die sie so lange genährt hatte, aufgab. In der Nacht vom 14. auf den 16. Februar 1728 endigte sie ihr Leben; von ihrem Leichenbegängniß, von einer Leichenpredigt, die in biographischer Hinsicht nicht ohne Interesse gewesen wäre, finden sich keine Nachrichten. Ihr Nachlaß war unbedeutend: eine zahlreiche, freilich veraltete Garderobe, kaum nennenswerthe Kleinodien, Silberzeug von einigen Werthe, an baarem Gelde nur 52 Thlr. 10 Gr. 8 Pf. dagegen Schulden in vielen Städten und Ländern (II, 142—156). Die Genauigkeit, mit welcher Hr. Cramer hier aus einzelnen Papieren, Briefen und andern Quellen geschöpft hat, verdient besondere Anerkennung.

Für die Geschichte des Grafen Moriz von Sachsen enthält die vorliegende Schrift manche neue und nicht zu übersehende Notiz. Zuerst ist sein Geburtsjahr und Geburtsort mit größter Wahrscheinlichkeit aus den Aufzeichnungen der Marktkirche in Goslar ermittelt worden. Er war er nämlich am 28. Oct. 1696 geboren (I, 124 fg.). Ferner finden sich eine Anzahl von Briefen des Grafen und Informatoren des Grafen, die untereinander übereinstimmen und mit ihrem Böglinge viel Noth haben, da er: vorzüglich reiten und fechten lernt, aber weder Lesen lernen will, noch es im deutschen oder französischen Ausdruck zu besonderer Fertigkeit und Eleganz bringt (II, 36). Die eignen Briefe des Grafen zeugen von großer Güte für seine Mutter, die jedoch immer Madame genannt wird (nur einmal nennt er sie Mutter); er entschuldigt die Fehler, über die seine Lehrer klagen, mit der gewöhnlichen vivacité seines Alters, ist aber selbst in Geldverlegenheit — das Erbschaft seiner Mutter — und

Witt antr. Gehorsam: und Mündlichen Liebesversicherungen nur immer um Geldsendungen (S. 37—51). Weber ist aus den Jahren 1718.—21 ein Beitrag zur Schellungs- und Ehestandsgeschichte des Grafen von Sachsen mitgetheilt worden (II, 82—91), der nach dem Urtheile Hrn. Cramer's noch anderer Entschuldigungen bedarf als der der Abschweifung, wozu der Titel der Denkwürdigkeiten berechtigt. Wir wissen indeß nicht, ob die hier gedruckten, allerdings ansehnlichen Zeugenausagen über das eheliche Leben der Gemahlin des Grafen ansehnlicher sind als jene mündlichen Verhandlungen über weltliche Heimlichkeiten in dem La Roncière'schen Prozesse zu Paris. Was hier gegeben ist, muß als Beitrag zur Sittengeschichte der Zeit: wie manches Andere in den von Hrn. Cramer veröffentlichten Denkwürdigkeiten betrachtet werden. Gar zu starke Obscönitäten hat er hier wie in andern Stellen, z. B. II, 72 bei der Schilderung des Festes, welches die Gräfin Dönhof dem Könige August gab, eingebracht.

Mit wenigen Worten wollen wir noch der zwei Beilagen gedenken. Die erste: „Friedrich August der Starke“, enthält eine wohl und kräftig geschriebene Biographie, oder richtiger biographische Skizze dieses Fürsten. Sein Leichten als Herrscher, der übermäßige Druck seiner sächsischen Leihlande durch Steuern und Abgaben, die ausschweifende ebendort an seinem Hofe, die Unklugheit seiner Politik, die Herrschaft der Maitressen und Favoritinnen, die Verschwendung und Prachtlast des Königs, Alles dies wird treffend den Bogen dargestellt. Einen ausführlichen Commentar geben viele Stellen in den vorliegenden Denkwürdigkeiten. Gelobt hat Hr. Cramer nirgend; aber er wußte es auch freilich nicht bei einem Fürsten, dem nur bische Schmeichler und Genossen seiner Lüste preisen durften, der über Sachsen aber durch sein unseliges polnisches Königthum großes Verderben gebracht hat. Die zweite Beilage: „Dresdenburgische Geschichte“, gibt auf fast hundert Seiten einen mit sichtbarer Liebe entworfenen Abriss der Schicksale Dresdenburgs, der Vaterstadt des Verfassers. Die Gründung der Stadt und Abtei, der Glanz und Wohlstand der Stadt unter den sächsischen Kaisern, die Begeisterung der Bürger, der Kampf der Stadtmacht und des Ritterthums, der Andrang bischöflicher Herrschaft gegen die aus echter Frömmigkeit hervorgegangene Stiftung der Abtei, die Streitigkeiten im Capitel und die Vornehmheit des sächsischen Hauses, um zur Schutzherrschaft über die reiche Abtei zu gelangen, geben ein in den einzelnen Theilen kunstreich ausgeführtes Bild. Vom dreißigjährigen Kriege an ist der frühere Wohlstand der Stadt im Abnehmen; 1698 verkauft Friedrich August der Starke die Erbschutzgerechtigkeit über Dresdenburg an den Kurfürsten von Brandenburg, die Stadt wird am 30. Jan. 1698 ungesachtet des Widerspruchs der Abtiffin von preussischen Truppen besetzt; vielfache Drangsale kommen über die Stadt, der Militärfrevel kannte keine Schranken, und abet sind der Magistrat und das Stift miteinander in Fehde, das Capitel in sich uneinig, die Bürger haltungslos und gewinnfüchtig. Als Friedrich II. dem preussischen

Thron bestieg, sah Dresdenburg bessere Zeiten, die abtheilliche Regierung seiner Schwester Amalia wie ihrer Nachfolgerin Sophie Albertine beförderten Wohlstand und Selbstzufriedenheit, die sich in Geseßlichkeit und Gastfreundschaft, auch Wissenschaft und Kunst blühte und Geistesfreiheit fand hier eine sichere Stätte, im Ubrigen galt Göthe's Wort: „Wir sehen eine Verfassung auf der Vergangenheit ruhen und noch als lebendig bestehen. Von der einen Seite hält man am Herkommen fest, von der andern kann man die Bewegungen und Veränderungen der Dinge nicht hindern.“ Im J. 1802 ging Dresdenburg in Folge des Reichsdeputationshauptschlusses an die Krone Preußen über. Was von da an geschehen ist bis auf die neueste Zeit, bespricht Hr. Cramer auf kaum zwei Seiten; der Unmuth über die Verödung der einst so blühenden Vaterstadt spricht sich hierin deutlich aus.

Eine Abbildung der berühmten Frau, deren Andenken diese Memoiren erneuern und berichtigen sollen, hat der Verf. trotz aller Mühe nicht auffinden können. Er bittet dringend darum, eine solche nachzuweisen, und wir dürfen daher nicht unterlassen, diesen Wunsch auch durch d. Bl. zu verbreiten. Der von ihm vor drei Jahren herausgegebenen Schrift war ein Facsimile der Handschrift Maria Aurora's beigelegt; gern würden wir auch in den Denkwürdigkeiten die reinlichen und noch zwei Tage vor ihrem Tode feststen Züge ihrer Handschrift wieder beigefunden haben.

7.

Galathee. Ein Roman von A. Freiherrn v. Sternberg. Stuttgart, Cotta. 1836. 8. 1 Theil. 12 Gr.

Wir entdecken nicht, was in diesem Romane von nur 280 Seiten eigentlich Neues gegeben werden mag. Wir suchen das nach, denn es wollte uns nicht glaublich scheinen, daß der Verf. der „Zerissen“, des „Eduard“ und anderer mit Recht gelobten Werke der Erfindung plötzlich verarmt sein sollte, so sehr, daß er abgebrauchte und abgegebene Verhältnisse zu einem neuen Romane verweben und damit unter seine eigne Strömung herabsteigen sollte. Aber ist dem Verf. etwa der Parallelismus zwischen geistiger Liebe und Proterstantismus und zwischen sinnlicher Blut und Katholicismus, den er hier herausstellen bemüht ist, als etwas Neues erschienen? Wir müssen dies glauben, da der ganze Roman sonst weder etwas Erhebliches noch der höhern Gedankenphäre Angehöriges darbietet, das wir befugt sind in einem solchen Werke von einem solchen Verf. zu suchen.

Der Roman hat die bequeme Form der Briefe gewählt und scheint uns schon damit auf eine Erholungsarbeit hinzuweisen. Die Erfindung ist leicht und einfach, so sehr, daß man bald erkennt, es komme hier auf tiefere Intentionen und auf Besprechung wichtiger Materien nicht an. Robert St. Cyr schildert in Briefen an seinen Bruder das Leben an einem süddeutschen kleinen Hofe, in dem der babilische ziemlich deutlich zu erkennen ist. Die Charaktere sind mit Virtuosität gezeichnet. Ein alter Fürst, das Bild eines abgeschwächten Weltphilosophen aus Voltaire's Schule, nimmt den Vordergrund ein; seine Lebensgeschichte wird uns bruchstückweise mitgetheilt, und diese ist vom Interesse, weanleich das Pagen- und Universitätsverhältnis kaum wahrscheinlich ausfällt. Diesem alten Philosophen, der über Alles und Jedes spottet und lacht, steht die Markgräfin mit ihrem Reichthum zur Seite, und ihre Buschungen, ihre Geißelkammer, die der Verf. wol mit etwas allzu grellen Farben ausmalte, dienen der Naturbewunderung und der Liebe des Helden zum Schatten und zum Gegengewicht. Dieser Held selbst ist eine Art nicht fertig gewordenen Optimi-

ten. Aus Langweile, glauben wir, verführt er, in Liebe zu der Braut eines Andern, zu Salathée, in der uns ein sterbens-ber, reiner und nicht unbedeutender Charakter geschildert wird. Mitten unter den Abentheuern dieses Hofes, unter denen ein chinesisches Rassenstük und ein Orden der Aufrichtigkeit ergötlich genug gemalt werden, macht sich die Liebe zur Herrin der Seelen Salathée's und unsers Heiden. Da erscheint der alte diplomatische Beduigam, ohne jedoch in dem Buche zur Person zu werden; denn kaum aufgetreten, fordert ihn der Held zum Duell und erschießt ihn. Nach dieser Heldenthat flieht er natürlich, kehrt jedoch bald in die Nähe der Residenz zurück, findet in einem Kloster die Gräfin Relicerte, Geliebte des Prinzen und Gemahlin seines Adjutanten, eine fertige Kokette. Diese, mit dem Wichtigkeit der Markgräfin Teromé im Bunde, berückt durch die wohlangebrachte Frömmigkeit und zur Schon gestärkte blutige Fußabungen die Sinne unsers armen Heiden, der schon bei dem Katholicismus Zuflucht gegen seine Gewissens-Strupel gesucht hat. Relicerte verdrängt Salathée aus seinem Herzen und wird seine Gattin. Hierüber bricht natürlich der erste Geliebte Herz; Salathée stirbt, St. Cyr wird enttäuscht und sucht bei einem protestantischen Geistlichen, seinem alten Lehrer, Zuflucht. Hier böhrt er seine unverzeihliche Schuld.

Der Leser dieser Schizze sage sich selbst, ob hier legend ein neues, nicht schon ausgebrauchtes Motiv zu finden ist. Wir entdecken keines; ja, die Neigung zur bequemen Darstellung des Leichtsinns und Gemüthlichen, Dessen, was ohne Anstrengung zu haben war, hat den Verf. selbst vermocht, das Bild des Bräutigams ganz aus dem Rahmen wegzulassen, weil grade hier sich einige Schwierigkeit darbieten schien. Wir wären doch neugierig gewesen, die reine Salathée ihrer Wortbrüchigkeit gegenüber zu sehen; aber der Tod räumt diese Schwierigkeit leicht hinweg.

Die religiösen Konflikte, denen ein großer Theil dieser Schrift gewidmet ist, entbehren sowohl der Neuheit als der Wahrheit; das Einzige, was sie hält und sie eingänglich macht, ist eine glänzende Darstellung. Daß ein Gemüth wie Robert St. Cyr's, nachdem es sich mit einem Verbrechen belastet hat, dahingebacht werden könne, sich den Sühnungsmitteln des Katholicismus in die Arme zu werfen, beweisen wir keinesweges; die Erfahrung spricht dafür. Nur müssen wir ein solches Gemüth, wenn es sich durch rein sinnliche Kunstgriffe, wie hier geschieht, betören läßt, doch für überaus schwach und haltlos in sich halten, als uns der Held bis dahin gemalt wird. Der Anblick der blutigen Mordhandlung einer geliebten Person ist fürwahr doch mehr geeignet, Haß und Abscheu, als Neigung und Liebe für ein System zu erwecken, dem eine solche Behandlung entspringt. Überdies, stand die klare Salathée ihm nicht noch zur Seite? Eine Bekehrung unter solchen Umständen scheint uns unmöglich, falsch beobachtet, unglaublich wenigstens.

Die philosophische Ausbeute der Erzählung beschränkt sich auf das sehr löbliche Geistesbild des alten fürstlichen Schwächlings. Dies ist gut und das Beste an diesem Roman, dessen psychologischer Ertrag sonst so unerbaulich ist, als er wenig Anspruch auf Neuheit hat. Die Darstellung ist eine Abschattung des „Werther“ und seiner tausendfachen Wiederholungen; jedoch ist die Schilderung des Hoflebens mit seinem müßigen, nichtigen Treiben nicht übel gelungen. Vom Styl mag folgende Probe Bild und Vorstellung geben; es ist die Schilderung einer Frühlingnacht, die wir aus der sehr versprechenden Einleitung des Romans entlehnen. „Ich lag im Park, in meinen Träumen und Gedanken war es Winter — da wehte es mich plötzlich warmhauchend an; ich blickte um mich und sah im Gebüsch die Gewänder der Hofe hangen. Ich erschrak; doch wie ward mir, als ich an meinem dunkeln Plätzchen ein flüßes Geräusch, Kommen, Wandeln und Schaffen vernahm? Der Mond lag im Westen roth von Blut im Arm einer weichen Wolke und sendete seinen Strahl verflohen in die Kammer des Frühlings. Bald ward tiefe Stille im Park, und die warme, bräu-

rende Mornnacht lag über der Erde. Gott, rief ich, was soll hier geschehen? Niemand antwortete auf meine Frage, der Bach rann ruhig weiter, immer heller kamen die Strahlen, von allen Seiten sah ich zarte Geister leise herandrängen. Sie tauchten ihr Haupt in silberne Quellen, dann hüllten sie sich Schaumbild in die ihnen bestimmten Gewänder; andere tanzten und belebten die Diamanten am Boden und flogen dann auf als leuchtende Goldblätter und sprühende Stäubchen. Umläufig wurde das Purgewäch leer, ein sanfter Wind kam und trug selte die trocknen Gräser, die übriggebliebenen Blumenstängel, und warf sie in den dunkeln Fluß, der sie still fortführte. Mir schwieg. Ich hörte die Balsamtropfen, erweicht von innerer Blut, aus den Blätterknospen fallen. Da jitters ein Laub durch die Stille wie leises Tönen, sechs volle weiße Blüten- glöden am Boden brachen auf, und wie sie am schwanken Stiel beben, ging ein Klang wie das Morgenglocken des Hof- klostere durch die Stille. Dufte Schleier glitzern am Horizont weg. Jetzt erwachte die Nachtigall und zog einen langen In- betrus durch die bebenden Lüfte; da stürzten die Pforten des Himmels auf, und hervor im Gewande seiner Schönheit trat das junge Licht.“ Solche Stellen befähigen den Verf., mit Jean Paul und Scherer um den Preis zu ringen, und wie diese uns an das unvergleichliche Frühlingelied Scherers im „Eulenbrevier“ erinnert, so rufen andere Partien des „Itan“ und des „Campanertals“ zurück. In der Dichtung, nicht in der Diction jedoch beruhen in unsern Tagen die Elemente des poetischen Berufs. 21.

Literarische Notizen.

Ein neues Werk über Nordamerika.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika sind in fast jeder ökonomischer und industrieller Hinsicht in neuerer Zeit mehr als je ein Augenmerk für die europäischen Völker geworden, und da auch in Europa in den letzten Jahrzehenden die Industrie und überhaupt alle ins praktische Leben einschlagende Wissenschaften Riesenschritte gemacht haben, so nimmt man nicht jedes neue Werk, das hinsichtlich der ökonomisch-politischen Zustände von Nordamerika Neues und Gründliches mittheilt, mit Beifall auf. Ein solches Werk ist kürzlich von einem deutschen Verf., Michel Chevalier, unter dem einfachen Titel erschienen: „Briefe über Nordamerika“, ein Band, das der Verf. während zweier Jahre nach allen Richtungen durchkreuzt hat. Er schenkte hier namentlich allen Anstalten von mehr materieller und praktischer Tendenz vorzügliche Aufmerksamkeit, wogegen auch seine auf der polytechnischen Schule zu Paris erhaltene Bildung vollkommen befähigte. Die Banken, Kanäle, Eisenbahnen u. s. w. in den Vereinigten Staaten sind in dem Buch ausführlich besprochen. Der Verf. bemüht sich ferner, den günstigen Einfluß darzustellen, den der Gewerbefleiß und die industriellen Anstalten dieses Landes auf die Eitlichkeit des Volks und dessen Religiosität geäußert haben. Er bemüht sich, alle Ursachen des dort wahrnehmbaren mercantilen und bürgerlichen Wohlstandes nachzuweisen und diese Motive auf sehr überzeugend Frankreich übertragen. Er ist der Meinung, daß viele der nordamerikanischen Einrichtungen, wenn man sie auf Frankreich anwenden wollte, dort ebenso günstige Folgen haben würden; eine Ansicht, die sich denn doch wol nur mit großer Nachsicht durchführen ließe.“

Neu erschienen ist in London: „The plays and poems of Shakespeare, with historical notices, glossarial notes etc.“ (5 Bde.) — eine sehr correcte, niedliche und des großen Publicums würdige Ausgabe. 11.

*) Da von dem Werke Chevalier's bereits eine deutsche Uebersetzung angehängt ist, so werden wir Gelegenheit haben, hier auf zurückzukommen. D. Red.

Freitag,

— Nr. 365. —

30. December 1836.

Über die Erkenntniß der Wahrheit. Von Albert Kreuzhage. Münster, Rheising. 1836. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Erkenntniß und Wahrheit derselben haben oft genug te menschlichen Gedanken beschäftigt, mancherlei Untersuchungen angeregt; die Philosophie thut eigentlich nichts anderes als dieses und fängt dabei immer wieder von vorn an. Wegen letztern Umstandes ist zu bezweifeln, ob man bis dahin ganz gefunden habe, was man suchte, ob weder ein intellectuelles Anschauen, Sehen, noch ein Berechnen, dialektisches Umschlagen, Austauschen oder Verschren der Begriffe zum Ziele geführt; aber man lasse sich ein von vorn Anfangen nicht gereuen, weil es eben den menschlichen Dingen gehört, und menschliche Dinge nie bestehen, daß sie, wie das Geschlecht selber, nicht zu Ende kommen. So fragt denn unser Verf. die alte Frage des Pilatus noch einmal: „Was ist Wahrheit?“ und die sicherste und kürzeste Antwort darauf wäre: „Zuschau dich dieses, daß du darnach fragst.“ Ja grade deswegen lasse sich hinzufügen mit den Worten des Verf.: Die Frage: was ist Wahrheit? ist die Arie, um welche das geistige Leben kreist.

Aber eine andere Frage, welche dicht neben der vorien auf der ersten Seite des Buchs abgedruckt ist, gibt Anstoß. Der Verf. fragt nämlich: „Welches ist das Verhältniß des Menschen zur Wahrheit?“ Hier werden Mensch und Wahrheit als zwei Ebenbürtige nebeneinandergestellt, und man fragt nach ihrem Verhältniß; es gibt aber kein solches Verhältniß. Was der Mensch erkennt und denkt, ist entweder wahr oder falsch; im erstern Fall nennt er Wahrheit, im andern Irrthum. Wahrheit und Irrthum sind deshalb Bezeichnungen von Zuständen des denkenden und erkennenden Menschen, und will man dabei von einem Verhältniß sprechen, so bezieht sich dieses auf das Denken und das Gedachte, das Erkennen und das Erkannte, wobei Wahrheit und Irrthum eben ein verschiedenartiges Verhältniß ausdrücken, und es wäre wol erlaubt, zu fragen: welches ist das Verhältniß des Menschen zu diesem Verhältniß? Der Mensch als denkendes Wesen und die Wahrheit als ein Zustand seines Denkens, als ein Verhältniß zum Gedachten sind nicht ebenbürtig.

Der Sinn nun aller Pilatus-Fragen und die Schwierigkeit

sowie das Bedürfniß ihrer philosophischen Beantwortung liegt in der schwierigen Unterscheidung jener Denzustände, welche wir Wahrheit und Irrthum nennen. So lange Jemand irrt, hält er sein Gedachtes für wahr, und sobald er seinen Irrthum einseht, ist der Irrthum verschwunden und die in solchem Zustande gesetzte Einsicht ist dann Wahrheit. Vergleichend jenen frühern Zustand mit dem spätern, entdeckt er deren Verschiedenheit und spricht von jenem als einem Irrthum. Wer sich eingesteht, etwas nicht zu wissen (d. h. etwas nicht als wahr in sein Denken aufnehmen zu können), der irrt nicht; wer aber meint, etwas zu wissen und es nicht weiß, der irrt. Diese Gleichheit der Zustände des Irrthums und der Wahrheit aufzuheben, ihren Unterschied für jede Zeit und für jedwedes Denken unwiderruflich festzustellen, hat sich die Philosophie befließigt und darum stets von vorn ihre Untersuchungen begonnen, wobei zwei Parteien kenntlich werden, von denen die eine sowohl die Möglichkeit eines entschiedenen Kriteriums der Wahrheit als dessen Wirklichkeit annimmt, die andere Möglichkeit und Wirklichkeit desselben leugnet. Pilatus — habe er viel oder wenig Philosophie gekannt — gehörte unstreitig zur letztern Partei.

Aus der anstößigen Frage über das Verhältniß des Menschen zur Wahrheit folgt bei dem Verf. die anstößige Antwort: es bedürfe dazu „der Erkenntniß der Wahrheit und der Erkenntniß des Menschen“. Als ob diese beiden verschieden wären oder es sein könnten! Alle Erkenntniß der Wahrheit ist immer eine Erkenntniß des Menschen, und jede Erkenntniß des Menschen — wenn diese als Denken eines Dingen Gegenstandes ihren Namen verdient — ist eine wahre, keine irrige, also Wahrheit. Zur Beseitigung dieses Anstoßes soll vermuthlich eine danebenstehende Erklärung dienen: „Die Wahrheit ist kein von der Wirklichkeit abstrahirter Begriff. Sie ist ein Lebendiges, ein Wirkliches, ja Alles hat nur insofern Wirklichkeit und Leben, als es Theil an ihr hat.“ Wiederum ein neuer Anstoß. Wahrheit ist ja ein Begriff wie Schönheit, Redlichkeit, Arbeitsamkeit u. s. w., jeder Begriff aber kommt durch Abstraction zu Stande, durch ein Falllassen des besondern und einzelnen Wahren, Schönen, Redlichen, Arbeitsamen, deren gemeinschaftlichen, dem Besondern und Einzelnen allgemeinen Charakter eben der Be-

griff ausdrückt. Wahrheit wäre demnach das Gemeinschaftliche und Allgemeine der wirklichen Zustände des menschlichen Denkens, in denen Wahres gedacht und als solches erkannt wird, zum Unterschiede von den Zuständen des Denkens eines Falschen, bloß vermeintlich Erkannten, für deren Gemeinschaftliches und Allgemeines sich der Begriff Irrthum bildet. Ein nicht abstrahirter Begriff wäre gar kein Begriff, hier also bei Wahrheit und Irrthum eine Bezeichnung, der alle Voraussetzung von Denkkuständen des Wahren und Falschen sowie ihres Unterschiedes fehlt. Dann würde zugleich alle Philosophie fehlen, welche aus jenen Zuständen und deren Begriffen hervorstücht. Aber nun weiter: diese Wahrheit als nicht abstrahirter Begriff, d. h. als Reinebegriff, soll ein Lebendiges, ein Wirkliches sein (Lebendigkeit und Wirklichkeit sind wiederum Begriffe), und Alles soll nur insofern Wirklichkeit und Leben haben, als es Theil an ihr hat. Der Anstoß wird ärger und ärger. Ein Reinebegriff ist nicht zu denken, und nur sofern Alles Theil hat an diesem Nichtdenkbaren, aber zugleich Lebendigen und Wirklichen, soll es Wirklichkeit und Leben haben, der Mensch, die Welt, die Philosophie und was sonst. Wir fragen bei diesem Anstößigen: ist dies Wahrheit oder Irrthum?

Ganz unerklärlich bliebe dem Ref. des Verf. Fragen und Antworten auf der ersten Seite seines Buchs, wäre nicht eine neuere Methode der Philosophen bekannt und öfter ausgeübt. Man schlägt nämlich die Begriffe todt, um sie aus ihrem Grabe verklärt auferstehen zu lassen; man eifert gegen das Abstrahiren, um den Unterschied des Besondern und Allgemeinen aufzuheben und ein Concret-Allgemeines hervorzuzaubern; man isolirt die Begriffe von dem denkenden und begreifenden Menschen, um sie durch Transsubstantiation zu ewigen Substanzen, zum Wesen Desjenigen zu machen, was in der Welt erscheint und lebt und wirkt. So macht es nun der Verf. mit dem Begriff der Wahrheit; er schlägt ihn todt und läßt ihn auferstehen, er verneint das Abstrahiren und bejaht ein Concret-Allgemeines, er vollbringt die Transsubstantiation und baut dem verwandelten Wahrheitwesen seinen Altar. Mit Erinnerung an solche Procedur finden wir folgende Worte nicht mehr befremdlich:

Die Wahrheit ist jenes Element, worin unsere Existenz ihre Erfüllung, unser Wesen seine normale Entwicklung erhält, wo der wesenlose Schein verschwindet. Hier ist die Wahrheit als ein Allgemeines bestimmt, als ein *phéres*, in welchem wir uns wissen, das wir in uns aufnehmen sollen, wie wir in ihm begründet sind. Daß wir es sollen, zeigt, daß wir es können, und daß wir also zu der Wahrheit in einem Verhältnisse stehen, wodurch wir dieselbe zu erkennen vermögen, da wir nur in ihr die Befriedigung unserer selbst erreichen können.

(Der Beschluß folgt.)

Denkmäler altfranzösischer Romantik.

Der Roman „De la violette“ von Sibert oder Syrbert de Montreuil, neuerdings von Francisque Michel nach zwei Manuscripten der königlichen Bibliothek zu Paris herausgegeben, ist eine der lieblichsten Blüten der altfranzösischen Romantik. Schon Roquefort hält ihm um seiner Anmuthigkeit willen

eine große Lobrede, die auch vollkommen berechtigt erscheint. Der Roman ist um das Jahr 1228 geschrieben und gleicht der Anlage und dem Gegenstand nach sehr dem „Symbelle“. Dagegen letzterer nicht historisch ist, da es niemals einen Grafen a. Revers des Namens Gerard gegeben hat, oder einen Aden, dem die vom Dichter seinemelden beigelegten Abenteuer zugeschrieben werden könnten, so muß man der Dichtung demnach um der darin vorkommenden genauen und geistreichen Schilderung damaliger Zeiten willen ein bedeutendes historisches Interesse zugesprechen. „En outre cet ouvrage“, sagt Michel in seiner Einleitung, „indépendamment du plaisir que peut procurer sa lecture, nous fournit presque tous les moyens d'étudier complètement la tournure de l'esprit français et l'état de la langue romane d'où dans le premier quart environ du 13ième siècle.“ In der That, so gut der aristokratisch-socialistische Pinsel Watteau's die Zeit Ludwig XIV. gemalt hat, ebenso gut und wol noch anfangender und trüger gibt der Verf. des Romans „De la violette“ seine Zeit wieder, und man kann ihn in dieser als einen fashonablen Dichter ansehen. Der Roman beginnt folgendermaßen:

Il et en France J. roi jadis
Qui molt fu bials, preus et hardis,
Jouenes hom fu et entendans,
Hardis as armes et aidans;
Molt honora les chevaliers,
Des sages fet ses conseiliers,
Conseil erai, conseil ama,
Ains conseil ne merueima;
Bien estoit ensaigües et sages,
Et molt estoit boins ses usages.
Dames, pucelles tenoit chieres,
Souvent lor faisoit biales chieres
Molt fu preux et de grand renom:
Loeys et li rois à non?

Der Monarch, von dem hier die Rede ist, ist Ludwig VIII., der vorgestellt wird, wie er am Oftertage im Monat April ein „cor bials et gentil“ zu Pont-de-l'Arche hält. Nie seit Noah's Zeiten sah man eine so zahlreiche und außerordentliche Gesellschaft versammelt. Der König bewirthete sie wahrhaft königlich, und der Jubel machte sich Luft in Gefängen auf Gefänge. Die Gelfa von Besançon, Schwester des Bischofs von Lincoln, begann mit der Ballade: „Alés bielement, que d'amor me don“. Ihr folgte die Herzogin von Burgund, die eine helle Stimme und einen guten Vortrag hatte, und nach dieser wieder traten sich viele schöne Damen mit allerlei Gefängen hervor, dem Namen, Stand und Eigenschaften das Gedächtnis alle treulich wiedergibt. Auf diese Gefängslust folgte eine Art von Tanz, welche der König über die glänzende Versammlung hielt. Die bildete Hand in Hand eine lange Kette in der Halle, und der König ging zwischen durch und betrachtete alle seine schön geschmückten Gäste aufmerksam. Besonders zog seinen Blick die Gestalt eines edeln jungen Ritters auf sich, mit dem Namen auf der Faust. Dies war keine geringere Person als der Held des Gedichtes selbst:

Li vassaus et Gerard's à non,
Qui molt estoit de grant renom;
Et pour cheu'qu'il cantoit si bials,
Li o'prolé sous toute rien
La chancelaine de Dijon
K'il die J. vier d'ans cheuon etc.

Natürlich pocht Gerard, nach alter Sängerkunst, auf die Schönheit und Arzene dieser seiner Dame, wodurch er die Aufmerksamkeit des ihm ohnehin abholden Grafen Ezzart v. Focis erregt, der sich in einen Streit mit ihm einläßt und alle seine Kräfte gegen die Besitzungen Gerard's setzen will, daß die gepriesene Arzene der Chastelaine seinen Versuchungen nicht widerstehen werde. Da Gerard natürlicherweise diesen Wettkampf angenommen und der König ihn bekräftigt hat, so macht er

man Eifart sofort auf den Weg nach Kivers, in Begleitung von zehn Gefährten, sämtlich in Pilgertracht. Dort angekommen, bemerken sie die schöne Dame Driant am vergitterten Fenster sitzend, wie sie, den Kopf in die schönen Hände gestützt, dem Gesange der Baldebogel lauscht und der zarten Sehnsucht, womit sie ihres entsehrten Ritters gedenkt, zur eignen Tröstung Sprache gibt in einem „bon poëtevin“.

Quant canté et la demoiselle
En main a mise à sa maistrise.

In dem Thurne wird Eifart mit seinen Genossen aufgenommen, und Driant steigt hinab in die Halle, begleitet von ihrer „maistrise“ oder Hofmeisterin, um die Gäste zu bewillkommen. Eifart entbrennt beim Anblick der schönen Frau in heftiger Liebe und versteht nicht, ihr sofort ein Geständnis seiner höchsten Reizung zu machen. Die Dame aber will nichts davon hören und fertigt ihn mit einer „chanson“ ab, worauf sie ihren Gästen Erfrischungen aller Art vorzusetzen befiehlt. Da auf diese Weise der böse Ritter seinen wahren Zweck nicht erreicht, so denkt er darauf, Gerard durch den Schein zu hintergehen, zu welcher Absicht er in der „maistrise“ der schönen Driant eine würdige Hofmeisterin findet. Diese charmante alte Dame wird von dem Dichter so beschrieben:

La vielle qui maistrise sa
Orlaud, aïe d'adès le fu;
Laido et ocure avoit la chiëre,
Molt estoit desolians sorchiëre,
Condée avoit la vielle a non,
Fils est Contacle le larron;
Cil l'ot d'une fausse beguine,
Qui malat meschief fist de s'achine;
Pour chou di-jou, tels est m'entente:
„De pute rachine pute ente“.

J. l. enfans ot qu'ele ot mordris,
Qu'engarde avoit dans Baudris,
Un moigne de la Carité etc.

Diese höchst würdige Frau gewinnt nun Eifart zu seinem Scheinenskluge, welchem ganz dasselbe Sujet zu Grunde liegt, was dem Bemühen des italienischen Kaufmanns in „Symde in“. Die Schaffnerin verschafft nämlich dem Grafen Seltsamkeit, die schöne Driant entblößt ihm Schläse zu belauschen; er entdeckt an ihrem Körper ein Maal in der Gestalt und Farbe eines Heilchens und gründet auf diesen Umstand die Wahrheitslichkeit seiner Behauptung, ihre Gunst genossen zu haben u. s. w.

Dies ist der Inhalt eines der anmutigsten Gedichte der Itzfranzösischen Romantik, von welchem sich der zweite, von Michel herausgegebene Roman: „Bon Gustain dem Rönch“, wesentlich unterscheidet. Der Held dieses Romans ist keine maginaire Person, sondern wird von gleichzeitigen Historikern erwähnt als ein sehr thätiger Parteigänger der normännischen Jarone bei ihrer Empörung gegen König Johann, der mit einer Flotte zu deren Unterstützung an Englands Küste gelandet ist. Als ein Held von ausgezeichneter Kühnheit und Unerbrotlichkeit brachte ihn die normännische poetische Anschauung, wie Richard ohne Furcht, schnell mit den bösen Geistern zusammen, deren Einflüsse er zu seinen kühnen Unternehmungen nutzt und mit denen er in einem vertrauten Verhältnisse gestanden habe.

Das Gedicht selbst umfaßt 2306 Verse und rührt ohne die Frage aus dem 13. Jahrhundert her. Es fängt so an:

Del moigne briement vous dirai
Les exemples al com je sai.
Il se rendit à Saint-Saumer,
A VIII lieues près de la mer.
Illecques n'ot moignes devint
Puis ke de Teulete revint,
Ou il ot apris aligumance (Hefromantik).

N'et homme, el royaume de France
Ki tant seut ars ne carroues,
A maintes gens fist maintes oades.
Il avoit à Teulete oade
Tout l. ivier et un oade,
Aval sous terre en J. abisme,
Ou parloit au malis malisme,
Qui li apriet l'enghien et l'art
Qui tout le mont dechoit et art.

Quant Wistace et aade apris,
Au dyable conglé a pris.
Li dyables aïe kil vivroit
Tant que mal fait aade aroit,
Rei et contes guerrierait
Et en la mer oade seroit etc.

Nach Erzählung mancher lustigen Abenteuer beschreibt der Dichter den Tod von Bauduin Burtes, dem Vater des Rönchs, der zu Basingurhan von Hainfrois von Hertsinghan getödtet wird. In Folge dessen verläßt Gustain sein Kloster und sinnt auf Rache gegen den Grafen von Boulogne wegen des Todes seines Vaters. Diese Feindseligkeit gegen den Grafen begründet eine Menge von außerordentlichen Abenteuern, welche einen großen Theil der Dichtung einnehmen. Der erste Streich, den der Rönch dem Grafen spielt, ist, daß er zur Nachtzeit zwei Mäulen in Brand steckt, um, wie er sich ausdrückt, dem Grafen, der sich bei einem seiner Vasallen auf der Hochzeit befand, zu leuchten. Mit dieser Reizung noch keineswegs zufrieden, verkleidet sich Gustain zunächst als einen Rönch von der Abtei von Cler Maris und reitet in Begleitung zweier Andern aus der Bräderschaft aus zu einer Zusammenkunft mit dem Grafen, mit dem er sich unterhält und den er um Verzeihung für den Rönch Gustain bittet. Aber von diesem Namen will der erzürnte Graf durchaus nichts hören und ruft in seinem Ingrimm aus, daß er, wenn er nur seiner habhaft werden könne, ihn gewiß lebendig schinden würde. Nach und nach beginnt der Graf Argwohn zu schöpfen, wer eigentlich sein Begleiter sei; allein der listige Rönch weiß alle Argumentationen, die der Graf vorbringt, um ihn mit sich selbst zu identifizieren, auf das geschickteste zu widerlegen. Nachdem ihm dies gelungen, findet er es aber dennoch nicht ungerathen, sich aus dem Staube zu machen, weshalb er sich stracks in den Stall des Grafen begibt und sich dessen Lieblingsstute, Moriel, fälschlich, auf der er davonjagt. Unterwegs kann er nicht unterlassen, noch eine Malice auszuüben, indem er einem Pächter des Grafen aufträgt, diesem höflichst zu melden, daß der Rönch Gustain auf seiner Stute davongeritten sei. Der Graf ist bei dieser Nachricht ganz außer sich und läßt dem entflohenen Feinde von allen Seiten nachsehen, hat aber, für seine Person, wenig Hoffnung, daß man jenen ertillen werde, da er die außerordentliche Schnelligkeit seiner Stute kennt. Während dessen gelangt nach einem scharfen Ritt Gustain zu einem bewährten Freunde, dem er die Obhut über das geraubte Pferd anvertraut; er selbst aber, der an losen Streichen Unerschöpfliche, wirft sich in eines Schäfers Kleid und geht guter Dinge dem Grafen, der noch immer auf der Verfolgung begriffen, entgegen, um diesem den Weg zu zeigen, den der verdammte Rönch genommen hat. Der Graf folgt ihm auch wirklich und erwischt so an dessen Statt die beiden andern Rönche, die er hart anläßt und augenblicklich zu bestrafen droht. Allein der erzürnte Lehnsherr merkt nicht, daß in dem Augenblicke, wo er die beiden Rönche in der Klemme hat, der vermalebete Gustain ihm sein Saumrosß stiehlt und noch obendrein die Grausamkeit begeht, dem armen Jungen, der es hielt, die Augen auszustechen.

Der Art sind die unzähligen Abenteuer, welche der Rönch während seines Conflicts mit dem Grafen von Boulogne zu bestehen hat. Endlich kommt er nach England, wo er sich ohne Weiteres dem König Johann zu Füßen wirft und in der

Kraft eines Hospitalitts um die Protection des Monarchen bitten. „Wenn du ein Hospitalitt bist“, entgegnete ihm der König, „so soll meine Gnade dir gewährt sein.“ Hierauf Gustav: „Dere mein Gleichen, o König, Gustav der Rnig bittet dich um Gnade und daß du ihn in deine Dienste nimmst.“ Der König verspricht, daß auch diese Bitte gewährt sein solle, wenn der Rnig sich verpflichte, ihm treu zu dienen und für diesen Zweck ein sicheres Unterpfand stellen würde. Darauf bittet der Rnig dem Könige sein Weib oder Tochter als Geisel. „Wie“, ruft nun der König, „bist du der Rnig?“ — „Ja, Euer, Gustav ist mein Name.“ — „Bei St. Xumon“, ruft der König, „so will ich dich doch in meinem Dienste behalten!“

Der König bewilligt nun dem Rnige Ladung und Bes-mannung von 30 Galeeren, mit welchem dieser nach Genuen und Jersey segelt, welche beide besetzt sind und von einem Castellan befehligt werden. Dieser wendet sich bei Ankunft der Flotte an seine Leute mit den Worten: „Vortret, bis sie gelandet sind, alsdann wollen wir sie vernichten.“ Curtz schiff sich Gustav mit seinen Leuten aus und greift Romereil, den Castellan, der mit seinen Truppen in Schlachtfornung steht, an. „Godchlers!“ ist Romereil's, „Vinoosswel!“ ist des Rniges Heigescheh. Es erfolgt ein blutiges Gefecht; aber Gustav ist bewaffnet mit einer ungeheuern gewichtvollen Streitart, womit er rechts und links gute Diebe austheilt; er schgt manchen tapfern Mann zu Boden und bemerkt sich durch seine Kühnheit endlich des Schlachtfeldes.

Diese Bemerkungen mögen hinreichen, um den Inhalt dieser beiden vorzüglichen Gedichte aus dem Cyclus der nord-französischen Romantik zu bezeichnen. Nicht ganz unpassend vergleicht ein englischer Kritiker den Verf. des ersten Romans: „De la violette“, mit Bulwer, inwiewol sich doch in jenem Gedichte noch ganz andere poetische Elemente vorfinden; Elemente, bis zu denen Bulwer nicht hindurchgebrungen und nie hindurchbringen wird; den Verf. des zweiten Romans: „Von Gustav dem Rnig“, aber mit Walter Scott. Die letztere Vergleichung ist freilich weit passender, und daß sich in diesem modernen Romantiker gar manches Element der schwrtlich düstern und doch innerlich gemüthlichen Romantik des alten nord-französischen Epos vorfindet, wol nicht abzuleugnen. Die andern Gedichte, welche, an obige angeschlossen, der Sammlung von Fr. Michel mit einverleibt sind, sind: „La riote du monde. Le rol d'Angleterre et le jongleur d'Elly (13ime siècle), publié d'après deux manuscrits, l'un de la bibliothque royale, l'autre du musée britannique“, und „Tristan: recueil de ce qui reste des poèmes relatifs  ses aventures, composés en français, en anglo-normand et en grec dans le 12ime et 13ime siècles, publiés par Franoisque Michel“ (2 Theile, Paris und London 1835). Der Herausgeber sagt am Schluse seiner Einleitung zu diesen Werken: „La littérature romane, presque entièrement ignorée, il y a quelques années, a trouvé des savans pour la faire connaitre et des lecteurs pour l'étudier; en France MM. Raynouard, Monmergue, Paulin Paris, Robert, Leroux de Linay, Jobinal, Chabaille; en Belgique M. le baron de Reiffenberg; en Allemagne MM. Immanuel Bekker, Ferdinand Wolf, Ludwig Uhland, von der Hagen; en Angleterre Mademoiselle Louisa Stuart Costello, Sir Frederik Madden, Thomas Wright, Thomas Duffus Hardy, W. J. Thoms, Sir F. Palgrave et Mr. John Kemble,  qui la littérature anglo-saxonne doit une merveilleuse édition de son plus beau monument, le poème de Beowulf.“ — Dem Roman „De la violette“ sind Facsimiles der beiden Manuscripte, nach welchen der Abdruck geschehen, sowie sechs Miniaturcopien nach den Bildern, die das Manuscript stier, als ansprechende Einlage beigegeben. 80.

Einleitung in das Studium der Naturwissenschaft. Von dem Englischen des J. E. W. Herschel von I. Weinlig. Leipzig, Bosh. 1836. 8. 124 S. 12 Gr.

Der vorliegenden Arbeit liegt ein Theil der „Calculus alopaeidia“ von Don. Cardner zu Grunde, der bereits ist unter dem Titel: „Preliminary discourse on the study of natural philosophy“ erschien. Sie ist weder eine bloße Uebersetzung, noch eine gänzliche Umarbeitung. Der Verfasser wählte folgenden Weg. Er folgte dem Gange des Originals genau, indem er sich nur an einer Stelle eine Aenderung erlaubte, um den geschichtlichen, an zwei verschiedenen Orten theilten Abriss zu vereinigen, übersetzte dasselbe so genau als möglich, ließ aber alle unnöthigen Wiederholungen, Entzerrungen der eben angefuhrten Art und zuweilen nothwendige zu bedeutende Abspewigungen weg. Dadurch ist erreicht, wie man durch Vergleichung mit dem Originalen sehen kann, daß das Buch bedeutend abgekürzt und eine gedrängte, weniger ansehende Darstellung erzielt worden, andererseits aber die ihm Eigentum des Verf. geblieben. Der Verfasser glaubt, daß der Zweck des Buchs auch ohne Zusätze, zu welchen auch im 1830 der Wissenschaft gewordene Betheiligung beigetragen haben würde, erreicht werden könnte. Das Buch stellt sich vrberst in drei Theile und jeder derselben in mehr Theile. Der erste Theil handelt von der Natur und den naturwissenschaftlichen Studien überhaupt; der zweite von den Wissenschaften, welche man zu befolgen hat, um die Naturwissenschaft mit Nutzen zu betreiben, und die Regeln, welche eine systematische Naturforschung leiten müssen, nebst Einflusen des Einflusses durch Beispiele aus ihrer Geschichte; der dritte endlich von der Eintheilung der Naturwissenschaft in verschiedene Zweige und deren gegenseitigen Beziehungen.

Das Werk gibt bei manchen Inconsequenzen einen einmaligen Beweis von dem großen Scharfsinn und der Geistesamkeit des berühmten Verf. und ist in der vorliegenden, im Allgemeinen recht guten Bearbeitung, eine treffliche Empfehlung unserer Literatur, und wird jedem Freunde der Naturwissenschaften eine angenehme Belehrgung gewähren. 71.

Notizen.

Nach dem officiellen, in der petzburger Fortbildung mitgetheilten Bericht des Departements der Bergwerke und Salinen für das Jahr 1835 sind im genannten Jahre auch die zur Auffuchung von Bergwerken abgeandete Gommajun 1835 sandgruben am Ural und 13 dergleichen am Altai entdeckt worden. Außerdem hat man Spuren von Silber, Kupfer, Eisenbergwerken aufgefunden. Die Privatgruben sind durch 36 neu aufgefundenen Goldsandgruben, ein silberne, eine Silber- und 13 Kupfer-Gruben bereichert worden. Sie befinden sich jetzt in Sibirien an 500 Goldsandgruben. Außerdem befinden sich die Privatgruben im Altai immer mehr auf; im Jahre 1835 haben allein 33 Personen die Gruben entdeckt, in Sibirien Bergwerke für edle Metalle zu suchen. Das Gesamtergebnis der Kron- und Privatwerke am Ural und Altai war für das Jahr 1835: 392 Pud 37 Pfund 33 Solotnik Silber, 1212 Pud 13 Pfund 36 Solotnik Silber und 105 Pud 16 Pfund 8 Solotnik Platina.

Die letzte amtliche Zählung ergab für Sibirien 1,449,500 Einwohner, 10 Stdt, 64 Marktflecken, 2650 Dörfer.

In dem Studienjahre 1834—35 befanden sich in den katholischen Gelehrtenanstalten Ungarn's 14,305 Schüler, im Jahre 1825—26 dagegen 22,576. Die Verminderung der Zunahme der Privatstudien zugeführt.

Über die Erkenntnis der Wahrheit. Von Albert Krenzhaage.

(Bechluss aus Nr. 365.)

Jetzt wollen wir nur Dasjenige, was sich bei dem hiesigen weiter anschließt, möglichst mit eigenen Worten in der Kürze dem Leser vorführen. Die Wahrheit ist die geistige Wirklichkeit, die sich nicht und Andersseiner weiß. Was nicht von sich selbst weiß, ist seine Wahrheit, seine geistige Wirklichkeit nicht in der, sondern in dem, von welchem es gewußt wird. Die Wahrheit ist daher der Geist. Gott ist die Wahrheit in der absoluten Wirklichkeit, da die geistige Wirklichkeit in der menschlichen beschränkt ist. Gott als absoluter Geist in der wahren Wirklichkeit, müßte in absoluter Selbst-emanation, in Trinität, Freiheit der Personen, Einheit der Substanz. Wäre Gott nicht Trinität, so wäre er nicht ein absolut wirklicher lebendiger Gott, er wäre nur ein formales Abstraktes. Das Christenthum, als Erkenntnis des wahren Gottes, mußte also die Lehre vom dreieinigem Gott enthalten. Wie in Gott, dem Absoluten, die drei nicht formell als subjectiv vermittelter Gedanke eines Subjects, sondern in der absoluten Wirklichkeit seines Logos, so gab er auch seiner Schöpfung keine nur formelle, sondern eine relativ substantielle Wirklichkeit, er schuf nur als Trinität kann Gott in seinem wahren Bewusstsein zur Schöpfung gedacht werden. Vom creaturlichen Standpunkte kann als die angemessenste Beantwortung der Frage, weshalb Gott schuf, nur die Liebe genannt werden, deren absolute Wirklichkeit Gott selbst ist, welche deren er Wesen ins Dasein rief, damit sie selbst leben in ihm. So die Menschen; aber sie fielen, verließen ihren Normalzustand, die Ebenbildlichkeit und deren offenkundige Realisirung im Gebiet der Vernunft, kamen zur höchsten Entfesselung der Ebenbildlichkeit in jene Sublimierung der vernünftigen Subjectivität, welche sich unablässig strebt, jede Manifestation der ewigen Wahrheit an dem Menschen in ihren alles verschlingenden und entstellenden Strudel zu ziehen. Der Mensch fiel aber nicht allein durch sich selbst, sondern auch durch die Anführung in die Reue des Bösen, er hatte keine selbständige Entschiedenheit wider Gott. Daher erbarmte sich Gott des Menschen, knüpfte mit ihm das Band der Verheißung und Erlösung, der verführenden Schlange

sollte der Kopf zertreten werden. Ihm wurde die Vermittelung mit der Wahrheit durch diese selbst in Menschengestalt gewährt. Als Gott die Welt erschaffen wollte, erschien er wieder in seiner Herrlichkeit kommend in den Wolken des Himmels, noch stand er ein philosophisches System, ein Lehrbuch der Metaphysik zur Erde nieder. Denn weder durch absolute Determination, noch durch bloße Darstellung im abstract allgemeinen Element der Sprache konnte die Menschheit erlöst werden. Nur in lebendiger Gestalt, in unmittelbarer persönlicher Verhättnung konnte die concrete Wirklichkeit der Wahrheit dem Menschen offenbar werden, wie dieser selbst nur so seine Wirklichkeit hat. Die bleibende Stätte des Ewigen im Endlichen ist die Kirche. Die Gestaltung des ewigen Wortes in der Kirche ist eine Schranke für die abstracte Willkür des menschlichen Geistes, ein Schutz für die unverletzte Erhaltung der geoffenbarten Wahrheit gegen bittere subjective Verflüchtigung. Eine die Reintegration des gefallenen Menschen bedingende lebendige Gestaltung und Verhättnung seiner wahren Beziehung zu Gott durch die Mittelschaft des Erlösers ist der lebendige Glaube im Sinne des Christenthums. Wie der Mensch durch Ungehorsam gefallen ist, kann er nur durch Gehorsam wiedererhoben werden. Selbstverleugnung ist der stete, schwer zu erhaltende Pfad zur Reintegration des Menschen. Schmerz und Leiden sind der Pfad, der den tödlichen Boden aufreißt, damit das Samentorn der ewigen Wahrheit und des ewigen Lebens darin wuchern könne, damit die Liebe zum Ewigen jenes Licht entzündet, welches den ganzen Menschen Licht macht. In solchem Kampfe unterwerfen den Menschen die Macht der ewigen Liebe und Gnade. Pöthelstische Sublimation und Potenzierung der Subjectivität zum absoluten Wissen kann mit dieser Führung des Menschen durch die Gnade nicht bestehen. Das Licht wird dem erkennenden Geiste nur in dem Lichte der geoffenbarten Wahrheit offenkundig. Da nun auch die Philosophie nicht etwa zum Versuch ein unwahres abstractes Gedankenbild darstellen will, sondern da sie die wirkliche Wahrheit zu erkennen sucht, so muß sie ihren höchsten Inhalt aus der Offenbarung schöpfen, worin diese in ihrer Wirklichkeit manifest geworden ist. Sie muß sich in dieselbe hineinbeugen. Die wahre Speculation will den erkennenden Geist von seiner subjectiven Trübung rei-

nigen und ihn erleuchten, indem sie Ewiges im Lichte des Ewigen mit ihm vermittelt, damit das Ebenbildliche in ihm am Göttlichen wiedererstarrte und er seine Reintegration erreiche. Die Erlösung umfaßt auch die Reintegration der Freiheit des Geistes, der Mensch gewinnt die wahre nur in der Immanenz in der ewigen Wahrheit, wie diese Immanenz wiederum nur im Lichte der Erkenntnis der Wahrheit, mithin in der Erleuchtung des erkennenden Geistes durch den Geist Gottes erreichbar ist. In der höhern Liebe erlangt so die Erkenntnis der Wahrheit ihre höhere Vollendung und der erkennende Geist in ihr seine normale Betätigung in seinen Beziehungen zum Innern und Äußern, zum Ewigen und Endlichen. So verwirklicht sich in ihm die wahre Weisheit; das Streben, diese Weisheit zu erreichen, ist die wahre Liebe zur Weisheit, die wahre Philosophie.

Für dieses Endergebnis dient dem Verf. aller übrige Inhalt des Werkes als Mittel; die Philosophie geht über in christliche Theologie, und wenn der Verf. spricht: „Philosophie und Offenbarung im Verlaufe erscheinen als die Wege, welche zur Wahrheit führen“, so ist eigentlich nur die letztere das Leitende und als bleibende Stätte des Ewigen im Endlichen die Kirche. Bedenkllichkeiten dagegen, welche sich bei dem Einzelnen erheben könnten, sind subjective Verneinungen und Verflüchtigungen (Rejectionen) als Quelle des Bösen und des Irrthums. Was in der philosophischen und kirchlichen Geschichte des Menschengeschlechts davon zum Vorschein gekommen, beweist eben den Abfall der Menschen von der Wahrheit und von Gott und die Nothwendigkeit ihrer nachgewiesenen Reintegration.

Das Christenthum, in welcher Gestalt es sich auch den menschlichen Gedanken zeigen möge, verdient allemal die höchste Würdigung und Verehrung, sobald es nicht in wilden Fanatismus gänzlich ausartet. Wollte man deshalb in Bezug auf Transsubstantiation der Begriffe, Einwirkung der göttlichen Gnade und deren Immanenz von Mysticismus und Dualismus des Verfehen, welche doch als Irrthümer von der Kirche verworfen worden, so bliebe ihm dennoch ein Element des Schätzbaren und Ahrungswürdigen, gleichwie in hohem Maße dem Heiden bei seiner Abweichung von der Kirchenwahrheit oder ihrer Verkenntnis. Allein die Philosophie, welche Eingang und Ausgang der Gedanken zu erwägen hat, möchte dadurch abgeschreckt werden, ihm mit entschiedenem Vertrauen zu folgen, und lieber ihre Untersuchungen von vorn anfangen, ja die Gesamtrichtung des Verf. prüfen, zumal wenn schon auf den ersten Seiten des Buchs sich mancher Anstoß ergeben. So wäre dann die Erkenntnis der Wahrheit auch durch die Bemühungen des Verf. nicht vor Einwendungen und vor der Frage des Platons gesichert.

Sich hiergegen zu schützen, benutzt der Verf. geschickt und schamlos die Lehren und Künste der neuern Philosophie. Es gibt eine Unmittelbarkeit des Gefühls als Quelle der Erkenntnis; der Geist entzieht sich ihm durch Vertiefung und sucht ein Element für die Vermittelung

des entstehenden Gegensatzes zwischen Object und Subject in der Sprache, den allgemeinen Deutbestimmungen in Kategorien, der Reflexion, überhaupt der Verstandesbildung. Aber die abstracten Verstandesbegriffe können im unmittelbaren Akt des Geistes, die Gegensätze bleiben, der Geist geräth ins Subject des Zweifels. Das führt zum atheistischen Materialismus, oder zu seinem Gegensatz, zum Standpunkte der abstracten Subjectivität, welcher sich als sogenannter Rationalismus der Offenbarung entgegenstellt und sie bekämpft. Wenn der Geist auf dieser Stufe fortgeschritten, so kommt es zur Entwicklung des Allgemeinen im Geiste, wodurch er es als das Wahre aufsteht und sich so als Vernunft in der dieser entsprechenden Form verwirklicht. Darum ist die Vernunft das Göttliche im Menschen. Das concrete Allgemeine ist nicht vom Einzelnen abstrahirt, sondern das Einzelne ist aus ihm abstrahirt. Fichte faßt das Allgemeine in seiner absoluten Wirklichkeit in der Form des Ich, des Subjects, die Objectivität wird verneint. In der neuern Naturphilosophie tritt die Vermittelung des Allgemeinen mit sich selbst, wodurch es sich in sich zu dem Gegensatz von Subject und Object bestimmt, zuerst hervor; aber außerhalb derselben, als unvermittelte Einheit jener Gegensätze, ist es nur deren abstracte Einheit, als deren Indifferenz vorhanden. So kommt auch hier das Allgemeine an und faßt sich nicht zur Wirklichkeit. Dagegen faßt die Hegelsche Philosophie das Allgemeine als die sich wissende concrete Existenz auf, welche die absolute Einheit der Gegensätze ist, worin diese ihre Wahrheit und Wirklichkeit haben. Sie verkennt das abstracte Reflectiren und Betrachten als der strengen Deduction des sich selbst explicirenden, intellectuell die Fälle seiner Momente entwickelnden und in ihnen mit sich selbst zusammenschließenden Begriff. In der Entwicklung dieses Systems wird das Allgemeine vorerst als Substanz gefaßt, schreitet zum Begriff und im Begriff realisiert sich der Geist als Vernunft und sich subjectiv als Identität des Seins und Denkens. Die Wahrheit ist die Idee selbst in ihrer Wirklichkeit, als das Allgemeine, das im Denken und im Äußern sich offenbart und in beiden mit sich identisch bleibt. Der Geist ist der absolute Begriff, der als Subject sich als Wahrheit und Wirklichkeit weiß, der absolute Geist, die Wahrheit in ihrer absoluten Form, Gott.

Hierauf geht das Christenthum in der abstracten Philosophie auf. Denn das Christenthum enthält die Einheit der göttlichen und menschlichen Natur nur in der unmittelbaren Weise dargestellt, während das philosophische Erkennen das vermittelte Wissen dieser Einheit ist. Aber ist die Wahrheit nun absolut? Die Hegelsche Philosophie bejaht es; aber es ist nicht in menschlichen Geiste eine Stimme, welche die Vernunft wandelnd macht, dies ist die Stimme des Pantheismus. Diese Stimme stark und unverfälscht erklingen kann, ist sie mächtiger als die absolute Selbstvollendung des Subjects; denn sie ist der lebendige Ausdruck des wahren Verhältnisses des Menschen zur Wahrheit. Er steht diesem Zeugnis entgegen; wenn er die absolute Wahrheit

nung seiner selbst, als Einzelnen, mit dem absoluten Geiste durch seine subjectiven Kategorien vollbracht und hiermit das Absolute im Subject realisiert zu haben wähnt. Das Product dieses Verfahrens ist der Pantheismus, und der menschliche Geist, der sich als Vernunft entwickelt hat, kann, wenn er diese Entwicklung aus sich allein vollenden will, dem Pantheismus nicht entgehen. Die Vollendung ist am bestimmtesten in dem Sage ausgesprochen worden: „Gott denkt in uns, daher ist eine absolute Wissenschaft möglich.“ Aber die Vernunft für sich allein ist keine vollkommene Erkenntnisquelle der Wahrheit, es muß die Kluft zwischen dem menschlichen Geiste und der ewigen lebendigen Wahrheit einen Übergangspunkt, eine Basis wahrer Vermittelung erhalten. Die wahre Vermittelung des menschlichen Geistes mit der Wahrheit in ihrer ewigen Wirklichkeit, die wahre Erkenntnis Gottes ist nur erreichbar, wenn Gott den Menschen zu sich herabsteigt, indem er sich zu ihm herabläßt, sich ihm offenbart.

Sichtlich betrachtet der Verf. die Philosophie als eine Vorstufe für die christliche Erkenntnis, als eine Vorläuferin, welche in ihrer vollsten Wirksamkeit als Hegel'scher Pantheismus den Boden bereitet für die geoffenbarte Wahrheit, gleichsam ein prophetischer Johannes für den großen Messias. Anhänger der absoluten Philosophie werden die Sache umgekehrt stellen und ihrerseits die christliche Erkenntnis als eine Vorläuferin der mit absoluter Dialektik erst vollständig erkannten Wahrheit betrachten, wie man denn auch dem Urheber des Systems messianische Würde beigelegt. Der streitige Punkt zwischen Hegel'scher Philosophie und dem Verf. läßt sich also ganz kurz dahin bezeichnen: ist Hegel der Messias Jesu von Nazareth, und muß das Christenthum nach Hegel's höherer Erkenntnis gedeutet werden? oder ist Jesus von Nazareth der Messias aller Zeiten, und muß man jeglicher philosophischen Lehre, auch der neuesten, ihre wahre Beziehung und gehaltvolle Auslegung durch das Christenthum geben?

28.

1. Neuer Nekrolog der Deutschen. Zwölfter Jahrgang. 1834. Zwei Theile. Mit zwei Portraits. Weimar, Verlag. 1836. Gr. 8. 4 Thlr.
2. Registerband über die zehn ersten Jahrgänge des neuen Nekrologs der Deutschen. Nach alphabetischer Folge I. der Zu- und Vornamen von 10,364 von 1823—32 verstorbenen Deutschen; II. der Staaten, Provinzen und Ortlichkeiten, wo sie gelebt haben, und III. ihrer Zusammenstellung nach Rang, Stand, Beruf und Wärd. Weimar, Verlag. 1836. 8. 2 Thlr. 18 Gr.

Manche Reisende haben die Gewohnheit, sich in den Städten, durch welche sie kommen, zuerst auf den Gottesacker führen zu lassen; es sei für die Würdigung der Culturstufe von Wichtigkeit zu wissen, wie die Bürger sich einander begräben und ihre Todten ehren. Ref. gehört zwar nicht zu diesen Reisenden, allein er hat doch seit mehreren Jahren unter vielen neuen Büchern, die er gewöhnlich nach seiner Ferienreise vorfindet, immer zuerst nach Volz's „Neuem Nekrolog“ gegriffen. Aber er findet auch diesmal leider wieder dieselben Klagen von Seiten des Re-

visite, keine Kosten schenkenden Herausgebers und Verlegers; er findet zwei starke, eng, aber gut gebundene Bände von 1280 Seiten, mit zwei Portraits verziert, gut gebunden, um einen verhältnißmäßig sehr billigen Preis; Jedermann kennt und achtet dieses Unternehmen, preist es als ein deutsches Volksbuch, ein Nationalwerk, erkennt seine Verpflichtungen gegen dasselbe und dessen Urheber an und — läßt es ungekauft. Also Ein Mann in Deutschland hat Muth, den Todten seines Vaterlandes ein großes Monument zu bauen, und über 30 Millionen stehen herum, wenden den Rücken, wenn sie eine Schaufel voll Erde dazu tragen sollen, wie die Laffen und Gasser, welche um die Feuerbestattung herumstehen, oder um ein öffentliches Schauspiel und aufstreifen, wenn ihnen ein Schmeimer angeboten oder die Bäche beim Einsammeln präsentiert wird. Ja, wenn es wenigstens eine Actiennunternehmung auf Zucker, bairisch Bier, Champagner u. dgl. wäre! Ja wohl, Deutschland ehre sich selbst besser und lasse diese Familienbuch seiner Nation nicht untergehen. Wie erkennen, welche Werke oft von Regierungen den Behörden zur Anschaffung empfohlen werden, je nachdem sich der Eine oder Andere den rechten Kanal zu solcher Empfehlung zu verschaffen gewußt hat. Das dieses Werk — billig, zeitgemäß, eigentlich nach unserer Culturstufe unentbehrlich — auf diesem Wege empfohlen worden sei, haben wir nirgend gelesen. Nun, so brüste dich, liebes Deutschland, mit deiner Cultur, deiner Pietät, deinen großen Erinnerungen und laß den Nachbarn überm Rheine und überm Kanale durch deine Lobpreiser verkündigen, daß 36 Millionen Deutsche etwa 360 Gremplare (also 100,000 etwa eins) dieses von Allen mit Recht gerühmten Todtenkambdusches kaufen!

Dieser, der allgemein verehrten Großherzogin von Weimar, Maria Paulowna, zugelegte Jahrgang ist um 20 Bogen stärker (88) und um 233 Biographien reicher (1447) als der vorige, und dennoch zu demselben Preise, von 4 Thlr. Ja, um das ganze Unternehmen noch gemeinnütziger zu machen, ist die ganze erste Decade von 1823—32 in 20 starken Bänden von 40 Thlr. auf 10 Thlr. herabgesetzt worden. Fürwahr, die Kette etwa darin zu findende Unbilligkeit gegen diejenigen, welche jenen frühern, gewiß auch mäßigen Preis bezahlt haben, verschwindet gegen die Billigkeit und die Uneigennützigkeit dieser neuen Maßregel. Der compresse Druckbogen in Petitschrift kommt dann nicht einmal vier Pfennige.

Diesmal sind von den in der ersten Abtheilung enthaltenen 403 ausführlicheren Biographien 232 Originalarbeiten, 121 mit Angabe der Quellen aus öffentlichen Blättern oder aus einzelnen Gedächtnißschriften für den Nekrolog bearbeitet. Darunter sind 2 kaiserliche Personen, 14 Minister, Gesandte und Hofmänner, 91 Juristen, 45 Militärs, 4 Bischöfe, Prälaten und Äbte, 66 evangelische, 12 katholische Geistliche, 27 akademische, 23 Gymnasiallehrer, 10 Volksschulmänner, 41 Ärzte, 4 Buchhändler, 4 Apotheker, 9 Künstler, 3 Kaufleute, 10 Frauen, 6 Bürgermeister, ebenso viel Hofkammer, 4 Postbeamte, 6 Rentier und Privatleute u. s. w. Es gereicht zu interessanten Folgerungen über die Zunahme der Schreibkraft in Deutschland, wenn wir unter diesen 403 Personen 151 als $\frac{1}{3}$ zählen, welche Schriftsteller gewesen sind.

Es ist eine gar traurige Betrachtung, wenn man dieses große Stammbuch deutscher Todten durchgeht, wie viel intellektuelle, moralische und überhaupt geistige Kräfte Deutschland jährlich verloren gehen, und wie viele dennoch hier noch gar nicht erwacht sind. Noch wehmüthiger stimmt sich die Empfindung, wenn man so manches persönlich bekannte und geschätzte Individuum hier eingetrichen findet, von denen gleichsam das Vaterland hiermit einen öffentlichen Abschied nimmt. Wie manche alte Bekannte hat Ref. nicht auf diesem papierenen Kirchhofe wiedergefunden, zum Theil auch Personen, die ihm lange Jahre verlungen waren und hier wiederauftauchen. Doch abgesehen von allem Subjectiven hat Ref. mit großem Interesse die längern oder längern Schilderungen des Philhellenen Müller (als einen erweiterten Nachtrag zum vorigen Jahre), des Brocken-

wichtige Verlach, des Medicinlers Schab, des I. I. Regierungsraths Kibler, des Richard Ross (Engelhardt in Dresden), Schleiermacher's, Knebel's, Genselber's, Leidenfrost's, A. Adersmann's in London, Bernsdorf's, des jungen Richelieu's, des weimarischen Generals v. Glogoffen (mit trefflichen Beiträgen zur Geschichte des titolier Krieges von 1809, wo sich die weimarischen Truppen so rühmlich auszeichneten), Helm's und Jegen's in Berlin, Mannert's, der Witwe Meyer in Weimar, Hübow's, Walter's in Dorpat gelesen. Die längste sowie eine der psychologisch merkwürdigsten Schilderungen ist die der Charlotta Stiegler in Berlin, geb. Wülffert. Ihre Selbstaufopferung ist hier trefflich motiviert, wenn wir auch kaum glauben, daß alle Leser und Leserinnen über die Moralität des Schrittes ganz Einer Meinung sein werden. Wie wir aber dem muthigen Unternehmer längst gebaukt haben, so thun wir es auch allen den ungefähr 120 Mitarbeitern (worunter auch drei Damen), welche so unverdrossen und wahrlich in ehrenwerther thätiger Gesinnung der guten Sache ihre Feder geleistet haben. Wie manchen Griffel hat hier nicht schriftstellerischer Eifer, sondern eine fromme Pflicht geführt. Würde eine solche immer Mehre begünstigen!

Zugleich mit diesem Jahrgange ist nun auch das längst versprochene Register über die zehn ersten Jahrgänge erschienen. Wenn man ein Glas Wein aus einem Faße haben will, kann man allerdings auch das ganze Faß deswegen ausschlagen; aber bequemer ist doch Fahn und Heber. So auch dies Register, ein ebenso verdienstliches und mühsames als in seiner Art einziges Werk. Auch hierin ist unser Herausgeber ein höchst gewissenhafter Todtenbettmeister. Denn sowie dieser aus seinen Listen und Büchern alle Todten muß nachweisen können, wie er ein fertiger Marktscheider in seinen Schächten und Stollen der Verneinung sein muß, so will auch auf diesem großen Todtenbette mit sicherer Hand der rechte Stein und Hügel schnell gefunden sein. Wahrlich es gehört Enthusiasmus für eine solche Sache!

Auf fast 800 engen Seiten oder 49 Bogen hat Hr. Meismann, der thätigste Mitarbeiter am ganzen Unternehmen, nicht ein, sondern drei umfassende Register über die 10,364 von 1825 — 82 Nekrologisten entworfen, alle in alphabetischer Folge, und zwar das erste nach Vor- und Zunamen (S. 1 — 290); das zweite (bis S. 505) nach den Staaten, Provinzen und Districten, in welchen die Biographisten gelebt haben, und das dritte nach ihrem Rang, Stand und Berufe. Bequemer kann man es doch in der Welt nicht haben; denn selbst wenn der Name eines Aufzustehenden vergessen wäre, so könnte man aus seinem Aufenthaltsorte, und wenn auch dieser entfallen sein sollte, aus dem bloßen Titel oder Amt, welches er bekleidete, mit Hilfe des zweiten oder dritten Registers sich zurechtfinden. Daß die beiden letzten Verzeichnisse ganz eigenthümliche und fast nicht zu beseitigende Schwierigkeiten haben, fällt vielleicht auf den ersten Anblick Niemanden ein. Denn, wer sollte es glauben, wer nicht ähnliche geographische Arbeiten unter den Händen gehabt hat, daß bei manchen Geburtsorten, die doch nach Ländern und alphabetisch eingerichtet werden mußten, bei gleichnamigen, vielleicht selbst unrichtig geschriebenen Namen kaum zu ermitteln war, welchem Lande sie angehörten; und gewiß, die 18½ Bogen dieses Registers geben einen schönen Beitrag zur deutschen Topographie. Die Schwierigkeiten beim dritten Register waren nicht geringer, nicht allein wegen der Unzahl der in den verschiedenen Staaten Deutschlands vorkommenden Ämter, Berufe, Stände, Titulaturen und Würden — man hat ja längst Deutschland das Land der Titel genannt, und hier findet man ein wahres Atterikon —, sondern weil auch Man-

cher zu gleicher Zeit mehr als einen Titel hat, z. B. Kirchenrath, Professor und Prediger zugleich ist, also unter allen keine gesucht werden kann, daher auch drei Mal vorkommen muß. Nun sind zwar viele Duzend Titel unter gemeinschaftliche Nummer, z. B. Physici, Chirurgen, Medicinalräthe u. s. w. unter die Rubrik Ärzte, und Ärzte von besondern Ämtern und Functionen und Medicinalbeamte gebracht, wozu die Leibärzte, Hofjagärzte, Regimentschirurgen, Stadts, Gerichts-, Staats-, Medicinalassessoren und Räte u. s. w. gehören. Ebenso ist mit der weitläufigen Rubrik Militär (wo es vom Feldmarschall abwärts bis zum Cornet rangirt), mit den Krirkeln: Doctoren, Anwälte, Justizcommissare, Procuratoren, des Königs, Steuern- und Zollbeamten, Pfarrern und Pfarrern von besondern Ämtern und Functionen, Hofleuten, Räten gehalten worden. Der Director der Rheinschiffahrt (Duchard) hat sich nicht unter die „Seelente“ verweisen lassen; seine die Frauen unter die Titel ihrer Männer, z. B. Justizräthin, Admiration. Daß unter die Rubrik Particularpersonen einige gerathen sind, welche einer bestimmten Rubrik angehört hätten, daß hin und wieder noch größere Vereinfachung (z. B. bei Professoren) möglich gewesen wäre, soll durchaus nicht als Tadel bemerkt werden. Ein solches Register ist noch nie dagewesen und, Gott weiß, in unserm titelreichen Deutschland und bei der politischen Verwickelung eine wahre Herculesarbeit. Vielleicht läßt sich auch mit der Zeit noch Einiges verändern, z. B. der Schwermüthigkeit begegnen, daß man, wenn man nur den Ort und nicht das Land kennt, z. B. Reumark, später nicht erst alle Länder durchgehen muß. Das Fehrrichtige würde ferner noch zu ergänzen sein, wenn man die Summen der aus einem oder dem andern Lande Nekrologisirten genau angeben könnte. So würde z. B. auf Berlin nach ungefährem Überschlage so viel Raum als auf die ganze österrichische Monarchie kommen.

Doch wir brechen mit unserer Anzeige ab und wenden dem Register, welches selbst ohne den Nekrolog drucklos aber nur zu 300 Exemplaren gedruckt ist, einen recht glüklichen Einfluß auf den Abfag des Nekrologs selbst. Der Herr bitten wir den wackeren Herausgeber, nur den Druck nicht zu verlieren — *finis coronat opus!*

Notizen.

Ritzke, der Verf. eines ausführlichen Werks über Judentum, erzählt folgenden Charakterzug: „Ich sah im Vorzimmer einen Menschen auf dem Boden sitzen, mit dem Rücken an der Mauer gelehnt, der durch seine schmutzige und zerfetzte Kleidung sowie durch die Eigenthümlichkeit seiner Gesichtszüge meine Aufmerksamkeit erregte. Er sagte keine Worte zu mir, allein ich konnte mich, nachdem ich einige Schritte darüber war, nicht enthalten umzukehren. „Ihr seid bedürftig“, sprach ich zu dem Menschen; „warum spricht Ihr mich nicht an?“ „Spreche ich Euch denn nicht an?“ erwiderte er. „Ihr saget ja kein Wort.“ „Nun denn“, sagte er, „Ihr haltet die Güte, einen Blick auf meine Gestalt zu richten. Schaut her! (Er hielt die Lumpen von. Etwas in die Höhe, worunter eine Jacke gewesen sein mochte.) Seht Ihr, wie sie sich in diesen Löchern und Durchsichtgittern spiegeln? Sind Ihre meine eingefallenen Wangen und den Hunger, der auf meinen bleichen Augen anstarrt? Wenn, ich bemerkt hätte, wenn Ihr dies Alles gewahrt, so sprüht: bettelt ich denn nicht mit tausend Jungen?“ In der That, der König Wilhelm hat Recht, und der Hr. Verf. mag sich ihm gegenüber nicht so wenig geschämt haben.

In London ist ein schönes Portrait des Malers in der benannte, sie als Helden vorstellend, erschienen.

Das Register zum Jahrgang 1836 ist unter der Presse und wird im Laufe des Monats Januar nachgeliefert werden.

Literarischer Anzeiger.

1836. Nr. XX.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brodhause in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Goethe in zwei Bänden.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen verkauft worden:

Goethe's Werke.

Ausgabe in zwei Bänden.

Mit Stahlstichen und einem Facsimile der Handschrift Goethe's.

Format wie Schiller in Einem Bande.

Erste Lieferung:

Pränumerationspreis für beide Bände 18 Fl., oder 10 Thlr. 12 Gr.

Subscriptionspreis — 24 — 14 —

Diese, mit einer Anzahl nie gedruckter, ja zum Theil erst jetzt (durch die Ordner seines Nachlasses) aufgefundenen Gedichte und dramatischer Fragmente des großen Dichters bereicherte Ausgabe reißt sich im Formate ganz der von Schiller in Einem Bande an. In Schönheit des Papiers und Druckes übertrifft sie noch unsere neuern Ausgaben von Schiller, welche so allgemein Beifall gefunden haben und wird überdies durch eine Reihe von Stahlstichen nach den ausgezeichnetsten Künstlerlerna geschmückt werden. Gleichwol ist der Preis im Verhältnisse nicht theurer als die Ausgabe Schiller's in Einem Band, und ansehnlich wohlfeiler als der pariser Nachdruck, der im Pränumerationspreis schon 14 Fl. kostet, dem nur das Bildniß Goethe's und dessen Facsimile beigegeben ist, und der auch in Correctheit und Eleganz der Ausstattung weit hinter dieser Ausgabe zurücksteht. Mit dem Erscheinen dieser ersten Lieferung hat der Pränumerationspreis unabänderlich aufgehört. Der Subscriptionspreis dagegen, welcher bei Empfang jeder Lieferung mit 6 Fl. oder 3 Thlr. 12 Gr. zu bezahlen ist, besteht bis zur Vollendung des ganzen Werks, das Aufhören desselben und Eintreten des jedenfalls ansehnlich höhern Ladenpreises behalten wir uns vor, später bekanntzumachen.

Die zweite Lieferung, mit der der erste Band sich schließt, erscheint noch im Laufe dieses Jahres; die dritte folgt zur Messe 1837, und der Schluß, zumißt alles Biographische umfassend, zu Ende desselben Jahres.

Stuttgart und Tübingen, im Mat 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin

der Gesellschaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

1836. Juni. Nr. 166—169.

Nr. 166. *Die Kathedrale von Greter. *Gemälde von Spanien. *Die Lastoklane von Turbaco. Surrogate für Fleisch und Daus. Das Atlas-Gul. *Pompeji. — Nr. 167. *Der ägyptische Winter. Folgt nach einem sehr heißen Sommer ein sehr kalter Winter? *Würzburg. Gemälde von Spanien. (Bechluss.) — Nr. 168. *Sultan Ahmed's Moschee. Die Buchdruckerei auf den Gesellschaftsinseln. *Das Leben; oder Rettungshoof. Wirkungskraft der Dampfmaschine. Die Holzhaue in Canada. Der Firnisbaum. Die Feldmäuse in Kamtschatka. Geschichtliche indischer Jonglens. — Nr. 169. *Die Stadt Alger. *Die Grabmäler der Griechen und Römer. *Der weiße Mohr und das Opium. *Des Chamäleon. Ein chinesisches Mittagessen. Schiffbrüche englischer Fahrzeuge. Die schwimmenden Inseln von St. Damer. Gediegenes Gold. *Der Kreni zu Moskau.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehrere Abbildungen.

Preis dieses Jahrgangs von 53 Nummern 2 Thlr. — Der erste Jahrgang von 52 Num. kostet 2 Thlr., der zweite von 53 Num. 1 Thlr. 12 Gr., der dritte von 52 Num. 2 Thlr. Leipzig, im Juni 1836. F. A. Brodhause.

Goeben ist bei mir erschienen und in allen solchen Handlungen vorrätig:

Vorhalle zur speculativen Lehre Franz Baaders von Dr. Franz Hoffmann, ord. öffentl. Professor der Philosophie a. d. Universität zu Würzburg. Preis 4 Fl. 12 Kr., oder 2 Thlr. 8 Gr.

Franz Baader's speculative Lehre ist eine einzige bloßte im Ganzen unbegriffene Erscheinung unserer Zeit. Zwar ist längst unter den geistvollsten Forschern der Nation nur Eine Stimme darüber, daß der genialste Schwung, der großartige Fleiß, die überschwellende Fülle des Gedankenreichthums, welche diesen Denker auszeichnet, ihn den ersten Forschern aller Jahrhunderte beigesellen. Keiner der ausgezeichneten Denker seit Schelling ist völlig unberührt geblieben von den Wärme- und Lichtstrahlen dieses wohlthätigen Geistes am Himmel der Wissenschaft; und es ist von nicht geringem Interesse, in dieser Beziehung die Zeugnisse zu vergleichen, welche Schlegel, Scherbert, Kanne, Fr. v. Schlegel, Kp., selbst Göthe und Jean Paul Frdr. Richter, Hegel, Schöel u. s. w. der Genialität und der inhaltsschweren Leistungen Franz Baaders in ihren Schriften abgelegt haben. Welche Anerkennung dieser eminenten Geist nun auch bei den Ebenbürtigen seiner Zeit findet und gefunden, so war dies doch nur in einem beschränkten Kreise. Man klagte allgemein über die Schwierigkeit, zum Berkand zu seiner Schriften zu kommen, welches durch das Apophorische seiner Darstellungsweise noch insbesondere erschwert wurde. Der Geistesreiche unter den Schülern des großen Denkers hat es nun übernommen, durch die Bearbeitung dieses Werkes das Studium der speculativen Lehre desselben zu erleichtern; es

Stuttgart und Künzingen, im Juli 1901.
J. G. Gotta's Buchhandlung

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Actenstücke,

etc.

landständischen Anlagen wider den kurfürstl. hess. Staatsminister

Hans Van. Ludw. Fr. Hassensflug
betreffend.

Ein Beitrag zur Zeitgeschichte und zum neuern deutschen Staatsrecht. Die Vertheidigungsschriften von dem Angeklagten selbst und vom Prof. Dr. M. Mohl in Tübingen.

Preis 3 Fl. 24 Kr., oder 2 Thlr.

Die kurfürstliche Ständeverammlung hat bis jetzt allein in Deutschland von der verfassungsmäßigen Befugniß einer Ministeranlage Gebrauch gemacht, und zwar sogar wiederholt gegen denselben Ministerialbescheid. Die klagende Verammlung ist allerdings vor Gericht nicht weniger als glücklich gewesen; allein dieser Ausgang schwächt natürlich das Interesse nicht, welches der Staatsmann, der Rechtsgelehrte und der sorgfältige Beobachter der Zeitereignisse an der Thatfache und an den beteiligten Gründen nehmen müssen. Wenn nun aber das größere Publicum bis jetzt über die ganze Sache nur nach den sehr unvollständigen und einseitigen Berichten der einen Partei zu beurtheilen genöthigt, und somit vielfach schwerem Irrthum ausgesetzt war, so kann es eine vollständige Sammlung der Actenstücke, welche auf die beiden Seiten gegen den Staatsminister Hassensflug angebrachten Staatsanklagen Bezug haben, nur mit Beifall aufnehmen. Eine kurze Einleitung stellt Jedem auf einen Standpunkt, welcher ihm ein Urtheil erlaubt. Da es, wo nicht zur juristischen, doch zur moralischen Beurtheilung von Personen und Verhältnissen beiträgt, so sei es erlaubt darauf aufmerksam zu machen, daß die in der Bekanntmachung dieser Sammlung liegende Berufung auf das gesammte Vaterland nicht von den besiegten Klägern, sondern vom siegenden Beklagten ausgeht.

Stuttgart und Tübingen, im Mai 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Neueste Post-, Reise- und Zollkarte.

In allen Buch- und Kunsthandlungen ist zu haben:

Allgemeine

Post-, Reise- und Zollkarte

von

Deutschland und den Nachbarstaaten,
mit besonderer Berücksichtigung des Zollverbandes der deutschen Staaten,
unter Mitwirkung von

G. Woppele,

Registrator bei der Generalpostdirection in Frankfurt a. M.
und

L. Sartorius,

Assessor bei groß. hess. Postdirection in Darmstadt,
entworfen und geogr. von

Karl Glaser.

In vier colorirten Blättern.

Darmstadt, im Verlage von C. W. Leske.

Der Preis derselben ist 2 Thlr., oder 3 Fl. 36 Kr., auf Carton gegeben in 22 Feller eingetheilt und in Cuiris 3 Thlr., oder 5 Fl. 24 Kr.

Diese Karte ist mit der größten Sorgfalt von den Herausgebern nach demselben in Folge ihrer amtlichen Stellung zu Gebote stehenden Mitteln bearbeitet und nachher noch von

den obelien Postbesitzer mit Aufzügen und Berichtigungen versehen worden, so daß sie ebenso wenig an Vollständigkeit und Genauigkeit, als an äußerer Eleganz von einer andern Post- und Reisekarte übertroffen wird.

Als Zollkarte ist sie die einzig vollständige, welche die neuesten Veränderungen enthält, die der Eintritt des Großherzogthums Baden, des Herzogthums Nassau und der freien Stadt Frankfurt zum großen deutschen Zollverein herbeiführt hat, und demnach eine zweckmäßige und nützliche Begleitung für jedes kaufmännische Comptoir.

Diejenigen Kunst- und Buchhandlungen, welche eine Anzahl Exemplare für eigene Rechnung nehmen, genießen die vorthellhaftesten Bedingungen.

In meinem Verlage sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Anleitung zum Selbststudium der Optik. Nach dem Book of science von J. Sporschil. Mit 49 Abbildungen. 16. Geh. 9 Gr.

Anleitung zum Selbststudium der Electricität, des Galvanismus und Magnetismus. Nach dem Book of science von J. Sporschil. Mit 13 Abbildungen. 16. Geh. 6 Gr.

welche die 6te und 7te Abtheilung von: „Der Führer in das Reich der Wissenschaften und Künste“ bilden, dessen 1te Abth.: Mechanik (9 Gr.), 2te: Hydrostatik und Hydraulik (6 Gr.), 3te: Pneumatik (6 Gr.), 4te: Akustik (6 Gr.), 5te: Pyronomie (6 Gr.) enthält.

Leipzig, im Juni 1836.

F. A. Brockhaus.

Von folgenden Tauschen stregenden Werken sind eben Fortsetzungen erschienen:

Marbach, G. O.,

über moderne Literatur.

In Briefen an eine Dame. 1te Sendung:

(11. bis 25. Brief.) 3 Bände. Heine.

1. Bänd. Geh. 1836. 18 Gr.

1te Sendung: Einleitung. Mangel. Kostet 16 Gr.

Martin, M. Montgomery,

Die britischen Colonien,

nach ihren geschichtlichen, physischen, statistischen; administrativen, finanziellen, mercantilen und übrigen socialen Beziehungen. A. d. Engl. von Dr. W. J. J. Deitke Hegg. Nordamerica. Gr. 8. 1836. 1 Thlr. 4 Gr.

Alle 3 Bde. bilden u. d. Titel: Martin die brit. Colonien in Asien, Ostindien und Nordamerika einen Band mit Vorrede, Inhalt u. zu 3 Thlr. 12 Gr.

Benturini, Dr. Paul,

Pragmatische Geschichte unserer Zeit.

Das Jahr 1834.

(Der Chronik. Neue Folge. 9ter Band. Gr. 8. 39 B. 1836. 2 Thlr. 16 Gr.)

Dies Werk ist an Vollständigkeit, Freiheitlichkeit und Pragmatik der Darstellung noch von keinem andern übertroffen worden. Nach dem nunmehrigen Aufheben auch des Mangel'schen Taschenbuchs dürfte es jedem Geschichtsfreunde fast unentbehrlich sein.

J. G. Hinrichs'sche Buchhandlung in Leipzig.

Schiller's sämtliche Werke.

In der Unterzeichneten sind soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Schiller's sämmliche Werke in zwölf Octav-Bänden,

Wellpapier, mit zwölf Stahlstichen nach Kaulbach
Schröter, Stieler, Mücke und andern ausgezeich-
neten Künstlern.

Dritte Lieferung, oder siebenter bis neunter Band.
Subscriptionspreis 4 Rl. 12 Kr., oder 2 Thlr. 12 Gr.; für
alle 12 Bände 16 Rl. 48 Kr., oder 10 Thlr.

Dieser Lieferung sind beigelegt:

- 1) Eine Scene aus Wallenstein's Lager.
- 2) Portrait der Frau von Schiller.
- 3) Eine Scene aus Wilhelm Tell.

Die vierte und letzte Lieferung, mit deren Erscheinen obiger Subscriptionspreis erfüllt und ein ansehnlich höherer Ladenpreis eintritt, wird, unfehlbar noch im Laufe dieses Jahres nachfolgen.

Galerie

zu

Schiller's sämmlichen Werken.

Erste Lieferung in 6 Blättern in Quart.

1. Portrait von Schiller, 2. Portrait der Frau von Schiller, 3. Scene aus den Räubern, 4. die Kraniche des Ibis, 5. Scene aus Wallenstein's Lager und 6. Scene aus Wilhelm Tell.

Preis auf chinesischem Papier 2 Rl. 42 Kr., oder 1 Thlr. 16 Gr.
— — Wellpapier 2 Rl. 24 Kr., oder 1 Thlr. 12 Gr.

Stuttgart und Tübingen, im Mai 1836.

J. G. Cotta'sche Verlagsbuchhandlung.

Im Verlage von F. Fort in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Perlenschnüre aramäischer Gnomen und Lieder, oder aramäische Chrestomathie, mit Erläuterungen und Glossar, von Julius Fürst. Zu des Verfassers aramäischem Lehrgebäude als Übungsbuch gehörig. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Der Verfasser des „aramäischen Lehrgebäudes“ hat in dieser Chrestomathie die wichtigsten Einsprüche, die schönsten Partien der jüdischen Salomo'sage, und bisher in der christlichen Welt unbekante Festgesänge, in einem zuerst richtig punctirten und kritisch wiederhergestellten Aramäischen, mit vollen und sprachlichen Schollen zusammengestellt, so daß dieselben zugleich ein nützliches Übungsbuch für den Schüler, eine inter-

essante Lectüre für Freunde wissenschaftlicher Werke, und ein nützlicher Beitrag sprachwissenschaftlicher Einsprüche für die Fortentwicklung der jüdischen Sprache ist.

Bei herausgehender Communion bezieht sich die Unterzeichnete, die Freunde des Vaterlandes auf bei in ihrem Verlag erschienen, in allen guten Buchhandlungen zu habende

Taschenbuch auf Reisen durch Württemberg,

mit einem Anhang über die besuchten Räder Württemberg, einem Ortsregister und zwei topographischen Abbildungen, und auf Verlangen mit einer Karte von Württemberg. 12. Preis brosch. mit Karte 2 Rl., ohne Karte 1 Rl. 24 Kr.

aufmerksam zu machen.

Ein Handbuch, das, wie dieses, ganz Württemberg zeigt, das der Reisende unterwegs zu Rathe ziehen kann, um sich mit den Schönheiten, Merkwürdigkeiten, den vornehmsten Ansichten der einzelnen Orte, sowie mit den besten Gassen und deren Richtung und Verbindung mit der Stadt zu den andern Nachbarkländern bekannt zu machen, was ganz willkommen sein, vor allen andern Denkmälern, welche in württembergischen Bädern besichtigen.

Stuttgart und Tübingen, im Juni 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Eckermann und Falk über Goethe.

In meinem Verlage ist soeben erschienen:

Gespräche mit Goethe

in den

letzten Jahren seines Lebens.

1828 — 1832.

Von

Johann Peter Eckermann.

Zwei Theile. 8. Geh. 4 Rl.

Dies Werk nimmt in hohem Grade die Aufmerksamkeit der Deutschen, der Freunde ihrer Literatur und der Kunst des großen Dichters im In- und Auslande in Anspruch. Der Verfasser theilt uns aus seinem Tagebuch die besangener und einfacher Weise den Inhalt der Gespräche, die er in jenen Jahren mit Goethe fast Tag für Tag zu haben das Glück hatte, wie er das in seiner Umgebung nicht gezeichnet. Groß und bedeutend sind die Aufzeichnungen, welche der Verfasser aus dem Goethe'schen Leben, das höchste im Leben, Literatur und Kunst betrifft, und mit die wichtigsten Beiträge zur Charakteristik des großen Dichters bieten. Sehr glücklich ergiebt die gewürthliche Schrift des Dr. Eckermanns, mit dem Jahr 1832 glänzend, das bekannte Buch von

Johannes Falk:

Goethe aus näherem persönlichen Ansehen
dargestellt.

Ein nachgelassenes Werk.

welches mit dem Jahre 1834 schließt. Nach dem Tode des Dichters, die längere Zeit im Druckstande, ist diese Auflage (geh. 1 Thlr. 12 Gr.) in mehreren Auflagen erschienen, im Juni 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Literarischer Anzeiger.

1836. Nr. XXI.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Seite 2 Gr.

Die unterzeichnete Verlags-handlung erlaubt sich die Freunde einer unterhaltenden und belehrenden Lecture darauf aufmerksam zu machen, daß mit dem 1ten Juli ein neues Abonnement auf das bekannte

Pfennig-Magazin

begonnen hat. Die fortwährende Theilnahme des Publicums, bekundet durch einen Absatz, wie keine Zeitschrift wohl sich eines ähnlichen nur zu erfreuen hatte, zeigt am besten, daß die Bemühungen der Redaction und Verlags-handlung sich die Zufriedenheit der Leser zu bewahren, dadurch neue Freunde dem Blatte zu erwerben, von günstigem Erfolge sind.

Der Preis des Semesters ist 1 Thlr.; wöchentlich erscheint eine Nummer von einem Bogen auf feinem Velinpapier mit mehreren saubern Holzschnitten geziert. Die früheren Jahrgänge sind für nachstehende Preise: I., 52 Rtn., 2 Thlr.; II., 39 Rtn., 1 Thlr. 12 Gr.; III., 52 Rtn., 2 Thlr., ebenfalls noch sauber geheftet zu haben. In gleicher Tendenz, aber für ein anderes Publicum bestimmt, erscheint das

Pfennig-Magazin für Kinder

ebenfalls wöchentlich eine Nummer von einem Bogen auf schönem Velinpapier mit hübschen Holzschnitten. Der Jahrgang kostet nur einen Thaler! Die vorhergehenden beiden Jahrgänge sind für gleichen Preis geheftet durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Welche Zeitschriften können bei den Buchhandlungen sowohl wie Postämtern bestellt werden; in den erstern findet man Exemplare vorräthig.

Leipzig, im Juli 1836.

F. A. Brockhaus.

In der Unterzeichneten ist forden erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Bibliothek

Militairs überhaupt

und für

Unterofficiere insbesondere.

Zweite Lieferung:

Lehre von den Handwaffen.

Preis 12 Rr., oder 3 Gr.

Dem unbefangenen Leser kann es nicht entgehen, daß das Streben sich durch Lesen zu unterhalten, in der neuern Zeit alle Stände durchdrungen hat, und sich besonders unter der ehrenwerthen Classe der Unterofficiere und den angehenden Militairs kundgibt. Dieses in jeder Hinsicht erfreuliche Zeichen verdient wohl beachtet zu werden. Das Lesen hält den jungen Militair von mancher schädlichen, kostspieligen Unterhaltung ab, und dient als Mittel, Kenntnisse aller Art, die sich weder auf dem Exercierplatze, noch aus den Dienstvorschriften und Instructionen erlernen lassen, zu verbreiten und die intellektuellen Kräfte des Lesers durch das mit dem Lesen verbundene Nachdenken zu entwickeln und zu erhöhen.

Um denselben hierfür geeignetes Material zu verschaffen, hat sich eine Gesellschaft deutscher Officiere vereinigt, und nach reiflicher Erwägung den Plan einer Bibliothek für Unterofficiere

entworfen, welche nach den geistigen und äußern Mitteln dieser Standesklasse berechnet ist.

Die Hauptgesichtspunkte, von welchen hierbei ausgegangen wurde, sind folgende:

- 1) Die Unterofficiers-Bibliothek ist für Individuen aller deutschen Staaten berechnet, wobei sie alles speciell Dienstliche, was aus den bestehenden Dienstvorschriften der einzelnen Staaten erlernt werden kann, ausschließt.
- 2) Die Unterofficiers-Bibliothek ist unbeschränkt der Vollständigkeit auf ein möglichst kleines Ganzes berechnet, denn der Unteroffizier hat nur einen beschränkten Raum zur Aufbewahrung derselben.
- 3) Die Unterofficiers-Bibliothek ist auf möglichste Nützlichkeit, mit Beseitigung jedes Gedankens an Gewinn, basirt, denn dem angehenden Militair und dem Unteroffizier stehen nur schwache pecuniäre Mittel zu Gebote.
- 4) Neben der Verbreitung nützlicher Kenntnisse, welche den einzelnen Individuen selbst nach ihrem Austritt aus dem Militairstande noch von wesentlichem Nutzen sein dürften, wiewohl der Geist des echten Soldaten, die Anhänglichkeit an den Fürsten und das Vaterland, und die Beförderung der Liebe für den Stand, das ganze Unternehmen durchdringen.

Die einzelnen Bücher und ihre Reihenfolge sind folgende:

- | | 1ste. | 2te. | 3te. |
|---|-------|------|------|
| 1) Lehre von den Handwaffen | 5 | 12 | |
| 2) Militairisches Lesebuch zur Unterhaltung und Belehrung. 1te Abtheilung | 5 | 12 | |
| 3) Die Lehre vom Militairstyl | 5 | 12 | |

- | | Heft. | Bogen. |
|---|-------|--------|
| 4) Erklärendes Wörterbuch der in der Kriegssprache vorkommenden Fachwörter . . . | 2 | 8 |
| 5) Kurzer Abriss der allgemeinen Geschichte mit steter Einsicht auf den Krieg . . . | 6 | 24 |
| 6) Militärisches Lehrbuch zur Unterhaltung und Belehrung. 2te Abtheilung . . . | 3 | 12 |
| 7) Populärer Abriss der Kriege neuerer Zeit (von 1792 an) . . . | 4 | 16 |
| 8) Populäre Militär-Geographie mit 1 Atlas . . . | 4 | 16 |
| 9) Terrain-Lehre . . . | 3 | 12 |
| 10) Der Unteroffizier als Untergeordneter, Kamerad und Vorgesetzter . . . | 2 | 8 |

Wer bei der ihm zundächstgelegenen Buchhandlung unterzeichnet, und sich zur Abnahme der ganzen in 2—2½ Jahren fertig werdenden Sammlung verbindlich macht, erhält die Lieferungen im Subscriptionspreise von 12 Kr. oder 3 Gr. pro Lieferung. Alle sechs Wochen ungefähr wird eine Lieferung von 4 Bogen ausgegeben.

Sobald sämtliche Lieferungen eines Faches erschienen sind, tritt für dieses Fach, welches dann auch einzeln verkauft wird, ein erhöhter Ladenpreis ein.

Stuttgart und Tübingen, im Mai 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei mir ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Dichter ein Geher, oder über die innige Verbindung der Poesie und der Sprache mit dem Hellsinn.

Von

Dr. Alb. Steinberg.

Nebst einer einleitenden Abhandlung:

„Der organische Leib und die Sprache“

von

Dr. Gotthilf Heinrich von Schubert.

Gr. 8. 40 Bogen. 3 Thlr. — 4½ Fl. Conv. Wge. —
5 Fl. 24 Kr. Rhein.

Das vorliegende interessante Werk ist die Frucht mehrjähriger tiefer Forschung. Der Inhalt desselben ist so reichhaltig, als das solcher hier ausführlich angegeben werden könnte, und ich beschränke mich daher, nur auf einige Abhandlungen besonders aufmerksam zu machen. Als: „Der organische Leib und die Sprache.“ — „Über den Ursprung der Gedanken.“ — „Über die Entstehung der Sprache aus dem Menschen.“ — „Über die prophetische Traum-sprache.“ — „Über die Sprachengabe der ersten Christen“ und auf „die im Anhange angeführten Beispiele von prophetischen Poesien und poetischen Propheten.“

Georg Joachim Göschen in Leipzig.

Bei J. G. Schaub in Düsseldorf ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Epigonen. Familienmemorien in neun Büchern.

Herausgegeben von Carl Immermann.

8 Bände. 80 Bogen in 8, auf feinem Maschinen-Wellpapier. In geschmackvollem Umschlage geheftet. Preis 6 Thlr.

Auch unter dem Titel:

Immermann's Schriften.

— Fünfter bis sechster Band.

In diesem Werke gehen sich die Konflikte der Gegenwart in moralischer und gesellschaftlicher Beziehung, in Kunst, Wissenschaft und Politik zu einem reichen Lebensbilde gestaltet.

Dies liegt in Werther und Wilhelm Meier die einzigen Richtungen der Zeit sich viderständig spiegelnd und lebend in klarem Hellmitleid und Concretis worden; so erhält man selbst Betrachter, die Zeit der Epigonen, hier ein Gegenbild, dem in seiner psychologisch scharfen Auffassung und poetischen Ähnlichkeit diese Richtungen nicht fehlen werden.

Schwab's Bodensee.

Die Unterzeichnete erlaubt sich den Reisenden zu empfehlen in ihrem Verlage erschienenenes Werk in Erinnerung zu bringen:

Der Bodensee nebst dem Rheinthal von St. Luziensteig bis Weinegg.

Ein Handbuch

für

Reisende und Freunde der Natur, Geschichte und Kunst

von

Gustav Schwab.

Mit 8 Karten.

Preis 3 Fl. 36 Kr., oder 2 Thlr. 4 Gr.

Dieses Handbuch zerfällt in vier Hauptabschnitte: I. Natur-schaffliches. II. Geschichtliches. III. Topographisches. IV. Ge-birg-s-Anhang. Die Fahrten beider Dampfboote. Das ge-ographische Register und die Beschreibung des Bodensees selbst.

Stuttgart und Tübingen, im Mai 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei J. A. Mayer in Kopenhagen ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Abfall der belgischen Provinzen von Oesterreich.

Von

Louis Lat.

8. Heftet. Preis 1 Thlr. 12 Gr., oder 2 Fl. 12 Kr.

Wir übergeben hier dem Publicum ein Werk, welches Geschichte einer Zeit behandelt, die, trotz ihrer Nähe zu wenig bekannt, dennoch von dem höchsten Interesse ist. Wir stellen ein scharfes Licht auf die Verfassung, Charakter und Lage der belgischen Nation, und zu demselben Zweck bringen wir die belgischen Ereignisse, unsere Zeit, klar und mit neuen Quellen unparteiisch bearbeitete Werk, das die an-giehende als unterrichtende Lektüre.

Kurzegefasste Lebensbeschreibungen der merkwürdigsten evangelischen

Missionare.

nebst einer Übersicht der Ausbreitung des Christenthums.

Nach der Mission.

Herausgegeben von Carl Christ.

Begeben an der Deutschen in Kopenhagen.

Erstes Bändchen. (Schwarz, Conv.)

8. 12 Bogen in Umschlag. Preis 1 Thlr. 12 Gr., oder 2 Fl. 12 Kr.

Die Reisezeit und Reisebeschreibungen.

Bei F. F. Köhler in Leipzig sowie in allen Buchhandlungen sind nachstehende Werke L. Kellstab's zu haben:
Kellstab, L., Sagen und Erzählungen. 3 Thle.

Im Jahr 1836:

1ter Thl. enthält: Waldsage oder der Wolfabrunnen. Elisabeth, eine Sage vom Menschen. Theodor, eine musikalische Skizze. Kaiser Maximilian.

2ter Thl. enthält: Jacomir, das Hochzeitfest, eine italienische Sage. Marie und Fährten.

3ter Thl. enthält: Der Goldschmied von Augsburg. Julius, eine musikalische Novelle. Edmund, eine musikalische Skizze. Kellstab, L., Mäler und Pacts. 3 Thle. 4 Thle. 12 Gr.

1ter Thl.: Die Aventure. 2ter und 3ter Thl.: Die Julius sage. 2 Thle. 8 Thlr.

Derselben Gedichte, 1ter Band. 8. 1 Thle 4 Gr.

Scott, W., Das Leben und die Schriften der berühmtesten, vorzüglich englischen Romandichter; übersetzt und mit einem Anhange versehen von L. Kellstab. 3 Bde.

8. 2 Thlr. 12 Gr.

Inhalt: Fleming, Smollet, Esage, Johnstone, Sterne, Goldsmith, Johnson, Macenzie, Walpole, Clara Reeve, Richardson, Cervantes Saavedra (v. Smollet). Anhang zu Goldsmith's Leben: Swift, Sage Cumberland (Anna Radcliffe).

In der Unterzeichneten sind soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Wilhelm Meister's Lehrjahre

von
J. W. von Goethe.

Zwei Theile. Neue Ausgabe auf Velinpapier.

Preis 4 Rl., oder 2 Thlr. 12 Gr.

Stuttgart und Tübingen, im Mai 1836.

J. C. Cotta'sche Buchhandlung.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

M. Minucii Felicis Octavius sive Dialogus Christiani et Ethnici Disputantium. — Octavius oder Schutz-

schrift für das Christenthum, ein Dialog des Minucius Felix. Neu herausgegeben, erklärt und über-

setzt von Dr. T. H. B. Lühert. Gr. 8. 1836.

Preis 1 Thlr. 4 Gr.

Julius Klinckschardt in Leipzig.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Dick - Brown,

als
Gemälde aus London

von
Dr. Woldemar Seyffarth.

Berf. der Reisezeit, der bunten Reise, des Andronikos u. s. w.
Preis 3 Rl., oder 1 Thlr. 20 Gr.

Der bereits durch mehrere Schriften: Reisezeit, Bunte Reise, des Andronikos u. s. w., rühmlich bekannte Verfasser lebt seit mehreren Jahren in London. Er benutzt seine Erfahrungen und seine Menschenkenntnis, um mit einem aus-
gezeichneten Familiengemälde die vielseitigste Schilderung des öffentlichen und häuslichen Lebens der Engländer zu verknüpfen. Neben dem Reiz einer vortheilhaften Erzählung steht sich hier

der Deutsche auf das angenehmste über englische Sitten und Gebräuche, gesellschaftliche Thorheiten und Moraltelle unterrichtet, die er aus den reisenden Engländern nicht kennen lernen kann.

Stuttgart und Tübingen, im Mai 1836.

J. C. Cotta'sche Buchhandlung.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:
Blätter für literarische Unterhaltung. (Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus.) Jahrgang 1836. Monat Juni, oder Nr. 153—182, 1 Belage: Nr. 12, und 3 literarische Anzeiger: Nr. XVII—XIX. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 366 Nummern (außer den Beilagen) auf gutem Druckpapier 12 Thlr.

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von E. G. Gersdorf. 1836. Achten Bandes fünftes und sechstes Heft (Nr. XI, XII.) Gr. 8. Preis eines Bandes von ungefähr 50 Bogen 3 Thlr.

Allgemeine Bibliographie für Deutschland. (Herausgeber: E. Avenarius.) Jahrgang 1836. Monat Juni, oder Nr. 23—26, und Bibliographischer Anzeiger: Nr. 23—26. Gr. 8. Preis des Semesters auf gutem Druckpapier 1 Thlr. 8 Gr.

Leipzig, im Juli 1836.

J. A. Brockhaus.

Geben wurden fertig und versandt:

Ueber den wichtigen und vortheilhaften

Munkelrüben-Bau

für Landwirthe, Gärtner und Zuckerfabrikanten, sogleich dargestellt von Dr. Dietrich.

Mit 1 Steinbild. Brosch. 6 Gr.

Manuscript vom Jahr 1812.

Darstellung der Begebenheiten dieses Jahres als Beitrag zur Geschichte Napoleons. Von dessen Cabinetssecretair Baron Fain. Deutsch von C. Klein und Belmont. 6tes Heft.

Jedes Heft 6 Bogen. Gr. 8. 5 Gr. Mit Karten 7 Gr.

Manuscript de 1812.

Par M. le baron de Fain.

Livraison tième à 6 Gr., avec chartes 8 Gr.

Mit dem 7ten und 8ten Heft wird das Werk im August beendigt.

Ernst Klein's liter. Comptoir in Leipzig.

Bei F. F. Köhler in Stuttgart ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Anekdoten scherzhaften Inhalts

2tes Bändchen, Taschenf. eleg. brosch. 6 Gr., oder 24 Rl.

Dies Bändchen enthält über 400 Anekdoten in bester Auswahl, wie sie der Titel bezeichnet, darunter werden die Eisenbahn-Anekdoten, die von Juden, Böhmern u. dgl. die Leser hincitend erhöhen.

Das erste Bändchen von 800 Nummern ist zu demselben Preis in allen Buchhandlungen vorräthig.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Meine Erfahrungen in der höhern Schafzucht.

von
J. G. Elsner.

Zweite stark vermehrte Auflage.

Preis 2 Rl. 12 Kr.

Die erste Ausgabe dieses in gedrängter Kürze vorgetragenen so überaus reichhaltigen Buches ward in kurzer Zeit vergriffen. Eine factische Anerkennung seines Werthes. Der Verfasser hat seinen Gegenstand auf eine seltene Art durchdrungen, das mag wol auch die Ursache sein, daß selbst Laien das Buch mit Interesse lesen. Die kritischen Anzeigen von Allen, was bisher über edle Schafzucht aus Herrn Elsner's Feder floss, vereinigen sich fast sämmtlich dahin, daß Alles, was er über diesen Gegenstand bis jetzt niederschrieb, classischen Werth habe, und daß man ihn in diesem wichtigen Zweige der National-Industrie für eine Autorität anerkennt. Die genannte neue Auflage ist mit einer Menge von Zusätzen neuer Erfahrungen, die Herr Elsner seit der Erscheinung der ersten Auflage zu machen Gelegenheit hatte, bereichert, wodurch ihr Werth dennoch ungleich höher steht, wie der der ersten Ausgabe.

Stuttgart und Tübingen, im Mai 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Wohlfeile Ausgabe.

Um den vielfach ausgesprochenen Wünschen zu entsprechen, haben wir von:

William Goethe's sämmtlichen Kunstwerken,

74 Blatt in Großfolio,

eine Ausgabe veranstaltet, welche wir complet in einem Bande ganz schön ausgestattet zu dem beispiellos billigen Preise von nur 6 Thalern verkaufen, um dieses classische Werk auch Unbemittelten zugänglich zu machen; für die frühere Ausgabe in 12 Lieferungen hingegen wird der Preis von 18 Thln. beibehalten.

Leipzig, im Juli 1836.

A. Pönicke und Sohn.

Bei Aug. Wilh. Unger in Königsberg ist erschienen und in allen Buchhandlungen für 7½ Sgr. (6 Gr.) zu haben:

Dr. Lorinser's Beschuldigung der Schulen, zur Steuer der Wahrheit

und
zur Beruhigung besorgter Eltern
widerlegt von

Dr. F. A. Goltzhold.

Diese Schrift wird die Ältern schulfähiger junger Leute nicht bloß beruhigen, sondern ihnen auch sonst noch manche Belehrung für die Erziehung ihrer Kinder gewähren.

Uebersetzungsurtheil. Nächstens erscheint von dem, dem Anacharsis an die Seite gestellten Werke:

Rome au Siècle d'Auguste par M. L. Charles Dezobry.

eine deutsche Bearbeitung von Theob. Hell, welches zur Beseitigung von Collisionen hierdurch angezeigt

J. G. Hinrich'sche Buchhandlung
in Leipzig.

Bei Georg Joachim Göschen in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Frankreich

in
socialer, literarischer und politischer
Beziehung.

Von

S. E. Sulzer,

Professor in Göttingen.

Aus dem Englischen übersezt

von

O. v. Czarnowski.

Zweite Abtheilung.

1 Bände.

8. Sgr. 3 Thlr., oder 5 Rl. 24 Kr.

Die erste Abtheilung dieses ausgezeichneten Werkes ist bereits mit so großer Anerkennung aufgenommen worden, daß wir aber diese auch für sich allein bestehende Abtheilung nicht zu vernachlässigen haben, als daß sie neue Seiten der französischen Zustände mit Tiefe und Scharfblick auf das Augenmerk schreibt und erörtert.

Bei Georg Joachim Göschen in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Hochverrath und Majestätsverbrechen das Crimen majestatis der Römer

von

Dr. JULIUS WEISKE, Prof.

8. Velinpapier. Brosch. 21 Gr. 8 Bände.

Die gründliche Behandlung, mit welcher der Verfasser den vorliegenden Gegenstand durchführt, macht jede weitere Empfehlung unnöthig.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Wohlfarth, Dr. J. F. Th., über den Einfluss der schönen Künste auf die Religion und den Cultus überhaupt und auf das Christenthum und den christlichen Cultus insbesondere, in Rücksicht auf die unserm Cultus bevorstehenden Reformen. Eine historische-kritische Untersuchung. Gr. 8. 1836. Brosch. Preis 18 Gr. Julius Klinckschardt in Leipzig.

In meinem Verlage ist erschienen und an alle Buchhandlungen des In- und Auslandes versandt:

Venetianische Nächte,

von

Da Gräfin Bagn-Beck.

8. Sgr. 1 Thlr.

Der ausgezeichnete Beifall, mit dem die ersten Auflagen der bereits so vorthellhaft bekannten Frau Gräfin Bagn-Beck's "Nächte" (1835, 1 Thlr. 12 Gr.) und "Märchen" (1836, 1 Thlr. 4 Gr.) von allen Seiten begrüßt wurden, hat auch diesem neuen größten Ereignisse ihrer Kunst den Vorzug gegeben.

Leipzig, im Juli 1836.

J. G. Hinrich'sche Buchhandlung

Literarischer Anzeiger.

1836. Nr. XXII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigegeben, und betragen die Insertionsgebühren für die Seite 2 Gr.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Dr. Ernst Ludwig Heim's vermischte medizinische Schriften.

Im Auftrage des Verfassers nach hinterlassenen Papieren gesammelt und herausgegeben von

Dr. A. Hirsch,

ausübendem Arzte zu Berlin.

Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Diese Schriften bilden den literarischen Nachlass eines Arztes, der durch seine praktische Wirksamkeit so grosse Verdienste sich erworben hat, und ergänzen gewissermassen, was uns der Verfasser seiner im vorigen Jahre erschienenen Biographie:

Leben des königl. preussischen Geheimen-Rathes und Doctors der Arzneiwissenschaft Ernst Ludwig Heim. Aus hinterlassenen Briefen und Tagebüchern herausgegeben von Georg Wilhelm Kessler, wirkl. Geh. Oberfinanzrath. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

über diesen so ausgezeichneten und seltenen Mann-mithailt. Leipzig, im Juli 1836.

F. A. Brockhaus.

Es eben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Das Universum der Natur

unter

Unterhaltung und Belehrung

über

Vor- und Mitwelt

von

H. G. Ludwig Reichenbach,

Königl. kgl. Hofrath, Prof. d. Naturgeschichte und Vortrager des Königl. naturhistorischen Museums in Dresden.

Fünfte Lieferung.

Das neu aufgestellte naturhistorische Museum in Dresden.

Ein kritischer bei Beschreibung der Schätze desselben.

Subscriptionspreis 12 Gr. (oder 15 Sgr., oder 24 Kr. Rth.)

Die Beschreibung dieses neuerlich so sehr bereicherten und seit 1755 nicht beschriebenen Museums mag die Besitzer unserer übrigen Werke von demselben Herrn Verfasser besonders darauf aufmerksam machen, wie gross die Menge der Gegenstände sei, welche seine Zeichner und Maler allein dort unter seiner strengen Aufsicht nach der Natur abbilden, wodurch es möglich wird, unsere Werke vor andern, in denen sich oft nicht die einzige Original-Ausführung findet, würdig auszuzeichnen.

Leipzig, im Juli 1836.

Bagner'sche Buchhandlung.

Preisaufrage.

Die Redaction und der Verleger der Zeitschrift:

Der Telegraph,

Oesterreichisches Conversationsblatt

für Kunst, Literatur, geselliges Leben, Theater, Tagesbegebenheiten, Industrie und Fabrikwesen^{*)},

stets bemüht, ihr Unternehmen nach Kräften zu vervollkommen, haben sich entschlossen,

einen Preis von dreissig Dukaten für die beste Novelle aufzusetzen, und laden alle Schriftsteller des In- und Auslandes gegnend ein, der Preisbewerbung unter nachstehenden Bedingungen gefälligst beizutreten.

1. Die Zeit der Einsendung beginnt mit 1sten Juli d. J. und endet mit letztem December desselben. Inländische Schriftsteller werden ersucht, sich zur Einsendung der fahrenden Post oder der Buchhändlergelegenheiten zu bedienen; Auswärtige belieben ihre Beiträge an die Boldmorsche Buchhandlung in Leipzig zu senden, welche uns selbe ungefäumt zumitteln wird.

2. Jede zur Preisbewerbung bestimmte und zur Aufnahme geeignete Novelle wird nach der Reihenfolge der Einsendung in unsere Zeitschrift aufgenommen werden, und der Druckbogen mit fünf Dukaten honorirt, und zwar unbeschadet des Preises.

3. Bei Ertheilung des Preises wird der humoristische Novelle vor der ernsten — wenn nämlich beide von gleichem Werthe sind — der Vorzug gegeben werden.

4. Alle Schriftsteller, welche dieser Einladung gefälligst folgen wollen, werden gebeten, dafür zu sorgen, daß ihre Einsendungen den Umfang von 2 — 2½ Druckbogen nicht überschreiten.

5. Jeder zu diesem Zwecke eingesendeten Novelle bittet man einen versiegelten Zettel beizulegen, welcher die genau bestimmte Adresse des Verfassers enthält.

6. Unmittelbar nach dem Abdruck sämtlicher zur Bewerbung eingesendeten Novellen wird durch drei sachkundige Preisrichter — deren Namen später bekanntgemacht werden sollen — die Ertheilung des Preises bestimmt, und selber ungefäumt ausbezahlt werden.

Für prompte Bezahlung des Preises sowohl als der Honorare haften die Unterzeichneten.

Wien, den 15ten Juni 1836.

Wenzel Lemberg,
Herausgeber und Redacteur.

Franz Lendler,
Verleger und Buchhändler.

*) Von dieser Zeitschrift erscheinen in der Lendler'schen Buchhandlung in Wien vor der Hand wöchentlich drei Hefte auf Velinpapier in gr. 4., nämlich: Montag, Mittwoch und Freitag. — Alle folgenden Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Pränumerationen halbjährig mit 6 Rth. 12 Gr. an, sowie alle 2. L. Postämter für 6 Rth. 12 Gr. halbjährig.

Bei Aug. Wiff. Unzer in Königsberg ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Geschichte Preußens

für das Volk und die Jugend bearbeitet von
Dr. Ed. Heinel.

Die Auflage, mit einem Anhange. Gr. 8. Preis 1 Thlr.
10 Sgr. (1 Thlr. 8 Gr.)

Der Anhang apart unter dem Titel:

Grundriß der Geschichte Brandenburgs.
3 1/2 Sgr. (3 Gr.)

Ein Buch wie dieses, welches in wenig Jahren bereits die dritte Auflage erlebt, bedarf keiner weitem Empfehlung. Über seinen Werth haben öffentliche Beurtheilungen längst entschieden. Es sei daher nur erlaubt, darauf aufmerksam zu machen, daß diese neue Auflage durch manche schätzenswerthe Zusätze vermehrt, und auch in Hinsicht der Correctheit des Druckes bedeutend verbessert ist. Als eine von vielen Schulmännern längst gewünschte Zugabe, erscheint mit der gegenwärtigen Auflage zugleich ein Grundriß der Geschichte Brandenburgs bis zur Vereinigung dieses Landes mit dem Herzogthume Preußen. Dieses Werk, 4 1/2 Bogen stark, ist auch besonders zu haben, und dürfte sich seiner lebhaften kräftigen Darstellung wegen, die mit aller Kürze dennoch Ausführlichkeit verbindet, ganz vorzüglich als Lehrbuch für höhere Schulanstalten eignen.

Bei Georg Franz in München ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Dr. X. Martin,

Darstellung

des

herrschenden Krankheitscharakters

in

MÜNCHEN.

Erste Tafel. Jahrgänge 1830—34.

Folio, in Futteral 9 Gr., oder 36 Kr.

Diese originelle Darstellung entspricht nicht allein den wissenschaftlichen Anforderungen der Ärzte, da sie die Zunahme der Krankheiten und ihr verschiedenartiges Ineinandergreifen abbildet, sondern dürfte auch für jeden Gebildeten von großem Interesse sein, da sie außer den genannten Krankheitsbildern auch noch die verschiedenen Barometer- und Thermometerstände, sowie die Wassermenge eines jeden Monats auf eine weniger ermüdende und mehr anschaulichere Art als die gewöhnliche der Aufzählung durch Ziffern, nämlich graphisch bezeichnet. Der Verf. hat in seinen Bemerkungen den Einfluß der Witterungsverhältnisse Münchens auf die Ausbildung des Krankheitscharakters nachgewiesen. — Der innere Werth, sowie die elegante Ausstattung, welche wir obiger Tafel gaben, überzeugt uns jeder weitem Anpreisung, und wir sind überzeugt, daß jeder Beobachter diese erste Tafel nur mit dem Wunsch der Fortsetzung derselben aus der Hand legen werde.

Neue Verlagswerke

der

Buchhandlung G. W. Aberholz

in Breslau,

welche durch alle Buchhandlungen zu haben sind:

Beiträge zur Geschichte des Krieges vom Jahre 1806 u. 1807, oder Bemerkungen, Berichtigungen und Zusätze zu dem 7ten Theile des Werkes: Geschichte der Kriege in Europa seit dem Jahre 1792 u. Gr. 8. Geh. 10 Gr.
Berg, G. D., Dr. der Theologie u., über die Erfordernisse der priesterlichen Ehesegnungen zum Sacrament der Ehe. Gr. 8. Geh. 8 Gr.

Stellinger, L., Deßkath, Die Verordnung über die Execution in Civilsachen und über den Substitutions- u. Aufgebots- liquidations- Proceß vom 4. März 1834. 2tes Heft. Enthaltend: sämtliche bis zur neuesten Zeit zur Geltung der Gesetze vom 4. März 1834 erschienenen Verordnungen und Ministerialrescripte mit erklärenden Anmerkungen. Gr. 8. Geh. 8 Gr.

—, Die Verordnung über das Rechtsmittel der Revision und Nichtigkeitsbeschwerde vom 14. Dec. 1833. 2tes Heft. Enthaltend: sämtliche bis zur neuesten Zeit zur Geltung der Gesetze vom 14. Dec. 1833 erschienenen Verordnungen. Gr. 8. Geh. 8 Gr.

Fischer, Justizrath, Einige Bemerkungen über die beiden Denkschriften des Hrn. Landchafts-Deputirten v. Beschütz. Zwey Bogen über Pfaadbriele betreffend. Gr. 8. Geh. 4 Gr.

Gräff, S., Justizrath, Sammlung sämtlicher Verordnungen, welche in den von Kampff'schen Jahrbüchern für pers. Gesetzgebung enthalten sind; nach den Materialien geordnet. Zweites durchges. u. verb. Aufg. 7 Bände mit Register. Gr. 8. 12 Thlr. Der 8te u. 9te Bd. die Kampff'schen Jahrbücher bis incl. 92tes Heft enthaltend, erscheinen im Laufe dieses Jahres.

Hahn, G. W., Stadtgerichtsrath, Das Holzdiebstahl-Gesetz vom 7. Juni 1821 mit Commentar, Ergänzungen und Beilagen. 2te umgearbeitete u. vermehrte Aufl. Gr. 8. Geh. 16 Gr.

—, Das preussische Jagdrecht, aus dem allgemeinen Landrecht, den Forst- und Jagdordnungen der Provinzen, den Ministerial- und Regierungs-Verordnungen systematisch entwickelt, und mit Abdrücken der Provincial-Jagdgesetze begleitet. 2 1/2 Bogen. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Hoffmann, H., Dr., Die deutsche Philologie im Grundriss. Ein Leitaden zu Vorlesungen. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 4 Gr.

Hoffmann von Fallersleben, Buch der Liebe. 8. Geh. 12 Gr.

Kirchenblatt, Schlesiens. Eine Zeitschrift für Katholiken aller Stände zur Beförderung des religiösen Sinnes. Herausgegeben im Verein mit mehreren katholischen Geistlichen von Dr. Jos. Sauer und W. Thiel. 2ter Jahrg. 2 Bogen. Gr. 8. 2 Thlr. Der erste Jahrgang ist noch vollständig für 2 Thlr. zu haben.

Leibschütz, Erstes, nach der Lantlehre des Seminars: Dinnend-Plenzsch, und unter dessen Leitung von acht berühmten Clericallehrern ausgearbeitet. 2te Aufl. 8 Bogen. 8. 3 Gr.

Lichtorn, F. W., Pfarrer, Mein Gott und Vater! Gebet- und Erbauungsbuch für katholische Christen. Mit einem Anhange von Kirchenliedern. 8. Weißes Deckpapier. 12 Gr. Bindpapier 16 Gr.

Mendelschmidt, F., Oberlehrer, Anweisung zum Rechnen für Lehrer an Stadt- und Landschulen mit besonderer Rücksicht auf die Beschäftigung der Schüler in mehreren Uebungen und dem wechselseitigen Unterricht methodisch bearbeitet. 2 Bände. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

1ster Theil enthält: Kopfrechnen. 2te vermehrte Auflage. Mit 4 Steinbrücken. 12 Gr.

2ter Theil: Bissrechnen. 2te neu bearbeitete Auflage. Mit 1 Steinbrücke. 16 Gr.

Verordnung, Die über die Einrichtung des Königl. Civil-Instituts für Schlesien. Gr. 8. Geh. 8 Gr.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Nitischwedische

Sagen, Märchen und Schwänke

enthaltend einige dänische Volkslieder,

übersetzt von

Gottlieb Mohnike.

8. Bohnpap. Brosch. Preis 3 Gr., oder 1 Thlr. 20 Gr.
Stuttgart und Tübingen, im Mai 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Sieheben ist erschienen:

Gesammelte Schriften

von
C. Gerloffohn.

1ster—3ter Bd., enthaltend:

Der Ungar.

Historisch-romantisches Gemälde aus der Zeit des Hungared.
3 Bände. 4 Thlr.

Pariser Nächte.

Eine

Galerie galanter Abenteuer, geheimer Liebes- und anderer

Geschichten der pariser Großen.

7ter—10ter Band. 4 Thlr.

Gedichte

von

Julius Moser.

1 Thlr.

Geschichte

des Aufstandes, Befreiungskrieges und der Revolution.

in

Spanien

von

Grafen Lorenz.

1ster—3ter Bd. à 2 Thlr.

Denkwürdigkeiten

aus dem Leben

der

Erzherzogin Maria Antoinette

von **Österreich,**

Königin von Frankreich.

4 Bände. 4 Thlr.

Neuester Roman

von

George Sand:

Ronne und Schauspielerin,

oder

Verirrungen der Liebe.

2 Bände. 2 Thlr.

Fünfzig Jahre

der geheimen Geschichte Frankreichs und des Hofes von

Verfall.

4 Bände. 4 Thlr.

Bei Georg Franz in München ist erschienen und in
allen Buchhandlungen zu haben:

Zeitschrift

für

Landärzte, Chirurgen und Geburtshelfer.

Herausgegeben von

Dr. Franz Andreas Ott,

Sanitätsrath in Pfaffenhausen u. s. w.

Vierten Bandes erstes Heft.

Gr. 12. Brosch. 12 Gr., oder 48 Kr.

In der Unterzeichneten sind soeben erschienen und an alle
Buchhandlungen versandt worden:

Dramatische Werke

von

Hrs. Christ. Baron von Seidlitz

Vierter Theil,

enthaltend:

Cabinet's Intrigue. Die Liebe findet ihre Wege.

8. Bülup. Brosch. Preis 2 Fl. 42 Kr., oder 1 Thlr. 16 Gr.

Inhalt der bis jetzt erschienenen Theile:

I. Thl. **Stern von Sevilla.** 1 Fl. 36 Kr., oder 1 Thlr.

II. — **Kerker und Krone.** Der Königin Ehre.

2 Fl. 42 Kr., oder 1 Thlr. 16 Gr.

III. — **Luttrell.** Herr und Sklave. Die zwei

Nächte zu Mallabolid. 8 Fl., oder 2 Thlr.

Stuttgart und Tübingen, im Mai 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei Vandenhoeck und Ruprecht in Göttingen
ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Acta Hermesiana

quae

compluribus G. Hermesii Libris

a Gregorio XVI. S. P.

per litteras Apostolicas damnatis

ad doctrinam Hermesii hujusque in Germania adversa-
riorum accuratius explicandam et ad pacem inter con-
trarias partes Deo juvante restituendam scripsit

P. J. Elvenich,

Philosophiae Doctor, etiam in Academia Vratislaviensi Professor

P. O. Gymnasii Leopoldini Vratislaviensis Director.

Fasciculus I. 8maj. Geh. 1 Thlr. 6 Gr.

Bei Johann Georg Heyse in Bremen ist erschie-
nen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Treviranus, Prof. II., G. R., Beiträge zur Aufklä-
rung der Erscheinungen und Gesetze des organi-
schen Lebens. Bd. I., Heft 1. Auch unter dem
Titel: Über die blättrige Textur der Crystallinse
des Auges als Grund des Vermögens, einerlei Ge-
genstand in verschiedener Entfernung deutlich zu
sehen, und über den innern Bau der Retina. Mit
2 lithogr. Tafeln. Gr. 8. (5 B.) Brosch. 16 Gr.

— Desselben Werkes Bd. I., Heft 2. Auch un-
ter dem Titel: Neue Untersuchungen über die or-
ganischen Elemente der thierischen Körper und de-
ren Zusammensetzungen. Gr. 8. (7 $\frac{1}{2}$ B.) Brosch.
16 Gr.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:
Jf's. Encyclopädische Zeitschrift, vorzüglich für Natur-
geschichte, Anatomie und Physiologie. Von Den.
Jahrgang 1835. Zwölftes Heft. Mit zehn Kupfern.
Jahrgang 1836. Drittes Heft. Mit einem Kupfer.
Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 12 Heften mit
Kupfern 8 Thlr.

Leipzig, im Juli 1836.

J. N. Brockhaus.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Dictionnaire SYNONYMIQUE

complet
de la langue française,

par
J. G. Fries,

Professeur à Paris.

8. Brosch. Preis 2 Fl., oder 1 Thlr. 8 Gr.

Dieses Wörterbuch ist nicht allein Denjenigen, welche die französische Sprache erlernen, sondern auch Allen, welche sich derselben gewöhnlich bedienen, ganz besonders zu empfehlen. Es empfiehlt sich ebenso sehr durch seine innere Einrichtung als durch seine Ausstattung und seinen wohlfeilen Preis.

Stuttgart und Tübingen, im Mai 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Euabedissen, D. Th. A., Die Grundzüge der Metaphysik. Brosch. 18 Gr., oder 1 Fl. 21 Kr.

Platner, Ed., Zur Erinnerung an Euabedissen. Brosch. 1 1/2 Gr., oder 6 Kr.

Die Idee der Freiheit im Individuum, im Staate und in der Kirche. Von Prof. Dr. Matthias zu Rastel. 1 Thlr. 12 Gr., oder 2 Fl. 42 Kr.

R. S. Elwert in Marburg.

Bei Aug. Wilh. Unger in Königsberg ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Herrn F. G. Hoffmann's

wirklichen Geheimen Ober-Regierungsrathes u. Bemerkungen zum Schutze der Gesundheit auf Schulen, beleuchtet von

J. A. Gotthold.

Gr. 8. Geh. 7 1/2 Sgr. (6 Gr.)

Diese Beleuchtung schließt sich eng an die Widerlegung des Herrn v. Borner an. Sie handelt aber nicht von der körperlichen Gesundheit, sondern von dem Streite der materiellen Nützlichkeit gegen die geistige Bildung.

Bei Georg Franz in München ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Königlich Allerhöchste Verordnung

vom 16. Februar 1833

die

Gewerbs- und polytechnischen Schulen in Baiern betreffend,

und

Vollzugs-Vorschriften.

zu dieser Allerhöchsten Verordnung

über

die technischen Unterrichts-Anstalten

vom 4. April 1836.

Mit 1 color. Tafel. Gr. 8. Brosch. 30 Kr.

Anzeige.

Der in Nr. XVIII des Anz. d. lit. Blätter durch einen Unberufenen in Berlin gegen mich gerichtete Angriff ist in Nr. 15 des Intell.-Bl. der Allgemeinen Modezeitung abgewiesen.

Leipzig, den 12ten Juli 1836.

Julius A. Baumgärtner.

In der Hinrich'schen Buchhandlung erschien soeben

Naturlehre für die Jugend.

Für Volks- und Bürgerschulen, so wie die unteren Classen der Gymnasien. Von Dr. Christian Gottlieb Rebs. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Mit Holzschnitten. Leipzig, 1836. 8. XX und 296 S. 18 Gr.

Diese nach Riemeyer's u. A. Urtheile schon in der ersten Auflage für den Schulunterricht als besonders brauchbar bezeichnete Schrift wird es noch mehr in der zweiten verbesserten, und mit Rücksicht auf die in unserer Zeit gemachten neuen Entdeckungen im Gebiete der Naturkunde sein, und wird ich damit denen, von selbst empfehlen, die in diesem Unterrichte einen erfolgreichen Einfluss auf die Jugend versichern wollen.

Soeben ist erschienen und an die Continuanten versandt:

Journal für Prediger u. Halle. 88. Bd. 1. St.

Inhalt:

I. Abhandlungen. a) über die Gabe des *placatus* laetitia in der ersten christlichen Zeit. b) Verwahrung des Glaubens vor Unglauben und Überglauben durch geschickte *Scriptura*klärung u. II. Miscelle. Bemerkungen über das jetzige Verhältnis der christlichen Kirche zur Poesie und zur öffentlichen Bildung unseres Volkes. III. Recensionen über neue Werke von G. G. Weber, G. E. J. Funder, L. Strümpf u. A.

Bei Beck u. Fränkel in Stuttgart ist erschienen: Bojardo's, M. M., Verliebter Roland zum ersten Male verdeutscht und mit Anmerkungen versehen von J. D. Gries. 2ter Theil. 8. Geh. 2 Thlr. 8 Gr., oder 4 Fl.

Mit der soeben erschienenen achtzehnten Lieferung der

Allgemeinen deutschen Real-Encyclopädie (Conversations-Lexikon)

achte Originalausgabe,

ist der neunte Band dieses Werks, die *Real-Encyclopädie* schon umfassend geschlossen, und somit fast drei Viertel des Ganzen nun in den Händen des Publicums. In dankbarer Anerkennung der fortwährend gesteigerten günstigen Aufnahme des Conversations-Lexikons ist die Redaction mit der Herausgabe der achte Auflage auch wieder betraut worden, und es ist in dem Streben nach möglichster Vollkommenheit, und in der sorgfältigen Vertheilung, welche eben auch dieser neuen Auflage zu Theil wurde, ist ein Beweis für das Bestehen des Strebens. Nicht immer war es dabei möglich, die Fortschritte so rasch einander folgen zu lassen, als ursprünglich beabsichtigt wurde; doch kann ich die feste Versicherung geben, dass die künftigen Jahrgänge auch die letzten drei Bände in dem Maße der Subscribenten sein werden.

Die jetzige Auflage des Conversations-Lexikons enthält durchschnittlich 60 Bogen im gewöhnlichen Format, und wird in zwei Lieferungen ausgegeben, nämlich auf Druckpapier 16 Gr., auf feinem Bogenpapier 1 Thlr. 12 Gr. Leipzig, im Juli 1836.

J. A. Brockhaus

Literarischer Anzeiger.

1836. Nr. XXIII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Uebersetzungs-Anzeige.

Zur Vermeidung von Collisionen zeigt die Unterzeichnete hiermit an, daß von dem demnächst erscheinenden

M'CULLOCH,

(author of the Commercial Dictionary),

a Dictionary pract. theoret. and hist., of Politics, Political Economy, and Statistics,

in ihrem Verlage eine deutsche Uebersetzung erscheinen wird. Die typographische Ausstattung wird der des bekannten Handbuchs für Kaufleute gleichkommen.

Stuttgart und Augsburg, im Juli 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Eobben ist in meinem Verlage erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Herr Dr. Diesterweg
und die
deutschen Universitäten.

Eine Streitschrift

von
Dr. Heinrich Tes.

Was sagt: eitles Eigenthum sinket; das mag sein. Was aber fremder und ungerührter Adel für einen Geruch habe, dafür hat das Publicum keine Nase. Wöth.

Gr. 8. Geh. 16 Gr.

Leipzig, im Juli 1836.

F. A. Brockhaus.

Bei Aug. Wilh. Anger in Königsberg ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Dulk, Dr. R. P., De lucis effectibus chemicis Commentatio. 4maj. 6 Gr.

Ebel, Dr. J. W., Die Tugend. Predigten nach dem Bedürfnisse der Christengemeinde unserer Zeit. Gr. 8. 12 Gr.

Gerthold, Dr. F. A., Widerlegung von Fortin'ser's Beschuldigung der Schulen. Gr. 8. 6 Gr.

Heinel, Dr. E., Geschichte Preußens für das Volk und die Jugend. 3te Aufl. 1 Thlr. 8 Gr.

Dessen Grundriß der Geschichte Brandenburgs. Gr. 8. 3 Gr.

Köhler, Dr. F. A., Abriss der christlichen Sittenlehre, 1stes Heft. Gr. 8. 18 Gr.

Meisler, Dr. R. F., Historische Schuldisciplinen als Repetitionsbuch. 2 Bände. Gr. 8. 5 Thlr.

Möhsen, Dr. Herm., Commentar über das Neue Testament. 3ten Bandes 1ste Abth. Gr. 8. Subscr. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Rosenkranz, R., Das Verdienst der Deutschen um die Philosophie der Geschichte. Gr. 8. 12 Gr.

Dessen Kritik der Schleiermacher'schen Glaubenslehre. Gr. 8. 12 Gr.

Wolke, Dr. G., Die Befangenheit des sittlich-religiösen Urtheils unserer Zeit. 8. 12 Gr.

A n z e i g e

für

das juristische Publicum der preuß. Monarchie.

Im Verlage der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle ist eben fertig geworden und in allen Buchhandlungen zu haben: **System des preussischen Civilrechts, von Dr. C. F. Klein, unter Benutzung der neuesten Rechtsquellen und mit Hinweisung auf das gemeine Recht neu bearbeitet von Fr. von Köhne (Regierungsrath und Geschäftsträger bei den Vereinigten Staaten von Nordamerika) und L. von Köhne (Kreisjustizrath und Land- und Stadtgerichts-Director). 2 Bände. 2te vermehrte Ausgabe. 2ter Band. Preis für beide Bände 4 Thlr. 18 Gr.**

Das dem preussischen Civilrechte gewidmete Werk des um die vaterländische Gesetzgebung so hoch verdienten Klein erscheint in dieser neuen Ausgabe abermals verbessert und vermehrt.

参考文献

Anzeige für Musik- und Kunstfreunde.

Nachstehende Werke sind als Eigenthum der **Sing-Academie** in Berlin zum ausschließlichen Debit bei der Buch- und Musikhandlung von **T. Trautwein** daselbst in Commission erschienen und durch alle Buch-, Musik- und Kunsthandlungen auf Bestellung zu beziehen:

Compositionen des Fürsten **Anton Radziwill** zu **Goethe's Faust**. Partitur. Pr. 18 Thlr.

Dieselben im vollständigen Clavierauszuge von **J. P. Schmidt**. Pr. 8 Thlr.

(Für beide Werke ist ein königl. preussisches Privilegium gegen alle und jede Arrangements-ertheilung und denselben vorgedruckt worden.)

Serenade aus Goethe's Faust in acht lithographirten Bildern nach der Angabe des Fürsten **Anton Radziwill** zu seiner zum Faust componirten Musik; gezeichnet von **Biermann, Cornelin, Hensel, Hosemann, Fürst Ferdinand Radziwill, C. Schulz und Zimmermann**; lithographirt von **Bleichen, Hosemann, Jentzen, L'oellot de Mars und Meyerheim**. Gross Querfolio. Pr. 6 Thlr.

Forstbibliothek

für Forstmänner, Landwirthe, Guts- und Waldbesitzer.

In der unterzeichneten sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Partig, G. L., Anleitung zur Forst- und Waldmannssprache, oder Erklärung der ältern und neuern Kunstwörter beim Forst- und Jagdwesen. 2te stark vermehrte Auflage. 1 Fl. 45 Kr., oder 1 Thlr.

—, Forst- und Jagdarchiv. 1ster—5ter Jahrgang. 1816—20. 16 Fl., oder 9 Thlr. 16 Gr.

—, Dasselbe. Fortsetzung. 6ter und 7ter Band: 6 Fl. 36 Kr., oder 4 Thlr.

—, Lehrbuch für Förster und die es werden wollen. 3 Theile. Mit einem Kupferstiche. 7te vermehrte und verbesserte Auflage. 7 Fl. 12 Kr., oder 4 Thlr.

—, Lehrbuch für Jäger und die es werden wollen. 2 Theile. Mit einem Kupferstiche und zwei Tabellen. 5te verbesserte und vermehrte Auflage. 9 Fl., oder 5 Thlr.

—, Versuche über die Dauer der Hölzer. Mit einer Stein Tafel. 48 Kr., oder 12 Gr.

Partig's

forstliches und forstnaturwissenschaftliches Conversations-Lexikon

in zweiter revidirter Auflage, mit dem Bildniß des Verfassers.

Gr. 8. Broch. Preis 8 Fl. 45 Kr., oder 5 Thlr.

Dieses forstliche und forstnaturwissenschaftliche **Conversations-Lexikon** ist dazu bestimmt, den Forstleuten, Waldbesitzern und allen Geschäftsmännern, die mit dem Forstwesen in einige Berührung kommen, und die sich viele Forstbücher nicht anschaffen können oder wollen, oder die keine Zeit haben, sie zu lesen, eine Schrift in die Hand zu geben, worin sie über jeden Gegenstand des Forstwesens und der dazu gehörigen Naturwissenschaften genügende Belehrung finden können. Zum bequemen Nachschlagen ist die alphabetische Ordnung gewählt und das Inhaltsverzeichnis unter verschiedene Haupt-

lassen gebracht worden, wodurch das Auffuchen und Nachschlagen noch mehr erleichtert ist. — Um aber die Hauptbestellen oder die Hauptabtheilungen nicht zu sehr zu verwickeln, sind nur folgende gemacht worden:

1) **Atmosphärologie.** 2) **Bodenkunde.** 3) **Botanik.** 4) **Chemie und Physik.** 5) **Entomologie.** 6) **Besondere Naturgeschichte der Holzpflanzen.** 7) **Holzucht und Waldbau.** 8) **Forstrecht und Forstpolizei.** 9) **Forstbenutzung und Forstökonomie.** 10) **Forsttagation und Betriebseinrichtung.** 11) **Forstdirection, und** 12) **Insgemein.**

Ist nachdem ein Gegenstand von mehr oder weniger Wichtigkeit ist, ist er weitläufiger oder kürzer abgehandelt. Doch wird man auch bei den kurz abgefertigten Artikeln immer die nöthigste Belehrung finden. Wo aber eine Sache, wegen der engen Grenzen dieses Buches, nicht vollständig genug abgehandelt werden konnte, da sind die Schriften angelegt, in welchen man genügende Belehrung finden kann. Nur dadurch ist es gelungen, dem Buche einen mäßigen Umfang zu geben, und dessen Ankauf für Jeden nach Möglichkeit zu erleichtern. — Von der Reichhaltigkeit dieses Lexikons wird man überzeugt werden, wenn man sich die Mühe geben will, das Inhaltsverzeichnis zu lesen. Dadurch wird man auch auf so viele Gegenstände aufmerksam werden, die man sonst in diesem Buche gar nicht gesucht haben würde.

Stuttgart und Augsburg, im Juli 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei mir ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Untersuchungen

über

Bevölkerung, Arbeitslohn und Pauperismus

in ihrem gegenseitigen Zusammenhange.

Von

Dr. Friedrich Schmidt.

Gr. 8. Preis 2 Thlr. 13 Gr. — 3 Fl. 45 Kr. G. M. — 4 Fl. 30 Kr. Rhein.

Der Titel des vorliegenden Werkes zeigt dessen Inhalt genügend an. Mit Gründlichkeit und Klarheit hat der Verf. die sich gestellte Aufgabe durchgeführt, und sein Leser wird das Buch unbefriedigt aus der Hand legen.

Georg Joachim Göschen in Leipzig.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen: **Blätter für literarische Unterhaltung.** (Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.**) Jahrgang 1836. Monat Juli, oder Nr. 183—213, 1 Beilage: Nr. 13, und 3 literarische Anzeiger: Nr. XX—XXII. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 366 Nummern (außer den Beilagen) auf gutem Druckpapier 12 Thlr.

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von **E. G. Gersdorf.** 1836. Achten Bandes siebentes Heft. (Nr. XII.) Gr. 8. Preis eines Bandes von ungefähr 50 Bogen 3 Thlr.

Allgemeine Bibliographie für Deutschland. (Herausgeber: **E. Avenarius.**) Jahrgang 1836. Monat Juli, oder Nr. 27—31, und Bibliographischer Anzeiger: Nr. 27—31. Gr. 8. Preis des Semesters auf gutem Druckpapier 1 Thlr. 8 Gr.

Leipzig, im Juli 1836.

J. A. Brockhaus.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:
Das Pfennig-Magazin
 für Kinder.

1836. Juni. Nr. 23—26.

Nr. 23. *Das Urtheil des Königs Salomo. Morgens-
 Red. Von Christoph Friedrich Reander. *Von den
 Säulen. Der arme Konrad. *Der Wasserschierling. Auf-
 klärung der Räthsel im vorigen Monat. Räthsel. — Nr. 24.
 *Der Haifisch, die Chimäre und der Sägefisch. *Die Cordi-
 leras de los Andes. Das Gregoriusfest. Der Sommer. *Die
 Blattwälder. — Nr. 25. *Der Besuch beim Oheim. *Die
 Strich- oder Zuckerschnecke. Die ungleichen Brüder. *Das
 Rochschloß. Räthsel. — Nr. 26. *Die schwarze Schlange
 und der Pöbel. Der arme Schiffer. Von Sellert. *Die
 Sandstürme und der Samum der afrikanischen Wästen. Die
 Augen Hunde. *Die Abgarantilope. Räthsel.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine
 oder mehrere Abbildungen.

Preis dieses Jahrgangs von 53 Nummern 1 Thlr. — Der
 erste und zweite Jahrgang kosten ebenfalls jeder 1 Thlr.

Leipzig, im Juli 1836.

F. A. Brodhans.

Bei Georg Franz in München ist erschienen und in
 allen Buchhandlungen zu haben:

Zeitschrift
 für Theorie und Praxis

bairischen Civil-, Criminal- und öffentlichen
 Rechtes.

Herausgegeben von
Dr. Fr. Freiherrn von Ju. Rhein.

Zweiten Bandes erstes Heft.

Gr. 8. Brosch. 1 Fl. 12 Kr., oder 18 Gr.

Die dritte verb. Aufl. ist erschienen von dem
 Leitfaden für den Unterricht in der Formen-, Größen-
 und räumlichen Verbindungslehre. Für Schüler,
 welche an mathematischen Gegenständen denken ler-
 nen wollen. Von Dr. F. A. W. Dieckmeyer,
 Director. Mit 1 Stein. 12 Gr.

Anweisung zum Gebrauche des Leitfadens für den Un-
 terricht in der Formen-, Größen- und räumlichen
 Verbindungslehre. Mit 5 Stein. 1 Thlr.

Der Gebrauch derselben ist für jeden, auch in der Mathe-
 matik bisher ganz unkundigen Lehrer durch die Anweisung zu
 einem sehr leichten Geschäft geworden, da sämtliche Fragen
 und Aufgaben des Leitfadens in dieser Anweisung unter denselben
 Nummern in derselben Reihenfolge, wie sie im Leitfaden vor-
 kommen, beantwortet und aufgelöst sind.

Erstere leitet den Schüler sowohl vor der Lehrstunde bei
 der Vorbereitung, als auch nach derselben bei den schriftlichen
 Ausarbeitungen, und Letzteres liefert dem Lehrer oder dem
 Selbststudium alles zum Unterrichte und zur Einleitung eines
 weiter gehenden praktischen und wissenschaftlichen mathemati-
 schen Studiums erforderliche Material.

Vollkommener, als es in dieser Schrift geschehen ist, wird
 sich nicht leicht der Hauptzweck des mathematischen Unterrichts:
 Erregung und Entwicklung der Denkkraft, erröthen lassen, und
 da die Einrichtungen zugleich den Anforderungen der Methodik
 entsprechen, so dürfen diese Schriften auf vorzügliche Beachtung
 Anspruch machen.

Erstere ist erschienen:

Die Weltgeschichte für die Jugend

bis auf die neuesten Zeiten dargestellt von
Ernst Gold. Zweite verm. Aufl. Mit 70
 Abbild. auf 24 Kupfertafeln. Gr. 8. (24
 Bogen. Leipzig, Gierisch.) color., elegant geb.
 1836. 2 Thlr. 21 Gr. (schwarz) cartonné 2 Thlr.

Größere Mündigkeit im Vortrage, ausführlicher Behand-
 lung der neuesten Geschichte, eine gefällige äußere Ausstattung
 und eine neue Wahl vorstehender Kupfer werden dem schon
 Buche neuen Beifall erwerben.

Bei uns ist erschienen und in allen Buchhandlungen
 erhältlich:

Diaskuren

für

Wissenschaft und Kunst.

Schriften in hundert Hefen.

herausgegeben von

Theodor Wandt.

Mit Beiträgen von Eduard Gans, J. Eich, R. L.
 Meyern (Nachlas), L. Rosenkranz, Leop. Schell, L. F.
 v. Strombeck, F. Stieglitz, dem Herausgeber u. A.
 Erster Band. Geh. 2 1 Thlr. 16 Gr.
 Berlin, im Juli 1836.

Welt u. Comp.

Preisherabsetzung

bis Ende d. J.

Dr. G. F. Chr. Greiner,

**Der Arzt im Menschen oder die Heilkunst
 der Natur.**

Ein Versuch zur wissenschaftlichen Darstellung und
 einer Anleitung zur praktischen Benützung derselben.
 2 Bände. (62 Bogen.) 1829. Gr. 8. Geh.
 4 Thlr., jetzt 2 Thlr.

Schnuphase'sche Buchhandlung in Altona.

In meinem Verlage ist erschienen:

Die Waldenser.

Ein Roman

von

H. A. Roenig.

Zwei Theile. 8. 4 Thlr.

Es bedarf wohl nur der einfachen Angabe des Verfassers
 dieses neuen Romans von dem Verfasser des im Jahr
 herausgegebenen Romans: „Die hohe Braut“ (2 Thlr.)
 (2 Thlr.), um die Aufmerksamkeit gebildeter Leser zu erregen,
 welche das frühere Werk mit so ungetheiltem Beifall emp-
 fingen. In jedem Falle dürfte es auch interessant sein, den
 wandten Verfasser auf dem Felde der dichterischen
 seinem Kräfte zu spielen: „Die Waldenser“ (16 Gr.)

Leipzig, im Juli 1836.

F. A. Brodhans.

Literarischer Anzeiger.

1836. Nr. XXIV.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Seite 2 Gr.

Von der

Allgemeinen Encyclopädie

der Wissenschaften und Künste
in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet und herausgegeben

von
J. S. Ersch und J. G. Gruber.

Mit Kupfern und Karten.

Sind wieder erschienen und an alle Buchhandlungen und Subscribenten versandt:

Erste Section (A—G). Herausg. von J. S. Gruber. 27ter Theil.

Dritte Section (O—Z). Herausg. von M. H. E. Meier und L. F. Kämp. 7ter Theil.

Auch diese Theile sind wieder reich an bedeutenden, ihren Gegenstand erschöpfenden Artikeln.

Der Pränumerationspreis eines Theils in der Ausgabe auf Druckpapier ist 3 Thlr. 20 Gr., indes gewähre ich gern für den ersten Ankauf des ganzen Werks sowol, als auch einer Partie Bände die billigsten Bedingungen, um die Anschaffung zu erleichtern.

Leipzig, im August 1836.

F. A. Brockhaus.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Polytechnisches Journal,

herausgegeben

von den

D. D. Dingler und Schultes.

Erstes Junifest.

Brard, über die Anwendung der Eisenbahnen auf den geschäftlichen Straßen mit unregelmäßigem Niveau. Mit Abbildungen. Über ein neues verbessertes Fuhrwerk des Hrn. Benfon in Birmingham. Forster, über eine leicht auswendbare Methode lange Heberdröhen zu fällen. Bericht des Hrn. Francoeur über eine neue von Hrn. Glucksmann erfundene Methode zum Spannen der Saiten der Forteplanos. Mit Abbild. Cherry's Verbesserungen an den Bettstätten für Kranke und Andere. Mit Abbild. Chausson's Verbesserungen an den Lampen oder Apparaten, wodurch eine bessere Verbrennung des Gases bewirkt wird. Mit Abbild. Über ein von Hrn. C. Degrand erfundenen Apparat zum Einsieden von Syrupen und zuckerhaltigen Säften bei niedriger Temperatur. Mit Abbild. Saunhar's Verbesserungen im Köchen und Weichen des Butterbrodfrastes und anderer vegetabilischer und zuckerhaltiger Säfte. Glaubry, über die Stärkewahlgewinnung aus Getreidesamen ohne Kautsch. Boland, über die Brodbereitung und über ein Verfahren, wonach sich erkennen läßt, ob und wie viel Kartoffelschmehl in einem Weizenmehle enthalten ist. Schoenbein, über das Verhalten der Salpetersäure gegen das Eisen. Miscellen. Englische Patente. Preisangaben verschiedener Gesellschaften. Impres und Times einfache electro-chemische Apparate. Gayler's Verbesserungen an den Uhrmacherinstrumenten. Über ein ver-

bessertes Thürceschlage, Kautschul als Überzug für Blanchetten. Über die Mörtelbereitung. Admon's Walze für Landwirthe. Über den Bollenbedarf Frankreichs. Einige Daten für Lebensversicherungsanstalten. Vereinfachte Einbalsamirermethode.

Zweites Junifest.

Galloway's Verbesserungen an den Dampfmaschinen. Mit Abbild. Berry's Verbesserungen an den rotirenden Dampfmaschinen. Mit Abbild. Pearle's Verbesserungen an den Pumpen, welche sich sowol für Schiffe, als zu andern Zwecken eignen. Mit Abbild. Croft's Verbesserungen an den Maschinen zur Tüll- oder Negs-, oder auch zu der gewöhnlich sogenannten Bobbinetfabrikation. Mit Abbild. Dessen Verbesserungen an den Maschinen zur Bobbinetfabrikation. Mit Abbild. Jones's Verbesserungen an den Vorrichtungen zum Vorspinnen, Spinnen und Dubüren von Baumwolle, Seide, Flach und andern Faserstoffen. Mit Abbild. Schute's Verbesserungen im Spinnen und Dubüren der Organzinside. Mit Abbild. Cook's Verbesserungen an den Bettstellen und Matratzen. Mit Abbild. Phillip's Verbesserungen in der Reinigung des Leuchtgases. Grant, über die Methoden, das Eisen gegen die Einwirkung des Salzwassers zu schützen. Abich's neue Methode zur Analyse schwer zersehbare Mineralien (Aluminate und Silicate). Sobrero, über die Analyse des Karbonengases. Boutigny, über das Probiren des gällischen Silbers auf nassem Wege. Schweizer, über die Ursachen des häufigen Vorkommens von Blei in den chemischen Präparaten der englischen Fabriken. Gentile, über die Bereitung des Bremergrüns. Girardin, über die Verfälschungen des Orleans und die Prüfung der Güte desselben. Über die Notwendigkeit, die Befestigung der Kunstseidenzucker-Fabrikation zu verschärfen. Eine von Seite der société d'encouragement dem französischen Ministerium eingereichte Denkschrift, abgefaßt von einer aus den Hrn. de Lesteprie, d'Arcet, Bicomte

Séricart de Thury, Francoeur, Derosne, Soulanges, Robin, Pouillet, Hazard Sohn und Papen als Berichterstatter, zusammengefasste Commission. (Interessen der Landwirtschaft, Interessen der Industrie, der ärmeren Classe und des Handels. Industrielle Verbesserungen, welche mit der Kunkelrübendruck-Fabrikation verbunden sind. Das Ausland allein wird der Erde unserer rutilanten Zuckerfabriken.) Misszellen. Eisenbahnwagen des Hrn. Gournet. Curie's Verbesserungen an der Davy'schen Sicherheitslampe. Lory's verbesserte Lampe. Wirkung des Blüthes auf die Vegetation. Über Anwendung heißer Luft als Triebkraft. Gaudin's Feuerlöschmethode. Metallisches Blei zur Cubometrie benutzt. Wirkung des Wassers auf Kupfer. Über die Gewinnung des Goldes und Silbers aus dem Farbwasser der Goldarbeiter. Verwendung des sauren Kalis zur Salpetersäurebereitung. Bereitung wasserfreier Schwefelsäure. Über das Becken des Salzes. Über das Bohren von artesischen Brunnen in der Kreidenformation. Anwendung des Kautschuks in der Marine. Über ein der Perlmutter ähnliches Concrement. Zunahme der Zuckerconsumtion in Frankreich. Weighe's Kohlenbehälter. Über den Handel der Vereinigten Staaten mit Eis. Zur Maulbeerbaumzucht. Literatur.

Von diesem sehr gemeinnützigen und wohlfeilsten Journal erscheinen wie bisher monatlich zwei Hefte mit Kupfern. Der Jahrgang aus 24 Heften mit 24—36 Kupferplatten bestehend, und welcher mit einem vollständigen Sachregister versehen wird, macht für sich ein Ganzes aus und kostet durch die Postämter und Buchhandlungen nur 9 Thlr. 8 Gr., oder 16 fl. In das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

Stuttgart und Künzingen, im Juli 1836.

J. G. Gotta'sche Buchhandlung.

Im Verlage der Buchhandlung des Waisenhauseles in Halle sind erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Oederer, C. A., Einleitung in das Neue Testament. Erster Theil. Erste Abtheilung. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Sgr. (1 Thlr. 12 Gr.)

Eigenpan, J. G., Anleitung zu einer leichten und gründlichen Erlernung der deutschen Rechtschreibung. 8. 12 1/2 Sgr. (10 Gr.)

Gefichte, Neuere, der evangelischen Missionsanstalten zu Befehrung der Heiden in Ostindien. Herausgegeben von Dr. H. X. Niemeyer. 8tes oder 7ten Bandes Dies Stück. 4. 12 1/2 Sgr. (10 Gr.)

Lehrbuch, Erstes, für Bürgerschulen. Zunächst für die untersten Classen der deutschen Schulen in den Preussischen Stiftungen. 2 Abtheilungen. 8. 10 Sgr. (8 Gr.)

Niemeyer, H. X., Anmerkungen zu dem Lehrbuch für die obere Religionsclassen in Gelehrten Schulen. Nebst einer Abhandlung über die Methodik des Unterrichts. Zum Gebrauch der Lehrer neu herausgegeben von Dr. H. X. Niemeyer. Fünfte vermehrte Ausgabe. Erster Theil. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Sgr. (2 Thlr. 16 Gr.)

—, H. X., Gedanken über die jetzige Gymnasialverfassung im Königreich Preussen. Gr. 8. Geh. 7 1/2 Sgr. (6 Gr.)

Plant, M. A., Baccides. Ad codicum Palatinorum fidem, cum integra scripturae discrepantia reliquorum librorum ed. Fr. Ritschellius. 8maj. 1 Thlr.

—, Baccides. Ad codicum Palatinorum fidem cum numerorum notatione edidit Fr. Ritschellius. 8maj. 10 Sgr. (8 Gr.)

Schmidt, Herm., Doctrinae temporum verbi Graeci et Latini, expositio historica. Part. Ia. 4maj. Geh. 10 Sgr. (8 Gr.)

Schmidt, H., über die Nothwendigkeit einer Reform im Gymnasialunterricht, mit Rücksicht auf die Abhandlung des Hrn. Dr. Rosinzer „Zum Schutz der Gesundheit auf Schulen“. Gr. 8. Broch. 12 1/2 Sgr. (10 Gr.)

Seyffert, M., Palaestra musarum. Materialien zur Übung der gewöhnlichen Metra und Erklärung der griechischen Sprache der Römer. 2ter Theil. 2te Abtheilung. Für höhere Gymnasialclassen. 8. 20 Sgr. (16 Gr.) —, Text zu den Materialien der Palaestra musarum für höhere Gymnasialclassen. Auch u. d. Titel: Anthologie aus manera lateinischen Dichtern. 2ter Theil. 2te Abtheilung. 8. 15 Sgr. (12 Gr.)

Subscriptions-Anzeige

eines
sehr gemeinnützigen Werkes.

In der Buchhandlung von F. Voss in Darmstadt erscheint und ist in allen Buchhandlungen zu beziehen:

Die

in unserer Sprache
gebrauchlichen

Fremdwörter

mit Angabe ihrer Aussprache, ihrer Verbenendung
Erklärung

in
alphabetischer Ordnung

sowol zum
Hausgebrauch für Jedermann

als
auch für Schulen

von

Carl Senator,

Placiert in Amdorf.

Zweite sehr verbesserte und um 3000 Bogen vermehrte Auflage.

32 Bogen in 8. Auf schönem milchweissen Papier. Diese neue Auflage erscheint in drei Lieferungen zu sehr billigen Subscriptionspreisen von 8 Gr., oder 16 fl. Lieferung. Die erste Lieferung ist bereits in jeder Buchhandlung zu haben, die beiden andern erscheinen in zwei Wochen. Subscribentenjammler erhalten auf 6 Bogen ein, auf 24 Exemplare fünf Freie Exemplare.

Dieses Fremdwörterbuch ist durch jede einmalige Ausgabe, durch verständliche Verdenutzung und durch alphabetische Ordnung der fremden Wörter für Jedermann brauchbar und durch seine Wohlfeilheit die Einführung in dem Unbemitteltesten möglich. Die erste Auflage wird, wenn der Buchhandel zu kommen, binnen Jahresfrist vergriffen, wol als Empfehlung für das Berrichgen gelten darf.

Bei Orell, Füssli, und Comp. in Zürich in schienen:

MITTHEILUNGEN

aus dem Gebiete der theoreti-
Erdkunde.

Von I. Fröbel und O. Her.

1ster Bd. mit 3 lithogr. Tafeln u. 3 Tabellen. Gr. 8. 3 Thlr. 16 Gr. — 5 fl. 14 Kr.

Diese wichtigen Mittheilungen sind für jeden Naturforscher, sowie für alle wissenschaftlichen Bibliotheken beinahe unentbehrlich. Wir lassen daher noch den folgen:

Entwurf eines Systemes der geographischen Wissenschaften von Dr. Fröbel. — Über den geographischen Begriff „Gebirges“, mit Andeutungen zu einer neuen Einteilung von Derselben. — Barometrische Höhenbestimmung, welche zum Theil das Rheins, Rheinbairn, Böhmen, Temberg, vorzüglich aber die Schweiz betreffen; von

Mischella. — Beiträge zur Gebirgskunde der Schweiz; von J. C. Escher von der Linth. — Anzeige eines der wichtigsten Ergebnisse der Untersuchungen des Herrn Venetz über den gegenwärtigen und früheren Zustand der walliser Gletscher; gelesen zu Lüzern in der Versammlung der allgemeinen schweizerischen Naturforschergesellschaft am 29. Juli 1834 von Johann von Charpentier. Mit spätern Zusätzen des Verfassers. — Das Verhältniss der Monocotyledonen zu den Dicotyledonen in den Alpen der östlichen Schweiz, verglichen mit demjenigen in andern Zonen und Regionen; von Prof. Osw. Heer. — Die Vegetationsverhältnisse des südöstlichen Theils des Cantons Glarus; ein Versuch, die pflanzengeographischen Erscheinungen der Alpen aus klimatischen und Bodanverhältnissen abzuleiten; von Demselben. — Geographische Verbreitung der Käfer in den Schweizeralpen, besonders nach ihren Höhenverhältnissen; von Demselben. Erster Theil: Canton Glarus; zweiter Theil: Rhätische Alpen. — Einfluss des Alpenklimas auf die Farbe der Insekten; von Demselben. — Entomologische Nachrichten aus Südwest-Sibirien von Hrn. Statthalter Dr. Gebler in Barnaul. — Beiträge zu einer Fauna des Urserenthalles in Hinsicht der Wirbelthiere; von Prof. Schinz. — Gedanken über die vortheilhafteste Methode, Gebirgsgegenden, insbesondere das Hochgebirge, schnellig aufzunehmen, von M.

Hannover, in der Hahn'schen Buchhandlung sind jetzt vollständig erschienen:

Militairische Memoiren

des britischen Capitains Moyle Sherer,
enthaltend die kriegsgerische Laufbahn
des Herzogs von Wellington.

Übertragen von Gustav Nagel, Lieutenant a. D.
2 Bände. Gr. 8. Weimar. Geh. 1836. 3 Thlr. 8 Gr.

Die hohe weltgeschichtliche Bedeutung des berühmten Feldherrn, welcher der Gegenstand dieser Memoiren ist, sowie die ganz neuen und reichen Beiträge zur Militair- und politischen Zeitgeschichte, welche das Werk enthält, machen jede weitere Empfehlung desselben überflüssig. Die glückliche Verarbeitung des Stoffes, der literarisch-wissenschaftliche Werth dieses, für jeden Militair, Politiker und Geschichtsfreund, sowie für jeden Gebildeten interessanten und unterhaltenden Originalwerkes haben bereits durch mehrere Beurtheilungen sachkundiger Männer in den geachteten Blättern Deutschlands öffentlich Anerkennung gefunden.

Bei Eduard Anton in Halle ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Bernhardy, G., Grundriss der griechischen Literatur mit einem vergleichenden Überblick der römischen. 1ster Theil. Gr. 8. Pr. 2 Thlr. 12 Gr.
Blasius, Dr. E., Klinische Zeitschrift für Chirurgie und Augenheilkunde. 1ster Bd. 2tes Heft. Geh.

Blume, Dr. Fried., Iter Italicum. Vierter und letzter Band: Königreich Neapel. Nebst Nachträgen und Registern zu allen vier Bänden. 8. Geh. Pr. 2 Thlr.

Fouqué, de la Motte, Die Weltreise zu Anfang des Jahres 1836. 8. Geh. Pr. 6 Gr.
Scholz, Chr. G., Die Stylschule, oder Stoff und Aufgaben zu Übungen im schriftlichen Gedankendastellen. Ein Leitfaden zur methodischen Behandlung der Denklehre. 2ter Cursus, oder des „Sprachschülers“ 5ter Lehrs. 8. Pr. 5 Gr.

In der Raun'schen Buchhandlung zu Berlin, Haupt- und Residenzstadt, ist soeben erschienen:

Ergänzungen und Abänderungen der preuss. Gesetzbücher.

Mit Genehmigung eines Hohen Justiz-Ministerii

herausgegeben von

A. J. Raunkopf,

königl. preuss. Kreis-Justizrath und Land- und Stadtgerichts-Director.

Sechster Band,

enthaltenb

die Criminals-, Hypotheken- und Depositat-Ordnung, das Stempelgesetz, die Gebührentaxen und das chronologische Repertorium der Gesetze und Ministerial-Rescripte.

Das ganze Werk complet kostet 7 Thlr.

Unter der Presse befindet sich: der erste Supplementband zu diesem Werke, welcher nicht nur die seit Anfang des Jahres 1835 erschienenen Gesetze und Cabinettsordern, sondern, nach dem mehrfach ausgesprochenen Wunsche, mit Rücksicht darauf, daß die Graeff'sche Rescriptensammlung nur bis Ende 1833 reicht, zugleich auch die Justiz-Ministerial-Rescripte der Jahre 1834 und 1835 in extenso enthalten wird.

In derselben Verlagshandlung sind soeben fertig geworden: Die Verordnungen vom 4. März 1834, über die Execution in Civilsachen und über den Subhastations- und Kaufgelde-Liquidationsproceß nebst sämtlichen gesetlichen und ministeriellen

Abänderungen, Ergänzungen und Erläuterungen
unter Benützung der Acten des
Hohen Justiz-Ministeriums

herausgegeben von

Dr. Loewenberg,

königl. Kammergerichts-Ässessor.

Preis 2 Thaler.

Die Verordnung vom 14. December 1833 über das Rechtsmittel der Revision und Wichtigkeitsbeschwerde von demselben Verfasser ist unter der Presse.

Bei Aug. Wilh. Unger in Königsberg ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Dr. A. J. Merleker's

Historische: Schul: Disciplinen,
als Repetitionsbuch.

Zunächst für die obern Classen gelehrter Schulen, sowie für jeden Freund der Geschichte, der in kurzer Übersicht mit dem Wichtigsten des bezeichneten Gegenstandes sich bekannt zu machen geneigt ist, nach den Quellen und den vorzüglichsten Hilfsschriften entworfen. 2 Bände.

Gr. 8. Preis 5 Thlr.

Dieses Werk ist im eigentlichen Sinne des Worts ein historisches Repertorium, das nicht nur erwachsenen Schülern oder Studenten, sondern auch ältern Freunden der Geschichte das Wiederholen oder Nachschlagen zu schneller Belehrung in einzelnen Bergessensfällen bedeutend erleichtert hat und erleichtern wird. Außerdem dürfte dies Werk, welches bei treuer Benützung der Quellen und Resultate der Forschungen namhafter Historiker älterer und neuerer Zeit seines Gleichen nicht hat, für weniger Bemittelte und für historische Dilettanten als Geschichtswerk unschätzbare Ausbeute liefern.

In unserm Verlage sind soeben erschienen:

Patriotische Phantasien eines Juristen.

Vom Ober-Appellationsgerichtspräsidenten, Conferenzrath

Dr. C. F. Runde.

Gch. 1 Thlr. 18 Gr.

Unter diesen an Justus Möser erinnernden Titel hat der Herr Verfasser 23 Aufsätze gesammelt, welche in gemeinsamer Behandlung Beiträge zur Geschichte, richtigen Beurtheilung und möglichen Verbesserung einzelner Theile des Rechtszustandes in Deutschland und damit in Verbindung stehender Einrichtungen enthalten.

Der Staat

aus zwei Elementen, dem politischen und religiösen bestehend, dargestellt von **Dr. G. H. Meyer.**

Gch. 12 Gr.

Kurze Biographie

des Reichsgrafen **Wilhelm Gustav Friedrich Bentinck, Grafen zu Babel u.**

Gch. 6 Gr.

Oldenburg, im August 1836.

Schulze'sche Buchhandlung.

Seben ist bei uns erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Shakespearealmanach.

Herausgegeben

von

Gottlob Regis.

Elegant cartonirt. 1 Thlr. 12 Gr.

Inhalt: Zweifache Gedichte G.'s (Sonette und: Reclutter Plüger). Komisches Zwischenspiel aus Middleton's *Wagoner von Quinborough*. Literarhistorische Excurse. Anmerkungen.

Diese geist- und wortreiche Uebersetzung wird die lyrischen Gedichte G.'s ebenso populär in Deutschland machen, als es die Dramen durch A. B. v. Schlegel geworden sind, und wir empfehlen daher dieses Werk als einen

Supplementband zur Schlegel-Tiedt'schen Uebersetzung.

Berlin, den 1ten August 1836.

Welt u. Comp.

In dem Verlage des Unterzeichneten ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Geist **des Judenthums.**

Aus dem Englischen

(des **H. J. Israel**, Water).

8. 15 Bogen. Berlin. 1 H. 24 Kr., oder 20 Gr.

Stuttgart, im Juli 1836.

E. S. Kiesling.

Am 29. August d. J. beginnt in Hildesheim eine Bücherversteigerung, in welcher sehr viele ausgezeichnete, alte und seltene, besonders für Theologen, Philologen, Historiker und Juristen wichtige Werke vorkommen werden. Der 220 Seiten starke Katalog, dessen Vorrede zugleich das für die auf diese Anzeige Reflectirenden Nützliche besagt, ist von J. D. Gerstenberg zu beziehen.

In dem Verlage des Unterzeichneten ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Jacob Böhme's **Leben und Lehre,**

dargestellt

von

Dr. Wilhelm Ludwig Wullen.

8. 10 1/2 Bogen. Berlin. 1 H., oder 14 Gr.

Stuttgart, im Juli 1836.

E. S. Kiesling.

Hanover im Verlage der Hach'schen Hofbuchhandlung ist soeben erschienen:

König Wilhelm.

Tragödie in fünf Acten

von

Heinrich Heine.

8. Weinpapier. Gch. 1836. 1 Thlr.

Bei Drell, Häßl u. Comp. in Berlin ist erschienen:

HEER, O.,

OBSERVATIONES ENTOMOLOGICAE

contin.

Metamorphoses coleopterorum nonnullar. adhuc incognitar.

Cam tab. aenis VI: Med.-8. 1 Thlr. — 1 Fl. 30 Kr.

Für die Entomologen haben diese neuen, interessanten Beobachtungen des Hrn. Prof. Herr einen bedeutenden Werth.

Von Hoffmann's bibliographischen Repertorium scheint in Kurzem bestimmt die Fortsetzung, deren Druck bereits begonnen hat. — Dies den verehrlichen Lesern der beiden ersten Hefte zur Nachricht.

Leipzig, den 4ten August 1836.

A. F. Böhme.

Bei Aug. Wihl. Unger in Königsberg ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Karl Rosenkranz, Kritik der Schleiermacher'schen Glaubenslehre. Gr. 8. 12 Gr.

Bei mir ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Horae Belgicae. Studio auctoris

Henrici Hoffmann Fallersleben.

Pars tertia. — Auch u. d. T.: **Flora und**

Bancessloer door Diederik van Assende.

Einleitung, Anmerkungen und Glossar

gegeben von **Hoffmann von Fallersleben.**

Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

— Pars quarta. — A. u. d. T.: **Ende Elegast.**

Edidit et illustravit **Hoffmann**

Fallersleben. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Die beiden ersten Hefte der „Horae Belgicae“

haben 1 Thlr. 15 Gr.

Leipzig, im August 1836.

G. H. Droschke.

Literarischer Anzeiger.

1836. Nr. XXV.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei J. L. Bachhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Verzeichniss der Vorlesungen,

welche

an der Königlich bairischen Friedrich-Alexanders-Universität zu Erlangen

im Winter-Semester 1836—37 gehalten werden sollen.

Der gesetzliche Anfang derselben ist der 18te October.

Theologische Facultät.

Dr. Kefser: Übungen im alt- und neutestamentlichen Seminarium, biblische Einleitung, ausgewählte historische Stücke des alten Testaments, christliche Moral. — Dr. Engelhardt: Übungen des theologisch-historischen Seminars, Kirchengeschichte. — Dr. Othausen: christliche Dogmatik, Erklärung der drei synoptischen Evangelien. — Dr. Höfling: Übungen des homiletischen, des katechetischen Seminars, Homiletik, Katechismus. — Dr. philos. Harless: geschichtliche und dogmatisch-ergetische Erklärung der confessio Augustana, theologische Encyclopädie und Methodologie, dogmatische Grundrissen. — Dr. philos. Krafft: die Harmonie und Chronologie der vier Evangelien mit besonderer Berücksichtigung der Widersprüche. — Dr. von Ammon: Übungen im Pastoral-Institut, Symbolik und Polemik, Moral. — Dr. Kiermann: Leitung der katechetischen Übungen.

Die vier angestellten Repetenten werden unter Aufsicht und Leitung des L. Ephorus wissenschaftliche Conversatorien in lateinischer Sprache und Repetitorien für die Theologie studirenden in vier Jahrescursen halten.

Juristische Facultät.

Dr. Bucher: Institutionen des römischen Privatrechts, das römische Erbrecht, Conversatorium. — Dr. Schmidt: Encyclopädie und Methodologie der Rechtswissenschaft, gemeines: Criminalrecht mit steter Rücksicht auf das bairische Strafgesetzbuch, aber einzelne Lehren des Criminalrechts und Processus. — Dr. E. H. Heyerbach: deutsches Privatrecht, deutsche Staats- und Rechtsgeschichte oder bairisches Civilrecht. — Dr. Stahl: Kirchenrecht, Philosophie des Rechts und Politik. — Dr. Lang: Civilprocess, Examinatorien über Lehren des Civilprocessus. — Dr. Hungen: über das Pandektenrecht, über Encyclopädie des positiven Rechts, oder über das römische Erbrecht. — Dr. von Scheurl: Interpretation des vierten Buchs der Institutionen des Gaius, äußere und innere Geschichte des römischen Rechts.

Medicinische Facultät.

Dr. Heule: ein Examinatorium über Gegenstände der speziellen Pathologie und Therapie, spezielle Pathologie und Therapie der neuen Krankheiten, die praktischen Übungen in der medicinischen, animalischen und Poliklinik. — Dr. Giesemann sen.: die menschliche pathologische Anatomie, die menschliche spezielle Anatomie, medicinisch-formelles Praktikum, Exercitiationen. — Dr. Köhler: Anleitung zum Studium der kryptogamischen Geschieht Deutschlands, spezielle Pathologie und Therapie des chronischen Krampfkrampfes. — Dr. Leusoldt: Anthropologie mit Einschluss der Psychologie und in Verbindung mit Diätetik, Geschichte der Medicin, den iatrophysiologischen Verordnungen. — Dr. Jäger: chirurgische Chirurgie in Verbindung mit Augen-, Ohren- und spezialistischen Krankheiten, die chirurgische und augen-

ärztliche Klinik. — Dr. Kappeler: die geburtschüssliche Klinik in Verbindung mit den Kochirübungen und den Kanalen und Instrumentaloperationen am Fantom, Geburtshilfe, über Krankheiten der Kindbettkranken. — Dr. Wagner: allgemeines und medicinische Zoologie, Encyclopädie und Methodologie der Medicin. — Dr. Trall: über mehr neue Arzneimittel, Gemische, Diätetik. — Dr. Giesemann jun.: Ophthalmologie und Synechismologie, Homöopathie und Homöopathie, chirurgische Anatomie, Conversatorium über die wichtigsten Lehren der Medicin in Bezug auf Homöopathie.

Philosophische Facultät.

Dr. Mezmer: Ethik, Logik und Metaphysik, philosophische Sittenlehre, Naturrecht. — Dr. Carl: Staatswissenschaft oder Rationalökonomie, Politikwissenschaft in Verbindung mit dem Polizeirecht, Staatsfinanzwissenschaft und die Staatsrechnungswissenschaft, Landwirtschafts- und Forstwissenschaft, Conversatorium über Polizei, Rationalökonomie und Finanzwissenschaft. — Dr. Köppen: Geschichte der französischen Revolution von 1789, Logik und Metaphysik, Ethik. — Dr. Kaffner: encyclopädische Übersicht der gesammten Naturwissenschaft, Geschichte der Physik und Chemie, allgemeine Experimentalchemie, Gewerbeschule. — Dr. Böttiger: Theorie und allgemeine Axiom der Statistik, allgemeine Geschichte, Geschichte der Deutschen, Geschichte und Statistik von Bayern. — Dr. Rückert: Sanskrit, arabische Grammatik mit Erklärung der Synechismen von Kosegarten, Hebraisch oder Arabisch. — Dr. Döderlein: Übungen im philologischen Seminarium, Lateinisch: Latein in Verbindung mit lateinischen Epigrammen, vergleichende Syntax der lateinischen und griechischen Sprache. — Dr. von Raumer: Krystallkunde, Naturgeschichte mit besonderer Rücksicht auf allgemeine Geographie. — Dr. Kopp: Geschichte der Beredbarkeit bei den Griechen, laici orationes selectae, Ciceronis Academiae. — Dr. von Staedt: Differential- und Integralrechnung, analytische Geometrie, Astronomie. — Dr. Faber: Technologie, Ethnometrie, Encyclopädie der Cameralwissenschaften. — Dr. Drechsler: hebraische Sprache, Genesis. — Dr. Winterling: Ethik, Psychologie. — Dr. E. J. Richter: Anatomie des Plantus, die Gallinarische Verschönerung des Gallus lateinisch, einzelne homerische Gedichte, Leitung seiner Disputationen. — Dr. Martius: Pharmacognosie des Pflanzens und Thierreichs, Toxicologie, Anleitung, die pharmaceutisch-chemischen Heilmittel auf ihre Reinheit und Güte zu prüfen. — Dr. Frischner: Literaturgeschichte. — Dr. E. Feuerbach: Geschichte der Philosophie. — Dr. Leutbecher: Encyclopädie der Philosophie, Logik, Religionsphilosophie mit besonderer Berücksichtigung der Ansichten Jakob Böhmers. — Dr. Hofmann: Entwurf der Geschichte der alttestamentlichen Weissagung mit Erklärung der wichtigsten Stellen oder allgemeiner Geschichte. — Dr. Fagen: Geschichte des Mittelalters. — Dr. Doignon: Boileaus Gedichte, französischen Privatunterricht, französische Übungen und Conversatorien. — Dr. Ditt: Grammatik der italienischen Sprache, oder ausgewählte Capitel des Don Quixote von Cervantes; Element der englischen Sprache, oder Shakespears Macbeth.

Die Musik lehrt Ceper; die Poesie und Gymnastik Dr. Roux; die Zeichnung Kaffner; die Landeskunst Köhler.

Die Anatomie lehrt Köhler; die Chemie und Mineralogie Dr. Kappeler; die Botanik Dr. Köhler; die Zoologie Dr. Köhler.

den und Montag und Mittwoch von 1—3, das Naturalien- und Kunstkabinett Mittwoch und Sonnabends von 1—2 Uhr geöffnet.

Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes ist auf Bestellung zu erhalten:

Die spanische Constitution der Cortes

(vom 19. März 1812)

und die provisorische Constitution der Vereinigten Provinzen von Südamerika; aus den Urkunden übersetzt mit historisch-statistischen Erläuterungen

Gr. 8. Geh. 1820. 1 Thlr. 12 Gr.

Eine Schrift, die unter den gegenwärtigen Zeitverhältnissen das größte Interesse in Anspruch nimmt.

Ich benutze diese Veranlassung, um auf das umfassende Werk über die Constitutionen Europas:

A. M. C. Pölitz,

Die europäischen Verfassungen seit dem Jahre 1789 bis auf die neueste Zeit. Mit geschichtlichen Einleitungen und Erläuterungen. 2te, neugeordnete, berichtigte und ergänzte Aufl. 3 Bde. — 1ster Bd. in 2 Thln., die gesammten Verfassungen des deutschen Staatenbundes enthaltend. 2ter Bd., die Verfassungen Frankreichs, der Niederlande, Belgiens, Spaniens, Portugals, der italienischen Staaten und der ionischen Inseln enthaltend. 3ter Bd., die Verfassungen Polens, der freien Städte Krakau, der Königreiche Gallien und Lombarrien, Schwedens, Norwegens, der Schweiz und Griechenlands enthaltend. Gr. 8. 1833. 9 Thlr. 8 Gr. aufmerksam zu machen. Eingeln kostet Bd. I. in 2 Thln. 4 Thlr. 20 Gr., Bd. II. 2 Thlr., Bd. III. 2 Thlr. 12 Gr. Leipzig, im August 1836.

J. A. Brochhaus.

Im Verlage des Unterzeichneten ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Romische Briefe

und

Zeitungs- und Anzeigen.

Erstes Bändchen.

Taschenformat; elegant gebunden 24 Kr., oder 6 Gr.

Von dem reichen Inhalt dieser in ihrer Art bisher einzigen Sammlung, welche aus 81 Briefen und 70 Zeitungsanzeigen besteht, heben wir nur einige Nummern aus:

Liebesbrief eines Schachersjungen. Kaufsbrief eines Studenten an seinen Vater. Brief eines Dorfschulzen an den Schulmeister. Schreiben eines Berliner an Graf Brühl. Bitte schreiben eines Mädchens. Brief des Pantoffelmachersgejellen Liebenau. Liebesbriefe des Schatzersgejellen Sebastian Nagel an Effette, mit Reisebeschreibung. Liebesbrief eines Bombardiers. Brief von Leon Blüme (ein Russe von Eyl und Dithographie.) Kämpfers Bitte schreiben um Erlaß der Zuchthausstrafe. Kämpfers Brief an den Generalpostmeister. Bitte schreiben von Christian Teute an den König von Preußen. Drei Liebesbriefe des Bedienten Daase an Heinrichsgejellen. Brief eines Ernablers. Schreiben des Wärgersgejellen Gottschall an den Theaterdirector Bethmann. Drei Briefe mit Reisebeschreibungen eines Junkers an den gnädigen Herrn Papa. Brief

des Ritters Galmiad an den Kammern Ratht. Ein Brief mit Dichtungen an Papst. Brief eines Junkers an die Buchhandlung „mit Poesien seines Vaters. Schreiben des Schreibersgejellen u. s. w.

Durch größte Sammersparnis und keine oberflächliche Schrift ist es möglich geworden, zu obigen wöchentlichen Preis eine so reichhaltige Sammlung zu liefern, welche bei gedruckter Druckverrichtung einen Octavband zu 2 Fl. ausfüllen würde.

Das zweite Bändchen folgt binnen Kurzem nach.

Stuttgart, im Juli 1836.

Die Buchhandlung von J. H. Köhler.

In der Unterzeichneten ist erschienen und in allen den Buchhandlungen zu haben:

TIROL

VON

Glockner zum Orteles und vom
Garda- zum Bodensee.

VON

August Lewald.

1833—34.

Zwei Theile in einem Bande

Mit einer Höhenkarte, einem Profil der Wannenstrasse, einer Abbildung der schönen Dachsberg, Alpe von Längensteins, des Hofer'schen Hauses zu Passau, und vieler Musikalien. Prosa cartonsirt 5 Fl. 36 Kr.

Inhalt:

- 1) Nördliche und östliche Thäler.
- 2) Südliche Thäler.
- 3) Westliche Thäler und Vorberg.
- 4) Anhang.

Touren in Tirol, oder Wegweiser für die wandernden Reisen und Ausflüge durch und in Tirol, gabte der Posten und Postdistancen, sowie aller Sehenswürdigkeiten, auch der besten Gasthöfe.

München, im Juli 1836.

Literarisch-artistische Anstalt

der J. G. Cotta'schen Buchhandlung

Interessante Lecture.

Soeben erschien bei A. H. Köhler in Leipzig und in allen Buchhandlungen zu haben:

Genre

und

Fresco-Entwürfe

aus

Berlin und Athen

von

Ludwig Kallstab.

8. Beling. Broch. 8 Gr., oder 24 Kr.

Nr. 1. Die Johannismappe, entz.: Die Entwürfe eine europäische Reisebeschreibung. Bollmann'sche Verlagsbuchhandlung in Athen. Theater. Athen.

Soeben ist erschienen und wird alle Buchhandlungen zu haben:

Briefe und Berichte deutscher

berer aus Nordamerika.

und Beachtung. Preis 1 Thlr.

Xantenburg, den 1sten Juli 1836.

Expedition des

Welchen ist erschienen und in alle Buchhandlungen bekannt:

LE PORTFOLIO.

XVIII et XIX.

Copie d'une dépêche du comte de Nesselrode au prince de Lieven. — Copie d'une dépêche confidentielle du comte Ponce di Borgo adressée au comte de Nesselrode. — Lord Dudley au marquis de Palmella. — Le comte d'Aberdeen au marquis de Barbacena. — Façons de la discussion parlementaire. — Observations sur le commerce de la Valachie et de la Moldavie. — Copie d'une pétition adressée aux deux Chambres du Parlement. — Correspondance.

Gr. 8. Geh. 12 Gr.

Mit diesen Heften beginnt der 8te Band dieser höchst interessanten und für die Geschichte der neuesten Zeit so bedeutenden Sammlung. Der 1ste, 2te Band (Nr. I—XVII) folgen zusammen 4 Thlr.

Hamburg.

A. Campe.

Bei Hartmann und Schellin in St.-Gallen ist erschienen und durch jede Buchhandlung (in Leipzig durch H. A. Brodhans) zu beziehen:

Die Anatomie des Staats, oder: Kritik der menschlichen Gesellschaft.

Von Dr. H. Langenswarz.

268 Seiten. Gr. 8. Reines Druckpapier. 1 Thlr. 12 Gr.
Unter diesem einfachen Titel gibt der Hr. Verf., als Improvisator und durch seine übrigen literarischen Arbeiten bekannt, in diesem Werke die Quintessenz seiner Gedanken über Staat und Gesellschaft. Wir dürfen sagen, daß das Buch kein Werk einer Improvisation, sondern vorher wohl durchdacht worden sei, daß es einen Reichtum von Ideen enthält, und in einer eignen Darstellungsweise spricht, deswegen auch zur Unterhaltung wie zur angenehmen bildenden Lectüre dient.

Die Männer und die Badereisen

oder Sendschreiben der Frau Amtmannin Hügig an den Dr. Langenswarz, als Erwidrerung auf sein Gedicht: Die Weiber und die Badereisen, sowie auch zur feierlichen Ehrenrettung aller Weiber auf ewige Zeiten.

Von Dr. Langenswarz.

8. Broch. 3 Gr.

Der Hr. Verfasser ist dem Publikum als berühmter Improvisator schon hinlänglich bekannt und es bedarf daher diese Schrift keiner weiteren Empfehlung.

Bei J. G. Krieger in Rassel ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Wickell, Dr. J. W., Beiträge zum Civilproceß. Enthaltend einen Commentar über das kurfürstliche Gesetz vom 16. September 1834, zur Abstellung mehrerer im processualischen Verfahren wahrgenommener Mängel. 1ste Abthlg. Gr. 8. (13 Bogen.) In Umschlag geh. 1 Thlr.

(Besonderer Abdruck aus der Zeitschrift für Recht und Gesetzgebung in Kurhessen. S. 1.)

Franklin's Tagebuch. Wohlfeile Ausgabe. 8. (8 1/2 Bogen.) Geh. Druckp. 6 Gr. netto. Schreibp. 12 Gr. netto.

Schmittgenner, Dr. Fr., Lehrbuch der deutschen Geschichte. 2te verm. Ausg. Gr. 8. (38 1/2 Bogen.)

4 Thlr. 16 Gr.

Urkunden aus der Reformationszeit. Herausgegeben von Dr. E. G. Reubener. Gr. 8. (55 1/2 Bogen.) 3 Thlr. 12 Gr.

Theobald, Dr. A., über Vernunft und Christenthum. Würdigung der beiden Schriftchen des Candidaten Joh. Carl: Verstand gegen Verstand, oder Beurtheilung einer Predigt des Hrn. Consistorialrath Ernst über die unzertrennliche Verbindung der Vernunft und des Christenthums — und: Christ und Christenthum in ihrem gegenseitigen Verhältniß in Beziehung auf die Streitfrage des Tages. Gr. 8. (7 Bogen.) In Umschlag geh. 10 Gr.

Zeitschrift für Recht und Gesetzgebung in Kurhessen. Herausgegeben unter der Aufsicht des Justizministeriums. Erstes Heft. Gr. 8. (17 1/2 Bogen.) In Umschlag geheftet 1 Thlr. 8 Gr. netto.

Taschenbuch

der

neuesten Geschichte,

herausgegeben

von

Dr. Wolfgang Menzel.

Eine Fortsetzung dieses Taschenbuchs (an die früher in unserm Verlag erschienenen Bände sich anreihend), zu welcher sich mehrere ausgezeichnete Schriftsteller verbunden haben, wird eben in die Presse gegeben, und erscheint bei uns zur nächsten Herbstmesse dieses Jahres.

Stuttgart und Augsburg, im August 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Im Verlage der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle sind soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Riemeyer, Dr. H. A. (Director der Grandschen Stiftungen), Gedanken über die jetzige Gymnasial-Verfassung im Königreich Preußen. Gr. 8. Geh. 7 1/2 Sgr. (6 Gr.)

Schmidt, Dr. Max (Rector der latein. Hauptschule, Condirector der Grandschen Stiftungen), Über die Nothwendigkeit einer Reform im Gymnasialunterricht, mit Rücksicht auf die Abhandlung des Herrn Dr. F. v. S. „Zum Schutz der Gesundheit auf Schulen“. Gr. 8. Broch. 12 1/2 Sgr. (10 Gr.)

Bei Duncker und Humblot in Berlin ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

J. Fenimore Cooper's

Streifereien durch die Schweiz.

2 Thle. Geh. 3 Thlr.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen: Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von E. G. Gersdorf. 1836. Neunten Bandes erstes Heft (Nr. XIV.) Gr. 8. Preis eines Bandes von ungefähr 50 Bogen 3 Thlr. Leipzig, im August 1836. J. A. Brodhans.

In welchem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Die Probleme und Grundlehren der allgemeinen Metaphysik,

dargestellt von

G. Hartenstein,

ausserord. Prof. der Philos. an der Universit. zu Leipzig.

Gr. 8. 2 Thlr.

Der Verf. bekennt sich zu derjenigen Richtung philosophischer Untersuchungen, welche in neuerer Zeit Herbart eingeschlagen hat. In dem vorliegenden Werke ist die Darstellung der metaphysischen Probleme in einer solchen Weise mit der Entwicklung der aus ihnen hervorgehenden Lehrsätze verbunden, daß der ganze Zusammenhang der theoretischen Wissenschaft bis zu dem Punkte, wo die allgemeinen Untersuchungen in die Specialitäten der Naturphilosophie und Psychologie übergehen, mit vollkommener Klarheit vor Augen liegt.

Leipzig, im August 1836.

H. A. Brochhaus.

Erst ist erschienen:

Adalbert von Chamisso's Werke.

4ter und letzter Band, mit 4 Radirungen in Stahl von H. Schreyer in Düsseldorf.

Complette Ausgabe 4 4 Thlr. 12 Gr. sind durch jede solche Buchhandlung zu beziehen.

Leipzig, im August 1836.

Weymann'sche Buchhandlung.

Nachtrag.

Bestellergewisse lesen wir erst vor wenigen Tagen in dem Brochhaus'schen „Conversations-Lexikon: der neuesten Zeit und Literatur“, 1ster Band, die Biographie des königl. preuss. Geh. Hofraths J. G. Gotta von Göttenborn, und finden darin eine Stelle, gegen welche zu reclamiren uns Vortat für die Mänen unsers verewigten Vaters, des Dr. juris Christian Jakob Zahn, nachmaligen Mitglieds der Kammer der Abgeordneten, gebührt. Die Stelle lautet: „Er verband sich 1789 mit einem sehr reichlichen und geschickten aber ängstlichen Manne, daher sich denn dieses Band bald wieder auflöste. Jetzt nahm die Buchhandlung ihren glücklichsten Schwung und Gotta entwiderte fortan selbständig sein großartiges Talent.“

Ohne Zweifel stand es dem Gotta'schen Biographen frei, in seiner Schilderung den Umstand, daß Gotta früher in der Person unsers Vaters einen Afficié hatte, mit Stillschweigen zu übergehen; wollte er aber einmal diesen Umstand anführen, so durfte er sich dabei weder Auslassung noch Unrichtigkeit zu Schulden kommen lassen, er mußte ferner in der Erzählung alles vermeiden, was den Gotta'schen Afficié oder seine Hinterbliebenen kränken konnte, sich also seiner nicht bloß als Folie bedienen, auf welcher das Bild seines Herden in um so strahlenderem Lichte erschien. Gleichwohl ist er in beide Fehler verfallen. Denn was ist es anders als bittere Kränkung, wenn er die Afficiation Gotta's mit Zahn als einen, zum Glück für Gotta's Ruhm und den Glor seiner Geschäfte gleich wieder durch Trennung gütgemachten Vergleich darstellt, was ist es anders als eine grobe Unrichtigkeit, wenn er sagt, daß das Band sich bald wieder gelöst habe? Die Societät dauerte 2½ Jahr und Zahn's Aufenthalt in Wabingen, da er nach erfolgter Separation auf Gotta's Bitten noch blieb, um die „Allgemeine Zeitung“ deren Plan nicht, wie der Biograph

behauptet, von Gotta allein auslag, und der es für den Anfang an einem tüchtigen Redacteur fehlte ins Leben einzuführen, übernahm volle 9 Jahre, bis zum Mai 1793.

Schon die Feststellung dieses Zeitpunktes zeigt, daß die Anknüpfung der wichtigen Verbindungen mit Schiller und Göthe, Pöschel u. A. noch in die Dauer der Societät Zahn's mit Gotta fiel. (Die „Börsen“ erschienen schon im 1795 an und der erste „Museumsalmanach“ auf 1797. Die „europäischen Annalen“ waren bereits 1795 gegründet, die „Bamberger'sche Charité“ 1797 begonnen; Zeitchriften, Almanach aller Art, von denen besonders der „Damenkalender“ so großes Glück machte — waren entstanden.) Mit einem Wort: die Saat war reichlich ausgebreitet, gedieh aufstrebend und reifte den baldigen Ernte entgegen. Daß bei einer, mit der Begierde einzuräumen, „so sehr herabgekommenen“ Handlung, wie die von Gotta's des Vaters, gar viele Schwierigkeiten zu überwinden waren, um sie wieder auf diesen Punkt zu bringen, lag nahe ein; wir wissen aber auch, daß unser Vater in der hienach stehigen Kraftanstrengung mit seinem Afficié weiterträte und daß wenn Gotta vielleicht auf seinen Geschäftserfolg hauptsächlich im diplomatischen Genre der Thätigkeit sich bewies, in „ängstliche“ Zahn dagegen, ohne die andere Hälfte vernachlässigen, auch als Schriftsteller sich um die Thätigkeit verdient machte, dessen nicht zu gedenken, daß er aus im Falle war, der Handlung in pecuniären Bedingungen unter die Arme zu greifen. Da der Gotta'sche Biograph, wenn sich wohl es nicht in seinen Plan taugt, ganz hienach kommt, so können wir zur Steuer der Wahrheit nicht umhin, in vorzüglichen seiner literarischen Productionen anzuerkennen und dadurch den Beweis zu liefern, daß er doch noch etwas mehr als bloß „geschicklich“ war und die schnelle Erregbarkeit, in anonym neben Gotta zu figuriren, nicht verdient. Er ist, außer der einleitenden Übersicht des politischen Zustandes in meisten Staaten in einer Reihe von Artikeln der „Allgemeine Zeitung“ und deren Redaction während der ersten vier Jahre.

Sein Antheil an der Redaction der „Börsen“ bei Zahn wechselte von Schiller und Göthe“, 1ster Band, S. 41–42.

Der dritte Theil des noch jetzt classischen juristischen Buchs: „Caroli Christophori Hofacker principia juris civilis romae germanici“, 1793; 2te Auflage 1802.

„Biographien für die Jugend“, 1ster und 2ter Band, haltend: Benjamin Franklin's und Cook's Leben.

Die Übersetzung von J. A. Roussin's „Bücher“, 7tes—12tes Buch.

„Neue Sammlung von Reisebeschreibungen für die Jugend“, 5 Bändchen.

Viele größere und kleinere Aufsätze in der von ihm editierten belletristischen Zeitschrift: „Flora“, wozu er sich „der Mönch“ besonders ausgezeichnet.

Endlich führen wir mit Stolz die unsterbliche Rede des Schiller'schen „Reiterliedes“ an, womit er unter der hienach stehenden Epigraphe Z. den „Museumsalmanach“ auf 1795 beehrte.

So wenig wir nun dem Hrn. Schreyer selbst dem von Göttenborn und seinen Erben den durch den Ruhm unsers Vaters ihnen zu Theil gewordenen sehr ansehnlichen Theil des Erntesegens misgönnen, so müssen wir doch den Biographen seines Biographen, für ihn (mit vornehmter Ignoranz in Leistungen seines ebenso thätigen als talentvollen Vaters) das ganze Verdienst der Schöpfung seiner geistigen Bewusstseins zu vindiciren, als wahrheitswidrig und falsch.

Daß unser Vater in seiner späteren Laufbahn als Redacteur keine Ängstlichkeit gezeigt hat, wenn er sich so lang verkanntes Recht des Volks festhalten, der für so schwerden vor den Thron zu bringen, daß er überdies auch voll stets für Rechte, gesetzliche Freiheit und Gerechtigkeit und daß höchstens diejenige Ängstlichkeit, welche entspringt von der Gewissenhaftigkeit ist, ihm insofern, dankbar für seinen Mitbürgern nur eine Stimm.

Calw in Württemberg, den 24ten Juli 1836.

Eduard Zahn Heinrich Zahn

Literarischer Anzeiger.

1836. Nr. XXVI.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei H. A. Brodhäus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Comptoir-Handbuch

nach

MAC-CULLOCH

in

Einem Bande.

Mit den Planen von Gibraltar, Helsingör, Konstantinopel, Newyork, Petersburg und Rio-Janeiro, und einer Weltkarte nach Mercator's Projection.

Es ist bei uns erschienen und durch jede solide Buchhandlung zu beziehen: die erste Lieferung einer schönen und ausserordentlich wohlfeilen Ausgabe von Mac-Culloch's vortrefflichem:

Dictionary of Commerce and Commercial Navigation,

Bogen 1—10, Nachen—Blattgold,

auf die wir hiermit das ganze gebildete Publicum, besonders aber den Handels- und Gewerbestand aufmerksam machen.

Unser Handbuch für Kaufleute, nach demselben englischen Original bearbeitet und durch Supplemente bereichert, welche hauptsächlich auf den europäischen Continent und seine industriellen Verhältnisse Bezug haben, hat überall die Anerkennung gefunden, welche sein reicher gebogener Inhalt verdient. Der Umfang desselben schrieb jedoch einen Preis vor, der, wenn schon an und für sich außerst billig, das Werk doch Manchem unzugänglich macht. Wir haben uns deshalb entschlossen, diese gebrängte Umarbeitung zu veranstalten, welche jenem Uebelstande begegnet, und überhaupt vorzüglich auf die Bedürfnisse des praktischen Kaufmanns, Fabrikanten und Gewerbemannes berechnet ist. Es wird in derselben nichts ausgelassen, als diejenigen Partien des Originals, welche rein nur auf Grobkenntnissen Bezug haben, und nichts abgekürzt, als einige längere theoretische Abhandlungen. Ganz vollständig wird aufgenommen:

Alles, was auf Handels-Geographie, Waaren- und Gewerbekunde, Münz-, Maß- und Gewichtsverhältnisse, Wechselcourse, Staatspapiere, Versicherungen, Feilbreiten, Bankgeschäfte &c. Bezug hat, ja alle diese wichtigen Zweige des kaufmännischen Wissens werden durch Zufüge aus den neuesten und besten Quellen bereichert.

Compensirt, aber dennoch sehr deutlicher Druck und ein großes Format machen es möglich, das ganze so höchst reichhaltige Werk in 60—70 Bogen zusammenzubringen, welche noch im Laufe des Jahres 1836 in sechs bis sieben Lieferungen erscheinen werden.

Den Subscriptionspreis stellen wir auf

48 Kreuzer, oder 12 Groschen für jede Lieferung,

zahlbar bei Empfang derselben, und lassen ihn vorläufig bis zur Ausgabe des zweiten Heftes offen. Subscribersammeler erhalten auf zehn das erste Exemplar gratis, wenn sie sich an die ihnen zunächst gelegene Buchhandlung wenden. Wir haben jede solche Handlung in den Stand gesetzt, diese Vergünstigung einzuräumen.

Dieser außerordentlich wohlfeile Preis wird auch dem Unbemittelten gestatten, sich ein Werk anzuschaffen, das bereits die Kunde in Europa gemacht hat, und überall als das vortrefflichste seiner Art anerkannt worden ist. Es ist die vollständigste Handels-Encyclopädie, und wird das unentbehrliche Handbuch auf jedem Comptoire werden.

Neben jeder erdenklichen Auskunft in den Fächern der Waaren-, Münz-, Wechsel-, Usancenkunde &c., der Statistik, Geographie &c., welche im Verlauf der Tagesgeschäfte nöthig sein kann, findet man darin eine reiche Quelle der Belehrung und des Studiums für einsamere Stunden. Mit durchaus praktischer Tendenz und in der unterhaltendsten Abwechslung gibt der Verf. eine vollständige Geschichte des Welthandels älterer und neuerer Zeiten, sowie der Handels- und Finanzgesetzgebung. Jedes Land, jede Stadt, welche eine bedeutende Rolle gespielt haben, jedes Waaren- oder Fabricationsartikel, dessen Erzeugung und Verbrauch ins Auge fällt, finden ihre Schilderung. Alle Zufüge der zweiten Originalausgabe und des Supplementbandes, die besonders im Fache der Handelsstatistik und Geographie zahlreich sind, und auch die neuesten Veränderungen der englischen Gesetzgebung in Betreff der englischen Bank, der ostindischen Compagnie, der Schifffahrt &c. umfassen, sind darin aufgenommen. Namentlich sind alle bedeutenden inländischen Handelsplätze — die im englischen Original sammt und sonders übergangen waren — mit ihren Handels-, Münz- und Gewichtsunken ausführlich darin behandelt, wie so mancher Waarenartikel, dessen früher Beschreibung trüger oder mangelhaft befunden wurde.

Wir berufen uns zu Befriedigung des Lesers wiederholt auf die erste Lieferung. Der unvergleichlich reiche Inhalt, die schöne Ausstattung, der deutliche, bei aller Ersparnis des Raums, jedem Auge noch wohlgefällige Druck und die außerordentliche Wohlfeilheit des Preises werden diesem gemeinnützigen Werke, namentlich beim Handels- und Gewerbestande, überall den verdienten Eingang verschaffen.

Stuttgart und Augsburg, den 1ten August 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes ist von mir zu beziehen:

INSCRIPTIONES GRAECAE INEDITAE.

COLLEGIT EDIDITQUE

LEODOLPHUS ROSSIVS

HOLSATVS

PHIL. D. AA. LL. M.

ANTIQUIT. REGNI GRAECIAE CONSERVANDIS COLLIGENDISQUE
PRAEF. ETC.

FASCICVLVS I.

INSVNT INSCRIPTIONES ARCADICAE, LACONICAE,
ARGIVAE,
CORINTHIAE, MEGARICAE, PHOCICAE.

NAUPLIAE, & LITHOGRAPHIA REGIA.

Gr. 4. Geh. 1 Thlr. 8 Gr.

Leipzig, im August 1836.

J. A. Brockhaus.

Bei Th. Chr. Fr. Enslin in Berlin sind folgende neue Bücher erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Reverdy, E. A. B. (wohl. l. preuss. Geh. Med.-R. und Prof.), Vorlesungen über praktische Arzneiwissenschaft, oder Handbuch der speciellen Pathologie und Therapie, 2. Auflage, neu durchgesehen und bearbeitet von Dr. S. E. Albers, l. preuss. Med.-R. u. 1ster Bd. Geniott, 1 Thlr. 15 Gr.; 2ter Bd. Fieberlehre, 1 Thlr. 3 Gr.; 3ter Bd. Entzündungslehre, 1 Thlr. 9 Gr.

Das ganze, aus zehn Bänden in gr. 8. bestehende Werk wird in dieser neuen Auflage nur 15 Thlr. kosten, während die erste Ausgabe 23 Thlr. kostete.

Blasius, Ernst (Dr. u. Prof. in Halle), Handwörterbuch der gesammten Chirurgie und Augenheilkunde, zum Gebrauch für angehende Ärzte und Wundärzte. 1ster Bd. 1ste Hälfte, A—B. Gr. 8. Subscript.-Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Vollständig wird dieses Werk, aus vier Bänden zu 50 Bogen, oder acht Halbbänden à 26 Bogen, bestehend, nur zwölf Thlr. kosten; der Verleger garantiert den Subscribenten diesen Preis auch selbst bei vermehrter Bogen- oder Bänderzahl. Die Vollendung erfolgt binnen Jahresfrist.

Brigham, Am., Bemerkungen über den Einfluss der Verstandesbildung und geistigen Aufregung auf die Gesundheit; mit Anmerk. von Rob. Maclish; a. d. Engl. übersetzt von Dr. A. Hildebrand. Gr. 8. Geheftet 18 Gr.

Buchholz, Fr., Geschichte der europäischen Staaten seit dem Frieden von Wien. 21ster Bd. (Höf. Taschenbuch 17ter Jahrg.): Begebenheiten des Jahres 1831. 12. Broschirt 2 Thlr.

Drogan, G., Materialien zu mündlichen und schriftlichen Übungen in der lateinischen Sprache, nach einem syntaktischen Schema, für Anfänger. Gr. 8. 8 Gr.

Dieses bereits in mehreren preussischen Lehranstalten eingeführte Werkchen verdient die Aufmerksamkeit aller Schulmänner in hohem Grade wegen der ganz eigenthümlichen Art der Methode, durch die der Verfasser die Selbstthätigkeit der Schüler anzuregen weis.

Freriep, Rob. (Dr. u. Prof. in Berlin), Bemerkungen über den Einfluss der Schulen auf die Gesundheit. Mit einem Steinath. Gr. 8. Geh. 6 Gr.

Räker, C. C. G. (Superint. in Berlin, Dr. th.), 2 Mal 52 andererseits bildliche Erzählungen nach Joh. Habner. 51ste Auflage. 8. 12 Gr.

Marquardt, J., Cynikus und sein Gebiet. Mit einer Karte. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Ohm, Martin (Prof. in Berlin), Lehrbuch der Mathematik, zugleich mit den dazu nöthigen Elemen der höhern Arithmetik und der höhern Geometrie. Elementar vorgetragen und mit sehr vielen Beispielen der Anwendung versehen. 1ster Bd. Mechanik des Atoms. Mit einer Figurentafel. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Das ganze Werk wird aus drei Bänden bestehen. Rust, Joh. Nep. (kön. preuss. Präsident etc. in Berlin), Theoretisch-praktisches Handbuch der Chirurgie, mit Beschlus der syphilitischen und Augenkrankheiten, in alphabet. Ordnung. 17ter Bd. Ulcus bis Z. Gr. 8. 8 Thlr. — 18ter und letzter oder Registerband. Gr. 8. 1 Thlr.

Dieses grosse Werk, wie dergleichen keine Nation aufzuweisen hat, ist somit in wenigen Jahren vollendet worden. Der Ladenpreis beträgt 69 Thlr., für jetzt wird aber noch zum Subscriptionspreis von 52 Thlr. und einzelne Theile zu 8 Thlr. abgegeben.

Derselben Aufsätze und Abhandlungen aus dem Gebiete der Medicin, Chirurgie und Staatsarzneikunde. 2ter Bd. Mit einer lithogr. Abbild. Gr. 8. 3 Thlr. 6 Gr.

Der Herr Verf. gibt dieses Werk heraus, einmal, um einer unberufenen Herausgabe solcher Werke nach seinem Tode vorzubeugen, sodann, weil er der ärztlichen Welt schuldig zu sein glaubt, ihr noch während seines Lebens sein medizinisches Wissen ohne Rückhalt vorzulegen, zugleich aber auch als ein Vermächtnis für seine ärztlichen Schüler, denen insbesondere dieser zweite Band gewidmet ist.

Schweich, Heinr., Dr., Die Influenza, ein Naturhistorisch und ätiologischer Versuch. Mit einer Vorrede von Dr. u. Prof. J. F. C. Hecker. Gr. 8. 1 Thlr.

Wagner, Wilh. (k. pr. Geh. Med.-Rath), zweites Jahrbuch über die praktische Unterarzneikunde der Staatsarzneikunde an der Universität zu Berlin. Gr. 8. Geh. 12 Gr.

Medizinische Zeitung, herausgegeben von dem Verleger Heilkunde in Preussen (unter Rust's Präsidio). 17ter Jahrgang. 1836. Folio. Wöchentlich 1 bis 14 Bogen. 3 Thlr. 16 Gr.

Bei J. A. Mayer in Tübingen ist eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Von

der Natur des Eides.

Eine Abhandlung

von

F. C. Kne,

königlich preussischen Staatsprocurator in Tübingen.

Gr. 8. Preis 1 Thlr.

Der Herr Verfasser hat den Begriff und das Geheiss des Eides juristisch, philosophisch und theologisch untersucht, und diese Vielseitigkeit in der Behandlung dieses in der bürgerlichen und religiösen Leben so tief eingegriffenen Gegenstandes durch dieser Schrift eine dauernde Anerkennung in der deutschen Literatur.

Folgende neue, höchst interessante Romane erschienen im August bei uns:

Boas, Reiseblüten aus der Unterwelt. 2 Bde. 2 Thlr.

—, Reiseblüten aus der Sternenwelt und Romane. 1 Thlr. 6 Gr.

Sobotta, R., Die Waisen von Unadon oder die Seelenverpflanzung. Aus dem Engl. 2 Bde. 3 Thlr.

Altenburg, 1836.

Expedition des Geomir.

In der Weidmann'schen Buchhandlung in Leipzig
soeben erschienen:

Kurzgefasstes Exegetisches Handbuch

zum
Neuen Testament.

Von
Dr. W. M. L. de Wette.

Ersten Bandes erster Theil.

Auch unter dem Titel:

Kurze Erklärung
des

Evangeliums Matthäi.

Lexikon-Octav. 16 Bogen. Preis 1 Thlr.

Der zweite Theil, welcher den Marcus und Lucas ent-
halten soll, wird zu Ende dieses Jahres erscheinen und die
Fortsetzung in kurzen Zwischenräumen nachfolgen.

Auch von dem längst angekündigten:

Exegetischen Handbuch

zum Alten Testament.

Verfasst von dem Professoren

Kannler (in Ulm), **Hirzel** und **Mitzig** (in Zürich).

ird demnächst die erste Lieferung ausgegeben werden,
in der innern und äussern Einrichtung nach mit dem Hand-
buche über das Neue Testament übereinstimmen.

Beide Werke zusammen werden einen vollständigen
commentar zur Bibel bilden, der neben den eignen For-
schungen der Herausgeber auch die wichtigsten aller frü-
her bis auf die neuesten in gedrängter Kürze mittheilen,
so sich nebenbei durch seine äussere Einrichtung und den
billigen Preis empfehlen wird.

Hanover, im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung
soeben erschienen:

Darstellungen und Ansichten

zur

Vergleichung der Medicin

in

Frankreich, England und Deutschland.

Nach einer Reise in diesen Ländern im Jahre 1835

von

Dr. Adolph Müllry,

preussischen Arzte und Bundesraths in Hannover.

Mit 2 Plänen. 8. 1836. Velinpapier. Geh.

1 Thlr. 12 Gr.

Anzeige.

Bei Unterzeichnetem ist soeben erschienen:

Die Rentdier,

mechanischer Roman von Paulding. In das Deutsche
Uebersetzt von Karl Andres. 2 Bde. Sander brosch.

Preis 2 Thlr.

Die Bilder der ganzen Welt sind abermals auf Nordameri-
ka gerichtet, und namentlich auf den Westen, dessen Abhän-
ge in Texas glänzend den Kampf gegen die Übermacht der
Mexicaner befechten. Welcher Art diese Männer sind, schildert
das vorliegende Werk eines Amerikaners, der zu den ausgezeich-
neten und beliebtesten Schriftstellern seines Landes gehört,
so sehr seinem Landsmanne Cooper, dessen ermüdende
Reiseweisheit ihm durchaus fremd ist, eine glänzende Stelle

einnimmt. Wer eine deutliche Anschauung des Lebens in Bir-
gaten und Kentucky sich verschaffen will, der die Indianer am
Ohio und Mississippi kennen lernen, wer sich überhaupt genüs-
sliche Stunden verschaffen will, darf diesen amerikanischen Ro-
man, auf den wir namentlich alle Especulanten, Especulanten und
Reisbibliotheken aufmerksam machen, nicht ungelesen lassen. Es
wird sich Jeder aufs Höchste angesprochen finden.

Leipzig, den 16ten August 1836.

Ludwig Schumann.

Soeben ist an alle Buchhandlungen versandt:

Griechisch-deutsches Hand-Lexikon

VON

Dr. Gustav Pflüger.

Fortgesetzt von

Dr. Karl Jacobitz und Dr. Ernst Eduard Seiler.

In 8 Lieferungen. — 1ste Lieferung. Lex.-8. Geh. 1836.

12 Gr. Subscript.-Preis.

Ein ausführlicher Prospect über dieses wichtige Werk
ist ebenfalls in jeder Buchhandlung zu finden.

Leipzig, im Juli 1836.

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.

Oestreichische militairische Zeitschrift. 1836.

Sechstes Heft.

Dieses Heft ist soeben erschienen und an alle Buchhand-
lungen versandt worden.

Inhalt: I. Die Feldzüge der Oestreicher in Corsica.
Nach östreichischen Originalquellen. II. Uebersicht der Entfes-
chung, Verfassung und Verwaltung der östreichischen Militair-
grenze. III. Der Feldzug 1800 in Deutschland. Zweiter Ab-
schnitt. IV. Literatur. V. Neueste Militairveränderungen.
VI. Miscellen und Notizen.

Der Preis dieses Jahrgangs von 12 Heften ist wie bisher
acht Thaler Sächs., um welchen auch die frühern Jahrgänge
von 1811 angefangen noch zu beziehen sind. Wer die ganze
Reihe von 1811—25 auf einmal abnimmt, erhält dieselbe
um $\frac{1}{4}$ wohlfeiler. In den Jahren 1814—17 erschien diese
Zeitschrift nicht.

Wien, den 27ten Juli 1836.

J. G. Heubner,
Buchhändler.

Im Verlage des Unterzeichneten ist soeben erschienen:

Die

Fritthjofs Sage

VON

Esaias Tegné.

Aus dem Schwedischen

VON

Gottlieb Mohnike.

Dritte verbesserte Auflage.

Gr. 8. Brosch. Preis: 1 Thlr.

Der Übersetzer hat seine zuerst im Jahr 1826 herausgege-
bene Uebersetzung der Fritthjofs Sage des berühmten schwedischen
Dichters Esaias Tegné wiederholt eines gründlichen
Revisions unterworfen und sie der Vollkommenheit näher zu
bringen gesucht. Einzelne Stücke der schönen Dichtung haben
wesentliche Veränderungen erfahren.

Leipzig, im August 1836.

Carl Cnobloch.

Bei Ludwig Dehmgte in Berlin erschien soeben:
Erinnerungen an Friedrich August Wolf. Aus dem Schulfreund besonders abgedruckt. Gr. 8. Geh. 7 1/2 Sgr. (6 Gr.)

Kuerbach, B., Gesänge und Gebete zur Todtenfeier, wie sie von den Jünglingen der jüdischen Gemeinde zu Berlin begangen wird. Gr. 8. Geh. 7 1/2 Sgr. (6 Gr.)

Beneke, Dr. F. E., Erläuterungen über die Natur und Bedeutung meiner psychologischen Grundhypothesen. Gr. 8. Geh. 5 Sgr. (4 Gr.)

Sehet euch vor! Zwei Aufsätze gegen die Prediger-Bibel des Herrn Hülsmann und gegen dessen Verteidigungsschrift. Gr. 8. Geh. 5 Sgr. (4 Gr.)

Jung, L., Über die Hindernisse, welche der Achtung vor der Rechtspflege durch den Mangel eines übersichtlichen Geschäftsganges bei dem gerichtlichen Exportel- und Cassenwesen entgegenstehen, und über die Mittel, wodurch solche im Interesse des Staates und der Unterthanen beseitigt werden können. Gr. 8. Geh. Preis 15 Sgr. (12 Gr.)

Verhandlungen des pädagogischen Vereins zur Geselligkeit über die Lorinser'sche Frage. Zum Druck befördert durch Prätorius den Schulfreund. Gr. 8. Geh. 10 Sgr.

Milo, A., Lancelot und Klorinde. Eine romantische Tragödie in 5 Aufzügen. Gr. 8. Geh. In Commission. 20 Sgr. (16 Gr.)

Unter der Presse befindet sich und wird in einigen Monaten erscheinen:

Hengstenberg, Dr. E. W., Beiträge zur Einleitung ins Alte Testament. 2ter Band.

Bei mir ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte

der

Vorläufer der Reformation

von

Prof. Dr. Ludwig Flath.

Zwei Theile. Gr. 8. Mit ausführlichem Register. 67 Bog. Preis 5 Thlr. — 7 fl. 30 Kr. Conv.-M. — 9 fl. Rhein.

Ich freue mich, die Vollenbung dieses interessanten und wichtigen Werkes hiermit anzeigen zu können. Competente, unparteiliche Männer haben sich bereits höchst anerkennend öffentlich über dessen Werth ausgesprochen, und ich enthalte mich daher jeder weiteren Anpreisung.

Georg Joachim Bösch in Leipzig.

Der christliche Beobachter.

Frankfurt a. M. bei Schmerber.

Die vorliegenden Nummern enthalten u. a. einen Aufsatz über Denkglaube, Licht und Mysticismus, und eine Beantwortung der Frage: Führt die unchristliche Richtung des sogen. jungen Deutschlands für das Christenthum mehr fürchten oder hoffen?

Der christliche Beobachter beschäftigt hauptsächlich diejenigen, welche sich in unsern Tagen zu den Gebildeten in dem weitesten Sinne des Wortes zählen, und wird daher nach

Inhalt und Form den Bedürfnissen, Anforderungen, Wünschen und Erwartungen dieser Classe zu begegnen suchen.

Keine der bisherigen Zeitschriften hat diesen Zweck; entweder sind dieselben hauptsächlich der Erbauung gewidmet oder sie gehen auf das Gebiet der theologischen Wissenschaften ein und sind deshalb, zum Theil auch schon wegen ihres hohen Preises, für das Publicum, welches wir vorzugsweise im Auge haben, unzugänglich.

Probeblätter und Bestellungen besorgen alle Buchhandlungen und Postämter. Der halbjährige Subscriptionssatz beträgt 10 Gr.

Bei B. Engelmann in Leipzig ist erschienen und an alle Subscribenten versandt worden:

Monthly-Magazine of entertaining Literature Vol. II. Nr. 4. Gr. 8. Geh. 8 Gr.

Dieses Journal enthält fortwährend die Blätter, welche die neueste englische Literatur an kleinen Erzählungen, Novellen, Charakterdarstellungen u. s. w. darbietet, oft in dem einzelnen Heft alles Ausgezeichnete, das in einem ganzen Manach oder dergl. zu finden ist. Im Jahre erscheinen wenigstens 6 Hefte, die einen auf schönes Bellinpapier höchst elegant gedruckten Band bilden, welchem das Portrait eines berühmten englischen Dichters in Stahlstich unentgeltlich beigegeben wird.

Das dritte Heft von Holscher's Annalen für die gesammte Heilkunde ist an alle Besteller verschickt; es enthält Originalaufsätze von den HH. Prof. Kilian; Dr. Stiebel; Stilling; Eggert; Bergmann; Thierarznei-Schul-Director Hausmann, dem Redacteur; Kritische Aufsätze von dem HH. Prof. Albers; Dr. Eggers; Gumprecht, Toel; und Minck.

Wer sich von dem Inhalte der drei Hefte überzeugen will, kann solche auch zur Ansicht durch jede gute Buchhandlung erhalten. Preis von 4 Heften gr. 8. circa 60 Bogen und mehreren Kupfern 4 Thlr.

Verlag der Helwingschen Hofbuchhandlung in Hanover.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Das Novellenbuch;

oder

Hundert Novellen,

nach alten italienischen, spanischen, französischen, lateinischen, englischen und deutschen bearbeitet

von

Edvard von Müllw.

Mit einem Vorworte

von

Ludwig Tieck.

Erster bis dritter Theil. 1834—36. 8. 7 Bde. 120.

Die allgemein gänzliche Aufnahme, welche das Buch im Publicum gefunden hat, bestätigt am besten die Urtheile, die darüber einstimmig gefällt hat. Der Herausgeber gelangt, in seinen Bearbeitungen des Novellenbuchs, zu neuen Ideen, welche die Sprache und Form manche Änderungen erfordern, und welche den Ansprüchen eines feineren Geschmacks entsprechen. Tieck's gehaltvolle Vorrede, namentlich über das Wesen der Novelle, verleiht dem Buche eigenthümlichen Werth.

Leipzig, im August 1836.

J. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

1836. Nr. XXVII.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, - Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Nr. III.

Neuigkeiten und Fortsetzungen,

versendet von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

1836. Juni, Juli und August.

(Nr. I dieses Verzeichnisses, die Verwendungen vom Januar und Februar enthaltend, findet sich in Nr. IX des lit. Anzeigers; Nr. II, die Verwendungen vom März, April und Mai enthaltend, in Nr. XVIII desselben.)

33. Allgemeine Bibliographie für Deutschland. Erster Jahrgang. 1836. 2tes Semester. Wöchentlich erscheint eine Nummer von 1—2 Bogen. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.
34. Baggesen's (Jens) poetische Werke in deutscher Sprache. Herausgegeben von den Söhnen des Verfassers, Karl und August Baggesen. 5 Thle. Gr. 12. Geh. 5 Thlr. 12 Gr.
35. Ben Jonson und seine Schule dargestellt in einer Auswahl von Lustspielen und Tragödien, übersetzt und erläutert durch Wolf Grafen von Haudissin. 2 Thle. Mit 2 Kupfertafeln. Gr. 8. 5 Thlr. 12 Gr.
36. Blätter, Altdenkmale, von Moritz Haupt und Heinrich Hoffmann. Stes Heft. Gr. 8. Geh. 12 Gr. Das 2te, 3te Heft, 1836, 1 Thlr. 4 Gr.
37. Bölow (Eduard von), Das Novellenbuch; oder Hundert Novellen, nach alten italienischen, spanischen, französischen, lateinischen, englischen und deutschen bearbeitet. Mit einem Vorworte von Ludwig Tieck. 3ter Theil. 8. 2 Thlr. 12 Gr. Der 1ste, 2te Theil, 1834, 35, à 2 Thlr. 12 Gr.
38. Cambecq (Louis), Rhemis oder Rechtsstudium und Rechtspflege. Ein Handbuch für angehende praktische Rechtsgeslehrte, mit besonderer Berücksichtigung vaterländischer Gesetze und des Gerichtsgebrauchs in Eloland. (Dorpat.) Gr. 8. 2 Thlr.
39. Conversations-Lexikon, oder Allgemeine deutsche Real-Encyclopädie für die gebildeten Stände. 1chte Originalauslage. In 12 Bänden oder 24 Lieferungen. 19te Lieferung. Gr. 8. Jede Lieferung auf Druckpapier 16 Gr., auf Schreibpapier 1 Thlr., auf Velinpapier 1 Thlr. 12 Gr.
40. Gramer (Friedrich), Denkwürdigkeiten der Gräfin Maria Aurora Königsmark und der Königsmark'schen Familie. Nach bisher unbekannten Quellen. 1ster Band. Mit einer Beilage: Biographische Skizze Friedrich August's des Starken. — 2ter Band. Mit einer Beilage: Querschnittliche Geschichte. Gr. 8. 3 Thlr.
41. ΕΛΛΗΝΙΣΜΟΣ. Τονος ηρωτος. — Auch u. d. T.: Γραμματική. Gr. 8. Geh. 3 Thlr. 12 Gr.
42. Encyclopädie der gesamten medicinischen und chirurgischen Praxis, mit Einschluss der Geburtshülfe, der Augenheilkunde und der Operativchirurgie. Nach den besten Quellen und nach eigener Erfahrung im Verein mit mehreren praktischen Ärzten und Wundärzten Deutschlands bearbeitet und herausgegeben von Georg Friedrich Most. 2te, stark vermehrte und verbesserte Auflage. 2 Bände. 1sten Bandes Stes und 4tes Heft. Gr. 8. Subscr.-Pr. eines Heftes von 12 Bogen 20 Gr.
43. Hall (Johannes), Göthe aus näherm persönlichen Um-

- gange dargestellt. Ein nachgelassenes Werk. 2te Aufl. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.
44. Hartenstein (G.), Die Probleme und Grundlehren der allgemeinen Metaphysik. Gr. 8. 2 Thlr.
 45. Hauch (J. G.), Tibertius, der dritte Cäsar. Eine Tragödie in fünf Handlungen. 8. Geh. 20 Gr.
 46. Heinsius (Wilhelm), Allgemeines Wörter-Lexikon. VIII. Bb. Herausg. von D. A. Schulz. 6te Lieferung. Bogen 51—60. Jugend-Bibliothek—Levy. Gr. 4. Geh. 20 Gr.
 47. Leo (Heinrich), Herr Dr. Diesterweg und die deutschen Universitäten. Eine Streitschrift. Gr. 8. Geh. 16 Gr.
 48. Müller (Wilhelm), Homerische Vorschule. Eine Einleitung in das Studium der Ilias und Odyssee. 2te Auflage, mit Einleitungen und Anmerkungen von Detlev Karl Wilh. Baumgarten-Grünat. Gr. 8. 20 Gr.
 49. Naumer (Friedrich von), Beiträge zur neuern Geschichte aus dem britischen Museum und Reichsarchive. 1ster Theil. Die Königinnen Elisabeth und Maria Stuart. Mit dem Bildniß der Maria Stuart. Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 12 Gr.
 50. —, 2ter Theil. König Friedrich II. und seine Zeit (1740—69). Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 12 Gr.
 51. Neilsen (Ludwig), Blumen- und Aehrenlese aus meinem jüngsten Arbeits-Lusttrum. Gesammelte Schriften. 2 Thle. Gr. 12. Geh. 4 Thlr. 12 Gr.
 52. —, Empfindsame Reisen. Reist einem Inhang von Reife-Berichten, -Skizzen, -Episteln, -Gedichten, -Flegeln, -Jocunden u. s. w. aus den Jahren 1832 und 1833. 2 Bbchn. Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 8 Gr.
 53. Repertorium der gesamten deutschen Literatur für das Jahr 1836. Herausgegeben im Verein mit mehreren Gelehrten von E. G. Gersdorf. IX. Band. (Beigegeben wird: Allgemeine Bibliographie für Deutschland.) Gr. 8. Jeder Band von etwa 50 Bogen in 14tägigen Heften 3 Thlr.
 54. Vibe (F. L.), De classica antiquitatis disciplina injuste hodie in patria obrectata. Oratio etc. (Christiania.) Smaj. 4 Gr.
 55. Wiese (Sigismund), Friedrich. Ein Roman. 8. 1 Thlr. 12 Gr.
 56. Zuccagni-Orlandini (A.), Die toscanische Insel Pianosa und deren Colonisirung. Nebst dem Plane eines Actien-Vereines. Herausgegeben von Alfred Reumont. Mit 1 Karte der Insel Pianosa. Gr. 8. Geh. 8 Gr.
- Ein vollständiger Katalog meines Verlags ist ebenfalls vor Kurzem ausgegeben und in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Zeitung für die elegante Welt.

Redigirt von Dr. F. G. Kühne.

Wir erlauben uns, das Publicum auf den Inhalt der letzten Monatshefte dieses Journals aufmerksam zu machen. Das Malheft wurde mit den „Erinnerungen eines Sommeraufenthaltes in Aigler“ von dem durch seine Reisen in Afrika bekannten Dr. Moritz Wagner eröffnet. Der Verf. schildert das Leben in Aigler, eine maurische Kriegsscene und entwirft ein Gemälde von der Cholera in Afrika. In Genrebildern aus dem Leben der Gegenwart bietet sich dem Leser noch sonst eine reiche Mannichfaltigkeit. Hierzu gehören die von Dr. Andree mitgetheilten „Bilder aus Spa-

nen", der „Festtag zu St. James und in Greenwich" von Victor Lenz, die „Erisen in London", von Dems., der Lang in Spanien von Louis Kürne, Vater Monroes Spaziergang nach Syrien u. a. In Novellen finden wir von der Mistress Jameson: Schwesterliebe, — Maria Tudor, — Tamango, der Sklavenhauptling, — Unterhaltungen auf dem St. Bernhard von der als G. Texpen bekannten Charlotte Wolfhagen, — eine Ehestandsgegeschichte aus den Memoiren des Freiherrn v. B., mitgetheilt von Fanny Tarnow. Dieselbe gab aus den Memoiren der Marquise v. Crequy einen Abschnitt: die Kirche und die Toilette der Revolution. Von H. Koenig (dem Verf. der hohen Braut) erhielt der Leser eine Phantastie: der Traum im Traum; Th. Mundt spricht über Immermann und die Epigonen, Hofrath A. Wendt über Leopold Robert's letzte Lebensstage, Stephan Schüge über die geistige Bedeutsamkeit des Reims und über das Lachen beim Komischen. Von Baruch Auerbach erhielten wir das biographische Gemälde, das derselbe von dem merkwürdigen jüdischen Dichter und Denker Ephraim Moses Kuh entwirft. Der Feder eines geistreichen Deutschen in Paris gehört der biographische Artikel über Armand Garrel an. Eine Reihe kleiner Aufsätze: „Frauen in Männerkleidern", „Goethe über Voltaire's Tact" u. a. verzierten dem Publicum die feine Darstellungsgabe eines in Berlin lebenden ausgezeichneten Mannes. Andere kleine Aufsätze sind aus den Papieren eines Grafen von der Lippe, von Dr. Carové u. s. w. F. S. Kühne gab in seinen „geistlichen und weltlichen Briefen aus Deutschland" humoristische Phantasien über den Culturzustand der Gegenwart. Unter den lyrischen Dichtungen machen wir auf Friedrich Rückert's „früheste Jugendlieder" (im Junibuch) aufmerksam. Außer den Artikeln über die ältere französische Oper und das ältere französische Theater heben wir unter den reichhaltigen kritischen Aufsätzen Kühne's Urtheil über Grabbe und über die Eckermann'schen Gespräche mit Goethe hervor. Die Correspondenzen geben ein fortlaufendes Gemälde von den Zuständen in London, Paris und den Hauptstädten Deutschlands. Manichfaltige Notizen geben in Scherz und Ernst Bericht über zeitgemäße Erscheinungen. Das Septemberheft ist mit einer Novelle von Th. Mundt: „Hamburgerinnen und Wienerinnen" eröffnet.

Leipzig, den 2ten September 1836.

Die Verlagshandlung von Leopold Voss.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen:

Correspondenzblatt

des

Königl. würtemb. landwirthschaftl. Vereins.

Neue Folge. Band IX. Jahrgang 1836.

Erster Band. Zweites Heft.

Gr. 8. Preis des Jahrgangs zu 6 Heften 3 fl.

Inhalt:

I. Aufsätze und Abhandlungen. 1) Reise von Dresden über Plauen nach Jharand, von Buchhalter Zeller in Hohenheim, nunmehr Secretair des landwirthschaftlichen Vereins zu Karlsruhe. 2) Weisfaß von Stein, mitgetheilt von Oberamtsarzt Dr. Seidler zu Leonberg. — II. Mittheilungen der Centralstelle aus ihrem unmittelbaren Wirkungskreise. Auszüge aus den Protocollen der Centralstelle. a) Landwirthschaftliche Berichte; b) über Anbau von Hackfrüchten; c) über Gербemittel und Surrogate der Fäulnishaar; d) über Förderungsmaßregeln für die Seidenzucht; e) Patenterteilung; f) Aufmunterungsprämie; g) Unterstützung

für Seidenzucht; h) Unterstützung für Reutereien; i) Unterstützung für landwirthschaftliche Bestrebungen; k) Beiträge zur Bibliothek. — III. Beiträge zur Vaterlandsliebe. 1) Die mietthäuser Wähe bei Ruch, von F. L. Fink, Prof. am L. Seminar in Urach; 2) Beschreibung des Hirschhofes bei Heilbronn und seiner Bewirthschaftung, von Buchhalter Zeller in Hohenheim, jetzigem Secretair des landwirthschaftl. Vereins zu Karlsruhe. — IV. Auszüge und Notizen. 1) Kunstschreibensfabrikation in Verbindung mit Landökonomie; 2) über den Zuckergehalt der Kunstschreibens; 3) Fortschritte der Fabrikation von Kunstseiden in Schwaben; 4) über die verläßlichen Brantwörne; 5) Wirkung des Gesteins auf die Vegetation; 6) über den Weizenbau; 7) über die Bestandtheile des Krapps und die Krappfärberei. — V. Literatur. 1) über Eisenbahnen, Dampfwagen und Dampfmaschinen, von Prof. Plieninger. 2) Die landwirthschaftl. Buchhaltung u. s. w., bearbeitet von Jeller, Secretair des landwirthschaftl. Vereins zu Karlsruhe. — Meteorologische Tabellen aus Stuttgart 1836. Tab. III und IV. März und April. Stuttgart und Augsburg, im August 1836.

J. S. Cotta'sche Buchhandlung.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin

der Gesellschaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

1836. August. Nr. 175—178.

Nr. 175. * Gotha. Wanderungen einiger Pfaffen.

* Die Geschichte und Befestigung des Staates. Erinnerung an die Perückenzeit. Züge aus dem Leben König Carl XII. von Schweden. Über Blinde, Blindenunterricht und Blindenanstalten. I. Von den Blinden überhaupt. — Nr. 176. * Bielefeld aus Rom. * Die Sechundsjagd. Der Kuhbaur. Die Schachorgel. Über Blinde, Blindenunterricht und Blindenanstalten. I. Von den Blinden überhaupt. (Fort.) — Nr. 177. * Bielefeld aus Rom. (Fort.) * Die Eisenbahn von Dattin nach Kingston. * Ibrahim's Palast zu Kahirä. * Wanderschaften. Über Blinde, Blindenunterricht und Blindenanstalten. I. Von den Blinden überhaupt. (Fort.) — Nr. 178. * Bielefeld aus Rom. (Schluß.) * Die Pilze. Über den Reichen II. * Das Grabmal des Herzogs Carl von Bourbon und seiner Gemahlin Agnes von Burgund, in Genua.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten nicht oder mehrere Abbildungen.

Preis dieses Jahrgangs von 53 Nummern 2 Thlr. — Der erste Jahrgang von 52 Nrn. kostet 2 Thlr., der zweite von 59 Nrn. 1 Thlr. 12 Gr., der dritte von 52 Nrn. 2 Thlr. Leipzig, im September 1836.

J. H. Brodhagen.

Vom Januar bis Juli d. J. sind in unserm Verlage erschienen und versandt:

Archiv des Criminalrechts. Neue Folge. Herausgegeben von Aberg, Birnbaum, Heffter, Mittermeyer und v. Wächter. Jahrgang 1836. Erstes und zweites Heft. 8. Geh. jedes 12 Gr.

Baumgarten-Crusius, A. M., Periodologie oder die Lehre von den periodischen Veränderungen im Leben des gesunden und kranken Menschen. Gr. 8. 2 Thlr.

Freitagii, G. W., Lexicon arabico-latino. Teil Quart. Sectio prima et secunda. 4maj.

Preis für alle 4 Theile:

1ste Ausgabe 26 Thlr. 16 Gr. 2te Ausgabe 53 Thlr. 8 Gr. 3te Ausgabe 100 Thlr.

Mühlendruck, C. F., Lehrbuch des Pandektenrechts. Nach der dritten Auflage des doctus Pandectarum.

bearbeitet. Zweiter Theil. Gr. 8. Subscr.-Preis für alle 3 Theile 4 Thlr.
Intensis, K. Friedr. Ferd., Handbuch des gemeinen Pfandrechts. Gr. 8. 3 Thlr. 18 Gr.
Stier, A., Darf Luther's deutsche Bibel unberichtigt bleiben? Erwiderung auf Dr. Heinrich Schott's Ausserungen in seiner Geschichte der deutschen Bibelübersetzung Dr. M. Luther's. 8. Geh. 4 Gr.
Suidae lexicon. Graeco et latine ad fidem optimorum librorum exactum post Thomam Gaisfordum recensuit et annotatione critica laetavit **Godofredus Bernhardy**. Tomi Secundi Fasciculus secundus. 4maj. 2 Thlr.
Allgemeine landwirthschaftliche Zeitung auf das Jahr 1836. Ein Repertorium alles Neuen und Wissenswürdigen aus der Land- und Hauswirthschaft. Herausgegeben von **F. A. Röder**. Januar bis Juni. 4. Jahrgang von 12 Heften 2 Thlr. 16 Gr.
Halle, im August 1836.
C. A. Schwetschke und Sohn.

Bei **J. A. Mayer** in Tübingen ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Jonathan Jefferson Whitlaw,
oder
Scenen am Mississippi.

R o m a n

von
Frances Trollope,

Verf. von „Paris und die Pariser“, Belgien und Westdeutschland“, „Tremordyn Cliff“ etc. etc.

Aus dem Englischen

von
C. Richard.

Drei Bände. 8. Geh. 3 Thlr. 15 Sgr.

Ein Roman, der durch die Schilderung amerikanischer Verhältnisse, dort üblicher Landbesitten und durch die geschickte Verschlingung der Fäden eine sehr anziehende Unterhaltung gewährt.

Anzei ge

für **Gymnasien, Bürger-, Real- und Mädchenschulen**, sowie für Familien, über die **zweite verbesserte Auflage** des neuesten, reichhaltigsten und höchst wohlfeilen deutschen Lesebuches von **C. Oltrogge**.

55 Bogen in gr. 8. auf weissem Druckpapier.

Preis nur 1 Thlr. 8 Gr.

In der zweiten verbesserten Auflage ist seither bei uns erschienen:

Deutsches Lesebuch für Schulen

von

Carl Oltrogge,

Vorleser einer Privat-Lehranstalt in Saneburg.

Erster Cursus. 2te verb. Auflage. Gr. 8. 27 1/2 Bogen. 1835. 16 Gr. (Cartonnirt 20 Gr.)

Zweiter Cursus. Für das mittlere Jugendalter. 2te verb. und umgearb. Auflage. Gr. 8. 1836. 27 1/2 Bogen. 16 Gr. (Cartonnirt 20 Gr.)

Die rasche Einführung dieses, von einem erfahrenen Schulmann mit größter Umsicht herausgegebenen Lesebuchs in sehr vielen Lehranstalten, Gymnasien, Bürger-, Real- und Mädchenschulen, wodurch binnen Jahresfrist schon neue Auflagen erforderlich wurden, beweiset die Zweckmäßigkeit desselben. Die fernere allgemeinste Verbreitung dieses reichhaltigen und angemessen ausgestatteten Werks, das, besonders auch in seinem zweiten, sich jetzt dem ersten näher anschließenden Cursus, zugleich zur belehrenden und anziehenden Familien-Lecture, selbst für Erwachsene und zu Geschenken vorzüglich geeignet ist, wird durch die ungewöhnliche Wohlfeilheit desselben wesentlich befördert.

Vielsachen Wünschen und Aufforderungen zufolge, ist der verdiente Herr Verfasser mit der Ausarbeitung eines 3ten höheren Cursus schon seit längerer Zeit thätig beschäftigt, welcher gegen Ende d. J. erscheinen und nur Aufträge von classischen Schriftstellern enthalten wird.

Hahn'sche Hofbuchhandlung
in Hannover.

Vorschule der lateinischen Sprache

in leichten Uebungen zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische.

Als Leitfaden für die Anfangsclassen in Lateinschulen und beim Privatunterrichte,

von
L. Vettinger,

Professor an der Universität zu Breslau.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage,

bearbeitet von

Professor Ch. Th. Schuch.

8. 12 Gr. Sächs., oder 45 Kr. Rhein.

Diese Vorschule hat sich gleich beim Anfange ihrer Erscheinung nicht nur durch ausgezeichnete Anerkennung von der Kritik, sondern auch durch die vielfältige Anwendung, welche sie in allen Theilen von Deutschland trotz der zahlreichen Menge von lateinischen Übungsbüchern gefunden und behauptet hat, und wodurch diese neue Auflage nöthig wurde, bewährt.

Die gewissenhafte Beobachtung eigener Erfahrungen und fremder Binde, welche sich der Hr. Verfasser bei derselben zur Pflicht machte, sichern ihr, sammt der einsichtsvollen Mitwirkung des Herrn Professors Schuch, nicht nur die bereits gewonnene Zuneigung, sondern jemeher ihr Werth erkannt werden wird, desto größere Verbreitung.

Heidelberg, im September 1836.

August Oßwald's
Universitäts-Buchhandlung.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen: Blätter für literarische Unterhaltung. (Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus.) Jahrgang 1836. Monat August, oder Nr. 214—244, 1 Beilage: Nr. 14, und 4 literarische Anzeiger: Nr. XXIII—XXVI. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 366 Nummern (außer den Beilagen) auf gutem Druckpapier 12 Thlr.

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von **E. G. Geradorf**. 1836. Neunten Bandes zweites Heft. (Nr. XV.) Gr. 8. Preis eines Bandes von ungefähr 50 Bogen 3 Thlr.

Allgemeine Bibliographie für Deutschland. (Herausgeber: **E. Avenarius**.) Jahrgang 1836. Monat August, oder Nr. 32—35, und Bibliographischer Anzeiger: Nr. 32—35. Gr. 8. Preis des Semesters auf gutem Druckpapier 1 Thlr. 8 Gr.

Leipzig, im Sept. 1836.

H. A. Brockhaus.

Für Leserkreise und Bibliotheken.

Im Verlage der Buchhandlung J. G. C. Teubner in Breslau ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Liebe und Berufstreue.

Doppel-Novelle aus den Papieren eines jungen Arztes, von H. E. R. Melani. 2 Bde. 8. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

Der durch seine durch Geist und Leben erhöhte Romane und Novellen allgemein bekannte und in der Lesewelt beliebte Verfasser liefert mit obigem Werke sehr interessante Lebens- und Begebenheiten, welche gewiss jeden Liebhaber der Novellen-Literatur erfreuen, und in jeder modernen Bibliothek öffentlich oder privat eine Zierde sein werden.

Schauspiele von B. Neustädt. 1ster Theil enthält: „Der Bravo“, Schauspiel in fünf Aufzügen mit einem Vorspiel „Der Kampf der Gondoliere in Venedig“, nach Cooper für die Bühne bearbeitet. — „Süd und Nord“, Schauspiel in drei Aufzügen. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Früher erschien in demselben Verlage: „Ben David der Knabenräuber, oder der Christ und der Jude“, Schauspiel in fünf Aufzügen. Nach **Spindler's Erzählung** der Jude für die Bühne bearbeitet von B. Neustädt. Preis 1 Thlr.

Oesterreichische militairische Zeitschrift. 1836.

Stehendes Heft.

Dieses Heft ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden.

Inhalt: I. Die Operationen der verbündeten Heere gegen Paris im März 1814. II. Übersicht der Entstehung, Verfassung und Verwaltung der österreichischen Militairgrenze. (Schluß.) III. Die Leichenfeier eines durch sechsundfünfzig Jahre dienenden Kriegers. IV. Literatur. V. Kartenanfertigung. VI. Neueste Militairveränderungen.

Der Preis dieses Jahrgangs von 12 Heften ist wie bisher acht Thaler Sächs., um welchen auch die früheren Jahrgänge von 1811 angefangen noch zu beziehen sind. Wer die ganze Reihe von 1811—35 auf einmal abnimmt, erhält dieselbe um $\frac{1}{4}$ wohlfeiler. In den Jahren 1814—17 erschien diese Zeitschrift nicht.

Wien, den 24ten August 1836.

J. G. Teubner,
Buchhändler.

Géographie de Balbi.

Mr. Jules Renouard, Libraire à Paris, va publier incessamment la troisième édition de l'Abrégé de Géographie de A. Balbi, qui était depuis long-temps attendu. L'auteur fixé à Vienne, en qualité de Conseiller impérial près de S. M. a refait entièrement cet ouvrage déjà si estimé, et a mis la dernière main à son travail qui différerait essentiellement des éditions précédentes, tant par les rectifications qu'il y avait lieu d'introduire, que par les documents précieux qu'il a su recueillir sur tous les points. Placé au centre de l'Allemagne, il a pu donner particulièrement à cette partie de son ouvrage des développemens en rapport avec l'importance de cette contrée. Enfin ce livre, tel qu'il sera livré au public, sera le précis le plus complet des connaissances géographiques.

L'éditeur par une combinaison intelligente des caractères, et en adoptant un plus grand format, a pu sans une augmentation notable du prix, faire entrer dans cette 3ème édition beaucoup plus de matière que dans les précédentes.

dentées; il a de plus orné le volume d'un grand nombre de cartes et de plans de villes d'une parfaite exécution. La contrefaçon annoncée dernièrement en Belgique, sous le même prix, et copiée sur l'ancienne édition, ne peut manquer de tomber en grande décadence, dès que la nouvelle publication de Paris commencera à se répandre.

Commissionnaire pour l'Allemagne, Mr. Leopold Michelsen à Leipzig.

Interessante Neuigkeit.

Bei G. B. Leske in Darmstadt hat die Post un-
lassen und ist durch alle Buchhandlungen zu haben:

Portfolio

eines deutschen Journalisten.

Erster Band.

Octavformat. Geh. 490 Seiten. Preis 2 Thlr., oder 3 Fl. 36 Kr.

Der geistreiche Verfasser behandelt in Form einer Reise durch einen Theil Deutschlands und der Schweiz u. s. w. auf humoristische Weise das Leben, die Literatur, besonders das Schreiben in der neuesten Zeit. Sein Buch gewährt eine angenehme Unterhaltung und wird von Niemand unberührt aus der Hand gelegt werden. Mehrere geistreiche Bilder sind daraus Bruchstücke gegeben und lassen dem Betrachter die Verfassers volle Gerechtigkeit widersprechen.

In meinem Verlage ist soeben erschienen:

Die Bildung zur deutschen Sprache und Rede mit zum Ausdruck des selbstständigen Denkens auf den Schul- schulen und ähnlichen höhern Anstalten. Vorrath zur weiteren Ausbildung einer wissenschaftlichen Behandlung des deutschen Unterrichts von Hermann Hup-
f, Dr. und Oberlehrer. Gr. 8. 20 Sgr.
Bielefeld und Herford.

Aug. Helwig

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu haben:

Das Pfennig-Magazin für Kinder.

1836. Juli. Nr. 27—31.

Nr. 27. *Ein verwundeter Elefant rettet einen Soldaten. *Kaiser Benzel. *Der Esel: oder Stachel. Die Entdeckung des Bergwerks zu Annaberg im sächsischen Erzgebirge. *Mandierel von den Kagen. *Der Todtenhof. Die Lösung der Räthsel im vorigen Monat. Räthsel. — Nr. 28. *Kinder der Indianer in Canada. Peter Klau von Stettin. Eine Sage vom Kaffhäuser. *Der große Kaffhäuser oder Steinwölfer. Die Regierung des Königs Salom. Die Delphin. Räthsel. — Nr. 29. *Jochim Jochim. *Das Spitzköpfelein. Der kluge Elefant. Zum Schluss. Die Schulprüfung. *Der Quagga. — Nr. 30. Sturm und die Abreise vom Oheim. *Der Esel. Die neuen Klavierpieler. Die Raze, der Esel und der Esel. *Der weiße German. Räthsel. — Nr. 31. *Hühnerhund. Der gute Sohn. *Das Eselköpfelein. *Die Wespen.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten oft oder mehrere Abbildungen.

Preis dieses Jahrgangs von 53 Nummern 1 Thlr. — erste und zweite Jahrgänge kosten ebenfalls je 1 Thlr. Leipzig, im September 1836.

J. H. Schöner

Literarischer Anzeiger.

1836. Nr. XXVIII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

In meinem Verlage sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

1812.

Ein historischer Roman

von
E. Mellstab.

Zweite Auflage.

Vier Bände. 8. Geh. 8 Thlr.

Es bleibt immer eine seltene Erscheinung in der Literatur, wenn ein so bänderreicher Roman nach zwei Jahren schon eine neue Auflage erlebt; sie ist der beste Beweis der dauernden und wohlverordneten Gunst des Publicums.

Empfindsame Reisen.

Mit einem Anhang

von Reiseberichten, =Skizzen, =Episteln, =Satiren,
=Elegien, =Jeremiaden u. s. w.

aus den Jahren 1832 und 1835.

Von
K. Mellstab.

Zwei Bändchen. Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 8 Gr.

In einer andern, heiterern Form, als in dem Roman „1812“, zeigt sich in diesen geistvollen Reiseberichten das Talent des gewandten Verfassers, aber auch sie wird den zahlreichen Freunden seiner Schriften wohl bezeugen.

Leipzig, im September 1836.

F. A. Brockhaus.

Hanover, im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung ist soeben erschienen:

Declamatorik,

oder

vollständiges

Lehrbuch der deutschen Vortragskunst

von

C. Fr. Falkmann,

k. k. Rath und Lehrer am Gymn. Prop. zu Detmold.

Erster oder: theoretischer Theil.

Erster Band.

Gr. 8. 1836. 1 Thlr. 8 Gr.

Auch unter dem Titel: Praktische Rhetorik u. s. w.

Zweite Abtheilung.

Der rühmlichst bekannte Herr Verf. fällt durch die Herausgabe dieses ersten vollständigen Lehrbuchs des mündlichen Vortrags eine nicht unbedeutende Lücke in unserer pädagogischen Literatur aus. Es ist dasselbe nicht nur für alle Jünglinge bestimmt, die sich irgend einem Berufe widmen, der sie künftig unter die Gebildeten der Nation stellt (denn hier wird Lesen, hier wird Sprechen gelehrt und Nichts voraus-

gesetzt als Kenntniss der Muttersprache), sondern das Werk bildet durch seine lebendige und reichhaltige Vielseitigkeit und durch die geistvolle Behandlung der Sprache ein gründliches und praktisches Lehrbuch für alle Diejenigen, deren Amt und Wirksamkeit die Gabe des Vortrags erfordert oder künftig fordern wird, sei es für die Kirche, für die Schule, für den Gerichtssaal, für die Ständeversammlung oder auch, als schöne Kunst, für die Bühne. Alle und jede Leser, jung oder alt, welche den Menschen und seine Anlagen und Leistungen in den edelsten Beziehungen gern näher kennen lernen wollen, werden hier geistvolle Unterhaltung, gründliche Belehrung und die Resultate eigener reicher Beobachtung und der Benutzung aller literarischen Hülfsmittel vereinigt finden.

Der zweite Band dieses theoretischen Theils und ein zweiter praktischer Theil (Beispielsammlung oder Declamatorbuch mit fortlaufenden declamatorischen Bemerkungen) werden baldigst nachfolgen.

Gewiß wird daher diese neue größere Arbeit des hochverehrten Herrn Verf. denselben allgemeinen Beifall finden, dessen sich seine frühern Lehrbücher längst zu erfreuen hatten, wovon in wiederholten Auflagen stätig bei uns erschienen sind:

Praktische Rhetorik. Erste Abtheilung, oder vollständiges Lehrbuch der deutschen **Abfassungskunst. Dritte verb. und vermehrte Auflage.** (Mit mehr als 900 Aufgaben und Musterstücken.) Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Stylistisches Elementarbuch, oder: **Erster Cours** der Stylübungen u. s. w. **Vierte, verb. und verm. Aufl.** (Über 700 Aufgaben und Musterstücke enthaltend.) Gr. 8. 16 Gr.

Methodik der deutschen Stylübungen. Zweite Auflage. Gr. 8. 2 Thlr.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Polytechnisches Journal,

herausgegeben

von den

D. D. Dingler und Schultes.

Erstes Juliheft.

Inhalt. Einiges über die Dampfmaschinen ig. Cornwale. Über die Erzeugungs- und Hartungsmethode der Säbelslingen in der Provinz von Gutch. Über die Verfertigung metallener Paarröhren. Bright's Verbesserungen an den Maschinen zur Papierfabrikation. Mit Abbildungen. Über den Bau von Brückenbogen aus Backsteinen und hydraulischem Gement ohne Lehrbogen und Wagerüste, nach der Methode des Hrn. Brunel in London. Mit Abbild. Bericht des Hrn. Francoeur über eine neue mechanische Lampe von der Erfindung des Hrn. Carcau in Paris. Bericht des Hrn. Olivier über eine von Hrn. Brunel, Büchsenmacher in Lyon erfundene, von der Kammer aus ladbare Flinte. Mit Abbild. Über die von Hrn. Robert in Paris erfundene Flinte, verbessert von dem Herzog Heinrich von Württemberg. Mit Abbild. Beschreibung eines Apparates, womit man in den Seidenzucht-

terreien die nach gepflückten Maulbeerbblätter trocknen kann. Von Hrn. d'Arcet. Mit Abbild. Über die Erdentranspung und deren Ertragskraft. Von Hrn. Bourdon. Versuchen, den Werth des Braunkohls für technische Zwecke zu bestimmen; von Dr. Thomson. Über die Wirkung der Pansenlast beim Aliren der Kühe, von Samuel Roberts. Anleitung zum Bau der Unschlitz- oder Talgsmelzerren, um die Nachbarschaft gegen die von ihnen herrührenden Unannehmlichkeiten zu schützen. Abgesehen von Hrn. d'Arcet. Mit Abbild. Miscellen. Verzeichniß der neuesten in England erteilten Patente. Preise der Société royale et centrale d'agriculture in Paris, die Kunkelrübengucker-Fabrikation betreffend. Über Strömungen im Wasser. Rastie's und Kanwell's Ruderräder. Über die Folgen der Verbreitung der Maschinen. Tragbarer Kessel zum Erhitzen von Bädern. Über die Vortheile der Dampfboje. Über das Schmelzen von Platin. Neue Art von Stereotypie. Über das Verzinnen bleibener Röhren. Über die Conservirung von Marmor durch Einlassen desselben mit Wachs. Waggelalen aus Porzellan. Bavier's elastischer Cattel. Über die Benutzung von Pflasterstein anstatt Seife. Polizeiverordnung in Betreff der Wurst- und Speckhändler in Paris. Über die Ertragskraft der Talgsmelzerren und Kergens-fabrikation in Frankreich. Otis' Maschine zum Waschen und Butterausrühren. Zur Geschichte der Erzhümer großer Männer.

Zweites Juliheft.

Inhalt. Verbesserungen an den Dampfmaschinen, von William Lucy. Mit Abbild. Verbesserungen an den Eisenbahnen, worauf sich John Reynolds ein Patent erteilen ließ. Mit Abbild. Verbesserungen an den Ruderrädern, worauf sich John Rogers ein Patent erteilen ließ. Mit Abbild. Verbesserter Maschine zum Emporkommen versunkener Schiffe, worauf sich William Kemp ein Patent erteilen ließ. Mit Abbild. Verbesserungen an den Maschinen, womit das Vorgespinnt von Baumwolle, Wolle oder andern Faserstoffen auf Spulen aufgewunden wird, worauf sich Joseph Dyer und James Smith ein Patent erteilen ließen. Mit Abbild. Verbesserungen an den Maschinen zum Spinnen und Dobliren von Baumwolle, Flachs, Wolle und Seide, worauf sich Joseph Whitworth ein Patent erteilen ließ. Mit Abbild. Verbesserungen an den Maschinen zur Bobbinen- oder Kullfabrikation, worauf sich John Levers und James Pedder ein Patent erteilen ließen. Mit Abbild. Zupers verbesserter Tisch zum Ausziehen. Mit Abbild. Gynaster's Verbesserungen an den Apparaten zur Communication oder Übertragung von Wärme in gasförmige, flüssige und feste Körper. Mit Abbild. Dumoulin's Verbesserungen an den Gasapparaten. Mit Abbild. Verbesserungen im Schmelzen von Eisenerzen, worauf sich Charles Devaur ein Patent erteilen ließ. Mit Abbild. Anleitung zur Fabrikation des Kunkelrübenguckers in Heiaem Raffinade, bekanntgemacht von der Société royale et centrale d'agriculture. Heinrich's Verfahren mit ganz einfachen Apparaten aus dem Rübensafte gleich bei der ersten Krystallisation raffinirten Zucker darzustellen. Über die Baumwollwaaren-Fabrikation in Frankreich. (Fortsetzung.) Miscellen. Carter's Chronometer. Capital, Ertrag und Verkehr an den vorzüglichsten Eisenbahnen in England. Über die Eisenbahnen in den Vereinigten Staaten. John Macneill's Wegmesser. Ein Beispiel der Wirkung von Windböen auf Kettenbrücken. Über die mechanischen Wirkungen der durch Reibung entwickelten Elektricität in den Baumwollspinnereien und Leptensfabriken. Über den Mechanismus der menschlichen Stimme. Mignard-Billinge's Pustförmige Röhren ohne Bohrung. Über den Ursprung und die Bestandtheile des Gummitguts. Laurence's Macerations-proceß für die Kunkelrübengucker-Fabrikation. Recept zur Bereitung eines Johanniskrautweines. Bird's verbesserte Druckschneide und Anstrichfarbe. Belang der schweizerischen Baumwollenspinnerei. Actiengesellschaftswesen in England. Über den Ertrag der Posten in Frankreich und England. Gillespie's Verbesserungen an den Druckbädern.

Von diesem sehr gemeinnützigen und wohlfeilen Journal

erscheinen wie bisher monatlich zwei Hefte mit Kupfern. Der Jahrgang aus 24 Heften mit 24-36 Kupferplatten besteht, und welcher mit einem vollständigen Sachregister versehen ist, macht für sich ein Ganzes aus, und kostet durch die Posten und Buchhandlungen nur 9 Thlr. 8 Gr., oder 16 Fl. 30 das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetren werden.

Stuttgart und Augsburg, im August 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Tiedemann's Physiologie betreffend.

Der unterzeichnete Verleger hat das Vergnügen hierdurch anzuzeigen, dass von

FR. TIDEMANN'S *Physiologie des Menschen* der dritte Band erschienen ist, auch besonders verständig unter dem Titel:

Untersuchungen über das Nahrungsbedürfnis, den Nahrungstrieb und die Nahrungsmittel des Menschen. Gr. 8. Preis 2 Thlr. 8 Gr., oder 4 Fl. 12 Kr.

Der erste Band, welcher 1830 erschien und den allgemeinen Theil behandelt, kostet 3 Thlr. 12 Gr., oder 6 Fl. 18 Kr.

Da wegen der mehrjährigen Unterbrechung des Druckmanchen Besitzern des ersten Bandes diese Fortsetzung nicht unverlangt zukommen dürfte, so können sie nicht durch jede Buchhandlung Deutschlands und des Auslandes beziehen.

Dass der dritte Band vor dem zweiten erschienen ist, geschah in Folge der ausdrücklichen Bestimmung der geehrten Herrn Verfasser. — Nach dessen, sowohl der Verleger als öffentlich in der Vorrede erteilten Versicherung sollen nun die verschiedenen Lehren der speziellen Physiologie in einzelnen Abtheilungen, mit besondern Theilen versehen, unverzüglich nach und nach erscheinen, und der dritte Band des allgemeinen Theils, der jetzt der Vorrede theils schon ausgearbeitet sei, ebenfalls dem Druck übergeben werden.

Da demnach das künftliche Publikum baldigt in Besitz des vollständigen Werkes gelangen wird, so ist es um so weniger einer Warnung vor dem diebischen Nachahmung nach einem höchst fehlerhaften und unvollständigen Gegenstand zu Ulm angekündigten Forderdruck, da ohnehin die königl. württemberg. Gesetzgebung der Fortsetzung des räuberischen Handwerks ein Ziel setzen wird.

Darmstadt, im August 1836.

Carl Wilhelm Leske

Bei Hartmann und Schellin in St. Gallen erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Das

Blumenblatt,

eine epische Dichtung der Chinesen, aus dem Dialekt übersezt.

Nebst einleitenden Bemerkungen über die chinesische Poesie und einer chinesischen Novelle als Anhang.

Preis 1 Fl. 30 Kr., oder 1 Thlr. 8 Gr.

Es gehört zu den Eigenthümlichkeiten unserer Zeit, daß auch das größte Publikum mit den literarischen Leistungen entlegener Nationen bekanntgemacht wird. Nichts ist es gewöhnlich, namentlich die poetischen Erzeugnisse anderer Völker zu kennen zu lernen, das in seiner ganzen Anschauung vor den unsrigen so ganz verschieden ist, weiß jeder Mensch. Bei keinem Volke der Welt mag dies in so hohem Grade der Fall sein als bei den Chinesen, die in vielen Gebieten zu unsrer Antipoden sind. Daher sind ihre poetischen Werke ungleich zahlreicher als man gewöhnlich glaubt, und

im höchsten Interesse und öffnen uns die Welt, in der wir
 als mit ebenso wohlthuendem Erstaunen, ergehen, wie der fin-
 ge Naturforscher in den Weltumfängen des finstern Weltthei-
 s. Schade nur, daß man die chinesische Literatur so selten
 kennt und so oft verkennt!

Diese Uebersetzung wird jedem Freunde der Poesie eine
 willkommenes Erscheinung sein, sie ist als eine wahre Be-
 stätigung unserer Literatur anzusehen. Die Dichtung selbst
 ist eine so liebliche Zartheit, ein so eigenthümliches Gepräge,
 daß man bei jedem Schritte auf das Anmutigste übertraf-
 fen wird. Der Uebersetzer hat uns diesen Genuß mit all der Ge-
 heiligkeit bereitet, die nur von einem genauen Kenner der
 Sprache und einem fein und gründlich gebildeten Gelehrten
 erwartet werden kann.

Theorie

der

Schauspielkunst,

von

E. Thurnagel,

großherzoglich badischem Hofschauspieler.

In elegantem Umschlag geheftet 1 Thlr. 10 Gr. Schf., oder
 2 Fl. 20 Gr., roh 1 Thlr. 4 Gr. Schf., oder 1 Fl. 45 Kr. Rhn.

Die Kunst der Mimik, schon im Alterthum als Schule
 der Erkenntnis, als Spiegel des menschlichen Lebens, in seinen
 mannichfaltigsten Nuancirungen geehrt und von den größten
 Kiefern zur Aufgabe erkoren, ist in unsern Zeiten zum Element
 der gebildeten Welt erhoben. Die Koryphäen der deutschen
 Literatur: Lessing, Göthe, Schiller, Wieland, Schle-
 gel etc., haben die Flamme ihrer hehren Geister ihrem Tempel
 geweiht. Englands Shakespeare, Spaniens Calde-
 on, Italiens Metastasio und Goldoni regen auch ih-
 re Zeit in alle Zeiten als Leister der höchsten Bildung hin-
 der. Eine Theorie der Schauspielkunst, welche nicht nur dem
 Künstler, sondern jedem Gebildeten und Bildungslustigen den
 rechten Weg zeigt zur Erkenntnis und Würdigung Dessen, was
 die Muse gesendet, und was sie zu Lehre und Erbauung
 will, ist also gewiß um so allgemeiner willkommen, als sie
 die offenbare Lücke ausfüllt und wenn sie wie hier von einem
 gelehrten Künstler, von einem in Wissenschaft und Leben hoch
 ab umfassend gebildeten Manne gegeben wird.

Heidelberg, im September 1836.

August Dörmals
 Universitäts-Buchhandlung.

Subscriptionsanzeige für Freunde des Alterthums und Philologen.

An alle Buchhandlungen wurde versandt und ist daselbst
 zu haben:

Leubner, FRIEDR. (Geheimerath und Profess. zu Hei-
 delberg); *Deutsche Schriften*. Neue und verbes-
 serte. Erste Abtheilung. 1ster Band, 1stes Heft.

Auch unter dem Titel:

*Symbolik und Mythologie der alten Völker, besonders
 der Griechen und Römer*. Dritte verbesserte Aus-
 gabe. Ersten Bandes erstes Heft. Gr. 8. Geh.
 Subscriptionspreis 1 Thlr., oder 1 Fl. 48 Kr.

Derselben: Vierte Abtheilung. 1ster Band, 1stes Heft.

Auch unter dem Titel:

Zur römischen Geschichte und Alterthumskunde. 1stes
 Heft. Gr. 8. Geh. Subscriptionspreis 20 Gr., oder
 1 Fl. 30 Kr.

Diese Sammlung wird in Heften von 12 Bogen erschei-
 nen und zerfällt in folgende Abtheilungen:

- 1) Symbolik und Mythologie, welche zunächst vollständig
 gegeben werden soll;

2) zur Archäologie;

3) zur Geschichte der griechischen und römischen Lite-
 ratur und Philosophie;

4) zur römischen Geschichte und Alterthumskunde;

5) zur Geschichte der Philologie.

Jeder Unterzeichner ist verbunden, sämtliche Lief-
 rungen einer Abtheilung zu nehmen. Nach dem Schluss
 einer Abtheilung tritt dafür ein erhöhter Ladenpreis ein.
 Sammler von Unterzeichnungen erhalten von jeder Buch-
 handlung das stehende Exemplar frei.

Darmstadt, im August 1836.

C. W. Leake.

Landwirthschaftliche Schriften.

In der Unterzeichneten sind folgende für den Landwirth
 äußerst interessante Schriften erschienen und in allen Buchhan-
 dlungen zu haben:

J. H. v. Schwerz,

Anleitung

zum

praktischen Ackerbau.

Erster bis dritter Band.

Preis 10. Fl. 48 Kr., oder 6 Thlr. 16 Gr.

Von Derselben:

Landwirthschaftliche

Witttheilungen,

erstes Bändchen.

Beobachtungen über die belgische Feldwirthschaft, gesam-
 melt während eines zweijährigen Aufenthaltes in

Westlandern

von

Friedrich Feihl,

Adjung der Königl. Rheinl. Kreisverwaltung.

Mit Steinbrücken. Preis 2 Fl., oder 1 Thlr. 8 Gr.

Hortus Gramineus Woburnensis,

oder

Versuche

über den

Ertrag und die Nahrungskräfte ver-
 schiedener Gräser und anderer Pflan-
 zen, welche zum Unterhalt der nüt-
 zlichen Hausthiere dienen;

veranstaltet durch

Johann Herzog von Bedford.

Mit vielen Abbildungen der Pflanzen selbst, sowie der Samen,
 womit diese Versuche gemacht wurden, erläutert, stellt prakti-
 schen Bemerkungen über ihre natürlichen Eigenschaften und die
 Erdbarten, welche am besten für sie taugen; sammt Angaben
 über die besten Gräser für dauernde Weiden, bewässerte Wie-
 sen, hochliegenden Weideland und zur Wechselwirthschaft,
 begleitet mit den unterscheidenden Merkmalen

der Arten und Weiden

von

Georg Smeaton,

Mitglied der Linnäischen und der Gartenbaugesellschaft zu London,
 correspondirendes Mitglied der gelehrten Gartenbaugesellschaft
 zu Edinburgh und des landwirthschaftl. Vereins zu Stuttgart.

Preis 18 Gr. 6 D., oder 1 Thlr. 18 Gr., (Schwarz 1 Fl.), oder
 3 Thlr. 12 Gr.

Dem Botaniker von Fach und dem Freunde der Pflanzen
 wird dieses Werk ebenso interessant sein, als es dem praktischen
 Landwirth unentbehrlich ist; bei darin einen Blick von nüt-
 zlichen Erfahrungen und Kenntnissen in Beziehung auf Gräser

Funke niedergelegt sind, mit deren Hilfe ihm eine bessere Cultur und Auslegung von Wiesen und Weiden leicht werden wird.

J. G. Elsner

Meine Erfahrungen

in der

höheren Schafzucht.

Zweite verbesserte Auflage.

Preis 2 Fl. 12 Kr., oder 1 Thlr. 8 Gr.

Dieses neueste Werk eines der erfahrensten Schafzüchter Deutschlands dürfte in Bezug von seinem Effecte vermisst werden können.

J. G. Elsner

Die deutsche

Landwirthschaft

nach ihrem jetzigen Zustande dargestellt.

2 Thlr. Gr. 8. 3 Fl., oder 1 Thlr. 20 Gr.

J. G. Elsner

Handbuch

der

veredelten Schafzucht.

Gr. 8. Preis 2 Fl., oder 1 Thlr. 8 Gr.

J. G. Elsner

Hand- und Hülfsbuch

für den

kleinen Gutbesitzer und Landmann.

Gr. 8. Preis 2 Fl. 30 Kr., oder 1 Thlr. 12 Gr.

J. G. Elsner

Die Politik

der

Landwirthschaft.

2 Thlr. Gr. 8. Preis 4 Fl. 30 Kr., oder 2 Thlr. 18 Gr.

J. G. Elsner

Wie soll der Landwirth bei der Erzeugung und Vermehrung seiner Producte speculiren?

Auf Erfahrung begründete

Mathschläge und Lehren

für

den Landwirth.

Preis 1 Fl. 30 Kr., oder 1 Thlr.

M. W. Pabst

1. w. Monograph.

Beiträge

höheren Schafzucht

mit besonderer Rücksicht auf die Production der hochfeinen Wolle im Königreich Württemberg und den angrenzenden Staaten. Preis 1 Fl. 12 Kr., oder 18 Gr.

M. W. Pabst,
Anleitung

zur

Indviehzucht

und zur verschiedenartigen Benützung des Fleisches.

9 lithographirte Tafeln und 2 Tabellen.
Preis 2 Fl. 45 Kr., oder 1 Thlr. 16 Gr.

S. v. Hördt,

1. w. Ober-Redaktionsrath,

Unterriht

über die

Pferde- und Beschlage Kunst

und die

Behandlung

der kranken und fehlerhaften Pferde, nebst einer Abhandlung über die Castration der Pferde. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Gr. 8. 18 Bogen stark, auf fein Kupfer mit Lithographien. Preis 2 Fl. 42 Kr., oder 1 Thlr. 16 Gr. Stuttgart und Augsburg, im August 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlung vorrätig:

Repertorium

für

Anatomie und Physiologie.

Kritische Darstellung fremder und Ergebnisse eigener Forschung.

Von **Dr. Valentin**

Mit einer Kupfertafel.

Von diesem Repertorium, dessen erstes Doppelheft wir hiermit dem Publicum übergeben, wird jährlich ein Band von 24 Bogen mit den nöthigen Kupfertafeln zu Subscriptionspreis von 2 Thlr. 12 Gr. erscheinen. Das zweite, den ersten Band beschließende Doppelheft wird noch im Laufe dieses Jahres ausgegeben.

Berlin, im September 1836.

Veit u. Comp.

Im Verlage von **G. E. G. Reusart** in Berlin soeben erschienen:

De Aeschylis antistrophicorum responsiones etc.
Robertus Eger, Dr. philos. Sax. 12 Gr.

Soeben ist bei mir in Commission erschienen und alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ansichten

aus der Cavalierperspective

im Jahr 1835.

Aus den

Papieren eines Verstorbenen.

8. Geh. 2 Thlr.

Eine Schrift, welche durch ihre geistvolle Darstellung der Zustände der neuern und neuesten Zeit Aufsehen erregt. Leipzig, im September 1836.

X. Freyberger

Literarischer Anzeiger.

1836. Nr. XXIX.

Der Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brochhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Seite 2 Gr.

Bei mir ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Allgemeines Bücher-Lexikon,

oder

Alphabetisches Verzeichniß aller von 1700 bis zu Ende 1834 erschienenen Bücher u. s. w. Nebst Angabe der Druckorte, der Verleger, der Preise u. von
Wilhelm Meissner.

Erster Band, welcher die von 1828 bis Ende 1834 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält.

Herausgegeben von

Otto August Schulz.

Erste bis sechste Lieferung, Bogen 1—60.

Abuelardi—Levy.

Gr. 4. Geh. Jede Lieferung 20 Gr.

Die ersten sieben Bände des „Allgemeinen Bücher-Lexikons“ von Wilhelm Meissner, 1812—29, kosteten früher 87 Thaler, sind aber jetzt zu dem ermäßigten Preise von wenigstens 2 Thalern zu beziehen.
Leipzig, im September 1836.

F. A. Brochhaus.

In August Dörmals's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg ist erschienen:

Die Philosophie des Geistes,

oder

Encyclopädie der gesammten Geisteslehre,

von

Dr. Joseph Hillebrand,

Oberbibliothekar und Professor in Gießen.

Erster Theil.

Gr. 8. 3 Fl. 36 Kr. Rhein., oder 2 Thlr. 8 Gr. Sächs.

Der Zweck dieses Werkes geht dahin, eine möglichst erschöpfende und umfassende Wissenschaft des Geistes darzulegen. Es beginnt mit der speculativen Betrachtung der Urbestimmung des Geistes, und schreitet fort zur Erkenntniß und Darstellung seiner Wirklichkeit. Diesem Ganzen entsprechend, begreift der Theil, wovon der 1ste die allgemeine Metaphysik oder Kosmologie des Geistes enthält, der 2te die Anthropologie selbst, der 3te die theologische Geisteslehre. Der zweite Theil, oder die Anthropologie des Geistes, ist seiner Natur nach am umfassendsten. Er besteht 1) aus der eigentlichen Psychologie, 2) aus der Pragmatologie (Philosophie des praktischen Geistes), 3) aus der Philosophie der Geschichte. Die Bearbeitung geht (nach des Verf. Erklärung) von selbständigen Principien aus, und trägt durchgängig den Charakter enger Theorie. Das Reichhaltige des Werkes ergibt sich aus diesen vorläufigen Andeutungen. Was dessen philosophischen Werth betrifft, so darf wol der Name des Verf. die

Bürgschaft geben, daß Gediegenheit bei Eigenthümlichkeit der Ideen und ihrer Ausführung Haupteigenschaften der Schrift seien. Jedenfalls möchte sie grade jetzt eine höchst wichtige literarische Erscheinung zu nennen sein. Der zweite Theil:

Pragmatologie des Geistes, Philosophie der Geschichte und speculative Theologie,

verläßt jedoch die Preise und kostet einzeln 2 Fl. 42 Kr. Rh., oder 1 Thlr. 16 Gr. Sächs. Um die Erwerbung des interessanten Buches jedoch möglichst zu erleichtern, ist für den Kauf des Jahres 1836 jede Buchhandlung in den Stand gesetzt, beide Bände ungetrennt, also zugleich genommen, für 5 Fl. 24 Kr. Rh., oder 3 Thlr. 8 Gr. Sächs. abzulassen. Später tritt auch für das Ganze der höhere Preis der einzelnen Bände unabänderlich ein.

Heidelberg, im September 1836.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Württembergische Jahrbücher für vaterländische Geschichte, Geographie, Sta- tistik und Topographie.

Herausgegeben von

J. G. W. Memminger.

Jahrgang 1835. Erstes Heft.

Subscriptionspreis 1 Fl. 12 Kr. — Ladenpreis 1 Fl. 45 Kr., oder 1 Thlr.

Inhalt:

Abhandlungen, Aufsätze und Nachrichten. Die im Königreich Württemberg gefundenen römischen Steininschriften und Bildwerke, verzeichnet und erklärt von Dr. Chr. Fr. Stälin, Prof. und Bibliothekar an der kgl. öffentlichen Bibliothek in Stuttgart. Verzeichniß der Schriften, worin in Württemberg gefundene Alterthümer beschrieben sind. Register über den nördlich der Donau stehenden römischen Grenzwall, hines. transdanubianus, Leufelsmauer; Pfahl u. s. w. von dem Topographen Paulus. Kritische Beiträge zur württembergischen Geschichte des 13ten, 14ten und 15ten Jahrhunderts, von Karl Pfaff. Nekrolog. Johann Christian von Pfister, kgl. württembergischer Prälat und General-Superintendent des Generalats Tübingen. Der Veteranen-Verein zu Altdorf. Ergebnisse der Befehle im Herbst 1835.

Stuttgart und Augsburg, im August 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung in Hannover ist soeben erschienen:

SCHUL-GRAMMATIK

der griechischen Sprache

von

Dr. RAPHAEL KÜHNER,

Lehrer an der Lyceum zu Hannover.

27 Bogen, comprehensiv Drucke in gr. 8. 1836. 1 Thlr. 6 Gr.

In T. Pichler's Verlag in Wien sind sieben erschie-
nen und wurden von uns an alle Buchhandlungen Deutschlands
versandt:

Verstreute Blätter aus meinem Schreibtische.

Von
Caroline Pichler,
geb. von Greiner.

Mit dem neuesten, überaus gelungenen Portrait der Frau Ver-
fasserin von Kriehuber, gestochen von Benedetti.

8. Wien 1837. Postdruck. In Umschlag brosch. 1 Thlr. 12 Gr.

Wir möchten dieses Buch einem reichen Kästhorn verglei-
chen, aus dem eine Flut bunter Blüten und Früchte quillt;
erstere voll köstlicher Blüthe und poetischen Duftes, letztere mit dem
ernsten Gepräge kräftiger Reife.

So finden wir nämlich in diesem Werke eine lockend frische
Phantasieblüte neben einer ernsten Lebensansicht. In dem bun-
ten Stoffe, der hier behandelt, in den so mannichfachen Aufstei-
gen, die hier ausgesprochen werden, haben wir Gelegenheit,
abermal den reichen Genius der Frau Verfasserin ebenso wie
ihren praktischen Frauenstolz, die als Parthei ihrer Poeten zu
würdigen und zu bewundern.

Stehende Masken im Lustspiele des Lebens.

In zwölf Frescobildern
von

Nitter Braun von Brannthal.

Gr. 12. Wien 1837. Velin. In Umschlag brosch. 16 Gr.

Inhalt: 1. Prosaische Jammerschänke. 2. Pöbelliche Pan-
nagel. 3. Gelehrte Frauen. 4. Cabinetstücke. 5. Kofette
Mütter. 6. Geden. 7. Die Schwärmerin. 8. Die Hagekols-
gen. 9. Literarische Schmarotzer. 10. Altweltliedner. 11. Der
Eisenfresser. 12. Der Enthusiast.

Was Lichtenberg für die Caricaturen Hogarth's ist,
ist der Verfasser für die der Gegenwart. In diesen zwölf Le-
bensgemälden, die viele komische prosaische Erzählungen um-
fassen, zeichnet derselbe in scharfen Zügen das durch Mode und
Lebensweise bedingte Lächerliche unserer Zeit, welches er denn
auch in seinem eigenthümlichen Humor zur Belustigung und
Belehrung jedem Leser anschaulich macht.

Geschichte

Blinden Unterrichtes

und der

den Blinden gewidmeten Anstalten in Deutschland, sammt
Nachrichten von Blinden-Anstalten in andern Ländern,

von
J. W. Klein,

Director des wiener Blinden-Instituts.

Gr. 8. Wien 1837. In Umschlag brosch. 1 Thlr.

Herr Director Klein, der als Gründer und Leiter des
wiener Blinden-Instituts wie auch als Literarier längst eines
ausgezeichneten Rufes genießt, erstrebt uns hier mit einem neuen
Geisteserzeugniß, ebenfalls jenem phantastisch-pädagogischen
Wissenschaften angehörig, dem der Verfasser gleichsam den Krieg
in die brennende Literatur angekündigt und den er jetzt uns mit
Liebe und Eifer ausgetüchtelt hat.

Im vorliegenden Werke sind interessante Notizen über alle
jetzt existirenden Blinden-Anstalten in Europa sowie als Nord-
amerika aufgenommen. Die Blätter und Beilagen für den
Blinden-Unterricht sind abermal erfahrungsgemäß erweitert
und vermehrt und äußerst merkwürdige Beilagen angehängt.

Wir enthalten uns jeder weiteren Inanspruchnahme des Buches,
in der Voraussetzung, daß sowohl das Interesse des jedem Men-

schensfreundes als auch wichtiger Gegenstandes, auch sehr an
den Namen des Herrn Verfassers, der das Buch geschrieben
hat, zu empfehlen.

A. S. Liebestadt in Leipzig.

Für Bau- und Gewerkschulen, für Mann-
nimmer sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu
bekommen:

G. E. Hörnig, Baucommissar, Architekt-pächter
Handbuch der verschiedenen Maurerarbeiten ist im
Land- und Wasserbau; für Maurer und Bauhütten
in Fragen und Antworten bearbeitet. Mit 28 ge-
streiften Tafeln. Gr. 8. Prän.-Preis 18 Bk.

d. J. 3 Thlr. 6 Gr. Ladenpreis 4 Thlr. 12 Gr.

Ein Seitenstück dazu bildet das Handbuch für Maurer
und Bauhütten unter dem Titel:

**G. E. Hörnig, Grundzüge und Erfahrungen in Be-
treff der verschiedenen Zimmerarbeiten bei im Land-
und Wasserbau, nebst einem Nachtrag über die
Lehren der Arithmetik und Geometrie. Mit 2 ge-
streiften Tafeln. 1834.**

Es kostet für Ladenpreis 4 Thlr. Bis Ende des Jah-
res soll jedoch der Prän.-Preis von 3 Thlr. noch gelten, nach
welchem durch alle Buchhandlungen zu bekommen ist.

Dazu:

**G. E. Hörnig, Sammlung praktischer Zimmer-
theile ausgeführter, theils für verschiedene Zwecke an-
gewandter Baugesenstände. Erstes und zweites Heft mit
12 großen Streiften 3 Thlr., das dritte
Heft mit 12 Tafeln 3 Thlr., das vierte
Heft mit 12 Tafeln 3 Thlr., das fünfte
Heft mit 12 großen Tafeln zu 3 Thlr.**

Bis Ende des Jahres soll jedoch der Prän.-Preis
2 Thlr. 12 Gr. für jedes Doppelheft und mehr 30 Bk.
alle 8 Hefte stattfinden, wofür solche auch einzeln zu
bekommen sind.

Arnoldische Buchhandlung
in Dresden.

Bei Hartmann und Schellin in St. Petersburg
erscheinen und durch jede solche Buchhandlung zu bekommen:

Religion, Natur und Kunst

vorzüglich in ihrer Verbindung

Eine Reihe öffentlicher Vorlesungen

von

Prof. Scheitlin.

240 Seiten. Brosch. 1 fl. 30 Kr. Ktzn., oder 1 Thlr. 12 Gr.

Diese Schrift erfreute sich gleich bei ihrem Erschei-
nen günstigen Rezensionen im Erzähler, in der
neuen Kirchenzeitung Nr. 33, in den kirchlichen
Blättern Nr. 7 und im pädagogischen Beobachter Nr. 1.
Beurtheilung des letztern lassen wir hier folgen:

„Ein geistreicher, demuthvoller und doch
bietet dem größten Publikum die Gaben an, um die
reichung eine engere Aufmerksamkeit gewiss zu er-
empfang. Der biedere Lehrer darf sich nicht
Worte in vielen Herzen widerhallen, und wird
Satten im Gemüthsleben auf neue Ideen wider-
genstände, die sich der Sprache gewandt, anzu-
ste und Deutlichkeit. Um so erfreulicher, daß an die-
würdiger Sinn dieselben behandelt. Mit dem
Ergebnisse der Prüfung jener wichtigen
Speziellen eintreten, glauben aber mit der
Schrift allen bestern Gemüthern und allen
empfehlen zu dürfen.“

Chateaubriand. Lamartine.

Chateaubriand bei Regier in Stuttgart:
Chateaubriand, Versuch über die englische Literatur und Betrachtungen über den Geist der Zeiten, der Menschen und der Revolutionen. 1ster Band. Gr. 8. Geh. 2 Fl., oder 1 Thlr. 4 Gr.

Dieses neue Werk Chateaubriand's, dessen längst begründeter Ruhm sich in seiner Heimat eher zu verflüchten als zu veralten scheint, wird durch die Reichhaltigkeit seines Inhalts jeden Leser anziehen und befriedigen, indem es neben literarischen und kritischen Reflexionen und Notizen, fern von gelehrtem Pedantismus, eine Fülle von philosophischen und historischen Betrachtungen, ebenso geistreich gedacht als durch die Schönheit der Sprache gehoben, darbietet. Neben Milton, Shakspeare, Byron, werden hier Luther, Heinrich VIII., Cromwell, Mirabeau, Napoleon und viele andere Männer besprochen, welche durch ihre Schriften oder Thaten berühmt geworden sind, und überall interessante, oft überraschende Gesichtspunkte eröffnet. — Die Uebersetzung ist von anerkannter Feder, die Ausstattung des Inhalts würdig. Der 2te und letzte Band erscheint im September.

Lamartine von Lamartine's Reise in den Orient in den Jahren 1832 und 1833. Erinnerungen, Empfindungen, Gedanken und Landschaftsgemälde. Aus d. Franz. übers. v. Gustav Schwab u. F. Demmler, 4 Bände. Gr. 8. Geh. Preis jedes Bandes 2 Fl. 24 Kr., oder 1 Thlr. 8 Gr.

Man findet in dieser, durch die Ausgabe des 4ten Bandes nun vollendeten Reise nicht nur den Dichter, sondern zugleich den Denker, den Forscher, den Christen. In die malerischen Naturbildern reihen sich Klänge eines reinen tiefen Gemüths, an die Stimmungsbilder angelegene Betrachtungen über rein Menschliches. Die beschriebenen Landschaften führen uns meistens an Orte von biblischem oder antiquarischem Interesse, oder auf Schauplätze einer noch mangelhaft beleuchteten Geschichte der neuesten Zeit. In Gebieten, die dem gewöhnlichen Menschen verschlossen sind, beutet Lamartine Notizen aus, die nicht bloß der Neugierde, sondern auch der Wissenschaft werthvoll sind. Denkt man sich alle diese Bilder, Empfindungen, Notizen von dem gewaltigen Pauche eines reinen, edlen, religiösen Gemüths durchweht, dazu das Interesse, welches die persönlichen Begebnisse des liebenswürdigen Dichters einfließen, so wird man den allgemeinen Beifall erklärlich finden, der diesem Werke in Deutschland wie in Frankreich zu Theil geworden.

Zu erhalten durch jede gute Buchhandlung Deutschlands, Österreichs und der Schweiz.

In der Schnapfhaas'schen Buchhandlung in Altona: burg ist jeden erschienen und an alle Buchhandlungen des In- und Auslandes versandt worden:

Ulfilas.

Veteris et novi testamenti versionis Gothicae fragmenta quae supersunt ad fidem codd. castigata, latinitate donata, ad notatione critica instructa cum glossario et grammatica lingua gothicae conjunctis curis ediderunt

H. C. de Gabelentz et Dr. J. Loebe.

Vol. I. Textum continens c. tab. II. 4maj. 45 Bogen. Weisses Druckp. 5 Thlr. 12 Gr. Voliop. 6 Thlr. 18 Gr.

Gegenwärtige neue Ausgabe des Ulfilas enthält zuerst vollständig alle bis jetzt aufgefundenen Uebersetzungen der gothischen Uebersetzung.

Der Text ist durchaus neu verglichen und verbessert, da die Herausgeber zu diesem Ende nicht nur selbst nach Upsala und Wolfenbüttel gereist, sondern auch mit dem Grafen Cassington in Mailand in Briefwechsel getreten sind, und der Ge-

fälligkeit dieses Geschehens insbesondere viele wichtige Emendationen zu den von ihm zuerst herausgegebenen Paulinischen Briefen veranlaßt. In den beigegebenen Anmerkungen ist auf das Verhältniß zu dem griechischen Text beständige sorgfältige Rücksicht genommen worden, weshalb diese Ausgabe nicht nur den zahlreichen Freunden der alten vaterländischen Sprache und Literatur, sondern auch den sich mit neutestamentlicher Kritik beschäftigenden Theologen willkommen sein dürfte.

Der zweite Band wird eine ausführliche Grammatik und Wörterbuch der gothischen Sprache enthalten.

Neue Schriften für Freunde der Homöopathie.

In der Arnold'schen Buchhandlung in Dresden und Leipzig sind erschienen und in allen andern Buchhandlungen zu haben:

Dr. C. F. Schwarze (K. S. Hofrath), Homöopathische Heilungen, nebst Bemerkungen über die Größe der Arzneigaben und deren Wiederholung; besonders für angehende homöopathische Ärzte. Gr. 8. 1 Thlr.

Nachdem der Verf. 20 Jahre als homöopathischer Arzt gewesen, ist derselbe vor 3 Jahren aus Überzeugung zur Homöopathie übergegangen und übergibt nun dem Publicum in dieser Schrift eine nicht unbedeutende Anzahl merkwürdiger Krankheitsfälle, welche derselbe homöopathisch heilte.

Dr. Bigel, Homéopathie domestique ou guide médical des familles. Ouvrage indispensablement nécessaire aux pères de famille, aux personnes qui habitent la campagne, loin des secours de la médecine; indiquant les moyens de se secourir soi même dans les maladies les plus ordinaires, et de subvenir aux premiers besoins dans les maladies aiguës, dont le traitement ne souffre aucun délai. 16. Rel. 1 Thlr.

Lüdingen. In der H. Laupp'schen Buchhandlung sind erschienen und zu haben:

XII Volkslieder, für vier Männerstimmen gesetzt von C. L. Her. 6tes Heft. Subscriptions-Preis bis Ende September 12 Gr., nachheriger Ladenpreis 16 Gr.

Dieses Heft, das dem früheren nicht nachstehen dürfte, enthält unter andern folgende beliebte Nummern: Der Schweizer: Zu Strassburg auf der Schanz u. — Matrosenlied: Auf dem Meer bin ich geboren u. — Soldatenlied: Frisch auf Soldatenblut u. — Aengstliches Volkslied (nach Shakspeare): Komm o Tod und laß mich Armen u. — Steiermärker Alpenlied: Wenn der Schnee von der Alma u. — Der schneidende Schiefer zog so nach u. von Uhlend. — 's Mümell, Schweizerlied. — Unterländler Helmweh: Drunten im Unterland u. — Ralliedchen: Dranz ist Alles so prächtig u.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen: 37te. Encyclopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, Anatomie und Physiologie. Von P. L. Jahrgang 1836. Viertes, fünftes und sechstes Heft. Jedes Heft mit einem Kupfer. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 12 Heften mit Kupfern 8 Thlr.

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von E. G. Gersdorf. 1836. Neuntes Bandes drittes Heft. (Nr. XVI.) Gr. 8. Preis eines Bandes von ungefähr 50 Bogen 3 Thlr.

Leipzig, im September 1836.

J. N. Brockhaus.

Anzeige.

Im Verlage von Duncker und Humblot in Berlin ist soeben erschienen und befindet sich in allen andern Buchhandlungen zu haben:

Kante, Leop., Die römischen Päpste, ihre Kirche und ihr Staat im 16ten und 17ten Jahrhundert. 2ter und 3ter (letzter) Band. Gr. 8. 5 Thlr. 20 Gr.

Auch unter dem Titel:

Fürsten und Völker von Süd-Europa im 16ten und 17ten Jahrhundert. Vornehmlich aus ungedruckten Gesandtschafts-Berichten. 3ter und 4ter Band.

Der 2te Band („Die römischen Päpste u.“, 1ster Bd.) erschien 1834 und kostet 2 Thlr. 20 Gr.

Historisch-politische Zeitschrift; herausgegeben von Leopold Kante. 2ter Band. 4tes Heft. Inhalt: 1. Über die Memoiren des Cardinal Richelieu. — 2. Maria Theresia, ihr Staat und ihr Hof im Jahre 1755. — 3. Die Arbeiten der sächsischen Kammern im Jahre 1834. — 4. Politisches Gespräch. — Preis des Bandes von 4 Heften 5 Thlr.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Ueber Eisenbahnen und deren Credit. Allgemein sächsisch für Bürger und Landmann dargestellt. 8. Brosch. Preis 6 Gr.

Der beste und wohlfeilste Hausarzt für Stadt und Land. Ein Rathgeber zu vielfach erprobten sympathetischen und Hausmitteln gegen Sticht, Kopf- und Zahnschmerz, Frost-, Brand- und Bruchschäden, Selbstucht, Fieber u. v. a. Uebeln. Preis 6 Gr.

Altenburg, 1836.

Expedition des Eremiten.

Bei F. G. C. Zundart, Buch-, Musikalien- und Kunsthandlung in Breslau, ist erschienen:

Handbuch beim Unterricht im Gesange.

Für Schüler auf Gymnasien und Bürgerschulen bearbeitet von W. Hahn, Capellmeister am Dom und Gesanglehrer am Königl. Leopoldinischen Gymnasium zu Breslau.

3te Auflage. Preis 8 Gr.

Die empfehlende Aufnahme von Seiten des Königl. preuss. hohen Unterrichts-Ministeriums, sowie die äußerst günstigen Beurtheilungen in kritischen Blättern und pädagogischen Zeitschriften, sprechen für die Brauchbarkeit dieses Handbuches.

In der Arnoldischen Buchhandlung in Dresden und Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen für 1 Thlr. 6 Gr. zu bekommen:

H. E. F. v. Rostig-Drzewiecki, A. E. Ober-Grenz-Controleur, Übersichtliche Darstellung der neuen Verfassung indirecter Staatsabgaben im Königreiche Sachsen, in einem Auszuge der, über den Zoll der Branntweins, Bier-, Wein-, Tabak- und Schlachtfleuer, ingleichen die Chauffeeabgaben, ergangenen gesetzlichen Bestimmungen. Ein Hilfsbuch für Beamte und Gewerbetreibende. Gr. 8. Brosch.

Schweb's Leben.

Die Unterzeichnete erlaubt sich den Lesern mittheilen, in ihrem Verlage erschienen: Werk in Erinnerung zu bringen:

Der Bodensee

nebst dem

Rheinthal von St.-Luziensting bis Rheing, Ein Handbuch

für

Reisende und Freunde der Natur, Geschichte und Top.

von

Ernst Schweb.

Mit 3 Karten.

Preis 3 Rl. 36 Kr., oder 2 Thlr. 4 Gr.

Dieses Handbuch zerfällt in vier Hauptabtheilungen: I. Landschaftliches. II. Geschichtliches. III. Topographisches. IV. Gedichte. Anhang. Die Fahrten beider Dampfschiffe. Durch ein vollständiges Register wird die Brauchbarkeit dieses Buches erhöht.

Stuttgart und Augsburg, im August 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Der

deutschen Dichter

Frauensaal.

Eine Sammlung weiblicher Bildnisse, als Tizian zu den classischen Dichtern Deutschlands, in herrlichen Stahlstichen berühmter englischer Meist.

Der Frauensaal erscheint in monatlichen Heften, je 1 Bildnisse enthaltend, mit erklärendem Text und dem beleuchtenden Stellen, à 16 Gr. (20 Sgr.) per Heft. Das Format ist so gewählt, dass die Bilder zu allen Ausgaben — von der kl. fol. bis zur 8. — passen, namentlich ist das Werk aber zur Illustration der beliebten „Ausgaben in dem Bande“ bestimmt. Das 1ste und 2te Heft enthält Bildnisse, die folgenden werden Goethe — Körner und den andern grossen Dichtern Deutschlands gewidmet sein. Jedes Heft ist einzeln zu haben, das Ganze wird etwa 1 Rthl. umfassen.

Berlin, den 1sten Mai 1836.

A. Adel.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Homerische Vorschule.

Eine

Einleitung in das Studium der Iliade und Odyssee.

Von

Wilhelm Müller.

Zweite Auflage,

mit

Einleitungen und Anmerkungen

von

Detlev Karl Wilh. Baumgarten-Ludwig.

Gr. 8. 20 Gr.

Leipzig, im September 1836.

J. A. Barth.

Literarischer Anzeiger.

1836. Nr. XXX.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brochhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Reisen und Länderbeschreibungen

der ältern und neuesten Zeit,

eine Sammlung

der interessantesten Werke über Länder- und Staatenkunde
Geographie und Statistik.

Herausgegeben von

Dr. C. Widenmann und Dr. H. Hauff.

Neunte Lieferung.

Südafrikanische Skizzen

von

Thomas Pringle.

Aus dem Englischen übersetzt.

Preis 1 Fl., oder 16 Gr.

Inhalt: 1) Ankunft der Auswanderungsgesellschaft in Südafrika. 2) Reise nach dem angewiesenen Wohnort. 3) Erste Begründung der Colonie in Glen-Lynnen. 4) Landwirthschaftliche Verhältnisse. 5) Rückblicke auf die Empörung der Grenzboers im Jahre 1815. 6) Ausflug des Verfassers nach dem Missionsorte Enon. 7) Vergrößerung und Zustand der Colonie. 8) Das Ackerreich des Caplandes; Jagdbegebenheiten. 9) Reise des Verfassers nach der Capstadt. 10) Herausgabe einer Zeitung und gewaltsame Unterdrückung derselben. 11) Reise nach der östlichen Grenze; die Niederlassung Alibany. 12) Rückkehr nach Glen-Lynnen. Verhältnisse der Hottentotten und Buschmänner. 13) Geschichtliche Rückblicke auf die Unterdrückung des Hottentottenkammes. 14) Die Kaffern und ihr Verhältniß zur Colonie. 15) Christliche Missionaire in Südafrika. Rückkehr des Verfassers nach England.

Die früher erschienenen Lieferungen enthalten:

1. Hg. Irland. Preis 1 Fl., oder 16 Gr.
2. — Algier wie es ist. Mit einer großen Karte des Mittelmeeres. 1 Fl. 30 Kr., oder 21 Gr.
3. — Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Balkhara. Erster Theil. Mit einem Steindruck. 2 Fl. 30 Kr., oder 1 Thlr. 12 Gr.
4. — Washington Irving's Ausflug auf die Prairien zwischen dem Arkansas und Red-River. 1 Fl., oder 16 Gr.
5. — Alfred Kenmont's Reiseschilderungen. 1 Fl. 12 Kr., oder 18 Gr.
6. — Briefe in die Heimat, geschrieben zwischen October 1829 und Mai 1830 während einer Reise über Frankreich, England und die Vereinigten Staaten von Nordamerika nach Mexico. 1 Fl. 24 Kr., oder 20 Gr.
7. — Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Balkhara. Zweiter Theil. Mit einer Karte. 2 Fl. 42 Kr., oder 1 Thlr. 16 Gr.
8. — John Barrow jun., Besuch auf der Insel Island im Sommer 1824. Mit Holzschnitten. 1 Fl. 45 Kr., oder 1 Thlr. 4 Gr.

Jede Lieferung wird auch einzeln unter ihrem besondern Titel abgegeben.
Stuttgart und Augsburg, im August 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei Dunder und Humblot in Berlin ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Die französische Revolution.

Von 1789 bis 1836.

12. Sep. 16 Gr.

Das Publicum erhält hiermit zum ersten Male eine zusammengebrängte Darstellung der ganzen Geschichte Frankreichs

vom Ausbruche der Revolution bis auf den heutigen Tag. Die neuesten und besten Quellen sind dazu benutzt, die Form ist leicht faßlich, der Preis (16 Gr.) sehr mäßig, der Standpunkt vom rein Factischen für Niemand ährend; — es muß dem größten Theile des Publicums willkommen sein, sich auf eine so schnelle und leichte Weise vom wichtigsten Zeitabschnitt der neuesten Geschichte zu unterrichten.

In meinem Verlage ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Ben Jonson

und seine Schule,

dargestellt in einer Auswahl von Lustspielen und Tragödien, überfetzt und erläutert

durch

Wolf Grafen von Baudissin.

Zwei Theile. Mit 2 Kupfertafeln. Gr. 8. 5 Thlr. 12 Gr.

Inhalt: I. Vorwort. Chronologische Übersicht der Geschichte der englischen Bühne, von ihrer ersten Entstehung bis zu den Zeiten Cromwells. Der Alchemist, Lustspiel von Ben Jonson. Der barmh. Trufel, Lustspiel von Ben Jonson. Der spanische Pfarrer, Lustspiel von J. Fletcher. Anmerkungen. II. Die unselige Mitgift, Trauerspiel von Ph. Massinger und Nath. Field. Der Herzog von Mailand, Trauerspiel von Ph. Massinger. Der ältere Bruder, Lustspiel von J. Fletcher. Eine neue Weise, alte Schulden zu zahlen, Lustspiel von Ph. Massinger. Die Bürgerfrau als Dame, Lustspiel von Ph. Massinger. Anmerkungen.

Den Freunden der ältern dramatischen Literatur Englands wird das vorstehende Werk höchst willkommen sein; ich erlaube mir sie noch aufmerksam zu machen auf

Shakspeare's Vorschule. Herausgegeben und mit Vorreden begleitet von Ludwig Tieck. Zwei Theile.

Gr. 8. 1823—29. 5 Thlr. 6 Gr.

Inhalt: I. Die wunderbare Sage vom Vater Baco. Schauspiel von Ab. Green. Arden von Feversham, eine Tragödie. Die Helden in Lancashire, von Th. Heywood. — II. Die schöne Emma, ein Schauspiel. Der Apraxus, oder die Jungfrauentragödie, ein Trauerspiel von Ph. Massinger. Die Geburt des Merlin, oder das Kind hat seinen Vater gefunden, ein Schauspiel von W. Shakspeare und B. Rowley.

Die zahlreichen Freunde der Meisterwerke Shakspeare's be-
nachrichtige ich, daß

Shakspeare's Schauspiele erläutert von Franz Horn.

Fünf Theile. (107 Bogen.) Gr. 8. 1822—31.

welche bisher 8 Thlr. kosteten, jetzt im Preise auf 3 Thlr. 12 Gr. ermäßigt sind.

Zugleich mache ich noch auf nachstehende Übersetzung auf-
merksam:

Shakspeare's Schauspiele, überfetzt von Johann Heinrich Voss und dessen Söhnen Heinrich und Abraham Voss. Mit Erläuterungen. Neun Bände. (356 1/2 Bogen.) Gr. 8. 1818—29.

Früherer Preis 27 Thlr., jetzt 9 Thlr.

Leipzig, im September 1836.

F. A. Brockhaus.

F. A. v. Strombeck's neueste Schrift.

Darstellungen aus einer Reise

durch

Deutschland und Italien im Jahre 1835.

Von **Friedrich Karl von Strombeck.**

Erster und zweiter Theil. 8. Fein Velinpapier. Geheftet. 3 Thlr. 18 Gr.

Auch unter dem Titel: -

Darstellungen aus meinem Leben und meiner Zeit.

Dritter und vierter Theil.

Der berühmte Verf. übergibt damit dem Publicum seine Beobachtungen auf einer Reise nach Italien. Die Schilderungen des Lebens, des Volks, der gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse Baierns, Tirols und besonders Italiens, der zu-

sammengest. mit dem Papste und den Ministern der Kaiserlichen Familie, geben dem Les. einen sehr interess. Blick, welcher durch den Schmuck des Texts noch erhöht wird. — Der dritte Theil erscheint nächstens.

Bon den

Darstellungen

aus meinem Leben und meiner Zeit.

Von **F. A. v. Strombeck.**

Erster und zweiter Theil. 8. Fein Velinpapier. Geheftet. 2 Thlr. 8 Gr.

Ist soeben die zweite Auflage erschienen.

Braunschweig, im August 1836.

Friedr. Vieweg und Sohn.

Weber's Möncherei- und Ritterwesen.

Da die Hallberger'sche Buchhandlung daher die beiden obengenannten Schriften in die gegenwärtig bei ihr erscheinende Sammlung von Karl Julius Weber's Werken aufnimmt, Manchem aber erwünscht sein dürfte, diese beiden geistvollen humoristischen Geschichtsbilder Weber's zu billigem Preise einzeln zu besitzen, ohne genöthigt zu sein, Weber's sämtliche Werke, deren Anschaffung eine nicht unbedeutende Summe kosten würde, sich anschaffen zu müssen, so haben wir im vorigen Jahre eine neue Subscription auf die bei uns erschienenen Originalausgaben der Möncherei und des Ritterwesens in Lieferungen von 6 Bogen zum Preise von 18 Kr., oder 4 Gr. für die Lieferung eröffnet, und es ist nun vollständig ausgegeben:

Die Möncherei oder geschichtliche Darstellung der Klosterwelt und ihres Geistes. Von Karl Jul. Weber. 4 Bände. (112 Bogen in 18 Lieferungen.) 5 R. 24 Kr., oder 3 Thlr.

Ferner ist ausgegeben die 1ste bis 8te Lieferung von:
Das Ritterwesen, und die Tempel, Johanniter und Marianer, oder Deutsch-Ordens-Ritter insbesondere. Von R. J. Weber. Gr. 8.

Die 9te bis 15te Lieferung, womit das Ritterwesen geschlossen sein und also vollständig (98 1/2 Bogen in 8 Bänden enthaltend) nur 4 R. 30 Kr., oder 2 Thlr. 12 Gr. kosten wird, werden noch in diesem Jahre ausgegeben.

Die obigen, auf die Hälfte der früheren, herabgesetzten Preise, die überdies bedeutend billiger sind, als diese beiden Schriften die Abnehmer der vollständigen Werke Weber's in der Hallberger'schen Ausgabe zu zahlen kommen werden, bleiben bestehen so lange unser Lager nicht mehr bedeutender Vorrath von Exemplaren zureicht.

J. B. Meißner'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Zu haben in allen guten Buchhandlungen Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz.

** Neue schöngeistige Schriften.

E. Gehe, Demetrius und Boris Gohann, oder Rußland in den Jahren 1591 bis 1606. Historisch-romantisches Gemälde. 2 Bde. Velinp. 2 Thlr. 12 Gr.

H. F. Manstein, Graf Penserosa, eine Novelle; und die Leiden einer großen Seele. Erzählung. Velinp. 1 Thlr. 4 Gr.

D. Goldsmith, Der Landprediger zu Watford. I. d. Engl. von W. A. Lindau. 2te verbesserte Ausgabe. 8. (24 Bogen). 1 Thlr.

Dresden und Leipzig, den 28ten Juni 1836.

Arnold'sche Buchhandlung.

Dr. August Schwaib's Unterstichschreibens in Ge-
belberg ist erschienen:

Erste Begriffe der deutschen Sprache für den Elementarunterricht,

von
Michael Desoga.

Zweite, nach Dr. Becker's Leitfaden für den ersten Un-
terricht in der deutschen Sprache völlig umgearbeitete,
mit einer Anweisung zum Rechtschreiben und mit Dictir-
übungen zur Einübung der Rechtschreibregeln
vermehrte Auflage.

9 Gr. 8. 1/2, oder 36 Kr. Rhein.

Die gute Aufnahme und allgemeine Verbreitung, welche
dieses Werkchen in der ersten Auflage gefunden, wird ihm in
dieser zweiten noch in gesteigertem Maße zu Theil werden, da
der Verf. in derselben die gefeierte Becker'sche Methode
aufgenommen und in seiner fasslichen Weise entwickelt hat.

Es bildet das Buch nun eine sehr zweckmäßige Stufenfolge
zwischen den von dem Hrn. Verf. herausgegebenen

Ersten Lehren der Muttersprache,
welche durch die geachtete barmhärtige Schulzeitung so drin-
gend zur Anwendung empfohlen sind, und der früher erschene-
nen größten deutschen Sprachlehre, indem es zugleich für beide
nähere Ausführung und Erläuterung bietet.

Trotz der bedeutenden Vermehrung haben wir den früheren
Preis beibehalten, so daß wir zugleich verhältnismäßig die
wohlfeilste deutsche Sprachlehre liefern.

Heidelberg, im September 1836.

Gießen ist im Verlage von Witz. Engelmann in
Leipzig erschienen:

Ueber Christenthum und Kirche

und ihr Verhältniß zum Staat

in Rücksicht auf die Ansichten, welche einige Anhänger des Lu-
ther'schen Lehrbegriffs in dieser Beziehung jetzt geltend machen
wollen. Gr. 8.

Da diese Schrift, wie bisher noch nicht in gleicher Art ge-
sehen, ebenso wahrhafte christliche Gesinnung ausdrückt,
wie sie den Übergang des Lutheraners in seinen Irrthum
entwickelt und ihre Principien in Bezug auf den Widerstand
gegen die kirchliche Ordnung sowohl vom Standpunkt des Glau-
bens wie des Kirchenrechts widerlegt, auf der andern
Seite aber auch die Rechte der Wissenschaft geltend macht
und das Interesse der Letztern mit der kirchlichen
und bürgerlichen Ordnung in Einklang zu bringen sucht, so
wird die Schrift gewiß bei Allen, welche sich für diesen Gegen-
stand interessieren, die größte Aufmerksamkeit erregen.

Um ihre Verbreitung möglichst zu erleichtern, ist der Preis
ungeachtet eines Gehaltes von 10 Bogen bei sehr gefälligem
Druck und Papier auf 18 $\frac{1}{2}$ Sgr., oder 15 Gr. festgesetzt.

Gießen erschien bei mir und wurde an alle Buchhandlun-
gen versandt:

Französische Chrestomathie

poetischen Inhalts,

über

Auswahl französischer Gedichte.

Mit erläuternden Anmerkungen und häufigen Hinweisen
auf die Füzelsche Grammatik.

Herausgegeben

von

Conrad v. Orelli,

Professor am Gymnasium zu Zürich.

23. Bdg. Gr. 8. 18 Gr., oder 1 Fl. 12 Kr. Rhein.

Plutarchi Opera Moralia Selecta

ad codices

emendavit et illustravit

A. G. Wyttenbach.

Supplementum: Bibliotheca Wyttenbachiana.

Vol. I.

continens

Eroticum et Eroticas Narrationes.

17 Bdg. Gr. 8. Broch. 1 Thlr. 12 Gr., od. 2 Fl. 24 Kr. Rh.

Happoldstein.

Eine Wunderfage aus dem Mittelalter.

Dichtersisch bearbeitet

von

S. Dürbach.

31 Bdg. Gr. 8. Broch. 1 Thlr. 21 Gr., oder 3 Fl.

Antiquissimus

quatuor evangeliorum canonorum

Codex Sangallensis

græco-latino

interlinearis

nunquam adhuc collatus

ad Similitudinem ipsius libri manu scripti accuratissime
delineandum et lapidibus exprimendum

curavit

H. C. M. Rottig.

53 $\frac{1}{2}$ Bogen. 4. 9 Thlr., oder 14 Fl. 24 Kr. Rhein.

Französische Chrestomathie.

Erster prosaischer Theil,

enthaltend

eine Auswahl

von

Fabeln und Parabeln, Erzählungen, Biographien und drama-
tischen Stücke

nebst

einem Anhang von Gebichten.
Mit grammatischen Anmerkungen und häufigen Hinweisen
auf die Sprachlehren von Füzeli und von Koll und Chapuis.

Herausgegeben von **Conrad v. Orelli,**

Professor am Gymnasium zu Zürich.

Gr. 8. 22 $\frac{1}{2}$ Bdg. 18 Gr., oder 1 Fl. 12 Kr. Rhein.

Zürich, im Juli 1836.

Friedr. Schulthess.

Anzeige.

Stuttgart. In einem frankfurter Tageblatt steht ein
Artikel aus Stuttgart des Inhalts:

„Dr. Kerner in Weinsberg habe beabsichtigt, eine
neue Erscheinungsgeschichte herauszugeben, die Herr Dr.
Wenzel in Stuttgart schon triumphirend mitgetheilt
habe; es sei aber an Tag gekommen, daß sie auf Betrug
beruhe und jene Schrift über sie werde nun wol nicht er-
scheinen.“

Daß ein Gerücht der Art auf Lüge und Irrthum beruht, aber
nicht jene Geschichte, kann wol nichts klarer beweisen, als die
im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erscheinende
und demnachst an alle Buchhandlungen versandt werdende
Schrift, die den Titel führt:

**Eine Erscheinung aus dem Nachtgebiete
der Natur**, von einer Reihe von Zeugen gericht-
lich bestätigt und den Naturforschern zum Bedenken
mitgetheilt, von Dr. Justinus Kerner, Oberamtsarzt
zu Weinsberg.

Bei J. V. Mayer in Kachen ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Leben

der

heiligen Elisabeth

von Ungarn,

Landgräfin von Thüringen und Hessen.

(1207—1231.)

Aus dem Französischen

des

Grafen v. Montalembert,

Pairs von Frankreich,

im Einverständnisse mit dem Verfasser, und mit steter Rücksicht auf gedruckte und ungedruckte Quellen, übersezt und mit Anmerkungen vermehrt

von

J. Ph. Städtler.

In zwei Abtheilungen. — Erste Abtheilung.

8. Elegant gebunden. Preis 1 Thlr. Preuss. Courant.

Hannover, im Verlage der Hahn'schen Buchhandlung ist soeben erschienen:

Zur Beurtheilung

des

National-Wohlstandes

des

Handels und der Gewerbe

im

Königreiche Hannover

vom

Hofrath G. W. Merard.

Mit vielen Tabellen und zwei lithographirten Abbildungen. Gr. 8. Fein Maschinen-Wellpapier. 1836.

Geh. 2 Thlr.

Herabgesetzter Preis.

Die „Erläuterung einiger Hauptpunkte der Philosophie; mit Zugaben über den Widerstreit zwischen Jacobi, Schelling und Fr. Schlegel“ von Dr. J. Salat, Professor an der (ehemaligen) Universität zu Landshut, ist 36 Bogen stark und der Preis war 3 Rl. — Derselbe wird nun auf 1 Rl. 30 Kr. herabgesetzt. — In den göttlichen gelehrten Anzeigen hießen diese Erläuterungen „vortreflich“; und der Rec. dieses Buches in der Leipz. Lit.-Zeit. bemerkte über einen Theil der Zugaben: „Der Verf. hat das Midasdicke vorum meisterlich ausgeübt.“

Landshut, den 2ten August 1836.

Jos. Thomann'sche Buchhandlung.

* * * In Vorträgen in Sonntag- und Gewerbeschulen, sowie zur Selbstbelehrung für Baugewerke und Hausirer ist als Leitfaden soeben erschienen:

G. Heine, Prof., Kurzer Unterricht in der bürgerlichen und Landbaukunst. Mit 19 großen Grindrucktafeln. 2 Thlr. Für Bau- und Gewerbschulen findet ein sehr ermäßigter Preis statt.

Arnold'sche Buchhandlung.
in Dresden und Leipzig.

Soeben ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt: Netto, Dr. F. A. W., Einhundertundzwei geometrische Constructions-Exempel als erste Anleitung zur Gewerzeichnerkunst für Bürger, Sonntag, in Gewerbschulen und zur Selbstbelehrung. Holl. Fells, C. A. Kümme. 1 Thlr. 12 Gr.

Der mehrfach von sachverständigen Personen öffentlich ausgesprochene Wunsch, ein praktisch behandeltes geometrisches Constructionsbuch für Gewerbetreibende zu bearbeiten, bestimmten den Verf., die auf rein praktisches Bedürfnis der Gewerbetreibenden gerichteten geometrischen Constructions in diesem Exempelalbum auszuarbeiten. Da aber derselbe solche nicht mit großem Nutzen in dem von ihm errichteten sonntäglichen Privatunterrichte für Gewerbetreibende eingeführt und angewendet hat, so glaubt er, daß solche allen gleiches Interesse habenden Bürger, Sonntag- und Gewerbschulen wegen ihrer Zweckmäßigkeit mit Recht empfohlen werden können. Den Gewerbetreibenden können ohne Lehrer sich ihrer mit Nutzen zu Selbstunterrichte bedienen, und Gewerbetreibende auf den Land und in kleinen Städten finden in ihnen ein sehr brauchbares Werk, aus welchem sich ihre eigene selbst nützliche Kunst anzueignen im Stande sind.

* * * Neue Unterrichtsbücher.

B. H. v. Koudroy, Hauptmann, Lehrer am Lyceum, terriert in der Mathematik. Erster Theil, **Algebra**, ist in der Arnold'schen Buchhandlung in Dresden und Leipzig erschienen und daselbst, sowie in allen andern Buchhandlungen für 21 Gr. zu bekommen.

Soeben ist erschienen:

Saady, Franz Freiherr, Aus dem Tagebuche eines wandernden Schneidergesellen. — Die Lebensgeschichte. Zwei Bände. 8. Wellpapier. Preis 1 Thlr. Leipzig.

Weidmann'sche Buchhandlung.

In allen Buchhandlungen ist zu erhalten:

Die toscanische Insel Pianosa
und
deren Colonisirung.

Nebst dem Plane eines Actien-Vereins.

Von

A. Zuccagni-Orlandini.

Herausgegeben von

Dr. Alfred Reumont.

Mit einer Karte der Insel Pianosa.

Gr. 8. Geh. 8 Gr.

Der preuss. Consul, C. Sticking, in Livorno, ist im Laufe des vorigen Jahres die Insel Pianosa von der großherzoglichen Regierung in Erbpacht übernommen, um eine zur Ausführung des wichtigen Unternehmens der Colonisirung Alles vorbereitet. Der Anhang des Schriftchen enthält den Plan zu einem Actienvereine, um mit gemeinen Mitteln ein so schönes, aber die Kräfte eines Einzelnen übersteigendes Werk in so einem ganzen Umfang zu beginnen. Leipzig, im September 1836.

F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

1836. Nr. XXXI.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brodhans in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Schriften für das weibliche Geschlecht.

Im Verlage der Buchhandlung Josef Marx und Comp. in Breslau ist erschienen und zu haben:

Lehrbuch der deutschen Literatur

für
das weibliche Geschlecht,
besonders
für höhere Töcherschulen.

Von
Friedrich Nösselt.

4 Bände.

3. zweite Auflage.

Gr. 8. 1836. Geheftet. 3 Thlr. 20 Gr.

Dieses Werk hat zum Zweck: 1) die verschiedenen Arten des poetischen und prosaischen Styls auseinander zu setzen und durch passende Musterstellen zu belegen; 2) das heranwachsende weibliche Geschlecht mit dem Gange unserer Literatur und mit den berühmtesten Schriftstellern und ihren Hauptwerken, insofern deren Kenntniß jedem Gebildeten nöthig ist, bekannt zu machen. — Über die Nützlichkeit des Unternehmens werden die Stimmen nicht getheilt sein, und über den Beruf des Herrn Verfassers zur Herausgabe eines solchen Werkes dürfte die zwanzigjährige Erfahrung desselben, sowohl bei der Leitung einer höhern Mädchenschule, als auch beim Unterrichte selbst, genügende Bürgschaft leisten. Die nöthig gewordene zweite Auflage führt endlich den Beweis, daß dieses Lehrbuch als ein zweckmäßiges und brauchbares sich geltend gemacht hat.

Einzelne Bände werden jetzt nur von den Beständen der ersten Auflage, so lange davon noch Exemplare vorhanden, abgelassen. Der Preis des 1ten Bandes ist 22 Gr.; des 2ten, 3ten und 4ten jeder einzeln 1 Thlr. 4 Gr. Nur das complete Werk ist für 3 Thlr. 20 Gr. zu haben.

Lehrbuch der Weltgeschichte

für
Töcherschulen und zum Privat-Unterricht heranwachsender
Mädchen

von

Friedrich Nösselt.

Fünfte verbesserte und stark vermehrte Auflage.

Mit 6 Stahlstichen.

3 Bände. Gr. 8. 1836. Preis 3 Thlr. 20 Gr.

Die Kenntniß der Welt- und Menschengeschichte ist, wie allgemein anerkannt, ein Hauptelement der weiblichen Bildung und Erziehung geworden. Das obige Lehrbuch gibt in reicher und glücklicher Auswahl, sowie in lebendig veranschaulichender Darstellung eine Übersicht der bedeutendsten Momente, Begebenheiten, Erscheinungen und Charaktere, die, neben dem Reiz einer anregenden Lecture, auf jedes weibliche Gemüth bildend, verbindend und belehrend zu wirken geeignet ist. — Den vier ersten Auflagen, die in wenigen Jahren sich vergriffen haben, ist allgemeiner Beifall zu Theil geworden. Die jetzt erschienene fünfte Auflage ist abermals vermehrt und verbessert und, ohne den Preis zu erhöhen, mit meisterhaften Stahlstichen geziert worden.

Ein Auszug aus obigem Werke für Schulen ist unter folgendem Titel erschienen und zu haben:

Kleine Weltgeschichte für Töcherschulen und zum Privatunterricht heranwachsender Mädchen von Fr. Nösselt. 6te verbesserte und vermehrte Auflage. Gr. 8. 1834. 6 Gr., oder 7½ Sgr.

Im Verlage von J. A. Brockhaus in Leipzig sind
soeben erschienen:

**Jens Baggesen's
poetische Werke
in deutscher Sprache.**
Herausgegeben von den Söhnen des Verfassers
Karl und August Baggesen.
Fünf Theile. Gr. 12. Geh. 5 Thlr. 12 Gr.

Diese Sammlung der deutschen Werke des in der Literatur
Dänemarks, seines Vaterlandes, wie in der deutschen, eine
ausgezeichnete Stelle einnehmenden Dichters verdient der Beach-
tung aller Freunde der Poesie angelegentlich empfohlen zu werden.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle
Buchhandlungen versandt worden.

**Bibliothek
für
Militaire überhaupt
und für
Unteroffiziere insbesondere.**

Militairisches Lesebuch zur Unterhaltung und Belehrung.
1ste Abtheilung. Bogen 5 — 8.
Preis 12 Kr., oder 5 Gr.

Dem unbefangenen Leser kann es nicht entgehen, daß das
Streben, sich durch Lesen zu unterhalten, in der neuern Zeit
alle Stände durchdrungen hat, und sich besonders unter der
ehrenwerthen Classe der Unteroffiziere und der angehenden Mi-
litaires kundgibt. Dieses in jeder Hinsicht erfreuliche Zeichen
verdient wol beachtet zu werden. Das Lesen hält den jungen
Militair von mancher schädlichen, kostspieligen Unterhaltung ab,
und dient als Mittel, Kenntnisse aller Art, die sich weder auf
dem Spielplatze, noch aus den Dienstvorschriften und In-
structionen erlernen lassen, zu verbreiten und die intellectuellen
Kräfte des Lesers durch das mit dem Lesen verbundene Nach-
denken zu entwickeln und zu erhöhen.

Nimmt man einige eigens für die oben erwähnte Classe ge-
schriebene Bücher aus, deren Anzahl jedoch sehr gering ist, so
besteht die jetzt noch sehr zusammenhängende Welt, das in ei-
ner allgemein verständlichen Sprache alle Zweige Dessen um-
faßt, was für jene Classe als wissenschaftlich erscheint; und aus
diesem Mangel erklärt es sich denn auch, daß die meisten jun-
gen Militaires und Unteroffiziere nothgedrungen ihre Zuflucht
zu dem verderblichen Institute der Selbstbibliotheken nehmen, wo
ihnen Bücher in die Hände gegeben werden, welche nicht selten
ihre und Anderer Moralität untergraben, sie vom Weg ihrer
Berufspflichten ableiten, im unschuldigsten Fall aber zeitraubend
und für ihre militairische Ausbildung gänzlich ohne allen Nutzen
sind.

Diesem wesentlichen Uebelstande kann nicht kräftiger ent-
gegengewirkt werden, als durch Abfassung einer Reihe von
Schriften, in welchen in leicht verständlicher Sprache und in
unterhaltendem Gewande diejenige mitgetheilt wird, was aus
den Hauptzweigen des militairischen Wissens dem Unteroffizier
und dem jungen Militair, der sich zu solchem heranzubilden
sucht, als wünschenswerth erscheint.

Zur Erreichung dieses in seinen Folgen gewiß segensreichen
Zweckes hat sich eine Gesellschaft deutscher Offiziere vereinigt,
und nach reiflicher Erwägung den Plan einer Bibliothek für
Unteroffiziere entworfen, welche nach den geistigen und äußern
Mitteln dieser Standesclasse berechnet ist.

Die Hauptgesichtspunkte, von welchen hierbei ausgegangen
wurde, sind folgende:

1) Die Unteroffiziers-Bibliothek ist für Individuen aller deut-
schen Staaten berechnet, wobei sie alles speciell Dienstliche,

was aus den bestehenden Dienstvorschriften derjenigen
Staaten erlernt werden kann, ausschließt.

2) Die Unteroffiziers-Bibliothek ist unabhängig der Politik
keine auf ein möglichst kleines Ganzes bezogen, dem der Un-
teroffizier hat nur einen beschränkten Raum zur Aufneh-
mung derselben.

3) Die Unteroffiziers-Bibliothek ist auf möglichst Billigkeit
mit Befestigung jedes Gedankens an Gewinn laßt, dem
dem angehenden Militair und dem Unteroffizier schon so
schwache pecuniäre Mittel zu Gebote.

4) Neben der Verbreitung nützlicher Kenntnisse, welche den
einzelnen Individuen selbst nach ihrem Institut aus dem Mi-
litairstande noch von wesentlichem Nutzen sein dürfen, ist
der Geist des echten Soldaten, die Anhänglichkeit an
Häusern und das Vaterland, und die Befähigung der
für den Stand, das ganze Unternehmen voranzuführen.

Die früher erschienenen Lieferungen enthalten:

1. Efg. Lehrer von den Handwaffen 1 Rthl.
 2. Militairisches Lesebuch zur Unterhaltung und
Belehrung. 1ste Abtheilung 1 Rthl.
 3. Die Lehre von den Handwaffen 1 Rthl.
- Wer bei der ihm zunächstgelegenen Buchhandlung an-
zeichnet und sich zur Annahme der ganzen in 2—4. Ab-
theilung fertig werdenden Sammlung verbindlich macht, erhält die
Lieferungen im Subscriptionspreise von 12 Kr., oder 5 Gr.
Lieferung.

Sobald sämmtliche Lieferungen eines Bandes erschie-
nen tritt für dieses Band, welches dann auch einzeln verkauft
ein erhöhter Ladenpreis ein.

Stuttgart und Augsburg, im August 1836.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei Paul Reff in Stuttgart sind erschienen und
sind:

**Admiral Nelson's
Leben, Kämpfe und Siege.**
Geschrieben von
Robert Southey.
Gr. 8. Drei Lieferungen, à 30 Kr.; 8 Gr.

Die menschliche Hand.
A. d. Engl. des Sir Charles Bell von Dr. J. H.
Gr. 8. Geh. 1 Fl. 36 Kr.; 1 Thl.

Die Heilkraft der Aste.
Von Dr. C. Volker.
8. Brosch. 30 Kr.; 8 Gr.

Handbuch
der französischen und deutschen Conversations-
sprache von Eduard Courcier. Zweite, mit einer Einleitung
von August Lewald bereicherte Auflage.
1 Fl. 12 Kr.; 18 Gr.

Chemie und Meteorologie
als Zeugnisse für die Herrlichkeit des Schöpfers.
dem Englischen des W. Prout von G. H. Miller.
Gr. 8. Geh. 3 Fl. 12 Kr.; 2 Thl.

Populaire Physiologie
oder die Erscheinungen und Uebersicht des menschlichen
Lebens dem Englischen des P. M. Roget v. Dr. F. R.
tenhofer. 2 Bde. in 8 Lieferungen, à 48 Kr.; 12

Neue billigste Auflage

von

E. L. Bulwer's Romanen

übersetzt von

Friedrich Rötter u. Gustav Pöyer.

1stes bis 30stes Bändchen.

Trotz der mehrfachen Concurrenz anderer Übersetzungen und von unserer ersten, 5000 Cremplice starken Auflage der Bulwer'schen Schriften die Bändchen 1 bis 30 theils ganz vergriffen, theils nähert sich der Vorrath seinem Ende. Um den Genus dieser geistvollen und unterhaltenden Meisterwerke des merkwürdigen vorzüglichsten der jetzt lebenden Romanisten dem Publicum zu einem noch geringeren Preise anbieten zu können, wird daher ein unveränderter und kitengleicher Abdruck der fehlenden Bändchen besorgt und eine neue Subscription für jene 30 Bändchen hiermit eröffnet.

Wenn schon bei dem früheren Subscriptionspreise von 12 Kr., oder 3 Gr. Preuß. der Werth und die gewissenhafte Sorgfalt der Übersetzungen unserer Stuttgarter Taschenausgabe jenen glänzenden Erfolg verschafft hat, so dürfen wir eine noch gesteigerte Theilnahme hoffen, indem wir nun für jedes geheftete Bändchen von ungefähr 123 Seiten den Subscriptionspreis auf nur:

9 Kr., oder 2 Gr. Preuß.

festsetzen; — eine Preisbestimmung, durch welche die vorliegenden Übersetzungen fast nur auf den halben Preis der billigeren der übrigen vorhandenen deutschen Übersetzungen zu stehen kommen.

Den Inhalt dieser 30 Bändchen bilden folgende Romane:

Eugen Aram. 6 Bdchn.

Peigham, oder Begebnisse eines Gentleman. 6 Bdchn.

Devereux. 7 Bdchn.

Die Pilger des Rheins. 4 Bdchn.

Paul Clifford. 7 Bdchn.

Die Ausgabe findet in Lieferungen von 4 Bändchen statt, deren erste soeben versendet worden. Die weiteren Lieferungen folgen in Zwischenräumen von 3—4 Wochen, so daß die resp. Subscribenten in wenigen Monaten im Besitze sämtlicher 30 Bändchen sein werden. Der geringe Subscriptionspreis von 9 Kr., oder 2 Gr. vom Bändchen findet jedoch nur statt bei Abnahme sämtlicher 30 Bändchen; für einzelne Bändchen oder Romane gilt fortwährend der frühere Preis von 12 Kr., oder 3 Gr. Preuß. In allen guten Buchhandlungen Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz kann zu dem obenbemerkten Preise subscribirt werden.

Stuttgart, im August 1836.

J. B. Mehtersche Buchhandlung.

In August Oswald's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg ist erschienen:

Allgemeines Lesebuch

zur Erwerbung und Bewahrung der gemeinnützigsten Kenntnisse, für Stadt und Land, sowie für Schule und Haus.

Nach den besten Quellen bearbeitet

von Michael Wesaga.

Zweiter Theil. Zweite Auflage.

Mit k. k. unigl. württembergischem Privilegium.

Auch unter dem Titel:

Fäplicher Unterricht

in der Menschen- und Weltkunde.

Mit zwei chronologischen Übersichtstafeln der Weltgeschichte und der Erfindungen, und einem vollständigen Sachregister.

Gr. 8. 36 Kr. Rhein., oder 9 Gr. Sächsl.

Indem wir die so schnellst erwartete und so dringend begehrt Erscheinung der zweiten Auflage von dem zweiten Theil dieses in allen Theilen von Deutschland und selbst in entfernten

fremden Staaten viel verbreiteten Lesebuchs anzeigen, überhebt uns schon diese aus Prüfung und Erfahrung hervorgegangene große Anerkennung jeder weiteren Empfehlung, um so mehr, als dieselbe vielfältig in den vorzüglichsten literarischen Blättern und mit der entschiedensten Auszeichnung in der barmhärtigsten allgemeinen Schulzeitung, 1832, des Heft, 1ste Abtheil., Nr. 69, ausgesprochen ist.

Daß von unserer Seite die weitere Verbreitung durch öfentliche Aufopferung bei dem fast über alles Beispiel geringen Preise erleichtert und allgemein möglich gemacht worden ist, bedarf für den Sachkundigen kaum der Erwähnung.

Heidelberg, im September 1836.

Neueste englische Romane.

Bei Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig ist soeben erschienen:

I.

Ben Brace,

der Letzte von Nelson's Agamemnonen.

Von Capt. Chamier, deutsch von Dr. Wärmann. 3 Bände. 8. Fein Velinpapier. Geheftet. 3 Thlr. 18 Gr.

II.

Das Leben eines Seemannes.

Von Capt. Chamier, deutsch von E. Jürgens. 3 Bände. 8. Fein Velinpapier. Geheftet. 3 Thlr. 12 Gr.

III.

Der Geächtete.

Von der Verfasserin des Vulkanier (Mrs. Hall). 3 Bände. 8. Fein Velinpapier. Geheftet. 3 Thlr. 12 Gr.

IV.

Arjische, die Jungfrau von Bars.

Von J. Morier, Verfasser des Habschi Baba, Johrab ic! 3 Bände. 8. Fein Velinpapier. Geheftet. 3 Thlr. 12 Gr.

Das allgemeine Interesse, welches Capt. Chamier's treffliche Romane in England erregten, und die hohe Anerkennung, welche sie dort fanden, wird ihnen auch bei der deutschen Leswelt in gleichem Maße zu Theil werden. Der „Ben Brace“ ist ein Meisterwerk, voll tiefer, ergreifender Schilderungen und köstlichen Humors, in welchem das Leben und die Abenteuer eines Lieblingsmatrosen des großen Nelson mit seinem eignen Heldentleben verwebt werden. Beide Romane stehen den besten Erzeugnissen der Feder Bulwer's und Marypat's zur Seite, und wer sich an dem „Peigham“ und „Peter Sempel“ erfreute, wird gleichen Genus im „Ben Brace“ und dem „Leben eines Seemannes“ finden. — Morier gibt in der „Arjische“ die ganze Geistesfülle wieder, mit der er im „Habschi Baba“ und „Johrab“ so unvergleichlich das Leben und die Sitten des Orients, besonders Persiens, im Gewande des Romans schilderte, und Mrs. Hall führt uns im „Geächteten“ Charaktere der englischen Geschichte ebenso romantisch vor, als in ihrem vielgelesenen letzten Werke, dem „Vulkanier“.

Im Verlage von B. Kasper in Bremen ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Kobbe, Th. von, Die reichsgräflich Bentinische Successionsfrage oder Notum in der Erbfolgesache der Herren Söhne des verstorbenen Herrn Reichsgrafen W. G. F. Bentinck wider die Herren Söhne des verstorbenen Herrn Reichsgrafen J. E. Bentinck. Gr. 8. Geh. 6 Gr.

Roquet-Maqumont, Graf von, Briefe, geschrieben an einen Freund während des Aufenthalts der französischen Truppen in Gelle, in den Jahren 1757 und 1758. 8. Geh. 1 Thlr.

the

Preis des ganzen Tabernakels 1 FL 30 Kr.

J. G. Gotta'sche Buchhandlung.

Captain Harriot.

8. Befestigt. 8 Zähler.

August-Lehnholt in Leipzig.

Sept. 19, 1896.

Literarischer Anzeiger.

1836. Nr. XXXII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brodhans in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Verzeichniss

der

auf der königl. vereinten Friedrichs-Universität
Halle-Wittenberg im Winter-Halb-
jahre vom 24sten October 1836 bis 18ten März
1837 zu haltenden Vorlesungen und der öffent-
lichen akademischen Anstalten.

A. Vorlesungen.

I. Theologie.

Encyclopädie und Methodologie des theologischen Studiums lehrt Hr. Cons.-Rath Tholuck und Hr. Prof. Franke.
Hermeneutik des A. T. und die Geschichte derselben trägt Hr. Dr. Tüch vor.

Eine historisch-kritische Einleitung in die kanonischen und apokryphischen Bücher des A. T. trägt Hr. Cons.-Rath Gesenius vor; auch liest Derselbe über die *Theologie des A. T.*

Von Büchern des A. T. werden erklärt: das *Buch Hiob*, vom Hrn. Cons.-Rath Gesenius; die *Psalmen* und die *Weissagungen der kleinen Propheten*, vom Hrn. Prof. Rödig; die *Geneals* und das *Hohelied*, vom Hrn. Dr. Tüch.

Eine historisch-kritische Einleitung in die kanonischen und apokryphischen Bücher des N. T., mit Beziehung auf „Das Leben Jesu“ von Strauss, trägt Hr. Prof. Niemeyer vor.

Von Büchern des N. T. werden erklärt: die *Briefe* und das *Evangelium Johannis* sowie die *Apostelgeschichte*, vom Hrn. Prof. Wegscheider; der *Brief an die Römer* und der *Brief des Jacobus*, vom Hrn. Cons.-Rath Tholuck; die *Offenbarung Johannis*, vom Hrn. Prof. Fritzsche; der *Brief an die Korinther*, vom Hrn. Prof. Dähne (in lat. Sprache).

Die dicta classica des A. und N. T. erläutert Hr. Prof. Fritzsche in lateinischer Sprache.

Exegetisch-homiletisch-praktische Vorträge über auserlesene Abschnitte der Paulinischen Briefe hält Hr. Prof. Marks.

Dogmatische Theologie lehrt Hr. Prof. Wegscheider nach der 7. Ausgabe seiner *Instit. theol. Christ. dogm.*

Symbolische Dogmatik lehrt Hr. Cons.-Rath Thilo. — Über den *Paulinischen Lehrbegriff* liest Hr. Prof. Dähne nach seinem im J. 1835 erschienenen Buche.

Christliche Moral trägt Hr. Cons.-Rath Tholuck vor.

Die Literaturgeschichte der kirchlichen Schriftsteller trägt Hr. Cons.-Rath Thilo vor. — Über die *christlichen Alterthümer* liest Hr. Prof. Niemeyer.

Der christlichen Religions- und Kirchengeschichte ersten Theil trägt Hr. Prof. Dähne vor; derselben *zweiten Theil* Hr. Cons.-Rath Thilo.

Pastoraltheologie lehrt Hr. Prof. Marks.

Homiletik trägt Hr. Prof. Franke vor; Ebenderselbe und Hr. Prof. Marks leiten *theoretisch-praktische homiletische Übungen*.

Katechetik lehrt Hr. Cons.-Rath Wagnitz und Hr. Prof. Fritzsche.

Liturgik trägt Hr. Prof. Marks vor.

Im königl. Seminarium leitet Hr. Cons.-Rath Gesenius die *Übungen in der Exegese des A. T.*, und Hr. Prof. Wegscheider in der des *N. T.*; Hr. Cons.-Rath Tholuck die *Übungen der dogmatischen*, und Hr. Cons.-Rath Thilo die der *historischen Abtheilung*; Hr. Prof. Marks die *homiletischen und liturgischen*, und Hr. Prof. Fritzsche die *katechetischen Übungen der Seminaristen*.

Übungen im Interpretiren des A. und N. T. leitet Hr. Prof. Fritzsche und Hr. Dr. Tüch. — *Examinatorien und Repetitorien über Dogmatik* hält Hr. Prof. Fritzsche; über *Kirchengeschichte* Hr. Prof. Dähne.

II. Jurisprudenz.

Encyclopädie und Methodologie der Rechtswissenschaft trägt Hr. Hofrath Henke und Hr. Prof. Wilda vor.

Die *wichtigsten Capitel des Mosaischen Rechts* trägt Hr. Prof. von Madai vor; auch erklärt Derselbe ausgewählte *Leges des Corp. jur. civ.* nach Hugo's Chrestomathie.

Institutionen und Geschichte des römischen Rechts trägt Hr. Prof. Pernice nach der zweiten Ausgabe seines Grundrisses vor.

Die *Geschichte des römischen Rechts* lehrt Hr. Dr. Pfotenhauer.

Die *Pandekten* trägt Hr. Hofgerichtsrath Pfotenhauer vor; dieselben verbunden mit dem *Erbrecht* Hr. Prof. Witte; das *Erbrecht* Hr. Dr. Pfotenhauer.

Römisches Pfand- und Hypothekenrecht trägt Hr. Prof. Witte vor.

Deutsches Privatrecht lehrt Hr. Prof. Wilda.

Preussisches Civilrecht trägt Hr. Prof. Laspeyres vor; auch liest Derselbe über das *preuss. Erbrecht*.

Lehnrecht trägt Hr. Prof. Dieck nach seinem Grundriss vor.

Europäisches Völkerrecht lehrt Hr. Prof. Pernice; auch liest Derselbe über das *Privat-Fürstenrecht*.

Das *öffentliche Recht des deutschen Bundes und der Bundesstaaten* lehrt Hr. Prof. Wilda. — Das *preussische Staatsrecht* trägt Hr. Prof. Pernice vor.

Gemeines und preussisches Criminalrecht trägt Hr. Hofrath Henke und Hr. Dr. Pfotenhauer vor.

Allgemeines Kirchenrecht lehren die Herren Proff. Dieck und von Madai. — *Preuss. Kirchenrecht* trägt Hr. Prof. Witte vor.

Handels- und Wechselrecht lehrt Hr. Prof. Dieck nach seinem Grundriss des deutschen Privatrechts.

Gemeines und preussisches Civilprocess trägt Hr. Hofgerichtsrath Pfotenhauer vor; *Criminalprocess* Hr. Hofrath Henke nach seinem Lehrbuche.

Gerichtliche Arzneikunde lehrt Hr. Prof. Hohl.

Übungen in der juristischen Praxis leitet Hr. Hofgerichtsrath Pfotenhauer.

Examinatorien und Repetitorien hält Hr. Hofrath Henke und Hr. Prof. von Madai; auch setzt Letzterer die *Übungen seiner juristischen Gesellschaft* fort.

* * *

Hr. Geh. Justizrath Schmelzer ist, seiner Gesundheit wegen, auch für dieses Halbjahr von Haltungs der Vorlesungen entbunden.

III. Medicin.

Encyklopädie und Methodologie des medicinischen Studiums lehrt Hr. Prof. d'Alton.

Die Geschichte der Arzneikunde trägt Hr. Prof. Friedländer vor.

Anthropologie lehrt Hr. Prof. Hohl.

Zoologie trägt Hr. Prof. d'Alton vor; auch lehrt Derselbe *Osteologie und Syndesmologie, Myologie, Splanchnologie, Angiologie und Neurologie.*

Allgemeine Pathologie und Therapie trägt Hr. Prof. Krukenberg vor.

Specielle Pathologie und Therapie lehrt Hr. Dr. Rosenbaum; auch liest Derselbe über die *Hautkrankheiten.* — *Pathologie und Therapie der Verdauungsorgane, der Urinwerkzeuge, Geschlechtstheile, des Rückenmarks, Gehirns, innern und äussern Sinnes* trägt Hr. Prof. Krukenberg vor.

Allgemeine und specielle Chirurgie lehrt Hr. Prof. Blasius; auch liest Derselbe über *Knochenbrüche und Verrenkungen.*

Die Lehre vom chirurgischen Verband trägt Ebenderselbe vor.

Theorie und Praxis der Geburtshilfe tragen die Herren Proff. Niemeyer und Hohl vor.

Pharmakologie lehren die Herren Proff. Friedländer und Schweigger-Seidel; auch trägt Letzterer die *Receptirkunst* vor.

Die Elemente der Stöchiometrie lehrt Hr. Professor Schweigger-Seidel.

Medicinische Botanik, mit besonderer Berücksichtigung der preuss. *Pharmakopöe*, nach dem natürlichen Systeme, trägt Hr. Prof. von Schlechtendal vor. — Über die *offiziellen Pflanzen* liest Hr. Dr. Sprengel.

Praktische Übungen in der Zergliederungskunst leitet Hr. Prof. d'Alton.

Die medicinisch-klinischen Übungen leitet Hr. Prof. Krukenberg; auch setzt Derselbe die *Übungen seiner medicinischen Gesellschaft* fort.

Chirurgisch-klinische und ophthalmiatische Übungen leitet Hr. Prof. Blasius.

Praktische Übungen in der Geburtshilfe leitet Hr. Prof. Niemeyer in der akad. Entbindungsanstalt.

Die Übungen der Mitglieder des pharmaceutischen Instituts leitet Hr. Prof. Schweigger-Seidel.

Examinatorien und Repetitorien halten die Herren Professoren Krukenberg, Niemeyer, Hohl und Hr. Dr. Rosenbaum.

IV. Philosophie und Pädagogik.

Encyklopädie und Methodologie der Philosophie trägt Hr. Prof. Gerlach vor.

Allgemeine Geschichte der Philosophie lehrt Hr. Dr. Schaller. — *Die Geschichte der Philosophie bis auf die Scholastiker* trägt Hr. Geh. Hofrath Gruber vor; dieselbe seit *Descartes* Hr. Prof. Erdmann.

Logik tragen die Herren Proff. Gerlach und Hinrichs nach ihren Lehrbüchern vor.

Logik und Metaphysik lehrt Hr. Dr. Ruge nach Hegel. *Goethe's Faust* erläutert Hr. Prof. Hinrichs.

Über *Hegel's Phänomenologie des Geistes* liest Hr. Dr. Schaller.

Psychologie lehrt Hr. Prof. Hinrichs.

Naturrecht trägt Hr. Prof. Eiselen vor.

Über *Glauben und Wissen, als Einleitung in die Religionsphilosophie und Dogmatik*, liest Hr. Prof. Erdmann.

Ethik und Religionsphilosophie trägt Hr. Prof. Gerlach

nach seinem Lehrbuche vor; letztere lehrt auch Hr. Prof. Hinrichs.

Über *Die Unsterblichkeit der Seele, des Philosophen und des Christen* liest Hr. Dr. Ruge.

Philosophische Unterhaltungen leitet Hr. Prof. Tieftzack; auch setzt Hr. Dr. Ruge das *Examinatorium und Conversatorium* in seiner philosophischen Societät fort.

Pädagogik und Didaktik trägt Hr. Prof. Fritzsche vor.

Die Übungen der Mitglieder des königl. pädagogischen Seminars leitet Hr. Prof. Niemeyer.

V. Mathematik.

Analytische Geometrie trägt Hr. Prof. Gartz vor.

Ebene und sphärische Trigonometrie lehrt Ebenderselbe. *Algebra* trägt Hr. Prof. Rosenberger vor.

Die Grundlehren der Integralrechnung nach der neuesten und zweckmäßigsten Darstellung von Cauchy lehrt Hr. Prof. Gartz.

Die Differentialrechnung trägt Hr. Prof. Sohneke vor. *Analytische Mechanik* lehrt Ebenderselbe.

Über *die Berechnung der Sonnen- und Mondparallaxen, Sternbedeckungen u. s. w.* liest Hr. Prof. Rosenberger.

Examinatorien über einzelne mathematische Disciplinen hält Hr. Prof. Gartz. — *Die Übungen seiner mathematischen Gesellschaft* leitet Hr. Prof. Sohneke.

VI. Naturwissenschaften.

Experimentalphysik lehrt Hr. Prof. Kämtz.

Chemie, verbunden mit *chemischen Experimentirungen*, trägt Hr. Prof. Schweigger vor; *analytische Chem.* Hr. Prof. Schweigger-Seidel.

Meteorologie trägt Hr. Prof. Kämtz vor.

Mineralogie, verbunden mit *Demonstrationen der Krystalle und Steine*, lehrt Hr. Prof. Gernar.

Der Botanik zweites Theil trägt Hr. Prof. von Schlechtendal vor; auch liest Derselbe über die *krystallischen Gewächse.*

Helminthologie trägt Hr. Prof. Nitzsch vor.

Die allgemeine Naturgeschichte der Thiere lehrt Hr. Dr. Buhle nach seinem Handbuche.

Physikalische und chemische Experimentirungen in akad. Laboratorium leitet Hr. Prof. Schweigger; auch hält Derselbe *Disputationen über Gegenstände der Physik.* *Examinatorien über das Gesamtgebiet der Physiologie* hält Hr. Dr. Sprengel; über *Zoologie* Hr. Prof. Nitzsch.

VII. Staats- und Kameralwissenschaften.

Politik trägt Hr. Prof. Eiselen vor.

Über *die Entwicklung der absoluten Monarchie in Europa* liest Hr. Dr. Röppel.

National-Ökonomie lehrt Hr. Prof. Eiselen.

Forsttechnologie trägt Hr. Dr. Buhle vor; auch liest Derselbe über den *ökonomischen Nutzen der Hanfzucht.*

VIII. Historische Wissenschaften.

Religionsgeschichte oder Mythologie der alten Welt lehrt Hr. Prof. Ulrich.

Römische Alterthümer trägt Hr. Prof. Bernhardt vor.

Die Geschichte des siebenjährigen Kriegs mit kriegswissenschaftlichen Erläuterungen trägt Hr. Generalmajor Dr. von Hoyer vor.

Die Geschichte der französischen Revolution von 1789–1804 erzählt Hr. Prof. Leo.

Die Geschichte des preussischen Staats trägt Hr. Dr. Röppel vor.

deutsche Statistik lehrt Hr. Geh. Hofrath Voigtel nach der dritten Ausgabe seines Handbuchs.

Übungen der historischen Gesellschaft leitet Hr. Geh. Hofrath Voigtel.

IX. Philologie und neuere Sprachkunde.

Classische Philologie: griechische und römische Literatur.

Im allgemeinen, sowohl philosophische als historische Einleitung in das Sprachstudium gibt Hr. Prof. Pott.

Die Geschichte der griechischen Literatur trägt Hr. Prof. Raabe vor.

Die Werke griechischer Schriftsteller werden erklärt: Aristoteles' Buch von der Dichtkunst, vom Hrn. Prof. Bernhardt; Pindars Pythische Siegeshymnen, vom Hrn. Prof. Meier; des Sophokles Oedipus auf Kolonos, vom Hrn. Dr. Stäger.

Die Werke lateinischer Schriftsteller werden erklärt: der Titinismus des Plautus, vom Hrn. Prof. Meier; die Annalen des Tacitus, vom Hrn. Prof. Bernhardt; das zweite Buch der Oden des Horaz, vom Hrn. Prof. Raabe.

Im k. k. philologischen Seminarium werden die Mitglieder im Interpretiren, Disputiren und Lateinschreiben von den Herren Prof. Meier und Bernhardt unterrichtet und geleitet, und zwar hat Ersterer die Antigone des Sophokles, Letzterer das erste Buch der Oden des Horaz zur Erklärung bestimmt.

2) Morgenländische Sprachen.

Die Elemente der syrischen Sprache lehrt Hr. Prof. Rödig.

Die Metrik der arabischen Sprache trägt Hr. Prof. Rödig und Hr. Dr. Tsch vor; auch erklärt Ersterer die Gedichte des Hamann, Letzterer des Anwar-ben-ketham Monlakki.

Die Elemente der persischen Sprache lehrt Hr. Prof. Rödig.

Die Metrik der Zendsprache trägt Hr. Prof. Pott vor.

Übungen im Disputiren und Schreiben über A. T. exegetische Gegenstände leitet Hr. Dr. Tsch; auch setzt Derselbe die Übungen seiner hebräischen Gesellschaft fort.

3) Neue abendländische Sprachen.

Die Elemente der angelsächsischen Sprache lehrt Hr. Prof. Leo nach den von ihm herausgegebenen „Angelsächsischen Sprachproben“.

Die italienische Sprache lehrt Hr. Hofrath Hollmann; den Dante erklärt Hr. Prof. Blanc.

Die französische Sprache lehrt Hr. Hofrath Hollmann. — Boileaus art poétique erklärt Hr. Prof. Blanc.

Die portugiesische und spanische Sprache trägt Hr. Hofrath Hollmann vor; auch setzt Derselbe seine englischen und italienischen Sprachübungen fort, und erbotet sich zum Privatunterricht in den oben erwähnten neuern und in den ältern Sprachen.

X. Schöne und gymnastische Künste.

Die allgemeine Geschichte der zeichnenden Künste trägt Hr. Prof. Prange vor.

Die Geschichte, Theorie und Technik der Malerei lehrt Hr. Prof. Weise; auch liest Derselbe über die Anwendung der Perspektive in der Landschaftsmalerei.

Der theoretische und praktische Unterricht im Zeichnen und Malen erteilt der akad. Zeichenlehrer Hr. Herschel, wogegen im Zeichnen leiten die Herren Prof. Prange und Weise.

Die Geschichte der christlichen Kunst, besonders der Musik, in ihrer Beziehung zur Religion und Kirche, trägt Hr. Prof. Ulrich vor.

Der Generalbass lehrt Hr. Musikdirector Dr. Naue; auch unterrichtet Derselbe im Kirchengesange.

Theoretisch-praktischen Unterricht in der Musik erteilt der akad. Musiklehrer Hr. Helmholz.

Die Reitkunst lehren die HHL. Stallmeister André sen. und André jun.

Unterricht in der Fechtkunst erteilt Hr. Fechtmeister Urban.

Die Tanzkunst lehrt Hr. Tanzmeister Wehrhahn.

B. Öffentliche, akademische Anstalten.

I. Seminarien: 1) theologisches, unter Oberaufsicht der theologischen Facultät; 2) pädagogisches, unter Direction des Hrn. Prof. Niemeyer; 3) philologisches, unter Direction der Herren Prof. Meier und Bernhardt. — 4) Historische Gesellschaft, unter Direction des Hrn. Geh. Hofrath Voigtel. — 5) Pharmaceutisches Institut, unter Direction des Hrn. Prof. Schweigger-Seidel.

II. Klinische Anstalten: 1) medicinische Klinik, unter Direction des Hrn. Prof. Krukenberg; 2) chirurgisch-ophthalmologische Klinik, unter Direction des Hrn. Prof. Blasius; 3) Entbindungsanstalt, unter Direction des Hrn. Prof. Niemeyer.

III. Die Universitätsbibliothek wird, unter Aufsicht des Hrn. Oberbibliothekar Geh. Hofr. Voigtel und des Hrn. Bibliothekar Prof. Pernice, Mittwochs und Sonnabends von 1—3 Uhr, an den übrigen Wochentagen von 10—12 Uhr geöffnet. — IV. Die akad. Kupferstich-Sammlung, unter Aufsicht des Hrn. Prof. Weise, ist Dienstags und Sonnabends von 1—2 Uhr geöffnet. — V. Die archäologische Sammlung des thüringisch-sächsischen Vereins zeigt Hr. Bibliotheksecrétair Dr. Förstemann auf Verlangen.

VI. Anatomisches Theater und anatomisch-zoologisches Museum, unter Direction des Hrn. Prof. d'Alton.

VII. Physikalisches Museum und chemisches Laboratorium, unter Direction des Hrn. Prof. Schweigger. — VIII. Sternwarte, unter Aufsicht des Hrn. Prof. Rosenberger.

IX. Das mineralogische Museum ist, unter Aufsicht des Hrn. Prof. Germar, Donnerstags und Freitags von 2—4 Uhr geöffnet. — X. Botanischer Garten und Herbarium, unter Direction des Hrn. Prof. von Schlechtendal. — XI. Das zoologische Museum ist, unter Aufsicht des Hrn. Prof. Nitzsch und des Hrn. Inspector Dr. Buhle, Mittwochs von 1—3 Uhr geöffnet.

Kürzlich ist erschienen:

Beiträge

zur
Philosophie

des

Rechts.

Preis 1 Gl. 54 Kr. Rhein., oder 1 Thlr. 4 Gr. Sächf.

Das Heiligthum des Menschen, sein Recht, wird in diesem Werke auf eine ebenso geistreiche als allgemein verständliche Weise in seiner Natur und seinem Ursprunge begründet, in seiner Entwicklung erläutert und nach allen Seiten in den Erscheinungen aller Zeiten beleuchtet, so daß es des allgemeinsten Interesse nicht verfehlen und in keinem Falle anders als für Gegenwart und Zukunft gedehlich wirken kann.

Heidelberg, im October 1836.

August Döwals
Universitäts-Buchhandlung.

Im Verlag von B. F. Voigt in Weimar erscheint
nächstens und wird vorläufig Bestellung darauf angenommen:
**Annäherlicher Bericht der Herren Geschäftsführer (Herrn Hof-
rath und Professor Dr. Kieser und Hofr. Dr. Zent-
ler) über die diesjährige Versammlung der Natur-
forscher und Aerzte Deutschlands zu
Jena. 4. 1 Thlr. bis 1 Thlr. 8 Gr.**

Derselbe wird enthalten: I. Vorbereitungen, getroffene Ein-
richtungen und Programm. II. Verzeichniß der Mitglieber,
a) in alphabet. Ordnung, b) nach ihrem Vaterlande, c) nach
den Sectionen geordnet. III. Eingegangene Druckschriften, Be-
grüßungsschreiben u. IV. Verlauf der Versammlung. V. All-
gemeine Sitzungen vom 19ten bis 26ten September. Eröffnungs-
rede, gehaltenen Vorträge, Bestimmung des Orts nächster Ver-
sammlung, Schlußrede. VI. Sitzungen der verschiedenen Sec-
tionen und der darin gehaltenen Vorträge. VII. Lithographirte
Facsimiles aller anwesenden Mitglieber. — Außerdem werden
noch beigegeben: 1. Abbildung der auf gegenwärtige Versamm-
lung geprägten schönen Medaille. 2. Grundriß des Sitzungs-
saales. 3. Abbildung der Sitzung vom 25ten September mit
Portraitrang der anwesenden ausgezeichneten Personen.

Für alle Freunde der Wissenschaft wird dieser Bericht von
großem Interesse sein. Die anwesend Gewesenen können sich
durch ihn die gehaltenen Vorträge berühmter Redner noch ein-
mal in Ruhe und mit Nachdenken vergegenwärtigen. Diejen-
igen aber, die persönlich zu erscheinen verhindert waren, erhal-
ten hier Gelegenheit, sich von allen Ereignissen und Verhand-
lungen dieses denkwürdigen Gelehrtencongresses vollständig in
Kenntniß zu setzen.

Bergelius' Chemie im Auszug.
Mehrfache Aufforderungen veranlassen uns:

F. J. Bergelius, Lehrbuch der Chemie.

In vollständigem Auszuge, mit Zusätzen und Nachträgen
aller neuern Entdeckungen und Erfindungen, zu Vor-
lesungen und zum Selbststudium für Ärzte, Apotheker,
Fabrikanten, Kameralisten, Landwirthe, Gewerbetreibende u.
bearbeitet von den Professoren Eisenbach und Hering.
3 Bände. Gr. 8. 1832—33. 98 Bogen und

6 Stein tafeln.

dessen bisheriger Preis 9 Fl. 36 Kr., oder 6 Thlr. Preuß. war,
bis Ende dieses Jahres auf

6 Fl. Rhein., oder 4 Thlr. Preuß.

herabzusetzen. Da der nicht mehr bedeutende Vorrath bei die-
sem höchst geringen Preise sich schnell vergehen dürfte,
so wird um Beschleunigung der Aufträge gebeten. —
Alle Buchhandlungen Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz
nehmen Bestellungen an.

J. B. Metzler'sche Buchhandlung
in Stuttgart.

*** * Neue landwirthschaftliche und gewerbliche Schriften.**

welche soeben in der Arnold'schen Buchhandlung zu Dres-
den und Leipzig erschienen und durch alle Buchhandlungen
zu bekommen sind:

Dr. Groh, Amts-Physikus, Kurzgefaßte Rath-
schläge für den Landwirth in Beziehung auf
Kunkelrübenbau u. Zuckerbereitung. Gr. 8.
Brosch. 3 Gr.

Berichte über die Ausstellung sächsischer Ge-
werb-Erzeugnisse im Jahre 1834, mit Tabellen.
Gr. 4. Brosch. 12 Gr.

Bei Hinrichs in Leipzig ist eben erschienen:
**Sammlung auserlesener Abhandlungen
Beobachtungen aus dem Gebiete der
renhellkunde.** Herausgeg. von Dr. C.
Lincke in Leipzig. 3te Sammlung. (C.
Schwarz, H. Hoffmann, Buchanan, Vannoni;
cellen.) 206 S. Gr. 8. Mit 1 sauber
Tafel in gr. 4. Geh. 1836. 1 Thlr. 4 Gr.

Die 1ste und 2te Sammlung, mit 4 lithogr. Tafeln,
halten Abhandlungen von Robt-Moreau, Bachman, de
Kern, Krukenberg, Larrey, Lechevin, Lentin, Löffler,
Senthal etc., kosten 2 Thlr. 6 Gr. und sind sehr be-
angefommen worden.

Einkleitung in die Mythologie auf dem Stand-
der Naturwissenschaft von J. S. C. Schwegler.
Mit zwei Kupfertafeln. Halle bei Ed. A. Schö-
1836. (I—IX und 1—381 S.) Ladenpreis 2 Th.

Die Freunde alterthümlicher Kunst und Poesie werden
hier in einem neuen Licht erblicken, dargelegt zuwer-
tigen Thatsachen gemäß, wodurch selbst Homer's Ma-
be, im Sinne alterthümlicher Indentungen, be-
der vermiste Einheit gewinnt.

Friedrich von Hammer's neue Schrift!

Beiträge zur neuern Gesch.

aus dem

britischen Museum und Reichsarchiv.

Erster Theil

Die Abtuginnen Elisabeth und Maria Theresia
nach den Quellen im britischen Museum u. Reichs-
Archiv. Mit dem Bildniß der Maria Theresia.

Zweiter Theil

König Friedrich II. und seine Zeit (1740—
nach den gesandtschaftlichen Berichten im britischen
und Reichsarchiv.

Bon

Friedrich von Hammer.

Gr. 12. Jeder Band geheftet 2 Thlr. 12 Gr.

Es ist dieses die zweite Frucht der Studien des
während seines vorjährigen Aufenthalts in England, die
erste dem Publicum das mit allgemeinem Beifall emp-
fangene Werk:

England im Jahre 1835.

Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 5 Thlr.

geboden wurde. Man weiß, welches Interesse die bei
Interesse in Anspruch nehmende werthvolle Schrift emp-
Ich benutze diese Veranlassung, um auf die Aufmerksamkeit
des Verfassers aufmerksam zu machen:

Briefe aus Paris zur Erläuterung der Geschichte
16ten und 17ten Jahrhunderts. Zwei Thlr.
Erster Theil: Deutschland, Dänemark, Spanien,
Niederlande, Frankreich. Zweiter Theil: Italien,
Großbritannien. Mit 8 lithogr. Tafeln.
1831. Geh. 4 Thlr. 12 Gr.

besonders da der erste Theil der „Beiträge zur neuern
in engster Beziehung zu diesen eben erschienenen
Leipzig, im October 1836.

J. A. Schö-
1836.

Literarischer Anzeiger.

1836. Nr. XXXIII.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brodhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Sobald es erschienen und an alle Buchhandlungen versandt;

URANIA.

Taschenbuch auf das Jahr 1837.

Mit Alexander von Humboldt's Bildniß und fünf Stahlstichen.

16. Auf seinem Bellsap. Mit Goldschnitt geb. 2 Thlr.
1. Die Prinzeninseln. Novelle von Leopold Scherer.
— II. Das Schloß Dürande. Novelle von Joseph Freiherrn v. Eichendorff. — III. Der Adoptivvater. Novelle von Emerentius Gadow.
— IV. Wunderlichkeiten. Novelle von Ludwig Tieck.

Humboldt's Bildniß kostet in Abdrücken in gr. 4. 8 Gr.

Im Preise herabgesetzt

Für die Jahrg. 1830—34 der Urania, sie kosten zusammen genommen anfast 10 Thlr. 6 Gr. nur 8 Thlr. jetzt, einzeln jeder 1 Thlr. 8 Gr. Der Preis der Jahrg. 1835, 36 ist wie bisher 2 Thlr. jeder.

Die genannten Jahrgänge sind mit Beiträgen ausgestattet von W. Alexis, G. Döring, Fr. von Seyden, Wilh. Martell, Fr. Mörike, A. Dehlenschläger, Posgaren, G. Fr. von Kumbor, L. von Sartorius, Emerentius Gadow, Leop. Scherer, Gust. Schwab, Johanna Schopenhauer, A. Reich von Sternberg, Fr. Boigt, Ludwig Tieck, von dem jeder Jahrgang eine Novelle enthält, und dem Verfasser des „Scipio Sicula“. Die Bildnisse von Cornelius, Danner, Dehlenschläger, Uhland, Zelter, Tegner und Kuber sind als Titelkupfer außer den meistens sehr gelungenen Stahlstichen beigegeben.

Die spätern Jahrgänge der Urania bis 1829 sind ergrieffen.

Leipzig, im October 1836.

F. A. Brodhaus.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Die

Religion Jesu Christi

in

Betrachtungen über die sonntäglichen Evangelien im Laufe des christlichen Kirchenjahres mit

Anwendungen

dargestellt von

Max. Jos. Herz,

geistlichem Rathe, erzbischöflichem Decan und Residenzstadtpfarrer in Egmaringen.

Gr. 8. Preis 2 Rl. 42 Kr., oder 1 Thlr. 16 Gr.

Das christliche Kirchenjahr ist die erhabenste und gewandteste Einrichtung in der Welt. Keine Idee ist so schön und passend durchgeführt. In seinen Festtagen und in den auf die Sonntage gewählten Perikopen und Anbachten erscheint Alles, was Gott dem Menschen seit der Schöpfung war, ist und sein wird, was er ihnen an Barmherzigkeit und Gnade in seinem Sohne gegeben und durch seinen heiligen Geist zuwendet. Das Kirchenjahr predigt die Religion, aber im Verlaufe desselben wird

se auch gelebt, Glaube, Liebe und Hoffnung werden gewebt, genährt, geübt und dargekollert. Es ist für Religionslehrer und Erzieher, sowie für Hörer und Leitungsbedürftige, der Faden, wornach die christliche Vollkommenheit gepflegt, erhöht und vollführt werden soll. Prediger und Katecheten sollen im Geiste der Kirche lehren, und das Volk soll das kirchliche Leben inne werden und mitleben. Bisher war kein Religionshandbuch in der Art erschienen, daß es der Idee des Kirchenjahres angegeschlossen, und am Festsaden derselben das christliche Leben in vollständiger Ordnung und deutlichem Zusammenhange durchgeführt hätte. Der Herr Verfasser hat diesem Bedürfnisse abgeholfen: Predigern und Hörern des göttlichen Wortes, welche eifrig im Verbinden und Anhören, muthvoll im Bekennen und Verkünden, treu im Bewahren und Befolgen, und beharrlich im Sammeln der Früchte desselben, einzig Gottes heiligen Willen, die Heiligung des Menschengeschlechtes, den Lohn des Glaubens, der Seelen Seligkeit, aus Liebe zu Christus, dem Hirten und Aufseher der Seelen, zu bezwecken suchen und fördern, ist dieses Werk geweiht. Wofür der Herr Verfasser in seinen dielsach sehr beifällig recensirten und allgemein verbreiteten, ja theilweise in andere Sprachen übersehten Pastoralzeitschriften, besonders in seiner Anleitung zum apostolischen Predigamt, in dem Gesellen als Lehrer und als Vorbild seiner Gemeinde, dann in dem Geistlichen in den verschiedenen Functionen seines Amtes, endlich in der Anleitung zum seelsorglichen Privatunterrichte befehlet und angeleitet hat, das hat er nun Lehrern, Priestern, Liturgien, Hörern und Befolgern des Wortes — die Religion Jesu Christi, die Offenbarung aller Wahrheit, die Verheißung aller Gnade, die Vereinigung mit Gott und Brüdern in Liebe, in der Erleuchtung und Regenernennung der sonntäglichen Perikopen, planmäßig, tief umfassend, erschöpfend, faßlich und lebendig gegeben.

Stuttgart und Augsburg, im August 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

An alle Lehranstalten, Ärzte, Apotheker, Kameralisten und Landbesitzer.

Nun

J. J. Berzelius, Lehrbuch der Chemie. 2. erscheint soeben der 6te Band der 3ten sehr verbesserten Auflage in 5 Heften à 12 Gr., zusammen 2 Thlr. 12 Gr. im Prän.-Pr. bis Michaelmesse d. J. Der nachherige Ladenpreis ist 3 Thlr. 8 Gr.

Diese 3te Ausgabe des 6ten Bandes gehört zur dritten und letzten Auflage der ersten 5 Bände, welche die ganze organische Chemie, mit einem vollständigen Register versehen, enthalten und in allen Buchhandlungen zu haben sind.

Diese 5 Bände kosten im Ladenpreise 15 Thlr. — Bis Michael d. J. sind solche jedoch, auf ausdrücklichen Verlangen, noch im Prän.-Preise von 10 Thlr. 12 Gr. durch alle namhafte Buchhandlungen zu bekommen. Im Verweigerungsfalle erbiten wir uns, bei Baarzahlung oder gütlicher Annahme des Betrages von 10 Thlr. 12 Gr. Pr. G. die Exemplare portofrei an jeden Ort zu liefern und auf 10 Exemplare das 1te unentgeltlich bezugeben.

Dresden und Leipzig, den 28ten Juni 1836.

Arnold'sche Buchhandlung.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:
Das Pfennig-Magazin
 der Gesellschaft zur Verbreitung gemeinnütziger
 Kenntnisse.

1836. September. Nr. 179—182.

Nr. 179. *Birmingham. Über den Weinbau. II. (Fortf.) Die feineren Pferde und verfeinerten Räumte von Bondichery. — Nr. 180. *Priensstherie auf Erylon. *Der Mannes. *Die Bräuterschaft der weißen Rüden. Über Blinde, Blindenunterricht und Blindenanstalten. II. Von der Erziehung und dem Unterrichte der Blinden. *Fogarth's Werke. 11. Der Ausmarsch der Truppen nach Finchley. — Nr. 181. *Der Sinai. Elektrizität der Tuberculose. *Über Messungen von Höhen und Entfernungen. Die russische Bauernhütte. Über Blinde, Blindenunterricht und Blindenanstalten. II. Von der Erziehung und dem Unterrichte der Blinden. (Fortf.) — Nr. 182. *Die orkadiischen Inseln. *Der St.-Michaelsberg in Cornwall. Die Erapardenjagd in Indien. Über Blinde, Blindenunterricht und Blindenanstalten. II. Von der Erziehung und dem Unterrichte der Blinden. (Fortf.) *Don Rodrigo Diaz, der Gid. Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehrere Abbildungen.

Preis dieses Jahrgangs von 53 Nummern 2 Thlr. — Der erste Jahrgang von 52 Nrn. kostet 2 Thlr., der zweite von 49 Nrn. 1 Thlr. 12 Gr., der dritte von 52 Nrn. 2 Thlr.

Leipzig, im October 1836.

J. A. Brodhans.

Bei Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Rheinisches Odeon

herausgegeben

von

J. Hub, J. Freiligrath und A. Schnetzler.

Erster Jahrgang.

Mit Beiträgen von:

A. W. v. Schlegel, Ludw. Beckstein, Brandenburg, E. Braunfels, Pet. v. Cornelius, D. von Czarnowsky, M. J. de Roel, A. Dörner, F. G. Drimborn, J. Genter, P. J. Fischbach, Fr. Förster, J. D. Fuß, E. Gasparini, A. Gid, P. J. Gutj, P. Hoffmann, W. v. Hofenhausen, F. M. Kneisel, J. Kreuser, F. Künzel, D. M. Landfermann, El. Lenné, A. v. Maries, D. Müller von Ribba, J. G. Ranny, F. G. Remy, W. von Rordest, A. Debele, J. J. Reiff, R. Reinke, B. v. Schepeler, F. J. Scholler, G. Seidel, W. Smets, G. Stöckh, Ad. Stöcker, Aug. Stöcker, A. Voigt, M. Weid, E. Wühl, G. J. F. Wühl und den Herausgebern.

Der Preis des Werkes auf Bellinpapier in eleganter Ausstattung, 334 Seiten stark, in 12. cartonnirt, ist auf 1 Thlr. 15 Gr. festgesetzt.

Göbling, im August 1836.

J. Hölcher.

Bei uns ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Handbuch der Geognosie

von **R. A. Rübn**, L. J. B. E. Rath und D. B. A. Afsehar, bisher Professor der Geognosie und Bergbaukunst an der B. Akad. zu Freiberg.

Zweiter Band, mit 4 lithogr. Figurentafeln. Ladenpr. 4 Thlr.

Dieser Band enthält die geognostische Strukturalogie und die Erörterungen über die geognostische Systematik, Kometenclatit, Quarzite, und die Petrographie. In der Structurallehre sind den Erfordernissen eines solchen gemäß, im Gegensatz

zu den meisten andern Geognosten, auch die geognostische Systematik der Gesteine und der Lagerungsverhältnisse derselben in der Wissenschaft völlig geschaffen und somit von der sich bestehende Gattung getrennt, welches einem hohen und bedeutenden Behälter des Publicums in so weit möglich, als in demselben zuerst die Durchführung einer streng wissenschaftlichen Behandlung des betrachteten Theils der Wissenschaft versucht, zugleich aber allenfalls damit bedeutet worden ist, welche Fragen noch zu lösen und welche Kenntnisse noch näher zu ermitteln sein möchten, um die wissenschaftlich-neptunistische Streitfrage bereinigt befriedigend für die unbesorgenen Leser zu können.

Freiberg, im August 1836.

Erz und Grotz

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen und Postämter zu erhalten:

Correspondenzblatt

des

Königl. württemb. landwirthschaftl. Vereins.

Neue Folge. Band IX. Jahrgang 1836.

Erster Band. Zweites Heft.

Gr. 8. Preis des Jahrgangs zu 6 Sgr. 12.

Inhalt:

I. Aufsätze und Abhandlungen. 1) Mit der Dresden über Plauen nach Tharand, von Zeller; 2) Hofs von Stein, mitgetheilt von Oberamtmann Dr. Zeller. II. Mittheilungen der Centralstelle aus ihren mittelbaren Wirkungskreise. 1) Mittheilungen der Centralstelle. a) Landwirtschaftliche Nachrichten; b) über Anbau von Farnpflanzen; c) über Schenkel als Surrogate der Eichenrinde; d) über Farnpflanzen; e) die Seidenzucht; f) Patentertheilung; g) Nachrichten über die Unternehmung für Seidenzucht; h) Unternehmung für Seidenzucht; i) Unternehmung für Seidenzucht; j) Unternehmung für Seidenzucht; k) Beiträge zur Bildung der Vaterlandskunde. 2) Die Unternehmung für Seidenzucht; 3) Beschreibung des Hirschenfelds bei Tamm, einer Bewirtschaftungsweise, von Zeller. — IV. Nachrichten und Notizen. 1) Kunstschöpfung der Seidenzucht; 2) über den Seidenzucht in Böhmen; 3) Fortschritte der Fabrication von Seidenzucht in Böhmen; 4) über die verläufigen Brannschoten; 5) über die Seidenzucht auf die Vegetation; 6) über die Seidenzucht; 7) über die Bestandtheile des Krapps und die Seidenzucht. — V. Literatur. 1) über Seidenzucht, von Zeller. 2) Die landwirthschaftl. Nachrichten, von Zeller. — Meteorologische Tabellen von Zeller. 1836. März und April.

Stuttgart und Augsburg, im August 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Für Feldmesser (Geodäten) sind soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

E. Würtner, Theoretische Geodäsie und praktische Darstellung des Verfahrens zum Aufnehmen und Berechnen der mit der Rekt. und der Rekt. verbundenen Figuren. Ein Handbuch für Feldmesser, Geodäten, Bauingenieure, etc. Mit 3 Kupfern. Preis 1 Thlr. 12 Gr. Dessen Angabe einer Darstellung, die man bei Aufnahmen mit der Rekt. und der Rekt. sehr genau, einfach und rasch ausführen kann. Mit 1 Kupfer. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Bei J. G. Köhler in Stuttgart ist soeben erschienen
 in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Humoristische Zeitschriften.

Ihreftomathie der gelungensten Stellen aus den besten
 humoristischen Schriftstellern. 1stes Bändchen, mit ei-
 nem Titelkupfer. Elegant brosch. Taschenformat.

30 Kr., oder 8 Gr.

Inhalt:

Saphir.

1. Das eitelste Paar (zum Titelkupfer gehörig). 2. Des
 Weltgeists Reue und Ende. Ein rothes Brautspiel. 3. Der
 Herrsche Leichenspieler. 4. Theaterzettel aus dem Hölle-
 reich. 5. Die deutsche Butter in Bezug auf deutsche Literatur, Kunst
 und Genuß. 6. Das hässliche Siebengefüß. 7. Der Ken-
 ner des weiblichen Geschlechts. 8. Der Pantoffelmann. 9. Die
 Morgenstunde eines schwärmerischen Herzogs. 10. Freies So-
 zialion über das Thema: Liebe. 11. Deutschlands Einheit.
 12. Register der Karretti-Sprachwörter. 13. Auf ab! oder
 politische Liebe, ein türkisches Novellen.

H. Heine.

14. Göttingen (aus den Heißbildern).

Börne.

15. Der Künstler.

Lichtenberg.

16. Vermischte humoristische Aufsätze.

Brühl.

Unterricht für Gefinde und für Alle, die im Lohn und
 Borte einer Herrschaft stehen, um dieselbe zu betrügen. 1. All-
 gemeine Gebotsregeln. 2. Regeln für eine Köchin. 3. Regeln
 für den Kammerdiener. 4. Regeln für den Lakaien.

Constitution des politischen Caspers. — Zwei Verlobungs-
 zettel. — Witschwaß; zwei Quoblets. — Kriabne auf
 Karos (Lebenszeit). — Siebe des Dunkelrübencommis-
 sions-Asse-
 fers (Spezial), ehemaligen Candidaten Jobst in Krähwinkel,
 über die Dunkelrübne.

Man erhält in diesem elegant auf Velinpapier gedruckten
 Bändchen das Wichtigste, was deutsche Humoristen geliefert ha-
 ben, darunter manches noch nie Gedruckte. Es bedarf
 nur der Hinweisung auf das originell componirte Titelkupfer,
 um zum Lächeln gestimmt zu werden.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle
 Buchhandlungen versandt worden:

Die Familie

der

Schmetterlingsblüthigen

oder

Hülsengewächse.

Mit besonderer Hinsicht auf Pflanzenphysiologie und
 nach den Grundsätzen der physiologisch-systematischen
 Anordnung ihrer Gattungen bearbeitet

von

G. A. Elsengrein,

Docent der Philosophie, großherzogl. Bibliothekar und Privat-Docen-
 ten an der Universität zu Freiburg etc.

Ein Beitrag zur comparativen Botanik.

Gr. 8. Preis 2 Fl. 42 Kr., oder 1 Thlr. 16 Gr.

Inhalt: Erster Theil. Physiologische Entwicklung
 der Grundformen und ihrer Abweichungen. I. Die Benen-
 nung der Familie und Einleitung. II. Totalhabitus und
 Schöpfung. III. Die Schmetterlingskrone. a) Erscheinungs-
 weise der Schmetterlingskrone im Allgemeinen. b) Beson-
 dere Erscheinungsweisen dieser Krone. IV. Der Kelch.
 V. Das Kränzchen. VI. Die Fruchthülle. VII. Der

Same. a) Der Same an und für sich. b) Der Same im
 Zustande des Keimens. VIII. Der Blumenstand. IX. Die
 Blätter. a) Die Blätter an und für sich und im entwickel-
 ten Zustande. b) Die Blätter im Knospenzustande. X. Der
 Pflanzenkörper. Zweiter Theil. Die Geschichte
 der Bildungsstufen in der Folge und Metamor-
 phose der Gattungen dieser Familie. I. Einleitung
 und Bemerkungen über die innere Geschichte der Pflanzen-
 familie der Papilionaceen überhaupt. II. Die den Papilio-
 naceen vorausgesetzte Familie der Rosaceen. III. Übergang
 der Familie der Rosaceen in die der Papilionaceen. IV. Er-
 ster Kreis der Bildungsstufen in den Gattungen der Papilio-
 naceen. Gruppen der Gnossyreen und Dalbergieen. V. Zwei-
 ter Kreis. Swartzieen und Bauchinieen. VI. Dritter Kreis.
 Cissalpinieen und Mimosen. VII. Vierter Kreis. Hedyaa-
 reen und Coronilleen. VIII. Fünfter Kreis. Virgilieen und
 Genisseen. IX. Sechster Kreis. Galegeen und Phaseoleen.
 X. Siebenter Kreis. Vicieen und Astragaleen, und Anhang
 von nur theilweise beschriebenen oder zweifelhaften Gat-
 tungen der Familie. XI. Nächster Nachsatz der Familie
 der Papilionaceen in den Phyllantheen.

Stuttgart, im August 1836.

J. G. Cetta'sche Buchhandlung.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:
 Blätter für literarische Unterhaltung. (Verantwortlicher
 Herausgeber: Heinrich Brockhaus.) Jahrgang
 1836. Monat September, oder Nr. 245 — 274,
 1 Beilage: Nr. 15, und 4 literarische Anzeiger:
 Nr. XXVII—XXX. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von
 366 Nummern (außer den Beilagen) auf gutem
 Druckpapier 12 Thlr.

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Her-
 ausgegeben von E. G. Gersdorff. 1836. Neunter
 Bandes viertes und fünftes Heft. (Nr. XVII, XVIII.)
 Gr. 8. Preis eines Bandes von ungefähr 50 Bogen
 3 Thlr.

Allgemeine Bibliographie für Deutschland. (Herausgeber:
 E. Avenarius.) Jahrgang 1836. Monat September,
 oder Nr. 36—40, und Bibliographischer Anzeiger:
 Nr. 36—40. Gr. 8. Preis des Semesters auf gutem
 *Druckpapier 1 Thlr. 8 Gr.

Leipzig, im October 1836.

J. W. Brockhaus.

Oestreichische militairische Zeitschrift. 1836.

Achtes Heft.

Dieses Heft ist soeben erschienen und an alle Buchhan-
 dlungen versandt worden.

Inhalt: I. Die Mitwirkung des k. k. dritten, von dem
 Feldzeugmeister Grafen Ignaz Gyulai befehligten Armeecorps
 während der Schlacht von Leipzig bis zur Absehung des
 Saals; vom 13. bis 21. October 1813. II. Vom Aus-
 schiffen. III. Der Feldzug 1800 in Deutschland. (Fort-
 setzung des zweiten Abschnittes.) IV. Literatur. V. Neue
 Mittheilungen.

Der Preis dieses Jahrgangs von 12 Heften ist wie bisher
 acht Thaler Schilling, um welchen auch die früheren Jahrgänge
 von 1811 angefangen noch zu beziehen sind. Wer die ganze
 Reihe von 1811—35 auf einmal abkauft, erhält dieselbe
 um 1/4 wochener. In den Jahren 1814—17 erschien diese
 Zeitschrift nicht.

Wien, den 21sten September 1836.

J. G. Feubner,
 Buchhändler.

Bei Hinrichs in Leipzig erschien soeben:

PENELOPE.

Taschenbuch für das Jahr 1837.

Mit den Bildnissen der reg. Kaiserin von Oesterreich; Henriette Katharine v. Anhalt; Eudoria; und 4 Stahlstichen, Volksscenen darstellend; nach Fendl, Redl, Lindau u., von Eigner, Dav. Weiß, Krümmann, Wagner. In elegantem Einband mit Goldschnitt 1 Thlr. 16 Gr. — Prachtausgabe in Seide stark vergolbet 2 Thlr. 16 Gr.

Inhalt: Maria Anna Carolina, Kaiserin von Oesterreich u. Sonett. Seine und Lauljus von C. v. Wachsman. Blumenkranz von Sprengel. Sultan Sherry von W. v. Lademann. Die Löwenbraut von Fildor. Das Nonnenkloster zur h. Katharina in Breslau während der Belagerung 1806, von W. Mexis. Henriette Katharine, Fürstin von Anhalt, geb. Prinzessin von Nassau-Drakenburg, von Lindner. — Gedichte von Ludw. Neumann, Ludw. Ang. Frankl, Th. Hell, Wilh. Kitzer, Herm. Matthes, Ludw. Warkert, Friederike Beckert, Joh. K. Rogt, Jul. Wrofen, C. Ferrand.

Bei Carl Schumann in Schneeberg sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Shakespeare's, W., sämtliche Werke in einem Bande. Im Verein mit Mehren überseht und herausgegeben von Julius Körner. In Leinwand gebunden. 5 Thlr. Prachtausgabe.

Calavar, der Ritter der Eroberung. Ein Roman aus Mexico. Aus dem Englischen von Dr. G. N. Wiedemann. 8. Brosch. 3 Thlr. 3 Thlr. 12 Gr.

Helene. Ein Roman von Miss Edgeworth. Aus dem Engl. von G. Wörbe. 4 Bde. Kl. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Harald, der furchtlose Ritter. Ein Roman von P. Lorenzo. 8. Brosch. 1 Thlr. 12 Gr.

Neue Blumen- und Blattersprache. Ein Weisheitsbuch für das Herz mit seinen verborgenen Leiden und Freuden. Zweite Auflage. 8. Brosch. 4 Gr.

Körner, J., über Christenthum und die Anforderung der Gegenwart. Gr. 8. Brosch. 18 Gr.

Über das Princip des Rationalismus. Ein offenes Sendschreiben an Herrn Dr. Hase zu Jena in Bezug auf eine Verkenntung dieses Principes in dessen theologischen Streitschriften. 8. Brosch. 4 Gr.

Mittheilungen aus dem Gebiete der Rechtskunde. Herausgegeben von dem vorläufigen juristischen Verein. Erstes Heft. Gr. 8. Brosch. 8 Gr.

Soeben ist erschienen:

Zukunft der Heilkunde

von
G. Schöde.

8. In elegantem Umschlag geh. 27 Kr. Rthn., od. 6 Gr. Schd.

Dies die Schrift vorans empfehlen zu wollen, glauben wir doch sowohl Laien als Gelehrte auf ihr interessantes Thema hinweisen zu dürfen.

Heidelberg, im October 1836.

August Oswald's
unverfälschte Buchhandlung.

Bei J. Hölcher in Coblenz ist erschienen und in alle Buchhandlungen versandt:

Malerische Ansichten des Rheines und der Eifel. 2te u. 3te Lieferung.

Stolzenfels mit Lahmed.

Bingen.

Siebsberg mit dem Siebengebirge.

Wiesbaden.

Rochuscapelle mit der Aussicht in den Rheingau.

Diese Lieferungen werden die H. H. Subscribenten überzeugen, daß die folgenden Blätter nicht, wie es bei manchen Unternehmungen geschieht, minder gut, sondern noch schön und ausgezeichneter werden als die früheren, die der Herausgeber in den rheinischen Provinzialblättern schon bald herausgegeben hat, was bis jetzt in dieser Art erschienen. Diese Blätter dürften jedenfalls die liebste Erinnerung sein, nicht von allen Fremden, die den Rhein besuchen, mit in ihre Heimat genommen werden sollten. Binnen wenigen Wochen werden abermals zwei weitere Blätter ausgegeben: Boppard und Borchhofen mit den Ruinen der Brüder, die bereits im Stiche vollendet und ungemein gelungen sind.

Coblenz, im September 1836.

Für Rechtsgelehrte

ist soeben die zweite verbesserte und vermehrte Auflage des ersten Theils der

Erörterungen praktischer Rechtsfragen

aus dem gemeinen und sächsischen Civilrechte und Civilproceß.

mit Beziehung auf die Veränder von dem 2. sächs. obersten Appellations- und nunmehrigen Oberappellationsgericht ertheilten Entscheidungen.

Von

Dr. fr. A. v. Langenn, z. f. Seb.-Rath u.

und

Dr. A. S. Kori, z. f. Ober-Appell.-Rath.
erschieden und durch alle Buchhandlungen für 1 Thlr. 12 Gr. zu erhalten.

Arnold'sche Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin für Kinder.

1836. - August Nr. 32-35.

Nr. 32. *Christoforo Colombo. *Gauß'sche. Der Grund. Von Weiss. *Das Kaninchen. Auflösung der Räthsel im vorigen Monat. — Nr. 33. *Der Sperber. Der Spinnweb des Herbstes. Von Bock. *Der Amandelbaum. Der Fischer und seine ungenügsame Frau. Ein Märchen. *Die Schneepfl. — Nr. 34. *Die Stabfliege. Falsch und Wahr. *Das Rheinwaldthal. Kaiser Sigismund und die Rindernsammlung zu Gelnhausen. Die Räuber. *Gedanken. — Nr. 35. *Schabbeam und Jerobeam, Könige der Israeliten. Die Stumpfschädel. Ein geheimnißvoller Wohltäter. *Der Pächter der Strömung. Der Junker von Kitzburg. *Der Stumpfschädel. Charaktere von drei Eilben.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten Anekdoten oder mehrere Abbildungen.

Preis dieses Jahrgangs von 63 Nummern 1 Thlr. — Der erste und zweite Jahrgang kosten ebenfalls jeder 1 Thlr. Leipzig, im October 1836.

F. A. Brockhaus.

1836. Nr. XXXIV.

Dieses literarische Anzeiger wird den bei H. A. Brodhans in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, 1860, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeziffert, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Im Verlage von **J. A. Brodhans** ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben

000

Friedrich von Hammer.

Achter Jahrgang.

Mit dem Bildnisse Ludwig XIV.

Gr. 12. Cart. 2 Libr.

Inhalt: I. Ausgang des Joann'schen Zweiges der Romanow und seiner Freunde: Dargestellt durch H. W. Barthold. — II. Über Burgentau und Burgenerichtung in Deutschland vom 11ten bis zum 14ten Jahrhundert. Von D. Fes. — III. Verfallenes. Historische Rückblicke von J. M. Sinfelfsen. — IV. Ältere Geschichte der Xylographie und der Druckkunst überhaupt; besonders in Anwendung auf den Volksdruck. Ein Beitrag zur Erfindungs- und Kunstgeschichte. Von J. D. R. Götmann.

Der erste bis fünfte Jahrgang (1830—34) kosten anfangs 9 Thlr. 16 Gr. zusammen genommen jetzt 5 Thlr.; einzeln jeder 1 Thlr. 8 Gr. Der sechste und siebente Jahrgang (1835 und 1836) jeder 2 Thlr.

Die Beistände leiteten: H. B. Barthold, R. B. Böt-
tiger, Fr. Götter, Ch. Gans, H. Geo, J. B. Es-
sell, Fr. Lorenz, G. Paffow, Fr. v. Raumer, H.
Roepell, Chr. L. Sleglich, R. I. Barnhagen von
Ense, J. Voigt, G. B. Wagen, L. Bachler, B.
Wachsmuth und Fr. Willen.

Leipzig, im October 1836.

Die Haus- und Handbibliotheken.

Stein's Handbuch der Geographie und Statistik

für die gebildeten Stände.

Nach den neuern Ansichten bearbeitet

DOH

Dr. Ferd. Sörschelmann.

prof. am berlín. Gymnaſ. zum grauen Kioſter &c.

Sechste vermehrte und verbesserte Auflage.
3 Bände. 170 Bozen. In gr. 8. Auf Schreibpapier 3 Thlr.

Kuf flacht weißes Druckpapier, 6 Zbl.

Alle Nationen über diese treffliche Arbeit erkennen die Vorträge dieser neuen Bearbeitung, ganz besonders im rein geographischen Theile, an. Außer einer Einleitung über die methodische, physikalische und politische Geographie mit beigefügter Literatur umfaßt das Werk: die Lage, Größe, Boden, Klima, Gewässer, Producte, Bevölkerung, Sitten, Eigenschaften, Industrie, Handel, Staatsverfassung, Staatsverwaltung (Wesen, Leben, Budget u.), Militärmacht, Topographie, Colonien jedes Landes nach den besten Quellen. In jedem Bande befindet sich ein ausführliches Register. — Gewiss, die deutsche

Literatur. bietet kein Werk dar, welches bei gleichem Umfange ebenso vollständige und zuverlässige Auskunft über die angegebenen Fächer gebalten wäre. — Um bei dem schnellen Wechsel aller Kenntnisse diesem Handbuche eine längere Brauchbarkeit zu sichern, sollen den Besitzern desselben alle zwei Jahre bis zu Erscheinung einer neuen Aufl. die nöthigen Verbesserungen und Nachträge in einem eignen Hefte für ein geringes nachgeliefert werden. Die Nachträge 1834—36 erscheinen zu Anfang 1837.
 Leipzig, im September 1836.

Leipzig, im September 1836.
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.

**** Neue Schriften für Naturforscher und Mineralogen.**

Dr. B. Cotta, Geognostische Wanderungen, 1ster Band: Geognostische Beschreibung der Gegend von Tharand. Ein Beitrag zur Kenntniss des Erzgebirges. Mit einer grossen geognostischen Karte und drei lithogr. Zeichnungen. Gr. 8. Brosch. 2 Thlr.

**Dr. C. F. Naumann, Prof., Erläuterungen zu
der geognostischen Karte von Sachsen,
1stes Heft: Geognostische Skizze der Gegend zwischen
Taucha, Strehla, Bräunsdorf und Altenburg.
Gr. 8. Brosch. 1 Thlr.**

Die dazu gehörige geognostische Karte, Sectio XIV., wird nur auf ausdrückliche Bestellung und gegen portofreie Einsendung von 1 Thlr. 16 Gr. geliefert. Der Besteller hat auch alle Versandkosten selbst zu tragen. E. A. Rossmässler, Prof., Iconographie der Land- und Süßwasser-Mollusken, mit vorzüglicher Berücksichtigung der europäischen noch nicht abgebildeten Arten. Drittes Heft, mit 5 schwarzen lithogr. Tafeln in 4., geb. 1 Thlr., Das erste Heft 2 Thlr., und das zweite 1 Thlr.

Das dritte Heft mit colorirten Kupfern kostet 2 Thlr.
12 Gr., das zweite Heft ebenso viel, und das erste 3 Thlr.
8 Gr., wofür solche in allen Buchhandlungen zu bekommen
sind.

Dresden und Leipzig, im Juni 1836.

Arnold'sche Buchhandlung.

Signature:

Von dem folgenden erscheinenden Interessenten-Verzeichnis:

... report on the Commerce and Manufacture of ... Switzerland

erschienen bei uns demnach eine deutsche Uebersetzung.
 Preis, 8 Bül. u. Comp. in, Zurich.

In der Unterzeichneten ist schon erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Das Christenleben.

Ausgewählte religiöse Betrachtungen
in vier Bändchen

von
Dr. G. Friederich.

Grünes Bändchen.

Mit einem Stahlstich.

Wellenpapier. In Umschlag brosch. Preis 2 Rl. 42 Kr., oder 1 Thlr. 16 Gr.

Da, wo seit einer Reihe von Jahren sich die geliebtesten wissenschaftlichen und belletristischen Zeitschriften Deutschlands ihrer Form, Geist und praktische Richtung der bisherigen Schriften des rühmlichst bekannten Hrn. Verfassers so entschieden theilhaft ausgesprochen, bedarf es wahrlich bei dieser neuesten seiner literarischen Leistungen keiner weiteren Empfehlung, nur der einfachen Erwähnung ihres Inhalts und ihrer Tendenz.

Dieser erste Theil, der auch ein abgeschlossenes Ganzes für sich bildet, umfaßt die wichtigsten Erscheinungen im Christenleben des edlen Weibes und bietet ihm in drei Abschnitten: Glaube, Liebe, Hoffnung, welche in 20 religiöse Betrachtungen zerfallen, Belehrung, Erhebung und eine freundliche Aussicht auf Jenseits, abgesehen von jeder confessionellen Unterscheidung.

Der erste Abschnitt stellt die religiöse Weihe der Christin dar, sowie das, was ihr die Religion Jesu in allen Verhältnissen des Erbens, Beruhens, Trostes, Besäugens gewährt. Der zweite spricht sich über Geschlechtsbestimmung, Liebe in veredelter Gestalt, Ehe mit ihren Licht- und Schattenseiten aus. Der dritte erschließt dem frommen Gemüthe eine schönere Welt, redet mit hoffnungsvoller Zuversicht über Lob, Unsterblichkeit und Wiedersehen.

Eine köstliche Gabe ist deshalb diese Schrift besonders für höher gebildete Christinnen, die über ihre religiöse und Geschlechtsbestimmung zu reflectiren und das Gehaltreichste in unserer Literatur ihrem Geiste anzueignen streben, als Geburtstags-, Weihnachts- und Neujahresgeschenk.

Aber auch Religionslehrer werden in dem Gedankenschätze, der edeln, blühenden Diction, vereint mit der lichtvollen Darstellung derselben, einen Schatz zur eignen Fortentwicklung erbaulicher Ideen finden. Möge darum diese Erbauungsschrift für edle Frauen und Töchter die volle Anerkennung finden, welche sie so sehr verdient!

Stuttgart und Augsburg, im August 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Vorläufige Anzeige.

In unserer Vorlage erscheint und steht zur Versendung bereit:

Handwörterbuch

der reinen und angewandten

CHEMIE.

In Verbindung mit mehreren Gelehrten

herausgegeben von

Prof. Dr. Justus Liebig

und

Prof. Dr. J. C. Weygand.

Ersten Bandes 1ste und 2te Lieferung. 11 Gr. Med.-Octav.

Subscriptionspreis jeder Lieferung von 40 Bogen 16 Gr., oder 1 Fl. 12 Kr. Rhein.

Indem wir die nahe bevorstehende Erscheinung dieses wichtigen und längst erwarteten Werkes anzuzeigen, bemerken wir, auf den ausführlichen Prospectus verweisend, dass

sich die Herren Herausgeber zur raschen Förderung desselben mit mehreren der ausgezeichnetsten deutschen, französischen und englischen Chemiker verbunden haben. Der hiesige Werth, welchen diese Bedeutung, eine durchaus praktische Richtung verfolgende Arbeit für die Chemiker vom Fach, wie für Ärzte, Apotheker, Fabrikanten und Gewerbetreibende jeder Art hat, wird, bei dem riesenhaften und unermesslich raschen Fortschreiten der Wissenschaft, für den Gebrauch noch durch die lexicographische Form erhöht. Das Wörterbuch wird 4—5 Bände, jeder Band etwa 50 Bogen, stark werden und erscheint in Lieferungen von 10 Bogen, in der Räumlichkeit des Conversations-Lexikons. Die beiden ersten Lieferungen, denen die dritte noch im Laufe dieses Herbstes und die vierte bis Schluss des Jahres folgen, sind im Druck beendigt.

Alle diejenigen, welche ihre Bestellungen so fort machen, erhalten jede einzelne und großer persönlicher Beförderung für den ersten Subscriptionspreis von 16 Gr., oder 1 Fl. 12 Kr. Rhein. Bei Bestellungen, die nach dem letzten December 1836 eingehehen, tritt der zweite Subscriptionspreis von 20 Gr., oder 1 Fl. 30 Kr. für jede einzelne und später erscheinende Lieferung ein. Wir glauben durch diesen ungewöhnlich billigen Preis das Werk Jedermann möglichst zugänglich zu machen. Vorausbezahlung irgend eines Art wird nicht verlangt.

Braunschweig, im September 1836.

Fr. Vieweg u. Sohn.

Verzeichniss der sämmtlichen von dem berühmten Mager Angelo Mai (früher Bibliothekar des Vatican, jetzt Secretair der Propaganda fidei in Rom) herausgegebenen Werke, in dem Original-Ausgaben, von welchen die K. Kollmann'sche Buchhandlung in Augsburg den Commissions-Debit für Deutschland und den ganzen Norden übernommen hat.

M. Tullii Ciceronis de Re Publica quae superant. Cum tabula aere incisa. Smaj. Romae 1822. Broch. 9 Fl. Rha., od. 5 Thlr. 5 Gr. netto.

M. Cornelii Frontonis et M. Aurelii imperatoris Epistolae. L. Veri et Antonini Pii et Apollinarii epistolae reliquiae. Fragmenta Frontonis et scripta grammatica. Editio prima romana plus centum epistolis antea Codices receptis. Bibliotheca pontificia Vaticana. Cum 5 tabulis. Smaj. Romae 1823. 9 Fl. Rha., od. 5 Thlr. 5 Gr. netto.

Classicorum Auctorum e Vaticanis Codicibus editi. Tomi quinque. Cum 7 tabulis aenea. Smaj. Romae 1824 usque ad 1833. 20 Fl. Rha., od. 17 Thlr. 12 Gr. netto.

T. I. complectens Ciceronis de rep. quae superant, Caelii Marci de arboribus pontificis, Sallustii historiarii et Archimedis fragmenta. Cum quinque tabulis aenea.

T. II. complectens Ciceronis antiquum interpretem Iulium Ciceronem orationum fragmenta superis temporibus reperta, item orationum in C. Verrem partem antiquissimo palimpsesto vaticano. C. duobus tabulis aenea.

T. III. complectens Mythographos duos, tabulas Phaedri ut ajunt aeneas, Boethii opuscula duo, Claudii supplementum, epigrammata vetera, geographia veterum, Gergii Martii, fragmentum de Phaedri geographia et alia quaedam.

T. IV. complect. Scripta aliquot Oratorum, Prose, Theophrasti, Porphyrii, Philonis, Aristoteli et quaedam.

T. V. complect. Auctores aliquot de rebus christianis et alia quaedam.

Juris Civilis Antejustiniani reliquiae ineditae ex codice recepto Bibliothecae Pontificiae Vaticanae Smaj. Romae 1825. 6 Fl. Rha., od. 3 Thlr. 12 Gr. netto.

SS. Nicetae et Paulini episcoporum scripta ex Vaticanis Codicibus edita. Accedit ejusdem S. Nicetae opusculum aliud Chaldaei codicis ope emendatum. Item episcopii aquilensis antiquum fragmentum ex codice vaticano editum. Quarto imperiale. Romae 1827. 3 Fl. 30 Kr. Rha., oder 2 Thlr. 2 Gr. netto.

Scriptorum Veterum Nova Collectio, e Vaticanis Codicibus edita. Tomi octo. Cum tabulis aere incis. (Tom. II. historicorum graecorum partes novas complectens.) 4maj. 724y. Bogen. Romae 1827 usque ad 1833. 144 Fl. Rha., od. 88 Thlr. 8 Gr. netto.

Ferner ist daselbst nachstehendes wichtiges Werk soeben erschienen und von Unterzeichneter selbst, oder durch alle soliden Buchhandlungen zu erhalten:

Theineri (Augustini), Disquisitiones criticae in praecipuas canonum et decretalium collectiones, seu Sylloges Gallandianae dissertationum de vetustis canonum collectionibus Continuation. 4maj. 81 Bogen. Romae 1835. 8 Fl. Rha., od. 4 Thlr. 16 Gr. netto.

Gleichzeitig verstanden wir hiermit die Anzeig, daß auch der sammtliche Verlag der Buchhandlung der Propaganda in Rom durch uns zu den billigsten Preisen zu beziehen ist.

A. Kollmann'sche Buchhandlung in Augsburg.

Neue sehr wohlfeile Bücher für Stadt- und Landschulen.

M. A. F. Reh, Pfarrer und Schullehrer, Les- und Lehrbuch für die zweite oder Mittelclasse in Volksschulen, ist soeben erschienen und 12 Bogen stark um den sehr geringen Preis von 4 Gr. zu haben. Für Schulen findet bei 25 Exemplaren noch ein niedrigerer Preis von 3 Thlrn. statt.

Diese Les- und Lehrbuch soll dazu dienen, den Anlauf von vielen Büchern, Katechismen, Evangelien, Psalmen u. zu ersparen und demungeachtet eine größere Mannichfaltigkeit in den Unterrichtsgegenständen zu bewirken.

Ehr. Dr. Otto, Seminardirector, Der sächsische Kinderfreund. Ein Lesebuch für Stadt- und Landschulen. 5te sehr verbesserte Auflage.

19 Bogen 6 Gr., für Schulen in Partien 25 Exemplare 4 Thlr. 12 Gr.

Schon im Jahre 1830 verordnete der damalige hohe Kirchenrath: daß dieses Buch von den Superintenden ten bei schiatischen Gelegenheiten zum Gebrauch in Schulen empfohlen werden möge.

Arnold'sche Buchhandlung in Dresden und Leipzig.

Bei Theodor Völgay in Aschaffenburg ist soeben erschienen und durch alle soliden Buchhandlungen Deutschlands zu beziehen:

Denkwürdigkeiten aus der spanischen Revolution

gesammelt und herausgegeben von J. R. v. Pfellschiff. 8. Geh. Pr. 2 Thlr., oder 3 Fl. 36 Kr.

Unter den heutigen Umständen dürfte ein Werk, wodurch man über Spanien sich aus den Quellen unterrichten und so eine Belehrung schöpfen kann, welche die mehr oder minder bestochenen Darstellungen und Urtheile von Reisenden und Geschichtsschreibern nie gewähren, nur willkommen sein. Der mit

den spanischen Geschichtsschreibern bekanntlich sehr bekannt Dr. Legationstath von Pfellschiff hat hier eine Reihe von Denkschriften und Materialien aus und für die Geschichte der spanischen Revolution gesammelt und übersezt, die eben so interessant als belehrend sind. Was er selbst über die Revolution von 1823 hinzugefügt, wird, nachdem es durch den Erfolg bestätigt worden, nicht ohne Überraschung gelesen werden können.

Die unterzeichnete Verlagshandlung, bezieht sich die zahlreichsten Subscribenten auf das

Bilder = Conversations = Lexikon für das deutsche Volk

zu benachrichtigen, daß soeben die zehnte Lieferung dieses Werks erschienen ist. Dieselbe umfaßt auf 8 Bogen die Artikel: Deutsche Kaiser bis Drubben, mit 23 Abbildungen, und wird den Beweis liefern, wie sehr es gelungen ist, in diesem

ein Handbuch

zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung

zu liefern, welches bei dem höchst geringen Preise auch den minder bemittelten Ständen zugänglich ist. Die ersten neun Lieferungen, 67 Bogen mit 223 Abbildungen und 16 Karten in Kupferstich, kosten nur 2 Thlr. 6 Gr.

Leipzig, im October 1836.

F. A. Brockhaus.

In der Wienbrack'schen Buchhandlung in Torgau u. Leipzig ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Vorschläge zur Einführung eines neuen Grundsteuer-Systems zunächst für das Herzogthum Sachsen, nach gemachten Erfahrungen bei dem allgemeinen Steuer-Abschlagsgeschäft in Folge des allerhöchsten Abgaben-Gesetzes vom 30. Mai 1820 von A. Schwanebeck. 8. Geh. Preis 27½ Sgr.

Der Verfasser dieser gehaltvollen, mit vielem Scharfsinn und Sachkenntniß verfaßten Schrift, über einen, besonders in unsern Tagen so viel besprochenen Gegenstand, darf sich gewiß schmeicheln, durch Herausgabe derselben das Interesse nicht nur Derer, die im Berufe und Pflicht dem Gemeinwohl des Staates vorstehen, sondern auch das eines jeden mit den vaterländischen Einrichtungen vertrauten Unterthan zu erregen, und wegen des in diesem Werken so viel enthaltenen Guten und Wahren billige Anerkennung zu finden.

Anzeige.

Im Verlage von Dunder und Humblot in Berlin ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Deutsches Taschenbuch auf das Jahr 1837.

Herausgegeben von Karl Büchner.

Mit dem Porträt des Fürsten Pückler und 2 Kupfern. Geh. 2 Thlr.

Inhalt: Fürst Pückler. Ein Lebensbild von Th. Mundt. — Über die Entwicklung der neuen deutschen Kunst. Von D. G. Gruppe. — Physiognomie der deutschen Literatur in den Jahren 1835 und 1836. Von H. Massgaff. — Herr von Caden. Novelle von Will. Meier. — Der Armer. Novelle von August Kopisch. — Gedichte von Ad. v. Chamisso, L. v. Eichendorff, E. Hermand, Franz Frey, Gaudy, Em. Seibel, E. Reuß, S. Stieglitz.

In der Naturgeschichte ist schon erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Das System der Circulation in seiner Entwicklung

durch die Thierreiche und im Menschen und mit Rücksicht auf die physiologischen Geseze seiner krankhaften Abweichungen dargestellt von

C. S. Schulz,

Docent der Medicin und Chirurgie und ordentl. Professor an der Friedrich-Wilhelms-Universität in Berlin u. u.

Mit 7 illuminirten Tafeln. Preis 5 Rl. 24 Kr., oder 2 Thlr.

Inhalt: Bedeutung und Gliederung des Circulations-systems. I. Vom Blute. Lebendige Bestandtheile des Bluts. Plasma und Bläschen. a) Die Blutbläschen. b) Das Plasma. c) Chemische Bestandtheile des Bluts. Specifische Verschiedenheiten des Bluts in den organischen Systemen und in den Lebenszuständen und Individuen. II. Vom Gefäßsystem. 1) Gefäßsystem der Pflanzen. 2) Gefäßsystem der Thiere. a) Peripherisches System. b) Das centrale Gefäßsystem. Bewegungen des Herzens und der Gefäße. III. Die Circulation des Bluts in den Gefäßen. 1) Die peripherische Circulation. a) Vor der Herzbildung. b) Nach der Herzbildung. 2) Die centrale Circulation. Begriff. a) Bewegung im Venensystem. b) Blutbewegung im arteriellen System.

Stuttgart und Augsburg, im August 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In unserm Verlage ist erschienen:

Die Sirtinische Madonna.

Erzählendes Gedicht in zehn Gesängen

von **Wolfg. Rob. Griepenkerl.**

8. Fein Velinpapier. Geheftet 1 Thlr.

Braunschweig, im September 1836.

Friedr. Vieweg u. Sohn.

Bei August Perthes in Gotha ist erschienen:

ALMANACH DE GOTHA pour l'année 1837. 74ème année. Avec 8 portraits. Preis 1 Thlr.

Göthaischer genealogischer Hof-Kalender auf das Jahr 1837. 74ster Jahrgang. Mit 8 Portraits. (Auch ohne astronomischen Almanach unter d. Titel: Goth. gen. Taschenbuch.) Preis 1 Thlr.

Genealogisches Taschenbuch der deutschen gräflichen Häuser auf das Jahr 1837. 10ter Jahrgang. Preis 1 Thlr. 8 Gr.

*** Eine neue wichtige Schrift für Obdachten:

Der Scarificator,

ein vorzügliches Instrument zum Ader-Ausschneiden, oder-ehnlige Erfahrungen im Aderaussetzen von dem Major Pflugk. Mit 3 Kupfern. Gr. 8. Broch. 12 Seiten in der Arnold'schen Buchhandlung in Dresden und Leipzig erschienen und durch alle Buchhandlungen für 3 Gr. zu bekommen.

An alle Buchhandlungen ist verandt:

P. Virgili Mar. Opera.

ad optim. libror. fidem edidit perpetua et ahenia d. sua annotat. illustr., commentationem de vita carminibusque Virgilio et Indices necessarios adiecit **Ad. Fardiger.** Pars I. Bucolica et Georgica. Smaj. (vi u. 558 S.) 1836. 1 Thlr. 18 Gr.

Griechisch-deutsches Hand-Lexikon

von

Dr. Gustav Pinzger.

Fortgesetzt von

Dr. Karl Jacobitz und **Dr. Ernst Eduard Soder** in 8 Lieferungen. 1ste Lieferung. 12 Bogen Lex-8. Geh. 1836. 12 Gr. Subscript.-Preis.

Ein ausführlicher Prospect über dieses wichtige Werk ist in jeder Buchhandlung zu finden, Leipzig, im September 1836.

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.

Bei A. Wienbrock in Leipzig ist schon erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Abhandlung über den Gerichtsstand

und den

Instanzenzug in Civilsachen

und über die Administrativjustiz nach der neuesten s. sächs. Gesetzgebung. Zur Fortschreibung der legislativ. Wissenschaft überhaupt. Gr. 8. Geh. Preis 6 Gr.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Zeitgenossen.

Ein biographisches Magazin

für die

Geschichte unserer Zeit.

Dritte Reihe.

Fünften Bandes sechstes und achttes Heft.

(Nr. XXXIX—XL.)

Gr. 8. 1 Thlr.

Inhalt:

Biographien und Charakteristiken.

Friedrich von Schumann. (Von Friedrich v. Kottwitz.)

Adamantio Kerales. Von Theodor Knaus.

Biographische Andeutungen.

Dr. August Hermann Niemeyer.

Sir Thomas Lawrence, Präsident der Königl. Akad. zu London.

Johann Fedorowitsch, Graf Pastewitsch, Obermannst, Fürst von Warschau, kaiserl. russischer Generalfeldmarschall und Statthalter des Königreichs Polen u.

Derzeit die erste als neue Reihe der Zeitgenossen, jede in 6 Bänden oder 24 Heften, kostet im herabgesetzten Preise auf Druckpapier anstatt 24 Thlr. nur sechsundzwanzig, und auf Schreibpapier anstatt 36 Thlr. nur vierundzwanzig Thlr. Werden beide Folgen zusammengekommen, so lassen sich sie auf Druckpapier zu vierundzwanzig Thlr. und auf Schreibpapier zu sechsundzwanzig Thlr. kaufen. Jede Heft, sowohl von der ersten als neuen Reihe, kostet auf Druckpapier 1 Thlr., auf Schreibpapier 1 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im October 1836.

J. W. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

1836. Nr. XXXV.

Dieser literarische Anzeiger wird den, bei F. L. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitungen: Blätter für literarische Unterhaltung, Afta, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Für Architekten, Bau- und Gewerbeschulen, Maurer, Zimmerleute, Baunternehmer, Fabrikanten u. s. w.

Von nachstehendem wichtigen Werke, auf Veranlassung eines königl. preuss. hohen Ministerii für Handel, Gewerbe und Bauwesen herausgegeben, ist die zweite Auflage erschienen:

Grundlage der praktischen Baukunst.

1ster Theil, Maurerkunst in 37 Musterblättern, und Entwürfe zu Wohngebäuden in 20 Tafeln, nach Zeichnungen des königl. preuss. Oberbaudirectors Herrn Schinkel.

2ter Theil, Zimmerwerkkunst in 37 Musterblättern. Beide Theile mit erläuterndem Texte. Gr. Fol. Geb. 9 Thlr.

Jeder Theil wird auch einzeln verkauft; der erste führt den Titel:

Vorlegeblätter für Maurer, in 42 lithographirten Tafeln mit Erläuterungen. Nach der Originalausgabe der königl. preuss. technischen Deputation für Gewerbe mit deren Bewilligung herausgegeben. Gr. Fol. Geb. 4 Thlr. 15 Sgr.

Der zweite Theil:

Vorlegeblätter für Zimmerleute, in 37 lithographirten Tafeln mit Erläuterungen. Nach der Originalausgabe der königl. preuss. technischen Deputation für Gewerbe herausgegeben. Gr. Fol. Geb. 4 Thlr. 15 Sgr.

Diese beiden Werke sind in sämmtlichen königl. preuss. Bau- und Gewerbeschulen als Lehrbücher eingeführt und durch die Amtsblätter der königl. Regierungen noch besonders empfohlen worden. In den Gewerbeschulen mehrerer anderer deutschen Staaten, z. B. denen des Königreichs Hannover, des Grossherzogthums Baden u. s. w., werden sie ebenfalls bereits gebraucht. Außer ihrem allgemein als vortreflich anerkannten innern Gehalte, empfehlen sie sich auch durch ein schönes Aussen und durch ungewöhnlich billige Preise.

Ferner ist in unserm Verlage erschienen:

Ornamenten-Buch. Zum praktischen Gebrauche für Architekten, Decorations- und Stubenmaler, Tapetenfabrikanten, Seiden-, Woll- und Damastweber u. von C. Böttcher. Der neuen Folge 1stes Heft. Gr. Querfol. 3 Thlr. 10 Sgr.

Dieses Werk ist ganz besonders darauf eingerichtet, daß von den darin enthaltenen Zeichnungen der verschiedenartigste Gebrauch gemacht werden kann. Es ist daher außer den auf dem Titel angegebenen Bestimmungen auch ganz besonders geeignet, in Kunst- und Gewerbeschulen zu Vorlegeblättern benutzt zu werden, worauf der Herausgeber, als Lehrer an dem königl. Gewerbeinstitut zu Berlin, vorzugsweise Rücksicht genommen hat. Das 2te Heft der neuen Folge erscheint in einigen Monaten.

Die Holz-Architektur des Mittelalters. Mit Anschluß der schönsten in dieser Epoche entwickelten Producte der gewerblichen Industrie, von C. Böttcher. 2tes Heft. Gr. Fol. 2 Thlr. 15 Sgr.

Das 1te Heft dieses Werkes erschien im vorigen Jahre. Zu sechs Heften farbiger Steinbrüche wird ein Heft Text geliefert und dadurch jedesmal ein Band abgeschlossen.

NB. Buchhandlungen können diese Werke mit dem üblichen Rabatt von Hrn. Leopold Bos in Leipzig beziehen.

Dr. C. Tillich's Rechenbuch der Arithmetik, oder Anleitung zur Rechenkunst für Jedermann.

3te, völlig verbesserte und mit neuen praktischen Beispielen vermehrte Auflage von Prof. Dr. Lindner. Leipzig: bei A. Biedrath. 88¹/₂ Bog. 1 Thlr.

Es werden erschienen und an alle Buchhandlungen versandt. Die Einführung dieses Rechenbuches in mehrern Gymnasien, Bürger- oder Realschulen, namentlich nach der von Hrn. Prof.

Dr. Lindner erhaltenen Bearbeitung, sowie auch namentliche Veranlassung desselben durch Befolgung des praktischen Rathes, hat eine dritte Auflage nöthig gemacht, in welcher auf alle Wünsche, die dem Herausgeber von Zeit zu Zeit mitgetheilt, möglichst genommen worden ist. Eine nähere Einsicht in die Correcte sowie in den Anhang zur dritten Auflage wird dies bestätigen. Das Professor Dr. Lindner's Schüler im Rechen leisten, ist im In- und Auslande genügend bekannt.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:
Das Pfennig-Magazin
 der Gesellschaft zur Verbreitung gemeinnütziger
 Kenntnisse.

1836. October. Nr. 183—187.

Nr. 183. *Römisches Denkmal zu Igel. Über den Weinsbau. III. *Reifen in Rußland. *St. Helena. Über den Reiz des Geruchsinnes. *Soho. — Nr. 184. *Cambridge. *Eine unweit Venedigs aufgefundenen Aschenurne. Der Weiskäfer. *Das Schlagschiff. *Der Ätna. Über den Weinbau. III. — Nr. 185. *Der Staubbach. Über Blinde, Blindenunterricht und Blindenanstalten. III. Von den Blindenanstalten. *August Hermann Francke. *Die „Chambre dorée“ zu Paris. Der Flug der Insekten. Inbau der Brunnenkresse in Frankreich. Zurückgelegter Weg der Posten in den königl. preussischen Staaten während des Jahres 1835. *Hogarth's Werke. 12. Das Thor von Salais, oder der englische Kinderbraten. — Nr. 186. *Die Pfalz im Rhein. Über Blinde, Blindenunterricht und Blindenanstalten. III. Von den Blindenanstalten. (Bechluss.) *Die norwegischen Schiffschussoldaten. *Preisung. Etwas von Gottes unsichtbaren Wasservelten. Gewicht der Meerwassermaße. Söh von Verflüchtungen mit der eisernen Hand. — Nr. 187. *Reuchatel. Die Vorgefühle der Thiere für das Wetter. *Der Gorrwasserfall in Schottland. *Die Eisen als Nahrung. Über den Weinbau. IV. Notiz. *Ein Bauer aus der Normandie.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehrere Abbildungen.

Preis dieses Jahrgangs von 53 Nummern 2 Thlr. — Der erste Jahrgang von 52 Nrn. kostet 2 Thlr., der zweite von 59 Nrn. 1 Thlr. 12 Gr., der dritte von 52 Nrn. 2 Thlr.

Leipzig, im October 1835.

J. A. Brockhaus.

Neuße

Verlags- und Commissions-Artikel der
J. Neumann'schen Univ.-Buchhandlung
 in Wien, Seigerhofgasse Nr. 427, im Seigerhofe, dem
 Kriegsgebäude gegenüber:

- Analecta grammatica, maximam partem anecdota. Ediderunt J. ab Eichenfeld et St. Endlicher. Lex.-8. 1836. P. I. 4 Thlr.
 Bauernfeld, Die schöne Literatur in Oestreich. Historische Skizze. Gr. 8. 1835. 8 Gr.
 Baumgartner, J., k. k. Kreisingenieur, Die neuesten und vorzüglichsten Kunststraßen über die Alpen. Gr. 8. Mit 15 Steinbildern. in Fol. 1834. 2 Thlr. 16 Gr.
 Beiträge zur Landeskunde Oestreichs unter der Cens. Gr. 8. Mit Kupfern und Karten. 1ster u. 2ter Bd. 1832. à 2 Thlr. 3ter Bd. 1833. 1 Thlr. 8 Gr. 4ter Bd. 1834. 2 Thlr.
 Boehm, Alphabetische Übersicht der Gerichtstapen. 2 Tabellen in Folio. Jede 6 Gr.
 Burdach, K. F., Dr. und Prof., Über den Schlag und Schall des Herzens. 4. 1832. 6 Gr.
 Catalogus codicum manuscriptorum bibliothecae palatinae Vindobonensis. P. I. Codices philolog. Latini. Lex.-8. 1836. 3 Thlr. 4 Gr.
 Czermak, J. J., Dr. u. Prof., Beiträge zu der Lehre von den Spermatozoen. 4. 1835. 18 Gr.
 Emil **, Romantische historische Skizzen aus Oestreichs Vorwelt. 8. 1836. Geb. 1 Thlr. 8 Gr.
 Endlicher, St., De Ulpiani institutionum fragmento, in bibliotheca palatina Vindobonensi nuper reperto. Epistola ad F. C. Savigny, Prof. jur. Berolin. 8maj. 1835. 6 Gr.
 Enk, M., Briefe über Goethe's Faust. Gr. 8. 1834. 15 Gr.

- Enk, M., über deutsche Zeilmessung. Gr. 8. 1836. 12 Gr.
 Erinnerungen an Johann Nep. Schöber, k. k. Regierungsrath und Vorsteher der k. k. Universitätsbibliothek in Wien. Gr. 12. 1835. 8 Gr.
 Feistmantel, R., k. k. Bergrath und Prof., Die hochwissenschaft nach ihrem ganzen Umfang und mit besonderer Rücksicht auf die öst. Staaten. Erster Theil: Grundzüge der Forstnaturlehre. Mit 1 illum. Tafel. Gr. 8. 1835. 2 Thlr.
 —, Derselben zweiter Theil: Grundzüge der Forstwissenschaft. Mit 1 lithogr. Tafel. Gr. 8. 1835. 1 Thlr. 8 Gr.
 —, Forstwissenschaft. 2te Abth.: Grundzüge der Forstbenutzung. Gr. 8. 1836. Geb. 2 Thlr. 6 Gr.
 Hager, M., Prof., Die Brüche und Vorfälle, beschrieben und durch Beispiele erläutert. Mit 2 Kupfern. Gr. 8. 1834. 2 Thlr.
 —, Die Entzündungen, beschrieben und durch Beispiele erläutert. Gr. 8. 1835. 2 Thlr. 18 Gr.
 Heintze, J. P., Freih. v., Grundlinien des in den östl. Staaten bestehenden Lebensverhältnisses. Gr. 8. 1836. 16 Gr.
 Heek, C. F., Cartesius und seine Gegner, ein Beitrag zur Charakteristik der philosophischen Bestrebungen unserer Zeit. Gr. 8. 1835. 18 Gr.
 Hyrtl, Dr. J., Antiquitates anatomicae rariorum, cum tab. 3 8maj. 1835. 18 Gr.
 Koll, R., Das Stift Heiligenbrunn in Böhmen, mit den dazu gehörigen Pfarren und Besitztungen (samt den vereinigten Stift St. Gotthard in Ungarn). Topographisch-statistisch dargestellt. Mit 5 Ansichten. 8. 1834. 1 Thlr.
 —, Chronicon breve monasterium ord. Cister. ad St. Crucem in Austria et ad St. Gotthardum in Hungaria. 8maj. 1834. 12 Gr.
 Littrow, J. J., Director der Sternwarte, Die Doppelsterne. Gemeinverständlich dargestellt. Mit 1 Tafel. Gr. 8. 1835. 18 Gr.
 —, Sterngruppen und Nebelneben des Himmels. Gemeinverständlich dargestellt. Mit 3 besonders schön Kupfern. Gr. 8. 1835. 16 Gr.
 —, Geschichte der Entdeckung der allgemeinen Gravitation durch Newton. Gr. 8. 1835. 12 Gr.
 —, Chorographie, oder Anleitung alle Arten von Land- und Meer- und Himmelskarten zu verfertigen. Mit 5 Tafeln. 8. 1 Thlr.
 —, Über Lebensversicherungen und andere Vorsorgeanstalten. Gr. 8. 1832. 18 Gr.
 —, Vergleichung der vorzüglichsten Maße, Gewicht und Münzen mit den im östl. Kaiserthum gebräuchlichen. Gr. 8. 1832. 18 Gr.
 —, Wahrscheinlichkeitsrechnung in ihrer Anwendung auf wissenschaftl. und prakt. Leben. 8. 1832. 15 Gr.
 —, Kalender für alle Stände. 8. 1831—37. 7ter Jahrgang 8 Gr.
 Mitis, F., Ritter v., Geschichte des wien. Donau-Canales und Darstellung der Ursachen seines unheilbaren schiffbaren Zustandes. Gr. 8. 1835. 16 Gr.
 Morawek, Fr., Pharmaceutisch-technologische Rathgeber vieler chemischer Operationen. Gr. 8. 1833. 1 Thlr. 6 Gr.
 Mosel, J. F. v., Hofrath, Geschichte der k. k. Universitätsbibliothek zu Wien. Gr. 8. 1835. 2 Thlr. 6 Gr.
 National-Encyclopädie, Öst., 6 Bde. in 24 Hften. Gr. 8. 1835. Jeder Band 2 Thlr. 2 Gr.
 Remety, J., Versuch einer Darstellung der Lage und Bedeutung des Bergbaues in Oestreich, der Geschichte des böhmer. Weinbaues, dann der Bereitung und Lagerung des Zuckers. Gr. 12. 1833. 8 Gr.
 Rolsterer, Dr. A. F., Hyères in der Provence. 8. 1834. 12 Gr.
 Rupprecht, J. B., über das Chrysanthemum. Seine Geschichte, Bestimmung und Pflanz. Gr. 8. 1 Thlr. 4 Gr.
 Sallustii, C. C., Bellum Catilinarium atque Jugurthinum. Ubius jur. adcomm. A. Pappaur. 2 Vol. 8maj. 1834. 1 Thlr. 6 Gr.

Schittko, J., Beiträge zur Bergbaukunde, insbesondere zur Bergmaschinenlehre. 1tes Heft mit 1 Kupfertafel. Gr. 8. 1833. 18 Gr.
 —, Zweites Heft: Wassersäulenmaschine. Mit 9 Kupfern. Gr. 8. 1834. 1 Thlr. 18 Gr.
Schrettinger, M., Handbuch der Bibliothek-Wissenschaft, besonders zum Gebrauche der Nicht-Bibliothekare, welche ihre Privat-Bücher-Sammlungen selbst einrichten wollen. Gr. 8. 1834. 21 Gr.
Silesius, C., Handwörterbuch. Dramatische Bogen. 12. 1836. Geh. 8 Gr.
Teichschka, F., Der Gefährte auf Reisen in dem öst. Kaiserstaate. Für Reisende jeden Standes und Zweckes, nach den neuesten bewährtesten Quellen bearbeitet. Gr. 12. 1834. 2 Thlr. 12 Gr.
 —, Miniaturgemälde von Wien und seiner Umgebung. Gr. 12. 1834. 8 Gr.
 —, Kunst- und Alterthum in dem öst. Kaiserstaate. Gr. 8. 1836. 2 Thlr. 6 Gr.
Vorarbeiten zu einer Flora des mährischen Gouvernements. Von Kohnen und Rayer. Gr. 8. 1835. 1 Thlr. 12 Gr.
Widner, J., Das Fideicommiss-Recht, nach dem öst. allg. bürgerl. Gesetzbuche. Gr. 8. 1835. 1 Thlr. 8 Gr.
Wolf, F., Über die neuesten Leistungen der Franzosen für die Herausgabe ihrer National-Heldengedichte insbesondere aus dem Fränkisch-Karoling'schen Sagenkreise. Gr. 8. 1833. 1 Thlr.
Zangert, J. Dr., über die Convulsionen im kindlichen Alter. Gr. 8. 1834. 12 Gr.
Zeitschrift, Österreich, für Geschichte und Staatskunde, mit den Blättern für Literatur, Kunst und Kritik. Herausgegeben von J. P. Kaltenbach. Gr. 4. 1835 und 1836. In der Jahrgang 9 Thlr. 12 Gr.

Sieben erschienen und wurde an alle Buchhandlungen versendet:

Semilasso in Afrika.

Aus den Papieren des Verstorbenen.

Fünf Theile mit einem Atlas.

Erster Theil: Ägypten. Zweiter Theil: Ägypten; Bonaire, Bone. Dritter Theil: Biseria, Tunis. Vierter Theil: Reise in das Innere des Königreichs, Tunis, Samwan, Arian, Sfar, Sufa. Fünfter Theil: Land der Berber. Die alten Städte Susutula, Gollonia Sultana, Sphrag, Thugga, Sica Venetia u. s. w. Tunis, Schluss.

Jeder Theil 3 fl. 30 Kr.

Der Atlas, welcher erst in einigen Wochen fertig wird, enthält: 1. Ansicht von Ägypten. 2. Bonaire in Afrika. 3. Der Bey im Kufingaal. 4. Ansicht beim Samwan. 5. Ansicht von Tunis. 6. Villa des englischen Consuls. 7. Palt bei Thugga.

Schwarz 8 fl. 30 Kr. Colorirt 6 fl.

Hallberger'sche Verlagsbuchhandlung.

Seuse's deutsche Sprachschriften.

Hanover, im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung ist soeben erschienen:

Seuse, Dr. J. C. A., Ausführliches Lehrbuch der deutschen Sprache. Fünfte vollständig umgearbeitete Auflage vom Professor Dr. R. B. L. Seuse in Berlin. In zwei Bänden. Ersten Bandes 2te Abtheilung. Gr. 8. 1836. 20 Gr. Die erste Abtheilung des ersten Bandes dieser gangbaren, den folgenden Fortschritten und Anforderungen der deut-

schen Sprachwissenschaft durchaus angemessenen Umarbeitung des allgemein geschätzten und viel benutzten Werkes kostet ebenfalls 20 Gr. Die 2te und letzte Abtheilung erscheint im Laufe der nächsten Monate, und der ganze zweite, weniger umfangreiche Band im künftigen Jahre.

Auch von dem

Allgemeinen Fremdwörterbuche

oder

Handbuche zum Verstehen und Vermeiden der in unserer Sprache mehr oder minder gebräuchlichen fremden Ausdrücke, mit Bezeichnung der Aussprache, der Betonung und der nöthigsten Erklärung

von

Dr. J. C. A. Seuse.

2 Theile. 65 1/2 Bogen in gr. 8. Bindebrosch. nur 2 Thlr. 16 Gr. Ist kürzlich die siebente, abermals mit 6000 Fremdwörtern bereicherte und vielfach verbesserte Original-Ausgabe erschienen. Die eigenthümlichen Vorzüge, die Reichhaltigkeit und Zweckmäßigkeit dieses für jeden Gebildeten aller Stände ganz unentbehrlichen und in allen Händen sich befindenden Werkes sind zu bekannt, als daß es noch einer weiteren Empfehlung bedürfte.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen: Blätter für literarische Unterhaltung. (Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus.) Jahrgang 1836. Monat October, oder Nr. 275—305, 1 Beilage: Nr. 16, und 4 literarische Anzeiger: Nr. XXXI—XXXIV. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 366 Nummern (außer den Beilagen) auf gutem Druckpapier 12 Thlr.

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von E. G. Geradorf. 1836. Neunten Bandes sechstes Heft. (Nr. XIX.) Gr. 8. Preis eines Bandes von ungefähr 50 Bogen 3 Thlr.

Allgemeine Bibliographie für Deutschland. (Herausgeber: E. Avenarius.) Jahrgang 1836. Monat October, oder Nr. 41—44, und Bibliographischer Anzeiger: Nr. 41—44. Gr. 8. Preis des Semesters auf gutem Druckpapier 1 Thlr. 8 Gr. Leipzig, im October 1836.

J. A. Brockhaus.

Bei J. C. Krieger in Kassel ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Stygen aus Norden, oder Erinnerungen eines Ausruhenden. Von Hermann Achenbach. 1ster Theil: Reise nach Rußland im Jahr 1832. 2ter Theil: Reise nach Dänemark und Schweden im Sommer 1835. 11 Bogen mit 12 lithogr. Ansichten. Gr. 8. Brosch. 1836. 1 Thlr. 8 Gr.

Für Mineralogen

ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Dr. A. Breithaupt, Prof., Handbuch der Mineralogie. Erster Band: Allgemeiner Theil der Mineralogie. Mit 6 großen Kupfertafeln. Gr. 8. 3 Thlr. 6 Gr.

Arnold'sche Buchhandlung in Dresden und Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1836. Nr. XXXVI.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, 3fl., sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Seite 2 Gr.

In meinem Bezuge ist schon erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Aus dem Leben
zweier Dichter,
Ernst Theodor Wilhelm Hoffmann's
und
Friedrich Gottlob Wegel's.

Von
J. Funck.

Auch unter dem Titel:
Erinnerungen aus meinem Leben in biographischen Denkskizzen und andern Mittheilungen. Erster Band:
E. T. W. Hoffmann und F. G. Wegel. 8. Geh.
1 Thlr. 16 Gr.

Denn Paul war es vorzüglich, der den Verfasser dazu ermunterte und bestimmte, die hier gebotene biographische Skizze Hoffmann's zu beginnen, und der Verfasser der „Briefe eines Verdorbenen“, der ihn mündlich und schriftlich darin beehrte, die Andeutungen über Wegel darauf folgen zu lassen. So werden diese Mittheilungen sich auch einer günstigen Aufnahme im größern Kreise erfreuen.

Leipzig, im November 1836.

F. A. Brockhaus.

In der Dutzendstücken ist schon erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Versuch
einer
Physiologie der Sprache
nach
historischer Entwicklung der abendländischen Idiome
nach physiologischen Grundsätzen.

Von
Dr. H. W. Rapp.

Auch unter dem besondern Titel:

Die
vergleichende Grammatik
als Naturlehre dargestellt.

Gr. 8. Preis 8 fl., oder 2 Thlr.

Inhalt: Einleitende Betrachtungen. I. Die Analogien auf den beiden Gebieten der Naturlehre. II. Werth der vergleichenden Grammatik. III. Materie der Sprachlehre. Physiologie. Erste Abtheilung: Theoretische Ansicht. Zweitens die Lautlehre. Einleitung. Die Lehre vom Vocal. Vorbemerkungen. 1) Der Vocal als Einheit betrachtet. 2) Vom Diphthong. 3) Vocalische Assimilation. Die Lehre vom Consonant. 1) Als Einheit. 2) Consonantische Doppellaut. 3) Physiologische Betrachtungen über die Consonanten. I. Natürliche Entwicklung der Schallorgane. II. Wechsel der Gebiete. III. Beobachtungen an den Fremdsprachigen. IV. Consonantische Assimilation. Vermittelung der

theoretischen Ansicht der Laut-Physiologie mit der historischen. Physiologie. Erste Abtheilung: Theoretische Ansicht. Zweitens die Lautlehre. 1) Quantitätslehre. 2) Accentlehre. 3) Rhythmenlehre. 4) Reimlehre. Physiologie. Zweite Abtheilung: Historische Ansicht. A) Alte Sprachen. 1. Griechisch. 1) Das Vocalsystem. 2) Die Diphthonge. 3) Physiologische Betrachtungen über die Vocale. 4) Das Mitlautsystem. 5) Physiologische Betrachtungen über die Consonanten. 6) Quantität und Accent. 7) Über den praktischen Werth dieser Untersuchungen. Probestücke griechischer Orthographie. 1) Die ionische Hellenpoesie. 2) Die attische Theaterpoesie. 3) Die borsche Hellenpoesie. II. Latein. 1) Die Vocale. 2) Die Consonanten. 3) Quantität. Probestücke. 1) Der Jambus der alten Komiker. 2) Der quantifizierende Vers der präcristen Periode. III. Gothisch. 1) Vocale. 2) Consonanten. Probestücke aus Alfrids. Stuttgart, im August 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Neues Taschenbuch.

Schon ist in der Karl Haas'schen Buchhandlung in Wien erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Immergrün.

Taschenbuch für das Jahr 1837.

Mit Beiträgen von A. von Arnim, Friedr. Lamm, Ad. Ritter von Aschabusch, Fr. Dingelstedt, Joh. Nep. Vogt und M. W. Sappir.

Mit 7 prachtvollen Kupferstichen und gestochenen Titel. 16. Auf schönem weißen Maschinen-Vellinap. eleg. gebunden. Gewöhnliche Ausgabe in fein gepresstem Pariserband mit Goldschnitt und Staus gebunden 2 Thlr. 20 Gr., oder 4 fl. Wz.

Pracht-Ausgabe mit ersten Kupferabdrücken gebunden in Selbe mit vergoldeten Dedn 4 Thlr., oder 6 fl. Wz.

Dasselbe enthält:

König Maximilian in Bragg. Historische Erzählung von A. v. Arnim.

Bewußtlose Liebe. Novelle von Fr. Lamm.

Das Forthaus. Novelle von Ad. Ritter von Aschabusch.

Der Charfrichter und seine Tochter. Nachspiel von J. Nep. Vogt.

Künstler-Liebe. Novelle von Franz Dingelstedt.

Unglückliche Liebesanträge eines armen Poeten oder Krankheitsumstände eines Pagenfolgers von M. W. Sappir.

Wir enthalten uns aller weitern Empfehlung, da sich das Buch sowohl durch elegante geschmackvolle Ausstattung als auch Inhalt von selbst empfiehlt und haben nur eine Stelle der in der „Theaterzeitung“, Nr. 191, abgedruckten Recension hervor, worin es unter Anderm heißt: „Das Gedruckte ist, daß dieser Almanach: Immergrün, eine sehr freundliche, gefällige und inhaltsvolle Spende ist, die man mit gutem Gewissen empfehlen kann, und die bei der herrlichen Ausstattung von Seiten der Verlagsbuchhandlung gewiß auch jeder Dame von Geschmack ein höchst willkommenes und angenehmes Geschenk sein wird.“

Im Verlage der Hayschen Buchhandlung in Hano-
ver ist soeben wieder in einer zweiten, gänzlich umgearbei-
teten und sehr vermehrten Ausgabe neu erschienen:

Theoretisch-praktisches Lehrbuch der bürgerlichen und kaufmännischen Arithmetik in ihrem ganzen Umfange.

Mit Berücksichtigung der Münze, Maß- und Ge-
wichts-Verhältnisse aller deutschen Staaten. Zunächst
zum Selbstunterricht, besonders für Lehrer.

Von
Friedrich Krancke.

In 3 Theilen. Erster Theil, oder: Theoretisch-prak-
tisches Lehrbuch der vier Grundrechnungen mit
ganzen Zahlen, gemeinen und Decimalbrüchen. Gr. 8. 1836.
1 Thlr. 16 Gr.

Zweiter Theil, oder: Ausführliches Lehrbuch der
praktischen Arithmetik für das bürgerliche Leben.
Gr. 8. 1836. 2 Thlr. 6 Gr. (Preis beider Theile, 78 Bogen
in gr. 8. auf weißes Druckpapier, nur 3 Thlr. 20 Gr.)

Ein neuer dritter Theil, oder: Kaufmännische Arith-
metik, erscheint im Jahre 1837.

Der erste Theil enthält die reine Arithmetik, zu-
gleich auf Preisberechnungen und andere praktische
Fälle angewandt.

Der zweite Theil bringt alle Anwendungen im
bürgerlichen Leben in solcher Ausführlichkeit und
Vielseitigkeit zur Sprache, daß schwerlich irgend ein Leh-
rer, Geschäftsmann, Jurist oder Rechnungsbeamter dies Buch
vergeßlich zu Rathe ziehen möchte. Außer allen Gegenständen,
welche in den bisherigen Lehrbüchern vorkommen, enthält dieser
Theil noch eine große Anzahl wichtiger und gründlicher
Abhandlungen, zeitgemäßer Belehrungen und vielfacher Nach-
richten, sowie ganz neuer Anwendungen, nebst Anleitung zu
den im gewöhnlichen bürgerlichen Leben vorkommenden
geometrischen Rechnungen. Dabei sind die Bestimmun-
gen des gemeinen Rechts und des preussischen Landes-
rechts überall berücksichtigt worden.

Mit den übrigen vielerbreiteten kleinern Lehrbüchern des
Herrn Verf. steht das obige Werk in planmäßigem Zusammenhange.

Für Freunde der englischen Sprache und Literatur.

The British Museum.

A CHOICE SELECTION FROM THE WORKS OF
THE MOST CELEBRATED ENGLISH AUTHORS
BOTH ANCIENT AND MODERN. THE EDI-
TORS: **O. L. B. WOLFF AND
C. SCHÜTZ, L. L. D. D.**

Die gütigste Aufnahme, welche unser Musée français aller-
Orten gefunden hat, veranlaßt uns, unter obigem Titel nun
auch eine englische Zeitschrift der Art erscheinen zu lassen. Die-
selbe wird nach äußerer Form, wie hinsichtlich ihrer Tendenz,
sich ganz dem Musée français anschließen. Ihr Hauptaugen-
merk wird sein, dem Freunde der englischen Sprache eine Les-
ture zugänglich zu machen, die ihn mit dem Besten der Litera-
tur älterer und neuerer Zeit, hauptsächlich der letztern, bekannt
macht und erhält, ohne grade zu viel von seiner Mußezeit in
Anspruch zu nehmen, die dem beschäftigten Kaufmann, Gelehr-
ten u. meistens nur sparsam zugemessen ist.

Für Die, welche noch im Erlernen der engli-
schen Sprache begriffen sind, soll das BRITISH

MUSEUM eine Quelle des mannichfaltigsten und
interessantesten Lesestoffes sein.

Es erscheint diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen,
Format und äußere Ausstattung wie bei dem Musée français.
Den Inhalt bilden gleichmäßig wie dort: Novellen, Drama,
Reisebeschreibungen, Memoiren, Gedichte u., überhaupt Alles,
was sich als geistig und allgemein interessant auszeichnet.
Auf Politik und Religion Bezügliches bleibt ausgeschlossen.

Eine historische Übersicht der Entstehung und Fortbil-
dung der englischen Literatur bis zu ihrer gegenwärtigen Höhe
leitet das Ganze ein. Außerdem werden noch alle Autoren,
wenn sie dem Leser zum ersten Male vorgeführt werden, durch
eine biographische und kritische Skizze eingeleitet, damit er in
Stande sei, den Standpunkt, welchen die einzelnen Schriftsteller
in ihrer Literatur einnehmen, richtig zu würdigen. Schwere
Ausdrücke, z. B. veraltete und technischer, sollen, wo sie vor-
kommen, sorgfältig erklärt werden.

Das BRITISH MUSEUM wird, um seinen Zweck
in wenigen Worten nochmals anzudeuten, darach
streben, als eine kleine classische Bibliothek ge-
stalten zu können.

Der Preis ist, um diese Zeitschrift auch dem Unbemittelten
zugänglich zu machen, und in Hoffnung einer zahlreichen Ab-
nahme, auf

1/4 vierteljährlich 16 Gr. — 1 Fl. 12 Kr. Rhein. —
1 Fl. C.-M.

festgesetzt, wofür es in allen Buchhandlungen Deutschlands und
der angrenzenden Länder, sowie durch alle Postämter zu be-
ziehen ist.

Die ersten Nummern sind bereits an die Buchhandlungen
versandt und dort einzusehen.

Bielefeld, im October 1836.

Velhagen & Klasing.

Soeben hat die Presse verlassen und ist im Verlage von
A. D. Gieseler in Bremen erschienen und in allen namhaften
Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz vorrätig:

Reincken, Ph. Dr. med.,

**Die freie Hansestadt Bremen und ihr Gebiet
in topographischer, medicinischer und naturhistorischer
Hinsicht. Gr. 8. 1ster Bd. 1 Thlr.**

Von seiner Vaterstadt Bremen liefert hier der thätige Amt-
Beauftragte eine Topographie, eine Aufgabe, zu deren Lösung
gewiß unermüdeter Fleiß gehörte. Mit welcher Mühe bei die-
sem Werke, wo so wenige Hülfquellen vorlagen, der Amt-
Beauftragte alle Hindernisse und Schwierigkeiten beseitigt hat, ver-
dient Anerkennung. Ebenso belehrend aus einer Stadt, wo ein
Albers, ein Trevesmann wohnt, sind die Mittheilungen in
medicinischer und naturhistorischer Hinsicht. Möge der zweite
Theil, der nach der Ankündigung sehr interessante Gegenstände
besprechen wird, recht bald folgen. Druck und Papier sehr
schön.

In der Kautz'schen Buchhandlung in Berlin ist
erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Lehrbuch der Geburtskunde.

Ein Leitfaden bei akademischen Vorlesungen
und bei dem Studium des Faches.

Dritte verbesserte und vermehrte Auflage.
Von

Dr. Dietr. Wilh. Heiser. Busch,

königl. preuss. Medicinalrath, ord. Professor der Geburtshilfe an der
Universität zu Berlin, Director des klinischen Instituts der Ge-
burtshilfe etc.

Lexikon-Format. Geh. Preis 3 Thlr. 10 Sgr.

Bücher im herabgesetzten Preise
durch alle Buchhandlungen, bis zum Schluß des Jahres 1836
zu beziehen:

Nirpichel und Mengemus

eingemacht von H. Kunt.

1tes Heft mit 16 Steinbrüchen. 1828. Brosch.
Ladenpreis 20 Gr., oder 25 Sgr.

2tes Heft mit 18 feinen Kupfern. 1831. Laden-
preis 20 Gr., oder 25 Sgr. Für 5 Sgr. (4 Gr.)

Eine Auswahl der geistreichsten Berliner Anekdoten
in Verse gebracht, und von einer Meisterhand in Bildern dar-
gestellt, mit dem Motto:

Curiose, aber grundgesunde Sachen,
Und doch dabei immer zum Lachen.
Mit schönen Gemälden nach dem Leben.
Die der Herr Autor selbst hat gegeben. —
Und jedes Pärchen ein Meisterstück
Nach Rubens, Rafael oder Van Dyk.

Jedes Heft ist ein für sich bestehendes Ganze und hängt
mit dem Andern nicht zusammen. Das erste, wovon nur
noch eine kleine Anzahl vorhanden ist, und die Platten abge-
schliffen sind, kann im Preise nicht ermäßigt werden; jedoch
werden beide Hefte zusammen genommen, so weit der Vorrath
reicht, mit 20 Gr., oder 25 Sgr., abgegeben.

Peregrine Pickle.

Nach Smollet aus dem Engl. von W. v. Boght.
Fünf Bände. 1828.

Brosch. Ladenpr. 1 Thlr. 21 Gr., oder 1 Thlr. 25½ Sgr.

Guzman d'Alfarache.

Von Mattheo Aleman. Nach Lesage a. d. Franz.
von Fr. Gleich. Vier Bände. 1828.
Ladenpr. 1 Thlr. 12 Gr.

Tristram Shandy's

Leben und Meinungen. Von Sterne. Neu übertra-
gen von W. P. Fünf Bände. 1833.
Ladenpr. 1 Thlr. 21 Gr., oder 1 Thlr. 25½ Sgr.

Vorstehende drei Romane auch unter dem Titel:

**Sammlung der ausgezeichnetsten humoristischen
und komischen Romane des Auslandes,**

in neuen Bearbeitungen erschienen, werden zusammen genommen
für den Preis von 2 Thlr. 6 Gr. erlassen, einzeln bleiben die
Ladenpreise.

Der classische Werth dieser Romane ist längst anerkannt!

Bei Ernst Wagner und Richter in Magdeburg
ist erschienen und in allen Buch- und Musikalienhand-
lungen zu haben:

Legenden zur religiösen und sittlichen Bildung der reifern Ju-
gend, ausgewählt bearbeitet und mit einem Vorworte Her-
der's über die Legende im Auszuge versehen, von Karl
Blumauer. Mit 4 illum. Kupfern und einem Titelkupfer.
1 Thlr. 8 Gr.

Der Blumenstrauß. Ein Band neuer Joppen, Sagen, Mär-
chen und Geschichten, der Jugend beiderlei Geschlechts dar-
gereicht von Karl Blumauer. Mit 6 illum. Kupfern
und einem Titelkupfer. In feinem Umschlag cartonnirt
1 Thlr. 12 Gr.

Better Aufsehung über den Zwerggasse. Ein fantastisches Mär-
chen für die reifere Jugend beiderlei Geschlechts von C. Glöck.
Mit 8 color. Kupfern. 18 Gr.

Vorstehende drei Jugendschriften sind als Weihnachtsgeschenk
besonders empfehlenswerth.

Neue Vollerabendscherze, gesammelt und herausgegeben von
Hilaris. Mit Musikbeilage. Brosch. 18 Gr.

Neue Auswahl von Stammbuchaufsätzen. Eine Blumenlese aus
den besten Werken der ältern und neuern Literatur. Her-
ausgegeben von J. M. Schöland. 2te unveränd. Aufl.
In Umschlag broch. 12 Gr.

Gremor Tartari für Hypochondriken. Eine Sammlung von
Anekdoten, Schnurren und Späßen. Herausgegeben von
Dr. F. Hilaris. In Umschlag broch. 6 Gr.

Entfälschte Geheimnisse der Fabrikation franz. Liqueure. Her-
ausgegeben von G. v. Lobstein. Nebst einer Anweisung,
wie man seine Liqueure destilliren muß, damit dieselben von
allem Brenngeschmack oder sonstigem widrigen Geschmack be-
freit bleiben. Mit einer lith. Abbildung. 12 Gr.

Lalle, Lateinisches Lesebuch, nebst einem stufenmäßig geord-
neten Cursus in der lateinischen Grammatik und einem Vo-
cabular, zunächst für den Gebrauch in Vorbereitungsschulen
und zum Privatunterricht. Gr. 8. 6 Gr.

Karte von Deutschland. Entworfen und lithogr. v. A. Platt.
4 Gr.

Karte zur biblischen Geographie für Schulen eingerichtet von
Consistorial- und Schulrath, Propst Dr. C. C. C. Berrens-
ner, lithographirt von A. Platt. 8 Gr.

Bei Georg Joachim Bösch in Leipzig ist erschie-
nen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Mensch

nach Leib, Seele und Geist.

Anthropologie

für gebildete Leser aus allen Ständen
von

Med. Dr. Joseph Beraz.

Erster Theil. Gr. 8. 31 Bogen. Brosch. 2 Thlr. 6 Gr. —
3 Hl. 24 Kr. C.-M. — 4 Hl. 8 Kr. Rhein.

Dieses Buch weist die wichtigsten Verhältnisse der Mensch-
heit, die sich im Verlaufe ihrer Geschichte ausgebildet haben,
als im Wesen des Menschen begründet, nach, und ist daher
für den Arzt, dem es die Verbindung des Leibes mit der
Seele, für den Rechtsgelehrten, dem es die in der mensch-
lichen Natur liegende Grundlage zum geistigen Wechselver-
kehr der Menschen, sowie für den Theologen, dem es die so
lang entbehrt naturhistorische Nachweisung der Fundament-
alwahrheiten des Christenthums darlegt, endlich gewiß für einen
jeden Gebildeten, den überhaupt Natur- und Geschichts-
studium interessiert, eine willkommene Ersehnung.

Anton

der Gütige,

erster constitutioneller König der Sachsen
und

Seine Zeit;

eine historische Skizze zu einer Biographie und Zeit-
geschichte dieses trefflichen Fürsten,

entworfen von

Dr. W. Schäfer.

Nebst einem Bildniß: König Anton auf dem
Lobtenbette.

8. Brosch. 6 Gr. In der Arnold'schen Buchhandlung und
in allen andern Buchhandlungen.

Capit. Marryat's neuester Roman.

Erst erschienen bei H. Bieweg u. Sohn in Braunschweig:

Mr. Midshipman Easy (Ruhig).

Von Capit. Marryat, deutsch von Dr. Hermann. 3 Theile. 8. Fein Kellap. Geh. Preis: Einen Thaler.

Indem wir die Erscheinung dieses neuesten, den „Peter Stempel“ an köstlichem Humor und Fülle von Abenteuern reichenden Romans Marryat's ankündigen, machen wir noch besonders auf den außerordentlich wohlfeilen Preis von

Einem Thaler

für jeden Marryat'schen Roman von drei Theilen, in der sorgfältigen Übersetzung und elegantesten Ausstattung aufmerksam. Erschienen sind im Laufe dieses Jahres:

Ralph Raitlin. 3 Theile. 1 Thlr.

Der Pirat und die drei Rutter. 3 Theile. 1 Thlr.

Peter Stempel. 3 Theile. 1 Thlr.

Jakob Ehrlich. 3 Theile. 1 Thlr.

Willi Königs-Eigen. 3 Theile. 1 Thlr.

Des Pascha. 3 Theile. 1 Thlr.

Frank Midmay, der Flottenoffizier. 3 Theile. 1 Thlr.

Newton Forster. 3 Theile. 1 Thlr.

Japhet, der einen Vater sucht. 3 Theile. 1 Thlr.

Oesterreichische militairische Zeitschrift. 1836.

Neuntes Heft.

Dieses Heft ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden.

Inhalt: I. Der Feldzug 1800 in Deutschland. (Schluß des zweiten Abschnittes.) II. Die Operationen der verbündeten Heere gegen Paris im März 1814. (Fortsetzung.) Die Operationen vom 1ten bis 12ten März. 1) Gefecht bei Banoecres. 2) Eroberung von Bar sur Seine. 3) Gefechte bei May und Marais. 4) Die Eroberung von Coiffons. 5) Das Treffen an der Barra, bei la Guillotiere und Laubressel. 6) Gefecht bei Reully Saint front. 7) Die Einnahme von Troyes. III. Literatur. IV. Kartenankündigung. V. Neueste Militairveränderungen. VI. Miscellen und Notizen. Nr. 7—12.

Der Preis dieses Jahrgangs von 12 Heften ist wie bisher Acht Thaler Schfl., um welchen auch die früheren Jahrgänge von 1811 angefangen noch zu beziehen sind. Wer die ganze Reihe von 1811—35 auf Einmal abnimmt, erhält dieselbe um $\frac{1}{4}$ wohlfeiler. In den Jahren 1814—17 erschien diese Zeitschrift nicht.

Wien, den 26ten October 1836.

J. G. Heubner,
Buchhändler.

In unserm Verlage ist erschienen:

Regenbogenstrahlen.

Erzählungen

von

C. Spindler.

Zwei Bände. 8. Brosch. 3 Thlr. 6 Gr., oder 5 Fl. 24 Kr.

Inhalt des ersten Bandes: Die Herzogin von Sicri. — Das heimliche Gericht der Götterknechte. — Zauberkammer. — Saint-Simon's Apostel. — Adhemar's Wall und Hochzeitstisch. — Ein Contumaxhaus.

Inhalt des zweiten Bandes: Die Pest zu Marseille. — Morastisches Märchen. — Der schönen Rannal Lebenslauf.

Stuttgart.

Hallbergersche Verlagsbuchhandlung.

Die Gemüth- und geistlichen Leiden.

Im Verlage der Buchhandlung Jos. Mor. und Sohn in Breslau sind soeben erschienen und befindet sich auch in Buchhandlungen zu erhalten:

I.

Godwie-Castle.

Aus den Papieren der Herzogin von Rotttingham.

Drei Bände. 8. 1836. Geh. Preis 3 Thlr. 12 Gr., oder 3 Thlr. 15 Gr.

II.

Evremont.

Ein Roman aus den Jahren 1806—15.

Herausgegeben von Ludwig Eled.

Drei Bände. 8. 1836. Geh. Preis 3 Thlr. 12 Gr., oder 3 Thlr. 15 Gr.

Wir bringen hier zwei neue Werke zur Anzeige, die im hohen Grade der Bewusstseins empfohlen zu werden verdienen. In Godwie-Castle bilden die letzten Lebensjahre Karls I. von England und der Anfang der Regierung Karls I. den historischen Rahmen, in welchem ein lebendiges Bild großartiger Lebensverhältnisse und damaliger Zustände entrollt wird. — Im Evremont sind es die besten Jahre unserer Zeit, die Jahre 1806—15, welche den Hintergrund eines großen, mit mannichfaltigen, wechselnden Szenen ausgestatteten Gemäldes bilden.

Das reiche und theure Gemüth der Verfasser erhält in beiden Werken zu einer wohlthätigen Beschäftigung und das Interesse des Lesers wächst mit jedem Abschnitte.

Bei Rubach in Magdeburg ist soeben erschienen in allen Buchhandlungen zu haben:

Kamberg, J. A., Die Steinmetzkunst in allen ihren Theilen. Mit 36 Steindrucktafeln. 1stes Heft. Preis 16 Gr.

In meinem Verlage ist erschienen:

Die Abenteuer

des

Simplicissimus.

Ein Roman aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges.

Herausgegeben von

Edward von Bülow.

Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Es war gewiß ein glücklicher Gedanke, dieses alte und einen wahren und zwar den ersten Originalroman in deutscher Literatur, wieder in einer goldenen Zeit und goldenen Lesern einzuführen. Man sagt den Simplicissimus habe die frühesten, deutsche Denkwürdigkeiten angedeutet, jedoch ist kein anderes Werk gibt, das den Verfall und das Vergehen Vaterlandes in jener unglückseligen Zeit des dreißigjährigen Krieges, gleichwie Vöthen und Dürstungszeiten, so anschaulich und lebendig darstellt.

Leipzig, im November 1836.

J. A. Schöningh.

Literarischer Anzeiger.

1836. Nr. XXXVII

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, 3fls., sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Seite 2 Gr.

Danksagung für ein Lobgedicht.

Wir haben der musterhaften Probe einer Übersetzung der Heimskringla von Mohnke eine kleine Lobsschrift gewidmet, und sie der Einleitung zu unserer Übersetzung der Heimskringla darum einverleibt, weil wir es auf uns genommen hatten, die bisher erschienenen Übersetzungen einer Betrachtung zu unterwerfen. Herr Mohnke hat sich hierfür von seinem Dankgefühl zu Erwiderung hinreißen lassen. Unsere kleine Lobsschrift war einfach, verschmähete rednerische Übertreibungen und hielt sich streng an die Wahrheit, wiewol wir, um den trockenen Gegenstand schmackhafter zu machen, die Form der Ironie wählten. Herr Mohnke hat dafür in derjenigen Literaturzeitung, welche sich durch den elegantesten Druck auszeichnet, ein Lobgedicht geliefert. Es ist nämlich seine Schrift auf unsere Einleitung und Übersetzung der Heimskringla nicht bloß ein Panegyricus, in welchem Thatsachen mit rednerischen Streicherungen und Übertreibungen vorgetragen werden, sondern es ist zugleich und dem größten Theile nach ein Lobgedicht, denn es hat seinen Gegenstand durch die zahlreichsten Fiktionen belebt. So z. B. singt Herr M., wir hätten von dem Beowulfen nur etwas gehört und wir haben es doch bereits im J. 1820 in unserer Inaugural-Dissertation benutzt, und später häufig wieder vom Bücherbrete herabgenommen, z. B. als wir den Artikel Prolog geschrieben. Von tausend ähnlichen Fiktionen wimmelt das Lobgedicht Herrn M.'s. Auch hat er Fiktionen anderer Art eingewebt, so z. B. sagt er, der Druck des ersten Theiles unserer Übersetzung falle erst in die letzten Monate des J. 1835, während doch der Druck im März begann und im November endete. So singt er auch, wir hätten das Datum mit Rücksicht auf den Vollmond 1835 zurückgestellt. Solche Fiktionen prosaischen Gepräges geben freilich dem Lobgedichte einen etwas prosaischen Anstrich. Doch hat er es auch nicht an recht poetischen fehlen lassen: so singt er die Möglichkeit, daß wir die neue Ausgabe der Heimskringla, welche die königliche Gesellschaft für nordische Alterthumskunde zu Kopenhagen nach ihrem Jahresbericht vom 28ten April 1835 angetündigt hat, hätten benutzen können, wenn wir es nicht hätten fehlen lassen, und in den Besitz derselben zu setzen. Wir hatten nämlich bemerkt, daß das große Format der Kopenhagener Preisausgabe für den Übersetzer sehr beschwerlich sei. Herr M. scheint darauf zu erwintern, daran sei Schuld, daß uns die andern Ausgaben unbekannt geblieben, und führt nun als Ausbülfe jene bloß angekündigte, noch nicht erschienene Ausgabe auf. Das macht sich als poetische Fiktion sehr schön. Prosaisch betrachtet ist es logischer Unsinn; doch hat Herr M. vielleicht bloß eine Notiz anbringen wollen. Aber auch hier sind die Gedankenstränge, welche er macht, sehr unlogisch. Wegen des unlogischen Gedankenanges ist der Furor, welchen Herrn M. begeisterte, nicht so wol jener Furor, der den Demosthenes gegen den Philippus und den Cicero gegen den Antonius entflammte, sondern Furor poeticus. Diese dichterische Begeisterung ist die Quelle der ungernehten Fiktionen geworden, nicht bloß weil sein Lobgedicht nicht in Reimen, sondern in ungebundener Rede geschrieben ist, sondern auch, weil sie auf Den, welchen Herr M. in seinem Lobgedichte zu verherrlichen trachtet, nicht passen. Oft ist behauptet worden, daß ein geschichtlicher Stoff für ein echtes Heldeulob nicht geeignet sei, sondern nur ein fiktiver Stoff, dem eine Geschichte zur Seite steht. Dieses hat auch Herr M. bewiesen. Seine Fiktionen verfehlen den Eindruck, weil alle Welt

sie sogleich als Fiktionen erkennt und sieht, wie sie mit der geschichtlichen Wahrheit im Widerstreite sind. Wir können also Herrn M. nur für seinen guten Willen dankbar sein, da sein Lobdenkmal gänzlich verfehlt ist. Doch bezeichnet er sich auch nicht als Dichter, sondern als Recensent. Aber auch dieses ist bloß Fiktion. Ein wirklicher Recensent muß wenigstens dahin streben, unparteiisch zu verfahren. Aber Herrn M. macht die Liebe ganz blind. Ungetrachtet bei dem Herrn M. der Furor poeticus so stark obwaltet, so verfährt er doch auch mit nächster Schlantheit. Er ist im Besitze des zweiten Theiles unserer Übersetzung, aber nimmt nicht die mindeste Rücksicht darauf, was wir S. x sq. gesagt haben, sonst würde er z. B. nicht haben behaupten können: wir kannten von den Schreibern P. G. Müller's nur dessen Buch über die Schtheit der Kaleyas u. s. w. Doch kann diese Behauptung auch der Furor poeticus, der der Vater so vieler Fiktionen geworden ist, veranlassen haben: Daß Herrn M.'s Übersetzung der Lieber so frei und untreu ausgefallen ist, entschuldigt er dadurch: es sei unmöglich sie treu zu übertragen, sie müßten durchaus frei übersetzt werden. Wir werden dagegen fortfahren, sie so treu als möglich zu übersetzen. Jena, den 5ten November 1836.

Ferdinand Wächter.

Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Cavalier-Perspective.

Handbuch

für angehende Verschwenker

von

Chevalier de Kelly.

Reiter Man mestier et mon art c'est vivre.
Montaigne.

Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 12 Gr.

Der in den höhern Kreisen der Gesellschaft sehr bekannte Herr Verfasser (die Dedication ist an Eugen Baron Baerck gerichtet) bietet in diesem Buche einen schönen und gewiß willkommenen Beitrag zur noch fast unbekannten Literatur für stolze und glückliche Menschen, für reiche lebenswürdige Müßiggänger, für die übermüthige Jugend und für angehende Verschwenker.

Sobald ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Ludwig Bechstein,

Fahrten eines Musikanten.

Drei Bände. Geh. Velinpap. 4 Thlr. 12 Gr.

1ter Thl.: Der Student. 2ter Thl.: Der Philhellene. 3ter Thl.: Der Musikant.

Bei dem berühmten Namen dieses Verfassers ist es nur nöthig, durch Angabe des Titels auf die Erscheinung dieses Werkes aufmerksam zu machen!

Buchhandlung von Konrad Glaser.
in Schlesingen.

Taschenbücher mit deutschem Text für 1837.

Verlag von A. Asher in London,
sämtlich höchst elegant gebunden.
Edelstein und Perle. 12 prächtige Genrebilder.
Kl. Fol. 12 Thlr. 12 Gr.

Ein wahres Prachtwerk, die Platten von den ersten
Künstlern Englands gestochen und durch Originalgedichte
erläutert, der Titel erinnert an Rückert's so überschrie-
bene Dichtung und die Bilder stellen weibliche Gruppen
dar, welche „Edelsteine und Perlen“ personifizieren.
Albion. 2ter Jahrgang. 30 Stahlstiche, Genrebilder und
Landschaften. Roy.-4. 6 Thlr.

Deutsches Taschenbuch. 1ster Jahrgang (Norden).
17 Ansichten von Lübeck, Hamburg, Berlin, Danzig, Ma-
rienburg, Königsberg etc. Roy.-8. 4 Thlr. 4 Gr.

Als Fortsetzung des „Picturesque Annual“ zu betrach-
ten; in etwa 4 Jahrgängen wird ganz Deutschland auf
diese Weise „illustrirt“ werden.

Ehret die Frauen. 2ter Jahrgang, 18 weibliche Bild-
nisse, der Text besorgt vom Prof. O. L. B. Wolff.
Roy.-8. 4 Thlr.

Ansichten in Spanien. 3ter Jahrgang, 21 Stahlstiche
und 10 Holzschnitte nach Robert's „Madrid und Um-
gebungen“ enthaltend. 5 Thlr.

Le Kéopsake français. Mit französischem Text.
24 Stahlstiche, Genrebilder, Portraits und Landschaften.
Imp.-8. 4 Thlr.

Bei mir ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu
bekommen:

Die Grundlagen der frühern Verfassung Deutschlands.

Von
Prof. Dr. Julius Weiske.
Gr. 8. Brosch. 15 Gr. Schf.

Außer der Einleitung zerfällt das vorliegende Werkchen
in folgende Hauptabschnitte: Die Decurionen. — Die Cen-
turien. — Die Grafen und Gauen. — Das Hofver-
hältniß und die Gerechtigkeit.

Georg Joachim Göschen in Leipzig.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stutt-
gart und Augsburg ist erschienen:

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.
Alonat August 1836.

Größere Ausgabe.

Geschichte eines ausgewanderten Schweizer. Rückblicke
auf die Geschichte der englisch-afrikanischen Armer. Der Schah.
Republik in Guiana. Skizzen aus Paris. Portiers.
Feuerbrünste. Straßensplaster. Die englische Colonie. Das
Nordostende des kaspischen Meeres. Die Arbeiten der asiati-
schen Gesellschaft in Paris. Die Frauen in Ägypten. Ein
französischer Gefangener in Afrika. Über den Bergbau in
den uraltischen Bergwerken. Alpenreisen. 1. Alpenstraßen; die
Grosvaldbrücke; Barzo's Dialekt; Wasserbeschädigungen im J.
1834. 2. General Bethencourt; Wechsel der Naturerscheinun-
gen; das thurmartige Gasthaus; Wernze der Schweiz; die Ga-
lerie von Condo ober Trissinone; Dorf Sempelen; das alte
Spittel und das neue Hospiz. Die Insel Cuba. Die Sueben
in Ranton. Anzeichen einer Änderung in dem englischen Wis-
senschaftswesen. Ein Diener im Hause Ibrahim's, Weiss von Mosko-
wien. Statistik der Verbrechen in England und Wales.

Briefe über den spanischen Krieg I. Die schiffliche Gefähr-
dung in Calcutta. Bilder aus Paris. 4. Julius 1836. 5. In
Leinwandbogen der Götze. Das Genseric'sche Museum zu Rom.
Stirking und Edinburg. Die Insel Iperu. Die Rechte
des schwarzen Meeres. Jona und Staffa. Die neuere Lita-
tur der Juden. Fontaine Abbey. Das schottische Hochland.
Die Bewohner der russisch-amerikanischen Colonien. Rühm-
liche Benutzung der Eisenbahnen. Irland im Julius 1836.
Die unregelmäßige Reiterei der Engländer in Indien. Die
Insel Pianosa. Bemerkungen über Congo und Congo.
Chronik der Reisen.

Campbell's Briefe aus Ägypten. Neuzugabe Brief.
Zwanzigster Brief. Einundzwanzigster Brief. Reise von Fün-
fzig nach Bergen. 1. Reise ins Thal hinab. 2. Fahrt auf
dem Fjord und Reise ins Thal. Reise von Nodras nach Rom.
Kleinere Mittheilungen.

Ägyptisches Musikinstrument. Geologische Notizen.
Riese des Kreidelagers im pariser Bassin. über eine besondere
Eigenschaft des ältern Schiefer. Strindique in Ägypten.
Erklärung der Erdbeben auf den ionischen Inseln. Erdbeben
bei Spalatro. Auffindung eines Palmbaums in den Wäldern
von Anzin. Zahlreiche Erdbeben. Die Armen in Irland.
Küsterproben in Canada. Reiche Hirten in Frankreich.
Küsterproben in Frankreich. Die stämmigen Schmitzer. Aufdeckung
von Seefischen in süßem Wasser. Extraktische Notizen: Jous-
son's Nachforschungen über das Thierreich in Neapel. Nach-
richt von einer Sitzung der asiatischen Gesellschaft in London.
Ingeblühtes Manuscript Ludwig XVIII. Werthvolle Papyri-
rolle. Nachricht über die Journale Stotiens. Papirrolle
Berke. Chinesische Talismane. Gasbeleuchtung der Stadt.
Reise der Umwelt im Thale von Mexico. Beiträge der Natur-
forscher zu schnellen Reisen. Seltsame Entdeckung an Lappet
Sig. Englische Sprache bei den Nivernais. Die neuen Be-
suche mit Percussionen. Alter der Elitz, die Elitz mit
die Zeichen des Thierkreises zu stellen. Werthvolle Be-
weispel von Verbrünnung des menschlichen Körpers. Buch
von Centralasien. Zahl der Malerinnen in Frankreich. Das
Boot. Audubon sucht europäische Vögel in Amerika zu zeigen
zu machen. Die Boa Constrictor als Hausthier. Mischel
in Morinien. Mosais zu Kutun aufgefunden. Kopten-
todii. Auffallende Erscheinung an einem arabischen Dromed.
Einfluß des Luftdrucks auf die Meereshöhe. Pariser Be-
suchungsanstalten für Arme und Kranke. Plötzlicher Einfall der
Amerikaner in eine Stadt. Ausgezeichnete Strömung einiger Ge-
litten in Frankreich. Die Königsgräber in St.-Denis. Das
wichtige Lapete. Ein ungeheurer Centrep.

Geben ist im Verlage von L. D. Geisler in Bremen
erschienen und an alle namhafte Buchhandlungen versandt:

Grundriß

der
Geschichte der deutschen Literatur.

von
Dr. Joh. Wilh. Schaefer,

ordentlichem Lehrer an der Hauptschule zu Bremen.

Preis 10 Gr.

Von demselben Verfasser erschien in meinem Verlage:

Griechische Schulgrammatik.

1ster Theil.

Auch unter dem Titel:
Formenlehre der griechischen Sprache, vorzüglich des attischen

Prosa- und Dialekt.

Preis 20 Gr.

Von mehreren Seiten ist der wissenschaftliche Werth und die
praktische Brauchbarkeit dieser Grammatik anerkannt worden.
p. B. in den Heidelberger Jahrbüchern, 1835, Heft 4, und in
in Gredorf's Repertorium, 1835, Heft 5, Seite 100 u. 101.

Für Kranke,
die ihre Gesundheit wiederherzustellen und zu befestigen
wünschen, und
für Ärzte,
welche einer durch zahlreiche Erfolge bereits bewährten
Heilmethode ihre Aufmerksamkeit anwenden wollen,
ist folgen erschienen:

Priessnitz in Gräfenberg

und
seine Methode, das kalte Wasser gegen verschie-
dene Krankheiten des menschlichen Körpers anzu-
wenden.

Für Ärzte und Nichtärzte dargestellt

von
Dr. A. S. Kröber,
praktischem Arzte in Breslau.

Mit 2 Abbildungen.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.

8. 1836. Geh. 12 Gr., oder 15 Gr.

Breslau, im Verlage bei Josef May und Comp.

Wir bemerken zugleich, daß es die erste und eigentliche
die Hauptschrift über Priessnitz und seine Heilmethode
ist, welche hiermit in einer zweiten vermehrten Auflage
dargeboten und von Neuem empfohlen wird.

Bei G. Reichenow in Gisleben erschien soeben und ist
in allen deutschen Buchhandlungen vorrätig:

Latetnische Synonymik

für die Schüler gelehrter Schulen, zum Gebrauch beim
Lesen der lateinischen Schriftsteller und Aufsätze lateini-
scher Erläuterungen

von
Dr. Friedrich Schmalfeld.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Gr. 8. Geh.
1 Thlr. 8 Gr.

Schon nach drei Monaten war die erste Auflage dieser
lateinischen Synonymik vergriffen, ein Umstand, der wol am
augenscheinlichsten für die vorzügliche Brauchbarkeit des Buches
spricht.

In der Rauch'schen Buchhandlung in Berlin ist es
erschienen und durch jede gute Buchhandlung zu haben:

Englische Sprachlehre, enthaltend das vollstän-
digste Lehrgebäude einer richtigen Aussprache mit kri-
tischer Hinsicht auf die besten englischen Sprachschrei-
ber, als: Murray, Walker, Mavor, Perry u. nebst
dem einfachsten System der Veronung, einer gründ-
lichen Bestimmung der unregelmäßigen Zeitwörter und
besonders der Vorwörter, von Dr. A. Schulte.
Zweite vermehrte und wohlfeile Auflage.
32 Bogen in gr. 8. Preis 18 Gr., od. 22 1/2 Gr.

Diese praktische Grammatik führt den Lehrer auf einen
leichten Weg, die englische Sprache den Deutschen zu lehren.
Jede Regel, jede Eigenheit derselben, besonders in Anwendung
der Participien und Präpositionen, ist durch treffende Beispiele
lichtvoll entwickelt, und wird durch jedesmalige Hinweisung
auf die unter besondere Nummern gestellten Regeln und Bei-
spiele auf das Deutlichste erläutert. Die Aussprache betreffend

(welche diese Grammatik so frei und deutlich, als noch keine in
Deutschland bestimmt hat), so benutzt sie auf dem Vorworte
des ersten Beschnitts, wie man dieselbe heutigen Tages nur
in den Circeln der Höflichkeit in London, oder aus dem
Munde der elegantesten Redner des Parlaments zu hören ge-
wohnt ist. Mittels einiger Accente in Verbindung mit
etwas dem Deutschen ähnlichen, die englischen Laute auf das Ge-
nauste zu übertragen.

In Appan's Buchhandlung in Danzig ist soeben er-
schienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Atollia. Roman nach den Papieren eines Staats-
gefangenen, von Formica. 21 Bogen. 8. Preis
1 Thlr. 6 Gr.

Sehe, Ed., Vermischte Schriften. Zwei Bände, ent-
haltend: Fessonda, Oper in 3 Acten. — Die Roman-
tischen Lustspiel. — Mein Ausflug nach Salz-
burg und Kärnten. — Gedichte. 10 Bogen.
8. Preis 18 Gr.

Der erste Theil dieser vermischten Schriften erschien bereits
Opfermesse, und enthält: Die Mänteler, Drama in 5 Acten.
Novellen und Erzählungen von Franz Wer-
hold, eingeführt durch Ludwig Tieck. 32 Bogen.
8. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Schefer, Leopold, Kleine Romane. Erstes bis
zweites Bändchen, ent-: 1ster Thl. Die Geschiedena.
2ter Thl. Das vergiftete Testament. — Un-
glückliche Liebe. 3ter Thl. Ein Weihnachts-
fest in Rom. — Die Pflegerochter. Preis
3 Thlr. Einzel der Band 1 Thlr. 6 Gr.

**Schneider, Dr. Robert, Leitfaden für die Ele-
mentar-Erdkunde, oder die Erdkunde in ihren
Grundbegriffen, und in ihren Beziehungen zur Natur-
und Menschenkunde.** 9 Bogen. Gr. 8. Preis 10 Gr.

Für Lesecircle und Leihbibliotheken.

Bei Julius Neffe in Stuttgart sind soeben er-
schienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Erzählungen und Phantasiestücke.

Von

Dr. Morrell.

Zwei Bände.

8. Geh. Preis 3 Fl. 36 Kr., oder 2 Thlr.

Inhalt: Des Knaben Schreibbuch. — Die schöne Bie-
nerin. — Die Knechtbergglocke in Breslau, histor. Novelle. —
Die Künstler-Stelle. — Wunderbare Begebenheiten und Aen-
teuer Keith Bierck's, eines wandernden Farbenmalers. — Fro-
dossa oder schreckliche Folgen eines leichtsinnigen Schrittes,
histor. Novelle.

Furchtlos und treu.

Historischer Roman

aus dem

Letzten des dreißigjährigen Krieges.

Von

Dr. Morrell.

Drei Bände.

8. Geh. Preis 6 Fl., oder 3 Thlr. 18 Gr.

In der Naturgeschichte ist schon erschienen und es als
Ergänzung zu versandt werden:

Geschichte der Salbinsel Morea während des Mittelalters

von
Jakob Philipp Fallmerayer,

V. Prof. und ordentl. Mitgliede der Akademie der Wissenschaften in
München.

Zweiter Theil.

Wenig, durch innere Kriege zwischen Franken und Byzantiner
verwüstet und von albanesischen Colonisten überzogen, wird
endlich von den Türken erobert. Von 1250—1500 n. Chr.

Gr. 8. Preis 3 fl., oder 1 Thlr. 20 Gr.

Wenn eine Würdigung der heutigen Griechen ohne Be-
achtung des großen sich zwischen Vergangenheit und Gegen-
wart drängenden Zeitraumes, ohne genaue Erforschung der ein-
and ausgewanderten Völker und deren auf die Bildung der
Bewohner des Landes geübten Einflusses nicht stattfinden
kann, so wird gewiß der vorliegende Versuch, das bisher über
den altgriechischen Boden schwebende Dunkel des Mittelalters
zu erhellen und die Ereignisse vom Siege der römischen Legio-
nen über Achaia bis zur gänzlichen Unterjochung Griechenlands
von den osmanischen Türken aus den nur spärlich fließenden
Quellen zusammenzustellen, um so dankbarer aufgenommen
werden, je weniger sich bisher die Geschichtsforschung dieser
Zeit zugewendet, und je mehr dieses Land heute das Interesse
der gebildeten Welt in Anspruch nimmt.

Stuttgart und Augsburg, im Sept. 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Anzeige.

Die unterzeichneten Verleger erlauben sich zur bevorstehen-
den Weihnachtszeit das gebildete Publicum auf die bei ihnen
in einer Auswahl von 550 Bändchen erschienenen

Taschenausgaben der Classiker

in
englischer und deutscher, italienischer, französischer und
spanischer Sprache
aufmerksam zu machen.

Die Preise dieser Taschenausgaben sind unerhört billig,
und sie eignen sich wegen ihrer höchst netten Ausstattung vor-
züglich zu Geschenken.

Vollständige Verzeichnisse davon sind in allen Buchhand-
lungen gratis zu haben.

Zwickau, den 19ten October 1836.

Gebrüder Schumann.

Bis Ende 1836 im Preise herabgesetzt!

Briefe der frommen Männer

des 19ten Jahrhunderts. Ein Spiegel zur Beförderung
wahrer Frömmigkeit.

1831. Ladenpr. 20 Gr., oder 25 Sgr. Für 4 Gr. (5 Sgr.)

Die frommen und frommen Männer, welche leider dem unbesange-
nen Gemüthe auf die unersäglichste Weise Schlingen legen
und zu den pietistischsten Schwärmereien und unvernünftigen
Eitelkeiten mit den höchsten, ernstesten Angelegenheiten der
Menschheit verflochten, werden hier in 50 Briefen der frommen
Schwärmer ausgeführt und der künftigen Welt als Exem-
pel vorgehalten.

Bei uns ist erschienen und nach alle Buchhandlungen zu
erhalten:

Kupfer Sammlung

praktischen deutschen Botanische
von

Dr. Ludwig Reichenbach,

Regl. Hof. Rath, Professor der Naturgeschichte und Director
des akademisch-botanischen Gartens in Dresden.

Erste Lieferung.

Inhalt:

Reinigung und Knospung und zweihundertachtundvierzig
Sattungen der deutschen Flora mit ihren Knospen auf gold-
netten Kupferstichen. Preis 18 Gr.

Leipzig, im October 1836.

Wagner'sche Buchhandlung.

Soeben ist fertig geworden:

Fr. W. Schlege, Seminarlehrer, Hand- und Bild-
holungsbüchlein für den Schüler. Ein kurzer Auszug
aus der praktisch-theoretischen Anweisung für den In-
terricht in der Harmonielehre. (7 Bogen.) Preis
rationspreis 7 Gr.

Das in diesem Titel mitgenannte größere Werk des Hrn.
(25 1/2 Bogen stark) kostet 1 Thlr. 6 Gr. Prämienpreis.
Preis. Das dazu gehörige Beispielduch (15 Bogen großes
format) steht in gleichem Preise. Das Handbüchlein und die
Anweisung u. werden, wie das zu beiden gehörige Beispielduch
auch einzeln abgelassen; doch sind letztere ohne letztere nicht
gebrauchbar.

Arnold'sche Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.

Bei Justus Perthes in Gotha ist schon erschienen:

H. Luden's

Geschichte des deutschen Volkes.

11ter Band. Belpapier 8 Thlr. 8 Gr. (6 fl.)
Druckpapier 2 Thlr. 8 Gr. (4 fl. 12 Gr.)

Dieser Band enthält das 23te und 24te Buch:
Land unter den Hohenstaufen Friedrich I. und Heinrich VI.
Die ersten zehn Bände dieses Nationalwerkes sind nach
Subscriptionspreis zu 22 Thlr. (30 fl. 36 Gr.)
Ausgabe auf Druckpapier und zu 31 Thlr. 12 Gr. (39
42 Gr.) auf Belpapier zu haben.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu
haben:

Volgerländer, J. A., Pfarrer, Entwicklung des
Stenthums zur Welt- und Staatsreligion, in
ten nach Spinoza. Ein Beitrag zu gerechter
gung seiner Theologie und Philosophie. Gr. 8.
Halle, Schömel. Geh. 8 Gr.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen
Buchhandlungen zu erhalten:

Das Leben Napoleons

kritisch geprüft.

Aus dem Englischen.

Nebst einigen Anwendungen auf das Leben
von Strauß.

Gr. 8. Geh. 12 Gr.

Leipzig, im November 1836.

J. A. Schömel.

Literarischer Anzeiger.

1836. Nr. XXXVIII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei H. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Erwidern auf die Recension von „Furchtlos und treu“ in Nr. 264 (20. Sept. 1836) der Blätter für literarische Unterhaltung.

Der unterzeichnete Verleger hat vergebens gesucht, den Verfasser des obigen Romans, Dr. Norvell, zu einer Begegnung der ungünstigen Beurtheilung desselben zu bewegen; der Verfasser stellt den sehr richtigen Grundsatz auf, daß, wolle man auf alle Recensionen antworten und sich so in literarische Feinden einlassen, die edle Zeit auf das schmachlichste verpflüßet, auf das traurigste verschwendet würde, daß ferner die Redaction eines Tagesblattes es in ihrer Gewalt habe, Leben auf die schonungsloseste Weise mitzunehmen, der zum Antworten auf ihre Angriffe sich einlasse, und daß ein gänzliches Ignoriren solcher Ausfälle das Vernünftigste sei, was man thun könne, da mit dem hinweggelegten Tagesblatte der Inhalt desselben vergessen werde. Der unterzeichnete Verleger kann sich in diesem nicht bei solcher Meinung begeben; was dem Herrn Verfasser weder Nachtheil noch Unrecht bringt, kann dem Verleger desselben pecuniären Schaden zufügen, darum wollen wir, gestützt auf das Urtheil geschickter, dem Verf. nicht bekannter oder befreundeter Kritiker, und gestützt auf das Urtheil des Publicums, welches nöthig macht, daß zu den sechs, in der Leihbibliothek vorhandenen Exemplaren noch wieder zwei angeschafft wurden — was wenigstens beweist, daß der Roman fleißig gelesen wird — eine Widerlegung des Urtheils in d. Blättern für lit. Unterhaltung versuchen, was und wesentlich nicht schwer werden wird.

Die Tendenz des Ganzen sollte wol dem Recensenten bekannt sein, sie ist es jedoch nicht, denn sie liegt nicht in folgenden Worten des Recensenten: „Furchtlos ist der wilde und berühmte General Wolf, und treu dessen Gemahlin Reithild, die ihn auch im Tode nicht verlassen will; furchtlos ist ein weiterer Liebender, der Schwede Coop, und treu eine zweite Liebende, Gertrud, des Rathsherrn Wöhrer Tochterlein, daher der Titel: „Furchtlos und treu“, — sondern sie ist in denen des „unselbigen Schwägers“, des Schwedenkönigs, am Ende des Buches enthalten: „Ihr Beide habt euren Wahlpruch bewährt, furchtlos und treu! Du handelnd als Mann, sie handelnd als Weib, wie es ja der armen Weiber Loos immer ist: Du und sie, ihr Beide trachtet dem Schicksal kühn entgegen, du hast es mit männlicher Kraft überwunden, sie ist ihm, dem Ungewaltigen, Bermalmenben unterlegen!“

Die Geschmacklosigkeit der Ausführung, das dicke Auftragen der Contraste, die wichtigen Vergleiche wie Wohnstrotz und Eberdunen, wollen wir unberührt lassen, weil sie mit nichts motivirt sind. Herr Dr. 45 hat diese Ansicht von der Sache — ein Anderer jene. Der unselbige Schwäger Gustav Wolff schwärmt sehr wenig, und seine Worte sind fast alle historisch, und durch Anführung der Quellen, aus denen sie entnommen, gerechtfertigt. — „Die Bengelehaftigkeit des Ausdrucks, die in unsern kleinsten Romanen Stereotyp geworden, gegen welche Conversationen in unsern Kabarets nichts als Konkurrenz ist“, hat dem Dr. Norvell bis jetzt noch keiner von allen Recensenten seiner gern gelesenen Werke vorgeworfen, im Gegentheil ist der seine Geschmack und die glückliche Wahl der Worte öfter hervorgehoben worden. „Daß die Leute damals von St. John, Häufigkeit reden“, soll ein Anachronismus sein, unsern Wissens hat Schwabens 70. Johann von Gustav Wolffs Erwähnung auf deutschen Boden geist, warum soll ein, als

vorzugsweise gebildet charakterisirter Artilleriemajor nicht dieses Dichters Werte gekannt haben? „Daß es damals Husaren gegeben“, soll gleichfalls ein Anachronismus sein. Die ganze ungarische Cavalerie besteht aus Husaren, die Husarenjacke ist der ungarische Nationaltracht. Husz heißt ungarisch zwanzig, nach einer ungarischen Verordnung aus der Mitte des 15. Jahrhunderts (der dreißigjährige Krieg liegt ungefähr in der Mitte des 17., also zwei Jahrhunderte später) wurde allemal der zwanzigste Mann zum Kriegsdienst ausgehoben, und von diesen Zwanzigmännern haben die Leichten, jetzt beinahe bei allen Armeen in ganz Europa eingeführten Husaren ihren Namen, unter Aliy sochten in der Schlacht bei Leipzig fünf solche Husarenregimenter. Wo ist denn nun der Fehler?

„Die Rathsmänner werden gewöhnlich hochbeinig genannt.“ Hr. Dr. 45 hat dies wahrscheinlich nur einmal von dem Rathsmann Penning gelesen, welcher als Caricatur beschrieben und darum auch gelegentlich ein oder ein paarmal „der hochbeinige Rathsherr“ genannt wird — kann der Dr. Dr. 45 dem Verf. des Romans nachweisen, daß er noch einen zweiten Rathsmann oder die Rathsherrn überhaupt hochbeinig nennt, so wird der unterzeichnete Verleger öffentlich sein Unrecht in eben diesem Blatte und, wenn es verlangt wird, in allen andern kritischen Zeitschriften Deutschlands bekennen; bis dieser Beweis geführt ist, bleibt jedoch auf Hr. Dr. 45 die Schmach einer blosswilligen Entstellung haften.

„Auch eine lusterne Italienerin, die, Gott weiß wie, in das Pommernland gekommen, tritt auf.“ Hätte Dr. Dr. 45 den Roman gelesen, ja nur ein paar Seiten von da, wo er die Italienerin fand, zurückschblättert, so würde er, ohne den lieben Herrn Gott zu incommodiren — selbst wissen, wie sie mit der brandenburgischen Prinzessin, welche Gustav Wolff sich vermählt, nach Schweden zog — nicht bloß nach Pommern gekommen —, daß solche Fiktionen dem Schriftsteller erlaubt sind, bedarf wol keiner Auseinandersetzung, daß es aber so unbillig als ungerecht und heillos ist, einem Schriftsteller Vorwürfe zu machen, die so völlig unbegründet sind, wird man gern eingestehen, es beweist, wie weit das ehrwürdige Institut der Kritik gesunken ist! „Daß die italienischen Mädchen von Kindheit auf bis zur Beirathung im Kloster erzogen werden, und daß sie sich erst als Frauen zu Schönheit und Fülle entwickeln“, wird Dr. Dr. 45 nicht hinwegschwachen — es ist doch nun einmal so. „Die gelehrten Anmerkungen, den Knix und Knixliches betreffend“, wird Dr. Dr. 45 den Herrn Verf. gütlich verzeihen, wenn derselbe erzählt, daß ein Knix der jetzigen Generation der schätzbaren Deutschlands beinahe völlig unbekannt ist. Was der Dr. Dr. 45 an der Stelle, in welcher Verf. des Romans „seine Kunstkenntnis auszubreiten Gelegenheit nimmt“, und wozin dieser sagt, daß Joh. van Gild und Johannes Schorel bildete, zartere, jugendlichere Gestalten geschaffen, als die Niederländer oder die Italiener, begreift der Verf. dieses nicht; denn daß die Sache an sich richtig ist, wird Niemand abzufragen wollen, und daß der Geschmack des Herrn Dr. Norvell durch den Umgang mit den ausgezeichnetsten Künstlern und Kunstlernern von Berlin, Dresden, Wien und München, sowie durch die häufigen, nicht auslösen Besuche der größten Gallerien dieser Städte, hinlänglich gebildet ist, um das eben Gesagte aus eigener Anschauung und Auffassung zu bestätigen, haben wir, die wir denselben kennen, zu glauben Ursache. Söderlich muß es erscheinen, daß „der Name Norvell als

Stuttgart, im October 1835.

Mit der soeben erschienenen zwanzigsten Lieferung
der bekannten

in der achten Originalauflage,

Die achte Auflage des Comp.-Lex. besteht aus 12 Bänden, jeder enthält durchschnittlich 60 Bogen im größten Octavformat und wird in vier Hefungen ausgegeben, deren jede auf Druckpapier 16 Gr., auf gutem Schreibpapier 1 Thlr., auf feinem Wellpapier 1 Thlr. 12 Gr. kostet.
Leipzig, im November 1836.

In der Untergeordneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

bera'utge'ge'ben

Express Mail®

zu verschiedenen nützlichen Zwecken vertheilt. Mit Abbild. Herr's Verbesserung an den Pumpen und andern Oefen. Mit Abbild. Bonnet's Verbesserungen an den Maschinen zum Formen von Backsteinen, Ziegeln und andern dergleichen Kiefern. Mit Abbild. Aber den von Hrn. Barton erfundenen Strommesser. Mit Abbild. Stewart's Verbesserungen an den Maschinen der horizontalen, großen und Querfortepianos. Mit Abbild. Guthrie's einfaches Reflexionsmikroskop. Mit Abbild. Ramsay's Verbesserungen an den Gasometern und an den Apparaten zur Gasbeleuchtung. Mit Abbild. Chevallier, über die Knallpulverfabriken. Über einige neue Methoden Kohlen und Stabeisen zu erzeugen. (Von der Behandlung der Eisenerze. Von der Verwandelung des Kohlens in geschmolzenen Eisen, über ein neues Knallpulver zum Streuen, Formen und Ziehen des Stabeisens.) Keenan, über die Darstellung einer haltbaren Seife zum Waschen und Bleichen. Hewitt's Darstellung eines Seifenfarrogaats durch Verbindung der Seife mit Porzellanerde und ähnlichen Substanzen. Dyer's verbessertes Material zum Färben und Klären von Flüssigkeiten. Long's neue Methode, säulnissholbrige und den Geschmack verbesserte Substanzen in das Fleisch zu bringen. Newton's verbesserte Methode, die thierische Milch so zuzubereiten, daß sie der beliebigen Zeit über aufbewahrt und in alle Klimate zum Essen und Arzneigebrauche versendet werden kann, ohne ihre nützliche Eigenschaft zu verlieren. Über die Baumwollwaaren-Fabrikation in Frankreich. Miscellen. Englische Patente. J. Pell's neue Wasserhebmachsmaschine. Über eine einfache Methode, beim Rivelliren vorgefallene Bretthäuser zu erwidern. Zur Beschädigung des Gipssteins ein Relief. Über die Anwendung kleiner Kammern bei Bauten und über ein Mittel, sie gegen Frost zu schützen. Verbesserungen an Paulin's Apparat zum Ziehen der Pumpen u. Einiges über die Darstellung von Eisenstäben. Über Aufbewahrung des Getreides durch Behandlung mittelst erwärmter Luft.

Commissionsbericht über die Kunst der an der Vollkommenheit und Wohlfeilheit benutzten Economischen Maschinen. Über die von Hrn. Alfred G. Jones von Northampton in England erfundene Vorrichtung zum Abkühlen der Früchte der Pflanzwägen. Von Hrn. Will. Hamilton. Über die elektromagnetische Krafkraft und deren Anwendung auf einen neuen magnetischen Wagen. Von den Hrn. E. Streeting und G. Becker. Mit Abbildungen. Stoker's veredelter Maschine zur Verfertigung von Papisten und gewissem andern Gegenständen. Mit Abbild. Egg's Verbesserungen an den Schießgewehren. Mit Abbild. Burrell's Verbesserungen in der Fabrikation von Knöpfen für Kleider. Mit Abbild. Webbhead's Verbesserungen in der Fabrikation von feinen Wollen und verbesserte Maschinen zum Webtischen oder Webrahmen von Traht, Striden, Seilen, Fäden u., um sie zu veredeln und zwecken brauchbar zu machen. Mit Abbild. Über den Durchlocher's Patent-Gewehr für den Marinekrieg. Mit Abbild. Beart's Verbesserungen an den Maschinen zur Papierfabrikation. Mit Abbild. Über die vorgelobten Schwandstühle des Hrn. Houdaille in Paris. Über die Fabrikation von feinirtem Tapetenpapier des Hrn. Dauphain in Lyon, Papierfabrikanten. Pimont, über ein Verfahren, grüne und ungarfärbt Wolle ohne Zusatz von Öl zu spinnen. Pailson, über die Behandlung der zu Handschuhen bestimmten Felle nach dänischer und schweizerischer Art. Über die Maschinenbau in Wädmunke, Département de la Moselle. Von Hrn. St. Brouvelle, Hollingender. Über die Pilsener, welche die Engländer zur Kaiserin auf England fabriciren, und eine neue mehrwürdige Färbung des Linworts durch Chromat, von J. Rakaguti. Gentile, über die Fabrikation des künstlichen Kalks (Kunstaugenfeins). Über die Anwendung des Dampfs zu mechanischen Zwecken, und namentlich der Dampfmaschine des Hrn. Franchese. Einige über die Fabrikation der Dampfmaschine der Hrn. Von Hrn. J. Desfontaines Besnos. Über die Baumgärten in Frankreich u. Preussisch. Miscellaneous. Über die Kunst der an der Vollkommenheit und Wohlfeilheit benutzten Economischen Maschinen.

den Vereinigten Staaten im Jahre 1835 ertheilten Patente. Ein neues kleines Dampfboot. Hancock's Dampfmaschinen. In welchen London und Paddington. Verlegt auf der Dublin-Kingstown-Eisenbahn. Hancock's Dampfmaschinen. Verlegt auf der Dublin-Kingstown-Eisenbahn mit kleinen Curven. Hancock's Dampfmaschinen für Klümpchen. Neues Schiffsgeze. Über den Wasserstand der neuen Thermometer. Hamilton's neue Dampf. Über die Decan'schen mechanischen Lampen. Über die Beleuchtung im Kleinen. Anzeigen der Entwicklung des gesättigten Wasserstoffgases in Steinkohlengruben. Feuerstrahlen durch Pferde in Bewegung zu sehen. Über die Vertheilung in verschiedenen Gegenden. Über die Erhaltung des Kupferschlags der Schiffe. Über die Eigenschaften von Salzen in Oxydation. S. Goodyear's Verbindung, Kautschuk zu gleichen. Über das Polieren von Eisenblech, Holz, Horn, Schiffsdeck und Porzellan. P. G. Excellent's Methode, dem zu Räumen bestimmten Dampf die Elasticität zu geben. Clinton's Anwurf zur Nachahmung von Marmor.

Von diesem Jahre gemeinschaftlichen und wohlfeilsten Journal erschienen wie bisher monatlich zwei Hefte mit Kupfern. Der Jahrgang, aus 24 Hefen mit 24—36 Kupferplatten bestehend und welcher mit einem vollständigen Verzeichnisse versehen wird, kostet für sich ein Ganzes aus, und besteht durch die Postämter und Buchhandlungen nur 9 Thlr. 8 Gr., oder 16 St. In das Wintersemester kann nur für den ganzen Jahrgang eingetragener werden.

Stuttgart und Augsburg, im Sept. 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Anzeige für gebildete Damen.

In allen Buchhandlungen findet man:

Die **Gesammelten Briefe von Julie**. 4 Thle. 3te Aufl. Leipzig, bei A. Wienbrack. Pr. 3 Thlr.

Eine berühmte Schriftstellerin sagt von diesem Buche unter Andern: „Die Verfasserin hält, was sie im Vorworte verspricht; ein Buch, das einfach das Herz anspricht und aufweicht, denn dieses thut es gewiss im vollen Grade. Die reinste Moral, die sinnlichste Güte weht lieblich durch das ganze Werk. Jedes Verhältniß unseres Geschlechts, das des Mädchens, der Gattin und der Mutter, ist hier beachtet, und für jedes Einzelne derselben herrliche Winke für das Verhalten darin gegeben. Möchte ich die Freude haben, diese echt weibliche Schrift in den Händen aller Mädchen und Weiber zu wissen, denen es Ernst ist, durch redliche Erfüllung ihrer Pflichten sich immer mehr zu veredeln und, soviel es in diesem Leben möglich ist, sich der Vollendung zu nähern.“

In der Rauch'schen Buchhandlung zu Berlin ist erschienen:

Fischer, C., Dr., Professor am berlinischen Gymnasium zum grauen Kloster. Sammlung von Übungsaufgaben und Aufgaben über die Anfangsgründe der Rechen- und Buchstabenrechnung zu C. S. Fischer's Lehrbuch der Arithmetik für Schulen. Gr. 8. Preis 1 Thlr.

Der Zweck der vorliegenden Sammlung ist nicht bloß der, die unentbehrliche mechanische Fertigkeit in den Grundoperationen zu bewirken, sondern auch den Schüler anzuleiten, aus den in Lehrbüchern gegebenen Sätzen Schlüsse und Folgerungen zu ziehen, und durch dergleichen Anwendungen jene Sätze desto fester dem Gedächtnisse einzuprägen. Der Schüler findet demnach zu jedem Satze des Lehrbuchs, wo es nöthig oder nützlich scheint, neben den eigentlichen Lösungsaufgaben, Fragen oder kleine Aufgaben, welche er selbst ohne Hülfe eines Lehrers zu lösen vermag, und die sich sowohl zur häuslichen Arbeit, als zur Beantwortung während des Unterrichts selbst eignen; bei den schwierigsten Lösungsaufgaben aber ist Hülfe gegeben durch kleine Zwischenfragen und Nebenbedingungen, die mannichfaltig

zu machen, so daß die Lösung nicht in ein gedankenloses Rechnen ausartet. Für den Schulgebrauch ist das Buch bei den meisten Lehrern besonders dadurch vortheilhaft gemacht, daß der Lehrer nur ersieht, ob er richtig gerechnet, ohne daß ihm immer das fertige Resultat in die Hände gegeben ist. Auch in Anstalten, wo nicht nach dem erwähnten Lehrbuche unterrichtet wird, kann die Sammlung gebraucht werden, wenn nur der Lehrer von dem Lehrbuche Kenntnis hat, und den Schülern diejenigen Übungen bestimmt nachweist, welche sich auf die von ihm eben vorgetragenen Sätze beziehen.

Bulwer's Werke.

Durch alle Buchhandlungen Deutschlands und der österreichischen Monarchie sind zu erhalten:

E. B. Bulwer's

sämmtliche Werke.

Aus dem Englischen

von

Dr. C. N. Bärmann.

Vollständige, eleganteste und wohlfeile Ausgabe in 38 Bänden.

Inhalt:

1. Eugen Aram; 4 Theile, à 9 Gr.
2. Pelham; 4 Theile, à 9 Gr.
3. England und die Engländer; 4 Theile, à 6 Gr.
4. Der Verstoßene; 4 Theile, à 6 Gr.
5. Paul Clifford; 4 Theile, à 6 Gr.
6. Die Pücker am Rhein; 2 Theile, à 6 Gr.
7. Devereux; 4 Theile, à 6 Gr.
8. Pompey's letzte Tage; 4 Theile, à 6 Gr.
9. Falkland; 1 Theil, 6 Gr.
10. Der Melechte; 3 Theile, à 6 Gr.
11. Rienzi, der Letzte Tribun; 4 Theile, à 6 Gr.

Diese Ausgabe zeichnet sich nicht allein durch höchst elegante Ausstattung und billigen Preis aus, sondern sie enthält auch dadurch, daß sämtliche Werke von ein und demselben, und zwar einzig anerkannt trefflichen Übersetzer vertheilt worden sind, einen vorzüglichen Werth.

Bemühe ihrer ansprechenden äußern Ausstattung sind diese Werke besonders zu Geschenken, namentlich für gebildete Frauen, mit vollem Rechte zu empfehlen.

Die Bände werden sauber gebunden aufgegeben, und es ist jeder Roman einzeln zu bekommen.

Wien, im October 1836.

Gedruckt von Schumann.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden:

Wie

Schanspiele

von

W. S. S.

von

W. S. S.

Preis 3 Thlr., oder 2 Thlr.

Stuttgart, im Sept. 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Neuere ausgezeichnete
Geschichts-Werke
zu beispiellos wohlfeilen Preisen:

**Bignon, Geschichte von Frankreich, vom achtzehnten
Decembre bis zum Frieden von Amsst. übersetzt von F.
Dase. 6 Bde. 1851. 7 Thlr. 12 Gr.**

**Browning, B. S., Geschichte der Hugenotten des
sechzehnten Jahrhunderts. Übersetzt von Dr. Herzog.
2 Bde. 1850. 3 Thlr. 12 Gr.**

Klassen, G., Der wiener Congress. Geschichtlich dargestellt. Überf. von Prof. Herrmann. 2 Bde. 1890. 5 Thlr.

Malcolm, J., Geschichte von Persien. Übersetzt von
Beder. 2 Bde. 1830. 8 Thlr.

Raymond, M., Geschichte des Municipalrechts in Frankreich. Übersetzt von Emmermann. 2 Bde. 1850. 2 Bde.

Sigur, Graf v., Geschichte Ludwig XI. Übersetzt von Ludwig Hoffmann. 1891. 1 Thlr.

**Willemain, M., Geschichte Cromwell's. Uebersetzt
von Berl. 2 Bde.**

Im Besitz einer Partie Exemplare der obigen Werke, alle in gleichem Grossetavformat auf gutem Papier und ganz neu, lasse ich selbe zur Bewirtung eines schnellen Abfages gegenbare Zahlung

16 Bände mit 334 Druckbogen zusammen-
genommen statt 22 Thlr.

nm 6 Tblr. 16 Gr. !!

zu welchem Preise sie durch alle Buchhandlungen Deutschlands bezogen werden können.

Leipzig, den 20ten October 1856.

Adolf Froberger.

In allen Buchhandlungen ist gratis zu haben:

Katalog auffallend billiger classischer Werke aus der Theologie, Philosophie, Philologie, Geschichte, vermischte Schriften u. s. w. nebst **seltenen antiquarischen Werken** aus genannten Wissenschaften, welche sämmtlich zu Preisen, die oft nicht mehr als den Maculaturwerth betragen, durch alle Buchhandlungen zu haben sind, aus dem Verlage der Kenger'schen Buchhandlung in Halle und Leipzig.

Es befanden sich unter diesen Werken die Schriften von Vater, Staudlin, Epiert, Böbel, Bachsmuth, Strahl, Sprengel, Kant, Eberhard, Morus, Bouterwek, Wolf, Thomastius, Gundling, Ludwig, Seimann und Andern.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden:

Gedichte

DOWN

Ernst Freiherrn von Feuchtersleben.

8. **Belimp.** Preis 2 Gl. 30 Kr., oder 1 Thlr. 12 Gr.

Das öffentliche Urtheil wird gewiß dem Dichter eine ausgezeichnete Stelle unter den Schülern Göthe's anweisen. Neben dem poetischen Talent sind die Gebirge Producte umfassender Bildung und einer tiefen Weltanschauung; sie sind ein Epömus, in dem sich die Entwicklungsstufen eines reichen Gemüths dar-

[illegible]

Stuttgart und Augsburg, im Sept. 1835.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

**Jngemann, B. G., Drei Erzählungen: Der Hap-
wolf. Der lebende Todte. Der Gorkham. In
dem Dänischen überf. von de la Motte-Fouquet
8. Halle, Kammelh. Geh. 15 Gr. a. 12 1/2**

Die Zueignung des Übersetzers an den Verf. lautet: „Ich widme diese Dichtungen als Geisteserbschaft ohne Gegenwert. Ich bitte nur um so viel, als dem Fortleben künftiger Leser zu Gute kommen dürfte, zu empfehlen (ein, oder ein wenig) bei Denjenigen anzuklopfen, welche sich die Aufklärung des 19. Jahrhunderts allzu sehr zu Gemüthe gezogen haben, um das unmittelbare Verlethe der Bewusstseins mit uns etwas Uebliches zu thun.“

Der ausgezeichnete Ruf, dessen der Verfasser als Schriftsteller genießt, bürgt für seine Leistungen, und die der Zuweisung bedürfte Dichtersfreundschaft mit dem Kaiser läßt hoffen, daß dieser das Seinige gethan haben wird, die jene wunderbaren Gestaltungen unentfesselt in die deutsche Literatur herüber zu geleiten.

Interessante Schrift über Kunstschöpfung

Bei J. C. Dittmar in Gangerhausen erhalten
und ist in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Anweisung wie der Landwirth **Zucker-, Rüben- und andere Rüben** auf die vortheilhafteste Weise erbauen kann. Herausgegeben von **J. H. Dennstedt**. Elegante brosch. 16 Gr. (20 Gr.)

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Das Novellenbuch;

oder Hundert Novellen, nach alten italienischen, französischen, lateinischen, englischen und deutschen bearbeitet von Eduard von Bölow. Mit einem Vorworte von Ludwig Tieck.

Vierter Theil.

Hiermit wird diese Mustersammlung echter Noellen gegeben für den Werth derselben haben sowohl die günstigen Bemerkungen in geachteten öffentlichen Blättern, wie die öffentliche Aufnahme des Publicums' entschieden. Es finden sich denn in vollen nach dem Italienischen des Marquis, Angelini, Bonello, Bolognini, Bottari, Crizzo, Cuccinelli, Cusi, Gatti, Grazzini, Macchiavelli, Malespini, Monti, Montesi, Neri, San Geronzi, Strapparola, Tomasi; nach dem Spanischen in del laneba, der Donna Saravajal y Casanova, del Gálvez, del Torziano, Cervantes, Don Manuel, Montalvo, Montano, Robles, Vega und der Donna de Rojas y Cervantes; in dem Französischen der Angellage de Comte, del Comte de Logueville und Restif de la Bretonne; nach dem Lateinischen des Aeneas Silvius (Pico della Mirandola), dem Cicero de Seneca, des Delonoy, Desob und Alex. Cuvier, des Cuvier, des Sam. Greiffenbach, Krieger, Just. Richter, des Richter, außer den vielen nach Originalen abgezeichneten Noellen.

Eine werthvolle Ausgabe bietet sich in dem Buch an, in dem er die Geschichte der Kunst in der
Theile kosten 10 Thlr.

Leipzig, im November 1836.

Literarischer Anzeiger.

1836. Nr. XXXIX.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brodhans in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

DEN FREUNDEN DER AUSLÄNDISCHEN, NAMENTLICH FRANZÖSISCHEN LITERATUR

Sagen wir hiermit ergebenst an, dass wir die seit einer Reihe von Jahren hier bestandene französische Buchhandlung von BOSSANGE PÈRE übernommen haben und sie unter unserer Firma in grösserer Ausdehnung fortführen werden.

Indem wir eine möglichst schnelle und billige Besorgung aller Aufträge, mit denen man uns beehren wird, zusichern, machen wir insbesondere auf den reichhaltigen Katalog des von uns übernommenen Lagers aufmerksam, der auf 104 Seiten in grossem Quartformat und gespaltenen Columnen eine Menge werthvoller und auch seltener Werke enthält. Dieser Katalog ist durch alle Buchhandlungen *ratte* zu beziehen. Bei direct an uns gerichteten Bestellungen auf die in demselben verzeichneten Werke gewähren wir bei baarer Zahlung auch noch besondere Vortheile, obgleich die Preise an sich schon niedriger gestellt sind als im deutschen Buchhandel in der Regel gewöhnlich und möglich ist.

Schliesslich empfehlen wir uns sowol zur *Besorgung* älterer und neuerer Erscheinungen der in- und ausländischen Literatur, als auch des *Commissions-Debits* neuerer Werke für den deutschen und ausländischen Buchhandel unter den billigsten Bedingungen.

Leipzig, im November 1836.

Avenarius & Friedlein

(sonst. BOSSANGE PÈRE),

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

Zu meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Liberius, der dritte Cäsar.

Eine Tragödie
in fünf Handlungen.

Von

J. C. Hauch,

Professor an der Akademie zu Göttinge.

8. Geh. 20 Gr.

Der Verfasser, einer der vorzüglichsten jetzt lebenden deutschen Dichter, verdient es auch dem deutschen Publicum bekannt zu werden. Im J. 1824 erschien bereits von ihm ein Trauerspiel in fünf Aufzügen: „Die Belagerung Macsfrichts“ (20 Gr.).
Leipzig, im November 1836.

F. A. Brodhans.

Bei Dunder und Humblot in Berlin ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Kopisch, August, Gedichte. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 18 Gr.

August Kopisch' Name und poetisches Talent sind bereits seit einer Reihe von Jahren in Dichters- und Künstlerkreisen, wie auch durch den Musenalmanach rühmlichst bekannt. Wir übergeben nun dem Publicum die gesammelten Gedichte desselben, welche theils eine große Anzahl gefällig-humoristischer und komischer Lieder, in welcher Gattung Kopisch vorzüglich

ausgezeichnet ist, theils eine Fülle von Balladen, Romanzen, Bearbeitungen deutscher und italienischer Sagen und geistreichen Studien enthalten, welche Jedem, der den Fortschritt unserer von Jahr zu Jahr reicher ausblühenden Lyrik verfolgt und anerkennt, von dem höchsten Interesse sein werden. Kopisch' Lieder sind recht eigentlich für den Gesang bestimmt und durch ihren humoristischen Inhalt zur allgemeinen Verbreitung geeignet, so daß sie auch als eine reiche Fundgrube für die Composition angesehen und in dieser Beziehung allen Musikern zu empfehlen sind. Viele derselben, wie die „Historie von Noach“, sind bereits Volkslieder im höchsten Sinne geworden. Wir hoffen demnach, dem Publicum in dieser Sammlung eine willkommene Gabe, über Lyrik aber eine wesentliche Bereicherung zu bieten.

Von dem in der heutigen Lieferung der Blätter für literarische Unterhaltung besprochenen sehr seltenen Werke:

Vacani. Storia delle campagne e degli assedj degl' Italiani in Spagna dal MDCCCVIII al MDCCCXIII
corredate di piani e carte topografiche ec.
Mit einem Atlas. Folio. Milano, della imperiale regia stamperia. 1823. 3 Bände.

haben wir ein etwas beschädigtes, aber ganz neues Exemplar vorrätig, welches wir für den Preis von 45 Thlr. (Preis nach Geert's Lex. 62 Thlr.) gegen baare Zahlung offeriren.

Leipzig, im November 1836.

Avenarius & Friedlein,

Buchhandlung f. deutsche u. ausl. Literatur.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden:

Über das religiöse und kirchliche Leben in Frankreich.

Ein Versuch

von Prof. B. A. Pflanz.

8. Preis 2 Fl. 42 Kr., oder 1 Thlr. 16 Gr.

Inhalt: Historische Einleitung. Erziehungs- und Unterrichtsverhältnisse in Frankreich. Die Universität und die akademischen Studien. Gymnasialbildung. Das Elementarschulwesen. Wissenschaftliche Bildung des Klerus. Über den bernahtigen wissenschaftlichen Zustand des Klerus. Von dem kirchlichen Leben. Von der äußeren Stellung des Klerus. Circumscription der Bistümer und Pfarven. Einkommen der Geistlichen. Statistische Übersicht der katholischen Kirche in Frankreich. Wachsthum des Klerus. a) Die christliche Lehre. b) Der Cultus. c) Kirchenzucht. d) Aberglauben. Einfluß der Literatur. Einfluß der Kunst. Die Regierung. Die protestantischen Kirchen in Frankreich. Statistische Übersicht derselben. Neuer kirchliche Erscheinungen. Der Saint-Simonismus. Die Romane. Abbe Gattel. Die Kirche des neuen Jerusalem. Schluß.

Der als theologischer Schriftsteller, Lehrer und Abgeordneter zur württembergischen Ständeverammlung bereits vorthellhaft bekannte Herr Verfasser hat in diesem Werke die Ergebnisse sorgfältiger und gewissenhafter Beobachtungen mit selbstständigem Freimuth und dem mündigen Ernst niedergelagt, welcher auch Andersdenkenden volle Gerechtigkeit widerfahren läßt. Er gibt nicht nur die vollständigen Statistiken über die katholische und protestantische Kirche Frankreichs, sondern gibt zuerst unter allen gleichzeitigen Schriftstellern eine klare und unumwundene Lösung der Fragen: Welches ist der jetzige religiöse und kirchliche Zustand in Frankreich, was thun Kirche und Staat, namentlich durch öffentliche Anstalten, besonders Schulen, um denselben zu verbessern? Die protestantischen Kirchen und die neuen Erscheinungen des französischen religiösen Lebens sind mit derselben Vollständigkeit, Unparteilichkeit und dem wahrhaft christlichen Sinne dargestellt, welcher die Schilderung der katholischen Kirche in Frankreich auszeichnet, und welche dieses Werk jedem Manne von Sach notwendig, jedem Freunde der Wissenschaft werth machen müssen.

Stuttgart und Augsburg, im Sept. 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Reinigkeiten

versendet von

J. Delp in Bern. 1836.

Sach der Philologie.

- 1) Epistolae Petri Bonelli, Pauli Manutii, Christopheri Longolii, Petri Bombi, Jacobi Sadoleti, Aonii Palearii Verulani, partim selectae, partim integrae. Brevis narratio de V. V. D. D. vitis praemissae, annot. perp. in Bonelli epistolae instr. etc. ed. F. A. C. Grauff, Phil. Dr. et Gymn. Blonnensis Dir. 8maj. 2 Thlr. 20 Gr.
- 2) E. Virgili Mar. et J. Calpurnii Bassolis cum appendice carminum posterioris aevi. Adopt. libr. fidem in usum schol. ed. Grauff. 8. 10 Gr. (Eingek. kosten: Virgil 4 Gr.; Calpurn 8 Gr.)
- 3) Luciani Scenium graeco. Cum selectis aliorum cuiusque annot. scholia graeca, vocabularia, duplicique indice copiosissimo in schol. usum ed. Grauff. 8. 1 Thlr.
- 4) Bisschhoff, G., Prof., Lateinisches Elementar-Abetbuch, zum Nachschlage der untern Classen der Gymnasien. Gr. 8. 18 Gr.

1) Wissen. Der neue Reine, oder Grammatik, Lateinisch und Griechisch mit der deutschen Sprache. Eine neue, gründliche, leicht zu verstehen und zu lernen, und Selbstunterricht in den Sprachen. 1stes Bändchen. Grammatik. 12. 8 Gr.

Sacher der Mathematik und Physik.

- 6) Studer, Dr. B., Prof., Ideale Profile, zur Erläuterung der Geologie der westl. Schweizergespen. Landkartenformat. 8. 8 Gr.
- 7) Beyender, G., Anfangsgründe der Mathematik. Ein Lehrbuch für Schulen und den Selbstunterricht. 4ter Theil, welcher die Hypoth. Elementar-Geometrie (Euklidischer) enthält. Mit 7 Kupf. Gr. 8. 12 Gr.
- 8) —, Neue Rechnungsarten zum Selbstunterricht. Gr. 8. 12 Gr.
- 9) —, Auflösungen dazu. Gr. 8. 8 Gr.

Sach der Geographie.

- 10) Studer, Dr. B., Prof., Anfangsgründe der mathematischen Geographie; ein Lehrbuch für höhere Gymnasien und Realschulen. Mit 2 Kupf. Gr. 8. 1 Thlr.
- 11) Rougemont, Fr. v., Erster Unterricht in der Geographie, die Beschreibung der Erdoberfläche, oder die topische Geographie umfassend. Auszug aus dem Handbuche der allgemeinen Erdbeschreibung. Deutsch bearbeitet mit neuen Zusätzen und Berichtigungen von G. P. Jüngst. Gr. 8. 12 Gr.

Aus mehreren Fächern.

- 12) Mendel, J., Musikdirector und Organist an der Hauptkirche zu Bern, Theoretisch-praktische Anleitung zum Orgelspielen. Gr. 8. 12 Gr.
- 13) Kästing, G., Theoretisch-praktisches Handbuch der Orgelbaukunst. Mit 8 Kupf. 8. 1 Thlr. 4 Gr.
- 14) Ziebi, Cand. b. Theol., Einige Worte über den Nihilismus und die Nothwendigkeit des Turnens. 8. 4 Gr.
- 15) Beiträge zur Beleuchtung der rechtlichen Stellung der reformirten Kirche in Bern. 8. 10 Gr.
- 16) Ryt, J., geb. Dkt., Neues Schweizerisches Kochbuch oder Anleitung, die im gewöhnlichen Leben am meisten und bei feineren Abfällen Speisen auf die schmackhafteste Art zuzubereiten u. 2te verm. u. verb. Aufl. 8. 20 Gr.

Neuere

Neuere versenden wir und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden.

Das

Kaiserthum Oesterreich.

Gemälde des Landes und Volkes

von

Dr. M. Simeonovich.

Vollständig in einem Bande.

Erste Abtheilung.

Preis 2 Fl. 15 Kr. oder 1 Thlr.

Es erscheint dies Werk in zwei Abtheilungen, denn mehr wie in drei Wochen versenden können.

Den 20ten October 1836.

J. Scheible's Verlags-Expedition in Leipzig.

Soeben ist in unserer Verlags-Expedition und in allen Buchhandlungen vorrätig:

Systema Laurinarum

expositum

C. G. Weyl abh. Math. publ.

Gr. 8. vnu. 704 S. Ord. Pap. 5 Thlr. 12 Gr. Vollpap. 4 Thlr.

Berlin, im November 1836.

Veit & Comp.

Neu ist erschienen:

Die Baukunst.

Namen aus der Geschichte eines Meisterwerks;

herausgegeben von

C. Gerloffohn.

2 Bände. 8 Zhlr.

Kometenstrahlen.

Eine Sammlung von Erzählungen

von

C. Gerloffohn.

1ster Band. 1 Zhlr. 12 Gr.

Skizzen über Deutschland

und die Deutschen

mit Bemerkungen über Oesterreich, Ungarn, Polen und die Schweiz.

Von einem in Deutschland wohnenden Engländer.

2 Bände. Mit Kupfern. 2 Zhlr. 12 Gr.

Die Mäurer in den Karpaten

oder

Ungarn vor 150 Jahren.

Historisch-romantische Erzählung

von

C. Morrell.

2 Bände. 2 Zhlr. 12 Gr.

Der Aufstand

in

R. i. r. o. l.

Historisch-romantisches Gemälde

von

G. C. H. Belani.

3 Bände. 4 Zhlr. 12 Gr.

Chronique

des **Veil de Soeur**

der letzten Gemächer des Schlosses und der Gesellschaften

in Paris.

17ter und 18ter Band. 2 Zhlr.

Novellen

von

Julius Rosen.

1ster Band. 1 Zhlr. 12 Gr.

Pariser Nächte,

eine Galerie galanter Abenteuer, geheimner Liebes- und

anderer Geschichten der pariser Großen.

9ter und 10ter Band. 2 Zhlr.

Der Winter

in der Einsamkeit.

Ein Beitrag zur Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts.

9 Gr.

Funzig Jahre

der

geheimen Geschichte Frankreichs und des Hofes von

Versailles.

4 Bände. 4 Zhlr.

Lit.-Museum in Leipzig.

In der Antiquarischen Buchhandlung ist soeben erschienen und zu allen Buchhandlungen versandt worden:

Technologische Encyclopädie,

oder

alphabetisches Handbuch der Technologie, der technischen Chemie und des Maschinenwesens.

Zum Gebrauche für

Kameralisten, Oekonomen, Künstler, Fabrikanten und Gewerbetreibende jeder Art.

Herausgegeben von

Joh. W. Precht,

1. L. niederrh. wirklichem Regierungsrathe und Director des 1. L. polytechnischen Instituts in Wien u. c.

Siebenter Band.

Glasblasen — Gutmacherkunst.

Mit den Kupfertafeln 125 bis 150.

Kadenpreis 6 Fl., oder 5 Zhlr. 12 Gr. Subscriptionspreis

4 Fl. 48 Kr., oder 2 Zhlr. 16 Gr.

Inhalt. Glasblasen. Glaserarbeiten. Glasflüsse. Glasmalerei. Glasbleiben. Glättmaschine. Gloden. Gppl. Goh. Goldarbeiten. Goldschlägerei. Graphit. Graufarben. Graviren. Grünfarben. Gullochiren. Gärten. Gyps. Haar. Hahn. Hammer. Handhabe. Hans. Harz. Haspel. Hausenblase. Hebel. Heber. Heizung. Hobel. Hobelmaschine. Holz. Horn. Gutmacherkunst.

Stuttgart, im Sept. 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei W. H. Engelmann in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Bibliothek

der

schönen Wissenschaften,

oder Verzeichniß der vorzüglichsten, in älterer und neuerer Zeit, bis zur Mitte des Jahres 1836 in Deutschland erschienenen Romane, Gedichte, Schauspiele und anderer zur schönen Literatur gehörigen Werke, sowie der besten deutschen Übersetzungen poetischer Werke aus lebenden fremden Sprachen. Durch Herausgegeben von Th. Ghr. Fr. Eschlin. Gänzlich umgearbeitet und neu herausgegeben von W. Engelmann. — Zweite Auflage. Gr. 8. 51 Bogen. Preis. 2 Zhlr.

Bei F. G. Mann in Minden ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Der

Lehrgang der zeichnenden Erdkunde

für

gelehrte, Kriegs- und höhere Bürgerschulen.

Erster Beitrag

zur weltgeschichtlichen Ansicht alles Unterrichts.

Von

Dr. Friedrich Kapp,

Director des Königl. Gymnasiums zu Hamm.

LXVI und 100 Seiten gr. 8. mit 14 Tafeln in Steinbrud. (1 Zhlr. 10 Gr., oder 2 Fl. 24 Kr. Rhein.)

Bereits am 20ten August 1834 hat das Königl. hohe Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medialangelegenheiten dem Herrn Verfasser „das Verdienst der Priorität der Erfindung und Anwendung der constructiven Methode für den geographischen Elementarunterricht in der von ihm gewählten Form“ vor der des Dr. Ewen Koggen zuerkannt, und ist ihm hierauf ein allerhöchstes Privilegium d. d. Berlin den

20ten Februar 1835 gegen den Nachdruck dieser seiner Schrift und etwaige bloße Umänderung der dazu gehörenden Tafeln auf 10 Jahre für den ganzen Umfang des preussischen Staats zu Theil geworden.

Wir halten es demnach für überflüssig, das pädagogische Publicum noch näher auf ein Werk aufmerksam zu machen, das, nach K. Ritter's Urtheil über die constructive Methode, „für den elementar-topischen Theil der Schulunde eine neue Bahn zu brechen um so mehr geeignet sein möchte“, als es, in dem Grundgedanken und Ergebniss mit Xogers übereinstimmend, die allgemeine praktische Anwendbarkeit in den genannten Schulen vor jenem voraus haben wird.

Ankündigung

eines
für das edle weibliche Geschlecht
tätig in der Rein'schen Buchhandlung in Leipzig
erschiedenen Werks:

Die Jungfrau,

nach den Anforderungen des vernünftigen, gebildeten und
gefühlvollen Mannes.

Oder
Hinke zur Ausbildung des weiblichen Geschlechts,
aus der Feder eines Mannes.

Von
Friedrich von Eybow.

Mit einem feinen Titelkupfer, vorstellend das ideale Bild
einer Jungfrau mit dem Motto:

Werte Güter, du nährst der Menschheit göttliche Pflanze,
Bilde Schönes, du brachst Keime der göttlichen Aus.

In elegantem Umschlag geheftet. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Mit dem vollsten Vertrauen auf günstige Aufnahme tritt die Verlagsbuchhandlung mit einem neuen Werke des Hrn. Friedrich von Eybow hervor, dessen lehr- und erfahrungsreiche Feder des Bediegnen schon so Vieles lieferte. Die Heranbildung der weiblichen Jugend, der zukünftigen Gattinnen und Hausmütter, der Begründerinnen des Familienglücks: diese Aufgaben hat der Verfasser so richtig als treffend gefasst und stellen sich in der Zueignung an seine Leser, sowie in der Einleitung zu dem Werke dar. Mit vollem Rechte glauben wir daher dieses Werk dem schönen Geschlechte zur Herde jeder weiblichen Bücher Sammlung, besonders aber als ein passendes Geschenk für Lehrer, Gattinnen und Freundinnen empfehlen zu können, da auch die äußere Ausstattung nichts zu wünschen übrig läßt.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an
alle Buchhandlungen versendet worden:

Historisch-kritische Darstellung des Streits

über
die Einheit oder Mehrheit der venerischen Contagien
von

Dr. Friedrich Oesterlen.

Preis 3 Fl. 24 Kr., oder 2 Thlr.

Die medicinische Facultät zu Tübingen wurde durch die noch herrschende Dunkelheit dieser Sache veranlaßt, im Jahr 1833 eine Preisfrage zu stellen, worin sie eine Erörterung des Streits über die Einheit oder Verschiedenheit des Tripper- und Chanker-Contagiums und des Verhältnisses der Pseudosyphilia zu diesen Contagien verlangt. Die Beantwortung des Verfassers erhielt den Preis; nachdem

als weiter ausgeführt und verbessert wurde, lag es an
man der Beurtheilung des ärztlichen Publicum vor.

Wenn die Geschichte irgend eines Kunstzweigs und in
verschiedenen Lehren darüber geglaubt ist, zu zeigen, wie
wenig die meisten Ärzte im Stande sind, aus ihren ge-
nannten Erfahrungen gewandte Vernunftschlüsse folgerichtig
abzuleiten, so ist es der Streit, dessen Darstellung wir uns
zur Aufgabe gemacht haben.

Stuttgart und Augsburg, im Sept. 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Als Weihnachtsgaben

sind die beliebtesten Schriften

von

Henriette Hauke, geb. Amst,

für die gebildete Frauenwelt und für jede Familien-
Bibliothek wegen ihres allgemein schon anerkannten Sch-
tes und Interesses fernerhin vorzüglich zu empfehlen und bei
alle Buchhandlungen zu erhalten:

Die Schwägerinnen. 2 Theile. 2 1/2 Thlr.
Die Verlen. 2 Theile. Zweite Auflage. 3 1/2 Thlr.
Die Schwiegermutter. 2 Theile. Zweite Aufl. 2 1/2 Thlr.
Die Witwen. 2 Theile. 3 1/2 Thlr.
Die Schwester. 2 Theile. 3 1/2 Thlr.
Der Blumenkranz. 2 Theile. 3 1/2 Thlr.

Hahn'sche Postbuchhandlung
in Hannover.

In unserm Verlage erschien:

Alexander der Große.

Charaktergemälde in drei Abtheilungen

von
Ludwig Bauer.

Erste Abtheilung: Alexander und Menschen; Charakter in
fünf Aufzügen.

Zweite Abtheilung: Eine Nacht in Persien; Charakter in
fünf Aufzügen.

Dritte Abtheilung: Alexander und seine Freunde; Charakter
in fünf Aufzügen.

8. Brosch. 1 Thlr. 18 Gr., oder 8 Fl.

Stuttgart.

Hallberger'sche Verlagsbuchhandlung.

In meinem Verlage sind erschienen und in allen Buch-
handlungen zu erhalten:

Blumen- und Abentheuer

aus

meinem jüngsten Arbeits-Euflum.

Gesammelte Schriften

von

Ludwig Kellstach.

Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 4 Thlr. 12 Gr.

Inhalt: I. Die Strickholzengenden. Erzählung. — II. Die
ber im Schwarzwalde. Novelle. — III. Die Schöne. Erz-
lung. — IV. Die Cholera im Fürstenthum Schwarz. — V.
Dercent. — VI. Die Schöne. Erzählung.

Wiese (Eigismund), Friedrich. Ein Roman.

1 Thlr. 12 Gr.

Von dem durch seine eigenhändigen Schriften bekannt-
theilhaft bekannten Verfasser erschienen bisher: „Der
Roman.“ (1833, 1 Thlr. 20 Gr.) „Der Roman.“ (1834, 1 Thlr. 6 Gr.) „Der Roman.“ (1835, 1 Thlr. 12 Gr.) „Der Roman.“ (1836, 1 Thlr. 6 Gr.)
Leipzig, im November 1836.

J. H. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

1836. Nr. XXXX

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brodhans in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeprägt, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Comptoir-Handbuch

nach
MAC-CULLOCH

in
Einem Bande.

Mit den Plänen von Gibraltar, Helsingör, Konstantinopel, Newyork, Petersburg und Rio Janeiro und einer Weltkarte nach Mercator's Projection.

Soeben ist bei uns erschienen und durch jede solche Buchhandlung zu beziehen:

die dritte Lieferung

einer schönen und ausserordentlich wohlfeilen Ausgabe von Mac-Culloch's vortrefflichem

Dictionary of Commerce and Commercial Navigation,

Bogen 21-30, Colonien-Flache,

auf die wir hiermit das ganze gebildete Publicum, besonders aber den Handels- und Gewerbestand aufmerksam machen.

Unser Handbuch für Kaufleute, nach denselben englischen Originale bearbeitet und durch Supplemente bereichert, welche hauptsächlich auf den europäischen Continent und seine industriellen Verhältnisse Bezug haben, hat überall die Anerkennung gefunden, welche sein reicher gebogener Inhalt verdient. Der Umfang desselben schrieb jedoch einen Preis vor, der, wenn schon an und für sich äußerst billig, das Werk doch Manchem unzugänglich machte. Wir haben uns deshalb entschlossen, diese gedrängte Umarbeitung zu veranstalten, welche jenem Abestande begegnet, und überhaupt vorzugsweise auf die Bedürfnisse des praktischen Kaufmanns, Fabrikanten und Gewerbmannes berechnet ist. Es wird in derselben nichts ausgelassen, als diejenigen Partien des Originals, welche rein nur auf Großbritannien Bezug haben, und nichts abgefügt, als einige längere theoretische Abhandlungen. Ganz vollständig wird aufgenommen:

Alles, was auf Handelsgeographie, Waaren- und Gewerbestände, Münz-, Maß- und Gewichtsverhältnisse, Wechselcurse, Staatspapiere, Versicherungen, Leihrenten, Bankgeschäfte &c.

Bezug hat, ja alle diese wichtigen Zweige des kaufmännischen Wissens werden durch Zusätze aus den neuesten und besten Hülfsmitteln bereichert.

Compacter, aber dennoch sehr deutlicher Druck und ein großes Format machen es möglich, das ganze so höchst reichhaltige Werk in 60-70 Bogen zusammenzubringen, welche noch im Laufe des Jahres 1836 in sechs bis sieben Lieferungen erscheinen werden.

Den Subscriptionspreis stellen wir auf

48 Kreuzer, oder 12 Groschen für jede Lieferung.

zahlbar bei Empfang derselben, und lassen ihn vorläufig bis zum Schlusse des Werkes, der in diesem Jahre noch erfolgen wird, offen. Subscribentenfammler erhalten auf zehn das erste Exemplar gratis, wenn sie sich an die ihnen zunächstgelegene Buchhandlung wenden. Wir haben jede solche Handlung in den Stand gesetzt, diese Vergünstigung einzuräumen.

Dieser ausserordentlich wohlfeile Preis wird auch dem Unbemittelten gestatten, sich ein Werk anzuschaffen, das bereits die Kunde in Europa gemacht hat und überall als das vortrefflichste seiner Art anerkannt worden ist. Es ist die vollständige Handels-Encyclopädie, und wird das unentbehrliche Handbuch auf jedem Comptoire werden.

Neben jeder irdischen Auskunft in den Fächern der Waaren-, Münz-, Wechsel-, Usancenkunde &c., der Statistik, Geographie &c., welche im Verlauf der Tagesgeschäfte nöthig sein kann, findet man darin eine reiche Quelle der Belehrung und des Studiums für einsamere Stunden. Mit durchaus praktischer Tendenz und in der unterhaltendsten Abwechslung gibt der Verfasser eine vollständige Geschichte des Weltverkehrs älterer und neuerer Zeiten, sowie der Handels- und Finanzgesetzgebung. Jedes Land, jede Stadt, welche eine bedeutende Rolle gespielt haben, jeder Waaren- oder Fabricationsartikel, dessen Erzeugung und Verbrauch ins Große geht, finden ihre Schilderung. Alle Zusätze der zweiten Originalauflage und des Supplementbandes, die besonders im Fache der Handelsstatistik und Geographie zahlreich sind, und auch die neuesten Veränderungen der englischen Gesetzgebung in Betreff der englischen Bank, der ostindischen Compagnie, der Elaverei &c. umfassen, sind darin aufgenommen. Namentlich sind alle bedeutenden inländischen Handelsplätze, die im englischen Originale sammt und sonders übergangen waren, mit ihren Handels-, Münz- und Gewichtsmässen ausführlich darin behandelt, wie so mancher Waarenartikel, dessen frühere Beschreibung irrig oder mangelhaft befunden wurde.

Wir berufen uns zu Befriedigung des Gesagten wiederholt auf die bereits erschienenen drei Lieferungen. Der unvergleichlich reiche Inhalt, die schöne Ausstattung, der deutliche, bei aller Ersparnis des Raums, jedem Auge noch wohlgefällige Druck und die ausserordentliche Wohlfeilheit des Preises werden diesem gemeinnützigen Werke, namentlich beim Handels- und Gewerbestande, überall den verdienten Eingang verschaffen.

Stuttgart und Tübingen, im October 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Plagiat.

Ich hielt es bisher nicht der Mühe werth, öffentlich anzuzeigen, daß ein gewisser Herr Sartori in seiner „Historisch-ethnographischen Übersicht der wissenschaftlichen Cultur des östreichischen Kaiserthums“, S. 278 fg., meine im „German“ (1829, Bd. 53, S. 177) erschienene Abhandlung über die armenische Sprache und Literatur, ohne mich als Verfasser derselben zu nennen, wörtlich hat abdrucken lassen; ich erwähnte dieses Plagiats nicht einmal in meiner „Geschichte der armenischen Literatur“ (Leipzig 1836). Nun sehe ich aber, daß Prof. Blum in seinem Werke: „Herobot und Ktesias“ (Heidelberg 1836), S. 149, Herrn Sartori alles Glück für den Verfasser des in der „Historisch-ethnographischen Übersicht“ abgedruckten Abrisses der armenischen Literatur billigt und mehrmals dessen Meinungen theils lobend, theils tadelnd anführt. Ich finde es deshalb jetzt nothwendig, mein Eigenthum in Anspruch zu nehmen und zu erklären, daß ich für alle in dem angeführten Aufsatze im „German“ oder bei Sartori vorkommenden Ansichten und Meinungen über die armenische Literatur im Allgemeinen und über einzelne Schriftsteller im Besonderen einstehen werde.

München, im October 1836.

G. F. Neumann,
Prof. an der Universität zu München.

In alle Buchhandlungen ist soeben versandt:

Taschenbuch dramatischer Originalien.

Herausgegeben
von

Dr. Frank.

Erster Jahrgang.

Mit dem schön gestochenen Bildnisse Bauernfeld's und vier
Reinischen Kupfern.

8. Elegant gebunden mit Goldschnitt. 2 Thlr. 8 Gr.
Inhalt: Der Musicius von Augsburg. Lustspiel
in drei Aufzügen von Bauernfeld. — Milton's Muse.
Dramatisches Gedicht in einem Aufzuge von G. H. Liebenau.
— Auserqualen. Lustspiel in einem Aufzuge von Dr.
Frank. — Die Christnacht. Schauspiel in einem Act
von Wynaasch. — Der Herr im Hause. Lustspiel in ei-
nem Act von Dr. Frank.

Leipzig, im November 1836.

F. A. Brodhans.

Anzeige

des zweiten, unveränderten Abdrucks
von

R. F. Becker's Weltgeschichte.

Siebente,

verbesserte und vermehrte Ausgabe.

Herausgegeben von J. W. Lorbell.

Mit den Fortsetzungen

von

J. G. Woltmann und A. A. Menzel.

14 Theile Großoctav,

welche in 28 Lieferungen, jede zu dem Preise von 8 Gr.
(10 Gr., oder 30 Kr. C.-M.), geheftet ausgegeben werden.

Mit k. k. Privilegium gegen den Nachdruck und Nachdruckverkauf.

Als wir Ende März d. J. die neue, siebente Ausgabe die-
ses historischen Nationalwerks ankündigten, durften wir uns
bei dem allgemein anerkannten Werth und Nutzen desselben,

sonst dem überaus wohlfeilen Preise (der Bogen auf einen
Schilling) beruhigen. Es kann zu dem Ende nicht genügt
sein, die große, reichhaltige Ausstattung dieses neuen
Bandes, das 6 Bde. für den halben Preis eines alten Bde.
stehen. Der Erfolg hat unsere Erwartungen über-
troffen und bereits einen zweiten Abdruck dieser Ausgabe nöthig ge-
macht, von welcher Erscheinung zu gleichen Bedingungen wir
erfreut wie das Publicum hierdurch in Kenntniß setzen. Im
Inneren des Buches bleibt unverändert und das Lob, so
so hoffen wir, denselben Beifall finden, dessen sich die Aus-
stattung des ersten Abdrucks erfreute. Ebenso werden wir
gleich regelmäßiges Erscheinen der monatlichen Lieferungen
tragen und uns das Lob der Pünktlichkeit, welche wir in
dem ersten Abdruck erworben, zu erhalten suchen.

Becker's Weltgeschichte ist von den vornehmsten
Männern und von den mannichfachen Beschäftigten in
mer auf das Günstigste beurtheilt worden, so daß wir uns
der weiteren Lobeserhebungen seines Inhalts enthalten
um so mehr, als die alte Geschichte in drei Bänden
vorliegt; und von der Kritik die Prüfung ihres wahren
wissenschaftlichen Wertes und der erhöhten popularen Aus-
stattung erwartet. Der Herausgeber bemüht sich auch
auch die folgenden großen Zeiträume der Geschichte auf
Art, wie es in der des Alterthums geschehen ist, in
voller Bollendung und Abendung der Form entgegenzusetzen.

Die erste Lieferung des zweiten Abdrucks ist schon
in allen Buchhandlungen zu haben. Es wird durch diese
neue Ausgabe dem ganzen Publicum, besonders den
Leuten und weniger Bemittelten, welche eine Lektüre in
mehreren Theilen zu erschwerend ist, von Neuem die Ge-
legenheit gegeben, durch eine monatliche Ausgabe von weniger
in den Besitz eines wissenschaftlichen Schatzes für sich
zu gelangen.

Berlin, am 25ten October 1836.

Duncker und Hummel.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und
Buchhandlungen versandt worden:

Ansichten
über

Natur und Geistesleben

von

Joh. Heinrich Ferdinand Nuland.

Kanzler der Universität Erlangen.

nach seinem Tode herausgegeben von seinem
Hermann Friedrich Nuland,

ord. Lehrer der Philosophie zu Erlangen.

Gr. 8. Preis 4 Fl. 30 Kr., oder 2 Thlr. 10 Gr.

Inhalt: I. Die Verhältnisse des Lebens zu
zu Grund liegenden Kraft. II. Der Instinct und
Gründung in dem Bildungsstrebe der organischen
III. Natürliche Geschichte des Menschen. IV. Die
Frage ist der Mensch in der Natur? V. Beziehung
mit dem organischen Körper; Entwicklung des
Persönlichkeit in der Reihe der Wesen. VI. Die
Materialismus. VII. Natürliche Fassung des
Bezug auf ein Jenseits. VIII. Die Natur der
räumlichkeit der Seele. IX. Erinnerung und
vom Orte der Seele. X. Wissenschaft des
geborene Beschränktheit hierin.

Vor mehr als dreißig Jahren erschien
seine Laufbahn als Naturforscher mit einem
logie, welcher eine wahre Fundgrube der
Begründungen und wahrhaft dramatischer
für die Wissenschaft die reichsten Früchte
dem der geniale Mann in einem reichen
mannichfachen Kenntnisse und Erfahrungen
sein umfassender Geist die höchste Reife

Menschen überhaupt beiseits beschreiben ist, drängte es ihn in seinen letzten Jahren, seine Anschauung und seine Überzeugungen in einem eignen Werk niederzulegen. Seine Samstags- und ganze Geistesthätigkeit mußten ihn dahin treiben, daß er die Welt des Übernatürlichen auf dem Grund der unmittelbaren sinnlichen Beobachtung konstruirte, und die Quelle einer ewig wahren Psychologie in der Physiologie suchte und fand. Er beabsichtigte, vom Standpunkt des Naturforschers aus das Räthsel des Lebens in seiner sinnlichen Erscheinung und seinem Zusammenhang mit einer übernatürlichen jenseitigen Welt in einem vollständigen System zu entwickeln. Leider hat der Tod die große, jedoch in den Hauptzügen schon ziemlich weit gebildete Arbeit unterbrochen; aber auch als Bruchstück ist sie von großer Bedeutung, und der Herausgeber, der Sohn des Verstorbenen, hat sich bemüht, indem er die größern Abhandlungen, welche er im schriftlichen Nachlaß seines Vaters fand, mit kurzen Skizzen aus frühern Schriften desselben verflocht, ein Ganzes mit Halt und Zusammenhang darzustellen. Das vorliegende Werk enthält somit, was einer der genialsten Männer, einer der scharfsinnigsten Forscher über die wichtigsten Interessen und theuersten Hoffnungen der Menschheit, über Leben überhaupt, über das flüchtige Auftreten des Menschen auf Erden und seine Stellung im All, über das Verhältniß der Lebenskraft einerseits zum organischen Stoff, andererseits zur ewigen Quelle alles Lebens, über Raum und Unendlichkeit der Seele, über die Ansprüche des Menschen auf Fortdauer gedacht und in den letzten Lebensjahren niedergeschrieben hat, und es mag wol für die Wissenschaft des Übernatürlichen so viele fruchtbare Reize enthalten, als seiner Zeit jene berühmte Physiologie für die Kenntniß des organischen Körpers.

Stuttgart und Augsburg, im Sept. 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Von J. M. Gebhardt in Grimma sind durch alle Buchhandlungen Deutschlands folgende werthvolle Werke um beigesetzte bedeutend ermäßigte Preise zu beziehen:
Die Bundeslade. 2 Hefte in 8. 1 Thlr. 4 Gr., jezt 12 Gr.

Inhalt: Von der Rechtmäßigkeit. — 2. Der deutsche Bund. — 3. Von der politischen Einheitlichkeit des Jahrhunderts. — 4. Blick auf die französische Revolution. — 5. Von der Pairschaft kleiner Staaten. — 6. Von der bürgerlichen Gesellschaft. — 7. Vom Lehrstande. — 8. Vom Adel. — 9. Wie kann sich der Adel wieder emporbringen. — 10. Hansbischheit u.

Carlyle, Th., Leben Schiller's, aus d. Engl., eingeleitet durch Carlyle. Mit Lithograph u. Signette. Gr. 8. Vollst. Zwölf. 2 Thlr. 12 Gr., jezt 1 Thlr.

Denzmann, H., Historisch-antiquarische Untersuchungen über Aegypten, oder die Inschrift von Rosette. 8. 1 Thlr. 4 Gr., jezt 12 Gr.

Sagern, Freiherr von, über die Auswanderung der Deutschen. 4 Gr.

Geschichte der Araber in Sicilien, und Siciliens unter der Herrschaft der Araber. In gleichzeitigen Urkunden von diesem Volke selbst. Aus d. Ital. von Hauslentner. Gr. 8. 4 Thlr. mit 1 Karte. 4 Thlr. 20 Gr., jezt 2 Thlr.

Sörres, J., Auserwählte Volks- und Meisterlieder. Mit 1 Hefekupfer. Gr. 8. Zwölf. 2 Thlr., jezt 1 Thlr.

Gottbold, Fr. X., Kleine Schriften über die deutsche Verfassung. 8. 1 Thlr. 4 Gr., jezt 16 Gr.

Hagen, A. G., Grundzüge der Chemie durch Versuche erläutert. Mit Kupf. u. Tabellen. 4te verb. Aufl. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr., jezt 16 Gr.

Harl, Dr. J. P., Entwurf eines rationellen und allg. Armenversorgungssystems, mit Armen- und Armenbeschäftigungs-Anstalten. 8. Sep. 12 Gr.

Hillebrand, Joh., über Deutschlands Nationalbildung. 8. 1 Thlr. 12 Gr., jezt 16 Gr.

—, Deutschland und Rom, oder über das Verhältniß der

deutschen Nation zum römischen Stuhle, histor. und rechtlich entwickelt. 8. Sep. 16 Gr., jezt 8 Gr.

Horp, Dr. G. G., Deutsches Recht, oder merkwürdige physikalische und physiolog. Erscheinungen und Probleme aus dem Gebiete der Pneumatologie. Für Religionsphilosophen, Psychologen und denkende Ärzte. 2 Thlr. Zwölf. 8. 2 Thlr. 12 Gr., jezt 1 Thlr. 8 Gr.

Kugen, Prof. Dr., Vertheil als Staatsmann. 8. 1 Thlr. 3 Gr., jezt 16 Gr.

Kips, Dr. Alex., Statist. von Amerika, oder Versuch einer historisch-pragmat. und rationell-trübend. Darstellung des polit. und bürgerlichen Zustandes von Amerika. Mit 1 Karte. Gr. 8. Cart. 2 Thlr. 18 Gr., jezt 1 Thlr. 12 Gr.

Luthers, Dr. Martin, Briefe an Albrecht, Herzog von Preußen, von den Originalen im geh. Archive zu Königsberg, mit erklä. Anmerkungen herausgegeben von Fuber. Nach einer Vorlesung über den Geist und Styl Luthers von L. G. Borowski. 8. 14 Gr., jezt 6 Gr.

Schmitson, Dr. L., Übersicht der Kriegswissenschaft und ihrer Theile. 8. 10 Gr.

Une machine aux balais, ou voilà ma constitution, par M. L. de B. 8. Sep. 16 Gr., jezt 8 Gr.

Versuch eines Entwurfs einer den deutschen Staaten angemessenen Verfassung. 8. 16 Gr., jezt 8 Gr.

Wallace, R. J., Denkwürdigkeiten Indiens, enthaltend eine kurze geograph. Beschreibung von Ostindien, nebst einer gedrängten Geschichte Hindostans bis 1832. Aus dem Engl. von Rhoda. Gr. 8. Sep. 2 Thlr. 12 Gr., jezt 1 Thlr.

Wedekind, Freiherr von, Das Euchen des Feinmaurere. Ein Bruchstück f. die Brauer-Verammlung der f. e. Johannis zur Einigkeit im Aufzuge zu Frankfurt a. M. 4 Gr.

Weskrumb, Dr. J. Fr., Beschreibung einer vortheilhaften Effigfabrik und der erforderlichen Geräthe. Kräft. Anleitung zur Verfertigung vielfacher Effigarten. Für Fabrikanten und Haushaltungen. Mit Kupf. 8. 10 Gr.

Soeben wurde versandt und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Vollständiges Wörterbuch

der lateinischen Sprache, nach den neuesten Hülfsmitteln bearbeitet

von Dr. Ch. H. Börner, Professor.

Zwei starke Grossoctavbände in Lieferungen von 18 Bogen zu 20 Gr., oder 1 Fl. 24 Kr.

Erste Lieferung.

In diesem Wörterbuche, dessen Erscheinen eine vielfach lautgewordene Erwartung entgegenah, ist eine Vollständigkeit erstrebt, welche, den gesammten lateinischen Sprachschatz bis zum Untergange des römischen Reiches im Abendlande umfassend, nicht nur das Bedürfnis der Schule mehr als befriedigt, sondern auch dem weiter Fortgeschrittenen und dem nicht eigentlich gelehrten Freunde der römischen Literatur in allen Fällen volle Genüge leisten wird. Der Hauptvorzug aber, durch welchen sich dieses Werk den allgemeinen Dank zu verdienen hofft, ist, neben bündiger, stets durch viele, sorgfältig ausgewählte Stellen der Alten aus allen Zeitaltern belegter Entwicklung und klarer Ausdrucks der Bedeutungen, insbesondere eine durchgängige Zuverlässigkeit, die es dem Leser als lateinischer Meisterwerke nicht minder als dem Lateinschreibenden zum sichern Führer und Rathgeber zu machen bestimmt ist.

Wir glauben die Zusicherung geben zu können, daß diese Wörterbuch binnen zwei Jahren vollständig erschienen sein wird.

Stuttgart.

Hallberger'sche Verlagehandlung.

In der Rant'schen Buchhandlung in Berlin ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Seppert, Dr. A. G., Darstellung der grammatischen Kategorien. Gr. 8. 12 Gr. (15 Sgr.)

Handbuch der französischen Sprache und Literatur, oder Auswahl interessanter chronologisch geordneter Stücke aus den klassischen französischen Prosafakten und bei dem Studium des Faches. 1te Auflage. Gr. 8. Geheftet. 3 Thlr. 8 Gr. Fischer, Dr. C., Sammlung von Übungsbeispielen und Aufgaben über die Anfangsgründe der Zahlen- und Buchstabenrechnung zu C. C. Fischer, Lehrbuch der Arithmetik für Schulen. Gr. 8. 1 Thlr.

Jbeler, Dr. J. L., Die Sage von dem Schuss des Zell. Eine historisch-kritische Abhandlung. 8. Geheftet. 1 Thlr.

Kasch, Dr. B. P., Lehrbuch der Geburtskunde. Ein Leitfaden bei akademischen Vorlesungen und bei dem Studium des Faches. 1te Auflage. Gr. 8. Geheftet. 3 Thlr. 8 Gr.

Fischer, Dr. C., Sammlung von Übungsbeispielen und Aufgaben über die Anfangsgründe der Zahlen- und Buchstabenrechnung zu C. C. Fischer, Lehrbuch der Arithmetik für Schulen. Gr. 8. 1 Thlr.

Schwenberg, Dr., Die Verordnungen vom 4ten März 1834 über die Creation in Vollstücken und über den Substitutions- und Kaufgebot-Liquidationsproceß, nebst sämtlichen gesetzlichen und ministeriellen Abänderungen, Ergänzungen und Erläuterungen, unter Benützung der Acten des hohen Justizministeriums. Gr. 8. 2 Thlr.

Rantkoff, A. J., Ergänzungen und Abänderungen der preussischen Gesetzbücher, oder Sammlung aller das allgemeine Landrecht, die allgemeine Gerichts-Criminal-Hypothesen- und Depositatordnung, das Stempelgesetz und die Gebührentaren ergänzenden, abändernden und erläuternden Gesetze und königlichen Verordnungen, verbunden mit einem Repert. der Justiz, Ministerialrescripte und der in der Simon- und von Strampff'schen Sammlung von Rechtsprüchen der preussischen Gerichtshöfe enthaltenen Indicate nach den Materien und Gesetzbüchern geordnet. Mit Genehmigung eines hohen Justiz-Ministerii, herausgegeben. Sechs Bände. Gr. 12. Geheftet. 7 Thlr.

Der erste Supplementband, enthaltend die Cabinettsordres und Königl. Verordnungen für 1835 und 1836, und die Ministerial-Rescripte für 1834 und 1835, ist unter der Presse.

Bei S. G. Kiesling in Stuttgart ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Kinderheimat

in Bildern und Liedern.

Von Friedrich Güll.

Mit einem Vorwort von Gustav Schwab.

8. Geh. Mit 11 Kupfern. Preis 1 Thlr., oder 1 fl. 40 Kr. Die Frische und Anschaulichkeit, die in diesen dem Kinderleben in anziehender und lebendiger Mannichfaltigkeit entnommen „Bildern und Liedern“ walten, und der in ihnen athmende poetische Geist, der die Kleinen so wunderbar fesselt, werden dem trefflichen Bäcklein eine Stelle neben dem Besten in dieser Gattung sichern, während die beigegebenen elf Kupfer, außerst sinnig aufgefaßt und mit wahrer Liebe ausgeführt, das Auge dazu beitragen, es als eine willkommene Festgabe für das jüngere Alter erscheinen zu lassen.

Bei S. Bethge in Berlin erschien soeben:

Erbauliches und Beschauliches

aus dem Morgenlande

von Friedrich Rückert.

Preis fauler gebunden 16 Gr. (40 Sgr.)

Ludwig Uhland's Sagenforschungen.

In der unterzeichneten ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen verfaßt worden:

Sagenforschungen

von
Ludwig Uhland.

Der Anthus von Thór

nach nordischen Quellen.

8. Bellsap. Brosch. Preis 2 fl. 12 Kr., oder 1 Thlr. 10 Gr. „Aus den Tiefen einer Vorzeit, in die seine dänische Geschichte hinabreicht, haben die Völker alt-nordischen Sprachens sich ein großartiges Festesbrennmal gerettet, eine volle Mythologie, eine umfassende religiöse Weltanschauung in Sinnbildern.“

In diese Tiefen hat der als Dichter so berühmte Verfasser das Grubentlicht der Forschung gebracht, und in gewohnter, klarer, Jedermann zugänglicher Darstellung die Resultate seiner langer, gelehrter Studien niedergelegt, durch welche eine Gruppe des nordischen Völkersystems allseitig beleuchtet und so neu als genügend erklärt wird.

Die Fülle und das Gewicht des Inhalts wird den Gelehrten, der seinen Gegenstand erschöpft, die Schatzkammer der Überausgültigkeit der Form, den Dichter, der seinen Stoff beherrscht, auch in diesem neuen Werke in vollem Maße erkennen lassen. Stuttgart, im Sept. 1856.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei A. Wienbrock in Leipzig ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Robinson's Colonie.

Fortsetzung von Campe's Robinson.

Ein unterhaltendes Lesebuch für Kinder,

von
C. Silbebrandt.

4te verb. Auflage. 12. Gebunden 18 Gr.

Auch unter dem Titel:

Robinson der Jüngere.

Ein Lesebuch für Kinder, von J. H. Campe u.

Für die Wortreife dieses Buches hängt das öffentliche Urtheil der bewährtesten Pädagogen unserer Zeit, und die beim ersten Erscheinen stattgehabte äußerst glänzende Aufnahme und schnelle Verbreitung desselben in öffentlichen Schulen und Erziehungsanstalten.

Druck und äußere Ausstattung entsprechen völlig dem gediegenen Inhalte, und bemerken wir nur noch, daß dasselbe als Fortsetzung zu Campe's Robinson sowohl, als auch ein für sich bestehendes Werkchen betrachtet werden kann.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

DE
CLASSICAE ANTIQVITATIS
DISCIPLINA
INJUSTE HODIE IN PATRIA OBSTROCTATA
ORATIO
QVAM

PROVONTIANT

F. L. VIER.

Gr. 8. Christiania. Sep. 4 Gr.

Leipzig, im September 1856.

J. A. Wiedemann

1926. Nr. XXXI.

Dieser literarische Anzeiger wird von H. X. Brodhans in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, 1840, und der Allgemeinen meißnischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin

der Gesellschaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

1836. November. Nr. 188—191.

Fr. 188. *Das Hochkreuz bei Godesberg. Stärkung
der Einge. *Bergerac. *Eine Laborscheibe aus dem 17. Jahr-
hundert. Über den Ebrisau. IV. (Hort.) *Barcelona. —

Fr. 189. *Glencoe. Gefängnisstrafe. *Über die Bau-
kunst, vorzüglich die griechische. Historische Charaktere. Über
den Friesbau. IV. (Kortl.) *Die Bängebrücke zu Kreibitz.

— Nr. 190. *Die Aufgebirge von Spissler. Der Purpur
fab der Eborlach der Alten. *Die Insel Rabagastar. Über
den Weinbau. IV. (Beilage.) Begräbnisgebräuche in Auf.

1874. * Bogarth's Werke. 15. Der Chor. — Nr. 191.
 * Petca. Thier- und Pflanzenleben. Die Pflanz im Mittel-
 * Herr von Boguelin. Begräbnisgebräuche der nordamer-

Indischen Indianer. * Das Thor von Akropolis. Die Verbindung zwischen Großbritannien und Indien durch Dampf-
schiffahrt. * Die Basensammlung in Lwow.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehrere Abbildungen.

Preis dieses Jahrgangs von 53 Nummern 2 Thlr. — Der
Jahrgang von 52 Num. kostet 2 Thlr., der zweite von
51 Num. 1 Thlr. 12 Gr., der dritte von 52 Num. 2 Thlr.

Leipzig, im Dezember 1836.
F. W. Buchholz.

In Carl Gerold's Buchhandlung in Wien

suchen erkennen und befeßt, sowie in allen Buchproben:
den Druckschönheit zu haben:

Jahrbücher der Literatur. Fünfundsechzigster Band.
1836. Juli. August. September.

Inhalt des 76. Bandes.

1. 1) The travels of Macerius, patriarch of Antiochia,
translated by F. C. Reisow.

2) Vestígios da língua arábica em Portugal por Fr. Leão de Somen.

8) Vocabulaire français-turc, par P. X. Bionchi.
9) Dictionnaire abrégé français-turc, par Artin Hindoglu.

5) *Grammaire arabe*, par M. le Br. Silvestre de Sacy.
5) *Geo. Maurici Aug. Knapp, Grammatica critica linguæ*

Grammatik der persischen Sprache, von Paul Katen

Taberlanus, transtulit Joannes Godefredus Ludovicus

Abulfedae historia antislamica, edidit Henricus Orth-

1) Fables de Logman, par Charles Schier.

Specimen criticum exhibens Iosepho Kiacanis de Iosepho Zaldonno, defendit Henricus Engelhaus Weyers.

- 12) Catalogus codicum orientalium bibliothecae Dresdensis scriptis *Harricus Graebius Fleischer.*
- 13) The Algebra of Mohammed Ben Musa edited and translated by *Frederic Rosen.*
- 14) Life of Hahnoel-moolk Hafiz Rohmat Khan, abridged and translated from the persian by *Charles Elliot.*
- 15) The history of the maritime wars of the Turks, translated by *James Mitchell.*
- 16) Xarfenb und Gine Raftt arabisch, von Dr. Maximilian Schlicht.
- 17) MAPKOY ANTOHEINOY TYN EIE KAYTON,
- 18) Lozmami sapientiae fabulae 40; recensuit *Eusebius Rask.*
- 19) A grammar of the turkish language, by Arthur Lowrey Davids.
- 20) Ervatus Imperatorum et Joentio Ingeniosorum usque Ahmedo, Ebn Arabschah, *Georg Guil. Freytag.*
- 21) Liber comendatissimum auctore Abu Zaccaria Jahja en-Naravi edidit *Martius Ferdinandus Wittenfeld.*
- 22) Hariri Regenda, epigrammata, pars maxima, edidit *Cavalier Rudolphus Samuel Friep.*
- 23) Hariris latinae studei Cassini Adelphi Samuele Friperi.
- 24) De expeditione Russorum Borsiam versus auctore Nicomae discoruit *Franziscus Rodman.*
- 25) Die Schah-namé des Schahs, von Hasan u. Adhemar.
- 26) Contes du Cheykh el-Mohdy, traduits par J. J. Marcel.
- 27) Die Schemen der Chuan-ven-lin's Gedichte, von H. v. n.
- 28) Die Schemen der Chuan-ven-lin's Gedichte, von H. v. n.
- 29) Mohammadi filii Chondschahi vulgo Mirkhandi historia Compositum, Josue regis *Fridericus Wilhelms.*
- 30) The Tezkereh al Vakiet, or private memoirs of the Moghal Emperor Humayun, translated by Major Charles Stewart.
- 31) The Seer al-Mutakherin, by John Briggs.
- 32) The Shah Nameh Firdausi, by James Atkinson.
- 33) The geographical works of Sadik Isfahani, translated by William Ouseley.
- 34) Critical essay on various manuscript works Arabic and Persian.
- 35) Abhandlungen zur orientalischen und biblischen Literatur, von Georg Heinrich August Weil.
- 36) Georgii Wilhelmii Freytag Lexicon arabico-latino.
- 37) Alfiyya par le Dr. Silas de Say.
- 38) Grammaire arabe vulgaire, par A. F. Courcier-Fournel.
- 39) Eléments de la grammaire turque, par P. André Aubert.
- 40) Liber classium virorum, qui Karan et traditionem cognitam excoluerant narravit *Martius Ferdinandus Wittenfeld.*
- 41) Ladjeumieh, par M. Le Vasselle.
- 42) Chrestomathia Schahnamianna, edidit *Jean-August Muller.*
- 43) Liber fundamentorum pharmacologiae auctoris Abu Mansur Mowafik princeps latine doctus Dr. R. Spigmann.
- 44) Ober die heilige Schrift verfasst *Gottfried Wilhelm Leibniz*, von Dr. F. Heiligmann.
- 45) Persian fables, by the Rev. Mr. N. N. N.
- 46) Précis historique de la destruction du corps des Jésuites, par A. F. M. de la Roche.
- 47) Tehfut-ul-Mujahideen, by Lutf-Allah S. Abdoulkarim.
- 48) Remarks of Lady Morgan's statements regarding St. Peter's Chair, by N. Wilmot.

- 49) St. St. Prähn's Betrachtung der menschlichen Natur eines Kriegers aus dem neunten Jahrhundert über die Stadt Mainz.
- 50) Corral textus Arabicus recensuit *Gustavus Fluegel*.
- 51) Chrestomathia arabica grammatica conscripta a *Georg Gail Freytag*.
- 52) Gäl und Bälbäl, d. i. Kost und Nahrung, von Hassl; türkisch herausgegeben und deutsch übersetzt durch Joseph von Hammer.
- 53) Sententiae Ali Ben Taleb arabice et persice edidit *Joannes Gustavus Michel*.
- 54) Numi asiatici musei universitatis Casanensis, recensuit *Franciscus Brunnemann*.
- 55) CA. M. Prähn, De Il-Chanorum seu Chalaguidarum numis.
- 56) Oriental fragments by the author of the Hindu Pantheon.
- 57) Miscellaneous translations from oriental languages.
- 58) Narrative of travels in Europe, Asia and Africa, by Evliya Efendi, translated by *Joseph von Hammer*.
- 59) Carminum Abulcaragii Babbaghae specimen, latine ver-
dit *P. H. Wolf*.
- 60) Gallistan ou le portero de fleurs, traduit par *N. Semelet*.
- 61) Mélanges de littérature orientale et française par *J. Agoub*.
- 62) Hariri Basrenais, consensum decas; translatit edidit-
que *Carolus Rudolphus Samuel Peiper*.
- 63) Persian stories by the rev. *H. G. Keme*.
- 64) Abulfodae tabulae quaedam geographicae, edidit *Herr.
Ferdin. Wüstenfeld*.
- 65) Specimen el-Lohabi, edidit *Ferdinandus Wüstenfeld*.
- 66) Mirchand's Geschichte der Sultane aus dem Geschlechte
Buich, persisch und deutsch, von *Friedrich Willen*.
- 67) Novae observationes in quodam numis Abbasidarum,
digessit *Joannes Antonius Arvi*.
- 68) Lexicon bibliographicum et encyclopaedicum ab Haji
Khalifa compositum edidit et latine vertit *Gustavus Fluegel*.
- 69) Traité des instruments astronomiques des Arabes, tra-
duit par *J. J. Seillot*.
- 70) Fables de Lokmann, par *J. H. Delaporte*.
- 71) Ibn Chalikani vitae illustrium virorum, Arabice edidit,
Ferdinandus Wüstenfeld.
- 72) Samachschari's goldene Faltblätter, arabisch und deutsch
von *Joseph von Hammer*.
- 73) Samachschari's goldene Faltblätter, übersetzt von *Dr.
Felix Lebr. Gleitscher*.
- Art. II. *Joseph Freiherr von Eichendorff's* Schriften.
- 1) Abnung und Gegenwart. (Mit einem Vorwort von
de la Motte Fouquet.) Nürnberg 1815.
 - 2) Krieg den Philistern. Berlin 1824.
 - 3) Aus dem Leben eines Taugenichts, und: Das
Marmorbild. Berlin 1826.
 - 4) Ezzelin von Romano. Königsberg 1828.
 - 5) Meisterbeth's Glück und Ende. Berlin 1828.
 - 6) Der letzte Held von Marienburg. Königsberg 1830.
 - 7) Biel Särmien um Nichts. Novelle. (Zusammen mit
Brentano's: Die mehreren Wehmänner.) Ber-
lin 1833.
 - 8) Die Freier. Stuttgart 1833.
 - 9) Dichter und ihre Gesellen. Berlin 1834.
- III. *Jean Paul Friedrich Richter*. Ein biographischer
Commentar zu dessen Werken. Von *H. D. Spazier*.
Berlin 1835.
- IV. 1) über die deutschen Universitäten. Ein Gespräch
von *Dr. Franz Thieremin*. Berlin 1836.
- 2) über das Herberben auf den deutschen Univer-
sitäten von *Dr. X. B. Diesterweg*. Offen 1836.
 - 3) Die Lebensfrage der Civilisation. Von *Eben-
demselben*. Offen 1836.
 - 4) Die Lebensfrage der Civilisation. (Fortsetzung.)
Von *Eben demselben*. Offen 1836.
- V. *Bieland des Schmed*. Deutsche Lebensfrage von *Karl
Simrod*. Bonn 1835.

VI. *Graf Kaupach's* dramatische Werke, erste Aus-
gabe. Herausgegeben von *Dr. v. Wiegand*. Leipzig 1836.

VII. *Richard Hallfeld* Dr. v. Wiegand. In 10 Bänden. 10
teln. Basil Hall. London 1836.

Inhalt des Anzeige-Blattes Nr. LXXV.
Hammer: Pergkall's morgenländische Pantheons. (Zu
Supplemente zu G. J. Klügel's Wörterbuch in der
Mathematik. Herausgegeben von J. J. Gerstner.)

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und ist
Bachhandlungen versandt worden:

Über den Einfluss der Vertheilung des Grundeigentums auf das Volls- und Staatsleben. Von

Dr. Karl Wolfgang Christoph Schütz

Privatdocent an der Staatswirtschaftlichen Facultät zu Jena.

Gr. 8. Preis 2 Fl., oder 1 Thlr. 8 Gr.

Inhalt: Einleitung. Geschichtliche Notizen über
Vertheilung des Grundeigentums bei den Ägyptern, den
Griechen, Römern, alten Deutschen. Die Entwicklung des
europäischen Grundeigentumsverhältnisses bis zur
Revolution. Die Gestalt desselben seit dieser Zeit. Der
Einfluss der Vertheilung des Bodens auf das Volls-
und Staatsleben. Große Güter. Der Einfluss derselben auf
materielle Seite des Vollslebens. Einfluss auf landw.
Fortschritt, Gewerbe und Handel; auf die Ausbildung
die Vertheilung des Vermögens und Einkommens unter
selbe. Gestaltung der Volkswirtschaft. Einfluss auf die
geistige Seite des Vollslebens. Intelligenz, Wissenschaft und
Litteratur. Einfluss auf die bürgerliche Gesellschaft und
Staat. Privat- und öffentliche Rechtsverhältnisse. Staat
und Staatsverfassung und Verwaltung. Stämme, Gut-
kraft. Mittlere Güter. Kleine Güter. Einfluss auf die ma-
terielle Seite des Vollslebens. Einfluss auf die geistige
Seite des Vollslebens. Einfluss auf die bürgerliche Gesell-
schaft und Staat. Privatverhältnisse. Gemeinwesen
Gemeindeverwaltung und öffentliche Rechtsverhältnisse. Ju-
gen. Staatskraft. Ganz kleine Güter. Von dem Einfluss
Staats auf die Vertheilung des Grundeigentums. Der
Einfluss der Vertheilung des Grundeigentums in England,
Spanien, Griechenland, in der Türkei, in
Preußen, Frankreich, Württemberg.

In Abicht auf die Vertheilung des Grundeigentums
ten in den Gesetzgebungen der wichtigsten europäischen
verschiedene einander gradezu entgegengesetzte Gesetze.

Bald wird es aus wirtschaftlichen und politischen
den für gerathener gehalten, die Untheilbarkeit der
güter aufrecht zu erhalten, bald wird die freie Theilung
Bodens als ein Mittel zu hoher Entwicklung des
Volls angesehen. In der neueren Zeit aber ist
Deutschland sowohl von Staatsmännern und von
als in der Litteratur der unbedingte Werth der
Theilbarkeit und Verkürzung des Grundeigentums
Zweifel gezogen worden.

Der Verfasser hat sich zur Aufgabe gemacht, den
stand, der bei der Verantheilung der neuen Agrarver-
gen eine wichtige Rolle spielen muss, nach allen
mit Rücksicht auf die über den Gegenstand
Litteratur und auf den Grund eigener gesammelter
wissenschaftlicher Erforschung zu untersuchen.

Stuttgart und Tübingen, im Sept. 1835.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Als Weihnachtsgeschenke

von Hochberühmten Werthe und Nutzen für Lehrer, Studen-
den, Geschäftsleute und gebildeten Familien sind die folgen-
den reichhaltigen und vortheilhaften, sehr wohlfeilen
Werke ganz vorzüglich zu empfehlen und durch alle Buchhand-
lungen auch zur vortheiligen Ansicht und Prüfung zu erhalten:

Geys's Fremdwörterbuch, 7te Auflage, 2 Thlr.
16 Gr. — **Meier's Handbuch der Geographie**, 4te
Ausgabe, 3 Thlr. 8 Gr. — **Deffen Handbuch der Welt-
geschichte**, 1ter Bd., mit 5 Illuminirten Karten, 2 Thlr.
12 Gr. — **Deffen Länder- und Völkertunde**, 4te Auflage,
1 Thlr. 8 Gr. — **Schaffer's französisches Wörterbuch**,
I. und II. 1. 4 Thlr. 20 Gr. — **Oltrogge's deutsches
Lesebuch**, 2 Theile, 2te Auflage, 1 Thlr. 8 Gr. — **Heins-
ius' Wörterbuch der deutschen Sprache**, 4 Bde.
6 Thlr. Schreib. 8 Thlr. — **Ruige, Ueber den Um-
gang mit Menschen**, 3 Thlr. 11te Aufl. 2 Thlr. — **Falk-
mann's Stilistik**, 8te Auflage, 1 Thlr. 12 Gr. — **Deffen
Declamatorik**, 1ter Theil, 1 Thlr. 8 Gr. — **Ernst's,
Vollständ. Wörterbuch zum Homer**, 1 Thlr. 16 Gr. — **Deffen
Wörterbuch der griech. Eigennamen**, 1 Theil, 12 Gr. —
Seyler's populäre Himmelkunde, 4te Auflage. Mit
Kupfern. 1 Thlr. 8 Gr. — **Bosse's Blumenfreund**, 1 Thlr.
8 Gr. — **Wettig's Bibelkunde**, 2te Auflage, 12 Gr. —
Gellert's Fabeln, mit 13 Kupf. 1 Thlr. 16 Gr. —
Sturm's Morgenstunden, 12te Auflage, von Bödeker.
1 Thlr. 12 Gr.

Hahn'sche Hofbuchhandlung
in Hannover.

In der Fr. Brodhag'schen Buchhandlung in Stutt-
gart ist soeben erschienen und in allen soliden Buchhand-
lungen Deutschlands und der Schweiz zu haben:

Die neue Medea.

Ein Roman
vom Verfasser des Scipio Cicala
in drei Bänden.

8. Elegant broschirt. 6 Thlr., oder 10 Fl.

Die Erscheinung des „Scipio Cicala“ brachte eine neue
Äpoche in die Literaturgeschichte der Romane, es braucht daher
nur die Anzeige von dem Erscheinen eines neuen Werks von
diesem Meister, um die Aufmerksamkeit des ganzen Publi-
cums auf dieselbe hinzuleiten. Der Anspruch aller kritischen
Blätter hat dem Verfasser für immer einen Platz neben
Spindler gesichert.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Lebensbilder berühmter Humanisten. Her-
ausgegeben von Dr. C. F. W. Hoffmann. Erste
Reihe, enthält: Fr. Jacobs, Autobiographie; A. Böck;
A. Zell und Angelo Poliziano. Gr. 8. Brosch. Preis
1 Thlr.

Die Namen dieser Männer haben nicht nur für den Ge-
lehrten von Fach, sondern für alle Gebildeten einen so schönen
und behebungsreichen Klang, daß diese Blätter gewiß in allen
Kreisen der gebildeten Welt eine höchst willkommenes Erscheinung
sein werden. Etwas zur Empfehlung dieser Lebensbilder sagen
zu wollen, würde verweigen sein, da dieselben von den achtungs-
würdigen Männern entweder selbst, oder von einem Vertrau-
ten, den eigene Erfahrung und die zuverlässigsten Mittheilungen
dazu vorzüglich befähigten, entworfen und ausgeführt sind. Der
Gelehrte, wie jeder Gebildete, wird durch dieselben angezogen
und bezaubert werden, und der Lehrer wird für die ihm anver-
trauten Schüler nicht leicht schönere Vorbilder vorzulegen finden.
Wenn können Jacobs' unterhaltende oder gelehrte Schriften,
wenn Böck's tiefe und vielseitige Forschungen, wenn Zell's
anschauende Darstellungen aus dem Leben des Alterthums, wenn

Poliziano's Name, eines ruhmgeliebten Altvaters der clas-
sischen Gelehrsamkeit, unbekannt sein; wer von den vielen und
in allen Gegenden der Welt lebenden Freunden dieser Männer
sollte nicht ihr Leben zu kennen wünschen?

Kritik des Haumer'schen Werkes: „Eng-
land im Jahre 1835“. Aus dem Quarterly
Review, Juli 1836. Gr. 8. Brosch. Preis 8 Gr.
Gewiß höchst interessant für alle Leser dieses Werkes.
Leipzig, im November 1836.

A. F. Böhm.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:
31te. Encyclopädische Zeitschrift, vorzüglich für Natur-
geschichte, Anatomie und Physiologie. Von Den.
Jahrgang 1836. Siebentes Heft. Gr. 4. Preis des
Jahrgangs von 12 Heften mit Kupfern 8 Thlr.

Blätter für literarische Unterhaltung. (Verantwortlicher
Herausgeber: Heinrich Brockhaus.) Jahrgang
1836. Monat November, oder Nr. 306—335, 1 Bel-
lage: Nr. 17, und 7 literarische Anzeiger: Nr. XXXV
— XXXI. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 366
Nummern (außer den Beilagen) auf gutem Druck-
papier 12 Thlr.

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Her-
ausgegeben von E. G. Gersdorf. 1836. Zehnten
Bandes erstes und zweites Heft. (Nr. XX, XXL)
Gr. 8. Preis eines Bandes von ungefähr 50 Bogen
3 Thlr.

Allgemeine Bibliographie für Deutschland. (Herausgeber:
E. Avenarius.) Jahrgang 1836. Monat November,
oder Nr. 45—48, und Bibliographischer Anzeiger:
Nr. 45—48. Gr. 8. Preis des Semesters auf gutem
Druckpapier 1 Thlr. 8 Gr.
Leipzig, im November 1836.

F. H. Brockhaus.

Bei Fleischmann in Rängen ist erschienen und durch
alle Buchhandlungen zu erhalten:

(Ein höchst interessantes Werk für Lesecircle und Leih-
bibliotheken.)

**Blumenlese auf dem Gebiete ausgezeichneten Ro-
vellenbichter und Dichters.** Eine Sammlung interes-
santer, erheiternder und belehrender Erzählungen von
A. v. Arnim. 1ter Theil. 8. 1 Thlr. 4 Gr.,
oder 1 Fl. 48 Kr.

Für Freunde der Belletristik eine liebliche Gabe.

In dem Verlage des Unterzeichneten ist erschienen und in
allen Buchhandlungen zu haben:

Buch der schönsten Geschichten und Sagen
für Alt und Jung wiedererzählt von
Gustav Schwab.

Zweiter Theil. Mit einem Titelkupfer.
40 1/2 Bogen. Gr. 8. Gebunden. Preis 1 Thlr. 12 Gr. —
1 Thlr. 15 Gr. — 2 Fl. 42 Kr. Rhein.

Enthält: Kaiser Octavianus. — Die vier Heymons-
kinder. — Die schöne Melusina. — Herzog Ernst. — Fortu-
nat und seine Edhne.

Stuttgart, im November 1836.

E. C. Liesching.

Literarischer Anzeiger.

1836. Nr. XXXII.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brodhans in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, 3fl., sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Seite 2 Gr.

Verzeichniß der im Jahre 1836 von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung zu Stuttgart ausgegebenen oder noch auszugebenden Verlagswerke, neuen Auflagen und Fortsetzungen.

Ketenfäden, die landständischen Anklagen wider den kurfürstlich bayerischen Staatsminister Hans Daniel Ludwig Friedrich Passenpflug betreffend. Ein Beitrag zur Zeitgeschichte und zum neuen deutschen Staatsrechte. Die Vertheidigungsschriften von dem Angeklagten selbst und vom Professor Mohl in Abtungen. 8 Fl. 24 Kr., oder 2 Thlr.

Kusland, Das, ein Tageblatt für Kunde des geistigen, sittlichen und politischen Lebens der Völker. 1836. Gr. 4. 16 Fl., oder 9 Thlr. 8 Gr.

Kutenrieth, J. G. v., Ansichten über Natur und Seelenleben, nach dessen Tode von Dr. Hermann Kutenrieth herausgegeben. Gr. 8. 4 Fl. 80 Kr., oder 2 Thlr. 16 Gr.

Kaine, Geschichtliche Darstellung der Baumwollenzufuhr. Aus dem Englischen überfetzt von Ch. Bernoulli. Mit 12 englischen Stahlstichen. Cartonirt. 8 Fl., oder 3 Thlr.

Karlow, John, junior, Ein Besuch auf der Insel Island. 1 Fl. 45 Kr., oder 1 Thlr. 4 Gr.

Beer, K. A., Erzählungen. 2 Bändchen. 8. Broschirt. 8 Fl. 24 Kr., oder 2 Thlr.

Bemerkungen über den Entwurf eines Strafgesetzbuches für das Königreich Württemberg, nebst einem Versuch über den Zweck und Maßstab der Strafe und über die Strafarten. Gr. 8. Broschirt. 24 Kr., oder 6 Gr.

Bernoulli, Handbuch der Kantonsvertheilung. Gr. 8.

—, Babemecum des Mechanikers. 2 Theile. Dritte, vermehrte Auflage. 12. 1 Fl. 48 Kr., oder 1 Thlr.

Beschreibung der Stadt Rom, von E. Platner, C. Bansen, K. Gerhard und W. Roestel. Dritter Band in 1 Abtheilung. Gr. 8. Mit dem 2ten Bilderhefte.

Betrachtungen über das Gebet des Herrn. 8. 45 Kr., oder 12 Gr.

Bibliothek für Militärs überhaupt und für Unteroffiziere insbesondere. 1te, 2te und 3te Lieferung. 12. 86 Kr., oder 9 Gr.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslandes. Gr. 4. 6 Fl., oder 3 Thlr. 8 Gr.

Burns, Alexander, Reisen in Ostindien und nach Buhara. 2ter Band. 2 Fl. 42 Kr., oder 1 Thlr. 16 Gr.

Comptoir-Handbuch, theoretisch-praktisches, nach MacGulloch und den neuesten, zuverlässigsten Quellen in alphabetischer Ordnung von E. R. Schmidt. Mit den Plänen von Konstantinopel, Gibraltar, Bessingör, Neuyork, Petersburg und Rio Janeiro, und einer Weltkarte nach Mercator's Projection. 1te bis 3te Lieferung. Gr. Imp. 8. In Umschlag geheftet à 2 Fl. 24 Kr., oder 1 Thlr. 12 Gr.

Correspondenzblatt des württemberg. landwirthschaftlichen Vereins. Neue Folge. 1836. 2 Bände in 6 Heften. Gr. 8. Broschirt. 8 Fl., oder 2 Thlr.

Richwald, E. v., Reise auf dem kaspischen Meere. Mit 6 Kupfern. 1ter Band. 2te Abtheilung. Gr. 8.

Risengrein, G. A., Die Familie der schmetterlingsblüthigen oder Hülsengewächse, mit besonderer Hinsicht auf Pflanzenphysiologie und nach den Grundsätzen der phy-

siologisch-systematischen Anordnung ihrer Gattungen bearbeitet. Ein Beitrag zur comparativen Botanik. Gr. 8. 2 Fl. 24 Kr., oder 1 Thlr. 16 Gr.

Entwurf eines Strafgesetzbuches für das Königreich Württemberg. Mit Notizen. Gr. 8. Erste Abtheilung. 2 Fl. 12 Kr., oder 1 Thlr. 12 Gr.

Letztere einzeln:
Notize zum Entwurf eines Strafgesetzbuches für das Königreich Württemberg. Zweite Abtheilung. Gr. 8. 1 Fl. 12 Kr., oder 20 Gr.

Fallmerayer, J. P., Geschichte der Halbinsel Norra während des Mittelalters. 2ter Band. Gr. 8. 3 Fl., oder 1 Thlr. 20 Gr.

Fechtersleben, Freiherr G. v., Gedichte. 8. 2 Fl. 80 Kr., oder 1 Thlr. 12 Gr.

Freyberg, Freiherr H. v., Sammlung historischer Schriften und Urkunden, geschöpft aus Handschriften. 5ter Band. 1stes Heft. Gr. 8. 1 Fl. 24 Kr., oder 20 Gr.

Friedrich, Dr. G., Das Christenleben. Ausgewählte religiöse Betrachtungen in 4 Bändchen. 1stes Bändchen. über die wichtigsten Erscheinungen im Seelenleben. 8. 2 Fl. 42 Kr., oder 1 Thlr. 16 Gr.

Fries, Dictionnaire synonymique complet de la langue française. Gr. 8. Broschirt. 2 Fl., oder 1 Thlr. 8 Gr.

Gagern, Freiherr v., Resultate der Sittengeschichte. 1ter Theil. Demokrat. Neue Auflage. 8. Broschirt.

Galerie zu Schiller's Werken in Stahlstichen auf Chinesischem und Velinpapier. 1te und 2te Lieferung. Gr. 4. Chinesisch à 5 Fl. 24 Kr., oder 3 Thlr. 8 Gr. Velinpap. à 4 Fl. 48 Kr., oder 3 Thlr.

Goethe, v., Wilhelm Meister's Lehrjahr. 2 Theile. Neue Auflage. 4 Fl., oder 2 Thlr. 12 Gr.

—, Werke, in 2 Bänden mit Stahlstichen. Gr. Imp. 8. 1te Lieferung. Subscriptionspreis 6 Fl., oder 3 Thlr. 12 Gr.

Hain, L. d., Repertorium bibliographicum, in quo libri omnes ab arte typographica inventa usque ad annum MD Typis Expressi ordine alphabetico vel simpliciter enumerantur, vel accuratius recensentur. Vol. II. P. 2. (Bes. mit nun dieses Werk geschlossen ist.)

Handbuch für Kaufleute, oder Übersicht der wichtigsten Gegenstände des Handels und Manufacturenwesens, der Schiffahrt und der Bankgeschäfte, mit steter Beziehung auf Nationalökonomie und Finanzen. Supplementband. 2te Lieferung. Gr. 8. 2 Fl. 42 Kr., oder 1 Thlr. 16 Gr.

Hartig, Dr. G. S. und Dr. Th., Forstliches und forstnaturwissenschaftliches Conversations-Lexikon. Ein Handbuch für Leben, das sich für das Forstwesen und die dazu gehörigen Naturwissenschaften interessiert. Zweite revidirte Auflage. Gr. 8. Broschirt. 8 Fl. 45 Kr., oder 5 Thlr.

Herder's, J. G. v., Gedichte. 2 Theile. Neue Auflage. 8. 4 Fl., oder 2 Thlr. 12 Gr.

Herg, H. J., Die Religionslehre Jesu Christi, in Betrachtungen über die sonntäglichen Evangelien im Laufe des christl-

den Kirchenjahr, nach geschichtlicher Darstellung mit Fest-
anmerkungen versehen. Gr. 8. 2 Bde. 12 Kr., oder 1 Thlr.
16 Gr.

Hohl, Dr. und Professor, Die ersten Anfangsgründe der Arith-
metik und Algebra. Gr. 8.

Jahrbuch für 1837. Herausgegeben von H. C. Sch-
macher. Mit Beiträgen von Berzelius, Berzel, Gahn,
A. v. Humboldt, Moser, Olbers und Paucker. 8. Car-
toniert. 8 Fl. 24 Kr., oder 2 Thlr.

Jahrbücher, Würtembergische. Herausgeg. von Drenninger.
1835. 2 Hefte. 8. 8 Fl. 30 Kr., oder 2 Thlr.

Journal, Polytechnisches. Eine Zeitschrift zur Verbreitung
gemeinnütziger Kenntnisse im Gebiete der Naturwissenschaft,
der Chemie, der Pharmacie, der Mechanik, der Manufac-
turen, Fabriken, Künste, Gewerbe, der Handlung, der Haus-
und der Landwirtschaft u. s. Herausgegeben von Dr. Dingler,
Bater und Sohn, und Dr. Schultes. 1835. 24 Hefte.
Gr. 8. Brochirt. 16 Fl., oder 9 Thlr. 8 Gr.

Jovialis, Atellanen, eine kleine Sammlung dramatischer
Dichtungen. 12. Brochirt. 2 Fl., oder 1 Thlr. 8 Gr.

Jugendgeschichte Jesu, nach den arabischen, griechischen
und lateinischen Texten bearbeitet.

Kerner, Dr. Justinus. Eine Beschreibung aus dem Nathe-
gebiete der Natur, durch eine Reihe von Zeugen herrlich
bestätigt und den Naturforschern zum Bedenken mitgetheilt.
8. 1 Fl. 30 Kr., oder 1 Thlr.

—, Nachricht von dem Vorkommen des Wesenstons eines
künstlich-magnetischen Seidens und seiner Thon im Alterthum
bekannte Fassung durch magisch-magnetisches Einwirken, in
einem Gedächtnis an den Herrn Obermedicinalrath Dr.
Schilling in Stuttgart. 8. 36 Kr., oder 9 Gr.

Klausen, G. Th. Großbritannien's Befestigung über
Gewerbe, Handel und innere Kommunikationsmittel statistisch
und staatswirtschaftlich erläutert. Mit mehreren Tabellen.
Gr. 8. 8 Fl. 24 Kr., oder 2 Thlr.

Krapp, Christliches Liederbuch. Gr. 8. 1ste Abtheilung. Belin-
pap. und Druckpap.

Kule, Oberlehrer der schließlichen Bündenanstalt, Pädagogische
Reise durch Deutschland. Gr. 8.

Koppe, Americanische Zustände in den Jahren 1830—32.
2 Bände. Gr. 8.

Kupferblatt. 1835. Herausgegeben von Dr. Schorn. 4.
5 Fl., oder 3 Thlr. 8 Gr.

Kunth, C. S., Enumeratio plantarum omnium hucusque
cognitarum, secundum familias naturales disposita, adjectis
characteribus, differentiis et synonymis. Tomus secundus
exhibens descriptiones specierum novarum et minus cog-
nitarum. Cum tabulis XL lithographicis. 6 Fl. 24 Kr.,
oder 3 Thlr. 8 Gr.

Landauer, R. S., Schova und Finken, über die allgebrä-
uchte Lehre, als Grundlage der Geschichte der Symbolik
und der Beschreibung der Bücher Moses. Gr. 8. 1 Fl., od. 16 Gr.

Sang, Handbuch des Justinianisch-römischen Rechts. 2te ver-
mehrte Auflage. Gr. 8.

Sewau, Nikol., Faust. Ein episch-dramatisches Gedicht. 8.
9 Fl. 12 Kr., oder 1 Thlr. 8 Gr.

Siederchronik, Schwäbische, für Schule und Haus. 8.
30 Kr., oder 8 Gr.

Stetsaturblatt. 1836. Herausg. von Dr. Stengel. Gr. 4.
6 Fl., od. 3 Thlr. 8 Gr.

Mc Culloch (author of the commercial Dictionary), Dictio-
nary pract., theoret. and hist., of Politics, political Eco-
nomy and Statistics. In deutscher Uebersetzung. Gr. 8.

Werninger, J. D. S., Beschreibung des Königl. Wür-
temb. mit Kupfer und Karten. 1tes Heft. Ober-
amt. 11 Bm. Gr. 8. 1 Fl. 12 Kr., oder 16 Gr.

Rehnl, Dr. G., Altkatholische Balladen, Märchen und
Sagen, nebst einigen deutschen Volksliedern. In Deutsche
Uebersetzung. 8. 3 Fl., oder 1 Thlr. 20 Gr.

Morgenblatt für gebildete Stände. 30tes Jahrgang.
1836. 6. 20 Fl., oder 11 Thlr. 8 Gr.

Rein, 1836. Kurzgefaßtes praktisches Grammatik-
buch der französischen Sprache für deutsche Schreibrufen und Sch-
ulen. 2ter Heft. 8.

Ritter, J. v., Sammtliche historische Werke in 40 Bänden.
Neuausgabe. 3te und letzte Lieferung. Belin-papier 4 Fl.
30 Kr., oder 2 Thlr. 15 Gr. Druckpapier 3 Fl., oder
1 Thlr. 18 Gr.

Rationalkalender für die deutschen Bundesstaaten auf das
Jahr 1837. Für Katholiken, Protestanten, Juden und
Muslime, zum Unterricht und Vergnügen für Schullehrer und
Katholiken, Lehrer, Beamte, Bürger und Landwirthe. Herausg.
von Ch. C. Kober, fortgesetzt von Johann Heinrich Kober.
Hrsg. 1836. 4. 12 Fl., oder 12 Gr.

Nathomb, Essai politique et historique sur la révolution
Belge. In deutscher Uebersetzung. 8. 4 Fl., oder 3 Thlr.
20 Gr.

Oesterlen, Dr. Friedrich, Historisch-kritische Dar-
stellung des Streits über die Einheit oder Mehrheit der
venesischen Colonien. Gr. 8. 3 Fl. 24 Kr., oder 2 Thlr.

Paley, Natural Theology with illustrative Notes. In deut-
scher Uebersetzung. Gr. 8.

Paris im Jahr 1835. 8. 3 Fl. 24 Kr., oder 1 Thlr.
Pfaff, über das Feuille und die Presse in Frankreich.
Gr. 8. 2 Fl. 42 Kr., oder 1 Thlr. 16 Gr.

Pflanzger, Dr. Th., Neues Buch über die Anlagen
von Brücken nach Regeln, nach allgemeinen Grundsätzen
über Eisenbahnanlagen überhaupt nach einer geordneten An-
sammlung der bisherigen Literatur über Eisenbahnen,
Dampfwagen und Dampfmaschinen. Mit 1 Einleitung. Gr. 8.
In Umschlag gebunden. 24 Kr., oder 6 Gr.

Precht, J. J. v., Technologische Encyclopädie, oder tech-
nische Handbuch der Technologie, der technischen Chemie
und des Maschinenwesens. Zum Gebrauche für Kammerherren,
Hofräthe, Kämpfer, Fabrikanten und Gewerbetreibende. 1tes
Bd. 7ter Band. Von Glasblasen bis zum Maschinenbau. Mit
24 Kupferst. Gr. 8. 6 Fl., oder 3 Thlr. 12 Gr.

Pringle, Thomas, Sibyllenische Stücken. 1 Fl. 12 Kr.,
oder 16 Gr.

Pusch, Paul, Geognostische Beschreibung von Pommern. 2ter
Band. Mit einem Atlas. Gr. 8.

Rapp, W., Die vergrößernde Brauerei des Menschen. Her-
geleitet von der Naturgeschichte. 2tes Heft. 12 Fl., oder 6 Thlr.
der 1ste Heft. 12 Fl., oder 6 Thlr. 12 Gr.

Reisen und Schiffsreisen der letzten und neuen
Zeit. Eine Sammlung der interessantesten Reisen über die
Welt. 1tes Heft. 12 Fl., oder 6 Thlr. 12 Gr.

Reisen und Schiffsreisen der letzten und neuen
Zeit. Eine Sammlung der interessantesten Reisen über die
Welt. 1tes Heft. 12 Fl., oder 6 Thlr. 12 Gr.

Reisen und Schiffsreisen der letzten und neuen
Zeit. Eine Sammlung der interessantesten Reisen über die
Welt. 1tes Heft. 12 Fl., oder 6 Thlr. 12 Gr.

Rhetores graeci ex omnibus floribus. 12 Fl., oder 6 Thlr.
Rhetores graeci ex omnibus floribus. 12 Fl., oder 6 Thlr.
Rhetores graeci ex omnibus floribus. 12 Fl., oder 6 Thlr.

Schiller, F. v., *Sämmtliche Werke* in 12 Bänden. Sechspapier, mit Kupferstichen. Gr. 8. 3te und 4te Lieferung. Subscriptionspreis 2 8 fl. 24 Kr., oder 5 Thlr.

Schmeller, J. A., *Bairisches Wörterbuch*. Sammlung von Wörtern und Ausdrücken, die in den lebenden Mundarten sowohl, als in der älteren und ältesten Provinzialliteratur des Königreichs Bayern, besonders seiner älteren Lande, vorkommen, und in der heutigen allgemein deutschen Schriftsprache entweder gar nicht oder nicht in denselben Bedeutungen üblich sind; mit urkundlichen Belegen, nach den Stammorten etymologisch-alphabetisch geordnet. 1ter Theil, enthaltend die Buchstaben R und S. Gr. 8. 6 fl., oder 3 Thlr. 16 Gr.

Schmidt, Dr. und Proffessor, *Das System der Circulation des Blutes*, mit 7 lithographirten und colorirten Tafeln. Gr. 8. 2 fl. 24 Kr., oder 1 Thlr.

Schubert, Dr. G. M. G., *Über den Einfluß der Vertheilung des Grundeigentums auf das Volks- und Staatsleben*. Gr. 8. 2 fl., oder 1 Thlr. 8 Gr.

Seyffarth, Dr. B., *Die Brown, ein Gemälde aus Lons von 18. 8 fl.*, oder 1 Thlr. 20 Gr.

Spittler, E. H., *Freiherr v.*, *Sämmtliche Werke*. Herausgegeben von E. Richter. 4te Lieferung, oder 1ter bis 4ter Band. Gr. 8.

Sternberg, A., *Baron v.*, *Schiffersagen*. 2 Theile. 8. —, *Salzger*. Ein Roman. 8. 2 fl. 80 Kr., oder 1 Thlr. 12 Gr.

Taschenbuch der neuesten Geschichte, früher herausgegeben von Dr. M. Wangel. Neue Folge. Geschichte des Jahres 1834. 5te Abtheilung. 12. In Umschlag geheftet.

Theaterrevue, Allgemeine, herausgegeben von August Leub. *Der Jahrg.* 1837. Gr. 8. Fortgesetzt. 8 fl. 80 Kr., oder 2 Thlr.

Uhlend, Dr. E., *Gedichte*. 10te Aufl. Mit des Verfassers Bildniß, in Stahl gestochen. 8. Broschirt. 3 fl. 86 Kr., oder 2 Thlr. 12 Gr.

—, *Sagenforschungen*. I. *Der Mythos von Thor*, nach nordischen Quellen. Gr. 8. Broschirt. 2 fl. 12 Kr., oder 1 Thlr. 8 Gr.

Uchold, J., *Geschichte des trojanischen Krieges*. Mit Beilagen über die älteste Geschichte Griechenlands und Trojas. Gr. 8. Broschirt. 2 fl. 42 Kr., oder 1 Thlr. 16 Gr.

Wax, J., *Lebensbeschreibungen der ausgezeichnetsten Mäner*, *Widbauer und Baumbacher*, von Cimabue bis zum Jahre 1567. 2ter Theil. 1ste Abtheilung. Aus dem Italienischen. Mit den wichtigsten Anmerkungen der früheren Herausgeber, sowie mit neuen Berichtigungen und Nachweisungen begleitet und herausgegeben von Dr. E. Schorn. Gr. 8.

Wessenberg, J. F., *Freiherr v.*, *Sämmtliche Dichtungen*. 5tes Bändchen. 12. Broschirt.

Wochenblatt für Land- und Hauswirtschaft, Gewerbe und Handel. Jahrgang 1836. Gr. 4. 1 fl. 30 Kr., oder 22 Gr.

Woblig, Ch. v., *Dramatische Schriften*. 4ter Band. 8. 2 fl. 42 Kr., oder 1 Thlr. 16 Gr.

—, *Witter Harald's Pilgersahrt*. Aus dem Englischen des Lord Byron. Gr. 8. 3 fl. 24 Kr., oder 2 Thlr.

Zeitung, Allgemeine. 1836. Gr. 4. 16 fl., oder 10 Thlr.

—, *Register dazu mit Titelblatt zu 1835*. Gr. 4. 45 Kr., oder 12 Gr.

Zolltarif, Der französische. Ins Deutsche übertragen von E. G. F. Steinheil. Gr. 8.

Bei Fleischmann in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Gemälde aus dem Nonnenleben; verfaßt aus den Papieren der ausgehobenen bairischen Klöster. Mit 2 Kupfern. Vierte Auflage. 8. 16 Gr., oder 1 fl. 12 Kr.

Wer nicht von tünlicher Theilnahme ergriffen werden bei der schmerzhaften Erzählung von dem Leiden und Verfolgungen einer unschuldigen Nonne!

Neue Fassung: Ausgabe der 1001 Nacht.

Die 1001 Nacht — auch für den großen Montecoutein ein **Bestand** — ist die wahre **Wissensgabe** für Männer.

Jean Paul.

Die reichen Bände der 1001 Nacht haben mir die angenehmen Abendunterhaltungen bereitet.

Goethe.

In einer sehr eleganten, höchst wohlfeilen Ausgabe ist nun wieder vollständig zu haben das zum Theil uralt, so anziehende und deshalb so vielfach überarbeitete, fortgesetzte und nachgezeichnete große Werk, unter dem Titel:

Tausend und Eine Nacht.

Arabische Erzählungen.

Zum ersten Mal aus einer tunesischen Handschrift ergänzt und vollständig übersezt

von

Max Habicht, F. H. von der Hagen und Karl Schall

15 Bände, mit den von Goethe hochgelobten Holzschnitten.

Vierte verbesserte und vermehrte Auflage.

Auf feines Belin-Druckpapier.

Um die Anschaffung zu erleichtern, ist dieses Werk in 5 Lieferungen, jede zu 3 Bänden, erschienen, und zwar zu folgenden ungemein wohlfeilen Subscriptionspreisen:

für die 1te Lieferung, in 3 Bänden: 36 1/2 Sgr., oder 21 Gr.

„ 2te Lieferung, in 3 Bänden: 25 1/2 Sgr., oder 21 Gr.

„ 3te Lieferung, in 3 Bänden: 26 1/2 Sgr., oder 21 Gr.

„ 4te Lieferung, in 3 Bänden: 26 1/2 Sgr., oder 21 Gr.

„ 5te Lieferung, in 3 Bänden: 1 Thlr.

Zusammen 4 Thlr. 12 Gr. oder 15 Sgr., wofür selbst keine der **besten Druckfehler** und **Auslassungen** verunstalteten Nachdruck-Ausgaben zu haben ist.

Alle Buchhandlungen Deutschlands, sowie die des Auslands, nehmen Subscription an, und sind in Stand gesetzt, das Werk ohne alle Preiserhöhung zu liefern.

Breslau, im October 1836.

Buchhandlung Josef May u. Comp.

Bei Hinrichs in Leipzig erschien:

Schaller, Dr. Jul., in Halle,

Die Philosophie unserer Zeit.

Zur Apologie und Erläuterung des Hegel'schen Systems. Gr. 8. (23 Bogen. 89.) 1 Thlr. 21 Gr.

Inhalt: Tendenz; äußere Entwicklung der Phil.; die Schule; die Polemik; Phänomenologie und Logik; Freiheit und Nothwendigkeit; die Persönlichkeit Gottes; Kritik und Erläuterung der Lehren von Schelling, Krug, J. F. Fichte, Hegel, Weiss, Stahl, Fischer; Hinrichs' Genetis; Fichte's Ontologie.

Der Verf. hat gerade die Punkte zur nähern Berücksichtigung gewählt, an welche sich das philosophische Interesse jetzt vorzugsweise anschließt. Die Hegel'sche Philosophie ist so weit von einer vermeinten, das Christenthum auflösenden Tendenz entfernt, daß sie vielmehr die Zweifel gegen dasselbe zu widerlegen weiß, und die starre Unantastbarkeit des Glaubens zur festen Lebendigkeit anfaßt.

Im Verlage der unterzeichneten Buchhandlung ist erschienen: *De fabula quae de Niobe ejusque liberis agit scripsit* C. E. J. Burmeister. 8. Geh. 12 Gr.

Ein gekrönte Preischrift.

Wismar, im October 1836.

H. Schmidt und v. Cossel's Rathsbuch.

Bei Fleischmann in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Blumauer's, K., sämtliche Werke, herausgegeben und durch Anmerkungen erläutert von K. Ristenfeger. Drei Bände. Zweite Auflage. Gr. 12. 12. 1 Thlr. 12 Gr., oder 2 Fl. 42 Kr.

Diese wohlfeilste Ausgabe der Werke des launigsten Classikers der Deutschen wird Freunden der Satire und des Scherzes ein ungemein willkommenes Geschenk sein.

Bei G. Schumann in Schneeberg ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Ueber das Genotifon des Herrn Prof. Krug von Julius Römer. Geh. 4 Gr.

Passendes Weihnachtsgeschenk.
Shakespeare's Werke, in Einem Bande, im Verein mit Notizen übersetzt und herausgegeben von Julius Römer. Pränumerationspreis 5 Thlr. Prachtausgabe.

Weihnachtbücher,

welche sich durch höchste Eleganz, gediegenen Inhalt und billigste Preise empfehlen.

Das Meer,

seine Bewohner und seine Wunder.

Von

W. F. A. Stimmermann.

Zwei Bände mit herrlichem Stahlstich und 18, zum Theil ausgemalten Tafeln.

Preis 4 Fl. 48 Kr., oder 2 Thlr. 16 Gr.

Wer zählt die Wunder, die das Meer in seinem Schooße birgt! Eine Zusammenstellung alles Dessen, was in und auf dem Wasser lebt und webt, neben einer Schilderung aller Eigenschaften und Eigenthümlichkeiten dieses großen und so furchtbaren Elements, sowie der Schrecken und Genüsse des Seelebens, ist gewiß eine der interessantesten Aufgaben, die sich der Verfasser, der dies Alles aus eigener Erfahrung kommt, stellen konnte, um einen nützlichen Beitrag zur Bereicherung des Wissens der reifern Jugend zu leisten. — Die äußere Ausstattung des Buches genügt gewiß den strengsten Anforderungen.

Volksnaturgeschichte

oder

gemeinfaßliche Beschreibung der merkwürdigsten, nützlichsten und schädlichsten Thiere, Pflanzen und Mineralien.

Nach den besten Quellen und Hilfsmitteln

bearbeitet von

Heinrich Reber,

Verfasser der in mehreren Auflagen vermittelten Naturgeschichte für die deutsche Jugend und vieler anderer Schul- und Jugendschriften.

Erste Hälfte. Mit 16 Steinplatten und gestochenen Titeln.

Preis 3 Fl. 36 Kr., oder 2 Thlr.

Unverkanntes über den hohen Werth der Naturgeschichte als Wissenschaft zu wiederholen, wäre überflüssig, sowie die Zahl

des Titels sich von selbst versteht, wenn man die vielen genauen Angaben und die sorgfältige Ausstattung der ersten Ausgabe des Verfassers mit dem Titel: „Die Naturgeschichte der Thiere“ vergleicht, eine „Volksnaturgeschichte“ nicht nur für die Menge der Lesenden, sondern auch für die Wissenschaft.

Das ganze Werk besteht aus 64 Bogen mit 16 in Hälften von je 25 Bogen in 12 Bogen, auf 16 Bogen gedruckt, ausgegeben. Die erste Hälfte, mit 16 in Hälften gedruckten Abbildungen, ist in allen solchen Buchhandlungen zu haben, die zweite, mit circa 80 Tafeln, deren Lieferung die Ausgabe des Ganzen verspätet hat, erscheint Anfang des nächsten Jahres. Der gediegene Inhalt, Papier und Druck, und Illumination der Tafeln, sowie der außerordentlich billige Preis, berechtigen zu der Behauptung, daß dies Buch die Geschichte

das schönste und zugleich verhältnißmäßig billigste Weihnachtsgeschenk

genannt zu werden verdient!

Stuttgart, im December 1836.

Julius Billa

In der Fr. Brodhag'schen Buchhandlung in Stuttgart ist soeben erschienen und in allen solchen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu haben:

Dr. Georg Reinbeck,

königlich württembergischer Hofrath und Prof.

Reise - Plaudereien

über

Ausflüge nach Wien (1811), Salzburg und dem Sammergut in Oberösterreich (1834), Weimar (1809), die württembergische Alb (1824) und nach den Tönen der Schweiz und dem Rhod (1815). 2 Bändchen. 8. Geh. 2 Thlr. 12 Gr., oder 1 Fl. 12 Gr.

In meinem Verlage ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Vollständiges

HANDWÖRTERBUCH

der

deutschen, französischen und englischen Sprache.

Zweite Auflage.

Breit-8. Elegant gebunden. 3 Thlr. 12 Gr.

Jede der drei Abtheilungen dieses Lexikons:

I. Dictionnaire français-allemand-anglais. (1 Thlr.)

II. A complete Dictionary English-German-French. (2 Thlr.)

III. Vollständiges deutsch-französisch-englisches Wörterbuch. (1 Thlr. 8 Gr.)

ist zu dem beigesezten Preise ebenfalls elegant gebunden zu haben.

Dieses Wörterbuch, für dessen Brauchbarkeit schon nach Jahresfrist nöthig gewordene zweite Auflage zeichnet sich ebenso durch seine Vollständigkeit als durch seine topographische Einrichtung aus. Die deutsche Sprache ist Deutlichkeit der dazu verwandten englischen und französischen mehr hervorgehoben durch den auf das schönste ausgeführten sehr sauberen Druck, machen die Benützung ausserst bequem. Auf die Correctheit ist nicht nur eine grosse Sorgfalt verwandt; der Preis aber ist diesem Umfange und solchen Leistungen nur als höchst billig anzusehen.

Leipzig, im November 1836.

F. A. Brockhaus

Literarischer Anzeiger.

1836. Nr. XXXIII.

Dieser ~~Wochen~~ Anzeiger wird den bei H. N. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, 318, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Reichhaltige und mannichfache Belehrung, angenehme Unterhaltung zugleich, gewähren bei äußerst billigem Preise und schöner Ausstattung nachstehende in allen Buchhandlungen vorräthige Werke:

Das

National - Magazin

der Gesellschaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

Ein Band von 416 Seiten in 8. Folio, mit einigen hundert sauberen Abbildungen in Holzschnitt. Geh. Kuffatt 3 Thaler, jetzt 16 Groschen.

Sonntags - Magazin.

Familien - Museum zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

Erster und zweiter Band. Jeder Band von 416 Seiten in 8. Folio, mit einer großen Menge sehr schöner Abbildungen in Holzschnitt. Geh. Kuffatt 3 Thaler, jetzt 16 Gr. Dritter Band. Erstes Semester von 24 Nummern anstatt 1 Thaler, nur 16 Gr.

Die noch zu Beendigung des Bandes fehlenden Nummern werden ebenfalls in meinem Verlage erscheinen und den Subscribenten für den geringen Preis von 16 Gr. durch jede Buchhandlung geliefert werden.

Eine Fortsetzung zu allen diesen Zeitschriften bildet das in meinem Verlage noch immer erscheinende

Pfennig - Magazin,

welches sich angesichts aller Concurrenz vorzugsweise des Beifalls des Publicums erfreut und bisher stets erfreut hat. Über die fernere leitende Grundsätze bei Herausgabe dieses Blattes wird sich die Redaction in einem Schlusswort an die geehrten Leser aussprechen, auf welches ich aufmerksam zu machen mir erlaube.

Der Preis eines Jahrgangs von 52 Nrn. auf seinem Bogenpapier, mit einigen hundert Abbildungen ausgestattet, bleibt wie bisher 2 Thlr. Die früheren Jahrgänge sind zu nachstehenden Preisen sauber geheftet zu erhalten: I., Nr. 1—52, 2 Thlr.; II., Nr. 53—91, 1 Thlr. 12 Gr.; III., Nr. 92—143, 2 Thlr.; IV., Nr. 144—196, 2 Thlr.

Der Belehrung und Unterhaltung der Kinder insbesondere ist gewidmet das

Pfennig - Magazin für Kinder,

eine Zeitschrift, die während ihres beschäftigten Bestehens sich eines steten Beifalls und steigender Theilnahme erfreute. Sie wird daher auch im nächsten Jahre erscheinen und für den äußerst billigen Preis von einem Thaler für den ganzen Jahrgang von 52 Nrn. in 8. Quartformat mit fast 200 Abbildungen durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen sein. Die früheren Jahrgänge sind sauber geheftet für gleichen Preis überall auch noch zu haben.

Eine gewiß sehr ansprechende Gabe für die Vorlesende Weihnachtszeit bietet auch das Werkchen:

Der Führer in das Reich der Wissenschaften und Künste.

Erster Band. Mit 221 Abbildungen. Sauber geb. 2 Thlr.

Eine populäre, wesentlich zugleich auf Unterhaltung berechnete Darstellung der Mechanik, Hydraulik und Pneumatik, Akustik, Pyrotonik, Optik, Electricität, des Galvanismus und Magnetismus, welche bei dem jetzt so lebhaften Interesse für die physikalischen Wissenschaften eine äußerst günstige Aufnahme gefunden hat. Die verschiedenen Theilungen, aus denen das Werkchen seinem Inhalte nach besteht, sind auch einzeln zu haben. — Ein zweiter Band, die übrigen physikalischen Wissenschaften enthaltend, wird im nächsten Jahre erscheinen.

Leipzig, im December 1836.

Expedition des Pfennig - Magazins.
(H. N. Brockhaus.)

Für literarische Lesecirkel und Freunde der französischen Literatur.

Dem nächsten Jahre an wird durch uns debittirt:

Bulletin littéraire et scientifique. Revue critique des livres nouveaux. 5me année. Paris. Preis des Jahrgangs von 12 Heften in gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

eine Zeitschrift, welche ungefähr in der Weise wie Gerbois' „Repertorium der gesammten deutschen Literatur“, eine von aussern Einflüssen unabhängige und gewissenhafte Übersicht der neu erscheinenden französischen Werke aller Fächer liefert und bei dem äußerst billigen Preise gewiß verdient Allen angelegentlich empfohlen zu werden, denen es um einen zuverlässigen Führer auf diesem Gebiete zu thun ist.

Bestellungen darauf nehmen alle Buchhandlungen an, durch welche auch ein Prospect und Probeheft binnen Kurzem zu haben sein wird.

Leipzig, im November 1836.

Avenarius & Friedlein,

Buchhandlung f. deutsche und ausländische Literatur.

Erwidern.

Den zweiten Band von Lippold's Handbuch des verständigen Gärtners betreffend.

Von verschiedenen Seiten ist bei uns die Anfrage gemacht worden, wann der zweite Band von Lippold's Handbuch des verständigen Gärtners erscheinen werde?

Wir erwidern hierauf: daß der gegenwärtig in England lebende Verfasser uns schon längst die wiederholte Zusicherung gegeben hat, mit der Bearbeitung dieses Bandes beschäftigt zu sein; doch sind wir bis jetzt noch nicht in den Besitz desselben gekommen.

Stuttgart, im Sept. 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bibliotheca Commentariorum in scriptores graecos quam latinos. Vol. I. Opera C. Sallustii Crispi, cura E. J. Richter. Pars I. Conjuratio Catilinaris. 8maj. 2 Thlr. 12 Gr., oder 4 Fl. 30 Kr.
Ein mit dem rühmlichsten Preise bearbeitetes Werk; Schatztheken und Freunden des philologischen Studiums durchaus empfehlend.

Die der Naturgeschichte ist gewidmet und durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

RHETORICAE GRÆCÆ
EDICIBUS FLORENTINIS MEDIO LANENSIBUS
MACENSIBUS NEAPOLITANIS PARISIENSIBUS
ROMANIS VENETIS TAURINENSIBUS ET
VINDOBONENSIBUS
RENDATIONES ET AUCTIONES EDIDIT
ALIOQUOQUE ANNOTATIONIBUS INSTRUXIT INDI-
CA LOQUELTIARUM ADIECIT
CHRISTIANUS WALZ,

PROFESSOR TURINGENSIS.
 8 maj. IX Vols. a.
 Preis für alle 9 Bände:
 Schreibpapier 85 Fl. 54 Kr., oder 50 Thlr. 16 Gr.;
 Druckpapier 65 Fl., oder 38 Thlr. 12 Gr.

Wir zeigen hier die Vollendung einer Sammlung an, die eine bisher immer zugängliche und darum unbekante der griechischen Literatur ein reichhaltiges Repertorium ist. In dem der Leser in Band I und II die Rhetoriken der Aeschylus, des Demosthenes, durchlaufen hat, wird er mit Band III das hochverehrte Bellagium, die Rhetorik des Hermogenes eingeführt, deren herrschende von Commentatoren und Herausgebern gefällige Bemerkungen in Band IV—VII gegeben sind. Die an der Spitze von Band VIII stehende vollständige Sammlung der Schriftsteller über die Tropen und Figuren findet sich in Band VIII. Demetrius, Menander, Alexander, Aristoteles, Quintilian und die bisher in Aspinen verborgene Rhetorik des Longinus schließen die Sammlung, die nun im Ganzen achtzig Bände groß, sechs kleinere Schriftsteller enthält, und durch ihren Reichthum und die allseitige Benutzung erleichtert. Stuttgart, im October 1836.
 In C. G. Cotta'scher Buchhandlung.

Bei C. G. Cotta'scher Buchhandlung in München erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:
Reise's ausführliches Handbuch für Alpenwanderer und Reisende durch das Hochland in Ostreich ob der Enz, Salzburg, Gastein, die Kammergüter, Ellensfeld, Maribach, St. Moritz und Obersteiermark.
 Von H. v. Schlegel. Mit 1 Karte und Ansichten.
 Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr., oder 2 Fl. 42 Kr.
 Der Leser wird staunen über die Naturwunder, welche sich in diesem süblichen Alpenlande aufzuweisen hat. Die berühmte Verfasserin macht uns in ihrer bekannten malerischen Schreibart mit diesen Schätzen bekannt.

Wird in empfohlen und in allen Buchhandlungen zu haben:
Sir Astley Cooper's
theoretisch-praktische Vorlesungen
über Chirurgie,
 oder
Ergebnisse einer fünfzigjährigen
Beobachtung am Krankenbette.
 Herausg. von A. Lax. Aus dem Engl. v. Dr. Scherrens, prakt. Arzt in Altona.
 Mit 61 erläuternden Abbildungen in 3 Tafeln.
 1ste Lieferung mit 4 anatomischen Tafeln 21 Gr.
 (Vollständig in 4 Lieferungen.)
 Der Name Astley Cooper verbürgt den Werth dieses Werkes, und die von A. Lax herorgesehene Ausgabe ist nicht nur durch sehr wohlgezeichnete Abbildungen geziert,

sondern auch im Drucke der Texte sehr lehrhaft und einer strengen Durchsicht unterworfen worden. Der Herausgeber hat Alles aufgebracht, die deutsche Übersetzung des Originalen würdig zu machen, und verspricht die Fortsetzung des Werkes, welches noch nicht vollständig im Original erschienen ist, dem künftigen deutschen Publicum sobald als möglich in einer correcten Übersetzung zu liefern.
 Leipzig, im October 1836.

Theodor Fischer.
 Bei H. E. Brönner in Frankfurt a. M. sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:
Antibarbarus der latein. Sprache.
 In 2 Abtheilungen, nebst Vorbemerkungen über reine Latinität,
 von Prof. Dr. J. P. Krebs.
 2te verb. und Karl vermehrte Aufl. 33 1/2 Bog. Gr. 8.
 Geh. 4 Fl., oder 2 Thlr. 6 Gr.

Der kleine Antibarbarus des Herrn Prof. Krebs, welcher einzeln bald nach seinem Erscheinen vergriffen war, erscheint hier in seiner zweiten Ausgabe, nach dem lange gebegten Wunsche vieler Lehrer und Schüler, in größerm Umfange, und nicht nur nach der lexicallischen, sondern auch nach der grammatischen Seite bearbeitet. Obgleich der Gegenstand nach des Verfassers Übergang unerschöpflich ist, so hat er doch für das so viel zu geben versucht, als ihm nützlich und notwendig schien. Die oft aus Reclameirern gegebenen Beispiele werden, wie er hofft, lehren, wie unclassisch, ja wie unlateinisch oft geschrieben werde. Ubrigens wird sich dieses Buch durch den Gebrauch selbst empfehlen und vielfältige gute Dienste leisten, da schon das kleinere, sehr unvollständige allgemeine gesucht worden ist.

Christlicher Wegweiser,
 oder die wichtigsten Wahrheiten des Heils, in zusammenhängend geordneten Stellen heil. Schrift, ausgewählten Liedervorlesen und Aussprüchen Dr. W. Luthers, dargestellt von C. F. Solthard, ev. Prediger des Hauptungesamtes zu Frankfurt am Main.
 19 1/2 Bog. 8. Geh. Preis 1 Fl. 21 Kr., oder 18 Gr.
 Bindung 1 Fl., oder 1 Thlr. 3 Gr.
 Allen gläubigen Christen, zu deren Lieblingsgeschäfte das fleißige Lesen sowohl der so einfachen als ungeschmückten, aber dennoch so eindringlichen, unerforschlichen, unerschöpflichen Schriftworte, als der köstlichen, kraftvollen, originellen Aussprüche des großen Reformators gehört, verdient deshalb der „Christliche Wegweiser“ dringend empfohlen zu werden. Insbesondere noch glaubt man Studierende der Theologie und angehende Prediger, denen es um eine praktische Bibelfenntnis zu thun ist, sowie alle Religionslehrer auf diese Schrift aufmerksam machen zu müssen, die sich bei ihrer sorgfältigen topographischen Ausstattung außerdem auch als eine der werthvollsten Geschenke für junge Leute bei allen feierlichen Gelegenheiten ganz vorzüglich empfiehlt.

In unserm Verlage ist soeben erschienen:
Karl von Hohenhausen.
 Untergang eines Jünglings von achtzehn Jahren.
 3te Aufl.
Seberigung für Väter, Religionslehrer und Ärzte.
 Gr. 8. Feines Bind. Mit Kupfern. Geh. 1 Thlr. 18 Gr.
 Braunschweig, im October 1836.
 Friedrich Vieweg und Sohn.

In der Unterzeichneten ist fortan erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Erzählungen

von

A. C. Gort.

8. Bdsch. Brosch. Preis 3 Fl. 24 Kr., oder 2 Thlr.
Inhalt: I. Kalkendorf. II. Aus dem Tagebuche eines Dichters. III. Meiner Geschichtsforschung. IV. Soldaten-
schicksale. V. Erste Liebe. VI. Der ungerathene Prinz.

Der Verfasser, mit dessen Leistungen das Morgenblatt be-
kannt gemacht hat, gehört unstreitig zu den besten Schriftstel-
lern im Erzählungsfache; besonders treffend sind seine Schilder-
ungen der Lebensverhältnisse der höheren Stände. In welchen
Kreisen sich seine Erzählungen aber immer bewegen, stets zeich-
nen sie sich durch glückliche Erzählung, entsprechende Ausfüh-
rung, ständige Reinheit und gemächliches Colort aus.

Stuttgart und Augsburg, im Sept. 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Rauch'schen Buchhandlung in Berlin ist er-
schienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Zimmer- und Fenstergarten, oder kurze
und deutliche Anleitung, die beliebtesten **Blumen-
und Zierpflanzen** in Zimmern und Fenstern
zuzüchten, pflegen und überwintern zu können, nebst einer
Anweisung zur Blumentreiberei und
zu einer für alle Monate geordneten Behandlung der
in diesem Werke vorkommenden Gewächse. Vermehrt
durch einen Anhang: **Betrachtungen über
die Stadtgärten**, oder: Anweisung zur möglich-
sten Benutzung der Räume hinter und zwischen Ge-
bäuden in Städten. Von **Peter Karl Bonché**,
Instituts-Gärtner der Königl. Gartenbauanstalt und Mit-
glied der Gartenbaugesellschaft in dem Königl. preuss.
Staaten. Sechste verbesserte und vermehrte Auflage.
27 Bogen in 8. Preis 1 Thlr. 4 Gr.

Neue Zeitschrift für Musik.

Die mit allgemeiner Theilnahme aufgenommene
Neue Zeitschrift für Musik
im Vereine mit mehreren Künstlern und Kunstfreunden
herausgegeben von

Robert Schumann

beginnt mit dem 1ten Januar 1837 ihren sechsten Band.

Der Preis des Bandes zu 52 Nummern, jede zu einem
halben Bogen in 4., beträgt nur 1 Thlr. 16 Gr.
Leipzig, im December 1836.

J. N. Barth.

Bei Fleischmann in München ist erschienen und durch
alle Buchhandlungen zu erhalten:

Das bairische Alpengebirge nebst angrenzenden
Theilen von Tirol und Salzburg. Ein Handbuch
für Reisende zur genauen Kenntniss dieses rei-
chen Hochlandes. Von **J. J. v. Dbernberg**. Mit
2 Karten, einer Ansicht des Gebirgskopfes und Ab-
bildungen von Innsbruck, Salzburg und Kreuth.
8. 1 Thlr. 20 Gr., oder 2 Fl. 48 Kr.

Jedem Reisenden in den süddeutschen Alpen ganz unent-
behrlich, da er mit diesem alles Merkwürdige ins Auge fassen
den Buche in der Hand durchaus seines Führers bedarf.

Lehrbuch der Geometrie,
entworf. von **Dr. C. F. Gauss**,
Anleitung zur als **18. Auflage** heraus-
gegeb. **Lehrbuch der Geometrie**,
entworf. von **Dr. C. F. Gauss**,
tentheils neuer geometrischer Figuren,
die durch einen, in der Ebene sich bewegenden
Punkt nach gewissen Verbindungen zweier
Regelschnitte erzeugt werden, aus einer all-
gem. Construction hergeleitet und zu ent-
werfen. Nebst allgem. Bemerkungen über die An-
wendung dieser Figuren in der Geometrie und in
sonst. Ein Beitrag zur Curventheorie. Mit 14 Ein-
druckssteinen in Querschnitt. Gr. 8. Preis 1 Thlr.
rthl. 2 Thlr. 4 Gr.

Ein Werk wie dieses, welches außer für die mathematische
thematiker, besonders auch für Architekten und Wissenschaftler
gebildete Zeichner bestimmt ist, steht in der Literatur der Geometrie
nicht noch genügend. Der Verf. wünscht es zur weiteren Ver-
handlung und Ausbildung der Curventheorie und der Geometrie
zur nützlichen Beschäftigung, um die ersten Grundsätze der Geometrie
nische fruchtbar anwenden zu können.

Bei Fleischmann in München ist erschienen und durch
alle Buchhandlungen zu erhalten:

Lavalette's wundervolle Rettung vom Geneser
durch die Liebe und Aufopferung seiner Gattin. Von
F. J. Schneidmünd. 12. 12 Gr., oder 48 Kr.
Trefflich dargestellt und mit ganz neuen, nicht mehr
ten, bisher völlig unbekannten Charakteren versehen.

Durch alle Buchhandlungen ist gratis zu beziehen:

Zehntes Verzeichniß

verzeichlicher, zum Theil sehr seltener Werke aus allen Theilen
der Wissenschaft und Kunst,

zu ungewöhnlich wohlfeilen Preisen

in der Buchhandlung von

P. F. u. Klemann in Berlin, Dorotheen-Str. 17.
zu haben und durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Der Eremit,

herausgegeben von **Dr. Fr. Stein**

erscheint auch für 1837.

Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen
darauf an. Preis des Jahrgangs 6 Thlr. 16 Gr.
Altenburg.

Expedition des Eremiten.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:
Petri, F. K. Dr., Vorschule der Literaturgeschichte
von Griechen, Römern und Deutschen. Zweck-
für Gelehrtenschulen. Zweite, mit Berichtigungen
und Zusätzen versehene Ausgabe.
Kassel, den 19ten November 1836.

J. F. Schardt'sche Buchhandlung.

Bei mir ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu
haben:

**Portrait des Herrn Consistorialrath Dr. Theodor
Strüngger** von **G. Bölling.** Preis 10 Gr., in
chines. Papier 25 Gr.

Halle, den 13ten November 1836.

G. H. Böhme

Literarischer Anzeiger.

1836. Nr. XXXIV.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brochhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Für Dr. Friedrich Ludwig Jahn.

Herr Dr. Friedrich Ludwig Jahn hat unter dem Titel: „Leuwagen für Dr. Heinrich Leo“, eine Art Entgegnung auf meine Streitschrift gegen Diefenweg drucken lassen, die mir soeben in die Hand kommt. Ich war vollkommen darauf gefaßt, daß Das, was ich (um überall Hrn. D. mit Beweisen an ihm entgegenzutreten zu können) aus meinem eignen Leben mitgetheilt habe, von mißliebigen Leuten theils als Ausrufung der Eitelkeit angesehen, theils zu giftigen Schläffen über meine Persönlichkeit benützt werden würde. Daß nun Jahn dies auch gethan, thut mir seinerwegen leid; nicht meinerwegen. Seit ich ihn im Herbst 1816 in Berlin gesehen, hegte ich in Beziehung auf ihn eine große Pietät, so lange ich seine Richtungen für die richtige hielt, und auch als dies nicht mehr statt fand, bewachte ich ihn in treuer, dankbarer Erinnerung einen Platz in meinem Geiste — ihm, d. h. seiner Persönlichkeit, ganz abgesehen von seiner Richtung. Es wird mir nun etwas schwerer werden, ihm diesen Platz zu bewahren, da er, obwohl er mich einmal Aug in Aug gesehen, doch, wie ich nun erfahre, nur meine Richtung, nicht mich freundlich behandelt hat. Sollte er rechtens gethan, so müßte ich bei ihm auf die Zuredung zu mir zählen können, auf die ich bei allen Denen, die mir bisher einmal nahe standen, rechnen kann, — auf die Zuversicht, daß heftig von mir geäußerte Worte nicht noch einen Schmeißer haben. Er aber trägt in meine, wie ich gern zugeben will, leidenschaftlichen Ausrufungen gegen D. eine so giftige Auslegung, in Das, was ich über mein Leben gesagt, eine so niederträchtige Gesinnung hinein, daß er über den Contrast des Bildes von mir, was er sich macht, mit meinem wirklichen Wesen selbst erschrecken, und sich über das tolle Zeug, was er gegen mich drucken läßt, laut auslachen müßte, spräche er nur eines Wortes mit mir.

Wenn er meine in leidenschaftlicher (und wie ich hinzusetzt: in gerechtfertigter) Ausrufung gegen D. geäußerten Ausdrücke so abgerissen hätte zusammenstellen wollen, hätte er doch auch erst eine Anthologie aus D.'s Schrift vorzuschicken sollen, und ich wollte ihm dann gern auch eine (meine Ausdrücke hundertfach überbietende) Anthologie aus seinem Leuwagen zusammenstellen. An sein Turnen habe ich ihm nicht rühren wollen. Ich denke (wie ich grade auch in meiner Schrift gegen D. geäußert) mit Dank an die frohen Stunden des Turnplatzes zurück; aber dies wiederhole ich nochmals trotz des Jahn'schen Schruppbesens: das Turnen allein hilft nicht gegen die Lüste des Körpers, sondern es verstärkt sie, wo nicht noch ein anderer, innerer Halt des Menschen hinzukommt.

Ich habe mich allerdings offen als einen Freund Burke'scher, und bedingungsweise als einen Freund Haller'scher Staatsansichten, und als einen Vertheidiger des von Jahn vertretenen historischen Rechts (auch des historischen Rechts der Unterthanen) bekannt und wiederhole mein Bekenntniß. Ich fröne mich sagen zu können, daß auch die Augustinische Kirche von der Sünde, Rechtfertigung und Gnade die meine ist, wenn nicht Jahn deshalb auch einen Mader schilt; und ich bekenne außerdem nochmals, daß ich von wenigen Menschen so viele für mein Geschick fruchtbarere Anregungen erhalten habe als von Hegel, von dem Jahn spricht wie der Blinde von der Farbe. Was nun über mich wegen dieser Beziehungen zum heiligen Augustin, zu Burke und zu meinem Umgange mit

Hegel über mich ergeht, werde ich (so lange es diesen rein persönlichen Charakter behält) jeder Zeit in aller Geduld tragen. Ob Jahn oder ich die Geschichte der französischen Revolution und überhaupt die Geschichte gründlicher aufgefaßt und bearbeitet, müssen wir Beide ohnehin Andern zur Beurtheilung überlassen, und so kann ich also Jahn speciell auf seinen Leuwagen nicht antworten, weil ich, um das Räthseln ziemlich dagegen zu handhaben und alle in Anspielung kommenden Personen abzufertigen, alle Liebe zu ihm (von der ich ein wenig getrennt bin) trog seiner bösen Einbildungen von mir behalten möchte) mit Stumpf und Stiel austreten müßte; weil es mir fernere sehr gleichgültig ist, ob die hohlen gegen das historische Recht anlaufenden Ansichten von der Befähigung öffentlicher Berathgeber an ihm einen einflusslosen Segner mehr haben, und endlich weil in der That ein großer Theil seiner Entgegnung mehr entstanden zu sein scheint, um gewisse gesammelte sonderbare Worte, Schriftstellen und Anekdoten auf meine Rechnung anzubringen, als um mich in der Sache zu widerlegen.

Halle, den 1ten December 1836.

Dr. H. Leo.

An alle Buchhandlungen ist soeben versandt:

Taschenbuch dramatischer Originalien.

Herausgegeben

von
Dr. Frank.

Erster Jahrgang.

Mit dem schön gestochenen Bildnisse Bauernfeld's und vier
scenischen Kupfern.

8. Elegant gebunden mit Goldschnitt. 2 Thlr. 8 Gr.
Inhalt: Der Musicius von Augsburg. Lustspiel
in drei Aufzügen von Bauernfeld. — Milton's Muse.
Dramatisches Gedicht in einem Aufzuge von G. H. Liebenau.
— Antorsqualen. Lustspiel in einem Aufzuge von Dr.
Frank. — Die Christnacht. Schauspiel in einem Act
von Pannasch. — Der Herr im Hause. Lustspiel in einem
Act von Dr. Frank.

Leipzig, im December 1836.

F. A. Brochhaus.

(Wichtiges botanisches Werk!!)

Bei Fleischmann in München ist erschienen und durch
alle Buchhandlungen zu erhalten:

Handbuch der allgemeinen Botanik zum Selbst-
studium auf der Grundlage des natürlichen Systems,
von M. Römer. 1ste bis 8te Lieferung. Gr. 8.
Jede Lieferung 12 Gr., oder 54 Rr.

Seinen anerkannten Verdiensten um die Pflanzkunde
setzt der berühmte Hr. Verf. durch dieses wahrhaft classische
Werk die Krone auf. Wir bitten uns, es allen Freunden
dieses schönen Studiums zum Ankauf zu empfehlen, den der
Verleger dadurch so sehr erleichtert hat, daß er es in Lieferun-
gen erscheinen läßt.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Historisch-diplomatische Darstellung

der
völkerrechtlichen Begründung
des

Königreiches Belgien

von
Rothomb.

Nach dem Französischen bearbeitet, mit Anmerkungen und Zugaben

von
Dr. Adolf Michaelis,

ordentlichem Professor der Rechte in Jüdingen.

Mit einer Karte des Königreiches Belgien.

Paris 2. März. 20 Gr., oder 5 Fl.

Rothomb's „Essai historique et politique sur la révolution belge“, dessen erste Ausgabe im Jahr 1833 zu London erschien, welcher die zweite schon nach wenigen Monaten und die dritte mit einem Anhang vermehrte 1834 folgte, gehört unzweifelhaft zu den ausgezeichnetsten Erscheinungen auf dem Gebiete der neuen Geschichte wie des jetzigen Völkerrechts, und die deutsche Bearbeitung desselben kann also mit Gewissheit einer ihrem Zwecke entsprechenden günstigen Aufnahme entgegensehen.

Über die belgisch-holländische Sache tragen mit sehr wenigen Ausnahmen fast alle bisher ans Licht getretene, mehrtheils kleinere Schriften, einen ausschließlich polemischen Charakter; unter Zahl und Streit in lebensschafflicher Befangenheit, bleibt es aber immer schwer, ein objectives Urtheil zu gewinnen; dieses kann nur auf dem Standpunkt der Wissenschaft sich bilden, deren Grundwesen Neutralität ist, und nach diesem Ziele hin ist auch die deutsche Bearbeitung des Rothomb'schen Werkes gerichtet, welches unverkennbar einen gewichtigen Beitrag zum Studium der neuen Diplomatie und der Geschichte darstellt, indem es beide Zweige der Wissenschaft einer höchst bedeutsamen Lücke enthebt. Die Art, wie die Vorrede zur deutschen Bearbeitung über die londoner Konferenz in ihrer wissenschaftlichen Bedeutung sich erklärt, ist vielleicht noch nie, gewiss noch nirgend so bündig ausgesprochen. Manche ältere Politiker werden sich über die Ansicht zum Nachdenken aufzufordern finden; junge Diplomaten erhalten aber sicher über ihre Berufsaufgabe, nach der demaligen factischen Umgestaltung derselben, erhebende Belehrung.

Durch eine reiche Ausstattung von Anmerkungen und besonders von Urkunden (zum Theil bisher ganz unbekannt gebliebenen), welche in dem Originalwerke sich nicht befinden, ist für wissenschaftliches, d. h. dauerndes Interesse gesorgt. Uebrigens hat der deutsche Bearbeiter sich nur von aller Polemik enthalten, nicht aber auch von jeder Kritik. In dieser Beziehung glauben wir uns verpflichtet, besonders auf einen Gegenstand vaterländischen Interesses, auf die von dem deutschen Staatsrechtler der Rothomb'schen Auseinandersetzung entgegengehaltene Ausführung über das Rechtsverhältniß des Großherzogthums Luxemburg, als deutscher Bundesstaat, aufmerksam zu machen.

Die Unabhängigkeit des belgischen Volks gibt sich schon äußerlich kund durch das Vergleichen mit dem Original; dessen Nachzahl um 15 vermehrt sich herausstellt. Die Unterzeichner hat aber auch Herrschts den Werth des Werkes durch eine Karte des Königreiches Belgien, in welcher die in Frage stehenden Provinzialabgrenzungen besonders hervorgehoben worden sind, zu erhöhen gestrebt.

Inhaltsanzeige.

Vorrede zur ersten hiesigen Ausgabe, Urtheile der belgischen Revolutionen im 16. Jahrhundert, im Jahre 1793 und im Jahre 1830. Der Septembertag im Jahre 1830, Zwei belgische Reden der Politik Belgiens, Republikanische Regierung, Nationalcongr. Unabhängigkeit, Revolution,

Ausschließung des Hauses Oranien, Londoner Conferenz, Die Unterzeichnung der Freundschaftsverträge vom 21. November und Waffenstillstand vom 15. December 1830. Diplomatischer Austausch, Aufhebung der Einseitigkeit Belgiens und der Sperren der Schelde, Auflösung des Vereinigten Königreichs der Niederlande und künftige Unabhängigkeit Belgiens. Kronenangelegenheiten vom 20. und 27. Januar 1831. Beitritt König Wilhelm's. Protestation des belgischen Congresses. Gebrügte Zusammenstellung der Acten der Conferenz. Wahl des Königs von Remour. Regenschafft. Erstes Ministerium des Regenten. Versuche die Vollziehung des Waffenstillstandes zu erzwingen. Zweites Ministerium des Regenten. Politische Lage im Anfang des Aprils 1831. Wahl des Prinzen Leopold. Die achtzehn Artikel. Abdankungsfest und Schluß des Congresses. Neues Ministerium. Einfall der Holländer und erste französische Intervention. Eröffnung neuer Unterhandlungen. Konvention für eine bestimmte Zeit. Stand der belgisch-holländischen Sache nach dem Feldzuge im August 1831. Die vierundzwanzig Artikel vom 15. October 1831. Der Tractat vom 15. November 1831. Die belgischen Forderungen. Übereinkunft vom 14. December 1831 und Erklärung vom 23. Januar 1832. Die Resolutionen. Das Verfahren der belgischen Regierung nach den Resolutionen. Die Vermählung des Königs Leopold. Zweites Ministerium des Königs. Versuche unmittelbarer Unterhandlungen mit Holland. Weigerung der holländischen Regierung. Annahme des Grundgesetzes der Anwendung von Zwangsmaßnahmen. Mangel der Übereinstimmung über die Art der Wahlregeln. Übereinkunft zwischen Frankreich und Großbritannien vom 22. October 1832. Übereinkunft zwischen Belgien und Frankreich vom 10. November 1832. Monate von 1832. Zweite französische Intervention. Belagerung des Citadells von Antwerpen. Adressen der belgischen Kammern. Reorganisation. Ähnlichkeit mit der Lage im Jahre 1609. Menschen der belgischen Regierung. Betrachtungen über die belgische Unabhängigkeit. Älterer Zustand der belgischen Provinzen. Mangel an nationaler Einheit und nationaler Opazität. Unmöglichkeit in der Enthüllung der belgischen Constitution. Verfassung vom 1831. Die Gründe der Unabhängigkeit sind wiederholt durch die Anhänger der Vereinigung mit Frankreich und die Befürworter der Restauration. Unmöglichkeit einer vollständigen Vereinigung mit Frankreich. Von der Abweisung. Nachstehende über die belgische Unabhängigkeit. Von der politischen Unabhängigkeit. Von dem Völkerrecht. Von dem Völkerrecht ist die Schweigensamen gegen die Revolutionen im 16. Jahrhundert. Nach einem Anhang und Urkundenbuch, die wichtigsten diplomatischen Staatsacten und politischen Documente über die belgisch-holländische öffentlichen Rechtsverhältnisse enthaltend.

Stuttgart, im September 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Der Fleischermann in München ist erschienen und nach alle Buchhandlungen zu erhalten:

Neues Fabel-, Sitten- und Bilderbuch für die Jugend. Von J. G. Salzmann. Mit 20 eingemalten Kupfern. 8. Schön gebunden. 1 Thl. 16 Gr., oder 3 Fl.

Dol nichts vermag das Gemüth der Kleinen so sehr zu ergreifen als das Erzählen einer Fabel. Die gesammte Aufmerksamkeit hört der Fabel, hört das Mädchen zu und bittet um noch eine Fabel und um wieder eine. Jeder Lehrer wird diese Erfahrung gemacht haben. Den Kindern nun ein ihrem Fassungsvermögen angemessenes Buch, das in die Hand zu geben und dadurch Kopf und Herz der Kleinen auszubilden, bringt einen der ersten Vorträge der Kindersprache zur Herausgabe dieses Buches, das sich gewiß bald zuverfügung kommen wird.

Herabgesetzter Preis.

Welsch gedruckten **Wessing's** zu genügen und um dem Nachdruck entgegen zu arbeiten, ermäßigen wir von heute bis zum 1. April 1837 den Preis von:

Wessing's sämtliche Werke Taschenausgabe in 22 Bänden von Friedrich Thaler auf acht Thaler.

Wir hoffen, daß die hier gebotene Gelegenheit, die Werke eines der ersten Classiker der Nation, des „Vergil's deutscher Geister“, wie ihn ein Dichter nennt, in der einzig rechtswässigen und vollständigen Ausgabe zu so billiger Preise sich zu verschaffen, seinen vielen Verehrern willkommen sein wird, und bitten nur, sie nicht unbenuzt vorübergehen zu lassen.

Denn wir bemerken zugleich hier ausdrücklich, daß diese Preisermäßigung nur für die angegebene Frist gilt und daß mit dem 1ten April 1837 der frühere Ladenpreis von 12 Thalern wieder eintritt.

Sauber gebundene Exemplare, in großer Auswahl vorrätig, liefern wir zu folgenden Preisen: In 16 Bänden Pappband 9 Thlr. 20 Gr. und 10 Thlr. 12 Gr., engl. Rattun 11 Thlr. 8 Gr., Buchstanzband 12 Thlr., Prachtband 12 Thlr. 16 Gr. — in 22 Bänden gebunden das Exemplar zu 11 Thlr. 16 Gr., 15 Thlr., 14 Thlr. 16 Gr., 16 Thlr. und 17 Thlr. 8 Gr.

Alle Buchhändler nehmen Bestellungen an. Der Betrag muß beim Empfang des Werkes entrichtet werden.

Berlin, den 15ten November 1836.

Wolff'sche Buchhandlung.

Verlag von **Wolff'sche Buchhandlung** in Berlin.

F. L. und N. A. H. I.

Novellen und Erzählungen

von
Ludwig Storch.

Zwei Bde. in 8. Velinpapier. Brosch. 3 Thlr.

Lebhaftesthet und Esoterisch machen wir auf diese neuen Novellen des beliebten Verfassers ganz besonders aufmerksam. In allen Buchhandlungen Deutschlands sind Exemplare zu haben.

Wismar, im October 1836.

H. Schmidt u. v. Cossel's Rathsbuchh.

Im Verlage von J. J. Bohné erschien im
Jahre 1836:

Carl, J., Christ und Christenthum in ihrem gegenseitigen Verhältniß, in Beziehung auf die Straffragen des Tages. Mit besonderer Rücksicht auf das Verhältniß, das Verhältniß und Christenthum. Ein Versuch, die Einheit und Einseitigkeit derselben darzustellen. Hr. v. Müller. Ratin und Bestimmung des Menschen. Gr. 8. Geb. 12 Gr.

Sandau, G., Die heiligen Rittersburgen und ihre Besitzer. 1ter Bd. Mit 3 lith. Ansichten und 4 Geschlechtsstufen. Gr. 8. Geb. 1 Thlr. 16 Gr.

Möller, G. H., De tabae Bostachianae catholicae. Disser. inaug. cum tab. lithogr. (Sax.). Geb. 10 Gr.

Über den Katholicismus der Europäischen Völker. Mit 1 Steinbrustbild. Gr. 8. Geb. 12 Gr.

Schnackenberg, Dr. W., Über die Nothwendigkeit der Beibehaltung zur Verhütung des Unfalls in Gräber. 8. Geb. 1 Gr.

Schäffer, J., Kettenmäßige Darstellung verschiedener Strafgesetze aus: der neuesten Mittheilung der Obergerichte zu Kassel und Tübingen, sowie der Obergerichte gerichtet und mit Erläuterungen u. dergleichen. 1tes Bändchen. Gr. 8. 18 Gr.

Schäffer, F. C. L., Schulatlas der alten Geographie, mit erläut. Randanmerkungen, insbesondere zu dem Handbuche u. Leitfaden der alten Geographie gehörig. In 18 ill. Blättern. 2te verb. Aufl. Quer Royal. 1 Thlr. 16 Gr.

Über den Werth oder Unwerth der Mathematik als Mittel der höhern geistigen Ausbildung. K. d. Engl. 8. Geb. 10 Gr. Zeitschrift des Vereins für hist. Geographie und Landeskunde. 1ter Bd. 1tes, 2tes Heft. Gr. 8. Geb. Die Fortsetzung erscheint bald.

Zur Sache des Friedericianischen Lyceums zu Kassel. Beleuchtung einer vom Magistrat zu Kassel gegen den Staatsanwalt angeblich wegen Mißhandlung der Behandlung dieser Anstalt angeklagten Klage. Gr. 8. Geb. 6 Gr.

Zu Weihnachtsgeschenken ist zu empfehlen:

Schmidder, Prof. Dr., Mythologie der Griechen und Römer, für Freunde der schönen Künste. 3te Aufl. Mit 28 Kupf. u. Karten. 8. Geb. 1 Thlr. 4 Gr.

Collmann, G. E., Lobgesänge auf Gott. Nach dem Engl. der 2ten Aufl. Sander cart. 12. 12 Gr.

—, Abrégé de la description et de l'histoire de l'Égypte avec Mit 1 Kärtchen vom alten Aegypten. 16 Gr.

—, Anleitung zur Kenntniss der Bestirnkunde. Mit 1 Sternkarte. 20 Gr.

Grün, E., Anleitung zur doppelten italienischen Buchhaltung. 8. Sander cart. 16 Gr.

Krauskopf, J., Zeichnungskunst. 1ter, geometrischer Theil, oder Anleitung zum geometrisch-richtigen Zeichnen und Vergleichen. 4. Mit 60 Vorlegeblättern u. 1 Thlr. 20 Gr.

Bei Fleischmann in Magden ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Konsequenz, J. B., Kunststudien.

8. 1 Thlr. 20 Gr., oder 3 Fl. 18 Kr.

Deffen dramaturgische Parallelen.

1ster Band. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr., oder 2 Fl. 24 Kr.

Zwei ausgezeichnete Werke für Leseliche, Theaterbibliotheken und Theaterfreunde.

In der Fr. Brodhag'schen Buchhandlung in Stuttgart ist soeben erschienen und in allen folgenden Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu haben:

August Trard,

Anacharsis Germanikos,

oder
Sprünge eines Apollonisten.

Erster Theil.

Paris. — Lyon. — Genf. — Basel. — Kassel. — Gr. 8. Preis 1 Thlr. 6 Gr., oder 2 Fl. 30 Kr.

Dr. Samuel Hurlin,

Unsere Aufgabe

Fortdauern nach dem Code

des dem Forum der allgemeinen Rechtswissenschaften.

Gr. 8. Gebunden 12 Gr., oder 16 Kr.

In der Antiquarischen ist schon erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Bairisches Wörterbuch.

Sammlung von

Wörtern und Ausdrücken,

die in den lebenden Mundarten sowohl, als in der ältern und ältesten Provingalliteratur des Königreichs Baiern, besonders seiner ältern Poesie, vorkommen, und in der heutigen allgemeinen deutschen Schriftsprache entweder gar nicht oder nicht in denselben Bedeutungen üblich sind, mit urkundlichen Belegen, nach dem Stammsylben etymologisch-alphabetisch geordnet von

J. Andreas Schmeller.

Dritter Theil,

enthaltend die Buchstaben **H** und **G**.

Gr. 8. Preis 6 Fl., oder 3 Thlr. 16 Gr.

Dieses Wörterbuch ist, nach seiner auf dem Titel ausgesprochenen Aufgabe, nicht bloß ein Dictionar über die in den lebenden Dialecten vorkommenden Ausdrücke, und nicht bloß ein Glossarium über die in ältern Schriften und Urkunden gefundenen, sondern Beides zugleich. Was ist, findet in Dem, was war, und dieses in jenem seine natürliche Erklärung.

Stuttgart und Augsburg, im September 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Raud'schen Buchhandlung in Berlin ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

J. A. Eberhard's

synonymisches

Synonymisches Wörterbuch

der

deutschen Sprache

der die sich in dieser Sprache richtig ausdrücken wollen. Nach einer ausführlichen Anweisung zum richtigen Gebrauch desselben.

Sechste verbesserte Auflage. Berlin 1835.

Gr. 12. Geb. Preis 2 Thlr. 8 Gr.

Bei Fleischmann in München ist schon erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Abrecht Dürer und seine Kunst. Bearbeitet von

Dr. G. A. Nagler. Mit Dürer's Bildniß. Gr. 8.

1 Thlr., oder 1 Fl. 48 Kr.

Das Leben des alten deutschen Meisters, trefflich bearbeitet von dem durch sein allgemeines Künstler-Leben bereits rühmlich bekannten Herrn Verfasser, wird den Freunden der Kunst einen um so höhern Gewinn gewähren, als im Buche zugleich die Richtung bezeichnet ist, welche die Kunst in Deutschland vor, unter und nach Dürer genommen.

Bei Wetthe in Berlin erschien fordern:

Andral, M. G., Die specielle Pathologie. Nach den bei der medicinischen Facultät gehaltenen Vorlesungen. Herausgegeben von Dr. A. Latour. Aus dem Französischen von Dr. F. Unger. 1ster Bd. 1stes u. 2tes Heft à 14 Gr. (17^{es} Sgr.)

In dieser wichtigen Schrift, deren Herausgeber, Dr. 10 Vorlesungen erschienen, sind die Lehren des ersten Pathologen Frankreichs, zu dessen Vorlesungen aus allen Theilen der gebildeten Welt alljährlich Hunderte in größter Zahl sich versammelten, enthalten. Es behält wohl nur der Ruhm des Namens „Andral“, um den Werth und die Wichtigkeit dieses Buches allen gebildeten Ärzten zu bezeichnen.

Rosmer's Versteinerungen mit neuen Abbildungen
jetzt vollständig.

Hanover, im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung ist schon mit der 5ten Lieferung vollständig erschienen:

Die Versteinerungen des norddeutschen Oolithen-Gebirges

von

Fr. Ad. Rosmer,

koniglich preussisch-hannoversches Aufseher.

Mit 317 Abbildungen auf 16 lithographirten Tafeln in gr. 4. 1836. Feines Velinpapier. In Umschlag. 8 Thlr.

Das obige schön ausgestattete und gründliche wissenschaftliche Werk, welches die sorgfältige Darstellung von 500 Arten norddeutscher Oolithenversteinerungen, sowie eine geognostische Einleitung umfasst, ist jetzt mit der 5ten Lieferung, welcher zugleich statt der 12 ersten mangelhaften lithogr. Tafeln ganz neue und weit vorzüglichere Steindrucke gratis beigelegt sind, völlig beendigt. Dasselbe liefert durch seine Vollständigkeit und Genauigkeit in der Beschreibung einer der reichsten Gegenden für Geognosie, den Kennern die wichtigsten neuen Beiträge zur Petrefactenkunde, und wird den Anfängern als eine schätzbare praktische Anleitung in diese Wissenschaft gewiss eine sehr willkommenes Empfehlung sein. Über den Werth dieser gediegenen Leistung haben sich bereits die öffentliche Kritik, als auch die competentesten Sachkundigen auf das Günstigste und Ehrenvolle ausgesprochen. Der Preis dieses reichhaltigen Prachtwerkes ist so billig als möglich angesetzt worden.

Zu einer ebenso angenehmen als lehrreichen Lectur empfiehlt sich:

Rom im Jahrhunderte des Augustus
oder Reise eines Galliers nach Rom zur Zeit von Augustus Regierung und während eines Theils der Regierung Tiber's. Nach dem Französischen des **M. L. Charles Dezobry** bearbeitet von **Th. Sell.** In 4 Bändchen. 1stes Bändchen mit einem Plane. Leipzig, Gleditsch. Geh. 1 Thlr.

Wir lernen aus diesem dem Anarchis an die Seite gesetzten Werke das Leben der Römer trefflich kennen und die Vergleichung der damaligen mit unsern jetzigen Zuständen wird jedem Leser großes Interesse gewähren. Die Uebersetzung ist mit Fleiß und Liebe gearbeitet und wird rasch fortgesetzt.

In meinem Verlage ist erschienen:

Das Thierreich

geordnet nach seiner Organisation.

Als Grundlage der Naturgeschichte der Thiere und Einleitung in die vergleichende Anatomie.

Von

Satan von Cuvier.

Nach der zweiten, vermehrten Ausgabe übersezt und nach dem neuesten Stande erweitert von

J. E. Voigt.

Geheimen Rathes, ord. Prof. der Medicin u. s. w.

Erster Band, die Mollusken, Crustaceen, Insekten und die abgerissenen Insekten, 1. u. 2. Abth. 8 Gr. 2 Thlr. 8 Gr. Der zweite Band (Mollusken und Crustaceen), 1. u. 2. Abth. 4 Thlr.; der dritte (die Reptilien und Fische), 1. u. 2. Abth. 8 Gr.; der vierte (die Vögel), 1. u. 2. Abth. 15 Gr. Leipzig, im December 1836.

J. H. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

1836. Nr. XXXV.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. L. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitchriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen mediceinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Johann Gottfried von Herder's sämmtliche Werke

60 Bändchen,

herabgesetzter Preis 24 fl., oder 14 Thlr.

Die einzelnen Abtheilungen erlassen wir zu folgenden verhältnismässigen Preisen:

- I. Abtheilung. Zur Religion und Theologie in 18 Bändchen. 7 fl. 12 Kr., oder 4 Thlr. 6 Gr.
Inhalt: Vom Geist der hebräischen Poesie. Salomon's Eclésiaste. Älteste Urkunden des Menschengeschlechtes. Christliche Aenden. Erklärungen zum Neuen Testament. Johannes' Offenbarung. Briefe, das Stadium der Theologie betreffend. Zum Studium der Theologie. Christliche Schriften.
- II. Abtheilung. Zur Literatur und Kunst in 20 Bändchen. 8 fl., oder 4 Thlr. 18 Gr.
Inhalt: Fragmente zur deutschen Literatur. Gedichte. Der Elb. Legenden. Stimmen der Völker. Blumenlese. Zur griechischen Literatur. Terpsichore. Kritische Bälde. Ursachen des gesunkenen Geschmacks. Abhandlungen und Briefe über Literatur und Kunst. Fragmente aus den sogenannten goldenen Zeiten. Antiquarische Aufsätze. Nachlese.
- III. Abtheilung. Zur Philosophie und Geschichte in 22 Bändchen. 8 fl. 48 Kr., oder 5 Thlr. 6 Gr.
Inhalt: Die Vorwelt. Ursprung der Sprachen. Lithon und Xurova. Auch eine Philosophie. Geschichte der Menschheit. Werk zur Geschichte der Menschheit. Vorkennen zur Geschichte der Menschheit. Seele und Gott. Cephron. Metaphysik. Briefe zur Beförderung der Humanität. Nachlese historischer Schriften. Verstand und Erfahrung. Kalligone. Herder's Leben.

Einzelne gedruckt sind ferner noch zu haben:

Der Elb.

Nach spanischen Romanzen.

Neue Auflage in 16. Preis 2 fl. 15 Kr., oder 1 Thlr. 6 Gr.

Herder's Gedichte.

Herausgegeben von

Joh. Georg Müller.

8. Wellpapier. Preis 4 fl., oder 2 Thlr. 8 Gr.

Herder's christliche Reden und Homilien.

Herausgegeben von

Joh. Georg Müller.

3 Thlr. 16. Preis 2 fl. 42 Kr., oder 1 Thlr. 12 Gr.

Herder's Cephron.

Gesammelte Schulerden.

Herausgegeben von

Joh. Georg Müller.

16. Preis 1 fl. 48 Kr., oder 1 Thlr.

Verlegt durch
Johann Georg Müller.

J. B. Metz'sche Verlagsbuchhandlung

L. Sub.-Messe — Wich.-Messe 1836.

SECRET

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, in Stuttgart und Augsburg ist erschienen:

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Monat September 1836.

Größere Aufsätze.

Reise. (Mit zwei lithographirten Beilagen.) Briefe über Spanien. I. Reise durch Aragonien. II. Saragossa. Jekardop. Chinesische Städte. I. Peking. II. Kanton und Canton. Physiognomie von Neuorleans. Verhältnis der Rassen in Mexico. Briefe über den spanischen Krieg. II. Heimliche Aufregung eines Regiments. Handelshindernisse zu Marseille. Töten. I. Ihre politische Stellung. II. Die koptischen Frauen. Politische Disciplin. Skizzen aus Paris: Die Börse; das Palais-royal. Die Katakomben der Kapuziner in Palermo. Bilder aus Paris: Nr. 6. Orang-Dulung; die Truands im Jahre 1836; Victor Hugo auf Reisen; Mademoiselle Laglioni; Nr. 7. Eine Russkundsche in der Vorstadt. Die Fregatte Thetis. Das Reisen in England. Ein Keger des Juengstammes. Der Handel von Astrachan. Der Fluß Broche in Schland. Zigeuner in Rußland und Spanien. Skizzen aus Irland. I. Die Bildung der Parteien im Jahre 1827. II. Der Wahlkampf in Gavan. III. Die Schlacht von Russ. Die Tapete von Bayeux. Der Weinhandel von Paris. Die Fessen von Epulopol im trentzianer Comitae. Die chinesische Katari. Antoine Jean St. Martin. (Retzlog.) Der Plattensee. Klima von Mexico. Diebe in Paris. Die Neben Classen in Indien. Kunst und Alterthümer in Frankreich. Das Obel de Cluny. Die phrenologische Gesellschaft in Paris. Über die Zigeuner und ihre Sprache. Malpasquia und seine Bewohner.

Chronik der Reisen.

Campbell's Briefe aus Ägier. Zweilundzwanzigster Brief. Dreilundzwanzigster Brief. Kingston.

Kleinere Mittheilungen.

Hotzschaffung des Obeliden von Luxor. Kartenplan der Ocellaria pharaonis. Großer Karyen in London. Merkwürdiger Fischabdruck im Sandsteinbrücke zu Glabranie. Verwundung zweier englischen Diebe. Aufgefundenes antikes Plaster. Ankunst zweier Asuare in Paris. Erfindung eines Kartens, der sich selbst ladet. Der verrückte Selbstmord. Literarische Notiz über afghanische Dichter. Falculia palliata. Kampf zwischen Schwalben und einem Wesel. Gelungener Versuch, den Fuchs zu tödten. Glaspinne, entdeckt durch Olbio. Kartenwechsel eines jungen Pferdes. Taschendiebe bei einem englischen Wettrennen. Autographen Voltaire's. Bildniß der Jungfrau von Orleans. Adam Smith und Dupuytren. Antikes römisches Bauwerk. Statistische Notiz über russische Producte. Giftpflanze unter dem Viehfutter bei Boulogne. Götterbezeichnung in Nantes. Merkwürdige astronomische Uhr. Schatzfund einer gestohlenen Dose. Landung der Corvete Bonite bei Montevideo. Wiederherstellung einer Inschrift, auf Civills bezüglich, an einer heidnischen Kapelle zu Rimmegen. Korallen-Fischer im mittelländischen Meer. Föller Fisch bei Inchtate in Schottland. Griechische Erziehungsanstalten in Euxopol. Wohlfeiles weißes Woll in Frankreich. Phormium tenax. Großer Kogonstus in England. Tod eines Mannes durch Bienensstiche. Reste eines römischen Tempels beim Dorf Mar-guair in Frankreich. Gallische und römische Gräber bei Savignas in Frankreich. Alter Bergbau in England. Solenodon parvulus. Schied eines 62 Jahre alten Pferdes. Amerikanische Krieger. Grab des Königs Wia. Antikes Grab in Rennes. Römische Alterthümer in Aemfen. Ungewöhnliche Heferente in England. Todesfall durch Arzneimitbrauch. Magentische Beobachtungen des Hrn. Gay in Chili. Mittel gegen die Blattläuse. Diamanten in Kaschub. Nordamerikanische Krieg gegen die Schiffe mit Auswanderern. Das Leier-

spiel der Fisel. Nachtheilige Wirkung eines salpeterminhaltigen Bodens auf Kunkelraben. Milton's Uhr. Vulkanische Hebung einer Insel im Archipel. Entdeckung der Zusammensetzung der Farben des rothen englischen Porzellans durch Hrn. Malagutti in Frankreich. Personal der pariser Epidem. Neue Untersuchungen über den Einfluß des Luftdruckes auf den Meeresspiegel. Statistische Angaben über den russischen Handel. Vermehrter Wohlstand am Uffe. Merkwürdige Wirkung des Blasses auf eine Pappel. Wein- und Olivenbau in Nordamerika. Schnelle Todesfälle und Selbstmorde in Petersburg. Merkwürdige Entdeckungen bei einer Bauchschnittoperation. Anfrage gegen französische Beamte. Große Eiche bei Gersif. Englischer Gaunertrick. Wasserfische Sohlen. Medaille auf die Landung Napoleon's in England. Verhängter Dreibecker. Neue Straße zu Paris. Schottisches Geschichtswerk. Verehrte Niederbildung. Alte Münzen bei Strasburg. Straßenveränderung zu Paris durch Streichen alter Mauern. Nähere Beschreibung der Ortsnamen in Frankreich. Säemaschine in Amerika. Briefe in St. Quent. Merkwürdiger Rutenpist. Bildprechtthum zweier Gemeinden in Frankreich. Beschädigte Dankpule zu Remburg. Dampfmaschine in England. Neue Graben im Departement Meuse in Frankreich. Versteuerte Eiche bei Dostroosbed in Holland. Unerwartliches Grab. Das Departement des Landes. Hr. Duffmiller liefert merkwürdige Ähiere in den Jardin des Plantes. Ungeheurer Erdäpfelkugel.

Oestreichische militairische Zeitschrift. 1836.

Sehtes Heft.

Dieses Heft ist sechsen erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden.

Inhalt: I. Der Feldzug 1800 in Deutschland. Dritter Abschnitt. — Die Schlacht bei Hohenlinden. — II. Der Feldzug 1795 in Italien. Dritter Abschnitt. — Die Gesichte bei Voltri, Ballastino, Loirano und Bordinetto. — III. Retzlog des L. F. Feldmarschall-Lieutenants Grafen Albert Gyulai. — IV. Literatur. — V. Kräfte Militärveränderungen.

Der Preis des Jahrgangs 1836 von 12 Heften ist, wie auch der aller frühern Jahrgänge von 1818—35, jeder 8 Zhr. Sächs. Die Jahrgänge 1811—13 sind in einer neuen Auflage in 4 Bänden vereinigt erschienen und kosten zusammen ebenfalls 8 Zhr. Sächs. Wer die ganze Sammlung von 1811—35 auf einmal abnimmt, erhält dieselbe um $\frac{1}{4}$ wohlfeiler.

Auch im Jahr 1837 wird diese nicht nur für Militairs, sondern auch für Freunde der Geschichte höchst interessante Zeitschrift ununterbrochen fortgesetzt, und bei dem Reichthum an wichtigen Materialien, sowie dem Bestreben der Redaction, nur Gebiegenes zu geben, wird auch dieser künftige Jahrgang den anerkannten Werth dieser Zeitschrift nur vermehren.

Von dem Unterzeichneten ist diese Zeitschrift durch alle Buchhandlungen um die genannten Preise zu beziehen.

Wien, den 2ten November 1836.

J. G. Heubner,
Buchhändler.

Bei G. Bethge in Berlin erschien sechsen:

Richard Waxter's Anleitung zum innern Leben der Christen. A. d. Engl. von Kunge. 3 Bände.

Enthaltend:

1ter Band: Jurauf an Unbekannte. 18 Gr.
2ter — Unterweisung für schwache Geister. 12 Gr.
3ter — Darstellung des wahren, vollendeten Christen im Vergleich mit dem Irrenden und Sündhäftigen. 12 Gr.
Vorstehende drei Bände bilden die Vorberedung zur "Ewigigen Ruhe der Seligen" des Herrn verstorbenen Verfassers. Der letztere liegt gewohnen hat, dem Rath diese drei Bände um so mehr zu empfehlen, da wir recht christlichem Geiste auf das hingewiesen wird, was jeder Christ im Auge haben muß.

Durch alle Buch- und Kunsthandlungen ist zu beziehen:

**Mythologische Galerie.
Galerie Mythologique.
Mythological Gallery.**

In Kupfer gestochen von Franz Stoeber;
nebst Erklärungen

(in deutscher, französischer und englischer Sprache)
von Dr. J. M. Jost.

60 Blatt in Großquart, nebst 112 Quartseiten Erklärung.
Preis 8 Thlr.; in Prachtband mit Goldschnitt 9 Thlr.

Wir bieten hier dem Publicum weder eine Sammlung jener bis zum Uebermaß wiederholten künstlichen Frauenbilder, noch auch eine Anzahl jener einsformigen, charakterlosen Landschaften, die das Wesen der heutigen sogenannten Prachtlitteratur ausmachen; den Inhalt unserer Werke bilden vielmehr 33 historische Bilder, sämmtlich von dem berühmten Franz Stoeber in Wien in Kupfer gestochen; und diese Meisterwerke der Kupferstechkunst hat der bewährte Historiker Dr. J. M. Jost mit belehrenden Erklärungen (in deutscher, französischer und englischer Sprache) begleitet.

Jedes Heft

deren 16 das ganze Werk bilden, ist auch einzeln zu erhalten zu dem Preise von 12 Gr. — 15 Egr. — 45 Kr. C. & M.
— 53 Kr. Rb.

Berlin, Verlag von List u. Klemann.

Bei Fleischmann in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Cruithuisen, F. P., Naturgeschichte des gestirnten Himmels. Eine neue gemeinschaftliche Darstellung der Lehren der neuesten Astronomie. Gr. 8.
2 Thlr., oder 3 Fl. 36 Kr.

Diese ebenso gründliche als faßliche Darstellung der Sternkunde wird mächtig dazu beitragen, daß das Studium dieser schönen, die Allmacht und Weisheit des Schöpfers so sehr bekräftigenden Wissenschaft immer allgemeiner wird.

Das beste Weihnachtsgeschenk für die Jugend.

Eoeben ist in der Schulbuchhandlung erschienen und versandt:

**Neueste Sammlung
merkwürdiger Reisebeschreibungen
für die Jugend.** Begonnen von
Joachim Heinrich Campe.

Nach einem erweiterten Plane fortgesetzt von
Dr. Karl Heinrich Hermes.

Erstes und zweites Bändchen, enthaltend
Capt. Ross' Entdeckungsreise.

2 Thlr. 8. Belimp. Mit Stahlstichen u. Karten Geb. Pr. 1 Thlr.

Campe's unübertroffene Jugendschriften erhalten hier eine Weiterführung in der Fortsetzung seiner Reisen, mit welcher wir Eltern, Erziehern und Jugendfreunden ein treffliches Werk zur Unterhaltung und Belehrung der ihnen Angehörigen zu bieten überzeugt sind. Nichts bildet den jugendlichen Geist sicherer als gute Reisebeschreibungen, und wir glauben zur Empfehlung der vorliegenden nur anführen zu dürfen, daß wir hoffen, es sei dem Verf. gelungen, in Campe's Geist zu schreiben und seinen Ton zu treffen. Diese Fortsetzung der Campe'schen Reisen bildet zugleich den 8-ten und 9-ten Theil der sämmtlichen Jugendschriften, und wird regelmäßig jährlich um

4-6 Bändchen erweitert werden. Ingleich zeigen wir an, daß der bisherige Preis

der **vierten Auflage** von

**Campe's erster Sammlung merkwürdiger
Reisebeschreibungen,**

12 Theile mit Kupfern und Karten,
von 7 Thlr. 12 Gr. auf 4 Thlr. 12 Gr., sowie der Preis
der **Sechsten Auflage** von

**Campe's zweiter Sammlung merkwürdiger
Reisebeschreibungen,**

7 Theile mit Kupfern und Karten,
von 5 Thlr. 20 Gr. auf 3 Thlr. ermäßigt ist, wodurch die Anschaffung dieser anerkannt vortrefflichen Sammlungen von Reisebeschreibungen für die Jugend in gleichem Verhältnisse erleichtert, wie als die der sämmtlichen Campe'schen Jugendschriften. Von diesen, nämlich den

Sämmtlichen Kinder- und Jugendschriften

von **Joachim Heinrich Campe,**

37 Theile. 8. Feines Velinap. mit Kupfern u. Karten.

Vierte Gesamtausgabe,
zu der beide Sammlungen der Reisen gehören, besteht jetzt während der erste Subscriptionspreis von 11 Thlr. Um den Ankauf mehr zu erleichtern, ist die Einrichtung getroffen worden, daß die 37 Theile auch in 4 Lieferungen, von 9 und 10 Bänden, zum Preise von

2 Thlr. 18 Gr.

einzeln abgegeben werden, so daß bei Weihnachts-, Geburtstags- und Prämienbeschenken immer eine Lieferung von 9 Bänden genommen, und so diese klassische, unübertroffene Jugendschriften, die in keinem Familienkreise fehlen sollte, nach und nach zu einem unglaublich wohlfeilen Preise erworben werden kann.

Wir laden Eltern und Lehrer, die wol zugleich auch eigene fröhlicher Erinnerung den Reiz von Campe's Jugendschriften kennen; für die bevorstehende Weihnachtszeit zum Ankauf der ganzen Sammlung oder einzelner Abtheilungen ein.

Auch ist erschienen und versandt:

Robinson der Jüngere. Ein Lesebuch für Kinder, von
Joachim Heinrich Campe. 27te vermehrte
Auflage. 8. Feines Velinap. Geb. 18 Gr.

Die Entdeckung von Amerika. Ein Unterhaltungsbuch
für Kinder und junge Leute, von **Joachim Heinrich Campe.** 3 Theile. 8. Fein Velinap. Mit
Kupfern und Karten. Geb. 2 Thlr.

Braunschweig, im November 1836.

Friedr. Vieweg & Sohn.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

**ΕΛΛΗΝΙΣΜΟΣ
ΤΟΜΟΣ ΠΡΩΤΟΣ**

Auch unter dem Titel:

ΓΡΑΜΜΑΤΙΚΗ.

Gr. 8. Geb. 3 Thlr. 12 Gr.

Eine Grammatik des Hellenischen in neugriechischer Sprache.
- Leipzig, im December 1836.

F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

1836. Nr. XXXXVI.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei G. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, 3fls, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Subscriptions-Anzeige.

Deutsches Nationalwerk für alle Stände.

Im Verlage der Unterzeichneten erscheint und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte der Deutschen

von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten

von

Wolfgang Menzel.

Dritte vermehrte Auflage in

Einem Bande

in zwei Abtheilungen,

mit dem wohlgetroffenen Bildniß des Verfassers in Stahl, und einem Register.

Da der Name des Verfassers als Schriftsteller längst, wie neuerdings als freisinniger muthvoller Volksvertreter allgemein bekannt ist und auch schon die frühern Auflagen dieses Werkes mit so großem Beifall aufgenommen wurden, so glauben wir nur andeuten zu dürfen, daß derselbe auf die dritte Auflage nochmals die sorgfältigste Mühe verwandt hat, um eine Arbeit, der er mit ganz besonderer Liebe obgelegen, möglichst zu vervollkommen. Dieses Geschichtswerk enthält nicht nur die politische Geschichte Deutschlands, fortgesetzt bis auf die jüngsten Tage, sondern sie geht auch mehr als es bisher bei irgend einer populärern Geschichte der Deutschen der Fall war, in die Specialgeschichte der einzelnen Provinzen und in die Geschichte der Sitten, der Kunst und Wissenschaft ein und bringt im verhältnismäßig engsten Raum die größte Fülle und Mannichfaltigkeit zur Klarheit überblickt. Insbesondere bei dieser neuen Auflage ist der Verfasser dem Wunsche vieler Leser entgegengekommen, die schönsten und bedeutungsvollsten Einzelheiten noch genauer auszumalen und dadurch, ohne je den Totalbilde über das Ganze zu verlieren, doch jede besondere Zeit und Ortlichkeit aufs Lebendigste zu vergegenwärtigen. Durch diese zahlreichen Verbesserungen und Zusätze erscheint das Werk jetzt nahezu um ein Viertel seines frühern Inhalts vermehrt.

Für die Führung wie für Unterhaltung gleich gründlich und anziehend behandelt und von der warmen Vaterlandsliebe dictirt, ist dies ein recht eigentlich dem deutschen Volke geeignetes Nationalwerk, das in keinem Hause fehlen sollte.

Um unsererseits zu möglichster Verbreitung dieses Werkes beizutragen und es auch dem weniger Bemittelten käuflich zu machen, haben wir ungeachtet seiner bedeutenden Erweiterung und der Zugabe eines neuen Register als des Portraits des Verfassers dennoch nur den frühern Subscriptionspreis auch für diese Ausgabe festgesetzt. Beide Abtheilungen zusammen kosten also den Subscribenten nur 8 Fl., oder 3 Thlr. 18 Gr.

Von der Ostermesse 1837 an, zu welchem Zeitpunkte das Werk vollendet sein wird, tritt jedoch der Ladenpreis von 8 Fl. 45 Kr., oder 5 Thlr., ein.

Stuttgart, im November 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Im Verlage von Fr. Bieweg u. Sohn in Braunschweig ist erschienen:

Mittheilungen aus dem Tagebuche eines Arztes.

Aus dem Englischen des Dr. Harrison.

4ter Thl. 8. Feines Velinpap. Preis 1 Thlr. 12 Gr. 1/2
4. Thl. 5 Thlr. 12 Gr.

Eine der würdigsten und anziehendsten Erzählungen der neueren Literatur, ein lebendiges Lehrbuch der Moral, welches aus Zustände der Gesellschaft und Individuen mit einem so

seelenkundigen Pinsel, in so entschiedener Meisterschaft und in so ergreifenden Situationen schildert, daß dies Buch zur Lehre, Warnung und Erhebung in jeder Familie gelesen sein sollte. Man lasse sich nicht durch den Titel verleiten, es für ein medicinisches zu halten. — Der Verfasser ist Seelenarzt, auch wenn er nicht Doctor der Medicin wäre.

Bilder aus dem Leben

von

Thomas und Karl August West.

2 Theile 8. Feines Velinpap. Preis 2 Thlr.

1. v. Oberfinanzrath, die dem Reichs-Statistik-Bureau zugehörigen statistischen Bureau's.

Esse gesammelt und gearbeitet und ihm geistliche Stellen
 auch zur besondern Aufgabe gestellt hat, ist, vermuthlich
 der Dienstverhältnisse und ausgedehnten Verbindungen, gewiß
 mehr als irgend ein Anderer in der Lage, etwas ganz Vortref-
 liches leisten zu können. Denn daher schon die beiden ersten
 Ausgaben, bei deren Bearbeitung der Herr Verfasser noch nicht
 die Hilfsmittel besaß, die ihm jetzt zu Gebote stehen, sich einer
 besonders günstigen Aufnahme zu erfreuen gehabt haben, so
 wird dies noch in weit höherm Grade bei dieser dritten umge-
 arbeiteten und vermehrten Auflage der Fall sein. Gerne
 würde der Herr Verfasser auch der Aufforderung entsprochen
 haben, seinem Werke eine Beschreibung der hohenzollerischen
 Fürstenthümer anhängen, wenn er nicht der Ansicht gewesen
 wäre, daß vorerst die Ergebnisse der eben begonnenen Vermes-
 sung und Katastrirung der beiden Fürstenthümer, welche nur
 erst in einigen Jahren vollendet sein werden, abzuwarten seien,
 ehe an die Stelle des Böhler'schen Werks ein neues gesetzt
 werden kann; das dieses übertrifft und den gerechten Ansprü-
 chen des Publikums genügen kann.

Das ausführlichere Anzeige nebst Einladung zur Theil-
 nahme wird später nachfolgen. Vorläufig bemerken wir nur,
 daß das Werk mit einer schönen, auf die Ergebnisse der
 Landesvermessung gegründeten Karte geschmückt und der Preis
 so niedrig als möglich gestellt werden wird.

Von der zweiten Auflage sind noch Exemplare vorhanden
 und nach jeder Buchhandlung zu beziehen; ohne Karte um
 2 Rl., mit der illustrirten Karte von Pautus zu 3 Rl. 12 Kr.
 Stuttgart, im October, 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei Fleischmann in München ist erschienen und durch
 alle Buchhandlungen zu erhalten:

**Allgemeines Künstlerlexikon, oder Nachrichten von
 dem Leben und den Werken der Maler, Bildhauer,
 Baumeister, Kupferstecher, Formschneider, Metallarbeiter,
 Zeichner, Lithographen u. s. w., nebst den Monogram-
 men.** Von Dr. G. F. Nagler. 1ster bis 3ter
 Band und 4ten Bandes 1ste und 2te Lieferung. Gr. 8.
 Jede Lieferung, deren sechs einen Band bilden, 9 Gr.,
 oder 36 Kr.

Auf dieses wichtige Werk, Künstlern und Kunstfreunden
 durchaus unentbehrlich, das sich einer alle Erwartung überstei-
 genden Theilnahme erfreut, wird fortwährend Subscription
 angenommen. Nach Beendigung des Ganzen tritt der um ein
 Drittheil höhere Ladenpreis ein.

In der H. Brodhag'schen Buchhandlung in Stutt-
 gart ist soeben erschienen und in allen soliden Buchhand-
 lungen Deutschlands und der Schweiz zu haben:

Atlas

der
berühmtesten Städte und Gegenden des Alterthums.
 Deutsch und französisch.

Herausgegeben

von

August Tragel.

In fünf Abtheilungen und sechs Blättern.

Der Subscriptionspreis für das ganze Werk ist 30 Thlr.,
 oder 36 Rl. für eine Abtheilung 10 Thlr., oder 12 Rl.
 Ein einzelnes Blatt 1 Thlr. 10 Gr., oder 12 Rl. Der
 höhere Preis wird bedeutend erhöht werden. Die Kupferplaf-
 an werden in Paris gestochen. Der Prospectus ist in jeder
 Kunst- und Buchhandlung zu haben.

Die erste Lieferung, Achen in 2 Blättern enthaltend, ist
 fertig und wird ehestens versandt werden.

Hoch wichtiges Werk

für Staatsbeamte, Mitglieder von Ständeverfassungen,
 Landtagsabgeordnete, Magistrate, Stadtverordnete,
 Geschäftsmänner und Alle, welche sich für Staats- und
 Gemeindehaushalt interessieren.

Im Verlage der Unterzeichneten erscheint vom Januar 1837
 an:

Die Staatsfinanzwissenschaft,
 theoretisch und praktisch dargestellt und durch Beispiele
 aus der neuern Finanzgeschichte europäischer Staaten
 erläutert von

Ludwig Heinrich von Jakob.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage von Dr. J.
 F. H. Eiselen, d. o. Professor der Staatswissenschaften
 zu Halle. Gr. 8. Ausgabe in Pesten. Subscriptions-
 preis für das Heft 8 Gr. — 10 Sgr. — 30 Kr.
 Conv.-Mze.

In allen Buchhandlungen findet man eine ausführlichere
 Ankündigung dieses in der jetzigen Zeit fast unentbehrlichen
 Werkes und kann Bestellungen darauf machen.

Halle, im November 1836.

C. A. Schwetschke und Sohn.

Im Verlage von Fr. Regensberg in Münster ist
 erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Deutsche Sprachlehre,

zunächst
 für die mittlern Classen der Gymnasien,
 verfaßt

von
J. F. W. Dürhard,

Professor am Gymnasium zu Minden.

22 Bogen. Gr. 8. 18 Gr.

Diesem Werke wurde gleich nach seinem Erscheinen die
 Anzeichnung zu Theil, daß es vom königl. Provinzial-Schul-
 Collegium zu Münster sämmtlichen Gymnasien der Provinz
 Westfalen zur Einführung empfohlen wurde.

Bei S. Bethge in Berlin erschien soeben:

**Krüdts, Fr., Der Mann nach dem Herzen Gottes,
 19 Predigten über David's Leben. Preis 1 Thlr.**

Der als Kanzelredner bereits rühmlich bekannte Hr. von
 Krüdts übergibt der christlichen Welt einen Band alttestament-
 licher Predigten und hat darin dargelegt, zu welchen erbaulich-
 en Betrachtungen auch die Schriften des Alten Testaments
 den reichsten Stoff darbieten.

Bei Fleischmann in München ist erschienen und durch
 alle Buchhandlungen zu erhalten:

**Lebensbilder, Chinesische, von beschnittenen und
 unbeschnittenen Juden, Gelbchinesen, Buchverm, Die-
 ben, Kupplerinnen, Verschwiegenen, Spielern, Diebstahl-
 u. s. w., von Sing Kang, übers. v. Seb. Roth-
 anker. Mit 1 Stein Tafel. 1. 8 Gr., od. 36 Kr.
 Herausgegeben von Kitz, Lemme und Sattler.**

Bei Georg Rabber in Göttingen ist erschienen und
 in allen Buchhandlungen zu haben:

**Buchh. H. B., Die Idee des Tragischen. Eine phi-
 losophische Abhandlung. 8. Broch. 21 Gr.**

In der Unterzeihnten ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Bibliothek für Militaire überhaupt

und für
Unteroffiziere insbesondere.

Fünfte Lieferung, enthaltend:

Die Lehre von den Handwaffen.

(Bogen 9—15.)

Preis: 3 Gr., oder 12 Kr.

Mit dieser Lieferung ist nun die in der ersten, dritten und fünften Lieferung abgehandelte Lehre von den Handwaffen geschlossen und kostet diese aus drei Lieferungen bestehende Abtheilung einzeln genommen 48 Kr., oder 12 Gr.

In der gegenwärtigen Zeit, wo an Unteroffiziere und angehende Militaire überhaupt gesteigerte Forderungen gemacht werden, erscheint es als ein dringendes Bedürfnis, sich wenigstens einen Theil der Kenntnisse zu erwerben, die sich weder auf dem Exercirplatz noch aus den Dienstvorschriften und Instructionen erlernen lassen, die jedoch der Unteroffizier und der angehende Militair sich aneignen muß, will er anders die Ansprüche erfüllen, die an ihn gemacht werden. In seinem lobenswerthen Eifer durchsucht der angehende Militair oder Unteroffizier ganze Militairbibliotheken, um seine Kenntnisse zu vermehren, aber bald findet er, daß die bis jetzt erschienenen Werke entweder nur das ABC des Wissens abhandeln, oder in einem Sprunge zu gelehrten Abhandlungen übergehen, die für seinen Standpunkt und seine Sphäre zu hoch sind. Das von uns angekündigte Werk wird, wir dürfen es hoffen, diese längst gefühlte Lücke ausfüllen.

Die soeben erschienene neue Lieferung, welche die Lehre von den Handwaffen beschließt, wird dies bewähren. Sie beschränkt sich nicht, wie die meisten bisher erschienenen Werke über erkrankten Gegenstand, bloß auf die Benennung der Bestandtheile eines Gewehrs zc., sie lehrt vielmehr die Kraft des Pulvers und ihre Anwendung zum Schießen, sowie die verschiedenen Erscheinungen, welche beim Schießen vorkommen. Sie gibt ferner allgemein nützliche Erklärungen über die zu den Waffen verwendbaren Materialien, und man findet bei allen diesen Bestandtheilen die Art ihrer Behandlung und die Beschreibung ihrer guten und schlechten Eigenschaften. Sie lehrt das Entstehen und auch das richtige Erkennen der Fehler an den Waffen, und gibt die Bestimmungen, nach welchen die Gewehre zu untersuchen sind; ferner die nöthige Anleitung, die Arbeit der Büchsenmacher zu prüfen, und erodhrt der Mittel, deren die Büchsenmacher sich bedienen, um auf schnelle und wohlfeile Art ein Gewehr wiederherzustellen, wobei sie aber durch ungewöhnliche Arbeit nur das baldige Verderben desselben herbeiführen. Endlich zeigt sie die nöthigen Vortheile, die bei der Behandlung eines Gewehrs Anwendung finden können.

Alle diese Kenntnisse kann ein Unteroffizier nicht wohl erlernen, und doch erlangt er sie bei der bloß praktischen Behandlung des Gewehrs nur unvollkommen und oberflächlich. Allein nicht nur der Militair, sondern jeder Gewehrbesitzer wird mit Nutzen diese Abhandlung lesen, die besonders auch für Jäger, Bürgergarden, Landjäger, Volksgewehre, ja selbst für Büchsenmacher die zweckmäßigsten und in leichtverständlicher Sprache abgefaßten Lehren enthält.

Die Hauptgesichtspunkte, von welchen bei diesem ganzen Werke ausgegangen wurde, sind folgende:

- 1) Die Unteroffizier-Bibliothek ist für Individuen aller deutschen Staaten berechnet, wobei sie alles specieil Dienstliche, was aus den bestehenden Dienstvorschriften der einzelnen Staaten erlernt werden kann, ausschließt.
- 2) Die Unteroffizier-Bibliothek ist unbeschadet der Vollständigkeit auf ein möglichst kleines Ganzes und niedrigen Preis berechnet, denn der Unteroffizier hat nur einen beschränkten Raum zur Aufbewahrung derselben und wenig disponible Mittel.

3) Neben der Vorbereitung nützlicher Kenntnisse, welche den einzelnen Individuen selbst nach ihrem Antritt in den Militairstand von wesentlichem Nutzen sein dürfen, wird der Geist des echten Soldaten, die Anhänglichkeit an den Fahn und das Vaterland, und die Befestigung der Liebe für den Stand, des ganze Unternehmen durchwehen.

Stuttgart und Augsburg, im November 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei Fleischmann in München ist erschienen und sind alle Buchhandlungen zu erhalten:

Bücher, A. von. Sammtliche Werke, gesammelt und herausgegeben von J. v. Klessing. 6 Bände in 29 Lieferungen. Mit Kupfern. Gr. 8. Bastei Ausgabe. 6 Thlr., oder 8 Fl. 42 Kr.

Diese in 29 Lieferungen erschienenen Werke eines der berühmtesten Schriftsteller unsers Jahrhunderts, sonst 12 Thlr. 6 Gr. im Preise, kosten jetzt in dieser wohlfeilen Ausgabe nur 6 Thlr., oder 8 Fl. 42 Kr.

Der Freischütz

für 1837 kostet wie bisher in Hamburg (in der Edition: Neuf. Fußtentzelle, Platz Nr. 111) 6 Mark holl. Gesamt (quartallier 1 Mark 8 Schill.). Für das Ausland ist der Preis des Jahrgangs 7 Mark 8 Schill., oder 3 Thlr. 10 Schill. 10 Pf. Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen darauf an.

Hamburg, im December 1836.

Bei Fleischmann in München ist erschienen und sind alle Buchhandlungen zu erhalten:

Frescobilder aus dem Leben des genialen Gaiardi Hippelanz, Directors einer herumziehenden Kasperntruppe. Von dem reisenden Kosmopoliten Isidoro Nablofus. Mit 1 Satirtafel. 8. 6 Gr., oder 24 Kr.

Wer aus dem Grunde seines Herzens lachen will, ist hier bei Büchlein.

Literarische Zeitung,

(nebst vollständiger, wissenschaftlich geordneter Bibliographie der neuesten in- und ausländischen Literatur.)

Herausgegeben von Dr. Karl Schömann.

Wöchentlich eine Nummer von 1 bis 1 1/2 Bogen gr. 4.

Preis des Jahrgangs nebst Register 2 Thlr. 16 Gr.

Diese Zeitschrift, welche 1857 ihren vierten Jahrgang beginnt, ist Buchhändlern, Gelehrten und allen Gebildeten, welche einen vollständigen und geordneten Bericht über die neuesten Erscheinungen in der in- und ausländischen Literatur und Journalistik zu haben wünschen, zu empfehlen. Der wohlfeile Preis macht Jedem die Anschaffung möglich. — Alle Buchhandlungen und die königl. Postämter nehmen Bestellungen an. — Eine Probeummer liegt hier bei.

Dancker und Humblot in Berlin.

Berichtigung.

In meiner Erklärung für Dr. F. E. Jahn in Nr. XXXV dieses literarischen Anzeigers sind auf der zweiten Seite der Seite (Seite 14 v. oben) die Worte: „einfassliche, aber“ zu verändern in: „einfasslichen Anhängers“, wie auch der Sinn des Ganzen deutlich ergibt.

Halle, den 9ten Dec. 1836.

J. H.

Literarischer Anzeiger.

1836. Nr. XXXVII.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brodhause in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, 3fte, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Seite 2 Gr.

Wohlfeilste Ausgaben neuer französischer Romane u. s. w. das Bändchen in Taschenformat à 15 Gr.

Erschienen sind bisjetzt:

Jacob, *Les mœurs garçons*. 2 vols. — Balzac, *La fleur des pois*. 1 vol. — Lamartine, *Jocelyn*. 2 vols. — Desbordes-Valmore, *Le salon de Lady Betty*. 2 vols. — Abrantès, *Scènes de la vie espagnole*. 2 vols. — Soulié, *Les deux cadavres*. 3 vols. — Sand, *Simon*. 1 vol. — Balzac, *Le lys dans la vallée*. 2 vols. — Soulié, *Romans historiques du Languedoc*. 2 vols. — Masson, *Une couronne d'épines*. 2 vols. — Foa, *La juive*. 2 vols. — Gozlan, *Les influences* — *Le notaire de Chantilly*. 2 vols. — Brot, *Sand*. 2 vols.

Zunächst werden erscheinen:

Gozlan, *Les influences* — *Le médecin d'Argenteuil*. 2 vols. — Masson, *La famille de l'ouvrier*. 2 vols. — Balzac, *Les illusions perdues*. 2 vols. — Méry, *Scènes de la vie italienne*. — Raymond, *Mensonges*. 2 vols.

Jedes Bändchen kostet in dieser Ausgabe nur 15 Gr., während in einer pariser Originalausgabe jeder Band gewöhnlich auf 2 Thlr. 21 Gr., in andern brüsseler Nachdrucken grössern Formats aber auf 1 Thlr. bis 1 Thlr. 12 Gr. zu stehen kommt.

Vorräthig bei

Leipzig, im December 1836.

Avenarius & Friedlein

(vorm. BOSSANGE PÈRE),

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

In der unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Polytechnisches Journal,

herausgegeben
von den

D. D. Dingler und Schultes.

Erstes Octoberheft.

Inhalt: Bericht über die Versuche, welche aus Auftrag des Finanzdepartements der Vereinigten Staaten von einer Commission des Franklin Institute in Pennsylvania über die Explosionen der Dampfkessel angestellt wurden. Mit Abbildungen. Bemerkungen über die Eisenbahn zwischen Dublin und Ringstown, von Hrn. Stevenson. Mit Abbild. Über eine Bremse für Eisenbahnen, womit zugleich ein Stopfaufhalter verbunden ist. Von Hrn. G. Millchap. Mit Abbild. Über eine Sicherheitsbremse für Eisenbahnwagen. Von Hrn. W. J. Curtis. Mit Abbild. Bradon's Verbesserungen an den Apparaten zur Verhütung des Umschlagens von Fahrzeugen, wenn sie mit zu vielen Segeln besetzt worden sind, sowie auch zum Nachlassen von Lauen und Segelleinen an verschiedenen Arten von Fahrzeugen und Schiffen, welche Verbesserungen zum Theil auch zu andern Zwecken brauchbar sind. Mit Abbild. Nickoll's neu erfundene und patentierte Feuer- und Locomotivmaschine mit Dampfscondensation. Mit Abbild. Smith's Verbesserungen an den Buchdruckerpressen. Mit Abbild. Horn's Verbesserungen in der Fabrication von Angelgewinden. Mit Abbild. Lawrence's Verbesserungen an den Schrauben, deren man sich zum Verschließen von Linienzeugen, Parfumerien, Elixieren, Medicinen und andern Flüssigkeiten, sowie auch zum Verschließen der Kegel und Becher, worin man Salben, Pulver, Eingewickeltes und andere Dinge aufbewahrt, bedient. Mit Abbild. Balois' Verbesserungen, in dem Verfahren und an den Apparaten zur Erzeugung gesüßener, geätzter oder erhabener gravirter Metallplatten zum Galicodruck. Mit Abbild. Über die fabrikmäßige Bereitung

des Neuwieders, Mineral-, Braunschweiger- und Berggrüns. Des Hurst's und Hope's neue und verbesserte Maschine zur Zubereitung von Hanf und Flach, und verbesserte Maschinen zur mechanischen Spinnerei von Flach, Hanf, Baumwolle, Seide und andern Faserstoffen. Mit Abbild. Über die Baumwollwaaren-Fabrication in Frankreich. (Fortsetzung.) Miscellaneous. Leistungen der Austerlitz'schen Dampfmaschine. Ein neues Rettungsboot. Seaward's excentrisches Ruderrad. Über die Wirkung des Wassers auf die Ruderräder der Dampfboote. Neuere Fortschritte des Thiemstunnels. Marichal's bewegliche Eisenbahn als die-Eisenbahn Fouillour's in Anspruch genommen. Prüfung der Sodenville auf ihren Kaliumgehalt. Über die Entstehung eines dem Alizarin ähnlichen Farbstoffs bei Behandlung der Gallussäure mit concentrirter Schwefelsäure. Cagniard-Latour's Untersuchungen über den Gährungsstoff. Über den Einfluss der Electricität auf die Vegetation. Gesetze für das Ausströmen von Flüssigkeiten aus schmalen Längenspalten. Über ein von Dr. Reid erfundenes Ventilatorsystem für Gebäude. Verbesserte Methode messingene Schraubenmuttern zu gießen. Jones' Stangenbohrer. Key-nold's Maschine zum Biegen der Rastelgen etc. Auspressen von erhabenen Figuren und Zeichnungen aus Holz. Verhütung des Getrübes der Amboße. Kerzen aus Rastelholz. Apparat zum Trocknen von Zeuchen, die mit Rastelholzauflösung überzogen sind. Runkelrüben als trockenes Futter. Zunahme der in den Vereinigten Staaten von Nordamerika erhaltenen Patente. Frankreichs Ausfuhr nach seinen Colonien.

Zweites Octoberheft.

Inhalt: Bericht über die Versuche, welche aus Auftrag des Finanzdepartements der Vereinigten Staaten von einer Commission des Franklin Institute in Pennsylvania über die Explosionen der Dampfkessel angestellt wurden. Mit Abbild. (Beschluß.) Pottr's neue Spreispumpe für Dampfkessel. Mit Abbild. Curtis' verbesserter Hut für die Randsänge der Locomotivmaschinen und über einen verbesserten Aschenbehälter für dieselben. Mit Abbild. Bericht des Hrn. G. de Clausen über einen von Hrn. Leydcker, Fabrikanten physikalisch

der Instrumente in Paris, vergl. d. Feder und Barometer. Mit Abbild. Gauß's Anwendung des goldenen Blies zur Sublimetrie. Johnson, über die Bildung der Schwefelsäure. Chemische Untersuchung der Erde, von G. J. Mulder. Bericht des Hrn. Payen über die Oxidation des Hrn. de Wille. Renou, über das Gerben der Häute, Kasnitsch und anderer Helle. über die Fabrik lachender Leder des Hrn. Kys und Comp. in Paris. Bericht des Hrn. Lasbarrague über die Schab- oder Ausfleischmesser für Gerber, welche Dr. Drouet in Paris verfertigt. Mit Abbild. Martin, über das Aufsetzen der Bollentücher. Sievier's Verbesserungen in der Fabrikation elastischer, zu verschiedenen Zwecken anwendbarer Stoffe oder Fabrikate. über die Harz- und Thiergewinnung in den Halbinseln um Bordeaux. über die Baumwollwaaren-Fabrikation in Frankreich. (Beschluß.) Diszellen. über die London-Birmingham-Eisenbahn. Bespritzung der Eisenbahnen mit Wasser. über das Magnetisieren von Stahlstäben. Deriard's Metalllegirung zur Verfertigung von Kochgeschirren. Amerikanische Maschine zum Fortschneiden. über das Steigen der Eisenpreise in England. über die Benutzung des Steinmörtels zu verschiedenen Bauten. Einiges über die neuern Apparate zur Luftschiffahrt. Verbesserungen der zum Indirekten-Druck bestimmten Perrotine. Versuche mit Scheul's Insectentransportationsapparat. Laurence's Methode den Kunstrubenast zu gewinnen. Nützliche Verwendung der Malzkeime. über den Krappbau. über den Bissus oder die Muschelseide. Rapphaquelle in Amerika. Einführung des Russischen Bienenstocks im Elß. über unauslöschliche Tinte. Anwendung des Jacquart'schen auf die Baumwollwaaren-Fabrikation.

Von diesem sehr gemeinnützigen und wohlfeilsten Journal erscheinen wie bisher monatlich zwei Hefte mit Kupfern. Der Jahrgang, aus 24 Heften mit 24-36 Kupferplatten bestehend und welcher mit einem vollständigen Sachregister versehen wird, macht für sich ein Ganzes aus und kostet durch die Postämter und Buchhandlungen nur 9 Thlr. 8 Gr., oder 16 Rl. In das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

Ein dieses Journal begleitender Anzeiger nimmt einschlägige Dienstgeschäfte, Waaren- und Maschinen-Anbietungen, Bücheranzeigen u. s. w. gegen sehr billige Insertionsgebühren auf, und die Verlags-Expedition besorgt die einschlägige Correspondenz.

Stuttgart und Augsburg, im November 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Im Verlage der unterzeichneten Buchhandlung ist erschienen:

Millin's mythologische Galerie.

Eine Sammlung von mehr als 750 antiken Denkmälern, Statuen, geschliffenen Steinen, Münzen und Gemälden, auf den 191 Original-Kupferblättern der französischen Ausgabe.

Zweite verbesserte Auflage. 1836.

1 Band Text und 1 Band Kupfer, auf Velinpapier, sauber gebunden. Preis 10 Thlr.

„Eine ausserordentliche Anzahl von fast 700 Denkmälern ist in diesem Schatzkämmerlein mythologischer Kunstdarstellungen auf eine Weise zusammengestellt, die man es noch immer nachrühmen kann, aus den ihr zu Gebote stehenden Mitteln für Abbildung und Erklärung das Mögliche geleistet zu haben. Wer Millin's Galerie mit den dazu gehörigen Erklärungen sorgfältig gelesen hat, besitzt in der That die sicherste Grundlage, um die zerstreuten Ergebnisse der neuesten Zeit für den Zweck einer unrichtigen Kenntniss alter Mythologie und Kunst zu verknüpfen.“

(Auszug einer Recension aus der Preuss. Staatszeitung 1836, Nr. 7, von Hrn. Prof. E. Gerhard.)

Nicolai'sche Buchhandlung in Berlin.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen:

Alphabetisch-chronologisches Namen- und Sachregister

nebst Titelblatt

für den Jahrgang 1835

der Allgemeinen Zeitung.

Preis 45 Kr., oder 12 Gr.

Von diesem Register sind zu den Jahrgängen 1827, 1828 (1824 fehlt) und 1825 — 34 gleichfalls noch Exemplare vorräthig und können, mit Ausnahme der Register zu den Jahrgängen 1833 und 1834, welche 45 Kr. kosten, zum Preise von 30 Kr. per Jahrgang, durch alle soliden Buchhandlungen bezogen werden.

Stuttgart und Augsburg.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

Bei Fleischmann in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Der Schutzgeist für Kindheit und Jugend, oder väterliche Warnungen und Lehren für Knaben und Mädchen in anmuthigen, dem Kindesalter angemessenen Erzählungen und Geschichten. Von J. G. Calmann. Zweite Auflage. 8. Illuminirt 1 Thlr. 8 Gr., oder 2 Rl. 24 Kr.; schwarz 1 Thlr., oder 1 Rl. 48 Kr.

Was ist wol kostbarer als Leben und Gesundheit unser Kinder! Dieses Buch, Altem und Jüngem, geht ihnen in die Hand; die darin enthaltenen warnenden Beispiele werden die Aufmerksamkeit der Kleinen auf sich zu spannen, und bald wird es ihr Lieblingsbuch werden, von dem sie sich nicht mehr trennen wollen. Ref. spricht aus eigener Erfahrung.

Bei Friedrich Bieweg in Braunschweig ist erschienen:

Hermann und Dorothea

von J. W. v. Goethe.

Neue Auflage. Kl. 8. Mit Titelkupfer und vignetten. Cartonnet mit Goldschnitt. Preis 1 Thlr.

Goethe's liebliche und unerreichte Dichtung erscheint hier in einer abermaligen neuen und sorgfältig ausgestatteten Ausgabe, die sich, abgesehen vom Werthe des Gedichtes, auch durch die äußere Form recht sehr zu Weihnachten- und Festgeschenken eignet.

Bei G. Bethge in Berlin erschien soeben:

Spener, Ph. Jak., Die Seligkeit der Kinder Gottes in dem Reiche der Gnade und der Herrlichkeit in 6 Predigten betrachtet. Sammt einer Vorrede desselben von dem Mißbrauche der Freiheit des Evangelii und dessen Unterschied von dem Gesetz, auch beider Gebrauch. Herausgegeben von J. G. Lisco. Preis 14 Gr. (17 1/2 Egr.)

Der Name Spener's, dieses frommen Theologen und ausgezeichneten Predigers, der einst so häufig und fruchtbar wirkte, bürgt für die innere Bortrefflichkeit dieser Predigten; gründliche Erklärung der heiligen Schrift, die Sprache, Klarheit der Darstellung sind die Eigenschaften derselben, die sie zum Erbauung suchenden Leser bestens empfehlen werden.

In der Antiquarischen ist haben erschienen und zu alle Buchhandlungen versandt worden:

G e s c h i c h t e

des

Trojanischen Krieges.

Mit

Beilagen über die älteste Geschichte Griechenlands und Trojas

von

Johann Achold,

Prof. am k. bair. Gymnasium zu Straubing.

Gr. 8. Broch. Preis 2 Fl. 42 Kr., oder 1 Thlr. 16 Gr.

Inhalt: I. Prüfung der bisherigen Annahmen über die Entstehung und die Zeit des trojanischen Krieges. II. Bedeutung der ersten Einnahme Trojas durch Herakles. III. Veranlassung und Bedeutung des eigentlichen trojanischen Krieges. IV. Verrätherci der Antenoriden. V. Begründung der aufgestellten Ansicht vom trojanischen Krieg aus den Homerischen Gesängen. VI. über die Einheit der Illas. Beilagen. 1) über die Bedeutung der Helena und ihrer Wanderungen. 2) über die Atriden und die südl. Achäer. 3) über die Abstammung der Pelasger und ihren Heros Herakles. 4) über die Trefahrt des Odysseus. 5) Übersicht der Geschichte des trojanischen Reiches. 6) über die Bedeutung des Aeneas und seine Wanderungen.

Der Verfasser, welcher diese Schrift seinem Lehrer Welcker und dem Begründer und hochherzigen Kenner der hellenischen Geschichte K. D. Müller gewidmet hat, übergibt (wie er in seiner Bescheidenheit sagt) diesen Versuch dem Publicum nicht ohne Besorgnis. So schwierig der Gegenstand auch sein mag, in wie undurchdringliches Dunkel die einzelnen über denselben erhaltenen Nachrichten gehüllt, wie groß die Forderungen der Gelehrten und wie verschieden ihre Ansichten über Behandlung der griechischen Mythengeschichte sein mögen, immerhin glauben wir, daß des Verfassers Besorgnis nicht gerechtfertigt, daß im Gegentheil seine Bescheidenheit in um so hellerem Lichte glänzen werde, je gelegener und sorgfältiger seine Forschungen, je geistreicher die Zusammenstellung und je fleißiger die Ausföhrungen gefunden werden wird.

Stuttgart und Augsburg, im Sept. 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Neue zweckmäßige Weihnachtsgeschenke für die Jugend.

F. Beauval, Gespräche für das gesellschaftliche Leben; zur Erlernung der Umgangssprache in Französischen und Deutschen. Fünfte sorgfältig verbesserte Auflage vom Prof. Laforgue. Erstes Bändchen: Morgengespräche; zweites Bändchen: Taggespräche, und drittes Bändchen: Abendgespräche. Broschirt. Alle drei Bändchen kosten im Pränumerationspreise nicht mehr als 1 Thlr., wofür solche in allen Buchhandlungen zu haben sind.

L. F. M. Richter, Die Wasserwelt oder das Meer und die Schifffahrt im ganzen Umfange; zur Belehrung der reifern Jugend und zur Unterhaltung für Jedermann. Erster Band: Das Meer nach seinen physischen und chemischen Eigenschaften u. Mit einem Atlas von 7 Tafeln 8. Geb. Pränumerationspreis 2 Thlr.

Desen zweiter Band: Bau und Einrichtung der Schiffe, nebst geschichtlichen Beobachtungen. Mit einem Atlas von 12 Tafeln, Eingeb. Pränumerationspreis 1 Thlr. 18 Gr.

J. A. L. Weutter, Die reinste Quelle jugendlicher Freuden, oder gegen 300 Epile, zur Ausbildung des Geistes, Kräftigung des Körpers und zur gefälligen Erheiterung im Freien und im Zimmer, theils gesammelt, theils selbst bearbeitet und mit 66 Abbildungen erläutert. Zweite vielfach vermehrte und verbesserte Auflage. Gr. 8. Eingeb. Pränumerationspreis 1 Thlr. 10 Gr.

Diese ganz vorzüglichen Schriften sind in allen namhaften Buchhandlungen für die beigesetzten höchst billigen Pränumerationspreise zu bekommen.

Arnold'sche Buchhandlung
in Dresden u. Leipzig.

In der unterzeichneten Buchhandlung sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Die Lebensgeschichte

des

großen Königs

Friedrich von Preußen.

Ein Buch für Jedermann

von

Prof. Dr. J. W. E. Preuss,

Berfasser des größeren Werks über denselben Gegenstand.

Neue unveränderte und wohlfeile Ausgabe in 6 Lieferungen. Jeden Monat erscheint eine Lieferung von 8 Bogen in gr. 8. für den Preis von 6 Gr. Drei Lieferungen bilden einen Band. Das Werk selbst ist mit 2 Bänden vollendet und kostet vollständig 1 Thlr. 12 Gr.

Friedrich der Große.

Zur richtigen Würdigung seines Charakters und Geistes. Enthaltend einzelne Scenen, schriftliche und mündliche Äußerungen von ihm aus seiner Jugendzeit bis zu seinem Tode.

Herausgegeben von

Karl Müchler.

Neue unveränderte und wohlfeile Ausgabe in fünf Lieferungen. In jedem Monat erscheint eine Lieferung von 8 Bogen in gr. 8. und kostet 6 Gr. Alle fünf Lieferungen bilden einen Band und kosten zusammen 1 Thlr. 6 Gr.

Die erste Lieferung beider Werke ist bereits in allen Buchhandlungen vorrätig.

Kauf'sche Buchhandlung
in Berlin.

Bei Fleischmann in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Reise eines Lehrers mit seinen Schülern aus Isserten in einige romantische Gegenden der Schweiz. Lesebuch für die heranwachsende Jugend. 2 Theile.

Mit 13 illum. Kupfern. 8. 2 Thlr., oder 3 Fl. 36 Kr.

In diese höchst anziehende Reisebeschreibung ist alles Wissenswürdige aus der Welt und dem Leben verflochten; sie bereichert die kleinen Leser auf eine spielende Weise mit einem Schatz von Kenntnissen. Wahrscheinlich, ein Weihnachtsgeschenk, das wir gar nicht zu übersehen bitten und für dessen Empfehlung man uns Dank wissen wird.

Bei Th. Chr. Fr. Enslin in Berlin ist erschienen:

Handbuch der Naturgeschichte

zum Gebrauch bei Vorlesungen,

von

Dr. Hermann Burmeister.

Gr. 8. 57 1/2 Bogen engen Drucks. 3 Thlr. 12 Gr.

In meinem Verlage ist schon erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Vollständiges HANDWÖRTERBUCH

der
deutschen, französischen und englischen Sprache.

Zweite Auflage.

Breit-8. Elegant gebunden. 3 Thlr. 12 Gr.

Jede der drei Abtheilungen dieses Lexikons:

I. Dictionnaire français-allemand-anglais. (1 Thlr.)

II. A complete Dictionary English-German-French. (2 Thlr.)

III. Vollständiges deutsch-französisch-englisches Handwörterbuch. (1 Thlr. 8 Gr.)

ist zu dem beigesetzten Preise ebenfalls elegant gebunden besonders zu haben.

Dieses Wörterbuch, für dessen Brauchbarkeit die binnen Jahresfrist nöthig gewordene zweite Auflage spricht, zeichnet sich ebenso durch seine Vollständigkeit als typographische Einrichtung aus. Die Schönheit und Deutlichkeit der dazu verwandten englischen Lettern; noch mehr hervorgehoben durch den auf das schönste Velinpapier ausgeführten sehr sauberen Druck, machen die Benutzung äusserst bequem. Auf die Correctheit ist nicht weniger eine grosse Sorgfalt verwandt; der Preis aber wird bei diesem Umfange und solchen Leistungen nur als höchst billig erscheinen.

Leipzig, im December 1836.

F. A. Brockhaus.

Bei Fleischmann in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Ernesti, Dr. F. H. M., Vorübungen zum ersten Unterricht in der Muttersprache und praktische Vorbereitung zu den schönen Redekünsten für die zu bildende kleine Jugend. 6te verb. Auflage. 8. 16 Gr., oder 1 Fl. 12 Kr.

Dessen Neues theoretisch-praktisches Handbuch der schönen Redekünste für die obere Classe der gelehrten Schulen. Dichtkunst. 5te Auflage. Gr. 8. 2 Thlr., oder 3 Fl.

Dessen Erstes Vorbereitungsbuch der griechischen Sprache. 3te Auflage. 8. 9 Gr., oder 36 Kr.

Dessen Neues Elementar- und Vorbereitungsbuch der lateinischen Sprache, zur zweckmäßigen Einleitung in die Classiker für Schulen. 3te verb. Auflage. 8. 16 Gr., oder 1 Fl. 12 Kr.

Diese allgemein anerkannten, musterhaften Lehrbücher bedürfen keiner Anpreisung; ihre beste Empfehlung sind die vielen Auflagen. Schulanstalten gewähre ich bei Abnahme namhafte Vortheile, wie sie vielleicht bei keinem Schulbuche stattfinden.

Literarische Neuigkeiten.

Im Verlage Unterzeichneten sind erschienen und durch Buchhandlungen zu beziehen:

Andronika. Roman in 3 Theilen von Emer. Scävola. 8. 5 Thlr. 18 Gr.

Abdazar, Der Weiberverdächter, von Emer. Scävola. Roman. 8. 2 Theile. 3 Thlr. 12 Gr.

Deutsches Wörterbuch. Herausgegeben von R. K. K. K.

8. Brosch. 1 Thlr. 3 Gr.

Agriolen. Eine Sammlung von Charaktern und Rätheln von R. K. K. 8. Brosch. 12 Gr.

Die Sünde des Bogenschießens. Ein Roman, entlehnt aus dem wirklichen Leben, von L. von Alvensleben. 8. 2 Theile. 2 Thlr. 18 Gr.

Reisen aus zwei Welten, nebst einer Beschreibung der Zustände in den Welttheilen der Union, von J. H. Kausse. Gr. 8. Brosch. 1 Thlr. 9 Gr.

Das Leben Jesu für Schulen und für Alle, welche sein Leben sich als Vorbild für ihr eigenes gewählt haben. — Aus den vier Evangelien nach der lutherischen Uebersetzung in eine einzige Erzählung gebracht, und mit den zum Verständnis notwendigen Sinnerklärungen und Nachrichten vom dem Leben und den Vorfällen der Juden versehen von Karl Alexander Frege. Gr. 8. Ordinaire Ausgabe 1 Thlr.

Feine — 1 Thlr. 12 Gr.

(Bei der ordin. Ausgabe bewilligen wir auf 12 Exempl. 1 Freiexemplar, und auf 25 Exempl. 3 Freiexemplare.)

Die beschriebenen Exemplare auf gutem Papier eignen sich ganz besonders auch zu einer würdigen Geburts- und Confirmations- und Weihnachtsgabe.

Freimaurerische Gelegenheitsreden, nebst einem, drei Taphnesteiler enthaltenden Anhange, vom Hofr. Friedrich Piper. Gr. 8. Brosch. 15 Gr.

Krüger-Hansen, Dr., Entschleierung des bithyrischen Curverfahrens bei der ägyptischen Augenentzündung. Gr. 8. Brosch. 16 Gr.

—, Die Homöopathie und Allopathie auf der Bage. Zweite Ausgabe. Gr. 8. Brosch. 2 Thlr.

Lieder für Turner. 16. Brosch. 3 Gr.

Pogge, F. J. C., Ansichten über die Entstehung und Ausbildung des edeln Pferdes und die zur Verbesserung der Pferdezeit anzuwendenden Mittel, sowie über die Nothwendigkeit einer veränderten Einrichtung der landesherrenlichen Gesele in Deutschland, und Berichte, Urtheile und Vorschläge über die medicinische Thierheilkunde zu Göttingen von 1826—35. Zweite vermehrte Aufl. 1836. Gr. 8. Brosch. 1 Thlr. 3 Fl. Göttingen, im December 1836.

Druck u. Frige.

Literarische Zeitung.

(nebst vollständiger, wissenschaftlich geordneter Bibliographie der neuesten in- und ausländischen Literatur.)

Herausgegeben von Dr. Karl Meißner. Wöchentlich eine Nummer von 1 bis 1 1/2 Bogen.

Preis des Jahrgangs nebst Register 2 Thlr. 16 Gr.

Diese Zeitschrift, welche 1837 ihren vierten Jahrgang beginnt, ist Buchhändlern, Gelehrten und allen Gebildeten, welche einen vollständigen und gedrängten Bericht über die neuesten Erscheinungen in der in- und ausländischen Wissenschaft und Journalistik zu haben wünschen, zu empfehlen. Der wohlfeile Preis macht Jedem die Anschaffung möglich. — Alle Buchhandlungen und die k. k. Postämter nehmen Bestellungen an. — Eine Probe Nummer liegt bei.

Duncker und Humblot in Berlin.

Literarischer Anzeiger.

1836. Nr. XXXVIII.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brodhause in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Bücherchau

der Breslauer Zeitung, herausgegeben von Eugen von Vaerst.

Sodwile-Castle. Aus den Papieren der Herzogin Nottingham. Drei Theile. Breslau 1836. Verlag von Josef Marx und Comp.

Walter Scott's geistreiche Weise, im Romane Dichtung und geschichtliche Wirklichkeit geschildert miteinander zu verweben, hat mit Recht die Theilnahme der Lesewelt in hohem Grade erregt, und wenn diese Theilnahme jetzt sehr gesunken ist, so mag dies wol hauptsächlich von den vielen Nachahmern Scott'scher Manier herrühren, welche ohne das Talent des geistvollen Meisters doch alle seine Fehler aufgenommen haben. Solcher Fehler gibt es denn freilich auch viele. Inner breiten Detailmalerie nicht zu erwähnen, welche, weit entfernt, eine größere Anschaulichkeit zu bewirken, den Leser vielmehr nur seine Unfähigkeit empfinden läßt, alle die kleinsten Elemente zu einem Gesamtbilde zu vereinen, sei hier nur des großen Mischverhältnisses gedacht, in welchem bei Scott die Dichtung zu dem gegebenen geschichtlichen Stoffe steht. Nur zu sehr in der That läßt der Dichter es uns merken, daß er selbst sich weit mehr für das Historische als für seine eigne Schöpfung interessiert, und je mehr es ihm vermöge der Lebendigkeit seiner Darstellung gelingt, auch dem Leser ein Interesse für das Geschichtliche einzufloßen, desto dürftiger muß diesem der innerhalb mächtig hervortretender Weltverhältnisse sich abspinnende kleine Liebesroman erscheinen. Ja selbst der von Scott mit großem Erfolg gebrauchte Kunstgriff, durch das geheimnißvolle Dunkel, darin er eine lockere Erfindung so lange als möglich zu halten weiß, die Krugler des Lesers in Spannung zu erhalten, dient nur dazu, bei endlich erfolgter Entwicklung um so mehr das Gefühl der Enttäuschung hervorzurufen, indem der lange genährten Erwartung statt einer wichtigen, weltgreifenden Katastrophe zuletzt doch nichts dargeboten wird, als die Vereinigung eines halbwichtigen Liebespärchens, an dem sich die großartigen weltgeschichtlichen Bewegungen verkrümmeln. — Unstreitig ist der unmittelbare und wesentliche Stoff des Romans überhaupt das Leben der Familie, wie denn dies in der Romanliteratur stets durch die That anerkannt worden ist. Wir erinnern nur an die ältern englischen Romane, und selbst unsere verrufenen deutschen Familiengemälde sind nicht darum so geringhaltig, weil sie das Familienleben darstellen, sondern weil sie es in seiner größtmöglichen Dürftigkeit auffassen, weil sie die Poesie darin suchen, es aus allem Zusammenhang mit allgemeinen Interessen herauszureißen und seine ganze Energie auf die angestrebte Erhaltung einer isolirten Existenz hinzurichten; daher denn auch Armuth bei ihnen ein so wichtiges tragisches Noth ist und dauerndes Familienglück hauptsächlich durch plötzlich hereinerschellenden Reichtum bewirkt wird. Ein würdiger Gegenstand für die Poesie ist aber die Familie erst, wenn sie der gemeinen Noth des Lebens durch günstige äußere Verhältnisse entrückt, zu keiner Vergleichleistung auf höhern und feinem Lebensgenuss gezwungen ist. Mannichfaltigere Interessen treten dann in ihr hervor, sie selbst öffnet sich Dem, was die Welt bewegt, und ohne sich an das öffentliche Leben aufzugeben, nimmt sie doch dessen Wirkung in sich auf und entwickelt erst so ein in Gesinnung, Charakter und Thatkraft innerlich reiches, wahrhaft sittliches Dasein. Wird nun die Familie in dieser Würde und Bedeutsamkeit Gegenstand dichterischer Production,

so kann sie nur entweder in bestimmten allgemeinen Beziehungen zu den Mächten des geschichtlichen Lebens festgehalten werden, — wie z. B. der edle Familienkreis, in welchem Wilhelm Meister uns einführt, an Kunst, weltbürgerlicher Erziehung und großartiger Industrie die Bezüge hat, die ihn der Geringheit und Dürftigkeit eines bloß selbstischen Familieninteresses entziehen — oder es muß eine bestimmte, im Leben eines Volkes bedeutsame, geschichtliche Zeit sein, in die der Dichter uns versetzt und die er, am Familienleben reflectirt, zu unserer Anschauung bringt. Oben dieser letztern Gedanke liegt nun auch den Scott'schen Romanen zu Grunde, konnte in ihnen aber freilich nicht genügend zur Ausführung kommen, weil Scott die Familie durch die allgemeinen Interessen völlig beraubt, weil er uns nicht die Geschichte durch die Familie hindurch, sondern umgekehrt die Familie nur in der Geschichte, sei es nun als thätiges Organ derselben, oder als leidenden Spielball der Ereignisse erblicken läßt. Es liegt zwar auch in dieser Fassung eine Wahrheit, eine solche jedoch, zu der wir des Dichters nicht bedürfen, die uns die Geschichte selbst auf allen ihren Blättern lehrt. Jene unerschöpfliche Seite der Familie dagegen, welche alle geschichtlichen Kämpfe und Wirren überdauert, jene in allem Wechsel des mannichfach bewegten öffentlichen Lebens sich unveränderlich erhaltende stille Macht der Liebe, Treue, Innigkeit und heiligen Vertrauens ist es, welche schon an sich gediegene Poesie, auch für die dichterische Behandlung ein unerschöpflicher Stoff ist. Wie trefflich nun dieser Stoff, wenn ein Dichter ihn behandelt, sich gestalten läßt, zeigt das Werk, auf welches aufmerksam zu machen, der Zweck dieser Zeilen ist.

Wie werden durch Sodwile-Castle mit einer englischen Familie bekannt, deren hoher Rang sie von alter Zeit her in nahe Beziehung zu den Herrschern des Landes gebracht und zur Theilnahme an der Leitung des Staats berufen hat, sobald die Schicksale des Hauses vielfach durch den Gang der öffentlichen Angelegenheiten und durch innere, persönliche Verhältnisse zur Königsfamilie bestimmt werden. Die Personen, die wir kennen lernen, haben an dem Hofe der Königin Elisabeth und ihres Nachfolgers eine bedeutende Stellung eingenommen, und die vertraute Freundschaft zwischen dem Haupte der Familie und dem Prinzen von Wales führt Verwickelungen herbei, welche auf das sonst ungetrübte Familienglück einen düstern Schatten werfen, der sich erst spät zerstreut. Aber die Begebenheiten selbst enthalten wir uns jedes Urtheils, und bemerken von ihnen nur, daß sie ganz geeignet sind, die Theilnahme der Leser in hohem Grade in Anspruch zu nehmen. Deswegen angedeutet, der möchten wir die poetische Trefflichkeit des Werkes hervorheben. In der That sind darin alle oben an Scott gerügten Fehler auf das glücklichste vermieden. Viele höchst interessante historische Momente treten uns zwar entgegen: das letzte Lebensjahr Jakob I., der sinnlose Übermuth seines Söhnlings Buckingham, die Verhandlungen wegen der Vermählung des unglücklichen Prinzen Karl, Burleigh's und Bristol's gewandte, aber in aller Staatsklugheit den Adel der Gesinnung bewahrende Politik in ungleichem Kampfe mit Richelieu's Schleichen, auf Hofintriguen, Weibergunst und Jesuitismus sich stützenden Machinationen — alles dieses und dem Ähnliches führt der Verfasser mit dramatischer Anschaulichkeit unsern Blicken vorüber. Dennoch hält er es mit großer Besonnenheit so sehr als möglich im Hintergrunde, und läßt es nur so weit hervortreten, als es unmittelbar auf die Nottingham'sche Familie einwirkt,

für welche er außer Interesse ungetheilt in Anspruch nimmt und erhält. In das Stammschloß derselben verlegt er uns gleich beim Beginn der Erzählung und entfaltet vor uns dessen mannichfach combinirte, den großen Sinn seiner Besitzer ausprechende Architektur mit so bewundernswürdigem Talent, so ungetrübte von jener, das Auge verwirrenden antiquarischen Prunkwelt, in welche bei solchem Anlaß Scott so leicht verfällt, daß wir darin völlig heimlich werden. Und welchem herrlichen Menschenwerke begegnen wir darin! Die alte Herzogin, eine wahrhaft verdächtige, von keinem Erbenschmerz mehr verätherte Gestalt, auf ein abgeschlossenes inbaltreiches Leben mit dem Frieden eines schönen Bewusstseins better zurückblickend und jetzt nur noch in der Liebe zu den Thieren lebend. Ihr zur Seite die jüngere Herzogin, ein tief leidenschaftliches, von einem großen Schmerz umnachtetes Gemüth, dessen Festigkeit dennoch frei von hoher Willenskraft gebähnt, nur um so rührender die Fülle von Liebe, die es einschließt, und um so schöner die Stärke einer edeln Einsinnung offenbart. Wir müssen es uns versagen, diese andeutende Charakteristik fortzusetzen. Gleich den genannten Personen sind auch die übrigen, bis zur jüngsten Enkelin, welche in ihrer Kinderumwelt das anmuthigste Gegenstück zu der herrlichen Großmutter bildet, scharf individualisirt; wie verschieden aber auch in Charakter und Lebensrichtung, sind sie doch durch gegenseitige Liebe und Anerkennung, durch das Alle erfüllende Bewusstsein der Familienehre und einen für Gemeines unabhätigen Eitelkeitsadel zur schönsten Einheit und zu einem ständigen Gesamtleben verbunden, in welches hineinzuüblichen Genuss und Erhebung zugleich ist. Die schönste Zeichnung freilich ist die junge Fremde, an deren Erscheinen in Galloway-Gasse sich viel Eust und Leid knüpft. Der Verf. hat die Fülle von Eilebzig, die er über diese Gestalt ausgegossen, zugleich so durchsichtig für die ihr einwohnende hohe Seelenschönheit zu halten gewußt, daß die herzoginwende Nacht, die sie über ihre Umgebung ausläßt, gewiß auch jeder Leser erfahren wird. Das liebe Mädchen muß viel leiden, so viel, daß wir mit dem Verf. darüber rechten können, warum er sie über manche Widerwärtigkeit nicht sanfter hinweggeführt hat, wenn wir nicht wüßten, einmal, daß im Romane der Zufall sein Recht unbedenklich behaupten muß, und zweitens vornehmlich, daß gerade in jenen Schmerzen die größte Liebe des Dichters zu seinem Geschöpf sich kundgibt, wacher Akkord wie eine so lebenswarme Zeichnung verdanken. Eitersam genug, daß im Reiche der Poesie der Satz gilt: was der Dichter liebt, läßt er leiden. Dies zu belegen, braucht man nicht gerade an Heinrich Kleist zu erinnern, der seine Lieblichen förmlich quälen kann; selbst Göthe darf dafür angeführt werden; denn ruht nicht z. B. unter allen im „Wilhelm Meister“ auftretenden Personen des Dichters Liebe vorzugsweise in Marianne und Mignon? Es sind diese beiden Gestalten oder auch die schönsten unter Allen, wie sie die leidvollsten sind. So wollen wir denn auch unsern Verf. dieser Dichterauslegung ungeführt folgen lassen und, statt unbefugt zu tadeln, lieber auf eine besondere Virtuosität desselben aufmerksam machen. Dies um so mehr, weil er sich in so strenge Anonymität zu hüllen gewußt hat, daß selbst dem Verleger, wie ein Vorwort berichtet, sein Name völlig unbekannt geblieben ist; ein kluger Leser, der sich aufs Rathen legen will, mag vielleicht dadurch einen Fingerzeig erhalten. Es versteht nämlich der Verf. nicht nur Gemälde mit der größten Gewandtheit und in anschaulichster Klarheit zu beschreiben, sondern er gibt auch von einzelnen Gegenständen so pittoreske Darstellungen und läßt es besonders, ganze Szenen in so bestimmter anmuthiger Gruppierung zu einem Leben athmenden Tableau zu gestalten, daß er sich als einen in die Geheimnisse der Malerkunst tief Eingeweihten verräth. Wir selbst wollen uns durch diesen Fingerzeig nicht zum Rathen verführen lassen, sondern uns nur des Anstehens freuen, das die Kunst des Verf. in dieser Beziehung uns dargeboten hat. Eine kleine Probe dieser Kunst können wir uns indes nicht entbrechen dem Leser hier vorzulegen; wir wählen dazu nur einen einzelnen Zug aus der von Anfang bis zu Ende höchst vortheilhaften Darstellung einer Zusammenkunft der Damen in den Gemächern

der Großmutter: „Alles nahm aus Plätze da um die alte Lady her; die Herzogin zu ihrer Rechten, Lady, ihr Sohn, die Tochter, ein schönes Mädchen in der ersten Reihe, zu den Linken, dann sofort die Damen — — — — —. Die jüngste Enkelin und ein Liebling der Großmutter, die längst mit der ruhigen Eigerheit, die Kinder so ruhig zu läben, wo sie sich geliebt wissen, vor der alten Lady auf den rothen Fußstufen. Sie hatte ihr schönes blondes Lockenhaar auf beide dicke Hände gefügt und blickte mit großen blauen Augen unverwandt in die von der untergehenden Sonne beschienene Gegend. Es war ein unansprechlich ruhendes Bild, das schöne blühende Kind in seinem Anzuchtlichen, in äppigen blonden Locken an den Schläfen mit schwarzen Flecken zusammengehalten — In diesen Ausdruck trübten sich langsam vertieft zu sehen, den Kinder wol nur in einem kleinen Schlummer der Seele annehmen und der uns doch einen will an das Verfolgen hochwichtiger Dinge — — — — —. Er zog die Augen Aller auf sich, und man tauchte sich, in das Bergaugen aber diesen Abdruck verriethen.“ Es ist hier Mitgetheilt nur ein kleines Element eines großen Bildes, aber mit welcher Liebe, welchem Kunstverstand ist es bewahrt! Wie malerisch der Verf. aber auch einzelne Scenen und rasch vorübergehende Situationen zu beschreiben weiß, so für mag folgende Stelle zum Belege dienen: „Der Herzogin der Gräfin Melville die Wahl gelassen zwischen drei verschiedenen Pferden. Aber wie hätte sie, die Kennerin, unter den das weißgeborne, zarte Köstlein mit dem hohen, schmalen Kopf und den feinen Beinchen können und nicht mit beiden seinen Bügel ergreifen sollen. Es schnappte sie an und auf den Hals königlich zurück, und die rosenrothen Lippen und das volle schäumende Geiß, die zuenden rüchenden Haare und die hellen braunen Augen, womit es sich und an die Gräfin anblickte, waren für die Bewunderer dieser herrlichen Thiere ebenso viele Reize, an denen sie sich ergötzen. Da sie ebenso gerötheten Lufte wie auf glühendem Boden sich hielten, nirgend mehr Ruhe habend, schickte sie sich an den Händen die feinen, aus den Flechten geklammerten Nägel zu rücken, und ehe der Herzog hinzutreten konnte, den Strich zu halten, flog sie leicht, ohne Sprung oder heftige Bewegung, als ob eine Feder den Boden unter ihrem Fuß leicht schen, in den Sattel, hatte ebenso den Bügel besonnen gefaßt und sie lohnte mit einem Ausruf der Freude den Wogensprung der klugen Thiere.“ Ein Talent, wie der Verf. es hier zeigt, ist es in anderer Weise an Göthe und Lessing kennen und bewundern, läßt es recht inne werden, daß, wie die Natur in ihrer genialsten, längst abgeschlossenen Zeit die Poesie in sich trug, so auch die mündig gewordene Poesie die Malerei einschließt. Und so mag man es wol als einen richtigen Satz bezeichnen, man eine berühmte deutsche Malerschule unserer Zeit sich so gut an die Dichter lehnen und ihnen in ihren Darstellungen nachzusehen; wiewol es immer eine besenliche Frage bleibt, was das bei Streben nach einem bereits Erreichten führen könne, nach einem Erreichten zumal, welches für dieses Streben als Hindernis ist; denn für eine Anschauung oder Empfindung, die der Dichter bereits gestaltet und der er am Noth ein gewisses heilvollstetigen Leib gegeben hat, sind selbst Farbe und Linie zu kostbare, eilige Darstellungsmittel. Sei dem nun wie es wolle, wir, die wir nichts von der herrlichen Kunst des abbekommen, wollen uns an unserm Besuche der herrlichen seelenvollen Bilder, welche der Dichter von Galloway-Gasse vorführt, dankbar freuen.

Unermähnt darf nicht bleiben, daß der Verf. sich ihm sehr hoch anzurechnen, es in echter Dichtersweise schmückt hat, den Leser mit der Aufklärung der verschiedenen Nebenheiten, die den Inhalt des Buches bilden, in Scott'scher Weise möglichst lange hinauszuziehen, und so Spannung einen vorübergehenden Effect zu erzielen. Am Anfang des zweiten Theiles erhalten wir das Bild des Verfassers, wie er selbst sehr schön, wie er gezogen hat, den Leser über, in die Stimmung und in den Grundgedanken zu versetzen, der die Geschichte folgt, und

zu vermeiden wären, weiß, und doch außer Stand gesetzt ist, schüßend oder warnend einzuschreiten" — so ist es ihm mit der Erregung dieser Stimmung bei dem Ref. wenigstens vollständig gelungen.

Die Sprache des Ref. hat viel Eigenthümliches; ein sehr compacter Periodenbau, in welchem durch eine gewissen etwas ungewöhnliche Wortstellung ein klingender Rhythmus sich bemerkbar macht, der oft nahe an den Vers streift, zeichnet besonders die beiden ersten Theile aus. Im dritten läßt die auf den Ausdruck gewandte Sorgfalt merkwürdig nach; einzelne Stellen verrathen Eilefertigkeit, auch Incorrectheiten laufen mit unter. Diese letztern indes zu rügen, fällt dem Ref. gar nicht ein, vielmehr freut er sich über so eine Incorrectheit wie Tischbein über den Esel. Es ist nämlich in unsern Tagen nichts so wohlfeil geworden, als ein sogenannter guter Styl; Alles besitzt ihn, ja, je bornierter Einer ist, desto besser handelt er ihn; eine geleckte, geschwätzige, in bestimmter fertiger Phrasologie glatt und ohne Aufstoß wie auf einer Schaufel dahinrollende Redeweise ist völlig zum Gemeingut worden. Will denn nun Alle einen guten Styl haben, und zwar Alle den nämlichen guten Styl, so steht zu befürchten, daß darüber aller Styl zu Grunde gehe, der nämlich, von dem es heißt: le style c'est l'homme! Ein bedrohliches Zeichen, daß wir uns wirklich dem glänzenden Glende der Classeitätt nähern, womit für eine Nation doch nichts Anderes gesagt wird, als daß sie in ihrer Literatur das Bewußtsein einer großen Vergangenheit ausspricht, ohne eine über sich hinausringende Gegenwart zu haben. Rußten wir ja sogar erst kürzlich, und zwar aus der Mitte des weiland jungen Deutschlands heraus, ein Liebeslied singen hören, das die graue Nebelgestalt des alten Kämmler mit den berufenen Wappenschildern von classischem Muster, Correctheit, Geschmack u. s. w. aus ihrer Vergessenheit heraufbeschwört. Solcher Richtung gegenüber muß man es noch für ein günstiges Symptom halten, wenn der herrliche Göthe nicht allgemein anerkannt, ja, wenn er verunglimpft wird; besser so, als daß er, was von einer andern Seite her in kurzweiliger Arbeit geschieht, zum Musterstein veredelt wird. Es hat indeß mit der Classeitätt keine so große Gefahr, so lange es noch Ludwig Tieck in freier, unbebrängter Ruhe zu schaffen vergnügt ist und so lange noch große Unkenntnis, wie der Verfasser von Sobow-Sastle, unsere Literatur bereichern.

Die äußere Ausstattung des Buches hat die Hierlichkeit und Eleganz, die wir bei allem Märchen Verlage zu finden gewohnt sind. Einen unberichtigt gebliebenen Druckfehler wollen wir noch verzeichnen: im dritten Theile, S. 145, ist bei der Angabe des Todesjahres Jakob I. statt 1615 die Zahl 1625 zu lesen; wir bemerken dies bloß für gewissenhafte Leser, welche dem Alter der handelnden Personen gern nachrechnen.
Branß.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Paris im Jahr 1836.

Mit einem Stadtplan von Paris.

8. Velinap. in Umschlag brosch. Preis 3 Fl. 24 Kr.,
oder 2 Thlr.

Der Herr Verfasser hat die Hauptstadt Frankreichs in den verschiedensten Zeiträumen und von den verschiedensten Seiten aus zu beobachtender Betrachtung gebracht.

Seine frühern und seine neuesten Bemerkungen bilden die Darstellung, in welcher er das sociale, das sittliche und das gewerbliche Leben der großen Stadt in dem auf dem Titel bemerkten Zeiträume zusammenzufassen sucht. Je einflussreicher diese Großstadt auf das Schicksal Frankreichs nicht allein, sondern selbst auf den allgemeinen Gang der Civilisation und der

Geschichte unsers Jahrhunderts schon gewesen, um so mehr Interesse wird diese Darstellung erregen, in welcher man den geistreichen Verfasser von „Rom im Jahr 1833“ wieder erkennt. Denjenigen, welche Paris erst besuchen wollen, wird sie zum nützlichsten Bademeccum dienen, besonders die ersten Capitel, Reise nach Paris, des Reisenden drei erste Tage und der Grundriß der Stadt, und diejenigen, welche Paris schon kennen, werden durch dieselbe aufs angenehmste unterhalten, ihrer Erinnerung lebendigst wieder aufgesfrischt finden.

Stuttgart und Augsburg, im November 1836.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Wichtige Anzeige, das Staats-Lexikon von Rotted und Welder betreffend.

Von dem

Staats-Lexikon,

oder:

Encyclopädie sämmtlicher Staatswissenschaften.

Herausgegeben von

C. v. Rotted und C. Welder.

Gr. 8. Altona, Hammerich. Geh.

sind bis jetzt drei Bände erschienen.

Der Subscriptionspreis ist 12 Rthlr. 12 Gr., wofür dies classische Werk in allen soliden Buchhandlungen Deutschlands zu haben ist.

Zur Empfehlung mögen hier die Namen einiger Mitarbeiter stehen; es sind: Balau, Fr. Kolb, Fr. List, Matthy, Rittermaier, R. Mohl, Kler. Müller, Fr. Murschard, Dr. Paulus, P. A. Pfizer, C. v. Rotted, v. Theobald, J. Wetzel, C. Th. Welder, S. Scholke u. s. w.

Bis jetzt hatte die deutsche Literatur noch kein ähnliches Werk aufzuweisen. Wer dasselbe noch zum Subscriptionspreis zu erhalten wünscht, wolle gefälligst mit der Anschaffung nicht säumen; der Ladenpreis wird bedeutend erhöht.

Im Verlage der Nicolaischen Buchhandlung in Berlin ist erschienen:

Nibelungennoth und Klage

nach

ältester Gestalt in ungebundener Rede

übersetzt von

August Jerne.

Zweite verbesserte Auflage. Mit Karte und geschichtlichen und urkundlichen Erläuterungen.

Velinapapier. Saubere gesetzte. 1 Thlr. 12 Gr.

Der Werth dieses gründlichen Werkes ist durch die erste Auflage schon hinlänglich bekannt geworden, und es ist zu hoffen, daß die gegenwärtige innerlich wie äußerlich so sehr verbesserte neue Auflage auch ferner dazu beitragen werde, die Kenntniß der vaterländischen Poesie zu verbreiten.

Bei Fleischmann in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Neugriechisch-deutsches und deutsch-neugriechisches Taschenwörterbuch. Von A. M. Anselm. 12.

1 Thlr. 12 Gr., oder 2 Fl. 42 Kr.

Dieses Wörterbuch wird mächtig beitragen, daß das Studium der schönen neugriechischen Sprache immer allgemeiner unter uns wird.

Bei Gelegenheit der vor einiger Zeit in Berlin erschienenen
Jean Paul Fr. Richter's
sämmtliche Schriften
 in 60 Bänden

bringen wie in Erinnerung, daß folgende Schriften von demselben Verfasser in unserm Verlag erschienen und durch alle Buchhandlungen um die nachgesetzten sehr wohlfeilen Preise zu beziehen sind:

- Richter, J. P. F., Dämmerungen für Deutschland.** 8. 1809. 36 Kr., oder 3 Gr.
 —, **Ueber die deutschen Doppelwörter; eine grammatische Untersuchung in zwölf alten Briefen und zwölf neuen Postscripten.** 8. 1820. 36 Kr., oder 3 Gr.
 —, **Politische Fastenpredigten während Deutschlands Märterwoche.** 8. 1817. 36 Kr., oder 3 Gr.
 —, **Freiheitsbüchlein** oder dessen verbotene Aneignung an den regierenden Herzog August von Sachsen-Gotha, dessen Briefwechsel mit ihm, und die Abhandlung über die Pressefreiheit. 8. 1805. 24 Kr., oder 6 Gr.
 —, **Verfälschungen**, oder gesammelte Werken aus Zeitschriften. 3 Bändchen. 8. 1810—20. 3 Fl., oder 1 Thlr. 18 Gr.
 —, **Levana**, oder Erziehlehre. 3 Theile. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage mit Ergänzungsblatt. 8. 1814—17. 6 Fl., oder 3 Thlr. 12 Gr.
 —, **Marx und Phöbus.** Chronwechsel im Jahr 1814. Eine scherzhafte Flugchrift. 8. 1814. 12 Kr., od. 4 Gr.
 —, **Museum.** 8. 1814. 45 Kr., oder 10 Gr.
 —, **Selma**, oder über die Unsterblichkeit. 8. 1827. Herausgegebter Preis. 2 Fl., oder 1 Thlr. 8 Gr.
 —, **Vorschule der Aesthetik** nebst einigen Vorlesungen in Leipzig über die Partien der Zeit. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. 8. 1819. 3 Theile. Herausgegebter Preis 5 Fl., oder 3 Thlr.

Wer diese zehn Schriften zusammen nimmt, erhält sie um den äußerst billigen Preis von 10 Fl. 48 Kr., wozu wir unsere Collegen in Stand setzen werden.
 Stuttgart, im October 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Für Rechtsgelehrte
 ist soeben die zweite verbesserte und vermehrte Auflage des zweiten Theils der

Erörterungen praktischer Rechtsfragen
 aus dem gemeinen und sächsischen Civilrechte und Civilproceß,

mit Beziehung auf die darüber von dem k. sächs. vormaligen Appellations- und nunmehrigen Ober-Appellationsgericht ertheilten Entscheidungen.

Von
Dr. Fr. A. v. Langemann, k. f. Geh.-Rath u.

und
Dr. M. C. Kori, k. f. Ob.-Appellat.-Rath,
 erschienen und durch alle Buchhandlungen für 1 Thlr. 12 Gr. zu erhalten. Die zweite verbesserte Auflage des ersten Theils kostet ebenfalls 1 Thlr. 12 Gr.
 Arnold'sche Buchhandlung in Dresden u. Leipzig.

Bei Fleischmann in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Bothe, A., Grabdenkmäler im deutschen (gothischen) Styl für Architekten, Bildhauer, Steinmetzen u. f. w. Mit einer Abhandlung über den deutschen Baustyl und 4 Stein tafeln. Fol. 12 Gr., oder 48 Kr.
 Ein zweckmäßiges Ideenmagazin für Alle, welche lieben Eingefriedenen ein Denkmal errichten wollen.

In unserm Verlage ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

H a n d b u c h
 der
pharmaceutischen Botanik.

Von
Dr. Albert Dietrich.

23 Bogen. in gr. 8. 2 Thlr.

Bei Bearbeitung dieses Handbuchs hat der Verfasser besonders auf diejenigen Pharmaceuten Rücksicht genommen, die hier in Berlin ihre Staatsprüfung als Apotheker erster und zweiter Classe zu machen beabsichtigen. Wir empfehlen dasselbe daher den genannten Herren Apothekern, sowie auch den Herren Principalen, welche wol nicht leicht ein geringeres botanisches Werk ihren Lehrlingen in die Hände geben können. Als einen Beweis der Brauchbarkeit führen wir nur an, daß es bereits im hiesigen pharmaceutischen Institut als Leitfaden beim botanischen Unterricht eingeführt ist.

Mauksche Buchhandlung in Berlin.

Bei Fleischmann in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Rafael als Mensch und Künstler. Von Dr. G. K. Nagler. Mit Rafael's Bildniß. Gr. 8. 2 Thlr., oder 3 Fl. 36 Kr.

Jedem Kunstfreunde von hohem Werthe, da es das schätzendste Werk über Rafael ist.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Jehovah und Elohim,
 oder
die alt-hebraische Gotteslehre
 als
Grundlage der Geschichte, der Symbolik und der Gesetzgebung der Bücher Moses.

Von
M. G. Landauer,
 mosaischer Theologie Candidat.
 Gr. 8. Preis 1 Fl., oder 16 Gr.
 Stuttgart und Augsburg, im Sept. 1836.
 J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Cavalier-Perspective.

H a n d b u c h
 für angehende Verschwender
 von
Chevalier de Kelly.

Motto: *Mon mestier et mon art c'est vivre.*
M. de Kelly.

Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 12 Gr.

Der in den höhern Kreisen der Gesellschaft sehr bekannt Herr Verfasser (die Dedication ist an Eugen Baron Baerh gerichtet) bietet in diesem Buche einen schönen und gewiß willkommenen Beitrag zur noch fast unbekannten Literatur der frohe und glückliche Menschen, für reiche Lebenswürdige Mitschwäger, für die übermächtige Jugend und für angehende Verschwender.

Literarischer Anzeiger.

1836. Nr. XXXIX.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brodhans in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Handbuch für Kaufleute

oder
Übersicht der wichtigsten Gegenstände

des
Handels und Manufacturwesens, der Schifffahrt und der Bankgeschäfte, mit steter Beziehung auf
Nationalökonomie und Finanzen.

Supplementband.

Bearbeitet nach der zweiten Auflage

des
Dictionary, practical, theoretical and historical, of Commerce and commercial Navigation,
by

J. R. MAC CULLOCH, Esq.

in alphabetischer Ordnung und mit vielen Zusätzen

von
L. M. Schmidt.

Zweite Lieferung: Glasgow — Palermo.

Mit 2 Situationsplänen von Gelsingör und Konstantinopel.

Preis 2 Rl. 42 Kr., oder 1 Thlr. 18 Gr.

Indem wir den zahlreichen Besitzern von Mac Culloch's Handbuch für Kaufleute das zweite Heft des angekündigten

Supplementbandes

übergeben, bemerken wir, daß die dritte und letzte Abtheilung desselben zu Ende dieses Jahres unfehlbar nachfolgen, und nicht nur alle Verbesserungen und Nachträge der zweiten Originalausgabe, sondern auch eine Menge neuer Artikel aus dem Gebiet der Handelsgeographie, Waaren- und Gewerbestunde u. dgl. m. enthalten wird, und zwar namentlich solche, die auf den im englischen Original so sehr vernachlässigten europäischen Continent und seine industriellen Verhältnisse Bezug haben. Schon aus nachstehender kurzer Angabe des Inhalts läßt sich ersehen, wie reich und zweckmäßig die Supplemente in dieser Hinsicht ausgestattet sind; das so höchst nützliche, interessante Werk erlangt dadurch für den deutschen Leser erst seine vollständige Brauchbarkeit.

Titel, Vorrede und Register nebst zwei weiteren Lithographien: Petersburg und Rio Janeiro, folgen der dritten Lieferung.

Inhalt der zweiten Lieferung:

Glasgow, Glasperlen, Glaskropfen, Goa, Soole, Gothenburg, Granatapfel, Granat, Grauwert, Greenock, Griffswoald, Grenadillholz, Grenoble, Gries, Gräze, Guatemala la nueva, Guayaquil, Gummi und Pflanzensharze, Gunni, Haag, Haarlem, Hafen, Hafer, Halberstadt, Halle, Halifax, Hamburg, Hanau, Hans, Hansel, Hannover, Haselnüsse, Hasenbälge, Hautelisse, Haut, Ha vannah, Havre de Grace, Heideborn, Heideberg, Heilbrunn, Helsingör, Hermannstadt, Heu, Hirschhorn, Höllestein, Hollunder, Holzessig, Holzhandel, Holzbohlen, Holzbohlen, Holzwaaren, Horn, Hüll, Hüte, Indigo, Ingwer, Jansbrunn, Instrumente, Iridium, Iris, Irtuzel, Iserlohn, Isländisches Moos, Isapahan, Jodine, Johannisbrod, Ionische Inseln, Kabbetau, Kaffee, Kalk, Kämme, Kampher, Kampheröl, Kaninchenhaare, Kapern, Kapstadt, Kasan, Kattun, Kagenfelle, Kaufbeuren, Keip, Kempten, Kessel, Kiachta, Kiel, Kingston, Kirschen, Klagenfurt, Klippfisch, Knallquecksilber, Knallsilber, Knallgold, Knochen, Knöpfe, Königsberg, Königsberg, Königswasser, Konstantinopel, Kopenhagen, Korallen, Kornseife, Kort, Krähenaugen, Kraka, Krapp, Krefeld, Kreide, Kupfer, Kurland, Kurze Waaren, Labrador, Lagaur de Fonds, Lack, Lackirte Waaren, Labanum, La Guayra, Lahore, Laibach, Länge und Breite, Lasurstein, Längensalz, Lausanne, Lavendel, Lebertzbran, Lebkuchen, Leder, Lederarbeiten, Leerd, Leim, Leinwand, Leinen, Leinöl, Leipzig, Leitz, Lemberg, Leonisches Gold und Silber, Leuchtfeuer, Liban, Liebesäpfel, Lille, Limonen, Lindau, Linde, Linsen, Ling, Lissabon, Liverpool, Livorno, Löffel, London, Lorbeer, L'Orient, Löwen, Lubin, Lucca, Lugano, Lüneburg, Lüttich, Luxemburg, Luzern, Lyon, Macao, Macassar, Macaroni, Macisbohnen, Madrit, Mahon, Mailand, Mainz, Matreile, Malakka, Malachit, Malaga, Malo, Malz, Manchest, Mandeln, Mannheim, Manilla, Mantua, Maracaibo, Maranham, Mar rienglas, Marly, Marmelade, Marokko, Marsala, Marseille, Mastricht, Masutpatam, Matten, Meckeln, Meerrettig, Meerschäum, Meerschwämme, Meerstopp, Meerspinne, Meerzwiebel, Mehlbeerbaum, Meissel, Meisse, Melone, Memel, Memmingen, Messen, Messerschmiedwaaren, Metalle, Metallgold, Meth, Meß, Mexico, Mistau, Milchzucker, Minden, Mineralwasser, Misseln, Modena, Mons, Montevideo, Montpellier, Montreal, Meerwein, Moskau, Möhlhausen, Möhlstein, München, Münster, Nünzen, Muscat, Muscheln, Muschelschale, Musigold, Nabeln, Nancy, Nangosack, Nanjing, Nanjin, Nantes, Natron, Naumburg, Neapel, Nessel,

Stuttgart und Augsburg, im November 1836.

№ IV.

versendet von

1836. September, October, November und .

(Nr. I dieses Berichtes, die Reisen von Januar und Februar enthaltend, findet sich in Nr. IX des Lit. Anzeigers; Nr. II, die Reisen von März, April und Mai enthaltend, in Nr. XVIII, und Nr. III, die vom Juni, Juli und August, (in Nr. XVII desselben.)

- Das 1ste, 2te und 3te Heft, 1835—36, 1 Thlr. 16 Gr.

62. Bälou (Eduard von), Das Novellenbuch; oder Sam-
bert Novellen, nach alten italienischen, spanischen, französi-
schen, lateinischen, englischen und deutschen bearbeitet. Mit
einem Wortorte von Ludwig Tieck. 4te und letzte
Theil. 8, 2 Theil. 12 Gr.

Der 1ste, 2te und 3te Theil, 1834--35, à 2 Thlr. 12 Gr.

61. Cuvier, Das Thierreich, geordnet nach seiner Organisa-
tion. Als Grundlage der Naturgeschichte der Thiere und
Einführung in die vergleichende Anatomie. Nach der zweiten,
vermehrten Ausgabe übersezt und durch Zusätze erweitert von
H. E. Voigt. 4tes Band, die Anneliden, Crustaceen,
Trachenten und die ungeflügelten Insekten enthaltend. Gr. 8.
2 Thlr. 8 Gr.

56. DICTIONNAIRE FRANÇAIS-ALLEMAND-ANGLAIS. Ouvrage complet, rédigé sur un plan entièrement nouveau à l'usage des trois nations. 2me édition. Broch. Octav. Cart. 1 Tbl.

- 76 Repertorium der gesamten deutschen Literatur für das Jahr 1886. Herausgegeben im Verein mit mehreren Gelehrten von H. G. Gerdert. X. Band. (Beigabe wird: Allgemeine Bibliographie für Deutschland.) Gr. 8. Jeder Band von etwa 50 Bogen in halbbogen Maßen 3 Tlr.

77. Schubert (G. H.), Die Symbolik des Traumes. Neue verbesserte und vermehrte Auflage. Mit einem Anhange aus dem Nachlasse eines Dissonats: des J. Fr. Oberlin und einem Fragment: der Sprache des Traumes. Gr. 8. 1837. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Darüber besonders abgedruckt:

78. —, Berichte eines Dissonats über den Zustand der Seelen nach dem Tode. Aus dem Nachlasse Johann Friedrich Oberlin's, nebst einem Fragment: Die Sprache des Wachens. Ein Anhang zu des Herausgebers Symbolik des Traumes. Gr. 8. 1837. Geh. 12 Gr.

79. Taschenbuch dramatischer Originalien. Herausgegeben von Franz. 1ster Jahrg. Mit Kupfern (Bauernfeld's Bildnis und 4 teutschen Darstell.). 8. Elegant geb. 2 Thlr. 8 Gr.

80. Taschenbuch, Pflanzliches. Mit Beiträgen von Barthold, Leo, Schumann, Linckens, herausgegeben von Friedrich von Raumer. 1ster Jahrg. Mit dem Bildnisse Ludwig XIV. Gr. 12. Cart. 2 Thlr.

1ster bis 4ter Jahrg., 1830—34, anstatt 2 Thlr. 18 Gr. zusammengekommen 5 Thlr., einzeln 1 Thlr. 8 Gr.; der 5te und 6te Jahrg. 1835, 1836, 1 Thlr.

81. Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1837. Mit 6 Stahlstichen. 16. Geb. in Stuhl 2 Thlr.

J. v. Humboldt's Bildnis darauf einzeln in gr. 2 8 Gr. — Jahrg. 1830—34 zusammengekommen 5 Thlr., einzeln 1 Thlr. 8 Gr.; Jahrg. 1835, 1836 1 Thlr. — Die Jahrgänge von 1830—34 sind vergriffen.

82. Zeitgenossen. Ein biographisches Magazin für die Geschichte unserer Zeit. Vten Bandes 1stes und 2tes Heft. (XLI—XLII.) Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Verlags- und Commissions-Artikel

von

Huber und Comp. in St. Gallen und Bern 1836.

Anweisung zur Zeitrechnung, oder zur Stellung der mechanischen Uhren auf die mittlere Zeit. Für Jedermann, zunächst aber für die Fischer der Uhrmuhren. Nach Aufsehl's bearbeitet. Mit einer Zeitrechnungstafel. 8. Broch. 4 Gr.

Baurgarten (Landammann), Minderheitsgutachten der Tagungscommission über die Angelegenheiten der Flüchtlinge, mit Bezugnahme auf die allgemeine Stellung der Schweiz zum Auslande. 8. Geh. 2 Gr.

Bericht der Commission für Volk-bildung an die St. Gallisch-Appenzellische gemeinnützige Gesellschaft bei ihrer Frühlingssammlung 1836. 8. Geh. 3 Gr.

Erzähler, Dr. Eine politische Zeitschrift. 1ster Jahrgang. 105 Nummern gr. 4. Erscheint wöchentlich zweimal und nimmt Anzeigen auf.

Flügel's, G. Th., erklärte Courszettel der bedeutendsten europäischen und außereuropäischen Handelsplätze, nebst genauer Angabe der Münz-, Maß- und Gewichtsverhältnisse derselben. 17te, ganz umgearbeitete und vermehrte Ausgabe. Gr. 8. Geh. 21 Gr.

Freytag, D., Veränderungen der regel- und unregelmäßigen Zeitmesser in der französischen Sprache, zum Schulgebrauch. Verbesert und vermehrt von Dr. J. G. Meyer. 1te Auflage. 8. 8 Gr.

Gemälde der Schweiz, historisch-geographisch-statistische Beschreibung aller in derselben befindlichen Bäche, Seen, Flüsse, Quellquellen, Städte, Flecken, merkwürdigen Dörfer, sowie der Schlösser, Burgen und Klöster. Nach Aufsehl's, die darauf die genaueste und nützlichste Weise zu beruhen. 1tes Heft. Der Canton Unterwalden, von A. Ruffinger. Gr. 12. Geh. in Stuhl mit Karte. 20 Gr.

Dasselbe. 10tes Heft. Der Canton Solothurn, von U. P. Straßmeyer. Gr. 12. Geh. in Stuhl mit Karte. 1 Thlr. 8 Gr.

Karte des Cantons Solothurn. Bearbeitet und gezeichnet von G. Bruder, Lithographirt von J. G. Reeb. Fol. 6 Gr. — des Cantons Unterwalden. Bearbeitet und gezeichnet von G. Bruder, Lithographirt von J. G. Reeb. Fol. 6 Gr. Meyer, G., v. Knonau, Erinnerungen an die Rigi. Gr. 12. Broch. 4 Gr.

Mayer, G., de Knonau, Souvenirs du Rigi. Gr. 8. Broch. 6 Gr.

St. Gallen, Der Canton, oder geographisch-statistisch-natur-landliche Darstellung seiner acht, nun fünfzehn Bezirke. Eine Reihe von Reiseheftchen, herausgegeben vom wissenschaftlichen Verein in St. Gallen. Mit 9 Ansichten und einer Karte des Cantons. Gr. 4. Geh. 1 Thlr. 4 Gr.

Schlatter, D. L., Bruchstücke aus Reisen nach dem kaiserlichen Russland 1822—23. Mit 14 Abbild. und 1 Karte. Aus wohlfeiler Ausgabe. Gr. 8. Broch. 1 Thlr. 4 Gr.

Versuche, kleine poetische. (In St. Gallen und Appenzeller Kant.) Gr. 8. Broch. 6 Gr.

Verzeichniß aller Ortschaften des Cantons St. Gallen und ihrer Eintheilung in Orte, Pfarren und politische Gemeinden; Amts- und Militärbezirke, nach alphabetischer Ordnung. Gr. langes 12. Broch. 6 Gr.

Wirth, J. J., Beobachtungen, Erfahrungen und Ansichten über Belohnungen und Bestrafungen in Volksschulen. 8. Geh. 4 Gr.

Diese Artikel sind in allen schweizerischen, süds- und nord-deutschen Buchhandlungen entweder sogleich vorräthig zu finden oder auf Bestellung zu erhalten.

Unter der Presse befinden sich:
Gemälde der Schweiz, 15tes Heft. Der Canton Graubünden, von P. von Tscharnner und Prof. Röder.
Derselben 17tes Heft. Der Canton Thurgau, von J. A. Puzosier, Pfarrer.

St. Gallen und Bern, den 1sten December 1836,
Huber und Comp.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin der Gesellschaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

1836. December. Nr. 192—196.

Nr. 192. * Glasgow. * Die Weinlese bei Bordeaux. Sterblichkeit unter den Engländern in Indien. * Bewohner der Steppen der ostasiatischen Kasawi. — Nr. 193. * Rothen-dam. Irändische Leichengedächtnisse. * Die Insel Madagaskar. Die Indianer in Nordamerika. * Die Kathedrale zu Paderborn. — Nr. 194. * Die englischen Rechtsschulen. * Die Verfertigung der Gostorhüte. Die Indianer in Nordamerika. (Be-schluß.) Champagnerverbrauch. * Hogarth's Werte. 14. Das lachende Parterre. — Nr. 195. * Windsor. Die Mißbildungen der Brust. Die Uhrenfabrik in der Schweiz. Das Fabrik-eint auf Arret. * Kohlenbrennerei. Die Parlat. Ursachen der Schiffbrüche. Berth des Bassins in heißen Erdgegenden. Theilung der Arbeit. Merkwürdige Leistung der Wasserschiff. Koth. — Nr. 196. * Die Stadt und der Hafen Moska. Gefahren bei Befriedigung der Gletscher. Die Hängebrücken in Hochasien. * Die Stimmwerkzeuge der Menschen und Thieren. * Das große Karthäuserkloster bei Ormöle. Erstigung des Vulkans Popocatepet in Mexico. Die Rätte am botnischen Meer-busen. An die geehrten Leser.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehrere Abbildungen.

Preis dieses Jahrgangs von 53 Nummern 2 Thlr. — Der erste Jahrgang von 52 Nrn. kostet 2 Thlr., der zweite von 52 Nrn. 1 Thlr. 12 Gr., der dritte von 52 Nrn. 2 Thlr. Leipzig, im December 1836.

J. A. Brodhans.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen:
Das Pfennig-Magazin
 für Kinder.

1836. December. Nr. 49—53.

Nr. 49. * Das Reiten mit Hunden in Sibirien. * Der Eidervogel. Der Indianer und der Bär. * Der Ufteil. Auflösung der Räthsel im vorigen Monat. Räthsel. — Nr. 50. * Die Stadt Babylon. Weihnachtsspiel. Von Hoffmann von Fallersleben. * Pipin mit dem Hocker. Geistesgegenwart. * Der Indigo. Räthsel. — Nr. 51. * Die Gule, das Käuzchen, der Uhu. * Die Wahl und Krönung der deutschen Kaiser. Der Sehm. * Der Woyt. Räthsel. — Nr. 52. * Der Schimpanse. * Der Römer in Frankfurt am Main. Die großen Würste. Am Christtage. * Der Kaskaba. Räthsel. — Nr. 53. * Der Triumph des Mardachai. Georg, der Fürsprecher der Armen. * Die Gewächshäuser. Das Spinnen. * Der Kallischim. Auflösung der Räthsel in diesem Monat. Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehrere Abbildungen.

Preis dieses Jahrgangs von 53 Nummern 1 Thlr. — Der erste und zweite Jahrgang kosten ebenfalls jeder 1 Thlr. Leipzig, im December 1836.

J. A. Brodhaus.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Der Selbstmord,

psychologisch erklärt, moralisch gewürdigt und in geschichtlichen Beispielen anschaulich gemacht, mit besonderer Berücksichtigung der Ursachen von der gegenwärtigen Frequenz dieses Übels. Ein Beitrag zur Warnung vor Trübsinn und Verzweiflung und zur Empfehlung der rechten Lebenskunst. Theils nach dem Französischen, theils eigenthümlich bearbeitet von August von Stumppel. Erster Theil, enthaltend Unterhaltungen über den Selbstmord von M. N. Silvester Guillon, Bischof von Marokko, Almosenier der Königin von Frankreich u. — Zweiter Theil: Der Selbstmord im Spiegel der Geschichte u. in Bezug auf die Strafgesetzgebung; nebst einigen Beiträgen zur Lebenskunst und zur Berichtigung der Urtheile über Zweikampf u. Todesstrafen. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

„Es gibt Schriften, die schon vor ihrer Erscheinung ihres Erfolges gewiss sind, weil sie einem allgemeinen Wunsche, ja Bedürfnis entsprechen. Ein solches ist obiges Buch des Bischofs von Marokko. Der Verf. ist kein bloßer Religióser, der mit den Waffen der Kirche streitet, er kennt auch die allgemeinen Waffen des vernunftgemäßen Gedankens. — Er webt mannichfache Anekdoten ein, welche mit vieler Anmuth und Eleganz erzählt sind u. s. w.“ Soweit das Urtheil eines Recensenten in den Blättern für literarische Unterhaltung über Guillon's Werk. Hierdurch wird ein früheres französisches Urtheil bekräftigt, nach welchem dieses Buch auch ein unterhaltendes zu nennen sei, weil die Darstellung, so ernst ihr Gegenstand ist, sich in einer Form bewege, die höchst anziehend und reizend und voller Interesse sei. Der Name des achtbaren deutschen Bearbeiters bürgt schon dafür, daß das Original unter seiner Hand nur gewonnen habe. Die aufstößige Breite desselben ist vermieden und die Gründe sind schärfer gestellt. Die den zweiten Theil bildenden eigenthümlichen Zugaben, die das Buch zu einem deutschen Originalwerk machen, vermehren die schon von dem französischen Originale gerühmte Mannichfaltigkeit und steigern das Interesse des Lesers auf das höchste.

Die Fortsetzung
 des
Wochenblattes

für
 Land- und Hauswirthschaft, Gewerbe
 und Handel

betreffend.

Das Wochenblatt wird auch im nächsten Jahre wie bisher erscheinen, und obgleich die Zahl der besondern Beilagen und Zeichnungen noch vermehrt werden soll, bleibt doch der niedrige Preis von 1 Fl. 30 Kr., oder 22 Gr., für den Jahrgang, wofür es durch alle Buchhandlungen und in ganz Würtemberg postportofrei zu haben ist, unverändert. Wir bitten um unsere geehrten Abnehmer und Alle, die im Jahre 1837 ein eintreten wollen, ihre Bestellungen bei den betreffenden Buchhandlungen oder Postämtern bald zu machen, um dadurch jede sonst mögliche Stockung bei den Versendungen zu befeitigen.

Stuttgart und Tübingen, im Nov. 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Arnoldschen Buchhandlung in Dresden und Leipzig ist erschienen:

C. A. Böttiger, Ideen zur Kunstmythologie.

Zweiter Band. Zweiter, dritter und vierter Cursus, Jupiter, Juno und Neptunus, Amor und Psyche. Aus dessen hinterlassenen Papieren herausgegeben von J. Eilling. Gr. 8. 3 Thlr. 6 Gr.

Im Jahre 1826 erschien der erste Band. Erster Cursus: Einleitung zur vorhistorischen Mythologie der Griechen. Stammbaum der Religionen des Alterthums. Mit 5 Kupfertafeln, 3 Thlr.

In unserm Verlage ist soeben erschienen:

Vocalismus

oder

sprachvergleichende Kritiken über J. Grimm's deutsche Grammatik und Graff's althochdeutschen Sprachlehre mit Begründung einer neuen Theorie des Ablauts

VON

Frans Bopp.

Gr. 8. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Nicola'sche Buchhandlung in Berlin.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen:
 Jfz. Encyclopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, Anatomie und Physiologie. Von Oken. Jahrgang 1836. Achtes Heft. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 12 Heften mit Kupfern 8 Thlr.

Blätter für literarische Unterhaltung. (Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brodhaus.) Jahrgang 1836. Monat December, oder Nr. 336—366, 1 Beilage: Nr. 18, und 8 literarische Anzeigen: Nr. XXXXII—XXXIX. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 366 Nummern (außer den Beilagen) auf gutem Druckpapier 12 Thlr.

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von E. G. Gerards. 1836. Zehnten Bandes drittes und viertes Heft. (Nr. XXII, XXIII.) Gr. 8. Preis eines Bandes von ungefähr 50 Bogen 3 Thlr.

Leipzig, im December 1836.

J. A. Brodhaus.

[illegible][illegible][illegible][illegible]